Das
große Loos.

Eine
komiſche Oper
in zwey Aufzügen.

Für
das Herzogl. Weimariſche Hof-Theater.

Die Muſik iſt vom Herrn Capellmeiſter Wolf.

Weimar,
bey Carl Ludolf Hofmann.
1774.

Perſonen.

Der Vogt. Wilhelms Vetter.

Wilhelm. Ein junger Bauer, deſſen Pathe.

Frau Marthe.	Die Pachterin.	Schweſtern und beydes Wittwen.
Frau Lore.	Die Wirthin.	

Julchen. Ein junges Bauermädchen.

Röschen. Ein kleines Mädchen von 11 Jahren; Marthens Tochter.

Lieschen. **Gretchen.**	Bauermädchen.

Andre Mädchen aus dem Dorfe.

Junge Bauern in Soldaten-Montur.

Das Süjet iſt aus Le Cocq de Village des Herrn Favart genommen.

Erſter Aufzug.

Die Scene iſt ein grüner Plaß im Dorfe, im Hintergrunde eine groſe Linde, und unter derſelben Raſenbänke.

Erſter Auftritt.

Der Vogt.

Das iſt doch auch meiner Treue! wahr, was rar iſt, das hat man lieb! Ha — ha — ha — da unſer Dorf noch voll junge Purſche war, da thaten die Mädchen ſo ſpröde, ſo ſpröde, — und Wilhelmen ſah keine an. Jezt aber, da allen der Narre in den Kopf gekommen iſt, Soldaten zu werden, und Wilhelm nur noch allein im Dorfe blieb, ha! da tragen ihn die ſtolzen Dinger alle auf den Händen; jede will ihn haben, und mein Pathe iſt Hahn im Korbe. — Aber ſtille nur! Die Gelegenheit ſoll mir nicht entwiſchen. Wilhelm iſt arm, und jezt ſoll er mir ſein Schäfchen ſchon ſcheeren.

Zweyter Auftritt.

Der Vogt. Wilhelm. (**über und über mit Sträuſern und Bändern beſteckt.**)

Vogt.

Ha! kömmſt du Wilhelm? — Aber Himmel über alle Sträuſer und Bänder! — du haſt dich ja gepuzt, wie ein Bräutigam, Junge?

Wilhelm. (verdrüßlich)

Jä, damit hats gute Wege! Schade fürs Putzen! — Vetter! ich kanns, meiner Treu! nicht mehr ausſtehn.

Vogt.

Nu? was haſt du denn?

Wilhelm.

Fragt auch noch? — Ihr ſeht doch wohl die Sträuſer und Bänder? die haben mir alle die Mädchen in unſerm Dorfe gegeben, weil heute Kirmſe iſt.

Vogt.

Närriſcher Junge! das iſt dir ja eine Ehre.

Wilhelm.

Ey ja doch! und weil heute Kirmſe iſt, ſoll ich auch mit allen tanzen.

Vogt.

Das mußt du auch, Wilhelm! das mußt du.

Wilhelm.

Schön Dank! Mit ſo einem Bündel Mädchen zu tanzen, ohne müde und lahm zu werden? — Da mag der Guckuck tanzen! Kaum wäre ich mit einem Reihen fertig, da zerrte mich ſchon wieder eine andere auf den Platz? Das wär mir recht! Sie ließen mich gewiß nicht zu Athem kommen. Nein, Vetter! da danke ich ſchön für eure Ehre!

Vogt.

Nu, nu; aber hübſch muß man es doch auch mit den Mädchen machen.

Wilhelm.

Schon gut! ſchon gut! aber ich bin auch nicht von Eiſen und Stahl; und mit allen kan ich mich doch unmöglich abgeben? Jede hudelt mich rum,

Da ſoll ich bald mit Kätchen
Ins Holz nach Finken gehn;
Gleich drauf kommt Nachbars Gretchen
„Ach Wilhelm! wunderſchön
„Stehn Blumen auf der Wieſe,
„Ich dächte, du gienſt mit;
Kaum thu ich einen Schritt,
„He, Wilhelm! ruft ſchon Lieſe.
„Mein Rechen, ſieh nur, da

„Mein Rechen iſt zerbrochen,
„Du machſt mir ihn? Ja, ja,
Ja, ja —
So gehts nun Tag und Wochen,
Doch Wilhelm denkt — la — la!—

Nein, mein Treu! das iſt nicht mehr auszuſtehen. Keine läßt mich zufrieden, bis herunter auf der Pachterin ihre kleine Röſe, die auch noch alle Morgen kömmt, und mich um Haſelnüſſe martert.

Vogt.

(Lächelnd.) Armer Junge! du dauerſt mich, ha — ha — ha.

Wilhelm.

Ja ihr habt gut Lachen, euch hudelt keine. Ihr soltet nur einmal an meiner Stelle ſeyn, und ſehen, wie ſies mit mir treiben; die verzweifelten Mädchen ſind hinter mir her, wie die Hunde hinter den Haaſen. Die zwickt mich, jene giebt mir eine Schelle, die zupft mich an der Halskrauſe, die ſchmeißt mir den Huth vom Kopfe, die macht mich naß — und ſeht nur Vetter! das alles aus großer Liebe. —

Vogt.

Das iſt doch ſchrecklich!

Wilhelm.

Wahrhaftig! manchmal fehlt euch kein Haar breit, daß ich nicht tolle werde, und mit tauſend Freuden, auch unter die Soldaten gehe, wie die andern, — wenn eins nicht thäte.

Vogt.

Ha! ich verſteh dich ſchon,
Nicht wahr (auf das Herz zeigend.) da
fehlts, mein Sohn?

Wilhelm.

Am Herze, meint ihr? — Ha!
Nu ja!
Bin ich kein Deutſcher nicht?
Mein Vetter! da,
Nein da fehlts Deutſchen nicht.

Vogt.

Nu? was hindert dich denn ſonſt?

Wilhelm.

Das kan ich euch ſelber nicht ſo recht ſagen, Vetter! — Kurzum, es hindert mich was;

Ach lieber Vetter! Tag und Nacht
Läßt mirs nicht Ruh und Friede.
Ein Kobold iſts, der mich ſo plagt,
Mein Herz glüth wie die Schmiede.
Gewiß der martert mich nach todt,
Wenn Julchen mich nicht heilet;
Denn ſtets vermindert ſich die Noth,
Wenn ſie ſie mit mir theilet.

Vogt.

Ha — ha! dein Kobold heißt alſo Julchen? Das iſt doch drollich! — He, Wilhelm? Haſt du denn Julchen etwan gar lieb? —

Wilhelm.

Doch wol, lieber Vetter?

Vogt.

Und Julchen hat dich auch lieb?

Wilhelm.

Ach ja, lieber Vetter! Sie hat mirs zwar noch nicht geſagt, und ich habe ihr auch nichts geſagt; aber ja, ich habe es doch ſchon gemerkt.

Vogt.

Und wie denn das, Wilhelm?

Wilhelm.

J nu, ich guckte ſie immer ſo an, da ſah ſie nun wohl, daß ſie mir gefiel, und drauf fieng ſie an zu lachen, und ich fieng auch an zu lachen, und da lachten wir alle beyde.

Vogt.

Deutlicher haſt dus ihr nicht geſagt?

Wilhelm.

Deutlicher? — Ja doch, deutlicher! — Ihr habt gut Schwatzen. Zum Gukuck! wenn ich deutlicher gekonnt hätte.

Häng ich an Julchens Blicken!
Da klopft, da ſchlägt mein Herz!
Gleich wächſt der ſüſſe Schmerz,
Und droht, mich zu erſticken.
Und dann ſteht Wilhelm da,
Als quält ihn ein Verbrechen;
Ich konnte, wenns geſchah,
Mein Treu! kein Wörtchen ſprechen.

Vogt.

Ha — ha — ha — der Pinſel.

Wilhelm.

Ach! und das iſt noch nicht alles, Vetter! Ich mache ihr oft Complimentchen mit meinem Huthe, tief, tief, und da wird ſie über und über roth. Manchmal ſpielt ſie auch mit einer Hand mit ihrem Schürzen-Zäpfelchen, und hält die andere vor die Augen; aber — ha — ha — ich merke doch, daß ſie durch die Finger ſchielt, und an ihrem Halstuche ſehe ich, daß ihr Herzchen eben nicht ruhiger iſt, als meins.

Vogt.

Nu? weiter im Texte! —

Wilhelm.

I darnach kömmt immer eins ungelegen quer Feld ein, daß wir von einander müſſen.

Vogt.

Nu, nu, das iſt eben kein großer Schade. (Sehr ernſthaft.) Höre Wilhelm! das Ding iſt nichts. Julchen ſchickt ſich nicht für dich. Julchen iſt ein armes Bauermädchen, und außer ihrem bischen Artigthun und ihrem Lärvchen, hat ſie auf der Gottes Welt nichts, oder doch eben ſo viel, als nichts.

Wilhelm.

Ja, gar recht, lieber Vetter! Ihr Artigthun, das iſts eben, was mir ſo gefällt.

Vogt.

Und das verſtehſt du nicht, Junge! — Heut zu Tage muß man aufs Gründliche gehn. Du haſt keine Bücher geleſen, wie ich, und biſt auch nicht AmtsVogt wie ich, und alſo muß ichs auch verſtehn, beſſer als du junger Laffe. Du biſt jezt noch der einzige junge Purſch im Dorf, und kanſt dir wol eine ſchwerere holen. Wie lange wirds denn werden, da iſt Friede, wenn nicht gar ſchon welcher iſt; und da kommen die andern wieder; Pump! da biſt du rum. — Kurz! das verſtehſt du nicht.

Wilhelm

Ach ſchade doch vor euer Geld, Vetter! Wenn ich nun auch ganze Säcke voll hätte, und Julchen nicht darzu, da wär ich doch nicht reich, und bey allen meinem Gelde ſtürb ich gewiß vor Grame.

Wilhelm.

Nein, da vergeht mir aller Muth!

Vogt.

Ey! ſeht doch, was die Liebe thut!

Um ſo ein Mädchen dich zu grämen,
Dies, Wilhelm! ey, dies iſt zum Schämen.
Dein Beutel leer? — dein Bauch nicht rund?
Und doch? — Mein Treu! das iſt zu bunt.

Wilhelm.

Ha! Julchen gilt ein Ritterguth;
Da, Vetter! ſeht, was Liebe thut!
Durch tauſend kleine Schmeicheleyen
Wird täglich Julchen mich erfreuen;
Dann bin ich reich; dann wächſt der Muth;
Seht, Vetter! ſeht, was Liebe thut!

Meiner Six! Vetter! wenn ich nur Julchen habe, da iſt die ganze Welt meine.

Vogt.

Närriſcher Junge! Ich wollte dir ja gerne die Freude machen. Du biſt mein Vetter und Pathe, und du weißt, ich habe dich ſo lieb als mein eigen Kind. Wenn Julchen nur ihre Muhmen das Väterliche herausgäben,

ben, i nu! da möchte das Mädchen noch immer ſo was für dich ſeyn; aber da kannſt du ein bischen paſſen; die ehrlichen Weiber ſind ſo zach, wie Schaafleder.

Wilhelm.

Ja, wenn's das noch alles wäre. Das ſchlimmſte aber iſt, daß mich alle beyde gerne ſelber haben möchten; und ſonderlich Frau Marthe, die Pachterin, weil ich bey ihr diene. Die kennt mich nun ſchon. — Et! da ſind auch, meiner Treue, ſchon alle beyde, und ſuchen mich. — Seht ihr ſie? da bleibe ich euch nicht. Schwazt immer ein bischen mit beyden, Vetter! ich will derweilen Julchen ſuchen.

Vogt.

Nu, nu, ich will ſehen, was ich für dich thun kan, Wilhelm!

Wilhelm.

(Umarmt den Vogt.) Ach ja! lieber Vetter!

Dritter Auftritt.

Fr. Marthe. Fr. Lore. Wilhelm. Der Vogt.

Marthe und Lore.

(Zugleich im Auftreten) — Wilhelm! — Wilhelm! —

Wilhelm.

(Im Abgehen für ſich) — Ja doch Wilhelm! Wilhelm! (laut.) Nur Geduld ein bischen, Wilhelm wird gleich wieder da ſeyn. (geht ab)

Vierter Auftritt.

Fr. Marthe. Fr. Lore. Der Vogt.

Lore.

Dein Liebhaber will dich nicht hören, Schweſter Marthe!

Marthe.

Wie albern du nun redeſt, Lore! Wer iſt denn mein Liebhaber? — Gewiß Wilhelm? — Hm! das wäre mir ſo! — Ha —

ha, Wilhelm mein Liebhaber! Ja wenn man's nicht wüſte, daß er dir in die Augen ſticht.

Lore.

Mir? — Ey! denkt doch, wie liſtig! — Nein, ich will dir nicht ins Gehege gehen, Marthe!

Marthe.

J nu, wem gienge es denn was an, wenn mir auch Wilhelm gefiel, und ich ihn nehmen wollte?

Lore.

Freylich wird dirs niemand wehren können. Wilhelm ſpielt ſo ſchon den Herrn bey dir im Hauſe.

Marthe.

Er griff gewiß zu, wenn ich nur Ernſt machen wollte.

Lore.

Hm! das ſteht noch dahin. Die jungen Burſche haben auch manchmal ihre Laune.

Marthe.

Duſtig! — Nur nicht ſo ſchnippiſch, Frau Schweſter, wenn ſie will ſo gut ſeyn.

Vogt.

Stille doch! ſtille doch, lieben Gevattern! Was zankt ihr euch denn umſonſt, und um nichts? Es wird doch keine von euch beyden Wilhelmen freyen. (Zu Marthen.) Ihr Frau Gevatter! ſeyd die reichſte Pachterin im ganzen Lande, (zu Loren) und ihr, Gevatter Lore! habt das ſchönſte Wirthshaus weit und breit herum, ey da werdet ihr euch ſehr nach meinem Pathen ſehnen. Ha — ha, der gute Junge iſt viel zu ſchlecht und zu arm für euch.

Lore.

Ey ja doch! ja doch! — Er kennt ſie nicht, Herr Vogt! Sie ſollte ſich, meiner Treue! ſchämen, wie ſies mit ihm treibt. Alle Leute reden davon. Seinetwegen hänget ſie alles an den Staat.

Marthe.

Wem gehts denn was an? es koſtet mich mein Geld.

Lore.

Alle neue Moden macht ſie mit.

Marthe.

Du nicht auch? man ſiehts wol nicht?

Lore.

Alle Markttage bringt ſie Wilhelmen was aus der Stadt mit.

Marthe.

Dafür dient mir auch Wilhelm ehrlich.

Lore.

Alle Morgen ſteht ſie vor Tage auf, und macht ihm Morgenbrod.

Marthe.

Du denkſt gewiß, ich weiß es nicht, wie manchen guten Biſſen du auch Wilhelmen zuſteckſt? Ja doch! Ich weiß auch noch mehr. Alle Tage trinkt Wilhelm den beſten Wein aus deinem Keller.

Lore.

Dafür hilft er mir ihn auch abziehen; und was muß ich ihm doch für ſeine Mühe geben.

Vogt.

Nicht ſo hitzig! nicht ſo hitzig, ihr Weiber! oder ich bleibe nicht bey euch.

Marthe.

Es iſt doch wahr! — Kaum wende ich einmal ein bißgen den Rücken, da haſt du ihn auch wieder beym Leibe. Da ſoll Wilhelm bald das, bald jenes bey dir machen; und wenn mans beym Lichte beſieht, ſo hat doch Wilhelm nichts zu thun, als mit dir zu ſchäckern.

Lore.

Seht doch, wie ſie ſprudelt! Ja wenn ich auch wie du wäre, — denke nur an den Garten;

Dort lag Wilhelm ausgeſtreckt,
Unter einem Apfelbaume.

Weißt du, wie du ihn genäckt?
Wurfſt du ihm nicht eine Pflaume
Auf den Backen, ſprangſt davon
In die jungen Buchen?
Sollte er dich nicht, zum Lohn,
Strafen, und dich ſuchen? —

Marthe.

Du redſt, als wenn du nicht geſcheut wärſt, Lore! Pfui! das iſt auch recht garſtig von dir, einem ſolch Zeug Schuld zu geben. Ich bin eine ehrliche Wittwe, und — (ſie weint.)

Vogt.

(Für ſich.) Ha! — ha — ha — das iſt zum Wälzen, über die Weiber! da iſt kein Aufhören, wenn ſie erſt einmal in den Text kommen, da läufts nacheinander fort, bis der Sack leer iſt. — He! ihr Weiber! ſagt mir nur, obs euer Ernſt iſt, daß ihr wieder freyen wollt? Ihr ſeyd ja alle beyde Wittben, und meiner Ehre! ihr müſſet ſchwärmen, wenn ihr eure Wittbenſchaft wieder mit einem Manne vertauſchen wolltet.

Ihr kennt das Glück, das Wittben ſchmecken,
Wenn ſie des Ehſtands Joch gedrückt:
Und jede kluge flieht mit Schrecken
Die Schlinge, die ſie erſt berückt;
Denn im Vertraun, ein guter Mann
Iſt was,
Das, das,
Das man ſo leicht nicht kaufen kan,
Nur Mädchen, die der Himmel liebt,
Das liebe Glück beſchert und giebt.

Ich weiß auch gewiß, es iſt euer Ernſt nicht, Gevattern! Ihr habts ja ſo hundertmal beſſer, und ihr denkt gewiß lieber darauf, eure Nichte Julchen auszuſtatten, und das iſt auch recht fein von euch.

Marthe.

Julen? — Ach! damit hats noch nichts zu eilen, Herr Vogt!

Vogt.

Sie iſt doch aber ſchon 16. Jahr alt?

Marthe.

Sechzehn Jahr? — Hm! mit der hats noch lange Zeit. Ich war freylich auch nur 16. Jahr, wie ich meinen ſeelgen Mann kriegte; aber das war was anders.

Lore.

Nein, nein; Jule kan noch ein Weilchen paſſen. Es iſt immer beſſer, die Mädchen freyen nicht ſo jung, ſie ſind ſonſt nur wie die jungen Gänschen, wenn ſie in ihre eigne Wirthſchaft kommen. Kurzum, Jule kan warten.

Vogt.

Ha, — ha — warten! Wer euch nun ſo was vorgeſchwazt hätte, wie ihr 16. Jahr alt waret? Ihr würdet, mein Treu! ſchöne Geſichter geſchnitten haben. Ein jung Mädchen kennt das alberne Wort — warten — nicht. Folgt ihr meinem Rathe, und gebt

Julchen ihr Väterliches, und ich gebe ihr Wilhelmen darzu, ich weiß gewiß, daß ſie uns nicht verklagt.

Marthe und Lore.

(Zugleich.) — Wilhelmen? — Wilhelmen? —

Vogt.

Ja doch, Wilhelmen. Iſt denn das nun ein ſo großes, mächtiges Wunder?

Marthe.

Schön dank! Herr Vogt! daraus wird nichts.

Lore.

Nein, nein, Herr Gevatter! daraus wird nichts; wir haben unſere Urſachen darzu.

Vogt.

Nun, die möcht ich doch, meiner Treu! wiſſen. Es werden wohl wichtige ſeyn.

Marthe.

Ich will ihm meine ſagen, — aber heimlich.

Lore.

Ich ſage meine auch nicht laut.

Marthe.

(Beyſeit zum Vogt.) Mache er nur meiner Schweſter Wilhelmen zuwider!

Lore.

(Beyſeit zum Vogt.) Mache er doch meiner Schweſter ſeinen Pathen abſpenſtig.

Vogt.

(Ungeduldig.) — Zum Guckuck! die Weiber machen einem doch den Kopf recht warm. Wenn das ſo fortgeht, laufe ich davon. Jede will, die andere ſoll Wilhelmen nicht nehmen; juſt, als wenn ich das nicht auch wollte. Was ſoll denn aber draus werden? Endlich muß ich doch von euch denken, daß jede gerne Wilhelmen für ſich behalten möchte. — He? Nichtwahr, das iſt das Pünktchen?

Marthe.

Fi! Herr Vogt! was denkt er denn wol

von mir? Nein ich werfe mich nicht ſo weg, wie meine Schweſter.

Lore.

Seht doch, was ſie ſchwatzt! diente denn dein voriger Mann Niklas nicht bey uns, da du ihn nahmeſt?

Vogt.

Daß dich—! Zankt ihr euch denn ſchon wieder?

Marthe.

(Zu Loren.) Dafür kan ich nichts; das war mein Vater, der die ſchöne Heyrath machte.

Lore.

Und das war recht, und das war recht,
Daß er das Ding ſo machte;
Denn da ers ſah', wie dir der Knecht
Ganz ſachte, ganz ſachte
Dein Sträuschen von dem Mieder nahm,
Sprach er, — ha, ha!
Da er das ſah
Der Purſche thut ſchon ziemlich zahm,

Ich will ihm Marthen geben;
Wer ſo viel nimmt, nimmt manchmal mehr,
Ich möchte, wenn das Ding ſo wär,
Wohl nicht viel Guts erleben.

Marthe.

Du biſt aber auch recht boshaft mit deinen Erzählungen, Lore! Konnte ich denn wol was dafür, daß mir Niklas mein Sträuschen vom Mieder nahm, da ich im Garten im Graſe lag und ſchlief?

Vogt.

Ja, das iſt was anders. — Entſchuldigung genug! — Aber daß wir auch nicht eins in das andere ſchwatzen, — ich ſehe nun wohl, warum ihr ſo böſe auf einander ſeyd. Nicht wahr, es iſt euch blos darum, daß keine von euch beyden einen bloſen Bauerknecht zum Schwager haben will?

Marthe.

Blos darum, blos darum, Herr Vogt!

Lore.

Ja, ja Herr Vogt! richtig getroffen! — Wie geſagt, blos darum; und wenn ich darüber in Hitze gerathen bin, ſo geſchahe es um der Ehre meiner Familie willen.

Vogt.

(Beyſeit.) Nun ſind die Mäuschen in der Falle. (Laut.) Nu, wenn das die ganze Sache iſt, da wollen wir bald zu Rande kommen. Verſprecht es euch hier einander, daß keine von beyden Wilhelmen heyrathen will, und gebt einander die Hände drauf.

Marthe.

Von Herzen gern; ich mag ihn nicht.

Lore.

Ich — auch — nicht! Nein Schweſter Marthe!

Vogt.

Nu, ſo, das iſt brav!

Marthe.

Wilhelm wär nichts für mich; er taugt nicht in die Arbeit.

Lore.

Und ich könnte den jungen Laffen auch nicht in meine Wirthſchaft brauchen.

Marthe.

Nu, das iſt recht hübſch von dir, Schweſter Lore!

Lore.

Und ich habe dich auch wieder recht lieb, da du mir das verſprichſt.

Vogt.

Viel Glück zu, ihr Weiber! Bleibt nur immer ſo hüpſch eins. (beyſeit.) Nu ſchon ein guter Schritt gethan.

Marthe.

(Zieht, nach einigem Nachdenken, den Vogt beyſeit.) — Herr Gevatter! wenn er mir Wilhelmen freyen hilft, da ſchenke ich ihm meine beſte Kuh im Stalle.

Vogt.

(Beyſeit.) — Au weh! — Au weh! —

Lore.

Herr Vogt! nur ein Wörtchen! **(ſie zieht ihn auf die andere Seite.)** Wenn er mir Wilhelmen verſchaft, Herr Vogt, da ſtehen ihm vier Eimer von meinem beſten Weine zu Dienſte.

Vogt.

Sehr wohl! — Hm! — Hm! —

Marthe.

Adieu, Herr Vogt! — Was ich geſagt! **(geht ab)**

Lore.

Vergeſſe ers nicht, Herr Gevatter. **(geht ab.)**

Vogt.

Schon gut, ſchon gut! — **(Für ſich.)** Allerliebſt! — Meiner Treu! — der Henker werde aus den Weibern klug! — da ſitze ich nun wieder auf dem alten Flecke, und dachte Wunder, wie weit ich ſchon gekommen wär. Ach Wilhelm, Wilhelm! das ſieht windig um dich aus! Gute Nacht, Julchen! und alle deine ſchönen Luftſchlöſſer!

Fünfter Auftritt.

Der Vogt. Röschen.

Röschen.

Guten Morgen, Herr Vogt!

Vogt.

Willkommen, Röschen! Willkommen! — Was bringſt du mir denn, mein Püppchen?

Röschen.

Nich viel. Hi — hi — hi — Herr Vogt! ich weiß wohl, was meine Mutter, und Muhme Lore von ihm wollten. Hi — hi — ich weiß es wohl, Herr Vogt!

Vogt.

Wie Röschen? — Woher weißt du denn das? (Beyſeit.) Ich muß ihr nur auf den Trichter helfen.

Röschen.

I nu, das weiß ich, — hi — hi. —

Ja,

Jä, wenn er's meiner Mutter nicht verplapperte, da wollte ichs ihm wohl ſagen. Will er denn, Herr Vogt?

Vogt.

Ja doch, kleiner Affe!

Röschen. (ſpöttiſch)

Hm! klein! — klein! — Heiſſe er mich doch nur nicht klein, ich bin ja ſchon gros. — Aber nu, wie ichs erfahren habe? Sieht er Herr Vogt! das gieng ſo zu: dort ſtack ich im Winkelchen und horchte. Hi — hi — ich habe alles gehört, was beyde wollten. Laut bedankten ſie ſich gar ſchöne für Wilhelmen, und heimlich wollen ſie ihn doch alle beyde wieder.

Vogt.

J du verzweifeltes Ding! wer hat dir denn das geſagt.

Röschen.

Ha — ha — man ſiehts ja wohl,

Einſt

Sinkt nur der Abend auf die Fluren,
Und Wilhelm iſt noch nicht nach Haus
Gleich ſucht nach ihm auf allen Spuren
Die Mutter Buſch und Hecken aus;
Doch kaum erſcheint die ſatte Heerde,
Und Wilhelm treibt ſie ſingend ein,
Dann lacht ſie, dann hüpft ſie, und eh' ers begehrte,
Brockt ſie ihm aus Sorgfalt ſchon friſche Milch ein.

Vogt.

Nu? aber Muhme Lohre?

Röſchen.

Auch die ſchleicht ihm auf Tritt und Schritten
Beſtändig nach, und ſucht ihn auf;
Oft lockt ſie ihn mit glatten Bitten
Zu ſich, doch Wilhelm hört nicht drauf.
Komm ich oft hin, ſie zu beſuchen,
Da fragt ſie mich nach ihm nur aus,
Und manchmal ſoll ich ihn auch rufen und ſuchen;
Kurz, Wilhelm iſt immer bey beyden das Daus.

Vogt.

Bey beyden? — was nicht das naſeweiſe Ding ſchwatzt!

Röschen.

(Macht ein Knickschen.) — Bey beyden, ja, bey beyden, Herr Vogt! Jede will ihn gern haben; aber thut er's nicht, Herr Vogt! Ey nu ja, er würde ſchöne bey den Mädchen im Dorfe ankommen, wenn er's thäte. Sie putzten ihm gewiß mein Tage kein Lämmchen wieder an, wie heuer, an der Schaafſchur; und wenn ſie's auch thäten, ich — ich gäb doch gewiß kein Bändchen darzu.

Vogt.

Daß dich, übers Mädchen! — Nun wem ſoll ich denn Wilhelmen ſonſt geben? — Ha — ha! nun merke ichs, nichtwahr, Muhme Julchen? —

Duo.

Röschen.

Fi! Herr Vogt! Ich dachte gar!
Ja, da traf er's auf ein Haar!
Jule ſehnt ſich nicht darnach,

Vogt.

Gretchen? —

Röschen.

Ach! da wird mir ſchwach!
Nein, das wär für ihn kein Glücke.

Vogt.

Lieschen, unſre kleine Dicke?

Röschen.

Fi, Herr Vogt! die iſt zu faul.

Vogt.

Närr'ſches Mädchen, halt dein Maul!
Wem denn ſonſt? Wie? Etwan Hannchen?
Dortchen? Fiekchen? Kätchen? Annchen?

Röschen.

Keine drunter iſt für ihn.

Vogt.

Daß dich' keine wär für ihn? —
Welcher ſoll ich ihn denn geben?

Röschen. (verneigt ſich)

Mir.

Vogt.

Dir?

Röschen.

Weil er mir gehört.

Vogt.

Dir?

Röschen.

Mir.

Vogt.

Nein, in meinem Leben
Hab ich ſo was nicht gehört.

Zuſammen.

Rosch. Ja doch, weil er mir gehört }
Vogt. Hab ich ſo was nicht gehört. }

Vogt.

Ha — ha — ha — nein, das iſt zum

Todlas

Todlachen! Warum denn dir? Du biſt ja kaum aus dem Eye gekrochen, kleines Ding! Erſt eilf Jahr alt, und pipeſt ſchon nach einem Manne?— Ha — ha — ha.

Röschen.

(verdrüßlich.) Hm! das iſt auch was zu lachen! Als wenn man im eilften Jahre nicht auch Einen liebhaben könnte.

Vogt.

Ich wette darauf, du weißt nicht, was die Liebe für ein Ding iſt, und ſchwatzeſt immer davon, wie der Blinde von der Farbe. Nu? Was iſt denn die Liebe, wenn du doch ſo klug biſt?

Röschen.

Das fühlt ſich nur, das ſagt ſich nicht.
Ich darf nur Wilhelm ſehen,
Gleich lebt was da, (auf das Herz zeigend.) es pickt, es ſticht
Es plagt mich zum Vergehen.
Vermuthlich muß das Liebe ſeyn

Und wär ſie's nicht, was ſollt es ſeyn? —
Kurz, ob ſie's iſt, das weiß ich nicht.
Es fühlt ſich nur, es ſagt ſich nicht.

Meint er nicht auch, Herr Vogt, daß ſie das wäre? — Und wenn ſie es iſt, da kann mir nur Wilhelm helfen.

Vogt.

Verzweifeltes Mädchen? Wer hat dir denn das geſagt, daß nur Wilhelm daſür gut wäre?

Röschen

Hi — hi — das hat mir mein kleiner Finger da geſagt.

Vogt.

Nu, meiner Treu! Mädchen! du biſt ſchon ziemlich klug.

Röschen.

(verneigt ſich.) Dienerchen, Herr Vogt! — Ja das bin ich auch, daſür nimmt mich auch meine Mutter immer mit in die Stadt. Da wird man erſt recht klug, Herr Vogt? — recht

recht klug! — aber auf dem Dorfe bleibt man immer ſo einfältig, wie ein Ble-Schäfgen.

Vogt.

So? Nu wenn du doch ſo klug biſt, ſo laß dir auch deine große Klugheit warten helfen.

Röschen.

Wie, Herr Vogt? Er will mir alſo Wilhelmen nicht geben?

Vogt.

Geh, geh! darzu biſt du noch viel zu jung.

Röschen.

Nu, nu! ſchon gut? Ich weiß ſchon, was ich mache.

Vogt.

Ey! und was willſt du denn machen?

Röschen (verſtellt.)

Nichts, nichts; es war alles nur mein Spas. — Ach Aprepo Herr Vogt! iſt denn das wahr, was Muhme Lore vorhin ſagte?

Vogt.

Was denn?

Röschen.

J hat ers denn nicht gehört? ſie ſagte ja, mein Vater hätte meine Mutter nehmen muſſen, weil er ihr ein Sträuschen vom Mieder gemaußt hätte. Iſt denn das wahr?

Vogt.

Freylich! Warum denn aber?

Röschen.

(verneigt ſich lachend tief) — Ha — ha — ha — Adieu, Herr Vogt! — Ha — ha — ha. (ſie läuft fort)

Vogt.

Daß dich! das iſt ein klein verzweifeltes Wetterding!

Sechſter Auftritt.

Der Vogt. Wilhelm.

Wilhelm.

Ach lieber Vetter! ich habe Julchen nicht angetroffen. Sie war auf dem Felde: aber ich habe ihr ein Zeichen an die Hausthüre gemacht, daß ſie herkommen ſoll. Sie kömmt euch gewiß. — Aber ach! wenn ichs ihr nur ſchon geſagt hätte, daß ich ſie lieb habe! Ich weiß gar nicht, wie ichs anfangen ſoll. — Doch ja, ja, ich weiß jetzt ſchon, wie ich ſprechen will; aber ich weis auch ſchon, wie's geht, wenn ſie da iſt; da ſteht hernach der Narre da, und ſtottert, und kann kein Wörtchen zu Markte bringen.

Vogt.

Du armer Junge! es wird dir nicht viel helfen, wenn du's ihr auch ſageſt. Frau Marthe und Lore will dich mit aller Gewalt zum Manne haben.

Wilhelm.

(erſchrocken.) — Wie? Was, Vetter? Alle beyde zuſammen?

Vogt.

Narre! Warum nicht gar! — Jede für

ſich, und das wird ſchwer halten heraus zu kommen. — Sey nur wenigſtens geſcheut, und laß dir das Seil nicht über die Hörner werfen, ſonſt biſt du um dein Mädchen herum. Ich will jede noch allein vornehmen, und ſehen, ob ich den närriſchen Weibern die Köpfe ein bißchen zurecht ſetzen kan. Gehts aber nicht, Wilhelm! -- ja nu, da kann ich auch nicht weiter.

(geht ab.)

Siebender Auftritt.

Wilhelm, und hernach Julchen.

Wilhelm.

(noch allein.) — Auch nicht weiter! — Auch nicht weiter! — Gut, gut, ich kan aber ſchon weiter, wenns ſo dumm geht. (Er ſieht ſich um.) Heyſa! da kömmt mein liebes Julchen!

Himmel! ach wie ſchön ſie iſt!
Hebt ſie, tragt ſie, Blümchen! küßt,

Küßt die kleinen Spuren,
Wo auf unſern Fluren
Leicht ihr niedlich Füßgen tritt;
Hebt ſie, tragt ſie jeden Schritt!

(Julchen tritt auf.)

Komm Julchen! Komm! ich habe recht lange auf dich gepaßt. Wo haſt du denn geſteckt, Julchen?

Julchen.

Ich war nur ein Augenblickgen auf dem Felde, bey meinem Paar Schäfchen, Wilhelm! das kleine Mädchen, meine Schweſter, läuft manchmal davon weg, und da muß ich immer darnach ſehen. — Aber was ſoll ich denn Wilhelm? du haſt mir ja ein Zeichen an die Hausthür gemacht?

Wilhelm.

Was du ſollſt, Julchen? (er ſeufzt.) — I nu, — ja, warte, ich muß mich erſt wieder drauf beſinnen.

Duo.

Duo.

Wilhelm.

Ich hätte dir wol was zu ſagen,
Allein ich wag' es nicht.

Julchen.

Warum?

Wilhelm.

Warum? — Ach darfſt du das wol fragen?
Kaum ſeh ich dich, gleich bin ich ſtumm.

Julchen.

Nu weiter!

Wilhelm.

Ja, du darfſt nicht lachen,
Sonſt hab ich nichts, als Spott davon.

Julchen.

Ey! ey! das ſind wohl wichtge Sachen?

Wilhelm.

Ja, ja, du lachſt, ich ſeh es ſchon.

Zuſammen.

Julch. Nu? ſag doch her, ich warte ſchon.
Wilh. Ja, ja, du lachſt, ich ſeh es ſchon.

Julchen

Das wüßte ich nun nicht, Wilhelm! wie ich dich auslachen könnte. Rede doch!

Wilhelm.

(zerſtreut.) — Warte Julchen! — Ouf! — Nu, ja, nun will ich dirs ſagen, was es war. Es war — daß — daß ich —

Julchen.

Nu, Wilhelm? — Nur raus! — daß ich —

Wilhelm.

Ach! du guckſt mich ſo an, und da kann ichs nicht raus bringen.

Julchen.

Ey, ey! die wichtigen Sachen!

Wilhelm.

Du muſt wegguken, Julchen! — oder ich halte dir deine loſen Augen zu.

Julchen

Seht doch! — Gut! ich gucke weg

Wilhelm.

Jä, ich traue dir nicht; du drehſt dich, eh' ichs mich verſehe, wieder um, und darnach ſtünd ich da, wie Butter an der Sonne. Nein, nein, ich muß dir die Augen zu halten.

(Er drückt ihr die rechte Hand ſanfte auf die Augen, und hält in der linken ſeinen Huth.)

Julchen.

Nu, haſt du bald ausgeſpielt, Wilhelm?

Wilhelm.

Julchen! — (ängſtlicher) — Liebes Julchen! — Ich habe dich von Herzen lieb. (Er läßt ihr die Augen frey, und hält ſich geſchwind den Huth vor das Geſichte.) — Ouf! Nun wars raus! das hat mich recht auf dem Herzen gedrückt.

Julchen. (betroffen)

Wie? Wilhelm! du haſt mich lieb?

Wilhelm.

Ach ja wohl, Julchen! lieber als mein Leben. — Willſt du mir das nicht auch ſagen? Ich will gleich weggucken.

Julchen. (langſam)

Sagen? nimmermehr.

Wilhelm.

Ach du böſes Mädchen!

Julchen.

Daß ich dich liebte? Nein!
Dies, Wilhelm! kann nicht ſeyn.

Wilhelm.

Und wer verwehrt es dir?

Julchen.

Der Wohlſtand wehrt es mir.
Selbſt, daß ichs denke, ſagen
Wär ſchon ein gros Vergehn.

Wilhelm.

Ach! das iſt zu beklagen,
Daß du's nicht darfſt geſtehn!

Julchen.

Würd' ich dir denn wohl mehr geneigt,
Wenn ich es nun gewagt? —
Oft liebt man zärtlich, wenn man schweigt,
Und nicht mehr, wenn man's ſagt.

Wilhelm.

Nu, wenns das iſt, Julchen? da ſag mirs nur nicht. Aber mit etwas muſt du mirs doch beweiſen, daß du mich lieb haſt.

Julchen.

Mit was denn?

Wilhelm.

Du muſt mir dein liebes Patſchgen küſſen laſſen.

Julchen.

(Verſtellt ernſthaft.) Meine Hand küſſen?

Wilhelm.

Siehſt du? da wirſt du gleich böſe darüber.

Julchen.

Wie du nun biſt, Wilhelm! — Du weißt doch wol, daß ein ehrbar Mädchen böſe werden muß, wenn ihr was gefällt? — Was hilft mirs nun, zum Exempel, daß du mirs geſagt haſt, du hätteſt mich lieb? Nun, da ichs weiß, muß ich dir denn nicht aus dem Wege gehen?.

Wilhelm.

Potz Stern! du mir aus dem Wege gehen, Julchen? das möchte ich doch, meiner Treue, wiſſen, warum?

Julchen.

Warum? — Frag nur nicht ſo; — weil ein kluges Mädchen allen, die ſie lieb haben, aus dem Wege gehen muß. — Du darfſt mich auch nicht mehr ſehen, Wilhelm!

Wilhelm. (haſtig)

Was, Julchen? Dich auch nicht mehr ſehen?

Julchen.

Wenigſtens muß ich dirs Wohlſtands halber verbiethen.

Wilhelm.

Und das thuſt du auch?

Julchen.

Freylich, Wilhelm!

Wilhelm.

Im Ernſte?

Julchen.

In allem Ernſte, Wilhelm!

Wilhelm.

(aufgebracht.) — Hohl' der Guckuck den Wohlſtand! — das wär mir recht! — Was geht uns der alberne Wohlſtand an? — Ich weiß nicht, wer dir nur das Zeug in den Kopf geſetzet hat. Ganz gewiß haſt du es einmal in der Stadt gehört; da ſchwatzen ſie auch immer vor langer Weile vom Wohlſtande, und kein Menſch iſt unverſchämter, als eben das Volk.

Julchen.

Das iſt aber nun einmal ſo.

Wilhelm.

Ach! — zerreißen mochte ich mich gleich! — Aber das hat niemand, als mein Vater, gemacht. Der lachte mich vorhin aus, daß ich dich lieb hätte und hätte dir's noch nicht geſagt; und da ichs nun gethan habe, — da hat mans nun! Da ſitze ich ärger drinne, als vorher! — Aber er ſoll ſchon ſehen, was er gemacht hat! Er ſolls ſehn! Meiner Treu! reine will ichs ihm von der Leber weg ſagen. (er will gehen, Julchen ruft ihn zurück.)

Julchen.

Wilhelm! —

Wilhelm.

(kömmt eilig zurück.) — Was denn? — Was denn, Julchen? —

Julchen.

Du darfſt mich nicht mehr ſehen. — Hörſt du, Wilhelm? Ich verbiete dir es.

Wilhelm.

(traurig.) Ach! ich hab' es ja ſchon geſagt. — Alſo darf ich dich nicht mehr ſehen, liebes Mädchen?

Julchen.

(zärtlich.) — Nein, — nein, Wilhelm! — Aber du brauchſt mir eben nicht ſo genau zu gehorchen.

Wilhelm. (freudig)

Ach! das war gut! Ach das war gut!
Sonſt wärs um mich geſchehen.
Wie hübſch der Ungehorſam thut,
Dies, Julchen! ſollſt du ſehen.

Julchen.

Immerhin! — Aber, Wilhelm! was hilfts uns nuñ, daß wir einander liebhaben?

Wilhelm.

Viel, recht viel, liebes Julchen! das weiß ich ſchon! Mein Vetter hat mirs verſprochen, er will alles thun, daß ich dich nehmen kann. Biſt du denn damit zufrieden, Julchen? —

Julchen.

I nu, dornach brauchte ich dir freylich nichts mehr zu verbiethen.

Wilhelm.

Freylich! Freylich, Julchen! und ich brauchte dir darnach auch nicht mehr ungehorſam zu ſeyn. Aber jezt, mein Sir! Julchen! jezt muß ich dir's ein bißgen ſeyn, und auch wider deinen Willen dein kleines Händchen küſſen.

Julchen.

(Für ſich.) Hm! wider meinen Willen eben nicht. (Zu Wilhelmen, der ihr die Hand küßt.) Pfui! pfui, Wilhelm! du!

Wilhelm.

Stille, Julchen! du kanſt ja nichts dafür, daß ich ungehorſam bin. (Er hält ihr die Hand feſte.) Aber ſiehſt du, ich laſſe dich nun nicht los; du muſt dich löſen.

Julchen.

Nu? was willſt du denn noch, Wilhelm?

Wilhelm.

Dein Sträuschen.

Julchen.

Mein Sträuschen? Und biſt ſchon über und über mit ſo vielen beſteckt?

Wilhelm.

Schade doch für den Bettel!

Gieb, liebes Mädchen, mir
Ein Blümchen nur dafür,
Und ſie ſind alle dein.

Julchen.

Du gäbſt ſie weg? Nein, nein!

Wilhelm.

Ja, Julchen! giebſt du mir
Dein Sträuschen nur dafür,
So ſind ſie alle dein.

Julchen.

Den Tauſch, den geh ich ein.

Wilhelm.

Da, halt dein Schürzgen nur auf, du ſollſt ſie alle haben. (Er macht eins nach dem andern los, und wirft es ihr in die Schürze.) Da, der iſt von Frau Marthen, — der von deiner Muhme Loren, — der da iſt von Gretchen, — der von Liesdchen, — der von Dortchen, — der von — was weiß ichs, von wem ſie alle ſind! — da haſt du den ganzen Plunder. —

Julchen.

(Giebt ihm das ihrige.) So, Wilhelm! — da haſt du auch meins.

Wilhelm.

Dank! — tauſend Dank, liebes Julchen! — Ach! das allerliebſte Sträusdchen! die ſchönen Blümchen! — ſie riechen noch einmal ſo gut, da du ſie gepflückt haſt.

Julchen.

St! St! Wilhelm! Röschen kommt.

Wilhelm.

Der kleine verzweifelte Spion iſt doch allerwegens!

Julchen.

Da muß ich gehen, Wilhelm! Bleib da, und laß dich nichts merken! Adieu!

Wilhelm.

Gut, gut, Julchen! ich verſteh dich ſchon.

(Julchen geht ab.)

Achter Auftritt.

Wilhelm, und hernach Röschen.

Wilhelm.

(Riecht an den Blumen.) Die Nelken ſtacken an Julchens Bruſt? Ach wie gut riechen ſie nicht! — Ach! —

Die Liebe ſelbſt haucht mir
Aus dieſen Blümchen hier
Den ſüſſen Balſam zu;
Denn, liebes Mädchen! du,

Du trugſt es an der Bruſt
Dies Sträuschen, meine Luſt;
Jezt ſoll es auch, wie dir,
Mir, mir, mir,
Nah' an dem Herzen ruhn.
Ja, ja, das will ich thun.
(Er ſteckt es an.)

Ja, da ſolls ſtecken, und wenn mein Herze hüpft, da hüpft das Sträuschen auch mit.

(Röschen tritt auf.)

Röschen.

Ey, Wilhelm! Da haſt du ja ein unvergleichliches Sträuschen!

Wilhelm.

Ey, willſt du es nicht auch ſchon haben? He? Du haſt ja ſonſt zu allen gleich Luſt.

Röschen.

Nein, dasmal nicht; meins iſt wol hundertmal ſchöner.

Wilhelm.

Ha — ha — meins iſt gewiß mehr werth; das weißt du nicht.

Röschen.

Nein, nein, und wenn du mirs gleich anböteſt, ich tauſchte doch nicht mit meinem.

Wilhelm.

Geh, geh, du albernes Ding! Wer hat dirs denn noch angebothen? Ich gäb meins für einen ganzen Garten nicht weg.

Röschen.

Laß michs doch einmal recht anſehn.

Wilhelm.

(Spöttiſch.) — Sachte nur, Jungfer Röschen! —

Röschen.

Nu, nu, denkſt du denn, daß ich dir ein Stück raus beiße? Du wirſt mich doch einmal nur können dran riechen laſſen? — Mach, lieber Wilhelm! Es riecht ſchon von ferne gut. **(Wilhelm hält es ihr hin, und ſie reißt es ihm weg.)** Ach wie ſchöne! —

Wilhelm.

Röſe! Röſe! — Was der Guckuck! — Au weh mein Sträuschen!

Röschen.

Ha — ha — ha —! über den Pinſel. Wie er ſich hinter das Licht führen läßt! Ha — ha — ha —!

Wilhelm.

Gleich gieb mir mein Sträuschen wieder, oder — —

Röschen.

Hi — hi — hi — lacht ihn doch aus.

Wilhelm.

Ich wills ſchon deiner Mutter ſagen.

Röschen,

Meinethalben. Geh hin, da frag ich nichts darnach.

Wilhelm.

Gieb mirs wieder, oder ich thus.

Röschen.

Sachte, ſachte nur! Das kann ich ihr wohl ſelber ſagen; wenns ſonſt nichts iſt. Aber ich weiß ſchon, warum dir das Sträuschen ſo am Herzen liegt. Es iſt von Julen, und da thut dirs in der Seele weh, daß ichs genommen habe. Nichtwahr Wilhelmchen, das war das rechte Fleckgen? —

Wilhelm.

(Für ſich.) Ich möchte tolle werden! (zu Röschen) Höre liebes Röschen! gieb mirs wieder, willſt du? du biſt auch recht hübſch, und ich will dich auch recht lieb haben. — Mach Röschen!

Röschen.

Ey, ſeht doch, wie liſtig!

Wilhelm.

(Aufgebracht.) Röſe! gieb mir mein Sträuschen wieder! oder es wird nicht gut. Das ſag ich dir! —

Röschen.

Duſtig! wie böſe!

Wilhelm.

Ich wills doch kriegen, und wenn du — **(Er wills ihr nehmen, ſie verſteckt es aber.)**

Röschen.

Ha — ha — ha — Etſch Wilhelm! Etſch!

Wilhelm.

Das will ich doch wol ſehen!

Röschen.

Eh ſollſt du es in Stücken
Zerriſſen hier erblicken.

Wilhelm. **(Nimmt ihr ihr eignes.)**

Ha — ha — nun hab ich dich,
Gleich gieb mir meins, und ſprich:
Ich wills nicht wieder thun.

Röschen.

Da kannſt du ſicher ruhn.

Ha — ha — das haſt du recht gut gemacht, daß du mir mein Sträuschen nimmſt. Darauf habe ich eben gepaßt. Ha — ha — ha.

(Spottend.) Adieu Herr Wilhelm! Wir ſprechen einander weiter.

(ſie läuft fort.)

Wilhelm.

He, Röschen! He! — Auweh! das iſt ein Wechſelbalg!

Neunter Auftritt.

Fr. Marthe. Fr. Lore. Wilhelm.

Lore.

(Drauſſen.) — Wilhelm! — Wilhelm!

Wilhelm.

(Sieht ſich um.) Ey! zum Henker! ſchon wieder ein neuer Auftritt!

Marthe.

(Im Auftreten.) Ach Wilhelm! biſt du da? Ich habe dich wie lange geſucht. (zu Loren.) Ich komme gleich wieder, Schweſter! Wilhelm ſoll nur zu Hauſe was machen. (Sie will mit Wilhelmen fortgehen.)

Lore.

Nein, durchaus nicht! Wilhelm ſoll da bleiben. Ich habe was mit ihm zu ſchwatzen; und haſt du dich nicht in des Gevatter Vogts Gegenwart vorhin erſt von ihm losgeſagt?

Marthe.

Ja, ja; aber du doch wol auch, Schweſterchen?

Lore.

Das iſt wohl wahr; aber ich mag das Ding die Kreuz und die Quere überlegen, wie ich will, da gehts nicht an; ich muß meines ſeeligen Mannes Stelle wieder erſetzen.

Er wars, der mir die Wirthſchaft führte.
Mit der ich mich bißher geplagt,
Und der das ganze Haus regierte;
Jezt hab ich weder Knecht noch Magd;
Drum Schweſter! gehts nicht anders an,
Ich brauche wieder einen Mann.

Marthe.

Ha — ha! ich ſehe ſchon, wo du damit naus willſt.

Lore.

Und da nun kein anderer junger Purſch mehr im Dorfe iſt, als Wilhelm, da muß ich nothwendig Wilhelmen nehmen. **(Sie nimmt Wilhelmen bey dem Arme, und zieht ihn zu ſich.)**

Wilhelm.

Allerliebſt!

Lore.

Ja, du magſt ſagen, was du willſt.

Marthe.

So? Wenns das iſt! denkt doch! — Aber ich habe auch eine Wirthſchaft, die ich nicht alleine führen kann, und nehme Wilhelmen alſo für mich. Ich habe die Vorhand, weil er bey mir dienet. **(Sie nimmt ihn beym andern Arme, und zieht ihn auf ihre Seite.**

Wilhelm. (Mit ausgeſpannten Armen.)
Nu kann mans denn beſſer haben? — Au! Au! ihr reißt mir ja die Arme aus!

Marthe.

Ja ich kann dir nicht helfen.

Wilhelm! wie? was hindert dich?
Laß ſie ſtehn, und wähle mich.
Täglich ſollſt du Braten eſſen,
Froher als ein König ſeyn.
Nie wird dich die Wahl gereun,
Und nie wirſt du mich vergeſſen.
Nur deine Hand
Gieb mir zum Unterpfand,
Und nie will ich dich vergeſſen.
(Sie laſſen ihm die Arme los.)

Lore.

Ey! das ſind große Herrlichkeiten, die du ihm da anbieteſt. So gut wird ers bey mir gewiß auch haben, und noch zehnmahl beſſer. (Zu Wilhelm.) Wir wollen recht luſtig leben, Wilhelm. Meine Wirthſchaft iſt gemacht, dafür brauchten wir nicht zu ſorgen.

1.

Mit tauſend Freuden giengen wir
In unſern Weinberg hin;
Und jeden Morgen ſcherzten wir
Dort unterm jungen Grün;
Und jeder Abend wär ein Feſt,
Bey Spiel und Tanz durchwacht;
Und ſanfter kühlte uns der Weſt
Drauf in der ſtillen Nacht.

2.

Marthe.

Aus Liebe theilt ich ſtets mit dir
Die Arbeit; kämſt du nun
Des Abends müde heim zu mir,
So trüg ich dir ein Huhn,
Ein junges fettes Hühngen auf,
Gekocht mit Blumenkohl,
Das ſchmeckte dir gewiß, und drauf,
Drauf, Wilhelm, ſchlieſſt du wohl.

3.

Lore.

Bey mir wär nie dein Beutel leer,
Geld ſatt, wie Heu, hättſt du;
Die beſten Bißchen, und noch mehr,
Den beſten Wein, darzu;
Und tanzend, Wilhelm! tränkſt du ihn,
Und ſchenkſt dir ſelber ein;
So aber, dieſes Glück zu fliehn,
Nein, kannſt du nimmer ſeyn.

Marthe.

Ha — ha — ha — ſeht doch einmal, wie ſie ſich da ſo breit macht. Man ſollte Wunder denken, was es mit ihr wäre.

Wilhelm.

(Beyſeit.) Beißt euch immer, ich will mich derweile aus dem Staube machen. (Er ſucht ſich fortzuſchleichen, beyde aber faſſen ihn wieder zugleich an, und jede reißt ihn zu ſich.)

Zuſammen (hitzig.)

(Marthe zu Loren.) Was? Wilhelm

iſt meine, und du ſollſt ihn nicht kriegen, eher erdroßle ich ihn. —

(Lore zu Marthen.) Ey! ſchwatz du was du willſt, du ſollſt deinen Willen nicht haben, und wenn du für Bosheit platzeſt. —

Wilhelm.

Hülfe! Hülfe!

Zehnder Auftritt.

Die Vorigen. Gretchen.

Gretchen.

(Kömmt geſprungen.) — Himmel! was giebts denn? Ihr ſchreyt ja, als wenn das Dorf brennte. Was der Henker macht ihr denn da für Zeug?

Wilhelm.

Ach, Hülfe! da ermorden ſie mich für lauter Liebe.

Marthe.

(Hitzig.) Was? Soll ich das von einer jüngern Schweſter leiden?

Lore.

Was iſt ſie denn beſſer als ich, daß ich ihren Dünkel ausſtehen ſoll?

Gretchen.

Nu, nu, nur ſachte! Muß man denn gleich ſo in die Hitze gerathen? — Ich glaube, und wenn mich eins kurz und lang hieße, ich könnte nicht ſo böſe werden.

Marthe und Lore.

(Zugleich.) J, ſie will Wilhelmen haben, und das iſt doch nicht recht und billig.

Trio.

Marthe und Lore gegeneinander.

Ihn laß ich mir nicht nehmen,
Das ſollſt du ſehn;
Und du wirſt dich bequemen,
Und ohne Widerſtehn

Ihn laſſen gehn.
Ihn laß ich mir nicht nehmen,
Das ſollſt du ſehn.

Gretchen.

Er wird euch zu beſchämen,
Fein laſſen ſtehn,
Und mich, mich wieder nehmen,
Das ſollt ihr ſehn.

Alle drey zuſammen.

Ihn laß ich mir nicht nehmen,
Das ſollt ihr ſehn.

Wilhelm. nachſpottend)

Das ſollt ihr ſehn — das ſollt ihr ſehn — au! au! ich ſehe es nicht nur, ich fühl' es ja auch, daß ihr mir die Arme aus der Kugel dreht.

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Lieschen. (mit einiger andern Bauernmädchen.)

Wilhelm.

Ach daß Gott erbarm! Nun bin ich mit

Haut und Haar verlohren. — Vetter! — lieber Vetter! Geſchwind zu Hülfe! Da kömmt das ganze Dorf, und will mich wider meinen Willen und Dank heyrathen.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Vogt.

Vogt.

Der Geyer! Ihr Leute, was habt ihr denn mit Wilhelmen vor?

Marthe.

Das iſt eine ausgemachte Sache, Herr Vogt! Wilhelm muß mein Mann werden, und wenn er zehn Köpfe hätte. Er weiß, was ich ihm vorhin geſagt habe.

Lore.

Weiß er, was ich ihm verſprochen habe, Herr Gevatter? Halt' er ein, jezt iſts Zeit.

Gretchen.

(Zu Marthen und Loren.) Ich weiß

aber nicht was ihr für Anſpruch auf Wilhelmen machen könnt! Ihr ſeyd Weiber geweſen, und habt euer Gutes genoſſen; jezt kömmt die Reihe an uns Mädchen. Ihr habt gar nichts mehr drein zu reden, Wilhelm gehört unſere.

Wilhelm.

Vetter! Vergleicht ſie doch unter einander, ich kann ſie ja doch nicht alle heyrathen.

Vogt.

Freylich! Freylich! — laßt Wilhelmen doch wenigſtens die Wahl frey.

Gretchen.

Nein, das macht nur Neid und Eiferſucht. Wir Jungfern müſſen um ihn loſen; das iſt das einzige Mittel.

Vogt.

Halt! St! — —

Ihr Weiber und ihr Mädchen hört,
Ich hab euch was zu ſagen:
Der Streit, der eure Ruhe ſtört,
Würkt euch nur Mißbehagen.
Ich weiß ein ſicher Mittel, wie
Ich ſchnell durch eine Lotterie,
Die ich für euch errichte,
Den Streit in Güte ſchlichte.

Alle.

Eine Lotterie? Eine Lotterie?

Vogt.

Nicht wahr, da wundert ihr euch, wie ich den Einfall gehabt habe. Aber dafür habe ich auch in Büchern geleſen, und führe ein Obrigkeitliches Amt.

Marthe.

Aber Herr Gevatter! —

Vogt.

Laßt mich nur machen. Von Rechtswegen müſſen freylich die Jungfern das Recht allein haben, und das iſt billig und Rechtens; das verſteht ihr nicht ſo wie ich. Wilhelm aber, ſprech ich immer, iſt ein armer Schelm, und bey der Gelegenheit könnt' er eine kleine Ausſtattung kriegen, die der, die ihn nun bekömmt, gewiß auch nicht bitter ſchmeckte.

Wilhelm.

Wie denn das Vetter?

Vogt.

Schweig, Junge! das verſtehſt du nicht.— Obs nun gleich nicht recht iſt, daß ihr beyden als Wittben mit ſpielt, ſo können wirs doch leicht recht machen. Vors Geld, verſteht ihr mich, iſt alles in der Welt recht. Jede von euch zwey Weibern zahlt 100 Rthl. Einlage, und kauft ſich damit ein Loos in unſerer Lotterie.

Gretchen.

Gut! mit der Bedingung wollen wir ſie doch noch einnehmen.

Marthe.

Geh er! Geh er, Herr Gevatter! 100 Rthlr. für einen Mann? Und es iſt noch dazu ungewiß, ob man ihn kriegt oder nicht?

Lore.

Aber, aber Herr Vogt!

Vogt.

Entweder, oder; — das, oder rund vorbey.

Lore.

J nu. wenns nicht anders iſt, da will ich ſchon Rath ſchaffen.

Marthe.

Und wenn du es giebſt, kann ich mir leicht auch ein Loos kaufen.

Hundert Thaler! — denkt doch an,
Jſt ein bißchen viel;
Aber auch ein Mann, ein Mann,
Steht mit auf dem Spiel; —

So ein Loos iſt immer fein.
Ja, Herr Vogt! ich lege ein.
Ja, Herr Vogt! ich will.

Gretchen.

Aber Herr Vogt! wie wirds denn mit uns? das wäre doch nicht halb Recht, wenn wir als Jungfern auch einlegen ſollten.

Vogt.

Stille nur ihr Mädchen! Die Jungfern ſind frey, weil — weil ſie Jungfern ſind, und das Vorrecht haben. — Nu? ſeyd ihr nun alle mit meiner Lotterie zufrieden?

Alle.

Ja Herr Vogt!

Wilhelm.

(Beyſeit zum Vogt.) — Aber Julchen?

Vogt.

Schweig Narr! (Laut.) Nun wolan, kommt alle zu mir, ihr ſollt euch erſt ein bißgen unterſchreiben; denn, verſteht ihr mich, alles muß in der Welt ſeine Ordnung haben und darnach ſolls losgehn.

Lore.

Brav, Herr Vogt! Ich komme gleich. (geht ab.)

Marthe.

(klopft Wilhelmen auf die Backen.) — Siehſt du, kleiner Schelm, was ich für dich wage? — Kommt ihr Mädchen!

(Sie geht mit den Mädchen ab, welche alle im Abgehen Wilhelmen eine kleine Schmeicheley machen.)

Dreyzehnter Auftritt.

Wilhelm. Der Vogt.

Wilhelm.

Meiner Treu, Vetter! das iſt doch erbärmlich, da ſoll ich mich nun ausſpielen laſſen, wie ein Hämmel, und was ſoll denn nun aus Julchen werden? Nun habe ichs ihr geſagt, daß ich ſie lieb habe, und das ſollte mir nichts helfen!

Vogt.

Nu, nu, ich fühl' es wohl, wie es dir däuchten muß, daß du dein Mädchen verlieren ſollſt. Aber ich denke immer, du wirſt von deiner Liebe mehr Schaden als Nutzen haben.

Wilhelm.

Schaden hin, Schaden her! — Gegen Julchen ſind alle Schaden in der Welt nichts. — Und wenn ihr mir eine andre geben wollt, da mag alles zum Henker gehen. Verſieht ihr mich, Vetter?

Vogt.

Nur nicht gleich oben naus! Das große Loos kann ſie ja auch treffen. Schicke ſie nur, ſo bald du ſie antriffſt, zu mir; aber laß dich gegen ihre Muhmen nichts merken, ſonſt, Wilhelm! biſt du rum.

Wilhelm.

Nu, das war doch noch ein Wort; ich will ſie gleich ſuchen.

(Sie gehen ab.)

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Wilhelm.

1.

Viel Hunde ſind des Haſen Tod',
Und Mädchen meine Plage;
Jedoch wer glaubt mir wol die Noth,
Die ich dabey ertrage.

2.

Acht Mädchen! — Ha! das iſt zu viel!
Zwey Wittben ohngezählet;
Und ich das große Loos im Spiel?
Und Julchen? — Ach, das quälet!

3.

Schön Dank für eure Lotterie!
Ich lebe mirs Gewiſſe.
Dies will ich, und ich weiß ſchon, wie?—
Ich lobe mirs Gewiſſe.

Halt! da kömmt Julchen. — Ey, daß ich ſie doch gleich zu meinem Vetter ſchickte! Nein, nein, er kann warten, ich muß erſt noch ein bißgen mit ihr ſchwatzen.

Zweyter Auftritt.

Julchen. Wilhelm.

Wilhelm.

Komm Julchen! du biſt noch mein einziger Troſt, und wenn ich dich nur ſehe, vergeſſe ich alles meines Leides.

Julchen.

Du biſt traurig, Wilhelm?

Wilhelm.

Ach freylich, liebes Julchen! da will mich durchaus alles im Dorfe haben, und ich?

Ich mag doch niemanden in der Welt, als dich, Julchen!

Julchen.

Ach Wilhelm! da ſteht es ſchlimm um uns. Die reichſten im Dorfe reiſſen ſich um dich? ach! da muß Julchen, das arme Mädchen, gewiß nachſtehen; und Wilhelm? — Wilhelm iſt ihre geweſen. — (Sie weint.)

Wilhelm.

Wie du mich nun martern kanſt, Julchen! Heule nicht, liebes Mädchen! — Reich hin, reich her! und wenn ſie ſo reich wären, als unſere gnädige Frau, das rührt Wilhelmen nicht. Schade doch für den Bettel!

Duo.

Wilhelm.

O Julchen! deine Schönheit macht
Dich jenen völlig gleich;
Dein holdes Auge, wenn es lacht,
Macht dich unendlich reich.

Julchen.

Mich armes Mädchen? Spotte nicht!
Mein Wilhelm! arm bin ich;
Sechs Schäfchen, ach! mehr hab ich nicht,
Und dennoch liebt' ich dich.

Wilhelm.

Du aber haſt den ſeltnen Reiz,
Durch den man ſtets gefällt;
Ha! Julchen! für den gröſten Geiz
Iſt dieſes mehr als Geld.

Julchen.

Hab' ich ihn? Gut! ſo iſts für dich.

Wilhelm.

Durch ihn biſt du mir reich.

Beyde.

Kein Menſch iſt glücklicher als ich,
Und niemand iſt uns gleich.

Wilhelm.

Ach Julchen! es iſt doch hüpſch, wenn man einander lieb hat. Es iſt alles anders mit mir, ſeitdem ich dirs geſagt habe. Ich denke und ſchwatze beſſer.

Julchen.

Und mir gehts eben ſo, Wilhelm! ich höre dir immer mit mehr Luſt zu.

Wilhelm.

Du lockeſt einem auch mit deinen loſen Augen immer ein Wörtchen nach dem andern vom Herze herunter, und darnach — aber, halt Julchen! wenn man nur ein Wörtchen mit dir geſchwatzt hat, darnach möchte man auch gern Tag und Nacht fortplappern.

Julchen.

Haſt du denn etwan den Vogt geſehn, Wilhelm!

Wilhelm.

Ja, Julchen. Ach weißt du es denn ſchon? Der hat dir eine dumme Sache vor. Er macht eine Lotterie, und ich ſoll das groſſe Loos davon ſeyn. Alle Mädchen aus dem Dorfe ſollen ſie ziehen, und die das rothe Loos bekommt, ſoll mich kriegen.

Julchen. (erſchrocken)

Soll dich kriegen?

Wilhelm.

Ja, und das Geld von der Einlage darzu, wie mein Vetter ſagte. Aber ja doch! ich weiß ſchon, was ich weiß. — Julchen! du muſt auch ein Loos nehmen: mein Vetter hat dirs ſelbſt ſagen wollen. — Hörſt du Julchen? du muſt auch eins nehmen. — Nu, was haſt du denn, liebes Mädchen?

Julchen. (traurig)

Ach! — —

Wilhelm.

Wie? warum wirſt du denn auf einmal ſo betrübt? — He, Julchen?

Julchen.

Nein Wilhelm! da lege ich nicht ein; ich bin nicht glücklich genug.

Wilhelm.

Top! Julchen! ich wette, du biſt glücklich. Das Glück hilft einem gewiß, wenn man ſich einander lieb hat. Geh' du nur gleich hin zu meinem Vetter; das iſt dir ein guter und kluger Mann; und was gilts, wenn du nicht gewinnſt, gewinnt kein Menſch in der Welt. Sorg du nur vor nichts, Julchen!

Julchen.

Von dir, o Glück! ſoll ich empfangen,
Was, Liebe! ich von dir begehrt?
O ſelten wird, was wir verlangen,
Uns, blindes Glück! von dir gewährt.

Wilhelm.

Gieb dich nur zufrieden, Julchen! Das Ding mag übrigens gehn, wie's will, ich bin doch deine, und wir nehmen einander.

Julchen.

Ey ja doch! Sie werden's uns ſchon weis machen. Nein Wilhelm! ich will lieber unglücklich ſeyn, als mir Vorwürfe deswegen machen laſſen. — Adieu Wilhelm! (ſie will gehen.)

Wilhelm.

(Hält ſie.) Julchen! Julchen! Wie du nun biſt! Wer wird denn gleich alle Hofnung aufgeben? Nur ein bischen Gedult!

Julchen.

Nein, nein, ich weiß ſchon. Nimmermehr werden ſie dich mir geben. — Ach hätte ich dich doch nie geſehen! — Vergiß mich nur, Wilhelm! und gieb mir das Sträuschen wieder, das ich dir vorhin gab. — Wie? Du haſt es ſchon nicht mehr?

Wilhelm.

(Aengſtlich.) — Ach! Julchen! —

Julchen.

Wo haſt du es denn hin?

Wilhelm.

Ach Julchen! ſie haben mirs genommen.

Julchen.

Genommen? und du haſt dirs auch nehmen laſſen? — Geh nur! ich ſehe ſchon, du würdeſt mir dein Herz auch nicht beſſer aufgehoben haben. Verſchenkt haſt du's, Flattergeiſt! und ich wette, daß dir das da beſſer gefällt.

Wilhelm.

Ich? dein Sträuschen verſchenkt? —

Julchen.

Ja, ja, du haſt ja da ein anders; — und kurzum ich ſeh' es ſchon, du haſt mich nicht mehr lieb. —

Wilhelm.

So hör mich doch auch, Julchen! Es —

Julchen.

Nichts! ich will nichts hören. Du biſt untreu, falſch; alleweile gehe ich zum Vogt, und will ihm ſagen, daß ich nicht mit in ſeine Lotterie lege, und daß ich zeitlebens keinen

nen ſo treuloſen, wie dich, wieder lieben will. — (ſie läuft fort.)

Dritter Auftritt.

Wilhelm.

(Ruft ihr nach.) — Julchen! — Julchen! — Es war die kleine Roſe. — Da läuft ſie nun fort! — Ach das iſt doch auch erbärmlich! — Meiner Treue! — (Er geht tief denkend herum, und reibt ſich die Stirn.) — Ouf! — Nicht anders! — nun bin ich unglücklich! — vollig drum! — Was nun anzufangen? — Dummkopf! Hätteſt du es ihr doch gleich geſagt! — Aber ich weiß auch nicht, wie die Mädchen ſind; nur ein Fünkgen, und gleich brennts in allen Ecken. — (Er ſetzt ſich tiefſinnig unter die Linde.)

Was bleibt mir noch, da du mich flieheſt?
Die Ruhe, die du mir entzieheſt,
O Julchen, Julchen! flieht dir nach. —
Nun bin ich auch des Lebens müde:
Mein Herz, und deſſen ganzer Friede,
O Julchen, Julchen! flieht dir nach.

Mein,

Nein, mein Treu! nicht 3 Heller gebe ich mehr für das Lumpen-Leben. Um Julchen bin ich rum, völlig rum, und ſollte mich noch oben drauf ausſpielen laſſen? — Gute Nacht, Julchen! Gute Nacht, Vetter! Seht immer, wo ihr ein ander großes Loos herkriegt; jezt ſpringt Wilhelm in den Dorf-Teich.

(Indem Wilhelm dies ſagt, tritt Gretchen mit einem andern Mädchen auf, die eine Trommel überhängen hat. Die Trommel wird gerührt.)

Vierter Auftritt.

Wilhelm. Gretchen. Lieſchen, (ſo die Trommel ſchlägt.)

Wilhelm.

(Aufſpringend.) O Himmel! da verſammlen ſie ſich ſchon! Nun gehts über mich her. — Hurtig noch in den Teich! (Er läuft fort.)

Gretchen. (nach dreymaligem Trommelſchlage.)

Dreymal ſchallt ſchon
Die Trommel für euch
Mädchen im Dorfe!
Verſammlet euch gleich
Hier auf den Platz,
Kommt und erfahret,
Ob euch das Glücke
Den Treffer geſpart. —
Kommt! kommt! —
Und jede hat alsdenn den Zug
Von ihrem eignen Loſe;
Doch dazu wünſch ich Nieten gnug,
Und mir? und mir das Große.

Fünfter Auftritt.

Der Vogt. Marthe. Lore. Julchen. Lieschen. Gretchen. Wilhelm. Andere Mädchen aus dem Dorfe. (Marthe und Lore bringen Wilhelmen, den ſie aufgefangen, zwiſchen ſich, an beyden Armen geführt.)

Wilhelm.

Ich will ja mitgehen, laßt mich doch nur wenigſtens los. Ihr führt mich ja da wie einen armen Sünder, der abgethan werden ſoll.

Marthe.

Ha — ha — du willſt uns gewiß noch einmal davonlaufen? Nein, nein, Wilhelm! daraus wird nichts.

Lore.

Dasmal nicht, Wilhelm! Wir brauchen dich weiter. Sey doch nur nicht ſo alber, du wirſt doch lieber eine Frau nehmen, als in den Dorf-Teich ſpringen?

Wilhelm.

Hm! Nachdem ſie iſt. (Beyſeit zum Vogt.) Ach Vetter! erbarmt euch über mich, oder ich ſterbe.

Der Vogt.

(Beyſeit zu Wilhelmen.) Einmal, für allemal, Junge! führe dich nicht ſo alber auf, oder es iſt alles verlohren.

Wilhelm.

Ach! ſo muß ich mich doch drein ergeben?

Vogt.

(Beyſeit zu Julchen.) Sey nicht mehr böſe auf Wilhelmen, und thue, was ich dir geſagt habe. (Laut.) Wolan! es iſt alles fertig. In meinem Huthe da ſind eben ſo viel Looſe, als Mädchen, und Wittben, die eingelegt haben. Meine Lotterie iſt aufrichtig und ohne Betrug. Nieten ſatt, und nur ein Treffer, aber dafür heiſts auch bey meiner Lotterie, was rechts, oder gar nichts. — Fort! Fort! immer hüpſch eine nach der andern, aber ohne Zank und Streit, das bedinge ich mir aus. Die Jungfern fangen an, denn die haben in der ganzen Welt den Vortritt.

Der Reiz der erſten Jugendblüthe
Vergiebt das Vorzugs-Recht ſich nie.
Drum Mädchen! nehmt in Ruh und Friede
Den Rang bey unſrer Lotterie!

Nu fort! fort! fangt immer an! (Gretchen zieht ihr Loos.)

Wilhelm.

(Für ſich.) Ach die verwünſchte Lotterie! Es wird mir ganz ſchwarz für den Augen.

Gretchen.

(Eröfnet das Loos.) Ach Himmel! ein weiſſes! —

Lieschen.

(Eröfnet das ihrige.) Au weh! eine Niete! — Fi! das iſt garſtig, Herr Vogt!

Vogt.

Ha — ha — du haſt keine glückliche Hand, Mädchen!

Marthe.

(Sieht die Looſe der andern an.) — Alle weis! — Alle weis! —

Lore.

Das iſt brav! das Ding geht gut.

Vogt.

Nu Julchen! die Reihe iſt an dir; mach fort!

Wilhelm.

(Für ſich.) Julchen zieht auch mit? Nun lebe ich wieder.

Trio.

Vogt.

Julchen! komm, verſuch dein Glück!
Zaudre nicht, ſonſt fliehts zurück.

Wilhelm.

Beſtes Mädchen! ich beſchwöre
Dich —

Julchen.

Ich dachte was mir wäre!
Nein das iſt ſo nöthig nicht.

Vogt.

Duſtig! was das Mädchen ſpricht.

Julchen.

Wilhelm wird ſchon eine kriegen,
Die ihm mehr, als ich, gefällt.

Wilhelm.

Julchen! Ey! wie kanſt du lügen!
Keine, keine in der Welt;
Sieh, gib Acht, du wirſt mich kriegen,
Oder keine in der Welt.

Julchen.

Dich?

Wilhelm.

Mich.

Zuſammen.

Julchen. Warte nur, bis mirs gefällt.
Wilhelm. Oder keine in der Welt.
Vogt. Ha! wie ſie ſich ſpröde ſtellt.

Marthe.

Das alberne Ding will nun aber nicht; nur fort Herr Vogt!

Lore.

Ohne Aufenthalt! Wir haben ſo ſchon lange genug gepaſſet.

Vogt.

Nur Gedult! Nur Gedult, ihr Weiber! Das Ding geht nicht ſo, wie ihr wol denkt. Die Mädchen müſſen alle erſt ziehen, ehe es an euch kömmt, das haben wir ausgemacht, und Julchen hat ſo viel Recht, als andre.

Gretchen.

Recht ſo, Herr Vogt! Laſſe er den Jungfern ihr Recht nicht nehmen.

Marthe.

J nu, weils einmal ſo ſeyn muß, da macht nur geſchwinde fort, daß wir endlich einmal wiſſen, woran wir ſind.

Vogt.

Nu Julchen! ich dächte, du hätteſt dich ſchon ſatt geziert, mach auch einmal ein Ende; die guten Weiber wollen auch an die Reihe.

Julchen.

Gut! ich will ziehen; aber das Loos ſehe ich gewiß nicht an.

(Sie zieht, zerreißt das Loos in kleine Stückchen, und wirft es in die Luft.)

Vogt.

Halt Mädchen! was machſt du denn da?

Wilhelm.

(Faſt zugleich.) Julchen! Julchen! Ach du nimmſt mir das Leben.

Vogt.

(Stampft unwillig mit dem Fuſſe.) — Wilhelm!

Wilhelm.

Es war meiner Treu! das große Loos, das ſie zerriſſen hat.

Gretchen.

Gut! da müſſen wir wieder von forne anfangen.

Vogt.

Nein, nein, die Sache kan anders ausgemacht werden; was gezogen iſt, das iſt gezogen.

Wilhelm.

(Für ſich, indem er Julchen anſieht.) — Sie ſeufzt? Ach das giebt mir doch wieder ein bißchen Hofnung.

Vogt.

(Beyſeit zu beyden Wittben.) Ihr wollt gewiß auch nicht wieder vom friſchen anfangen? Nicht wahr? Jezt habt ihr nicht mehr ſo viel zu wagen, als dort.

Lore.

Freylich, freylich, Herr Vogt! Nur fort! —

fort! — (Sie reißt Marthen hinweg, die eben ziehen will.) Halt ein bißchen Frau Schweſter! ich komme erſt; ich bin jünger, als du, das weißt du doch? (Sie zieht.) — Das wird gewiß das große ſeyn. Ja, ja, es muß es ſeyn, wenn es meinem Herzen nachgeht. (Sie öfnet es.) — Aber — ach Himmel! verdammte Niete! (Sie tritt es mit Füſſen.)

Marthe.

Ha — ha — ha — Glück zu Frau Schweſter! — Ha — ha — ha!

Lore.

(Für ſich.) Ich möchte raſend werden!

Vogt.

Nun gehts aufs lezte, da werden wir ſehen.

Wilhelm.

Ach! wie wird mirs ums Herze! —

Marthe. (zu Wilhelm.)

Siehſt du, Wilhelm! daß du noch mein

Mann wirſt? Nu gieb dich nur zufrieden, du ſollſt es auch recht gut bey mir haben. Sieh! jezt will ich unſern Trauſchein holen. (Sie zieht ein weiſſes.) Verflucht!

Alle.

Ha! Julchen hat das große Loos.

Wilhelm.

(Haſtig.) Ja, ja, meiner Treu! ſie iſts. — Julchen hats! Heyſa, Julchen hats! Wie froh bin ich.

Marthe.

Wie? du dummes Ding? was willſt du denn damit machen?

Wilhelm.

Ja, Julchen iſts, die ich nur liebhabe. Nun Vetter, darf ich auch alles raus ſagen, wie mirs ums Herze iſt. (Zu Julchen.)

Umſonſt hat falſche Eiferſucht,
Und Argwohn, dem mein Herze flucht,
Dir deine Ruh geraubt.

Aus Mitleid, Julchen! höre mich,
Dich liebt ich nur, allein nur dich
Selbſt, eh du mirs erlaubt.
Nun, Julchen! ſag es öffentlich.

Julchen.

Ja, Wilhelm! ja ich liebte dich,
Auch da du's nicht geglaubt;
Weit mächtger ſpricht für dich mein Herz
Vergebung —

Wilhelm.

Julchen! ohne Scherz? —
Das hätt' ich nicht geglaubt!

Julchen.

Und wenn meine Muhmen wollen, da bin ich auch deine Braut.

Vogt.

Ha — ha — die müſſen ſchon.

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen. Röschen.

Röschen (im Auftreten.)

Sachte, ſachte nur ein bißchen mit der
Braut!

Braut! heute wird nichts draus. Ich hab' auch noch ein Wörtchen drein zu reden. Ha— ha — Herr Vogt! Er dachte, die Vögelchen wären ſchon gefangen? Ja doch! — Ich habe nur meine Mutter und Muhme geſucht, um ſeine Ehrlichkeit zu rühmen.

Vogt.

Was will denn das Bliz=Ding?

Röschen.

Ja, ja, damit ihrs fein alle wißt, ihr ſeyd betrogen. Alle betrogen! Es ſind nichts, als weiſe Looſe in der Lotterie geweſen; kein einzig rothes. Ehe es angieng, da kriegte er Julen auf die Seite, und ſagte ihr: Julchen! du muſt dich noch immer böſe auf Wilhelmen ſtellen, und wenn du gezogen haſt, da zerreis dein Loos gleich unangeſehen, laß ſie darnach glauben, du hätteſt das rothe gehabt.,, — So klingt das Pfeifchen, Herr Vogt!

Vogt.

(Auffahrend.) Ey du kleine verzweifelte Schlange!

Röschen.

Hi — hi — hi — Etſch! Ja ſie wuſten nicht, daß ich ſie belauſchte.

Marthe.

So Herr Vogt? — Ey das iſt ſchöne! — Gut! Gut! wir ziehen alſo noch einmal.

Röschen.

Mit nichten, Mutter! Ich kriege Wilhelmen.

Lore.

Du? und warum denn du?

Röschen.

J weil er mir von Rechtswegen gehört. Mein Treu! er muß mich nehmen, und wenn er auch tauſendmal nicht wollte.

Marthe.

Nu? was kömmt mir denn da heraus?

Wilhelm.

Mein Sir! ich weiß nicht, was die alberne Drolle will.

Trio.

Röschen.

Mein Anſpruch iſt gerecht.

Wilhelm.

Vermuthlich herzlich ſchlecht.

Röschen.

Ich fordre ſeine Treu.

Vogt.

Nu? Was wird endlich kommen?
Doch nichts, als Kinderey.

Röschen.

Ey! ja doch! Ey!
Hat er mirs nicht genommen,
Mein Sträuschen?

Wilhelm.

Seht! Ey was!
Dacht ich doch Wunder! Wunder!

Vogt.

Ha — ha — das war ja Spas.

Wilhelm. (wirft ihr den Straus vor die Füſſe)

Da haſt du deinen Plunder.

Er hat mir ſchon Verdruß genug bey Julchen gemacht, und jezt kömmſt du gar, und willſt mich des Bettels wegen haben?

Röschen.

Nicht anders Herr Wilhelm! ſo fängt man ſich oft, wenn mans am wenigſten denkt. Meinem Vater giengs auch ſo, Herr Vogt! hat er mirs nicht erſt vorhin noch ſelbſt erzählt, daß der meine Mutter auch deswegen nehmen muſte, weil er ihr das Sträuschen vom Mieder gemaußt hatte?

Wilhelm.

(Ungeduldig.) — Ey was! das wär mir recht! Sie iſt ſelber Schuld daran, warum hat ſie mir Julchen ihres genommen?

Vogt.

Wilhelm! du ſiehſt doch, daß ein Kind plappert?

Marthe.

Reiß, Mädchen!

Röschen.

Aber Mutter! —

Marthe.

Aber die Ruthe! Kennſt du die? Warte! ſie ſoll gleich kommen, wenn du noch maulen willſt.

Röschen.

(Weinend.) Das iſt doch auch nicht recht! — Ich ſolls nicht machen, wie ihr, und bin doch auch ein Mädchen. (geht ab.)

Lore.

Nu? Herr Vogt! Nur fein bald friſche Looſe gemacht.

Marthe.

Das iſt meine Meinung auch.

Gretchen.

Und eben das verlange ich im Namen aller Mädchen im Dorfe.

Wilhelm.

Schön Dank! daraus wird nichts. Ich ſoll mich gewiß noch einmal ausſpielen laſſen? — Nein, nein, Vetter, ihr dürft nur Frau Marthen und Loren ihre Einlage wieder geben, und ich behalte mein Julchen; damit iſts aus. (zu Julchen)

Auf ewig bin ich nun der Deine;
Hier haſt du Hand und Herz darauf.
Ich opfre nicht dem FlitterScheine
Des Reichthums meine Ruhe auf.
Auch ohne Weinberg, Feld, und Gründe
Schmückt unſer Herz des Lebens Luſt.
Ich bin unendlich reich, ich finde
Mein größtes Glück in Julchens Bruſt.

Das ſage ich euch nun einmal vor allemal. Wenn ihr mir noch Gauckeleyen drein machen wollt, da gehe ich, ſo weit mich meine Beine re tragen, und darnach kriegt ihr mich in eurem Leben nicht wieder zu ſehen.

Vogt.

Gieb dich nur zufrieden, guter Junge! — ich habe einmal ſchwarz auf weiß, und die 200 Rthlr. die ſie gegeben haben, ſind Julchen ihr våterliches.

Lore.

Nein, ſo einen Streich håtte ich ihm doch nicht zugetraut, Herr Vogt! Fi! das iſt recht garſtig.

Marthe.

Meinethalben kånnen ſie ſich nehmen, aber — daß mir nur keins vor die Augen kömmt! — In meinem Leben nicht. — Und er, Herr Vogt! iſt, — mit Reſpekt zu ſagen, — der größte Betrüger unter der Sonne.

Vogt.

Nur keine Injurien, Gevatter Marthe! Mein Treu! damit wirds nicht gut. — Ver-

ſteht

ſieht ihr mich? (**Man hört von ferne einen Marſch mit Trommel und Pfeifen.**) — Ei! — Was iſt das? Was gilts? Es iſt Friede, und unſere jungen Purſche kommen noch zur Kirmſe.

Röschen.

(**Kömmt wieder geſprungen**) — Sie kommen, — ſie kommen, — alle kommen ſie wieder. Friede, Görge, Töffel, Matz, Caſper, Chriſtel, und Veit der Korporal; — Alle kommen ſie wieder, und gepuzt, wie die Docken.

Lore.

(**Sieht ſich um.**) Luſtig ihr Mädchen! Meiner Treu, ſie ſinds! — und das iſt brav, nun kriegen wir noch mehr Treffer in unſere Lotterie.

Divertiſſement.

Junge Bauern in Soldaten-Montur, ziehen von einem Korporale geführt, mit klingendem Spiele auf.

Vogt.

He! Willkommen! Willkommen ihr Purſche! —

ſche! — Haben ſie Friede gemacht, daß ihr wiederkommt? — Ihr ſeyd doch noch fein alle geſund? He?

Chor.

Bauern.

Der Krieg iſt aus, der Friede da,
Und wir ſind wieder kommen;
Ihr Mädchen! ſeht ihrs gern?

Mädchen.

Ja, ja!
Seyd uns auch ſchön willkommen!

Bauern.

Wir kommen doch zur Kirmſe recht?

Mädchen.

Und auch zum Hochzeit-Schmauſe,
Wenn ihr nur wollt. — Wolan, verſprecht,
Und bleibt bey uns zu Hauſe.

Der Korporal.

Töffel! ſetz die Trommel her! —
(er ſezt ſie in die Mitte)
Kinder! ſchließt den Reihen!
Laßt uns um ſie frölicher
Feſt und Kirmſe weihen.
(Es wird um die Trommel getanzt.)

Rund-

Rundgeſang.

Der Vogt.

Mädchen! mit der Sprödigkeit
Iſt nichts auszurichten.
Oft noch müſſen euern Streit
Lotterien ſchlichten.

Frau Marthe.

Wittwen ſind in ihrem Stand
Meiſtentheils verlaſſen.
Niemand geht uns mehr zur Hand.
Und wir müſſen paſſen.

Frau Lore.

Hat man endlich, aus Verdruß,
Auch ein Loos gezogen,
So wird man zum Ueberfluß
Schändlich noch betrogen.

Julchen.

In der Liebe Lotterie
Mädchen! kauft euch Looſe.
Seyd ihr glücklich, fehlt ihr nie,
So zieht ihr das Große.

Wilhelm.

Beſſer aber thut ihr oft,
Wenn ihr ſelbſt erſt wählet.
Denn was man vom Glücke hofft,
Iſt ſchon halb verfehlet.

Gretchen.

Gut! was uns das Loos verſagt,
Giebt uns jezt der Friede.
Freylich zieht man, wenn mans wagt,
Oſt auch eine Niete.

Der Vogt.

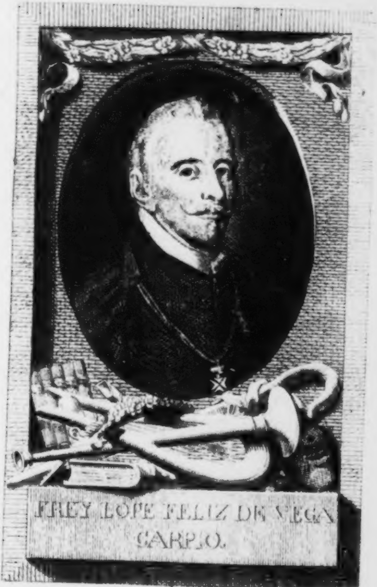
Wem ſein gutes Glücke lacht,
Führt die Braut nach Hauſe,
Kommt ihr Kinder! es wird Nacht,
Nun gehn wir zum Schmauſe.

Röschen. (zum Vogt)

Gedult Herr Vogt! ein Wörtchen noch!
Dann geh' er hin in Frieden.

(An die Zuſchauer.)

Durchlauchte Gönner! wärt Ihr doch
Diesmal mit uns zufrieden!
Dies einzge wär noch Troſt für mich;
Denn heute gieng mirs wunderlich;
Leer bin ich ausgegangen. —
Doch glaubt, ſo wahr ich Mädchen bin!
Kömmt nur ein Mann, ich will mir ihn
Gewiß auch nächſtens fangen.



FREY LOPE FELIZ DE VEGA
CARPIO.

nach Carmona von Geyſer geſtochen

Magazin
der
Spaniſchen und Portugieſiſchen
Literatur;

herausgegeben
von
F. J. Bertuch.

Erſter Band,
mit Lope de Vega's Porträt.

Preiß 18 Groſchen.

Weimar 1780.
bey Carl Ludolf Hoffmann.

Universitäts-Bibliothek Halle a. S.

Ein Wort dem Leſer.

Mißverſtändniſſen unter uns vorzubeugen iſts nöthig, mich über Zweck und Plan dieſer Sammlung zu erklären.

Wir Teutſchen waren von je her, und ſeitdem unſre Väter die Künſte und ſanfteren Muſen aufnahmen, die Bienen fremder Literaturen. Keine Nation lernte allgemeiner und lieber die Sprachen aller andern, und durchſuchte ihre gelehrten Schätze ſo gern als wir. Nicht einheimiſche Armuth, nein, Wißbegierde und unſer geſchäftiger Nationalgeiſt war die Triebfeder davon. Bey all dem Fleiße aber, den wir, ſonderlich in dieſem Jahrhunderte, an Literatur fremder Länder wandten, haben wir doch unſre Bemühungen gar nicht gleich vertheilt. Gewiſſer Nationen, als der Italiener, Portugieſen, Spanier, ihre, ließen wir wieder liegen, und hingegen fiel unſer ganzer Heißhunger auf die Franzöſiſche und Engliſche. So lange noch Männer von Geſchmack und Gelehrſamkeit dieß Feld bearbeiteten, trug es uns freylich gute Früchte, und wir wurden mit den ſchätzbarſten Produkten der beſten Köpfe beyder Länder bekannt. Aber leider dauerte dieß nicht lange! und wer kann izt ohne Ekel und Unwillen den Unfug anſehen, der mit der Uebersetzerey getrieben wird? Kein ſchaaler Roman, kein elender Wiſch darf in Paris oder London erſcheinen, und gleich iſt er auch ins Teutſche überſetzt. Knaben, die noch lange nicht vom Sprachmeiſter entlaſſen ſind, machen ſich mit der frechſten Stirn entweder an wiſſenſchaftliche Werke, wovon ſie noch nicht einmal die Anfangsgründe und Kunſtſprache verſtehen, oder an Werke des Genies, Geſchmacks und Witzes, davon ihrem hohlen Kopfe nie etwas träumte. Doch ſo lange unſer liebes Publikum noch ſolchen Fabrikenplunder kauft, unſre Buchhändler mit dieſen Artikeln ihr Capital erträglich benutzen, und gewiſſe Amphibien von Gelehrten und Tagelöhnern ihr Leben noch ſo mittelmäßig mit dieſer Sudeley hinbringen können, wird dieſem Unweſen ſchwerlich zu ſteuern ſeyn.

Die Spaniſche Literatur, die zu unſers Opitzens Zeiten in Teutſchland ſo geehrt und benutzt wurde, die ſo mancher gute franzöſiſche Schriftſteller heimlich plünderte, und die nebſt der Portugieſiſchen faſt in allen Fächern der Wiſſenſchaften ſo reiche Schätze hat, iſt uns ſo fremd, ſo unbekannt, daß wir ſogar Vorurtheile dawider haben. Wir halten ſie für trocken und ſteif, wie ihr altes Hof-Ceremoniel und ihre Gala-Tracht unter Kaiſer Carl VI. Dieß Vorurtheil

urtheil kann aber nicht anders untergraben und ausgerottet werden als durch Proben und Thatſachen. Bloßes Sagen und Empfehlen hilft nichts; das Publikum antwortet am Ende immer: zeige uns Werke, und wir wollen dir glauben. Dieze hat in ſeiner Ausgabe des Velazquez die Spaniſche und Portugieſiſche Literatur an hundert Stellen mit möglichſter Wärme empfohlen; aber zehn Jahr ſind's ſchon, und das Wort hat bey ſehr Wenigen Frucht gebracht.

„Wir wollen's verſuchen, ob wir durch „Proben und Bruchſtücken der beſten Schriftſteller beyder Nationen, Proſaiſten und Dich„ter, unſer Publikum aufmerkſam auf ihre Li„teratur machen können;" ſagte ich zu etlichen meiner Freunde, die eben ſo wie ich die Spaniſchen und Portugieſiſchen Muſen liebten. Sie vereinten ſich mit mir zu dieſem Zwecke, und ſo entſtund dieſe Sammlung, der ich keinen ſchicklichern und reichhaltigern Titel, als Magazin, zu geben wußte. Suche alſo weder Plan noch chronologiſche oder wiſſenſchaftliche Folge und Ordnung drinn, lieber Leſer. Beydes verſtattet unſer Zweck und die große Schwierigkeit, ſpaniſche Bücher, und gerade die, welche man ſucht, in Teutſchland aufzutreiben, nicht. Wir liefern was wir haben, und uns Achtung zu verdienen ſcheint; kleinere literariſche Produkte vielleicht ganz, von größeren Werken aber Bruchſtücke und Auszüge, intereſſante Nachrichten von beyden Nationen, und allem was ſie angeht. Verſuche ſinds, die wir liefern, ohne Prätenſion und Intoleranz. Gefallen ſie dem Publiko, ſchöpft es Unterhaltung und Vergnügen daraus, lernt es billiger und achtungsvoller von der Literatur ſeiner ehemaligen Bundesgenoſſen, mit denen es unter Einem Scepter ſtund, urtheilen, und bekommt mancher junge Mann dadurch Luſt, ſich auch über die Pyrenäen zu wagen, ſo haben wir Alles erreicht was wir wünſchten. Wir werden dafür ſorgen, daß Leſer aller Art etwas für ſich drinn finden, und keine Wiſſenſchaft, von der wir etwas Intereſſantes, in Beziehung auf beyde Nationen oder das Lokale der Länder, liefern können, iſt ausgeſchloſſen.

Noch ein Wort über das Wie unſrer Arbeiten! Wörtliche Ueberſetzungen ſuche man hier ja nicht, oder mache uns zum Vorwurfe, daß nicht Periode auf Periode unſers Originals treffe. Wer Schulexercitia verlangt, gehe zum Sprachmeiſter! Ich weiß, daß man ſich bey ſolchen Arbeiten oft ein Verdienſt aus Treue, d. i. wörtlicher Dolmetſchung, macht, die aber in den meiſten Fällen ſehr unrecht angebracht iſt. Ein Anderes iſt, ein gerichtliches Dokument, ein Aktenſtück überſetzen; ein Anderes aber ein Werk von Genie, Geſchmack oder Laune. Meiſt ſchadet man ſeinem Schriftſteller mit zu großer Genauignauigkeit, und würkt nichts als Trockenheit und Langeweile. Umarbeiten muß man ihn freylich nicht ganz; aber ihn, ohne Schaden ſeiner Originalität, dem Geſchmacke der Nation angenehm machen, das heißt, für ſeinen Ruhm ſorgen. Kurz, es giebt ein gewiſſes Gefühl, wie man mit einem Schriftſteller, den man überträgt, umgehen müſſe; wem dieß aber Natur nicht gab, dem giebt's auch keine Regel.

* * *

Könnt' ich durch dieſen Schritt einige mir noch unbekannte Freunde und Kenner der Spaniſchen und Portugieſiſchen Literatur in Teutſchland entdecken, die ſich uns zugeſellen und mich deßhalb mit ihren Briefen und Beyträgen beehren wollten, ſo würde mir dieß viel Freude machen, und ich es mit ſehr weſentlichen Danke erwiedern. Eben ſo ſehr wünſchte ich auch, wegen der Seltenheit ſpaniſcher und portugieſiſcher Bücher in Teutſchland, daß Beſitzer von Bibliotheken, die vielleicht zufälligerweiſe ein oder das andere ſpaniſche und portugieſiſche Buch drinn haben, es mir käuflich ablaſſen, und meinen kleinen Büchervorrath beyder Literaturen, der mich Mühe genug gekoſtet hat, dadurch gütigſt vermehren wollten, es mir gütigſt meldeten. Mit dem lebhafteſten Dank werde ich eine ſolche Gefälligkeit erkennen. Weimar, den 29. Dezember 1779.

F. J. Bertuch.

Inhalt
des erſten Bandes.

I. Volks-Romanzen . . . S. 1
II. Der Denker; von Clavijo . . . 35
III. Der Traum vom jüngſten Gerichte; von Quevedo . . . 97
IV. Die Gatomachia; von Lope de Vega 119
V. Das wunderthätige Puppenſpiel; von Cervantes . . . 213
VI. Briefe des Ritters von Spahrguth; von Quevedo . . . 241
VII. Fragment aus der Geſchichte von Granada 275
VIII. Proben aus Camoens . . . 319
IX. Biographien . . . 329

Maga-

Magazin
der
Spaniſchen und Portugieſiſchen Litteratur.

Erſter Band.

I.

Volks-Romanzen.

Spanien und Portugal ſind unter allen Ländern vielleicht die fruchtbarſten an Volks-Liedern. Sie haben einen Schatz von alten Volks-Geſängen und Romanzen, der, wenn man ihn, wegen zu großer Seltenheit der verſchiedenen Sammlungen davon, genau berechnen könnte, an Menge vielleicht Alles, was andere Länder davon aufweißen können, überträf. Wie ſehr das Volk in beyden Ländern Geſang liebe, ja wie gemein unter ihm das Singen aus dem Stegreiſe ſey, hat faſt jeder Reiſende, der nur einen Flug durch dieſe Länder that, wohl bemerkt und uns treulich erzählt. Vergleicht man aber die alten Volks-Lieder, ſonderlich der Spanier, mit ihren neuen und jetzigen: ſo ſtechen ſie gar ſehr von einander ab. Jene ſind größtentheils hiſtoriſchen Innhalts, haben faſt immer den ganzen romantiſch-traurigen Charakter der Nation, wie ſie damals war; ſelten hohen lyriſchen Schwung; aber eine erſtaunend genaue und oft geſchwätzige Ueberlieferung aller einzelnen kleinen Umſtände einer Sache, wodurch jedoch Darſtellung bewürkt wird; alle bey Volks-Liedern gewöhnliche Rauheiten, Freyheiten und Nachläßigkeiten des Sylbenmaßes; alle einerley Metrum, vierfüßige Trochäen, meiſt männliche und weibliche wechſelnd; jedoch durch die vielen offnen Vokalen, weichen Bindungen, langen Endungen in ar. einen eignen lieblichen Geſangton. Ihre neuen Volks-Geſänge hingegen, ihre Coplas, Seguidillas, Tonadillas u. ſ. w. ſind ganz verſchiedenen Tons und Innhalts; meiſt Liebes-Lieder; eine große bunte Aue, worauf wohl dann und wann einmal auch ein lieblichduftendes Veilchen blüht, der größte Hauſe aber nur Farbe nicht Geruch hat.

Keine Nation hat, dünkt mich, früher daran gedacht, ſeine alten Volks-Geſänge zu ſammlen und zu erhalten, als die Spanier. Die älteſte Sammlung, die mir davon unter die Hände gekommen iſt, iſt von 1568 zu Antwerpen bey Philippo Nucio. Sie hat den Titel:

Cancionero de Romances, en que eſtan recopilados la mayor parte de los Romances Caſtellanos, que haſta agora ſe han compueſto. *Nuevamente corregido, emendado, y añadido en muchas partes.*

Nicht allein aus dem Zuſatze des Titels ſieht man, daß dieſer Ausgabe eine ältere der nemlichen Sammlung müſſe vorausgegangen ſeyn; ſondern der Sammler klagt auch in der Vorrede, daß er dieſe alten Volks-Romanzen theils aus älteren ſehr unrichtigen und mangelhaften Exemplaren habe zuſammenſuchen, theils aus dem Munde vieler Leute ſammlen müſſen, die ſich nicht mehr recht hätten darauf beſinnen können. Dieß, und die in der Hiſtoria de las civiles guerras de Granada ſo häufig zum Beweiße der Geſchichte dieſer Bürgerkriege angeführten Fragmente alter damals auf Gaſſen und Straßen geſungner Romanzen, geben uns gute Beweiße für das Alterthum, theils ihrer ſelbſt, theils ihrer Sammlungen. Zwoo etwas neuere Sammlungen davon kenne ich noch, die beyde zu Barcelona 1587 und 1625 herauskommen ſind. Sie enthalten beyde faſt lauter Stücke, die auch ſchon in obiger Antwerpner Sammlung ſtehen; nur oft ſehr defekt und mit vielen Varianten.

Ein großer Theil dieſer Sammlungen enthält Romanzen über die Ritterzeiten der Spanier und Franzoſen, z. E. von Kaiſer Carlomann, den zwölf **Pairs von Frankreich**, einzelnen Rittern davon und ihren Thaten; dem König Artus, der **Tafelrunde**; dann über Landgeſchichte, Mohriſche Händel u. ſ. w. kurz, metriſche Chronik der Nation. Auch dies iſt, glaub' ich, ein Beweis für ihr Alter.

Ich will es verſuchen, meinen Leſern hier einige ſolche alte Spaniſche Volks-Romanzen zu liefern, und werde, wenn dieſer Artikel gefällt, ihn in jedem Bande dieſes Magazins fortführen; denn Vorrath hab' ich endlich genug dafür. Ich habe jetzt ein Paar gewählt, deren **Cervantes** im **Don Quixote** gedenkt, um jene Stellen meinen Leſern deſto heller zu machen. Wie ich ſie geliefert? Und ob ſo recht? oder nicht recht? mag entſcheiden wer die Schwierigkeiten eines ſolchen Unternehmens kennt, Wohllaut hörendes Ohr, und Gefühl für Einfalt hat. „Ueberſetze jemand — ſagt der Herausgeber der Volks-Lieder in der vortreflichen Vorrede zum zweeten Theile — wenn ſich ein langes hiſtoriſches Gedicht herab, jede zwoote Zeile auf ar endigt, und damit im Spaniſchen prächtig und angenehm in der Luft verhallet, überſetze jemand ſo was in unſere Sprache!“ Und ich ſetze hinzu: überſetze jemand, wenn der Spanier ſich durch ſeine ewigen Aſſonanzen, offnen Vokalen, langen volltönenden o und u, halbverſchluckten Diphthongen und dergl. alles zu Klang und Sang machen kann, überſetze jemand ſo was in unſre Sprache!

Ueberſetzung, völlig treue Uebertragung des Geſangtons eines ſolchen Romanzen halte ich für faſt unmöglich. Alſo, Ueberſetzung ſoll auch dieſe Arbeit nicht ſeyn, nur Umriß dieſer alten Spaniſchen Volks-Lieder; metriſch aber mußte er ſeyn, denn mit Proſa wär vollends Alles verloren gegangen.

I.

Romanze

vom Grafen Guarinos, dem Admiral, wie ihn die Mohren fiengen.

Weh und bitter, ach Franzoſen,
War die Jagd bey Ronceval!
Carlomann verlohr, mit Ehre,
Seine zwölf Pairs allzumal.

Und Guarinos ward gefangen
Von der Menge ohne Zahl;
Sieben Mohren-Kön'ge fiengen
Ihn, den edlen Admiral.

Siebenmal das Loos ſie werfen,
Wer davon ihn haben ſoll.
Siebenmal fiel er im Looſe
Auf Marlotes, den Infant.

Höher ſchätzte ihn Marlotes
Als ein ganz Arabien.
„Höre mich, Guarinos, ſprach er,
Thu', warum ich dich will flehn.

„Bitte dich, bey'm Alla, theuer,
Folge mir, und werde Mohr.
Will dir geben was von Güthern
Sich dein Herz nur auserkohr.

„Will dir geben beyde Töchter;
Eine dir zum Eheweib,
Und die andre dich zu kleiden,
Und zu ſchmücken deinen Leib.

„Will dir auch zur Morgengabe
Geben wohl Arabien
Mit der Stadt. Sag' an, Guarinos,
Willſt du mehr, es ſoll geſchehn."

Nun hub wieder an Guarinos;
Werdet hören was er ſagt:
„Nein, das wende Gott im Himmel,
Und Marie, die reine Magd,

„Daß ich Chriſtenglauben laſſe
Und Mahoma's Jünger ſey;
Denn in Frankreich wartet meiner
Eine Braut ſo hold und treu.“

Drob ergrimmt Marlôtes mächtig:
„Legt ihm harte Feſſeln an,
Schrie er hoch von Zorne glühend,
Daß er nimmer fechten kann.

„Tief im Kerker, tief im Waſſer,
Bis zur Gürtelſtät' hinan,
Sitz' er langſam faulend, daß er
Nimmer wieder reiten kann.

„Eiſen, ſiebenhundert Pfunde,
Von der Schulter bis zum Sporn,
Soll er ſchwer an Feſſeln tragen,
Daß er büße meinen Zorn.

„Jedes der drey hohen Feſte,
Oſtern, Pfingſten und Weyhnacht,
Soll man bis aufs Blut ihn geißeln;
Oeffentlich soll's ſeyn vollbracht.“

Tage giengen, Tage kamen;
Kam auch Sanct Johannis Feſt,
Das von Chriſten und von Mohren
Keiner ungefeyert läßt.

Alle Chriſten ſtreuen Galgant,
Myrthen alle Mohren dann;
Und das Feſt noch mehr zu ehren,
Stellt Marlotes Spiele an;

Läßt ein ſchönes Ziel aufrichten;
Himmelhoch ſtehts in der Luft:
Frölich werfen ihre Lanzen
Alle Mohren durch die Luft.

Ach vergebens Alle werfen,
Keiner reicht nur halb hinan,
Drob Marlotes läßt im Grimme
Durch den Herold ſagen an:

„Kinder ſollen eh' nicht ſäugen,
Große eh' nicht eſſen Brod,
Bis dies Ziel herabgeſchoſſen
Und zur Erde liegen thut.“

Wohl vernahm den Lärm Guarines
In dem Kerker, wo er lag.
„Heilger Gott und ſeine Mutter,
Hilf mir! was iſts für ein Tag?

Oder wird des Königs Tochter
Heut vermählt mit großer Pracht?
Oder werd ich abermalen
Zu der Geiß'lung hingebracht?“

Hat's gehört der Kerkermeiſter;
„Weder iſts ein Hochzeitmahl,
Noch dein Geiß'lungsfeſt, Guarinos,
Daß du hörſt der Hörner Schall.

„Sanct Johannis Feſt iſt heute,
Dran ein jeder frölich lebt,
Und Marlotes hat zur Freude
Himmelhoch ein Ziel geſteckt.

„Alle Mohren ſchoſſen Lanzen,
Aber reichten nicht hinan;
Drum der König läßt im Zorne
Durch den Herold ſagen an:

„Keiner ſoll eh' ruhn und eſſen
Bis das Ziel zur Erde liegt.“ —
„Ha! verſetzte drauf Guarinos —
Werdet hören was er ſagt —

„Gäbt ihr mir mein Roß und Waffen,
Die ich ſonſt ſo köſtlich hätt,
Gäbt ihr mir auch meine Lanze,
Die ich ſonſten führen thät,

Ha! das hohe Ziel ſollt liegen
Bald zur Erden abgeſtürzt.
Thu' ichs nicht, ſo ſey mein Leben
Gern zum Pfande eingeſetzt!“

„Wie? ſprach drauf der Kerkermeiſter,
Sieben Jahre um und an
Biſt du hier, wo ſonſt ein Andrer
Kaum ein Jahr nur leben kann;

Und noch glaubſt du Kraft zu haben,
Abzuſtürzen dieſes Ziel? —
Harre mein; dem Infant will ich's
Zeigen an, ob's ihm gefiel."

Eilends geht der Kerkermeiſter,
Drängt ſich zu der Bühne her:
„Herr! beginnt er zu Marlotes,
Herr, ich bringe neue Mähr;

„Wiſſ', es ſaget der Gefangne,
Der bey mir im Kerker liegt,
Gäbſt du ihm ſein Roß und Waffen,
Wollt er ſtürzen ab dies Ziel."

Als Marlotes dies vernommen,
Schickt er zu Guarinos hin,
Wunders, ob er noch kann reiten,
Läßt ihn aus dem Kerker ziehn.

Läßt ſein Roß, das ſieben Jahre
Elend Kalk und Steine trug,
Suchen auf, und giebts ihm ſpottend
Mit den roſtgen Waffen flugs.

„Nun wohlan, beginnt Marlotes
Ritter lachend, nun wohlan!
Kühner Ritter, hin zum Ziele!
Zeig, was deine Kraft noch kann.“

Wie ein Sturmwind hin zum Ziele
Rennt Guarinos wüthend ab;
Mehr als halb mit einemmale
Stürzt er's kühn zur Erd' herab.

Als die Mohren dies geſehen,
Fallen ſie ihn tödtlich an;
Doch Guarinos, der Gewaltge,
Muthig fängt zu kämpfen an;

Und der Mohren Menge deckte
Faſt der Sonne Licht dabey;
Aber tapfer ſchlug Guarinos
Ihre Macht und focht ſich frey.

Floh zurück zum Vaterlande,
Wohl nach Frankreich er entgieng;
Wo man ihn mit hohen Freuden
Ehr' und Reverenz empfieng.

2.

Romanze

von Donna Belerma und Durandarte.

„O Belerma, o Belerma
Dich zu meinem Weh' gebahr,
Deine Mutter; ſieben Jahre
Ich dir diente mit Gefahr,

„Konnte nichts von dir erlangen;
Und jetzt, da du liebeſt mich,
Muß in dieſer Schlacht ich ſterben,
Nimmer wiederſehen dich?

„Ob der Tod auch früh mich fodert,
Schmerzt mich Sterben doch nicht ſehr;
Dich verlaſſen, von dir ſcheiden,
Dies, Belerma, macht es ſchwer.

„O mein Vetter Monteſinos,
Wollſt gewähren, was ich bitt':
Wenn die Seele mir entflohen,
Nimm mein Herz durch einen Schnitt

„Aus dem Leibe, brings Belerma
Noch zum letzten Pfande dar.
Zweymal ſag ihr jede Woche
Ach! wie theuer ſie mir war;

„Daß ſie mein gedenke immer.
Gieb ihr all' mein Guth und Land;
Denn nun, da ich ſie verliere,
Bleib' ihr all' mein Guth und Land.

„Monteſinos, Monteſinos,
Ach, die Lanze, die mich traf,
Schmerzt mich ſehr; mein Arm ſinkt kraftlos,
Und mein Schwerd entfällt der Hand.

„Aus der Menge tiefer Wunden
Iſt mein Lebensblut entflohn.
Kalten Todesſchauer fühl' ich,
Und mein Herz — es bricht mir ſchon.

„Augen, die uns ziehen ſahen,
Werden uns nie wieder ſehn! —
Laß, o laß in deinen Armen
Scheiden mich und übergehn.

„Dunkel wirds vor meinen Augen,
Meine Zunge ſpricht nicht mehr;
Uebernimm, ach Monteſinos,
Alle meine Sünden ſchwer.

„Gott, an den du glaubſt, erhöre
Dein Gebeth, und ſchenk' mir Gnad!" —
Todt der edle Durandarte
Liegt an einem Felſen da.

Bitterlich weint Monteſinos,
Nimmt ihm Helm und Degen ab,
Bitterlich weint Monteſinos
Und bereitet ihm ſein Grab.

Nimmt mit einem kleinen Dolche
Ihm das Herz dann aus der Bruſt,
Es Belerma hinzubringen,
Wie er ſeinem Freunde ſchwur.

Tief aus ſeiner Seele brechen
Klagen, Ach und Weh hervor:
„O mein Vetter Durandarte,
Weh' mir, daß ich dich verlohr!

„Kühner, nie beſiegter Degen;
Warſt ſo treu und adelich!
Wer dich ſchlug, ach Durandarte,
Warum ließ der leben mich?

3.

Romanze
von Don Gayferos,
wie er ſein Ehegemahl aus dem Lande der Mohren *) befreyte.

An dem Bretſpiel ſizt Gayferos,
Im Palaſt des Königs da,
Hat die Würfel in den Händen,
Die er eben werfen will;
Als in Saal tritt Kaiſer Carlos,
Sieht ihn ſpielen, und ergrimmt;
Red't ihn an mit zorn'gem Blicke;
Harte Worte ſagt er ihm:
„Wärſt du ſo bereit, Gayferos,
Wohl zu Waffen und Gefahr,
Als zu Spiel und Würfel, würd'ſt du
Suchen auf dein Eh'gemahl,

Das

---

*) Ich will hier ein für allemal erinnern: daß Mohren, in allen alten Ritterbüchern, Romanen und Reiſebeſchreibungen, die Araber, ſonderlich die Einwohner der Barbarey, von Fez und Marocco u. ſ. w. heißen. Es iſt das eigentliche teutſche Wort für das lateiniſche Mauri; und neuer nicht zu duldender Mißbrauch iſt's, wenn wir die Negern oder Schwarzen ſo nennen.

Das ſo lang in Mohrenhänden,
Lange ſchon gefangen liegt.
Ha! es grimmt mich tiefer, da es
Meines Leibes Tochter iſt!
Keiner Aller, die geworben
Um ſie, trug ihr Herz davon.
Da Sie dich aus Liebe wählte,
Sollt' auch Liebe retten ſie.
Ach! ſie läg' itzt nicht gefangen,
Wär ſie eines Andern Weib!" —
Zornig ob der Schmach Gayferos
Springt vom Spiele auf in Wuth,
Faßt das Bret mit beyden Händen,
Wollt es ſchmeißen um, ſpielt' er
Nicht mit Admiral Guarinos,
Der von hohem Blute war.
Läuft von dannen und durchſuchet
Auf und ab Saal und Palaſt;
Ruft nach ſeinem Vetter Roldan,
Schreyt, daß es gen Himmel ſchallt.
Roldan war im Hofe eben,
Wollte reiten; war bey ihm
Oliveros, Durandarte,
Und noch mancher Ritter mehr. —
„Bitte dich bey Gott! mein Vetter,
Bitt' dich, hub Gayferos an:
Leyh' mir ſtracks dein Roß und Waffen,
Daß ich reiten, fechten kann.

Denn es hat mein Ohm, der Kaiſer,
Angethan mir große Schmach;
Sagend, ich ſey nur zum Spiele,
Aber Waffenführen nicht.
Und du weiß't es, o mein Vetter,
Ob mein Weib ich nicht geſucht?
Weißt was wahr iſt, und ob ſchuldig
Dieſer Vorwurf mich itzt trifft?
Bin drey Jahre umgezogen
Traurig über Berg und Thal,
Habe rohes Fleiſch gegeſſen,
Hab getrunken rothes Blut.
Barfuß über Dorn und Steine
Gieng mit blut'gen Sohlen ich,
Sie zu ſuchen; und doch nimmer,
Nimmer konnt' ich finden ſie.
Weis ich nun, in Sanſueña *)
Iſt ſie, in der großen Stadt;
Hab' ich weder Roß noch Waffen,
Daß ich ſie befreyen kann.
Monteſinos hat geliehen
Mir mein Roß und Waffen ab,
Iſt in Ungarland gezogen,
Wohl zu Feſt und Ritterſpiel;

Bitt'

---

*) Der alte Mohriſche Name von Saragoſa.

Bitt' dich alſo, lieber Vetter,
Wollſt die deinen leyhen mir." —
„Neffe ſchweig, verſetzt Don Roldan,
Sag, wie kannſt du reden ſo?
Sieben Jahr ſchon liegt gefangen
Dein Gemahl; ich hab' ſeitdem
Immer dich gerüſt mit Waffen,
Und zu Roſſe wohl geſehn;
Und itzt, da dir beyde mangeln,
Willſt du hin und retten ſie?
Geh, ich habe Eyd geſchworen
Sanct Johann von Lateran,
Daß ich keinem meine Waffen
Leyhe, der mir feig ſie macht;
Gut iſt mir mein Roß geritten,
Keiner mir's verderben ſoll."
Ha! verſetzt vom Zorne glühend
Gayferos, und zieht ſein Schwerd:
Wohl Roldan, nun ſeh' ich deutlich
Wie du's ſtets mit mir gemeynt.
Hätt' ein Andrer dies geſaget,
Wollt' ihm zeigen ob ich feig!
Wärſt du nicht mein Ohm, bey Gotte!
Schlagen müßteſt du mit mir." —
Alle Große, die da waren,
Mittelten den harten Zwiſt,
Suchten Beyde auszuſöhnen;
Drauf erwiedert' Don Roldan:

„Biſt du noch ſo jung, Gayferos?
Haſt den Spruch noch nicht gehört?
Wer dich liebt, der züchtigt ſchärfer!
Schärfre Ruth', je lieber's Kind!
Wärſt du nun ein ſchlechter Ritter,
Hätt ich dir wohl das geſagt?
Dir, als einem kühnen Degen,
Aber hab ich ſo geredt.
Siehe dann, mein Roß und Waffen
Sind mitnichten dir verſagt;
Und ſo du Geleit begehreſt,
Will ich dein Geleitsmann ſeyn." —
„Dank dafür! verſetzt Gayferos,
Dank für guten Willen hab'!
Ich allein, ich will hinziehen,
Und will retten mein Gemahl!
Nimmer ſoll mir einer ſagen,
Daß er je mich feig geſehn." —
Schleunig legt ihm ſeine Waffen
An mit eigner Hand Roldan;
Thut ſein edles Roß ſelbſt rüſten,
Daß es baß gerüſtet ſey.
Und Gayferos zieht von dannen
Voller Unmuths, voller Grimms.
Leid that's Kaiſer und den Zwölfen,
Daß er ſo allein hinzog;
Und mit Liebesſtimme rufte,
Als er ritt, Roldan ihm nach:

„Harr' ein wenig, lieber Neffe;
Da du doch allein willſt ziehn,
So nimm noch mein Schwerd zur Wehre,
Und laß deines mir dafür.
Kämen gleich zweytauſend Mohren,
Kannſt damit ſie doch beſtehn.
Meinem Roſſe laß den Zügel
Und thu ihm den Willen nur;
Fühlt es ſich nur freygelaſſen,
Wird es helfen dir fürwahr;
Und ſieht es dich übermannet,
Wird dich's retten aus Gefahr.“
Nun vertauſcht er ſeinen Degen,
Nahm das Schwerd von Don Roldan,
Gab dem edlen Roß die Sporen
Und floh zu der Stadt hinaus.
Don Beltran ihn ziehen ſahe,
Ruft ihn an: „Kehr' um, mein Sohn!
Bitterlich weint deine Mutter,
Will dir geben guten Rath;
Wenn du mich als Vater liebeſt,
Ach ſo zieh' nicht hin allein!
Will dir geben kühne Ritter,
So viel du der nöthig haſt.“ —
„Tröſtet meine Mutter, Oheim,
Tröſtet ſie; ich kehr' nicht um;
Denk' ſie dann, ſie hab' verlohren
Mich als Kind, und nie geſehn.

„Wißt ihr nicht, daß unter'n Zwölfen
Böſer Will' und Leumund iſt?
Würden ſagen: nicht auf Bitte,
Feig nur ſey ich umgekehrt.
Nimmer komm' ich wieder, ohne
Meliſendra, mein Gemahl.“ —
Auf die harte Antwort kehrte
Don Beltran zur Stadt zurück.
Nun zieht fort ins Land der Mohren
Wohl Gayferos endelich;
Eine Reiſe von zwoo Wochen
Hat in einer er vollbracht.
Durch's Gebirg von Sanſueña
Kommt der Ritter grimmig her;
Schreyt für Wuth oft, daß es ſchrecklich
Bis zum Himmel laut erſchallt;
Flucht dem Weine, flucht dem Brode,
Brode, das die Mohren nährt;
Flucht dem Weibe, flucht der Mutter,
Die nur Einen Sohn gebahr,
Daß ſie, wenn ihn Feind erſchlagen,
Ihn durch keinen rächen könn';
Flucht dem Ritter, der ſo einſam
Ohne Pagen zieht einher,
Daß er, wenn ihm Sporn entfallen,
Niemand hab', der ihn anlegt;
Flucht dem Strauche, flucht dem Baume,
Der im Felde einſam wächſt,

Daß der Vögel Schaar vereinet
Auf ihn komme groß und klein,
Ihn zerbreche, und ihm laſſe
Wachſen weder Aſt noch Blat. —
Freytag war's, ein Feſt der Mohren,
Als er nach Sanſueña kam;
Zur Mesquita gieng der König
Beten mit ſein'n Rittern all'n.
Spähend ſchaut umher Gayferos,
Ob er niemand fragen kann;
Sieht bald einen Chriſten-Sclaven
Vor ſich auf dem Walle gehn:
„Helf dir Gott, du werther Chriſte,
Und geb' dir die Freyheit bald:
Wollſt Bericht, den ich begehre,
Mir anjetzt verſagen nicht.
Da du hier bey Mohren lebeſt,
Sag' mir, haſt du wohl gehört,
Ob nicht irgend eine Chriſtin
Hier von hohem Stamme iſt?“
Bitterlich beginnt zu weinen
Der Gefangne, der dieß hört:
„Herr, ich habe eigner Plagen
Schon ſo viel, und ach! ſo ſchwer,
Daß ich andrer nicht gedenke;
Tags muß ich in's Königs Stall
Pferde warten, Nachts werd' aber
Ich in Gruben eingeſperrt.

Weiß wohl, daß hier manche Chriſtin
Edlen Bluts gefangen iſt,
Sonderlich darunter eine,
Die aus Frankreich 'bürtig iſt.
König Almanzor der hält ſie
Wie die Tochter ſeines Leibs;
Viele Mehren-Kön'ge wollten
Haben ſie zum Ehgemahl.
Geht nur hin durch dieſe Straße,
Ritter, werdet bald ſie ſehn,
Sehn in Almanzor's Pallaſte
Traurig an dem Fenſter ſtehn.
Stracks von dannen geht Gayferos,
Wohl hin auf den großen Platz;
Sieht des Königs Palaſt ſtehen,
Nahet ſich und ſchaut hinan.
Da erblickt er Meliſendra.
In ein'm großen Fenſter ſteht
Sie mit andern Chriſten-Damen,
Ihren Mitgefangnen, da.
Meliſendra ſieht ihn, weinet;
Nicht, daß ſie ihn hätt' erkannt
An der Rüſtung; ſondern weil ſie
Ihn in blanken Waffen ſieht.
Da gedenkt ſie an die Zwölfe;
An den väterlichen Hof;
An die Stechen und Turniere,
Die man um ſie halten thät;

Und mit Klageſtimme ruft ſie:
„Werther Ritter, komme herbey!
Tretet näher, ich beſchwöre
Euch bey Gott! und höret mich.
Was Ihr ſeyd, Mohr oder Chriſte,
Woll't mein' Bitt verſagen nicht:
Hab' ein' Bothſchaft Euch zu geben;
Guter Lohn Euch werden ſoll.
Ritter, edler Ritter; ziehet
Ihr bald hin in Frankreichs Land,
Ach! da fragt mir nach dem Werthen
Den Gayferos wohl genannt;
Sagt ihm, daß zu Lieb und Hulde
Sich ihm ſein Gemahl empfiehlt,
Und daß mir es Zeit nun ſcheine,
Daß er ſie befreyen ſollt'.
Läßt er mich aus Furcht, die Mohren
Wohl im Kampfe zu beſtehn;
Dann, ach! ihn ein' andre Liebe
Meiner nicht gedenken läßt.
Fernes Lieb iſt für das nahe
Leicht vergeſſen, leicht verthan!
Sagt ihm aber, edler Ritter,
Sagt's ihm mehr zum Zeichen noch,
Daß ſein' Treffen und Turniere
Ich noch alle alle weiß.
Macht die Bothſchaft meiner Liebe
Aber ihm nicht Freude mehr,

Dann bringt ſie an Oliveros,
Dann bringt ſie an Don Roldan,
Dann bringt ſie dem Herrn und Kaiſer,
Meinem werthen Vater hin.
Sagt, wie ich zu Sanſueña
Hier ſchon lang gefangen bin;
Und, wenn ſie nicht ſchnell mich retten,
Daß man mich zur Mohrin macht.
Jenſeit Meers, dem Mohren-Kön'ge,
Giebt man mich zum Eh'gemahl;
Ueber ſieben Mohren-Kön'ge
Krönt man mich zur Königin;
Und dann muß ich Mohrin werden:
Ach! das thut mir bittern Schmerz!
Denn ich kann vergeſſen nimmer
Gayferos und ſeine Lieb'." —
Wohl erwiedert ihr Gayferos,
Da er frölich dieß vernahm:
„Weinet nicht ſo ſehr, Señora,
Wollt ſo bitter weinen nicht.
Eure Bothſchaft bringt Ihr ſelber;
Denn alldort in Frankreichs Land
Bin ich der Infant Gayferos,
Herr der großen Stadt Paris;
Bin des Oliveros Vetter,
Neffe auch des Don Roldan:
Liebe nur zu Meliſendra
Führt in dieſe Stadt mich her."

Wohl vernahm dieß Meliſendra
Und ihn an der Red' erkannt;
Warf die Leiter aus dem Fenſter
Und ſtieg auf den Platz herab.
Gayferos empfieng mit Freuden
Gleich in ſeine Arme ſie,
Küßt ſie, ach! zu tauſendmalen,
Daß er ſie gefunden hat.
Ha! da ſteht ein Hund von Mohren,
Der die Chriſten ſtets bewacht;
Hat's geſehn, und ſchreyt ſo ſchrecklich,
Daß es himmelhoch erſchallt.
Aufs Geſchrey des Mohren ſchloſſen
Schleunig ſie die Stadt rundum;
Siebenmal rundum Gayferos
Reitet, findet keinen Weg.
Vom Gebet aus der Mesquite
Kommt ſtracks König Almanzor;
Stracks erſchallen Kriegs-Trommeten,
Stracks die Ritter ſind zu Pferd.
Und es rüſtet ſich der Mohren
Eine ſchrecklich große Meng'.
Meliſendra ſah es zitternd,
Fieng mit ſchwacher Stimme an:
„Wollſt, o tapfrer Don Gayferos,
Wollſt daran verzagen nicht.
Gute Ritter probt Gefährde;
Gute Ritter ſind für Noth!

Und entgehſt du dieſer Fährde,
Kannſt du dich deß rühmen hoch.
Wollte Gott und ſeine Mutter!
Ach du hätteſt ſolch ein Roß
Als Roldan; denn im Palaſte
Hat mans oft und viel erzählt,
Wenn ihn auch die größte Menge
Mohren eingeſchloſſen hält;
Dann ſchnallt er den Gurt ihm feſter,
Macht ihm mehr das Bruſtſtück los,
Giebt die Sporn dem edlen Roſſe
Und raſch ſpringts mit ihm davon."
Eilends ſpringt herab vom Roſſe
Gayferos, und gürtets feſt.
Löſt ihm auf das Bruſtſtück freyer,
Und ſpringt ohne Bügel drauf.
Meliſendra hinter'n Sattel
Setzt er, giebt ihr Leib und Gurt
Feſt zu halten; ſeinem Roſſe
Giebt er hart die ſcharfen Sporn.
Nun umringt in hellen Haufen
Mohrenmacht ihn um und um
Mit erſchrecklichem Geſchreye,
Drob das edle Roß hochſpringt;
Ha, da giebt der werthe Ritter
Ihm den Zügel völlig los;
Und das leichte Roß ſchnellt über,
Setzt und ſpringt mit ihm davon.

Als dieß Almanzor geſehen,
Läßt er öffnen ſchnell die Stadt.
Sieben Mohren-Heere jagen
Eilends wohl dem Ritter nach.
Als Gayferos ſah die Mohren,
Die ihn nun umringten bald;
Kehrt er ſich zu Meliſendra,
Und beginnt alſo zu ihr:
„Wollſt nicht zürnen, holde Liebe,
Daß du hier abſteigen mußt;
Hier im dicken Strauche kannſt du
Meiner warten ſicherlich;
Denn die Mohren ſind ſo nahe,
Und du führeſt Rüſtung nicht;
Aber ich hab' gute Waffen,
Die ich itzt verſuchen will."
Ab vom Roſſe Meliſendra,
Kniet zur Erde betend hin,
Hebt gen Himmel Aug' und Hände,
Bitt't für ihren Ritter Sieg.
Ohn' daß es der Ritter wendet,
Kehrt das edle Roß ſelbſt um.
Wenn er für den Mohren weichet,
Scheints als könnt' es gehen nicht;
Aber wenn er an ſie greifet!
Brichts mit ſolcher Wuth einher,
Daß die Erde kracht und zittert,
Alles weicht und Alles flieht.

Kühn und tapfer focht Gayferos,
Kühner, tapfrer noch das Roß,
Und erlegte ſo viel Mohren,
Daß ihr Blut das Feld bedeckt.
König Almanzor erſtaunte
Ob der That, und rufte aus:
„Großer Alla! hilf und rette,
Denn dieß muß ein Wunder ſeyn.
Nur in wenig Rittern wohnet
Solche hohe Stärk' und Kraft.
Es muß ſeyn der Zauberfeſte
Tapfre Paladin Roldan;
Oder auch der kühne Degen
Reynaldos von Montalban;
Oder Urgel de la Marcha,
Der ſo tapfre, ſtarke Held;
Denn von den berühmten Zwölfen,
Iſt ſonſt keiner, der dieß kann.“ —
Hats gehört wohl Gayferos,
Und ruft ihm verächtlich zu:
„Schweig, o ſchweig doch, Mohren-König,
Schweig und rede ſo was nicht;
Ihrer ſind noch viel' in Frankreich,
Die dergleichen Thaten thun.
Ich bin der Genannten keiner;
Aber kennen ſollſt du mich:
Ich bin der Infant Gayferos,
Herr der großen Stadt Paris;

Oliveros iſt mein Vetter,
Don Roldan der iſt mein Ohm.“ —
König Almanzor erbebte,
Als er ihn ſo reden hört;
Floh zurück mit allen Mohren;
Floh, und warf ſich in die Stadt;
Und da ſteht allein der Ritter,
Findet keinen Kämpfer mehr;
Wendet nun ſein Roß und ſuchet
Meliſendra wieder auf;
Die ihm ſchon entgegen eilet
Und ihn froh empfangen will.
Nun ſie ſieht die blanken Waffen
All mit Blute roth gefärbt,
Schreyt ſie: „ach um Gotteswillen!
Gayferos biſt du verwundt?
Da der Mohren waren viele,
Konnten ſie leicht treffen dich.
Zeig, ach! zeig mir deine Wunde,
Daß ſie dir nicht bringt Gefahr.
Mit dem Aermel meines Hemdes
Will ich ſie verbinden dir;
Mit dem Schleyer meines Hauptes
Will ich ſie wohl heilen dir.“ —
„Sorge nicht, verſetzt Gayferos;
Sage nicht Infantin dieß.
Warens Mohren noch ſo viele,
Konnten doch kein Leid mir thun.

Denn dieß Roß und dieſe Waffen
Sind von meinem Ohm Roldan.
Jeder Ritter, der ſie führet,
Nimmer kann gefährden nicht.
Steig behende auf und reite;
Hier zu weilen iſt nicht Zeit;
Eh' die Mohren wiederkommen,
Müſſen wir die Päſſe durch." —
Wiederaufſitzt Meliſendra,
Reitet einen ſchönen Fuchs. *)
Liebe, während ſie hinziehen,
Iſt ihr einziges Geſpräch;
Kümmern ſich um keine Mohren,
Frölich, daß ſie nun vereint,
Ziehen ſie des Nachts auf Straßen,
Tags durch Fußſteig' immer fort;
Eſſen Kräuter, trinken Waſſer,
Wie's der Zufall ihnen giebt,
Bis ſie nun nach Frankreich kommen
In das werthe Chriſtenland.

Drob

---

*) Ich vermuthe aus dieſer Stelle, und einer weiter unten, wo Meliſendra wieder abſteigen muß, weil Gayferos fechten will; daß dieſer alte Volks-Romanze durch die lange mündliche Forttragung gelitten, und dieſen Widerſpruch bekommen haben muß; den ich ihm doch, um treu zu ſeyn, ſchlechterdings nicht wegwiſchen durfte.

Drob wuchs ihre Freude mächtig,
Bis am Fuße eines Bergs
Thal einher in blanken Waffen
Auf ſie zu ein Ritter kam.
Kaum hat ihn erblickt Gayferos,
Da wallt heißer ihm ſein Blut:
„Wohl, ſprach er zu ſeiner Dame,
Wohl iſt hier zu trauen nicht.
Große Kraft hat jener Ritter,
Der uns dort von fern erſcheint;
Mag er ſeyn Mohr oder Chriſte,
Kämpfen muß ich ſtracks mit ihm.
Steig herunter Meliſendra
Und komm mir von ferne nach.“ —
Bey der Hand er ſie da führte,
Und ſie weinte bitterlich.
Näher kommen ſich die Ritter,
Faſſen Schild und Lanzen feſt,
Machen ſich zum Kampfe fertig,
Und die Roſſe wiehern laut.
Da erkennt' ihn nun Gayferos,
Und ruft ſeiner Dame zu:
„Fürchte, fürchte nichts Señora;
Komm und ſitze wieder auf.
Jenes Ritters Roß, kanſt's glauben,
Iſt mein eignes, das ich ritt;
Vielmal gab ich ihm ſein Futter
Und will's ihm noch geben mehr;

Auch des Ritters blanke Waffen
Sind die meinen, wie ich ſeh';
Und er ſelbſt iſt Monteſinos,
Der mich aufzuſuchen kömmt.
Als ich auszog dich zu retten,
War er nicht da in der Stadt,
War mit meinem Roß' und Waffen
Ausgezogen zum Turnier."
Wohl erfreut ſich Meliſendra
Höchlich daß dem alſo ſey.
Als ſie nun zuſammentrafen,
Schreyn ſie laut einander zu.
Da erkennen gleich die Ritter
Beyde an der Stimme ſich,
Springen ab von ihren Roſſen
Und umhalſen frölich ſich.
Sitzen, als ſie Sprach gehalten,
Wieder auf und ziehen fort;
Was ſie ſprechen iſt von Liebe;
Liebe nur iſt ihr Geſpräch.
Alle Ritter, alle Damen,
Die ſie finden, ziehen mit;
Bis ſie dann in wenig Tagen
Nahe kommen bey Paris.
Sieben Meilen zog der Kaiſer
Ihn'n entgegen zum Empfang;
Mit ihm kamen Oliveros,
Und der kühne Don Roldan;

Auch der Admiral Guarinos,
Don Bermudez, Don Beltran;
Mancher von den Zwölfen, die an
Seinem Tiſche eſſen Brod;
Mit ihm kam auch Doña Alda,
Don Roldans verlobte Braut;
Mit ihm kam auch Juliana,
Tochter König Julians.
Fräulein, Damen und Dueñas,
Von dem höchſten Stamm' und Blut;
Alles zog hinaus entgegen
Zum Empfang des edlen Paars.
Liebesvoll umarmt der Kaiſer
Thränend ſeine Tochter nun,
Und was er dabey ihr ſagte,
Hört man ohne Wehmuth nicht.
Von den Zwölfen war Gayferos
Mit gar großem Reverenz
Wohl empfangen, und ſie hielten
Ihn nun für ein'n kühnen Held;
Daß er ſein Gemahl erlößte
Aus Gefangenſchaft ſo groß;
Drob ſie machen ihm zu Ehren,
Feſte, Spiele ohne Zahl.

II.

Der Denker

eine Wochenſchrift von Clavijo.

Auszug eines Briefes an den Herausgeber.

— — Alſo, ungeachtet ich Ihren Plan noch nicht ſo recht überſehe, ſchicke ich Ihnen hier einige Stücke aus dem Penſador zur Probe; und verbinde damit die unverhohlne Abſicht, zu ſehen, wie dieſer ſpaniſche Schriftſteller in meiner Dollmetſchung dem teutſchen Leſer gefalle? — Nicht ſonderlich! wohl, ſo bleibt das Uebrige der Ueberſetzung Ladenhüter in Handſchrift. — Meynt man aber, daß es ſchon der Mühe werth ſey, zu ſehen, was ein witziger Kopf und Mann von Geſchmack in den Jahren 1762 bis 1767 in dem Lande gedruckt denken durfte, worinn die Inquiſition ihren glorreichſten Thron beſitzt: ſo geb' ich gelegentlich ſowohl den Penſador, als die Penſadora *) ganz heraus, bloß mit Weg-

---

*) La Penſadora Gaditana: por *Doña Beatriz Cienfuegos*; die Cadizer Denkerin; eine Wochenſchrift, die ein Jahr ſpäter als der Penſador zu Madrid, nemlich 1763, zu Cadiz herauskam. A. d. H.

laſſung der Stücke, die *Señor Clavijo* aus dem Engliſchen, nicht ſowohl ſich zu eigen gemacht, als faſt wörtlich überſetzt hat. — Man ſetzt dem teutſchen Publikum ohnedem ſchon zu manches aufgewärmtes Gericht vor, daß es kein Wunder wäre, wenn ihm endlich das **Vorliebnehmen** gar zum Ekel würde.

Twiß ſagt zwar in ſeinen *Travels trough Portugal and Spain*, *original Edit. p.* 448. „beyde Werke (der **Denker** und die **Denkerin**) „verdienten ins Engliſche überſetzt zu werden.“ Für Teutſchland ſcheinen ſie alſo faſt von nicht mindern Werth zu ſeyn. Denn wir ſind mit den Sitten, der Wendung in der Denkart der Spanier, und dergleichen, noch eben ſo richtig nicht bekannt, und die letzte, ſollte man wenigſtens glauben, könnte man aus einem periodiſchen Moraliſten, der darauf wirken will und muß, am beſten kennen lernen. Allein **Twiß** kann ſich eben ſo gut irren, als ich. Hingegen iſt der Beyfall, der ſich durch einen geſchwinden Abgang eines Buchs äußert, zwar gar nicht untrüglich, aber doch, in Abſicht des Verlegers wenigſtens, viel zuverläßiger.

Für meine Ueberſetzung ſtehen? Behüte und bewahre, lieber **Bertuch**! Ich ſtehe gewiß für kein einziges Wort. Verlange aber auch im Geringſten nicht, daß Sie ein Tröpflein Dinte zu meiner Rechtfertigung oder Entſchuldigung vergießen ſollen. — Hält einer oder der andere unſrer Landsleute, der auch, wie Sie und ich, den Einfall gehabt, ein Paar Stunden, die er überley hatte, (hieraus erhellet ſchon, daß es eben keiner der brausbärtigen Kritiker von Profeßion ſeyn wird, die, außer dem Lernen, alle Hände voll zu thun haben) aufs Spaniſche zu verwenden, es der Mühe werth, die Ueberſetzung mit dem Originale zu vergleichen, und findet, nach ſeiner Meynung, Fehler: ſo muß er das Recht haben, ſolche, auf eine ſelbſtbeliebige Art, anzuzeigen. Was hölf alles Vertheidigen, wenn er Recht hätte! Und denjenigen, die nur ſchreyen, um zu ſchreyen, — wer wollte denen ein Wort erwiedern? Bey einer zwoten Edition, das iſt wenigſtens meine Meynung, — nützt man gegründete Kritiken — und wirft die nichtsbedeutenden unter das übrige Schnitzelpapier.

Meinen Namen — habe ich einmal beſchloſſen zu keiner Ueberſetzung drucken zu laſſen; man mag das Stolz oder Blödigkeit nennen! Vielleicht iſt es dennoch keins von beyden. Nur halte ich das Ueberſetzen eben ſo wenig für eine Todtſünde, als für ein Werk der verdienſtlichen Heiligkeit. — — —

Der Denker

von Don Joſeph Alvarez y Valladares *).

— — — Si quid noviſti rectius iſtis,
Candidus imperti: Si non, his utere mecum

Erſter Denkzeddel.

Mag ſtatt Vorrede oder Einleitung dienen.

Hochgeehrtes Publikum!

Ew. Freundlichkeiten würden es wohl nicht ſo ganz günſtig aufnehmen, wenn Deroſelben eine Wochenſchrift unter Augen träte, ohne daß Dieſelben vorher ſich geziemend nachrichtlich unterlegen laſſen, die Urſachen des Verfaſſers, warum er geſchrieben; den Zweck, den er ſich dabey vorſetzt; die Methode, welche er darinn befolgen will; die Zeit, wenn ſolche ans Licht treten ſoll; und, welches noch wichtiger iſt, das eigentliche

---

*) Ein erdichteter Name. Vor den ſpätern Bänden tritt der Verfaſſer mit ſeinem wahren Namen, Don Joſeph Clavijo y Faxardo, hervor, welcher Name Clavijo durch die Memoiren des Herrn von Beaumarchais und Göthens Trauerſpiel bey uns bekannt genug geworden iſt.

liche Seyn und Weſen des Autors; ob er rein weiß *) iſt, oder verdächtig braun **); ob groß oder klein? ob er ſanften Gemüths iſt, oder auffahrend? Dinge, die Deroſelben zu wiſſen von großem Belang ſind. Ueber alles das will Ew. Freundlichkeiten Neugier ich befriedigen, und dazu hab' ich dieſe Vorrede beſtimmt.

Ich bin, lieber Leſer, ***) ein wortkarger Mann, ein Grübler und von höchſtempfindlichem

---

*) Rein weiß; Zeichen einer gewiſſen Art Adels, nemlich von altchriſtlicher Geburt. Der Verfaſſer des Gilblas wußte das, und brauchte es; ſein Ueberſetzer aber ſagt,, ſie war ein klein klein Häpchen, von der Sonne verbrannt. Wo ein andrer wohl geſagt hätte: ſie ſteckte noch ein wenig in der Mohrenhaut; oder ſo. — Siehe Seite 12. des Erſten Bandes des Gilblas, neu überſezt, mit Kupfern 1779.

**) Die braune Geſichtsfarbe verräth den Neuchriſten, oder eine Abkunft von Mohren (Saracenen) oder Indianern. — Nun iſt aber in Spanien (wie allenthalben billig) alles Gute bloß von und für Altchriſten.

***) Mein teutſches Publikum wird mirs ſchon zu gute halten, daß ich in der Folge dieſer Ueberſetzung das *Señor mio* (Hochgeehrteſter Herr) und *Vueſtra Merced* (Ew. Gnaden, Ew. Freundlichkeiten, und wie ſo was im Canzley- oder geſchnürten Briefſtyle ernſthaft oder ironiſch heißen könnte,) womit der Verfaſſer, der Sitte ſeines Landes gemäß, ſein Publikum anredet, durch das bey uns bereits ziemlich eingeführte Lieber Leſer, und gelegent-

Gemüthe. Die geringſte Kleinigkeit, die nur einigen Bezug auf Sitten, Staatskunſt, Sprache oder dergleichen hat, was die menſchliche Geſellſchaft, das Leben, die Künſte und Wiſſenſchaften betrift, ſetzt meine Einbildungskraft in Bewegung; und ohne zu wiſſen, woher und warum, finde ich mein Gehirn alle Augenblicke mit Ideen angefüllt, die mich zuweilen beluſtigen, zuweilen betrüben, und meine Gedanken in beſtändigem Gang' erhalten. Das Schlimmſte dabey iſt, daß, ſo lang' ein ſolcher Enthuſiaſmus bey mir dauert, (und ſie ſind bey mir weder ſelten noch kurz) mir alles, was ich denke, als gar vortreflich vorkommt. Ich dünke mich der Erſte unter den Menſchen zu ſeyn: ich beklage ihr Schickſal, daß ſie mich nicht zum Führer haben; und geh' in meiner Schwärmerey ſo weit, daß ich glaube, ich könnte zu ihrer Glückſeligkeit beyräthig ſeyn. In dieſem behäglichen Wahnſinne bringe ich den größten Theil meines Lebens hin, den Kopf beſtändig voller Gedanken, und beſtändig auf meiner Stube, die ich faſt gar nicht verlaſſe. Anfangs wandelten meine Gedanken auf eben dem Wege wieder fort, auf dem ſie gekommen waren; es kamen andre, die den Platz der erſten einnahmen; und da dieſe ſo wenig wie ihre Nachfolger davon-

---

legentlich mit dem treuherzigen Du ausdrücke. Man kann ſich leicht Hochgebornes, Hochwohlgebornes, und wie vielerley der Gebornen und Nichtgebornen es geben mag, hinzudenken.

davonſchieden, ohne Nachkommenſchaft zu hinterlaſſen: ſo rieben ſich, bey Ankunft neuer Gäſte in meinem Gedächtniſſe, die Ideen, die ihre Voraͤltern darinn gezeuget hatten, untereinander auf. Damit war nun meiner Eigenliebe keinesweges gedient, welche glaubte, mit jedem vergeſſenen Gedanken wäre ein Schatz verloren gegangen. Ich griff die Sache alſo anders an. Ich begann alle die Hirngeburten und alle die Schnurren, die meine Einbildung durchwanderten, zu Papiere zu bringen, und ſo hab' ichs meinem Fleiße zu verdanken, daß ich nunmehr mit einem Generalregiſter über alles dasjenige verſehen bin, was ich ſeit den letzten Jahren hindurch gedacht habe.

Ich habe meinen Freunden einige dieſer Denkereyen vorgeleſen; ich merkte, daß ſie dabey die Naſe nicht rümpften; und mehr brauchte meine Eitelkeit nicht, um ſie gerne in Druck zu geben. Es iſt wohl wahr, daß ſie gern mit Etwas Mehrerem vorlieb genommen hätte: es möcht' ihr ſehr ſanft gethan haben, wenn man geſagt hätte: es wäre doch Schade, wenn ich ſie nicht drucken ließe. Unrecht wäre es; wenn ich ſolche dem Publikum vorenthielte, und hätte dieſes ein gegründetes Recht, ſich über meine Fahrläßigkeit zu beſchweren. Dergleichen, und weit mehr noch, iſt wohl Andern, ungefähr meines Schlags, geſagt worden, wenn wir gewiſſen Vorreden glauben dürfen; und ein Wunderwerk wär's doch nicht, wenn mir eben das begegnete, was andern begegnet iſt?

Indeſſen iſt mirs ſo gut nicht geworden. Der beſte unter meinen Freunden, der mir noch am meiſten ſchmeichelte, hat ſich begnügt, mir unter Lippenwerfen und Kopfnicken zu ſagen: „Nicht ganz übel! ganz erträgliche Sächelchen!“ Und dieſe Ausdrücke, die vielleicht jeden andern niedergeſchlagen hätten, haben über mich ſo viel vermocht, daß ich beſchloß, hervorzutreten, und nun hier vor **Ew. Geſtrengen** roth und bleich ſtehe.

Glaube mir, lieber Leſer, ich kann nicht müßig ſeyn; Leſen, Denken und Schreiben iſt mein Geſchäft und Zeitvertreib; und es wäre doch hart, wenn ſolche Papiere verſchimmeln und vermodern ſollten, in welchen Du vielleicht einiges Nützliches, für dich findeſt, wenn ſie Dir mitgetheilet werden. Das iſt die Urſach, warum ich meine Gedanken drucken laſſe; verſteht ſich, diejenige, die mein Leſer, nach meinem Wunſche, glauben ſoll. Im Vertrauen; ich könnte wohl andre Urſachen angeben, die nicht ſo preislich klingen, aber aufrichtiger wären. Ich könnte ſagen, ich ſchreibe, weil mir's ſelbſt Spaß macht, (und braucht man auch eben kein Hexenmeiſter zu ſeyn, um das ohne Hülfe zu errathen) und andre ähnliche Treuherzigkeiten mehr, die ſo zwiſchen Wahrheit und zwiſchen Vorgeben herumſchwanken ſollten, daß es eine Luſt wäre; aber ich mag die Zeit nicht mit Läppereyen verſpillen, und will mein ernſthaftes Geſicht wieder annehmen, und meinen weiſen Lehrton, ſo wie ſich beydes für die ehrwürdige Perſon eines wöchentlichen Schriftſtellers ſchickt und gebührt.

Der Zweck meines Blattes iſt, die Menſchen zu beſſern. Der Vorſatz iſt kühn: aber was wagt man am Ende bey der Unternehmung? Man ſtudirt darauf, die Racen der Pferde, des Geflügels und anderer Thiere zu verbeſſern; man arbeitet an Beſſerungen der Aecker, der Wege, der Heerſtraßen, der Wohnhäuſer: und für wen alles das? Für den Menſchen, zu ſeinem Nutzen, zu ſeiner Bequemlichkeit. Warum alſo ſollte man nicht darauf denken, den Menſchen zu beſſern, der der Gegenſtand aller dieſer Anſtalten und Arbeiten iſt? Die Menſchen ſind oft mit Wiſſen und Willen böſe; weit öfter aber aus Unwiſſenheit, Dummheit und blinder Nachahmung. Wer ſich die Mühe nimmt, ihre Jdeen zu berichtigen, leiſtet ihnen einen Dienſt, vielleicht den wichtigſten im ganzen Leben. Jndeſſen müßte man mehr als Menſch ſeyn, um dieſen Dienſt mit allem erwünſchten Erfolg auszurichten; das räum ich ein, und eben deswegen ſchmeichle ich mir mit keiner reichen Erndte, und werde ich ſchon zufrieden ſeyn, wenn ich nur erfahre, daß ein Einziger durch meine Gedanken gebeſſert ſey.

Jch habe eine ziemliche Zeit gelebt, die ich meiſtens darauf verwendet habe, die Menſchen zu beobachten, und möchte gerne für diejenigen beobachtet haben, denen ihr Leben noch bevorſteht. Die Bemerkungen eines Steuermannes geben demjenigen vieles Licht, der nach ihm dieſelbige Fahrt zu thun hat. Hier findet er eine Sandbank angemerkt; dort eine Klippe; in dieſer Gegend, ſagt ihm die Nachricht, wehen um dieſe Jahrszeit die Oſtwinde; in jener dort herrſchen die Nordwinde. Er nimmt ſich ſorgfältig in acht, und regiert darnach Seegel und Ruder; nimmt die rechte Zeit wahr, das Vorgebirge zu umſegeln; und erwartet die Fluth, um in den flachen Hafen zu laufen. Die Fahrt des Lebens hat nicht weniger Klippen, und es gehört nicht weniger Klugheit und Sorgfalt dazu, mit den Menſchen umzugehen; daher iſt es nöthig, ſie zu kennen, und dieſe Kenntniß ſoll eine meiner wichtigſten Beſchäftigungen ſeyn. Ich werde es machen, wie der Steuermann, der auf ſeiner Karte die gefährlichen Oerter anmerkt; mögen andre ſich ſein Tagebuch zu Nutze machen, wenn ſie wollen.

Wenn die Menſchen ihr eignes Betragen erforſchen, und ſich im rechten Ernſte kennen lernen wollten: ſo würden viele an meinen Betrachtungen Anſtoß nehmen, eben ſo, wie ſich ein häßliches Mädchen entrüſten würde, dem man einen Spiegel vorhielte. Indeſſen geht es mit dem Betragen der Menſchen, und dem Urtheile darüber, wie mit den Taſchenuhren. In einer Geſellſchaft zieht ein Dutzend Perſonen die ihrigen hervor. Keine ſtimmt genau mit der andern überein, und jeder behält die ſeinige, und hält ſie für die richtigſte. Eben ſo wird es mit meinen Blättern gehn.

Ein Jeder wird ſich dünken, in den Zügen der Laſterhaften dieſen oder jenen zu erblicken; und niemand wird ſich ſelbſt erkennen, weil er ſeine eigne Aufführung für untadelhaft, und die Aufführung andrer für fehlerhaft hält. Nicht alle Menſchen werden von einerley Fehlern beherrſcht; aber den haben wir alle an uns, daß wir unſre eignen nicht erkennen, oder doch wenigſtens den, daß wir ſolche mit einer Nachſicht betrachten, die bis zur Blindheit geht. Von ſolchen Aeckern läßt ſich nur geringe oder gar keine Erndte erwarten; dahingegen aber verſprechen ſie auch einem moraliſchen Schriftſteller alle Sicherheit und Ruhe, weil niemand glaubt, daß von ſeinen Untugenden die Rede ſey. Dann und wann werde ich einen Geizigen ſchildern, einen Betrüger, einen Hochmüthigen: Tireſias wird das Blatt leſen, und nichts darin finden, das ſich auf ihn deuten laſſe. „Das wären meine Augen? (wird „er ſagen) Nein, gewiß nicht. Iſt das mein „Mund? Nichts weniger! Das ſollte meine Naſe ſeyn? Es ſieht ihr ſehr ähnlich — — aber, „wie viele Naſen giebt es nicht, die eine Gleichheit mit der meinigen haben?“

Methode, oder Ordnung muß man in dieſem Werke gar nicht erwarten. Wie alſo der Inhalt der Blätter ſehr abwechſelnd ſeyn wird; indem ich allemal die Materie ſo nehmen werde, wie ſie ſich mir darbietet; ſo wird auch die Ordnung, wie ſie auf einander folgen, zufällig ſeyn. Ich bin dergeſtalt an die Ausſchweifungen meiner Phantaſie gewöhnt, daß michs nicht wundern wird, wenn einer Abhandlung gegen die Verläumdung, unmittelbar auf den Ferſen eine Andre folgt, die von der Reform der Reſpektueuſen, oder von den Handgriffen mit dem Fächer handelt.

Dies Blatt ſoll alle Montage ausgegeben werden. Meine Urſache dazu iſt, daß wir, bevor wir uns in den Zeitungen um Krieg und Frieden, um Allianzen und mehr dergleichen Dinge bekümmern, die unſre Neugierde auf ſich ziehen, uns erſt mit demjenigen bekannt machen, was in unſern vier Pfählen vorgeht, und die Augen auf dasjenige richten, was uns ſelbſt unmittelbar betrift.

Unterdeſſen müſſen meine Leſer nicht meynen, wenn ich meine Blätter des Montags ausgebe, ich dächte meine Imagination dergeſtalt zu binden, daß ſie nicht die Freyheit behielte, an irgend einem andern Tage zu denken. Nein, ſo meine ich's nicht. Sie iſt frey, eigenwillig und zwangſchen; und wenn ihr an einem andern Tage der Woche ein Gelüſten ankommen ſollte, zu denken, und ſich einen Spaß zu machen, ſo werde ich nicht ſo hartherzig ſeyn, ihr die Freude zu verſagen. Doch wird hierin hauptſächlich der freundliche oder unfreundliche Willkommen entſcheiden, den meine Gedanken beym Leſer finden. Werden ſie freundlich aufgenommen, ſo werde ich unermüdet fortfahren; wo nicht, ſo wird es dem

Publikum eben ſo gleichgültig ſeyn, wenn ich aufhöre, als ich meine Blätter nicht gerne nach den Gewürzläden wandern ſehen möchte.

Einige Mißgeſtalten werden unter den Gemählden mit unterlaufen: ich meine ſolche, welche von Laſterhaften gemacht ſind, und die man weder weglaſſen noch mildern darf, wenn man ihre Häßlichkeit kenntlich machen und Abſcheu davor erwecken will. Im Ernſt, ich ſchmeichle mir, daß der ſtrengſte Wohlſtand mit mir zufrieden ſeyn ſoll. Uebrigens aber kann mir es nicht zur Laſt fallen, ſo wenig wie einem Mahler, der häßliche Geſichter mahlt, wenn er ſeinen Urbildern treu bleibt. Und wenn man allenfalls ſein eignes Portrait erkennen, und nicht damit zufrieden ſeyn ſollte, ſo darf man es nur mit meinen Blättern machen, wie's eitle Damen mit einigen gar zu aufrichtigen Spiegeln zu machen pflegen.

Hiermit wären dann, lieber Leſer, Deine wichtigſten Fragen, in Anſehung dieſes Wochenblatts, beantwortet. Indeſſen fehlt noch, ſagſt Du, das Weſentlichſte, nemlich das eigentliche Weſen und die Beſchaffenheiten des Autors. Nun, Eins nach dem Andern! Freylich biete ich meine Perſon nicht feil, und folglich giengen Dir meine Eigenſchaften nichts an; aber weil ich gerne mit Dir gut Freund ſeyn wollte, ſo muß ich Dir ſchon ein Ding zu gefallen thun. Ich hab's Dir, lieber Leſer, ſchon geſagt, daß ich von Natur ſehr empfindlichen Gemüths, wortkarg und zum Grübeln geneigt bin. Gegenwärtig ſetze ich noch hinzu, daß ich die Tagesſtunden, die ich frey habe, dazu anwende, alle Klaſſen von Menſchen zu unterſuchen. Ich gehe eben ſo lieb in eine Aſſemblee von Staatsmännern, als zu einem Theebeſuch von lauter Damen. Weder an dem Einen noch an dem Andern dieſer Orte verleugn' ich mein Stillſchweigen, wodurch denn jede zu ihrem Vergnügen überzeugt werden, daß ich von ihren politiſchen Grundſätzen eingenommen, und dieſe feſt glauben, daß ich, bezaubert von ihren Schönheiten, weggegangen bin. Ich laſſe ihnen Allen ihre Freude mit ihrer Eitelkeit, und erreiche meinen Vorſatz. Ich beſuche die Schaubühnen, die Spaziergänge und die Handwerkswinkel; laſſe mich in Geſpräch ein mit dem Schneider, mit dem Schuſter und mit dem Waſſerträger: auch das Kaffeehaus beſuch ich zuweilen; und in dieſen Schulen lerne ich in einem Tage mehr, als auf einer Univerſität in zehn Jahren.

In einer feinen Geſellſchaft mich zu ſehen, iſt eine Komödie, weil ich das Afterreden verabſcheue; und weil zum Unglück in dieſen Verſammlungen faſt nichts anders vorgenommen wird, als den armen Nächſten in die Bank zu hauen: ſo werde ich, ſo oft ich nicht umhin kann, bey einem ſolchen ſcheuslichen Auftritte zugegen zu ſeyn, herzlich traurig, der Schweiß tritt mir vor die Stirn, ich ſtampfe mit den Füßen, beiße mir die Lippen und weis mir nicht anders zu helfen, ſen, als daß ich Anſchläge mache, wie ich die vermaledeyte Verläumderbrut, womit Spanien heimgeſucht iſt, bey nächſter Gelegenheit der Schande und dem Gelächter preisgeben will. Dieſe und dergleichen andere Gemüthsſchwächen mehr halten mich beſtändig auf der Folter. Eltern, welche ihre Kinder gar nicht, oder ſchlecht erziehen: reiche Leute, welche das Armuth drücken, und die Waffen ihres Ueberfluſſes und Anſehens gegen den würdigſten Gegenſtand ihrer Großmuth und ihres Mitleidens kehren: Mütter, welche ihren Töchtern, ſtatt Beyſpielen von Tugend und Sittſamkeit, Beyſpiele der Ueppigkeit geben: Männer, die ſich aus bloßer Unthätigkeit zum Nachtheile ihres Wohlſtandes, und nicht ſelten zum Nachtheile ihrer Ehre, von ihren Weibern am Gängelbande führen laſſen. Geizige; Stadtklätſcher; Schmeichler; Verläumder; Scheinheilige; Betrüger; Modepuppen; Gottesverächter und Abergläubige: alle dieſe, ſag' ich, und noch ein großer Haufen andrer, treiben mich zur Wuth, zum Weinen, zum Seufzen, ohne daß alles, was mir meine Vernunft vorhält, um beym Anblick ſolcher Gräuel wenigſtens nicht aus meiner Faſſung zu kommen, etwas helfen will. Kurz, zu meiner Quaal bin ich ſo empfindlich, gegen ſolche Uebel beſonders, welche die menſchliche Geſellſchaft drücken, daß ich ſie nicht ohne heftiges Leiden anſehn kann; und ſo unerfahren treuherzig, daß meine Philoſophie darüber die Steigbügel verlieret, und ich, wenn ich den gegenwärtigen Zuſtand der Menſchen betrachte, mir die Sache ſo tief und ernſtlich zu Gemüthe ziehe, als ob es alle meine Kinder wären, oder, als ob ich ganz beſonders den Auftrag hätte, die Tugend, die Künſte, den wahren Geſchmack und die Vernunft zu beſchützen; wobey ich dann das traurigſte und betrübteſte Leben von der Welt führe.

Im Punkte des Ehrgeizes komme ich viel gelinder davon. Ich betrachte mich nicht, als wäre ich dazu geboren, die Menſchen zu regieren, und dieſe ſcheinen mir in dem Betracht auch nicht der Sorgen und Mühe werth zu ſeyn, die es koſtet, ſie zu beherrſchen. Die Verordnungen des geheimen Conſeils, ſein Plan und ſeine Maximen beunruhigen mich eben ſo wenig, und reizen nicht einmal meine Neubegierde. Ich liebe meinen König und ſein Haus, wie ein getreuer Unterthan, und mein Vaterland, wie ein gutes Kind. Ich bin ein Reiſender auf dem Schiffe der Welt; ich will auf demſelben meine Reiſe thun, ohne mir anzumaßen, das Steuerruder zu führen, oder diejenigen zur Rechenſchaft zu fodern, die dies Amt verwalten. Mags führen wer will, und wie er will: es iſt mir ganz gleichgültig, wenn wir nur ruhig fortſeegeln. Die großen Bedienungen ſind nicht für mich gemacht, und ich halte mich nicht gemacht für die Kleinen. An jene kann ich nicht hinanreichen; und wenn auch, wer weis? ob ſie ſich mit meiner Philoſophie vertrügen, und ob ich nicht meiner Bedienung oder meinen Grundſätzen entſagen müßte. Bey dieſen käme meine Selbſtliebe (ſo will ich einmal meine Eitelkeit nennen) zu kurz. Und mit einem Worte, ich will lieber zu dem großen Haufen gezählt werden und ein unbekannter Denker ſeyn, als alle den Weyrauch einathmen, um welchen die Thoren; welche nach Ketten und Kerkern ſeufzen, ihre Ruhe dahingeben.

„Aus all dem erhellet, (deucht mich, hör' ich den Leſer ſagen) daß der Denker ein vollkommner Menſch und unter den übrigen ein Phönix ſey.“ Nein, freundlicher lieber Leſer! Bisher hab' ich mich von meiner beſten Seite gezeigt; wir müſſen nunmehr die Münze umkehren. Wenn man mich ſieht, wie ich hier bin; ein Sonderling, empfindlich, unbedachtſam, verliebt in meine eignen Meynungen, ſtolz auf gewiſſe eingebildete Verdienſte, und oben drein ſo eitel auf meine Philoſophie, wies nur ein Prinz vom Berge Libanon auf ſeine Titel und Staaten ſeyn kann: ſo wird man den Schluß machen, daß ich nichts mehr und nichts weniger ſey, als andre Menſchen; das heißt, eine Compoſition von Fehlern und Tugenden. Noch einige Kleinigkeiten finde ich nöthig anzumerken: ich will ſie in möglichſter Kürze vorbringen, weil mir die Vorrede ſchon faſt lang deucht.

Mein Gemüth hat keinen Hang zur Satyre, und habe ich auch nicht aus mürriſcher, tadelſüchtiger, hämiſcher Laune oder Rachgier die Feder aufgefaßt. Mich hat zu dieſer Beſchäftigung nichts anders bewegt, als die Luſt, meine Zeit gut anzuwenden, und das Verlangen, nicht unnützerweiſe gelebt zu haben. Ich kenne das unſtreitige Recht aller, unſre gute Meynungen und Ehre zu behaupten, und nichts in der Welt kann mich vermögen, die Gränzen eines allgemeinen Tadels zu überſchreiten. Ich ſehe ganz wohl ein, daß es, wenn ich ein Gemälde von einem Laſter, zur Lehre und Warnung, aufſtelle, Leute geben wird, die die Züge, nach eigenem Gelüſten, in gewiſſen Phyſiognomien finden werden; das wird aber bloß denjenigen zugerechnet werden müſſen, der dieſe Anwendung macht. Denn, in dieſem Verſtande, ſucht man vergebens nach Perſonen, welche unter den Namen Lelia, Celio, Tireſias oder Ariſt gemeynt wären; ſie ſind alle erdichtet, und wird weder itzt noch jemals ein Schlüſſel gegeben werden, der ſie kenntbar machte, weil ich ſie ſelbſt nicht kenne. Nehme ein jeder für ſich und zu ſeiner Beſſerung, was auf ihn paßt, ohne aus erdichteten Figuren Portraits machen zu wollen.

Wenn mir jemand ſeine Gedanken als Beyträge einſchicken will, es ſey in Form von Briefen, Abhandlungen, oder, wie es ſonſt gefällig wäre, ſo bin ich erbötig, ſolche einzurücken, wofern ſie nichts wider die guten Sitten, die Regierung, oder auch beſondre Perſönlichkeiten enthalten, und dabey auf irgend einige Art zum allgemeinen Beſten beytragen können. Zu dieſem Ende kann man ſolche Aufſätze, mit einem Umſchlage,

ſchlage, **für den Denker**, an die Buchhändler,
Gebrüder Orcel einſenden, und die Erfahrung
wird zeigen, daß der Denker ſich kein eignes Ver-
ienſt aus fremden Arbeiten macht *).

Strenge Feile muß man in meinen Blättern
icht ſuchen. Ich bin von Natur ein wenig faul:
ch werfe meine Gedanken aufs Papier, wie ſie
nir einfallen; und wenn ich gezwungen wäre mich
eym korrigiren aufzuhalten, oder lange am
Style zu putzen, ſo wollte ich lieber dem ganzen
lutorgeſchäft entſagen, als mich dem Verdruſſe
ner ſo ſauren und langweiligen Arbeit unter-
erfen.

Es wird Zeit zu ſchließen. Und hier wundern
ch meine Leſer ohne Zweifel, daß ſie in dieſem
orbericht weder Staubleckerey noch trotzendes
rahlen finden. Man wird aber aus meiner Fe-
r das Eine ſo wie das Andre vergebens erwarten.
arum ſollte ich meine Leſer demüthig kniend bit-
n, die Fehler meines Werks ſtillſchweigend zu
erſehen, da ich vielmehr wünſche, daß man mir
che anzeigen wolle, damit ich ſie verbeſſern könne.
en ſo wenig würde es mich kleiden, mit Trutz
r meinen Richtern zu erſcheinen. Wenn man
o nicht die heuchelnden Beyworte, günſtiger,
ſichtsvoller, unpartheyiſcher, geſchmacks-
lle. . und dergleichen findet, ſo findet man auch

) Das möchten ihm nun wohl die Engländer auf ſein Wort nicht glauben.

eben ſo wenig die Grobheiten: dummer, unverſtändiger, einfältiger, unwiſſender. Eins mag gegen das Andre aufgehn; und ſollte jemand meiner Arbeit die Ehre erweiſen, und ſolche ſeiner Kritik würdig und fähig achten, ſo erſuch ich ihn, daß er ſie auf die Schrift und nicht auf den Schriftſteller richte. Laß uns die häßliche Gewohnheit ablegen, zu thun, als ob wir nach dem Buche zielten, und nach dem Autor werfen. Eine ſehr keuſch' und züchtige Mutter kann häßliche und gebrechliche Kinder zur Welt bringen: wollen wir ihr deswegen einen Proceß über ihren Lebenswandel machen? Genug! Laß uns Freunde ſeyn. Du, geehrter Leſer, haſt wenigſtens keinen aufrichtigern, als den

1762. **Denker.**

Der Denker.

Zweeter Denkzeddel.

Brief des Denkers an die Damen.

Meine Damen,

Nachdem ich das Publikum, (von dem Sie, meine hochgeehrteſten Freundinnen, der beßre Theil ſind,) von dem Plane meines Werkes unterrichtet habe, ſo wußte ich nicht, an wen ich mich mit meinen Abhandlungen vorzüglich zuerſt wenden ſollte, als an die liebenswürdigſte, frömmſte und ſchönſte Hälfte des menſchlichen Geſchlechts? Das war ich der natürlichen Verehrung und Ergebenheit ſchuldig, die ich für Sie hege, und das iſt es, was ich hiermit thun will. Nur bitt' ich, (und dieſe Bitte gilt auf die ganze Zeit, da ich mein Denkweſen treiben werde) daß, wenn ich irgend von einer weiblichen Unvollkommenheit Erwähnung thun ſollte, ſolches nur von einem Theile, und keineswegs vom ganzen ſchönen Geſchlechte gemeynt ſey. So etwas ſollte ſich nun freylich ſchon von ſelbſt, ohne meine Vorklage, verſtehen;

denn, wem iſt es unbekannt, daß es in jedem Jahrhunderte berühmte Frauen gegeben hat, welche die Ehre und der Preis ihres Geſchlechts geweſen ſind? Dennoch hat mirs zuträglich geſchienen, dieſe Erklärung gegen die Erfindung und Verläumdung der Bosheit vorauszuſchicken; und wenn's Aergſte zum Argen kommt, wiſſen Sie nun doch alle, daß der Denker die Damen verehrt und hochſchätzt, wie es Recht und billig iſt; daß er ihnen zwar freymüthig und unverhohlen ſeine Meynung ſagen wird, jedoch aber, ohn' im geringſten die Abſicht zu hegen, ein Geſchlecht lächerlich zu machen, das Anſpruch auf allen ſeinen Reſpekt hat.

Wie die Damen bereits aus der Vorrede dieſes Werks bemerkt haben können, werden die Aufſätze des Denkers faſt beſtändig auf Reformen abzielen. Das muß ſie aber nicht ſchrecken! Bis auf den Fächer, die Reſpektueuſe, die Dormeuſe und übrigen Zierrathen der Moden, wird ſich dieſe Reform nicht erſtrecken. Nein, meine Damen, ein ſo ſtrenger Cenſor bin ich nicht, und von keiner ſo ſtörriſchen Gemüthsart, mich über Putz und Anzug zu ereifern. Ihro Gnaden ziehen den Spiegel ihrer Kammerjungfer und ihren Freund über die Wahl ihres Anzugs zu Rathe. Und darüber ſollte ich was zu kritten haben? Keinesweges! Berathen Sie ſich, gnädige Damen, mit wem, und mit wie vielen Sie wollen! Kann man es doch nicht Umgang nehmen, von Zeit zu Zeit den Rath der Aerzte einzuholen, und ihr Rath iſt doch gewiß noch unangenehmer und noch unnützer. Es iſt natürlich, daß die Damen ein Wohlgefallen an ihrer Schönheit finden, und keins von all den Mitteln verſäumen, die etwas beytragen können, ſolche zu erhöhen. Das iſt die Hauptneigung eines Frauenzimmers, und diejenige, welche die ſtärkſten und tiefſten Wurzeln ſchlägt. Ihre Annehmlichkeiten erleichtern ihr den Weg zu der ſüſſeſten Gewalt und der ſchmeichelhafteſten Herrſchaft in den Herzen der Männer. Wir unterwerfen uns ihrem Zepter gutwillig, und führten ſie ihn auch ein wenig tyranniſch, ſo läßt ihre Schönheit uns nicht auf den Gedanken verfallen, uns zu empören. Lächerlich alſo wär' es, wenn man die unſchuldigen Kunſtgriffe verdammen wollte, durch welche Sie, theure Damen, Neigungen zu feſſeln, und uns zu nöthigen verſtehen, Ihnen den Tribut der Ehrerbietung und Unterthänigkeit zu bezahlen.

Bis ſo weit, nicht wahr? halten Sie mich, vortrefliche Damen, für einen Denker, der ſo viel Gold werth iſt, als er ſchwer iſt; aufmerkſam, beſcheiden, höflich und freundlich! Und doch bin ich damit noch nicht zufrieden; ſondern ſuche mir ſo viel Verdienſt um Sie zu erwerben, daß Sie mich noch viel höher ſchätzen ſollen. Und meynen Sie nicht, daß ich meinen Zweck erreichen werde, wenn ich Ihnen ein leichtes Mittel mittheile, das wenig koſtet und doch zuverläßig iſt, Sie noch liebenswürdiger zu machen; Ihre Herrſchaft auf noch ſicherere Gründe zu bauen? und kurz, das die Artigen und Hübſchen immer ſchöner, und ſelbſt die Häßlichen hübſch macht? Schöne Frage! Sie alle, meine gütigen Damen, ſagen Ja! die Erſten ſind es zufrieden, weil ſie ihren Vorzug beſtändig behaupten werden, und die Andern ſind es im höchſten Grade, weil ſie dadurch ebenfalls zu einiger Herrſchaft gelangen. Nun, da ſehen Sie, wo ich hinaus will. Alſo, Hand an's Werk, und das Rezept gebraucht! Für die gute Wirkung ſteh' ich.

Der Körperſchmuck hat Ihnen, meine Damen, beſtändig Ihre ganze Aufmerkſamkeit geſtohlen. Und die Zierde des Geiſtes? die hat man mit Nachläßigkeit oder ſorglos betrieben, oder, welches noch gewöhnlicher iſt, ganz und gar aus der Acht gelaſſen. Das Frauenzimmer, welches der Natur die große Wohlthat der Schönheit zu verdanken hat, ſetzt ihr ganzes Verdienſt darin, daß ſie ſchön iſt, und genießt der Vorzüge und Freyheiten einer Schönen, bis die Blattern, graues Haar, und andre Naturtribute, davon die Schönen nicht befreyet ſind, die Anſprüche auf den Beſitz vom Angeſichte gewiſcht haben.

Die Andern, denen bey ihrer Bildung die Grazien nicht freundlich lächelten, und deren widrige Geſtalten ihnen keine Eroberungen zu machen geſtatten, bemühen ſich beſtändig, der Natur dadurch einen Verweis zu geben, daß ſie ihren

Fehler durch Putz verbeſſern oder verringern wollen, ohne zu bedenken, daß ſolches Beſtreben ſehr ſelten etwas anders hervorbringt, als daß es diejenigen Unvollkommenheiten ſichtbarer und unerträglicher macht, die eine kluge Unterwerfung vielleicht weniger auffallend gemacht hätte; gleich den ungeſchickten Malern, die die Schönheiten der Natur nicht erreichen können, und ſich zu helfen glauben, wenn ſie ihre Contrefeits mit reichen Kleidern und köſtlichen Geſchmeide malen.

Mit einem Worte, Sie alle, meine geehrteſten Damen, mögen gerne ſchön ſeyn, oder dafür gehalten werden. Das iſt das große Staatsgeſchäft, welches Sie niemals aus den Augen verlieren. Die Hoffnung, den Ruf der Schönheit zu erlangen, hat tauſendfachen Reiz, und iſt die herrſchende Leidenſchaft. Sie macht es, daß man alle Künſte, die zu dieſem Zwecke führen, mit offnen Armen aufnimmt; und daß (nicht zu erwähnen des gierigen Beyfalls, den die Arcana, oder, beſſer zu ſagen, die Betrügereyen der Marktſchreyer und Saalbader bey ihnen finden) wenige unter Ihnen ſind, die nicht die Tugenden des geſammleten Maythaues kennen ſollten; und noch weniger derer, die nicht ein oder das andre Mittelgen hinter der Hand hätten, die Geſichtsfarbe friſch, oder eine Pomade, die Haut ſanft zu erhalten, die Hitzblattern und Sommerſproſſen zu vertreiben; verſchiedene Waſſer gegen die blaſſe Farbe, und ein oder das andere Univerſalmittel, nützlich und nöthig in nicht minder wichtigen Bedürfniſſen; und kurz, dem Götzen der Schönheit werde alle Sorgen und Unbequemlichkeiten geopfert.

Es iſt wahr, ein ſchönes Geſicht führt die kräftigſte Empfehlung bey ſich; erwirbt ſich Gewogenheit und macht ſich alles unterwürfig; allein, iſt es auch hinlänglich, das Herz der Männer beſtändig zu erhalten? Nein, gewiß nicht. Sie haben es zwar geglaubt, meine ſchönen Leſerinnen, und glauben es noch: ungeachtet aber man jeden Augenblick überzeugende Beweiſe vom Gegentheile ſieht, ſcheinen Sie Ihren Irrthum zu lieben und ſich ſehr wohl dabey zu befinden. Möchts auch hingehn, wenn ein Frauenzimmer von großer Schönheit und kleinem Verſtande nur fähig wäre, ſich zu einem politiſchen Schweigen zu bequemen, ſo, daß ſie weder durch Schwatzen, noch durch Stummbleiben ſündigte, ſo könnte ſie noch einige Macht behalten, und der erſte Eindruck würde dauerhafter bleiben; und wenn ſie auch die Neigung nicht feſſelte, ſo würde ſie ſolche wenigſtens doch unterhalten; aber, (leiſe geſagt, daß es niemand hört!) in welchem Lande lebt das Frauenzimmer, welches zu ſchweigen verſteht, beſonders wenn es den Ruf der Schönheit hat? Gewöhnlich verliert eine ſchöne Perſon durch ihr Sprechen alles wieder, was ſie durch ihre ſchöne Geſtalt gewonnen hatte. Wir würden uns, wenn ſie weniger plauderte, faſt gezwungen ſehen, ſie zu lieben. Aber; ſie will beſtändig das Wort alleine haben, und dieſe Schwachheit ſetzt ſie wieder aus allem ihrem erworbenen Vortheile heraus. Kaum thut ſie den Mund auf, ohn' eine läppiſche Kinderey hervorzubringen; ihre Fragen ſind einfältig und unbedacht; und hat man es ja ſchon erlebt, daß eine Dame, die die Naſe ſehr hoch trug, und der man es nicht zu ſagen brauchte, wie hübſch ſie wäre, ſehr ernſthaft fragte: ob Ceſar nicht ein Chriſt geweſen, da er doch zu Rom gewohnt? Nun iſt freylich wahr, daß das weibliche Geſchlecht nicht verpflichtet iſt, die römiſche Geſchichte zu ſtudiren; aber, es giebt doch gewiſſe Dinge, die ſo alltäglich ſind, daß man ſie wiſſen muß, wenn man nicht für einfältig und dumm gehalten ſeyn will. Doch, laß uns wieder einlenken!

Alles, was das Maas überſchreitet, heißt übertrieben und taugt nichts. Das Frauenzimmer, welches, ohne unterrichtet zu ſeyn, zu viel ſpricht, arbeitet ſeinem eignen Vortheil entgegen, und verringert ſein Anſehen; und diejenigen machens auch noch nicht beſſer, welche ſo wenig ſprechen, daß man glauben ſollte, ſie wären ſtumm geboren, oder hätten die Sprache verloren. Laß uns uns eine vollkommne Schönheit vorſtellen, die aber nichts weiter iſt, als ſchön, und ohn' ihr eine andere angenehme Eigenſchaft zu geben, die ihren Reiz erhöhen könnte. Eine Menge neugieriger Männer heften ihren Blick auf ſie. Dieſer preißet ihren Mund, jener ihre Augen. Einer rühmt ihren Buſen, ein andrer ihre Hände. Unſere

Schönheit hört alles; ſie lächelt; ſchlägt die Augen nieder, und hebt ſie bald hernach wieder empor, indem ſie alle nach der Reihe anſieht, um gleichſam ihre Ausſprüche zu bekräftigen, und ihnen im Vorbeygehen zu ſagen, ſie ſollen nicht nur bewundern, ſondern auch verehren. Einer tritt hervor, ihr eine Blume zu reichen: ſie nimmt ſolche mit Gefälligkeit an: macht die Grimaſſe den Kopf ein wenig zu neigen, und hebt ihn ſehr langſam wieder in die Höhe: und hierin beſteht der ganze Ausdruck ihres Dankens. Was meynen Sie, meine ſchönen Leſerinnen, was daraus entſtehen wird? Ich will es Ihnen ſagen. Die Mannsperſonen werden nach und nach den Abtrupp ſchlagen, und das Lager leer ſtehen laſſen. Der Eine ſagt: es iſt eine ſchöne Bildſäule, und der Andre, ich weis die Verhältniſſe ihres Geſichts ſchon ganz auswendig. Hier dieſer ſagt: es iſt ein hübſches Geſicht; aber es wiederholt ſein ewigs Einerley, ohne dem Geiſte ein Wort zu ſagen; und jener dort: es iſt eine Figur, die nur für die Augen ſpricht, und nur ein einziges Hiſtörchen zu erzählen hat. Aber, meine Herren, wo denken ſie hin? es iſt ja eine vollkommne Schönheit. Mags doch! ſagen ſie alle; wir haben ſie ſchon geſehen, und kennen das Geziere, das Kopfnicken, das Lächeln, das Liebäugeln ſchon ganz. Hier iſt nur für die Augen geſorgt, und nicht für den Geiſt; wir wollen hingehen und die Seele zu dieſem Körper ſuchen. Sehen Sie, ſo würde es gehen; und ſo geht es wirklich täglich denen, die gar nichts weiter, als nur ſchön ſind. Beym erſten Anblick blenden ſie; man wird aber des Bewunderns bald ſatt; das Affektiren ermüdet: der Geiſt ſucht Unterhaltung; und hier beginnt der Knoten: das Frauenzimmer ſitzt da mit ſeiner Schönheit, und die vernünftigen Mannsperſonen vermeiden ihren Umgang.

Vielleicht werden die Schönen unter meinen Leſerinnen, die es nun ſchon einmal gewohnt ſind, Göttinnen genannt zu werden, und welchen es vom Umgange mit den Schmeichlern, oder beſſer zu ſagen, heimtückiſchen Verräthern, im Kopfe ſchwindelt, nicht glauben können, daß dieſe Schilderungen der Natur treu ſeyen. Zu verwundern wäre es nicht; wir ſchließen ſelten oder niemals über dasjenige richtig, was in uns ſelbſt vorgeht. Laß uns daher, weil doch Vergleichungen faſt immer unſerm Urtheile zu ſtatten kommen, zuſehen, ob wir eine finden können, die die Sache recht anſchaulich mache. Siehe, da kommt eben ein junger Herr, mein gnädigs Fräulein, der Ihnen ſeine Aufwartung machen will. Er iſt hübſch, wohlgeſtaltet, von blühender Geſichtsfarbe; mit einer von den glücklichen Phyſiognomien, die ihren Beſitzer empfehlen; kurz, von lieblicher, anmuthiger Figur; mit ſchönem, reichen Haar, ſtaatlich friſirt, und übrigens ganz ſtreng und pünktlich nach der neueſten Mode gekleidet. Er ſetzt ſich bey einer Dame nieder. Er grüßet ſie kaltſinnig, oder grüßet ſie gar nicht. Die Dame ſagt ihm Komplimente über ſeine Friſur, und er antwortet ihr mit einem: ganz gehorſamſter Diener! Sie rühmt ſeinen Geſchmack in der Wahl ſeines Kleides; fragt ihn allenfalls, was es für Tuch ſey, und er verſetzt: gewebtes Tuch! Da ſitzt er und legt ſeine Manſchetten-Falten ſorgfältig in Ordnung; ſpreizt die Weſte aus; ſucht von den Rockärmeln und Aufſchlägen die kleinſten Staubfäſerchen ab, und betrachtet, hingegoſſen im ſüſſeſten Selbſtgenuß, ſeine Schönheit in einem Spiegel, der gegen ihm über ſteht. Jemand aus der Geſellſchaft verſucht es, dieſen Narciß ins Geſpräch zu ziehen: aber umſonſt; alle ſeine Antworten ſind einſylbig; und Ja, nein, ſo, und wohl, ſind die Scherflein, womit er für den ganzen Abend ſeine Zeche bezahlt. Wohl zufrieden, endlich, mit der Freygebigkeit, womit die Natur es behandelte, hat dies Männchen von dem Seinigen nichts zugeſchoſſen, als einen anſehnlichen Poſten von Eigendünkel, womit er auch ein unerſchöpfliches Capital von Unwiſſenheit und Dummheit erworben hat. Was werden Sie, meine Damen, mit dieſem hübſchen Herrn Peter Meſſert machen? Es iſt leicht zu errathen. Mit all ſeiner Schönheit und ſeinem Putz wird er Ihnen abgeſchmackt ſcheinen; Schade, werden Sie ſagen, daß eine ſolche Seele eine ſo ſchöne Wohnung hat; und werden einem Glatzkopfe den Vorzug geben, wenn er nur Geiſt und Verſtand hat. — Die Anwendung werden meine Leſerinnen ſelbſt machen.

Mich deucht, es war Cato, der zu ſagen pflegte, es gäbe keine größere Schönheit, als die Schönheit der Tugend; und ich glaube, er hatte höchſt Recht, der ehrwürdige Alte. Denn, in der That, wo finden wir die Definition der Schönheit? Worinn beſteht ihr Weſen? worauf gründet ſie ſich? Nach welchem Maasſtabe mißt man ihre Länge und Breite? Wenn die Schönheit bloß von dem Eigenſinne oder der Einbildung desjenigen abhienge, der ſie betrachtet? Und das iſt nicht nur möglich, ſondern ſogar höchſt wahrſcheinlich. Wir ſehen, daß eine Ethiopiſche Schöne bey uns für eine Mißgeſtalt gehalten wird. Dort iſt ſie eine Göttinn, hier ein Teufel; und vielleicht träfe unſer Mädchen, weiß wie Milch, und roth wie Roſen, in Ethiopien kein beſſer Schickſal. Rümpfen Sie Ihre Näsgen nicht ſo ſpöttiſch, meine Damen, dieſe Muthmaſſung iſt nicht ſo ungegründet. Ich beſinne mich geleſen zu haben, (wo? aber weis ich nicht mehr) daß die Holländer auf einer Reiſe nach Guinea, dem dortigen Könige ein Geſchenk von verſchiedenen Frauenzimmern machten; die Schönſten, die ſie unter einem großen Haufen feiler Dirnen ausgeſucht hatten. Dieſer Monarch nahm das Geſchenk zwar an, ſendete es aber ſehr bald zurück, und die Holländer mußten ihre weißen Converſations-Damen wieder nach Europa führen, und die ſchwarzen Schönen behielten den Preis. Doch wir brauchen nicht ſo weit zu gehen. Bey uns daheim iſt manches Geſicht für viele gleichgültig, ja ſogar widrig, das für andere voller Reize iſt, und worinn ſie das ſchönſte und genaueſte Ebenmaaß finden. Es war eine Zeit, da ein Paar blaue Augen ein Potoſi werth waren; heut zu Tage gäbe man für ein ganzes Dutzend nicht ein Glas Waſſer. Die blinzenden Aeuglein, die Habichtsnaſen, ein weitgeſpaltener Mund und Hängelippen hatten ebenfalls ihr goldenes Jahrhundert. Die Zeit vergieng, und Schönheiten von neuem Schlage hatten ihre Reihe: heute ſchätzt man die nicht mehr, die geſtern im Werthe waren, und Morgen wirds den heutigen eben ſo ergehen. Kurz, die Schönheit iſt eben ſo gut, wie die Kleidung, der Mode unterworfen. Die Männer halten das für Schönheit, was ihrem Geſchmacke oder ihrer Phantaſey entſpricht; und wenn man ihn fragte, der in eine Schieläugige verliebt iſt, oder denjenigen, dem eine Stumpfnaſe den Verſtand verrückt hat: ſo würde ein jeder von ihnen ſagen, ſein Schätzchen ſey eine Venus; und überhaupt wiſſen nur Sie, meine Damen, am beſten, ob es denn wirklich Schönheiten ſind, wovon man ſolch ein Aufhebens macht!

Doch in ſolche Spitzfindigkeiten mag ich mich nicht einlaſſen. Mags doch immerhin Schönheiten geben. Jedermann räumt es ein, und ich möchte nicht gerne allein eine lächerliche Ausnahme von der Regel ſeyn. Mir iſt nur daran gelegen, daß meine Leſerinnen wiſſen mögen, wie wenig ſichre Rechnung ſie auf ein Guth machen können, das immer noch im Prozeß ſteht, und worüber die Stimmen der Richter eben ſo verſchieden ſind, als die Phyſiognomien der Kläger und der Beklagten. Daß ſie einſehen mögen, wie es einem Frauenzimmer eben ſo unmöglich ſey, ſich bloß durch ſeine Schönheit hochachtungswürdig zu machen, als es einem Papagayen iſt, dadurch den Titel eines Redners und Philoſophen zu erwerben, daß er ein Dutzend Worte radebrechen kann, welche ihm durch Kunſt und Geduld beygebracht ſind; daß der Hochmuth alle Symetrie der Schönheit zerſtört, und daß die Affectation mehr Verwüſtung darinn anrichtet, als die ſchlimmſten Blattern; und kurz, daß eine ſchöne Geſtalt, für ſich allein, eben ſo wenig vermögend iſt, diejenigen Wirkungen hervorzubringen, worauf das Beſtreben des Frauenzimmers gerichtet iſt, als jene, die ein unvollendetes oder in zu großer Eile hervorgebrachtes Werk der Natur zu ſeyn ſcheinen, unfähig ſeyn ſollten, ſich Liebe zu erwerben, wenn ſie nur dasjenige durch Verdienſte zu erſetzen wiſſen, was ihnen an Schönheit abgeht. Es iſt nöthig, die Schönheit zu ſchmücken: aber nicht mit Flitterſtaat. Sie fodert Begleitung, aber nicht von kindiſchen Tändeleyen und Grimaſſen. Und hier komm' ich auf mein Rezept. Verlangen Sie, meine ſchönen Leſerinnen, von allen geſucht, geehrt, ja ſelbſt bis zur Vergötterung geliebt zu werden? Hier haben Sie dazu das Geheimniß in zwey Worten: **Tugend und Verſtand.** Das ſind die beyden ſtarken

Grundpfeiler, auf welche Sie das ganze Gebäude Ihrer Glückſeligkeit gründen müſſen, und zugleich das unfehlbare Mittel, uns Ihrer Herrſchaft zu unterwerfen, und die natürliche Unbeſtändigkeit der Männer zu feſſeln.

Die Tugend wird Ihnen die Ruhe, die Heiterkeit, das fröhliche, aufrichtige, gefällige Weſen geben, das ihre eigenthümliche Wirkung und Gabe iſt; und dieſe, indem ſie der Schönheit einen Zuſatz beymiſchen, den keine von den andern ſogenannten Vollkommenheiten hervorzubringen im Stande iſt, werden ſogar der Wenigſtſchönen Reize verleihen und ſie zu einem würdigen Gegenſtande unſrer Aufmerkſamkeit und Verehrung machen. Der Verſtand, welcher (wie die Tugend) allenthalben zu Hauſe gehört, und ſein unbeſtrittenes Recht auf die Herzen hat, wird über Ihre Geſpräche ein neues und angenehmes Salz verbreiten; und die Materien, welche mit der dem Frauenzimmer ſo natürlichen Delikateſſe behandelt werden, müſſen eine ganz neue Geſtalt gewinnen. Mit einem Worte, durch Tugend und Verſtand werden Sie, meine Damen, unumſchränkte Königinnen über unſre Herzen werden, und niemand wird Ihnen dieſen Thron ſtreitig machen, oder ſich unwillig weigern, Ihnen die unverbrüchlichſte Treue zu huldigen.

Die Tugend ſetze ich billig bey Ihnen voraus, und will alſo in aller möglichen Kürze nur Etwas über den Verſtand vorbringen, weil ich nicht gerne läſtig ſeyn möchte. „Aber, (werden einige Damen ſagen) „was ſagen Sie uns da viel vom „Verſtande? Um ihn zu bekommen, muß der „Geiſt gebildet werden; und wohin ſollen wir uns „wenden, um Unterricht zu ſuchen? Sey es Ehrgeiz, ſey es Neid oder Ungerechtigkeit, Ihr Herren Männer wollt uns keine Fähigkeiten zugeſtehen, und habt uns von allen Arten von Studien ausgeſchloſſen, ſo, daß heutiges Tages jedes Frauenzimmer, das ſich aus der allgemeinen „weiblichen Unwiſſenheit losreißen will, für ein „eitles naſeweiſes Ding gehalten wird. Sollen „wir die Univerſitäten beziehen? Wird man uns „den Dokterhut ertheilen?“ — Nein, meine ſchönen Damen, der Reifrock und der Doktorhut, die Friſur à la Heriſſon und der Prieſtermantel würden gar ſchlecht bey einander figuriren. Jeder Stand heiſcht ſeinen beſondern Unterricht; und derjenige, den ich für Sie wünſche und verlange, iſt nicht in die Hörſäle eingeſchränkt. Im Beſuchzimmer, mit dem Arbeitsbeutel in der Hand, und mitten im geſelligen Geſpräche kann man lernen, und ein Frauenzimmer kann ſich unterrichten, ohne Mühe, ohne Koſten, ohne Beſchwerden. Weder Ariſtoteles noch Newton, noch Gaſſendi, noch Avicena, noch Baldus ſind die Schriftſteller, die ich Ihnen zum Leſen anpreiße. „Sollen wir die gelehrten Sprachen lernen?“ — Im Traume fällt mir das nicht ein! Alle griechiſche oder lateiniſche Damen würden jeden Augenblick in die Verſuchung fallen, Verſe aus dem Homer oder

Virgil anzuführen *). „Der Schluß alſo iſt, „daß wir uns weder auf die Philoſophie, noch „Medicin, noch ſonſtige Gelehrſamkeit legen, „oder vom Homer und Virgil mehr als die Na„men wiſſen ſollen? Aber, was ſollen wir denn „lernen? Beſtimmen Sie uns etwa für die Aſtro„logie, für die Architectur und Dichtkunſt, oder „ſollen wir die Antiquitäten zu unſrer Profeßion „machen?“ — O du liebe Treuherzigkeit! — Sagen Sie mir doch, liebſte unſchuldige und argloſe Geſchöpfe Gottes, halten Sie den Denker für ſo einfältig und unbeſonnen, daß er verlangen könnte, Sie ſollten ſich darauf legen, Prognoſtica zu ſtellen? oder er wolle Ihnen von Alterthümern etwas vorſchwätzen, da das bloße Wort Alt den Damen ſchon mehr Grauen macht, als Schlangen, Spinnen, Ratzen, und die Bußübung des Geißelns? Laſſen Sie mir doch mehr Gerechtigkeit wiederfahren, und ſchlafen ganz ruhig!

Es

---

*) Dieſer bärtig ſeyn ſollende Pfeil des Herrn Denkers oder Grillenfängers, wenn er in Spanien furchtbar war, fällt in Teutſchland flatternd zu Boden. Der Ueberſetzer kennt wirklich mehr als eine Dame, die ihren Virgil, wenigſtens, mit Geſchmack und Vergnügen lieſt, und man muß langen Umgang und ſchon eine litterariſche Vertraulichkeit bey ihnen erworben haben, ehe man es ihnen nur anmerkt, daß ſie wüßten, daß ein ſolches Buch gedruckt ſey; indem ſie ihre Autoren eben ſo ſorgfältig unterm Schloſſe halten, als ein junges Mädchen die Briefe ſeines Geliebten. A. d. Ueb.

Es giebt Wiſſenſchaften, meine Damen, die gar nicht für Sie ſind, oder von welchen bloß eine leichte Kenntniß für Sie hinreicht; und andere, ohne deren Einſicht Sie nothwendigerweiſe eine ſehr traurige Figur im menſchlichen Umgange machen müſſen. Die Zeiten ſind ſich nicht immer gleich. Jene iſt vorbey, wo die Damen einen bartloſen Senat ausmachten, der über bürgerliche und Staatsſachen, über Krieg und Frieden, und über die Angelegenheiten, die zwiſchen den Städten und ihren hochweiſen Magiſtraten vorfielen, rathſchlagte *). Folglich bedürfen Sie der Art des Unterrichts nicht weiter, die zu jenem Amte erforderlich war. Bey einer andern Gelegenheit (denn ich hoffe, daß wir uns fleißig miteinander unterreden werden) will ich Ihnen ſagen, meine Damen, was für ein Studium ich für Ihr Geſchlecht und Ihre itzigen Umſtände am zuträglichſten halte; und, falls es nöthig, will ich Ihnen Ihre Bibliothek auszeichnen. An Einem Tage läßt ſich nicht alles ſagen, noch weniger in Einem Aufſatze, in dem man ſo vielerley vorzubringen hat. Sie werden ſich für heute gefälligſt begnügen, zu wiſſen, daß die Schönheit, für ſich allein, den Werth nicht hat, den Sie ſich einge-

---

*) In den Republiken der Gallier wurden lange Zeit die bürgerlichen und Staatsgeſchäfte, welche hernachmal den Druiden (Prieſtern) übertragen wurden, von einem weiblichen Senat verwaltet.

Note des Autors.

bildet hatten; daß ſie nothwendige Hülfe braucht, und daß ſie ohne dieſe Hülfe das allerunnützeſte, beſchwerlichſte, ja ſelbſt ſchädlichſte Mittel iſt, das Sie nur beſitzen können. Ein ſchönes Frauenzimmer iſt der Gefahr am meiſten ausgeſetzt, und iſt das Ziel der meiſten Batterien. Ueber eine Schöne ohne Tugend und Verſtand iſt der Triumph ſicher. Die Schmeicheley thut den erſten Angriff, und die einfältige Leichtgläubigkeit mit der Eitelkeit und Unwiſſenheit, ihren unzertrennlichen Gefährtinnen und Freundinnen, machen die Eroberung leicht. Ein kluges Frauenzimmer kennt die Gefahr, und vereitelt die liſtigen Kunſtgriffe des Feindes; und nach meiner Meynung iſt ein durch Gewohnheit oder Temperament tugendhaftes Frauenzimmer demjenigen weit nachzuſetzen, welches nach Einſichten und aus Grundſätzen der Religion, der Ehre und des Wohlſtandes tugendhaft iſt.

Die Schönheit verliert ihren Werth durch den Genuß. Was wird nun nicht erſt geſchehen, wenn Genuß, Krankheit und Alter zuſammenkommen? Ueberlegen Sie das, meine Freundinnen, und es wird Sie nicht wundern, wenn Sie ſo manche Schöne unglücklich, und ſo manche Häßliche glücklich ſehen. Die Schönheit allein ſtillt nur die Begierden, und dieſe ſind von kurzer Dauer. Tugend und Geiſt ältern niemals; gewinnen, jemehr man ſie kennen lernt, und ſind keinen Zufällen unterworfen. Ein Schiffspatron begnügt ſich nicht, ſelbſt wenn er ſein Fahrzeug im Hafen liegen hat, nur einen Anker auszuwerfen. Er bedient ſich mehrerer, damit wenn einer bricht, die übrigen es noch ſicher halten können. Hängen Sie, meine ſchönen Damen, Ihre Glückſeligkeit, ihre Zufriedenheit nicht an das einzige ſchwache Ankertau der Schönheit. Es ſtockt und reißt zu leicht, und das Schiff ſtößt auf Klippen, wenn ſie es nicht vor ſichern Ankern befeſtigen. Glauben Sie mir's, liebe Freundinnen, **Tugend** und **Verſtand**, das iſt mein Thema, und das iſt das einzige und kräftigſte Mittel, Schönheit und Hochachtung zu erwerben, und ſich im Beſitz derſelben zu erhalten.

Sie ſehen hier, meine ſchönen Leſerinnen, daß ich ganz aufrichtig mit Ihnen umgehe, und daß, anſtatt Schmeicheley von mir zu hören, welche allemal ihre eigennützigen Abſichten hat, und an welche Sie faſt durchgängig gewöhnt ſind, ich Ihr Beſtes als mein eigenes beherzige, und Ihnen das aufrichtig und offenherzig ſage, was, nach meiner Meynung, zu Ihrer Glückſeligkeit führt. Sollte aber, unglücklicherweiſe, meine Wahrheit nicht geachtet werden, und ſollten die Gründe, die ich angeführt habe, keinen Eindruck auf Ihre Gemüther machen: ſo bedenken Sie doch zum wenigſten, meine Freundinnen, daß Sie vom Schöpfer beſtimmt ſind, die Bitterkeit des menſchlichen Lebens zu verſüſſen; und daß Sie folglich eine ſehr geringe und unwürdige Meynung von ſich ſelbſt hegen müßten, wenn Sie ſich nur als Gegenſtände betrachteten, die bloß zur Beluſtigung unſrer Augen dienen könnten, und ſich auf dieſe Weiſe des natürlichen viel größern Umfangs Ihres Vermögens beraubten, und ſich mit gemalten Figuren in einen Rang ſtellten. Bedenken Sie, daß die Schönheit, durch Tugend und Verſtand erhöht, (wodurch Herz und Geiſt zugleich gewonnen werden,) einen unendlich weit edlern und ſchätzbarern Gegenſtand ausmachen: daß beyde einer ſchönen Perſon einen neuen Werth ertheilen, und gleichſam die Schönheit ſelbſt verſchönern: daß durch ihre Vermittelung die Grazien und die Reize, welche ſonſt nothwendig mit der jungfräulichen Schamhaftigkeit zugleich verſchwinden, ſich beſtändig in der zärtlichen Mutter, in der klugen Freundinn und der treuen Gattin erhalten; und daß endlich, gleich wie die mit Kunſt auf Leinwand getragenen Farben das Auge ergötzen, ohne das Herz zu füllen, alſo auch ein Frauenzimmer, das ſich nicht beſtrebt, die natürlichen Reize ſeiner Perſon mit dem Schmuck der Tugend und des Verſtandes zu zieren, zwar ſehr wohl als Gemälde beluſtigen kann, aber niemals dahin gelangen wird, als Schönheit zu ſiegen.

Nehmen Sie, meine ſchönen Leſerinnen, mit Ihrer gewohnten Güte und Freundlichkeit den in dieſem Blatte enthaltenen Rath auf, welchen mir die Ergebenheit, Hochachtung und Ehrfurcht eingegeben haben, womit ich unverbrüchlich verharre

Dero

aufrichtigſter Freund und Diener

der Denker.

N. S. Ich bin überzeugt, daß meine hochgeſchätzten Leſerinnen ſich weder über den Denker noch über ſeinen Denkzeddel zu beklagen haben; und daher unterſtehe ich mich, Sie um eine Gewogenheit zu bitten. Sie beſtehet darinn, daß doch ja die Mannsperſonen nicht erfahren mögen, daß ich Ihnen dergleichen Rezept bekannt gemacht habe. Ihre liſtigen Abſichten gelingen ihnen leichter bey weniger tugendhaften und ſchlechter unterrichtetem Frauenzimmer. Dieſe zwo Klaſſen erlauben ihnen manchen Sieg, und können ſie daher nicht leiden, daß ſich jemand finde, der ſich des Beſtens der Damen, das dem ihrigen ſo gerade entgegen ſteht, eifrig annehme. Sie ſehen es als ein Verbrechen an, wenn man Sie warnet, beſtändig auf Ihrer Huth zu ſeyn, und wenn man Ihnen Waffen zuführt, womit Sie ſich vertheidigen können; und ich möchte mich nicht gerne einem Ungewitter von Beleidigungen bloßſtellen. Sie können es mir glauben, meine Damen, die meiſten Mannsperſonen ſetzen ein Verdienſt darinn, Sie zu hintergehen; halten ſich ſelbſt für geſchickter, und diejenigen werden geſchätzt, welche Ihrer Leichtgläubigkeit, meine Damen, am meiſten aufheſten, Das Gegenmittel wiſſen Sie; Tugend und Verſtand. Sammlen Sie Schätze von beyden: und dann, daß es ja niemand erfährt!

Der Denker.

Dritter Denkzeddel.

Warum ſollte man Komplimente brauchen, der Verwegenheit auf die Finger zu klopfen, womit die Fremden ſich in unſern Bart hinein über uns aufhalten! Wie ſtehts denn mit uns, ihr Herrn? Was für eine unzeitige Duldſamkeit haben wir denn angenommen? Ehedem ſolch ein Getreibe, ſolche Feſtigkeit, ſolch ein:

Es una fiera gente la de Eſpaña,
que quando à pechos una coſa toma
los tiembla el Mar, la ~~morte~~ muere los extraña. *)

und dergl. bausbäckige Floskeln mehr. Aber bloß Klimpern iſts, ſag' ich; Gackſern um ein Windey;

---

*) Es iſt ein kühnes Volk, die Spanier,
denn nimmt ſichs nur ein Ding recht vor,
ſo zittert vor ihm das Meer, und der Tod verkriecht ſich.

ey; und Lope hat ſich betrogen, oder Spanien liegt nicht mehr auf der vorigen Stelle, und der Schwefel und das lodernde Griechiſche Feuer der Spanier hat ſich in Zuckerkand und Caramellen verwandelt! Wahrhaftig, wir ſind geduldiger als C — —, und wer uns nicht mit aller-Sicherheit hundert Grobheiten und Flegeleyen unter die Naſe ſagt, dem fehlts nur bloß an Luſt darzu.

Nur noch ſo neulich, als Geſtern, befand ich mich in einer Geſellſchaft, wo unter vielen Spaniern auch zwey Fremde zugegen waren. Anfangs war die Unterredung von gleichgültigen Sachen; die beyden fremden Herren aber, die, nach der löblichen Gewohnheit ihrer Landsleute, glaubten, ſie wären gar nicht da, wenn ſie keine ſatyriſche Ausfälle auf uns thäten, zogen die ganze Paſtete zum Umtheilen vor ſich, und fingen an, ſich ſo ganz mit fliegenden Fahnen über uns luſtig zu machen. Und worüber?

Infandum, Regina, iubes renouare dolorem.

über unſre liebſten Herzblättchen, über das köſtlichſte Erbſtück Spaniens; mit einem Worte, über unſre theuer und werthen Komödien.

Was für abſcheuliche Gottloſigkeiten! Was dieſe beyden Verläumder unſern Schauſpielen nicht für Unheiten andichteten! Ich weiß nicht, wo ich noch die Geduld hernahm, ihnen zuzuhören, und noch dazu die unſinnige Toleranz unſrer geliebten Landsleute mit anzuſehen, womit ſie, ohne einmal die Lippen zu öffnen, oder zu ſagen, „das iſt meine Komödie,“ die ganze Ladung aushielten. Indeſſen iſt mir's doch lieb, daß ich mich gehalten habe. Hätte ich ihnen auf der Stelle geantwortet, wie ich recht gut gekonnt hätte: ſo hätte ich ſie beſchämt und überführt, und damit hätte ſich der Aerger, den ich über ihren Unſinn hatte, gelegt, und vielleicht wäre alsdann dieſer Denkzeddel nicht an's Tageslicht gekommen, den ich als eine Antwort für die beyden Cavalier und ihre Nation beſtimmt habe; damit ſie wiſſen und bis auf ihre Kindeskinder die Nachricht behalten, daß die ſpaniſchen Schauſpiele unnachahmlich ſind, und daß einſt ein Spanier gelebt habe, der die Schauſpiele ſeiner Nation vertheidigen und ihnen eine Schutzrede halten konnte.

Die erſte Invite, die die beyden jungen Herren ſpielten, fiengen ſie mit den drey Einheiten an, die man, nach der Sage, in einem Schauſpiele beobachten ſoll. Einheit des Orts, Einheit der Zeit, und Einheit der Handlung, mit angehängter Erklärung von jeder, als ob wir hier zu Lande die Einheiten, Zehner, Hunderte und Tauſende nicht kennten. Bey dieſen Läppereyen hielten ſie ſich lang genug auf, und kramten viel Kannengießergelehrſamkeit aus, wodurch ſie beweiſen wollten, in den ſpaniſchen Schauſpielen würden die drey hochberühmten Einheiten nicht beobachtet. Ey nun, Ihr Herren, fragte ich, warum aber, und wozu müſſen ſie denn beobachtet werden? Ich kann wohl denken, Sie werden mir ſagen, darum, weil es die Altmeiſter der Kunſt ſo feſtgeſetzt haben. Aber, wer ſind denn dieſe Altmeiſter, dieſe Doctoren, deren Geſetze und Vorſchriften wir ſo blindlings annehmen und befolgen ſollen? Ariſtoteles, Menander, Plautus, Terenz und andres ſolch unſeligs Heidenpack? Hübſche Muſter, wahrhaftig! Leute, welche lichterloh in der Hölle brennen, meynen Sie, ſollten uns Lehren vorſchreiben, und die ſollten wir für Orakelſprüche halten? Ey, mit nichten, meine lieben Freunde! laſſen Sie ſich die Grillen vergehen, und geben Sie uns entweder Urſachen an, die ſo klar ſind und fließend, wie rein Waſſer, worinn man ſehen kann, warum die drey Einheiten platterdings nöthig ſind, oder laſſen Sie jedem Narren ſeine Kappe. Wo nicht, ſo frag' ich: wenn es dem wohlgebohrnen Herrn Terentius oder dem hochgelahrten Don Plautus beliebt hätte, fünf, ſechs, zwanzig oder vierzig Einheiten in jeder Komödie feſtzuſetzen, müßten wir dann auch eben die Anzahl beybehalten? Poßierlich! Abgeſchmackt! Und das nicht nur mit dieſem Plunder, ſondern mit andern Dingen, die einem ſchon meilenweit in die Augen fallen. Wir wollen einmal zum Beyſpiele ſetzen, die beſagten Herren Altmeiſter hätten ihre Komödien von Rieſen aufführen laſſen; (und es fehlt ja nicht an Leuten, die uns gerne glauben machen wollten, daß es ganze Rieſen-Nationen gegeben) wären wir deswegen gezwungen, eine Anzahl Rieſengeſtalten auf gemeiner Stadt Koſten, als Schauſpieler, zu unterhalten? Höher kann doch wohl die Tollheit nicht ſteigen: aber in ſolchen Unſinn verfallen die Menſchen, wenn ſie ſich bloß von ihren wunderbaren Grillen leiten laſſen, und beſonders die Fremden, die in der That ganz unausſtehlich ſind, und denen nichts gut deucht, wenn es nicht aus ihrem Lande iſt.

Da haben wir alſo geſehen, daß das **Warum** der drey Einheiten, wovon die Herren uns ſo ewig vorſchnattern, auf eben ſo ſchiefen und wackeligen Plattfüßen geht, als die Ente, die ihren Jungen vom Geradegehn predigte. Wir gehen alſo zum **Wozu**? das iſt, zu was für einem Zweck ſie führen. Da ſagt Ihr Herren, daß dieſe Regel der Einheiten eine Vorſchrift des guten Geſchmacks und der geſunden Vernunft ſey, und dazu diene, die Illuſion zu unterhalten, die ohne ſie auf ſo ſchwachen Füßen hinke, daß ſie bey jedem Schritte ſtolpere und falle. Die erſte Hälfte dieſer Antwort iſt ſehr ſchnurrig: „Der gute Geſchmack und die geſunde Vernunft haben ſie vorgeſchrieben!“ In welcher Heymath? Unter den Griechen und Römern. So! Ihr Herren Griechen und Ihr Herren Römer, ich bin Ihr ganz gehorſamſter Diener, wohl verſtanden, *uſque ad aras*; aber, daß die geſunde Vernunft und der gute Geſchmack dieſe drey Einheiten vorgeſchrieben hätten, das will ich eben ſo leicht glauben, als daß ich fliege; denn warum haben dieſer Herr und dieſe

Dame das nicht auch zu Uns geſagt? denn Traun! wir haben doch auch unſern Geſchmack, ſo gut wie Andere, und unſere Vernunft wird uns nicht einmal ein Betrunkener ſtreitig machen wollen.

Die zwote Hälfte iſt nicht ſo ſchnurrig, aber deſto beleidigender: um die Illuſion zu unterhalten. Das heißt in eine chriſtliche Sprache überſetzt: um zu betrügen. Und wer hat Ihnen geſagt, meine Herren, daß wir die Leute betrügen wollen? Nein, Ihr Herren, gerade das Gegentheil. Wir ſind Leute von Treue und Glauben; wir verkaufen keine Katze für einen Haaſen, und meynen Brod, wenn wir Brod ſagen: welches in der merkwürdigen Quintilla unſers Dichters aller Welt vor Augen liegt:

Del Tudeſco mas mohino
Al Eſpanol mas galan,
Referiros determino,
Eſpañoles pan por pan,
Tudeſcos vino por vino *).

Und glauben Sie es nicht, ſo bemerken Sie nur unſre Bühnen und unſre Schauſpieler. Dieſe

---

*) Vom rohern Teutſchen
Zum feinern Spanier
Will ich Euch verweiſen,
Die Spanier Brod für Brod,
Die Teutſchen Wein für Wein.

zeigen es, daß ſie für Geld ſpielen; und ausgenommen, daß ſie ohne Regel, ohne Einſicht und ohne Arg daraus zu haben, was ſie damit fangen wollen, hin und wieder, ſo wie's ihnen eben einfällt, die Stimme ein wenig mehr oder weniger heben, ſpielen ſie alle die Rolle eines Papagayen, und beten nach, was ihnen der Einbläſer vorſagt, das aber auch gut und treu, ohne daß einem der mindſte Zweifel darüber einkommen kann; denn in unſern entfernteſten *Corrales* *), (ja, lachen die Herren nur über den Namen) hört man den Einhelfer eher, als den Acteur. Und in dem Luſtſpiele, **Eſop der Fabeldichter**, hab' ich geſehn, daß ein Frauenzimmer ſich ganz allein gegen vier oder ſechs Schnurrbärte gewehrt hat, die alle Degen hatten, und ihr doch nicht einen Faden am Kleide verſehrten, weil ſie die Spitzen gegen den Himmel gerichtet hielten; das hätte nicht ſo gut ablaufen können, wenn man die Illuſion unterhalten wollen, denn ſo hätten ſie ihr die Haut zum Siebe gebohrt; und es iſt doch fürwahr! beſſer, Betrug Betrug ſeyn laſſen, als blutgierig und grauſam gegen eine arme Dirne ſeyn, die uns in der Welt Gottes nichts zu Leide gethan, und nichts anders verbrochen hat, als was ihr die Einfalt des Dichters aufbürdet, der ſie in dieſen böſen Handel verwickelte. Eben ſo wenig können unſre Bühnen den dümmſten Bauern betrügen. Die Lichter, womit

---

*) *Corral* heißt im Spaniſchen ein Viehhof und auch eine Schaubühne, oder Theater. Der Uebers.

mit die Dekoration erleuchtet werden, zieht man ohne allen Heel in die Höhe, läßt ſie eben ſo wieder nieder, und da hängen ſie hinter den Scenen ſo ſichtbar, als Leute, die mit der Kerze in der Hand Kirchenbuße thun: und will man Blitze vorſtellen, ſo ſteht der Kerl, der das Colofonium durchs Licht bläſt, die meiſte Zeit ſichtbar da, ohn alle Argliſt und Gefährde, und ſagt gleichſam: „Fürchten Sie ſich nicht, geehrteſte Zuſchauer, 's iſt nur Spas!“ Kurz, man findet weder in uns ſelbſt, noch in dem, was wir thun, den geringſten Schatten von Illuſion, und darauf bilden wir uns mit Recht nicht wenig ein, Trotz alle dem, was ein Paar Millionen Fremde, und die ganze Welt oben drein, darüber raiſonniren mag; und vernünftige Leute müſſen uns Recht geben.

Noch mehr; wer ſieht nicht, daß das, was die Herren Vernunft, Geſchmack und Befolgung der Regeln nennen, und das Geſchwätze von Einheit hinten und Einheit vorne, nichts weiter iſt, als Armuth an Erfindung? Ja, meine Herren, Armuth. Wollen Sie's noch deutlicher, noch klärer? Nun, ſo iſt es die elendeſte Betteldürftigkeit an dem fruchtbaren, erhabnen, kunſtreichen Genie, deſſen wir im Ueberfluß beſitzen. Und weil ich nicht verlange, daß Sie mir es auf mein bloßes Wort glauben ſollen, ſo will ich hier den Beweiß führen.

Ich könnte Sie, meine Herren, ſehr leicht mit der Autorität und den Beyſpielen eines Lope, eines Calderonſ, eines de Solis, eines Cervantes und einer Menge Andrer von unſern groſſen dramatiſchen Dichtern beſchämen und zu Boden ſchlagen; aber, nein, meine Herren, dieſe möchten Sie für partheyiſch halten, und damit wäre ich dann noch nicht viel weiter. Mit fremden Waffen will ich Sie bekämpfen, weil der Angriff von Fremden kommt. Laß uns ſehen, was für Regeln der Renomiſt Boileau, der in ganz Frankreich kein Gebein unzerſchlagen ließ, für Regeln ſowohl für Trauer- als Luſtſpiele giebt. Hier ſind ſie in zwey Verſen:

> Qu'en *un lieu*, qu'en *un jour*, *un ſeul fait* accompli
> Tienne juſqu'à la fin le Theatre rempli;

Das heißt in der Mutterſprache, bis auf ein Paar Zoll mehr oder weniger.

Eine einzige ganze Handlung ſoll an Einem Tage und in Einem Orte, das Theater angefüllt, und den Zuſchauer in Aufmerkſamkeit erhalten. Dieſe Regeln ſind von faſt allen gebildeten Nationen angenommen; und eben dieſe, ohne ein Pünktlein dazu oder davon zu thun, ſind es, die man bey unſerm Theater beobachtet; nur daß Sie, meine Herren Fremde, aus Mangel an Erfindungsreichthum und an Accommodationsgenie, dieſen Regeln eine gewaltthätige und falſche Erklärung angeheftet haben. Wir wollen Schritt vor Schritt gehen.

Qu'en un lieu, an Einem Orte. Sie, meine Herren, verſtehen unter dieſem Ausdruck: Ein Stück, das zu Wien beginnt, ſoll nicht in der Mitte zu Babylon ſpielen, noch ſich im Reiche des großen Moguls endigen. Wenn das keine gezwungene Erklärung iſt, ſo weis ich nicht mehr, was Zwang in der Welt heißt. Es iſt doch wahr, daß ich in meinem Zimmer, vermittelſt einer Camera obſcura, in wenig Minuten den Sanct Petersplatz zu Rom, die Gärten zu Hamptoncourt und zu Verſailles, den Sanct Marcusplatz zu Venedig mit ſeinen Säulen, bis auf den geflügelten Löwen, der ſo natürlich iſt, daß ihm nur die Sprache zu fehlen ſcheint, und tauſend andere Sachen beſchauen kann, die mir da ſo leibhaftig vor die Augen kommen, als ob ſie mit Leib und Seele gegenwärtig wären; und in zwey bis drey Stunden, die ein Schauſpiel dauert, ſoll ich nicht das Schloß zu Schönbrunn, das Serail zu Conſtantinopel und den Hof zu Agra, mit den Aufzügen von Teutſchen, von Türken, von Verſchnittenen und von Banianen ſehen können, welches doch ſo allerliebſte und luſtig anzuſchauende Dinge ſind? Nein, meine lieben Freunde, wir Spanier accommodiren dieſe Regel, ohn' allen Vergleich, viel beſſer nach ihrem buchſtäblichen Verſtande: welcher nur ſo viel ſagen will, daß eine Komödie an demſelbigen Orte, wo ſie angefangen wird, und nirgend anders, bis zu Ende, geſpielt werden ſoll. Und das geſchiehet, und würde wohl immer geſchehen ſeyn, wäre auch kein Boileau auf die

Welt gekommen; weil es ſehr unbequem wäre, wenn man den erſten Akt des Stücks in einem Komödienhauſe angeſehen hätte, nun aufſtehen und viele Gaſſen lang nach einem andern Theater gehen müßte, um den zweyten Akt zu ſehen, und ſo weiter mit dem dritten eben ſo. Die Herren ſind ein wenig einfältig geblieben, und wiſſen keinen Unterſchied zu machen, ſondern halten ſteif und feſt über ihren Boileau, und glauben, ſeine Worte ſeyen Orakelſprüche, und meynen, Wunder! was für Schätze darinn zu finden,

Dequoi faire la guerre au reſte des vivans!

Doch, zur zwoten Einheit: An Einem Tage. Was kann klärer ſeyn? Ein Schulbube wird es ohne viele Anſtrengung herausbringen, daß es ſo viel ſagen will, als: eine Komödie ſoll nicht zwey oder drey Tage währen. Dabey iſt wahr, daß der Ausdruck en un *jour*, an Einem Tage, ſehr ſchicklich gewählt iſt und einen großen Sinn faßt, weil er die nützliche Warnung mit einſchließt, daß die Schauſpiele nicht bey Nachtszeit aufgeführt werden mögen, wegen der Gefahr, die mit dem Nachtſchwärmen verbunden iſt. Dem ungeachtet wollen dieſe Fremde, welche ſie gänzlich verdrehen, dieſe Worte ſo verſtanden wiſſen, als ob die Handlung in einem Zeitraume von vier und zwanzig Stunden habe wirklich ſollen vorgehen können; und darauf beſtehen ſie ſo hartnäckig, daß ſie kein Kapuciner überreden könnte, nur einen Zoll breit Tag zuzugeben. Nun ſehn Sie, meine Herren, kann es doch keine lächerlichere Erklärung geben, und wenn man auch alle Commentarien über die Einſamkeiten des Gongora mit in Anſchlag brächte.

Aber weiter im Texte! (tauſend andre Dinge von Mark und Gewicht beyſeite geſetzt, die ich in meinem Dintenfaſſe ruhen laſſe.) Es käme mir z. E. die Luſt an, Methuſalems Leben zu wiſſen: vielleicht haben die Herren ſich ſchon einmal erzählen laſſen, daß er neunhundert neun und ſechzig Jahr alt geworden iſt; ich ſage vielleicht, weil ich Sie im alten Teſtamente für nicht ſehr bewandert halte. Nun nehme ich ein *Flos ſanctorum* *), und damit wir uns nicht bey der Wahl aufhalten, weil wir, Gott Lob, daran guten Vorrath haben: ſo mags das Erſte das Beſte ſeyn, das uns in die Hände fällt. Was wetten wir, in weniger als einer Stunde Zeit will ich das Leben zu Ende geleſen haben, es ſey ſo lang es will? Nun aber, nur Vernunft und Verſtand zur Hand genommen! Wenn ich in Einer Stunde weis, was dem Methuſalem in neunhundert Jahren begegnet iſt: ſo muß ich in drittehalb Stunden, die kürzeſte Zeit, die wir einem Schauſpiele einräumen müſſen, den Verlauf von zweytauſend zweyhundert und funfzig Jahren überſehen können. Die Rechnung iſt ganz richtig nach der gemeinen Regel de Tri, und kann's ein Knabe nachrechnen, der nur die vier Spe-

---

*) Sammlungen von Leben der Heiligen.

Species weis. Und welche Hiſtorie könnte ſo lehrreich ſeyn, als die Komödie, wenn man uns in dieſem Verhältniſſe die Begebenheiten der Jahrhunderte ſo ins Große, und daß man die Theile gleichſam betaſten könnte, vorſtellen ließe? Doch, ich bin der Mann nicht, der bloß auf ſeinem Kopfe beſteht; ich laſſe mich handeln, wenn ich mit billigen Leuten zu thun habe. Die zweytauſend Jahre ſcheinen mir ſelbſt ein wenig viel, und in vier Tagen könnten wir ſchon keine neue Komödie mehr haben, zum empfindlichen Verluſt der Stadt, und der Armenbüchſen für die Hoſpitäler und andere fromme Stiftungen, über die man bey jedem Schritte ſtolpert, wenn man ins Parterr gehen will. Wenn Sie Luſt haben, meine Herren, ſo wollen wir kapituliren, und meine Bedingung iſt, daß man uns alle komiſche Ehrenbezeugungen zugeſtehe, und uns im ruhigen Beſitz des Rechts laſſe, jeder Handlung eine Dauer von wenigſtens dreyhundert Jahren zu geben, mit Vorbehalt der Freyheit, mehr zu nehmen, ſo oft der Poet es für zuträglich erachtet; wenn hierüber ein klares und bündiges Inſtrument abgefaſſet, und ad perpetuam rei memoriam in die dramatiſchen Archive gelegt wird: ſo werde ich mich mit den Herren für ausgeglichen erachten; und wird hierüber die Antwort erwartet.

So jemand, (im Vorbeygehen geſagt) der mich das ſpaniſche Theater mit ſo vieler Wärme vertheidigen ſiehet, etwan meynt, daß mich die Na-

Nation dazu bevollmächtigt habe, oder es mir doch vielen Dank wiſſen werde, dem verſichre ich, daß nichts an alle dem iſt. Ich habe eben ſo wenig Auftrag dazu von der Nation, als ſich jemand finden dürfte, der mir für meinen Eifer dankte. Meine Nation hat viele Undankbare aufzuweiſen, das weis ich; aber ich kann meine Neigung nicht zähmen, und meine Liebe zu ihr wird mich mein Project verfolgen laſſen, Trotz aller wirklichen und aller möglichen Undankbarkeit von der Welt. Aber, laß uns fortfahren, die Herren Fremden zu Paaren zu treiben! Sie werden zwar ſchon ſehr kleinlaut, und wünſchten wohl lieber, ich weis nicht was gethan zu haben, als den erſten Wurf; aber, weils nun einmal ſo ſeyn muß: ſo laß uns die Hände reiben und an's Werk gehn!

Eine einzige Handlung, heißt die dritte und letzte Regel, die man uns predigt; und was iſt das? Ich ſinge wieder mein voriges Thema: Armuth, und abermal Armuth! Armuth an Genie, Armuth an Erfindungskraft, Armuth an Perſonen. Aber ſo viel Armuth, und zwar von den Fremden geſagt, ſcheint ſehr paradox. — Kaltblütig! — Hören Sie mich nur, meine Herren, und Sie ſollen es ſo klar ſehn, wie die liebe Sonne.

Armuth an Genie: dieſer Satz iſt ſo in die Augen fallend, daß er faſt gar keines Beweißes edarf. Meynen Sie nicht? Nun, ſo mache ſich mand den Spas, und thue einen Spaziergang

von

von hier nach Paris, London, Venedig und den übrigen Hauptſtädten, woſelbſt, wie man ſagt, der gute Geſchmack herrſchen ſoll. Meine Ohren ſetz' ich dagegen, daß Sie nicht Eine *Comedia famoſa* daſelbſt antreffen, derweile Sie bey uns wohl ſechs bis ſieben Tauſend, nicht bloß *famoſas*, ſondern *famoſiſſimas* finden *). Noch mehr, laß uns eine franzöſiſche Komödie aufſchlagen, und wir werden ſehn, daß ſie ſich mit Hendekaſylaben anfängt, und vom erſten Kolumnenſtock an bis auf den letzten Finalſtock finden wir nichts anders. Dagegen herrſcht in unſern Schauſpielen eine ſchöne und liebliche Abwechslung. *Romances, Decimas, Redondillas, Quintillas, Endechas, Sonetos, Octavas* **), alles wird durcheinander gemiſcht, welches denn einen vortreff-

---

*) Es iſt nun einmal die Weiſe der Buchhändler in Spanien ſo, daß ſie jedes Schauſpiel, das ſie drukken, berühmt, und auch wohl äußerſt berühmt tituliren; ſo wie in Teutſchland einſt der Gebrauch war, vielleicht noch iſt, wenn Einer ein Traktätlein im Druck ausgehn ließ, und das Büchlein, mit einem harten Thaler dabey, an den Zeitungskritiker ſchickte, der Verfaſſer beliebt hieß. Wollte er berühmt oder ſehr berühmt haben, ſo koſtete es nach Maaßgabe einen kleinen oder größern goldenen Pfenning, den jedoch der Verleger, als für eine Peitſche, gern ausgab, um das faule Vieh aus dem Laden zu jagen. Itzt ſind leider, der Richter zum Beſtechen zu viel, lieber Herr S! A. d. Ub.

**) Dieſe Raritäten der ſpaniſchen Verskunſt wird vermuthlich Herr Bertuch gelegentlich in dieſem Matrefflichen und wohlſchmeckenden Sallad ausmacht; und da rechne ich noch nicht ein Bündel Liederchen mit, welche hinzugethan zu werden pflegen, die das Herz gar über die Maaßen erfreuen, als wenn wir ſagten:

Sobrinos, los mis ſobrinos
Los ſiete Infantes de Lara *).

Und nun ſage ich den Herrn Fremden, kommt hier, Ihr blödſinnigen, einfältigen Geſchöpfe! da ſchwatzt Ihr in die Kreuz und die Queere, und iſt's nicht gehauen und nicht geſtochen, und wißt nicht was Ihr ſchwatzt! welches von beyden iſt das gröſſeſte und beſte Genie? Das, welches ſich in eine einzige Art von Versbau belemmert, ohne daß es weder Fuß noch Klaue herausziehen kann, oder dasjenige, welches von Blume zu Blume,

von

Magazine erklären †). Ich mag ihm alſo nicht vorgreifen; den meiſten Leſern werden ſie ohnedem ſo ziemlich verſtändlich ſeyn. Der Ueb.

†) Sehr gern, lieber Freund, und gleich hier, wenn ich nicht, dies zu erklären, ein ganzes Kapitel aus Luzan's Poetik oder einer andern ſpaniſchen Proſodie abſchreiben müßte, wozu hier kein Platz iſt. Ich verweiſe lieber meine wißbegierigen Leſer auf Diezens Ausgabe von Velazquez Geſch. d. Span. Dichtkunſt, wo ſie in der Abtheil. III. Abſchnitt 2, 3, 4. viel Nachricht hievon einziehen können. A. d. H.

*) Wer's überſetzen könnte! Das: „Suſe, liebe Suſe, was raſſelt im Stroh“ kömmt ihm nur ſehr nah. A. d. Ub.

von Zweig zu Zweig hüpft, hier eine Blume abpickt, und dort eine, und von den hübſcheſten und ſtärkſtriechenden Sächelchen einen Straus bindet? Stehn ſie nun da, mit offnem Munde, und haben keine Antwort feil, (wie es denn unwiderſprechlich iſt) ſo laß ſie ſchweigen, die Saalbader, und nicht denjenigen Lehren geben wollen, von denen ſie lernen können!

Armuth an Erfindung. Weil die Fremden das Pulver, die Ferngläſer, die Luftpumpe, die Elektriſirmaſchine, die Buchdruckerkunſt und andere dergleichen Lumpereyen mehr erfunden haben: ſo meynen ſie, ſie allein hätten alles erfunden, und die Spanier wären Schulknaben und hätten nichts erfunden; und bey meiner ehrlichen Treue! ſie irren ſich zweymal um die Hälfte; denn es iſt doch eine weit ſchwerere und weit rühmlichere Erfindung, einen Affen ſprechen zu laſſen! Und eine übernatürliche Stimme herbeyzubringen, iſt um nichts geringer; und dies Eine und das Andre ſiehet man in der *Comedia famoſa* von Lope, genannt: *el Pythagoras moderno.* Und wenn dieſes noch Kleinigkeit ſcheinen ſollte, ſo iſt da die Komödie el Rey Bamba, die mich nicht zu Schanden werden läßt, und worinn ein neugebornes Kind ſeine Rolle macht, wie ein großer Menſch. Und es waren doch, beym Teufel, keine Fremde, die dieſe Erfindung hervorbrachten, ſondern Spanier, auch keine von dem geſtutzten und geputzten unſrer gegenwärtigen Zeit, welche dem Zauberer

Merlin noch aufzurathen geben können, ſondern von jenen, da der Dichter ſingt:

Andaba entonces el Cid
mas galan que Gerineldos
con botarga colorada
à manera de pimiento *).

Noch niemals hat auch ein Fremder die Kunſt erfunden, die ich mir ſelbſt wünſchen möchte, vier hölliſche Geiſter zu zwingen, daß ſie tanzen und ihre Rollen im Stücke ſpielen müſſen, wie es in einem Schauſpiele eben dieſes Lope geſchieht, das, wo ich nicht irre, *la Pobreza de Reynaldo* heißt, worinn der Zaquiel und drey andre ſeines Gelichters auf die Bühne kommen, Funken ſprühen und Wunder thun, alles, um die Unſchuld zu retten: denn, nach gewiſſen Anekdoten waren dieſe Teufel ſehr gewiſſenhafte und rechtſchaffene Kerle. Jedoch iſt dieſes in unſern Komödien eben nichts Rares; denn, außer tauſend andern Beyſpielen, die ich anführen könnte, ſieht man in einer des bereits genannten Lope, betitelt: *el Triunfo de*

---

*) Damals gieng der Cid
flinker daher, als der Aar;
trug ſeinen Kamm hochroth,
wie die Blum unſers Pfeffers.

Der Ueberſetzer muß für den teutſchen Leſer anmerken, daß in dem Worte Cid ein Wortſpiel ſteckt. Einmal konnte es hier wohl durch groſer Hanns überſetzt werden; heißt aber auch ein Zaunkönigleın.

de la Virtud, wovon das Manuſcript, ſichern Nachrichten zufolge, in der Abtey zu Chatillon vorgezeigt wird, daß der Magikus Euryſtheo bloß einige Zirkel auf dem Fußboden zieht, darauf ſich alſobald ein gräßlicher Schlund der Hölle aufthut, daß einem Angſt und bange wird, und dann tanzend, ſpringend und hüpfend ein Hauſen Teufel von ſo mancherley Größe und Geſtalt herauskommt, daß ſogar ein kleines plattnäſigtes Satänchen, der ärgſte Fopper und komiſchte Poſſenreißer unter der ganzen Teufelſchaft, darunter iſt, der ſich ſein Späsgen daraus macht, den armen Palemon zu kneipen und zu kitzeln, der, weil er von Kindsbeinen an ſehr kitzlich geweſen iſt, viel lieber des Todes ſeyn möchte; und daher von Zeit zu Zeit den Herrn Teufel durch Zeichen und Mienen bittet, es wolle gelieben zu befehlen, daß man ihn umbringe. Und überzeugt Sie dieſes noch nicht, meine Herren Fremde: nun, ſo ſehen Sie, zu Ihrer Ueberzeugung, daß es ein Spanier geweſen, dem die Erfindung gehört, den Teufel ſelbſt Buße predigen zu laſſen, in der Komödie: *el Diablo Predicador*. Darüber hinaus iſt nun weiter eben ſo wenig zu ſehen oder zu erfinden, als ich weiter Luſt habe, über dieſen Punkt Dinte zu vergießen, weil er mehr als hinlänglich erwieſen iſt.

Armuth an Perſonen, welches den dritten Theil unſrer Rede ausmacht, braucht eben ſo wenig eines Beweißes. Man nehme die Schauſpiele der Fremden zur Hand, und man wird finden, daß ſie meynen, Wunder! wie viel gethan zu haben, wenn ſie ſechs bis ſieben Akteurs auftreten laſſen, und geht die Anzahl bis auf zehn oder zwölf: ſo iſt das ſchon ein Quas, der nur mit dem Beding geduldet wird, daß er nicht zum Beyſpiel werde. Und nach und nach werden die armen Poeten wohl dahin gebracht werden, große Aufzüge von Staatiſten zu verſchwören, weil die Obrigkeit ſagt, das gemeine Weſen leide darunter, und werde dadurch dem Ackerbau, dem Handel und der Schiffahrt eine zu große Anzahl Hände entzogen. In unſern Schauſpielen hingegen fehlt es gar nicht an Perſonen; denn, was diejenigen betrift, welche darinn zu reden haben, ſo haben wir dafür kein andres Maaß, als den Willen des Poeten, und der iſt gemeiniglich ſo beſchaffen, daß es nicht armſelig herzugehn pflegt; denn in der bereits angeführten Komödie, der neue Pythagoras, ſprechen, nicht mitgezählt die Leibwache des Königs von Marok; einen Haufen mohriſcher Seeleute; einen redſeligen Affen; eine Statua; zwey Paar Engel und eine übernatürliche Stimme, wenigſtens fünf und zwanzig agirende Perſonen. Und was werden erſt die Herren Fremden ſagen, wenn ſie die Komödie zu ſehn bekommen, woran einer meiner Freunde arbeitet, und die den Titel hat: Bürgerliche Kriege vom Anbeginn der Schöpfung her: mit treuen Fleiß geſammlet aus den Annalen des Kardinal Baronius *cum notis?* Das iſt übrigens eine Komödie, welche ſelbſt drey oder vier ſolcher Stücke aufwiegt, wie die *Gran Comedia* vom Don Melchior Fernandez de Leon, die er uns unter dem Titel: *la Conquiſta de las Molucas* gegeben hat. Da werden die Herren ſehn! Und alsdenn ſollen Sie mir ſagen, ob Spanien dadurch entvölkert worden iſt; und wahrhaftig, die Herren Dreyeinheiten werden ſich jämmerlich hinter den Ohren kratzen!

Das Foppen meiner luſtigen Herrn Fremden gieng noch viel weiter; allein, es wird einmal Zeit, ein wenig auszuruhen. Ihr Herren könnt nicht verlangen, daß ich mich auf Einmal todt ſchreibe, und Rom iſt nicht in einem Tage gebauet. —

In einer andern Woche wollen wir dieſelbige Materie ſchon fortſetzen; darauf geb' ich mein Wort, und erfülle ich's nicht: ſo ſoll man mich für einen Schwätzer, für einen ſchlechten Kerl, und für keinen braven Spanier halten,

> Porque en diciendo Eſpañoles,
> Todas los Naciones tiemblan *).

P. S. Ich bin heute Nachmittag in der Komödie geweſen. Man gab la Prudencia en la Niñez: (Weisheit in Kinderſchuhen). Ich habe eine wahnſinnige Königin geſehen; einen König von Polen, den man ohrfeigte; einen Docter, der den Pickelhering machte, und — — es hat mich ſehr beluſtigt!

III.

---

*) Denn, wenn man ſagt Spanier:
ſo zittern alle Nationen.

III.

Der Traum vom jüngſten Gerichte,

von

Don Franciſco Gomez de Quevedo Villegas,

Wär Quevedo's Name auch nur durch ſeine Sueños bekannt, ſo wäre dies ſchon hinreichend, ihm ein ewiges Ehrendenkmal zu ſetzen. Sie ſind ein Werk von originaler Laune, groſſer Menſchen- und Weltkenntniß, beißendem Witze und männlicher Entſchloſſenheit, Wahrheit zu ſagen und das Laſter zu geißeln, es ſtecke in welcher Haut es wolle; und gerade ſeine Träume ſind es auch, die ihn am meiſten außer Spanien bekannt machten; denn er und Cervantes ſind faſt die einzigen Spaniſchen Dichter, die wir Ausländer gemeiniglich kennen, oder zuweilen nennen hörten.

Seine Sueños waren kaum erſchienen, ſo fanden ſie nicht allein Ueberſetzer in Frankreich, Italien und Teutſchland, ſondern ſogar auch Nachahmer. Ein gewiſſer Hanns Michael

Moſcheroſch von Wilſtätt, bey der Hochlöblichen Fruchtbringenden Geſellſchaft der Träumende genannt, wählte ſie ſich zum Muſter, paraphraſirte ſie ſehr weitläuftig, vermehrte ſie mit wenigſtens noch einmal ſo viel Träumen aus eigner Fabrik, und gab ſie unter dem Titel: Wunderliche und wahrhaftige Geſichte Philanders von Sittewald 1645, 48 und 50 zu Straßburg und Frankfurt heraus. Aus dieſem Werke aber einen Quevedo kennen zu lernen, iſt unmöglich; denn kaum ſchwebt hie und da noch ein Schatten von ihm, und dieſer ſo bleich und ſo verwiſcht, daß man's faſt für nichts mehr rechnen kann.

Ich liefere zur Probe hier den erſten Traum el ſueño del Juicio final, der auch in andern Ausgaben el ſueño de las Calaveras heißt; und werde in der Folge gelegentlich die andern auch nachholen.

Man wird mir verzeihen, daß ich hier von Quevedo ſelbſt nichts weiter ſage. Im Artikel Biographien ſoll es weitläuftig und ausführlich geſchehen, und bis dorthin verſpare ich alle Nachrichten von ihm. Es kann nicht fehlen, das Leben eines ſo ausgezeichneten Staatsmannes und Genies, der ſein ganzes Erdenwallen hindurch ein immerwährender Ball des Glücks war; eines ſo fruchtbaren und vortrefflichen Schriftſtellers, den **Lope de Vega**, in ſeinem Laurel de Apol, für Spaniens Lipſius in Proſa und Juvenal in

Verſen erklärt; eines Mannes von ſo edlem, entſchiedenem und feſtem Character, muß höchſt intereſſante Züge haben. Es hat ſie, und meine Leſer ſollen befriediget werden.

Der Traum vom jüngſten Gerichte.

Die Träume, ſagt Homer, ſind vom Jupiter; er ſendet ſie uns; und anderswo meynt er, daß ſie Glauben verdienen. Dieß mag wahr ſeyn, wenn ſie wichtige und fromme Angelegenheiten betreffen, und Könige und große Herren ſie träumen, wie Properz ſagt:

Nec tu ſperne piis venientia ſomnia portis;
Cum pia venerunt ſomnia, pondus habent.

Dieß Zeugniß des Dichters führe ich nur zu meinem Behufe an, weil ich glaube, daß mir der Traum vom Himmel kam, den ich vergangene Nacht hatte. Ich war über der Comedia divina des Dante eingeſchlafen, und dieß veranlaßte mich zu träumen, ich ſähe ein jüngſtes Gericht. Und wiewohl man Mühe zu glauben hat, daß ein Dichter (ſelbſt in Träumen) etwas mit Judicium *) zu thun habe; ſo war es doch dießmal der Fall bey mir aus dem Grunde, den Claudian davon angiebt, daß nemlich alle Thiere des Nachts von dem träumen, womit ſie ſich des Tages beſchäfftigten. Sagt nicht Petronius Arbiter:

> Et canis in ſomnis leporis veſtigia latrat.

Und von Richtern?

> Et pavido cernit incluſum corde tribunal.

Mir war's alſo, ich ſähe einen Jüngling durch die Luft fliegen, der eine Trompete ſo gewaltig bließ, daß es ſeine Schönheit beynahe entſtellte. Der Schall drang durch Felſen und Klippen zu den Todten hinab; und den Augenblick fieng die ganze Erde an, ſich zu regen, und erlaubte den Gebeinen, ſich einander aufzuſuchen. Ich ſahe geweſene Generals und Soldaten voll Grimm und Rachdurſt aus den Gräbern aufſtehen, weil ſie es für das Zeichen zu Krieg und Schlacht hielten. Die Geizigen krochen voll Angſt und Zagen hervor, weil ſie eine Plünderung befürchteten; und die Schwelger, Wollüſtler und Eitle dachten, es würde ihnen irgend zur Tafel, zum Bal, oder zur Jagd geblaſen. Das ſahe ich jedem an dem Geſichte an; und keiner, der den Schall der Trompete hörte, glaubte, es ſey das letzte Gericht. Ich bemerkte einige Seelen, die theils aus Ekel,

theils

---

*) Im Original ein Wortſpiel mit juicio, Gericht, und juicio, Beurtheilungskraft.

theils aus Furcht vor ihren vorigen Leibern flohen. Einem fehlte ein Arm, dem andern ein Auge; und ich konnte mich des Lachens nicht enthalten, als ich die ſeltſame Verſchiedenheit von Geſtalten erblickte. Doch bewunderte ich die Vorſicht bey dieſer Verwirrung, daß keiner aus Verſehen oder Irrthum ſich die Beine oder Glieder eines Andern anſetzte. Nur auf einem Gottesacker ſchien's mir gewaltig unordentlich und buntkraus unter den Köpfen herzugehen. Unter andern ſahe ich einen Gerichtsſchreiber, dem ſeine Seele ſehr ungelegen kam; er wollte ſich von ihr losmachen, und gab vor, es wäre nicht die ſeinige.

Nachdem es nun alle erfahren hatten, daß es der Tag des Gerichts ſey; ſo hätte einer ſehen ſollen, wie ſich die Wollüſtigen alle Mühe gaben, ihre Augen, und die Verläumder ihre Zungen nicht wieder zu finden. Die Räuber und Mörder lieſſen über Hals, über Kopf vor ihren eigenen Händen, um vor dem Richterſtuhle keine Zeugen wider ſich zu haben. Da ich mich nun auf die andere Seite wandte: ſahe ich einen Geizhals, der auf ſeine Eingeweide wartete, die ſich an einem entfernten Orte befanden, weil er ſich hatte einbalſamiren laſſen. Dieſer fragte ſeinen Nachbar, wenn doch an dieſem Tage alle Begrabnen auferſtehen ſollten, ob wohl ſeine Geldſäcke auch mit aufſtünden? Ich würde gelacht haben, wenn mich nicht auf der andern Seite die Angſt zum Mitleiden bewogen hätte, womit ein großer Haufe

Gerichtsſchreiber vor ihren eigenen Ohren flohe, weil ſie das Urtheil nicht hören wollten, das auf ſie wartete. Aber was mich am meiſten in Verwunderung ſetzte, waren die Körper von zwey bis drey Kaufleuten, die ihre Seelen verkehrt angezogen, und alle fünf Sinnen in den Fingerſpitzen der rechten Hand hatten. All dieß ſahe ich von einer Anhöhe; als ich zu meinen Füßen mir zurufen hörte, ich ſollte doch weggehen! Kaum hatte ich Platz gemacht, als viele ſchöne Frauenzimmer ihre Köpfe hervorſteckten, und mich unhöflich und grob ſchalten, daß ich nicht mehr Reſpekt für die Damen hätte; denn auch in der Hölle behalten ſie ihre närriſche Eitelkeit. Sie hüpften hervor, ſehr luſtig, daß ſie vor einer ſolchen Menge Zuſchauer ihre nackten Reize konnten ſehen laſſen. Aber ihre Freude währte nicht lange; denn bald hörten ſie, es ſey der Tag des Zorns und des Gerichts, an dem gerade ihre Schönheit ſie insgeheim anklagte, und da giengen ſie traurig, mit langſamern Schritten hinab ins Thal. Eine davon, die ſiebenmal nach einander geheyrathet hatte, ſann im Gehen auf Entſchuldigungen gegen alle ihre Männer. Eine andere, die eine öffentliche Hure geweſen war, gab vor, um dem Thale zu entkommen, ſie hätte ihre Zähne und eine Augenbrahne vergeſſen, kehrte zurück und blieb ſtehen. Aber endlich kam ſie vor den Schauplatz, und die Menge derer, die ſie ins Verderben geſtürzt hatte, wieß mit Fingern auf ſie, und erhob ſolch ein Geſchrey, daß ſie ſich ſuchte unter einem Haufen

Häſcher zu verbergen, die ſie für Leute von keinem Belang, ſelbſt an dieſem Tage, hielte.

Ein großes Geräuſch lenkte mich davon ab. Am Ufer eines Fluſſes verfolgte eine Menge Volks einen Arzt; denn hernach erfuhr ich durch den Urtheilsſpruch, daß es einer war. Es waren Menſchen, die er ohne Urſache vor der Zeit abgefertiget hatte, die ihn nun darüber vor Gericht ziehen wollten, und ihn endlich mit Gewalt vor den Thron des Richters ſchleppten.

Linker Hand hörte ich ein Geräuſch wie von einem Schwimmenden. Ich erblickte einen Richter, der mitten in einem Fluſſe ſtand und ſich die Hände wuſch; welches er verſchiedenemal wiederholte. Ich fragte ihn, warum er ſich ſo oft wüſche? Ja, ſagte er, ich hatte ſie mir im Leben über verſchiedene Händel ſchmieren laſſen, und wollte doch nicht gern ſo ungewaſchen damit vor dem allgemeinen Richter erſcheinen.

Eine Legion Plageteufel erſchien mit Peitſchen, Pfählen und andern Werkzeugen, und holte einen Haufen Schenkwirthe, Schneider und Schuſter, die ſich vor Furcht taub machten, vor Gericht. Sie wollten, ob ſie gleich auferſtanden waren, doch nicht aus ihren Gräbern heraus. Unterwegs ſteckte, bey dem Lärmen den ſie machten, ein Advocat den Kopf heraus, und fragte ſie, wo ſie hingiengen? Sie antworteten: vor den Richterſtuhl des Rhadamanthus. Geſchwind zog er den Kopf wieder hinein, und ſagte: i nu, ich will derweile hier bleiben; denn müßte ich etwa noch tiefer hinunter, ſo habe ich ſchon ſo viel Weg gewonnen.

Ein Schenkwirth kam, der vor Angſt ſo ſehr ſchwitzte, daß er vor Müdigkeit bey jedem Schritt niederſinken wollte. Bravo, Herr Wirth! ſagte ein Teufel zu ihm; bravo! daß ihr das Waſſer herausſchwitzet, und es uns nicht für Wein verkaufet! Einer von den Schneidern, klein von Perſon, rund von Geſicht, von ſchlechtem Bart und noch ſchlechterm Leben, ſagte nichts weiter, als: wer kann mich wohl des Diebſtahls beſchuldigen, da ich beynahe vor Hunger geſtorben bin? Die andern, da ſie ſahen, daß er läugnete, geſtohlen zu haben, fragten ihn, warum er ſein Handwerk entehrte? Sie trafen mit einigen Straßenräubern und öffentlichen Gaudieben zuſammen, und flohen vor einander. Aber die Teufel ſchloſſen ſie gleich ein und ſagten: die Straßenräuber könnten wohl mit unter den Schneidern paßiren, weil ſie nach ihrer Art auch Wald- und Bergſchneider, wie die Feldkatzen, wären. Sie zankten ſich, weil ſie es für einen Schimpf hielten, mit einander zu gehen: aber endlich kamen ſie doch zuſammen ins Thal.

Hinter ihnen kam die Thorheit mit ihren vier Begleitern, den Dichtern, Tonkünſtlern, Verliebten und Renomiſten; Leuten, denen dieſer Tag ganz was Fremdes war. Sie ſtellten ſich auf die

Seite. Zween bis drey Sachwalter kamen, die ſich an ihren ſchaamloſen Stirnen erkannten, und ſich nicht wenig wunderten, daß ſie auch jetzt noch keine Schaam darauf fänden, da ſie doch in ihrem Leben ſo wenig davon verbraucht hatten. Endlich wurde allen ein Stillſchweigen aufgelegt.

Der Thron war ein Werk der Allmacht und Wunderkraft. Jupiter ſtand da von ſeiner eigenen Herrlichkeit bekleidet, gnädig und hold für die Einen, und zornig für die Andern. Zu ſeinen Füßen drehten ſich die Sonne und die Sterne. Der Wind war eingeſchläfert und ſchwieg. Das Waſſer in ſeine Ufer gedrängt. Die Erde ſtand ſtill voll banger Erwartung und Furcht für ihre Kinder, die Menſchen. Einige ſogar beſchuldigten ſie, daß ſie mit ihrem böſen Beyſpiele ſie noch zu ſchlimmern Sitten verführt habe. Alle waren in tiefes Nachſinnen verſenkt; die Frommen, wie ſie danken und für ſich bitten, und die Böſen, wie ſie Ausflüchte ſuchen ſollten. Die Sachwalter zeigten in ihren ängſtlichen Schritten und blaſſer Farbe ohngefähr, was für Rechenſchaft ſie von ihren Aufträgen abzulegen hatten; und die Teufel revidirten ihre Protocolle, Acten und Proceſſe. Alle Vertheidiger ſtanden von innen, und die Ankläger von außen. Es ſtund Wache an einer Thür, die ſo eng war, daß ſelbſt die, die von lauter Faſten und Caſteyen bis auf die Knochen abgezehrt waren, doch noch etwas beym Durchdrängen konnten hängen laſſen.

Auf einer Seite ſtunden bey einander Unglück, Peſt, Seuchen und Landplagen, die zugleich mit den Aerzten ſchrien. Die Peſt ſagte: ſie hätte die Leute zwar ſiech gemacht, aber die Aerzte hätten ſie vollends fortgeſchickt. Die Seuchen: ſie hätten niemanden, ohne Beyſtand der Aerzte, getödtet. Und das Unglück behauptete: alle die, die es unter die Erde gebracht hätte, wären erſt durch beyder Hände gegangen. Und hiermit wurde den Herren Aerzten auferlegt, Rechenſchaft von allen Todten zu geben. Und obgleich einige Narren ſagten, ſie hätten noch weit mehr getödtet, als man da überſehen könne: ſo ſtellten ſich doch die Aerzte mit Papier, Dinte, und mit ihren Todtenliſten und Journalen auf eine Anhöhe; und ſo wie ſie die Leute nennten, trat gleich Einer von ihnen hervor und ſagte überlaut: O, der iſt vor mir verſchieden, Dato den und den dieſes Monats ꝛc.

Pilatus wuſch ſich ſehr eilig die Hände, um mit gewaſchenen in die Hölle zu gehen. Einige Armen kamen herein unter einem halbdutzend Königen, die mit ihren Kronen anſtießen, indeß ſie die Kronen der Prieſter (Tonſur) ohne Anſtoß hineingehen ſahen.

Ein Menſch mit wildem und ſtolzem Blick kam, ſtreckte den Arm aus, und ſchrie: das iſt mein Lehrbrief. Alle verwunderten ſich; die Thürhüter fragten, wer er wäre? Mit lauter Stimme antwortete er: examinirter Fechtmeiſter, und zwar einer der geſchickteſten in der Welt. Er holte einige Papiere aus dem Buſen und ſagte: hier ſind Brief und Siegel meiner Thaten! Aus Verſehen fielen die Papiere auf die Erde, und ſogleich fuhren zween Teufel und ein Alguazil zu, ſie ihm wegzuſchnappen: aber er war geſchwinder als ſie. Ein Gerichtsfrohn wollte ihn anpacken und zurückſtoßen: aber er zog ſich ein Paar Schritte zurück, ſtreckte ſeinen Arm aus, that einen Sprung und ſchrie: Ha! dieſen Stoß ſoll mir kein Teufel pariren! Ich will euch Reſpekt lehren! Da ich in der Mordkunſt unterrichte: ſo könnt' ich wohl verlangen, Galenus zu heißen; denn wenn meine Wunden den Doktormantel umhätten, ſo könnten ſie für ſchlechte Aerzte paßiren. Ich werde mich ſchon löſen, wenn ihr mich probiren wollt. Sie hießen ihn fortgehen, und mit den Worten: Ein Andrer komme herein, ſtürzte er ſich hinab.

Einige Rent- und Zahlmeiſter kamen herein. Auf den Lärmen, den ein Haufen Volks um ſie her machte, ſagte ein Beyſitzer: Ha! das ſind gewiß Beutelſchneider! Nein, es ſind Rentmeiſter, verſetzte ein Andrer. Ey freylich ſinds Beutelſchneider, ſprach ein Dritter. Auf das Wort Beutelſchneider wurden ſie gewaltig unruhig, und verlangten einen Advokaten. Da iſt Judas, ſagte ein Teufel zu ihnen, der abgeſetzte Apoſtel! Als ſie das hörten, wandten ſie ſich zu einem andern Teufel, der alle Hände voll zu thun hatte, ihre Rechnungen zu revidiren und zu moniren.

Ah, laß das ſeyn, ſagten ſie, und gieb dir nicht ſo viel Mühe: wir wollen uns lieber vergleichen, und mit dem Fegſeuer vorlieb nehmen. Aha! ſprach der Teufel, als ein guter Spieler; vergleichen wollt ihr euch? Ihr habt ſicher ein hundeloſes Spiel! Da ſie nun merkten, daß er ihnen in die Karten ſah, gaben ſie das Spiel lieber freywillig verlohren.

Ein unglücklicher Paſtetenbecker kam, den ſchrien einige geviertheilte Verbrecher an, und fragten, wozu er ihr Fleiſch verbraucht habe? Er geſtund, zu Paſteten. Sie verlangten ihre Glieder wieder, in welchem Magen ſie ſich auch befinden möchten; oder, ſagten ſie ihm, ſie würden ihn verklagen. I nu, antwortete er, auf Gott und gut Glück! Die erſte Anklage war, er habe Katzen ſtatt Haaſen verkauft; und in ſeinen Paſteten ſo viel Knochen, und nicht einmal von einerley Fleiſch, ſondern von Schaafen, Ziegen, Pferden und Hunden gethan. Da man ihm nun bewieß, daß man in ſeinen Paſteten mehr Thiere gefunden als in der Arche Noa, (denn in derſelben gab es keine Ratten und Mücken) kehrte er den Rücken, und verließ ſie mit dem Worte auf der Zunge.

Philoſophen wurden gerichtet, und es war luſtig zu ſehen, wie ſie ihr Gehirn zermarterten, Schlüſſe wider ihre Seeligkeit zu machen. Die Dichter wollten als Erznarren den Jupiter zur Manille von allen Sachen machen. Virgil kam mit ſeinem Sicelides Muſae, und ſagte, es bedeutete die Geburt Chriſti: aber ein Teufel kam geſprungen, und wurf ihn, ich weis nicht was, von Mecänas und Octavia in den Bart. Als endlich Orpheus, als der Ober-Aelteſte, hervortrat, für alle das Wort zu führen, befahl man ihm noch einmal den Verſuch zu machen, zur Hölle zu wandern und wieder zu kommen, und die Andern ſollten ihn begleiten.

Hinter ihnen kam ein Geizhals an die Thür, und wurde gefragt, was er wollte? Sie ſagten ihm zugleich, die zehn Gebote bewachten dieſe Thüre vor jedem, der ſie nicht gehalten hätte. Er erwiederte: was das anbeträfe, Sachen zu behalten, darinnen könnte er unmöglich geſündiget haben. Er las das erſte Gebot: **Du ſollſt lieben Gott über alle Dinge**; und ſagte: ich habe deswegen alle Dinge behalten, um Gott noch über ſie zu lieben. **Du ſollſt ſeinen Namen nicht mißbrauchen oder vergeblich führen**: Er ſagte, wenn er gleich falſch geſchworen hätte, ſo wäre es doch allemal um eines ſehr wichtigen Vortheils willen, und alſo nicht vergebens geſchehen. **Du ſollſt den Feyertag halten**: Dieſe und auch die Werktage hielt ich. **Du ſollſt Vater und Mutter ehren**: Ich that jederzeit meinen Hut vor ihnen ab. **Du ſollſt nicht tödten**: Deshalb aß ich nicht, weil eſſen nichts anders iſt, als den Hunger tödten. **Du ſollſt nicht ehebrechen**: Von Sachen, die Geld koſten, verſteht ſichs von ſelbſt, daß ich wegblieb. Du ſollſt kein falſch Zeugniß führen: Hier ſitzt der Knoten, Geizhals, ſagte ein Teufel; geſtehſt du, daß du eins geführt: ſo verdammſt du dich ſelbſt; und wo nicht, ſo wirſt du eins gegen dich ſelbſt vor dem Richter führen. Der Geizige wurde verdrüßlich, und ſagte: wenn ich nicht hinein ſoll, ſo laßt uns wenigſtens keine Zeit verderben; denn auch dieſe mag ich nicht gern verſchwenden. Er wurde ſeines böſen Lebens überführt und an den verdienten Ort gebracht. Indeß kamen viele Räuber herein, und einige von ihnen, die gehenkt worden waren, wurden losgeſprochen. Darüber faßten die Gerichtsſchreiber, die vor dem Mahomed, Luther und Judas ſtanden, einen ſolchen Muth, daß ſie auf einmal hereindrangen und ihr Urtheil verlangten; worüber die Teufel in ein lautes Gelächter ausbrachen. Die Sachwalter wandten aber alle ihre Kräfte an, und verlangten rechtlichen Beyſtand.

Die Teufel fiengen die Klage an, und zwar nicht mit den Proceſſen, die ſie von ihren Verbrechen aufgeſetzt, ſondern mit denen, die ſie ſelbſt in ihrem Leben geführt hatten. Herr, ſagten ſie zuerſt: das größte Verbrechen von dieſen Leuten iſt, daß ſie Gerichtsſchreiber ſind. Dieſe glaubten ſich durch eine Ausflucht zu helfen, und behaupteten, ſie wären keine Gerichtsſchreiber, ſondern Sekretaren. Die Advokaten fiengen die Rechtfertigung an, und alles was ſie für ſie aufbringen

bringen konnten, war: es ſind Menſchen, und werden es ein andermal nicht wieder thun. Endlich wurden zwey bis drey davon loßgeſprochen. Den übrigen winkten die Teufel, weil ſie ſie nöthig hatten, wider gewiſſe Leute zu ſchwören. Einer ſtellte Zeugen an, und theilte Ohren aus für das, was nicht geſagt worden, und Augen für das, was nicht geſchehen war, und beſprizte die Unſchuld mit falſchen Beſchuldigungen.

Nun erſchien wieder der Arzt, der, wie obgedacht, mit Gewalt vor den Richterſtuhl geſchleppt wurde, und mit ihm ein Apotheker und Barbier. Ein Teufel, der das Protocoll führte, ſprach: Dieſer Doktor hat mit Hülfe dieſes Apothekers und Barbiers die meiſten Todten in die andere Welt geſchickt, und ihnen hat man einen großen Theil dieſes Tages zu danken. Ein Sachwalter trat auf und führte zur Entſchuldigung für den Apotheker an, daß er ſeine Waaren den Armen umſonſt gegeben. Aber der Teufel ſagte: zwo Büchſen aus ſeinem Laden hätten mehr Schaden angerichtet, als zehntauſend Tonnen Pulver im Kriege; denn alle ſeine Arzneyen wären verdorbene Waare geweſen; und überdieß hätte er ein Bündniß mit einer Peſt gemacht, und zween Oerter gänzlich zerſtört. Der Arzt ſchob die Schuld auf ihn; und endlich verſchwand der Apotheker. Der Arzt und Barbier verglichen ſich, und jeder behielt ſeine Todten für ſich.

Ein Advokat wurde verdammt, weil er alle Rechte verdreht hatte; und hinter ihm entdeckte man einen Menſchen, der auf allen Vieren kroch, damit ſie ihn nicht ſehen möchten. Man fragte ihn, wer er wäre? Ein Schauſpieler, gab er zur Antwort. Ein Poſſenſpieler, ein Stocknarr biſt du, erwiederte ein Teufel ſehr verdrüßlich; und du hätteſt dir die Mühe erſparen können, hieher zu kommen, da du weißt, was vorgeht. Er ſchwor fortzugehen, und er gieng auf ſein Wort.

Viele Schenkwirthe wurden gebracht und angeklagt, daß ſie Waſſer für Wein verkauft, und dadurch ſo manchen Durſt verrätheriſcherweiſe erſäuft hätten. Dieſe verließen ſich darauf, daß ſie jederzeit den Meßwein in ein Hoſpital geſchenkt hatten; aber es half ihnen nichts, ſo wenig als den Schneidern, daß ſie Wayſenkinder gekleidet hatten. Und ſo wurden ſie, wie gewöhnlich, abgefertiget. Drey bis vier reiche Wechſler kamen und verlangten zu accordiren. Ein Teufel ſagte: ſie denken dabey zu gewinnen; aber dieß bringt ſie vollends um. Dießmal machten ſie die Rechnung ohne den Wirth; denn da iſt nicht zu accordiren; ſie haben Bankrut gemacht. Er wandte ſich zum Jupiter und ſprach: alle übrige Menſchen, Herr, geben Rechenſchaft nur von dem ihrigen, aber dieſe auch von fremden Guthe. Das Urtheil wurde wider ſie ausgeſprochen; ich verſtand es nicht recht, und ſie verſchwanden. Ein Ritter kam, ſo gerade und gravitätiſch, daß es ſchien, als wollte er die Gerechtigkeit ſelbſt richten, die ihn erwartete. Er machte gegen alle tiefe Verbeugungen, und mit der Hand ſehr zierliche Geſten. Er hatte eine ſo ſchöne hohe und ſteife Krauße, daß man nicht ſehen konnte, ob er einen Kopf hatte. Ein Thürhüter fragte ihn im Namen Jupiters: ob er ein Menſch wäre? Er antwortete mit großen Complimenten: O ja! und was noch mehr, ſo heiße ich Don Fulano à fée de Cavallero. Ein Teufel lachte und ſagte: das iſt ein erwünſchter Kerl für die Hölle. Sie fragten ihn, was er wolle? und er antwortete: ſeelig werden. Er wurde den Teufeln überlaſſen, daß ſie ihn zerbläuen ſollten, und er machte weiter keine Einwendung dawider, als, ſie möchten ihm nur die Krauße ſchonen. Nach ihm kam ein Menſch herein, welcher laut ſchrie: wenn ich gleich ſo laut bin, ſo habe ich doch keine ſchlimme Sache; denn ich habe allen Bildern der Heiligen, oder doch den meiſten, den Staub abgeſchüttelt. Alle erwarteten einen Diokletian oder Nero zu ſehen, wegen des Staubabſchüttelns; aber es war ein lumpicher Küſter, der die Gemälde und Altarbilder abkehrte. Und damit wäre er auch davon gekommen, wenn ihn nicht ein Teufel angeklagt hätte, daß er das Oel aus den Lampen ſtöhl, und es den Nachteulen Schuld gäbe; daß er den Kirchenſchmuck und Altarbekleidungen beraubte, um ſich drein zu kleiden; daß er den Altarwein kredenzte, und daß er Falten aus den Meßgewändern ſchnitte. Ich weis nicht, was er zu ſeiner Rechtfertigung vorbrachte; denn ſie wieſen ihm den Weg zur Linken.

Einige ſchmucke Dirnen traten herein, die ihre Mäulchen mächtig rümpften bey dem Anblick der heßlichen Figuren von Teufeln. Ein Sachwalter ſagte zur Veſta, ſie möchte ſie in Schutz nehmen, weil ſie Verehrerinnen ihres Namens geweſen wären. Aber eben ſo große Feindinnen ihrer Keuſchheit, verſetzte ein Teufel. Ey freylich! ſagte eine, die eine Ehebrecherinn geweſen war. Und der Teufel klagte ſie an, daß ſie einen Mann in acht Leibern gehabt hätte; daß ſie ſich in Einem zugleich für Tauſende verheyrathet hätte. Dieſe wurde allein verdammt, und im Weggehen ſagte ſie: hätte ich nur gewußt, daß ich ſollte verdammt werden, ſo hätte ich mich gewiß nicht ſo mit den guten Werken geſchoren.

Ein Advokat, der das Protocoll führte, fand, daß noch die böſen Alguazils und Gerichtsdiener zu richten übrig waren. Sie wurden gerufen, und ſie näherten ſich dem Richterſtuhle ſehr traurig und niedergeſchlagen, und ſagten: Wir geben uns für verdammt; es braucht weiter keines Urtheils. Kaum hatten ſie das geſagt, als ein Sternſeher mit Aſtrolabien und Himmelskugeln beladen hereintrat, und ſchrie: ſie hätten ſich geirrt, es könnte das nicht der letzte Gerichtstag ſeyn, weil Saturn ſeinen Lauf noch nicht vollendet hätte. Ein Teufel wandte ſich um und ſagte zu ihm, da er ihn ſo mit Holz und Papier beladen ſah: ihr tragt das Holz ſchon bey euch, als wenn ihr gewußt hättet, daß von allen den Himmeln, davon ihr im Leben gehandelt habt, keiner im Tode für euch übrig ſeye, und daß ihr nach der Hölle gehen würdet. Dahin werde ich nicht gehen, ſagte er, wenn man mich nicht hinträgt; und das geſchah auch.

So endigte ſich das allgemeine Gericht; die Schatten flohen an ihren Ort; die Luft athmete von neuem, die Erde blühete, der Himmel lachte, und Jupiter ſtieg in ſeinen Himmel, um die Seeligen zu erquicken. Ich blieb im Thale; indem ich durch daſſelbe hingieng, hörte ich ein großes Geräuſch und Klagen auf Erden. Ich erwachte aus einem ſo traurigen Traume, mehr fröhlich, als traurig und erſchrocken.

IV.

Die Gatomachia oder der Katzenkrieg.

Ein epiſch-burleſkes Gedicht des Licentiaten Tome de Burgillos.

Es iſt ein Vorurtheil, das wir Ausländer hatten, und Gott weis woher? kam, daß wir den Spaniern zuviel geſteiften Ernſt und zu wenig komiſchen Ton und ſcherzende Laune zutraueten. Unſere Unbekanntheit mit ihrer Litteratur und Sitten, und der Nachklang, der von ihrem geſchraubten Hof-Ceremoniel in Teutſchland geblieben war, haben es wohl am erſten veranlaßt. Wir thun ihnen aber damit ſehr Unrecht; denn faſt nirgends iſt das Feld der ſcherzhaften Poeſie fleißiger bearbeitet worden, als bey ihnen. Ich will nicht ſagen, daß Alles, was wir von ihnen in dieſer Dichtart haben, vortreflich ſey: aber das Minder oder Mehr giebt ohnedieß den meiſten Sachen in der Welt den Namen; und ſichtet man die Menge ihrer Produkte von dieſer

Art auch ſehr genau aus, ſo bleiben, wenn ich mich nur auf die komiſche Epopee einſchränke, uns doch immer noch etliche gewiß übrig, die man als wahre Meiſterſtücke aufſtellen kann. Die Mosquea des Joſeph de Villaviciosa, der Orlando des Franciſco de Quevedo, die Burromachia des D. Gabriel Alvarez de Toledo, die Proſerpina des D. Pedro Sylveſtre, und die Gatomachia des Lope de Vega ſind alle z. E. komiſche Epopeen von entſchiedenem Werthe und Lieblingswerke der Nation.

Ich werde mich in keinen langweiligen hiſtoriſch-kritiſchen Bericht davon einlaſſen; denn kritiſche Analyſen dieſer Art ſind dem, der bey der Kunſt nur Ergötzen ſucht, (und dieß thun doch wohl die Meiſten?) faſt immer ſo unwillkommen, als die Zerlegung eines ſchönen Körpers. Sobald es Anatomie wird, dann iſts mit dem Vergnügen aus. Ich will ſie meinen Leſern lieber hinlegen wie ſie ſind; ſie mögen ſelbſt kommen und ſchauen.

Hier liefere ich zuerſt die Gatomachie des Lope de Vega; eines der beſten Werke dieſes bis zum Wunder fruchtbaren ſpaniſchen Dichters, von dem ich in den Biographien mehr ſagen werde. Dieß Gedicht hat außer ſeinen ſo mannichfaltigen poetiſchen Schönheiten noch das Verdienſt, die erſte Spaniſche komiſche Epopee zu ſeyn. Lope de Vega führte dieſe Gattung zuerſt ein, und die Andern folgten ihm nur nach. Wahr iſts, Homers Batrachomyomachie mag wohl ihm, ſo wie den meiſten Andern, zum Muſter gedient haben: aber knechtiſche Nachahmung davon iſt drum die Gatomachie mitnichten. Sie erſchien zuerſt in einer Sammlung ſcherzhafter Gedichte, die Lope de Vega unter dem angenommenen Namen des Licentiaten Tome de Burgillos herausgab, und folgenden Titel hat: Rimas humanas y divinas del Licenciado *Tomè de Burgillos* No ſacadas de Bibliotheca ninguna (que en Caſtellano ſe llama Libreria), ſino de papeles de amigos y borradores ſuyos, por *Frey Lope Felix de Vega Carpio*. En Madrid 1634 in 4to. Geiſtliche und weltliche (oder auch göttliche und menſchliche) Reime des Licentiaten Tome de Burgillos. Aus keiner Bibliothek (auf Caſtilianiſch Bücherey genannt) genommen, ſondern aus den Papieren ſeiner Freunde und ſeinen eignen Schmierzeddeln zuſammengetragen, durch ꝛc.

Luſtig iſt's, daß Lope de Vega ſeine Gatomachie ſich ſelbſt dedicirt, und gleich vorn herein ſeinem Heldenthume eine mächtige Lob- und Standrede hält. Doch dergleichen Spiegelkomplimente ſind überhaupt bey den Spaniſchen Schriftſtellern, auch den beſten, ſo gar rar nicht.

Ich werde meine Leſer in den folgenden Theilen gelegentlich mit den übrigen vorzüglichſten komiſchen Epopeen der Spanier bekannt machen, und ſie theils ganz, theils auszugsweiſe liefern. Die Gatomachie gebe ich hier ganz, und metriſch.

Die

Die
Gatomachia
oder
# der Katzenkrieg;
ein epiſch-burleſkes Gedicht des Licentiaten Tome de Burgillos.

Erſtes Wäldchen.

Ich, der ich in vergangnen Zeiten
Die Wälder und die Wieſen ſang,
Bekränzt von hohen Bäumen und
Bedeckt mit Heerden und mit Blumen;
Die Waffen und Geſetze,
Der Könige und Reiche Schutz;
Ich ſinge nun, zur minder erſten Leyer,
Der Liebe Zorn und Sprödigkeit,
Die Leiden und die Freuden.
Doch nicht vergeſſen iſt
Das kriegriſche Taratantara,
Vermiſcht mit hellen Pfeiffenton.

Ihr Muſen des Caſtal'ſchen Chors,
Gewährt dem Liede eure Gunſt;
Denn mit dem Genius, von euch verliehn,
Sing ich den Krieg, die Lieb' und Abentheuer
Von zween Katzenhelden hochberühmt.

Don Lope, wenn auf den Parnaß
Dich der Pirate Hollands wandeln läßt,
Die Katze unſers Silbers, die
Die fremden Meere allenthalb durchſtreift;
Laß deinen tapfern Stahl,
Womit beym Angriff du der erſte biſt,
Ein wenig ruhen, und dein Ohr
Vernehme den berühmten Katzenſtreit.
Ganz Indien bis nach der Wallachey
Durchlaufe deines Namens Ruhm,
Der durch ganz Spanien ſich ſchon ergießt;
Da du der Mohren Pforte ſahſt
Von Tunis und Biſerta,
Als ein gepanzert Kind, in Form des Liebesgott's.
Nicht immer folge dem erzürnten Mars,
Geübt in Waffen von der Wiege an,
Mit Diamant gepanzert, und
Mit ſtolzem Federbuſch gekrönt;
Denn manchmal ſtärkt die Ruhe
Den Muth zu neuer Tapferkeit;
Und ſelbſt dem Kriegesgotte nimmt im Frieden Venus,
Mit alabaſtern Händen, Schild und Helm.

Auf hohem Giebel eines Dachs,
An friſcher Luft ſich kühlend, ſaß
Die ſchöne Zapaquilda,
Und leckte Kopf und Schwanz,
Und runzelte die Stirn, ſo heilig,
Als wär ſie eine Kloſterkatze.
Ihr eigener Gedanke diente ihr
Zum Spiegel, ob ihr gleich
Ein Scherbenſtück die ſpött'ſche Elſter brachte,
Die keine Haube, keine Krauſe ließ,
Die ſie auf dieſem Dache nicht verſteckte,
Das nah' dem Gange eines Licentiaten lag.
Nachdem ſie nun gewaſchen, und
Von reingeleckten Pfoten war,
Geputzt mit ihrem Zobelpelze,
Begonn ſie ein Sonnet im Alt
Mit ſo viel Grazie und Anmuth, als
Der Sänger Thraciens kaum ſang;
Daß jeder, der ſie hörte, gleich
Es für ein Katzen-Solo hielt;
Mit ſolchen Trillern und Cadenzen, daß
Die Ratten ſich dem Teufel drob ergaben.
Der Frühling trat bereits hervor
Auf dem Balkon, von Lilien und Roſen,
Und Flora, mit den goldnen Schuhen,
Luſtwandelte ſchön an der Flüſſe Ufern;
Und Blumentöpfe von Fayance
Bereitete der Sommer zu;

Als Marramaquiz, von Geſchlecht
Ein Römer-Kater, von Maulero, ſeinem Schildknap,
Der aus la Mancha ſtammte,
Gewiſſe Nachricht überkam;
Die ſchöne Zapaquilda ſonne ſich,
Gleich einer Purpurroſe, die hervor
Aus Blättern ihres grünen Bettes ſteigt,
Ein blühender Rubin, der blendend flammt;
Sie ſäng, ſagt er, ihr ſüßes Lied,
Noch ſüßer als Juan de Mena,
Und mache um ſich her die Lüfte ſelbſt verliebt.
Aufmerkſam horchte Marramaquiz
(Denn ſchon von weitem macht der Ruf verliebt)
Auf ſeines Pagen lockenden Bericht;
Der außer ihrem wunderſchönen Pelz,
Der neuſten Modetracht von Schneider-Schöpfung,
Auch ihre holde Grazie
Und jungfräuliche Sittſamkeit erhob.

Der Held begehrt ein Roß; ſogleich ward ihm
Ein Affe vorgeführt, geſchmückt nach Landesart,
Gefangen einſt in einem Kriege, den
Die Affen und die Katzen führten.
Halbſtiefelgen zween Finger breit geſchlitzt,
Legt' er mit Mühe an; anſtatt
Des Degens trug er einen ſilbern Löffel.
Der Mantel war couleur à la Françoiſe,
Von einem alten Strumpf, ſo glatt,

So glänzend und ſo ſchmuck,
Daß er, es wäre keine Schmeicheley,
Drinn höher ſchier als ein Adonis ſtuzte.
Zum Hute diente ihm
Der goldenen Zitrone halbe Schaale,
Mit einem roth und grün und braunen Federbuſch
Von einem Papagayen, der
Von ſeinen Klauen ſtarb, als eines Tag's
Er: Wer da? rief, und dacht', der König käm;
Und Marramaquiz war's, der jagen gieng,
Und Mittel fand, das Gitter durchzubrechen.
Zwo Hälften eines Handſchuhs band er ſich
Statt eines Gürtels um; und die Manſchette
Von einem Kinde war die Krauſe.

Ein Kater war's von zierlicher Perſon,
Und minder nicht galant, als wie verliebt,
Von weißem Knebelbart und offenem Geſicht;
Von muntern Augen, deren Aepfel gleich
Smaragden, doch beſcheiden, blitzten.
Und ſo erſchien zu Roß, auf ſeinem Affen,
Der Paladin Orlando, welcher kam
Angelika die Schöne zu beſuchen.
Das Fräulein von beſcheidner Schüchternheit
Erblickt den Kater nicht ſobald, als ſie
Ihr Antlitz wohl in Falten legt, und gleich
In eine ernſte Dame ſich verwandelt;
Sie puzt des Schnäuzgens Rand gar fein

Und leckt ihn rein, wie einen Butterweck.
Aus Furcht für einer Schelmerey
Bedeckt ſie mit dem Schwanze die geheimen Reize;
Die Augen niederſchlagend hüllte ſie
Statt Schleyers ihr Geſicht in eine Fratze; denn
Ein tugendhaftes Mädchen muß,
Je ſchöner es, ſoviel beſcheidner ſeyn.

Mit leichten Füßen ſpornte Marramaquiz
Sein Tetuaniſch Roß,
Und viermal tummelt er's im Kreiße,
Auch zeigt' er mit ſo mancher Artigkeit
Und andern Schwenkungen, wie groß
Die Macht von ſeinen Trieben ſey.
Er naht ſich dann gar zierlich und galant
Mit ſeinem Hütchen in der Hand,
Dem Gegenſtande ſeiner Liebe.
Sie gab, gefärbet mit ſchamhafter Röthe,
Ihm eine Locke ihres Haars. —
Indeß nun Beyde zärtlich marramiezten,
Und mit verliebten Seufzern, ſehnſuchtsvoll,
Die ſchmelzenden Gefühle wiedertönten;
Da kam von einem Ochſenauge, das
Ein nahes Dach von einem Prieſter zierte,
Ein Kieſelſtein von einer Armbruſt her
Geſchleudert, ſchneller als ein Blitz,
Und traf den Affen jämmerlich
An's Ohr, das purpurfarb von innen,

Und rauch von außen war.
Er warf die Bürde ab, und wild entrann
Er über alle Dächer weg,
Und aufzuhalten ſeine Wuth,
Mit der er floh, war niemand möglich.
So wie, wenn an dem ſchönſten Sommertag
Ein plötzlich Wetter ſich zuſammenthürmt,
Und Hagel aus der Wolken Schoos
Und Blitz und Donner auf die Fluren ſpeyt,
Die Heerd' erſchrocken ſich verläuft,
Und in der Hecke Dornen-Labyrinthen
Die weiß und ſchwarze Wolle läßt;
Zu den beblümten Wieſen auch
Nicht eh'r zurückekehrt, als bis
Die Sonn' im grünen Bogen
Die Felder wieder bunt und frölich macht;
So liefen auch die Katzen ganz beſtürzt
Durch Gänge, Thüren und Altane,
Mit tragiſchem Geheul;
Der Affe hielt ſein Ohr betrübt
Und ſeinen wunden Schädel in der Hand;
Und feucht mit Blut geſalbet war ſein Haar,
Als wie mit Ambra ſeine Handſchuh'.

Indeß dieß Alles ſich begab,
Der Kater nur an die Geliebte dachte,
Und ſeine bittern Liebesklagen
(Denn keine Seele iſt ſo froſtig und vereist,

Die von der Liebe nicht geſchmelzen würd')
Und ſie mit Pfuh und Uh
Und mit verſtelltem Zorn ſich wehrte; kam
Beflügelt jenes Ungeheuer
Des Himmels und der Erde, das
Bedeckt mit Zungen und
Mit Augen, bald ein abgelebter Greis
Mit Brillen, bald ein Luchs mit ſcharfen Blick;
Von allen ungeſehen, das Gebieth
In den drey Elementen hat.
Mit dem Gerücht von Zapaquildens Schönheit
Durchlief es beyde Hämiſphären ſchnell,
Auch bey der Wahrheit ſelbſt noch lügenhaſt,
Und trug es hin, da wo Neptun,
Der allgemeine Schöpfer jedes Quells,
Die Erd' und jedes Vorgebürge netzt,
Zur Krone Südens vom Bootes an,
Und von der kalten bis zur heißen Zone.
So laut verkündigte es Fama, die
Des Guten wie des Böſen Herold iſt;
Daß jeder Kater nun in Oſt und Weſt,
Der nur ihr Bildniß ſah, ſich machte auf,
Gereizt zu kommen durch die Hoffnung
Des Minneſolds, den treue Lieb' erhält.
Die einen, die zu Land mit Poſt ankamen,
Die trugen, leichter fortzukommen,
Nur Federn, Binde, Koller, Schuh;
Die aber fern an Meeresküſten wohnten,

So.

Soviel vermag der Liebe ſüßer Reiz!
Die kamen an in Trögen und in Mulden,
Und doch nicht weniger
Bis an den Schwanz mit Reichthum angefüllt.
Und Andere aus Staat und Pracht,
Sich mit Galanterie zu zeigen,
Durchſeegelten in Coffern und in Laden
Die blauen Fluthen Amphitritens.
Ja einer, welcher ſich maskirt
Um ſich incognito zu halten, kam,
Sogar in einem Futterale
Von einem Nachttopf an.

In viel Jahrhunderten ward nicht geſehn
Ein ſo berühmtes Katerheer,
Die um die ſchöne Zapaquilda warben.
Kaum gab es einen Schornſtein oder Dach,
Wo kein verliebter Kater war,
Der oft vom Kieſelſtein getroffen fiel;
Und keine Ratte war, die ſich
Aus ihrem Neſt gewagt,
Und Käſe und Papier durchbohret hätte,
So ſtark ihr Hunger auch
Und die Gewohnheit war;
Kein Dichter klagte in der ganzen Welt,
Die Verſe würden ihm gefreſſen;
Kein Sperling hüpft hervor,
Und keine grüne Eidex ſchlich' aus ihrem Loch.

Doch war der Schaden, der
Von einem ſolchen Katzenheer entſprang,
Nicht minder groß; denn weder Wurſt
Noch Braten war, noch ein gefüllter Magen,
Noch eine Seite Speck im Rauch,
Vor ihnen ſicher, trotz der Schwierigkeit,
Die ſie dabey zu überſteigen hatten.

Nun kam auch unter der erlauchten Schaar
Ein weitberühmter, tapfrer, edler Kater,
Von ſpitzer Schnauze, platter Naſe,
Von Bruſt und Beinen weiß, von Lenden ſchwarz,
Der Mizifuf genannt; und allenthalb
Durch Tapferkeit und durch Galanterie
Als ein Zapinarciſſus und ein Gatimars
Berühmt. Sobald er nur die ſchöne Kitze ſah,
Die glänzender als helles Silber war;
War augenblicks er ſo von Liebe trunken, daß
Er Nacht und Tag
Mit Pagen und Livreybedienten
Spazierte auf dem Dache, wo ſie war.

Der dienet niemals ſchlecht, wer liebt!
Es glückte ihm; denn gleich beym erſten Blicke,
O undankbare Katze! wollte ſie
Dem Mizifuf-Narciſſen wohl;
Und machte dem Marramaquiz Verdruß
Und Eiferſucht. Die Urſach weis ich nicht,

Warum ſie ihre Augen warf auf Mizifuf,
Und plötzlich ändernd jenem alle
Die alte Gunſt und Hoffnung nahm.
Wie viel vermag ein fremder Kater nicht;
Zumal wenn er galant iſt und beredt,
Von ſammtnen Fell und krauſen Bart!
Zu mächtig iſt der Neuheit Reiz!
Und kann man wohl den prüden Kitzen trauen?
Wer hätte Zapaquilda, die ſo grauſam war
Und unerbittlich, ſo veränderlich
Geglaubt, daß ſie den artigen
Marramaquiz um einen Kater tauſchte,
Der ihr willkommner war, weil er
Geſtohlnen Speck und Würſte ihr gebracht?
Wie unbeſtändig iſt die Liebe und das Glück!
O! wer kann einem Weibe trauen?
Und wer ſagt Weib, und nennt nicht Unbeſtand?

Marramaquiz, dem Eiferſucht
Den Schlaf geraubt, erkrankte
Vor Kummer und Verdruß;
Weil nichts im Stande war, ihn zu erfreun.
Doch endlich kam Merlin, ſein Arzt,
Ein Kater, deſſen graue Wiſſenſchaft
Und Kunſterfahrenheit bey Allen hochberühmt,
Und ordnete ihm eine Aderlaß;
Zum Ueberfluß beſuchte
Ihn ſeine Dame noch, obgleich ſein Schlafgemach

Hoch unterm Dache war, wohin die Kutſche nicht
Des ſteilen, engen Weges kommen konnte;
Sie ſtieg deswegen aus und gieng zu ihm
Geführt von ihrem Eſcudero.

Nach erſtem ernſten Blicke, und nachdem
Ihr erſter Zorn vorüber war,
Beſprachen ſie ſich nun durch Mauen und durch Mienzen.
Doch ihn zu ſtärken auf die Aderlaß
Bracht' ihre Jungfer Bufalia
Ihm eine Gänſelatſche und zwoo Auſtern mit.
Er klagt in ſeiner Mienzenſprache ſchüchtern;
Verſchämt und jüngferlich antwortet ſie;
Und beyder Klagen, überſetzt, bedeuteten
So viel:

„Warum, o! ſchöne Zapaquilda,
Verläßt du mich ſo ungerecht?
Iſt Mizifuf wohl weiſer, tapferer?
Von leichtern Füßen, beſſern Schwanz?
Und weißt du nicht, daß ich von allen, die
Sich dünken ſchön zu ſeyn, auch wirklich ſchön
Von Kleidern und von Hauben ſind,
Dich, Undankbare, dich allein gewählt?
Iſt das der Dank, daß mich die Morgenröthe
Im ſtarren Winter ſah von Dach zu Dache klettern,
Und dir hofiren adelich
In Degen, Schild und ganzer Ritter-Rüſtung,

Mit Reif und Eis bedeckt, mehr als
Ein Spaniſcher Soldate, der
In Flandern mit Geſchoß und Pulverflaſche zieht?
Gab ich dir weder Stoffe, noch Damaſt,
So wars, weil du kein Galakleid
Trägſt über deinem ſchönen Zobelfell,
Und weder deine Schönheit ſchänden, noch
Verbergen willſt die Reize, die
Natur dir gab; was aber Leckerbiſſen
Betrifft, wer hat mit größrer Müh
Und Kühnheit wohl die Fiſch' und Vögel
In Küchen weggehaſcht, als ich? Und bracht ich nicht
Dir bald Paſteten-und bald Würſte?
O! ſchrecklich Mißgeſchick!
Auch bin ich nicht ſo häßlich; denn
Noch geſtern ſah' ich mich
In einem Waſſereymer, den ein Junge
Aus unſerm Brunnen zog, mein Haus
Zu ſprengen; dieß Geſicht
Verachtet Zapaquilda, rief ich aus?
O Jammer! Wuth! Verrätheriſche Liebe!„

Nicht ſchlaffer welkt bey Phöbus heißem Brande
Die Sonnenblume hin, und tiefer beugt
Sie ihren Nacken nicht; das zarte Kind,
Wenn es ſich matt geweint, liegt auch
An ſeiner Mutter Bruſt betrübter nicht,
Als halb entſeelt der Liebende hier lag

O Götter, welch ein ſüßes Ding iſt Liebe,
Und Eiferſucht, wie bitter biſt du nicht!
Da ſie ihn ſeinen Geiſt in Seufzern nun
Aushauchen ſah', und wie er ſo pyramiſirte;
Ward ihr ſehr bang, ſein Schmerz
Möcht eine Ader oder Fieber ſprengen,
Da nahm ſie ihren Fliegenwedel gleich
Und ſchwung ihn über ſein Geſicht;
Und kam er ſchnell zu ſich, denn dieſe Gunſt allein
Befreyte ihn vom bittern Todte.
Mit honigſüßer Schmeicheley beginnt ſie nun:
„Wenn deine Liebe dir erſchweret,
Was du mir angelobt: ſo iſt es deine Schuld,
Wenn du ſo ungerecht Beleidigungen dir
Und Martern ſelbſt erdenkſt;
Denn wenn auch Mizifuf mich wirklich liebt,
Und Allen ſagt, daß er vor Liebe ſterbe,
So bleib' ich Dir doch ſtets als deine Braut getreu.„
Die ſchöne Zapaquilda ſchwieg,
Verſiegelnd ſittſam die zwo ſchönen Roſen;
Denn Fräulein reden ſelten viel,
Die nicht wie Wittwen und wie Frauen
Geübet in der Liebe ſind.

Schon nahte ſich die Nacht;
Und ihre Kutſchenräder, die beſetzt
Mit Sternen und mit Diamanten blitzten,
Ertönten ſchon von nahen Bergen her.

Die Vögel ſchwiegen,
Und öde waren Wald und Flur;
Als des verliebten Kranken Pagen
Die Fackeln in das hohe Dachgemach,
Der Kutſche vorzuleuchten, brachten.
Es ſchieden drauf die Liebenden,
Und machten, ohne Komplimente,
Zum Scheiden Sie, zum Bleiben Er
Mit ihren Schwänzen ihre Reverenze.

* * *

Zweytes Wäldchen.

Vom Gifte der grauſamen Eiferſucht
Auf Mizifuf genas bereits
Der tapfre Marramaquiz;
Der Eiferſucht, die ſchon ſo viele Leben
Gekoſtet; und im Himmel ſelbſt
Gott Jupitern, dem Schleuderer der Blitze,
Wenn er von Juno floh,
Verlarvt in unanſtändge Tracht,
Oft ihre Strenge fühlen ließ,
Und ihn in Feuer, Ochſen, Schwan
Für die Europa, Leda und Aegina
Verwandelte. Mit blaſſer Farbe

Und grüner Binde, die
Erinnern ſollt' an ſeine Aderlaß;
Denn kranke Liebe neigt zum Mitleid gern,
Spaziert' er auf dem Dache
Von jener undankbaren, ſtolzen Schöne.

Wer liebt die Stolzen? Wer erwartet wohl
Von ihnen Treue und Standhaftigkeit?
Die muntre Zapaquilda ſtand
Auf dem Balken und wartete
Der Nachricht vom geliebten Mizifuf;
Da kam Garraf, ſein Page, der
Ihr ein Papier und eine Schachtel brachte.
Sie leckte zierlich Schwanz und Nachbarſchaft
Und nahm die Schachtel, die mit Gold
Aus Indien auf ſchwarzen Grund
Belegt gar köſtlich war. Mit Anſtand ſieht
Sie, vom Cryſtal der Schönheit faſt
Geblendet, ob nicht was zu naſchen dabey ſey.
Gefräßigkeit iſt allen Katzen eigen,
So ſehr ſie auch beym Nehmen ſchüchtern thun.
Noch ehe ſie den Pagen angehört,
Betrachtet ſie die Koſtbarkeiten,
Die der Galan ihr überſchickt.
O! welch Geſchmeide! welche neue Moden! —
Zuletzt erblickt ſie einen Brocken Käſe
Von ziemlichen Gewichte, und
Von Speck und Eyern ein Gefülltes;

Und Athis, eine Frucht, die nur
Die Fichte trägt an ihren zarten Zweigen,
Am Fuß' des hohen Guadarrama.
Zum Mahlſchatz und zum Zeichen, daß ſie ſeine Braut
Seyn ſollte, ſchickt er ihr zwey Bänder,
Sich Ohrgehänge draus zu machen;
Ein Schmuck, den reiche Damen oft
Nur ihren Lieblings-Kätzgen, wenn ſie klein, anlegen,
Und ſie mit Perlenmutter-Roſen putzen.

Drauf nahm die Schöne das Papier, und las
Mit heitrer Miene folgendes:
„O! ſüße Liebe, ſüßer Schatz, ja ſüßer
Noch als die Frucht vom fremden Baume;
Dir ſchick' ich dieſen Käſe, dieß Gefüllte,
Und dieſe Perlenmutter-Bänder nur
Als Zeichen meiner treuen Liebe.„ —
So weit kam Zapaquilda, als
Marramàquiz, der voll von Eiferſucht
Von einem hohen Giebel der Verrätherey
Zuſah, von Wuth und Zorne ſchäumend
Geſprungen kam, und wie der Blitz
Die eine Klaue ins Papier,
Die andre in's Gefüllte ſchlug.
In Ohnmacht ſinkt Garraf,
Bleibt ſtarr und ſinnenlos, wie einer,
Den unverſehens des Geſchützes Donner ſchreckt.
Der Hochbeleidigte gab ihm ſo ſchrecklich

Mit ſeinen Mörderklauen einen Schlag,
Daß er im Kreiße wirbelnd durch die Luft
Hinfliegt, als wollt er Schwalben fangen.
So ſchlägt der flüchtge Spieler ſeinem Gegner
Den leichten Ball zurück,
Mit klingendem Rackett, daß rund umher
Die Luft ertönt vom harten Schlage,
Bis er bald ſinkt, und ihn ein Andrer ſchlägt.

Der ſtolze Kater, der die Fülle
Indeß nicht fahren ließ, zerreißt den Brief,
Den er mit eiferſücht'gem Schaume
In ſeinen Zähnen wälzt;
Und der betäubten Zapaquilda droht.
Wie einer, der vom wilden Strome fort
Geriſſen wird, bald einen Aſt,
Bald einen Strick, bald einen Strauch
Erhaſcht, und ganz von Sinnen, feſte hält;
So hält Marramaquiz die Fülle,
Beklemmt von Angſt und Bangigkeit, und läßt
Die Urſach ſeiner Eiferſucht nicht gehn.
Wohin führt Liebe aus Verzweiflung nicht!
Sie rächt, ſieht ſie ſich ohne Hoffnung,
Am Ende ſich ſogar an einer Eyer-Fülle.
Kurzum die Kitze flohe, und aus Furcht
Berührte ſie das Dach ſo leiſen Tritts,
Daß ſie der ſchönen Amazonin glich,
Die über Waizenfelder lief,

Und ſtreifte ſelbſt der Aehren Spitzen nicht.
Wie man von fremden Ländern dann
Solch närriſch Zeug genug erzählt.

Die Furcht, die dieſe Kitze niederſchlug,
Macht, daß dem kleinen Amor, wenn er ſie befreyt,
Sie einen Bogen ſammt dem Köcher
Von jenem ſtolzen Rodamont gelobt,
Der ſchwor, die Ungetreue zu vergeſſen; nie
In ſeinem Leben weder nacket noch
Bekleidet wieder ſie zu ſehn, und der
Vergangenen Geſchichte nie
Sich zu erinnern; einen Weiſen auf
Zu ſuchen ſeine Schmach zu rächen.
Vergebens war ſein muthiger Entſchluß;
Denn Lieb' erfüllet nicht, was Eiferſucht
Verſpricht. Ein weinend Weib vermag ſo viel,
Daß ihr Geliebter, der
In eiferſücht'gem Zorn mit ihr zu zanken kömmt,
Aufs neue ſich verliebt, und gern
Schon für ein Thränchen tauſend Lügen glaubt;
Auch ſchreibt Ovid wohl im Epiſtelbuche,
Auf welchem Folio, das weis ich nicht;
Mit Kräutern heilet man
Der Liebe freche Wunden nicht;
Denn alte Liebe zu vergeſſen, iſt
Kein ander Mittel, als nur neue Liebe, oder
Der Trennung weiter Raum.

Indeſſen kam Garraf zum Mizifuf, gelähmt,
Und mau'te jämmerlich im melanchol'ſchen Tone;
Wie Straßenbettler herzugehen pflegen, die,
Um Geld herauszulocken,
Bald eines Armes mangeln, bald
In Lumpen hängen, und
An Füßen lahm, und ſcheel
An Augen ſind. Der ſchlimme Anblick
Gab ſeinem Herzen einen Stich.
Der Sache gleich gewiß zu werden, fragte
Er ihn: was fehlt dir, Freund Garraf,
Daß du zurück ſo traurig kömmſt?
Garraf bewegte zitternd
Den ſchmeichleriſchen Schwanz und Zunge,
Und meldet ihm die ſchreckliche Geſchichte;
Wie nemlich Herr Marramaquiz
Von Eiferſucht entflammt,
Aus Rache-Wuth,
Mit ſchimpflicher Verachtung
Und ganz Reſpekts vergeſſen,
Den Käſe, das Gefüllte und den Brief geraubt;
Wie Zapaquilda über dieſen Katergrimm
Erſtaunt, mit aufgehabenen Rock entfloh.
Denn was bey Weibern Stoffe, Seiden und
Gewäſſerte Kamlote ſind, das iſt
Bey Katzen der biegſame Schwanz,
Der ſich ad libitum bald ringelt, und
Bald in die Höhe ſtrecket. Er

Erzähle' ihm auch, nebſt ſeinem eignen Unglück,
Und wie er durch die Luft geflogen,
Und jämmerlich herabgeſtürzt;
Es habe ſich an ihm zu rächen, mit
Dem Degen auch Marramaquiz
Gedroht, weil er in Zapaquilda ſich verliebt,
Mit ihr geſprochen auf dem Dach' Caſilden's
Der Krämerin, dort an der Ecke;
Auch woll' er noch zu Spott und Schimpfe ihm
Die Bänder, die er ihr geſchickt,
Statt Neſteln'in den Schuhen tragen.

O! Eiferſucht, wenn unter Katzen
Im Scherz und Ernſt
Du ſolchen Unfug machſt;
Was wirſt du unter Menſchen, die
Von ritterlichem Geiſt
Und ehrenvollem Namen ſind, nicht thun?
Selbſt Agamemnon war erzürnter nicht vor Troja,
Als ſie das Waffen-ſchwangere Pferd
Hinſtellten, und Aeneas Stadt
Mit Fackeln und Pechkränzen zündeten;
Nicht grimmiger war Barbaroſſa
In Tunis, noch der tapfre Pyrrhus, noch Antunez,
Als Mizifuf, der wie ein Füllen
Laut wieherte vor Zorn, als er
Die ſtolze Wuth von ſeinem Feind vernahm.
Er ſchwor ihm gleiche Züchtigung, und ſann

Auf Mittel nur, wie er
An ihm für alles könnte rächen ſich.
Denn eine edle Bruſt
Empfindet ſtärkern Trieb und Brand,
Durch Rache ſeine Ehre reinzuwaſchen.

Indeſſen gieng Marramaquiz
Verzweifelt durch die Wälder, um
Den weiſen Garſiñanto aufzuſuchen, da
Aurora eben von dem müden Gatten floh,
Und Tag den Sterblichen mitbrachte.
Die junge Sonne, die in Windeln von
Azurnen Wolken lag, befahl
Der ſcheuen Nacht nun ihren Mantel,
Beſetzt mit Diamanten, die ſo hell
Auf dunklen Sapphir blitzten,
In ihrem Kaſten aufzuheben,
Um den von Gold und Roſen zu entfalten.
Der große Kater Garſiñanto,
Der Weiſe, grau von Bart,
Und venerablen Schnurren, ſcheel
Auf einem Aug', und auf dem andern blind,
Wiewohl ehrwürdig von erlauchtem Schwanz;
Der mit beſondrer Strenge die
Natürliche und ſittliche Philoſophie
Verſtund und übte, lebte auf Gebirgen
In einer dunkeln und verborgnen Höhle, wo
Die wilden Thiere nicht hinkamen, wie

Einſt Polyphem auf hoher Felſenſpitze.
Er ſchätzte nicht den Reichthum dieſer Welt,
Die Sonne nur, die Alexander einſt
Dem Weiſen nahm, der von den Menſchen floh
In eine Tonne. Glücklich iſt,
Wer dieſes alberne Geſchwätz
Von Ehren, Titeln, Rang
Veracht für Wiſſenſchaften und
Für kriegeriſcher Thaten Ruhm!
Zwar wußte Garfiñanto die Aſtrologie,
Doch ſtellt' er nicht Nativität;
Er ſagte: Eine Kraft nur lenke
Den Himmel, deren Willen alles, was
Geſchaffen, unterworfen ſey;
Und Alles, was ſie mache, ſey vollkommen.
Er machte keine Almanache,
Und ſagte nicht vorher, daß man dieß Jahr
In Troja und Alfaques einen Ueberfluß
Von Gurken und von Feigen haben würde,
In Theben und Paris viel Linzen;
Daß ein gewiſſes hohes Haupt, jedoch nicht wo?
Auch fallen werde, und
Daß Venus durch die Weiber Streit
Und Zwiſtigkeit prognoſticire;
Als ob, nach ihrer Eiferſucht und Laune,
Dieß in der Welt was Neues wär.

Nachdem nun unſer weiſer Phöbus war
Gehörig conſultirt, erwiedert er
Dem Marramaquiz: er bemühe ſich
Vergebens um die Zapaquilda;
Das einzge Mittel ſey, daß er, um ſich
Mit Liſt zu rächen, ſeine Augen und
Gedanken anderswo hinwende.
Denn Liebe ohne Gegenliebe ſey
Ein ſchlimmer Ding, als Nattern in der Hand;
Und oft vertrage mit Antheros Amor ſich
Nur deſto baß, wenn Geld der Mittler wird. —
Der Kater, der ſich nun
Von Menſchenhülfe ganz verlaſſen ſah,
Verneigte tief vor ſeiner Weisheit ſich,
Und gab ihm eine Wurſt,
Um gegen Garſiñanto nicht
Undankbar ſich zu zeigen.
Denn Wiſſenſchaft nicht lohnen, macht
Ein ſchwer Gewiſſen. Doch ſagt man,
Daß dieß ſehr oft der Weiſen Unglück iſt.
Er ſann umher, auf welchen Gegenſtand
Von allen Katzen-Schönen er,
Nun ſeine ſüße Liebes-Phantaſey
Hinrichten ſollte, zu geneſen von
Der giftgen Eiferſucht. Es fiel ihm ein,
Daß ſeinem Hauſe gegenüber
Ein Apotheker wohnt', aus deſſen Speißekammer
Er eine Katze kommen ſah, die ſich

Die reizende Mizilda nannte;
Die manchmal auch auf ſeinem Dache ſaß,
Wie eine Dame ſtolz auf der Eſtrade,
Auf ſchlauer Spatzen' Neſter lauernd;
Und wenn die Kleinen ausgebrütet waren,
Verzehrte ſie manch armes Sperlings-Kind.
Der neue Einfall kam dem guten Kater
Wohl aus dem Kopfe mehr, als aus dem Herzen.
Bey wahrer Lieb' erkaltet Rache bald;
Viel unternimmt ſie, und führt wenig aus.
Für dießmal mäßigte ſie ihre Phantaſie.

Die heiße Sonne ſtand in ihrer Mittagshöh,
An einem ſchönen Mayentage,
Und faltete verliebt
Der friſchen Roſe Perlenmutter;
Als ſich Mizilda das Geſicht
Mit ihren ſchönen Pfoten ſchmückte,
Nicht weit von jenem Dache, wo
Marramaquiz zu wohnen pflegte,
Der nach dem Rath des Garfiñanto ſchon
Ihr ämſiger hofierte; als von ohngefehr
Zu gleichem Dache Zapaquilda kam.
Der Kater ſiehet die Gelegenheit,
Durch dieſe neue Liebe ſich
Mit gleicher Eiferſucht an ihr zu rächen,
Und nähert ſchmunzelnd ſich
Voll Zärtlichkeit Mizilden, die

Von Scham erröthend ſchöner wurde.
Er nimmt erdichtete Verachtung,
Nachläßiges Vergeſſen an,
Und fühlt in ſeiner Rache ſelbſt
Verliebte Triebe noch.
So iſt der Liebe Unſinn oft!
Er ſagt Mizilden Schmeicheleyen vor,
Verſprechen woll' er ihr
Die Beute dieſes Kampfes, der
Das Ende ſeiner Leiden ſolle ſeyn.
Schon ſahe Zapaquilda den Verräther;
Im Blick der Augen herrſcht
Ein ſonderbar Gefühl,
Das weniger verſtanden wird,
Je mehr man glaubt, es zu verſtehn;
Weil es ſich durch Betrügereyen deckt.

Mizilda, die die erſte Liebe
Ins Innerſte des Herzens traf;
(Denn leicht ergiebt ein Mädchen ſich
Dem erſten zärtlichen Gefühl,
Und ſchweigt ſie auch, ſo reden ihre Augen)
Gab den verſtellten Schmeicheleyen des
Galans ein williges Gehör;
Und ſchon bewegten beider Schwänze ſich
Noch ſtürmender, als Meereswogen. Zapaquilda
Empfindlich über dieſe Frechheit,
Wie eine Schöne pflegt zu ſeyn,

Wenn ſie Verachtung ſpührt, wo ſie
Sonſt Ehrerbietung ſah, entfärbte ſich
Und murrte zwiſchen ihren Zähnen,
Ob ſolchen Unanſtändigkeiten von
Perſonen, an Geburt und Stand ſo gleich.
So wie ein Hofhund knurrt,
Der einen Fremden kommen ſieht,
Wenn er an einem Knochen nagt,
Und beyde ſich ſo lange darum zanken,
Bis endlich ſie der Prügel trennt,
Und keiner doch den Knochen hat:
So wüthend knurrte Zapaquilda
Für Neid und Eiferſucht,
Wiewohl ſie Mizifuf den Tapfern liebte.
So ſind die Weiber nun, die oft
Nur Alles lieben wollen,
Damit es Andere nicht lieben ſollen; und
Sobald ſie ihren Wunſch erlangt,
Wird ihre Hitze lau und kalt. —
Kurzum, die Kitzen, die ſich hier
An Einem Knochen, Marramaquiz, trafen,
Ergrimmten drob und wurden
Bald handgemein, und ihre Haare
Und Schwänze ſträubten flatternd ſich empor;
Und die Smaragden trübten ſich
Bey ſolcher Wuth mit Beißen und mit Kratzen.
Sie mauten im Diſkant; im Baß der große Kater,
Und fielen mit einander von dem Dach

Herab ſo ſchnell und leicht,
(Wiewohl es ſchrecklich iſt zu ſagen;
Es war der Sprung fünf Stockwerk hoch;)
Daß keine ihre Schuh verlohr.
Bey allem Unmuth lachte ſich
Der ſchwarze Seladon darob halb todt. —
So ſüß iſt Rache ſtets der Eiferſucht!

* * *

Drittes Wäldchen.

Von beyden Polen gleich entfernet ſtund
Der Sonne Maske; und die Cynoſura
Mit jenem lichten Sterne,
Nach dem der Schiffer blickt,
Erſchien am himmliſchen Gewölbe.
Noch wachten alle Liebende
Bey trauter Stille dunkler Nacht.
In Indien brannte nun der Sonne Gluth,
Und theilte in zwoo Hälften
Den Tag; als der verliebte tapfre Mizifuf
Auf ſeiner Dame Dach ſpazierte, die
Zween Tage wegen Aderlaß
In ihrem Bette blieb,

Und ihrem Dache Sonnenſchein
Und ihrer Küche alle Sorg' entzog.
Ein Uebel, das vom hohen Sprunge nicht ſowohl,
Als von dem Ueberfall der Eiferſucht ihr kam.

Der tapfre Kater zog galant einher
Mit einem großen Löffel ohne Stiel,
Statt Helmes auf dem Kopfe; denn
Dieß iſt der Katzen ſchwächſter Theil.
Sie ſterben ſonſt von ſieben Wunden nicht,
Weil, wie man ſagt, ſie ſieben Leben haben.
Jedoch ein Schlag am Kopf betäubet ſie,
Den ſie darum für allem Anfall ſchützen.
Der Deckel eines Topfes war der Schild,
Sein Degen war ein altes Schuhputzmeſſer,
Er pflegt ihn Katzenſchreck zu nennen;
An Füß' und Schenkeln trug
Er weiße Strümpf' und Hoſen; der Mantel war
Von einer bunten Mütze, die
An einer Seite offen ſtund;
Der Federbuſch von einem braunen Spatzen, der
Durch Leichtſinn, nicht durch Liſt, gefangen war.
So hielt der neue Durandarte, der
Begünſtigte Galan, die Runde;
Denn Gunſt der Dame giebt der Pracht
Des Liebenden erſt Seel' und Leben.

Zween Muſikanten mit Guitarren
Begleiteten ihn; ſtellten ſich dem Balkon

Der ſchönen Zapaquilda gegenüber,
Und ſangen, ſüß und lieblich, einen
Romanzen, den für ſie verfertigt Mizifuf,
Ein Dichter nach der Mode;
Denn was er dichtete verſtund er ſelber nicht.
Die Schöne ſtellt ans Fenſter ſich
In einem Nachthabit von eignen Haaren,
Bis Buſella eine Rockendüte brachte, die
Mit mehrerm Anſtand ihr
Zur Kappe und zum Mantel diente.
Nun mitten in dem ernſten Gange des
So anmuthsvollen lieblichen Romanzen ruft
Sie ihnen zu, das ſey altmodiſch Zeug,
Sie möchten einen luſtgen Gaſſenhauer ſingen;
Und gleich begonnen ſie das neuſte Gaſſenlied.
Denn leider ach! vergißt man jezt das Ernſte,
Und Kitzen ſelbſt verlangen Gaſſenhauer!
So raſt die abgelebte Welt!

Nun ſtrömte von der ſüßen Leyer
Der geilen Bulenlieder Ton,
Und bald beſungen ſie die Bubenſtücke
Der Kuppler und der Hurenwirthe; denn
Dieß ſind die tapfern Helden, die
Jezt unſre Dichter preißen, die
In Hungersnoth ihr Leben führen,
Dem Pöbel hingeworfen, wie
Den Löwen Hunde ſind.

Denn Wiſſenſchaft und Tugend ſterben unbelohnt,
In Hoſpitälern und in Schenken.
Die Lorbeerkränze der Virgile welken;
Genie und Tugend kommen um. —
Doch wer erlaubet dem Licentiaten mehr,
Als nur von ſeinem Dach zu reden?
Die Schule gab ihm nicht mehr Freyheit,
Und alles Uebrige heißt unverſchämt.

Indeß dieß vergieng, warf Marramaquiz
Unruhig ſich im Bett herum,
Und dachte ſeine Pein in Schlummer einzuwiegen.
Doch da die Liebe ihn nicht ſchlafen ließ,
So ſprung er ſinnlos auf
Aus ſeinem Bett, von Fellen
Gemacht, die ehedem Kaninchen waren,
Die in dem Pardo *) lebten, und
Zu ihrer Sicherheit für männiglich
Am Schwanze ihre Zeddel trugen.
Ach! wen verſchoneſt du, grauſamer Tod!
Er ſprang ſo haſtig auf, als Conde Claros **);
Und waffnend ſich zum Angriff und
Vertheidigung, gieng er die Runde ſtracks,

---

*) Der königliche Thiergarten ohnweit Madrid.

**) Dieß bezieht ſich auf einen alten ſchönen Volks-Romanzen vom Grafen Claros von Montalban, den ich in der Folge hier auch liefern werde.

Zu ſehn, ob Mohren an der Küſte wären.
Und dießmal trog ihn ſein Gedanke nicht.
Denn ſelten täuſcht des Geiſtes erſte Regung.

Das ſchwache Rohr, mit ſeinen grünen Schwerdten,
Geſchüttelt von der Luft, ſchwirrt nicht
So ſchnell und ſcharf, als itzt vor Wuth
Er mit den Zähnen knirſchte;
Noch wechſelt bey dem Fieberkranken
So leicht nach Todtesfroſt die gegenſeit'ge Gluth
Als Widerſpruch ſtets bey der Liebe Wahnſinn,
Der zwiſchen beyden wechſelnden Gedanken
Kaum Athem holen läßt.
Er ſahe Zapaquilden in dem Fenſter
Mit dem Geliebten in Geſpräch,
Und ohne Scheu des Morgenlichtes, das
Den letzten Diamant des Mantels
Der Nacht, die ſchon entfloh, bekrönte;
Die Muſikanten ſangen, ſpielten
Mit ſolcher Luſt und Frölichkeit,
Als ob ihr Dach der Prado wär.

Nie kamen Liebende Gefahren dieſer Art
Zuvor. So täuſcht und führt die Liebe ſie
Von Ceca bis nach Meca ewig irre.
Und ſo vergaß ſich einſt Antonius
Ganz bey Cleopatra, der ſchönen
Zigeunerinn von Memphis, ſeiner Göttinn,

Daß er vor blinder Leidenſchaft
Nicht Cäſarn fürchtete, der ihn verfolgte.
Denn wenn Octavian ein Römer war;
So war es Marramaquiz auch;
Nicht minder auch dem Cäſar gleich
An Klugheit und an Tapferkeit.
Und konnte wohl, Verdienſten nach,
Der Cäſar aller Dächer ſeyn.

Wie hinter einem Baum verſteckt,
Mit lauſchendaufmerkſamen Ohr, der Vogler
Den Aſt bemerkt, wo er Leimruthe
Und den Lockvogel hat; wenn der
Unſchuldge Stieglitz fällt, der des
Verrätheriſchen Freundes ſüßes Pfeifen hört,
Der mit verſtellter Stimme ihn
Zum harten Kerker lockt, und kaum
Daß er mit ſeinen Flügeln in dem Vogelleim
Sich flatternd ſträubt, begierig zuläuft,
Und ihn mit wilder Grauſamkeit ergreift;
So lauerte voll Eiferſucht Marramaquiz
Auf des Geliebten erſte Regung, der
Mit ſüßem Schmunzeln alſo ſprach:
„O! meines Herzens reizende Gebieterinn!
Wann wird der Tag von unſrer Hochzeit ſeyn?
Wann wird mein Glück es mir vergönnen, euch
Zu nennen meine ſüße Gattinn?
Dieß große Gut gewähre doch der Himmel mir!

Ach! über uns verhängte das Geſchick,
Daß Jupiter um einer Nymphe willen
Sich nur in einen Stier,
Der durch die Meere ſchwamm,
Zu einen Satir, Adler, und in einen Ganſer
Verwandelte, und nie in einen Kater;
Denn hätt' er manchmal ſich verkatert,
So würd' er ſicherlich auch Mitleid mit
Verliebten Katzen haben. „ —
Mit liebender, empfindſam-ſchmachtender
Und halbgebrochner Stimm' erwiederte
Die Kitze ihm: „es ſollte Morgen ſchon
Der Tag von unſrer frohen Hochzeit ſeyn.
Jedoch mein ganzes Glück zerſtört
Der ſchändliche, treuloſe Kater
Marramaquiz, voll Eiferſucht;
Der, wenn er unſere Vermählung
Erführ, mit frechen Klauen dich
Anfallen würde; und, ich fürchte für dein Leben.
Ich zittere für Furcht und Bangigkeit,
Denn er iſt ſtark und tapfer,
Und ungeduldig in der Eiferſucht.
Das beſte wäre wohl, mit Gift
Ihn aus dem Weg zu räumen. „ — „Ha!
Verſetzte Mizifuf voll Wuth:
Um eines ſolchen Schurkens willen
Verlier ich die Gewogenheit
Von deiner ſchönen Hand?

Und er, Señora, iſt das Hinderniß?
Iſt er wohl tapferer als ich?
Iſt ſeine Klaue härter, als die meine?
Und ſpitzer, ſchneidender ſein Zahn?
Ha! welcher Knochen widerſtehet mir?
Und welcher ſtarke Arm?
Bin ich nicht Mizifuf?
Stamm' ich nicht in gerader Linie,
Wie ichs beweiſen kann,
Von Zapiron, dem weiß' und rothen Kater,
Der nach der Sündfluth einſt
Der allgemeine Vater aller Katzen war?
Wie fürchteſt du dich denn anitzt
Für einem feigen Kater,
Der in der Küche nur ein Held,
Im Felde eine Memme iſt?
Erzählſt als eine Heldenthat,
Daß er Garraſen, meinem Knappen, der
Hier fremd und unbekannt,
Und noch ſo jung iſt, daß ihm kaum das Milchhaar
An ſeinem Kinne ſproßt,
Mit ſeinen Krallen einen Schlag verſetzt;
Zumal er ihn ſo plötzlich überfiel?
Was iſt wohl Scipio, der Afrikaner?
Was der Carthager Hannibal?
Was Pero Vaſquez Eſcamilla,
Der Eiſenfreſſer von Sevilla?
Bey dieſen Augen, die dem grünen Saume

Der Wälder den Smaragd geſtohlen;
O! wenn er damals auf dem Dache mich
Gefunden hätt'; er ſollte nicht den Käſe
Und das Gefüllte ſo entführet haben. Und
Du willſt, daß ich mit Gift ihn tödten ſoll?
Gift iſt der Könige und Fürſten Tod,
Als gegen welche menſchliche Geſetze nichts
Vermögen; aber nicht für einen feigen,
Grauſamen Kater, deſſen Ohren ich
Dir dieſen Abend noch herbringen will;
Aus deſſen Fell, wenn er
Geſcheider nicht mich flieht,
Ich, um bequemlicher zu ſpeißen,
Mir einen Pelzrock dieſen Winter machen will.“

So wie der wilde Xaramener Ochs
Mit ſeinem halben Mond' bewaffnet,
Den Ritter mit dem finſtern Blicke
(Ob Andaluz, ob er Eſtremadurer,
Gilt hier gleich viel; der Ochs frägt darnach nicht)
Mit Wuth anfällt, und ſeinem edlen Roſſe,
Das ſich des Stoßes nicht verſah,
Durch ſeine goldgeſäumte Decke
Die ſpitzen Hörner ſpannentief einbohrt;
So ſprung Marramaquiz hervor und ſchrie,
Indem er wüthend die beſchäumte Schnauze wiſcht:
„Elende, feige Memme Mizifuf!
So prahlen, wenn der Feind entfernt,

Das kann ein Weib ſo gut wie du!
Ich bin Marramaquiz, und jedem Kater
Von edler Abkunft geht mein Adel vor;
Stammſt du von Zapiron, ſo ſtamm' ich von Malandro,
Des Großen Alexanders Kater ab,
Wie ich mit Pergament beweißen kann,
Gemalt mit Farben und mit feinem Golde;
Mein Wappen, einſt gewonnen in
Der Rennbahn zu Zamora,
Iſt eine Kutzelwurſt in rothem Felde,
Ein Schweinefuß, ein Viertel ſpitzer Käſe,
Die in Caſtilien erſt rund erſchienen.
In Küchen nicht geſchehen meine Thaten, nein,
Im Feld', auf Schiffen und Galeeren;
Und nicht Garraf, dein Page, nur,
War es, den ich im Kampf beſtund,
Nein, Mohrenkater von den beſten Lanzen;
Denn in Granada tödtet' ich den großen
Abencerragen-Kater Tragapanzas *),
In Cordova Murciſo, einen Kater, der
Dem Regidor Rengifo angehörte,
Mit zween Krallenhieben

Zer-

---

*) Die Abencerragen waren eins der edelſten Mohriſchen Geſchlechter in Granada, welches durch eine ſchändliche Verrätherey der Zegris, unter dem Rey Chico, vertrieben zum Könige Ferdinand übergieng, das Chriſtenthum annahm, und zu dem Untergange des Mohriſchen Reichs in Spanien Veranlaſſung gab.

Zerſetzt' ich Coloſillo ſeine Wangen,
Um einer Mieze willen, der
Ich eben damals ſehr hoffierte.
Ein Ohr nahm' ich dem Boquiſtelo,
Dem Kater eines Mäurers, der
Von Salebreña war; in Fuentidueña
Nahm' ich den Schwanz mit einem Riß
Dem Camplatos, Kater-Wirth.
Ohn' andre Hiebe, die ich ausgetheilt,
Und welchen ich Garrido einſt verſetzt,
Der auf dem Hühnerhofe von
Naranjos, was den Degen anbetraf,
Der erſte Katzentödter war.
Doch ſo bekannte Dinge herzählen, heißt
Behaupten, daß die Zeit entfliehet, und
Nicht ſtille ſteht; daß kein Geſicht
So häßlich iſt, als der Nothwendigkeit;
Kein ſchöneres, als das,
Mit gutem Stern gebohren ſeyn.
Und daß die Sonne leuchtet, und der Schnee
Gefroren iſt; daß dunkel iſt
Die Nacht, und hell der Tag.
In kurzem wird die ſpröde Kitze, die
Um deinetwillen mich verſchmäht,
Wenn dieſes Dach die Trauerbühne iſt,
Erblicken, wie ich den verdienten Tod
Dir gebe, deinen Kopf Mizilden, die
Mein ganzes Herz beherrſchet, überreiche;

Mizilden, die weit ſchöner ſtralet, als
In Abendſonne jener weiße Stern
Der Venus, der als hellſter Diamant
In ihrem Ringe glänzet.
Sie iſt es, welche meine Treu,
Und meine Liebe und Beſtändigkeit verdient.
Denn die veränderlichen Kitzen, die
Zwar Schönheit halber liebenswürdig ſind,
Verdienen Abſcheu wegen der Treuloſigkeit.„ —

Hier zog er ſeinen roſt'gen Degen aus
Der ſchimmelichten Scheide,
Und beyde giengen auf einander los
Und ſchimpften Schurken ſich bey'n erſten Hieben.
Die ſchöne Zapáquilda floh, ihr Blut
Von Schrecken und von Furcht erſtarrt,
Und ließ ihr Mäntelchen zurück.
Die Muſikanten, da ſie ſahen,
Daß hier ein Zweykampf ſich erhob,
Entflohen, wie gewöhnlich, augenblicks,
Kein Reiger ſtreicht ſo ſchnell davon;
Theils, wie ſie ſagten, ihre Inſtrumente
In Sicherheit zu bringen, theils
Um hundert andrer Gründe willen; als
Sie wären nur zu ſingen kommen; und
Ein Menſch, der wüßte, daß er ſich
Bald ſchlagen ſollte, würde ſicherlich
Ein ſchlechter Sänger ſeyn,

Und die beklemmte Bruſt
Nicht bilden können eine reine Stimme.
Es iſt ein mächtiger Unterſchied,
Die Schilde oder Saiten ſchlagen,
Degen Degen durch die Bruſt zu ſtoßen, oder
Den Bogen durch der Geige ſtraffe Seiten.
Es hielt Guruguz eben jetzt die Runde
Mit ſeiner niedern Sbirrenſchaar;
Sein Ahnherr war in Trapiſond gebohren,
Und heilete Milzſucht und Gewächſe.
Da er die beyden tapfern Kater ſah
So wüthend auf einander gehen,
Als wenn's ein Cäſar oder Pyrrhus wär,
So ſchlug er zwiſchen beyde ſich ins Mittel,
So groß die Schwierigkeit auch war.
Doch da die Folge der Gerechtigkeit
Des edlen Mannes erſte Pflicht,
Das Gegentheil barbarſche Bosheit iſt:
So übergab Marramaquiz den Degen gleich.
(Sollt' einer dieß wohl glauben können?)
Da aber Guruguz bemerkte, daß dennoch
Er ſeinen alten Groll behielt, und ſich
Die Freundſchaft zu erneuern weigerte:
So warf er ſtracks ſie ins Gefängniß, als
Der goldne Phöbus ſeine Stirne durch
Des rothen Morgens Fenſter blicken ließ,
Und auf dem grünen Feld die Blumen malte.

---

* * *

Viertes Wäldchen.

Wer Liebe nicht für ſo allmächtig hält,
Daß unſere Vernunft ſie nicht beſiegen kann,
Der kennt die Liebe nicht,
Die überal in der ſichtbaren Welt,
Durch aller Elemente Theile herrſcht.
O! unbegreifliche Naturkraft, die
Die Seele aller Seelen iſt!
Wer ſieht nicht mit Bewunderung
Die Palmen dort im nackten Afrika,
Wenn ihre Frucht, von jener Pflanzenwärme nur,
In Gold die Farbe wandelt,
So ſüß, ſo wonniglich ſich lieben.
Kein Wunder dann, daß fühlenden Geſchöpfen
Der Liebe brennend Feuer, nach
Des Hymenäus ſanften Banden,
Wunſch und Verlangen eingedrückt.
Das Wild, der Vogel und der Fiſch
In ſeinem Elemente,
Sie lieben alle das, was liebenswürdig iſt.

Die Katzen in der That
Sind von der Liebe Macht
Der bündigſte Beweiß,

Die Affen ausgenommen, die
Auch bis auf dieß den Menſchen ähnlich ſind.
Wer es nicht glauben will, der gehe auf ein Dach
In ſtrengen Winternächten, wenn
Der kalte Waſſermann am Firmamente
Uns die geſtirnte Urne zeigt;
Da wird er den Zuſammenlauf von Katern ſehn,
Wetteifernd um die Zärtlichkeiten der
Geliebten Kitze, welche auf
Den Ziegeln von gefrornem Silber die
Eſtrade aufgeſchlagen hat, und das
Verliebte Mauen ihrer Buhlen
Mit ſüßen Schmunzeln hold erwiedert, und
Nicht anders ihre Liebesklagen hört,
Als einſt Angelika die Schöne
Den Ferrau und den Orlando;
Verliebte Helden, die um ſie,
Selbſt ohne Eſſen, ohne Schlaf
Die halbe Welt durchzogen, und
Franzoſen, Spanier erwürgten,
Wofür man ihnen nicht zwoo Muſcheln gab.

Womit läßt ſich die eiſerne Geduld
Des Katers, der in Liebe liegt, vergleichen?
Er lauert in der Rinne eines Daches, bis
Die Morgenröthe geht hervor;
Und ſtatt der Stralen ſeine Stirn
Der Orient mit Eiß bekrönet.

Und eher ohne Mantel, Huth und Schirm
Wird Phöbus ihn erblicken, als
Er ſeine Ohrèn zu ermüden
Mit ſeinen Klagen unterläßt;
Es mag der Himmel immerhin
Von Silber Schmetterlinge regnen, wenn es ſchneyt.

Doch laſſen wir ermüdende Digreſſionen
Bey Seit, die der Rhetoriker für fehlerhaft,
Und nur in kurzen Parentheſen
Für angenehm erklärt.
Die beyden Katzenritter waren arretirt,
Weil ſie nicht Freundſchaft machen wollten,
Und ihre Antwort ſtolz und trotzig blieb.
Die ſchöne Zapaquilda und Mizilda giengen,
In ihre Mäntel eingehüllt
Bis über's halbe Auge, die
Gefangenen zu ſehen. So verwegen wird
Die Liebe, die aufs Höchſte ſteigt.
Kurzum Mizilda kam von Liebe trunken;
Damit antwortet Amor jedem Einwurf ſchon.
Und ſo beſuchte Doña Sancha, die
Infantin, einſt den Grafen Garci
ernandez *), der gefangen lag
m dunkeln Kerker ihres Vaters.
on beyden Kitzen glaubte jede, daß

Die

---

*) Anſpielung auf einen alten Volks-Romanzen.

Die andre ihres eignen Buhlen wegen käm;
Mit dieſem täuſchenden Gedanken,
Denn Eiferſucht hat ſelten Grund,
Betrachteten einander beyde ſich
Mit Augen, welche Blitze ſchoſſen.
O! wer ſie hätte ſehen können,
Wie ſie empergericht auf ihren Beinen ſtunden,
Zu ſehn, ob ihr Verdacht gegründet ſey;
Und wiederum aus Furcht entdeckt zu werden,
Zurück ſich zogen! So iſt nun Eiferſucht!
Man pflegt ſich zu verſtecken, will erklären ſich, und
Und wagt es dennoch nicht.

Die Liebe hielt man ſtets für Seelen-Adel,
Und Eiferſucht für Niederträchtigkeit!
Als könnte Liebe ohne Eiferſucht
Beſtehen? Viel eher kann
Der Himmel ohne Sonne ſeyn.
Dieß zeugen Juno, Procris, die
Der Eiferſucht Aurorens wegen
Vom Zephalus beweinet ward. —
Kurzum, zu ſehr gepeinigt, riß Mizilda
Der eiferſücht'gen Zapaquilda kühn
Den Mantel vom Geſichte;
Und dieſe riß Mizilden wieder
Die falſchen Locken ſammt dem Schleyer ab.
Der knotenvolle Weinſtock ſteht,
Wenn ſich der Herbſt zu Ende neiget, nicht

Der welken Blätter ſo beraubt, und nackt,
Und ohne Widerſtand dem erſten Wind;
Als beide Kitzen von der Balgerey.
So reizte ſie der Liebe Eiferſucht!
Zuletzt von Hieben und von Riſſen,
Der ſcharfen Adlerklauen war
Das Haar zerzauſt, der Soliman zerriſſen;
Und beyde Katzen lagen da wie todt.
Allein dieß kürzte beyder Kater
Gefängnis nicht; doch ließ man ſie zulezt noch los;
Denn ſonder Aufenthalt entflieht die Zeit
Mit Glück und Unglück; jeden Zufall läßt
Sie hinter ſich zurück;
Wir ſelbſt erſcheinen nur, um abzugehn;
Und ohne Raſt verſchwinden, dies iſt unſer Loos.
So ſchwand der Ruhm Numancia's,
Der Stolz des tapferen Sagunt.
Die ganze Erd' iſt nur ein Punkt
Im Kreis des ungemeßnen Himmelsraums. —
Doch welch ein Wahnſinn meiner Muſe führt
Sie auf ſolch ſeltſames Geſchwätz?

Der Zorn der Lieb' und Eiferſucht
Stieg immer fort bey beyden Nebenbuhlern.
Doch Marramaquiz überließ ſich nun
Auf ſeiner Freunde Rath, mit Ernſt
Der Liebe zu Mizilden.
Da aber jene Neigung, die

Er heimlich noch zu Zapaquilden ſpührte.
Aus ſeinem Herzen ſelbſt entſprang,
Wiewohl er klüglich ſie verbarg;
So gieng er traurig, elend und beklemmt
Umher, daß er in fremdem Leibe lebe,
Und durch verliebte Raſerey
Des Willens Freyheit, die kein Gold erkauft,
Der Schätze größeſten, verliehre.
Er war ſo abgezehrt, ſo knöchern und entſtellt,
Daß er ein wahres Bild des Todes war;
Doch iſt es falſch dem grauſen Tod
Als einen Todtenkopf zu malen.
Dieß iſt der Todte, nicht der Todt.
Den Todt muß man als einen ſtarken Mann
Abbilden, von Geberde grauſam und erzürnt;
Mit ſtarkem Fuß auf harten Steine ſtehend,
Wo nicht auf einem Grabmal, von Porphyr,
Gefüllt mit Königen und mit Monarchen, bis
Herab zu dem, der Bauerſchuhe trägt;
Mit Damen, welche Helden oft beſiegt,
Mit wilden Nationen aus fernen Gegenden
Der ſtolzen Mamelucken und Sultanen;
Zur Seite mahlet ihm
Noch Krankheit, Krieg und Unglück;
Als die drey Parzen, welche ſo viel Tod
Verurſacht durch ſo viel Verwirrung.
Geripp iſt Todter, nicht der Todt.

Mizildens Reiz und Schönheit konnte nicht
Dem armen Liebenden das feſte Bild entreißen,
Das Amor mit grauſamen Pfeil
Tief in den Diamant der Seele gräbt,
Und macht, obgleich der Körper ſtirbt,
Daß es fürimmer drinnen lebe.
Indeſſen denket Mizifuf darauf,
Der den Rival entfernet ſieht,
Vermittelſt des Garrullo, ſeines
Gevatters, der ein Schenkenkater
Geweſen war, um Zapaquilden
Beym Ferramoto, ihrem Vater anzuwerben.
Garrulo ſtellt mit klugen Mauen ihm
Die Gaben ſeines Freundes vor,
Von denen er ein Augenzeuge war,
Nebſt andern Folgen, die
Dem Zwiſt der Eiferſucht ein Ende machten.
Herr Ferramoto war ein Kater,
Verſtändig und von guter Lebensart,
Von Barte grau und ſchwarz von Fell;
Im grünen Lenze ſeiner Jahre
War an des Manzañares Ufern
Nie ein Kaninchen ihm entwiſcht,
Denn damals dient' er einem armen Junker
Des Tags als Windſpiel, und des Nachts als Licht.
Er leuchtete bey Nacht ſo ſehr,
Daß einſt ein Mädchen ſeine Augen,
Die aus der Aſche funkelten, da ſie

Um Licht zu hohlen zu dem Heerde gieng,
Für Kohlen hielt, und ohne Abſicht ihm zu ſchaden,
Das Schwefelhölzchen in die Augen ſtach.
Und ohne dieß hätts ſicherlich mit ihm
Kein Fürſten-Kater aufgenommen.

Der Alte hörte willig und zufrieden
Die Werbung an, und freute ſich
Des neuen Schwiegerſohns.
Zur Mitgifft, als davon die Rede kam,
Verſprach er einen feinen Weidenkorb,
Der ihr zum Feldbett dienen könnte;
Sechs Tücher für das Bett, gemacht
Von Schnupftuch-Lumpen, und Tapeten
Von ein'gen alten Teppich-Fetzen;
Vier alte Käſe, die noch unbenagt und ganz,
Und einen Affen, den er einſt gefangen,
Der ganz perfekt neumodiſch fein
Sprach und verſtand; nebſt andern Kleinigkeiten.

So ward der Ehcontract geſchloſſen,
Und feſtgeſezt der Hochzeittag.
Marramaquiz indeß, durch Spaß und Scherz
Die Grillen zu vertreiben, ſpielte Ball
Mit einer Maus, die er ſo unterwegs gekapert,
Als ſie aus einem Kaſten voller Verſe
Nach einem löcherichten Mantelſacke,
Voll Acten und Proceſſe lief.

So ſtößt uns mitten in dem Leben oft
Ein trauervoller Zufall auf;
Weil alles Menſchliche unſicher iſt.
Er ließ das arme Thier bald laufen,
Und machte ihm vergebne Hoffnung,
Bald holt' er es zurück, und ſchleudert's in die Luft,
Von Angſt und Schrecken athemlos,
Und fieng es mitten in dem Falle auf,
Wie einer, der im Fluge ſchießt;
Bald gab er ihm mit ſeinen Tatzen
So manchen derben Schlag. Da kam
Tomizas, der ſein Schildknap war,
Und meldete ihm athemlos,
Die zwiſchen Mizifuf und Zapaquilden,
Der Undankbaren, nun geſchloßne Heyrath.
Der Kater ließ ſogleich, beſtürzt
Ob dem Verluſt von ſeiner ſüßen Kitze,
Das arme Mäußgen laufen,
Das mit dem Leben kaum entrann;
Denn wer nicht ſterben ſoll, wenn das Geſchick
Das Todesurtheil widerruft,
Dem fehlt es nie an Rettungsmitteln.
Indeßen trug bey dem beglückten Zwiſchenfalle
Tomizas doch für ſeine Aemſigkeit
Von ſeines Herren linker Tatze
Noch eine Schelle baar davon.
Die, ob ſie ihn gleich nicht betäubte,
Doch immer noch ein derber Brocken war,

Denn ſie entſtellte ihm ſein holdes Antlitz ganz.
Für böſe Zeitungen erhält man ſolchen Lohn.
Wie ſehr beraubſt du einen edlen Ritter,
O Liebe, der Vernunft!
Darum verlaſſe ſich auf Gunſt, Vertraulichkeit,
Kein Page nicht, noch Eſcudero;
Denn Herren ſind veränderlich.
Herr Phöbus iſt ein großer Herr,
Und ändert doch, ſteht niemals ſtill.
Und Dame Doña Luna,
Zeigt ſich veränderlicher als das Rad des Glücks,
Denn nimmer ſieht man ſie mit gleichem Antlitz.

Der traurige Liebhaber war
Von Lieb' und Eiferſucht verwirrt und außer ſich,
Und Ehr' und Leben achtet er gering.
Er kam nach Haus mit ſolcher Traurigkeit,
Daß er zu Bette ſich begab.
Doch bald, zu größrer Wuth gereizt
Lief er in vollem Rennen auf das Dach.
So wüthete der nackende Orlando,
Von nicht geringrer Schmach gereizt, als er
Die Schrift des Mohren: „Amor, der du biſt
„Im Glücke ausgelaſſen, hier genoß
„Medor Angelikens;“ frech eingegraben fand
In zarter Rinde jener Ulmen,
Die Zeugen ſeines Glucks geweſen,
Und für Orlando nichts als Giftbaum waren.

Verzweifelt ſtürzt Marramaquiz herab,
Nun in die Küche, ohne ſich
Zu kehren an die Paula und Marina,
Die Mägde des abweſenden Licentiaten;
Zerbricht die Töpfe und die Krüge, ſtößt
Den Kochtopf um, da er im vollen Sieden war.
Und ſeine Wuth erſtreckte ſich ſo weit,
Daß er ein halb Pfund Speck ergriff,
Das wie ein Schiff im Schaume ſchwamm,
Und, hätten ſie's ihm aus den Zähnen nicht geriſſen,
Er ſicher auch gefreſſen hätte.
Er wollt' ein Rebhuhn ſamt den Federn
Verſchlingen; keine Sache ſtand ſo hoch,
Daß er ſie nicht zerbrochen hätte.
Sogar klimmt er aufs helle Schüſſelbret
Warf Schüſſeln ,und Bratpfannen um.
Doch ach in dieſer Wuth und Raſerey
Fiel er in einen Keſſel
Voll ſiedendheißes Waſſer,
Aus dem er wie gebrühet kam.
Der Herr Licentiate aber ſagte,
Als er zurückekam,
Es müße Gift von einem Nachbar ſeyn,
Der die verrätheriſche Maſſe
Aus Arſenik gemacht, in ſeinem Haus
Die Mäuſe umzubringen, und
Den Kater ſelbſt, undankbar ſeinem Dienſte
Dafür, daß er die Mäuſe weggehaſcht,

Getödtet hätt'. Er hatte recht;
Denn, nach den Aphorismen des Nicandro,
Iſt Eiferſucht ein ſchnelles Gift,
Das kaum die Zung' berühret, als
Die Adern und das Herz entzündet ſind.
So ſchnell durchdringet ſie des Lebens Mittelpunkt.
Kein Schierling und kein Wolfswurz wirkt,
So ſchrecklich als ein Skrupel Eiferſucht.

Zulezt, da er den Kater, den er ſelbſt erzogen,
So jämmerlich und kläglich fand,
Schickt er nach Theriak,
Der alle giftige Entzündung heilt,
Und zwar von dem, der in Valencia
Verfertigt wird, wovon
Ein Apotheker eine Büchſe hatte.
Nur aus Reſpekt für ſeinen Herren nahm
Der Kater mit Geduld zwo Unzen ein,
Und drauf begab er ſich zur Ruh.

* * *

Fünftes Wäldchen.

O du, Don Lope! wenn von ohngefähr
Du izt in Südens Meeren ſchiffeſt;
Wenn nun in Hafen eingelaufen, du
Auroren frägſt, was ſie für Neuigkeiten bringt
Vom ſchönen Spanien,
Wo deiner Liebe Pfänder blieben;
Wenn fremde Zonen du durchirreſt; oder in
Des Seegefildes Buſem ſiehſt den Ort,
Wo Jupiter einſt zu Europen kam.
O! höre meine Katzenmuſe an.
Erſchrick nicht, Lope, daß ein Licentiat
Von meiner Denkungsart und Namen
Beſinge dieſen Gegenſtand!
Zwar könnte meine Leyer einen Helden,
Den Stolz und Ruhm der Spanier, erhöhen,
Und furchtbar könnte die Trompete tönen,
Arma virumque cano.
Doch jede unbelohnte Muſe
Erſchlaffet bald. O würde ſie belohnt,
So ſollte Tajo's Ufer bald
Des Krieges ſchallende Trompete
In göttlichen Geſängen hören.
Drum lieber, als Undankbarkeit zu leiden,

Sing ich verliebter Kater Schlachten.
Wie viele Weiſen, welche nach dem Perſius
Die Lippen in den Pferdequell getaucht,
Beſangen nicht oft kleine Gegenſtände
In hohen und erhabnen Liedern!
Und wenn der göttliche Homer
Mit ſeiner niemand feilen Leyer
Die Batrachomyomachie einſt ſang;
Warum ſoll ich nicht die Gatomachia ſingen?
Und überdieß ſagt auch Virgil,
Ein jeder wird von ſeinem Genius getrieben!

Zum Hochzeitbette war ſchon alles
Bereitet; der beſtimmte Tag
Rief den Beſitz zur Hoffnung beyder Liebenden.
Doch mit Gefahr berühret oft
Das übervolle Glas den Mund.
Die Nachbarn waren frölich um und um,
Die Freunde und Verwandten eingeladen;
Geſchrieben war an die Abweſenden;
Weil man bey ſolchen Fällen aufmerkſamer oft
Auf Complimente als auf Wahrheit iſt.
Marramaquiz nur klagte voller Wuth
Und Eiferſucht die Größe ſeiner Liebespein,
Auf allen Giebeln hoher Dächer,
Wo ſeine Stimme kläglich ſchallt;
Wie Philomele in den Wäldern pflegt,
Wenn ihren ſüßen Gatten ſie

Verloren hat, in jämmervoller Melodie
Die Töne ihrer Klagen hinzuſeufzen;
Indem zu gleicher Zeit
Die ſüße Kehle weint und ſingt.
Und wie ein Jagdhund, welcher ſeinen Herrn
Verloren hat, vor Kummer weder ſchläft, noch ißt,
Wiewohl er nicht der ſüßen Nachtigall
Im Singen nachzuahmen weis,
Denn jedes Thier hat eigene Natur und Art,
Und wenn der Vogel ſingt, ſo bellt der Hund.

Ferrato hatte ſchon ſehr künſtlich
Den Saal mit ein' und anderm Bilde
Von dem erlauchten, tapfern Volk geziert.
Denn Ahnen-Bilder ſind
Ein Beyſpiel für den Heldenmuth,
Und ein ruhmvoller Tempel für die Ewigkeit.
Da ſtand Garfurio, mit hohem Ernſte,
Der in dem Kriege mit den Affen
Die Schlacht gewann;
Er war Ligurier von Nation;
Und andre Kater prangten
Mit Bürger- Schiffs- und Mauerkronen,
Und mit der Cäſarn Lorbeer.
Tumire fehlte nicht, noch Mocho,
Noch der enthauptete Hoziquimocho,
Des Hohen Rathes ſtete Stütze,
Muſildo, der durch Tapferkeit

Mehr als durch Stahl bewaffnet war,
Noch Garavillos, der aus Peru ſtammte.
Der reiche Teppich der Eſtrade war
Von zweyen Stücken einer alten Matte,
Mit reichen Polſtern ausgeziert,
Die Bänke von Pantoffelholz;
Kurzum der ganze Hausrath war
Von Pracht und Zierlichkeit ein Wunder.

Die Schatten fielen ſchon
Von hohen Bergen in
Die niedern Thäler und
Verſchleyerten den hellen Horizont;
Und das mechaniſche Geräuſch
Der Gaſſen ſchwieg in allen Arbeitsſtätten;
Getös und Lermen war
Verſenkt in ſtummes Schweigen;
Und zu verſchiedner Abſicht
Bereiteten die Wache und die Liebenden
Die Waffen, die ſie führten;
Als vor dem Licht die Finſterniß entfloh,
Und ſich der Saal mit frölichen Verwandten füllte.
Calvillo kam, in einem Barchentkleid,
Verbrämt ſtark mit Kaninchenklauen,
In weiten Hoſen, ſchmucken Koller;
Ein zärtlicher Galan,
Der ſeine Laura ſtärker liebte, als
Petrarca; denn ſo hieß die Kitze, die

Er liebte; ob der Name gleich
Für Kitzen nicht ſehr ſchicklich ſcheint.
Doch wenn man eine Hündin Linda nennt,
Diana, Roſa, und Fatima und Celinda,
So konnte man auch einer Kitze, die
Von Fuß ſo glatt, als helles Silber war,
Den Namen Laura geben.
Von Doppeltuch trug Maus ein Kleid,
Von Corduan ein ſchönes Koller,
Und einen teutſchen, ſchwarzen Hut,
Sehr reich und ſtattlich ausgeziert,
Die Strümpfe und das Wamms
Von Zurron, einem ſtutzerhaften Kater, waren
Durchnäht und zierlich ausgeſteppt.
Xanillos kam von Andaluſien
Auf der Kaninchen-Jagd, durch die Sierra
Morena, Tajo's vollen Strom zu ſehen,
Mit ſeinem alten Vater,
Dem grauen Alcabil.
Grunillos und Cacharro,
Die Blume und der Ruhm der bunten Schaar.
Marrullos und Malvillo,
Der ein' in blauen und
Der andere in gelben Atlas;
Garron, Cerote, Burro,
Die Kater eines Schuſters waren.
Doch was verweil' ich mich im trägen Gange
Des Verſes und bey ſolchen Kleinigkeiten,

Da noch das Wichtigſte zu ſagen übrig iſt?
Da ſchon die Damen meiner warten, die
An dieſem Tage ihren ganzen Staat
Sorgfältig ausgeleget haben?
Es kam Miturria die Schöne,
Motrilla, Palomilla,
Die Blüthe und der Schmuck der Stadt,
Und reine Jungfern alle nach gemeiner Sage;
Ein kützlich wunderſeltnes Ding!
Drum iſt es gut, daß eine ſchöne Frau,
Die tugendhaft ſich weiß und nennt,
Durch Werke auch alſo zu ſcheinen ſtrebe.
Vor Allen ſtach hervor die ſeltne Schönheit
Der ſchönen klugen Gatiſura.
In Perlenmutter-Schmuck kam Zarandilla,
Die die gefräßigſte
Von allen Kitzen aus Caſtilien war.

Nachdem nun Stühl' und Polſter eingenommen
So trat Trevejos, ein geflickter Kater, vor,
Und nahm die ſchöne Gatiparda bey der Hand,
Und beyde fiengen eine
Gaillarde an, wie Meliſendra in Paris.
Drauf tanzten die Schakonne
Mit zwoen Mandelſchaalen an den Fingern,
Ein ſüßes, ſchmeichelhaftes Echo widerhallend,
Trapillos, Maimona,
Mit beyden Händen ihre Schürze faſſend,
Obgleich darob die grauen Kater murrten.

O! Muſen, jezt gewährt mir euren Geiſt
Und eure Harmonie, und weiht mit dem Cryſtall
Von eurer Quelle meine Lippen ein,
Damit ſie weiſe reden;
Denn Zapaquilda kommt, geführt
Von Doña Goloſilla, ihrer Pathin,
In einem Stoff vom ſchönſten Columbin,
Von Perlen ihre Ohrgehänge,
In Perlenmutter eingefaßt.
Der Kopf, bekränzt mit Frühlingsroſen, ſah
Geſtirnter aus, als eine Himmelsſphäre.
Das weiße Haar war roth geſchminkt.
In jedem Auge von Schmaragd ſaß eine Seele,
An deren Angel tauſend Kater-Seelen hiengen;
Und ihre Sohlen waren reich gefaßet, und
Rundum beſezt mit blitzenden Topaſen.
Das Wunder unſeres Jahrhunderts.
Denn ach! das Körbchen Flitterſtaat, das man
Sonſt einer Braut zur Ausſtattung mitgab,
Iſt eine Pyramide izt von goldnem Stoff;
Ihr Putz erfodert einen Schatz,
Und dies macht einen Mann
Für einer Heyrath zittern, wenn er denkt,
Wie er dergleichen Pracht erhalten ſoll.

Sie ſezt ſich endlich ſchmunzelnd nieder,
Und wider alle Hofnung fuhr
Das Feſt des Tanzes fröhlich fort.

Doch ach! wer hätte ſie ſo ungewiß geglaubt?
Es trat Marramaquiz zur Thür herein,
Von dem verliebten Wahnſinn übermannt;
Sey's Liebes-Schwachheit, oder Liebe ſelbſt.
Beſtürzt war die Verſammlung und erſtaunt,
Mit Stahl und Wuth bewaffnet einen Kater
Bey einer Hochzeit zu erblicken, wo
Nur Gala, und nicht Waffen, ſich geziemen. Alles
Gerieth in Schrecken und Verwirrung.
Und Zapaquilda, die ſo wild ihn ſah,
Befeuchtete vor Angſt den Teppich,
Und theilte zitternd Gatiſuren auch
Die Angſt ſo mit; zumal da ſie wohl ſah',
Daß Mizifuf abweſend ſey,
Weil ſeiner Ankunft ſie noch warteten,
Damit er dieſen frohen Tag beſtätige.
Bey dieſem allgemeinen Schrecken öfnete
Marramaquiz die Augen, die
Vor Wuth wie Feuer blizten;
Er ſtund da zitternd und erſtaunt,
Und gleich darauf, im Strome ſeiner Klagen,
Ergoß ſich ſeine Wuth alſo:
„Ihr ſittenloſen groben Schelme, die
Ihr falſcher und verrätheriſcher,
Als Mohren und Holländer ſeyd;
Ihr Schaar von feigen Memmen,
Ihr Rotte niedrer Katzen,
Verworfener Geburth,

Ihr ſchmuzigen Bewohner
Der Küchen, da wo zwiſchen Töpfen
Und Leuchtern und Bratpfannen,
Ihr oft als feige Memmen,
Von der geringſten Sklavin
Derb abgeprügelt werdet; nie
Vertauſcht ihr das Kamin
Für Feldzug, Krieg und Streit;
Ihr lecket, was auf Schüſſeln übrig bleibt,
Und ſchlaft im Winter, wenn das Eiß
Dir Haare ſtarren macht, gewälzt
In heißer Aſche, bis
Die warme Sonn' den Himmel krönt.
Ich bin Marramaquiz, ich bin, ihr Schurken,
Das Schrecken und die Furcht der Welt,
Der Leben frißt, und Drohungen verſchluckt;
Vor deſſen wilden und grauſamen Klauen,
Als eines Löwen in der Tapferkeit,
Und eines Tygers in den Tatzen,
Mit Rechte alle Staaten zittern, die
Des Phöbus goldne Stirn von Norden bis
Nach Süden in ſo vielen Meeren ſieht,
Und welcher machen wird, daß dieſe ſchändliche
Und unglücksvolle Hochzeit ſey
Wie jene der Hippodamia, und
Die Schande auf euch ſelbſt zurückefalle.„

O! Muſen, dieſer Kater hatte den
Ovid geleſen; und vielleicht, daß er
Das Beyſpiel von der Fabel Herkules
Hernehmen wollte, weil er ſich
Als einen unerſchrocknen Herkules darſtellte,
Und als Centauren alle Katzen, die
An dieſem Tag von ſeinen Klauen ſtarben.
Nicht ungegründet war die Furcht,
Daß Eiferſucht ihn toll gemacht;
Denn wenige entkamen ſeinen Händen.
Er ſchalt ſie Mohrenkater und Verräther,
Und ſtrafte ſie mit ewger Lands-Verweiſung.
Er war der Katzen Tamerlan,
Und richtete weit mehr Verderben an,
Als der berühmte Römer in
Carthago und Numancia.
Dem einen Kater, Fuchs genannt,
Des Amtes mehr, als ſeiner Farbe wegen,
Nahm er mit einem grimm'gen Hiebe das
Geſicht, das ihm noch nicht einmal geheilet war;
Und raubte ihm dadurch auf ewig
Die Hoffnung einer fetten Pfründe.
Von einem Querhieb, welchen er
Verſezte dem Garrullo,
Gab dieſer ſeinen lezten Mau.
Und dem Trevejos, einem großen Jäger
Der Gänſe und Kaninchen, hieb er ab ein Bein.

Verwirrt und wüſt war die Eſtrade,
Die von Soldaten-Katern, ſtatt der Säbel
Mit hölzeren Koch-Löffeln ward bewacht;
Denn alles war beſä't mit Hochzeitſchmuck,
Geſchmeide, Handſchuh, Bändern, Ohrenringen,
Halsketten, Armſchmuck, Ringen, Schuhen.
Und weil Malvillos ſich ihm widerſezte,
Und ihn, die Braut zu rauben, hindern wollte;
So gab er, wie einſt Herkules
Dem Lykas, ihm zween Hiebe, und
Zerbrach damit zwoo Flaſchen
Mit Julep und Purganzen.

Nicht wüthender vor Troja war Achilles,
Da ihm Patroklus Tod gemeldet ward;
Noch nimmt der Zimmermann mit Axt und Meiſel
Vom Stamme ſo viel Spähne weg,
Als Leben er in wilder Eiferſucht entriß.
Blutdürſtiger ſah Nero von Tarpeja nicht
Das arme Volk verbrennen.
Nun kam er endlich hin, wo Zapaquilda
Ihr Leben für geſichert hielt.
„Halt an! rief er: wohin Verrätherin?„
Beſtürzt, mit Zittern ſagte ſie:
„Ich flieh die Schärfe deines ungerechten Schwerds,
Das ſich an meiner Unſchuld rächen will,
Da du mit ſolchem ſtolzen Uebermuthe
Mir meinen Gatten raubſt;

Doch hoffe nichts; ich werde mir
Das Leben ſelbſt zu nehmen wiſſen,
Du Kater-Polyphem!„
„O! immer ſchöne, immer undankbare Augen!
Antwortet ihr Marramaquiz voll Wuth,
So redeſt du in meiner Gegenwart?
O! thörichte und unverſchämte Kitze!
Ich, ich allein, Treuloſe, bin dein Mann.
Und jener Schurke, welcher dich
Aus meinen Liebesklauen zu entreiſſen denkt
Durch dieſe Heyrath, wenn er nicht
Mich flieht, und das geraubte Gut
Mir wiedergiebt, ſo ſollſt du ſehen
Wie ich ihn tödte, ihm das Fell abzieh
Und zur Geld-Katze es verkauffe.„
„Wenn du, erwiedert ſie, Tyrann,
Umbrächteſt meinen ſüßen Gatten,
So würde ich mit eigner Hand
Mir ſelbſt das Leben rauben.„
Darauf, von Wuth und Eiferſucht entbrannt,
Umſchlang er ſie mit ſeinen Armen feſt;
So wie der Epheu, ſeine Ulme
Umſchlingend, geil hinauf zum Wipfel kriecht,
Umkleidet ihren Stamm
Mit ſeinem grünen Mantel, voll
Von Blätter-Ranken und von Trauben.
So raubte Paris einſt die ſchöne Helena,
Und der gewalt'ge Pluto Proſerpinen.

Mit lauter Stimme rief ſie ihren Miziſuf,
Der aber ſie nicht hören konnte,
Weil er abweſend war.
Zulezt, da ſie ſich ſträubte und mit Füſſen trat,
Verlor ſie einen Schuh;
Doch ungerührt blieb der Grauſame, ob er ſchon
Von ihren Wangen Thränen laufen ſah;
Er floh davon mit ihr, als Beute;
Denn weder Freunde, noch Verwandte halfen ihr,
Und ſteckte ſie in ſeinem Hauße
In einen Thurm; wie Galvan Morianen *).
So eitel iſt die Hofnung dieſer Welt!
Denn wer am meiſten auf den Morgen traut,
Weiß nicht, wie ſich der Tag noch enden wird.

---

*) Anſpielung auf einen alten Spaniſchen Volks-Romanzen, den ich in der Folge auch hier liefern werde.

* * *

Sechſtes Wäldchen.

Nachdem der ſtolze, tapfere Barbar,
Der Rodamonte hieß,
Weil er von einem Berge rollte,
Erfuhr, daß Mandricardo
Die ſchöne Doralice ihm entführt,
Wie Arioſto ſagt,
Am ſechzehnten Auguſt;
Denn Arioſto war ſehr pünktlich,
Brach er in wilde Reden aus,
Die ſelbſt ein Herz von Erz beweget hätten;
Er ſchwur im Grimm: nie wieder einen Stier
Zu rennen, noch zu werfen eine Lanze.
Und wenn's ihm gleich ſelbſt Agramante,
Rugero, Sakripante hießen; noch
Auf einem Tiſchtuch je zu eſſen,
Und ohne Schellen-Bruſtriem nicht zu reiten,
Nicht zu bezahlen, noch den Schuldner anzuhören,
Um jedermanns Verdruß noch zu vermehren,
Auf Wucher nicht zu geben, noch zu nehmen,
Und die Cleopatra zu malen ohne Schlange.
Und eben das ſprach bey dem Raube der
Treuloſen Helena,
Der Griechen König Menelaus wider den

Verrätheriſchen Hirten,
Der auf dem Berge Ida ſeinen Ausſpruch that,
Zu Gunſt der Acidalia.

Doch dieſer ganze Vorbericht,
Wiewohl's ein ſchönes Feld für eine
Geſchwätzge Feder wär,
Will kürzlich ſoviel ſagen, daß
Der tapfre Mizifuf, als er
Den Raub von ſeiner Braut,
Der Kitzen Helena, vernahm,
In Wuth und Raſerey gerieth;
Da er ſich zu vermählen kam,
Und ſich zu helfen nun kein Mittel ſah.
Der Mäuſe flücht'ge Schaar entfloh
Mit ſchnellen Füßen ſchüchtern fort
In ihre Löcher. Seinen Huth, der ſonſt
Dem Leyermann aus Calahorra angehörte,
Warf er zu Boden, daß
Davon die Erde zitterte.
Er drohte Krieg mit Feuer und mit Schwerd.
Ferrato, voll Verzweiflung, raufte
Sich Bart und Haare aus,
Und ſcholt auf ſeine Langſamkeit;
Denn durch Verzögerung und Weile
Entſchlüpfet die Gelegenheit.
An ihrer Glatze hat ſie vorn den Schopf,
Woran ſie hält, wer ſie ergreift,

Und warten, bis ſie wiederkehret, heißt
Ein Wildpret durch den Wald verfolgen;
Das freylich einer ohne Wunder fieng,
Der es verfolgte durch die Stadt.
Doch Mizifuf entſchuldigt den Verſchub
Damit, daß er auf ſeinen Schuſter, der
Zuweit von ihm entlegen war, gewartet;
(O! wieviel Unheil ſtift ein Schuſter nicht!)
Und weil er ihm hernach
Die engen Stiefeln anzubringen nicht vermochte,
Ob er das Leder gleich mit ſeinen Zähnen dehnte;
Denn damals waren weite Hoſen
Und enge Stiefeln Staat, die, wie man ſagt,
Hernach die Pluderhoſen ſtürzten,
Um ihren ſchweren Druck nicht mehr zu dulden.
O wer Melancholey, die nicht
Mit einem Tage fliehet, zu vergeſſen,
Mit ganzer Stiefelhoſe einen Kater
Doch hätt' geſehn! — Jedoch
Wohin verführen Kindereyen mich,
Die in Italien man Bagatellen nennt,
Bey ſolchen tragiſchen Begebenheiten,
Die würdiger der Taſſos und Marinos ſind,
Der Sonnen auf dem Helikon,
Als meiner Spaniſchen und rauhen Verſe?

Es weinte Mizifuf; er weinte Feuer;
Denn Feuer weinen ſtets die Liebenden;

Er warf die Handſchuh in die Höhe,
Und hatte keinen Augenblick von Ruh,
Wie in Paris der Mohr, in Troja
Der Grieche. Dieß begegnet einem jeden,
Der einen ungewöhnlichen Verdruß empfindt;
Von dem Gedanken, der ihn quält,
Unfähig loß zu reißen ſich, geht er
Das Antlitz bleich, mit Schweis bedeckt;
Wie Mizifuf, von Unruh voll
Bald wegen ſeiner Ehre, bald
Für ſeine Kitze klagte, daß
Der Tag zu ſeiner Rache ſich verſchöb.

Inzwiſchen nun die Freunde und Verwandte
Zu Rathe giengen, wie ſie die
So ſchimpfliche und übermüth'ge Schmach
Vertilgen ſollten; war
Marramaquiz bemüht, die diamantne Bruſt
Der Zapaquilda zu erweichen,
Die im Gefängnis Perlen weinte, wie
Aurora, welche weinend ſchöner ſcheint.
Denn eine Schöne, die die Roſen ihrer Wangen
Mit zarten Thränen nezt,
Erhöhet ihre Schönheit, wenn ſie nicht,
Zu laut und ungeberdig heult.
Marramaquiz indeſſen brütete
Concetti, ſeiner Thorheit Früchte, aus,
In Proſa bald, und bald in Verſen;

Die Nächte ſchlaflos, unmuthsvoll den Tag,
Alambikirt er ſein armſeliges Gehirn.
Er ließ izt keine Schmeicheley
Unnachgeahmt von jenen Narren, die
Die Welt Liebhaber nennt,
Bis zu den Albernheiten, die
Die Ammen zu den Kindern ſagen, als:
Mein König, Engel, Herzog, mein Gonzalo.

Die Sonne färbte kaum
Die Federn von der Winde Schwingen,
Und gab den beiden erſten Elementen
Schmaragden einem und dem andern Silber, als
Der traurige Liebhaber, ohne ſich
Zu kehren an ein Schießgewehr,
Sich ſtracks in den Kaninchengarten von Luzon
Begab, um ein Kaninchen aufzuſuchen,
Das kaum hervor aufs Feld ſich wagte,
Als er's auch ſchon mit einem Griffe hatte.
Es war kein Fiſch, noch Rindfleiſch in der Küche,
Das er, indem Marzna ſich
Umwandte, was zu ſuchen, nicht aufs Dach
Zu ſeiner unerbittlichen Gebieterin
Gebracht; ſo leicht und ſchnell und kühn,
Daß er ohn' einiges Geräuſch
Das Fleiſch aus dem Kochtopfe und
Das Huhn aus der Bratpfanne ſtahl;
Wiewohl er ſich dabey die Pfoten oft

Verbrannt, und Blaſen kriegte,
Und jämmerlich oft Fufu! Fufu! ſchrie.
Wie oft, o Liebe! hohlt' er nicht
Die Fiſche aus derſelben Pfanne,
Und ohne ſilbernen, noch eiſern'n Löffel;
Und die Grauſame blieb doch felſenhart.

„Ach! iſt es möglich?" rief er aus,
Mit jammervollen Klagen;
Du härter noch, als Marmor, meinen Klagen?
(Man ſieht, der Kater kannte auch Eklogen)
Und dem verliebten Feuer, das mich brennt,
Viel kälter noch, als Jßlands Schnee?
Vor meinem Feuer ſchützet dich das Eis
Von deiner Bruſt, die grauſam mir den Tod
Anwünſchet. Eher ſterbe dein Adonis,
Der ſelge Mizifuf, den du
Entweder niemals oder ſpät beſitzen wirſt;
Denn fühllos biſt du gegen meine Pein.
Er ſieht ſo viele Tage ſchon
Gefangen dich in dieſem Thurme;
Doch kommt er weder dich zu ſehen, noch
Zu helfen dir; dieß ſollte. ihn
Zu haſſen, dir hinreichend ſeyn.
Mizilda ſuchte mich,
Mizilda liebte mich.
Um deinetwillen achtet' ich ſie nicht,
Obſchon ſie als ein tugendhaftes,

Beſcheid.

Beſcheidnes, eingezognes Fräulein lebt,
Beſuche, Liebesbriefe, Promenaden meidt,
Die die Gelegenheit verſtohlner Ehen ſind.
Was hab' ich nicht dir aufgeopfert, die du dich
Vermählt mit einem ehrenloſen Kater?
Und wenn ein Kater ſeyn, bey Menſchen ſchimpflich wäre,
(Gewohnheit ändert die Geſetze)
So wärs um eines undankbaren Katers willen. „ —
„Ermüde nicht durch vieles Reden dich,
Erwiederte die Kitze,
Marramaquiz Tyrann,
Mit ſcheelen Augen von dem Römer Nero;
Denn da mein Trotz gerecht iſt,
So fürcht' ich deine Drohung nicht,
Noch wirſt du durch Liebkoſung mich beſiegen. „ —
„O! welche Wuth und Eigenſinn, verſezt er,
Verbindet, Zapaquilda, dich
Zu ſolcher Ungerechtigkeit?
Bedenke, daß der Adel deines eiferſüchtgen
Liebhabers, ſeines Stolzes ungeacht,
Sogar die eigne grauſame Natur ablegt,
Dir unterwürfigen Reſpekt erweiſt,
Und mit dem Edelmuth Beſcheidenheit verbindet. „

Indeß verſammelt Mizifuf
Im Hauſe des Ferrato die Verwandten;
Er foderte die Freunde auf,
Die Zeugen ſeines Schmerzens waren,

Und klagte das barbariſche Verfahren des
Gemeinen Erz- und Erb-Feinds an;
Denn dieſen Namen gab er, wie dem Türken, ihm;
Um das Verbrechen ſeiner Bosheit zu erhöhen,
Vergrößert er den Raub von ſeiner Braut,
Denn jeder kann in ſeiner Liebespein
Zur Helena ſelbſt ſeine Kitze machen.
Nachdem ſie nun ganz in geheim
Sich in der Bodenkammer ſeiner Wohnung
Geſetzet hatten, fieng er alſo an
Zu reden zu der edlen, traurigen
Verſammlung, mit betrübter Stimme:
„Der richtige Begriff, den ich
Von eurem Muth und Tapferkeit gefaßt,
Erſpahrt mir jezt die eitlen Rednerkünſte;
Ihr Freunde und Verwandte!
Ach! waret ihr, ach wär't ihr doch zugegen
Bey jener That, der Quelle meines Grams,
Wovon die Pagen mich ſo ſpät erſt unterrichtet;
Denn Nachricht, die zu unſerm Beſten
Geſendet wird, kommt immer langſam an. —
Womit werd' ich vermögen, euch zu rühren?
Womit, euch zu verbinden?
Was werd' ich ſagen können, das
Euch reizen und erweichen könne?
Wofern es nicht die Seufzer ſind,
Der Seele halbe Stimmen, wenn
Die Zunge mit dem Schmerze ſchweigt?

Was ich Euch hier mit Worten nicht erkläre, ſagt
Das bleiche Antlitz, das mit ſtummer Zunge ſpricht.
Der Kummer überläßt den Augen
Die Rednerkunſt; denn ſtumme Traurigkeit
War oft ein Demoſthen in der Beredſamkeit:
Beſonders, wo die Richter weiſe ſind,
Und wo captatio beneuolentiae
Ganz überflüßig iſt;
Denn ſelbſt in Griechenland war wohl
Mehr Weisheit nicht zu ſehen, als bey euch.
Ihr alle ſeyd Platone, ſeyd Catone.
Mehr wird Vernunft, als Gründe, bey euch gelten.
Ich kam, gelocket von dem Ruf
Der reizenden und ſchönen Zapaquilda,
Durchs hohe Meer geführet vom Geſchick,
Entzündet wurden meine Augen
Von ihrer Flamme, die ein Feuer
Des Phönix war, das durch Jahrhunderte
Dem Tode trozt und der Vergeſſenheit.
Ob ich begünſtigt wurde, ob
Ihr meine Liebe und Entſchluß gefiel,
Das ſagt die unterhandelte Vermählung ſchon;
Zumal ihr uns bey fehlgeſchlagner Hofnung ſeht
Sie ohne Freyheit, ohne Leben mich.
Mit Höflichkeit warb ich um ſie,
Und ohne Ungeſtüm; denn durch Gewalt
Ließ nie das Glück erzwingen ſich.
Als meine Liebe ſie belohnte, wußt' ich nicht,

Da ich ein fremder Kater war,
Daß Zapaquilden liebte der Tyrann.
Das erſte Licht des Tages und
Der helle Morgenſtern mit ihm
Verklärte meine Augen eher als die Blumen,
Wenn meine Minnelieder ich
Vor ihrem Fenſter ſang.
Da fand mich auch die Nacht
Mit ihrem erſten Sterne,
Die Gitterfenſter des Balkons anbetend,
Mit ſüßem und erhabenem Gefühle, bis
Der neidiſche, meyneidige Verräther
In ſeiner Eyferſucht mit ihr mich reden ſah,
Wo meine Liebe ſeinen Muth erprobte.
Er iſt entwiſcht aus dem Gefängniß,
Und iſt ſo ehrenlos und niederträchtig,
Daß er Mizilden hintergangen hat,
Da er ihr ſeine Treue, Wort und Hand
Darauf gegeben, ihr Gemahl
Zu ſeyn; und ſein Verſprechen halten
Die ehrenvollſte Handlung wäre.
Als er mit Zapaquilden mich
Verloben ſah, trotz aller ſeiner Freunde und
Verwandten, die erſtaunt dabey zugegen waren,
Und die Geſetzteſten zur Erde ſahen, denn
Sie wohnten einer Hochzeit, keinem Kriege bey;
Da litte meine Sonne dieſen
Betrübten Untergang, und er

Entführte ſie durch frechen Raub;
Das Herz voll Eiferſucht, mit zornigem Geſicht,
Auf jeden, der ſich ihm entgegenſetzte, ſchlagend,
So wütend, daß er mit Garraf
Die Büchſen und die Flaſchen
Von einem Apotheker durcheinander warf,
Mein armer Page plötzlich in ein großes Becken
Von einer Bank herunterfiel, und ganz
Von weißer Salbe überdecket war,
Im Fliehen noch ein Paar Klyſtire umwarf
Und dann halbtodt blieb in der Küche liegen.
Bey dieſer traurigen Begebenheit,
Wer iſt ſo marmern, der nicht weint?
Doch die Erzählung meines Mißgeſchicks
Will ich verkürzen; meine Braut
Iſt mir geraubt, und meine Ehre
Mit ihr zugleich.„ Hier ſchwieg er, und
Sein Schweigen war die Stimme;
Die Augen ſprachen; weil der tiefe Schmerz
Vernunftbetäubend ihn verſtummen ließ.

Die hohe Rathsverſammlung war gerührt,
Und ſahe fremdes Unglück wie
Ihr eignes an. Sobald er ſchwieg,
Antwortete Panzudo,
Ein Kater von Perſon ehrwürdig,
Wiewohl er ziemlich Kahlkopf war;
Ein Ding, das manchem braven Manne

Oft wiederfährt;
Doch war es nicht das, was man glaubt,
Wenn ein Liebhaber eine Glatze kriegt.
Bey ihm kam ſie von einem Schlage, den
Ihm eine Magd verſetzte, als
Er von Gekröſen, die ſie waſchen wollte,
Ihr unverſehens einen Darm wegſtohl,
Ihn ſchnell fortſchleppte bis aufs Dach,
Und nach und nach wie einen Knäul abwickelte.
Panzudo nun begonn mit klugen Worten
Und wohlgemeßnem Anſtand alſo:
„Mit Recht erwartet Mizifuf
Sich unterſtützt zu ſehen und
Gerochen an dem Frechen, der
Ihm ſeine Braut zu rauben ſich erkühnt:
Ein Unfall, der oft ſchönen Weibern
Zu widerfahren pflegt.„ Tomillo
Antwortete, wie's einem jungen
Und unerfahrnen Kater eigen war:
„Wenn es auf mich ankäme, ſollt' er ſchon
Gerochen ſeyn, und zwar mit dieſen Klauen.„
Doch Zurron, der ihm gegenüber ſaß,
Erwiederte: „Bey dieſem tapferſten der Kater, den
Die Dächer dieſer Stadt geſehen, iſt
Das Beſte, nach Caſtiliens Gebrauch,
Ihm eine Ausfodrung zu ſchreiben.„
„Das iſt mein Votum nicht, verſetzte
Garrullo, noch zu ſetzen unſre Rache

Auf zweifelhaften Sieg; denn immer ſind
Die Meynungen getheilt geweſen,
Ob Ausfodrung ſich auf Verräthereyen
Gezieme? Und ich bin der Meynung, der
Beleidigte nehm' eine Büchſe,
Und laure auf den tapfern oder feigen Kater;
Die Strafe des, der ſorglos lebt,
Und ohne Furcht für dem, den er beleidigt.
Und überdieß giebt ſelbſt die dunkle Nacht
Dazu den beſten Anlaß. „ —
„Wofern ſie ſicher auszuführen,
So wär es eine kluge Rache;
Verſetzt der tapfere Chapuz,
Ein Kater von ſehr guten Gaben; aber
Die Liſt von dieſem übermüth'gen Kater
Marramaquiz iſt euch ſo groß,
Daß er den Anſchlag auszuführen, ſicher
Gelegenheit nicht geben wird;
So ſehr die Nacht ihr Antlitz auch
Verhüllen mag. Nach meiner Meynung wird
Das Beſte ſeyn, ob dieſem Raub
Zu proceßiren, ihn zu ſtrafen durch
Den Weg des Rechts, mit einem Tode, der
Entſpreche der Verwegenheit der That. „
„Da wird man ſagen, daß es Feigheit iſt,
Erwiederte Trevejos; und ein ſolcher Streit
Gereichet einem Fräulein nicht zu Ehren,
Weil die Vertheidigung auf Meynungen beruht.

Und eine zweifelhafte Sache wird
Durch Gründe nicht wohl ausgemacht.
Denn eine Weiberzunge iſt nicht ſtumm,
Und hat die Welt ſchon oft
Verwickelt in grauſamen Streit.
Proceſſe ſind für Katzen auch nicht gut,
Denn ſie verſchwenden Leben und Geduld.
Was braucht es lang der Händel und Vergleiche,
Und der Beweiße und des Urtheilsſpruchs?
Wenn dieſe Schmach gerochen werden ſoll,
So überlaſſe man's dem Pulver oder Degen. „ —
„Sehr wohlgeſprochen, ſagte drauf Rapoſz,
Indem er die gehörige Verbeugung
Dem großen Rathe machte;
Geſetzt, daß man bewieße, was ihr ſagt,
Und er nach eurem Wunſch verurtheilt blieb,
So iſt's doch albern, daß ihr da
Dem Volk ein Schauſpiel geben wollt,
Und einen Kater ihm mit Kutte und Capuz
Als armen Sünder auf das Blutgerüſte liefern.
Nicht minder toll, ſag ich, iſt es, als jens,
Da Mizifuf doch nicht Mohr Muza iſt,
Von Ausfodrungen reden wollen
Mit einem, deſſen Muth und Tapferkeit ihr kennt.
Verzeihe mir Zurron, Charuz verzeih,
Und ob das Alter gleich ihm Anſehn giebt,
Verzeihe mir Panzudo auch,
Wenn ich von ihm verſchiedner Meynung bin.

Mein Votum iſt, zu ſammeln Volk,
Das einem ſolchen ſchweren Unternehmen
Gewachſen iſt, mit Schaaren Reutern und
Bewaffneter Infanterie von ſämmtlicher
Verwandten Katzenſchaft zu kriegen wider den
Verräther, einzuſchließen alles Land umher,
Und zu beſtürmen Tag und Nacht
Die Mauer mit Kanonen und Geſchütz,
Bis man erfährt, daß ihm Verſtärkung kommt.
Wenn Mizifuf das Feld ihm abgewinnt,
Und alle Zufuhr ihm abſchneiden kann,
So muß er, mag man nun den Platz aushungern, oder
In ordentlichem Sturm erobern,
Sich endlich doch ergeben, und ihr könnet ihn
Beſtrafen, wenn er überwunden iſt.
So holet denn die Fahnen, rühret
Die Trommeln, ſenkt die Lanzen,
Und laßt die Flinten knallen;
Denn ſo erlangte ſeine Gattin einſt
Der Grieche, der mit Schwerdt
Und Feuer Troja einſt bekriegte. „

Rapoſo ſchwieg; und als die Stimmen des
Senats geſammlet und verglichen worden, blieb
Der Krieg beſchloſſen. Ein Entſchluß,
Der für den beſten und gerechteſten
Und ehrenvolleſten gehalten wurde.
Und Mizifuf, wie's billig war,

Unſe

Umarmte dankbar den Raposo,
Und eilet Truppen auszuheben.

Verzeihe Amor; hier beginnet Mars,
Und Tyſiphone kömmt hervor,
Den Horizont mit Feuer zu beſpritzen;
Laß unter Waffen die Concetti ruhn;
Da du die Urſach biſt, ſo nimm die Wirkung auch.

* * *

Siebentes Wäldchen.

Zun Waffen greift der Mizigriechen Heer,
Zu ſtreiten wider den Trojaner Kater
Marramaquiz. Gewaltſam ſteigt,
Vergebens unterdrückt, das Feuer in die Luft.
Die Fahnen von den Klauen feſtgefaßt,
Erregen ſtiller Lüfte Rauſchen;
Sie bergen flatternd vor den Augen ſich,
Und laſſen ſich nicht ſehen,
Damit man ihre Farben nicht erkenne.
Die Trommeln und die hellen Pfeifen
Antworten ſich in Chören,
Und nach dem Takte, wie ſie wechſeln, folgen
Dem kriegeriſchen Schalle nun die Heeres-Führer,
Und gleich nach ihnen die Soldaten,

Mit Stahl und Büffelhaut und Tapferkeit bewaffnet;
Und mit Haarnadeln ſtatt der Degen.
Die Helme zeigten nur
Von vorne Knebelbärte und
Von hinten Federbüſche. Sie marſchierten
In ſolcher Ordnung, daß den Fuß,
Wo ihn der Vordre aufhob, alſobald
Der Folgende einſetzte, ohne daß
Der Stock des Hauptmanns ihn dazu verbänd.
Und bey dem Schalle der helltönenden Trompeten,
Mit ihren Piken auf den Schultern, zogen die
Infanteriſten auf, bey denen
Die Mannichfaltigkeit der Farben einen Garten
Von bunten Blumen bildete, wie der April
Ihn in der ſchönſten Quinta *) malt.
Die Piken von den braven Marqueſoten
Beſtanden meiſt aus Ellen und aus Pfeilen;
Der größte Hauſe war geharniſcht
Mit Büffelsleder um und um;
Und manche tapfre Schaaren
Auch führten ſtatt der Helleparten
Die großen Löffel, die man braucht
Die Kapern aus dem Faß zu holen,
Und Schaufeln, wie die halben Monde, die man bey
Wohlſchmeckenden Oliven braucht, die Cordova
Erzeuget; Cordova, woraus die Andaluzes
Entſprungen, die Gongoras und Lukane.

Die

---

*) Ein Landhaus.

Die Lunte brennend in den Pfoten, führte
Die glänzende Infanterie
Als Schießgewehr zwar keine überguldte Flinten
Von Mayland, ſondern Hammelknochen,
Die die Katzen um die Wette
Von einem und dem andern
Paſtetenbäcker brachten; denn ſie waren nicht
Vom Kater eines Schenkenwirths,
Der im Verdacht bey ſolchem Anlaß war.
Von Ochſenknochen waren die Kanonen,
Die Feſtung zu beſchießen.

Damit zieht Mizifuf zu Felde,
Und fängt nun die Belagrung an;
Mit einem hohlen, harten Panzer,
Der weyland einer tapfern Schildkrot war, bewaffnet;
Den Kopf geziert mit aufgekrempten Hute,
Beſetzt mit einer Treſſe
Und Knopf und Schloß geſchmückt,
Mit dunkelgrünem Federbuſche,
Der trauervollen Hoffnung Zeichen,
Wiewohl ſie die gerechte Sache muthig machte.
Mit ſoviel Anſtand ſetzt' er ſeinem Roß
Der Sporen Räder in die Seite,
Beſeelt' es mit dem ſchwarzen Zaume,
Zur Folgſamkeit dem goldenen Gebiſſe,
Von Schaum und Blute voll,
Daß es, den Raſen unberühret, darüber flog,

Auch iſt, es fliegen ſehen, ſo was ganz neues nicht.
Mit Flügeln wird ja Pegaſus gemalt,
Der über des Parnaſſus Spitzen fliegt;
Und im Orlando ſehen wir den Hypogryph,
Ein Monſter, das aus Pferd und Greif vereint.
Wenn jemand zweifeln ſollte, ob
Es auch ſo kleine Pferde gäbe; ſie
Für Hirngeſpinſte hielt,
Und der Natur die Eigenſchaft
Der Wunderthätigkeit entreißen wollte,
Wiewohl es ohne Nutzen wäre:
So wird er ſeine Zweifel bald
Ins Licht geſetzet ſehen,
Wenn er einmal nach Thracien ſpaziert,
Und juſt was Beſſeres zu thun nicht hat;
Da wird er die Pygmäen ſehn,
Die **Plinius**, der dieſe Ungeheuer kannte,
Ins Land der ungeſtalten Troglodyten ſetzt;
Und in des Niles Sümpfe andere
Autoren; welche ſchreiben,
Daß zween Pygmäen, die nach Rom
Aus Aethiopien, wo ſie im Ueberfluſſe ſind,
Zu bringen waren, vor Verdruß
Und Zorne unterwegs im Schiffe ſturben.
Homer mit ſeinem Commentator
Euſtathius läßt ſie im Mittag wohnen,
Und Mela in dem heißen Strich Arabiens;
Wo wohl noch andre Ungeheuer Phöbus brütet;

Und Ariſtoteles, der ſolche Namen zwar
Geſtehet, läugnet doch, daß ſie rechte Menſchen ſind.
In ſeiner Gottes Stadt vergaß St. Auguſtin,
Der große Afrikaner, die Pygmäen nicht.
Und Juvenal nennt ſie: umbripedes;
Und Andrer zu geſchweigen, welche dieſe Meynung,
Die Fama ausgeſtreuet hatte,
Geläugnet und vertheidigt haben.
Doch da die Dichter-Rotte ſolche Ungeheuer als
Halbgötter malt, die durch die Berge ſtreifen,
Von Aſt zu Aſte hüpfen,
Und Kriege führen mit den Kranichen:
So mags wohl ſeyn, daß ſie Halbmenſchen ſind.
Und dieſe halten in derſelben Gegend Pferde,
Mit denen unſre Kater ſich verſehen.

Der Leſer übrigens kann davon glauben,
Was er nun will, und ihm das Beſte dünkt;
Denn wenn die Lüge ſich verlöhre,
So fänd ſie ſich doch in Gedichten wieder,
Wie uns Homer das zeiget; der die keuſche
Penelope für ihre alberne,
Brutale Werber würken und zertrennen, und
Vor lauter Keuſchheit nicht einmal ſie ſchlafen läßt.
Vom Gegentheil ſey auch ein Beyſpiel gnug.
Virgil macht Dido für Aeneas unkeuſch,
Wie ihm Auſonius vorrückt;
Wiewohl dieß falſche Zeugniß

Die Waſſer Lethens nicht verdiente,
Wo, Merlin ſchreibt, mit welchem Grimme
Den Dichter ſeine Lügen ſtrafen.

Doch kehre, Muſe, nun zurück,
Daß ich mit deiner Gunſt mein Werk vollende.
Zu dem, was übrig iſt,
Wiewohl es wenig ſcheint, ruf' ich
Den Señor Anaſtaſio,
Pantaleon de la Parrilla an,
Damit er mir von ſeinem Tabak gebe,
Nur wenigſtens wenn ich Verſtopfung leide.

Marramaquiz, ob er's gleich ſpät erfuhr,
So hatt' er doch die Muſtrung ſeiner Freunde
Der Kater ſchon gemacht, und fand,
Sein Volk ſey gegen ſo viel Feinde
Zu ſchwach; doch aufgefodert zur Vertheidigung
Bereitet er die Waffen auf den Angriff;
Vorausgeſetzt, daß er bey förmlicher Belagrung
Nur wenig Unterſtützung hatte.
Die Sorge dieſer neuen Bürde machte
Ihn trauriger und mißvergnügter, als
Ein Dichter, dem ein Stück heut auf der Bühne fiel,
Wenn kurz zuvor eins ſeines Nebenbuhlers
Mit Beyfall aufgenommen ward.

Da Zapaquilda von dem Thurme ſah,
Daß ihr Gemahl zu ihrer Rettung komme:

So war ſie fröhlicher, zufriedener,
Und Hallelujah-voller als
Derſelbe Dichter, wenn in ſeiner Gegenwart
Das Schauſpiel ſeines beſten Freundes fiel.
Verſehen in der That mit jeder Art
Vertheidigung und Wehre, ſtellt
Marramaquiz nun ſeine Kater auf die Mauer,
An alle Zinnen und Schießſcharten
Bepflanzet mit Panieren, die
Vielfarbig in die Wolken flatterten,
Und mit verſchiedenem Geſchütz beſetzt:
Mit tapferen Soldaten, die der Wuth
Des Feindes widerſtehen ſollten.
So wie den hohen Glockenthurm
Im Dorfe, wo Weinberge ſind,
Zur Traubenzeit bedeckt der Schwarm der Staaren,
Die in das Feld herabzuſtreichen lauern,
Und am gefräßigſten zu dieſer Jahrszeit ſind,
Wenn Winzer ihre Kelter reinigen,
Und ihre Kufen zubereiten;
So hielt die ſchwarze Kuppel eine
Nicht minder tapfre Katzenſchaar beſetzt,
Beſtehend aus Soldaten, Schützen und Tambouren.

Wer ſo den Fuß des Thurms umringt
Von Mizifufs Schwadrone, und die Kuppel
Vom andern Katerheer beſetzt, geſehen hätte,
Der müßte ſagen, daß dergleichen Anblick

Nicht Xerxes noch Darius je geſehen.
Gewiß, ſo manchen Kater ſehen, ſchwarz
Und weiß und grau, im munteren Gewühle
So ſcheckig und von tauſend Flecken,
Und alle ſo erſchrecklich mauen hören;
Wie hätte Einer da nicht lachen ſollen?
Auch in der größten Traurigkeit;
Und wenn er ungerechterweiſe,
Nach manchem Ganz und vielen Sporteln, ſeinen
Proceß verloren hätte;
Es hätt' ihn ſicherlich beluſtigt.
Zum Angriff nun gerüſtet, rühren ſie
Mit kühnem Muth zum Sturm die Trommeln;
Bereiten ihre Klauen, ſchärfen ihre Zähne,
Und laſſen ihre Helme,
Die meiſt nur Tiegel und dergleichen waren,
Auf die Rekruten-Stirnen nieder.
Jedoch die heißern Clarinetten,
Die wie Schalmeyen klungen, ſchwiegen.
Und Mizifuf, der Prächtge, ſaß,
Als ſchon der Sonne ſchneller Wagen
Den hohen Mittag war vorbeygerollt,
Auf einem grünen Stock', und redete
Zu ſeinem tapfern Fußvolk, das
Mit Aufmerkſamkeit ihn hörte, alſo;
Denn obgleich Kater, ſprach er doch wie Cicero.
„Großmüthge Freunde, die ihr Zeugen
Von meiner Schmach und meinem Schmerze ſeyd,

Die Ehre, die die Seelen hebet, führet mich
Zu einem ſo erlauchten Unternehmen.
Sie, ſie allein beſeelet mich.
Wer nicht die Ehre kennt, der ſchäzt ſie nicht!
Der lüget, welcher ſagte, und der es druckte, lügt,
Das ganze Leben ſichert eine ſchöne Flucht!
Weit beſſer heißt es izt:
Das ganze Leben ehrt ein ſchöner Tod!
Des Menſchen Tugend machet ihn geneigt
Zu hohen und erlauchten Thaten.
Und Ruhm iſt tapfrer Seelen werth.
Ihr habt heut hohen Namen zu gewinnen;
Drum ſchrecke nicht Gewalt, noch Drohung euch.
Bedenket, daß ihr wohlgebohrne Kater ſeyd;
Denn jeder niedre, feile Hauſe,
(Die als Verräther, feige Memmen ſind)
Iſt halb beſieget ſchon dadurch,
Da ſie vernommen haben, daß
Ich euer Führer bin.
Den Hannibal frug einſtens Scipio,
Wen in der Welt er für den größten Helden hielte?
Und er antwortete mit wildem Blicke, trozig:
Der erſt' iſt Alexander ohne Frage,
Der zweete Pyrrhus, und der dritte ich:
Hätt ich damals gelebt, gewiß
Den vierten Plaz, den hätt' er mir gegeben.
Zum Waffen nun! greift an, ich geh voran!
Erſchreckt nicht, daß ihr ohne Leitern ſeyd.

Da eure Leichtigkeit Euch Flügel giebt,
So habt ihr keine Leitern nöthig. „ —
So ſprach er; ſchwingend einer Eſche Stamm
In ſeiner Fauſt, rennt auf die Mauer zu,
Und tödtet mit demſelben ſieben Kater:
Maus, Zurron, Maufrido, Garroſoſa,
Hoziquimocho, Zambo, und Colituerto,
Den großen Kater, den, mit rothem Fell bedeckt,
Erzog die Mondonguiſera Garrida;
Wiewohl ſein ganzes Leben mehr
Gelehrt zum Kratzen und zum Naſchen, als
Zu edlen Uebungen des Kriegs.

So wirken großer Männer Worte;
Daß ſelbſt, wie Alciatus ſchreibt, Alcides,
Der Sohn Amphitrions, an ſeine Lippen
Gefeſſelt als mit Seilen,
Die Menſchen führte, welche ihre Ohren der
Beredſamkeit des Weiſen lihen.
Schon fiengen die Feindſeligkeiten Mizifuſs
Der Krieg und die Belagerung an;
Schon klimmten Katzen auf den Thurm
Auf Leitern ihrer Krallen,
Die ſtärkre Haken waren,
Als jene der Tuchſcherer und der Marder;
Es ſtiegen an den Steinen, die in Kalk geſetzt,
Bald Katzen auf, bald Katzen nieder,
Und achteten ihr Leben nicht.

Die Einen gleich den angejochten Ochſen,
Die ihre Klauen in die Erde heften,
Die Andern bey dem Niederſteigen ſtürzen
Von dem Gebäude Stücken mit herab.
Zum Grabe dienen dem die Steine,
Nachdem ſie ihn des Lebens erſt beraubt,
Und dem entreißen ſie auf halben Wege
Das Leben und die Seele.
Im dunkeln Wirbelwinde ſtürmt
Das Wetter nicht mehr Kugeln Eis,
Als ſie vom Thurme Bley zur Erde warfen.
Da fand Galvan ſein Ende, und Trevejos,
Nach dem der Tod von weitem zielte,
Und ihm den Kopf mit einem Kruge traf,
Wie anderen mit Töpfen, Krügen, Büchſen.
So pflegen in dem Hauſe, welches brennt,
Die Nachbarn voll Beſtürzung hin und her zu laufen,
Und unentſchloſſen, wo ſie helfen ſollen.
Es helfen alle Künſt' und Mittel nichts;
Die Breter brennen, und die ſtarken Fichten ſchwitzen
Den Saft des innern Harzes aus;
Und mitten in den Flammen tragen
Die einen Kaſten fort und Betten,
Und jene treffen ſie mit Waſſer an;
Die ſpringen aus dem Feuer,
Und jene ſtürzen ſich hinein.
Es wächſet die Verwirrung, wenn der Wind
Die Feuersbrunſt begünſtigt.

Da aber Jupiter von dem Olymp
Und ſeinem hohen Sternenſitz herab
Die blutige, grauſame Schlacht erblickte,
Und fürchtete, daß, bey ſo wildem und
Erhitzten Streit, das ganze Erdenrund
Entkatzet werde; ſo verordnet er
Für ein ſo großes Uebel ein gerechtes Mittel:
„Es iſt nicht Recht, ihr Götter, ſprach er, daß
Des Krieges blut'ges Schwerdt in dieſer Schlacht
So grauſam wüthe, ob ſie gleich
Dem Streite um die ſchöne Griechin gleicht.
Es iſt nicht Recht, ſag ich,
Daß dieſer Erdball, nach der Katzen Untergang,
Von Mäuſen aufgefreſſen werde.
Sie werden dann ſo übermüthig werden
Und ſich für Rieſen halten, wenn
Sie keine Feinde mehr zu fürchten haben,
Die ihre gränzenloſe Zahl verringern.
Sie werden andere Titanen ſeyn,
Und unſre ſchönen Säle hier
Sogar bewohnen wollen.„
Er läßt hiermit ſogleich
Von dunkeln Nebeln einen dichten Wald
Entſtehn; und plötzlich ruht die Schlacht;
Und auch der Tag in tiefe Schatten eingehüllt.
Demungeachtet fuhren nachher Beyde fort
Mit unveränderlichem Trotz,
Die Einen anzugreifen, und

Sich zu vertheidigen die Andern.
Bey dauernder Belagerung
Geriethen die Belagerten in ſolche Noth,
Daß Zapaquildens Schönheit jämmerlich von Hunger
Entſtellet ward, und ihre Roſen ſich in Schnee
Verwandelten. Sie ißt nach Unzen, und
Nach Quentchen trinket ſie. Marramaquiz,
Der ſie ſchon ſterben ſah,
Sprang mit verliebter Kühnheit, ohne doch
Daß die Soldaten ihn erblickten,
Durch eines Schießlochs Spalte auf das Dach,
Um ein'ge Vögelchen zu haſchen.
Malvillos gieng mit ihm,
(Denn ihm allein vertraut er ſeine kühne That,)
Die Beute von der Jagd mit ihm zu theilen.
O! hartes Schickſal! als er ſtand und lauerte
Auf einen Staaren, welcher ſang,
Da ſpannte der grauſame Tod den Bogen,
Und lauerte verrätheriſch auf ihn.
Ah! welche Vorſicht, welche Waffen und
Soldaten widerſtehen der Gewalt des Schickſals? —
Ein Prinz, der Schwalben ſchießen gieng,
(Ach! wären ſie doch nie gebohren!
Und hätte ſolche Vögel nie die Luft getragen!)
Der traf von weitem ihn mit einem Flintenſchluß.
Der tapferſte und klügſte Kater fiel!
Zu plötzlich fiel er beydes für
Den Krieg und für den weiſen Rath;

Und lag als ein verworfner Klumpen
Auf harten Ziegeln unbegraben da.
Jedoch er ſtarb, wie billig, ſo
Des Ehrentodtes wie einſt Cäſar.
Malvillos brachte dieſe Zeitung
Erblaßt zurück; und zum Beweiße
Von ihrer Lieb' und Treue rauften alle Kater
Den Bart ſich aus, wie Teutſche bey dem Tod des Führers.
Doch da ſie ſich von Noth gedrückt ſahen,
So übergaben ſie die Zinnen,
Dem ohne Sieg ſiegreichen Helden.
Und Mizifuf mit Allen wohl vergnügt,
Weil ſie Vaſallentreue ihm verſprachen, ließ
Im Ueberfluſſe Fiſch und Käſe
Aus ſeinem Küchenwagen bringen.
Und Zapaquilda, frölich über den Erfolg,
Verwandelte die blaſſe Trauer
In reiche Tracht, umarmte ihn,
Und den geliebten Vater,
Und ſie der Alte, der in Thränen ſchwamm.
Drauf holten ſie, die Hochzeit baß zu feyern,
Der hochberühmten Dichter einen her;
Der auch, nachdem ſie alle Platz genommen,
Den ganzen Handel dann in wunderſchönen Verſen
Dramirte, und die Muſikanten luſtig
Aufſtreichen ließ, und das Theater
Mit Lichtern überall beſteckte.

V.

Das
wunderthätige Puppenſpiel
von
Cervantes.

Nur ein Paar Worte zur Einleitung für dieſe kleine herrliche Farce des vortreflichen Cervantes. Sie heißt im Originale El retablo de las maravillas, und ſteht im 2ten Bande ſeiner Ocho Comedias y Entremeses; mit denen er ein eben ſo heilſames Werk, als mit ſeinem Don Quixote vorhatte, nemlich das Spaniſche Theater von den regel- und ſittenloſen Mißgeburten, womit es Lope de Vega, Calderon de la Barca, und vornemlich ihre tollen Nachahmer verunreinigt hatten, zu ſäubern. Ich werde, wenn ich vielleicht im kommenden Bande die Geſchichte des Spaniſchen ſowohl komiſchen als tragiſchen Theaters beſonders liefere, dieſe Epoque weitläuftiger behandeln. Gnug itzt, daß der damals eingeriſſene wilde, unnatürliche und alle Regeln der dramatiſchen Illuſion und Wahrſcheinlichkeit verachtende Geſchmack auf dem Spaniſchen Theater, unſerm Cervantes Laune gab, ihn durch dieſe acht Komödien und Zwiſchenſpiele zu dramatiſiren und lächerlich zu machen. Sein Spott iſt oft ſehr fein und liegt ſo tief verſteckt, daß Viele ihn damals, als ſie erſchienen, nicht einmal fühlten, ſondern ſie eben geradezu für gute kurrante Waare, und recht extra ſeine Mode-Stücke hielten. Aber Cervantes mußte auch leiſe auftreten, und konnte ſeine Satyre nicht ſo auffallend machen als im Don Quixote; denn er hatte die nur zu mächtige Parthey des Lope de Vega, ſeiner Jünger, und aller damaligen Modetheater gegen ſich; und war noch dazu alt und arm.

Doch zum Fingerzeige genug! Jedermann wird ſich hoffentlich freuen, auch in dieſem Felde den großen Cervantes zu finden, und mit allen Kindern ſeines Geiſtes nach und nach bekannt zu werden.

Das

wunderthätige Puppenſpiel.

Ein Zwiſchenſpiel

von

Cervantes.

Perſonen:

Chanfalla, Puppenſpieler.
Chirinos, ſeine Frau.
Rabelin, ein bucklichter Muſikant.
Burgermeiſter von Algarovillas.
Benito Repollo, Rathsherr.
Juan Caſtrado, Stadtrichter.
Pedro Capacho, Stadtſchreiber.
Juana Caſtrada, Caſtrado's Tochter, Braut.
Tereſa Repolla, Repolles Tochter.
Antonio, Vetter des Repollo.
Ein Quartiermeiſter.

Erſter Auftritt.

Chanfalla. Chirinos.

Chanfalla. Paß auf, Frau, das ſag' ich dir; und merk's, was ich mit dir verabred't habe. Sonderlich was den neuen Pfiff betrifft! Er muß gehen, ſo gut als unſer letztes Stückchen; da bin ich gut vor.

Chirinos. Was mich betrifft, Chanfalla, da ſey ohne Sorgen. Merks und Verſtand hab' ich endlich gnug dazu: und aus guten Willen, dir's recht zu machen, bin ich ja zuſammengeſetzt. Aber ſag mir nur, was uns die Mißgeburt, der Rabelin nutzt, den du da angenommen haſt? Konnten wir Beyde denn das Werk nicht allein vollbringen?

Chanfalla. Das verſiehſt du nicht, Chirinos! Der Kerl iſt uns ſo nöthig, wie's liebe Brod, zum Spielen zwiſchen dem Ab- und Auftreten der Figuren in unſerm Wunder-Puppenſpiel.

Chirinos. 'S ſoll mich wundern, wenn ſie uns nicht, um eben des ſaubern Rabelins willen, zum Dorfe hinausſteinigen; denn in meinem ganzen Leben hab' ich kein jämmerlicheres Gemächte geſehn als den Kölkropf.

Zweeter Auftritt.

Die Vorigen. Rabelin.

Rabelin. Nu, Herr Principal, giebts in dem Dorfe da wohl was für uns zu thun? Es wird mir Zeit und Weile lang, bis ich ihm zeigen kann, was ich bin, und daß er mich nicht wie die Katze im Sacke gekauft hat.

Chirinos. Du kannſt dich auch aufmachen, du Backofen-Rieſe! Willſt zeigen was du biſt? Wenn du kein größerer Muſikant als Kerl biſt, da iſt uns wohl gerathen.

Rabelin. Nur Geduld, Frau Principalin. So klein ich auch bin, haben ſie mich doch warlich! ſchon unter eine Bande Hof-Komödianten verſchrieben. Was ſagt ſie dazu?

Chanfalla. Nu, wenn ſie dir die Rolle nach deiner Leibeslänge gegeben hätten, da hättſt du vermuthlich den Unſichtbaren geſpielt. — Aber hör' mal Frau: wir kommen nun ſachte herein ins Städtchen, und dort ſeh' ich Herren herkommen. Vermuthlich ſinds der Burgermeiſter und Rathsherrn. Laß uns entgegengehn, und ſtreich ihnen brav den Fuchsſchwanz. Aber nimm dich in Acht, daß du es nicht zu grob machſt, oder dich ſonſt verſchnappſt.

Dritter Auftritt.

Burgermeiſter. Benito Repollo. Juan Caſtrado.
Pedro Capacho. Die Vorigen.

Chanfalla. Unterthänigſter Diener! Unterthänigſter Knecht, gnädige und geſtrenge Herrn! Wer von Eur. Gnaden iſt denn der Herr Burgermeiſter dieſer Stadt?

Burgerm. Das bin ich. Was wollt ihr denn, mein Freund?

Chanfalla. Ach, um Verzeihung! Wenn ich nur ein Paar Quentchen Verſtand im Schädel gehabt hätte, ſo hätt' ich doch ſehen müſſen, daß dieſe peripatetiſche und hochanſehnliche Perſon niemand anders ſeyn könne, als der hochweiſe und gnädige Herr Burgermeiſter dieſer ehrſamen Stadt Algarrovillas; dem Gott langes Leben gebe!

Chirinos. Und auch der gnädigen Frau, und den Jungen Herrchen; wenn der Herr Burgemeiſter welche haben.

Capacho. Nein, der Herr Burgermeiſter iſt nicht verheyrathet.

Chirin. Nu, ſchad't nichts; wenn Eur. Gnaden einmal noch heyrathen, ſo iſts für die Zukunft.

Burgerm. Ganz wohl; aber was wollt ihr, lieber Ehrenmann?

Chirin. Vergelts der liebe Gott Eur. Gnaden, daß Sie uns ſo viel Ehre erweiſen. Aber 's iſt immer ſo in der Welt; die Eiche giebt Eicheln, der Birnbaum Birnen, und wer ſelber Ehre hat, giebt auch andern welche; wie man zu ſagen pflegt.

Repollo. Eine Cicironianziſche Sentenz mit Haut und Haar!

Capacho. Ciceronianiſche, wollte der Herr College wohl ſagen.

Repollo. Ich will immer ſagen was recht iſt; aber zum Unglück treff' ich's nur nicht immer. — Kurzum, guter Mann, was wollt ihr?

Chanfalla. Geſtrenge Herren, ich bin Montiel mit dem wunderthätigen Puppenſpiele. Da haben mich nun am Hofe die Herren von der Hoſpital-Brüderſchaft rufen laſſen, weil kein Theater-Principal da iſt, und eben deswegen die Hoſpitäler an Einkünften nothleiden. Drum ſoll ich kommen und das wieder gut machen.

Burgerm. Warum heißt ihr denn euer Puppenſpiel wunderthätig?

Chanfalla. Wegen der gewaltigen und vielen Wunderdinge, die dabey vorkommen und man drinn ſieht. Der weiſe Tontonelo, der Werkmeiſter davon, hat es mit ſolchen Parallaxen, Rhomben, Geſtirnen, Conſtellationen, Punkten, Charaktern und Obſervationen fabrizirt, daß es jedem, der noch ein Stückchen Judenfleiſch an ſich hat, und nicht ganz Alt-Chriſte *), oder aus keinen reinen und keuſchen Ehebette erzeugt iſt, verſagt iſt. Kurz keiner, der noch einen von beyden Makeln an ſich hat, ſieht einen

---

*) Von nicht ganz alter chriſtlicher, ſondern mohriſcher oder jüdiſcher Herkunft zu ſeyn, iſt bekanntlich ein Verwurf, den in Spanien auch nicht einmal ein Sackträger leiden kann.

einen Strich von all den unerhörten und ungeſehnen Wunderdingen in meinem Puppenſpiele.

Repollo. Ey, ey, ſeht 'mal; 's giebt doch alle Tage wieder was Neues in der Welt. Nu, und wie hieß denn der weiſe Tontonelo *), der das Puppenſpiel machte?

Chirinos. Tontonelo hieß er, und war aus der Stadt Tontonela bürtig. Ach, lieber Herr, es war gar ein kluger Mann; und er hatte, wie die Sage geht, einen Bart bis runter auf die Knie.

Repollo. Ja, ja, 's ſind meiſtens kluge Leute, die Leute mit den langen Bärten.

Burgerm. Wenn's mit ſeiner Genehmigung geſchähe, Herr Gevatter Stadtrichter, ſo wollt' ich, daß heut Abend die Verlobung ſeiner Tochter, der Jungfer Tereſa Caſtrada, wäre. 'S iſt meine Pathe, und da dächt ich ſollt' uns Herr Montiel da, dem Feſte zu Ehren, ſein Puppenſpiel in ſeinem Hauſe ſehen laſſen.

Caſtrado. Zu dienen! S. Geſtrengen, der Herr Burgermeiſter weiß, daß ich mich in Allem ſeiner Mey-

---

*) Cervantes ſpielt hier mit dem Wort Tontonelo, das offenbar aus Tonto, Dummkopf, Einfaltspinſel, gemacht iſt. In letzterem Sinne nimmts hier der weiſe Repollo.

Meynung und weiſem Gutachten conformire, wenn auch noch manche Bedenklichkeit bey der Sache wär.

Chirinos. Die erſte Bedenklichkeit bey der Sache iſt; wenn uns die Herren unſre Mühe nicht vorausbezahlen, da wär's ſo gut, als wenn ich mein Spiel auf öffentlichen Markte wieſe; und die Gnädigen Herren haben doch auch eine Seele und ein Gewiſſen im Leibe? Das wär mir gelegen, daß heute Abend alle Leute aus dem Orte in Sr. Geſtrg. des Hrn. Juan Caſtrado Haus zuſammenkämen und das Maul aufſperrten; und morgen, wenn wir unſer Spiel in der Stadt wollten ſehen laſſen, wär keine arme Seele da, die es ſehen wollte. Nein, nein Geſtr. Herren, ſo ſolls nicht gehen! Ante omnia, bezahlt uns was Recht und billig iſt; und dann ſollt ihr ſchauen.

Repollo. Hör ſie 'mal, Frau Principalin, ich weiß nicht was ſie da ſchwatzt. Hier bezahlt euch weder eine Antonia noch ein Antonio, ſondern mein Herr College da, der Hr. Stadtrichter Juan Caſtrado. Der wird ſie ſchon ehrlich und redlich bezahlen; und wenn der's nicht thut, ſo zahlen wir euch aus der Rathskämmerey. Nu ja, ſie muß uns und unſre Stadt ſein kennen! Nein, meine gute Frau, hier zu Lande warten wir nicht drauf, bis eine heilige Antonia oder wer ſonſt für uns bezahlt; das glaube ſie nur.

Capacho. O weh, o weh, Herr College Repollo! er ſchießt gewaltig weit darneben! Die gute Frau da hat ja gar nicht dran gedacht, daß eine Antonia für uns bezahlen ſollte. Sie ſagte nur, voraus und vor allen andern Dingen müßten ſie bezahlt werden; das heißt ante omnia.

Repollo. Wißt Ihr was, Herr Stadtſchreiber Capacho, laßt die Leute mit mir reden, wie ſich's gehört und gebührt, und da werd' ich ſie auch ſchon recht verſtehen. Ihr ſeyd ein beleſener und beſchriebener Mann und mögt wohl eher ſolch fremdes Rothwälſch verſtehen; aber ich nicht.

Caſtrado. Wenn ich dem Herrn nun ein halb Dutzend Dukaten vorausbezahle, und überdieß noch keinen Menſchen aus der Stadt in mein Haus laſſe, iſt er damit zufrieden?

Chanfalla. Vollkommen; und ich verlaſſe mich ganz auf Eur. Geſtrengen Wort und Vorſorge.

Caſtrado. Nu ſo kommt mit. Das Geld ſollt ihr gleich baar haben; und da werdet ihr auch ſehen, was für hübſcher Platz in meinem Hauſe zu dem Puppenſpiele iſt.

Chanfalla. Ganz wohl! aber ich bitte nochmals, Geſtrenge Herren, daß Sie nicht irgend für Spas halten, was ich von den Eigenſchaften der Leute, die mein Puppenſpiel ſehen wollen, ſagte. Es iſt gewiß die lautere reine Wahrheit.

Repollo. Schon gut, das nehm ich auf mich. Ich, für meinen Part, weiß, ich kann ſicher mitgehen; denn mein ſeliger Vater war ein gar ehrſamer Rathsherr; und meine ganze Familie hat wenigſtens vier Finger hoch Alt-Chriſten-Fett auf den Ribben. Nun ſag einmal Einer, ob ich ſo ein Puppenſpiel nicht ſoll ſehen können!

Capacho. Nu, nu, Herr College, mit Gottes Hülfe, denk ich, wollen wir's Alle ſehen.

Caſtrado. Allerdings; wir ſind hier auch nicht hinter'm Zaune jung worden.

Burgerm. Wie ich ſehe, ſo ſind wir alle dazu geſchickt, meine Herren; und wir werden's Alle ſehen; der Herr College, der Herr Stadtrichter und der Herr Stadtſchreiber.

Caſtrado. Nur fort, nur fort, Herr Principal, und Hand an's Werk! Ich heiße Juan Caſtrado, und mein Vater hieß Anton Caſtrado und meine Mutter Juana Macha. Mehr ſag ich nicht zum Beweiße, daß ich vor Euer Puppenſpiel gerade hintreten und ihm ins Geſichte gucken kann.

Chanfalla. Nu das gebe Gott!

(Caſtrado und Chanfalla ab.)

Vierter Auftritt.

Burgermeiſter. Repollo. Chirinos.

Burgerm. Hör Sie 'mal, Frau Principalin, was giebt's denn itzt ſo von berühmten Poeten, und ſonderlich ſo von komiſchen, bey Hofe? und welche ſind denn am meiſten Mode darunter? Sie muß wiſſen, ich bin auch ein Poet, und mache meinen Vers und meine Komödie mit weg, ſo gut als irgend Einer. Zwey und zwanzig Komödien hab ich fertig liegen; alle nagelneu, und die ſich gewaſchen haben. Jetzt warte ich nur auf eine Gelegenheit; und da will ich an den Hof gehen, und ein halb Dutzend Theater-Principale damit reich machen.

Chirinos. Was die Poeten betrifft, weiß ich ſelbſt nicht, was ich auf Eur. Geſtr. Gnad. Frage antworten ſoll; denn es giebt ihrer itzt ſo viel, daß ſie faſt die Sonne verdunkeln; und alle denken, ſie ſind berühmt. Die meiſten und gebräuchlichſten darunter ſind die komiſchen. Drum iſt ihre Menge auch ohne Zahl. Aber, um Verzeihung, gnädiger Herr, daß ich mich unterſtehe und nach Eur. Geſtr. Gnad. Namen frage.

Burgerm. Den will ich Ihr wohl ſagen, Frau Principalin. Ich heiße Licentiat Gomezillos.

Chirinos. Ey ums Himmels willen, ſind Eur. Geſtrengen der Herr Licentiate Gomezillos? der das berühmte Liedchen gemacht hat: Der Teufel wurde einsmals krank ꝛc.?

Burgerm. Das ſind böſe Zungen, die mir das andichten wollen. Ich habe an dem Liede ſo wenig Theil als der Türkiſche Kayſer. Eins, das ich gemacht habe, und das ich gar nicht läugne, iſt das von der Sevilliſchen Sündfluth. Die Poeten mögen einander noch ſo ſehr beſtehlen; ich habe dieß Handwerk aber mein Tage nicht getrieben. Ich mache, mit Gottes Hülfe, meine Verſe ſelbſt, und mag ſtehlen wer will.

Fünfter Auftritt.

Chanfalla. Die Vorigen.

Chanfalla. Die Herren belieben nun zu kommen. Es iſt alles fertig, und wir dürfen nur anfangen.

Chirinos (zu Chanfalla). Iſt das Geld ſchon eingeſtrichen?

Chanfalla. Wohl; und auch ſchon heilig verwahrt.

Chirinos. Muß dir noch Eins ſagen, Chanfalla: der Burgermeiſter iſt ein Poet.

Chanfalla. Poet? Tauſend Sackerlot! Nun iſt er unſer; das kannſt du glauben. Leute von dem

Schlage ſind meiſt geckigtes, gutherziges und leichtgläubiges Volk, das keine Tücken unter der Haut hat.

Repollo. Nu macht fort, Herr Principal, macht fort! Das Maul läuft mir ſchon lange voll Waſſer nach Euren Wunderdingen.

(Alle ab.)

Zweeter Akt.

Saal mit einem Vorhange.

Erſter Auftritt.

Juana Caſtrada. Tereſa Repollo.

Juana. Setz dich daher, Tereſe; da haben wir's Puppenſpiel gerade vor uns und können's beſſer ſehen. Aber daß du dich um's Himmels willen nicht verſchnappſt, Tereſe! Du weißt, was das verfluchte Ding für eine Art hat; und ich wüßte meines Unglücks kein Ende, wenn du dir ein bißgen Unrath merken ließeſt.

Tereſa. Dafür ſey ganz ruhig, Juana. Ich bin deine Muhme; mehr ſag ich nicht. Ich will ſo gewiß ſeelig werden, als ich das ganze Puppenſpiel mit allen ſeinen Figuren ſehen will. Stern Sackerlot! ich glaube, meine Mutter kratzte mir die Augen aus dem Kopſe, wenn ich mir ſo was entfahren ließe. Nein, nein, da bin ich dir gut dafür.

Juana. St! St! Muhme! die Leute kommen ſchon.

Zweeter Auftritt.

Burgermeiſter. Repollo. Caſtrado. Capacho. Chanfalla. Chirinos. Rabelin. Juana. Tereſa. Antonio und mehr Leute aus dem Volke.

Chanfalla. Belieben ſich alle zu ſetzen. Das Puppenſpiel muß hinter den Vorhang da, und meine Frau auch. Der Muſikant bleibt hier vorne ſtehn.

Repollo. Ein Muſikant iſt die Schildkröte da? Steckt ihn immer mit hinter den Vorhang, und ich will ihn gern nicht hören; wenn ich ihn nur nicht mehr ſehen muß.

Chanfalla. Eur. Geſtrengen haben warlich nicht Urſach, über meinen Muſikus ſo ungehalten zu ſeyn; er iſt bey alle dem doch ein ſehr guter Alt-Chriſte, und ein Junker von guten Adel.

Burgerm. Solche Eigenſchaften ſind auch einem guten Muſikus ſehr nöthig.

Repollo. Ey, Junker mag er wohl ſeyn; aber daß er ein guter Muſikante iſt, das glaub ich mein Tage nicht.

Rabelin. So ein Schuft verdient auch, daß ein ehrlicher Kerl vor ihm ſpielt.

Repollo. Ho ho, wir haben, will's Gott, wohl noch andere Muſikanten hier ſpielen gehört, als ſo einen —

Burgerm. Still! Mein Beſcheid in der Sache iſt, der Streit zwiſchen dem Herrn Collegen und Herrn Rabelin werde hier abgebrochen; denn es gäb einen Proceß ohne Ende; und Herr Montiel ſoll nun anfangen.

Repollo. Für ein ſo großes Puppenſpiel hat der Herr Principal auch verdammt wenig Sachen und Geräthe bey ſich!

Juana. Ach! es muß wohl alles durch Wunder dabey zugehen.

Chanfalla. Aufgemerkt, meine Herren, ich fange nun an.

(Chanfalla tritt vor den Vorhang in der Stellung eines Betenden.)

O du, wer du auch ſeyſt, der dieß Puppenſpiel mit ſolcher Wunderkunſt formierte und fabrizierte, daß es nun den Ruhm des Wunderthuns hat; ich beſchwöre dich und gebiethe dir durch die darinn liegende Kraft, daß du ſogleich und augenblicklich allen ehrſamen hier Anweſenden etwas von deinen wunderſamen Wundern ſehen laſſeſt, damit ſie daran Wohlgefallen haben und ohne Scandal ſich darob freuen. (Herumgewandt) Ha, ha, ich ſehe du haſt meine Bitte gewährt; denn da erſcheint ſchon der ſtarke Simſon, wie er die Säulen des Tempels in beyden Armen hat, ſie umreißen und ſich an ſeinen Feinden rächen will. Halt, halt, du tapfrer Held! Halt ein um Gottes willen! Du wirſt ja nicht ſo grauſam ſeyn, und die ganze ſo edle Verſammlung hier unter dem Schutte begraben und zu Brey quetſchen wollen?

Repollo. Halt ein! Tauſend Schwerenoth noch einmal, halt ein! Das wär ſchöne; wir wären hergekommen uns luſtig zu machen, und ſollten da zu Drecke gequetſcht werden? Nein, hol mich Alle — Herr Simſon, halt er ein; ohne Spaß; itzt ſag ichs ihm noch in der Güte!

Capacho. Sieht er ihn denn, Herr College Caſtrado?

Caſtrado. J warum ſollt' ich ihn denn nicht ſehen? müßte ja warlich gar keine Augen im Kopfe haben.

Capacho. 'S iſt doch wunderbar; da ſeh' ich nun den Simſon ſo klar und deutlich vor mir, wie meinen Großvater. Ich muß drum wohl ein rechter ächter Alt-Chriſte ſeyn!

Chirinos. Sieh dich vor, Mann, ſieh dich vor; da kömmt der nemliche Ochſe, der neulich den Laſtträger in Salamanka umgebracht hat. Wirf dich nieder! Wirf dich nieder! Gott ſteh' dir bey!

Chanfalla. Werfen ſich Alle nieder! Werfen ſich nieder. — Hu! hu! Utſcho ho! Utſcho ho! Utſcho ho!

(Alle laufen durcheinander und fallen übereinander her.)

Repollo. Der verfluchte Ochſe, hat den Teufel im Leibe, ſo ſetzt er mir zu. Wenn ich mich nicht gerade hinſtrecke, da führt er mich noch in der Luft davon.

Caſtrado. Ey, Herr Montiel, laßt ſolche Figuren weg, die uns ſo beunruhigen. 'S iſt mir nicht um mich, ſondern nur um der Mädchens willen. Die armen Dinger da haben keinen Tropfen Bluts mehr im Geſichte, ſo ſind ſie vor dem wilden Ochſen erſchrocken.

Juana. Ach was will er ſagen, Vater? Ich glaube, in ganzen drey Tagen erhol' ich mich nicht wieder von dem Schrecken. Das Luder hatte mich ja ſchon auf den Hörnern, die ſo ſpitzig waren wie eine Pfrieme.

Caſtrado. Du wärſt ja auch nicht meine Tochter, wenn du ihn nicht geſehn hätteſt.

Burgerm. (Für ſich) Sonderbar, daß ich nicht ſehe, was doch Alle ſehen! Aber ſagen muß ich doch am Ende, ich hab's auch geſehen; nur um des Bißgen lumpiger Ehre willen.

Chirinos. Die Heerde Mäuſe, die da kömmt, ſtammt in gerader Linie von den Mäuſen in der Arche Noäh ab. Sehn die Herren, da giebts weiße, ſchäkige, ſpricklige, und himmelblaue; aber Mäuſe ſind's am Ende doch alle.

Juana. Jeſus, Mäuſe! Ach, halt' mich, oder ich ſpringe zum Fenſter da 'naus. Ahi! Ahi! Mäuſe! Tereſe, nimm den Rock zuſammen, daß ſie dich nicht beißen! Sieh' doch 'mal zu, ob's ihrer viel ſind? Ach daß Gott! 's ſind, meiner Six, über hundert tauſend Schock.

Tereſa. O weh! Ay! da laufen ſie nur ſo an mir herauf! Jeſus! da hat mich ſo eine verfluchte Maus ſchon beym Knie! Ay! Ay! zu Hülfe! zu Hülfe!

Repollo. Gut, daß ich knappe Hoſen anhabe! Da kann mir gewiß keine hinein; ſie ſey ſo klein als ſie will.

Chanfalla. Dieß Waſſer, welches da ſo mächtig aus den Wolken herabſtrömt, iſt die Quelle und Urſprung des Jordanfluſſes. Alle Weiber, denen es das Geſicht benetzt, werden davon ſo ſchön wie die Engel: aber den Männern macht es die Bärte Fuchs-Zunder-roth.

Juana. Hörſt du, Tereſe? Halt geſchwinde das Geſichte in die Höhe; du ſiehſt, was es gilt. Ah! Ah! das iſt ein herrlicher, gebenedeyeter Regen! Vater, hüll' er ſich ja recht ein, daß er nicht naß wird.

Caſtrado. Schon gut, liebes Kind! Wir ſind alle verwahrt.

Repollo. Sackerlot! Sackerlot! da läuft mir's Waſſer gerade den Buckel hinunter, bis in die Hoſen.

Capacho. (Für ſich) Ich bin ſo trocken wie eine Binſe.

Burgerm. (Für ſich) Was Teufel iſt aber das? Ich fühle keinen einzigen Tropfen, und Alles um mich her will erſaufen? Am Ende ſoll ich wohl gar noch der einzige Baſtard unter ſo vielen Ehrlichgebohrnen ſeyn?

Repollo. Thut mir den Muſikanten da weg, oder ich gehe, mein Seel! auf der Stelle fort, ohne eine Figur weiter mit anzuſehen. Halt' dich der Teufel für einen Muſikanten, und ich nicht.

Rabelin. Aber was hat der Geſtrenge Herr nur mit mir vor? Ich ſpiele doch, wie mich's der liebe Gott gelehrt hat.

Repollo. Wie dich's der liebe Gott gelehrt hat, Ungeziefer? Schier dich den Augenblick fort hinter'n Vorhang, oder ich ſchmeiße dir, bey Gott! die Bank da an den Kopf.

Capacho. Ha, das Jordans-Waſſer iſt kalt! Und ob ich mich gleich noch ſo gut zugedeckt habe, iſt mir doch was davon an den Knebelbart kommen. Ich wollte wetten, er iſt ſchon ſo roth wie ein Gold davon?

Repollo. Ach noch zehnmal ärger, Herr Stadtrichter.

Chirinos. Belieben Acht zu geben! Da kommen ein Paar Dutzend reißende Löwen und wilde Honig-Bären. Nehme ſich jedermann in Acht; denn ob's gleich nur Fantomen von Löwen und Bären ſind, ſo werden ſie doch ein wenig Spektakel und Unfug machen. Aber da wird auch ein ſtarker Herkules mit bloßem Degen erſcheinen, und ſeine Kraft ſehen laſſen.

Caſtrado. Kreuz Mohren Peſt! Herr, will er uns das Haus wieder voll Löwen und Bären machen?

Repollo. Laß er uns lieber ſeinem Tontonelo Nachtigallen und Lerchen herſchicken; das wäre geſcheidter als Löwen und Bären. Nein, Herr Prinzipal, das ſag' ich ihm hiermit gerade in den Bart: laß' er entweder hübſchere und lieblichere Figuren erſcheinen, oder hör er den Augenblick auf, und pack er ſich mit ſeinem Spiele zu unſrer Stadt hinaus.

Juana. O, nicht doch, Herr Stadtrichter! Laß er doch nur die Bären und Löwen 'rauskommen. Ich denke, ſie werden uns manchen Spaß machen.

Caſtrado. Mädchen, Mädchen, wie du nun biſt! Vorhin ſchrieſt du Zetter Mordio über ein Paar Mäuſe, und itzt willſt du Löwen und Bären?

Juana. J nu Vater, 's iſt nur um des Neuen willen; das gefällt uns doch immer.

Chirinos. Belieben Acht zu geben! Dieſe Jungfrau, die da ſo zierlich und ſchmuck erſcheint, iſt genannt Herodias. Iſt eine ſo große und kunſtreiche Tänzerin, daß ſie weyland dem heiligen Täufer Johannes das Haupt herunter tanzte. Iſt jemand

mand da, der mit ihr tanzen kann, ſo werden die Herren Wunder ſehen.

Repollo. Mein Seel, ein feines, ſchmuckes, allerliebſtes Ding! Der Teufel, wie ſich die kleine Hure ſchwänkt und dreht, wie ein Dörlchen! Vetter Tonio, Vetter Tonio, du weißt ja ſo gut mit den Caſtagnetten umzuſpringen; tanz 'mal mit ihr. Das wird eine Luſt und Herrlichkeit ſeyn!

Antonio. Immerhin, Vetter, wenn ihr's ſo haben wollt. Laßt nur aufſtreichen.

(Es wird eine Sarabande geſpielt.)

Capacho. Señor Tonio, Señor Tonio, tanzt doch den Großvater, wenn Euch die Sarabande und Schakoñe zu alt iſt.

Repollo. Ah ſa, luſtig, luſtig! Halt dich tapfer, Vetter, mit der kleinen Juden-Hure! — Sackerlot aber, wenn das Menſch eine Jüdin iſt, wie kann ſie denn uns und alle die Wunder da ſehen?

Chanfalla. Keine Regel ohne Ausnahme in der Welt, Herr Stadtrichter.

(Man hört in der Ferne eine Trompete.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Quartiermeiſter.

Quartierm. Wer iſt hier der Herr Burgermeiſter?

Burgerm. Das bin ich; zu dienen! Was beliebt der Herr?

Quartierm. Ich habe auf 30 Mann Einquartierung anzuſagen. Der Herr Burgermeiſter beliebe die Quartier-Zeddel unverzüglich machen zu laſſen; denn es wird keine halbe Stunde dauern, ſo ſind ſie da. Ich höre den Trompeter ſchon blaſen.

(Ab.)

Repollo. Ich wollte wetten, der weiſe Tontonelo ſchickt die auch.

Chanfalla. Mit nichten; es iſt eine Schwadrone Reiter, die zwoo Meilen von hier in den Quartieren liegt.

Repollo. Was? Ich kenne nun ſchon den Tontonelo, und weiß, daß er, und ihr, und euer Muſikante die größten Erz-Schurken von der Welt ſeyd. Und den Augenblick laßt euern Tontonelo von meinetwegen wiſſen, er ſoll ſich nicht unterſtehen und die Reiter zu uns herſchicken, oder ich will ihm ein Paar hundert Hiebe durch den Büttel auf den Buckel zählen laſſen, daß es eine Art haben ſoll.

Chanfalla. Ich ſage aber, Herr Stadtrichter, Tontonelo ſchickt ſie ja nicht.

Repollo. Ich ſage aber, Herr Schurke, Tontonelo ſchickt ſie, ſo gut wie er die andern Ungeziefer hergeſchickt hat, die ich geſehen habe.

Capacho. Wir Alle haben ſie geſehen, Herr College.

Repollo. Nu, nu, ich läugne es ja auch nicht, Herr College. — Hör' auf mit deinem Gekratze, du Muſikanten-Unflath, oder ich ſchlag dir den Schädel ein.

(Der Quartiermeiſter kömmt zurück.)

Quartierm. Nu, ihr Herren, was wirds? Sind denn die Quartiere noch nicht beſorgt? Die Purſche halten ſchon alle vorn auf dem Platze.

Repollo. Iſt der verfluchte Tontonelo mit ſeinem Geſchmeiße alſo doch noch ankommen? Nu, ich ſchwör's euch bey dem und jenem, Herr Spitzbuben-Prinzipal, daß ihr mir dafür gewiß büßen ſollt.

Chanfalla. Meine Herren, Sie ſind alle meine Zeugen, daß mir der Herr Stadtrichter Injurien an den Hals wirft.

Chirinos. Und Sie werden's uns auch bezeugen, daß der Herr Stadtrichter Sr. Majeſtät des Königs Befehl für des weiſen Tontonelo Befehl ausgiebt.

Repollo. Ich wollt' daß ihr mit euern Hurenſöhne von Tontonelo beym Teufel wäret.

Burgerm. Beynahe glaube ich aber doch, daß es mit der Einquartierung an dem, und kein Spaß iſt.

Quartierm. Spaß? Iſt der Herr Burgermeiſter nicht geſcheidt?

Caſtrado. 'S könnte drum wohl nicht ſo gar juſt darmit ſeyn, wie mit allen den Wunderdingen, die wir da eben geſehn haben. Ey ums Himmels willen, Herr Montiel, ſeyd doch ſo gut, und laßt 'mal die Herodias wieder herauskommen; damit der Herr da doch ſieht, was er in ſeinem ganzen Leben nicht geſehen hat. Vielleicht beſtechen wir ihn auch damit, daß er mit ſeinen Reitern weiter marſchiert.

Chanfalla. Recht gern! Sehen Sie, meine Herren, da kömmt wieder die Tänzerin Herodias, und winkt ihrem Tänzer, daß er ihr wieder helfen ſoll.

Antonio. Ey dazu ſoll ſie mich, mein Seel! auch nicht faul finden.

Repollo. Recht ſo! Recht ſo, Vetter! Tanze ſie nieder. So recht! Immer fein hoch geſchwenkt! Mein Seel, die Donner-Hure iſt doch das pure Queckſilber! Ah ſa, luſtig! Hey ſa ſa! Hey ſa ſa!

Quartierm. Sind die Leute toll? Was zum Henker ſchwatzt ihr da von einem Mädchen, das tanzen ſoll; und von einem Tontonelo?

Capacho. Ey, ſieht denn der Herr Quartiermeiſter die Tänzerin Herodias da nicht?

Quartierm.. Was Teufel von Tänzerin ſoll ich denn ſehen?

Capacho. Aha! — Baſta! Ex illis eſt.

Burgerm. Ja, ja, ex illis eſt! Ex illis eſt!

Caſtrado. Ja, ja, Herr Quartiermeiſter, er iſt ex illis; er iſt ex illis.

Quartierm. Ey ſo ſchlag Kreuz-Mohren-Pulver hundert tauſendmal drein! Bey Gott im Himmel, wenn ich meinen Flederwiſch da (Hand am Säbel) raus kriege, ich hack euch in Kochſtücken, und ſchmeiß Alle zum Fenſter hinaus.

Capacho. Baſta! Baſta! Ex illis eſt!

Repollo. Gnug, er iſt ein Exellos, weil er nichts ſieht.

Quartierm. Verdammtes Lumpen-Pack, wenn ihr mir mit euren verfluchten Exillis noch einmal kommt, ich ſchlag euch alle Knochen im Leibe zu Breye.

Repollo. Oho, ein Ketzer und Baſtart hat mein Tage keine Courage im Leibe; und drum können wir's auch ganz laut und ſicher ſagen: er iſt ein Exellos; er iſt ein Exellos.

Quartierm. Ihr Schind-Hunde, wartet! Euch ſoll auch das heilige —

(zieht den Säbel, und fuchtelt Alle herum. Viele fallen übereinander her; Repollo tritt den Rabelin mit Füßen, und Chirinos reißt den Vorhang herunter.)

Chirinos. Der Teufel mit dem Trompeter, und den Reitern! Sie kommen nicht anders wie gerufen.

Chanfalla. Der Ausgang iſt ſo herrlich und außerordentlich als möglich. Die Wunderkraft unſers Puppenſpiels bleibt vollkommen bey Ehren. Morgen wollen wir's im Dorfe ſehen laſſen, und itzt Viktoria in dieſer Schlacht rufen. Viktoria! Es lebe Chirinos und der große Chanfalla!

VI.

Briefe
des
Ritters von Spahrguth.

Worinn ſich viele heilſame Vorſchläge finden,
ſein Geld zu behalten, und nur in Proſa
zu verſchwenden;

von

Quevedo. *)

An alle Bewahrer!

Mit herzlichen Mitleiden hab ich ſchon lange die Blutſaugereyen und feinen Plünderungen die itzt Mode ſind mit angeſehen. Dieß hat

bey

---

*) Dieß iſt eins von Quevedo's kleineren Werken voll Witz, feiner Satyre und guter Laune, die ihn ſo ſehr charakteriſiren. Im Originale heißt es: Cartas del Cavallero de la Tenaza; wörtlich, Briefe des Ritters von der Zange. Die Sitten, Ver-

bey mir den Wunſch erregt, alle die fahrläßig mit ihrem Beutel umgehen, darauf aufmerkſam zu machen, damit ſie meine Vorſchläge leſen, und ihre Taſchen fein zuknöpfen; eher Bewahrer als Geber zu heißen ſuchen; die Reyhe des Gebens nun an die Weiber komme, und ſie mit Recht den Ehrentitel, Cofradres de la Tenaza, de Nihildemus oder Nequedemus, (was man bisher aus Unkenntniß der Sache Nicodemus nennte) zu verdienen ſuchen. Ihr Lieblings-Name muß immer Avaromathias ſeyn; ſie mögen übrigens Matthias heißen, oder nicht; und ihr Patron der heilige Schutzengel (Angel de la Guarda.) Mit Recht heißt es: man ſoll den Feyertag halten. In Betreff des Haltens oder Behaltens aber ſollte von Rechts wegen jeder Tag ein Feyertag ſeyn. Folgendes ſind alſo die Vorſchriften, die ich zu geben habe.

Tägli-

* Verhältniſſe und Gewohnheiten eines großen Theils der Nation, und ſonderlich der Buhlſchweſtern von Profeßion und ächten Cavalleros, ſind darinn nach dem Leben gemahlt. Meine Leſer, hoffe ich, ſollen mir für dieß Geſchenk danken.

* * *

Tägliche Andachtsübung,

welche jeder ächte Ritter zu halten hat, ſein Geld in der Stunde der Anfechtung zu retten.

Zuerſt, wenn er Morgens aufſtehet, ſoll er ſein Geld ſeegnen, daß heute es niemand begehre noch anfechte. Dann ſoll er ſich freuen, daß man ihn hat ruhig ſchlafen laſſen bis an den Morgen, und ſagen: „ich freue mich herzlich und danke, ob ich gleich Ritter von Spahrguth bin, daß Borger und Geldheiſcher mich haben ruhig ſchlafen laſſen, und gelobe hiermit feſt und feyerlich, nicht zu geben, zu leyhen, oder zu verſprechen, weder mit Gedanken, Worten, noch Werken.„ Hierauf ſoll er noch die Worte ſprechen: „nur allein die Art zu geben, wenn man Nichts giebt, gefällt mir.„

Wenn er ſich zu Tiſche ſetzt, ſoll er ſich zuvor wohl umſehen, und, wird er keinen Schmarotzer und Tellerlecker gewahr, das Benedicat alſo ſprechen: „Gott ſey gelobet und gebenedeyet, der mir zwar zu eſſen, doch ohne Miteſſer giebt!„ denn bey Tiſche iſt mit jedem Gaſte ein Meſſer zu viel.

Wenn er zu Bette geht, ſoll er ſich, ehe er einſchläft, andächtig dem leeren Geldſacke nahen, der, ſtatt des Todtenkopfes, zu'n Häupten ſeines Bettes hängt, mit der Ueberſchrift:

Memento!

Du, der du mich hier ſiehſt
So häßlich, welk und todt,
Denk: du biſt ſelbſt nur Sack!
Was du biſt war ich einſt;
Was ich bin wirſt du ſeyn!

Und wenn er dann einſchlafen will, ſoll er ſprechen: „Gelobet ſey der Herr, der gegeben hat, daß ich mich izt ſelbſt entkleiden konnte, und kein Andrer mich zuvor ausgezogen hat.„ Darauf ſoll er einſchlafen, aber nie ganz feſt; damit ihm nichts verlohren gehe.

• • •

Gegengift

wider die männlichen Prellereyen.

Es iſt ein ausgemachtes Ding, der Huth preſſe und plündert ſo gut wie die Haube; und mir ſcheints alſo nöthig, ein tüchtiges Präſervativ für die eine Blutſaugerey ſowohl als die andere vorräthig zu haben.

Wiſſe alſo edler Ritter von Spahrguth, wenn jemand, er ſey weß Standes und Würden er wolle, dich aufſucht oder zu dir will, ſo ſage, ehe du ihm noch das Compliment machſt, auf Gerathewohl, hin: Ah! Señor, ich glaube die Welt muß bald untergehen; man kann auch nicht einen Maravedi mehr auftreiben! und dann mach ihm deine größten Dienſterbietungen und Ergebenheitsverſicherungen: ſo verrennſt du dem Bettler ſogleich den Paß. Wenn dir aber unvermuthet und zu ſchnell ein Borger auf den Hals kommt, und ſein Begehren anbringt; ſo antworte ihm gleich eben ſo haſtig: Ah! Señor, eben war ich im Begriffe Sie zu bitten, mir die nemliche Summe zu leyhen, die ich zu einer Ehrenſache höchſtnöthig habe. Dieß nennt man einen Ueberfall ablaufen laſſen.

Lobt man dir einen Juwel oder andere Sache von Werth zu ſehr; ſo ſag: ja, es wird mir immer koſtbarer und lieber, je länger ich es beſitze.

Einander Glück zum neuen Jahre wünſchen, mag angehen; aber nur nichts ſchenken.

An Meſſen, Jahrmärkten, oder andern Feyertagen, mag ein wahrer Ritter von Spahrguth in den Silberbuden, Gewölben, und in der langen Straße immer thun, als wollte er ſchenken; aber nur nicht Ernſt daraus machen. Er muß immer ſeyn wie die Sonnenuhr, die nur zeigt, nie giebt. Will er ſich aber einmal ſehen laſſen, und recht freygebig zeigen; ſo ſey es nur gegen ſeinen Schatten, und gegen ſonſt nichts.

Dergleichen Ritter müſſen immer nur ſpielen: ich habe und halte. Das Spiel hingegen: geben und laſſen, iſt ihnen verboten. Sie dürfen daher auch kein Gebetbuch leſen, noch irgend ſonſt etwas haben oder thun, was mit dem Worte Geben auch nur in der entfernteſten Beziehung ſtünde *). Sie dürfen auch kein ander Sprüchwort wiſſen, als: wer erhält, findet. Hiermit, und wenn Sie es ſo machen, und nichts geben, werden Sie auf dieſer Welt das Ihrige erhalten und wohlbehaltene Leute ſeyn; und in jener wird es Ihnen gehen, wie Gott will, u. ſ. w.

---

*) Hier ſtehen im Originale etliche Spiele mit dem Worte *Dar*, geben, und dados, Dante, datiles u. ſ. w. die, wie die meiſten Wortſpiele, ganz unüberſetzlich ſind.

* * *

Mittel
wider die weiblichen Plünderungen.

Erſter Brief.

Señora!

Almoſen ſind ein frommes und chriſtliches Werk, wenn man ſie aus ſeinem eignen Beutel giebt; aber vom Gelde eines Andern (welches Gott nicht wolle) ſind ſie Sünde. Ich hatte mir vorgenommen, Señora, Ihnen mein Verlangen mündlich zu erklären; aber nicht mit dem Beutel. Die Zeit iſt heilig, und Ihre Forderung gerecht; aber ich bin ein armer Sünder, und ich ſehe, wir können nicht über die Sache eins werden. Geben kann ich nichts; Gott ſtehe Ihnen alſo bey. Leben Sie wohl!

Madrid,
alle Monate, Tage und Stunden, wenn Sie mich ſprechen werden.

Dieß iſt eine Art, unverſchämte Spitzbübinnen abzufertigen.

* * *

Zweeter Brief.

Sie ſagen mir, Señora, Sie hätten mich ſo ſehr lieb, daß Sie wünſchten, ich ſollte gar keinen Verdruß haben? O liebe Señora, laſſen Sie mich immer was haben; ſey es auch was es wolle; denn ich laſſe mir nicht gern was nehmen, wär es auch nur mein Verdruß. Glauben Sie, der liebe Gott hat dem Könige und mir zween Schutzengel gegeben; ihm, damit ihm wohl gerathe, was er thut; und mir, damit ich nichts gebe. Gott gebe Ihnen Heil und Leben!

* * *

Dritter Brief.

Je mehr Sie von mir fordern, Señora, deſto verliebter werde ich, und deſto weniger gebe ich. Seh' einmal Eins an! wer hätte denken ſollen, daß Sie Appetit zu den kleinen allerliebſten Paſtetchen bekommen würden? — Ob mir es nun gleich eben ſo leicht wäre, die Paſtetchen zu ſchicken, als Ihnen ſie zu fordern; ſo finde ich doch für gut, die Sache vor jetzt noch ein wenig aufzuſchieben. Haben Sie die Gütigkeit, ſchöne Señora, und heiſſen beiſſen Sie indeſſen einen andern Liebhaber an; denn weit lieber will ich mich von den Würmern freſſen laſſen, als von den Weibern. Jene freſſen nur die Todten, aber Sie, die Lebendigen. Adieu, liebes Kind!

Heute, am Faſttage, nirgendwo; denn wer nichts ſchickt, iſt nirgendwo zu Hauſe: aber nur bey Verſtande.

* * *

Vierter Brief.

Ey! Ey! Ein Fenſterchen, mein Liebchen, Stiergefechte und Rohrſpiele *) zu begucken? Stiergefechte und Rohrſpiele hin und her, liebes Kind; können wir uns nicht die Zeit eben ſo an-

---

*) Das Rohrſpiel Juego de Cañas, war ſonſt, wie jetzt noch das Stiergefecht, eins von den Lieblings-Spectakeln der Spanier. Es war mohriſchen Urſprungs, und damals eine ritterliche Uebung. Zween Ritter ſtellten ſich zu Pferd oder zu Fuße in gewiſſer Entfernung einander gegen über, und warfen Röhre oder lange dünne Stäbe gegen einander. Der auf den geworfen wurde, mußte dem Wurfe blos durch eine geſchickte Wendung des Leibes ausweichen, aber ohne ſein Pferd zu lenken, oder nur einen Nagel breit vom Platze zu weichen. Eine beſtimmte Anzahl Würfe, die Einer, ohne getroffen zu werden, aushielt, beſtimmte den Sieg.

genehm vertreiben, Du mit Fordern, und ich mit Abſchlagen? Was hat man denn am Ende von ſo einer Luſtbarkeit? Müde Beine, Kopfweh und Geldverluſt, wenn man die Balcons bezahlen muß! Wünſch' das Zeug zum Teufel; denn es ſind heydniſche Feſte, wo man nichts ſieht, als Menſchen ſterben, die ſind wie die Beſtien, und Beſtien, die ſind wie Männer. Wenn's auf mich ankäme, ich miethete dir gleich zwey ganze Stockwerke; aber mein Geld das hat den Teufel. Weiſt Du was, vermeide einmal den Lärm, und bilde dir ein, Du haſt's geſehen; und Du wirſt finden, was wir für einen guten Nachmittag zuſammen haben werden; Du ohne Fenſter, und ich mit meinem Gelde.

* * *

Fünfter Brief.

Ich habe gehört, Señora, daß ſie ſich vorgeſtern mit ihrer Tante über meine Sparſamkeit luſtig gemacht haben; und zwar ſo ſehr, daß meine Knickerey Sie vollkommen an mir bezahlt gemacht hat. Man ſagt mir: Sie fänden überall Fehler an mir, hätten mich wacker durchgehechelt und ſich recht ſatt über mich gelacht? Sie ſprächen: ich gliche bald dieſem, bald jenem, bald wieder einem andern? Gut! immer zu, Señora! vergleichen

gleichen Sie mich in der Welt, wenn Sie wollen, ich bin es recht gern zufrieden, wenn nur mein Geld nicht dabey in die Enge kommt. Es hat mich ſehr gefreut, daß die gute Matrone mit einem Vorder- und einem halben Backzahne bey der Gelegenheit geſagt hat: was der Kerl für eine Schulfuchsfratze hat! Was er für ein Wäſcher iſt! Er ſtinkt für Geitze wie ein Hund, und ich glaube wenn man ihn verbrennte, könnte man doch keinen Real von ihm kriegen! — Das nennt das gute Mütterchen ſtinken, was mir ſo gut riecht, als Ambra und Räucherkerzen? Wenn ihr Alle, die nichts geben, ſtinken; ſo rathe ich ihr, ſich einen ewigen Schnupfen anzuſchaffen, oder die Naſe tüchtig zu verſtopfen; denn das gottloſe Volk wird ihr ſonſt alle Tage mit ſeinem Geſtanke übel und weh machen.

Nach alle dem, lieben Señoras, ſeh' ich, was Sie Liebe nennen, iſt eigentlich nichts, als Zwiſt, geben und nehmen *); und dieß ſind Geſchäfte, die eigentlich ein ſo friedfertiger Menſch wie ich bin, gar nicht liebt. Leben Sie wohl, Señora. Gott behüte Sie, und mir was ich habe.

Sech-

---

*) Wortſpiel mit Dares y tomares, das eben ſowohl Geben und Nehmen, als Zwiſt, Uneinigkeit heißen kann.

* * *

Sechſter Brief.

Sie verlangen eine Collation von mir, Señora, und befehlen mir, ſie geheim zu halten? Ich will ſie ſo geheim halten, daß das Ding weder aus meinem Munde, noch in den Ihrigen kommen ſoll. Zum Teufel! Iſt's nicht genug, daß Sie mich ſchon in Mittags- und Abendeſſen aufgezehrt haben; itzt wollen Sie auch noch den Reſt in einer Collation genießen? O faſten Sie einmal, faſten Sie einmal auch einen Tag zu Ehren Ihrer unterthänigen Diener, ſchönes Kind! Schon zween Monate, drey Tage und ſechs Stunden haben Sie, ein Paar alte Vetteln, drey gute Freundinnen, ein Page und ſeine Schweſter Tag und Nacht an mir genaget, und das hat mich ganz kraftlos und elend gemacht. Laſſen Sie mich jetzt einmal wieder in Ruhe, daß ich nur noch meinen Leib davon bringe; und inskünftige können Sie ſich einmal mit dem Tode zur Hälfte drein theilen, damit ich nur, wo möglich, im Fegfeuer ſicher vor Ihnen bin.

Vom Hauſe,

Aber nehmen Sie dieß nur für ein Datum, ja für kein Erbieten.

Siebenter Brief.

Sie ſchmählen mit mir, Señora, daß ich nicht wieder in Ihr Haus gekommen bin? Die Urſach davon iſt, weil ich noch gar nicht wieder habe zu mir ſelbſt kommen können, von den Erſcheinungen, die ich geſtern da ſahe. Aus Neugierde, Señora, könnte man wohl in Ihr Haus gehen: aber aus Liebe wahrhaftig nicht. Aus Neugierde, ſage ich; denn man kann bey Ihnen alle Nationen der Welt, Trachten, Sitten und Sprachen ſehen und hören. Sagen Sie mir einmal, was für eine Figur ſoll da ein armer alter Studente, unter Kaufleuten und Wechſlern machen, die nichts als Geld reden und Realen ſpucken? Bey allen Nationen in der Welt iſt der Arme immer der Fremde; und man muß ſchlechterdings Wucherer ſeyn, wenn Einen dieſe Herren verſtehen ſollen. Kurz, ich war da wie verkauft, und Sie ſchienen mir gekauftes Guth zu ſeyn. Und ob ich gleich glaube, daß man Ihnen ſo viel Freyheit läßt, auch an mich armen Sünder vielleicht zu denken, und ſich meiner zu erbarmen: ſo halte ich mich doch in einem Hauſe, wo der Schatten eines Fremden immer herumtanzt, nicht ſo ganz ſicher.

. * * * ,

Achter Brief.

Señora,

Wenn meine Nachläßigkeit Ihnen den verlangten feinen Zeug, woran Sie mich ſo unzähligemal erinnert haben, zu ſchicken, auch zu nichts weiter gedient hätte, als mir das vorzügliche Talent, das Ihnen Gott gegeben hat, zu zeigen: ſo hätte ich doch ſchon viel dabey gewonnen, und könnte dem Himmel dafür danken. Zween ganze Monate lang haben Sie täglich, ohne Unterlaß, in acht bis neun Billetten, immer auf andre Art, ein und eben dieſelbe Sache von mir verlangt. Wahrhaftig! das nenne ich doch außerordentliche Gaben des Geiſtes haben! Hätten Sie, was Ihnen ſo lange Feder, Dinte und Papier koſten, mit zu dem Zeuge verwandt: ſo hätten Sie ſicher was Beträchtliches an Gelde ſpahren können. Aber erlauben Sie mir auch Ihnen zu bemerken, daß das Kleid, welches Sie ſich aus dem Zeuge hätten machen laſſen, am Ende doch zerriſſen wäre, der Ruhm Ihrer Billette aber ewig dauert. Ich ſchicke Ihnen jedoch den Zeug noch nicht mit dieſem; denn Albernheit wär' es meinerſeits geweſen, ihn Ihnen gleich anfangs zu geben; kurz drauf war es Thorheit, und itzt wäre es gar Narrheit. Hiermit ſchließt ſich unſer Briefwechſel

wechſel und unſere angenehme Unterhaltung in Frag- *) und Antworten. Uebrigens Gott befohlen!

* * *

Neunter Brief

einer zärtlichen Schweſter an ihren untreuen Liebhaber.

Señor,

Sie haben Ihre Haut gar bald gezeigt, und von was für Schlage Sie ſind. Mit einem Worte, Sie ſind ein Mann, und unbeſtändiger als Alle Ihresgleichen. Hätte ich meinen Tanten geglaubt: ſo brauchte ich mich jetzt nicht über Ihre Untreue und Kaltſinn zu beklagen. Ich habe indeſſen beſchloſſen, mich in dieſe Mode zu ſchicken und mir dieſen Fall in Zukunft zur Warnung dienen zu laſſen.

Ich höre, Sie haben eine ſehr gute neue Wahl getroffen, Señor? Ich kenne die Dame Ihres Herzens, und Sie haben ſich dabey als einen Mann von Geſchmack gezeigt! Gott behüte Sie, Señor, daß Sie in Zukunft mehr

der-

---

*) Im Spaniſchen Demandas, welches ſowohl Fragen als Forderungen heißt.

dergleichen thun; doch, glaub' ich, Sie werden eben nicht ſehr nöthig haben, ihn darum zu bitten. Leben Sie wohl!

* * *

Zehnter Brief.

Antwort des vorigen.

Señora,

Sie haben ſo ſehr geeilt mich zu plündern, daß ich in ſo kurzer Zeit nicht nur die Haut, ſondern ſogar die Knochen ſehen laſſe. Ich kann Ihnen nicht ableugnen, daß ich mich ziemlich verändert habe; denn Sie haben alles, was ich nur im Hauſe hatte, mit einer Leichtigkeit, die Ihnen nur allein eigen iſt, in das Ihrige verſetzt. Wollte Gott, Señora, Sie hätten Ihren Tanten geglaubt, und nicht ich; denn ich denke, ich würde mich um vieles beſſer dabey befunden haben. Sollte ich mich zu meinem Unglück in Zukunft einmal wieder verlieben: ſo wähle ich mir gewiß, vor allen Andern, ein Mädchen, das keine Anverwandten hat; lieber wollt' ich, ſie hätte die Fr—n als eine Tante; und lieber einen Buckel, als eine Mutter; denn dieſe Uebel hat ſie für ſich allein: aber jene für mich. Und hätte ſie ja zum Unglück Anverwandten:

bey meiner armen Seele! ich rede kein Wort eher mit ihr, als bis ſie ſich hat wegbannen laſſen, wie einen Kobold oder Geſpenſter. Sie haben mich ſo ausgezogen und zugerichtet, daß ich für niemand mehr tauge, als für mich allein, meine Erfahrung zu benutzen. Nur Ein Weib will ich zur Beyſchläferinn, aber nicht eine ganze Familie; denn nur bey der Nichte ſchlafen, und doch die ganze Sippſchaft zu erhalten, ſteht mir nicht an. An böſen Tanten will ich ſterben, welches noch weit ſchlimmer iſt, als am Böſen-Weſen, wenn ich je meinen Sinn hierüber ändere!

* * *

Eilfter Brief.

Ich habe immer geglaubt, liebes Kind, ich wäre der Liebhaber, und Du die Geliebte; aber itzt ſeh' ich, wir ſind, im Betreff meines Geldes, zween ſtarke Nebenbuhler und Galans. Indeſſen muß ich Dir doch melden, daß ich weit ältere Anſprüche darauf habe, als Du; es eher liebte, und daß mir es noch nie einen Verdruß gemacht hat. So muß ich Dir auch ſagen, daß mich nichts in der Welt eiferſüchtiger machen kann, als wenn man mit ihm ſcharmiert. Liebſt Du mich, wie Du vorgiebſt; was haſt Du mir denn alle Augenblicke von ſchönen Kleidern, Juwelen und Gelde vervorzuraunen, was doch nichts als eitler Tand und weltliches Zeug iſt? Haſt Du aber meine Dublonen lieb, warum redeſt Du denn nicht die Wahrheit? Und warum nennſt Du mich denn nicht in deinen Briefen lieber: meine Realen! meine Dublonen! mein Geldſack! mein Goldbörſgen! anſtatt: mein Leben! meine Seele! mein Herz! Licht meiner Augen! u. ſ. w.? Glaube, liebes Kind, keine Liebe oder Gunſt hat in der Welt einigen Werth für mich, als die man umſonſt hat. Auch die allerwohlfeilſte taugt nichts. Alles, was noch koſtet, iſt häßlich und ſchlecht, und es iſt weder Freude, noch Spaß, wo es noch auf ein Conto hinausläuft. Laß alſo das Ding mit dem Gelde ſeyn; wir wollen weiter nicht dran denken, und thun, als wär unter uns gar nicht die Rede davon geweſen; aber Liebhaben und Schönethun und Careſſen wollen wir reichlich an einander verſchwenden. Biſt Du das zufrieden; gut! wo nicht, ſo behältſt Du dein Verlangen, und ich mein Geld. Leb wohl Liebchen!

* * *

Zwölfter Brief.

Señora!

In meinem ganzen Leben kann ich Ihnen nicht die gute Meynung bezahlen, die Sie, ich weiß nicht woher oder wodurch? von mir gefaſt haben; denn nach den Kleinigkeiten, die Sie in Ihrem Billet von mir verlangen, müſſen Sie mich wenigſtens an Reichthum für einen Fugger *) halten. Sieben Sachen habe ich darinne geleſen, die ich in meinem ganzen Leben noch nicht einmal habe nennen hören. Wahrhaftig, Señora, für die Ehre, die Sie mir erzeigen, mich für ſo reich zu halten, verdienten Sie wohl, daß ich ſie Ihnen ſchickte; und ich, daß ich ſo viel hätte, ſie zu kaufen. Aber nach der wahren Lage der Dinge, müſſen wir vor der Hand wohl beyde damit zufrieden ſeyn, daß wir ſo was verdienten.

---

*) Der Reichthum der Grafen von Fugger, iſt, wie auch aus dem Don Quixote erhellet, in Spanien ſchon ſeit faſt 200 Jahren zum Sprüchworte worden.

* * *

Dreyzehnter Brief.

Wenn auch bey den Forderungen, die Sie an mich thun, Señora, weder Sinn noch Ueberlegung iſt; ſo iſt doch wenigſtens Spaß dabey. Ihr Billet erweckte zwar nicht Freygebigkeit bey mir, aber doch eine tiefe Betrachtung, wie viel der allmächtige Gott nicht muß Dinge erſchaffen haben, damit Sie ſie begehren, und die Kaufleute verkaufen könnten. Für dieſe Betrachtung, Señora, bin ich Ihnen ſehr verbunden. Glauben Sie mir ohne Schwur, könnt' ich die Kaufleute bewegen, guten Willen für baar Geld anzunehmen; Gott weiß! wie gern ich's zu Ihrem Behuf thäte. Aber der Kleinigkeiten, die Sie verlangen, ſind ſo viel, daß man ſie nicht einmal alle merken kann. Sehen Sie nun einmal, was das wäre, wenn man die alle um baar Geld kaufen müßte. Sie ſagen mir, ich ſoll ſie Ihnen bringen, und Sie zugleich beſuchen? Aber ich weiß weder Weg noch Steg, wie ich ſie Ihnen bringen ſoll, noch wo ich Leute finde, die bringen.

Aus der andern Welt; denn ich rechne mich ſchon unter die Todten.

N. S. Den wie vielſten ſetze ich nicht dabey; um nicht irgend einen, der Geld erwartet, an das Datum zu erinnern.

* * *

Vierzehnter Brief.

Señora,

Sechs Tage ſind's, daß ich Unwürdiger die Ehre habe Sie zu bedienen, und während der Zeit hab' ich drey Beſuche, eine Bothſchaft, zwoo Antworten, fünf Billets, zwey nächtliche Signale durch Huſten *), und einen Schlag mit der Mantilla **) in der Kirche zu St. Felipe, erhal-

---

*) In Spanien treten die galanten Damen des Nachts auf ihre Balcons, die mit Gittern verwahrt ſind; erwarten da ihre Liebhaber, und geben ihnen durch Huſten zu erkennen, daß ſie da ſind; oder andere verabredete Signale.

**) Jede Dame in Spanien, wenn ſie zu Fuß ausgeht, trägt über ihre Unterkleider einen weiten Rock von ſchwarzen Moire, und oberhalb die Mantilla. Die Mantilla iſt eine Art von großen Schleyer, von ſchwarzen Tafft, der über den ganzen Kopf und Leib bis eine Handbreit unter die Taille herabgeht, vor dem Geſicht aber kaum ein bis zween Fingerbreit aufſteht, daß man nur eben herausſehen kann. Dieſe Tracht macht nun Alle einander gleich, und unter der Mantilla erkennt ein Mann ſeine eigne Frau nicht, wenn ſie ihm auch auf der Straße begegnet. Den galanten Damen iſt ſie ſehr bequem zu ihren kleinen Abentheuern, denn wenn ſie ihren Liebhabern auf der Straße

oder

erhalten. Dieß iſt Einnahme. Ich habe indeſſen auch durch einen ſtarken Cathar und heftiges Zahnweh an meiner Geſundheit gelitten. Wenn ich nun dieſen Zeitverluſt nebſt acht Realen rechne, die ich auf viermal der Mariane gegeben habe, und ſo bey mir ſelbſt Ausgabe und Einnahme gegen einander halte; finde ich beym Schluſſe der Rechnung die erſtere ſchon immer beträchtlich genug; und nun kommen Sie mir noch, ſo ſchmeichelnd Sie auch dazu ausſehen, mit dem verfluchten Antrage: ſchicken Sie mir doch hundert Ducaten, meine Hausmiethe zu bezahlen? Ich wünſchte nie gebohren zu ſeyn, wie ich das las. Hundert Ducaten! ich glaube, weder Atabaliba, noch Motezuma hat je ſo viel zuſammen gehabt. Und Sie, Señora, fordern ſo eine Summe auf einmal, ganz umſonſt und um nichts? Wahrlich! damit könnte man dem hitzigſten Partheygänger Muth und Leben nehmen. Ueberlegen Sie einmal ganz kaltblütig und gelaſſen, ob ich Sie nur im geringſten veranlaſſet habe ein Haus zu miethen? Vor mir könnten Sie immerhin auf freyem Felde leben. In's künftige will ich mir auch, um nur ſo was nicht noch einmal zu hören, eine Wilde, ein Mädchen das in Wäldern und Wüſteneyen lebt, zur Liebſchaft

---

oder in der Meſſe begegnen, öffnen ſie ſchäkernd die Mantilla, oder thun als wollten ſie ſie zuſammennehmen, und geben ihnen einen Schlag mit dem Zipfel.

ſchaft wählen. — Läugnen Sie die Schuld gerade weg, Señora, oder ſuchen Sie, wenn Sie ja bezahlen wollen, das Geld anderswo; ſonſt bringen mich die hundert Ducaten wahrhaftig dahin, daß ich aus Furcht für den Hausmiethen die Stadt verlaſſe und in eine Wüſtung ziehe.

* * *

Funfzehnter Brief.

Es kann nicht anders ſeyn, Señora, Sie müſſen mein Geld gezählet haben, als Sie mich zu lieben anfiengen; denn Ihre Gunſtbezeugungen hörten in derſelben Stunde und Minute auf, da mein Beutel leer ward. Nicht um ein Quentchen haben Sie mich mehr geliebt, ſchönes Kind, und Sie haben ſich recht mit Ehre aus dem Spiele zu ziehen gewußt. Itzt, da Ihnen der Teufel geſagt hat: daß mein Beutel leer iſt, dächt' ich, liebten Sie mich nun auch einmal auf mein Wort und auf Pfand, bis ich vollends ganz nackt bin. Leyhen Sie mir doch noch etliche Tage Ihre Gunſt auf meinen Mantel, mein Camiſol und meine Hoſen; denn dieſe kann ich Ihnen noch baar zum Pfande einſetzen.

* * *

Sechszehnter Brief.

Noch dieſen Augenblick, Señora, kann ich nicht aufhören, mich über Ihr Billet von heute früh zu kreuzigen und zu ſeegnen; ſo bin ich darüber erſchrocken. Ich kann nicht begreiffen, warum ein Frauenzimmer, das ſo denkt und ſo ſchreibt wie Sie, nicht geradezu einen Haaken nimmt, und dem Erzengel St. Michael die Seelen von der Waage ſtiehlt *)? Reimen Sie mir einmal, wo möglich, Ihr ganzes Verfahren zuſammen, Señora. Itzt, nachdem Sie mich erſt lebendig geſchunden, mir die Knochen abgenagt, den Beutel gefegt, die Ehre geraubt, und all mein Guth und Haabe entriſſen haben, fällt's Ihnen ein, daß wir in einer heiligen Zeit leben; Alles einmal aufhören muß; Sie in der Nachbarn und anderer Leute Mäuler kommen; Ihre Tante Tag und Nacht zankt; Sie den Stolz Ihrer Schweſtern nicht mehr ertragen, und mich ſchlechterdings nicht mehr ſehen können; ich nicht einmal

---

*) Der gemeine Mann in Spanien glaubt, der Erzengel Michael wäge die Seelen der Verſtorbnen, ehe ſie in den Himmel kommen, um zu ſehen, ob ſie auch dazu vollwichtig ſeyen. Daher ſieht man ihn auch in manchen Kirchen gemahlt und geſchnitzt, mit dem Schwerdte in der rechten, und der Waage in der linken Hand.

mal durch Ihre Straße gehen darf, und wir uns, wenigſtens auf einige Zeit, trennen müſſen? —

Du haſt deine Zeit gut gewählt, hölliſches Weib! Geſchminkte Teufelslarve! So lang ich noch was zu geben hatte, und mein Beutel dir in die Augen ſtach: ſchlief dein Gewiſſen auf dem Sammetpolſter; war keine Zeit heilig; gab's keine Nachbarn; und deine verfluchte und vermaledeyte Tante, die jetzt Tag und Nacht zankt, fraß mich vor lauter Liebe, Mittags und Abends, auf, mit ihren beyden Hauern, die ſie noch im Maule hat, und die ihren Kinnbacken zu Krücken dienen; und forderte immer eben ſo viel, als du, da du doch mehr Zähne haſt als dreyzig Hunde. Und was ſoll ich vollends von deiner gebenedeyeten Schweſter ſagen? So wie ſie mich nur erblickte, verwandelte ſie ſich auch gleich in eine Glocke, die ewig nichts anders von ſich hören ließ, als dan, dan *)! Iſt das euer Handwerk, ihr Spitzbübinnen? Euch zu bekehren, ſeh' ich, muß man euch einen Ausgeſognen bringen. Itzt, da ihr ſeht, daß ich keine Blanca **) mehr in der Taſche habe, habt ihr euch alle zu Gotte bekehrt. Ein Armer, den ihr dazu gemacht habt, ſollte euch, eurer Bekehrung wegen, ein wahres Heiligthum, ſo wie ein leerer Beutel ein Todtenkopf mit einem Memento mori ſeyn!

---

*) Gieb! Gieb!

**) Die allerkleinſte Kupfermünze ſonſt in Spanien; nach unſerm Gelde ohngefähr ein Drittel Heller.

Es kömmt mir ſehr ſpaßig vor, wenn ihr ſprecht, man müſſe doch Gotte einen Theil ſeines Lebens widmen. Was habt ihr denn für ein Leben, daran ein Andrer, als Luzifer, Theil haben könnte? Mit Erlaubniß, Señoras, und wenn ihr es nicht übelnehmen wollt, muß ich euch ſagen: ihr nehmt dem Menſchen, was er nöthig hat, und gebt Gotte, was gar nicht für ſeine göttliche Majeſtät iſt.

Ha, die Schlange will ſich das Anſehen geben, als ſorge ſie für ihr Seelenheil! Sie haben dich gewiß bey einen Schneider in die Lehre gethan, daß du Gewiſſen in den Leib kriegen ſollſt? Wohlan! ich ſchwöre dir, ich will weder jemals durch deine Gaſſe gehen, noch dir eine ſo unverſchämte Prellerey ungeſtraft hingehen laſſen, außer, wir bekehren uns Beyde zur Hälfte; ich, um ſeelig zu werden, will mich ernſtlich reuen laſſen, was ich dir gegeben habe; und du giebſt mir es wieder, damit dir Gott vergebe. Das Uebrige iſt eine Sache, die wir im Fegefeuer noch mit einander ausmachen wollen; vorausgeſetzt, du kömmſt einmal, wenn du von der Welt ſcheideſt, dahin. Wanderſt du aber gerade zur Hölle, wie ich glaube, ſo ſtehe ich ab; denn im Hauſe deiner Tante *) proceßire ich nicht mehr mit dir.

---

*) So nennt der gemeine Mann in Spanien oft ſcherzend die Hölle.

* * *

Siebzehnter Brief.

Señora!

Indem ich darüber nachdenke, was ich auf die Forderungen, die Sie an mich thun, antworten ſoll, fällt mir der Machtſpruch: ich habe nichts zu geben, ein, den man bey Armen mit Mitleiden, bey Weibern aber mit Rechte braucht. Ich habe wohl gehört, Señora, daß man Bettelmönche und Orden hat: aber nie, daß es auch Bettelſchweſtern ohne Orden giebt. Eine Frau, die immer was begehret, hat für mich ſo wenig Liebreiz, als mein Schuſter oder Schneider, und um mich vollkommen keuſch zu machen, darf nur Eine was von mir fordern. Wenn der Teufel eben ſo eigennützig iſt, als das Fleiſch: ſo ſeyn Sie verſichert, Señora, ich mache es ſo, daß ich vor lauter Geize noch ſeelig werde.

Iſts möglich, daß die Weiber nicht begreifen können, daß nicht Fordern, ſondern Geben das einzige Mittel iſt, ſich geliebt zu machen. Sehen Sie nur, was ein armer Teufel für ein Geſicht macht, der ſich immer muß ſagen laſſen: gieb, bring' mir, kauf' mir, zeig' mir, ſchick' mir dieß und jenes! Ah! Señora, laſſen Sie ſolche Machtſprüche, die den Beutel in Trauer ſetzen, und einem ehrlichen Kerl durch die Seele gehen. Stellen Sie Ihre Forderungen ein, und ſchicken Sie dafür Billets und Liebesbriefchen die Menge: und ich verſpreche Ihnen, ich will mehr ſchreiben als Toſtado *). Unſer Herr Gott bewahre Sie, Señora, ob ich gleich, leider! befürchte, daß, da Sie eine ſo große Feindin von allen Bewahrern ſind, Gott Sie auch nicht bewahren wolle.

* * *

Achtzehnter Brief.

Da bin ich ſchön angekommen! Vor kurzem ſchrieb ich nach Hauſe an einen guten Freund, daß mir mein Glück in Madrid ein Mädchen ſo jung, ſo ſchön und ſo lieblich, als man nur wünſchen könnte, zugeführt habe; aber itzt, da ich ihr näher trete, finde ich, leider! daß ſie von Tag zu Tage immer mehr zu fordern hat. Nein, Señora, ich vertrage mich ſo gut mit meinem Gelde, daß ich gar nicht weiß, wie und auf was Art ich mich von ihm ſcheiden könnte. Ueberhaupt, muß ich Ihnen ſagen, lege ich mich mehr aufs Nehmen, als aufs Vertheilen. Sie ſind

---

*) Alfonſo Toſtado, Biſchof von Avila, wurde ſchon in ſeinem zwölften Jahre Doktor zu Salamanka, und hinterließ, obgleich er nur 40 Jahr alt wurde, doch 27 ſtarke Folianten ſeiner Schriften.

ſind auf dem geraden Wege, Señora, mich von der Sünde abzubringen; denn lieber will ich umſonſt ſeelig werden, als mir die Hölle noch dazu mit meinem eigenen Gelde erkaufen. Im Grunde hat man zwar die Hölle auch umſonſt. Iſt's nun nicht gottlos, daß Sie ſie einen noch vertheuren wollen? Als ob's Einem an Teufeln fehlen könnte, wenn man welche haben will? Nein, nein, ſchönes Kind, wenden Sie ihre Zähne und Klauen wo anders hin; denn ich halte die Keuſchheit für Gewinn, und bin nur ein Sünder bey Gelegenheit. All das Meinige würde Ihre ſeyn, wenn ich nicht eine Art von Verſchwendung im Spahren liebte. Die Antwort hierauf erlaſſe ich Ihnen. Leben Sie wohl! Auf Wiederſehen, und minder Begehren!

* * *

Neunzehnter Brief.

Wie, Señora? Ich ſoll nicht ſtolz drauf werden, ſagen Sie, daß Sie was von mir fordern, mich dadurch ſich verbindlich machen, und mich behandeln, als gehörte ich zu Ihrem Hauſe? Befürchten Sie dieß im Ernſt, meine Königinn? Dieſe Furcht will ich Ihnen ſogleich benehmen. Ich, aufgeblaſen werden? Sehen Sie doch, ob Sie mich nicht ſo zuſammengeſchrumpft und dünn gemacht haben, daß man mich für lauter Dünnheit

heit faſt in ein Nadelöhr fädeln könnte. Sie ſagen: durch Ihre Forderungen machten Sie mich Ihnen verbindlich? Ich finde aber, daß Sie ſich durchs Nehmen Ihnen allein verbinden. Heiſt dieß mich behandeln, als wär ich von Ihrem Hauſe, oder für Ihr Haus? Nein, liebes Kind, ich bin lieber für die Straße, und habe nun wohl geſehen, daß Ihre Augen ſo gut Mörder für die Seele, als eine Schlachtbank für die Beutel ſind. Alles nimmt ein Ende, und das Geld am geſchwindſten, wenn man nicht drauf Achtung giebt. Denken Sie einmal, Señora, Sie haben nichts von mir begehrt, und ich will auch dieß thun; denn ich finde keinen andern Weg, die heiligen zehen Gebote zu halten, als daß ich mein Geld vor Ihnen zu erhalten ſuche. Ich bin der Ihrige, bis auf den Punkt des Beutels.

• • •

Zwanzigſter Brief.

Señora!

Es muß gewiß um meine Ehre und Vermögen ſehr gefährlich ſtehen, weil Sie, obgleich die Ehe die letzte Oelung aller Forderungen iſt, aus Mangel etwas Beſſern von mir die Verlobung begehren. Sagen Sie mir doch, meine Königinn, was für eine ſonderbare Gedult und Gutheit haben Sie denn an mir entdeckt, daß Sie mich ſo gern zum Manne haben wollen? Ich ſehe aus wie ein Junggeſelle und lebe wie ein Wittber; denn zwey Paar Weiber dauren bey mir kaum eine Woche. Es iſt unmöglich, Sie müſſen bey dem Gedanken, mich zu heyrathen, da Sie doch mich und ſich kennen, eine Rache mit im Sinne haben. Ich mag mir das Ehejoch nicht ſelbſt über den Hals werfen. Ich bin auch meiner ſelbſt und meiner Laſter noch nicht ſo überdrüßig, daß ich durch die Heyrath mit Ihnen dem Teufel was zu lachen geben wollte. Heyrathen Sie anderswo, Señora; denn ich habe mich entſchloſſen, als ein Einſiedler in meinem Winkel zu ſterben, wo mir die Spinneweben gewiß erträglicher ſeyn werden, als Schwiegermütter. Die Schwäger ſind mir auch verhaßt, und damit ich nicht in dem Fall komme, daß es mir ſo, wie manchen armen Ehemanne gehe, will ich lieber gar davon wegbleiben; und bey dieſem Sinne verharren, bis man einmal auch Orden errichtet, die armen Eheſclaven ſo gut, als die andern Chriſtenſclaven zu erlöſen. Wollen Sie ſich indeſſen, als meine Frau betrachten, Señora, und mich als Ihren Mann, oder als einen Halbmann; ſo ſtehe ich Ihnen vollkommen zu Befehl.

Ein

* * *

Ein und zwanzigſter Brief.

Sie verlangen zwey hundert Realen auf Pfand zu einer dringenden Ausgabe von mir, Señora? Es iſt eben ſo gut, als hätten Sie nur zwey gefordert. Liebſtes, beſtes Kind, mein Geld befindet ſich weit lieber unterm Schloſſe, als auf Pfändern. Es iſt demüthig, ſteigt nicht gern in die Höhe, und liebt gar nicht ſehr auf etwas zu ſtehen; denn da es eine ſchwere und keine leichte Materie iſt; ſo iſt ihm das Sinken und Untenliegen weſentlicher eigen als das Aufſteigen. Glauben Sie mir, Señora, ich bin gar kein Mann, der auf Pfänder leiht; und das, was ich ſchon auf Sie geliehen habe, reut mich herzlich. Nehmen Sie daraus ab, wie große Luſt ich haben müſſe, auf Ihre Ohrenringe zu leihen! Kommen Sie mir wieder mit Fordern, ſo komm ich wieder mit Abſchlagen, und ſo geht's dann Zug vor Zug unter uns fort. Behüte Sie der liebe Gott, Señora, und mich für Ihnen!

* * *

Zwey und zwanzigſter Brief.

Sie melden mir, Señora, daß Sie ſchwanger ſind? Das glaub' ich wohl; denn bey dem Handwerke, das Sie treiben, können Sie wohl nichts Anderes erwarten. Ich wünſchte daß ich Wehmutter ſeyn könnte, um Ihnen die Geburtshülfe zu leiſten; denn an Gevattern bey der Taufe haben Sie vermuthlich einen großen Ueberfluß. Sie geben mir zu verſtehen, daß Sie etwas von mir unter dem Herzen trügen? Das iſt wohl möglich, wenn Sie meine Confituren, die Sie neulich ſpeiſten, noch nicht verdauet haben; aber was das Kind anbetrifft, das laſſe ich einem jeden ganz, wer es haben will; da es keinem ganz allein angehören kann. Wenn ich hätte Vater *) ſeyn wollen; ſo hieng' es ja nur von mir ab, Mönch oder Eremit zu werden; aber ich bin gar nicht lüſtern nach Kindern. Glauben Sie es nur ſicher, dieß Kindchen verſchlucke ich nicht; denn ich freſſe keine kleine Kinder, wie weyland Saturnus. Bewahre mich der liebe Gott dafür!

---

*) Im Originale ein Wortſpiel mit Padre, Vater und Mönch, oder Pater.

lieber wollt' ich Hungers ſterben, als ſo was zu mir nehmen. Aber wie kann Sie auch ſo was in Verlegenheit ſetzen? Eine Dame von Ihrem Stande, läßt ſich rechts und links ſchwängern, gebiehrt wo und wie, und ſo gut ſie kann, und ſetzt hernach das Kind auf Gott und gut Glück aus. Schicken Sie es in's Kloſter, oder in's Findelhaus, da wird es ja wohl ein barmherziger Capellan erziehen, und dann läuft einmal der Junge mit den andern Findelkindern und hilft die Todten hinausſingen. Gott ſtehe Ihnen bey, wenn Sie es nöthig haben! Und ſollte Sie, während Ihrer Schwangerſchaft, vielleicht nach was gelüſten: ſo erinnern Sie ſich vor allen Dingen nur nicht meiner.

VII.

Fragment
aus der Geſchichte von Granada.

Aus einem Briefe.

Lieber * *, Sie haben Recht; frohe, gute Stunden waren's, da wir vorigen Winter die Geſchichte der Bürgerkriege von Granada *) zuſammen laſen. Ich kenne kein Volk, das,

---

*) Das Buch führt eigentlich den Titel: Hiſtoria de los Vandos de los *Zegris* y *Abencerrages*, Cavalleros Moros de Granada; de *las Civiles guerras que huvo en ella*, y batallos particulares que huvo en la Vega entre Moros y Chriſtianos, haſta que el Rey Don Fernando V. la gano. Sacada de un libro Arabigo, cuyo autor de viſta fue un Moro, llamado *Haben Hamin*, natural de Granada; y traduzida en Caſtellano por *Gines Perez*. Geſchichte der Banden der Zegris und Abencerragen, Moriſcher Ritter von Granada; der Bürgerkriege darinn, und der einzelnen Kämpfe, welche zwiſchen Moren und Chriſten in der Vega vorfielen, bis König Ferdinand

das, außer den Römern in der Kindheit der Republik, größere Züge von perſönlicher Tapferkeit, Kühnheit, Edelmuth und Stärke, und ſüßere Gemälde von Liebe, Ritter-Galanterie und Delikateſſe der Gefühle lieferte, als eben die Moren in Granada. Wiſſen Sie noch, wie lieb Sie den tapfern **Muza** und den edlen Gazul hatten, und wie frohlockend wir oft einen oder den andern kühnen **Abencerragen** zum Elvirathore muthig hinausziehen ſahen, wenn der fürchterliche **Meiſter von Calatrava** auf ſeinem Roſſe in der Vega herkam, unter die Mauern des **Alhambra** ritt, die Blutfahne auf ſeine Lanze ſteckte und Kampf begehrte? Nimmer hab' ich Sie ſo erbittert geſehen, als wie die verfluchten **Zegris** ihre hölliſche Verrätherey gegen die edlen **Abencerragen**, und die reine, unſchuldige Königin-Sultanin auf den Alijaren anzettelten! Mit Füßen, glaub' ich, hätten Sie dieſe Teufel getreten, dem ſchwachen, kaſeligen Könige Chico auf der Stelle die Krone heruntergeriſſen, und für die Ehre der armen Königin ſelbſt eine Lanze gebrochen.

Sie

---

dinand V. es eroberte. Aus dem Arabiſchen des **Haben Hamin**, eines gleichzeitigen Schriftſtellers und gebohrnen Granaders, ins Caſtilianiſche überſetzt durch **Gines Perez**. Man hat verſchiedene Ausgaben, als 1604, 1613, 1631, und 1655, in Oktav davon. Ich habe die Valenzer von 1613.

Sie wiſſen, wie unglaubig ich immer an D. Nicolas Antonios *) Machtſpruch war, wenn er mir ſo eigenmächtig und geradezu die Guerras civiles de Granada für Fabulás Mileſiacas ausgeben, und ohne den mindſten Grund abläugnen wollte, daß Gines Perez ſie aus dem Arabiſchen des Aben Hamin, eines gebohrnen Granaders und Zeitgenoſſen dieſer Begebenheiten übergetragen habe. Ich kenne aus mehrern Fällen; wie leicht oft Antonio über gewiſſe Sachen wegrutſcht, und wie zuverſichtlich er dennoch entſcheidet. Meinen Glauben an die Aechtheit dieſer Geſchichte der Moriſchen Bürgerkriege gründete ich damals auf verſchiedene innere Kennzeichen, die für ſie ſprachen; unter andern auf die Menge eingewebter hiſtoriſcher Volks-Romanzen, womit der Verfaſſer Schritt vor Schritt ſeine Facta beweißt, und die wahre ächte Volkslieder ſind; denn die meiſten davon ſtehen ſchon, theils wörtlich, theils mit Varianten, in dem Cancionero de Romances, welches der Herausgeber wohl funfzig Jahre früher, als die Hiſt. de las guerr. civ. de Granada erſchien, aus mündlicher Tradition ſammlete. Selbſt der eigene orientaliſche Styl, und das höchſtfleißige Ausmalen der einzelnen Begebenheiten, ſprechen für die Wahrſcheinlichkeit ihrer Aechtheit.

---

*) Biblioth. Hiſpan. Tom. I. ſub nom. *Geneſius.*

Hören Sie nun aber ein Zeugniß, das meine Vermuthungen außer allen Zweifel ſetzt. Vor einigen Tagen fiel mir Carters Reiſe von Gibraltar nach Malaga in die Hände. Carter, ein Gelehrter, der lange in Spanien gelebt, und ſchon mehr gelehrte Reiſen durch dies Land gethan hatte, machte dieſe im Jahr 1772, blos um römiſche und moriſche Alterthümer aufzuſuchen. Unter einer Menge vortrefflicher Unterſuchungen, Aufklärungen und Nachrichten ſtieß ich auch S. 340. auf folgende Stelle, die mir viel Freude machte:

„In dem kleinen ſpaniſchen Buche von den „bürgerlichen Kriegen in Granada (las „guerras civiles de Granada), welches ver„ſchiedene neuere gelehrte Spanier, und beſon„ders Don Juan de Echeverria von Grana„da, der in der arabiſchen Sprache ſehr bewan„dert iſt, für eine wörtliche Ueberſetzung aus „einem Mauriſchen Werke halten, ſind viele „wohlgeſetzte Romanzen. So nennen die „Spanier eine gewiſſe Art von Gedichten, „hiſtoriſche ſowohl als andere. Die Mauren „brachten den Gebrauch derſelben aus Ara„bien und dem Morgenlande, wo ſie noch „im Gange ſind. Die berühmte Geſchichte „der Sophis in Perſien iſt ein aneinander„hängendes Gedicht von ſechs und ſechzig tau„ſend Zeilen. Die Granadiſchen Dichter „verfertigten ebenfalls Romanzen über die

„vornehmſten Schlachten und Begebenheiten „ihrer Zeit, die geſungen und vom Vater auf „den Sohn fortgeliefert wurden; und an „ſolchen Stücken fand die Nation einen be„ſondern Gefallen. Die Spanier lernten „von den Mauren ihre Siege und Kriegs„vortheile durch Romanzen in Andenken zu „erhalten. Wie Spanien ſechshundert Jahre „in einer kriegeriſchen Barbarey war, ſo wa„ren dieſe Romanzen die beſten und faſt ein„zigen Chroniken, die ſie hatten; und die „nachher die Geſchichte dieſes Landes zu ſchrei„ben verſuchten, wurden gezwungen aus ih„nen zu ſchöpfen, und auf ihr Anſehen ſich „zu verlaſſen, wovon wir viele Beyſpiele in „dem Morales finden. Viele von dieſen „alten Romanzen ſind verlohren gegangen; „einige aber ſind uns noch übrig geblieben, „welche die Blinden, wie der alte Homer, „noch auf der Gaſſe in allen Städten Spa„niens ſingen.„

Sehen Sie hier mit einemmale zwoo meiner Vermuthungen beſtättigt; nemlich, daß die Spaniſchen Volks-Romanzen Moriſchen Urſprungs, und die Guerras civ. de Granada arabiſcher Herkunft ſeyen. Wohlan! da dieſer Glaubenspunkt berichtigt iſt: ſo haben Sie dann, Freund, hier daraus das längſtverſprochne intereſſante Bruchſtück von der Verrätherey gegen die edlen Abencerragen und die

Sultanin-Königin, deren allenthalben gedacht wird, weil dieſe fatale Cataſtrophe die noch unglücklichere, nemlich den ganzen Untergang des moriſchen Reichs in Spanien, nach ſich zog. Ich werde es auch ins Magazin einrücken. Frommt und behagt es den Leſern, ſo liefere ich vielleicht in einem der folgenden Bände das ganze Büchlein mit all ſeinem hohen romantiſchen Geiſte, der ſo lieblich darüber wehet.

* * *

Fragment

aus den Guerras Civiles de Granada;

von der Hinrichtung der edlen Abencerragen und Verrätherey gegen die Königin-Sultanin.

Der König Chico *) von Granada war müde von ſeinem Zuge gen Jaen, und begab ſich auf ſein Luſthaus, die Alijaren genannt, um daſelbſt zu ruhen. Wenige waren mit ihm; nur die

---

*) Er hieß eigentlich Abdili; wurde aber von etlichen edlen Familien in Granada, da ſie mit ſeinem Vater Mulahazen unzufrieden waren, auf den Thron erhoben, und darum El Rey chico, der kleine oder junge König genannt.

die Zegris und Gomeles; kein einziger Ritter von den Abencerragen, noch Gazulen, noch Alabezen; denn der tapfere Feldherr Muza war mit ihnen ausgezogen gegen die Chriſten, welche in die Vega eingefallen waren. Als nun der König auf den Alijaren war, und wohllebte: begonn er eines Tages nach dem Eſſen von dem Heerzuge nach Jaen zu ſprechen, und von der Tapferkeit der Abencerragen, und wie man durch ſie und durch die Alabezen große Beute gewonnen habe. Da ſtund ein Ritter Zegri, der es übernommen hatte, die Verrätherey gegen die Königin-Sultanin und die Abencerragen anzuzetteln, auf, und ſprach: Gewiß, Herr König, vermögen die Abencerragen etwas, ſo ſind doch die Ritter von Jaen noch viel beſſer; denn durch ihren Muth haben ſie uns einen großen Theil der Beute abgenommen, und durch Gewalt der Waffen gezwungen, uns wider unſern Willen zurückzuziehen.

Und der Zegri ſprach wahr; denn der Muth des Volks von Jaen war ſehr groß, und dieſer Tag blieb in ewigem Andenken von wegen der Schlacht.

Der König antwortete hierauf dem Zegri: Ich weiß dieß wohl; aber hätten die tapfern Ritter Abencerragen und Alabezen nicht gethan: ſo möchte wohl nicht leicht einer von uns nach Granada zurückkommen ſeyn; aber durch ihre Tapferkeit geſchah es, daß wir glücklich davon kamen, ohne unſere Beute, an Vieh und Gefangenen, zu verliehren.

O wie blind iſt doch Deine Majeſtät, ſprach der Zegri. und wie weiß'ſt Du eben das, was ſie zu Verräthern Deiner königlichen Krone macht, zum Beſten zu kehren! Dieß, Herr König, macht Deine gränzenloſe Güte, und das unumſchränkte Vertrauen, welches Du auf dieß Geſchlecht der Abencerragen geſetzt haſt, ohne daß Du die Verrätherey, damit ſie umgehen, argwohneſt. Viele Ritter in Granada haben es ſchon entdecken wollen; es aber nicht gewagt, wegen des Vertrauens und Anſehens, in welchem dieß Geſchlecht bey Dir, Herr, ſtehet. Auch ich wollt' es nicht ſagen: allein die Ehre meines Herrn und Königes gebeut mir es, und alſo ſag' ich hiermit Deiner Majeſtät, daß Du fortan in nichts mehr einem Ritter von den Abencerragen vertraueſt, wenn Du nicht Reich und Krone verliehren willſt.

Der König erſchrak darob heftig und ſprach: Sage mir, Freund, was du davon weiß'ſt, und verheele mir's nicht; denn ich verſpreche dir groſſen Dank und Belohnung dafür. Ich möchte zwar nicht gern Entdecker dieſes Geheimniſſes ſeyn, wenn es ein Anderer übernehmen wollte, ſprach der Zegri; aber da Deine Majeſt. mir es befiehlt, will ich es ſagen; wenn Deine Majeſtät mir Ihr königliches Wort giebt, mich nie zu entdecken. Denn Du weiß'ſt, daß ich und alle von meinem Geſchlechte mit den Abencerragen nicht gut ſtehen, und dann könnten ſie ſagen: wir hätten aus Neid gegen ihren Adel und ihr Glück Deine Majeſtät aufgewiegelt, welches ich um alles in der Welt nicht wollte.

Verbirg mir ſo was nicht länger, ſprach der König. Ich gebe dir mein königlich Wort, daß niemand es irgend durch mich erfahren oder entdecken ſoll. So laſſe dann Deine Majeſtät, ſprach der Zegri, ſogleich den Mahandin Gomel, und meine beyden Vettern, den Mahomad und Albamuy, fordern, welche auch darum wiſſen, und ſo biedere Ritter ſind, daß ſie mich nicht werden lügen laſſen, nach dem, was ſie und noch vier andere Ritter Gomelen, leibliche Vettern des Mahandin Gomel, geſehen haben. Der König ließ ſie voller Unruh fordern, und als ſie alle ingeheim, und ohne daß ein Ritter ſonſt dabey war, gekommen waren: begonn der Zegri, als darob hochbekümmert, folgendergeſtalt: wiſſe demnach, Großmächtiger König, daß alle Ritter Abencerragen ſich zuſammen verſchworen haben, dir das Reich und Leben zu nehmen; und zu dieſer Frevelthat haben ſie ſich erkühnet, weil die Königin-Sultanin mit dem Abencerragen Albinhamad, einem der reichſten und mächtigſten Ritter von Granada, in ſträflicher Liebe und Buhlſchaft befangen iſt. Sieheſt Du nicht, Herr, daß jet. Abencerrage ein König, Herr und Fürſt iſt: Kein Menſch iſt in Granada, der ſie nicht anbetete und Deiner Majeſt. vorziehe. Erinnerſt Du dich noch, Herr König, des Tages, als wir auf dem Generaliſe [*]) Bal hatten, und der Meiſter von Calatrava ſchickte und Kampf begehrte, und Muza, den das Loos traf, gegen ihn auszog? Des Tages gieng ich mit dieſem Ritter Gomel, der hier ſtehet, im Garten des Generaliſe durch eine von den Myrtenhecken ſpatzieren, und von ungefähr ſah ich unter einem ſehr großen, weißen Roſenſtrauche, die Königin mit Albinhamad Buhlſchaft treiben [**]). Ihr

---

[*]) Der Generaliſe war ein prächtiger Sommer-Palaſt und Garten der alten Moriſchen Könige zu Granada, an einem Berge über dem Alhambra. Er iſt noch bis jetzt ziemlich erhalten, und zeigt außerordentliche Spuhren der Pracht ſeiner Erbauer.

[**]) Carter ſagt in ſeiner Reiſe S. 379: „Im Garten des Palaſts Generaliſe zu Granada ſind verſchiedene hohe und prächtige Cypreſſen, von denen man weis, daß ſie ſchon zu der Zeit des letzten mauriſchen Königs Abdeli, vor 300 Jahren, große Bäume geweſen. Wie ich 1771 zu Granada war, ſtunden ſie noch alle: einer aber wurde von einem Sturme, im folgenden Winter, durch ſeine eigne Schwere umgeworfen. Dieſe Bäume führen noch jetzt den Namen, die Cypreſſen der Königin-Sultanin, weil ſie fälſchlich angeklagt worden, unter ihnen mit dem Abencerragen Ehebruch begangen zu haben; wie wir in „den

Zeitvertreib war ſo ſüß, daß ſie uns nicht merkten. Ich zeigte es dem Mahandin Gomel, der hier gegenwärtig iſt und mich nicht lügen laſſen wird. Wir ſchlichen uns ganz leiſe davon, und warteten, wie die Sache ablaufen würde. Endlich ſahen wir die Königin unten am Lorbeerbrunnen herauskommen, und allgemach ſich wieder verſtellterweiſe zu ihren Damen begeben. Fern davon kam lange hernach auch Albinhamad hervor, gieng hie und da in dem Garten herum, brach rothe und weiße Roſen, von welchen er einen Kranz band, den er ſich aufſetzte. Wir giengen hin zu ihm, als wüßten wir nichts davon; ſprachen mit ihm und fragten ihn: wie er ſich die Zeit vertreibe? Ich gehe da zu meinem Vergnügen, verſetzte Albinhamad, in dem Garten umher, der überaus ſchön und köſtlich iſt, und vieles zu ſehen enthält. Mit dieſen Worten gab er uns Beyden Roſen, und ſo kamen wir mit einander ſprechend wieder dahin, wo Deine Majeſt. mit den übrigen Rittern war. Wir wollten Dir den Vorfall gern ſogleich entdecken: aber wir wagtens nicht, da es eine ſo höchſt wichtige Sache war, die Ehre der Königin zu ſchänden und Deinen Hof in Aufruhr zu bringen, weil Du damals noch nicht lange König wareſt. Dieß iſt's, Herr, was ich Dir zu entdecken habe. Oeffne

nun

„den bürgerlichen Kriegen von Granada leſen. „Von den dort erwähnten weißen Roſen ſind ebenfalls noch welche im Garten zu ſehen.„

nun die Augen und ſiehe, daß Du mit Deiner Ehre, welche Du ſchon verlohren haſt, nicht auch noch Reich und Leben verlichreſt, welches mehr als Alles iſt. Iſts möglich, daß Du nicht das Weſen der Abencerragen kenneſt? Erinnerſt Du dich nicht beym letzten Ringrennen jener königlichen Galeere, welche die Bande der Abencerragen enthielt, und die auf dem Vordertheile eine cryſtallene Weltkugel mit der goldnen Umſchrift: Alles iſt wenig, führte? Wollten ſie nicht dadurch anzeigen, daß die ganze Welt für ſie noch zu wenig ſey? Auf dem Hintertheile führten ſie in der Flagge einen wilden Mann, der einen Löwen zerriß. Was will das ſonſt ſagen, als daß Du der Löwe biſt, und ſie die Starken, die Dich zerreißen und hinrichten? Kehre in Dich, Herr, kehre in Dich, und nimm Rache, daß die ganze Welt darob erſchrecke. Es ſterben die Abencerragen, und es ſterbe die ehrloſe, ehebrecheriſche Königin, weil ſie Deine Ehre ſo hingeworſen hat!

Der König empfand ſo hohen Schmerz und Entſetzen ob dem, was ihm der verrätheriſche Zegri hinterbrachte, daß er, weil er es glaubte, ohnmächtig zur Erde fiel und lange Zeit liegen blieb. Als er aber wieder zu ſich kam, öffnete er die Augen, hohlte einen tiefen Seufzer und ſprach: O, Mahoma, womit habe ich dich ſo ſehr beleidigt? Iſt dieß der Lohn, den du mir für ſo viele gute und treue Dienſte, die ich dir leiſtete, für ſo viele Opfer, die ich dir brachte, für ſo viele Moſcheen, die ich in deinem Namen erbaute, und für ſo vielen Weyhrauch, den ich auf deinen Altären verbrannte, jetzt giebſt? O Falſcher, wie haſt du mich hintergangen! Weg mit den Verräthern! Beym Alha, die Abencerragen ſollen ſterben! Sterben ſoll auch die Königin durchs Feuer! Auf ihr Ritter, laßt uns hingehen nach Granada und ſogleich die Königin gefangen nehmen! Ich will Rache nehmen und ſtrafen, daß es durch die ganze Welt erſchallen ſoll.

Dieß nicht, Herr König, ſprach einer von den Verräthern, ein Gomel; thue dieß nicht; denn wenn Du die Königin gefangen nimmſt, iſt alles verlohren, und Du ſetzeſt dein Leben und Reich in die größte Gefahr. Nimmſt Du die Königin gefangen, ſo wird Albinhamad flugs die Urſache davon vermuthen, wird für ſich ſelbſt auch nicht trauen, und augenblicks alle von ſeinem Geſchlechte, die ſich gegen Dich und zur Vertheidigung der Königin verſchworen haben, zuſammenberufen. Und außerdem weißſt Du ja, daß es die Alabezen, Vanegas und Gazulen, welches der Hub aus Granada iſt, mit ihnen halten. Was Du aber, deine Rache auszuführen, thun kannſt, iſt dieß: laß, ohne Lärmen und ganz in der Stille die Abencerragen, einen um den andern, in deinen königlichen Palaſt rufen, worinn Du zwanzig bis dreyzig wohlbewaffnete Ritter, denen Du vertrauen kannſt, bereit hälteſt, und ſo wie ein Abencerrage nach dem Andern kommt, ſo laß ihm das Haupt abſchlagen. Wird dieß alſo vollbracht: ſo iſt, ehe die Nachricht davon auskommt, kein Einziger von ihnen mehr übrig. Und wollen ihre Freunde ja etwas wider Dich unternehmen: ſo haſt Du ſchon das ganze Reich in Furcht geſetzt, und alle Zegris, Gomelen und Mazas auf Deiner Seite, deren gewiß nicht wenige ſind, und die ſo viel vermögen, daß ſie Dir Friede erhalten und dich für aller Gefahr ſichern können. Dieß gethan, dann laß die Königin gefangen nehmen und ihre Sache richten durchs Recht; laß ſie anklagen als Ehebrecherin, und vier Ritter, für ſie, mit vier andern, die ſie anklagen, ſchlagen *). Siegen ihre Ritter ob gegen ihre Ankläger: ſo ſey die Königin frey und ihrer Schuld quitt. Werden ſie aber von dem andern überwunden: ſo laß ſie des Todtes ſterben. Auf dieſe Weiſe werden die Verwandten der Königin, die Almoradis, Almohaden und Marinen nicht ſo leicht zum Aufruhr gerathen, weil ſie glauben, auf deiner Seite, Herr, ſey das Recht, und werdens halten für wohlgethan. Für das Uebrige, Herr König, laß uns nur ſorgen; wir wollen Alles ſo machen, daß Du gerächt werdeſt, und dein Leben und Reich fortan ſicher ſey.

Ihr

---

*) Dieſe Art zweifelhaftes Recht, ſonderlich aber angeklagte weibliche Ehre zu richten, war nicht allein bey den Moren, ſondern auch bey allen Nationen in den Zeiten der Ritterſchaft gewöhnlich.

Ihr rathet mir wohl, meine treuen Ritter, ſprach der König. Aber wer ſollen die vier Ritter ſeyn, welche die Königin anklagen und darob den Kampf beſtehen ſollen? Das müſſen ſolche ſeyn, die auch ſicher ſind, ihre Anklage zu behaupten.

Dafür ſorge Deine Majeſtät nicht, ſprach der Verräther Zegri, ich will der erſte davon ſeyn; der zweete Mabardon, mein leiblicher Vetter; Mahandin der dritte, und ſein Bruder Alihamet der vierte. Ich hoffe zu Mahoma, daß nicht leicht an Deinem Hofe noch vier andere Ritter von eben der Tapferkeit und Stärke ſeyn werden, und wenn Muza ſelbſt mit darunter auftreten wollte.

Wohlan dann, auf! Es geſchehe alſo, wie du geſagt haſt! ſprach der unglückliche hintergangene König. Wir wollen hin nach Granada und alles zu der gerechten Rache anordnen.

Armes unglückliches Granada, was für ein Umſturz drohet dir! und welch einen ſchrecklichen Fall ſollſt du thun, von dem du nimmer wieder auferſtehen, und weder deinen Adel noch Reichthum wieder erlangen kannſt!

Hiermit begaben ſich die Verräther mit dem Könige wieder nach Granada auf den Alhambra in den königlichen Palaſt, wo ihm die Königin mit ihren Damen bis herab zu den Thoren entgegen gieng. Allein der König wandte ſeine Augen von ihr ab und gieng vorbey, ohne ſich, wie gewöhnlich, bey ihr aufzuhalten, darob ſich die Königin nicht wenig verwunderte. Sie begab ſich darauf mit ihren Damen zurück in ihr Zimmer, und wußte die Urſache nicht, woher der ſo ungewöhnliche Kaltſinn des Königes komme. Der König brachte dieſen ganzen Tag verſtellterweiſe ruhig mit ſeinen Rittern zu, bis er zu Abend ſehr frühzeitig aß und in ſein Zimmer gieng, indem er vorgab: er ſey nicht wohl. Eben ſo giengen auch alle die andern Ritter in ihre Häuſer. Dieſe ganze Nacht durch peinigten den unglücklichen König tauſend Gedanken. Er konnte nicht ruhen und ſprach zu ſich ſelbſt: Unglücklicher König, Abdili, wie ſchwebſt du in Gefahr, Krone und Leben zu verliehren! Tödte ich dieſe Ritter: ſo drohet mir und meinem Reiche großes Unglück. Laſſe ich ſie leben, und es iſt wahr, was man mir ſagt: ſo bin ich nicht minder verlohren. Ich ſehe keinen Ausweg in dieſer Angſt. Iſt's möglich, daß Ritter von ſo edlem Blute ſolch eines Hochverraths ſich ſchuldig machen können? Ich kann es nicht glauben. Iſt's möglich, daß mein Weib, die Königin, ſolch eine verruchte That thun könne? Ich glaube es nicht; denn ich habe nie an ihr geſehen, was nicht einem züchtigen und ehrbaren Weibe zieme. Aber warum, und zu was Ende hätten mir es denn die Zegris angezeigt? Entdeckten ſie mir es nicht als das gröſte Geheimniß? Wohlan, wenn dieß alſo iſt, beym allmächtigen Alba, ſo ſollen die Abencerragen und die Königin ſterben!

Mit dieſen und andern verſchiedenen Gedanken verbrachte der König die ganze Nacht, ohne daß er ſchlafen konnte, bis Morgens früh er aufſtund und herausgieng in ſeinen königlichen Palaſt. Da fand er viele Ritter, die ſchon ſeiner warteten; nemlich alle Zegris, Gomelen und Mazas, und unter ihnen auch die Verräther. Alle ſtiegen von ihren Sitzen auf, verbeugten ſich tief vor dem Könige und wünſchten ihm einen guten Tag. Während dieſem kam ein Schildknap herein und meldete dem Könige, daß vergangene Nacht der Feldherr Muza mit den Rittern Abencerragen aus der Vega *) wieder zurückgekommen, wo ſie mit den Chriſten geſchlagen, und zwoo Fahnen und mehr als dreyzig Köpfe erbeutet hätten. Der König ſtellte ſich, als freue er ſich darob gar ſehr, blieb aber heimlich doch bey ſeinem Entſchluſſe, rufte den Verräther Zegri beyſeite, und befohl ihm ſogleich, dreyzig wohlbewaffnete Ritter in den Hof der Löwen **) zu ſtellen; auch einen Henker nebſt allem

---

*) Die Vega iſt das große ſchöne Thal von Granada, welches von der Stadt an 4 Stunden lang, und an manchen Orten eben ſo breit iſt.

) Der Hof der Löwen, El quarto de los Leones, iſt einer von den inneren Höfen des alten königlichen Palaſtes in dem Alhambra. Plüer giebt in ſeinen allem übrigen nöthigen in Bereitſchaft zu halten. Der Zegri gieng ſogleich fort aus dem königlichen Palaſte und vollführte, was ihm der König befohlen hatte. Als nun alles bereit, und dem Könige gemeldet war: begab er ſich hin in den Hof der Löwen, wo er den Verräther Zegri mit dreyzig wohlbewaffneten Rittern von den Zegris und Gomelen, nebſt einem Henker, fand. Sogleich ſandte er hin und ließ durch einen ſeiner Pagen den Abencarrax, ſeinen Alguazil-Major, rufen. Der Page gieng hin und forderte ihn im Namen des Königes auf die Burg. Abencarrax kam; und als er in den Hof der Löwen trat, legten ſie Hand an ihn, ohne daß er widerſtehen konnte, und augenblicks wurde er in einem großen alabaſternen Becken enthauptet. Eben ſo ward gefordert **Albinhamad, den man des Ehe-

ſeinen Reiſen durch Spanien S. 323. folgende Nachricht davon: „Der alte mauriſche Palaſt in dem Alhambra hat zween innere Höfe. Den einen heißt man den Hof der Löwen; denn mitten in ſelbigem ſteht eine Waſſerkunſt von zwölf alabaſternen Löwen im Kreiſe, welche ſonſt Waſſer ſpien; ſie iſt aber jetzt nicht mehr im Gange. Um dieſen Hof geht eine Colonnade kleiner alabaſterner Säulen, nach mauriſcher Art, ohne Fußgeſtell und faſt von gleicher Dicke oben und unten. Hier zeigt man den Saal, wo die Abencerragen hingerichtet worden; und weil in den Steinen der Treppe des Saals nach dem Hofe zu, einige röthliche Flecken zu ſehen ſind, ſo will man ſolche als Merkmale des vergoßnen Blutes angeben.

Ehebruchs mit der Königin beſchuldigt hatte, und wie jener enthauptet. Auf dieſe Weiſe wurden ſechsunddreyzig der vornehmſten und edelſten Ritter von den Abencerragen in Granada, einer nach dem andern, enthauptet, ohne daß jemand etwas davon erfuhr. Es würde auch allen ſo gegangen und keiner davon übriggeblieben ſeyn, wenn nicht unſer Herr Gott über ſie gewaltet *) und wegen ihrer Tapferkeit und guten Thaten verhindert hätte, daß ſie ſo ſchändlich umkämen; denn ſie waren große Freunde der Chriſten, und hatten immer viele gute Werke gethan. Ja, Einige, die zugegen waren, als ſie enthauptet wurden, wollen ſogar ſagen: ſie ſeyen als Chriſten geſtorben, und hätten Chriſtum den Gekreuzigten angerufen, daß er ihnen in dieſer letzten Todesnoth beyſtehen und gnädig ſeyn wolle. So ſagte man wenigſtens nachher.

Kurz, Gott wollte nicht zulaſſen, daß ſolch eine Grauſamkeit weiter gehe; und da geſchahe es, daß von ungefähr ein kleiner Page von einem dieſer Abencerragen mit ſeinem Herrn hinein in

---

*) Aus dem ganzen Gange der Erzählung in den Guerras civ. de Granada, ſo wie aus dieſer Stelle beſonders, erhellet, daß der Verfaſſer ein zur chriſtlichen Religion übergegangner Mor ſeyn mußte; denn Partheygeiſt für die Chriſten und Liebe zu ſeinem Vaterlande, ſeiner Nation und ihren Sitten und Gebräuchen, kämpfen immer bey ihm miteinander.

den Palaſt gieng, ohne daß es jemand bemerkte. Da nun dieſer ſahe, daß ſie ſeinen Herrn enthaupteten, und alle die andern Ritter, die er wohl kannte, auch ſchon enthauptet da lagen, ward ihm angſt und weh; und da man das Thor öffnete, einen andern Ritter zu rufen, wiſchte er unverſehens mit hinaus. Voller Furcht und den Tod ſeines lieben Herrn beweinend, begegnete er hart an dem Brunnen des Alhambra, wo jetzt die Alameda *) iſt, dem Ritter Malique Alabez, der mit dem Abenamar und Sarazino hinauf auf den Alhambra gehen wollte, den König zu ſprechen. Da nun der Page zu ihnen kam, fieng er weinend und zitternd an: ach! beym heiligen Alha, gehet keinen Schritt weiter, Ihr Herren Ritter, wenn Ihr nicht augenblicklich des Todtes ſterben wollt. Wie ſo, Knabe? verſetzte Alabez. Ihr ſollt wiſſen, Herr, ſprach der Page, daß oben in dem Hofe der Löwen eine große Menge enthaupteter Ritter liegen, lauter Abencerragen, und mein Herr unter ihnen. Ich habe ihn enthaupten ſehen; denn ich war mit ihm hineingegangen, und kein Menſch hatte auf mich Acht, weil's der heilge Alha ſo haben wollte; und als ſie die heimliche Thür im Löwenhofe aufmachten, bin ich mit entwiſcht. Ach! um's heiligen Mahoma willen,

nehmt

---

*) Die Alameda iſt die belaubte Sommer-Promenade unter dem Alhambra, am Ufer des Genil-Fluſſes, außen vor der Stadt.

nehmt Euch in Acht, und denkt auf Eure Sicherheit dabey.

Ganz erſtaunt ſtunden die drey Moriſchen Ritter da, ſahen einander an, wußten nicht was ſie dazu ſagen, und ob ſie's glauben ſollten oder nicht. Endlich fieng Abenamar an: ich will des Todtes ſeyn, oder es gehet eine ſchreckliche Verrätherey vor, wenn dieß iſt. Aber wie ſollen wir das erfahren? ſprach Sarazino. Wie? das will ich Euch ſagen, verſetzte Alabez. Bleibt ihr beyden hier ſtehen, und ſeht ihr einen Ritter auf den Alhambra gehen, ſey es Abencerrage oder nicht, ſo haltet ihn auf und ſaget ihm, er ſoll ein wenig warten. Ich will indeſſen hin in den königlichen Palaſt und ſehen, was vorgeht, und werde flugs wieder bey euch ſeyn. Geleite dich Alha! ſprach Abenamar. Wir wollen hier warten.

Der Malique gieng in aller Haſt hinauf zum Alhambra, und unter dem Thore begegnete ihm beym Hineintreten des Königs Page, der in großer Eil herauskam. Der Malique fragte ihn: wohin ſo eilfertig? Ich ſoll einen Abencerragen Ritter rufen, verſetzte der Page. Wer ſchickt dich mit der Bothſchaft? fragte der Malique. Der König, mein Herr, verſetzte der Page. Haltet mich nicht auf: denn ich darf mich nicht verweilen. Wenn Ihr aber ein gutes Werk thun wollt, Herr Malique, ſo gehet hinab in die Stadt, und ſaget allen Abencerragen, die Ihr antrefft, daß ſie eiligſt aus Granada ausziehen: denn es ſchwebet ein großes Unglück über ihnen. Und als der Page dieß geſagt hatte, harrete er keinen Augenblick mehr, ſondern lief eiligſt hinab in die Stadt.

Der tapfere Malique Alabez, der nun genug wußte und ſicher war, daß ein großes Unglück im Werke ſey, kehrte flugs zum Sarazino und dem guten Abenamar um, und ſprach zu ihnen: meine Freunde, es iſt gewiß, daß man ein großes Unglück gegen die ſämmtlichen Abencerragen Ritter vorhat; denn der Page des Königes, den ihr vielleicht auch ſehr eilends habt vorbeylaufen ſehen, ſagte mir: ich ſollte allen Abencerragen, die ich nur antreffen könnte, melden, daß ſie ſich eiligſt aus der Stadt begäben, weil man ein großes Uebel gegen ſie vorhabe. Helfe mir Alha, ſprach Sarazino, ich will des Todes ſeyn, oder die Zegris ſind mit bey dieſer Verrätherey! Laßt uns geſchwind hineilen in die Stadt und allenthalben verkündigen, was vorgehet, damit einem ſo großen Unglücke noch in Zeiten geſteuert werde. Fort, laßt uns eilen! ſprach Abenamar; denn ich will nicht den Vorwurf haben, hierinn nachläßig geweſen zu ſeyn.

Dieß ſagend, giengen alle drey eiligſt zurück in die Stadt; und ehe ſie noch in die Gomelen Straße kamen, traſen ſie an den Feldherrn Muza mit mehr als zwanzig Abencerragen Rittern, von denen, die mit ihm gegen die Chriſten ausgezogen waren in die Vega, und nun hingehen wollten zum Könige, ihm Bericht zu geben von dieſem Zuge. Ritter, ſprach Alabez, als er ſie ſahe, ſetzet euch in Sicherheit, denn es gehet eine ſchreckliche Verrätherey mit euch vor, und der König hat mehr als dreyzig Ritter von Euerm Geſchlechte hinrichten laſſen. Die Abencerragen, ganz erſtaunt und betäubt darob, wußten nicht was ſie ſagen ſollten; endlich aber ſprach der tapfere Muza: ſo wahr ich Ritter bin! wenn eine Verrätherey vorgehet, ſo ſind auch gewiß die Zegris und Gomelen dabey; denn ich habe bemerkt, daß keiner von ihnen ſich in der Stadt ſehen läßt: alſo müſſen ſie gewiß alle auf dem Alhambra bey dem Könige ſeyn.

Mit dieſen Worten kehrte er um und ſprach: kommt alle mit mir; ich will Anſtalten in dieſer Noth treffen. Sogleich kehrten alle mit dem tapfern Muza in die Stadt zurück, und als ſie auf die Plaza nueva kamen: ließ Muza, da er Ober-Feldherr aller Kriegsvölker war, flugs einen Trompeter rufen, und befohl ihm auf der Stelle Lärm zu blaſen, damit das Heer ſich eiligſt verſammle. Der Trompeter that alſo, und da man es gleich in der ganzen Stadt hörte: ſo verſammleten ſich augenblicks die Hauptleute, welche die einzelnen Fähnlein führten, und eine große Menge Volks zu Pferd und zu Fuß. Es verſammleten

leten ſich auch viele edle Ritter von hohem Anſehen, und alle die Vornehmſten aus Granada. Nur die Zegris, die Gomelen und die Mazas fehlten, woraus ſie nun gewiß wurden, daß die Zegris bey dieſer Verrätherey mit wären. Als nun alles Volk verſammlet war, fieng der tapfere Malique Alabez, als wollte ſich ſein Herz nicht mehr im Leibe halten laſſen, mit lauter Stimme an: Edle Ritter, und tapfere Bürger von Granada, die Ihr hier gegenwärtig ſeyd, wiſſet, es gehet eine große Verrätherey vor; denn der König Chico hat einen großen Theil der Ritter Abencerragen enthaupten laſſen; und wäre die Verrätherey nicht durch Schickung des heiligen Alha entdeckt worden: ſo wäre itzt keiner mehr von ihnen am Leben. Laßt uns alle aufſtehen zur Rache! Wir wollen keinen König, der ein Tyrann iſt, und Ritter, die ſein Land vertheidigen, ſo ſchändlich hinrichtet.

Kaum hatte der Malique Alabez dieß geſagt: ſo hub der ganze Haufe des gemeinen Volks einen großen Tumult an. Sie ruften die ganze Stadt auf und ſchrien überlaut, daß es allenthalben wiederſchallte: Verrätherey! Verrätherey! Der König hat die Abencerragen Ritter umgebracht! Der König ſterbe! Sterben ſoll er; denn wir wollen keinen König, der ein Verräther iſt! Dieß Geſchrey und der verwirrte Lärmen lief durch ganz Granada mit einer teufeliſchen Wuth. Alle griffen flugs zu den Waffen, und liefen hinan zum Alhambra; und ehe man ſich's verſahe, waren mehr als vierzig tauſend bewaffnete Männer, Bürger, Handwerker, Kaufleute, Tagelöhner und andere Arten Volks beyſammen, daß es zum Wunder und Erſtaunen war, in ſo kurzer Zeit eine ſo ungeheure Menge Volks verſammlet zu ſehen; ohne die Reuterey, welche noch dazu kam; nemlich von den übriggebliebenen Abencerragen, deren mehr als zweyhundert Ritter waren, nebſt den Gazulen, Vanegas, Alabezen, Almoradis, Almohaden, Azarquen und allen übrigen von Granada. Wenn dieß angehet, ſchrien einige, ſo wird er ein andermal wieder dieß und jenes Geſchlecht der Uebriggebliebenen auch hinrichten. Es war ein ſo ſchreckliches Geſchrey und Lärmen und verwirrter Tumult, daß ganz Granada davon betäubt wurde, und man noch fern von der Stadt das Schreyen der Männer, das Wehklagen der Weiber und Heulen der Kinder hören konnte. Kurz, es war ein Lärmen, als ſollte die Welt untergehen, und ſo groß, daß man alles deutlich auf dem Alhambra hören konnte.

Der König, der gleich argwohnte, was es ſeyn möchte, ließ flugs voll Furcht die Thore des Alhambra ſchließen, war ſehr erſtaunt, wie dieß Geheimniß müſſe ausgekommen ſeyn, und befurchte, ihm ſey übel bey dieſer That gerathen worden. Nun ſtürmte die Menge Volks mit lautem Lärmen zum Alhambra hinauf, und ſchrie immer: es ſterbe der König! es ſterbe der König!

Da ſie nun die Thore geſperrt fanden, ſchrien ſie nach Feuer, um ſie zu verbrennen, welches auch geſchahe. An vier bis ſechs Orten legten ſie Feuer an den Alhambra, und ſchürten es mit ſolcher Wuth an, daß die Flammen ihn ſchon ergriffen. Der König Mulabazen, Vater des Königes Chico, als er den ſchrecklichen Tumult hörte und die Urſache davon erfuhr, ergrimmte er ſo ſehr über den König, ſeinen Sohn, daß er ihn wollte tödten laſſen. Er ließ ſogleich ein Nebenthor des Alhambra öffnen, um herauszugehen und den Tumult zu ſtillen. Aber kaum war es aufgethan, ſo drungen ſchon mehr als tauſend Menſchen hinein. Als ſie den alten König erblickten, umringten ſie ihn flugs, hoben ihn in die Höhe und rieſen aus: dieſer iſt unſer König, und kein Anderer! Es lebe der alte König Mulabazen! Da ſie ihn nun in gute Sicherheit gebracht hatten: drungen eine groſſe Menge Ritter und Fußvolk durch das Nebenthor hinein; es waren vornemlich Gazulern, Alabezen und Abencerragen, und des Fußvolks wohl mehr als hundert. Da der alte König dieß ſahe, ließ er ſchleunig das Nebenthor ſperren, und befohl Allen, die bey ihm blieben waren, es zu vertheidigen, damit kein noch größeres Unglück in dem Alhambra entſtehen möchte, als die, welche drinn waren, thun könnten. Aber dieſe Vorſicht war unnöthig; denn es war ſchon hinreichend Volk drinn, wohl hundert Alhambras zu zerſtören; in deſſen Gaſſen es ſchon herumlief und immer ſchrie: es ſterbe der König und die andern Verräther!

Mit dieſer Wuth kamen ſie endlich in den königlichen Pallaſt, wo ſie die Königin mit ihren Damen allein und halbtodt für Schrecken über dieſen großen Tumult fanden, davon ſie die Urſache noch nicht wußten. Alle fragten nach dem gottloſen Könige, und da ſagte ihnen Einer: er ſey im Hofe der Löwen. Sogleich ſtürzte der ganze Haufen Volks dahin, und fand die Thüren verſchloſſen und mit ſtarken Riegeln verſperrt; aber dieſe Verwahrung holf wenig; denn ſie ſchlugen ſie alsbald in Stücken und drungen hinein, trotz einer Menge Ritter von den Zegris, die drinn waren und den Eingang vertheidigen wollten. Als nun die edlen Abencerragen, Gazulen und Alabezen hindurchgedrungen waren, und in dem Hofe die blutige Schlachtbank und erſchreckliche Niederlage erblickten, welche der König unter den Abencerragen da angerichtet hatte, entſetzten ſie ſich darob; und wer kann die unſinnige Wuth und Rachgierde der noch übriggebliebenen Abencerragen und Aller, die ſie begleiteten, bey dieſem grauſamen Spectakel ausſprechen? Löwen können nicht ſo grimmig ſeyn, wie ſie. Mit brüllendem Zorne fielen ſie mehr als funfzig Ritter von den Zegris, Gomelen und Mazas, die ſich in dieſem großen Hofe befanden, den König Chico zu vertheidigen, an. Sterben ſollen die Verräther, die eine ſo verruchte That gerathen und gethan haben! ſchrieen ſie und hieben auf ſie ein. Die Zegris vertheidigten ſich ihrerſeits ſehr mannhaft; denn ſie waren wohlgewappnet und ſchon auf dieſen Fall gerüſtet. Aber alle ihre Vorſicht half ihnen nichts; denn ſie wurden auf der Stelle niedergehauen und mehr als zweyhundert Ritter von den Zegris, Gomelen und Mazas fielen in weniger als einer Stunde. Der Zorn der Angreifenden hatte keine Grenzen; ſie mordeten und verwundeten alles was ihnen von jenen vorkam. Hier war Lärmen und Zettergeſchrey; dort griff das Volk aus der Stadt an, und Alle ſchrien immer: es ſterbe der König mit den Verräthern! Die Niederlage, welche die Abencerragen, Alabezen und Gazulen, den Tod der Hingerichteten zu rächen, machten, war ſo groß und allgemein, daß von den Zegris, Gomelen und Mazas, welche da waren, kein einziger am Leben blieb. Der unglückliche König aber verbarg ſich, daß er nicht konnte gefunden werden.

Dieß gethan, nahmen ſie die durch Verrätherey hingerichteten Ritter, deren ſechs und dreyzig der vornehmſten und reichſten aus Granada waren, ſchafften ſie herab in die Stadt und legten ſie auf der Plaza nueva auf ſchwarze Tücher hin, damit die ganze Stadt ſie ſehen und von einem ſo grauſamen und traurigen Spectakel zum Mitleid bewegt werden möge. Die übrigen vom Volke aber lieſen im ganzen Alhambra herum und ſuchten den König mit ſolchem Aufruhr und Tumulte, daß die Thürme und Häuſer dieſer Burg hätten mögen untergehen, und alle umliegende Berge davon wiederſchallten. Nicht minder Lärm und Aufruhr als im Alhambra war unten in der Stadt. Alles Volk beweinte überhaupt die ermordeten Abencerragen, und hie und da wurden auch in vielen Häuſern die Zegris, Gomelen, Mazas und andere Ritter beweint, die in dem Sturme, da jene gerächt wurden, geblieben waren. Von dieſem unglücklichen Aufruhr, Kampf und Niederlage, ſagt nun dieſer Romanze, der alſo anhebt:

Romanze.

In den Thürmen des Alhambra
Tönet ſchrecklich Lärm und Schreyen;
In der edlen Stadt Granada
Hebt ſich an ein großes Weinen;
Denn ohn Urſach hat der König
Eines Tags enthaupten laſſen
Dreyzig ſechs Abencerragen,
Edel und von hohem Werthe,
Von den Zegris und Gomelen
Angeklagt des Hochverrathes.
Bitterlich weint drob Granada
Und empfindet hohe Schmerzen.

Denn verliehren ſolche Edlen
Iſt Verluſt ohn ſeines gleichen.
Männer, Weiber, Kinder weinen
Drob und ſind gar hochbetrübet.
Alle Damen, die Granada
In ſich faßt, ſieht man drum weinen.
Ueberall in Straßen, Fenſtern,
Sieht man Trauer nur erſcheinen.
Da iſt keine edle Dame,
Die nicht Trauer angeleget;
Da erſcheint kein edler Ritter,
Der nicht iſt in Schwarz gekleidet!
Leider hatten die Gomelen
Die Verrätherey geſponnen,
Und mit ihnen auch die Zegris,
Die die Bundsgenoſſen waren.
Und trug Einer in Granada
Trauer, ſo war's um die Todten,
Die, voll Wuth und tapfern Muthes
Die Gazulen, Alabezen,
Hatten in dem Löwen-Hofe
Kühn erſchlagen mit dem Schwerdte,
Die Verrätherey zu rächen.
Hätten ſie den König funden,
Auch den hätten ſie erſchlagen;
Weil er in ſo große Schandthat
Und Verrätherey gewilligt.

Um aber wieder auf die blutige und hartnäckige Empörung der Stadt Granada gegen den König Chico und ſeine Theilnehmer zu kommen: ſo muß man wiſſen, daß der tapfere Muza, als er den Alhambra in Brand ſtecken ſahe, eiligſt Mittel anwandte, die wüthenden Flammen zu löſchen. Da er nun erfuhr, daß der König Mulahazen, ſein Vater, das Nebenthor des Alhambra hatte öffnen laſſen: eilte er, von einem großen Trupp Rittern und Fußvolks begleitet, ſchnell hinzu. Als er dahinkam, fand er den König Mulahazen mit mehr als tauſend Rittern, die ihn bewachten und überlaut ſchrien: es lebe der König Mulahazen, den allein wir für unſern Herrn erkennen, und nicht den König Chico, der durch eine ſo große Verrätherey die Blume aller Granadiſchen Ritter hingerichtet und ermordet hat. Es lebe der König Mulahazen, mein Vater, weil ganz Granada es ſo will! ſprach Muza, und eben dieß riefen Alle, die mit ihm kamen, und giengen hinein in den Alhambra, und gerade in den königlichen Palaſt, den König aufzuſuchen, den ſie aber da nicht fanden. Sie wunderten ſich ſehr darob, und giengen ferner in den Hof der Löwen, wo ſie die große Niederlage der Zegris, Gomelen und Mazas, die durch die Hand der Abencerragen, Gazulen und Alabezen gefallen waren, erblickten. Als Muza dieß ſahe, ſprach er: wenn man an den Rittern Abencerragen eine ſo ſcheußliche Verrätherey begieng, ſo iſt ſie hier wohl gerächt worden; obgleich Verrätherey niemals vergolten werden noch Genugthuung geben kann. Da ihm nun dieſer Anblick wehe that, gieng er von dannen in das Zimmer der Königin, welche er angſtvoll und in Thränen mit allen ihren Damen fand; worunter auch die ſchöne Zelima war, welche Muza innigſt liebte.

Was iſt dieß, Freund Muza? ſprach die Königin zitternd zum Feldherrn. Was iſt dieß für ein Unglück, das durch die ganze Stadt und den Alhambra tönt, und von dem ich noch nichts begreifen kann? Es iſt des Königs Werk, ſprach Muza; des Königs, der ſeiner Pflicht vergeſſen, in eine abſcheuliche Verrätherey wider die Abencerragen Ritter, die ihm doch ſo große und treue Dienſte leiſteten, gewilligt hat. Zum Lohne dafür hat er heute ihrer mehr als dreyzig im Hofe der Löwen hinrichten laſſen. Dieß iſt die ſchöne That, welche heute der König, mein Bruder, Euer Gemahl, gethan oder wenigſtens zugelaſſen hat; durch die er ſich um das Reich bringt, und vielleicht itzt dieſen Augenblick in Gefahr iſt, das Leben zu verliehren; denn alles Volk von Granada, die Ritter ſowohl als die übrigen Stände, haben meinen Vater, den König Mulahazen, ſchon zu ihrem Herrn und König angenommen; und dieß iſt die Urſach des Lärmens und Aufruhrs, den Ihr höret.

Heiliger Alha! ſprach die Königin; geht dieß vor? O weh mir! Und indem ſie dieß ſprach, ſunk ſie ohnmächtig zur Erden in die Arme der ſchönen Galiana, Zelimas Schweſter. Alle Damen weinten bitterlich über dieſen traurigen Zufall und über ihre arme Königin in dieſem Unglück. Die ſchöne Haja und Zelima wurfen ſich dem tapfern Muza zu Füßen, und Zelima, als ſeine Herzgeliebte, ſprach zu ihm: Herr, ich werde nicht eher von Euern Füßen aufſtehen, bis Ihr mir verſprechet, es dahin zu bringen, daß die Ruhe wiederhergeſtellt werde, und der König, Euer Bruder, im Beſitze ſeines Reichs bleibe. Iſt er gleich um meinetwillen hart mit Euch umgegangen, ſo vergeltet ihm doch in ſolchem Falle nicht Böſes mit Böſem, ſondern mit Gutem, damit er dieſer edlen That gedenke und Euch hinfort in nichts mehr beleidige. Gewähret mir dieſe Bitte als eine beſondere Gnade. Die ſchöne Fatima, die Beyder Liebe wohl kannte, ſuchte ihn auch durch ihre dringenden Bitten dahin zu bewegen.

Der große Muza, der ſeine Sonne ſo zu ſeinen Füßen liegen ſahe, und neben ihr den lieblichen Mond, die ſchöne Haja, konnte ſich nicht entbrechen, ihnen ſein Wort zu geben, daß er den ganzen Aufruhr ſtillen und den König im Beſitze ſeines Reichs erhalten wolle. Darob freute ſich die ſchöne Zelima ſehr, und ergriff zum Danke dafür den edlen Muza bey der Hand und küßte ſie ihm; welches aber ſonſt keine Dame ſahe, außer die ſchöne Zaja; denn die andern waren alle beſchäftigt, das Geſicht der Königin mit Waſſer zu benetzen. Die Königin kam endlich wieder zu ſich ſelbſt, weinte ſehr, und Muza ſuchte ſie zu tröſten ſo gut er konnte. Da es aber ſchon ſpät war, nahm er Abſchied von ihr und ihren Damen, verließ den königlichen Palaſt, und gieng, um ſein Verſprechen zu erfüllen, hin zu dem Könige, ſeinem Vater, und ſprach zu ihm: Herr, gebiete, daß das Volk ſich beruhige, und Jeder die Waffen niederlege bey Verluſt des Lebens. Sogleich ließ es der König durch den königlichen Herold im ganzen Alhambra und durch die Stadt ausrufen, und Muza befohl als Feldherr dem Kriegsvolke, daß alle heimkehren ſollten zu ihren Häuſern, und Andere brachte er durch Bitten dazu. Auf dieſe Weiſe legte ſich ſchnell dieſer große Aufruhr, und alle beruhigten ſich vor der Hand, Einige mit dem Entſchluſſe, dem Mulahazen, Andere aber dem Könige Chico anzuhangen. In dieſer Abſicht ſchlugen ſich auch zum Muza alle die vornehmſten unpartheyiſchen Familien in der Stadt, die Alabezen, Benaragen, Langeten, Azarquen, Alariſen, Almohaden und viele andere große Herrn und Ritter von Granada. So ward nun alles beruhiget, und Muza bat Alle: ſie möchten ſeinem Bruder ihre Treue und Gehorſam nicht entziehen, wenn ſie Granada nicht wieder in die äußerſte Unruhe ſtürzen wollten. Sie ſollten bedenken,

denken, daß, wenn es nicht boshafte Ritter gegeben hätte, die den König zu einer ſo böſen That verleitet und ihm dazu gerathen hätten, dieß Unglück gewiß nicht geſchehen ſeyn würde. Alle Ritter gaben dem Muza ihr Ehrenwort, ſeinem Bruder, dem Könige, ihren Gehorſam nicht zu entziehen; ausgenommen die Abencerragen, Gazulen, Alabezen und Aldoradinen. Dieſe vier mächtigen und reichen Familien wollten durchaus nicht mehr dem Könige Chico Gehorſam leiſten, weil er einen ſo böſen, verrätheriſchen Rath angenommen und ausgeführet hätte.

Von dieſem verrätheriſchen böſen Rathe ſagt folgender, obgleich alter, doch guter Romanze alſo:

Romanze.

Sieh', es gehn Granader Ritter,
Moren all von edlem Blute,
Neidvoll hin zum König Chico,
Mit ihm insgeheim zu reden;
Großer Hochverrath beginnt!

Sagen, daß die Bencerragen,
Ein Geſchlecht berühmt und edel,
Wollen ihren König morden,
Und ihm Reich und Krone rauben;
Großer Hochverrath beginnt!

Und ſolch eine That zu wagen,
Hätten ſie von Männern, Weibern,
Kindern und von ganz Granada,
Gunſt und mächtge Unterſtützung.
Großer Hochverrath beginnt!

Selbſt die hochgeliebte, treue
Königin zeyht ihre Zunge;
Daß Albin den Bencerragen
Sie zum Buhlen ſich erkohren.
Großer Hochverrath beginnt!

So geht nun dieſer alte Romanze fort, und erzählt die ganze Geſchichte und Verrätherey, wie ich ſie hier geliefert habe; weil mich aber wichtigere Sachen erwarten, ſo führe ich ihn hier nicht ganz an.

Wir kehren zum tapfern Muza zurück, der ſich die gröſte Mühe gab, die aufgebrachten Gemüther der vornehmſten Ritter und des übrigen Volks zu beruhigen, und ſie wieder mit dem Könige Chico, ſeinem Bruder, auszuſöhnen. Viele folgten ihm auch, ausgenommen die obgedachten vier Geſchlechter, welche nichts mehr von dem Könige Chico wiſſen, ſondern dem Könige Mulahazen folgen wollten. Und ſo gab es von nun an in Granada immer große Zwiſte und Spaltungen zwiſchen den beyden Königen, Vater und Sohne, bis das Reich untergieng. Die Urſache aber, warum die Gazulen, Alabezen, Abencerragen und Aldoradinen nicht zu der Parthey des Königes **Chico** zurückkehren wollten, obgleich **Muza** ſehr daran arbeitete, war, weil ſie alle ſchon zuſammen beſchloſſen hatten, Chriſten zu werden und zum Könige **Ferdinand** überzugehen *), wie man weiterhin hören wird.

Da nun **Muza** ſahe, daß der gröſte Theil und beynahe die ganze Stadt beruhiget und zu ſeinem Willen gebracht war, daß der König **Chico**, wie zuvor, auf dem Throne bleiben ſollte, machte er Anſtalt ihn aufzuſuchen; denn als er den ſchrecklichen Aufruhr und Lärmen hörte, und die Abencerragen, Gazulen und Alabezen ſo grimmig in den Hof der Löwen einbrechen und die Zegris und Gomelen niederhauen ſahe, wagte er es nicht, dieſen unvermutheten Ueberfall auszuhalten, ſondern entwich durch eine geheime Thür aus dem königlichen Palaſte in den Hain des Alhambra. Mit ihm entflohen ungefähr funfzig Ritter von den Gomelen und Zegris, und unter ihnen auch die Häupter der Verrätherey, die ihm den

---

*) Dieß geſchah auch hernach, und ohne dieß würde Ferdinanden die Eroberung von Granada ſehr ſchwer worden ſeyn. „Von den beyden mächtigen Mauriſchen Häuſern Zegris und Abencerrages, deren beſondere Feindſeligkeiten den Umſturz des Reichs beförderten, ſind noch Nachkommen da. Die Zegris haben ihren Namen beybehalten, die Abencerrages ſind jetzt die Marggrafen von Campotejar.„ Plüers Reiſ. S. 326.

böſen Rath gegeben hatten. Er warf ſich mit ihnen in eine Moſchee auf dem Gipfel des Cerro del Sol, jetzt Cerro de Santa Helena genannt, verfluchte da ſein Unglück und den Tag ſeiner Geburt, und ſcholt den Zegri, der ihm zu dieſer Verrätherey gegen die Abencerragen gerathen hatte. Die verrätheriſchen Zegris und Gomelen aber beruhigten ihn und ſprachen: peinige und fürchte Dich nicht ſo ſehr, Herr; Du haſt wohl noch bey fünfhundert Zegris und eben ſo viel Gomelen auf Deiner Seite, die alle bereit ſind, für Dich zu ſterben. Der Rath, den wir Dir gegeben haben, war gut, wenn ihn nicht irgend ein Teufel, wer es nun war, entdeckt hätte.

Während dieſem ſahen ſie den Muza auf einem ſchönen Roſſe den Berg heraufkommen, und meldeten es dem Könige. Dieſer erſchrak heftig darob, und fragte ſogleich: kommt er als Freund oder Feind? Er kommt als Freund, ſagte ein Zegri; denn er iſt allein, und kommt ohne Zweifel nur Dich aufzuſuchen. Das gebe Alha, verſetzte der König, daß er in Frieden komme, und nicht, mir das Leben zu nehmen! Dieß ſagte der König, weil er ſich vor dem Muza wegen des Vorfalls mit der Zelima fürchtete. Zu dem Ende kommt er gewiß nicht, verſetzte ein Gomel, ſondern Dir vielmehr zu helfen und beyzuſtehen; denn es iſt ja Dein Bruder, Herr! Nun, gebe Alha, daß es ſo ſey, und daß ſich mein Gedanke irre! ſprach der König.

Indem kam Muza an, und fragte: ob der König da ſey? Man ſagte ihm: ja! Da ſtieg er ab von ſeinem Roſſe und gieng hinein in die Moſchee, wo er den König mit den Zegris und Gomelen beyſammen fand. Er machte ihm die gewöhnliche Verbeugung und Reverenz, und redete ihn alſo an: Gewiß, König von Granada, dießmal haſt Du ſehr unklug gehandelt, und nicht gethan, wie ein König thun ſoll. Geziemte es ſich, und war es weiſe gethan, ſolche Ritter enthaupten zu laſſen, wie Du thateſt; und eine ganze Stadt, wie Granada, in Rebellion zu bringen, da noch ein anderer König, Dein Vater, am Leben iſt, wider deſſen Willen Du ſchon Krone und Zepter genommen hatteſt? War es weiſe, Dich ſo in Gefahr zu ſtürzen, Reich und Leben zugleich zu verliehren? Gewiß, Bruder, dießmal ſaheſt Du nicht wie ein wahrer König, ſondern als ein Tyrann, und verdienteſt, auch ſchon darum, daß Du nur böſem Rathe Gehör gabeſt, daß Alle Dir den Gehorſam verſagten. Dieß iſt auch ſchon geſchehen. Nun wünſcht' ich aber wohl zu wiſſen, was für Urſach Dich bewog, eine ſolche Tyranney und Grauſamkeit auszuüben? War es eine gerechte, ſo konnteſt Du weit beſſer zu Werke gehen; denn waren die Abencerragen Verbrecher: ſo hat der König das Recht, jeden zu ſtrafen, je nachdem er es verdient, aber nicht ſo alle Welt in Aufruhr zu ſetzen!

Muza, mein Bruder, verſetzte der König, da Du mich um die Urſache meines ausgebrochenen Zornes fragſt, will ich Dir ſie in Beyſeyn dieſer Ritter entdecken. Wiſſe demnach, daß die Ritter Abencerragen beſchloſſen haben, mir Reich und Leben zu rauben, und auch überdieß noch der Abencerrage Albinhamad Hochverrath an mir begangen, ſintemal er mit meinem Gemahl, der Königin, Ehebruch getrieben und meine Ehre geraubt hat. Siehe nun, ob ich ſo große Bosheit und Verbrechen, die alle deutlich genug bewieſen und erhärtet ſind, mit Gedult ertragen konnte?

Muza, als er dieß hörte, wunderte ſich darob gar ſehr und ſprach: ich halte die Königin für kein Weib, die ſolch eine Uebelthat begehen kann; noch glaube ich, daß den Abencerragen Rittern dieß je in den Sinn gekommen iſt. Willſt Du dich deß verſichern, ſprach der König, ſo frage nur den Hamet Zegri, den Mahandin und den Mahandon, die hier ſtehen, drum; und ſie werden Dir von allem wahren Bericht geben. Alsbald erzählten die genannten Verräther dem tapfern Muza alles ſo, wie ſie es dem Könige hinterbracht hatten. Muza aber wollt' es nicht glauben, noch ſich deſſen überreden laſſen; denn er kannte die Königin als eine Dame von hohem Werth und voller Zucht und Tugend. Er antwortete ihnen alſo: Gewiß, Ihr Herren, ich glaube nicht, daß dem ſo ſey, noch daß irgend ein Ritter es wagen wolle, dieß als Wahrheit zu verfechten; denn ſo dem, der es behaupten will, zeyhe ich der ſchändlichſten Lügen, und erkläre ihn hiermit für ehrlos;

Und wir wollen es behaupten, ſprach Mahandon, und verfechten gegen jeden Ritter, oder ſoviel ihrer ſind, die es läugnen wollen. Darob gerieth Muza in hohen Zorn und ſprach: nun, beym Alha! ſo ſoll, zur Rettung der Ehre des Königes, meines Bruders, dieſe Sache und die der Abencerragen gerichtet werden durchs Recht. Ihr ſollt ſie verfechten mit euern Waffen, und entweder todt bleiben auf der Stelle, oder Euch ſelbſt auf dem Kampfplatze für Lügner erklären vor aller Welt. Und thät ich es nicht, um das Geſchäft, das ich unter den Händen habe, die allgemeine Ruhe wieder herzuſtellen, nicht zu unterbrechen: ſo gebe ich Euch mein Ehrenwort als Ritter und Königsſohn, ehe wir noch aus dieſer Moſchee herausgiengen, ſollte die Sache in's Reine gebracht, und eure verruchte Bosheit und Verrätherey Gotte und aller Welt offenbar werden. Aber was ich geſagt habe, hinderts.

Die Zegris begonnen darüber zu murren und in Hitze zu gerathen, und ſagten: ſie wären Ritter, die, was ſie geſagt, auch gegen vier andere gewaffnete Ritter auf dem Platze verfechten und ſie darob im Kampfe beſtehen wollten. Das wird ſich bald zeigen, ſprach Muza; kehrte ſich zum Könige und ſprach: komm mit mir auf den Alhambra; ich habe Alles beruhiget und den Aufruhr geſtillt; nur vier Geſchlechter der Ritter wollen Dir nicht mehr Gehorſam leiſten, ſondern dem Könige, deinem Vater. Laß nur etliche

Tage vergehen, und ich werde vielleicht Alles ſchlichten. Und Euch Zegris und Gomelen muß ich noch eins, und zwar dieß ſagen: ſind durch euch irgend vierzig bis funfzig Abencerragen umkommen, ſo haben dafür eurer Seits mehr als fünfhundert Zegris und Gomelen das Leben eingebüßt. Geht nun hin auf den Alhambra, und laßt eure Todten aus dem Hofe der Löwen wegſchaffen und begraben; denn ſo haben die Abencerragen mit ihren unſchuldig ermordeten Freunden ſchon gethan.

Hiermit gieng Muza aus der Moſchee, und der König, der ſich auf ſein Wort verließ, mit ihm. Sag mir, Muza, ſprach der König, wer gab dir die Nachricht, daß ich in dieſer Moſchee ſey? — Einer der dich dahin fliehen ſahe; verſetzte Muza.

Mit dieſen Worten giengen alle zuſammen vom Berge herab in den Alhambra. Die Zegris machten Anſtalt ihre Todten zu begraben, und ſchafften ſie herab in ihre Häuſer, unter Muza's und andrer Ritter Geleite, um Aufruhr zu verhüten. Und als die Todten beyderſeits begraben wurden, hörte man den ganzen Tag über in ganz Granada nichts als Weinen, Seufzen und Wehklagen.

Als der König, umringt von ſeiner Leibwache, wieder in den Alhambra kam, begab er ſich ſogleich in ſein Zimmer, und geboth, daß niemand den ganzen Tag über vor ihm komme; welches auch ſo ſtreng vollbracht ward, daß ſelbſt die Königin mit ihren Damen nicht einmal vortreten durfte, als ſie es begehrte. Die Königin begonn daraus Uebels zu argwöhnen, weil Sie dieſe neue Einſperrung des Königs nicht begreifen konnte; den Muza hatte ihr ausdrücklich durch einen ſeiner Pagen ſagen laſſen: Ihre Hoheit ſolle ruhig ſeyn, weil Alles geſchlichtet und der König nun ſicher ſeyn könne. Sie gieng hierauf traurig und gedankenvoll in ihr Zimmer zurück; denn ihr Herz ſagte ihr ſchon, was es wohl ſeyn möge.

So weit die Geſchichte von der abſcheulichen Verrätherey gegen die edlen Abencerragen, welche die Urſache von dem Untergange des Granadiſchen Reichs und dieſes ſo unglücklichen Volks wurde. Das folgende Kapitel enthält nun den großen feyerlichen Kampf der acht Ritter auf Leben und Tod, der die Schuld oder Unſchuld der Sultanin-Königin entſcheiden mußte; eins der größten Gemählde das ich kenne, und des göttlichen Pinſels des großen Rubens vollkommen würdig. Man ſollte glauben, die kleinliche Umſtändlichkeit und das erſtaunliche Detail, womit unſer Granader dieß große Bild, ſo wie alle in ſeiner Geſchichte, ausmahlt, thue ſeiner Würkung ſchaden; aber mitnichten; gerade dieß würkt eine wundernswürdige poetiſche Darſtellung, zaubert den Leſer auf den Kampfplatz hin, und giebt ihm die wärmſte Theilnehmung.

Ich habe völlig den geradlinigen Styl und die Holzſchnittartige Manier dieſer alten Moriſchen Chronik, (denn Chronik iſts immer) in dem hier gelieferten Fragmente, beybehalten, und nichts verbeſſern noch verſchönern wollen; denn ich bin ſehr der Meynung, daß man Werken dieſer Art durch Moderniſirungen gewaltig ſchadet, und faſt all ihr Verdienſt raubt.

In Plüers Reiſen iſt ein guter Grundriß, und in Braunii theatro urbium Tom. I. & V. ſtehen drey gute Proſpekte von Granada und dem Alhambra, die Hufnagel, der ſich drey Jahre lang daſelbſt aufhielt, in den Jahren 1563, 1564 und 1565, zeichnete, und deren man ſich bey dieſer Geſchichte, ihre Darſtellung zu erhöhen, bedienen kann. Sollte den Leſern dieß Fragment gefallen, und ſie das Uebrige der unterhaltenden Geſchichte der Bürgerkriege von Granada wünſchen, ſo werde ich dieſe Proſpekte dazu abſtechen laſſen und zugleich mit liefern.

VIII.

Proben

aus dem portugieſiſchen Dichter Luis de Camoens *).

Fragment

eines Briefs an den Herausgeber.

Als eine Probe der Manier des Camoens im Lyriſchen Fache, ſende ich Ihnen innliegende beyde Stücke. Nennen Sie ſie Uebertragung ins Teutſche, Paraphraſe oder Nachahmung — nur nicht Ueberſetzung im ſtrengſten Verſtande. Wer könnte ſo etwas wörtlich überſetzen, wo oft ſich die ganze Strophe — (und nicht ſelten noch eine oder zwoo der folgenden) auf einen einzigen Ausdruck bezieht, zu dem unſere Sprache kein Wort hat. Mich dünkt, der Ueberſetzer habe genug geliefert, wenn er den Sinn des Stücks in dem nemlichen Tone, und mit

---

*) Seine intereſſante Biographie, und ein Stück der berühmten Luſiade, werden im folgenden Bande erſcheinen.

mit einer dem Original ähnlichen Leichtigkeit vorträgt, und wenigſtens dem Leſer, ſoviel es ſich thun läßt, keine Haupt-Schönheit entwendet. Sollte es irgend jemand gefallen, eine Reihe von Gedanken, mit allem Zauber der Poeſie vorgetragen, in eine froſtige Proſa verwandelt zu ſehen, damit ihm ja kein Wort des Dichters entgehe — für den arbeite ein Anderer! Ich würde mir's zur Sünde rechnen, geputzte Schönen zu entkleiden und ſie mit Lumpen zu behängen; und das wäre hier doch der Fall. Aus dieſem Geſichtspunkte alſo, und aus keinem andern, möchten die beyden Stücke, die ich Ihnen zuſende, einigen Werth haben. Sie ſind aus der Menge ohne mühſame Wahl heraus genommen. In der Elegie bin ich oft dem Original von Zeile zu Zeile gefolgt; die Ode iſt, wie Sie finden werden, abgekürzt, und die zwey letzten Strophen ſind darum in etwas verändert, weil ich Ihnen frey bekenne, daß ich, den Gedanken des Dichters auszudrucken, kaum Worte, und noch weniger ſolche, die in das gewählte Sylbenmaas gepaßt hätten, finden konnte. Da indeſſen der Haupt- und ſchönſte Sinn dieſer Ode in den drey erſten Strophen liegt, und dieſe mit möglichſter Treue übertragen ſind, ſo mache ich mir aus der Vorenthaltung der andern um ſo weniger ein Gewiſſen, da ſolche im Grunde nur Fortſetzung und Wiederholung des ſchon in jenen enthaltenen Gedankens ſind u. ſ. w.

S. v. S.

An Beliſa.

Nach der dritten Elegie des Camoens, aus dem III. Theil ſeiner Werke.

Schöne Beliſa! du Troſt meiner Seele!
Einziger Born, der mein Leben erhält!
Thron, den die Liebe zum Sitz ſich beſtellt!

Grauſame! die du mit marternden Feſſeln
Jeden belegeſt, und keinen verſchonſt!
Immer verlangeſt und nimmer belohnſt:

O! wie betrügt deine Schönheit die Herzen,
Wenn du zu ſanfter Empfindung ſie weckſt,
Und doch in dir ſo viel Bosheit verſteckſt!

Und o! wie ſtrafſt du gefühlloſe Seelen,
Die du zu lieblicher Sanftheit bekehrſt,
Wenn du durch Launen ihr Leiden vermehrſt!

Dünkt es dir Sünde, ermattete Sclaven,
Die deine Güte, wär' auch ſie verſtellt,
Freudig am Ruder des Elends erhält.

Dünkt es dir Sünde, mit tröſtendem Wahne,
Für die ſo lang ſchon erduldete Quaal,
Auch nicht ſie täuſchen zu wollen einmal!

O! ſo iſt zweymal noch größer die Sünde,
Wenn du dem, den du im Stillen beklagſt,
Blos ihn zu quälen, die Liebe verſagſt.

Könnte dir der, der dich liebet, misfallen,
O! ſo entzeuch ihm dein reizend Geſicht,
Das deiner Härte ſo wenig entſpricht!

Denn du verkenneſt die Macht deiner Blicke,
Wenn du vielleicht aus Beſcheidenheit glaubſt,
Daß du nicht jeden der Ruhe beraubſt.

Zwar giebſt du jedem auch himmliſche Freuden!
Wo nur ein Lämpchen der Hoffnung verliſcht,
Wird gleich mit nährendem Oel es erfriſcht:

Aber mir brennt deſto ſtärker im Buſen
Nagender Eiferſucht tödtendes Gift,
Weil dieſes Loos mich mit andern nur trift.

Wenn ſolch ein nie unterbrochenes Leiden
Jemals auf deine Gunſt Anwartſchaft giebt,
Dann werd' ich ſicher einſt von dir geliebt.

Aber mir ahndet, es mache die Flamme,
Die mich, ſeit ich dir gehuldigt, verzehrt,
Dich nur noch kälter, jemehr ſie ſich mehrt.

Wählſt du Olympiſche Schönheit zum Muſter,
Wenn du die reineſte Lieb' in uns weckſt,
Was ſoll die Härte, mit der du mich ſchreckſt?

Wird denn die unüberwindliche Mauer,
Die mir entgegen dein Eigenſinn ſtellt,
Weder durch Bitten noch Stürmen gefällt?

Und ihr nie trocknende Ströme der Leiden!
Die ihr auf feindlichen Wogen mich wiegt,
Sind eure Quellen denn noch nicht verſiegt?

Lohnteſt du lieber vielleicht mit dem Tode,
Daß ich dir lebe — Was harreſt du doch?
Tiger! verſagſt du auch dieſen mir noch?

Laß dich erbitten, und wirf aus Erbarmen
Einmal den feindlichen Schleyer zurück,
Daß mich erquicke dein güldener Blick!

Bricht nicht die Sonne durch drohende Wolken?
Bändigt der Mond nicht der Finſterniß Macht?
Und ich ſoll trauern in ewiger Nacht.

Weinet Aurora, ſo wiſcht ihr die Thränen
Täglich der Morgen mit trinkendem Licht; —
Aber die meinigen trocknet er nicht!

Zwar wird die Quelle nicht lange mehr fließen,
Denn meiner Liebe verzehrende Glut
Füllt ſchon mein Auge mit kochendem Blut.

Doch ſollt' im Tod ich Erquickung nur finden —
Lief auch noch ſchneller mein Stundenglas ab —
Fänd' ich doch immer zu ſpät noch mein Grab!

Nicht, daß ich je dich zu rühren gedächte,
Noch, daß ich hoffte, die tödtende Qual
Könnte zum Mitleid dich bringen einmal;

Dieſes nicht; nur dir zum Troſt und zur Freude,
Wünſcht' ich, du müßteſt von jeglicher Pein,
Eh' ſich mein Auge ſchließt, Zeuginn noch ſeyn!

O! mögſt du niemals die Schmerzen erfahren,
Die meine traurige Seele verſpührt;
Wenn dich ein Jüngling zur Lieb' einſt verführt!

Darfſt du ſo viel ſchon von mir jetzt verlangen,
Da du ſo wenig, faſt gar nichts, mir giebſt,
Was wirſt du fodern von dem, den du liebſt?

Und wie will jemals, o Schönſte der Schönen!
Er dir vergelten, was du ihm gewährſt,
Wenn einſt Vergeltung du von ihm begehrſt?

Nimmermehr; — dürfte je einer ſich denken,
Daß ihm zu geben verbunden du ſeyſt,
Was du nur blos aus Erbarmen verleihſt:

O! ſo beſtraf ihn die ärgſte der Plagen,
Die du zu traurigem Sold mir geſetzt,
Weil gleichſam höher, als dich, er ſich ſchätzt.

Doch — wozu dient mirs, die andern zu richten?
Trügen ſie tauſendmal größere Schuld,
O! ſo gewönn ich doch nie deine Huld!

Hältſt du's für Mittel, geſund mich zu machen,
Daß du die Schaale des Todes mir reichſt,
Oder die Wunde mit Gift mir beſtreichſt, —

O! ſo bedien' dich der freundlichen Waffen!
Stoß' mir den Dolch in die klopfende Bruſt!
Sieh mich geneſen im Tode, mit Luſt.

Nur hoffe niemals die Flammen zu löſchen
Davon mir's ſchwerer fiel, mich zu befreyn,
Als es dir ſchwer iſt, nicht reizend zu ſeyn.

Sollten auch gleich meine Leiden ſich mehren,
Bleibt ihre Quelle mir dennoch ſo lieb,
Daß ich mich gern zu noch größern verſchrieb.

Und ſollt' ich endlich für Schmerzen erliegen,
O! ſo fänd auch noch den Tod ich ſo ſüß,
Daß ich wohl tauſendmal tödten mich ließ!

Eines zwar quälet mich — Wenn ich bedenke,
Daß, da ſo oft dir's zu ſiegen gelingt,
Solch' ein Triumph dir nicht Ruhm genug bringt;

Doch bleibt der Troſt mir auch: daß deinem Herzen
Immerhin rühmlich genug es noch iſt,
Wenn, obſchon kalt, es den Tod mit verſüßt.

Ode

nach dem Camoens.

An die Augen ſeiner Geliebten.

Kein ruhiger Morgen
Hebt ſchneller die Sorgen
Des wandernden Schiffers auf ſtürmiſchen Meer;
Kein Blinken der Sterne,
Aus heiterer Ferne,
Erfriſcht den geſunkenen Muth ihm ſo ſehr:
Als du mich erquickeſt,
Wenn nach mir du blickeſt,
Und alles ſo freundlich beſonneſt umher.

O! laß mich ihn ſaugen,
Den Stral deiner Augen!
Er macht meine bangende Seele geſund;
Die ſterbenden Matten,
Die traurigen Schatten,
Belebt er mit Blumen und mahlet ſie bunt;
Sogar auch die Plagen,
Die heimlich mich nagen,
Verſüßt er, und läßt mir kein Plätzchen nicht wund.

Oft dünkt meiner Seele
Zu klein, ihre Höhle,
Es wird ihr ſo wohl, wenn den Kerker ſie flieht!
Drum ſchwingt ſie mit Freuden,
Empor aus dem Leiden,
Sich nach deinem Auge, das an ſich ſie zieht.
So, wie man im Dunkeln,
Wo Lichter nur funkeln,
Den ſcherzenden Schmetterling freuen ſich ſieht.

Wie wirſt du mir theuer,
O Seele! wenn freyer
Alsdann in den Buſen zurück du mir kehrſt!
Und voll ihres Blickes,
Froh deines Geſchickes,
Mit labender ſüßer Errinn'rung dich nährſt;
Denn, ſänkſt du auch wieder
In Traurigkeit nieder,
So ſchickt' ich dich hin, bis geneſen du wärſt.

Könnt' doch nur mit Blicken
Ich auch dich beſtricken!
Wie würde mein Aug' ſich entzünden ſo leicht!
Wie wollt' ich dir mahlen,
Mit lieblichen Strahlen,
Den Ort, wo ſo ſelten mein Fuß dich erſchleicht!
Wie dort mich beſtreben,
Dir wiederzugeben,
Was je du mir Gutes und Liebes erzeigt!

IX.

Biographien.

Sollt' es meinen Leſern wohl mißbehagen, wenn ich ſie freundlich bey der Hand nehme, und, wenn wir eben nichts beſſeres zu thun haben, mit ihnen in die Hallen wandele, wo die Ehrendenkmale der Männer ſtehen, auf die Spanien und Portugal ſonſt ſtolz war, und noch iſt? Heroen jeder Art, deren Geiſt noch über ihrer Aſche ſchwebt; deren Bild mancher edle Jüngling mit klopfendem Herzen anblicken, und mit glühender Wange von ihnen hinweg zu That und Würkung gehen wird.

Geiſt der Nation erhellet überhaupt zwar weniger aus den Handlungen einzelner großer Männer, als aus dem Zuſammenfluß einer Menge ihrer weſentlichen einzelnen Dinge, Sitten, Gebräuche und Meynungen des großen Haufens. Wenn aber Handlungen großer Männer zu deutlich den Stempel ihres Volks tragen, und anders nicht als aus dieſem Grundzuge erklärbar ſind, dann haucht Nationalgeiſt zehnfach lebendig aus ihren Werken, und wird uns fühlbarer und kunder.

Faſt immer hatten große Männer, ſie mochten ſtehen an welchem Platze ſie wollten, Einfluß auf ihre Nation; entweder auf Staat, Kirche, Litteratur oder Sitten. Immer zeichnete ſich ihr Fußtritt wo ſie giengen; immer hatten ſie Jünger, und immer druckten ſie den Dingen, die ſie behandelten, ihren eignen Stempel auf. Nachrichten von ihrem Leben werden alſo in jeder dieſer Rückſichten höchſtwichtig; dem Geſchichtsforſcher, einzelne dunkle Staatsbegebenheiten zu berichtigen, aufzuklären und ihren geheimen Quellen nachzuſpühren; dem Litterator Aufklärungen im Reiche der Wiſſenſchaften, und dem Philoſophen, immer mehr Data und Materialien zur Geſchichte der Menſchheit zu ſammlen. Schade nur, daß uns immer von den großen Männern der Vorwelt, ſo wenig häusliche Anekdoten, ſo wenig kleine individuelle Züge, die den Menſchen verrathen, übrigblieben ſind! Da ſteht immer nur der große Staatsmann, oder der große Gelehrte; jener mit ſeinem ganzen Stammbaume und Enumeration ſeiner berühmten Staats-Operationen, und dieſer mit dem ganzen Catalog ſeiner gedruckten und ungedruckten Werke; aber kein Hauch davon, wie er in ſeinem Hauſe lebte? was für ein Freund, Gatte, Vater, Herr er war? was er als Menſch that und litt? Die elenden Sammler ſolcher Lebensläufe ſchämen ſich's ordentlich, daß ihre Helden auch Menſchen geweſen ſeyn ſollen; und ſo bleiben uns oft ſehr wichtige Handlungen von ihnen dunkel oder unbegreiflich, die uns durch ſolche Aufſchlüſſe ihres Charakters würden ſonnenklar geworden ſeyn.

Gerade dieß iſt das Uebel, worüber ich auf meinem Gange zu klagen habe. Spanien und Portugal hat von je her große Männer in jedem Fache gehabt; dieß zeigen ihre Werke und Spuren. Allein wie wenig gedeyhliche und ſichere Nachrichten oft von ihnen! Indeß, ich wills verſuchen, Trauben zu leſen von dieſen Dornen; will das Bildniß Eines nach dem Andern hier in meiner Pinakothek aufſtellen, und jedes Blümchen, das ich auf dieſem dürren Anger finden kann, brechen und in ſeinen Kranz binden. Ich will lieber unvollſtändig als untreu in dieſen Biographien ſeyn; denn was nützten meinen Leſern idealiſche Helden und Fantomen meiner Schöpfung? Wahrheit, ſeys auch noch ſo ein kleines Bruchſtückgen davon, iſt immer beſſer als, in eben der Sache, das ſchönſte lügenhafte Ganze.

In dieſem Artikel werden alſo Biographien großer und berühmter Männer beyder Nationen in jedem Fache, Regenten, Krieger, Staatsmänner, Gelehrten, Dichter, Künſtler u. ſ. w. miteinander abwechſeln. Ich werde die Quellen, aus denen ich ſchöpfe, allezeit ſorgfältig anzeigen. Und könnt' ich auch nichts weiter thun, als nur künftigen Biographen hier einzelne Nachrichten und Thatſachen aufſuchen und zuſammenſtellen, ſo glaub' ich doch nicht ganz verdienſtlos gearbeitet zu haben.

* * *

Lope Felix de Vega Carpio.

Gehe zuerſt hervor aus deinem Grabe, großer, herrlicher Lope de Vega! Du ſo oft mißgeſehen als mißverſtanden; ſo oft ſchwärmeriſch vergöttert als unſinnig getadelt. Pygmäen wollten dich meſſen, legten den Maasſtab ihrer Zwergenglieder an deinen Rieſenleib und fanden dich — regellos und ungeheur. Du lachteſt ihrer und giengſt deinen eignen urſprünglichen Gang fort. Natur, nicht Schule ſchuf deine Werke. Du wurfſt ſie von dir, ſo oft innerer Drang dich nöthigte, unbekümmert nach welcher Art und Kunſt!

Lope de Vega's Vaterſtadt war Madrid, und ſeine Eltern von gutem Adel aus derſelben. Felix de Vega, ſein Vater, war auch Dichter. Ob gut oder mittelmäßig, kann ich nicht ſagen, denn ich habe nie etwas von ihm geſehen; Lope lobt ihn aber in ſeinem Laurel de Apolo. Er wurde den 25 November 1562 geboren, lebte alſo gerade in der glänzendſten Periode des Spaniſchen Parnaſſes, und war Zeitgenoſſe von Cervantes, Quevedo, den beyden Argenſola, Calderon, und mehreren vortrefflichen Dichtern und witzigen Köpfen Spaniens.

Trug je ein Menſch den Dichter-Stempel, von der Hand der Natur aufgedrückt, ſichtbarlich an der Stirn, ſo war es Lope. Niemand, ſagt Antonio von ihm, hat je das Sprüchwort: ein Redner kann gemacht, ein Dichter aber muß gebohren werden, ſo wörtlich erfüllt als er. Faſt alles was er dachte und ſprach, war Vers, und beynahe hätte er fragen können, obs auch Proſa in der Welt gebe? Es iſt nicht Scherz, ſondern wahre Thatſache, daß er als Kind, noch nicht fünf Jahr alt, ſchon Verſe machte, die ihm, weil er noch nicht ſchreiben konnte, andere ältere Knaben in der Schule aufſchrieben, und er hernach gegen Bilder und andere Spielereyen an ſie vertauſchte. **Mein Genius**, ſagt er einmal von ſich ſelbſt, **lehrte mich von der Wiege an Verſe machen**; und in ſeinem Arte nuevo de hazer comedias en eſte tiempo: **ich ſchrieb im eilften und zwölften Jahre ſchon Comödien, von vier Akten und vier Bogen; denn jeder Akt machte nicht mehr als einen Bogen; weil man zwiſchen jedem damals noch ein Zwiſchenſpiel gab.** Außer dieſer wunderbaren Leichtigkeit ſeiner Verſification ließe ſich auch ſeine erſtaunende Fruchtbarkeit und Polygraphie, von der ich bald mehr ſagen werde, gar nicht begreiffen.

Mit dem Zauber-Talent, womit die Mutter Natur ihren Liebling ausgeſteuert hatte, thät unſer Lope nun Rieſenſchritte in allem was er begonn.

gonn. Poet von Natur, behagten ihm natürlich vor allen die Wiſſenſchaften, die ſeiner Imagination Nahrung gaben; und in ſeinem zwölften Jahre hatte er ſeine Humaniora ſchon völlig ſtudiert, und ſich noch eine Menge Fertigkeiten durch Leibesübungen erworben; konnte tanzen, fechten, zur Quitarre ſingen; kurz, er war ein vollkommner junger Cavallero.

Um dieſe Zeit ſturben ihm ſeine Eltern, die, wie aus den Umſtänden erhellet, nicht reich waren. Der junge verwaiſte Lope, dem ſie nichts hinterließen, hatte nicht, wo er ſein Haupt hinlegte, geſchweige denn, wovon er hätte leben können. Das Glück verließ ihn aber in dieſer Noth nicht, ſondern führte ihn zum Don Geronymo Manrique, Inquiſidor General und Biſchof von Avila, der ihn zu ſich ins Haus nahm. Wars aus Verwandſchafts-Pflicht oder bloßer Liebe zu Genie und Talenten, daß er ihn aufnahm, weiß ich nicht. So viel iſt aber gewiß, daß es Lope da mußte gut gegangen ſeyn; denn er machte zum Beweiße ſeiner Liebe, auf den Tod ſeines Wohlthäters, etliche Eclogen und das kleine Schäferſpiel: La Paſtoral de Jacinto. Die erſten Früchte, die ſeine Muſe der Welt gab, und die ſchon den daherſchreitenden Rieſen von ferne zeigten.

Lope de Vega gieng nun nach Alcala de Henares, und ſtudierte da die Philoſophie vier Jahre lang mit ſolchem Erfolg, daß es ihm keiner gleichthat. Er machte groſſes Aufſehen, und hätte leicht können ein Doctor admirabilis oder ſubtiliſſimus werden, wenn's ſeinem poetiſchen Kopfe um dieſe Stralenkrone wär zu thun geweſen. Vor der Hand war er mit den erſten Graden der philoſophiſchen Würden zufrieden, gieng nach Madrid zurück, und trat bey dem berühmten Duque de Alba als Sekretär in Dienſte; deſſen ganzes Vertrauen und Liebe er ſich erwarb. Dieß Glück wurde ihm aber bald durch den Tod des Herzogs entriſſen. Sein Andenken ſuchte er auch durch ſein Arcadia, einen ſehr angenehmen Schäfer-Roman in Proſa und Verſen, zu verewigen.

Von der geheimen Geſchichte des Herzens unſers Lope wiſſen wir weiter nichts, als daß er, ſeinen Liedern nach, ein höchſt zärtlicher Liebhaber ſeyn mußte. Zweymal war er verheyrathet; das erſtemal, nach des Herzogs von Alba Tode, mit Doña Iſabel de Urbina, einer Dame von guter Familie. In dieſer Ehe lebte er glücklich, bis ihn ein unangenehmer Zufall von ſeiner Gattin trennte. Ein boshafter Verläumder nemlich hatte nachtheilig von Lope geſprochen und ihn beleidigt. Gefühl von Ehre ſetzte unſers jungen Mannes Blut in Wallung. Es kam zum Zweykampfe. Lope verwundete darinn ſeinen Gegner tödtlich und mußte nach Valenzia entfliehen. Da brachte er einige Jahre zu, bis er nach ausgemachter Sache wieder zurück nach

Madrid, zu ſeiner geliebten Gattin, kommen konnte; die aber leider etliche Monate nach ſeiner Zurückkunſt ſtarb.

Dieß Unglück ſchlug den Mann, deſſen zärtliches Herz ſchon zuvor durch die lange Trennung von ſeiner Gattin ſehr gelitten hatte, vollends ganz nieder. Er verſunk in eine Art von Schwermuth, daraus er ſich zuletzt durch den halbverzweifelten Entſchluß, Kriegsmann zu werden, und auf der Flotte, die Philipp der Zweete unter dem Herzoge von Medina Sidonia gegen England ausrüſten ließ, Dienſte zu nehmen. Er gieng auch wirklich nach Cadix und Liſſabon, und ſchiffte ſich mit ſeinem Schwager Alferez de Marina ein. Bey dieſer unglücklichen Expedition im Jahr 1588 verlohr er ihn, ſtund ſelbſt viel aus, und kam müde und unzufrieden wieder heim. Um dieſe Zeit ohngefähr muß er ſeine Gatomachia geſchrieben, wie aus verſchiedenen Kennzeichen wahrſcheinlich wird; obgleich er ſie erſt 1634, ein Jahr vor ſeinem Tode, mit ſeinen Rimas del Licenciado Tome de Burgillos, herausgab.

Lope war erſt 26 Jahr alt, als er von der unglücklichen Expedition gegen England zurückkam, hatte ſchon manche Scene des Lebens ſchnell durchlaufen, und in der letzten den gehofften Lorbeer nicht gebrochen. Je raſcher das Feuer in dem jungen Manne lodert, deſto ſchneller verleidet ihn oft die erſte fehlgeſchlagene Erwartung das ganze Unternehmen, und deſto ſchneller ſpringt er ab. So auch Lope. Der junge, feurige Dichter konnte die Untreue des Kriegsglücks nicht ertragen, und brach lieber ganz mit Bellonen. Da er aber noch nicht reich genug war, für ſich zu leben, gieng er wieder als Sekretär bey den Marques de Malpica, und nicht lange darnach bey den Conde de Lemos, Vicekönig von Neapel, in Dienſte. Dieſer wahre Muſagete, der überhaupt Alles, was Genie und Talent hieß, hochſchätzte, liebte beſonders auch den vortrefflichen Cervantes; und höchſt wahrſcheinlich war's auch die Gunſt dieſes Protektors, die zwiſchen die beyden herrlichen Köpfe, Lope und Cervantes, ein wenig Eiferſucht ſäete; die zwar nie öffentlich und unanſtändig ausbrach, wovon aber doch beyden hie und da Züge in ihren Schriften entwiſchten.

Als Lope beym Conde de Lemos war, verheyrathete er ſich zum zweytenmale mit Doña Juana de Guardio, die von ſehr gutem Hauſe, und außerordentlich ſchön war. Mit dieſer zeugte er zwey Kinder; einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn ſtarb als Kind wieder; die Tochter, Doña Feliciana de Vega aber heyrathete einen gewiſſen Luis de Uſategui, der hernach auch ſeines Schwiegervaters hinterlaſſene Werke, unter dem Titel: la Vega del Parnaſo, herausgab. Lope genoß das Glück ſeiner zwooten Ehe auch nur kurze Zeit; denn ſeine Gattin ſtarb ihm, wie die erſte, da er ſie kaum einige wenige Jahre beſeſſen hatte.

Von der ganzen Periode aus Lope de Vega's Leben, nemlich von der Niederlegung ſeiner Kriegsdienſte an bis zu ſeinem Uebergange zur Kirche, ſind faſt gar keine Nachrichten da, die ſie in etwas helleres Licht ſetzen könnten. Sie muß ohngefähr zwanzig Jahre gedauert haben, und reich an Unruhen und Beſchwerlichkeiten geweſen ſeyn, weil ſie unſern Lope zu dem wichtigen Schritte, ſich der Kirche zu wiedmen und da Ruhe zu ſuchen, reif machen konnte.

Sey es Ekel für den drückenden Welt- und Staatsgeſchäften, und Sehnſucht nach Ruhe, oder Wunſch, ſein übriges Leben den Muſen ganz zu weyhen, was ihn dazu vermochte, kurz, Lope that den Schritt, wurde Geiſtlicher, empfieng zu Toledo die Prieſterweyhe, und trat in die Congregation des heil. Franciſcus. Dieſe Epoque fällt zwiſchen ſein 40 und 50ſtes Jahr, und von der Zeit geht die glänzendſte Periode von Lope's Leben an. Es konnte nicht fehlen, daß ein Mann von ſo großen Namen und Talenten auch in dieſer Laufbahn die ehrenvolleſten Schritte thun mußte. Er lebte am Hofe in vertrauter Freundſchaft mit Großen und Männern vom erſten Range; wurde als Dichter in Spanien und Italien allgemein geliebt, und von dem ſchwärmeriſchen Theile der Nation beynahe vergöttert; von großen Herren mit Gnadenbezeugungen überhäuft; von allen Fremden beſucht; ſeine Werke durchwanderten ſchon beyde Hemiſphären; ſein

Name war der Stempel des Schriftſteller-Ruhms, und Es de Lope, es iſt von Lope, zum Sprüchworte von jedem guten litterariſchen Produkte worden; er ſtund in Briefwechſel mit Päbſten, Prinzen, Cardinälen und andern großen und gelehrten Männern faſt durch ganz Europa; ſeine Vermögensumſtände hätten ſich gewaltig vergrößert; denn die jährlichen Renten ſeiner Pfründen trugen ihm 1500 Dukaten, und durch ſeine Schriften und Präſente großer Herren hatte er ſich auch beynahe 105000 Dukaten erworben; kurz, Lope war in der zwooten Hälfte ſeines Lebens ſo unbegränzt glücklich, als ein Dichter es auf Erden zu werden nur träumen kann. Er war kaum in die Congregacion de Sacerdotes naturales de Madrid getreten, ſo ward er auch gleich zum Capellan-Major davon gewählt. Er war auch Familiar des heil. Officii; eine auszeichnende Ehre, welche die Inquiſition in Spanien ertheilt. Pabſt Urban VIII; dieſer Gönner der Muſen, und ſelbſt Dichter, dem er ſeine Corona tragica de Maria Stuarda zugeeignet hatte, ſchrieb ihm eigenhändig den dankvollſten Brief, ſchickte ihm das Johanniterkreuz, und machte ihn zum Doctor der Theologie und Promotor Fiſcal der Apoſtoliſchen Cammer. Seines ausgebreiteten Briefwechſels mit auswärtigen Großen und Gelehrten habe ich ſchon erwähnt. Viele davon kamen ausdrücklich nach Madrid und an den Hof, blos ihn kennen zu lernen; man zeigte ihn allen Fremden als ein Wunder, und das Volk zog ihm auf der Straße nach, wie einem Heiligen, wenn er ausgieng.

Unbegreiflich iſts, daß Lope, ſo ein Wunder von Genie, Talenten und dichteriſcher Schöpfungskraft er auch war, bey dieſer Berühmtheit, dieſen Verbindungen, Zerſtreuungen, Amtsgeſchäften und andern Unternehmungen in ſeinem Leben, die alle doch Zeit koſteten, ſo unendlich viel ſchreiben konnte. Lope de Vega iſt der ungeheuerſte Polygraph unter allen Original-Schriftſtellern alter und neuerer Zeiten, aller mir bekannten Nationen. Man zählt mehr als funfzig Bände lyriſcher und proſaiſcher; und ſechs und zwanzig in Quart, dramatiſcher Werke, die in Druck erſchienen ſind. Eine ungeheure Menge, und doch iſts nicht die Hälfte aller ſeiner Arbeiten. Er ſagt ſelbſt in ſeiner Ecloga à Claudio, (die in ſeiner Vega del Parnaſo ſteht, die nach ſeinem Tode herauskam, und da wahrſcheinlich ſchon das meiſte gedruckt war, als er dieß ſchrieb), da er eben von ſeinem Leben und Schriften ſpricht:

> No es minima parte, aunque exceſo,
> de lo que eſta poreimprimir, lo impreſo.

„was von mir ſchon gedruckt, iſt, obſchon ungeheuer viel, doch nicht der kleinſte Theil von dem, was noch zu drucken wäre.„ Man rechnet 1800 Comödien und Trauerſpiele, und 400 Autos Sacramentales von ihm, die alle geſpielt worden; und nach ſeiner eignen Angabe, deren Wahrheit man aus keinem Grunde bezweifeln kann, kommen auf jeden Tag ſeines Lebens 5 Bogen. Nach dieſer Angabe hat der Herausgeber des Parnaſo Eſpañol berechnet, daß Lope 133225 Bogen, und nach Abzug ſeiner wenigen proſaiſchen Werke und Verhältniß der Anzahl Verſe, die auf einem Bogen Druck ſtehen können, 21316000 Verſe müſſe geſchrieben haben. Man begreifet ſchlechterdings nicht, wie ein Menſch, der ſo lebte wie Lope, eine Menge andrer Geſchäfte hatte, doch auch eſſen, trinken und ſchlafen mußte, in 73 Sonnen-Jahren dieß thun konnte.

Wahr iſt's, er arbeitete ſo erſtaunend ſchnell, als einer kaum ſchreiben konnte. Er ſchrieb Verſe, gereimte Verſe, die oft das Anſehen der mühſamſten Feile und Vollendung hatten, unabgeſetzt nach einander fort, und ſchneller als Proſa. Er gieng nie etwas wieder durch; ſtrich nie aus; wozu er auch ſelten Zeit hatte: denn ſeine dramatiſchen Werke, an denen er nie über drey Tage, oft auch nur einen einzigen arbeitete, riſſen ihm die Schauſpieler immer noch naß aus den Händen, und gaben ihm, gleich unbeſehen, die für jedes Stück von ihm ein für allemal accordirte Summe. Es de Lope! und nun galt es ſo ſicher wie eine gemünzte Dublone.

Lope's unumſchränkte Monarchie über das ſpaniſche Theater ſchuf natürlicherweiſe die heftigſten Partheyen; die eine, des Volks, der Schauſpieler, und der Eſelheerde ſeiner hirnloſen Nachahmer; und die andere, ſcheelſichtiger Dichterlinge und pedantiſcher Kritikaſter, die auf ihren Ariſtoteles und die drey Einheiten wie auf den chriſtlichen Glauben geſchworen hatten; überhaupt der gewöhnliche Haufe Malcontenten; unter welchem zwar auch einige gute Dichter waren, die durch Lope's Berühmtheit in Schatten geſetzt wurden, ſich aber immer edel dabey benahmen. Jene Parthey vergötterte ihn unſinnig, und ſchrie: Lope iſt ein Halbgott; alles was er macht, iſt Meiſterwerk und Geſetz fürs Theater; wer nicht ſchreibt wie er, iſt ein Stümper, ein Dummkopf; weg mit Zwange, weg mit allen Regeln! Regel iſt nur, was er macht! Natur, Natur her! Sey's welche es wolle, und Freyheit! Die andere Parthey ſchrie eben ſo ſchwärmeriſch, als müßte ſie pro aris et focis fechten: Lope iſt toll; er ſchreibt Comödien, und kennt entweder die Regeln des Drama gar nicht, oder tritt ſie wiſſentlich mit Füßen, bringt Ungeheuer aufs Theater, darinn man zugleich lacht und weint; er durchbricht alle Geſetze, Einheiten, Wahrſcheinlichkeit, Wohlſtand und gute Sitten; verderbt unſer Theater und Geſchmack in Grund; bringt Könige in die Comödie und Bauern ins Trauerſpiel; kurz, iſt regellos; hinweg, hinweg mit ihm! kreuzige! kreuzige!

Beyde Theile hatten Unrecht, und thaten der Sache viel zu viel, wie's bey Schwärmerey pro und contra immer geht. Wahr iſt's, wenn man den Ariſtoteliſchen und gewöhnlichen Poetiken-Maasſtab an Lope's dramatiſche Arbeiten legt, ſo gehn ſie mächtig von der Regel ab, ſind nichts weniger als ſchulgerecht, und ſtudierte Muſter zum Nachzeichnen für Anfänger. Aber welchen Original-Genie hat auch je die Schule gebildet, und welcher ſchuf nach ihren Geſetzen? Lope's feurige und überſchwenglich fruchtbare Imagination konnte und wollte ſich nicht durch magere Regeln feſſeln und in ihrem Adlerfluge aufhalten laſſen. In ſeinen Werken ſieht es aus wie in einem großen herrlichen Park; alles ſcheint da von der Hand der Natur gepflanzt, nichts iſt, was Gartenſchnur und Scheere verrieth. Freylich wächſt da auch manchmal ein Dornſtrauch, eine Neſſelſtaude, ein Unkraut, das ein feiner Stadtgärtner zwiſchen ſeinen Tulpen und Anemonen-Beeten nicht dulden würde. Aber dort, wer bemerkts? Nicht alſo Plan, Regel und Schnitt, ſondern Erfindungskraft, Charakterenzeichnung, Sitten-Malerey, Menſchenkenntniß, Sprache und Diction ſollte man bey Lope ſuchen, bewundern, und dann hätte man's auf beyden Seiten recht gemacht.

Ich habe vielen Grund zu glauben, daß mancherley Bedürfniſſe und die res angusta domi, die Lope in ſeinen jüngeren Jahren oft empfand, und die erſtaunende Leichtigkeit im Arbeiten, ihn zuerſt regellos machten. Das ſpaniſche Theater war, als er zu ſchreiben anfieng, faſt noch ganz roh; das Volk erhielt es, war an Poſſenſpiele gewöhnt, und wollte nichts anders ſehen, als wobey es ſich für ſein Geld ſatt lachen konnte; Schneider und Schuhflicker waren die furchtbaren Richter der Bühne, von deren Urtheil Leben und Todt eines Stücks, Glück und Unglück des Dichters und Principals abhieng. Der Dichter, der alſo dabey Brod ſuchen und ſein Glück machen wollte, mußte ſich nach dem Geſchmacke des groſſen Haufens richten, ſonſt zahlten ihm die Schauſpieler keinen Maravedi für ein Stück; und dieß mußte Lope Anfangs auch thun. Den Heerführer aber zu ſpielen, ſich zum Dictator der Bühne aufzuwerfen, die alten dramatiſchen Regeln vom Throne zu ſchmeißen und ſeine Manier dafür drauf zu ſetzen, fiel dem beſcheidnen Lope de Vega gar nicht ein. Man kann ſich, denk ich, nicht deutlicher erklären, als er es über die ganze Sache gethan hat.

Als nemlich das Geſchrey über Lope's Regelloſigkeit zu arg wurde, miſchte ſich die venerable Akademie zu Madrid, mit welchem Rechte weiß ich nicht, ins Spiel, forderte Rechenſchaft von ihm darüber, und legte ihm auf, ſich gegen die ihm gemachten Vorwürfe zu verantworten. Wahrſcheinlich mochten unter dieſen Vierzigern wohl auch manche Malcontenten ſeyn, die dieſen Schritt veranlaßten. Lope that es, und lieferte ihnen ſeine Apologie in Verſen, unter dem Titel:

Arte nuevo de hazer comedias en eſte tiempo; dirigido a la Academia de Madrid. *) Offenbar macht er ſich darinn, mit der feinſten Spötterey, über dieſe Herren luſtig, und verſichert ſie, daß er den geträumten Hochverrath am Parnaſſe gar nicht begehen wolle. „Die edlen Genien, „(ſo beginnt er,) die Blumen von Spanien, die „dieſe erhabene und hochberühmte Akademie vereint, befehlen mir eine Comödien-Kunſt nach „Volks-Geſchmack zu ſchreiben. Das Ding „ſieht leicht aus, und wär's auch wirklich für „jeden von Euch Herren, der minder Comödien „ſelbſt geſchrieben hat, aber deſto mehr von der „Kunſt, wie man ſie ſchreiben ſoll, verſteht. „Aber mir iſts nicht ſo; mir ſchadet, daß ich „ſchon welche ohne die Kunſt geſchrieben habe. „Nicht daß ich die Regeln nicht verſtünde. Nein, „ſchon da ich noch an der Grammatik kauete, und eh' „ich noch zehn Jahr alt war, hatt' ich die Bücher „geleſen, darinn ſie ſtehen. Sondern weil ich „endlich fand, daß man damals in unſerm lieben „Spanien Comödien machte, nicht nach dem „Sinn ihrer erſten Geſetzgeber, ſondern wie's „einem Haufen Sudler beliebte, die dem Volke „ihr Zeug vorſetzten, und ſich ſo in Gang und „Schwang gebracht hatten, daß einer, der hätte „welche nach Kunſt ſchreiben wollen, ſicher ohne

---

*) Neue Kunſt-Comödien zu dieſen Zeiten zu machen. An die Akademie zu Madrid gerichtet.

„Ruhm und Belohnung geſtorben wäre. Wahr iſt's, ich ſchrieb etliche nach Kunſt, und beobachtete Regeln, die damals Wenige kannten. Aber da ich den Augenblick wieder Ungeheuer voll Gaukeleyen erſcheinen ſah, denen das Volk und die Weiblein zuliefen, die dieſe Herrlichkeiten kanoniſirten, bin ich wieder zu dieſer Barbarey umgekehrt; und wenn ich izt alſo eine Comödie ſchreibe, lege ich die theuern Regeln wenigſtens unter ſechs Schlöſſer, und ſchaffe den Terenz und Plautus gleich aus meiner Studierſtube, daß ſie mir nicht die Ohren voll ſchreyen. 'Ich ſchreibe Comödien nach der Kunſt, die die erfanden, die nach dem Beyfalle des Volks haſchten; denn da ſie das Volk bezahlt, ſo iſt's auch billig, als Thor zu reden, um ihm Spas zu machen. — Es iſt mir leid genug, daß es ſo iſt, aber es iſt kein Mittelweg zwiſchen beyden Uebeln auszufinden; u. ſ. w.

Dieß iſt, denk ich, deutlich gnug geſagt, warum er ſo oft regelloſe Plane aufs Theater brachte. Anfangs aus Noth, und zuletzt war's ihm Manier worden. Mit Lope ſelbſt giengs auch noch: aber ſeine hirnloſen Nachahmer machten eigentlich den größten Unfug, und verderbten Alles. Ohne einen Funken von Lope's Genie und Schöpfungskraft zu haben, faßten ſie gerade, was an ihm Fehler war, ſeine Regelloſigkeit und Sünden wider das Coſtume, auf, dachten darinn läg der Talismann des Theater-Ruhms, und machten nun die ſcheußlichſten dramatiſchen Ungeheuer, die man ohne Ekel nicht anſehen konnte. Daher hatte Lope auch in dieſem Jahrhunderte noch Gegner, die ihn mit Partheygeiſte tadeln. Don Blas Antonio Naſſarre y Ferriz *), D. Ign. Luzan **), D. Greg. Mayans ***) und Velazquez ****), ſind die ſchärfſten darunter. Alle tadeln ihn, ſtechen ihm, dem Großen, unendliche Kleinigkeiten auf; keiner aber iſt ſo ehrlich und ſagt: Lope iſt groß, aber regellos; bewundert ihn, aber ahmt ihn nicht in Allem nach; ſtudiert ſeine Bilder, ſeine Charakteren, Sitten, Diction und leichte Manier, aber nicht Plan und Compoſition.

So viel von unſers Lope dramatiſchen Arbeiten, die bald Comödie, bald Trauerſpiel, bald beydes zugleich ſind; nun auch ein Wort von ſeinen übrigen Werken.

Es iſt faſt keine Art von Gedichten, in welcher nicht Lope de Vega auch gearbeitet hat. Ernſthafte und komiſche Epopee, Bukoliſches Gedicht, Ode, Elegie, Lehrgedicht, Sonnet und Sinngedicht, religiöſes Gedicht und ſcherzhaftes Lied, alles gehört unter ſein Gebieth, und in jeder

---

*) In der Vorrede zu Cervantes ocho comedias.

**) In ſeiner Poetik.

***) In Cervantes Leben.

****) In ſeiner Geſchichte der ſpaniſchen Dichtkunſt.

Gattung haben wir reichen Nachlaß von ihm. So ungleich dieſe auch an ſich ſind, ſo iſt doch keins ſeiner Werke, auch das unerheblichſte, nicht ganz mittelmäßig; und man wird gezwungen, den unerſchöpflichen Reichthum ſeiner ſchöpferiſchen Imagination zu bewundern.

Die Mannichfaltigkeit der Ausgaben ſeiner Werke, davon jede eine andere Anordnung hat, macht ein richtiges und vollſtändiges Verzeichniß ſeiner Schriften ſehr ſchwer, wonicht gar unmöglich. So enthält z. E. von ſeinen Comödien ein und ebenderſelbe Band der Madrider Ausgabe ganz andere Stücke als der von der Zaragozer oder Brüſſeler. Ich will es verſuchen weiter unten, nach Antonio, dem Parnaſo Eſpañol, und einem Verzeichniſſe davon, das der Buchhändler D. Pedr. Joſ. Alonſo y Padilla ſeiner Ausgabe der Dorotea 1736 angehängt hat, ſo vollſtändig als möglich zu liefern. Zuſammen wird ſie ſchwerlich eine Bibliothek von Europa beſitzen.

Lope de Vega war ein ſchöner Mann, lang, hager, wohlgemacht, etwas braun von Geſicht, aber voll Geiſt und Grazie; hatte eine große ſchöngeformte Naſe, ſehr lebhafte und liebliche Augen, und einen ſtarken ſchwarzen Bart. Er hatte vorzügliche Geſchicklichkeit in ſeinen Gliedern, und viel Leibesſtärke. Sein ganzes Leben hindurch war er vollkommen geſund; denn er hatte eine glückliche Organiſation und Miſchung der Säfte, und lebte ſehr ordentlich und mäßig.

Sein moraliſcher Charakter war edel und rein. Er war tugendhaft, ohne die geringſte Heucheley und Anmaßung; beſcheiden, gutherzig, und voll Menſchenliebe; freygebig und gefällig, beynahe zur Verſchwendung. Keins ſeiner Werke verräth Muthwillen und Jücken ſich an Andern zu reiben. Er that ſicher keinem wehe, der ihn nicht zuerſt angefallen hatte. Gegen die Armen war er ſo außerordentlich mild und wohlthätig, daß er in ſeinem Alter faſt ſein ganzes Vermögen an ſie wandte, und man nach ſeinem Tode, ob er gleich ein ſo vermögender Mann geweſen war, kaum für 6000 Dukaten an Werthe bey ihm fand.

Lope ſtarb den 25 Auguſt 1635, in ſeinem 73ſten Jahre. Wie ſehr er von einer großen Menge Menſchen aller Stände geliebt wurde, beweiſt ſein Tod, der eine allgemeine Bewegung am Hofe und im ganzen Reiche machte. Sein Leichenbegängniß, das der Duque de Seſa, ſein Mäcen, Freund und Teſtaments-Beſorger, auf eigne Koſten machte, geſchahe mit außerordentlichen Pomp und Prachte, und unter Zuſammenlauf einer ungeheuern Menge Menſchen. Er ward in dem Kirchſprengel San Sebaſtian begraben, und der Duque de Seſa ſelbſt, alle Grandes, Miniſter, Prälaten und Ritter giengen mit im Leichenkondukte. Es wurde ihm eine feyerliche

liche Novena, ſo prächtig als das Leichenbegängniß ſelbſt, gehalten, bey welcher die Königl. Kapelle die Muſik aufführte; und darauf folgten die Exequien an drey verſchiednen Tagen, an welchen drey Biſchöffe die Seelenmeſſen laſen, und drey der berühmteſten geiſtlichen Redner predigten. Lauter Beweiße, wie ſehr ihn die Nation liebte und verehrte. Juan Perez de Montalban, ſein Freund und Schüler, ſammlete alle dieſe Kennzeichen der allgemeinen Liebe gegen ihn, und gab ſie, nebſt Nachrichten von ſeinem Leben, in einem Bande unter dem Titel: Fama poſtuma à la vida y muerte del Doctor Frey *Lope Felix de Vega Carpio* &c. Madr. 1636 heraus. Nicht allein die Spaniſchen Muſen aber, ſondern auch die Italieniſchen beweinten Lope's Tod; denn es erſchien ihm zu Ehren 1636 zu Venedig ein ganzer Band Klage- und Trauergedichte, unter dem Titel: Eſſequie poëtiche, von den beſten damals lebenden Italieniſchen Dichtern.

Folgendes iſt nun der Catalog ſeiner gedruckten Werke, ſo vollſtändig als ich ihn liefern kann.

Verzeichniß
von Lope de Vega's gedruckten Werken.

I. Dramatiſche Schriften.

Comedias de Lope Felix de Vega Carpio. 4to. Fünf und zwanzig Bände, zu Madrid, Saragoza, Barcelona, Pamplona, Mallaga, Brüſſel und mehr Orten zu ſehr verſchiednen Jahren gedruckt. Man kann eigentlich keine die Original-Ausgabe nennen, weil faſt jede von der andern ſehr abgeht. Folgende Stücke ſind, nach Antonio, drinn enthalten, die man aber ſchwerlich irgendwo wird vergleichen können; weil die vollſtändige Sammlung dieſer 25 Bände eine groſſe Seltenheit in einer Bibliothek iſt.

Erſter Band.

Valenzia 1699.

1) Los donaires de Matico. 2) Carlos el perſeguido. 3) El cerco de Santa Fee. 4) Vida y muerte de Vamba. 5) La traicion bien acertada. 6) El hijo de Reduan. 7) Nacimiente de Urſo y Valentin. 8) El caſamiento en la muerte, y hechos de Bernardo del Carpio. 9) La Eſcolaſtica zeloſa. 10) La amiſtad pagada. 11) La Comedia del molino. 12) El teſtimonio vengado. Nebſt zwölf Loas.

Zwey-

Zweeter Band.

Madrid 1609.

1) La fuerza laſtimoſa. 2) La occaſion perdida. 3) El gallardo Catalan. 4) El Majorazgo dudoſo. 5) La Condeſa Matilde. 6) Los Benavides. 7) Los comendadores de Cordova. 8) La Bella malmarida. 9) Los tres diamantes. 10) La quinta de Florencia. 11) El padrino deſpoſado. 12) Las ferias de Madrid.

Dritter Band.

Madrid 1613.

1) Los hijos de Barbuda. 2) La adverſa fortuna del Cavallero del Eſpiritu Santo. 3) El eſpejo del mundo. 4) La noche Toledana. 5) La tragedia de Doña Ines de Caſtro. 6) Las mudanzas de ſortuna y ſuceſos de D. Beltran de Aragon. 7) La privanza y caida de D. Alvaro de Luna. 8) La proſpera fortuna del Cavallero del Eſpiritu Santo. 9) El eſclavo del demonio. 10) La proſpera fortuna de Ruy Lopez Davalos. 11) Vida y muerte del ſanto negro llamado Fr. Benedicto de Palermo. Nebſt drey Zwiſchenſpielen.

Vierter Band.

Madrid 1614.

1) Laura perſequida. 2) Nuevo mundo de Colon. 3) El aſalto de Maſtrique por el Principe de Parma. 4) Peribanez y el Comendador de Ocaña. 5) El Ginoves liberal. 6) Los torneos de Aragon. 7) La boda entre dos maridos. 8) El amigo por fuerza. 9) El galan caſtracho. 10) Los embuſtes de Celauro. 11) La ſee rompida. 12) El tyrano caſtigado.

Fünf-

Fünfter Band.

Madrid 1615.

1) Exemplo de caſadas, y prueva de la paciencia. 2) Las desgracias del Rey D. Alonſo. 3) Los ſiete Infantes de Lara. 4) El baſtardo de Ceuta. 5) La venganza honroſa. 6) & 7) Hermoſura de Rachel, primera y ſegunda parte. 8) El premio de las letras por el Rey D. Felipe. 9) La guarda cuidadoſa. 10) El loco cuerdo. 11) La rueda de la fortuna. 12) La enemiga favorable.

Sechſter Band.

Madrid 1615.

1) La batalla del honor. 2) La obediencia laureada y primer Carlos de Ungria. 3) El hombre de bien. 4) El ſervir con mala eſtrellá. 5) El cuerdo en ſu caſa. 6) La Reina Juana de Napoles. 7) El Duque de Viſeo. 8) El Secretario de ſi miſmo. 9) El llegar con ocaſion. 10) El teſtigo contra ſi. 11) El marmol de Feliſardo. 12) El mejor maeſtro el tiempo.

Siebenter Band.

Madrid 1617.

1) El villano en ſu rincon. 2) El caſtigo del diſcreto. 3) Las pobrezas de Reinaldos. 4) El Gran Duque de Moſcovia. 5) Las paces de los Reyes y judia de Toledo. 6) Los Porceles de Murcia. 7) La hermoſura aborrecida. 8) El primer Fajardo. 9) La viuda caſada y doncella. 10) El principe deſpeñado. 11) La Serrana de la Vera. 12) S. Iſidro de Madrid.

Achter Band.

Madrid 1617.

1) Deſpertar a quien duerme. 2) El anzuelo de Feniſa. 3) Los locos por el cielo. 4) El mas galan Portugues Duque

de Berganza. 5) El Argel fingido y renegado de amor. 6) El poſtrer Godo de Eſpaña. 7) La priſion ſin culpa. 8) El eſclavo de Roma. 9) La imperial de Othon. 10) El niño innocente de la guardia.

Neunter Band.

Madrid 1617.

1) La prueva de los ingenios. 2) La donzella Theodor. 3) El Hamete de Toledo. 4) El auſente en el lugar. 5) La niña de plata. 6) El animal de Ungria. 7) Del mal lo menos. 8) La hermoſa Alfreda. 9) Los Ponces de Barcelona. 10) La dama boba. 11) Los melindres de Beliſa.

Zehnter Band.

Madrid 1618.

1) El galan de la Membrilla. 2) La venganza venturoſa. 3) D. Lope de Cardona. 4) La humildad y la ſobervia. 5) El amante gradecido. 6) Los Guanches de Tenerife, y conquiſta de Canaria. 7) La octava maravilla. 8) El ſembrar en buena tierra. 9) Los Chaves de Villalva. 10) Juan de Dios y Anton Martin. 11) La burgaleſa de Lerma. 12) El poder vencido y amor premiado.

Eilfter Band.

Madrid 1618.

1) El perro del hortelano. 2) El azero de Madrid. 3) Las dos eſtrellas trocadas y ramilletes de Madrid. 4) Obras ſon amores. 5) Servir a ſeñor diſcreto. 6) El principe perfeto. 7) El amigo haſta la muerte. 8) La locura por la honra. 9) El mayordomo de la Duqueſa de Amalfi. 10) El arenal de Sevilla. 11) La fortuna merecida. 12) La Tragedia del Rey D. Sebaſtian, y bautiſmo del principe de Marruecos.

Zwölfter Band.

Madrid 1619.

1) Ello dira. 2) La ſortija del olvido. 3) Los enemigos en caſa. 4) La corteſia de Eſpaña. 5) Al paſar del arrojo. 6) Los hidalgos de la Aldea. 7) El marques de Mantua. 8) Las flores de Don Juan, y rico y pobro trocados. 9) Lo que ay que fias del mundo. 10) La firmeza en la desdicha. 11) La desdichada Eſtefania. 12) Fuente ovejuna.

Dreyzehnter Band.

Madrid 1620.

1) La Arcadia. 2) La halcon de Federico. 3) El remedio en la desdicha. 4) Los eſclavos libres. 5) El deſconfiado. 6) El Cardenal de Belen. 7) El Alcalde major. 8) Los locos de Valenzia. 9) Santiago el verde. 10) La Franceſilla. 11) El deſpoſorio encubierto. 12) Los Eſpañoles en Flandes.

Vierzehnter Band.

Madrid 1620.

1) Los amantes ſin amor. 2) La villana de Getafe. 3) La gallarda Toledana. 4) La corona merecida. 5) La viuda Valenciana. 6) El cavallero de Illeſcas. 7) Pedro carbonero. 8) El verdadero amante. 9) Las almenas de Toro. 10) El bobo del colegio. 11) El cuerdo loco. 12) La ingratitud vengada.

Funfzehnter Band.

Madrid 1621.

1) La mal caſada. 2) Querer la propria desdicha. 3) La vengadora de las mugeres. 4) El cavallero del Sacramento. 5) La ſanta Liga. 6) El favor agradecido. 7) La hermoſa Eſther. 8) El leal criado. 9) La buena guarda. 10) Hiſtoria de Tobias. 11) El ingrato arrepentido. 12) El Cavallero del milagro.

Sechszehnter Band.

Madrid 1622.

1) El premio de la hermoſura. 2) Adonis y Venus. 3) Los prados de Leon. 4) Mirad a quien alabais. 5) Las mugeres ſin hombres. 6) La fabula de Perſeo. 7) El laberinto de Creta. 8) La ſerrana de Tormes. 9) Las grandezas de Alexandro. 10) La Feliſarda. 11) La innocente Laura. 12) Lo fingido verdadero.

Siebzehnter Band.

Madrid 1621.

1) Con ſu pan ſe lo coma. 2) Quien mas no puede. 3) El ſoldado amante. 4) Muertos vivos. 5) El primer Rey de Caſtilla. 6) El Domine Lucas. 7) Lucinda perſeguida. 8) El ruiſeñor de Sevilla. 9) El ſol parado. 10) La madre de la mejor. 11) Jorge Toledano. 12) El hidalgo Abencerrage.

Achtzehnter Band.

Madrid 1623.

1) Segunda parte del principe perfeto. 2) La pobreza eſtimada. 3) El divino Africano. 4) La paſtoral de Jacinto. 5) El honrado hermano. 6) Capellan de la Virgen. 7) La piedad executada. 8) Las famoſas aſturianas. 9) La campana de Aragon. 10) El ruſtico del Cielo. 11) El valor de las mugeres.

Neunzehnter Band.

Madrid 1623.

1) De coſario a coſario. 2) Amor ſecreto haſta zelos. 3) La innocente ſangre. 4) El ſerafin humano. 5) El hijo de los leones. 6) El conde Fernan Gonzalez. 7) D. Juan de Caſtro primera, y 8) ſegunda parte. 9) La limpieza non manchada. 10) El vellocino de oro. 11) La mocedad de Roldan. 12) Carlos V. en Francia.

Zwan-

Zwanzigſter Band.

Madrid 1625.

1) La diſcreta venganza. 2) Lo cierto por lo dudoſo. 3) Pobréza nó es vileza. 4) Arauco domado. 5) La ventura ſin buſcalla. 6) El valiente Cespedes. 7) El hombre por ſu palabra. 8) Roma abraſada. 9) Virtud pobreza y muger. 10) El Rey ſin regno. 11) El mejor mozo de Eſpaña. 12) El marido mas firme.

Ein und zwanzigſter Band.

Madrid 1635.

1) La bella Aurora. 2) Ay verdades que en amor. 3) La boba para los otros y diſcreta para ſi. 4) La noche de S. Juan. 5) El caſtigo ſin venganza. 6) Los bandos de Sena. 7) El mejor Alcalde el Rey. 8) El premio del bien hablar. 9) La vitoria de la honrra. 10) El piadoſo Aragones. 11) Los Tellos de Meneſes. 12) Por la puente Juana. Dieſer Band erſchien, da Lope ſchon todt war.

Zwey und zwanzigſter Band.

Madrid 1635.

1) Quien todo lo quiere. 2) No ſon todos ruiſeñores. 3) Amar, ſervir y eſperar. 4) Vida de S. Pedro Nolaſco. 5) La primera informacion. 6) Nadie ſe conoce. 7) La mejor vitoria. 8) Amar ſin ſaber a quien. 9) Amor pleito y deſafio. 10) El labrador venturoſo. 11) Los trabajos de Jacob. 12) La carbonera.

Drey und zwanzigſter Band.

Madrid 1638.

1) Contra valor no ay deſdicha. 2) La batuecas del Duque de Alva. 3) Las quentas del gran Capitan. 4) El piadoſo Veneciano. 5) Porfiar haſta morir. 6) El robo de Dina. 7) El ſaber puede dañar. 8) La embidia de la nobleza. 9) Los pleitos de Inglaterra. 10) Los Palacios de Galiana. 11) Dios haze

Reyes. 12) El ſaber por no ſaber, y vida de S. Julian de Alcala de Henares.

Vier und zwanzigſter Band.

Madrid 1640.

1) El palacio confuſo. 2) El ingrato. 3) La tragedia por los Zelos. 4) El labrador venturoſo. 5) La primer culpa del hombre. 6) La deſpreciada querida. 7) La induſtria contra el poder y el honor contra la fuerza. 8) La porfia haſta el temor. 9) El juez de ſu miſma cauſa. 10) La cruz en la ſepultura. 11) El honrado con ſu ſangre. 12) El hijo ſin padre.

Derſelbe Band.

Zaragoza 1633.

1) La ley executada. 2) Selvas y bosques de Amor. 3) Examen de maridos. 4) El que diran. 5) Lo honrra por la muger. 6) El amor vandolero. 7) La major desgracia del Emp. Carlos V, y hechizera de Argel. 8) Veer y no creer. 9) Dineros ſon calidad. 10) De quando aca nos vino. 11) Amor, pleito y deſafio. 12) La mejor vitoria.

Fünf und zwanzigſter Band.

Zaragoza 1647.

1) La eſclava de ſu galan. 2) El deſprecio agradecido. 3) Aventuras de D. Juan de Alarcos. 4) El mejor impoſible. 5) La vitoria del Marques de Santa Cruz. 6) Los cautivos de Argel. 7) Caſtelvies y Monteſes. 8) De lo que à de ſer. 9) El ultimo Godo. 10) La necedad del diſcreto. 11) El juez en ſu cauſa. 12) Los embuſtes de fabia.

Außer dieſen 25 Bänden giebt es noch eine Menge einzeln gedruckter Stücke von ihm, und folgende acht, welche vielleicht ſeine beſten ſind, ſtehen in der Sammlung ſeiner nachgelaßnen Gedichte, die ſein Schwiegerſohn nach ſeinem Tode herausgab, und den Titel hat:

Vega del Parnaſo

Madrid 1637.

1) El guante de Doña Blanca. 2) La major virtud de un Rey. 3) Las bizarrias de Beliſa. 4) Porfiando vence amor. 5) El deſprecio agradecido. 6) El Amor enamorado. 7) La major victoria de Alemania. 8) Sino vieran la mugeres.

II. Metriſche und proſaiſch-metriſche Werke.

1) La Filomena. La Andromeda. La Tapada. Epiſtolas a diverſos. Novela de las fortunas de Diana.
2) Rimas humanas I Part. con el Arte de eſcrivir Comedias en eſte tiempo.
3) Segunda Parte de las Rimas humanas.
4) La Dragontea, o tercera Parte de las rimas humanas.
5) La hermoſura de Angelica.
6) Geruſalen conquiſtada. Epopeia tragica.
7) Corona Tragica, o Vida y muerte de la Sereniſſ. Reina de Eſcocia Maria Stuarda; al Urbano VIII.
8) La Circe con otras rimas y proſas.
9) El laurel de Apolo; con, La ſelva ſin amor; con otros verſos.
10) El robo de Proſerpina.
11) La Roſa blanca.
12) La Mañana de San Juan.
13) Catorze romances a la paſion de Chriſto N. S.
14) Sentimientos a los agravios de Chriſto.
15) La Virgen de la Almudena; poema hiſtorico.
16) Triumfos divinos; con otras rimas ſacras.
17) Iſidro; poema Caſtellano.
18) Rimas ſacras; I Parte.
19) Paſtores de Belen; proſa y verſos.
20) Relacion de fieſtas de Lerma; y Relacion de las fieſtas, que hizo Madrid a la Canonizacion de S. Iſidro.
21) Relacion de las fieſtas que Toledo hizo al nacimiento de D. Felipe IV; principe de las Eſpañas.
22) Triumfo de la fee en el Japon, los años de 1614 y 1615.
23) Quatro Soliloquios al arrepentimiento y converſion del pecador.
24) Fieſtas en Denia, al Rey D. Felipe III.
25) Diſcurſo ſobre la poeſia culta.
26) El peregrino en ſu patria.

27) Arcadia; proſa y verſos.
28) La Dorothea; Comedia en verſo y proſa.
29) Juſta poetica, en la Beatification de S. Iſidro; recopilada por Lop. d. Vega.
30) Rimas humanas y divinas del Licenciado Thomè de Burgillos; con
  La Gatomachia, poema epico burleſco.
31) Autos, Loas y Entremeſes.
32) Romancero eſpiritual.
33) Rimas varias.
34) La Vega del Parnaſo; obras poſthumas de Lope de Vega.

Dieſe ſchon oben bey den dramatiſchen Werken daſeweſene Sammlung muß hier nochmals, wegen der darinn befindlichen Eklogen und andern kleineren zum Theil Gelegenheitsgedichten, angeführt werden.

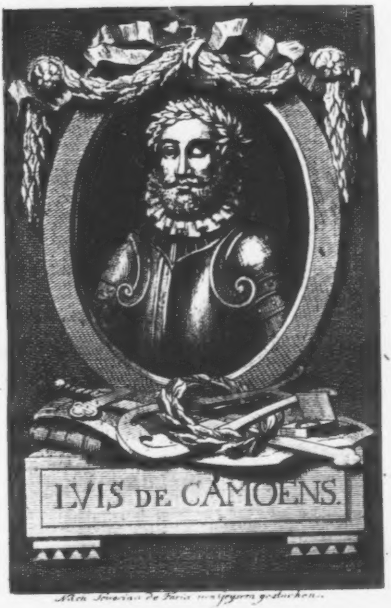
* * *

So viel von Lope de Vega, dem großen, bewunderns würdigen Genie. Sein Porträt vor dem Titel dieſes Bandes iſt nach dem im 3ten Bande des Parnaſo Eſpañol, von Manuel Salvador Carmona, einem ſehr guten jetzt in Spanien lebenden Künſtler, geſtochen, und aller Wahrſcheinlichkeit nach ſehr getreu. Die Quellen, welche ich bey dieſer Biographie benutzt habe, und benutzen konnte (denn Montalbans Fama poſtuma war mir durch einen Zufall verunglückt) ſind folgende.

D. Nicol. *Antonii* Bibliotheca Hiſpana.
Parnaſo Eſpañol. T. III.
La Poetica por D. *Ignazio Luzan.*
Ocho comedias y Entremeſes de *Mig. de Cervantes Saavedra.*
Vida de M. de Cervantes Saavedra, por D. *Gregorio Mayans y Siscar.*
Velazquez, Origenes da la Poeſia Caſtellana.
La Dorotea de Lope de Vega; edit. de D. *Pedro Joſ. Alonſo y Padilla*, Madrid 1736. und einige andere von Lope de Vega's Werken mehr.

Ende des erſten Bandes.

[illegible]


LVIS DE CAMOENS.

Nach Severim de Faria verjüngert gestochen.

Magazin

der

Spaniſchen und Portugiſiſchen

Literatur;

herausgegeben

von

F. J. Bertuch.

Zweeter Band,

mit Camoens Portrait und einer Charte.

Preiß 1 Rthlr.

Weimar 1780,
In der Hoffmanniſchen Buchhandlung.

Nachricht
an den Buchbinder.

Das Porträt wird vor dem Titel, und die Charte zu S. 256 gebunden.

* * *

Innhalt
des zweeten Bandes.

I. Leben des Gran Tacaño; von Quevedo. Seite 1

II. Erſter Geſang der Luſiade; von Camoens S. 247

I.

Geſchichte
des Gran Tacaño.

Oder

Leben und Thaten
des Erzſchalks.

Von

Quevedo.

Einleitung.

Unter allen Arten der National-Romanen, welche die Spanier haben, und deren nicht wenig ſind, hat der komiſche Roman, im Ganzen genommen, den meiſten Werth. Ihre beſten Köpfe, Quevedo, Cervantes, Hurtado de Mendoza, und andre haben in dieſem Fache gearbeitet, und bekanntlich nichts Schlechtes geliefert. Fehler, Narrheiten, verdorbene Sitten, und Laſter der Nation ſind darinne ſtets der Gegenſtand der Geißel. Faſt immer iſt der Picaro der Held der Geſchichte. Der Picaro, von dem die Spanier die fünf ſublimen, aber eben ſo unüberſetzlichen Gradationen, nach dem Maaße ſeiner Schurkerey, Picarillo, Picaro, Picaron, Picaronazo, Picarote, haben, iſt der Coquin, Filou, Chevalier d'induſtrie, Rogue, Highway-man, Schurke, Jauner, Beutelſchneider, Eiſenfreſſer, bis zum Banditen hinauf, alles in Einem. Alle Laſter und Verbrechen hat er mit jedem andern Verruchten gemein, nur Gegenwart des Geiſtes, ſich durch Liſt und eine unendliche Unverſchämtheit aus den größten Verlegenheiten herauszuwickeln, charakteriſiren ihn, und zeichnen ihn vor ſeinen edlen Brüdern ſehr merklich aus. Er ſtiehlt mit bonne grace, betrügt mit Delikateſſe, prellt mit Witze, und mordet aus lauter Gefühl von Ehre. Dieß iſt ohngefähr der Picaro, davon es in jeder groſen Stadt in Spanien die Menge giebt, und deſſen Bild keiner beſſer nach dem Leben gezeichnet hat, als Quevedo in folgendem kleinen komiſchen Romane, und Hurtado de Mendoza, in ſeinem Lazarillo de Tormes; den ich gelegentlich einmal auch liefern werde, weil er eine andere Gattung vom Picaro ſchildert.

Quevedo hat durch ſeinen Gran Tacaño der Nation einen ſehr heilſamen und großen Dienſt gethan;

denn er iſt für jeden ehrlichen Mann der beſte Pro
bier-Stein aller Betrüger, Blutſauger, Scheinheili
gen, und feinen Spitzbuben, unter welcher Maſke ſi
auch ſtecken mögen. Welch eine Menge Gemählde
nach dem Leben, von Volks-Sitten, National-Mey
nungen und Gebräuchen giebts da nicht! Freylich
nicht alle im ſuperfeinen und galanten Styl eines
Boucher oder Watteau, und Manches im Geſchmack
von Oſtade und Browe, aber gerade darum deſto
wahrer und treuer nach Natur gezeichnet. Aber we
billigt und verzeyht der Farce nicht gern einen Aus
druck oder ein Gemählde, das man im höheren
Trauerſpiel oder in der Epopee auszischen würde
Eben dieß Vorrecht hat der komiſche Roman. Wenn
er nur nichts enthält was wahre Ehrbarkeit und Tu
gend beleidiget; eine niedrige Scene, ein Porträt au
dem Zuchthauſe, ein Gemählde aus der Schenk
oder Zigeunerhütte erlaubt man ihm gern. Wah
iſt's wenigſtens, daß komiſche Romane dieſer Ar
jeder Nation unendlich mehr nutzen, als die weiner
lich empfindſamen, worinn ſpinnenfüßige Metha
phyſik der Gefühle, Liebe, Frömmeley, Leiden un
Klagen, in einen eckelſüßen Teig zuſammen geknete
Hönigkuchen daraus gebacken, und von unſern Jüng
lingen und Mägdlein begierig geſpeißt, jene zu win
ſelnden Memmen, oder Laffen, und dieſe zu abgeſchma
ten Närrinnen, oder nervenkranken Weibern machen
Pracktiſche Kenntniß der Welt und des Lebens komm
ſelten noch zeitig genug, daß der Kranke durch ſ
wieder geneſen kann.

Bey einer neueren Franzöſiſchen Ueberſetzung de
Gran Tacano, die unter den Titel Le Fin-Matois 177
erſchien, findet ſich noch eine Fortſetzung von 7 K
piteln, die der Ueberſetzer aus einem Manuſcripte g
zogen haben will. Aber außer dem, daß das Sp
niſche Original in keiner Ausgabe, deren ich ſech
vor mir habe, weiter geht, als ich ihn hier liefere, i
auch der ganze Ton ſo beſchaffen, daß man ſie unmög
lich für Quevedo's Arbeit halten kann.

Geſchichte
des
Gran Tacaño,
oder
Leben und Thaten des Erzſchalks.

Erſtes Kapitel.
Erzählt, wer und woher ich bin.

Ich bin aus Segovia, Señor! Mein Vater, Gott hab' ihn ſeelig! hieß Clemens Paul. und war eben daher. Seiner Profeßion nach war er, wie's jedermann hieß, ein Barbier; wiewohl er's aus Gefühl von Ehre immer nicht leiden wollte, wenn ſie ihn ſo nennten. Er wäre mit nichten ein Barbier, ſagte er, ſondern ein Scheerer der Wangen und Schneider der Bärte (*). Er ſoll von ſehr gutem Geſchlechte geweſen ſeyn: und nach ſeinem Trinken zu urtheilen, verdient die Sache Glauben.

(*) Tundidor de mexillas y Saſtre de barbas: ein Hieb den hier gelegentlich Quevedo dem damals graſſirenden, ecklen Eſtilo culto giebt.

Er war verehlichet mit Aldonza Saturno de Revollo, Tochter des Octavio de Revollo Codillo, und Enkelin des Lepido Ziuraconte. Man murmelte im Orte von ihr, daß ſie keine Alt-Chriſtin wäre; ob ſie gleich, wegen ihrer Voraltern Namen, behauptete, ſie ſtamme unmittelbar vom Römiſchen Triumvirate ab *). Sie ſahe ganz hübſch aus und war ſo berühmt, daß bey ihren Lebzeiten alle Reimſchmiede von Spanien Lieder auf ſie machten. Im Anfang ihrer Ehe und auch hernach mußte ſie viel leiden; denn böſe Zungen ſtreuten aus, mein Vater ließe ſich für's Geld Hörner aufſetzen **).

---

*) Octavius und Lepidus waren bekanntlich Triumviri. Quevedo ſticht damit auf die faſt allgemeine Eitelkeit der Spanier, daß jeder Lumpenhund von erlauchten Ahnen abſtammen will.

**) Im Orig. metia el *Dos de baſtos* por ſacar el *As de oros*: er ſetzte Stock-Zwey um Gold-As zu gewinnen. Dieß bezieht ſich auf die Figuren der Spaniſchen Spielkarten. Dieſe haben ſtatt der gewöhnlichen vier Farben der Franzöſiſchen Karten, vier anderen, nemlich:

Oros. Goldne Medaillen.
Baſtos. Stöcke oder Knittel mit Aeſten.
Eſpadas. Degen oder Schwerdte.
Copas. Goldne Becher.

Nun ſieht die Dos de baſtos oder Stock-Zwey ohngefähr ſo aus wie ein Paar gewaltig große Geweyhe mit vielen Enden, und As de Oros iſt ein großes Gold-Stück; und dieß erklärt die Metapher.

Man überführte ihn, daß allen ſeinen Bartkunden, während er ſie einſeifte, und ihr Geſicht über dem Bartbecken in die Höhe hielt, ein kleiner ſiebenjähriger Bruder von mir das Mark aus den Taſchen hohlte. Dieß Engelchen ſtarb von Peitſchenhieben, die es im Gefängniſſe bekam. Mein Vater bedauerte ihn ſehr, weil er allen das Herz zu ſtehlen wußte.

Dieſer und anderer Lumpereyen und Kleinigkeiten wegen, wurde er ſelbſt feſtgeſetzt; wiewohl er hernach, wie man mir erzählt hat, mit ſo viel Ehren aus dem Gefängniſſe kam, daß ihn zweyhundert Cardinäle *) begleiteten, ohne daß einer Eminenz hieß. Alle Damen, ſagt man, legten ſich an die Fenſter, um ihn zu ſehen, denn mein Vater machte jederzeit, zu Fuß und zu Pferde, eine gute Figur. Ich ſage das nicht aus Eitelkeit; denn jederman weiß, wie weit entfernt ich davon bin.

Meine Mutter hatte nachher weiter keine Verdrüßlichkeiten oder Anſtoß. Eine Alte, die mich erzog, lobte ſie einmal und ſagte mir dabey, ſie ſey ſo anmuthig und liebreizend geweſen, daß ſie alle bezauber-

---

*) Ein Wortſpiel mit dem Worte Cardenal, das im Spaniſchen ſowohl die blauen Flecken von empfangenen Schlägen, oder Striemen vom Staupenſchlag, als einen Cardinal bedeutet.

te, die mit ihr umgiengen. Nur ſagte ſie von ihr bey der Gelegenheit, ich weiß nicht was, von Kuppeln, welches ſie faſt in Gefahr geſetzt hätte, öffentlich befiedert zu werden *). Sie ſtand in dem Rufe, daß ſie ganz vortrefflich Jungfern wieder ausbeſſern, Haare auferwecken und graue bedecken könne. Einige nennten ſie daher nur die Nätherin der Launen und Neigungen; Andere die Einrichterin der verrenkten Liebſchaften; und zum Spottnamen, die Kupplerin und den Durchlauf aller Geldbeutel. Die lächelnde Miene, mit der ſie all das anhörte, machte ſie noch mehr bey Jedermann beliebt.

Ich will mich nicht aufhalten, die ſtrenge Buße zu erzählen, die ſie zu Hauſe that. Sie hatte ihr eignes Stübchen, in das ſie allein kam, (und manchmal ich; als einem kleinen Kinde war mirs erlaubt;) ganz mit Todtenköpfen tapeziert. Sie dienten ihr, ſagte ſie, zur Erinnerung an den Tod; Andere behaupteten aber aus

---

*) Die Strafe der Kuppler und Kupplerinnen in Spanien iſt, ſie auf einem Eſel durch die Gaßen zu führen, mit der Hälfte des Leibes bloß, mit Honig beſtrichen, und mit Federn beſtreut. Man ſetzet ihnen überdies eine Art papierner Mütze, in Geſtalt eines großen Zuckerhuts, oder einer Biſchofsmütze, auf, (worauf ſich das Wort Obiſpa, Biſchöffin, bezieht, welches Quevedo weiter unten den Schülern in den Mund legt,) auf welcher mit großen Buchſtaben ſtehet: Alcahuete oder Alcahueta, Kuppler oder Kupplerin.

aus Schmähſucht, ſie hätte ſie aus Liebe zum Leben. Ihr Bett war auf Stricken von Gehenkten gemacht. Mit dieſer Erinnerung, ſagte ſie zu mir, gebe ich allen, die ich liebe, den Rath, vorſichtig und behutſam zu leben, damit ſie vor jenen ſicher bleiben, und ihre Handlungen durch nicht das Geringſte verdächtig machen.

Es gab immer großen Zwiſt unter meinen Aeltern darüber, weſſen Stand und Profeßion ich erwählen ſollte. Aber ich, dem von Kindes-Beinen an immer der Cavallero im Kopfe ſteckte, hatte zu keinem von beyden Luſt. Mein Sohn, ſagte mein Vater zu mir: das Stehlen iſt kein Handwerk, ſondern eine freye Kunſt. Und nach einer Pauſe, und tiefgehohltem Seufzer, ſetzte er hinzu: wer nicht ſtiehlt in der Welt, kann nicht leben. Warum glaubſt du wohl, daß die Häſcher und Richter uns ſo haſſen? Bald verweiſen ſie uns des Landes; bald peitſchen ſie uns; bald beſchenken ſie uns mit einem Halsbande, obgleich weder unſer Namens- noch Geburtstag iſt *). Ich kann es nicht ohne Thränen ſagen, (der gute Alte weinte wie ein Kind, da er ſich erinnerte, wie oft ſie ihm die Ribben gewalkt hatten) denn ſie wollen nicht, daß, wo ſie ſind, andere Spitzbuben, als ſie und ihre Diener

---

*) Dieß bezieht ſich auf eine Gewohnheit die man in Spanien hat, den Kindern an ihrem Geburtstage ein Band um den Hals zu binden, woran ein Geldſtück oder dergl. hängt.

ſeyn ſollen; aber Liſt und Verſchlagenheit erlöſet uns von allem. In meiner Jugend gieng ich immer in den Kirchen umher, (und gewiß nicht als ein guter Chriſt); öfters würden ſie mich als Eſelsritter herumgeführt haben, wenn ich auf der Tortur geſungen hätte. Niemals beichtete ich, als wenn es die heilige Mutter Kirche befiehlt. Und ſo habe ich, nebſt meinem Amte, dadurch deine Mutter auf die ehrenvollſte Weiſe, wie ich gekonnt, erhalten. „Wie haſt du mich erhalten? ſchrie ſie voll Wuth; (denn es verdroß ſie, daß ich mich nicht auf ihre freye Kunſt, die Zauberey, legte). Habe ich dich nicht erhalten, und dich aus dem Gefängniſſe mit meiner Geſchicklichkeit gehohlt, und dich drinn mit meinem Gelde unterhalten? Wenn du nicht bekannteſt, geſchah es durch deinen Muth, oder durch meine Tränke, die ich dir gab? Dank ſey meinen Büchſen! Fürchtete ich nicht, auf der Gaſſe gehört zu werden; ſo wollt' ich dir ſagen, wie ich durch das Kamin hineinkam, und dich zum Dache hinaushohlte.“ Sie hätte gewiß noch mehr geſagt, ſo aufgebracht war ſie, wenn durch die ſtarke Bewegungen, die ſie machte, nicht ein Roſenkranz von Todtenzähnen, die ſie zur Ruhe gebracht hatte, aufgegangen wäre. Ich erklärte ihnen, daß ich entſchloſſen wäre, tugendhaft zu werden, und meinen guten Neigungen zu folgen. Sie möchten mich alſo in die Schule thun; weil ohne Leſen und Schreiben nichts anzufangen wäre.

Dieß gefiel ihnen ſchier, wiewohl ſie noch ein wenig unter einander brummten. Meine Mutter beſchäftigte ſich, die Zähne wieder anzureihen; und mein Vater gieng, einem, wie er ſagte, ich weiß nicht, ob den Bart, oder die Börſe, abzunehmen. Ich blieb allein, und dankte Gott, daß er mich zum Sohn ſo geſchickter und für mein Wohl ſo eifriger Aeltern gemacht hätte.

Zweytes Kapitel.

Wie ich in die Schule gieng, und was mir da begegnete.

Tags drauf war ſchon ein ABCBuch gekauft, und mit dem Schulmeiſter geſprochen. Ich gieng alſo in die Schule. Er empfieng mich ſehr aufgeräumt, und ſagte, ich hätte eine ſcharfſinnige und verſtändige Mine. Um ſeiner Meynung zu entſprechen, ſagte ich denſelben Morgen meine Lection ſehr wohl her. Der Schulmeiſter ſetzte mich neben ſich. Die mehreſten Tage kam ich über die Andern zu ſitzen, weil ich zuerſt kam, und zuletzt gieng, und einige Aufträge der Señora ausrichtete, (denn ſo hießen wir die Frau Schulmeiſterin.) Mit dergleichen Gefälligkeiten hatte ich ſie beide gewonnen. Sie begünſtigten mich über die Maaßen; und damit wuchs der Neid unter den übrigen Kleinen.

Vor allen hielt ich mich an die Junkern; und beſonders an einen Sohn des Don Alonſo Coronel de Zuñiga, mit dem ich immer das Verſperbrod zuſammenthat. Die Feſtage gieng ich zu ihm, und begleitete ihn alle Tage. Die andern, entweder weil ich nicht mit ihnen redte, oder weil ich mir zuviel herauszunehmen ſchien, gaben mir immer Beynamen, die ſich auf die Profeßion meines Vaters bezogen. Einige nennten mich Don Navaja (Scheermeſſer) andere Don Ventoſa (Schröpfkopf.) Einer ſagte, (um ſeinen Neid zu verſtecken), er haßte mich, weil meine Mutter ihm zwey kleine Schweſterchen des Nachts ausgeſaugt hätte *). Ein anderer ſagte, ſie hätten meinen Vater in ſein Haus kommen laſſen, um es von Ratten zu reinigen; darum nennten ſie ihn auch Kater **). Einige ſchrieen, Mian! Mian! wenn ich vorbey gieng; andere, Miez! Einer ſagte auch, ich habe ja zwoo Melonen nach ſeiner Mutter geworfen, wie ſie Biſchöffin ***) war. Endlich, wo ich nur gieng und ſtund, fehlte es mir nie, dem Himmel ſey Dank! an Schimpfnamen. Ob ich gleich böſe darüber war, ſo verſtellte ich mich doch, und litte alles; bis eines Tags ein Junge ſich erfrechte, hinter mir herzuſchreyen. Hurenſohn! Herrenſohn! Da er es nun ſo laut ſagte, (denn hätte er es ſachte geſagt, ſo hätt' es mich nicht verdroſſen,) nahm ich einen Stein, und warf ihm den an den Kopf. Ich lief zu meiner Mutter, daß ſie mich verſtecken ſollte, und erzählte ihr den ganzen Vorfall. Du haſt ſehr wohl gethan, ſagte ſie zu mir, du zeigſt recht, wer du biſt; nur hätteſt du ihn fragen ſollen, wer ihn das geſagt hat. Als ich das hörte, (da ich immer hohe Gedanken hatte,) wandt' ich mich zu ihr, und ſagte: es verdrüßt mich nur, Mutter, daß einige von denen, die dabey waren, zu mir ſagten: ich brauchte nicht darüber böſe zu werden; und ich frug ſie nicht, ob ſie meynten, weil's nur ein Kind wäre, das mich ſchimpfte. Ich bath ſie drauf, ſie möchte mir doch ſagen, Ob ich ihn mit Wahrheit hätte können Lügen ſtrafen? Ob viele die Zeche zu meiner Erzeugung mit bezahlt hätten, oder ob ich wirklich der Sohn meines Vaters wäre? Sie lächelte und ſagte: Zum Henker! verſtehſt du ſchon ſoviel? Du wirſt kein Tummkopf werden; du haſt Talente; du haſt ſchon recht gethan, daß du ihm ein Loch in den Kopf wurfeſt; denn ſolche Dinge, wenn ſie auch war wären, darf man doch nicht ſagen. Ich war wie todt über dieſe Antwort, und beſchloß, in wenig Tagen alles, was ich konnte, zuſammenpacken, und meines Vaters Haus zu verlaſſen. Soviel vermochte die Scham bey mir; doch verſtellte ich mich.

---

*) Das gemeine Volk in Spanien glaubt, daß die Hexen des Nachts kommen, den artigſten Kindern das Blut ausſaugen, und dadurch ihren Tod verurſachen. Eben dieß, was unſer Pöbel von den ſogenannten Vampiren glaubt.

**) Im Spaniſchen Gato, hat einen Doppelſinn, weil gato auch ein feiner Spitzbube heißt.

***) Iſt oben bereits erklärt, worauf ſich dieſe Benennung bezieht.

Mein Vater heilte den Jungen, beſänftigte ihn, und ich gieng wieder in die Schule. Der Schulmeiſter empfieng mich mit zornigem Geſichte, bis er die Urſach der Zanks vernahm. Denn ſobald er die Veranlaſſung hörte, die ich gehabt hatte, legte ſich ſein Unwille.

Während deſſen, beſuchte mich der Sohn des Don Alonſo de Zuñiga, Don Dingo beſtändig; weil er eine natürliche Liebe zu mir hatte; denn ich tauſchte mit ihm die Kreißel, wenn meine beſſer waren. Ich gab ihm von meinem Frühſtücke, und verlangte nichts von dem ſeinigen. Ich kaufte ihm Kupferſtiche; ich lehrte ihn ringen; ich ſpielte mit ihm Stierfechten, und unterhielt ihn beſtändig; ſo daß ſeine Aeltern, da ſie ſahen, wie ſehr ihn meiner Geſellſchaft beluſtigte, die meinigen baten, daß ſie mich mit ihm Mittags und Abends eſſen, und auch die mehreſten Tage bey ihm ſchlafen ließen.

Einſtmals, an einem der erſten Schultage nach Weyhnachten, kam ein Mann, Namens Pontius de Aguirro, der Rath ſeyn ſollte, durch die Straße.

Der kleine Don Diego ſagte zu mir: geſchwind, ſchimpf ihn Pontius Pilatus, und lauf fort. Ich that es, ihm zu Gefallen. Der Mann wurde ſo wüthend, daß er mit einem bloßen Meſſer hinter mir herlief, mich zu ermorden. Ich floh in des Schulmeiſters Haus. Er kam mit lautem Geſchrey, mir nach. Der Schulmeiſter nahm mich in Schutz, verſicherte mich, er ſollte mich nicht umbringen, und verſprach ihm, mich zu züchtigen. Und obgleich die Señora, wegen der Dienſte, die ich ihr that, für mich bat; ſo halfs doch nichts. Ich mußte die Hoſen herunterziehen, wurde derb gepeitſcht, und bey jedem Hiebe ſagte er: willſt du mir noch mehr ſagen, Pontius Pilatus? He? Ach nein! Señor! antwortete ich, ich wills nimmer, nimmer wieder thun! Und dieß antwortete ich ihm zweymal auf jeden Hieb, den er mir gab. Nun war ich ſo in Furcht und Schrecken, vor dem Pontius Pilatus Sagen, daß, als ich den folgenden Tag, das Gebet wie gewöhnlich herſagen mußte, und aus Credo kam, (man bemerke die unſchuldige Bosheit!) anſtatt, zu ſagen: Pontius Pilatus; fiel mir ein, daß ich nicht mehr Pilatus ſagen ſollte, und ſagte: gelitten unter Pontius de Aguirro. Den Schulmeiſter machte meine Einfalt und meine Furcht ſo mächtig lachen, daß er mich umarmte, und mir einen Freyzeddel auf die beyden erſtenmale verdienter Schläge gab. Damit war ich ſehr wohl zufrieden.

Die Zeit des Carnevals (um es kurz zu machen) kam. Der Schulmeiſter ſann auf eine Luſtbarkeit für ſeine Knaben, und befohl, einen Hahnenkönig *) zu machen. Zwölfe, die dazu ernennt waren, warfen das Loos, und es fiel auf mich. Ich meldete es meinen Aeltern, damit ſie mir Feyerkleider ſchaffen möchten.

Der Tag unſerer Prozeßion erſchien; und ich beſtieg ein haarſchlechtiges und trübſeliges Pferd, das mehr aus Mangel der Kräffte, als Höflichkeit Verbeugungen machte. Es hatte ein Creuz wie ein Affe, ganz ohne Schwanz, einen langen Cameel-Hals, nur ein Auge im Kopfe, und das war dottergelb. Man konnte ihm die Pönitenz, das Faſten, und die Betrügereyen ſeines Wärters anſehen. Auf dieſer Schindmähre nun, wankend von einer Seite zur andern, wie ein Phariſäer bey der Paßion **), zog ich über den Markt, und die übrigen Knaben alle geputzt hinter mir her. Mir ſchaudert noch, wenn ich daran gedenke. Da ich nun an die Tiſche der Kohlweiber kam, hilf Himmel! da ſchnappte meine hungrige Mähre einer einen Kohlkopf weg, und ließ ihn, mir nichts, dir nichts, in ſeine Kaldaunen hinabſpazieren. Das Kohlweib, das, wie alle ihres Gelichters, eine freche Dirne war, fieng an zu ſchreyen. Auf dieß Signal kamen gleich andere herbey, und mit ihnen noch etliche Schelmen und Lumpenhunde, die mit groſſen Runkeln, friſiſchen Rüben, Melonen und anderer ſolcher grünen Waare hinter den armen König her zu kanonieren anfiengen. Da ich ſahe, daß es eine Rübenſchlacht wurde, die man nicht zu Pferde liefern konnte; wollt' ich abſteigen. Aber indem bekam mein Pferd eine ſo ſchreckliche Runkel-Bombe an den Kopf, daß es ſich bäumte, und mit mir (mit Ehren zu melden) in ein Cloak fiel. Wie ich da ausſahe, kann man ſich vorſtellen. Schon hatten ſich meine Cameraden mit Steinen gerüſtet, warfen damit nach den Kohlweibern, und machten zweyen blutige Köpfe. Ich armer Teufel, der im Cloake lag, war indeſſen doch die Hauptperſon bey dem Streite. Die Juſtiz kam, und nahm die Kohlweiber und Knaben in Arreſt; viſitirte alle, die Waffen hatten, und nahm ſie ihnen; weil einige Dolche und andere kleine Degen zum Staate trugen. Sie kam auch zu mir; und da ſie nun ſahe, daß ich keine hatte; weil man mir ſie ſchon genommen, und mit Mantel und Hute, in ein

---

*) In dieſen Ferien pflegen die Schüler durchs Loos einen zu ihrem Anführer zu erwählen; und da man ihn an den Federbüſchen kennt, die er auf dem Kopfe trägt, ſo nennt man ihn den Hahnenkönig.

**) In den mehreſten Städten Spaniens wird am Charfreytage eine prächtige Proceßion gehalten, wo das ganze Leiden unſers Erlöſers bis an ſeinen Tod natürlich vorgeſtellt wird.

Haus getragen hatte, um trocken zu werden; ſo frug ſie, wie geſagt, nach meinen Waffen; worauf ich, ſo ſauber, wie ich war, antwortete: ich hätte keine andere, als Offenſiv-Waffen, gegen die Naſe.

Im Vorbeygehen will ich geſtehen, daß, da ſie anfiengen, mit Melonen, Rüben und dergleichen nach mir zu werfen, ich glaubte, weil ich Federn auf dem Hute hatte, ſie hielten mich irgends für meine Mutter, und würfen nach ihr, wie ſie ſonſten gethan hatten. In dieſen Gedanken ſchrie ich einfältiger Knabe: Ihr Leute, wenn ich gleich Federn trage, ſo bin ich doch nicht Aldonza Saturno de Revollo, meine Mutter! als wenn ſie es nicht an meinem Wuchſe und Geſichte geſehen hätten. Die Furcht, und ein ſo plötzlicher Unfall, entſchuldigen meinen einfältigen Streich.

Doch ich komme zu dem Alguazil zurück, der mich vorhatte. Der Kerl wollte mich gern ins Gefängniß ſchleppen, allein er ließ es bleiben, weil er nicht wußte, wo er mich anfaſſen ſollte; ſo war ich vom Kothe zugerichtet.

Einige giengen nun dahin, die Andern dorthin; und ich kam endlich auch von dem Platze nach Hauße, und marterte unterwegs alle Naſen, die ich antraf. Ich erzählte meinen Aeltern mein Unglück, und da ſie mich ſo zugerichtet ſahen, wurden ſie böſe darüber, daß ſie mich prügeln wollten. Ich ſchob die Schuld auf die Schindmähre, die ſie mir gegeben hatten, und ſuchte ſie zu beruhigen. Da ich aber ſahe, daß es nichts half, macht' ich mich auf die Sohlen, und lief zu meinem Freunde Don Diego. Ich fand ihn auch mit blutigen Kopfe, und ſeine Aeltern deshalb entſchloſſen, ihn nicht mehr in die Schule zu ſchicken. Da erfuhr ich auch, wie mein Roß, ſich in der Angſt zu helfen, ein paarmal ausgeſchlagen, und aus bloſſer Kraftloſigkeit ſich das Kreuz verrenkt, und halbtod im Kothe liegen geblieben ſey. Da ich alſo ſahe, daß das Feſt geſtört, das Volk ſcandaliſirt, die Aeltern erzürnt, mein Freund verwundet, und das Pferd tod war, beſchloß ich, nicht wieder in die Schule, noch in das Haus meiner Aeltern zu kommen, ſondern bey Don Diego in Dienſten, oder beſſer zu ſagen, in ſeiner Geſellſchaft zu bleiben; und das zur großen Zufriedenheit ſeiner Aeltern, wegen des Vergnügens, das meine Freundſchaft ihrem Sohne machte. Ich ſchrieb alſo nach Hauße, daß ich nicht mehr brauchte in die Schule zu gehen. Könnt' ich gleich noch nicht ſonderlich ſchreiben, ſo müßten ſie wiſſen, ich wollte ein Cavallero werden, und dazu würde ſogar erfodert, ſchlecht zu ſchreiben. Und alſo entſagt' ich von Stund an der Schule, um ihnen und ihrem Hauße die Koſten und den Verdruß zu erſparen. Ich meldete, wo, und wie ich mich befände, und daß ich ſie nicht eher ſehen würde, bis ſie mirs erlaubten.

Drittes Kapitel.

Wie ich, als Bedienter des Don Diego Coronel, in einer Koſtſchule war.

Don Alonſo beſchloß nun, ſeinen Sohn in eine Koſtſchule zu thun; theils, um ihn aus der Aeltern Hauſe zu bringen, theils ſich der Sorge und Aufſicht zu überheben. Er hörte, daß in Segovia ein gewiſſer Licentiat Cabra ſey, der ſich damit abgäbe, junge Edelleute zu erziehen; gab alſo ſeinen Sohn dahin, und mich ihm zu ſeiner Begleitung und Bedienung mit.

Den erſten Sonntag nach der Faſten kamen wir in die Gewalt des lebendigen Hungers; denn eine ſolche Knickerey und Filzigkeit iſt über alle Beſchreibung. Er war ein wahres geiſtliches Blaſe-Rohr, lang, hatte einen kleinen Kopf und rothes Haar. Mehr brauch' ich einem nicht zu ſagen, der das Sprüchwort weis: weder Katze, noch Hund von rothem Haar. Seine Augen lagen ſo tief im Kopfe, daß er wie aus tiefen dunklen Gewölben zu gucken ſchien, die ſich trefflich zu Kaufmannsläden geſchickt hätten. Die Naſe war halb römiſch, halb franzöſiſch, denn ein bösartiger Schnupfen hatte ſie angefreſſen, der doch nicht von Ausſchweifungen herrührte, weil dieſe Geld gekoſtet hätten. Der Bart hatte ſich verfärbt, aus Furcht vor dem benachbarten Maule, das für lauter Hunger ihn immer aufzufreſſen drohte. An Zähnen fehlten ihm, ich weis nicht wie viele, und ich glaube, daß ſie als Müßiggänger und Landſtreicher waren verwieſen worden. Einen Hals hatte er, ſo lang, wie ein Strauß, mit einer ſo hervorſpringenden Nuß, daß es ſchien, als ob ſie, von der Noth gezwungen, zu eſſen ſuchte. Die Arme dürr, die Hände, jede wie ein Bündel Reißig. Von der Mitte des Leibes bis herunter ſah er aus wie eine Gabel, oder ein Zirkel, mit zween langen dürren Schenkeln. Sein Gang war ſehr langſam; denn wenn er ſich übereilte, ſo klapperten die Beine, wie eine St. Lazarus-Klapper *). Die Sprache hectiſch; der Bart groß, denn aus Geitz ließ er ihn niemals ſcheeren. Er ſagte, er hätte einen ſo großen Ekel, die Hände des Barbiers in ſeinem Geſichte zu ſehen, daß er lieber ſterben, als das zugeben wollte. Einer von den Koſtſchülern mußte ihm die Haare abſchneiden. Sonntags trug er eine von den Ratten zerfreſſene Mütze, mit tauſend Löchern, und mit Schmiere bordiert. Man konnte kaum erkennen, daß ſie von Tuch war.

---

*) So nennt man in Spanien eine Maſchine von drey kleinen Bretterchen, die an einem Ende an einander befeſtiget ſind, und mit denen man, wie mit Caſtagnetten klappert. Sie dienten ehemals anzuzeigen, daß man Almoſen für ein Hoſpital verlangte, wo man Ausſätzige und Peſtbehaftete verpflegte. Heutzutage dienen ſie nur zum Zeitvertreib

Sein Rock, ſagten Einige, ſey wunderthätig, weil man nicht wüßte, von welcher Farbe er wäre. Einige, da ſie ihn ſo glatt und ohne Haare ſahen, hielten ihn für Froſchfell; andere ſagten, er wäre ein Blendwerk; denn in der Nähe ſchiene er ſchwarz, und in der Ferne bläulich. Er trug ihn ohne Gürtel und dran weder Halskrauſen noch Manſchetten. Mit ſeinen langen Haaren, und dem ſchäbigen kurzen Rocke, ſah' er gerade wie ein Todtengräber aus. Jeder Schuh konnte das Grab eines Philiſters ſeyn: In ſeinem Zimmer gab's nicht einmal Spinnen. Die Ratten beſchwor er, damit ſie ihm nicht einige Stückchen Brod, die er heilig verwahrte, benagen möchten. Sein Bett war auf dem Erdboden, und er ſchlief immer nur auf einer Seite, um die Bettücher nicht zu verderben. Mit Einem Worte; er war der König der Filze, und General aller Lumpenhunde. Das war alſo der theure Mann, in deſſen Aufſicht ich nebſt Don Diego kam.

Als wir ankamen, wieß er uns unſer Zimmer an, und hielt uns eine kurze Rede, die bloß, um die Zeit zu erſparen, nicht lange dauerte. Er ſagte uns, was wir zu thun hätten; und das währte ſo bis zur Eſſenszeit. Wir giengen zu Tiſche. Die Herren aßen zuerſt, und wir Bedienten warteten auf. Das Speiſezimmer war kaum ſo groß wie eine halbe Metze; und an einem Tiſche ſaßen ohngefähr fünf Junkern. Ich ſahe mich zuerſt nach Katzen um, und da ich keine fand, fragte ich einen alten Bedienten, der ſchon mit dem Stempel der Koſtſchule, der Magerkeit, bezeichnet war, warum keine da wären? Dieſer fieng in einem kläglichen Tone an: Wie? Katzen? Wer hat euch denn geſagt, daß die Katzen Freunde von Faſten und Pönitenzen ſind? An eurem vollen Geſichte ſieht man wohl, daß ihr ein Neuling ſeyd. Darüber wurde ich ſehr betrübt, und erſchrak noch mehr, als ich wahrnahm, daß alle, die vorher in der Koſt da lebten, ſchlank wie Schuſterahle, und ſo bleich ausſahen, als wären ſie mit Diachylon geſchminkt geweſen.

Der Licentiat Cabra ſetzte ſich, und ſprach das Benedicat. Die Mahlzeit war ewig *), ohne Anfang und Ende. Man trug in hölzernen Taſſen eine ſo klare und helle Suppe auf, daß ein Narciß dabey mehr Gefahr würde gelaufen ſeyn, als bey ſeiner Quelle. Ich bemerkte die Angſt, womit die magern Finger hinter einer verwayſten einſamen Erbſe, die auf dem Boden ſchwamm, herhaſchten. Bey jedem Schlucke ſagte Cabra: Wahrhaftig, es iſt doch in der Welt nichts beſſers, als eine Olla **), man mag ſagen, was man will; alles übrige iſt Laſter, und Völ-

---

*) Die Spanier nennen Mahlzeiten ewig (comidas eternas) wo weder Voreſſen noch Nachtiſch iſt.

**) Fleiſchbrüh Suppe.

lerey. Drauf ſchlürfte er ſeine Taſſe Brühe hinunter, und ſagte: Ah! das iſt lautere Geſundheit; giebt noch einmal ſoviel Geiſt! Das dich der böſe Geiſt hohle! ſagte ich bey mir ſelbſt, als ich einen Jungen, der ſchon halber Geiſt vor lauter Dürre war, mit einer Schüſſel Fleiſch in den Händen erblickte, das ſo mager ausſahe, als hätt' er's von ſich ſelbſt abgeſchnitten. Eine verirrte Rübe kam, und der Pädagog ſagte: Ah, Rüben ſind's? Die zieh' ich ſelbſt einem Rebhuhne vor. Eſſet, meine Kinder; denn ich freue mich, euch eſſen zu ſehen. Er theilte nun jedem ſo ein wenig Hammelfleiſch aus, daß ich glaube, es blieb alles an den Nägeln und zwiſchen den Zähnen hangen, und in die Eingeweide kam nichts. Cabra ſahe alle an, und ſagte: Eſſet, eſſet; denn ihr ſeyd junge Purſche; und ich freue mich, euren guten Appetit zu ſehen. Das waren nun all die herrlichen Gerichte für Leute, die vor Hunger gähnten.

Als abgegeſſen war, lagen noch ein Paar Brocken auf dem Tiſche, und in der Schüſſel einige Häute und Knochen. Laßt das den Bedienten, ſagte der Ehrenmann, ſie müſſen auch eſſen; wir wollen nicht alles aufzehren. Daß dir doch dein Eſſen zu lauter Gift werde, du Geizhals! ſagte ich bey mir ſelbſt, dafür, daß du meinen Kaldaunen ſo übel mitſpielen willſt! Drauf ſprach er das Grazias, und ſagte: Laßt uns nun den Bedienten Platz machen; gehet, und macht euch bis um Zwey ein bischen Bewegung, damit euch das Eſſen nicht ſchade. Hier konnte ichs nicht laſſen überlaut zu lachen. Das verdroß ihn mächtig, und er ſagte zu mir: ich ſollte Beſcheidenheit lernen, nebſt noch drey bis vier alten Sentenzen, und damit gieng er.

Wir ſetzten uns nieder; und da ich ſo ſchlecht angerichtet fand, und meine Därme Gerechtigkeit foderten; ſo ergriff ich, als der älteſte und ſtärkſte, die Schüſſel, wie ſie alle thaten, und von drey Biſſen verſchlang ich zween, und ein Stück Haut. Die Andern fiengen an, zu brummen und zu zanken. Auf den Lärmen kam Cabra herein: Eſſet friedlich, wie Brüder, weil's euch Gott beſcheret, ſprach er; zanket nicht, denn es iſt für alle genug da. Er gieng drauf wieder an die Sonne *) und ließ uns allein. Ich verſichere Euer Geſtr. auf Ehre, daß einer von uns, Namens Surre, ein Biſcayer, ſo ſehr vergeſſen hatte, wie, und durch welch Loch man iſt, daß er ein Rindchen Brod, das ihm zufiel, zweymal an die Augen brachte, und kaum das drittemal damit das Maul traf. Ich forderte trinken; welches die andern,

---

*) In gewiſſen Provinzen Spaniens, wo Brennholz faſt gar nicht zu haben, und Kohlen ſehr theuer ſind, wärmt ſich der Arme und Gemeine Mann, im Winter an der Sonne. Sie liegen und lehnen ſo bey Schaaren auf großen Plätzen an den Wänden und Häuſern, und faullenzen.

die beynahe noch nüchtern waren, nicht thaten. Sie gaben mir ein Gefäß mit Waſſer, und ich hatte es kaum an den Mund gebracht, als es mir der geſpenſterhafte Junge, davon ich geſagt, wegnahm, als ob es der Spühlkelch der Communion *) wäre.

Ich ſtand nun mit groſſer Betrübnis meiner Seele auf, da ich mich in einem Hauße ſahe, wo man es dem Magen zubrachte, und er keinen Beſcheid that. Es kam mir an, meine Nothdurft zu verrichten, ob ich gleich nicht gegeſſen hatte. Ich fragte einen alten Bedienten nach dem Abtritte; ach, ſagte er, den weiß ich nicht; in dieſem Hauße giebt's keinen. Für das einzigemal, da ihr eure Nothdurft verrichten werdet, ſo lange ihr hier ſeyd, könnt ihr es thun, wo ihr wollt; denn ich bin nun ſeit zween Monaten hier, und hab's nicht nöthig gehabt, als an dem Tage, da ich hereinkam, wie ihr jetzt, von dem, was ich den Abend zuvor noch zu Hauße gegeſſen hatte. Wie ſoll ich meine Traurigkeit und Kummer beſchreiben? Er war ſo groß, daß, da ich überlegte, wie wenig hier in meinen Leib kommen ſollte, ich nicht wagte, wiewohl's mir Noth that, etwas herauszulaſſen.

Wie

---

*) In Spanien iſt der Gebrauch, den Communikanten einen Kelch mit Waſſer zu reichen, um die heilige Hoſtie deſto leichter hinunter zubringen.

Wir plauderten biß an den Abend zuſammen, und Don Diego fragte mich, was er thun ſollte, ſeinen Magen zu überreden, daß er gegeſſen hätte, weil ers nicht glauben wollte? Aber in dieſem Hauſe blieb der arme Magen ewig leer, ſo ſehr er auch oft in andern überladen wird.

Die Stunde zum Abendeſſen kam. Das Veſperbrod war durchgefallen. Zu Abend aßen wir noch weit weniger; kein Hammelfleiſch, ſondern ein Stückchen von der Familie unſers Pädagogen *), nämlich gebratenes Ziegenfleiſch. Sehen Sie einmal, Geſtrenger Herr, ob der Teufel wohl je ſo was erfunden haben kann. Wenig zu Abend eſſen, ſagte er, iſt ſehr heilſam und geſund, um den Magen nicht zu beſchweren; und da citirte er eine ganze Reihe von hölliſchen Aerzten her. Er hielt eine Lobrede auf die Diät, und ſagte, ſie verſchone den Menſchen mit ſchweren Träumen. Ja, er wußte wohl, daß man in ſeinem Hauſe von nichts anderm, als von Eſſen träumen konnte. Sie aßen zu Abend, wir aßen alle, und eigentlich aß keiner.

Wir giengen nun ſchlafen, und die ganze Nacht konnten weder ich, noch Don Diego ein Auge zuthun. Er ſann darauf, wie er ſich bey ſeinem Vater bekla-

---

*) Im Spaniſchen heißt eine Ziege, Cabra.

gen, und ihn bitten wollte, ihn aus der Koſt zu nehmen: und ich ſchürte immer zu, daß er es thun ſollte. Zuletzt ſagte ich ihm: Herr, wißt ihr auch gewiß, ob wir noch am Leben ſind? Denn ich denke immer, wir ſind in der Schlacht mit den Kohlweibern geblieben, und itzt nur Seelen, die ſich im Fegfeuer befinden. Und alſo wär es vergebens, euren Vater zu bitten, daß er uns herausnehme, wenn uns nicht Einer den Roſenkranz zur Vergebung unſerer Sünden abbetet, und uns mit Seel-Meſſen an einem privilegirten Altare erlöſet.

Unter dieſen Geſprächſel und nachdem wir ein wenig geſchlafen, kam die Stunde aufzuſtehen. Es ſchlug ſechs; und Cabra rufte zur Lection. Wir giengen hin und hörten ſie alle. Meine Schultern und Hüften ſchlotterten ſchon in dem Wamſe; meine Beine machten ſieben andern Paar Strümpfen Platz; und die Zähne waren von Toſſtein ſchon ganz gelb, und kündigten die Verzweiflung an. Ich ſollte den Andern die erſte Declination vorleſen; und mein Hunger war ſo groß, daß ich die Hälfte der Worte verſchluckte, und zum Frühſtücke fraß. All dieß wird einem glaublicher, wenn man hört, daß mir der Bediente des Cabra erzählte: Er habe kurz nach ſeinem Antritte, zwey dicke Friesländiſche Gäule ins Haus bringen ſehen, die nach zween Tagen ſo leicht geworden, daß ſie durch die Lüfte geflogen wären, und ein Paar maſſige Bullenbeißer, die nach drey Stunden ſich in Windſpiele verwandelt hätten. In der Faſten hätte er viele Leute angetroffen, davon einige ihre Füße, andere ihre Hände und andere den ganzen Leib, in ſeine Hausthür, und zwar ſehr lange, gelegt hätten, und ſogar von fremden Orten deshalb herkommen wären. Da er nun einmal Cabra um die Urſache davon gefragt, hätte er ihm unwillig geantwortet: einige hätten die Krätze, und andere aufgebrochene Füße; wenn ſie dieſe Uebel nun in ſein Haus brächten, ſo ſtürben ſie vor Hunger und fräßen hinfort nicht mehr. Er verſicherte mich, daß es wahr wäre. Ich glaube es auch, da ich das Haus habe kennen lernen; und führe es nur deswegen an, damit das, was ich geſagt habe, nicht übertrieben ſcheine.

Wieder auf die Lection zu kommen, ſo gab er ſie uns, und wir lernten ſie auswendig. Unſere obgedachte Lebensart gieng leider immer fort. Nur that er noch zu dem Eſſen ein Stück Speck in dem Topf; weil man einmal ſo was von einem Stückgen Judenfleiſch, daß er noch am Leibe haben ſolle, geſchwatzt hatte. Er nahm eine blecherne Kugel, ganz durchlöchert, wie eine Streuſandbüchſe, öfnete ſie, that ein Stück Speck hinein, das ſie vollfüllte, machte ſie wieder zu, und hing ſie an einem Bindfaden in den Topf, damit der Saft durch die Löcher dringen, und der Speck noch für einen andern Tag übrig bleiben könnte. Es dünchte ihn aber, daß dabey noch zu viel draufgienge; und er kam alſo auf den Einfall, den Speck nur dem Topfe am Rande zu zeigen. So lebten wir nun leider! wie man ſich vorſtellen kann.

Don Diego und ich, wir ſahen uns ſo fertig, daß, da wir kein Mittel zu eſſen fanden, wir nach einem Monate es darinn ſuchten, nicht frühe mehr aufzuſtehen; und wir gaben daher vor, daß uns was fehlte; doch nichts von Fieber; denn da wirs nicht hatten, war der Betrug leicht zu entdecken. Kopf- oder Zahnweh wäre auch ein geringer Vorwand geweſen. Wir ſagten endlich, die Eingeweide thäten uns weh, und wir wären nicht wohl, weil wir in drey Tagen unſere Nothdurſt nicht verrichtet hätten. Wir dachten, er würde, um zwey Quartos zu erſparen, kein Mittel ſuchen. Aber der Teufel fügte es anders; denn Cabra hatte ein Bündel Recepte von ſeinem Vater geerbt, der ein Apotheker war. Er machte alſo ein Clyſtier zurecht, und rufte eine alte ſiebzigjährige Muhme, die ihm zur Krankenwärterinn diente, daß ſie uns ein tüchtiges ſetzen möchte.

Beym Don Diego wurde der Anfang gemacht. Der arme Schelm erſchrak, und war ganz verdutzt; und die Alte, anſtatt es ihm aufs rechte Fleck zu bringen, verirrte ſich zwiſchen Hemde und Rücken, und ſprützte es ihm hinauf bis in den Nacken. Und ſo wurde, was eigentlich innerhalb Futter ſeyn ſollte, Garnirung von außen. Der Junge ſchrie überlaut; Cabra kam, ſahe den Unfug, und ſagte: ſie möchten mir derweile nur das andere geben, er wollte gleich mit einem andern für Don Diego wieder kommen.

Ich zog mich an; aber das half mir wenig; weil mich Cabra und die andern hielten, indeß die Alte mir das Clyſtier ſetzte; der ich es aber ganz complet in ihre Fratze zurück gab. Cabra wurde böſe, und ſagte: er wollte mich aus dem Hauſe jagen, denn er ſähe wohl, daß alles Schelmerey wäre. O hätt' er es doch gethan; aber mein Unglück wollte es nicht!

Wir klagten beym Don Alonſo; und Cabra überredete ihn, wir thäten es, weil wir nicht lernen wollten; und ſo holfen unſere Bitten nichts. Er machte die Alte zur Schließerin, daß ſie die Küche beſorgen, und die Koſtgänger bedienen ſollte: und ſchickte den Bedienten fort; weil er an einem Freytage Morgens einige Stückchen Brod bey ihm in der Taſche fand. Wie es uns mit der Alten gieng, daß weiß Gott! Sie war ſo taub, daß ſie nichts hörte, und nur durch Zeichen verſtand; blind, und eine ſo wütende Roſenkranzbeterin, daß ihr einmal der Roſenkranz über dem Kochtopfe aufgieng, und ſie uns die heiligſte Suppe auftrug, die ich je gegeſſen habe. Das ſind ja ſchwarze Erbſen? ſagten Einige; ohne

Zweifel kommen ſie aus Aethiopien? Andere ſagten: es ſind Erbſen in Trauer! Welcher Verwandter muß ihnen dann geſtorben ſeyn? Mein Herr bekam ein Korn zwiſchen die Zähne, und da er es kauen wollte, zerbiß er ſich einen Zahn. Freytags pflegte ſie uns Eyer aufzutiſchen, die ſo haaricht, und zwar von ihr ſo grauhaaricht waren, daß ſie wohl Anſpruch an die Würde eines Corregidors und Advocaten*) machen konnten. Es war ihr was gewöhnliches, die Schaufel für den Vorlegelöffel zu bringen. Tauſendmal fand ich Inſekten, Kohlen, Holz und Werg von dem, was ſie ſponn, in der Suppe. Ich ſchluckte alles hinunter, damit es nur den Bauch füllen möchte. Wir ſtunden dieſe Drangſal bis zu der Faſten aus; bey deren Anfang ein Schulkamerade krank wurde. Aus Geiz verſchob Cabra ſo lange nach dem Arzte zu ſchicken, bis er mehr nach der Beichte, als nach etwas andern verlangte. Darauf wurde ein Student der Arzneykunſt gerufen, der ihm den Puls befühlte. Der Hunger, ſagte er, ſey ihm zuvorgekommen, dieſen Menſchen zu tödten. Man gab ihm das Sakrament, und da der arme Kranke, der ſeit Einem Tage nicht geſprochen hatte, es ſahe, rufte er: Ach! Mein Herr Jeſus Chriſt, ich muß dich noch in dieß Haus kommen ſehen, um mich zu überzeugen, daß es nicht die Hölle ganz iſt! Worte, die ſich tief in mein Herz drückten. Der arme Junge ſtarb. Wir begruben ihn ſehr armſelig, weil er ein Fremder war, und wir waren alle voll Schrecken und Furcht!

---

*) In Spanien wird ein gewiſſes Alter erfodert, um dieſe Würden mit Anſehen zu bekleiden.

Dieſer ſchreckliche Zufall wurde bald in der Stadt bekannt; und kam auch Don Alonſo Coronel zu Ohren. Da er keinen andern Sohn hatte, und hinter die Grauſamkeiten des Cabra kam, fieng er an, den Klagen der beyden Schatten, denn wir ſahen ſchon völlig ſo elend aus, mehr Glauben zu geben. Er kam, uns aus der Koſtſchule zu nehmen; und ob er uns gleich vor ſich hatte, ſo fragte er doch immer nach uns. Kurz er fand uns ſo, daß er, ohne länger zu warten, den Licentiat Hungerdarm mit Worten ſehr übel behandelte. Er ließ uns in zween Tragſeſſeln nach Hauſe bringen. Wir nahmen von unſern Cameraden Abſchied, die uns mit ihren Wünſchen und Augen folgten, und eben ſo jämmerlich klagten, wie ein Gefangener in Algier, der ſeine Cameraden losgekauft und in Freyheit ſieht.

Viertes Kapitel.

Unſere Geneſung und Reiſe auf die Univerſität Alcala de Henares.

Nachdem wir in Don Alonſo's Hauſe angelangt waren, legte man uns mit vieler Vorſicht in zwey

Betten, damit nicht unſere von Hunger genagten Knochen auseinandergehen möchten. Es wurden Spione geholt, die unſere Augen im ganzen Geſichte ſuchen ſollten. Da ich am meiſten gelitten, und einen wahren kayſerlichen Hunger ausgeſtanden hatte, (weil ich doch immer nur als Bedienter behandelt worden war,) ſo brachten ſie lange zu, ehe ſie meine fanden. Aerzte wurden auch gerufen, die uns mit Fuchsſchwänzen den Staub von den Mäulern kehren ſollten, wie von Gemählden; und wir waren wohl die Gemählde des Kummers. Sie verordneten, uns Krafftſuppen und Hühnerbrühen.

Wer kann bey der erſten Mandelmilch, und bey dem erſten Vogel, den wir genoſſen, das Freudenfeſt beſchreiben, das unſere Eingeweide vor Wohlbehagen anſtellten? Alles war ihnen neu. Die Doktores befahlen, daß neun Tage lang niemand laut in unſerem Zimmer reden ſollte; weil unſere Mägen ſo hohl wären, daß das Echo von jedem Worte darinnen wiederhallte.

Mit dieſen und andern Vorkehrungen, fiengen wir nun an, uns wieder zu erholen, und einige Kräffte zu bekommen. Doch konnten unſere Kinnbacken, ſich noch nicht von einanderthun; und da ſie ganz ſchwarz, verſchrumpft und runzlicht waren, ſo wurde verordnet, daß man ſie uns alle Tage mit einer Mörſer:Keule glätten ſollte. Nach vier Tagen ſtiegen wir auf, und fiengen an, kleine Schrittchen zu machen. Noch ſchienen wir nur Schatten von Menſchen. Den ganzen Tag brachten wir zu, Gotte zu danken, daß er uns aus dem Gefängniſſe des grauſamen Cabra erlöſet, und baten den Herrn, er möchte keinen Chriſten mehr in ſeine grauſamen Hände fallen laſſen. Wenn wir manchmal unter dem Eſſen an den Tiſch dieſes böſen Koſtgebers dachten, ſo wurden wir auf einmal ſo heißhungrig, daß wir denſelben Tag doppelte Portionen fraßen. Wir erzählten oft Don Alonſo, wie Cabra, wenn's zu Tiſche gieng, auf die Gefräßigkeit ſchalt; er, der ſie in ſeinem Leben nicht gekannt; und er lachte ſehr, wenn wir ihm ſagten, daß Cabra in dem Gebot: Du ſollſt nicht tödden, Rebhühner, Capaunen, und alle die Sachen begriff, die er uns nicht geben wollte; und folglich auch den Hunger. Denn er ſchien es für eine Sünde zu halten, nicht allein ihn zu tödten, ſondern auch ihn zu nähren; ſo ſehr nahm er ſich für den Eſſen in Acht.

So brachten wir drey Monathe zu, nach deren Verlauf Don Alonſo darauf dachte, ſeinen Sohn nach Alkala zu ſchicken, um ſeine Humaniora da zu vollenden. Er fragte mich, ob ich mit wollte; und ich, der ich nichts ſo ſehr wünſchte, als aus einer Gegend zu kommen, wo man den Namen dieſes verwünſchten Verfolgers der Mägen hörte, erbot mich, ſeinem Sohne mit allem Vergnügen zu dienen. Er gab ihm noch einen andern Bedienten, als Haushofmeiſter mit, der zugleich die Rechnung über ſein Ausgabegeld führen ſollte; das er uns in Wechſeln an einen Mann, Namens Julian Merluza, mitgab.

Wir luden unſer Gepäcke auf den Wagen eines gewiſſen Diego Monje. Es beſtund aus einem Halb-Bettchen, einem Gurtbette mit Rädern, um es unter das andere zu ſchieben, und aus einem für den Haushofmeiſter, der Aranda hieß; nebſt fünf Matratzen, acht Bettüchern, acht Kopfkiſſen, vier Teppichen, einem Coffer mit weißer Wäſche, und übrigen Hausgeräthe. Wir ſetzten uns in eine Kutſche, fuhren Abends ſpät eine Stunde vor Nacht aus, und kamen um Mitternacht in dem ewig verwünſchten Wirthshauße von Biveros an. Der Wirth war ein Mann und Spitzbube zugleich. In meinem Leben hab' ich Hund und Katze *) nicht ſo friedlich beyeinander geſehen, als bey dem Kerle. Er nahm uns ſehr höflich auf; und da er und die Fuhrleute bey unſerm Gepäcke eben müßig ſtunden, (dieſe waren mit dem Wagen eher angekommen, weil wir langſam fuhren) ſo hieng er ſich an die Kutſche, mir heraus-

zuhel-

---

*) So wie die Spanier die Spitzbuben Gatos, Katzen, nennen, ſo nennen ſie die Mauren gewöhnlich Perros, Hunde.

zuhelffen, und fragte mich beym Ausſteigen, obs auf die Univerſität gienge? Ich ſagte, ja! Er führte uns in die Stube; und da waren ein Paar Kupler, mit jungen lüderlichen Menſchern, ein Pfarrer, der bey dem Geruche des Eſſens ſeinen Roſenkranz betete, ein alter geiziger Kaufmann, der das Eſſen zu vergeſſen ſuchte, und zween hungrige Studenten, die drauf ſonnen, wie ſie was zu ſchlucken bekämen.

Mein Herr, der noch jung, und in Wirthshäuſern ein Neuling war, ſagte: Herr Wirth, geb' er mir für mich, und zween Bedienten, was da iſt. Ey wir ſind alle Ew. Gnaden Diener, und werden Sie bedienen: ſchrieen gleich die beyden Kuppler. Holla! Herr Wirth, aufgewichſt! ſorgt, daß der Herr Ritter da mit eurer Bewirthung zufrieden ſey; leeret einmal die Speißekammer aus! Hiermit kam einer, nahm ihm den Mantel ab, und ſagte: ruhen Ew. Gnaden aus; und ſetzte ihn auf eine Bank. Dies machte mich ganz übermüthig, und ich glaubte, der Herr des Wirthshauſſes zu ſeyn. Eine von den Nympfgen ſagte: wie wohlgewachſen der Ritter doch iſt! Er will alſo ſtudieren? Der Herr da iſt gewiß ſein Kammerdiener? Ich glaubte, ſie meynten's im Ernſte gut, und antwortete: Ja! ich und mein Camerade, wir ſind es beyde. Sie fragten mich nach Don Diego's Namen; und ich hatte ihn kaum geſagt, als einer von den Studenten halbweinend auf ihn zu gieng, ihn feſt in ſeine Arme drückte, und ausrufte: o! Señor Don Diego, wer hätte mir vor zehn Jahren geſagt, daß ich Ew. Gnaden auf ſolche Weiſe ſehen ſollte? Ich Unglücklicher, der ich ſo verändert bin, daß mich Ew. Gnaden gewiß nicht kennen werden?

Don Diego war eben ſo ſehr erſtaunt, als ich; denn wir konnten beyde ſchwören, ihn in unſerm Leben nicht geſehen zu haben. Der andere Purſch ſahe Don Diego ins Geſicht, und ſagte zu ſeinem Freunde: iſt das der Herr, von deſſen Vater ihr mir ſo viel erzählt hat? Wir ſind ſehr glücklich ihn hier anzutreffen und kennen zu lernen, da er ſo viele Verdienſte hat. Gott erhalte ihn! Und damit fieng er an, ſich zu kreuzigen *). Wer hätte nicht glauben ſollen, die Kerle wären mit uns erzogen worden, ſo bekannt thaten ſie? Don Diego war ſehr höflich, und frug ihn nach ſeinem Namen. Indeß kam der Wirth, legte das Tiſchtuch auf, und ſagte, da er den Pfiff merkte: warten Sie, nach dem Eſſen können Sie mehr davon ſchwatzen; es wird kalt. Ein Kuppler kam, und ſetzte Stühle für alle, und einen Lehnſeſſel für Don Diego; und der andere trug eine Schüſſel auf. Nu ſpeiſen Ihre Gnaden, ſagten die Studenten: denn indeß für uns angerichtet wird, wollen wir Sie bey Tiſche bedie-

---

*) Die Spanier machen gemeiniglich Zeichen des Kreuzes, wenn ſie ihre Verwunderung wollen zu erkennen geben.

bedienen. Jeſus! ſagte Don Diego, belieben Sie ſich doch zu ſetzen. Gleich, gleich Señor! verſetzten drauf die Kuppler, ob wir gleich nicht mit ihnen redten: es iſt noch nicht alles in Richtigkeit. Da ich nun jene eingeladen, und dieſe ſich ſelbſt einladen ſahe, ſunk mir der Muth, und ich fürchtete, was geſchahe.

Die Studenten nahmen den Sallad, welches eine ziemliche Schüſſel war, ſahen meinen Herren an, und ſagten: Es ſchickt ſich nicht, daß wo ein ſo vornehmer Ritter ſpeißet, dieſe Damen aufs Eſſen warten ſollen. Befehlen Ihre Gnaden, daß ſie ein Paar Biſſen nehmen. Don Diego machte den Galanten, und lud ſie ein. Sie ſetzten ſich; und die beyden Studenten und ſie machten gar bald reine Arbeit in der Schüſſel, bis auf ein Salladherz, welches Don Diego aß. Da jener Schelm von Studenten es ihm reichte, ſagte er zu ihm: Ihre Gnaden hatten einen Großvater, einen Onkel von meinem Vater, der, wenn er Sallad ſah, allzeit ohnmächtig wurde. Mit dieſen Worten, ſteckte er ein Brödchen ein, und der andere auch eins. Die Nympfen hatten ſchon ein ganzes Brod verzehrt; wer aber am meiſten fraß, war der Pfarrer, und das zwar bloß mit den Augen.

Die Kuppler ſetzten ſich nun auch mit einem halben gebratenen Zickelchen, zwoo Stücken Speck, und

einem Paar gekochten Tauben. Herr Pater, rufter
ſie, warum ſo fern dort? Kommt näher, und lang
zu; Herr Don Diego traktiert uns alle. Kaum hat
ten ſie das geſagt, als der ſich auch herbeymachte
Da mein Herr ſahe, daß er ſie Alle auf den Hal
hatte, fieng er an, mißmuthig zu werden. Sie thei
ten Alles aus, und dem Don Diego gaben ſie, ich wei
ſelbſt nicht was für ein Paar Knochen und Flüge
Das Uebrige ſchluckte der Pfarrer und die Ander
Speiſen Sie nicht zuviel, mein Herr, ſagten di
Schelme, denn es möchte Ihnen nicht wohl bekom
men. Und der verwünſchte Student ſetzte noch hi
zu: um ſo mehr, da man ſich gewöhnen muß, b
dem Leben in Alcala, wenig zu eſſen. Ich und mei
Camerade baten Gott, er möchte ihnen doch ins He
geben, uns auch was übrig zu laſſen.

Nachdem ſie ſchon alles aufgezehrt hatten, u
der Pfarrer die Knochen der Andern abnagte, keſo
ſich der eine Hundsvott, und rufte: ſo wahr ich e
armer Sünder bin! wir haben den Bedienten nich
gelaſſen. Kommt her, meine Herren. Herr Wirt
gebt ihnen alles, was ihr habt; hier iſt eine Dub
ne. Gleich war der verdammte Vetter meines H
ren, der Student, bey der Hand, und ſagte: V
zeihen Sie, Señor; Sie müſſen wenig von Höfli
keit verſtehen. Kennen Sie vielleicht meinen He
Vetter nicht? Er wird ſchon für ſeine Bedienten ſe

bezahlen, und auch für die unſrigen, wenn wir welche hätten; ſo gut er für uns bezahlt hat. Werden Sie nicht böſe, mein Herr, verſetzte der Kuppler; ich kannte ihn nicht. Tauſendmal verfluchte ich den Kerl, als ich die hundsvöttiſche Gleißnerey ſahe, über die ich mich kaum enthalten konnte, laut auszubrechen.

Man ſtieg vom Tiſche auf, und alle riethen dem Don Diego, zu Bette zu gehen. Er wollte die Mahlzeit bezahlen; aber ſie ſagten: es wäre Morgen dazu noch Zeit genug. Sie unterredeten ſich hierauf noch ein wenig; und er frug den Studenten nach ſeinem Namen. Er ſagte, er hieße Don Coronel. Daß doch der Betrüger in der Hölle brennen möchte, wo ſie auch ſeyn mag!

Da er ſahe, daß der Geizhals eingeſchlafen war, ſagte er: wollen Ew. Gnaden was zu lachen haben, ſo laſſen Sie uns dem Alten einen Poſſen ſpielen, denn er hat auf dem ganzen Wege nur eine Birn gegeſſen, da er doch ſo reich iſt. Immerhin, Herr Licentiat! ſagten die Kuppler, thut es; es iſt billig. Damit gieng er zu ihm, und nahm dem armen Alten, welcher ſchlief, einen Querſack unter den Füßen weg; und da er ihn aufmachte, fand er eine Schachtel. Er rufte die Leute herbey, als ob es eine Beute wäre. Sie kamen alle, und da er ſie aufmachte, fand er Confect darinn. Er nahm ihn allen heraus, und that ſtatt deſſen Steine, Holz, und was er fand, hinein; legte drauf noch eine andere Sorte Confeckt dazu; und oben auf den Unflath noch ein Dutzend Kalkſtückchen. Er machte die Schachtel wieder zu, und ſagte: das iſt noch nicht genug; denn er hat noch einen Schlauch, den müßen wir auch zwicken. Er holte den Wein heraus, füllte drauf den Schlauch mit Wolle und Werg aus unſerm Kutſchkiſſen, und ſtopfte ihn zu. Darauf legten ſich Alle eine halbe Stunde ſchlafen; der Student ſteckte alles wieder in den Querſack, und in die Kappe des Mantels that er einen großen Stein, und gieng zu Bette.

Die Stunde aufzubrechen kam. Alle wachten auf; nur der Alte ſchlief immer fort. Man rufte ihn; und da er aufſtund, konnte er die Kappe von ſeinem Mantel nicht in die Höhe bringen. Er ſahe nach, was es war. Der Wirth ſtellte ſich, als wollte er mit ihm zanken. Zum Henker! ſchrie er, weis der Vater nichts anders mitzunehmen, als dieſen Stein? Was däucht Ihnen, meine Herren, wenn ich es nicht geſehen hätte? S'iſt ein Ding, das ich mehr als hundert Dukaten ſchätze, weil der Stein da für das Magenweh hilft. Der Alte aber ſchwor und vermaß ſich, er hätte ihn nicht in die Kappe geſteckt.

Die Kuppler machten die Rechnung, die ſich auf ſechzig Realen belief; und die Juan de Leganos *) ſelbſt nicht würde verſtanden haben. Die Studenten ſagten: wir werden doch Ew. Gnaden in Alcala aufwarten? Izt da wir nun mit der Bezahlung zu Rande ſind; ſo laßt uns einen Biſſen frühſtücken. Der Alte nahm ſeinen Querſack, und, damit wir nicht ſehen möchten, was er herausholte, und er mit niemanden theilen müßte, öfnete er ihn im Dunkeln unter dem Mantel. Er kriegte ein ſchmuzziges Kalkſtück, ſteckte es in den Mund, und hätte ſich beynahe einen Backzahn, und einen andern halben, den er noch hatte, ausgebiſſen. Er ſprudelte greulich, fieng an auszuſpucken, und Grimaſſen des Ekels und Schmerzens zu machen. Wir traten alle um ihn her, und der Pfarrer zuerſt, der ihn fragte, was ihm fehlte? Er fluchte alle Teufel, ließ den Querſack fallen, und geberdete ſich ganz unſinnig. Der Student gieng zu ihm, und ſagte: weiche zurück, Satan, und verehre das Kreuz! Ein anderer öffnete ein Brevier; kurz, ſie wollten ihm weiß machen, er wäre beſeſſen; bis er endlich ſelbſt ſagte, was es ſey, und bath, ſie möchten ihn den Mund mit ein wenig Weine, den er im Schlauche hätte, ausſpülen laſſen. Sie ließen es geſchehen. Er nahm den Schlauch, öffnete ihn, und goß in ein Gefäßchen ein wenig Wein, der aber von Wolle und Werg ſo dreckig und haaricht heraus kam, daß

---

*) Ein in Spanien eben ſo berühmter Rechenmeiſter, als Adam Rieſe in Teutſchland.

daß man ihn weder trinken, noch durchſeigen konnte. Nun verlor der Alte vollends alle Gedult; aber da er das unmäßige Gelächter ſah, ſo hielt er für gut zu ſchweigen, und mit den Kupplern und Betteln in den Wagen zu ſteigen. Die Studenten und der Pfarrer ſezten ſich auf einen Eſel; und wir ſtiegen in unſere Kutſche.

Wir waren noch nicht vom Flecke, als ſie alle anfiengen uns auszuſpotten, und ihren Poſſen zu erklären. Der Wirth ſagte: Junger Herr, mit noch ein Paar mal Handgeld, wie dieſes, werdet ihr klug und alt werden. Der Pfarrer ſagte: Ich bin ein Prieſter, ich will Meſſe für euch leſen. Der verwünſchte Student rufte: Herr Vetter, ein andermal krazt euch, wenn's euch juckt, und nicht hernach *); und der Andere: wünſche Euch die Krätze **), Herr Don Diego, damit Ihr klug werdet! Wir thaten, als hörten wir es nicht; aber Gott weiß, wie toll wir waren! Unter dieſem und andern Abentheuern kamen wir um neun Uhr in Alcala an. Wir ſtiegen in einem Gaſthofe ab, und den ganzen Tag wandten wir an, die vergangene

---

*) Otra vez raſqueſe quando le coma, y no deſpues: Ein Spaniſches Sprüchwort, das ſo viel ſagen will, als: überlegt was ihr thut, und nicht erſt, wenn ihrs gethan habt.

**) Ein anderes ſpaniſches Sprüchwort.

Abendmahlzeit zu berechnen, ohne ſie ins Reine bringen zu können.

Fünftes Kapitel.

Unſer Einzug in Alcala. Der Willkomm, und die Poſſen, die man mir von neuem ſpielte.

Ehe es Nacht wurde, giengen wir aus dem Gaſthofe in die Wohnung, die man uns gemiethet hatte, vor dem St. Jacobsthore, im Studentenhofe; wo viele bey einander wohnen; wiewohl in unſerm Hauſe nicht mehr, als drey waren. Der Hauswirth war einer von denen, die an Gott aus Höflichkeit oder falſchem Wahne glauben. Man nennt ſie nur Moriſken; denn es giebt noch eine ſehr große Nachleſe von dieſem Volke da, welches mächtige Naſen hat, nur nicht zum Speckriechen; doch geſtehe ich zugleich, daß es unter den Leuten von Stande ſehr vielen Adel giebt. Unſer Wirth empfieng mich mit einem unfreundlichern Geſichte, als wenn ich ein Pfarrer wäre, und ihm dem Beichtzeddel*) abgefodert hätte. Ich weiß nicht, that er es um uns Anfangs gleich Ehrerbietung einzuflößen, oder ob's dieſen Leuten ſo natürlich iſt. Denn es iſt kein Wunder, daß, wer keinen guten Glauben, auch kein gutes Herz hat. Wir ſchafften unſer Gepäcke hin, ſchlugen die Betten auf, brachten das Uebrige in Ordnung, und ſchliefen dieſelbige Nacht. Am frühen Morgen waren alle Studenten aus dem Hauße, im Hemde vor der Thür, und verlangten von meinem Herrn den Willkomm. Er, der nicht wußte, was das war, frug mich, was ſie wollten? Ich kroch indeſſen, aus Furcht, was geſchehen könnte, zwiſchen zwo Matratzen, und guckte nur mit dem halben Kopfe, wie eine Schildkröte, heraus. Sie forderten ein Paar Dutzend Realen, die ſie auch bekamen. Nun ſungen und jubelten ſie, und fiengen ein teufliſches Geſchrey an. Vivat, ſchrien ſie, der neue Camerade! Er ſey in der Zahl unſerer Freunde! Er genieße der Vorrechte eines Veteranen. Er ſoll nun auch dürfen die Krätze haben, ſchmutzig gehen, und Hunger leiden, wie wir! Vivat! Herrliche Vorrechte, wahrlich! — Damit flogen ſie die Treppe hinunter; und Augenblicks kleideten wir uns an, und giengen ins Collegium.

---

*) In Spanien iſt der Gebrauch, auf Oſtern Allen, die gebeichtet haben, einen Beichtzeddel zu geben. Wenn man ſich nun zur Communien einfindet, ſo muß er gegen einen Communionzeddel ausgetauſcht werden; geht man nicht hin, ſo behält man jenen; aber nach dem Sonntage Quaſimodogeniti muß man den einen oder den andern dem Pfarrer einhändigen. Auſerdem hat man den Nachtheil, ſeinen Namen an die Thür der Parochialkirche, unter der Zahl der

Mein

---

der Excommunicirten, angeſchlagen zu ſehen. Zu dem Ende hält der Pfarrer jährlich zween Umgänge bey ſeinen Pfarrkindern, das erſtemal vor der Faſten, um ihre Namen einzuſchreiben, und das andermal, um die Zeddel einzuſammeln.

Meinen Herrn, nahmen einige Studenten, die ſeinen Vater kennten, in Schutz, als er in ihr Collegium kam. Aber ich, der ich in ein anderes gehen mußte, und allein war, fieng an zu zittern. Ich kam in den Hof, und kaum hatte ich den Fuß hineingeſetzt, als ſie mich erblickten, und zu ſchreyen anfiengen: Ein Fuchs! Ein Brandfuchs! Um mich zu verſtellen, fieng ich an zu lachen, als ob michs nicht angieng. Aber das holf nichts. Acht bis Neun kamen auf mich zu, und ſchlugen ein hell Gelächter auf. Ich wurde roth; und wollte Gott, daß mir das nicht entwiſcht wäre! Denn Augenblicks hielt Einer, der neben mir ſtund, die Naſe zu, und ſchrie, davongehend; Pfui, der Fuchs ſtinkt wie ein Lazarus, der wieder auferſtehen will! Damit liefen alle fort; und hielten ſich die Naſen zu. Ich, der ich durchzuſchlüpfen dachte, hielt mir ſie gleichfalls zu, und ſagte: Sie haben recht, meine Herren! es riecht ſehr übel. Sie lachten ſehr, und entfernten ſich ein wenig. Es waren ihrer wohl hundert beyſammen, die ſchon anfiengen, ſich zu räuſpern, und zu den Waffen zu greifen; denn an dem Huſten, Auf- und Zumachen der Mäuler, ſahe ich, daß ſie ſich gefaßt machten, auf mich loszuſpeyen. Indem gab mir ſo ein Schelm aus la Mancha, der einen Catharr hatte, eine ſchreckliche Ladung, und rufte: greift an Brüder! Da ich mich nun ſo verloren ſahe, ſchrie ich: Ich ſchwöre zu Gott, daß ich -- — aber ehe ich ausredete, regnete eine ſolche Salve über mich her, daß ich nicht konnte. Mein Geſicht hatte ich mit dem Mantel bedeckt; und ſtund ſo blank da, daß alle nach mir, wie nach dem Ziele ſchoſſen. Ich war ſchon vom Kopfe bis zu'n Füßen beſpeyt; als ein Schurke, der ſahe, daß ich bedeckt war, und noch nichts im Geſicht hatte, zu mir lief, und voller Zorn rufte: Es iſt genug, bringt ihn doch nicht gar um! Ich, da ich nach dem, wie ſie mit mir geſpielt hatten, glaubte, daß ſie nun ruhen würden, ſchlug den Mantel vom Geſicht, um zu ſehen, was es wäre; und den Augenblick gab mir der Schelm, der gerufen hatte, eine ſchreckliche Ladung zwiſchen beyde Augen. Man überlege die Angſt, worinnen ich war. Die Teufelsbuben erhoben nun ein Geſchrey, daß mich betäubte. Nach dem, was ſie aus ihren Mägen über mich hergoſſen, ſchloß ich, daß ſie, um den Arzt und Apotheker zu erſparen, auf die Neuankommenden warteten, ſich zu purgieren. Sie wollten mich noch hinterher knuffen, aber ſie konnten nicht, ohne von der Salbe meines Mantels in die Hände zu bekommen, der vor lauter Speichel wie der Spuckaſten eines Alten ausſahe. Nun verließen ſie mich.

Ich gieng nach Hauße, und kaum konnt' ich dahin kommen. Es war ein Glück für mich, daß es frühe war; weil ich nur zwey bis drey Jungen antraf, die noch ganz gutartig ſeyn mußten; denn ſie verſetzten mir nicht mehr, als vier bis ſechs Hiebe mit dem Schnupftuche, und damit giengen ſie fort. Als ich ins Haus trat, wollte der Moriſke, der mich ſahe, davonlaufen, und machte Miene mir ins Geſicht zu ſpucken. Ich, der ich mir leider nichts Gutes verſahe, ſchrie: Halt, Herr Wirth; ich bin kein Ecce Homo! Beſſer, ich hätte geſchwiegen; denn er gab mir ein Paar Pfund Stöße auf die Schultern mit den Gewichten, die er in der Hand hatte. Mit dieſer Zugabe ſtieg ich halbgelähmt ins Zimmer hinauf, und ſuchte lange wo ich meinen Rock und Mantel anfaſſen ſollte. Endlich brachte ich ſie aus, hieng ſie auf einen Erker, und warf mich aufs Bett.

Mein Herr kam; und da er mich ſchlafend fand, und das ekelhafte Abentheuer nicht wußte, wurde er böſe, und fieng an, mich ſo ſchrecklich bey den Haaren zu zerren, daß ich von einem Paar ſolcher Haarraufen mehr würde kahl aufgewacht ſeyn. Ich ſtund mit jämmerlichen Geſchrey auf; er aber noch hitziger, fuhr mich an: Nu? Wahrhaftig, eine ſchöne Art, aufzuwarten, Paul! Jezt führen wir ein ander Leben!

Da ich vom andern Leben reden hörte, glaubte ich wahrhaftig, ich ſey ſchon todt. Herr, ſagte ich, Sie muntern mich ſehr auf in meinen Arbeiten; ſehen Sie einmal, wie mein Rock und Mantel ausſehen, die den größten Naſen, die man jemals in einer Charwoche*) geſehen hat, zu Schnupftüchern gedient haben; und damit fieng ich an zu weinen. Da er meine Thränen ſahe, glaubte er es. Er beſahe meinen Rock, und hatte Mitleiden mit mir. Paul, ſagte er, thue die Augen auf, es wird Fleiſch gebraten **); ſorge ſelbſt für dich, denn hier haſt du weder Vater, noch Mutter. Ich erzählte ihm alles, was vorgegangen war. Er hieß mich auskleiden, und in meine Kammer gehen, wo noch vier andere Bedienten aus dem Hauſe ſchliefen. Ich legte mich zu Bette, und ſchlief; und da ich Mittags und Abends gut gegeſſen hatte, befand ich mich ſchon wieder ſo wohl, als wenn mir nichts widerfahren wäre. Aber ein Unglück kömmt ſelten alleine; und wenn's nur einmal bey einem armen Teufel angefangen hat, da kanns gar nicht wieder aufhören. Wie Ketten-Gelenke hängt's in einander, und immer ſchleppt eins das andere nach.

Die andern Bedienten kamen nun, ſich ſchlafen zu legen. Sie grüßten mich alle, und fragten mich, ob ich krank wäre, daß ich ſchon im Bette läge? Ich erzählte ihnen den Vorfall; und gleich fiengen ſie an, ſich zu kreuzigen und zu ſeegnen. Nein, ſagten ſie, das iſt gottlos! So was geſchieht ſelbſt bey Lutheranern nicht einmal! Was das für eine Bosheit iſt! Ein anderer ſagte: Der Rector iſt Schuld daran, daß er dem Unfuge nicht wehret. Solltet ihr ſie denn wohl kennen, die's waren? Ach nein! antwortete ich, und dankte ihnen für ihr Mitleiden, das ſie mir bezeugten. Indeß kleideten ſie ſich vollends aus, legten ſich ins Bett, löſchten das Licht aus, und ich ſchlief auch ein; denn ich glaubte bey meinem Vater, und Brüdern zu ſeyn.

---

*) Ohne Zweifel weil zur Zeit der Charwoche die ſtärkſten Schnupfen und Catharre herrſchen.

**) Pablo, abre el ojo, que aſan carne; mira por ti, que aqui no tienes otro padre, ni madre. Spaniſche Sprüchworte, die ſo viel heißen, als: Sieh dich vor, daß du nicht zu kurz kommſt, hier ſorgt jeder für ſich.

Es mochte etwa zwölf Uhr ſeyn, als einer davon mit ſeinem Geſchreye mich aufweckte. Räuber, Räuber! ſchrie er, ſie wollen mich umbringen. Ich hörte noch mehr Stimmen, und Peitſchenhiebe auf ſein Bett. Ich reckte den Kopf heraus, und fragte: was giebt's? Kaum hatte ich mich aufgedeckt, als ſie mir mit einem dicken Stricke den ganzen Buckel zerhieben. Ich fieng an, zu ſchreyen und zu klagen, und wollte aufſtehen; der andere klagte eben ſo ſehr; und die Hiebe bekam ich allein. Um Gottes Barmherzigkeit willen! ſchrie ich; aber die Hiebe regneten ſo dicke auf mich, daß mir nichts übrig blieb, da ſie mir ſchon die Decke genommen hatten, als unter das Bett zu kriechen. Auf einmal fiengen die Andern, welche noch geſchlafen hatten, auch an zu ſchreyen; und da ich die Peitſchen noch immer klatſchen hörte, ſo glaubte ich, ein Fremder prügelte uns alle durch. Unterdeſſen legte ſich der Böſewicht, der neben mir ſtand, in mein Bett, machte hinein, deckte es zu, gieng darauf wieder in ſeins, und die Peitſchenhiebe hörten auf. Nun ſtiegen alle viere mit großem Geſchrey auf, und ſagten: Das iſt eine Gottloſigkeit, die nicht ſo hingehen ſoll. Ich lag noch immer unter dem Bette, winſelte wie ein Hund, der zwiſchen zwo Thüren eingeklemmt iſt, und war zuſammengekrümmt, wie ein Windhund, der den Krampf hat. Die Andern thaten, als ſchlöſſen ſie die Thür zu; darauf kroch ich wieder hervor, und in mein Bett. Ich fragte ſie, ob ſie auch was davon getragen hätten? Alle klagten, ſie wären faſt todt geprügelt.

Ich legte mich zu Bette, deckte mich zu, und ſchlief wieder ein. Da ich mich aber im Schlafe herumwälzte, ſo fand ich mich, beym Aufwachen, biß an die Haare beſudelt. Alle ſtiegen auf; ich nahm die Hiebe zum Vorwande, mich nicht anzuziehen, und kein Teufel hätte mich von der Stelle gebracht. Ich war ganz verwirrt; und wußte nicht, ob ich vielleicht aus Furcht und Angſt, ohne es zu fühlen, oder im Schlafe, dieſen Unfug gemacht hatte. Kurz, ich fand mich ſchuldig und unſchuldig, und wußte nicht, was ich ſagen ſollte. Meine Cameraden kamen zu mir, beklagten ſich, und fragten mich verſtellt, wie ich mich be-

befände? Ich ſagte ihnen: ſehr ſchlecht; weil ich ſo viel Peitſchenhiebe bekommen hätte. Ich fragte ſie, was doch die Teufeley wohl müſſe geweſen ſeyn? Ah, ſagten ſie: Gewiß, er ſoll uns nicht entgehen, wer's auch geweſen ſeyn mag. Der Kryſtallengucker ſoll's uns ſchon ſagen. Doch das beyſeite; laßt doch ſehen, ob ihr nicht verwundet ſeyd; denn ihr thatet ſehr kläglich. Damit wollten ſie die Decke aufheben, in der Abſicht, mich zu beſchimpfen. Indem trat mein Herr herein, und rufte: Iſts möglich, Paul, daß ich dich nicht beſſern kann? Es iſt ſchon achte, und du liegſt noch im Bette? Steh auf, zum Henker, fauler Hundsfott!

Die Andern wollten mich entſchuldigen, erzählten dem Don Diego den ganzen Vorfall; und baten ihn, er möchte mich ſchlafen laſſen. Einer von ihnen fieng an: wenn Ew. Gnaden es nicht glauben wollen, ſo ſteh auf, guter Freund; und nahm mir die Bettdecke. Ich hielt ſie mit den Zähnen feſt, um die Beſcheerung nicht ſehen zu laſſen. Da ſie nun ſahen, daß es ſo nicht gienge, ſagte einer: Zum Henker, wie es hier ſtinkt! Don Diego bemerkte es auch, weil es wahr war; und alsbald fiengen alle an nachzuſehen, ob ein Nachtſtuhl in der Kammer ſey. Es iſt hier nicht auszuſtehen, ſagte einer. Das iſt was ſchönes für Leute, die ſtudieren ſollen, ſagte ein anderer. Sie durchſuchten die Betten, rückten ſie weg, um zu ſehen ob was darunter ſey. Gewiß iſt was unter Pauls Bette, fiengen ſie endlich an; laßt uns ihn in eines von unſern bringen, und ſehen, ob was darunter iſt. Da ich mich nun in der Enge ſahe, und merkte, daß ſie mich anpacken würden, ſo ſtellte ich mich, als ob mir übel würde, und ich Convulſionen bekäme. Ich faßte die Bettpfoſten an, und machte Geſichter. Sie, die das Geheimnis wußten, drangen näher auf mich zu, und ſagten: ey, es wird ihm ſchlim, der arme Schelm! Don Diego nahm mir den Herzfinger, und endlich ſchleppten mich die fünfe zuſammen heraus. Da ſie nun die Bettücher aufhoben, entſtand ein ſolches allgemeines Gelächter beym Anblick meiner Hinterlaſſenſchaft, daß das Zimmer davon hätte mögen einſtürzen. Der arme Schelm! riefen die Erzböſewichter. Ich that, als wäre ich ohnmächtig. Ziehen ihn nur Ew. Gnaden brav am Herzfinger, ſagten ſie. Mein Herr, der mir wohl zu thun glaubte, zog ſo ſehr, daß er mir ihn endlich verrenkte. Die andern machten Anſtalt, mir die Beine zu knebeln *), und ſagten immer: der arme Teufel! Er hat ſich ohne Zweifel jezt ſo beſudelt, da es ihm ſo übel wurde!

Wer

---

*) Man glaubt in Spanien, ein Mittel für die Ohnmachten ſey, die Dickbeine oder Arme ſehr feſt zuſammenzubinden; und man nennet das dar un garrote, einem den Knebel geben; vom Stocke, deſſen man ſich gemeiniglich in einem ſolchen Falle bedient, um mehr oder weniger, nachdem es nöthig, zuſammenzuziehen.

Wer kann beſchreiben, was in mir vorgieng? Mit Schaam bedeckt, mit einem verrenkten Finger, und in Gefahr, geknebelt zu werden! Endlich, aus Furcht, daß es geſchehen möchte (denn ſchon hatten ſie mir die Stricke an die Beine gelegt) that ich, als käm' ich wieder zu mir ſelbſt. Aber ſo geſchwind ich auch war, ſo hatten mir doch die boshaften Schurken ſchon zwey Male an jedem Beine gemacht. Endlich ließen ſie mich. Jeſus! ſagten ſie, wie matt ihr ſeyd! Ich weinte vor Verdruß. Es liegt mehr an eurer Geſundheit, ſagten ſie boshaft, als daran, daß ihr euch beſudelt hat. Seyd nur ruhig. Sie wuſchen mich darauf, legten mich ins Bette, und giengen fort.

Sobald ich wieder allein war, überlegte ich, wie mir in Alcala in einem Tage beynahe mehr Uebels wiederfahren war, als die ganze Zeit beym Cabra. Und um Mittag kleidete ich mich an, machte meinen Rock ſo gut ich konnte rein, wuſch ihn, wie eine Pferdedecke, und erwartete meinen Herren; der, als er kam, mich frug, wie ich mich befände. Alle im Hauſe aßen, und ich auch, wiewohl nur wenig, und ohne Appetit. Da wir hernach auf der Gallerie zuſammen kamen und plauderten, entdeckten mir die andern Bedienten den Poſſen, den ſie mir geſpielt, und machten ſich über mich luſtig. Alle lachten darüber, und mein Schimpf war komplet. Paul, ſagte ich zu mir ſelbſt: laß dir das zur Warnung dienen; ſey auf deiner Hut! Nun nahm ich mir vor, ein neues Leben anzufangen; wir wurden gute Freunde, und lebten hinfort alle im Hauße wie Brüder; und in den Collegien und Höfen beunruhigte mich kein Menſch mehr.

Sechſtes Kapitel.

Spitzbübereyen der Haushälterin, und Schelmenſtreiche die ich begieng.

Machs, wie du's ſiehſt; ſagt das Sprüchwort, und ſagt wahr. Durch dieſe Betrachtung kam ich zu dem Entſchluſſe, ein Böſewicht mit andern Böſewichtern zu ſeyn, und ein größerer, wo möglich, als alle. Ich weiß nicht, ob es mir beſonders glückte; aber ich verſichere, daß ich allen möglichen Fleiß anwandte. Fürs erſte ſchwor ich den Tod allen Schweinen, die in das Haus, und den jungen Hühnern der Haushälterin, die aus dem Hühnerhofe in meine Stube kämen. Eines Tages, als ich eben mit den andern Purſchen ſpielte, kamen zwey der ſchönſten Schweine, als ich je in meinem Leben geſehen habe, herein. Ich hörte ſie grunzen, und ſagte zu Einem: ſieh 'mal wer ſo in unſerm Hauße grunzt. Er gieng hin, und meldete: es wären zwey große Schweine. Sobald ich das hörte, gerieth ich in eine ſolche Wuth, daß ich hinausſprung, und ſchrie: es iſt doch ganz verflucht unverſchämt und frech, in anderer Leute Häußer zu kommen und ſo zu grunzen! Und zugleich ſtieß ich einem jeden, der verſchloßner Thür, den Degen durch die Bruſt; worauf wir ſie vollends tod machten. Und damit man ſie nicht ſchreyen hörte, erhuben wir alle zugleich einen ſchrecklichen Lärm, als ob wir ſängen; und ſo ſtarben ſie unter unſern Händen. Wir nahmen ſie aus, fiengen das Blut auf, und ſengten ſie halb über Strohfeuer in dem Hühnerhofe; ſo daß, als unſre Herren kamen, ſchon alles fertig war, wiewohl nicht zum beſten; ausgenommen die Würſte, die noch nicht zu Stande waren; und gewiß nicht aus Mangel der Eile; denn in Wahrheit, um uns nicht aufzuhalten, hatten wir in den Gedärmen faſt halb gelaſſen, was ſie bey ſich hatten. Don Diego und der Haushofmeiſter erfuhren hernach den Vorfall, und wurden ſo böſe auf mich, daß die andern Studenten im Hauſe, die ſich vor Lachen nicht halten konnten, genöthigt waren, für mich vorzubitten. Was willſt du aber nun ſagen, wenn man dich verklagt, und die Juſtiz dich feſtſetzt? fragte Don Diego. J nu, ſprach ich, ſo nenne ich mich Hunger, weil dieſer Name den Studenten wohl zukömmt; und wenn das mir nichts hilft, ſo ſage ich, daß, da ſie ohne anzupochen, wie in ihr eigen Haus hereingekommen; ſo hätte ich geglaubt, daß ſie unſer wären. Alle lachten über meine Entſchuldigungen. Wahrhaftig Paul, ſagte mein Herr, du übſt dich gut in den Waffen. Es war merkwürdig, meinen Herrn ſo gelaſſen und fromm, und mich ſo muthwillig und voller Schelmenſtreiche zu ſehen. Tugend und Laſter waren da im vollkommenſten Contraſte nebeneinander.

Die Haushälterin war vor Vergnügen außer ſich, weil wir uns beyde ſo gut zuſammen verſtunden. Wir hatten uns gemeinſam wider die Speiſekammer verſchworen. Ich war der Ausgeber Judas, und erbte von Stund an von dieſem Amte ich weiß nicht welche Liebe zu Schwenzelpfennigen. Das Fleiſch beobachtete in den Händen der Haushälterin die Rhetoriſche Ordnung nicht; denn es ſtieg immer vom Mehrern zum Minderen herab. So oft ſie Ziegen- oder Schaafleiſch aufſetzen konnte, brachte ſie kein Hammelfleiſch *). Wenn es Knochen gab, ſo kam nichts mageres herein; und ſo kochte ſie Eſſen, die vor lauter Kraftloſigkeit ſchwindſüchtig waren; und Suppen, woraus man, wenn ſie geronnen, Halsſchnuren von Glasperlen machen konnte. Zur Abwechſelung, und um die Olla recht fett zu machen, pflegte ſie oft Enden von Talglichtern hinein zu thun. Sie ſagte, wenn ich zugegen war, zu meinem Herrn: gewiß, es iſt kein beſſer Diener, als Paulchen; wenn er nur kein ſolcher Eulenſpiegel wäre. Behalten ihn Ew. Gnaden ja; denn ſeiner Treue wegen, können Sie

---

*) Die Spanier eſſen gewöhnlich kein Ochſen- oder Kalbfleiſch, ſondern Hammelfleiſch, das ſehr gut iſt; auch Ziegenfleiſch und dergl.

Sie ihm wohl die Peſſen überſehen. Er bringt immer das Beſte vom Markte! Ich ſagte folglich auch das nämliche von ihr; und ſo betrogen wir das ganze Haus.

Wenn wir zuſammen Oel, Kohlen oder Speck kauften, verſteckten wir derweile die Hälfte; und wann es uns gutdünkte, ſagten die Haushälterin und ich: ſeyn Sie doch nicht ſo verſchwenderiſch, meine Herren; wahrhaftig, wenn Sie es ſo fortreiben, ſo reicht des Königs Beutel nicht zu. Das Oel, oder die Kohlen ſind ſchon wieder alle; ſo haben ſie hineingehauſt. Laſſen Ew. Gnaden mehr kaufen; und wahrhaftig, es ſoll ganz anders leuchten. Geben Sie nur Paulchen das Geld! Man gab mir welches; und nun verkauften wir ihnen die gemauſte Hälfte, und die andere kauften wir noch darzu; und das war das Ganze. Wenn ich manchmal was auf dem Markte um den rechten Preiß kaufte, ſo zankten die Haushälterin und ich mit Fleiß. Sagt mir nur nicht Paulchen, ſprach ſie zankend, daß das für zwey Groſchen Sallad iſt. Ich that, als ob ich weinte, fieng ein großes Geſchrey an, beklagte mich bey meinem Herrn, und drang in ihm, er ſollte den Haushofmeiſter hinſchicken, ſich zu erkundigen, damit er die Haushälterin zum Schweigen brächte, die mit Fleiße darauf beſtand. Er gieng hin, und fand daß es zutraf; und ſo machten wie den Herrn und Haushofmeiſter ſicher. Sie wußten uns Dank, mir meinen Einkauf, und der Haushälterin den Eyfer für ſein Beſtes. Don Diego, ſehr zufrieden mit mir, ſagte: Ja, wäre nur Paulchen eben ſo wenig Schalk, als er untreu iſt, dann wär's ſchon gut.

So führten wir ſie hinter das Licht, und ſogen ſie aus, wie die Blutigel. Ich wette, Ew. Geſtr. würden über die Summe erſtaunen, die wir am Ende des Jahres beyſammen hatten! Sie mußte nothwendig beträchtlich ſeyn; doch verband ſie zu keiner Wiedererſtattung; denn die Haushälterin gieng alle acht Tage zur Beichte; und ich merkte nie an ihr ein Lüſtgen, etwas zurückzugeben; noch den geringſten Gewiſſensſkrupel, ob ſie gleich, wie geſagt, eine Erzheilige war. Sie trug beſtändig einen mächtigen Roſenkranz am Halſe, der ſo wichtig war, daß ſie leichter eine Welle Holz hätte dran tragen können. Daran hiengen eine Menge Bilder, Kreuze, und Ablaß Corallen *), die ſie alle Abende wie ſie ſagte, für ihre Wohl-

---

*) Cuentas de perdones; ſo heißen die, vom Pabſt geweihten, auf deren jede er Indulgenzen legt, zum Beſten der Seelen im Fegefeuer, ſo oft man ſie mit Andacht und im Stande der Gnaden abbetet. Daher kommt es, daß die gemeinen Spanier faſt beſtändig dergleichen an ſich tragen, und ſie allenthalben und zu jederzeit herbeten. Sie glauben, daß ſie ſehr wirkſam ſind, ſowohl für Lebendige als Todte.

Wohlthäter abbetete. Sie hatte hundert und mehr Schutz-Heiligen, Patrone und Fürſprecher; die ſie auch in Wahrheit alle nöthig hatte, um Vergebung aller ihrer Sünden zu erlangen. Sie ſchlief in einer Kammer über meinen Herrn, und da ſagte ſie mehr Gebete her, als ein Blinder. Sie fieng immer mit dem: Gerechter Richter, an *), und ſchloß mit dem: *Conquibules*; und *Salve Rebila* **). Sie ſprach mit Fleiße dieſe Gebete lateiniſch, um unſchuldig zu ſcheinen; dergeſtalt, daß wir alle vor Lachen hätten berſten mögen.

Sie beſaß außerdem noch andere Geſchicklichkeiten; denn ſie war eine Beſiegerin der Herzen, wußte aus ein Paar Neigungen vortreflich Heft und Schlinge zu machen; mit einem Worte, ſie war Kupplerin. Doch entſchuldigte ſie ſich bey mir damit: es wäre ihr angebohren, wie dem Königen von Frankreich, das Heilen der Kröpfe. Man glaubt vielleicht, daß wir beſtändig mit einander in Frieden gelebt? Mitnichten!

---

*) Die Spanier haben ein Gebet, das ſich mit den Worten anfängt: Juſte Juez, und welches die Caſtilianer beſonders lieben.

**) Spott, über die grobe Unwiſſenheit der Spaniſchen Weiber, welche gewiſſe Gebete lateiniſch ſprechen, und die Worte ſo radebrechen, als: Conquibules ſtatt cum quibus; und Salve Rebila, ſtatt Salve Regina.

nichten! Zween Freunde, von gleichen Begierden und einerley Gewerb, betrügen, wenn ſie zuſammen wohnen, ſich einander immer.

Die Haushälterin hielt z. E. Hühner auf dem Hofe; und ich hatte große Luſt, eins davon zu eſſen. Sie hatte zwölf bis dreyzehn ſchon ziemlich große Kücheln. Eines Tages, als ſie ihnen wollte zu freſſen geben, fieng ſie an, vielmal hintereinander zu rufen: *pio! pio* *)! Da ich ſie rufen hörte, ſchrie ich: Um tauſend Gottes willen, Muhme was macht ihr da! Hättet ihr doch lieber einen Menſchen umgebracht, oder dem Könige Geld geſtohlen; ſo könnt ich's noch verſchweigen; aber das da, es iſt unmöglich! Ich muß es anzeigen. Ach! wie unglücklich wir nun beyde ſind! — Da ſie mich ſo ernſtlich ſah, ſo wurde ſie ein wenig beſtürzt. Nu, was hab' ich denn gethan, Paul, ſagte ſie? Wenn du ſpaßeſt, ſo mache mir nicht länger Angſt. — Spaßen? verſetzt' ich; es hatt ſich wohl; ich muß es nothwendig der Inquiſition melden; denn ich käme ſonſt in den Bann. Inquiſition! ſchrie ſie, und fieng an zu zittern. Habe ich denn etwas wider den Glauben gethan? Das iſt eben das ſchlimmſte, ſagte ich; ſcherzet ja nicht mit den Inquiſitoren. Saget nur, daß ihr's aus Einfalt gethan, und daß ihr's widerrufet; und läugnet die Läſterung und den Mangel der Ehrerbietung nicht. — Und wenn ich widerrufe, Paul, ſagte ſie; werden ſie mich dann noch ſtrafen? Nein! antwortete ich: dann werden ſie euch wohl losſprechen. Nun dann, ich widerrufe, ſagte ſie. Aber ſage mir nur, um Gotteswillen, was es iſt; denn ich weiß noch auf der Gottes Welt nichts; ſo wahr die Seelen meiner Aeltern in der ewigen Freude ſeyn mögen! Iſt's möglich, ſprach ich, daß euch das nicht einfällt? Ich weiß kaum, wie ich es ſagen ſoll; denn die Erfrechung iſt ſo groß, daß ſie mich erſchreckt. Erinnert ihr euch nicht, daß ihr zu den Küchlein ſaget: Pio, pio? Iſt Pio nicht der Name der Päbſte? Der Statthalter Gottes? Der Häupter der Kirche? Deucht euch das eine kleine Sünde? — Sie war wie todt. Paul, ſagte ſie, ich habe es geſagt; aber Gott ſtrafe mich, wenn es aus Bosheit geſchah! Ich widerrufe, was ich geſagt. Denke nur auf ein Mittel, daß du mich nicht anzugeben braucheſt: denn ich ſterbe, wenn ich in die Inquiſition komme *). — Wenn ihr nur auf einem geheiligten Altare ſchwöret, daß ihr keine böſe Abſicht dabey hat-

---

*) Obgleich dieß Wort eigentlich, fromm, andächtig bedeutet; auch manchmal Name, z. E. verſchiedener Päbſte, iſt, ſo bedienen ſich doch die Spanier deſſelben auch, die Hühner zu rufen.

tet;

---

*) Nichts iſt im Stande, das Volk in Spanien mehr in Schrecken zu ſetzen, als die Inquiſition. Es zittert wenn es ſie nur nennen hört. Vielleicht findet ſich in der Fol-

ge

tet; ſo kann ich ſicher überhoben ſeyn, euch anzugeben. Aber es wird nöthig ſeyn, daß ihr die beyden jungen Hühner, die eben fraßen, als ihr ſie mit dem heiligſten Namen der Päbſte rufet, mir gebet, damit ich ſie einem Familiar der Inquiſition bringe, der ſie verbrenne, weil ſie verdammt ſind. Nachdem müßt ihr ſchwören, auf keine Weiſe wieder zurückzufallen. Sehr zufrieden, ſagte ſie: Nun ſo tragt ſie jetzt gleich hin, Paul; denn morgen will ich ſchwören. Um ſie noch ſicherer zu machen, verſetzte ich: Das ſchlimmſte iſt noch Cypriana (denn ſo hieß ſie) daß ich Gefahr laufe, weil der Familiar mich fragen wird, ob ich es ſey; und beyher kann er mir immer Händel machen. Tragt ſie lieber ſelber hin; denn meiner Treu ich fürchte mich! — Paul, ſagte ſie, als ſie das hörte: ich bitt' dich um Gotteswillen, habe Mitleiden mit mir, und trage ſie hin; denn es kann dir nichts widerfahren. Ich ließ ſie mich noch ſehr bitten, und endlich (denn das wollte ich eben haben) entſchloß ich mich, nahm die Hühner, verſteckte ſie in meiner Kammer, that, als gieng ich aus, und kam zurück. Die Sache iſt beſſer gegangen, als ich gedacht hätte; ſagte ich. Der Familiar wollte mir nachkommen, das Weib zu ſehen, aber ich habe ihm mit guter Manier

eine

eine Naſe gedreht, und die Sache beygelegt. Sie umarmte mich tauſendmal, und gab mir noch ein ander Huhn für mich. Ich brachte es zu ſeinen Cameraden, und ließ bey einem Paſtetenbecker ein Fricaſſee machen, das ich mit den andern Bedienten verzehrte. Die Haushälterin und Don Diego erfuhren endlich den Betrug, und das ganze Haus machte ſich äuſſerſt luſtig darüber. Der Haushälterin aber machte es einen ſo tödlichen Verdruß, daß nicht viel fehlte, ſie wäre davon geſtorben. Und aus Rache hätte ſie beynahe alle meine Spitzbübereyen entdeckt, wenn ſie nicht ſelbſt Urſach gehabt hätte zu ſchweigen.

Da ich nun mit der Haushälterin nicht mehr gut ſtund, und ſie nicht zum beſten haben konnte; ſo ſann ich auf neue Mittel, mich zu beluſtigen, und legte mich auf das, was die Studenten ſchnellen, oder ein Ding im Fluge ſchießen, nennen. Hierbey begegneten mir ſehr luſtige Abentheuer.

Eines Abends um neun Uhr, da es ſchon ziemlich leer von Leuten war, gieng ich durch die Große Straße, ſah eine Conditorbude, und einen Korb Roſinen auf dem Laden-Tiſche. Ich ſchoß im vollen Rennen darauf los, ergriff ihn, und lief davon. Der Conditer hinter mir her, nebſt andern Dienern und Nachbarn. Ob ich gleich den Vorſprung hatte, ſo ſahe ich doch, weil ich beladen war, daß ſie mich einholen

---

ge Gelegenheit, hier mehr intereſſante Nachrichten von dieſem, die Menſchheit ſo entehrenden Tribunale, und ſeinen Grauſamkeiten zu leſen.

holen würden. Sobald ich alſo um eine Ecke herum war, ſetzte ich mich auf den Korb, wickelte geſchwind den Mantel um das Bein, und fieng an, mit dem Beine in der Hand, zu ſchreyen: Au! Au! Gott verzeyh's ihm, wie er mich getreten hat! Das konnten ſie hören. Da ſie nun näher kamen, fieng ich das gewöhnliche Abendgebet zur heiligen Jungfrau zu beten an. Sie ſchrien aus vollem Halſe, und fragten mich: iſt hier kein Menſch vorbeygelaufen, guter Freund? Ey freylich, ſagt ich; er iſt ſchon weit voraus; und hier hat er mich aufs Bein getreten; der Spitzbube. Gelobet ſey der Herr! Damit riſſen ſie aus. Ich blieb allein, trug den Korb nach Hauſe, und erzehlte den Streich. Sie wollten es nicht glauben, daß es ſich ſo zugetragen hätte, wiewohl ſie ſich ſehr luſtig darüber machten. Deßhalb invitirte ich ſie, auf einen andern Abend, mich Schachteln ſchießen zu ſehen. Sie kamen, und da ſie ſahen, daß Schachteln in der Bude ſtanden, ich ſie aber nicht mit der Hand kriegen konnte, ſo hielten ſie es für unmöglich, zumal da der Conditor, wegen des Vorfalls mit den Roſinen, auf der Huth war. Was zu thun? Ich zog ohngefähr zwölf Schritte weit von der Bude, meinen Stoß-Degen, der ſehr lang und ſpitzig war, nahm einen Anlauf, und als ich an die Bude kam, ſchrie ich: ſtirb Canaille; und that einen Stoß vor dem Conditor vorbey. Er fiel zu Boden, und ſchrie nach der Beichte. Den Stoß that ich in eine Schachtel, die ich anſpießte, und mit ihr davon lief. Alle bewunderten die Liſt, und wollten vor Lachen ſterben, da indeß der Conditor verlangte, ſie ſollten ihn beſehen, weil er ohne Zweifel verwundet, und es ein Menſch geweſen wäre, mit dem er ſich gezankt hätte. Doch da er ſich umſahe, und die Schachteln umher in Unordnung und Verwirrung erblickte, entdeckte er die Schelmerey, fieng an ſich zu kreuzigen und zu ſeegnen, und wollte gar nicht wieder aufhören. Ich geſtehe daß mir nie ein Streich ſo wohl geglückt als dieſer. Meine Cameraden ſagten, ich könnte allein das Haus mit dem unterhalten, was ich im Fluge ſchoß. Ich war noch jung, und ſahe, daß ſie meinen Witz und Geſchicklichkeit erhoben, womit ich dieſe Schelmereyen ausführte; und dieß feuerte mich immer an noch mehrere zu unternehmen. Alle Tage hatte ich meinen Gürtel mit Töpfen von Nonnen beſpickt, die ich mir von ihnen zum Trinken *) ausbat, und womit ich davongieng. Ich führete dadurch die Gewohnheit ein, daß ſie nichts ohne Pfand weggaben.

Einsmals verſprach ich dem Don Diego und allen Cameraden, in einer Nacht der Runde ſelbſt die Degen

---

*) Da Spanien ein ziemlich heißes Land iſt, und man deßhalb da oft vom Durſte befallen wird; ſo wendet man ſich an Nonnenklöſter, um Waſſer zu bitten, welches ſie in jarras d. i. irdenen Töpfen mit zweyen Henkeln geben.

gen abzunehmen. Sie wurde feſtgeſetzt. Wir verſammelten uns; ich gieng voran. Sobald ich die Runde entdeckte, näherte ich mich ihr, mit noch einem andern von den Hausbedienten, und rufte ſehr beſtürzt: Die Runde? Sie antworteten: Ja! Iſt es der Corregidor *)? Sie ſagten ja! Ich fiel auf die Knie: Señor, ſagt' ich, in Ew. Gnaden Händen ſteht meine Rettung, meine Rache und ein großer Vortheil für den Staat. Hören mich Ew. Gnaden ein Paar Worte allein, wenn Sie einen großen Fang thun wollen. Er entfernte ſich mit mir; und die Häſcher griffen ſchon nach ihren Degen, und die Alguazils legten die Hand an ihre Ruthen. Señor, ſagt' ich, ich komme von Sevilla, und ſetzte ſechs Kerlen nach, die die ärgſten Böſewichter von der Welt, und lauter Räuber und Mörder ſind. Einer von ihnen hat meine Mutter und meinen Bruder ermordet, um ſie zu berauben; daß iſt bewieſen. Sie begleiten, wie ich aus ihrem Munde gehört habe, einen franzöſiſchen Spion; und aus ihren Reden vermuthe ich, ſagte ich ganz leiſe, daß er vom Antonio Perez **) iſt Damit that der Corregidor einen Sprung

---

*) Corregidor heißt in Spanien der Oberrichter einer Provinz, eines Amtes u. ſ. w. Er hat zugleich mit die Aufſicht über die Polizey.

**) Antonio Perez, war Staatsſekretär unter Philipp II. da er aber unſchuldigerweiſe in Ungnade bey ſeinem Herrn und

Sprung in die Höhe; Wo ſind ſie? rufte er. Herr, in dem Wirthshauße, verſetzte ich; halten ſich Ew. Gnaden nicht auf; die Seelen meiner Mutter und meines Bruders, werden es Ihnen mit Fürbitten bezahlen, und der König wird Sie belohnen. Jeſus! ſchrie er, fort! fort! laßt uns nicht zaudern, folgt mir Alle; gebt mir einen Schild. Ich zog ihn auf die Seite, und ſagte zu ihm: Sie begeben ſich in Gefahr, wenn Sie das thun. Sie müſſen vielmehr Alle ohne Degen hineingehen, und einer nach dem andern; denn jene ſind in den Zimmern und haben Piſtolen. Wenn ſie Leute mit Degen erblicken, die nur die Juſtiz tragen *) darf, ſo geben ſie gewiß Feuer. Mit Dolchen iſt es gewiß beſſer, und von hinten ihnen in die Arme gefallen; denn dazu ſind unſer genug.

Dem Corregidor, der ſchon nach der Beute ſchnappte, gefiel der Rath. Indeß näherten wir uns dem

---

und Verfolgungen fiel; begab er ſich nach Frankreich, wo er von Heinrich IV. eine Penſion genoß, und ſtarb. Er hat ſeine Memoiren und Apologie ſelbſt herausgegeben, und ſie ſind unter dem Titel: Las obras y relaciones de *Antonio Perez*, Secretario de Eſtado que fue del Rey de Eſpaña Don Phelippe II; jedem Hiſtoriker bekannt.

*) Zu Alcala hat die Juſtiz allein das Recht, des Nachts Degen zu tragen, um die Studenten im Zaume zu halten, und Unruhen vorzubeugen.

Hauße; und der gewarnte Corregidor befohl, alle Degen auf einem Platze, der faſt dem Hauße gegenüber lag unter das Gras zu verſtecken. Sie thaten es und giengen fort. Sie hinlegen, wegnehmen und nach Hauße tragen, das war eins; wie ich meinen Cameraden befohlen hatte. Da ſie Alle ins Haus hineingiengen, blieb ich bis zuletzt zurück; und indem ſie ſich unter andere Leute, die da waren, miſchten: lief ich durch ein Gäßchen, nach La Vitoria zu, ſo ſchnell davon, daß mich kein Windhund eingeholt hätte. Sie kamen hinein, und ſahen nichts, als Studenten und luſtige Brüder, welches eins iſt; fiengen an mich zu ſuchen, und da ſie mich nicht fanden, argwohnten ſie, was es war. Sie ſuchten ihre Degen und fanden keinen halben.

Wer kann den Fleiß beſchreiben, womit der Corregidor und Rektor dieſelbe Nacht Hausſuchung thaten? Sie giengen in alle Studenten-Höfe, durchſuchten die Betten, und kamen auch in unſer Haus. Damit ſie mich nicht entdeckten, hatte ich mich in das Bett gelegt, mit verbundenem Kopfe. mit einer Kerze in der einen Hand, und einem Cruzifix in der andern. Ein Camerad, der ſich in einen Geiſtlichen verkleidet, ermahnte mich zum Tode; und die übrigen beteten die Litaney. Der Rektor und die Juſtiz kamen; und ſobald ſie dieſes Schauſpiel erblickten, giengen ſie fort, und glaubten, daß hier ſolch eine Schelmerey ihr

Neſt nicht haben könne. Sie ſahen ſich drum gar nicht weiter um; vielmehr ertheilte mir der Rektor noch den letzten Wunſch für Sterbende. Er fragte auch, ob ich ſchon ſprachlos wäre, und ſie ſagten: Ja!

Nun gaben ſie alle Hoffnung auf, eine Spur zu finden. Der Rektor ſchwor, den Böſewicht auszuliefern, wenn er ihn fände; und der Corregidor ihn zu henken, wenn es auch der Sohn eines Grande wäre. Ich ſtieg wie's vorbey war vom Bette auf; und bis auf den heutigen Tag hat man nicht aufgehört, das Andenken dieſes Streichs in Alcala feyerlich zu begehen.

Um nicht zu weitläufig zu werden, will ich nicht erzählen, wie unſicher ich den Marktplatz machte. Ich unterhielt das ganze Jahr den Kamin des Hauſes, mit Schachteln von Tuchſcherern, Goldſchmieden und Obſthöken; denn ich werde nie den erlittnen Schimpf, als Hahnenkönig, vergeſſen. Die Einkünfte zu geſchweigen, die ich von Feldern, Weinbergen und Gärten, in der ganzen umliegenden Gegend zog. Durch dieſe und andere dergleichen Streiche erlangte ich bey Allen den Ruhm eines durchtriebenen und verſchmitzten Kopfes. Die Junkern begünſtigten mich, und ließen mir kaum Zeit, dem Don Diego aufzuwarten; gegen den ich jederzeit den gebührenden Reſpekt behielt, für die viele Liebe, die er zu mir hatte.

Siebentes Kapitel.

Don Diego verläßt die Univerſität. Nachrichten von dem Tode meiner Aeltern, und Entſchluß den ich von meiner kunftigen Lebensart faßte.

Don Diego erhielt einen Brief von ſeinem Vater, worinn zugleich einer an mich eingeſchlagen war. Er kam von meinem Oheim, Namens Alonſo Ramplon; einem Manne, der jeder Tugend ergeben, und ſehr bekannt in Segovia war; weil er mit der Juſtiz in genauem Verhältniſſe ſtand. Denn alle Executionen, ſeit vier Jahren daſelbſt, waren durch ſeine Hände gegangen. Mit einem Worte, und zu Steuer der Wahrheit, er war Scharf- und Nachrichter; doch ein wahrer Adler in ſeinem Amte. Ihm nur zuzuſehen, machte einem Luſt, ſich von ihm henken zu laſſen. Dieſer ſchrieb mir alſo aus Segovia nach Alcala folgenden Brief.

Brief.

„Mein Sohn Paul! (denn aus großer Liebe, die er zu mir trug, nannte er mich ſo.) Die großen Beſchäftigungen der Stelle, die ich von Sr. Majeſtät begleite, haben mir nicht verſtattet, eher an Dich zu ſchreiben; denn wenn der Dienſt des Königes was unangenehmes hat, ſo iſt es die ſchwere Arbeit; doch wird ſie einem auch durch das Bißgen Ehre, einer ſeiner Die-

„ner zu ſeyn, wieder erleichtert. Es thut mir leid, Dir eine unangenehme Nachricht zu melden. Dein Vater iſt tod. Er ſtarb vor acht Tagen, mit der größten Standhaftigkeit, als nur ein Menſch in der Welt geſtorben iſt. Ich kann's ſagen, denn ich habe ihn ſelbſt gehenkt. Er beſtieg den Eſel *), ohne einen Fuß in den Steigbügel zuſetzen. Das Galgen-Koller ſtund ihm ſo gut, als wär es bloß für ihn gemacht geweſen. Und bey dieſem Anſtande, mit den vielen **) Creuzträgern voran, ſahe ihn niemand, der ihn nicht für eine recht würdige Galgen-Frucht gehalten hätte. Mit großer Unbefangenheit ſah' er an alle Fenſter, und grüßte Alle höflich, die ihre Arbeit verließen, um ihn zuſchauen. Zweymal ſtrich er ſich den Knebelbart; hieß die Geiſtlichen ausruhen, und lobte, was ſie gutes ſagten. Endlich kam er an den Galgen, ſetzte den Fuß auf die Leiter, und ſtieg weder auf allen Vieren, noch langſam hinauf. Er fand daran eine Sproſſe zerbrochen, wandte ſich zur Juſtiz, und ſagte: ſie möchte ſie für einen Andern ausbeſſern laſſen, denn nicht Alle hätten ſo viel Kraft. Ich kann Dir's nicht beſchreiben,

---

*) Sonſt führte man in Spanien die Miſſethäter auf einem Eſel zur Hinrichtung hinaus.

**) In Spanien gehen vor dem Miſſethäter, den man hinrichten will, verſchiedene Ordensbrüderſchaften her, jede mit einem Crucifix, die für ihn beten und ihn begraben, wenn ſie die Erlaubniß dazu erhalten können.

„wie wohl er allen gefiel. Er ſetzte ſich oben nieder, und „ſchlug die Falten vom Rocke zurück, nahm den Strick, „und legte ſich ihn ſelbſt um den Hals auf die Nuß. „Da er nun ſahe, daß der Theatiner ihm noch vorpredi„gen wollte, wandte er ſich zu ihm. Herr Pater, ſagte „er: ich nehm's für empfangen an; betet mir noch den „Glauben ein bisgen, und laßt es uns kurz machen; ich „wollte nicht gern langſam ſcheinen. Das geſchahe. Er „bat mich, ich möchte die Kappe auf die Seite legen, „und ihm dem Geifer abwiſchen. Ich that es! Nun fiel „er herunter, und ohne mit den Beinen zu zappeln, oder „ſonſt Geberden zu machen, weg war er. Er behielt „wie er dahieng eine Gravität, die man nicht beſſer ver„langen konnte. Ich viertheilte ihn drauf, und gab ihm „die Landſtraße zum Begräbniß. Gott weiß, wie weh „es mir thut, ihn da zu ſehen, wie er den Raben und „Krähen zum Freytiſche dient. Doch glaube ich, die „Paſtetenbecker dieſer Gegend werden uns tröſten, und „ihn noch zeitig genug in vier Quartos-Paſtetchen backen.

„Von Deiner Mutter, ob ſie gleich noch am Leben „iſt, kann ich Dir beynahe ebendaſſelbe melden; denn „ſie ſitzt in der Inquiſition von Toledo, weil ſie die „Todten ausgrub *), ohne eine Verläumderin zu ſeyn. „Man

---

*) Anſpielung auf eine ſprüchwörtliche Redensart; man nennt in Spanien, die Todten ausgraben: desenterrar los muertos, wenn man übels von ihnen ſpricht.

„Man ſagt, daß ſie alle Nächte einen Bock auf ſein Auge *) ohne Pupille küßte. Man fand in ihrem Hauße mehr Beine, Arme und Schädel, als in einer Wunderkapelle. Das geringſte, was ſie that, war, Jungfern wieder aufzuſtutzen, Man ſagt, daß ſie am Heil. Dreyfaltigkeitstage ihre Rolle bey einem Auto-da-Fé mitgeſpielt, und hernach vierhundert Hiebe auf den Tod erhalten habe. Es ärgert mich, daß ſie uns allen Schande macht; und mir vornemlich, denn am Ende bin ich doch Diener des Königs **), und dergleichen Verwandſchaften ſtehen mir gar nicht an.

„Mein Sohn, Deine Aeltern haben hier eine Summe, ich weiß nicht wie groß, verborgen zurückgelaſſen; ſie wird ſich in Allem ohngefähr auf vierhundert Dukaten belaufen. Ich bin Dein Ohm; was ich habe, ſoll für Dich ſeyn. Nach meinem Briefe, kannſt Du hieherkommen; denn mit dem Bisgen, was Du doch von Latein und Rhetorick weißt, wirſt Du in der Scharfrichterkunſt vortreflich werden. Antworte mir gleich. Indeſſen Gott befohlen! Segovia ꝛc.

---

*) Die Spanier nennen den Hintern; das Auge ohne Pupille, el ojo ſin niña.

**) Dieß Diener des Königs iſt im Original noch weit komiſcher; denn da heißt's que al fin ſoy Miniſtro del Rey.

Ich kann nicht läugnen, daß ich dieſe neue Beſchimpfung ſehr empfand. Doch eines theils freuete ich mich auch; ſo können oft Laſter der Väter die Söhne über ihr Unglück, ſo groß es auch ſeyn mag, tröſten. Ich lief zum Don Diego, der eben den Brief ſeines Vaters las, worinn er ihm befohl, nach Hauſe zu kommen, und mich nicht mitzunehmen; weil er meine Schelmenſtreiche erfahren hatte. Er ſagte mir, daß er Willens wäre abzureiſen, und alles, was ihm ſein Vater befohlen; denn es that ihm Leid, mich zu verlaſſen; und mir noch mehr. Er ſchlug mir vor, mich in die Dienſte eines andern Cavaliers, ſeines Freundes, zu bringen. Señor, ſagt' ich zu ihm lächelnd, ich bin jetzt ein anderer Menſch, und habe andere Gedanken. Ich ſtrebe nach was höherem, und ich muß mehr Anſehen haben; denn wenn ich auch bisher, ſo gut wie jeder andere, meinen Stein im Brete*) (in der Walze) hatte; ſo habe ich jetzt auch meinen Vater darinn. Ich erzählte ihm drauf, wie er ſo ehrenvoll geſtorben wäre, als der vornehmſte Mann; wie ſie ihn dann zerlegt, und ausgemünzt *) hätten; und wie mein Herr Ohm, der Scharfrichter, mir dieſes, wie auch daß meine Frau Mama im Zuchthauſe ſitze, geſchrieben hätte. Denn ihm konnte ich mich ohne Scham entdecken, da er mich ſo gut kannte. Er bedauerte mich ſehr, und fragte mich, was ich nun zu thun gedächte? Ich meldete ihm meine Entſchließung. Den andern Tag reißte er ſehr traurig ab, und ich blieb im Hauſe, und verhehlte mein Unglück. Ich verbrannte den Brief, damit ihn niemand leſen möchte, wenn er etwa verloren gienge, und machte mich zu meiner Abreiſe nach Segovia fertig; in der Abſicht, meine Erbſchaft zu heben, und meine Verwandten kennen zu lernen, um vor ihnen zu fliehen.

---

*) Ein Spaniſches Sprüchwort das Doppelſinn hat, und nicht ganz überzutragen iſt. Tener ſu piedra en el Rollo, heißt ein Mann von Anſehn ſeyn; in der Welt was vorſtellen; und Rollo bedeutet auch den Pranger, den Galgen: alſo heißt dieß Sprüchwort auch ſoviel, als nicht weit vom Galgen ſeyn; gleichſam, ſchon einen Stein im Galgen haben.

Achtes Kapitel.

Was mir auf dem Wege von Alcala nach Segovia bis Rexas begegnete, wo ich dieſe Nacht ſchlief.

Der Tag kam, wo ich von dem beſten Leben, das ich je geführt habe, ſcheiden ſollte. Gott weiß, was ich empfand, als ich ſo viele Herzensfreunde, die faſt unzählig waren, verließ. Das Wenige, was ich hatte, verkaufte ich heimlich zum Reiſegelde, und mit Hülfe einiger

---

*) Wortſpiel mit Quartos, eine Spaniſche Kupfermünze; und Hacer quartos, viertheilen.

einiger Schelmereyen brachte ich auf ſechshundert Realen zuſammen. Ich miethete ein Maulthier, und verließ die Wohnung, woraus ich nichts mehr als meinen Schatten mitzunehmen hatte; mit Einem Worte ich ſchwänzte.

Wer kann die Angſt des Schuſters wegen ſeiner Bezahlung, die Sorge der Haushälterin wegen ihres Lohns, das Schreyen des Wirths wegen des Hauszinſes, beſchreiben? Einer ſagte: es hat mir doch immer geahndet. Ein anderer: man hat mirs voraus geſagt, daß es ein Erzſchlem und Betrüger wäre. Kurz, ich gieng von den Leuten ſo ſehr geliebt weg, daß ich durch meine Abweſenheit einen Theil weinen und den andern lachen machte über die, welche weinten.

Mit dieſen Betrachtungen ſetzte ich meinen Weg fort, als ich hinter Torote einen Mann auf einem Mauleſel einhohlte, der ſehr haſtig mit ſich ſelbſt ſprach, und in ſo tiefen Gedanken ritt, daß er mich nicht ſahe, ob ich gleich ſchon neben ihn war. Ich grüßte ihn, er dankte mir. Ich fragte ihn, wohin er wollte; und nach einigen Fragen und Antworten fiengen wir an, von der Landung des Türken, und von der Kriegsmacht des Königes zu reden. Er erklärte mir, auf was Art man gar leicht das gelobte Land, und Algier erobern könnte; woraus ich ſehen konnte, daß es ein politiſcher Kannengießer war. Wir ſetzten dies luſtige Geſprächſel fort; und indem wir von einer Sache auf die andere kamen, fielen wir endlich auch auf Flandern.

Ja, das Flandern! fieng er ſeufzend an: dieſe Staaten koſten mich mehr, als den König; denn ſeit vierzehn Jahren gehe ich ſchon mit einem Vorſchlage um, der, wenn er eben ſo möglich wäre, als er es nicht iſt, ſchon alles würde beruhiget haben. Nu, was könnte denn das ſeyn, fragte ich, das ſo zuträglich, und doch unmöglich und unthunlich wäre? Ey, thunlich iſt's wohl, verſetzte er; aber unmöglich, iſt was anders. Wenn ich nicht fürchtete Ihnen verdrüßlich zu fallen, ſo wollt' ich erzählen, was es iſt. Doch in kurzem wird man's erfahren, denn ich gedenke, den Vorſchlag mit andern Werkchen drucken zu laſſen, worinn ich dem Könige ein Mittel an die Hand gebe, Oſtende auf zweyen Wegen zu gewinnen. Ich bat ihn, ſie mir zu ſagen. Er griff in die Taſche, und zeigte mir die Feſtungswerke des Feindes, und die unſrigen im Riße. Sie ſehen wohl, Señor, ſagte er, daß die ganze Schwierigkeit auf dieſem kleinen Arme der See beruht. Nun gebe ich Befehl, ihn ganz mit Schwämmen aufzutrocknen, und auf dieſe Art wegzuſchaffen. Ueber dieſen tollen Einfall brach ich in ein lautes Gelächter aus. Er ſahe mir ſteif ins Geſicht, und ſagte: Sieh; ich habe es doch niemanden entdeckt, der nicht auch gelacht hätte; ſo viel Vergnügen macht es allen.

Das glaube ich wohl, erwiederte ich, wenn man eine ſo neue, und ſo wohl ausgeſonnene Sachen hört. Doch bedenken ſie auch, Señor, daß, wenn Sie auch das Waſſer einmal austrocknen, das Meer gleich wieder mehr hinneingießen wird. Das ſoll mir das Meer wohl bleiben laſſen, antwortete er; denn das habe ich alles reiflich überdacht; außerdem habe ich auch eine Erfindung ausgeſonnen, daß Meer an dieſem Flecke zwölf Klaftern tief zu verſenken. Ich wollte ihm nicht weiter darauf antworten, aus Furcht, er möchte mir ſagen, daß er auch ein Mittel hätte, den Himmel herabzuziehen. Ich habe in meinem Leben keinen ſo großen Narren geſehen. Er verſicherte, Juanelo *) hätte ſo viel als nichts gethan; er könne jetzt auf ein Projekt, den ganzen Tajo auf eine andere weit leichtere Art nach Toledo zu bringen. Da ich ihn fragte; wie? verſetzte er: durch Zauber. Wer hat wohl dergleichen in der Welt erhört? Aber, ſetzte er noch zuletzt hinzu: das bin ich nicht Willens auszuführen, wenn mir der König nicht erſt eine Kommende giebt, die ich ſehr wohl beſitzen kann, da ich einen ſehr alten Adelsbrief habe. Unter dieſen ſeltſamen und tollen Schnickſchnack kamen wir nach Torrejon,

---

*) Ein großer Mathematiker, und geſchickter Baumeiſter, der zu Toledo die berühmte Waſſerleitung gemacht, davon man noch heutzutage die ſchönen Ueberbleibſel bewundert.

rejon, wo er blieb, weil er eine Verwandte beſuchen wollte.

Jch ritt weiter, und wollte vor Lachen über die Einfälle und Projecte, womit der Kerl ſich trug, platzen. Bald drauf erblickte ich von ferne einen Mauleſel unangebunden, und neben demſelben einen Menſchen zu Fuße, der in ein Buch Striche machte, die er mit einem Zirkel maß. Er that Säze und Sprünge von einer Seite auf die andere; und von Zeit zu Zeit legte er einen Finger auf den andern, und machte tauſend närriſche Cabriolen und Geberden. Jch hielt ein wenig ſtille, um ihn von weitem zu betrachten; und ich geſteh es, ich hielt ihn lange für einen Zauberer, und wollte Anfangs nicht vor ihm vorbeyreiten. Endlich aber entſchloß ich mich doch, und da ich näher kam, merkte er mich. Er machte das Buch zu, und da er den Fuß in den Steigbübel ſetzte, glitte er aus, und fiel. Als ich ihn aufhob, ſagte er: ich nahm die Mitte der Proportion nicht wohl, um zum Aufſteigen die Circumferenz zu machen. Jch verſtand zwar nicht, was er mir ſagte; aber ich fürchtete gleich das, was es war: denn kein ſeltſamrer und ausſchweifenderer Menſch war noch je vom Weibe gebohren, als er. Er fragte mich ob ich nach Madrid in Linea recta, oder circumflexa gienge? Ob ich ihn gleich nicht ganz verſtand, ſo ſagte ich doch: durch einen gebogenen Weg gienge ich hin. Er fragte mich: wem der Degen wäre, den ich an der Seite hätte? Ich antwortete: mein. Er ſahe ihn bedenklich an: dieſe Parirſtangen, ſagte er, ſollten größer ſeyn, um die Stiche abzuhalten, die nach dem Centro der Stöße gehen. Nun fieng er an, ſo weitläuftig davon zu reden, daß er mich zwang, ihn zu fragen, was er von Profeßion wäre? Ein vollkommener und ausgelernter Fechtmeiſter, antwortete er, und ich will es mit jedem ausmachen, es mag ſeyn wo es will. Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten. Wahrhaftig, ſagte ich, nach dem, was ich Sie dort auf dem Felde ſchon vornehmen ſahe, und nach den Kreiſen, die Sie machten, hätte ich Sie eher für einem Zauberer gehalten. Die Sache war die, ſagte er: ich war auf eine ſubtile Erfindung gekommen, mit der Viertel-Volte und einer Cavade den Degen des Feindes zu faſſen, um ſeinen Gegner im Momente ohne Beichte zu tödten, damit er nicht mehr ſagen könne, wer es gethan habe; und ich war eben im Begriffe, es in mathematiſche Regeln zu bringen. Iſt's möglich, rief ich, daß Mathematik darinn iſt? Nicht allein Mathematik, verſetzte er, ſondern auch Theologie, Philoſophie, Muſik und Medicin. — An letzterer zweifle ich nicht, ſagt' ich, weil gerade dieſe Kunſt vom Morden handelt. — Nicht geſpottet, Señor, verſetzte er; jetzt ſollen Sie gleich lernen, wie man die Stöße mit den größten Hieben parirt, die alle Spirallinien des Degens in ſich begreifen. — Ich verſtehe kein Wort von allem, was Sie mir da ſagen; weder groß noch klein; ſagte ich. Nu, verſetzte er, ſo erklärt es dies Buch, das den Titel hat: Größen des Degens. Es iſt vortrefflich, und enthält Wunderdinge. Um Sie zu überzeugen, ſollen Sie mich in Xeras, wo wir dieſe Nacht ſchlafen werden, mit zween Bratſpießen Wunder thun ſehen. Und zweifeln Sie nicht; wer dieſes Buch geleſen hat, kann alle tödten, die er nur will. — Entweder, ſagt' ich, lehrt dies Buch den Menſchen die Peſt zu machen, oder es hats ein Doctor geſchrieben. — Wie ſo, ein Doktor? verſetzte er. Es verſteht ſich wohl, daß der Verfaſſer ein großer Gelehrter iſt, und faſt möcht' ich ſagen, mehr noch, als Gelehrter *).

Unter dieſen Geſprächen kamen wir nach Xeras, ſtiegen in einem Gaſthofe ab; und beym Abſteigen rufte er mir mit lauter Stimme zu; ich ſollte mit den Beinen einen ſtumpfen Winkel, und dann zwo Parallellinien machen, damit ich perpendiculär auf die Erde käme. Der Wirth ſahe mich lachen, und lachte auch. Er fragte mich: ob der Cavallier, der ſo redte, ein

---

*) Quevedo ſticht hiermit auf einem gewiſſen Spaniſchen Scribler, Namens Eſtrella; der eine Theorie des Fechtens, unter dem Titel: Grandezas de las Armas, die Größen der Waffen, geſchrieben; und mit ihm zugleich auf alle die leidigen Theorienſchreiber über Künſte und Wiſſenſchaften, die nur eigne lange Uebung und Erfahrung lehren kann.

Indianer wäre? Ich dachte, ich müßte vor Lachen von Sinnen kommen.

Mein Reiſegefährte machte ſich ſogleich an den Wirth; Señor, ſagte er, geben Sie mir zwey Bratſpieße zu zwey bis drey Winkeln, Sie ſollen ſie im Augenblick wieder haben. Jeſus! ſchrie der Wirth, geben mir nur Ew. Gnaden die Winkel her; meine Frau ſoll ſie ſchon braten; wiewohl das Vögel ſind, die ich noch nie habe nennen hören. Nicht doch! Es ſind keine Vögel, ſagte er, und wandte ſich zu mir; ſehen Sie nun, Señor, was Ignoranz iſt? Geben Sie mir die Bratſpieße; ich will ſie nur zum Fechten haben; und vielleicht wird Ihnen das mehr werth ſeyn, was Sie heut von mir ſehen werden, als alles, was Sie in Ihrem Leben erworben haben. Endlich fand ſich, daß die Bratſpieße eben gebraucht wurden, und wir mußten zween große Kochlöffel nehmen.

So was tolles hat man noch nicht in der Welt geſehen. Er that einen Satz, und ſagte: mit dieſer Paſſade reiche ich weiter, und erlange die Grade des Profils; jetzt gehe ich langſam zurück, um ganz natürlich zu tödten. Ah ſa! das ſollte ein Hieb, und jenes ein Stich ſeyn. — Er blieb eine ganze Meile weit von mir, und gieng immer mit ſeinem Kochlöffel um mich herum. Da ich ſtille ſtehen blieb, ſo ſah' es nicht anders aus, als wollt er einen Kochtopf, der am Feuer ſteht und überläuft, attaquiren. Dieß, ſagte er endlich, dieß nur iſt die rechte Kunſt, und nicht die Stümpereyen, die jene Schurken von Fechtmeiſtern lehren, die nichts, als geifern können.

Er hatte kaum ausgeredet, ſo trat aus dem Zimmer ein junger Mulatte, der ſeine Zähne zeigte; mit einem Hute, wie ein Sonnenſchirm heruntergeſchlagen, und einem Plaſtron von Büffel unter einem offenſtehenden Wamſe, das ganz mit Bändern beſetzt war. Er war krumbeinig wie ein Reichsadler, und hatte ein Geſicht mit einem Per ſignum Crucis de inimicis ſuis *); einen zackigen Bart, einen mächtigen Knebelbart und einen Dolch, deſſen Heft mehr vergittert war, als ein Sprachzimmer der Nonnen. Herr! ſagte er, mit einem Blicke auf die Erde: ich bin examinirt, und habe meine Kundſchaft; und ich ſchwöre bey der Sonne, die das Korn erwärmt, daß ich den in Kochſtücken zerhacken will, der von einem ſolchen ehrlichen Kerle, der die Fechtkunſt treibt, wie ich, übel ſpricht! Da ich ſahe worauf es angefangen war, ſchlug ich mich ins Mittel, und ſagte: man ſpräche nicht mit ihm, er hätte alſo nicht Urſach böſe zu

---

*) Ums heiligen Kreutzes willen, erlöſe uns von unſern Feinden. Eine Redensart der Spanier, die ſo viel ſagen will, als: ein ſehr häßliches Geſicht; eine Fraze die fürchten macht.

ſeyn. Das half aber nichts. Er lege Hand an den Degen, wenn er einen hat, ſchrie er, und laſſe die Kochlöffel liegen; dann wollen wir ſehen, was wahre Fechtkunſt iſt. Mein armer Reiſegefährte öfnete das Buch, und ſagte mit lauter Stimme: dieß Buch zeigt's. Es iſt mit königlichem Privilegio gedruckt, und ich will mit und ohne Kochlöffel, hier und allenthalben behaupten, daß das die Wahrheit iſt, was es ſagt. Wo nicht, ſo laßt es uns meſſen. Er nahm den Zirkel. Dieſer Winkel iſt ſtumpf, ſagt er. Ey was Winkel, was Winkel! ſprach der Mulatte, und nahm den Dolch; ich weiß nicht, was Winkel, und was ſtumpf iſt; noch habe ich in meinem Leben ſolche Namen gehört; aber mit dieſem Dolche in der Fauſt will ich euch in Fetzen zerreißen. Damit ſtürzte er auf den armen Teufel los. Der fieng an fortzulaufen, und Sprünge durch das Haus zu machen, und ſchrie immer: er kann mir nichts anhaben, denn ich habe ihm die Grade des Profils abgewonnen! Wir beſänftigten ſie, der Wirth, ich und andere Leute die zugegen waren; wiewohl ich vor Lachen nicht mehr konnte. Sie brachten darauf den guten Menſchen in ſein Zimmer, und mich mit ihm. Wir ſpeißten zu Abends, und legten uns drauf alle im Hauße ſchlafen.

Um zwey Uhr des Morgens ſtieg er im Hemde auf, und fieng an im dunkeln im Zimmer herumzutappen. Er machte allerley Sprünge, und ſagte, in mathematiſchem Rothwelſch tauſend Narrheiten. Er weckte mich auf, und nicht damit zufrieden, gieng er auch hinunter zum Wirthe, und foderte Licht. Er hätte, ſagte er, einen fixen Gegenſtand für den Stoß, der die Chorde eines Segments mache, gefunden. Der Wirth wünſchte ihn zum Teufel vor Unwillen, daß er ihn aufgeweckt hatte; und hieß ihn einen Narren. Er kam wieder hinauf, und ſagte mir: wenn ich aufſtehen wollte, ſo ſollte ich die ſo berühmte Erfindung ſehen, die er wider den Türken und ſeinen Säbel ausgedacht hätte. Er wolle gleich gehen, und ſie dem Könige anzeigen, weil ſie zum Beſten der Catholiſchen Chriſtenheit wäre. Indeſſen wurde es Morgen; wir kleideten uns an, und bezahlten den Wirth. Mein Theoriſt wurde mit dem Fechtmeiſter wieder ausgeſöhnt, welcher beym Weggehen ſagte: was mein Reiſegefährte vorbrachte, ſey zwar ganz gut; aber es mache mehr Narren als Geſchickte, weil die wenigſten es verſtünden.

Neuntes Kapitel.

Was mir mit einem Poeten, bis nach Madrid, begegnete.

Ich nahm meinen Weg nach Madrid, und mein Gefährte ſchied von mir, weil er anderswohin reißte. Er war ſchon weit weg, als er in aller Eile zurückkam, mir nachſchrie, und ob wir gleich im freyen Felde waren, wo uns niemand hören konnte, mir leiſe ins Ohr ſagte: bey Ihrem Leben, Señor! ſagen Sie ja nichts von allen den tiefen Geheimniſſen, die ich Ihnen in der Fechtkunſt mitgetheilt habe. Sie haben einen guten Verſtand; behalten Sie ſie für ſich! Ich verſprach's ihm. Darauf verließ er mich; und ich lachte herzlich über ein ſo luſtiges Geheimniß.

Ich reißte nun über eine Meile weit, ohne jemanden anzutreffen, und überlegte bey mir ſelbſt die vielen Schwierigkeiten, die ich zu überſteigen hätte, um als ein ehrlicher und tugendhafter Menſch zu leben, weil ich zuerſt die Schande meiner Aeltern zudecken, und gleich ſelbſt mit ſoviel Ehre erſcheinen müßte, daß man mich deßhalb mißkennte. Dieſe Gedanken ſchienen mir ſo ehrenvoll und rühmlich, daß ich mir ſelbſt dazu Glück wünſchte. Ich habe mehr Urſache, ſagt' ich, mit mir ſelbſt zufrieden zu ſeyn; da ich von niemanden habe Tugend lernen können, als einer, der ſie von ſeinen Aeltern erbt.

Unter dieſen Gedanken und Selbſtgeſprächen ſtieß ich auf einen alten Geiſtlichen, der auf einem Maulesel nach Madrid reißte. Wir kamen bald ins Geſpräch, und er fragte mich gleich: woher ich käme? Ich ſagte von Alcala. — Gott verdamme alle die Dummköpfe von Alcala, ſchrie er; weil unter ſo vielen kein einziger geſchickter Mann iſt! Ich fragte ihn, wie oder warum er das von einem Orte ſagen könnte, wo ſich ſo viele gelehrte Männer fänden? — Gelehrte? verſetzte er ſehr unwillig; ich ſage Ihnen, Señor, ſie ſind ſo gelehrt, daß ſie ſeit vierzehn Jahren, da ich zu Majalaonda *), wo ich Küſter war, die Liederchen auf das Frohnleichnamsfeſt und Weyhnachten mache, mir bey dem Weltſtreite noch kein einzigmal den Preis zuerkannt haben. Und damit Sie ſehen, wie offenbar das Unrecht iſt, das Sie mir gethan haben, will ich Ihnen nur eins vorleſen. Er fieng folgendergeſtalt an:

Ein art'ger Spaß! Ihr Hirten wißt,
Daß heut der Herr St. Corpus Christi iſt!
Heut iſt der Tag zum frohen Tanzen,
An dem das unbefleckte Lamm,
Das demuthsvoll hernieder kam,
Beſuchet unſre Ranzen;
Und unter dieſem Wohlbehagen
Eingehet in der Menſchen Magen.
Poſaune, blaſe hoch und laut,
Denn drauf iſt unſer Glück gebaut;
Ein art'ger Spas! Ihr Hirten wißt,
Da Capo.

---

*) Alte Stadt von Alcarria.

Was könnte der Erz-Erfinder aller witzigen Einfälle ſelbſt beſſers ſagen? fuhr er fort. Bemerken Sie nur Señor, was für Geheimniſſe dies einzige Wort, Hirten, in ſich ſchließt. Es hat mich mehr, als einen ganzen Monat Kopfbrechens gekoſtet! Ich konnte mich des Lachens nicht mehr enthalten, ſo daß mir Augen und Naſe überlieſen; und ich mit voller Ladung ausbrach: Vortrefflich! Bewundernswürdig! Doch eins habe ich einzuwenden; daß Sie Herr Sr. Corpus Christi ſagten; und Corpus Christi iſt ja kein Heiliger, ſondern der Tag der Einſetzung des heiligen Sacraments iſts, den man als heilig feyert. Eine artige Kritik! verſezte er, und rümpfte die Naſe. Ich will es Ihnen in dem Kalender*) zeigen. Er iſt canoniſirt, und ich will meinen Kopf darauf verwetten. Ich konnte vor Lachen über dieſe ungeheure Unwiſſenheit, meine Meynung nicht vertheidigen; vielmehr ſagte ich ihm, daß ſeine Lieder jeden Preis verdienten, und daß ich in meinem Leben noch nichts ſo reizendes geleſen hätte. O Nein! ſagte er zugleich. Nun hören Sie 'mal ein Stückchen von einem Büchelchen, das ich auf die eilftauſend Jungfrauen gemacht, und darinnen ich auf jede funfzig Oktaven gedichtet habe. 'S iſt ein wahrer Schatz!

---

*) Beym Frohnleichnamsfeſt, ſtund im alten Spaniſchen Kalendern: El San-Corpus, der heilige Leib. Vermuthlich macht ſich Quevedo darüber luſtig.

Um davon loszukommen, ſo viele tauſend Oktaven anzuhören, bat ich ihn, mich mit geiſtlichen Sachen zu verſchonen; und nun fieng er an, mir eine Comödie zu recitiren, die mehr Jornaden *) hatte, als der Weg nach Jeruſalem. Ich habe ſie in zween Tagen gemacht, ſagte er; und dieß iſt nur die Skizze davon. Sie war faſt fünf Buch ſtark. Der Titel hieß: Die Arche Noäh; und die ſpielenden Perſonen waren Hähne, Ratten, Eſel, Füchſe und wilde Schweine, wie in den Fabeln Aeſops. Ich lobte die Anlage und Erfindung. Die gehört mir allein zu, ſagte er, und man hat gewiß noch nichts dergleichen in der Welt gemacht. Die Neuheit davon iſt mehr als alles; und wenn ichs dahin bringe, daß ſie vorgeſtellt wird, ſo wird ſie Aufſehen machen. Wie kann ſie denn vorgeſtellt werden; ſagte ich, wenn die Thiere auftreten ſollen, die doch nicht reden können? — Das iſt eben der Teufel! verſetzte er. Wenn die Schwierigkeit nicht wäre, ſo gienge nichts drüber. Doch iſt mir eingefallen, ſie von lauter Papageyen, Staaren und Elſtern aufführen zu laſſen, und Affen in die Zwiſchenſpiele zu thun. Gewiß es iſt ein ſublimes Ding; aber ich habe noch erhabenere Sachen gemacht, und die zwar auf ein Frauenzimmer, das ich liebe. Hier ſind neunhundert und ein Sonnet, und zwölf

---

*) Die Spanier theilen bekanntlich ihre Schauſpiele nicht in Akte, ſondern in Jornadas, Tagereiſen, ein.

zwölf Redondillas, die ich auf die Füße meiner Dame gemacht habe. Ich fragte ihn, ob er ſie geſehen *) hätte? Nein, antworte er, das nicht, wegen des heiligen Ordens, worinnen ich ſtehe; aber meine Ideen ſagen wahr.

Die Wahrheit zu geſtehen, ob es mir gleich Spaß machte, ihn zu hören, ſo fürchtete ich mich doch vor ſo vielen ſchlechten Verſen; und ſuchte das Geſpräch auf was anders zu lenken. Ich ſagte daher zu ihm, dort ſehe ich Haaſen. — Nun ſo will ich mit einem Sonnet anfangen, wo ich meine Dame mit dieſen Thieren vergleiche; und gleich fieng er an. Ihn davon abzubringen, ſagte ich: ſehen Sie jenen Stern, der ſich ſchon bey Tage zeigt? Worauf er verſetzte: wenn ich mit jenem fertig bin, ſo will ich Ihnen das dreyzigſte Sonnet herſagen, worinn ich ſie einen Stern nenne; denn es ſcheint, daß Sie die Abſicht wiſſen, wozu meine Sonneten gemacht ſind. Ich war ſo verdrüßlich, daß ich nichts nennen konnte, worauf er nicht auch einen Unſinn gemacht hätte, daß ich vor Vergnügen außer mir war, als wir nach Madrid kamen. Ich glaubte, daß er nun aus Schaam ſchweigen

---

*) Die Spaniſchen Damen, ſagt man, ſind ſehr beſorgt, ihre Füße verborgen zu halten, und es iſt eine groſze Gunſtbezeugung von ihnen, ſie einer Mannsperſon zu zeigen.

gen würde, aber es war gerade umgekehrt. Zu zeigen, wer er wäre, erhob er ſeine Stimme, da er durch die Gaſſen ritt. Ich bat ihn, er möchte doch ſtille ſeyn; denn wenn die Gaſſenjungen einen Poeten witterten, ſo würde kein Krautſtrunk mehr ſeyn, der nicht hinter uns hergeflogen käme; weil die Poeten wären für Narren erklärt worden, und zwar in einem Edikte, das Einer wider ſie herausgegeben, der erſt ſelbſt Poet geweſen, und ſich zurückgezogen hätte, um vernünftig zu leben. Er bat mich ſehr ängſtlich, es ihm vorzuleſen, wenn ichs hätte. Ich verſprach es, im Gaſthofe.

Wir kehrten in einem Wirthshauſe ein, wo er gewöhnlich abzuſteigen pflegte, und fanden an der Thür mehr, als zwölf Blinde. Einige erkannten ihn ſchon am Geruche, andere an der Stimme. Sie bewillkommten ihn alle mit dem ganzen Chorus. Er umarmte ſie alle, und ſogleich fiengen ſie an, Einige ihn um ein Gebet an den gerechten Richter, in ernſthaften und ſpruchreichen Verſen, die zu rechten Geberden Gelegenheit gäben, zu bitten; Andere verlangten eins für die Seelen im Segfeuer; und ſo empfieng er von jedem acht Realen Handgeld. Er entließ ſie, und ſagte mir: die Blinden müſſen mir mehr, als dreyhundert Realen einbringen; alſo will ich mit Ihrer Erlaubniß jetzt ein wenig auf die Seite gehen, um eins davon zu machen, und nach dem Eſſen wollen wir das Edikt hören. —

Zehntes Kapitel.

Wie's in Madrid gieng, und was mir begegnete, bis ich nach Cercedilla kam, wo ich ſchlief.

Der Poet begab ſich ein wenig bey Seite, um auf Ketzereyen und Albernheiten für die Blinden zu ſinnen. Indeß wurde es Tiſchzeit. Wir aßen, und gleich hernach bat er mich, das Edict vorzuleſen. Weil ich nichts anders zu thun hatte, ſo holte ich es heraus, und las es. Ich liefere es hier, weil es mir ſinnreich und zu dem, was man darinn, tadeln wollen, ganz gut ſchien. Es war folgenden Inhalts:

Edict wider die hirnloſen, ſchaalen und Bettel-Poeten.

Der Küſter fieng überlaut an zu lachen: O ho! ſagte er; kommt morgen wieder! Bey Gott! ich dachte, er meynte mich, und es iſt nur wider die Bettel-Poeten! Dieſe hohe Selbſtſchätzung, als wär er Tokayer und Kap-Wein, war mir ſehr luſtig. Ich ließ die Vorrede weg, und fieng gleich das erſte Kapitel an, wie folgt:

* * *

„Was maßen dieſe Art von Ungeziefer, das man „Poeten nennt, doch unſere Nächſten, und Chriſten, „wiewohl böſe, ſind, angeſehen ſie Jahr aus Jahr ein

„Augenbranen, Zähne, Bänder und kleine Schuhe anbeten,
„und anders noch ungeheurere Sünden begehen;
„ſo befehlen und ordnen wir, daß man die heilige Woche
„über alle öffentliche Poeten und Bänkelſänger, ſo wie
„die lüderlichen Weibsperſonen *) einſperre, daß man
„ſie aus ihrem Irrwahne bringe, und ſie zu bekehren ſuche;
„und dazu weiſſen wir gewiße Buß-Häuſer an."

„Item. In Betracht der großen Hitze in den Hundstagen,
„und der nie Nacht habenden Coplas der Sonnendichter,
„die, von der Menge Sonnen und Sternen,
„die ſie darinn verſchwenden, zuſammen gewelckt ſind
„wie getrocknete Trauben, legen wir ihnen in Sachen des
„Himmels ein ewiges Stillſchweigen auf, und ſetzen ihnen
„für die Muſen eben ſo gut verbotene Monate, als es
„z. E. für Jagd und Fiſcherey giebt, damit ſie uns dieſe
„Himmels-Lichter nicht zu ſehr abnutzen."

„Item. Da wir in Erfahrung gebracht, daß dieſe
„hölliſche Rotte von Reimern, die zu beſtändigem Ideenbrüten
„verdammt, Zerſtückler der Wörter, und Verkehrer
„der Vernunft ſind, auch die Weiblein mit dieſer
„Peſt der Reimerey angeſteckt hat; ſo erklären wir hiermit
daß wir uns durch dieß Uebel, das unſrerſeits ihnen zugefügt

---

*) In Spanien iſt jeder lüderlichen Weibsperſon, unter exemplariſcher Strafe, verboten, die ganze Zeit der Charwoche über öffentlich zu erſcheinen.

„gefügt wird, für das bezahlt halten, das ſie uns im „Anfange der Welt verurſacht haben. Und weil dieſe „Welt überhaupt arm und dürftig iſt; ſo befehlen wir, „die Verſe der Dichter, wie alte Franzen, auszubrennen, „um das Gold, Silber und die Perlen, woraus ſie meiſtens ihre Damen fabriziren, herauszukriegen.“

Hier konnt' es der Küſter nicht länger aushalten. Halt Señor! ſchrie er, aufſpringend; nicht weiter! Lieber uns all unſer Hab und Gut genommen! Leſen Sie nicht weiter; denn ich will wider dieß Edict appelliren; nicht an die Cammer der Funfzehnhundert *), ſondern an meinen Richter, um meinem Orden und meiner Würde nichts zu vergeben. Dieſe Sache durchzuſetzen, wende ich alles an, was ich im Vermögen habe. Das wäre doch luſtig, daß ich, als ein Geiſtlicher, eine ſolche Beleidigung leiden ſollte! Ich werde beweiſen, daß die Verſe eines Poeten, der ein Geiſtlicher iſt, einem ſolchen Edicte nicht unterworfen ſind; und will den Augenblick hingehen, die Sache vor dem Richter klagbar zu machen.

---

*) So heißt ein gewiſſes Tribunal in Spanien; welches geſetzt iſt, die von den Canzleyen und andern Gerichtshöfen ertheilten Rechtsſprüche zu revidiren und darüber zu erkennen; von denen man eigentlich nur an den König ſelbſt appelliren kann. Die Benennung kommt daher, weil der Appellant verbunden iſt, eine Summe von 1500 Franken zu deponiren.

Es kam mir Luſt zu lachen an; aber um mich nicht aufzuhalten, weil es ſchon ſpät wurde, ſagte ich ihm: Señor, dieß Edict iſt nur zum Scherze gemacht; es hat weder Kraft, noch Gewalt, weil ihm Autorität fehlt. O! ich armer Sünder! ruft' er ganz erſchrocken. Sie konnten mich wohl dieſer größten Verlegenheit von der Welt überhoben haben, Señor; denn wiſſen Sie wohl, was das für einen Mann, der achtmal hundert tauſend baare Coplas liegen hat, iſt, ſo was zu hören? Fahren Sie fort, Señor, und Gott verzeyh' Ihnen den Schrecken, den Sie mir gemacht haben. Ich fuhr fort:

„Item; In Betracht deſſen, daß, nachdem ſie aufgehöret haben Moren zu ſeyn, wiewohl ſie durchaus noch einige Ueberbleibſel behalten, ſie Hirten worden ſind; weshalb die Heerden von dem Trinken ihrer Thränen mager, und von ihren erhitzten Seelen ausgetrocknet, und von ihrer Muſik ſo betäubt ſind, daß ſie nicht weiden; als befehlen und ordnen wir, daß ſie dieſes Amt verlaſſen, und daß die, welche die Einſamkeit lieben, Eremiten, die übrigen aber Maulthiertreiber werden ſollen: weil dieß eine luſtige Lebensart iſt, bey der man Flegeleyen und Plattheiten frey ſagen kann.„

Irgend ein Knabenſchänder, Hahnrey, Sodomit, oder Jude, verordnete ſo was! ſchrie mein Küſter. Und wenn ich wüßte, wer er wäre; ſo wollt' ich eine

Satyre auf ihn machen, die ihn, und alle, die ſie ſähen, kränken ſollte. Man ſehe nur, wie gut es einem bartloſen Menſchen, wie ich bin, anſtehen würde, ein Eremit zu ſeyn? Oder einem Küſter, einem Verwahrer der heiligen Altargefäße einem Ehrenmanne, ein Maulthiertreiber zu werden? Sehen Sie, Señor, das ſind große Kränkungen! Ich habe es Ihnen ja ſchon geſagt, erwiederte ich, daß es lauter Spaß iſt, und daß Sie es dafür nehmen ſollen. Ich fuhr fort:

„Item, um die großen Diebereyen und Plünderungen zu vermeiden: ſo befehlen wir, daß keine Coplas von Arragon nach Kaſtilien, noch von Italien nach Spanien kommen ſollen, bey Strafe; daß der Poet, der dieſes verbräche, gut gekleidet, und, bey einem Rückfalle, eine ganze Stunde lang reinlich ſeyn ſolle.„

Das fiel ihm ſehr lächerlich auf, weil er einen Unterrock trug, der vor Alter ganz grau, und ſo bedreckt und beſudelt war, daß, um ſich zu beerdigen, man nicht mehr brauchte, als ihn an ſich zu reiben.

Mit ſeinem Mantel hätte man zween Acker Landes düngen können. „Und ſo, ſagte ich halblachend zu ihm, iſt auch befohlen, Weiber, die ſich in bloße Poeten verlieben, unter die Zahl der Selbſtmörder und Verzweifelten, die ſich erhängen oder todtſtürzen, zu

ſetzen,

„ſeyen, und ſie als ſolche in keinem geweihten Boden zu „begraben. Und angeſehen die reiche Erndte von Redon„dillas, Liedern und Soñeten, die es dieſe fruchtbaren „Jahre über gegeben hat; befehlen wir, daß die Bündel, „die durch ihr Verſchulden den Käſebuden entwiſchen, „ohne weitere Apellation auf den Abtritt kommen ſollen.„

Um fertig zu werden, ſprung ich aufs letzte Kapitel, welches ſo lautete:

„Aber da wir mit mitleidigen Augen bemerket, daß „es drey Arten von Leuten im Staate giebt, die ſo äußerſt „elend ſind, daß ſie ohne ſolche Reimer nicht leben können; „als da ſind Poſſenſpieler, Blinde und Küſter: ſo ordnen „wir, daß es einige geben könne, die dieſe loſe Kunſt „treiben, doch ſo, daß ſie allzeit eine Kundſchaft und Lehr„brief von den Caciken der Dichter deſſelben Sprengels ha„ben; und legen zugleich den Dichtern der Poſſenſpieler auf, „daß ſie die Zwiſchenſpiele nicht mit Stockſchlägen, noch „Teufeln, noch die Comödien mit Heyrathen endigen; „und denen der Blinden, daß ſie die Begebenheiten nicht „nach Tetuan *) ſetzen, und die Worte: **Brüderle** und

---

*) Eine Stadt in Afrika, und überhaupt eine der angenehmſten in der Barbarey. Ihr großer Handel mit den Chriſten hat die Einwohner ſehr civiliſiert. Alles gehet durch die Hände der Juden, die da reicher ſind, als an einem andern Orte des Marockiſchen Reichs, ob ſie gleich ungeheuere Taxen bezahlen. Es iſt der einzige Ort in dem Lande, wo ſie alle Spaniſch reden.

„meiner Sir! weglaſſen. Den Poeten der Küſter befehlen wir aber, daß ſie keine Lieder mehr mit Gil und **Pasqual** *) machen; daß ſie mit den Worten nicht ſpielen, noch die Gedanken ſo ſchrauben, daß ſie mit verändertem Namen auf jedes Feſt paſſen. Und endlich gebieten wir allen Poeten überhaupt, ſich vom Jupiter, Venus, Apollo und andern Göttern loszumachen, bey Strafe, daß ſie ſie in der Stunde des Todtes zu ihren Verſprechern haben ſollen.„

Dieſes Edict gefiel allen, die es anhörten, ausnehmend, und ſie baten mich um eine Abſchrift davon. Nur der Küſter ſchwor bey der feyerlichen Veſper, bey dem Introibo und Kyrie, daß es eine Satyre auf ihn wäre, wegen des, was es von den Blinden ſagte; er wüßte beſſer, als jemand, was er zu thun hätte. Herr! fieng er endlich an: ich bin der Mann, der mit Liñan in Einem Wirthshauſe logiert, der mehr als zweymal mit **Eſpinel** geſpeiſt, der in Madrid ſo nahe bey **Lope de Vega** geſtanden hat, als ich bey Ihnen ſtehe; der **Don Alonſo de Ercilla** wohl tauſendmal mit eignen Augen geſehen hat. Ich habe zu Hauße ein Bildnis vom göttlichen **Figueroa** hängen, und ich habe auch die Hoſen gekauft, die Padilla *) ablegte, als er Mönch wurde, und trage ſie noch auf den heutigen Tag, obgleich kein Haar mehr drauf iſt. Er zeigte ſie, und dieſes erregte bey allen ein ſolches Gelächter, daß ſie das Wirthshaus nicht verlaſſen wollten. Indeß war es ſchon zwey Uhr, und da wir nicht länger verziehen konnten, verließen wir Madrid. Ich nahm Abſchied von ihm, ob es mir gleich Leid that, und ſetzte meinen Weg nach dem Paſſe fort.

---

*) Das ſind zwo komiſche Perſonen, die man in den Kirchen von Spanien an großen Feſttagen, als Weyhnachten, Oſtern und ſ. f. ſieht; ſie drücken durch ihre Gerberden und Gauckelpoſſen die Freude aus, die dieſe Feyerlichkeiten verurſachen.

Gott wollte, um mich vor böſen Gedanken zu bewahren, daß ich einen Soldaten antraf. Wir ließen uns gleich in ein Geſpräch ein, und er fragte mich, ob ich vom Hofe käme? Ich antwortete ihm: ich ſey nur im Vorbeygehen da geweſen. — Das iſt auch alles, was man thun darf, ſagte er; denn dieſer Ort taugt nur für böſe Leute. Bey Gott! ich will lieber in einer Belagerung bis an den Gürtel im Schnee ſtehen, einem Sonnenweiſer machen, und Holz freſſen, als die Ränke und Betrügereyen ertragen, die einem ehrlichen Manne da widerfahren. Darauf erwiederte ich ihm, bey Hofe wären zwar alle Arten von Leuten anzutreffen, aber jeder Mann von Verdienſt würde da auch hochgeſchätzt. — Geſchätzt, fuhr er voller Unwillen fort, wenn ich ſechs Monate lang um eine Fähndrichsſtelle gebettelt habe, und zwar nach zwanzigjährigen Dien-

---

*) Lauter berühmte Spaniſche Dichter und Genien der erſten Größe.

Dienſten, worinnen ich mein Blut für den König verlor, wie dieſe Wunden bezeugen? Er wies mir zugleich eine handbreite Narbe an dem Latzbeine, die ſo gewiß von der Luſtſeuche war, als die Sonne am Himmel ſteht. An den Ferſen zeigte er mir noch zwo andere, und gab vor, es wären Schußwunden; und ich ſchloß aus zwo ähnlichen, die ich habe, daß es Froſtbeulen geweſen. Er nahm den Hut ab, und zeigte mir ſein Geſicht, das ſechszehn Nähte hatte und eine Schmarre, die die Naſe in der Mitte theilte. Er hatte noch drey andre Circumflexe, die ſein Geſicht vor lauter Linien zur Landcharte machten. Dieſe, ſagte er, habe ich in Paris im Dienſte Gottes und des Königes bekommen, für den ich nun meine Fratze zerſetzt ſehe, und ich habe nichts als gute Worte erhalten, die heutzutage die böſen Werke vertreten. Leſen Sie dieſe Papiere, beym Element leſen Sie ſie; denn, mein Seel! es iſt noch kein Menſch zu Felde gegangen, der, hol mich der Teufel! ſich ſo ausgezeichnet hätte, als ich. Er ſagte die Wahrheit, weil er mit lauter Hieben und Stichen gezeichnet war, Er holte darauf eine blecherne Büchſe hervor, und wies mir Papiere, die von einem andern ſeyn mußten, deſſen Namen er ſich angemaßt hatte. Ich las ſie, und ſagte tauſend Sachen zu ſeinem Lobe; weder Cid *) noch

---

*) Die Spanier bezeichnen gewöhnlich mit dieſem einzigen Namen, den Rodrigue Diaz de Bivar, einen der größten Generale des XIten Jahrhunderts, welcher den Mohren

noch Bernardo *) hätten das, was er, gethan. Er that einen Sprung und rufte: wie! das, was ich gethan?. Bey Gotte im Himmel! weder Garcia de Paredes **), noch Julian Romero, noch andre brave Männer! Damals gab es, trotz dem Teufel, noch keine Artillerie. Aber mein Seel, heutzutage würde Bernardo keine Stunde aushalten! Fragen Sie in

---

Mohren die Stadt Valencia nahm, und fünfe von ihren kleinen Königen, die er zu Kriegsgefangenen machte, zwang, ihm einen jährlichen Tribut für ihr Löſegeld zu bezahlen. Dieſen Namen, Cid, bekam er daher, weil, als er eines Tages dieſen Tribut in Gegenwart Ferdinands II. Königs von Kaſtilien, erhielt, die Mohren, die ihn ihm überbrachten, ihn Cid Ruis-Dias nennten, weil im Arabiſchen Cid Herr bedeutet. Der König, der ihn von ſeiner zarten Jugend an erziehen laſſen, und ihn liebte, wollte, daß er in der Folge dieſen Namen als ein Unterſcheidungszeichen führen ſollte.

*) Einige Schriftſteller ſchreiben großentheils die Niederlage, die Kayſer Karl der Große i. J. 778. bey Roncevall erlitt, als er aus Spanien nach Frankreich zurückkehrte, einem gewiſſen Bernardo zu, mit Zunamen del Carpio, von dem Ort ſeiner Geburt, den ſie zum Sohn eines Grafen Don Sanche de Saldaña machen: aber Ferreras erklärt nicht allein alles, was man von ihm erzählt, für Fabeln, ſondern läugnet ſogar ſeine Exiſtenz. Das iſt dieſer berühmte Bernardo, von dem hier Quevedo redet.

**) Don Garcia de Paredes, und Don Julian Romero waren zween berühmte Generals, deren Andenken bey den Spaniern in großer Verehrung iſt.

Flandern nach den Thaten des Mellado, und Sie werden ſehen, was man Ihnen erzählt. Sind Sie es vielleicht ſelbſt? fragte ich ihn. Ey! wer ſonſten? verſetzte er; ſehen Sie nicht die Lücke, die ich in den Zähnen habe? Doch laſſen Sie uns davon ſchweigen; es ſtehet einem Menſchen nicht wohl, ſich ſelbſt zu loben.

Unter dieſem Geſprächſel begegneten wir einem Eremiten auf einem Eſel, mager und graugekleidet, mit einem Barte, der ſo lang war, daß er damit den Koth wegkehrte. Wir begrüßten ihn mit dem gewöhnlichen Deo gratias; er fieng an, die Fruchtbarkeit der Aerndte zu loben, und die Barmherzigkeit des Herrn darinn. Gleich fuhr der Soldat auf: Hohl mich der Teufel; Pater, ich habe die Piken dichter auf mir geſehen, als die Aehren da, und ich will verdammt ſeyn, wenn ich nicht bey der Plünderung von Antwerpen alles gethan habe, was ich gekonnt! Ja, das ſchwör ich euch zu Gotte! Der Eremit verwieß ihm, daß er ſo oft ſchwor. Der Soldat aber erwiederte: man ſieht wohl, Pater, daß ihr kein Soldat geweſen ſeyd, weil ihr mich um meiner Pflicht willen tadelt. Ich mußte lachen, da ich ſahe, worinn er das Weſen eines Soldaten ſetzte; und ſchloß daraus, daß er irgend ein Schnapphan wäre; denn von braven und verdienſtvollen Soldaten, wo nicht von allen, wird kein Laſter ſo verabſcheut, als das Schwören.

Wir kamen an den Eingang des Paſſes. Der Eremit betete ſeinen Roſenkranz an einem ganzen Fuder Holze, das aus hölzernen Kugeln beſtund, die bey jedem Ave Maria klappten wie Billardkugeln, die an einander ſtoßen. Der Soldat verglich die Felſen mit den Schlöſſern, die er geſehen hatte. Er obſervirte, welcher Ort feſt wär', und wo man die Artillerie aufpflanzen ſollte. Ich betrachtete ſie alle beyde, und fürchtete den Roſenkranz des Eremiten mit ſeinen großen Körnern eben ſo ſehr, als die Lügen des Soldaten. O!'ſagte er, wie wollt' ich nicht mit Pulver einen großen Theil dieſes engen Paſſes ſprengen, und den Reiſenden einen guten Dienſt erweiſen!

Unter dieſen und anderen Geſprächen kamen wir nach Cerecedilla; und kehrten alle drey zuſammen im Gaſthofe ein, da es ſchon Nacht war. Wir ließen das Abendeſſen zurechtemachen, und es war eben ein Freytag. Indeſſen wir noch drauf warteten, ſagte der Eremit: wir wollen uns derweile was zu ſchaffen machen, denn der Müßiggang, iſt des Teufels Ruhebank, und aller Laſter Anfang. Laßt uns Ave Marias ſpielen; und zugleich ließ er aus ſeinem Aermel ein Spiel Karten fallen. Dieß machte mich überlaut lachen, da ich zugleich auf die Roſenkranzkörner ſahe. Der Soldat ſagte: nein! laßt uns auf hundert Realen ſpielen; das habe ich lieber. Aus Gewinnſucht verſicherte ich, daß ich eben ſoviel dran ſetzen wollte.

Der Eremit nahm aus Gefälligkeit den Vorſchlag an; und ſagte, er habe eben das Lampenöl *) bey ſich, das ſich auf zweyhundert Realen belief. Ich geſtehe, ich machte mir heimlich Hoffnung, ſeine Eule zu ſeyn, und es ihm auszuſauffen **). Aber, mag der Türke in allen ſeinen Abſichten ſo glücklich ſeyn, als ich's war!

Wir ſpielten Lanzknecht. Das ſchönſte war, daß der Eremit ſich ſtellte, als könnte er das Spiel nicht, und uns bat, es ihm zu weiſen. Der heilige Mann ließ uns erſt zween Abzüge machen, und machte dann einen ſo trefflichen für ſich, daß er uns keinen Heller auf dem Tiſche ließ. So beerbte er uns bey lebendigen Leibe, und es wär erbärmlich anzuſehen, wie der Spitzbube mit der flachen Hand alles einſtrich. Er verlor eine Kleinigkeit, und gewann uns zwölfmal ſoviel ab. So oft eine Karte umſchlug, ſtieß der Soldat ein Dutzend Flüche und Schwüre, mit Vermaledeyungen gefüttert, aus. Ich nagte mir die Nägel ab, während der Mönch mit ſeinen mein Geld zuſammenkratzte. Es blieb kein Heiliger übrig, den ich nicht anrufte; und ſo rupfte er uns vollends bis auf die Haut. Wir wollten endlich auf Pfänder ſpielen; allein er verſicherte, nachdem er mir ſechshundert Realen, welches alles war, was ich bey mir hatte, und dem Soldaten hundert, abgenommen hatte, es ſey ja nur Zeitvertreib; wir wären ſeine Nächſten, und er wolle nicht weiter fortſpielen. Fluchet und ſchwöret nicht mehr, ſagte er; denn mir iſt es geglückt, weil ich mich Gotte empfohl. Da wir die Fertigkeiten ſeiner Finger noch nicht kannten, glaubten wir es; und der Soldat ſchwor, nicht mehr zu ſpielen, und ich desgleichen. Zum Teufel! rufte der arme Fähndrich, (denn nun ſagte er mir, daß er es wäre) ich bin doch unter Lutheranern und Moren geweſen, aber noch nicht ſo ausgezogen worden. Der Eremit lachte immer fort, und holte den Roſenkranz wieder hervor, um zu beten. Ich, der ich keinen Heller mehr hatte, bat ihn, mir das Abendeſſen zu geben, und bis Segovia die Herberge für uns beyde zu bezahlen, weil wir ganz näckt wären. Das verſprach er. Sechzig Eyer wurden uns insgeſamt aufgeſetzt; ich habe ſo was in meinem ganzen Leben nicht geſehen. Da er nun gegeſſen hatte, ſagte er uns, er wollte ſchlafen gehen. Wir ſchliefen alle, nebſt andern Leuten, die da waren, in einem Saale, weil die Zimmer ſchon beſetzt waren. Ich legte mich ſehr traurig nieder; der Soldat rufte den Wirth, und empfohl ihm ſeine Papiere, nebſt den blechernen Capſeln, worinn ſie waren, und ein Paquet ſchlechter Hemden. Der Pater ſegnete ſich ein, und wir andern kreuzigten uns über ihn. Er ſchlief ein; ich blieb wach und ſann auf Mittel, wie ich ihm das Geld wieder abnehmen wollte. Der Soldat redete im Schlaf von den hundert Realen, als ob er ſie nicht verloren hätte.

---

*) Almoſen zur Unterhaltung der Lampen in den Kirchen, Kapellen, Oratorien u. ſ. w.

**) Es giebt in Spanien eine Art Eulen, die ſehr begierig nach Oele ſind, und daher ſehr oft in den Kirchen die Lampen ausſauffen.

Es wurde Zeit aufzuſtehen. Der Eremit verlangte eilig Licht; man brachte welches. Der Wirth gab dem Soldaten auch ſein Päckgen, hatte aber zum Unglück die Papiere vergeſſen. Der arme Fähndrich erfüllte das ganze Haus mit Geſchreye, und verlangte die Servicios (Dekrete.) Der Wirth wurde verwirrt, und da wir alle drauf drangen, ſie ihm zu geben, lief er fort, und brachte drey Nachttöpfe *). Da, ſagte er iſt für einen jeden einer; wollen Sie noch mehr? Vermuthlich glaubte er, daß wir alle den Durchlauf hätten. Hier ſprang der Soldat voller Wuth, im Hemde auf, mit dem Degen hinter dem Wirthe her, und ſchrie; er wollte ihn umbringen, weil er ſeinen Spott mit ihm treibe, und ihm, der doch mit in dem Seetreffen bey St. Quentin und vielen andern geweſen, Nachttöpfe ſtatt der Dekrete brächte, die er ihm aufzuheben gegeben hätte. Wir liefen alle hinter ihm her, ihn zu halten, aber wir konnten's nicht. Señer! ſchrie der Wirth, Sie verlangten Servicios; ich bin nicht

---

*) Ein Wortſpiel im Spaniſchen mit Servicio, welches ſowohl einen Dienſt, und das darüber gegebene Dekret, als einen Nachttopf bedeutet.

nicht verbunden zu wiſſen, daß in der Soldatenſprache die Papiere, worauf ihre Kriegs- und Helden-Thaten ſtehen, ſo heißen. Wir beruhigten ſie, und giengen wieder auf unſer Zimmer. Der Eremit, der nichts gutes argwohnte, blieb im Bette, und gab vor: der Schrecken ſey ihm in den Leib gefahren. Er bezahlte für uns; wir reißten ab nach dem Paſſe zu, verdrüßlich über die Spitzbüberey des Eremiten, und daß wir ihm das Geld nicht hatten wieder abnehmen können.

Wir trafen einen Genueſer an, einen von den Antichriſten, die geſchworne Feinde der Spaniſchen Münzen ſind. Er reißte nach dem Paſſe, mit einem Pagen *) hinter ſich, der ihm den Sonnenſchirm trug; und hatte die Miene eines ſehr reichen Mannes. Wir ließen uns in ein Geſpräch mit ihm ein; und alles lief auf die Materie von den Maravedis hinaus; denn die Leute aus ſeinem Lande ſind nur für den Seckel gebohren. Er ſieng an, das Wort Vitançon häufig zu brauchen; und ob es gut ſey, oder nicht, Geld auf Vitançon zu geben; worauf der Soldat und ich ihn frugen: wer denn dieſer Ritter ſey? O es iſt ein Ort in Italien, verſetzte er lachend, wo die Leute von Geſchäften, die wir da Feder-Preller nennen, zuſammen kommen, um den Werth des Geldes zu beſtim-

---

*) Die Spanier, und beſonders die Damen, nennen ſo einen Bedienten, der in der That nichts mehr iſt, als bey uns ein Lakey.

beſtimmen; daher man auch zu ſagen pflegt, daß man denen Leuten, die mit den Nägeln muſiciren, in Vitangon den Tackt giebt. Er unterhielt uns auf dem Wege und erzählte, daß er verloren wäre, weil ihm ein Wechſelhaus gefallen ſey, wobey er um mehr als ſechzig tauſend Thaler gekommen; und all das beſchwor er bey ſeinem Gewiſſen; wiewohl ich glaube, daß es mit dem Gewiſſen der Kaufleute eben ſo iſt, wie mit der Jungfrauſchaft einer Hure, die ſie immer verkauft, ohne ſie zu haben. Keiner von allen Leuten dieſes Gewerbes hat Gewiſſen; weil ſie gehört, daß es beißt, ſo haben ſie ſich gleich bey der Geburt mit der Nabelſchnur davon losgemacht.

Unter dieſen Geſprächen erblickten wir die Mauren von Segovia; und meine Augen heiterten ſich auf; obgleich das Andenken an das, was ich bey dem Cabra ausgeſtanden hatte, meine Zufriedenheit ein wenig ſtörte. Ich kam näher zum Orte, und bey dem Eingange fand ich meinen Vater noch an der Landſtraße. Ich wurde ganz weichherzig und beſtürzt, als ich in die Stadt kam; doch war ich ſeit meiner Abweſenheit, etwas unkenntlich worden; weil mein Bart hervorſtach, und ich wohl gekleidet war. Ich verließ die Geſellſchaft, und überlegte, wer an dem Orte meinen Oheim, wohl beſſer kennte, als der Galgen; ich fand aber niemanden. Ich fragte viel Leute nach dem Alonſo Ramplon; aber niemand konnte mich berichten; alle ſagten, ſie kennten ihn nicht. Ich freute mich ſehr, ſo viele ehrliche Leute in meiner Vaterſtadt zu ſehen.

Indem ich in dieſer Verlegenheit war, hörte ich den Henkers-Rufer *) aus allen Kräften ſchreyen, und meines Oheims Ankunft verkündigen. Es kam eine Proceßion von nackten Leuten, alle baarköpfig, vor meinem Oheim her, der ſtolz darauf, den Staupbeſen ſo wohl führen zu können, mit einem in der Hand einen Gaſſenhauer auf den Ribben von fünf Lauten ſpielte, die nur ſtatt der Saiten mit Stricken bezogen waren. Ich ſahe dieſem Schauſpiele mit einem Manne zu, gegen den ich mich, beym Nachfragen nach meinem Oheim, für einen großen Cavalier ausgegeben hatte. Mein guter Oheim, der die Augen auf mich warf, als er hart vor mir vorbeygieng, erkannte mich, lief auf mich zu, umarmte mich, und nannte mich ſeinen Neffen. Ich glaubte vor Schaam des Todes zu ſeyn, wandte mich nicht um, um von meinem Nachbar Abſchied zu nehmen; und gieng mit ihm. Du kannſt nur derweile dich daher ſtellen, ſagt' er, indeß ich dieſe Leute abfertige; denn wir kommen ſchon wieder zurück, und dann ſollſt du heute mit mir eſſen. Ich, da ich zu Pferde war und glaubte, daß

---

*) Wenn in Spanien ein Verbrecher zur Strafe geführt wird, ſo geht allemal ein Trompeter voraus, der das Urtheil kund thut.

daß ich in dieſer Reihe nicht viel beſſer, als ein Gepeitſcher ausſehen würde, ſagte, ich wollte ihn abſeits erwarten; und ſo verließ ich ihn ſo beſchämt, daß, wenn mein Erbtheil nicht in ſeinen Händen geweſen wäre, ich ihn gewiß in meinem Leben nicht wieder geſehen hätte, noch unter den Leuten zum Verſcheine gekommen wäre. Er ſchmierte jenen die Bukkel vollends ab; kam zurück, führte mich in ſein Haus, wo ich abſtieg, und wir aßen.

Eilftes Kapitel.

Aufnahme bey meinem Oheim, ſeine Gäſte; Empfangnehmung meiner Erbſchaft und Rückkehr an den Hof.

Mein theurer Oheim hatte ſeine Wohnung neben der Metzgerey, in dem Hauſe eines Waſſerträgers. Wir giengen hinein. Es iſt eben kein Palaſt, ſagte er zu mir beym Eintritte, aber ich verſichere Dich, Vetter, daß es zur Beſorgung meiner Geſchäfte ſehr gelegen iſt. — Wir ſtiegen eine Treppe hinauf, die ſo beſchaffen war, daß mich verlangte zu ſehen, was mir oben begegnen würde, und ob's was anders als eine Galgenleiter wäre. Wir kamen oben in eine ſo niedrige Stube, daß wir mit gebückten Köpfen gehen mußten, wie einer, der die Benediction empfängt. Er hieng den Staupbeſen und die Knute an einen Nagel, darneben noch Stricke, Schlingen, Meſſer, Haken, und andre koſtbare Werkzeuge ſeines Handwerks hiengen. Er frug mich, warum ich den Mantel nicht ablegte, und mich ſetzte? Ich hätte es nicht an der Gewohnheit, antwortete ich. Gott weiß, was ich ausſtand, als ich die Infamie und Schande meines Oheims ſahe. Ich wäre glücklich geweſen, ſagte er, ihn bey einer ſo guten Gelegenheit anzutreffen; und würde heute gut ſpeißen, weil er einige gute Freunde eingeladen hätte.

Indem trat Einer herein in einem veilblauen Rocke, der ihm bis auf die Füße gieng; einer von denen, die für die Seelen im Fegfeuer betteln. Heute, ſagte er und klapperte mit der Armenbüchſe, heute haben mir die Seelen im Fegfeuer eben ſo viel eingebracht, als dir deine Staupbeſen-Ritter! Sie gaben ſich einander die Hände. Der ſeelenloſe Seelenbettler ſchürzte ſich den Rock auf, und zeigte ein Paar krumme Beine in leinenen Hoſen; er fieng an zu tanzen, und fragte, ob Clemens ſchon gekommen wäre? Mein Oheim ſagte: Nein!

Während deſſen trat auch ein Eichelhautboiſt, ich meyne ein Schweinhirt, mit hölzernen Schuhen und in eine Kapuze gehüllt, herein. Ich erkannte ihn, mit Erlaubniß, an dem Horne, das er in der Hand hatte, anſtatt es auf dem Kopfe zu tragen; als worinn er allein wider das Coſtume verſtieß. Er grüßte uns nach ſeiner Art. Hinter ihm her kam ein linker, ſcheeler Mulatte, mit einem Hute, deſſen Krempen abhängiger waren als ein Berg, und der Kopf ſpitziger als ein Nußbaum; mit einem Degen, der mehr Stangen am Gefäß hatte, als der König Sperber *) auf ſeiner Jagd; und mit einem Büffel. Sein Geſicht war ganz zerſetzt und mit lauter Schmarren zuſammengenäht.

Er trat herein, ſetzte ſich nieder, und, nachdem er uns alle begrüßt, ſagte er zu meinem Oheim: Nu, Herr Alonſo; mein Seel, Romo und Garroſo haben ihn gut geſchmiert, das hab' ich geſehn. — Der Almoſener ſprung auf: vier Ducaten, ſagte er, gab ich Flechilla, dem Schinderknechte von Ocaña, daß er den Eſel antrieb, und nicht die dreyſtrehnige Knute nähme, als ſie mir den Buckel ſalbten. Bey Gott! rufte der Mulatte, ich bezahlte Lobrezno in Murcia mehr als zu gut; und doch gieng der verfluchte Eſel ſeinen Schildkrötengang, und der Lumpenhund maß mir die Hiebe dergeſtalt zu, daß mein Rücken ganz mit Schwielen bedeckt war. Nein, verſetzte der Schweinhirt, und rieb ſich die Schultern, mein Buckel iſt noch ſo rein, wie eine Jungfer. — Geduld! jedem Schweine kommt ſein St. Martin,

---

*) Ein Wortſpiel mit Gavilanes, welches ſowohl Sperber, als die Stangen am Degengefäße bedeutet.

tin *), ſagte der Almoſener. Ich kann mich, fuhr mein theurer Oheim fort, unter allen, die die Peitſche führen, rühmen, daß ich dem, der ſich mir empfiehlt, thue, was recht und billig iſt. Die heutigen gaben mir ſechzig Realen, und bekamen mit einer gelindern Knute freundſchaftlichere Hiebe.

Ich geſtehe, da ich ſahe, was das für Ehren-Männer waren, die mit meinem Oheim ſprachen, wurde ich über und über roth, und konnte meine Schaam nicht verbergen. Der Büttel, denn das war der Mulatte, wurde es gewahr, und fragte: Iſt das etwa der Vetter, der neulich 'mal Arſchpreller kriegte? Nein, antwortete ich; ich bin nicht der Mann, der ſolchen Begegnungen ausgeſetzt iſt, wie ihr. Bey dieſen Worten ſtieg mein Oheim auf, und ſagte: 's iſt mein Neffe, Magiſter von Alcala, ein großes Genie! Sogleich bathen ſie mich alle um Vergebung, und bothen mir ihre Freundſchaft an.

Ich wütete vor Verlangen zu eſſen, meine Habſeligkeit zuſammenzupacken, und meinen Oheim zu fliehen. Endlich wurde der Tiſch gedeckt; und mit einem Stricke in einem Hute, wie die Gefangenen

---

*) A cada puerco le viene ſu San-Martin; ein Spaniſches Sprüchwort, welches ſo viel heißt, als an jeden komme die Reihe, weil man um St. Martin gemeiniglich die Schweine für den Winter ſchlachtet.

das Almoſen hinanfziehen, zogen ſie das Eſſen aus einer Garkochsbude, die hinter dem Hauſe ſtund, hinauf, und zwar auf Stücken von Schüſſeln, und Scherben von irdenen Krügen und Flaſchen. Niemand kann ſich mein Gefühl von Unwillen und Schaam lebhaſt genug vorſtellen. Sie ſetzten ſich nun zum Eſſen; der Almoſener obenan, und die übrigen ohne Ordnung. Ich will nicht ſagen, was wir aßen, nur daß es lauter durſtmachende Sachen waren. Der Büttel ſoff den puren *) rothen Wein hinunter, wie nichts. Der Schweinhirt ſchnappte die Biſſen im Fluge weg, und that mehr Beſcheid, als wir alle ihm zubringen konnten. Ans Waſſer wurde gar nicht gedacht, und noch weniger verlangte einer welches. Es erſchienen auf dem Tiſche fünf Vier-Quartos-Paſtetgen. Sobald man ſie geöffnet, nahm einer einen Weyhſprengel, und alle intonirten die Antwort des Chors, mit ihrem Requiem aeternam! für die Seele des Verſtorbenen, deſſen Fleiſch darinnen war. Erinnerſt du dich, Vetter, ſagte mein Oheim zu mir, was ich dir von deinem Vater ſchrieb? Leider fiel mir's nur allzuwohl ein. Sie aßen alle; doch begnügte ich mich nur mit dem Boden, und behielt ſeitdem immer die Gewohnheit, ſo oft ich Paſtetgen eſſe, ein

Ave

---

*) In allen Ländern, wo die Weine ſehr geiſtig und ſtark ſind, als in Spanien, Italien und Griechenland u. ſ. f. trinken nur Säufer von Profeßion den Wein pur und mit Waſſer unvermiſcht.

Ave Maria für die Fülle und den zu beten, den Gott ſeelig haben wolle.

Zween großen Weinkrügen wurde gewaltig zugeſprochen; und der Büttel und Almoſener ſoffen ſo wacker los, daß, da eine Schüſſel Bratwürſte, die wie Negerufinger ausſahen, aufgetragen wurde, Einer fragte, warum ſie denn fricaſſirte Räucherkerzen aufſetzten? Mein Oheim hatte auch ſchon ſo viel zu ſich genommen, daß, indem er mit der Hand nach einer Bratwurſt langte, er (mit rauher, heiſcherer Stimme, das eine Auge halb geſchloſſen, und das andere im Weine ſchwimmend) zu mir ſagte: Vetter, bey dieſem Brode Gottes, das er nach ſeinem Bilde und Gleichnis ſchuf, ſchwör' ich dir, daß ich in meinem Leben kein beſſer gefärbtes Fleiſch gegeſſen habe. — Der Büttel nahm das Salzfaß mit den Worten: dieſe Brühe iſt ſehr heiß; und ſteckte dem Schweinhirten eine Handvoll Salz in's Maul, weil es Luſt zum Trinken machte; ich konnte mich des Lachens nicht enthalten, ob ich gleich innerlich wollte raſend werden. Man brachte die Suppe, und der Almoſener nahm mit beyden Händen ein Schüſſelgen davon und ſagte: Gott ſegne die Reinlichkeit. Aber anſtatt ſie an den Mund zu bringen, brachte er ſie an den Backen, und begoß ſich damit von oben an bis unten aus, daß es eine Schande war. Da er ſich ſo zugerichtet ſahe, wollte er aufſtehen, weil ihm aber der Kopf ſchwer war, ſo hielt er ſich am Tiſche an, der ohnediß ziemlich wackelte, riß ihn um, und beſudelte alle die Andern. Dieſe fuhren über ihn her, und er gab vor, der Schweinhirt hätte ihn geſtoßen. Der Schweinhirt, der ſahe, daß der Andere über ihn her wollte, ſtund auf, und verſetzte ihm mit ſeinem hörnernem Inſtrumente einen derben Schlag. Nun giengs auf die Fauſt los. Da ſie nun einander ſo beym Felle hatten, biß der Almoſener den Andern in den Backen; und dieß, nebſt der ſtarken Bewegung machte, daß der Schweinhirt alles, was er im Leibe hatte, mit voller Ladung dem Almoſener in den Bart ſpie. Mein Oheim, der eben ſo wenig bey Verſtande war, fragte, wer denn ſo viel Pfaffen in ſein Hauß gebracht hätte? Ich legte endlich den Streit bey, brachte die beyden auseinander, und hob den Büttel von der Erde auf, wo er weinend und ſchluchzend lag. Meinen Oheim, der gegen einen hölzernen Leuchterſtock, den er für einen Gaſt hielt, einen tiefen Bückling machte, brachte ich aufs Bette. Das Horn nahm ich dem Schweinhirten, welchen, obgleich die Andern ſchlieſen, ich nicht zum Schweigen bringen konnte. Immer wollte er ſein Horn wieder haben, weil noch Niemand außer ihm ſo viel Töne darauf hätte hervorbringen können, und er damit die Orgel accompagniren wollte. Endlich, ſobald ich ſahe, daß ſie ſchlieſen, verließ ich ſie.

Ich vertrieb den ganzen Nachmittag damit, daß ich meinen Geburtsort beſahe. Ich gieng in das Haus des Cabra, und hörte, daß er geſtorben ſey; ich fragte nicht, woran, weil ich noch wußte, daß Hunger in der Welt iſt. Nachdem ich vier Stunden damit zugebracht hatte, kehrte ich Abends nach Hauſe zurück, und fand den einen aufgewacht, auf allen Vieren in der Stube herumtappen, und die Thüre ſuchen. Er hätte das Haus verloren, ſagte er. Ich hob ihn auf, und ließ die andern bis um eilf Uhr des Abends ſchlafen, da ſie dann aufwachten. Einer ſtreckte ſich, und frug: wieviel Uhr es wäre? Der Schweinhirt, der noch nicht nüchtern war, antwortete: es wäre eben die Sieſte und die Hitze erſtaunlich groß. Der Almoſener verlangte ſeine Kappe. Die Seelen im Fegfeuer, ſagte er, haben viel Freude gehabt; weil ſie für meinen Unterhalt ſorgen. Anſtatt nach der Thüre zu gehen, gieng er ans Fenſter. Da er die Sterne erblickte; rufte er die Andern ſo laut er konnte, und ſchrie: der Himmel wäre am hellen Mittage geſtirnt, es müßt' eine große Sonnenfinſterniß ſeyn. Alle kreuzigten ſich und küßten die Erde *). Ich ärgerte mich ſehr über die Schurkerey des Almoſeners, und nahm mir vor, mich vor dergleichen Leu-

---

*) Eine Gewohnheit des gemeinen Volks in gewiſſen Provinzen Spaniens, weil es aus Aberglauben die Sonn- und Mond-Verfinſterungen noch für Unglücksboten hält.

ten ſehr zu hüten. Dieſe Infamien zuſammengenommen vermehrten mein Verlangen, mit vornehmern Leuten und Rittern umzugehen.

Ich fertigte einen nach dem andern ab, ſo gut als ich konnte, und brachte endlich meinen Oheim zu Bette, der, ob er gleich nicht mehr betrunken, doch auch noch nicht ganz nüchtern war. Ich legte mich auf meine Kleider, und einige andere vorhandene Kleidungsſtücke der Miſſethäter, deren Seelen nun bey Gott ſind, und ſo brachten wir die Nacht zu. Des Morgens ſprach ich mit meinem Oheim, daß ich meine Haabſeligkeit gern durchſehen, und geſchwind zuſammenpacken wollte; und ſagte ihm, daß ich wie zerſchlagen wäre, ich wüßte nicht wovon. Er ſtreckte ein Bein aus, und ſtieg auf. Wir ſprachen ein langes und ein breites von meinen Sachen, und ich hatte Mühe genug mit ihm, als einen ſolchen Saufaus und groben Bauer zu Rande zu kommen. Endlich brachte ich ihn ſo weit, daß er mir von einem Theile meines Vermögens, wo nicht vom ganzen Nachricht gab; und dieß beſtund in dreyhundert Dukaten, die mein guter Vater durch ſeiner Hände Arbeit gewonnen, und einer guten Frau aufzuheben gegeben hatte, unter deren Schatten man zehn Meilen weit in der Runde ſtohl. Er gab mir ſie, und ich nahm mein Geld und ſteckte es in die Taſche. Es war viel, daß mein Oheim, ein Mann von ſo weniger Vernunft, es nicht vertrunken noch verthan hatte. Aber er glaubte, daß ich mich damit graduiren, und wenn ich fort ſtudierte, einmal Cardinal werden konnte; welches er nicht für ſchwer hielt, da er es in ſeiner Hand hatte, alle Tage welche zu machen *). Da er nun ſahe, daß ich das Geld hatte, fieng er an: Sohn Paul, die Schuld wird an dir liegen, wenn du nicht dein Glück machſt, und ein braver Mann wirſt; da du ein Muſter, nachzufolgen, vor dir haſt. Du haſt nun Geld, und ich werde dir nie fehlen; denn was ich habe, und was ich verdiene, ſoll dein ſeyn. Ich dankte ihm ſehr für ſeine Anerbietung; wir brachten den Tag mit ſeltſamen und tollen Geſprächen zu, und mit Gegenbeſuchen bey den obbemeldeten Perſonen.

Den Abend vertrieben ſich mein Oheim, der Schweinhirt und der Almoſener mit Würfeln. Dieſer ſpielte ſeine Paſche, als ob's was anders geweſen wäre. Es war eine Luſt zu ſehen, wie ſie ſich einander die Würfel kneipten. Sie würfelten und ſpielten die Karte um einerley Gewinn, nemlich ums Trinken, denn beſtändig ſtund ein großer Weinkrug in der Mitte. Die Nacht kam, man ſchied voneinander; mein Oheim und ich giengen ſchlafen, ein jeder

---

*) Wieder das Wortſpiel mit dem Worte Cardenal, welches im Spaniſchen ſowohl ein Cardinal, als die rothen Striemen von den Peitſchenſchlägen bedeutet.

in ſein Bette. Denn er hatte nun eine Matratze für mich zurechtegemacht.

Sobald es Morgen war, ſtund ich auf, ehe er noch erwachte, ſchloß die Thüre außen zu, warf den Schlüſſel durch ein Katzenloch in die Stube, und gieng fort in ein Wirthshaus, ohne daß ers merkte; wo ich auf eine bequeme Gelegenheit wartete, an den Hof zu gehen. Ich ließ in ſeiner Stube einen verſiegelten Brief zurück, worinn ich meine Abreiſe und die Urſachen meldete, und ihm rieth, mich nicht aufzuſuchen, weil ich ihn in Ewigkeit nicht wieder ſehen wollte.

Zwölftes Kapitel.

Von meiner Flucht, und meinem Abentheuer auf derſelben, bis an den Hof.

Eben den Morgen gieng auß den Wirthshauße ein Fuhrmann mit Gepäcke an den Hof. Er hatte einen Eſel, den er mir vermiethete. Ich gieng vors Thor, ihn da zu erwarten. Er kam, ich ſetzte mich auf mein Thier, und trat die Reiſe an. Hier, ſagte ich bey mir ſelbſt, magſt du bleiben, du Schurke, du Schandfleck ehrlicher Leute, du Nacken-Reiter *). — Ich über-

---

*) Quevedo bezeichnet hierdurch den Henker, der in Spanien ſich queer auf den Nacken des Gehenkten ſetzt, und ihn vollends erdroſſelt.

überlegte, daß ich an den Hof gieng, wo mich niemand kennte; welches mich noch am meiſten tröſtete, und daß ich mir durch meinen Fleiß und Geſchicklichkeit forthelfen ſollte. Ich nahm mir daher vor, wenn ich dahin käme, den langen Rock abzulegen, und kurze Kleider zu tragen. Doch kommen wir wieder zurück auf das, was mein Oheim auf meinen Brief that, der alſo lautete:

Brief.

„Herr Alonſo Ramplon! Nachdem mir Gott eine
„ſo ausgezeichnete Gnade erwieſen, und meinen guten
„Vater vor meinen Augen weggenommen, und meine
„Mutter in Toledo eingeſchloſſen hält, wo ſie, wie ich
„weiß, wenigſtens im Rauche aufgehen wird; ſo fehlt
„mir dazu weiter nichts mehr, als das auch an Ihrer
„werthen Perſon geſchehen zu ſehen, was Sie an andern
„thun. Ich will der Einzige meines Geſchlechts ſeyn,
„denn zwey iſt unmöglich; ich müßte denn in Ihre Hän-
„de fallen, daß Sie mich zerſtückten, wie Sie andern
„thun. Fragen Sie nicht weiter nach mir, denn es liegt
„mir dran, unſre Verwandſchaft zu läugnen. Dienen
„Sie dem Könige; und Gott befohlen!“

Ich brauche nicht weitläufig die Läſterungen und Schmähungen zu beſchreiben, die er wider mich wird ausgeſtoßen haben; ſondern kehre auf meinen Weg zurück.

Ich ritte auf dem Grauſchimmel von la Mancha fort, voll Verlangen niemanden anzutreffen, als ich von weitem einen Edelmann dem Anſehen nach kommen ſah. Er hatte ſeinem Mantel um, den Degen am Gürtel, die Hoſen aufgebunden, Stiefeln an, die Halskrauſe offen, und den Hut auf der Seite. Ich vermuthete, daß es ein Ritter wäre, der ſeine Kutſche vielleicht zurückgelaſſen habe; mit dieſen Gedanken machte ich mich zu ihm hin, und grüßte ihn. Er ſahe mich an, und ſagte: Herr Licentiat, Sie werden auf dieſem Eſel weit bequemer reiſen, als ich mit allem meinen Gepäcke. Ich glaubte, daß er ſeine Kutſche und Bedienten meynte, die er zurück ließ, und erwiederte: in Wahrheit, Señor, ich halte es für eine bequemere Art, ſo zu reiſen, als mit einer Kutſche; denn obgleich Ew. Gnaden in der fahren, die Ihnen langſam nachfolgt, ſo ſind doch die Stöße, die man von ihr kriegt, unangenehm. Was für eine Kutſche folgt mir nach? fragte er ganz betroffen; und beym Umwenden, da er ſich Gewalt anthat, fielen ihm die Hoſen herunter, weil ſie nur mit einem Bändchen angebunden waren, welches zerriß. Nachdem ich vor Lachen beynahe geſtorben, bat er mich, ihm einen Bindfaden zu leihen. Da ich ſahe, daß er vorne nur ein Stück Hemde hatte, und der Hintere ganz bloß war, ſo ſagte ich ihm: um Gotteswillen, Señor, wenn Sie nicht auf Ihre Bedienten warten wollen, ſo kann ich Ihnen nicht helfen, weil ich auch nur eine einzige

Neſtel an meinen Hoſen habe. — Wenn Sie ſpotten wollen, erwiederte er, mit den Hoſen in der Hand; nun immerhin! aber ich verſtehe nicht, was Sie mit den Bedienten haben wollen. — Kurz es klärte ſich auf, daß er ein armer Lumpenhund war. Nachdem wir nun eine halbe Meile miteinander fortgezogen waren, geſtand er mir, wenn ich nicht die Gütigkeit hätte, ihn ein wenig auf meinem Eſel ſteigen zu laſſen, daß es ihm nicht möglich wäre, Madrid zu erreichen, weil er vom Gehen mit den Hoſen in der Hand, ſo ermüdet wäre. Aus Mitleiden ſtieg ich ab. Da er die Hoſen nicht konnte fallen laſſen, mußte ich ihn ſelbſt drauf ſetzen. Ich erſchrack über das, was ich beym Angreiffen entdeckte. Denn am Hintertheile, den der Mantel bedeckte, waren die Schlitze der Hoſen mit dem bloſen Hintern gefüttert *). Da er merkte, was ich geſehen hatte, kam er mir klüglich zuvor. Herr Licentiat, ſagte er, es iſt nicht alles Gold was gleiſt. Nach meiner offenen Halskrauſe, und meinem äußeren Anſtande mußten ſie glauben, ich wäre ein Graf von Xrlos Wieviel Leute in der Welt aber bedecken nicht das mit Lumpen, was Sie berührt haben! Ich verſicherte ihn, daß ich ganz was anders geglaubt hätte, als was ich geſehen. Nun ſo haben

---

*) Vor Alters trugen bekanntlich die Spanier weite Hoſen mit Schlitzen, wodurch ſie das Futter, das mehrentheils Seide war, durchſehen und buffen ließen.

haben Sie noch nichts geſehen, erwiederte er; denn ich habe mein ganzes Vermögen bey mir; ich verhalte nichts.

Sie ſehen in mir einen vollkommenen und rechtſchaffnen Edelmann, von einem alten Hauße aus dem Gebürge *). Und wenn mein Adel mich ſo gut erhielt, als ich ihn erhalte, ſo hätte ich nichts mehr zu wünſchen. Aber Herr Licentiat, ohne Brod und Fleiſch erhält ſich kein gutes Blut; und durch die Gnade Gottes haben es alle Menſchen roth; und wer nichts hat, kann kein Edelmann ſeyn. Ich habe einſehen gelernt, was Adelsbriefe werth ſind, ſeitdem ich eines Tages, als ich hungrig war, in einer Garküche nicht zween Biſſen darauf bekommen konnte. Wird man ſagen, ſie hatten vielleicht keine goldne Buchſtaben **)? Aber beſſer wär's und vortheilhafter, das Gold in Pillen als in Buchſtaben zu haben; und mit alle dem giebt es doch auch ſehr wenige Buchſtaben. Ich habe ſogar mein Familien-Begräbniß verkauft, um nicht einmal mehr zu haben, worauf ich todt niederfallen kann. Denn mein Vater Toribio Rodriguez Vallejo Gomez de Ampuero (er hatte alle dieſe Namen) verlor ſein Vermögen in einem Bankrute. Nur mein Don iſt mir noch übrig, um es zu verkauffen; und ich bin ſo unglücklich, daß ich nicht einmal jemanden finde, der es braucht [*], denn wer's auch nicht vorn hat, der hat's doch hinten; wie der Schuflicker, der Todtengräber, der Fahnenträger der Ordensbrüderſchaften, der Glöckner, der Pilgrim und andre mehr [**].

---

*) Die alten adelichen Familien aus den Gebirgen von Aſturien, Leon, Burgos u. ſ. w. ſtehen in Spanien in ſo vorzüglichem Anſehen, daß jeder elende Schuft gern ſein Stammhaus in die Gebürge verlegt.

**) In den alten Adelsbriefen ſind viele goldne Buchſtaben, als der Anfangsbuchſtabe und andere, welches ihnen aber in den Augen der Kauf- und Handelsleute keinen größern Werth giebt.

---

[*] Obgleich vor Alters in Spanien das Don nur dem Adel gegeben wurde: ſo haben ſich's doch heutzutage auch die Bürgerlichen angemaßet, wenigſtens unter ſich. Eben ſo iſt es bey dem andern Geſchlechte mit dem Titel **Donna**, welches dem Altfranz. Madame oder Mademoiſelle entſpricht. Das kommt daher, weil alle Spanier, beſonders die Biſcayer, behaupten, eben ſo edel zu ſeyn, als der König. Man weiß den luſtigen Vorfall bey der Huldigung Philipps V. Der Miniſter dieſes jungen Monarchen ſahe mit einigem Erſtaunen, daß jeder Edelmann bey ſeiner Unterzeichnung hinzuſetzte: **Edel, wie der König.** Einer darunter war gar ſo kühn, nachdem ſeinen Nobile como el Rey, noch hinzuzuſetzen: y poco mas, und noch etwas mehr. — Was wollt ihr denn? ſchrie der Miniſter im Zorn; das Haus Frankreich iſt das älteſte unter den regierenden. — Señor, verſetzte der ſtolze Spanier, 'ſt wahr, was Sie da ſagen: aber der König iſt ein Franzos, und ich habe die Ehre ein Caſtilianer zu ſeyn.

[**] Im Original: el Remendon, Acadon, Pondon, Baldon, Bordon; lauter Worte, die ſich mit *Don* endigen.

Ich geſtehe, daß die Unglücksfälle des gedachten Edelmannes, wobey viel Lächerliches mit unterlief, mich unterhielten. Ich fragte ihn, wie er hieße? wohin er gienge? und was ſein Vorhaben wäre? Er nannte mir alle Namen ſeines Vaters her: Don Toribio Rodriguez Vallejo Gomez de Ampuero Y Jordan. Man hat nie einen ſo volltönenden Namen gehört; denn er endigte ſich mit Dan und fieng mit Don an, wie der Schall der Glocken. Darauf ſagte er, er gienge an den Hof, weil ein ſo abgetragener Aelteſter vom Hauße, wie er, an einem kleinen Orte nach zween Tagen gleich übel roch, und nicht leben könnte. Er gienge deßhalb in das gemeinſchaftliche Vaterland, wo jedermann aufgenommen würde, und wo für die abentheuernde Mägen Freytiſche wären. — Und wenn ich dahin komme, fehlen mir nie hundert Realen in der Taſche, ein Bett, Eſſen, noch ſelbſt verbotene Vergnügen; denn Induſtrie, Induſtrie, Señor, iſt bey Hofe der Stein der Weiſen, der alles in Gold verwandelt was er berührt.

Bey dieſen Worten ſahe ich den Himmel offen. Unter dem Scheine der Unterhaltung auf dem Wege, bat ich ihn, mir zu erzählen, wie und mit wem am Hofe denn diejenigen lebten, die nichts hätten, wie er; weil es mir ſchwer ſchien, nicht allein, daß ein jeder ſich mit dem begnüge, was er hätte, ſondern ſich auch noch verſchaffen könne, was andern gehört.

Liebes Kind, erwiederte er, es giebt viele von beyden Arten; Schmeicheley iſt der Hauptſchlüſſel, der an ſolchen Orten alle Herzen öffnet. Damit du nur begreifeſt, was ich ſage, ſo höre meine Begebenheiten, meine Erfindungen und Kunſtgriffe; dieſe werden dir alle Zweifel löſen.

Dreyzehntes Kapitel.

Worinn der Junker ſeinen Weg und die Erzählung von ſeinem Leben und Thaten fortſetzt.

Zuerſt mußt du wiſſen, fuhr er fort, daß es am Hofe jederzeit die dümmſten, die reichſten und die ärmſten, kurz die äußerſten Enden von allen Sachen giebt; daß man da die Böſen heelt, und die Guten unter die Bank ſteckt; daß es da gewiſſe Arten von Leuten giebt, wie ich, deren Abkunft und Geſchlecht man nicht weiß, noch ſonſt was davon, wo ſie her ſind und, mit einem Worte, daß da der Zehnte nicht weiß, wovon der Eilfte lebt. Wir ſelbſt unterſcheiden uns durch verſchiedene Namen. So nennen wir einige luftige, andere vertünchte, tombackne, nachgemünzte, wandernde Ritter. Die Induſtrie iſt unſre Beſchützerin. Die meiſtenmale haben wir leere Mägen; denn es iſt gefährlich, ſein Eſſen durch fremde Hände gehen zu laſſen. Wir ſind das Schrecken der Bankete, die Schaben der Garküchen, und die Gäſte mit

Gewalt; ſo leben wir von der Luft, und ſind zufrieden. Wir ſind Leute, die eine Zwiebel freſſen, und vorgeben, einen Kapaun im Leibe zu haben. Kommt jemand zu uns, ſo findet er unſere Zimmer voller Hammel- und Vögelknochen, und Schaalen von Früchten, und vor der Thüre Federn und Kaninichenfelle liegen; welches alles wir theils des Nachts umher zuſammenleſen, um uns bey Tage damit groß zu machen. Wenn der Gaſt hereintritt, zanken wir, und rufen: werde ich's denn nimmer dahin bringen können, daß das Mädchen auskehrt? Verzeihen Sie, Señor, daß Sie es noch ſo finden; es haben hier einige gute Freunde geſpeiſt, und dieß Bedienten-Volk u. ſ. w. — Wer uns nicht kennt, glaubt, es ſey andem, und wir hätten würklich ein Gaſtmahl gegeben.

Nun muß ich Ihnen auch unſre Art, in fremden Häuſern zu leben, erzählen. Wenn wir kaum halb einmal mit Einem geſprochen, ſo wiſſen wir auch ſchon ſein Haus, und finden uns allemal richtig zur Tiſchzeit bey ihm ein. Wir wenden die große Liebe und Freundſchaft zu ihm vor; weil in der ganzen Welt kein Mann von ſo großem Verſtande ſey, als er. Setzt er ſich erſt zu Tiſche und fragt uns, ob wir ſchon gegeſſen haben, ſo ſagen wir Nein! Wenn er uns einladet, ſo warten wir nicht, daß er es zum zweytenmale ſage; denn dieſes Höflichthun hat uns oft große Faſten zuwegegebracht. Hat er ſchon angefangen zu eſſen, ſo ſagen wir Ja! Und ob er gleich Vögel, Brod, Fleiſch, oder was es ſonſt ſeyn mag, ſehr wohl vorzulegen weis; ſo ſagen wir doch, um nur Gelegenheit zu haben, einen Biſſen zu ſchlucken: Señor, ruhen Sie jetzt aus, ich will ihr Vorſchneider ſeyn; denn der ſelige Herzog oder Graf (hier nennen wir einen verſtorbenen Herrn) Gott hab' ihn im Himmel, pflegte ſich oft mehr daran zu ergötzen, mich vorlegen als eſſen zu ſehen. Damit nehmen wir das Meſſer, ſchneiden kleine Stückgen, und ſetzen hinzu: o! wie das gut riecht! Gewiß, es wäre eine Beleidigung für die Köchin, wenn man es nicht koſten wollte: Was ſie für eine geſchickte Hand hat! Unter dieſem Reden und Thun wird nun die halbe Schüſſel zur Probe ausgeleert, und Rübe wird als Rübe, und Speck als Speck geprieſen; kurz, alles erhält unmäſſiges Lob blos für das, was es iſt. Wenn uns das fehlſchlägt, ſo haben wir am Ende ſchon in einem Kloſter eine Suppe beſtellt. Wir nehmen ſie nicht öffentlich, ſondern heimlich, und machen den Mönchen weiß, daß es mehr aus Demuth und Andacht als Noth geſchieht. Wenn einer von uns in ein Spielhaus kommt, ſo iſt's eine Luſt zu ſehen, mit welcher Sorgfalt er aufwartet, die Lichter putzt, Uringläſer bringt, die Karten auflegt, und den, der gewinnt, erhebt und lobpreiſet, alles nur, um einen armſeligen Realen wegzuſchnappen.

Was unſere Kleider anbetrifft, ſo wiſſen wir alle Trödelbuden auswendig, und haben feſtgeſetzte Stunden zum Flicken, wie es bey Andern welche zum Gebete giebt. Die verſchiedenen Kunſtgriffe und Liſten, die wir dabey brauchen, ſind merkwürdig zu ſehen. Da wir nemlich die Sonne für unſern erklärten Feind halten, weil ſie unſer Flickwerk, Nähte und Lappen entdeckt: ſo ſpreitzen wir des Morgens die Beine vor ihren Stralen aus, und ſuchen an dem Schatten auf der Erde die Lumpenzotteln und Zwirnsfaden zwiſchen den Beinen, und barbiren mit einer Scheere die Hoſen. Weil ſie nun zwiſchen den Beinen ſich immer am erſten abnutzen, ſo ſchneiden wir aus dem Hintertheile Stücken heraus, das Vordertheil damit zu beſetzen; dergeſtalt, daß das Hintertheil ſich mit dem bloßen Frieſſfutter begnügen muß. Der Mantel nur weis das, und wir nehmen uns ſehr vor den Tagen in Acht, wo der Wind ſtark geht, und hüten uns, auf helle Treppen oder zu Pferde zu ſteigen. Wir ſtudiren Stellungen gegen das Licht; am Tage gehen wir mit geſchloſſenen Beinen und machen nur mit den Knöcheln Verbeugungen, weil man das ganze Fenſterwerk ſehen würde, wenn wir die Knie von einander thäten.

An unſerm ganzen Leibe iſt kein Stückgen, das nicht zuvor etwas anders geweſen wäre, und nicht ſein Geſchlechtsregiſter hätte. Z. E. ſehen Sie dieſe

Weſte? Nun, ſie war zuerſt eine Hoſe, und dieſe die Tochter eines Mantels, und Enkelin eines Kapuzes, welches ſie Anfangs war; und jezt hofft ſie noch in Socken und Strumpfſohlen und viele andere Sachen verwandelt zu werden. Dieſe Socken waren erſt Schnupftücher, gemacht aus Servietten, welche vorher Hemden, und dieſe wieder Töchter von Bett-Tüchern waren. Hernach bedienen wir uns derſelben zum Papier; aufs Papier ſchreiben wir; dann machen wir Pulver daraus, alte Schuhe zu kuriren; denn mit dergleichen Mitteln habe ich welche, die ganz unheilbar ſchienen, wieder aufleben ſehen.

Noch ein Wort von der Kunſt, womit wir uns des Nachts von den Lichtern wegdrehen, damit man nicht die kahlen Mäntel und die unbärtigen Wämſer ſieht? Denn es ſitzen ſo wenig Haare darauf, als auf einem Kieſelſteine; weil es Gotte gefallen hat, ſie unſerm Kinne zu geben; und dem Mantel zu nehmen. Und um die Koſten eines Barbiers zu ſparen, warten wir immer bis einer von uns recht lange Haare im Barte habe, und dann barbieren wir uns einander wechſelsweiſe, nach dem Befehle des Evangeliums: Helfet euch untereinander wie gute Brüder. Auch tragen wir Sorge, nicht in fremde Häuſer zu gehen, wenn wir wiſſen, daß ſchon einer von uns eben die Leute beſucht, die der andere beſuchen wollte. Es iſt eine Luſt zu ſehen, wie die Mägen mit einander wetteifern.

Wir ſind verbunden, jeden Monat einmal öffentlich durch die Straßen zu reiten, wär' es auch nur auf einem jungen Eſel; und einmal des Jahrs in der Kutſche zu fahren, wär' es auch auf dem Kaſten *) oder hinten. Aber wenn wir manchmal in der Kutſche ſelbſt ſitzen, ſo muß es beſtändig am Schlage ſeyn, den ganzen Kopf herausgeſtreckt, Verbeugungen machend, damit uns jedermann ſehe, und mit unſern Freunden und Bekannten redend, wenn ſie gleich anders wohin ſehen. Wenn uns in Geſellſchaft von Damen was beißt, ſo haben wir ein gutes Mittel, uns öffentlich zu kratzen, ohne daß man's merkt. Wir erzählen nemlich, daß wir einen Soldaten an dieſem Theile ſehr verwundet geſehen; zeigen mit der Hand auf den Fleck, der uns juckt, und kratzen uns. Sind wir in der Kirche, und es juckt uns auf der Bruſt, ſo ſchlagen wir uns daran, wie beym Sanctus, wenns auch erſt beym Introibo wäre. Ein andermal ſtehen wir auf, nähern uns einer Ecke, und unter dem Scheine uns in die Höhe zu richten, um was zu ſehen, kratzen wir uns.

Was ſoll ich von unſerm Lügen ſagen? Nie findet ſich Wahrheit in unſerm Munde. Herzoge und Grafen

---

*) Da in Spanien die Kutſchen gewöhnlich von Maulthieren gezogen werden, auf deren einem der Kutſcher ſitzt: ſo iſt an der Stelle des Kutſcherſitzes ein kleiner Kaſten, der zu verſchiedenem Gebrauche dient.

ſen nennen wir in Geſellſchaften, einige als unſere Buſen Freunde, andere als unſere Verwandte, ſehen uns aber wohl vor, daß dieſe Herren entweder todt oder weit entfernt ſind. Und was am merkwürdigſten iſt, ſo verlieben wir uns nie anders, als de pane lucrando, welches uns den Orden der zärtlichen und verliebten Damen, ſo artig ſie auch ſeyn mögen, verbietet. Wir machen alſo unſere Liebſchaften beſtändig mit einer Garköchin wegen des Eſſens, mit einer Wirthin wegen der Wohnung, mit einer Wäſcherin wegen der Wäſche. Und ob man gleich bey ſo ſchmalen Eſſen, und ſo ſchlechten Trinken, mit ſo Vielen nicht immer fertig werden kann; ſo ſind ſie doch alle für ihr Antheil zufrieden. Wer wird wohl glauben, der dieſe meine Stiefelkamaſchen ſieht, daß ſie auf der bloßen Haut meiner Beine ſitzen, ohne Strumpf, noch ſonſt etwas? Und wer dieſe Halskrauſe ſieht, ſollte der wohl denken, daß ich kein Hemd anhabe? Alles dieß kann einem Cavallero fehlen, Herr Licentiat; aber eine offene und ſteife Halskrauſe nicht. Erſtlich, weil ſie eine große Zierde der Perſon iſt, und hernach, wenn er ſie herumdreht, dient ſie ihm auch zur Nahrung, weil er von der Stärke, wenn er ſie geſchickt ausſaugt, leben kann. Und endlich, Herr Licentiat, obgleich ein Ritter, wie unſer einer, mehr Bedürfniſſe hat, als eine ſchwangere Frau von neun Monaten; demohngeachtet lebt er am Hofe. Bald ſieht er ſich im Glücke und Reichthume, und bald im

Hoſpitale; aber am Ende lebt man doch; und wer ſich nur recht zu nehmen weiß, iſt mit dem Wenigen das er hat, ein König.

Die ſeltſame Lebensart des Cavallero gefiel mir, und feſſelte meine Aufmerkſamkeit ſo ſehr, daß ich ganz damit beſchäftiget, zu Fuße bis nach las Rozas gieng, wo wir dieſelbe Nacht blieben. Der beſagte Junker ſpeißte mit mir, denn er hatte keinen rothen Heller bey ſich; zudem hielt ich mich ſeinem guten Rathe verbunden, welcher mir die Augen über viele Dinge öffnete, und zu dieſer Lebensart geneigt machte. Ich erklärte ihm meinen Entſchluß, ehe wir ſchlafen giengen; er umarmte mich tauſendmal, und ſagte, er hätte ſicher gehofft, daß ſeine Vorſtellungen auf einen Mann von ſo gutem Verſtande Eindruck machen würden. Er bot mir ſeine Unterſtützung an, mich bey Hofe mit den übrigen Brüdern und Glücksrittern einzuführen, und eine Wohnung in Geſellſchaft aller andern. Ich nahm es an, ſagte ihm aber nichts von dem Gelde, das ich bey mir hatte, außer nur etwa hundert Realen, welche nebſt dem Liebeswerke, das ich ihm gethan hatte, und noch that, zureichten, ihn mir mit Leib und Seele zu verbinden. Ich kaufte ihm vom Wirthe drey Neſteln, womit er ſich die Hoſen heftete. Wir ſchliefen dieſelbe Nacht, ſtanden früh auf, und begaben uns nach Madrid.

Vierzehntes Kapitel.

Was mir gleich den erſten Tag in Madrid begegnete, bis es Nacht wurde.

Um zehn Uhr des Morgens kamen wir in Madrid an, und waren Willens, in dem Hauſe der Freunde des Don Toribio abzuſteigen. Wir klopften an die Thür; ein altes abgelebtes und ſehr armſelig gekleidetes Mütterchen machte auf. Er fragte nach ſeinen Freunden; ſie wären ausgegangen, auf die Jagd, antwortete ſie. Wir blieben allein bis Mittag, und brachten zuſammen die Zeit damit zu, er, daß er mich zur Profeßion des wohlfeilen Lebens ermunterte, und ich, daß ich ganz Ohr war.

Um halb ein Uhr trat zur Thür ein Geſpenſt herein, bis auf die Füße in Fries gekleidet, der abgetragener war, als ſeine Schaam. Die Beyden ſprachen miteinander ihr Rothwelſch; davon das Reſultat war, daß er mich umarmte, und mir ſeine Freundſchaft anbot. Wir unterhielten uns ein wenig. Er holte einen Handſchuh hervor mit ſechzehn Realen, und einen Brief, als einem Erlaubnißſchein für eine arme Frau zu bitten, mit dem er ſie zuſammengeſchröpft hatte. Er leerte den Handſchuh, holte einen andern heraus, und legte ſie, wie ein Arzt zuſammen. Ich fragte ihn, warum er ſie nicht anzöge? Weil ſie beyde von Einer Hand wären, ſagte er; dieß ſey eine

Liſt, Handſchuhe zu haben. Bey alle dem bemerkte ich, daß er ſein Geſicht verdeckt hielt. Ich fragte ihn aus Neugierde, warum er beſtändig im Mantel gehüllt blieb? Worauf er erwiederte: Liebes Kind, ich habe auf der Schulter ein Katzenloch, das zur rechten einem Flicklappen von Droguet, und zur linken einen Oelfleck hat; dieſes Stück Mantel bedeckt es, und ſo kann ich damit herumgehen. Als er den Mantel wegthat, ſah ich, daß er unter dem Unterkleide einen großen Wulſt hatte. Ich glaubte, es wären Hoſen, weil es ihnen ähnlich ſahe; als er ſich aber aufſchürzte, um ſich zu lauſen, bemerkte ich, daß es zwey kleine Räder von Kartenpapier waren, die er an den Gürtel angeheftet trug, und worinn die Beine ſtaken, ſo, daß ſie unter dem ſchwarzen Rocke Figur machten; denn er hatte weder Hemde noch Beinkleider an, und kaum etwas die Läuſe abzuleſen, ſo nackt und bloß gieng er. Er gieng in die Reinigungskammer, und wandte ein Täfelchen um, wie die, in den Sakriſteyen, worauf geſchrieben ſtand: Hierinn iſt jemand, der ſich lauſt, (Espulgador ay); damit kein anderer hineingehen möchte. Ich dankte Gott von ganzen Herzen, da ich ſahe, wieviel er den Menſchen durch Fleiß und Geſchicklichkeit gegeben, wenn er ihnen gleich den Reichthum entzogen habe.

Ich komme, ſagte mein guter Freund, mit kranken Hoſen von meiner Reiſe; ich werde mich alſo einſchließen müſſen, ſie wieder auszubeſſern. Er fragte, ob nicht einige Flicklappen da wären? Die Alte, die zweymal die Woche Lumpen in den Straßen auflas, wie die Lumpenſammler zum Papier, um die unheilbaren Schäden der Ritter zu heilen, ſagte, Nein! denn aus Mangel der Lappen hätte Don Lorenzo Iñiguez del Pedroſo, wegen ſeines kranken Wamſes, ſchon vierzehn Tage im Bette bleiben müſſen.

So weit waren wir, als ein anderer Mitbruder ankam, in Reiſeſtiefeln, braunem Rocke, und mit einem Hute, der auf beyden Seiten aufgekrämpft war. Er erfuhr meine Ankunft von den Andern, und redte mich ſehr freundſchaftlich an. Als er den Mantel ablegte, erblickte ich (wer hätte das geglaubt?) ein Wams, deſſen Vordertheil aus braunem Tuche, das Hintertheil aus weißer Leinewand, und das Futter aus Schweiße beſtand. Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten, aber er verſetzte mit großer angenommener Ernſthaftigkeit: er wird dieſe Waffen auch noch führen lernen, und nicht mehr ſpotten; ich wollte wetten, daß er nicht weiß, warum ich den Hut aufgeſchlagen trage? Aus Galanterie vermuthlich, ſagte ich, und um das Geſicht frey zu haben? — Gerade das Gegentheil, verſetzte er; wiſſe der Herr, das geſchieht, weil er keinen Deckel hat, damit es die Leute nicht ſehen ſollen. Mit dieſen Worten zog er mehr als zwanzig Briefe, und eben ſo viele Realen heraus.

Die Uebrigen hätte er nicht abgeben können, ſagte er; für jeden zahle man einen Real Porto, und dazu wären ſie geſchrieben; er ſetze eine Unterſchrift, von wem es ihm beliebe; melde den vornehmſten Perſonen darinn Neuigkeiten, die er erfändt; überbringe ſie in dieſem Aufzuge, und nähme das Porto ein; und das thue er jeden Monat. Ich geſtehe, ich war erſtaunt über dieſe neue Art zu leben.

Sogleich traten noch zween andere Ritter herein; der eine in einem Rocke von Tuch, der bis auf die Kniee gieng, einem Mantel eben davon, die Halskrauſe in die Höhe ſtehend, damit man nicht die grobe zerriſſene Leinewand ſehen möchte. Die weiten Hoſen waren von Camelot, aber nur ſo weit man ſie ſehen konnte; das Uebrige von färbigem Frieße. Dieſer kam, und zankte mit den Andern, daß er einen breiten Halskragen*) ſtatt einer Halskrauße, eine Reitkutte ſtatt eines Mantels trüge, und eine Krücke, an einem Beine, das mit Fellen umwickelt wäre, weil er nicht mehr, als einen Strumpf hätte. Der Kerl ſpielte den Invaliden, und war zwar auch Soldat geweſen, aber ein ſchlechter, und nur an friedlichen

---

*) Er iſt noch an gewiſſen Orten in Spanien unter den Bauern gebräuchlich; daher es kommt, daß man ſie von dieſem Halskragen Gente de Valona nennt; und ſie dadurch von denen mit einer Halskrauſe, Gente de Cuello, unterſcheidet.

Orten. Er erzählte Wunder von ſeinen Dienſten, und daß er als Soldat allenthalben freyen Zutritt hätte. Die Hälfte davon biſt du mir ſchuldig, ſagte der Andere, oder wenigſtens einen großen Theil; wenn du mir ihn nicht giebſt, ſo ſchwöre ich zu Gott — Schwöre nicht, ſagte der Soldat; denn ich bin nicht lahm, und will dir gleich mit meiner Krücke tauſend Prügel geben. Ja mit deinem: will dir ſie geben, wirſt du mir ſie gerade nicht geben; und mit dergleichen Reden und Widerreden, und den gewöhnlichen Schimpfworten, geriethen ſie aneinander, wurden handgemein, und gleich beym erſten Anpacken blieben ihnen die Fetzen Kleider in den Händen hängen. Wir brachten ſie auseinander, und fragten nach der Urſache des Streits. Du willſt mich ſpotten? rufte der Soldat; du ſollſt gar nichts kriegen. Meine Herren müſſen wiſſen, fuhr er fort; als ich zu San Salvador war, kam ein Kind zu dieſem armen Schlucker, und fragte ihn, ob ich der Fähndrich Juan de **Lorenzana** wäre? Da er ſahe, daß es was in der Hand hatte, antwortete er Ja! Er brachte es zu mir, und indem er mich Fähndrich nannte, ſagte er: ſehen Sie doch, Señor, was dies Kind von Ihnen will. Da ich ihn verſtand, ſo gab ich mich dafür aus; nahm die Bothſchaft an, die in zwölf Schnupftüchern beſtand; und antwortete ſeiner Mutter, die ſie vermuthlich einem dieſes Namens ſchickte. Jetzt verlangt er die Hälfte davon; und ich will mich eher zerſtücken laſſen, als ich ſie gebe. Meine Naſe ſoll ſie alle zerreißen. Die Sache wurde zu ſeinem Vortheile entſchieden; das Einzige, was man nicht billigte, war, daß er ſich darein ſchneuzte. Man befohl ihm, er ſollte ſie der Alten geben, damit ſie, zur Ehre der Brüderſchaft, Halbe-Aermelgen daraus machte, die ſichtbar wären, und Hemden vermuthen ließen; denn das Schneuzen ſey ohnedieß verboten.

Die Nacht kam, und wir legten uns zu Bette, ſo dichte aneinander, wie Heringe in einer Tonne. Die Abendmahlzeit wurde mit leerem Magen gehalten. Die Mehreſten kleideten ſich nicht aus; denn da ſie ſich ſchlafen legten, wie ſie bey Tage giengen, erfüllten ſie ohnedieß das Geboth, nackt zu ſchlafen. *).

Fünfzehntes Kapitel.

Fortſetzung des Vorhergehenden, und andere ſeltene Begebenheiten.

Sobald es Morgen war, ſetzten wir uns alle in Waffen. Ich war ſchon mit ihnen ſo vertraut, als wenn wir alle Brüder wären; denn dieſe Leichtigkeit und anſcheinende Gefälligkeit findet ſich immer in ſchlim-

---

*) Mir iſt nicht bekannt, wer dieß Geboth gegeben; doch iſt es gewiß, daß überhaupt die gemeinen Spanier nackt und ohne Hemd ſchlafen.

ſchlimmen Sachen. Zwölfmal zog einer ſein Hemd an, das aus zwölf Lumpen beſtund, bey deren jeden er ein Gebet herſagte, wie der Prieſter, der ſich zum Hochamte ankleidet. Eines Andern Bein verirrte ſich in dem Labyrinthe der Hoſen, und kam, wo es am wenigſten ſollte, heraus. Ein Dritter bat, man ſollte ihm helfen ſein Wamms anziehen, und konnte in einer halben Stunde kaum damit zu Stande kommen. Nachdem dieß geſchehen, welches gewiß ſehenswerth war, griffen alle nach Nadel und Zwirn, um hie und da noch ein Loch zu flicken und einige Stiche zu thun. Da ſtreckte einer den Arm aus, um darunter was zuzunähen, und machte ſich zu einem L. Jener bog ſeine Kniee, und machte ſich zu einem Λ, indem er an ſeinen Beinkleidern ausbeſſerte. Ein anderer ſteckte den Kopf zwiſchen die Beine, um dieſe Theile in Falten zu legen, und machte ſich zu einem Knäuel. Boſco *) hat gewiß nicht ſo ſeltſame Stellungen gezeichnet, als ich da ſahe; während daß ſie nähten und flickten, und die Alte ihnen die Materialien dazu, Lumpen und Fetzen von verſchiedenen Farben, die ſie den Sonnabend vorher eingeſammlet hatte, reichte. Die Flickſtunde, (denn ſo nannten ſie ſie) war nun vorbey, und ſie beſchauten ſich einander, ob noch was auszubeſſern wäre.

Sie

---

*) Der Callot der Spanier.

Sie beſchloſſen nun auszugehen. Ich bat ſie, eine Kleidung für mich anzugeben, weil ich die hundert Realen dazu anwenden, und mein Unterkleid ablegen wollte. Das nicht, antworteten ſie; das Geld muß in Verwahrung niedergelegt werden; wir wollen ihn gleich von den Uebrigen bekleiden, und ihm ſeinen Bezirk in der Stadt anweiſen, wo er allein ſuchen und betrügen darf. — Dieſer Vorſchlag gefiel mir, ich deponirte das Geld; und in einem Augenblicke machten ſie aus dem Unterrocke ein tuchen Trauerkleid, und den Mantel verkürzten ſie, wie er nach der Mode ſeyn mußte. Was übrig blieb, vertauſchten ſie gegen einen aufgefärbten Hut; ſtatt des Flors nahmen ſie ſchwarz gefärbten Cotton, der ſehr gut ausſahe. Die Halskrauſe und die weiten Hoſen nahmen ſie mir, und zogen mir an deren Stelle welche an, die angebunden wurden, und nur vorn Schlitzen hatten; denn die Seiten und Hintertheile waren von Gemsleder. Die ſeidenen Strümpfe waren eigentlich keine Strümpfe, weil ſie nicht weiter als vier Finger unter das Knie giengen, und dieſe vier Finger bedeckte ein Stiefel, der auf den farbigen Strumpf, den ich anhatte, paßte. Die Halskrauſe ſtand ganz offen, weil ſie zerriſſen war. Beym Anthun ſagten ſie zu mir: die Halskrauſe iſt hinten und auf den Seiten zwar ſehr beſchädigt: aber wenn Euch einer anſieht, ſo müßt Ihr Euch nur damit drehen und wenden, wie die Sonnenblume. Wenn zween zugleich

gleich Euch von den Seiten anſehen, ſo machet Euch auf die Beine; und für einen, der Euch von hinten beſchauen will, traget beſtändig den Hut über den Nakken herunter, ſo, daß die Krämpe den Hals bedeckt und die ganze Stirn frey iſt. Fragt Euch einer, warum Ihr ſo gehet, ſo gebt ihm zur Antwort: weil ich mit offenem Geſichte durch die ganze Welt gehen kann. Sie gaben mir noch eine Schachtel mit ſchwarzem und weißem Zwirne, Seide, Bindfaden, Nadel, Fingerhut, Tuch, Leinewand, Atlas und andere abgefallene Läppchen, und ein Meſſer; hiengen mir einen Löffel an den Gürtel, und gaben mir Feuerzeug und Zunder in einem ledernen Beutel. Mit dieſer Schachtel, ſagten ſie, könnt Ihr durch die ganze Welt gehen, ohne Freunde oder Verwandte nöthig zu haben; denn hierinn iſt alles, was wir brauchen; nehmet ſie, und hebt ſie auf. Sie wieſen mir dann das Quartier St. Luis an, meinen Unterhalt zu ſuchen.

Ich trat alſo meine Tagereiſe an, und gieng mit den Andern aus; doch weil ich ein Neuling war, ſo gaben ſie mir mich in dem Handwerke zu unterrichten, wie einem, der die erſte Meſſe ſingt, eben den Cavallero zum Pathen, der mich mitgebracht und bekehrt hatte. Mit langſamen Schritten giengen wir aus dem Hauſe, den Roſenkranz in der Hand, und nahmen den Weg nach meinem angewieſenen Stadtviertheil. Gegen jederman waren wir höflich. Gegen die Mannsperſonen thaten wir den Hut ab, und wünſchten eben das mit ihren Mänteln zu thun. Gegen die Frauenzimmer machten wir tiefe Reverenzen, denn die lieben ſie ſehr; und die ehrwürdigen Väter noch weit mehr. Zu einem ſagte mein guter Hofmeiſter: morgen bekomme ich Geld; zu einem andern: warten Sie nur noch einen Tag, denn ich habe Verſicherung von der Bank. Einer verlangte von ihm den Mantel, der andere drang auf ſeinen Gürtel, woraus ich ſahe, daß er ein ſo großer Freund ſeiner Freunde war, daß er nichts eigen hatte. Wir giengen ſchlangenweiſe von einer Straße in die andere, um nicht auf die Häußer der Gläubiger zu ſtoßen. Bald verlangte einer von ihm den Miethzins vom Hauſe, ein anderer vom Degen, und ein dritter von den Bett-Tüchern und Hemden, ſo, daß ich ſahe, er war ein Miethritter, ſo wie ein Mietheſel. Es trug ſich zu, daß er von weitem einen Menſchen ſahe, der ihm, wie er ſagte, wegen einer Schuld faſt die Augen ausriß, aber ihm keinen Heller entreißen konnte. Um von ihm nicht erkannt zu werden, ſtrich er ſich das Haar, das er zuſammengebunden hatte, hinter die Ohren herunter, und ſo ſah er aus, wie ein verkleideter Nazarener. Er legte geſchwind ein Pflaſter auf das eine Auge, und fieng an Italiäniſch mit mir zu reden. Alles das konnte er thun, während der Andere kam, der ihn nicht geſehen hatte, weil er ſich mit einer alten Frau herumzankte. Der Menſch drehte ſich um uns herum wie ein Hund, der nach was ſchnappen will; ſchlug mehr Kreuze als ein Zauberer und Seegenſprecher, und gieng endlich fort mit den Worten: JEſus! ich dachte, er wäre es! aber wer ſeine Ochſen verloren hat, u. ſ. w.

Ich war vor Lachen halbtodt über die Figur meines Freundes. Er gieng unter einen bedeckten Gang, um das Haar wieder zuſammenzubinden und das Pflaſter abzunehmen. — Das ſind, ſagte er, die Künſte, ſeine Schulden zu läugnen; lernet, Bruder; denn ihr werdet tauſend dergleichen Dinge in der Stadt ſehen.

Wir giengen weiter, und weil es noch frühe war, nahmen wir in einem Winkel der Gaſſe, ein Paar Magenmorſchellen und etwas Aquavit von einer Krämerin, die uns damit traktirte und meinen Lehrmeiſter ſehr willkommen hieße. Mit dieſer Magenſtärkung, ſagte er mir, kann man heute des Eſſens wegen unbeſorgt ſeyn; wenigſtens kann das nicht fehlen. Ich bekümmerte mich, da ich überlegte, daß unſer Mittagsmahl noch im Zweifel war, und antwortete ihm mit einer Miene, die die Verlegenheit für meinen Magen zu erkennen gab. Er verſetzte hierauf: Sie haben doch wenig Glauben an die Religion und den Orden der Pflaſtertreter. Der HErr verläßt keinen Raben, keine Krähe, ja ſogar keinen Schreiber, und ſollte die abgezehrten Ritter verlaſſen? Sie haben

doch

doch einen ſehr kleinen Magen! Es iſt wahr, ſagte ich, aber ich fürchte ihn noch kleiner zu kriegen, und nichts hinein.

Indeß ſchlug die Glocke zwölf, und da ich noch ein Neuling in dem Handwerke war, ſo waren meine Eingeweide von den Magenmorſchellen nicht befriediget, und ich war ſo hungrig, als wenn ich gar nichts gegeſſen hätte. Da ſich nun der Hunger von neuem meldete, ſo wandte ich mich zu meinem Freunde: Bruder, ſagte ich, Hunger leiden iſt ein hartes Noviciat. Ich war ſonſt gewohnt, mehr zu freſſen als eine aufgebrochene Ferſe: und nun iſt mir eine Faſten auferlegt. Wenn ihr keinen Hunger habt, ſo wundere ich mich nicht. Denn von Kindheit an mit dem Hunger auferzogen, wie jener König *) mit dem Schierling, lebt ihr ſchon mit einander als Bekannte. Ich ſehe euch keinen großen Fleiß anwenden, ein Mittagseſſen zu kriegen, und ſo bin ich willens, alles zu thun, was ich kann. — Potztauſend! ſchrie er, weil es jetzt erſt zwölf ſchlägt, ſeyd ihr denn ſo eilig? Ihr habt einen ſehr pünktlichen Appetit. Ihr müßt einen kleinen Aufſchub der Zahlung mit Geduld ertragen; oder wollt ihr den ganzen Tag eſſen? Was thun denn die Thiere

---

*) Mithridat, König von Pontus, der ſich ſo ſehr ans Gift gewöhnt hatte, daß es zuletzt keine Wirkung mehr that, als er ſich damit das Leben nehmen wollte.

Thiere mehr? Man lieſt nicht, daß einer von unſern Rittern jemals den Durchlauf gehabt; vielmehr aus Mangel der Nahrung gehen wir gar nicht zu Stuhle. Ich hab's euch ſchon geſagt, daß Gott niemanden verläßt. Und wenn ihr ſo eilig ſeyd, ſo gehe ich nach der Suppe des St. Hieronymus *), wo ich Milchbrüder, fett wie Kapaunen, habe; und da werde ich mich ſatt eſſen. Wenn ihr mitwollt, ſo kommt; wo nicht, ſo folge jeder ſeinem guten Glücke. Lebt wohl, ſagte ich. Meine Bedürfniſſe ſind nicht ſo gering, daß ſie ſich mit den überflüßigen Brocken Anderer begnügen ſollten. Ein jeder gehe ſeine Straße.

Mein Freund gieng fort mit ſtolzen Schritten und beſahe ſeine Füße. Er holte einige Brodkrumen hervor, die er zu der Abſicht in einer Schachtel beſtändig bey ſich trug, und ſtreuete ſie auf ſeinen Bart und Kleider; dergeſtalt, daß er gegeſſen zu haben ſchien. Ich huſtete im Gehen und ſtocherte die Zähne, um meine Mattigkeit zu verbergen, ſtrich den Knebelbart, hatte mich in den Mantel gehüllt, den ich auf der linken Schulter trug, und ſpielte mit dem Roſenkranze, der nicht mehr als zehn Körner hatte. Alle, die mich

---

*) Eine Kirche und ein Kloſter dieſes Namens zu Madrid, bewohnt von Mönchen, die Hieronymiten, oder Eremiten des St. Hieronymus heißen. Sie folgen der Regel des H. Auguſtins, und ihre Kleider ſind dunkelgrau.

ſo ſahen, hielten mich für einen der gegeſſen hat; richtiger aber hätten ſie's getroffen, wenn ſie vermuthet hätten, daß ich ſelbſt von Läuſen gefreſſen würde. Ich verließ mich auf meine Goldſtückchen, wiewohl mich mein Gewiſſen bis, und mir ſagte, es ſey wider die Ordensregel, auf eigne Koſten zu leben, wenn man freye Zehrung in der Welt hat. Aber ich war entſchloſſen das Faſten zu brechen.

Damit gieng ich an die Ecke der Straße St. Luis, wo ein Paſtetenbecker wohnte, bey dem ich eine friſche Viergroſchenpaſtete erblickte. Der Geruch von dem warmen Ofen ſtieg mir in die Naſe, und in dem Augenblicke ſetzte ich mich, wie ein Hühnerhund, in Poſitur. Ich faßte ſie in die Augen, und betrachtete ſie mit ſolcher heißhungrigen Begierde, daß die Paſtete wie ein durch die Augen bezauberter *) vertrocknete. Da hätte man nun die Künſte ſehen ſollen, die ich anwandte, ſie zu ſtehlen; denn ich hatte ſchon beſchloſſen, ein andermal ſie zu bezahlen.

Unterdeſſen ſchlug es Eins. Ich war ſo voll Verdruß, daß ich den Entſchluß faßte, mich in eine Garküche zu flüchten. Ich zielte ſchon nach einer, als ich durch Gottes Schickung meinen Freund, den Licentiaten

---

*) In Spanien iſt bey dem gemeinen Manne noch der Aberglaube, daß es Perſonen giebt, deren ſteifer Anblick tödtend iſt.

ſtaten Flechilla, antraf, der haſtig die Gaſſe herunter kam, mit mehr Knoſpen im Geſichte, als eine Kupferſchlacke, und ſo kothig, daß er ein Dreckkarrn ſchien. Er lief auf mich zu, ſobald er mich erblickte, und ſo wie ich ausſahe, war es viel, daß er mich kannte. Ich umarmte ihn; er fragte mich, wie ich mich befände? Herr Licentiat, ſagte ich gleich, wieviel habe ich Ihnen zu erzählen! nur thut es mir Leid, daß ich dieſe Nacht abreiſen muß. Das bedaure ich auch; und wenn es nicht ſchon zu ſpät wäre, und ich zum Mittagseſſen eilte, ſo würde ich noch verweilen; denn eine verheyrathete Schweſter von mir, und ihr Mann warten auf mich. Wie! rief ich, Señora Anna*) iſt hier? Laßt uns gehen, und ſollt' ich auch alles hintanſetzen; denn ich will meine Schuldigkeit gegen ſie erfüllen. Ich ſperrte die Augen auf, da ich hörte, daß er noch nicht gegeſſen hatte, und gieng mit ihm. Unterwegs erzählte ich ihm, von einem jungen Frauenzimmer, das er in Alcala ſehr geliebt hatte. Ich ſagte ihm, ich wüßte wo ſie wäre, und ich könnte ihm Zutritt in ihr Haus verſchaffen. Das Verlangen bemächtigte ſich alsbald ſeiner Seele, denn darinnen beſtand der Kunſtgriff, Einem von Sachen zu reden, die ſeinem Geſchmacke ſchmeichelten. Unter dieſen Ge-

---

*) In Spanien iſt der Gebrauch, Perſonen, die keinen Titel haben, bey einem ihrer Taufnamen, und faſt niemals bey ihrem Familiennamen zu nennen.

ſprächen kamen wir an ſein Haus, und giengen hinein. Ich bezeugte ſeinem Schwager und ſeiner Schweſter alle erſinnliche Höflichkeit. Sie, die nicht anders glaubten, als daß ich eingeladen wäre, weil ich zu einer ſolchen Stunde kam, fiengen an: wenn ſie es gewußt hätten, daß ſie einen ſo guten Gaſt haben ſollten, ſo würden ſie etwas drauf zugeſchickt haben. Ich ergriff die Gelegenheit, und lud mich ſelbſt ein, ſagte, daß ich vom Hauße und ein alter Freund wäre, und daß ich es für eine Beleidigung halten würde, wenn ſie ſoviele Complimente machen wollten.

Sie ſetzten ſich, und ich mich auch. Und damit es der Andre nicht übel nehmen möchte (denn er hatte mich weder eingeladen, noch war es ihm in die Gedanken gekommen) ſo feſſelte ich ihn von Zeit zu Zeit mit dem jungen Frauenzimmer, indem ich vorgab, daß ſie mich nach ihm gefragt hätte, daß ſie ihn in ihrem Herzen trüge, und dergleichen Lügen mehr. Dadurch wurde er gefälliger gegen meine Gefräßigkeit; denn eine ſolche Verwüſtung, als ich in den Schüſſeln anrichtete, würde keine Kugel in einem Büffelwams gemacht haben. Die Olla kam, und ich fraß ſie beynahe ganz in zween Biſſen, ohne einige Bosheit, jedoch mit ſo wilder Gierigkeit, daß es ſchien, als ob ich ſie zwiſchen den Zähnen noch nicht ſicher hielte. Gott weiß, daß kein Leichnam auf dem Gottesacker in der Alt-Stadt von Valladolid, der ihn in vier und zwanzig Stunden zernichtet, ſchneller verzehrt wird, als ich das gewöhnliche abfertigte, weil es weit geſchwinder gieng, als ein außerordentlicher Courier. Sie mußten wohl bemerken, wie wild ich die Brühe hinunterſchluckte, die Schüſſel bis auf einen Tropfen ausleerte, die Knochen verfolgte, und unter dem Fleiſch eine Niederlage anrichtete. Und wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, ſo ſteckte ich unter lauter Spiel und Kurzweil die Taſche voll Brodbrocken.

Der Tiſch wurde aufgehoben; ich und der Licentiat giengen bey Seite, um von dem Beſuche bey der erwähnten Schönen zu reden; welchen ich ihm ſehr leicht machte. Indem wir ſo miteinander an einem Fenſter ſprachen, that ich, als ob man mich von der Gaſſe rufte, und ſagte: meynen Sie mich, Señor? Ich komme den Augenblick! — Ich bat um Erlaubniß und verſprach, gleich wieder da zu ſeyn. Ich ſoll noch heute wiederkommen; denn ich verſchwand, ſowohl wegen des genoſſenen Mittagseſſen, als wegen der fälſchlich vorgeſchlagenen Geſellſchaft. Er begegnete mir hernach vielmal wieder; ich entſchuldigte mich aber immer gegen ihn, und wandte tauſenderley Lügen vor, die hier nicht zur Sache gehören.

Ich gieng nun durch die Straßen auf gut Glück, und kam an das Guadalaxara-Thor und ſetzte mich auf eine von denen Bänken, die die Kaufleute vor ihren

Thüren haben. Kaum war ich da, als zwo von denen Weibsperſonen, die auf ihre Geſichter wollen geliehen haben, bis an die Augen verhüllt, mit ihrer Alten, und einem kleinen Pagen, in dem Laden kamen. Sie fragten nach extra feinem Sammte *). Um ein Geſpräch mit ihnen anzuknüpfen, fieng ich gleich an, über die Wörter *tercio*, und *pelado*, *pelo*, *à pelo*, *por peli* zu ſcherzen, und ließ dem ganzen Worte keinen geſunden Knochen mit meinem böſen Spaße. Ich wurde bald gewahr, daß mein freyes Betragen ihnen einiges Zutrauen gegeben, etwas aus dem Laden zu bekommen. Und als einer, der nichts zu verlieren hat, both ich ihnen alles an, was ſie wollten. Sie handelten und ſagten, ſie nähmen nichts von einem, den ſie nicht kennten. Ich bediente mich der Gelegenheit, und bat um Entſchuldigung, daß ich mich unterſtanden hätte, ihnen Sachen von ſo geringen Werthe anzubieten; aber ſie möchten mir die Gnade erweiſen, einige Stoffe anzunehmen, die ich aus Mayland erhalten hätte. Ich wollte ſie des Abends durch einen Pagen überſchicken, den ich vor den meinigen ausgab, weil er gegenüber in einem andern Laden ſtand, und auf ſeinen Herrn wartete, deſ-

---

*) Im Spaniſchen heißt der Sammt *Terciopelo*, ein Wort, das zuſammengeſetzt iſt aus *Tercio*, dreyfach, und *pelo*, Haar, weil der gute Sammt dreyfaches Haar hat; eine Anmerkung, die zum Verſtändniße des folgenden Scherzes nöthig iſt.

deßhalb er den Hut herunter hatte. Und damit ſie mich für einen angeſehenen und bekannten Mann halten möchten, zog ich beſtändig den Hut ab, vor allen den Räthen und Cavalieren die vorbeygiengen; und ohne einen davon zu kennen, that ich ſehr höflich und vertraut gegen ſie. Hieraus, und aus einem Goldſtücke, das ich von meinem Schatze hervorholte, um einem Armen ein Almoſen, darum er mich bat, zu geben, ſchloſſen ſie, daß ich ein großer Cavallero ſey. Sie wollten gehen, weil es ſchon ſpät war, baten mich um Erlaubniß, und gaben mir zugleich die Erinnerung, den Pagen ja ſehr vorſichtig zu ihnen zu ſchicken. Ich bat mir von ihnen zur Gunſt und gleichſam zur Gnade, einen in Gold gefaßten Roſenkranz aus, den die Artigſte von ihnen hatte, zum Unterpfande, daß ich ſie den folgenden Tag ohnfehlbar ſehen würde. Sie ſtunden an, mir ihn zu geben; ich erbot ihnen aber zum Gegenpfande meine hundert Eſcudos; und ſie ſagten mir ihr Haus. In der Abſicht, mich noch mehr zu betrügen, trauten ſie mir, und fragten mich nach meiner Wohnung. Sie ſagten, es könnte ein Page nicht zu jeder Stunde zu ihnen kommen, weil ſie Perſonen von Stande wären.

Ich begleitete ſie die große Straße hinunter; und da wir in die Karrenſtraße kamen, wählte ich ein Haus, das mir am ſchönſten und größten ſchien, wo vor der Thür eine Kutſche ohne Pferde ſtand. Ich ſagte ihnen:

das wär' es, und es ſtünde mit Kutſche und Herrn zu ihren Dienſten. Ich nannte mich Don Alvaro de Cordova, und gieng vor ihren Augen zur Thür hinein. Ich erinnere mich noch, als wir aus dem Laden giengen, winkte ich einem von den Pagen mit gebietheriſcher Miene; und ich that es, als ſagte ich ihm, ſie möchten alle da bleiben, und mich erwarten; die Wahrheit iſt, daß ich ihn fragte, ob er in Dienſten des Comthurs meines Onkels wäre? Er ſagte: Nein! Demohngeachtet begegnete ich den fremden Bedienten, als ein ächter Cavallero. Die dunkle Nacht brach herein, und wir begaben uns alle nach Hauße.

Als ich heimkam, fand ich den zerlumpten Soldaten mit einer Wachsfackel, die man ihm gegeben hatte, eine Leiche zu begleiten, und er war mit derſelben fortgegangen. Er hieß Magazo, und war von Olias gebürtig. Er war einmal Capitán auf dem Theater geweſen, und hatte ſich in einem Ballet mit den Mohren herumgeſchlagen. Wann er mit Flamändern ſprach, ſo ſagte er, er wäre in China, und zu Chineſern, er wäre in Flandern geweſen. Er redte immer davon, daß er ein Lager entwerfen wollte, und wußte doch nie was anders darinnen anzufangen, als ſich zu lauſen. Er nennte Schlöſſer her, und doch hatte er ſie kaum auf den Otſchaven *) geſehen. Er

prieß

---

*) Eine Spaniſche Münze, die zwey Maravedis gilt, und worauf ein Schloß geprägt iſt.

pries ſehr das Andenken des Señor Don Juan *) und ich habe ihn vielmals von Luis Quixada **),

als

---

*) Dieſer Don Juan, von dem Quevedo redet, iſt Don Juan von Oeſterreich, natürlicher Sohn des Kayſers Carl V. und Bruder von Philipp II. König von Spanien. Man giebt ihm gemeiniglich zur Mutter eine gewiſſe Regensburgerin, mit Namen **Barbara Blomberg**, die von ſehr gutem Hauſe war. Doch halten dieß die aufgeklärteſten Geſchichtſchreiber für ein falſches Vorgeben, deſſen man ſich bedient, die Ehre einer groſſen Prinzeſſin zu bedecken. Don Juan ſtarb ſo überzeugt, daß Blomberg ſeine Mutter ſey, daß er ſie Philipp II. empfahl, der ſie auch kommen ließ, und Sorge für ſie trug. Don Juan wurde anfangs auf dem Lande erzogen; aber König Philipp II der bey dem Tode ſeines Vaters von der Sache unterrichtet wurde, ließ ihn zu ſich kommen, ſagte ihm, wer er wäre, und behielt ihn am Hofe. In der Folge erwies er, als ein groſſer Kriegsheld, Spanien wichtige Dienſte wider die Moren im Königreiche Granada, in Afrika, und in den Niederlanden. Er gewann die berühmte Seeſchlacht bey Lepanto wider die Türken. Endlich ſtarb dieſer Prinz, mit Lorbeern bedeckt, im 32ſten Jahre, nach der allgemeinſten Vermuthung, an Gift.

**) Luis Quixada war Oberhofmeiſter bey Carl V. und ihm vertraute dieſer Kayſer ſeinen natürlichen Sohn, Don Juan, an, als er noch ein Kind war, und befahl ihm, ihn auf dem Lande durch Magdalena de Ulloa, ſeine Frau, erziehen zu laſſen, ohne ihm ſeine Geburt bekannt zu machen. Quixada erfüllte ſeinen Auftrag aufs genaueſte, bis der Kayſer bey ſeinem Todte dies Geheimnis ſeinem

Sohne

als ſeinem vielgeehrtem Freunde ſprechen hören. Er nannte Türken, Gallieten und Capitäne her, die er in den Liedern die unter dem Volke herumgiengen, geleſen hatte. Und da er nun gar nichts vom Seeweſen verſtund, ſo verſicherte er, wenn er die Schlacht erzählte, die Don Juan bey Lepanto geliefert, daß der Lepanto ein ſehr braver Mohr geweſen. Der arme Tropf wußte nicht, daß es der Name des Meers war. So machte uns ſeine Dummheit vielen Spas und Zeitvertreib.

Indem trat mein Gefährte herein, ganz blutig und beſudelt, die Naſe zerqueſcht, und den Kopf verbunden. Wir fragten ihn nach der Urſache. Er wäre, ſagte er, zur Suppe von St. Hieronymus gegangen, und hätte doppelte Portionen verlangt, unter dem Vorwande, es ſey für Hausarme, die ſich des Bettelns ſchämten. Man hätte ſie andern Bettlern genommen und ihm gegeben; dieſe aber wären voll Verdruß ihm nachgegangen, und hätten geſehen, daß er in einem Winkel hinter der Thür ſie tapfer hinuntergeſchlürft hätte. Darauf hätten ſie ein Geſchrey angefangen, ob das recht wäre, andere

zu

Sohne Philipp II. entdeckte, und dieſer letztere ſelbſt Sorge trug, den jungen Don Juan an ſeinem Hofe erziehen zu laſſen, indem er ihm meldete, daß er ſein Bruder wäre.

zu betrügen, und es ihnen vor dem Maule wegzuſchnappen, um ſich nur vollzuſtopfen? Auf das Geſchrey wären Schläge, und auf die Schläge Beulen an ſeinem armen Kopfe gefolgt. Sie waren wirklich mit zween Waſſerkrügen über ihn hergefallen; und die Naſe hatte ihm einer mit einer hölzernen Schüſſel zerſchlagen, die er ihm ſchneller zu riechen gegeben, als es ſchicklich war. Sie nahmen ihm den Degen; auf das Geſchrey kam der Thürhüter heraus, und kaum konnte er Friede zwiſchen ihnen machen. Kurz der arme Bruder fand ſich in ſolcher Gefahr, daß er ſagte: ich will, was ich gegeſſen habe, wiederhergeben. Aber auch das half nichts; weil ſie nur darüber aufgebracht waren, daß er für andere gefodert hätte, und ſelbſt für keinen Suppeneſſer wollte gehalten ſeyn. Man betrachte ihn nur, ſagte eine Art von Studenten mit den Binſenkörben*), ein großer Schmarotzer; er ſieht ſo zerlumpt aus, wie eine Kinderpuppe, trauriger, als eine Paſtetenbude in der Faſten, zerlöcherter, als eine Flöte, bunter, als eine Schecke, und fleckigter, als ein Jaſpis, und mehr punktiert, als ein Notenbuch. Es ißt ſo Mancher die Suppe des ſeliggeſprochenen Heiligen, der Biſchof ſeyn, und jede andre Würde bekleiden kann, und ſo ein Don Peluche *) ſchämt ſich ſie zu eſſen. Ich eſſe ſie, und bin graduirter Baccalaureus der Künſte zu Siguenza. Der Thürhüter ſchlug ſich ins Mittel, als er ſahe, daß ein Alter da ſtand, welcher ſagte: ob er gleich zur Suppe käme, ſo wär' er doch ein Abkömmling von dem großen Kapitán **), und hätte eine anſehnliche Verwandtſchaft. — Dabey blieb es, weil der Camerade ſchon hinaus war und die Bandagen abnahm.

---

*) So nennt man in Spanien die barmherzigen Brüder von dem Orden St. Johannis; weil ſie ſonſten die Almoſen für die Armen in einem binſen Korbe einſammelten, der in Andaluſien, wo ſie ſind zuerſt errichtet worden, Capacha heißt.

---

*) Dieſes iſt ein Schimpfname, den man jedem giebt, der ein ſehr abgetragenes Kleid hat.

**) Gonſalvo Fernandez de Cordova, geb. im Jahr 1443, that ſich in den Waffen und im Kriege ſo ſehr hervor, daß er den Zunamen, der große Kapitán, verdiente. Nachdem er Ferdinanden und Iſabellen bey der Eroberung des Königreichs Granada von den Mohren wichtige Dienſte geleiſtet hatte, ſo hatte ihm noch eben der König Ferdinand die Eroberung des Königreichs Neapel zu danken, woraus er die Franzoſen jagte, mit welchen jener König dieſen Staat zum Nachtheil ſeiner Vettern Friedrichs und Alphonſo getheilt hatte. Zur Belohnung ſo glänzender Thaten wurde er zum Herzog von Terranova, von Seſſa ꝛc. zum Prinz von Venuſe ꝛc. und Groß-Connetable des Königreichs Neapel gemacht. Sein großer Ruhm zog ihm viele Neider zu; die alles anwendeten, ihn zu ſtürzen, und es auch ſo weit brachten, daß Ferdinand kälter gegen ihn wurde. Er ſtarb in der Stadt Granada im J. 1515.

Sechzehntes Kapitel.

Fortſetzung des Vorigen, bis wir alle gefänglich eingezogen wurden.

Merlo Diaz trat herein, und hatte ſeinen Gürtel ganz voll Krüge und Gläßer; um die er gottloſerweiſe die Nonnen geprellt hatte, indem er bey ihren Drehern um Trinken gebeten.

Aber Don Lorenzo del Pedroſo war doch noch über ihn. Der kam zurück mit einem ſehr guten Mantel, welchen er beym Billard gegen den ſeinigen vertauſcht hatte, der ſo abgetragen war, daß man kein Haar darauf ſahe. Er that nemlich ſeinen Mantel ab, als ob er ſpielen wollte, und legte ihn zu den andern; und gleich darauf that er, als wenn er keine Parthie machen könnte; gieng wieder nach ſeinem Mantel, nahm einen, der ihm am beſten gefiel, und gieng fort. So machte er es beym Argolla *) und Kegelſpiele. Aber alles das war nichts gegen den folgenden Auftritt. Don Comſe trat herein, umringt von Kindern mit Kröpfen, Krebſe, Auſſatz und ſonſt verwundet und verſtümmelt. Er hatte ſich vermittelſt einiger Zeichen des Kreuzes und Gebete, die er von einer alten Frau gelernt hatte, zu einem Seegenſprecher auf-

---

*) Argolla iſt ein Spiel im Freyen, wo eine Kugel durch einen eiſernen Ring getrieben werden muß.

aufgeworfen; und gewann damit für alle andere; denn wenn einer kam, ſich heilen zu laſſen, und hatte kein Paquet unter dem Mantel, oder ließ kein Geld in der Taſche klingen, oder es pipten nicht einige Kapaunen, ſo wurde er nicht zu gelaſſen. So hatte er das halbe Königreich verwüſtet. Er machte die Leute alles glauben, was er wollte, weil noch kein ſolcher Künſtler im Lügen aufgeſtanden war; ſo, daß er nicht einmahl aus Nachläßigkeit die Wahrheit ſagte. Er redte immer von dem Jeſus Kindlein; trat in die Häuſer mit einem Deo gratias; oder mit einem: der heilige Geiſt ſey mit euch allen! Er führte die ganze Geräthſchaft eines Heuchlers; einen Roſenkranz mit großen Körnern, u. ſ. w.; ließ unvermerkt ein Stück einer Buß-Geißel, die mit Blut aus der Naſe beſprizt war, unter dem Mantel hervorblicken; machte einem weiß, wenn er ſich juckte, die Läuſe wären ein häärnes Hemd, und ſein hündiſcher Hunger ein freywilliges Faſten. Er erzählte Verſuchungen, die er gehabt; wenn er den Teufel nennte, rufte er aus: Gott erlöſe und bewahre uns vor ihm! Trat er in die Kirche, ſo küßte er die Erde. Er nannte ſich immer einen Unwürdigen. Er hob die Augen nicht auf zu den Weibern, ob er wohl ſonſt kein Koſtverächter war. Mit dergleichen Dingen ſetzte er das Volk ſo auf, daß ſich alle ihm empfahlen; und eigentlich war es ſo gut, als ſich dem Teufel empfehlen: denn außer ſeinem Gauckelſpiele, war er gewißlich auch der größte Betrüger.

Er ſchwor oft bey dem Namen Gottes, bald falſch, bald vergebens. Was die Weiber anbetrift, ſo hatte er ſchon mehr Kinder mit ihnen gezeugt, und zwoo Heilige waren eben von ihm ſchwanger. Kurz, die Gebote Gottes, die er nicht brach, verkaufte er.

Solanco kam heim, und machte einen groſſen Lärmen. Er forderte einen grauen Sack, ein großes Kreuz, einen langen falſchen Bart, und ein Glöckchen. So gieng er des Nachts herum und rufte: *Denkt an den Tod, und thut den Seelen der Verſtorbenen gutes!* ꝛc. *) Damit brachte er viele Almoſen zuſammen. Er gieng in die Häuſer, die er offen fand, und wenn er keine Zeugen, noch andere Hinderniße antraf, ſo ſtohl er, was er fand. Sahe er jemanden, ſo rührte er gleich das Glöckchen, und ſagte mit angenommener bußfertiger Stimme: *Erinnert euch, Brüder* u. ſ.

Alle dieſe Ränke, und außerordentlichen Kniffe zu ſtehlen, erfuhr ich in Einem Monathe, da ich bey ihnen war. Ich wies ihnen den Roſenkranz, und erzählte ihnen die ganze Geſchichte. Sie rühmten meine Liſt ſehr; die Alte nahm ihn auf ihre Rechnung, ihn zu verkaufen. Dieſe gieng damit in die Häuſer herum, und

---

*) Quevedo zeigt hier das Lächerliche, die Gefahr und den Misbrauch einer ſolchen Gewohnheit, die die Andacht in Spanien eingeführet hat und erhält.

und gab vor, er ſey von einer armen Jungfer, die ihn aus Noth losſchlüge, um nur leben zu können. Sie wußte für jede Sache eine Lüge und Schelmerey. Sie weinte bey jedem Schritte; faltete die Hände, ſeufzte bitterlich, und nannte jedermann, mein Kind. Sie trug über einem ſehr guten Hemde, einem Leibchen, Rocke, Unterrocke und Mantel, einen Ueberrock von zerriſſenem Sacktrilch, den ſie von ihrem guten Freunde, einem Einſiedler, hatte, der in den Gebürgen von Alcala wohnte. Sie führte den Haushalt, ertheilte Rath und verheelte. Der Teufel aber, der in Sachen, die ſeine Diener angehen, nie müßig iſt, fügte es, daß, als ſie in ein Haus gieng, ich weiß nicht was für Kleidungsſtücke und andre Kleinigkeiten zu verkaufen, jemand was von ſeinen Sachen erkannte. Man holte gleich einen Alguazil, ergriff die Alte, die Mutter Lebruſca hieß; ſie geſtand gleich den ganzen Vorfall, erzählte, wie wir alle lebten, und daß wir Raub-Ritter wären. Der Alguazil brachte ſie ins Gefängniß, kam ins Haus, fand alle meine Cameraden beyſammen und mich mit ihnen. Er brachte ein Halbdutzend Häſcher (eben ſo viel Henker zu Fuße) und ſchleppte die ganze Diebesgeſellſchaft ins Gefängniß, wo ſich nun unſere Ritterſchaft in großer Gefahr ſahe.

Siebzehntes Kapitel.

Beſchreibung des Gefängniſſes, und was darinn vorfiel, bis die Alte gepeitſcht, meine Cameraden an den Pranger geſtellt, und ich auf Caution losgelaſſen wurde.

Sobald wir hineintraten, legte man einem jeden von uns Hand- und Bein-Schellen an, und warf uns in ein Loch. Da ich ſahe, wo ich hinſollte, bediente ich mich des Geldes, das ich bey mir hatte, holte eine Dublone heraus, und ſagte zum Kerkermeiſter: Señor, hören Sie mich ein Paar Worte ingeheim; und ließ ihm das Geldſtück in die Augen blinken. Sobald er's erblickte, führte er mich auf die Seite. Ich bitte Sie, ſagte ich zu ihm, haben Sie Mitleid mit einem rechtſchaffenen Manne. Zugleich ſuchte ich ſeine Hände, und da ſie gemacht waren, dergleichen aufzunehmen, ſo machte er bey dem meinigen keine Schwierigkeit. Ich will die Krankheit unterſuchen, ſagte er: aber wenn ſie nicht gefährlich iſt, ſo ſollt ihr mir gewiß zu den Andern in den Stock hinunter. Ich merkte den Vorwand, und antwortete ihm demüthig. Er ließ mich außen, und meine Cameraden mußten hinab.

Ich halte mich nicht dabey auf, zu erzählen, was für ein Gelächter im Gefängniſſe und auf den Gaßen über uns entſtund. Denn da man uns ſo zuſammengekuppelt fortſchleppte, und fortſtieß, den einen ohne Mantel, den andern mit einem auf der Erde nachſchleppend; ſo war es luſtig, die buntſcheckigen und mit rothen und weißen Lappen geflickten Ritter zu ſehen. Den einen packte der Häſcher, um ihn nur bey einem feſten Theile zu halten, (weil alles ſo verfault an ihm war) am bloßen Fleiſche an, und auch da konte er ihn kaum halten, ſo war er von Hunger abgezehrt. Andere ließen Stücken von ihren Kleidern und Hoſen in den Händen der Häſcher. Indem ſie ihnen den Strick abnahmen, womit ſie gebunden waren, giengen ganze Fetzen von ihren Lumpen mit weg. Endlich, da die Nacht kam, legte ich mich im Saale der Leute von Stande ſchlafen. Man gab mir ein Bettchen. Einige ſah' ich in ihren Scheiden ſchlafen, ohne etwas von dem, was ſie bey Tage trugen, abzulegen; andere entblößten ſich mit einemmale von allem, was ſie an ſich hatten; noch andere ſpielten. Endlich wurde die Thür verſchloſſen, das Licht ausgelöſcht, und wir vergaßen alle Feſſeln. Der Nachtſtuhl ſtand an meinem Kopfküſſen; und um Mitternacht kamen ohne Unterlaß Gefangene, die andere losließen. Ich hörte was im Schlafe, glaubte anfangs, es ſey der Donner, und fieng an mich zu fürchten: aber ich merkte bald an dem übeln Geruche, daß es kein Donner von guter Art war. Der Geſtank wurde endlich ſo groß, daß ich gezwungen war, die Naſe im Bette zu halten. Einige hatten den Durchlauf, und andere ordentlichen Stuhlgang. Endlich ſahe ich mich genöthiget, ihnen zu ſagen, ſie möchten den Stuhl wo anders hinſetzen, und wir geriethen in Wortwechſel darüber, ob es angienge, oder nicht. Endlich wurde ich toll, und ſchlug den einen mit der Hälfte meines Gürtels ins Geſicht. Um geſchwind aufzuſtehen, ſchmiß er den Topf um, und über dem Lärmen wachte die ganze Geſellſchaft auf. Nun giengs buntüber. Wir ſchlugen uns mit den Gürteln im Finſtern herum; und der Geſtank war ſo ſtark, daß alle aufſtehen mußten: Zugleich erhob ſich ein großes Geſchrey, und der Stockmeiſter, der vermuthete, daß einige von ſeinen Vaſallen entwiſchten, kam bewaffnet mit ſeiner ganzen Schaar herbey. Er öffnete den Saal, trat mit dem Lichte herein, und unterrichtete ſich von dem Vorfalle. Alle ſchoben die Schuld auf mich; ich entſchuldigte mich damit, daß ich ſagte, ſie hätten mich die ganze Nacht kein Auge zuthun laſſen, bloß weil ſie ihre immer offen gehabt hätten. Der Kerkermeiſter, welcher glaubte, daß ich ihm noch eine Dublone geben würde, um mich nicht in das Loch werfen zu laſſen, ergriff dieſen Vorfall, und befohl mir hinunterzuſteigen. Ich entſchloß mich zu gehorchen, eher als meinen Geldbeutel noch mehr zu kneipen, als ſchon geſchehen war. Ich wurde alſo hinunter gebracht, wo mich meine Cameraden und Freunde mit großem Frohlocken und Vergnügen empfiengen. Ich hatte eine ziemlich unruhige Nacht.

Der Morgen brach an, wir kamen aus dem Loche, und ſahen einander ins Geſicht.

Das erſte, was uns bekannt gemacht wurde, war para la limpieça, (zur Reinlichkeit, und nicht etwa der von der unbefleckten Jungfrau) was herzugeben, bey Strafe der Peitſchenhiebe. Ich gab gleich ſechs Realen, meine Cameraden hatten nichts zu geben, und ſo wurden ſie auf die Nacht vertröſtet *). In dem Loche war unter andern ein einäugiger, hochſtämmiger, zwickelbärtiger, ſauertöpfiſcher, breitſchulteriger und mit Striemen drauf gezeichneter junger Kerl. Er trug mehr Eiſen an ſich, als ganz Biſcayen liefert, ein Paar Fußeiſen, und eine ſchwere Kette. Sie nannten ihn den Rieſen. Er ſäße gefangen, ſagte er, wegen Luftſachen. Alſo vermuthete ich, es wäre wegen einiger Blaſebälge, Hautbois, oder Fächel. Fragte man ihn, ob es um eins davon wäre, antwortete er nein! ſondern wegen Rückſunden; ich dachte alſo, er meynte wegen alter und vergangener Fehler; endlich erfuhr ich, daß es wegen Sodomiterey war. Wenn der Stockmeiſter ihn über einen böſen Streich ausſchalt, ſo nannte er ihn Kellermeiſter des Hen-

---

*) Wenn ein Neuankommender im Gefängniſſe ſich weigert, den Andern ſeinen Willkomm zu bezahlen, ſo geben ihm dieſe, nach ausgelöſchtem Lichte, Peitſchenhiebe, und erheben ein groſes Geſchrey, damit man ſeines nicht höre.

Henkers, und allgemeinen Schatzmeiſter der Verbrechen. Einmal drohte ihm der Stockmeiſter und ſagte: was erkühnſt du dich, Armſeliger, gegen den, der dich zu Rauche machen kann? Gott iſt Gott, der ſtrafe dich! — Der Kerl hatte ſein Verbrechen geſtanden, und er war ſo verrucht und verflucht, daß wir alle, wie Hofhunde, eiſerne Halsbänder an dem Hintern trugen, und keiner ſich unterſtand einen Wind zu laſſen, aus Furcht, ihn zu erinnern, wo er das Geſäß hätte.

Dieſer machte Freundſchaft mit einem andern, der Robledo hieß, mit dem Zunamen der Klimmende. Er ſäße, ſagte er, wegen Freygebigkeiten gefangen; und da mans beym Lichte beſahe, beſtanden ſie in ſeinen Händen, die alles wegfiſchten, was ſie fanden. Er war mehr gepeitſcht worden, als ein Poſtpferd, weil alle Büttel ihre Hände an ihm verſucht hätten. Sein Geſicht war ſo zerhauen und zerfetzt, daß, wenn man die Stiche gezählt, man ihm gewiß kein Spiel abgewonnen hätte. Er hatte ein ungleich Paar Ohren, und geflickte Naſenlöcher zuſammengeheftet; wiewohl nicht ſo gut, daß man den Schnitt der ſie voneinander getheilt hatte, nicht ſahe. Zu dieſen kamen noch vier andere, kriechend wie Wappenlöwen, alle angefeſſelt, und zum Ruder verdammt. Sie konnten ſich wohl rühmen, ſagten ſie, daß ſie ihrem Könige zu Waſſer und zu Lande gedient hätten. Man kann ſich kaum vorſtellen, mit welcher Ungeduld ſie auf ihre Abreiſe warteten.

Alle dieſe Leute, verdrüßlich daß meine Cameraden nichts herſchoßen, beſchloßen, ſie des Nachts, mit einem dazu beſtimmten Stricke, derb durchzupeitſchen. Die Nacht kam; wir waren in dem äußerſten Winkel des Hauſes zuſammengepreßt, man löſchte das Licht aus; ich verſteckte mich gleich unter der Fußbank. Zween von ihnen fiengen an zu pfeifen, und ein anderer theilte die Peitſchenhiebe aus. Die armen Ritter, welche ſahen, was da vorgieng, drückten ihr ausgedörrtes, von Krätze und Läuſen aufgezehrtes, gefreſſenes und gefrühſtücktes Fleiſch dergeſtalt zuſammen, daß ſie alle in einem Winkel der Eſtrade Raum hatten. Sie klebten da wie die Nüße in den Haaren, oder wie die Wanzen in einem Bette. Die Schläge ſchallten auf dem Brette; und jene ſchwiegen ganz ſtill. Da die Schelmen ſahen, daß ſie ſich nicht beklagten, ſo hörten ſie auf zu peitſchen, und fiengen an, mit Steinen und Kalk, den ſie zuſammengeraft hatten, nach ihnen zu werfen. Einer traf den Don Toribio hinten auf den Kopf, und verurſachte ihm eine Beule zween Finger hoch. Er fieng an zu ſchreyen, man brächte ihn um. Damit man ſein Geſchrey nicht hören ſollte, ſangen die Böſewichter zuſammen, und machten mit den Ketten ein Geräuſch. Jener, um ſich zu verſtecken, faßte die Andern an, um unter ſie zu kriechen. Da hätte man hören ſollen, wie von der ſtarken Bewegung, die ſie machten, die Knochen klapperten, wie die St. Lazarus-Klappern. Die Kleider ließen auf der Stelle ihr Leben; es blieb kein Fetzen ganz. Die Steine und Kalkſtücken regneten ſo ſehr herab, daß in kurzer Zeit der beſagte Don Toribio mehr Löcher im Kopfe hatte, als ein zerrißener Rock. Da er kein Mittel fand wider den Hagelregen, der auf ihn herab fiel, und ſich nahe dran ſahe, als Märtyrer zu ſterben, ohne doch was von Heiligkeit oder Güte an ſich zu haben, ſo bat er, man möchte ihn nur herauslaßen; er wolte gleich bezahlen, und ſeine Kleider zum Pfande einſetzen. Das waren ſie zufrieden; und zum Verdruße der andern, die ihn als Schild brauchten, ſtieg er mit zerſchelltem Kopfe, ſo gut er konnte, auf, und kroch auf meine Seite.

So geſchwind es auch den Andern einfiel, eben das zu verſprechen; ſo hatten ſie doch ſchon mehr Ziegel als Haare auf ihren Schädeln. Sie boten, zur Bezahlung des Willkomms ihre Kleider, und glaubten, es ſey beſſer, nackt als verwundet, auf der Streu zu liegen; und ſo ließ man ſie dieſelbe Nacht gehen, und des Morgens verlangte man, daß ſie ſich auskleiden ſollten. Das thaten ſie, aber da fand ſich, daß man von allen ihren Kleidern zuſammengenommen, nicht einen Docht in eine Lampe machen konnte. Sie blieben auf der Streue liegen, eingehüllt in ei-

nem

nen Mantel, dergleichen die Bettler haben, um ſich zu lauſen. Sie fiengen bald an, ihre Decke zu empfinden; denn ſie beherbergte Einwohner, die größtentheils von einem hündiſchen Hunger gequält wurden, und mit dieſem Anbiſſe ein Faſten von acht Tagen brachen. Es waren welche darunter ſo groß, daß man ſie einem Ochſen hätte ans Ohr werfen können*). Meine Cameraden glaubten den Morgen, ſie würden von ihnen gefrühſtückt. Sie warfen den Mantel weg, verwünſchten ihr Schickſal, zerfleiſchten und zerkratzten ſich mit ihren Nägeln.

Ich gieng aus dem Loche, und bat um Verzeihung, wenn ich ihnen nicht länger Geſellſchaft leiſtete, weil mir daran gelegen ſey, es nicht zu thun. Ich ſchmierte wieder dem Kerkermeiſter die Hände mit drey Stücken von Achten**). Da ich wußte, wer der Gerichts-Schreiber in der Sache war; ſo ließ ich ihn durch eben ſo einen kleinen Schelmen rufen. Er kam; ich führte ihn beyſeite in ein Zimmer, und, nachdem ich ihm meine Umſtände erzählt, ſagte ich, daß ich einiges Geld bey mir hätte, welches ich ihn bäte, mir aufzuheben; und er möchte, ſo viel in ſeinen Kräften ſtünde, die Sache eines unglücklichen Edelmannes, der zu einem ſolchen Verbrechen ſey verführt worden, begünſtigen. — Glauben Sie mir, Señor, antwortete er mir, nachdem er das Runde weggefiſcht hatte, daß das ganze Spiel auf uns beruht, und daß, wenn Einer von uns nicht rechtſchaffen iſt, er viel böſes thun kann. Ich habe mehr umſonſt, und nach meinem Gefallen auf die Galeeren gebracht, als Buchſtaben in dem Proceſſe ſind. Verlaſſen Sie ſich auf mich, und glauben, daß ich Sie ſicher und unverletzt herausziehen werde.

---

*) In den Stiergefechten wirft man kleine Wurfpfeile nach den Ochſen, um ſie noch mehr zu reitzen.

**) So nennte man ſonſt die Piaſter, weil ſie nur acht Reales de plata galten.

Darauf gieng er; an der Thür kehrte er aber wieder um, mich noch um etwas für den guten Diego Garcia den Alguazil zu bitten; welchen man mit einem ſilbernen Knebel zum Schweigen bringen müßte. Auch fügte er noch, ich weis nicht was, von dem Gerichtsreferendarius hinzu, um ihn eine ganze Clauſul verſchlucken zu helfen. Ein Referendarius, Señor, ſagte er, kann mit Ziehen ſeiner Augenbranen, mit Erhebung der Stimme, mit einem Fußtritte, um den zerſtreuten Alcalde, (denn ſie ſind es mehrentheils) aufmerkſam zu machen, mit einer einzigen Geberde, einen armen Chriſten ins Verderben ſtürzen. Ich merkte, was er haben wollte, und that noch funfzig Realen hinzu. Zur Belohnung rieth er mir, ich möchte den Kragen von dem Mantel in die Höhe ſchlagen, und ſagte mir ein Paar Mittel für den Catharr, den ich von der Kühle des Gefängniſſes bekommen hatte. Zuletzt ſagte er noch: um ſich allen Verdruß zu erſparen, ſo laſſen Sies noch auf ein acht Realen, die Sie dem Alcalde geben, nicht aufkommen; er wird's ihnen erleichtern; denn dieſe Leute thun nichts Gutes, als aus Eigennutz. Dieſe Bemerkung war mir luſtig. Endlich gieng er; ich gab dem Stockmeiſter einen Escudo; er nahm mir die Feſſeln ab, und ließ mich in ſein Haus gehen.

Er hatte einen wahren Wallfiſch zur Frau; und zwo Töchter, häßlich wie die Teufel und dumm, und die trotz ihrer Geſichter das Leben liebten. Einsmals, als ich da war, kam der Stockmeiſter, der Blandones de St. Pablo hieß, um Eſſenszeit nach Hauſe. Er war mächtig aufgebracht, brummte, und wollte nicht eſſen. Seine Frau, Doña Anna Moraez, argwohnte einen großen Verdruß, den er gehabt, trat zu ihm, und plagte ihn ſo ſehr mit ihrer gewöhnlichen Ungeſtümheit, um die Urſache davon, daß er auffuhr und ſagte: was ſollt' es ſeyn? Der Schurke, der Gaudieb, Almendros, von dem wir das Haus gemiethet, ſagte mir, da ich mit ihm über den Hauszinß zum Wortwechſel kam, du wäreſt nicht reinlich! Was, ſchrie ſie; einen ſolchen Schimpf hat mir der Lumpenkerl angethan! Beym Teufel und ſeiner Grosmutter, du biſt kein Mann, wenn du ihm nicht den Bart ausgerauſt haſt! Er kann ja ſeine

Leute herſchicken, daß ſie mich reinmachen. Darauf wandte ſie ſich zu mir; ſo wahr Gott lebet! ſagte ſie, er wird von mir nicht ſagen können, daß ich eine Jüdin bin, wie er; denn von vier Viertheilen *), die er hat, ſind zwey von gröbſten Bauer, und die andern acht Maravedis vom Hebräer **). Auf mein Wort, Señor, Don Paul, wenn er's hören könnte, ſo wollt' ich's ihm ſagen, daß er die Schultern noch im St. Andreas-Kreuze hat ***). Schweig Weib; verſetzte der Alcalde ſehr verdrüßlich, denn er verſicherte, daß du eben ſo viel Antheil dran hätteſt, und deine Schweinereyen, ſagte er, kämen eben davon her, weil du kein Schwein äßeſt. — Alſo ſagte er, wäre ich eine Jüdin? ſchrie ſie; und du ſagſt mir das ſo gelaſſen? Heiliger Gott! Erhälſt du ſo die Ehre der Doña Anna Moraez, Tochter der Stephania Rubio, und Juan de Madrid, wie Gott und alle Welt weiß? Wie ruſte ich, Tochter von Juan de Madrid? Ja! Ja! Juan de Madrid, erwiederte ſie,

---

*) Wortſpiel mit quarto, welches ſowohl Viertheil heißt, als Name einer Kupfermünze iſt; und Quevedo nimmt es hier in dieſem doppelten Verſtande.

**) Eine Art von Tribut, den die Juden vor Alters bezahlten.

***) Die Spaniſchen Juden, die ſich bekehren, ſind verbunden, in Geſtalt eines Skapuliers, ein St. Andreaskreuz, roth auf gelben Grunde, zutragen.

von dem von Auñon. — Nu ſo ſchwöre ich zu Gott, fieng ich an, daß der Schurke, der das geſagt hat, ein Jude, ein Sodomit und ein Hahnrey iſt! Juan de Madrid; (ſagte ich, und wandte mich zu ihm,) der nun im Himmel iſt, war ein leiblicher Vetter von meinem Vater; ich will es beweißen, von wem und wie es iſt. Das kommt mir zu. Wenn ich aus dem Gefängniſſe komme, will ich den Schurken zwingen, hundertmal zu widerrufen! Ich habe hier im Orte einen Adelsbrief mit goldnen Buchſtaben, der uns beyde angeht.

Sie freuten ſich alle ſehr über die neue Verwandtſchaft, und faßten große Gedanken von dem Adelsbriefe, den ich doch weder hatte, noch wußte, wer ſie waren. Der Mann wollte ſich nach der Verwandtſchaft genauer erkundigen; aber damit er mich nicht auf Lügen ertappen möchte, that ich, als ob ich vor Verdruß weggehen wollte, fluchte und ſchwor. Sie hielten mich zurück, und ſagten, man müßte nicht mehr davon reden, noch daran denken. Ich fuhr von Zeit zu Zeit unverſehens auf, und rief: Juan de Madrid! Wollen doch ſehen, ob man über den Beweiß, den ich von ſeiner Verwandtſchaft habe, ſpotten wird! Ein andermal ſagte ich: Juan de Madrid der Große? ſein Vater verheyrathete ſich mit Anna de Azevedo, der Dicken; nun ſchwieg ich wieder ein wenig ſtill. Kurz dadurch brachte ich es ſo weit, daß der Stockmeiſter mir Tiſch und ein Bette in ſeinem Hauße gab. Und der ehrliche Gerichts-Schreiber wußte, auf mein Bitten, und durch mein Geld beſtochen, es ſo gut einzuleiten, daß die Alte vor allen andern auf einem gezäumten grauen Zelter herauskam, mit einem Herold ihrer Verbrechen voran, welcher mit lauter Stimme verkündigte: Dieſes Weib iſt eine Diebin. Der Büttel ſchlug den Tackt zu der Arie auf ihre Ribben, wie die Richter es ihm vorgeſchrieben hatten. Gleich darauf folgten alle meine Cameraden zu Fuße, ohne Hüte, und mit entblößten Geſichtern. Sie wurden ſowohl der allgemeinen Schaam ausgeſtellt, als auch zeigte jeder die ſeinige in ſeinen zerriſſenen Kleidern öffentlich. Sie wurden auf ſechs Jahre Landes verwieſen. Ich kam durch den Schutz des Gerichts-Schreibers auf Caution los; der Referendarius war auch nicht nachläßig bey der Sache, denn er veränderte den Ton, redete ſachte, überhüpfte Gründe, und verſchluckte ganze Clauſeln.

Achtzehntes Kapitel.

Wie ich meine Wohnung in einem Wirthshauſe nahm, und der Unfall, der mir da begegnete.

Ich war nun aus dem Gefängniße los, und befand mich allein ohne meine Freunde. Ob ſie mir gleich meldeten, daß ſie nach Sevilla auf Koſten der chriſtlichen Liebe reißten; ſo wolte ich ihnen doch nicht folgen. Ich entſchloß mich, in ein Wirthshaus zu gehen, wo ich ein Mädchen fand wie Milch und Blut, von munterm Anſehen, bald ſchüchtern und zurückhaltend, und bald muthwillig und ausgelaſſen. Sie liſpelte ein wenig; fürchtete ſich vor den Mäuſen, und wußte ſich viel auf ihre Hände. Um ſie zu zeigen, putzte ſie beſtändig die Lichter, und ſchnitt das Eſſen bey Tiſche vor. In der Kirche ließ ſie immer die Hände ſehen; auf der Gaſſe zeigte ſie, wem dieß und jenes Haus gehörte. Auf der Eſtrade hatte ſie beſtändig eine Nadel an ihrem Kopfputze anzuſtecken. Wenn ſie ein Spiel ſpielte, ſo war es immer Pizpitigana; weil ſie dabey ihre Hände zeigen konnte. Sie that, als gähnte ſie, ohne daß es ihr ankam, um ihre Zähne zu zeigen, und das Kreuz auf ihren Mund zu machen. Kurz, alles im ganzen Hauße war ſchon von ihr ſo behändet und betaſtet, daß es ihre eignen Aeltern überdrüßig waren.

Ich fand in dem Hauße eine ſehr bequeme Wohnung, weil es mit ſehr gutem Hausgeräthe verſehen, und nur an drey Perſonen vermiethet war. Der eine war ich, der andere ein Portugieſe und der dritte ein Catalonier. Ich wurde ſehr wohl aufgenommen. Das Mädchen ſchien mir zum Zeitvertreibe nicht übel, zumal bey der Bequemlichkeit, ſie im Hauße zu haben. Ich warf meine Augen auf ſie, erzählte ihr und ihrer Mutter kurzweilige Geſchichtgen, die ich ausgeſonnen hatte; brachte ihnen Neuigkeiten, ob ich gleich nie welche hatte, und diente ihnen mit allem, was ich umſonſt hatte. Ich ſagte ihnen, daß ich mich aufs Seegenſprechen verſtünde, und daß ich ein Schwarzkünſtler wäre; daß ich machen wollte, daß das Haus einzuſtürzen oder zu brennen ſchiene, und dergleichen Sachen mehr, die ſie, als ſehr leichtgläubige Seelen, gern verſchluckten.

Ich gewann zwar aller Freundſchaft und Zuneigung, aber nicht ihre Liebe. Denn da ich nicht ſo wohl gekleidet war, als es ſeyn ſollte, (wiewohl ich meinen Anzug ein wenig verbeſſert hatte, vermittelſt des Alcalde, den ich immerfort beſuchte, und die Verwandtſchaft blos wegen des Fleiſches und Brods, das ich bey ihm aß, unterhielte,) ſo hatten ſie nicht die gehörige Achtung gegen mich. Um ihnen die Meynung zu erwecken, daß ich reich ſey, und daß ich es nur nicht ſehen ließe, ſtellte ich Freunde an, die nach mir fragen, und mich aufſuchen ließen, wenn ich nicht zu Hauſe war. Der erſte, der auftrat, fragte nach dem Señor Don Ramiro de Guzman, (dieſen Namen hatte ich angenommen, weil meine Freunde mir geſagt hatten, daß es nichts koſtete, ſeinen Namen zu verändern, und es vielmehr ſehr vortheilhaft wäre.) Er fragte alſo nach dem Don Ramiro, einem Manne von Geſchäften, der ſehr reich ſey, und eben jezt zween Käufe mit dem Könige geſchloſſen hätte.

Meine Wirthinnen verkannten mich an dieſem Gemälde, und erwiederten, es wohnte bey ihnen nur ein Don Ramiro de Guzman, der mehr zerlumpt, als reich, klein von Perſon, häßlich von Geſichte, und arm wäre. Das iſt der, verſetzte er, das iſt der, den ich meyne, und ich wollte nicht mehr Renten im Dienſte Gottes haben, als er über zwey tauſend Ducaten hat. Er erzählte ihnen noch andere Lügen, worüber ſie erſtaunt und beſtürzt waren. Er ließ ihnen einen falſchen Wechſelbrief von neuntauſend Eſcudos da, den er auf mich zöge, und bat ſie, ihn mir einzuhändigen, damit ich ihn acceptiren ſollte; darauf gieng er fort.

Die Tochter und Mutter hielten es für wahr, daß ich ſo reich ſey, und beſtimmten mich gleich zum Manne. Ich kam mit großer Verſtellung zurück. Sie gaben mir den Wechſel mit den Worten: Geld und Liebe, Señor Don Ramiro, laſſen ſich ſchwer verheelen. Warum haben Sie uns denn verſchwiegen, wer ſie ſind, da wir ſo viel Freundſchaft für Sie haben? Ich that, als wäre ich unzufrieden darüber, daß er den Wechſel dagelaſſen, und gieng in mein Zimmer. Es war luſtig zu ſehen, ſobald ſie glaubten, daß ich Geld hätte, wie ſie mich verſicherten, daß mir alles wohl ſtünde. Sie rühmten ſogar alle Worte, die ich ſagte; kurz, niemand hatte ſo viel Anmuth und Reiz, als ich.

Da ich ſie ſo angekörnt ſahe, erklärte ich der Tochter meine Liebe; ſie hörte mich ſehr zufrieden an, und ſagte mir tauſend Schmeicheleyen. Wir giengen von einander. Um ſie noch mehr in der Meynung von meinem Reichthume zu beſtärken, ſchloß ich mich des Nachts einmal in mein Zimmer, das von dem ihrigen nur durch einen ſehr dünnen Verſchlag abgeſondert war; holte funfzig Eſcudos hervor, und zählte ſie ſo vielmal, daß ſie glaubten, ſechstauſend Eſcudos zählen zu hören. Mich mit ſo vielem Gelde bey ſich zu ſehen, wirkte bey ihnen alles, was ich wünſchen konnte; denn nun wachten ſie vom Schlafe auf, um mich zu regaliren und zu bedienen.

Der Portugieſe nennte ſich Señor Vaſco de Meneſes, Ritter vom ABCbuche, ich will ſagen, von Chriſtus *). Er trug einen Trauermantel, Stiefeln, eine kleine Halskrauſe und einen großen Knebelbart. Er brannte lichterloh für die Doña Berenguela de Rebolledo (ſo hieß das Mädchen), warb um ihre Gegenliebe, ſetzte ſich oft zum Schwatzen bey ihr nieder, und ſeufzte mehr als eine Beate in einer Faſtenpredigt. Er ſang elend, und zankte ſich immer deswegen mit dem Catalonier. Dieſer war das traurigſte und elendeſte Geſchöpf auf Gottes Erdboden.

Er

---

*) In Spanien nennt man das ABCbuch, Christo, weil zu Anfange ein Kreuz ſtehet.

Er aß wie das dreytägige Fieber, von drey Tagen zu drey Tagen, und ſo hartes Brod, daß kaum ein Verläumder, ſo ſchneidende Zähne er auch haben mag, es beißen konnte. Er machte den Renomiſten, und es fehlte ihm weiter nichts zu einer Henne, als Eyer zu legen; denn er kakerte beſtändig. Da die beyden ſahen, daß ich ihnen ſo weit voraus wär: ſo fiengen ſie an, übel von mir zu reden. Der Portugieſe ſagte, ich wäre ein lauſigter, lumpichter Schurke. Der Catalonier nannte mich einen feigen ſchlechten Kerl. Ich erfuhr alles, und manchmal hörte ich es ſelbſt: aber ich hatte nicht Muth genug, darauf zu antworten.

Trotz alle dem redte das Mädchen mit mir, und nahm meine Liebesbriefchen an. Ich fieng mit dem gewöhnlichen an, entſchuldigte meine Dreiſtigkeit, erhob ihre große Schönheit, ſagte ihr, daß das Feuer ihrer Liebe mich verzehre, redte von Martern und Quaalen, erbot mich zu ihrem Sklaven, und ſiegelte mit einem von Pfeilen durchſchoſſenen Herzen. Endlich kamen wir ſo weit, daß wir uns duzten.

Um ſie in dem Glauben von meinem vornehmen Stande noch mehr zu beſtärken, gieng ich eines Tages aus dem Hauſe, miethete einen Mauleſel, kam verhüllt zurück, und frug mit veränderter Stimme nach mir ſelbſten: ob Se. Gnaden der Señor Don Ramiro de Guzmann, Señor von Valcerrado und Bellorete hier wohnte? Hier wohnt, antwortete die Kleine, ein Ritter dieſes Namens. Er iſt klein von Perſon. Nach den Zeichen, ſagte ich, müßte er es ſeyn. O ſey ſie doch ſo gut, ſchönes Kind, und ſage ſie ihm, Diego de Solarcano, ſein Majordomo, der ſeine Einkünfte beſorgt, gienge eben hier durch auf Zinß-Einnahme, und ſey dageweſen, ihm die Hände zu küſſen. Darauf gieng ich fort, und kam nach einiger Zeit zurück. Sie empfiengen mich mit der größten Freude von der Welt, und machten mir Vorwürfe darüber, daß ich ihnen verſchwiegen hätte, daß ich Herr von Valcerrado und Bellorete ſey. Sie meldeten mir ihren Auftrag.

Dieſer Umſtand brachte das Mädchen zum völligen Entſchluße. Sie wünſchte nun nichts mehr als einen ſo reichen Mann zu haben, und kam auf den Einfall, daß ich um Ein Uhr nach Mitternacht über einen Gang, der an ein Dach ſtieß, wohin das Fenſter ihrer Kammer gieng, kommen ſollte, mit ihr zu ſprechen. Da es Nacht war, ſtieg ich voll Verlangen, die Gelegenheit zu nutzen, auf den Gang. Aber der Teufel, der ein Schelm iſt, machte, daß, als ich auf das Dach ſteigen wollte, mir die Füße ausglitſchten, und ich auf das von einem benachbarten Schreiber einen ſo erſchrecklichen Fall that, daß ich alle Ziegeln zerbrach die ſich auf meine Ribben prägten. Über den Lärmen machte das halbe Haus auf; und in der Meynung daß es Diebe wären, (Leute, wornach die Gerichtsbedienten beſtändig ſchnappen) kamen ſie auf den Boden. Sobald ich das ſahe, wollt' ich mich hinter einem Schornſtein verſtecken, und vermehrte dadurch den Verdacht. Denn der Schreiber, nebſt ſeinem Bruder, und zween Bedienten prügelten auf mich los, und knebelten mich vor den Augen meiner Dame, ohne daß ich mir helfen konnte. Aber jene lachte herzlich; denn da ich ihr von allerhand Kunſtſtücken und Zaubereyen vorgeſagt hatte, die ich machen könnte, ſo glaubte ſie, daß ich aus Kurzweil und Schwarzkünſtlerey gefallen wäre; und rufte beſtändig, ich ſollte hinaufkommen, es wäre nun genug. Die Stock- und Fauſt-Schläge, die ſie mir gaben, machten, daß ich überlaut ſchrie. Das Luſtigſte war, daß ſie dachte, alles wäre Liſt und Verſtellung, und hörte nicht auf zu lachen.

Der Gerichtsſchreiber fieng ſogleich an, die ganze Sache legal zu protocolliren; und weil er Schlüſſel in meiner Taſche klappern hörte, ſo ſagte und ſchrieb er, ob er ſie gleich hernach ſahe, daß es Dietriche wären, ohne daß es möglich war, ihn davon abzubringen. Ich ſagte ihm, ich ſey Don Ramiro de Guzman; allein er lachte nur. Traurig und niedergeſchlagen, daß ich mich hatte vor meiner Dame ſo abprügeln ſehen, und mich ſo ſchimpflich und ohne Urſache ins Gefängnis führen ſah, wußte ich nicht, was ich anfangen ſollte. Ich fiel vor dem Schreiber auf die Kniee, und bat ihn um Gottes willen, er ſollte mich gehen laßen. Aber weder dieſe, noch andre Gründe vermochten etwas bey ihm. All dieſes gieng auf dem Boden vor; woſelbſt die Ziegeln von oben bis unten falſche Zeugen gegen mich abgaben. Man befahl, mich herunter zu laßen, und dieß geſchah durch ein Fenſter an einem Zimmer, das zur Küche diente.

Neunzehntes Kapitel.

Fortſetzung des Vorigen, mit verſchiedenen andern Begebenheiten.

Ich that die ganze Nacht die Augen nicht zu, und dachte meinem Unglücke nach, nicht, daß ich auf das Dach, ſondern in die grauſamen und wilden Hände des Gerichtsſchreibers gefallen war. Und da mir der Umſtand mit den Dietrichen einfiel, die er vorgab, in meiner Taſche gefunden zu haben, und wie viel Bogen er wegen meiner Sache vollprotocollirt hatte; ſo ſahe ich, daß keine Sache ſo ſchnell wächſt, als ein Verbrechen unter den Händen eines Gerichtsſchreibers. Ich brachte die Nacht damit zu, daß ich auf Ausflüchte und Ränke ſann. Einigemal entſchloß ich mich, ihn um Jeſu Chriſti willen zu bitten; da ich aber überlegte, was derſelbe in ſeinem Leben von dieſer Art Leuten ausgeſtanden habe, ſo wagte ich's nicht. Tauſendmal wollte ich mich losmachen; aber er merkte es gleich, und ſtand auf, die Knoten an mir zu beſehen, denn er wachte und ſonn mehr darauf, wie er Lug und Trug ſchmieden möchte, als ich, wie ich mich aus der Schlinge zöge. Kaum brach der Tag an, ſo ſtieg er auf, und kleidete ſich ſo frühe an, daß ich ſeinem ganzen Hauße noch niemand auf war, als er, und die Zeugen. Er ergriff die Peitſche, und ſchmierte mir die Ribben von neuem derb ab, indem er mich wegen des gottloſen Laſters des Stehlens beſtrafte, als ob er überzeugt wäre, daß ich es an mir hätte.

So weit waren wir, er, mich abprügelnd, und ich beynahe entſchloßen, ihm Geld zu geben, weil dieß das einzige Blut iſt, worinn die Härte von ſolchen Diamanten ſchmilzt *), als auf inſtändiges Bitten meiner Geliebten, die mich hatte faßen und abprügeln ſehen, und nun aus dem Wahne kam, daß es keine Zauberey, ſondern ein Unfall ſey, der Portugieſe und Catalonier hereintraten. Sobald der Gerichtsſchreiber ſie mit mir reden ſahe, zog er ſeine Feder, und wollte ſie als Mitſchuldige ins Protocoll einrücken. Der Portugieſe nahm das ſehr übel, und begegnete ihm ziemlich hart mit Worten. Er, ſagte er ihm, ſey ein edler Ritter, vom Hauße des Königes; und ich ein ſehr guter Edelmann, und es wäre ſchurkiſch und ſchänd-

---

*) Anſpielung auf den Wahn des gemeinen Mannes, der Diamant löſe ſich in Bocksblute auf.

ſchändlich, mich ſo gebunden zu halten. Er fieng an, mich loszubinden, und in dem Augenblick ſchrie der Schreiber aus allen Kräften: Hülfe, Hülfe! Seine zween Bedienten, die halbe Häſcher und Sackträger waren, warfen die Mäntel ab, banden ſich die Halskrauſen los, (wie dergleichen Leute zu thun pflegen, um ihren Angriff anzukündigen) und verlangten Schutz im Namen des Königes. Es half ihnen aber nichts und die beyden banden mich doch los. Da der Schreiber ſahe, daß ihm Niemand zu Hülfe kam, rufte er: ich ſchwöre zu Gott! daß ich nicht ſo mit mir umſpringen laßen will, und wenn Sie, meine Herren, nicht wären, was Sie ſind, ſo könnte es Ihnen theuer zu ſtehen kommen. Befriedigen Sie nur dieſe Zeugen, und Sie ſollen ſehen, daß ich Ihnen ohne Eigennutz diene. Ich ſahe gleich, was er haben wollte; holte acht Realen heraus, und gab ſie ihm. Ich wollte ihm auch die Prügel erſetzen, die er mir gegeben hätte; aber um nicht zu geſtehen, daß ich ſie empfangen hätte, ließ ichs ſeyn, und nahm ſie mit fort.

Ich dankte meinen Befreyern, und kaufte mich los mit einem von lauter Fauſtſchlägen roth-geſchwollnem Geſichte, und mit Schultern, die von Stockſchlägen ziemlich zerwalkt waren. Der Catalonier lachte herzlich, und ſagte zur Tochter im Hauße, ſie möchte mich doch ja heyrathen, um das Sprüchwort erſt Hahnrey und dann geprügelt, umzukehren, und ſo den Hahnfrey auf die Prügel zu ſetzen. Er ließ noch verſchiedentlich ſeinen Witz über mich und die Stockſchläge ſpielen, welches mir gar nicht anſtund; denn ſo oft ich zu ihnen kam, und ſie beſuchte; wurde gleich bald von Schlägen, bald von Holtz und Stäcken geredet.

Beſchämt und beſchimpft durch ſolche Beleidigungen die mir zugefügt wurden, da ich mir doch den Credit eines ſo reichen Mannes erworben hatte, fieng ich an drauf zu denken, das Haus zu verlaſſen. Und um weder Eſſen, noch Bett, noch Logis zu bezahlen, das ſich auf einige Realen belief, und mein Gepäcke frey davon zu bringen, verabredete ich mit einem gewißen Licentiaten Brandalagas, aus Hornillos gebürtig, und mit zween andern ſeiner Freunde, daß ſie in einer Nacht kommen und mich aufheben möchten. Sie kamen zur beſtimmten Zeit, meldeten der Wirthin, ſie wären von der Inquiſition geſchickt, und es müßte alles geheim zugehen. Alle zitterten, weil ich mich bey ihnen zum Schwarzkünſtler gemacht hatte. So lange man mich nur verlangte, ſchwiegen ſie ſtill; aber da ſie auch das Gepäcke fortſchleppen ſahen, wollten ſie wegen meiner Schulden Arreſt darauf legen. Sie bekamen aber zur Antwort, das wären nun Güter der Inquiſition, und damit rührte ſich keine Seele. Sie ließen ſie gehen, und ſagten, ſie hätten das immer befürchtet. Sie erzählten dem Catalonier und Portugieſen von den Leuten, die mich geholt hätten; behaupteten, es wären Teufel, und ich müßte einen vertrauten Geiſt haben. Da ſie auf das Geld zu reden kamen, das ich gezählt hatte, ſo ſagten ſie, es hätte für Geld geſchienen, aber es wäre keins in der That geweſen. Das überredeten ſie ſich; und ich gieng mit Zeche und Gepäcke frey durch.

Ich verabredete mit denen, die mir fortgeholfen, meine Kleidung zu ändern, gewirkte Beinkleider, ein Kleid nach der Mode, und große Halskrauſen zu tragen, und zween kleine Lakeyen, wie damals gewöhnlich war, ſtatt eines großen zu nehmen. Sie munterten mich dazu auf, und ſtellten mir den Vortheil vor, den es mir bringen könnte, wenn ich mir durch Staat das Anſehen eines reichen Mannes gäbe, eine vortheilhafte Parthie zu treffen, welches ſich oft in Madrid zutrüge. Sie ſagten auch, daß ſie mich an einen ſchicklichen Ort einführen wollten, und daß ich mich gut halten, und von ihnen immer fortgeleitet werden ſollte. Aus Begierde eine reiche Frau zu fiſchen, entſchloß ich mich ohne Bedenken dazu. –

Ich beſuchte, ich weiß ſelbſt nicht wie viel Trödelbuden, und kaufte mir einen Bräutigams-Staat. Ich erfuhr, wo man Pferde vermiethete, und legte mir den erſten Tag Eins zu; aber ich fand keinen Lakeyen. Ich gieng in die große Straße, und ſtellte mich vor eine Bude mit Pferdezeug, als ob ich feilſchen wollte. Es kamen zween Ritter, jeder auf ſeinem Pferde. Sie fragten mich, ob ich um eins von Silber, daß ich in den Händen hatte, handelte? Ich legte es wieder an ſeinen Ort, und hielt ſie mit vielen Complimenten eine Zeitlang auf. Endlich ſagten ſie, ſie wollten auf den Prado ſpazieren reiten; und ich, wenn es ihnen nicht zuwider wäre, ſo wollt' ich ſie begleiten. Ich hinterließ dem Kaufmanne, wenn meine Pagen und ein Lakey zu ihm kämen, ſo ſollte er ſie auf den Prado ſchicken. Ich beſchrieb ihm die Livrey, machte mich zwiſchen die beyden, und ſo ritten wir fort.

Niemand, dacht' ich unterwegs der uns ſiehet, kann wiſſen, wem die Pagen und Lakeyen, die uns folgen, zugehören, noch wer der von uns iſt, der keine hat. Ich fieng an, ſehr laut von dem Stangenſpiele *) zu Talavera zu reden, und von einem Pferde, das Porzelana **) hätte. Ich ſtrich ihnen eins ſehr heraus, das ich von Cordova *) zu bekommen hoffte. Traf ich einen Pagen, ein Pferd, oder Lakeyen an, ſo ließ ich ſie halten, und fragte ſie, wem ſie zugehörten. Von einem Pferde wußte ich alle Zeichen anzugeben, erkundigte mich, ob es zu verkaufen ſey; ließ es mir auf der Gaſſe vorreiten; ich fand einen Fehler an dem Gebiſſe, wenn es gleich keinen hatte, und gab ein Mittel an, ihm abzuhelfen. Mein Glück wollte, daß ich viele Gelegenheiten antraf, dieſes zu thun. Die beyden Andern waren erſtaunt, und ſchienen mir zu ſagen: wer iſt denn dieſer arme Edelmann, der uns ſo den Stallmeiſter macht? Denn der eine hatte ein Ordenskreuz auf der Bruſt, und der andere eine Diamantenkette, die zugleich das Zeichen eines Ordens und einer Comthurey war. Ich ſagte ihnen, daß ich gute Pferde für mich, und einen Vetter von mir ausſuchte, weil wir einem Feſte beywohnen ſollten.

---

*) Dieſe Art von Ritterſpiel, welches im Spaniſchen Cañal heißt, führten die Mohren in Spanien ein, und es wurde mit vielem Prunk, beſonders zu Talavera, gehalten; aber es iſt heutzutage nicht mehr gewöhnlich. Es beſtund darinnen, ſich einander einen Stock horizontal zuzuwerfen, und die Geſchicklichkeit zu haben, dem Wurfe deſſelben, ohne den Platz zu verlaſſen, auszuweichen, indem man ihn zu erwarten ſchiene.

**) Porzelana war ein berühmter Stallmeiſter.

Wir kamen endlich auf den Prado. Beym Eingang zog ich den Fuß aus dem Steigbügel, ſetzte die Ferſe auswärts, und fieng meinen Ritt an. Ich hatte den Mantel über die Schulter geworfen, und den Hut in der Hand. Jedermann ſahe mich an; einer ſagte: den habe ich zu Fuße geſehen; ein anderer: der Schelm macht ſeine Sache gut! Ich that, als hörte ich nichts, und ritt meinen Weg fort.

Die

---

*) Aus der Gegend von Cordova kommen bekanntlich die ſchönſten Spaniſchen Pferde.

Die beyden Ritter kamen zu einer Kutſche mit Damen, und baten mich, ein wenig anzuhalten, um mit ihnen zu ſcherzen. Ich ließ ihnen die Seite, wo die Fräulein ſaßen, und nahm die von der Mutter und der Tante. Die alten Mütterchen waren noch ganz munter; die eine funfzig, und die andere etwas weniger. Ich ſagte ihnen tauſend Zärtlichkeiten vor; und ſie hörten ſie ganz gütig an; denn es giebt keine Frau, ſo alt ſie auch ſeyn mag, die ſo viele Jahre hätte, als Eitelkeit. Ich verſprach ihnen Geſchenke, und erkundigte mich nach jenen Damen, die bey ihnen ſaßen. Sie erwiederten, es wären Fräulein; und das konnte man auch an ihren Geſprächen hören. Ich machte ihnen das gewöhnliche Compliment, und wünſchte, daß ſie ſich nach Verdienſten verſorgt ſehen möchten. Das Wort, verſorgt, gefiel ihnen ſehr. Darauf fragten ſie mich, was ich bey Hofe machte? Ich flöhe, ſagte ich ihnen, vor einem Vater und Mutter, die mich, wider meinen Willen, mit einer häßlichen und albernen Frau, von ſchlechter Geburt, wegen der reichen Mitgabe, verheyrathen wollten. Und ich, meine Damen, fuhr ich fort, will lieber eine Frau, die kein Hemde auf dem Leibe hat, und eine Altchriſtin iſt, als eine noch ſo reiche Jüdin; denn, Gott ſey Dank! mein Erbtheil bringt mir vierzigtauſend Ducaten Renten ein. Und wenn ich meinen Proceß gewinne, den ich ſchon auf einem guten Fleck habe; ſo brauche ich nichts mehr. Auf einmal fuhr die Tante auf: das iſt recht, Señor, und Sie denken wie ich es gern habe. Verheyrathen Sie ſich nach Ihrem Geſchmacke, und mit einer Frau von Geburt. Denn ich verſichere Sie, ob ich gleich nicht ſehr reich bin und meiner Nichte reiche Parthien angetragen wurden, ſo habe ich ſie doch nicht verheyrathen wollen, weil ſie nicht von gutem Hauße waren. Sie iſt arm, denn ſie hat zur Mitgifft nicht mehr, als ſechstauſend Ducaten, doch in dem Adel ihres Blutes giebt ſie niemanden was nach. Das glaub' ich ſehr wohl, verſetzte ich!

Hier unterbrachen die Fräulein das Geſpräch, und baten meine Freunde um einige Erfriſchungen. Sie ſahen ſich einander an, und waren in großer Verlegenheit. Ich ergriff die Gelegenheit und bedauerte, daß ich meine Pagen nicht bey mir hätte, um einige Schachteln Confekt holen zu laſſen, die ich zu Hauße hätte. Sie dankten mir, und ich bat ſie, den andern Tag auf ein Landhaus zu kommen, wo ich ihnen mit einer Collation aufwarten wollte. Sie nahmen es gleich an, ſagten mir ihr Haus, und fragten nach dem meinigen: damit entfernte ſich die Kutſche, und ich und meine Gefährten ritten nach Hauße. Dieſe hatten wegen meiner Freygebigkeit, womit ich die Erfriſchungen angeboten hatte, eine Zuneigung zu mir gefaßt, und, mich zu verbinden, baten ſie mich denſelben Abend mit ihnen zu ſpeiſen. Ich ließ mich etwas nöthigen, wiewohl nur wenig, und ſpeiſte mit ihnen. Ich ſchickte beſtändig hinunter, zu ſehen, ob meine Bedienten gekommen wären, und ſchwor, ſie aus dem Hauße zu jagen. Es ſchlug zehn, und unter dem Vorwande eines verliebten Abentheuers beurlaubte ich mich, nachdem wir vorher mit einander abgeredet, uns den folgenden Tag auf dem Landhauße zu ſehen.

Ich gab das Pferd dem Philiſter wieder, und gieng nach Hauße, wo ich meine Cameraden Quinolillas *) ſpielen fand. Ich erzählte ihnen den Vorfall und das gethane Verſprechen. Wir beſchloſſen, die Collation ohnfehlbar zu veranſtalten, und zweyhundert Realen dazu anzuwenden. Mit dieſem Entſchluſſe legten wir uns nieder. Ich geſtehe, daß ich die ganze Nacht nicht ſchlafen konnte vor Sorge, was ich mit der Mitgift anfangen ſollte. Meine größte Unruhe und Zweifel war, ob ich dafür ein Haus kaufen oder es auf Zinſen legen ſollte: weil ich nicht wußte, was für mich am beſten und vortheilhafteſten ſeyn würde.

Zwan-

---

*) Dieß in Spanien ſehr gewöhnliche Spiel iſt beynahe das franzöſiſche Reversis; es hat den Namen vom Herz Unter, welchen die Spanier ſo nennen, und welches Blatt in dieſem Spiele den Vortheil giebt

Zwanzigſtes Kapitel.

Fortſetzung des Vorigen, nebſt andern Begebenheiten und merkwürdigen Unglücksfällen.

Sobald es Morgen war, ſtunden wir auf, um auf Bediente, Silbergeſchirr und Collation zu denken. Kurz, da für Geld alles zu Befehl ſteht, und Niemand iſt, der die Ehrfurcht dagegen verlieren ſollte: ſo gab mir der Haus-Hofmeiſter von einem großen Herrn, für gute Bezahlung, Silberzeug, und verſprach, nebſt drey Bedienten, ſelbſt mit aufzuwarten. Der Morgen wurde mit Zubereitung des Nöthigen zugebracht, und den Nachmittag hatte ich ſchon ein Pferdchen gemiethet. Zur beſtimmten Stunde nahm ich meinen Weg nach dem Landhauße. Ich hatte den ganzen Gürtel voll Papiere, wie Memoriale; von meinem Rocke hatte ich ſechs Knöpfe aufgemacht, um Papiere herausgucken zu laſſen. Bey meiner Ankunft fand ich Damen, Ritter, und alles bereit. Jene empfiengen mich mit vieler Liebe und Zuneigung, und dieſe nannten mich Du, zum Zeichen der Vertraulichkeit. Ich hatte geſagt, daß ich Don Felipe Triſtan hieß; und den ganzen Tag war es nichts, als Don Felipe hinten und Don Felipe vorn. Ich wandte gleich vor, daß ich mit Geſchäften für Se. Majeſtät und den Rechnungen meiner Erbſchaft ſo beſchäftiget geweſen, daß ich befürchtet hätte, mein Verſprechen nicht erfüllen zu können; und daß es alſo mit dieſer Collation ſehr eilig zugegangen wäre.

Indem kam der Haushofmeiſter mit ſeinem Geſchirr, Silberzeug und Bedienten. Die Ritter und Damen thaten nichts, als daß ſie mich anſahen und ſtillſchwiegen. Ich befohl ihm, unter der Laube alles zurechte zu machen, während daß wir an die Teiche ſpazieren giengen. Die Alten kamen zu mir, mir zu liebkoſen; und ich freute mich, die Jungen mit offenen Geſichtern zu ſehen. Seitdem mich Gott erſchaffen hat, habe ich nichts ſo ſchönes und artiges geſehen, als diejenige, auf die ich mein Auge als meine Braut gerichtet hatte. Eine Blondine, ſchöne Haut und Farbe, ein kleiner Mund, kleine und dichte Zähne, eine ſchöne Naſe, blaue und wohlgeſpaltene Augen, hoch von Wuchs, artige Händchen, eine liſpelnde Ausrede! Die Andere war nicht übel: aber ſie hatte ein freyeres und koquetteres Weſen, und gab mir den Verdacht, daß ſie zu ihrer Rolle ſchon vorbereitet wäre.

Wir giengen an die Teiche, und beſahen alles. Während der Unterredung ſahe ich, daß meine künftige Verlobte zur Zeit des Herodes als eine Unſchuldige in Lebensgefahr geweſen wäre. Sie wußte gar nichts; doch da ich keine Frau zur Rathgeberin, noch

Luſtlamacherin haben wollte, ſondern mit ihr zu Bette zu gehen, (und ſind ſie häßlich und klug, ſo iſt es eben ſo gut, als ob man beym Ariſtoteles, Seneka, oder bey einem Buche ſchliefe) ſo tröſtete mich das wieder.

Wir kamen zur Laube, und indem ich unter dem Geſträuche weggieng, blieb meine Halskrauſe an einem Aſte hängen und zerriß ein wenig. Das ſchöne Kind kam ſogleich und hefftete ſie mir mit einer ſilbernen Nadel; die Mutter ſagte, ich möchte ſie nur den folgenden Tag in ihr Haus ſchicken, da ſollte ſie Doña Anna, ſo hieß ihre Tochter, wieder zurechte machen. Alles war aufs vollkommenſte bereit. Es war eine vollſtändige Collation, warme und kalte Speiſen, Früchte und Confekt. Während daß abgetragen wurde, ſahe ich einen Ritter mit zween Bedienten voran *) durch den Garten kommen, und da ich michs am wenigſten verſahe, erkannte ich in ihm meinen guten Don Diego Coronel. Er näherte ſich mir, und ſahe mich wegen der Tracht, worinn ich war, unabläßig an. Er redte mit den Frauenzimmern, nannte ſie Muhmen, und während deſſen ſahe er beſtändig wieder nach mir. Ich ſprach mit dem Haushof-

---

*) In Spanien gehen die Lakeyen nicht hinter ihren Herren, ſondern vorher, gleichſam um ihnen Platz zu machen und den Weg zu bahnen.

Hofmeiſter; und die andern beyden Ritter, ſeine Freunde, waren in tiefen Geſpräch mit ihm. Er fragte ſie, wie ich hernach ſehen konnte, nach meinem Namen. Sie antworteten ihm: ich hieße Don Felipe Triſtan, und ſey ein vornehmer und reicher Cavalier. Ich ſahe, daß er ſich kreuzigte. Endlich näherte er ſich mir, in ihrer und der Damen Gegenwart. Señor, verzeihen Sie mir, ſieng er an. Bey Gott! bis ich Ihren Namen erfuhr, hielt ich Sie für ganz was anders, als Sie ſind. Denn ich habe in der Welt keine größere Aehnlichkeit als zwiſchen Ihnen und einem Bedienten geſehen, den ich zu Segovia hatte, der Paul hieß und der Sohn eines Barbiers aus eben dem Orte war. Sie lachten alle ſehr, und ich zwung mich, daß mich nicht die Verfärbung meines Geſichts verriethe. Ich wünſchte doch, ſagte ich, dieſen Menſchen einmal zu ſehen, weil mich unendlich viele ſchon verſichert haben, daß ich ihm ſehr ähnlich ſähe. Jeſus! ſchrie Don Diego, wie ähnlich! Wuchs, Sprache, Geberden, alles iſt's; ich habe noch nichts dergleichen geſehen. Ich ſage es noch einmal, Señor, daß es was erſtaunliches iſt, und daß ich noch nicht ſo was ganz ähnliches geſehen habe!

Darauf ſagten die Alten, Tante und Mutter: wie es möglich wäre, daß ein ſo vornehmer Ritter, einem ſo niedrigen Schurken, wie der, gleichen ſollte?

Und damit er ſie nicht im Verdachte haben möchte, ſetzte eine hinzu: ich kenne den Herrn Don Felipe ſehr wohl; denn er iſt es, der uns auf Bitte meines Mannes in Okaña bewirthete. Ich verſtand den Wink, und erwiederte: mein Wunſch und Verlangen wäre, und würde allemal ſeyn, ihnen mit meinem geringen Vermögen allenthalben zu dienen. Don Diego bot mir ſeine Freundſchaft an, und bat um Verzeihung wegen der zugefügten Beleidigung, daß er mich für den Sohn des Barbiers gehalten; und ſetzte hinzu: Sie werden es kaum glauben, Señor; ſeine Mutter war eine Hexe, ſein Vater ein Spitzbube, ſein Onkel ein Henker, und er ſelbſt der bösartigſte und gottloſeſte Bube auf Gottes Erdboden. — Was mußte ich nicht ausſtehen, da ich meine Lob- und Stand-Rede mir ſelbſt ins Geſicht halten hören mußte. Ob ich mich gleich verſtellte, ſo ſtand ich doch wie auf Kohlen. Man ſprach endlich von Heimkehren in die Stadt; ich und die andern beyden Ritter empfahlen uns, und Don Diego ſtieg mit den Damen in den Wagen. Er fragte ſie, was dieſe Collation bedeutete, und meine Geſellſchaft bey ihnen? Die Mutter und Tante erwiederten: ich wäre ein Erbe von ſoviel Ducaten, und wollte Hannchen heyrathen; er möchte ſich erkundigen; und er würde ſehen, die Sache wäre nicht allein vortheilhaft, ſondern gereichte auch der ganzen Familie zu vieler Ehre. Damit unterhielten ſie ſich auf dem Wege bis nach

Hauße, welches in der Gaſſe auf dem Arenal, bey St. Philipp war.

Wir giengen zuſammen nach Hauße, wie die vorige Nacht. Sie baten mich, ich möchte mit ihnen ſpielen, weil ſie Luſt hatten mich zu rupfen. Ich merkte, was ſie wollten, und ſetzte mich. Sie holten Karten, und wir fiengen an.

Ich verlor das erſte Spiel; darauf gieng ich aber auf den Grund, und gewann ihnen ohngefähr dreyhundert Realen ab; worauf ich mich ihnen empfohl, und nach Hauße gieng.

Ich traf meine Cameraden, den Licentiat Brandalagas und Pero Lopez an, die auf neue Kniffe beym Würfeln ſonnen. Sobald ſie mich ſahen, hörten ſie auf, und fragten mich, wie es gegangen wäre? Ich ſagte ihnen nichts weiter, als daß ich mich in einer groſſen Verlegenheit geſehen hätte; erzählte ihnen, wie ich Don Diego angetroffen, und was dabey vorgefallen wäre. Sie tröſteten mich, und gaben mir den Rath, daß ich mich verſtellen, und auf keine Art noch Weiſe von meinem Vorgeben abſtehen ſollte.

Indeß hörten wir, daß bey einem benachbarten Apotheker Lanzknecht geſpielt wurde. Ich verſtand es damals gut genug; denn ich konnte die Volte ſchlagen,

gen, wie ein Bliß, und hatte präparirte Karten immer vorräthig. Wir beſchloſſen zu gehen, und ihnen einen Todten zu liefern; denn ſo nennten wir eine Bank begraben. Ich ſchickte meine Freunde voraus; ſie giengen ins Zimmer, und fragten: ob ſie wohl mit einem kranken Benedictiner-Mönch ſpielen wollten, der eben bey ſeinen Muhmen angekommen wäre, ſich kuriren zulaſſen, und viel Stücke von Achten und Eſcudos bey ſich führte. Bey dieſer Nachricht machten ſie alle große Augen, und ſchrien: laßt ihn kommen, laßt ihn kommen, den Bruder! in Gottes Namen! Es iſt eine ſehr wichtige Perſon in dem Orden, verſetzte Pero Lopez; da er vom Hauße weg iſt, ſo wird er ſich zerſtreuen wollen, da ſonſt nur Geſellſchaft ſein Zeitvertreib iſt. Er komme immer, ſagten ſie; er kann vornehmen was er will. Doch mit Anſtand und Beſcheidenheit, ſagte Brandalagas. Es braucht weiter keine Umſtände, erwiederte der Wirth. Damit waren ſie von der Wahrheit überzeugt, und die Lüge wurde geglaubt wie ein Evangelium.

Meine Acolythen kamen. Ich hatte ſchon ein Schnupftuch um den Kopf gebunden, einen Benedictinerhabit, der bey einer gewiſſen Gelegenheit in meine Hände kam, angezogen, eine Brille *) aufgeſetzt,

---

*) In Spanien gehen die Mönche, Rechtsgelehrten und andere, die man für Studierende hält, in den Gaſſen und allenthalben mit Brillen auf der Naſe, als einem Beweiße ihres Fleißes.

und obgleich der Bart glatt geſchoren war, ſo ſchadete das nichts. Ich trat ſehr demüthig hinein, ſetzte mich, und das Spiel begonn. Drey von der Geſellſchaft ließen ſich ein, und hofften mich zu rupfen, aber dieß Schickſal traf ſie ſelbſt; denn ich, der das Falſchſpielen beßer verſtund, als ſie, wußte es ſo fein zu machen, daß ich ihnen in Zeit von drey Stunden mehr als tauſend und dreyhundert Realen abnahm. Ich bezahlte meine Beyſtänder, empfohl mich mit einem: Gelobt ſey der Herr! und bath, ſie möchten kein Aergernis daran nehmen, daß ſie mich ſpielen geſehen, weil es bey mir weiter nichts, als ein bloſer Zeitvertreib wäre. Die Andern, die alles verloren, was ſie hatten, ergaben ſich tauſend Teufeln; ich aber nahm Abſchied, und wir giengen fort. Wir kamen halb zwey Uhr nach Hauße, und legten uns ſchlafen, nachdem wir unſern Gewinnſt getheilt hatten. Dieſer tröſtete mich wieder in etwas wegen deßen, was mir vorher begegnet war. Sobald ich aufgeſtanden war, ſuchte ich mein Pferd, fand aber keins zu vermiethen, woraus ich ſahe, daß es mehr dergleichen Leute gab, wie ich. Indeß zu Fuße zu gehen ſtand mir nicht an, beſonders damals. Ich gieng nach St. Felipe, und traf einen Lakeyen von einem Advokaten an, der ein Pferd hielt, und auf ſeinen Herrn wartete, der eben abgeſtiegen war, die Meſſe zu hören. Ich drückte ihm vier Realen in die Hand, damit er mich, während ſein Herr in der Kirche wäre, ein Paar Touren zu Pferde in die

Gaſſe vom Arenal machen ließ, wo meine Gebietherin wohnte *). Er war es zufrieden; ich ſtieg auf, und machte ein Paar Gänge die Gaſſe auf und nieder, ohne etwas zu ſehen; beym drittenmale, erſchien Doña Anna. Sobald ich ſie ſahe, wollte ich ihr einige Galanterien machen. Ich gab dem Pferde zween Peitſchenhiebe, zog es an dem Zaum; aber da ich ſeine Tücken nicht kannte, und kein guter Reiter war, ſo fieng es an, ſich zu bäumen, ſchlug zweymal hinten aus, lief, was es konnte, fort, und warf mich bis über die Ohren in eine Pfütze. Ich, obgleich ich mich ſo zugerichtet, und von Jungen die herbeygelaufen waren, umringt ſahe, und dieß alles vor den Augen meiner Dame, faßte mich dennoch, und rufte: o du Canaille! biſt du nicht aus Valencia? Dieſe Unvorſichtigkeiten werden mir noch das Leben koſten. Er hatte mir ſeine Tücken geſagt, und doch wagte ich mich drauf!

Der Lakey hielt ſchon das Pferd, das gleich ſtille ſtand. Ich ſtieg wieder auf; bey dem Lärmen war Don Diego Coronel, der in eben dem Hauße mit ſeinem Muhmen wohnte, ans Fenſter getreten. Sobald ich ihn ſahe, veränderte ſich mein Geſicht. Er fragte

---

*) Wenn ein Mann von einem etwas vornehmen Stande in Spanien eine Geliebte hat, ſo läßt er ſich gemeiniglich zu Pferde ſehen, und paradirt vor ihr unter ihren Fenſtern.

fragte mich: ob ich Schaden gelitten? Ich ſagte: Nein! wiewohl ich ein Bein verrenkt hatte. Der Lakey drang in mich, fortzumachen; weil ſonſt ſein Herr, der dringende Termine hätte, kommen, und es ſehen möchte. Mein Unglück wollte, indem ich eben im Begriffe war, wegzugehen, daß der Advokat von hinten herzukam. Er erkannte ſein Pferd, lief auf ſeinen Bedienten los, gab ihm ein Paar Maulſchellen, und ſchrie, ſo laut er konnte: was unterſtehſt du dich, Schurke, mein Pferd wegzugeben? Das ſchlimmſte war, daß er ſich nun auch über mich machte, und ſehr zornig ſagte: ich möchte abſteigen. Alles dieſes gieng vor meiner Dame, und Don Diego's Augen vor. Kein Geſtäupter kann ſo beſchämt ſeyn, als ich. Ich war ſehr traurig, und zwar mit Rechte, zween ſo große Unglücksfälle auf einer handbreit Erde zu erfahren. Endlich mußte ich abſteigen; der Advokat ſtieg auf, und ritt fort.

Um eine Ausflucht zu machen, blieb ich ſtehen, und redte von der Gaſſe mit Don Diego. In meinem Leben, ſagte ich, habe ich kein ſo böſes Luder beſtiegen, als dieß. Da ſteht meine Falbe, zu St. Felipe. Sie iſt ſehr hartmäulig, und geht gern mit einem durch. Ich ritt ſie eben zu, und da ſagte man mir, da ſtünde ein Pferd, wo ich das wohl müßte bleiben laſſen. Es war eben dieß vom Licentiaten. Ich wollte es probiren, es iſt kaum zu glauben, wie hart es trabt, und hat einem ſo ſchlechten Sattel, daß es ein Wunder war, daß es mich nicht umbrachte. Ja wohl, erwiederte Don Diego, es ſcheinet, daß Sie es auch an dieſem Beine fühlen. Allerdings fühl' ich es, verſetzte ich; deswegen will ich eben mein Pferd holen, und nach Hauße reiten. Das Fräulein war ſehr zufrieden, und bezeugte viel Mitleid und Gefühl, wie ich ſehen konnte, über meinen Unfall; aber Don Diego faßte einen übeln Verdacht wegen der Begegnung des Advokaten, und deſſen, was auf der Gaſſe vorgefallen; und er wurde hernach auch die Urſache meines Ruins, außer vielen andern Verdrüßlichkeiten die mir begegneten.

Das gröſte Unglück, und der Grund aller andern war: als ich nach Häuße kam, und nach einem Schranke ſahe, wo ich in einem Käſtchen alles Geld hatte, das mir von meiner Erbſchaft, und von dem Spiel-Gewinnſte übrig war, ausgenommen hundert Realen, die ich bey mir trug, fand ich, daß der ehrliche Licentiat Brandalagas und Pedro Lopez es genommen und damit verſchwunden waren. Ich war wie todt, ohne einen Anſchlag faſſen zu können, wie ich mir helfen ſollte. Wehe dem, ſagte ich bey mir ſelbſt: der auf unrecht erworbenes Gut traut, denn wie es kommt, ſo gehts wieder! Ich Unglücklicher! was ſoll ich anfangen? Ich wußte nicht, ob ich ſie aufſuchen, oder der Juſtiz anzeigen ſollte? Das leztere ſchien mir nicht rathſam; weil, wenn man ſie ergriffe, ſie meine Benedictiner-Maſkerade, und andere Sachen verrathen würden, die mich an den Galgen bringen könnten. Sie zu verfolgen, wußte ich nicht wohin? Endlich um nicht auch die Heyrath zu verlieren, die ich als das einzige Mittel anſahe, mir zu helfen, beſchloß ich zu bleiben, und ſie auf das ſtärkſte zu betreiben.

Nach dem Eſſen miethete ich mein Pferdchen, und ritt nach der Gaſſe meiner Dame; da ich keinen Lakeyen hatte, und doch nicht ohne einen erſcheinen wollte, ſo wartete ich an der Ecke, bis ein Menſch kam, der ohngefähr ſo ausſahe, ritte hinter ihm her und machte ihn zu meinem Lakeyen, ohne daß ers war. Da ich ans Ende der Gaſſe kam, verſteckte ich mich, bis ein anderer kam, der auch ſo ausſahe, und ſo ritt ich wieder zurück.

Ich weiß nicht, ob es die Stärke der Wahrheit war, daß ich der nämliche Schelm ſey, den Don Diego in Verdacht hatte, oder der Argwohn wegen des Pferdes und Lakeyen des Advokaten, oder was es ſonſt ſeyn mochte; kurz, er fieng an nachzufragen, wer ich ſey? und wovon ich lebte? und kundſchafte mich aus. Er erfuhr die Wahrheit durch den außerordentlichſten Weg von der Welt. Denn ich betrieb meine Heyrath tapfer durch Liebesbriefe; und Don Diego von ſeinen

Muhmen, die der Sache gern auch ein Ende machen wollten, angetrieben, ſuchte mich auf, und traf den Licentiaten Flechilla an, eben den, der mich zum Eſſen einlud, als ich bey den Glücks-Rittern war. Dieſer noch aufgebracht darüber, daß ich nicht wieder zu ihm gekommen war, ſprach mit Don Diego, und da erfuhr er, daß ich ſein Bedienter geweſen ſey. Er erzählte ihm, wie er mich angetroffen, als er mich mit zu ſich zu Tiſche genommen, und daß es keine zween Tage wären, als er mich zu Pferde und ſehr wohl gekleidet gefunden, und ich ihm gemeldet hätte, daß ich eine ſehr reiche Parthie träfe.

Don Diego wartete nicht länger, ſondern kehrte gleich nach Hauße zurück, und begegnete den beyden Rittern mit dem Ordenskreuz und Kette, meinen Freunden, an dem Sonnenthore. Er erzählte ihnen, was vorgieng, und ſagte ihnen, ſie möchten ſich bereit halten, und, wenn ſie mich des Nachts auf der Gaſſe anträfen, mich derb abprügeln; ſie würden mich an ſeinem Mantel erkennen, den ich tragen würde. Sie verabredeten ſich, und trafen mich in der Gaſſe an; ſie wußten ſich aber alle drey ſo zu verſtellen, daß ich niemals ſie ſo ſehr für meine Freunde gehalten hätte, als damals. Wir ſprachen zuſammen davon, was wir dieſen Abend vor dem Ave Maria anfangen wollten; worauf die beyden Ritter uns verließen, und ich und Don Diego blieben allein. Wir giengen nach St.

Felipe. Da wir an den Eingang der Calle de la Paz kamen, ſagte Don Diego: ums Himmels willen, laßt uns die Mäntel wechſeln; es iſt mir daran gelegen, hierdurch zu gehen, ohne erkannt zu werden. — Recht gern, erwiederte ich; ich nahm den ſeinigen ganz treuherzig, und gab ihn den Meinigen zu meinem Unglücke. Ich both mich an, ihn zu begleiten, um ihm den Rücken frey zu halten; aber er, der es darauf angelegt hatte, den meinigen zuzudecken, verſetzte, es ſey ihm daran gelegen, allein zu gehen.

Kaum war ich weg von ihm mit ſeinem Mantel, da fügte es der Teufel, daß zwoo Perſonen, die ihm aufpaßten, um ihn wegen eines Mädchens abzuprügeln, mich wegen des Mantels für Don Diego hielten, über mich herfielen, und einen Hagel von Schlägen mit den platten Degen auf mich regnen ließen. Ich ſchrie ſo laut ich konnte; an meiner Stimme und Geſicht erkannten ſie, daß er es nicht wäre, und entflohen. Ich blieb auf der Gaſſe mit meinen Schlägen; verbarg drey bis vier Beulen, die ich bekommen hatte, und blieb eine Weile ſtehen, denn aus Furcht wagte ich es nicht weiter zu gehen.

Endlich um zwölf Uhr, welches die Stunde war, da ich mit meiner Dame zu reden pflegte, gieng ich an die Thür, und indem ich anpochte, kam einer von den beyden, die vom Don Diego angeſtellt waren, auf mich zu, verſetzte mir mit einem Knüttel ein Paar Schläge zwiſchen die Beine und warf mich zu Boden. Indeß kam der Andere, gab mir einen Hieb von einem Ohre zum andern, nahm mir den Mantel und ließ mich auf der Erde liegen. So, ſagte er, bezahlt man die betrügeriſchen Schurken und Lumpenkerl. Ich fieng an zu ſchreyen, und die Beichte zu verlangen. Ich wußte nicht, wer es war, der mich ſo zudeckte, wiewohl ich aus den Worten vermuthete, daß es vielleicht der Wirth wäre, dem ich, unter dem Vorwande der Inquiſition, entwiſcht war, oder der Kerkermeiſter, den ich zum beſten gehabt hatte, oder meine entflohenen Cameraden. Kurz ich konnte dieſe Behandlung von ſo vielen Seiten her erwarten; daß ich nicht wußte, wem ich ſie zuſchreiben ſollte. Doch hatte ich nie auf Don Diegos einen Verdacht, noch auf das, was es war. Ich ſchrie mörderlich! Räuber! Straßenräuber! Darauf kam die Wache herbey. Sie hoben mich auf. Da ſie mein Geſicht mit einer handbreiten Schmarre ſahen, ohne Mantel, und mich außer Stande, ihnen den Vorfall erklären zu können, brachten ſie mich zu einem Barbier, mich verbinden zu laſſen. Dieß geſchehen, fragte man mich, wo ich wohnte? und brachte mich dahin. Ich legte mich zu Bette, und brachte dieſelbe Nacht in Verwirrung und traurigen Nachſinnen zu; da mein Geſicht in zwey Stücken geſpalten, der Leib zerwalkt, und die Beine von Schlägen ſo zugerichtet waren, daß ich mich nicht darauf erhalten konnte, noch ſie fühlte. Kurz, ich war verwundet, beraubt und ſo zugerichtet, daß ich weder meinen Feinden folgen, noch von meiner Heyrath handeln, noch am Hofe bleiben, noch ausgehen konnte.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Meine Geneſung und andere Abentheuer.

Sobald es Morgen war, erſchien an meinem Bette die Wirthin des Haußes, eine alte brave Frau, fünf und funfzig Jahr alt, mit ihrem großen Roſenkranze. Ihr Geſicht ſah einer dürren Pflaume oder Nußſchaale ähnlich; ſo war es von Runzeln zerpflügt. Sie hatte an dem Orte einen guten Ruf; denn ſie ſchlief bey ihren Miethleuten und bey allen, die es verlangten; wußte die verſchiedenen Arten von Geſchmack zu miſchen und die Vergnügen zu erleichtern. Sie nannte ſich die Wegweiſerin. Sie vermiethete ihr Haus, und war eine ehrſame Mäklerin, die ſich damit abgab, andere zu vermiethen. Ihre Wohnung wurde das ganze Jahr nicht von Leuten leer. Es war ſehenswerth, wie ſie ein Mädchen lehrte, ſich zu verhüllen, und ihr zuerſt wieß, was für Theile von ihrem Geſichte ſie zeigen ſollte. Welche mit ſchönen Zähnen verſehen war, der gab ſie den Rath, immer zu lachen, ſelbſt bey Leidsbezeugungen; einer, die ſchöne Hände hatte, zu geſtikuliren; der Blonden, eine Locke oder Flechte von Haaren aus der Mantilla oder dem Netze fallen zu laſſen. Der, die ſchöne Augen hatte, zeigte ſie, wie ſie mit ihren Augäpfeln ſpielen ſollte, und rieth der, die kleine hatte, ſie zuzuſchließen oder in die Höhe zu ſehen. In der Schminkkunſt war ſie ſo erfahren, daß Weiber, ſo ſchwarz wie Raben, zu ihr kamen, deren Geſichter ſie ſo zu verbeſſern wußte, daß, wenn ſie nach Hauße kamen, ihre Männer ſie nicht mehr kannten, ſo weiß waren ſie. Und worinn ſie ſich am meiſten hervorthat, war, daß ſie Jungferſchaften ausbeſſerte und Mädchen kalfaterte. In der kurzen Zeit von acht Tagen, da ich bey ihr im Hauße war, ſahe ich ſie alles dieß vornehmen. Endlich, um ihr Gemälde zu vollenden, lehrte ſie die Weiber Einen rupfen, und Sprüchwörter, deren ſie ſich bedienen ſollten; auch wie ſie ſich Geſchmeide und Koſtbarkeiten verſchaffen, und wie ſie zu Geld, Ketten und Ringen kommen ſollten. Sie citirte immer die la Vidaña, ihre Nebenbuhlerin zu Alcala, und la Planoſa in Burgos, die größten Betrügerinnen von der Welt. Ich habe mich bey ihrem Gemälde ſo lange verweilt, daß man Mitleiden mit mir habe, wenn man ſieht, in was für Hände ich gefallen war, und deſto beſſer die Standrede, die ſie mir hielt, beherzigen könne.

Sie fieng, denn ſie redte immer in Sprüchwörtern, folgendergeſtalt an: „Wegnehmen, und nicht zulegen, Sohn Don Felipe, führt bald auf den Grund.

Wie der Staub, ſo der Dreck. Wie die Hochzeit, ſo die Brocken. Ich verſtehe dich nicht, und kann deine Lebensart nicht begreifen. Du biſt jung, und ich verwundere mich nicht, daß du manche Schelmſtreiche ausübeſt, ohne zu bedenken, daß wir ſchlafend zum Grabe wandern. Ich, die ich nur ein armer Erdenklos bin, darf dir es ſagen. Was erzählt man mir nicht, daß du ſo viel Vermögen durchgebracht haſt, ohne zu wiſſen, wie? Daß man dich hier bald als Studenten, bald als Gaudieb, bald als Ritter, und alles durch die Geſellſchaften, zu denen du dich hielteſt, geſehen haſt? Sage mir, mit wem du geheſt, Sohn, und ich will dir ſagen, wer du biſt! Gleich und gleich geſellt ſich gern! Wiſſe, Sohn, daß von der Hand in den Mund oft die Suppe verloren geht! Einfaltspinſel! Liegen dir die Weiber am Herzen, ſo weiſt du doch wohl, daß ich in dieſem Lande der beſtändige Stapel dieſer Waare bin, und daß ich von dieſem Impoſten lebe? daß ich alſo diene, wie ich bezahlt werde, damit alſo aller Gewinnſt im Hauße bleibe. Iſt das nicht beſſer, als mit dem und jenem Schurken einem überzuckerten Nickel nachzulaufen, oder einer verſchmitzten Hure, die ihre Röcke bey jedem abnutzt, der ihr die Aermel füllt? Ich ſchwöre dir, du würdeſt viel Ducaten erſpart haben, wenn du dich an mich gewandt hätteſt, weil ich gar nicht eigennützig bin. Und bey meines Großvaters Barte, und ſo wahr ich ſeelig werden will, ich würde nicht einmal das verlangen,

langen, was du mir für die Wohnung ſchuldig biſt, wenn ich es nicht zu Kerzaen und Kräutern nöthig hätte: (denn, ohne Apothekerin zu ſeyn, hatte ſie doch immer mit Büchſen ihr Verkehr, und wenn man ihr die Hände ſchmierte, ſo ſchmierte ſie ſich, und fuhr des Nachts durch den Schornſtein hinaus.)„

Sobald ſie ihre Rede mit dieſer Mahnſuppe geendiget hatte, (denn ſie ſchloß mit ihrem Thema, und fieng nicht damit an, wie es Andere machen) ſo verwunderte ich mich nicht mehr über ihren Beſuch; denn ſie hatte mir noch keinen gemacht, ſo lange ich ihr Miethmann geweſen war; ausgenommen einmal, da ſie ſich zu rechtfertigen kam, weil ſie, wie ſie ſagte, gehört hatte, daß man mir, ich weis nicht was, von Zaubereyen erzählt hätte, und daß ſie, da man ſie habe feſtſetzen wollen, die Gaſſe und das Haus unſichtbar gemacht habe. Sie kam alſo mir den Irrthum zu benehmen, und mir zu ſagen, daß dies eine andere Führerin wäre. Kein Wunder, daß wir mit ſolchen Führerinnen alle irre gehen!

Ich zählte ihr das Geld hin; und während daß ich ihr es gab, wollte das Unglück, das mich nie verließ, und der Teufel, der ſich meiner immer erinnerte, daß man kam, ſie aufzuheben, als eine, die in verbotner Ehe lebte. Man wußte, daß ihr Freund im Hauße wäre, kam in mein Zimmer; und da man mich im Bette und ſie bey mir fand, ſo fielen ſie über uns her, gaben mir vier bis ſechs derbe Stöße, und zogen mich aus dem Bette. Zween andere packten ſie an, und nannten ſie Kupplerin und Hexe. Wer ſollte das von einem Weibe gedacht haben, die ſo lebte, wie ich erzählt habe?

Bey dem Geſchrey des Alguazils, und meinen lauten Wehklagen, entfloh der gute Freund, der ein Obſthändler war, und ſich in der Hinterſtube befand. Die Häſcher, die ihn gewahr wurden, und von einem andern Miethmanne des Haußes erfuhren, daß ich es nicht ſey, ſetzten den Schelme nach, und ergriffen ihn. Sie ließen mich gehen, nachdem ſie mir die Haare ausgerauſt, und mich mit Fäuſten gnug geſchlagen hatten. Bey allem meinen Elende mußte ich über die Reden lachen, die die Schelme gegen die Alte führten. Einer ſahe ſie an, und ſagte: wie gut wird euch die Biſchoffsmütze ſtehen, Müttergen, und wie werde ich mich freuen, Euch mit einem Paar Rüben bedient zu ſehen. Ein Anderer: die Herren Alcalden haben ſchon die Federn ausgeleſen, damit ihr recht geſchmückt auf dem Schauplatze erſcheinet. Endlich brachten ſie ihren Schurken, banden ſie beyde, baten mich um Verzeihung, und ließen mich gehen.

Es gab mir einige Erleichterung, meine gute Wirthin in dem Zuſtande zu ſehen, worinnen ihre

Sachen waren. Alſo blieb mir keine andere Sorge übrig, als zeitig genug aufzuſtehen, und meine Orange auch nach ihr zu werfen. Wiewohl ich nachdem, was eine Magd, die im Hauße blieb, von ihr erzählte, ihre Gefangenſchaft für nicht ſo leicht hielt; denn ſie ſagte mir, ich weiß nicht was, von Stehlen, und andern-Sachen, die mir nicht wohl klungen. Ich blieb acht Tage im Hauße, mich vollends zu heilen, und kaum konnte ich da ausgehen. Man machte mir ein Dutzend Näthe im Geſichte, und ich mußte an Krücken hinken. Ich war ohne Geld, denn die hundert Realen giengen auf Bett, Eſſen und Wohnung auf. Alſo, um nicht noch mehr Aufwand zu machen, beſchloß ich mit meinen zwo Krücken aus dem Hauße zu gehen, und mein Kleid, Halskraußen und Wämſer zu verkaufen, weil alles noch im guten Stande war. Das that ich, und von dem Geld, das ich daraus löſte, kaufte ich mir ein altes Koller von Korduan, und einen prächtigen wergenen Küttel; überdieß nahm ich einen geflickten und weiten Bettlermantel, meine Kamaſchen, große Schuhe, und die Kappe des Mantels ſchlug ich über den Kopf. Ein meßingnes Crucifix hatte ich an dem Halſe hängen, und einen Roſenkranz. Ein Bettler, der Meiſter der Kunſt war, unterrichtete mich in dem Ton der Stimme, und in den kläglichen Redensarten des Bettelns; und ſo fieng ich gleich mein Handwerk an durch die Straßen auszuüben. Ich nähte ſechzig Realen, die mir noch übrig waren, in die Jacke; und damit begonn ich, im Vertrauen auf meine gute Preſe, zu betteln.

Ich gieng acht Tage durch die Straßen heulend in dieſer Geſtalt, mit kläglicher Stimme, und mit Gebeten, die ich herſagte: z. E. Gebet guter Chriſt, Diener des Herrn, einem lahmen und verwundeten Armen, der in der äußerſten Noth ſteckt! Das ſagte ich an den Werkeltagen; aber an den Feſttagen nahm ich einen andern Ton an, und rief: Getreue Chriſten, und Gelobte des Herrn; bey einer ſo hohen Prinzeßin, als die Königin der Engel, die Mutter Gottes iſt, gebet Almoſen einem lahmen und von der Hand des Herrn geſchlagenen Armen! Hier hielt ich ein wenig inne, welches von großer Wichtigkeit iſt, darauf fuhr ich fort: eine böſe Luft hat mir zur unglücklichen Stunde, als ich in einem Weinberge arbeitete, meine Glieder gelähmt; denn ich war ſonſt ſo geſund und wohl, wie ihr, und bleiben möget. Gelobt ſey der Herr! Damit regneten die Otſchaven mir in die Hand, und ich gewann viel Geld. Ich würde noch mehr gewonnen haben, wenn mir nicht ein junger Kerl in die Quere gekommen wäre; der mit einem ſcheußlichen Geſichte, ohne Arme, und nur mit einem Beine, auf einem Schiebekarren eben die Gaſſen durchzog, und mit ſeinem groben Betteln mehr Almoſen ſammelte. Er ſagte mit einer heiſchern Stimme, indem er mit einem hellen heſſen Schrey ſchloß: Gedenket, ihr Diener Jeſu Chriſti, der Züchtigung des Herrn für meine Sünden; gebet dem Armen das, was Gott vergelten wolle; und ſetzte hinzu: um des guten Jeſu willen! Der Kerl gewann erſtaunlich viel. Ich bemerkte, daß er das s von dem Namen Jeſus wegließ; ich that es ihm nach und bewegte ſo zu mehr Andacht. Kurz ich änderte oft die Redensarten, und brachte erſtaunliches Geld zuſammen. Ich hatte beyde Beine in einen ledernen Sack geſteckt, und umwickelt, und gieng an zwo Krücken. Ich ſchlief unter der Thür eines Wundarztes, mit einem Ecken-Bettler, einem der größten Schurken, die Gott erſchaffen hat. Er gewann mehr, als wir alle; auch war er ſehr reich, und ſo gut wie unſer Oberaufſeher. Er hatte einen gewaltigen Bruch; band ſich den Arm oben mit einem Stricke, dadurch ſchien er eine geſchwollene und lahme Hand zu haben, und hatte das Fieber noch obendrein. So legte er ſich auf den Rücken, mit dem Geſichte in die Höhe, und den Bruch herausgekehrt, der ſo groß war, wie die Kugeln auf einer Brücke. Sehet, rief er, dieß Elend und die Gnade, die der Herr dem Chriſten erzeigt! Gieng eine Weibsperſon vorbey, ſo ſagte er: Schöne Dame, Gott ſey in ihrer Seele! Und die meiſten, weil ſie ſich ſchön nennen hörten, gaben ihm Almoſen, und giengen da vorbey, ob ſie gleich ihr Weg nicht dahin führte. Gieng ein Soldat vorbey; o! Herr

Kapitän, rief er; und bey jedem andern Menſchen: o! Herr Ritter! Fuhr jemand in der Kutſche vorbey, ſo nennte er ihn gleich Ihre Herrlichkeit *). Kam ein Geiſtlicher auf einem Mauleſel; ſo hieß er ihn: Herr Archidiaconus! Kurz, der Kerl ſchmeichelte erſchrecklich! An den Feſttagen hatte er wieder eine verſchiedene Art zu betteln.

Ich errichtete eine ſo vertraute Freundſchaft mit ihm, daß er mir ein Geheimnis entdeckte, welches uns in zween Tagen reich machte. Es beſtand darinnen, daß er drey kleine Jungen von denen, die in den Straßen Almoſen ſammeln, an ſich hatte, die ſtahlen was ſie konnten. Sie legten ihm Rechnung ab, und er nahm alles in Verwahrung. Er theilte auch mit ihnen, was ſie von der Armenbüchſe wegmauſten.

Mit dem Rathe eines ſo guten Lehrmeiſters und den Lectionen, die er mir gab, ſchlug ich eben den Weg ein, und befand mich wohl dabey. In weniger, als einem Monathe, hatte ich mehr, als Zweyhundert baare Realen zuſammen. Zuletzt entdeckte er mir, in der Abſicht, daß wir beyſammen blieben, das größte Geheimnis, und die feinſte Erfindung, die ein Bettler ausſinnen konnte, davon wir beyde Gebrauch machten.

Das

---

*) In Spanien verlangt ein jeder Edelmann, der nur das geringſte Lehn beſitzt, wenigſtens von den Bürgerlichen dieſen Titel.

Das war, daß wir beyde alle Tage vier bis fünf kleine Kinder ſtahlen. Sie wurden ausgerufen, und wir giengen hin, nach den Zeichen von ihnen zu fragen. Wir ſagten darauf: Gewiß und wahrhaftig, Señor, das Kind fand ich zu der und der Stunde, und wäre ich nicht gekommen, ſo hätte es ein Wagen zerquetſcht; es iſt zu Hauße. Man gab uns die verſprochene Belohnung, und wir bereicherten uns dergeſtalt, daß ich an funfzig Eſcudos hatte. Da meine Beine geheilt waren, ob ich ſie gleich noch eingewickelt trug; entſchloß ich mich, Madrid zu verlaſſen, und meinen Weg nach Toledo zu nehmen, wo ich weder jemanden kannte, noch jemanden bekannt war. Ich kaufte zu dem Ende einen grauen Rock, eine Halskrauſe, und einen Degen, nahm von Valcazar, ſo hieß der Bettler, Abſchied, und ſuchte in den Wirthshäuſern eine Gelegenheit, nach Toledo zu kommen.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Worinn ich ein Comödiant, ein Poet, und Liebhaber der Nonnen werde.

In einem Wirthshauſe traf ich eine Geſellſchaft Comedianten an, die nach Toledo giengen. Sie hatten drey Karren bey ſich, und Gott ſchickte es, daß unter ihnen ein Univerſitätsfreund von Alcala von mir war, der dem Studieren entſagt, und dieſes Handwerk ergriffen hatte. Ich ſagte ihm, daß mir dran gelegen wäre, Madrid zu verlaßen, und nach Toledo zu gehen. Der Menſch erkannte mich kaum wegen der Schmarre im Geſichte, und hörte nicht auf, ſich zu kreutzigen und zu ſeegnen. Endlich erwieß er mir für mein Geld die Freundſchaft, von den andern einen Platz für mich zu erhalten, daß ich mit ihnen gienge.

Wir packten uns auf, Männer und Weiber unter einander; Eine unter ihnen, die Tänzerin, die auch die Königinnen, und erſten Rollen in der Komödie machte, ſchien mir außerordentlich frey. Ihr Mann ſaß eben neben mir, und ohne zu wißen, mit wem ich redte, bezeigte ich ihm, daß ich Luſt zu ihr hätte und fragte ihn: durch was für Gelegenheit könnte man wohl mit dieſem Frauenzimmer zu ſprechen kommen, um ein zwanzig Eſcudos mit ihr zu verthun? Denn ſie ſcheint mir ſo luſtig als ſchön! Das kommt mir nicht wohl zu, dieſe Anweiſung zu geben, erwiederte er, denn ich bin ihr Mann. Laßen Sie mich aus dem Spiele; doch, ohne Eiferſucht zu reden (denn mich rührt keine); man kann mit ihr ſoviel Geld verthun, als man will; denn eine ſo gute und eine ſo luſtige Haut giebt es nicht auf der ganzen Erden. Mit dieſen Worten ſprang er vom Wagen, und gieng zu einem andern, wie es ſchien, um mir Platz zu machen, daß ich mich mit ihr unterhalten könnte. Die Antwort des Mannes gefiel mir ſehr; und ich ſahe, daß man von dieſer Art Männern mit dem Apoſtel ſagen kann:

ſie haben Weiber, als hätten ſie keine, wiewohl leider in ganz anderm Verſtande! Ich machte mir die Gelegenheit zu Nutze. Sie frug mich, wohin ich wollte, und nach meinen Umſtänden, und Lebensart. Endlich, nach langen Schwätzen, verſchoben wir unſer Rendezvous bis Toledo, und machten uns unter Wegs ſehr luſtig.

Zufälligerweiſe recitirte ich ein Stück aus der Comödie vom St. Alexo, welches ich mich noch aus meiner Jugend erinnerte. Ich declamirte es ſo gut, daß ich bey ihnen ein Verlangen erweckte, mich unter ſich zu haben. Da ſie von meinem Freunde, der bey der Geſellſchaft war, meine Unglücksfälle und Widerwärtigkeiten erfahren hatten; ſo ſchlugen ſie mir vor, ob ich unter ihre Truppe gehen wollte. Das Comödiantenleben behagte mir ſowohl, ich brauchte Unterſtützung ſo nöthig, und die junge Frau hatte mir ſo ſehr gefallen, daß ich mich auf zwey Jahre bey dem Prinzipale engagirte. Es wurde ſchriftlich niedergeſetzt. Er gab mir die Koſt, und bezahlte mir die Vorſtellungen *).

Sobald wir nach Toledo gekommen; gab man mir drey bis vier Prologen, und Bramarbas Rollen, die

---

*) Die Spaniſchen Comödianten werden nach den Vorſtellungen bezahlt, ein jeder nach Verdienſt und der Art von Rollen, die er ſpielt.

die ſich wohl zu meiner Stimme ſchickten, zu ſtudieren. Ich wandte allen Fleis an, und declamirte den Antritts-Prolog auf der Bühne. Es war darinn die Rede von einem Schiffe (wovon ſie alle handeln) welches vom Sturme zerſchlagen, und ohne Mundvorrath war. Hier iſt der Hafen, ſagte ich; die Zuſchauer nannte ich den Rath; ich bath wegen der Fehler um Verzeihung, und geneigtes Gehör, und trat ab. Es wurde mir laut zugeklatſcht, und kurz, ich erſchien mit Glück auf der Bühne.

Wir führten dann eine Comödie auf von einem unſerer Schauſpieler, über die ich mich ſehr wunderte, daß ſie auch Dichter wären. Denn ich glaubte, daß es nur ſehr gelehrte und weiſe Männer, und nicht ſo äußerſt unwiſſende Leute ſeyn könnten. Aber ſo weit iſt es ſchon gekommen, daß kein Comödien-Prinzipal iſt, der nicht Comödien ſchriebe, noch Schauſpieler, der nicht ſeine Farçe von Mohren und Chriſten machte. Ich erinnere mich, daß wir vorher keine andere Comödien hatten, als von dem guten Lope de Vega, und Ramon *). Kurz, die Comödie wurde den erſten Tag

---

*) Don Roc Ramon, zu St. Clement in la Mancha, gegen das Jahr 1586 gebohren, war ein Zeitverwandter des Lope de Vega del Carpio. Er war ein vortrefflicher Schauſpieler, und verfertigte viele Stücke, die auf verſchiedenen Spaniſchen Theatern mit dem größten Beyfall aufgeführt worden. Aber er wollte nie welche drucken laſſen;

Tag vorgeſtellt, und Niemand verſtand was davon. Den zweeten Tag fiengen wir ſie wieder an, und Gott wollte, daß ſie den Anfang mit einem Kriege machte. Ich kam bewafnet heraus, mit einem Runden-Schilde, und zu meinem Glücke; denn ich wäre ſonſt mit Quitten, Aepfelſtücken, und Melonenſchaalen niedergemacht worden. Man hat nie einen ſolchen Wirbelwind von Auszischen und Hohngelächter geſehen, und die Comödie verdiente es auch; denn es erſchien drinn ohne Abſicht und Zweck, ein König aus der Normandie, in Einſiedlerstracht, und zween Lakeyen, lachen zu machen. Die Entwickelung des Knotens war nichts geringeres, als die Verheyrathung Aller, und nun urtheile man von dem übrigen. Kurz wir bekamen unſern verdienten Lohn.

Wir ſprungen mit unſerm Cameraden, dem Poeten, übel um. Ich ſagte ihm: er möchte bedenken, daß wir noch ſo glücklich davon gekommen wären, und ſollte durch Schaden klug werden. Er geſtand mir, daß nichts von der ganzen Comödie ſein wäre, ſon-

---

laſſen: er ſagte, wenn man ſie ſpielte, ſo hätten ſie einen gewiſſen Zauber, der ſie ſchön und angenehm finden ließ: aber bey dem bloßen Leſen verſchwänden ihre Reize. Das Jahr ſeines Todes iſt nicht bekannt; nur weiß man, daß er verehelicht geweſen und einen Sohn gehabt, der, ungeachtet der niedrigen Lebensart ſeines Vaters, durch ſeine Talente zu dem höchſten Glücke gelangte.

dern daß er von dem und jenem Stücke was genommen, und ſo den Bettlermantel zuſammengeflickt hätte. Das ganze Verſehen wäre nur, daß ſie ſchlecht zuſammengenähet wären. Er ſetzte hinzu, wenns ſo genommen würde, ſo wären alle Poſſenſpieler, die Luſtſpiele machten, zum Wiedererſatz verbunden, weil ſie ſich alle Stücke, die ſie aufführten, zu Nutze machten, welches ſehr leicht wäre; und der Vortheil, drey bis vierhundert Realen zu gewinnen, ſie leicht dieſer Gefahr ausſetzte. Nebſt dem, wenn ſie durch die verſchiedene Städte kämen, der eine und der andere ihnen Comödien vorläſe, ſo bäten ſie ſie ſich aus, um ſie anzuſehen, und beſtöhlen ſie, und nachdem ſie was albernes hinzugeſetzt, und was geſcheutes weggelaſſen hätten, gäben ſie ſolche für eigen Guth aus. Er verſicherte mich, daß es nie einen Poſſenſpieler gegeben habe, der nur eine Strophe auf eine andere Art zu machen wüßte.

Die Erfindung ſchien mir nicht übel; und ich geſtehe, daß ich ſelbſt geneigt dazu war, weil ich einige Anlage zur Dichtkunſt bey mir fand; zumal da ich ſchon Bekanntſchaft mit einigen Dichtern, und den Garcilaſo geleſen hatte. Ich beſchloß alſo, mich auf dieſe Kunſt zu legen. Und hiermit, nebſt Poſſenſpielen und Agiren, brachte ich meine Zeit zu, dergeſtalt, daß nach Verlauf eines Monats, da wir in Toledo waren, ich mir ſchon einen Namen gemacht hatte, indem ich viele gute Comödien verfertigte, und den vorigen Fehler wieder gut machte.

Man nannte mich Alonſete, weil ich geſagt hatte, daß ich Alonſo hieß; gab mir auch den Zunamen, der Grauſame, wegen einer ſchrecklichen Figur, die ich mit großem Beyfalle der Musketirer und des gemeinen Pöbels gemacht hatte. Ich hatte ſchon drey Paar Kleider, und Principale von Truppen ſuchten mich von der Geſellſchaft zu verführen. Ich ſprach ſchon als Kenner von der Comödie; kunſtrichterte und bekrittelte die berühmteſten Schauſpieldichter, tadelte die Geſten des Pinedo *), gab meinen Beyfall dem natür-

---

*) Die Familie des Pinedo iſt vielleicht diejenige in ganz Spanien, die die mehreſten Comödianten hergegeben hat. Das Vorurtheil des Publikums für dieſelbe war ſo groß gegen das Ende der Regierung Philipps IV. welcher die Dichtkunſt ſehr liebte, und ſelbſt Dichter war, daß man nur ihren Namen führen durfte, um eine Stelle unter ihnen zu erhalten. Derjenige, von dem **Quevedo** hier redet, hieß Franz Pinedo. Er ſpielte beynahe allemal die Bedienten- oder Narren-Rollen, und beluſtigte durch ſeine Geberden und Grimaſſen unendlich. Auch war er in den kleinen Stücken vortrefflich, die die Spanier Entremeses nennen. In dem: der Schneider von Sevilla (El Sastre de Sevilla) konnte man nicht umhin, überlaut zu lachen. Er ſtarb zu Valladolid, i. J. 1654, im 58ſten Jahr.

natürlichen Ruhme des Sanchez *), und ſagte, Morales **) ſey ganz leidlich. Man verlangte mein Gutachten über die Dekorationen der Theater und deren Erfindung. Kam jemand, eine Comödie vorzuleſen, ſo war ich es, der ſie anhörte.

Aufgemuntert durch dieſen Beyfall, machte ich endlich als Dichter den Anfang mit einem kleinen Romanzen. Gleich darauf verfertigte ich ein Zwiſchenſpiel, und es gefiel nicht übel. Ich wagte mich an eine Comödie, und damit ſie was Göttliches haben möchte, betittelte ich ſie: Unſere liebe Frau vom Roſenkranze. Sie hob mit Hautbois an; hatte ihre Seelen aus dem Fegfeuer, und ihre Teufel, nach damaliger Gewohnheit, mit ihrem bu bu beym Weggehen und ri ri beym Auftreten. Den Leuten gefiel der Name Satan in den Strophen ſehr, und die Art, wie ich erklärte, daß er vom Himmel gefallen, und dergleichen Dinge mehr. Kurz, meine Comödie wurde geſpielt, und gefiel ausnehmend wohl.

---

*) Nicolas Sanchez war einer der berühmteſten Comödianten, die man zu Madrid in dem letzten Jahrhunderte geſehen hat. Niemand hat jemals das Theaterſpiel weiter getrieben, als er. Er war überdem ſehr wohl gemacht, und hatte eine ſehr angenehme Geſtalt, welche zu ſeinem Beyfalle nicht wenig beytrug. Seinen Anfang machte er zu Salamanca, ſeinem Geburtsorte; er ſtarb zu Madrid 1665. in einem hohen Alter.

**) Balthaſar Morales war ein Mann von Geburt, und im J. 1600 zu Malaga geboren, wo ſein Vater eine anſehnliche Stelle bekleidete. Von ſeiner zarteſten Jugend an hatte er eine beſondere Leidenſchaft für die Dichtkunſt, und die Liebe, die er in der Folge für eine Schauſpielerin in Madrid faßte, beſtimmte ihn, die Lebensart eines Comödianten zu ergreifen, worinn er ſich ſo hervorthat, daß er für den beſten Schauſpieler ſeiner Zeit gehalten wurde. Doch ſoll er in ſeinen letzten Jahren die Verirrungen ſeiner Jugend erkannt haben. Er ſtarb im J. 1666.

Man ließ mir kaum Zeit zu arbeiten. Denn Verliebte kamen zu mir gelaufen, um Coplas von mir zu haben, der eine auf die Augenbraunen, der andere auf die Augen; jener auf die Hände, und dieſer eine kleine Romanze auf die Haare ſeiner Dame. Jedes hatte ſeinen geſetzten Preiß; wiewohl, da es noch mehr Buden gab, ſo war ich wohlfeil, damit ſie zu der meinigen kommen möchten. Den Küſtern und Almoſenbettlerinnen für die Nonnen diente ich mit geiſtlichen Geſängen. Die Blinden unterhielten mich bloß für Gebete, davon mir jedes mit acht Realen bezahlt wurde. Ich erinnere mich, daß ich damals das Gebet, Gerechter Richter, machte, welches gravitätiſch und volltönend war, und zu Geberden reizte. Ich ſchrieb für einen Blinden das berühmte Gebet, das er hernach unter ſeinem Namen herausgegeben, und ſich anfängt:

Mutter des menſchlichen Worts,

Tochter des göttlichen Vaters,
Gieb mir jungfräuliche Gnade.

Ich war der erſte, der es einführte, die Strophen, wie die Predigten, zuerſt mit dem Worte Gnade, und hernach Herrlichkeit, zu endigen, wie in der Strophe eines Gefangenen von Tetuan: Wir bitten mit aufrichtigem Herzen den hohen unbefleckten König, da er unſere Inbrunſt ſieht, daß er uns geben wolle ſeine Gnade, und hernach dort die Herrlichkeit. Amen!

Auf dieſe Weiſe hatte ich einen ſehr günſtigen Wind! Ich war reich und glücklich, ſo, daß ich ſchon darnach ſtrebte, ſelbſt Principal einer Truppe zu werden. Meine Wohnung war ſehr gut ausmeublirt; denn, um wohlfeile Tapeten zu haben, brauchte ich einen Kunſtgriff vom Teufel, und kaufte Teppiche aus den Schenken, und hieng ſie auf. Sie koſteten mich fünf und zwanzig bis dreyßig Realen, und waren mehr fürs Auge, als die der König hat. Denn durch meine ſahe man durch, weil ſie zerriſſen waren; aber durch dieſe kann man nichts ſehen. Eines Tages begegnete mir der luſtigſte Zufall von der Welt; und ob er gleich zu meiner Schande gereicht, ſo muß ich ihn doch erzählen.

Wann ich eine Comödie ſchrieb, ſo gieng ich in meine Bodenkammer, und da blieb ich auch den ganzen

zen Tag, und aß auch da. Eine Magd brachte mir dann das Eſſen und ſetzte es hin. Ich hatte die Gewohnheit, wenn ich ſchrieb, ſehr laut zu declamiren, als wenn ich auf der Bühne ſtände. Nun wollte der Teufel, daß gerade in der Stunde und in dem Augenblicke, da die Magd die Treppe, die ſehr eng und dunkel war, mit den Schüſſeln und dem Topfe heraufkam, ich bey einer Stelle einer wilden Thiersjagd war, und in den Geburtswehen meiner Comödie mit lautem Geſchrey rief:

Hüt dich vor dem Bär, hüt dich vor dem Bär,
Der mich zerriſſen hat in Stücken,
Und hinter dir her mit Wüthen kömmt.

Die Magd, welche eine Galliziern war, da ſie die Worte hörte! und hinter dir her mit Wüthen kommt, glaubte, daß es wahr wäre, und daß ich ſie warnte. Voll Schrecken wollte ſie entfliehen, und in der Beſtürzung trat ſie auf ihren Rock, rollte die ganze Treppe hinunter, warf den Topf hin, zerbrach die Schüſſeln und lief ſchreyend auf die Gaſſe: ein Bär zerreißt einen Menſchen! So geſchwind ich auch hinterher lief: ſo ſtand doch ſchon die ganze Nachbarſchaft um mich verſammelt, und frug nach dem Bären. Und ob ich ſie gleich verſicherte, daß es ein Irrthum von dem Mädchen geweſen, und es weiter nichts wäre, als was ich aus der Comödie hergeſagt hätte, ſo wollten ſie es doch nicht glauben. Ich aß alſo denſelben Tag nicht; meine Cameraden erfuhren es, und die ganze Stadt machte ſich über dieſen Zufall luſtig. Dergleichen Dinge begegneten mir viele, ſolange ich das Amt eines Dichters bekleidete, und Comödiant war.

Es trug ſich nachmals zu, daß die Gläubiger erfuhren, der Principal unſerer Truppe (denn an den halten ſie ſich immer) hätte in Toledo ſeine Rechnung gefunden, ihn, ich weiß nicht, welcher Schulden halber ausklagten und ins Gefängniß warfen. Dadurch wurde die ganze Geſellſchaft zerriſſen, und jeder gieng ſeinen Weg. Meine Cameraden wollten mich zwar zu andern Geſellſchaften führen: aber, die Wahrheit zu ſagen, ich hatte zu derleichen Aemtern keine rechte Luſt, und nur die Noth hatte mich gezwungen, mich darzu zu begeben. Da ich mich bey Gelde und wohlgekleidet ſahe, ſo dachte ich auf nichts weiter, als mich luſtig zu machen. Ich nahm alſo von allen Abſchied, und ſie giengen fort.

Nachdem ich das böſe Comödiantenleben verlaſſen hatte, wurde ich, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, ein Gitterliebhaber, oder deutlicher zu reden, ein Nachfolger des Antichriſts, welches eben ſoviel iſt, als ein Galan der Nonnen. Ich bekam Gelegenheit dazu, da ich gehört hatte, daß eine Nonne eine leibhafte Venus wäre, auf deren Bitte ich hernach viele geiſtliche Lieder verfertigte, und die eine Neigung zu mir gefaßt hatte, da ſie mich an einem Frohnleichnamstage St. Johannes den Evangeliſten vorſtellen ſahe. Sie machte mir fleißig Geſchenke; und weil ich mich für den Sohn eines großen Ritters ausgegeben hatte, ſo gab ſie mir ihr Misfallen und Mitleiden zu erkennen, daß ich ein Comödiant wäre. Endlich entſchloß ich mich, ihr folgendes Billet zu ſchreiben:

„Mehr um Ew Gnaden zu gefallen, als um das
„zu thun, was ich ſollte, habe ich die Geſellſchaft ver-
„laſſen, weil für mich eine jede, ohne die Ihrige,
„Einſamkeit iſt. Ich werde nun deſto mehr der Ihri-
„ge ſeyn, jemehr ich der meinige bin. Melden Sie
„mir, wenn Sie im Sprachzimmer ſeyn werden, ich
„werde dann zugleich wiſſen, wann ich das Vergnü-
„gen haben ſoll ꝛc.„

Das Laufmädchen überbrachte das Billet. Man kann ſich kaum vorſtellen, wie groß die Freude der guten Nonne war, als ſie meinen neuen Zuſtand erfuhr. Sie antwortete mir folgendermaßen:

Antwort.

„Zu Ihrem guten Glücke erwarte ich vielmehr die
„Glückwünſche, als ich Sie gebe. Es würde mir
„Leid thun, wenn ich nicht wüßte, daß mein Wille
„und Ihr Vortheil ganz einerley iſt. Wir können ſa-

„gen, daß Sie zu ſich ſelbſt zurückgekehrt ſind. Es „bleibt nun nichts übrig als Standhaftigkeit, die der „entſprechе, die ich haben werde. Daß heut Sprachzimmer ſey, zweifle ich; doch unterlaſſen Sie nicht „zur Veſper zu kommen; denn da werd'n wir uns ſehen, und hernach durch das Gitter. Vielleicht kann „ich auch der Aebteßin eine Naſe drehn. Adieu.„

Mit dieſer Antwort war ich ſehr wohl zu frieden; denn in der That hatte die Nonne vielen Verſtand und große Schönheit. Ich aß und zog das Kleid an, in welchem ich die Liebhaber in der Comödie zu machen pflegte. Ich gieng in die Kirche, betete, und gleich fieng ich an, mit meinen Augen alle Netze und Löcher des Gitters zu durchlaufen, um zu ſehen, ob ſie erſchien; als mit Gott, und zur guten Stunde, (wiewohl es mehr der Teufel, und zur böſen Stunde war) ich das alte Zeichen höre. Ich fange an zu huſten, und gleich erhob ſich ein Huſten, wie vom Barrabas; und als ob wir alle den Catharr hätten. Es war nicht anders, als hätte man Pfeffer in die Kirche geworfen. Endlich war ich des Huſtens müde, als eine Alte an dem Gitter auch huſtend erſchien, und meine Verlegenheit ſahe. Denn ein dergleichen Zeichen iſt in Klöſtern ſehr gefährlich; weil, wie es bey den Mädchen Signal, ſo bey den Alten eine Gewohnheit iſt; und mancher ehrliche Kerl hält es für die Lockpfeiſe einer Nachtigall, und dann kommt eine Nachteule hervor.

Ich blieb ſo lange in der Kirche, bis die Veſper ausgieng; und hörte ſie ganz aus. Deswegen nennt man auch die Liebhaber der Nonnen, feyerliche Verliebte, weil ſie beſtändig in der Veſper ſind. Man wird es kaum glauben, wieviel Paar Veſpern ich gehört habe. Von lauter Strecken und Dehnen, um was zu ſehen, war mein Hals zwo Ellen länger worden, als, da ich mich in dieſe Liebeshändel einließ. Ich ſtand in genauer Bekanntſchaft mit dem Küſter und Chorknaben, und war ſehr willkommen bey dem Vikar, der ein Mann von Laune war. Er gieng ſo ſteif, als wenn er Bratſpieße frühſtückte und Pfeile äß.

Ich gieng nach dem Kloſter-Platze, unter die Fenſter, und obgleich der Ort ſehr groß war, ſo mußte man doch ſchon um zwölfe einen Platz zu bekommen ſuchen, wie in einer neuen Comödie. Er wimmelte von Andächtigen; kurz ich ſtellte mich hin, wo ich konnte. Die verſchiedenen Stellungen der Liebhaber konnte man da als Raritäten ſchauen. Der ſahe ſtarr weg, ohne mit den Augen zu blinzen; jener, die eine Hand an den Degen, und in der andern den Roſenkranz, ſtand wie ein ſteinernes Bild auf einem Grabe. Ein Anderer mit aufgehobenen Händen und ausgeſtreckten Armen, wie ein Seraph. Jener ſperrte das Maul weiter auf, als eine unverſchämte Bettlerin, und ließ, ohne ein Wort zu reden, ſeine Geliebte die Eingeweide durch ſeinen Hals ſehen. Dieſer, an die Mauer gelehnt, druckte die Steine breit, und ſchien ſich mit der Erde zu meſſen. Ein Anderer ſpazierte auf und ab, als ob man ihn, wie einen Mauleſel, wegen ſeines ſchönen Ganges lieben ſollte. Noch ein Anderer, mit einem Zeddelchen in der Hand, wie der Jäger mit dem Fleiſche, ſchien den Falken zu locken.

Die Eyferſüchtigen machten eine andre Truppe aus. Einige ſtanden in Haufen beyſammen, lachten und ſahen die Nonnen an. Andre laſen Coplas, und wieſen ſie ihnen. Dieſer gieng, um ſie zu ärgern mit einem Frauenzimmer an der Hand, auf dem Platze herum. Jener ſprach mit einer abgeſchickten Magd, die ihm eine Botſchaft brachte. Dieß gieng unten vor, wo wir uns befanden. Aber oben, wo die Nonnen ſtanden, war eben ſoviel Merkwürdiges zu ſehen. Denn der Ort, wo ſie herausſahen, war ein Thürmchen voller Zinnen, und eine ſo durchlöcherte Wand, daß ſie eine Streuſandbüchſe oder ein Riechtopf ſchien. Alle Löcher waren voller Frauenzimmer, die viſierten. Es war ein wahres Fricaſſee, das man ſahe, hier eine Hand, dort ein Bein; anderswo ein Sonnabendsgericht; Köpfe und Zungen *), wiewohl

das

---

*) Quevedo nennet hier Köpfe und Zungen ein Sonnabendsgericht, indem er auf die Erlaubniß anſpielt, welche die Spanier, kraft einer Päbſtlichen Bulle haben, alle Sonnabende, während der Zeit, da ſie Fleiſch eſſen dürfen, die Enden der Thiere zu ſpeiſen.

das Gehirn fehlte. Auf einer andern Seite, präſentirte ſich eine Krämerbude. Eine zeigte den Roſenkranz, eine Andere wehte mit den Schnupftuche, dort hieng ein Handſchuh, da kam ein grünes Band hervor. Einige redten etwas laut, Andere huſteten; manche winkten mit den Hüten, und zirpten, als wenn ſie Spinnen jagten.

Im Sommer iſt es luſtig zu ſehen, wie ſich die Liebhaber an der Sonne, nicht wärmen, ſondern röſten, und wie die Nonnen ſo friſch und weiß, und jene ſo gebraten ſind. Im Winter hingegen wächſt auch unſereinem, von der Feuchtigkeit, wilde Kreſſe und Gras auf dem Leibe; Regen und Schnee laſſen wir auf uns niedergehen, und all das am Ende nur, um ein Mädchen durchs Gitter oder Fenſter, wie einen Heiligenknochen zu ſehen. Es iſt gerade ſo, als wenn man ſich in einen Staar im Vogelbauer, wenn es redet, und wenn es ſchweigt, in ein Porträt verliebte. Ihre Gunſtbezeugungen ſind lauter Töne ohne Bedeutung und Gewicht, eine Bewegung mit den Fingern; ſie legen die Köpfe an die Gitter, und richten ihre Galanterien durch die Schießlöcher; kurz, ſie lieben verſteckt.

Ind[illegible] wurde ichs überdrüßig, von den Aufwärterinnen immer abgewieſen, und von den Nonnen immer gerufen zu werden. Ich überlegte, wie theuer mir die Hölle zu ſtehen kam, die Andre ſo wohlfeil hätten, und in dieſem Leben auf ſo vielen Nebenwegen erlangten. Ich ſahe, daß ich mich um einer handvoll Freuden verdammte, und daß ich nur durch den Sinn des Gefühls nach der Hölle gieng. Wenn ich ſprach, ſo pflegte ich, um nicht von den Andern, die daſtanden, gehört zu werden, meinen Kopf ſo nahe an das Gitter zu halten, daß ich auf zween Tage die Spuhren der Eiſen davon auf meiner Stirn trug; zudem redte ich ſo ſachte, daß man mich nicht verſtehen konnte, wenn man ſich nicht eines Höhrrohrs bediente. Es ſahe mich niemand, der nicht ſagte: verwünſcht ſeyſt du, du Hurenjäger der Nonnen! und Andere noch ſchlimmere Sachen. Alles dieſes gieng mir im Kopfe herum; und ich war faſt willens, die Nonne zu verlaſſen, wenn ich auch meinen Unterhalt verlöre. Ich faßte meinen endlichen Entſchluß am Tage St. Johannis des Evangeliſten, weil ich vollends ſahe, was an den Nonnen iſt. Ich brauche nicht mehr zu ſagen, als daß alle die geweihten Nonnen des Täufers ſich heiſcher ſtellten, und, ſtatt die Meſſe zu ſingen, ſie krächzten; ſie wuſchen ſich nicht das Geſicht, und zogen alte Kleider an; und ihre Verehrer, um das Feſt verächtlich zu machen, brachten Bänke, ſtatt der Stühle in die Kirche, und viele leichtfertige Böſewichter in ihrem Gefolge. Als ich ſahe, daß die einen für den, und die andern für jenen Heiligen waren, und unanſtändig von ihnen ſprachen;

chen; ſchwatzte ich meiner Nonne, unter dem Vorwande es auszuſpielen, für funfzig Escudos Kloſter-Arbeiten, als ſeidne Strümpfe, Ambrabeutelchen und Conſitüren ab, und nahm meinen Weg nach Sevilla, wo ich, als in einem weitern Kreiſe mein Glück verſuchen wollte. Was meine Nonne, mehr über das, was ich ihr mitnahm, als über meinen Abſchied empfand, daß überlaſſe ich dem frommen Leſer zu bedenken.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Was mir in Sevilla begegnete, bis ich mich nach Indien einſchiffte.

Meine Reiſe von Toledo nach Sevilla *) war unglücklich. Ich hatte die Grundſätze eines Betrügers ſchon

---

*) Sevilla iſt unſtreitig eine der ſchönſten Städte in Spanien; daher man im Sprüchworte zu ſagen pflegt: wer Sevilla nicht geſehen hat, hat ein Wunder nicht geſehen: *Quien no ha viſto Sevilla, no ha viſto maravilla.* Ehe der Handel von Indien in Cadiz errichtet war, brachten die Flotten die Schätze jener Länder nach Sevilla, durch den großen Fluß Guadalquivir, an dem es liegt. Da dieß eine erſtaunliche Menge Menſchen hinzog, begaben ſich Böſewichter und Banditen von allen Orten dahin, um i[illegible] Talente geltend zu machen, und nach Indien überzugehen, wann ſie ſich von der Gerechtigkeit zu ſtrenge verfolgt ſahen. Die Policey war daſelbſt dergeſtalt vernachläſſiget, daß man faſt öffentlich ein Büreau hielt, woran

ſchon inne; führte gefütterte Würfel, die ich nach Herzensluſt kneipen konnte; wie auch präparirte Karten, mit denen ichs ſicher wagen konnte; und ſo entgieng mir kein Heller.

Ich übergehe viele andre Schelmereyen; denn wenn ich dieſe Blümchen alle ſammlen wollte, ſo möchte man mich eher für einen Teufel, als Menſchen halten. Zudem möchte ich Gelegenheit geben, Laſter nachzuahmen, vor denen die Menſchen fliehen ſollten. Aber vielleicht, wenn ich einige Schelmenſtücke und Redensarten der Betrüger erkläre, werden die Unwiſſenden mehr gewarnt, und diejenigen, die mein Buch leſen, nur durch ihre eigene Schuld betrogen werden.

Traue keinem Menſchen, wenn du auch die Karten ſelbſt giebſt; denn unterm Lichtputzen kann man ſie dir austauſchen. Hüthe dich auch, wenn ſie gezähnelt oder geglättet auf dem Schnitte ſind; ein Kniff, womit man die As erkennt. Biſt du ſelbſt ſo ein liederlicher Schelm, werther Leſer, ſo bemerke,

daß

---

man ſich wenden konnte, um jemanden, für eine gewiſſe Summe, meuchelmorden zu laſſen. Kam es nur auf Stockſchläge an, eine Beleidigung zu rächen; ſo koſtete es ſo wenig, daß es ſelten war, daß ſie aus Mangel der Bezahlung nicht wären gegeben worden. Daher kam es, daß die öffentliche Ruhe öfters geſtört, und das Leben der Bürger in Gefahr war.

daß man in Küchen und Ställen, die As mit einer Nadel durchſticht, oder umbiegt, um ſie durch die Kniffe zu erkennen. Geheſt du mit vornehmen Leuten um, ſo hüte dich vor Karten, die gleich von dem Stempel an in Sünden empfangen und gebohren ſind, und weil ſie von feinen und durchſichtigen Papiere ſind, ſich leicht durchſehen laſſen. Traue auch den reinlichen und ſchön in die Augen fallenden Karten nicht; denn das weißeſte behält noch immer ſeinen Schmutz. Gieb Acht, daß beym à la Carteta derjenige, der die Karten giebt, die Figuren, außer den Königen, nicht mehr umbiege, als die übrigen Karten. Denn ein ſolches Umbiegen iſt das Grab deines Geldes. Beym Primenſpiel ſiehe zu, daß man die Karten, die der, welcher giebt, weglegt, nicht oben drauf thue; und die Karten, entweder mit den Fingern aus dem Spiele, oder mit den erſten Buchſtaben eines Worts fodere. Ich will dir nicht Licht von mehrern Sachen geben; dieß iſt genug dich zu lehren, daß du vorſichtig leben mußt, weil es gewiß iſt, daß die Betrügereyen und Ränke, die ich dir verſchweige, unendlich ſind.

Einen Todten liefern, heißen dieſe Betrüger, und ſehr ſchicklich, einem das Geld abnehmen. Eine Liſt wid[illegible]einen Freund, nennen ſie ein Kunſtſtückgen. Liſtig und künſtlich ſind bey ihnen diejenigen, die ihnen ehrliche, einfältige Leute zuführen, damit ſie von dieſen Beutelſchneidern ausgezogen werden. Weiß nennen ſie einen, der rein von Bosheit und gut wie das Brod iſt; und ſchwarz den, der allen ihren Fleiß zu nichte macht und vereitelt.

Mit dieſer Spitzbubenſprache, und allen dieſen Schelmenſtücken kam ich alſo nach Sevilla. Mit dem meinen Cameraden abgenommenen Gelde gewann ich den Miethlohn der Mauleſel, das Eſſen in den Wirthshäußern, und den Wirthen ihr Geld noch obendrein ab. Ich ſtieg in dem Gaſthofe zum Mohren ab, wo ich einen Univerſitätsfreund von Alcala antraf, der Mata hieß, und ſich jetzt, weil ihm der Nahme rauſchender klung, Matorral *) nannte. Er handelte mit Leben, und war ein Krämer der Degenhiebe und Stiche, und es ſtand ihm nicht übel. Er führte die Zeichen davon auf ſeinem Geſichte. Drum pflegte er auch zu ſagen: es iſt kein beſſerer Fechtmeiſter, als der brav zerhauen und zerſtochen iſt. Er hatte Recht, weil ſein Geſicht ein Fell, und er ſelbſt ein Schlauch war. Er lud mich ein, bey ihm, mit noch andern Cameraden, zu Abend zu eſſen; und ſie ſollten mich hernach in den Gaſthof zurückbringen.

Ich

---

*) Das Spaniſche Wort *Mata* bedeutet einen Strauch, einen Buſch, und *Matoral* ein ganzes mit Sträuchen bedecktes Feld.

Ich gieng mit ihm. Sobald wir in ſeiner Wohnung waren, rufte er: Heyda! den Mantel herunter, und zeigt, daß ihr ein Mann ſeyd; denn ihr werdet dieſen Abend alle brave Jungen von Sevilla ſehen. Und damit ſie euch nicht für eine feige Memme halten, ſo ſchlagt die Halskrauſe herunter, zieht die Schultern in die Höhe, laßt den Mantel herunterfallen, (weil wir beſtändig ſo gehen *). Dreht die Schnauze nach der Schulter, ſchneidet Fratzen bald auf die, bald auf jene Seite, macht aus dem g ein h und aus dem h ein g. Ich lernte die Wörter, die er mir ſagte, auswendig. Er liehe mir einen Dolch, der ſeiner Breite nach ein Säbel, und nach ſeiner Länge ein Degen ſchien. Trinket, ſagte er zu mir, dieſes halbe Maaß puren Wein; und wenn ihr einen Tropfen übrig laſſet, ſo ſeyd ihr kein braver Kerl.

Indeß ich noch von dieſem Trunke ganz betäubt war, traten viere von dieſen Geſellen herein, mit Geſichtern, die wie Schuhe von Podagriſten ausſahen. Sie ſchwankten von einer Seite zur andern, hatten

ſich

---

*) Man hat in Spanien den Gebrauch, groſe Mäntel zu tragen, die von der Schulter herab bis unter die Kniee gehen. Mah wickelt ſich hinein und verbirgt Waffen darunter, welches für Böſewichter ſehr bequem iſt. Da der jetzige König von Spanien dieſen Gebrauch aufheben wollte, entſtand ein Aufruhr darüber.

ſich nicht mit den Mänteln bedeckt, ſondern um die Lenden gegürtet; die Hüte waren über die Stirnen in die Höhe gekrempt, daß ſie wie Diademen ausſahen; ihre Dolche und Degen wogen an Eiſen ein Paar ganze Schmieden auf, und die Spitzen reichten bis an die rechten Knöchel. Sie hatten die Augen niedergeſchlagen, den Blick ſtarr, glänzende und gehörnte Knebelbärte, und Bärte wie die türkiſchen Pferde.

Sie grüßten uns nur mit einer Bewegung des Mundes. Darauf ſagten ſie zu meinem Freunde mit verdrüßlicher Miene, und als wenn ſie die Worte geſtohlen hätten: Diener 'rr Gevatter! Mein Hofmeiſter dankte ihnen. Sie ſetzten ſich und ſagten kein Wort, zu fragen, wer ich wäre? ſondern der eine ſahe den Matorral an, öffnete den Mund und wies auf mich, indem er mit der Unterlippe auf mich ſtieß, welches mein Lehrer der Novizen erwiederte, indem er ſeinen Bart faßte und auf die Erde ſahe. Damit ſtanden alle mit vieler Fröhlichkeit auf, umarmten mich, und erwieſen mir viele Schmeicheleyen. Ich erwiederte ſie auf ihre eigene Art, welches eben ſo viel war, als wenn ich vier verſchiedene Weine gekoſtet hätte.

Sobald es Eſſenszeit war kamen, bey Tiſche aufzuwarten, große Schurken, die dieſe Eiſenfreſſer Caño-

es nennen. Wir ſetzten uns alle zuſammen. Zuerſt
rſchien ein Kapern-Ragout, und damit fiengen ſie
an, zum Willkommen meine Ehre *) zu trinken,
von der ich ſelbſt nicht glaubte ſo viel zu haben,
bis ich ſie trinken ſahe. Darauf kamen Fiſche und
Fleiſch, und alles zugerichtet Durſt zu erwecken.
Auf der Erde ſtand ein Trog voll Wein, und wer
Beſcheid thun wollte, legte ſich mit dem Bauche
darüber. Dieſe Art, zu trinken, gefiel mir! Hatte
man zweymal ſo getrunken, ſo kannte man einander
gewiß nicht mehr. Man fieng an, vom Kriege zu
ſchwatzen, und nun folgten Schwüre auf Schwüre.
Von jeder Geſundheit zur andern, die herumgebracht
wurde, ſtarben gewiß ihrer zwanzig bis dreyzig ohne
Beichte. Der Corregidor empfieng tauſend Dolch-
liche. Man feyerte das Andenken des Domingo
Tiznado und Gayons, vergoß Wein in Menge für
die Ruhe der Seele des Eſcamilla. Die, welche der
Wein traurig machte, beweinten zärtlich den unglück-
ichen Alonſo Alvarez **). Mein Kamerad, bey
dem die Uhr des Kopfes verrückt war, ſagte mit einer

---

*) Wenn die Spanier jemanden ihre Achtung bezeugen wollen: ſo trinken ſie nicht auf ſeine Geſundheit, ſondern auf ſeine Ehre; à ſu honra!

**) Domingo Tiznado, Gayon, Eſcamilla, Alonſo Alvarez, und der arme Einäugige, lauter famöſe ſpaniſche Picaros, Straſenräuber und Banditen der damaligen Zeit.

etwas heiſchern Stimme, indem er ein Brod in die Hände faßte und das Licht anſahe: Bey dieſem Geſichte, welches das Antlitz Gottes iſt, und bey dieſem Lichte, welches aus dem Munde des Engels kam, Brüder! wir müſſen uns dieſe Nacht, wenn ihr wollt, an dem Häſcher rächen, der den armen Einäugigen verfolgte.

Bey dieſen Worten erhob ſich unter ihnen ein abſchéulliches Geſchrey; ſie zogen ihre Dolche und ſchworen feyerlich, indem ein jeder die Finger auf den Rand des Troges legte, und mit den Mäulern drüber herfiel: ſo wie wir dieſen Wein trinken, müſſen wir das Blut eines jeden Spionen ſauffen!

Wer iſt denn dieſer Alonſo Alvarez, fragte ich, daß ihr ſeinen Tod ſo ſehr bedauert? Ein junger, tapferer Schläger, ſagte einer von ihnen, ein handfeſter Purſche und ein guter Camerade. Laßt uns gehen, denn die Teufel ziehen mich ſchon. Damit giengen wir fort auf die Häſcherjagd. Da ich vom Weine trunken und alle meine Sinne betäubt waren, ſo überlegte ich nicht die Gefahr, der ich mich ausſetzte.

Wir kamen in die Calle de la Mar, wo uns die Runde aufſtieß. Meine Cameraden wurden ſolche kaum gewahr, als ſie mit bloßem Degen auf ſie losfielen. Ich that desgleichen, und beym erſten Angriff befreyten wir zween Leiber der Häſcher von ihren gottloſen Seelen. Der Alguazil machte ſich mit ſeiner Juſtiz auf die Beine, lief und ſchrie die ganze Gaſſe hinauf. Wir konnten ihn nicht erreichen, weil er zu weit voraus war, und flüchteten uns in die Hauptkirche, um vor der Strenge der Gerechtigkeit in Sicherheit zu ſeyn; wo wir ſolange ſchliefen, als nöthig war, den Wein auszudampfen, der in unſern Schädeln ſiedete. Da wir wieder zu uns ſelbſt gekommen, war ich erſtaunt zu ſehen, daß die Gerechtigkeit zween Häſcher verloren, und der Alguazil vor einem Weinſchlauche geflohen war, denn das waren wir damals.

Wir befanden uns ſehr wohl in der Kirche; denn auf die Nachricht, daß ſich welche dahin geflüchtet, kamen barmherzige Nymphen, die ſich entkleideten, um uns zu bekleiden. Eine, Namens Grajales, faßte eine Zuneigung zu mir, und kleidete mich von neuem nach ihrem Geſchmack. Dieſes Leben gefiel mir wohl, und beſſer, als andere. Und ſo beſchloß ich, bis in den Tod bey der Grajales in Leid und Freud auszuhalten. Ich ſtudierte die Spitzbubenſprache, und in wenig Tagen war ich der Rabbi der andern Kuppler.

Die Juſtiz ermüdete nicht, uns aufzuſuchen. Sie ſchlich immer um die Kirche herum; demungeachtet irrten wir um Mitternacht verkleidet umher. Da ich ſahe, daß dieſer Handel ſo lange dauerte, und das Schickſal nicht aufhörte, mich zu verfolgen: ſo beſchloß ich, nicht als einer, der durch Schaden klug geworden, ſondern aus Ueberdruß, als ein hartnäckiger Sünder, das Land zu räumen. Ich faßte den Entſchluß, nachdem ich zuerſt mit der Grajales darüber zu Rathe gegangen war, mit ihr nach Indien zu gehen, und zu ſehen, ob in einer andern Welt und in einem andern Lande ſich mein Schickſal verbeſſern würde. Aber leider! verſchlimmerte es ſich; denn nie verbeſſert einer ſeinen Zuſtand, wer nur den Ort, und nicht ſein Leben und ſeine Sitten ändert.

S—d.

II.

Die Luſiade.

Aus
dem Portugieſiſchen
des
Luis de Camoens.

Erſter Geſang

---

von

Siegm. Freyhrn. von Seckendorff.

An den Leſer.

Unter allen Werken des Camoens verdient allerdings die Luſiade den Vorzug; nicht daß die übrigen, wie Mr. *de la Harpe* ſehr unbillig in dem ſeiner ſogenannten Ueberſetzung dieſes Gedichtes vorgedruckten Diſcours ſur Camoëns ſagt, ihres Verfaſſers ſo unwürdig wären, daß ſie nicht einmal überſetzt zu werden verdienten *); ſondern weil in dieſem über 1100 Stanzen langen Gedichte man den Genius des Dichters und die Stärke und Mannichfaltigkeit ſeines Erfindungs-Geiſtes näher kennen lernt.

Die darüber bißher gefällten verſchiedenen Urtheile hier zu ſammlen, halte ich für ſehr unnütz, ſo wie ich überhaupt mir es nicht ſehr angelegen ſeyn laſſen werde, Schönheiten oder Fehler dieſes Werkes auszuheben; denn wem könnte dieß nützen? Allenfalls dem, der nicht ſelbſt zu leſen Luſt hat, oder jenem, der ohne Aufklärung und Nachdenken lieſt? Allein für beyde

---

*) Ein Vorwurf, der in dem Munde des Herrn de la Harpe um ſo ungerechter iſt, da er nach dem eigenen Bekänntniſſe ſeines Buchhändlers (ſiehe *Avertiſſement du Libraire* welches dem *Diſcours ſur la Luſiade* vorſteht) nicht einmal Portugieſiſch verſteht und alſo die andern Werke des Camoens gar nicht kennt. So ſpricht indeſſen ein Academicien de Paris, deſſen Entſcheidung für unſere teutſch-franzöſiſchen Lecteurs de Brochures ein Orakel-Spruch iſt.

hat ja weder Camoens, noch irgend ein groſser Mann auf der Welt geſchrieben; und der forſchende, geſchmackvolle, erleuchtete Leſer, ſollte der meiner Führung bedürfen? Gewiß nicht! Ich wenigſtens — ohne auf alle dieſe Eigenſchaften mehr, als es die ſtrengeſte Beſcheidenheit erlaubt, Anſprüche machen zu wollen und zu dürfen — mag mir nicht gerne in meinem Urtheile von andern vorgegriffen ſehen, ſondern überlaſſe mich am liebſten meinem eigenem Gefühle, und halte dafür, daß, da jeder vernünftige Menſch das ſeinige hat, und in ſo fern er es bey ſeinem Urtheile zu Grunde legt, nothwendig wahr ſprechen muß, es eben ſo ungereimt wäre, jemanden zu Empfindungen hinüber ziehen zu wollen, zu denen ſeine Seele nicht geſtimmt iſt, als es lächerlich wäre, ſeinem Gaſte eine Speiſe aufzudringen, die ihm nicht ſchmeckt. Alſo — wer Augen und Ohren hat zu ſehen und zu hören, der höre und ſehe; und wer eine Seele hat zu fühlen, der fühle! Behagt dir meine Luſiade nicht? ſo laß ſie ruhen. Für dich und deines gleichen iſt ſie nicht gemacht; wir bleiben demohngeachtet vor, wie nach, gute Freunde.

Dir aber forſchender, geſchmackvoller und erleuchteter Leſer! dir bin ich eine Beichte ſchuldig, die ich auch ſogleich ablegen will. Ich bin mir zwar keiner vorſätzlichen Verdrehungen, keiner erheblichen Zuſätze noch ſündlicher Auslaſſungen der Hauptſchönheiten des Originals bewußt, glaube einen groſsen Theil der

Pflicht eines getreuen Ueberſetzers befolgt zu haben, und habe auch noch jezt nicht aufgegeben, was ich dir als einen bloßen Verſuch vorlege, vielleicht mit der Zeit, wenn ich dieſes Gedicht ganz herausgeben werde, zu verbeſſern; allein, etwas verliehrſt du immer. Durch die Veränderung des Silbenmaaſes der Stanzen, die ſich im Original immer gleich ſind, gewinnt vielleicht meine Ueberſetzung eine Art von Mannichfaltigkeit, die wenn ſie auch, wie ich hoffe, dir nicht unangenehm ſeyn wird, dennoch im Schwung des Ganzen ſich von ſeinem Urbilde unterſcheidet. Dies wäre alſo die erſte, und vielleicht die Hauptabweichung. Die zwoote rührt von dem mir gleich Anfangs aufgelegten Zwange her, jeden Geſang ohne Verlängerung noch Verkürzung, von Stanze zu Stanze überzutragen. Hieraus entſtund nothwendigerweiſe, daß ich zuweilen eher fertig wurde als der Dichter, und dieſer zuweilen früher als ich. Oefters zwar habe ich durch Erweiterung oder Verengung des Silbenmaaſes mir geholfen, allein nicht immer gieng es ohne Zuſatz oder Abnahme einiger, mir dennoch meiſt unerheblich ſcheinender, Nebendinge an; weil ich einmal, die vorgeſetzten Gränzen zu überſchreiten, keine Luſt hatte; bey einer Vergleichung mit dem Original aber, die ich eher wünſchen, als befürchten zu dürfen glaube, wird ſich zeigen, in wie ferne dieſe Veränderungen dem Gedichte nachtheilig geweſen ſind. Indeſſen ſollen, bey einer künftigen Ausgabe des Ganzen, alle dieſe und übrige Abweichungen, wenn ich bis dahin ſie zu ergänzen nicht fähig bin, ſorgfältig angezeigt und zugleich mit einer proſaiſchen wörtlichen Ueberſetzung ausgeglichen werden.

Von dem übertragenen eigentlichen Tone des Originals in die Ueberſetzung, wirſt Du, wie ich hoffe, nicht ganz unzufrieden ſeyn; und ſo vielleicht auch von den Bildern und Gleichniſſen, die ich Dir, weil doch darinn eigentlich der poetiſche Werth des Gedichtes liegt, mit möglichſter Treue aufbehalten habe.

Und weil Du, obſchon mit vielem Geſchmack und Kenntniſſen verſehen, dennoch gerade in dieſem Augenblicke nicht alles was zum Verſtändniſſe dieſes Gedichtes gehöret, gegenwärtig haben möchteſt, ſo findeſt Du nicht allein in dem vorgeſetzten weitläuftigen Gegenſtande der Luſiade den Innhalt des ganzen Gedichtes, ſondern Du wirſt auch in denen, dem erſten Geſange angeſchloſſenen, Anmerkungen die nothwendigſten Erläuterungen antreffen. Nur muß ich erinnern, daß weil viele der letzten, die als Bruchſtücke von Biographien betrachtet werden können, und zur Noth für ſich ein Ganzes ausmachten, wenn ſie voraus geleſen würden, dem Effekt dieſes Geſanges nachtheilig ſeyn möchten, Du alſo klug und wirthſchaftlich in deinem Vergnügen handeln wirſt, wenn, bey der erſten Durchleſung deſſelben, Du von den Anmerkungen nur diejenigen, die ſich durch größern Druck auszeichnen, wähleſt, die andern aber bis zur Vollendung des Geſanges, wenn ſie Dir anders neu ſind? aufſpahrſt. Sie ſind übrigens aus den autentiſchſten Quellen der Geſchichte gezogen und vermuthlich keinem Zweifel unterworfen.

Noch ſollte ich Dir ein Wort von dem Baue meiner Stanzen ſagen: denn ob Dir gleich, wie ich hoffe, nicht beykommen wird mich zu fragen, warum ich ein in Stanzen getheiltes Gedicht nicht lieber in einer Reihe von Hexametern, Trochäen, Jamben, Alexandrinern ꝛc. oder gar in poetiſcher Proſa vorgetragen habe? weil Du fühlen wirſt, wie viel vom Tone des Originals bey einer ſolchen Behandlung zu Grunde gegangen wäre; ſo könnteſt Du mich doch wohl vielleicht tadeln, daß ich nicht, wie Camoens, immer dem unter ſich ähnlichen Baue der Stanzen gefolgt bin. Hierauf muß ich nun im Gegentheile von Dir wißen: Ob Du ein muſikaliſches Ohr haſt, und die Kunſt, ein Gedicht nach den verſchiedenen, ſeinen Innhalt angemeſſenen, Modulationen der Sprache vorzutragen, beſitzeſt? — Denn du kannſt ein rechter honnetter Leſer ſeyn, und dennoch dieß Geſchenk der Natur vermiſſen. — Biſt du damit verſehen, und fragſt mich demohngeachtet — ſo muß ich Dir geſtehen, daß ich darauf nichts anders zu antworten weiß, als daß mich dazu, wie Juvenal ſagt, ein

Id, quod nequeo monſtrare et ſentio tantum —

verleitet habe.

Hiſtori-

Hiſtoriſcher Gegenſtand der Luſiade.

Portugall war nicht immer, wie jezt, in einem ſo anhaltenden politiſchen Schlafe begraben; es hat ſich vor und nach Entſtehung ſeiner Monarchie, durch die rühmlichſten Könige, tapferſten Heerführer und größten Männer hervorgethan. In die meiſten und entſcheidenſten Zeitpuncte Europas befand es ſich mit verwickelt, und lange hat es mit den Römern, Caſtiliern und Mauren faſt nie abreiſſende blutige Kriege geführt. Einer ſeiner glänzendſten Zeitpunkte aber war ohnſtreitig die unter dem Könige Don Emanuel entdeckte neue Farth nach Indien, die Camoens zum Gegenſtande ſeiner Luſiade gemacht hat. Portugall würde, vermöge der dadurch erworbenen Reichthümer, Eroberungen und Ausbreitung ſeines Handels, noch bis auf dieſen Tag allen Mächten Europas die Spitze zu biethen ſich im Stande ſehen, wenn durch die nachmalige Vereinigung mit dem Spaniſchen Throne und viele andre Kriege nicht ein großer Theil dieſer Vortheile wieder zu Grunde gegangen wäre.

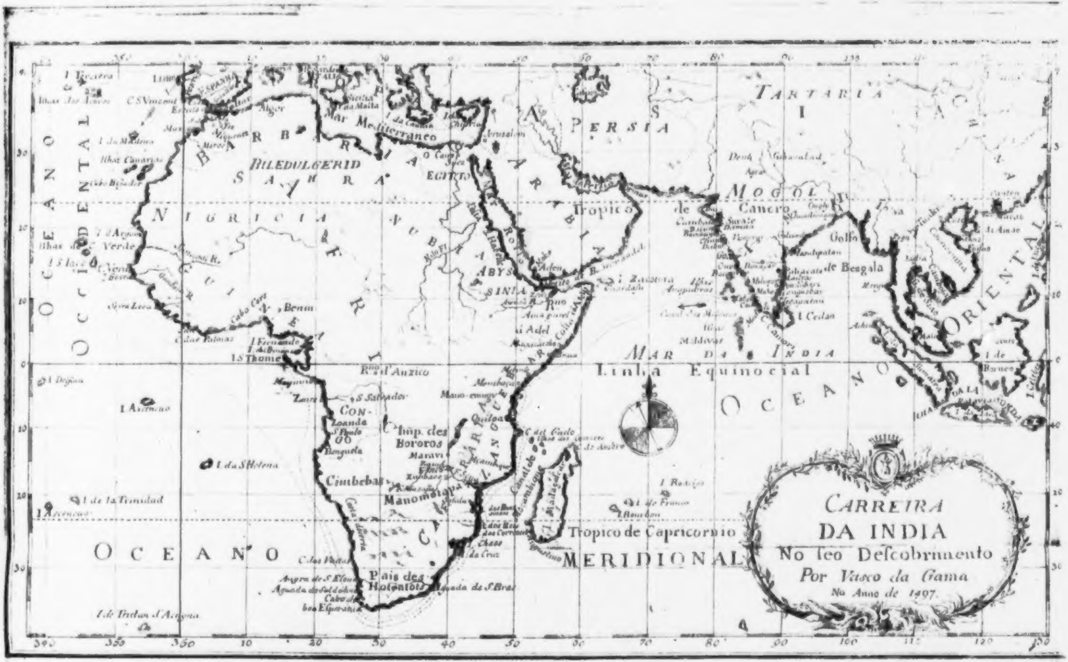
Die Könige von Portugall fühlten längſt die Wichtigkeit dieſer Entdeckung. König Johannes II, Don Emanuels Vater, hatte ſchon in dieſer Abſicht mit großem Aufwande Verſuche machen laſſen; allein ſeine kühnſten Schiffer waren nicht weiter, als bis an das Vorgebürge Afrikas, dem Johannes in Hofnung künftiger glücklichererer Farthen, den Namen Cabo de boa Eſperanza gab, gekommen. Indeſſen beſtättigte die dortige Wendung des feſten Landes die geſchöpfte Vermuthung, daß Afrika ganz umſchift werden könnte, und der König bereitete ſich ſchon eine neue Flotte dahin auszurüſten, als ihn der Tod überraſchte, und ihm nichts übrig ließ, als noch vor ſeinem Ende, dieß für den Glanz Portugalls ſo wichtige Geſchäft, ſeinem Sohne zur Ausführung zu hinterlaſſen.

Don Emanuel beſtieg den Portugleſiſchen Thron im Jahre 1495, und dachte nach den erſten Beſchäftigungen ſeiner Regierung ernſthaft darauf den Willen ſeines Vaters, der ohnehin auch ſein Lieblingsgedanke war, in Erfüllung zu bringen. Die Wahl zur Ausführung dieſes weitausſehenden Plans fiel auf einen klugen und tapfern Mann, Namens Vaſco da Gama, der zugleich einer der geſchickteſten Seefahrer des Reichs war. Man ließ ihm frey die Wahl und Anzahl ſeiner Gehülfen und Schiffe zu beſtimmen; er verlangte 3 Kriegs-Schiffe und ein Proviant-Schiff; behielt das größte für ſich, übergab die Führung des zweyten ſeinem Bruder Paulo da Gama; des dritten, dem Nicolao Coelho, und des Proviantſchiffes ſeinem Bedienten Gonſalvo Nugnez. Den Tag vor ſeiner Abreiſe brachte er mit den Seinigen im Gebete zu, und an einem Sonnabend, den 8ten Julius 1497, fuhr er von dem eine Meile von Liſſabon entlegenen Hafen zu Belem, unter tauſend Glück- und Seegens-Wünſchen des Königs und aller treuen Portugieſen, aus.

Er nahm ſeinen Weg gerade nach den Canariſchen Inſeln, und langte, nachdem er Madera, die Mauritaniſche Küſte und Guinea hinter ſich gelaßen hatte, den 28ſten des nemlichen Monats in San Tiago oder St. Jakob an, wo er zum erſtenmal landete.

Von da ſchiffte er mit einem günſtigen Oſtwinde gegen das Vorgebürge der guten Hoffnung, wurde aber in den Monaten Auguſt, September und Oktober, von ſo heftigen Stürmen verfolgt, daß er erſt den 4. November die Cafrariſchen Küſten, wo er zum zweytenmal den Fuß ans Land ſetzte, erreichen konnte.

Einer ſeiner Soldaten, Namens Ferdinand Velloſo, begab ſich daſelbſt in das Innerſte des Landes, um einige Kundſchaft von der Gegend einzuziehen; allein kaum wurden die dort wohnhaften Schwarzen ſeiner gewahr, ſo jagten ſie ihn mit Pfeilen und Steinen wieder zu den Schiffen zurück, und Gama, der


CARREIRA
DA INDIA
No ſeo Deſcobrimento
Por Vasco da Gama
No Anno de 1497.
OCEANO OCCIDENTAL
OCEANO MERIDIONAL
OCEANO ORIENTAL
MAR DA INDIA
Linha Equinocial
Tropico de Cancro
Tropico de Capricornio
TARTARIA
ASIA
PERSIA
ARABIA
MOGOL
CHINA
BARBARIA
BILEDULGERID
SAHRA
NIGRICIA
GUINEA
AFRICA
NUBIA
ABYSSINIA
EGITTO
CONGO
CAFRARIA
ZANGUEBAR
Mar Mediterraneo
Mar Roxo
Golfo de Bengala
I. Terceira
Ilhas dos Açores
Lisboa
C. S. Vincent
I. da Madeira
Ilhas Canarias
Cabo Bojador
Ilhas de C. Verde
C. Verde
Serra Leoa
Cabo Corso
C. das Palmas
Benin
I. Fernando
I. do Principe
I. S. Thome
Argel
I. de Malta
I. de Candia
I. de Chipre
Jerusalem
O Cairo
Suez
Aden
Ormus
I. Zacotora
Diu
Surate
Goa
Calecut
Cochim
I. Ceilão
Ilhas Maldivas
Ilhas Laquedivas
Melinde
Mombaça
Quiloa
Moçambique
Sofala
I. de Madagascar
Canal de Moçambique
C. del Gado
I. de Franca
I. Bourbon
I. Rodrigo
Rio Zaire
Loanda S. Paulo
Benguela
S. Salvador
Monomotapa
Cimbebas
Pais dos Hotentotes
Cabo de boa Esperança
Aguada de S. Braz
I. da S. Helena
I. Ascensão
I. de la Trinidad
I. de Tristan d'Acunha
Malaca
Sumatra
I. de Borneo
Java
Cantão
Macao
Delhi
Agra
Siam
Pegu
Camboja
Cochinchina
Masulipatan
Negapatan
340
350
360
10
20
30
40
50
60
70
80
90
100
110
120
130

ihm zu Hülfe eilen wollte, wurde bey dieſer Gelegenheit ins Bein verwundet *). Die Portugieſen nannten den dortigen Meerbuſen Santa Helena, und den Fluß, deſſen Mündung einen ſehr bequemen Hafen macht, *San Tiago*.

Den 16ten November fuhr die Flotte wieder aus, umſeegelte den 20ſten, an einem Sonntag, das Vor-

---

*) Oſorio, der dieſen Umſtand ſehr verſchieden erzählt, ſagt: Velloſo habe von Gama ſich die Erlaubniß erbeten, einigen Wilden, die ihm zugewinkt hätten, zu folgen. Dieſe hätten ihn in ihre Hütten gebracht, freundlich aufgenommen, und ihm ein Gaſtmal von einem unterwegs getödeten See-Kalb vorgeſetzt; dem Portugieſen aber habe vor dem rohen Fleiſche geekelt, und weil er aus ihrem äuſſerlichen Betragen abgenommen, ſie würden ihn dazu zwingen, ſey er entſprungen und mit groſſem Geſchrey zu ſeinen am Ufer gelagerten Kameraden zurückgelaufen; dahin nun hätten ihn die Wilden mit beſtändigem freundlichem Zuruf und Locken verfolgt, ſeyen aber aus Mißverſtand von den Portugieſen, die ſich in Gefahr glaubten, in den benachbarten Wald zurückgejagt worden. Kurz darauf ſey Gama mit ſeinen Capitains, um die Sonnenhöhe zu meſſen, ans Land geſtiegen. Die Wilden, in Meynung, man wolle auf's neue etwas feindliches gegen ſie unternehmen, ſeyen hierauf bewaffnet und in großer Anzahl auf ihn losgekommen, hätten ihn mit einer beſondern Art von gefährlichen Wurfſpieſen verfolgt, und genöthigt, nach einer davongetragenen Wunde im Bein, die Schiffe wieder zu beſteigen.

gebürg der guten Hoffnung *), langte den 25ſten, ſechzig Meilen davon, in dem Meer-Buſen zu San Bras an und landete an einer drinn liegenden kleinen Inſul zum drittenmal. Hier befohl Gama das Proviant-Schiff, welches Gonſalvo Nugnez führte, zu verbrennen. Den 8ten December, als am Feſte Mariä Empfängniß, verlieſſen zwar die Schiffe den Hafen, wurden aber durch einen erſchrecklichen Sturm wieder ans Land gejagt. Erſt den 16ten des beſagten Monaths kamen ſie bey den Chaoiſchen Inſuln, welche 60 Meilen von San Bras und 5 unterhalb Santa Cruz liegen, an. Sie fanden daſelbſt die von Bartolomeo Dias errichtete Gränz-Säule, die bis zu König Johanns Regierung das Ziel aller Schiffer geweſen;

und

---

*) Gamas Muth und Gedult wurde bey dieſer Gelegenheit nicht wenig auf die Probe geſtellt, indem er nicht allein, ganzer 4 Tage und Nächte, ohne vor noch rückwärts ſeegeln zu können, ſich den heftigſten Stürmen ausgeſetzt ſahe, ſondern auch die Unannehmlichkeit hatte, da er der dringenden Bitte ſeiner Mannſchaft, die weiter zu ſchiffen für unmöglich hielt, und durchaus wieder zurück nach Portugall verlangte, ernſtlich wiederſtund, daß ſich ſolche gegen ihn empörte und ihm nach dem Leben trachtete. Gama ließ zwar, ſobald der Anſchlag von ſeinem Bruder entdeckt wurde, die vornehmſten Rädelsführer, unter denen ſich auch ſein Steuermann befand, ins Gefängniß werfen, ſah ſich aber genöthigt, in Ermanglung eines guten Schiffers, das Schiff ſelbſt zu regieren. *Oſor. ibid.*

und begaben ſich, mit Waſſer und andern Lebensmit-
eln neu verſehen, abermals in die See. Da aber
ie ſtürmiſchen Wellen ihnen nicht zulieſſen, ſich in das
hnen ohnehin unbekannte hohe Meer zu wagen, ſo
eſchloſſen ſie einen neuen Hafen zu ſuchen und den
eftigen Sturm daſelbſt abzuwarten. Es geſchah
ieß gerade am Drey Königs-Tage, den 6ten Jänner,
eswegen ſie den Fluß, in deſſen Mündung ſie ſich
cherten, il Rio dos Reis, das iſt, der Fluß der Kö-
ige, nannten.

Am 25ſten des nemlichen Monats lieſen ſie aber-
als bey der Mündung eines großen Fluſſes ein. Die
eyden Seiten des Ufers waren mit Bäumen bepflanzt
nd von einem ſchwarzen gaſtfreundlichen Volke be-
ohnt, deſſen Sprache ſie aber nicht verſtunden.
ach einem Aufenthalte von drey Tagen landeten da-
lbſt vier Männer, deren einer in gebrochnem Ara-
ſch ihnen zu verſtehen gab, er hätte vor kurzer Zeit
n Land geſehen, wo ſich Schiffe von ähnlicher Größe,
e die ihrigen, befänden. Vaſco da Gama ver-
nthete hieraus, daß es Indien geweſen ſey, hieß
eſerwegen den Fluß Rio dos Bonns Sinnaës, das iſt,
r Fluß der guten Zeichen, und errichtete am Ufer
ne Denkſäule mit dem Portugieſiſchen Wappen, die
St. Raphael nannte. Zwey und zwanzig Täge
elt er ſich daſelbſt auf, theils um ſeine Schiffe aus-
eſſern, theils um ſeine Mannſchaft, und beſonders

ſeine Kranken, deren einige hier ſtarben, aufraffen zu laſſen.

Den 24ſten Februar verließ die Flotte den Hafen und entdeckte am 1. März vier vom feſten Lande nur wenig entfernte Inſeln. Nicolao Coelho meldete von ſeinem Schiffe, daß ſieben bis acht Barken aus einer derſelben, mit vollen Seegeln, der Flotte entgegen eilten. Sogleich ließ ihnen der Capitän ein Zeichen geben, ſich zu nähern, welches ſie thaten, ihm verſchiedene Nachrichten von ihrem Land und deſſen Regierung gaben, und, nachdem ſie ihm einen Steuermann, der ihn ſicher nach Indien führen ſollte, verſprochen hatten, ſich wieder entfernten. Des andern Tages ſtattete ihm der Gouverneur der vornehmſten dieſer Inſeln, welche Mozambik hieß, einen Beſuch ab, und unterhielt ſich ſehr lang mit ihm; da er aber merkte, daß die Portugieſen keine Türken, wie er Anfangs glaubte, ſondern Chriſten waren, verließ er ſie mit dem heimlichen Vorſatze, ſobald ſie aus Land ſteigen würden, ſie unvermuthet zu überfallen, und ihre Schiffe anzuzünden. Zum Glücke wurde Gama der Verrätherey noch bey Zeiten gewahr; der mit Waffen verſchiedener Art am Ufer auf ihn lauernde Hinterhalt entdeckt und dergeſtalt empfangen, daß die Portugieſen mit großem Sieg und reicher Beute zu ihren Schiffen zurückkehrten. Der Gouverneur ſandte hierauf einen Boten an den Capitain, ihm den Frieden und zugleich den verſprochenen Steuermann anzubieten, den Gama auch mit ſich nahm, und am 1. April, Mozambik verlaſſend, nach Quilloa ſeegelte. Da der dortige Hafen für ſehr gefährlich gehalten wurde, und die Einwohner dieſes Landes von eben ſo verrätheriſcher Geſinnung, wie die von Mozambik waren, ſo rieth der ſchwarze Schiffer, der, ſeinen heimlichen Verhaltungsbefehlen nach, die Flotte ihrem Verderben entgegenführen ſollte, daſelbſt einzulaufen; da aber der Wind dazu nicht günſtig war, ſo ſchiffte Gama weiter, fand ſich den 7ten gedachten Monats auf der Höhe von Mombaza, und ließ auch hier, wegen des felſigen Ufers, die Schiffe außerhalb des Hafens ankern. Kaum waren ſie daſelbſt angelangt, ſo näherten ſich ihnen einige mit Schwarzen angefüllte Barken. Gama verſtattete vieren derſelben ohnbewaffnet auf ſein Hauptſchiff zu ſteigen, und erfuhr von ihnen, ſie ſeyen von ihrem Könige, der bereits von ſeiner Ankunft unterrichtet wäre, an ihn abgeſandt worden, um ihm ſeine Freundſchaft und allerley Arten von Erfriſchungen und Indianiſchen Früchten und Spezereyen, davon ihre Stadt einen großen Vorrath beſäße, anzubieten, ihn aber zugleich zu erſuchen, da der König ihm einen Beſuch abzuſtatten wünſche, mit ſeinen Schiffen in den Hafen einzulaufen. Gama bezeugte ſich nicht allein gegen den guten Willen des Königs dankbar, ſondern ſchickte auch ſogleich zween ſeiner zu dieſem Ende mitgenommenen

Degradados *) ans Land, dem Könige einige Geſchenke zu überreichen. Sie wurden außerordentlich wohl vom Könige aufgenommen, und unter Begleitung etlicher Schwarzen, die dem Kapitain zugleich Proben von ihren koſtbarſten Spezereyen überbrachten, wieder zugeſandt.

Gama, der ſich bey dieſem Empfange nichts Böſes verſahe, gab alſo Befehl, die Anker zu lichten und nach der Stadt zu ſeegeln. Allein da bey der Einfahrt in den Hafen die Schiffe von den ſtürmiſchen Wellen zu ſtark gegen das Ufer getrieben wurden, und Gama beſorgte auf falſchen Grund zu kommen, ſo ließ er abermals ſeine Seegel einziehen und Anker werfen: welchem Beyſpiele die andern Schiffe folgten. Die Schwarzen, denen die Urſache dieſes Aufenthalts ein Räthſel war, befürchteten, ihr Anſchlag ſey entdeckt; ſie ſprangen daher nebſt dem Mozambiker Steuermann in die See, und ſchwammen ſo eilfertig nach dem Ufer, daß Gama den letzten, den er verfolgen ließ, nicht mehr erreichen konnte. In der folgenden Nacht entdeckten die Portugieſen verſchiedene Barken, die ſich ihren Schiffen näherten, um heimlich

---

*) Abgeſetzte geiſtliche oder weltliche Perſonen, die als Verbrecher auf die Flotte verbannt waren, und bey gefährlichen Gelegenheiten gebraucht wurden. Gama hatte deren zwölf bey ſich.

lich ihre Unterthanen abzuſchneiden; ihr Vorhaben wurde aber durch die Wachſamkeit der Mannſchaft vereitelt, und Gama, der ſich den Gefahren dieſes Hafens nicht länger ausſetzen mochte, verließ ihn des andern Tags und nahm ſeinen Weg gegen Melinda.

Auf dieſer Fahrt begegneten ſie abermals zweyen Schiffen mit Schwarzen angefüllt, wovon das eine ihnen entkam, das andere aber aufgebracht wurde. Gama behielt nur 14 Mann von der darauf befindlichen Mannſchaft, und ließ die andern nebſt dem Schiffe wieder frey. Unter den erſten befand ſich einer, der vornehmer als die andern zu ſeyn ſchien, und ſich erbot, als er merkte, daß der Kapitain wegen der in Mombaza erlittenen Gefahr, in Melinda zu landen Anſtand nahm, in ſeinem Namen vorauszugehen und die Geſinnungen des dortigen Königs zu erforſchen. Ob nun ſchon Gama dem Schwarzen nicht viel gutes zutraute, ſo erwog er doch, daß er durch ſeine Abſendung nicht viel wage. Er ließ ihn daher an einer kleinen Inſul, die der Stadt gegen über lag, ans Land ſetzen. Es dauerte nicht lang ſo ſah man eine Barke von der Stadt dahin rudern und ihn ablangen. So bald er zum Könige gebracht wurde, gab er ihm die von ihm verlangte Auskunft über die Reiſe der Portugieſen, und lobte ihre Menſchlichkeit und freundlichen Sitten dermaſſen, daß der König, der von ſanftem und gutem Gemüth war, den folgenden Morgen, als die Flotte, am erſten Oſtertage den 15ten April, vor Melinda anlangte, ihr alle Arten von Erfriſchungen an Früchten, Fleiſch und Geflügel zuſchickte; zugleich ließ er dem Capitain, nebſt ſeinem Gruße wiſſen, er trüge zwar großes Verlangen ſeine Schiffe zu ſehen; allein ſein hohes Alter und ſeine ſchwache Geſundheit verhinderten ihn daran. Dagegen ſtattete ſein Sohn, der die Regierungsgeſchäfte beſorgte, in prachtvollem Anzuge, von den Vornehmſten ſeines Hofes und einer zwar zahlreichen, aber ſehr unharmoniſchen Muſik begleitet, ſeinen erſten Beſuch bey Vaſco da Gama ab. Als man ſeinen Zug von weiten kommen ſahe, näherte ſich ihm der Kapitain in einer Schaluppe. Der Prinz konnte kaum den Augenblick erwarten da die Barken zuſammenſtieſſen, ſprang herüber und umarmte ihn mit innigſter Wärme, als ob er ſchon längſt mit ihm bekannt wäre. Hierauf begonn ein weitläuftiges Geſpräch, während dem der Prinz die äußeren Formen der Portugieſiſchen Schiffe mit großer Aufmerkſamkeit betrachtete, und den Capitain zu wiederholtenmalen erſuchte mit ihm zum Könige ſeinem Vater zu kommen, der ihn zu kennen ſo ſehnlich wünſche; Gama entſchuldigte ſich aber, er habe hiezu von ſeinem Monarchen keine Erlaubniß; und obgleich der Prinz nochmals in ihn drang und ihm ſogar zu ſeiner Sicherheit zween ſeiner Söhne als Geiſſeln auf dem Schiffe laſſen wollte, ſo erhielt er doch weiter nichts von ihm, als die Erlaubniß, zween Portugieſen mit ans Land nehmen und ſie dem Könige vorſtellen zu dürfen.

Den folgenden Tag näherte ſich Gama auf einer Schaluppe der Stadt, und nahm ſie in Augenſchein; der Prinz hatte ihn kaum erblickt, ſo beſuchte er ihn zum zweitenmale, verſprach ihm einen erfahrnen Schiffer, der ihn den kürzeſten Weg nach Indien führen ſollte, und bat ihn dagegen bey ſeiner Rückkehr ohnfehlbar wieder bey ihm zu landen, und einen ſeiner Vaſallen, den er, den König Emanuel um ſeine Freundſchaft zu bitten, nach Portugall abſenden wolle, mit ſich zu nehmen.

Den 20ſten April verließ die Flotte den Hafen und nach einer Schiffarth von 28 Tagen wurde der Melindiſche Steuermann am 17ten May einer hohen Küſte gewahr, die ſich aber wegen des neblichten Wetters nicht deutlich unterſcheiden ließ. Sonntags darauf den 19ten aber entdeckte er die hohen Berge nächſt der Stadt Calecut, und gab ſogleich die Nachricht dem Capitain, mit der Bitte, er möchte ihm nun die wegen dieſer frölichen Bothſchaft ihm gebührende und verſprochene Belohnung reichen laſſen, die er auch ſogleich erhielt. Gama pries mit allen den Seinigen die Vorſicht, das Land, welches ſie ſeit beynahe 11 Monaten ſuchten, glücklich erreicht zu haben, und warf noch am nehmlichen Abend ſeine Anker 2 Meilen von der Stadt. Die ſich ihm nähernden Fiſcher-Barken unterrichteten ihn, mittelſt eines Dollmetſchers von dem Aufenthalt ihres Königs. Er ſandte ohne Zeitverluſt einen ſeiner Degradades, von deren Beſtimmung ſchon vorhin geſprochen worden, ans Ufer; dieſer war kaum ans Land geſtiegen, ſo ſah er ſich von einer unbeſchreiblichen Menge Volcks, die eine große Verwunderung über ſein Anſehen und Kleidung äuſſerten, umrungen; da er aber weder von ihnen, noch ſie von ihm verſtanden werden konnten, ſo blieben ihre neugierigen Fragen, wo er herkäme, und was er bey ihnen ſuche? unbeantwortet. Von dem großen Haufen bald da, bald dorthin getragen, ſtieß er endlich auf zwey von Tunis gebürtige Kaufleute, die aus ſeiner Tracht urtheilten, er ſey ein Spanier und ſich ſehr verwunderten ihn in dieſer Gegend anzutreffen. Einer von dieſen, der Moncaide hieß, fragte ihn auf Caſtiliſch; aus welcher Provinz Spaniens er gebürtig wäre? führte ihn, auf die von ihm gegebene Antwort, er ſey ein Portugieſe, mit ſich nach Hauße und bewirthete ihn aufs beſte. Den König zu ſprechen, ſagte er ihm, ſey dieſen Tag nicht wohl möglich, indem er ſich an einem 3 Meilen weit entlegenen Orte, Namens Pandarame, befände; er bäth ſich aber von ihm aus, falls er zu der Flotte zurückkehrte, ihn mit ſich zu nehmen, und dem Capitain vorzuſtellen. Der Portugieſe willigte darein, und Gama empfieng den Kaufmann mit großer Freude; in einem weitläuſtigen Geſpräch erfuhr er von ihm verſchiedene die Stadt und das Königreich Calacut betreffende Umſtände, und kam mit ihm überein den folgenden Tag, ihn nebſt zween Portugieſen an den König zu ſenden. Sie fanden ihn in Pandarame. Sobald ſie vorgelaſſen wurden, neigten ſie ſich tief und ſagten zum König: daß durch den Ruf Seiner Größe und Herrlichkeit bewogen, der Monarch aus Portugall einen ſeiner Kapitains anhero geſandt hätte, um mit Ihm einen ewigen Freundſchafts-Bund zu errichten; es ſey der gedachte Kapitain ſo eben vor dem Hafen Seiner Reſidenz-Stadt angekommen, und erbitte ſich die Erlaubnis vor dem Könige erſcheinen zu dürfen. Der König antwortete darauf: Es ſey ihm ſowohl die Ankunft des Portugieſiſchen Kapitains, als der Auftrag, den er von ſeinem Monarchen habe, äußerſt angenehm; er würde ſogleich die nöthigen Maasregeln nehmen, um ihn ſprechen zu können; ließ ihn aber unterdeſſen bitten, ſich mit ſeiner Flotte Pandarame zu nähern, weil die Rhede, auf der er ſich befände, in dieſer Jahreszeit nicht allzuſicher wäre. Mit dieſer Antwort kehrten Moncaide und die Portugieſen zu den Schiffen zurück.

Nach Verlauf von einigen Tagen ſandte der König ſeinen Cattual *) an's Ufer, mit dem Auftrag, den Portugieſiſchen Kapitain nach Pandarame zu begleiten. Dieſer übergab das Commando der Schiffe ſeinem Bruder Paul, und befohl ſowohl ihm, als dem Nikolao Coelho, daß, im Fall er auf irgend eine Art verhindert werden ſollte, zu ihnen zurückzukehren, ſie ohne Zeitverluſt mit ihren Schiffen und dem wichtigen Bericht deſſen, was ſie auf ihrer Fahrt entdeckt hätten, nach Portugall zurückſeegeln möchten *). Hierauf ſtieg er mit einer Bedeckung von zwölf Mann in eine Schaluppe, und fuhr an's Land, wo ihn bereits der Cattual erwartete, und ihm nach der Weiſe des Malabariſchen Adels in einer Sänfte, von den Seinigen auf den Schultern getragen, entgegen kam.

---

*) So heißt, nach Oſorios Bericht, der oberſte Richter in Calecut.

Gama

---

*) Nach ſo vielen, auf den verſchiedenen Küſten, wo Gama zu landen verſuchte, erfahrnen Verräthereyen der dortigen Völker, wagte der Feldherr allerdings nicht wenig, ſeine Perſon, in Begleitung einer ſo ſchwachen Zahl von Mannſchaft, auszuſetzen; allein der Schritt war nothwendig, und Gama erklärte durch den ſeinigen, daß er gerne ſein Leben aufopfern, um dem König ſeinem Monarchen einen ſo wichtigen Dienſt zu erzeigen. Eine zahlreichere Wache mit ſich zu nehmen, war einestheils wegen der Sicherheit der Schiffe, und anderntheils bey den Calecutanern kein Mistrauen zu erwecken, nicht rathſam; er verbot daher ausdrücklich, es möchte ihm auch geſchehen was nur immer wolle, ſo ſollten die Portugieſen nichts feindliches unternehmen, damit nicht durch die gänzliche Vernichtung der Flotte die Frucht dieſer mühſamen Reiſe verlohren gienge.

Gama fand einen ähnlichen Seſſel für ſich bereitet, und begab ſich, in Begleitung ſeiner zwölf Portugieſen, die ihm zu Fuß folgten, und einer großen Menge Nairos *), nach der Stadt.

Unter-

---

*) Sonſten auch Nahors oder Nayore. Iſt der Name des Malabariſchen Adels, der ſich den Waffen gewidmet hat, und von dem Könige zu dem Ende beſoldet wird. Sie dürfen ſich nicht verheyrathen, es iſt ihnen aber erlaubt, ſoviel ledige Frauensperſonen als ſie wollen, bey ſich zu haben; die Geſellſchaft einer verheyratheten aber verunehrt ſie. Ihre Liebhaberinnen ſind dem ohngeachtet nicht verbunden, mit ihnen ausſchlüßig zu leben; es ſteht ihnen frey, der Liebe zu pflegen, mit wem ſie wollen, nur muß es ein Nairos, das iſt ein Edelmann, ſeyn; wenn dagegen einer der letzten mit einer gemeinen Weibsperſon ſich abgiebt, ſo wird er in Stücken zerhauen, und das nemliche hat bey ihren Freyen ſtatt. Da bey dieſer Einrichtung es dem Vater ſchwer fällt, ſeinen Sohn zu erkennen, ſo pflegen ihnen ihrer Schweſter Kinder in der Erbſchaft zu folgen. Sie gehen nackend bis an den Nabel, von da an aber bis an die Füße ſind ſie bekleidet. Ehe ſie dem Könige geſchworen haben, dürfen ſie keine Waffen tragen. Sie ſind tapfer und abgehärtet von Jugend auf. Kein gemeiner Mann darf ſie berühren, und wenn dieß von ungefähr geſchieht, ſo ſind ſie berechtigt, ihm das Leben zu nehmen. Deßwegen die erſten, wenn ſie auf der Straße gehen, beſtändig ſich laut anmelden müſſen, worauf der Nairos, wenn er einem begegnet, ihm von weiten befiehlt, aus dem Wege zu gehen. Der

Adel

Unterwegs führte ihn der Cattual in einen Tempel, der in der Gegend ſehr heilig gehalten wurde. Gama, der vernommen hatte, daß ſich Chriſten in der Gegend aufhielten, und überdieß durch verſchiedene in der Catholiſchen Kirche übliche und hier ähnliche Gebräuche getäuſcht wurde, glaubte anfangs, es ſey ein Chriſtlicher Tempel. Vier Bramanen *) empfiengen ihn an der Thüre, beſprengten ihn und die Portugieſen

---

Adel pflanzt ſich auf die Nachkommenſchaft fort, und kann durch niemand, der nicht aus adelichem Geblüt gebohren werden, erlangt werden. Ohnerachtet des Stolzes der Nairos dienen ſie den Reiſenden für eine ſehr geringe Belohnung zur Sicherheit, und ſind von ſo bewährter Treue, daß, wenn einem ihrer Beſchützten das Leben genommen wird, ſie ſich aus Verzweiflung umbringen. Auch ihre Kinder dienen den Fremden zur Bedienung, weil die Malabariſchen Räuber keinem Kinde etwas zu Leid thun.

*) Dieſe Bramanen oder Braminen, welche ihren Namen von dem Gott Brama haben, und Prieſter der Malabariſchen Tempel ſind, gehen ebenfalls halb nackend, und ſind nur an dem untern Theile des Leibes mit Wolle bekleidet. Sie müſſen übrigens mit denen uralten Indianiſchen Brachmanen oder Brachmännern, einer (nach dem Suidas) von ihrem König Brachmann geſtifteten Secte von Philoſophen oder Gymnoſophiſten, welchen Pythagoras ſeine Lehre von der Metempſychoſe abgeborgt haben ſoll, und denen man die wunderlichſten Viſionen ſchuld giebt, nicht vertauſcht werden.

ſen mit heiligem Waſſer, und gaben ihnen ein Pulver von wohlriechendem Holze, mit welchem ſie ſich die Stirne bezeichnen mußten. Viele Gemälde zierten den Tempel; in deſſen Mitte eine hohe runde, durch einige Stuffen erhöhte Kapelle ſtund, davon der Eingang ſehr eng und mit einer Thüre von Erz verſchloſſen war; den Portugieſen wurde hineinzugehen zwar nicht verſtattet, doch öfneten die vier Bramanen die Thüre, zeigten ihnen von fern ein Bild, welches ſie aber wegen der großen Dunkelheit des Ortes nicht recht erkennen konnten, und rieſen zweymal laut: Maria! Der Catual, nebſt alle ſeinem Gefolg, warf ſich ſogleich mit ausgeſtreckten Armen zu Boden, und die Portugieſen, ſich vorſtellend, es ſey das Bild der Mutter Gottes, fielen auf die Knie und bezeichneten ſich mit dem Kreuze. Von da gieng der Zug nach einem nicht minder prächtigen Tempel, und endlich zu dem Palaſt des Königs, wobey das Gedräng des Volks ſo zunahm, daß die Nairos mit bloßem Schwerdte denen Portugieſen bey dem Eintritt in denſelben Platz machen mußten.

Unter einer zahlreichen Muſik von Trompeten und Oboen kamen ihnen verſchiedene Camaes *) entgegen, die ſie bis zum Saale, wo der König ſie erwartete, begleiteten. An der Thür des letzten erſchien

der

---

*) Der Name des Malabariſchen Hof-Adels.

der große Bramine, oder oberſter Prieſter, ein Greis, der mit einem langen wollenen Kleide bedeckt war, und führte den Kapitain, nachdem er ihn umarmt hatte, unter der Vortretung des ganzen Gefolges, an der rechten Hand zum Könige, der in dem prächtigſten Saale auf einem reichgeſchmückten Ruhebette ihn erwartete. Er war groß und anſehnlich von Geſtalt; ſein Blick freundlich und majeſtätiſch zugleich. Auf dem Kopfe trug er eine Mütze von Gold und Seide gewürkt, die aber auf allen Seiten mit dem herrlichſten Schmuck beſetzt war. In den Ohren hiengen Perlen von unſchätzbarem Werth; der Leib war mit einem ſeidenen Rocke bedeckt, und die beyden Flügel deſſelben auf der Bruſt mit goldenen Agraſſen zuſammengehängt; Füße und Hände ſchimmerten von einer groſſen Menge der koſtbarſten Edelgeſteine. In dieſer Lage empfieng der König den Portugieſiſchen Feldherrn, der ihn nach der Sitte ſeines Landes grüßte, und ſogleich den Befehl empfieng, ſich neben ihn zu ſetzen. Den andern wurde ebenfalls, doch etwas entfernter, ihr Platz angewieſen. Sie mußten alsdenn ſich die Hände waſchen und verſchiedene Früchte, die ihnen zur Erfriſchung vorgeſetzt wurden, genießen. Der König erkundigte ſich hierauf, was Gama für einen Auftrag von ſeinem Monarchen hätte: allein dieſer entſchuldigte ſich und antwortete, er könne ſich deſſen, in Gegenwart ſo vieler Perſonen, nicht entledigen, da es der Gebrauch in ſeinem Lande ſey, daß die Abgeſandten der Könige nur im Beyſeyn Weniger, was ihnen anbefohlen ſey, eröfneten; er erſuchte daher den König, nur ſeine vertrauteſten Räthe beyzubehalten und das übrige Volk zu entlaſſen. Gama's Vorſchlag wurde genehmigt, und ein noch weit prächtigerer Saal ihm zur Audienz angewieſen; der König folgte ihm mit dem oberſten Braminen und wenig andern auf dem Fuße nach.

Hierauf erklärte ihm Gama weitläuftig den eigentlichen Zweck ſeiner Reiſe, den Wunſch ſeines Königs ſich freundſchaftlich mit ihm zu verbinden, und erbat ſich die Erlaubniß, die zu dem Ende an ihn gerichteten und von dem Portugieſiſchen Monarchen mitgegebenen Briefe ihm überreichen zu dürfen. Der Calicutiſche König antwortete kürzlich: Ihm ſey die Freundſchaft eines ſo vortrefflichen Prinzen äußerſt angenehm, und er würde ſich zu allem, was er von ihm verlangen würde, bereit finden laſſen. Gama wurde nach geendigter Audienz in das für ihn zubereitete Haus durch den Cattual geführt, und den andern Portugieſen ebenfalls ihre Wohnung angewieſen.

Nach Verlauf von drey Tagen begab ſich Gama unter Begleitung des Cattuals abermals zum Könige, und übergab ihm die Briefe und Geſchenke ſeines Monarchen. Da aber leztere keinen großen Eindruck auf ihn zu machen ſchienen, ſo nahm der Kapitain

Gelegenheit ihm zu ſagen: es möchte ſich Se. Majeſt. über denjenigen Werth der überbrachten Geſchenke, der blos von der großen Ungewißheit, ob die Schifffahrt nach Indien den erwünſchten Erfolg haben würde? herrühre, nicht beleidigt finden; ſondern die Freundſchaft Don Emanuels für die größte Gabe anrechnen, und ſich im voraus von dem großen Gewinn ſeiner Staaten überzeugen, falls alle Jahre eine reiche Portugieſiſche Flotte, dem zu errichtenden Bunde zufolge, in ſeinem Hafen einlaufen würde. Ueberdieß bat er ihn, ſich von den überbrachten Briefen nichts gegen die Saracenen, denen ſchon Gama damals nicht viel Gutes zutraute, merken zu laſſen, ſondern ſich anderer Dollmetſcher zu bedienen. Der König entließ nach vollbrachtem Geſpräch den Kapitain mit angehängter Erinnerung, ſich für die Saracenen zu hüten. Gama dankte ihm ehrerbietigſt für die Warnung, und verließ ihn mit dem Vorſatze, ſobald als möglich zu ſeinen Schiffen zurückzukehren.

Indeſſen hielten die Saracenen unter ſich viele heimliche Berathſchlagungen, um die Neuangekommenen bey dem Könige anzuſchwärzen, beſtachen die vertrauteſten Höflinge mit Geſchenken, und ſtreuten unter das Volk aus: Gama ſey ein Pirate, der aller Orten, wo man ihn gaſtfreundlich aufgenommen, Spuren ſeiner Räuberey und Grauſamkeit zurückgelaſſen habe. Es ſey dieſerwegen höchſtnöthig, den

Brand im Anfange zu löſchen, ehe daraus ein größerer Schade für das Königreich entſtehe.

Die Saracenen legten dieſe Minen gegen die Portugieſen an, nicht allein aus Religionshaß, ſondern vornemlich aus Furcht, die Ankunft dieſer Fremden möchte den gänzlichen Ruin oder zum wenigſten eine große Einſchränkung ihres Handels in den dortigen Gegenden nach ſich ziehen. Der König, von ihren heimlichen Bewegungen und Anſtiftungen unterrichtet, war in großer Verlegenheit. Von Natur etwas ſchwankend und veränderlich, bedachte er auf der einen Seite, wie ſchändlich es ſeyn würde, die Portugieſen, nach den gegebenen freundſchaftlichen Verſicherungen, zu verderben: auf der andern aber fürchtete er, im Fall er ſie frey ließe, das Misvergnügen der Saracenen, deren Handel ſeinen Finanzen ſehr einträglich war, auf ſich zu laden. In dieſem zweydeutigen Zuſtande ſchickten die letzten eine Geſandtſchaft an ihn ab, und der Vornehmſte ſuchte durch eine weitläuftige Rede ihn zu überzeugen, wie nothwendig es ſey, die fremde Flotte in den Grund zu bohren und die Mannſchaft zu tödten, damit nicht andre Mächte verſucht würden, auf dem von ihr gebahnten Wege nach Indien zu ſchiffen, und ſich vielleicht gar mit der Zeit die neuentdeckten Gegenden zu unterwerfen *).

---

*) Denen zu Gefallen, die gerne den Saraceniſchen Intriguengeiſt mit dem Europäiſchen vergleichen möchten, will

Vaſco da Gama, von dem heimlichen Anſchlägen der Saracenen unterrichtet, hielt nicht vor rath-

ſam

ich die Rede des Arabers, wie ſie im Oſorio ſteht, ganz
herſetzen; ſie lautete folgendermaßen: „Unüberwindlichſter
„König! Wir haben uns um deine Huld ſo verdient ge-
„macht, daß wir uns ſicher ſchmeicheln dürfen, auch jetzt
„ein geneigtes Gehör bey dir zu finden; denn die Vermeh-
„rung deiner Einkünfte ſowohl durch unſern Handel, als
„durch unſere anderweiten Verwendungen, iſt ſo ſichtbar,
„daß wir davon keine Erwähnung zu thun brauchen. Frage
„deine Einnehmer, und durchſuche ihre Bücher, ſo wirſt
„du dich ſattſam überzeugen können, ob wir jemals deinen
„Nutzen zu befördern unterlaſſen haben. Von unſern Vor-
„fahren auf dieſen Weg geleitet, haben wir, wie ſie, bis-
„her deinen Staat wie unſer Vaterland angeſehen, und
„die Könige in Calecut mit der bewährteſten Treue verehrt.
„Allein dieſe längſt zwiſchen deinen Unterthanen und uns
„geflogene Bande werden, durch die liſtigen Maaßregeln
„derer aus ihrem Vaterlande vermuthlich ihrer Boßheit
„wegen verbannten und verruchten Fremden, bald zertrennt
„werden, wenn du nicht noch in Zeiten ihren böſen An-
„ſchlägen zuvorkommſt. Laß es dich nicht wundern, daß
„du ihre falſchen Geſinnungen noch nicht ergründeſt haſt:
„Ein ſo großes und wahrhaft königliches Herz, wie deines
„iſt, beurtheilet die andern nach ſeiner Vortrefflichkeit und
„Reinheit, und überzeugt ſich ſchwer, daß ſie ſo viel heim-
„liches Gift in ihrem Buſen verwahren. Ueberdieß ſind
„dir die Sitten dieſer Menſchen weit unbekannter als uns,
„die wir ſchon ſo viele Verfolgungen und Schaden von
„ihnen ertragen haben. Unſchuldige Nationen in Menge
„ſind bereits ein Opfer ihres Eigennutzes und Ehrgeizes
„gewor-

ſam länger zu verweilen, und machte ſich ſo früh als er konnte nach Pandarame, um nicht durch den Cattual,

---

„geworden. Iſt es wahrſcheinlich, daß ſie von ihrer ſo weit entfernten Heimath eine mit ſo vielen Gefahren verbundene Schiffahrt hieher gewagt haben, blos um mit deinen Unterthanen einen Handlungs-Bund zu errichten? Nein, warlich nicht! Entweder ſind es Räuber, die deine Huld zum Schaden anderer mißbrauchen wollen, und zu dem Ende dir falſche Briefe überreicht haben, oder wenn dieſes nicht iſt, ſo muß wenigſtens ihr König ein ehr- und herrſchſüchtiger Monarch ſeyn, der ſie nicht um Freundſchaft mit dir zu pflegen, ſondern vielleicht nur deine Länder auszuſpähen geſchickt hat. Haben nicht die Luſitaniſchen Könige durch ähnliche Kriegesliſt ſchon viele Städte Afrika's an ſich gebracht? Iſt nicht unter eben ſo ſchändlichem Vorwande ein großer Theil Ethiopiens ihnen zu Theil worden? Sind wir nicht von dem häufigen Unrecht, welches verſchiedene Nationen von eben dieſen Räubern, die du dermalen beſchützeſt, während ihrer Anhero-Reiſe erlitten haben, unterrichtet? Haben ſie nicht Mozambik verrätheriſch überfallen, den Hafen zu Mombaza mit Blut gefärbt, Schiffe geplündert und die darauf befindliche Mannſchaft mit ſich genommen? Da mit ſo weniger Macht ſie ſchon den andern ſo läſtig geworden ſind: wie wird es erſt dann ergehen, wenn ihre Kräfte zunehmen? Iſt dir dein Königreich lieb, ſo rotte ſie aus! Sind es bloße Seeräuber, ſo ſtrafſt du ſie mit Recht, und hat ſie ihr König, von deſſen Gewalt ſie ſo viel ſprechen, zu dir geſandt, ſo erfodert die Klugheit ſie umzubringen, damit ihren Landsleuten die Luſt, ihnen zu folgen, mit einmal benommen werde. Leicht kann man das Unkraut, ehe es tual, der auch ſeines Orts Böſes gegen ihn im Schilde führte, daran verhindert zu werden. Die Saracenen drungen hierauf von neuem in den König, ihm nicht zu verſtatten ſich einzuſchiffen, ſo daß er mündlich ſeinen Cattual an Gama ſandte, um ihn durch allerley Vorſtellungen im guten davon abzubringen. Er ſtellte dem Kapitain vor, ſein größter Wunſch ſey, ihm des Königs ganzes Vertrauen zuzuwenden; dieſes zu erhalten, ſey aber kein beſſerer

und

„noch verwurzelt iſt, ausreuten: allein es iſt ſchwer, es zu tilgen, wenn es zu weit um ſich greift. Steure demnach dem Uebel jetzt, da du die Mittel an der Hand haſt; erſticke die Habſucht im Anfange, und befeſtige deine Staaten. Leichtgläubigkeit iſt die gefährlichſte Eigenſchaft eines Regenten; Klugheit und Mißtrauen hingegen ſeine ſicherſten Veſtungen. Zudem was könnteſt du ſelbſt durch ihre Freundſchaft gewinnen? Die Kaufwaaren, die ſie mitgebracht haben, ſind von ſo geringem Werthe, daß die Armuth ihres Landes daraus klar erſcheint; wie willſt du alſo dein Reich durch Hülfe derer bereichern, die ſelbſt nichts beſitzen? Und was ſollen wir von den Geſchenken ſagen, die ſie dir überreicht haben? Warlich, es würde uns ſchwer fallen, dir zu bekennen, ob ſie uns mehr zum Zorn oder zum Spott gegen ſie gereizt haben: Vermuthlich dachte ihr König mit dieſen lumpichten Gaben irgend einen kleinen und magern Fürſten Ethiopiens zu bereichern. Iſt es erlaubt, ſo mit der Hoheit eines mächtigen Regenten zu ſpielen, ſeine Sanftmuth zu mißbrauchen, und ſogar ſeiner Mäßigkeit zu ſpotten! — Doch vielleicht möchte man uns vorwerfen, unſer Wi-

der-

und klügerer Weg, als das ſich Gama entſchlöſſe, ſeine Ruder und Seegel ans Land bringen zu laſſen, und ſie ihm zur Verwahrung zu geben, weil ſolches dem König vollkommen überzeugen würde, daß er es nicht mit Verräthern zu thun habe. Gama wollte aber davon nichts hören, und beſchloß innerlich, ſich eher den grauſamſten Martern zu unterwerfen, als in ſein Begehren zu willigen; noch ſelbigen Tages ſchrieb er an ſeinen Bruder, und ſchärfte ihm von neuem ein, falls er ihn nicht bald zurückkommen ſähe, unter See-

„derwille gegen die Chriſten verleite uns zu dieſer Anklage, und wahr iſts, daß wir ewig mit dieſer feindlichen, und uns verfolgenden Nation im Streite liegen: allein bey der jetzigen Lage halten wir die deine für gefährlicher als die unſrige; denn wenn du dich mit ihnen verbindeſt, ſo nöthigſt du uns deine Länder zu verlaſſen und andere Handelsplätze zu ſuchen. Wir werden unſere gerechten Beſchwerden deinen Nachbarn vorlegen und ihnen klagen, daß du den Unbekannten dem Bekannten, den Seeſtreicher dem Einheimiſchen, und den Verdächtigen dem Treubewährten vorgezogen haſt. Gerne wird uns jeder aufnehmen, und wir werden vielleicht bald den Verluſt deines Schutzes verſchmerzen können: allein wir fürchten, wenn nicht Gott von dir das Unglück abwendet, daß du in wenig Jahren, zur Sicherheit deines Staates und deiner Perſon, dich genöthigt ſehen wirſt, dieſem geizigen, ehrſüchtigen und in Krieg und Mord abgehärtetem Volke mit bewaffneter Hand, und vielleicht ungewiſſem Erfolge, zu ſteuern.„ So weit der Araber; und ſeine Prophezeyhung iſt eingetroffen.

gel zu geben und nach Portugall zurückzukehren. Der Catual ſetzte ſein Begehren auf das dringendſte fort. Nach zween Tagen kamen ſie endlich überein, daß Gama zur Sicherheit ſeine Waaren ans Ufer bringen laſſen ſollte. Sobald dies geſchehen und der Kapitain auf ſein Schiff zurückgekommen war, ſchrieb er einen Brief an den König, in dem er ihm den Verlauf der Sache erzählte, und ſich über den Catual beſchwerte. Die Antwort des Königs fiel dahin aus, daß er die Sache unterſuchen und nöthigenfalls ſeinen Miniſter wegen des gebrochenen Verſprechens anſehen wolle, indeſſen bitte er ihn, er möchte ſeine Waaren nach Calicut ſenden, wo ſie beſſer verkauft werden könnten, welches ſich Gama gefallen ließ. Einige Tage giengen noch friedlich vorbey; allein da Gama vor ſeiner Abreiſe einen Geſandten dem Könige zurücklaſſen wollte, und zu dem Ende ihm ſolches ſchriftlich meldete, erhielt er eine ſo unhöfliche Antwort, daß er vor gut hielt, ſich mit dieſem veränderlichen Fürſten nicht wieder einzulaſſen. Der König, der aus ſeinem Stillſchweigen urtheilte, die Portugieſen würden ſich heimlich, und ohne die gewöhnlichen Zölle zu entrichten aus dem Hafen ſchleichen, ließ Arreſt auf die Waaren ſchlagen, und die dabey zurückgelaſſenen Portugieſen in Verhaft nehmen. Gama bat vergebens um ihre Befreyung; man achtete ſo wenig auf alle ſeine Vorſtellungen, daß er endlich beſchloß, ſich der Gewalt zu bedienen.

Er griff daher ein in den Hafen lauffendes Calicutiſches Schiff an, bemächtigte ſich ſechs der vornehmſten und achtzehn anderer, und ließ ſeine Segel aufſpannen, in Hoffnung, der König würde noch vor ſeinem Abgange die zween Portugieſen ihm zuſenden und die Gefangenen zurückverlangen. Er entfernte ſich auch würklich vom Hafen, verlohr aber die Küſte nicht aus dem Geſichte. Der König ließ ihm des andern Tages wiſſen, es befremde ihn die unternommene Feindſeligkeit außerordentlich, indem er blos die zween Portugieſen zurückbehalten habe, um ſie mit der Antwort an den König von Portugall ſeinen Bruder, und den zurückgelaſſenen Waaren zurückzuſenden. Dieſe Zuſicherung bewog den Kapitain wieder mit ſeinen Schiffen in dem Hafen einzulauffen. Bey Anbruche des Tages hielt der König Wort, und ließ zugleich durch einen Boten melden, daß er mit Vergnügen den Portugieſiſchen Bevollmächtigten erwarte, und ihm einen ſichern und ruhigen Auffenthalt in ſeinen Staaten verſpreche; was aber die Waaren anlange, ſo habe er ſie noch zurückgehalten, weil ſie der künftige Geſandte mit großem Vortheil in Callicut würde verkauffen können. Allein Gama gab zur Antwort: er hätte ſich anders beſonnen, und wolle weder die Waaren noch einen Bevollmächtigten zurücklaſſen; wenn alſo der König die Seinigen wieder haben wollte, ſo erwarte er vor allen Dingen ſeine Waaren zurück. Den Tag darauf kam Monzaide beſtürzt zu den Schiffen und erzählte, die Saracenen hätten ſich des Gehörs des Königs dergeſtalt bemächtigt, daß keine Sicherheit mehr für ihn in der Stadt geweſen ſey, er bäte daher, Gama möchte ihn aufnehmen und ſich zu retten ſuchen. Seine Bitte wurde ihm gewährt, er verſprach den Portugieſen ewige Treue, und hielt ſie auch; denn er wurde mit nach Portugall genommen, wo er den chriſtlichen Glauben annahm und als ein redlicher Mann ſtarb.

Noch am nemlichen Tage den 1ſten October ſchickte der König auf ſieben Barken die Waaren zurück, und verlangte ſeine Gefangene dafür; da aber Gama vor gut fand, die letzten gleichſam zum Wahrzeichen ſeiner Reiſe mit nach Portugall zu nehmen, ſo ſchützte er vor: er ſey ſo oft hintergangen worden, daß er ohne die Waaren durchzuzählen und zu ſehen, ob etwas daran mangle? ſie nicht zurücknehmen könne; hiezu habe er aber dermahlen keine Zeit mehr, und wäre dieſerwegen entſchloſſen, ſie zurückzulaſſen, und dafür die Gefangenen mitzunehmen, damit ſie ſelbſt ihm bezeugen hölfen, wie er, als Kapitain und Geſandter ſeines Monarchen von dem Könige in Calicut behandelt worden ſey. Nach gegebener Antwort, ließ er auf die Barken eine Lage blind geben, und ſeegelte ab. Der Malabariſche Fürſt gerieth beym Empfang dieſer Nachricht in den heftigſten Zorn; und obſchon ſeine Flotten wegen der ſpäten Witterung nicht zur Ausfahrt

fahrt gerüſtet waren, ſo ließ er doch in Eile ſechzig Schiffe bewaffnen, und mit dem nöthigen Kriegsvolke verſehen, um die Portugieſen, welche der ſchwache Wind, ſo ſchnell als ſie es wünſchten, das Calicutiſche Meer zu verlaſſen, hinderte, wo möglich noch zu erreichen; zum Glück trennte ein heftiger Sturm die Flotten, und Gama verlor ſeine Feinde aus dem Geſichte. Aus dem erſten Hafen, wo er landete, ſchrieb er an den König, und ſtellte ihm nochmals die Verrätherey en des Cattuals und der Saracenen vor, verſicherte ihn aber, daß er demöhngeachtet ihm geneigt bleiben, und ſich bey dem Portugieſiſchen Monarchen zu ſeinen Gunſten verwenden würde; die Gefangenen anlangend, möchte der König über ihr Schickſal unbeſorgt ſeyn, indem ſie alle wohlbehalten, ihm zu ſeiner Zeit zurückgeſchickt werden ſollten. Dieſen Brief übergab Gama einen der gefangenen Knechte, und ſetzte ihn ans Land, damit er von da aus ſich nach Calicut verfügen könnte.

Kaum hatte die Flotte dieſen Hafen verlaſſen, ſo wurde ſie in der Nachbarſchaft einiger kleinen Inſuln von acht Corſaren angegriffen. Allein ſieben davon wurden von den Portugieſen in die Flucht geſchlagen und einer erjagt. Dieſe Räuber-Flotte gehörte einem gewiſſen in dieſer Gegend ſehr gefürchteten Piraten, Namens Timoja, zu. Das aufgebrachte Schiff war mit Früchten und Lebensmitteln beladen, und kam den Portugieſen ſehr zu ſtatten. Die Schiffe nahmen hierauf den Weg nach Archidiu, wo ſie einige Tage raſteten. Der Zulauf des Volks, die Neuangekommenen zu ſehen, war unbeſchreiblich; unter andern fand ſich auch ein angeblicher Geſandter, des benachbarten Fürſten von Goa, Zabajo, der für den größten und tapferſten Krieger in dortiger Gegend gehalten wurde, und eine anſehnliche Armee auf den Beinen hatte. Der Geſandte ſprach Italiäniſch, und hinterbrachte dem Kapitain im Namen ſeines Herrn, daß ſolcher durch Gamas großen Ruf bewogen, ihm ſeine Freundſchaft und Hülfe an Geld und Lebensmitteln antragen ließ. Auf das Befragen, wie ihm die Italiäniſche Sprache ſo geläufig ſey? äußerte er, daß er aus Italien gebürtig, und bey einer gelegenheitlichen Reiſe nach Griechenland gefangen, und zum Dienſt und der Religion des Mahometaniſchen Fürſten gezwungen worden ſey. Nach verſchiedenen nähern Unterſuchungen fand ſich aber, daß es ein Tartariſcher Jude war, deſſen ſich Zabajo als eines Spions bediente, und bloß abgeſchickt hatte, die Stärcke und Beſchaffenheit der Portugieſiſchen Schiffe zu erforſchen. Durch die ihm angelegte Tortur aber zum weitern Bekenntniſſe gebracht, erfuhr Gama daß Zabajo in wenig Tagen, mit einer anſehnlichen Macht ihn überfallen und ſeine Schiffe in Brand ſtecken wolle. Die Anker wurden dahero ohne Zeitverluſt gelichtet, und der Spion, der nachhero unter dem Namen Jacob getauſt getauft wurde, und dem Könige Emanuel große Dienſte erzeigte, zurückbehalten.

Den 5ten October nahm die Flotte ihren Weg gerade nach Melinda; brachte aber 4 Monate, wegen der ſchlimmen Winde, auf dieſer Reiſe zu; endlich entdeckte ſie den 2ten Februar auf der Ethiopiſchen Küſte eine noch 113 Meilen von Melinda entlegene Stadt, Namens Magadaxo. Da ſolche dem Vernehmen nach den Saracenen zuſtändig war; ſo ließ ſie Gama in den Grund ſchieſſen, und alle Schiffe im Hafen verbrennen.

Den 7ten gedachten Monats kam endlich die Flotte nach Melinda und wurde von dem alten Freunde der Portugieſen mit großer Freude empfangen. Demohngeachtet da Gama noch vor dem Winter das Vorgebürge der guten Höfnung umſeegeln wollte, hielt er ſich nur 5 Tage daſelbſt auf, nahm aber den verſprochenen Melindiſchen Abgeſandten mit ſich. Da das Schiff des Pauls da Gama ſehr beſchädigt war, ſo wurde es auf Befehl ſeines Bruders in dieſem Hafen verbrannt, und die Mannſchaft auf Gamas und Coelhos Schiffe vertheilt; Paul gieng auf ſeines Bruders Schiff.

Den 29ſten März landeten die Schiffe in Zanzibar, einer Inſul 5 Meilen von der Ethiopiſchen Küſte entfernt.

fernt. Der Gouverneur daſelbſt empfieng ſie freundlich, ob er ſchon ein Mahometaner war, und verſah ſie mit allem Nothwendigen.

Von da gieng die Reiſe vor Mozambique vorbey nach San Bras, wo Gama aus Land ſtieg, ſich mit der Jagd beluſtigte, und die Schiffe mit Holz und Waſſer verſehen ließ.

Am 26ſten April wurde das Vorgebürge der guten Hoffnung glücklich umſchifft, allein wenige Tage darnach ergriff ſie bey San Tiago ein Sturm der die Schiffe trennte. Nicolao Coelho nahm den geraden Weg nach Liſſabon; Gama hingegen landete auf der Inſul Terceira, wo er ſeinen Bruder Paul, der ſeit einiger Zeit an der Auszehrung litt, verlor; nachdem er ihn daſelbſt begraben und ein Denkmal errichten laſſen, kam er endlich den 30ſten Auguſt 1499 nach Liſſabon zurück. Coelho war ihm ſchon ſeit dem 10ten Julius zuvorgekommen, demohngeachtet wurde er vom Könige, und allem was ihn umringte, mit außerordentlicher Freude empfangen.

Vaſco da Gama verlor auf dieſer langen Schiffarth 2 Schiffe und 2 Drittheil ſeiner Mannſchaft. Von 148 Mann die er bey ſeiner Ausfahrt mitnahm, brachte er nur 55 zurück. Zu ſeiner Belohnung erhielt er, nebſt vielen andern Gunſtbezeugungen, vom

Könige den Titul Dom, vor ſich und ſeine Nachkommen, und wurde nachher zum Admiral von Indien und Grafen zu Vidigueira; Nicolao Coelho hingegen, zum Königlichen Kämmerling ernannt. Alle die übrigen empfiengen, jeder nach ſeinem Stande und Verdienſte, reiche Vergeltungen.

Uebrigens werden die dem erſten Geſang der Luſiade zu deſſen Erläuterung beygefügten Anmerkungen hie und da zeigen, in wie ferne die Entdeckung der Farth nach Indien Portugall in der Folge nachtheilig oder vortheilhaft geweſen ſey. Da dieſe Betrachtungen mit dem Gegenſtande der Luſiade eigentlich nichts gemein haben, ſo verweiſe ich den Leſer dahin.

Der Luſiade

Erſter Geſang.

Innhalt.

Die Götter halten Rath im hohen Himmels-Saal:
Den Luſitaniern ſezt Bacchus ſich entgegen,
Doch Mars und Venus begünſtigen ſie.
Es ſinkt bey Mozambik zum erſtenmal ihr Anker;
Vor ihrem ſtarken Arm entflieht der Schwarzen Heer;
Das Ufer raucht vom vergoſſenem Blut:
Jezt aber wenden ſie, die Reiſe zu vollenden,
Sich gegen Orient und landen in Mombaß.

* * *

1.

Euch! die ihr den Glanz unſers Reichs zu vermehren,
Dem ſchönen Geſtad Luſitaniens (1) entſagt;
Auf niemals vorher noch befahrenen Meeren (2)
Zum Indiſchen Ufer euch muthig gewagt:
Und obſchon von ſchwerer Verfolgung geplagt,
Doch ſtandhaft im Laufe der blutigſten Kriege,
Euch unüberwindlich erhieltet im Siege,
Bis ihr die Tyrannen des Landes verjagt!

2.

Und Euch! ihr Monarchen und Stützen der Krone!
Die ihr an der Quelle der Wahrheit genährt,
In Afrikas Gränzen, auf Aſiens Throne
Die Tempel des ſündlichſten Irrthums zerſtört:
In ſtetem Triumphe die Völker belehrt —
Unſterbliche Helden! — Euch will ich beſingen!
O! ließ doch die Muſe das Lied mir gelingen,
Und blieb' einſt, wie Ihr, es der Nachwelt noch werth!

3.

Weg! mit den Gefahren des weiſeſten Griechen *);
Der Farth des Trojaners **); der ſchwindelnden Macht
Des Königs, dem Perſiens Heere gewichen,
Und allem, was je er am Phiſon ***) vollbracht!
Auch deiner, Trajanus! ſey nicht mehr gedacht!
Der älteſte Ruhm, den die Dichter uns melden,
Verſchwindet beym Glanze der Luſiſchen Helden,
Die Mars und Neptun ſich zu Freunden gemacht.

4.

Drum liebliche Schweſtern der Griechiſchen Muſen!
Ihr Nymfen des Tagus! die oft ich beſang,
Entflammt mir mit dicht'riſchem Feuer den Buſen,
Wenn je euch zu Ehren ein Lied mir gelang:
Lehrt Einfalt und Kunſt mir in wechſelndem Klang;
Er ſteige zum Himmel, er ſinke zur Erde;
Damit eure Quelle noch rühmlicher werde,
Als einſt Hippokrenens begeiſternder Trank.

---

*) Ulyſſes. **) Aeneas. ***) Fluß in Indien, ſonſt Ganges genannt.

5.

Entſaget dem Klange der ländlichen Flöte,
Und ſtimmet die Laute zum kriegriſchen Ton,
Verewigt im ſiegenden Klang der Trompete
Die Helden; ſie klinget! Ich höre ſie ſchon!
O! würd' ihnen mehr als dies Lied noch zu Lohn!
Und möchten die Dichter der kommenden Welten
Auch jede der Thaten noch ihnen vergelten,
Die meinem beſchwerten Gedächtniß entflohn.

6.

Und (3) du! der zum Troſt Luſitaniens gebohren,
Für alle Gefahren der Zukunft ſie deckſt!
So jung ſchon zum Schild ihrer Freyheit erkohren,
Den Muth der verzagenden Chriſtenheit weckſt!
Du! der du die (4) Mauriſchen Fürſten erſchreckſt!
Ein Wunder für uns und für künftige Zeiten!
Wenn, gleichſam als wolt'ſt du ſchon jezt ſie beſtreiten,
Nach blinkenden Waffen die Arme du ſtreckſt! —

7.

Wie blühſt du ſo ſchön auf dem mächtigen Baume,
Den Chriſtus zu pflegen vor andern erwählt!
Sey drum uns willkommen im friedlichen Raume
Wo Speiſe des Himmels den Glauben erhält!
Bald ſchmücket zum Kampf dich der göttliche Held,
Und giebt dir zum Schilde den Stolz deiner Ahnen,
Die Stütze der Völker, die ſchönſte der Fahnen,
Sein Kreutz, als das Zeichen des Siegers der Welt.

8. Ja!

8.

Ja! mächtigſter König! von deſſen Gebiete
Allein nur die Sonne die Grenzen bereiſt;
Du! der du ihr ähnlich mit wärmender Güte
Und dämmerndem Licht unſre Seelen erfreuſt:
Dich ſeh ich, mit froher Erwartung, im Geiſt,
Die trotzigen Schaaren Jsmaels (5) beſtreiten,
Und ſiegreich dein Heer in den Ländern verbreiten,
Die, längſt nach dir ſeufzend, der Jordan durchfleuſt.

9.

Sieh auf mich herab aus der Fülle des Glanzes
Die dir den erhabenen Scheitel umhellt,
Und itzt ſchon das Vorbild des himmliſchen Kranzes,
Zum Lohn deiner Thaten, vor Augen uns ſtellt:
Dir ähnliche Helden verkünd' ich der Welt,
Sieh' ſtets ſie geleitet vom edelſten Triebe,
Dem Beyſpiel der innigſten Vaterlands Liebe,
Das ſpät noch den Dank ihrer Enkel erhält.

10.

Nicht Liebe des Vaterlands wirſt du entdecken,
Von windvollen Blaſen des Hochmuths genährt;
Nicht Helden die niedrige Thaten beflecken,
Und die nur der kriechende Schmeichler verehrt:
Nein; Alle der Liebe des Vaterlands werth!
O König! vernimm ihren Ruhm, und entſcheide,
Ob ſie zu beherrſchen nicht größere Freude,
Als irgend ein Scepter der Erde gewährt.

11.

Laß andre mit lügenden Zauber-Geſchichten,
Wo ewig dein Auge betrogen ſich ſicht,
Die Thaten phantaſtiſcher Helden berichten,
Vor den die Vernunft mit Verachtung entflieht:
Es ſcheue die Muſe das Wunder-Gebiet!
Kein ſchwülſtiges Lob Saraceniſcher Helden,
Kein Mährchen des Rodomonts ſoll ſie dir melden;
Die Fackel der Wahrheit erleuchte mein Lied!

12.

Ich will einen Nuno (6) ſtatt dieſen dir geben,
Der lange die Feinde des Reiches bezwang;
Ich darf einen Egas (7) und Fuas (8) erheben,
Zwos Helden, dergleichen Homer nicht beſang:
Auch zwölf Paladinen (9) von fürſtlichem Rang,
Gebohren den Ruhm ihres Staats zu verbreiten,
Und endlich Dom Vasko (10), das Wunder der Zeiten,
Der ſich wie Aeneas dem Erdball entſchwang.

13.

Und möchteſt du einen Monarchen noch kennen,
Der weder dem Ceſar noch Carlomann wich,
So kann ich Alphonſen den Erſten (11) dir nennen,
Dem keiner von beyden im Schlachtfelde glich:
Darf jemals ein Dichter des Erdkreiſes ſich,
So lang mir die Muſen ſich günſtig erweiſen,
Erkühnen, dir höhere Thaten zu preiſen,
So räche die Wahrheit, die Helden und mich!

14.

Auch muß ich der ſtattlichen Männer gedenken,
Die jenſeit des Meeres, ins Indiſche Land,
Der König, das Ruder des Staates zu lenken
Zur Sicherheit ſeiner Provinzen geſandt:
Pacheko's (12) den keiner im Muth überwand;
Der braven Almeidas (13), die noch wir betrauern,
Des Caſtro's (14) und Abbukerks (15), ſtandhafte Mauern
Des Reiches, und andrer nicht minder bekannt.

15.

Es laſſe die Muſe den Vorſatz gelingen!
Indeß auf dem Pfade der Helden geübt,
Vielleicht ein noch höheres Lied zu vollbringen,
Dein Muth mir einſt Stoff und Begeiſterung giebt,
O König! ſey furchtbar! und dennoch geliebt!
Send aus deine Schiffe nach fernen Geſtaden,
Laß blincken die Waffen in Orients Staaten,
Die noch der tyranniſche Scepter betrübt.

16.

Wenn vor deinem Alles entzündendem Blicke
Der froſtige Mohr ſich entſetzt und entflieht,
Und, knirſchend die Zähne, ſein ſtolzes Genicke
Der Türke verbeugt, wenn er kommen dich ſieht:
So harret von innigſter Liebe durchglüht,
Als wollte ſie freundlich zu dir ſich geſellen,
Die Göttin der Fluthen auf ſpielendem Wellen,
Und reicht dir den Scepter mit frohem Gemüth.

17.

Auch oben im hohen Olympiſchen Saale
Erwarten die ſtaunenden Väter dich ſchon,
Und bieten im Geiſte, beym glänzenden Maale,
Die brennende Schoos dir zum freundlichen Lohn:
Sie tragen dich küſſend zum güldenen Thron.
Der eine vergilt dir die Ruhe der Staaten,
Der andre die Schlachten und rühmlichen Thaten,
Und alle willkommen den glücklichen Sohn.

18.

Doch bis wir uns nahen den günſtigen Zeiten,
Wo Männliche Stärcke die Nerve dir ſchwellt,
So laß uns die muthigen Krieger begleiten,
Auf brüllenden Wogen und blutigem Feld:
Jung bilde dich, König! zum Sieger der Welt,
Laß tief dich das Beyſpiel der Helden durchdringen,
Damit, ihrer würdig, dies Lied zu vollbringen,
Die Muſe den Wink von dir ſelbſten erhält. —

19.

Es ſtieg die Flotte ſchon im weiten Oceane,
Die heitre Luft erſcholl vom lauten Ruderſchlag,
Ein ſanfter Abendwind hob ihre Sieges-Fahne,
Und trank Aurorens Thau, der auf den Schiffen lag:
Mit fröhlich munterm Sinn entſchwammen ſie der Erde,
Die Wellen küßten ſich im hohen Silber-Schaum,
Und fern am Horizont, auf grüner Fluthen Saum,
Bahnt ihnen Protheus *) den Weg mit ſeiner Heerde.

---

*) Wie bekannt ein Sohn Neptuns, der die Aufſicht über alle Thiere im Meer hatte.

20.

Von ihrem Luſtgeſang ertönt der Himmels-Saal,
Die Götter hatten noch, ſich weidend an dem Frieden,
Nichts über das Geſchick des Morgenlands entſchieden.
Allein der Jubelton weckt auf ſie allzumal.
Kaum winkt der Donner-Gott von ſeinem hohen Throne,
Der lieblichen Maja geflügeltem Sohne *),
So gleitet entlang den kriſtallenen Pfad
Er fort, zu verſammeln den göttlichen Rath.

21.

Und als izt der Bothe des Zevs den ſiebenfach glänzenden Himmel,
In den ſich die Herrſchaft der Götter vertheilt,
Mit kaum zu begreiffender Schnelle durcheilt,
Begab der Unſterblichen Zug, umleuchtet vom Sternengewimmel,
Hinauf ſich zu Jupiters goldenem Stuhl.
Die Wieſen, die Wälder, die Klüfte, die Straſſen,
Die Berge des Eiſes, der brennende Pfuhl,
Und alles Gewäſſer blieb leer und verlaſſen.

22.

Der Weltbeherrſcher ſaß in Majeſtätſchem Glanz,
Den Donner in der Hand, auf dem kryſtallnen Throne;
Zu ſeinen Füſſen lag der ſchönſte Götter-Kranz,
Der Scepter von Rubin und die demantne Krone:
Sein wallend Lockenhaar roch wie der Frühlings-Duft;
Vom reinſten Silberklang ertönte ſeine Kehle,
Mit jedem Hauche ſchwung aus ihm ſich eine Seele,
Und ſeiner Augenſtrahl entzündete die Luft.

---

*) Merkur.

23.

Den lichten Thron umgab ringsum, bis an die Stuffen,
Der reichgeſchmückte Siz des hohen Götter-Raths;
Dem Rang und Ordnung nach von Majas Sohn geruffen,
Nahm jeder alſobald den angewieſnen Plaz:
Dem Zevs am nächſten ſaß der älteſte der Götter,
Am weitſten lagerte der jüngſte ſich vom Thron;
Und nun begann der Gott im ſchauerlichſten Ton,
Als rollte durch die Luft ein ſchweres Donnerwetter:

24.

„Bewohner des leuchtenden Pols! ihr, die ihr unumſchränkt,
„Zum ewigen Ruhm des Olymps, mit mir das Ruder lenkt!
„So lange die Kronen der Welt auf euren Häuptern prangen,
„Iſt nie ein geflügelter Wunſch der Menſchheit euch entgangen;
„Und euer durchdringender Blick hat längſt den Geiſt entdeckt,
„Der Luſus erhabenes Volk zu großen Thaten weckt;
„Ihr wißt, ob den Syriern, Perſiern, Griechen
„Und Römern bisher ſeine Helden gewichen.

25.

„Auch iſt euch noch allen vermuthlich bekannt,
„Wie ſich vor dem ſiegreichen Heer die fliegenden Mauren entſezten,
„Als ſie die geſegnete Flur am Ufer des Tagus beſezten,
„Aus der ſie die pochenden Schwelger verbannt:
„Sogar der Caſtiliſche Stolz empfand ihre rächenden Straffen,
„Sie ſiegten, ſo klein auch die Zahl damals war,
„Und trozten, vom Him̃el beſchüzt, mit ſtets triumphirenden Waffen
„Der Sichel des Todes und jeder Gefahr.

26. „Al-

26.

„Allein noch kräftiger hat ſich ihr Arm bewieſen,
„Als in der Folge der Zeit, vom Römiſchen Volke bekriegt,
„Sie unter Viriath (16) dem tapfern Portugieſen,
„Den nie überwundnen Feind im blutigen Felde beſiegt:
„Und welcher unter euch vergaß den unſterblichen Namen
„Des Helden (17), der vom Geiſt des Himmels angefacht,
„Sich dieſem mächtigen Stam̃, entſproſſen aus Romulus Saamen,
„So tapfer widerſezt, und ſeinen Stolz verlacht?

27.

„Von gleichem Trieb beſeelt, ſeht ihr auch jezt, ihr Götter,
„Wie kühn dies tapfre Volk auf leichtes Holz ſich wagt,
„Den Ocean durchkreuzt, und trotzend jedem Wetter,
„Gelockt von höherm Ruhm, dem Vaterland entſagt:
„Ohnlängſt umſchifften ſie verwegen ſchon die Orte,
„Wo ſich am ſeltenſten die Sonne hebt und neigt:
„Jezt aber nahn ſie ſich ſogar der güldnen Pforte,
„Wo ſie zum erſtenmal der Erde ſich gezeigt.

28.

„Unwiderruflich iſts beſchloſſen vom Geſchicke,
„Sie kommen eher nicht ins Vaterland zurücke
„Bis ſie das Ziel erreicht, wo täglich, neuerwacht,
„Der Tag im Feuerkleid der Fluth entgegenlacht:
„Schon flieht der Winterfroſt, und ihre ſtarren Glieder
„Durchwärmet nach und nach der holde Frühling wieder;
„Wohlan! das ſchöne Land, wo ſie im Geiſt ſchon ruhn,
„Sey ihrem Blick vergönnt und zeige ſich ihm nun.

29.

„Und weil ſie große Noth bisher erlitten,
„Nicht Ruh noch Raſt gehabt; in ewiger Gefahr
„Mit jedem Element beynah geſtritten,
„Und mancher Tag für ſie ein Tag des Schreckens war:
„So will ich: Sie landen zuvor auf Africa's fruchtbaren Küſten,
„Und was auch ihr Herz ſich zu laben begehrt,
„Sey liebreich und freundſchaftlich ihnen gewährt,
„Bis reichlich mit allem verſehn, ſie wieder zur Ausfart ſich rüſten.“

30.

So Jupiter! Der hohe Götter-Rath,
Verlegen, ſchlug die Augen nieder,
Beſann ſich, dachte hin und wieder,
Doch ſo, daß keiner nicht den Ausſpruch that.
Dem Gott der Trauben aber ſchien vor allen
Am wenigſten der Vorſchlag zu gefallen;
Er ſah voraus, daß ſeinem Ruhm die Schaar
Der Luſitanier gefährlich war.

31.

Im Buch des Schickſals fand, wie er ohnlängſt vernommen,
Es würden Helden einſt, vom Spaniſchen Geſtad
Bis an das Vorgebirg, wo ſich in Doris Bad
Der Indus-Strom ergießt, dereinſt geſeegelt kommen:
Der Macht zu widerſtehn ſey keine Hoffnung nicht,
Sie würden ſich, und nicht umſonſt bemühen,
Den alten Ruhm ſogar ihm zu entziehen,
Von dem ganz Niſa noch mit ſo viel Ehrfurcht ſpricht.

32. Er

32.

Er ſah im Geiſte ſie ganz Indien bezwingen,
Und, zum Geſang geweckt durch Hypokrenens Trank,
Ein ganzes Dichtervolk mit übertriebnem Dank
Der ſpäten Welt den Ruhm der Helden überbringen:
Verloſchen dünkt ihm ſchon ſein jugendlicher Glanz,
Er hört kein muntres Lied zu ſeinem Lob mehr tönen,
Und glaubt, beſorgt ſogar um ſeinen Rebenkranz,
Sie würden einſt ſich ſelbſt damit die Scheitel krönen.

33.

Allein weit günſtiger war unſern Reiſenden
Das Kleinod des Olymps, die Göttinn aus Cythere;
Im Luſitaniſchen Gefühl vor Ruhm und Ehre,
Glaubt ſie, vom Wahn verführt, der Römer Geiſt zu ſehn.
Gleich muthig in der Schlacht, gleich furchtbar in der Rache,
In Tingitana gleich bekannt,
Fand ſie in Herz und Sinn, ſogar auch in der Sprache,
Die Helden unter ſich verwandt.

34.

Ihr ließen überdieß die Parzen längſt empfinden,
Wollt' anders ſie geneigt dem neuen Volke ſeyn,
So würd' es mit der Zeit ganz ihrem Dienſt ſich weihn,
Und Ruhe, Glück und Ruhm in ihrer Herrſchaft finden:
Sie hielt demnach in der vereinten Schaar,
Dem Reben-Gott, der ihr entgegen war,
So lange Widerſtand, bis durch den Zwiſt verdroſſen,
Die andern, ihren Rath zu geben, ſich entſchloſſen.

35. So

15.

So wie der verwüſtende Nord, wenn aus dem gebürgigen Wald
Schon in dem benachbarten Thal ſein drohendes Sturmlied erſchallt,
Nur anfangs mit leiſem Getös die feindliche Gegend erſchüttert:
Wenn aber er wachſend ſich naht, und ſich ſein Geheule vermehret,
Die Blumen und Stauden zerknikt, die tragenden Aeſte zerſplittert,
Bis endlich mit brauſender Wuth er Dörfer und Fluren zerſtöret:
So ſchien auch das göttliche Paar, nach langem verbitterten Streiten
Allmählig den ſchrecklichſten Sturm im hohen Olymp zu verbreiten.

16.

Doch Mars, der im laut nun gewordenem Rath
Die Rechte der Göttinn mit Wärme vertrat,
Theils, weil ſeine Seele ihr heimlich noch zollte,
Theils, weil er die Beyden begünſtigen wollte,
Erhob ſich vom Sitz nun mit ernſtlichem Blick;
Und trotzend der Schaar, die zum Zorn ihn erweckte,
Ergriff er den Schild, der die Bruſt ihm bedeckte,
Und warf ihn ergrimmt auf die Schulter zurück.

17.

Jetzt trat er mit veſt und entſchloſſenem Schritte,
Als ſprach' er der Macht der Unſterblichkeit Hohn,
Mit offenem Helme, gerad in die Mitte
Vor Jupiters unüberwindlichen Thron:
Bey jeder Bewegung der mächtigen Lanze
Fuhr knallend ein Blitz aus dem Eſtrich empor,
In deſſen ringsum ſich verbreitendem Glanze
Apollo beynah ſeinen Schimmer verlohr.

18. Nun

38.

Nun ſprach er die Worte: „Beherrſcher der Welten!
„Dem alles gehorchet, was athmet und lebt,
„Entflammteſt bisher du die Seele der Helden,
„Zu Thaten, vor denen die Nachwelt erbebt:
„So ſtärk' ſie auch jezt noch da weiter ſie ſtrebt,
„Und laß ſie nicht länger ohn' alles Verſchulden
„So viele Gefahren und Elend erdulten,
„Mit denen die Mißgunſt ihr Schikſal umwebt.

39.

„Wär Bacchus erſt ſicher, daß ihm in den Ländern,
„Wohin ſich die Schaar izt der Fremdlinge ſehnt,
„Kein Abbruch geſchähe, leicht würd' er ſich ändern,
„Und leicht würd' er wieder mit ihnen verſöhnt.
„Hat doch ſo oft Luſus das Haupt ihm gekrönt,
„Sie zechten verbrüdert im Zirkel der Freuden,
„Wie dürft' er denn jezt ſeinen Kindern beneiden,
„Was ihnen von jeher der Himmel vergönnt.

40.

„Drum, mächtiger Vater! entſcheid' ihr Geſchicke!
„Laß nicht ſich die Götter ſo niedrig entzweyn;
„Beſchüze die Deinen, weich nimmer zurücke!
„Es ziemet dir nicht unentſchloſſen zu ſeyn;
„Send' ihnen zum Führer, das Land zu erreichen,
„Den Gott, dem in Schnelle die Winde nicht gleichen,
„Und laß, wenn ſich dort ihre Flotte verſehn,
„Mit fröhlichem Muthe nach Indus ſie gehn.„

41.

Hier endigte Mars; und dem göttlichen Sohne
Reicht alſobald Hebe vom güldenen Throne,
Zum Zeichen, daß Jupiter Beyfall ihm gab,
Den Becher voll ſchäumenden Nektars herab;
Drauf ward die Verſammlung der Götter entlaſſen,
Sie wandelten fort durch die ſchimmernden Straſſen,
Und nahmen die Ruder nun wieder zur Hand,
Zu welchem ſie Pflicht und Beſtimmung verband.

42.

Die Helden kamen, mittlerweile
Daß dieſes im Olymp geſchah,
Den Ethiopiſchen Küſten nah,
Da eben ihre Feuerpfeile
Die Sonn' aus jenem Zirkel ſchoß,
In dem ſich Venus einſt verſchloß,
Als ſie dem ſchweren Zorn des Typhons zu entkommen,
Die ſchläfrige Geſtalt des Fiſches angenommen. (18)

43.

Hell war der Tag, und ſtill das Meer,
Faſt kein Gewölk zu ſehen,
Der Wind ſchien ſanft vor ihnen her
Die Wogen abzumähen:
Am blauen Rand des Firmaments
Entdeckten ſie nun San Lorenz *),
Und ſahen Praſſos **) Spitzen
Im Sonnenglanze blitzen.

44. Dem

---

*) Die von den Portugieſen alſo genannte Inſel Madagaſcar.

**) Ein Vorgebürg an den Ethiopiſchen Küſten ſonſt Cabo dos correntes genannt.

44.

Dom Vaſco, deſſen weiſe Hand
Die Farth der Helden lenckte,
Er, dem der Himmel Muth, Verſtand
Und kluge Vorſicht ſchenckte:
Blieb ferne noch vom veſten Land,
Um erſt ſich zu belehren,
Ob auf den Inſuln die er fand,
Nicht etwa Menſchen wären.

45.

Und izt war kein Auge, das nicht nach dem Strand
Der Inſeln mit gierigem Blicke ſich wand,
Die wechſelsweis dorten erſcheinenden Höhen
Und Tiefen des Ufers genau zu durchſehen:
Doch zogen ſie überall fruchtlos vorbey;
Auf einmal erhob ſich ein Jubelgeſchrey;
Denn ſiehe! es kam auf den glänzenden Wegen
Ein kleines Geſchwader von Barken geflogen.

46.

Sie ſchienen insgeſammt von länglicher Geſtalt,
Der kleinſte Wellenſtoß trieb fort ſie mit Gewalt;
Von Palmenblättern war ihr Seegel, dichte Matten,
Aufs künſtlichſte gewebt. Die Mannſchaft barg im Schatten
Ihr braunes Angeſicht, das noch den Stempel trug,
Den einſtens Phäton auf alle Völker ſchlug,
Als er den Eriden durch ſeinen Herabſturz entſezte,
Und Lampeduſens Aug mit blutigen Thränen benezte. (19)

47.

Von Wolle war ihr Kleid; die Farbe, weis und bunt;
Verſchiedne hatten ſich's mit einem Gurt verkürzet,
Die meiſten aber nur ganz leicht zurückgeſchürzet,
Doch ſo, daß an der Bruſt es wieder offen ſtund:
Ihr ſchwarzes Wollenhaar verbarg ein weiſer Bund,
Das Schild hieng an dem Arm, der Säbel an der Seite,
Und jeden Ruderſchlag, als zögen ſie zum Streite,
That ein Trompeten-Stoß von ihrem Borde kund.

48.

Nun gaben ſie durch Wink' und Zeichen zu verſtehen,
Sie wünſchten freundſchaftlich der Flotte ſich zu nahn;
Vaſco da Gama ließ hierauf die Schiffe drehen,
Und ſpannte gegen ſie mit Macht die Seegel an.
Sein Volk erſchöpfte ſich die Inſuln zu erreichen,
Als ob ſchon hier das Ziel der langen Reiſe wär;
So bald er näher kam, ließ er die Seegel ſtreichen,
Und warf zum erſtenmal die Anker in das Meer.

49.

Kaum waren ſie hinabgeſuncken,
So kletterten ſchon Wonnetrunken
Die Schwarzen am Tauwerk der Schiffe hinauf;
Der größte der Helden nahm freundlich ſie auf,
Und ließ mit Wein und Speiſen ſie laben.
Begierig genoſſen die Fremden das Maal,
Und nahmen mit Dank die leckeren Gaben,
Die ihnen Dom Vaſco zu reichen befahl.

50.

Nun ſuchten ſie fragend von ihm zu vernehmen,
Aus welch' einem Lande die Schiffe wohl kämen?
Wohin ſie ſich wenden? und ob auf dem Meer
Beſtändig zu wandern ihr Zweck vielleicht wär?
Er gab auf Arabiſch hierauf ſeinen Gäſten
Beſcheiden zur Antwort: „Wir kommen aus Weſten,
„Und ſind Portugieſen; vom Himmel beſchützt,
„Durchſuchen die öſtlichen Fluthen wir itzt.

51.

„Wir haben ſchon viele Gewäſſer durchfahren,
„Die weiten Antarktiſchen Fluthen bereiſt,
„Die Hälfte von Afrikas Küſten umkreiſt,
„Und mancherley Trübſal und Kummer erfahren:
„Wir dienen dem mächtigſten König und Herrn,
„Mit möglichſter Treue, gehorchen ihm gern,
Und würden mit Freuden die brennenden Tieffen
Des Acherons ihm zu Gefallen durchſchiffen.

52.

Und weil es der Wille des Königes iſt,
So ſuchen wir itzt durch die brennenden Zonen,
Wo wilde Delfinen und Raubfiſche wohnen,
Den Weg nach dem Land, das der Indus durchfließt:
Nun, da ihr durch mich, was ihr wünſchtet vernommen,
Verlangt uns zu hören, woher ihr gekommen?
nd wenn euer Herz ſich vor uns nicht verſchließt,
So meldet uns, was ihr von Indien wißt.“

53.

„Wir ſind ſo fremd als ihr: ſprach einer aus der Mitte
„Der Schwarzen; denn das Land, das dort ihr ſchimmern ſeht,
„Bewohnt ein großes Volk von rauher Art und Sitte,
„Das der Natur nur folgt und kein Geſetz verſteht:
„Wir aber insgeſamt entſpringen aus dem Saamen,
„Den einſtens Ibrahim in Agars Schoos gezeugt *),
„Und zählen uns zum Volk, vor deſſen hohen Namen,
„Der größte Theil der Welt das Haupt mit Ehrfurcht neigt.

54.

„Die Inſel, die ihr ſeht, dient uns und unſers gleichen
„Zum Schutz und Aufenthalt; denn wenn die Fluthen wir
„Von Quilloa, Mombaß, und Sofala durchſtreichen,
„Und uns ein Sturmwind droht, ſo ſichern wir uns hier:
„Verſchiedne die daſelbſt ein beßres Glück gefunden,
„Sind mit den Wilden nun vertraut und eng verbunden,
„Das Land iſt fruchtbar, reich und ſchön in jedem Stück:
„Und trägt, ſo wie die Stadt, den Namen Mozambick.

55.

„Gefällt demnach es euch, die Fahrt zu unterbrechen,
„Die noch bis zum Hidalp **) zu wagen ihr gedenkt,
„So findet, ſollt' es je an Schiffern euch gebrechen,
„Ihr einen Führer hier der eure Reiſe lenkt:
„Drum landet, wenn ihr wollt, und lernt den König kennen,
„Den jeder unter uns in tiefſter Demuth ehrt;
„Er wird wenn er von euch, was ihr verlangt, gehört,
„Euch, mehr noch als ihr wünſcht, gern und mit Freuden gönnen.„

56. Nach

---

*) Siehe die dieſem Geſange angehängte Anmerkung (5).
**) Oder Idalp, einer der größten Plätze in Indien.

56.

Nachdem der Schwarze dies geſagt, entfernt er ſich
Die Barken mit den Seinen wieder zu beſteigen;
Dom Vaſco gegen ihn ſich dankbar zu bezeigen,
Drückt ihm die Hand, und küßt ihn freundſchaftlich:
Und nun hub Phöbus an den Wagen einzulenken,
Vor ſeinem brennenden Blick erröthet die keuſche Fluth,
Sie birgt ihn kühlend im Schoos, und ſeine verloſchene Gluth
Winkt ſeiner Schweſter zu, der Welt ihr Licht zu ſchenken.

57.

Die müde Flotte begieng, nur wenige Meilen vom Strand,
ie Nacht mit vergnügten Geſpräch, u. trug nicht kleines Verlangen
on dem ſo lange bereits vergeblich erwarteten Land,
m mit dem kommenden Tag genauen Bericht zu empfangen:
ſaßen die Helden indeß beyſammen, und machten ſich klar,
as ihnen von Sitten u. Tracht der Fremden noch räthſelhaft war;
nn ihnen fiel ſonderlich auf, daß Menſchen ſo irrig geleitet,
ch dennoch am äußerſten Rand der Erde vor ihnen verbreitet.

58.

d itzund erleuchtet den buhlenden Tanz
Wogen ſchon Luna mit blaſſerem Glanz;
Garten des Himmels, beſäet mit Sternen,
llt friedlich ſie hin nach den weſtlichen Fernen,
athmet im Tauſche der ſalzichten Luft
blühenden Küſten balſamiſchen Duft;
einmal winkt freundlich vom Berg ſie herüber
wachenden Flotte, und ſcheidet hinüber.

59.

Kaum aber entfaltet am Rande der Fluth
Von neuem Aurora die güldenen Locken,
Hiperions *) wieder erwachende Gluth
Hinauf an den dämmernden Himmel zu locken:
So wurden mit Stoffen und färbigem Band
Die Flaggen und Stangen der Schiffe behangen,
Den Erſten der Inſeln, im Fall er das Land
Verließe, mit feſtlicher Pracht zu empfangen.

60.

Dem dünkte der Anblick der Flotte ſo neu,
Daß lang es nicht währte, ſo kam auf den Wogen,
Mit Früchten beſchwert, er herübergeflogen:
Er dachte in ſich ſelbſt, daß es wahrſcheinlich ſey,
Es wären die Helden vom Caſpiſchen Strande
Gebürtig, und ſchifften nach Aſien hin,
Dem griechiſchen Kayſer die dortigen Lande
Mit unüberwindlichem Schwerdt zu entziehn.

61.

Dom Vaſco empfieng ihn mit freundlichen Mienen,
Nebſt allen den Seinen. Er gab ihm zugleich
Die niedlichſten Stoffe vom prächtigſten Zeuch
Nebſt andern Geſchenken; ließ wohl ihn bedienen
Mit allerley Speiſen, und reicht ihm den Saft,
Der uns ſo viel wonnige Stunden verſchafft.
Dem Schwarzen gefielen annehmend die Gaben:
Allein noch vielmehr ſich am Weine zu laben.

62. Ihr

---

*) Eigentlich der Vater der Sonne, mit deſſen Namen die Alten nicht ſelten die Sonne ſelbſt belegten.

62.

Indeſſen kam den Luſitaniern der Mohr
Beſonders wunderbar in Tracht und Kleidung vor:
Ihr nur zu ſanftem Laut bisher geſtimmtes Ohr
Erſchrak beym rauhen Tone ſeiner Sprache (20).
Der Schwarze hielt nicht minder ſcharfe Wache
Auf jeden neuen Gegenſtand, der ihn umringt,
Frug bald nach dieſer, bald nach jener Sache,
Und endlich ob ihr Weg aus der Türkey ſie bringt?

63.

Er wünſcht ſogar das Buch, das ihre Glaubenslehren
Und ihr Geſetz enthält, zu ſehn,
Aus deſſen Innhalt zu verſtehn,
Ob ſie, wie er vermuthet, Chriſten wären:
Zugleich erſuchet er den tapfern Kapitain,
Sollt ihm, nebſt dieſem Wunſch, gewährt es werden können,
So möcht' er ſeinem Blick die Waffen doch vergönnen,
Mit denen er zum Streit ſich und ſein Volk verſehn.

64.

Ihm ließ drauf, durch einen unſrer Helden,
Der der rauhen Sprache mächtig war,
Gama folgendes zur Antwort melden:
„Wir gehören nicht zur feigen Schaar,
„Die die Lehren Mahomets verblenden;
„Europäer ſind wir, hohes Blut
„Rinnt in unſern Adern, und mit Muth
„Suchen wir nach Indien uns zu wenden.

65.

„Rein verehren wir den Herrn der Welt,
„Der im höchſten Glanz der ächten Gottheit thronet;
„Den Gebieter, dem auf Erden alles frohnet,
„Was er ſeines Dienſtes würdig hält:
„Der, um uns vom Sündenſchlaf zu wecken,
„Und für ewige Gefahr zu decken,
„Sich in menſchlicher Geſtalt zu uns geſellt,
„Und für jeden ſich als Opfer dargeſtellt.

66.

„Schriftlich hinterließ er zwar uns ſeine Lehren,
„Und ſie ſind uns allen heilig, werth und lieb;
„Doch da er ſie tief in unſre Seelen ſchrieb,
„Konnten wir ſie mitzunehmen leicht entbehren:
„Wünſcheſt du im übrigen als unſer Freund,
„Itzt die Waffen zu beſehn, die wir verwahren,
„So ſey dirs geſtattet; möchteſt du als Feind
„Niemals ihre ſchlimmen Wirkungen erfahren. „

67.

Sprach es, und erlaubt dem Inſulaner itzt
In den untern Theil des Schiffs hinabzuſteigen,
Wo das Mordgewehr in dunkeln Kammern blitzt;
Alles ließ der Schwarze Stück vor Stück ſich zeigen:
Harniſch, Küraß, Helm und Schild,
Schwere Kiſten, angefüllt
Mit eiſernen Kugeln, befiederten Pfeilen,
Mit Flinten und Bogen und Lanzen und Beilen.

68. Auch

68.

Auch ließ man ihn ſehen das Feuergeſchütz,
Doch hört er nicht donnern die ſchweren Kanonen,
Denn Vaſco da Gama beſchloß mit dem Bliz
Der flammenden Waffen ſein Aug zu verſchonen:
Ihm dünkt' es nicht edel, ein ſicheres Ohr
Mit Tönen der ſchrecklichſten Drohung zu füllen,
Und grauſam, dem Schaaf, das ſich zu ihm verſehe,
Im Grimme des Löwens entgegen zu brüllen.

69.

Doch ſo dachte nicht der Schwarze: In geheim
Weckt, was er geſehn, bey ihm den Keim
Wilder Bosheit: aber er verbarg im Stillen
Den tiefgefaßten Groll und böſen Willen:
Ließ bey jedem Vorgang ſein Geſicht
Allen, die ihn ſprachen, hold und munter finden,
Und beſchloß, ſie ſollten eher nicht,
Als zu ſeiner Zeit, ſein falſches Herz ergründen.

70.

Ja, da ihn ſogar der edle Kapitain
Mit Vertrauen bat, um ſicherer zu reiſen,
Und den fernen Weg nach Indien ihm zu weiſen,
Möcht' er ihn mit einem Steuermann verſehn:
Ließ der falſche Molch ſein Leben zwar verpfänden,
Daß zu allem er bereit und willig ſey;
Heimlich aber ward der Vorſatz in ihm neu,
Eher ihm den Tod ſtatt deſſen zuzuſenden.

71.

Es verwurzelt war der Haß, den er empfand
Gegen alle, die der Wahrheit Licht erkannten,
Daß wenn ſie vor ihm den Namen Chriſtus nannten,
Sich ſogleich ſein ganzes Eingeweide wand.
Und ſo wunderbar führt deine weiſe Pflege,
Unerforſchlicher Gebieter! unſre Wege,
Daß du den, den du zum Freund erwählſt,
Aller Orten mit Verfolgern quälſt.

72.

Und nun verließ der Mohr, nebſt ſeinen Schiffsgeſellen,
Die Luſitanier. Sie ſahn auf keinem Zug
Von ſeinem Angeſicht ein Merkmal von Betrug,
Denn er verſtand die Kunſt, ſich heimlich zu verſtellen,
Die Barken rauſchten ſchnell hinüber auf den Wellen,
Die ſanft der Mittagswind hin nach den Küſten ſchob,
Wo izt den Böſewicht mit unverdientem Lob
Und niedrer Schmeicheley ſein ſclaviſch Volk erhob.

73.

Mittlerweile ſann auch der Thebaner,
Den einſt Zevs in ſeiner Hüfte trug, *)
Auf den allerſchändlichſten Betrug;
Er bemerkte, daß dem Inſulaner
Solch ein böſes Herz im Buſen ſchlug,
Und verſprach ſich vieles vom Verzug
Unſerer Reiſenden an dieſem Orte;
Dacht es, und begann für ſich die Worte:

74. „Der

---

*) Bachus.

74.

„Beſchloſſen iſts demnach vom feindlichen Geſchick,
„Daß dieß verwegne Volk, das ſchon ſo lang geſieget,
„Vom Luſiſchen Geſtad, ſtolz auf ſein altes Glück,
„Sich durch die Fluthen wagt und Indien bekrieget:
„Wie iſt mir? Bin ich noch der Sohn des Donner-Gotts?
„Flammt noch in mir die Glut, von der ſein Auge funkelt,
„Ward jemals ungeſtraft mein hoher Glanz verdunkelt,
„Und bot ich nicht mit Muth bisher dem Schickſal Trotz?

75.

„Schon einmal hat dem Schluß der Götter es gefallen,
„Daß Philipps tapfrer Sohn mit ſeiner ganzen Macht
„Dieß Land, das mir gehört, ſich unterthan gemacht —
„Ließ Mars doch auch das Joch des Helden ſich gefallen:
„Allein von neuem itzt zu dulden, daß den Ruhm
„Des Macedoniers, den ſeit dem Alterthum
„Nur Rom allein erreicht, ein ſo geringer Haufe
„Vom Schickſal unterſtützt, zu meiner Schmach erkaufe! —

76.

„Nein; nimmer, ich ſchwör' es beym Styx, ſoll, was ſie ſich wünſchen, geſchehn!
„Verſchließ dich erbittertes Herz! laß nie dich ihr Opfer erweichen,
„Nie ihren verwegenen Fuß die Indiſchen Gränzen erreichen!
„Leicht kann man mit Liſt und Betrug ein ſicheres Volk hintergehn:
„Komm! folg mir zur Erde hinab, und geuß in die Mauriſchen Seelen
„Das Gift deines kochenden Zorns! — Du findeſt ſie alle bereit
„Mit unüberwindlichem Haß die landenden Fremden zu quälen!
„Schwell ihnen den Buſen mit Wut und führ ſie zu blutigem Streit.“

77.

Sprachs; und ſtieg, von ſeiner Wuth mißhandelt,
Vom Olymp in Afrika herab,
Wo in menſchlicher Geſtalt verwandelt
Er ſogleich nach Praſſo ſich begab:
Und damit ihm ja der böſe Vorſatz glücke,
Stellt er ſich beym Gouverneur von Mozambique
Als ein Greis von tiefer Weisheit dar,
Der im ganzen Land geprieſen war.

78.

„Wenn dir niemand noch der Deinigen berichtet,
„Wer die Fremden ſind — ſo ſprach der Greis —
„Find ich mich zum wenigſten verpflichtet
„Alles dir zu ſagen was ich weis:
„Räuber ſind es; längſt gewohnt zu heucheln,
„Werden ſie ſo lang dir freundlich ſchmeicheln,
„Bis du ihnen alles das gewähret,
„Was ihr unverſchämter Mund begehrt.

79.

„Schon die ganze Gegend hat empfunden,
„Wie gefährlich dieſe Sekte ſey,
„Kaum hat ſich ein Fürſt mit ihr verbunden,
„So verfällt er auch in Sclaverey:
„Raub und Mord folgt ihr auf jedem Tritte,
„Kommt ſie je zu uns mit kühnem Schritte,
„Glaube mir, ſo wirſt du untergehn,
„Und dir Weib und Kinder rauben ſehn.

80.

„Sollte ſie es aber wagen
„Unſrer Küſte ſich zu nahn,
„So laß ſie getroſt heran,
„Und nach ihrer Art verſchlagen
„Leg dein Volk im Hinterhalt:
„Dann, wenn ihre Schiffe landen,
„Tritt hervor; mach ſie zu Schanden,
„Und vernicht' ſie mit Gewalt.

81.

„Keiner müſſe deinem Schwerdt entgehen,
„Denn ſollt' allenfalls es auch geſchehen,
„Daß nicht ganz der Anſchlag glückt: bleibt doch
„Dir dieß unfehlbare Mittel noch:
„Laß, wenn ſie von hinnen wieder gehen,
„Sie mit einem Steuermann verſehen,
„Der mit Liſt auf ſeichten Grund ſie führt,
„Wo die Flotte ſicher ſich verliehrt.„

82.

Hier unterbrach der Mohr, der ſtets zu böſen Dingen
Geneigt ſich finden ließ, den Greis; er fühlt zur That
Sich Muth und Kraft genug; dankt ihm für ſeinen Rath;
Und ſchwört aufs pünktlichſte den Anſchlag zu vollbringen.
Schon ſendet er ſein Kriegs-Volk aus,
Die Portugieſen zu verderben,
Und freut im Herzen ſich voraus
Mit ihrem Blut den Strand zu färben.

83.

Nicht minder hielt zu gleicher Zeit
Er einen Steuermann bereit,
Der, wenn der Kapitän es wollte,
Die Fahrt der Schiffe lencken ſollte:
Damit, im Fall er nicht ihr Blut
Ganz auszurotten Mittel fände,
Der Ueberreſt noch auf der Fluth
Die Folgen ſeines Zorns empfände.

84.

Schon mahlte Apollo mit feurigem Strahl
Nabotheas hohe gebürgige Gruppen *),
Als eben Dom Vaſco auf leichten Schaluppen
Dem Land ſich zu nahen den Seinen befahl:
Er bath ſie mit äußerſter Vorſicht zu handeln,
Und immer geſchloſſen die Fluth zu durchwandeln,
Weil heimlich ſein Herz, der getreueſte Freund,
Ihm ſagte, am Ufer erwart' ihn der Feind.

85.

Und würklich blieb nicht lang der Anſchlag ihm verhelen,
Denn als er kurz darauf an's Land
Ein kleines leichtes Fahrzeug ſandt,
Den Schiffer den man ihm verſprochen abzuholen,
Hört' er längſt an dem Strand ein lautes Kriegsgeſchrey;
Der Held, der nie zu früh von kühnem Zorn entbrannte,
Rief, ob er gleich den Muth der tapfern Mannſchaft kannte,
Durch Zeichen alſobald ſie wiederum herbey.

---

*) Berge im ſteinigen Arabien gelegen.

86. Mit

86.

Mit drey Schaluppen nur vertraut er ſich den Wogen,
Indeſſen hatte ſich mit aufgeſpanntem Bogen
Der Schwarzen gröſter Theil im Hinterhalt verſteckt;
Die andern kamen ihm mit Helm und Schild bedeckt
Bis an den ſeichten Strand, dem er ſich naht', entgegen;
Sie baten hämiſch ihn die Küſte zu beſehn
Und dachten, ließ er erſt zur Landung ſich bewegen,
So könn' ohnmöglich er dem ſichern Tod entgehn.

87.

Noch andre winkten ihm mit Lanzen und mit Spieſſen,
Am Ufer da und dort verſtreut,
Gleich als ob lockten ſie die tapfern Portugieſen
Mit kriegeriſchem Muth zum Streit:
Den Helden, die ſchon längſt der kühne Spott verdroſſen,
Entgieng nun die Geduld; nicht ſchneller ſchießt der Strahl
Des Blitzes durch die Luft, als itzt vereint die Zahl
An's Land hinüber ſprang auf jeden Fall entſchloſſen.

88.

So wie im Stier-Gefecht (21), wenn durch die Gegenwart
Der längſtgewünſchten Braut zum ernſten Spiel erwecket,
Der Streiter, der voll Muths ſchon auf dem Kampfplatz harrt,
So bald der Stier ſich naht, ihn reitzet, lockt und necket,
Und mit dem Wurf-Spieß droht, bis er von Wuth erfüllt
Sich endlich nun ermannt, ihm laut entgegenbrüllt,
Die wilden Augen ſchließt, gebogen ſich verkürzet,
nd mit geſencktem Kopf ihn blutig niederſtürzet.

89.

So brüllet auf einmal mit tödtendem Blitz
Herab von den Schiffen das Donner-Geſchütz;
In feurigem Dampf und mit tobendem Knall,
Entſteiget die Bombe dem heiſſen Metall:
Die glühenden Kugeln durchziſchen die Luft,
Es hallen die Felſen; es ſeufzet die Kluft;
Schon längſt ſind die pochenden Schwarzen entflohn,
Itzt eilt auch der Hinterhalt ängſtlich davon.

90.

Und was noch am Ufer hin und wieder
Nicht durch die Flucht entkommen war,
Erreicht der Portugieſen Schaar,
Und ſäbelt ergrimmt es vollends nieder:
Sie retten vergebens ſich in die Stadt,
Um Hülfe, Troſt und Rath zu ſuchen,
Und dort in der Ihrigen Schoos zu ſpat
Den kühnen Anſchlag zu verfluchen.

91.

Sie waren Verräther; des Mitleids nicht werth;
Die meiſten erreicht itzt das tödtende Schwerdt.
Der Ueberreſt ſucht zwar mit Spieſſen und Pfeilen
Den unvermeidlichen Tod zu verweilen:
Doch ſinket bey allen auf einmal der Muth,
Und iſt gleich das feſte Land ſchwer zu ereilen,
So ſtürzen ſie dennoch in raſender Wuth
Sich alle vom Ufer hinab in die Fluth.

92. Ver-

92.

Verſchiedene die glücklich dem Ufer entſchwommen,
Und bis zu den Barcken entkräftet gekommen,
Zerſchmettert der Stücke geflügeltes Bley;
Die Wellen ertönen vom wilden Geſchrey
Der andern, die rudernd umſonſt ſich bemühen
Auf ſchwanckenden Trümmern dem Tod zu entfliehen;
So rächet am ſchwer ſich verſündigten Heer
Die Helden, das Feuer, das Schwerdt und das Meer.

93.

Nun aber begonnen ſie beſchwert mit reicher Beute
Nach ihren Schiffen zurück zu gehn,
Und ſandten ruhiger itzt ans Ufer ihre Leute
Mit friſchem Waſſer ſie zu verſehn:
Es ſonnen indeß auf neue Verbrechen
Die Schwarzen; ihr Zorn war wieder erwacht,
Und ihren erlittenen Schimpf zu rächen,
Von ihnen ein neuer Betrug erdacht.

94.

Als wären ſie beſchämt durch das was vorgegangen,
ſand einen Boten jetzt, den Frieden zu verlangen,
er liſtige Gouverneur. Die Helden wähnten nicht
aß er den Krieg nur ſucht, da er vom Frieden ſpricht,
d daß der Steuermann, den er zum Pfande
es freundſchaftlichen Bundes ſandte,
n allerſchändlichſten Betrug
ſeiner Bruſt verſchloſſen trug.

95. Der

95.

Der Kapitän, der länger zu verweilen
Im Herzen keinen Beruf nicht fühlt,
Und Wind und Wetter für günſtig hielt
Die längſt gewünſchten Küſten zu ereilen:
Nahm freundſchaftlich den Führer auf,
Entließ den Boten mit Geſchenken,
Und dachte nun mit ſicherm Lauf
Die Fahrt nach Indien zu lenken.

96.

Der ſüſſ'ſten und fröhlichſten Hoffnungen voll,
Verließ itzt die Flotte die ländlichen Wogen,
Von Nereus lieblichen Töchtern umzogen,
Bey günſtigem Wind der im Seegel ihr ſchwoll:
Es ahndte Dom Vaſco noch nicht in der Seele
Daß gegen ihn feindlich der Mohr ſich verheele,
Der niemals ihm die Wahrheit ſagt,
So oft er ihn um etwas fragt.

97.

Die Fahrt der Helden zu vernichten,
Schien es dem Reben-Gott genug,
Von dem was er im Herzen trug,
Genau den Molch zu unterrichten:
Und wohl gelang ihm der Betrug;
Denn Gama traute blind den Worten
Des Böſewichts, wenn nach den Porten
Und Küſten Indiens er frug.

98.

„Die Inſel, ſprach er, reich an Lügen
Wie Sinon (22) war, der einſt die Phrygier betrog;
„Die Inſel, die du dort ſiehſt liegen,
„Bewohnt ein Chriſtlich Volk, das einſt hieher ſich zog.“
Der Kapitain, der alles wohl verſtanden,
Erfreute ſich der Nachricht ſehr,
Verließ ſogleich das hohe Meer,
Und nahm ſich vor daſelbſt zu landen.

99.

Allein auch dies fand ſich nicht wahr,
Da blos nur eine Räuber-Schaar,
Die Mahomets Geſetzen frohnte,
Die ganze Gegend dort bewohnte:
Die Inſel, Namens Quilloa,
War gröſſer noch als Mozambique,
Doch fuhr ihr je ein Schiff zu nah,
So kam es nimmermehr zurücke *).

100.

Die Flotte folgte zwar ſchon jetzt der Unglücksbahn,
Doch wacht Pelagia noch für die Portugieſen;
Sie ſah mit groſſem Schmerz, daß ſie die See verlieſſen,
Um dem gefährlichen Geſtade ſich zu nahn:
Dem Mohren gönnt ſie nicht, daß er im ſeichten Meere,
Wohin er ſegelnd eilt, ihr Lieblingsvolk verſtöhre,
Und gab dem Sturm Befehl, damit vom Land er bließ,
Und wieder mit Gewalt ſie nach den Fluthen ſtieß.

---

*) Die Einfahrt des Hafens war ſo beſchwerlich und mit ſo vielen Gefahren verbunden, daß viele Schiffe daſelbſt ſcheiterten.

101.

Der Schwarze, deſſen Herz von böſem Gift durchdrungen,
Im ſchändlichſten Betrug faſt unerſchöpflich war,
Stürzt, da zum erſtenmal ſein Anſchlag nicht gelungen,
Den edeln Kapitain von neuem in Gefahr:
„Leicht kann dir (wand er vor) ein Unglück widerfahren,
„Wenn du das hohe Meer bey ſolchem Sturm durchirrſt;
„Laß lieber uns indeß nach jener Inſul fahren,
„Wo Mohren du vermiſcht mit Chriſten finden wirſt.

102.

Auch itzt ließ Gama ſich betrügen;
Es hieng das Volk in dieſem Land,
Wo ſich kein einzger Chriſt befand,
An Mahemets Geſetz und Lügen:
Nun wurden die Schiffe von neuem gewandt,
Und gegen den Hafen die Seegel geſpannt,
Allein die Göttin lenkt die Fahrt ſo, daß die Wogen
Sie ſeitwärts ab vom Port und nach den Küſten zogen.

103.

Ein langer ſchmaler Erdenſtrich
Erſtreckte von der Inſel ſich
Dort bis ans feſte Land. Auf ſtuffenweis fallenden Höhen
Ließ eine groſe Stadt von prächtigem Anblick ſich ſehen,
So, wie die Inſul, Mombaza genannt:
Der König, der dieß Land regierte,
Und lange ſchon den Scepter führte,
War weit umher in der Gegend bekannt.

104.

Da nun der Held dem Schwarzen traute,
Und feſt auf ſeine Worte baute,
Wirft er die Anker in das Meer
Und freut ſich ſeiner Ankunft ſehr;
Der König aber, ſchon durch den Thebaner
Von allem, was bißher geſchehn,
Genau belehrt, ſchickt einen Inſulaner
Entgegen an den Kapitain.

105.

Allein obgleich, der Bothſchaft nach, gewogen
Den Reiſenden, der König war,
Bezeigten doch die Folgen klar,
Daß der Geſandte fälſchlich ſie belogen.
So ſchwebt in ewiger Gefahr,
Bald ſchön beſonnt, bald ſchwarz umzogen,
Der Menſch; mit jedem Tag vom Jahr
In ſeinem Lebensplan betrogen!

106.

Wagt er ſich in die See, winkt täglich ihm der Tod
In mancherley Geſtalt zum tiefen Grabesſchlummer!
Bleibt er der Erde treu, ſo plagt ihn Kriegesnoth,
Verfolgung, Liſt, Betrug und mannichfaltger Kummer!
Verlaßner, armer Erdenwurm!
Wie ſicherſt du dich vor dem Sturm,
Daß er nicht plötzlich deine Hütte
Mit allen Hoffnungen verſchütte!

* * *

Anmerkungen
zur Erläuterung des Erſten Geſangs der Luſiade.

(1) Luſitanien iſt zwar eigentlich der alte Name einer der drey Provinzen, in welche Spanien vormals abgetheilt war: allein es wird öfters, wie auch hier, Portugall nur allein darunter verſtanden, weil daſelbſt eigentlich der Sitz der alten Luſitanier, welche der Sage nach von Luſus oder Lyſas, einem Präfekte des Bacchus, abſtammen, geweſen iſt.

Strabo ſagt in ſeinem III. Buche von dieſem Volke: „Sie haben ſich lieber mit dem Krieg als mit der Feldarbeit „abgegeben. Ihre Lebensart war mäßig und einfach, denn ſie „aßen des Tages nur einmal und von einer einzigen Speiſe; „badeten ſich täglich im eiskalten Waſſer und wärmten ſich nie „am Feuer, ſondern mit glühenden Kieſelſteinen. Ihre Kranken „trugen ſie auf öffentliche Straßen, die Vorübergehenden „zum Mitleid zu bewegen, und ſie dadurch aufzufodern, die „Mittel, die ihnen zu ihrer Heilung bekannt ſeyn möchten, den „Nothleidenden angedeyhen zu laſſen.„ Unſtreitig gehören ſie mit unter die tapferſten Völker des Alterthums. Den Römern ſelbſt gelang es nicht anders, als durch Liſt ſie zu unterwerfen. Polyb erzählt, den Reichthum Luſitaniens uns zu ſchildern:

„Ein Schwein von 100 Pf. an Gewicht habe nur 5 Drachmen, „100 Schaafe zuſammengenommen 2 Drachmen, ein Ochs „10 Drachmen, alles übrige Feld- und Waldvieh aber gar „nichts in dieſem Lande gekoſtet.„

(2) Auf niemals vorher noch befahrnen Gewäſſern ꝛc.

Herr von la Harpe macht bey dieſer Stelle, in ſeinem Commentar über die Luſiade, die kindiſche Anmerkung, dieſer Ausdruck ſey hiſtöriſch nicht richtig, da die Meerenge bey Gibraltar bereits von den Phönieiern, die Arabiſchen Küſten von dem Carthaginenſiſchen Admiral Hannon befahren worden, und die Flotten Salomons ſchon, wie bekannt, unter Anführung der von Hiram, König in Tyrus, ihm geſandten Schiffer, anſehnliche Schätze aus Ophir geholt hätten. Man könnte hierauf dem Hrn. de la Harpe zwar antworten, daß die eigentlichen Gränzen der Phönizischen Schiffahrt noch ſehr unbeſtimmt, die Reiſe des Admirals Hannon bis nach Arabien von Plinius zwar erzählt, von Pomponius Mela hingegen widerſprochen, und es endlich noch zweifelhaft ſey, ob Spanien das alte Ophir, wie man neuerlich behauptet, geweſen, oder ob letzteres nicht vielmehr, wie andere wollen, in der Gegend von Pegu, Siam, Java oder Sumatra geſucht werden müſſe? Doch es ſey dem auch wie ihm wolle, ſo konnte der Dichter, der von allen dieſen Anekdoten gewiß ſo gut als la Harpe unterrichtet geweſen iſt, ſich dieſes Ausdrucks um ſo eher bedienen, da hier lediglich von Europäiſchen Schiffen die Rede iſt, und die Portugieſiſchen von dieſen, ohne Widerrede, die erſten ſind, die die dortigen Meere beſucht haben.

(3) Dieſe 6 und die 11 folgenden Stanzen ſind eine Anrede an den jungen König Sebaſtian, unter deſſen

Minderjährigkeit Camoens ſein ſchon längſt auf der Reiſe nach Indien angefangenes Gedicht vollendete.

Da der Dichter ſowohl hier, als in der Folge, ſich öfters bey den Lobſprüchen und Belehrungen dieſes Monarchen aufhält, ſo wird vielleicht einer gewiſſen Gattung von Leſern eine kleine Nachricht von ihm nicht unwillkommen ſeyn. Sebaſtian war kaum drey Jahr alt, als er im Jahr 1557 ſeinem Großvater Johann III. in der Regierung folgte. Seine außerordentlich ſchöne Geſtalt und vortrefflichen innerlichen Anlagen machten ihn von Kindheit an bey ſeiner Nation beliebt. Catharina von Oeſterreich, ſeine Großmutter und Vormünderinn, gab ihm Dom Alexis von Menezes, einen rechtſchaffenen frommen Mann zum Hofmeiſter, und Dom Louis von Camara, einen Jeſuiten, zum Lehrer. Der erſte erzählte ihm unaufhörlich von den großen Thaten ſeiner Vorältern in Afrika und Indien, der andere erhob bis zur Schwärmerey ihren Eifer für die Religion und der Verbreitung derſelben in den entfernteſten Staaten. Dieſes Gemiſche von kriegeriſcher und frommer Ehrſucht prägte ſich daher zeitlich in die feurige Seele des jungen Monarchen. Er ſprach von Jugend auf von nichts als Eroberungen und Schlachten, beſchäftigte ſich ohne Ende mit allem, was ihm in der Kriegskunſt Aufſchluß geben konnte, und führte bey ſeinen Truppen eine Ordnung und Diſciplin ein, die ihm den glücklichſten Erfolg ſeiner Waffen verſprechen konnte, und auch gewährt hätte, wenn er mit mehr Vorſicht und weniger jugendlichem Feuer zu Werke gegangen wäre: allein Sebaſtians aufbrauſender Geiſt kannte keine Gefahr. Als er noch in den erſten Zeiten ſeiner Regierung den Befehl auf ſeinen Schlöſſern St. Julian und Belem gab, alle Schiffe, die vorbeyſeegelten und nicht zur Unterſuchung dort anlanden würden, in den Grund zu ſchießen, war er ſo verwegen, blos um ſich zu überzeugen, ob ſein Wille befolgt würde, mit einem kleinen Gefolge in einer

Brigantine, ohne ſich am Ufer zu melden, vor beyden Schlöſſern vorbey zu fahren, und das auf ihn gerichtete Feuer der ganzen Artillerie auszuhalten. Im ſiebzehnten Jahre that er ſeine erſte Reiſe nach Afrika, und obſchon ſolche nichts, als ſeiner Beſitzungen in dieſem Welttheile in Augenſchein zu nehmen, zum Grunde hatte: ſo konnte er's doch nicht laſſen, mit der wenigen Mannſchaft die ihn damals begleitete, ſich in einigen Scharmützeln gegen die Mohren zu verſuchen. Allein es war dieſes nur eine kleine Vorbereitung zu dem wichtigen und entſcheidenden Zug, den er dahin im Jahr 1578 vornahm. Die Gelegenheit dazu gab ihm Muley Mahomet, der vertriebene Maroccaniſche König. Es war dieſer nach dem Tode ſeines Vaters in der Regierung gefolgt: allein ſein Onkel Muley Molucco, oder Abdelmelech, wie ihn andere nennen, ein ſo erfahrner Politiker als verſuchter Kriegsmann, berufte ſich auf ein altes Landesgeſetz und behauptete, der nächſte Erbe zur Krone zu ſeyn. Es kam zum Kriege. Mahomet verlohr drey Schlachten gegen ihn, und ſahe ſich genöthigt, Afrika zu verlaſſen. Da ihm Sebaſtian gleich bey Anfange des Kriegs ſeine Hülfe angeboten hatte, die er aber damals, in der Hoffnung, ſeinem Feinde alleine die Spitze bieten zu können, verbath: ſo hielt er itzt in der dringendſten Lage bey Sebaſtian um den verſprochenen Beyſtand an. Er wurde, wie er es erwartet hatte, auf das freundlichſte von ihm empfangen, und erhielt das Verſprechen, ohne Zeitverluſt unterſtützt zu werden. Die ganze Macht Portugalls belief ſich damals nicht höher, als auf ohngefähr 10000 Mann. Der junge König ſuchte daher in einer Unterredung mit König Philipp in Spanien, von ihm eine zahlreiche Verſtärkung zu erlangen, die ihm auch anfangs zugeſagt, nachher aber wieder abgeſchlagen wurde. In dieſer mißlichen Lage warb er wo er konnte. Der Prinz von Oranien ſandte ihm, unter Anführung des Oberſten Amberger, 5000 Teutſche, wären aber noch 2000 Mann vor dem Ausmarſche in Liſſabon ſtarben. Ohngefähr 2000 Caſtilianer und 600 Italiäner, meiſt zuſammengeloffenes Geſindel, ſtießen endlich noch zu ihm, und mit dieſer, alles in allem nicht auf 16000 Mann ſich belaufenden Armee, wagte ers, mit dem ſtärkſten afrikaniſchen Helden ſeiner Zeit, der ihn mit 40000 Mann auserleſener Reiterey und 10000 Mann Fußvolk, der vielen leichten Truppen nicht zu gedenken, auf ſeinen Gränzen erwartete, anzubinden. Den 26. Junius 1578 am St. Johannistage, gieng er mit ſeinem Volke und in Begleitung eines mit Indulgenzen reichlich verſehenen päbſtlichen Bothſchafters, fröhlich unter Seegel, und landete für ſeine Perſon in Tanger, wo er Muley Mahomet mit einer unbedeutenden Verſtärkung von 300 Mann fand. Zu Arzilla und Caliz wurden die übrigen Truppen ans Land geſetzt, und ſogleich der Entſchluß gefaßt, mit der Belagerung von Larache, einer wichtigen Veſtung, den Anfang zu machen. Die Armee konnte ſich entweder zu Waſſer oder zu Lande dahin verfügen. Der erſte Weg ſchien der ſicherſte zu ſeyn, weil Abdelmelech den andern mit ſeiner ganzen Macht verſperrte: allein Sebaſtian, der den Augenblick, mit ihm ſich zu meſſen, nicht erwarten konnte, beliebte demohngeachtet den letzten, und erlangte leider! zu früh ſeinen Endzweck. Die Portugieſiſche 2300 Mann ſtarke Cavallerie rückte, ſobald ſie ans Land geſetzt war, unter Anführung Dom Joan de Cordova, gegen Alcaſſar. Es kam ihr zwar ein beträchtliches Corps Mohriſcher Reiterey entgegen, und griff ſie, nach dortiger Art, mit Piquen und Lanzen an: allein Cordova ſetzte ſeine Mannſchaft in Schlachtordnung, erwartete ſie mit aufgehobenem Piſtol, und drang nach deren Abfeurung mit bloſem Schwerdte und vollem Lauf ſo heftig auf die ohnehin nie Stich haltende Feinde, daß ſie nicht allein in großen Unordnung davon flohen, ſondern auch ihren vornehmſten Anführer Azumet dabey verloren. Die Portugieſen nahmen hierauf ihr Lager ohnweit Alcaſſer, 5 Meilen von Larache, zwiſchen zween eine Meile auseinander liegenden Flüſſen. Zu mehrerer Sicherheit vor dem Ueberfall, ließ Sebaſtian ringsumher eine Wagenburg aufſchlagen. Dom Alvarez Perez ganz allein lag außerhalb derſelben mit 500 Pferden und 1200 Teutſchen. Seine Rechte an einen der Flüſſe gelehnt, und die Linke von einer Anzahl Pikeniers vertheidigt, rückte er des andern Tags gegen den Feind vor, um ein ſeitwärts ſtehendes Corps von 5000 Mann zu locken, ihm in die Flanque zu fallen, und ſolches dem hinter der Wagenburg verſteckten Portugieſiſchen Geſchütz Preiß zu geben; es würde auch dieſes erfolgt ſeyn wenn nicht Courco Abrahim, der beſagtes Corps anführte, auf eine ihm verſprochene Verſtärkung vergebens gewartet, und ohne dieſelbe ſich zum Angriffe zu ſchwach geglaubt hätte. Der ganze Tag gieng alſo ohne Handgemeng vorüber; allein der liſtige Alvarez wußte den 11ten Julius ſeinen Feind ſo ſicher zu machen, daß Courco ſeinen Poſten verließ, ihn angriff, und die abgerichteten Flüchtlinge ſo lang verfolgte, bis er auf einmal von dem Geſchütz auf der einen Seite und von der Reſerve auf der andern dergeſtalt empfangen wurde, daß von 5000 nur 300 lebendig davon kamen, Courco aber ſelbſt ſein Leben verlohr. Sebaſtian war ein Zeuge dieſes Sieges, umarmte den tapfern Alvarez mehrmalen auf dem Schlachtfelde und ſteckte ihm mit eigner Hand einen koſtbaren mit Brillanten eingefaßten Rubin zum Sieges-Zeichen auf den Hut.

Abdelmelech erfuhr die Niederlage der Seinigen mit großer Betrübniß, wandt ſich aber, da ihm zugleich geſteckt wurde daß die in Levaſſen befindlichen Araber zu Mahomet ſtoſſen wollten, gegen ſie, verheerte ihr Land und ſetzte ſie durch die Wegnahme ihrer Waffen und Pferde außer Stande gegen ihn zu dienen; von da kehrte er wieder gegen die Portugieſen zurück, wurde aber auf dem Wege ſo krank, daß er nicht mehr zu Pferde ſteigen konnte, ſondern ſich in einer Sänfte tragen laſſen mußte.

Endlich kam es an einem Montage, den 4ten Auguſt, bey Alcazour, oder wie andre den Ort nennen, Alquiaſſarquivir zur Haupt-Schlacht, welche die drey Könige Mahomet, Abdelmelech und Sebaſtian mit dem Leben bezahlten. Schon den 3ten befanden ſich die beyden Armeen gegeneinander in Schlachtordnung. Der junge 25jährige portugieſiſche König ſetzte ſich mit Anbruch des Morgens auf ein, mit grün und goldenem prächtigem Reitzeuge geſchmücktes, weißes Pferd, ſprach mit fröhlichem Auge den Seinigen Muth zu, und ſuchte eine Reihe nach der Andern mit ſeinem Feuer zu entflammen; er ſchmeichelte ſich daß die ganze feindliche Avant-Garde die meiſt aus Arabern beſtund, beym erſten Angriffe zu ihm übergehen würde, und vertröſtete hierauf die Portugieſen, die die ſichtbare Ueberlegenheit des Feindes niederzuſchlagen ſchien; aus der nehmlichen Urſache verzögerte er den Angriff bis Nachmittags, damit die Dunkelheit dem verrätheriſchen Haufen zu ſtatten kommen möchte. Allein Abdelmelech der bis 11 Uhr den Angriff vergebens erwartet hatte, ließ ſich nun von ſeiner Sänfte aufs Pferd bringen, ſeine Armee einen halben Mond formiren, und ſolche beym Schalle kleiner Trommeln, Pfeifen und Trompeten vorrücken. Das Schlachtfeld war ein über 2 Meilen im Umkreis ſich erſtreckenden leerer und ebener Platz. Das Portugieſiſche Geſchütz richtete ſein Augenmerck auf die beyden Flügel des halben Mondes und brachte ſolche gleich bey der erſten Abfeurung in Unordnung; allein da die Mitte Stand hielt, ſowohl Abdelmelech als ſein Bruder Hamet auf die Araber ein ſcharfes Auge hatten und ſogleich die zurückgewichenen Flügel wieder vorführten, ſo hatte dieſe Zerrüttung weiter keine Folgen; ohnfehlbar würde aber Sebaſtian durch das heftige Artillerie-Feuer den überlegenen Feind bezwungen haben, wenn er nicht, die Sache ſchneller zu enden, mit ſeiner Cavallerie zu kühn vorgerückt und ſein Geſchütz dadurch zu ſchweigen gezwungen hätte. Der König ſchlug zwar die vor ſich habenden Feinde in die Flucht, und

Ara-

Alvarez brachte die Mitte des halben Mondes durch einen heftig darauf gewagten Angriff dergeſtalt in Unordnung, daß der francke Abdelmelech, da er die Seinigen fliehen ſah, ſich voller Wuth von ſeiner wieder beſtiegenen Sänfte herabſtürzte und mit ſterbenden Kräften ſie zum Streit zurückführte; allein Sebaſtian hatte ſich bey Durchbrechung der feindlichen Linie zu weit gewagt und ſahe ſich auf einmal von den Feinden umringet; ein Theil ſeiner Cavallerie brach vergebens durch die Feinde um dem Könige Platz zu machen, ſie prallten mit ſo vieler Lebhaftigkeit auf die portugieſiſche Infanterie zurück, daß ſolche nicht allein, um ihr den freyen Auslauf zu laſſen, ſich trennen mußte, ſondern da ſie ihren König vermißte, in größter Verwirrung ſich dem Feind näherte, und durch ihren allzugroßen Eifer ihn zu befreyen geleitet, ohne Ordnung und meiſtens einzeln das Opfer der zahlreichen Feinde wurde. Indeſſen wurde Abdelmelech, der durch die letzte Anſtrengung ſeiner Kräfte ſich außer Athem befand, halbtodt wieder auf ſeinen Tragſeſſel gebracht, und da er ſeines Todes alle Augenblicke gewärtig war, legte er den Finger auf den Mund, dadurch den Seinigen anzuzeigen, der Armee ſelbigen zu verſchweigen, und verſchied. Sein Bruder Hamet übernahm das Commando, näherte ſich aber von Zeit zu Zeit der Sänfte des Verblichenen, als ob er noch lebte, und unterhielt dadurch das große Zutrauen, das ſeine Mohren in ihm ſetzten. Bald darauf wurde das Gefecht allgemein; Muley Mahomet, der den Fluß im Rücken hatte und ſolchen zu decken beſtimmt war, ſah ſich auf einmal von den Seinigen verlaſſen, und ertranck, da er durch den Fluß, um ſich zu retten, ſetzen wollte, elendiglich. Die Mohren, die es nun mit Sebaſtian allein zu thun hatten, überfielen ihn auf allen Seiten, und der tapfere Alvarez, der mit wenig Tapfern noch ihm zu Hülfe geeilet war, verlohr in dieſem Augenblicke das Leben. Der König, von den Feinden umringet, wehrte ſich eine Zeitlang, da er aber ſich überwältigt ſah und ihn ſeine Kräfte zu

verlaſ

verlaſſen anſtengen, ließ er ein weißes Tuch an eine Lanze zum Zeichen des Friedens und ſeiner Ergebung binden; allein die Mohren kannten dieſen Gebrauch nicht und ſäbelten ihn nebſt ſeinem Gefolge nieder. So endete dieſe berühmte Schlacht, nach der Erzählung der ſpaniſchen Geſchichtſchreiber, die hinzuſetzen, der Leichnam Sebaſtians ſey auf Vorbitte eines Renegaten Andrieto Gaſparo Corſe, Hamets Lieblinge, von dem Schlachtfelde aufgehoben und nach Portugall gebracht worden, wo er in der Kirche zu Belem begraben liege. Die Portugieſen hingegen behaupten Sebaſtian ſey in der Schlacht nicht geblieben, ſondern von dem Schlachtfelde, wo er ſich todt angeſtellt, nächtlicher weiſe entkommen, und auf einem Schiffe nach Algarbien geſeegelt; da er aber ſich nicht entſchlieſſen können, nach einem ſo unglücklichen Zufall und der Aufopferung des Kerns des portugieſiſchen Adels nach Liſſabon zurückzukehren, ſo habe er mit einigen Vertrauten eine Reiſe um den größten Theil der Welt gemacht, in Indien vielen Schlachten beygewohnt, nach der Hand eine Zeitlang als Eremit gelebt und ſey endlich im Jahr 1578 wieder in Venedig zum Vorſchein gekommen. Sein dreyjähriger dortiger Aufenthalt und Gefangennehmung auf Anſuchen des Spaniſchen Geſandten, die Bewegungen in Portugall und das laute Verlangen der Nation ihren König wieder zu erlangen, die Verbannung des für unächt gehaltenen Sebaſtians aus Venedig, ſeine Reiſe nach Florenz, zweyte Gefangenſchaft und Auslieferung nach Neapel, wo nach einem langen Proceß er von den Spaniern zur ewigen Galeeren-Straffe und nachher zum ewigen Arreſt in St. Lucar verdammt worden, und endlich ſein nicht bekannt gewordenes Ende daſelbſt, werden wohl ein ewiges Räthſel bleiben; da man ſich hier bloß ſo lange bey dem Leben Sebaſtians verweilet hat, um zu zeigen, daß Camoens ſeinen Weihrauch keinem unwürdigen Monarchen geſtreut, und der Raum nicht erlaubt weitläuftigere Betrachtungen darüber anzuſtellen.

Wer ſich davon weiter belehren will, der leſe die Spaniſchen und Portugieſiſchen Schriftſteller ſelbſten nach; hier mag genug ſeyn zum Schluße zu erörtern, daß die Portugieſen ſo wenig überzeugt waren, durch den ihnen von Alcaſſar überſchickten Leichnam, den Körper Sebaſtians erhalten zu haben, daß man vielmehr in Belem auf ſeiner angeblichen Grabſtätte folgende Aufſchrift lieſt: Hoc jacet in tumulo, ſi fama vera eſt, Sebaſtes.

(4) Camoens belegt alle Afrikaner beynahe ohne Unterſchied mit dem Nahmen Mouros, zu teutſch Mohren oder Mauren. Ich habe mich, wenn von denen Bewohnern der Ethiopiſchen Küſten oder der dort herum gelegenen Inſuln, die Rede iſt, zuweilen des Namens Schwarzen oder Negern bedient, welches ich ein für allemal erinnere.

(5) Der Name Ismaeliten wird den Mauren beygelegt weil ſie ihrer Sage nach von Ismael, dem Sohne Abrahams, den ihm Agar, Saras Magd, gebahr, abſtammen. Dieſer Ismael zeugte mit einer Egyptierin 12 Kinder, welche ſich in der Folge Arabiens bemächtigten, und aus denen die Ismaeliten, Agarener, Araber und Sarazenen entſproſſen ſind.

(6) Nuno, eigentlich Nugno oder Nunno Alvarez di Pereira, Connetable von Portugall unter dem König Johann dem Unächten, war einer der kühnſten Helden dieſes Reichs. Bey dem, nach dem Tode Ferdinands, entſtandenen Succeßions-Streite, erklärte er ſich für dieſen Johann mit ſolchem Eifer, daß er alle, die gegen

ihn etwas auszuſtellen hatten, zum Zweykampfe foderte, und endlich ſeine einmüthige Wahl zuwege brachte.

Im Caſtiliſchen Krieg, als König Johann von Caſtilien im Jahr 1385 ſeine Flotte vor Liſſabon ſchickte, und zugleich mit einer Armee von 30000 Mann in Portugall einbrach, wagte Nuno mit 7000 Mann nur gegen ſie eine Schlacht bey Aljubarotta, in der Provinz Eſtremadura, die ſo glücklich ausfiel, daß die Caſtilier zurück mußten und ihr König kaum Zeit hatte ſich in einem Boote nach Santaren zu retten. Kurz darauf und zwar noch im nemlichen Jahre, ſchlug er ihre Armee unter Anführung des Großmeiſters von St. Jacob, Peter Munnoz, zum zweytenmal bey Valverde. Während des mit Caſtilien geſchloſſenen Stillſtandes zog er mit ſeinem Könige nach Afrika gegen die Mauren, und bewürkte im Jahr 1415 die berühmte Eroberung von Ceuta. Nach dieſem Vorgange aber legte er ſein Amt nieder, gieng in ein Carmeliter Kloſter zu Liſſabon, und lebte noch 15 Jahre daſelbſt. Er beſchäftigte ſich während dieſer Zeit mit Erbauung der prächtigen Kirche zu U. L. F. die er auf ſeine Koſten aufführen ließ. Dadurch, daß ſeine einzige Tochter Beatrix ſich mit Alphonſo Herzogen von Braganza vermählte, ſtammen die jetzigen Könige von Portugall mit von ihm ab.

(7) Egas Monniz oder auch Nunnez war Hofmeiſter des Infants Dom Alfonſo Henriquez (nachmaligen erſten Königs in Portugall) und ſein Statthalter in der zwiſchen dem Minho und Douro gelegenen Provinz. Ein kluger und entſchloſſener Mann, durch deſſen Anſtiftung und Leitung der noch unter der drückenden Vormundſchaft ſeines Stiefvaters Ferdinand von Tranſtamara und ſeiner leiblichen Mutter Thereſia ſtehende Alphonſus, ſich

der Regierung bemächtigte und ſolche, ohnerachtet ihres und des mit ihnen verbundenen Königs von Caſtilien Widerſtandes, behauptete.

Alphonſus war kaum noch 18 Jahr alt, da ihn Egas zum erſtenmal auf den Kampfplatz bey Santiranez (dem alten Arabuca), zur Schlacht führte, und den berühmten Sieg erfocht, in dem ſowohl Thereſia als ihr vermählter Liebling mit Verluſt ihrer ganzen Armee gefangen wurden. Da der König von Caſtilien ſich derſelben annahm, und mit einem ſtarken Kriegs-Heer ſie zu befreyen ſuchte, kam es bey Valdevez zu einem zweiten Haupt-Treffen, durch deſſen Gewinnſt Egas das Schickſal des jungen Infants entſchied, und die Caſtilier zum Frieden zwang. Er beſaß eine ſo überzeugende Beredſamkeit, daß, als der gedachte Caſtiliſche König Alphonſus Ramo einige Zeit hernach abermals mit einer fürchterlichen Macht in Portugall einfiel und den Infant unvermuthet bey Guimaranez in der Provinz Entre Douro y Minho einſchloß, ſich Egas in das feindliche Lager wagte und den König ſo einzunehmen wußte, daß der von ihm vorgeſchlagene Friede in allen Punckten genehmigt und ſogleich auf ſein Ehrenwort abgeſchloſſen wurde. So viel aber auch Egas Heldenmuth und Staatsklugheit beſaß, ſo rechtſchaffen und treu gieng er in allen ſeinen Handlungen zu Werke. Er gab hievon eine der ſeltenſten Proben, als der Infant einige Jahre darauf, die von Egas verſprochenen Friedens-Punkte, theils weil ſie ihm zu hart ſchienen, theils weil er ſich der Caſtiliſchen Macht gewachſen fühlte, nicht mehr halten und ſich in eine gänzliche Unabhängigkeit ſetzen wollte. Nach vergebenen Verſuchen den jungen Helden von ſeinem Meineid abzuhalten, verfügte ſich endlich Egas, in Begleitung ſeiner Kinder, nach Toledo zum Könige von Caſtilien, warf ſich mit einem Stricke um den Hals zu ſeinen Füßen, und bat ihn des Infants gebrochenen Schwur an ihm und ſeinen Kindern zu rächen. Allein Alphonſus Ramo war von ſeiner Rechtſchaffenheit ſo ſehr überzeugt, daß er ihn freundlich aufhob, umarmte und ohne einige Ahndung wieder zurück nach Portugall ſandte, wo er im Jahr 1129, eben da ſich Henriquez zum Kriege gegen die Mohren vorbereitete, ſtarb und mit ſeinen Kindern in einem von ihm geſtifteten Benedictiner-Kloſter zu Porto begraben liegt.

Daß man ſchon damalen wie jezt ein guter Staats- und Kriegs-Mann ſeyn konnte, ohne eben Ciceronianiſch Latein zu ſchreiben, bezeugt der von Manrique in ſeinen Annal. Ciſter. von ihm angeführte Brief an den Abt eines Ciſterzienſer Kloſters. Er ſchrieb bey Gelegenheit der Krankheit ſeiner Gemahlin an ihn folgendergeſtalt:

Spectabili viro Aldeberto, novi Monaſterii Abbati, Egeas Monius, Principis Alfonſi nutricius et terrae intra Durium et Minium tenens, ſe ipſum et tota ſua commendat ſanctis orationibus veſtris. Totum annum cuperem Quadrageſimam, vt ſimul cum Domino meo Alfonſo eſſem cum vobis. Sed negotia terrae ſuae et bella de Mauris non dant locum ſtandi cum pace. Mitto ad vos viginti ſolidos ad veſtrum opus. Orate pro me peccatore et pro mea conſorte, Domina Thereſa, quae multum aegrotat de magna febri. Mittit in vaſum de aqua benedicta, ſicut ſoletis et, Domino volente, ſana erit ſine dubitatione. Nos ibimus in Conimbram, ut videamus noſtram Reginam Thereſam quae nunc male eſt. Orate pro illa et pro Domino principe filio ejus, et pro me peccatore &c.

(8) Dom Fuas Roupinho war einer der tapferſten Ritter Portugalls und Königs Alfonſus Henriquez Admiral. Er hat ſich beſonders durch den Entſatz der von dem Maroccaniſchen König Aben Juceph belagerten

Stadt Porte de Mois und des dabey über ihn erfochtenen Siegs in Portugall, unſterblichen Ruhm erworben.

(9) Zwölf Paladinen ꝛc. Eine Anſpielung des Dichters auf die zwölf Portugieſiſchen Ritter, welche nach Engelland reiſten, um die Ehre der dortigen Damen zu retten, und deren Geſchichte im ſechſten Geſange weitläuftig erzählt wird.

(10) Don Vaſco da Gama, der eigentliche Held dieſes Gedichts, der dem Leſer aus dem vorgeſetzten Innhalt der Luſiade ſattſam bekannt worden iſt.

(11) Alphonſus I. Henriquez, mit dem Zunamen El Conquiſtador, der erſte König von Portugall, den der vorhingedachte Egas Monniz erzog.

Sein Vater war Heinrich von Lothringen, Graf in Portugall, ein Urenkel Hugo Capets von Frankreich, und ſeine Mutter, Thereſia, Königs Alphonſi des 6ten in Caſtilien zweyte Tochter. Von ſeiner Thronbeſteigung ſiehe die Note (7). Sein Leben war übrigens ein ewiger Kampf mit den Caſtiliern und Mauren. Im Jahr 1139 gewann er mit einer Armee von 13000 Mann eine Schlacht gegen die letztern, die ſich 300 tauſend Mann ſtark in der Ebene bey Urichio oder Ourique, einer Stadt in der Portugieſiſchen Provinz Alentejo, verſammelt hatten. Zween Tage vorher wurde er von ſeinen Truppen zum König ausgerufen und gekrönt. Seine Anrede an die Armee, kurz vor der Schlacht, verdient vielleicht hier einen Platz, weil ſie ihn am beſten ſchildert. Die große Menge der Feinde ſchien ſeinen Truppen den Muth benommen zu haben. Er ſtellte ſie aber demohngeachtet in Schlachtordnung, und redete ſie folgendermaßen an: „Nicht Worte ſinds, lieben Freunde! die uns zu tapfern Männern machen. Wenn der Soldat die Vermahnungen ſeines Generals, blos nur um ſeinen Muth anzufachen, nöthig hat, ſo wird er feige, ſobald er ihn aus dem Geſichte verliert. Die wahre Tapferkeit wächſt mit den Gefahren. Ihr ſeht ſo gut als ich den Zuſtand, in dem wir uns befinden, die Menge der Feinde die uns umringen, die Lage des Platzes *) auf dem ihr ſteht — der euch keine Flucht erlaubt, und kein Mittel, als muthig zu fechten, übrig läßt. Wie ſchändlich würde es für euch — die ihr zu ſiegen gewohnt ſeyd — ausfallen, wenn ihr, die Waffen in der Hand, dem Feind den Rücken kehren und deſto ſichrer euch dem Schwerdtſchlag derer ausſetzen wolltet, die ſchon ſo oft vor eurer Gegenwart allein entflohen ſind! Weg alſo mit der Furcht! Keiner von euch verdiene den Vorwurf, aus Feigheit dem Feinde nur einen Fuß ſeines Erdreichs gegönnt zu haben. Die Freude, die auf allen Geſichtern ſtrahlt, verdoppelt meinen Muth; ſie iſt die beſte Zeuginn eures erwachten Heldengefühls, und das ſicherſte Pfand des künftigen Sieges. Ich bin entſchloſſen, für das Wohl des Staates zu triumphiren oder zu ſterben. Unter dem Schutz des Himmels kenne ich keine Furcht, und mein iſt der Sieg, ſobald ihr mich unterſtützt. Denn was ſind die Feinde, mit denen ihr fechten ſollt, anders als feige Flüchtlinge, die ihr ſchon ſo oft überwunden habt, und die vor eurem Anblick allein ſich entſetzen werden! Seyd ihr nicht noch eben ſo ſtark wie vormals? Sind ſie nicht immer noch eben ſo bereit mit angſtvollem Herzen zu entfliehen! Auf! ſtreitet, meine Freunde! unter meiner Anführung, nach meinem Beyſpiel! Duldet nicht, daß der, den ihr vor kurzem einer Krone werth hieltet, der Spott dieſes Geſindels werde! Hier iſt der Feind; ich gehe voran; folget mir!“

Mit

---

*) Die Armee hatte den Fluß Palma im Rücken.

Mit dieſen Worten ſtürzte der treffliche Redner mitten unter die Mohren; der glücklichſte Erfolg krönte ſeine Erwartung. Die Feinde hielten den Sturm der Portugieſen nicht lange aus; ſie wurden in wenig Stunden gänzlich zerſtreuet und aufs Haupt geſchlagen. Mit einer ähnlichen Anrede fachte er den Muth ſeiner Soldaten an, als er Liſſabon mit Sturm eroberte, und ſein kriegeriſches Feuer erhielt ſich bis in ſein höchſtes Alter. Noch im 84ſten Jahr gerieth er mit ſeinem ehemaligen Schwiegerſohn, König Ferdinand zu Leon, in einen heftigen Streit, und belagerte die Stadt Bajadoz; allein Ferdinand eilte den Bedrängten zu Hülfe, ſchlug ihn zum erſtenmal, und machte ihn in dem Augenblick, da er ſich in den einen Theil der Stadt, den er bereits erobert hatte, retten wollte, und mit dem Pferd ſo heftig gegen das Thor rennte, daß er, am Fuß verwundet, herabfiel, zum Kriegsgefangenen. Der Schwiegerſohn begegnete dem alten Helden mit der tiefſten Ehrfurcht, ließ ihn ſorgfältig heilen und frey in ſeine Staaten zurückziehen. Allein Alphonſus, der nicht gewohnt war daß es ihm irgend jemand an Edelmuth zuverthat, wollte ihn nicht eher verlaſſen, bis er von ihm Portugall zu Lehen nähme: dieſer aber rechnete ſichs zur Schande, ſich den unglücklichen Zufall ſeines Schwiegervaters zu Nutze zu machen, begnügte ſich mit dem Wiedererſatze der ihm abgenommenen Plätze, und verlangte nichts als ſeine Freundſchaft, die er für die größte Eroberung hielt. Alphonſus genoß noch im Jahr 1181 ſeinen Beyſtand in einem neuen Krieg, den er mit den Mohren anfieng, und krönte das Ende ſeiner Regierung mit dem vollkommenſten Sieg, den er über die Mauren bey Santaren erfocht. Er ſtarb kurz darauf in einem Alter von 91 Jahren. Ohngeachtet der vielen Kriege, die er während ſeiner Regierung geführt hat, genoſſen ſeine Staaten der größten innerlichen Ruhe. Gleich groß im Krieg und Frieden, ſind ihm die Grundgeſetze Portugalls, die Univerſität zu Coimbra, und eine Menge der koſtbarſten Kirchen im Lande, ihre Entſtehung ſchuldig. Die große Kunſt, durch welche er unter andern auch die Religion zu ſeinem Nutzen zu gebrauchen wußte, erwarb ihm bey ſeinem abergläubiſchen Volke den Namen eines Heiligen. Seine Soldaten ſahen ihn beynahe niemals ohne der Erſcheinung eines Engels ſtreiten, und der Erzengel Michael ſtund ihm, nach ihrer Ausſage, immer zur Seite. Alphonſus ſtiftete ihm dieſerwegen zur Belohnung und Ehre einen beſondern Ritterorden, den er St. Michaelis de Ala — weil das Ordenszeichen ein Flügel mit güldenen Stralen iſt — nannte.

(12) Duarde Pacheco Pereiro war einer der berühmteſten Feldherren, derer Portugalls Geſchichte Erwähnung thut. Er unternahm mit Vaſco da Gama den erſten und mit Peter Cabral den zweyten Zug nach Indien; ſeine größten Thaten begannen aber erſt im dritten, als er mit denen beyden Albuquerques dahin ſeegelte und ein eigenes Schiff anführte.

Der Endzweck dieſer Flotte war, den König Trimumpara in Cochim, Portugalls Alliirten, gegen die feindlichen Angriffe des Königs Zamora in Calecut zu vertheidigen, und der Erfolg ſo glücklich, daß dieſer nach einigen verlohrnen Schlachten Friede machte, und dadurch die Flotte in den Stand ſetzte, mit Sieg bedeckt, nach Portugall zurückzukehren: allein Trimumpara traute ſeinem Feinde nicht viel Gutes zu, und erbat ſich wenigſtens eine geringe Anzahl Portugieſen zur Bedeckung. Es wurde daher beſchloſſen, eine Citadell in Cochim anzulegen, und Pacheco auserſehen, mit 134 Mann Beſatzung darinnen zurückzubleiben. Kaum war die Flotte abgeſeegelt, ſo empörte ſich der treuloſe Zamora von neuem, und überfiel den armen Trimumpara mit einer noch weit fürchterlichen Macht als vorhin. Das Land bey Cochim iſt auf der mitternächtlichen

Seite von verſchiedenen Meerbuſen durchſchnitten, und die häufigen Sandbänke verhindern, daß außerhalb des Hafens kein Schiff der Stadt beykommen kann. Doch befindet ſich auf der Morgenſeite eine Inſel, Namens Cambalam, die nur ein ſchmaler Seekanal von Cochim trennt, und wo das Waſſer ſo ſeichte iſt, daß eine Armee zur Noth durchwaden kann. Hier nahm ſich der König von Calecut vor, in der Hoffnung, ſeine Truppen daſelbſt überſetzen zu können, ſein Lager aufzuſchlagen. Pacheco war kaum von ſeinen Geſinnungen benachrichtigt worden, als er ſeine Mannſchaft, ihn daran zu verhindern, folgendermaßen vertheilte: 25 Mann, unter Anführung Jacob Pereiras, legte er in das Haupt-Schiff, welches mit Geſchütz, Waffen und Munition wohl verſehen, und den Eingang in den Hafen zu vertheidigen beſtimmt war. In der Citadelle blieben 39 Mann, deren Befehlshaber Ferdinand Correa hieß, und 71 Mann machte die ganze Beſatzung drey kleiner mit Geſchütz reichlich verſehener Schiffe aus, die er unter ſeinem Commando behielt, und mit denen er ſich an die Seite des Ufers begab, wo Trimumpara mit 5000 Mann, die einzigen, die ihm noch getreu geblieben waren, auf ihn wartete; 500 davon nahm er zu ſich unter Anführung zwey der beſten Malabariſchen Officiers, und begab ſich mit dieſer Handvoll Leute in der Nacht des 16ten März 1504 an das Ufer von Cambalam. Noch war der Calecutiſche König nicht angekommen; da aber auf einer benachbarten Inſel, Namens Repelin, über 800 Feinde ſtanden, ſo machte ſich Pacheco unverzüglich dahin, und obſchon dieſe ſich tapfer wehrten, wurden ſie doch aus der Inſel vertrieben. Drauf ließ er den dortigen Ort, der dem Feinde zum Sammelplatz und Magazin diente, verbrennen, mit den Lebensmitteln und der Munition hingegen ſeine Schiffe beladen, und ſeegelte noch ſelbigen Tags an den Ort ſeiner erſten Ausfahrt zurück. An dem folgenden langte der König von Calecut in fünf Colonnen, welche zuſammengenommen 57000 Mann ſtark waren, in Repelin an. Außer dieſer anſehnlichen Macht hatte er 160 Schiffe bey ſich, die abermals eine Beſatzung von 12070 Mann bey ſich führten. Zwanzig Brigantinen, die mit Ketten zuſammengehängt waren, ruderten in einer Linie voraus, und bahnten der Flotte den Weg. Sobald die Calecutiſche Armee auf der Inſel angelangt war, ließ der König längſt am Ufer eine Art von Sägewerk (Redan) aufwerfen, ſein Heer vor das feindliche Geſchütz zu decken, und zugleich einen hohen Thurm aufbauen, um die gegenüber gelagerte Portugieſiſche Flotte mit ſeinem Geſchoß zu vertreiben. Pacheco begnügte ſich, einen Theil ſeines Geſchützes an's Ufer bringen zu laſſen, ſandte eines ſeiner drey Schiffe, (eine Portugieſiſche Caravelle) welches er mittelſt eines ſtarken mit eiſernen Ketten umwundenen Seiles an zwey auf beyden Seiten des Ufers befeſtigten Barken hängen ließ, in die Mitte der Einfahrt des Kanals, und ſperrte ihn ſolchergeſtalt vollkommen. Trimumparas Soldaten wurden am Ufer der Stadt Cochim vertheilt, und Pacheco hielt ſich mit ſeinen zwey Schiffen im Kanal, um ſich dahin, wo ſeine Gegenwart am nöthigſten ſeyn würde, zu begeben. Die Calecutiſche Armee ſetzte ſich hierauf unter dem Schall ihrer Trompeten und großem Geſchrey in Marſch. Unter der Anführung des Fürſten von Repelin ruderte ihre Flotte, deren Avantgarde die vorhin gedachten aneinander geketteten 20 Brigantinen ausmachten, mit aller Macht gegen die Portugieſiſche Caravelle heran. Der König von Calecut aber bereitete ſich mit ſeiner Armee an dem ſeichten Fleck des Kanals, Cochim gegenüber, durchzuſetzen. Das Blinken ihrer Waffen, durch die Stralen der Sonne vermehrt, das beſtändige Jauchzen ihrer Soldaten, und noch mehr als dieſes alles, das entſetzliche Lärmen der Kanonen, jagte denen von Cochim einen ſo großen Schrecken ein, daß ſie alſobald ihren Poſten verließen und nach der Stadt eilten. Pacheco wußte kaum, wo er ſich zuerſt hinwenden ſollte. Indeſſen feuerte das Portugieſiſche Geſchütz mit einem ſo gutem

Erfolg auf die Brigantinen, daß ihre Linie, noch ehe ſie die Caravelle erreichte, getrennt wurde. Pacheco eilte ſogleich auf acht derſelben, die ſeitwärts von den Wellen getrieben wurden, los, und ſchoß ſie zu Grunde, die zwölf andern wurden hierauf ebenfalls getrennt und zogen ſich zurück. Auch der König von Calecut konnte gegen das Portugieſiſche Geſchütz nicht vorrücken; er verlohr bey dem erſten Verſuch 1300 Mann, und wagte keinen zweyten. Der feindliche Admiral Neplim bewerkſtelligte zwar mit ſeiner Flotte einen neuen Anmarſch: allein Pachecos Augenmerk war beſonders darauf gerichtet, immer die Schiffe von einander zu trennen und ſie einzeln in den Grund zu ſchießen, welches ihm ſo wohl gelang, daß endlich der Feind für dieſen Tag ſein Vorhaben aufgab und ſich zurückzog. Die Portugieſen hatten ſich übrigens auf ihren Schiffen durch Wollenſäcke und Schanzkörbe ſo gut verwahrt, daß ſie keinen Todten und nicht mehr als einige Verwundete bey dieſem Vorgange zählten.

Zamora brachte verſchiedene Tage zu, um ſich von dieſem Schaden zu erholen, und neue Verſtärkungen an ſich zu ziehen. Pacheco verwand dieſe Zeit, die Ufer zu befeſtigen, ſeinen Cochimſchen Soldaten den Muth zu erneuern, und die beſchädigten Schiffe auszubeſſern. Die Seemacht des erſten beſtand nun in 100 Galeeren, 100 Brigantinen, und 80 kleinen Barken, auf denen zuſammengenommen ſich eine Beſatzung von 15000 Mann befand. Er beſchloß daher, einen Theil dieſer Flotte gegen den Hafen von Cochim zu ſenden, um entweder auf dieſer Seite der Stadt beyzukommen, oder wenigſtens den Portugieſiſchen Feldherrn dadurch zu verbinden, ſeinen jetzigen Poſten zu verlaſſen, um dem dort allein zurückgelaſſenen Schiffe zu Hülfe zu eilen; und würklich würde dem letzten es ſchwer geworden ſeyn, die Küſte zu vertheidigen, wenn der König mit ſeiner ganzen Macht dahin geſeegelt wäre; allein es war der Gebrauch bey dieſen Völkern, daß es ſich ein Feldherr zur Schande rechnete, wenn er ſeinen einmal gewählten Poſten verließ; und vielleicht fürchtete ſich der König mit ſeiner Flotte in dem Buſen des Hafens, wohin ihm Pacheco natürlicherweiſe gefolgt wäre, eingeſchloſſen zu werden. Dem ſey wie ihm wolle, ſo ſchickte Zamora nur 70 Brigantinen gegen Cochim, immer genug, das einzige Portugieſiſche Schiff zu bezwingen. Trimumpara ſah kaum die Flotte heranſeegeln, ſo gab er an Pacheco Nachricht davon; der alſogleich mit einer Schaluppe und einer Caravelle dahineilte. Sein Anblick verſcheuchte die Flotte, ſo ſehr war ſchon ſeine Flagge den Feinden furchtbar geworden. Mittlerweile hatte Zamora ſich ſeine Abweſenheit zu Nutze gemacht, und einen neuen Angriff ſowohl zur See als zu Lande gewagt. Pacheco, der ſich in dem Hafen zu Cochim gar nicht aufgehalten hatte, kam eben zurück, als die feindliche Flotte im Anzuge war. Seine dort zurückgelaſſenen beyden Schiffe waren durch und durch geſchoſſen, und die Mannſchaft hatte ſich auf kleinen Barken retten müſſen; nichts als das Geſchütz vertheidigte ſie noch. In dieſem äuſſerſten Zuſtande fiel Pacheco dem Feind in den Rücken, und als ob ſeine Gegenwart allein ſie zu ſchlagen fähig wäre, eilte die ganze Flotte mit einem Verluſt von 19 Brigantinen zurück. Pacheco verlohr abermal keinen Mann bey dieſer Gelegenheit.

Der Calecutiſche König war über dieſen zweyten Sieg ſo ergrimmt, daß er unverzüglich zu einem neuen Angriff Anſtalt machte. Pacheco gab den Seinigen Befehl, ſich in den Schiffen zu verſtecken, und kein Lebenszeichen von ſich zu geben; auch das Kanonenfeuer von den Schiffen und vom Lande ſchwieg. Zamora ſich einbildend, die Portugieſen hätten ihre Schiffe verlaſſen, oder wären ſo verwundet, daß ſie nicht erſcheinen könnten, ließ ſeine Schiffe friſch heranſeegeln. Auf einmal gab Pacheco das abgeredete Zeichen; die Mannſchaft richtete ſich mit großem Geſchrey auf, und gab eine Salve, die ſogleich von der Artillerie befolgt wurde; die erſchrockenen Calecuter bereiteten ſich zum drittenmal zur Flucht, die ihre Vorgeſetzten vergebens zu verhindern ſuchten. Zamora verzweifelte nun an der Eroberung dieſes ihm ſo gefährlich geweſenen Poſtens. Er hob demnach noch in der Nacht ſein Lager auf, ließ ſeinen Thurm und Sägewerk ſchleifen und marſchirte ab. Pacheco verfolgte ihn, und richtete noch viele ſeiner Schiffe zu Grunde. Es war ohnweit Pallinara noch eine Furth, durch die man kommen konnte; obwohl ſie ſehr moraſtig war, und eben ſo ſeicht war der Kanal bey Palurea, eine Stunde davon. Zamora nahm ſeinen Weg nach Pallinara, um ſo mehr da Pacheco, ſeines Erachtens nach, durch die Größe ſeiner Schiffe verhindert ſeyn würde, ihm die Durchfarth daſelbſt ſtreitig zu machen; es war aber die Lage der beyden Oerter ſo beſchaffen, daß durch das Anlauffen der Fluth zu Pallinara, man bey Palurea, bey ihrem Rücktritt hingegen, an dem erſten Ort trocknen Fußes durchkommen konnte, und Pacheco hatte daher abermal auf dieſe beyden Oerter ſein Augenmerk zu richten. Da bey Nevelin nichts mehr zu befürchten war, ſo ſegelte er gerade nach Palurea, und beſchloß, daſelbſt ſeine Schiffe, nebſt einer Anzahl Cochimiſchen Soldaten, zurückzulaſſen, mit dem Ueberreſt und den kleinern Schiffen ſich nach Pallinara zu begeben; vor ſeine Perſon aber, beym Anſteigen der Fluth zu Pallinara, ſich in Palurea, und im gegenſeitigen Fall, in Pallinara aufzuhalten. Das an beyden Oertern ſeinem Geſchütz gegenüber liegende feſte Land wurde geſchleift, alle Bäume abgehauen und die Häuſer verbrannt, damit nichts weder der Ausſicht noch der Würkung der Kanonen im Wege ſeyn möchte. In dieſer Verfaſſung wurde die Calecutiſche Armee von den Portugieſen erwartet. Nach vielem Hin- und Herſinnen entſchloß ſich Zamora, bey Palurea durchzuſetzen. Er erſchien daſelbſt mit Anbruch des Tages, da die Fluth zurücktrat. Eine Calecutiſche Batterie ließ ſich mit Aufgang der

Sonne auf dem gegenſeitigen Ufer hören. Da ſie ſchwach bedeckt, und die feindliche Armee noch nicht angekommen war, ſo machte ſich Pacheco mit 200 Mann alſo ſogleich hinüber, und eroberte ſie, vernagelte das Geſchütz, und kehrte wieder zurück. Bald darauf ließ ſich die feindliche Armee in der gewöhnlichen Ordnung ſehen: allein ſie widerſtund abermals nicht dem Portugieſiſchen Geſchütze, und wich zurück. Da dieſer Verſuch nicht gelang, ſandte der König ſeinen Schwager mit einem anſehnlichen Heer nach Pallinara. Pacheco wurde von daher alſogleich davon benachrichtigt; er wußte aber, daß das Waſſer noch zu hoch daſelbſt war, und ganz genau die Stunde, wenn ſeine Gegenwart dort nöthig ſeyn würde; ließ ſich demnach von der Verfolgung des Feindes nicht abhalten, ſondern ruhte nicht, bis er das gegenſeitige Ufer wieder geräumt hatte. Er war kaum dort fertig, ſo ſtieg die Gefahr in Pallinara, er eilte auch dahin, und mit ihm das Schrecken der Feinde; ſobald ſie hörten, Pacheco ſey da, ſank ihnen der Muth. Der Schwager des Königs, Naubeadarim, that zwar ſein möglichſtes, durchzudringen; dreymal führte er die Flüchtlinge zum Streit zurück: mußte aber jedesmal mit großem Verluſt abziehen.

Zamora fluchte und ſchwur gegen ſeine Flotten, Generals und Truppen. Es war ihm unbegreiflich, daß ein ſo geringer Haufe unüberwindlich ſeyn ſollte. Er glaubte daher, er müſſe ſich ſchwer an ſeinen Göttern verſündigt haben, und zog ſeine Braminen zu Rath. Dieſe verordneten groſe Opfer und Feſte, welche, nebſt der in der Calecutiſchen Armee ſich eingeſchlichenen Peſt, dem unermüdlichen Pacheco Zeit gaben, ſich in etwas zu erholen, und ſeine Kräfte für die künftigen Angriffe zu ſammlen.

Der König in Calecut ſetzte ſeinen Angriff an dem von den Braminen ihm ausgeſetzten Tag feſt, und nahte ſich ſeinem

Feinde in folgender Ordnung: 3000 Mann mit 30 Kanonen führten den Zug. Ihnen folgte Naubeadarim mit 12000 Mann. Eine gleiche Anzahl rückte unter dem Befehl des Fürſten von Repelin nach, und der König in eigener Perſon ſchloß mit 15000 Mann. Der Marſch war abermals gegen Pallinara gerichtet, wo Pacheco mit 2 Schiffen und 40 Mann dieſer ungeheuren Macht die Spitze bot. Sobald die erſten 3000 Mann nahe genug angerückt waren, begrüßte ſie die Portugieſiſche Artillerie ſo, daß ſie ſich ſogleich vom Ufer zurück nach einem etwas entfernten Walde zogen. Der ihnen folgende Naubeadarim wagte ſich aber demohngeachtet in die Furth. Pacheco hatte die Vorſicht gebraucht, ſolche mit eiſernen Pfählen beſtecken zu laſſen; dieſe und die von den Portugieſiſchen Schiffen ihr entgegen geſchickte Cartetſchen richteten eine ſo große Verwirrung in den Feinden an, daß ſie von neuem zu weichen anfiengen. Unterdeſſen hatte der Prinz von Repelin auf einer andern Seite ſich in den Kanal begeben; Pacheco warf ſich alſogleich mit den Seinigen in 2 bewaffnete kleine Schiffe und ruderte ihm entgegen; allein das Waſſer war ſo ſeicht, daß er nicht weiter kommen konnte. Die Calecuter umringten ihn ſogleich und überfielen ihn mit ihrer ganzen Macht. Pacheco ermunterte bey dieſer äußerſten Gefahr die Seinigen, und ermahnte ſie, nur eine Stunde noch ſich tapfer zu wehren, weil die ſteigende Fluth ſie alsdenn befreyen würde. Die Portugieſen feuerten ſo emſig auf die Feinde, die ohnedem unſern Pacheco für unüberwindlich hielten, daß ſich keiner an ſeine Schiffe wagte. Die kommende Fluth machte dieſem fürchterlichen Gefechte ein Ende, und viele der Feinde, die ſich in der Furth verſpättet hatten, erſoffen, die andern aber entkamen mit großem Verluſt. Dies war der 5te Sieg Pachecos.

Zamoras Wuth war über die Schande, ſich von nicht mehr denn 40 Mann überwunden zu ſehen, in einem ſo hohen Grad angeſtiegen, daß er in ſeiner Armee alle klugen Köpfe aufbot, ihm mit Rath und That beyzuſtehen. Der Prinz von Repelin rieth ihm, die Brunnen der Portugieſen vergiften zu laſſen, und ihre Becker zu beſtechen, daß ſie Gift unter das Brod miſchten. Es wurde daher kein Geld geſpahrt, um dieſen Zweck zu erreichen. Allein der vorſichtige Pacheco wurde in Zeiten durch ſeine Spions davon benachrichtigt. Er ließ daher täglich nach friſchen Quellen graben, und verbot, ſich der alten zu bedienen; diejenigen aber, die ihm verdächtiges Getrayd zum Verkauf anboten, ließ er in Verhaft nehmen, Brod aus jenem backen, und zwang ſie, davon zu eſſen, wodurch jedesmal der Betrug an den Tag kam und zugleich beſtraft wurde. Da alſo keine Liſt den Calecutern anſchlagen wollte, und kein Weg, als ein neuer Krieg, überblieb: ſo wurde er abermals beſchloſſen.

Der erſte Verſuch wurde auf einige erſt ausgerüſtete Techlmiſche Schiffe gemacht: allein er lief, da Pacheco ihnen zu Hülfe eilte, unfruchtbar ab. Zamora nahm dahero ſeine ganze Macht zuſammen und ſetzte ſich von neuem in Marſch. Seine Abſicht war, die Portugieſiſche Flotte zu verbrennen. Repelin führte den Vortrupp mit einer großen Anzahl Pioniers und Geräthſchaften, um nöthigenfalls Wälle und Aufwürfe, ſich vor das feindliche Geſchütz zu decken, machen zu können. Der König folgte mit dem Geſchütz und 30000 Mann, nebſt einer ungeheuern Anzahl mit Pech beſchmierter Wellenſäcke, die feindlichen Schiffe damit anzuzünden. Was aber ſeinen Muth beſonders anfachte, war eine gewiſſe Erfindung von fliegenden Thürmen, die ein Mohr aus Repelin angegeben hatte, und die die Armee bey ſich führte. Von dieſen Thürmen wurde jeder auf 2 Brigantinen, die aneinander auf einen Zwiſchenraum von ungefehr 12 Schuhen ſtark befeſtigt waren, geſetzt, und eine Brücke von dem einen zum andern geſchlagen, dergeſtalt, daß 40 Mann auf letzterer bequem Platz hatten, und durch eine

Bruſtwehr vor dem Flintenſchuß, vermöge der Höhe ihres Standes, hingegen vor dem weit tiefer gerichteten Portugieſiſchen Geſchütz geſichert ſchienen. Auf eben dieſe Weiſe wurden noch 8 kleinere Thürme auf 16 andern Brigantinen befeſtigt, und die Mannſchaft mit obbemeldeten Wollenſäcken verſehen. Die Calecuter hofften, auf dieſe Weiſe ſich der Portugieſiſchen Flotte unbeſchadet nähern und ſie in Brand ſtecken zu können. Doch Pacheco hatte von dieſer Anſtalt zeitlich Nachricht bekommen; er ließ dahero ein 80 Schuh langes und eben ſo breites hölzernes Viereck von Balken verfertigen, und mittelſt 6 Ankern mitten in den Canal, gerade vor ſeiner Flotte befeſtigen, dadurch die Herannahung der feindlichen Schiffe zu verhüten, auch ließ er einige Maſte noch auf ſeinen Schiffen aufrichten, auf dieſen Säulen kleine Schilderhäuſer, die ein Paar Männer verbergen konnten, befeſtigen, und ſetzte ſich dadurch in den Stand, die auf den Thürmen befindliche Mannſchaft zu beſchieſſen. In dieſer Verfaſſung wurde der Feind erwartet. Der Tag, wo er ſeinen Verſuch zu wagen beſchloſſen hatte, kam endlich, und mit deſſen Anbruch erſchien die Armee, die Schiffe, die Thürme und der ganze ſeltſame Aufzug, unter großem Jauchzen und Frohlocken der Calecuter, die dieſesmal ſich des Sieges unfehlbar verſahen. Noch waren die vordern Thürme nicht an das Gebälke der Portugieſen gekommen, als ſie ſchon ihre erſte Ladung brennender Wollenſäcke gegen die Schiffe warfen. Das Portugieſiſche Geſchütz ſchwieg, und auf letztem herrſchte nach Pachecos Befehl eine große Stille. Die Säcke fielen diesmal uf das Gebälke, und verhinderten die Calecutiſchen Schiffe orzurücken. Da ſie dieſe Verhinderung entdeckten, nahten ſie ich, nachdem die Säcke ausgebrannt waren, dem Gebälke, und uchten es zu trennen. In dieſem Augenblick gab Pacheco der rtillerie das Zeichen. Sie ſchoß unaufhörlich auf die Säu- en der Thürme, und endlich gelang es, einen der größten ſo u beſchädigen, daß er herabſtürzte und die darauf befindliche

Mannſchaft ins Meer fiel. Dieſer Umſtand war das Zeichen zum feindlichen Rückzug. Die Portugieſen eilten ihnen in kleinen Barken nach, und tödteten eine Menge der Feinde, die, je nachdem ſie ſich entfernten, auch von dem Geſchütz, das ſie beſſer erreichen konnte, größern Abbruch litten. Die meiſten Thürme ſtürzten, ehe ſie das Land ereilten, ins Meer. Auf der andern Seite hatte ſich der König mit ſeiner ganzen Macht abermals in die Furth gewagt, und that alles mögliche, um durchzuſetzen: allein die Portugieſiſchen kleinen Schiffe, welche diesmal von den Cochimiſchen Brigantinen unverlaſſen blieben, boten ihm allein die Spitze und ſchoſſen die Truppen einzeln zu Grunde, ſobald ſie ſich ins Waſſer wagten. Der König von Cochim, durch ſo viele Siege Pachecos endlich auch mit höherm Muth ausgerüſtet, leiſtete auf der andern Seite des Ufers mit 1000 Mann ebenfalls tapfern Widerſtand, und endlich machte die wiederkehrende Fluth den vergeblichen Verſuchen Zamoras abermal ein Ende. Dieſe Schlacht, die ſechste und letzte, war die grauſamſte von allen. Den Portugieſen koſtete ſie verſchiedene Verwundete, doch keinen Todten. Der Calecutiſche König aber, eines Krieges überdrüßig, wo ihm ſeine Götter zu verlaſſen ſchienen, bereitete ſich, in ſein Königreich mit dem Reſt ſeiner Armee zurückzukehren. Seine Officiers ermunterten ihn zwar, einen ſiebenden Verſuch zu wagen, und er ließ ſich auch endlich überreden, ſeine Armee von neuem in Schlachtordnung zu ſtellen, und ſie den Portugieſen entgegen zu führen; allein der Schrecken war nun ſo tief in den Herzen der Calecuter eingewurzelt, daß bey dem erſten Abfeuern ihrer Feinde ſie keinen Stich mehr hielten, und ihren König dergeſtalt verlieſſen, daß er auf ſeiner Sänfte kaum noch entkommen konnte. Er war darüber ſo betrübt, daß er ſich ſeiner Regierung begab, und in einer geheiligten Einſamkeit ſein Leben zu beſchlieſſen, ſich vornahm. Sein Nachfolger ſchloß alſobald Friede mit Trimumpara und zog ſich in ſein Reich zurück. Dieſer Krieg hatte in allem nur 5 Monate gedauert, und den Calecutern, außer einer Menge Schiffe, Geſchütze und andern Kriegsgeräthſchaften, 19000 Mann gekoſtet. Pacheco hielt ihn ohne Verluſt eines Todten aus. Da nun alles in der Gegend ruhig war, ſo lief er mit ſeinen Schiffen aus, um die dortigen Indiſchen Meere von Räubern und Piraten zu ſäubern; und würklich war ſeine Flagge in der ganzen Gegend ſo gefürchtet, daß er alles jagte, was ihm vors Geſicht kam.

In Portugall hatten indeſſen ſeine Thaten nicht weniger Aufſehens gemacht, und König Emanuel wünſchte ihn zu ſehen und zu belohnen. Er kehrte alſo in Begleitung einer Portugieſiſchen Flotte unter dem Befehlshaber Lopez Soarez nach Liſſabon zurück, und wurde mit allgemeiner Bewunderung daſelbſt empfangen. Der König führte ihn gleichſam zur Schau in einer Proceſſion durch die ganze Stadt, und der Biſchoff Ortiz, ein vortreflicher Redner, hielt ihm in der Dominicaner-Kirche, wohin ſich die Proceſſion zu dem angeſtellten Dankfeſte begab, eine eigene Lobrede. Ueberdieß ließ noch der König ſeine beſondern Thaten aufzeichnen, und ſie durch ſeine auswärtigen Miniſters allen Chriſtlichen Höfen bekannt machen. Pachecos Ruhm und Glück ſchien zwar auf den höchſten Gipfel geſtiegen zu ſeyn; da er aber, obſchon er unzählige Gelegenheit dazu gehabt, ſich nie bereichert, alle gemachte Beute unter ſeine Soldaten ausgetheilt, und ſogar die Geſchenke Trimumparas verſchmäht hatte: ſo beſtimmte ihm der König, ihn mit den Seinigen reichlich zu verſorgen, die Stelle eines oberſten Befehlshabers in San George, einer Stadt im Ethiopiſchen, wo die Portugieſen ihr Gold zu laden pflegten. Und dieſe Wohlthat des Königs bahnte den Weg zu ſeinem Fall. Pacheco hatte ſich, wie es groſen Männern zu ergehen pflegt, mit jeder Ehrenſtuffe, die er beſtieg, eine neue Anzahl von Neidern erworben. Dieſe machten ſich ſeine Abweſenheit zu Nutz, und beſchuldigten ihn fälſchlich, daß er von den jährlichen Geld-Ladungen ungeheure Summen an ſich bringe. Sie wußten die Sache dem Könige ſo wahrſcheinlich vorzuſtellen, daß Pacheco in Ketten und Banden nach Liſſabon gebracht wurde, und eine ſcharfe Unterſuchung aushalten mußte. Er rechtfertigte ſich zwar, und wurde wieder nach ſeinem Poſten zurückgeſandt: allein der große Mann, der ſo vieles von ſeinen Feinden ertragen hatte, unterlag dem Verdruß und Undanke ſeines Königs. Er ſtarb kurz darauf, und hinterließ den Seinigen — Nichts. Ein Umſtand, der ihm nicht weniger Ehre als ſein ganzes Leben bringt.

(13) Der Dichter meynt hier Franz Almeida, Grafen von Abrantes, und ſeinen Sohn Lorenz Almeida. Kurz vorher, ehe Pacheco aus Indien zurückkam, wurde Franz als erſter Portugieſiſcher Vicekönig, in Begleitung ſeines Sohnes, mit einer Flotte dahin geſandt.

Ihre erſte Landung geſchah in Quilloa, um an dem dortigen König die gegen Vaſco da Gama verübten Bosheiten zu rächen: allein dieſer hatte kein gutes Gewiſſen, entfloh und ließ ſeine Stadt Preiß. Almeida nahm ſogleich Beſitz davon, und krönte den von ihm zurückgelaſſenen Feldherrn Mahumed Ancon, im Namen Emanuele, zum Könige. Er ſeegelte von da nach Mombaza, dieſes Reich ebenfalls zu züchtigen: allein der dortige König ließ dem ihm im Namen Almeidas auffodernden Geſandten, ehe er noch ans Land trat, wiſſen: er würde ihn in Stücken zerhauen laſſen, wenn er den Fuß ans Ufer zu ſetzen wagte; er ſollte daher zurückkehren, und ſeinen Portugieſen ſagen, daß er hier tapfere und entſchloſſene Männer, und keine Weiber wie in Quilloa, gefunden hätte. Almeida kehrte ſich aber wenig an dieſe Drohungen, und ſchickte ſeinen Sohn dahin, der die Stadt bombardirte und anzündete.

Bey dem in derſelben ſich ergebenden blutigem Gefechte wurden 1500 Einwohner getödtet und an 10000 Gefangene gemacht, die man aber, nachdem die Stadt geplündert und verbrannt war, wieder lauffen ließ.

Nach vielen überſtandenen Seegefahren und unterwegs erfochtenen Siegen langten die beyden Almeidas in Cochim an. Unter den zahlreichen Schlachten, die ſie daſelbſt gegen die Könige von Calicut und Cananor gewonnen, zeichnet ſich beſonders das von Lorenz Almeida gegen 200 Calicutiſche Schiffe mit 11 Portugieſiſchen gehaltene Treffen aus, worinnen der alte Feind Portugalls abermals geſchlagen wurde. Schade, daß der junge Held nicht lange ſeines Sieges genoß; denn da ſich die immer überwundenen Calicuter itzt an den Egyptiſchen Califen um Hülfe wandten, und dieſer im Jahr 1508 auf einmal mit einer Saraceniſchen Flotte bey Chaul im Königreich Cambaja, wo eben damals Lorenz ſich mit ſeinen Schiffen in dem Hafen befand, erſchien, wandte ſich das Blatt. Der Egyptiſche Admiral **Emir Hozem** war ein tapferer und weiſer Mann, und hatte ſeine nur aus 6 Galeeren, 1 Kriegs- und 4 andern Schiffen beſtehende Flotte nach Europäiſcher Art ausgerüſtet; 34 mit Geſchütz und Mannſchaft reichlich verſehene Cambajiſche Schiffe folgten ihm unter Anführung des Geuverneurs von Diu, **Melic-jaz**. Lorenz Almeida hatte von dieſer ganzen Zurüſtung ſo wenig erfahren, daß, da die erſten 5 feindlichen Schiffe ſich ſehen ließen, er ſie für Albukerks Flotte, die aus dem Perſiſchen Golfo von ihm zurück erwartet wurde, hielt. **Emir Hozem**, durch die Fluth mit ſeinen Schiffen gegen den Hafen getrieben, meldete ſich aber bald durch eine heftige Kanonade. Almeida gab alſo gleich Befehl, die Anker zu lichten, konnte aber durch das anhaltende Feuer, welches ſeinen Schaluppen den Untergang drohte, verhindert, nicht dazu gelangen. Es wurde demnach beſchloſſen, da man zumal die zahlreiche Cambajiſche Flotte von ferne entdeckte, die Nacht zu erwarten und ſich aus dem Hafen zu ſchleichen. Um Mitternacht ſeegelten die Portugieſen ab: allein es kennte nicht ſo ſtille geſchehen, daß der Feind des Abzugs nicht gewahr worden wäre. Emir Hozem mit Melic-jaz vereint, ſetzten alſo der Flotte nach. Zum Unglück wurde das Haupt-Schiff, worauf Lorenz Almeida ſich befand, von einer Kanonenkugel durch und durch gebohrt, ſo daß es Waſſer ſchöpfte und der Steuermann nicht mehr fähig war, es zu regieren. Kurz darauf blieb es gar in verborgenen Fiſcher-Netzen hängen. Vergebens eilte Pelagio von Souza herbey, und ſuchte es mit ſtark daran befeſtigten Ankerſeilen wieder loszumachen. Nach verſchiedenen mißlungenen Verſuchen hauten ſeine eigenen Matroſen, die den überlegenen Feind ſich nähern ſahen, die Stricke ab. Souza's Schiff wurde durch die zurücktretende Fluth mit fortgenommen, und Almeida blieb ſeinem Schickſal überlaſſen. Seine Soldaten baten ihn zwar, wenigſtens ſeine Perſon noch auf eine Schaluppe zu retten: allein er verachtete ihr Anerbieten, rechnete ſich's zur Schande, die Seinigen zu verlaſſen, und ſprach ihnen Muth zu, ſich nur ſo lange zu wehren, bis die herankommende Fluth den andern, ihnen zu Hülfe zu kommen, verſtatten würde. Mit 100 Mann, wovon aber bereits an die 70 verwundet waren, erwartete er den Feind. Dieſer begnügte ſich aber mit einem fürchterlichen Feuer das Schiff zu beſtürmen. Dem tapfern Almeida zerſchlug eine Kugel das Bein; er ließ ſich daher auf einem Stuhl an den Maſt tragen, um demohngeachtet von da aus die nöthigen Ermunterungen und Befehle an ſeine Mannſchaft auszutheilen: allein eine zweyte Kugel zerſchmetterte ihm die Bruſt. Er fiel, und kurz nach ihm verſchiedene andere, ſo daß ſich die Anzahl der Streiter nur noch auf zwanzig belief. Itzt näherte ſich der Feind auf allen Seiten, um das Schiff zu erſteigen. Dreymal wurde der Sturm abgeſchlagen; bey dem vierten ſprungen die Portugieſen auf die feindlichen Schiffe hinüber und hauten ſo tapfer um ſich, daß ihnen keiner der Feinde etwas anhaben konnte, bis Melic-Jaz, über den Anblick dieſer Helden verwundert, und gerührt, ihnen endlich das Leben und eine freundliche Aufnahme verſprach, mit welcher Bedingung ſie ſich ergaben.

Almeidas Vater empfieng dieſe traurige Nachricht mit ſchmerzlich-edler Faſſung. „Weinet nicht! (ſprach er zu den „Seinen) des Menſchen Leben iſt kurz, aber des Helden Ruhm „hat kein Ende. Wer meinen Sohn geliebt hat, bezeige es mit „ſeinen Waffen und nicht mit Thränen: denn ich ſchwöhre ſeinen „Tod zu rächen, und wer am eifrigſten mir hierinnen beyſtehen „wird, den will ich als den Freund meines Sohnes erkennen, „und ihn ſtatt ſeiner lieben.“ Hierauf rüſtete er ſeine Flotte und ſeegelte gegen Cananor, Emir Hozem aufzuſuchen. Als er daſelbſt anlangte, fand er Albuquerquen, der ſo eben von ſeiner Reiſe nach Ormus zurückkam. Almeida empfieng ihn mit großer Freude, und die beyden Feldherrn ſpeiſten mit einander. Allein nach der Tafel zog erſt Albuquerque ſeine Briefe hervor, vermöge welchen Almeida nach Portugall zurückberufen und letzterer an ſeiner ſtatt vom König zum Vice-Ré in Indien ernannt wurde. Almeida erwiederte hierauf, er ſey zwar zu gehorchen bereit, allein er habe ſeine Flotte, ſeinen Sohn zu rächen, ausgerüſtet, und würde ſich dieſe Ehre nicht nehmen laſſen. Vergebens ſtellte ihm Albuquerque die Verantwortung, die er ſich zuziehen würde, vor, und erbot ſich, lieber ſtatt ſeiner die Rache zu übernehmen. Er blieb ſo feſt bey ſeinem Entſchluß, daß er nicht einmal geſtatten wollte, daß ihn Albuquerque begleitete; dieſer aber, ſehend, daß er nichts von ihm erlangen konnte, nach Cochim ſeegelte und ihn ſeinen Weg fortſetzen ließ.

Almeidan folgte das Glück auf dem Fuß nach. Die erſten Calicutiſchen Schiffe, denen er bey Comori begegnete, wurden in Brand geſteckt. Von da gieng es nach Dabul, einer mit Emir Hozem verbundenen Stadt, welche er plündern und verbrennen ließ; und endlich langte er bey Diu an, wo ihn bereits Melic-Jaz und Emir Hozem mit 100 Schiffen und ihrer ganzen verbundenen Macht erwarteten. Almeida's Flotte war nur 19 Seegel ſtark, demohngeachtet wurden die Feinde vollkommen geſchlagen, ihrer 4000 getödtet und eine unausſprechliche Beute gemacht, die Almeida ganz ſeinen Soldaten überließ. Das Treffen begonn in der Nacht und dauerte den ganzen folgenden Tag bis an den Abend. Emir Hozem verließ ſogleich nach der Schlacht ſeinen Bundesgenoſſen, denn er bey dem mißlichen Ausgang der Sache nicht viel Gutes zutraute. Dieſer ſah ſich alſo genöthigt, den Tag darauf um Friede zu bitten, den ihm Almeida allein mit der Bedingniß gewährte, daß ihm die zwanzig gefangenen Portugieſen, nebſt dem Urheber des Todes ſeines Sohnes Emir Hozem ausgeliefert würden. Die Gefangenen überſchickte Melic-Jaz ſogleich, entſchuldigte ſich aber wegen des letzten, theils weil dieſes nicht in ſeiner Gewalt ſtünde, theils weil er nicht hoffe, daß ein ſo edler Mann, wie Almeida, von ihm verlangen würde, ſeinen beſten Freund ihm auszuliefern und ſich dadurch bey ihm verächtlich zu machen. Almeida ließ es bey dieſer Rache bewenden und ſeegelte nach Cochim zurück. Und nun erneuerte Albuquerque, der ihn dort erwartete, das Begehren, die von ſeinem König ihm verliehene Vice-königliche Würde anzutreten. Allein ſeine Feinde hatten ihn längſt bey Almeida als einen ſo ſchwachen, unwiſſenden und tollkühnen Menſchen geſchildert, daß letzterer allerdings Bedenken trug, das Schickſal der Portugieſiſchen Truppen und die Eroberungen in Indien, ſeinen Händen anzuvertrauen. Die Sache kam ſo weit daß, als Albuquerque ſich nicht zufrieden geben wollte, und darüber ſelbſt in der Armee die heftigſten Uneinigkeiten ſich äuſſerten, Almeida, vermöge ſeiner noch in Händen habenden Gewalt, ihn gefangen nehmen und in die Citadelle zu Cananor ſperren ließ. Er blieb aber nicht lange daſelbſt, indem Ferdinand Coutinho, ſein Vetter, kurz darauf mit einer neuen Flotte und dem ausdrücklichen Befehle aus Portugall anlangte, unſerm Almeida die Regierung abzunehmen, und ſie Albuquerquen zu übergeben. Bey ſeiner Ankunft befreyte er alſo den letzten, und itzt ſchien den tapfern Almeida, der aus Unmuth und Verdruß keinen Fuß mehr ans Land ſetzen mochte, ſondern mit ſeiner Flotte nach Portugall zurückſchiffte, auch mit Indien ſein unwankelbares Glück und die in allen Gelegenheiten ihm bisher eigen geweſene Vorſicht und Klugheit ganz zu verlaſſen.

Er machte davon die allertraurigſte Erfahrung, als er bey dem Vorgebürge der guten Hoffnung vorbeyſeegelte, und eine Schaluppe, friſches Waſſer daſelbſt zu ſchöpfen, an die Küſte ſandte. Einer ſeiner Soldaten hatte ſich bey dieſer Gelegenheit tief ins Land zu denen daſelbſt wohnenden Hottentotten gewagt, und konnte bey ſeiner Zurückkunft die Gaſtfreundlichkeit, mit der ſie ihn aufgenommen hatten, nicht genug rühmen. Almeida ſchloß hieraus, daß er mit dieſem Volke zum Vortheil ſeines Königs vielleicht einen Handlungstraktat, oder irgend ein freundſchaftliches Bündniß aufrichten könnte, und ſchickte deshalb dieſen nemlichen Soldaten mit noch 12 andern dahin zurück, mit dem Auftrag, gegen die ihnen mit gegebenen Geſchenke Lebensmittel und anderer Waaren einzuhandeln, beſonders aber mit den Einwohnern nähere Freundſchaft zu pflegen. Seine Geſandten wurden auch wirklich aufs beſte empfangen, bewirthet, und alles, was ſie nur wünſchten, ihnen käuflich überlaſſen. Da ſie aber auf dem Rückwege einen Hottentotten, den ſie auf dem Felde mit einer Heerde Schaafe antrafen, mit ſich zu ihrem Capitain nehmen wollten, und auf deſſen Weigern ihn mit Gewalt angriffen, erhob dieſer ein ſolches Zettergeſchrey, daß eine große Menge ſeiner Kameraden mit Prügeln und Steinen herbeyliefen, und die Portugieſen mit vielen Wunden bis zu ihrer Schaluppe jagten. Almeida ſah der Mißhandlung von ſeinem Schiffe zu, und gerieth in den höchſten Zorn darüber. Es wurde dieſer aber noch mehr vermehrt, da ihm ſeine Soldaten, aus Furcht, er möchte ihre Unachtſamkeit beſtrafen, den ganzen Verlauf der Sache, zum äuſſerſten Nachtheil der Hottentotten, erzählten. Theils durch ſeine ſtets zur Rache geneigten Seele, theils auch durch den unvernünftigen Rath anderer geleitet, beſchloß er, den vermeintlichen Schimpf auf das empfindlichſte zu züchtigen, und ſtieg zu dieſem Ende in der Nacht mit 150 Mann ans Land. Die Einwohner der benachbarten Dörfer geriethen bey ſeiner Ankunft in großen Schrecken, und liefen mit ungeheurem Geſchrey in der Gegend herum, die Ihrigen zuſammen zu rufen. Bey Anbruch des Tages erſchienen ſie in großer Menge mit großen ledernen Säcken und einer Art von Wurfſpieſſen, deren Wunden für äuſſerſt gefährlich gehalten wurden. Almeida, die herannahende Gefahr, der er ſich zu ſchwach zu widerſtehen fühlte, vorausſehend, eilte mit der Königlichen Fahne, ohne welche er nie auszog, ſo ſchleunig als möglich, nach ſeinen Schaluppen zurück. Zum Unglück hatten aber dieſe ihren Platz verändert, und er ſah ſich genöthigt, dem ihm folgenden zahlreichen Feinde die Spitze zu bieten. Er hatte eine Menge Vieh aus den Dörfern mitgenommen, dieſes ſtellte er um ſich herum, und hoffte ſich durch dieſe Bruſtwehr ſolange wenigſtens vor dem Angriffe der Wilden zu ſchützen, bis ſeine Schaluppen angelangt ſeyn würden; allein die Hottentotten hatten ſich ihm kaum genähert, als auf einen, bey ihnen gebräuchlichen, eigenen Lockruf, das ſämmtliche Vieh die Portugieſen verließ und ſie auf dem freyen Felde den Feinden Preiß gab. Almeida hatte ſo wenig Schießgewehr bey ſich; die Hitze auf dem brennenden ſandigen Boden war ſo auſſerordentlich, und die Geſchicklichkeit der Hottentotten im Werfen ihrer Steine und

Wurfſpieſſe ſo gefährlich, daß nach einem langen Widerſtande die Portugieſen endlich in Unordnung gebracht wurden. Almeida riß zwar entſchloſſen dem Träger die Fahne aus der Hand, und ſchrie den Seinigen zu, ihm nach den Schaluppen, die ſo eben gerudert kamen, zu folgen. Ein Wurfſpieß fuhr ihm aber in dieſem Augenblick in den Hals; er ſank auf ſeine Kniee, hob die Hände gen Himmel und gab den Geiſt auf. Nur wenige der andern entkamen, und brachten dieſe traurige Bothſchaft zu den Schiffen. So ſtarb Almeida, der ſich einen unſterblichen Ruhm in der Geſchichte erworben haben würde, wenn er ihn nicht durch manche Grauſamkeit befleckt hätte. Sein allzuheftiger Durſt nach Heldenthaten und Rache, gab ihn oft den größten Ausſchweifungen ſeiner Leidenſchaften Preis. Kalten Blutes hingegen war er freygebig, leutſelig, überhaupt aber ſeinem König ohne allen Eigennutz 60 Jahre hindurch bis an ſein Ende getreu.

(14) Dom Juan de Caſtro, der unter dem Könige Johann dem III., nach Indien geſandte, berühmte Portugieſiſche Vicekönig, von dem künftig vielleicht, in dem Artickel Biographie, ein mehreres. Er hat ſich ſowohl durch ſeine rühmliche Kriegs-Thaten, und namentlich durch den Erſatz von Diu, als auch durch ſeine gelehrten Schriften, die in der Univerſität zu Evora verwahrt werden, um Portugall verdient gemacht.

(15) Alphonſus von Albuquerque, mit dem Zunamen der Große, iſt der, in der 13ten Anmerkung erörterte und an Franz Almeidas Stelle nach Indien geſandte Vicekönig, deſſen Thaten-Regiſter ein eigenes Werk ausfüllen könnte.

Seine erſte Reiſe dahin, that er als oberſter Befehlshaber, in Begleitung ſeines Bruders Franz Albuquerques, (der ſich auf dem Rückzug mit ſeinem Schiffe verlohr), und des tapfern Pachecos, um dem König Trimumpara, wie aus der 12ten Anmerkung erhellet, von der Tiranney des Calicutiſchen Monarchen zu befreyen. Seine zwoote Reiſe hingegen, trat er unter dem Befehle Triſtans da Cunha, mit einer Flotte von 16 Schiffen, wovon 5 ihm zu Gebot ſtunden, im Jahr 1507 dahin an. Noch vor Ende des Decembers, landeten ſie in Mozambique, wo ſie dem Winter zubrachten. Nachdeme ſie aber im kommenden Jahre die Reiſe wieder fortgeſezt, und unterwegs verſchiedene dem König von Melinde gehörige Städte erobert hatten, wurde Albuquerque von Triſtan beordert, mit ſeiner Flotte ſich von ihm zu trennen, die Meere des glücklichen Arabiens zu durchſtreichen, und die ihm vorkommenden feindlichen Handlungs-Schiffe wegzunehmen. Allein Albuquerque war zu größern Thaten gebohren, als einen bloßen Seeräuber abzugeben. Er ſonn dahero, ſobald er ſich unabhängig fühlte, auf eine Unternehmung, die an Größe und Kühnheit wenig ihres gleichen hat. Ihm war die Lage des Königreichs Ormus von ſeiner erſten Reiſe her bekannt, und er führte nichts wenigers im Sinn, als dieſes Land, ohne Auftrag ſeines Königs, ihm zu unterwerffen.

Ormus iſt, wie bekannt, eine Inſul an der Mündung des Perſiſchen Meeres, ohnweit der Landſchaft Kirmue. An und vor ſich unfruchtbar und trocken, leidet ſie großen Mangel an Waſſer und Lebensmitteln; allein ihre Salz und Schwefelminen erſetzen ihr dieſen Abgang, und machen ſie durch den Handel zu einem der reichſten und einträglichſten Länder in dortiger Gegend. Sie wird theils von Arabern, theils von Perſern, die der Mahometaniſchen Religion zugethan ſind, bewohnt; und hat ihren eigenen König, der dem Perſiſchen Kayſer damals zinſbar war. Beyde Geſchlechter ſind dort äuſerſt ſchön gebildet; die Weiber, dem Tanz, dem Geſang und der Liebe ergeben; die Männer hingegen den Waffen, Wiſſenſchaften und Künſten, unter denen die Muſik ihre Lieblings-Beſchäftigung iſt. Alle dieſe Eigenſchaften machten ſie in der Gegend berühmt und beliebt. Die Inſul wurde häufig beſucht; und ſie ſammelte in kurzer Zeit durch die Induſtrie ihrer Einwohner ſo erſtaunende Schätze, daß ihre Könige die fürchterlichſten Armeen und Flotten aufzuſtellen ſich im Stande fanden. Dies war der blühende Zuſtand des Königreichs Ormus, da Albuquerque ſich vornahm, mit 5 Schiffen und ohngefehr 470 Mann ſolches dem Könige von Portugall zu unterwerfen.

Am 20ſten Auguſt 1507, verließ er ſeinen Ober-Befehlshaber, Triſtan da Cunha, bey der Inſel Zacatora, und nahm ſeinen Weg nach den Arabiſchen Küſten. Als er gegen Calajat kam, ſchickte er dahin, ließ die Einwohner freundſchaftlich grüſſen und ſie, im Tauſche anderer Waaren, um Erfriſchungen bitten. Seine Geſandten wurden nicht allein wohl aufgenommen, ſondern ihnen auch ſogleich einige mit Fäſſern (welche die verkauften Viktualien enthalten ſollten) beladene Schiffe mitgegeben. Allein die Portugieſen fanden, da ſie ſie eröfneten, ſolche mit Steinen und allerley Unflath beladen, und ob ſich gleich Albuquerque vornahm, dieſen Schimpf zu ſeiner Zeit zu rächen, ſo ſeegelte er doch vor dieſesmal weiter, und ſuchte die in dieſer Gegend liegende Beſitzungen, des Königs von Ormus auf, deren er ſich auch ohne Widerſtand bemächtigte.

Noch war das Gerücht ſeiner Eroberungen in Ormus nicht erſchollen. Die dieſe Inſel gewöhnlich deckende königliche Flotte war aber ſo eben im Begriffe die Küſten zu umſchiffen. Albuquerque beſchloß, ihr daher entgegen zu ſeegeln, zuvor aber den Weg der gütlichen Unterhandlungen zu verſuchen.

Zu dem Ende ließ er, ſobald er Ormus von fern entdeckte, an einem bequemen Orte ſeine Schiffe ankern, und ſchickte einen Geſandten an den König, mit dem Bedeuten: „Er ſey gekommen, um im Namen Emanuels, des Königs von Portugall, einen Freundſchafts-Traktat mit ihm zu ſchließen, und ihn zum Gehorſam gegen ſeinen Monarchen aufzufodern; ſo geneigt er aber ſey, die Sache friedlich abzuthun und ſeine Staaten in Ruhe zu erhalten, ſo bereit wäre er, im Fall der König ſich ihm zu widerſetzen oder ihn unfreundlich zu behandeln ſich beygehen laſſen würde, ſein Vorhaben mit der Gewalt ſeiner Waffen zu unterſtützen.“ Der König von Ormus, dem ſchon Albuquerques Name bekannt war, erſchrack nicht wenig bey dieſer unvermutheten Bothſchaft, dachte aber die Sache vielleicht mit Geſchenken abthun zu können, und ſandte ſogleich eine Anzahl reichbeladener Schiffe an Albuquerque, der ſie aber wieder zurückſchickte, und auf eine ausdrückliche Erklärung drang. In dieſer mißlichen Lage ließ der König in geheim ſeiner Flotte den Befehl geben, in den Hafen zurückzueilen, und ſuchte bis dahin von einem Tage zum andern ſeine Aeußerung zu verſchieben. Verſchiedene Portugieſen, die ſich unterdeſſen in die Stadt begeben hatten, wurden auf des Königs Befehl ſehr gut aufgenommen. Sobald aber die Flotte angekommen war, in allen Quartieren aufgeſucht und ins Gefängniß geworffen. Der erſtern hingegen ward der Befehl ertheilt, Albuquerquen entgegen zu gehen, und ſich ſo zu ordnen, daß die ſchweren Schiffe an der Küſte liegen bleiben, die leichten aber im hohen Meer kreutzen und die Portugieſen gegen ſich locken ſollten, damit bey ihrer Flucht und Verfolgung, die letztern dem Schieſſen der vor Anker liegenden Schiffe ſowohl, als der Stadt ſelbſt ausgeſezt, und deſto leichter umzingelt werden könnten.

Albuquerque ſah demnach die Feinde des andern Tages, ohne eine anderweite Antwort empfangen zu haben, erſcheinen;

ließ ſogleich die Anker lichten und ſeegelte ihnen entgegen. Abgeredetermaaßen näherten ſich ihm die feindlichen leichten Schiffe auf allen Seiten, und zogen ſich eilfertig wieder zurück. Albuquerque begnügte ſich, ſie mit ſeinen Kanonen zu verfolgen, den größten Theil derſelben einzeln in den Grund zu ſchießen, die andern aber mittelſt ſeines unaufhörlichen Feuers in der Ferne zu halten; ohne weiter deswegen auf die ſchweren Schiffe gegen die Küſte loszuſeegeln. Es kam hierauf im Angeſichte der Stadt, aus welcher der König von einem hohen Thurme zuſah, und den Muth ſeiner Krieger durch ſeine Gegenwart anzufachen ſchien, zum entſcheidenden Gefechte. Der Anführer der feindlichen Flotte hieß Cajeatar, und unter ihm commandierte ein junger Prinz von Cambaja; der aber gleich beym Anfange des Streits nebſt ſeinem Schiffe zu Grunde ſank. Nicht lange darnach hatte einer ihrer tapferſten, Namens Melic-Jaz ein gleiches Schickſal. Da mit dem Herannähern der Portugieſiſchen Flotte auch die Würkungen ihres Geſchützes zunahmen, und die vor Anker liegenden Schiffe ſich durch ihre Lage nothwendig dem heftigen Zurückprallen der Kugeln an der Küſte ausgeſetzt befinden mußten; ſo ſuchten ſie ſolche jetzt zu verändern und das hohe Meer zu gewinnen; allein es gelang nur wenigen, und auch von dieſen wurde der größte Theil von der darauf befindlichen Mannſchaft, die ſich ans Ufer zu retten ſuchte, verlaſſen. Was nicht entkommen konnte, nahm ſich meiſtens ſelbſt das Leben; oder ſchoß ſich aus Verzweiflung unter einander tod. Bey dieſer immer wachſenden Zerrüttung der Feinde, entdeckte Albuquerque eins ihrer Schiffe, das ohnweit der Küſte feſt ſaß, und von ſeiner Mannſchaft ganz entblößt ſchien. Er gab daher einem entſchloſſenen Portugieſen, Georg Baret genannt, Befehl, mit einigen Soldaten auf einer Schaluppe dahin zu rudern, ſich deſſen zu bemächtigen, und die darauf befindlichen Canonen gegen die Stadt zu wenden. Baret befolgte die Ordre ſeines Befehlshabers genau, nan, allein die Beſatzung hatte ſich in der unterſten Kammer des Schiffes verſteckt und fiel, da ſie ſich den Neuangekommenen weit überlegen ſah, auf einmal über ſie her. Zum Glück erhielten die Portugieſen noch zeitlich genug Verſtärkung, und was von dieſem Unglücklichen dem Schwerdt entkam, ſtürzte ſich mit Wunden bedeckt in die See, und fand daſelbſt ſeinen Tod.

Allmählich näherte ſich nun Albuquerque der Stadt, bemächtigte ſich der ſämmtlichen Schiffe, die noch, größtentheils aber unbeſetzt, am Ufer lagen, verbrannte viele davon, und zündete durch ſein unaufhörliches Feuern erſt die prächtige Moſchee vor der Stadt, und endlich die Stadt ſelbſt an. Der erſchrockne König ſandte ſchleunigſt hierauf 2 Saracenen von Anſehen und großer Beredſamkeit an Albuquerque, die ihm folgende Anrede hielten: „Wie der Baum verdorrt, wenn du ihm „ſeine Wurzeln abſchneideſt, ſiehe! ſo wird Ormus verblühen, „wenn du ihm ſeine Schiffe raubſt. Willſt du deinen König „bereichern, ſo ſchone der Inſul, die dir und den deinen ein ſehr „bequemer Aufenthalt werden kann. Je mehr du nach dem „Ruhme großer Helden ſtrebſt, je mehr ſollteſt du ihnen in der „Sanftmuth folgen; denn den Erbarmer ſchätzt man noch hö„her als den Sieger. Erſt dann wird der Name des Ueber„winders unſterblich, wenn er mit Huld auf den Ueberwunde„nen herabſieht, und doppelt wird er ſeinem Feinde gefährlich, „ſobald ſeine Größe zugleich geliebt und gefürchtet iſt. Du haſt „durch deine und der deinigen Tapferkeit einen Sieg erfochten, „der dich zum ruhmvollſten Helden erhebt. Jetzt aber, da er „dein iſt, jetzt, da dir niemand die Uebermacht deiner Waffen „mehr ſtreitig macht, laß auch von niemand dir den Vorzug in „Ausübung der Geſetze der Menſchlichkeit rauben. Geſtatte „uns, nach einer ſo ſchweren Züchtigung begangener Thor„heiten, Troſt und Güte aus deinem freundlichen Antlitz zu

„ſchöpfen. Sey nicht ſtolz! Es iſt ſchön und ſüß für den, der „auf der höchſten Stuffe ſteht, dem Schwachen unter die Arme „greifen zu wollen und zu können. Bey dem Gott alſo, den „du verehrſt, und bey der unüberwindlichen Stärke deines Armes bitten wir dich: erbarme dich der Traurigen; verzeihe „unſerm jungen und reuigen Könige, und erlaube, daß das „Feuer gelöſcht werde! ſo wirſt du von uns als Sieger und „Erbarmer zugleich geprieſen werden, und deinem Monarchen „mehr durch Güte, als durch Grauſamkeiten erwerben."

Albuquerque wiederſtand nicht, und ſchickte die Geſandten mit frohem Herzen zurück. Das Feuer wurde gelöſcht; verſchiedene Schiffe noch gerettet, und des andern Tages, da ſich der Feldherr ſelbſt nach Ormus verfügte, der Friede mit dem Bedinge abgeſchloſſen, daß Erſtlich: Zeiſadin, König in Ormus, dem Portugieſiſchen Monarchen zinsbar ſeyn, jährlich ihm einen Tribut von 15000 Dukaten erlegen, dagegen aber ſich ſeines Schutzes erfreuen ſolle; Zweitens aber den Portugieſen geſtattet werde, an irgend einen ſelbſt beliebigen Platz der Stadt eine Citadelle zu bauen. Zeiſadin bat Albuquerquen überdieß, ihm eine Portugieſiſche Fahne zu geben, die er auf die Spitze ſeines Pallaſtes zu dem Ende ſtecken ließ, um, wie er ſagte, beſtändig ſeinen Schwur vor Augen zu haben. Vierhundert ſeiner getreuſten Soldaten, unter der Anführung ſeines Lieblinges, Noradin, gab er Albuquerquen zur Wache, um ihn vor Diebſtahl, Raub und Ueberfall zu bewahren, und ihn aller Orten, wo er es für gut finden würde, zu begleiten. In dieſem Zuſtande waren die Sachen, als Sophi Ismael, damaliger Perſiſcher Kaiſer, 2 Geſandten nach Ormus ſchickte, den jährlichen Tribut daſelbſt abzufodern. Der verlegene Zeiſadin wieß ſie an Albuquerque, der ſie ſogleich durch einen ſeiner Kapitains beſchickte, und ihnen wiſſen ließ, daß ſich das Königreich Ormus von nun an unter dem Schutze des Portugieſiſchen Monarchen

chen befände: was aber den Tribut anlange, ſo wolle er ihn erſt ihnen zeigen laſſen, um zu ſehen, ob er ihrem Kayſer auch anſtändig ſeyn würde. Der Kapitain ließ hierauf in ihrer Gegenwart eine große Kiſte, die er mit ſich gebracht hatte, und die mit Kugeln, Pfeilen, Spieſſen und Flinten angefüllt war, öffnen, und erklährte dabey: „Dies ſey der Tribut, den Emanuel, König von Portugall, Algarbien, Indien und Ormus denjenigen zu entrichten gewohnt wäre, die von ihm oder ſeinen Vaſallen etwas zu verlangen ſich erkühnten." Die Perſiſchen Geſandten begnügten ſich mit dieſer Antwort, und reiſten diesmal unverrichteter Sache wieder ab.

Mittlerweile wurde ſtark an der Citadelle gearbeitet, und alles ſchien Albuquerquen den ſichern Beſitz ſeiner neuen Eroberung zu verbürgen, als er durch den ſchändlichſten Anſchlag einiger ſeiner Kapitains ſie auf einmal wieder verlohr. Der Held hatte, wie bekannt, alles ohne Auftrag des Königs ausgeführt. Verſchiedene ſeiner See-Officiers, die ſich von den Streiffereyen an den Arabiſchen Küſten, die Triſtan da Cunha anbefehlen hatte, mehr Vortheil verſprachen, waren nun des Stilleliegens in Ormus, wo bey dem geſchloſſenen Frieden ohnehin nichts mehr zu gewinnen war, müde, und übergaben ihm eine Bittſchrift, in welcher ſie, unter Vorſchützung der Verantwortung, die er ſich in Portugall zuziehen würde, falls er nicht Triſtans Auftrag befolgte, ihn dringend ermahnten, die Inſul wieder zu verlaſſen, und jenen Befehl zu vollziehen. Albuquerque aber, der noch einen weitausſehenden Plan gegen Perſien im Schilde führte, fand ihre Gründe von ſo weniger Erheblichkeit, daß er ſie vielmehr zur Ruhe verwies. Die Unzufriedenheit der Aufwiegler wuchs daher mit jedem Tage, und da ſie von ihrem Befehlshaber im guten etwas zu erreichen ſich nicht ſchmeicheln konnten, ſo beſchloſſen ſie, ihn mit Gewalt und Liſt dazu zu zwingen. Sie ſteckten demnach den oben genannnännten Caſeator, oberſten Feldherrn Zeiſadins: Albuquerque ſey keineswegs zu ſeiner Unternehmung gegen Ormus von dem Portugieſiſchen Monarchen befehligt worden. Es würde letzterer im Gegentheil, da er nichts ſo ſehr als den Frieden wünſche, über die Ungerechtigkeit, die Zeiſadin wiederfahren ſey, äuſſerſt ungehalten ſeyn, und dergl. mehr. Keine Nachricht konnte dem Indier willkommner ſeyn. Er ſah ſich durch die gegen Albuquerque verlohrne Schlacht beynahe ganz ſeines ehemaligen Ruhms und des Vertrauens bey ſeinem Könige beraubt. Beydes hoffte er wieder zu erlangen. Er verfügte ſich daher in Eile zu letztern, und rieth ihm, ſich von der Tiranney der Portugieſen ſobald als möglich zu befreyen. Die Mittel hiezu erleichterten ihm die verrätheriſchen Kapitains dadurch, daß ſie heimlich 5 im Schiffbau und Stückgieſſen erfahrene Matroſen ihm zu brachten, und Zeiſadin, der es an reichlicher Belohnung ihnen nicht fehlen ließ, dadurch in den Stand ſetzten, unvermerkt alles Nöthige zur Bewaffnung und Ausrüſtung ſeiner Flotte zuzubereiten.

Albuquerque vermißte kurz darauf ſeine Leute, erfuhr, daß ſie in Ormus verborgen waren, und verlangte ſie vom Könige zurück; dieſer aber ſchützte vor, ſie ſeyen nirgends zu finden. Vergebens drohte ihm der Portugieſe mit Gewalt. Er bekam keine andere als dieſe Auskunft; ſo daß er ſich genöthigt ſahe, in einem Kriegsrath ſeinen Kapitains zu erklären: er ſey geſonnen, den falſchen König aufs neue anzugreifen und ihn mit Gewalt zur Herausgabe der Matroſen zu zwingen. Die heimlich mit Zeiſadin verſtandenen Verräther ſetzten ſich zwar darwider, und ſagten laut: ſie würden ſich der Verantwortung nicht unterziehen, um fünf Elender willen, die vermuthlich irgendwohin ſich geflüchtet hätten, die ganze Flotte aufzuopfern. Allein Albuquerque blieb ſtandhaft und bedrohte den König mit einem neuen Kriege, im Fall er ihm die Seinigen länger verſagen würde. Zeifadin, von Cojeatar geleitet, empfieng den Geſandten mit Stolz und äußerſter Verachtung, nebſt dem Bemelden, er würde ſich den Krieg gefallen laſſen. Albuquerque, der bereits mit ſeiner Mannſchaft die Schiffe wieder beſtiegen hatte, fieng alſo noch des nemlichen Tages an die Stadt zu beſchießen und den Hafen dergeſtalt zu beſetzen, daß nicht das mindeſte derſelben zugebracht werden konnte. Den Morgen darauf ſchickte er einen Theil ſeiner Mannſchaft ans Ufer, die Quellen, die nach der Stadt giengen, abzuleiten. Die Belagerten eilten zwar unter Anführung ihres Königs dahin, um ſolches zu verhindern: Albuquerque ſetzte aber eine Verſtärkung von 150 Mann, die er ſelbſt anführte, an das Land; und ob er gleich, wegen der allzugroßen Ueberlegenheit des Feindes, ſeinen Zweck nicht ganz erreichte: ſo entſtund doch in der volkreichen Stadt ein ſo großer Hunger und Durſt, daß die Einwohner mit großem Heulen und Geſchrey zum Könige liefen und ihn baten, dem Kriege ein Ende zu machen. In dieſer äußerſt dringenden Lage der Stadt, die ihre Uebergabe auf den andern Tag hoffen ließ, beſchloſſen die Aufwiegler bey Albuquerques Flotte, ihm den blutigſten und entſcheidendſten Streich zu ſpielen, den ſie auch wirklich vollzogen; denn **Manuel Telſio, Alfons Lopez da Coſta und Antonio Campo,** (ſo hießen die Rädelsführer) alle drey Schif-Kapitains, erfahrne Seefahrer und tapfere Krieger, verließen noch in dieſer Nacht mit ihren Schiffen die ihnen anvertrauten Poſten, und ſeegelten nach Indien, ſo daß dem verlaſſenen Albuquerque nur noch zwey Schiffe übrig blieben.

Mit größter Wehmuth erfuhr er dieſe Nachricht; doch würde er auch jetzt noch von ſeinem Vorhaben nicht abgegangen ſeyn, wenn nicht zu gleicher Zeit Sophi Iſmaels, des Perſiſchen Kayſers, zahlreiche Flotte erſchienen wäre, um den an ſeinen Geſandten erlittenen Schimpf zu rächen. Albuquerque hielt alſo nicht für rathſam, ſich länger aufzuhalten; nahm noch vor Abend Abſchied von Ormus und ſchiffte nach Zakotara zurück, wohin er wie gerufen kam, um die ſich gegen die ſchwache Portugieſiſche Beſatzung dort empörten Einwohner zu Paaren zu treiben. Den Winter brachte er in dem dortigen Hafen zu, und noch vor deſſen Ausgang ſtieſſen von ohngefähr drey in den dortigen Gewäſſern zu kreuzen beorderte Portugieſiſche Schiffe zu ihm, mit welchen er, ſobald es die Witterung erlaubte, eine zwoote Unternehmung nach Ormus veranſtaltete. Vorher aber ſollten die von Calajat wegen ihres ſchändlichen Betrugs, von dem bey dem Eingange dieſer Anmerkung etwas gedacht worden, beſtraft werden; denn Albuquerque vergaß nicht leicht Beleidigungen, und richtete ſein vornehmſtes Augenmerk dahin, alles was der ſchuldigen Ehrfurcht gegen die Portugieſiſche Flagge nachtheilig war, ohnverzüglich zu rächen. Die Einwohner von Calajat ſahen die Flotte von ferne kommen, und da ſie nichts wenigers als die Ankunft Albuquerques vermutheten, ſandten ſie einige ihrer Vornehmſten ins hohe Meer, um ihre vermeyntlichen Freunde zu bewillkommen. Allein wie groß war ihr Schrecken, da ſie ſich auf einmal von Portugieſiſchen Schiffen umringet, und in der Gewalt deßjenigen ſahen, der von den Ihrigen ſo ſchändlich betrogen worden war. Albuquerque bediente ſich ihrer, um die Gelegenheiten, wo er am füglichſten landen könnte, zu erforſchen. Der Gouverneur erkannte zu ſpät ſeinen Irrthum und beſetzte vergebens das Ufer. Das Portugieſiſche Feuer trieb ſeine Mannſchaft bald zurück; die Stadt wurde berennt, geplündert, und die Schiffe verbrannt. Nach gekühlter Rache gieng die Reiſe weiter nach Ormus, wo Albuquerque die von ihm erbaute Citadelle anſehnlich vermehrt und mit vielem Geſchütz verſehen fand. Er ließ demohngeachtet die Stadt beſchieſſen, und hatte ſchon einige Schiffe und Häuſer wieder in Brand geſteckt, als Cojeatar zu ihm ſchickte und die von Almeida mittlerweile empfangenen Briefe, in welchen Albuquerques vorhergehendes Betragen nicht allein gemißbilligt, ſondern zugleich der mit dem König von Ormus im Namen Emanuels geſchloſſene Friede beſtätigt wurde, vorzeigen ließ. Der Held gerieth über dieſe unvermuthete Bothſchaft in den höchſten Zorn; weil er aber doch nicht, ohne gegen ſeinen Monarchen ſich ungehorſam zu bezeigen, den Krieg fortſetzen durfte, ſo beſchloß er von ſeinem Vorhaben abzugehen. Doch kam ihm noch in den Sinn, daß er dem Perſiſchen Kayſer, der unterdeſſen wieder in Ormuz ſeinen jährlichen Tribut gegen ſeinen Befehl abgefodert und erhalten hatte, eine kleine Ahndung ſchuldig ſey. Er nahm daher ſeinen Weg wieder gegen die Arabiſchen Küſten, und fand wirklich die Perſiſche Flotte, die er angriff und theils verbrannte, theils zerſtreute. So endigte dieſer berühmte Krieg, nach welchem Albuquerque den 3ten November 1508 in den Hafen zu Cananor, kurz nachdem Lorenz Almeida bey Chaul geſchlagen worden war, einlief. Und hier war es, wo er mit Franz Almeida zuſammenkam, nach der zwiſchen ihnen ſich entſponnenen Uneinigkeit ſich nach Cochim verfügte, in Cananor gefangen, von Ferdinand Coutinho wieder befreyt, und endlich von dieſem auf Emanuels Befehl zum Vice-Re in Indien an Almeidas Stelle ernannt wurde, wie dieſes alles aus der 23ten Anmerkung erſichtlich iſt.

Es hatte aber Coutinho bey ſeiner Abreiſe aus Portugall zugleich den Befehl erhalten, Calicut zu bekriegen. Da er ſeine Flotte hiezu nicht ſtark genug glaubte, ſo erſuchte er Albuquerquen um eine Verſtärkung, die dieſer ihm aber abſchlug; weil er ihn zwar für einen tapfern, allein noch unerfahrnen, in ſeinen Leidenſchaften ſehr heftigen, beſonders aber von ſeinen eigenen Vorzügen ſehr eingenommenen Mann hielt. Nach vielem Hin- und Herreden bot ihm endlich Albuquerque an, ihn nach Calicut zu begleiten, welches er doch mit der aufdrücklichen Bedingniß annahm, daß die Ehre des erſten Angriffs ihm verſtattet werden möchte. Die Flotte wurde alſo mit allem nothwendigen verſehen, 2000 Portugieſen und 600 Indianer mitgenommen, und der wichtige Zug angetreten. Die Schiffe kamen glücklich vor Calicut an, und die Landung wurde auf den folgenden Tag feſtgeſetzt. Da man aber bey Anbruche des Morgens die Küſten von einer beträchtlichen Anzahl Feinde beſetzt ſah, ſo wurde beſchloſſen, daß die Feldherren unter ſich die Macht theilen, und an verſchiedenen Orten, jeder vor ſich, den Angriff wagen ſollten. Albuquerque beſann ſich nicht lange. Sein geübtes Auge entdeckte bald die Schwächen des Ufers. Er näherte ſich alſo ſeinem ausgeſehenen Platze, ſtieg ohnerachtet der widerſtehenden Feinde aus, und war bey dem erſten Angriffe gleich ſo glücklich, ſie in der größten Unordnung bis an die Stadt zurückzutreiben, und verſchiedene auf dem Wege gelegene Häuſer, wohin ſie ſich zu retten ſuchten, anzuzünden. Coutinho, der lange nach ihm erſt gelandet hatte, vernahm mit Unwillen, daß Albuquerque bereits in die Stadt gedrungen war, und beklagte ſich laut darüber, daß ihm Albuquerque gegen ſein Verſprechen dieſes Vorzugs beraubt habe. Dieſer ſtellte ihm zwar vor, es würde für den Ausgang der Sache äuſſerſt nachtheilig geweſen ſeyn, unnütz am Ufer zu verweilen, bat ihn zu erwägen, daß ihm noch Feld genug übrig bliebe, ſeinen Muth zu zeigen, indem der größte Theil der Stadt noch zu erobern wäre: und ſetzte hinzu, daß er ſeines Ortes ihm hiezu jede Gelegenheit gerne abtreten, und lieber einen Sieg, als einen Freund aufopfern wolle. — Coutinho war aber ſo aufgebracht, daß er nichts mehr im Sinn hatte, als den Ruhm ſeines Gefährten zu verdunkeln. Er befahl daher ſeinem Führer erzürnt, er ſollte ihn ſogleich mitten in die Stadt vor den Pallaſt des Königs bringen, damit er es wenigſtens mit entſchloſſenen Männern, und nicht, wie Albuquerque, mit Memmen zu thun bekäme. Drauf ließ er zwey

Kanonen vor die Spitze ſeines 800 Mann ſtarken Trupps bringen, und gieng, durch ihr beſtändiges Feuern den Weg ſich bahnend, gerade auf die von der Calicutiſchen Mannſchaft beſetzte und umgebene königliche Reſidenz los.

Albuquerque fühlte die Unbedachtſamkeit dieſes Unternehmens; wollte aber ſeinen Freund nicht aufs neue beleidigen, ſondern nahm die klügſten Maasregeln ihn zu ſchützen, und wenigſtens ſeinen Rückzug, im Fall die Sache unglücklich abliefe, zu decken. Alle feindliche Schiffe wurden ſogleich im Hafen verbrannt; die vorgefundnen Kanonen theils vernagelt, theils in die See geſtürzt, theils auf die Portugieſiſchen Schiffe gebracht, Ufer und Straßen ſorgfältig beſetzt: und nun folgte er ſeinem vermeſſenen Freunde mit 600 Mann auf dem Fuße nach. Coutinho war unterdeſſen nach einem hartnäckigen Gefechte längſt der Straße wirklich bis an den Reſidenzplatz gekommen: allein hier begann erſt der größte und blutigſte Streit, indem ſich die Calicuter auf demſelben in Menge anhäuften und aufs tapferſte wehrten. Demohngeachtet drung er in den Pallaſt, ließ die Zimmer aufſprengen, die darinn befindlichen Soldaten niederſäbeln und alle Schätze preißgeben. Emanuel Pazagno, ein alter erfahrner Officier des Coutinho, vermahnte zwar ſeinen General, da ſich der größte Theil des Feindes noch in den Straßen verborgen hielt, und nur die Gelegenheit zu einem vortheilhaften Angriff erwartete, er möchte ſeine Leute in Ordnung halten. Coutinho verließ ſich aber auf den Muth der Seinigen im Nothfall, und glaubte ſie hier ein Paar Stunden ruhig plündern und ausraſten laſſen zu können.

Albuquerque war unterdeſſen ebenfalls auf dem Platz angelangt; hatte aber, da er die Folgen des verwegenen Betragens ſeines Freundes vorausſah, ſorgfältig die Straßen rings um den Pallaſt beſetzt, und ihn freundlich erſuchen laſſen, zu ihm zu ſtoſſen, um den Feind vollends aus der Stadt zu jagen. Allein Coutinho's Soldaten plünderten immer unbekümmert, das Schloß, und er ſah ſich nun von denen noch aller Orten heimlich lauernden Calicutern ſo umringet, daß er kein anderes Mittel, als ſich durch einen klugen Rückzug zu retten, vor ſich ſahe. Noch einmal ließ er alſo ſeinen Freund warnen, und ihm die Gefahr, in der ſie ſich beyde augenſcheinlich befänden, vorſtellen; da aber auch dieſes nichts fruchtete, ſo fieng er allmählich an ſich zurückzuziehen. Der Feind folgte ihm auf dem Fuße nach. Jeden Schritt mußte er mit Blut erkaufen, bis er endlich dreymal verwundet und ohnmächtig auf ſein Schiff gebracht wurde.

Coutinho bemerkte ſeinen Fehler nicht eher, als bis es nicht mehr Zeit war ihn zu verbeſſern. Umſonſt raffte er alsdann ſeine Leute zuſammen und verſuchte ſich durchzuſchlagen. Die Zahl der Feinde war zu groß, und er bezahlte nebſt dem braven Vazagno, und alle den Seinen, nach vielen empfangenen Wunden, ſeine Kühnheit mit dem Leben. Albuquerques Gefolg hingegen, welches unter den Schutz der zurückgelaſſenen Mannſchaft nun meiſtens die Schiffe wieder erreicht hatte, ſpannte die Seegel aus, und ſah ſich genöthigt unverrichteter Weiſe wieder mit ihm nach Cochim zurückzukehren.

Kaum hatte er ſich daſelbſt von ſeinem erlittenen Schaden wieder in etwas erhohlt, ſo kam ihm der alte Groll gegen Ormus, den er nun als unumſchränkter Vicekönig ohne Widerſpruch ſich erlauben konnte, wieder in den Sinn. Er rüſtete dahero eine neue Flotte von 23 Schiffen, die er mit 2000 Portugieſen und einigen hundert Indianern beſetzte, aus, und trat ſeine Reiſe dahin an. Unterwegs begegnete er dem ſchon aus einer der vorigen Anmerkungen bekannten Seeräuber Timoja; der itzt mit dem Portugieſen verbunden war, und zu ihren Gunſten die See durchkreuzte. Dieſer rieth ihm, ſtatt ſeinen Lauf nach Ormus zu richten, lieber eine Unternehmung gegen Goa zu wagen, weil nach ſeiner Ausſage der itzt regierende dortige Fürſt Zabaim ſich mit ſeinem Vater in einen ſehr gefährlichen Krieg verwickelt befände, und dieſerwegen Albuquerquen zu widerſtehen nicht im Stande ſeyn würde. Timoja erbot ſich dabey, ſowohl ihn dahin, als auch nach vollendetem Kriege nach Ormus mit ſeinen Schiffen zu begleiten. Albuquerque verſäumte nicht gern eine Gelegenheit, es ſey auch wo es ſey, die Portugieſiſchen Waffen auszubreiten, es war ihm daher Timojas Anſchlag um ſo willkommner, da er die Wiedereroberung von Ormus, ſobald er ſich der Stadt Goa bemeiſtert haben würde, für ein leichtes anſah. Er folgte alſo ſeinem Rathe und wandte ſich dahin.

Goa iſt der Name einer Inſel und der darauf gelegenen Stadt, welche durch zween ſich daſelbſt in die See ergieſſende Flüſſe rings umher eingeſchloſſen, und nach der dortigen Landes Art überaus ſtark befeſtigt iſt. Die lieblichſte Gegend, die geſundeſte Luft und die gröſte Bequemlichkeit des Hafens, erhoben ſie, von ihrer Erſtehung an, zu einer der reichſten und mächtigſten Handels-Städte Oſt-Indiens. Sobald ſie von Albuquerques Flotte entdeckt wurde, beſchloß man vor allen Dingen, ſich der zween feſten Thürme, die den Eingang des Hafens decken, zu bemächtigen. Timoja erhielt den Auftrag den einen, und 3 Portugieſiſche Officiers, deren Mannſchaft auf 3 Schaluppen vertheilt wurde, dem Befehl, den andern Thurm zu beſtürmen. Die Unternehmung gieng äußerſt glücklich von ſtatten. Demohngeachtet aber nahm Albuquerque noch Anſtand ſich dem Lande zu nähern, bis er die ſicherſten Maasregeln für den Erfolg ſeines Angriffs genommen haben würde. Da er durch ein Saraceniſches Schiff, welches aus dem Hafen flüchten wollte, und ihm in die Hände gerieth, erfuhr, daß eine groſe Uneinigkeit in der Stadt herrſche, und der eine Theil ſie zu vertheidigen, der andere hingegen ſie offen zu laſſen anrieth, ſo beſchloß Albuquerque, den die Erfahrung nicht ſelten gelehrt hatte, daß die Noth und das Wohl der gemeinen Sache öfters die gröſten Widerſprecher vereinigt, keine Gewalt eher zu brauchen, bis die von ihm ausgeſonnenen Friedens-Vorſchläge, fruchtlos abgelauffen ſeyn würden. Er ſandte daher noch am nemlichen Tage 2 Sarazenen des aufgefangenen Schiffes in die Stadt, und ließ den Einwohnern, Friede, Ruhe, Freyheit in Religion und Sitten, ungeſtöhrten Handel und Wandel, und kurz eine ſüße Regierung anbieten, wenn ſie ſich ihm unterwerffen und ihr Krieges-Geräth und Mannſchaft zu ſeinem Dienſte anwenden wollten. Da dieſer Antrag nicht die mindeſte Drehung noch ſchlimme Abſicht verrieth, ſo wurde er ohne Anſtand angenommen und Albuquerquen verſtattet, den Tag darauf am 16ten Februar 1510 ſeinen Einzug in der Stadt zu halten, von der Veſtung Beſitz zu nehmen, und das Kriegs-Volk dem Portugieſiſchen Monarchen huldigen zu laſſen.

So wichtig war noch keine Eroberung Albuquerques geweſen, denn er fand die Wälle der Stadt und Veſtung mit dem ſchönſten Geſchütze beſetzt; die Zeughäuſer mit Waffen und Munition angefüllt; Zabaims Ställe voll der prächtigſten Pferde; ſeine Paläſte mit Schätzen aller Art ausgeſtattet, und die Inſuln ſelbſt im reichſten Ueberfluß von Lebensmitteln. Albuquerque nahm daher die weiſeſten Maasregeln, ſich den Beſitz dieſer Güter zu erhalten, die Liebe der Einwohner zu gewinnen und ſich vor feindlichen Ueberfällen zu ſichern. Allein er hatte das Unglück ſeine gröſten Feinde immer mit ſich zu führen; denn auch diesmal befand ſich in ſeiner Armee eine groſe Menge Unzufriedener, die ſowohl dieſe ganze Unternehmung, als auch, und insbeſondere ſeine daſelbſt getroffenen Anſtalten tadelten, denn er hatte ſeinem Verſprechen nach, meiſtens alles in dem alten Zuſtande gelaſſen, und dadurch diejenigen, die bey dieſer Gelegenheit ſich zu bereichern oder wichtige Aemter davon zu tragen hofften, in ihrer Abſicht betrogen. Zu dieſem allen kam noch das heimliche Murren der neuangeworbenen Miliz, die ſich nach ihrer alten Herrſchaft wiederſehnte, und deren Rädelsführer ſich heimlich verſammelten, um allerley kühne Anſchläge auf die Zukunft auszubrüten. Albuquerque ſah ſich auf dem Punkte, den zweeten Akt des ſchon in Ormus eröfneten Schauſpiels zu erfahren; als er die entſponnenen Mißhelligkeiten entdeckte, und die gedachten Rädelsführer in Verhaft nehmen ließ. Weil er aber einestheils ſie nothwendig brauchte, anderntheils aber auch die Sanftmuth in Goa ſich zum erſten Geſetz gemacht hatte, ſo ließ er ſie kurz darauf wieder los, und begnügte ſich blos durch einen neuen Schwur, ſich ihrer Treue zu verſichern, welche Vorſicht aber ihm nicht viel half, da ſie bey der erſten Gelegenheit ſich davon machten, und die Unzufriedenen dennoch immer neue Aufwiegler fanden.

Zabaim, der noch in der Stadt einen ſehr zahlreichen Anhang hatte, wurde ſorgfältig von dem Zuſtande der Sachen benachrichtigt, und ſchmeichelte ſich, durch die ſich vermehrenden Unordnungen, zu ſeiner Zeit deſto leichter wieder zu dem Beſitze des Seinigen zu gelangen. Er hielt zu dem Ende ſeinen Feldherrn Pultecam der Stadt gegenüber, auf dem feſten Lande, mit einem zahlreichen Heere bereit, und gab ihm den Befehl, ſobald die Zerrüttungen auf den höchſten Grad angeſtiegen ſeyn würden, einen Verſuch auf die Stadt zu wagen. Albuquerque war zwar viel zu vorſichtig, um ſich nicht von allem was vorgieng genau unterrichten zu laſſen; warf rings um die Inſel Laufgräben und Redouten auf, die er mit ſeinen vertrauteſten Soldaten beſetzte; gab mehrmalen Befehl, ein ſcharfes Auge auf alle Geräthſchaften zu haben, und ließ ſogar einige der vornehmſten Einwohner, die dem Feinde dergleichen zugebracht zu haben überwieſen wurden, öffentlich aufhängen. Allein er hatte zu viel Feinde unter ſeinen eigenen Leuten, daß nicht ſelbſt die beſtellten Wächter hierinn dem Feinde Vorſchub geleiſtet, und was nur an Flöſſen und Fahrzeugen von ihnen auf der Inſel aufzutreiben geweſen, heimlich ihm zugebracht hätten.

Nach verſchiedenen kleinen Verſuchen, die Pultecam einige Tage hinter einander gewagt hatte, um ſeine Truppen auf zuſammengehängten Flöſſen über den Fluß zu ſetzen, erſah er endlich eine dunkle regneriſche Nacht, in welcher er 2000 Mann, auf zween Haufen vertheilt, hinüberſchiffen ließ. Die Sache gelang ihm in der Maſſe, daß die ohnehin am Ufer nicht ſehr wachſamen Truppen nach einer zu ſpäten Gegenwehr ihre Poſten wirklich verlieſſen, und nach der Stadt eilten. Pultekam aber dadurch ſoviel Luft bekam, daß er ſich nun auf der Inſel ſelbſt eine Stunde von Goa legen konnte. Die unzufriednen Portugieſiſchen Officiers nahmen dieſe Gelegenheit, um mit Gewalt abermals bey Albuquerquen anzuhalten, daß er die Stadt verlaſſen und an einen Rückzug denken möchte. Die vor einer Belagerung und Hungersnoth ſich fürchtenden Einwohner fiengen an laut zu werden, und öffentlich den Portugieſen zu drohen, ſie würden ihre Schiffe verbrennen und ſie auf den Straßen ermorden, wenn ſie nicht die Stadt räumen wollten. Albuquerque ließ ſich aber durch nichts abſchrecken, ſondern legte ſeinen Officiers bey ſchwerer Strafe Stillſchweigen auf, beſänftigte das Volk durch eine ernſthafte und feyerliche Anrede, und nahm auf den Schiffen ſo gute und vorſichtige Maasregeln, daß ſich das Volk ihnen nicht nähern konnte.

Pultekam glaubte bey dieſen Umſtänden, ohngeachtet ſeiner groſen Ueberlegenheit, dennoch nicht ſtark genug zu ſeyn, mit den Portugieſen fertig zu werden; er gab alſo von der Lage der Sachen ſeinem Könige Nachricht, und bewog ihn dadurch mit ſeiner ganzen Macht, die er in eigener Perſon anführte, herüber zu ſchiffen, und ſich vor die Stadt zu lagern. Sobald die unter Albuquerques Truppen befindlichen Saracenen Zabaims Zelter entdeckten, empörten ſie ſich wider die Portugieſen, und nach ihnen das Volk. Albuquerque ſah ſich daher genöthigt, da er unter den Seinigen ohnehin weder Muth noch Ernſt, die Stadt vertheidigen zu wollen, entdeckte, ſolche zu verlaſſen und ſich in die Citadelle zu werfen. Zabaim nahm unverzüglich von jener Beſitz, und dachte nun darauf, die Einſchiffung der Portugieſen, wo nicht ganz zu verhindern, doch wenigſtens ſoviel möglich zu erſchwehren. Doch Albuquerque hatte in Eile ſeinen Plan durchgedacht. Zabaims Weiber und Kinder wurden nebſt allem was man von Schätzen und Geräthſchaften fortbringen konnte, eingeſchifft, die Zeughäuſer angezündet, und ſich mit der Mannſchaft nach den Schiffen gezogen. Die Feinde brachen zwar in groſer Menge aus der Stadt gegen das Ufer, und die Portugieſen mußten ſich noch tapfer wehren, ehe ſie ihre Schiffe beſteigen konnten, allein da es ihnen dießmal mehr Ernſt war, ſo wurden ſie auch bald der Feinde mächtig und ſeegelten glücklich ab.

Albuquerque nahm ſeinen Weg nach einer nicht weit von Goa entlegenen, Zabaim ebenfalls zugehörigen, Stadt und Hafen, Rapandao genannt; entſchloſſen, daſelbſt den Winter zuzubringen, und mit kommendem Frühjahr Goa wiederum anzugreifen. Auf dieſem Zuge verſuchte Franz von Souza, einer ſeiner unzufriedenen Officiers, mit ſeinem Schiffe ſich von ihm zu trennen, und machte ſich auch würklich davon, allein er wurde durch einen Sturm wieder zurückgetrieben, und Albuquerque nahm ihm das Commando ſeines Schiffes, und ließ ihn in Verhaft nehmen. Dieſes Beyſpiel war von großem Nutzen und machte die andern aufmerkſamer auf ihre Pflicht.

Unterdeſſen hatte Zabaim durch einige Ausreiſſer der Portugieſen Vorhaben erfahren. Er ſandte daher in Eil ſeinen Pultecam mit Geſchütz und Truppen an den Ort, wo er ihre Landung vermuthete, und ließ das feſte Schloß zu Rapandaor mit einer anſehnlichen Beſatzung verſehen, ſo daß Albuquerque als er dahin kam, ſich genöthigt ſah, in einer großen Entfernung vom Ufer zu ankern. Allein ſobald er ſeinen Vorrath an Lebensmitteln aufgezehrt und Nachricht bekommen hatte, daß ihn eine feindliche Flotte von 80 Schiffen zu umringen trachte, beſchloß er, das Schloß anzugreifen und ſich mit Gewalt am Ufer feſtzuſetzen. Um deſto ſicherer zu Werke zu gehen, ſchickte er einen ſeiner beſten und getreueſten Officiers, Namens Norogna, mit einiger Mannſchaft gegen das Ufer wo Pultekam ſtund, um ihn aufmerkſam zu machen, und ihm während des Angriffes die Spitze zu bieten. Er ſelbſt aber machte ſich in der Nacht auf, und ſtieg mit den übrigen unvermerkt auf einer andern Seite ans Land. Noth und Hunger hatten bey den Portugieſen den alten Muth dergeſtalt wieder angefacht, daß das Schloß mit Anbruch des Tags erſtiegen, die Mannſchaft darinnen niedergehauen, die Canonen gegen Pultekam gewandt, und letzterer dadurch gezwungen wurde, ſeinen Rückzug zu nehmen, bey welchem ihn Norogna mit den Seinigen tapfer in den Rücken fiel und ihm großen Abbruch that.

Zabaim ſahe beym Empfange dieſer Nachricht wohl voraus, daß er ſeine Feinde bald wieder auf den Hals bekommen würde. Er ſchickte daher an Albuquerque einen eigenen Geſandten, um Friede von ihm zu erlangen. Allein der Held wollte nicht mehr verſprechen, als er zu halten geſonnen war, und ſpannte die Saiten ſo hoch, daß Zabaim ohne Schande den Vergleich unmöglich eingehen konnte. Noch einige Wochen giengen friedlich vorüber; Albuquerque verwandt ſie durch Güte, Schärfe, ſeine unterhabende Mannſchaft wieder in Ordnung zu bringen,

bringen und zu den künftigen Gefahren vorzubereiten. Da er aber hörte, daß Zabaim abermals eine fürchterliche Flotte gegen ihn ausrüſtete, ſo fand er rathſamer, ihm zuvorzukommen, und ſandte den ſchon gedachten tapfern Norogna mit 10 wohl verſehenen Schiffen gegen Goa, um den Feind auszuſpühren. Norogna wagte ſich zu dem Ende bis auf einen Kanonenſchuß von der Stadt; auf einmal aber ſah er ſich rückwärts von 30 Schiffen verfolgt, und zugleich die feindliche Flotte vor ihm. Dieſes nöthigte ihn, ſich zu theilen, die eine Hälfte gegen die Flotte zu ſenden, mit der andern aber denen 30 Schiffen entgegen zu ſeegeln. Sein Geſchütz that hiebey ſo herrliche Würkung, daß bey dem erſten Angriff die meiſten der letzten beſchädigt das Land zu erreichen ſuchten. Zufalarim, ihr Anführer, aber kam dabey ſo ins Gedränge, daß er mit ſeinem Schiffe auf dem Strande ſitzen blieb. Zween Brüder Andrada, nebſt 3 andern entſchloſſenen Portugieſen, näherten ſich denſelben auf einer Schaluppe, ſprangen hinein und hauten ſo entſchloſſen um ſich, daß die darauf befindlichen Feinde aus Verzweiflung ins Waſſer ſprangen. Norogna hatte aber das Unglück, ſo gefährlich verwundet zu werden, daß er drey Tage darnach den Geiſt aufgab. Demohngeachtet war der Sieg ſo vollkommen, daß Zabaim, von der Tapferkeit der Portugieſen äuſſerſt verwundert, aufs neue Albuquerquen den Frieden anbieten ließ. Der Abgeſandte ſagte ihm unter andern: „Zabaim, „ſein König, achte ihn und die Seinigen höher, als alles was „er beſitze, und verehre den Muth und die Tugend wo er ſie „fände. Nach ſo viel glänzenden Thaten, weit entfernt ſein „Feind bleiben zu wollen, wünſche er vielmehr, genau ſich mit „ihm zu verbinden und erwarte daher von ihm zu hören, was „er von ihm verlangen würde.“ Dieſer Erklärung ohngeachtet konnte oder mochte Albuquerque ſich nicht mit ihm abfinden. Da aber die Portugieſiſche Flotte groſſer Ausbeſſerungen benöthigt war, ſo beſchloß er nach Cananor zu ſeegeln, und ſich daſelbſt wieder mit dem Nöthigen zu verſehen. Unterwegs ſtieß er auf 5 Portugieſiſche Schiffe, die unter Anführung Mendezez de Vaſconcello nach Malacca zu gehen, befehligt waren, und mit denen er ſich vereinigte. Dieſe Verſtärkung erfriſchte den ermüdeten Portugieſen das Herz; denn Albuquerque ſtellte dem Vaſconcello vor, er würde mit ſeiner ſchwachen Flotte wenig in Malacca ausrichten, dagegen verſprach er ihm, falls er ihn jetzt nach Goa begleiten wollte, nach vollendetem dortigen Kriege ihn ſo auszurüſten, daß es ihm nachher in Malacca nicht fehlen ſolle. Vaſconcello nahm den Vorſchlag an und der dritte Krieg mit Goa wurde beſchloſſen. Zuvor aber ſchlichtete noch Albuquerque die in Cochim wegen dem Tode des Königs entſtandene Unruhen, ſchlug die Rebellen aufs Haupt, und krönte den neuen Regenten. Zu gleicher Zeit empfieng er eine Geſandſchaft vom Könige von Cambaja, der, über die großen Zurüſtungen der Portugieſen unruhig, um Beſtättigung des Friedens anhielt. Funfzig durch Schiffbruch dahin verſchlagene Portugieſen baten zugleich um ihre Befreyung. Der Feldherr vertröſtete ſie bis zu ſeiner Rückkunft, und entließ die Geſandten mit günſtiger Antwort. Die nunmehr fertige und mit 1500 Portugieſen und 300 Indianern beſetzte Flotte gieng alſo unter Segel und landete zum erſtenmal in Onor, wo ſie Timoja mit 3 Schiffen erwartete. Dieſer äuſſerte, Goa ſey unterdeſſen ſtark befeſtigt und mit 9000 Mann beſetzt worden. Albuquerque verſah ſich mit allem, was er zum Angriffe dieſer Stadt noch nöthig hatte, und gab ihm auf, ſoviel Soldaten als möglich anzuwerben, und ſich, während er Goa mit ſeiner Flotte einſchließen würde, der Stadt auf der Land-Seite zu nähern. Timoja willigte um ſo eher darein, da er unterdeſſen mit einer Königs-Tochter in der Gegend ſich vermählt, und dadurch einen großen Anhang im Lande erworben hatte.

Den 19ten November 1510 erſchien alſo Albuquerque zum drittenmale unvermuthet vor Goa, vertheilte noch den nemlichen Abend ſeine Schiffe mit den pünktlichſten Befehlen zur Landung, und ſetzte, um in dem Feinde keine Zeit zu laſſen, ſich von ſeinem erſten Schrecken zu erholen, gleich den folgenden Morgen zum Hauptſturm an. In der Nacht landeten die Truppen, ſchmiſſen die hier und da befindlichen Wachthäuſer über den Haufen, ſäbelten alles nieder was ihnen vorkam, und ſetzten ſich am Ufer feſt. Um 3 Uhr früh ließ er das Zeichen zum Anmarſch gegen die Stadt geben, und die vor derſelben gelegenen Redouten angreifen und erobern. Sobald die Einwohner der Stadt die Portugieſen ihren Ringmauern ſich nähern ſahen, ſandten ſie eine anſehnliche Menge Soldaten ihnen vor das Thor entgegen; ſie wurden aber ſo übel empfangen, daß ſie, noch ehe ſie ſich nur ſtellen konnten, in die Stadt zurück mußten. Denis Ferdinand Melio, ein junger Portugieſe verfolgte bey dieſer Gelegenheit die Feinde ſo heftig, daß er, eben da die letzten im Begriff waren das Thor zu verſperren, ſeinen Spieß dazwiſchen ſteckte, und bald von mehreren unterſtützt, mit Gewalt hineindrang. Das Handgemeng wurde ſogleich allgemein; Soldaten und Einwohner wehrten ſich ohne Unterſchied auf das hartnäckigſte; ſelbſt die Weiber ſchoſſen und warfen mit Steinen von den Fenſtern herab; allein die Portugieſen eroberten demohngeachtet ein Quartier der Stadt nach dem andern, und trieben endlich den Feind auf den Vorplatz des königlichen Pallaſtes aus allen Straßen zuſammen. Jerome Limaza, einer der tapferſten Portugieſen näherte ſich ihm am verwegenſten, und öfnete ſich, ohnerachtet vielen empfangenen Wunden, den Weg bis zum Haupt-Thor, ſank aber, indem er hinein treten wollte, an der Schwelle. Sein Bruder drängte ſich zu ihm um ihn noch zu retten, er rief ihm aber mit gebrochener Stimme zu: „Nicht! „Bruder! eile vorwärts, und laß mich liegen; mein Anblick

„würde dich nur weich machen; allein räche mich, und tröſte „dich mit dem Gedanken, daß dein Bruder tapfer und treu „bis an ſein Ende gefochten hat.“ Der traurige Bruder hieb wüthend unter die Feinde und eroberte das Thor. Doch eine Menge, der in dem Pallaſt verſchloſſenen ſtürmten auf einer andern Seite wieder heraus und kamen ihm in den Rücken; bis Vaſconcello herbey eilte und ihn befreyte. Die Goaner wehrten ſich indeſſen noch immer ſehr hartnäckig; Albuquerque aber, der mittlerweile auf einer andern Seite in die Stadt gedrungen war, und mit friſcher Mannſchaft herbeykam, machte dem Gefechte ein Ende. In 6 Stunden, und mit einem Verluſt von 40 Mann nur, wurde die Stadt erobert, ſo daß Timoja, der mit einer Verſtärkung von 13000 Mann erſt den andern Tag anlangte, alles ſchon wieder ruhig fand.

Jetzt nahm Albuquerque ſichrere Maaßregeln als vorhin, ſeine Eroberung zu behalten. Alle Saracenen wurden aus der Stadt gejagt und auf eine benachbarte Inſul verwieſen; die Handelſchaft große Freyheiten erhielt; die Veſtungs-Werke in den beſten Vertheidigungs-Stand geſetzt, und die Citadelle mit einer ſtarken Beſatzung belegt.

So bald in Goa nichts mehr zu thun war, meldete ſich Vaſconcello um die verſprochene Hülfe und nahm ſich vor nach Malacca zu ſeegeln; Albuquerque aber hatte ihn indeß näher kennen lernen, und glaubte nicht ihm eine ſo wichtige Unternehmung anvertrauen zu können. Er ſuchte daher ihm ſeinen Vorſatz unter allerley Vorwand auszureden, da jener aber ſich dennoch nicht fügen wollte und ſogar, gegen ſein Verbot, mit ſeinen Schiffen würklich auslief, ſo ließ er ihn verfolgen, und nachdem er ihm den Hauptmaſt ſeines Schiffes entzwey geſchoſſen hatte, gefangen nehmen, einige Zeit hernach aber nach Portugall bringen.

Albuquerque verließ Goa in dem ruhigſten Zuſtande, um nach Cochim zurückzuſeegeln und nun ſelbſt die von Vasconcello vorgeſchlagene Reiſe nach Malacca mit 19 Schiffen, 800 Portugieſen und 600 Indianern zu unternehmen. Ehe er aber ausfuhr, hinterließ er in gedachtem Cochim eine kleine Flotte unter dem Befehl Emanuels Lacerda, und gab ihr den Auftrag kommendes Frühjahr Goa zu beſuchen, und ſich von daraus nach Calicut zu wenden. Auf der Fahrt nach Malacca begegnete er einem großen Schiffe, auf welches er Jagd machen ließ, und welches, ohnerachtet es ſich tapfer wehrte, erreicht und erſtiegen wurde. Kaum waren aber die Portugieſen auf das Verdeck getreten, ſo ſtand das ganze Schiff in Flammen, wodurch ſie alſo genöthigt wurden es eilends wieder zu verlaſſen. Zu ihrer großen Verwunderung aber ſeegelte das brennende Schiff fort und entkam ihnen. Erſt einige Tage darauf erfuhren ſie, daß es nur ein künſtliches Feuer geweſen war, welches keinen Schaden that, denn das Schiff zeigte ſich abermals, gab aber von fern zu erkennen, daß es ſich der Flotte zu nahen wünſche. Sobald ihnen Albuquerque ſolches gewährt hatte, ſprangen ihrer zwey der darauf befindlichen Mannſchaft in eine Schaluppe, ruderten zu Albuquerques Schiff und hielten, nachdem er ſie an ſeinen Bord gerufen hatte, folgende Anrede: „Großer Sterblicher! Wenn dein Ruf uns nicht täuſcht, ſo dürfen wir nicht „glauben, daß du unſer Schiff angegriffen hätteſt, wenn wir „dir bekannt geweſen wären. Keine Seeräuber ſind wir, die geſtraft zu werden verdienen, noch feindliche Kaufleute, deren „Reichthümer dich locken könnten. Unbefleckte Waffen, Tugend „und Treue ſind unſere Güter, Vorzüge die unſerm erhabenem „Blute eigen ſind. Deine Pflicht iſt ohnfehlbar die böſen Menſchen zu ſtrafen und die Guten zu beſchützen: denn wir hören, „du ſeyſt der Geſandte eines vortreflichen und unüberwindlichen „Königs, und wiſſen, daß du an nahen und fernen Geſtaden „Proben deiner edeln Geſinnungen zurückgelaſſen haſt. Laß dich

„demnach von dem Schickſal eines Unglücklichen rühren, der, durch die ſchändlichſte Tyranney des verhaßteſten Menſchen der Erde, all das Seine verloren hat. Sultan Zainal beſaß nach den heiligſten Rechten das Königreich Pacem, und ſieht ſich davon durch den künſtlichen Betrug eines Niederträchtigen beraubt. Wir ſind Kriegsmänner Zainals, ſind entſchloſſen ihm getreu zu bleiben und für ihn bis an unſer Ende zu fechten. Im Begriff mit ihm nach Java zu ſeegeln, um die Hülfe der dortigen Inſulaner aufzufodern, entdeckten wir deine Schiffe und achteten ſonach für unnöthig, da wir dir ſo nahe waren, einen fremden Beyſtand zu ſuchen. Denn wenn die königliche Würde deiner Nation ſo heilig als uns iſt: ſo ſind wir überzeugt, daß du, der du keine Gefahren für den Dienſt deines Fürſten ſcheueſt, dich auch des unſrigen eher als irgend eines andern annehmen wirſt. Siehe! er bittet dich ſeine Rechte zu ſchützen, und durch deine Tapferkeit und Klugheit ihn wieder in den Beſitz ſeiner verlornen Herrlichkeit zu ſetzen. Er iſt König und weiß hohe Thaten zu ſchätzen: du wirſt alſo dadurch dich bey ihm und uns unſterblich machen.“ Das Zutrauen des Königs in Pacem freute Albuquerquen ſo ſehr, daß er ihn mit alle den Seinen aufnahm, und ihm zu ſeinem Reiche, jedoch mit dem Beding, daß er Portugalls Vaſall und Alliirter bleiben ſollte, wieder behülflich zu ſeyn verſprach.

Den 1ſten Julius 1511 kam er vor Malacca an. Dieſes Reich war damals in dem blühendſten Zuſtande. Der portugieſiſche Admiral Siqueira, der in eben dem Jahre daſelbſt gelandet, war anfangs mit dem Betragen des daſelbſt herrſchenden Königs Mahumed äuſſerſt zufrieden: und erſt ſpät, nachdem er ſich ihm zuviel vertraut hatte, ſo ſchändlich von ihm betrogen, daß er nicht allein einige ſeiner Mannſchaft durch Verrätherey verlor, ſondern auch ohnfehlbar ſeine Treu-

herzigkeit mit dem Leben bezahlt hätte, wenn er nicht vo
Chineſiſchen Kaufleuten noch zeitlich gewarnt worden wär
Dieſe Untreue blutig zu rächen, war eigentlich der Endzwec
Albuquerques, denn er hielt für nöthig, um ſich und die Sei
nigen in Indien zu ſichern, und Treue und Glauben unte
den Einwohnern zu erhalten, keine Verrätherey, von welche
Art ſie auch ſey, weder nahe noch ferne zu dulden. Sein
Ankunft verbreitete daher großes Schrecken in der Stadt; be
ſonders aber in dem Herzen des Königs und ſeines alten On
kels Bendara, der ſich am ſchuldigſten fühlte. Beyde ließe
ihn ſogleich begrüßen, ihm den Frieden antragen, und übe
Alles was vorgegangen war, ſich auf das Beſte entſchuldigen
Albuquerque aber fand nicht vor gut diesmal zu verzeihen, o
ſchon er ſich mit dieſen Unterhandlungen, um Zeit zu gewi
nen und die Lage der Stadt ſowol als die Stärke des Fei
des zu ergründen, einige Tage abgab. Den Malaccanern, d
von jeher mit Betrug und Liſt umgiengen, war es auf d
andern Seite eben ſo wenig Ernſt. Längſt hatten ſie ſich ſch
zum Kriege bereit gehalten, die Küſten ſorgfältig beſetzt, u
bloß die Geſandten in der Hoffnung, Albuquerquen unbewa
net ans Ufer zu locken, abgeſchickt. Indeſſen ſchloß Sulta
Zainal mit den Seinigen aus der Verzögerung der Portugi
ſen nicht ſehr vortheilhaft auf ihren Muth, und da er ſolche
geſtalten auch auf ſeiner Seite ſich wenig Hülfe von ihnen ve
ſprach, ſo machte er ſich nächtlicherweiſe auf einigen leichte
Fahrzeugen davon.

Sobald Albuquerque alles zur Landung bereit hatte, n
herte er ſich dem Ufer, und ſchiffte ſeine Truppen ohngeacht
des Widerſtandes der Feinde, glücklich aus. Die Mannſcha
wurde ſogleich unter die tapferſten Officiers vertheilt, und g
gen die rings um die Stadt angelegten Blockhäuſer zum Stur
geführt. Sie wurden beynah auf das gegebene Zeichen a

zugleich erſtiegen, oder in Brand geſteckt. Hinter denſelben erſchien der Feind in groſer Anzahl um die Stadt gelagert. Der König befand ſich in der Mitte ſeiner Armee in einem Thurme auf dem Rücken eines Elephanten; hinter ihm ſtund eine Reihe anderer, welche Schwerder an den Zähnen befeſtigt trugen, und ebenfalls mit vieler Mannſchaft beladen waren. Sobald dieſe Thiere, beym Anblick der Portugieſen, von ihren Führern gereizt mit gewöhnlichen Muth auf ſie losgiengen, ließ Albuquerque, der die Taktik der alten ſo gut als die neue kannte, eiligſt ſeine Mannſchaft ſich auseinander ſchwenken, und ihnen Platz machen, nachher aber ſie mit Spießen und Lanzen verfolgen, bis ſie ihre Führer, ſobald ſie ſich verwundet fühlten, herabwurfen, und, durch das ihnen entgegenbrüllende Kanonenfeuer verſcheucht, umwanden und die Malaccaner in die größte Unordnung brachten. Der königliche Elephant wurde ſo wild, daß der König ſelbſt erſchrocken herabſprang und ſich dabey ſo beſchädigte, daß man ihn in die Stadt zurück tragen mußte; die Portugieſen aber verfolgten die Feinde bis an die Thore, wo die ſinkende Nacht dem Gefecht ein Ende machte. Albuquerque brachte ſie mit Vorbereitungen zum Sturm auf den folgenden Tag zu; der König hingegen ließ alle Winkel der Stadt ſorgfältig beſetzen, und rings herum in den Gräben eine Art vergifteter Fuchs-Eiſen legen, in Hoffnung, dadurch ſeine Feinde abzuhalten. Albuquerque erſann aber ein anderes Mittel ſich der Stadt zu bemächtigen, ließ das vom Sultan Zailan hinterlaſſene lange Schiff mit Kanonen und Munition verſehen, ſolches ringsherum mit Wollen-Säcken und Schanzkörben, um es vor Kugeln und Pfeilen zu ſchützen, verwahren, und gab Anton Abrey, einem entſchloſſenen Portugieſen mit mehrerern andern auf, ſich durch die Mündung des aus der Stadt in die See ſich ergießenden Fluſſes ſich ſelbiger zu nähern. Mit Anbruche des Tages ſeegelte Abrey dahin; die Feinde ſuchten zwar ſein Vorhaben zu vereiteln und ſein Schiff in

Brand zu ſtecken. Da aber Albuquerque zur Vorſicht einige kleine Schaluppen, die den eigenen Auftrag hätten in dieſem Fall das Feuer zu löſchen, mitgeſandt hatte, ſo fuhr Abreu unbekümmert fort. Ehe er aber den Fluß erreichte, empfieng er einen Schuß durch die beyden Backen. Albuquerque ſandte ſogleich einen Officier an ſeine Stelle ihn abzulöſen. Allein Abreu ſchickte ihn wieder zurück und ließ ihm ſagen: „Er beſitze „noch zwey Beine die ihn tragen könnten, und zwey Arme die „zu fechten gewohnt wären; ſeine Stimme habe ihn noch nicht „verlaſſen, um die Seinigen zu ermuntern, und er fühle ſich „noch Kopfes genug ihnen zu befehlen; von ſeinem gewählten „Platz aus könne er noch alles ordnen, und würde ſo lange ein „Hauch aus ihm gienge, ſein Amt von keinem andern verrichten laſſen.“ Abreu erreichte würklich die Brücke, die den Eingang in die Stadt verſperrte, ſtieg ans Land und eroberte ſie, obwohl äuſerſt entkräftet, mit dem Degen in der Fauſt. Albuquerque war unterdeſſen, ohnerachtet des raſenden Widerſtandes der vor ſich habenden Feinde auf der Landſeite ebenfalls bis an die Brücke gekommen; die aller Orten geſchlagene Malaccaner retteten ſich alſo in die Stadt, ihr König aber packte ſeine Schätze zuſammen und machte ſich heimlich davon. Noch vor Sonnen-Untergang waren die Portugieſen überall Meiſter. Dreyhundert Kanonen, eine Menge Kriegs- und anderer Vorräthe, Palläſte voll Gold und Silber, kurz, unſägliche Schätze wurden den Ueberwindern zu Lohne. Albuquerque ergriff eben die nöthigen Maasregeln zur Sicherheit ſeiner Eroberung, als er von denen in Goa wieder entſtandenen Unruhen Bericht erhielt. Er wählte nur 4 Schiffe, 300 Portugieſen und 200 Indianer, ließ den Reſt der Flotte und der Mannſchaft in Malacca zurück, und machte ſich auf den Weg, den Frieden in Goa wieder herzuſtellen. Allein er wurde ohnweit Pacem von einem heftigen Sturme ergriffen. Sein Schiff ſcheiterte an einem Felſen, ſeine Mannſchaft ertrank, wenige ausgenommen, die ans Ufer ſchwammen, und er rettete ſich mit genauer Noth auf dem Hintertheile ſeines Schiffes, wo er, einen kleinen Jungen, den die Wellen ſo eben mit ſich fortnehmen wollten, auf der Achſel tragend, mehr vom Himmel als von dem Seinigen Hülfe erwartete. Doch Peter Alpoeme einer ſeiner Kapitains fand, ohngeachtet der ſtürmiſchen Wellen, Mittel ſich ſeinem Schiffe zu nahen und ihn zu retten. Unterdeſſen war aber auch ſein drittes Schiff zu Grunde gegangen, und auf dem 4 hatten ſich die darinnen eingeſchifften Malaccaner gegen die ohnehin nur 13 Mann ſtarken und mit der Regierung des Schiffs beſchäftigten Portugieſen empört, den kranken Kapitain im Bett erſchlagen, die letzten über Bord geworfen und ſich auf gut Glück den Wellen überlaſſen, die ſie nach Summatra trieben. Nach gelegtem Sturm mußten alſo die ans Ufer ſich Gerettete mühſam wieder zuſammengeholt werden, uhd Albuquerque ſetzte erſt einige Tage darauf auf Alpoems Schiffe ſeine Reiſe nach Cochim fort, wo er nicht ehender als mit Anfang Februars 1512 anlangte. Da er auf dieſer Schiffarth, die in Malacca erworbenen anſehnlichen Schätze nicht gerechnet, auch alle Kriegs-Vorräthe und Geräthſchaften mit ſeinen Schiffen verlohren hatte, ſo konnte ihm wohl nichts angenehmers wiederfahren, als die anſehnlichen Verſtärkungen, die er aus Portugall erwartete, gerade um dieſe Zeit in Cochim zu finden, wie er ſie würklich dort antraf. Man kann alſo leicht denken, daß er ſeine Reiſe nach Goa, wo ſeine Gegenwart immer nothwendiger wurde, nicht lange verſchob. Zabaim hatte während ſeiner Abweſenheit große Anſtalten zur Wiedereroberung ſeiner Staaten gemacht, und ſich bey Benaſtarin einer veſten Stadt mit ſeiner ganzen Macht feſtgeſetzt, um von daraus einen neuen Verſuch zu wagen. Albuquerque nahm alſo mit einer Flotte von 16 Schiffen ſeinen Weg gerade dahin, ſperrte mit ſelbiger den Hafen und die Stadt, ließ aber auch zugleich einen Theil ſeiner Truppen ans Land ſteigen, und nachdem ſolche von Goa aus, Geſchütz und Munition nicht gerechnet, eine ſtarke Verſtärkung von Mannſchaft an ſich gezogen hatten, ſo wurde der Ort auch von dieſer Seite ſo eng eingeſchloſſen, daß, obſchon der in der Veſtung kommandirende Goaner Rozalkam zu verſchiedenenmalen tapfere Ausfälle that, und ſich mit den Seinigen zu ergeben keine Luſt hatte, dennoch nach 10 Tagen, durch den Mangel an Lebens-Mitteln gezwungen, der Platz übergieng. Zabaim war damals in der Stadt nicht gegenwärtig, und erfuhr, zu ſeinem großen Leidweſen, daß alle ſeine Kriegs-Vorräthe bey dieſer Gelegenheit ein Raub des Feindes geworden.

Allmählich wurde izt Albuquerques Name in dieſen Gegenden allgemein gefürchtet. Die meiſten benachbarten Könige, unter deren Zahl ſich die von Vengapor, Narſinque, Goa, Ormus befanden, ſchickten ihm Geſandten zu, ſeine Freundſchaft zu erhalten, und er genoß die Freude, wenigſtens in dieſem Theile Indiens, die Früchte ſeines unermüdeten Eyfers reifer zu ſehen. Da aber ſein Eroberungs-Geiſt keine Art von Stille lange aushalten konnte und ewige Beſchäftigungen ſuchte, ſo wandte er izt ſein Augenmerk auf den Egyptiſchen Sultan, und nahm ſich vor, auch den mit einer Flotte zu beſuchen. Zum Gouverneur von Goa ernannte er in ſeiner Abweſenheit Pedro Maſcarenho und die Veſtung Benaſtarin übergab er Roderigo Pereira.

Am 12ten Februar 1513 verließ er den Hafen von Goa mit einer Flotte von 20 Schiffen, 1700 Portugieſen und 1000 Indianern. Da, gedachten Sultan zu bekriegen, nothwendig war, einen ſichern Hafen am Eingange des rothen Meers zu beſitzen, um ſowol den Rückzug zu decken und die Kommunikation mit Indien zu erhalten, als auch von daraus ſich mit

Lebensmitteln zu verſehen, ſo nahm Albuquerque ſeinen Weg nach Aden, der zu dieſer Abſicht ſehr gelegenen Hauptſtadt des Königreichs dieſes Namens, im glücklichen Arabien. Sie war ſchon damals einer der wichtigſten Handelsplätze, wohlgebaut und befeſtigt, und wenn gleich von einem nicht allzufruchtbaren Boden umgeben, dennoch auſſerordentlich reich an Lebensmitteln und andern Vorräthen. Der Hafen war vortrefflich und ſo beſchaffen, daß eine mittelmäſſige Flotte daſelbſt den Egyptiſchen und Türkiſchen Schiffen den Eingang in die Indianiſchen Meere verſperren konnte. Mirjamirjam, ein Ethiopier war zu dieſer Zeit Gouverneur daſelbſt. Sobald ſich die Portugieſen vor dem Hafen ſehen lieſſen, wurden ſie von ihm beſchickt und gefragt, was ſie verlangten? Albuquerque ließ darauf antworten: „Er habe vernommen, der Egyptiſche Sultan ſey geſonnen mit ſeiner mächtigen Flotte ihn aufzuſuchen, er habe ihm daher den Weg erſparen und ihm entgegen kommen wollen. Was die Stadt Aden betreffe, ſo verlange er ihr kein Leids zu thun, wenn anders ſie ſich ihm gutwillig unterwerfen, und ſeine Flotte freundſchaftlich in den Hafen aufnehmen würde." Der Gouverneur erwiederte dieſe Antwort mit vielen Geſchencken und einem reichen Vorrathe an Lebensmitteln, ließ ihm auch den verlangten Gehorſam zuſichern. Allein Albuquerque merkte bald, daß er mit Betrug umgieng und heimliche Anſtalten zur Gegenwehr machte. Nachdem er ſich deſſen genauer verſichert hatte, ließ er in einer dunckeln Nacht ſeine Mannſchaft ausſchiffen, und ſie gegen die Stadt mit Sturmleitern anrucken. Ohnfehlbar würde der Anſchlag auch glücklich von Statten gegangen ſeyn, wenn nicht bey Anſetzung gedachter Sturmleitern an den Mauern, die allzuhitzigen Portugieſen ſie ſo ſehr beſchwert hätten, daß der meiſte Theil davon gebrochen und die Mannſchaft den Graben hinabgeſtürzt wäre. Die Beſatzung, durch den Lärmen geweckt, lief erſt jetzt in der gröſten Verwirrung nach ihren Sammelplätzen, und erſchwerte dadurch den zweyten Angriff. Garſias von Souza, der mit den Seinigen ebenfalls hinabgefallen war, ermannte ſich zwar wieder, und kletterte an einem erſehenen niedrigen Theile der Mauern hinauf, da aber dieſer Ort der einzige war, deſſen Beſchaffenheit eine ſolche Kühnheit erlaubte, und Souza nicht, ſo ſchnell wenigſtens, unterſtützt werden konnte, ſo ſah ſich Albuquerque, der ohnehin aus der erſt jetzt erkannten Lage der Stadt ihre Eroberung nicht mehr für ſo leicht als vorhin hielt, genöthigt das Zeichen zum Zurückzug zu geben, und dem Garſias eine Strickleiter zuwerfen zu laſſen um mit den Seinigen wieder herabzuſteigen. Allein dieſer rechnete ſich's zur Schande den einmahl eroberten Platz wieder zu verlaſſen, empfieng aber bald eine tödtliche Wunde und ſank. Sein Gefolge rettete ſich vor dem herzueilenden Feinde, und Albuquerque zog ſich auf ſeine Schiffe zurück. Da er ſeine Kräfte nicht vergebens aufopfern und ſie zum Angriffe der Egyptiſchen Flotte ausſparen wollte, lichtete er des andern Tages die Ancker und ſeegelte, nachdem er alle feindliche Schiffe in Brand geſteckt hatte, nach Camaran, einer weiter vorwärts im rothen Meere gelegenen Inſel. Er blieb daſelbſt 7 Tage und verſah ſich mit friſchen Lebensmitteln; als er aber den dortigen Hafen verließ und weiter vorwärts ſeegeln wollte, wurde das Meer ſo ſtürmiſch, daß er nach vielen vergebenen Verſuchen, wieder an eben dieſer Inſel landen, und den Winter daſelbſt zubringen mußte.

Mit dem Frühjahre wagte er eine neue Farth nach Aden, fand aber die Stadt noch beſſer als vorhin beſetzt, und wurde mit einem ſo heftigen Kanonenfeuer empfangen, daß er, ehe etwas mit ſichern Erfolze gewagt werden konnte, ſich zuvor in Indien zu verſtärken für nothwendig erachtete. Unterwegs ſtattete er einen Beſuch in Diu ab, wo ihn Melic-Jaz wohl empfieng und die künftigſten Verſicherungen ſeiner Treue und

Freundſchaft gab, und kam endlich glücklich wieder nach Goa, ohne jedoch von einer ſo langen Reiſe die mindeſte Frucht eingeerndet zu haben.

Dieſer mißlungene Verſuch war demohngeachtet nicht fähig, Albuquerquen in Ruhe zu erhalten. Nach vielem Hin- und Herüberlegen alſo, ſuchte er den alten Span gegen Ormus wieder vor; dieſer war obwohl er ſein Vorhaben vor ſeinen Truppen, die ihm dieſen Krieg noch immer nicht verziehen hatten, heimlich hielt, dennoch ſo wenig bey ihm vergeſſen, daß er vielmehr von dem Tage an, da er daſelbſt abziehen mußte, ſeinen Bart wachſen ließ, und einen Schwur that ihn nicht eher abſchneiden zu laſſen, bis er Ormus wieder erobert
haben würde. Itzt waren die ehrwürdigen Haare ſo lang ge-
worden, daß er ſie Bequemlichkeit halber an ſeinen Gürtel
knüpfen mußte. Er rüſtete daher, unter dem Vorwande aber-
mal gegen Arabien ſeegeln zu wollen, eine Flotte von 30 Schif-
en aus, und erſchien am Ende des Februars 1515 zum großen
Schrecken des damaligen Königs Torunca vor Ormus. Da
ch dieſer in keinem ſonderlichen Vertheidigungsſtande befand,
ließ er ihn durch ſeinen Geſandten auf das freundlichſte be-
illkommen, und ihm zu gleicher Zeit allen Vorſchub und Be-
emlichkeiten anbieten. Albuquerque gab auch hierauf zur
ntwort, daß er dem Könige wie ſeinem eigenen Sohne be-
gnen wolle, wenn er ſeinen Worten getreu bliebe, da er im
rgentheil ihm und ſeinem ganzen Reiche den Untergang dro-
, falls er Arges im Schilde führe; beorderte aber dennoch
ſeiner Sicherheit, einige ſeiner Schiffe die Inſel zu um-
ren, und alle nach Ormus gehörige Schiffe zum Gehorſam
fodern, im Weigerungsfall aber ſie in den Grund zu ſchieſ-
. Zween Tage waren, ſeiner Rechnung nach, hiezu vonnö-
n, welche er anwandte, ſich mit dem Könige in ordentliche
ckſtaten einzulaſſen, um ebenfalls daraus ſeine Abſichten zu

erkennen. Torunca verlangte: 1) keinen Tribut mehr zahlen zu dürfen, immaßen die Portugieſiſchen Schiffe bisher ſeinen Handel gehemmt und ihn außer Stand geſetzt hätten ſolchen abzutragen; 2) begehrte er die Verſtattung des freyen Handels nach Indien; 3) daß ſich künftig keine Portugieſiſche Schiffe den Küſten nähern möchten, weil dadurch die fremden Kauffarthey-Schiffe verſcheucht würden; 4) ſollte ihm der König in Portugall die genommenen Schiffe, da er ſich von nun an ihm unterwerfe, wieder zurück geben, und endlich 5) alle ſeine Gefangene wieder auf freyen Fuß ſtellen. Albuquerque erwiederte auf den erſten Punckt, daß, wenn er dem Könige in Portugall getreu bleiben und eine Citadelle für die Portugieſen in der Stadt aufbauen laſſen würde, ihm die Hälfte des Tributs erlaſſen ſeyn ſolle; und auf den zweeten: der freye Handel ſey ihm, jedoch mit dem Beding, daß keine feindliche Schiffe in Ormus landeten, verſtattet; der dritte und vierte Punkt aber wurde verworfen, und der fünfte auf den Abſchluß des Tracktats ausgeſetzt. Torunca ließ ſich Alles gefallen, die Portugieſiſche Standarte wurde abermals auf den Königlichen Pallaſt aufgerichtet und mit Erbauung der Citadelle der Anfang gemacht. Albuquerque empfieng in Ormus eine prächtige Geſandſchaft des Perſiſchen Kayſers Jsmaels, die ihm um ſich von dieſer Seite ſeiner Eroberung zu verſichern ſehr gelegen kam. Er empfieng ſie alſo mit Würde und Anſtand, und verband ſich dadurch das Herz dieſes Kayſers, der ihn wegen ſeines großen Rufes in dortigen Gegenden ſehr hoch achtete, auf ewig.

Als Albuquerque mit ſeinen Anordnungen in Ormus beynahe fertig war, wurde er daſelbſt gefährlich krank, erholte ſich aber bald wieder und beſchloß, nach Goa zurückzugehen, zuvor aber den ihm aufſätzigen und gefährlichen Miniſter des Königs, Rais Hamed, von dem er ſich durchaus nichts Gutes während ſeiner Abweſenheit verſprechen konnte, aus dem Wege zu räumen. Dieſe Sache war aber ſo leicht nicht, da Hamed, obſchon er von dem Könige und dem Lande gehaßt war, dennoch beyde durch ſeinen herrſchſüchtigen Geiſt und den Anhang, den er unter dem Kriegsvolke beſaß, in einer ſo großen Abhängigkeit von ſich erhielt, daß niemand gegen ihn etwas zu wagen unternahm. Es iſt leicht zu denken, daß Albuquerque und er auf dieſen Fuß keine Freunde ſeyn konnten. Zu dieſem kam noch, daß Erſterer ſichere Nachrichten hatte, daß ihm Hamed nach dem Leben trachte, und ſich Torunca öfters heimlich über die Tyranney dieſes Mannes bey ihm beſchwerte. Durch alle dieſe Gründe bewogen, veranſtaltete, unter dem Vorwande wichtiger Geſchäfte, Albuquerque eine Unterredung zwiſchen ſich und dem Könige, auf der neuerbauten Citadelle, zu der Rais Hamed ebenfalls eingeladen wurde. Bey der Verſammlung aber ward ausdrücklich ausgemacht, daß ſowohl des Königs als Albuquerques Gefolg ohnbewaffnet erſcheinen ſollte, ihre einzigen Schildknappen ausgenommen, denen man das Schwerd erlaubte. Am ausgeſetzten Tage, früh Morgens, verſammelte Albuquerques ſeine Officiers, entdeckte ihnen ſeinen zum Beſten des Königs und der allgemeinen Sicherheit gefaßten Entſchluß, ſich der Perſon Rais Hameds zu bemächtigen, und befohl ihnen, ihre Waffen verborgen mitzubringen. Zur beſtimmten Zeit erſchien Torunca nebſt ſeinem Gefolge, und an deſſen Spitze Rais Hamed, der aber ebenfalls heimlich bewaffnet erſchien; denn Er hatte ſich vorgenommen, gerade dieſen Tag zu benutzen, um einen Angriff auf Albuquerques Leben zu wagen, und zu dem Ende verſchiedene ſeiner Vertrauten aus dem Gefolge ſeines Königs mit verſteckten Schwerdtern verſehen. Kaum war er aber in das Haus getreten, ſo bemerkte er, daß Albuquerques Officiers ihre Waffen verborgen bey ſich trugen. Er wandte ſich daher gegen den König und rieth ihm, nicht weiter zu gehen: allein Torunca, der ſich Albuquerquen blind vertraute, befohl ihm, wie gebräuchlich, vorauszugehen, und folgte ihm nach, wogegen Hamed um ſo weniger Einwendungen machte, da er ſich auf die Seinigen verließ. Es hatte aber Albuquerque ſorgfältig anbefohlen, daß nach dem Eintritte des Königs in das Haus die Thüren ſogleich zugeſperrt würden, welches denn auch, ohnerachtet Hameds Anhang es durchaus nicht geſtatten wollte, geſchehen war. Rais Hamed war kaum in das Zimmer getreten, ſo gieng Albuquerque entſchloſſen auf ihn los und fragte ihn, warum er ſich unterſtünde, gegen den Befehl ſeines Königs bewafnet zu kommen? Dieſer, nicht vermuthend von den Seinigen getrennt zu ſeyn, gab das abgeredete Zeichen, zog ſein Schwerd und ſprang wüthig auf Albuquerquen, der aber, auf dieſe Antwort ſchon gefaßt, dem Streich auswich, ihn bey der Gurgel faßte und ihm den Degen durch den Leib ſtieß. Torunca erblaßte vor Schrecken; allein Albuquerque umarmte ihn freundlich und ſagte zu ihm: „Du hießeſt König bisher nur dem Titel nach, und warſt mit „knechtiſcher Furcht deinem Miniſter unterworfen. Lerne von „nun an ſelbſt regieren und bewahre deine Rechte ſorgfältig.“ Der König fühlte ſich von einer allzugroßen Laſt befreyt, um ſich nicht leicht über dieſen Verluſt zu tröſten, und ſein Gefolg war ſo freudig, ihn ſogleich nach dem in dem Pallaſt verſpürten Lärmen mit Albuquerquen wieder am Fenſter zu ſehen, daß der gefürchtete Aufſtand, ohnerachtet Rais Hameds Bruder den Erſtochenen rächen und mit Gewalt in den Pallaſt dringen wollte, unterblieb, und noch ſelbigen Tag die Ruhe in der Stadt vollkommen hergeſtellt wurde. Albuquerque nahm hierauf mit Einſtimmung des Königs alle nur erſinnliche Maasregeln zu ſeiner und der Portugieſen Sicherheit, und alles, was nur einigermaßen verdächtig oder übelgeſinnt ſchien, mußte das Land räumen, ſo daß nun ganz Ormus, den König mit eingeſchloſſen, auf ewig dem Portugieſiſchen Monarchen huldigte.

Mitten in dieſer glücklichen Epoque verfiel Albuquerque von neuem in eine tödtliche Krankheit. Von ſo vielen Strapazen und ſeinem hohen Alter entkräftet, ergriff ihn ein ſchleichendes Fieber, das ihn mit jedem Tage dem Grabe näher brachte. Als er ſeine faſt ſtündlich wachſende Schwachheit fühlte, ernannte er Petern Albuquerque zum Befehlshaber der Citadelle in Ormus, empfahl ihn der Freundſchaft des Königs, ordnete noch verſchiedenes mit ihm zur Erhaltung des Friedens; und da er in der Stadt Goa, für deren Stifter er ſich gleichſam anſah, zu ſterben wünſchte: ſo gieng er einen Tag eher, als ſeine Flotte, unter Seegel, um ſich dem zärtlichen Abſchied des Königs, der ihn wie ſeinen Vater liebte, und den Thränen der Portugieſen, die den Gedanken, ſich von ihrem alten treuen General trennen zu müſſen, kaum ertragen konnten, heimlich zu entziehen. Zwey Meilen von Ormus ließ er die Anker werfen, ſeine andern Schiffe zu erwarten, und empfieng noch eine Geſandtſchaft, die ihn in ſeinem Namen mit allerley Früchten und Erfriſchungen beſchenkte, und ihm ſein beſtes, wärmes Lebewohl überbrachte.

Als er ſich den Indiſchen Ufern näherte, kam ihm eine Fregatte entgegen, die einen Brief von dem Perſiſchen Geſandten in Diu überbrachte, und aus welchem er entnahm, daß Lope Soarez de Albergaria, nebſt ſeinen beyden geſchwornen Feinden Vaſconcellos und Pereira, mit einer Flotte von 22 Schiffen aus Portugall in Indien angelangt ſeyen, mit dem Zuſatz, der erſte ſey an ſeine Stelle vom König Emanuel zum Vicekönig, er Albuquerque aber nach ſeinem Vaterlande berufen worden. Dagegen both ihm der gedachte Geſandte im Namen ſeines Kayſers, der, wie er ſagte, dies höchſt ungerechte Verfahren äuſſerſt mißbillige, ſeine ganze Macht an, falls er die Neuangekommenen wieder zurückjagen und den Undank ſeines Königs auf irgend eine Art rächen wollte. Allein, obgleich

gleich Albuquerque die ihm von ſeinen Feinden am Ende ſeiner Tage zugezogene Ungnade Emanuels tief in ſeiner Seele fühlte, ſo konnte er ſich doch nicht entſchlieſſen, den mindeſten Schritt gegen ſeine aufhabende Pflichten zu thun. Nur war er verlegen, was er für eine Parthie ergreifen ſollte, und rief daher in dem erſten Schmerz, ſeine Hände gen Himmel aufhebend, aus: „Gott! Gott! wie ſoll ich die Ehre meines Königs und „die meinige ſichern! Denn, gehorche ich dem Befehl, ſo ge„reicht es ihm zur Schande, und widerſetze ich mich, ſo beflecke „ich meinen Ruhm! Alſo — Armer, armer Greis! fahre hin! „Du mußt unter die Grube! — „

Da ſeine Krankheit täglich zunahm, ſo tröſtete er ſich nach und nach über ſeine Ablöſung, weil er vorausſah, daß er Portugall nicht mehr lebendig erreichen würde. Er ſchrieb daher dem Portugieſiſchen Monarchen zum letztenmal ohngefähr folgenden Innhalts: „Sire! Dieß iſt der letzte Brief, den ich „Ew. Majeſtät zuſende. Er iſt in einer Verwirrung geſchrieben, „die ſie, nach ſo viel andern, die ich mit freudigerm Geiſt und „im heiterſten Genuß eines Lebens, das ganz Ihrem Dienſte ge„wiedmet war, Ihnen zugeeignet habe, verzeihen und der Ent„kräftung eines Sterbenden zu gute halten werden. Einen „Sohn, Namens Blas de Albuquerque, hinterlaſſe ich in „Ihren Staaten. Erheben Sie ihn nicht höher, als meine ge„leiſteten Dienſte es verdienen. Von Indien ſage ich Ihnen „nichts. Der Zuſtand, in dem ich dieſes Land hinterlaſſe, „mag für ſich und für mich ſprechen.„ Albuquerque war ſchon ſo ſchwach, als er Goa zu Geſicht bekam, daß er kaum mehr Zeit hatte, einen Geiſtlichen, in den er beſonderes Vertrauen ſetzte, von der Küſte ablangen zu laſſen. Er gab unter deſſen Zuſpruch und den heiſſeſten Thränen aller Umſtehenden, auf der dortigen Rhede, den 16. Sept. 1515. im 63ſten Jahre ſeines Alters, den Geiſt auf. Sein Körper wurde ſogleich an's Land gebracht, und in einer ſelbſt von ihm erbauten Kapelle mit großem Gepränge beygeſetzt. Erſt viele Jahre darnach aber, ohnerachtet des heftigſten Widerſpruchs der Goaner, die ſich ihn durchaus nicht rauben laſſen wollten, von da nach Portugall abgeholt, und zum zweytenmal in der Auguſtinerkirche zu Liſſabon, Nueſtra Senhora de Gracia, auf das feyerlichſte beerdiget.

Albuquerque war einer der gröſten Männer, der je in den Gränzen Portugalls gebohren worden war. Ein trefflicher Staatsmann: unermüdeter Kriegsheld; feiner, aber redlicher Politiker; ein gewiſſenhafter Richter; warmer Beſchützer der Unterdrückten; geſchworner Feind aller Schmeicheleyen, und ein treuer Freund ſeiner Freunde. Es weinten bey ſeinem Tode Ueberwinder und Ueberwundene. Die Thränen der Unglücklichen verſammelten ſich bey ſeiner Aſche, und ſpät noch ſeufzten zu ihm reuig in die Vergangenheit viele derer, die ihn im Leben beleidigt oder verkannt hatten. Sein unermüdeter Eifer in allem was er unternahm, zog ihm viele Feinde zu; denn er entkräftete beynah alles, was um ihn war; doch fachte ſein überredender Zuſpruch, die Wärme womit er ſelbſt Hand anlegte, und ſein edles Betragen gegen Hohe und Niedere, die oft ganz ſchon verloſchenen Kräfte ſeiner Untergebenen von neuem an; und ſo erlangte er meiſtens mit wenigen Gehülfen, was Andere mit einer zahlreichen Menge zu vollbringen für unmöglich hielten. Er war vor ſeine Perſon mäßig und höchſtuneigennützig; die Ehre und der Ruhm ſeiner Thaten war die einzige Vergeltung, nach der er trachtete. Allein er war deſto freygebiger gegen die andern, und ſeine Billigkeit lehrte ihn, daß kein Sterblicher auf der Welt zwecklos ſeine Talente und Kräfte aufzuopfern verbunden werden könne, und daß, da die Ehre einer Handlung meiſtens dem Führer und nicht dem Mitwirker von ſeinen Bemühungen entſchädige, in einem wohlgeordneten Staate Belohnungen nur allein gute und redliche Diener ziehen könnten. Seine Anführung war daher die beſte Schule des Portugieſiſchen Adels, und alle ſeine Zöglinge folgten ihm mit Freuden: denn er wußte ſie genau zu beurtheilen und zu ſchätzen, jeden an ſeinem Flecke zu brauchen, und den Emſigen dem Faulen, den Aufgeklärten dem Dumpfen, den Edeln dem Niederträchtigen, ohne Rückſicht auf irgend einen für das gemeine Beſte unerheblichen Nebenumſtand, zu ſeiner Zeit vorzuziehen. Kein Wunder alſo, daß ſein Andenken noch allen Familien in Portugall und Indien, die ihm Dank ſchuldig ſind, bis auf den heutigen Tag heilig iſt. Ich könnte noch vieles von ihm ſagen: allein ich habe für den Raum dieſer Blätter mich ſchon zu lange bey ihm verweilt. Demohngeachtet wird dem Leſer, der zum erſtenmal mit dieſem großen Manne bekannt worden iſt, vielleicht auch dieſes nicht zu viel geweſen ſeyn.

(16) Viriath, der mit dem, unter Hannibals Armee im Puniſchen Kriege, die Luſitanier anführenden Viriato nicht verwechſelt werden muß, lebte ohngefehr 600 Jahr nach Erbauung Roms, und war ein gemeiner freyer Luſitanier, der ſich mit der Jagd abgab. Die damals in ſeinem Lande öfters von den Römern ausgeübte Gewaltthätigkeiten bewogen ihn, mit einigen ſeiner Kameraden verſchiedene kleine Angriffe auf ſie zu wagen, in welchen er meiſt glücklich war, und nach und nach ſich an den Ufern des Tagos und Ebro durch ſeine Streifereyen berühmt und furchtbar machte.

Im Jahr 602 nach Roms Erbauung, war er von der Zahl derjenigen, die den Römiſchen Prätor, Sergius Sulpi-

us Galba, ſchlugen, und nach dem von ihm erlangten Frie-
n, da letzterer die Luſitaniſche Armee gegen ſein Verſpre-
n verrätheriſcher Weiſe niedermachen ließ, mit der Flucht
kamen. Von dieſer Stunde an wurde Viriath ein höchſt
chtiger Mann, ſchwor, den erlittenen Schimpf zu rächen,
llte ſich an die Spitze ſeiner Landsleute, und bekriegte, nach-
n er von ihnen zum Könige (oder wenigſtens, wie ihn Livi-
nennt, Dux et Imperator) ernannt worden war, die Rö-
r mit dem glücklichſten Erfolge. Vier ihrer Prätors wur-
n in fünf Schlachten hintereinander überwunden und erlegt.
er letzte, Caelius, widerſtund ihm zwar, und der auf die-
folgende Proconſul, Fabius Maximus Æmilianus, ſchien
n auch gewachſen zu ſeyn. Ao. 610 ſchlug er aber den
ätor, Q. Pompejus, abermal, bis Ao. 612 der Burger-
iſter Fabius Servilianus mit ihm Friede ſchloß, und ihn
n Römiſchen Bundsgenoſſen aufnahm. Q. Servilius Caepio
ach aber dieſen Vertrag im folgendem Jahr von neuem, und
il er keine Hoffnung ſahe, mit ihm ſobald, als er es anfangs
hoft hatte, fertig zu werden, ließ er ihn, durch Beſtechung
ver verrätheriſchen Luſitanier, die ſich nächtlicher Weiſe ſei-
n Bette nahten; denn Viriath ſchlief jederzeit unbewacht,
groß war ſein und ſeiner Soldaten gegenſeitiges Vertrauen,
Schlafe erſtechen. Die Luſitanier vernahmen des andern
ergens ſeinen Tod mit großer Betrübniß, hielten ihm ein
ächtiges Leichenbegängniß und verbrannten ſeinen Körper mit
oßem Gepränge, mußten ſich aber darauf, jedoch nur auf ei-
kurze Zeit, ſeinem unglücklichen Nachfolger, dem nieder-
ächtigen Caepio, ergeben.

(17) Der Dichter zielt hier auf Quintum Sertorium,
ſſen Plutarch (in Sert. vita) Erwähnung thut.

Er war ohnweit Rom in der Stadt **Marſi** oder **Murſia** geboren, von geringem Herkommen, von Jugend auf aber den Wiſſenſchaften und den Waffen ergeben. Seine erſten Verſuche widmete er den erſten, entſchied ſich aber bald vorzüglich für die letzten, und folgte dem **Marius**, der ihn zum Queſtor ernannte, gegen die Gallier, wo er in der erſten Schlacht ein Auge verlohr. Er verband ſich nachher mit **Cinna** und **Marius**, und nahm in ihrer Geſellſchaft Rom im 667ſten Jahr nach ſeiner Erbauung ein. Da ſich aber die Sachen in der Folge änderten, und dieſe beyden von **Sylla** überwunden wurden, **Sertorius** aber ſich ihm nicht unterwerfen wollte, wurde er aus Rom verwieſen, und verlohr ſeine Stelle. Dieſen Schimpf zu rächen, begab er ſich nach Spanien, wo er in einem verheerenden Kriege ſich einen erſtaunenden Anhang und großen Ruhm erworben hatte, warb eine zahlreiche Armee und bemächtigte ſich ganz Spaniens in kurzer Zeit. Seine Eroberung beſſer zu ſichern, ſchickte er einen ſeiner Feldherrn, **Julius Salinator**, mit einer Legion nach den Pirenäiſchen Gebürgen, wo er ihm ſich feſtzuſetzen befahl, und die von **Sylla** gegen ihn geſchickten Truppen, unter Anführung des Römers, **Gajus Annius**, zurückzuſcheuchen gedachte. Allein **Salinator** wurde durch Vermittelung des letzten, der einen ſeiner Freunde beſtach, getödtet, und ſeine Leute dermaßen zerſtreut, daß **Annius** unvermuthet **Sertorio** auf den Hals fiel. Da die Mannſchaft, die er bey ſich hatte, meiſt friſch geworbenes Volk war, und mit denen alten Legionen des **Annius** keineswegs ſich meſſen durfte: ſo flüchtete er über Carthagena auf den daſelbſt gefundenen Schiffen nach Afrika, und bemächtigte ſich bald darauf mit Zuziehung einiger Aſiatiſchen Seeräuber der Inſel Yvica. Nachdem er aber auch hier von den Römern verjagt worden war, rettete er ſich, nach dem Bericht einiger Schriftſteller, in die glücklichen Inſeln.

Zu dieſer Zeit wurde er von den Luſitaniern, die des Rö-
ſchen Joches müde waren, nach Portugall berufen, und wu-
durch ſeine Politik, ſein kluges äuſſerliches Betragen, und
in allen Stücken geäuſſerten tiefen Einſicht bey dieſen Völ-
n es ſo weit zu bringen, daß ſie ihm eine unbeſchränkte Ge-
lt über ſich ſowohl in dieſem Theile Spaniens als in den
igen zugeſtanden. Um die noch für die Römiſche Herrſchaft
rankende Provinzen völlig zu ſeiner Gunſt zu entſcheiden, er-
tete er in Spanien eine Rom ähnliche Republik, wählte ei-
Senat, Magiſtrats-Perſonen und alle Aemter, ſo wie ſie
Rom ebenfalls ſtatt hatten, und errichtete ſich eine Leibwa-
aus meiſt verwieſenen Römern, von deren Treue er aus die-
Grunde vollkommen ſicher war. Durch alle dieſe Anſtalten
te er ſein Anſehen und ſeine Macht bald ſo feſt, daß man in
n ernſthaft um Spanien bekümmert zu werden anfieng. Denn
rganiſirte ſich nicht nur mit kriegeriſchen Anſtalten, ſondern
chte zugleich auch die Künſte und Wiſſenſchaften auf einen
henden Zuſtand; errichtete die berühmte Akademie in Oſca,
er meiſt mit Italiäniſchen Lehrern und Künſtlern verſah,
ickte, daß der Spaniſche Adel daſelbſt ſeine Jugend zur Un-
eiſung hinſchicken mußte, und ſpahrte keinen Fleiß, Spa-
ſo hoch als Rom empor zu bringen. Als ein Zeichen der
en und feinen Mittel, wodurch er ſich das Anſehen und
trauen des in dieſen Gegenden noch ſehr abergläubiſchen
ks erwarb, erzählt man, er habe eine weiße Hirſchkuh, die
zahm gemacht hatte, daß ſie aus ſeinem Ohr fraß, für
Geſchenk Dianens ausgegeben, und behauptet, dieſe Göt-
rathe und befehle ihm alles, was er vornehmen ſollte;
r er bey jedem gehaltenen Senat, ehe er den Ausſpruch in
r Sache that, die Hirſchkuh kommen ließ, und erſt, wenn
e den Mund vor ſein Ohr gebracht hatte, ſeine Meinung
r.

Sertorius hatte 2600 Römer und 700 Afrikaner aus Afrika mit ſich gebracht, als er nach Portugall gerufen wurde. Er warb ſogleich nach ſeiner Ankunft 4000 Mann und 700 Pferde. Mit dieſen und jenen zuſammen genommen erhielt er einen anſehnlichen Sieg gegen den Römiſchen Prätor Didius bey Guadalquivir, nachdem er ſchon zuvor gegen Cotta eine Seeſchlacht gewonnen hatte. Dieſe beyden Vortheile entſchieden die noch ſchwankenden Städte in Spanien für ihn, denn man glaubte nicht, daß Rom der Klugheit und Macht eines ſolchen Mannes ſo leicht etwas in dieſem entfernten Reiche anhaben würde. Erſt im Jahr 674 nach Roms Erbauung, wo Sylla ſein zweites Conſulat antratt, nahm ſich dieſer vor, ſeinen alten Feind, es koſte, was es wolle, der Republik zu unterwerfen. Sylla ſchickte daher ein anſehnliches Heer unter der Anführung ſeines Kollegen Q. Metellus Pius, dem überdies der Prätor L. Domitius (Toranius nach dem Plutarch, ein gewöhnlicher Zuname dieſer Familie) zugegeben wurde. Allein der Anfang gieng ſchlecht. Hirtulejus, einer der Feldherrn des Sertorius, erwartete und ſchlug die Römiſchen Legionen bey den Pirenäiſchen Gebürgen, und der Prätor kam ſelbſt dabey ums Leben. Manilius, der in dem Narboneſiſchen Theil Galliens angeſtellte Proconſul, kam zwar kurz darauf eben dahin, um den Tod des Domitius zu rächen: allein er war nicht glücklicher. Hirtulejus überwand ihn gleichfalls, und er entkam mit genauer Noth nach Lerida. Auf der andern Seite wurde der Conſul Metellus, der mit ſeinem Kriegsheere in Baetica vergerückt war, von Sertorius nicht beſſer aufgenommen, ſo daß er endlich ſich genöthigt ſah, in den veſten Plätzen dieſer Gegend ſich einzuſchlieſſen. Er verſuchte zwar, da er die feindliche Armee getheilt ſah, Lagos, eine Stadt am äuſſerſten Ende Portugalls, ohnweit des Vorgebürges St. Vincent zu überfallen, muſte aber, wegen Mangel der Lebensmittel wieder abziehen, bey welcher Gelegenheit er durch die Ankunſt und Verfolgung des Sertorius abermals viel Schaden litte. Die Spaniſchen Truppen wurden unter ihrem groſsem Anführer immer furchtbarer. Er lehrte ſie die Römiſche Taktik, theilte ſeine Truppen in Legionen, und bewaffnete ſie durchaus nach und nach mit denen eroberten feindlichen Waffen.“ Der Ruf der hohen Thaten des tapfern Sertorius erſcholl bis nach Aſien. Mithridat, der ſich ſo eben zu einem zweeten Kriege gegen die Römer rüſtete, ſchickte alſo eine anſehnliche Geſandſchaft an ihn, ihm einen Bund gegen dieſelben anzutragen. Sertorius empfieng ſie mit groſsem Gepränge in Gegenwart ſeines Senates; erlaubte ihnen einen ſeiner Officiers, namens M. Marius, zu Einführung einer beſſern Kriegszucht bey ihren Truppen, mitzunehmen, und ihnen die Vortheile, ſich vor die Römiſche Taktik zu ſchützen, beyzubringen.

Mittlerweile hatten die Römer Lucium Lollium, den Galliſchen Gouverneur, welcher auf eine Zeitlang ſeinen Poſten verließ, um die Spaniſchen Händel in Ordnung zu bringen, mit einem anſehnlichen Kriegshauffen dem Metellus zu Hülfe geſandt. Dieſe groſse Uebermacht nöthigte Sertorium ſich blos auf die Gegenwehr zu ſtellen, und er verlohr nicht wenig dadurch, da ſein gröſter Vortheil bisher im beſtändigen Angriff der Feinde beſtanden hatte. Unterdeſſen konnte Metellus dennoch nicht mit ihm fertig werden, und ſah ſich genöthigt, nach Verlauf anderer zwey Jahre, den Römiſchen Senat zu bitten, den groſsen Pompejum ihm zu Hülfe zu ſchicken. Pompejus übernahm ungern dieſen Auftrag, er muſte ſich aber dennoch nach den erhaltenen Befehlen fügen, und erhielt den Quäſtor, C. Caſſius Longinus, zum Gehülfen.

Nach einer äuſſerſt beſchwerlichen Reiſe vereinigte er ſich endlich glücklich mit Metello, beſchloß aber nicht eher eine Schlacht zu liefern, bis er Sertorium mit ſeiner ganzen Macht verbunden antreffen würde. Dieſer hatte unterdeſſen einen anſehnlichen Succurs, den ihm M. Perpenna aus Sardinien zugeführt hatte, erhalten. Mit dieſem vereinigt belagerte und eroberte er Laurona, eine Veſtung im Königreich Valencia. Metellus und Pompejus waren zwar zum Erſatz herbeygeeilt, allein ſie hatten gegen 10000 Mann auf dieſem Marſch durch die häufigen Angriffe der ihnen entgegen geſandten Truppen des Sertorius eingebüßt, und kamen ſo ſpät an, daß die Beſatzung in der äuſerſten Hungersnoth ſich ergeben mußte. Sertorius ſchenkte den Einwohnern das Leben, doch mußten ſie mit Sack und Pack die Stadt verlaſſen, die er im Angeſichte der Römiſchen Armee verbrennen ließ. Dieſer Vortheil erhöhte den Muth der Seinigen von neuem, und der Krieg wurde von ihm im folgenden Frühjahr des 677ſten Jahres mit mehr Hitze als jemals angefangen. Pompejus eröfnete den Feldzug mit Eroberung der Stadt Segeda; auf der andern Seite erfocht Metellus einen vollkommenen Sieg über Hirtulejus, der nebſt einem Verluſt von 20000 Mann beynahe ſelbſt ſeine Freyheit verlohr und mit genauer Noth entkam. Die Freude ſeines Triumphs war ſo groß, daß er ſich ein Kleid mit der Schilderung dieſes Treffens machen ließ und es täglich trug. Allein bald wäre ſie durch den Ehrgeiz Pompeji vereitelt worden: denn da dieſer gerne allein für den Ueberwinder Spaniens gehalten werden wollte, grif er in Abweſenheit ſeines Gehülfen, Sertorium an, und ſchon wichen ſeine Legionen, und hätten ohnfehlbar das Schlacht-Feld geräumt, wenn nicht zu ſeinem Glück Metellus noch zu rechter Zeit gekommen, und den Sieg wenigſtens zweifelhaft gemacht hätte. In dieſer Schlacht verlohr Sertorius die Hirſchkuh, in welche ſein abergläubiſches Volk ſo viel Vertrauen ſetzte. Sie war von den Römern aufgefangen worden, ſo daß ſeine Mannſchaft von nun an glaubte, von den Göttern verlaſſen zu ſeyn; Sertorius ſelbſt konnte ſich nicht der Furcht erwehren, daß dieſer Verluſt ein übler Vorbote für ihn ſeyn möchte; doch erſchien er wie vorhin heiter und bereitete ſich zu einem zweyten Treffen, worinnen er mit ſeinem alten Glück die Sachen wieder herzuſtellen hoffte; allein er betrog ſich, und wurde bey dem Fluß Turia im Königreich Valencia von Pompeio geſchlagen. Nicht, daß ſeine Armee weniger tapfer als vorhin gefochten hätte, oder ſeine Anführung minder wohl geordnet geweſen wäre: allein er verlohr ſeinen treuen Freund Hirtuleius, der nebſt ſeinem Bruder und einem andern ſeiner Feldherren, Cn. Herennius, auf dem Schlachtfelde blieb. Und nun ſchien würklich das Unglück Sertorium zu verfolgen: denn als er ſich um eine friſche Armee zu verſammlen nach Calaberra zurückzog, wurde er auch dort von Pompeio belagert, und genöthigt, ſich mit einem Verluſte von 2000 Mann durch die feindliche Armee durchzuſchlagen, um das von ſeinen Freunden unterdeſſen auf die Beine gebrachte neue Kriegsheer aufzuſuchen. Er fand ſolches ſo zahlreich, und nach ſeinen eingeführten Kriegs-Ordnungen ſo wohl bereits abgerichtet, daß er friſchen Muth faßte, und ſogleich mit ihm, den Feinden ſich zeigend, ihnen eine neue Schlacht anbot. Pompeius und Metellus aber fanden nicht vor gut, die erhaltenen Vortheile am Ende des Jahrs abermals aufs Spiel zu ſetzen, ſondern zogen ſich zurück nach ihren Winter-Quartieren; die der erſte hinter dem Pirenäiſchen Gebürg und der zweyte in Altcaſtilien nahm.

Die vielen hintereinander mißlungenen Verſuche des Sertorius hatten ihn in eine wildere Stimmung gebracht. Er wurde zugleich gegen ſeine Römer, nachdem ſich deren verſchiedene von ihm getrennt hatten, mißtrauiſch, und wählte ſogar eine neue Leibwache von Celtiberiern. Einige ſcharfe und blutige Ahndungen leichter Verbrechen und noch andere Grauſamkeiten, deren man ihn beſchuldigte, raubten ihm nach und nach einen Theil der groſen Liebe und des unausſprechlichen Vertrauens, das ſeine Armee in ihn geſetzt hatte. In dieſen gegenſeitigen, für den Erfolg ſeiner Waffen ſo gefährlichen Geſinnungen, eröffneten die Römer den kommenden Feldzug. Metellus bemächtiate ſich ſobald es die Jahrkzeit erlaubte, vieler feſten Plätze und obſchon Sertorius Pompeium die Belagerung von Palenzia aufzuheben zwang: ſo mußte er doch, nachdem letzterer neue Verſtärkung erlangt hatte, ſich bis an das äuſerſte Ende von Spanien zurückziehen. Hier kam es bey dem Vorgebürge San Martin abermals zu einer blutigen Schlacht zwiſchen dieſen beyden Feldherrn, worinnen aber die Wagſchaale der Vortheile gleich blieb.

Sertorius ſetzte nach dem Verluſte ſeiner alten Freunde ſein gröſtes Vertrauen in zwey ſeiner Officiers, Perpennam und Antonium; allein ſie bezahlten es ihm ſchlecht, und ſuchten, heimlich mit den Römern verſtanden, bey der erſten Gelegenheit ihm das Leben zu nehmen. Bey einem von ihm in Oſca oder Hueſca gegebenen Schmauſe wurde er unvermuthet und mit verſchiedenen Dolchſtichen von dem letzten umgebracht, und dadurch dieſer für die Römer ſo gefährliche Krieg geendet. Sein Anſehen war auch noch nach ſeinem Tode ſo groß, daß ihn die Spanier den Römiſchen Hannibal zu nennen pflegten; und wirklich kann er ſeiner hohen Kriegskunſt, Tapferkeit, feinen Politik und andern groſen Eigenſchaften wegen den gröſten Helden des Alterthums den Vorzug ſtreitig machen. Schade, daß ſeine Grauſamkeit in den letzten Jahren ſeines Lebens den alten Ruhm befleckt hat. Er pflegte oft zu ſagen: Eine Armee von Hirſchen unter Anführung eines Löwen ſey ihm lieber, als eine Armee Löwen unter Anführung eines Hirſches. Sein Sinnbild, das er auch auf ſeinem Schilde trug, war ein Pferdſchweif; „denn (ſagte er) ein Roßhaar läßt ſich „leicht zerreiſſen: allein mehrere zuſammen verbunden, vermag „keine Menſchenkraft zu trennen.“ Er liebte mehr die Ruhe als den Krieg und war dem häuslichen Leben, wegen ſeiner Liebe zu den Wiſſenſchaften, ſo zu gethan, daß er öfters ſich verlauten ließ: „Er zöge das Glück, der letzte Bürger in Rom „zu werden, der Ehre, der erſte Verwieſene ſeines Vaterlands

„zu

ſeyn, weit vor.“ Verſchiedene Schriftſteller behaupten,
y zu Evora begraben, und man hätte in der dortigen
he zu San Louis viele Jahre darnach ſein Grabmal ge-
en.

(18) Tiphon iſt bekanntlich das hundertköpfige feuer-
ende Ungeheuer, welches Jupitern zum Kampf her-
foderte, und nach verſchiedenen Kriegen mit ihm die
ter dergeſtalt verfolgte, daß die meiſten derſelben ſich
ndere Geſtalten verwandeln mußten, um ſeiner Wuth
entkommen. Venus und Mars nahmen bey dieſer
egenheit die Form zweer Fiſche an, welche zum ewigen
enken unter die Himmels-Zeichen geſetzt wurden.

(19) Die Fabel des Phaetons iſt zu bekannt, als
ich deren hier Erwähnung zu thun brauchte; nur
ke ich zur Erläuterung dieſer Stelle an, daß es vie-
wunderbar geſchienen hat, daß gerade die Afrikani-
n Innwohner und nicht die Europäer durch den Her-
urz des Phäetons in den Eridan von der Sonne ge-
ärzt werden, da doch der Eridan, welcher der alte
nen des Po-Fluſſes iſt, bekanntermaßen die Lombar-
durchfließt. Es hat aber dieſe Stelle nicht weniger
e poetiſche Richtigkeit, weil die Schwärzung der Afri-
er ſo wie die Anzündung der Wolken und der Erde
beſagten Herabſturze vorhergegangen iſt: Denn die
el ſagt, Phäeton habe ſich, als er dem Schwanze des
orpionen im Zodiak zu nahe zu kommen, gefürchtet,
daher erſchrocken die Zügel fallen laſſen, wodurch
gtes Unglück, zu deſſen Beſtrafung ihn Jupiter her-
geſtürzt habe, geſchehen ſey. *Lampeduſa* iſt, wie

bekannt, eine der Heliaden, des Phöbus Schweſtern, die ihn nach ſeinem Falle, ſo kläglich am Ufer des Eridans beweinten, bis ſie daſelbſt in Pappeln verwandelt wurden.

(20) Herr de la Harpe macht hier abermal, in der dem erſten Geſang ſeiner Luſiade angehängten 11ten Note, unſerm Dichter den Vorwurf, er habe die Arabiſche Sprache gewiß nicht verſtanden, noch gewußt was er ſagen wolle, da er ſolche einen *idiome dur et barbare* nenne, und beruft ſich dabey auf die Arabiſchen Gelehrten, die dieſe Sprache als eine Quelle von Reichthum und Harmoniſchen Schönheiten anpreiſen. Aus la Harpes Anmerkung erhellet aber, daß er ſelbſt weder Arabiſch noch Portugieſiſch verſteht, indem er ſonſt dem Dichter dieſes *ridicule*, und ſich ſelbſt das noch größere es ihm aufzubürden, erſpart haben würde. Camoens ſagt nicht daß die in Mozambik wohnhaften Mohren ſich auf Arabiſch ausgedruckt haben; giebt ihrer Sprache keinen Namen: ſondern begnügt ſich zu ſagen, ſie hätten ein *Linguagem barbara e enleada* geſprochen. Vermuthlich war es Ethiopiſch; und da werden freylich weder la Harpe noch ich entſcheiden können, ob der Dichter wahr oder falſch geurtheilet habe. Ohnfehlbar hat den franzöſiſchen Kriticker die vorhergehende 50ſte Stanze verführt, wo ausdrücklich geſagt wird, daß die angekommenen Fremden Arabiſch geſprochen hätten: Allein jene waren, wie aus der 53ſten Stanze erhellt, Saraceniſche Kaufleute, und dieſe Einwohner von Mozambik; die aber Camoens wie jene, und überhaupt alle Afrikaner, (wie ich ſchon

angemerkt habe) mit dem Namen Mouros belegt. Herr de la Harpe wird alſo aus ſeinem Irrthum warnehmen, daß es nicht gut ſey einem Dichter Vorwürfe zu machen, wenn man nicht einmal die Sprache, in der er geſchrieben hat, verſteht.

(21) Die Stiergefechte ſind ſeit uralten Zeiten in Spanien gebräuchlich geweſen, und weder die damit verbundenen Gefahren, noch die von den Päbſten gegen die Fechter ergangenen Exkommunikationen haben dieſen Geſchmack bisher verdrungen. Die Zeit, wenn ſie ohngefähr aufgekommen ſeyn möchten, läßt ſich nicht genau beſtimmen. Wahrſcheinlich iſt es, daß ſie weit früher in Spanien als zu Rom, wo erſt unter der Dictatur Caeſars, das erſte Schauſpiel dieſer Art gegeben worden, gebräuchlich geweſen, und dieſe Vermuthung wird durch verſchiedene alte Spaniſche und Römiſche Münzen, wo man nicht ſelten einen zu dieſem Spiel geharniſchten Ritter, mit der Innſchrift *Hiſpanorum*, oder auch einen bald flüchtigen bald ſich ſtellenden Stier antrifft, beſtätigt. Dem ſey wie ihm wolle, ſo ſind nach dem Berichte des Plinius dieſe Gefechte von den Theſſaliern, die auch daher nach dem Paläphatus Centauren genannt wurden, erfunden, und vermuthlich von da nach Spanien gebracht worden. Heut zu Tage giebt es deren noch zweyerley daſelbſt, die ſich durch den Namen *Fieſta de Toros*, Stierfeſt, und *Regocijos de Toros* Stierluſtbarkeiten, unterſcheiden. Die erſten werden nur bey außerordentlichen Vorfällen, Krönungen, Gebur

ten eines Kronprinzen, oder Vermählungen der Königl. Familie vom Hofe gegeben, die letzten ſind aber allgemeiner, immer Entrepriſe, und man bezahlt daſelbſt wie in andern Schauſpielen ſeinen Platz. Die Städte Madrid, Aranjuez, Sevilla, Sta-Maria und Kadiz halten derer eine gewiſſe Anzahl jährlich, meiſt an Sonntagen, oder alle 14 Tage. In den Haupt-Umſtänden ſind dieſe beyden Schauſpiele beynahe einander gleich, mit dem Unterſchied, daß die in denen vom Hof gegebenen Feſten, vornehmere und adeliche Kämpfer, in den Luſtbarkeiten meiſt nur Viehtreiber und Schlächter, die ſogenannten Toreros ſind, welche dafür bezahlt werden, und ſich davon nähren, und bey den erſten überhaupt die gröſte Pracht herrſcht. Den Kampf ſelbſt hat Camoens kurz und richtig in dieſer Stanze beſchrieben; wer darüber umſtändlicher berichtigt ſeyn will, findet ſie bey den Gefechten in Clarkes und Twiß Reiſen nach Spanien und Portugall weitläufig erzählt.

(22) Sinon, ein Sohn des Siſiphus und Enkel des berühmten Räubers Antolyci, den die Griechen, als den liſtigſten unter ihnen, bey der Belagerung von Troja, ihre Feinde zu betrügen, erwählten. Er ſchnitt ſich ſelbſt Naſen und Ohren ab, und kam in dieſem verſtümmelten Zuſtand zu Priamus, vorgebend, er ſey von den Griechen, die die Belagerung aufgegeben hätten, ſo zugerichtet worden. Als ihn aber Priamus aus Erbarmen aufnahm, und die Nacht darauf das berühmte Trojaniſche Pferd in die Stadt bringen ließ, öfnete er die Thüre die an dem Bauch war, und ließ die verſteckten Griechen heraus. Sophocles hat von ihm ein Trauerſpiel geſchrieben, welches aber verlohren gegangen iſt.

Ende des zweeten Bandes.

Magazin
der
Spaniſchen und Portugieſiſchen
Literatur;

herausgegeben
von
F. J. Bertuch.

Dritter Band,
mit Quevedo's Porträt.

Laden=Preis 1 Rthlr.

Deſſau und Leipzig,
in der Buchhandlung der Gelehrten.
1782.

HALLE
(SAALE)

KOEN. FRIED.
UNIVERS.
ZU HALLE

Vorbericht.

Nicht freywillige Langſamkeit, ſondern ſehr weſentliche Hinderniße machten mir es unmöglich dieſen 3ten Band meines Magazins eher als jezt zu liefern. Ich habe meine Leſer deßhalb um Verzeyhung zu bitten, und verſpreche, ſo ſchmeichelhaft mir auch ihre Ungedult darüber war, wenns immer bey mir ſteht, gewiß ſchneller fortzuſchreiten.

Da ich jetzt zugleich ein Theater der Spanier und Portugieſen beginne, ſo habe ich alle

Stücke davon auch hier dem Magazine einverleibt, damit die Leſer deſſelben, alles was von mir oder meinen verbundenen Freunden, über oder aus beyden Literaturen erſcheint, in dem Magazine beyſammen hätten. Ich werde es in der Folge immer ſo halten, und hoffe meine Leſer werden mir dieſe Einrichtung gewiß verdanken.

F. J. B.

Innhalt
des dritten Bandes.

I. Der ſchmerzliche Zwang. Von Lope de Vega. S. 1.

II. Die Teufel aus der Kohlenkammer. Von Cervantes. 129.

III. Ignez de Caſtro. Von Quita. 169.

IV. Ignez de Caſtro. Von Ferreira. 211.

V. Briſto. Von Ferreira. 247.

VI. Fragmente aus der Portugieſiſchen Geſchichte und Literatur. 335.

I. Der

I.

Der
ſchmerzliche Zwang.

Schauſpiel
aus dem Spaniſchen
des
Lope de Vega.

Auszugsweiſe
von
Herrn B. v. S.

Perſonen:

Die Infantin **Dionyſie.**

Graf **Enrique.**

Herzog **Oktavio.**

Der **König** von Irrland.

Zwey Bauern.

Velardo und **Hortenſio,** Bediente des Grafen Enrique.

Elenardo, des Königs Secretair.

Celinde, Hof-Dame der Infantin.

Der Marques **Fabio.**

Donna **Iſabella,** Gemahlin des Grafen Enrique.

Don Juan, ein Kind, ſein Sohn.

Filippo und **Tereo,** Herzogs Oktavio Bedienten.

Zwey Fiſcher.

Der **Graf** von **Barzellona.**

Luzindo und **Fenizio,** Spaniſche Soldaten.

Capitán **Don Carlos,** ein Spanier.

Erſter Akt.

Erſte Scene.

(Die Scene ein Wald: Infantin Dionyſia im Jagd-Kleide, mit dem Jagd-Spieß.)

Sie verfolgt einen Hirſch. Ihr Monolog iſt eine Anrede an ihn, über ſeine Geſchwindigkeit; Sie ruht aus, er ſtürzt ſich ins Waſſer. Ruhe aus, (ruft ſie ihm zu) armes Thier! glücklich, daß du endlich deinen Ruhepunkt erreichteſt, den der Leidende ſo ſpät findet!

Zwoote Scene.

Graf Enrique kommt. Ein Liebes-Geſpräch zwiſchen ihm und der Infantin. Er verliehrt ſich ſo in Phöbus, Göttlichkeiten und Schwulſt, daß die Infantin endlich ſelbſt ſagt: „Laſſen wir all die Vergötterungen! und vermenſchlichen lieber dieſe Glorien.„

Dritte Scene.

Herzog Oktavio kommt. Ohngeſehen von jenen ſagt er: „Verfolgt von einem wildem Thier, ſuch' ich meinen Tod: Wer ſah' je einen Jäger vor dem Wilde fliehen, wie vor dem Stier auf dem Kampfplaz, als mich, der ich das Mädchen ſuche, die mir den Todt droht? — „ Er ſucht die Princeſſin auf. Endlich erblickt er ſie mit Enriquen; Jene beyde ſprechen indeß leiſe; der Herzog behorcht ſie.

Infantin.

Ich verſprech' dirs!

Oktavio.

(Bey Seite) Vom Verſprechen reden ſie?
(er verbirgt ſich.)

Dionyſie.

Kann ich mehr thun?

Enrique.

Es iſt viel!

Dionyſie.

Ich bin dein Weib!

Oktavio.

Himmel! Sein Weib iſt ſie?

Enrique fürchtet des Königs Unwillen; Dionyſie tröſtet ihn, daß ſie ſich nicht verheyrathen werde, und ihr Vater ſchon alt ſey. Sie beſchließen alſo, ſeinen Todt abzuwarten, der ihr alsdann freye Wahl laſſen würde. Der ungedultige Enrique jammert über dieſen Verzug.

Oktavio.

Oktavio hört dieß und drückt ſeine Eiferſucht über Enriquens feurige Liebe, auf eine ſehr natürliche Art aus.

Briefe, Umarmungen und Hoffnung, werden uns ausharren helfen! ſagt Dionyſie. Auch dieß beruhigt Enriquen nicht; Er dringt auf eine Zuſammenkunft. Sie beſtellt ihn auf morgen.

Oktavio.

(Bey Seite) Die Unmenſchliche hat mein Todesurtheil geſprochen!

Dionyſie.

Welche Schwierigkeiten ebnet die Liebe nicht!

Enrique.

Wer nur Gedult genug hätte, bis morgen zu harren.

Dionyſie.

Wie? noch biſt du unzufrieden?

Enrique.

Beſte! Ich bin ein guter Einkäuffer, und möcht' gern auch dieſe Marter abkauffen; denn Augenblicke des Wartens ſind Jahre für die Liebe.

Dionyſie.

Hoffen iſt alſo Marter? *)

Enrique.

Ja! ſo lang man das erwartete Glück nicht erhält; und größere, je größer die Hoffnung iſt!

---

*) Wortſpiel mit eſperar, das warten und auch hoffen heiſſen kann.

Dionyſie.

So gar bis morgen zweifelſt du an meiner Liebe? Schlechtes Zutrauen!

Enrique.

Nein! aber zwiſchen heut und morgen ſah man Troja im Brand; verlohr Rom ſeine Pracht; die glänzendſte Flotte zerſtreute der Sturm; zwiſchen heut und morgen ſteht der heute Reiche, morgen arm auf.

So fährt er fort durch einzelne Beyſpiele der Veränderlichkeit der menſchlichen Dinge, auf eine ſehr natürliche und ausdruckvolle Art ſein Verlangen zu erklären, daß die Infantin noch heute ihr Verſprechen erfüllen möge.

Oktavio.

Oktavio behorcht ſie immer; „Wie ganz anders wär's — ſagt er — wann ſie mir dieſe Gunſt verſpräche! — dann verſchöb ſie's von jezt auf eine Woche, auf einen Monath, Jahr, Jahrhundert — und dann erfüllte ſie's doch nicht!„

Dionyſie verſpricht Enriquen zu willfahren und deswegen gleich nach der Stadt zurückzukehren.

Enrique.

Nun ſeh' ich die Gröſe deiner Liebe! — Aber dieſer Wald wär' wohl auch kein übles Zimmer? — Doch leider findet nicht jede Dido eine bequeme Höhle.

Vierte Scene.

Oktavio.

Oktavio, der es nicht länger aushalten kann, tritt wüthend für Eiferſucht vor. „Iſt das Schwein hieher gekommen?„

Dionyſie und ihr Geliebter bezeigen heimlich ihre Unzufriedenheit über ſeine Ankunft. Sie entfernen ſich und ſie befiehlt Oktavio ihre Leute aufzuſuchen.

Fünfte Scene.

Oktavio. (allein)

Ich? — meinen Tod will ich aufſuchen! — Aber werd' ich ihn finden, da er mich ſo ſchnell flieht? — — Warum hielt ich mich zurück? — Warum ſchwieg ich? — Sterben ſoll Enrique? ſterben ſoll er! — Sag' ichs dem Könige? — Nein! — In ſolchen Unglücks-Fällen kann allein eigner Scharfſinn uns helfen. — Mein ſoll diß Weib ſeyn! — Was ſagſt du, Seele? — Dein? Ja, dein muß, muß ſie ſeyn? — — Wer hilft dir? — Amor, der es können muß, weil er Gott iſt! — Werd' ich ſie beſitzen? — Du kanſt's! — Wie willſt du's wagen? — Ich will dieſe Nacht auf die Terraße! — Will zuerſt kommen! — die Liebe thue das übrige! — Ha! Ihr Bäume, mit hohen Gipfeln, die der Lenz grün kleidete; du Berg, der mit ſeiner ſtolzen Spitze den Himmel ſelbſt berührt; ihr buntfärbigen Wieſen, voll aromatiſcher Blumen, mit mancherley Farben gefleckt; ihr murmelnden Bäche; ihr verſteckten Thiere, hochſchwebende und plauderhaffte Vögel, die ihr in Höhlen und Neſtern ſchwäzt, ſingt, und brüllt; — lachen werdet ihr, daß ein Menſch ſich vorſezt und hofft, ein Weib zu genießen, das dieſe Nacht eines Andern wartet! — Doch man glaub's, oder nicht — Bey meinem Leben, — ich wills!

Sechſte Scene.

Der König von Irrland kommt im Jagd-Kleid und Ueber-Rock; mit zwey Bedienten. Er fragt nach der Infantin. —

„Bey Gott, antwortet der erſte Bediente, ſie lauft dem Wind und Atalanten zuvor!„ Der König befiehlt ſeine Leute zu ſammlen; er will nach der Stadt zurück; und ſezt ſich.

Siebente Scene.

Oktavio.

Ew. Majeſtät wird müde ſeyn? „O Herzog! verſezt der König! —„ unſer Leben flieht dahin, wie die Sonne; der Schatten bleibt, Jene nennt man Jugend, dieſen Alter, oder was eben ſo viel iſt, Krankheit. — Wie habt ihr euch verirrt?

Oktavio.

Weil ich Ew. Majeſtät ſuchte — ſeit der Sonnen Aufgang allein ſuchte, und wollte Gott, ich hätte Euch heute in dieſem Gebirg nur allein gefunden?

Warum? fragt der König, und nun ſagt Oktavio: er hab' ihm ein Geheimniß zu vertrauen.

König.

Ein Geheimniß?

Oktavio.

Ja, Herr!

König.

Sag's!

Oktavio.

Nimm dieſe Nacht einen Menſchen gefangen!

König.

Wen?

Oktavio.

Graf Enriquen!

König.

Wen?

Oktavio.

Den Grafen.

Der König will die Urſach wiſſen. — „Das iſt eben das Geheimniß;„ verſezt Oktavio. Morgen früh ſoll' ers erfahren — allein er ſoll ihn nur durch Einen Mann gefangen nehmen laſſen, des Königs Ehre und Leben ſey ſonſt in Gefahr!

König.

Was hat der Graf vor!

Oktavio.

Morgen, gnädigſter Herr, ſollſt du's erfahren!

König.

Nur Ein Mann ſoll ihn gefangen nehmen — und wer?

Oktavio.

Der Capitäin der Garde, der Marques Fabio.

König.

Die Nacht iſt lang; und ſoll dieſer Arreſt keinen Nahmen haben? —

Oktavio.

Er ſichert dein Leben; ich weiß es.

König.

Und in dem Geheimniß ſteckts, daß dieß das Mittel dazu iſt?

Oktavio.

Ja, Señor!

König.

Gehn wir!

Oktavio.

Du gehſt traurig? —

König.

Ich geh' mitten in dem Meer von Beſorgniſſen, in das du mich ſtürzteſt — aber ich will muthig ſeyn Oktavio, weil's muß! — Der Graf, ein Verräther! — Unmöglich! — Oktavio! darf meine Tochter dieſen Arreſt wiſſen?

Oktavio.

Durchaus nicht! — das zerſtöhrte meine ganze Abſicht.

(Sie gehen.)

Achte Scene.

Velardo und Hortenſio.

Sie erzählen, daß die Infantin eilends zurück iſt. Deren Lob und ihres Herrn Liebe zu ihr, iſt der Inhalt ihres Geſprächs.

(Der Graf kommt.)

„Trauriger, langſamer, ſchwerfälliger Tag! ruft er, gewiß hielt die Sonne in der Mitte ihrer Laufbahn an! O Amor! wenn du, wie man ſagt in der dritten Sphäre wohnſt, ſo bitte deinen Nachbar Phöbus, daß er zur Ruhe eilt, und ſeine goldene Stirne ins Meer taucht! Erinnere ihn, wie er einſt nach Daphnen lief, u. ſ. w. — Das Uebrige der Scene iſt ein Geſpräch zwiſchen ihm und ſeinen Bedienten, voll Laune, Natur und Wahrheit. Es iſt ein treues Gemählde ſeines innerlichen Kampfes und Unruhe, ihnen ſein Glück zu verſchweigen und des Zwangs, den es ihn koſtet. Wohl! ſagt er ſelbſt — wohl richtig iſts, das der Menſch Kummer weit leichter verſchweigen kann als Freude!„

Neunte Scene.

Clenardo, des Königs Secretair kommt.

Er ruft den Grafen zum König. Der Graf befiehlt ſeinen Leuten, ihn auf der Terraße zu erwarten.

Enrique.

Was will der König, Secretair?

Clenardo.

Ihnen eine Gnad' erzeigen, denk ich.

Enrique.

Heiliger Himmel, gieb, daß es nicht, das Gegentheil ſey!

(Sie gehen ab.)

Zehnte Scene.

Dionyſie und Celinde.

Celinde räth' ihr von der Zuſammenkunft ab. —

Dionyſie.

Ich ward' gebohren, Enriquen zu lieben! Er iſt mein Geliebter; Alles was du mir ſagen könnteſt, iſt Wind, Schatten, Traum! Iſt meine Wahl übel, ſo bitt' ich' entſchuldige mich; denn wenn die Liebe blind iſt, ſo ſinds auch ihre Würkungen!

Celinde.

Señora! der Graf iſt ein vornehmer Cavalier, aber ſein Stand iſt dem Deinigen ungleicher als die Eiche der Palme. — Wenn die Liebe blind iſt, ſo hat hingegen die Vernunft Luchs-Augen.

Umſonſt. Sie befiehlt ihr, ihn am Fenſter zu erwarten; aber ja ohne Licht; denn, wenns der König ſähe, könt's ihr das Leben koſten.

Eilfte Scene.

Sie geht und Celinde, die Enriquen ſelbſt liebt, beklagt ſich in einem Monolog, über die Liebe, die einen am Stand ihr ſo ganz gleichen Grafen, mit einer weit über ihn erhabenen Prinzeſſin verbindet.

„Du biſt wie der Wein, Amor! (ruft ſie endlich) Iſt er einmal drinn; ſo muß man ihm mehr gehorchen als dem Herrn ſelbſt; und wirft den zum Haus hinaus, der ihn hineinbrachte!„

Zwölfte Scene.

Der König, Marques Fabio, Secretair Clenardo.

König.

Er kommt, ſagſt du?

Clenardo.

Ich lies ihn an der Thüre.

König.

Traurig?

Clenardo.

Vielmehr fand ich ihn in der ausſchweiffenſten Freude; und ſo kommt er.

Der König.

Ruff ihn, und ihr (zum Fabio) bleibt!
(Er ſchickt Celinden fort.)

Dreyzehnte Scene.

König, Fabio.

König.

Ich habe keinen andern Grund dazu, Marques, als, Oktavio hieß mirs ihn gefangen zu nehmen.

Fabio.

Aber! ſo ohn' Urſach einen, nach Aller Urtheil, unſchuldigen Menſchen!

König.

Iſt ja nicht lange von hier bis morgen!

Fabio.

'S iſt nicht recht, daß du einen ſo edlen Mann gefangen nehmen läßt!

König.

So ingeheim thuts nichts. — Was ſollt' ich thun, da Oktavio ſagt, die Urſach ſey eben ſo geheimnißvoll, als die Sache ſelbſt nothwendig?

Fabio.

Er muß es wiſſen; allein bey Gott! Enrique hat dich ſo gewiß nicht beleidigt, als ich lebe! —

König.

Er iſt Menſch! Fabio.

Fabio.

Und ein edler! wollt der Himmel, daß ſo ein Verräther —

König.

Soll ich dich für einen Mitverſchwornen halten? —

Fabio.

Trauteſt du dem erſten Irrthume, ſo glaub' immerhin auch dem zweyten! laß mich mit gefangen nehmen.

Vierzehnte Scene.

Clenardo. die Vorigen.

Clenardo.

Señor, der Graf iſt da!

Fabio.

Ihn! die Redlichkeit ſelbſt!

König.

Ich ſagte dirs ſchon, er ſoll kommen; und du, entferne dich!

(Clenardo ab.)

Funfzehnte Scene.

Enrique kommt. Er fragt: Was der König befohlen? Marques, ſagt der König, ich habe dir nichts mehr zu ſagen, thue was ich dir befohl! (ab.)

Enrique.

Du gehſt, Señor! verdien' ich nicht mehr, dein Geſicht zu ſehen?

(Er will ihm nach.)

Fabio.

Halt ein wenig!

Enrique.

Biſt du's, Fabio, dem der König befohl, das zu thun, was er dir auftrug?

Fabio.

So lohnt man Dienſte! — das iſt der Lauf der Welt!

Enrique.

Was? — Was lohnt man? Was befohl er dir? Was ſoll ich thun? Warum ließ mich der König ruffen? Worinn kann ich dem Könige dienen? — Was willſt du mit dem Laufe der Welt?

Fabio.

Man muß dem Könige gehorchen!

Enrique.

Wie? hab ich ſeine Majeſtät beleidigt?

Fabio.

Ich weiß nicht. Ich ſchwor bey Lebens-Strafe, zu ſchweigen! ꝛc. — Deinen Degen!

Enrique.

Meinen Degen?

Fabio.

Ja, bey Gott!

Enrique.

Das hat der König weiſe veranſtaltet! — Niemand als dir gäb ich ihn. — Ich war bereit, dir zu dienen, ſeit dem ich dein Freund bin ꝛc. — Hier haſt du ihn! — Ich gebe nichts weg, wenn ich einem Manne meinen Degen gebe, dem ich mein Leben ſelbſt hingäbe! —

Fabio.

Graf! Ihr habt mir ihn nicht gegeben! Vertauſcht habt ihr ihn! hier nehmt meinen! (er giebt ihm ſeinen) Ein ſo edler Mann darf nicht ohne Degen gefangen ſeyn, noch darf ihm der meine fehlen! —

Enrique iſt bereit, ihm ins Gefängniß zu fol- en. „Natürlich (ſagt er) ſollt ich wiſſen, warum hr mich gefangen nehmet! Aber genug ihr arretirt ich, und alſo geſchiehts nicht ohne Grund! — Die Unſchuld (fährt er fort) macht auch das Ge- ängniß freudig; — und — ich bin dem Könige Dank ſchuldig; denn er macht mir mehr Ehre, aß er mich durch dich gefangen nehmen läßt, ls Kummer über die Sache ſelbſt.

(Sie gehen ab.)

Sechzehnte Scene.

Das Theater wird die Teraſſe.

Hortenſio und Velardo kommen bewaffnet, um befehlnermaſſen ihren Herrn zu erwarten.

Sie unterhalten ſich indeſſen mit Poſſen, die keine Ueberſetzung verdienen.

Herzog Oktavio läßt ſich maskirt an einer Leiter herab, unten zieht er den Degen. Sie halten ihn für ihren Herrn und reden ihn an! — „Keiner näh're ſich mir!„ ruft Oktavio.

Hortenſio.

Was ſagſt du?

Velardo.

Ich glaube, er träumt!

Hortenſio. (zu Oktavio)

Sollen wir gehen?

Oktavio.

Ja! —

Velardo.

Hatteſt du uns denn nicht befohlen, dieſen Balkon zu bewachen? —

Oktavio. (Bey Seite)

Ha! es ſind Bediente des Grafen! —

Velardo.

Entweder er iſt närriſch, oder hat indeſſen geheyrathet.

Hortenſio.

So? Was macht denn das Heyrathen?

Velardo.

Es verändert Neigungen und Sprache! —

Der Herzog wird ungedultig und jagt ſie mit dem Degen fort.

Er wünſcht ſich nun zu dem glücklichen Erfolge ſeiner Liſt, dieſe Nacht ſtatt Enriquen bey der Infantin zuzubringen, in einem Monolog Glück, und geht.

Nun überſpringt der Autor den Zwiſchenraum einer Nacht.

Siebzehnte Scene.

Die Scene wird wieder der Pallaſt.

Der König, Marques Fabio und Elenardo.

Der König erzählt: bey Sonnen Aufgang hab' ihm der Herzog einen ſchon geſtern Abend geſchriebenen Brief zugeſchickt; und ſey auch Abends ſchon auf ſeine Güter abgereißt. „Allein (ſezt er hinzu) „dieſer Brief ſtürzt mich in noch gröſſere Verwirrung, und macht mich noch ängſtlicher wegen eines unglücklichen Zufalls!„

Der Marques lieſt den Brief:

„Die Urſach, warum ich um Enriquens Gefangennehmung bat, war, damit ihn nicht gewiſſe

„fremde Soldaten tödeten; auch durft' er dies ſelbſt
„nicht wiſſen, damit er ſie nicht angriffe. Sie ſind
„fort, aus Furcht entdeckt zu werden. — Geben
„Sie ihm alſo die Freyheit; mir aber die Erlaubniß, in meine Grafſchaft zu gehen, um einen
„meiner aufrühriſchen Vaſallen zu züchtigen.„

„Herzog Oktavio.„

König.

Was hältſt du davon?

Fabio.

Warlich, ein ſehr unverſchämtes Mittel! Der Graf hätte ſich in Sicherheit ſetzen können, ohne daß du ihn ſo erſchreckt hätteſt. Ich geh, mit deiner Erlaubniß, zu ihm; und zufrieden, zu wiſſen, daß er unſchuldig iſt, lach' ich über des Herzogs Albernheit.

König.

Geh' und bring den Grafen hieher.

Er geht. Auch Eleonardo freuet ſich über des Grafens Unſchuld, und lobt ihn ſehr gegen den König.

König.

Ich hör' Alle ſagen: er ſey ein Engel.

Elenardo.

Die Stimme des Volks iſt Gottes Stimme; heißt's im Sprichwort.

König.

Wenn er ſeiner Tugend wegen Feinde hat, ſo hat er wenig Tugend, denn er hat wenig Feinde.

Achtzehnte Scene.

Fabio und der Graf.

Enrique fällt dem Könige zu Füſſen.

König.

Steht auf, Graf, und bedeckt euch!

Enrique.

Warum ließſt du geſtern mich gefangen nehmen, und befiehlſt mir heute mich zu bedecken?

König.

Steht auf, Admiral! —

Er dankt dem Könige und Alle wünſchen ihm Glück. — Der König geht mit Fabio und Elenardo ab, um, wie er ſagt, wegen der Vermählung der Infantin das Nöthige nach Schottland zu beförderu.

Neunzehnte Scene.

Enrique. (allein.)

Er bemüht ſich in dieſem Monolog vergeblich, die Urſachen ſeiner Gefangennehmung zu errathen. „Ich darf (ſagt er) den König nicht fragen! — So wenig man den Himmel fragen darf, warum er regnet, ſo wenig darf man einen König fragen, warum thuſt du dies oder das? — O Glück, grauſames Glück! Hätte nicht dies unverdiente Gefängniß mir heute erſt wiederfahren können? — Doch ich entſchuldige dich! Dame Fortuna; denn du biſt ja veränderlich, und ein Weib!„ —

Zwanzigſte Scene.

Hortenſio und Velardo, ſeine Bedienten, kommen.

Sie freuen ſich, ihn ruhiger als geſtern Nachts zu finden, und erzählen ihm die Begebenheit mit dem Herzoge, den ſie noch für ihn halten ꝛc.

„Wie?„ ſagt der erſtaunte Enrique „Ich ſtieg ja nicht von der Leiter: Ich ſah die Infantin nicht — Ich verfolgt' euch nicht, und redete nicht mit euch.

Hortenſio.

Was? — Bey Gott, ſo war ein anderer Galan bey ihr.

Enrique.

(Der darüber unruhig wird)

Ein Mann ſtieg herunter, ſagſt du?

Hortenſio.

Du verfärbſt, Du beunruhigſt dich! Bey Gott! es ſtieg einer herunter, — und er hat die die Dame weggenommen.

Enrique.

Gewiß iſts, daß ich nicht bey der Infantin war.

Velardo.

Hätten wir das gewußt, in Stücken hätten wir ihn zerriſſen.

Ein und zwanzigſte Scene.

Die Infantin und Celinde kommen dazu.

Sie eilt ihm mit offenen Armen und tauſend Betheurungen der zärtlichſten Liebe entgegen.

Enrique.

(Tritt zurück.) Ich erſtaune! ich — war ich in deinem Zimmer?

Dionyſie.

Redſt du ſo wegen Celinden? — Sie war dabey! — Wegen deiner Bedienten? Laß dich das nicht kümmern, Enrique, mein Gemahl! du biſt mir alles, Eltern, Königreich und Staaten!

Enrique.

Señora, nicht dieſe Leute veranlaſſen meine Verwunderung! —

Dionyſie.

Was denn? —

Enrique.

Deine Rede! Ich ſah und ſprach dich dieſe Nacht nicht, ich war nicht in deinen Armen. Dein Vater legte mir ganz andere Feſſeln an. — Ich war gefangen, Señora. Bedenke alſo, daß ichs nicht war, der bey dir war; da dein Vater eben jezt mich losläßt.

Dionyſie.

Du warſt gefangen?

Enrique.

Gewiß!

Dionyſie.

Celinde, und du machteſt ihm nicht auf?

Celinde.

Willſt du läugnen, daß du bewaffnet kamſt? — daß ich dir den Balkon öffnete und du ins Zimmer giengeſt? — Sag' — ich lüge auch, Graf!

Enri

Enrique.

Celinde, du biſt eiferſüchtig! Ich hätte dich geſprochen? Ich wär hinein gegangen? Ich hätte die Infantin geſehen?

Dionyſie.

Dieſe Bedienten werdens ſagen, die maskirt dich dort erwarteten.

Velardo.

Wahr iſts, es ſtieg ein Menſch herunter; allein er ließ ſich nicht ſehen und der Graf hätte uns nicht ſeinen Namen verläugnet.

Dionyſie.

Was iſt das? Ich verliehre die Gedult:— du kamſt alſo nicht herein, Graf?

Enrique.

Nein Señora, bey Gott nicht! denn ich war dieſe Nacht im Arreſte.

Dionyſie.

Nun ſo will ich ſchreyen wie eine Wahnſinnige! — Ich wills dem Könige ſagen, Verräther! —

Enrique.

Señora! —

Dionyſie.

Laß mich! Todt ſoll dir meine Zunge bringen, weil die deine meine Ehre mordet!

Enrique.

Señora, hör mich nur einen Augenblick, hör mich! —

Dionyſie.

Nun?

Enrique.

Ich ſcherzte nur —

Dionyſie.

Ein verhaßter Scherz! Ich bin Königin, du Vaſall! Du lagſt bey mir und willſt's läugnen?

Enrique.

Soll ichs öffentlich bekannt machen? — Iſts nicht vernünftiger und beſſer, es zu läugnen?

Dionyſie.

Du ſollſt's nicht ſagen, aber auch nicht läugnen.

Enrique.

Gut! wenn du willſt, ſo will ichs ſagen! — Deine Schande und mein Tod ſollen die Folgen seyn! — Wohin reißt dich die Liebe! Soll ichs ausſchreyen? —

Dionyſie.

Nein, aber wer meiner Gunſt genoß, ſoll's geſtehn, wenn ich ihn drum frage. — Der Verdruß, den du mir da verurſachteſt, entfernt mich von dir.

Enrique.

Wie? Du gehſt?

Dionyſie.

Ja, Enrique; denn du haſt mich erzürnet! (Ab, mit Celinden.)

Zwey und zwanzigſte Scene.

Enrique bleibt verwirrt und nachdenkend ſtehen; Velardo und Hortenſio machen ihm Vorwürfe und zeigen ihm die Gefahr die für ihn daraus entſtehen könne. Er beſchließt nach Spanien zu gehn und entdeckt ſeinen Bedienten noch daß nicht er, ſondern ein Anderer, bey Dionyſien geweſen ſey. „Ich will nun alle meine Hoffnungen in den Wind ſchlagen, ſagt er, denn auch die ſicherſte trügt. Gebe Gott daß die Spaniſche Luft auch meinen Sinn ändere!

(Sie gehen.)

Zweeter Akt.

Erſte Scene.

Der König, die Infantin Dionyſie, ſchwermüthig. Celinde, Clenardo, Muſik.

Der König jammert über ihre Schwermuth; „Du ſprichſt nicht, du antworteſt nicht (ſagt er); ſind meine Klagen nicht gerecht? — Unter welchen Himmel verbirgſt du die Sterne deines heitern Geſichts? — — Setz dich hier im Garten! Bringt einen Stuhl heraus — (zur Infantin) Sollen ſie ſingen? —

Dionyſie.

Ja!

König.

Nu ſo ſingt!

Dionyſie.

Meinen Leichen-Geſang! Wiewohl wer ohne Ehre ſtirbt, verdieſt kein Leichenbegängniß! *)

König.

Iſt dies deine Krankheit?

Dionyſie.

Welche iſt gröſſer als Schande?

König.

Du geſchändet? Du raſ't! — Wer Ehre giebt, wie Könige, wär ohne Ehre? — welches Geſetz feſſelt den König?

---

*) Hier iſt wieder ein unüberſetzliches Wortſpiel mit honra, Ehre, und honras, Leichbegängniß.

Dionyſie.

(Zur Muſik) Singt, oder geht! —

König.

Sie ſingen ſchon — Erzürne dich nicht.

Dionyſie.

Nun ſo ſchweigt!

Celinde. (heimlich)

Sie iſt närriſch!

Clenardo. (heimlich)

Sie raſt!

Muſik.

Unter Lilien und Roſen
Kam die ſchöne Morgenröthe
Weckte Vögel, weckte Thiere
Und verkündete den Tag.

Ach Olympia, die Arme!
Sie erwacht, erwacht betrogen!

Weil der Herzog von Vireno,
Untreu, ſie entehrt verließ!

Fluch ruft ſie vom Meeresſtrande
Nach dem böſen fliehnden Schiffe
Ueber Fluth und Woogen hin:
Stürzt es, Götter, tief in Abgrund
Stürzt es! — Nein doch! Ach verſchont es!
Denn mein Leben iſt darinn!

Dionyſie.

Das läßt du ſingen?

König.

Warum, Tochter? Worinn ha'ts dich beleidigt? —

Dionyſie.

Der verwegene Herzog hat ſie entehrt, und entflieht mit dem Schiffe! — O — ich weiß wohl, was mich peinigt! Es iſt nicht Narrheit; nein, Verrätherey! —

König.

Was hat aber fremdes Unglück für Beziehung auf dein eigenes Herz? —

Dionyſie.

Nicht? Hätt' es nicht? — Iſt nicht Theilnehmung Gottes Befehl? Geſetz? Wollt ihr das brechen, verachten, blos weil ihr König ſeyd? — O Herzog! falſcher Verräther! du verläſſeſt Olympien!

Celinde.

Señora — heften Sie ſich nicht an dieſe fabelhafte erdichtete Liebe!

Dionyſie.

Was wagſt du es, zu entſcheiden, ob 's Wahrheit oder Lüge iſt? — Wahrheit iſt's, weil ich's bin, die der Herzog tödet! — Ich bin's, die an dem ſchrecklichen Tage, da Bireno ſich einſchiffte, mit Verzweiflung nachrief: „Stürzt es, Götter, tief in Abgrund„ —

Celinde. (zu Clenerdo bey Seite.)

Ueber wen, meinſt du, daß Sie klagt?

Elenardo. (bey Seite)

Ich weiß es; über den Grafen Enrique.

Celinde. (bey Seite)

Ich fürchte ſehr, ſie verräth warum er ſie verließ!

Elenardo. (bey Seite)

Nun iſt er vier Jahre weg; wunderbar, daß ihre Liebe noch dauert!

Celinde. (bey Seite)

Vielleicht, gerade weil ihr die Ehre fehlt.

Elenardo. (bey Seite)

Wie? einer Prinzeßin?

Celinde. (bey Seite)

Sonſt würde ſie weniger des Grafen Heyrath beweinen; denn daß er verheyrathet aus Spanien nach Irrland zurück gekommen, dies iſt die einzige Urſach ihres Schmerzes.

König. (zu Dionyſien)

Laß Theure, laß einen Augenblick dieſe ſeltſame Schwermuth, und laß dich zerſtreuen.

Dionyſie.

Daß der Herzog ſo nach Spanien fortgieng! — Daß er die ganze Nacht in ihren Armen lag, ſie entehrte, und dann verließ! — Dies wäre nicht Verrätherey? (Sie ſingt.)

Stürzt es, Götter! tief in Abgrund,
Stürzt es! — Nein doch! Ach verſchont es!
Denn mein Leben iſt darinn.

König.

Das ſind Lieder, Tochter; häng dich doch nicht ſo d'ran!

Celinde erzählt nun heimlich Clenardo, daß der Graf die Infantin würklich entehrt; ſie, aus Furcht vor dem Könige, verlaſſen; in Spanien ſich verheyrathet; drey Kinder habe, und mit ſeiner Gemahlin und dieſen nun zurückkomme. — Der König habe den Arreſt für die Urſach ſeiner Entfernung gehalten, und werde ihn gut empfangen, weil er ſein Verbrechen nicht wiſſe. Die Infantin weine, ohne die Urſache zu entdecken. Sie ſey zuerſt in Schwermuth und nachher in dieſem Wahnſinn verfallen.

Zwoote Scene.

Der Marques Fabio meldet den Grafen und ſeine Gemahlin.

Der König will ſeine Tochter wegen ihrer Krankheit nicht verlaſſen. „Nein, (ſagt ſie) das wird mir ein Feſt ſeyn. Wir wollen ſie bewirthen. Iſt die Frau nicht eine Spanierin?„

Fabio.

Ja, Señora!

Dionyſie.

Ich will ſie ſehen! Denn ſeh ich ſie, was bleibt mir dann noch zu ſehen übrig! —

König.

Laß ſie kommen! —

Dionyſie klagt Celinden, und dieſe ſucht ſie zu ermannen.

Dritte Scene.

Graf Enrique, Gräfin Isabelle, ihr älteſtes Kind Don Juan, Hortenſio, Velardo, ihre Bedienten.

Der König bewillkommt ſie. Iſt die Gräfin wohl? fragt er.

Enrique.

Sie hat Geſundheit!

Dionyſie.

Eher Gift! Gift! (bey Seite.) Iſts möglich, daß meine Augen meine Feindin ſehen, und ich ihrs nicht laut zuſchreye?

Nun folgt eine ſehr intereſſante Situazion:

„Komm (ſagt Enrique zu ſeinem Sohne) küß' ſeiner Majeſtät die Hände!„

König.

Wer iſt das?

Enrique.

Señor, mein Sohn!

König.

Der älteſte?

Enrique.

Sein Alter ſprichts für ihn. Er ward am Ende des Jahrs meiner Abreiſe und auch meiner Heyrath gebohren.

König.

Warlich! Euer ganzes Ebenbild!

Enrique.

Er ſoll wenigſtens, mit gleichem Glück, Eurer Majeſtät Nachkommen dienen! —

Don Juan.

Señor! Sie werden keinen ſo kleinen Diener mögen. — Aber indeß vertritt mich mein Vater, bis ich ſo alt bin, daß ich Ihnen dienen kan!

König.

Gut geſagt, lieber Junge!

Enrique (zu Don Juan.)

Thue was ich dir vorhin anbefohl!

Don Juan.

Erlauben Sie mir, gnädige Prinzeßin, ihre Hand zu küſſen. —

Dionyſie. (für ſich.)

In welcher Hölle iſt ärgere Pein! — (Zu Don Juan) guter Junge! — (Zur Gräfin) Habt ihr mehr Kinder, Gräfin? Liebt euch der Graf ſehr? —

Iſabelle ſchildert nun ſeine Liebe, ſeine Treue, und lobt ihn mit aller Wärme und Enthuſiasmus der feurigſten Zärtlichkeit.

Dionyſie. (für ſich.)

Ich Unglückliche! Warum will der König durchaus mir Gift reichen! — Einen Zug endlich! Aber ſo eine ganze gehäufte Schaale voll; das iſt unmenſchlich! —

Ein plötzlicher Anfall von Raſerey iſt dann die Folge von Iſabellens Erzählung. — „Hinaus! (ruft ſie) „Hinaus Weib! fort!„ —

(Sie ſteht wüthend auf.)

„Die Knoten, die du ſonſt meiner Seele umſchlingſt, gewebt von giftigen Ottern, entzünden mein ſchäumendes Blut!„ — Und ſo fährt ſie fort zu raſen.

Enrique bedauert ſie.

König.

Es fällt ſie Abwechslungsweiſe an! —

Enrique.

Halte ſie, Iſabelle!

Iſabelle.

Ich will! Ach — Señora!

Dionyſie. (wehrt ſich.)

Verrätherin du hältſt mich? — Doch jetzt hältſt du all' mein Glück, wenns anders eins war! — — Fort mit ihr! —

Der König heißt ſie gehen.

Dritte Scene.

Die Infantin und der König allein.

Er dringt in ſie, ihm die Urſache ſeines Kummers zu vertrauen.

„Ich wollte dir (ſagt er) einen Schottländer zum Manne, und Irrland einen König geben; Allein der Geſandte betreibts nicht, weil das Gerücht von deiner Krankheit ſich verbreitet.„

Dionyſie iſt gerührt. Sie ſagt, mündlich könne ſie es ihm nicht entdecken, ſie fordert alſo Dinte und Feder, um es ihm zu ſchreiben.

Sie ſchreibt, indeß der König in einem Monolog ſeine Unruhe und Angſt ausdrückt.

Dionyſie.

(Giebt ihm das Papier.) Oeffne es nicht, ehe ich mich entfernt habe! (ſie geht.)

Die folgende Scene enthält ein ſehr lebhaftes, wahres und treues Gemählde der Beſtürzung und Seelen-Unruhe, die den König bey Leſung des Briefs befällt.

„Gewiß (ſagt er) iſt das ein Rezept des To-
„des für mich! — Wie ſie davon eilte! —
(Er lieſt) „Ich vermählte mich heimlich mit
„Enriquen. Er gieng nach Spanien, und, —
„Vater! — ließ mich entehrt zurück! — Er
„kommt nun verheyrathet mit Weib und Kindern
„zurück. — Nun erwäg', was für eine Krank-
„heit er mir mittheilte!„

Bediente! Wache!

Vierte Scene.

Marques Fabio kommt.

König.

Wache! Capitain!

Fabio.

Señor!

König.

Gott! zu ſolchem Leiden ſparteſt du meine alten Tage! — Ich werde raſend! —

Fabio.

(Bey Seite.) Die Infantin hat ihn angeſteckt! —

König.

Fabio! —

Fabio.

Señor! —

König.

Wie? Dieſe Beleidigung leidet der Himmel, und ich? (zu Fabio) Kapitain!

Fabio.

Was befiehlſt Du?

König.

Daß er meine edle Tochter zur Schwachheit einer gemeinen Dirne erniedrigte! (zu Fabio) Marques!

Fabio.

Was befiehlſt Du? — Ich höre nur abgebrochene Reden!

König.

Ein Fehler wärs, es zu verſchieben —

Fabio.

Schwebſt du auch in den Lüften, wie die Infantin?

König.

Ruf' mir Enriquen.

Fabio.

Ich gehe. —

König.

Vergiß nicht, daß ich leide, ſo lang, bis du wieder kommſt.

Nun ein unbedeutender Monolog des Königs in bouts rimés.

Fünfte Scene.

Fabio und der Graf.

Geh', (ſagt der König) verſchließ die Thüre; bewach' ſie, laß' niemand in dies Zimmer! (Er geht.)

Sechſte Scene.

König. Enrique.

König.

Hier Enrique, dies Papier iſt ein Brief des Königs von Albanien. Er enthält eine ſehr wichtige Sache, worüber er ſich meinen freundſchaftlichen Rath erbittet: Ich traue meinem Verſtande nicht: aber Dir! — Rath mir alſo, was ich ihm antworte!

Nun macht Enrique dem König ein Compliment über ſeine Beſcheidenheit, wie ſichs gebührt.

König.

Der König von Albanien hat eine einzige Tochter, wie ich. Tauſend Könige und Fürſten werben um Sie; Sie wirft ihre Augen auf einen Cavalier zwar, aber ihren Vaſallen. — Dieſer verführt ſie, flieht aus Furcht vor dem Vater in ein fremdes Reich; dort vermählt er ſich; vermählt kommt er nach Albanien zurück; die Infantin wird aus Schmerz krank; entdeckt die Urſach ihrem Vater; der zornige Vater wagt's nicht, ihn wegen ſeiner Tochter hinzurichten, und kann ihr ihn doch auch nicht geben — — da er vermählt iſt. Die Sache iſt wichtig. Er will meinen Rath! ich Deinen! — Was dünkt dir?

Enrique.

Seltſamer Zufall! — — Was hilfts, wenn ihn der König tödet? Dann iſt der Infantin nicht geholfen. Billiger und vernünftiger iſts, ihn mit ihr zu vermählen. —

König.

Wie wär' das möglich, da er ſchon beweibt iſt? —

Enrique.

Er ſoll ſelbſt, zur gerechten Strafe ſeines Verbrechens, ſein eigen Weib töden! —

König.

Was kann aber das unſchuldige Weib dafür? —

Enrique.

Groſſe Uebel muß man durch kleine vermitteln. Beſſer, dieſe Unſchuldige ſtirbt, als daß das Königreich untergeht, die Infantin ohne Hülfe, und der König ehrlos bleibt! —

Der König macht ihm noch verſchiedene Einwürfe, die Enrique beantwortet. Sie allegiren wechſelsweiſe bibliſche Geſchichten, jeder zu Behauptung ſeines Sazes. „Wär ich der König, (ſagt endlich Enrique) — der Menſch müßte mir ſein Weib tödten; ich vermählte ihn mit meiner Tochter, und dann ſollt' er wegen des Mords gehörige Pönitenz thun.„

König.

Recht! Es iſt kein anderes Mittel. Allein, lies dies Papier, und laß ſehen, ob du dann dieſen Ausſpruch beſtätigſt? —

Enrique ließt; Er drückt ſein Erſtaunen und Entſetzen aus.

König.

Enrique! Dies ſchrieb meine Tochter! Du warſt dein eigner Richter. — Geh' — tödte die

Gräfin, um dieſe Nacht noch Dionyſiens Gemahl zu werden! —

Enrique.

Señor!

König.

Graf! Keinen Widerſpruch. Du ſelbſt haſts ausgeſprochen, du ſelbſt! Genug! He! Fabio!

(Fabio kommt.)

Fabio.

Señor!

König.

Begleitet den Grafen nach Haus. Bewacht ihn mit hundert Mann an der Thüre!

Enrique wendet durch verſtellte Freude über das ihm bevorſtehende Glück, dies ab.

(Der König geht.)

Achte Scene.

Fabio. Graf.

Fabio.

Was iſt das? Graf!

„Ich Unglücklicher! (ruft Enrique aus) — Wer „ſah je ſo einen ſchmerzlichen Zwang! *) „Ihr Himmel ſchickt eure Donner-Keile auf mich „herab! — Erde öffne deine Eingeweide, mich „zu verſchlingen! Ich? — Die Gräfin? — „Dieſen Engel an Schönheit, an reiner Unſchuld „und Sanftmuth? — Und jene Augen — jenen „weiſſen Buſen! — Ich ſelbſt? — Die Unſchuldige? — Jeſus! Himmel!„ —

Fabio.

Nicht zu laut hier! Entfern' dich aus dem Palaſte!

Enrique.

Gehen wir, Marques! Du ſollſt mein Unglück erfahren! Ach meine Iſabelle, mein geliebtes Weib! Grauſamer König! Trauriger Zwang! —

Nun kommen etliche ſehr natürliche und rührende Scenen, die beſonders Iſabellens ſanften, unſchuldigen, liebenswürdigen Charakter, und ihre zärtliche Liebe für Enriquen, treffend, und richtig zeichnen.

---

*) Daher der Titel des Stücks.

Neunte Scene.

Gräſin Iſabelle; Velardo, ihr Diener.

Iſabelle.

So krieg ich alſo keine Meſſe zu hören? —

Velardo.

Der Kapellan iſt krank.

Iſabelle.

Hat Juan Lekzion genommen?

Velardo.

Er lernt recht hübſch; bald kann er leſen! —

Iſabelle.

Der Graf beunruhigt mich. — Es iſt ſehr ſpät, und er kam nicht zum Eſſen.

Velardo.

Der Marques rufte ihn ab.

Iſabelle.

Sagt' er, daß ihn der König verlangte? —

Velárdo.

Ja, Señora!

Iſabelle.

Wer war bey ihm?

Velardo.

Er war und blieb allein. Señora, ſorgen Sie nicht.

Iſabelle.

Heute Nacht ſchreckten tauſenderley Träume mich auf. — Ich ſah ein Turteltäubchen in ihrem Neſt. Da kam ein wilder Jäger, legt' einen Pfeil auf den Bogen, und ſtürzte die Arme mit drey Jungen aus dem Neſt. — Gott, welcher Schmerz! Ich ſtund auf, und umarmte meine Laurenza, ohne zu wiſſen, warum? Sie entfiel meinen Armen. — Ich ließ Juan aufkleiden, und beſchloß, in die Meſſe zu gehen. Allein, ſo ſehr ich eilte, erſchien doch der Capellan nicht. Nun kommt der Graf auch nicht, der doch ſonſt nie ausbleibt ꝛc.

Zehnte Scene.

Enrique. Fabio.

Enrique.

Iſabelle!

Iſabelle.

Mein Gebiether! Mein Geliebter! Nur meine Thränen können Dir meine überſchwengliche Freude, Dich wieder zu ſehen, ausdrücken.

Enrique.

Spare dieſe Ergieſungen der Freude. Meine Theure! ſiehſt du nicht, daß mich der Marques begleitet? —

Iſabelle.

Verzeiht, Herr Marques! Verzeiht dies meiner Liebe! —

Fabio.

Sie iſt gerecht.

Iſabelle (zu Fabio.)

Wollten ſie nicht unſer Gaſt ſeyn?

Iſabelle fährt fort, ihre Freude über Enriquens Zurückkunft auszudrüken. — Enrique iſt traurig, und heißt den Bedienten ſich entfernen. Er geht.

Enrique.

Ich muß dieſe Thüre verſchlieſſen.

Iſabelle.

Was iſt dir, Geliebter?

Enrique.

(Der inzwiſchen die Thür verſchloſſen hat.) Nun iſt die Thür verſchloſſen — Fabio ſagt ihrs! —

Iſabelle.

Was iſt dies, Marques? Ich bin unruhig.

Fabio.

Der Schmerz bindet meine Zunge.

Iſabelle.

Ihr weint? — Graf, du ſchweigſt? — Auch du weinſt? Bin ich ein ſo herbes Kraut, daß blos mein Anblick euch Thränen entreißt? —

Schämt euch! Ein ſtandhaftes Weib zwiſchen zwey weinenden Männern? —

Fabio.

Arme Iſabelle! Gebohren unter dem Einfluß eines feindſeligen Geſtirns! — Reitzendes, edles Weib! —

Nun erzählt ihr Fabio des Königs Befehl, und die ganze Veranlaſſung dazu.

„Jeſus, Marques! (ruft die edelmüthige Iſabelle) Und das iſts all? Ich dachte würklich, der König wollte den Grafen töden! — Lebe, geliebter Enrique, leb' lange und glücklich! — Wenn Du nur lebſt, was liegt an meinem armen Leben?
(Sie weint.)

Ich weine nicht aus Kummer; nein, aus Freuden, daß mein theurer Gebiether zu einem ſo hohen Stand' erhaben werden ſoll. — Beſitzt tauſend Jahre eure Braut, die euch mit Recht liebt. Denn billig ſollten Königinnen euch lieben. Ihr ward zum König gebohren! — Ihr ſeyds, und der Himmel lohnt eure Verdienſte mit Krone und Zepter. — Nun, du König biſt, guter Enrique, bitt' ich dich um eine Gnade; denn wenn Könige ihre Reiche erben, oder ſich vermählen, pflegen ſie ja welche auszutheilen. — Ich hab' drey Söhne von dir, Enrique; es iſt nicht gut, daß ſie bey einer ſo vornehmen Stiefmutter leben. Der Graf von Barzellona iſt mein Vater; dort iſt auch meine Tante, die mich erzog, und begleitete. Schicken wir ſie mit ihr nach Spanien! Denn Kinder einer toden oder gefangenen Mutter erziehen Großeltern beſſer, als der Vater! Thu' das, lieber Enrique! Ich beſchwör' dich d'rum bey all' den freundlichen Liebkoſungen, bey aller Zärtlichkeit unſerer Ehe! — Nimmt Gott mich zu ſich, wie ich hoffe, weil mich Sünderinn ſein Blut belebt, ſo bet' ich bey ihm, für dich, mein Geliebter, und deine Gattin, meine Königin!„

Hör' auf, mich durch dieſe Reden zu tödten! ruft der gerührte Enrique; betheuert, daß er des Königs Ehre nie beleidigt habe, und erzählt, daß ihm der König an der Thüre durch einen vertrauten Pagen in einem Billet befohlen habe, Einen von ſeinen Leuten mit ihr zugleich umzubringen, als ob er ſie in Untreue ertappt hätte. — „Aber nein, (ſagt er) lieber will ich, Gräfin! daß die Menſchen mir fluchen, als daß — da du im Himmel eine Märtyrin biſt — dein Andenken auf Erden entehrt werde!„ —

Enrique bewilligt ihr ihre Bitte in Abſicht der Kinder. „Nein (ſagt er) deine heil'ge Reliquien ſollen nicht bey einem Vater bleiben, der unſchuldig ihre Mutter tödete! — Nun! Der König erwartet mich; kniee nieder; indeß ich dieſen traurigen Knoten um deinen Hals ſchlinge!„ —

Iſabelle.

Nur Eine, und die letzte Gefälligkeit, bitt' ich noch von dir! —

Enrique.

Gefälligkeit? Von deinem Henker? —

Iſabelle.

Laß mich meine Kinder ſehen! —

Enrique.

Geh' Fabio! hol' ſie. Zwar wünſcht' ich mir dieſe erſchütternde Scene zu erſparen. Aber geh nur! — Hier ein Märtyrer-Tod, und kein Engel dabey? — Nein, das wär' Sorgloſigkeit vom Himmel!

Fabio.

Weinend hol' ich ſie! — Unglücklicher Zwang!
(ab.)

Enrique.

Kommt nur, kleine Engel, eure ſchöne Mutter
terben zu ſehen! Kommt nur, bey dem Opfer gegenwärtig zu ſeyn, um mich einſt bey jenem Richter
nzuklagen! — Soll ich fliehen? — Umſonſt!
er König läßt die Inſel bewachen! — Er befiehlt
hren Todt! — Himmel und Hölle! — Soll —
uß ich ihr Mörder ſeyn; ſo wollen wir beyde
erben!.

Iſabelle.

Theurer Gemahl! du verliehrſt den Muth?

Enrique.

Wundert dich das? da du meine Seele biſt!
ß ſie mir fehlt, um dich zu tödten? *) —

Schling

---

*) Wortſpiel mit alma, das Seele und auch Muth bezeichnen kann.

Schling tauſendmal deine Arme um meinen Hals — Vielleicht erweichſt du durch Liebkoſungen dieſe eherne Bruſt! ꝛc. — Was thu' ich nun, wann ich jezt dich tödte? und dann allein bin? Ich Elender? Was ſoll dein undankbarer Gatte ohne dich anfangen? — Was werd' ich thun? — Ach! ich werde voll Zärtlichkeit, Liebe, Schmerz und Verzweiflung, nach dir ſchreyen und jammern! — Dies wird mein Innerſtes zerreiſſen! — Verzeih' mir! — Ich tödte dich! — Ich bete dich an! — Erbarme dich mein, Iſabelle, und bitt' dort in himmliſchem Chor, Gott und Engel für mich! —

Iſabelle.

Weine nicht ſo! — Du ſcheinſt der zu ſeyn, den der Dolch erwartet. —

Eilfte Scene.

Fabio, ein Kind auf den Armen, zwey an der Hand.

Fabio.

Hier ſind deine Söhne! —

Enrique.

Iſt jemand da auſſen?

Fabio.

Niemand!

Enrique.

Haſt du verſchloſſen?

Fabio.

Ja!

Iſabelle hält eine Rede, voll männlichen Muths, an ihre Kinder. Kinder! (ſagt ſie) ich ließ euch ruffen; als Zeugen des Teſtaments, das ich jetzt machen werde! — Wollte Gott! ich könnt' euch wieder hinbringen, wo ihr herkamt; ſo gäb' ich mit meinem Todte dem Himmel vier Seelen wieder! — Dann würden im Augenblick meines Todtes Seelen aus mir, wie Funken aus dem Feuer, ſprühen. — Kinder! — ich ſterbe heut — nicht aus Schuld, und als Verbrecherin — die wahre Urſache iſt — ich ward gebohren! — Genug, um zu ſterben! *)

---

*) La cauſa es, porque naci, que para morir baſtaua. Eine trefliche Stelle!

Sie bittet dann ihren Gemahl um Verzeihung, wann ſie ihm nicht nach Verdienſt begegnet habe. — Sie empfiehlt ihren Kindern, insbeſondere, ihren Tod nicht an ihrem Vater zu rächen, weil er das zu ſeyn gezwungen geweſen.

„Juan! — (fährt ſie gegen das älteſte Kind fort) du biſt jetzt ſchon der Vater deiner Geſchwiſter. Ich hoffe, du wirſt mein Verlangen erfüllen.„

Don Juan.

Wohin, Mutter?

Iſabelle.

Zum Todte, lieber Sohn! —

Don Juan.

Nimm mich mit, Mutter!

Enrique.

Ueberlaß' dich dieſer Rührung nicht länger.

Don Juan.

Warum bringt dich denn der Vater um?

Iſabelle.

Weils mein Unglück — weils mein Schickſal will. Ruft Gott nicht um Rache meines Todtes an.

Enrique.

Marques, entfernt ſie!

Don Juan.

Grauſamer Vater! —

Iſabelle.

Umarm' mich, lieber Juan, und du gute Laurenze und Liſardo! — Wayſen, eh' ihr kaum gebohren wart! (Sie hängt an ihrem Halſe.)

Enrique.

Laß Sie! —

Iſabelle.

O warte! warte! daß ich Ihnen das letzte Lebe wohl ſage! — (Fabio führt die Kinder fort.)

Enrique.

Weinen, Iſabelle macht ſtumm!

Iſabelle.

Schon neig' ich dir meinen bloſſen Nacken, lieber Graf! Denn weil meine Sonne untergeht, *) ſo kommt ohne Zweifel die Nacht! — Unbillig wärs, nach dieſen Umarmungen noch zu leben; und unmöglich, da ich drey ſo groſſe Stücke meines Herzens verlohren. — Warum zitterſt du? O ich bitt' dich! — Erdroßl' mich nicht mit Stricken! — Nimm die Hände, und ſo wird der Todt mir ſüſſer ſeyn! — Nimm die Hände, lieber Señor! mein Geiſt ſoll in ſie entfliehen, und die Liebe wird ihn länger drinnen aufhalten.

Enrique.

Weg mit den ſchönen Händen! Erweck nicht meine Wuth! —

Iſabelle.

Willſt' mich nicht umarmen?

So nennt die zärtliche Iſabelle ihre Bitte; ſie mit den Händen zu erdroſſeln.

---

*) Nemlich, weil ihre Kinder ſich entfernten.

Zwölfte Scene.

Fabio kommt zurück.

Enrique.

Ach, Iſabelle!

Fabio.

Schon todt? —

Enrique.

Ich wags nicht, mich dazu zu entſchlieſſen.
ie Liebe wagts nicht, Sie ohne mich zu töd-
n. Der Arm naht ſich und das Herz fürchtet
ch. Das Herz wagts, und nun zittert der
rm! — Und will ich denn dran, o ſo um-
hling' ich feſt ihren Hals mit meinen Armen, ſtatt
r Schnur! — Weh' mir, daß ich gebohren
n! —

Nun ſagt Fabio, es wär' ſchändlich für ein
les Herz, hier Muth zu haben. Er räth' ihm
ſo, Iſabelle ſoll mit ihm kommen. Seine treuen
edienten ſollten ſie in einem löchrichten Kahn aufs
eer ſetzen, und ſo würde das Meer ihr einen

mitleidigen und geheimen Todt und Grab gewähren.

Beyde ſinds zufrieden, und ſie gehen.

Dreyzehnte Scene.

Nun erſcheint der König und die Infantin.

Dieſe iſt mit dem Verfahren des Königs und Iſabellens unſchuldigem Todte ſehr unzufrieden.

Ein feiner Zug des Dichters, um, durch dieſen unverſtellten Ausbruch ihres Mitleids, Dionyſiens Charakter empor zu heben, und ihr das Verachtungswürdige zu nehmen, das auſſerdem auf ſie fiele! —

Warum mußte dieſe Unglückliche ſterben? (ſagt ſie) Ich bin untröſtlich darüber! —

Der König erzörnt ſich. —

Graf Enrique tritt auf.

„Rede mit deiner Gemahlin!„ ſagt der König, und geht.

Nun neue Vorwürfe, die Dionyſie dem Grafen macht. — (Sie geht.)

Vierzehnte Scene.

Ein Monolog des Grafen, der ſeine Unruhe wegen des Schickſals ſeiner Gattin ausdrückt.

Himmel! (ruft er) Sonne, Sterne, Mond, Elemente, azurenes Meer, wo tauſend Schiffe glücklich ſind, und ſcheitern! — O Mitleid! Mitleid! Zitternd beſchwör' ich euch — dieſer Kahn — ſie durchbohren ihn — er ſtürzt um — er ſinkt! ꝛc. — (ab.)

Funfzehnte Scene.

Das Theater verwandelt ſich in die Küſte des Meers. Herzog Oktavio; Polibio und Tereo, zwey Bedienten und zwey Fiſcher, die Iſabellen aus dem Waſſer ziehen.

Herzog Oktavio iſt auf ſeinem Landguth an der Küſte zu fiſchen gefahren. Er hat Iſabellens untergehenden Kahn geſehen, und er und ſeine Leute ſie gerettet. Oktavio verliebt ſich in ſie, und biethet ihr ſeine Dienſte an. Sie bittet ihn, ſie vor dem nahen Hofe des Königs von Irrland verborgen zu halten, und meldet ihm bloß, daß ſie eine Spanierinn und von Barcellona ſey.

Dritter Akt.

Erſte Scene.

Der König, Dionyſie, Celinde.

Der Graf iſt von einer heftigen Krankheit aufgeſtanden, die eine Folge ſeines Grams über Iſabellens Tod war. Dionyſie klagt, daß ſein Herz noch von ſeiner Gattin voll iſt; daß er noch ſie beweine. Der König verlangt, daß ſie noch heute vermählt werden ſollen.

Zwoote Scene.

Der Secretair Clenardo kommt. „Als (erzählt er) der Graf die Beinkleider angezogen hatte, und den Degen anthat, ſtutzte er einige Augenblicke; dann ſagte er: er ſäh' in einer Erſcheinung Iſabellens Bild. Warte, warte! rufte er, zog ſich aus, nahm den Degen; und ohne uns hätt' er ſich ermordet.„

Nun fängt der König an ſeine Handlung zu bereuen.

König.

Was thun wir, Tochter?

Dionyſie.

Gott mit Gebet verſöhnen!

König.

Wir waren alle blind!

Dritte Scene.

Nun kommt der Graf; und hier abermahl eine Wahnſinnigen-Scene. Er raſt und verfolgt zwey Bedienten. Sein Wahnſinn, der in dem nagenden Wurme ſeines Gewiſſens ſeine Quelle hat, ſchweift theils in fürchterlichen Bildern, theils in Vorwürfen gegen den König, theils in wunderlichen und abentheuerlichen Vergleichungen aus, die immer auf ſeine Situation Beziehung haben. Hier etliche Proben! „Warte! (ruft er) warte, Weib! — Warte reitzende Iſabelle! — Gott weiß, daß mir das Leben die größte Laſt iſt! — Nagender iſt nicht die Pein des Siſiphus und Irions im Reiche der Nacht! — Was warteſt du, Todt? — Tödte einen Mörder! — Aber mich ſchrecklicher zu ſtrafen, läß'ſt du mir das Leben! — Wenn du nicht weißt, wer die Gräfin mordete? — Ich wars! ich! —

König.

Macht, daß er ſchweigt!

Enrique.

Fürcht' du die Welt nicht; fürchte vielmehr Gott, wenn ich einſt dich ruffen werde. — Wann du vor Gott nicht gut biſt, ſo verdamm' ich dich vor der Welt gut zu ſcheinen. —

Dionyſie.

Es iſt nicht Raſerey, was er da ſpricht!

König.

Wie? — Seine Raſerey iſt fürchterlich.

Nun betheuert Enrique wieder, daß nicht er bey Dionyſien geſchlafen habe.

Plötzlich fährt er auf: „Verbindet — verbindet mir die Augen!„ —

Elenardo.

Was erſchreckt dich?

Enrique.

Siehſt du nicht Iſabellen im ſchwarzen Flor? und mit ihr meine unglücklichen Kinder? Den weinenden Juan und Rikarden und Laurenzien? — Zeugen des ſchrecklichen Urtheils, das eben jetzt der Himmel ausſpricht? — Siehſt du nicht den Richterſtuhl, von Löwen bewacht, und mitten unter tauſend Heiligen den himmliſchen Salomon? Siehſt du nicht das Blut, das wegen dieſer ſchrecklichen That um Rache ſchreyt? ꝛc. — — Den hölliſchen Geiſt, der mich anklagt? — Ich will ſterben? Ich verdiene dieſe Strafe — mein Gewiſſen ſagt mirs — ich tödete einen Engel — eine Heilige. Gott verdamm' mich, wenn ich bey der Infantin ſchlief!

Dionyſie.

Dies iſt nun das Ende deines Plans, betrogener Vater! —

König.

Liebe und Ehre zwangen mich — deine Schuld wars! — — (Zu Enriquen) Enrique! weißt du, daß ich König bin?

Enrique.

Poſſen! Du biſt die liſtige Schlange — dies die Eva ich Adam — Der Apfel, den ihr mir gabt, war Iſabellens Todt. — Die Biſſe meines Gewiſſens — und mein in der Raſerey gethan'nes Bekänntniß, iſt der Engel mit dem Schwerd, der euch aus dem Paradieſe treibt. —

So raßt er fort — Dionyſie iſt in Verzweiflung, und der König beſchließt endlich, ihn, zu Rettung ſeiner Ehre, und Dionyſiens Schande zu verbergen, umbringen zu laſſen.

„Nein! Nein! (ruft Enrique) nein, wilder Habicht! — Zuerſt die Henne und ihre Küchelgen, und nun den Hahn? — Ich ſoll ſterben, und in ſolcher Seelenangſt?„

Celinde.

Das wär' Grauſamkeit, Señor! — Der Graf hat ſeit zwey Tagen nichts zu ſich genommen, und daher kommt ſeine Krankheit. —

Der König befiehlt, Eſſen zu bringen. —

„Was? (ſchreyt Enrique) Was redet ihr ab, ihr Hunde! — Gift wollt ihr mir zu eſſen geben?

en? — Meint ihr, ich verſteh's nicht, ſo irrt
hr euch ſehr; — Ich werd' bey Gott nicht eſ-
en, bis ich Iſabellen ſehe! — Komm' her, aus-
eſtopfter, altfränkiſcher Lumpen-König den die
Aufſchrift verräth, wie eine Apotheker-Büchſe.
ol' der Teufel dein Fell! Warum ſteckteſt
u mich ins Gefängniß? — Warum ließ'ſt du
einer Iſabelle den weiſſen Hals abhacken? ꝛc.„

Der König befiehlt, ihn zu greiffen und ins
efängniß zu führen. Er wehrt ſich, ſchlägt
nen Bedienten zu Boden, und geht in der Ra-
rey ab.

Vierte Scene.

Nun kommt Fabio, und erzählt: der Graf
on Barzellona, Iſabellens Vater, ſey mit einer
hlreichen Flotte gelandet. Des Königs Leute
en geflohen — Enriquens Sohn, Don Juan,
ihr General; ſie trügen eine ſchwarze Fahne
it Iſabellens Portrait; die (wie er ſagt) durch
Luft gen Himmel flattere, um Genugthuung
fordern.

Auf Fabios Rath wählt der König den Herzog Oktavio zu ſeinem General, um dem Feinde zu widerſtehen, und ſchickt ihn zu ſolchem ab.

Fünfte Scene.

Das Theater verwandelt ſich in Oktavios Land-Guth.

Oktavio. Iſabelle.

Iſabelle entdeckt Oktavion, daß ſie Enriquens Gemahlin iſt. Er erzählt ihr dagegen, daß er vor nun ſechs Jahren ſtatt Enriquen bey Dionyſien geweſen, daß er ihr, und ſie ihm damals einen Ring gegeben. — Iſabelle bittet ihn um dieſen Ring, und erhält ihn. Auf ihr Verlangen verſpricht er, ſie nach Spanien überſchiffen zu laſſen. Er wählt Polibio, ſeinen Bedienten, zu ihrem Begleiter. Dieſer Niederträchtige nimmt ſich vor, eh' ſie beede in den Hafen gekommen, ſie zu entehren.

Polibio und Iſabelle gehen; und nach einem kurzen Monolog Oktavios, der ſein Erſtaunen über die wunderbaren Zufälle, die ſeine verwegene Handlung verurſachte, ausdrückt, erſcheint Fabio, und

Sechſte Scene.

überreicht Oktavion im Namen des Königs den Commando-Stab. Er nimmt ihn nach einiger Weigerung an, und ſie gehen.

Siebente Scene.

Nun folgt ein ſeltſamer unnatürlicher und ungeheurer Auftritt, den man freylich nur einem Spanier, einem Lope und ſeinem Zeit-Alter nachſehen kan.

Eine Armee erſcheint mit einer ſchwarzen Fahne, in die Iſabellens Bild gemahlt iſt.

Der junge Don Juan bewaffnet, mit dem Commando-Stab, und nach ihm der Graf von Barcellona, ſein Großvater. Der Graf hält eine lange Rede, worinn er die Urſachen erklärt, warum er ſeinem Enkel das Commando übergeben habe.

„Ich will, (ſagt er) daß die Welt an dieſem Kind ſehe, daß nicht die Waffen, ſondern unſere gerechte Sache für uns kämpft. Dies, ihr edlen Krieger, iſt mein Enkel und Iſabellens

Sohn! Er iſt euer General! Daß Iſabelle unſchuldig war, habt ihr aus des Grafen Briefen geſehen. Ihr kämpft für eine ſo gerechte Sache; ich hab' alſo mit Recht ein ſo zartes Kind zum Generale gegen ſeinen grauſamen, mit dem Blute ſeiner Mutter befleckten Vater, ernennt!„

Juan antwortet ihm mit einem Muthe und Standhaftigkeit, die freylich in dem Munde eines ſechsjährigen Kindes ſehr ſonderbar klingt. —

„Ich will (ſchließt er) einen grauſamen König herausfordern, und denk', ihn mit Gottes Hülfe zu überwinden!„ —

Der Graf küßt ihn, nimmt ihn in ſeine Arme, zeigt ihm die Standarte, und will ihm die Geſchichte ſein Mutter erzählen. —

Nein! (ruft Juan) nein, lieber Großvater, ich wills nicht ſehen — Laßt mich herunter. — Ich müßte weinen, und würde, ſo in der Höhe, die Erde mit einem neuem Meere überſchwemmen! Greiffen wir an! und ihr ſollt ſehen, was dieſe Bruſt für ein Herz verſchließt! ꝛc. (Sie gehen.)

Achte Scene.

Der König, die Infantin und Secretair Elenardo.

König.

Wir ſind verlohren!

Dionyſie.

Wo nun Hülfe, bey ſo groſſem Unglück?

König.

Geh, Elenardo, und bring' den Grafen gefeſſelt aus dem Gefängniß. (Elenardo wundert ſich hierüber, und geht.)

Dionyſie.

Was haſt du mit Enrique vor?

König.

Ich will ihn ausliefern.

Dionyſie.

Das wär' grauſam.

König.

— Ramon hat eine wehrloſe Inſel mit ſeiner Armee überſchwemmt; er reißt meine Schlöſſer und Städte nieder; — Was kann ich beſſers thun, als daß ich ihm Enriquen ausliefere? Enrique iſt wahnſinnig; ein unnützer Menſch. Er iſt die Urſach dieſes Kriegs, und ihn will der Graf.

Neunte Scene.

Elenardo bringt Enriquen gefeſſelt.

Der König befiehlt: ihn augenblicklich den Catalaniern zu überliefern.

„Nun, (ruft Enrique aus) mitleidiger Himmel! nun da du meine Wünſche erfüllſt, kehrt auch meine Vernunft zurück! Ich erlange mein Gefühl wieder, indem ich mein Todes-Urtheil höre, und daß mein Sohn ſeiner Mutter Blut an mir rächen ſoll. Ich ſchwöre beym Himmel und ſeinen heiligen Engeln, Sonne, Mond, Sternen und Planeten; bey der Erde, ihren Pflanzen, Bäumen, Thieren, Quellen und Flüſſen; bey Wolken und Luft, vom Nordpol bis zum Süd;

bey den geſchwätzigen und ſtummen Vögeln, bey dem wüthenden Meer und ſeinen Fiſchen; bey dem elementar- und ſichtbarem Feuer; bey dem erhabenſten und niedrigſten Sterblichen, vom angebeteten König, bis zum ärmſten Hirten; vom Gelehrteſten bis zum Unwiſſendſten, daß ich der Infantin Ehre nie beleidigte, daß ich keineswegs der bin, über den ſie klagt, weil in der Nacht ihrer Entehrung der König mich gefangen hielt. — Das iſt Wahrheit! Denn ich muß Iſabellens Todt mit dem meinigen verſöhnen!„

König.

Führt ihn weg.

Enrique.

Barbariſcher Feind, deine Strafe wird folgen.

(ab.)

Dionyſie.

Wen rührt nicht dieſer Unglückliche?

König.

Ich fürchte, Dionyſie, er ſtirbt unſchuldig. Wen ſollte dieſe feyerliche Betheurung, daß er nicht der Urheber deines Unglücks war, nicht beſorgt machen? —

Dionyſie.

Den nicht, der weiß, daß Enrique wahnſinnig iſt; denn es iſt ſo klar als der Tag, daß er Urheber meiner Schande war.

Zehnte Scene.

Fabio und Herzog **Oktavio** kommen.

Oktavio entſchuldigt ſeine Abweſenheit mit den Unruhen in ſeinem Herzogthum; und daß er nicht am Hofe nöthig geweſen. „Nun aber, (ſagt er) da die Gelegenheit ſich anbiethet, iſt mein Land, Ehre, und Leben ſelbſt, wenig, um es zu des Königs Dienſt aufzuopfern!„

Der König erzählt ihm den Einfall der Spanier, und Enriques Auslieferung.

Fabio.

Wie? Du haſt ihn ausgeliefert? — Warum dieſe Grauſamkeit? —

König.

Fabio! Enrique iſt die Urſach des Kriegs; er ſt wahnſinnig, und jetzt ein unnützer Menſch!

Fabio.

Ich will mein Leben zu ſeiner Vertheidigung aufopfern.

Oktavio (zu Dionyſien.)

Ach, Dionyſie! bey deinem Anblick blutet meine Wunde von neuem. — Ich liebe dich noch ſo heftig als vor 6 Jahren.

Dionyſie.

Weiß der Himmel! Mich reut's, daß ich euch nicht liebte! ꝛc. (Sie gehen.)

Eilfte Scene.

Nun erſcheint Iſabelle in Mannstracht.

Sie erzählt, daß der Begleiter, den Oktavio ihr mitgab, ſie habe entehren wollen; — daß ſie ihm im Schlaf ſeine Kleider genommen, und die ihrigen gelaſſen habe.

Luzindo und Fenizio, zwey ſpaniſche Soldaten, nehmen ſie als einen Spion gefangen; ſie erfährt die Ankunft ihres Vaters.

Zwölfte Scene.

Nun erſcheint Don Juan und Capitain Carlos. Die Stadt iſt übergegangen.

„Was ſeh' ich? (ruft Iſabelle heimlich.) — „Iſt dies Kind nicht Don Juan?„ Ihre Thränen flieſſen; — „Ich will mich verſtellen, (fährt ſie fort) wenn mirs die Freude erlaubt!„ Sie wird dem Don Juan als ein Spion vorgeſtellt.

Der folgende Auftritt enthält eine ſo natürliche innige Ergieſſung mütterlicher Zärtlichkeit, die Iſabelle, die ſanfte, gute Iſabelle, umſonſt zu verbergen ſucht, daß ich mich nicht enthalten kann, ihn meiſt ganz überzutragen.

Don Juan.

Zu wem wollteſt du? Was macht dein König?

Iſabelle.

Ich weiß nicht; denn er wars nie.

Don Juan.

Was hat er ſeit meiner Ankunft für Anſtalten zu Vertheidigung ſeiner Staaten gemacht?

Iſabelle.

Ich hörte nie davon, Señor!

Capitain.

Laß ihn foltern!

Don Juan.

Man bring' eine Folter!

Iſabelle.

Edler General, es iſt nicht die erſte Marter, die ich deinetwegen leide.

Don Juan.

Um mich haſt du Schmerzen gelitten?

Iſabelle.

Den größten!

Don Juan.

Ich dank' dirs. Aber wie? Sag' mirs, ich bitt' dich.

Iſabelle.

Seiner Zeit ſollſt du's wiſſen.

Don Juan.

Löſet ihm die Banden.

Capitain.

Laß ihn unter Foltern ſterben.

Don Juan.

Du biſt ein Thor. Er gleicht einem, der mir auf Erden am theuerſten iſt ꝛc. — Wo biſt du her?

Iſabelle.

Siehſt du's nicht? Ich bin ein Spanier! —

Don Juan.

Woher?

Iſabelle.

Aus Barzellona.

Don Juan.

Es iſt billig, daß wir dich ehren.

Iſabelle.

Ich küſſe deine Füſſe, General! Glaub's, ich in kein Spion. Ich diente vielmehr dem Grafen Enrique, deinem Vater.

Don Juan.

Kannteſt du meine Mutter?

Iſabelle.

Ja, Señor!

Don Juan.

(Für ſich.) Arme Mutter! — Wo wollſt du hin? —

Iſabelle.

Nach Spanien.

Don Juan.

Gebt ihm den Degen! — Du ſollſt mein Begleiter ſeyn.

Iſabelle.

Da du noch ſehr klein warſt, begleitete ich dich neun Monate.

Don Juan.

Dieß ſey die Vergeltung dafür.

Iſabelle.

Wüßteſt du, welche du mir ſchuldig biſt!

Don Juan.

Wie das? —

Iſabelle.

Ich hab' dich auch erzogen, ehe du mich noch kannteſt. Nun mußt ich kommen, um dir meine Liebe dadurch zu zeigen, daß ich dein Soldat würde. — Gieb mir zu einem gewiſſen Geſchäft Urlaub.

Don Juan.

Geh! (Iſabelle ab.)

Capitain.

Ein artiger Jüngling!

Don Juan.

Wär' meine Mutter nicht todt; ſo ſchwör' ich, dieſer ihr Schatten wär' ſie.

Dreyzehnte Scene.

Der Graf von Barzellona kommt, nebſt Ele-
ardo; Enrique gefeſſelt, mit Wache.

Graf.

Dieſer Ehrloſe iſts, Don Juan, der um zu regieren, das beſte Weib, deine ſchöne und heilige Mutter mordete.

Don Juan.

Vater! nie hätte ich geglaubt, daß ihr das thun würdet.

Enrique.

Sohn! man zwang mich.

Don Juan.

Wer kann den freyen Willen zwingen?

Enrique.

Ich ward als Menſch gebohren — und konnt
alſo fehlen.

Don Juan.

Vater! du haſt meine ſchöne, meine gute Mutter getödet, um die Infantin zu heyrathen. Wie kannſt du dies entſchuldigen? Du warfſt ſie ins Waſſer und dachteſt, ein ſolch Verbrechen mit ſo vielem Waſſer abzuwaſchen. — Aber was Blut befleckt hat, kann nur Blut reinigen. Blut fordert es. Aber, Großvater! nicht deſſen Blut darf vergoſſen werden, der mir das Leben gab! — (Er kniet.) Großvater! Im Namen meines Vaters, des Grafen, appellire ich von dieſer ungerechten Sentenz, kniend an das Tribunal eurer Gnade! — Meine Mutter iſt todt, Señor; ſtirbt mein Vater auch, ſo wird der Gram mich tödten! —

Enrique.

(Den Juan aufhebend und umarmend.) Bitte nicht für mich, Sohn! Du vergrößerſt dadurch meine Schuld. Tödtet mich, Señor! Ich appellire nicht, denn ich bin ſchuldig. Haut dieſen Kopf ab, er iſt höher, und wird zuerſt fallen, und ihr werdet ſehen, daß euer Schwerd über Don Juans Haupt wegfährt, ohne ihn zu verletzen; denn es iſt unſchuldig.

Graf.

Graf.

Wie kann ich ſo dich tödten? Du haſt dich gerettet und in eine Veſtung geworfen, da du dies Kind in deine Arme nahmſt! — Halt' ihn feſt, denn dieſe Umarmung hat dich vertheidigt ꝛc. Um den Zorn zu beſänftigen, muß man ſein Geſicht im Spiegel ſehn. — Ich habe mich geſehen; und alſo ſtraf ich dich nicht. Mein Enkel iſt mein Spiegel, du Enrique, der Rahmen. Wollt' ich darauf beſtehen, dich zu zerſchlagen, ſo würd ich auch den Criſtall in Gefahr ſetzen. — Ich gehe alſo! — (ab.)

Enrique.

(Ihm nach) Señor! Warum geht ihr? — — Tödtet mich, ich beleidigte euch! (Zu Don Juan) Sohn, umarme mich! —

Don Juan.

Zurück! Denn, wenn mein Großvater abweſend iſt, bleibt dein Feind in mir gegenwärtig. —

Enrique.

So tödte du mich! Denn du zerreiß'ſt mein Innerſtes — und kein Todt iſt ſo fürchterlich, als dieſe Worte.

Vierzehnte Scene.

Iſabelle kommt. Don Juan befiehlt dem Capitain heimlich, Enriquen durch den fremden Spanier, Iſabellen nämlich, bewachen zu laſſen ꝛc. damit deſſen Aehnlichkeit mit ſeiner Mutter ihm die ganze Schwere ſeines Verbrechens fühlen laſſe.

Er geht; — der Capitain befolgt ſeinen Auftrag, und geht auch.

Funfzehnte Scene.

Iſabelle und Enrique allein.

Ein ſehr rührender Auftritt; den ich beſonders, wegen der darinn vorkommenden abgebrochenen Reden, die, wie Cronegk mit Recht bemerkt, in der Vorſtellung ſo trefliche Würkung thun, beynahe ganz übertrage.

Iſabelle.

Wer biſt du?

Enrique.

Siehſt du's nicht? Ein Menſch, den das Glück von dem höchſten Gipfel zu deinen Füſſen ſtürzte ꝛc.

te ꝛc. — Mit Einem Wort, ich bin Graf Enrique, der Iſabellen tödete! — Aber du, Spanier, den man mir zur Wache gab! Biſt du etwann Iſabellens Schatte? Wo haſt du dieſes Geſicht geraubt? Biſt du etwan des Grafen älteſter Sohn? Mein Schwager?

Iſabelle.

Enrique, den Mörder eines Unſchuldigen verfolgt immer das Bild des Ermordeten. Ich ſcheine dir deiner Frau zu gleichen, weil immer dein Verbrechen dir vor Augen ſchwebt. — Aber warum tödeteſt du deine Gattin? War ſie dir untreu? Beleidigte ſie dich?

Enrique.

Sie war eine Heilige! Nur ein König konnte mich dazu zwingen. Ich bereute es, vergütete es dadurch, daß ich nicht heyrathete, und verlohr den Verſtand.

Iſabelle.

Du haſt dich nicht vermählt?

Enrique.

Nein! —

Iſabelle.

Du haſt wohl gethan; denn ich weiß, ein Anderer hat die Infantin entehrt.

Enrique.

Wer?

Iſabelle.

Herzog Oktavio wars!

Iſabelle biethet ihm darauf die Freyheit an; Er weigert ſich. —

Iſabelle.

Geh Graf!

Enrique.

Befiehl mirs nicht!

Iſabelle.

Iſt Freyheit nicht beſſer? —

Enrique.

So unglücklich, und ſich das Leben wünſchen, wär' Thorheit! — Es beunruhigt mich mehr, daß du, der du Iſabellen gleichſt, die mir tauſendmal das Leben gab, mich bedauerſt.

Iſabelle.

So willſt du nicht gehen?

Enrique.

Ich kann nicht! —

Iſabelle.

Was willſt du denn?

Enrique.

Sterben!

Iſabelle.

Warum?

Enrique.

Mein Verbrechen zu büſen.

Iſabelle.

Du büſeſt's ſchon.

Enrique.

Ich hab' keine Entſchuldigung.

Iſabelle.

Du haſts!

Enrique.

Weiß keine!

Iſabelle.

Gott verzeiht.

Enrique.

Gott ſtraft!

Iſabelle.

Dem Reuigen verzeiht er.

Enrique.

Das bin ich!

Iſabelle.

So geh', Enrique!

Enrique.

Nein, wenn auch die ganze Welt mich verfolgt.

Funfzehnte Scene.

Nun der letzte Auftritt, in dem ſich der Knoten entwickelt. — Der Graf von Barzellona, Don Juan, Dionyſie, Clenardo, Oktavio, Markes Fabio, Celinde und alle Uebrige erſcheinen.

Iſabelle übernimmt Enriquens Vertheidigung; ſie fordert den heraus, der behauptet, daß er die Infantin entehrt habe, und erzählt: daß ſie an des gefangenen Enriquens Statt ſich in ihr Zimmer geſchlichen, und ihr den Ring gegeben habe.

Der Ring führt Oktavio's Wappen, und nun entdeckt ſichs, daß ers war. — Dionyſie und der König willigen drein, daß der Herzog mit jener verbunden wird.

Nun fordert Don Juan Oktavio heraus. Er nimmts wegen ſeiner Jugend, und dann auch des Grafen Ausforderung, wegen ſeines Alters, nicht an. Auch Enrique fordert ihn; allein weil er ein Gefangener iſt, ſchlägts Oktavio ebenfalls aus. Jetzt tritt Iſabelle vor. Dieſe Ausforderung nimmt Oktavio an. — Er verlangt aber vorher die Urſache zu wiſſen. — Weil du Urſache biſt, (ſagt Enrique) daß die Welt Iſabellens Tod beweint! —

Wenn ich ſie euch aber lebend gebe? — Verſetzt Oktavio. Und nun entdeckt er, daß es der fremde Soldat iſt — und erzählt, wie er Iſabellen errettete.

Nun Freude über Freude!

Der Graf.

Tochter!

Iſabelle.

Señor!

Don Juan.

Mutter!

Iſabelle.

Mein Geliebter!

Enrique.

Weib!

Iſabelle.

Enrique!

Der treue Fabio wünſcht ihnen Glück — und
nrique umarmt ihn.

Nun ſchleppt man noch Polibio, den Beglei-
r, den Oktavio Iſabellen mitgegeben hatte, ge-
ngen her.

Celinde ſoll mit Fabio verbunden werden.
ionyſie entdeckt, daß ſie von Oktavio eine
ochter habe, und dieſe wird, nebſt dem Königs-
ich Irrland, dem jungen Don Juan beſtimmt.
olibio will noch reden. „Jetzt nicht;„ ant-
ortet ihm Enrique; „denn hier endet ſich der
ſchmerzliche Zwang!„

Ueber

das Schauſpiel:

der ſchmerzliche Zwang.

Unter ſo vielen Aehnlichkeiten, welche Lope de Vega mit Shakeſpare hatte, iſts keine der geringſten, daß er, wie dieſer, ſehr oft ſeinen Stoff aus Landes-Chroniken, Volksmährchen und Liedern holte, und vortreflich zu benutzen wußte. Offenbar hat er den zu dieſem Stücke aus einem alten Volks-Romanzen, den ich im Cancionero de Romances, unter dem Titel, Romanze vom Grafen Alarcos und der Infantin Soliſa, finde, genommen. Hier iſt er.

Romanze vom Grafen Alarcos und Infantin Soliſa.

Erſter Theil.

Immer lebte die Infantin
Eingezogen, wie ſie pflegte;

Mißvergnügt ſah ſie die Blume
Ihres Lebens traurig welken,
Weil der König keine Sorge
Sie nun zu vermählen trug.
Bey ſich dacht ſie, bey ſich ſprach ſie,
Wem ſie ſich entdecken möchte;
Bald beſchloß ſie ſelbſt, dem König
Ihr Geheimniß, ihren Vorſatz,
Wie ſie ſonſt that, zu vertrauen.
Bald geruffen kam der König,
Sah ſie einſam und alleine;
Sah ihr ſchön Geſichte trüber
Als gewöhnlich, und erkannte,
Daß ſie ſchweres Leiden trug. —
Was, Infantin! was iſt dieſes?
Sag, was iſt dir, liebe Tochter?
Laß Melancholey dein Leben
Nicht beherrſchen, ſag mir Wahrheit,
Und ich will dir helfen bald. —
Nöthig, nöthig iſts, Herr König!
Für mein Leben nun zu ſorgen,
Wie die Mutter, die ich hatte,
Mich dazu euch anbefohl.

Wollt vermählen mich, Herr König!
Weil mein Alter es nun fodert.
Ich begehr mit Schaam es von euch,
Nicht aus Luſt, die mich verführte;
Sondern, weil dafür die Sorge,
Euch, Herr König, zugehört. —

Ihr Begehr vernahm der König:
Tochter, ſprach er, dein alleine
Iſt daran die Schuld, nicht meine.
Wärſt du nicht ſchon längſt vermählet
Mit dem Prinz aus Ungarlande,
Hättſt du ſeine Bothſchaft an dich
Freundlicher nur angehöret.
Aber hier an meinem Hofe
Iſt unmöglich dein Begehr;
Denn in allen meinen Reichen
Iſt dein gleichens nirgends Einer;
Auſſer dem Graf von Alarcos,
Der ſchon Weib und Kinder hat. —
Ladet ihn, den Graf Alarcos,
Ladet ihn zu Gaſt, Herr König.
Und wenn ihr die Tafel hebet,

ragt ihm dann von meinetwegen,
Ob er wohl des Schwurs gedenke,
Den er unbegehrt mir thate,
Mich getreu ſich zu vermählen,
Und zu ſeyn mein Ehgemahl?
Sagt ihm, daß ich deß zufrieden
Wohl geweſen, und noch immer
Mich es nicht gereuen laſſe.
Sagt ihm, daß er wohl bedenke,
Was für Untreu er begangen,
Daß zu ſeinem Ehgemahle
Er hernach die Gräfin nahm;
Und ich doch, um ſeinetwillen
Nimmer mich vermählet hätte
Mit dem Prinz aus Ungarland. —

Als der König dies vernommen,
Kam er faſt von ſeinen Sinnen,
Und verſetzt' im hohen Zorne:
Sind das jene guten Lehren,
Wie ſie dir gab deine Mutter?
O wie ſchlecht, Infantin! ſorgteſt
Du für dein und meine Ehre!

Iſt dies alles wahr, ſo haſt du
Ehr und Tugend baar verlohren.
Kannſt auch nimmer ihm vermählt ſeyn,
Weil die Gräfin iſt am Leben.
Wollt ich auch mit Fug und Rechte
Seine Ehe trennen, und ihn
Dir vermählen, würd'ſt du dennoch
In den Augen alles Volkes
Schlecht und ehrlos immer ſeyn.
Rathe Tochter, rath mir ſelber,
Denn jetzt fehlt mir guter Rath;
Und, ach! todt iſt deine Mutter,
Die ich immer fragt' um Rath! —
Will euch geben Rath, Herr König!
Hätt' ich deſſen noch ſo wenig.
Mag der Graf die Gräfin heimlich
Tödten, daß es niemand wiſſe;
Und dann heißt's, an einer Krankheit
Sey ſie plötzlich hingeſtorben;
Und dann könnt ihr mich vermählen,
Als wär nichts zuvor geſchehen.
So allein, Herr König, könnte
Meine Ehr' gerettet ſeyn. —

Traurig gieng der König fürder,
Voller Unmuths, den er hatte,
Voll unruhiger Gedanken,
Ob der Mähr, die er vernommen.
Sah den Graf Alarcos ſtehen,
Und mit andern Rittern reden. —
Ritter, ſprach der Graf, was nutzt es,
Damen lieben und hofieren,
Wenn man nicht beſtändig iſt?
Alle Liebe geht verlohren,
Der es an der Dauer fehlet.
Von mir kann man dies nicht ſagen.
Dient ich einer Dame jemals,
Lieb ich ſie gewiß jetzt höher.
Wahrer könnt ihr von mir ſagen;
Treue Liebe ſpät vergißt! —

Während deß' ſah er den König,
Und gieng ihm fortan entgegen. —
Graf, ich lad euch, ſprach der König,
Freundlich und nach Hofes Sitte,
Lad euch morgen mir zu Gaſte! —
Wohl, Herr König; es geſchehe

Euer Wille, und ich küſſe
Eure königlichen Hände,
Daß ihr morgen mich aufhaltet,
Ob ich gleich war reiſefertig,
Weil die Gräfin mich erwartet. —

Andern Tages, als der König
Aus der Meſſe war gekommen,
Setzt er ſich alsbald zur Tafel,
Nicht aus Lüſten, ſondern weil er
Mit dem Grafen ſprechen wollte.
Köſtlich wurden ſie bedienet,
Wie es Königs Tafeln ziemet.
Als ſie hatten abgeſpeiſet,
Alle waren weggegangen,
Blieb der König ganz alleine
Mit dem Grafen an der Tafel,
Und begonn zu ihm fortan: —
Graf! ich habe neue Mähre,
Thut mir aber nicht gefallen.
Deß' muß ich mich hoch beklagen,
Ueber eure Ungebühre.
Ihr habt der Infantin theuer,

Ohne daß ſie es begehrte,
Hochgelobet und verſprochen
Stets zu ſeyn ihr Ehgemahl.
Und ſie, deſſen wohl zufrieden,
Hat euch, da ihr anders thatet,
Euch doch deſſen nicht geziehen,
Noch auf euer Wort gedrungen.
Aber jetzt gebieth ich, Graf! euch,
Mög es euch auch noch ſo ſchmerzen,
Daß ihr ſtracks die Gräfin tödtet,
Meiner Ehr' genug zu thun.
Sagt, ſie ſey an einer Krankheit
Oder Zufall ſchnell geſtorben;
Und dann ſollt ihr euch vermählen,
Als ob nichts vorher geſchehen;
Damit nicht entehret werde
Meine Tochter, die ſo liebte! —

Als der Graf dieß hätt' vernomen,
Sprach er: ich vermag nicht läugnen,
Was euch die Infantin ſagte.
Alles, alles iſt die Wahrheit,
Was ſie thut von mir begehren.

Aber bloß für euch, Herr König,
Nahm aus Furcht ich nicht zum Weibe,
Der ich Wort und Treu gegeben.
Eure Hoheit, dacht' ich, würde
Nimmer, mich mit der Infantin
Zu vermählen mir erlauben.
Gern will ich mein Wort erfüllen,
Will mich noch mit ihr vermählen;
Doch die Gräfin werd' ich nimmer
Tödten, da ſie nichts verbrochen;
Und die Unſchuld muß nicht ſterben. —
Sterben muß ſie, Graf! es muß ſeyn,
Daß ich meine Ehre rette;
Weil ihr nicht zuvor bedachtet,
Was ihr doch bedenken ſolltet.
Wenn ihr nicht die Gräfin tödtet,
Soll euch's Guth und Leben koſten.
Müſſen für der Könige Ehre
Nicht oft Viele ſchuldlos ſterben?
Drum ſo ſterbe auch die Gräfin,
Da dieß kein groß' Wunder iſt. —
Nun wohlan, ich will ſie tödten;
Will auf Eu'r Geheiß, Herr König!

Dieſe ſchlimme That thun, aber
Mein ſey dieſe Blutſchuld nicht!
Ihr alleine müßt bey Gotte
Im Gerichte dafür ſtehen.
Ich verſprech's auf Ritter-Ehre,
Daß ich will die Gräfin tödten,
Ob ſie gleich nichts hat verbrochen.
Gebt mir Urlaub, und ich reiſe
Ohn Verzug noch heute ab. —
Lieber Graf, geht ſonder Weilen,
Geht und ordnet eure Reiſe.

Zweeter Theil.

Weinend zog der Graf von dannen,
Weinend, ohne Muth und Freude;
Weinend über ſeine Gräfin,
Die er mehr als ſich geliebet;
Weinend dreyer Söhne wegen,
Die mit ihr gezeugt er hatte.
Einer war noch an der Bruſt,
Den die Gräfin ſelber ſäugte.

Weil er von drey Ammen keine
Annahm, als nur ſeine Mutter.
Eh' noch kam der Graf nach Hauſe,
Sprach er traurig zu ſich ſelber: —
O wie kann ich, liebe Gräfin!
Freudig dein Geſichte ſehen,
Wenn du jetzt zum letztenmale,
Und am Ende deines Lebens
Froh mich zu empfangen kommſt?
Ich alleine bin Verbrecher;
Und die Schuld iſt ganz mein eigen! —

Indem kam die Gräfin eilig
Ihm vom Hauſe ſchon entgegen,
Denn ein Page hätt's gemeldet,
Daß der Graf ankommen thäte.
Und nun ſah die Gräfin ihren
Graf in Traurigkeit verſunken,
Seinen Blick zur Erd' geheftet,
Seine Augen voller Thränen: —
Sey willkommen, theures Leben!
Sprach ſie: ſag, ach ſag, was iſt dir?
Warum weinſt du ſo, Geliebter!

Und kommſt ſo entſtellt zurücke!
Warlich, ich thät dich nicht kennen!
Denn dies iſt nicht dein' Geberde
Und Geſicht, wie es ſonſt war!
Theil mit mir jetzt deinen Kummer,
Wie du ſonſt die Freuden theilieſt;
Sag mir's lieber Graf behende,
Tödte mich nicht durch Verzug —
Gräfin! ja, ich will dir's ſagen,
Wenn es Zeit und Stunde iſt. —
Graf, wenn du mirs nicht entdeckeſt,
Komm ich vor Verlangen um —
Laß mich; quäle mich nicht, Liebe!
Noch iſt nicht die Stunde kommen;
Laß uns bald zu Abend eſſen,
Von dem, was zu Hauſe iſt. —

Angethan erſcheint der Graf nun,
Wie er ſonſt zu gehen pflegte;
Setzte traurig ſich zu Tiſche,
Seine Kinder an der Seite,
Die er hoch und innig liebte;
Mocht' nicht eſſen, konnt' nicht eſſen,

Warf den Kopf in ſeine Arme,
That als ob er ſchlafen wollte,
Aber ſeiner Augen Thränen
Ueberfloſſen ganz den Tiſch;
Und die Gräſin, die das ſahe,
Ob ſie gleich deß' Grund nicht wußte,
Fragt ihn nicht, weil ſie's nicht wagte.
Stracks ſtund auf der Graf, und ſagte,
Daß er wolle ſchlafen gehen.
Auch die Gräſin ſagt desgleichen,
Daß ſie wolle ſchlafen gehen.
Aber Wahrheit treu zu ſagen,
Beyden war kein Schlaf gekommen,
Graf und Gräſin giengen fürder
In die Kammer, wie gewöhnlich,
Lieſſen doch die Knaben auſſen,
Weil der Graf ſie nicht drinn wollte;
Nur den kleinſten ſie mitnahmen,
Weil die Gräſin ihn noch ſäugte.

Nun verſchloß der Graf die Kammer,
Das zu thun er nie ſonſt pflegte,
Und begonn mit Schmerz und Jammer

So zu reden — Arme Gräfin!
Groß und ſchrecklich iſt dein Unglück! —
Nein, Graf! ich bin nicht unglücklich;
Ich hielt mich für glücklich immer;
Denn daß ich dein Weib bin, iſt mir
Ewige Glückſeligkeit! —
O wenn du dein Unglück wüßteſt,
Und daß eben dies es wäre!
Wiſſe dann, daß der Infantin
Ich vordem mit Ernſt hofirte,
Und ſie ſehr und heimlich liebte.
Ach zu dein' und meinem Unglück
Hab' ich ihr die Eh' gelobet;
Und ſie, die es angenommen,
Thut anjetzt, nach Wort und Schwüre,
Mich zum Ehgemahl begehren,
Welches ſie nach Fug' und Rechte,
Leider! mir zum Unglück kann.
Mir hats angeſagt ihr Vater,
Der es von ihr ſelbſt erfahren.
Aber mehr noch will der König,
Das mich in der Seele ſchmerzet.
Sterben ſollſt du, Gräfin! ſterben,

Hat er grauſam mir gebothen;
Weil er nicht bey Ehren bliebe,
Wenn du noch am Leben wäreſt. —

Kaum vernahm die Gräfin dieſes,
Fiel ſie todt zur Erden nieder;
Als ſie aber ſich erholet,
Brach ſie bitter klagend aus: —
Iſt dies Lohn der treuen Liebe,
Graf, mit der ich dir gedienet?
Wenn du mich nicht tödten wollteſt,
Graf, ſo will ich Rath dir geben;
Schick mich heim in meine Länder,
Daß mein Vater mich aufnehme.
Deine Kinder will ich beſſer,
Als die nach mir kommt, erziehen;
Und die ewge Treu' und Liebe
Dort, wie ſtets bisher, erhalten. —
Sterben mußt du, Gräfin! ſterben,
Sterben, eh der Tag noch anbricht! —
Wohl, nun ſeh ich, Graf Alarcos,
Daß ich nur allein noch lebe;
Denn mein Vater alt iſt kraftlos,

Meine Mutter iſt geſtorben,
Und den Grafen, meinen Bruder,
Ihn, den edlen Don Garcia,
Hat der König morden laſſen,
Weil er feig für ihm ſich furchte!
Minder ſchmerzt um meinetwillen
Mich mein Todt, denn ſterben muß ich,
Als von wegen meiner Kinder,
Denen man die Mutter raubet.
Laß ſie, laß ſie Graf mir kommen,
Und ſie auch mein Scheiden ſehen. —
Nein, du wirſt ſie nimmer ſehen!
Jetzt umarme noch den Kleinen,
Denn der iſt's, der dich verliehret.
Schmerzlich, Gräfin, ach! bedauren
Kann ich dich nur, und nicht rathen,
Denn es würde mehr als Leben
Koſten mich, wollt' ich es wagen.
Jetzt befiehl dich Gottes Gnade,
Dies allein kannſt du noch thun. —
Laß mich, lieber Graf, noch ſprechen
Ein Gebet zu meinem Heile! —
Sprich es hurtig, ſprich es Gräfin,

Eh' es noch beginnt zu tagen! —
Bald will ich's geſprochen haben;
Kurz iſt's, wie ein Ave Maria. —
Hin warf ſie ſich auf die Knie,
Und begonn alſo zu beten: —
Herr in deine Händ' befehle
Ich anjetzo meine Seele!
Richte nicht nach meinen Sünden
Mich, und wie verdient ich habe,
Sondern nur nach deiner Güte,
Und der gränzenloſen Gnade! —
Mein Gebet iſt nun vollendet,
Lieber Graf, und ich befehle
Unſre Kinder dir getreulich.
Bitte Gott für mich, ſo lange
Du noch thuſt auf Erden leben;
Denn dazu biſt du verpflichtet,
Weil ich ohne Schuld muß ſterben.
Gieb den Kleinen mir, ach! daß ich
Ihn zum Lebewohl noch ſäuge! —
Gräfin, nein, ſollſt ihn nicht wecken,
Laß ihn, laß ihn ruhig ſchlafen;
Und nun wollſt du mir verzeyhen,

Denn ſchon nahet ſich der Tag. —
Dir verzeyh ich, Graf, aus Liebe,
Die zu dir ich immer trage;
Nicht dem Könige, nicht ſeiner
Böſen Tochter, der Infantin.
Dieſe fordre ich vor Gottes
Richterſtuhl in dreyßig Tagen! —

Während deß' der Graf behende
Warf ein Tuch ihr um die Kehle,
Zog es feſt mit beyden Händen;
Ließ nicht nach, ſo lang er Zeichen
Noch von Leben an ihr merkte.
Als er ſie nun todt und leblos
Liegen ſahe, zog er hurtig
Ihr die Kleider aus, und legte
Sie ins Bette, wie gewöhnlich,
Auch legt er ſich ſelbſt entkleidet
Zu ihr hin. Bald ſpringt er wieder
Auf, und rufet ſeinen Leuten. —
Kommt zu Hülfe meine Pagen,
Kommt zu Hülfe meine Knappen,
Denn die Gräfin will verſcheiden! —

Alle die zu Hülfe kamen,
Finden ſchon die Gräfin todt.

Und ſo ſtarb die edle Gräfin
Ohne Schuld und ohn Verbrechen;
Aber binnen dreyßig Tagen
Starben auch die Andern alle.
Zwölfe waren kaum verfloſſen,
Da verſchied ſchon die Infantin,
Nach ihr folgte bald der König,
Starb am fünf und zwanzigſten;
Und am dreyßigſten fand endlich
Auch der Graf ſein Lebens-Ende.
Rechenſchaft ſie geben mußten
Nun vor Gottes Angeſichte.

Geb uns Gott hier ſeine Gnade
Und dort ewge Seligkeit.

Hieraus nahm alſo Lope ſeinen Stoff zu dieſem Stücke, das ſo weſentliche Schönheiten als Fehler hat. Der Romanze endet tragiſch, Lope fröhlich. Einleitung und Nebenperſonen ſchuf ſich Lope

Lope ſelbſt dazu. Aller anſcheinenden Verwickelungen und auffallenden Unwahrſcheinlichkeiten ungeachtet, hat das Stück doch eine ſehr wichtige Oekonomie, ungezwungene Schürzung und Löſung des Knotens, und die Begebenheiten ſind ſo geordnet, daß ſie ſich leicht auseinander entwickeln, und die Quelle mannichfaltiger Schönheiten werden. Unter einem Schwall von Phöbus, von originell ſpaniſchen Antitheſen, Wort- und Gedanken-Spielen, und verſchnörkeltem Witz, liegt oft ächte Sprache der Natur und wahre Darſtellung. Der Dialog iſt ſo oft ſtark, männlich und gedrängt, als matt und ſchleppend. Kurz, das ganze Stück hat bey allem Fehlerhaften des damaligen Geſchmacks, jener Verhältniſſe, Zeiten und Sitten, doch immer das reine Gepräg des groſſen Genies und des Kenners menſchlicher Herzen und ihrer geheimſten Leidenſchaften.

Dem Spanier iſt's bekanntlich bey ſeinen dramatiſchen Compoſitionen mehr um Begebenheiten, Intrigue und Verwickelung, als um Charakteren-Mahlerey zu thun. Und doch wird man nicht leicht ein Produkt der ſpaniſchen Bühne finden, worinn die Charaktere faſt durchaus ſo richtig gezeichnet und gut gehalten wären, als dies. Eine kleine Analyſe ſoll dies zeigen.

Graf Enrique, der Hauptcharakter, iſts, den ich dazu wähle, weil gerade an ihm Lope ſeine Meiſterhand am meiſten zeigte. Er ſtellt ihn uns dar, als den Verbrecher, nicht, den wir haſſen, verfluchen, ſondern den wir beklagen und bemitleiden müſſen; als Held, der noch Menſch iſt, als Menſch fällt, und ſeinen Leidenſchaften unterliegt; kurz, als ein wahres tragiſches Subjekt.

Anfangs iſt's wahrſcheinlich mehr Liebe, als Plan auf die Krone von Irland, die ihn treibt, bey der Infantin auf die nächtliche Zuſammenkunft zu dringen. Er erſchrickt, da er nachher hört, daß ein Andrer bey ihr geweſen. Aus Liebe und Eyferſucht verräth er ſich gegen die Infantin, daß er nicht bey ihr war (Akt 1. Sc. 20.), und verſtellt ſich hernach wieder, da Verwirrung und für ihn Gefahr daraus entſteht, um nur Dionyſien wieder zu beruhigen. Eyferſucht, Verdruß über die Zerrüttung ſeines Plans auf die Krone, und Furcht für dem Könige, im Fall es entdeckt würde, treiben ihn fort nach Spanien; denn er ſieht, ſein Nebenbuhler habe geſiegt, und für ihn ſey keine Hoffnung mehr. „Ich will nun, ſagt er (Scene 22.), alle meine Hoffnungen in den Wind ſchlagen, denn auch die ſicherſte trügt.„ Seine augenblickliche Abreiſe macht auch, daß die Infantin nicht ihren Vater fragt, und die Sache unaufgeklärt bleibt.

Graf Enrique iſt nun in Spanien, hat ſeine alten Ausſichten und Hoffnungen vergeſſen, und ſich glücklich verheyrathet. Sein Herz iſt groß, edel, und Liebe fähig. Er liebt Iſabelien wirklich; aber er iſt Menſch, und hatte ehedem Hoffnung zu einer Krone.

Er kommt nach Irland zurück; erfährt, daß die Infantin noch unverheyrathet ſey; ihn ſogar noch liebe; ſeiner Verheyrathung wegen in Schwermuth und Wahnſinn gerathen, und der Betrug jener Nacht noch nicht entdeckt ſey, (Akt 2. Sc. 1.). Er wird unruhig, und ſein alter Plan auf Irlands Thron erwacht wieder. Noch geſteht er ſich's vielleicht ſelbſt nicht. Sogar des Königs Wuth (Scene 3.) nach Dionyſiens Entdeckung begünſtiget ihn. Er ſieht, er kann den Irrthum, daß er

Dionyſiens Gunſt genoſſen habe, benutzen; und hütet ſich, ihn zu entdecken.

Hier beginnt ſein Verbrechen und Seelenkampf zwiſchen Ehrgeitz und Liebe zu Iſabellen. Entdeckt er den Irrthum, ſo iſt er um Reich und Krone; opfert er aber Iſabellen auf, ſo iſt er König.

Der König legt ihm (Scene 6.) den Fall, den er wohl merkt, unter fremden Namen vor, und er ſpricht ſich ſelbſt, verſtellt, und Iſabellen das Todtes-Urthel.

Ein Charakter, wie Enrique, iſt ſolch einer Miſſethat nur im Augenblick des höchſten Taumels der Leidenſchaften fähig. Ueberdacht ſie thun wär Verruchtheit; und dies würde des Grafens Charakter zur Lüge machen. Es iſt ein Zug von Lope's Meiſterhand, daß er gerade Enriquens Seele dieſen Ueberſprung von Tugend zum Laſter, von Liebe zu Mord, in dem Augenblicke thun läßt, wo ihre Imagination am höchſten geſpannt iſt, und der entſcheidende Schlag geſchehen muß. Selbſt dies, daß der König ihm Einwürfe wegen des ſchuldloſen Opfers macht, und der Graf ſeinen

Ausſpruch, da er nun einmal zum Durchbruche kommen iſt, durch Gründe behauptet, und ſein eignes Ultimat: „wär ich König, der Menſch müßte mir ſein Weib tödten; ich vermählte ihn mit meiner Tochter; und dann ſollt' er wegen des Mords nachher gehörige Pönitenz thun;„ ſetzen ſeinen Charakter und Plan in's hellſte Licht. Selbſt ſeine Aeuſſerungen gegen den König, zu Ende der Scene 6, und in der Scene 8 gegen Fabio, nachdem der König ihm entdeckt, daß er ſich ſelbſt das Urthel geſprochen habe, iſt noch Verſtellung, denn noch dauert ſein Plan und Entſchluß. Vielleicht ſinds auch ſchon die erſten Vorgefühle der Reue über ſeinen Schritt.

Nun da es (Sc. 10) zur Ausführung kommt, er ſich wieder in Iſabellens Gegenwart befindet, geht ſeine Unruhe, ſein Seelenkampf an. Selbſt dies, daß Fabio, dem der Graf ſich doch nicht ganz anvertraut hat, Iſabellen ihr grauſames Schickſal ankündigen muß, iſt ein höchſtcharakteriſtiſcher Zug. Er ſchwankt immer zwiſchen ſinnlicher Rührung und Grauſamkeit; ja aus Schwachheit und Angſt ſucht er ſelbſt die That zu beſchleunigen. Er wird weich, bekommt Gewiſſensbiſſe, und geſteht Iſabellen ſogar, daß er die Ehre der Infantin nicht geraubt habe. Durch die Ankunft der Kinder wird er ſo ſehr gerührt, daß er, wenn kein andres Mittel iſt, mit ihr ſterben will. Er ſinkt aber wieder zurück, und jammert über den grauſamen Befehl des Königs, der ihm keinen Ausweg laſſe. Nun faßt er (Scene 11) wieder Muth zu ſeiner That in einer Art von Wuth; wird aber wieder weich (Scene 12) und kann ſie nicht vollbringen; bis endlich Fabio den Ausweg mit dem lecken Kahne vorſchlägt, den er auch annimmt. Noch ſiegt ſein Plan, und ſein bisheriger Kampf zeigt nur, daß er gefallner Edler, nicht aber verruchter Verbrecher ſey.

Aber Iſabelle iſt nun fort. Es reuet ihn wieder. Die Liebe zu ihr erwacht mit Gewiſſensbiſſen, da ſelbſt Dionyſie ſeine That mißbilligt. (Scene 14.)

Nun unterliegt er den Folgen ſeiner Miſſethat, (Akt 3. Scene 1. 2.) Dionyſiens Liebe zu ihm iſt lau worden; er hat ſeinen ganzen Plan aufgegeben; er iſt in eine ſchwere Gemüthskrankheit gefallen; er raſet; macht dem Könige bittere Vorwürfe,

würfe, und bekennt ihm und ihr, daß nicht er, ſondern ein Andrer jene Nacht bey der Infantin war. Sein ganzes Gefühl iſt nur ſchmerzliche Reue ſeiner That. Der König und Dionyſie glauben ſein Geſtändniß nicht (Scene 5); daher auch hernach kommt, daß Iſabelle, durch Herzog Oktavio's Geſtändniß und den Ring ſeine Unſchuld zu beweißen glaubt.

Aber warum ließ ſich Enrique, vom Könige zu einer That, die ihn jetzt ſo ſehr peinigt, ſo leicht bringen? — Die Krone war die Klippe, woran er ſcheiterte. Sein Plan darauf, obgleich er ihn nicht laut geſtehe, ſchimmert doch immer durch. Ehrgeiz und menſchliche Schwachheit war es, die ihn in einer unglücklichen Stunde fallen machte; ihn den ſonſt edlen und tugendhaften Mann; den es auch jetzt darum ſo tief beugt.

Das meiſte Licht über des Grafen dunklen Plan giebt der alte Graf von Barzellona, (Scene 13) ndem er ihm ſeinem Enkel mit den Worten bringt: „dieſer Ehrloſe iſts, Don Juan, der, um zu regieren, deine Mutter mordete:„ und indem Don Juan ſeinem Vater darüber Vorwürfe macht, antwortet dieſer: „Sohn, ich war ein Menſch, und konnt' alſo fehlen.„

Iſabelle muß übrigens, wenigſtens bis gegen das Ende, nichts von Enriquens Plane auf die Krone ahnden, ſondern glauben, er habe ſich bloß durch die Drohungen des Königs, und weil kein Mittel mehr zu entfliehen geweſen ſey, zu dem Entſchluſſe, ſie aufzuopfern, bringen laſſen; weil das Stück ſich nicht tragiſch enden ſoll.

F. J. B.

II.

Die Teufel
aus
der Kohlenkammer.

Poſſe
in einem Akte,

von

Cervantes.

Perſonen:

Pankrazio. Ein alter Spießbürger.

Leonarda. Seine Frau.

Chriſtine. Magd.

Gevatter **Leoniſo.** Pankrazio's Freund.

Carraolan. Ein fahrender Student.

Reponce. Küſter im Orte.

Meiſter Niklas. Barbier.

Die Teufel aus der Kohlenkammer.

Erſter Auftritt.

Pankrazio. Leonarda. Chriſtine.

Pankrazio.

Nu ſtille, ſtille nur, mein Liebchen! Trockne dir die Thränen ab, und gieb dich doch zufrieden. Vier Tage ſind ja eben kein Jahrhundert; und länger als vier, höchſtens fünfe bleib' ich dir ſicher nicht auſſen, wenn mir Gott das Leben ſchenkt.

Leonarda.

(Weint und ſchluchzet heftig.) Ach! — ach — ach!

Pankrazio.

Doch — wenn ichs recht bedenke, könnt ich auch, um dir nicht wehe zu thun, mein Wort zurücke nehmen, und 's mit der Reiſe ſeyn laſſen.

Meine Schweſter kann wohl Hochzeit machen, auch ohne daß ich dabey bin.

Leonarda.

Nein, nein, ums Himmelswillen, lieber Mann, das kann ich nicht; das will ich nicht, daß du um meintwillen unhöflich ſeyn ſollſt. Geh' in Gottes Namen, und halte dein Verſprechen; denn 's iſt eine nothwendige Freundſchafts-Pflicht. Ich will mein Leiden mit Gedult tragen, und ſchon ſehn, daß ich mir die Zeit in meiner Einſamkeit, ſo gut ich kann, vertreibe. Aber hörſt du, lieber Pankrazio; denk' auch ans Wiederkommen, und bleib mir ja nicht über die Zeit auſſen. Ich gäb mich gewiß nicht zufrieden. — Ach Chriſtine, halt mich; es wird mir ſchlimm! (Sie fällt in Ohnmacht.)

Chriſtine.

Ach wenn doch die verwünſchte und vermaledeyete Hochzeit beym Guckuck wäre! Da haben wir's nun! Nein, mein Treu, Herr Pankrazio, wenn ich wie Sie wäre, ich gieng nun und nimmermehr hin.

Pankrazio.

Geſchwinde Tienchen, ſpring 'ſchwinde hin und hol' ein Glas Waſſer, daß wir ſie im Geſicht' anſtreichen können. — Doch, halt; warte nur; ich will ihr ein Paar Worte ins Ohr ſagen, die ich weiß; und die helfen bey Ohnmachten ſonſt gleich. (Er ſagt Leonarden was ins Ohr, und ſie erholt ſich wieder.)

Leonarda.

Ach! — Gut! Da's nun einmal nicht zu ändern iſt, ſo muß ich mich in Geduld faſſen, lieber Schatz. Je länger du dich alſo noch ſäumſt, je mehr verzögerſt du meine Freude. Gevatter Leoniſo erwartet dich gewiß ſchon in der Kutſche. Geh' in Gottes Namen, liebes Männchen, und komm mir ſo bald und ſo glücklich wieder, als ich wünſche.

Pankrazio.

Aber, lieber Engel, ſiehſt du, wenn dir's nur den geringſten Spaß macht, daß ich da bleibe, ſo geh' ich dir nicht einen Nagel breit von der Stelle.

Leonarda.

Nein, nein; bewahre der Himmel! Dein Wille, mein Täubchen, iſt mein Wille; und jetzt iſt mir's unendlich lieber du gehſt, als du bleibſt; denn deine Ehre iſt auch meine Ehre.

Pankrazio.

O du Spiegel aller Weiber!

Chriſtine.

Ja, meiner Six! wenn alle Weiber ihre Männer ſo lieb hätten, als meine Frau ihren, da ſollt's bald anders in der Welt ausſehn!

Leonarda.

Geh hin, Tienchen, und hol mir meinen Mantel; ich will dem Herrn das Geleite geben bis an die Kutſche.

Pankrazio.

Nein, bey Leib' bey Leben nicht, mein Liebchen! Itzt laß dir noch ein Mäulchen geben; leb wohl, und bleib fein da. (Zu Chriſtinen.) Tienchen, hörſt du, ich ſag' dir's, warte und pfleg' mir deine Frau derweile recht gut, und laß's ihr ja an nichts abgehn. Ich kauffe dir auch ein Paar neue Schuhe, wenn ich wieder komme, ſo ſchön du ſie nur haben willſt.

Chriſtine.

Gehn Sie nur; gehn Sie nur, Herr Pankrazio, und tragen ſie keine Sorge um meine Frau. Ich denke, ich will ihr derweile ſchon die Zeit vertreiben, und ſie ſo luſtig machen, daß Sie mir nichts ſollen vorzuwerfen haben, wenn ſie wieder kommen.

Leonarda.

Ich? luſtig ſeyn? Ja das wäre mir ſo; Närrin! Nein, ſo lange ich mein einziges Vergnügen entbehren muß, giebts weder Zeitvertreib noch Freude für mich in der Welt; wohl aber Leid und Trauren!

Pankrazio.

Nein, ich kanns nicht länger aushalten! Leb' wohl, Licht meiner Augen; die keine Freude ſehen werden, ehe ſie dich wieder erblicken. (Geht ab.)

Zwooter Auftritt.

Leonarda. Chriſtine.

Leonarda.

(Sieht ihm nach.) Geh'; ich wollt', daß du nie wiederkämſt! Daß dich das Wetter in der Anna

Diaz Hauſe erſchlüg! oder daß du unterwegs den Hals brächſt! — Aber, bey Gott! diesmal ſollen dir alle deine Liſten und Vorſichten nichts helfen; du alter Ehekrüppel!

Chriſtine.

Es war mir mächtig bange, Sie möchten mit Ihrem Jammern und Wehklagen machen, daß er dabliebe, und unſre ganze Luſt verderben.

Leonarda.

Ach mit nichten! Aber unſre Leutchen kommen doch auch heut Abend noch gewiß?

Chriſtine.

Ey freylich! Ich habe ſie ja beſtellt; und ſie verlaſſen ſich auch ſo gewiß drauf, daß ſie vorhin ſchon durch unſre geheime Staffette, die Wäſcherin, als brächte ſie Weiß-Zeug, einen ganzen Wäſchkorb voll lauter gute Dinge und Leckerbißgen geſchickt haben. Ja, das iſt ein Korb, der ſich gewaſchen hat!

Leonarda.

Einen ganzen Korb? Nu, und was iſt denn drinn?

Chriſtine.

J, Paſteten, Schinken, kalter Braten, Blanc-
anger, ein Paar ungerupfte Kapaunen, und das
ſte von Obſte, was es nur itzt giebt. Und,
ren Sie 'mal, — meiner Six, bald hätt' ich's
ſte vergeſſen! auch eine groſſe Humpe Wein;
nigſtens ein Viertel-Eymer. Das iſt ein Wein-
en! Wie Sammt und Seide! Und riecht, daß's
nem durch Leib und Seele geht.

Leonarda.

Schön! Treflich! 'S iſt doch ein allerliebſter
Mann, mein Reponce! Ein herrlicher Kerl! 'S iſt
ir ein rechter Herzens-Küſſer.

Chriſtine.

Ey was fehlt denn meinem Meiſter Niklas?
as iſt doch auch ein Barbier wie 'n Däußgen?
S iſt ein rechtes Scheermeſſer aller Sorgen; denn
puzt mir all mein Leid ſo rein herunter, wie
ine Bärte.

Leonarda.

Haſt du denn den Korb gut aufgehoben?

Chriſtine.

Ey, ich hab'n in der Küche, und ein Laugentuch drüber gedeckt, daß man nichts merkt.

(Es wird vor der Thür geruſſen.)

Dritter Auftritt.

Leonarda. Chriſtine. Carraolan.

Leonarda.

Chriſtine, ſieh' wer da iſt.

Carraolan.

(Im Hereintreten.) Ein armer Student, Er. Gnaden zu dienen, bittet unterthänig um ein Viaticum.

Chriſtine.

Ja, daß er arm und ein Studente iſt, ſieht man wohl an ſeinem Aufzuge und an ſeiner Unverſchämtheit. 'S iſt doch ſonderbar, daß ein Armer nicht drauſſen vor der Thür warten kann, bis man ihm ſeine Gabe hinausreicht; ſondern gerade zu ins Haus läuft, und alle Winkel durchkriecht, ohne zu bedenken, ob Eins irgend im Hauſe ſchläft, und er's aufweckt oder nicht.

Carraolan.

Lieber Gott! Schöne Mamſell, ſeyn Sie doch nicht gleich ſo böſe auf mich. Ich ſuche und bitte ja um kein anderes Allmoſen oder Gabe, als nur um ein Plätzgen in einem Stalle oder Strohſchoppen, wo ich dieſe Nacht zubringen kann; weil's, wie ich merke, mächtig kalt werden wird.

Leonarda.

Und woher des Lands, guter Freund?

Carraolan.

Ich bin von Salamanka, Er. Gnd. zu dienen. Ich zog mit einem Vetter von mir wallfarthen nach Rom; er ſtarb aber unterwegs, mitten in Frankreich. Nun war ich allein, und entſchloß mich, weder umzukehren. Aber da ich nach Catalonien kam, zogen mich die Kammerdiener des braven Roque Guinardo *) rein aus, weil er abweſend war. Wär er da geweſen, ſicher wär's nicht geſchehn;

---

*) Ein damals ſehr bekannter Straſſenräuber.

ſchehn; denn er iſt über die maaßen höflich und wohlthätig. Nun überfiel mich vorhin an Ihrer geſegneten Thür die Nacht, und ich nahm alſo meine Zuflucht zu ihr; und bitte um Barmherzigkeit.

Leonarda.

Tienchen, der arme Menſch dauert mich wahrhaftig recht ſehr.

Chriſtine.

Er hat mich lange auch ſchon gejammert. Immerhin; wir wollen ihn die Nacht beherbergen; denn es wird von unſerm Korbe wohl mancher Brocken übrigbleiben, womit er ſeinen Hunger ſtillen kann. Und überdies kann er mir auch die Kapaunen rupſen, und ein bißgen zuſchicken helfen.

Leonarda.

Ums Himmels willen, Tiene, wo denkſt du hin? Einen blutfremden Menſchen ſollten wir bey unſerm Zeitvertreibe zum Zeugen im Hauſe haben?

Chriſtine.

Ach, der ſieht mir auch darnach aus, als wenn er ſchwatzen würde! Ja doch! — Komm er her, Musje; kann er rupfen?

Carraolan.

Wie, rupfen? Ich verſteh' nicht, was Sie amit meinen? Vielleicht, ob ich mir die Glatze upfen kann? Aber 's iſt da nichts mehr zu ru-fen; und ich bekenne gern, daß ich der größte latzkopf von der Welt bin.

Chriſtine.

Gott verzeyh mir meine Sünde! Wer hat denn aran gedacht? Ich meine, ob er einen Kapaun oder ein Huhn rupfen kann?

Carraolan.

Alles, was ich darauf zu ſagen weiß, liebes Kind, iſt, daß ich, Gott ſey Dank, den Gradum habe, und Baccalaureus von Salamanka bin, und nicht weiß — —

Leonarda.

Ey auf dieſe Art iſt alſo gar kein Zweifel, daß er nicht allein Kapaunen, ſondern auch Gänſe und ſelbſt Trappen rupfen kann. Aber guter Freund, wie ſiehts um's Schweigen aus? Hat er vielleicht den Fehler, Alles auszuplaudern, was er ſieht, hört oder denkt?

Carraolan.

Ach ſorgen Sie dafür nicht. Sie können vor meinen Augen ſicher mehr Menſchen ermorden als Schöpſe im Schlachthauſe, ohne daß ich nur meine Lippen aufthue.

Chriſtine.

Nu ſo leg' er ſich ein Schloß vor's Maul, und bind er ſich die Zunge mit einem doppelten Neſtel, und komm' er mit uns herein. Da ſoll er Wundergeheimniſſe ſehen, und herrliche Leckerbiſſen freſſen, und dann kann er ſich im Strohſchoppen ſein Bett ſuchen, wo er will.

Carraolan.

Ach, ich bin mit wenigem zufrieden; denn ich bin weder gierig noch kehriſch.

Vierter Auftritt.

Reponce. Meiſter Niklas. Die Vorigen.

Reponce.

O gebenedeyet und willkommen ſeyen mir die Lichter meiner Finſterniſſe; die Sterne meiner

Nacht; die Führer des Wagens unſrer Freuden;
ie Dollmetſcher der reciproquen Willen, welche die
Säulen und Grundfeſten der Liebeswerkſtatt unſrer
Wünſche ſind!

Leonarda.

Hör einmal, lieber Reponce; das iſt gerade,
as mir an dir nicht gefällt! Sprich doch ums
immelswillen nicht ſo kauderwelſch, und ſo über-
enſchlich gelehrt, ſondern fein wie andere Leute,
nd daß man dich verſteht.

Meiſter Niklas.

Das kann ich treflich; denn ich ſpreche pla-
r als eine Schuhſohle, und heiſſe immer eine
atze eine Katze, wie jeder Chriſtenmenſch, und
mit Holla!

Reponce.

Ey dafür iſt auch noch ein kleiner Unterſchied
iſchen einem Küſter, der ſeine Grammatik ver-
ht, und zwiſchen ſo einem Bänkelſänger-Barbier.

Chriſtine.

Herr Reponce, wozu ich meinen Barbier brauche, dazu verſteht er ſo viel und noch mehr Latein, als der Sanct Antoni von Nebrixa.

Meiſter Niklas.

Richtig, richtig, Tienchen!

Chriſtine.

Und jetzt dåcht ich diſpertirten wir nicht von ſolchen Kalmåusereyen; denn es red't am Ende doch jeder, ſo gut er kann; ſondern machten ein bißgen Anſtalt und Wirthſchaft; denn 's giebt noch viel zu thun.

Carraolan.

Ja wohl, und noch viel zu rupfen.

Reponce.

Wer iſt denn der Ehrenmann da?

Leonarda.

Ein armer Salamankiſcher Studente, der um eine Herberge får heunt Nacht bittet.

Reponce.

So? Da hat er ein Paar Realen zum Abendbrode und Schlafgelde; und geh er in Gottes Namen hin ins Wirthshaus.

Carraolan.

Ich danke für Ihr Almosen und guten Willen, Herr Reponce; muß Ihnen aber sagen, ich bin stumm, wie ein Fisch, und überdies ein guter Rupfer, wie die schöne Jungfer da, die mich aufnohm, nöthig hat. Und ich gehe, hol mich aller Teufel diese Nacht nicht aus dem Hause, und wenn's alle Welt haben wollte. Ist's, vorm Henker, nicht bescheiden genug, daß ein Mann von meinem Stande sich's gefallen läßt, in dem Strohbitterren zu schlafen? Und ist's Ihnen bloß um Ihre Karaunen zu thun, ey so ruf' sie der Türke, und fresse sie auch, und gebe sie nie wieder von sich!

Meister Niklas, (zu Christ.)

Das ist ein Teufels-Kerl, Liebchen; der soll uns am Ende wohl Allen im Hause noch zu schaffen machen!

Chriſtine.

Oho! ich fürchte mich nicht für ihm; und ſeine Courage gefällt mir recht. Izt wollen wir nur neingehen und Anſtalt zur Küche machen; und der Musje da kann rupfen und ſchweigen.

Carraoſan.

Herzlich gern. (Ab mit Chriſt.)

Reponce.

Der Bettel-Studente hat mich ganz ſcheu gemacht. Ich wollt' wetten, der Kerl kann mehr Latein, als ich!

Leonarda.

Wohl möglich, daß daher auch ſeine Trotzigkeit kommt.

Fünfter Auftritt.

(Straſſe.)

Leoniſe. Pankrazio.

Leoniſe.

Ich ſah's gleich von Anfange, daß uns das Wetter-Rad noch einen Spuk machen würde; aber da wollt's der Schlingel von Kutſcher beſſer wiſſen. 'S iſt doch ſtarrköpſiges Ochſenzeug, all das Volk! Wär der Kerl ein bißgen zugefahren, und dem Blitz-Loche ausgewichen, izt könnten wir ſchon gute zwey Meilen fort ſeyn.

Pankrazio.

Ich mach' mir eben nicht viel draus, Gevatter! Und am Ende, eh' wir uns unterwegs in einer elenden Kneipe herumdrückten, iſt mir's noch lieber, ich kann die Nacht zu Hauſe bey meiner lieben Leonarde zubringen. Sie wollt' ſich ſo heut Abend, da ich fortgieng, bald nicht tröſten laſſen.

Leoniſo.

Ja 's iſt ein Goldweib! An der hat Euch der Himmel einen rechten Schatz gegeben, Herr Gevatter! Ihr könnt ihm immer dafür danken.

Pankrazio.

Ey, wohl, wohl! Ich thu's auch, Gevatter, ſo gut ich kann. Ja, meiner Seele! die berühmte Lukrezie reicht ihr das Waſſer nicht. Sie iſt Euch die leibhafte Tugend und Ehrbarkeit ſelber.

Leoniſo.

Ja, wenn meine nur nicht ſo ein Eyferſuchts-Drache wär; ſonſt hätt' ich nichts an ihr auszuſetzen. — Aber durch die Gaſſe da komm ich doch wohl am nächſten nach Hauſe, und Ihr durch jene, Herr Gevatter? Nu morgen früh, wills Gott! ſehen wir uns wieder; denn eine Kutſche zu unſrer Farth will ich ſchon auftreiben. Gute Nacht!

Pankrazio.

Gute Nacht, Gevatter! (Ab.)

Sechſter Auftritt.

(Pankrazio's Haus.)

Reponce und **Meiſter Niklas** mit Guitarren. **Leonarda. Chriſtine. Carraolan.**

Reponce.

(Mit aufgeſchürztem Chorrocke, tanzt zu ſeiner Guitarre, und ſingt nach jeder Cabriole.)

Glücklich Schickſal!
Süſſe Liebe!
Herrlich Eſſen!
Holde Nacht!

Christine.

Nu Herr Reponce, izt iſt's keine Zeit zu tan-
n! Zu Tiſche, zu Tiſche izt, und ein andermal
etanzt!

Reponce, (tanzend.)

Glücklich Schickſal!
Süſſe Liebe!
Herrlich Eſſen!
Holde Nacht!

Leonarda.

Laß ihn doch nur, Tienchen! Ich kann mich
ar nicht ſatt dran ſehen, wie er ſo gelenk und ſo
richt iſt. Sieh nur! Sieh nur!

(Man hört ſtark auſſen klopfen.)

Siebenter Auftritt.

Vorige. Pankrazio.

Pankrazio.

(Auſſen.) Hehda! Schläft denn Alles ſchon?
nd hört denn niemand? (Klopft.) Hm! So früh

ſchon die Hausthür zuzuſperren! Meine Leonarde iſt doch gewaltig vorſichtig und ehrbar!

Leonarda.

Um tauſend Gotteswillen, das iſt mein Mann! Ich hör's an ſeinem Klopfen und der Stimme. Sicher iſt ihm unterwegs was zu geſtoſſen, daß er wiederkommt. Jeſus! was anfangen? — Geſchwinde 'nauf auf den Boden, in die Kohlenkammer, meine Herren, und ſich da verſteckt. Tienchen 'ſchwinde führ' ſie nauf; ich will derweile den alten Narren ſchon ſo lange aufhalten, bis du fertig biſt.

Carraolan. (Singt ſpottend.)

O weh!
Böſes Schickſal!
Bittre Liebe!
Elend Eſſen!
Schlimme Nacht!

Chriſtine.

Ein ſchöner Streich, mein Seel! Da iſt auch noch was zu ſpaſen! Nur fort, Alle fort!

Pankrazio.

(Auſſen.) Hehda! Was zum Teufel iſt denn das? Schlaſt ihr denn alle wie die Ratzen? Oder ſeyd ihr gar todt, daß kein Menſch kommt, und mir aufmacht?

Carraolan.

Und das luſtigſte iſt noch, daß ich mit den ſchönen Herren da den Brey nicht theilen mag. Mögen ſie ſich hin verſtecken wohin ſie wollen; ich geh nirgends anders hin, als in den Strohſchoppen. Wenn ich da auch entdeckt werde, ſo hält man mich gewiß eher für einen armen Teufel, als für einen Fleiſch-Dieb.

Chriſtine.

Jeſus! Packt Euch doch nur fort, ihr Herrn; der Alte ſchmeißt ſonſt noch die Hausthür ein.

Reponce.

Ach! die Seele ſchwebt mir ſchon auf den Lippen.

Meiſter Niklas.

Und mir liegt ſie ſchon in den Hoſen.

(Alle ab; auſſer Leonarda.)

Achter Auftritt.

Leonarda. Pankrazio.

Leonarda.

(Tritt an's Fenſter.) Was giebt's denn da unten am Hauſe ſo zu pochen und zu ſchreyen? Wer iſt denn noch ſo ſpäte da?

Pankrazio.

Ich bin's, Liebchen; dein Mann. Mach mir auf, mein Schatz. Da ſteh' ich ſchon eine halbe Stunde in der ſtockdunklen Nacht, und habe bald die Thür eingeſchlagen, ohne daß mich jemand gehört hat.

Leonarda.

Schon gut; die Stimme klingt mir wohl bald ſo, wie meines lieben Pankraz ſeine; aber es krähen mehr Hähne überein, und darauf kann ich noch nicht trauen.

Pankrazio.

O du Wunderbild von Ehrbarkeit und Klugheit! Mach mir nur auf, mein Täubchen; du konnſt's ganz ſicher; ich bin's gewiß, Pankrazio, dein Mann.

Leonarda.

Will's gleich ſehn, obs wahr iſt. Laß 'mal hören; was hab ich gethan, wie du heute Nachmittag fortgiengſt?

Pankrazio.

I, lieber Engel, du haſt geſeufzet, geheult, und biſt endlich in Ohnmacht gefallen,

Leonarda.

Gut! Iſt wahr! Aber ſag mir einmal, was hab' ich für ein Zeichen auf einer von meinen Schultern?

Pankrazio.

Auf der linken haſt du ein Muttermal ſo groß irgend, wie ein halber Real, und drey Springhärchen drauf, ach ſo ſchön und ſo niedlich, wie dreytauſend Goldfädchen,

Leonarda.

Auch wahr! Aber ſag 'mal weiter, wie heißt denn das Hausmädchen?

Pankrazio.

I, närrſch Ding, wie du nur ſo ſeyn kannſt: Chriſtine heißt ſie. Haſt du nicht noch mehr zu fragen?

Leonarda.

Tienchen, Tienchen, geſchwinde mach auf, der Herre iſt da; lauf geſchwinde.

Chriſtine.

Gleich! gleich! Ich laufe ja ſchon. (Macht auf.) Jeſu Maria, goldner Herzens-Herre! warum kommen Sie denn ſchon ſo geſchwinde wieder?

Leonarda.

Ach geſchwinde ſag's nur, allerliebſter Mann; 's iſt dir doch kein Unglücke begegnet? Ich bin ſo erſchrocken, daß mir's in alle Glieder gefahren iſt, und habe bald kein Leben mehr.

Pankrazio.

Nein, nein, mein Schäfchen. 'S iſt weiter nichts, als daß wir ein Rad in einem Loche zerbrochen haben; und da giengen wir, um die Nacht nicht unterwegs zu bleiben, lieber zu Fuſſe wieder heim, und wollen morgen früh nun ſehen, wie wir fortkommen. Aber horch! Was ſchreyt denn ſo?

Carraolan.

(In der Ferne.) Aufgemacht! Aufgemacht! Ich erſticke!

Chriſtine.

Ach, ich bin des Todtes, wenn das nicht der arme Studente iſt, den ich in den Strohſchoppen eingeſchloſſen habe, daß er da die Nacht ſchlafen ſollte.

Pankrazio.

Wie? Ein Studente? Eingeſchloſſen in meinem Hauſe? Und das wenn ich nicht da bin? — Hm! das gefällt mir nicht. Nardchen! Nardchen! Wenn ich deiner Ehrbarkeit und Tugend nicht ſo ganz ſicher wäre, das Ding könnte mir Gedanken machen. Aber ſieh doch 'mal nach, Tienchen, und mach ihm auf; er ſchreyt ja nicht anders, als wenn das Stroh alles zuſammen auf ihm läge.

Chriſtine.

Gleich will ich hinſpringen. (Ab.)

Leonarda.

'S iſt ein armer Studente von Salamanka. Er kam gegen Abend vor's Haus, und bath um Gott'swillen, daß wir ihn doch die Nacht beherbergen möchten wenns auch nur im Stalle oder Schoppen wäre. Du weißt nun, lieber Pankraz, wie gutherzig ich bin, und daß ich keinem Menſchen was abſchlagen kann; und da lieſſen wir den armen Teufel herein, und ſchloſſen ihn ein. Da kommt er ja; ſieh ihn nur ſelbſt.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Carraolan.

Carraolan.

Wär ich nicht ſo furchtſam und ein bißgen weniger ſcrupulos geweſen, ſo wär ich ſicher nicht in die Gefahr kommen, im Strohſchoppen zu erſticken, und hätte gewiß ein beſſeres Abendbrod und weicheres Bett gefunden.

Pankrazio.

So? Und wer hätt' ihm denn das beſſere Abendbrod und weichere Bett geben ſollen, guter Freund?

Carraolan.

Wer? Meine Kunſt; wenn mir nur nicht die Furcht vor der Dame Juſtitia die Hände bänd.

Leonarda.

Das muß wohl eine gefährliche Kunſt ſeyn, lieber Mann, weil er ſich dabey ſo vor der Juſtiß fürchtet?

Carraolan.

'S iſt eine geheime Kunſt, die ich in dem Keller von Salamanka, als wo ich eigentlich her bin, gelernt habe. 'S iſt eine Kunſt, Herr Patron, die ihren Mann nährt; und dürft ich ſie nur vor der heil. Inquiſition recht ordentlich praktiziren und treiben, ich verſichre Sie, ich wollt Jahr aus Jahr ein zu Nacht eſſen, wie ein Domherr, ohne daß mich's einen Heller koſtete. Wenn Sie ſchweigen könnten, ſo hätt ich ſelbſt alleweile nicht übel Luſt, einmal Gebrauch davon zu machen, denn Noth und Hunger treibt mich dazu. Aber, wie geſagt, ich weiß nicht, ob die Frauenzimmerchen da ſo gut reinen Mund halten können, wie ich?

Pankrazio.

Sey er darum ohne Sorgen, guter Freund, und mach er was er will, ich will ihnen ſchon das Maul ſtopfen. Ich möcht doch für mein Leben gern einmal eins von den Wunderdingen ſehen, die man, wie die Leute ſagen, in dem Keller von Salamanka lernt.

Carraolan.

Nu wär denn der Herr Patron wohl zufrieden, wenn ich gleich hier auf die Stelle ein Paar Teufel in Menſchen-Geſtalt herkommen lieſſe, die einen Korb voll Kaltekuche, Wein und andere gute Eßwaare brächten?

Leonarda.

Teufel? In meinem Hauſe, und gar in meiner Gegenwart? Jeſus! Der gottloſe Menſch!

Für'm Teufel uns bewahre Gott,
Und trage uns aus aller Noth!

Christine.

Der Musje muß, meiner Six! den Teufel ſelbſt im Leibe haben, daß er uns ſowas zumuthen kann? — Nu geb' nur der liebe Gott,

daß

die Streiche, die er da macht, gut ablauſſen,
— das Herz zittert mir warlich im Leibe wie
Eſpenlaub.

Pankrazio.

Hör er 'nmal, Herr Doktor, wenn's keine Ge-
r hat, und die Sache ohne Schrecken abgeht,
möcht' ich wohl zum Spaſſe die Herren Teufel
ihrem Proviantkorbe ſehen. Aber, wie geſagt,
rr, daß er mir ſie nur in keiner gräßlichen Ge-
lt erſcheinen läßt, das beding ich mir dabey aus.

Carraolan.

Sorgen Sie doch für nichts. Sie ſollen in
enſchenfigur kommen, ſag' ich; und noch mehr; ſie
llen erſcheinen, einer als der Küſter hier im Orte,
d der andere als ſein guter Freund der Barbier.

Chriſtine.

Was? Als Herr Reponce, der Küſter, und
ls Meiſter Niklas, der Barbier vom Hauſe? Ach
m Gotteswillen die armen Leute! Sollen in Teu-
el verhext werden! Aber, ſag er mir doch einmal,
ſind denn das nun getaufte Teufel *), oder nicht?

Car-

---

*) Wahrſcheinlich ein ſpottender Wink auf den gewöhnlichen Exorciſmus bey der Taufe.

Carraolan.

Curioſer Einfall! Wo Henker giebts denn getaufte Teufel? Oder wozu ſollen ſich denn die Teufel taufen laſſen? Ob's gleichwohl möglich wäre, daß dieſe es ſeyn könnten; denn in der Welt giebts keine Regel ohne Ausnahme. — Nu, ein bißgen bey Seite getreten; und Sie ſollen gleich Wunderdinge ſehen. (Er deklamirt mit ſonderbaren Grimaſſen.)

Erſcheint, erſcheint ihr Lumpenhunde,
Die ihr in Kohlenkammern huckt,
Gehorſam meinem Ruf, zur Stunde,
Und bringt fein hurtig, tiefgebuckt,
Den Proviantkorb vollgedruckt,
Auf euren Schultern, meinem Schlunde!

Was ſäumt ihr ſo lange?
Wie? Wird euch bange?
Soll ich euch härter noch beſchwören? —
In die engſten Brunnenröhren
Bann ich euch, wollt ihr nicht hören!
Weh euch, wenn mein Zorn euch trift!

Noch nicht? Schon gut! Ich weiß ſchon, wie ichs mit dieſen Menſchen-Teufeln angreiffen muß.

Ich will hinaus und ſie allein ſo hart beſchwören, daß ſie gewiß erſcheinen ſollen; obgleich bey dieſen armen Teufeln vielleicht ein guter Rath nützlicher wäre, als beſchwören. (Ab.)

Zehnter Auftritt.

Pankrazio. Leonarda. Chriſtine.

Pankrazio.

Das muß ich geſtehn, wenn der Menſch zu Stande bringt was er da ſagt, ſo iſt's, mein Seel! das größte Wunderding, das man je auf der Welt geſehn hat.

Leonarda.

Nu, gieb Acht, ich will wetten, er bringt's u Stande, denn vor was ſollt' er uns denn ſo ine Naſe weiß machen?

Chriſtine.

St! Horcht! 'S poltert was drauſſen! Ich ill nicht ehrlich ſeyn, er bringt ſie! — Ach! eſus! Da iſt er mein Treu mit ſeinen Leuten, und er ganze Plunder vom Korbe dazu.

Eilfter Auftritt.

Carraolan. Reponce. Meiſter Niklas. Die Vorigen.

Leonarda.

Jeſus! Jeſus! Wie ſie doch auf'n Haar dem Küſter Reponce und unſerm Barbier gleichen!

Chriſtine.

Stille Madam! Um Gott'swillen! Wo's Teufel giebt, da muß man mein Tage nicht Jeſus ſagen!

Reponce.

O ſagen Sie immer was Sie wollen, wir ſind ſo zahm wie der Schmieds-Hund, der neben dem Amboſe ſchlief. Uns macht nichts ſcheu oder wild.

Leonarda.

Kommt doch ein bißgen her, ihr Herren Teufel, und laßt ſchauen, was im Korbe iſt. Ey der Tauſend! Trefflicher Vorrath! Ich hätte wohl Luſt, was davon zu koſten.

Carraolan.

Ich will ihn derweile kredenzen, und bey der Flaſche anfangen. (Trinkt.) Ach! 'n guter Wein! aber 's iſt doch kein Eſquiviaſſer.

Reponce.

Ey freylich Eſquiviaſſer, Herr! Oder mich ſollen — —

Carraolan.

Stille, den Augenblick, ſag ich dir! Warum nicht gar geſchworen und geflucht? Ich habe die Schwör-Teufel gar gern! Und weiß er wohl, Musje Teufel, daß wir hier nicht beyſammen ſind, um Todtſünden zu begehen, ſondern ein Stündgen vergnügt miteinander zuzubringen, und dann in Frieden heimzugehn?

Chriſtine.

Und eſſen ſie denn auch mit uns?

Pankrazio.

Ey warum nicht gar; die Teufel eſſen ja mein Tage nicht.

Meiſter Niklas.

Mitnichten! 's eſſen wohl Einige, aber nicht Alle; und wir ſind gerade welche, die eſſen.

Christine.

Ach geſtrenger Herr Hexenmeiſter, laß er doch die armen Teufel dableiben, weil ſie uns das Eſſen gebracht haben. Es wär ja mein Treu Sünd und Schande, wenn wir ſie ſo hungrig wieder fortſchickten; und es ſcheinen mir überhaupt ganz ehrbare Teufel, und recht ſeine Ehrenmänner zu ſeyn.

Leonarda.

Aber daß ſie uns nur nicht erſchrecken; das bitt ich mir aus; und wenns mein Mann zufrieden iſt, ſo können ſie immerhin dableioen.

Pankrazio.

Nu, ſie mögen bleiben. Ich muß doch Wundershalben ſehen, was ich in meinem ganzen Leben nicht geglaubt hätte.

Meiſter Niklas.

Vergelts der liebe Gott, was Sie uns Gutes thun, geſtrenge Herren!

Christine.

Duſtig alle! wie höflich und manierlich! Meiner Six, wenn alle Teufel ſo wären, mein Tage wollt' ich mich nicht fürchten; und alle ſollten ſie meine guten Freunde ſeyn.

Reponce.

O wart' ſie 'mal, ſchöne Jungfer. Damit ſie uns recht lieb kriegt, will ich Ihr auch ein Liedchen vom Keller von Salamanka ſingen.

(Er nimmt ſeine Guitarre ſpielt und ſingt.)

Wer's noch nicht weiß der höre zu,
Welch unerhörte Wunder
Der Keller von Salamanka thut;
Man ſteigt gar tief hinunter.

Wer da ſtudirt wird hochgelehrt
In Kunſt und neuer Wahrheit,
Und immer kommt der Kopf beſchwert
Heraus mit neuer Klarheit!

Er macht den Armen froh und reich,
Den Reichen gleich verträglich;
Den Dummkopf klug, den Geitzhals weich,
Den Menſchenfeind behäglich.

Die Lehrer ſitzen auf dem Faß,
Die Lernenden darunter,
Und thun da mit dem Zauber-Glas
Gar unerhörte Wunder.

Chriſtine.

Ey potz Stern! Sind denn die Teufel auch Poeten?

Meiſter Niklas.

Ich wollts meinen. Und überhaupt muß ſie das wiſſen, Jungfer; jeder Poet hat ein Stückchen vom Teufel im Leibe.

Pankrazio.

Aber ſagt mir doch, ihr Herren — weil doch ſonſt die Teufel alles wiſſen — wo nur die vermaledeyten Tänze, die Zarabanden, der Zambapalo, und der verwünſchte neumodiſche Eſcarraman, hergekommen ſind? *)

Reponce.

Woher? Gerade aus der Hölle.

Pankrazio.

Mein Seel! das glaub' ich auch.

---

*) Meiſt ſehr freye und unſittliche Tänze, welche man zu Cervantes Zeiten auf dem Theater in Zwiſchen- und Nachſpielen einzuführen anfieng.

Leonarda.

Was mich anbelangt, ich habe meinen Spitzen=Kragen und mein Halsband al Escarramàn, damit bin ich zufrieden; aber tanzen mag ich ſelbſt nicht, meiner Ehrbarkeit und Wohlſtands wegen.

Reponce.

O mit drey oder vier Veränderungen, Senpora, die ich Ihnen gleich beybringen wollte, ſollten Sie ihn ſo gut tanzen lernen als eine; denn ich weiß, Sie ſind eine gute Tänzerin.

Carraolan.

Laß er's nur gut ſeyn, Monſieur Teufel, und geb' er ſich keine Mühe. Jetzt wollen wir derweile hinein zu Tiſche gehn; das iſt das Nöthigſte.

Pankrazio.

Gut, das bin ich zufrieden. (Ans Parterre.) Nu will ich doch ſehn, ob die Teufel auch wirklich eſſen oder nicht, und tauſend andere Sachen, die man noch von ihnen ſagt. Und — ha — ha — izt hab' ich den Vogel im Käfige! Nicht eher ſollen ſie mir von der Stelle, als bis ſie mich alles haarklein gelehrt haben, was man im Keller von Salamanka lernt.

Ueber die Poſſe,
die Teufel
aus der Kohlenkammer.

Dies kleine Stück des Cervantes, welches ich aus dem zweeten Theile ſeiner Comedias y Entremeſes aushob, hat im Originale den Titel: La Cueva de Salamanca, der Keller von Salamankà. Höchſtwahrſcheinlich nahm Cervantes die Veranlaſſung dazu irgend aus einem Sprüchworte, von einem famoſen Weinkeller zu Salamanka; in welchem vermuthlich die Studenten fleiſſiger waren, als in ihren Hörſäälen; und wo von Zeit zu Zeit luſtige Scenen vorfielen. Ich habe wenigſtens nirgends nähere Erläuterung darüber finden können; und ich gebe dies auch für nichts mehr, als bloſſe Vermuthung.

Uebrigens iſt dieſe Poſſe abermals eine Probe von des vortreflichen Cervantes originellen Witz, Laune und meiſterlicher Manier, Natur in allen ihren Formen zu kopiren und lebendig wieder darzuſtellen.

F. J. B.

III.

Ignez de Caſtro.

Trauerſpiel

aus dem Portugieſiſchen

des

Domingos Dos Reis Quita;

genannt

in der Arkadiſchen Geſellſchaft

Alcino Micenio.

Von

H. v. Z.

Perſonen:

Der Infant Dom Pedro.

Donna Ignez de Caſtro.

Der König Dom Affonſo, der Vierte.

Coelho, } ſeine Räthe.
Alvaro, }

Der Geſandte von Spanien.

Almeida, Vertrauter des Dom Pedro.

Leonor, Vertraute der Donna Ignez.

Ignez de Caſtro.

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Dom Pedro. Ignez.

(Im Garten.)

Ignez.

Vergebens ſuchſt du, mein Pedro, die Traurigkeit zu zerſtreuen, die deine arme Ignez verfolgt. Sieh die ſchattigten Lauben, in denen ich ſonſt nichts als Freude ſah, ſind mir jetzt ſo ſchrecklich; wenn der Wind in ihren Zweigen rauſcht, ſo ſtarrt mir das Blut, und jeder Schatten iſt mir das Bild von einem Mörder. Nur wenn du kömmſt, mein Pedro, lebt die Freude das Herz ein wenig auf. Aber ich kann doch die Furcht nicht verbannen.

Prinz.

Liebe Ignez, ſey ruhig. Verliehr die Stunden, die unſrer Liebe ſo heilig ſind, nicht in Schrecken.

cken. Traue der wachſamen Sorgfalt, und der Liebe, die du in dieſen Augen ſiehſt. Hat doch dein Pedro noch immer alles glücklich überwunden, was deiner Ruhe und deinen Wünſchen entgegen war.

Ignez.

Ja, Pedro, an dir und deiner Liebe zweifle ich nicht. Ich weiß, wie ſorgfältig und liebreich du mich bisher geſchützt haſt. Aber es iſt Unglück vorhanden, dem wir nicht mehr widerſtehn. Die ſpaniſche Infantin iſt ſchon als deine Braut an den Gränzen; der König, der das heilige Band, das uns bindet, nicht kennt, kömmt ſo unerwartet zu uns, mit ihm der Geſandte von Spanien, und Coelho und Alvaro, die ſtrengen grauſamen Richter ohne Mitleid.

Prinz.

Ich geſtehe es dir, Liebe, daß dieſe unerwartete Reiſe von meinem Vater und dem Geſandten mich auch befremdet. Doch iſt ihm unſre Vermählung gewiß noch ein Geheimniß, und er hofft, wie ich glaube, durch Ueberredung meine Liebe zu dir zu beſiegen; dazu bringt er den Geſandten und ſeine

e Räthe mit. Aber ſie kommen alle vergebens.
ine Liebe iſt ſo unauflöslich, als das heilige
nd, das mich bindet. Sey ruhig meine Ignez,
chte nichts!

Ignez.

O wollte Gott, theurer Dom Pedro, ich könn-
es.

Prinz.

Was fürchteſt du denn Ignez, wenn meine
be und mein Arm dich beſchützt?

Ignez.

Ich fürchte das ſtolze Spanien, unſer aufge-
acht Volk, und das hohe Herz deines Vaters —
meine armen verlaßnen Kinder!

Prinz.

Weine nicht, liebe Caſtro, weine nicht. Ich
anns nicht vertragen, dich weinen zu ſehen.
Glaubſt du denn, daß ich mein Leben ſchonen wer-
e, wenn deins in Gefahr iſt? Nein, Liebe, auch
egen des Königs Hand will ich es ſchützen.
Komm, laß mich deine Thränen trocknen, ver-

banne das Schrecken aus deinem Herzen, und laß uns Tage der Liebe leben, bis du einſt den Thron mit mir theilſt, und ich dieſe ſchöne Stirn mit einer Krone ſchmücken kann.

Ignez.

O wollte Gott, Prinz, du hätteſt keinen Thron und keine Krone mir zu geben, und dein Herz wäre allein der Lohn meiner Liebe und Treue, und dieſer Thränen. Dann würdeſt du ſehn, wie die Freude, daß du mein biſt, mich über alles Schickſal erhübe; da würden keine Thränen flieſſen, als Thränen der Liebe. — Ihr Glücklichen, die eine Liebe wie die unſre vereinigt, und das Schickſal ſich gleich machte!

Zwoote Scene.

Der Prinz. Ignez. Almeida.

Almeida.

Der König kam, Prinz, in voller Eil, und iſt ſchon in den erſten Zimmern des Pallaſts. Deine Reuter konnten ihm nur um einen Augenblick zuvorkommen. Geh geſchwind, ihn zu empfangen.

Ignez.

O ich Unglückliche! Hilf mir, barmherziger Gott!

Prinz.

Sey ruhig, liebe Ignez, ſey ruhig, geh ohne Furcht in deine Zimmer. Folge ihr, treuer Almaida. Verlaß ſie nicht.

Dritte Scene.

Der Prinz. Der König.

Prinz.

Nur jetzt erfuhr ich deine ſo ſchnelle und glückliche Ankunft, und eilte, mein Vater und König, deine Hand zu küſſen.

König.

Ein Sohn, Prinz, der ſeinen Vater ehrt, ehrt ihn nicht bloß mit Worten, ſondern gehorcht ſeinen Befehlen. Du biſt taub für Bitten und Befehl, und kennſt kein ander Geſetz, als deine Leidenſchaft.

Prinz.

Sey Vater, ſey nicht König, laß dein Herz für mich reden.

König.

Prinz, ich bin König von einem Volk, und muß als König handeln. So lange ich regiere, war noch kein Tag für die Ruhe meines Reichs ſo wichtig, als dieſer, und du ſollteſt, wie ich, daran denken. Die ſpaniſche Infantin iſt ſchon an der Gränze. Ich komme mit dem Geſandten und den Groſſen des Reichs, deine Vermählung mit ihr vor ihrer Ankunft bekannt zu machen. Sey bereit, mein Sohn, heute iſt der Tag.

Prinz.

Heute, mein Vater?

König.

Ja, Sohn, der geringſte Verſchub wäre gefährlich. Was erwarteſt du? Soll die Infantin mit eignen Augen ſehn, daß du ſie verachteſt? Soll ſie nach Spanien wieder zurückkehren, und alle Mächte der Erden uns ihre Schmach als eine Treuloſigkeit aufrücken. Der Geſandte von Spanien hat mir es im Geheim ſchon oft vorgeſtellt, und glaube nicht, Prinz, daß ein König, wie jener, einen ſolchen Schimpf ungerächt ertragen wird.

Ich kenne ſeinen hohen Sinn. Laß uns das Ungewitter vermeiden.

Prinz.

Fürchte ſeinen Zorn nicht. Wollen ſie uns mit Krieg überziehn, ſo wird ihnen die Schande bleiben, überwunden zu werden. Sie fühlen noch unſre Siege in ihren verwüſteten Städten, und wiſſen es wohl, daß es unſer Arm iſt, der ſie von den Unglaubigen gerettet hat.

König.

Sohn, gab das Schickſal einem Könige den Namen des Siegers, ſo darf er darum ſein Herz nicht erheben, und Recht und Geſetze verachten. Auch findet man nicht immer Lorbern im Felde; der Sieger liegt auch unter, zu ſeiner Zeit. Doch iſts nicht, daß ich für Spanien und ſeinem Zorn mich fürchtete. Aber ſieh, ich bin alt und grau. Soll ich wieder mit ihm fechten, ſo ſoll es ums Recht ſeyn, und daß ſein Haß keine gerechte Urſache an mir finde. — Sieh mein erſchöpftes Volk an. Iſts durch Siege erſchöpft, deſto mehr verdient es Mitleid. Laß nicht ſeine Seufzer und ſein Blut uns verklagen. Gieb ihnen Ruhe und Frieden am heutigen Tage. Erfülle das Wort, das dein Vater gegeben. Komm, mein Sohn, in meine Arme, gelobe heute deine Hand; verſprich mir Gehorſam, du weißt, wie ich dich liebe. —

Prinz.

O mein Vater, vergieb —

König.

Wie, du widerſtrebſt?

Prinz.

Ja, Vater, vergieb es, ich kann deinen Befehlen nicht gehorchen. Soll ich mein Leben fürs Vaterland wagen, deinen Thron und dich vertheidigen? — Gebiete, mein Vater, o wie freudig will ich mein Leben für dich laſſen. Aber dies Herz, das nicht mehr mein iſt, in andre Bande zu geben, mein König, Treue und Liebe erlaubt es nicht.

König.

Der Feige, der über ſein Herz nicht herrſcht, iſt eines Thrones nicht werth. Du biſt beſtimmt, mir auf dieſem zu folgen, und über Völker zu herrſchen. Wie willſt du es thun, wenn du ſelbſt ein Sclav biſt? Ueberwinde dich. Ich erwarte bald den Geſandten. Gedenke, wie viel daran liegt, ihm deine Thorheit zu verbergen.

Prinz.

O König, nur des Himmels Gewalt — — Ich zittre, ich wage es nicht, dir zu ſagen, was mein Herz verbirgt. Du biſt mein König und mein Vater — — Aengſte nicht ein geängſtetes Herz noch mehr, und ſoll das Unglück, das du fürchteſt, nicht zum Aeuſſerſten kommen, ſo laß den Geſandten nicht vor mir erſcheinen, laß die Infantin nicht weiter gehn!

König.

Undankbarer, wenn dann Rath und Bitten des Vaters dein Herz nicht bewegen, ſo geh und gehorche ohne Verzug den Befehlen des Königs. Und biſt du dann ungehorſam, biſt du ein Rebell, ſo werde ich nicht als Vater ſtrafen, ſondern als König.

Prinz.

Bin ich undankbar, bin ich ein Rebell, ſo ſtrafe; aber du wirſt mich dann noch ſtrafbarer finden.

Vierte Scene.

Der König. Coelho.

König.

Wie iſt ſein Herz empört! Menſchenrath vermag da nichts. Nur der kanns ſtillen, der Wind und Meere ſtillt. Komm Coelho, mein Freund, ich ſehnte mich nach dir. Wo iſt Alvaro?

Coelho.

Alvaro, Sire, erwartet den Geſandten, ihn nach deinen Befehlen dir vorzuſtellen!

König.

Wir arbeiten vergebens, mein treuer Coelho. Der Prinz kennt weder Gewalt noch Anſehn mehr.

Coelho.

Du weißt es, Herr, daß ich ein Feind von Schmeicheln bin, und ohne Schmuck bloß Wahrheit ſage. Hilft Rath und Gründe nicht, ſo muß die Strenge helfen.

König.

Ich fürchte, Freund, auch ſie bringt uns in Gefahr.

Coelho.

Nein, wenn wir bis auf den Grund des Uebels gehn. Das Volk iſt ſchon in Gährung, und das Reich nahe bedroht. Jſts der Caſtro Leben, das uns dies Unglück bringt, ſo bring' ihr Tod uns Glück.

König.

Jhr Tod? Eine Unſchuldige? Jch war nie grauſam, Coelho. Sollte ichs in meinem Alter werden? Rathe mir menſchlicher.

Coelho.

Herr, wenn Brand die Stadt bedroht, ſo reißt man die nächſten Häuſer nieder, und das iſt Weisheit. Laß nicht ein weiches Mitleid dich verführen. Du biſt König, und alles deinem Staate ſchuldig. Wie viele geben nicht die eignen Kinder in den Tod? Wie viel Unſchuldige verdammte dies Geſetz mit Recht?

König.

Nein, Coelho, ich hoffe noch durch ſanftre Mittel das Unglück, das uns droht, zu wehren. Jch will die Jgnez auf ewig in ein Cloſter verweiſen.

Coelho.

Das iſt umſonſt. Du überwindeſt die Liebe des Prinzen nicht, wenn auch nur ein Funken Hoffnung ihm bleibt. Und fehlſt du den Weg, ſo ſieh den Abgrund. Hier kömmt Alvaro mit dem Geſandten.

Fünfte Scene.

Der König. Coelho. Der Geſandte. Alvaro.

Geſandter.

Die Infantin, groſſer König, iſt ſchon in deinem Reiche, ich erhalte eben die Nachricht. Aber der König, mein Herr, weiß auch den Widerſtand deines Prinzen, und ſchickt mir einen ernſten Befehl, ich ſoll mit dem Leben dafür haften, daß nichts an deinem Hofe geſchehe, was der Infantin und ſeines Throns nicht würdig ſey.

König.

Sey ruhig, Graf. Ich löſe heute die Bande, die den Prinzen feſſeln. Iguez wird verwieſen.

Geſandter.

Deine Weisheit braucht zwar keinen Rath, und du haſt den ſicherſten Weg getroffen; dürfte ich dir aber ſagen, was ich denke, ſo verweiſe ſie nicht bloß in deinem Reiche, ſondern übergieb ſie uns. Sie ſoll edel behandelt werden, und dem Prinzen bleibt ſodann keine Hoffnung.

König.

Du haſt recht. So ſoll es ſeyn.. Komm, ich will den Befehl unterzeichnen, und ſorge du für ſie.

Geſandter.

Ja, König, wir wollen für Sie ſorgen. Sie iſt ein edles Fräulein. Sie ſoll in dem Kloſter leben, wo die Töchter unſrer Könige ſind.

Zweyter Akt.

Erſter Auftritt.

Der Prinz. Almeida.

Prinz.

Was ſagſt du, Almeida? Der König verweißt die unglükliche Caſtro aus ſeinem Reiche, übergiebt ſie den Spaniern?

Almeida.

Ja, Prinz, wollte Gott, ich dürfte dirs nicht ſagen.

Prinz.

Und ich lebe noch? Iſts möglich? Kann der König ſo grauſam ſeyn? Dich Unſchuldige opfern? Iſts möglich, Almeida?

Almeida.

Coelho und Alvaro riethen es, der Geſandte von Spanien war auch dabey, und der König hat es unterzeichnet.

Prinz.

O es kommt ein Tag der Rache! Almeida, was ſoll ich thun? Wie ſoll ich ſie retten? Weißt du Rath? Rathe! Ich kann nicht denken.

Almeida.

O Prinz, da iſt wenig Rath.

Prinz.

Ich will hin zum Könige, will mich zu ſeinen Füſſen werfen, will ihm ſagen, daß das heilige Band uns bindet.

Almeida.

O Prinz, iſt dein Leben, iſt ihr Leben dir lieb, ſo thue es nicht.

Prinz.

Wie, glaubſt du, ſie könnten auch gegen ihr Leben ſich verſchwören?

Almeida.

Ich fürchte alles von den grauſamen Räthen. Schon fiel hier und da ein Wort.

Prinz.

Iſts möglich im Menſchenherz? O unglückli-
e Caſtro! Hilf du, allmächtiger Gott, du mußt
elfen, wenn Menſchen nicht mehr Menſchen ſind.
h habe ihr meine Hand vor dir gegeben, nun ge-
utſt du, ich muß ſie ſchützen. Komm, Almeida!

Almeida.

Faſſe dich, Prinz, ich ſehe den Geſandten.

Prinz.

Der Geſandte? Mich faſſen? Ja. Der
merz wird Wuth.

Zweeter Auftritt.

Der Prinz. Almeida. Der Geſandte.

Geſandter.

Erlaube, Prinz, daß ich dir Glück zu dem heiligen Bande wünſche, damit du heute Portugall und Spanien bindeſt.

Prinz.

So? Du haſts alſo überwunden, was dem entgegen ſtand? Iſt die unglückliche Caſtro ſchon verwieſen? Sage! Es war ja doch dein Rath.

Geſandter.

Wenn der König, dein Vater, gebietet, ſo geſchieht es.

Prinz.

So wiſſe dann du auch, und ſage es deinem König, daß der Tag kommen wird, wo ſie mit Blut ihre Thränen zahlen, mit Blut ſie mir wieder geben ſollen.

Geſandter.

Prinz, Spanien ehrt deinen Muth und dich. Wir zittern aber nicht vor Stolz und Drohen.

Prinz.

Das ſey! So wiſſe dann, daß Caſtro meine iſt, und ich auf ewig ihr. Ich habs ihr gelobt. Schicke dieſe Antwort nach Spanien, und mit ihr deine Infantin.

Geſandter.

Gut, Prinz! Ich wills ſchicken. Aber glaubeſt du, daß Spanien dieſen Schimpf ertragen wird? Wir ſehn uns wieder, aber im Feld und in Waffen.

Prinz.

Mögt ihr doch! Das Fliehn habt ihr gelernt. Lernts wieder.

Geſandter.

Prinz, du biſt noch jung, und täuſcheſt dich.

Prinz.

Schweig!

Geſandter.

Ich bin dein Vaſall nicht, Prinz. Ich bin ein Spanier, und als Geſandter Fürſt, wie du, und fürchte dich nicht.

Prinz.

So lerns. (Zieht den Degen.)

Dritter Auftritt.

Der Geſandte. Der Prinz. Der König.

König.

Verwegner, was thuſt du? Iſt kein Geſetz dir mehr heilig?

Prinz.

Sollen ſie mir heilig ſeyn, ſo ſchone du auch mich, oder du ſiehſt noch ehe ich ſterbe, was Muth und Verzweiflung vermag.

König.

Unwürdiger Sohn, wenn du dann die heiligſten Bande brichſt, und meine Jahre und Vaterliebe nicht achteſt, ſo fühle nun auch die Strafen des Königs. Das Schloß ſey dein Gefängniß, bis du deinen Sinn geändert haſt.

Prinz.

Ich gehorche, du biſt König. Ich gehe hin, wo du gebieteſt. Ich kann auch ſterben, wenn du willſt, aber der Infantin kann ich meine Hand nicht geben. (Geht ab.)

König.

Graf, du mußt als ein weiſer, edler Mann, die Hitze eines Jünglings vergeben, den Schmerz und Leidenſchaft verwirrt.

Geſandter.

Es iſt mein König, Herr, du weißt es ſelbſt, der damit beleidigt ward, nicht ich; doch wird es ihm, wie ich glaube, völlig genug thun, was du ſo edel und gerecht verordnet haſt. Wiſſe aber, der Prinz drohet Caſtro mit Gewalt der Waffen aus unſerm Reiche zu holen. Er ſagt, daß ſie ewig ſein iſt, und er ewig ihr, und gebietet mir, die Infantin mit dieſer Antwort zurück zu ſchicken.

König.

Thörichter Jüngling! Fürchte nichts, Graf, verlaß dich auf mich. Ignez ſoll eilends nach Spanien, und ich will alles mögliche thun, den Prinzen zu ſich ſelber zu bringen.

Geſandter.

Dein edles Herz, o König, zeigt, was wahre Treue und Freundſchaft iſt. Erlaube jetzt, daß ichs an meinen König ſchreibe, und wie bey allem, was geſchehen iſt, deine Freundſchaft unverändert bleibt.

König.

Geh Graf, du biſt der größten Achtung werth.

Vierter Auftritt.

Der König. Coelho. Alvaro.

König.

Freunde, das Uebel wird gröſſer. Alle meine Wachſamkeit war vergebens; der Prinz und der Geſandte ſind ſich durch einen unglücklichen Zufall begegnet, und wie ſehr ich auch geeilt bin, ſo war es doch zu ſpät. Der Prinz hat ihn mit vielem heftigen Worten beleidigt, den Degen gegen ihn gezogen, und ihm geſagt, daß Caſtro ſeine Gemahlin ſey, und die Infantin wieder nach Spanien zurück ſoll.

Alvaro.

Erſtaunende Verwegenheit!

Coelho.

Und was wirſt du nun Spanien für Genugthuung geben?

König.

In Gegenwart des Geſandten ſelbſt habe ich den Prinz nach dem Schloſſe gefangen geſchickt. Die Caſtro ſoll unverzüglich nach Spanien, und ich will ſehn, ob ich mit Strenge überwinde, was ich mit Liebe nicht konnte.

Coelho.

Du erwählſt zwar die Strenge zu rechter Zeit. Aber ich ſage es dir nochmals, mein König; die Verweiſung der Ignez iſt nicht genug, uns zu retten. So lange ſie lebt, iſt alles vergebens.

König.

Geh, ich haſſe deinen grauſamen Rath. Wie ſoll ich ein unglücklich Weib verdammen, die vielleicht hintergangen, vielleicht gezwungen, ſich meinem Sohne ergab? Sie hat keine Schuld gegen uns, als daß Pedro ſie liebt. Laß ſie erſt fern ſeyn, ſo will ich die Bande ſchon löſen.

Alvare.

Die Bande, König? Bande, wie die ſind, löſet nur der Tod.

König.

Was willſt du damit ſagen, Alvaro? Rede weiter.

Alvaro.

Der Prinz iſt im Geheim vermählt, und Caſtro iſt ſeine Gemahlin.

König.

Wie? Und du weißt es gewiß?

Alvaro.

Wir ſuchen noch die Gewißheit zu erfahren. Aber die Sage iſt in aller Munde.

König.

Wer will auf Sagen achten, was Unwiſſende reden! Die Widerſetzlichkeit des Prinzen giebt dazu Anlaß.

Alvaro.

Die Sage, mein König, hat diesmal Recht. Denn die Liebe des Prinzen zeigt es, und die Wuth, mit der er jetzt handelt.

König.

Nein, Alvaro, es iſt unmöglich.

Coelho.

Wenn es nun aber ſo iſt, wie dann?

König.

Dann, Freunde, ſchiffen wir im Sturm und ohne Ruder.

Coelho.

Ja, doch iſt der Hafen nah, aber nur ein einziger, gehſt du ihn vorbey, ſo ſind wir verlohren.

König.

Ich kann ſo grauſam nicht ſeyn.

Coelho.

Grauſam? Grauſam, Herr, biſt du, wenn du nicht darauf denkſt, das Unglück von unſern Häuptern zu wenden. Soll dein Volk unter der Geiſſel eines Kriegs ſeufzen, der ungerecht iſt? Oder meynſt du, das ſtolze Spanien werde nicht kommen, um einen Schimpf, wie dieſer, zu rächen? Unſre Felder ſind noch roth vom Blute, das dein Volk gegen die Ungläubigen vergoß! Noch weinen die Wittwen verlaſſen mit ihren unglücklichen Kindern, die Mütter um ihre Söhne; du weißt es ſelbſt, o König, dein Reich erhebt kaum ein wenig das Haupt, aus jenem Elend und Plagen. Solls ihnen nun ganz erliegen, da du mit einem einzigen Leben es retten kannſt?

Alvaro.

Und ſieh, Herr, am Feinde von auſſen iſts nicht genug. Du wirſt auch Feinde von innen haben. Die ſtolzen Großen des Reichs, und ihre Weiber, werden ſie es dulden, daß Ignez ihre Königin wird? Sie iſt zwar von edler Geburt, aber jede glaubt ſich ihr gleich, und ſie werden ſie nicht erkennen. Schon laufen dieſe Gerüchte im Volk, und alles will den Tod der Caſtro. Wir ſind nicht grauſam, wenn wir dirs rathen, o König, du hörſt unſre Gründe. Es iſt Weisheit, Vorſicht der Könige, was du Grauſamkeit nennſt, und haſt du ein Mißtrauen in unſer Herz, ſo rufe von den Großen, die dir folgen, die Weiſeſten und Rechtſchaffenſten zuſammen. Höre ihren Rath, und laß ſie entſcheiden.

König.

Verblendete Menſchen, die ihr die Könige für glücklich haltet! Wie ſchwer iſt mir heute Zepter und Krone! Soll ich dann die Arme verdammen? Sie iſt vielleicht unſchuldig! -- Geht Freunde, ſuchts zu erfahren, ob Pedro ihr Gemahl iſt; und iſts, ſo ſoll der Rath der Großen entſcheiden.

Alvaro.

Ignez kömmt mit ihren Kindern. O König, ſey ſtandhaft!

Fünfter Auftritt.

Der König. Coelho. Alvaro. Ignez mit ihren Kindern. Leonore.

Ignez.

Gütiger König, die Unglückliche, die du hier in ſo vielen Thränen zu deinen Füſſen ſiehſt, die iſts, die dein Sohn liebt. Dieſe zarten Kinder ſind deine Enkel: Sie küſſen deine Hand, und bitten dich für mich, und deinen Sohn. — Erweichen dich meine Thränen nicht, nicht dieſe unſchuldigen Kleinen, ſo wende deinen Zorn gegen mich allein, und ſchone deines Sohns — Er kann dir nicht gehorchen, König. Gottes Gebot iſt über deins, und er iſt mein Gemahl.

König.

Undankbarer Sohn! Wie haſt du gegen deinen Vater gehandelt? Was iſt nun das Ende?

Alvaro.

Sieh, Herr, die Zweifel ſind entſchieden.

Ignez.

Vergieb, vergieb dem Sohn deiner Liebe: Er liebt dich auch, und kennt keinen Ruhm, als dein Sohn zu ſeyn. — Bey dieſer Vaterhand, die ich Unglückliche küſſe, bey dieſen unſchuldigen Kindern, in denen du die Kindheit deines Sohns, und die Hofnung ſeiner Jugend wieder ſiehſt — Du ſiehſt auch meinen Jammer — Ich nahm meine Zuflucht zu dir, zu dir allein, höre mich, gütiger König! Du haſt ja nie den Unglücklichen von deinem Throne gewieſen — Du biſt barmherzig und gut, die leidende Unſchuld floh immer zu dir — Aber du ſchweigſt — du willſt meine Thränen nicht ſehen — O wende dich nicht von mir! — Sieh, ich kam mit Thränen und Seufzern zu dir — Wende dich nicht von mir.

König.

O ſchrecklicher Tag!

Ignez.

Lieben Kinder, ſo iſts dann wahr, was mein Herz mir geahndet. Ihr verliehrt eure Mutter, verliehrt ſie bald. Sie weinte umſonſt, niemand war, der ſie ſchützte.

König.

Unglückliche Ignez, glaube nicht, daß mein Herz grauſam und fühllos gegen dich iſt. Es blutet wie das deine. Aber wie ſoll ich dich tröſten?

Coelho.

Die Zeit vergeht. Sire, man wartet deiner im Rath.

König.

Regiere du mich, Gott, der du die Könige regierſt.

Sechſter Auftritt.

Ignez, ihre Kinder. Leonore.

Ignez.

Es iſt entſchieden! — Ich ſterbe — Lebt ihr, meine theuern Kinder, lebt, und möchtet ihr doch nie das Schickſal eurer Mutter erfahren. Ich ſterbe, ihr Lieben, ich ſterbe; und ihr habt keine Mutter mehr. Ihr ſchlaft nicht mehr an ihrer liebenden Bruſt; dieſe Hand trocknet eure Thränen nicht mehr; leitet nicht mehr euern Gang. Aber doch habt ihr einen Vater, der eben ſo zärtlich euch liebt. Mit dieſem Troſt will ich ſterben — Ich Unglückliche! Auch dieſer Troſt iſt falſch. Euer Vater folgt mir im Tode, oder liegt unter der Gewalt, und dann ſeyd ihr vergeſſen; ein Opfer jener Fürſtin, die mir folgt — O meine armen Kinder, unglücklich wie eure Mutter.

Leonore.

Hoffe, meine Fürſtin, hoffe, ſuche du nicht ſelbſt den Tod. Der König iſt gerecht und gut: Er hielt oft die Thränen im Auge zurück, und ſah dich mitleidig an. Sein Herz war erweicht.

Ignez.

Du hoffſt vergebens, meine Freundin. Sie nahmen den Prinz gefangen, um ſeine Ignez ſicher tödten zu können. — O mein Pedro, wie wirds dir ſeyn, wenn du hier wieder zurück kömmſt: Wenn du dieſe Wände gefärbt mit meinem Blute ſiehſt: Dieſe Pfänder unſrer Liebe, die ſo innig dich freuten, Mutterlos. — O kommt meine Lieben, kommt an meine liebende Bruſt, die euch nährte. Vielleicht die letzte Umarmung! Die Mörder kommen bald. — O Sohn des Ewigen, und du heilige Jungfrau, du weißt meine Unſchuld, und ſiehſt dies Herz, hilf mir! Ich will hin zu deinen Altären! Nur du kannſt mich retten. Kommt mit mir, arme hülfloſe Wayſen.

Dritter Akt.

Erſter Auftritt.

Ignez. Leonore.

Ignez.

Ja, treue Freundin, ich will dir gehorchen, ich will wieder zum König, wieder zu ſeinen Füſſen mich werfen. Ich bin dirs ſchuldig, mein Pedro, auch euch, meine Lieben. Vielleicht erweiche ich ſein Herz. — Doch ach, was täuſcheſt du mich, Leonore? Das Volk will meinen Tod, die grauſamen Räthe rathen es, der König hälts für ſeine Pflicht.

Leonore.

Es iſt noch Hoffnung, theure Fürſtin. Es iſt noch Hoffnung, verzweifle nicht, der König war nie grauſam.

4

Ignez.

Nun, mein Pedro, ſo lebe du, lebe wenigſtens du. Ich ſterbe um dich, aber ich liebe dich ſterbend. — Ihr meine Kinder werdet ſein Troſt. Er ſehe euch mit Freuden, ob er gleich die Mutter nicht ſieht, die ihm ſo lieb, ſo theuer war. — O meine Lieben, wie liebte ich euch, wie kann ich euch laſſen.

Leonore.

O daß ich keinen Troſt dir geben kann, als meine Thränen! Liebe Fürſtin, die Zeit kömmt. Fliehe zum König, hoffe auf ihn und auf Gott.

Ignez.

Es ſind Löwen, Freundin; ich beſänftige ſie nicht.

Leonore.

Allmächtiger Gott, der du aus den Tiefen des Meers, die du retten willſt, retteſt, hilf ihr, und erweiche dieſe Herzen.

Ignez.

Komm, Freundin, komm.

Zweyter Auftritt.

Ignez. Leonore. Almeida.

Almeida.

So lebſt du noch, Fürſtin, und biſt frey?

Ignez.

Und mein Pedro?

Almeida.

Er lebt auch, und ſendet mich zu dir. Coelho und Alvaro haben dich zum Tode verdammt, und jetzt ſind die Großen des Reichs verſammelt, und ſprechen das Urtheil über dich. Dein Prinz läßt dir ſagen, Fürſtin, du ſollſt fliehen, bis ſeine und deine Tage glücklicher würden, bis ſein Arm wieder frey iſt. Du ſollſt nicht für deine Kinder zittern; er will ihr Vater ſeyn, ſie ſollen ihn tröſten, bis er dich wieder ſieht.

Ignez.

Das ſagte mein Pedro, und wie lebt er?

Almeida.

Er nennt dich, er nennt ſeine Kinder, und ſieht zu Gott auf. — Aber, Fürſtin, er gebietet dir Eil. Die Sonne geht unter, alles iſt bereit. Du weißt die geheime Thür im Garten des Pallaſts. Verkleide dich, ich erwarte dich da, mit Freunden, die gern das Leben für dich geben. Aber noch iſt keine Gefahr, noch biſt du ſicher, und die Nacht ſchützt uns.

Ignez.

Ja, Almeida, ich gehorche. Ich will zu meinen Lieben — das letzte Lebewohl — Aber ich eile, erwarte mich hier.

Dritter Auftritt.

Almeida allein.

Almeida.

Wie glücklich waren dieſe beyden Liebenden, und nun, wie unglücklich ſind ſie! — So ſchützt dann auf Erden weder Unſchuld, noch Liebe, noch Tugend? — O warlich, es muß nach dieſem Leben ein anders noch ſeyn! — Himmel, da kömmt der König, wo ſoll ich mich verbergen?

Vierter Auftritt.

König. Almeida.

König.

Almeida!

Almeida.

Hier bin ich, mein König, was iſt dein Befehl?

König.

Du kömmſt von dem Prinzen zu ſeiner Ignez? Ich ſehe es gern, Almeida. Denn ich wünſchte dich zu ſehn. Mich umgeben nichts als grauſame Räthe. Ich höre nichts, als blutdürſtige Stimmen, die der Caſtro ihr Leben fodern. Lieber Almeida, ich konnte nicht mehr widerſtehn. Ich habe das ſchreckliche Urtheil unterzeichnet.

Almeida.

Und das konnteſt du, guter König, das konnteſt du?

König.

O Freund, ich thats, aber mit blutendem Herzen. Ich ſah die arme unglückliche Ignez, wie ſie vor mir weinte, und die kleinen unſchuldigen Engel um ſie; es war mir, als ruften ſie Rache zum Himmel, unſchuldig vergoßnes Blut.

Almeida.

Nun ſo höre dieſe Stimmen, König. Sey gut und gnädig, wie du es von Natur biſt. Die ſo unglückliche Ignez verdient es. Sie iſt unſchuldig. Dein Sohn verdient es auch. Du raubſt ihm mit ihrem Tode das Leben. O König, du weißt nicht, was dein Sohn leidet, wie er in tiefſtem Schmerz verſtummt, und nur dann und wann, voll Verzweiflung die Augen zum Himmel aufhebt, und einen rächenden Arm, der vielleicht gegen ihn ſelbſt wütet.

König.

Sey ruhig, Almeida. Ich habe alles widerrufen — Da kömmt der Geſandte. Was wird er bringen?

Fünfter Auftritt.

Der König. Almeida. Der Geſandte.

Geſandter.

Großer, unüberwundner König, das Schickſal der unſchuldigen Caſtro bringt mich gerührt zu dir. Ich bitte um ihr Leben. Ich weiß, Herr, du haſt wider dein Herz, durch die Stimme der Räthe übermocht, ihr Urtheil unterſchrieben, und kämpfſt mit dir ſelber. Folge, guter König, folge deinem Herzen, und nicht der blinden Wuth deiner Räthe. Die Spanier ſind edel, mein König, und zweifeln nicht an deiner Treue und deinem Wort. Sie werden nichts von dir fodern, glaube mirs, wenn ſie wiſſen, wie unmöglich es iſt, daß du dein Wort erfüllſt. Das Band iſt ja unauflöslich,

löslich, das deinen Prinzen bindet, und es durch den Tod der unſchuldigen Caſtro zu löſen, iſt Grauſamkeit, die nicht erhört iſt, die nicht in deinem edlen, gutem Herz ſeyn kann. Die dir zu dieſer Strenge rathen, ſind Tiger-Herzen, grauſam von Natur, oder es haben ſie Leidenſchaften geblendet.

König.

Du edler, großmüthiger Mann, ich bin deinen Wünſchen zuvorgekommen. Das Todesurtheil iſt widerrufen. Ich habe den Räthen andere Befehle geſchickt. Der Prinz iſt entlaſſen, und was auch die grauſamen Räthe und Volk ſagen, Inez iſt ſein. Gott hat es alſo verordnet, und wir ſehn oft ſeinen Rath nicht.

Almeida.

Dank ſey dirs, du guter König.

Geſandter.

Titus wirſt du heiſſen, dein Sohn und auch dein Reich wird dich ſegnen. Ich gehe der Infantin entgegen. Sie hat ein edles Herz, und wird vergeben.

König.

Ja, Freund, gehe. Ich ſelbſt will dir folgen, ſobald der Tag morgen anbricht. Geh du, Almeida, rufe die arme Ignez, ich will ſie ſelbſt tröſten. Ich erwarte den Prinz.

Sechſter Auftritt.

Der König. Der Prinz.

Prinz.

Hier iſt dein Sohn, König, und küßt deine väterliche Hand. Zu gering ſind deine Strafen für mein Verbrechen. Aber, Vater, wie ſoll ich leben, wenn du meine Ignez zum Tode verdammſt? Sie iſt meine Gemahlin, das heilige unauflösliche Band hat uns gebunden. Sie iſt unſchuldig. Soll ich ſehen, wie die blutdürſtigen Mörder ſie vor meinen Augen zerfleiſchen?

König.

Sey ruhig, mein Sohn, deine Caſtro kömmt, und ſoll dirs ſelbſt ſagen, daß ich ihr vergeben. Ich habe das Urtheil widerrufen, und ſie iſt dein.

Prinz.

O Vater, o Vater! — Laß die väterliche Hand mich küſſen, die wie Gottes Hand mich aus dem Abgrunde rettet. So biſt du mein, o Ignez! Ihr ſeyd mein, geliebten Kinder. Unſer König iſt unſer Vater? — Doch was hör ich, gütiger Gott — Welch Weinen!

Siebenter Auftritt.

Der König. Der Prinz. Leonore.

Leonore.

O König, o Prinz, ſie iſt nicht mehr!

Prinz.

Was weinſt du, wer iſt nicht mehr?

Leonore.

O ich Unglückliche! O Prinz, deine Gemahlinn iſt nicht mehr!

Prinz.

Sie?

Leonore.

Ja, Prinz.

Prinz.

Allmächtiger Gott! Sie ſtarb für Schmerz?

Leonore.

Nein, Prinz, Mörder brachten ſie um.

König.

O unglückliche Caſtro!

Leonore.

Sie war zur Flucht bereit. Wir Armen um-
ben ſie und ihre Kinder. Sie floh von Arm zu
m, von Kind zu Kind, das letzte Lebewohl, und
ückte ſie an ihre Bruſt. Die Kinder weinten
ut, o Gott, es erbarmte dich nicht!

Prinz.

Ich Unglücklicher!

Leonore.

Die Mörder kamen mit bloſſen Dolchen, deine
glückliche Fürſtin wollte fliehen, ihre armen un-
uldigen Kinder um ſie, und hängten ſich an ihr
eid. Wir ruften laut nach dir, o Prinz, und
tt um Hülfe. Aber es war keine. Sie durch-
hen ſie. O mein Pedro! war ihr letztes Wort.

Sie hob ihre Hände zum Himmel und ſtarb, ihre Kinder um ſie, mit ihrem Blute gefärbt. — Die Mörder giengen kalt davon. Es kam ein Befehl von dir, o König, ſie wollten ihn nicht hören.

Prinz.

Du hörſts, o Gott! Wer ſind die Mörder?
(Geht ab.)

Leonore.

Coelho und Alvaro.

Letzte Scene.

Der König. Leonore. Coelho. Alvaro.

König.

Ihr habts gethan? Ihr Mörder?

Coelho.

König, es war dein Befehl.

König.

Mein Befehl, Grauſame! ihr wißts. Ich ſtrafe euch nicht. Ich tödte euch nicht. Aber der Tag der Rache wird kommen.

IV.

Ignez de Caſtro.

Trauerſpiel

aus dem Portugieſiſchen
des
Antonio Ferreira.

Auszugsweiſe
von
H. v. Z.

Ignez de Caſtro.

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Ignez. Donna Clara, (die ſie erzogen.)
och ſind Ignez und der Prinz nicht vermählt.)

Ignez.

Sucht Blumen ihr meine Geſpielen,
Zu tauſend und tauſend
Die ſchönſten Blumen des Lenz!
Umwindet die güldnen Locken,
Von Roſ' und Lilien flechtet den Cranz.
Es töne die Harfe der Liebe;
Es töne der holdre Geſang.
O feyert ihr Lieben den ſeligen Tag,
Der Ignez, eurer Geſpielin, ſeligſten Tag!

Clara.

Was für Freude, was für Feſt und Geſang
erſt du?

Ignez.

O meine Mutter! freue dich auch, hilf mir mich freuen.

Clara.

Sage mir erſt, liebe Ignez, was ich ſehe? Freude iſt in deinen Worten, und die Thräne im Auge? Warum biſt du freudig und betrübt zugleich?

Ignez.

O, die du ſo froh ſiehſt, betrübt iſt ſie nicht.

Clara.

Und warum weinſt du dann?

Ignez.

Die Freude hat auch Thränen, Clara; ſüße Thränen.

Clara.

So ſage mir denn dein Herz ganz, daß ich mich auch mit dir freuen könne.

Ignez.

O Mutter, mir iſt heute ein ſchöner Tag aufgegangen, ein Tag der Ruhe.

Hier folgen einige Verſe ganz ohne Zweck, bis Ignez auf die Liebe ihres Pedro kömmt.

Du weißt es, o Mutter,
Wie faſt noch in deinen Armen,
In zarteſter Blüthe der Jugend,
Wie dieſe Augen in ihm ein Feuer entzündet.
Es glühte die Flamme: Sie glüht noch
Rein, heilig, und treu.
Um mich war ihm Thron und Zepter zuwider,
Um mich haßt' er der Fürſtinnen Namen,
So groß war ich in ſeinen Augen geachtet.
Wie lang hat er widerſtanden! Mit Thränen
Gab er der Fürſtin die Hand,
Die Waffen und Blut uns gebracht.
Ihm brachte ſie Jammer und Schmerz.
Er gab ihr die Hand,
Lieb', Sehnſucht und Treue blieb mir.
Mit Thränen dacht er des Tages,
Der ihn auf ewig gebunden,
Auf ewig getrennt,
Irrt einſam umher,
Allein, ohne Freund,
Verweinend ſein Leben.

Ignez, ſein Wunſch, ſein Geſpräch, ſeine Seele.
Sie ſah er in allem,
Sie ſucht er allein. —
Ich liebte ihn auch.
Wer kann das Feuer der Liebe
Im Herzen begraben?
Es flammt im Auge ſo hell!
Ich ſahs in den ſeinen:
Die ſeinen ſahens in mir.

Ignez erzählt den Tod der Conſtancia, und wie der Infant nun ganz ihr eigen geworden, das Volk aber, und die Räthe des Königs ihrem Glücke widerſtanden, und oft die ſüßeſten Tage der Liebe mit Schrecken verbittert. Wie dann einſt ihr Pedro ſie in Thränen gefunden, wie ſie ihn beſchworen, ihrem Herzen Ruhe zu geben.

Bey dieſen meinen Thränen,
Bey deiner lieben Hand,
Die du Getreuer mir gabſt:
War ich in deinen Augen einſt ſchön,
War ich dir einſt lieb,
Sagt es je dein Herz dir,

Ich liebe dich auch, ſo wie du mich liebſt:
So ſey mir ein Schutz,
Du mein Alles auf Erden;
Dein Vater gebietet,
Das Volk und ſein Rath ſtürmt auf dich.
O könnteſt du einſt deiner Ignez vergeſſen.
So laß mich dann ſterben, o Lieber.
Von deiner Hand will ich ſterben —
Und ſüß, und Wohlthat iſt mir der Tod!

Clara.

Du rührſt mich bis zu Thränen.

Ignez.

Wie rührt' ich ihn! Er umſchlang mich feſt mit ſeinem Arm, und drückte mich an die geliebte treue Bruſt. Meine Thränen floſſen.

(Der Prinz gab ihr an dieſem Tage die Hand, und vermählte ſich mit ihr.)

Clara.

O nun kenne ich deine Freuden, und ihre Thränen. Ich weine auch, und freue mich.

Ignez.

Ja, Freundin, nun erſt kann ich leben, nun bin ich erſt froh.

Clara.

Wohl, liebe Ignez, aber bleib auch wie du warſt, beſcheiden und ſanft.

Ignez.

O liebe Mutter, ſey du mein Rath und Freundin, wie du es bisher geweſen. Laß die Freude und das Glück mich nicht verderben.

Zweyte Scene.

Die Vermählung iſt geſchehen. Der Prinz wird darum verfolgt. Er iſt allein. Ein langes, feyerliches Gebet zu Gott, ihm Sanftmuth in das Herz zu geben, und des Volks und ſeines Vaters Wuth zu ſtillen.

Dritte Scene.

Der Prinz und ſein Sekretair, der ihm die unzeitigſten Vorſtellungen gegen dieſe Liebe thut, die der Prinz mit Ungeduld beantwortet.

Zwey Chöre. Eins das Glück, das andre, die Gefahren der Liebe zu beſingen.

Erſtes Chor.

Amor hat Flammen,
Amor hat Thränen,
Jüngling und Mädchen
Fürchte ſie nicht:
Amors Flamme zehrt nicht,
Amors Thränen ſind ſüß:
Er kömmt mit weichen, liebenden Händen,
Und trocknet ſie ſelbſt.

Sieh, wie iſt ſein Köcher gewaffnet,
Mit ſpitzigen Pfeilen!
Jüngling und Mädchen
Fürchte ſie nicht:
Leicht iſt die Wunde,
Süß iſt der Schmerz:
Er kömmt mit weichen, liebenden Händen,
Und heilet ſie ſelbſt.

Zwey-

Zweytes Chor.

Im ſanften jungfräulichen Buſen
Des frommen, heiligen Mädchens
Schleicht er, ein Mörder ſich ein!
Sie weint — ſie flehet — Vergebens!
Er flieht und kömmt wieder.
Das Fünklein macht er zur Flamme,
Die Aſche zur Glut.
Verwundet das Auge zuerſt,
Dann ſchleicht er ein Gift,
Durch alle Adern zum Herz.
In zaubriſchem Schlummer begraben
Schläft ſie, träumt ſüßen Betrug,
Bald kommen die Thränen,
Blutige Thränen, und werden zum Strom.

Zweyter Akt.

(Hat nur eine Scene.)

Der König iſt in Montemor, und hält Rath über die Donna Ignez.

König.

Güldner Scepter, dem, der dich nicht kennt, wie ſchön, und wie lieb! — Und wer es wüßte, wie wenig du das biſt, was man glaubt, der würde auch von dieſer Erde dich nicht aufheben, wenn er dich alſo fände, lieber mit ſtolzem Fuß dich zertreten. — Uns blendet der Schimmer von dieſem Golde. Aber warlich es iſt Erde, wie andre, und ſchwerer zu tragen. — Das Reich iſt wie eine Veſte, und die Könige ſeine Warten, Glück, und Feinden zuerſt übergeben: das Schild des Volks, ſtatt ſeiner die Pfeile aufzufangen. Wer es nicht thut, regierte nicht wohl; und wer es that, iſt der beneidenswerth?

Es wird darauf Rath über die Donna Ignez gehalten, und der König übergiebt den Schluß ſeinen Räthen, und beſchließt mit folgender Stelle.

König.

Der iſt allein König, aber noch ward ſein Name nicht gehört, der frey von Furcht und Hoffnung und Wunſch ſeine Tage verbrachte. — Ich muß oft fürchten, oft mich verſtellen, oft darf ich nicht wie ich will — Auch ein König darf nicht; fürchtet das Volk; muß leiden; im Geheim ſeufzen, heucheln! — Und was thut der Sklav mehr? — Jezt floh ich zum Rathe derer, die ich für treu halte — O möge michs auch vor dir retten, o Gott! Oder zeige mir deinen beſſern Weg bald, damit ich dem hohen Beruf gemäß handle, mit dem du mich rufeſt. — Und ehe ich ſterbe, ſo löſe auf eine Zeitlang dieſe Bande, damit ich mich ſelbſt beſſer erkenne, und mit leichterm Fluge zu dir auffliege, als den eine Laſt wie dieſe beſchwert.

Dritter Akt.

Erſte Scene.

Donna **Ignez** iſt allein in Coimbra. Der **Infant** auf der Jagd.

Ignez.

Später brach nie ein Tag an, als dieſer für mich. O liebe ſchöne Sonne, wie erfreuſt du dieſe Augen. Sie dachten dieſe Nacht nicht, dich wieder zu ſehen. Düſtre traurige Nacht, wie lang warſt du? Wie haſt du mich, Arme, mit deinen Schatten verfolgt? Ich glaubte, ſie wär die letzte meiner Liebe — Und ihr, meine Kinder — lieben, ſchönen Kinder, in denen ich jenes holde Geſicht, euers Vaters Augen ſehe — Ihr bliebt hier zurück, von mir verlaſſen? — O banger, ſchrecklicher Traum, wie haſt du mich erſchüttert — Ich zittre noch, zittre durch alle meine Glieder — Gott wende es ab, daß er nicht Ahndung werde — Verwandle ihn in glücklicher Schickſal, in heitrere Tage — Ihr werdet ja erſt aufwachſen, meine Kinder — Ihr weint, weil ich weine? Ich weine um euch, o meine Kinder, ſo klein noch — Die euch im Leben ſo liebt, ſo für euch zittert, und zagt, wie wirds ihr im Tode ſeyn? — Doch ihr werdet ja leben, ihr werdet leben, und aufwachſen, daß ich es noch ſehe, wie ihr über dieſe Gefilde auf den ſchönen, muthigen Roſſen, die euer Vater euch bewahrte, gejagt kommt, wie ihr mit ihnen über den Fluß ſchwimmt, um dieſe eure Mutter zu ſehen — im Kriege euern Feinden ein Schrecken. O dann komme der Tag meines Schickſals, mich zu ſuchen! — Es komme der Tag, der meiner wartet! — Ich bleibe in euern Augen zuruck, meine Kinder! — Euer Leben rechne ich ſterbend für meins.

Clara.

Ignez, du hatteſt eine unruhige Nacht. Was weinteſt du, Liebe?

Ignez.

O meine Mutter, ich habe dieſe Nacht den Tod geſehen. Er war ſchrecklich und grauſam!

Clara.

Du weinteſt laut, ich war vor Schrecken auſſer mir.

Ignez.

Noch jetzt iſt meine Seele ganz betrübt, und ſchaudert von dem vergangenen Schrecken — Müd von den Sorgen und der Sehnſucht, die mein Infant allezeit mitnimmt, und zurückläßt, ſchlief ich endlich ein, aber tief betrübt, und es war der bängſte, ſchwerſte Schlaf, den je ein trauernd Herz gehabt hat. Ich träumte und war allein, in einem finſtern, traurigen Walde, ganz mit ſchwarzen, düſtern Schatten bedeckt, und hörte von fern die Stimme reiſſender Thiere — Ich erſtarrte, konnte nicht rufen, nicht fliehen, halbtodt umarmte ich meine Kinder. Da kam ein wütender Löwe, und wollte mich faſſen, kehrte aber beſänftigt zurück — Wie er aber gieng, da kamen, ich weiß nicht woher, ſo viel reiſſende Wölfe, und zerfleiſchten mich. Ich rufte zum Himmel auf — ich rufte meinen Pedro — Er hörte mich, aber er ſäumte — Ich ſtarb mit unausſprechlichen Schmerzen eines ewigen Scheidens, daß es mir noch iſt, als wäre alles dahin. — Und dieſe traurige Seele riß ſich ſo blutend loß, wie die ſo früh von hinnen muß, wo ſie ſo glücklich war, und auf ewig den nicht mehr ſehen ſoll, der ſie ſo innig liebt.

Clara.

Gott ſegne dich, liebe Ignez! Das alles ſey ferne von dir! Sieh, ein trauriges Herz hat oft ſolche Erſcheinungen. Von den Trauren und Sorgen, damit du einſchlieſſt, kam dieſer Traum.

Ignez.

Liebe, ich weiß nicht, wie es mir iſt, was für eine Laſt ſo ſchwer dies arme Herz drückt. Wenn ich ſonſt allein war, wie ich es jetzt bin, waren die Träume von meinem Infanten, alle ſo froh, ſo ſüß. Ich wünſchte die Nacht, um mich des Betrugs und ſeines Bildes, mit dem ſie mich täuſchte, zu freuen. Da ſah ich ihn, da glaubte ich, er ſtünde vor mir. — Ich redete mit ihm —

Er mit mir — Oft dieſelbigen Worte, die er beym Lebewohl mit Thränen mir ſagte, ſagte er hier wieder mit Thränen, und ich hielt ihn feſt in meinen Armen zurück, bis ich erwachte. — Der ſüße Betrug erhielt mich von der Nacht bis zum Tage. In dieſer ſchrecklichen Nacht verlohr ich ihn und das Leben.

Clara.

Du wirſt andre Tage ſehen, die ſchöner und glücklicher über dir aufgehen, wo die Krone, die deiner wartet, auf dieſen güldnen Locken ſtehen wird. Sey ruhig indeß, liebe Ignez, ſey wieder ruhig. Vergiß jene Schatten und Schrecken. Lebe Ignez, damit auch der leben könne, der dich ſo innig liebt. Er hat ja kein ander Leben als deines.

Ignez.

Nie ſehnten ſich dieſe Augen ſo ſehr nach ihm. Nie dacht ihn mein Herz ſo ſehr meiner vergeſſend. Gott nehm' ihn in ſeine Huth! — Gott nehme dich in ſeine Huth; mein Geliebter und mein Herr! Dich hält ein Unglück zurück — Mir ſagt es das Herz — groſes Unglück — Wie wallt dieß

Herz dir entgegen. Es iſt als wollte die Seele nicht in mir bleiben. Sie reißt ſich loß, will auf Flügeln hin, wo du biſt — du aber ſcheinſt, ſie zu fliehen, als verließeſt du mich. — O finſtre, traurige Gedanken der Schwermuth flieht, flieht — verlaßt mich.

Clara.

O laß dein Herz dir kein Böſes ahnden. Wie ein viel beſſer Schickſal erwartet dich — Rufe nicht ſelbſt die Traurigkeit in dein Herz. Sie iſt ſo ſchwer zu vertreiben. Kömmt ſie doch oft in lachende Herzen, und bleibt Herr. Siehe, Ignez, ſieh deine Lieben, dieſe theuern, ſüſſen Pfänder der Dauer der Liebe, die ſie dir gab. In ihren Augen erheitre die deinen, die du mit dieſen Thränen trübſt — Weine nicht, Ignez. Die Roſen deines ſchönen Geſichts verblühen. — Weine nicht — Trübe nicht dieſe ſchönen Augen — Laß uns, die auf Erden keine andre Freude haben, als ſie, dies Trauern und dieſe Thränen nicht darinn ſehen — Sieh, wie ſanft der Fluß dahin fließt, wo Er ſo ſehnſuchtsvoll ſteht. Er ſieht dich von dort. Dieſe Wellen, denkt Er, kommen von dir, du haſt ſie geſehn — Er ſieht hier deine Zimmer, wo ſein Herz, ſeine Seele iſt. — Kannſt du dieſen reinen Himmel, dieſe ſchöne Fluren ſehn, ohne dich zu freuen? — Höre den ſüßen Geſang der lieben kleinen Sänger, die unter jenen ſchattichten Bäumen dich immer wie erfreut empfangen. — O denke, Ignez, es kömmt ein Tag, wo du dies alles mit höhrer Freude genießen kannſt, wo ohne Schrecken und Furcht, dein Geliebter ganz dein ſeyn wird, und auch dies Land dein iſt.

Zweyte Scene.

Ignez. Clara. Chor der Jungfrauen.

Chor.

O ſchrecklicher Tag,
Unglückliche Ignez!
Was verkünden wir dir?
Tod! Ignez, liebe Ignez!

Clara.

Was ſagſt du? Rede!

Chor.

O laß mich weinen.

Ignez.

Ignez.

Tod? Er iſt todt,
Mein Infant, mein Geliebter?

Chor.

Beyde werdet ihr ſterben
Und bald.

Ignez.

Sie tödteten ihn, meinen Lieben;
Warum tödteten ſie ihn?

Chor.

In dir tödten ſie ihn,
Du ſelbſt ſterben!
Fliehe, Ignez,
Fliehe, du Arme.
Schon tönt der Huf
Vom Roſſe der Mörder.
Sie kommen! — Der König,
Ein grimmiger Löwe.
Fliehe, Ignez,
Fliehe, du Arme,
Nimm deine Kinder mit dir.

Ignez.

So wirſt du denn wahr, ſchrecklicher Traum. — O warum glaubteſt du dem Geſichte nicht ganz, du ahndendes Herz? — Flieh, meine Clara, flieh — Es iſt ein Tag des Zorns — Ich bleibe — Ich bleibe allein zwar — aber unſchuldig — Wenn auch der Tod kömmt, wenn ich auch ſterbe — ich ſterbe unſchuldig — Ihr, meine Kinder, werdet leben, werdet ſtatt meiner hier leben — O meine Kinder, ſo zart, ſo klein, wollen die Grauſamen euch von mir reißen? — Sieh herab vom Himmel, o Gott! — Verlaßt mich nicht, ihr meine Geſpielen! — Helft mir, ihr Männer von Coimbra! Ihr ſeht meine Unſchuld — O weint nicht, meine Kinder, weint nicht. Ich weine für euch. — Seht mich einmal mit Lächeln, eure liebende Mutter. Bald iſt ſie nicht mehr. — Kommt ſüße Geſpielinnen, ſchließt um die Unglückliche den Kreis — Rettet mit Thränen ihr Leben.

Vierter Akt.

Erſte Scene.

Der König kömmt mit ſeinen Räthen Ignez
ermorden zu laſſen. Ignez kömmt
ihm entgegen.

Pacheco.

Schnell, o König, mußt du dieſe Sache entſcheiden. Mitleid wäre hier grauſam. Verſchließe Augen und Herz für Thränen und Klagen.

König.

Siehe, da kömmt ſie. O ſie verdiente ein glücklicher Schickſal.

Ignez.

Sieh, mein König, hier iſt die Mutter deiner Enkel: dies ſind die Kinder des Sohns, den du ſo ſehr liebſt — Und hier die Arme, gegen die du gewafnet, und ohne Mitleid kömmſt — Hier bin ich, ganz in deiner Hand. — Wäre es ja doch an einem Worte von dir genug geweſen. Ich habe deiner ruhig gewartet, vertrauend auf dich, und meine Unſchuld. Die Unſchuld flieht den Gerechten nicht. — Und klagte mein Gewiſſen mich an, ſo wäre ich auch zu dir geflohen, und hätte dich im Tode für mein Leben gehalten. — Denn du biſt gütig — Nun biſt du ſelber gekommen. Laß deine väterliche Hand mich küſſen. Es iſt Wohlthat, daß du ſelbſt mich und meine Schuld haſt ſehen wollen — Guter, gnädiger König, richte nun ſelbſt. Worinn bin ich ſchuldig? Was ſiehſt du in mir? Was ſiehſt du in einer Armen, die ſich ſo ganz in deine Hände ergab? — Und doch biſt du ſo furchtbar gekommen, als wenn du gegen deine Feinde auszögeſt — Ich zittre, mich alſo vor dir zu ſehen — Ein Weib, unſchuldig, allein, ſo verlaſſen, niemand, der für mich redet? — Ich ſtamle; ich bebe! — Laß dieſe Kleinen für mich reden. Sie könnens noch nicht, Herr, mit ihrer lallenden Zunge — Aber mit ihren unſchuldigen Seelen, mit ihrer Kindheit, mit ihrem Blute, das dein iſt, reden ſie. — Sie reden für mich — Höre ſie. — Sie flehen dich um mein Leben — Laß ſie nicht mutterlos ſeyn — Es ſind deine Enkel — du haſt ſie noch nie geſehen. Laß ſie nicht an dieſem glücklichen Tage, den Gott ihnen gab, mutterlos werden.

König.

O Ignez, dein Loos war hart, dein Schickſal iſt grauſam.

Ignez.

Nein, König, es iſt glücklich, da ich in dieſer Angſt meines Herzens mich vor deinen Augen ſehe. Sieh mich mit Gnaden, wie du auf Unglückliche ſiehſt. — Ich bin ja auch unglücklich. — Kommſt du denn würklich, Herr, mich zu tödten? — Warum tödteſt du mich?

König.

Wenn es ſo iſt, Ignez, ſo ſinds deine Sünden, die das Urtheil über dich ſprechen. Gedenke ihrer.

Ignez.

Meine Sünden? Gegen dich, mein König, zeiht mich das Gewiſſen keiner. — Gegen Gott, o viel! Aber er hört die Stimme des geängſtigten Herzens, die zu ihm ruft. Er iſt gerecht, und gut, und gnädig, und tödtet nicht, wie er könnte, giebt Leben und Wohlthat dem Sünder, und wartet, daß er ihm verzeihe. So thateſt du ja auch, guter König, ſo thuſt du auch noch. — O laß mich vor dir leben —

König.

Dein Tod errettet vielen das Leben. Sie wollen, daß du ſterbeſt.

Ignez.

O ich Unglückliche! — So hörſt du mich nicht, mein König? — O höre mich, höre nicht die Stimme des Zorns, der Wuth. —

Pacheco.

Donna Ignez, das Urtheil iſt über dich geſprochen; laß die Seele wohl bereitet von dieſem Körper ſcheiden, und bald, damit du nichts mehr zu beweinen haſt, als dieſen Tod allein.

Ignez.

O meine Freunde, warum beſänftigt ihr nicht des Königs Zorn? Ich komme zu Euch; ich flehe Euch um Hülfe. Helft mir Barmherzigkeit erflehn. — Ritter, es iſt euer Gelübd, den Unglücklichen zu helfen. Beſchützt mich, ich ſterbe unſchuldig. Schützt mich, ihr habt Schuld an meinem Blut.

Coelho.

Bey meinem Jammer über dieſe Thränen, die
u weinſt, beſchwör ich dich, brauche die wenige
eit, die dir bleibt, für deine Seele. Was der
önig gegen dich thut, iſt gerecht. Wir führten
n hieher, nicht, um grauſam gegen dich zu ſeyn,
ndern ein Reich zu erretten, das dieſen deinen
od verlangt. O wollte Gott, daß es anders
äre. — Vergieb dem Könige, er iſt nicht grau-
m. — Sind wirs, ſo ruft eine Stimme für
ch Rache zum Allmächtigen, wenn die Abſicht
ſers Raths uns nicht rechtfertigen kann. —
de den Tod mit Geduld. Er iſt ein Opfer für
uſende. Leide ihn mit Geduld. Es wird dir
e größre Herrlichkeit werden, als die du hier
ſteſt. — Je ungerechter dir dein Tod ſcheint,
o herrlicher iſt dein Lohn, dort, wo alles mit
aas und Gewicht gezahlt wird. — Wir, die
dich mit Unrecht tödten, wie du glaubſt, wir
en auch nicht lang, und ſtehn bald mit dir,
dem Throne des großen Richters. — Ergieb
Caſtro — Der Tod iſt unwiderruflich.

Ignez.

O grauſame Rede! Wer hat es je gehört? — Nun, mein König und Herr, ſoll ich dann ſterben, ſo höre die letzten Worte der Unglücklichen. — Ich fliehe ja nicht: — Ich umfaſſe ja deine Knie. — Ich bin in deiner Hand.

König.

Was willſt du, Ignez!

Ignez.

Was kann ich dir wollen, was kann ich dich bitten, daß du nicht ſäheſt, es nicht wüßteſt? O frage dein Herz, frage dich ſelbſt, du haſt ja auch einſt geliebt. — Dein Sohn überlebts nicht. Gieb ihm das Leben in meinem — O meine Kinder, ihr ſeyd ganz Wayſen! — Wie kann euer Vater euch ſehen ohne mich? — Wie wirds ihm ſeyn, wenn er wieder zurückkömmt und euch allein ſieht, ohne eure Mutter? — Wenn er ſie ſucht und nicht findet? — Dieſe Wände mit ihrem Blute gefärbt ſieht? — O lebe, mein Fürſt, lebe wenigſtens du, ich flehe dich, lebe! Beſchütze dieſe deine Kinder, die du ſo ſehr liebſt. Laß meinen Tod das Sühnopfer ſeyn. — O König, du könnteſt es von unſern Häuptern wenden — Errette mich — Vergieb — Ich vermag nichts mehr zu ſagen — Tödte mich nicht! — Tödte mich nicht! — Ich habs nicht um dich verdient.

König.

Du haſt mich überwunden, Ignez. Gehe in Frieden. Lebe, ſo lange es Gott gebietet.

Zweyte Scene.

Ignez geht ab. Der König verbleibt mit ſeinen Räthen. Die Räthe überreden den König von neuem zum Tod der Ignez, mit allen den falſchen Gründen, die der Geſchichtſchreiber anführt, der Furcht für die Unruhen im Reiche, für den Sohn der Infantin Conſtantia, für ihr eigen Leben, der Rache des Dom Pedro, der Schande, ein angefangen Unternehmen nicht zu vollführen.

König.

So befehle ichs dann nicht, und verbiet es auch nicht. Gott richte es. Ihr andern thuts, wie ihr wollt, wenn ihr glaubt, es ſey gerecht, die keine Schuld hat, zu ermorden.

Coelho.

Daran iſt uns genug, o König. Unſre Abſicht heißt uns vor Menſchen und vor Gott gerecht.

(Die Räthe gehn ab.)

Chor.

König, dein Geiſt
Iſt wie die Wellen des Meers;
Gott wird dich richten. Wir richten dich nicht.
Aber es bebt uns das Herz!

König.

Warum bebts dir?

Chor.

Zu Gott rufet ihr Blut.
Wer war unſchuldiger als ſie?
Hörſt du der Unſchuldigen Schreyen?
Hörſt du die Stimme der Kinder?
Sie rufen. Gott hört ſie.

König.

O könnt' ichs widerrufen. O könnt' ichs.

Erſtes Chor.

Schon iſt ſie nicht mehr.
Die Blum iſt gemähet.
Die ſchönſt' in dem Thal.
Schon iſt ſie nicht mehr.

Zweytes Chor.

Sie ſtarb nicht: Sie lebt!
Seht auf zu den Himmeln,
Da blinkt ſie ein Sternlein,
Unſterblich ihr Glanz!

Beyde Chöre.

Sie ſtarb nicht: Sie lebt!
Es krönt ſie der Himmel,
Es krönt ſie die Erde.
Sie lebt in jedem liebenden Herz.

Fünfter Akt.

Der Prinz kömmt von der Jagd zurück.

Prinz.

Wie iſts doch hier ein ſo andrer Himmel, eine andre Sonne, ſchöner das Thal, ſchöner die Blumen,

men, wo ſie lebt, wo ihre Augen glänzen. O Ignez, Ignez, meine Liebe, ewig Liebe. Wer mich von dir trennt, nimmt mir das Leben. Wir ſind ja nur ein Herz, eine Seele. Nur ein Leben, nur ein Tod für uns beyde. — Wirds aber auch immer ſo ſeyn? Kömmt auch wohl ein Tag, da ich nicht mehr dich ſehe — Da ich dich ſuchen werde, und nicht mehr finde — Meine Augen die deinen ſuchen, und ſie ihnen nicht mehr leuchten können. O ich kann nicht daran denken ohne Thräne der Wehmuth, der Sehnſucht. — Wir werden ja noch leben, noch leben, und immer ſo treu, ſo ſelig, ſo zärtlich uns lieben. Du wirſt ja dieſe Crone noch tragen, die dieſe Liebe dir gab, ſo eine andre Crone, als die Gewalt und Glück giebt. Dann bin ich am Ziel meiner Wünſche, dann geht deine Freude in dies Herz über, das jezt öfters ſo bang für dich ſorgte.

Bothe.

O Fürſt, du ſiehſt einen Unglücklichen vor dir.

Prinz.

Was iſt dir?

Bothe.

O ich war grauſam, daß ichs übernahm, dir zu ſagen.

Prinz.

Was iſts? o Gott! Rede!

Bothe.

Deine Ignez lebt nicht mehr.

Prinz.

Was ſagſt du? Ignez lebt nicht mehr?

Bothe.

Sie ſtarb den grauſamſten Tod. O ich kanns nicht vollenden.

Prinz.

Sie ward ermordet?

Bothe.

Ja.

Prinz.

Wie? Wer ſind die Mörder?

Bothe.

Dein Vater, Prinz, überfiel ſie heute mit gewafnetem Volke. Sie blieb in der Unſchuld ihres Herzens, und floh nicht. Aber es half ihr nicht die Liebe, mit der ſie dich liebte. Nicht deine Kinder, die ſie als ein Schild vor ſich nahm, noch die Unſchuld und die Thränen, mit denen ſie zu des Königs Füſſen ſich warf, und Vergebung bat. Sie erweichte ihn zwar, und er vergab ihr mit Thränen. Aber die grauſamen Räthe haben ſie dennoch ermordet. Sie umarmte ihre Kinder, und färbte ſie mit ihrem Blute.

Ueber
die zwey Trauerſpiele
Ignez de Caſtro,
von
Ferreira und Quita.

Ferreira, ein Dichter aus der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, war einer der Erſten, der in portugieſiſcher Sprache gedichtet. Ich habe mit

Fleiße ſeine Jgnez mit der neueren des Quita zuſammen geſtellt. Man ſieht leicht, daß Ferreira die Wahrheit der Geſchichte, und die Nachahmung der griechiſchen Dichter zum Zwecke gehabt, der Neuere die Beobachtung der Regeln des franzöſiſchen Theaters. Auch wird man nicht läugnen können, daß der Neuere glücklich, beydes in der Anlage und Ausführung, geweſen. Er hat die Prinzeßin Beatrix, die vielleicht würklich zu dieſer Abſicht nach Portugall berufen worden, den ſpaniſchen Geſandten, die Gefangennehmung des Prinzen, vortreflich genützt. Das Stück iſt elegant und regelmäßig, und dennoch rührend. Man ſieht keine lächerlichen Vertrauten, nichts Unwahrſcheinliches, nichts Geſchlepptes, Veränderung, Wechſel der Leidenſchaften, Leben und Handlung genug, und ich glaube, es verdiene einen Platz unter den beſten Stücken des franzöſiſchen Theaters. Nun aber wollen wir ſetzen, das Stück wäre nach der Wahrheit der Geſchichte und dem Entwurf des Ferreira, von ihm ſelbſt durchgehends gleich bearbeitet worden; beſſer vielmehr, es hätte es ein wahres dramatiſches Genie bearbeitet, für wen erklärt ſich das Herz? Ich habe nur Eine Stimme, aber ich geſtehe, ich denke mit Schaudern an die Würkung, die dies Stück unter ſolchen Händen bey mir hervorbringen würde. Beſonders liegt in den Chören der Alten, auf ſolche Art angewandt, eine Art von Zauberkraft. Ihre Chöre waren wie die Sprache des Gewiſſens, und das Gewiſſen iſt allgemein in allen Menſchen, und ſpricht, erwacht, ſo laut. Daher die ſchreckliche Würkung dieſer Chöre, und daß es uns ſcheint, als ſey es eine überirrdiſche Stimme. Hiezu kömmt die Muſik, die hier ihre ganze Gewalt zeigen kann, und ſo bereite Herzen findet. Wie unanſtändig dagegen auf unſern Theatern, das Niederfallen des Vorhangs, die Stücklein Muſik, die inzwiſchen geſpielt werden, die Rafraichiſſements, die herumgehn, und die Liebes-Correſpondenz, die nun zwiſchen den Logen und dem Parterre ſich eröfnet! — Aber die geheiligten drey Einheiten! Ich bin kein Kunſtrichter, und habe, wie geſagt, nur eine einzige Stimme, die will ich aber diesmal geben, und gewiß, Viele fühlen eben das. Einheit der Handlung, und Einheit des Orts, in ſoferne die erſte auch dieſe erfordert, gebe ich gern zu. Denn welcher Verſtändige wird zwo Geſchichten auf Einem Gemählde untereinander mahlen laſſen, oder ein Vergnügen daran fin-

t, zwey Spiele auf einmal zu ſpielen? Was
an aber mit der Einheit der Zeit ſagen will, ver-
he ich wahrlich nicht, und habe es nie verſtan-
n. Wie entſteht ein Drama, oder wie ſollte es
entlich entſtehn? Wir wollen bey unſrer Ignez
Caſtro bleiben. Ich leſe die rührende Geſchich-
ihres Lebens und ihres Todes, in dem guten,
lichen Duarte Nunnez. Es koſtet mir Thrä-
n, ich lege gerührt das Buch aus der Hand,
g nicht mehr leſen, denke mit einer ſanften
ehmuth der Begebenheit nach, verſetze mich in
e Zeiten, laſſe die Perſonen reden, handeln,
r ichs dieſen und ihrem Charakter gemäß zu
n glaube. So wird ja das Drama; und han-
n und reden meine Perſonen, ſo wie ſie die Ge-
chte uns darſtellt, ſo wird das Drama wahr,
venient, und wenn die Begebenheit an ſich rüh-
d iſt, auch rührend. Stellen es dann Perſo-
vor, die eben ſo in den Geiſt der Zeit und
Stücks ſich zu finden wiſſen, ſo wirds rührend
geführt. Nun ſage man mir, was für ein
ſetz der Vernunft mich dazu verbindet, von der
ſchichte der Caſtro nichts Anders mir alſo zu den-
, auszubilden, vorzuſtellen, als was in Zeit
24 Stunden ausgefühet werden kann? —

„Aber die Illuſion fällt weg!„ Was denn für eine Illuſion? Ich glaube, man treibt mit dieſen Namen nur Scherz. Will denn der Dichter haben, daß die Zuſchauer glauben ſollen, was in Jahren geſchehen, ſey in einer Viertelſtunde geſchehen? Da wäre er ja ein Thor, und ſein Stück würde ein unverſtändlicher Unſinn. Er will vielmehr durchaus haben, man ſolle wiſſen, daß er von ganz verſchiednen Zeiten redet. Als aber dieſe Zeiten waren, ſagt er, habe man alſo geredet, und alſo gehandelt. Iſts denn einem Mahler nicht erlaubt, zwey Gemählde hinter einander aufzuſtellen? Und was iſt ein gutes Drama anders, als eine Reihe Gemählde, die auf einander folgen? Aber lebendige Gemählde, die nicht ermüden, weil es Ausſichten der Natur ſind. Ein gleiches iſt von der Einheit des Orts zu ſagen, wenn die Verletzung dieſes Geſetzes nicht zugleich die Einheit der Handlung mit beleidigt. Man vergebe mir dieſe kleine Ausſchweifung, die Caſtro, und Briſto meines Ferreira mögen ſie erſetzen.

V.

Briſto,

Comödie in drey Akten,

von

Antonio Ferreira;

umgearbeitet

durch

einen Neuern Portugieſiſchen Dichter.

Von

H. v. Z.

Perſonen:

Roberto, } zwey angeſehene Rathsherrn,
Calidonio, }
Lenardo, Sohn von Roberto.
Alexander, Sohn von Calidonio.
Pilarte, Bedienter von Alexander.
Dom Hannibal de Moncorvo, Ritter von Rhodes.
Montalvam, ein Soldat, ſein Bedienter.
Cornelia, Mutter.
Camilia, Tochter, Geliebte des Lenardo.
Pindaro, der Camilia Vater.
Arnolfo, ſein Sohn.
Briſto, ein Unterhändler.
Franciska, ſeine Baſe.

Erſter Akt.

Erſter Auftritt.

Lenardo. Alexander.

Lenardo.

Jetzt ſehe ichs, lieber Alexander, daß der Menſch Feuer und Waßer entbehren könnte, aber Freundſchaft nicht. Hätte ich nun dich nicht, dir meinen Kummer und Sorgen zu vertrauen, wie könnt' ichs jetzt aushalten?

Alexander.

Ja wohl, Lenardo, aber es giebt auch wenig ſolche Freunde, als ich. Ich fühle dein Leiden alle, als wenns mein eigen wäre, und mehr als du. Denn ich ſehe auch auf die Zukunft, und auf das Unglück, was in der Folge draus entſtehen kann. Wie iſt dirs möglich, Lenardo, daß du ſogar nicht daran denkſt?

Lenardo.

Ich kann nicht. Tauſend Bande binden mich.

Alexander.

Ja wohl, aber du könnteſt ſie alle zerreiſſen, wenn du wollteſt. O die Vernunft iſt ſtark, wer ſie nur brauchen will.

Lenardo.

Was ſoll ich thun? Rathe mir, Freund!

Alexander.

Ich kann dir nicht rathen, wenn du nicht gerathen ſeyn willſt.

Lenardo.

O Freund, es iſt einmal mein Schickſal. Ich muß ihm nun folgen. Liebe kennt keine Gewalt.

Alexander.

Aber du weißt doch, in was für Achtung du bisher überall ſtandeſt, und wie zufrieden dein Vater mit dir war? In was für Gefahr ſtürzeſt du nun dich und ihn?

Lenardo.

Ja, mein Lieber, was draus kommen wird, das weiß Gott. Ich kanns aber nicht über mein Herz bringen.

Alexander.

O wenn du nur es einmal gethan hätteſt, ſo ürde Zeit und Nichtſehen dich ſo gut, wie Andere ilen. Aber ſo lange du dicht beym Feuer ſitzen eibſt, wirſt du dich immer brennen.

Lenardo.

Du irrſt dich, Alexander, das iſt kein Feuer, das e Abweſenheit tilgt. Es wird nur noch heftiger.

Alexander.

Nun ſo kann ich dir nichts mehr ſagen. Gott elfe dir!

Lenardo.

Aber, Alexander, wie ſoll ichs mit meinem ater anfangen? Was ſoll ich ihm ſagen, daß r nicht hinter die Wahrheit kömmt? Wie ſoll ich ich von den andern Vorſchlägen losmachen?

Alexander.

Da iſt wohl auf eine Zeitlang noch Rath. Sag ihm, daß du noch zu jung biſt, und dich nicht ntſchlieſſen kannſt, ſo früh zu heyrathen.

Lenardo.

Gut, lieber Alexander; hilf du aber auch, ſag' auch ſo.

Alexander.

Gut; das will ich dir auch zu Gefallen thun. Ich will auch eine Zeitlang ſo ſagen. Du wirſt doch einmal wieder zur Vernunft kommen.

Lenardo.

Zur Vernunft? Mir ſcheint doch die Thorheit ſo groß nicht.

Alexander.

Natürlich nicht, guter Lenardo, denn du biſt vor Liebe blind.

Lenardo.

Das Mädchen iſt ja ſo ſchön, ſo gut; die Mutter tugendhaft, geehrt, von gutem Stande.

Alexander.

Alles ſchön, alles gut, aber was haben ſie?

Lenardo.

Ey, Freund, da muß eins das andre tragen. ſie arm und ohne Geld, ſo hat ſie Schönheit Tugend, und was iſt nun beſſer?

Alexander.

Das frag deinen Vater, der wirds am beſten ſen.

Lenardo.

Je nun, er mags halten, wie er will. Ich ans nicht mehr ändern. Thue mir nur den ein- en Gefallen, lieber Alexander, und hilfs noch e Zeitlang verbergen, wie du bisher gethan haſt.

Alexander.

Ja, Lenardo. Aber du mußt mir auch Eins rſprechen. Du mußt nichts thun, was du mir cht zuvor geſagt haſt.

Lenardo.

O das haſt du nicht nöthig mir zu ſagen. ch ſuche dich von ſelbſten auf. Ich habe ja kei- e andre Zuflucht als dich. Adieu.

Alexander.

Wo gehſt du nun jetzt hin?

Lenardo.

Es iſt meine Stunde, Lieber, die verliehrt man nicht gern.

Alexander.

Beſſer wäre es, du verlöhrſt die Stunde, als dich ſelbſt.

Zweyter Auftritt.

Roberto. Calidonio.

Calidonio.

(Innerhalb des Hauſes.) Wartet mit dem Eſſen ein wenig auf mich; ich will erſt zum Roberto gehn.

Roberto.

Das thue nicht; hier iſt er ſchon.

Calidonio.

Ey willkommen, lieber Roberto. Eben wollte ich zu dir.

Roberto.

Und ich zu dir, wie du ſiehſt.

Caldonio.

So wollen wir denn hinausgehn?

Roberto.

Nein, ich denke, wir wollen lieber hier blei-
, wenns dir gefällig iſt, und ein wenig auf
abgehn.

Calidonio.

Von Herzen gern, es iſt um ſo geſünder.

Roberto.

Höre, Calidonio, ich habe ſeitdem gar viel an
gedacht, wovon ich dir neulich ſagte, und je-
r ich dran denke, deſto beſſer ſcheint mirs.

Calidonio.

Ich habe auch dran gedacht, lieber Freund,
heunte faſt die ganze Nacht mit meiner Frau
Bett davon geredet.

Roberto.

Wie, mit deiner Frau? Und du bewahrſt ſol-
Dinge nicht vor dich allein?

Calidonio.

Nein, kömmt dir denn das wunderlich vor, daß ich mit meiner Frau zu Rathe gehe?

Roberto.

Freylich. Weibern muß man nichts vertrauen, als wozu man ihr Jawort braucht.

Calidonio.

So ſoll ich alſo meine Kinder, die doch auch ihre ſind, verheyrathen, ohne daß ſie es weiß?

Roberto.

Ja wohl; denn ſie kann die Heyrath weder gültig noch ungültig machen. Willſt du wetten, daß es deine Kinder ſchon wiſſen?

Calidonio.

Nein, das nicht. Das thut ſie nicht. Ich bin auch hitzig vor der Stirn, Roberto.

Roberto.

Höre, ich habe meine Frau von Herzen lieb; aber ſolche Dinge vertraue ich ihr nicht, als bis alles vorbey iſt, und doch wäre ſie auch Frau von Rath, wenn ich ſie fragen wollte.

Calidonio.

So vergieb mirs, wenn ich unrecht habe.
weißt wohl, ſo viel Köpfe, ſo viel Sinne.

Roberto.

Nun wieder aufs Andre zu kommen. Ich
s lange bedacht, und je mehr ich denke, ſo
int mir die Heyrath auf beyden Seiten gleich,
recht, ſo, wie im Himmel geſchloſſen. Denn
iſt zuerſt unſre alte gute Freundſchaft —

Calidonio.

Ja, Roberto, du haſt mir viel Beweiße davon
geben.

Roberto.

Und dann wieder, wie die beyden Jungen von
ndheit auf zuſammen lebten, und ſich ſo lieb
ben, daß ich meine Freude daran ſehe.

Calidonio.

Gebe Gott, daß ſie alles ſo von uns anneh-
n, als dies!

Roberto.

Je, das thun ſie auch. Ich wenigſtens ſehe
keinem was Arges, und daß ſie etwan böſe

Sitten hätten, wie unſrer Nachbarn Kinder. Dein Sohn war ſchon von Kind auf wie ein Mann, und hat ein Weſen und ein Thun, das mancher Alte ſich ſo wünſchen möchte. Siehſt du was an meinem?

Calidonio.

Nein, lieber Roberto. Ich kann dir ihn nicht ſo loben, wie ichs meyne. Du weißt ſelber, daß du alles Gute an ihm haſt.

Roberto.

Ja, ja, wir haben beyde nicht zu klagen. Und unſre Töchter, die ſind auch fromm und ſittſam vor der Welt, und das iſt doch das beſte Heyrathsgut.

Calidonio.

Ja wohl, ſo ſollte es ſeyn, Roberto. Aber viele gehen bloß nach Geld, und ſehen nicht aufs andre.

Roberto.

Die heyrathen dann auch Geld, und oft iſts in vierzehn Tagen alle. Dann haben ſie weder Geld, noch Ehre, noch nichts. Wer Tugend ehrt, den ehrt Gott.

Calidonio.

So ſag' ich auch, Roberto. Aber hier auf rden wills nicht mehr fort mit ihr. Wenn ſie uch wo iſt, ſo will ſie niemand haben.

Roberto.

Behalt ſie dann zu Hauſe, da iſt ſie gut; von auſſen muß ſie freylich ein Gefolg haben, ſonſt achen ſie dich aus.

Calidonio.

Drum eben iſts ſichrer, alles beyſammen zu haben.

Roberto.

Ja wohl, das iſt das Schwarze im Ziele, und ein guter Schütze trifts. Aber nun, Gott Lob, in dem Betracht, ſo weißt du wie ich ſtehe, und was ich jetzt ſchon habe; und noch haben muß, wenn meiner Frauen Tante ſtirbt.

Calidonio.

Stirbt? Hoffe nicht auf andrer Tod, ſagte meine Mutter. Erbſchaft iſt ein Vogel auf dem Dache.

Roberto.

Dieſe nicht, Bruder, die iſt Vogel in der Hand. Sie hat ihr Teſtament gemacht, und ich habs in meiner Hand.

Calidonio.

Das kann wohl ſeyn. Die kanns aber auch wohl wieder ändern, oder es kömmt dir ein hungriger Vetter in die Queere, und ſagt, es iſt untergeſchoben, nicht vor Gericht gemacht, und was die Advokaten alles ſchmieren.

Roberto.

Und ſo glaubt dann, Herr Calidonio, daß ich nicht Grütze genug im Kopfe habe, ein Ding zu machen, wie es ſeyn muß, wenn mir ſo viel dran liegt?

Calidonio.

Das nicht, Roberto, ich ſage nicht, was du thun kannſt, ſondern was Andre thun, und was mir geſchehn iſt. Ich habe auch ſo ein Proceßgen gehabt. Recht behielt ich, aber es koſtete mehr als es werth war.

Roberto.

Ja manchmal gehts freylich ſo, aber doch nicht immer. Und mit einem Worte, ſo glaube ich doch, daß wir beym Gleichen ſind, und einer ſeinen Kindern ſo viel mitgeben kann, als der Andre. Du kennſt doch mich und meine Güter, und haſt meine Eltern und Vorfahren gekannt?

Calidonio.

Und du die meinen auch?

Roberto.

Gleich ſeyn gehört zum Heyrathen, das weißt du ſo gut als ich.

Calidonio.

Ja wohl; 's iſt gar ein alt Sprichwort.

Roberto.

Nun, die Mädchen ſind auch, eine wie die andre, nicht ſchön genug zur Eyferſucht, und nicht zum Haßen häßlich, ſo gerade im Mittelwege hübſch, wie die Alten ſagten, daß eine gute Hausfrau ſeyn ſoll.

Calidonio.

Ja, ja, in dem allen ſind ſie ſo ganz gleich.

Roberto.

Nun was haſt du denn alſo dagegen?

Calidonio.

Das Alter.

Roberto.

Wie ſo?

Calidonio.

Die Jungens ſind noch ſehr jung.

Roberto.

Jung? Meiner wird auf den May zwey und zwanzig Jahr.

Calidonio.

Und weißt du denn nicht, daß die Alten ſagten, der Mann müßte fünf und dreyßig Jahr alt ſeyn, und die Frau achtzehn?

Roberto.

Ey das war für die Zeiten, da man hundert Jahr alt ward. Jetzt iſts mit ſechzigen aus.

Calidonio.

Es iſt bey alle dem doch nicht gut, die Jun-
s gar zu früh ins Joch zu ſpannen. Man weiß
) nicht einmal, was hinter ihnen ſteckt.

Roberto.

Das weiß man wohl. Was eine Neſſel wer-
will, das brennt gar jung. Unſre Jungens
ren immer gut, und mit Jahren und Verſtand
ds beſſer.

Calidonio.

Ja, aber der Hausſtand will auch viel, wenn
Mann Haus und Weib regieren, Kinder er-
en, und alles nähren ſoll.

Roberto.

Nun, ich dächte nicht, daß das bey den un-
einen Auſtand machte. Wenns dir aber doch
ſcheint, was thut es bey dem allen, daß wir
Voraus eine Abrede nehmen?

Calidonio.

Da haſt du recht, und ſo ſagt auch meine Frau.
r wollen heute noch zuſammen kommen, und ſo
Ding aufſetzen.

Roberto.

Nun ſo bin ich wieder froh! Die Jungens ſollen uns noch Freude machen, Calidonio!

Calidonio.

Das geb' uns Gott!

Roberto.

Nun dann bis heute Nachmittag. Leb wohl, lieber Calidonio.

Calidonio.

Je, willſt du denn nicht mit uns eſſen? Nimm vorlieb, wie du uns findeſt. Guter Wille iſt das beſte Gericht.

Roberto.

Nein, lieber Freund, ich danke dir. Ich muß die Papiere zuſammen ſuchen. Ich könnte doch vor Freude nicht eſſen. Leb wohl.

Dritte Scene.

Calidonio allein.

Calidonio.

Ja wohl iſts Freude, wenn Gott gute Kinder iebt. Es ſtirbt ſich noch eins ſo ſanft, wenn man rſt weiß, wer für die arme Seele betet, und unſer Grab beſucht. So hat mirs nun Gott beſcheert. Mein Mädchen iſt gar fromm und ſtill, und hört uf Vater- und Mutterwort. Und der Junge, wie elbſt Roberto ſagte, iſt ſo ehrbar, wie ein alter Mann, und ſchlägt kaum die Augen auf. Es war von Jugend auf ein heilig, frommes Kind. — Nun aber muß ichs für ſie treffen. Denn Heyra- hen iſt ein kützlich Ding. Ich habe weder Ruh noch Raſt, ſeitdem Roberto mit mir davon redte. Er iſt nicht arm, und ein angeſehner Mann. Mit dem Sohne hats keine Noth. Die Güter ſind gar groß, und unverſchuldet. Aber mit der Tochter, da ſts doch nicht gut auf Erbſchaft bauen. Drum hätte ichs lieber noch verſchoben, bis man doch ſieht, wies wird. Ein Bretgen iſt doch immer gut im Sturme. — Da kömmt mein lieber, guter Junge. Allezeit eine Viertelſtunde vor dem Eſſen. Richtig, wie die Uhr — Und kömmt gewiß von gutem Ort.

Vierter Auftritt.

Alexander, (anfangs allein, dann) Briſto.

Alexander.

Wahrhaftig Lenardo hat Recht. Ich wundre mich nun über nichts, ſeitdem ich ſeine Camilia geſehn. Schöner iſt kein Mädchen auf Erden. Könnte ich ſie nur ſprechen. Lenardo weiſt ſie mir nicht. Ich muß mit dem Briſto reden. Ohne Hofnung bin ich nicht. Denn wäre alles ganz richtig, ſo hätten ſie nichts mit Briſto zu thun. Da kömmt er.

Briſto.

Guten Morgen junger Herr. Haben Sie nicht Ihren Freund Lenardo geſehen?

Alexander.

Ja; er iſt an gutem Ort.

Briſto.

So? Wo das? Ich ſuche ihn.

Alexander.

O, der Herr verſteht mich wohl?

Briſto.

Nein!

Alexander.

Denkſt du dann, Briſio, daß ich von deinen, und Lenardos Schlichen nichts weiß? Er iſt bey der Camilia, die du ihm zukuppelſt. Ich werde aber alles ſeinem Vater zur rechten Zeit ſagen.

Briſto.

Da werden Sie ein ſchlecht Freundſchaftsſtück beweißen.

Alexander.

Vielleicht gröſſer, als du denkſt.

Briſto.

Wie ſo? Wiſſen Sie denn nicht, wie Lenardo das Mädchen lieb hat?

Alexander.

Das weiß ich wohl. Ich traue aber auch dem Mädel und dem Hauſe wenig, wo Herr Briſto aus- und eingeht.

Briſto.

Und diesmal könnten Sie mit aller Weisheit doch wohl ſich betriegen. Briſto, junger Herr, iſt wie die meiſten Menſchen, und vielleicht auch Sie, halb ehrlich, halb Schelm.

Alexander.

Das denke ich auch, und drum eben wirſt du Eins betrügen; das Mädchen oder Lenardo.

Briſto.

Vielleicht; vielleicht auch keins von Beyden.

Alexander.

Nun, Briſto, höre, biſt du würklich halb ehrlich, halb Schelm, ſo will ich mit deiner ehrlichen Hälfte reden. Du weißt, Lenardo ſoll meine Schweſter heyrathen. Ich habe beyde lieb, wollte aber doch wohl die Schweſter ihm aufopfern, wenn ich nur wüßte, daß die Camilia ihn werth ſey. Denn das Mädchen kriegt hundert Männer für einen; und was hülfe ihr ein Mann, der ſie nicht lieb hat? Aber du mußt mir nun die reine Wahrheit ſagen.

Briſto.

Gern, junger Herr, ich weiß, Sie meynens gut.

Alexander.

Wer iſt das Mädchen?

Briſto.

Briſto.

Ihr Vater hieß Pindaro, und war ein bra-
, angeſehner Mann. Ihr Herr Vater hat ihn
hl gekannt.

Alexander.

Ich auch noch, als ein Kind. Er iſt nach
dien gegangen?

Briſto.

Ja, ſie brachten ihn hier um groſſes Hab und
it, und iſt ihnen doch nicht zu Gute gekommen.
ein Vetter hat alles durchgebracht.

Alexander.

Wo iſt er aber nun?

Briſto.

Im Meer, oder Gott weiß wo. Das Schiff
untergegangen, und man weiß nun nichts von
n. Er wollte wieder kommen, der arme Schelm.
h hätt' es ſo gern geſehen: Er hat mir viel Guts
than.

Alexander.

Nun aber, wovon lebt das Mädchen und die
utter?

Briſto.

Von ihrer Hände Arbeit leben ſie. Das ſtrickt und näht den ganzen Tag. Gott weiß, wie ſie noch Augen haben.

Alexander.

Giebt ihnen denn Leuardo nichts.

Briſto.

Der arme Schelm, wenn er erſt ſelbſt was hätte. Sie wiſſen ja, daß der Vater ihm nichts giebt. Aber wenn er auch was hätte, ſie nähmen nichts.

Alexander.

Wie kömmſt du aber ins Haus, du aller Welt —

Briſto.

Das iſt eine lange Beichte. Habe ichs Ihnen nicht ſchon geſagt? Ich kenne ihren Vater. Der hat mich aufgezogen, und zu dem Manne gemacht, den ſie hier für ſich ſehen. Das will ich ihm dann danken.

Alexander.

Und das ſoll ich dir nun alles, auf dein bloſſes Wort, ſo glauben?

Briſto.

Sie könntens, wenn Sie wollten.

Alexander.

Höre an, ich wills glauben, wenn du mir Gelegenheit ſchaffſt, die Camilla zu ſehen. Aber Lenardo muß es nicht wißen.

Briſto.

Wenn Sie nun aber auch verliebt würden, junger Herr?

Alexander.

Ich? Das hat gute Wege, ſo geſchwind gehts nicht.

Briſto.

Nun, nun, man hat wohl eher ſolche Catons verliebt geſehen. Sie kennen das Mädel nicht.

Alexander.

Iſt ſie denn würklich ſo ſchön?

Briſto.

So, daß ich faſt Bedenken habe, ſie Ihnen zu weiſen. Sie ſtechen doch wohl den Lenardo nicht aus?

Alexander.

Davon iſt die Rede nicht. Du mußt aber bald thun, was du thun willſt. Denn die Alten bereden ſich ſchon über die Heyrath, und ich muß erſt das Mädchen ſehn, ehe ich was für den Lenardo thue. Kannſt du mich noch heute hinführen?

Briſto.

Vielleicht. Wenns möglich iſt, ſollen ſie es heute wiſſen.

Alexander.

Um wie viel Uhr?

Briſto.

Wie viel Uhr? Um vier!

Alexander.

Nun gut, ich bleibe zu Hauſe und warte drauf.

Fünfter Auftritt.

Briſto. Montalvam.

Briſto.

Da ſollſt du lange warten. Sieh einmal das Bürſchgen; wie fein! Er weiß nicht, daß ich ihn geſehen habe, wie er in der Meſſe nach der Camilia ſchielte. Es iſt doch ein verdammt Geſchlecht um die jungen Heuchler. Aber —

Montalvam.

Kennt ihr Dom Hannibal de Montecorvo, Ritter von Rhodes?

Briſto.

Ja!

Montalvam.

Kennt ihr den Signor Diogo Montalvam, ſeinen Gefährten?

Briſto.

Herr, ich verſtehe Sie nicht; iſt Ihr Wein gut?

Montalvam.

Antwortet auf das, was ich euch frage.

Briſto.

Nun, das wißen Sie doch wohl ſelbſt, daß ich Sie kenne?

Montalvam.

Warum ſpottet ihr dann des Ritters, meines Herrn, und fürchtet euch nicht für mich, ſeinen Gefährten?

Briſto.

Herr ich ſpotte Sie nicht; ich thue ja alles, was Sie wollen.

Montalvam.

Warum erſchient ihr nicht vor dem Ritter, meinen Herrn, zur Stunde, da er euch gebot?

Briſto.

Ich wäre gern gekommen, aber ich hatte noch keine Nachricht, wie Ihr Herr ſie will.

Montalvam.

Wenn wirſt du ſie haben?

Briſto.

Das weiß ich nicht. Denn ich alleine kanns nicht thun. Es kommt auf andre Leute an.

Montalvam.

Bey deinem Leben, du betrügſt den Ritter, Rede!

Briſto.

Montalvam, ich wollte gerne mit dir reden, wenn ich dir nur trauen dürfte. Wir könnten beyde ein Schäfchen ſcheeren. Ich kenne dich, und du kennſt mich.

Montalvam.

Wenns baar Geld iſt, ſo bin ich dein mit Leib und Seel.

Briſto.

Baar Geld? Das mußt du wißen, wie viel der Ritter hat!

Montalvam.

Viel, viel, aber er giebt nichts her, als warum man ihn betrügt.

Briſto.

Biſt du denn würklich mit ihm in Rhodes geweſen?

Montalvam.

Mein Tage nicht.

Briſto.

Wie kömmſt du dann zu ihm?

Montalvam.

Es iſt ein gar verwogner Kerl, und hat da viel wild Zeug geſtiftet. Das weiß ich von einem Vetter, den ich habe.. Nun erzähle ich ihm das vor, und habe ihm weiß gemacht, er hätte mir das Leben dort gerettet, ohne daß ers ſelber wüßte. Du kennſt den Narren. Ich ſtehe hoch am Bret.

Briſto.

Gut, was trägt's dir aber ein?

Montalvam.

Viel nicht, denn er giebt nicht gern.

Briſto.

Montalvam, jetzt ſoll er bluten, wenn du helfen willſt.

Montalvam.

Halbpart?

Briſto.

Ja, Halbpart! Ein Wort, ein Wort, ein Mann, ein Mann.

Montalvam.

Was ſoll ich dafür thun?

Briſto.

Viel nicht. Du weißt doch von der Camilia?

Montalvam.

Daß Gott erbarme! Ob ich von ihr weiß? Ich habe mir faſt die Beine ablaufen müßen.

Briſto.

Der närriſche Ritter hat ſie doch wohl nicht geſehn, ohne daß ichs wüßte.

Montalvam.

Nein, ſein Leben nicht! Er guckt ſich' den Hals noch krumm. Heute aber, glaubt er, bringſt du ſie ins Haus.

Briſto.

Ich? Ja, das wäre noch ein Bißen für den Tölpel.

Montalvam.

Schaffſt du ſie ihm denn nicht?

Briſto.

Höre, Montalvam, ich will nicht; und wenn ich wollte, könnt ichs nicht.

Montalvam.

So biſt du ein Kind des Todes.

Briſto.

Du guter Narr, dafür laß mich nur ſorgen! Hör nur an, dein werther Ritter will das arme Kind betrügen, wie ers mancher ſchon gethan. Er hat eine falſche Heyrath vor.

Montalvam.

So?

Briſto.

Ja; da ſag ihm nur, du hätteſt mich geſehen, und es wäre alles gut. Um acht Uhr käm die ganze Cleriſey. Es fehlten aber noch — Hat der Ritter viel baar Geld?

Montalvam.

Er hat erſt geſtern einen Wechſel bekommen.

Briſto.

Sag' ihm, es fehlen mir noch hundert Thaler. Die müßte ich um vier Uhr haben. Da käme ich ſie zu holen. Die Hälfte, Montalvam, iſt dein.

Montalvam.

Nun das iſt doch noch ein Handgeld. Herr Oberſter, ſie ſind ein braver Mann! Ich halts mit ihrer Fahne.

Briſte.

Schaffe du erſt dies, dann ſchaff ich mehr. Die Kuh hat Milch. Verliehr keine Zeit.

Montalvam.

Da bin ich Mann dafür, du kennſt mich noch nicht. (Geht ab.)

Briſto.

Den Ritter Schlagetodt, den will ich expediren. Er heyrathet heute zum leztenmale. — Wenn doch nur Lenardo käme. Hab' ich doch den Jungen und ſein Mädchen bis zum Freßen lieb! — Der Himmel weiß, wie das in mein Schelmenherz kam. Ich könnte wohl ſonſt mehr verdienen, wenn ich nicht ſo ehrlich wäre. Aber der gute alte Pindaro, wär er nicht geweſen, ſo ſtünde dies ſchlaue Köpſchen auch nicht auf dem Halſe, wo es ſteht. Die liebe Gerechtigkeit! Sie war ſo nahe dran. Nun freſſen ihn die Fiſche, und ich freße ſie. So gehts in der Welt. Gar zu ehrlich, das iſt nichts! — Da kömmt mein guter, kleiner Junge. Was iſts? Er iſt ja außer Athem.

Sechſter Auftritt.

Lenardo. Briſto.

Lenardo.

Es iſt Zeit, lieber Briſto. Es iſt Zeit, der Sache ein Ende zu machen. Du mußt die Mutter bereden.

Briſto.

So?

Lenardo.

Haſt du mein Mädchen geſehen?

Briſto.

Ja wohl, ich komme vom Hauſe.

Lenardo.

Iſt ſie wohl? Wie ſah ſie aus?

Briſto.

Wie eine Roſe im May; aber ſie hatte geweint.
Perlen ſtanden ihr noch im Auge.

Lenardo.

Geweint? um Gotteswillen! Warum weinte ſie?

Briſto.

Hören Sie mich an mit Geduld.

Lenardo.

Rede, Rede, um Gotteswillen!

Briſto.

Lenardo, ich glaube, daß Sie es ehrlich mit
n armen Mädel meynen; und darum hab' ich
nen alles zu Willen gethan. Denn ob ich gleich
ſt ein Schelm bin, ſo meyne ichs doch diesmal
lich. Nun die Sache iſt lang her. Wie ſchön
s Mädel iſt, das wußten Sie den erſten Tag.
aß ſie tugendhaft iſt, und Sie lieb hat, wißen
e nun.

Lenardo.

Was willſt du damit, Briſio? Wozu ſagſt du mir das alles? Was glaubſt du von mir? Weinte meine Camilia darum?

Briſto.

Was ich von Ihnen glaube? Daß Sie es treu und ehrlich mit ihr meynen, und ſie nicht ins Unglück bringen werden.

Lenardo.

Und bin ich das nicht mir ſelber ſchuldig? Kann ich leben ohne ſie? Wie viel Thränen hat michs nicht ſchon gekoſtet! Und nun die Gefahr da iſt, nun bin ich bereit, alles zu wagen. Mein Vater wird ſich ja doch wieder verſöhnen. Er iſt zwar hart —

Briſto.

Aber er iſt doch Vater, und Sie ſein einzig Kind. Mag er doch ein bißel toben, das giebt ſich Alles. Doch machen Sie es wie Sie wollen, und was Ihr Herz Ihnen ſagt. Sind Sie aber noch des Sinnes, ſo beſtimmen Sie einen Tag, und geben mir Ihr Wort, die Mutter iſt beredet.

Lenardo.

Und Camilia?

Briſto.

Sie weinte. Solls in vierzehn Tagen ſeyn?

Lenardo.

Nein, um Gotteswillen, heute. Darum ſuchte h dich. Wer weiß, wie es morgen ſtünde. Hier imm dies Scapulier; es iſt eine Locke von meiner amilia drinn, das gieb ihr zum Pfand. Sie ird ihm trauen, und nicht mehr weinen. Ich ann nicht ſelbſten kommen, denn ich muß ſo vieles och bereiten. Um neun Uhr bin ich, wo du weißt.

Briſto.

Nun Gott Lob! ſo ſind wir doch am Ende. Vor Freuden hätte ichs bald vergeſſen. Seyn ſie ſtill, Lenardo, Mäuschen ſtill. Traun ſie weder Katz noch Maus. Wir leben in Zeiten, daß es Gott erbarme! Und wärs ihr Bruder, traun ſie nicht. Hören Sie, ich ſags nicht umſonſt.

Lenardo.

Gut, gut, Briſto, ich will ſchweigen. O Gott, wer hätte das gedacht? Heute, meine Camilia, mein!

Zwey-

Zweyter Akt.

Erſte Scene.

Cornelia. Camilia (nähend.)

Cornelia.

Nun höre nur auf zu arbeiten, Kind, du weinſt, und es födert doch nicht. Auch wirſt du es bald nicht mehr nöthig haben.

Camilia.

Ach, liebe Mutter!

Cornelia.

Weine nicht, Kind. Dein Lenardo wird nun bald kommen. Er iſt in wenig Tagen dein.

Camilia.

Ja, mein iſt er, auf ewig mein, der gute, treue Lenardo. Aber wie wirds ihm gehn, wenn es ſein Vater erfährt. Sie und mich konnten dieſe Hände wohl nähren, aber — —

Cornelia.

Du biſt ja doch fromm und hübſch, und von ehrlichen Eltern. Er wird doch ein Menſchenherz haben, Lenardo iſt ſein einzig Kind.

Camilia.

Das ſagt mein Lenardo auch. Aber ich kann mir doch nicht helfen, ich bin traurig, und muß weinen.

Cornelia.

Tochter, nimm Gott zu deinem Heyraths-Manne, und bete zu ihm, und dem heiligen St. Nikolas, dem Vater der verlaßnen Waysen.

Camilia.

Ja, liebe Mutter, das Gebet, das Sie mich haben beten gelehrt, hat mich oft getröſtet. Ich will es wieder beten.

Cornelia.

O Kind, Gott hat ſchon viel Wunder dadurch gethan. Bete es mit Andacht. Denn es kömmt doch alles von oben. Wer klopft?

Camilia.

O es iſt Briſto; ich höre es an ſeiner Weiſe.

Cornelia.

Griſca, mach ihm die Thüre auf.

Zweyte Scene.

Cornelia. Camilia. Briſto.

Briſto.

Nun Fräulein, weinen Sie noch? Kennen Sie dies Scapulier? Kennen Sie das braune Löckgen drinnen?

Camilia.

Wie kömmt das in ihre Hand, Briſto?

Briſto.

Nun, nun, Fräulein, nicht ſo bös. Das ſchickt Ihnen Ihr Lenardo zum Pfande. Heute um neun Uhr erwartet er Sie in der Capelle von St. Nikolas. Pfarrer und Zeugen ſind, wie ſie die Mama gebeten, und um neun Uhr ſind Sie ſein. Iſts recht?

Camilia.

O Gott und ihr Heiligen! Und ſein Vater?

Briſto.

Nun der wird ein bißel toben. Das giebt ſich ſchon. Adieu Fräulein. Ich habe viel zu thun, den Dank hole ich morgen.

Cornelia.

Nun das ſey Gott gedankt! Der Vater wird
ch auch ausſöhnen.

Camilia.

Aber, liebe Mutter, wird mein Lenardo mich
uch immer lieben? Wenn nun der Vater ihn
erläßt?

Cornelia.

Er wird doch leben, und dich ſchützen, und
rnähren. Dein Vater, Tochter, hat mich auch
rm geheyrathet, und wir haben viel von harten
euten gelitten. Dein Herz, ſagte er dann zu mir,
Cornelia, iſt mein Reichthum, und deine Augen
ind mein Glück. Ich war auch ſonſt hübſch,
neine Tochter, ſo wie du. Der Kummer hat mich
geändert. O lebte dein Vater noch, und ſähe ſei-
ne Camilia. Er hatte dich ſo lieb! — Komm,
liebe Camilia, ich will dich zu deinem Hochzeit-
Tage putzen.

Camilia.

Mich, liebe Mutter? Sie wißen ja, ich habe
mein beſtes Kleid an. Ich dachte, mein Lenardo
käme heute noch wieder, und zog es an.

Cornelia.

Nein, Liebe, es iſt nicht dein beſtes Kleid. Ich habe noch das Kleid, das mir mein Pindaro zu meinem Tage gab. Das hab ich dir aufbewahrt, und ein wenig Schmuck. (Sie umarmt ſie.) Sey glücklich, wie deine Mutter es mit ihm war. Ich habe dirs nie gewieſen, damit du nicht wüßteſt, wie reich wir ſonſt waren. Komm, es iſt ſchon drey Uhr. Wir wollen dann zu meiner guten Schweſter. Sie iſt eine von den Zeugen. Um neun Uhr iſt dein Lenardo dein.

Dritter Auftritt.

Hannibal. Montalvam.

Hannibal.

Haſt du dem Kerl die hundert Thaler gebracht?

Montalvam.

Ja, gnädiger Herr!

Hannibal.

Um vier Uhr will er kommen?

Montalvam.

Ja, gnädiger Herr.

Hannibal.

Es iſt ſchon über drey?

Montalvam.

Ja, gnädiger Herr.

Hannibal.

Was iſt dir, Kerl; ich glaube, du maulſt? annſt du nichts mehr ſagen, als Ja?

Montalvam.

Mir iſt auch nicht mehr zu Muthe, wie mir onſt war.

Hannibal.

Dir nicht? Warum nicht? Was iſt dir?

Montalvam.

Das iſt hier kein Land für Ihren Knecht Montalvam.

Hannibal.

Was fehlt dir?

Montalvam.

Krieg, Raufen und Schlagen. Iſts hier doch alles ſo ruhig, wie in der heiligen Kirche.

Hannibal.

Und das gefällt dir nicht?

Montalvam.

Nein, ſo wäre ich nicht des Ritters Dom Hannibal de Montecorvo Knecht, wäre nicht mit ihm in Rhodes geweſen. Laßen Sie mich, gnädiger Herr, daß ich da von den gepuderten Meſſieurs ein halb Dutzend durchwamße, daß der Puder aus den Zöpfen fliegt.

Hannibal.

Das bitte dir von der Polizey, Kerl.

Montalvam.

Was Polizey. Ich fürchte Gott und Ritter Hannibal. Polizey! Herr, darf ich gehen?

Hannibal.

Warum denn heute, närrſcher Kerl; heute müßen wir ruhig ſeyn, du weißt wohl warum.

Montalvam.

Herr, ſo wars in Rhodes nicht. Beſinnen Sie ſich noch auf den Tag?

Han=

Hannibal.

Den Bluttag, wie ihn die Bürger nennen?

Montalvam.

Ja, ſo werden ſie ihn nennen ihr Lebenlang.
iner gegen ſo viele! Aber es war auch Dom Han-
bal de Montecorvo.

Hannibal.

Ich, ohne Rüſtung, und die Kerls beſchlagen,
n und unten.

Montalvam.

Und Sie, Herr, ohne Degen?

Hannibal.

Ja, ohne Degen. Aber ich warf den erſten
Boden, da hatt' ich einen Degen.

Montalvam.

Wie viel Wunden hatten Sie?

Hannibal.

Eine; und der Schurken waren vierzig. Und
echtmeiſter Valenciano?

Montalvam.

Herr, es ſind mehr als Menſchenkünſte. Aber, was thun wir hier?

Hannibal.

Hier, du Tropf, hier ruh' ich aus, wie Herkules und Mars. Ich fange Mädchen. Wo bleibt der Kerl, du haſt ihm doch die hundert Thaler gegeben?

Montalvam.

Ja, gnädiger Herr; er kömmt gewiß zur Stunde.

Hannibal.

Horch, es ſchlägt vier. Fort, bring' mir ihn todt oder lebendig.

Vierter Auftritt.

Hannibal. Montalvam. Briſto.

Briſto.

Hier iſt er lebendig.

Hannibal.

Das hat dir dein guter Geiſt gerathen, Kerl, daß du Stunde hältſt. Iſt alles bereit?

Briſte.

Ja, gnädiger Herr, der Pfarrer iſt gezahlt, er die Zeugen wollen noch nicht. Die Gewißen d dies Jahr gar theuer.

Hannibal.

Und du biſt ein Schurke. Wie viel fehlt noch?

Briſto.

Funfzig Thaler. Ich kanns nicht wohlfeiler ben; denn die Kerls müſſen doch ein bisgen chtlich ausſehen, wenn ſie die Mutter betrügen len. Die alte Schlange iſt gar klug.

Hannibal.

So hat die Mutter keinen Verdacht mehr?

Briſto.

Nein, gnädiger Herr: Denn ſie glaubt, ſie nnt den Pfaffen, und einen von den Zeugen nnt ſie auch.

Hannibal.

Und das Mädchen?

Briſto.

O die iſt auſſer ſich. Sie hat Sie ſo lieb, gnädiger Herr. Ich habe ſo was nicht geſehen. Wenn Sie da vor dem Hauſe vorbey giengen, ſie wäre um alles in der Welt nicht vom Fenſter wegzubringen geweſen. Nur Schade, daß Sie ſie nicht durchs Gitter ſehen konnten.

Hannibal.

So? Gefall ich ihr?

Briſto.

Das werden Sie heute ſehen. Ein bißgen blöde wird ſie freylich ſeyn. Denn ſie iſt gut erzogen, und die Tugend ſelber.

Hannibal.

So iſt ſie auch meiner werth. Das iſt nun die Fünfte von der Art, alle wie die Engel. Aber es koſtet auch Geld. Sie weiß alſo nicht, daß ich Ritter bin?

Briſto.

Kein Sterbenswort. Ja da ſtünden wir gut! Sie kennen die Mutter nicht. Das iſt gar eine heilig Madam.

Hannibal.

Um ſieben Uhr alſo iſts parat?

Briſto.

Ja, um ſieben Uhr kommt Mutter und Tochter, und hier der Ehrenmann. Pfarrer und Zeugen kommen früher; denn die müſſen erſt eins trinken. Nun, Herr Ritter, machen ſie ſich auch ſchön zu ihrem Ehrentage. Das Mädchen iſt es werth. Um ſieben bin ich da, da ſtehn Sie vor der Thür.

Hannibal.

Ich will nicht fehlen. Komm, Montalvam. Ich will mein ſchönſtes Kleid anziehen.

Fünfter Auftritt.

Calidonio. Pilarte.

Calidonio.

Höre, Pilarte, ſage mir die Wahrheit, ich verlaße mich ganz auf dich.

Pilarte.

Ich habs Ihnen auch immer geſagt, wie mirs ums Herz iſt.

Calidonio.

Was fehlt meinem Jungen? Er iſt ſeit geſtern ganz verändert, ich kann mich nicht mehr in ihn finden. Er läuft und rennt, und iſt ſo unruhig. Vom Lenardo hat er mir gar viel erzählt, was mir nicht gefällt. Aber das kanns doch nicht alleine ſeyn. Er muß ſonſt was auf dem Herzen haben.

Pilarte.

Ein Menſch kann nicht immer einen Tag ausſehen wie den andern.

Calidonio.

Ein junger Menſch, wie er, warum nicht? Was hat er denn zu ſorgen?

Pilarte.

Soll ichs Ihnen ſagen, gnädiger Herr?

Calidonio.

Ja wohl, darum frage ich dich.

Pilarte.

Aber Sie müßens ihm nicht wieder ſagen, denn er hat mirs auf Leib und Seel verboten.

Calidonio.

Da kannſt du dich drauf verlaßen.

Pilarte.

Doch, wenn Sie es ihm auch ſagten. Iſts hm doch keine Schande, ſondern vielmehr Ehre. Wer ſeine Freunde ſo lieb hat, wird ja ſeinen Vater noch lieber haben.

Calidonio.

Ich verſtehe dich noch nicht.

Pilarte.

Sie wißen doch, gnädiger Herr, der junge Herr war immer ſo beſcheiden, und hat, ſo lang er lebt, Ihnen noch keinen Heller Geld abgefodert.

Calidonio.

Das iſt wahr.

Pilarte.

Und wenn er ja was brauchte, ſo bat er die gnädige Frau darum.

Calidonio.

Ja, das iſt der Reſpekt. So hab ichs immer gehalten. Ein Sohn muß mit ſeinem Vater nie vom Gelde reden. Pilarte, das merke dir, wenn du einmal Söhne haſt. Was fehlt ihm nun aber jetzt?

Pilarte.

Eine Kleinigkeit. Es hat ihm ein Freund um etwas Geld gebeten, und er hats nun nicht.

Calidonio.

Wie iſt das?

Pilarte.

Ich ſage es Ihnen ja, ein Freund hat ihn um etwas Geld gebeten, und da iſt der junge Herr betrübt, daß ers ihm nicht geben kann. Es iſt ein ſichrer Menſch, und ſein gar guter Freund.

Calidonio.

Wie viel iſts?

Pilarte.

Dreyßig Thaler.

Calidonio.

Dreyßig Thaler! Dreyßig Thaler? das iſt ſehr viel. Und wer iſt der Freund?

Pilarte.

Das weiß ich nicht. Der junge Herr iſt gar
hwiegen.

Calidonio.

Dreyßig Thaler, und ein ſichrer Menſch! Iſt
wahr, was du ſagſt?

Pilarte.

Ich weiß nichts, als was der junge Herr
ſagt.

Calidonio.

Ey da ſollte er ſich keinen Kummer drüber
chen.

Pilarte.

Er thuts doch.

Calidonio.

Er ſteht ja noch in väterlicher Gewalt, und
nichts eignes. Wie ſoll er ſo viel Geld weg-
hen? Dreyßig Thaler!

Pilarte.

Das habe ich ihm auch geſagt, da antwortet
aber, weil er doch Ihr einzig Kind, würde es
ihm

ihm ja niemand glauben, daß er nicht Herr von dreyßig Thalern wäre; und es wäre doch eine Schande, wenn man einem guten Freunde nicht hülfe.

Calidonio.

Da hat er Recht. Was aber doch nicht möglich iſt, das iſt nicht möglich.

Pilarte.

Ja wohl; wie aber die jungen Leute ſind, wenn ſie einmal auf was kommen. Ich mags Ihnen nicht einmal alles erzählen, was er ſagt.

Calidonio.

Was ſagt er dann?

Pilarte.

Ich hoffe, es ſoll ſein Ernſt nicht ſeyn.

Calidonio.

Was ſagt er? Ich muß es wißen.

Pilarte.

Er ſagt, er wäre des Sklavenlebens ſatt; und wenns nicht bald anders würde, gienge er nach Indien.

Calidonio.

Seht einmal die Jungens. Um ein Wörtgen halber, das geringſte, was ihnen nicht nach ihrem Kopfe geht, gleich wollen ſie fort. Was ſagteſt denn du?

Pilarte.

Ich? Ich habs ihm freylich verwieſen. Er ſchämte ſich auch. Aber er iſt doch nicht, wie er war. Ich traue ihm doch nicht recht. Sie ſehens ſelber, gnädiger Herr.

Calidonio.

Ich will dir das Geld geben, Pilarte. Er muß aber nicht wißen, daß es von mir iſt; ſonſt käme er ein andermal wieder, und ich will nicht, daß er mit mir vom Gelde ſpricht. Das iſt wider den kindlichen Reſpeckt.

Pilarte.

Was ſoll ich ihm alſo ſagen?

Calidonio.

Sag' ihm, du hätteſt es von meiner Frau. Aber ſieh auch, daß du den Namen von dem

Freunde erfährſt, damit wirs doch auch wieder kriegen. Denn die jungen Leute ſind gar nachläſſig, und ſchämen ſich zu mahnen.

Pilarte.

Da, gnädiger Herr, da verlaßen Sie ſich nur auf mich.

Calidonio.

Sieh, da kömmt Roberto. Ich habe ihm geſchrieben, was mir Alexander von ſeinem Sohn geſagt hat. Lieber Gott, wie iſt der Mann ſo aufgebracht.

Sechster Auftritt.

Roberto. Calidonio. Pilarte.

Roberto.

O der verdammte Junge! Ich kann ihn nicht finden. Wenn er mir begegnet, er iſt des Todes.

Calidonio.

Roberto, faße dich, ſieh was du thuſt. Es iſt dein Sohn.

Roberto.

Des Teufels ſein Junge iſt er. Mein Sohn ſts nicht.

Calidonio.

Faße dich, lieber Roberto, komm wieder zu dir ſelber.

Roberto.

O Calidonio, wenn ich ihn hier hätte, was für ein Exempel wollte ich ſtatuiren!

Calidonio.

Dachte ich doch nicht, daß du ſo heftig wäreſt.

Roberto.

Was? Ich heftig? Ich habe keinen Zorn, als daß ich ihn nicht finden kann. Aber er ſoll mir nicht entkommen, und die ſchöne Mamſell auch nicht.

Calidonio.

Nimm Rath an, lieber Freund.

Roberto.

Iſt da zu rathen?

Calidonio.

Sieh, bis jetzt hat dein Sohn die Schuld; in der Folge kannſt du ſie haben.

Roberto.

Ein Narr iſts, wer ſich Kinder wünſcht. Was gäbe ich nicht darum, wenn ich den nicht hätte. .

Calidonio.

Lieber Roberto, was hilft dir nun das Alles. Dir thuts Schaden, und ihm nicht wohl.

Roberto.

Ey, ich will ſchon davon kommen. Wenn mir nur Gott die Gnade gäbe, daß er im Augenblick den Hals zerbräche.

Calidonio.

Gott bewahr' ihn! ſollteſt du ſagen.

Roberto.

Ihn, der ſeinen Vater verläugnet? Aber er betrügt ſich, der Monſieur. So geſchwind ſtirbt der Alte nicht. Nun will ich mich erſt pflegen und warten, und alles bis auf den letzten Heller verzehren.

Calidonio.

Gut, das iſt doch noch ein vernünftig Wort.

Roberto.

Komm, Calidonio, laß deinen guten, frommen lexander kommen, mit dem dich Gott geſegnet at; dem will ich meine Tochter geben, und alles as ich habe.

Calidonio.

Du wirſt doch deinen Sohn nicht gleich ent-rben?

Roberto.

Ganz, ganz, bis auf den letzten Heller; und enn meine Frau nicht daßelbe thut, ſo ſoll ſie icht zwey Tage in meinem Hauſe bleiben.

Calidonio.

Nicht doch, Roberto, du mußt das nicht thun. a bewahre mich Gott davor, daß ich für mei-en Sohn was davon haben wollte.

Roberto.

Er ſoll alles haben. Erſt aber muß ich mir echt ſchaffen, wenn Recht im Lande iſt. Sie ſollen mir das Päärchen aufſuchen, und wenns ſchon in der Hölle wäre. Ich will auch mein Freudchen haben. Komm mit, Bruder, zum Polizey-Rath. Ich ſehe deinen Sohn, und kann ihn jetzt nicht ſprechen.

Calidonio.

Bleib du hier, Pilarte, und rede mit Alexandern. Du weißt ſchon. Ich komme vielleicht ſpät nach Hauſe. Ich muß ſehn, daß ich den Roberto zur Ruhe kriege.

Siebender Auftritt.

Alexander. Pilarte.

Alexander.

Weißt du was, Pilarte, der Briſto hat mich betrogen. Leonardo iſt mit ſeinem Mädchen fort, und Gott weiß, wohl gar getraut. Ich muß mich an dem Schurken rächen. Wo ſind die Mäntel und die Knüppel?

Pilarte.

Da liegen ſie noch vom letzten Tanz.

Alexander.

Komm; meine Spions haben mir geſagt, Briſto bringt heute dem Ritter ein Mädchen, ſchön wie ein Engel. Wir wollen den Briſto abprügeln, und das Mädel entführen. Hätte ich nur mehr Geld. Wir ſind zu wenig.

Piſarte.

Geld habe ich!

Alexander.

Geld! Von wem?

Piſarte.

Von ihrem Vater. Dreyßig Thaler.

Alexander.

Dreyßig Thaler? Und die von meinem Vater? Du kannſt mehr als Brod eßen. Erzähle mirs hernach. Wo ſind die Mäntel? Wir müßen uns gut vermummen, daß es der Ritter nicht erfähret, wer wir ſind. Der Ritter iſt ein Teufel.

(Sie ziehn ſich an.)

Piſarte.

Wißen Sie dann auch, daß der alte Roberto ſeinen Sohn enterben will, und Sie ſollen alles mit der Tochter haben.

Alexander.

Das dachte ich wohl, drum habe ichs dem Alten auch erzählt. Umſonſt will ich ſeine Tochter nicht.

Pilarte.

Ja, aber Ihr Vater wills nichts annehmen.

Alexander.

So iſts doch immer mit dem Alten. Wenn er was kriegen kann, ſo mag ers nicht, und mit mir iſt er ſo filzig. Komm, es wird nun Zeit.

Achter Auftritt.

Briſto. Franziska.

Briſto.

Nun, Bäschen, biſt du fertig? Tauſend, wie ſo ſchön!

Franziska.

(Macht einen Knix) Herr Onkel, Kleider machen Leute.

Briſto.

Nein, Bäschen, du biſt wohl am ſchönſten ohne Kleid. Nun aber komm und zeige, was du kannſt.

Franziska.

Was ich kann? Ich will ſchon mein Rölchen ſpielen. Aber bange iſt mir doch ein bischen. Blöde werd' ich ſeyn.

Briſto.

Das iſt ſchon recht. Blöde mußt du ſeyn. Die zwey Schelmen-Augen nieder, und nur dann und wann ein Blickgen in die Höhe, als wenns vor lauter Liebe wäre. Es iſt gar ein fein Stück Menſch, der Ritter.

Franziska.

Iſts das alles, was Sie wißen? Ich weiß wohl noch ein Stückgen mehr.

Briſto.

Und was dann, Aeſſchen?

Franziska.

Ich kann roth werden, wie ich will.

Briſto.

Wie du willſt! Wie machſt du das?

Franziska.

Sehn Sie, Onkel, da halt ich den Athem ein bisgen zurück, und mache mir ein Unterkehlchen.

Briſto.

Briſto.

Sieh, du Schelm, du weißt ja mehr als ich!

Franziska.

Das Gott bewahre! Sie ſind ein grundgelehrter Mann! Wiſſen Sie noch eins? Ich kann auch weinen auf den Plotz.

Briſto.

Nun komm, das ſoll ein Freudchen werden.

Franziska.

Ja, lieber Onkel. Aber kömmt auch mein Fernando ſicher? Ich wäre des Tods, wenn er nicht käme. Ich habe ihn ſo lieb!

Briſto.

Närrchen, warum thue ichs dann, als daß ihr ein Päärchen werdet? Und ihm liegt wohl noch mehr dran, als dir und mir. Er wird ſchon kommen.

Franziska.

Ja aber, wenn er nun zu ſpäte käme, und der Ritter —

Briſto.

Je, Mädchen, da ließ ich mich ja doch wohl hängen, ehe ich dich dem Tölpel gäbe; zahlen ſoll er aber wohl für dich, und alle ſeine Sünden.

Franziska.

Mir iſt doch bange.

Briſto.

Sieh, Mädchen, wär ich reich, ſo brauchte ichs alle nicht, und thäts auch nicht. Der Arme muß vom reichen Schelme leben. Hat der Ritter Geld, die Mädchen zu betrügen, ſo ſoll ers nun auch haben, ein ehrlich Mädchen auszuſtatten. Willſt du den Fernando haben?

Franziska.

O lieber Onkel, ja. Wenns nur aber alles richtig iſt, und keine Gefahr, lieber Onkel.

Briſto.

Gefahr? Ich habe einen Zungendreſcher vom Advokaten, über den nichts geht; Pfarr und Zeugen glauben, es iſt Ernſt: der arme Ritter denkt, ſie ſind beſtochen.

Franziska.

Fernando aber?

Briſto.

Kömmt gewiß, mit Schergen und Gerichten, und macht der Freude ein Ende. Komm, Bäschen, komm, es iſt die höchſte Zeit.

Franziska.

O mein Fernando, giengs doch diesmal gut!

Dritter Akt.

Erſter Auftritt.

Pindaro, (Vater.) Arnolfo, (Sohn.)

Pindaro.

Hier wollen wir warten, mein Sohn. Das war ſonſt unſer Haus. Aber freylich iſt nun deine arme Mutter nicht mehr drinn. Gott, wie wirds ihr inzwiſchen gegangen ſeyn? — Ich weiß nicht, wo ſie wohnt, und kann es auch nicht wagen, gerade zu ihr zu gehen. Sie ſtürbe vor Freuden. Es wird doch wohl Ein Menſch kommen, den ich kenne.

Arnolfo.

Mir iſt noch alles ſo bekannt, lieber Vater. Gott Lob, daß wir doch wieder da ſind.

Pindaro.

O deine arme Mutter und Schweſter, wer weiß, wies ihnen geht?

Arnolfo.

Lieber Vater, hat Gott uns gerettet, ſo werden ſie ja auch wohl noch leben. Und dann iſt unſer Elend all vorbey.

Pindaro.

Ja, Sohn, ſo iſts in der Welt. Wir haben hier keine andre Freude, als nach Leid. Glücklich iſt der, der viel überſtanden hat, und endlich dann zur Ruhe kömmt.

Arnolfo.

Nun, lieber Vater, da ſind wir ja nun auch. Wir ſind auch zur Ruhe!

Pindaro.

Sieh, Kind, was Vater- und Mutter-Liebe iſt. Meine Cornelia, und ich, wir hätten uns

mit

mit allem geholfen. Ihr, meine Kinder, habt mich ſo weit weggewieſen, daß ich nun alt und grau zurückkomme, wo ich jung weggieng. Doch freylich hat mich auch die Sehnſucht nach deiner Mutter vor der Zeit ſo grau gemacht. Wird ſie auch noch leben, meine Cornelia? Erinnerſt du dich noch deiner Schweſter?

Arnolfo.

Ja, lieber Vater, ich weiß noch alle Spielchen, die ich mit ihr ſpielte.

Pindaro.

Lieber Gott, kömmt denn niemand, den ich kenne? O meine Cornelia, meine Freundin! — das Herz iſt mir zu eng! Ich daure es faſt nicht mehr!

Arnolfo.

Weinen Sie nicht, lieber Vater. Sie werden ſie ja nun bald ſehen. Es hat ſich hier viel verändert. Sehn Sie dies große Haus, das ſtand ſonſt nicht hier.

Pindaro.

Ja wohl, Kind, muß ſich viel verändert haben. Die du klein verließeſt, ſind nun groß, wie du, die jungen Leute alt; die Alten unter der Erde. So iſt der Menſchen Lauf.

Arnolfo.

Da kömmt ein Herr aus jenem Hauſe. Kennen Sie den vielleicht, lieber Vater?

Pindaro.

Noch nicht, meine Augen ſind zu trübe.

Arnolfo.

Er kömmt auf uns gerade zu.

Pindaro.

Nun kenn ich ihn. Es iſt Calidonio! Er wird mich auch wohl kennen. Wir waren ja ſonſt Freunde.

Zweyter Auftritt.

Pindaro. Arnolfo. Calidonio.

Pindaro.

Mein Herr, ſind Sie nicht Calidonio, der Sohn von unſerm alten, rechtſchaffnen Obervorſteher, Alexander?

Calidonio.

Ja, mein Herr, das bin ich. Was ſteht zu Ihren Dienſten? Ich ſehe, Sie ſind fremd?

Pindaro.

Dachte ichs doch gleich, ich hätte recht geſehn. Nun Gott Lob, daß ich Sie wieder ſehe, friſch und geſund, doch freylich auch ein bisgen älter.

Calidonio.

Woher kennen Sie mich dann?

Pindaro.

Von hieraus, mein Herr.

Calidonio.

Von hieraus? Iſt mirs doch, als wenn ich Sie auch ſonſt geſehen hätte. Ich kann mich aber doch nicht recht beſinnen.

Pindaro.

Können Sie mir nicht ſagen, ob die Wittwe Cornelia noch lebt, und wo ſie wohnt?

Calidonio.

Heilige Jungfrau! ſo hat mirs doch recht geahndet. Sie ſind Pindaro ſelbſt?

Pindaro.

Ja, mein Freund Calidonio, ich bin es, aber ebt meine Cornelia noch?

Calidonio.

Ja, ſie lebt, und ihre Tochter auch. So biſt du der gute Pindaro, unſer ehrlicher Freund, den wir zwey Jahr für todt gehalten haben?

Pindaro.

Ja, Calidonio, ich bin es, und das iſt mein Sohn Arnolfo, den ich ſo klein mitgenommen habe. Nun iſt er groß.

Calidonio.

Ja wahrhaftig, du biſt es, du ehrlicher Pindaro; komm, laß dich umarmen. Es iſt mir noch wie ein Traum.

Pindaro.

Gott weiß es, wie ich mich darnach geſehnt habe, euch, lieben Freunde, wieder zu ſehen.

Calidonio.

Komm, Arnolfo, laß dich auch umarmen; du biſt ja ſchon ein Mann! — Großer Gott, wie ſind doch deine Wege! Du weißt noch lange nicht, Pindaro, wie ich mich freue, daß du wie der da biſt.

Pindaro.

Ich glaube es wohl, Calidonio. Denn ich habe dich auch von Herzen lieb.

Calidonio.

So biſt du denn nicht in dem Schiffbruch umgekommen?

Pindaro.

Nein, durch ein Wunder Gottes nicht, und auch mein Vermögen iſt gerettet.

Calidonio.

Auch dein Vermögen?

Pindaro.

Ja, Calidonio, und Gott hat mir mehr gegeben, als ich werth bin.

Calidonio.

Nun ſo wird große Freude ſeyn. Du wirſt
ich herzlich ſehnen, dein Weib und Kind zu ſehen.
ber ſie möchtens nicht aushalten, wenn du auf
umal kämeſt. Komm in mein Haus. Ich habe
ir viel zu ſagen, und wills ihnen ſogleich wiſ-
en laßen. Komm, Pindaro!

Pindaro.

Vergelt dirs Gott, mein lieber Calidonio!

Dritter Auftritt.

Hannibal. Montalvam.

Hannibal.

Das ſollte ich leiden, Montalvam? Da ſoll Himmel und Erde eher untergehen!

Montalvam.

Daß ein ſolcher Kerl ſich unterſteht, einen Ritter zu betrügen; einen Ritter, Herr, wie Sie?

Hannibal.

Auch ſoll er nicht entkommen, im Himmel und auf Erden nicht.

Montalvam.

Und auch nicht in der Hölle. Da finden Sie ihn wohl zuerſt.

Hannibal.

O wenn ich ihn nur fände! Wie einen Türken wollte ich ihn aufſpießen an einem Pfahl.

Montalvam.

Und den Ritter Fernando?

Hannibal.

Den will ich in Stücken zerreißen. Hätte ich nur noch was davon gehabt von dem verdammten Ehkontrakt. Aber ſo bringt der Teufel den Vetter mit allen ſeinen Schergen, wie wir noch bey Tiſche ſitzen.

Montalvam.

Das war das ſchlimmſte; denn das Mädchen wars werth, wenns gleich die Camilia nicht war.

Hannibal.

Die hat nun der Laffe von Lenardo auch weg. Ich möchte raſend werden. Der Teufel hat mich in die Stadt und Land gebracht. Was für ein andrer Kerl war ich in Rhodes?

Montalvam.

Habe ichs Ihnen nicht geſagt, gnädiger Herr! Es kömmt gleich aufs Erſte an. Hätten Sie gleich Anfangs ſich auf den rechten Fuß geſetzt, wir hätten Vetter und Schergen in Granatſtücken zerhauen.

Hannibal.

Du haſt Recht. Nun will ich aber auch das Rauche rauskehren. Sie ſollen ſich verwundern.

Montalvam.

Wenns nun nur nicht zu ſpät iſt. Die Herrn Richter ſind hier ohne Spaß.

Hannibal.

Wie ſo?

Montalvam.

Es heißt, Sie ſind ein Ritter, und haben ſich trauen laßen, um ein ehrlich Mädchen zu betrügen.

Hannibal.

Das iſt der Teufel, dann bin ich um die Commende.

Montalvam.

Hören Sie, gnädiger Herr, ſoll ich Ihnen rathen?

Hannibal.

Ja, rathe.

Montalvam.

An Ehr' und Reputation haben Sie nichts gelitten. Den Alexander mit ſeinen Spiesgeſellen, die Ihnen das Mädchen nehmen wollten, haben Sie geſchlagen.

Hannibal.

Und das tüchtig, und ich allein. Du kamſt zu ſpät. Wo bliebſt du Schurke?

Montalvam.

Hatte ich dann nicht im Hauſe zu thun, gnädiger Herr?

Hannibal.

Ja, das iſt wahr. Auch brauchte ich dich nicht. Es waren leidige Schurken. Aber den Hundsfott vom Vetter mit ſeinen Schergen, daß ich die nicht zu Schanden gehauen habe, das liegt mir auf der Seele.

Montalvam.

Ey, gnädiger Herr, Sie ſind nicht in Rhodes. Kopf ab, heißts hier, wer ſich der Gerechtigkeit widerſetzt; da iſt bey Gott Gnade.

Hannibal.

So hol der Teufel auch das ganze Land! Da kann kein Rittersmann leben. Pack auf, Montalvam. Wir wollen nach Rhodes.

Montalvam.

Ja aber die Commende? Wenn nun der Vetter hinſchreibt.

Hannibal.

Das iſt der helle Teufel! Was ſoll ich thun?

Montalvam.

Hören Sie, gnädiger Herr, das ſind keine Leute, die es mit einem Herrn, wie Sie ſind, ſo hoch aufnehmen. Mit Geld iſt alles gethan.

Hannibal.

Glaubſt du?

Montalvam.

O ja, wenn Sie nur wollen.

Hannibal.

Ob ich will? Ich muß, dummer Kerl, ſonſt iſt die Commende fort, und alles.

Montalvam.

Ja, ſo müßen Sie's ſo genau nicht anſehen. Es iſt einmal ein Unglück. Reden Sie mit dem Vetter.

Hannibal.

Ich, mit dem Kerl? Mit Füßen will ich ihn treten.

Montalvam.

Das iſt wahr, er würde auch nicht kommen, da bin ich gut dafür, wenn er nicht die Schergen alle hat. Wie fängt mans nun an?

Hannibal.

Rede du mit dem Schurken, und mache, daß
er Sache ein Ende wird, zwiſchen hier und vier
und zwanzig Stunden. Ich kann hier nicht länger bleiben. Geh, und komm gleich wieder. Ich
aße Alles aufpacken.

Vierter Auftritt.

Lenardo. Camilia. Cornelia
(in Morgenkleidung.)

Camilia.

Wirſt du mich auch immer ſo lieben, Lenardo?

Lenardo.

O meine Camilia, könnte ich treulos gegen dich handeln?

Camilia.

Aber, wenn dein Vater dich nun enterbt?

Lenardo.

Sieh, Camilia, ſo ſind wir dann nicht reich, und ich kann dich nicht ſo glücklich machen, als ich wollte, aber Gott wird uns doch verſorgen.

Ich habe meine Zeit nicht übel angewendet, und kann mein Brod ſelbſt verdienen.

Camilia.

Haſt du ſchon Nachricht von deinem Vater?

Lenardo.

Nein, Liebe! Briſto und mein Bedienter ſind noch aus. Mit der Zeit wird ſichs ſchon geben. Nur jammerts mich, um meine gute Mutter, die ich nun nicht mehr ſehen kann. Sie iſt nicht nach Geld, und du gewönneſt gewiß ihr Herz. Ich hätte es ihr ſo gern geſagt. Sie lobte dich immer, wenn du vor unſerm Hauſe nach der Meße giengeſt. Ich mußte mich wohl recht verſtellen.

Camilia.

Kannſt du dich auch verſtellen, Lenardo?

Lenardo.

Ja, aber gegen dich nicht — Wer klopft?

Ein Bedienter (außer Athem.)

Da iſt Herr Calidonio mit viel andern Leuten, und fragt nach Ihnen allen.

Cornelia.

Herr Calidonio? Nach uns? Um Gotteswillen! Wie kann er wißen, daß wir hier ſind? — Wir ſind verrathen, Lenardo!

Camilia.

Wir ſind verrathen. O Lenardo rette dich. Geh zur Hinterthür hinaus.

Lenardo.

Ich, meine Camilia? Ich ſollte dich verlaſſen? Nein. Es kömmt mir zwar zu früh. Ich habe noch nicht alles gethan, was ich thun wollte. Aber ich muß es nun abwarten. Laß den Herrn Calidonio hereinkommen.

Fünfter Auftritt.

Calidonio. Lenardo. Cornelia.
Camilia.

Calidonio.

Erſchrecken Sie nicht, ich komme zu keinem Böſen.

Lenardo.

Das hoffe ich auch nicht zu Ihnen, Herr Calidonio.

Calidonio.

Ich brauche wohl nicht zu fragen, wer dieſe zwoo Damen ſind. Sie haben nicht übel gewählt, Lenardo. So ſchön iſt meine Tochter freylich nicht.

Cornelia.

Spotten Sie unſrer nicht, Herr Calidonio; Sie ſind ja ein ſo guter Herr.

Calidonio.

Nein, das thue ich auch nicht, warlich nicht. Aber vergeben Sie mir eine Frage. Sie geſchieht nicht zu Ihrem Schaden, Camilia. Sind Sie würklich verheyrathet, Lenardo?

Lenardo.

Ja, mein Herr!

Calidonio.

Haben Sie das gute Kind nicht hintergangen?

Lenardo.

Ihre Frage ſchmerzt mich, Herr Calidonio.
ie kennen mich von Jugend auf. Wäre ich
s wohl fähig?

Calidonio.

Vergiebs, lieber Lenardo. Ich will dich wie-
er Du nennen, wie ſonſt, da ich glaubte, daß
u mein Tochtermann werden ſollteſt. Ihr jun-
en Leute ſeyd heut zu Tage ſo betrügriſch. Mein
Sohn Alexander, ach — ich habe heut und ge-
tern viel von ihm erfahren. Ich hätte es nicht
gedacht. — Du biſt alſo würklich verheyrathet,
Lenardo, mit dieſem lieben Kind, in aller Form
Rechtens?

Lenardo.

In aller Form Rechtens, edler Calidonio.

Calidonio.

Weißt du denn aber auch, daß dein Vater
dich enterbt hat, und dich aufſucht?

Lenardo.

Darauf war ich gefaßt, mein Herr.

Calidonio.

Und wie? Wie willſt du dich nun nähren?

Lenardo.

Ich habe Schutz von dem Miniſter. Er hat mir einen Dienſt verſprochen, und wird mich auch gegen die Gewalt von meinem Vater ſchützen.

Calidonio.

Nun, ſo haſt du bey aller deiner Liebe doch als ein vernünftiger Mann gehandelt. Ich ſchätze dich darum, und will dich nun auch erfreuen. Camilia, Sie haben den Mann doch wohl nicht bloß des Reichthums wegen genommen?

Camilia.

Nein, Herr Calidonio, davon ſind dieſe Thränen Zeuge, und er kennt mein Herz. Wenn ich ihn nur nicht unglücklich mache!

Calidonio.

Wenn Sie alſo reich würden, ſo würde es Sie nicht gereuen, daß Sie ihn gewählt haben, wenn ſein Vater ihn auch enterbte.

Camilia.

O wie glücklich wäre ich, wenn ich meinen enardo und meine Mutter glücklich machen könn e. — Aber warum fragen Sie mich, Arme, m das, Herr Calidonio? Sie wißen, wie arm ch bin, und mein guter Vater iſt todt.

Calidonio.

Sie ſind nicht arm, Camilia. Ich habe ſechzigtauſend Thaler für Sie in meiner Hand. Dreyßigtauſend für Sie, und dreyßigtauſend für Ihre Mutter ihr Witthum, wenn Sie nicht ihr hartherziger Vater darum gebracht hätte.

Camilia.

Lieber Herr Calidonio! Um Gotteswillen, ſpotten Sie unſrer nicht, wir ſind zwar arm und unglücklich, aber wir verdienen es nicht.

Calidonio.

Nein, ich ſpotte Ihrer nicht, liebe Camilia. Heute iſt der ehrliche Schiffer zu mir gekommen, der Ihren Vater überbringen ſollte. Er hat mir ſein ganz Vermögen übergeben, und es iſt noch mehr, als ich Ihnen ſage. Vielleicht lebt auch

Ihr Vater noch. Der Schiffer ſagt, es ſey ſo gewiß nicht, daß er untergegangen. Sie waren nahe am Ufer. Faßen Sie ſich, Cornelia.

Cornelia.

So wäre es möglich, daß mein Pindaro noch lebte! So könnte ich ihn noch wieder ſehn? So könnte er dir noch ſeinen Segen geben, Camilia? — O Lenardo, du würdeſt ihn verehren! — Es war ein redlicher Mann! — Wo iſt der Schiffer, lieber Herr Calidonio? Kann ich ihn nicht ſprechen, kann ich ihn nicht fragen?

Calidonio.

O ja, Cornelia. Ich habe ſchon dafür geſorgt. Mich däucht, er iſt ſchon draußen. Ich habe was gehn gehört. Schiffer!

Letzter Auftritt.

Cornelia. Camilia. Lenardo. Calidonio. Pindaro. Arnolfo.

Cornelia.

O mein Pindaro! (Cornelia fliegt ihm in den Arm. Camilia wirft ſich ihm zu Füßen.)

Pindaro.

Meine Cornelia! Du kennſt mich noch? Und du auch, liebe Camilia? Hier iſt dein Sohn, Cornelia! Seliger Tag!

Cornelia.

Und du lebſt noch, und biſt wieder mein, o Pindaro?

Pindaro.

Ja, Cornelia! Gott hats gegeben, und ich kann nun die Thränen trocknen, die du um mich vergoßen haſt. Dank dir, daß du unſre Camilia ſo wohl erzogen haſt. Dein Sohn iſt auch gut.

Cornelia.

Lieber Sohn, lieber Arnolfo!

Pindaro.

Du haſt ein wenig gewagt, meine Cornelia. Ich weiß alles. Aber Gott hats zum Beſten gekehrt. Das iſt ihr Lenardo?

(Lenardo küßt ihm die Hand.)

Camilia.

Ja, lieber Vater, er iſts.

Pindaro.

Gott ſegne euch, meine Kinder! Wie mir Calidonio geſagt hat, ſo konnteſt du nicht beſſer wählen.

Lenardo.

Sie ſind mein zweyter Vater. Nehmen Sie mich auf. Vielleicht verläßt mich der meine.

Calidonio.

Nein, er verläßt dich nicht. Ich weiß es gewiß. O hätt' ich doch auch einen Sohn, wie du.

VI.

Fragmente

aus
er Portugieſiſchen Geſchichte
und Litteratur,
nebſt
einer kurzen Einleitung
über
die Abſicht und Sammlung
derſelben.

Einleitung.

Jedes Volk, jedes Jahrhundert, und in Monarchien faſt jede Generation, hat einen unterſcheidenden Charakter, ein eigenthümliches Gute und Böſe, eine ihm eigene Denkungsart, und dreyßig, vierzig Jahre Regierung eines Königs, der von Anfang an einen gewiſſen Plan verfolgte, iſt oft hinreichend geweſen das Genie einer ganzen Nation von einem Aeuſſerſten zum andern zu verändern. Die Liebe zum Ackerbau, und die unſchuldigen, ungekünſtelten, und rauhern Sitten einer Nation, die dieſen für ihre Stärke hält, können ſich einmal in Liebe zur Handlung, Wiſſenſchaften und Künſten, und in feinere weichliche Sitten verwandeln; dieſe wieder in die kriegeriſchen eines militariſchen Gouvernements. Das Genie des Zeitalters, in dem man lebt, ſo wie der vorigen durch die Geſchichte feſtzuſetzen iſt ſo ſchwer nicht; ſchwerer aber zuweilen die wahren Urſachen der Veränderungen anzugeben, und noch ſchwerer, die Wagſchaale in die Hand zu nehmen, ſie gegen einander zu wägen, und den Vorzug der einen vor den andern zu beſtimmen. Denn ein ſolches Urtheil zu fällen, müßte man von den Vorurtheilen ſeines eigenen Zeitalters, oder eines andern, in welches man durch ſeine Neigungen ſich verſetzt hat, völlig frey ſeyn. Und wer kann ſich ein ſolch Zeugniß geben?

Ein Menſch, der die Beſſerung ſeines Verſtandes und Herzens, der Zeit, dem Alter, und den äußern Umſtänden überläßt, wird ſich öfters ändern, vielleicht aber im Ganzen darum nicht beſſern, und in dieſem Stande iſt ein Volk, das ſeine Verbeſſerungen von den Geſetzen, dem Beyſpiele, und den Einrichtungen ſeines Fürſten nimmt. Denn jedem Individuo einzeln genommen, ſind dies alles nur äuſſere Umſtände, und unter zehn, die die Veränderung trift, iſt vielleicht nur einer, der ſein eigen Herz, und ſeinen eignen Verſtand mitarbeiten läßt; die andern reißt die Gewalt und der Strom mit ſich fort. Es iſt alſo zwar leicht zu ſagen: die Nation nahm zu dieſer oder jener Zeit eine Denkungsart an, die ſie vorher nicht hatte, ob ſie aber damit beſſer worden, iſt nur in gewiſſen hervorleuchtenden Fällen, zu entſcheiden möglich. Alles aber, was Stand auf Erden heißt, und ſelbſt ein Theil der Wiſſenſchaften und Künſte, hat ſeinen Grund im Verderben und der Unvollkommenheit des Menſchen, und ſo lange dieſe beſtehn, wird der Menſch auf Erden immer ein Menſch bleiben, das heißt, ein Gemiſch von Guten und Böſen, ſo mächtig in einem Betracht, ſo ohnmächtig im andern; von ſo viel Kenntniſſen auf der einen Seite, und ſo viel Unwiſſenheit auf der andern. Die Verbeßrung des Genies einer Nation hat alſo gewiß ſeine Schranken, ob es aber einen Stillſtand geben könne, ob unſer Jahrhundert, oder irgend ein anderes, ob irgend ein Volk auf Erden den höchſten Grad der menſchlichen Verbeßrung erreicht habe? verlange ich hier nicht zu unterſuchen. Das iſt aber unläugbar, daß die Völker ſich noch ungleich ſind, und wir weder im Einzelnen, noch in der Regierung andrer, ſo handeln dürfen, als wenn wir den höchſten Grad der Vollkommenheit bereits erreicht hätten.

Daß aus böſem Rathe Gutes wird, kann uns nicht befremden, und iſt ein Beweis der höhern Vorſehung über die Schickſale der Menſchen; daß aber auch aus gutem

Rathe

athe Böſes werden kann, und was in der Regierung An-
ter zu ihrem Beſten unternommen ward, in der Folge
r Unglück machen kann, und was die Nationen hätte
eſſern können, ſie verſchlimmerte, iſt eine traurige unum-
ößliche Wahrheit, die durch die Geſchichte nur zu ſehr
ewieſen wird. Hieraus kamen die zwo Grundſätze der Re-
ierungs-Kunſt, die ſo viel Unglück unter die Menſchheit
ebracht haben, und noch bringen werden: nämlich daß man
Böſes thun dürfe um Gutes daraus zu ſchaffen, und
Gutes unterlaſſen, damit kein Böſes daraus werde.
Es iſt leicht mit hundert Rednern und Moraliſten gegen
dieſe Grundſätze zu declamiren, aber wie viel beſſer, wie
viel rührender wäre es, einen König oder Fürſten zu zei-
gen, wie klein ſein Land auch geweſen, der es regiert hätte,
ohne jemals nach dieſen Grundſätzen zu handeln. Das
Mehr oder Minder iſt alles, was, ich glaube, iſt erreicht
worden, und macht den Unterſchied zwiſchen dem guten
und böſen Fürſten.

Indeß, da es ſo wahr iſt, daß die Könige die Herzen ihrer Völker lenken, und eben ſo wahr, daß jeder Schritt, den ſie zur Beßrung derſelben thun, bey Einigen ihres Volks Schritte zur Verſchlimmerung werden, und wenn dieſer Theil die Oberhand gewinnt, aus Gutem Böſes wird; da in ſo viel andern Fällen die Wahl nur zwiſchen Uebeln bleibt das mindere zu treffen; ſo wird es ja durch dieß Alles ungemein wichtig, aus der Geſchichte den Einfluß kennen zu lernen, den Beyſpiel, Geſetze, Vermehrung des Reichthums, Einführung der Wiſſenſchaften, Erziehungs-Anſtalten, Krieg und Frieden, und ſo viel andre Begebenheiten, auf den Charakter eines Volks gehabt haben. Und wenn man dann ſieht, wie Armuth und Reichthum, Krieg und Frieden, Aberglaube und Unglaube, Weichlichkeit und rohe Sitten, und ſo viel andre Gegenſätze mehr, oft eine und eben dieſelbe Wirkung hervorgebracht haben; Beydes Reiche erhoben und Reiche geſtürzt, wird man dann nicht bey jeder neuen Einrichtung um ſo aufmerkſamer auf die entgegengeſetzten Folgen, welche die Wärme eines wohlthätigen Herzens, und der Enthuſiasmus nur zu leicht verkennen? Auch wird man früher gewahr, wenn das Gute in Böſes ausarten will; und bleibt nur zwiſchen Uebeln die Wahl, ſo lernt man auch hier die Mittel das Uebel zu mindern.

Es war eine Zeit, wo man die Geſchichte, beſonders in Teutſchland, nichts weniger, als aus dieſen Gründen zu lernen ſchien. Denn iſt Beſcheidenheit, und unumſchränkte Wißbegierde eine der eigenthümlichen guten Eigenſchaften der Teutſchen, ſo war auch gewiß von jeher einer ihrer Fehler, und iſt's vielleicht noch izt, eine Menge unnützer Kenntniſſe trocken, methodiſch, und in größter Richtigkeit und Ordnung zu ſammeln, und jedem Menſchen für unentbehrlich zu halten. Unſre langweiligen Geſchichtſchreiber dieſer Art ſind von der Bühne verdrängt worden, nicht aber durch uns ſelbſt, ſondern durch Geſchichtſchreiber fremder Nationen, und beſonders jenen Liebling unſers Jahrhunderts, der beydes ſo viel Gutes, und ſo viel Böſes darinn geſtiftet hat. Schon haben andere Nationen der blühenden Schriftſteller viel, die die Hiſtorie wie einige Naturforſcher die Phyſik behandeln, und die Begebenheiten nach einem gewiſſen Lieblings-Syſteme ordnen, und dem zu Gefallen die Geſchichte nicht erzählen, ſondern lenken. Allezeit bleibt ihnen der Werth eines wohlgeſchriebnen Romans. Er kann das Herz beſſern, und die Kenntniſſe des Verſtandes vermehren, wofern nur das Syſtem an ſich gut iſt. Wäre es aber das Syſtem nicht, ſo

l eine ſolche Geſchichte ein Roman ohne Moral. Beyde
ber können den Verſtand verführen, wenn ſie Fakta aus
ründen herleiten, die ſie nie gehabt haben, und es iſt
aher allezeit wahrer, ſichrer, und überzeugender, die Tha-
n allein für ſich reden zu laſſen. Ein Geſchichtſchreiber
l blos darſtellen, nicht urtheilen.

An ſich, hat die Geſchichte von Portugall den Reiz und
s Intereſſe der Geſchichte gröſſrer Reiche nicht, und ihre
evolutionen waren weder häufig, noch von beträchtlichen
lgen auf die übrige Welt. Iſt aber eine von den Ab-
ten, weswegen man die Geſchichte ſtudieren ſollte, das
enſchliche Herz in ganzen Nationen kennen zu ler-
n, ſo giebts wenige, vielleicht keine einzige Geſchichte,
mehr zu dieſer Kenntniß beytragen könnte. Sie iſt die
ſchichte einer einzelnen großen Familie, die ihren Geſe-
, Sitten, Vorurtheilen, und Neigungen um ſo treuer
blieb, weil ſie zu klein war, um auf die benachbarten
lker einen gegenſeitigen Einfluß zu haben, und zu groß,
abgelegen, und zum Theil zu feindſelig, um ihn einſei-
anzunehmen. Der Grund ihres eigenthümlichen Cha-
ters, ihres unterſcheidenden Guten und Böſen, ihrer
olutionen, ihres Wachsthums, und ihrer Abnahme liegt
eil in ihr ſelbſt. Hat ſie je daher ſich empor gehoben,
eſchah es Stufenweiſe und langſam: iſt ſie gefallen, ſo
es wieder auf die nämliche Art, ſo wie der Wachs-
n und die Abnahme des menſchlichen Körpers, von Tag
Tage genommen, zwar unmerklich, aber in gewiſſe Pe-
n abgetheilt, jedermann ſichtbar.

Es ſind in unſerm Jahrtauſend vier Haupt-Epoken in
Geſchichte von Portugall. Die Gründung des Reichs,
die darauf folgende Kriege und endliche Befreyung

von

von den Mohren; die Entdeckung beyder Indien; die Unterjochung von Spanien, und die Befreyung von dieſem Joche. Ich wünſchte die Portugieſen unter jeden dieſer Perioden, in ihren wahren Sitten, Denkungsart, und Coſtume vorzuſtellen, und was der Geiſt der Nation war, als ſie um Leben, Weib, und Kind und Glauben mit den Mohren ſtritten: als ſie aus Geiz, Habſucht, und Enthuſiasmus nach den Indien giengen; als ſie die dort erpreßten Reichthümer gewonnen, und ſie genießen wollten, als ſie das Joch der Spaniſchen Herrſchaft trugen, und da ſie davon frey geworden, und wie unter allen dieſen Veränderungen gewiſſe Hauptzüge des National-Charakters unverändert geblieben. Hiezu werde ich die Geſchichtſchreiber wählen, die am treuſten und maleriſchſten ihre Zeiten und Sitten und Handlungen darſtellen, und ſie immer ſelbſt reden laſſen. Ich werde das Merkwürdige und Unterſcheidende in den Geſetzen eines jeden Zeitalters liefern, und durch die Schriftſteller ſelbſt, ihr Leben und Auszüge aus ihren Werken, den Stand der Wiſſenſchaften darſtellen. — Chronologie, oder irgends eine andre Ordnung, iſt mir vor der Hand aus vielen Gründen unmöglich, beſonders aber, weil die Schriftſteller, die die beſten Hülfsmittel gewähren, wegen Mangel des neuen Verlags, und der geringen Anzahl des erſten ſo ſelten, daß man ſie nur mit vieler Mühe ausfündig macht, und ſie am oftſten durchs Ungefähr findet. Ich kann alſo nichts, als einzelne Gemählde liefern, und denen, die ſie von mir annehmen, überlaſſe ich ſie in der Folge zu ordnen. Lob und Tadel einer Nation, unter welcher man lebt, *) iſt entweder verdächtig oder gefährlich; man erwarte alſo keins von beyden von mir; ich werde aber um deſto mehr bemühet ſeyn, die Thaten reden zu laſſen.

Die

---

*) Dieſer Aufſatz iſt in Portugall ſelbſt geſchrieben. D.

Die erſte Probe, die ich im Fache der Geſchichte lieferte, iſt die Chronik vom Könige Don Affonſo dem vierten, und ſeinem Sohne Dom Pedro, ein ächtes Stük aus der alten Ritter-Zeit, und wie ich auf dem Titel-Blatte von dem Verfaſſer entlehnt habe, aus den Zeiten, da die Portugieſen noch kein Zuckerwerk und derley Ding aus den andern Welttheilen hatten. Ich habe aus Intereſſe für die rührende Geſchichte der Donna Janez dieſe zwo Lebensbeſchreibungen zuerſt gewählt, es ſchien mir aber unmöglich, ſie in anderm, als dem Style der Chronik ſelbſt zu überſetzen, und wünſche nur ihn getroffen zu haben. Duarte Nuñez de Liam, Verfaſſer dieſer Chroniken und verſchiedner andrer, war Deſembargador, und lebte im 16ten Jahrhundert. Ich werde zu einer andern Zeit Gelegenheit haben weitläuftiger von ihm zu reden.

Die zweyte Probe enthält die Geſchichte der Akklamation unſers jezt regierenden königlichen Hauſes, von dem bekannten Grafen von Ericeyra. Es kann mir nicht unbekannt ſeyn, daß Vertot und La Clede dieſe Geſchichte gleichfalls beſchrieben haben; das Genie aber dieſer Zeit, wo ſchon ſo viel Zuckerwerk aus Indien kommen war, und die erſten Triebfedern der Handlung ſtellt der Graf Ericeyra, heller und treuer dar, und ſelbſt wo er partheyiſch und abergläubiſch iſt, wird er auch eben dadurch maleriſcher.

Erſtes Fragment
aus
der Portugieſiſchen Geſchichte;
als noch kein Zuckerwerk und derley Ding aus Indien kommen war.

Chronika des Königs Affonſo des vierten dieſes Namens, unter den Königen von Portugall der ſiebende, durchgeſehen und gebeſſert von
Duarte Nunez de Liam.

Als König Dionyſius verſtorben, fand Dom Affonſo, ſein Sohn, der ihm folgte, das Königreich in glücklichem und geſegnetem Stande. Denn ſeine Vaſallen waren reich, und die Schäze, die ihm ſein Vater hinterließ, groß, und das Reich war in Frieden von außen und von innen, weil der verſtorbne König in ſeinem Alter mit keinem der chriſtlichen Fürſten weder Krieg noch Fehde gehabt. Der Infant aber, als er zu regieren begann, war fünf und dreyßig Jahr, und liebte ſehr Jagen und Reiten; und weil Land und Leute zu regieren gar mühſam, vergaß er oft der Arbeit, und die Leute zu verhören, darüber dann manche Klage ſich erhob. Es begab ſich aber daß der König von Liſabon aus nach Cintra zu jagen gegangen, und da faſt einen Monden lang verblieb, in der Zeit, da in dem Rathe Geſchäfte für waren, wie das Reich zu verwalten, an denen gar vieles lag. Da nun die Räthe ſahen, wie groſſen Schaden er ſich und dem Reiche thät, um ſo geringer Urſach willen, und er drauf in ihren Rath gekommen, und da von der Jagd zu erzählen angefangen, ſagte ihm einer der Räthe, doch mit der Andern gutem Willen: Herr, es muß Ew. Hoheit daran denken, einen andern Lebenswandel zu führen; denn Ew. Hoheit iſt König, um uns zu regieren; dazu geben wir Schatzung und Zoll, und halten Euch in Ehren. Ihr aber macht das Jagen zu euerm Amt, und des Lands Regierung zum Zeitvertreib, da doch Gott Euch nicht fragen wird um euer Wild und Thiere, ſondern um die Leut, deren Sache ihr nicht gehört, und die Geſchäfte eures Reichs, die ihr nicht gethan, als da jetzt geſchehen iſt, da ein ſo wichtig Geſchäft für war, wo der König bey ſeyn muß; Ew. Hoheit aber von uns gangen iſt, und wir hier auf Euch warten müßen, und nichts gethan haben. Es gehe alſo Ew. Hoheit einen beßern Weg, wo nicht — —

Der König, der von Natur gar jäch und zornig war, als er dies letzte freche Wort gehört, ſagte es mit vielem Zorn ihm nach. Wo nicht? Worauf die Räthe ſagten: Ja, wo nicht, ſo werden wir uns einen König ſuchen, der uns mit Gerechtigkeit regiere, und nicht des Reichs Regierung laße, um nach den Thieren in dem Wald zu laufen. Auf dieſe Rede ſagte der König mit vielem Zorne: Ihr ſagt mir, wo nicht? Ihr? Ja, Herr, antworteten die Räthe, und das wollen wir allezeit thun, ſo oft Ihr Eurer Pflicht vergeßt. Da gieng der König in gar großem Zorne aus dem Rath, und war in Zweifel, was er thät. Als er aber ſich bedacht, und daß die Räthe es für ſeinen eignen Dienſt, und ihm zum Wohl geſagt, ſo hielt er ſie für treue Diener.

Alſo thäten die Räthe jener Zeit, weil ſie noch frey vom Geitze, Prunk und Habſucht dieſer Tage waren. Denn ſie begnügten ſich mit einem ehrbaren Leben, ohne Gaukeln und Schwelgen, und weil ſie dann auf ihr Haus, Tiſch und Gepränge nicht viel wandten, ſo brauchten ſie auch nicht viel, und hatten alle die Bittſchriften und Suppliken nicht nöthig, darob ſie jetzt ihre Freyheit verliehren, ſo doch der Grund und die Seel' aller Rathſchläge iſt. Mit Hülfe dieſer treuen Räthe ließ dann der König die Jagd, und fieng an, das Reich zu regieren, und der Gerechtigkeit zu pflegen, daß niemand Klage wider ihn hätte. Doch weil der Haß, wenn er einmal Wurzel hat, nicht leicht auszureuten iſt, und der König ſeinen Bruder ſo lang und ſo von Herzen feind geweſen, ſo wollte er, weil er nun König worden, die Rache an ihm thun, die er vorhin nicht üben können, und thät nicht hierinn, wie andre tapfre Fürſten, die als Könige das Leid nicht wollten rächen, das ſie gelitten, ehe ſie Könige waren.

Es erzählet hierauf der Geſchichtſchreiber, wie der König ſeinen Bruder Dom Affonſo Sanches aus dem Reiche getrieben. Ich übergehe es, weil es ohne die Chronik des Königs Dom Diniz nicht verſtändlich wird.

Den meiſten Streit und Herzeleid that dem König Dom Affonſo, ſein Schwieger Dom Affonſo ſeines Namens der Eilfte, König in Caſtilien, und das um zweener Urſachen willen. Denn Dom Affonſo von Caſtilien hatte des Königs von Portugall Tochter, die Infantin Donna Maria zur Gemahlin, und hielt ſie übel, wegen der Geliebten, die er hatte. Die zwoote Urſach war, daß der König von Portugall beſchloß, den Infant Dom Pedro, ſeinen älteſten Sohn und Erben ſeines Reichs, mit der Donna Conſtancia, des Ritters Dom Manoel Tochter zu vermählen, ſo dem König von Caſtilien nicht gefiel, und er auf viel Art zu verhindern ſuchte. Und darum wills vonnöthen ſeyn, hier etwas von Caſtilien zu ſagen, und waren dieſer Zeit die zwey Reiche ſo verbunden, daß die Geſchichte des einen ohne die vom andern gar ſchwer zu verſtehen.

An des Königs von Caſtilien Hofe waren unter allen Großen ſeines Reichs die edelſten an Stamm und Macht, Dom Joam der Schielende und Dom Manoel. Und beyde waren aus königlichem Blut, und mit dem Könige nah verwandt, und hatten viele Lehn und Güter. Sie waren aber dem Könige verdächtig worden, und glaubten, daß er ihnen nach dem Leben ſtünde, daher ſie dann gar ſchnell von ſeinem Hofe wichen. Und weil Dom Joam der Schielende ein Wittwer war, ſo dachte Dom Manoel, er wollte ihm ſeine Tochter zur Gemahlin geben, und ſich dadurch mit ihm verbinden, um mit ihm gegen den König von Caſtilien zu ſtehen.

Als nun der König dies Band und dieſe Freundſchaft ſahe, und wie viel Leid und Unglück ihm draus werden könnte, ſo ſandte er im Geheim einen Bothen an den Dom Manoel, und ließ ihn höchlich bitten, daß er nicht von ihm abfiele; denn er wolle ihm viele Gnad erweiſen, und Theil an den Aemtern ſeines Reichs und der Regierung geben. Auch wolle er, wenn es ihm geliebe, mit ſeiner Tochter, der Donna Conſtancia ſich vermählen, und ſie zur Königin machen. Dom Manoel, der Ehr und Reichthum ſuchte, wie denn alle Menſchen thun, war über ſolch Erbieten hoch erfreut, und fand gar bald den Weg, von ſeinem Freund und Vetter, Dom Joam zu ſcheiden, und gieng von ihm nach Pennafiel, wo des Königs Abgeſandte waren, um die Heyrath feſtzuſetzen. Da wurden Schlößer zum Pfande ernannt, und dem Dom Manoel in ſeine Hände und Macht gegeben, die Braut aber dem Könige, und kam des Königs Oheim ihr entgegen, mit der Infantin ſeiner Gemahlin und vielen Großen von dem Reiche, die ſie nach Valladolid brachten, wo die Vermählung mit vielem Feſt und großer

Pracht gefeyert wurde. Weil aber die Prinzeſſin noch gar jung, ſo gieng der König nicht zu ihr, und übergab ſie an die Donna Tareja, daß ſie ihre Oberhofmeiſterin wäre, und ſie erzöge: den Dom Manoel aber nannte der König zum Graf und Gränzenbewahrer von Murcia.

Als nun Dom Joam der Schielende dies alles erfahren, hielt er ſich für hintergangen und geſchmäht, und wich nach Portugall, wo er auch viel Güter hatte, und machte ſich zum Vaſallen dieſes Reichs. Dies nahm nun der König von Caſtilien gar hoch auf, und ward ihm noch gehäßiger, und da er überdies erfuhr, daß Dom Manoel ihm habe ſagen laßen, er wolle, der Heyrath ſeiner Tochter ungeachtet, dem Eyde, den er ihm gethan, getreu verbleiben, und wenn ihm zu Leid geſchähe, kommen und ihm helfen, ſo ſann der König Tag und Nacht, wie er den Dom Joam in ſeine Hände überkäme, um das Leben ihm zu nehmen, und damit ſeiner Sorgen quitt zu ſeyn. Der König hatte einen Rath, der damals vieles bey ihm galt, ein böſer, liſtiger Mann. Er hieß Alvaro Nunez de Oſorio; der König aber hatte ihn zum Grafen von drey Grafſchaften gemacht. Dieſer gieng zum Dom Joam, und gab ihm in des Königs Namen Sicherheit, und betrog ihm mit vielen falſchen Verſprechen, und daß der König die Infantin Donna Leonor, ſeine Schweſter, ihm zur Gemahlin geben wolle, ſo, daß Dom Joam dem allen traute, und mit ihm nach Touro gieng, wo der König war. Da gieng ihm nun der König ſofort ſelbſt entgegen mit ſeinem ganzen Hofe, und ehrte ihn dem Scheine nach gar hoch, und brachte ihn in das Haus, da er wohnen ſollte, und lud ihn auf den folgenden Tag zum Mahle. Da aber Dom Joam zu dieſem Mahle kam, hieß ihn der König mit zween ſeiner Ritter tödten, und machte drauf vor allen kund, warum er es gethan, und daß Dom Joam ihm Eyd und Treu gebrochen, und ein Verräther ſey, und zog alle ſeine Leben und Güter ein, darunter mehr als achtzig Städte und Schlößer waren.

Dom Manoel, dem ſeines Vettern Tod gar ſehr zu Herzen gieng, und für ſein eigen Leben ſorgte, gieng von der Mohrengränze, wo er ſtand, nach dem innern Murcia, da er viele Güter hatte, und wollte nicht mehr gegen die Mohren noch für den König dienen, und redete öffentlich gar hart gegen den Alvaro, als den Verräther. Alvaro, der je gehofft, daß Dom Manoel ihm günſtig bliebe, weil er dem König ſeine Tochter zugebracht, als er jetzt das Gegentheil ſah, fieng an, dem König nun zu rathen, daß er die Heyrath nicht vollzöge, denn da der Conſtancia Vater weder König noch eines Königs Sohn, ſo ſey ſie auch dem Könige nicht ehrenvoll genug, und damit der Dom Manoel und die andern Großen die Luſt hätten, von dem Könige abzufallen, nicht mehr, wie zuvor, in Portugall die Zuflucht hätten, ſo ſollte der König den von Portugall um ſeine Tochter, die Infantin Donna Maria zur Gemahlin bitten, und ihm für den Infant von Portugall die Infantin Donna Branca antragen. Donna Branca aber war die Tochter von Dom Pedro von Caſtilien, des Königs Oheim, dem der König von Portugall viel zu danken hatte, weil er in ſeinem Dienſt geſtorben. Dem König von Caſtilien gefiel dieſer Rath gar wohl, und er ſandte nach Coimbra, wo Dom Affonſo war, um die Heyrath abzureden, ſo dann auch geſchah, und ließ der König von Caſtilien die Donna Conſtancia nach Touro bringen, und gab ſie dem Dom Manoel, ſo doch ihr Vater war, nicht wieder.

Dom Manoel, als er dies gehört, hielt ſich ſeines Eides quitt, und ließ dem König von Caſtilien, ſeine Lehn und Pflicht aufkünden, und wollte ſein Unterthan nicht mehr ſeyn, und verband ſich mit dem König von Grenada, und ſchrieb an den von Arragon, er ſollte ihm helfen. Da ſchrieb auch der König von Arragon an den von Portugall einen Brief, wie er mit dieſer Heyrath ſo groß Unrecht thäte, und Gott beleidigte, und ſeine Nichte, die Königin Donna Conſtancia ſchmähte, und mit ihr das ganze Haus Arragon, und daß er als König und Rittersmann, und der Königinn Donna Conſtancia Vetter, es nicht leiden dürfe, daß ihr ein ſo großes Leid geſchähe. Mit dieſem Briefe ſandte der König den oberſten Richter ſeines Hofs nach Portugall, aber es half nichts, und die beyden Könige blieben bey ihrem

Sinn. Da fiel Dom Manoel vom Innern des Lands, und die Könige von Grenada, und Arragonien von den Gränzen in Caſtilien ein, und thaten dem Lande großen Schaden, der König von Caſtilien aber zog vor Eſkalona, das dem Dom Manoel gehörte, und belagerte die Stadt. Indeß erhuben die Bürger von Valladolid einen Aufruhr, und der König hob die Belagerung auf, und gieng nach Valladolid, wo aber die Bürger ihn nicht einließen, wegen des Grafen Alvaro Nunez, den ſie, und alle im Reiche haßten. Als nun der König dieſes ſah, und viel' Uebel und Grauſamkeiten erfuhr, die Alvaro verübt, ließ er, um mit ſeinen Vaſallen Ruh zu haben, ihn von ſich; und in der Folge, als der Graf mit ſeinen Feinden unter Chriſt und Mohren ein Verſtändniß machte, hieß der König ihn ermorden, und den Leichnam öffentlich verbrennen, und alle ſeine Güter einziehen. Nach dieſem gieng der König mit ſeiner Schweſter, der Infantin Donna Leonor, und vielen Gräfinnen, und vornehmen Damen nach Ciudad Rodrigo, die Infantin aber gieng voraus nach Sabugal, wo der König von Portugall war, mit ſeiner Mutter Donna Iſabel, der heiligen Königinn, und der Infantinn Donna Maria, der Braut, die empfiengen die Donna Leonor mit großen Freud' und Feſten, denn ſie war nahe mit den Königinnen verwandt, und giengen darauf mit ihr nach Alfayale, wo der König von Caſtilien auch hinkam, und die Heyrath mit großer Pracht vollzogen wurd. Die Infantin Donna Branca aber blieb in Portugall, und ward am Hof erzogen, bis die Jahre der Vermählung kämen.

Es lebte nun der König von Caſtilien ſchon zwey ganzer Jahre mit ſeiner Königinn, und hatte von ihr Kinder, als er an ſeinem Hofe eine andre junge Dame liebgewann. Die war von groſſem Geſchlecht, und gar berühmter Schönheit, und hieß Donna Leonor Nunez de Guſmann, eine Tochter des Dom Pedro de Guſmann, und des Dom Velaſco, eines andern Großen Wittwe. Der König aber hatte ſie gar oft bey einer ſeiner Schweſtern geſehen, und als ſie ſich beyde liebgewonnen, und vertrauter worden, zeugte er mit ihr viele Kinder, und hatte ſie über die Maaßen lieb, ſo daß ſie überall ihm folgte, und geehrt ward, als wäre ſie die Königinn; die wahre Königinn aber hatte der Ehre und des Anſehens wenig, und ward vom König nicht geachtet. Als die Donna Iſabel, die Heilige, des Königs von Portugall Mutter dies gehört, giengs ihr zu Herzen, und kam ſelbſt nach Spanien, wo ſie mit dem König von Caſtilien ſich beſprach, und was Frömmigkeit und Mutterlieb ihr hieß, ihm fürſtellte. Der König hörte es auch alles an, und gelobte ſich zu beſſern; aber wie es in der Liebe pflegt zu ſeyn, daß ſie durch die Hinderniſſe wächſt, ſo war es denn auch hier, und der König liebte die Donna Leonor von Tag zu Tage mehr.

Zu der Zeit war am Hofe des Königs von Caſtilien der Prior von St. Joam, Dom Fernando

Ruiz

Ruiz de Valboa, des Königs in Portugall Rath, und Canzler von der Königin Donna Maria, und weil er von ihr ein treuer Diener war, ſo achtete ihn auch der König von Portugall gar groß. Nun war dieſer Prior auch ein guter, treuer Freund von Dom Manoel, und wollte ihm gerne dienen. Darum ſchrieb er im Geheim an dem König von Portugall, daß er den Infanten nicht an die Donna Branca gäbe, aus vielen Gründen, die er wüßte, vor allem aber, weil die Infantin ſchwindſüchtig war, und an dem Haupte litt. Und weil dann es gar leicht zwiſchen ihm und ſeinem Schwieger zu einem Mißverſtändniß kommen könne, wenn dieſer ſeine Tochter wie zuvor verachtete, und mit der Donna Leonor lebte, ſo wäre es gar gut, wenn der König von Portugall an dem Dom Manoel einen Freund und Bundsgenoßen hätte; und ſollte der König den Infant an ſeine Tochter geben, die der König von Caſtilien als ſeine Braut verſtoßen hatte. Dem König von Portugall ſchien dieſer Rath gar gut, und hielt ihn drum geheim, bis es beßere Zeit wäre, ihn zu ſagen; und es waren ſchon fünf ganzer Jahre, daß Donna Branca, die Infantin von Caſtilien an ſeinem Hofe war, und als ſein eigen Kind erzogen wurde. Sie war aber ſchwindend und gelähmt, und der Infant Dom Pedro nicht mit dieſer Wahl zufrieden, ſo, daß er zu ſeinem Vater gieng, und ſich erklärte, er könne ſie nicht zur Gemahlin nehmen, und bäte ſeinem Vater, daß er ihn nicht zwänge, weder ſie noch eine andre wider ſeinem Willen zu heyrathen. Da ließ Dom Affonſo nach Caſtilien wißen, was ihm ſein Sohn geſagt, und der König möchte ihm Geſandten ſchicken mit verſtändigen Männern, die die Sache unterſuchten, damit er nach ihrem Berichte einen Endſchluß faße. Aber die Geſandten und die Aerzte, die der König von Caſtilien ſchickte, fanden es dem alſo, welches dem König von Caſtilien nahe gieng; doch blieb die Infantin noch in Portugall, und ward in großen Ehren gehalten.

Donna Leonor war indeß noch, wie vorhin, in des Königs von Caſtilien Gunſt, und ward von Tag zu Tage die Liebe größer, ſo, daß er allen Rath und Geſchäfte in ihrem Hauſe pflog, obſchon die Königin zugegen. Und wenn der König reiſete, ſo blieben des Reichs Bediente und die Canzley bey ihr. Auch ließ ſie die Hand, wie der Königin gebührt, ſich küßen, und wenn ſie auf Reiſen war, wurde ſie als die wahre Königin bedient, und giengen ihr mit Proceßion entgegen. Ja, als einſt die Königin mit dem Könige viel zu reden hatte, und deßhalb nach Burgos zu ihm kommen, konnte ſie ihn da nicht anders ſprechen, als in der Donna Leonor Hauſe, ſo der Königin gar ſehr zu Herzen gieng. Auch nahm ihr der König die Treuſten ihrer Hausbedienten, und viel von ihren Gütern, und gab ſie der Donna Leonor und ihren Kindern. Das alles trug die Königin mit großer Sanftmuth und Stille, und nichts vermochte ſie, bey dem Könige ihrem Vater Beſchwerde darob zu führen. Es nahmens aber einige der Großen über ſich, mit dem Könige davon zu reden, ſo ihnen aber gar übel bekam. Denn der König nahm ihnen ihre Aemter oder verwieß ſie aus dem Lande, ſo, daß keiner mehr zu reden wagte, und alles im alten Stande verblieb.

Weil dann nun Dom Affonſo in Portugall von ſo lang her ſchon des Sinnes geweſen, ſeinen Prinz mit der Donna Conſtancia zu vermählen, ſo hielt ers nun für gut, es ſeinen Ständen zu eröffnen, die er in Santarem verſammelt hielt, und denen allen ſchien es gut. Zuvor aber, und ehe er öffentlich an den Dom Manoel um ſeine Tochter ſchriebe, wollt ers erſt dem Könige von Caſtilien wißen laßen, weil die Vermählung in ſeinem Lande geſchah, und mit ſeines Vaſallen Tochter, mit der er ſelbſt verlobt geweſen, damit die Heyrath ihm auf keine Weiſe mißfiele. Der König von Caſtilien empfieng des Dom Affonſo Brief, und war ihm ganz nicht angenehm. Denn er war dem Dom Manoel gar feind, und wollte eben vor der Hand einen andern Ritter Dom Joam Nuñez de Lara zu Grund richten, der des Dom Manoel Freund und Verwandter war. Und weil nun Dom Manoel ſchon jezt ihm widerſtehen konnte, wie vielmehr alsdann, wenn er mit dem Könige von Portugall ſich ſo genau verbände. Es wollte alſo der König herzlich gerne alles thun, um mit Liſt die Heyrath zu hintertreiben, von außen aber that er, als ließ er ſichs gar wohl gefallen, und ſchickte

chickte die Abgeſandten gar freundlich von ſich,
nd gab ihnen einen Brief an ihren König mit,
er alſo lautete:

,,Dom Affonſo von Gottes Gnaden König von
aſtilien und Leon, dem Tapfern, Mannhaften,
roßmächtigen Fürſten und Herrn, König von
ortugall und Algarbien, befohlen zum beſtem
ohlwollen und Freundſchaft. So wie es jedem
ne Freude iſt zu wißen, weß Dichtens und Sin-
ens ſeine Freunde ſind, ſo iſts dann auch Freu-
, ihnen das nämliche zu ſagen. Und weil Ihr
ann meinen Rath begehrt, über der Heyrath der
ochter des Dom Manoel mit dem Infanten, ſo
g ich Euch frey, daß wenn Ihr ſo gerathen wür-
t, wie ich darüber habe wollen gerathen ſeyn,
wird der Infant die Heyrath nicht thun; und
ſchwöre Euch bey meinem Wort und königli-
er Treue, daß ſeitdem ich ihrer frey und quitt
n, es mich auch nicht einen Augenblick gereuet,
d die Mühe und die Arbeit, die michs gekoſtet,
ch davon loß zu machen, zeigt, daß es mir
wer und läſtig war, mit ihr vermählt zu ſeyn.
eil aber in aller Heyrath die Sinne frey und
nz verſchieden ſind, ſo kanns gar leicht geſchehn,
ß Euch und Euerm Sohn geliebt, und wohl
ch Sinne iſt, was mir alſo nicht geweſen, wie
nn ſie in Wahrheit gar ſchön und von hohem
ſchlecht und ſo guten Sitten iſt, daß ſie ver-
nt Königin zu ſeyn, wenn es Euerm Prinzen
gefällt; und ich wüßte auch noch keine Urſach

ſagen, warum mir die Heyrath mit Euerm Sohne nicht gefallen ſollte. Und wenn Dom Manoel nicht ſo ſehr ſeinen Sinn gegen mich geändert hätte, wegen des Dom Joam Nunez, und ſo viel andrer Dinge mehr, da Er allein die Schuld hat, ich aber keine, ſo würde ich ihn ſelbſt zu mir beſchieden haben, Euch zu Liebe, und hätte ihm befohlen, alles nach Euerm Willen zu thun. Nun aber däucht es mir, ſo wie es jetzt ſteht, daß Ihr beßer thut, wenn vor der Hand Ihr ſchweiget, und Euch ſtill haltet. Denn wie ich höre, ſo wird er Euch ſelbſt den Antrag thun, und alsdann könnt Ihr die Bedingungen beßer zu Euerm Vortheile machen. Und das ſchreibe ich Euch nicht darum, daß es mir etwan wehe thue, daß der Infant ſich mit ſeiner Tochter vermähle, und Kinder von ihr habe, die mit den meinen dann ſo nah verwandt; vielmehr wirds mich von Herzen freuen; weil damit auch nach unſerm Tode mehr Friede und Ruhe in Spanien, und zwiſchen unſern beyden Reichen und Vaſallen ſeyn wird. Und damit alſo ſchließe ich, daß dieſer Heyrath wegen mir überall gefällt, was Euch gelieben wird, und wenn Euer Sohn damit zufrieden iſt, habt Ihr auch keine Urſache, unzufrieden zu ſeyn.„

Der König als er die Geſandten abgefertigt, ſchrieb ohne Verzug an dem Dom Manoel, zu ihm an ſeinen Hof zu kommen, wo er ihn mit großer Freundſchaft empfieng, und mit vielem Bezeugen der Reue, daß er treulos gegen die Donna Conſtancia gehandelt, und nun für ſie zu ſorgen gelobte. Der König von Navarra hätte einen Prinz der noch unvermählt, und dieſe Heyrath wolle er ſtiften, wenn Dom Manoel ihm das Ritter-Wort gäbe, die Donna Conſtancia nicht ohne ſeinen Willen zu vermählen, damit er dort in Navarra nicht mit Schanden beſtünde, wenn Dom Manoel indeß eine andre Verbindung mit ihr träfe. Dom Manoel dankte dem König für die Gnade, bat aber um die Zeit mit Donna Conſtancia ſelbſt zu ſprechen, ob ſie dem entgegen vielleicht ein Gelübde gethan, und entfernte ſich, ſobald er konnte, von des liſtigen Königs Hofe. Der Geſchichtſchreiber fährt fort.

Dom Affonſo von Portugall, als er das Gut-
chten ſeiner Stände ihm günſtig gefunden, und von
em Könige von Caſtilien jenen Brief empfangen,
ndte nun den Ordens-Meiſter der Ritter von
vis, den Dom Gonzalo Vas als ſeinen Abge-
rdneten an den Dom Manoel, und der Ordens-
Meiſter kam da an, als eben Dom Manoel von
es Königs von Caſtilien Hofe wieder kam, wo ihm
er Vorſchlag mit dem Infanten von Navarra ge-
hehn. Der Ritter aber ward vom Dom Joam,
it großer Ehre und Freuden aufgenommen, als
ner der gar gute Bothſchaft bringt; doch eh noch
om Manoel ihm ſeine Antwort gab, kam von
em König in Caſtilien ein Brief, daß der Kön
och ſich wundre, wie er den Ordens-Meiſter von
vis in ſeinem Hauſe aufgenommen, da ſolcher
in Geleit von ihm dem König hätte, und mit ſo
elem Volke kommen wäre, daß er dem Lande ſcha-
en könne, wie er auch gethan. Daher der König

ihm befehle, daß er den Ordens-Meiſter fienge, und alſo wohl bewahre, daß der König mit ihm thun könne, wie er wolle. Dom Joam blieb ſehr erſtaunt, wie der König ſchon ſo bald des Ritters Ankunft wiſſen können, viel betrübter aber war er über den Befehl, und wieß den Brief dem Ordens-Meiſter in Geheim. Aber dem Ordens-Meiſter fochts nicht an, und er ſagte Dom Manoel, daß er ſich da nicht kümmern ſolle, da weder Gefahr noch Schande ſey, denn er und alle Portugieſen hatten frey Geleit in Spanien durch die Verträge beyder Reiche, und überdem, ſo wäre es ein Monath und ein halb, daß ſein König dem Könige von Caſtilien von dieſer Heyrath habe ſagen laßen, ob ſie ihm geliebe; und der König von Caſtilien habe ihm geantwortet, daß dem alſo ſey.

Als nun Dom Manoel dies hörte, fiels ihm wohl aufs Herz, wie daß der König von Caſtilien dies alles thäte, weil er ſeiner Tochter Glück ihm nicht vergönnte, doch ſchwieg er izt zu allen ſtill, und fragte nun den Ordensmeiſter ſelbſt, was er auf des Königs Brief für Antwort geben ſolle. Der Ordensmeiſter gab ihm darauf das Ritter-Wort, er wolle nicht nach Portugall, bis er an des Königs von Caſtilien Hof geweſen, und dem Könige ſich gezeigt; der, nachdem er ihn gehört, mit ihm ſchaffen könne, wie er wolle. Weil nun aber izt der Zeitverluſt gar ſchädlich ſey, ſo ſollte Dom Manoel ihm ſeine Antwort geben, damit er eilends zu dem Könige käme. So ſagte ihm dann der

r Dom Manoel, daß er das alles hoch zufrie-
n ſey, und fur ein Glück es achte, ſeine Toch-
dem Infant zu geben, und ſollte ihre Mitgiſt
00,000. Gülden ſeyn, und ob es gleich des
fanten noch nicht werth, ſo gäbe er, was er
nne. Was aber Bund und Freundſchaft wäre,
wolle er in allen gegen ſeine Feinde dienen, nur
gen den heiligen Vater, und den König von Ca-
lien nicht, da er nicht könne, weil es wider
ne Lehn und Pflicht; es wäre dann, daß ihm
König ein ſolch Unrecht thäte, das ihn von
nem Eide loßſpräche, und woll er ſeine Tochter
bſt geleiten, und mit aller Ehr, die ihm gebüh-
und ihrem Heyrathsguthe ſie nach Portugall hin-
hren, wenn der König und Infant, mit Eid
d Pflicht, fünf Stück, die folgten, ihm zuvor
lobt: daß ſeine Tochter Herr von allen Gütern
äre, die ihr der König gäbe, wie die Mutter
s Infanten es geweſen; daß der Infant ſich kei-
Geliebte nähme, ſo lange ſie gebähren könne;
ß der Infant ihm beyſtehen wolle, wie er es dem
fant gelobt: daß wenn es ihm geliebte, ſeine
chter zu beſuchen, es der Infant erlaube, und
f ſo lange Zeit er wolle, doch ohne Koſten des
fanten; daß, wenn Gott mehr als einen Sohn
chere, und er den zweyten oder dritten haben
lle, daß er ſein Erbe wäre, ſo ſolle der Infant
folgen laſſen, damit er ihn erzöge.

Dies war die Antwort und der Brief, den
om Manoel dem Ordensmeiſter gab, und die-

ſer gieng ſofort nach Burgos, wo der König von Caſtilien war. Der König nahm ihn da mit groſſer Ehr und glatten Worten auf, als wär's ihm große Freud, ihn in ſeinem Land zu ſehen, der Ordensmeiſter aber nahm gar bald das Wort, und wie er nur gezwungen käme, und was der Anlaß ſey, ob er gleich nichts verſchuldet, was deſſen würdig wäre, oder der König möchte es ihm nun ſagen. Da wollte der König das Unrecht, das er ihm gethan, entſchuldigen, und ſagte, es wäre vor ihm gekommen, der Ordensmeiſter von Avis ſey mit gar vielem Volke in ſein Land gedrungen, und mache mit Gewalt den Weg, und habe die Reuter angegriffen, die er gegen den Joam Nunez de Lara ausgeſandt, und habe davon einige getödtet, darum habe er an den Dom Manoel geſchrieben, wie der Ordensmeiſter ſage; als er aber die Wahrheit ſelbſt erfahren, ſeys ihm alsbald Leid geweſen. Der Ordensmeiſter ſagte ihm Dank, und wenn er mit des Königs Reutern ein Gefecht gehabt, ſo ſey er mit Gewalt dazu gezwungen worden. Denn funfzig von den Reutern, ſo gegen dem Dom Nunez de Lara ſtünden, wären mit Gewalt gegen ihn gekommen, und ob er ihnen zwar geſagt, daß er es ſey, und nichts mit ihnen wolle, ſo hätten ſie doch ihn feindlich angefallen, und ſeinen Bruder ſchwer verwundet, und ihm den Ritters-Mantel zerſtückt. So hab er dann mit ſiebzehn Mann zu Pferd, und zwölf zu Fuß ſich gegen ſie gewehrt, und deren vier erlegt, oder es wären der andern etliche an ihren Wunden geſtorben.

en. Der König nahm die Rede an, und ließ den
rdensmeiſter in Gnaden und beſchenkt von ſich.

Es war aber in des Großmeiſters Gefolg ein
ler Portugieſiſcher Ritter, von großem Anſehen,
nd geachtet in ſeinem Vaterlande, hieß Gonzalo
odriguez Ribeiro. Der Ritter hatte dem Groß-
eiſter auf dem Wege begegnet, und kam von dem
ofe des Königs von Frankreich, wo er mit Roß
nd Waffen geweſen, um dort, und in den an-
ern Landen, nach Sitte jener Zeit, in Rennen
d Turnieren Ehre zu holen, und ſeinen Muth
beweiſen. Drey Jahre hatte er ausgeſtanden,
d wollte nun zuruk nach Portugall, und hatte
t ſich zween andere Portugieſen, gleichfalls gu-
Ritter, die, ſo wie er, auswärts geweſen. Und
il nun Gonzalo Rodriguez, als er nach Frank-
h gegangen, zuvor den Hof von Caſtilien be-
ht, und in den Ritterſpielen, die der König dort
geben, er den Preis, und ſeine Gefährten viele
re erworben; ſo giengen ſie nun mit dem Or-
smeiſter zum zweytenmal dahin, und hatten
dem Gefecht mit des Königs Reutern ihm gar
geholfen. Da trat nun auf, an des Königs
fe, der Ritter Martin Gill Catina, ein guter
tersmann, geachtet in ſeinem Lande, ſo das
de von Caſtilien war, gegen Arragon, und klag-
bey dem König von Caſtilien, gegen den Ritter
nzalo, der vor ihm ſtand, und ſagte, daß er
enem Gefechte ſeinen Bruder übel, und ohne
ch erſchlagen, der doch ein guter Rittersmann

geweſen, und ſo ſollte der König Recht über den Ritter ſprechen, oder ihn mit ihm zum Zweykampfe beraumen. Der König ſprach dem Ritter Gonzalo das Wort mit viel und guten Gründen, der andere Ritter aber wollte das nicht achten. Ob nun gleich Gonzalo Rodriguez dieſes Todes nicht ſchuldig war, und ſolches auch beweiſen konnte, ſo kam es doch, wie er erachtet, mit ſeiner Ehr und Ruf nicht überein, wenn er den Zweykampf nicht annähme, und fiel vor dem König auf ſeine Knie, und bath mit dringenden Bitten, er möchte das Feld ihm beraumen. Und nach Bitten und Wiederbitten, beraumte der König es auf den folgenden Tag.

Am andern Tage zur dritten Stunde kam der Ritter Gonzalo Rodriguez und der Ritter Martin Gil auf das Feld, vor dem Könige und ihren Gevettern, und zwölf guten Rittern das Feld ſicher zu ſtellen, und den Herolden, nach alter Sitte und Brauch. Die Ritter aber waren beyde zu Fuß, in voller Rüſtung, und giengen auf einander, und fiengen an, gar hart ſich zu drängen und zu verwunden. Und nicht gar lang hatte es gewährt, ſo trieb Gonzalo Rodriguez den Ritter Martin Gil vor ſich her aus dem Felde, und geb ihm im Verfolgen auf ſeinen Helm einen ſo mächtigen Schlag, daß der Ritter Martin Gil todt zu Boden davon ſank. Und dem Gonzalo Rodriguez blieb das Schwerd in der Hand mitten entzwey; und ſo wie er in voller Rüſtung daſtand, ohne daß ein Stück-

lein

hm fehlte, warf er ſein Schwerd in die Luft,
hat einen Sprung, ſo hoch als hätte er kei-
iſtung gehabt, daß Alle einen ſolchen Sprung
geſehn; und gieng drauf ſofort zu dem Kö-
und küßte des Königs Hand, der ihn hoch
e, daß er ſeine Ehr ſo tapfer verfochten.
niete der Ritter vor dem König und ſagte:
y an allen Höfen der Fürſten und Könige,
geweſen, die Sitte, wenn ein Ritter das
vor dem Könige im Zweykampf behauptet,
m der König eine Gnade gewähre. Und weil
Hoheit unter allen Fürſten der Erde einer der
Ritter, ſo würde Sie ihm auch ſeine Bitt
ren. Der König nahm ein wenig Bedacht,
ihm die Bitte zu ſagen, und was recht und
dig ſey, ſollte ihm werden. Da küßte der
dem Könige die Hand, und bat Se. Ho-
er möchte ein Turnier- und Ritterſpiel ord-
da der Ritter und ſeine Gefährten zugegen
önnten, ehe ſie nach Portugall giengen.
König gefiel die Bitte des Ritters, und
es ſollte alſo ſeyn, und am Tage der Oſtern
er Turnier- und Ritterſpiel ordnen, und
in Ritters-Mann ſeyn. Weil nun der Ruf
onzalo Ribeiro erſchollen, ſo kamen der gu-
ter viele, beydes aus Caſtilien und Arragon,
kam auch Dom Martim de Lara, der Ba-
den der König nur kurz zum Viſconde ge-
von hohem Geſchlecht, und berühmt in den
. Und er hatte, wie man ſagt, in vorigen
die Donna Leonor, des Königs Buhle
geliebt.

geliebt. Als aber der Tag der Ritterſpiele gekommen, rüſtete ſich Gonzalo Ribeiro mit ſeinen Gefährten, die alle wohl darinnen geübt, und traten ins Feld. Und als Gonzalo Ribeiro den erſten Kreis mit Dom Martinho gerannt, warf ihn Dom Martinho mit dem Anlauf zu Boden. Im zweytem Rennen aber das Dom Martinho mit des Gonzalo Gefährten dem Ritter Vasquo Anes Collazo gethan, rennte dieſer ſo hart gegen ihm an, daß Dom Martinho zu Boden ſtürzte, und das Roß über ihn. Als nun Gonzalo Rodriguez ſich wieder erhoben und auf ein ander Pferd geſeſſen, that es ihm gar weh, daß Dom Martinho dieſes Tages nicht mehr konnte, und hielt das Spiel aus, mit großem Vortheil über die Andern alle, und hatte zuletzt mit dem Vasquo Anes, ſeinem Gefährten zu rennen, weil dieſer den Dom Martinho zu Boden geworfen, und fiel Vasquo in dieſem Rennen, und ward verwundet, darüber Gonzalo ſo hoch ſich betrübte, daß er ſofort von dem Pferde geſtiegen, und dieſen Tag keines Ritterſpiels mehr gemacht. Es ward ihm aber der Dank des Ritterſpiels erkannt, und der König gab ihm einen güldnen Becher und einen vergüldeten Helm, und das ſchönſte Roß aus ſeinem Geſtüt.

Am folgenden Tag war das Turnier, wo der König eintrat, und Gonzalo Rodriguez und ſeine Gefährten waren mit ihm, und Gonzalo hatte das Roß, und den Helm, ſo ihm der König gegeben. Und als das Turnier hitzig von beyden Seiten begonnen,

gonnen, drängte Dom Martinho de Lara den Gonzalo gar hart, und wollte in dieſem Turnier, wie im Rennen den Vortheil über ihn haben, und ſagt man, er habe mit zwoo andern Rittern ſich beredet, daß ſie mit Liſt ihm dazu hülfen. Als aber Gonzalo Ribeira dieß vermerkt, rufte er mit lauter Stimme ſeinem Gefährten, ſie ſollten der zwoo Andern ſich wahren, und rannte gegen den Dom Martinho de Lara, und gab ihm einen Hieb mit ſolcher Gewalt auf den Arm in der Rüſtung, daß weil ſein Schwerd nach den Geſetzen des Turniers ohne Schärf- und Schneide war, der Hieb dem andern Ritter alle Beine in der Rüſtung zerbrach. Deß hatte der König groß Leid, und alle die es geſehen, und viele die des Turniers Geſetze nicht kannten, ſtellten es dem Könige dar, und daß Gonzalo Ribeiro übel gethan, und der Strafe werth ſey. Der ihn am härtſten verklagte, war ein Edler im Dienſt des Dom Martinho de Lara, und bat den König, er möchte ihm das Feld mit Gonzalo Ribeiro beraumen. Der Ritter Gonzalo, nachdem er vor dem Könige ſeine Worte fürbracht, und daß er die Geſetze des Turniers nicht gebrochen, nahm mit Willen des Königs den Zweykampf an, und küßte ihm die Hand. Am folgenden Tage traten die beyden auf den Platz vor dem Könige, der ihnen die Richter und gute Ritter gegeben, das Feld ſicher zu ſtellen. Und der Streit dauerte eine gute Zeit, und hatte bald dieſer, bald jener den Vortheil, und weil dem Gonzalo Rodriguez das Schwerd brach, und er ſtarken Körpers war, und wohl gewandt, faßte er ſeinen Gegner bey dem Leib, und rang mit ihm, um alſo ſein Leben und Ehre zu retten, und machte daß ihm der Fuß ausglitt und er zu Boden fiel. Und als er darauf anfieng, ihm den Helm zu löſen, und mit einem ſcharfen ſchneidenden Dolche, den er führte, ihm den Kopf abzuſchneiden, befahl der König den Richtern, daß ſie den Dolch ihn nähmen, und den Ritter nicht tödten ließen. Und als Gonzalo bey dem König darüber klagte, gab ihm der König zur Antwort, daß der Tod des Ritters zu ſeiner Ehre nicht nöthig, und er hätte deren mehr, wenn er ihm das Leben gäbe, und erkannte ihn der Klage frey, und gab ihm den Dank des Ritterſpiels, des Turniers und des Zweykampfs. Aber der Viſconde Don Martinho de Lara ſtarb in wenig Tagen an ſeiner Wunde. Der König gebot niederzuſchreiben und aufzubewahren, was Gonzalo Ribeiro an ſeinem Hofe gethan, und den ungeheuren großen Sprung mit aller Rüſtung und Waffen, nach einem langen Gefecht, indem er ſeinen Gegner erlegt; und ließ die Ritter von ſich, mit vieler Ehr und Gnaden, und gab ihnen einen Brief mit an den König von Portugall, von alle dem, was ſie gethan, und daß er ſie achten möchte und werth hielte, wie ſie es verdienten. Dieß waren die Spiele der jungen Ritter in jenen Zeiten, und machten daraus ihr Geſchäft, und wollten nicht von ihren Gegnern das Geld mit Würfeln und Karten, ſondern Achtung und Ehre mit den Waffen gewinnen.

Inzwiſchen fuhr der König von Caſtilien fort, durch allerhand Liſt, die Vermählung des Dom Pedro und der Donna Conſtancia zu verhindern, und trug ſogar von neuem der Prinzeß ſeine Hand an, nachdem er von der Königin Donna Maria, wegen zu naher Verwandſchaft ſich würde geſchieden haben. Weil aber ſeine Liſt ſchon zu bekannt, gieng das Geſchäft zwiſchen dem Könige von Portugall und dem Dom Manoel doch immer fort, und wurde der Heyrathsvertrag im Jenner 1336 unterzeichnet und beſchworen, und die Abrede genommen, daß im Junius dieſes Jahrs Dom Manoel dem Infanten ſeine Tochter übergeben ſollte, wogegen der König von Caſtilien auf neue Hinderniſſe ſann.

Es kamen auch in dieſem Jahre an des Kö-
nigs von Caſtilien Hofe Geſandte von dem König
von Frankreich und einigen Fürſten in Teutſchland,
und brachten ihm Briefe, und thaten zu wißen,
daß ſie gedächten, in Perſon nach dem heiligen
ande zu ziehen, und ermahnten den König von
aſtilien, mit ihnen zu kommen. Der König prieß
vor dem Geſandten die Frömmigkeit und edeln
Muth ihrer Herrn gar hoch, und verwieß ſie we-
en der Antwort an ſeines Reichs Stände, die
r darum verſammeln wollte, ſchrieb aber zuvor
n dem König von Portugall, und bat ihn um
ein Gutachten, damit er darinn keinen Endſchluß
aße, der dem Könige von Portugall zuwider.
Der König in Portugall, nachdem er mit dem In-
anten ſeinem Sohn, und den Großen des Reiches
ath gepflogen, antwortete dem König von Caſti-
en mit folgenden Worten:

„Dom Affonſo von Gottes Gnaden, König von Portugall und Algarbien, dem Großmächtigen, Durchlauchtigen Fürſten, Dom Affonſo, König von Caſtilien und Leon. Herr, wir haben Euern Brief empfangen, und uns des Innhalt wohl verſtändiget, und was wir denn deshalb hier auch ſagen und gegenſagen mögen, dennoch den Entſchluß gefaßt, alles in dem Fall zu thun, was ihr thun werdet. Und ſo ſcheint es uns allerdings gegründet und wahr, daß wenn wir ſelbſt für unſer eigen Leib und Leben derley Gefahr und Arbeit unternehmen ſollen, ſo müße es um größrer Urſach willen, und die uns näher angeht, geſchehen, damit die davon hören, und es wiſſen, mit ſo mehrern Grund uns rühmen können, weil wir ja doch ſolche Arbeit und Gefahr, nur des Ruhms und wahren Nutzens halber unternehmen müſſen. So es aber wahr iſt, was der König von Frankreich und ſeine Bundsgenoſſen ſchreiben, daß wir unſre Seel' und Seligkeit retten, wenn wir mit ihnen nach dem heiligen Lande zu ſolcher Eroberung ziehen, und gegen die Ungläubigen fechten, ſo haben wir ja dies viel näher in unſerm eignen Lande, und werden deß, bey Gott, weit mehr Ehr und Nutzen haben. Dann fürs erſte wird das Land, das wir über die Ungläubigen gewinnen, unſrer Kinder Erbe ſeyn, und dann werden wir der Schmach und Schande frey, die wir vor der ganzen Chriſtenheit und unſern Vätern tragen, daß wir die Unglaubigen unter uns dulden, und unſre und unſers Glaubens Feinde in unſerm eignen Lande herrſchen.

Daher

her dann geſchehen würde, daß die uns ſähen,
weit von unſrer Heymath ziehen, um Krieg mit
m Volk zu führen, ſo überall dem gleich, das
unſern eignen Thoren ſteht, würden ſie uns
Recht für Menſchen achten ohn allem Sinn
Vernunft, die da den Rauch in andrer Häu-
ämpfen, und laßen in eignem das Feuer, und
de dann nicht Unrecht haben, der uns darob
Buch der Narren ſchriebe? Weil Ihr dann
meinen Rath begehrt, ſo ſcheint mirs gut,
Ihr den Geſandten für Euch ſelbſt ſofort die
ort gebt, und nicht erwartet, was die Stän-
gen, damit nur eine Meynung ſey, ſo ſelten
m Rath geſchieht,' und die Sache zwiſchen den
n und den Fremden nicht verfochten werde.
ſagt den Geſandten, daß Ihr wohl und ganz
Sinnes ſeyd, gegen die Feinde des Chriſten-
ens zu ziehen, und ſie aus dem heiligen Lan-
treiben, ſo weit nur Eure Kräfte reichten,
würdet Gut und Blut nicht achten, und al-
it Freuden dafür geben. Weil doch aber
und die andern Könige in Spanien, Eure
ndte und Bundsgenoßen oft gar gering ge-
würden in der Chriſtenheit, daß ſie mit al-
rem Volk und Gelde die Feinde des Chri-
aubens in Granada und Benamarim ließ
doch an ihren Gränzen liegt, und die da
n wohnen, mit dieſen hier von einem Ge-
und Glauben, ſo möchte es doch dem Für-
lieben, den Krieg, den ſie zu führen be-
, mit dieſen anzufangen, und hier des

Chriſtenglaubens Feinde zuerſt zu vertilgen. Und wenn das geſchehen, ſo würdet ihr mit Freuden dahin ziehen, wo ſie jetzt begehrten, da es ſonſt ja thöricht, daß Ihr in fremden Lande Krieg mit Mohren führtet, und ſie in Euerm eignen Lande in Ruh und Frieden ließet. Solches alles iſt ein Rath, thut aber, was Euch ſelbſt geliebet; und nachdem Ihr alles wohl erwogen, was Ihr dann beſchließet, da will ich, ſo Gott will, mit Euch ſeyn. Denn das Wämslein, das mir mein Vater hinterlaßen, ob es gleich alt, iſts noch nicht ganz zerrißen, und weils doch reißen muß, ſo liegt mir auch nichts dran, obs früh oder ſpät geſchehe. Und wenn zu dem, was dieſe Männer von Euch wollen, Ihr und die Andern Ja geſagt, ſo ſey Gott wider den, der nicht alſo thäte, und weil es ſeine Sach' und Ehr iſt, warum man uns gebeten, ſo wird ers auch regieren, daß wir das Beſte wählen.„

Dieſen Brief erhielt der König von Caſtilien in Sevilla, wo ſeine Stände waren, und folgte ſeinem Rathe, und ließ die Geſandten mit dieſer Antwort von ſich. Sie giengen drauf nach Portugall, und war da auch vergebens. Es ſtarb aber indeß der König von Frankreich, womit das ganze Unternehmen ein Ende hatte.

Es war nun inzwiſchen die Zeit gekommen, daß die Donna Conſtancia dem Infanten, ihrem Gemahl, ſollte übergeben werden, und als Dom

Manoel, ihr Vater, ſeine Freunde und Diener bereit hatte, ſchien es nun Allen gut, es dem König von Caſtilien zu wißen zu thun. Dom Affonſo von Portugall ſchrieb ihm darum einen Brief, da die Ehr und Anſehn ſeines Sohns und der Infantin wolle, daß ſie mit gutem Gefolge von ein und andrer Seite in ſein Reich einzöge, ſo wurde der König nun gebeten, zu ſagen, wo der Zug durch ſein Land gehen dürfe, und daß man ihn für Geld aufnähme und verpflegte. Daſſelbe ſchrieb ihm Dom Manoel, und der König von Caſtilien antwortete ihnen beyden, daß ſie mit Gott und allem Glücke die Infantin durch ſein Reich führen möchten, wie und wo ſie wollten, und wo es ihnen am beſten und liebſten wäre, würde es auch ihm am meiſten freuen. Dies alles aber war zum Schein, denn er konnte es einmal nicht ertragen, daß die Infantin ſich vermählte, und war noch immer drauf bedacht, es wo möglich zu verhindern. Und weil die Infantin nicht ohne ihren Vater reiſen konnte, noch dem Joam Nuñez de Lara ihres Vaters Freund und der vornehmſte im Gefolge war; ſo ließ er den Joam Nuñez zu ſich an ſeinem Hof berufen, als die Zeit gekommen, daß die Infantin reiſen ſollte, und weil er nicht erſchien, zog er gegen ihn, und belagerte ihn in erma ſeinem Schloß. Daß aber Dom Manoel ihm weder helfen, noch mit ſeiner Tochter nach Portugall könnte, ließ er ſeine Reſidenz mit tauſend Pferden und vielem Volk berennen, und ſchrieb ihm einen Brief, und erklärte ihn für ſeinen Feind.

Dies alles ſchrieb Dom Manoel mit vieler Sorg und Kummer nach Portugall an den König, der krank in Viſeu lag, und die Nachricht mit gar wenig Freud empfieng. Weil es aber doch bey dem allen nicht wohl möglich, die Infantin wider des Königs von Caſtilien Willen ohne Streit und vieler Gefahr nach Portugall zu bringen, ſo rieth der König dem Dom Manoel, daß er gar glimpflich an dem König von Caſtilien ſchriebe, und ihn bey allem Guten um dem freyen Durchzug bäte. Er ſelbſt aber ſchrieb ihm einen Brief, der nicht ſo glimpflich war. Den ſchickte er durch Alvaro de Souſa, ſeinen Edelknaben aus vornehmen Geſchlechte, und den er vorzüglich liebte. Aber der Geſandte kam nicht an jenen Hof, und ward in Valladolid ermordet, von geringen Leuten, die ihn beym Bretſpiel niederſtachen, ohne andre Urſache, als weil er ſie gebeten, daß ſie ihm nicht in ſein Spiel einredten. Da ließ ihm dann ſein Hofmeiſter, der mit ihm war, begraben, und zog Trauerkleider an, und gürtete ſich mit einem Strick, und ſetzte ſeinen Weg fort, die Botſchaft, darum er geſandt war, zu vollenden. Und er kam nach Toledo, wo der König von Caſtilien in großem Leid und Kummer war, wegen ſeiner Donna Leonor, die da gefährlich krank lag; und als er vor dem König kommen war, fragte ihn der, um wen er ſolch Leid und Klage trüge. Da ſagte ihm der Hofmeiſter: um ſeinen Herrn, des Königs Knecht, den ſie in Valladolid getödtet. Und als der König weiter fragte, wer den Mord gethan, antwortete der Hofmeiſter, er wolle erſt ſein Geſchäft ausrichten, darum er kommen, und den König, ſeinen Herrn, und ſein Reich beträfe, und dann woll' er deß andern nicht vergeßen. Da gab er dem König ſeinen Brief, und erzählte drauf mit vielen Thränen, wie ſie ſeinem Herrn ohne alle Urſach ermordet, und die Gerechtigkeit ihm wenig Hülfe geleiſtet hätte, die Mörder aufzufangen. Der König tröſtete ihn mit viel und guten Worten, und verſprach, die Schuldigen zu ſtrafen. Der Brief aber, den Dom Affonſo ihm geſchrieben, war alſo abgefaßt:

„Durchlauchtigſter und Großmächtigſter Fürſt, Dom Affonſo, König von Caſtilien und Leon! Der König von Portugall, Euer Oheim, ſo Euch in allem freund und vetterlich zu willen, und Euch langes Leben, und aller Seelen Heil anwünſcht, ſendet Euch ſeinen Gruß, und befiehlt ſich Euerm Wohlwollen. Als mein Sohn ſeine Vermählung ſtgeſetzt, ſo ließet Ihr durch einen Brief mich wiſ-en, daß Euch dies alles ſehr genehm, und fügtet och mit aller Freundſchaft bey, daß weil ſolch eyrathweſen nicht ohne Ungemach und große Ko-en ſey, damit ſie, wie es ſich gebührte, anſtän-iglich vollzogen würde, ſo bätet Ihr gar ſehr, ich llte Eurer in der allen keinem ſchonen, ja ſelbſt urer eignen Perſon nicht, wenn ſie dazu hülfe. uf dieſes ſchrieb ich Euch, daß wir des Willens f den May die Heyrath zu vollziehen, und bat, r möchtet mir nun ſchreiben, wo, und durch was für Land in Eurem Reiche Ihr ſelbſt am liebſten ſähet, daß die Infantin mit dem Gefolge ziehe, und wegen der Verpflegung für ihr eigen Geld; worauf Ihr alles Gute geantwortet, dem aber, wie ich jezt nun ſehe und weiß, Euer Wille ganz entgegen war. Denn von den zwey Wegen, die wir haben, habt Ihr den einen durch die Reuter und das Volk geſperrt, das Ihr gegen den Dom Manoel geſchickt, der doch der Infantin Vater, und den zweyten Weg, durch das Volk, das den Joam Nunez de Lara belagert. Und wenn Ihr dies gethan, dem Dom Manoel zur Schmach und Schand, ſo wißt, daß deren viel auch auf einen andern fällt, der es nicht leiden will und mag, und ſolches an Euch rächen wird, wie Gott des Herrn Jeſu Chriſti Todt. Und ſolches ſage ich Euch, weil ich frey und ohne Rückhalt mit Euch rede, und nicht ſo, wie Ihr mir gethan, damit ihr noch bey Zeiten Euch bedenkt, was Euch ſelbſten nützlich iſt, und mirs ſogleich berichtet. Denn ich, ſo's Gott geliebt, denke meine Schwiegerin, in meinem Reich zu ſehn, mit aller Ehr, wies ihr gebührt, und wems mit mir gefällt, zu ſeiner Freud; und wems verdreußt, und dem entgegen iſt, zum Creuz, und ſeinem Schaden und Verderb.„ — Und außerdem ſchrieb der König noch andre anſtößige Wort und Reden mehr, die wir nicht nachſchreiben mögen.

Es kam hierauf zum Kriege zwiſchen Portugall und Caſtilien, der nach Gewohnheit jener Zeiten, mit feindlichen Einfällen, und Raub und Verwüſtung, ohne Entſcheidung geführt ward. Dem Manoel, und Dom Joam Nunez unterwarfen ſich, der Krieg aber zwiſchen beyden Königen dauerte fort, zu großem Schaden ihrer Reiche, und geſchah die erſte Friedens Vermittelung im Jahr 1337. von Seiten des Pabſt Benedicti des zwölften, der in Avignon reſidirte. Der Geſchichtſchreiber erzählt ſie alſo:

Es hatte der Legat Bernardo, Biſchoff von
hodes, von dem Pabſte den Befehl, auch nach
ortugall zu gehn: weil es aber Winter, und die
egen gar groß, und der König von Portugall im
itre Minho und Douro Hof hielt, das gar weit
tlegen, ſo glaubte der Legat, er könnte das Ge-
äſt geſchwinder mit Briefen vollenden, und ſchrieb
den König von Portugall, was ihm darüber
rathſamſten ſchien. Aber der König nahm das
chreiben mit Unwillen auf, und daß der Legat,
ht, wie der Pabſt befohlen, in Perſon zu ihm
ommen, und ſchrieb dem Legaten nichts zurück,
dieſes, ohne vom Frieden und Geſchäfften in
em Briefe Meldung zu thun. Da machte ſich
Legat ſchleunig auf den Weg, und gieng nach
aga, wo der König damals ſich aufhielt, und
hdem er da mit aller Ehr empfangen worden,
er dem König von dem Pabſt einen verſchloſ-
Brief, der mit vielen heiligen Ermahnungen
Ruh und Frieden rieth, und in allen andern ſich
den Legat berief. Als der König dieſen Brief
ſen, ſagte er dem Legat, daß er nach ſeinem
itiſe nun den Auftrug thun und ſagen möchte,

was ihm der Pabſt verordnet, worauf denn der Legat ſogleich die Befehle zeigte, die er hatte, und die Bulle, die er führte, von allen Eid und Pflichten, die dem Geſchäfft entgegen ſtünden, loß zu ſprechen, und den König, oder beyde, wenn ſie nicht gehorchten, mit ihren Reichen in den Bann zu thun, und hielt darauf eine groſe Rede an den König. Der König, der von Natur gar frey und zornig war, ſagte dem Legat, der Pabſt mit aller ſeiner Heiligkeit ſey doch nicht Gott, und wenn nun Gott nach ſeiner Gerechtigkeit und Güte, nichts von den Menſchen wolle, als was recht und billig ſey, ſo dürfe es doch viel weniger der Pabſt, als Gottes Statthalter thun. Und thäte ers aus freyer Willkühr und Macht, ſo wäre, weder er, der König, noch irgends wer gezwungen, dem zu gehorchen, und thäte darum nichts gegen ſeine Pflicht an Gott, und. ſeine Kirche; das ſage er aber itzt darum, weil der König von Caſtilien ihn zu dieſem Kriege gezwungen. ꝛc.

Dieſe Unterhandlung blieb fruchtlos, und der Krieg ward fortgeſetzt, bis endlich beyde Könige deſſelben müde, ohne Vermittler den Frieden ſchloſſen. Es geſchah zu Sevilla, den erſten Julius 1340. nachdem der Krieg vier Jahr gedauert hatte, und die Bedingungen waren, nach dem Geſchichtſchreiber, folgende:

Daß Alles ſoll vergeſſen und vergeben ſeyn, was in dem Krieg an Tod und Raub geſchehen, und ſollen alle Städte, Schlößer und was Gefangene iſt, frey, und ausgewechſelt ſeyn, und ohne Löſegeld.

Und keiner von den Königen ſoll dem andern unbewußt mit dem Könige von Benamarim Waffenſtillſtand oder Frieden ſchließen; die Infantin Donna Conſtancia, die der König von Caſtilien bis dahin gewehrt, ſoll freyen Wegs nach Portugall gehn, und dem Infanten übergeben ſeyn, und ihr Vater Dom Manoel, und was für Vaſallen des Königs von Caſtilien es geliebt, ihr das Geleite geben: Die Infantin Donna Branca aber mit aller Hab' und Gut nach Caſtilien kehren.

Als nun dieſer Friede geſchloſſen und beſchworen war mit einem großen Feſt, wo der König und die Königin und alle Großen des Reichs zugegen, trat Gonzalo Vaz de Moura auf, des Königs von Porugall Geſandter, und bat den König von Caſtilien, r möchte, wie er izt gelobt in ſein und aller Gegenwart, dem Dom Manoel die Erlaubniß geben, daß er die Infantin ſeine Tochter nach Portugall geleitete, ſo dann der König that. Weil aber Dom Manoel auf dieſes Wort allein, dem König neue Pflicht und Eid gethan, ſo wollte nun auch er, daß s von des Königs Seite ganz ohne Gefährde wäre, und damit es jedem kund und wiſſend würde, frage er den König dreymahl laut, und machte ſo den Bund, das ihm der König thät, und es gewährte. Da küßte ihm Dom Manoel die Hand, und die Geſandten von Portugall nahmens zu Dank auf, und ſo giengen ſie von ſeinem Hof. Der König on Portugall aber ſchickte viel Große des Reichs, nd Ritter der Infantin entgegen, die mit dem

Dom Manoel und vielen Spaniſchen Rittern ſie nach Liſſabon brachten, wo ſie im Auguſte dieſes Jahrs mit großem Feſt und Freude ſich vermählte. Und die Infantin Donna Branca von der Dom Pedro wegen ihrer Krankheit ſich geſchieden, gieng nach Caſtilien zurück, mit allen ihren Hab' und Gut, und von vielen Portugieſiſchen Rittern begleitet, und that drauf ihr Gelübd und ſtarb im Kloſter zu Burgos.

Es hatte zwar nun auch der König von Caſtilien, als er den Frieden ſchloß, gelobt, ſo wie er ſollte mit der Königin zu leben, und von der Donna Leonor zu laßen, aber er that nicht alſo, und ſagte oft gar frey und öffentlich, er ſey des Sinnes die Königin zurückzuſchicken, und könne ſie, und ihr Volk nicht leiden. Da ſchrieb ihm aber der König von Portugall einen harten Brief, daß wenn er die Königin ihm ſchicke, ſo würde er ſie als ſein Kind zwar gern aufnehmen, dann aber ſelbſten kommen, mit allem ſeinen treuen Volke, und ſie wieder zur Königin von Caſtilien machen, daran ſie mit ihm gleiches Recht. Und brauche es dazu keinen Fehde-Brief, ſondern nur den erſten Wink, denn ſeine Vaſallen wären fertig jeden Tag, und brauchten nicht die Waffen blank zu machen, denn ſie hieben mit dem Roſte drein, daß die Wunden ärger würden. Als nun der König von Portugall ihm alſo ſchrieb, ſo gab er viele gute Worte, und gelobte viel, blieb auch eine Zeit bey ſeiner Königin, und ließ die Donna Leonor vom Hofe; doch war die Liebe die er zu ihr hatte, viel zu groß, und konnte es nicht ertragen ohne ihr zu leben, daß er dann öffentlich erklärte, er ſtürbe, wann er von ihr ließe, und thäte es nicht, ſo lang er lebte, und war alles wie zuvor.

Es war aber noch daſſelbe Jahr, da dieſer Fried geſchloßen worden, daß Hali Boacen, der König von Marocco, und der König von Granada, mit einem großen Heer aus Afrika und Spanien, vor Tariſa zogen, und die Stadt belagerten. Und hre Heere waren groß und drohten ganz Spaniens and mit Untergang. Als nun der König von Ca ilien in ſo großer Furcht ſich ſah, riethen ihm die Seinen alle, daß er den König von Portugall um Hülfe bäte, und möchte ſeine Gemahlin, des Kö igs Tochter dahin ſchicken, ob ſies vielleicht vermöchte, ihren Vater zu bereden. Das that die ute Königin in aller Eil, und wallfahrtete nach erena, da ein wunderthätig Mutter-Gottes-Bild, nd gieng von dar nach Evora wo der König ihr Vater, und ihre Mutter ihrer warteten. Und weil as Unglück in dem Eltern ihre Kinder ſehn, ſie nen theurer macht, da Lieb und Mitleid ſich als nn vereinen, ſo fand die Königin der Lieb' und Mitleids viel, denn ſie war unglücklich und betrübt. ie aber bat mit Thränen und gar ſanften Worten ren Vater, daß er dem König ihren Gemahl in eſem Drange Beyſtand gäbe, als Freund und Va und ein Chriſt, und auch als König dem ein glei es drohte, weil izt alles in Gefahr; Und hülfe ihm nicht blos mit Volk und Geld, ſondern ſelbſt mit ſeinem Arm, ſo hätte ihr Gemahl nun keine Furcht und hielte ſich des Siegs gewiß. Der König ſagte ihr, es ſey zwar viel, was ſie begehre, und träfe Leib und Ehr und Reich, doch wäre es auch vielmehr, ſo thäte ers gern, weil ſie der Abgeſandte wäre, und ſchon ſey er bereit mit ihr zu gehn. Da war die Königin gar hoch erfreut, und warf ſich ihm zu Füßen, um ſeine Hand zu küßen: Der König aber hob ſie auf, und ließ es nicht geſchehn.

Drauf verſammelte der König ſeinen Rath, damit was er für ſeinen Schwieger thäte, mit ihrer aller guten Willen geſchehe, alle aber riethen ihm, er ſolle für der Hand nicht wagen, ſobald nach Spanien zu gehen, da er weder Mann noch Pferd, noch ſo viel andre Dinge in Bereitſchaft hätte, die er brauchte, um in ein fremdes Land, und gegen einen ſolchen Feind zu ziehen. Der König aber wollte nichts von dieſem Rathe wiſſen, weil er gegen ſeinen Sinn und dem was er gelobt, und ſagte, wer ein ächter Portugieſe ſey, der folge ſeinem König überall, und ſo mehr, wenn es gegen ſeines Glaubens Feinde gienge: und ſchrieb ſogleich die Briefe durch ſein ganzes Land, daß ſie alle ſich aufmachten, und ihm nach Badajoz hinfolgten, und wenn er da auch nicht mehr wäre, bis Sevilla. Dies alles ſchrieb die Königin Donna Maria, an ihren Gemahl, und rieth ihm weil der Weg ſo kurz, ſelbſt nach Portugall zu kommen, ſo er dann auch that. Der König

aber von Portugall, als er es vernommen, gieng
mit den beyden Königinnen, und ſeinem Sohne
dem Infant, nach Jerumenha ihm entgegen, wo
die beyden Könige ſich mit vieler Lieb und Freund-
chaft ſahen, des Vergangenen allen vergeſſend.
Und der König von Caſtilien gieng gar froh wieder
urück nach Sevilla; Dom Affonſo aber von Por-
ugall; nachdem er von ſeiner Gemahlin und dem
Infanten geſchieden, folgte mit der Königin von
aſtilien ihm nach.

Als nun der König von Portugall nach Sevil-
a kam, gieng ihm Affonſo von Caſtilien mit allen,
Großen entgegen, und ſo auch die Prälaten, und
ie Cleriſey, mit allen heiligen Reliquien der Stadt
ie noch vor keinem König waren ausgeführt wor-
en, in feyerlicher Proceſſion mit allem Volke,
nd ſangen: Geſegnet der da kömmt ꝛc.

Drauf verſammelten ſogleich die Könige die Rä-
he von den beyden Reichen, um den Schluß zu
ſſen; und gar viele riethen da von neuem, was
e ſchon zuvor dem Könige von Caſtilien gera-
hen, daß er den Mohren Tariſa guthwillig abträ-
, unter dem Beding, daß ſie zurück nach ihren
anden giengen, und hierüber Geiſſeln ſtellten. Es
ar nun anfangs zwar der König von Caſtilien
eſem Rathe ſehr entgegen geweſen wegen viel
d großer Folgen, die von ihm zu befürchten
anden. Als aber die Gefahr das Ganze zu ver-
hren, jezt ſo nah, ſchiens nun auch ihm das
Beſte

Veſte vor der Hand zu ſeyn. Der König von Portugall aber war ihm mit Gewalt entgegen, und ſagte gar getroſten Muths, daß er nicht aus ſeinen Reich gegangen, um zu ſehn, und drein zu willigen, daß weder Schloß noch Stadt der Chriſten an die Feinde ihres Glaubens übergienge: Er könne ſolches mit ſeiner Ehr nicht geſtatten, und wolle gern ſein Leib und Leben wagen, und für Tariſa alles thun, was er für die erſte Stadt von ſeinem eignen Reich thun würde. Als der König von Caſtilien und ſeine Räthe dieſe Worte hörten, ließen ſie vom erſten Rathe, und wurden alle eines Sinnes. Und die Könige ſchikten ein jeder, ein ſchönes reichgeziertes Roß an jeden König der Mohren, und mit ihnen einen Brief: Es möchten die Könige von der Belagerung laſſen, und in Frieden nach ihren Reichen ziehen, um des Bluts zu ſchonen, das ſonſt zu vergießen ſtünde. Und es ſollte dann Friede oder Waffenſtillſtand ſeyn, wie ſie es ſelbſt verlangten. Wenn ſie aber vor Tariſa blieben, ſo böte man ihnen nun die Schlacht, und weil ſie zwey ſo große Könige wären, und mit ſolcher Macht gekommen, ſo würde es ihnen Schande ſeyn, wenn ſie als die ſich fürchteten, auf den Gebürgen blieben. Und ſo beſchieden ſie dann die Könige zur Schlacht in die Felder von Albufeira ſo nahe bey Barbate liegt, wo das Feld groß und eben, damit der Streit von beyden Theilen gleich, und Gott daran beweiſen könne, in welchem Glauben er dem Menſchen Heil gegeben.

Die Könige der Mohren, ehe ſie ihre Antwort
ſchickten, hielten einen Rath, und ein alter ange-
ſehner Greis von jenſeit des Meers rieth den Kö-
ngen, weil der Winter vor der Thür, die Bela-
gerung aufzuheben, und mit ihrem Heer nach Al-
ezira und das Königreich Grenada zu gehen, dann
ber im Frühjahr wieder auszurücken, und den
latz zu nehmen. Denn, könnten auch die Köni-
e der Chriſten die Stadt auf ſolche Art für eine
eit verpflegen, ſo wäre es ihnen doch nicht mög-
ch, zu aller Zeit, wie jetzt ſich zu verſammeln,
nd mit ſolcher Macht der Stadt zu Hülfe zu
ommen, und ſie zu entſetzen. Und dieſer Rath
ar gut, als von einem alten, weiſen Manne,
ie die Räthe der Könige ſeyn ſollen, und viele
aren ihm geneigt. Aber der König von Grena-
a, ſtolz und hochgeſinnt, und den Gott verblen-
t hatte, daß er den guten Rath nicht ſähe, ach-
e deßen nicht, und ſtund auf und ſagte dem
önig von Marocco, daß er allein, ohne dieſe
oße Macht von Afrika, den Königen von Caſti-
n und Leon Schlachten geliefert, und über ſie
ſiegt, und hätte in der einen zween ihrer In-
nten erſchlagen. Nun aber wäre es doch für
em ſo mächtigen König eine gar große Schande,
nn er gekommen wäre, den Chriſten-Namen zu
rtilgen, und nun ſelbſt vor ihnen fliehe, und
lleicht auf der Flucht geſchlagen würde, wie denn
leicht geſchehen könne. Auch ſollte der König
Afrika dran denken, daß wenn er dieſesmal
Chriſten überwände, ſo bliebe er Herr vom

ganzen

ganzen Spanien, das ſie als ſeiner Väter Erbtheil ihm entwandt; verhienge es aber Gott, daß ſie geſchlagen würden, ſo wäre es keine Schande, von zwey ſo großen Königen und guten Rittersmännern. Dem fiel der König Hali Boacen auch bey, und mit ihm die Großen ſeines Reichs, und ließen nun den Königen der Chriſten wiſſen, daß ſie die Stadt Tariſa belagert hielten, um den Chriſtennamen zu demüthigen, und würden davon nicht laßen, ſondern ſofortan mit Xeres das nämliche thun, und wie dann die Chriſtenkönige auch kämen, würden ſie ſie daſelbſt finden. Und die zwoo Könige waren hoch erfreut über dieſer Antwort, und brachen auf von Sevilla, und lagerten ſich des andern Tages jenſeits von Alcala de Guateira und des dritten Tages zu Utrera, und machten kleine Tagreiſen, weil ſie ihr Volk erwarteten, das ſich indeß noch rüſtete. Daher ſie auch am vierten Tage nicht weiter giengen als nach Cabecas St. Joam, am fünften Tage nach Covas de Tojos, und von da an den Bach Salado. Als ſie nun hier aus Noth ein Stille-Lager gehalten, kamen dem Könige von Portugall gar viel und gute Leute aus ſeinen Reichen, daß der König und das ganze Lager ſich erfreute. Und das ganze Heer brach auf, und lagerte ſich in den Gebirgen von Medina Sidonia, an einem Orte, der Barroco hieß, des folgenden Tags zu Barbate, am dritten zu Almodovar, und endlich ſtand das ganze Heer bey Ponna de Cervo, und war der 27. Oktober des Jahrs 1340. und ſah man da der Mohren unermeßlich Lager vor ſich ſtehen.

Die Könige der Mohren, als ſie der Chriſten
nkunft geſehen, hoben ſie die Lager auf, die ſie
egen die Stadt Tariſa gehabt, und verbrannten
ie Thürme und Werke, die ſie gegen ſie gebaut,
nd das Holz, ſo ſie dazu bereit hielten, und der
önig Hali Boacen ſchlug ſein Gezelt auf einem
ohen Hügel abwärts von der Stadt gegen das
eer, und der König von Grenada ſchlug ſein
ezelt auf zu ſeiner rechten Hand, am Abhang
nes Bergs, gegen das hohe Gebirge. Und als
e Könige der Chriſten ihr Lager bey Ponna de
orvo feſtgeſetzt, hielten ſie noch an eben dieſem
age Rath, wie ſie ihre Völker zur Schlacht ord-
n und vertheilen möchten, damit am Tage drauf
e Schlacht geſchähe, und wurden eins, daß der
nig von Caſtilien mit ſeinem Volke gegen dem
nig von Marocco ſtünde, nach der Seite des
eers, und der König von Portugall wider den
n Grenada gegen das Gebirge.

Es folgen die Namen der vornehmſten Ritter und Vaſallen von beyden Königen, und weil der König von Portugall des Volks nicht genug hatte, um gegen den König von Grenada zu ſtehn, ſo ſtieß zu ihm die Fahne des Infanten von Caſtilien mit ihren Vaſallen, und waren 3000 Mann zu Pferde.

Der König aber von Caſtilien hatte in ſei-
Heere die Fahne des heiligen Creutzes, die
heilige Vater mit Ablaß, Bullen, und dem
enden im ganzen Reiche zu dieſem Zuge ihm

gegeben. Sie trug Dom Hugo, ein edler franzöſiſcher Ritter von hohem Geſchlechte, und wollte der König, daß die heilige Fahne den andern allen voran gienge, und ihr folgte die Fahne des Königs und des Reichs, und dann die Fähnlein der Infanten, und die Fähnlein der Ordensmeiſter, der Prälaten, und der Großen von Caſtilien, und Leon, jede in ihrer Ordnung. Des Reichs Fahne übergab er dem Dom Manoel, der darob ſo hoch ſich freute, daß er als des Siegs gewiß, die zwoo Könige lud, mit ihm an dieſem Tage in des Hali Boacen Gezelt zu ſpeiſen. Da waren auch in beyden Heeren der freywilligen Ritter viel, die kommen waren, ſich hervorzuthun, und Ruhm und Ehre zu gewinnen, mit mancherley Gelübd, die ſie ihren edeln Damen gethan.

Als aber die Könige ſahen, daß die Belagerten von mehr als einer Seite frey, und die Hülfe, die man ihnen gäbe, gar wohl zu ihnen kommen könne, wurden ſie darüber eins, wenn ſich von ihrer Seite das Treffen erheben, daß auch die von der Stadt ausrücken möchten, und ſchickten ihnen tauſend Pferde und 4000 Mann zu Fuß, erleſene Mannſchaft. Und als dies Volk über den Salado ſetzte, ſtanden ihnen gegenüber 2000 Reuter von den Mohren, die den Fluß bewachen ſollten, und hatten die Chriſten mit ihnen ein Gefecht, und kamen glücklich durch, und nach der Stadt, und verlohren nicht mehr als drey Reuter. Deren Häupter brachten die Mohren ihrem König Hali Boacen, ſagten aber nicht, daß ſo viel Chriſten nach Tariſa durchgedrungen, ſo den Mohren, als die Schlacht ſich erhub, groſ-ſen Schaden thät.

Des andern Tages, ſo ein Montag war, und der 28ſte Oktober, noch eh die Sonne aufgieng, beichteten die Könige der Chriſten in ihren Gezelten, und hörten Meß, und nahmen das heilige Sakrament, und daſſelbe that das ganze Heer. Die Meße las Dom Gil, Erzbiſchof von Toledo, und hielt einen Sermon, daß der Thränen viele floßen, und wünſchten viele für ihren Glauben zu ſterben. Und dann nach Gebet und Flehen um Gottes Gnad und Sieg gab der Erzbiſchoff dem ganzen Volk den groſſen Ablaß, den er hatte. Und nach der Meß und Gottesdienſt gieng ein jeder hin, und ſtärkte ſich mit Speis und Trank zu dieſem harten Tage, und die Fähnlein ruckten aus, und jeder gieng zu ſeiner Fahne.

Die Könige aber und das Heer, als ſie Penna de Cervo hinter ſich genommen, ſahen nun für ſich die beeden Heere der Mohren, von ſo vielem Volk und Geſchlecht, und war Höhe und Thal mit ihnen bedeckt, und ihre Zahl ſo groß, daß es den Chriſten ſchien, als wäre es Zauberwerk. Viele aber der Mohren ſtanden längſt des Fluſſes, den Uebergang zu wehren, und vor allem gegen das Meer, wo Hali Boacen ſtand, und der König von Caſtilien; denn auf des Königs von Portugall

Seite gegen das Gebürge, war das Ufer der Chriſten hoch, und des Widerſtandes da wenig. Und eh die Schlacht begann, hielt der König von Portugall eine kurze Rede an ſein Volk, und gebot dem Prior von Crato, eh das Gefecht angieng, daß er dem ganzen Heer, das Holz vom wahren heiligen Creuze zeigte, daß er von Marmelal gebracht, und ein gar groß Heiligthum war. Es trugs aber ein Prieſter in ſeinem Schmucke hoch auf einer Lanze, als eine Fahne, und der König, und das ganze Heer fiel auf das Knie, und nahmens zum Panier, und des König Fahne folgte ihm. Die Loſung aber, die der König gab, war des Heylands hochgelobter Nahme, den das ganze Heer von Hauf zu Haufen wieder rufte. Und um ein Uhr Nachmittags trafen die Portugieſen zur Linken gegen das Gebirg, auf die Völker des Königs von Grenada, die da in guter Ordnung ſtanden, und mit Gewalt und Kunſt der Chriſten-Heer begegneten, da dann ein blutig Treffen ſich erhob, und dauerte von drey Uhr Nachmittags, da der erſte Streich geſchehn, bis zu der Veſper-Zeit, und war kein Stilleſtand noch Raſt, und Feld und Gras, und Stein ward ganz mit Blut gefärbt. Und der König von Portugall mit ſeiner Fahne, und die bey ihr fochten, und den erſten Anlauf thaten, hattens mit ſo viel und tapferm Volk zu thun, daß der Streit nicht für ſie war, und wurden hart gedrängt, und müd, daß faſt die Kräffte fehlten. Und dazu kam, daß ſie das heilige Creuz nicht mehr vor ſich ſahen, das ihr Panier geweſen, und für

das

as ſie ſtritten, und war vor ihren Augen ver-
hwunden. Als aber der Prior von Crato dies
eſehn, ſandte er drey von ſeinen beſten Rittern
us, daß ſie es ſuchten, und die brachtens mit dem
rieſter aus gar herbem Gefecht, und war unver-
hrt, und der Prieſter auch. Da faßten der Kö-
g und das Heer ein neues Herz, und ließens wie-
r vor ſich tragen, und griffen wieder an mit ſol-
em Ungeſtüm, daß die Mohren dem nicht wider-
anden, und anfangs zwar nur langſam wichen,
nn aber bald den Rücken kehrten, und in voller
ucht nach Algezira eilten. Da folgten ihnen die
ortugieſen nach, und tödteten auf der Flucht gar
el, der König aber war überall voran, und hat-
großen Ruhm von ſeiner Tapferkeit.

Zu eben dieſer Zeit gebot nun auch der König
n Caſtilien, die Mohren, die ihm gegenüber ſtan-
n, anzugreifen, und als die Seinen über den Fluß
ngen, hatten ſie da ein gar hartes Gefecht, und
allen Dom Manoel mit ſeiner Fahne, die allen
an gieng. Sie kamen aber glücklich über, mit
Mohren großem Verluſt, und Dom Manoel
die Seinen wurden darob als gar tapfere Sie-
geachtet. Jenſeits aber ſtanden noch größere
ufen, als die beym Uebergang. Und der König
Caſtilien war nicht bey dieſen erſten Fahnen,
dern blieb zurück mit dem größern Haufen, und
ihm war der Erzbiſchof von Toledo, um von
den Seinen Hülfe zu ſchicken, wo ſie deren auch
irften. Der erſte Sieg, den aber die Spanier

gewonnen, war gegen die Haufen der Mohren, die an Tariſa ſtanden, zwiſchen den Haufen des Hali am Meere, und den Haufen des Königs von Grenada gegen das Gebürg, und viel halfen zu dieſem Siege die Reuter und das Volk, die aus Tariſa ausfielen, und daß die Portugieſen bereits ihr Gefecht gewonnen, und ihnen in den Rücken kommen konnten. Darum flohen die da konnten, nach Algezira, und viele der andern zogen ſich den Berg herab, nach dem Meere, wo der König Hali Boacen mit großer Macht nachſtand, und als der König von Grenada floh, ſagte Hali zu den Seinen, daß wolle Gott alſo, damit ſie, die Unbeſiegten, den Sieg allein erföchten.

Und ſo war nun auch der König von Caſtilien mit allen ſeinem Volk bereits hinüber, und rufte nun den Seinen zu, und gab Caſtilien und Leon zur Loſung aus, und wollte ſie gegen Hali Boacen in Perſon anführen, und in Gefecht der erſte ſeyn. Da fiel ihm aber der Erzbiſchoff von Toledo in den Zügel ſeines Pferdes, und wehrte ihm, damit er nicht ſich ſelbſt, und alles wagte, und wären ja die Mohren ohne dies faſt überwunden. Doch war der Streit noch hart, und der Ausgang ungewiß, bis die erſten Haufen, die das Lager, ſo Tariſa gegen über ſtand, genommen, ſo zur rechten Hand des Hali war, von der Höhe dieſes Bergs herabgekommen, und den Hali Boacen in Rücken fielen; da war der Streit um ſo blutiger, und viele der Mohren wurden niedergelegt. Hali Boacen aber, als in Verzweiflung und in Wuth, gieng zu den Seinen, derer noch gar viele waren, und verwunſchte den Tag ſeiner Geburt und ſein entehrtes Alter, und ſchlug ſein königlich Antlitz mit Fäuſten, und raufte ſich das Haar aus ſeinem grauen Bart. Es war bey ihm ein türkiſcher Greis, mit Namen Alcaro, der ihm viel Volks zu dieſem Zug gebracht, und ein weiſer Kriegsmann war. Dieſer hatte nach ſeiner Art zwey große Haufen geordnet von vielem Volke, und ſie mit Pfählen und Balken mit eiſernen Spitzen umgeben, den einen in Geſtalt eines Keils, den andern als im Kreis, wie die Hürden der Schaafe; dahin konnten die Verwundeten flüchten, und die Geſunden ausfallen und Hülfe geben, wo es nöthig. Da ſagte Alcaro dem König, es wären in dem Kreiſe 9000 Mann, und mit dieſen ſollte er nach Aljezira flüchten, denn wider Gottes Zorn ſey keine Gewalt noch Kunſt, er aber müße ſein Leben bewahren, um eines andern Tages, dieſen Tag zu rächen. Und Hali Boacen gieng zu dem Haufen, und ließ ihn aus der Verſchanzung aus, nicht aber, wie ſie alle dachten, ſich zurückzuziehen, ſondern mit ihm zur Schlacht zurückzukehren, und bis zum Tod das Letzte zu verſuchen. Dem aber widerſetzte ſich Alcaro und Bazain, des Königs Sohn, und zwangen ihn, dem Haufen nachzufolgen, der anfieng, ſich zurückzuziehen, und es half ihm nichts, wie ſehr er auch gewüthet, und daß er gegen ſie ſein Schwerd gezogen. Da ſagt man, er habe ſich von ſeinem Pferd geworfen, und auf ſeinem Knie, und den Alkoran in ſeiner Hand, mit lauter Stimme dem Mahomed geruffen, und ihn verklagt, daß er ihn verlaßen. Die Seinen ſuchten ihn zu tröſten, und nahmen ihn mit ſich, bis er nach Algezira kam, von dar er nach Gibraltar gieng, und nach Septa übers Meer, und wäre, ſagt man, nicht entkommen, wenn der Admiral von Arragon, wie ihm der König von Caſtilien geboten, das Seine gethan, und die Enge auch des Nachts mit ſeinen Galeeren wohl bewachte.

Die Zahl der Mohren, die in dieſem Gefechte umgekommen, belauft ſich wie etliche ſpaniſche Schriftſteller ſagen, auf 450,000 Mann, und wollen es aus guten ſichern Nachrichten wißen, ſo aber nicht zu glauben ſteht. Denn wären es auch Schaafe und Rinder geweſen, ſo hätte die Zeit nicht gelangt, deren ſo viele zu tödten. Daher wir dann vielmehr der Innſchrift trauen, die in des Biſchoffs Kirche zu Evora, bey der großen Capelle auf einem Marmor ſteht, und in der Zeit durch Leut verfertigt worden, die ſelbſt in der Schlacht zugegen waren, und lautet alſo:

„Man zählte 1340. Jahr nach unſers Herrn Geburt, da gieng der Mohrenkönig Abenamarim, von jenſeit des Meers, mit ſeinem Weib des Königs von Tunis Tochter über, und dachte mit ſeiner großen Macht, und vielem Volk den Chriſtennamen zu vertilgen, und belagerte die Stadt Tarifa, und ſeines Volks war ſo viel, daß mans auch nicht zählte. Und da der König von Caſtilien ſah, daß ſeine Macht ſo groß, ſo fürchtete er für ſein Königreich, und kam ſelbſt nach Portugall an des Dom Affonſo Hof, und bat, er möchte ihm helfen, denn er war ſein Schwieger. Der König aber half ihm gern, mit ſeinem Leib und Gut, und gieng nach der Gränze, und hieß die Seinen folgen. Von Evora nahm er hundert Reuter mit, und tauſend Mann zu Fuß, und Gonzalo Steves Carvoeiro trug das Fähnlein. Da ſtritten ſie wider die Mohren, und der König von Portugall ſtand gegen den König von Grenada, und der König von Caſtilien gegen Abenamarim. Und wollte es Gottes Gnade, daß die Mohren bald den Rücken wandten, und ſahn ſich nicht mehr um, und blieben ſo viel auf dem Platz, daß man ſie nicht alle zählen konnte. Die Könige der Mohren entkamen durch die Flucht. Im Lager des Abenamarim war großer Reichthum an Silber und an Gold, und bliebs dem König von Caſtilien. Da kam auch die Königinn der Mohren um, und viel reiche Mohrenweiber und auch andre viel, und ihre Kinder. Und wurd gefangen ein Sohn des Abenamarim, und ſeine Enkelinn, und ſeines Brudern Sohn: Hochgelobt ſey Gott für ſolche große Gnad, die er dem Chriſten-Volk gethan! Amen!„

Als nun das Volk vom Sieges-Tumult ein wenig wieder zu ſich ſelbſt gekommen, giengen die Könige mit den Prälaten, und vielen der Ritter und des Volks nach dem Lager und lobten Gott, und ſangen auf dem Zuge den Lobgeſang: daſelbſt aber verblieben ſie einige Tage, und giengen darauf nach Sevilla, und gieng ihnen da das ganze Volk entgegen, und der Erzbiſchof mit der ganzen Clerisey, und voran giengen die Fahnen, die ſie über die Mohren gewonnen, ſo die Vornehmſten der Gefangnen trugen. Und die Könige ſtiegen ab bey Santa Maria de Pilar, und dankten Gott und der hochgelobten Jungfrau, und begaben ſich nach der Stadt. Und in den ſechs Tagen, die ſie da verblieben, ſandten ſie dem Pabſt Benedikto, der in Avignon war, die Bothſchaft von ihrem Siege, und die Fahnen beyder Könige die in der Schlacht geweſen, und 24 Fahnen ſo ſie den Mohren genommen, und die Fahne des Königs von Marocco, mit einem großen Geſchenk von Pferden, alle reich geziert, jedes mit einem Säbel und Dolch, und viele gefangne Mohren. Der Pabſt nahm die Bothſchaft und das Geſchenk mit großen Freuden auf, und gieng am Tage drauf nach der großen Kirch das Hoch-Amt ſelbſt zu halten, und ließ die gefangnen Fahnen niedrig für ſich tragen, die Fahnen aber der Könige, die geſiegt hatten, hoch, und ſtimmte ſelbſt den Lobgeſang an, Vexilla Regis prodeunt, den die Cardinäle mit ihm ſangen, und vollendeten, und las die Meß, und hielt ſelbſt eine Predigt zu hoher Ehr der beyden Könige, und ſchikte ihnen Breven mit vieler Achtung und Danke.

Als endlich auch der Tag gekommen, daß der
önig von Portugall wieder nach ſeinem Reiche
ollte, hieß der König von Caſtilien in den Sä-
en ſeines Pallaſts, alles was von der Beute am
richſten war, nach der Ordnung ſammeln, und
ie gefangnen Mohren und Mohrinnen in den
öfen, und zeigte alles dieß dem Könige von
ortugall, und bat ihn daß er von alle dem er-
iſe was ihm am liebſten ſey, weil man ja das
lles ihm zu danken. Aber der König von Por-
gall ſahs mit Lächeln an, und ſagte, daß, als
aus ſeinem Reiche ihm zu Hülf gezogen, ſo
y es geſchehen zu Gottes Dienſt, und des Kö-
gs von Caſtilien Ehr; und ſein Königreich zu
ſchützen, nicht aber, daß er, oder die Seinen
it anderm Reichthum und Gütern zurückkehren
ollen, als mit Ehr und Sieg, wie dann durch
ottes Gnad geſchehn. Und der König nahm
chts von der Beute als den Infant des Königs
n Sapulmecca Sohn, den er gefangen, und
ſünf Fahnen der Mohren, die ſeinen Leuten
Theil worden, mit einigem reichen Säbel und
ug, ſo ihn beſonders gefielen. Es war aber
s Golds und Silbers ſo viel, daß in dem Kö-
greich Caſtilien und Arragon, der Werth deſſel-
t um ein ſechstheil fiel. Der König von Por-
gall ſchied darauf von ſeiner Tochter und Dom
onſo von Caſtilien gab ihm das Geleit bis Ca-
ha, in Olivenza aber warteten ſein die Köni-
und der Infant, und ward überall mit großem
t und Freud empfangen.

Zwey Jahr drauf, trug ſich am Hof des Königs von Caſtilien zu, was die alten eine That, Autorität, genannt, und hier nicht vorbeyzulaſſen ſteht, weil die Grund und Urſache davon in den Kriegen lagen, die der König von Portugall und Caſtilien unter ſich geführt. Als nämlich der König von Caſtilien in Valladolid Hof hielt, trat vor ihm auf, ein Ritter mit Namen Rui Paez de Viedma, und ſagte, ein andrer Ritter der Pajo Rodriguez hieß, ſey des Hochverraths ſchuldig. Denn ob er gleich von Geburt, aus Caſtilien, und des Königs Vaſall, auch nie von ſeinem Eid und Land ſich loßgeſagt, ſo ſey er doch im lezten Kriege mit dem König von Portugall in Caſtilien eingefallen, und hätt ihn da gedient, und Schlößer und Städte belagert, als in des Feindes Land, und darum ſage er, daß Pajo Rodriguez ein Verräther ſey, und wolle deß alles Beweis führen, und durch Zeugen und die Fauſt ihn zeihen. Es war aber der Ritter Pajo Rodriguez nicht an des Königs Hof, als dieß geſchah, und wie er es erfuhr, ſchrieb er an den König einen Brief, und ſagte, daß er nicht gehalten ſey, von jener Klage, Red und Antwort zu geben: denn der Ritter Ruis ſey des größern Hochverraths ſchuldig, und habe dem König nach dem Leben geſtanden, und er wolle ihm ſolches beweiſen, mit der Fauſt, und beraum ihm Zeit und Tag, und weil des Rittes Hochverrath ſo größer ſey, und des Königs Leib und Leben träfe, ſo bäte er des Königs Gnad um frey Geleit, und den Beweis zu führen. Als der König nun hierauf den Rath der Ritter über dieſen Fall gehört, da der Kläger zum Beklagten ward, ſo gab er dem Rodriguez das Geleit, und als er vor dem König kommen, ſagte ers dem Rui ins Geſicht, daß er dem König nach dem Leben geſtanden, und Rui ſagte, es ſey dem nicht ſo, und er rede Lügen, und woll' es mit der Fauſt beweiſen. Da nannte ihnen der König Feld und Tag, und gab die Richter, Rui aber ward indeſſen krank und es wurd verſchoben neunzig Tag lang. Und als der König Hof zu Veres hielt, um Algezira zu belagern, ſo kommen zu ihm dieſe Ritter, und der König gab das Fehd nach Sitt' und Brauch. Und nachdem der eine und der andere das ſeine gethan, um den Feind zu überwinden, und Wunden gegeben, und Wunden genommen, ſo kam die Nacht, ohne daß einer dem andern erlegen. Und am folgenden Tage traten ſie wieder aufs Feld, und wollte noch nicht entſcheiden, und giengen wieder auseinander zu großen Befremden und Leid Aller die es ſahen, daß zwey ſo tapfre Ritter in Todesgefahr ſtünden, ohne daß es dem Land und Volke nütze. Und am dritten Tag that wieder ein jeder das Seine, wiewohl die Kräfte abgenommen, und es wegen der Wunden nicht mehr ſeyn konnte, als an dem erſten Tage. Und als die Veſper-Zeit ſchon gekommen, ohne daß einer dem andern erlegen, ſo gedachte der König, es ſey ihm ſelbſt beſſer, zwey ſolche Ritter nicht alſo zu verliehren, und lieber ihre Tapferkeit und Arm gegen die Mohren zu brauchen. Und weil ſie nun beyde ſchon alſo entkräftet, daß man des Todes für ſie erwartete, ſo trat der König ſelbſt auf den Plaz, und befahl ihnen Frieden und die Waffen ſinken zu laſſen, und ſagte: weil er es erachtet, es beſſer für ſeinen Dienſt, daß ſie beyde nicht umkämen, ſondern lebend von dem Kampfplaze giengen, um ihm gegen die Mohren zu dienen, ſo wolle er den Streit zwiſchen ihnen ſelbſt ſchlichten, und das Urtheil ſprechen; das Urtheil aber war alſo gefaßt.

Daß da Pajo Rodriguez, der Kläger, drey Tage lang alle das Seine gethan, den Rui Paez Viedmo zu tödten und zu überwinden, und dieſer Rui von dem König ſelbſt aufgezogen worden, und der König von jeher ſich auf ihn verlaſſen, wie auch die andern Könige und ſeinem Vater und Vorfahren gethan, ſo glaube er, der König nicht, daß ſolcher Ritter ihm jemals nach dem Leben getrachtet, wie er zum Beweis des, drey Tage lang, auf dem Platze geſtanden, und ritterlich ſeine Unſchuld verfochten, ohne Zeichen noch Schein, von Furcht oder Schuld. Und alſo erkläre ihn der König für treu, und ohne Verdacht noch Schuld, und der geführten Klage frey und quitt, und ſpräche alſo ſeinen Spruch, und erkläre Kläger und Beklagten beyde für treue und gute Ritter und Vaſallen. Und als der König das Urtheil geſprochen, nahm er die Ritter bey der Hand, und führte ſie ſelbſt, beyde von dem Kampfplatze ab, und lobten alle des Königs Weisheit und Urtheil, und wurd ſolches aufbewahrt, damit, wenn ein andrer Fall dem ähnlich, er auch alſo gerichtet würde; und das heißt nun That oder Autorität. Denn hier wurde gezweifelt, wer der Kläger ſey und der Beklagte, weil der Beklagte den Andern eines größern Verbrechens geziehen, und ihn braumt, und war auch die Frage, was geſchehen ſolle, wenn die zwey Streitenden ſo lange geochten, ohne das einer oder der andre das Feld gewinnt. Und weil des Königs Spruch dem Volke und Rittern allen wohlgefiel, ſo ſollte auch in Zukunft das nämliche gelten, und hieß das Recht, ſo es gab, ein Recht aus That oder Autorität. Und weils die Gelegenheit giebt, ſo wollen wir noch en ſolch Exempel erzählen.

In der Schlacht von Najera, die der König Dom Pedro von Caſtilien gewann, ward ein Marſchall von Frankreich, Bertrand de Gueſclin gefangen, und der ihn gefangen hatte, war der Prinz vor Wallis, des Königs von Engelland älteſter Sohn. Dieſer aber hatte ſchon zuvor den Marſchall in der Schlacht von **** gefangen, und der Marſchall hatte da dem Prinz bey Tod und Ritters-Pflicht gelobt, eh' er das Löſegeld nicht bezahlt, ſo wolle er nicht gegen den König von Engelland fechten, noch den Prinz Wallis ſeinen Sohn, es wäre denn unter des Königs von Frankreich, ſeines Herrn, Fahne, oder einem Fürſten aus dem Geſchlecht der Lilien. Und alſo habe der Marſchall ſeinen Eid und Ritterwort gebrochen, und ſey des Todes ſchuldig, weil er ihm das Löſegeld nicht bezahlt, und gegen ihm geſtanden, ohne daß der König von Frankreich, noch ein Fürſt von ſeinem Geſchlechte das Heer geführt. Der Marſchall antwortete hierauf, der Prinz ſey eines Königs Sohn, und er wollte ihm nicht antworten, wie er könne: aber treulos wäre er nicht, noch eines Eides brüchig. Da ſagte ihm der Prinz, er wolle mit ihm vor dem Gericht der Ritter ſtehen, und wurden deren zwölf genannt, von vielen Nationen, und der Prinz brachte vor ſie ſeine Klage, ſo alle die Ritter für gerecht hielten, und glaubten, der Marſchall habe den Tod verdient. Als der Prinz dem Marſchall geſagt, er ſolle frey reden, womit er gedenke ſeine Ehre zu retten, weil ſolches eine Sache unter Rittern, ſo antwortete der Marſchall, es ſey alles wahr, was der Prinz geſagt. Aber er habe nicht gegen den Prinz ſich gewafnet, als Fürſt und Feldherrn der gelieferten Schlacht, ſondern der König Dom Pedro ſey Herr von dieſer Schlacht geweſen, und der Prinz ſtehe itzt in ſeinem Solde, und wäre nicht der Feldherr ſelbſt, ſo habe er nicht gegen ihn, ſondern den König Dom Pedro geſtanden, für den die Schlacht gefochten worden. Die Ritter erkanntens für Recht, und ſprachen den Marſchall der Anklag frey, und wurd ihr Spruch aufbewahrt, und viel gleiche Fälle darnach gerichtet.

Auf dieſe Begebenheiten folgen verſchiedene Heyräthen, die Beſchreibung der Peſt, und ſo ferner: zuletzt die traurige Geſchichte der Ignez de Caſtro mit folgenden Worten. Es iſt das Jahr 1645.

Und ſo hatte nun der König Affonſo ſchon einige Jahre in Fried und Ruhe von auſſen gelebt, ſie fehlte ihm aber von innen, wegen vielen Verdruſſes und Streits mit dem Infant Don Pedro. Solches aber kam über die Nachricht, da der König erfahren, daß der Infant mit der Donna Ignez de Caſtro ſich vermählet hatte, und dauerte der Streit bis zu des Königs Tode. Denn, als Donna Conſtancia in ihrer Jugend verſtorben, und der Infant nur einige dreyßig Jahr alt, ſo lagen ihm der König, ſo wie die Stände des Reichs an, ſich wieder zu vermählen, ſo aber der Infant zu thun ihnen abſagte, weil er die Donna Ignez de Caſtro über alle Maaßen liebte. Es war aber dieſe Donna Ignez ein Fräulein von hoher Abkunft, und aus königlichen Blut, obgleich außer der Ehe gezeugt; denn ſie war Tochter des Dom Pedro Ferdinands de Caſtro, zugenamt der Krieg, ſo mit dem Infant Dom Pedro ein leiblich Geſchwiſtern Kind, und Donna Ignez ward an dem Hof der Infantin Donna Conſtancia, als Fräulein und Verwandte gehalten. Sie war aber mit ſeltner Anmuth und Schönheit des Leibes, wie der Seele geziert, und hatte den Beynahmen der Schwanenhals, der Infant aber gewann ſie gar zärtlich lieb, und blieb ſolches nicht verborgen. Und da die Infantinn Donna Conſtancia es auch erfahren, und ſie den erſten Infant Dom Luis gebahr, bat ſie die Donna Ignez zu Gevatterinn, damit dem Infanten gewehrt wurde, weiter in ſeiner Liebe zu gehn. Aber es wurd die Liebe damit nicht ſchwächer, und nahm zu, und als die Infantinn Donna Conſtancia geſtorben, gewann er die Donna Ignez ganz, und ſie wurden vertrauter, und ſie gebahr ihm Kinder, von denen die Chronik des Königs Dom Pedro ſagen wird.

Sobald aber Donna Conſtancia geſtorben, hat der Infant, wie er nachmals als König es kund gethan, um vor Gott keiner Sünde ſchuldig zu ſeyn, im Geheim mit der Donna Ignez ſich vermählt. Der König wußte von dieſer Vermählung zwar nichts, ſtand aber in Furchten, es möchte dazu kommen, weil er den Infant ganz in ſeiner Liebe verlohren ſah, und drang um ſo heftiger in ihm, ſich zu vermählen. Doch, ſagt man, daß er auch oft den Infant gebeten, wenn er mit der Donna Ignez vermählt ſey, es ihm zu ſagen, und wolle er, wann es alſo ſeyn müße, als ſeine Gemahlin ſie ehren, damit ſie von jetzt an auch von den andern geehrt würde, als die künftig ihre Königin ſeyn ſollte. Aber der Infant hat es nie dem König geſtanden, daß er mit ihr vermählt ſey, wollte aber auch nie in die Heyrathen willigen, die ihm ſein Vater vorſchlug, und entſchuldigte ſich bey einer jeden mit dem, was ihm die Liebe für die Donna Ignez eingab. Und wie es damals Allen geſchienen, ſo wollte der Infant nicht bey Lebzeiten ſeines Vaters dieſe Vermählung erklären, weil er dem Könige nicht getraut hat, und glaubte, er würde ſich ihrer ſchämen, da ſie nicht von ehelicher Abkunft. Aber verſchiedne Große des Reichs, es ſey nun, daß ſie die Vermählung gewußt, oder auch nur gefürchtet, riethen dem König, den Infant zu andrer Heyrath zu bewegen, oder die Donna Ignez durch Verweiſung aus dem Reiche oder Tod von ihm zu trennen, damit ſie ihn, den König, der doch ſchon alt, nicht überlebe. Denn da ihre Brüder beyde in Caſtilien ſo mächtig, und in Portugall auch ein groß Anſehen zu gewinnen begönnen, ſo ſtünde allerdings zu befürchten, daß ſie mit Liſt oder Gewalt dem Infanten Fernando, des Dom Pedro rechtmäßigen Sohne, nach dem Leben ſtehen möchten, um die Kinder der Donna Ignez, ihrer Schweſter, ſtatt ſeiner auf den Thron zu bringen. Die Königin aber und der Erzbiſchoff von Braga, Dom Gonzalo Pereira, und viele Prälaten und Herrn riethen zwar dem Infant, ſo wie jene, ſich zu vermählen, gaben ihm aber zugleich Nachricht, wie oft man ſchon über den Tod der Donna Ignez gerathſchlagt, und daß er an einen ſichern Ort ſie bringen ſollte, wo ihr Leben keine Gefahr liefe. Dieß alles ſchien dem Infant leere Drohung und Schrecken, die niemand wagen würde, in Ausführung zu bringen, und konnte ſich nicht entſchließen, weder zu geſtehn, daß er vermählt ſey, noch die Donna Jgnez an einen ſichern Ort zu bringen, wo er ſie weniger hätte ſehen können. Den König aber bewegten indeß verſchiedene Gedanken hin und her, dieweil er einmal die Gefahr ſah, in welcher ſein rechtmäßiger Enkel und das Reich ſtand, wenn die großen und vielen Verwandten, der Donna Jgnez es an ſich zu bringen gedächten: dagegen aber auch ſah' er, was es für eine grauſame That ſey, eine Unſchuldige, um fremder und nicht gewißer Schuld willen, zu ermorden, und das am Ende ſeiner Tage, wo er ſich bereiten ſollte, Rechenſchaft vor Gott zu geben, und nicht ſeine Hände mit Blut zu beflecken, und wie da Viele ſagen würden, mit ſeiner eignen Kinder Blut. Doch, gereitzt durch viele der Seinen, beſchloß er endlich, die Donna Jgnez tödten zu laſſen, und kam von Montemor mit vielen bewafnetem Volk nach Coimbra, zu dem Pallaſt von St. Clara, wo ſie wohnte: der Jnfant aber war zu der Zeit auf der Jagd. Als nun Donna Jgnez des Königs Ankunft, und was er über ſie beſchloſſen, vernahm, und ganz ohne Hülfe ſich irgends retten zu können, gieng ſie ihm an die Thür des Pallaſts entgegen, aber als die dem Tode entgegen geht. Und wenn irgends noch Gnade zu hoffen ſtünde, damit ſie den König erweichte, ſo giengen vor ihr die drey unſchuldigen Jnfanten, ihre Kinder und des Königs Enkel, zart vom Alter und ſchön, und bey dieſen, und mit vielen Thränen und rührenden Worten bat ſie den König um Vergebung, und barmherzig zu ſeyn. Der König, obgleich von Natur nicht weichmüthig, und härter jetzt durch der Fremden Rath, als er dies traurige Schauſpiel geſehn, eine ſo ſchöne, junge und unſchuldige Dame, und ihre lallenden Kinder, die ſie umarmte, und zu ihrem Schutz und Schilde vor ſich nahm, ward ſein Herz ſchon gewandt, und wollte ihr das Leben laſſen. Aber einige der Ritter, die mit ihm zu ihrem Tode gekommen, beſonders aber Alvaro Gonzales, Pero Coelho, und Diogo Lopez Pacheco, als ſie den König ſo von ihr kommen ſahen, und er den Befehl faſt ſchon widerruffen hatte, klagten ſie über ihn, daß er zuvor ſo offen ſeine Abſicht erklärt, und ſie dazu mitgenommen, nun aber davon abſtünde, und ſie allein ſo großer Gefahr und Haße des Infanten, und der Donna Ignez überließe. Und ſie bewogen den König, daß er ihnen Befehl gab, ſie zu ermorden, und drangen mit Gewalt in ihr Zimmer, und ermordeten ſie als wütende Thiere. Dies aber ward dem König zu großer Grauſamkeit von allen gerechnet, die ein menſchlich Herz und Vernunft hatten. Denn billig hätte man, wie ſie ſagten, jenen ungewißen Erfolg erſt ſehen und abwarten müßen, ehe man jetzt und in Gewißheit ein ſo groß Uebel und unerhörte Grauſamkeit begieng, eine Unſchuldige zu morden, wie dieſe, der um den Thron zu verdienen nichts fehlte, te, als daß ihr Vater mit ihrer Mutter nicht in der Ehe gelebt: Denn ſie war außerdem von hohem Geſchlecht, und verdiente den Thron durch ihre Schönheit und Tugend. Ihr Leichnam wurde gleich nach dem Morde in St. Clara beygeſetzt, bis ihn Dom Pedro, als König, nach Alcobaza erhob, und ein königlich Grabmal gab.

Der Infant aber, als er die Nachricht von ihrem Tode empfieng, war ſo außer ſich, daß man glaubte, er würde gar von Sinnen kommen. Denn außerdem, daß er ſie über alle maßen geliebt, und ſie nun dahin war, ſo nagte es ihm auch am Herz, daß ſie um ſeinetwillen ermordet worden, und ohne ihre Schuld, und als man ihn gewarnt, daß er es nicht geachtet, und die Unglückliche nicht gerettet hatte. Daher er dann zur Rache ſchritt, und mit allen ſeinem Volk, was er im Reiche hatte, und was die Brüder der Ignez und alle ſeine Freunde aufbringen konnten, in ſeines Vaters und ſein eigen künftig Reich einfiel, und wo des Königs Güter waren, da war kein Schonen.

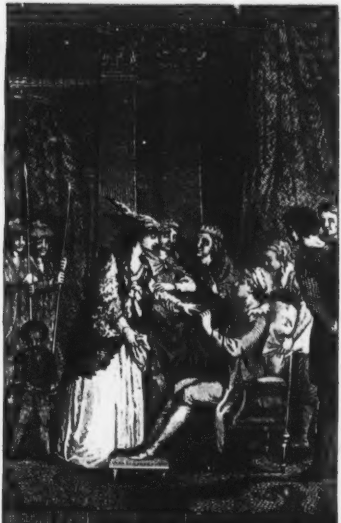
Die Königinn Donna Beatriz, eine fromme menſchenliebende Prinzeß, und ein ehrwürdiger Prälat, der Erzbiſchoff von Braga, vermittelten dieſen Streit. Doch lebte der Infant getrennt von ſeinem Vater, und zwey Jahr drauf erfolgte des Königs Tod, den der Geſchichtſchreiber alſo erzählt.

Der König, nachdem er ſich mit dem Infanten ausgeſöhnet, begab ſich nach Liſſabon, und verfiel daſelbſt in die Krankheit die ſein Leben beſchloß. Und als er den Tod nahe fühlte, ließ er den Diogo Lopez Pacheco, den Alvaro Gonzalez, und Pero Coelho, die Mörder der Donna Ignez vor ſich kommen, und ſagte, wie daß er nach ſeinem Tode ſie nicht für völlig ſicher hielte, und riethe ihnen an, das Reich zu raumen, und was ſie könnten von ihrem Haab und Gut zu retten. Und das thaten ſie auch ohne Zeitverluſt, doch entgieng Alvaro Gonzalez und Coelho, dem Schickſal nicht, wie wir in der Folge ſehn. Der König Affonſo ſtarb im May des Jahrs 1357. und war des Alters 67. Jahr, davon er 31. Jahr regiert. Er hinterließ von der Königin Donna Beatriz, der Tochter des Dom Sancho Königs von Caſtilien folgende Kinder: die Infantin Donna Maria, des Königs Affonſo des Eilften in Caſtilien Gemahlin, die als Wittwe in Evora verſtarb; den Infant Dom Pedro, der ihm auf dem Thron folgte, und die Infantin Donna Leonor, die mit dem König Dom Pedro dem Vierten von Arragonien ſich vermählte. Dieſe Königin ſtarb jung, und von ihr blieb eine Tochter die Infantinn Donna Beatriz, die nach Portugall kam, und von der Königinn erzogen ward. Sie ſtarb nach dem König Affonſo, und Donna Beatriz ließ ihre Gebeine in das Grab legen, das ſie ſich und ihrem Gemahle bereitet hatte.

Es war der König Affonſo ein edler und tapfres Ritter, der Gott fürchtete und gerecht war, und iſt nichts gegen ſeine Regierung zu ſagen, als daß er ſeine Hände mit dem Blute der unſchuldigen Janez befleckt hat. Denn ſonſt glich er in vielem ſeinem Vater, dem guten König Dionyſius, die Freygebigkeit ausgenommen, darinn er ihm gar wenig glich.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ende des dritten Bandes.



Die Eſelshaut

Die

Blaue Bibliothek aller Nationen.

Si Peau d'Ane m'étoit conté,
J'y prendrois un plaisir extrême.
LAFONTAINE.

Erſter Band.

Gotha
in der Ettingerſchen Buchhandlung 1790.

UNIV.- U. LANDESBIBLIOTHEK HALLE (SAALE)

Gec 2745(4)

[Nr. 38. 11]

Ankündigung
der
Blauen Bibliothek
aller Nationen.

Es iſt gewiß ein gewagtes Unternehmen, unſerm teutſchen Publiko, das ſich ſeit einigen Jahren her mit einer Art von Heißhunger auf politiſche, ſtatiſtiſche, oder mit Einem Worte, auf ſogenannte Journal-Lectüre geworfen, und darüber den Geſchmack an den ſchönen Künſten der Muſen verlohren zu haben ſcheint, jezt eine amüſante Unterhaltung von andrer Art darzubieten. Fern ſey es von mir, hierdurch einen abwürdigenden Blick auf jene wichtige und intereſſante Wiſſenſchaften und Materien zu werfen. Niemand kann ſie höher ſchätzen als ich ſelbſt. Ich ſpreche hier von Uebertreibung und Mißbrauche, und bemerke nur (was auch gewiß jeder aufmerkſame Beobachter des Geiſtes der Zeit und der Nation mit mir bemerkt haben wird) daß bey unſerer jezt ſo allgemein Mode gewordenen politiſchen Kannengieſerey, Anekdoten-Sucht und dem falſchen Aufklärungs- und Reformen-Drange, der gerade in den hohlſten Köpfen am meiſten ſpuket, die Nation den Geſchmack an Kunſt des Dichters und Schriftſtellers, d. h. an Schönheit und Reichthume ſeiner Compoſitionen, Leben und Natur ſeiner Darſtellung, Feuer ſeiner Imagination, Eleganz und Wohlklange ſeines Styls, und Reinheit ſeiner Sprache verliehrt, die Lektüre, ſonderlich der weiblichen Welt und der Jugend, für die doch obgedachte Geiſteskoſt offenbar zu hart und unverdaulich iſt, ſchlechter wird, und der feinere Weltton der ſogenannten guten Geſellſchaft, dem allein Cultur des Geiſtes und Geſchmack an Künſten und ſchönen Wiſſenſchaften die Politur giebt, zugleich mit herabſinkt. Indeſſen ſo wenig es auch bey ſolch einer allgemeinen Stimmung der Köpfe thunlich iſt, gerade gegen den Strom zu ſchwimmen, ſo iſt doch wenigſtens ein Verſuch möglich, **das zu erhalten, was wir ſchon haben,** und dem verwöhnten Kinde ein nüzlicheres, wenigſtens unſchädlicheres, Spielzeug in die Hände zu geben.

Der Uebergang, den man dazu nehmen könnte, dächt ich, wäre ſo leicht und natürlich als möglich. Die Leichtgläubigkeit, mit der wir in der leztern

Decade an allen Wundern und Wunderthätern hiengen, und das Anſehn, das ſich Magie, Theurgie, Alchymie, Thier-Magnetiſmus und der ganze Troß der ſogenannten **geheimen Wiſſenſchaften** bey uns zu ſchaffen wußte, beweiſt wie hungrig wir nach dem **Wunderbaren** ſind; und ich ſollte meynen, der Uebergang vom Glauben an Caglioſtros und unſrer andern Thaumaturgen Mirakeln, zum behäglichen Genuſſe auch des wunderbarſten Feenmährchens und der tollſten Zaubergeſchichte ſey ſchon ein vortreffliches Zeichen der wiederkehrenden Geneſung. Wohlan, der Verſuch ſey gewagt!

Es iſt bekannt, daß alle Nationen der Erde, unter allen Himmelsſtrichen, von den roheſten Lappen und Kamſchatkadalen an bis hinauf zu denen, die ſich durch die höchſte Cultur auszeichnen, eine gewiſſe Portion von **Wundermährchen, Sagen und abentheuerlichen Erzählungen** in ihrer Literatur, oder mündlichen Tradition haben, die von jeher unter ihnen im Umlaufe waren, immer mit großer Begierde angehört und geleſen wurden, und dadurch eine Art von National-Stempel erhalten haben. Der Orient, ſonderlich Arabien, Perſien und Hindoſtan, wo eine Menge Urſachen den Geiſt in einer Art von Kindheit erhalten, war von jeher die Wiege davon. Sie wurden durch die Kreuzfahrer nach Europa verpflanzt. Der alte kriegeriſche Norden brachte wieder eine andere Art von wunderbaren Sagen in die ſüdlichen Länder unſers Welttheils, und ſo entſtunden dann aus dieſer ſonderbaren Miſchung und dem Geiſte der Ritterſchaft alle die abentheuerlichen Geſchichten und Volksmährchen des mittlern Zeitalters, in Frankreich, Spanien, Italien, England; Teutſchland und andern Ländern, die ſo erſtaunend reich an Imagination und wahrer Dichtung ſind, und deren ganze Summe man in Frankreich gewöhnlich unter dem allgemeinen Titel: La Bibliotheque bleue, (die blaue Bibliothek) begreift. Ihr Urſprung verliehrt ſich in die dunkelſten Zeiten der Literatur aller Nationen, die eine haben, und man kann ſelbſt nicht ſagen, welcher Nation ſie eigentlich angehören. In dem Zuſtande, in welchem ſie noch zum Theil in den Händen des Volks liegen, ſind ſie höchſtens als roher Stoff für den Dichter brauchbar, und ſie müſſen ſchlechterdings erſt durch eine geſchmackvolle Bearbeitung wieder hergeſtellt werden. Der Graf von **Treſſan**, der in dieſer Kunſt Meiſter war, ſagt unter davon: „Je ſais „bien que dans l'état ou ſont ces ouvrages, il „n'eſt guere possible d'en juger; outre qu'ils „ne ſont presque tous des traductions informes, „ils ſont ecrits d'une manière si barbare, qu „on a de la peine à les entendre: *ce ſont de*

„*vieux tableaux, qu'il faut raccomoder, après* „*les avoir bien lavés, et à plusieurs desquels il* „*faut mettre des fonds,*" und er hat uns in ſeinem *Corps d'Extraits de Romans de Chevalerie* ein koſtbares Muſter hinterlaſſen, wie man ſolche alte Kunſtwerke behandeln und reſtauriren müſſe.

Die Feen-Mährchen ſind von neuerer Abkunſt; theils wirklich arabiſchen Urſprungs, theils ein moderner Zweig Europäiſcher Literatur auf orientaliſchem Stamm gepfropft, der ſeitdem eine Menge ſchöner Blumen und Früchte getragen hat. Dieſe lieblichen Dichtungen ſind zu bekannt und berühmt, als daß ich nöthig hätte, hier viel davon zu ſagen. Vom Kinde an bis hinauf zum Greiſe paſſen ſie für jedes Alter, ſind das angenehmſte Vehikel der reinſten Moral, der witzigſten Satyre und des amüſanteſten Scherzes für jeden Stand. Die beſten neuern franzöſiſchen, engliſchen und teutſchen Schriftſteller haben dieſe Art von Dichtung geliebt, und uns glückliche Verſuche darin geliefert. Man leſe unſers vortrefflichen **Wielands** Vorrede zu ſeinem **Dſchinniſtan**, um den Werth davon nach Verdienſte zu ſchätzen.

Es giebt noch eine **dritte Gattung** wunderbarer und abentheuerlicher Erzählungen, die ſich von den beyden erſten weſentlich unterſcheiden. nemlich die **komiſchen Romane, Poſſen, Schnur-**

ren, Phantaſien und amüſante Allegorien; Dichtungen, in denen ſich die beſten Köpfe faſt aller kultivirten Nationen geübt, und uns vortrefliche Werke darin hinterlaſſen haben. Flogels Geſchichte der komiſchen Literatur zeigt in einer ſchätzbaren Ueberſicht, wie erſtaunlich reich dieß Feld ſey.

So unerſchöpflich nun dieſe Quelle amüſanter Lectüre und Unterhaltung auch immer iſt, ſo war ſie doch bisher eigentlich nur für den Literator und Gelehrten, der mehrere Sprachen verſtund, die Geſchichte dieſes fruchtbaren Zweigs der alten und neueren Literatur ſtudirt hatte, und dem dieſe Schätze in ihrer Verbindung, Sinn und wahren Gehalte offen da lagen, ganz zugänglich; das große Publikum aber kannte nur einzelne von der ganzen Maſſe ſo zu ſagen losgeriſſene Bruchſtücke, die hie und da überſezt worden und in Umlauf gekommen waren, die es bisher zu ſeinem Amüſement las, ohne ſich übrigens um ihren Urſprung oder Literar-Geſchichte zu bekümmern, und ſelbſt ohne Gutes vom Schlechten zu ſcheiden. Ich ſollte glauben, daß ein Schriftſteller der es unternähme alle dieſe zerſtreuten Schätze mehrerer Nationen planmäßig zu ſammeln, gut zu bearbeiten, mit einer literariſchen Notiz zu begleiten, und ſie in einer fortgehenden allgemeinen Sammlung dem

Publiko zu einer periodiſchen amüſanten Lektüre zu liefern, kein undankbares Werk unternehmen würde. ; Aber welch ein Unternehmen! Und wie ungeheuer für die Kräfte und das Leben eines einzelnen Mannes! Ich bin nicht ſo tollkühn, es allein auf meine Schultern zu nehmen, allein auch nicht ſo verzagt, um davor zu erſchrecken. Vereinte Kräfte geſchickter Arbeiter führen den Bau auf, dazu ein Mann allein Plan und Riß entwarf; mehrere fleißige Hände fördern das edle Metall, nach dem Zuge eines einzigen Markſcheiders, aus den tiefen Eingeweiden der Erde. Ich hoffe, daß es auch mir auf dieſem Wege gelingen ſoll; denn ich bin der Unterſtützung mehrerer vortrefflicher Männer und Freunde, die Teutſchland lange ſchon unter ſeine guten Schriftſteller zählt, bey dieſer Unternehmung, zu welcher ſie ſich mit mir verbunden haben, ſicher. Länger als zwanzig Jahre ſchon ſammelte ich ſorgfältig alles was ich in dieſem Fache der Literatur in jeder Sprache auftreiben konnte, und es war immer die Puppe, mit der ich in den Stunden der Muße ſpielte. Mein Wunſch, dem Publiko, das ſich ſo gern was erzählen läßt, etwas Ganzes und vollſtändiges in dieſem angenehmen Felde zu geben, und dabey geſchmackvolles Amüſement für alle Alter und Stände der Leſer, die amüſirt ſeyn wollen, mit Wiſſenſchaft zu verbinden, um auch dem Literator etwas von Werthe zu liefern, iſt nunmehr zur That gereiſt: und ich kündige alſo hiermit an

Die
Blaue Bibliothek
aller Nationen,

ein fortlaufendes periodiſches Werk, deſſen Hauptzweck iſt gute amüſante Lectüre zur Unterhaltung und Nahrung des Geiſtes, und Ausbildung des Geſchmacks zu liefern, die faſt alle Menſchen, die nur nicht ganz verunglückt aus den Händen der Mutter Natur kamen, ſuchen und lieben.

Ueber **Plan** und **Einrichtung** des Werks, die ich den Leſern glaube ſo bequem als möglich gemacht zu haben, finde ich nur folgendes Wenige zu ſagen nöthig.

1) Die **Blaue Bibliothek aller Nationen** wird eine allgemeine und fortlaufende Sammlung aller Wundermährchen, Sagen und abentheuerlichen Erzählungen und Romane, aller Völker, und, ſo zu ſagen, der **Arabesken** und **Groteſken** aller bekannten Literaturen ſeyn, mit Auswahl geſammlet, und mit Geſchmack überſezt, bearbeitet und redigirt.

2) Sie enthält alſo eine vollſtändige Sammlung.

a) aller guten **Feen-Mährchen**, in welcher Sprache und Literatur ſie ſich finden;

b) aller alten Volks- und Ritter-Romane neu und ſo viel als möglich im Geſchmacke des Grafen von Treſſan bearbeitet;

c) aller abentheuerlichen komiſchen Romane, Poßen, Schnurren und Phantaſien, die ſich zu dieſer Sammlung qualifiziren.

* Jedem Bande wird eine kurze Literar-Notiz über ſeinen Inhalt voranſtehen.

3) Jährlich erſcheinen davon **ſechs Bände**, oder alle 2 Monate richtig ein Band, zwiſchen 25 und 30 Bogen ſtark, je nachdem es die Stärke oder Abtheilung des darinn gelieferten Werkes giebt, in klein Octav, ſauber, auf gutes weiſſes Papier gedruckt, mit einem ſchön geſtochenen Titelkupfer in einem ſteifen blauen Umſchlag broſchirt, ſo das man es gleich leſen, und auch allenfalls ſo in die Bibliothek ſtellen kann.

4) Jeder Band hat, auſſer dem allgemeinen Titel des Werks, noch einen beſondern ſeines Inhalts, ſo daß alſo Liebhaber auch jeden Band, wenn ſie das Werk eines oder des andern Verfaſſers allein haben wollten, nach **Schluße des Jahrgangs**, in welchen er gehört, einzeln von der Verlagshandlung haben können. Eher als vor Schluße des Jahres aber kann, um Verwirrungen zu vermeiden, kein einzelner Band weggegeben werden.

5) Das Engagement und Abonnement der Leſer bey dieſem Werke, das als ein **zweymonatliches Journal** anzuſehn iſt, geht immer auf ein ganzes Jahr, oder 6 Bände, weil ich die Diſpoſition der Jahrgänge ſo machen werde, daß auch ein Werk von mehr als einem Bande immer in einen Jahrgang zuſammenkommt, und der Beſitzer eines ganzen Jahrgangs alſo nie etwas Unvollſtändiges bekommt.

6) Das Abonnement des Jahrgangs von 6 **Bänden** iſt 1 **Louisd'or** oder 5 Rthlr. Sächſ. Courrant, welches beym **Empfange des** erſten **Bandes** gezahlt wird. Wer bey Lieferung des 3ten Bandes ſein Abonnement noch nicht gezahlt hat, dem kann der 4te Band nicht ausgeliefert werden. Dieſe ſtrenge Genauigkeit kann allein auf beyden Seiten Klagen und Verdruß verhindern. Nach Schluße des laufenden Jahres tritt das Werk bey der Verlagshandlung in den gewöhnlichen Ladenpreiß ein, und ſie wird keinen einzelnen Band unter 1 Rthlr. bis 1 Rthlr. 6 gr. verlaßen.

7) Wer mit Ende des Jahres abgehen will, muß bey **Lieferung des** 5ten **Bandes**, nemlich Ende Octobers aufſagen. Wer da nicht aufſagt, für deßen Rechnung läuft die Lieferung noch künftiges Jahr fort.

8) Liebhaber können zu jeder Zeit im Jahre antreten, ſie machen ſich aber immer zu allen 6 Bänden des Jahrgangs verbindlich. Sollten ſie auch das ganze Werk von Anfange an komplet, und alſo die ſchon erſchienenen Jahrgänge verlangen, ſo können ſie dieſelben immer bey der Verlagshandlung zu 5 Rthlr. als den Abonnements Preiß erhalten.

9) Die Ettingerſche Buchhandlung zu Gotha hat den Verlag und Haupt-Debit dieſes Werks. Auſſer ihr haben auch noch

Die Churfürſtl. Zeitungs-Expedition zu Leipzig.
Die K. Ober Poſt-Amts-Zeitungs-Expedition zu Frankfurth am Mayn.
Das Kaiſ. priv. Addreß-Comptoir zu Hamburg.
Hr. Buchhändl. Wappler und Stahel in Wien.
Das Kaiſerl. Reichs-Poſt-Amt zu Weimar.

Hauptcommißionen davon übernommen, und Liebhaber können ſich ſowohl an dieſelben, als auch überhaupt an ihr nächſtgelegenes Poſtamt oder ihre Buchhandlung mit ihrer Beſtellung wenden.

10) Mein Nahme gehört nicht mit zur Sache; und ich habe jezt Urſach und Luſt hinter dem Verhange zu bleiben. Wer mir etwas über dieſe

Unternehmung zu ſagen hat, ſey ſo gütig es unter der Addreße.

An den Herausgeber der Blauen Bibliothek
aller Nationen,

unter Einſchluße an die Ettingerſche **Verlagshandlung** nach **Gotha** einzuſchicken; und dieſe wird mir es richtig behändigen. Uebrigens iſt auch dafür geſorgt, daß der Fortgang dieſes Werks nicht mit meinem Todte in Stecken gerathe. Der Plan liegt fertig und ausgearbeitet in meinem Pulte, die Materiallen dazu ſind auf lange Zeit geſammlet und vorhanden, und meine verbündeten Freunde und Mitarbeiter mit der Arbeit ſelbſt ſo bekannt, und gewiß zur Redaction eben ſo fähig und geſchickt als ich; wie leicht könnte alſo nun in ſolchem Falle einer von ihnen an meine Stelle treten, und es fortführen.

Ich werde meiner Seits gewiß alles Mögliche thun, mir auch dießmal den Beyfall unſers Publikums, den ich gewiß ſehr hoch ſchätze, zu verdienen. Am 10ten Jänner 1790.

Der Herausgeber.

Ueber die
Literatur der Feen-Mährchen.

Alle Arten von Erzählungen vom Mährchen meiner Mutter Gans an bis hinauf zu Homers göttlichen Liede, oder zur allgemeinen Weltgeſchichte, vom gehörnten Siegfried an bis zu den Memoiren von Brandenburg oder Gibbons unſterblichen Werke, haben einen großen gemeinſchaftlichen Stamm, Geſchichte. Seine Wurzeln ſind durch die ganze Welt, durch alle Zeit-Alter und Völker geflochten, und haben höchſt verſchiedene Aeſte, Zweige, Blüthen und Früchte getrieben. Bekanntlich iſt die älteſte Geſchichte aller Völker Fabel und Poeſie. Die Gränz-Linie, wo ſie anfangen kann würkliche Facta anzureihen, iſt höchſt ſchwankend und unbeſtimmt; hundert Wege führen dahin, und ehe wir es uns verſehen ſind wir über die Gränze der hiſtoriſchen Wahrheit hinüber, und treffen auf allen im Lande der Fabel zuſammen. Geſchichte iſt und bleibt ſie endlich unter allen Maſken und Hüllen, ſie gehe nun entweder mit offnen Geſichte und in ihrem natürlichen edlen Gewande als Hiſtoriographie einher, oder trete als Epiſche Muſe, oder in der Maſke des Romans, der Volks-Sage, der Novelle, des Feen-Mährchens, der Ballade oder der Anecdote verkappt, auf. Jede dieſer Verkappung hat ihren eignen Character, und ihr eignes Coſtume, die man kennt und die beobachtet werden müßen.

Da mich hier mein Zweck ſehr beſchränkt, und ich im Laufe dieſer Sammlung ohnedieß mehrmals Gelegenheit haben werde auf dieſen Gegenſtand zurückzukommen, ſo breche ich von jenem ungeheuern Baume dießmal nur einen Zweig, und zwar den der Feen-Mährchen ab, um ihn genauer zu unterſuchen und meine Leſer damit bekannt zu machen.

Der Urſprung der Feen-Tradition iſt ſehr alt, und wir müſſen ihre Quelle unſtreitig im ſüdlichen Oriente bey den Perſern und Arabern ſuchen, ſo wie hingegen die Keime der Ritter-Romane und Nordiſchen Sagen, im nördlichen Aſien liegen; wie ich in der Folge, wenn ich auf die Literatur der Ritter-Romane komme ausführlich zeigen werde.

Die Araber und Perſer hatten ihre Feen und Genien, Weſen die nicht Menſch, nicht Engel, nicht Teufel waren, mit außerordentlicher Schönheit, Unſterblichkeit und großer Gewalt über die Natur begabt, dabey aber doch dem allmächtigen Schickſaale unterworfen waren. Bey den Perſern hieſen ſie Peri, bey den Arabern Ginni, und hatten ihr eignes Feen-Land, das berühmte Ginniſtan, das ſie bewohnten. Sie waren meiſtens gute und den Menſchen ſehr wohlwollende Weſen, da hingegen die Diven, eine ähnliche Art von Weſen, außerordentlich häßlich und boßhaft, auch geſchworne Feinde der Feen und Genien waren. *) Wollten die Perſer

---

*) *Herbelot*, Biblioth. Orient. Art. *Gian*, *Ginni*, et *Peri*.

jemand außerordentlich wegen ſeiner Schönheit loben, ſo nennten ſie es Perizade, hein Feen Kind. Faſt in allen Perſiſchen und Arabiſchen Erzählungen ſind Feen und Genien, wie uns Herbelot und alle Kenner der Oriental. Literatur verſichern, und die berühmteſte Sammlung davon, die uns unter dem Titel Tauſend und eine Nacht, durch Hr. Galands Ueberſetzung bekannt worden iſt, beweißt.

Aus dem Oriente wanderten die Feen-Traditionen nach dem weſtlichen Europa fort, und die Provenzalen oder Troubadours waren die erſten die ſie höchſt wahrſcheinlich durch die Mauren empfiengen, ſie in Frankreich, Italien, Spanien, ja ſelbſt in England und Irland verbreiteten; und theils in poetiſchen theils proſaiſchen Erzählungen verarbeiteten. *) Da die neue Sprache welche ſie ſchufen, oder die ſogenannte Romance, aus der lateiniſchen und Celtiſchen zuſammengeſchmolzen war, ſo ſind ſie es auch gewiß die den Nahmen Fee aus dem lateiniſchen

---

*) Comt. de *Treſſan* Corps d'Extrait de Rom. de Chev. Discours praelim,

ſchen Fatum, wovon er unſtreitig herkommt, geſchaffen, und die Peris der Perſer drein verwandelt haben *). Gian oder Ginne iſt vermuthlich als ein mit dem lateiniſchen Genius ähnlich lautendes Wort geblieben, und daraus Genie gemacht worden.

Höchſtwahrſcheinlich trafen in Bretagne und in England die Feen-Traditionen aus Süden durch die Troubadours, mit den Sagen, die Odin der Eroberer mit aus dem nordlichen Aſien gebracht hatte, durch die Skalden aus Norden zuſammen, ſchmolzen in einander, und ſo kam Feerey in alle alte Ritter-Romane. Gewiß iſt, daß ſchon im zwölften Jahrhunderte Feen-Mährchen und Feen-Romane, von Troubadours geſchrieben, exiſtirten, **) und Finette ſoll eins der älteſten provenzaliſchen Producte davon ſeyn. Der berühmte alte Ritter-Roman vom San Graal, und von Lancelot du Lac, von

---

*) Auch in Italien heiſt Fata eine Zauberin, eine Hexe.

**) De Mayer, Cabin. des Feés. T. XXXVII. Art. Perrault.

Chrêtien de Troies herausgegeben, und von Godefroy de Ligny beendigt, brachte die Feereyen, zu Ende des XII Jahrhunderts, in Frankreich in vollen Schwung. Man hatte zwar ſchon ſeit etlichen Jahrhunderten an Feen geglaubt, aber doch immer nur mit einer gewiſſen Vorſicht von ihnen geſprochen, erzählt und gedichtet: nun aber brachte das große Anſehn vom San Graal, von Lancelot, und der großen Wunder-Kraft der Dame du Lac die Feen im ganzen Königreiche in vollen Schwung. Die Leute von Stande glaubten an Feen in den Romanen, und das gemeine Volk bevölkerte alles, jede Felſenhöhle, jede romantiſche Gegend, jeden hohen Berg und ſonderlich jedes alte verfallne Schloß im Walde mit einer Fee oder einem Zauberer. So hatte z. E. das alte Schloß von Luſignan ſeine eigne Fee, die berühmte Meluſine. Sogar Quellen und Bäume waren von Feen bewohnt. Zu Dompreuil in Lothringen, dem Geburts-Orte des berühmten Mädchens von Orleans, Ieanne d'Arc, ſtund ein großer Baum, welcher der Feen-Baum hieß, und von dem die Sage gieng, daß die Feen zu gewiſſen Zeiten unter ihm zuſammen kämen. Die Mädchen und jungen Purſche aus dem Dorfe tanzten im Frühlinge unter dieſem Feen-Baume, und feyerten am Sonntage Lätare unter ihm ein eignes Feſt. Sie brachten nemlich Brod zuſammen welches ſie unter dem Baume aſen, und zogen von da zur Quelle Ramuorum, und trunken von dem Waſſer, welches Wunder thun ſollte. Jeanne d'Arc war oft bey dieſer Feyer mit geweſen, und daher wurde ihr der Proceß als einer Zauberin gemacht. Dieß beweißt wie ſehr man damals für die Wirklichkeit der Feen in Frankreich war.

Wir müßen alſo in der Feerey ſchlechterdings zwey Perioden annehmen, die nie mit einander vermiſcht werden dürfen; nemlich die alte und die neuere.

1) Die alte, wo man würcklich an Feen glaubte, oder doch nicht eigentlich wußte, wie man mit dieſer Sache dran war, gieng bis in die Mitte des XVII Jahrhunderts. Aberglaube, Tradition, Religion, Leichtglaubigkeit und Dichtung miſchten ſich in dieſer Pe-

riode der Geiſtes-Kindheit von Europa ſo ſeltſam zuſammen, daß ſie über alles den verdüſternden Nebel des ſogenannten Mittel-Alters zogen, bis ihn der Sonnenſtrahl der neuaufgehenden Wiſſenſchaften zerſtreute.

2) Die neuere Periode, wo man Feeren blos als Stoff zu angenehmen, moraliſchen, ja ſogar zu religiöſen Dichtungen gebrauchte. Die Italiener brachen mit dem Pentamerone des Signor Basile, von Alessia Abbatutis vermehrt, das im Jahr 1672 erſchien, gewiſſermaſen dazu die Bahn; und ein gewißer Boetius de Bolsvert, ein berühmter Kupferſtecher, ſchuf durch ſeinen geiſtlichen Feen-Roman, Pelerinage des Fiancées Colombelle et Volontairette vers leur Bienaimé dans Jerusalem, den Ton der kleineren Franzöſiſchen Feenmährchen; die jedoch ſich nicht eher hoben, und ein Gegenſtand der Achtung der feineren und geſchmackvolleren Welt wurden, als bis Perrault ihnen zu Ende des vorigen Jahrhunderts eine Art von neuer Schöpfung gab. In der That kann man Perrault allein die Wiederherſtellung der Feen-Mährchen

chen zuſchreiben, und ſein allerliebſtes Mährchen La Belle au Bois dormant iſt als das erſte Product dieſer Art zu betrachten. Er benutzte die alten Stoffe der Troubadours, und ſchuf ſie zu neuen koſtbaren Geweben von ſeiner Hand um; wie er es ſelbſt in einer poetiſchen Epiſtel an die Gräfin von Mürat, die nicht minder glücklich in dieſer Dichtungs-Art war, in folgender Stelle geſteht:

Mais ces fables plairont jusqu'aux plus grands esprits;
Si Vous voulez, belle Comtesse,
Par Vos heureux talens orner de tels récits;
L'antique Gaule Vous en presse;
Daignez donc mettre dans leurs jours
Les contes ingénus, quoique remplis d'addresse
Qu'ont inventés les Troubadours:
Le sens mystérieux que leur tour enveloppe
Egale bien celui d'Esope. —

Ohne die beſondere Stimmung und Lage aber welche der Franzöſiſche Hof gegen das Ende der Regierung Ludwigs XIV bekam, hätte die Literatur der Feen-Mährchen nie eine ſo hohe Cultur bekommen, und wäre nicht ſo allgemein Mode worden, als wirklich

lich geſchahe. *) Es iſt werth dieſe Epoque ein wenig genauer zu unterſuchen.

Die Widerrufung des Edicts von Nantes, und die neuangeſtellten Königl. Cenſoren, welche die Glaubens-Inquiſitoren, und die orthodoxen Doctoren der Sorbonne erſetzten, hatten alle Federn in Frankreich gelähmt. Niemand wagte mehr frey zu ſchreiben, aus Furcht dem fromm gewordenen Könige zu mißfallen. Seitdem die Frau von Maintenon aus einer Gouvernannte der Kinder der Frau von Montespan ſo gut als Königin von Frankreich worden war, und ſowohl für eine exemplariſche Erziehung der legitimirten jungen Prinzen, als auch für eine ſichern Freyſtatt der jungen Unſchuld rein catholiſcher adelicher Fräulein gegen die böſen Calviniſten, durch ihre Stiftung von St. Cyr ſorgte; Ludwig XIV, durch ſeine Verbindung mit ihr, Hang zur Frömmeley, Alter, und Regierungs-Wiederwärtigkeiten, von dem brillanten Hofe abkam, ſich in ſeine Kapelle

---

*) De Mayer, Cab. des Fees, T. XXXVII. Disc. prel.

pelle zurückzog, Freytags und Sonnabends faſtete und betete, alle Pfarrer im Königreiche ſelbſt ernannte, ſich in einem eignen Hochamte die Erleuchtung vom heiligen Geiſte zur Anſtellung eines jeden Biſchofs erbath, und ſich übrigens ganz auf die kleine Privat-Societät in ſeinen Zimmern einſchränkte, hatte der ganze Hof natürlich auch einen ähnlichen Ton angenommen. Man dachte für die legitimirten Kinder des Königs, welche Frau von Maintenan ſehr liebte, und ihnen in der That auch eine ſehr gute Erziehung gab, auf ähnliche ſtille Amüſements und nützliche Zeitvertreibe. Die beyden vortrefflichen Lehrer der Prinzen von Geblüte, Boſſuet und Fenelon hüllten Religion und Moral in angenehme Formen, und trugen ſie unter dem Schleyer nützlicher Fabeln und Dichtungen vor. Man ſchrieb und druckte eine ganze Bibliotheck guter Bücher, und caſtrirte ſogar unbarmherzig und abgeſchmackt genug die alten Claſſiker, zum Gebrauch der Prinzen; kurz die ganze Nation ſchien ſich von der vorigen Galanterie reinigen, und eine ganz ſimple kindliche Moral zu ihrer Geiſtes Nahrung wählen zu wollen.

Der Hof ſelbſt war indeſſen bey aller anſcheinenden äußeren Ruhe und Reſignation nichts weniger als ruhig, und gohr, wie ein innerlich brennender Vulcan, von den politiſchen Intriquen und Cabalen, welche die große Klugheit des Königs theils von Zeit zu Zeit zu unterdrücken, theils den Augen der Welt zu entziehen wußte; davon uns jedoch ein gewiſſes bittres Libell, unter dem Titel L'Ombre de Scarron ein ſehr intereſſantes Tableau davon geliefert. Dieſe geheimen Factionen knüpften Parthien unter den Hof- und Welt-Leuten, und zogen ſie in mehrere vertraute Cirkel in den Häußern der größten Familien zuſammen.

Gerade in dieſem Zeit-Punkte lebten zu Paris viele Damen die theils wirklich ſolid gelehrt waren, theils auch nur ſchöne Wiſſenſchaften liebten und trieben, geſchmackvoll und angenehm ſchrieben, und ſich dadurch eine Art von Nahmen machten. Unter der letzteren Claſſe waren ſonderlich ſchöne und liebenswürdige Damen von den erſten Häuſern und großen Vermögen, die ſich dadurch einen vortrefflichen Cirkel der auserleſenſten Geſellſchaft machten, denn ihre Thür ſtund immer den Muſen offen. Die Damen von Stande giengen damals ſehr wenig aus, und lebten faſt immer in ihren Häuſern; ſie ſpielten faſt gar nicht, ſondern ſprachen und converſirten wirklich, waren überhaupt ſehr unterrichtet und voller Kenntniße, und es herrſchte in ihrer Geſellſchaft ein Ton von Anſtand und Würde, der hier minder, als man vielleicht jezt glaubt, am unrechten Orte ſtund. Die Coterien waren damals würcklich Coterien. Man ſchränckte ſich in Wahl der Geſellſchaften ein, und war minder unbeſtändig. Die Zahl der einmal dazu gewählten Freunde blieb immer dieſelbe, und vermehrte und verminderte ſich nicht beträchtlich und ſchnell. Man lebte zuſammen, wurde zuſammen alt, und jeder Cirkel machte faſt immer nur eine Familie. Dadurch wurde der geſellſchaftliche Unterhaltungs-Ton freyer, vertraulicher, angenehmer. Man hatte kleine Zwiſte miteinander und verſöhnte ſich wieder. Die Sitten waren bey weiten auch nicht ſo aufgelöſt und verdorben als jezt. Eine Frau könnte ohne Bedenken einem Gelehrten, einem Freunde, ein Zimmer in ihrem Hauſe einräumen, und niemand gloſſierte darüber. Wiſſenſchaft und Freundſchaft waren Grund genug dazu, den jedermann gelten ließ. Aus dieſen Verbindungen entſtunden nun eine Menge angenehmer literariſcher Producte, die ſo zu ſagen die Blüthen und Früchte des allgemein verbeſſerten geſellſchaftlichen guten Tons und des häußlichen Lebens der feineren Welt waren. Da man die, mit denen man lebte, genau kannte, und lange genug mit ihnen lebte, ſo lernte man auch das menſchliche Herz dadurch kennen. Die Männer entfernten ſich nicht, wie jezt, von der weiblichen Welt. Man wählte ſich eine Freundin, und verließ ſie nie wieder. Die gelehrten, witzigen und freundſchaftlichen Beſuche wurden regelmäßig und nach der Uhr gegeben. Man kam zuſammen, wollte ſich amüſiren, gab einander einen Stoff zu einer kleinen Erzählung, mahlte darinn einander nach dem Leben, lachte darüber, und ſo war ein artiges, witziges oder naives Conte fertig. Dieſe Art ſich zu amüſiren wurde ſo allgemein beliebt, liebte, daß man ſogar in den angenehmſten und geiſtreichſten Geſellſchaften, vor oder nach dem Spiele, ſich zugeſetzte und artige Mährchen erzählte. *)

Nun trat Perrault i. J. 1697 mit ſeinen verfeinerten Feen-Mährchen, gerade in dieſer Lage der Literatur und des geſellſchaftlichen Lebens zu Paris, auf, machte Epoque damit, und nun waren Feen-Mährchen das einzige und liebſte Amuſement aller Geſellſchaften von gutem Tone. Perraults Freundinnen und glücklichſte Nachfolgerinnen in dieſem neuen Zweige der Litteratur waren Mlle. De la Force, und die Gräfinnen de Murat, D'Auneil, und D'Aulnoy. Merkwürdig iſt es, daß in Frankreich vorzüglich Damen ſich damit am meiſten beſchäftigt, und daß wir gerade von ihnen die ſchönſten Feenmährchen haben. Der naive, und ſimple Ton, die Delikateſſe und Unſchuld der Gefühle, und die blühende Farbengebung der Phanthaſie ſcheint gerade ihrem Talente deſto reicher von

der

---

*) *Gord. de Percel*, de l'uſage des Romans. T. I. p. 318.

der Natur zugetheilt zu ſeyn, da ſie ihnen die nöthige Kraft ſich bis zum Sublimen zu erheben verſagte.

Die Feen-Mährchen ſchienen Anfangs hauptſächlich für die Jugend beſtimmt zu ſeyn. Moral in Handlung geſetzt, und in angenehmen Dichtungen vorgetragen, was ohnſtreitig eine glückliche Idee ohne Zwang und Eckel Grundſätze der Tugend in ein junges Herz zu flöſen. Dieſe Reinheit und Decenz der Feen-Mährchen brachte ſie auch wirklich in die Hände aller Kinder und junger Mädchen. Sie wurden ſo zu ſagen der Sitten-Catechiſmus einer guten Erziehung, und man fand ſie allenthalben, auf dem Dorfe und in der Stadt, bey Pfarrern, Müttern, Ammen, und Gouvernannten, im Zimmer des Königs, des Bürgers, und in der Hütte des Bauers. Selbſt Frau von Maintenon, die eine große Liebhaberin davon war, und keinen angenehmern Zeitvertreib kannte, als zu ſpinnen und Mährchen dabey zu erzählen, verſichert, daß ihr oft für Lachen über die Feen-Mährchen die Spindel aus der Hand gefallen ſey. Dieß war alſo die erſte und vornehmſte Beſtimmung der neueren Feen-Mährchen in Frankreich.

Allein die Mode, die alles ändert, und Bücher eben ſo wie Kleider und Hauben beherrſcht, hatte auch Einfluß auf die Feen-Mährchen. Man gieng von Perraults ſimplen und naiven Kinder-Tone ab, miſchte mehr Intrigue, feinen Spott, Witz und Laune hinein, erhob dadurch die Feen-Mährchen, zu einem weit höheren Tone, und machte ſie und ihre Manier zu erzählen zugleich zu einer geſchmackvollen Unterhaltung der feinſten Geſellſchaft in der großen Welt. In dieſer Manier arbeiteten Mlle. De la Force, die Gräfin von Mûrat, von Auneil und von Aulnoy, der Graf Hamilton, und viele andere gleichzeitige Schriftſteller aus der damaligen Periode ihre Feenmährchen; bis hernach ein Schwarm mittelmäßiger Scribler und geſchmackloſer Nachahmer z. E. Preschac, Lesconvel u. ſ. f. alles verdarben, und die Feen-Mährchen ſo herunterbrachten, daß die ihrigen nichts mehr davon als den Nahmen hatten. Duclos, Voltaire, Crebillon machten ſie zu frivol; und ihre Lectüre für ein gewiſſes Alter zu gefährlich. Frau von Beaumont und J. J. Rouſſeau mit ſeinem einzigen aber vortrefflichen Feen-Mährchen La Reine Fantasque, machten die letzten glücklichen Verſuche in dieſer Dichtungs-Art; die aber auch mit ihnen in Frankreich aufgehört, oder wenigſtens eine große Pauſe gewonnen zu haben ſcheint.

Ich bin mit Fleiße bey der Literatur der Franzöſiſchen Feen-Mährchen, von denen uns Hr. von Mayer zu Paris vor einigen Jahren eine ſchätzbare Sammlung in 37 Bänden, unter dem Titel Le Cabinet des Fees geliefert hat, etwas ausführlich geweſen, weil Frankreich ihnen eigentlich die meiſte Aufmerkſamkeit, Cultur, Ausbildung und Modificationen geſchenckt hat, und ich, wie billig, die gegenwärtige Sammlung mit den Franzöſiſchen Feen-Mährchen eröffne. Ich werde, wenn ich in der Folge auf die Feen-Mährchen anderer Nationen komme, in der Literar-Notiz eines jeden Bandes zeigen, was ſie bey jeder waren und für Schickſaale hatten.

Ueber den Werth der Feen-Mährchen und den angenehmen Genuß derſelben für alle Alter, Geſchlechter und Stände, vereinigen ſich die Urtheile der beſten Köpfe und vortrefflichſten Schriftſteller aller cultivirten Nationen. Ich könnte eine lange Reihe Autoritäten davon hier aufführen; allein ich würde damit etwas ſehr Ueberflüßiges thun, da die Sache ſchon für ſich ſelbſt ſpricht. La Fontaine der ſelbſt ein ſo großer Meiſter in der Kunſt zu erzählen war, und den ſicherſten und geläutertſten Geſchmack in dieſer Dichtungs-Art hatte, ſcheint mir durch ſeine kurze Eloge

Si *Peau d'Ane* m'étoit conté,
J'y prendrois un plaisir extrême.

ihrem Werthe das Siegel aufzudrücken; und unſer vortrefflicher Wieland, den auch gewiß niemand für einen incompetenten Richter im Gerichtshofe der Muſen halten wird, beſtättiget es durch ſein Urtheil in der Vorrede zu ſeinem Dſchinniſtan. „Es wäre, „ſagt er, eine ſehr unnöthige Schamhaftig„keit, wenn wir uns der Liebhaberey zu Gei-

„ſter- und Feen-Mährchen ſchämen wollten, da ſie etwas ſo Allgemeines unter den Menſchen iſt, daß die Wenigen, die man allenfalls für Ausnahmen gelten laſſen kann, eben ſo ſelten ſind als Perſonen, die keine Roſe riechen können, oder keine Sackpfeife hören, ohne Waſſer zu machen. — Unter allen Schriftſtellern hat der Fabeln- und Mährchen-Dichter den weiteſten Kreis. Alle Alter, Geſchlechter und Stände, junge und alte, hohe und niedrige, gelehrte und ungelehrte, beſchäftigte und müßige Perſonen, verſammlen ſich um den Erzähler wunderbarer Begebenheiten, und hören mit Vergnügen was ſie unglaublich finden. — Es ſcheint ſeltſam, daß zwey ſo widerſprechende Neigungen, als der **Hang** zum **Wunderbaren** und die Liebe zum **Wahren**, dem Menſchen gleich natürlich, gleich weſentlich ſeyn ſollen; und doch iſt es nicht anders. In das wie und warum wollen wir uns jezt nicht einlaßen: genug daß es ſo iſt, und daß die Mährchen von der wunderbaren Gattung, wenn ſie gut erzählt werden, dieſe beyden Neigungen zugleich vergnügen,

„und eben darin der Grund des ſonderbaren „Reizes liegt, den ſie für alle Arten von Zu„hörer oder Leſer haben.„

Ich kann hier eine ſehr wichtige Bemerkung der in Erziehungsſchriften ſo berühmten Mlle D'Espinasse, über dieſe Art von Literatur nicht unberührt laßen. Sie zieht nemlich alle Feen- und Arabiſchen Wundermährchen zur Lectüre und Erziehung für Kinder und junge Frauenzimmer, den Romanen weit vor; weil das Wunderbare jener Dichtungen nicht in der Natur iſt, der Roman hingegen Scenen aus der würcklichen Welt, und zwar für die junge glühende Phantaſie ſehr wahrſcheinlich darſtellt, und eben dadurch ſchlafende Leidenſchaften, früher als die Natur ſie will, erweckt, und dem Kopfe und Herzen gefährlicher wird. Eine Wahrheit von der uns erſt noch vor wenigen Jahren die Romane a la Siegwart überzeugt haben.

Dieß ſey vor der Hand zur allgemeinen Einleitung über die Literatur der Feen-Mährchen genug. Das Einzelne derſelben werde ich bey Gelegenheit des Innhalts eines jeden Bandes behandeln.

Ein-

Einleitung
zu
gegenwärtigem Bande.

Da dieſer Band ganz den Franzöſiſchen Feen-Mährchen gewiedmet iſt, ſo habe ich darinn ſo zu ſagen die beyden Extremen dieſes Zweigs der Franzöſiſchen Literatur zuſammenzuſtellen geſucht. Er enthält alſo die ſämtlichen Feen-Mährchen von Charles Perrault, der Frau von Lintot und J. J. Rouſſeau. Perrault war, wie ich ſchon oben zu ſagen Gelegenheit hatte, der Wiederherſteller, oder vielmehr der Schöpfer der neueren Feen Mährchen in Frankreich, und mit J. J. Rouſſeau und Frau von Lintot ſcheint dieſer ſchöne Zweig der Franzöſiſchen Literatur, der ſeit beynahe einem Jahrhunderte ſo viele liebliche Blumen trug, faſt ganz abgeblüht zu haben und unfruchtbar geworden zu ſeyn. Ich werde von jedem, meinem Plane gemäs, eine kurze literariſche Notiz geben.

Charles Perrault.

Zwey Brüder gleiches Nahmens, obgleich von ganz verſchiedenem Talente, machten ſich im vorigen Jahrhunderte in Frankreich gleich berühmt. Claude Perrault, den man unglücklicherweiſe der Heilkunde gewiedmet hatte, wurde, als die Natur und ſein Genie die Feſſeln der Verhältniße und des Vorurtheils abgeworfen hatte, aus einem höchſtmittelmäßigem Arzte, ein großer Architect, dem die Literatur die vortreffliche Ueberſetzung des Vitruv, und Paris die ſchöne Faſade des Louvre, das Obſervatorium, und mehrere ausgezeichnete Werke der Baukunſt vom beſten Style verdankt. . . .

Charles Perrault, ſein jüngerer Bruder, i. J. 1633 zu Paris gebohren, war Controleur général des Bâtimens, und hatte ſich nicht allein durch ſeine Werke und Arbeiten, ſondern auch vorzüglich durch ſeine Gelehrſamkeit, Geiſt und Witz, des großen Colberts innigſte Freundſchaft zu erwerben gewußt. Er war Freund und Beſchützer von Allem was Talent und Geſchmack hatte, und ſchrieb ſelbſt in Proſa und Verſen mit vieler Leichtigkeit; ohngeachtet er als Dichter minder glücklich war, wie ſein großes Gedicht auf Ludwig XIV, Louis le Grand, beweißt, worüber er auch mit Boileau den bekannten langen und bittern Zwiſt hatte, in welchem Boileau ſich nichts weniger als edel und gut benahm. Dieß hindert uns aber gar nicht, ſeinem Geiſte, angenehmen Witze, ausgebreiteten Kenntnißen, und dem Werthe ſeiner übrigen Schriften die volle Gerechtigkeit die ſie verdienen, wiederfahren zu laßen.

Er war Mitglied der Academie Françoise und führte bey ihr den Gebrauch ein, die neuen Mitglieder bey offnen Thüren aufzunehmen. Boileau deſſen Galle und bittrer Humor ihn auch hier anzugreifen nicht unterließ, hatte ein paarmal deßhalb unangenehme Demüthigungen in der Akademie auszuhalten.

Ich übergehe ſeine übrigen gelehrten Arbeiten, und beſchäftige mich hier blos mit ſeinen Feen-Mährchen. Er war, wie ſchon gedacht, der Wiederherſteller der Feen-Mährchen in Frankreich, benutzte dazu Stoffe der Troubadours aus dem zwölften Jahrhunderte, bearbeitete ſie ganz in dem naiſen Kindertone und beſtimmte ſie auch blos für Kinder. Sie erſchienen zuerſt i. J. 1697. unter dem Titel Contes de ma Mère l'Oye, (**Mährchen meiner Mutter Gans**), und unter dem Nahmen des jungen Perrault d'Armancour ſeines

Sohns, der damals aber noch ein Kind war. Der naive, einfältige, ſamiliäre und leichte Erzählungston, mit der angenehmen Manier, Moral des täglichen Lebens einzukleiden, und in dieſer gefälligen Hülle vorzutragen, die darinn herrſchen, waren ſehr geſchickt ſie bald in den allgemeinen Ruf zu bringen, in dem ſie noch mit Rechte ſtehen; und ich weiß nicht ob eine Menge andrer neuerer Mährchen und Erzählungen, die mit weit mehr Prätenſion, und in brillanterem Style und höherer Manier geſchrieben ſind, gleiches Glück erwarten können. In Perraults Feen-Mährchen iſt eine ſo ſüße, liebliche Kindlichkeit und Unſchuld, daß ſie den Erzähler und das Kind welches zuhört, völlig auf Eine Linie zuſammenſetzt. Man glaubt beyde über das Wunderbare der Erzählung erſtaunt zu ſehen, beyde ihr Gefühl darüber in dem ſimpeln kindiſch wichtigen Tone vortragen zu hören; ſo daß der Leſer gerade den Akademiker Perrault ganz vergißt, und ein angenehmes lebhaftes Kind erzählen zu hören glaubt. Dieß iſt ihre Manier, und ihr Charackter.

Ich habe von Perrault blos ſeine zehn Feenmährchen hier aufgenommen, nemlich 1) Le petit Chaperon Rouge; 2) Les Fées; 3) La Barbe Bleue; 4) La Belle au bois dormant;

5) Le Maitre Chat, ou le Chat botté; 6) Cendrillon, ou la petite Pantoufle de verre; 7) Riquet à la Houpe; 8) Le petit Poucet; 9) L'adroite Princesse, ou les Avantures de Finette; und 10) Peau d'Ane; die faſt alle als Stoffe zu lyriſchen oder andern kleinen Theater-Stücken von neueren dramatiſchen Dichtern benutzt worden ſind. Man hat noch einige Erzählungen von Perrault, z. E. Griselidis, Les Souhaits ridicules, L'esprit fort u. ſ. w. die aber eher Novellen als Feenmährchen ſind, und alſo nicht hieher gehören.

Perrault ſtarb 1703, beweint von allen ſeinen Freunden, deren er ſich durch ſeine Rechtſchaffenheit, Herzensgüte und edlen Character eine große Zahl erworben hatte; und ſeine lieblichen Feenmährchen haben ihm faſt ein noch dauerhafteres Denkmal geſtiftet, als ſeine anderen gelehrten Werke.

Madame de Lintot.

Ihr Nahme iſt eigentlich *Catherine Caillot, Dame de Lintot.* So wie Perrault der erſte Wiederherſteller der Feen-Mährchen in Frankreich wa- ſo ſind Frau von Lintot und Rouſſeau die Letzten, welche den Feen in Frankreich ein Opfer brachten. Frau von Lintot ſoll vor wenigen Jahren erſt zu Paris geſtorben ſeyn. Auſſer ihnen drey

Feen-Mährchen, 1) Timandre et Blenette: 2) Le Prince Sincer, und 3) Tendrebrun et Constance, die ich wegen ihres guten natürlichen Tons, und allgemein anerkannten Werthes hier aufgenommen habe; hat man auch noch zwey andere angenehme Romane von ihr, nemlich Histoire de Mademoiselle de Salens; und Histoire de Madame d'Atilly. Frau von Lintot ärndete ihre poetiſchen Lorbern in ihrer Jugend, und ſchränkte ſich hernach auf den ſüßen Genuß eines ſtillen und ruhigen Privatlebens ein.

Iean Iacques Rousseau.

¿Wer kann Rouſſeaus Nahmen nennen oder ſchreiben, ohne die tiefſte Ehrfurcht für dieſen groſſen Mann zu fühlen, deßen wohlthätiger Genius erſt jezt nach ſeinem Todte noch zu würken anfängt? denn offenbar ſind Rouſſeaus und Voltaires Köpfe die beyden großen Grundſteine auf denen jezt die Franzöſiſche Nation das neue Gebäude ihrer Freyheit und ihres künftigen Glücks aufführt. ¿Iſts möglich daß es noch keinem Patriotiſchen Franzoſen einfiel, Voltaires Aſche, die jezt kein Erzbiſchöflicher Fluch mehr trift, nach Ermenonville zu ſchaffen, dort ſein Grab neben Rouſſeaus Grab zu legen, (ſo fern auch beyde im Leben, durch Miß-

vers

verſtändniße mancher Art, von einander gehalten wurden), und darüber den **Tempel der National-Freyheit** zu bauen? Gewiß dieß würde ein Monument ohne ſeines gleichen in der Welt ſeyn.

Für meine gegenwärtige Sammlung gehört nur der Zipfel des Mantels dieſes großen Mannes, ein Feenmährchen und zwar das einzige das er in ſeinem Leben machte. Allein ſo wie Alles, auch Kleinigkeiten, die ein großer Meiſter macht, von Bedeutung und Werthe ſind, ſo iſt auch La Reine Fantasque ein ſehr vollendetes Meiſterſtück, und eine vortreffliche Schule der Könige und Prinzen. Man ſieht nur zu deutlich welche Originale ihm zu dieſem National-Portraite geſeßen haben; und es iſt unmöglich daß ein geiſtreicher Leſer dieß vortreffliche Mährchen ohne das lebhafteſte Vergnügen zu fühlen, ſollte leſen können. Auffallend merkwürdig iſt das Porträt vom Prinzen *Caprice*, das Rouſſeau in dieſem Mährchen, ſo zu ſagen mit Propheten-Geiſte, von einem ſpäteren Fürſten zeichnete, der, mit dem beſten Willen für das Gute, ſich und ſein Volk total unglücklich machte. Ich ſetze es her; vielleicht daß meine Leſer das Original dazu zu finden wißen.

„Ie devine si bien tout le reste, dit le Drui-„de à Ialamir, en l'interrompant, que j'achè-

„verois le conte pour toi. Ton prince *Caprice* ſera tourner la tête à tout le monde. Il bouleverſera le Royaume en voulant le reformer. Pour rendre ſes ſujets heureux, il les mettra au déſeſpoir, s'en prenant toujours aux autres de ſes propres torts; injuſte pour avoir été imprudent, le regret de ſes fautes lui en ſera commettre des nouvelles. Comme la ſageſſe ne le conduira jamais, le bien qu'il voudra faire augmentera le mal qu'il aura fait. En un mot, quoiqu'au fond il ſoit bon, ſenſible et généreux, ſes vertus mêmes lui tourneront à préjudice, et ſa ſeule étourderie, unie à tout ſon pouvoir, le ſera plus hair que n'auroit fait une méchanceté raiſonnée. „

¿ Wer kennt nicht Rouſſeaus unſterbliche Werke, wer hat ſie nicht geleſen? Ich enthalte mich alſo hier ganz etwas davon zu ſagen; und ſchließe mit der ſchönen Grabſchrift, die ihm ſein Freund der Marquis de Girardin auf ſein Monument, auf der kleinen Pappel-Inſel im Park zu Ermenonville ſetzen ließ:

Ici repoſe
l'Homme de la Nature, et de la Verité.

Ammen-Mährchen

von

Charles Perrault.

I.

Rothkäppchen.

Ein Mährchen.

Es war einmal ein Bauermädchen, ſo hübſch und niedlich als man nur eins in der Welt ſehen kann. Ihre Mutter war ganz in ſie vernarrt, und ihre Großmutter noch mehr. Dieſe gute Frau ließ ihr nun ein rothes Käppchen machen, das ihr ſo gut ſtund, daß man ſie davon allenthalben nicht anders als **Rothkäppchen** nannte.

Nun hatte ihre Mutter einmal Brodkuchen gebacken. Da, ſagte ſie zu ihr, bring der Großmutter ein Stück Kuchen und das Butterbüchschen, und ſieh' was ſie macht; ich hörte vorhin ſie wäre krank. Nun trappelte Rothkäppchen geſchwind fort zur Großmutter, die in einem andern Dorfe wohnte. Da ſie nun unterwegs durch ein Holz gieng, kam der Meiſter Wolf, und wollte ſie freſſen; aber er getraute ſichs doch nicht, wegen etlicher Holzhauer, die in der Nähe da waren. Er fragte ſie daher nur, wo ſie denn hingienge. — J, ſagte das gute Mädchen, das noch nicht wußte,. wie gefährlich es iſt, ſich mit einem Wolfe einzulaſſen — da will ich zur Großmutter und ihr ein Stück Kuchen und ein Butterbüchschen von meiner Mutter bringen. — ¿Ey wo wohnt ſie denn? fragte der Wolf wieder; ¿iſt's denn noch weit hin? — Ey ja freylich, verſezte Rothkäppchen; ſie wohnt noch über der Mühle drauſſen, die du dort unten, ganz unten, ſiehſt, gleich im erſten Hauſe, wenn man zum Dorfe 'neingeht. — Nu gut, ſagte der Wolf, ich will ſie doch auch beſuchen. Weißt du was; ich will den Weg da gehn, und geh' du jenen Weg, und da wollen wir ſehn, wer am erſten hinkömmt. —

Nun fieng der Wolf aus Leibeskräften zu laufen an, und nahm den kürzeſten Weg; Rothkäppchen aber hatte den längſten Weg genommen, und hielt ſich noch darzu allenthalben auf, ſuchte Haſelnüſſe, lief den bunten Schmetterlingen nach, und bund ſich Sträuſſerchen von Blümchen, die ſie hie und da pflückte. Der Wolf war gar bald vor der Großmutter Hauſe. Er pochte an: poch, poch. —

¿Wer iſt da? rufte die Großmutter. — Mach⸗ nur auf, lieb' Großmutter — antwortete der Wolf mit verſtellter Stimme — ich bins, euer Rothkäppchen, ich bring euch Brodkuchen und ein friſches Butterbüchschen, das euch meine Mutter ſchickt. — Die gute Großmutter, die im Bette lag und krank war, rufte: zieh nur an der Klinke und der Riegel geht gleich auf. Der Wolf zog an der Klinke und die Haußthür gieng auf. Nun fiel er über die arme Frau her, und fraß ſie, mir nichts dir nichts, rein auf, denn er hatte ganzer drey Tage nichts gefreſſen. Er machte darauf die Thür wieder zu, legte ſich ins Bette der Großmutter und wartete nun auf Rothkäppchen, die bald drauf kam, und an die Thür klopfte. ¡Poch, Poch! — ¿Wer iſt da? Rothkäppchen, welche die grobe Stimme des Wolfs hörte, fürchtete ſich anfangs davor; ſie dachte aber hernach, daß die Großmutter vielleicht einen heiſchen Hals hätte, und antwortete, macht nur auf, ich bin's, das kleine Rothkäppchen; ich bring euch friſchen Kuchen und ein Butterbüchschen, das euch meine Mutter ſchickt — zieh nur an der Klinke, rufte der Wolf, und machte ſeine Stimme ſo klar als er nur konnte — zieh nur an der Klinke, liebes Rothkäppchen, und der Riegel wird gleich aufgehen. Rothkäppchen zog an der Klinke und die Thür gieng auf. Da der Wolf ſie hereinkommen ſahe, kroch er unter die Bettdecke und ſagte zu ihr: ſetze den Kuchen und das Butterbüchschen nur hin auf den Mehlkaſten und komm hernach her und leg dich ein bißgen bey mich ins Bette. Rothkäppchen that es, zog ſich aus und wollte ſich ins Bette legen, aber wie erſchrack ſie nicht, da ſie die Decke aufſchlug und ſahe wie ihre Großmutter im Bette ausſah. ¡Ach lieb' Großmutter, fieng ſie an, was ihr für große Arme habt! — Die hab ich, mein Tochter, daß ich dich deſto beſſer umarmen kann. — ¡Ach lieb' Großmutter, was ihr für große und rauche Beine habt! — Die hab' ich, mein Tochter, daß ich deſto beſſer laufen kann. — ¡Ach lieb' Großmutter, was ihr für große Ohren habt! — Die hab ich daß ich deſto beſſer hören kann. — ¡Ach lieb' Großmutter, was ihr für große Augen habt! Die hab ich, mein Tochter, daß ich deſto beſſer ſehen kann. — Ach lieb' Großmutter, was ihr für große Zähne habt! — Und die hab' ich, daß ich dich freſſen kann. — Und wie er das ſagte fiel der garſtige Wolf über das arme Rothkäppchen her, und fraß es.

II.

II.

Die Feen.

Ein Mährchen.

Es war einmal eine Wittwe, die hatte zwey Töchter. Die Aelteſte glich ihr von Geſicht und Laune ſo ſehr, daß ſie die leibhafte Mutter war, und man eine mit der andern hätte verwechſeln können. Sie waren beyde ſo widerwärtig und hochmüthig, daß gar kein Menſch mit ihnen auskommen konnte. Die Jüngſte aber war das leibhafte Ebenbild von ihrem Vater an Sanftmuth und Gutherzigkeit, und bey alle dem noch das hübſcheſte Mädchen, das nur weit und breit zu finden war. Da man nun meiſtens nur ſeines gleichen liebt, ſo hatte die Mutter ſich auch in die älteſte Tochter ganz vernarrt, und konnte die Jüngſte hingegen gar nicht leiden, that ihr alles zu leide, ließ ſie nicht mit am Tiſche, ſondern nur in der Küche eſſen, und gab ihr unaufhörlich zu arbeiten.

Das arme Kind muſte unter andern auch alle Tage zweymal eine gute halbe Stunde weit vom Hauſe ans Waſſer gehen und einen großen Krug voll holen. Da ſie nun einmal eben an dem Brunnen war, kam eine arme alte Frau zu ihr und bath ſie, ſie möchte ſie doch einmal trinken laſſen. Ey herzlich gerne, gutes Mütterchen, ſagte das hübſche Mädchen, ſpülte gleich ihren Krug recht ſauber aus, und ſchöpfte am hellſten Flecke in der Quelle friſches Waſſer, reichte ihr den Krug und hielt ihr ihn immer, während ſie trank, damit es ihr nicht zu ſauer würde, ihn ſelbſt zu halten. Hab Dank, liebes Kind! ſagte das Mütterchen, da ſie getrunken hatte; du biſt ſo ſchön, ſo lieb und ſo gut, daß ich dir etwas ſchenken muß, (denn es war eine Fee, die nur die Geſtalt einer alten armen Bauerfrau angenommen hatte, um zu ſehen, wie weit die Gutherzigkeit dieſes jungen Mädchens gehen würde.) Ich ſchenke dir alſo die Gabe, fuhr die Fee fort, daß dir, wenn du ſprichſt, mit jedem Worte eine ſchöne Blume oder ein Edelſtein aus dem Munde fallen ſoll.

Da nun das hübſche Mädchen nach Hauſe kam, zankte die Mutter ſie gewaltig aus, daß ſie ſo ſpät vom Brunnen wieder käme. Ich bitte um Verzeihung, liebe Mutter, fieng das arme Mädchen ſtammlend an, und zugleich fielen ihr zwey ſchöne Roſen, zwey Perlen und zwey große Diamanten aus dem Munde. ¿Ey was iſt denn das? fieng die Mutter ganz erſtaunt an; ſieh' doch, ich glaube gar, es fallen dir Perlen und Diamanten aus dem Maule? ¿Sag mir doch, wie geht denn dieß zu, mein' Tochter? (und dieß war zum erſtenmale in ihrem Leben, daß ſie ſie mein' Tochter nannte.) Das gute Kind erzählte ihr drauf ganz unſchuldig her, was ihr am Brunnen begegnet war; und ſpuckte dabey eine gewaltige Menge Diamanten mit aus.

¡Mein Treu! ſagte die Mutter, da muß ich deine Schweſter auch hin ſchicken. Komm her Fränzel, ſieh einmal, was deiner Schweſter da für ſchöne Sachen aus dem Maule fallen, wenn ſie redet; ¿wär dir's nicht lieb, wenn du dieſe Gabe auch hätteſt? Hör 'mal, du kannſt ſie auch kriegen, du darfſt nur hingehen Waſſer hohlen, und wenn eine arme Frau kommt und einmal trinken will, ihr nur gutwillig einmal zu trinken geben.

¡Ey nun ja, das wär mir ſo! verſetzte die älteſte ganz protzig; das würde mir ſchön ſtehen, wenn ich da mit dem Kruge auf dem Kopfe an den Brunnen gehen und Waſſer hohlen ſollte. — Du ſollſt aber gehen; ich wills haben; ſagte die Mutter, und dieß den Augenblick. Da ſie nun ſahe, daß es nicht anders war, gieng ſie zwar, aber immer murrend und brummend, und nahm die ſchönſte ſilberne Flaſche, die nur im Hauſe war, dazu. So bald ſie nun an den Brunnen kam, ſah ſie eine prächtig gekleidete Dame aus dem Holze kommen, und ſie um einen Trunk Waſſer anſprechen. Und das war die nämliche Fee, die zuvor ihrer Schweſter erſchienen war, die aber jezt die Geſtalt einer Prinzeſſin angenommen hatte, um zu ſehen, wie weit die Bosheit dieſes ungezogenen hochmüthigen Mädchens gehen würde. Ey nun ja, verſezte das böſe Stück auf die Bitte der Dame, da hab' ich ſonſt nichts zu thun als Ihr zu ſchöpfen! und meine ſchöne ſilberne Flaſche da, habe ich auch blos darzu hergebracht, um die Madam zu bedienen! Doch meinthalben, ſie kann ſie nehmen, wenn ſie gar zu durſtig iſt, und ſich ſelber einſchöpfen. — Du biſt nicht ſehr höflich, meine Tochter, verſezte die Fee, ohne böſe zu werden. Wohlan, da du doch ſo wenig dienſtfertig und gefällig biſt, ſo ſchenk ich dir zur Gabe, daß dir, wenn du ſprichſt, bey jedem Worte eine Schlange oder Kröte aus dem Maule gehen ſoll.

Sie gieng wieder heim, und als ihre Mutter ſie kommen ſahe, rufte ſie ihr entgegen: ¿Nun, meine Tochter, wie ſtehts? — J nu, wie ſoll's ſtehn; verſezte das Brummeiſen, und ſpeyte zugleich zwey Schlangen und drey Kröten aus. ¡Ach daß Gott erbarm! ſchrie die Mutter; ¿Was iſt das? an dem Unglücke iſt kein Menſch ſchuld, als ihre gottloſe Schweſter. ¡Warte, du ſollſt's ſchon dafür kriegen! und damit ſprung ſie hin und wollte die Jüngſte prügeln. Das arme Mädchen aber lief aus dem Hauſe fort und verſteckte ſich in dem benachbarten Walde. Da fand ſie der Sohn des Königs, der eben von der Jagd zurückkam; und da er ſahe, daß ſie ſchön war, ſo fragte er ſie: ¿was ſie denn da ſo allein machte, und was ſie zu weinen hätte? Ach gnädiger Herr, verſezte das arme Mädchen, ich weine darum, weil meine Mutter ſo ſchlimm iſt und mich aus dem Hauſe gejagt hat. Da der Prinz ſahe, daß ihr unter dem Sprechen immer Perlen und Diamanten aus dem Munde fielen, erſtaunte darüber und fragte ſie: ¿woher denn dieß käme? Sie erzählte ihm darauf das ganze Abentheuer. Da ſie ſo ſchön und ſo gut war, verliebte ſich der Prinz in ſie, und da er nun bedachte, daß ſie mit dieſer Gabe ſo reich und noch viel reicher ſey, als irgend eine andere Prinzeſſin, die man für ihn wählen könnte, ſo nahm er ſie mit an des Königs, ſeines Vaters, Hof, und vermählte ſich mit ihr. Was aber ihre Schweſter betrift, dieſe machte ſich bey aller Welt ſo verhaßt, daß auch endlich ihre eigne Mutter ſie aus dem Hauſe jagte, und, nachdem ſie weit und breit herumgelaufen war, ohne einen Menſchen zu finden, der ſie aufnehmen wollte, ſtarb ſie endlich Hungers hinter dem Zaune.

III.

Blaubart.

Es war einmal ein Mann, der hatte die ſchönſten Häuſer in der Stadt und auf dem Lande, Gold und Silberzeug in Menge, koſtbare Meubeln und vergoldete Caroſſen; aber unglücklicherweiſe hatte dieſer Mann einen blauen Bart, der ihn ſo abſcheulich häßlich machte, daß, wo er ſich nur ſehn ließ, Weiber und Mädchen ihm aus dem Wege liefen. Eine vornehme Dame in ſeiner Nachbarſchaft hatte zwey wunderſchöne Töchter. Er hielt um eine von beyden an, und überließ der Mutter die Wahl, ſie möchte ihm geben, welche ſie wollte. Aber ſie wollten ihn alle beyde nicht, und wenn die eine ſagte: Nimm du ihn, ſo ſagte die andre: Ey behalte du doch den Blaubart ſelbſt. Genug es konnte ſich keine entſchließen, einen ſo häßlichen Mann zu heyrathen. Dazu kam auch noch das, daß er ſchon mehrere Weiber gehabt hatte, von denen kein Menſch wußte, wo ſie hingekommen waren. Eines Tages nun kam Blaubart hin zu ihnen, um ſie näher kennen zu lernen, und nahm ſie mit ihrer Mutter und drey oder vieren von ihren beſten Freundinnen und einigen jungen Leuten aus der Nachbarſchaft auf eins von ſeinen Landhäuſern, und ſie blieben da ganzer acht Tage zuſammen. Da wurde nun an nichts gedacht als an Spaziergänge, Jagdparthien, Bälle, Redouten, Diners und Soupers; kein Menſch that die ganze Zeit über ein Auge zu, denn man trieb die ganze Nacht Scherz und Kurzweil. Die Sachen giengen ſo gut, daß endlich die jüngſte Schweſter den Bart ihres Wirths ſo gar blau nicht mehr fand, und daß ſie zugab, er ſey doch ein rechter braver Mann. Mit Einem Worte, die Sache wurde richtig, und da ſie wieder in die Stadt gekommen waren, machten ſie Hochzeit.

Nach Verlauf eines Monats ſagte Blaubart zu ſeiner Frau: Mein Schatz, eine wichtige Angelegenheit nöthigt mich, eine Reiſe zu machen und Dich auf ſechs Wochen zu verlaſſen. Laß Dir in meiner Abweſenheit die Zeit nicht lang werden, ſondern bitte deine guten Freundinnen zu Dir, nimm ſie mit auf's Land, wenn Du willſt, und laß Dir nichts abgehn. Hier, fuhr er fort, haſt Du die Schlüſſel zu den beyden Vorrathskammern; dieſe da ſind zu dem Silbergewölbe; der iſt zu meinem Geldkaſten, wo ich all mein Gold und Silber habe; dieſer hier ſchließt den Kaſten, wo die Juwelen liegen; und dieß iſt der Kapital zu allen Zimmern. Dieſer kleine Schlüſſel aber iſt zu dem Kabinete, das am Ende der langen Galerie im Parterre liegt. Du kannſt allenthalben hingehn; aber in das kleine Kabinet unterſteh Dich nicht den Fuß zu ſetzen. Du haſt alles von meinem Zorne zu fürchten, wenn Du dieſem Befehle nicht nachkömmſt. Sie verſprach, alles, was er ihr geſagt hatte, auf das pünktlichſte zu befolgen, und ſo umarmte er ſie, ſezte ſich in ſeinen Wagen und fuhr fort. Die Nachbarinnen und guten Freundinnen warteten nicht bis die junge Frau ſie bitten ließ, ſondern Blaubart war kaum fort, als ſie die Neugierde trieb, einen Beſuch bey ſeiner Frau zu machen, um das ſchöne Haus und alle die koſtbaren Sachen zu ſehn. Denn ſo lange der Mann zu Hauſe war, getraute ſich keine hinzugehn, weil ſie ſich alle vor ſeinem blauen Barte fürchteten. — Nun gieng es Trepp' auf Trepp' ab, durch Stuben und Kammern, von denen immer eine ſchöner und prächtiger war als die andre. Hierauf giengen ſie in die Vorrathsgewölbe und geriethen ganz auſſer ſich über die Menge von prächtigen Tapeten, Betten, Sophas, Schränken, Tiſchen und Spiegeln, in denen man ſich vom Kopfe bis auf die Füße beſehen konnte, und die alle prächtige Rahmen von Glas, Silber und Email hatten. Bey jedem neuen Stück, das ihnen in die Augen fiel, prieſen ſie das Glück ihrer Freundin, und beneideten ſie, wegen ihrer ſchönen Sachen. Aber ſie fand an all den Herrlichkeiten wenig Vergnügen, denn ſie konnte vor Ungeduld nicht erwarten, bis ſie die Kammer in dem unterſten Stockwerk geſehn hätte. Endlich konnte ſie ihrer Neugierde nicht länger Gewalt anthun, ſondern war ſo unhöflich, von der Geſellſchaft wegzulaufen; und nun gieng es eine heimliche Treppe hinunter, über Hals und über Kopf, ſo daß ſie dreymal mit den Abſäzzen hängen blieb und beynahe den Hals gebrochen hätte. Da ſie an die Thüre kam, bedachte ſie ſich einige Minuten, ob ſie ihrem Manne gehorchen oder ob ſie ſich ſeinem Zorne ausſetzen wollte. Aber die Verſuchung war zu ſtark, und es war ihr unmöglich, Herr darüber zu werden. Sie nahm alſo den kleinen Schlüſſel und zitternd öffnete ſie die Thüre. Anfänglich ſahe ſie nichts, weil die Fenſterladen alle feſt, feſt zu waren; aber als ſie einige Minuten gewartet hatte, ſah ſie, daß der Fußboden mit geronnenem Blute bedeckt war. In dieſem Blute ſpiegelten ſich die Leichname von mehrern todten Frauen, die der Reihe nach an der Wand hiengen. Dieß waren alle die Weiber, die Blaubart geheyrathet und die er alle nach der Reihe ums Leben gebracht hatte. Nun ſtelle man ſich vor, wie die arme lebendige Frau erſchrak, die ſchnell den Schlüſſel abzog und ihn fallen ließ. Sie hob ihn ſchnell wieder auf, ſchloß die Thür zu und gieng in ihre Stube, um ſich ein wenig zu erhohlen. Aber ſie konnte gar nicht zu ſich ſelbſt kommen, ſo auſſer ſich war ſie. Da ſie ſah, daß der Schlüſſel blutig geworden war, wollte ſie ihn abwiſchen; aber das Blut gieng nicht ab; ſie wuſch ihn, ſie ſcheuerte ihn mit Sande, es blieb immer Blut daran; denn der Schlüſſel war bezaubert, und es war unmöglich, ihn ganz rein zu machen. Wenn das Blut auf der einen Seite weg war, kam es auf der andern wieder zum Vorſcheine. Unglücklicherweiſe kam Blaubart noch den Abend von ſeiner Reiſe zurück, und ſagte, er habe unterwegs Briefe bekommen und daraus erſehn, daß die Geſchäfte, um derentwillen er verreiſt ſey, glücklich geendigt wären. Seine Frau ſtellte ſich über ſeine unverhoffte Rückkehr gar freudig an. Aber den andern Morgen forderte ihr Blaubart die Schlüſſel ab, die ſie ihm auch gab, aber mit ſo zitternder Hand, daß er gleich errieth, was vorgefallen war. — ¿Wie kömmt es denn, frug er, daß der Schlüſſel zum Kabinette nicht mit dabey iſt? — Ich muß ihn etwa eben auf meinem Tiſche haben liegen laſſen, ſagte ſie. — Nun, antwortete Blaubart, ſo vergiß nicht, mir ihn hernach zu geben. — Sie ſchob es zwar von einem Augenblicke zum andern auf; aber endlich mußte ſie doch damit herausrücken. Blaubart ſah den Schlüſſel an. ¿Wie kömmt denn das Blut daran? frug er. — Ich weiß es nicht, antwortete die arme Frau, und wurde dabey ſo blaß wie der Tod. — ¿Du weißt es nicht? war die Antwort. Aber ich weiß es. ¿Du haſt alſo doch Luſt bekommen in das Kabinet zu gehn? Nun wohl, Du ſollſt hineinkommen und den Damen Geſellſchaft leiſten, die Du darin geſehn haſt. — Sie warf ſich ihrem Gemahl zu Füßen, weinte, bat um Verzeihung, und bezeigte die lebhafteſte Reue über ihren Ungehorſam. Ihr Kummer und ihre Thränen hätten einen Felſen erweichen können; aber Blaubarts Herz war unempfindlicher als ein Fels. Ohne Gnade, Madam, antwortete er, Sie müſſen auf der Stelle ſterben. — ¡Ach! erwiederte ſie mit Thränen, wenn ich denn alſo ſterben muß, ſo vergönnt mir wenigſtens noch einige Augenblicke, um Gott meine Seele zu befehlen und meine Sünden abzubitten. — Ich gebe Dir eine halbe Viertelſtunde Zeit, antwortete er, aber auch keinen Augenblick länger.

Er gieng fort, und da ſie nun allein war, rufte ſie ihre Schweſter und ſagte ihr: Schweſter Aennchen, (denn ſo hieß ſie) ſteige doch geſchwind auf den Thurm und ſieh zu, ob etwa meine Brüder kommen. Sie haben mir verſprochen, mich heute zu beſuchen, und, wenn Du ſie ſiehſt, ſo winke ihnen, damit ſie eilen. Schweſter Aennchen ſtieg auf den Thurm, und die arme Frau rufte ihr von Zeit zu Zeit zu: ¿ Aennchen, Schweſter Aennchen, ſiehſt Du noch nichts? — und Aennchen antwortete: ich ſehe nichts als den Sonnenſtaub, ich ſehe nichts als das grüne Laub. — Unterdeſſen ſtand Blaubart mit einem großen Schlachtmeſſer unten und ſchrie aus Leibeskräften: Komm' herunter oder ich komme hinauf. — Nur noch einen Augenblick, antwortete ſie, und dann rufte ſie wieder ganz leiſe: ¿ Aennchen, Schweſter Aennchen, ſiehſt Du noch nichts? Und Aennchen antwortete: Ich ſehe nichts als den Sonnenſtaub, ich ſehe nichts als das grüne Laub. — Komm' herunter, rufte Blaubart noch einmal, oder ich komme hinauf. — Ich komme ja ſchon, antwortete ihm ſeine Frau, und rief dann wieder leiſe: ¿ Aennchen, Schweſter Aennchen, ſiehſt Du noch nichts? Und Aennchen antwortete: Ich ſehe einen großen, großen Staub dort auf der Straße. — ¿Sind es meine Brüder? — ¡Ach! nein, Schweſterchen, antwortete Aennchen, es iſt eine Heerde Schaafe. — ¿Kömmſt Du denn noch immer nicht? rufte Blaubart zum drittenmal. — Noch einen Augenblick Geduld, ſagte ſie; und dann rufte ſie: ¿Aennchen, Schweſter Aennchen, ſiehſt Du noch immer nichts? und Aennchen antwortete: Ich ſehe zwey Reuter, aber ſie ſind noch weit, weit. — Und da ſie näher kamen, rufte ſie: Gottlob, es ſind meine Brüder. Ich will ihnen winken, damit ſie eilen. — Nun, ſchrie Blaubart zum viertenmale, daß das ganze Haus zitterte, und die arme Frau kam herunter mit verweinten Augen und zerſtreuten Haaren. — Das hilft alles nicht, ſagte Blaubart, Du mußt ſterben. Dann packte er ſie mit der einen Hand bey den Haaren und mit der andern hohlte er aus, um ihr den Kopf abzuhauen. — Die arme Frau wandte ſich nach ihm zu, ſah ihn mit ſterbenden Augen an und beſchwor ihn, ihr nur noch einen Augenblick zu ſchenken, um ſich zu ſammeln. — Nein, nein, ſagte er, die Gnadenzeit iſt vorbey; und nun hohlte er aus.... In dieſem Augenblick ſchlug man ſtark an die Thüre, und Blaubart hielt ein. Die Thüre öffnete ſich, und zwey Reuter traten herein, mit dem Degen in der Hand, und liefen auf Blaubart los. Er erkannte ſie für die Brüder ſeiner Frau, von denen der eine ein Dragoner, der andre von des Königs Leibwache war. Er fand nicht für gut, ſie zu erwarten; aber die beyden Brüder verfolgten ihn und holten ihn ein, ehe er die Treppe erreichen konnte. Sie machten kurze Arbeit, ſtießen ihm den Degen in den Leib, und ließen ihn liegen. Die arme Frau war auch beynahe todt, und ſie hatte nicht ſoviel Kräfte aufzuſtehn, und ihren Brüder zu umarmen. — Es fand ſich, daß Blaubart keine Erben hatte, und daß alſo ſeine Frau in dem Beſitze aller ſeiner Reichthümer blieb. Sie wendete einen Theil davon an ihre Schweſter Aennchen mit einem jungen Edelmanne zu verheyrathen, den ſie ſchon ſeit langer Zeit geliebt hatte; ferner kaufte ſie jedem ihrer Brüder eine Hauptmannsſtelle und verheyrathete ſich endlich ſelbſt an einen ſehr rechtſchaffnen Mann, bey dem ſie die böſen Tage vergaß, die ſie mit Blaubart zugebracht hatte.

IV.

Die ſchlafende Schöne.

Es war einmal ein König und eine Königin; die hatten keine Kinder, und waren darüber gar ſehr betrübt. Sie giengen zwar in alle mögliche Bäder; ſie ſparten keine Gelübde und Geſchenke; aber nichts wollte helfen. Endlich wurde die Königin dennoch guter Hoffnung, und kam mit einer Tochter nieder. Das war eine Freude; und um dieſe Tochter recht glücklich zu machen, bat man alle Feen aus dem ganzen Lande, deren ſieben waren, zu Gevatterinnen; damit ihr jede, ſo wie es damals unter den Feen gewöhnlich war, ein Geſchenk machen und die Prinzeſſin auf dieſe Weiſe alle nur mögliche Vollkommenheiten erhalten möchte. Nach der Taufe gieng die ganze Geſellſchaft in den königlichen Palaſt, wo man den

Feen ein herrliches Gaſtmal gab. Jeder legte man ein prächtiges Couvert auf, mit einem Futteral von gediegnem Golde, in welchem Meſſer, Gabel und Löffel ſteckten, alles von dem feinſten Golde mit Diamanten und Rubinen beſezt. Da ſich die ganze Geſellſchaft ſchon zu Tiſche geſezt hatte, öffnete ſich die Thür, und eine alte Fee trat herein, die nicht eingeladen worden war, weil ſie nun ſeit länger als funfzig Jahren nicht mehr ausgieng, und weil man glaubte, ſie wäre in ihrem Thurme geſtorben oder feſt gezaubert. Der König ließ ihr auch ein Couvert auflegen; aber es war unmöglich ihr ein goldnes Geſteck zu geben, wie den andern, weil er nur ſieben für die ſieben Feen hatte machen laſſen. Die Alte glaubte, es geſchehe ihr zum Affront, und murmelte etwas zwiſchen den Zähnen. Eine junge Fee, die neben ihr ſaß, hörte es, und vermuthete gleich, daß ſie der kleinen Prinzeſſin irgend ein ſchlimmes Geſchenk machen würde. Sie verſteckte ſich daher, nach aufgehobner Tafel, hinter die Tapete, um ihr Geſchenk zulezt zu geben, und allenfalls das Böſe wieder gut zu machen, welches die Alte dem Kinde anthun dürfte. Hierauf fiengen die Feen an der Prinzeſſin zu ſchenken. Die jüngſte verlieh ihr vollkommene Schönheit; die Zweyte, Verſtand wie ein Engel; die Dritte, Reiz und Anmuth in allem, was ſie vornähme; die Vierte, das Talent ſchön zu tanzen; die Fünfte, wie eine Nachtigall zu ſingen; die Sechſte, alle Arten von Inſtrumenten auf das vollkommenſte zu ſpielen. Als die Reihe an die Alte kam, ſchüttelte ſie mit dem Kopfe und ſagte, die Prinzeſſin ſolle ſich mit einer Spindel in die Hand ſtechen und daran ſterben. Die ganze Geſellſchaft erſchrak über dieſes ſchreckliche Geſchenk, und ſie weinten insgeſammt wie die Kinder. Aber in dem Augenblicke trat die junge Fee hinter der Tapete hervor, und ſagte ganz laut zu dem Könige und der Königin: gebt Euch zufrieden; Eure Tochter wird nicht ſterben. Es ſteht zwar nicht in meiner Gewalt, die boßhafte Abſicht dieſer Alten ganz zu vereiteln; die Prinzeſſin wird ſich mit einer Spindel in die Hand ſtechen; aber ſtatt zu ſterben, wird ſie in einen tiefen Schlaf fallen, aus welchem ſie nach Verlaufe von hundert Jahren durch den Sohn eines Königs aufgeweckt werden wird. — Zum Ueberfluſſe ließ der König einen Befehl bekannt machen, durch welchen er jedermänniglich verbot, an der Spindel zu ſpinnen, oder nur eine Spindel im Hauſe zu haben, bey Lebensſtrafe. Eines Tages, da die Prinzeſſin ſchon etwa fünfzehn oder ſechszehn Jahr alt war, begaben ſich der König und die Königin auf eines ihrer Luſtſchlöſſer, und da trug ſichs zu, daß die Prinzeſſin im ganzen Hauſe, Trepp' auf Trepp' ab, aus einer Stube in die andre lief, und endlich auch in ein kleines Dachſtübchen, oben im Thurme kam, wo ſie ein altes Mütterchen fand, die ſaß und ſpann. Das alte Mütterchen hatte in ihrem Dachſtübchen von dem Befehle des Königs kein Wörtchen erfahren. — ¿Was macht ihr denn da? frug ſie die Prinzeſſin. — J, da ſpinne ich, ſchönes Kind, verſezte die Alte, die die Prinzeſſin nicht kannte. — ¡Ach, das iſt ja allerliebſt! antwortete dieſe. ¿Laßt 'mal ſehn, wie ihr's macht? ich will doch ſehn, ob ich es nachmachen kann. Die Alte gab ihr die Spindel, und wie ſie dieſelbe in die Hand nahm, ſtach ſie ſich damit, denn ſie war etwas lebhaft und ſlattrig, und überdieß war es der Wille der Feen, daß es ſo gehn mußte. Sie ſtach ſich alſo und ſank ohnmächtig nieder. Die Alte war vor Schrecken auſſer ſich, und ſchrie nach Hülfe. Man eilte von allen Seiten herbey; man ſprizte der Prinzeſſin Waſſer ins Geſicht; man lößte ihr die Schnürbruſt auf; man rieb ihr Hände und Schläfe mit ſtarken Waſſern; alles war umſonſt; ſie kam nicht wieder zu ſich. Der König war indeß auch herangekommen und erinnerte ſich der Prophezeihung der Feen; und da er wohl einſah, daß man ſich dem Willen der Feen nicht widerſetzen könne, ſo ließ er die

Prinzeſſin in das ſchönſte Zimmer des Palaſts tragen und auf ein prächtiges mit Gold und Silber durchwebtes Bett legen. Sie war ſchön wie ein Engel; denn die Ohnmacht hatte ihrer Farbe nichts von ihrem Glanze entzogen; ihre Wangen blühten wie Roſen und ihre Lippen wie Korallen. Nur die Augen hatte ſie geſchloſſen: aber man hörte ſie leiſe athmen und ſah daraus gar wohl, daß ſie nicht todt war. Der König befohl, ſie ruhig ſchlafen zu laſſen, bis die Stunde ihres Erwachens gekommen wäre. Die gute Fee, die ihr das Leben gerettet hatte, indem ſie ſie zu einem hundertjährigen Schlafe verdammte, befand ſich eben in dem Königreich Mataquin, zwölftauſend Meilen von dem Orte, wo ſich dieſe Begebenheit zutrug; aber ſie erhielt in wenig Augenblicken durch ihren Zwerg Nachricht davon, der Sieben-Meilen-Stiefeln anhatte — dieß waren Stiefeln, mit denen man auf jeden Schritt ſieben Meilen machte. Die Fee reiſte nun auf erhaltne Nachricht ſogleich ab, und kam in weniger als einer Stunde auf einem feurigen mit Drachen beſpannten Wagen an. Der König reichte ihr die Hand und hob ſie aus dem Wagen. Sie billigte alles, was er gethan hatte; aber bey ihrer auſſerordentlichen Vorſicht fiel ihr ein, daß, wenn die Prinzeſſin aufwachte, und ſich in dem alten Schloſſe allein fände, ſie in große

Verlegenheit gerathen würde. Sie fand auch dafür ein Mittel. Sie berührte, auſſer dem Könige und der Königin, alles mit ihrem Zauberſtabe, die Oberhofmeiſterin, die Hofdamen, die Kammerfrauen, Kammerherrn, Offiziere, Haushofmeiſter, Köche, Küchenjungen, Schweizer, Pagen und Laquaien; ſie berührte auch alle Pferde im Marſtalle, ſammt den Reitknechten, die Hofhunde und den kleinen Mimi, das Schooshündchen der Prinzeſſin, das neben ihrem Bette lag. So wie ſie etwas berührte, ſchlief es ein, um zugleich mit der Prinzeſſin wieder aufzuwachen, und ſie zu bedienen, wenn ſie etwas nöthig hätte. Auch die Bratſpieße in der Küche, die voll Rebhühner und Faſanen ſtacken, ſchliefen ein, und auch das Feuer ſchlief ein. Alles das geſchah in einem Augenblicke; denn die Feen machen in allem was ſie thun kurzes Federleſen. Hierauf küßten König und Königin ihre Tochter noch einmal, ohne daß ſie davon aufwachte; verließen das Schloß und geboten durch ein Edikt daß ſich niemand demſelben nähern ſollte. Aber auch dieſes Verbot war unnöthig. Denn in weniger als einer Viertelſtunde wuchs rund um das Schloß eine ſo große Menge Bäume und Sträuche, Dornen und Diſteln, und dieſe waren alle ſo in einander verflochten, daß weder Menſchen noch Vieh durchpaßiren konnte. Nur noch die

Thurmſpitze gukte heraus und auch die ſahe man nur in einer ziemlichen Entfernung. Man hatte allen möglichen Grund zu glauben, daß auch dieſes ein Werk der Fee ſey, damit die Prinzeſſin während ihres Schlafs nichts von neugierigen Leuten zu fürchten hätte.

Nach Verlauf von hundert Jahren ging der Sohn des regierenden Königs, der aus einer andern Familie war als die ſchlafende Prinzeſſin, auf die Jagd, und da es ſich traf, daß er in die Gegend des Waldes kam, wo das Schloß lag, frug er, was das für Thürme wären, die aus dem Dickigt des Waldes hervorragten. Jeder antwortete ihm ſo gut er konnte, und was er ſelbſt davon gehört hatte; der eine ſagte, es wäre ein altes Schloß, worinn es ſpukte; der andere, es wäre der Sammelplatz aller Zauberer aus dem ganzen Lande; die gemeinſte Meinung aber war, daß ein Popanz darin wohnte, der alle kleinen Kinder raubte, die ihm in den Wurf kämen, und ſie dort ruhig verzehre, weil ihm niemand nachfolgen könnte und er allein den Weg durch das dicke Gebüſch wußte. Endlich aber nahm ein alter Bauer das Wort und ſagte zu dem Prinzen: Durchlauchtiger Prinz, es iſt nun länger als funfzig Jahre, daß ich meinen Vater habe ſagen hören, es läge in dieſem Schloße eine wunderſchöne Prinzeſſin,

zeſſin, welche hundert Jahre ſchlafen und dann von einem Prinzen aufgeweckt werden ſollte, dem ſie beſtimmt wäre. Als der Prinz dieſes hörte gerieth er in Feuer und Flammen; und zweifelte keinen Augenblick, daß er beſtimmt ſey, dieſes ſchöne Abentheuer zu beſtehen. Er beſchloß, ſich auf der Stelle näher davon zu unterrichten. Er näherte ſich dem Gebüſche, und bey jedem Schritte, den er that, machten ihm die Dornen und Diſteln von ſelbſt Platz und ließen ihn durch. So kam er endlich an das Schloß, welches er an dem äuſſerſten Ende einer langen Allee liegen ſah. Keiner von ſeinen Leuten hatte ihm folgen können, weil die Bäume und Sträuche es ihnen nicht erlaubt hatten, ſondern immer näher zuſammengerückt waren. Ungeachtet er ſich ein wenig hierüber wunderte, ſo ſezte er dennoch ſeinen Weg weiter fort; denn einem jungen und verliebten Prinzen fehlt es niemals an Muthe. Er kam hierauf in einen großen Vorhof, wo ihm doch beynahe der Muth vergangen wäre. Allenthalben herrſchte das ſchrecklichſte Stillſchweigen; allenthalben ſah man das Bild des Todes. Eine Menge Körper von Menſchen und Thieren lagen hier ausgeſtreckt. Er hielt ſie anfänglich für todt; aber an den kupfrigten Naſen der Schweizer und ihren rothen Geſichtern ſah er, daß ſie nur ſchlieſen; und aus den Gläſern, die neben ihnen ſtanden und in welchen ſich noch einige Tropfen befanden, ſah er, daß ſie während des Trinkens eingeſchlafen waren. Er kam hierauf in einen andern großen Hof, der mit Marmor gepflaſtert war. Er ſtieg die Treppe hinauf; und kam in den Wach-Saal, wo die Garden in einer Reihe ſtanden, die Carabiner auf den Schultern hatten, und laut ſchnarchten. So gieng er durch mehrere Zimmer, in denen er eine Menge Herren und Damen fand, die alle ſchliefen, einige ſitzend, andere ſtehend. Endlich kam er in ein ſchönes Zimmer, das über und über vergoldet war; hier ſah er auf einem Bette, deſſen Vorhänge auf allen Seiten offen waren, das ſchönſte Schauſpiel von der Welt; eine Prinzeſſin von etwa funfzehn oder ſechzehn Jahren, die in ihrem Geſicht etwas zärtliches und verklärtes zu haben ſchien. Zitternd und voll Verwunderung näherte er ſich ihr und ſank neben dem Bette auf die Knie. In dieſem Augenblick endigte ſich die Bezauberung. Die Prinzeſſin wachte auf und ſah ihn mit ſo zärtlichen Augen an, als hätte ſie ihn ſchon lange geſehen. — Sind Sie es, mein Prinz, ſagte ſie zu ihm; Sie haben lange auf ſich warten laſſen. — Der Prinz war entzückt über dieſe Worte und noch mehr über die Art, mit der ſie ſie vorbrachte. Er wußte gar nicht, wie er ihr ſeine Freude und

Erkenntlichkeit bezeigen ſollte. Er verſicherte alſo, daß er ſie mehr als ſich ſelbſt liebte. Seine Worte waren ſchlecht geſezt, aber ſie gefielen der Prinzeſſin nur um deſtomehr; denn je verliebter man iſt, deſto unberedter iſt man. Er war überhaupt in weit gröſſerer Verlegenheit als ſie, und das gieng auch ſehr natürlich zu; denn ſie hatte Zeit genug gehabt über ihre Reden nachzudenken, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, obgleich die Geſchichte nichts davon ſagt, daß die gute Fee ſie die ganze Zeit über mit angenehmen Träumen unterhalten habe, um ihr den langen Schlaf zu verkürzen. Und in der That hatte ſie dieſe Zeit ſo gut angewandt, daß ſie vier Stunden lang mit einander ſprachen, ohne ſich auch nur die Hälfte von dem geſagt zu haben, was ſie ſich zu ſagen hatten.

Indeßen war zugleich mit der Prinzeßin alles im Schloße aufgewacht; jedes war wieder an ſeine Arbeit gegangen, und da ſie nicht alle verliebt waren, ſo fühlten ſie einen erſchrecklichen Hunger. Die Hofdame welche den Dienſt hatte, und eben ſo hungrig war, wie die andern, ſagte der Prinzeßin einmal über das andre, die Suppe wäre aufgetragen. Der Prinz half ihr endlich vom Bette auf. Sie war ganz angezogen und in den reichſten Kleidern; aber er ſagte ihr freylich nicht, daß ſie in der Zeit etwas altmodiſch geworden wären; denn ſie hatte noch einen hohen ſteif-ſtehenden Kragen, wie ſeine Urgrosmutter getragen hatte. Sie war aber deswegen nicht weniger ſchön. Sie giengen nun zuſammen in den Spiegelſaal und ſezten ſich zur Tafel, wobey die Hofbedienten der Prinzeßin aufwarteten. Während der Mahlzeit wurde Muſik gemacht und die Kapelle ſpielte einige Stücke, die vortrefflich waren, ob man ſie gleich ſeit hundert Jahren nicht mehr geſpielt hatte. Nach aufgehobner Tafel traute ſie der Hof-Capellan in der Schloß-Kirche und die Hofdamen brachten die Prinzeßin zu Bette. Sie ſchliefen wenig: denn die Prinzeßin hatte des Schlafs nicht nöthig und der Prinz ſtand bey Anbruche des Tages auf und kehrte nach der Stadt zurück, wo ſein Vater wegen ſeines Ausbleibens in großer Angſt war. Der Prinz gab vor, ſich auf der Jagd in dem Walde verirrt zu haben; und da habe ihn ein Köhler in ſeine Hütte aufgenommen und mit ſchwarzem Brode und Käſe bewirthet. Der König war ein ſehr guter Mann und glaubte es, aber die Königin war nicht ſo leicht zu bereden; und da ſie ſah, daß er faſt alle Tage auf die Jagd gieng und immer eine Ausflucht hatte, wenn er in zwey oder drey Nächten nicht nach Hauſe gekommen war, ſo ſchöpfte ſie Verdacht und fiel auf die Vermuthung, er müſſe irgendwo ein Liebgen haben; denn er lebte länger als zwey Jahre mit der Prinzeſſin auf dieſem Fuße, und ſie ſchenkte ihm zwey Kinder, von denen ſie das erſte, welches ein Mädchen war, Prinzeſſin **Morgenroth**, und das zweyte, einen Sohn, Prinz **Tag** nannten, weil er noch ſchöner war als ſeine Schweſter. Die Königin, um ihren Sohn zum Geſtändniſſe zu bringen, ſagte mehrmalen zu ihm, daß man ſein Leben genießen müſſe, und daß man ſich ſeiner Schwachheit in gewiſſen Punkten nicht zu ſchämen habe; aber er wagte es nicht, ihr ſein Geheimniß anzuvertrauen; denn er fürchtete ſie, ſo ſehr er ſie auch liebte; weil ſie aus einer Popanzen Familie war, — ſein Vater hatte ſie blos ihrer ungeheuern Reichthümer wegen geheyrathet. — Man ſagte ſich auch am Hofe ins Ohr, daß ſie alle Begierden der Popanze hätte, und wenn ſie kleine Kinder vorbeygehen ſähe, ſich kaum enthalten könnte, ſie zu freſſen. Darum wollte ihr der Prinz nichts ſagen. Aber da der König nach Verlaufe von zwey Jahren geſtorben war und der Prinz nun freye Hände bekam, deklarirte er ſeine Heyrath, und hohlte ſeine Gemahlin mit großen Ceremonien aus ihrem Schloſſe. Sie zog mit vielem Pompe in die Hauptſtadt ein, und hatte ihre beyden Kinder neben ſich. Kurze Zeit darauf bekriegte ihr Gemahl den Kayſer

Cantalabutte, ſeinen Nachbar. Die Verwaltung des Reichs überließ er ſeiner Mutter und empfahl ihr ſeine Gemahlin und Kinder auf das dringendſte. Er mußte den ganzen Sommer über ausbleiben, und ſobald er abgereißt war, ſchickte ſeine Mutter ihre Schwiegertochter und ihre Enkel in ein entlegenes Landhaus, mitten im Walde, um dort ihren abſcheulichen Geluſt beſſer befriedigen zu können. Einige Tage darauf folgte ſie ihnen ſelbſt nach, ließ vor Schlafengehen ihren Haushofmeiſter zu ſich kommen, und ſagte zu ihm: morgen Mittag will ich die kleine **Morgenroth** ſpeißen. Um Gotteswillen, Ihro Majeſtät! rufte der Haushofmeiſter. — Ohne Widerrede, verſezte die Königin, (ſie ſagte dieß mit dem Tone eines Währwolfs, der nach friſchem Fleiſche lüſtert) und zwar will ich ſie mit einer ſauern Zwiebelbrühe eſſen. — Der arme Mann, der wohl ſahe, daß die Königin über dieſen Punkt keinen Spaß verſtand, nahm ſein großes Meſſer und gieng in die Kammer der kleinen **Morgenroth**. Sie war damals vier Jahr alt, und ſprung ihm lächelnd an den Hals und bat ihn um Zukkerwerk. Er fieng an zu weinen: das Meſſer fiel ihm aus der Hand, er begab ſich in den Hof und ſchnitt einem jährigen Lamme die Gurgel ab, und machte eine ſo gute Brühe daran, daß ihm die Königin ſagte, ſie hätte Zeit ihres

Lebens ſo was Gutes nicht gegeſſen. Zu gleicher Zeit hatte er die kleine Morgenroth mitgenommen, und ſie ſeiner Frau gegeben, um ſie in einer geheimen Kammer zu verbergen, welche er unten im Hofe hatte. — Acht Tage drauf ſagte die Königin wieder zu ihrem Haushofmeiſter: Ich will Morgen Abend den kleinen Tag eſſen. — Er antwortete nichts, ſondern beſchloß, ſie wie das erſtemal zu betrugen. Hierauf gieng er zu dem kleinen Tag, der eben ein Rapier in der Hand hatte und ſich mit einem großen Affen herumfocht; und gleichwohl war er erſt drey Jahr alt. Er brachte ihn auch ſeiner Frau, um ihn zu der kleinen Morgenroth zu thun, und ſtatt des kleinen Tags tiſchte er der Königin ein junges zartes Reh auf, das ſie auſſerordentlich gut fand.

Bis dahin gieng alles gut. Aber eines Tags ſagte die Königin wieder zu ihrem Haushofmeiſter, Morgen will ich die Königin eſſen, und zwar mit derſelben Brühe, wie ihre Kinder. Dießmal gerieth der arme Haushofmeiſter in eine wahre Verzweiflung, weil er nicht wußte, wie er ſie betrügen ſollte. Die junge Königin war, ohne die hundert Jahre, die ſie verſchlafen hatte, etwas über zwanzig Jahr alt. ihre Haut war etwas hart, obgleich weiß und ſchön; und wo ſollte er in dem ganzen Thiergarten ein Thier finden, das ihr gliche? Er faßte alſo den Entſchluß, der Königin ohne Barmherzigkeit die Kehle abzuſchneiden, um ſein eignes Leben zu retten, und begab ſich in dieſer Abſicht auf ihr Zimmer. Er ſuchte ſich ſo viel es ihm möglich war, in Wuth zu ſetzen, und trat mit dem Dolche in der Hand in das Zimmer der jungen Königin. Indeſſen konnte er es doch nicht über das Herz bringen, ſie ſo ſehr zu überraſchen, ſondern überbrachte ihr den Befehl ihrer Schwiegermutter mit dem größten Reſpekte. — Wohlan, ſagte ſie, und reckte ihm den Hals hin, vollbringt den Befehl, den man euch gegeben hat; ich werde meine Kinder wiederſehn; meine armen Kinder, die ihr Raub worden ſind, die ich ſo ſehr liebte. — Denn ſie hielt ſie für todt, weil ſie ihr heimlich entführt worden waren. — Nein, nein, Madam, antwortete der arme Haushofmeiſter gerührt, Sie ſollen nicht ſterben und ſollen Ihre Kinderchen doch wiederſehn. Ich will die Königin noch einmal betrügen, und ihr eine junge Hirſchkuh an Ihrer Stelle auftiſchen. Er führte ſie hierauf in die Kammer, wo ihre Kinder waren, die ihr um den Hals fielen, und er ließ ſie hier, um eine Hirſchkuh zurechte zu machen, die die Alte auch mit dem größten Appetite aß, als wenn es die junge Königin ſelbſt geweſen wäre. — Sie freute ſich innerlich über ihre Grauſamkeit, und machte ſich gefaßt, dem Könige bey ſeiner Rückkehr zu ſagen, daß ſeine Gemahlin und ſeine beyden Kinder von den Wölfen gefreſſen worden wären.

* * *

Als ſie aber eines Abends in den Höfen des Schloſſes umherſchlich, um ihrer Gewohnheit nach friſches Menſchenfleiſch auszuſtöbern, hörte ſie unten im Saale den kleinen Tag weinen, dem ſeine Mutter die Ruthe geben wollte, weil er unartig geweſen war, und zu gleicher Zeit hörte ſie auch, daß die kleine Morgenroth für ihren Bruder um Verzeihung bat. Die Königin erkannte die Stimme ihrer Schwiegertochter und ihrer Enkel, und gerieth in Wuth, weil ſie ſich betrogen ſahe. Sie befohl ſogleich den andern Morgen mit einer fürchterlichen Stimme, vor welcher alles zitterte, eine große Kufe in den Hof zu bringen, und ſie mit Kröten, Schlangen und Ottern anzufüllen, um die Königin, ihre Kinder, den Haushofmeiſter, ſeine Frau und ſeine Magd hineinzuwerfen. Sie hatte Befehl gegeben, ſie mit gebundnen Händen herbeyzuführen; die Henker waren ſchon im Begriffe, ſie in die Kufe hineinzuſtürzen, als der König, den man ſobald nicht erwartet hatte, in den Hof geritten kam. Er war ganz erſtaunt über das

Schauſpiel, zu welchem er hier kam, und frug, ¿ was es bedeuten ſolle? Niemand wagte es, ihm Auskunft darüber zu geben, als ſeine Mutter ſich wüthend in die Kufe ſtürzte, und ſogleich von den giftigen Thieren aufgefreſſen wurde. Der König betrübte ſich darüber, denn ſie war ſeine Mutter; aber er tröſtete ſich bald in den Armen ſeiner ſchönen Gemahlin und ſeiner liebenswürdigen Kinder.

V.

Die geſtiefelte Katze.

Ein Müller hinterließ bey ſeinem Abſterben ſeinen drey Söhnen nichts weiter als ſeine Mühle, ſeinen Eſel und ſeine Katze. Die Theilung war bald gemacht, und man brauchte weder Gerichtsſchreiber noch Advocaten dazu, die von dieſer kleinen Erbſchaft gewiß nichts übrig gelaſſen hätten. Der älteſte Sohn bekam die Mühle, der zweyte den Eſel und der jüngſte die Katze. Der lezte war mit ſeinem kleinen Erbtheile wenig zufrieden. Meine Brüder, ſprach er, können ihr Leben auf eine gute Art hinbringen, wenn ſie beyde gemeinſchaftliche Sache machen; aber wenn ich meine Katze verzehrt und mir einen Muff aus ihrem Felle gemacht habe, ſo bleibt mir nichts übrig als Hungers zu ſterben. Die Katze hörte dieſe Reden aufmerkſam mit an, und ſagte mit einem geſezten und ernſthaften Weſen zu ihrem Herrn:

Lieber Herr, bekümmert Euch nicht ſo ſehr. Gebt mir nur einen Sack und laßt mir ein Paar Stiefelchen machen, damit ich in den Wald gehen kann, und Ihr werdet finden, daß Ihr nicht ſo arm ſeyd als Ihr glaubt. — Der arme Müllers-Sohn rechnete nun zwar nicht ſehr auf dieſe Verſprechungen; indeß wußte er, daß ſeine Katze gar ſehr ſchlau war, und die Ratten und Mäuſe mit mancherley Liſt übertölpelte; und ſo hegte er einige Hoffnung, daß ſie ihm vielleicht in ſeinem Unglücke nützlich ſeyn könnte. Er gab ihr alſo was ſie verlangte, und ſie zog muthig ihre Stiefelchen an, hing den Sack an ihren Hals, nahm die Riemen in ihre Vorderpfoten und marſchirte ſo auf einen Berg, wo es eine große Menge Kaninchen gab. Sie ſteckte Kohl und Kleyen in ihren Sack, ſtreckte ſich aus als wäre ſie todt, und erwartete, daß ein junges mit der Liſt der Welt unbekanntes Kaninchen hineinkriechen ſollte, um den Kohl darin zu freſſen. Sie durfte nicht lange warten; kaum hatte ſie ſich hingelegt, ſo kroch ein junges unbedachtſames Kaninchen in den Sack. Die Katze zog ſogleich die Riemen zu, packte und würgte es ohne Umſtände. Nun gieng ſie, ſtolz auf ihre Beute, zum Könige und bat um Audienz. Man ließ ſie in das Gemach ſeiner Majeſtät, wo ſie einen tiefen Bückling machte und ſagte; ich bringe Eurer Majeſtät hier ein Kaninchen, welches der Herr Graf von Carabas (dieſen Nahmen fand ſie für gut ihrem Herrn zu geben) mir aufgetragen hat, Ihnen zu überreichen. — Sage deinem Herrn, antwortete der König, daß ich ihm danke. — Ein andermal gieng die Katze ins Korn mit ihrem offnen Sacke am Halſe; zwey Rebhühner krochen hinein: ſie zog die Riemen zu und fieng ſie alle beyde. Hierauf gieng ſie wieder zum Könige und brachte ſie ihm, wie das Kaninchen. Der König nahm auch die beyden Rebhühner gnädig an, und ließ ihr ein Trinkgeld geben. So fuhr die Katze zwey oder drey Monate fort, dem Könige immer von Zeit zu Zeit Wildpret aus dem Forſte ihres Herrn zu bringen. Als ſie nun eines Tages erfuhr, daß der König mit ſeiner Tochter, die eine wunderſchöne Prinzeſſin war, eine Spazierfahrt am Ufer des Fluſſes machen wollte, ſagte ſie zu ihrem Herrn: wenn Ihr heute meinem Rathe folgen wollt, ſo iſt Euer Glück gemacht. Badet Euch in dem Fluſſe, an der Stelle die ich Euch zeigen werde, und dann laßt mich nur machen. Der Graf von Carabas that, was ihm ſeine Katze rieth, ohne zu wiſſen warum. Als er ſich nun badete, kam der König vorbey; und die Katze ſchrie aus Leibeskräften: Hülfe, Hülfe, der Herr Graf von Carabas erſäuft. Auf dieſes Geſchrey ſteckte der König den Kopf zum Wagen heraus und erkannte die Katze, die ihm ſo oft Wildpret gebracht hatte, und befohl ſeiner Leibwache dem Herrn Grafen beyzuſpringen. Unterdeſſen man ihn nun aus dem Fluſſe zog, näherte ſich die Katze dem Wagen, und ſagte dem Könige, daß während ihr Herr ſich gebadet, Diebe gekommen und ihm ſeine Kleider geſtohlen hätten, ob ſie gleich aus allen Kräften um Hülfe gerufen. Aber ſie hatte ſie weislich unter einem groſſen Steine verſteckt, um ſie nicht ſehen zu laſſen. Sogleich befohl der König ſeinem Bedienten, das ſchönſte Kleid aus ſeiner Garderobe für den Herrn Grafen Carabas zu hohlen. Der König erzeigte ihm alle nur mögliche Höflichkeiten. Da nun die ſchönen Kleider, die er jezt bekam, ihm ſehr wohl ſtanden, — denn er war von Natur ſchön und wohlgebaut — ſo fand ihn die Prinzeſſin ſehr nach ihrem Geſchmacke, und da ſie der Graf von Carabas einigemal eben ſo zärtlich als ehrfurchtsvoll angeblickt hatte, wurde ſie verliebt in ihn bis über die Ohren. Der König bot ihm ſeinen Wagen an, und erſuchte ihn an ſeiner Promenade Theil zu nehmen. Die Katze war auſſer ſich vor Vergnügen, da ſie ſahe, daß ihre Liſt ſowohl gelung, und lief voraus; und da ſie einige Bauern antraf, die eine Wieſe mähten, ſagte ſie zu ihnen: ihr guten Leute, wenn ihr dem Könige nicht ſagt, daß die Wieſe, die ihr hier mäht, dem Herrn Grafen von Carabas gehört, ſo werdet ihr in Kochſtücken zerhackt, das will ich euch nur ſagen. — Da nun der König kam, frug er die Mäher, wem die Wieſe gehörte, die ſie mähten. Dem Herrn Grafen von Carabas, antworteten ſie alle einmüthig; denn die Drohung hatte ihnen bange gemacht. Sie haben hier eine ſchöne Beſitzung, Herr Graf, ſagte der König. — Wie Ihro Majeſtät ſehen, antwortete der Graf; dieſe Wieſe trägt alle Jahre eine artige Summe ein. — Die Katze lief immer voraus und traf Schnitter an. Zu denen ſagte ſie wieder: ihr guten Schnitter, wenn ihr dem Könige nicht ſagt, daß das Feld, das ihr ſchneidet, dem Herrn Grafen von Carabas gehört, ſo werdet ihr in Kochſtücken zerhackt werden, das will ich euch nur ſagen. — Da nun der König kam, wollte er wiſſen, wem alles das Getraide gehörte. Dem Herrn Grafen von Carabas, antworteten die Schnitter, und der König freute ſich darüber. Die Katze lief immer ſo vor dem Wagen voraus und ſagte immer daſſelbe zu allen, die ihr begegneten; und der König ward ganz erſtaunt über die vielen Güter des Herrn Grafen von Carabas. Endlich kam die Katze in ein ſchönes Schloß, das einem Popanze gehörte, der ganz unmäßig reich war; denn das ganze Land wodurch der König gekommen war, gehörte zu dieſem Schloſſe. Die Katze erkundigte ſich ſorgfältig, wer dieſer Popanz wäre, und worin ſeine Kräfte beſtänden, und bat dann um die Erlaubniß ihm aufwarten zu dürfen. Da ſie vor ihm kam, ſagte ſie, ſie habe ſein Schloß nicht ſo nahe vorbeykommen wollen, ohne die Ehre zu haben, ihm ihren Reſpect zu bezeigen. Der Popanz nahm ſie mit aller Höflichkeit auf, deren nur ein Popanz fähig iſt, und ließ ſie niederſetzen. Man hat mich verſichern wollen, hub die Katze hier an, daß Sie die Gabe beſäßen, gnädiger Herr, ſich in alle Arten von Thieren zu verwandeln; daß Sie zum Beyſpiel die Geſtalt eines Löwen oder Elephanten annehmen könnten. — Das iſt auch wahr, antwortete der Popanz, und um es Dir zu beweiſen, will ich mich gleich in einen Löwen verwandeln. Die Katze that ganz erſchrocken, da ſie einen Löwen vor ſich ſtehen ſahe und kletterte auf die Dachrinne, mit großer Mühe und Gefahr, weil ſie Stiefeln anhatte, mit denen es ſich nicht gut auf den Ziegeln marſchirt. Als aber der Popanz ſeine Löwengeſtalt abgelegt hatte, kam ſie wieder herunter und verſicherte ihm, ſie wäre in Todesangſt geweſen. Man hat fuhr ſie fort, noch über dieſes ſagen wollen, was ich aber kaum glauben kann, daß Sie auch die Kraft beſäßen, die Geſtalt der kleinſten Thiere anzunehmen, zum Beyſpiel ſich in eine Ratte oder Mauß zu verwandeln. Ich muß Ihnen geſtehen, daß ich dieß für ganz unmöglich halte. — ¿ Für unmöglich? verſezte der Popanz; wir wollen ſehn. Und in dem Augenblicke verwandelte er ſich in eine Mauß und lief auf dem Fußboden hin und her. Sobald ihn die Katze in dieſer Geſtalt ſahe, fuhr ſie auf ihn zu, haſchte und fraß ihn. Unterdeſſen war der König an dieß ſchöne Schloß gekommen und wollte es inwendig ſehn. Die Katze hörte den Wagen über die Zugbrücke rollen, lief ihm entgegen und ſagte zu dem Könige: Eure Majeſtät ſey willkommen in dem Schloſſe des Herrn Grafen von Carabas. ¿ Wie Herr Graf? rief der König, auch dieſes Schloß gehört Ihnen? Ich habe in meinem Leben nichts ſchöneres geſehn als dieſen Hof und die Gebäude, die ihn einſchließen. Ich will doch, mit Ihrer Erlaubniß, auch das Inwendige beſehn. Der Graf reichte der Prinzeſſin die Hand hob ſie aus dem Wagen und folgte dem Könige. Sie giengen hierauf in einen großen Saal, wo ſie ein prächtiges Gaſtmal fanden, das der Popanz für ſeine Freunde hatte zurichten laſſen, die nicht hineinzugehn wagten, weil ſie den König hatten kommen ſehn. Der König war über die guten Eigenſchaften des Grafen ganz entzückt und ſeine Tochter war gar in ihn vernarrt; und da der König ſahe, daß er ſo reich war', ſagte er zu ihm, nachdem er fünf oder ſechs Pokale ausgeleert hatte: Es kömmt nur auf Sie an Hr. Graf, ob ſie mein Schwiegerſohn werden wollen. Der Graf machte einen großen Bückling, und nahm von Herzen die angebotne Ehre an, und er wurde noch an demſelben Tage mit der Prinzeſſin getraut. Meiſter Kater wurde ein großer Herr, und fieng nun keine Mäuſe mehr, als nur manchmal aus Liebhaberey und zum Spaße.

VI.

Fräulein Aſchenbrödel
oder
das Glas-Pantöffelchen.

Es war einmal ein Edelmann, dem ſtarb ſeine Frau und er heyrathete eine andre, die hochmüthig und eitel war. Sie hatte zwey Töchter, die waren eben ſo und glichen ihr auch ſonſt in allen Stücken. Der Mann hatte ſeiner Seits auch eine Tochter, die war aber ein gar ſanftes und gutes Kind. Sie hatte dieß Temperament von ihrer Mutter geerbt, die auch eine gar gute Frau geweſen war. Kaum war die Hochzeit vorbey, ſo ließ die Mutter ihre üble Laune an ihrer Stieftochter aus. Die guten Eigenſchaften dieſes Kindes waren ihr unausſtehlig, weil der boshafte Charakter ihrer eignen Töchter ſo ſehr damit abſtach. Sie ließ ſie alſo die niedrigſten Geſchäfte im Hauſe thun; ſie mußte aufwaſchen, die Treppe ſcheuern und die Zimmer der gnädigen Mama und ihrer Fräulein Schweſtern fegen. Sie ſchlief auf dem Oberboden, auf einem elenden Strohſacke, während ihre Schweſtern in tapezirten Kammern ſchliefen, wo ſie die ſchönſten modiſchſten Betten und die prächtigſten Spiegel hatten. Das arme Mädchen trug dieß alles mit einer unbeſchreiblichen Gedult, und wagte es nicht, ſich bey ihrem Vater zu beklagen, wo ſie doch nur von neuem Geſchmähltes bekommen hätte; denn die böſe Frau vermochte alles über ihn. Wenn ſie mit ihrer Arbeit fertig war, ſezte ſie ſich in den Winkel des Kamins, in die Aſche; darum nannte man ſie im ganzen Hauſe nur Aſchenbrödel. Indeſſen war Aſchenbrödel in ihren ſchlechten Kleidern dennoch hundertmal ſchöner als ihre Schweſtern, wenn ſie auch noch ſo prächtig angezogen waren.

Eines Tags gab der Sohn des Königs einen Ball und lud alle Leute von Stande dazu ein. Die beyden Fräulein wurden auch gebeten, denn ſie machten große Figur in der Gegend. Man kann leicht denken, daß ſie eine große Freude darüber hatten und an nichts anders dachten, als was ſie für Kleider anziehen und wie ſie ſich aufſetzen wollten,

ten, um recht ſchön zu ſeyn. Für Aſchenbrödel gab es dabey auch etwas zu thun, denn ſie mußte ihren Schweſtern die Wäſche platten und ihre Manſchetten in Falten legen. Man ſprach die ganze Zeit über von nichts als von dem bevorſtehenden Balle. Ich, ſagte die älteſte, ziehe mein rothſammtnes Kleid mit der engliſchen Garnirung an. Und ich, ſagte die jüngſte, ziehe meinen Alltagsrock an, aber dafür thu' ich den Mantel mit den goldnen Blumen um, und binde mein Steinband in die Haare, das auch nicht ſchlecht iſt. Man ſchickte nach der beſten Putzmacherin, um ihnen die neumodiſchſten Hüte zu bringen, und ſie ſuchten die ſchönſten Bänder und Spitzen aus. Dabey frugen ſie immer Aſchenbrödeln um Rath; denn ſie hatte einen ſehr guten Geſchmack. Aſchenbrödel rieth ihnen auf das beſte, und bot ihnen an, ſie ſelbſt aufzuſetzen, was ſie mit vielen Vergnügen annahmen. Während ſie nun damit beſchäftigt war ſie aufzuſetzen, ſagten ſie zu ihr: ¿ Aſchenbrödel, möchteſt du wohl mit auf dem Balle ſeyn? — ¡ Ach! gnädige Fräulein, Sie ſcherzen! erwiederte Aſchenbrödel; ich darf daran nicht denken. — Du haſt recht; antworteten Sie, man ſollte ſchön lachen, wenn eine Aſchenbrödel auf den Ball käme. — Jede andre würde ſie krumm und ſchief aufgeſezt haben; aber Aſchenbrodel hatte ein viel zu gutes Herz und machte ſie recht ſchön zurecht. — Sie hatten vor großer Freude beynahe in zwey Tagen keinen Biſſen gegeſſen, und hatten faſt ein Dutzend Schnürbänder zerriſſen, weil ſie ſich eine rechte ſchmale Taille machen wollten; vom Morgen bis in die Nacht ſtanden ſie vor dem Spiegel. Endlich kam der glückliche Tag; ſie fuhren fort und Aſchenbrödel ſah ihnen ſo weit nach als ſie konnte. Da ſie ſie nun nicht mehr ſahe, fieng ſie an zu weinen. Ihre Pathe, die ſie weinen ſahe, frug, was ſie vorhätte..... Ich möchte gern.... Ach! ich möchte gern.... Sie konnte es vor weinen nicht ausſagen. Da ſagte ihre Pathe, die eine Fee war; ¿Du möchteſt wohl gerne mit auf den Ball gehn? ¿nicht wahr?... ¡Ach ja! antwortete Aſchenbrödel mit einem tiefen Seufzer. — Nun wohl, ſagte die Pathe, weil du eine ſo gute Tochter biſt, ſollſt du hingehn. — Sie führte ſie hinauf in ihre Kammer und ſagte zu ihr: gehe in den Garten und hohle mir eine Melone herauf. Aſchenbrödel gieng ſogleich in den Garten und hohlte die ſchönſte, die ſie finden konnte, und brachte ſie ihrer Pathe. Aber ſie konnte gar nicht rathen, wie die Melone machen ſollte, daß ſie auf den Ball käme. Aber ihre Pathe ſchnitt ſie auf und höhlte die Schaale ganz aus, berührte ſie dann mit ihrem dem Zauberſtabe und augenblicklich war die Melone in einen ſchönen, vergoldeten Wagen verwandelt. Dann ſuchte ſie die Mäuſefalle und fand ſechs lebendige Mäuſe darin. Sie befahl Aſchenbrödeln das Thürchen aufzuziehn, und jeder Maus, die herausgieng, gab ſie einen Schlag mit dem Zauberſtabe, und augenblicklich war jede Maus in einen ſchönen Apfelſchimmel verwandelt. Nun wußten ſie aber nicht, wo ſie einen Kutſcher herbekommen wollten. Ich will ſehn, ſagte Aſchenbrödel, ob ſich etwa eine Ratte in der Rattenfalle gefangen hat; da wollen wir einen Kutſcher daraus machen. — Du haſt Recht, ſagte die Pathe, geh' hin, ſieh' zu.... Aſchenbrödel brachte ihr die Rattenfalle, und es waren drey große Ratten drinn. Die Fee nahm die mit dem gröſten Barte, und nachdem ſie ſie berührt hatte, ward ein dicker Kutſcher daraus, der einen ſchönen großen Schnurrbart hatte.... Ferner ſagte die Pathe: geh' noch einmal in den Garten; da wirſt du hinter der Gießkanne ſechs Eidexen finden, die bringe heran. Sie brachte ſie und ihre Pathe verwandelte ſie in ſechs Laquaien, die mit ihren ſchönen beſezten Röcken hinten auf den Wagen traten, als wenn ſie Zeit ihres Lebens nichts anders gethan hätten. Nun ſagte die Fee zu Aſchenbrödel: ſieh', nun haſt du alles was du brauchſt, um zum Balle zu fahren. — Ja, ſagte ſie, aber kann ich denn ſo in dieſem Petermanns-Kittel hin gehn? Ihre Pathe rührte ſie nur mit ihrem Zauberſtabe an, und augenblicklich wurden die köſtbarſten Kleider daraus, mit Golde durchwirkt und mit Edelſteinen beſezt. Endlich gab ſie ihr auch ein Paar allerliebſte Glas-Pantöffelchen. So ausſtaffirt ſtieg ſie in den Wagen; aber ihre Pathe gab ihr noch die gute Lehre, ja nicht über Mitternacht auf dem Balle zu bleiben; denn wenn ſie einen Augenblick länger bliebe, ſo würde ihr Wagen wieder zur Melone, ihre Pferde zu Mäuſen, ihre Laquaien zu Eydexen und ihre ſchönen Kleider zu einem Petermanns-Kittel werden. Sie verſprach ihrer Pathe, vor Mitternacht gewiß weg zu gehn. Die Kutſche fuhr fort und Aſchenbrödel kannte ſich nicht vor Vergnügen. Als ſie an das Schloß kam, meldete man dem Prinzen, es halte unten eine vornehme Dame, die niemand kenne. Der Prinz gieng ſelbſt hinab, hob ſie aus dem Wagen und führte ſie in den Tanzſaal. Alles ſchwieg, da ſie hinein trat; die Tänzer hörten auf zu tanzen und die Muſikanten zu ſpielen; denn aller Augen waren auf die ſchöne Unbekannte geheftet. Ein dumpfes Gemurmel erhob ſich im ganzen Saale: Ach! wie ſchön ſie iſt! wie ſchön ſie iſt! Selbſt der König, der doch ſchon ſehr alt war, betrachtete ſie durch die Lorgnette, und ſagte leiſe zur Königin, er habe in langer Zeit keine ſo ſchöne und ſo liebenswürdige Perſon geſehn. Die Damen betrachteten mit großer Aufmerkſamkeit ihre Koeffüre und ihre Kleider, um ſich den andern Tag eben ſo anzuziehn, wobey ſie nur beſorgt waren, keinen ſo ſchönen Stoff und ſo geſchickte Schneider zu finden, die das machen könnten. Der Prinz ſezte ſie zu oberſt und dann tanzte er ſelbſt mit ihr vor. Sie tanzte mit ſo vielem Anſtande, daß man ſie nur noch mehr bewunderte. Man gieng hierauf zur Tafel, welche prächtig ſervirt war; aber der Prinz aß keinen Biſſen, denn er betrachtete die ſchöne Unbekannte ohn Unterlaß. Sie ſezte ſich neben ihre Schweſtern und ſagte ihnen die ſchönſten und höflichſten Sachen von der Welt: ſie gab ihnen von den Citronen und Orangen, die ſie von dem Prinzen bekommen hatte, und ſezte ſie dadurch in große Verwunderung, denn ſie kannten ſie nicht. Mitten in ihrem Geſpräche hörte Aſchenbrödel drey Viertel auf zwölf ſchlagen, ſie ſtund auf, machte der Geſellſchaft eine Verbeugung und eilte davon. Als ſie nach Hauſe gekommen war, ging ſie gleich zu ihrer Pathe, dankte ihr und äuſſerte zugleich den Wunſch, morgen wieder auf den Ball zu gehn, weil der Prinz ſie dazu eingeladen hätte. Während ſie ihrer Pathe erzählte, was auf dem Balle vorgegangen war, klopften ihre beyden Schweſtern an die Thüre und Aſchenbrödel machte ihnen auf. — Sie ſind lange ausgeblieben, ſagte ſie, und gähnte dabey und rieb ſich die Augen und dehnte ſich, als wenn ſie eben erſt aufgewacht wäre. — Ja, ſagte die eine von ihnen, wenn du mit auf dem Balle geweſen wärſt, du würdeſt warlich keine Langeweile gehabt haben. Es kam eine ſchöne Prinzeſſin hin; die war erſtaunlich höflich gegen uns und hat uns Oranzen und Citronen gegeben. Aſchenbrödel kannte ſich nicht vor Vergnügen. Sie frug, wie denn die Prinzeſſin heiße; aber ſie ſagten, man wiſſe es nicht, und der Sohn des Königs wäre darüber in Verlegenheit, und würde alles in der Welt darum geben, zu erfahren, wer ſie wäre. Aſchenbrödel frug lächelnd: ¿War ſie denn ſo gar ſchön? ¡Wie glücklich ſind Sie nicht, daß Sie ſie geſehn haben! Ach! Fräulein Adelheid, borgen Sie mir doch morgen ihr gelbes Kleid, das ſie auf Alltag anziehn...... I nu ja, ſagte Adelheid, das ſtünde mir an. ¡Dir meine Kleider borgen! Ich glaube du biſt nicht wohl geſcheit! Aſchenbrödel erwartete dieß, und war ſehr froh darüber; denn ſie würde in große Verlegenheit gerathen ſeyn, wenn ihr ihre Schweſter das Kleid hätte borgen wollen.

Den andern Tag fuhren die beyden Fräulein wieder zum Balle und Aſchenbrodel auch, und dieſe war noch ſchöner gepuzt als das erſtemal. Der königliche Prinz war ihr immer zur Seite und ſagte ihr eine Menge ſchöner Sachen, wobey Aſchenbrödel keine Langeweile hatte. Sie hätte darüber beynahe die Warnung ihrer Pathe vergeſſen; denn der erſte Schlag von zwölf Uhr ſchlug, da ſie glaubte es wäre erſt eilf Uhr. Sie ſtund auf und eilte davon, flüchtiger als ein Reh. Der Prinz folgte ihr nach; aber er konnte ſie nicht einhohlen: aber da ſie einen von ihren Glas-Pantöffelchen verlohr, ſo hob er ihn ſorgfältig auf. Aſchenbrödel kam ganz auſſer Athem nach Hauſe, ohne Wagen, ohne Laquaien, mit ihren alten Kleidern, und von ihrer ganzen Herrlichkeit war ihr nichts geblieben als der eine Pantoffel. Man hielt Nachfrage bey der Thorwache, ob ſie nicht eine Prinzeſſin hätte aus dem Schloſſe gehn ſehn? Sie ſagte aber, es ſey niemand herausgegangen als ein Mädchen in ſchlechter Kleidung, die eher wie eine Bäuerin als eine Prinzeſſin ausgeſehn hätte. Als die beyden Schweſtern vom Balle nach Hauſe kamen, frug ſie Aſchenbrödel, ob ſie ſich heute wieder ſo gut amüſirt hätten, und ob die ſchöne Dame auch da geweſen wäre. Sie ſagten ja, aber ſie wäre mit dem Glockenſchlag Zwölfe fortgegangen, und wäre ſo eilfertig geweſen, daß ſie einen allerliebſten kleinen Pantoffel von Glaſe verlohren hätte. Der Prinz hätte ihn aufgehoben und ihn den ganzen Ball über betrachtet; es wäre nichts gewiſſer, als daß er in die ſchöne Dame, welcher der Pantoffel gehörte, verliebt ſeyn müßte. Daran ſagten ſie nun keine Unwahrheit; denn wenig Tage darauf ließ der Prinz unter Trompeten und Paukenſchalle bekannt machen, daß er die Perſon heyrathen wolle, deren Fuß in dieſen Pantoffel paſſe. Man probierte ihn zuerſt den königlichen Prinzeſſinnen an, dann den Herzoginnen, dann dem ganzen Hofe, aber das war alles umſonſt. Man brachte ihn endlich auch den beyden Schweſtern, die ſich alle mögliche Mühe gaben, um den Fuß hineinzubringen, aber kaum die groſe Zehe hineinbrachten. Aſchenbrödel, die ihnen zuſahe und den Pantoffel erkannte, ſagte endlich lächelnd: ich will doch ſehn, ob er mir etwa paßt. Ihre Schweſtern lachten ſie aus; aber der Cavalier, der die Proben anſtellte und das Mädchen ſehr ſchön fand, ſagte: es ſey nicht mehr als billig, daß ſie den Verſuch auch anſtelle, da er Befehl habe, allen Frauenzimmern das Pantöffelchen anzuprobiren. Er ließ Aſchenbrödeln niederſetzen, und ſiehe da, ihr Füßchen glitt ohne Mühe hinein und der Schuh ſaß ihr wie angemeſſen. Man denke ſich das

Erſtaunen der beyden Schweſtern und was ſie vollends für Augen machten, da Aſchenbrödel das andere Pantöffelchen aus der Taſche nahm und es anzog. In dieſem Augenblicke trat die Pathe ins Zimmer, die mit einem Schlage auf Aſchenbrödels Kleider ſie vollkommen eben ſo ſchön machte, als die, in welchen ſie auf dem Balle erſchienen war.

Jezt erkannten ſie die beyden Schweſtern für die Dame des Balls. Sie warfen ſich zu ihren Füßen, und baten ſie tauſendmal wegen der ihr zugefügten Beleidigungen um Verzeihung. Aſchenbrödel hob ſie auf, umarmte ſie und verzieh ihnen von ganzem Herzen. Ja ſie bath ſie ſogar um ihre Freundſchaft und Liebe. Man brachte ſie hierauf zu dem Prinzen, der ſie ſchöner als jemals fand, und ſie wenige Tage darauf heyrathete. Aſchenbrödel, welche eben ſo gut als ſchön war, gab ihren Schweſtern eine Wohnung im Schloſſe und verheyrathete ſie an demſelben Tage an zwey vornehme Herrn vom Hofe.

VII.

Ruprecht mit der Kuppe.

Es war einmal eine Königin, die bekam einen Sohn, der ſo häßlich und ungeſtalt war, daß man lange nicht wußte, ob er eine menſchliche Geſtalt hätte oder nicht. Eine Fee, die bey ſeiner Geburt gegenwärtig war, verſicherte indeß, daß er demungeachtet durch ſeinen Verſtand ſehr liebenswürdig werden würde: und ſie ſezte hinzu, daß er vermöge des Geſchenks, welches ſie ihm verliehen habe, ſeiner Geliebten dereinſt eben ſoviel Verſtand mittheilen könne, als er ſelbſt beſäße. Dieſe Verſprechungen beruhigten die arme Königin ein wenig, die ſehr bekümmert war, Mutter eines ſo häßlichen Geſchöpfs zu ſeyn. Nun iſt es wahr, ſo bald das Kind zu reden anfieng, hatte es tauſend allerliebſte Einfälle, und es war etwas geiſtreiches in allem was er vornahm, ſo daß man ihn lieb haben mußte. Ich habe vergeſſen zu ſagen, daß er mit einem kleinen Haarbuſche auf die Welt kam, daher man ihn nur Ruprecht mit der Kuppe nannte; denn Ruprecht war der Familien-Name.

Nach Verlaufe von ſieben oder acht Jahren kam die Königin eines benachbarten Reichs mit zwey Töchtern nieder. Die erſte war ſchön wie der Tag, und die Königin hatte eine ſo unmäßige Freude darüber, daß man fürchtete, ſie möchte ſich Schaden thun. Dieſelbe Fee, die bey der Geburt des kleinen Ruprechts mit der Kuppe gegenwärtig geweſen, war auch hier dabey, und ſagte der Königin, um ihre Freude zu mäßigen, daß die kleine Prinzeſſin keinen Funken Verſtand haben und eben ſo dumm als ſchön ſeyn würde. Dieß war nun der Königin gar nicht recht; aber ſie hatte einige Minuten darauf ein weit größeres Herzleid, denn das zweyte Kind, mit dem ſie niederkam, war auſſerordentlich häßlich.... Laſſen Sie ſich das nicht ſo gar ſehr zu Herzen gehn, ſagte die Fee zu ihr; der Mangel der Schönheit wird ihrer Tochter auf einer andern Seite erſezt werden. Sie wird ſoviel Verſtand und Wiz bekommen, daß man ihre Häßlichkeit kaum noch bemerken wird. ¡Gott gebe das! verſezte die Königin. Aber könnte man der Aelteſten, die ſo ſchön iſt,
nicht

nicht auch zu etwas Verſtande verhelfen? — Von dieſer Seite kann ich nichts für ſie thun, erwiederte die Fee, aber Schönheit kann ich ihr geben ſoviel ich will; und da ich gerne alles thun möchte, Ihnen gefällig zu ſeyn, was nur in meinen Kräften ſteht, ſo will ich ihr die Gabe verleihen, dem Manne, der ihr Herz gewinnt, ihre Schönheit mitzutheilen.

Die beyden Prinzeſſinnen wuchſen nun heran und ihre Talente wuchſen mit ihnen. Allenthalben ſprach man von der Schönheit der älteſten und dem Verſtande der jüngſten. Aber mit dem Alter vermehrten ſich auch ihre Fehler. Die jüngſte wurde von Tag zu Tage häßlicher und die älteſte von Tag zu Tage dümmer. Sie antwortete entweder gar nicht, wenn man ſie frug, oder ſie ſagte etwas Albernes. Sie war dabey ſo ungeſchickt, daß ſie nicht vier Taſſen auf den Tiſch ſetzen konnte, ohne eine davon zu zerbrechen; und daß ſie kein Glas Waſſer trank, ohne die Hälfte davon über ſich herzugießen. So ſehr man alſo auch immer der Schönheit eines jungen Frauenzimmers huldigt, ſo war dennoch die jüngſte immer weit beliebter als die älteſte. Zuerſt näherte man ſich gemeiniglich der älteſten, um ſie zu betrachten und zu bewundern; bald aber ſchloß man ſich an die an, welche den meiſten Verſtand hatte, um ſie ſich an ihren Einfällen und ihren richtigen Bemerkungen zu ergötzen, und ſo ſtund gewöhnlich in weniger als einer halben Stunde die älteſte allein, und alles hatte ſich um die jüngſte verſammelt. So dumm die älteſte war, ſo bemerkte ſie dieß doch; und ſie hätte gern alle ihre Schönheit darum gegeben, wenn ſie nur die Hälfte von dem Verſtande ihrer Schweſter gehabt hätte. Die Königin, die ſonſt eine kluge Frau war, konnte ſich zuweilen nicht enthalten, ihr ihre Dummheit vorzurücken; und dieß verurſachte der armen Prinzeſſin jederzeit die heftigſte Bekümmerniß.

Eines Tages gieng ſie in den Wald ſpazieren, um in der Einſamkeit ihr Unglück zu beweinen, als ſie einen kleinen, ungeſtalteten, aber ſehr prächtig gekleideten Mann auf ſich zu kommen ſahe. Es war der Prinz Ruprecht mit der Kuppe, der in ihr Porträt verliebt worden war; — denn allenthalben fand man ihr Bildniß. — Er hatte das Königreich ſeines Vaters verlaſſen, um das Vergnügen zu haben, ſie zu ſehn und zu ſprechen. Welche Freude, da er ſie ganz allein antraf! Er näherte ſich ihr mit aller erſinnlichen Ehrfurcht und Höflichkeit. Da er aber nach den erſten Komplimenten bemerkte, daß ſie ſehr niedergeſchlagen war, ſagte er zu ihr: ich begreife nicht, wie eine ſo ſchöne Perſon ſo niedergeſchlagen ſeyn kann, als Sie zu ſeyn ſcheinen. Ich kann mich zwar rühmen, eine große Menge von ſchönen Damen geſehn zu haben, aber ich kann aufrichtig verſichern, daß keine es wagen dürfte, ſich mit Ihnen zu meſſen. — Sie belieben zu ſcherzen; antwortete die Prinzeſſin, und ſchwieg ſtill. Die Schönheit, fuhr Ruprecht fort, iſt ein ſo großer Vorzug, daß man jeden andern Mangel dabey überſehn kann; und da Sie jene in einem ſo hohen Grade beſitzen, ſo begreife ich nicht, was es in der Welt geben kann, daß Sie ſo ſehr zu bekümmern im Stande iſt..... Ach! antwortete die Prinzeſſin, ich wollte lieber ſo häßlich ſeyn als Sie und etwas mehr Verſtand haben; als ſo ſchön und ſo dumm ſeyn als ich jetzo bin. — Man kann ſeinen Verſtand nicht mehr zeigen, war die Antwort, als wenn man keinen zu haben glaubt, und es liegt in der Natur der Seele, daß je mehr ſie hat, deſto weniger glaubt ſie zu beſitzen.... Ich weiß das nicht, erwiederte die Prinzeſſin; aber ich weiß ſehr wohl, daß ich dumm bin, und dieß Bewuſtſeyn macht mir tödtlichen Kummer. — Wenn Ihr Kummer in weiter nichts beſteht, ſagte Ruprecht, ſo kann ich ihm leicht ein Ende machen.... ¿Und wie das? fiel die Prinzeſſin ein.... Ich habe das Talent, antwortete jener, der Perſon, welche ich am meiſten liebe, ſo viel Verſtand mitzutheilen als ich will; und da Sie dieſe Perſon ſind, ſo hängt es blos von Ihnen ab, ſo viel Verſtand zu bekommen, als Sie wollen, wenn Sie mir verſprechen, mich zu heyrathen. Die Prinzeſſin wußte nicht, was ſie antworten ſollte. — Ich ſehe wohl, fuhr Ruprecht fort, daß es Ihnen ſchwer fällt, in dieſen Vorſchlag einzuwilligen, und ich wundre mich nicht darüber; aber ich gebe Ihnen ein ganzes Jahr Bedenkzeit, um mit ſich ſelbſt zu Rathe zu gehn. Die Prinzeſſin war ſo einfältig und hatte doch gleichwohl ein ſo großes Verlangen klüger zu werden, daß ſie ſich einbildete, das Ende dieſes Jahres würde niemals kommen. Sie nahm alſo den Vorſchlag an. — Und kaum hatte ſie dem Prinzen verſprochen, daß ſie ihm nach Ablauf eines Jahrs an eben dem Tage ihre Hand geben wollte, als ſie eine auſſerordentliche Veränderung in ſich wahrnahm. Sie war ganz anders als vorher; ſie fühlte eine auſſerordentliche Leichtigkeit alles zu ſagen was ſie wollte, und alles was ſie ſagte, war ſinnreich, leicht und natürlich. In dieſem Augenblicke fieng ſie mit Ruprecht ein langes Geſpräch an, wo ſie mit ſoviel Fertigkeit und Nachdrucke ſprach, daß Ruprecht anfieng zu fürchten, er möchte ihr mehr Verſtand mitgetheilt haben, als er ſelbſt behalten hätte. Als ſie in das

Schloß zurückkam, wußte niemand am Hofe was er von dieſer plözlichen und auſſerordentlichen Veränderung denken ſollte. Denn ſtatt daß ſie ſonſt lauter verkehrtes Zeug geantwortet hatte, ſprach ſie jezt auſſerordentlich vernünftig und mit vielem Geiſte. Man kann denken, wie groß die Freude über dieſe Veränderung war, an der jedermann Antheil nahm, ihre jüngſte Schweſter ausgenommen, welche nun nicht mehr den Vorzug des Geiſtes hatte, und neben ihrer Schweſter eine ſehr ſchlechte Rolle ſpielte. Der König richtete ſich nun in allen Stücken nach ihrem Rathe und hielt oft ſelbſt in ihren Zimmern Seſſion. Auch verbreitete ſich der Ruf von dieſer Veränderung ſehr geſchwinde, und faſt alle Prinzen der benachbarten Königreiche ſtrömten herbey und bewarben ſich um ihre Gunſt und hielten um ſie an. Aber keiner hatte ihr Verſtand genug, und ſie hörte ſie an, ohne einen von ihnen beſonders Hoffnung zu machen. Endlich aber kam ein ſo mächtiger, reicher, geiſtvoller und wohlgebildeter Freyer, daß ſie in der That einige Neigung für ihn faßte. Ihr Vater bemerkte es und ſagte ihr, daß er ihr willig freye Gewalt ließe, einen Gemahl zu wählen, welchen ſie wollte, und daß ſie ungeſcheut ihre Erklärung von ſich geben könnte. Ein feſter Entſchluß in dieſer Angelegenheit fällt einem gemeiniglich um deſto ſchwerer zu faſſen, je mehr man Verſtand hat, und ſo dankte ſie dem Könige für ſeine gütigen Geſinnungen, und bat ihn um die Erlaubniß, ſich noch einige Tage bedenken zu dürfen. Ganz von ungefähr gieng ſie in den Wald ſpazieren, wo ſie den Prinz Ruprecht mit der Kuppe zum erſtenmal gefunden hatte, um über ihren zu faſſenden Entſchluß reiflich nachzudenken. Während ſie hier in tiefen Gedanken ſpazieren gieng hörte ſie unter ihren Füßen ein dumpfes Geräuſch, als wenn mehrere Perſonen kämen und giengen. Sie ward aufmerkſam und hörte, daß das Eine ſagte: bringe mir dort den Keſſel her. Ein Anderes: gieb mir die Pfanne. Noch ein Anderes: lege Holz an das Feuer. Zu gleicher Zeit öffnete ſich die Erde, und ſie ſah unter ihren Füßen eine Art von Küche, worin eine Menge von Köchen, Küchenjungen und andern Bedienten mit Zurüſtungen irgend eines Feſtes beſchäftigt waren. Eine Bande von zwanzig bis dreyßig Köchen kam heraus und ſezte ſich in einer Allee an eine lange Tafel, die Spicknadel in der Hand, und arbeiteten nach dem Takte eines Liedchens, das ſie zuſammen anſtimmten. Die Prinzeſſin erſtaunte über das was ſie ſahe, und frug: ¿was es bedeuten ſolle? und für wen ſie arbeiteten?.... Für den Prinzen Ruprecht mit der Kuppe, ſagte der angeſehenſte von der Geſellſchaft. Der

Prinz hat morgen Hochzeit. — Hierüber erſchrak die Prinzeſſin und beſann ſich auf einmal daß heute eben ein Jahr wäre, da ſie dem Prinzen verſprochen hätte, ihn zu heyrathen. Sie hatte nicht wieder daran gedacht: denn als ſie dieß Verſprechen that, war ſie noch einfältig; und da ſie ihren neuen Verſtand bekam, vergaß ſie alle ihre vorhergehenden Thorheiten. Sie ſezte indeß ihren Spaziergang fort; aber kaum hatte ſie dreyßig Schritte gethan, als Ruprecht mit der Kuppe vor ſie trat, mit aller Keckheit und Pracht, die einem Prinzen geziemt, der ſich verheyrathen will. Er redete ſie an. Sie ſehn, ſagte er zu ihr, daß ich mein Wort ſehr genau halte; und ich zweifle nicht, daß Sie in der Abſicht hiehergekommen ſind, auch Ihr Verſprechen zu erfüllen und mich zu dem glücklichſten Manne zu machen. — Ich muß Ihnen offenherzig geſtehn, verſezte die Prinzeſſin, daß ich über dieſen Punkt noch zu keinem feſten Entſchluſſe gekommen bin, und ich glaube nicht, daß er jemals nach Ihrem Wunſche ausfallen wird. — Sie ſetzen mich in Erſtaunen, erwiederte der Prinz. — Ich glaube es Ihnen, war die Antwort, und ich würde in großer Verlegenheit ſeyn, wenn ich mit einem Manne von weniger Lebensart und Verſtande zu thun hätte. Er würde mir ſagen, daß eine Prinzeſſin ihr Wort halten müſſe, und daß ich verpflichtet ſey, ihn zu heyrathen, weil ich es ihm verſprochen hätte. Aber da ich mit einem Manne von ſo vielem Verſtande ſpreche, ſo bin ich zum voraus überzeugt, daß er meine Gründe anhören wird. Sie wiſſen, daß ich mich nicht entſchließen konnte, Sie zu heyrathen, da ich noch dumm war; ¿wie können Sie erwarten, daß ich bey dem Verſtande, den Sie mir mitgetheilt haben, und der mich weit heikeler gemacht hat, einen Entſchluß faſſen werde, den ich damals nicht faſſen konnte? Wenn es Ihr Ernſt war mich zu heyrathen, ſo haben Sie ſehr übel gethan, mich von meiner Dummheit zu heilen, und mich einſichtsvoller zu machen als ich damals war..... Wohlan, ſagte der Prinz, wenn Sie es einem Mann ohne Verſtand verzeihen würden, wenn er Ihnen, wie Sie eben geſagt haben, Ihre Wortbrüchigkeit vorrückte, ¿warum wollten Sie mir nicht dieſe Freyheit verſtatten, da es jezt auf das Glück meines Lebens ankömmt? ¿Soll ein Mann von Verſtande übler daran ſeyn als ein Dummkopf? ¿Können Sie das von mir verlangen, da Sie ſelbſt ſo viel Geiſt beſitzen und es ſich ſo ſehr wünſchten? Erlauben Sie mir alſo Ihnen einige Vorſtellungen zu machen. ¿Haben Sie, auſſer meiner Häßlichkeit, etwas an mir auszuſetzen? ¿Sind Sie unzufrieden mit meiner Geburt, meinem Verſtande, meiner

Aufführung und meiner Laune? — Im geringſten nicht, antwortete die Prinzeſſin. Alles was Sie mir hier aufzählen, verdient meine Achtung und Liebe.... Wenn das iſt, fiel ihr Ruprecht ein, ſo bin ich glücklich; denn es ſteht in Ihrer Gewalt, mich zu dem liebenswürdigſten Manne zu machen. — Wie iſt das möglich? verſezte ſie. — Nichts leichter, antwortete der Prinz, wenn Sie mich nur genug lieben, um dieſe Verwandlung zu wünſchen; denn Sie müſſen wiſſen, daß dieſelbe Fee, die mir am Tage meiner Geburt die Gabe verlieh, einer andern Perſon, die mir gefallen würde, Verſtand und Geiſt mitzutheilen, auch Ihnen das Talent gegeben hat, Ihrer Seits den Mann, welchen Sie lieben, ſchön zu machen. Wenn das iſt, ſagte die Prinzeſſin, ſo wünſche ich von ganzem Herzen, daß Sie der liebenswürdigſte Prinz von der Welt werden mögen und theile Ihnen die Gabe der Schönheit ſo ſehr mit, als nur irgend in meinen Kräften ſteht. Kaum hatte die Prinzeſſin dieſe Worte ausgeſprochen, als ihr Ruprecht ſchön und liebenswürdig erſchien.

Einige verſichern, daß dieß nicht ſo wohl die Wirkung des Zaubers war, ſondern daß vielmehr die Liebe allein dieſe Verwandlung möglich machte. Sie behaupten, daß die Prinzeſſin über den guten Eigenſchaften ihres Liebhabers ſeinen Verſtand, ſeine Beſcheidenheit und Treue, die Ungeſtaltheit ſeines Körpers und die Häßlichkeit ſeines Geſichts vergeſſen habe. Sein Buckel kam ihr vor wie das Achſelzucken eines Mannes von Welt; und ſtatt, daß er ſonſt entſezlich hinkte, ſo fand ſie jezt, daß er ſich nur auf eine ſehr liebenswürdige Art ein wenig nach der einen Seite neige. Auch ſeine ſchielenden Augen kamen ihr darum nur noch glänzender vor; und die kleine Unordnung, die in ihren Blicken herrſchte, ſchien ihr ein Zeichen ſeiner heftigen Liebe zu ſeyn; und ſeine große, rothe Naſe endlich bekam in ihren Augen etwas heroiſches. Dem ſey nun wie ihm wolle, die Prinzeſſin verſprach ihm ihre Hand auf der Stelle, wenn er die Einwilligung ihres Vaters erhalten könnte. Dieſer kannte Ruprechten ſchon als einen Prinzen von großem Verſtande, und da er nun noch erfuhr, daß ſeine Tochter ſo viele Achtung für ihn hegte, nahm er ihn mit dem gröſten Vergnügen zu ſeinem Schwiegerſohne an. Die Hochzeit war den andern Tag, ſo wie es Ruprecht zum voraus geſehn und lange Zeit vorher angeordnet hatte.

VIII.

Der kleine Däumling.

Es war einmal ein Holzhauer, der hatte mit ſeiner Frau ſieben Kinder und zwar lauter Knaben. Das älteſte war erſt zehn Jahr und das jüngſte noch nicht ſieben. Man wird ſich wundern, wie der Holzhauer in ſo kurzer Zeit ſo viele Kinder haben konnte; aber ſeine Frau hatte ſich ein wenig getummelt, und war immer mit Zwillingen niedergekommen. Die guten Leute hatten nun gar nicht viel zu leben und ihre ſieben Kinder wurden ihnen ſchwer zu erhalten, weil noch keins davon etwas verdienen konnte. Am meiſten waren ſie darüber bekümmert, daß der jüngſte Bube ſo zärtlich war, und faſt gar nicht ſprach; und ob dieß gleich ein Zeichen ſeines Verſtandes war, ſo hielten ſie ihn doch für dumm. Es war auch ein gar kleiner Knabe, und da er auf die Welt kam, war er kaum ſo groß als ein Daumen; darum nannten ſie ihn auch nur den kleinen Däumling. Der arme Junge war das Marterholz im Hauſe, und wenn es etwas gab, ſo mußte er immer Unrecht haben. Gleichwohl war er der verſchlagenſte und aufgeweckteſte von ſeinen Brüdern, und wenn er wenig ſprach, ſo hörte er deſto aufmerkſamer zu. Nun kam ein Mißjahr, und es entſtand eine Hungersnoth, und die armen Leute ſonnen auf Mittel ihre Kinder loßzuwerden. Als die Kinder eines Tags zu Bette waren, und der Holzhauer mit ſeiner Frau noch am Feuer ſaß, ſagte er voll Bekümmerniß zu ihr: du ſiehſt, wir können unſre Kinder nicht länger ernähren und eh ich ſie vor meinen Augen will Hungers ſterben ſehn, ſo will ich ſie lieber morgen in dem Walde laſſen. Denn während ſie Reiſig zu Wellen ſuchen, können wir uns heimlich davon machen, ohne daß ſie es merken. Ach! verſezte die Frau, ¿kannſt du es über das Herz bringen, Mann, dich deiner Kinder zu entſchlagen? — Ihr Mann ſtellte ihr noch einmal die große Armuth vor in der ſie lebten, aber er predigte tauben Ohren; ſie wollte nicht einwilligen; denn ob ſie ſchon arm war, ſo war ſie doch ihre Mutter. Da ſie aber überlegte, was für Kummer es ihr machen würde, wenn ſie ſie Hungers ſterben ſähe, ſo willigte ſie endlich unter vielen Thränen ein, und gieng zu Bette, aber ſie konnte die ganze Nacht kein Auge zu thun. Der kleine Däumling hatte das ganze Geſpräch mit angehört; denn da er in ſeinem Bette merkte, daß ſeine Eltern etwas wichtiges abhandelten, war er ganz ſachte aufgeſtanden und unter den Schemel gekrochen, auf dem ſein Vater ſaß, damit ſie ihn nicht ſehen ſollten. Er legte ſich hierauf wieder ins Bett, konnte aber eben ſo wenig ſchlafen als ſeine Mutter, ſondern ſann die ganze Nacht darauf, was zu thun ſey. Ganz früh ſtund er auf und gieng an den Bach und las kleine weiſe Kieſel auf, die er in die Taſche ſteckte, und gieng ſo wieder nach Hauſe. Nun gieng die Reiſe fort und der kleine Däumling ſagte ſeinen Brüdern kein Wort von dem, was er gehört hatte. Sie kamen in einen dicken Wald, wo man keine zehn Schritte vor ſich ſehn konnte. Der Holzhauer hieb Holz; und ſeine Kinder laſen Reiſig auf um Wellen zu machen. Da ihre Eltern ſie ſo beſchäftigt ſahen, entfernten ſie ſich anfänglich ganz ſachte, und dann liefen ſie auf einem krummen Fußſteige aus Leibeskräften weiter. Die Kinder merkten bald, daß ſie allein wären, und fiengen an zu rufen und zu weinen. Aber der kleine Däumling ließ ſie immer rufen, und es war ihm gar nicht bange, wie er wieder nach Hauſe kommen wollte; denn als ſie in den Wald gegangen waren, hatte er auf dem ganzen Wege die kleinen weißen Kieſel geſtreut, die er in der Taſche hatte. Er ſagte daher zu ſeinen Brüdern: laßt euch nur nicht bange ſeyn; unſre Eltern haben uns hier gelaſſen; aber ich will euch ſchon wieder nach Hauſe bringen; geht mir nur nach. Sie giengen ihm nach und er führte ſie bis an ihr Haus. Anfänglich wagten ſie es nicht hineinzugehn; ſondern ſezten ſich vor die Thüre, um zu hören, was ihr Vater und ihre Mutter zuſammen ſprächen.

Als der Holzhauer und ſeine Frau nach Hauſe gekommen waren, hatte ihnen der Gutsherr zehn Thaler geſchickt, die er ihnen ſeit langer Zeit ſchuldig war und auf die ſie nicht mehr rechneten. Dieß gab ihnen das Leben wieder, denn die armen Leute ſtarben beynahe vor Hunger. Der Holzhauer ſchickte ſeine Frau ſogleich in die Fleiſchbank; und da ſie in langer Zeit nichts gegeſſen hatten, ſo kaufte ſie dreymal mehr Fleiſch ein, als für zwey Leute nöthig war. Da ſie ſich nun ſatt gegeſſen hatten, ſagte die arme Frau: ¿Ach! wo werden jezt unſre armen Kinder ſeyn? Die könnten ſich nun noch ſatt eſſen an dem was uns übrig bleibt. Da biſt du nun Schuld daran Mann; ich habe dir gleich geſagt, daß es uns gereuen würde. ¿Was mögen ſie nun jezt in dem Walde

machen?

machen? Ach, du lieber Gott, wenn ſie nur die Wölfe nicht ſchon gefreſſen haben. Du biſt doch ein rechter Rabenvater; deine eignen Kinder ſo im Stiche zu laſſen. Der Holzhauer wurde endlich ungeduldig; denn ſie ſagte ihm noch hundertmal, daß es ihn gereuen würde und daß ſie es gar wohl geſagt hätte; und er drohte ihr am Ende mit Schlägen, wenn ſie nicht ſtille ſchwieg. Im Grunde that es dem Holzhauer eben ſo leid als ſeiner Frau; aber ſie ließ ihm auch gar keine Ruhe, und es gieng ihm wie andern ehrlichen Leuten, die es auch wohl gerne ſehen, wenn ihre Weiber Recht haben, aber die nur nicht leiden können, wenn ſie immer Recht gehabt haben wollen.... Die Frau hörte nicht auf zu heulen und zu ſchreyen: ¡Ach, das Gott erbarm! wo ſind jetzt meine Kinder, meine armen Kinder? Sie wurde dabey einigemal ſo laut, daß die Kinder es an der Thüre hörten und alle auf einmal ruften: da ſind wir; da ſind wir. — Sie lief gleich hin und machte die Thür auf, herzte und küßte ſie, und ſagte einmal über das andre: ¡wie dank' ich meinem lieben Gott, daß ihr wieder da ſeyd! ¿Ihr ſeyd wohl recht müde und habt großen Hunger? ¡Ach! wie haſt du dich dreckig gemacht, Peter! Komm her ich will dich abwiſchen.... Peter war der älteſte, und ſie hatte ihn am liebſten, weil er rothe Haare hatte, wie ſie auch. Sie ſezten ſich hierauf zu Tiſche und aßen mit gutem Appetite, und erzählten ihren Eltern, wie ſie ſich gefürchtet hätten, und wie Angſt ihnen im Walde geworden wäre, und dabey redten ſie immer alle auf einmal. Die armen Leute waren ſehr froh, daß ſie ihre Kinder wieder hatten, und dieſe Freude dauerte ſo lange als die zehn Thaler währten; aber da das Geld alle war, gieng die Noth von neuem an, und ſie beſchloſſen nun wieder ernſtlich, ihre Kinder im Stiche zu laſſen; und um ihrer Sache gewiß zu ſeyn, ſie noch tiefer in den Wald zu führen als das erſtemal. So leiſe ſie dieß Projekt auch abhandelten, ſo merkte der kleine Däumling es doch, und beſchloß ſich wie das erſtemal zu helfen. Er ſtand deshalb wieder ganz früh auf, um Kieſelſteine aufzuleſen; aber es war nichts; denn die Hausthüre war feſt zugeſchloſſen. Er wußte nun nicht was er machen ſollte; aber da ihm ſeine Mutter das Morgenbrod gab, fiel ihm ein, daß er das Brod ſtatt der Steine brauchen könnte, indem er es ſtückchenweiſe auf den Weg ſtreute. Er ſteckte es alſo in die Taſche. Ihre Eltern führten ſie nun an den dickſten und finſterſten Ort des Waldes und giengen dann davon wie das erſtemal. Der kleine Däumling bekümmerte ſich wenig darum; denn er glaubte mit Hülfe des ausgeſtreuten Brods den

Weg leicht wieder zu finden; aber er erſchrak nicht wenig als er kein Krümchen mehr fand; denn die Vögel waren gekommen und hatten alles aufgefreſſen. Nun waren ſie in großer Noth, denn ſie verirrten ſich und kamen immer tiefer in den Wald; endlich wurde es gar Nacht und es erhub ſich ein Sturm, der ihnen Angſt und bange machte. Von allen Seiten glaubten ſie das Heulen der Wölfe zu hören, die ſie freſſen wollten. Sie getrauten ſich kaum das Maul aufzuthun oder ſich umzuſehn. Dann kam ein ſtarker Platzregen, der ſie bis auf die Haut durchnezte; bey jedem Schritte gleiteten ſie aus und fielen in den Koth, wobey ſie ſich über und über ſchmuzig machten. Der kleine Däumling ſtieg endlich auf einen Baum, um ſich umzuſehn; und nachdem er lange umhergeſchaut hatte, erblickte er endlich einen ſchwachen Schein, wie von einer Lampe; aber das war noch weit, weit vom Walde. Er ſtieg wieder vom Baume herab, und da er auf die Erde kam, ſah er nichts mehr. Da war nun guter Rath theuer. Indeß marſchirte er mit ſeinen Brüdern immer drauf los, nach der Gegend zu, wo er das Licht geſehen hatte, und endlich kamen ſie aus dem Walde heraus und ſahen das Licht wieder. Endlich kamen ſie gar an das Haus, wo das Licht drin war, aber mit Zittern und Zagen; denn wenn ſie in die

Tiefe kamen, verlohren ſie es immer wieder aus dem Geſichte. Sie klopften an und es kam eine Frau, machte auf und frug was ſie wollten. Der kleine Däumling antwortete, ſie wären arme Kinder, die ſich im Walde verirrt hätten, und bäten ſie um ein Nachtlager. Da die Frau ſah, daß es lauter hübſche Kinder waren, fieng ſie an zu weinen und ſagte: ach ihr armen Kinder, wo ſeyd ihr hingerathen. ¿ Wißt ihr wohl, daß dieſes Haus einem Popanze gehört, der die kleinen Kinder frißt? Das fuhr den Kindern eiskalt über den Leib und ſie zitterten und bebten. ¿ Ach! ſagte der kleine Däumling, liebe Mutter, was ſollen wir in aller Welt anfangen? Wenn ihr uns nicht aufnehmt, ſo freſſen uns die Wölfe ganz gewiß noch dieſe Nacht; und da wollen wir doch lieber von dem Herrn gefreſſen ſeyn. Vielleicht erbarmt er ſich unſer, wenn Sie ihn recht ſchön darum bittet.... Die Frau hoffte ſie bis an den andern Morgen wenigſtens vor ihrem Manne zu verbergen, und ließ ſie hinein, und ſezte ſie um's Feuer herum, welches lichterloh brannte; denn es ſteckte ein ganzer Schöps am Bratſpieße zum Abendeſſen für den Popanz. Sie waren kaum wieder ein wenig aufgethaut, als ſie drey oder viermal tüchtig an die Thüre ſchlagen hörten; es war der Popanz, der wieder nach Hauſe kam. Da ſteckte die Frau die Kinder geſchwind unter das Bett und dann lief ſie und machte die Thüre auf. Der Popanz trat hinein und ſeine erſte Frage war, ob das Abendeſſen fertig wäre und ob ſie den Wein abgezogen hätte; und ſezte ſich gleich zu Tiſche. Der Schöps war noch halb roh; aber das war ihm eben recht und er ſchmeckte ihm nur deſto beſſer. Darauf ſchnupperte er rund um ſich her; Frau, ſagte er, ich rieche Menſchen-Fleiſch. Ach, ſagte die Frau, es wird das Kalb ſeyn, das ich eben ausgeweidet habe.... Ich rieche friſches Menſchenfleiſch, ſag' ich dir, ſagte der Popanz noch einmal, und ſah ſeine Frau gefährlich dazu an; es ſteckt hier was drunter, wohinter ich noch nicht kommen kann. Bey dieſen Worten ſtund er auf und gieng gerade auf das Bett los..... Aha, ſagte er, du denkſt mich anzuführen, du Zetter-Hexe. Ich werde kurzes Federleſen machen und dich zuerſt freſſen und die Jungen hinterdrein. Ey, hätte ich doch nicht gedacht, daß ich ſo delikates Wildpret finden würde; das kömmt mir eben zu Paſſe, um drey von meinen guten Freunden damit zu traktiren, die mich in kurzem beſuchen werden. Dabey zog er einen nach dem andern unter dem Bette vor. Die armen Kinder fielen auf die Knie und baten um Gnade; aber ſie wußten nicht, daß ſie gerade an den allerunbarmherzigſten Popanz gekommen waren, der ſie ſchon mit den Augen verſchlang und zu ſeiner Frau ſagte, wenn ſie da eine gute Brühe daran machte, ſo wurde es eine leckre Mahlzeit geben. Er gieng auch ſchon hin und hohlte ein großes Meſſer, um ſie abzuſchlachten, und wezte es auf einem großen Steine, den er in der linken Hand hielt. Als er eben einen angepackt hatte, ſagte ſeine Frau zu ihm: ¿Was willſt du ihn denn noch ſo ſpät abſchlachten? ¿Haſt du denn nicht morgen noch Zeit genug dazu? — Halt's Maul, antwortete der Popanz, ¿was gehen dich die Krabben an? — ¿Aber du haſt ja noch Fleiſch die Menge, erwiederte die Frau; ein Kalb, zwey Schöpſe und ein halbes Schwein.... Du haſt recht, antwortete der Popanz, füttre ſie nur gut, damit ſie nicht mager werden, und dann laß ſie zu Bette legen. Die gute Frau war darüber ſehr vergnügt. Sie gab ihnen tüchtig zu eſſen; aber ſie konnten vor Angſt nichts hinterbringen. Der Popanz hielt ſich ſeiner Seits an den Wein und freute ſich innerlich, daß ihm der Himmel eine ſo gute Mahlzeit für ſeine Freunde beſcheert hatte. Er trank ein Dutzend Becher mehr als gewöhnlich; der Wein ſtieg ihm in den Kopf und er mußte ſich zu Bette legen.

Der Popanz hatte ſieben Töchter, die noch klein waren. Sie waren alle rund und fett, denn ſie aßen auch rohes Fleiſch wie ihr Vater; aber ſie hatten kleine, runde, graue Augen, gebogne Naſen und große Mäuler, mit langen ſcharfen Zähnen, die weit auseinander ſtunden. Sehr ſchlimm waren ſie eben noch nicht; aber ſie verſprachen alles mögliche, denn ſie biſſen ſchon die kleinen Kinder, um ihnen das Blut auszuſaugen. Sie waren bey Zeiten ſchlafen gegangen und lagen alle in einem große Bette, und jede hatte eine goldne Krone auf dem Kopfe. In derſelben Kammer ſtund noch ein anderes Bett von derſelben Größe. In dieß Bett brachte die Frau die ſieben Knaben und legte ſich dann ſelbſt zu ihrem Manne. Der kleine Däumling, der gleich geſehn hatte, daß die kleinen Popanzchen goldne Kronen auf den Köpfen hatten, und dem bange war, es möchte dem Popanze gereuen, ſie nicht noch den Abend abgeſchlachtet zu haben, ſtund um Mitternacht auf, ſezte den ſieben Mädchen ſeine und ſeiner Brüder Mützen auf, und nahm ihnen dafür die Kronen ab, und ſezte ſie ſich und ſeinen Brüdern auf, damit der Popanz ſie für ſeine Töchter und ſeine Töchter für die Jungen halten möchte, die er ſchlachten wollte. Es kam gerade ſo wie er ſich's eingebildet hatte. Der Popanz war um Mitternacht aufgewacht

gewacht und es hatte ihn gereut die Exekution bis auf den andern Tag aufgeſchoben zu haben. Er ſprang alſo aus dem Bette, nahm ſein groſſes Meſſer und ſagte: ich will doch ſehn, was die jungen Herrn oben machen. Dießmal ſoll's gewiß das leztemal ſeyn..... Er tappte die Treppe hinauf und kam in die Kammer, wo ſeine Mädchen ſchliefen. Darauf gieng er an das Bett, wo die Jungen lagen und ſchnarchten. Nur der kleine Däumling ſchlief nicht, ſondern fühlte gar wohl, wie ihm der Popanz auf dem Kopfe herum tappte, ſo wie er auch ſeinen Brüdern gethan hatte. Da der Popanz die Kronen fühlte, ſagte er: nun da hätt' ich einen ſchönen Streich machen können. Ich merke wohl, daß ich geſtern Abend über den Durſt getrunken habe. Dann gieng er an ſeiner Töchter Bett, und da er hier die Jungen Mützen fühlte, ſagte er: da ſind ſie ja, die kleinen Bälge. Nun, friſch an's Werk... Bey dieſen Worten ſchnitt er ſeinen ſieben Töchtern die Kehlen ab, mir nichts, dir nichts; und wie er damit fertig war, legte er ſich gutes Muths wieder zu ſeiner Frau in's Bett. Als ihn der kleine Däumling ſchnarchen hörte, weckte er geſchwind ſeine Bruder auf und ſagte ihnen, ſie ſollten ſich ſchnell anziehn und ihm folgen. Sie thaten es, giengen ganz ſachte hinab in den Garten und ſprungen über die Mauer. Dann lie lieſen ſie die ganze Nacht unter Zittern und Zagen und ohne zu wiſſen, wo ſie hinkämen.... Den andern Morgen wachte der Popanz auf und ſagte zu ſeiner Frau: geh' hinauf und mache die kleinen Jungen zurechte. Die Frau wußte gar nicht, was ſie von der großen Güte ihres Mannes denken ſollte; denn da er ihr befahl, die Kinder zurecht zu machen, meynte ſie nicht anders, als ſie ſollte ſie anziehn. Sie gieng alſo hinauf und war beynahe des Todes, da ſie ihre ſieben Töchter im Blute ſchwimmen ſahe. Sie fiel in Ohnmacht; denn das iſt immer das erſte, was die Weiber thun, wenn ſie nicht weiter wiſſen. Der Popanz gieng ihr nach, um ihr zu helfen, damit ſie nicht zu lange trödeln ſollte. Er erſchrak beynahe eben ſo ſehr als ſeine Frau bey dem Anblicke ſeiner geſchlachteten Töchter. — Ach! ſchrie er, was hab' ich da gethan! Aber ich will ſie dafür bezahlen, die Schurken! — Er goß hierauf ſeiner Frau einen Eimer Waſſer in's Geſicht, wodurch ſie wieder zu ſich kam; dann ſagte er zu ihr: hohle mir gleich meine Sieben-Meilen-Stiefeln, ich will ſie ſchon einhohlen. Er machte ſich auf den Weg; marſchirte bald da bald dort hin und kam endlich auf die Straße, welche die armen Kinder zogen, die nur noch hundert Schritte von ihres Vaters Hauſe waren. Sie ſahen den Popanz von Ferne, der über die breiteſten Ströme wegſchritt, als wenn es Bäche wären. Der kleine Däumling ward zum guten Glücke einen hohlen Felſen in der Nähe gewahr, unter den er mit ſeinen ſechs Brüdern kroch und Achtung gab, was der Popanz anfangen würde. Dieſer war von dem langen unnützen Laufen ſo müde, (denn die Sieben-Meilen-Stiefeln nahmen ihren Mann auch tüchtig mit) daß er ein wenig ausruhen mußte; und durch ein ſonderbares Ungefähr ſezte er ſich gerade auf den Felſen, unter welchen die Knaben ſich verſteckt hatten, nieder. Vor großer Müdigkeit ſchlief er bald darauf ein und fieng ſo erſchrecklich an zu ſchnarchen, daß den armen Kindern eben ſo bange dabey wurde, als da er ihnen das Meſſer an die Kehle ſezte. Dem kleinen Däumling war am wenigſten Angſt, und er ſagte zu ſeinen Brüdern, ſie ſollten nur nach Hauſe gehn, während der Popanz ſchliefe, und ſeinetwegen unbekümmert ſeyn. Sie folgten ſeinem Rath und eilten ins Haus. Der kleine Däumling aber kroch aus ſeinem Loche heraus, und ſchlich ſich auf den Zehen zu dem Popanze hin, zog ihm ganz ſachte die Stiefeln von den Beinen und zog ſie ſelbſt an. Die Stiefeln waren zwar ſehr groß und weit; aber da ſie bezaubert waren, ſo konnte ſie jedermann anziehn und ſie paßten gleich an jeden Fuß, und ſo ſaßen ſie auch dem kleinen Däumlinge, als wenn ſie ihm angemeſſen wären. Er gieng gerade in des Popanzes Hauß, wo er die Frau bey ihren todten Kindern in Thränen fand.... Euer Mann, hub der kleine Däumling an, iſt in großer Gefahr. Räuber haben ihn überfallen, und drohen ihm das Leben zu nehmen, wenn er nicht alles ſein Gold und Silber herausgiebt. Da ſie ihm eben das Meſſer an die Kehle ſezten, wurde er mich gewahr, und bat mich, euch die Nachricht von dieſem unglücklichen Zufalle zu bringen und mir alles von euch geben zu laſſen, was er von Werthe beſizt, ohne etwas zurückzubehalten. Denn ſonſt werden ſie ihn ohne alle Barmherzigkeit todt ſchlagen. Da die Sache keinen Aufſchub litte, hat er mir ſeine Sieben-Meilen-Stiefeln gegeben, wie ihr ſeht, um geſchwinder vom Flecke zu kommen und um mich bey euch zu legitimiren. — Die gute Frau gab ihm im erſten Schrecken alles was ſie hatte; denn ſie hatte ihren Mann lieb, ob er gleich die kleinen Kinder fraß; und der kleine Däumling kam mit den Reichthümern des Popanzes beladen in ſeines Vaters Hauſe an und ward mit offnen Armen aufgenommen.

Ueber dieſen lezten Umſtand iſt man indeß nicht recht einig, und manche behaupten, der kleine Däumling habe den Popanz nicht beſtohlen;

len; ſondern ihm nur ſeine Sieben-Meilen-Stiefeln ohne Bedenken abgenommen, weil er den kleinen Kindern damit nachlief. Dieſe Leute verſichern dieß von guter Hand zu wiſſen und ſelbſt in dem Hauſe des Holzhauers bekannt zu ſeyn. Sie erzählen, der kleine Däumling habe die Stiefeln angezogen und ſey damit an den Hof gegangen, weil er wußte, daß man daſelbſt über den Zuſtand einer Armee, die zwey hundert Meilen entfernt war, und über den Ausgang einer Schlacht unterrichtet zu ſeyn wünſchte. Der König verſprach ihm eine große Summe Geldes, wenn er ihm Nachricht brächte; und Däumling brachte ſie noch denſelben Abend. Hierdurch machte er ſich bekannt und verdiente unſägliches Geld; denn der König bezahlte ihn reichlich, um ſeine Befehle an die Armee zu bringen; und eine Menge Damen gaben ihm was er wollte, damit er ihnen Nachricht und Briefchen von ihren Liebhabern brächte. Dies trug ihm das meiſte ein. Es fanden ſich auch einige Frauen, die ihm Briefe an ihre Männer mitgaben; aber dieſe bezahlten nicht ſonderlich, und er ſchlug dieſe Einnahme nicht hoch an. Nachdem er eine Zeitlang den Bothen gemacht und unermeßliches Geld geſammelt hatte, kam er wieder zu ſeinen Eltern, die eine ganz unbeſchreibliche Freude hatten, als ſie ihn wiederſahn.

Er theilte der ganzen Familie von ſeinen Reichthümern mit. Er kaufte ſeinem Vater und jedem ſeiner Brüder eine einträgliche Stelle, ſezte ſie alle in gute Umſtände und vergaß ſich auch ſelbſt bey der Gelegenheit nicht.

IX.

Abentheuer der Prinzeſſin Sinnreich.

An die Frau Gräfin von Mürat.

Sie machen die artigſten Mährchen von der Welt, liebe Gräfin, und Ihre Verſe ſind eben ſo wohlklingend als leicht und natürlich. Gern möchte ich auch meiner Seits Ihnen eines erzählen, aber ich weiß nicht ob es Ihnen Vergnügen machen wird; denn Ihnen die Wahrheit zu geſtehen, ſo geht es mir jezt gerade wie dem zum Edelmanne gewordenen Bürger bey Moliere: ich möchte weder in Verſen noch in Proſa erzählen, ohne Schmuk, ohne Reime, mit Einfalt und Naivität, mit Einem Worte, ungeſucht und ſo wie man ſpricht.

Der Zweck meiner Erzählung ſey eine nützliche Moral, die derſelben zur Empfehlung bey

Ihnen diene. Zwey Sprüchwörter liegen ihr zum Grunde, ſtatt Eines; ich weiß daß Sie dieſe Mode lieben, und ich bequeme mich mit Vergnügen darnach. Sie werden einmal aus dieſer Erzählung ſehen, wie unſere guten Vorfahren den Satz einzuſchärfen ſuchten, daß man in tauſend Thorheiten verfällt, wenn man ſich nicht zu beſchäftigen weiß, oder um in ihrer Sprache zu reden: daß der Müßiggang aller Laſter Anfang iſt. Das zweyte Sprüchwort iſt, daß man niemals ſorglos, ſondern immer auf ſeiner Hut ſeyn müſſe; oder wie diejenigen Worte deſſelben lauten: trau, ſchau, wem? Hören Sie mich alſo an.

Zur Zeit der erſten Kreuzzüge beſchloß ein König, ich weiß ſelbſt nicht wo er her war, einen Zug gegen die Unglaubigen in Paleſtina zu thun. Ehe er aber ſeinen Marſch antrat, brachte er in ſeinem Reiche alles in Ordnung, und vertraute die Rechenſchaft einem erfahrnen Miniſter an, ſo daß er von dieſer Seite vollkommen beruhigt war. Deſto mehr Sorgen aber machte ihm ſeine Familie. Seine Gemahlin war noch nicht lange todt. Er hatte keinen Sohn von ihr, aber drey erwachſene Töchter, die in dem Alter waren ſich zu verheyrathen. Ihren wahren Nahmen habe ich nicht erfahren können. In jenem Zeitalter goldner Einfalt gab das Volk jedem Vornehmen, ohne Umſtände, einen Zunahmen, der einen Bezug auf ſeinen Charakter hatte und ſeine Tugenden und Fehler bezeichnete. So nannte man die älteſte Tochter des Königs Prinzeſſin Faul-Pelz, die zweyte, Prinzeſſin Plaudertaſche, und die jüngſte Prinzeſſin Sinnreich.

Etwas trägeres und unthätigeres als Prinzeſſin Faul-Pelz läßt ſich auf der Welt nicht denken. Gewöhnlich ſtand ſie erſt um Ein Uhr auf; dann ſchleppte man ſie gleich in die Meße, unfriſirt und unangezogen, in Nacht-Kleidern die ihr nur halb am Leibe hingen, und oft mit zweyerley Pantoffeln. Dieſen Uebelſtand verbeſſerte man zwar bey der Toilette, aber den ganzen Tag gieng ſie doch in Pantoffeln, und man konnte ſie niemals dazu bringen Schuhe anzuziehen, weil es ihr gar zu ſauer wurde darin zu gehen. Wenn ſie gegeſſen hatte, ſetzte ſie ſich an ihre Toilette, und brachte bis auf den Abend dabey zu; die übrige Zeit bis Mitternacht gieng mit ſpielen und Souper hin; dann zog ſie ſich wieder eben ſo langſam aus, als ſie ſich angezogen hatte, und konnte nie eher zu Bette kommen, als bis es heller Tag war.

Prinzeſſin Plaudertaſche führte ein ganz andere Lebensart. Sie war auſſerordentlich lebhaft, und wandte auf ihre eigene Perſon ſehr wenig Zeit; aber ſie war ſo geſprächig, daß ſie vom Morgen bis in die Nacht den Mund nicht zuthat. Sie wußte die ganze Geſchichte von allen ſchlechten Wirthſchaften, Liebeshändeln und Abentheuern nicht blos vom Hofe, ſondern von den gemeinſten Bürgersleuten in der Stadt. Sie wußte alle Frauen auf den Fingern herzuzählen, die ſich von ihren Bedienten die Trinkgelder und das Kartengeld geben ließen, um deſto gröſſern Staat zu machen, und ſie konnte ganz genau angeben, wie viel die Kammerjungfer von dieſer und ſeiner Dame und der Kammerdiener von dieſem und jenem Herrn bekäme. Um alle dieſe Kleinigkeiten zu erfahren, hatte ſie beſtändig lange Unterhaltungen mit ihrer Amme und ihren Nätherinnen, den ſie viel lieber zuhörte als den gröſten Rednern; und dann tiſchte ſie dieſe ſchönen Geſchichtchen dem Könige oder den Hofjunkern oder auch den Lakaien auf; denn das war ihr einerley, mit wem ſie plauderte, wenn es nur geplaudert war. Dieſe Plauderſucht hatte noch einen ſehr ſchlimmen Effekt. Da ſie ſich mit allen Leuten ſo gemein machte, ſo nahmen ſich die Hof-Junker und Pagen manche Freyheiten heraus; und ſie hörte ihre Schmeicheleyen ohne alle Umſtände an, nur um das Vergnügen zu haben, darauf zu antworten. Denn es mochte nun koſten was es wollte, vom Morgen bis in die Nacht mußte ſie jemand haben, der ihr vorſchwazte oder dem ſie vorſchwazen konnte. **Plaudertaſche** dachte eben ſo wenig als ihre Schweſter, und las niemals; ſie bekümmerte ſich nicht um die Wirthſchaft, noch nahm ſie jemals eine Nadel in die Hand. Mit Einem Worte dieſe beyden Schweſtern ließen ihren Geiſt und ihre Hände in einer beſtändigen Unthätigkeit.

Die jüngſte Schweſter war von einem ganz verſchiedenen Charakter. Ihr Geiſt war niemals unbeſchäftigt; ſie beſaß eine angenehme Lebhaftigkeit und machte den beſten Gebrauch davon. Sie tanzte, ſang und ſpielte mehrere Inſtrumente mit großer Vollkommenheit; alle kleinen Frauenzimmerarbeiten gelungen ihr außerordentlich; ſie erhielt Ordnung in dem Hauſe und ſah den Bedienten auf die Finger; denn ſchon damals war es Mode, daß der König von ſeinen Bedienten beſtohlen wurde.

Aber dies waren ihre Talente noch nicht alle. Sie hatte eine ſehr glückliche Beurtheilungskraft und eine ſo außerordentliche Gegenwart des Geiſtes, daß ſie ſich glüklich aus jeder Verlegenheit zog. Sie hatte unter andern bemerkt, daß ein auswärtiger Geſandter ihrem Vater einen Fallſtrick in einem Vertrage legte, den er eben unterzeichnen wollte. Der König veränderte den Artickel, um die Liſt des Geſandten und ſeines Herrn zu beſtrafen, faßte ihn nach dem Rathe ſeiner Tochter in zweydeutigen Ausdrücken ab, und betrog ſo den Betrüger ſelbſt. Ein andermal entdekte ſie einen Betrug, welchen ein Miniſter dem Könige ſpielen wollte, und durch den Rath, den ſie ihrem Vater gab, fielen die Folgen der Treuloſigkeit dieſes Mannes auf ihn ſelbſt zurück. Und ſo gab die Prinzeſſin bey mehrern Gelegenheiten Proben ihrer Einſichten und ihres Scharfſinns, und erhielt daher von dem Volke den Nahmen Prinzeſſin Sinnreich. Der König liebte ſie weit mehr als ihre Schweſtern, und ſetzte ein ſolches Vertrauen in ihren Verſtand, daß wenn er keine andern Töchter gehabt hätte, er ohne die mindeſte Unruhe abgereißt ſeyn würde. Aber ſo zuverſichtlich er auf dieſe rechnete, ſo beſorgt war er wegen der Aufführung ſeiner andern Kinder. Um alſo auch hierüber geſichert zu ſeyn, ergriff er folgende Maasregeln.

„Sie ſind in allen Arten von Kenntniſſen ſo bewandert, liebenswürdige Gräfin, daß Sie ganz gewiß auch ſehr oft von der wunderbaren

Macht der Feen gehört haben werden. Der König, welcher in genauer Freundſchaft mit einer von dieſen Damen ſtand, machte ihr ſeinen Beſuch und theilte ihr ſeine Beſorgniß in Betreff ſeiner Töchter mit. Die beyden älteſten, ſagte er, die mir allein Sorge machen, haben zwar nie das mindeſte gethan, das ihrer Pflicht zuwider liefe; aber ſie haben ſo wenig Verſtand, ſie ſind ſo unvorſichtig und leben in einer ſo großen Unthätigkeit, daß ich fürchten muß, ſie laſſen ſich während meiner Abweſenheit auf Thorheiten ein, um ſich die Zeit hinzubringen. Auf den Charakter meiner jüngſten Tochter kann ich zwar rechnen, aber ich werde ſie eben ſo wie die andern behandeln müſſen; darum bitte ich Euch, weiſe Fee, mir für meine drey Töchter drey gläſerne Spinnrocken zu machen, davon jeder die Eigenſchaft hat zu zerbrechen, wenn die, der er gehört, etwas unternimmt, das ihrer Ehre zuwiderläuft.

Die Fee war ſehr geſchickt und ſo machte ſie dann dem Könige drey bezauberte Rocken, welche die verlangte Eigenſchaft beſaßen. Aber er war mit dieſer Vorſorge noch nicht zufrieden. Er brachte die Prinzeſſinnen in einen großen Thurm, der mitten in einer Einöde erbaut war, und befahl ihnen, in dieſem Thurme zu wohnen, und während ſeiner Abweſenheit niemand

mand zu ſich zu laſſen. Alle ihre Bedienten beyderley Geſchlechts nahm er ihnen weg, ſchenkte ihnen die gläſernen Rocken, deren Eigenſchaften er ihnen erklärte, umarmte ſie, ſchloß den Thurm zu, nahm die Schlüſſel zu ſich und zog davon.

Es wird Ihnen bange ſeyn, die drey Prinzeſſinnen möchten in ihrem Thurme Hungers ſterben? Aber keinesweges. An dem einen Fenſter war eine Rolle angebracht und an dieſer ein Strick, an welchen die Prinzeſſinnen einen Korb hängen und hinablieſſen. In dieſen Korb legte man, was ſie auf den ganzen Tag brauchten, und wenn ſie es hinaufgezogen hatten, nahmen ſie den Strick zu ſich hinein.

Prinzeſſin Faul-Pelz und Prinzeſſin Plaudertaſche führten in dieſer Einſamkeit ein trauriges Leben. Sie ſtarben beynahe vor Langerweile. Aber was half's, ſie mußten ſich in Geduld faſſen, damit ihr Rocken nicht zerbräche, mit dem ihnen der König Angſt und bange gemacht hatte.

Nur Prinzeſſin Sinnreich hatte keine Langeweile. Sie fand bey ihrem Rocken, ihrer Nadel und ihren muſikaliſchen Inſtrumenten Unterhaltung genug; und überdieß legte man auf Befehl des regierenden Miniſters täglich Briefe in ihren Korb, die ihr von allem Nachricht gaben, was innerhalb und auſſerhalb des Königreichs vorfiel. Der König hatte hierzu Erlaubniß gegeben, und um ſich der Prinzeſſin gefällig zu machen, unterließ der Miniſter niemals, ſeine Berichte einzuſenden. Prinzeſſin Sinnreich las alle dieſe Nachrichten mit einem auſſerordentlichen Eifer und ſie verſchaften ihr eine Unterhaltung, für welche ihre Schweſtern keinen Sinn hatten. Sie ſagten, ſie wären viel zu verdrüßlich, um an ſolchen Kleinigkeiten Vergnügen zu finden; und ſie wünſchten ſich nichts mehr als einige Spiele Karten, um ſich während der Abweſenheit ihres Vaters die Zeit zu vertreiben.

So lebten ſie geraume Zeit und verwünſchten ihr Schickſal, daß ſie zu dieſer traurigen Lebensart verdammte; und gegen etwas mehr Freyheit hätten ſie gern ihren Stand und alles was ſie beſaßen vertauſcht. Oft traten ſie an das Fenſter um wenigſtens zu ſehn, was auf dem Felde vorgieng. Da nun Prinzeſſin Sinnreich eines Tags mit einer artigen Stickerey in ihrem Zimmer beſchäftigt war, lagen ihre Schweſtern im Fenſter und erblikten am Fuße des Thurms eine alte Frau, die mit Lumpen bedekt war, und ſie um Gotteswillen um ein Almo-

Allmoſen anſprach. Sie bat ſie mit gefaltenen Händen ſie in ihr Schloß zu laßen und ſtellte ihnen vor, daß ſie eine arme Frau wär, die weder aus noch ein wüßte, aber ihnen in tauſend Sachen nützlich werde könnte. Nun trugen die beyden Prinzeſſinnen anfänglich zwar großes Bedenken, weil ihnen ihr Vater verboten hatte, durchaus niemanden in den Thurm zu laſſen; aber da Prinzeſſin Faul-Pelz überlegte, daß ſie durch die alte Frau der Mühe überhoben würde ſich ſelbſt zu bedienen, und Prinzeſſin Plaudertaſche, daß ſie jemanden bekäme mit dem ſie ſchwatzen könnte, ſo beſchloſſen ſie endlich, die arme Fremde einzunehmen.

¿ Glaubſt du wohl, ſagte Plaudertaſche zu ihrer Schweſter, daß ſich der Befehl des Königs auch auf Leute von dieſer Klaſſe erſtreckt? Ich glaube daß wir ſie ohne alle Bedenklichkeit hereinlaſſen können.... Du kannſt meinetwegen thun was du willſt, antwortete Faul-Pelz. Plaudertaſche erwartete nur dieſe Einwilligung und ließ den Korb hinab. Die arme Frau ſetzte ſich hinein, und die Prinzeſſinnen zogen ſie darin herauf.

[illegible] ſie ſie näher in Augenſchein nahmen, fanden ſie ſie ſo ſchmuzig und zerlumpt, daß ſie ihr andre Kleider geben wollten; aber ſie antwortete, morgen wolle ſie ſich ſchon anders anziehn, jezt wolle ſie die Prinzeſſinnen lieber bedienen. Während dieſes Geſprächs kam Prinzeſſin Sinnreich in's Zimmer und gerieth in keine geringe Verwunderung über die Geſellſchaft, in welcher ſie ihre Schweſtern fand. Dieſe ſagten ihr die Urſach, warum ſie ſie aufgenommen hätten, und da Sinnreich die Sache nicht ändern konnte, ſo verhehlte ſie den Verdruß, welchen ſie über dieſe Unvorſichtigkeit empfand.

Die neue Bedienung der Prinzeſſinnen lief unterdeſſen im ganzen Schloſſe umher, unter dem Vorwandte ihren Dienſt zu beſorgen, in der That aber um die innere Beſchaffenheit des Gebäudes in Augenſchein zu nehmen. Wahrſcheinlich haben Sie ſchon Verdacht wegen dieſer Bettlerin geſchöpft, und um Sie nicht länger in der Ungewißheit zu laſſen, will ich Ihnen nur bald ſagen, daß dieſe arme Frau niemand anders war, als der Sohn eines mächtigen Königs aus der Nachbarſchaft. Dieſer junge Prinz, einer von den verſchlagenſten und argliſtigſten Köpfen ſeines Zeitalters, übte eine unumſchränkte Gewalt über ſeinen Vater aus. Hierzu bedurfte es eben keiner ſonderlichen Feinheit; denn dieſer König war von einem ſo ſanf-

ten

ten und nachgiebigen Charakter, daß man ihn nur den liebreichen König nannte. Den jungen Prinzen aber, welcher nie geradezu gieng, ſondern bey allen Gelegenheiten Liſt und Verſchlagenheit aufbot, nannte das Volk Reich-an-Liſt, und zur Abkürzung nur ſchlecht weg, Prinz Reichliſt.

Er hatte einen jungen Bruder, der eben ſoviel Tugenden als der ältere Fehler beſaß; aber ungeachtet der Verſchiedenheit in ihren Geſinnungen, ſah man niemals zwey Brüder in einer ſo vollkommenen Eintracht. Der jüngſte beſaß auſſer ſeinem vortreflichen Charakter eine Annehmlichkeit und Schönheit, daß man ihm den Beynamen Prinz Schönlieb gegeben hatte.

Dieſer Prinz Reichliſt war es eben, welcher dem Geſandten ſeines Vaters den Betrug an die Hand gegeben hatte, der von der Prinzeſſin Sinnreich entdeckt und zum Nachtheile des Erfinders umgewandt worden war. Seit der Zeit hatte er einen tödtlichen Haß auf den Vater der drey Prinzeſſinnen geworfen, und da er erfuhr, wie er ſie bey ſeiner Abreiſe zu verwahren geſucht hatte, ſo faßte er ſogleich den Entſchluß, ſich das boshafte Vergnügen zu machen, die Vorſicht eines ſo mistrauiſchen Vaters zu vereiteln. Prinz Reichliſt gab alſo bey ſeinem Vater eine Reiſe vor, erhielt von ihm Erlaubniß dazu und ſchlich ſich in den Thurm oder vielmehr in das Schloß der drey Prinzeſſinnen ein, wie wir eben jetzo gehört haben.

Da er den Thurm in Augenſchein nahm, bemerkte er, daß man die Prinzeſſinnen drauſſen hören könne, und er hielt alſo für gut, den ganzen Tag über ſeine Verkleidung beyzubehalten, weil ſie ſonſt etwa auf den Einfall gerathen könnten, um Hülfe zu rufen, und ihn für ſein kühnes Unternehmen beſtrafen zu laſſen. Er blieb alſo den ganzen Tag ſeiner Rolle getreu, und den Abend erſt, nachdem die drey Schweſtern abgeſpeiſt hatten, warf er ſeine Lumpen von ſich und erſchien in einem koſtbaren Kleide vor ihnen. Die armen Prinzeſſinnen erſchraken ſo ſehr über dieſen Anblick, daß ſie insgeſammt die Flucht ergriffen; aber nur Prinzeſſin Sinnreich und Plaudertaſche konnten ihre Zimmer erreichen, indeſſen Prinzeſſin Faul-Pelz, die kaum gehen geſchweige denn laufen konnte, im Augenblicke von dem Prinzen eingeholt wurde.

Er hielt ſie feſt und warf ſich zu ihren Füſſen. Er entdeckte ihr, wer er war, und geſtand ihr, daß der Ruf von ihrer Schönheit und ihr reizendes Bildniß ihn bewogen hätten, den glänzenden Hof ſeines Vaters zu verlaſſen, und ihr ſein Herz und ſeine Hand anzubieten. Die Prinzeſſin war anfänglich ſo beſtürzt, daß ſie dem Prinzen, der immer auf ſeinen Knien liegen blieb, gar nicht antworten konnte. Da er aber fortfuhr ihr die ſüßeſten Schmeicheleyen zu ſagen und ſie beſchwur, ihn ſogleich zu ihrem Gemahl anzunehmen, ſo fand ſie es zu mühſam, ſich mit ihm einzulaſſen, und ſagte ganz träge: ſie hielte ſeine Verſicherungen für aufrichtig und nähme ſeine Hand an. Bey der Vollziehung der Ehe machte ſie eben nicht mehr Umſtände; und ſie verlohr dabey, wie ſie denken können, ihren Rocken, der in hunderttauſend Stücken zerbrach.

Unterdeß ſchwebten Prinzeſſin Plaudertaſche und Sinnreich in Todesangſt. Jede war auf ihr Zimmer gelaufen und hatte ſich eingeſchloſſen. Dieſe Zimmer lagen weit auseinander und da keine das Schickſal ihrer Schweſter wußte, ſo brachten ſie die ganze Nacht in Zittern und Zagen zu. Den andern Morgen führte der verſchlagne Prinz die Prinzeſſin Faul-Pelz in ein Zimmer, welches am Ende des Gartens lag; und hier bezeigte ſie dem Prinzen Reichliſt ihre Unruhe wegen ihrer Schweſtern, weil ihr bange war, ſie möchten den

Schritt, welchen ſie gethan hatte, tadeln. Der Prinz nahm es auf ſich, ihre Einwilligung zu gewinnen, gieng nach einigen gleichgültigen Geſprächen hinaus, und ſchloß die Prinzeſſin ein, ohne daß ſie es merkte. Dann ſuchte er ihre Schweſtern auf. Es währte einige Zeit, ehe er das Zimmer fand, in welches ſie geflüchtet waren; bis er endlich auf der Galerie jemand inwendig ſprechen hörte. Es war Prinzeſſin Plaudertaſche, welche ihrer Begierde zu ſchwatzen nicht mehr widerſtehen konnte, und ſich daher allein mit lauter Stimme beklagte. Der Prinz näherte ſich ihrer Thüre und erblickte ſie durch das Schlüſſelloch.

Er ließ ſich in ein Geſpräch mit ihr ein, und ſagte, ſo wie er es mit ihrer Schweſter auch gemacht hatte, er habe nur darum gewagt, ſich in dieſe Wohnung einzuſchleichen, um der reizenden Prinzeſſin Plaudertaſche ſein Herz und ſeine Hand anzubieten. Er ergoß ſich in Lobeserhebungen über ihre Schönheit und ihren Verſtand; und da Plaudertaſche ohnedieß eine ſehr gute Meinung von ihren Verdienſten hatte, ſo ließ ſie ſich ſehr bald überreden, die Verſicherungen des Prinzen für wahr zu halten. Sie antwortete ihm in einem Strome von Worten auf eine ziemlich verbindliche Weiſe. Sie können ſich vorſtellen, wie weit die Sprechwuth dieſer Prinzeſſin gehn mußte, da ſie ihr ſelbſt jezt bey ihrer großen Entkräftung nicht widerſtehen konnte; denn auſſerdem, daß ſie die ganze Nacht nicht geſchlafen, hatte ſie auch in ſo langer Zeit keinen Biſſen zu ſich genommen, weil ſich in ihrem Zimmer auf der Welt nichts von Eßwaaren fand; denn bey ihrer unſäglichen Nachläſſigkeit dachte ſie nie an etwas anders als an ihren Schnick-Schnack; und wenn ſie etwas nöthig hatte, ſo mußte ſie ihre Zuflucht zu Prinzeſſin Sinnreich nehmen. Dieſe war eben ſo thätig und vorſichtig, als ihre Schweſtern faul und unbedachtſam waren, und ſie hatte immer einen Vorrath von Biscuit, Confekt, Eingemachten, das ſie alles ſelbſt verfertigte, in ihrem Zimmer. Da Plaudertaſche dieſen Vortheil nicht hatte, und ſie auf der einen Seite von ihrem Hunger, auf der andern von den zärtlichen Verſicherungen des Prinzen gedrängt wurde, ſo machte ſie endlich die Thüre auf; und da er hineingelaſſen wurde, ſpielte er ſeine Rolle eben ſo gut und noch beſſer als bey der Prinzeſſin Faul-Pelz.

Sie verließen hierauf beyde das Zimmer und begaben ſich in die Speiſekammer, wo ſie einen großen Vorrath von Erfriſchungen fanden; denn der Korb verſorgte die Prinzeſſinnen immer auf einige Tage voraus. Prinzeſſin Plaudertaſche war anfänglich wegen ihrer Schweſtern beſorgt; aber ſie ſezte ſich, ich weiß nicht aus welchem Grunde, in den Kopf, ſie müßten ſich beyde in das Zimmer der Prinzeſſin Sinnrich eingeſchloſſen haben, wo es ihnen an nichts fehlen könnte. Reichliſt gab ſich alle Mühe ſie in dieſem Wahne zu beſtärken, und ſagte, ſie wollten ihre Schweſtern dieſen Abend beſuchen; aber Plaudertaſche war der Meinung ſogleich zu ihnen zu gehn, wenn ſie gegeſſen haben würde.

Nun aßen ſie beyde mit großem Appetite und in der ſchönſten Eintracht, worauf Reichliſt die Prinzeſſin bat, ihm das Puzzimmer ihres Schloſſes zu zeigen. Er gab ihr den Arm und ſie führte ihn dahin. Hier fieng er von neuem an, ihr ſeine Zärtlichkeit auf das lebhafteſte zu betheuern und ihr die Vortheile vorzurechnen, die ſie durch eine Heyrath mit ihm gewönne. Zugleich aber ſagte er ihr, ſo wie er zu der Prinzeſſin Faul-Pelz auch geſagt hatte, daß ſie ſeine Hand auf der Stelle annehmen müſſe, weil ihre Schweſtern ſich ohne allen Zweifel einer Verbindung widerſetzen würden, auf welche die älteſte die meiſten Anſprüche hätte; daß alſo, wenn ſie ſich mit ihnen berathſchlagen wollte, die eine wenigſtens ihre

Einwilligung niemals geben und ſie alſo den Vortheil verliehren würde, die Gemahlin des mächtigſten Fürſten zu werden. Prinzeſſin Plaudertaſche eilte zwar nicht ſo ſehr wie ihre Schweſter Faul-Pelz, aber nachdem ſie ſich in unbedeutenden Geſprächen erſchöpft hatte, kam es endlich zu derſelben Kataſtrophe. Sie nahm den Prinzen zum Gemahl und dachte an ihren gläſernen Rocken nicht eher, bis er in tauſend Stücken zerbrochen war.

Gegen Abend gieng Plaudertaſche mit dem Prinzen auf ihr Zimmer zurück, und das erſte, was ihr in die Augen fiel, war ihr zerbrochner Rocken. Sie erſchrak über dieſen Anblick, und der Prinz frug ſie nach der Urſache ihres Schreckens. Da es ihr unmöglich war irgend etwas zu verſchweigen, ſo begieng ſie die Thorheit, dem Prinzen Reichliſt das Geheimniß mit dem Rocken aufzuklären; und der Prinz hatte die boshafte Freude nun zu wiſſen, daß der Vater der Prinzeſſinnen auf dieſe Weiſe einen unbezweifelten Zeugen über die Aufführung ſeiner Töchter finden würde.

Nun hatte Plaudertaſche keine Luſt mehr, ihre Schweſtern zu beſuchen, denn ſie fürchtete ihren Tadel und ihre Vorwürfe. Aber der Prinz bot ſich an, ſie aufzuſuchen, und verſicherte

ſicherte ihr, es an nichts fehlen zu laſſen, um ſie zu beſänftigen. Nach dieſer Verſicherung wurde die Prinzeſſin, welche die ganze Nacht kein Auge zugethan hatte, ſchläfrig; und während ſie ſchlief, gieng Prinz Reichliſt fort und ſchloß ſie ein, wie er es mit der älteſten Prinzeſſin auch gemacht hatte.

Als der Prinz Plaudertaſchen in Sicherheit gebracht hatte, gieng er in allen Zimmern des Schloſſes umher, und da er ſie alle offen fand, ein einziges ausgenommen, ſo ſchloß er daraus, daß ſich die dritte Prinzeſſin ganz gewiß in dieſem Zimmer verſteckt halte. Er fieng alſo an auch hier ſeine Rede herzuſagen, wie bey den andern Schweſtern; denn ſie paßte auf alle drey; aber die Prinzeſſin hörte ihn lange Zeit an, ohne ein Wort zu erwiedern. Da ſie aber endlich ſahe, daß er gewiß wußte, ſie ſtecke in dieſem Zimmer, ſo ſagte ſie zu ihm, wenn er wirklich eine ſo große Zärtlichkeit für ſie hegte, als er vorgäbe, ſo möchte er in den Garten gehn und die Thüre hinter ſich zumachen; dann wollte ſie, ſo lange er wollte, aus dem Fenſter mit ihm ſprechen.

Reichliſt gieng dieſen Vorſchlag nicht ein, und da die Prinzeſſin unter keiner Bedingung aufmachen wollte, ſo gieng der Prinz in ſeinem

Frevel ſo weit, daß er eine Axt hohlte und die Thür einſchlug. Hier fand er nun die Prinzeſſin mit einem großen Hammer bewafnet, der von ohngefähr in ihrer Garderobe liegen geblieben war. Der Zorn belebte ihre Farbe und funkelte in ihren Augen. Dem Prinzen ſchien ſie bezaubernd. Er wollte ſich zu ihren Füßen werfen, aber ſie trat zurück und ſagte mit einem entſchloßnen Tone: Prinz, wenn Sie mir einen Schritt näher kommen, ſo ſchlage ich Ihnen mit dieſem Hammer ganz unfehlbar den Hirnſchädel ein.... ¿ Wie? ſchönſte Prinzeſſin, verſezte Reichliſt mit dem Tone, den er ſo gut anzunehmen verſtund, iſt bey Ihnen der grauſamſte Haß die Belohnung der feurigſten Liebe? — und nun fuhr er fort wie vorher, aber aus einer andern Ecke des Zimmers, ihr ſeine Leidenſchaft zu ſchildern, welche der Ruf von ihrer auſſerordentlichen Schönheit und ihrem bewundernswürdigen Verſtande zuerſt in ihm entzündet hätte. Er ſezte hinzu, daß er ſich blos in der Abſicht verkleidet hätte, um ihr mit der größten Ehrfurcht ſein Herz und ſeine Hand anzubieten. Er beſchwor ſie, ihm die Verwegenheit, welche er gehabt, die Thüre einzuſchlagen, in Rückſicht auf die Heftigkeit ſeiner Leidenſchaft zu verzeihen. Er endigte damit, daß er ſie zu bereden ſuchte, es ſey ihr eigner Vortheil ihn auf der Stelle zum Gemahl anzunehmen. Er ſagte ihr noch überdieß, er wüßte nicht, wo ſich ihre Schweſtern verſteckt hielten, weil ſeine Liebe zu ihr ihm nicht erlaubt hätte, an etwas anders zu denken als an ſie.. Die Prinzeſſin ſtellte ſich nun etwas beſänftigt, und ſagte ihm, er müßte vor allen Dingen ihre Schweſtern aufſuchen, damit ſie gemeinſchaftlich einen Entſchluß faſſen könnten; aber Reichliſt antwortete, er konnte ſich hierzu unmöglich verſtehen, wenn ſie ihm nicht vorher die Einwilligung gegeben hätte, ihn zum Gemahl anzunehmen, weil ſich ihre Schweſtern ganz gewiß auf das Recht ihrer Erſtgeburt beziehn und ſich der Verbindung widerſetzen würden.

Die Prinzeſſin, die ein gerechtes Mistrauen in alles ſezte, was der Prinz ſagte, ſchöpfte bey dieſer Antwort noch mehr Verdacht; ſie zitterte vor dem Schickſale ihrer Schweſtern, und errieth zum Theil, was ihnen begegnet ſeyn möchte. Sie beſchloß ſie zu rächen, und zu gleicher Zeit ſich ſelbſt vor einem gleichen Unglükke zu bewahren. Sie ſagte alſo dem Prinzen, daß ſie keinen Zweifel in ſeine Aufrichtigkeit ſetze und ſeine Hand annähme; da ſie aber überzeugt wäre, daß Heyrathen die man des Abends vollzöge, immer unglücklich abliefen, ſo wäre ihre Meinung, die Ceremonie bis auf den andern Morgen aufzuſchieben; zugleich verſicherte ſie ihn, daß ſie ihren Schweſtern nichts davon wollte wiſſen laſſen. Endlich erſuchte ſie ihn, ſie einige Zeit allein zu laſſen, um ſich zu ſammeln und Gott zu ihrem vorhabenden wichtigen Schritt um ſeinen Beyſtand anzurufen. Sie würde ihn dann in eine Kammer führen, wo er ein gutes Bett zu ſeinem Nachtlager finden werde, und dann wolle ſie ſich bis den andern Morgen in ihr Zimmer einſchließen.

Reichliſt war eben nicht der herzhafteſte, und da er in der Prinzeſſin Hand immer den großen Hammer ſah, den ſie wie einen Fächer hin und her ſchwung, ſo ließ er ſich ihren Vorſchlag gefallen und begab ſich weg, um ſie ihren Betrachtungen zu überlaſſen. Aber kaum hatte er ſich entfernt, als die Prinzeſſin eiligſt ein Bett über der Oeffnung einer Abzucht machte, die ſich in einem von den Zimmern befand. Dieſes Zimmer war übrigens eben ſo ſchön als die andern; aber man hatte eine Oeffnung in demſelben angebracht, um alle Unreinigkeiten und Kehricht aus dem Schloſſe dadurch wegzuſchaffen. Ueber dieſe ziemlich große Oeffnung nun legte die Prinzeſſin zwey dünne Stäbe kreuzweiſe über einander, machte ein ſauberes Bette darüber her, und begab ſich wieder auf ihr Zimmer. Einige Augenblicke darauf kam Reichliſt zurück; die Prinzeſſin zeigte ihm ſein Bett und gieng fort. Reichliſt gab ſich nicht die Mühe ſich auszuziehn, ſondern warf ſich in den Kleidern auf das Bett; die dünnen Stäbe zerbrächen und er ſtürzte zuſammt dem Bette in die Abzucht hinab, wobey er ſich am ganzen Leibe beſchädigte und ein Dutzend Beulen davon trug. Der Fall verurſachte ein gröſſes Gepolter, und da das Zimmer überhaupt nicht weit von dem Zimmer der Prinzeſſin entfernt war, ſo erfuhr ſie ſogleich den glücklichen Erfolg ihrer Liſt und freute ſich innerlich darüber. Ihr Vergnügen war unausſprechlich, da ſie ihn unten in dem Schlamme fluchen hörte; denn er verdiente dieſe Strafe, und die Prinzeſſin hatte Recht ſich darüber zu freuen.

Ihre Freude hinderte ſie indeſſen nicht an ihre Schweſtern zu denken. Sie eilte nun ſie aufzuſuchen; und fand Plaudertaſchen ſehr bald; denn da ſie der Prinz eingeſchloſſen, hatte er auswendig den Schlüſſel an der Thüre ſtecken gelaſſen. Eilig öffnete ſie das Zimmer und das Geräuſch, das ſie beym Hineintreten machte, weckte ihre Schweſter auf. Sie fuhr in die Höhe, und ihre Verlegenheit war nicht geringe, als ſie die Prinzeſſin Sinnreich vor ſich ſtehn ſah. Dieſe machte ihr eine kurze Erzählung von dem, was zwiſchen ihr und dem Prinzen vorgefallen war und wie ſie ſich ihn vom Halſe geſchaft hatte. Plaudertaſche war bey dieſer Erzählung wie vom Donner gerührt; denn ſie war in der That einfältig genug geweſen, alles zu glauben, was Reichliſt ihr aufgebunden hatte. Indeſſen verbarg ſie ihren Schmerz und verließ ihr Zimmer, um ihre Schweſter Faul-Pelz aufſuchen zu helfen. Sie liefen von einem Zimmer in's andre und fanden ſie nicht, bis ihnen endlich einfiel, ſie in dem Gartenzimmer aufzuſuchen. Hier fanden ſie ſie zwar, aber mehr todt als lebendig; denn ſie hatte nun in ſo langer Zeit keinen Biſſen gegeſſen. Nachdem ſie ſie wieder ein wenig zu ſich ſelbſt gebracht hatten, kam es unter ihnen zu Erklärungen, die für die beyden ältern Schweſtern nicht ſehr erbaulich waren; und endlich legten ſie ſich alle drey zu Bette.

Reichliſt hatte die Nacht in dem Canale ſehr unbequem zugebracht, und da der Tag anbrach, ward es ihm nicht viel beſſer. Er lag in einer Höhle, deren ganze Abſcheulichkeit er nicht einmal gewahr wurde, weil das Tageslicht niemals hineinfiel. Nach vielfältigen Bemühungen fand er endlich den Ausgang der Abzucht, die nach einem Fluſſe zugieng, welcher ziemlich weit von dem Schloſſe entfernt war. Hier rufte er einigen Fiſchern zu, die ſich auf dem Fluſſe befanden, und ſie zogen ihn endlich in einem jammervollen Zuſtande heraus.

Er ließ ſich an den Hof ſeines Vaters bringen, um ſich zu heilen.. Aber der Verdruß über ſeinen Unſtern ließ ihn weit weniger an ſeine Heilung als auf Rache denken.

Prinzeſſin Sinnreich führte von der Zeit an ein ſehr trauriges Leben. Ihre Ehre war ihr lieber als das Leben, und die ſchimpfliche Schwachheit ihrer Schweſtern ſezte ſie in Verzweiflung. Aber ihre Standhaftigkeit ward durch die Kränklichkeit der beyden Prinzeſſinnen, einer Folge ihres Zuſtands, auf neue Proben geſezt. Reichliſt, der die meiſten ſeines Gleichen an Ränken übertraf, bot allen ſeinen Wiz auf, um es in ſeiner Kunſt noch weiter zu bringen; denn weder die Abzucht noch ſeine Beulen ſchmerzten ihn ſo ſehr, als der Verdruß jemand gefunden zu haben, der ihn überliſtet hatte. Es fiel ihm ein, von dem Zuſtande Vortheil zu ziehen, in welchen er die beyden Prinzeſſinnen geſezt haben mußte; und um ihren Appetit zu reizen, ließ er unter ihre Fenſter große Kaſten mit Bäumen ſetzen, welche voll der ſchönſten Früchte hiengen. Prinzeſſin Faulpelz und Plaudertaſche, welche beyde beſtändig am Fenſter lagen, wurden dieſe Früchte bald gewahr, und ſie empfanden einen heftigen Geluſt darnach. Sie baten die Prinzeſſin Sinnreich ſich in dem Korbe hinabzulaſſen und ihnen von dieſen Früchten zu pflücken; und dieſe war zu gefällig, um ihren Schweſtern eine Bitte abzuſchlagen, an deren Erfüllung ihnen alles zu liegen ſchien. Sie ließ ſich hinab und brachte ihnen die ſchönſten Früchte, die ſie mehr verſchlungen als aßen.

Den folgenden Tag waren andre Arten von Früchten angekommen. Der Geluſt ſtellte ſich von neuem ein; ſie beſtürmten ihre Schweſter von neuem mit ihren Bitten und dieſe hatte wiederum die Gefälligkeit ſich hinabzulaſſen. Aber ach! Reichliſts Leute lagen in einem Hinterhalte verborgen; ſie ergriffen die Prinzeſſin und entführten ſie vor den Augen ihrer Schweſtern, die ſich bey dieſem Anblicke die Haare ausriſſen.

Die Soldaten des Prinzen bekümmerten ſich wenig um ihre Verzweiflung und brachten die Prinzeſſin Sinnreich in ein Landhaus, wo ſich der Prinz befand, um ſich vollends heilen zu laſſen. Sie wurde vor ihn gebracht; er war auſſer ſich vor Wuth und ſagte ihr die niedrigſten Grobheiten, worauf ſie mit einer Entſchloſſenheit und Gröſſe der Seele antwortete, die einer Heldin würdig war. — Indeſſen ward ſie einige Tage als Gefangene behandelt und dann auf den Gipfel eines Bergs gebracht, auf den Reichliſt ihr nachfolgte. Hier kündigte er ihr an, daß ſie auf eine Art ſterben ſollte, welche ihm vollkommene Genugthuung für die erhaltene Beleidigung verſchaffen würde. Er zeigte ihr ein Faß, welches inwendig mit lauter ſcharfen Meſſerklingen und Nägeln beſezt war, und ſagte ihr, daß man ſie in dieſes Faß werfen und dann den Berg hinabrollen werde, um ſie für ihre Treuloſigkeit nach Verdienſte zu beſtraſen. — Zwar war die Prinzeſſin keine Römerin, aber ſie war bey dem Anblicke dieſer grauſamen Marter eben nicht mehr erſchrocken, als Regulus, da ſeine Feinde ihm einen ähnlichen Tod bereiteten. Sie behielt alle ihre Standhaftigkeit und alle ihre Gegenwart des Geiſtes. Reichliſt gerieth über dieſen Heldenmuth in Wuth, ſtatt ihn zu bewündern und befohl ihre Strafe nicht länger aufzuſchieben. In dieſer Abſicht bückte er ſich nach der Oeffnung des Faſſes, um zu unterſuchen, ob es auch recht gut ausgeſchlagen wäre; und in dem Augenblicke ſprung die Prinzeſſin hinzu, ſtieß ihn in das Faß und daſſelbe den Berg hinab, ohne dem Prinzen Zeit zur Beſinnung zu laſſen. Eben ſo ſchnell ergriff ſie die Flucht; und die Leute des Prinzen, die durch die Grauſamkeit ihres Herrn gegen eine ſo ſchöne und liebenswürdige Dame aufgebracht waren, ließen ſie entlaufen und eilten ihr nicht nach. Ueberdieß waren ſie über den Vorfall ſo beſtürzt, daß ſie an nichts anders denken konnten, als das Faß in ſeinem Laufe aufzuhalten. Ihre Mühe war umſonſt; es rollte bis an den Fuß des Berges hinab und da erſt zogen ſie den Prinzen ganz mit Wunden bedeckt heraus.

Dieſer ſchreckliche Zufall ſezte den guten König, ſeinen Vater, und den Prinzen Liebſchön in eine wahre Verzweiflung. Auf ſeine Unterthanen aber machte er keinen Eindruck. Reichliſt war ſo ſehr verhaßt, daß man nicht begriff, wie der jüngere Prinz, der ihn an Muth und Adel weit übertraf, einen ſo unwürdigen Bruder mit ſolcher Zärtlichkeit lieben konnte. Aber Liebſchöns guter Charakter, flößte ihm Liebe und Achtung gegen ſeine ganze Familie ein, und Reichliſt hatte die Politik gebraucht, ihm ſtets mit zuvorkommender Freundſchaft zu begegnen, welche der edelmüthige Liebſchön mit allem Eifer erwiedern zu müſſen glaubte. Er fühlte alſo ein unausſprechliches Mitleid bey dem Unglücke ſeines Bruders, und bot alles auf, was er zur Linderung ſeiner Schmerzen beytragen konnte. Aber alle Sorgfalt der Aerzte und ſeines Bruders vermochte

mochte nicht ſie zu lindern, und ſeine Wunden ſchienen von Tag zu Tage ſchlimmer zu werden und eine langſame Kur zu verſprechen.

Die Prinzeſſin Sinnreich war nach ihrer kühnen und glücklichen Befreyung aus der ſchrecklichſten Gefahr glücklich wieder in ihr Schloß gekommen, wo ſie ihre Schweſtern gelaſſen hatte. Neue Sorgen erwarteten ſie hier. Die beyden Prinzeſſinnen kamen nieder und jede brachte einen Sohn zur Welt, mit welchem Sinnreich nicht wußte wo ſie aus noch ein ſollte. Aber ſie verlohr den Muth nicht. Aus Begierde die Schwachheit ihrer Schweſtern zu verbergen ſezte ſie ſich noch einmal den drohendſten Gefahren aus, und bot alle ihre Klugheit und allen ihren Scharfſinn auf, um die geſchickteſten Maasregeln zu entdecken, die ſie nehmen müßte. Sie zog Mannskleider an, ſteckte die Kinder in zwey Schachteln, in welche ſie kleine Löcher bohrte, um ihnen Luft zu laſſen; nahm ein Pferd und ritt mit ihren Schachteln nach der Stadt des liebreichen Königs, wo Reichliſt an ſeinen Wunden darnieder lag.

Die Prinzeſſin war hier kaum angekommen, als ſie erfuhr, daß die Grosmuth des Prinzen Liebſchöns, der alles aufbot, um ſeinen Bruder zu retten, und weder Geld noch Mühe ſparte, alle Marktſchreyer aus halb Europa herbeygelockt hätte; denn es gab damals, ſo gut wie jezt, eine große Menge von Abentheurern und Wunder-Doktorn, die ohne Wiſſenſchaft und Geld, allein auf ihre Unverſchämtheit reiſten, und von Gott mit der Gabe alle Arten von Krankheiten zu heilen begabt zu ſeyn vorgaben. Das Volk ſtrömte von je her dieſen Leuten haufenweis zu. Ohne die mindeſten Kenntniſſe wußten ſie ſich durch ihren ſonderbaren Aufzug, ihre ſeltſamen Namen und ihr geheimnißreiches Geſchwätz ein Anſehn zu geben. Dieſe Art von Charlatanen bleibt niemals in ihrem Vaterlande, und oft vertritt in den Augen des Pöbels ihre ausländiſche Herkunft und ihre weiten Reiſen die Stelle aller andern Verdienſte.

Von alle dem zog die Prinzeſſin die genaueſten Nachrichten ein. Sie gab ſich den Namen Sanazio, der in dieſen Gegenden niemals gehört worden war. Sie ließ allenthalben die Nachricht verbreiten, der Graf Sanazio ſey angekommen; ein Mann, der die wundervollſten Geheimniſſe beſitze, und unter andern alle Arten der gefährlichſten Wunden in kurzer Zeit auf das vollkommenſte zu heilen wiſſe. Sogleich ſchickte Liebſchön nach dem Grafen und ließ ihn zu ſich kommen. Die Prinzeſſin erſchien, ganz in dem Aufzuge eines Wunder-Doktors; kramte ihren mediziniſchen Schnick-Schnack aus und unterhielt ſich einige Zeit mit dem Prinzen Liebſchön, den ſie, beyläufig geſagt, ſehr artig und angenehm fand. Sie gab hierauf vor noch eine Flaſche mit Magnet-Waſſer hohlen zu müſſen; ließ aber indeß zwey Schachteln da, die ſie mitgebracht hatte, und die, wie ſie ſagte, den ganzen Apparat zur Kur und ganz unvergleichliche Salben enthielten.

Der Wundermann gieng fort und kam nicht wieder. Man erwartete ihn mit Schmerzen, und wollte eben nach ihm ſchicken, als man in Reichliſts Zimmer ein Kindergeſchrey vernahm. Man ſah ſich einander verwundert an, denn es waren keine Kinder im Zimmer. Man horchte, und entdeckte bald, daß dieß Geſchrey aus den Schachteln kam.

Was konnte es auch anders ſeyn als Reichliſts Kinder? Die Prinzeſſin hatte ſie durch ein Mittel eingeſchläfert, ehe ſie ſich auf das Schloß begab; aber nun wachten ſie auf, fühlten Hunger und gaben ihr Bedürfniß durch Schreyen zu erkennen. Man machte die Schachteln auf und fand zwey allerliebſte Kinder. Reichliſt errieth ſogleich wem ſie angehörten, und daß ihm die Prinzeſſin Sinnreich auch dieſen neuen Streich geſpielt habe. Die Wuth, in welche er hierüber gerieth, war ſo groß, daß ſeine Krankheit ſich augenblicklich verſchlimmerte und daß man ſein Ende erwartete.

Prinz Liebſchön verſunk bey dem Anblicke ſeines ſterbenden Bruders in unbeſchreibliche Traurigkeit; und Reichliſt, der ſeinem Charakter bis auf den lezten Augenblick treu blieb, ſuchte noch jezt die Zärtlichkeit ſeines Bruders zu ſeiner Bosheit zu mißbrauchen. Liebſter Bruder, ſagte er zu ihm, ich danke dir für die Liebe die du mir immer bewieſen haſt, und für die Thränen die du mir jetzo ſchenkſt. Ich ſterbe und ich bedarf keine Beweiſe deiner Freundſchaft mehr; aber wenn ich dir wirklich lieb geweſen bin, ſo gewähre mir vor meinem Ende noch eine Bitte.

Liebſchön war nicht im Stande ſeinem Bruder in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande das mindeſte abzuſchlagen; er verpflichtete ſich alſo mit dem heiligſten Eidſchwure, alles zu erfüllen, was er von ihm verlangen würde. Eine boshafte Freude ſtrahlte aus Reichliſts ſterbenden Augen, da er dieſes Verſprechen hörte. Er umarmte ſeinen Bruder und ſagte ihm: ich ſterbe getroſt; denn ich werde gerächt. Ich bitte dich alſo, ſogleich nach meinem Tode um die

Prinzeſſin Sinnreich anzuhalten. Es wird dir keine Mühe koſten ihre Gunſt zu gewinnen, und ſobald ſie in deiner Gewalt iſt, ſtoße ihr den Dolch in die Bruſt. Liebſchön hörte dieſe Worte mit Schaudern an. Sein unvorſichtiger Eid gereute ihn; aber es war nicht mehr Zeit ſein Wort zurückzunehmen. Reichliſt verſchied einige Augenblicke darauf, und ward von ſeinem Vater betrauert. Aber das Volk war weit entfernt über dieſen Tod betrübt zu ſeyn, ſondern freute ſich, daß dadurch das Königreich dem allgemein geliebten Prinzen Liebſchön zufiel.

Die Prinzeſſin Sinnreich, welche noch einmal glücklich zu ihren Schweſtern zurück gekehrt war, erhielt bald die Nachricht von Reichliſts Tode; und nicht lange darauf meldete man den drey Prinzeſſinnen die Ankunft des Königs ihres Vaters. Sein erſtes Geſchäft war ſeine Töchter zu beſuchen und ſich nach ihren Rocken zu erkundigen. Prinzeſſin Faul-Pelz holte den Rocken ihrer Schweſter Sinnreich, zeigte ihn dem Könige, machte ihm hierauf einen Knicks und trug ihn wieder hin wo ſie ihn gefunden hatte. Plaudertaſche machte es eben ſo, und dann brachte auch Sinnreich ihren Rocken getragen. Aber der König war ſo leicht nicht zu betrügen, ſondern er wollte nun auch die drey Rocken zuſammen ſehen. Niemand als Sinnreich konnte den ihrigen vorzeigen. Der König gerieth in Wuth, und ſchickte ſeine beyden älteſten Töchter auf der Stelle fort zu der Fee, von welcher er die Rocken bekommen hatte, mit der Bitte, ſie Lebenslang bey ſich zu behalten und ſie nach Verdienſte zu beſtraſen.

Um ſich dieſes Auftrags zu entledigen fieng die Fee damit an, daß ſie die Prinzeſſinnen in eine Gallerie ihres Zauberſchloſſes führte, wo ſie die Geſchichte einer Menge durch ihre Tugenden und Thaten berühmten Frauen hatte mahlen laſſen. Allen dieſen Gemälden hatte ſie durch ihre Wunder-Kräfte Leben und Bewegung mitgetheilt, und den ganzen Tag über waren ſie keinen Augenblick müßig. Allenthalben ſah man Trophäen und Innſchriften, die auf den Ruhm dieſer tugenhaften Damen abzielten, und es war keine geringe Kränkung für die beyden Schweſtern, den Ruhm dieſer Heldinnen mit der Schande zu vergleichen, in welche ſie durch ihre Unvorſichtigkeit gerathen waren. Um ihre Beſchämung vollkommen zu machen ſagte ihnen die Fee mit einem ſtrengen Tone: hättet ihr euch wie dieſe Frauen nützlich beſchäftigt, ſo würdet ihr nicht in die Gefahr gerathen ſeyn eure Ehre auf eine ſo ſchimpfliche Weiſe ein-

einzubüßen. Müßiggang iſt aller Laſter Anfang, und die Quelle alles Unglücks; und um Euch vor ähnlichen Fehltritten zu ſichern, und um die verlohrne Zeit einigermaßen wieder beyzubringen, werde ich Euch auf eine gute Art zu beſchäftigen ſuchen. In der That trug ſie den Prinzeſſinnen die gröbſten und gemeinſten Arbeiten auf, und unbekümmert um ihre weiße Haut, ſchickte ſie ſie in den Garten zu jäten und grüne Erbſen zu pflücken. Prinzeſſin Faul-Pelz konnte ſich nicht an eine Lebensart gewöhnen, die ihren Neigungen ſo wenig angemeſſen war; der Verdruß und die Anſtrengung tödteten ſie. Plaudertaſche, die einige Zeit darauf Mittel fand des Nachts zu entwiſchen, rann mit dem Kopfe gegen einen Baum und ſtarb an ihrer Wunde unter den Händen einiger Landleute.

Ihre gutmüthige Schweſter fühlte den lebhafteſten Schmerz über ihr Schickſal; mitten in ihrer Trauer erfuhr ſie, daß der Prinz Liebſchön bey ihrem Vater um ſie angehalten und daß dieſer ſie ihm ohne weitere Umſtände verſprochen hatte; denn ſchon damals fieng man an bey vornehmen Vermählungen nicht mehr auf Neigung und Liebe, ſondern auf Eigennutz und politiſche Vortheile zu ſehen. Die Prinzeſſin erſchrak über dieſe Nachricht. Sie fürchtete mit Grunde, daß Reichliſts Haß auf einen Bruder fortgeerbt ſeyn möchte, der ihn ſo ſehr geliebt hatte; und daß er ſie vielleicht nur heyrathe, um ſie dem Schatten ſeines Bruders zu opfern. In dieſer Unruhe gieng ſie zu der Fee, die ſie eben ſo hoch ſchätzte, als ſie ihre Schweſtern verachtet hatte.

Die Fee wollte ihr nichts entdecken. Prinzeſſin ſagte ſie zu ihr, ihr ſeyd ſelbſt klug und vorſichtig genug. Ich habe aus Eurer vorigen Aufführung geſehen, daß Ihr Euch aus allen Schwierigkeiten zu ziehen wißt und immer des Sprüchworts: trau, ſchau, wem? eingedenk ſeyd. Fahrt ſo fort, wie Ihr bisher gethan habt und Ihr werdet auch ohne den Beyſtand meiner Kunſt glücklich werden. Da die Prinzeſſin nichts weiter aus der Fee herausbringen konnte, kehrte ſie voll Bekümmerniß und Unruhe in den Palaſt ihres Vaters zurück.

Einige Tage darauf kam ein Geſandter des Prinzen Liebſchön, und heyrathete ſie im Nahmen ſeines Herrn, und führte ſie in einer koſtbaren Equipage ihrem Gemahle entgegen. Sie hielt einen prächtigen Einzug in die beyden erſten Gränzſtädte des liebreichen Königs; und in der dritten erſt fand ſie den Prinzen Liebſchön, der ihr auf Befehl ſeines Vaters entgegen gereißt war. Jedermann war erſtaunt den jungen Prinzen ſo niedergeſchlagen zu finden, da er einer Verbindung entgegen gieng, die er zu wünſchen geſchienen hatte. Sein Vater ſelbſt hatte ihm einen ſanften Verweiß darüber gegeben und ihn wider ſeinen Willen der Prinzeſſin entgegen geſchickt.

Er ſahe ſie, und ihre Reize machten einen tiefen Eindruck auf ihn. Er machte ihr ſein Compliment, aber mit ſo ſichtbarer Verwirrung, daß die Anweſenden, die ſeinen Verſtand und ſeine Lebensart kannten, daraus den Schluß zogen, er müßte vor großer Bewunderung und Liebe ſeine gewöhnliche Gegenwart des Geiſtes verlohren haben. Die ganze Stadt erſcholl von lautem Freudengeſchrey und allenthalben gab man Muſik, und Feuerwerke. Endlich machte man Anſtalt die Neu-Vermählten in ihr Schlafzimmer zu bringen.

Die Prinzeſſin, auf welche die Worte der Fee einen tiefen Eindruck gemacht hatten, entwarf indeß ihren Plan. Sie hatte eine von den Garderobe-Frauen gewonnen, welche den Schlüſſel zu ihrem Zimmer hatte, und ihr befohlen Stroh, eine Blaſe, Rindsblut, und die Eingeweide von einigen Thieren, die man zum Abendeſſen bereitet hatte, in das Kabinet zu tragen. Die Prinzeſſin ſuchte einen Vorwand um in das Cabinet zu gehen. Hier machte ſie mit Hülfe ihrer vertrauten Kammerfrau einen Strohmann, ſteckte die Därme und die mit Blut angefüllte Blaſe hinein und zog dann dieſer Figur einen Nachthabit von ſich an. Hierauf begab ſie ſich wieder zu der Geſellſchaft, die ſie kurz darauf mit ihrem Gemahl in das Brautgemach führte. Hier machte ſie ihre Toilette, die Kammerfrau trug die Lichter weg und die Prinzeſſin holte ihre Puppe, legte ſie ins Bett und verbarg ſich in einen Winkel des Zimmers.

Der Prinz kam nunmehr, hohlte einige tiefe Seufzer, nahm dann ſeinen Degen und ſtieß ihn ſeiner vermeintlichen Braut durch den Leib. In dem Augenblicke ſtrömte das Blut auf allen Seiten heraus und in dem durchbohrten Körper war weder Leben noch Athem..... Ach! was hab' ich gethan? rief Liebſchön aus. Nach allen dieſen Kämpfen, nach dieſem langen Schwanken zwiſchen Verbrechen und Liebe habe ich es doch wagen können, dieſe reizende Prinzeſſin zu morden, die in meinem Herzen herrſchte? Ach ſie gewonn mich in dem Augenblicke, in dem ich ſie zum erſtenmale ſahe, und doch hatte ich nicht die Kraft einen Eidſchwur zu brechen, den mein erzürnter Bruder von mir zu erſchleichen wußte? Ach, wie konnte er verlangen ein Mädchen zu ſtrafen, weil ſie allzuviel Tugend beſaß? Ja, Bruder, ich habe deiner Rachſucht Genüge gethan; aber auch ſie will ich durch meinen Tod rächen. Ja, reizende Prinzeſſin, dieſer nemliche Degen.... Bey dieſen Worten hörte die Prinzeſſin Sinnreich, daß er ſeinen Degen ſuchte, welchen er in dem erſten Augenblick der Reue von ſich geworfen hatte. Sie war weit entfernt ſeinen Tod zu wünſchen, und rufte ihm daher zu: Prinz, ich bin nicht todt. Ich ſahe Ihre Reue zum voraus, und habe Ihnen durch einen unſchuldigen Betrug ein Verbrechen erſpahrt.

Nun erzählte Prinzeſſin Sinnreich dem Prinzen Liebſchön, welche Vorſicht ſie gebraucht und wie ſie ihn mit der Strohpuppe hintergangen habe. Der Prinz war vor Freude auſſer ſich, da er ſeine Braut noch am Leben ſahe, bewunderte ihre unerſchöpfliche Erfindſamkeit, und dankte ihr tauſendmal, daß ſie ihm ein Verbrechen erſpahrt hatte, an welches er nicht ohne Schaudern denken konnte. Er begriff nun ſelbſt nicht, wie er die Schwäche hätte haben können, einen Eid für unverlezlich zu halten, der ihm durch Liſt entriſſen worden war.

Wenn indeß Prinzeſſin Sinnreich das trau, ſchau, wem? nicht immer wohl eingedenk geweſen wäre, ſo hätte ſie Prinz Liebſchön um's Leben gebracht, und ihr Tod hätte den ſeinigen unvermeidlich nach ſich gezogen; und dann hätte man ſich über die unbegreifliche Inconſequenz in den Handlungen des Prinzen den Kopf zerbrochen. ¡Es lebe die Vorſicht und die Gegenwart des Geiſtes! Sie erſparten dieſem Brautpaare ein großes Unglück und verſchaften ihnen das ſüßeſte Los, das ſie auf der Erde finden konnten. Sie hegten von dieſem Augenblicke an eine unbeſchreibliche Zärtlichkeit gegen einander, und lebten eine lange Reihe ſchöner Tage in einer Zufriedenheit, welche nichts ſtörte, und von der man noch kein Beyſpiel auf der Erde geſehn hatte.

X.

Eſelshaut.

Es war einmal ein ſehr großer König, den ſeine Unterthanen über die maßen liebten und alle ſeine Nachbarn und Bundsgenoſſen ehrten, und den man daher mit allem Rechte den glücklichſten Monarchen nennen konnte. Dieß Glück wurde noch durch eine ſchöne und tugendhafte Gemahlin vermehrt, mit der er in vollkommener Eintracht lebte. Der Himmel hatte ihnen eine Tochter geſchenkt, die mit ſo vielen Reizen begabt war, daß ſie nicht nöthig hatten, ſich mehrere Kinder zu wünſchen.

Ueberfluß, Pracht und Geſchmack herrſchte in ſeinem Palaſte. Seine Miniſter waren weiſe und thätig; ſeine Höflinge tugendhaft, ſeine Bedienten treu und ämſig. Sein Marſtall ſtund voll der ſchönſten Pferde, die mit prächtigem Zeuge bedeckt waren. Worüber aber alle Fremde, die dieſen Marſtall beſahen, in groſſes Erſtaunen geriethen, war ein Eſel mit langen Ohren, der ganz zu oberſt ſtund, und vor ſeinen Brüdern in der Mühle, dem äuſſern Anſehen nach, vom Kopfe bis auf die Füße nicht das mindeſte voraus hatte. Indeſſen hatte ihm der König dieſen Ehrenplatz aus guten Gründen zugetheilt. Die Eigenſchaften dieſes auſſerordentlichen Thieres verdienten alle nur mögliche Auszeichnung, weil ihn die Natur mit dem ſeltnen Talente begabt hatte, daß ſich alles Futter, das er bekam, bey ihm in Gold verwandelte, und ſeine Streu jeden Morgen mit einer großen Menge ſchöner blanker Louisd'or, Carolinen, Dublonen, Guineen und Dukaten bedeckt war.

Kein Glück in der Welt iſt dauerhaft und die Könige ſind ſo gut wie die gemeinſten ihrer Unterthanen den Launen der Dame Fortuna ausgeſezt. Der König erfuhr die Wahrheit dieſes Satzes nur allzubald. Die Königin fiel in eine ſchwere Krankheit, aus welcher alle Geſchicklichkeit der weiſeſten Aerzte ſie nicht zu retten im Stande war. Die Trauer war allgemein. Der König war untröſtlich, und was immer das Sprüchwort ſagen mag, daß die Ehe das Grab der Liebe ſey, ſo that doch dieſer König ſo heiße Gelübde in allen Tempeln des Königreichs und bot ſein Leben mit einer ſo aufrichtigen Wärme für das ihrige dar, daß man unmöglich an der Wahrheit ſeiner Liebe zweifeln konnte. Aber das half alles nichts. Die Götter und Feen blieben ungerührt. Als die Königin die Annäherung des letzten Augenblicks fühlte, faßte ſie ihren Gemahl, der an ihrem Bette in Thränen zerfloß, zärtlich bey der Hand und ſagte zu ihm: verzeihn Sie, daß ich jezt noch etwas von Ihnen fordre. Wenn Sie Neigung ſpüren ſollten, ſich wieder zu verheyrathen..... Bey dieſem Worte konnte ſich der König gar nicht mehr faſſen, und unter lauten Schluchzen verſicherte er, daß ſie nicht nöthig hätte, ihm von einer zweyten Ehe zu reden. Nein, fuhr er fort, ſprechen Sie lieber von meinem Tode. — Der Staat, antwortete die Königin mit einer Feſtigkeit, welche den Schmerz ihres Gemahls noch vermehrte, der Staat hat das Recht einen Nachfolger zu fordern, und wird vielleicht in Sie dringen, ſich zum zweytenmale zu verheyrathen, um ihm auch Söhne zu ſchenken, die Ihnen gleichen. Aber dann bitte ich Sie bey allem, was heilig iſt, und bey aller der Liebe, die Sie ſtets für mich gehabt haben, den Forderungen ihres Volks nicht eher nachzugeben, als bis Sie eine ſchönere Prinzeſſin gefunden haben, als ich bin. Schwören Sie mir dieſes zu und ich ſterbe zufrieden. Wahrſcheinlich forderte die Königin, welche ſich kannte, dieſen Eid in der Ueberzeugung, daß es ſchwer ſeyn würde, jemand zu finden, der ihr an Schönheit gliche, und in der Hoffnung, ihren Gemahl dadurch von einer zweyten Heyrath abzuhalten. Sie ſtarb endlich und der Schmerz ihres Gemahls war ausgelaſſen. Er weinte Tag und Nacht; Seufzer waren alles was man von ihm hörte.

Ein heftiger Schmerz dauert nicht lange. Ueberdieß verſammelten ſich die Großen des Reichs und baten den König einſtimmig, zu einer zweyten Vermählung zu ſchreiten. Dieſe Bitte erneuerte ſeinen Schmerz und koſtete ihm neue Thränen. Er führte den Eid an, welchen er ſeiner verſtorbenen Gemahlin geleiſtet hatte, und forderte alle ſeine Räthe auf, eine ſchönere Prinzeſſin zu finden. Er hielt dieſes für unmöglich. Aber der Geheimerath wollte dieſes Verſprechen nicht gelten laſſen und meynte, daß es hier gar nicht auf die Schönheit, ſondern auf die Tugend und Fruchtbarkeit der neuen Königin ankäme. Der Staat verlange um ſeiner eignen Sicherheit und Ruhe willen männliche Thronerben zu ſehn. Denn obgleich die Prinzeſſin alle nöthige Eigenſchaften beſäße, um einen Staat wohl zu regieren, ſo würde man doch in der Nothwendigkeit ſeyn, ihr einen Fremden zum Gemahle zu geben. Dieſer würde ſie entweder mit in ſein Land nehmen, oder, wenn er auch in dieſem Königreiche ſelbſt herrſchte, ſo würden doch ſeine Kinder nicht mehr von der herrſchenden Linie ſeyn, und es könnte dann leicht zu Kriegen kommen, welche dem Reiche den Untergang brächten. — Dieſe Vorſtellungen machten Eindruck auf den König, und er verſprach alles zu thun, was zur Zufriedenheit und Sicherung ſeiner Unterthanen beytragen könnte.

In der That ſah er ſich unter den Prinzeſſinnen, welche zu verheyrathen waren, um, und erhielt alle Tage ein neues Porträt; aber ſo ſchön dieſe immer waren, ſo kam doch nichts den Reizen der verſtorbenen Königin bey. Er konnte alſo zu keinem feſten Entſchluſſe kommen. Während er ſich mit dieſen Gedanken beſchäftigte, ward er unglücklicherweiſe gewahr, daß ſeine Tochter nicht nur unſäglich ſchön und reizend war, ſondern daß ſie auch die Königin, ihre Mutter, an Verſtande und Anmuth des Geiſtes bey weitem übertraf. Ihre Jugend, ihre ſchöne und friſche Farbe entzündete in dem König eine ſo heftige Liebe, daß er ihr endlich geſtund, er wolle ſie heyrathen, weil ſie allein ihn ſeines Eides entbinden könnte.

Die junge Prinzeſſin, voll Tugend und Ehrliebe, erſchrak über dieſen entſezlichen Antrag. Sie warf ſich ihrem Vater zu Füßen, ſie beſchwor ihn, bey allem was ihm theuer war und mit aller Beredſamkeit, ſie nicht zu einem ſolchen Verbrechen zu zwingen.

Der König hatte ſich aber nun einmal dieſe ſonderbare Grille in den Kopf geſezt und fragte einen alten Druiden über die Sache um Rath, um das Gewiſſen ſeiner Tochter zu beruhigen. Dieſer Druide, dem es mehr um die Befriedigung ſeines Ehrgeizes als um die Religion zu thun war, opferte die Sache der Unſchuld und Tugend der Ehre auf, des königlichen Vertrauens gewürdigt zu werden. Er wußte den König ſo einzunehmen, daß er ihn nicht nur über das Verbrechen, welches er begehen wollte, vollkommen beruhigte, ſondern ihm die Heyrath mit ſeiner Tochter ſogar als ein Werk der Gottſeligkeit vorſtellte. Der König war mit dieſer Entſcheidung, welche ſeinen Wünſchen ſchmeichelte, höchſt zufrieden, umarmte den Druiden und kehrte mit dem feſten Vorſatze zurück, ſein Projekt auszuführen. Er ließ alſo ſeiner Tochter befehlen, ihm Gehorſam zu leiſten und ſich bereit zu halten, ſeine Hand anzunehmen.

Die junge Prinzeſſin wußte nun keinen andern Rath, als zu der Fee Je-länger-je-lieber, ihrer Pathe, zu gehn und ſich bey ihr zu befragen, was ſie thun müſſe. Sie machte ſich des Nachts mit einem kleinen Cabriolet auf den Weg, welches von einem großen Widder gezogen wurde, welcher alle Wege auf ein Haar wußte. Sie kam glücklich an. Die Fee, welche ſie von ganzem Herzen liebte, ſagte ihr gleich: ſie wüßte ſchon warum ſie käme, und ſie ſollte nur ganz unbekümmert ſeyn; wenn ſie ihrem Rathe treulich folgte, ſo würde ihr niemand etwas zu leide thun. Es würde allerdings ein ſehr großes Verbrechen ſeyn, fuhr ſie fort, mein liebes Kind, wenn du deinen Vater heyrathen wollteſt; aber du kannſt es vermeiden, ohne dich ihm geradezu zu widerſetzen. Bitte ihn, ehe du dich weiter auf etwas einläßeſt, um ein Kleid von Wetterfarbe; mit allen ſeinen Reichthümern und aller ſeiner Liebe zu dir wird er dir dieß doch gewiß nicht ſchaffen können. Die Prinzeſſin dankte ihrer Pathe; und den andern Morgen ſagte ſie zu ihrem Vater, was ihr die Fee gerathen hatte, und verſicherte, daß ſie ſchlechterdings ihr Wort nicht von ſich geben würde, wenn ſie nicht ein Kleid von Wetterfarbe bekäme. Der König, froh einige Hoffnung zu erhalten, ließ ſogleich die geſchickteſten Fabrikanten des ganzen Königreichs zu ſich fordern, und befohl ihnen, ein ſolches Kleid zu verfertigen, mit der Bedrohung, wenn ſie es nicht zu Stande brächten, ſie alle aufhängen zu laſſen. Sie erſparten ihm den Verdruß ſeine Drohung erfüllen zu müſſen, und ſchon den andern Tag brachten ſie das verlangte Kleid. Der Himmel iſt nicht ſo blau, wenn goldne Wolken ihn umgeben, als dieſes ſchöne himmelblaue Kleid, da man es von einander ſchlug. Die Prinzeſſin war ganz niedergeſchlagen, da ſie es ſah und nichts daran tadeln konnte. Sie wußte nun gar nicht mehr, was ſie anfangen ſollte. Der König drang auf eine entſcheidende Antwort und ſie reiſte noch einmal zu ihrer Pathe, die ſich wunderte, daß ihr Rath keinen beſſern Erfolg gehabt hatte. Sie gab ihr alſo den Anſchlag, noch ein Kleid von Mond-Farbe zu fordern. Der König, der ſeiner Tochter nichts abſchlagen konnte, ließ wiederum die geſchickteſten Fabrikanten zu ſich fordern, und befohl ihnen auf das eiligſte ein Kleid von Mond-Farbe zu machen. Das Kleid war in vier und zwanzig Stunden fertig. Die Prinzeſſin konnte dieſer auſſerordentlichen Arbeit ihre Bewunderung nicht verſagen, aber da ſie mit ihrer Amme und ihren Kammerfrauen wieder alleine war, zerfloß ſie beynahe in Thränen. Da erſchien ihr die Fee, die um alles wußte, um ſie in ihrer Betrübniß zu tröſten, und ſagte zu ihr: ich müßte mich ſehr irren, oder dein Vater wird nicht im Stande ſeyn, dich zu befriedigen, wenn du ein Kleid von Sonnenfarbe forderſt. Ich glaube nicht, daß man ſo etwas machen kann und wir werden wenigſtens etwas Zeit gewinnen. Die Prinzeſſin war es zufrieden und forderte ein ſolches Kleid. Der verliebte König getraute ſich nicht, es ihr abzuſchlagen, ſondern gab alle Diamanten und Rubinen aus ſeiner Krone zu dieſer Arbeit her, und zugleich befohl er, daß man durchaus nichts ſparen ſollte, um dieſes Kleid der Sonne gleich zu machen. In der That, da das Kleid kam und ausgebreitet wurde, mußten alle Anweſende die Augen zumachen, um nicht von dem Glanze deſſelben geblendet zu werden. Man hatte nie etwas ſchöneres und künſtlicheres geſehn. Die Prinzeſſin, ſtatt ſich zu freuen, war ganz beſtürzt und begab ſich auf ihr Zimmer, unter dem Vorwande, daß ihr die Augen davon wehe thäten. Hier erwartete ſie ihre Pathe, ganz beſchämt über die Bereitung ihres Anſchlags und voller Zorn gegen den König. Endlich, meine Tochter, ſagte ſie, wollen wir deinen Vater doch auf eine Probe ſetzen, die er nicht aushalten ſoll. Er glaubt der Erfüllung ſeiner Wünſche nun ſehr nahe zu ſeyn, aber ich denke, daß die Bitte, die ich dir rathen will zu thun, ihn etwas aus der

Faſſung bringen ſoll. Gehe hin und bitte ihn um die Haut ſeines Gold-Eſels, den er ſo ſehr liebt und der ihm das Geld zu allen ſeinen Ausgaben verſchafft.... Die Prinzeſſin war von Herzen froh noch ein Mittel zu haben, einer Verheyrathung aus dem Wege zu gehen, die ſie verabſcheute. Denn ſie glaubte ganz gewiß, daß ihr Vater ſich niemals entſchließen würde, ihr ſeinen Eſel aufzuopfern. Sie gieng alſo zu ihm und bat ihn um das Fell dieſes Wunderthiers. Der König war zwar etwas verlegen über dieſe Zumuthung, aber ſeine Liebe behielt die Oberhand, und er verſprach ihr auch dießmal Gewährung ihrer Bitte. Der arme Eſel mußte ſein Fell hergeben. Man brachte es der Prinzeſſin, die nun gar keinen Ausweg mehr ſahe und in eine wahre Verzweiflung gerieth. In dem Augenblicke kam ihre Pathe und da dieſe ſahe, daß die Prinzeſſin ſich die Haare ausraufte und das Geſicht zerkrazte, rief ſie ihr zu: was machſt du, meine Tochter. ¿Der ſchönſte Augenblick deines Lebens naht ſich und du verzweifelſt? Nimm dieſe Haut um; verlaß dein väterliches Haus und gehe ſo weit dich deine Füße tragen. Die Götter belohnen den, welcher der Tugend alles aufopfert. Geh' und laß mich für alles Uebrige ſorgen. Ein Koffer mit Kleidern und Schmucke ſoll dir allenthalben unter der Erde nachfolgen. Nimm dieſen Stab;

wenn du deinen Koffer brauchſt, ſo ſchlage das mit auf die Erde und er wird dir ſogleich zu deinen Dienſten ſeyn. Aber eile aus dieſem Hauſe und zaudre nicht länger.

Die Prinzeſſin umarmte ihre Pathe tauſendmal und bat ſie um ihren Schutz; dann nahm ſie die häßliche Eſels-Haut um, beſtrich ihr Geſicht mit Ruß und verließ den königlichen Palaſt, ohne von einer Seele erkannt zu werden.

Kaum war ſie fort, ſo wußte man es ſchon im ganzen Hauſe, und man kann denken, was ihre Verſchwindung für ein Aufſehn machte. Der König war untröſtlich; denn er glaubte nun der Erhörung ſeiner Wünſche gewiß zu ſeyn, und hatte deshalb ein herrliches Feſt angeordnet. Er ließ ſogleich ſeine ganze Leibgarde aufſitzen, um der Prinzeſſin nachzureiten; aber niemand konnte ſie finden; denn die Sorgfalt der Fee machte ſie unſichtbar. Und da die Sache nun einmal nicht zu ändern war, ſo blieb dem Könige nichts übrig als ſich zu tröſten.

Indeß ſezte die Prinzeſſin ihren Weg immer fort. Sie gieng weit weit weg und ſuchte allenthalben anzukommen; aber umſonſt. Aus Mitleiden gab man ihr wohl einmal zu eſſen, aber weiter wollte man nichts mit ihr zu thun haben, denn ſie war gar zu ſchmuzig. Endlich kam ſie in eine ſchöne Stadt, vor deren Thore ein Meyerhof lag. Die Pachterin hatte einen Küchenraz nöthig, der die Lappen auswüſche, die Tröge rein machte und die Truthüner, Gänſe- und Enten-Ställe fegte. Dazu ſchien ihr die arme Prinzeſſin nun gerade recht; man frug ſie, ob ſie dableiben wollte, und ſie ſagte mit Freuden ja! ſo müde war ſie von dem langen Gehen. Man ſteckte ſie in die Küche in einen Winkel, wo das Geſinde die erſten Tage über ſie unaufhörlich neckte und höhnte; denn ſie war in ihrer Eſelshaut gar zu häßlich. Mit der Zeit wurde man ihrer aber gewohnt; und da ſie ſehr ämſig war und ihre Arbeit treulich that, ſo nahm ſie die Pachterin in ihren Schutz. Sie trieb die Schaafe und Gänſe auf die Weide; und in allem bewieß ſie ſoviel Geſchicklichkeit, daß man meynte, ſie hätte zeitlebens nichts anders gethan.

Eines Tages ſaß ſie an einem hellen Bache und weinte über ihr trauriges Schickſal, als ihre Augen von ungefähr auf das Waſſer fielen und ſie ſich ſelbſt in ihrer häßlichen Eſelshaut ſahe, welche ihren ganzen Staat ausmachte. Sie erſchrak vor ſich ſelbſt und ſchämte ſich. Hierauf wuſch ſie ſich Geſicht und Hände ab, welche ſo weiß wie Elfenbein wurden. Und da ſie ſahe, daß ihre natürliche Farbe wieder zum Vorſchein kam, bekam ſie Luſt ſich zu baden, welches ſie auch that. Indeß mußte ſie ihre häßliche Eſelshaut wieder umnehmen, um nach Hauſe zurückzukehren. Glücklicherweiſe war den andern Tag ein Feyertag, und ſie hatte Zeit, ihren Koffer erſcheinen zu laſſen und ihre Toilette zu machen. Sie puderte ihre ſchönen Haare und zog das Wetterfarbne Kleid an. Ihr Kämmerchen war ſo klein, daß ſie nicht einmal die Schleppe fallen laſſen konnte. Die ſchöne Prinzeſſin beſah ſich im Spiegel und gefiel ſich ſo wohl, daß ſie beſchloß, alle Sonn- und Feyertage ihre ſchönen Kleider eines nach dem andern anzuziehn. Das that ſie denn nun auch und es war in dem traurigen Leben ihre einzige Erhohlung. Sie flocht dann Blumen und Diamanten in ihre ſchönen Locken und es that ihr manchmal Leid, keine andern Bewunderer zu haben, als ihre Schaafe, Truthühner und Gänſe, die ſie in der Eſelshaut eben ſo gern ſahen, als in dem ſchönſten Kleide.

Als ſie einesmals ihr Sonnenfarbnes Kleid angezogen hatte, kehrte der Sohn des Königs, dem der Meyerhof gehörte, darinnen ein, um von der Jagd auszuruhen. Dieſer Prinz war jung, und wohl gemacht, der Liebling ſeiner Eltern und der Abgott ſeines Volks. Er nahm ein ländliches Mahl ein und kroch dann in den Höfen und in allen Winkeln des Hauſes umher. Endlich kam er auch auf einen dunkeln Gang, an deſſen Ende eine verſchloſſene Thüre war.

Die Neugierde trieb ihn, durch das Schlüſſelloch zu gucken. Wie erſtaunte er als er dieſe ſchöne und prächtig gekleidete Prinzeſſin erblickte, die ihn durch ihren edeln beſcheidenen Anſtand mit der tiefſten Ehrfurcht erfüllte. Dieſe allein hielt ihn ab die Thüre aufzuſtoßen, wozu er in der erſten Aufwallung der Leidenſchaft ſehr große Luſt hatte.

Ungern verließ er den Gang und erkundigte ſich im Hauſe, wer denn die kleine Kammer bewohnte? Man antwortete ihm, es wäre ein armes Mädchen, die man im Hauſe nur Eſelshaut nennte, weil ſie gewöhnlich eine Eſelshaut trüge. Sie wäre ſo ſchmuzig, daß kein Menſch ſie gern anſehn oder mit ihr reden möchte, und man hätte ſie aus Mitleid aufgenommen, um die Schaafe und Gänſe zu hüten.

Der Prinz war durch dieſe Nachricht ſchlecht getröſtet; aber er ſah wohl, daß die guten Leute ſelbſt nicht mehr wüßten, und ſo frug er denn auch nichts weiter. Indeß war er über alle Maaſen verliebt und da er wieder nach Hauſe kam, ſo konnte er an nichts denken, als an ſein Abentheuer, und das Bild der Göttin, die er durch das Schlüſſelloch geſehen hatte, ſchwebte ohne Unterlaß vor ſeinen Augen. Seine Beſcheidenheit fing ihn an zu gereuen und er nahm ſich feſt vor, das nächſtemal gewiß anzupochen. Aber noch in der nemlichen Nacht zog ihm das Ungeſtüm ſeiner Leidenſchaft ein Fieber zu, das ihn in kurzem an den Rand des Grabes führte. Alle Mittel wurden vergebens angewandt; und ſeine Mutter, welche nur dieß einzige Kind hatte, war in Verzweiflung. Vergebens verſprach man den Aerzten die größten Belohnungen; ſie boten alle ihre Kunſt auf, aber nichts war im Stande den Prinzen zu retten. Endlich meynten ſie, es müſſe irgend ein heimlicher Kummer zum Grunde liegen, der die Krankheit verſchlimmere. Sie theilten der Königin dieſe Vermuthung mit, und dieſe beſchwor ihren Sohn, ihr die Quelle ſeiner Krankheit nicht zu verbergen. Sie verſicherte ihn, daß er alles erhalten ſollte, was er begehren würde; und wenn es auch ſelbſt die Krone wäre, ſo würde ſein Vater ſie mit Vergnügen auf das Haupt eines ſo geliebten Sohnes ſetzen. Wenn er etwa in eine Prinzeſſin verliebt wäre, mit deſſen Vater man im Kriege begriffen ſey, oder über den man ſonſt gerechte Urſache zu klagen hätte, ſo würde man von Herzen gern die Forderungen der Politik den Forderungen ſeines Herzens nachſtehen laſſen. Mit Einem Worte man wäre zu allem bereit, was ihm das Leben retten könnte, denn das Leben ſeiner Eltern hienge von dem ſeinigen ab. Die Königin endigte mit einem Strome von Thränen, der über das Geſicht ihres Sohnes herabfloß. — Liebſte Mutter, antwortete er ihr nach einigem Stillſchweigen mit ſchwacher Stimme, ich begehre die Krone meines geliebten Vaters nicht; möchte Gott ſein Leben noch lange erhalten und ich noch lange Zeit der treueſte und ehrerbietigſte ſeiner Unterthanen ſeyn. Aber eben ſo wenig habe ich daran gedacht mich zu verheyrathen, und Sie wiſſen, daß ich Ihnen immer gehorſam geweſen bin, und daß ich alſo auch in dieſem Punkte alles auf Ihren Willen würde ankommen laſſen, ſoviel mich auch dieſer Gehorſam immer koſten dürfte..... ¡Ach! mein Sohn, erwiederte die Königin, es iſt uns nichts zu koſtbar, um dir das Leben zu retten; aber rette du auch das meinige und das Leben deines Vaters; entdecke mir was du wünſcheſt und ſey verſichert, daß es dir zugeſtanden werden ſoll.... Wohlan denn, verſezte der Prinz, Sie wollen, daß ich Ihnen meine Wünſche entdecken ſoll, ſo muß ich gehorchen; und ich würde mir ein Verbrechen daraus machen, das Leben meiner geliebten Eltern in Gefahr zu ſetzen. Ach, liebſte Mutter, fuhr er fort, mein heißeſter Wunſch iſt, daß Eſelshaut mir mit eignen Händen einen Kuchen backe und daß man mir ihn bringe, wenn er fertig iſt.... Die Königin glaubte ihr Sohn phantaſire, da er ihr den ſeltſamen Namen nannte, und frug ihn, ¿wer denn

Eſelshaut wäre? — Ihro Majeſtät, fiel einer von den dabey ſtehenden Offizianten ein, der das Mädchen von ungefähr geſehen hatte, es iſt das häßlichſte Murmelthier von der Welt, ein ſchwarzer Schmuzraz, der drauſſen auf Ihro Majeſtät Meyerhofe dient und die Gänſe und Truthühner hütet.... Gleichviel, antwortete die Königin. Mein Sohn hat vielleicht einmal beym Einkehren von der Jagd von ihrem Backwerke gegeſſen. Es iſt eine Kranken-Idee; aber ich muß mein Wort halten, und **Eſelshaut** ſoll ihm gleich einen Kuchen backen. Nun ſchickte man auf den Meyerhof; ließ **Eſelshaut** kommen und befohl ihr, ſo gut ſie konnte einen Kuchen für den Prinzen zu backen.

Man will wiſſen, daß die Prinzeſſin es gewahr worden ſey, als der Prinz durch das Schlüſſelloch in ihre Kammer guckte; ſie hatte ihn hierauf beym Weggehen durch ein kleines Fenſterchen belauſcht, ihn jung, ſchön und wohlgemacht befunden. Sie hatte ſich von der Zeit an ſein Bild feſt eingeprägt und das Andenken an ihn hatte ihr manchen Seufzer gekoſtet. Dem mag nun ſeyn wie ihm will, ſie mag ihn geſehen oder von ihm gehört haben, genug, ſie war froh ein Mittel zu finden ihm näher bekannt zu werden, ſchloß ſich in ihre Kammer ein, warf ihre häßliche Haut ab, ſcheuerte ſich Geſicht und Hände ab, ſtrich ihre blonden Haare zurecht, legte dann ein ſchönes Corſet und Rock von blanken Silberſtoffe an und fing an einzumengen, wozu ſie das feinſte Mehl, die friſcheſten Eyer und die ſchönſte Butter nahm. Unter dem Mengen kam ein Ring, den ſie am Finger trug, vielleicht aus Vorſatze, in den Teig; und da der Kuchen fertig war, hüllte ſie ſich wieder in ihre Haut, gab dem Bedienten den Kuchen und erkundigte ſich nach den Geſundheitsumſtänden des Prinzen. Der Bediente würdigte ſie keiner Antwort und lief fort.

Der Prinz riß dem Bedienten den Kuchen aus der Hand und verſchlang ihn mit einem Heißhunger, den die Aerzte für ein ſehr ſchlimmes Zeichen hielten. In der That wäre er auch beynahe an dem Ringe erſtickt, den er in dem Kuchen fand. Aber er nahm ihn ſachte aus dem Munde und ſein Heißhunger legte ſich in etwas, um ihm Zeit zu laſſen, den Ring zu bewundern, der aus einem einzigen Smaragd beſtund. Dieſer Smaragd war in einem goldnen Reife eingefaßt, welcher ſo enge war, daß er nur an den zärtlichſten Finger paſſen konnte.

Tauſendmal küßte er den Ring, ſteckte ihn unter ſein Kopfkiſſen und zog ihn alle Augenblicke wieder darunter hervor, ſo oft er glaubte, daß niemand auf ihn Achtung gäbe. Indeſſen deß ward ſein Fieber zuſehends ſchlimmer; denn er dachte und ſonn nun auf nichts, als wie er es anſtellen ſollte, die zu ſehen zu bekommen, der dieſer Ring gehörte. Er glaubte nicht, daß man ihm ſeine Bitte gewähren würde, wenn er verlangte, daß man die geſchickte Bäckerin ſollte kommen laſſen, noch weniger wägte er jemanden zu entdecken, was er durch das Schlüſſelloch geſehen hatte, weil man ihn gewiß für wahnſinnig gehalten hätte. Dieſe Ideen, welche ihn von allen Seiten beſtürmten, vermehrten natürlicherweiſe ſeine Krankheit, und da die Aerzte ihres Leibes keinen Rath mehr wußten, ſo verſicherten ſie der Königin, daß der Prinz zuverläßig vor Liebe krank ſey. Der König und die Königin eilten nun an das Krankenbette, und der König rief voller Verzweiflung aus: mein liebſter Sohn, nenne uns Deine Geliebte, ſie mag ſeyn wer ſie will: Ja wäre ſie auch die niedrigſte Sclavin, ſo ſoll ſie die Deinige ſeyn. Auch die Königin umarmte ihren Sohn und bekräftigte das Verſprechen des Königs mit einem Eide. Der Prinz wurde endlich durch die Liebkoſungen und Thränen ſeiner Eltern gerührt und ſagte: Liebſte Eltern, meine Meynung iſt im geringſten nicht, eine Verbindung zu treffen, die Ihnen misfallen könnte; und zum Beweiße daß ich die Wahrheit rede, ſo verſpreche ich Ihnen keine andre zu heyrathen, als die, an deren Finger der gegenwärtige Ring paßt. (Bey dieſen Worten zog er den Ring unter ſeinem Kopfkiſſen hervor.) Sie ſehen, fuhr er fort, daß er ſchwerlich an den Finger einer gemeinen Dirne paßen dürfte.

Der König und die Königin nahmen den Ring, betrachteten ihn mit großer Aufmerkſamkeit und waren ſo wie der Prinz der Meynung, daß dieſer Ring nur an den Finger eines Frauenzimmers vom Stande paſſen könne. Nun umarmte der König ſeinen Sohn, ſchwur, ihn zu retten, und befohl den königlichen Herolden unter Paucken und Trompeten-Schalle in der ganzen Stadt auszurufen, daß alle Frauenzimmer auf das Schloß kommen ſollten, um einen Ring anzuprobiren, und die, welcher er paßen würde, ſolle den Kronerben heyrathen.

Der Ausruf that ſeine Wirkung und das Schloß wurde von Stunde an mit Frauenzimmern angefüllt. Zuerſt kamen die Prinzeſſinnen, dann die Gräfinnen, Reichsfreyherrinnen und Baroneſſinnen; aber ſie mochten ihre Finger ſo dünn machen, wie ſie wollten, der Ring gieng doch nicht daran. Das Probiren kam nun an die Bürgermädchen; aber die niedlichſten unter ihnen hatten nicht ſo dünne Finger als für den Ring nöthig waren. Der Prinz der ſich eben ganz wohl befand, machte ſich ſelbſt das Vergnügen allen den Ring anzuprobiren. Er kam endlich bis zu den Kammermädchen; aber auch dieſe machten ihr Glück nicht. Sie hatten nun alle durchprobirt und keiner hatt' er gepaßt; als der Prinz befohl die Küchenmägde und Gänſemädchen kommen zu laſſen. Sie kamen auch; aber an ihren dicken, kurzen und rothen Fingern gieng der Ring nicht über den Nagel.... ¿Warum hat man Eſelshaut nicht auch kommen laſſen, die mir neulich den Kuchen gebacken hat? frug der Prinz. Alles in Zimmer fing an zu lachen, und man ſagte ihm, ſie ſey gar zu ſchmuzig. Thut nichts, erwiederte der König, laßt ſie nur den Augenblick kommen; man ſoll nicht ſagen, daß ich jemanden übergangen habe.... Die Bedienten gehorchten und machten ſich unter Lachen und Schreyen auf den Weg.

Die Prinzeſſin hatte die Trompeter und Pauker und den Ausruf des Herolds gehört, und leicht gerathen, warum man dieſen Lärm machte; aber ſie liebte den Prinzen, und da die wahre Liebe furchtſam und frey von Eitelkeit iſt, ſo ſchwebte ſie in einer beſtändigen Angſt, es möchte ſich eine Dame mit eben ſo kleinen und zarten Fingern, als die ihrigen, finden. Wie groß war ihre Freude, als die Hofbedienten kamen und an ihre Thüre pochten. Sie hatte ſich ſchon zum voraus darauf vorbereitet, ihren

Kopfputz zurechte gemacht, ihr ſilbernes Corſet und einen ſchönen Rock mit Spitzen beſezt und mit Brillanten verziert angezogen. Als ſie an ihre Thüre klopfen hörte, nahm ſie geſchwind die Eſelshaut um und machte die Thüre auf. Die Bedienten konnten vor Lachen kaum reden, und ſie brachten mit vieler Mühe heraus, daß der König ſie auf's Schloß kommen ließe, um ſeinen Sohn zu heyrathen; führten ſie dann unter beſtändigem Gelächter fort, und brachten ſie vor den Prinzen, der ſelbſt über ihren häßlichen Aufzug erſchrak und ſich nicht einbilden konnte, daß es dieſelbe wäre, die er durch das Schlüſſelloch geſehn hatte. — Niedergeſchlagen und betrübt über ſeinen groben Irrthum frug er ſie: ¿ihr ſeyd es alſo, die unten auf dem dunkeln Gange in dem Meyerhofe wohnt? — Ja, gnädigſter Herr, antwortete ſie.... So zeigt mir denn Eure Hand, fuhr er zitternd und mit einem tiefen Seufzer fort.... Sie gehorchte, und wie erſtaunte König und Königin, Kammerherrn und Hofdamen und alle Anweſende, als aus der ſchwarzen ſchmuzigen Eſelshaut ein kleines, weißes und zartes Händchen zum Vorſcheine kam. Sie reichte es hin, und der Ring paßte ſogleich an den niedlichſten Finger von der Welt. Jezt warf die Prinzeſſin auf einmal die Haut ab und erſchien ſo ſchön und glänzend, daß der Prinz bey aller ſeiner

Schwäche ſich nicht enthalten konnte vor ihr auf die Knie zu ſinken und die ihrigen mit einem Feuer zu umarmen, daß ihr das Blut ins Geſicht jagte. Aber nur wenige Leute bemerkten dieß, denn der König und die Königin eilten ſogleich herbey, umarmten und frugen ſie, ob ſie ihren Sohn heyrathen wolle; und die Prinzeſſin, die auf allen Seiten mit Liebkoſungen beſtürmt wurde, war eben im Begriffe ihrer Dankbarkeit freyen Lauf zu laſſen, als ſich die Decke des Zimmers öffnete und die Fee Je-länger-je-lieber, auf einen aus Je-länger-je-lieber-Zweigen und Blumen geflochtenen Wagen herabſtieg und die Geſchichte der Prinzeſſin mit unbeſchreiblicher Anmuth erzählte. Der König und die Königin waren entzückt, da ſie hörten, daß ihre künftige Schwiegertochter eine große Prinzeſſin ſey; aber den Prinzen rührte ihre Tugend mehr als ihre Herkunft, und ſeine Liebe wurde dadurch immer ſtärker. Kaum erlaubte ſeine Ungeduld, daß man die nöthigen Zurüſtungen zu der Vermählung machen konnte. Der König und die Königin waren in ihre Schwiegertochter ganz vernarrt und umarmten ſie einmal über das andre. Sie hatte declarirt, daß ſie ohne die Einwilligung ihres Vaters nicht heyrathen würde, und daher hatte man an ihn zuerſt eine Einladung zum Hochzeitfeſte geſchickt, doch ohne ihm wiſſen zu laſſen, wer die Braut war. So hatte es die Fee Je-länger-je-lieber verlangt, welche in allem mit Rathe und That an die Hand gieng. Aus allen Landen kamen Könige herbey: einige in Porte-Chaiſen, andre in Cabriolets, die entfernteſten auf Elephanten, Tygern und Adlern. Aber keiner kam in einem prächtigern Aufzuge, als der Vater der Prinzeſſin, der von ſeiner unſinnigen Liebe geheilt war, und eine ſehr ſchöne Königs-Wittwe geheyrathet hatte, die ihm ein Königreich zubrachte. Kinder aber hatte er nicht von ihr. Seine Tochter eilte ihm entgegen. Er erkannte ſie ſogleich und umarmte ſie mit der größten Zärtlichkeit, ehe ſie noch Zeit hatte, ſich vor ihm auf die Knie zu werfen. Der König und die Königin ſtellten ihm den Bräutigam vor, den er mit Liebkoſungen überſchüttete. Die Hochzeit ward nun mit aller möglichen Pracht gefeyert, auf welche die jungen Eheleute wenig achteten; denn ſie ſahen und hörten nicht vor Liebe und Zärtlichkeit. Der König ließ ſeinen Sohn noch an demſelben Abende krönen und ſezte ihn ſelbſt auf den Thron, ungeachtet ſich dieſer aus allen Kräften widerſezte. Die Feyerlichkeiten dauerten beynahe ein ganzes Vierteljahr; aber die Liebe der jungen Leute würde noch dauern, wenn ſie nicht hundert Jahre darauf geſtorben wären.

Feen-Mährchen
der
Frau von Lintot.

I.

Kornblümchen.

In dem reizenden Thale Cangam herrſchte einmal ein König, dem man den Namen Redeſcheu gegeben hatte. Niemand liebte ihn, weil er wenig ſprach, und faſt gar nicht lachte. Gleichwohl hatte er Verſtand, that gern Gutes, und war ein gütiger, gerechter und weiſer Fürſt.

Redeſcheu wußte wohl wie wenig er geliebt wurde, welches ſoweit gieng, daß man ſogar ein paarmal Anſchläge auf ſein Leben gemacht hatte, und dieß kränkte ihn tief: indeſſen hoffte er doch die Herzen ſeiner Unterthanen durch Wohlthaten gewinnen zu können. In dieſer Abſicht erſchien er öfters auf einem Balkon ſeines Palaſtes, der auf einen großen Platz gieng, und theilte reichliche Spenden von Gold und Silber aus.

Einmal des Abends bemerkte er im Gedränge eine kleine alte Frau, die einen Korb mit Kräutern unter dem Arme trug. „Gnädigſter Herr! rief ihm das Weib zu, haben Sie doch die Gnade, mir meine Kräuter abzukaufen! ich bin ſo unglücklich, daß niemand ſie mag, wiewohl ſie gut ſind, und wohlfeiler als bey andern Weibern: haben Sie die Gnade, ſonſt ſterb' ich Hungers." Den König rührte die Klage der armen Frau; er ſchickte ihr eine Börſe mit Gold. Sie nahm die Börſe mit der größten Freude; zugleich aber bat ſie den Ueberbringer, er möchte doch in ihrem Namen das Körbchen dem Könige überreichen, und ihr zu einer kleinen Audienz verhelfen. „Behaltet immer euer Körbchen," antwortete der Herr vom Hofe mit bitterm Spotte. Fatime ließ ſich nicht abſchrecken, ſondern bat noch einige andre Herren: keiner erfüllte ihre Bitte. Sie ſtellte ſich daher an das Thor des Palaſtes, um abzuwarten, wenn der Monarch in den Tempel gehen würde. Sobald ſie ihn erblickte, nahte ſie ſich ihm ſehr ehrerbietig, und ſagte zu ihm: „ich komme, Eur. Majeſtät für die Gnade zu danken, die Sie mir erzeigt haben, und zugleich zu bitten, meine Kräuter auf Ihr Zimmer tragen zu laſſen: beſſer weiß ich nicht zu danken. Dieſes Körbchen enthält ein Geſchenk, das

Eur. Majeſtät würdig iſt. Ich berufe mich deswegen auf den Ausſpruch einer ſchönen Dame, die mir einmal ein Sauerampferblatt gab, weil ich ihr ein Paar Blumen in meinem Garten zu pflücken erlaubt hatte. Verwahrt dieß Blatt ſorgfältig, ſagte ſie zu mir; es hat Eigenſchaften von hohem Werthe. So lange Ihr es tragt, ſeyd Ihr vor jedem Unfalle ſicher. Ich habe das Blatt lange aufbewahrt; aber heute, da ich ſehe, daß niemand meine Kräuter wollte, hab' ich mich endlich entſchloſſen es von mir zu geben. Ich hab' es verſchiedenen Perſonen gezeigt, die Eigenſchaften des Blattes erklärt und für ein Geringes angeboten: man hat mich aber ausgelacht. Aus Verdruß hab' ich es in meinen Korb geworfen: ſind Eur. Majeſtät neugierig darauf, ſo werden Sie's bald herausfinden können; denn es iſt breiter und länger als die gewöhnlichen, und es ſtehen Karakter darauf, die ich nicht habe leſen können." Der König dankte ihr und ſchenkte ihr noch zwey Beutel mit Golde: den Korb aber ließ er auf ſein Zimmer tragen. Es ward ihm nicht ſchwer, das beſtimmte Blatt herauszufinden: auch die Karakter zeigten ſich ihm bey einer genaueren Unterſuchung. Dieſe Karakter enthielten die Belehrung, daß man durch das Blatt, in der linken Hand gehalten, unſichtbar würde; legte man's aber aufs Herz, ſo erführe man dadurch die geheimſten Gedanken ſeiner nächſten Geſellſchaft. Um die Probe zu machen nahm es der König in die linke Hand; und zu ſeinem gröſten Vergnügen überzeugt' er ſich, daß ihn niemand bemerkte, als er durch alle Zimmer des Palaſtes gieng. Er legte es auch aufs Herz, und las in der Seele ſeines Generals von der Garde das ſchwarze Vorhaben, ihn noch dieſen Abend zu ermorden und ſich auf den Thron zu ſchwingen. Redeſchen ſchäzte ſich im höchſten Grade glücklich, ein ſo nützliches Kräutchen zu beſitzen; er trug es von nun an, in einem Beutel von Goldſtoffe beſtändig auf der Bruſt; und dadurch lernt' er diejenigen kennen, die um ihn waren. Durchaus fand er Herzen voll Falſchheit, Ehrſucht und ſchändlichem Geiz. Beſtürzt über dieſe Entdeckung an ſeinen Hofleuten und Günſtlingen wollt' er nun ſehen, ob alle ſeine Unterthanen in gleichem Grade verdorben wären; auch unter dieſen fand er nicht einen, der nicht anders geweſen wäre als er zu ſeyn ſchiene. Unwillig über ein ſo verderbtes Volk zu herrſchen, entſchloß er ſich den Thron zu verlaſſen. Lieber wollt' er ſein Leben auf einem ſeiner Schlöſſer mitten in einem ſchönen Walde beſchließen; lieber Eingezogenheit und Ruhe als Hofgeräuſch und allen Schimmer der königlichen Würde haben.

Seine Gemahlin war ſchon vorlängſt geſtorben und hatte ihm nur eine Tochter hinterlaſſen. Dieſe einzige Tochter war ihm noch in der Wiege von einer großen ſchwarzen Hundin geraubt worden; und ſeit der Zeit war jede Bemühung, etwas von ihr zu erfahren, fruchtlos geweſen. Es hinderte ihn alſo nichts an der Erfüllung ſeines Wunſches nach der Einſamkeit, die ihm Reize darbot, von welchen er im Gewühle der großen Welt nichts empfand; er liebte das Leſen und Denken. Ungeachtet er König war, ſo war er doch auch Gelehrter und Philoſoph, aber ohne die gewöhnlichen Fehler von beyden zu haben. Sein Wiſſen machte ihn nicht unleidlich, wie ſo oft der Fall iſt; an ihm war kein Eigenſinn, kein Selbſtdünkel, keine Lobſucht ſeiner Arbeiten; er ließ jedem Gerechtigkeit widerfahren, der beſſer dachte oder ſprach, als er.

In dem Augenblicke da er abreiſen wollte, erſchien in ſeinem Zimmer Abdal, ein Mann von Anſehen und Verdienſte. Der König hatte ſeit dem Beſitze des wichtigen Blattes dieſen ſeinen Miniſter, wegen einer langen und ſchweren Krankheit, nicht geſehen. Er hielt ihn für nicht beſſer als die andern, und wollte ſich entfernen, ohne ihm nur einen Blick zu gönnen. Aber es fiel ihm ein, daß er ihm vor

ſei:

ſeiner Krankheit einige Geſchäfte von vorzüglicher Wichtigkeit übertragen gehabt; er befragte ihn alſo darüber. Und welch ein Erſtaunen für ihn; er entdeckte in Abdal den einzigen Mann im Königreiche, der wahre Tugend beſaß. Voll Entzücken und indem er ihn umarmte, ſagte er zu ihm: Abdal, du biſt der Krone werth, die ich niederlegen will, nimm ſie an. Die Unterthanen werden dich lieben, weil du alle Eigenſchaften vereinigſt, durch die ſich ein König Liebe erwirbt. Abdal war auch in der That ein Mann der Liebe verdiente. Er hatte ein edles Anſehen, ſchöne Augen, einen freundlichen Mund, ein anmuthsvolles Lächeln; Verſtand und Talente waren bey ihm verbunden. Alle dieſe Vorzüge bekamen noch das Gepräg der Vollkommenheit durch die Güte ſeines Herzens. Sein gröſtes Vergnügen war Wohlthätigkeit; und er begleitete jede Wohlthat mit einem Ausdrucke von Milde, der dem Hülfeſuchenden eben ſo ſüß war als die Wohlthat ſelbſt. Alles freute ſich, als man vernahm, König Redeſchen habe ihm die Krone abgetreten. Er hatte alles angewendet, den König von ſeinem Vorhaben abzubringen und die Königswürde von ſich abzulehnen: aber er mußte gehorchen, und das ganze Reich jauchzte darüber. Jedermann ehrte und ſchäzte ihn; wie ſeine Tochter Zemona und ſeinen Sohn

Timander, beyde ſchön und edel, und ihres Vaters vollkommen würdig.

Eines Tages als Timander im Walde in einem Buche las, das ihn anzog, weil es ihn belehrte, ſah er ein Blatt Papier um ſich her flattern, auf dem etwas mit goldnen Buchſtaben geſchrieben ſtund. Er wollt' es ergreifen; aber es entſchlüpfte ihm. Er lief ihm nach, das Blatt flog immer weiter. Timander ward nicht müde ihm nachzulaufen; er wollte doch ſehn, wohin es ihn führen würde; und ſo verfolgte er es den ganzen Tag, bis er ſich in der Dämmerung in einer unbekannten Gegend des Waldes befand. Hier legte ſich ihm das Blatt von ſelbſt in die Hand, und er las darauf:

Ein ſchönes Mädchen fühlt für dich allein.
Wirſt du für Liebe wieder Liebe geben,
So wird dereinſt die Königstochter dein.
Doch wirſt du kalt und unempfindlich ſeyn,
Wird ſich vom Gram darob ihr Buſen ſchwerer heben,
So magſt du für die Zukunft beben,
Sie hüllt ſich dir in Sturm und Wetter ein.

Der Prinz las dieſe Verſe und las ſie wieder; aber die Drohung, die ſie enthielten, ſchreckte ihn nicht: er überzeugte ſich feſt, daß er die ſchöne Unbekannte unfehlbar herzlich lieben würde. Noch hatt' er nicht geliebt; denn noch war ihm kein Gegenſtand vorgekommen, der ihm ſeiner Zärtlichkeit werth geſchienen hätte. Zwar hatte Zemona manche ſchöne Geſellſchafterin: aber bey jeder hatte Timander entweder an ihrem Verſtande oder an ihrer Laune etwas auszuſetzen gehabt. Beliſe, ganz Eigenliebe und Sucht zu gefallen, wollte alle Herzen beſiegen, gönnte nur demjenigen ein freundliches Lächeln, der ihr ſagte, ſie ſey ſchön. Celerine war in dieſem Augenblicke zuvorkommend und ſchmeichelnd; im folgenden ſpöttiſch und ſpröde. Fatme machte Anſpruch [illegible] Gelehrſamkeit, ſprach faſt immer blos von Neuigkeiten des Tags, entſchied über alles, fand keine ihres Geſchlechts, die Geiſt genug gehabt hätte, um ſich mit ihr zu unterhalten. Barbane war ſtolz und hatte überall Langeweile. Felicie ſprach mit zu viel Grimaſſe, hatte immer etwas Gezwungenes, ein Anſehn von Verlegenheit; kurz von allen Damen, die er kannte, war nicht Eine, die ihm gefiel. Nur diejenige, von der ihm das fliegende Blatt ſagte, nur dieſe ſtellt' er ſich ganz nach ſeinen Wünſchen vor. Mit heimlicher Freude überließ er ſich dieſem Gedanken, und wünſchte nur die Unbekannte zu ſehen. Es war ihm daher ſehr ärgerlich, daß er auf dem Blatte keine Nachricht von ihrem Aufenthalte fand. In dieſer Ungewißheit gieng er immer weiter, um vielleicht im

Walde

Wald ein Haus zu finden, wo er nachfragen konnte.

Er war erſt wenige Schritte gegangen, ſo hört' er über ſich ein Summen in der Luft. Er blickte auf und ſah einen kleinen Thron von Roſen und Schasmin, getragen von einer ungeheuern Menge Bienen, die langſam nach der Seite zuflogen, woher er kam. Wunderbar dünkte ihm dieſe Erſcheinung; aber noch wunderbarer die Folge. Die kleine fliegende Schaar verweilte bey ihm, und eine Biene überreichte ihm ein Roſenblatt, mit der Aufforderung, den Schasminthron zu beſteigen und ſich an einen Ort tragen zu laſſen, wo er mit Ungedult erwartet würde. Timander vergaß in dieſem Augenblicke, welchen Kummer er ſeinen Eltern durch ſein Verſchwinden zubereiten würde; er machte es wie alle junge Leute ohne Erfahrung; nicht die Vernunft wurde gehört, blos der Ruf des Augenblicks. Er beſtieg den Roſenthron, der auf einmal für ihn groß genug wurde, und namenloſe Freude war es für ihn, zu ſehen, wie ſein leichter Wagen mit unglaublicher Schnelle die Lüfte durchſchnitt. Wie ein Bewohner der Götterwelt ſaß er darauf: ſein ſchönes braunes Haar floß in Locken nachläſſig über ſein Gewand von blauen Silberſtoff. Zwey violetfarbne Zeiſige hüpften neben ihm auf einem

nem Jasminzweige und sangen mit bewundernswürdiger Anmuth ihren Wettgesang: ſanft und zärtlich war ihr Lied. Noch nie war der Prinz ſo angenehm gereiſt und zugleich ſo ſchnell; denn ſein Auge, ſo gut es auch war, unterſchied keines der verſchiedenen Länder, über die er dahinrauſchte. Vier Stunden währte dieſe Luftreiſe; bis endlich die Bienen das liebliche Fuhrwerk in einem Garten niederſezten, der ſo prächtig, ſo auſſerordentlich war, daß er dem Prinzen vorkam, wie eine Wohnung höherer Weſen.

Gold war der Sand in den Gängen; die Zweige der Bäume waren grün und durchſichtig wie lauter Smaragd; die Blätter blieben immer friſch; alle Bäume prangten mit Blüthen und Früchten, deren Duft der Naſe eben ſo wohlbehagte als ihre Farben dem Auge. Junge Raſenſtücke winkten überall zur Ruhe. Tauſend und tauſend Sänger ſangen in den ſchattenreichen Gängen der Gebüſche die ſchönſte Begleitung zu der entzückenden Symphonie hoch in der Luft. Ewiger Frühling herrſchte in dieſem Aufenthalte der Wonne; Regen und Wind waren hier fremd; nur Zephyr wehte über Blumen. Kein unnützes Unkraut, kein beſchwerliches Geſchöpf war hier zu ſehen: in den Gehölzen weideten weiße Hirſche mit Halsbändern von Diamanten: Rebhühner, Faſanen, Turteltauben und Eichhörnchen erſchienen folgſam und freundlich auf den erſten Ruf. Aus mehrern Quellen floß ein klares, friſches, reines Waſſer und bildete kleine Bäche in Kanälen von Bergkryſtall, deren Rand mit Violen eingefaßt war. Keine Mauer umſchloß dieſen Zauberort; er hatte blos Umzäunungen von Schasmin, Granaten und Orangen.

Timander bewunderte alle dieſe Schönheiten und bewunderte ſie immer von neuem: aber dabey vergieng er faſt vor Ungeduld, die Eigenthümerin zu finden. Nach einigen Wendungen durch den ſchönen Garten ſah er einen Wagen von Elfenbein vorbeyfahren, den zween Hirſche mit goldnen Geweyhen zogen, und auf dem Wagen eine Schönheit, wie er ſie noch nie geſehn hatte. Ihr Anblick bezauberte ihn: er wollte dem Wagen voreilen, wollte ihn aufhalten; allein die Hirſche trabten ſo ſchnell, daß er ihn bald aus den Augen verlor. Dieſes kurze Abentheuer hätte ihn betrübt, wenn er Zeit behalten hätte darüber nachzudenken. Es erſchienen zwölf ähnliche Wagen von japaniſchem Porzellan von weißen Einhornen gezogen, und auf dieſen Wagen zwölf noch ſchönere Damen. Erſtaunen machte ihn unbeweglich und ſprachlos.

los. Nachher, als er ſich wieder beſonn, ärgerte es ihn, daß er nicht hatte reden können; denn einen Augenblick darauf ſah er keinen Wagen mehr. Er verfolgte zwar eilig den Weg, den ſie genommen hatten, bis ans Ende einer Allee: aber wie er dahin kam, war alles verſchwunden.

Statt der Wagen und Damen ſah er einen großen Kanal, der unendlich lang zu ſeyn ſchien. Auf dieſem Kanale ſegelten Schiffe von Kryſtall mit goldnen Maſten, Seegeln von roſenfarbnen Flor, und goldenen Rudern, die ſich in Blumenketten bewegten. Alle Ruderknechte waren in Silberſtoff gekleidet. Verwunderungsvoll ſahe Prinz Timander das neue Schauſpiel, das ſonderbare Geſchwader, wie es langſam auf ihn zukam. Ein kleiner Nachen wurde abgeſandt, und legte an der Stelle wo Timander ſtand, an. Aus dem Nachen ſtieg ein Knabe, dem Gott der Liebe gleich, und frug den Prinzen, ob er nicht begierig wäre die ſchöne Gebieterin dieſer Gegend kennen zu lernen. Timander antwortete durch Verſicherungen, daß er ſich kein ſchöneres Glück zu denken wiſſe, als ihr zu huldigen. So ſteige denn in meinen Nachen, ſagte der Knabe mit einem ſchelmiſchen Lächeln, du wirſt bald deinen Wunſch erfüllt ſehn. Timander ließ ſich nicht lange bitten, ſondern ſprung haſtig in den Nachen. Ein Windſtoß brachte dieſen in wenigen Minuten wieder zu dem gröſten jener Schiffe zurück. Hier bewillkommten zwo junge Schönen den Prinzen und führten ihn aufs Verdeck, wo die Königin auf einem Throne von einem einzigen Amethyſt, im Schatten von vier Citronenbäumen, die in ſmaragdnen Aeſchen ſtunden, ſaß. Sie ſtund auf und empfieng ihn mit der Frage: ¿ob er den Verſen im Walde geglaubt und auf die Hoffnung ſich gefreut hätte, die ſie ihm gaben? Ich war nicht ſo eitel, gab er zur Antwort, mir den Gedanken zu erlauben, daß mir ein ſolches Loos beſchieden ſeyn könnte. Aber geglaubt hab' ich doch, ich müßte zu der Liebenswürdigen kommen, die mir angekündigt war. Ich gieng alſo mit dem Vorſatze ihr mein Herz und meinen Dienſt anzubieten. Jetzt da ich ſie ſehe, jetzt ſind in meinem Herzen andere Empfindungen erwacht, die keine Gottheit wieder vernichten könnte. Ich werde mich für den glücklichſten Sterblichen halten, wenn ich ſie Ihnen entdecken darf und wenn Sie mir vergönnen wollen, mein Leben der Bewunderung Ihrer Reize zu widmen. Sehr gern, antwortete die Königin, gewähr' ich Ihnen was Sie wünſchen: und eben ſo gern will ich Ihnen geſtehen, daß ich diejenige bin, die Sie ſuchen. Ich ſah Sie geſtern im

Walde: Sie erſchienen mir wie ein Gott. Ich fühlte, daß Sie allein mich glücklich machen könnten; und um es Ihnen zu entdecken, brachte Sie mein Roſenwagen an meinen Hof. Ich bin Graziose, eine Tochter der Feenkönigin. Ich beſitze die Feenkunſt wie ſie: alles, was ſie hier ſehen, iſt mein Eigenthum. Mein Gebiete iſt das Reich der Freude: wohin Sie blicken, begegnen Ihnen Scherze und Grazien. Ueberdruß und Sorgen ſind auf ewig daraus verbannt: ich habe mich durch einen unverletzlichen Schwur verbunden, ſie bey der erſten Annäherung wieder zu verſcheuchen. Sehen Sie zu, ob ſie fähig ſeyn werden, ſie auf immer von Ihnen entfernt zu halten; ob es Ihnen möglich ſeyn werde, mich ſo beſtändig zu lieben, als ich es von Ihnen verlange. Verſprechen Sie mir bewährte Treue, ſo ſind Sie hier Gebieter, und nichts ſtört die Freuden, die man Ihnen zubereitet. Hat mein Herz, meine Hand, meine Krone keinen Reiz für Sie, ſo können Sie zurückkehren; ich ſelbſt laſſe Sie wieder an den Hof Ihres Vaters bringen, ſollte auch Ihre Entfernung mein Leben auf immer verbittern. Entſchließen Sie ſich; aber bedenken Sie dabey, daß ein ſchreckliches Schickſal Ihrer wartet, wenn Sie mir nicht halten was Sie verſprechen.

Bezaubert von Grazioſen ſchwur Timander, keine Schönheit auf dem Erdboden würde je vermögend ſeyn, ihn ſo zu feſſeln, daß er die Liebe zu ihr bereue; ſie, nur ſie werde die einzige ſeyn, die er lieben könne. — Der gewöhnliche Schwur aller Liebhaber in den erſten Stunden der Wünſche, und gleich nach der Befriedigung vergeſſen! Grazioſe war mit ſeiner Verſicherung zufrieden; ſie reichte ihm ihre Hand, und er küßte ſie mit einem Entzücken, das ihr gar nicht mißfiel. Sie ſprachen noch lange; aber ihm kam es nur wie ein Augenblick vor: er ſah in ihr das vollkommenſte Weib. Ein bezaubernder Liebreiz war über ihr ganzes Weſen verbreitet; ihr Verſtand durchdringend; ihr Witz leicht und fein. Dabey war ſie ſchön und von edlem Wuchſe; ihr Buſen hochgewölbt; ihre Hände und Arme rund und voll. Ueber ihrem Geſichte aber hieng ein dichter Schleyer; eine Hülle, die des Prinzen Neugier nicht wenig reizte. Grazioſe ſagte ihm dagegen, es ſey noch nicht Zeit, ſich ihm zu zeigen; noch wolle ſie die Schaam über ihr zu raſches Geſtändniß verſchleyern; und dann wünſchte ſie wohl den Verſuch zu machen, ob ſie auch ohne Hülfe ihres Geſichts ſeine Liebe ganz nach ihrem Wunſche gewinnen könnte. Sie ſollen, ſezte ſie hinzu, mehr von meinem Geiſte und Herzen gerührt werden, als durch meine

meine Schönheit. Ein ſchönes Geſicht macht Eindruck und gefällt; aber es gleicht einer friſchen Blume, die von einem zu heißen Sonnenſtich in einem Augenblicke verwelkt, oder doch gegen die Macht der Jahre zu ſchwach iſt. Aber kein Gram deswegen! nicht immer wird dieſer Schleyer mich verhüllen. Ich will blos Ihre Beſtändigkeit prüfen: bin ich davon verſichert, ſo gebe ich Ihnen noch alles, was ich auſſer meinem Herzen geben kann. Timander fand alles, was die Königin ſagte, ſo vernünftig, daß er nicht weiter in ſie zu dringen wagte.

Fünf bis ſechs Stunden mochte er im Schiffe geweſen ſeyn, als er am Ufer des Kanals einen Palaſt von auſſerordentlich großen und ſchönen Diamanten gebaut, erblickte, und Grazioſe ihm ſagte, dieſer Palaſt ſey zu ſeinem Empfange bereit. Die Schiffe legten dabey an; und Grazioſe, von ihrem Gefolge begleitet, führte ihn ſelbſt in ſeine neue Wohnung ein. Ihre geſchmackvolle Bauart und ihre Pracht erfüllten ihn mit Bewunderung. Noch voll davon fand er in einem prächtigen Saal eine Tafel mit den köſtlichſten Speiſen beſezt, und an dieſer Tafel ſeinen Platz neben Grazioſen. Gegen das Ende der Mahlzeit ſpielte ſie auf der Laute, und ſang dazu ſo entzückend ſchön, daß

Timander, wär' er nicht ſchon der verliebteſte Menſch geweſen, es jezt gewiß hätte werden müſſen. Auf die Fröhlichkeiten der Tafel folgte ein Ball von der ſchönſten Jugend beyder Geſchlechter. Grazioſe tanzte mit, und immer nur mit ihrem Prinzen. So ſüße Augenblicke hatte Timander noch nie gehabt. Süß wie dieſe verfloſſen ihm auch die folgenden in den nächſten ſechs Monden; denn unaufhörlich wurde für ihn mit Vergnügungen gewechſelt: er liebte und wurde geliebt. Und doch fehlte ihm noch etwas, um ganz glücklich zu ſeyn, der Beſitz ſeiner Königin, und die Freude in ihren Augen die Zärtlichkeit zu leſen, die ſich ihm jeden Augenblick verrieth.

Einſtmals am Abend, auf einer Wanderung mit ihr am Ufer des Kanals, beſchwor er ſie, da ſie doch von der Stärke und Aufrichtigkeit ſeiner Liebe verſichert ſey, nunmehr ſein Glück zu krönen. Er bat, und bat ſo dringend, daß ſie nicht länger widerſtand. Doch nicht auf der Stelle wurde ihm ſein Wunſch gewährt: ſie beſtimmte ihm erſt einen Tag dazu; einen Tag, dem beyde Liebende mit gleicher Ungeduld entgegenſahen. Endlich erſchien er; und ſie ſchwuren ſich ewige Liebe in einem kleinen Tempel, mit Bäumen umpflanzt und der Wolluſt geweiht. Amor und Hymen begleiteten verſöhnt die neuen Gatten den ganzen Tag. Nach der Verbindungsfeyer wurden die Neuvermählten in ein Gemach geführet, das mit Schasmin und Orangen geſchmückt war. Zwey große Karfunkel neben dem prächtigen Bette erleuchteten das Gemach, bis Grazioſe ihren Kammerfrauen ſie wegzunehmen befohl. Ungern ſah Timander die Entfernung des Lichts; er verlor: aber er ſuchte und fand Entſchädigung.

So dahingeflogen war ihm noch keine Nacht; ſo ungewöhnlich früh hatte ihn noch kein Morgen überraſcht. Nur eins tröſtete ihn, die Hoffnung endlich einmal ſeine Vielgeliebte von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. Haſtig zog er die Vorhänge auf, haſtig ſuchten ſeine Blicke die Königin, die noch im tiefen Schlummer lag. Aber, Himmel welch ein Anblick! Sie, eben ſie, die Angebetete, hatte ein kleines Affengeſicht, das ſelbſt im Schlafe die lächerlichſten Grimaſſen machte. In dem Augenblicke wurde ſie ihm eben ſo widrig, als ſie ihm vorher liebenswürdig erſchienen war; ſo abſcheulich, daß er kalt und bleich zuſammenſchauderte. Es reute ihn nun, wiewohl zu ſpät, ein Abentheuer begonnen zu haben, das ſo reizend begonn und ſo häßlich beſchloß. Könnt' er ſich nur aus dieſem herauswinden, ſagt' er ſich mit keinem Schwur, nie ſollte ihn das Aeuſſere wieder täuſchen. ¡Der Schein betrügt! rief er aus; ¿wer hätte das gedacht, daß ein ſo ſchöner Leib einen ſo ſcheußlichen Kopf tragen könne?

Indem erwachte die Königin und hörte noch die lezten Worte. Man ſollte glauben, ſie hätte ſich ſelbſt nicht verkennen können, und dennoch fand ſie ſich aufs äuſſerſte beleidigt. Die Weiber wollen durchaus geſchmeichelt ſeyn: Wahrheit gefällt ihnen nur dann, wann ſie nicht ihre günſtige Meynung von ihrer Schönheit widerlegt. Grazioſe hatte mehr als irgend eine andere dieſe Schwäche ihres Geſchlechts: ein Blick auf den Prinzen ſagte ihr, wie abſcheulich ſie ihm geworden war. ¡Welch eine Hölle für ein Weib, das liebt und Abſcheu ſtatt Gegenliebe findet! Rache war Grazioſens erſter Gedanke, und dieſem folgte ſogleich die Ausführung. Sie ergriff ihren Zauberſtab, der zu Häupten ihres Betts lag, und berührte damit Timander: ¡Undankbarer! ſagte ſie, da ich dir keine Liebe mehr einflößen kann, ſo werde ſo verſchieden von dir ſelbſt, daß du niemals einer andern gefallen könneſt. Indem ſie noch ſprach, verwandelte ſich der Prinz in einen Schmetterling, roſenfarb und blau. Aber nur ſeine Geſtalt veränderte ſich, nicht ſeine Art zu denken: Grazioſe ließ ihm die Erinnerung von dem was er geweſen war. Palaſt und Garten wurden ihm unterſagt; und eilig verließ er beydes, um das Ungeheuer, ſeine Verwandlerin, nicht mehr zu ſehen.

Mehrere Monate lang flog er umher, ohne zu wiſſen wohin, verdrüßlich und traurig, ohne Hoffnung jemals wieder froh zu werden. Gleichwohl war er dabey für ſein Leben beſorgt: jeder Vogel machte ihn zittern: ſein Daſeyn war ihm ſo lieb, als wär er das glücklichſte Geſchöpf. Nach langem Umherflattern befand er ſich einſtmals am Eingange eines Waldes, deſſen Bäume viele Jahrhunderte alt zu ſeyn ſchienen. Indem er hier ausruhte, ſah er ein Mädchen von ſechszehn bis ſiebzehn Jahren, ſchön wie die Göttin der Liebe kaum ſeyn kann. Ein leichtes Kleidchen von Leinwand, einige Feldblümchen ſorglos in ihr Haar geflochten, das war ihr ganzer Schmuck: ihre Reize ſchienen ſie nicht eitel zu machen: ein gewiſſes Anſehn von Sanftheit und Beſcheidenheit ſprach für ſie.

„Welch ein Unterſchied, dachte Timander im Anſchaun ihrer Schönheit, welch ein Unterſchied zwiſchen ihr und den Weibern am Hofe einer Grazioſe! Sie entlehnt keine Hülfe von der Kunſt, um zu gefallen, und könnte doch die ganze Welt mit Liebe feſſeln. Jene hingegen

gen machen keinen oder nur geringen Eindruck; denn nichts an ihnen iſt Natur. Mitten unter dieſer Vergleichung merkte der Prinz, daß er der ſchönen Unbekannten unwillkührlich nachflog, daß ein gewiſſes Gefühl in ſein Herz eindrang. Er näherte ſich ihr ſo nahe als möglich, bis er ſich endlich auf ihre Blumen am Buſen niederließ. Kornblümchen, ſo hieß das ſchöne Mädchen, fand dagegen den Schmetterling ſo artig, ſo ſchön gezeichnet, daß ſie ihm ſein Plätzgen mit Vergnügen gönnte. So ſetzte ſie ihren Weg bis an ein kleines Häuschen fort. In dieſem Häuschen, ihrer Wohnung, war alles einfach, aber im beſten Geſchmacke. Es hatte einen Garten mit Blumen und Obſtbäumen und einer Einfaſſung von Weißdorn: aus dem Garten entdeckte man eine Wieſe, durchwäſſert von zween Bächen die an beyden Ufern von Weiden beſchattet wurden. Der einfache Reiz dieſes ländlichen Aufenhaltes gefiel dem Prinzen beſſer als der Pallaſt der Königin der Grazien. In dieſer Wohnung fand er auch eine bejahrte Frau, die ein gewiſſes Anſehen von Gutmüthigkeit eben ſo ehrwürdig zu machen ſchien als ihr hohes Alter. Sie ſponn eben als das Mädchen wieder bey ihr eintrat: aber ſie erblickte ſie kaum, ſo legte ſie den Rocken bey Seite, und ſtreckte die Arme nach ihr. Endlich wieder da, liebe Tochter! ſagte ſie zu ihr und umarmte ſie; wie war ich ſchon für dich beſorgt! Bleib künftig ja nicht ſo lange von mir entfernt: Mädchen von deinem Alter und ſo ſchön wie du, ſind nur zu leicht Verdrüßlichkeiten ausgeſetzt, wenn ſie ohne die vorſichtige Mutter gehen. Ich will, antwortete Kornblümchen, dem guten Rathe folgen: doch auf dieſer kleinen Wanderung iſt mir nichts verdrüßliches begegnet. Blos dieſen Schmetterling hab' ich angetroffen; und den will ich lange behalten, denn er iſt ſo ſchön, und mich dünkt er mag gar nicht wieder weg von mir. Sie hielt auch Wort: ſie pflegte ſeiner mit vieler Sorgfalt, und verſäumte keinen Tag einen großen Blumenſtrauß neben ſich zu ſtellen, damit er ſich darauf ſetzen könnte. – Tismander ſeufzte öfters wann er ſie anſah, und fand ſich ſehr unglücklich ſie zu lieben, ſo nahe bey ihr, und doch nur ein Schmetterling zu ſeyn.

Die gute Alte, die nach allem Anſehen keines hohen Standes war, ſetzte ihn öfters durch die vortreflichen Lehren die ſie dem Mädchen gab, in Verwunderung. Sie hatte nichts von der Strenge mit welcher die meiſten Mütter reden zu müſſen glauben; Unterricht, ſagte ſie immer, muß Vergnügen ſeyn. Von der mürriſchen Laune, von den Schwächlichkeiten des Alters wußte ſie nichts; über ihr ganzes Weſen war eine gewiſſe Heiterkeit, eine gewiſſe Ruhe verbreitet.

Einſtmal als Kornblümchen mit ihrem lieben Schmetterlinge auf einer Wieſe das Freye genoß, hörte ſie, daß Fatime ſie rüfte. (Fatime, die Kräuterfrau, war es nemlich, die ſich dieſe Einſamkeit zum Aufenthalte gewählt hatte: das kleine Häuschen das ſie bewohnte, war von dem Gelde gekauft, das ihr der König Redeſcheu geſchenkt hatte, und von dem übrigen lebte ſie ruhig mit ihrem lieben Kornblümchen.) Auf den mütterlichen Ruf eilte das Mädchen ins Haus, um zu ſehen was ſie verlangte. Ach liebe Tochter, ſagte die gute Alte, ich bin gar ſehr erſchrocken und betrübt. Sieh' nur, indem ich meine Spindel aufheben wollte, ſtieß ich dieſe Phiole herunter die noch da zerbrochen liegt. Sie enthielt ein Waſſer, das mir eben die Dame geſchenkt hatte, von der ich das bewußte Sauerampferblatt erhielt. Nur ein Tropfen von dieſem Waſſer war hinreichend die ſtärkſten Verzauberungen aufzulöſen. Ach grämt Euch nicht darüber liebe Mutter verſetzte Kornblümchen, um ſie zu tröſten; haben wir doch keine böſe Fee in der Nachbarſchaft, ¿ warum wollt ihr alſo den Verluſt jenes Waſſers ſo ſehr bedauern? Timander, dem kein Wörtchen entgieng, zweifelte keinen Augenblick, daß jenes ſo würkſame Waſſer ihm ſeine Geſtalt wiedergeben könnte; und voll Zuverſicht flog er eilend dahin wo es verſchüttet worden war.

In dem Augenblicke erhob ſich ein dicker Rauch in der Stube; und als dieſer verdampft war, ſtund der Prinz wieder in menſchlicher Geſtalt da wie vor ſeiner Verwandlung, als ein Jüngling zum Entzücken. Fatime und Kornblümchen erſchraken nicht wenig über dieſe plötzliche Erſcheinung; und Timander konnte ſie kaum vom Entfliehen zurückhalten. Fürchten Sie ſich doch nicht! rufte er ihnen zu; hören ſie mich doch an! Sie beruhigten ſich endlich und er erzählte ihnen ſeine ganze Geſchichte. Fatime bezeigte ihre Freude über ſeine Entzauberung; aber zugleich bat ſie ihn auch ſehr ehrerbietig nicht länger bey ihr zu verweilen, ſondern gleich an Abdals Hof zurückzukehren, der nur vier Meilen von da entfernt ſey. Verzeihen ſie gnädiger Herr, ſagte ſie zu ihm, daß ich Sie bitte mein Haus zu verlaſſen. Meine Tochter iſt jung, Sie ſind es auch: ich zweifle zwar nicht an Ihrer Redlichkeit und ihrer Tugend; aber man muß ſich doch vor böſen Zungen hüten. Timander getraute ſich nicht zu widerſprechen; und bequemte ſich zur Trennung von der zwoten Hälfte ſeines ſelbſt, wiewohl mit der Hoffnung, ſie bald wiederzuſehn. Ich gehe, ſagte er zu Fatimen, wieder zum Könige, meinem Vater, und gebe ihm einen Sohn wieder, den er vielleicht nicht mehr erwartet; aber ich will ihm auch ſagen, wem er meine Wiederkunft zu danken hat; und bitten will ich ihn zugleich, mir zu erlauben, daß ich mein Schickſal an das Schickſal des ſchönen Kornblümchen knüpfen darf. Fatime freute ſich eben nicht über die Ehre, die der Prinz ihrer Tochter zudachte: ſie wußte Beyſpiele von mehrern großen Herren, die Mädchen von geringer Herkunft geheyrathet und in der Folge verachtet hatten: indeſſen machte ſie ihm doch eine ſehr höfliche Dankſagung. Kornblümchen erröthete nicht wenig beym Abſchiede des Prinzen: ſie fühlte etwas für ihn, das ſie noch nicht kannte, und das ihren Blick noch rührender machte als bisher. Unwillkührlich entfloh ihr ein Seufzer, als ſich der Prinz entfernte. Er hörte den Seufzer, ſchrieb ihn ſich zu, und ſchätzte ſich für den glücklichſten Menſchen.

In wenig Stunden war er wieder am Hofe; eine entzückende Ueberraſchung für ſeine Eltern, die ihn zärtlich liebten. Es wurden Freudenfeſte wegen ſeiner Wiederkunft angeſtellt; aber kein Befehl hatte dazu gehört; blos die allgemeine Liebe für den Prinzen rufte jedermann zum Stillſtande von Arbeit und zur Freude. Redeſcheu verließ, als er es erfuhr, ſeinen einſamen Aufenthalt, um dem König Abdal Glück zu wünſchen. Indem er in das Zimmer des Königs eintreten wollte, begegnete ihm eine Dame, die ihn durch ihr Anſehn und ihren Gang voll Würde in Verwunderung ſezte. Dieſe ſagte zu ihm, er möchte ihr folgen, wenn er Dinge erfahren wollte, die für ihn unendlich wichtig wären. Er folgte ihr in eine Laube in Abdals Garten; und ſie machte ihm folgende Entdeckung.

„Ich bin die Fee Hülfreich, ſagte ſie. Bald nach dem Tode Ihrer Gemahlin begab ich mich in Ihre Staaten, ſahe Sie ſelbſt und bewunderte die Weiſheit Ihrer Regierung. Ich ſah auch Ihre kleine Prinzeſſin Tochter Zelime, von der ich in den Sternen geleſen hatte, daß ſie das vollkommenſte Geſchöpf werden würde, wenn ſie jemand erzöge, der Fähigkeit genug dazu beſäße. Es gieng mir nahe, Sie an Ihrem Hofe von weiblichen Geſchöpfen ohne Tugend und Grundſätze umgeben zu ſehn. Ich borgte daher die Geſtalt einer ſchwarzen Hündin und entführte ſie aus ihrer Wiege. Ich verlieh ihr die Gabe, in allem, was ſie würde lernen wollen, vollkommen zu werden. Sie ſingt daher, ſie tanzt, ſie ſpielt alle Inſtrumente als hätte ſie die beſten Lehrmeiſter gehabt. Ich übergab ſie Fatimen; eben derjenigen Frau, die Ihnen das Blatt gab, dem Sie die Erhaltung Ihres Lebens zu danken haben. Ich empfohl ihr die Prinzeſſin, und gebot ihr zugleich, ſie für ihre Tochter auszugeben. Mir war dieſe Frau vollkommen bekannt; ich war mehrmals Zeugin von ihrer Redlichkeit und Seelengröße geweſen. Fatime ſtammt von Eltern ab, die zwar nicht von Adel, aber weiſe und tugendhaft ſind; und ihre Art zu denken iſt ein Beweis, daß Tugend und Seelenadel auch ohne vornehme Geburt ſeyn können. Sie hat Zelimen mit der wärmſten Sorgfalt und ſo erzogen, daß es mit ihrer Herkunft vollkommen übereinſtimmt. Zelime iſt ſchön: Timander liebt ſie: er verdient Liebe von ihr und Achtung von Ihnen: Sie können nichts beſſers thun, als beyde verbinden."

Ein Traum wäre alles für Redeſcheu geweſen, hätte nicht die Fee in eben dem Augenblicke einen Wagen von Ebenholz, mit ſechs feuerfarbnen Tauben beſpannt, aus der Erde hervorkommen laſſen, und ihn auf dieſem Wagen ſogleich zu Fatimen gebracht. Es war wirklich Zelime, die er hier ſah: er erkannte ſie an der Aehnlichkeit mit ihrer Mutter und an dem Muttermale einer blauen Kornblume unter dem linken Fuße, mit dem ſie geboren war und davon ſie den Namen Kornblümchen hatte. Redeſcheu gab ſich ihr unter zärtlichen Umarmungen zu erkennen; ſie erwiederte dieſe Umarmungen mit kindlicher Ehrfurcht. Die gute Fatime erhielt von ihm den ganzen Beyfall, den ſie ſo ſehr verdiente; und was er nur vermögte, bot er ihr an. Ich verlange keinen andern Lohn, gab ſie zur Antwort, als die Freude immer bey Zelimen bleiben zu dürfen. Redeſcheu gewährte ihr dieſe Bitte ſehr gern, und verſprach ihr Wohlthat auf Wohlthat: ſie aber ſchäzte nichts als jene Erlaubniß. Zelime umarmte ſie und beſchwor ſie, ihr unverändert die Zärtlichkeit zu erhalten, von der ſie ihr ſo viele Beweiſe gegeben hätte.

Fatime erkannte in der Fee die Dame, von der ſie ihre Pflegetochter, das Sauerampferblatt und die Entzauberungsphiole erhalten hatte. Nach ſo mannichfaltigem Genuſſe der ſüßeſten Gefühle führte die Fee den König Redeſcheu wieder nach Abdals Palaſte. Hier verſchwand ſie ihm, unter den Worten: Sie werden mich wiederſehen, wenn Sie's am wenigſten vermeynen. Redeſcheu dankte ihr noch, als ſie ihm ſchon aus den Augen war. Alsdann gieng er zu Abdal, ihm wegen der Zurückkunft des Prinzen Glück zu wünſchen und ihm zu entdecken, daß auch er ſeine Tochter wiedergefunden habe, daß ſie eben ſo liebenswürdig als der Prinz vortreflich ſey, und daß es blos auf Abdal ankommen ſolle, ihre Freundſchaft durch Bande des Bluts noch feſter zu machen. Abdal ſtimmte freudig bey: aber Timander, der gegenwärtig war, und ſchon von ſeinem Vater die Erlaubniß zur Verbindung mit Kornblümchen hatte, beſchwor ihn, nicht zu vergeſſen, daß er ohne ſie unmöglich glücklich ſeyn könne. Redeſcheu, der den König in Verlegenheit ſah, zog ihn bey Seite, und entdeckte ihm, Kornblümchen ſey keine andere als Zelime: nur mögt' er es ſeinem Sohne noch nicht ſagen, um ihn deſto angenehmer zu überraſchen. Abdal freute ſich darüber, und willigte ein, die Täuſchung zu unterhalten. Es ſey, ſagt' er zu ſeinem Sohne, nur nicht mehr an Verbindung mit einem Mädchen von ſo ungleichem Stande zu denken; er müſſe vielmehr in zween Tagen die Hand der Prinzeſſin Zelime annehmen. Mit dieſen Worten verließ er, nebſt Redeſcheu, das Zimmer; und zugleich befohl er dem Hauptmann von der Leibwache, den Prinzen nicht aus dem ſeinigen gehen zu laſſen.

Timander war auſſer ſich: alles wurde verſucht, die Wachſamkeit ſeines Aufſehers zu täuſchen oder zu beſtechen; aber alles blieb fruchtlos. Auf der andern Seite kündigte Redeſchen der Prinzeſſin an, ſie ſollte in zwey Tagen einen liebenswürdigen Prinzen und Thronfolger eines großen Reichs zum Gemahl bekommen. Sonſt hört ein Mädchen die Nachricht von einem jungen und ſchönen Gatten wenigſtens ohne Schmerz: Zelime aber hörte ſie mit Kummer. Timander hatte zu tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht; ſie fühlte, daß ſie ihn nie vergeſſen könne. Indeſſen wagte ſie es nicht, ihr Herz vor ihrem Vater zu entfalten: ſie beſchloß zu gehorchen; aber ſie konnte das nicht ohne viele geheime Klagen über ihr Schickſal und Abdals Sohn thun. ¡Welch ein Leichtſinn! ſagte ſie zu Fatime; als er ſo bekümmert von uns ſchied, hätte man es da denken ſollen, daß er mich ſo leicht vergeſſen könnte? So flatterhaft war er nicht einmal als Schmetterling. ¡O daß er das noch wäre! ſo ſäh' ich ihn doch!

Er erſchien endlich, der Tag, der nach ihren Gedanken der unglücklichſte ihres Lebens ſeyn ſollte: wie ein Schlachtopfer wurde ſie zum Tempel geführt. Auf der andern Seite kam Timander, mit dem Vorſatze, diejenige, die man ihm beſtimmte, zu verſichern, daß er lieber das Leben wagen, als ihr die Hand reichen wollte. Feſt in dieſem Vorſatze näherte er ſich der Prinzeſſin, die blaß und zitternd da ſtand. Der erſte Blick auf ſie überzeugte ihn, daß es ſeine Geliebte war. ¡Welche Ueberraſchung für ihn! welch Entzücken für ſie! Nach wenig Worten wechſelſeitiger Erläuterung und Dankſagung an ihre Eltern wurden ſie durch das heiligſte Band vereint.

Als man eben den Tempel wieder verlaſſen wollte, geſchah ein Donnerſchlag, der auch die Kühnſten zittern machte. Die Decke des prächtigen Tempels that ſich auf, und es erſchien eine verſchleyerte Frau auf einer ſchwarzen Katze von ungeheurer Größe. Wüthend ſtürzte dieſes Weib auf die Neuvermählten los, berührte ſie mit einem goldenen Stabe, und ſagte dabey: Ihr ſeyd zu glückliche Liebende; empfangt den Tod von meiner Hand. Sogleich ſunken Timander und Zelime ohne Empfindung nieder. Alle Anweſende brachen in lauten Jammer aus: die grauſame Zauberin aber ſtieß ſich einen Dolch mit den Worten in die Bruſt: und du, unglückliche Königin! dir iſt das Leben ohne Reiz: ſtirb! So verhauchte ſie den lezten Seufzer, und eben das Thier, das ſie gebracht hatte, trug ihren Leichnam davon.

Schaudernd ſah der ganze Hof den grauſenvollen Auftritt: die beyden Könige und die Königin ſanken in Ohnmacht. Eine herrliche Muſik erweckte ſie wieder. Zugleich öffnete ſich von neuem das Gewölbe des Tempels, und es erſchien ein Wagen von Rubin, mit zwölf weiſſen Tauben beſpannt, und auf dem Wagen eine ſchöne Dame in einem weißen mit Diamanten geſtickten Gewande. Redeſcheu und Fatime erkannten in ihr die Fee Hülfreich. Tröſtet Sie ſich, ſprach ſie zu den beyden Königen, Ihre Kinder ſind nicht todt; ich wachte für ihre Erhaltung, und habe verhindert, daß der Zauberſtab der eiferſüchtigen, tückiſchen Grazioſe ihnen nicht tödtlich werden konnte. Grazioſe hat es nicht gemerkt, daß ſie nur eingeſchlummert ſind; ſich ſelbſt aber hat ſie aus Verzweiflung wirklich durchbohrt. Steht auf, rief ſie den Neuvermählten zu, ſteht auf, und lebt noch lange, immer liebend und wiedergeliebt, in ungeſtörtem Glücke! Ihre Stimme rufte beyde wieder ins Leben: und von allen Seiten erſcholl Geſchrey der Freude. Doch dieſe Freude verwandelte ſich in Niedergeſchlagenheit, als man ſahe, daß die Fee ſie beyde mit Redeſcheu, Abdal, Zemonen und Fatimen in ihren Wagen nahm und alle nach dem Aufenthalte der Grazien führte. Hier herrſchten die Neuvermälten mehrere Jahrhunderte lang, immer liebenswürdig und voll Liebe. Nedeſchen und Abdal lebten dort ruhige Tage. Abdal hatte ſein Reich ohne Mühe verlaſſen und bedauerte nur wenig die Entfernung von ſeinen Unterthanen. Er fand mehr Beruhigung darin blos als Menſch mit wenigen tugendhaften Menſchen zu leben, als ſonſt in der Herrſchaft über ein verderbtes Volk. Hülfreich, die Stifterin ihres Glücks, verließ ſie nun, um andern Unglücklichen die Hand zu reichen.

II.

Prinz Offenherz.

Es war einmal ein König im Lande Zinzolan, der einen leidenſchaftlichen Geſchmack an den Seidenwürmern fand. Ganze Tage brachte er damit zu, daß er Maulbeerblätter für ſie pflückte, ihren Arbeiten zuſah, oder ihr Geſpinſt abhaſpelte. Niemand verſtund das Abhaſpeln beſſer als er; niemand konnt' es ihm zu Danke machen. Zuweilen mußten ihm ſeine vornehmen Herren dabey helfen; und wer es am beſten konnte, war ſtolz darauf. ¿Was war die Folge von dieſer Seidenwinderey? Geiſt und Artigkeit wichen von einem Hofe, wo ſie ſo wenig galten: die jungen Herren wurden ungezogen; die Damen gähnten, weil ihre Reize fruchtlos bey ſolchen Leuten blieben, die blos ihre Würmer und ihre Seide artig fanden. Faſt alle entfernten ſich in abgelegene Provinzen; und hier entſtund nun ein kleiner Hof; nicht von Prinzen oder Herzögen, nicht einmal von Marquis, denn von Herren dieſer Art hatten ſie zu viele Unartigkeiten erfahren, ſondern von Perſonen geringern Standes. Dieſe beſaßen zwar keine große Titel, aber drum nicht weniger Vorzüge. Sie vereinigten Redlichkeit mit gutem Geſchmack und Liebe zu den Wiſſenſchaften; ſie genoſſen, aber niemals ohne jene Feinheit, die erſt jedem Genuſſe ſeinen Werth giebt: kurz, es war eine ganz andere Menſchenart als die am Hofe des Königs Seidenſpinner.

Die Königin ſelbſt war eine der erſten, die ſich davon entfernte. Sie beſaß ein ſchönes Schloß in einem Walde am Meeresufer: dieß wählte ſie zum Aufenthalt. Bey der Trennung vom Könige, dem ihre Entfernung gar nicht mißfiel, nahm ſie ihre beyden Töchter und einige von ihren Unterthanen mit, deren Ergebenheit und Treue ſie kannte. Daß die Gegend ſo einſam war, ſchreckte ſie nicht ab; ſie ließ ſie verſchönern. Auch ihren Töchtern gefiel es ſehr in ihrer Eingezogenheit. Beyde liebten die Muſik; und ſie hatte ihnen die vorzüglichſten Tonkünſtler zu Lehrern und Begleitern gewählt. Beyde waren ſchön, aber nicht in gleichem Grade liebenswürdig. Die älteſte, Namens **Finſterblick**, war ſtolz, neidiſch, rachſüchtig und grauſam. Die jüngere hingegen war ſanft, freundlich, kannte kein größeres Vergnügen als wohlzuthun, vereinigte alles, wodurch Liebe gewonnen werden kann; auch nannte man ſie deswegen mit Recht Allgeliebt. Für ihre Schweſter empfand ſie ungeheuchelte Freundſchaft, ob ſie gleich wußte, daß Finſterblick ſie haßte.

Einſtmals gieng ſie ganz allein an die Küſte, um den Verdruß über die unfreundlichen Launen ihrer Schweſter zu zerſtreuen. Finſterblick hingegen gieng in den Wald, um einen Anzug auszudenken, durch den ſie die Reize ihrer Schweſter verdunkeln könnte. Voll dieſes Gedankens gieng ſie lange, ohne auf ihren Weg zu ſehen. Die Müdigkeit nöthigte ſie endlich ſich unter eine Eiche zu ſetzen, deren Schatten keinen Sonnenſtrahl durchließ. Indem ſie verwundert die Höhe und Stärke des Baumes betrachtete, nahm ſie einen kleinen Schlüſſel zwiſchen der Rinde und dem Holze verborgen wahr. Ohne vom Gebrauche des Schlüſſels das mindeſte zu ahnden, ergriff ſie ihn und wollte ihn eben ſo wieder an ſeine Stelle ſchieben. Als dieß nicht angieng, ſteckte ſie ihn in eine Oeffnung, die ihr von ohngefähr in die Augen fiel. Sogleich drehte ſich der Schlüſſel von ſelbſt um, und öffnete eine Thür, die mit vieler Kunſt in den Baum gehauen war. Dieſe Thür führte zu einer geheimen

men Treppe: und die Neugier reizte die Prinzeſſin hinabzuſteigen. Auf den erſten Stufen war es ganz finſter: aber nachdem ſie einige davon hinuntergeſtiegen war, ſah ſie mit Verwunderung die Treppe durch Wachskerzen auf herrlichen Kronleuchtern von Kryſtall erleuchtet. Sie ſtieg immer weiter, ſtieg über dreyhundert Stufen hinunter, bis ſie zulezt in ein prächtiges Zimmer kam. Man wird hier den Einwurf machen, es ſey doch zum Erſtaunen, ja beynahe unmöglich, daß eine Perſon ihres Geſchlechts kühn genug geweſen ſeyn ſollte, ſich allein in ein unbekanntes Gewölbe unter der Erde zu wagen. Aber dieſe Bedenklichkeit wird ſich verlieren, wenn man erfährt, daß ſie einen Feen-Ring trug, der ſie bis in ihr zwanzigſtes Jahr gegen jede Art von Gefahr ſchüzte. Voll Zuverſicht alſo wagte ſie ſich immer weiter bis in ein großes Zimmer oder vielmehr in ein Magazin von koſtbaren Seltenheiten und Edelſteinen. Lange verweilte ſie bey dem Anſchauen dieſer Schätze, ehe ſie ein Bette von Silberflohr in einer Art von Vertiefung wahrnahm. ¡Und welch ein Erſtaunen für ſie! auf dem Bette lag ein junger Mann, ſchöner als ſie jemals einen geſehen hatte, wie es ſchien, im tiefen Schlummer. Sie näherte ſich dem Bette um ihn näher zu betrachten, aber ihre Neugier koſtete ihr viel, denn in eben dem Augenblicke war ihre Freyheit verlohren. Feſt überzeugt, wie jedes ſchöne Weib, daß man ſie nicht ſehen könnte, ohne ſie zu lieben, trug ſie gar kein Bedenken den liebenswürdigen Unbekannten aufzuwecken, um ihn zu der Zärtlichkeit die ſie von ihm wünſchte, für ſich zu ſtimmen. Sie machte alſo ein leiſes Geräuſch; aber, damit es nicht abſichtlich ſcheinen mögte, in einem anſtoßenden Zimmer. Hier fand ſie ein Papier und auf dieſem die Worte.

Nur eine die den Häßlichſten von Allen
Im Stande iſt zu lieben, und ihm zu gefallen,
Nur die vermag den Prinzen der hier ruht
Zu rühren, und ſein Herz in Gluth
Zu ſetzen; denn vor Allen
Iſt ſie allein beſtimmt ihm zu gefallen.

Finſterblick überlas das Blatt zu wiederhohltenmalen, und ſchmeichelte ſich, daß ihre Augen ohnfehlbar mächtig genug ſeyn würden den Prinzen zu feſſeln, ohne daß ſie erſt den häßlichſten von Allen aufſuchen müßte, um ihm Liebe einzuflößen. Voll dieſes Selbſtvertrauens wollte ſie wieder zu dem Schlafenden hin, der nun nach ihrer Meynung, ohnfehlbar erwacht ſeyn mußte: allein ein Spinnengewebe das keinen Gegenſtand erkennen ließ, zog ſich jedesmal vor die Thüre ſo oft ſie ſich nähern wollte. Dieß elende Ding ſoll mich doch nicht hindern, ſagte Finſterblick und wollte hinein:

ein: aber es war unmöglich das Gewebe zu durchdringen oder hinwegzuräumen. Voll Verwunderung über den unvermutheten ſtarken Widerſtand, beſchloß ſie wieder fortzugehen um den Häßlichſten von Allen aufſuchen zu laſſen. Sie gieng alſo durch eben die Zimmer zurück, die Treppe wieder hinauf, und durch die verborgene Thüre zum Baume hinaus. In eben dem Augenblicke fiel die Thüre hinter ihr zu: keine Oeffnung war im Baume mehr zu ſehen, kein Schlüſſel mehr zu finden. Mehr als einmal umgieng, beſah, unterſuchte ſie den Baum; alles umſonſt! Im äuſſerſten Verdruſſe über das mißlungene Abentheuer wanderte ſie nach dem Schloſſe zurück.

An der Küſte erblickte ſie ihre Schweſter, die mit großer Aufmerkſamkeit einen Brillanten von auſſerordentlicher Größe und Schönheit betrachtete. Ein Vogel hatte ihn eben in ihren Schooß, mit der Warnung fallen laſſen, ſie mögte ihn ſorgfältig aufbewahren, weil ſie einſt durch ſeine Hülfe einer großen Gefahr entgehen würde. Mit Entzücken über die Schönheit des Steins wollte Finſterblick ihn gleich in Beſitz nehmen: allein es hinderte ſie daran ein kleiner Mann der auf einmal hinter ihr ſtand, und deſſen Geſtalt ſo entſetzlich war, daß ſie beyde Schweſtern zugleich in den Wald verſcheuchte.

Dieſer kleine Mann war nicht mehr als drey Fuß hoch; ſein platter und übermäßig breiter Kopf hatte dickes rothes Haar; die Augen lagen ihm tief im Kopfe, kaum erkennte man noch ihre Stellen an den brennend rothen Rändern; die Naſe war lang und ſpitzig die Backen hiengen bis zur Bruſt herab; Mund und Kinn waren mit einem langen, rothen, dichten Barte bewachſen. Dies ganze verſchrobene Körperchen ruhte nur auf einem Fuße; aber dabey erhielt er ſich ſo gut im Gleichgewichte, daß ihm der mäßigſte Wind unaufhörlich in Wirbel herumtrieb; weshalb er ſich auch nicht anders ins Freye wagte als wenn es windſtille war. Er gieng nicht, ſondern er hüpfte mit bewundernswürdiger Leichtigkeit; etliche kleine Sprünge brachten ihn bald genug dahin wohin er wollte.

Finſterblick, die ſich zuerſt von dem Entſetzen über das kleine Ungeheuer erhohlte, kehrte zu ihm zurück, und fragte ihn ärgerlich, wer er wäre, und was ihn vorhin ſo verwegen gemacht hätte. Ich bin, gab er zur Antwort, ein mächtiger König; ich heiße Offenherz. Urſachen die ich nicht ſagen kann, entfernen mich von meinen Staaten, und machen daß ich in einer Felſenhöhle wöhne die nicht weit von hier iſt. Ich habe Sie öſters hier geſehen, bin öfters Zeuge geweſen, wie ungerecht Sie gegen Ihre Schweſter waren, und noch vorhin ſah ich, daß Sie ihr mit Gewalt einen Diamant nehmen wollten, der ihr beſtimmt iſt. Liebe zur Gerechtigkeit und noch eine Regung, die ich mir nicht zu ſagen getraue, haben mich bewogen, ſie in Schutz zu nehmen, Ihnen aber jene Gewaltthätigkeit zu verwehren. Finſterblick wäre bey dieſer Erklärung beynahe die Geduld vergangen; doch zwung ſie ſich ihren Unwillen zu verbergen, weil ſie dachte, daß es kein häßlicheres Geſchöpf auf der Welt geben könnte als dieſes Männchen, daß ſie folglich nichts verſäumen dürfte, ihm zu gefallen. Sie nahm daher einen ſanftern Ton an: als König, ſagte ſie zu ihm, und als Unglücklicher, wie er zu ſeyn ſchiene, hätt' er allerdings Anſpruch auf Ihre Verzeyhung; ſie wünſchte ſogar ſeine Freundin zu werden, ein Wunſch, den er ihr doch wohl nicht abſchlagen würde. Dabey bat ſie ihn auch, ſie im Schloſſe zu beſuchen; hier würde ihm ihre Mutter mit Freuden eine Wohnung einräumen, wo er die Milderung ſeines Schickſals gemächlicher abwarten könnte. Offenherz ſagte dagegen mit einer ſehr höflichen Dankſagung: er wäre ſich ſeiner übergroßen Häßlichkeit nur zu gut bewußt, um ſich der Freundſchaft einer ſo ſchönen Prinzeſſin zu ſchmeicheln, und ſeine Wohnung an einem Hoſe zu nehmen, wo man gewiß ſehr wenig Nachſicht damit haben würde. Indem er das ſagte, nahm er ſeinen Abſchied mit einem Sprunge und einem Seufzer, aber auch mit einem Seitenblicke auf die Prinzeſſin Allgeliebt, die wegen der Gegenwart ihrer Schweſter immer in einer gewiſſen Entfernung geblieben war.

Sie hatte das Geſpräch zwiſchen Finſterblick und dem kleinen Manne mit angehört: die Freundlichkeit der Erſtern und ihre Einladung an den Prinzen kamen ihr verdächtig vor. Sie konnte ſich beydes kaum anders erklären, als aus einem geheimen Vorhaben von Nachſucht. Gewohnt zum Mitleid gegen die Elenden, beſchloß ſie ihn zu warnen: und gleich den folgenden Tag machte ſie ſich mit einem von ihren Mädchen nach ſeiner Felſenwohnung auf. Sie war nicht weit mehr davon entfernt, als ſie einen Geſang hörte, der an ſie ſelbſt gerichtet zu ſeyn ſchien. Es war ein ſo lieblicher Ton, er that ihrem Gehör ſo wohl, daß ſie noch lange auf eben der Stelle ſtehen blieb, nachdem der Sänger ſchon geſchwiegen hatte. Nicht eher erwachte ſie aus ihrer ſüßen Träumerey, als durch die Erinnerung ihrer Begleiterin, die ſie auf die Annäherung des Prinzen aufmerkſam machte. So feſt ſie ſich vorgeſezt hatte, ihn ohne Abſcheu anzuſehn, ſo wenig konnte ſie doch ſeinen Anblick ertragen ohne zu zittern; und gleich wendeten ſich ihre Augen von ihm weg. Er nahm es mit Betrübniß wahr; doch empfieng er ſie mit Ehrfurcht, und bat ſie, einen Augenblick in ſeiner ländlichen Wohnung auszuruhn. Allgeliebt nahm die Einladung an; ſie wäre ohnedem, ſagte ſie zu ihm, blos wegen ſeiner ſelbſt gekommen, um ihm Dinge von der äuſſerſten Wichtigkeit zu entdecken. Er führte ſie in ſeine Grotte, und unterhielt ſie auf die geiſtreichſte Art von der Welt. Sie hätte ſich nie vorgeſtellt, daß ein ſo häßlicher Mann ſo angenehm ſprechen könnte. Jedes Wort, das er vorbrachte, ſagt' er mit einem Ausdrucke, der ihr ſo wohl gefiel, daß mehr als einmal der Wunſch in ihr aufſtieg, einen Liebhaber zu haben, der ſo viel Geiſt beſäße, als dieſes ungeſtaltete Geſchöpf. Sie kam nun in die Grotte ſelbſt. Friſches grünes Mooß bekleidete den Felſen; ein Tiſch von einem einzigen Stück Marmor, blos ein Werk der Natur, ein Bett, einige Mooßbänke, darin beſtund ihr ganzer Hausrath. Auſſerdem hatte ſie noch eine Quelle, deren klares reines Waſſer vom Felſen herabfloß und einen kleinen Bach aus dieſer Quelle, deſſen ſanftes Murmeln, begleitet von dem Liede zweyer Nachtigallen auf einem

Orangenbaume mit Früchten und Blüthen beladen, der Prinzeſſin Allgeliebt ſüßer dünkte, als alle Hofconcerte, die ſie je gehört hatte. Allgeliebt ergoß ſich in Lobſprüchen auf die Anmuth dieſer einſamen Wohnung: dann entdeckte ſie dem Prinzen die Veranlaſſung ihres Beſuchs. Offenherz erwiederte ihre Entdeckung durch die lebhafteſten Verſicherungen von Danke. Es entſchlüpfte ihm ſogar manches wodurch ſich die Fülle ſeiner zärtlichſten Liebe verrieth. Allgeliebt verſtund ihn vollkommen: aber ſie ſtellte ſich als merkte ſie nicht, daß es ihr gelten ſollte. Und um dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben, erzählte ſie ihm, mit welchem Vergnügen ſie in der Nähe ſeiner Grotte eine liebliche Stimme gehört hätte, und fragte ihn, ob er nicht wüßte, wer der Sänger wäre. Ein Prinz, antwortete Offenherz, der Sie verehrt, der Ihnen Herz und Hand und ſeine künftige Krone anbietet: aber, ſezt' er hinzu, ſeine Geſtalt verbietet ihm alle Hoffnung. Sie erröthete und fragte nicht weiter. Bald darauf verließ ſie ihn, weil ſie befürchtete man möchte ihre Abweſenheit merken.

Auf dem Wege nach ihrem Schloſſe war nur er der Gegenſtand ihres Geſprächs mit ihrer Begleiterin. Ich geſtehe dir's, Cephiſe, ſagte ſie zu ihr, ſeiner Häßlichkeit ungeachtet fühle ich für ihn, was ich noch für keinen Mann empfand. Ob es Freundſchaft iſt, weiß ich nicht; aber ich zittere bey dem Gedanken, daß es etwas mehr ſeyn möchte. ¿Wie? verſezte ihre Begleiterin mit Verwunderung, lieben könnten Sie das kleine Ungeheuer? und ſich gar entſchließen mit ihm zu leben? Sehn Sie nur, das kleinſte Lüftchen dreht ihn ja wie eine Fahne herum. — Mag ſeyn, erwiederte Prinzeſſin **Allgeliebt**; aber er denkt doch ſo fein und ſpricht ſo geiſtreich, daß er mir lieber wäre als der ſchönſte Mann von der Welt.

Sie war im Begriffe noch mehr zu ſagen, aber ein Schrey, den ſie vernahm, unterbrach ſie. Sie ſah auf die Erde vor ſich und erblickte mit Entſetzen eine weiße Otter, auf die ſie getreten hatte und die Feuer aus den Augen ſprühte. Beynahe, ſagte die Otter zu ihr, hätten Sie mich ertreten. Wär' ich nicht ſo gut als ich bin, ich würde Ihre Unachtſamkeit ahnden: doch ſie ſey Ihnen verziehn, wenn Sie mir wieder auf den Stock von dieſem Kaſtanienbaume helfen, von dem ich heruntergefallen bin. Ich werde eines Tags erkenntlich dafür ſeyn. Ich bin eine Fee, aber ich muß, wie alle meine Schweſtern, einmal in der Woche meine natürliche Geſtalt ablegen und diejenige annehmen, die mir ein alter Zauberer giebt.

Wir hängen von ihm ab und er beſtraft uns auf dieſe Art, weil wir ihm einmal im Schlafe den Bart abſchnitten, der uns mißfiel. Noch heute Abend nehme ich meine gewöhnliche Geſtalt wieder an, und dann erfahren Sie mehr von mir. Zitternd ergriff Prinzeſſin **Allgeliebt** die Otter und legte ſie auf den Baum; dann lief ſie eilig davon.

Eben als ſie wieder ins Schloß eintrat, ſahe ſie, daß **Finſterblick** im Namen der Königin abſchickte, um den Prinzen **Offenherz** auf einige Tage einladen zu laſſen. Sie erſchrak: aber ſie faßte ſich bald wieder; denn eine von den Kammerfrauen ihrer Schweſter, ihre Vertraute in dem Geheimniſſe von dem Abentheuer im Walde, theilte ihr dieſe Entdeckung wieder mit. Offenherz wunderte ſich über die Einladung der Königin; und ſein erſter Gedanke war ſie auszuſchlagen. Auf der andern Seite winkte ihm aber die Hoffnung, ſeine geliebte Prinzeſſin täglich ſehn zu können: er hüpfte alſo in den Wagen, der ihm geſchickt war. Im Schloſſe wartete man ſeiner mit Ungeduld, wiewohl aus ganz verſchiedenen Bewegungsgründen: die Damen waren ſamt und ſonders neugierig das Männchen zu ſehen, das ganz anders geformt wäre als andere Menſchen. Endlich kam er an, und man empfieng ihn ſeinem

Stande gemäß. Prinzeſſin Finſterblick bewillkommte ihn äuſſerſt freundlich: ſie war auſſerordentlich geſchmückt; ohne die Reize ihrer Schweſter hätte man ſie für die gröſte Schönheit von der Welt gehalten. Gleichwohl hatte ſie nicht nur heute, ſondern auch die folgenden Tage den Verdruß zu ſehen, daß ihre Reize keinen Eindruck auf den Prinzen machten; immer ſahn ſeine Augen nur auf Allgeliebt. Sie ärgerte ſich unbeſchreiblich daruber: bot alles auf dem Häßlichſten von allen Menſchen zu gefallen, und es gelung ihr nicht. ¡Was die Eigenliebe der Damen beleidigt, iſt unverzeyhlich: Finſterblick wurde gleichſam wüthend gegen den Prinzen und ihre Schweſter. Was hätte ſie nicht darum gegeben, wenn ſie beyde hätte. hindern können ſich zu ſehen! Doch das war unmöglich; der Prinz hatte volle Freyheit ſie zu ſprechen und verſäumte keine Gelegenheit. Solche Gelegenheiten kamen oft, und keinmal verſagte ſich Allgeliebt das Vergnügen ihn anzuhören.

Indem ſie einmal des Abends im Garten gieng, erblickte ſie eine Kugel, die ſchnell auf ſie zu rollte. Als ſie ihr nahe war, blieb ſie liegen und öffnete ſich; und es erſchien eine kleine Frau, die ſich aber auf einmal bis gegen zwölf Fuß erhob. Ich bin, ſagte ſie, die

Fee Ungeſtüm, der Sie vor kurzem einen ſo wichtigen Dienſt geleiſtet haben. Allgeliebt erkannte ſie gleich wieder daran, daß ihr eben ſo Feuerfunken aus den Augen ſprühten, als der weißen Otter, die ſie auf den Baum gelegt hatte. Sie grüßte ſie daher ſehr ehrerbietig. Die Freundſchaft, die ich für Sie hege, ſagte die Fee, hat mich bewogen. Sie bey der Prinzeſſin, Ihrer Mutter, zur Gemahlin für meinen Neffen, den König Schmetterling, einen der ſchönſten Jünglinge auszubitten. Ihre Mutter hat eingewilligt, und in zween Tagen erſcheint der König zur Vermählung mit Ihnen. Allgeliebt wurde beſtürzt, betrübt; ſie war nicht im Stande ein Wörtchen zu antworten. Die Fee nahm ihr Stillſchweigen für Wirkung der Freude, und ſchied von ihr mit einem Kuße auf die Stirn; ihre Kugel ſchloß ſie wieder ein und rollte davon.

In dieſem Augenblicke wurde die Prinzeſſin zu ihrer Mutter gerufen. Sie gieng und erhielt, ohne daß ſie antworten konnte, den Befehl, den Prinzen Schmetterling in zween Tagen als ihren Gemahl zu empfangen. Allgeliebt warf ſich ihrer Mutter zu Füßen, und beſchwor ſie, ihr Verſprechen zurückzunehmen. Doch ihre Mutter war nicht zu erbitten; ſie ſcheute die Feenmacht und hoffte eben ſo viel von der Feenzunſt: ſie forderte alſo Gehorſam. Allgeliebt mochte nun keine Vorſtellung machen, ſondern entfernte ſich tiefbekümmert von ihr. —

Finſterblick, die zu einer andern Zeit neidiſch über den Vorzug geweſen ſeyn würde den die Fee ihrer Schweſter gab, freute ſich jezt darüber; denn ſie ſchmeichelte ſich, daß Prinz Offenherz, wenn er Allgeliebt nicht mehr ſähe, vielleicht empfindlicher für ſie werden möchte. Offenherz erfuhr die traurige Nachricht bald, und wurde vor Grame darüber krank.

Unterdeſſen erſchien der Tag, an welchem der Neffe der Fee vorgeſtellt werden ſollte. Die Königin, die Prinzeſſinnen, der ganze Hof giengen ihm entgegen. Kaum waren ſie auf der Terraſſe, ſo entdeckten ſie ganz von weiten eine ſchimmernde Wolke die mit Schnelligkeit näher kam. Man glaubte gleich daß es der Prinz Schmetterling ſey; und er war es auch in der That. Er kam auf einem diamantnen Wagen, den mehr als zehntauſend roſenfarbne Schmetterlinge an goldnen mit vieler Kunſt verſchlungenen Schnuren zogen. Hundert ſchöne Hofjunker folgten ihrem Gebieter auf kryſtallenen Wagen, die mit Rubinen und Smaragden beſetzt und mit weißen Schmetterlingen beſpannt waren. Sobald der Prinz den Damen nahe war, ließ er halten, ſtieg aus und gieng ihnen mit ſeinem Gefolge, in der ſchönſten Ordnung entgegen. Er war prächtig gekleidet, herrlich friſirt, köſtlich gepudert; drey Stunden wenigſtens hatte ihn ſeine Toilette gekoſtet; aus Furcht ſeiner Friſur zu ſchaden, trat er ſo leiſe auf, daß er kaum den Boden berührte. Alles bewunderte ihn; alles überſtrömte von Lobeserhebungen über ſeinen bluhenden Teint, über ſeine ſchöne weißen Hände, über ſeine ganze niedliche Figur, in die er ſelbſt nicht wenig verliebt zu ſeyn ſchien. Er erkannte Prinzeſſin Allgeliebt ſehr leicht an der Schilderung die ihm die Fee von ihr gemacht hatte: ſein erſtes Wort an ſie war ein Kompliment nach beſter Form und Kunſt. Doch, fuhr er fort, hier iſt nicht der Ort Ihnen etwas über ihre Schönheit zu ſagen; es iſt zu heiß, ¿ und kann man mit Gemächlichkeit auf einer Terraſſe ſprechen, wo die Sonne ſo ſticht? Laſſen Sie uns hineingehen: wir werden ſonſt ſchwarz wie die Leute in Afrika.

Mit dieſen Worten eilte er ins Schloß, faſt ohne die Königin und ihre Damen zu grüßen. In einem großen Saale der zum Empfange für ihn bereitet war, warf er ſich höchſt nachläſſig und faul, in Gegenwart der Prinzeſſin und ihrer Begleiterinnen, auf ein Kanapee und dehnte ſich unanſtändig und klagte über erſtickende Hitze. ¡Verzeyhung ſchöne Prinzeſſin, daß ich Sie nicht unterhalte! ſagt' er zur Prinzeſſin; ich muß erſt ausruhen, ehe ich reden kann. Zugleich zog er einige Riechfläſchgen von Diamanten hervor, beſprengte ſich und wuſch ſich die Hände mit wohlriechenden Waſſern. Bald nahm er Taback aus einigen Doſen von Gold und Edelſteinen: bald trillerte er eine Arie. ¿Aber wie finden Sie meine Equipage Prinzeſſin? fragte er ehe er noch mit der Arie fertig war; nicht wahr, glänzend, geſchmackvoll? und hier das Kleid, unter zweyhunderten ausgewählt, hat doch wohl Ihren Beyfall? — Ohne eine Antwort zu erwarten, brach er auf einmal davon ab, und ſprach von ſeinem Glücke in Schäferſtunden das er bey unzählichen Damen gehabt habe. Man kann ſich vorſtellen, daß Prinzeſſin Allgeliebt ſich bey dieſem Gecken-Geſchwätze nicht ſonderlich gefallen konnte; ſie, welcher Verſtand und Witz über alles gieng. Prinz Schmetterling wurde ihr ſo zuwider; daß ſie unter dem Vorwande einer Unbäßlichkeit den Saal verließ und ihr Zimmer ſuchte, um da ihre Betrübniß und ihre Thränen zu verbergen. Prinz Offenherz war indeſſen ſehr krank; aber er half ſich doch zu ihr hin. Allgeliebt ſeufzte als ſie ihn wieder ſahe. ¡O warum, ſagte ſie zu ihm, warum ſind Sie es nicht Prinz dem mich meine Mutter beſtimmt! ¿Können Sie kein Mittel finden mich dem Gecken zu entreiſſen an den man mich ketten will? Entzückt ergriff Offenherz ihre Hand: ſo wäre es denn möglich, daß die ſchöne Allgeliebt ſich wünſchte lieber mit mir zu leben als mit einem Prinzen deſſen Schönheit die allgemeine Bewunderung auf ſich zieht? Wär ich glücklich genug ſo wie ich bin, Ihnen nicht zu mißfallen? Antworten Sie mir, ich bitte: auf Ihrer Antwort beruht das Glück oder Unglück meines Lebens. Ja, ich liebe Sie, verſezte Prinzeſſin Allgeliebt; und dieß Geſtändniß — Sie wollte fortfahren, aber Prinz Offenherz machte einen Rückſprung, und wurde ſo klein, daß ſie ihn zulezt gar nicht mehr ſahe. An ſeiner Stelle ſtieg ein dicker Rauch empor; der Rauch verflog, und vor ihr ſtand ein junger Mann, ſchön wie der Tag, und von Anſtande ſanft, geiſtreich und edel, mit einem gewiſſen namenloſen Etwas, das beym erſten Blicke für ihn zum Herzen ſprach. Allgeliebt beſah ihn voll Erſtaunen und Bewunderung: aber noch mehr erſtaunte ſie, als er mit aller denkbaren Anmuth zu ihr ſagte: das reizende Geſtändniß das eben aus Ihren Munde kam, hat den Zauber aufgelößt, der auf mir lag. Ich bin Offenherz, der unter einer widrigen

Geſtalt ſo kühn war Ihnen ſeine Liebe zu geſtehen. Allgeliebt erkannte ſeine Stimme wieder, und erkannte ſie mit Entzücken, ihn ſo ganz anders wieder zu ſehen als er war. Sie bat ihn nun um Aufſchluß über ſeine Verwandlung.

Ich bin, antwortete er, der König der Inſel Aufrichtigkeit, wo ich ruhig herrſchte, von allen meinen Unterthanen geliebt. Einſtmals als ich einen Löwen, der mir ſchon mehrmahl entgangen war, mit doppelter Hitze verfolgte, verirrt' ich mich. Unvermuthet war ich in einem Thale, und erblickte da eine Frau von eben der Geſtalt, wie Sie mich vor wenig Augenblicken ſahen. Ich konnte nicht anders, ich mußte lachen, als ich ſie auf einem Fuße wie ein Kräuſel drehen ſah. Sie ward es gewahr, und fragte zornig, warum ich lachte. Ich wollte es ihr aus Höflichkeit nicht ſagen; ſie drang aber ſo ſehr in mich, daß ich es endlich offenherzig geſtand. Meine Aufrichtigkeit mißfiel ihr: ſie runzelte die Stirn, überſchlug ſich dreymal, und ſagte: zur Strafe für deine Unartigkeit ſollſt du werden wie ich bin, und nicht eher ſollſt du deine natürliche Geſtalt wiederbekommen, als bis du eine junge Prinzeſſin findeſt die Verſtand, gutes Herz und Schönheit vereinigt, für die du heftige Liebe fühlſt, und die, ſo häßlich du auch biſt, dir dennoch geſtehet, daß ſie dich wieder liebt. Nur eine Stunde am Tage ſollſt du deine natürliche Geſtalt wiedernehmen können, aber blos in einem unterirdiſchen Gewölbe in einem Walde der dem König Seidenſpinner gehört. Auch darfſt du dein Unglück keinem Menſchen eher ſagen als nach deiner Entzauberung. Ich hörte dieſe Drohungen geduldig an, denn ich hielt ſie für bloße Worte: aber welch ein Schmerz war es nicht für mich, als dieſe abſcheuliche Fee mich anhauchte, und mich wirklich dadurch ſo umgeſtaltete wie ſie ſelbſt war. Ich getraute mir nun nicht in meinen Palaſt zurückzukehren, auch meiner Herkunft mocht' ich nicht erwähnen; man würde mir doch nicht geglaubt haben. Die Sehnſucht, meine eigenthümliche Geſtalt wieder zu erlangen, trieb mich von Lande zu Land, immer in der Hoffnung, eine Prinzeſſin zu finden, wie ſie nach dem Ausſpruche der Fee ſeyn ſollte, und immer vergebens. Ich ward endlich des Nachforſchens müde, und faßte den Entſchluß, fern von den Menſchen in einem entlegenen Winkel der Erde mein Leben zu beſchließen. Ich wählte mir die Felſenhöle, die Sie geſehen haben. Da wohnte ich ſchon ein Jahr, als ich das Glück hatte, Sie zum erſtenmale zu ſehen. Sie waren in meinen Augen eine Göttin: ich fühlte, daß

Sie die Einzige wären, die mir Liebe einflöſſen könnte; aber noch wagt' ich nicht den Gedanken, daß ich fähig ſeyn würde, Ihnen wieder Liebe einzuflöſſen; ich dachte nicht einmal, daß es Ihnen nur möglich ſeyn würde, ſich an meinen Anblick zu gewöhnen. Zuweilen ſtieg ich in die unterirdiſche Gruft, um doch der Freude zu genießen, mich ſo zu ſehen wie ich bin. Mit Verwunderung ſah ich einmal ihre Schweſter in jener Gruft, deren Eingang ein Talisman verſchließt. Ich ſtellte mich als ob ich ſchlief theils um nicht mit ihr zu reden, theils weil ich empfand daß der Augenblick meiner Verwandlung ſich näherte. Ich ſtieg alsdenn aus der Gruft auf einem Wege der nur mir bekannt iſt. Sie verließ ſie auch, weil es ihr unmöglich war das Zimmer wo ſie mich geſehen hatte, wieder zu betreten, denn ſie hatte eben ihr zwanzigſtes Jahr erreicht, und nur bis dahin konnte ihr Ring die Kraft des Talismans löſen. Sehn Sie, meine Theuerſte, dieß iſt meine Geſchichte. Jezt empfangen Sie nun noch den Schwur von ewiger Zärtlichkeit: jezt erlauben Sie mir nur noch bey der Königin alles anzuwenden, daß ſie Ihnen erlauben möge, mir in ein Land zu folgen wo alles auf jeden Wink Ihnen zu gefallen lauſchen wird.

Indem er noch ſprach, traten Finſterblick und Fee Ungeſtüm herein. Beyde hatten alles gehört, und beyde wütheten: die Fee, weil Allgeliebt ihren Neffen verſchmähte; und Prinzeſſin Finſterblick, weil Offenherz, in dem ſie den reizenden Schäfer in der Gruft erkannte, der Liebhaber ihrer Schweſter war. Sie brach in Schmähungen aus, die Fee aber machte dem [illegible] ein Ende, daß ſie die arme Allgeliebt bey ihren Locken ergriff und ſie, des ohnmächtigen Entgegenſtrebens des Prinzen ungeachtet, zum Fenſter hinaus entführte. Prinz Offenherz eilte ihr nach, ſo ſehr ihn auch Finſterblick zurückzuhalten ſuchte, und beſchloß nicht eher zu ruhen, bis er ſie wiedergefunden hätte. Prinz Schmetterling wollte ſich über das alles todt lachen und kehrte lachend in ſein Königreich zurück.

Seine liebe Tante führte unterdeſſen die gute Allgeliebt durch alle Lüfte dahin, durch Wüſteneyen, über ſteile Felſen, bis ſie zuletzt einen eiſernen Thurm erreichte. Auf ihren Ruf öffnete ſich der Thurm, und ſie ſtieß die arme Prinzeſſin hinein, in einen großen mit Schnecken angefüllten Saal. Entweder, ſagte ſie mit rauher Stimme zu ihr, willige ſogleich in die Verbindung mit dem Könige Schmetterling, oder in acht Tagen mußt du alle dieſe

Schnecken hier tanzen gelehrt haben, ſonſt wirſt du ſelbſt in eine häßliche Schnecke verwandelt werden. Mit dieſer Drohung flog die Fee Ungeſtüm davon: die Prinzeſſin aber blieb ohne die geringſte Neigung ihr zu gehorchen, unter häufigen Thränengüßen alleine.

Prinz Offenherz kam indeſſen, nach manchen Wanderungen, in einen Wald, wo er ein Haus von Blättern antraf, und vor der [illegible] ſe eine kleine alte Frau, die in einem Buche von Atlas mit der Brille las. Ohne weiter auf ſie Acht zu geben, gieng er vorüber; allein ſie rufte ihm nach, er möchte doch verweilen. Prinz, ſagte ſie zu ihm mit hohler Stimme und bedeutenden Kopfſchütteln, Prinz, du ſuchſt vergebens, du kannſt ſie nicht finden, du habeſt denn vorher drey Dinge gefunden; einen glänzenden Froſch, ein höchſt häßliches Weib, welches weiß, daß ſie es iſt, und nicht gefallen will, und einen Mann ohne Geiſt, der ſich gleichwohl nicht ſchmeichelt Geiſt zu haben. Offenherz bat die Fee, ihm andere Mittel vorzuſchlagen, ſeine Allgeliebt zu finden: aber ſtatt aller Antwort ſchnitt ſie ihm eine Fratze, ſchlug ein Gelächter auf, und gieng hinein. Er ſezte alſo ſeinen Weg fort; äuſſerſt ermüdet, betrübt, ungewiſſer als jemals, welchen Weg er nehmen ſollte. Noch war er keine hundert Schritte weiter gegangen, ſo begegnete er einer andern Alten, die ihn nach der Urſache ſeines Kummers fragte. Offenherz erzählte ihr alles ohne Hehl, auch das, was ihm zulezt die Feene geſagt hatte. Keine Hoffnung, ſezt' er hinzu, bleibt mir mehr übrig, meine Allgeliebt wiederzuſehen. Unmöglich ſcheint es mir, einen glänzendgrünen Froſch zu finden: die übrigen beyden Bedingungen beunruhigen mich weniger. Schmeichle dir nicht zu viel, verſezte die Alte; ſie ſind eben nicht möglicher als die erſte. Indeſſen kannſt du doch alles das finden, wenn du es nur ſuchſt. Haſt du's aber in Einem Jahre nicht gefunden, dann folge meinem Rathe, und überlaß dich der Verzweiflung; du wäreſt zu unglücklich auf der Welt. Mehr darf ich nicht ſagen: gehe fort, und daß meine Schweſter, die dich eben verlaſſen hat, dich ja nicht wieder hier ſehe. Sie iſt ein böſes Weib, ſie könnte dir einen tückiſchen Streich ſpielen. Sie hat dir das Mittel zur Befreyung der Prinzeſſin nur deswegen angegeben, weil ſie gewiß glaubt, du wirſt es nicht gebrauchen können.

Offenherz, der ſich vor Bezauberungen ſcheute, ſchwung ſich auf ein Roß, das ihm aus dem Walde wie gerufen entgegenkam, und entfernte ſich. Da war keine Stadt, kein Schloß, kein Dorf, er fragte ſorgfältig nach den häßlichſten Damen und den einfältigſten Männern. Beydes kam ihm in Menge vor. Bey den Frauen und Mädchen fand er überall die Hoffnung zu gefallen. Viele, ſo häßlich ſie auch waren, bildeten ſich ein, Schminke und Muſchen, Blumen und Bänder würden ſie verſchönern, würden ſie den Artigkeit gleich [illegible] Offenherz ſah hierin nur die gewöhnliche Wirkung der weiblichen Eitelkeit, und es befremdete ihn weiter nicht. Aber das befremdete ihn, eben dieſelbe Eigenliebe auch bey Männern in eben dem Grade anzutreffen, auch an ihnen eben die kleinen Schwächen des ſchönen Geſchlechts zu entdecken. Er hatte immer gehört, die Männer wären das vollendetſte Werk der Natur, und es ohne zu unterſuchen geglaubt: aber die nähere Bekantſchaft mit dieſen ſo vollkommnen Geſchöpfen machte ihn ganz anders Sinnes. Ohne Mühe fand er, daß Viele ſich blos mit Kleinigkeiten beſchäftigten; daß ſie den Tag mit Anziehen, an der Tafel, beym Spieltiſche vertändelten, oder, was noch ſchlimmer iſt, von Leidenſchaft ſchwazten, ohne Leidenſchaft zu empfinden. Er ſahe daß andere in Geſellſchaften erſchienen, nicht um mit Geiſt und Witz zu ſprechen, ſondern blos einige ſchaale Witzeleyen, die ſie aufgefangen hatten, nachzuplappern, einige Bonmots aus Büchern anzubringen oder ihre Ringe und andere Nippes ſpielen zu laſſen. Andere fand er, die noch platter waren, und ſich doch für ſehr amüſante Geſellſchafter hielten. Wieder ſah er welche, die unaufhörlich plauderten, ohne zu wiſſen was ſie ſagten, ohne zu merken, daß ſie ihre geduldigen Zuhörer gähnen machten. Auch kamen ihm ſolche vor, die ihre hundertmal erzählten Geſchichtchen immer erbärmlich wiederhohlten; oder ſolche, die nicht ſprachen, weil ſie nichts zu ſagen wußten, ihr Stillſchweigen aber für ein Zeichen von Geiſt und Verſtande wollte gelten machen. Kurz, er fand der Thoren ſo viel und aller Art, und dennoch keinen ſo wie er ihn wünſchte; denn da war keiner unter allen, der nicht geglaubt hätte, recht viel Verſtand zu beſitzen. Zweymal durchſtrich er die Welt, den glänzenden Froſch und die beyden andern Seltenheiten zu ſuchen, aber ſein Suchen und Fragen blieb fruchtlos; und die Hoffnung, ſeine Allgeliebt wiederzuſehen verſchwand. Es fiel ihm nun wieder bey, was ihm die kleine Frau geſagt hatte. Nach ihrem Rathe glaubt' er ſein Leben enden zu müſſen, da es keinen Werth mehr für ihn hätte. Mit dieſem Gedanken erfüllt kam er an einen Strom; die Gelegenheit ſchien ihm hier zu günſtig; und aus Verzweiflung ſtürzte er ſich hinab in die Fluth.

Doch, anſtatt zu ertrinken, fühlt' er, daß er blos ſanft einſank; und einen Augenblick darauf ſah er ſich auf einem Raſenplatze mitten in einem ſchönen Garten. Sein erſter Gedanke war, dieß alles nur für Täuſchung eines Traums zu halten: doch bald überzeugt' er ſich von der Würklichkeit, und ſtand auf um zu ſehen ob er wohl einen Bewohner dieſer Gegend entdecken würde. Lange war er in dieſer einſamen Gegend umhergewandert, bis er endlich ein Getöſe von Hundegebell und Hifthörnern hörte, und Jäger erſchienen. ¡Welch ein Schauſpiel! dieſe Jäger waren lauter große Fröſche die auf grauen Katzen ritten und einem Haaſen nachſetzten. Einige waren als Amazonen gekleidet, andere in Kleidern von Tafft und mit kleinen mit Blumen und Bändern beſetzten Hüten. Einige blieſen das Hifthorn, andere hezten die Hunde; kurz, es war das drolligſte Schauſpiel von der Welt. Als die Jagd dem Prinzen im Geſichte war, hielt ſie ſtille, und die Jäger ſtiegen von ihren Katzen ab und kamen dem Prinzen entgegen. Sie giengen blos auf den zwey Hinter-Beinen, und bedienten ſich der beyden andern wie wir der Hände.

Unter dieſen Fröſchen war einer, der ihr Gebieter zu ſeyn ſchien, in ein langes Purpurgewand mit Perlen und Diamanten geſtickt gekleidet, und an der Stirne trug er ein gewiſſes Zeichen von einem blendenden Glanze. „Willkommen! ſagte dieſer zum Prinzen; willkommen! Schon lange warten wir auf Sie. Wir ſind verzaubert, und Sie unſer beſtimmter Befreyer. Sonſt war ich Königin dieſer Gegend, und alle dieſe Fröſche um mich her waren meine Unterthanen. Ich hatte einen ſolchen Widerwillen gegen die Fröſche, daß ich in meinem ganzen Königreiche ſie auszurotten befahl. Mein Befehl wurde pünktlich vollzogen: nur einmal des Abends fand ich dennoch einen Froſch nicht weit von meinem Zimmer. Ich ſchrie um Hülfe, und daß jemand den Froſch umbringen ſollte: allein er verkroch ſich ſo gut, daß er nirgends zu finden war. Tags darauf erſchien mir an eben der Stelle wo er unſichtbar ward, eine häßliche ſchwarze Frau, die in der einen Hand eine Haſelruthe und in der andern ein Fläſchgen mit Oel hielt. Sie goß mir das Oel über den Kopf, und ſagte dabey: „ich bin die Fee Froſch, und eben diejenige die du geſtern wollteſt umbringen laßen. Hundertmal war mein Leben durch deinen albernen Befehl in Gefahr: jezt iſt die Stunde meiner Rache gekommen. Werde nun Froſch, und ſo auch deine Unterthanen, zur Strafe für ihren blinden Gehorſam. In dieſem Zuſtande ſollſt du ſo lange bleiben, bis ein König der deiner

Hülfe bedarf, dir deine Geſtalt wiedergiebt.“ Kaum hatte ſie ausgeredet, ſo ward ich verwandelt wie Sie mich jezt ſehen. Eine Fee die mich beſchützte, aber nicht mächtig genug war mich wieder herzuſtellen, ſagte mir, Sie allein mein Prinz wären dazu auserſehen. Sie trügen ein weißes Haar in der linken Augenbrane, welches die Kraft hätte allen Zauber zu vernichten. Eben dieſe Fee war ihre Führerin hierher; und ſie war es auch die der Prinzeſſin Allgeliebt in Ihrer Gegenwart den ſchönen Diamant gab; eben ſie hat mir dieſes glänzende Abzeichen auf die Stirne geprägt. Durch ihren Beyſtand werden Sie finden was Sie ſuchen, einen nicht geiſtreichen Mann, der ſich ſelbſt kennt, und ein häßliches Mädchen, die ſelbſt geſteht daß ſie unausſtehlich häßlich iſt. Sie hat dieſe beyden Perſonen hierher verſetzt, weil ſie beſorgte, die Eigenliebe die in der Welt herrſche, mögte ſie verderben, wie ſie die übrigen Menſchen verdorben hat. In einer Hütte nicht weit von hier finden Sie beyde: aber ehe Sie dahin gehen, mein Prinz, ſo geben Sie uns vorher unſere Geſtalt wieder; Sie dürfen ſich nur jenes merkwürdige Haar ausrauſen laſſen, um es zu unſerer Entzauberung zu gebrauchen.“ Prinz Offenherz ließ ſich nicht lange bitten: das Haar wurde ihm ausgerauſt: er nahm es, und berührte damit die

Fröſche aus denen ſchöne Damen und Herren wurden.

Indem erſchien die zwote gute Alte, und ſagte ihm: zur Belohnung für den Dienſt, den er ihrer Freundin erzeigt habe, wolle ſie ihn dahin verſetzen, wo Prinzeſſin Allgeliebt eingeſchloſſen wäre. Vorher aber müßt' er erſt den geiſtloſen Mann und das häßliche Mädchen ſehen: ſie würden ihm ein Kraut ſchenken, deſſen er in der Folge bedürfen möchte. Begierig eilte Offenherz dahin: beyde waren ſo wie er wünſchte, und von ihnen erhielt er das geheimnißvolle Kraut. Die gute Alte nahm einen Apfel und verwandelte ihn ſogleich in einen ſchönen Phaeton, der in einer Minute hundert Meilen zurücklegte. Offenherz fand das Fuhrwerk allerliebſt: aber für einen Liebhaber, der ſeine Geliebte wiederſehen will, geht auch ein ſolches Fuhrwerk noch nicht ſchnell genug. Indeſſen erreichten ſie doch in ſehr kurzer Zeit den eiſernen Thurm, in dem die ſchöne Allgeliebe eingeſchloſſen war.

Ihre Quälerin gab ihr alle Tage gleich unmögliche Verrichtungen auf, um nur Vorwand zu neuen Peinigungen zu finden. Gleich beym Eintritte hatte ſie ihr geboten, die Schnecken tanzen zu lehren. In den erſten ſieben Tagen hatte Allgeliebt nichts gethan als geweint, ohne an jenen Unterricht zu denken. Am achten Tage, wo die Fee wiederkommen und ſie, wenn es ihr nicht gelungen wäre, in eine Schnecke verwandeln wollte, überließ ſie ſich ganz ihrer Betrübniß. Sie machte zwar wirklich einen Verſuch: aber ſie ſah gleich, daß Zeit und Mühe verloren wären. Hülflos und verlaſſen dachte ſie an nichts weiter als an den Tod; denn ſterben wollte ſie lieber, als eine Schnecke oder Schmetterlings Gemahlin werden. Mit dieſem Vorſatze ſtieg ſie ins Fenſter, um ſich herabſtürzen: aber zu allem Glück erinnerte ſie ſich jezt an den Diamant und an die Belehrung des Vogels. Schöner Diamant, ſagte ſie zum Steine mit wehmüthigem Blicke, haſt du wirklich die Kraft mich von der drohenden Gefahr zu retten, ſo kürze meinen Jammer ab. Kaum hatte ſie es geſagt, ſo that der Stein ſich auf und ließ eine Menge kleiner Tanzmeiſter hervorgehn. Dieſe lehrten die Schnecken in einem Augenblicke eine Menge von Tänzen; dann verſchwanden ſie wieder. Prinzeſſin Allgeliebt freute ſich höchlich, ſie küßte mit unbeſchreiblichen Entzücken ihren lieben Diamant; aber ſie verbarg ihn auch mit verdoppelter Sorgfalt, damit nicht Ungeſtüm ſeinen Werth entdecken und ihn wegnehmen möchte.

Dieſe kam nur einen Augenblick ſpäter und fragte mit boshaften Lächeln, ob ihre Schüler recht viel gelernt hätten. Sehen Sie zu, ſagte Allgeliebt leiſe und ſchüchtern: und nach ihrem Geſange tanzten nicht nur die Schnecken, ſondern ſie tanzten auch ſo niedlich, daß Ungeſtüm darüber erſtaunte, aber auch vor Unwillen tobte. Sie gab ihr nun noch ſchwerere Arbeiten auf: Allgeliebt kam mit allen durch Hülfe ihres Diamants zu Stande. Ueber dieſen wiederhohlten glücklichen Erfolg gerieth die Fee zulezt in einen ſolchen Zorn, daß ſie die Prinzeſſin in einen groſſen eiſernen Keſich einſchloß. Dieſer ſtund in einem Hofe, der ganz mit reiſſenden Thieren angefüllt war, und zur Wache gab ſie ihr zween fürchterliche Drachen, die alle Augenblicke den Keſich zu durchbrechen und die Prinzeſſin zu verſchlingen drohten. Einen ganzen Monat war ſchon die arme Allgeliebt auf ſolche Art eingekerkert, als Prinz Offenherz zu ihrer Rettung erſchien. Allgeliebt ſchauderte bey dem Anblicke der Gefahr, der ihr Geliebter entgegengieng. Blos durch Berührung mit der Pflanze hatte er das Hofthor geöffnet. Kaum ſah er ſeine Allgeliebt auf ſolche Art eingeſperrt, ſo zog er das Schwerd gegen die Drachen. Allein die gute Alte rief ihm zu, er möchte nur die Pflanze hinwerfen. Er that's; und ſogleich fielen die

Drachen todt zu ſeinen Füßen. Dann eilt' er zu dem Keſiche und berührte ihn mit dem wundervollen Haare. In eben dem Momente fühlt' er ſich und die Prinzeſſin und die Alte hoch in die Luft gehoben, und mit einer Wolke umgeben, die ihn und jene beyde mit Windesſchnelle auf ſeine Inſel Aufrichtigkeit davon führte.

Dort erkannten alle Unterthanen ihren geliebten König wieder; es empfieng ihn ein Jubel, der genug bewies, wie theuer er ihnen war. Er ſagte hier ſeiner ſchönen Allgeliebt was ihm nur die Zärtlichkeit eingab: und ſie vergolt es ihm mit gleicher Zärtlichkeit. Geſandten mußten in ſeinem Namen bey den Eltern der Prinzeſſin um ihre Hand für ihn werben. Dieſe Geſandten brachten bald darauf die Nachricht zurück, der König Seidenſpinner hätte ſich ſchon vor einem Jahre aus Verdruß erſchoſſen, weil es ihm nicht gelungen wäre, einen ſehr verworrenen Seiden-Coccon abzuhaſpeln; die Königin ſey vor einem halben Jahre auch geſtorben; und Prinzeſſin Finſterblick hätte ſich an eben dem Tage vergiftet, wo Offenherz abgereiſet wäre. Dieſe Nachrichten betrübten Allgeliebt und ſie legte die Trauer für ihre Eltern und Schweſter an. Nach der Trauerzeit reichte ſie dem König Offenherz ihre Hand. Ihrer Verbindung folgte eine Reihe glücklicher Jahre, ohne Kummer, unter wechſelſeitiger zärtlicher Liebe. Das wundervolle Haar wurde in einen goldenen Ring gefaßt, den Offenherz nie von ſich legte, um beſtändig gegen die Tücken der Feen geſichert zu ſeyn.

III.

Zartbraun und Conſtanze.

Es wohnte einſt eine Fee, Namens Laſterfülle, auf einem der höchſten Berge im Königreiche Pentaſila. So wie ſie an Jahren zugenommen hatte, war ſie auch immer häßlicher und hämiſcher geworden. Selten ſahe man ſie auſſer ihrem Schloſſe: ¿ und wozu auch dieſe Mühe? Ihre Kinder, die Laſter, dienten ihr ganz nach Wunſche, indem ſie die Welt durchreiſten und zahlloſes Unheil ſtifteten. Vergebens warnte man die Fürſten und Großen gegen dieſe Ungeheuer auf ihrer Hut zu ſeyn: ſie beſaßen das Geheimniß, auch in die verſchloſſenſten Paläſte ſich einzuſchleichen. Jede Thür öffnete ſich ihnen auf den bloßen Anblick ihrer ſchönen und allgeliebten Schweſter Schmeicheley. Die Großen vornehmlich und die Reichen ließen ſich von ihrem ſüßen Geflüſter einnehmen und die Kinder der Fee umgaben ſie überall.

König Klug war der einzige, der ihnen den Eingang in ſeine Staaten verſchloß. Er haßte die ganze zahlreiche Brut: und doch war eine von den kleinen Lügen ſchlau genug, unerkannt bis in ſein innerſtes Zimmer zu dringen, wiewohl nur auf kurze Zeit.

Indem der König einſtmals in den Spiegel ſahe, fiel es ihm ein, ſeine Hofleute zu fragen, wie alt er wohl zu ſeyn ſchiene. Alle ſagten ihm aufrichtig: achtzig Jahre; nur Fräulein Lüge verſicherte Seiner Majeſtät, Höchſtdieſelben wären noch ſo friſch, ſo blühend wie ein Mann von vierzig Jahren. Bey dieſer Verſicherung faßte ſie aber der König ſcharf ins Geſicht, und entdeckte in ihr eines der Laſter. Sogleich befohl er, ſie mit Ruthen zu ſtreichen, und aus dem Königreiche zu jagen. Zwar ſprachen verſchiedene Herren vom Hofe für ſie; aber ſie konnten ihr keine Gnade auswirken. Noch iſt es zwar nur ein Kind, ſagte König Klug, aber eben dieß Kind iſt ein Ungeheuer, furchtbarer als alle reiſſende Thiere im Walde. Noch gefällt Ihnen das kleine Ding und macht Ihnen Freude, weil es klein iſt: aber es wird größer werden, und wenn ich es zugebe, führt es bald genug, wider meinen Willen, alle ſeine Brüder und Schweſtern hier ein. Alſo fort mit ihr und bald, nach verdienter

Strafe! Alles geſchah wie König Klug befohlen hatte.

Weinend lief die kleine Lüge zur Mutter und erzählte ihr den ganzen Vorfall. Mit finſtrer Stirne nahm die Mutter das Kind auf den Schooß, herzte es und gab ihm die Verſicherung, daß ihm künftig dergleichen nie wieder begegnen ſollte. Zugleich ſchwur ſie bey ihrer grünen und blauen Mütze, ſich an dem Könige Klug und ſeinem ganzen Hauſe noch vor Ablauſe des Tags zu rächen. Fünfmal ſchrie ſie fürchterlich; dreymal ſprung ſie über eine Kohle, die ſie aus einem vollen Feuerbekken nahm, dabey ſpuckte ſie in eine Spinnewebe in einem Winkel und berührte ſie mit ihrem Zauberſtabe. Sogleich verwandelte ſich die Spinnewebe in eine geflügelte Kröte von ungeheurer Größe, mit einem grünen Sattel, der mit leuchtenden Johanniswürmchen geſtickt war. Hierauf machte ſie ihre Toillette: denn ſie war noch äuſſerſt kokett, ungeachtet ſie über zweytauſend Jahre alt war, und gieng niemahls aus ohne Roth und Muſchen in Menge aufzulegen. Dießmal legte ſie noch einmal ſo viel auf und zog ſich an und friſirte und putzte ſich wie das jüngſte Mädchen. Ohne Zweifel machte ſie ſich dadurch noch widriger als ſie ſchon war: aber voll Selbſtzufriedenheit mit ihrer Figur, nährte ſie dennoch, wie ſo manche alte Coquette den Wahn ihre Magerkeit und ihre Runzeln weggeputzt zu haben. So beſtieg ſie ihre Kröte, die ſie mit unglaublich ſchnellem Fluge durch die Luft zum Könige Klug brachte.

Klug ruhte eben in ſeinem Garten auf einem kleinen Throne von Blättern, den ihm Prinzeſſin Conſtanze ſeine einzige Tochter ſorgfältig mit Blumen ausgeſchmückt hatte. Sie ſaß ihm zu Füßen, am Rande eines Bachs der ein Waſſerbecken formirte und erzählte ihm kleine Mährchen von eigner Erfindung. Auf einmal geſchah ein fürchterlicher Donnerſchlag: ſie ſank davon beynahe in Ohnmacht und König Klug ſtürzte vom Throne. Beſtürzt über ſeinen Fall wollte ſie, ſo ſchwach ſie auch ſelbſt war, ihm zu Hülfe eilen: aber ſie konnt' es nicht, denn ein ſchauervolles Dunkel verbreitete ſich um ſie her. Entſezt über dieſes neue Wunder, irrte ſie nach allen Seiten hin, ſuchte im Finſtern, rufte mit ſchwacher und banger Stimme ihrem Vater. Ein wiederhohltes Gelächter machte, daß ſie ſtehen blieb: die Finſterniß verſchwand, und ſie ſah nun an ihrer Seite ein altes Weib, häßlich und wild, wie eine Furie. Es war die Fee Laſterfülle, die ihre boshafte Freude über das Elend, das ſie herzuzaubern anfieng, in ſchallendem Gelächter ausließ, und erſt dann zu lachen aufhörte, als ſie ſahe, daß die Prinzeſſin ihren Vater ſuchen und entfliehen wollte. Suche deinen Vater nicht, rief ſie ihr zu, indem ſie ſie bey dem Arme ergriff und mit ihrem Stabe berührte; ſuche ihn nur nicht; er iſt in meiner Gewalt: bereite dich vielmehr, alle Martern zu dulden, die dir mein Haß beſtimmt. Mit dieſen Worten ſtreute ſie ein rothes Pulver in die Luft, und es fiel davon ein Feuerregen, der das ganze Land des unglücklichen Königs zerſtörte.

Siehe, ſagte ſie weiter zur Prinzeſſin, ſo hab' ich mich an allem gerächt, was dir angehört. Jezt ſollſt du ſelbſt erfahren, wie ich denjenigen thue, die mir mißfallen. Sie gebot ihrer Kröte, ſich über das Haupt der Prinzeſſin zu ſchwingen, und von der Kröte träufelten drey Tropfen von einer ſchwarzen Flüſſigkeit herab, die ſogleich die Prinzeſſin in einen Krebs verwandelten. Unter dieſer Geſtalt behielt ſie zwar die Erinnerung, aber die Sprache war für ſie verloren. Auf einen Schlag mit dem Zauberſtabe öffnete ſich ein fürchterlicher Abgrund: in dieſen ſtürzte die Fee die Prinzeſſin hinab. Acht Tage lang fiel die Unglückliche immerfort, erſt dann erreichte ſie einen See, der ihr unermeßlich vorkam.

Sie fühlte, daß ſie ſchwomm, und lebte hier als wär' es ihr beſtändiger Aufenthalt geweſen. Nur keine Nahrung nahm ſie zu ſich, aus Furcht vor der Angel. Der kleinſte Fiſch, den ſie ſah oder hörte, machte ſie zittern: ſie glaubte es wär' ein Ungeheuer das ſie verſchlingen wollte.

Einmal des Abends, als das ganze Waſſervölkchen ſchlief und der Mond ſchien, faßte ſie Muth und wagte ſich auf die Oberfläche des Waſſers. Das erſte was ſie ſahe, war ein junger Menſch unter einem Gebüſche, das von dem freundlichen Geſtirne der Nacht ſanft beleuchtet wurde. Traurigkeit und Lebensüberdruß ſchienen ihn gebeugt zu haben: gleichgültig ſchien es ihm zu ſeyn, daß der leiſe Wind des Abends ihm Kühlung zuwehte; gleichgültig ließ er ihn mit ſeinen Locken ſpielen. Nichts rührte ihn; auch nicht der Geſang der Nachtigallen, die nahe bey ihm ihr Glück dem Wiederhall ſungen: nichts ſchien ſeinen Gram zu lindern. Conſtanze verweilte ihn zu betrachten; er war ſo reizend. Unwillkührlich ſtiegen ihr Seufzer auf; und noch nie hatte ſie ihre Verwandlung ſo ſchmerzlich gefühlt. Lange kreuzte ſie vor ihm vorüber, ohne daß er ſie bemerkte; erſt ihr Plätſchern im Waſſer zog ſeinen Blick auf ſie. Keine Furcht gefangen zu werden hielt ſie ab ſich ihm zu nähern; ſie ſchwomm ihm ſelbſt in die Hände.

Der junge Menſch im Gebüſche war ein Sohn des Kayſers der Tartaren, den ihm die Fee Laſterfülle entführt hatte. Schon zwey Jahre hielt ſie ihn eingeſperrt, um ihn durch alle nur mögliche Kunſtgriffe zur Liebe zu reizen. Doch alle ihre Künſte halfen nichts: der Prinz hegte einen unüberwindlichen Haß und Abſcheu gegen ſie. Die Fee durchſah ihn ganz: und geſchehen war es um ſein Leben, hätte nicht die Heftigkeit ihrer Leidenſchaft ihre Wuth zum Theil gemäßigt.

Zartbraun, ſo hieß dieſer Prinz, war groß, edel gewachſen, ſchön gebildet; Majeſtät ruhte in ſeinem Blicke; durch edle Freundlichkeit zog er alle Herzen an ſich. In ſeiner Seele lag Beruf zur Liebe: er durfte nur gefallen wollen und er gefiel.

Das müßige Leben, das er bey der Fee führen mußte, war ihm äuſſerſt verdrüßlich. Sie hielt ihn durch einen Zauber feſt, den ſein Muth nicht zernichten konnte. In den Gärten der Fee durfſt' er zwar frey umherwandern: aber er nüzte dieſe Erlaubniß blos des Nachts, um nur nicht der Fee oder ihrem Gefolge zu begegnen. Das Ufer des Sees, in den Conſtanze gebannt war, wählte er vorzugsweiſe zum Ruheplätzchen und zum Nachdenken über die Mittel ſich zu befreyen. An dieſem Abend hatt' er ſchon ziemlich lange der Kühlung genoſſen, als er den Krebs wahrnahm, der ihn mit der gröſten Aufmerkſamkeit anſah. Er hielt ihn für todt: aber eine leiſe Berührung mit einem Zweige überzeugte ihn vom Gegentheile. Es wunderte ihn, daß der Krebs nicht entfliehen zu wollen ſchien, und daß er unverwandt ihn anſähe. Er betrachtete ihn wieder mit Aufmerkſamkeit: er nahm ihn in die Hand, und hörte ihn ſeufzen. Gewiß war es ihm nun, daß hier eine Verwandlung eines Unglücklichen und ein Werk der boshaften Fee ſeyn müſſe. Er wagte den Krebs zu fragen, und glaubte Zeichen zu bemerken, die ihm ſeine Vermuthung beſtätigten. In gröſter Eile nahm er ihn alſo mit auf ſein Zimmer, und ſezte ihn in ein goldnes mit Waſſer angefülltes Becken. Er legte ſich nun zur Ruhe: aber die Neugier ließ ihn wenig ſchlafen und weckte ihn immer wieder auf. Er lief wieder zu ſeinem lieben Krebſe, und fütterte ihn mit einem Biſcuite. Er leiſtete nun dem Krebſe Geſellſchaft, ſo viel er nur konnte. Zuweilen wenn er ihn anſah, kam es ihm vor als fänd' er in ſeinen Augen etwas ſo zärtliches, ſo rührendes,

des, daß er ſich nicht enthalten konnte, die Urheberin der unglücklichen Verwandlung zu verwünſchen.

Einſtmals als er ihn ſeiner innigſten Theilnehmung verſicherte, kroch der Krebs aus dem Becken, fand eine Feder und Papier auf dem Tiſche, und ſchrieb mit ſeiner Scheere ſeinen Namen und die Geſchichte ſeiner Verwandlung, begleitet mit Danksagungen, und Bitten um fernern Beyſtand und mit Warnungen zur Aufmerkſamkeit gegen die Ueberraſchungen ihrer Verfolgerin. Freudig ſchwur dagegen der Prinz, er wolle lieber zu Grunde gehen als zugeben, daß ihr das mindeſte Leid widerführe. Ueberdieß, ſezte er zu ihrer Beruhigung hinzu, würde die Fee einen ganzen Monat von ihrer Wohnung abweſend ſeyn.

Von dieſem Tage an wich der Prinz faſt nicht mehr von Conſtanzen: er las ihr unterhaltende Geſchichtchen vor; und ſie hörte ihm mit dem gröſten Vergnügen zu. Obgleich die Liebe mit jedem Tage in ihrem Herzen mehr Platz gewonn, ſo geſtund ſie ihm doch nichts davon. Ein ſolches Geſtändniß ſchien ihr auch als Krebs unanſtändig zu ſeyn: und dann, wie konnte ſie hoffen, daß der Prinz einen Krebs ſollte lieben können? Dieſe Vorſtellungen betrübten ſie dergeſtalt, daß ſie Hungers zu ſterben beſchloß.

Es fiel dem Prinzen auf, daß ſie nicht mehr aß, und er fragte ſie nach der Urſache, aber ſie verſchwieg ſie ihm; eine Weigerung, die ihm kränkend war. Vielleicht, dacht' er, äße ſie nur das nicht gern was er ihr gäbe, vielleicht äße ſie lieber Fiſche. Um davon gewiß zu werden, nahm er eine Angel und gieng damit an den See. Ein kleiner Gründling ſchwomm ihm freywillig vor die Angel. Eilig trug er ihn zu ſeinem geliebten Krebſe und warf ihn in das Becken. Kaum war das Fiſchgen im Becken, ſo trübte ſich das Waſſer, daß der Prinz es nicht mehr ſehen konnte. Nach einigen Minuten ward es wieder helle; der Prinz ſah den lieben Krebs wieder, aber an der Stelle des Gründlings befand ſich jezt ein kleiner alter Mann, deſſen freundlich lächelnde Miene die Beſtürzung über ſein plötzliches Erſcheinen verminderte.

Prinz, ſagte das Männchen, ſeyn Sie ruhig: ich will Ihnen nützlich ſeyn. Ich bin ein Zauberer von der Inſel Tintarinos und heiße **Thuewohl**. Eben die Fee, die Sie bezaubert hält, iſt auch meine Feindin, und hat mich in einen Gründling verwandelt. Sie warf mich in den See, aus dem Sie mich gefiſcht haben, mit dem Ausſpruche, ich ſollte ſo lange darin bleiben, bis mich jemand herausangelte. Dreyhundert Jahre war ich ſchon darin, als ich Ihnen meine Freyheit ſchuldig ward: ich will ſie dafür glücklich machen. Mit dieſen Worten öffnete er eine kleine goldne Doſe, und aus dieſer flog ein feuerfarbner Vogel. Dieſer Vogel fuhr er fort, führt Sie in kurzer Zeit wohin Sie wollen, Sie dürfen nur das Ende eines ſeiner Flügel angreifen und feſt halten. Doch dieß iſt noch nicht alles was ich für Sie thun will. Ihr Krebs iſt eine reizende Prinzeſſin, in deren Herzen Sie alles gelten. Ich will ihr ihre Geſtalt wiedergeben: Sie können ſie dann den andern Flügel des Vogels angreifen laſſen, und ſich ſo mit ihr zugleich retten. Zur größten Beſtürzung des Prinzen nahm er darauf den Krebs und ſchnitt ihm den Kopf ab. Auſſer ſich vor Entſetzen wollte der Prinz ſchelten; aber ein großes Getöſe hinderte ihn daran.

Die Fee war es, die unvermuthet dazu kam. Die Verwirrung des Prinzen entgieng ihr ſo wenig als der Vogel, den er ſchon in der Hand hielt. Sie bebte vor Wuth bey der Ahndung, daß einen Augenblick ſpäter ihr dieſer Vogel ihren Liebhaber entführt haben würde. Wüthend riß ſie ihn aus ſeinen Händen und erdrückte ihn. Zugleich ſuchte ihr Blick allenthalben den Geber; aber der Geber war ſchon verſchwunden. Verzweiflungsvoll ſagte der Prinz der Fee die empfindlichſten Schmähungen: aber ſie hörte nur einen Theil davon, weil ſie hinausgieng, um den Prinzen noch ſtärker zu bezaubern.

So wie ſich dieſer allein ſah, ſo lief er zu dem armen Krebſe, dem der Alte den Kopf abgeſchnitten hatte. Aber kaum hatte er ihn angerührt, ſo ſtand das ganze Zimmer in Feuer und er von Flammen umringt. Trieb nach Rettung machte, daß er den Krebs fallen ließ, und die Thür oder ein Fenſter zu gewinnen ſuchte: doch in eben dem Augenblicke zerſtreute ſich auch das Feuer und zugleich ſeine Beſorgniß. Er ſuchte nun gleich ſeinen geliebten Krebs, in der Hoffnung, daß ihm vielleicht ein neues Wunder das Leben gerettet haben könnte. Nach langem fruchtloſen Suchen ward es ihm gewiß, daß er in den Flammen umgekommen ſeyn müßte; die Folge von der Bosheit der Fee. Der Schmerz darüber übernahm ihn ſo, daß er kraftlos auf einen Sopha zurückſank. Lange ſaß er auf dem Sopha, den Blick an den Boden geheftet und keiner Bewegung fähig. Endlich erblickt' er etwas Glänzendes, das ſich zu ſeinen Füßen bewegte. Als er es aufhob, ſah er mit Verwunderung eine ganz kleine Perſon, kaum ſo groß als eine groſſe Steckenadel, mit vollkommen ausgebildeten Zügen, in einem Kleidchen von weißer Gaze, mit einem Federbüſchgen, beydes mit kleinen Edelſteinen beſezt. Er hob das zarte Geſchöpfchen ſehr behutſam und ſanft in die Höhe und ſezte ſie auf den Tiſch, um ſie gemächlicher zu betrachten. Sie war ſo ſchön, daß er des verlornen Krebſes darüber vergaß. Schnell entſtand in ihm Liebe zu ihr; und dieſe Liebe wurde ſo heftig, daß ſie einer Art von Wahnſinne glich, wenn er bedachte, daß ihm mit ihr nie etwas mehr beſchieden ſeyn könnte, als Anſchaun allein, und nie eine nähere Vereinigung.

Durch ſolche Träumereyen würde er ſich noch unglücklicher gemacht haben als er bisher war, wenn er Zeit behalten hätte ſich ihnen zu überlaſſen. Allein die kleine Schöne die ihn jezt beſchäftigte, ſagte zu ihm mit einem Blicke der auch ein weniger empfindliches Herz entzündet haben würde, und mit der lieblichſten, zarteſten, rührendſten Stimme: „Prinz! daß ich meine vorige Geſtalt wieder habe, iſt ein Werk des Alten, den Sie eben geſehen haben. Noch vor wenig Augenblicken unter einer andern Geſtalt fand ich mich glücklich; denn Sie ſorgten für mich, und nichts fehlte mir. Jezt bin ich eine Unglückliche, ohne Eltern, ohne Freund; keine Freude bleibt mir als die, Ihnen ewigen Dank für das zu verſichern, was Sie an mir thaten.“ — „So ſind Sie es denn, erwiederte der Prinz, Sie, ſchöne Conſtanze, die ich einige Tage bey mir bewirthet habe, deren Verluſt ich noch vor wenig Augenblicken ſo ſehr bedauerte? Sie, die ich doch, wenn Thuewohl anders die Wahrheit ſagte, ewig lieben darf? Wie iſt es möglich, daß Sie nicht unter dem Meſſer des Alten, oder in den Flammen umkamen?“ — „Alles was er that, erwiederte ſie, war zu meiner Entzauberung nöthig. Durch ihn entſtanden die Flammen die Sie ſo ſehr beunruhigt haben; er ergriff mich in dem Augenblicke da Sie mich verließen; er gab mir, durch Berührung mit ſeinem Korallenſtabe, meine natürliche Geſtalt, bis auf die Größe, wieder. Von ihm habe ich auch dieſes Ey von Kryſtall, mit der Belehrung erhalten; Sie dürften es nur mit einem Zweige von dem Schaſmin am Eingange des Gartens berühren, ſobald würden wir beyde nicht mehr in der Gewalt der Fee ſeyn. Eilen Sie alſo, ich beſchwöre Sie, und ſuchen den Schaſmin der uns befreyen ſoll; hier haben Sie das geheimnißvolle Ey. Der Prinz wollte ihr erſt noch ſagen, wie ſehr er ſie liebte, wie unangenehm es ihm wäre, ſie ſo klein zu ſehen: „ich werde nicht immer ſo bleiben, unterbrach ſie ihn lächelnd; noch ehe eine Stunde vergeht, bin ich, nach der Verſicherung des guten Alten, wieder ſo groß als ich vor meiner Verwandlung war. Seyn Sie alſo ruhig; aber zaudern Sie nicht, ſondern eilen Sie nach dem wohlthätigen Schaſmine.“

Freudig und voll Hoffnung wollte der Prinz nach dem einzigen Rettungsmittel eilen, als die Fee plötzlich zurückkam, und ihm verbot ſich zu entfernen. Beym Anblick ihrer grauſamen Feindin, lief die Prinzeſſin ſich zu verbergen, allein ſie fiel, ohne ſich jedoch zu beſchädigen. Zartbraun wollte ſie aufheben; vergaß aber daß er das Kryſtall-Ey in der Hand hatte, und ließ es fallen, daß es in tauſend Stücken zerbrach. Zu noch größerm Unglücke trat die Fee näher hinzu, und ſo ſchnell, daß er nicht Zeit behielt die Prinzeſſin zu verbergen, ſondern daß ſie gerade unter das Gewand ihrer Todfeindin zu liegen kam. Er zitterte zu ſehen, daß die Fee bey der geringſten Bewegung ſie zertreten konnte: doch zum Glücke blieb ſie auf der nämlichen Stelle ſtehen. In der einen Hand hielt ſie ein Buch von vergoldeten Pergament, in der andern einen Stab von Ebenholz, mit dem ſie ihm einen Schlag über die Schulter gab. Denke nicht, Undankbarer, mir entfliehen zu können. Ich habe den Zauber der dich an mich binden ſoll, ſo feſt gemacht, daß alle Mächte der Hölle ihn nicht zu zerreiſſen vermögen. Entſchließe dich alſo mich unaufhörlich dir zur Quaal an deiner Seite zu ſehen, wofern du nicht auf der Stelle annimmſt, was ich dir aus Güte zum leztenmal anbiete, mein Herz und meine Hand. Nimmſt du im Gegentheile beydes an, ſo erwartet dich der Genuß von allem was nur zum Glück eines Sterblichen erdacht werden kan. Sprich! auf deiner Antwort beruht Wohl oder Wehe deines Lebens. Ich gebe dir eine Viertelſtunde zum Entſchluſſe.

Prinz Zartbraun bekümmerte ſich wenig um das Reden und Drohen der Fee. Unverwandt ſahen ſeine Augen blos nach ihrem Gewande, das ſich immer ſtärker bewegte: ohnfehlbar mußte dieſe Bewegung von der Prinzeſſin herrühren, die mit jedem Augenblicke wuchs. Entſetzlich war ihm der Gedanke, daß ſeine Geliebte nun bald der Fee ſichtbar werden, und neuen Quaalen ausgeſezt ſeyn würde. O wie reut' es ihn nun von Liebe geſprochen zu haben, anſtatt nach dem Rettungszweige zu eilen! Doch Reue war vergebens: es war die Stunde wo er ſie verlieren ſollte. Sie wuchs ſo ſchnell, ſo wunderſam, daß Laſterfülle es endlich merkte, und plötzlich der Kopf der Prinzeſſin durch den Schlitz des Gewandes der Fee ſichtbar erſchien. „¿Ey was ſoll mir denn das? fragte die Fee äuſſerſt verwundert; ¿du wagſt dich zu mir, kleines Geſchöpf? Glaubt denn nicht der, der dir deine Geſtalt wiedergab, daß ich mächtig genug bin ſie dir von neuem zu nehmen, daß du dich ungeſtraft vor mir ſehen laſſen darfſt? Er ſoll das Gegentheil ſehen." — Halt ein, Grauſame, rief der Prinz mit Ungeſtüm; ſchone der Unglücklichen die deine Wuth ſchon ſo ſehr erfuhr." — ¿Und was geht ſie dich an? rief dagegen die Fee mit einem Tone, daß die Prinzeſſin dahin ſank und der Prinz erblaßte; ¿woher kennſt du ſie? woher dieſes warme Gefühl für ſie?" — „Blos aus Mitleiden" verſezte der Prinz. Doch die Fee befragte ihr Buch, und das Buch entdeckte ihr alles, was zwiſchen der Prinzeſſin und dem Prinzen vorgegangen war.

Ueber dieſe Entdeckung ergrimmte ſie dergeſtalt, daß die Erde bebte. Beyde zu erwürgen, war ihr Entſchluß im erſten Grimme: aber ſie gab ihn wieder auf. Eine ganze Viertelſtunde lang drehte ſie den Prinzen bey den Haaren im Wirbel herum, ohne daß er ſich aus ihren abſcheulichen Händen loswinden konnte: dann erſchienen auf ihren Ruf, der wie Eulengeſchrey klung, ein Greif und eine Fledermaus von ungeheurer Größe. „Nehmt dieſe hier; gebot ihnen die Fee; führet die eine hierhin, den anderen dorthin, und thut eure Pflicht; fort mit ihnen!“ — Es geſchah wie ſie befahl.

Der Greif der den Prinzen entführte, trug ihn über Länder und Meere hinweg. Nach einem dreyſtündigen Fluge ließ er ſich beym Einbruche der Nacht mitten in einem Walde nieder. Hier glaubte der Prinz von ihm gefreſſen zu werden: aber der Vogel ſetzte ihn ſanft auf die Erde und flog, ohne ihn nur anzurühren, ſchnell wieder davon.

Es war ſo finſter, daß er nicht wußte ob er vorwärts gehen, oder umwenden, oder ſtille ſtehen ſollte. Nach einer Unſchlüſſigkeit von mehreren Minuten beſchloß er demnach weiter fortzutappen: die bängſten Ahndungen begleiteten ihn.

Nur wenig Schritte war er fortgewandert, ſo erblickt' er ein Licht das noch weit entfernt zu ſeyn ſchien. Eine ganze Viertelſtunde mußt' er noch gehen ehe das Licht ihm näher kam, und er ſich endlich vor einem hellerleuchteten Schloſſe befand. Er unterſuchte das Schloß, und erkennte mit Verwunderung den Pallaſt ſeines Vaters. Zweifelhaft ob es Traum oder Wahrheit ſey, drang er weiter bis an die Thür des Saals der Leibwache, ſo bewegt, daß er nicht zu reden vermogte. Die erſten die ihn ſahn, empfiengen ihn mit Freudengeſchrey, und liefen mit der frohen Botſchaft zu ſeinem Vater. Dieſer gute Greis lag, von der Laſt der Jahre gebeugt, auf einem koſtbaren Ruhebette, nur mit ſehr wenig Sinn für eine herrliche Muſik, durch die ihn ſeine Damen zu erheitern ſuchten. ¡Welch eine Freude war für ihn die Nachricht von der Wiederkunft ſeines Sohnes, und noch mehr, ſeine Umarmung! Denke ſich dieſe Freude wer ſelbſt Vater iſt!

Er war ſehr alt: daher drung er in ſeinen Sohn, ſtatt ſeiner die Krone zu tragen. Ungern übernahm dieſer die Regierung eines Staats, der mehrere Jahre ſehr vernachläſſigt worden war. Weder der Glanz der Krone, noch die Freuden der Herrſchaft verdrängten aus ſeiner Seele das Andenken an ſeine geliebte Conſtanze. Er ſeufzte jeden Augenblick nach ihr, wünſchte ſich die Minuten zurück, die ihm bey ihr verſchwunden waren. ¡Wie ſchön war ſie nicht, ſagt er oft bey ſich ſelbſt, und wie zärtlich! wie ſanft ihr Gefühl und ihr Verſtand wie fein! Vielleicht iſt ſie nicht mehr;

oder lebt ſie auch noch, ſo wird ſie doch nur mit immer neuen Martern gequält. ¿ Denkt ſie auch wohl im Unglücke an mich? ¿ Denkt ſie, daß Zartbraun nie aufhört ſie zu lieben, daß er alles aufbieten wird, ſie zu befreyen? Ja, das glaubt ſie gewiß! ja ſie glaubt, daß mich der Gram bald ins Grab ſenkt, wenn ich ſie nicht bald wiederſehe.

So ſprach er oft im Geiſte mit ſeiner Angebeteten: ſo dacht' er ſie ſich oft in der Gewalt ihrer Quälerin. Unbegreiflich war es ihm, wie er den Händen der Fee entgangen wäre; unbegreiflich, warum ſie, nach ſo manchem gewaltſamen Ausbruche von Liebe und Zorn, ihn ohne Mißhandlung in ſein Vaterland zurückgeſchickt hätte. Fern war er zwar von ihr; aber immer fürchtete er noch ihre Bosheit und Wuth.

Dieſe beſtändige Furcht, verbunden mit ſeiner Leidenſchaft für die Prinzeſſin, verbitterte die Ruhe ſeines Lebens. Er kämpfte lange, bis er ſich endlich entſchloß, den freundlichen Zauberer auf der Inſel Tintarinos aufzuſuchen, und ihn um Nachricht von Conſtanzen und um einen Talisman gegen die Bezauberungen zu bitten. Er ließ alſo, mit Wiſſen ſeines Vaters, ein Schiff ausrüſten und mit reichen

Geſchenken beladen. Auf dieſem Schiffe ſegelte er mit zwölf der edelſten Jünglinge in ſeinem Königreiche ab.

Der Wind war ihm günſtig; er entdeckte bald die Inſel, die er ſuchte. Nur eine kleine Entfernung war noch, als der Himmel trübe ward und finſteres Gewölk ihn überzog: das Meer ſchwoll an, die Wellen ſchlugen ſo ungeſtüm, daß das Schiff keinen Lauf mehr zu halten im Stande war. Es ſezte ſich auf einer Sandbank feſt: alle wären umgekommen, hätte ſich nicht das Meer bald wieder beruhigt. Die Wolken zertheilten ſich: die Luft wurde wieder ſtill wie die Wellen. Der Prinz bekam von neuem freyen Blick auf das offene Meer.

Nach kurzem Umherſehen entdeckte er, wiewohl in einer großen Entfernung, etwas Glänzendes, das ſich ihm unbeſchreiblich ſchnell näherte. Als der unbekannte Gegenſtand erkennbar wurde, ſah er einen Nachen von Perlenmutter, in deſſen Mitte ein Roſenſtrauch die Stelle des Maſtes vertrat und Roſenblätter zu Seegeln dienten. Acht Tritonen und eben ſo viel Syrenen lenkten den Nachen bis ganz nahe zum Prinzen hin. Prinz, ſagte eine von den Syrenen, unſere junge Gebieterin, die Fee Güte, ſendet uns hieher, um Ihnen zu ſagen, daß

Sie von ihr auf ihrer Inſel erwartet werden. Sie iſt eine Tochter von Thuewohl, und wie er, blos damit beſchäftigt, den Sterblichen wohlzuthun. Durch ihre Feenkunſt hat ſie Ihr Unglück erfahren. Ihr Leiden rührt ſie, und ſie will Sie davon befreyen, indem ſie Ihnen den Taliſman überliefert, den Sie auf der Inſel Tintarinos ſuchen wollten. Hier ſendet ſie Ihnen ein Armband, das ſie niemals ablegen dürfen; Sie erhalten dadurch Ihre Prinzeſſin wieder. Unſerer Gebieterin ſind Sie Freyheit und Rückkehr ins Vaterland ſchuldig: eilen Sie nun, Ihr für alles zu danken, was Sie an Ihnen gethan hat.

Entzückt über dieſes glückliche Abentheuer in einer Stunde der Hoffnungsloſigkeit, ſtieg er mit ſeinem ganzen Gefolge in den Nachen; und höchſtens in ſechs Minuten war er auf der Inſel, wo man ſeiner wartete. Die Inſel war durchaus mit Roſen und Schaſmin bewachſen, die ſich zu langen Bogengängen wölbten. Roſenroth war hier die Lieblingsfarbe, die alles trug: auch des Prinzen Gewand von blauem Goldſtoffe verwandelte ſich in Roſenfarbe, mit einer Stickerey von Brillanten und Smaragden. Ein kleiner Widder mit einem Vließe von Silberfaden und diamantnen Hörnern diente ihm zum Wegweiſer in ein kleines Gehölz, wo hundert junge Mädchen von ausserordentlicher Schönheit eine junge Dame von etwa ſechszehn Jahren umringten, die noch ſchöner und reizender als alle war. Nachläſſig ruhte die junge Schönheit auf einem Lager von Schaſmin, am Rande eines Baſſins, auf dem ſich Schwane wiegten, unter einem Gewölbe von Bluthen, in wollüſtiger Halbdämmerung.

Es ſey, ſagte man ihm, die Tochter des ehrwürdigen Zauberers von Tintarinos. Sie empfieng ihn mit einer Sanftheit, mit einer Anmuth, wie er ſie nur an ſeiner Vielgeliebten gefunden hatte. Nachdem ſie ihm nochmals empfohlen hatte, das Armband nie von ſich zu legen, führte ſie ihn, über eine Terraſſe, die das Meeresufer überſehen ließ, nach einem Schloſſe von Kryſtall. Hier, ſagte ſie zu ihm, könnt' er einige Tage ausruhen; dann werde ſie ihn unfehlbar zu ſeiner lieben Conſtanze verſetzen. Nur daß er ja nicht das Zimmer, das er ſich wählen würde, nach Mitternacht verließe. Thun Sie dieſes, ſezte ſie hinzu, öffnen Sie nur ein Fenſter in den Stunden von Mitternacht bis vier Uhr des Morgens, ſo begegnen Ihnen Unglücksfälle, gegen die Sie meine Macht nicht ſchützen kann, weil ich in dieſen Stunden auſſer meinem Palaſte, bey meiner Mutter ſeyn muß. Zartbraun

braun verſprach, Ihren Rath pünktlich zu befolgen.

Der erſte Tag verſchwand ihm unter allen den Freuden, die uns eine mächtige Fee verſchaffen kann, und unter Geſprächen von des König Klugs ſchöner Tochter. Zartbraun wunderte ſich, daß die Fee mit ſo vieler Aufmerkſamkeit von ſeiner Geliebten ſprechen hörte. Nicht lange, ſo fiel es ihm ein, daß es doch wider die Klugheit und ſogar wider die Höflichkeit wäre, das nämliche ſo oft zu wiederhohlen und ſchwärmeriſch von der Liebe für eine Andere zu einer ſo reizenden Perſon zu reden, wie die Fee wirklich war. Er legte allmählig dieſen Fehler ab; und ſehr bald ſprach er gar nicht mehr von ſeiner ungeduldigen Sehnſucht nach Wiederſehn. Im Gegentheil ſagte er mehrmal, er wünſchte wohl, daß er noch länger von Conſtanzen entfernt bleiben möchte, um zu erfahren, wie die Abweſenheit auf ſein Herz wirkte. Dann folgten einige ſtumme Augenblicke; ſein Auge heftete ſich auf die Fee; er ſeufzte; ihr Blick war ſo ſanft, er konnte ihn nicht ertragen, ohne eine gewiſſe ungewöhnliche Beunruhigung zu empfinden. Kurz, die Prinzeſſin herrſchte nicht mehr in ſeiner Seele; die Fee hatte ſie verdrängt. Er fühlte das und dachte nur auf Mittel es ihr zu entdecken. Erſt ließ er ſeine Augen reden und Seufzer; dann ward er nachdenkend, unruhig, traurig. Die Fee nahm es wahr, und ſchlug ihm vor, nunmehr zu der Urheberin ſeiner geheimen Leiden zu reiſen. Aber nun warf er ſich ihr zu Füßen, küßte ihr mit Entzücken die Hand, und beſchwor ſie, ihn nicht von ſich zu entfernen, ſondern ihm zu vergönnen, daß er ſie lieben, daß er ewig ihre Feſſeln tragen dürfe.

Die Fee erröthete, ſchien über ſeine Erklärung nicht wenig erſtaunt zu ſeyn. Indeſſen verſicherte ſie ihn der Gewährung ſeines Wunſches, weil er ganz mit der Neigung ihres Herzens zuſammenträfe. Nur machte ſie's zur Bedingung, daß er ihr noch dieſen Abend die Hand reichen müſſe. Sie habe nämlich mit einem unverletzlichen Schwure gelobt, keinen Mann, den ſie lieben würde, auf ihrer Inſel zu dulden, es ſey denn ihr Gemahl. Mit Vergnügen unterſchrieb der Prinz dieſe Bedingung, nur bat er dringend, ſein Glück zu beſchleunigen. Sie verſprach es ihm; und verließ ihn, um ihre Reize durch die Kunſt der Toilette noch zu erhöhn. Nach einer Stunde erſchien ſie wieder: und die Vermählung geſchahe. Nymphen feyerten ſie durch Geſänge und Tänze, und umſchlungen das neue Paar mit Blumenkränzen. Alles athmete Freude: nur die arme Conſtanze nicht.

Nach der Entführung aus dem Palaſte der Fee Laſterfülle hatte ſie die Fledermaus von Land zu Lande in allen Gegenden des Erdbodens herumgetragen, als wüßte ſie nicht das Land zu finden, wohin die Prinzeſſin, nach dem Befehl der Fee, gebracht werden ſollte. So hatte ſie lange umhergeſchwärmt, bis ſie zulezt über der Roſeninſel ſchwebte. Hier fragte die Fledermaus, ob die Prinzeſſin Luſt habe, auszuruhen. Müde und des langen Fliegens überdrüßig, willigte die Prinzeſſin mit Freuden ein. Die Fledermaus ſenkte ſich alſo, und ſezte ſie ſanft auf eine Raſenbank neben der Laube nieder, in welcher **Zartbraun** und **Güte** ſich ewige Liebe ſchwuren. ¡Welch ein Schauſpiel für eine Liebende! und welch eine Marter, ihren Ungetreuen die zärtlichſten Liebkoſungen an eine Andere verſchwenden zu ſehen die nur zu liebenswürdig war. Vielmal, vielmal hob ſie ſich ſchon empor, um den Treuloſen mit wohlverdienten Vorwürfen zu überladen: aber jedesmal überzeugte ſie ſich auch, ſie würde doch nichts von ihm erhalten, als froſtige Entſchuldigungen, die nur ein Triumph für die Glücklichere ſeyn würden. Sie zwung ſich alſo lieber, und verſchloß den tobenden Schmerz in ſich ſelbſt. Thränen waren die einzige Linderung, die ſie ſich erlaubte: dann bat ſie die Fledermaus, ſie ſo ſchnell als möglich von einem

nem Orte wegzubringen, wo ihr Herz ſo viel leiden müßte. Dieſe hämiſche Vollzieherin des Befehls einer boshaften Fee vermehrte noch ihren Jammer durch Erzählung, wie leicht der Prinz ſie vergeſſen, welche Freuden er mit ſeiner neuen Gemahlin genoſſen hätte. Conſtanze antwortete nichts; ſeufzte nur unterdrückt über ſeine Undankbarkeit und Vergeſſenheit gelobter Treue.

Nachdem ſie wieder einige Stunden geflogen waren, ſagte die Fledermaus, ſie befände ſich jezt bey dem König Träge, den ſie auf Befehl der Fee Laſterfülle noch heute zum Gemahl nehmen ſollte; in dem Zimmer das der König für ſie hätte zubereiten laſſen. Zugleich übergab ſie die Prinzeſſin einigen Kammerfrauen, die zu ihrer Aufwartung beſtimmt waren und flog davon.

König Träge empfieng die Nachricht von der Ankunft ſeiner beſtimmten Braut mit Vergnügen, denn er hatte große Luſt zur Ehemannſchaft. Er war groß, ſchön, wohlgewachſen; aber er hatte keinen Kopf und folglich auch keinen Selbſtwillen. Die Laſter, denen er freyen Zutritt in ſein Reich vergönnt hatte, herrſchten mit mehr Anſehen als er ſelbſt. Unwiſſenheit und Ausſchweifungen hatten ſich der Kriegsleute

leute und der erſten Männer im Volke bemeiſtert; Eigennutz und Ungerechtigkeit lenkten die Obrigkeiten; Heucheley und Geiz waren die geheimen Triebfedern der Derwiſche, und Vergnügen die Leidenſchaft des ſchönen Geſchlechts. Kurz, jedes von den Kindern der Fee Laſterfülle hatte ſeine Sclaven, und gebot, ohne daß König Träge das mindeſte dagegen erinnert hätte.

Seine Gefälligkeit gegen die Kinder erwarb ihm die Gunſt der Mutter. Sie ſchenkte ihm, wenig Tage vor der Ankunft ſeiner Braut, einen künſtlichen Kopf, der wenigſtens zum Scheine den wahren, den ihm die Natur verſagt hatte, erſezte. Dieſer Kopf wurde ihm auf die Schultern geſezt, und machte, vermittelſt einiger verborgner Federn alle nöthige Bewegungen. Anfangs konnte er nicht damit zurechte kommen, weil er bisher keinen gebraucht hatte; denn zum Sprechen hatte er einen Mund in dem Halsgrübchen, zum Hören ein Ohr in der linken, und zum Sehen ein Auge in der rechten Hand. Bequem war das freylich nicht: aber er mußte dieſe Folge von der Rachſucht einer Fee tragen, die ihn in der Schwangerſchaft der Königin, ſeiner Mutter, ſo begabt hatte. Eine Naſe hatte ſie ihm nicht gegeben, weil ſie dieſe für ein ganz unnützes Stück hielt;

und drum roch er auch gar nicht. Indeſſen, ſo wie er war, glaubt' er doch, Conſtanze würde ihn mit Freuden zum Manne nehmen, weil er ein König ſey. In dieſer Zuverſicht gieng er zu ihr, und betheuerte ihr, noch vor Abend ſolle ſie ſeine Frau werden.

Sie befand ſich in einem ſchönen Zimmer, wo Gold und Silber um die Wette glänzten: aber mitten unter dieſem Schimmer weinte ſie. Träge nahte ſich ihr, und brachte, um ſie beſſer zu ſehen, ſeine rechte Hand ganz nahe vor ihr Geſicht. Ihre Schönheit bezauberte ihn, und er ſagte ihr das durch ein Kompliment, das er zwey Tage lang aus einem neuen Romane mühſam auswendig gelernt hatte. Dann bot er ihr ſeine Hand, um ſie zum Tempel zu führen, wo ſie, wie er ſagte, ſein Herz und ſeine Krone empfangen ſollte. Sie aber ſtieß ihn ſanft zurück, indem ſie ihm betheuerte, ſie werde niemals dieſe Ehre annehmen. Ihre Weigerung ſezte ihn dergeſtalt in Erſtaunen, daß er einige Augenblicke kein Wort vorzubringen im Stande war. Erſt wie er ſich wieder gefaßt hatte, verſucht' er ſie durch Bitten auf einen andern Entſchluß zu bringen. Als aber alles fruchtlos blieb, gerieth er in eine ſolche Hitze und Bewegung, daß ſein hölzerner Kopf, der nicht gut befeſtigt war, auf die Erde fiel, und die Prinzeſſin ſich entſezte, ſolch eine Art von Ungeheuer vor ſich zu ſehen.

Dieſer unglückliche Zufall vermehrte noch den Zorn des Prinzen. Er ſagte ihr eine Menge beleidigender Dinge, und kündigte ihr an, daß er ihr nur acht Tage Bedenkzeit gäbe: wenn ſie auch dann ſich noch weigerte, ſo ſey es um ihr Leben gethan. So verließ er ſie, über ſeine Drohungen wenig erſchrocken, aber deſto mehr beſchäftigt mit dem Undankbaren, den ſie noch immer liebte.

Die beſtimmten acht Tage vergiengen, ohne daß ſie nur einmal über das Schickſal nachgedacht hätte, das ihr angekündigt war. Kaum war dieſe Friſt verſtrichen, ſo kam König Träge wieder, und fragte nach ihrer jetzigen Stimmung für ihn. Sie antwortete wie vorher: und er befohl ſogleich, ſie in den ſchwarzen Wald zu führen. Man nennte dieſen Wald ſo, weil ihn nie ein Sonnenſtrahl durchdrung. Ein dicker Nebel bedeckte ihn vom erſten bis zum lezten Tage des Jahres. Kälte herrſchte da unaufhörlich, und der Wind tobte ſo ungeſtüm, daß er oft die ſtärkſten Bäume, die nur ein gelbes, welkes Laub trugen, umriß. Ueberall krächzten Eulen und brüllten reiſſende Thiere. Eine hundert Fuß hohe Mauer ſchloß ihn ein, und machte den Ausgang unmöglich.

In dieſen Wald wurde Conſtanze eingeſperrt: und doch fand ſie ſich hier glücklicher als in dem Palaſte, aus dem man ſie verwieß; denn er war düſter und ſchauervoll und gemacht ihren Schmerz zu verbergen. Jeden Augenblick fürchtete ſie den Wölfen oder andern Raubthieren zur Beute zu werden. Freylich war ihr das Leben zum Ekel geworden: aber ſie ſchauderte doch bey der Ahndung die ſie verfolgte. Zitternd ſuchte ſie die unzugänglichſten Gegenden auf, um den fürchterlichen Thieren auszuweichen und einen ſanfteren Tod zu erwarten, der bey ihrer Schwäche und Erſchöpfung nicht lange ausbleiben könnte. In dieſem Gedränge von Gedanken und Ahndungen ſahe ſie einen ungeheuren Löwen auf ſich zukommen, deſſen wilder, drohender Blick ihr keine Hoffnung ſich zu retten übrig ließ.

Sein Anblick trieb ſie eilends in die Flucht: aber der Löwe, im Laufe geübter als ſie, erreichte ſie gleich an ihrem Gewande; ſie ſank ohnmächtig auf einen Haufen dürres Laub vom Winde zuſammengeweht. Doch der Löwe war nicht ſo grauſam als ſie gefürchtet hatte und that ihr nichts zu Leide: im Gegentheil, er

holte

hohlte Waſſer in ſeinem Rachen, und ſpritzte ihr das Waſſer ins Geſicht. Dieſe unverſehene Hülfe brachte ſie wieder zu ſich: ſie öffnete ihre ſchönen Augen, und ſah mit Verwunderung, wie der ſo ſehr gefürchtete Löwe ihr die Hände leckte, und Thränen darauf fallen ließ. ¡Welch ein Wunder! rief ſie aus; unter den reiſſenden Thieren find ich Erbarmen; unter den Menſchen fand ich nichts als Grauſamkeit! ¿Aber warum hat er mich nicht verſchlungen? So wäre doch nun mein Leiden vorüber, ſo nagte mich doch nicht mehr der Gedanke, daß ein Undankbarer den Schwur ewiger Liebe vergißt, daß er ſich bey einer andern in Freude berauſcht. Bey dieſen Worten zerfloß ſie in Thränen, und ohne Zweifel hätte ſie ſich ſelbſt entleibet, wäre nicht der Löwe ſo freundlich, ſo beſorgt, ſo tröſtend geweſen. Es rührte ſie, daß ein Thier ſo viel für ſie that; ſie ſtreichelte ihn, ſo tief ſie auch bekümmert war, ſie dankte ihm ſogar, als wäre ſie gewiß von ihm verſtanden zu werden. Zwey fürchterliche Bären die plötzlich erſchienen, entriſſen ſie vollends ihrem Vorſatze. Sie ſprang auf um zu entfliehen, ohne daß es ihr einfiel welchen Vertheidiger ſie hätte. Der Löwe hingegen, der immer neben ihr gelegen hatte, zog ſie leiſe an ihrem Gewande, hob ſie ſanft auf ſeinen Rükken, und floh mit ihr leicht und flüchtig davon.

Conſtanze wußte nicht ſollte ſie fürchten, oder ſollte ſie hoffen. In dieſer Ungewißheit brachte ſie der Löwe an den Fuß eines Felſen den die Wogen des Meeres beſpülten. Nur dieſer Felſen lag nicht im Umfange der Mauer die den ſchwarzen Wald einſchloß, weil er für ſich unzugänglich war. Hier ſetzte ſie der Löwe ſanft im Sande nieder: dann hohlt' er ihr Muſcheln und Auſtern, und bot ſie ihr freundlich dar. Sie aß davon, und trank dazu mit Wohlbehagen von dem Waſſer einer nahen Quelle, das ihr der Löwe in einer großen Muſchel geſchöpft hatte. Nach dieſem leichten Mahle führt' er ſie in eine Felſenhöhle, gieng mit ihr hinein, und verwahrte den Eingang der Höhle mit einem großen Steine.

So freundlich, ſo hülfreich der Löwe geweſen war, ſo bebte ſie doch ſich mit ihm in der finſtern Höhle allein zu ſehn. Die Höhle war groß, und bekam ein mattes Licht blos durch einige Riſſe, die ein Werk der Zeit waren. Einige Haufen dürrer Blätter ſchienen zum Tiſche und zum Lager beſtimmt zu ſeyn; und ſie waren es auch. Die Höhle gehörte dem Löwen der ſie dahin gebracht hatte, um ſie des Nachts gegen die reiſſenden Thiere zu ſchützen.

Conſtanze, die ſchon den Tag ſich neigen und ihren Löwen ſo friedlich ſah, verſtand ihn vollkommen. Sie ſetzte ſich alſo auf die dürren Blätter; nicht um zu ſchlafen, denn dazu war ſie zu beunruhigt, ſondern blos um auszuruhn. Traurig legte ſich der Herr der Höhle neben ſie; bald ſeufzt' er, bald leckt' er ihr die Hände. In ihre Augen kam lange kein Schlaf: unaufhörlich beſchäftigte ſie die Geſchichte ihres Lebens. Warum der Löwe ſo freundlich gegen ſie ſey, und warum ſo traurig, beydes war ihr ein Räthſel. Unter dieſen Erinnerungen, und Betrachtungen verſtrich der größere Theil der Nacht. Endlich ſchlief ſie dennoch ein; und als ſie erwachte, war es ſchon hoch am Tage.

An ihrer Seite war kein Löwe mehr. Sie erſtaunte, und ſtand auf um zu ſehen, ob er irgendwo in der Höhle ſey; ſie fand ihn aber nicht. Unruhig ſich von ihrem Vertheidiger verlaſſen zu ſehen, eilte ſie aus der Höhle, von deren Eingange der Stein verſchoben war, um zu ſehen ob er vielleicht am Ufer wäre: auch da fand ſie ihn nicht. Es wurde ihr immer bänger; ſie hatte ſich ſchon an ſeine Geſellſchaft und an ſeinen Schutz gewöhnt. Aus Furcht vor den reiſſenden Thieren wollte ſie in die Grotte zurückkehren, als ſie zwiſchen den

Bäumen einen Mann wahrnahm der ſich mit einem ziemlich ſtarken Stocke gegen einen ungeheuern Eber wehrte. Sie entſetzte ſich, aber ſie floh nicht: es kam ihr gleich der Gedanke, auch das ſey vielleicht ein Unglücklicher, wie ſie zum ewigen Aufenthalte im Walde verdammt. Sie hoffte, der Mann würde des wilden Thieres Sieger, und vielleicht ihr Befreyer werden können: ſie lauſchte alſo in der Entfernung auf den Ausgang des Gefechtes. Dieſes währte nicht lange; der Eber bekam verſchiedene Hiebe auf den Kopf, und zwar mit ſolcher Kraft, daß er todt niederfiel: doch hatt' er erſt ſeinem tapfern Feinde eine Wunde verſezt. Dieſer hatte viel Blut verloren, und lehnte ſich jezt kraftlos an einen Baum. Conſtanze konnt' ihn nicht ſehen ohne ihm helfen zu wollen: ſie lief zu ihm um ihm das Blut zu ſtillen. ¡Welch ein Anblick! es war Zartbraun; bleich, niedergeſchlagen, mit dem Tode ringend, und doch noch ſchön. ¡O was empfand ſie nicht! Sie vergaß allen Groll, und fragte ihn nur mit bebender Stimme und thränenden Augen, ob er ſie noch kenne, ob ihm der geringſte Dienſt lieb ſeyn würde, den ſie ihm anböte. Unverwandten Blicks ſah er ſie an: aber, ohne nur ein Wort zu antworten, entfernt' er ſich, ſo ſchwach er war, mit ſolcher Schnelligkeit, daß ſie ihn ſehr bald aus dem Geſichte verlor. —

¡Ha! er flieht mich! rufte ſie ihm verzweiflungsvoll nach; mein Anblick iſt ihm abſcheulicher als die grimmigſten Thiere, als der Tod ſelbſt. ¡So tief von ihm verachtet! ¿Und ich könnte noch leben? Nein, ſterben will ich; ſonſt iſt für mich keine Rettung. Mit dieſen Worten lief ſie aus Geſtade, und ſtürzte ſich ins Meer.

Unvermeidlich hätte ſie hier ihren Untergang gefunden: aber der Löwe, der indeſſen wiedergekommen war, ſah ſie fallen, und ſtürzte ſich ihr nach. Seine Sorgfalt brachte ſie ins Leben zurück. Er trug ſie wieder in die Höhle, legte ſie auf das Lager von Laub, ſchlug mit zween Steinen Feuer, zündete das mit Zweige an, und erwärmte die Unglückliche von neuem. Sie wollte ſchon klagen, daß er ihr beyſtünde, als eine Stimme erſcholl: willſt du deiner Leiden Ende ſehen, ſo ſuche die Thür, die hier iſt. Dieſe Stimme gab ihr die verlohrnen Kräfte wieder; dem Löwen ſchien ſie große Freude zu machen.

Beyde fiengen nun an die Thüre zu ſuchen, ſelbſt in ſolchen Gegenden der Höhle die ſo finſter ſtez waren, daß ſie befürchten mußten, ſich ganz zu verirren. Durch ein Ohngefähr fand endlich die Prinzeſſin die gewünſchte Thür. Sie trat fehl, und wollte ſich am Felſen halten: aber eben dadurch berührte ſie die Thür, die von dem Stoße aufgieng. Sie zeigte ihre Entdeckung dem Löwen und ſtieg mit ihm eine Treppe hinauf, die nicht ſo dunkel als die Höhle war. Zehntauſend Stufen mochten ſie beyläufig geſtiegen ſeyn, als ſie endlich einen großen Raſenplatz oben auf dem Felſen erreichten.

Dieſer Raſenplatz lag ſo erſtaunlich hoch, daß die gröſten Bäume unten im Walde nicht höher als einen Fuß hoch erſchienen. Man konnte blos auf der Treppe dahin gelangen, die Conſtanze entdeckt hatte. Sie behielt keine Zeit ſich über die Höhe des Raſenplatzes zu wundern; denn ſie erblickte hier ein junges Frauenzimmer, mit Ketten an einen Pfahl gebunden, und in voller Anſtrengung zu verhindern, daß eine Kiſte von Stahl, auf einem ſchwachen Zapfen ruhend und ganz nahe an der Jähe des Felſen, nicht in einen Abgrund fallen möchte. In dem Blicke des Mädchens mahlte ſich Heiterkeit, Sanftmuth und Beſcheidenheit, und ſie flößte Achtung und Ehrerbietung ein. Auch die Prinzeſſin fühlte ſich davon durchdrungen,

gen, und eilte, mit Rührung, einen Verſuch zu ihrer Befreyung zu wagen. Doch kaum war ſie mit ihrem unzertrennlichen Begleiter, dem Löwen, ihr näher gekommen, ſo fielen der Gebundenen die Feſſeln ab.

Schon lange, ſagte ſie zu der Prinzeſſin mit einem Blicke voll Dankbarkeit und Würde, ſchon lange bedauere ich Ihr Schickſal, Sie hier zu ſehen. Wundern Sie ſich nicht; Jahrhunderte ſind es ſchon, daß ich im Buche des Schickſals las, Sie wären beſtimmt, mir die Kraft wiederzugeben, die ich ſeit langen Zeiten her verloren hatte. So jung ich zu ſeyn ſcheine, ſo manches Jahrhundert ſah ich doch ſchon verfließen. Ich bin es, deren Stimme durch den Felſen drang, um Sie aufzufodern, die Thür zu ſuchen, die Sie hieher geführt hat.

Mein Name iſt **Tugend**. Ich herrſchte einſt in der Welt: Könige und Völker liebten und verehrten mich. Nur die einzige Laſterfülle beneidete das Glück, deſſen die Sterblichen durch mich genoſſen. Sie erfüllte ihre Herzen mit Abneigung gegen das Gute, und die Welt mit Laſtern. Als ich mich einſt in ein Land entfernte, das mir allein bekannt iſt, benuzte ſie meine Abweſenheit. Bey meiner

Wiederkunft, vertrieben mich ihre Kinder, die Laſter, und beraubten mich des Glanzes, der mich umſtrahlte. Ich werde nun überall verkannt und verlaſſen. Da war kein König mehr, der mich ſchützen wollte: und das machte meinen Verluſt vollkommen; denn ich kann über kein Volk mehr herrſchen, wenn nicht der Fürſt mich achtet und liebt.

Nicht zufrieden, mich meines Anſehns entſezt zu haben, feſſelte mich Laſterfülle an dieſen Felſen, damit ich nicht ihre neue Herrſchaft ſtören könnte. Doch hat ihre Uebermacht mich nie verhindern können, zwey Tage im Jahre meine Feſſeln abzuwerfen. In dieſen beyden Tagen habe ich den ganzen Erdboden durchwandert, um diejenigen zu beſuchen, die mich nicht ganz vergeſſen. Aber öfters habe ich meine Wanderung vollendet, ohne nur Einen zu finden, der ſich meines Namens noch erinnerte.

Einmal jedoch, als ich die Staaten Ihres Vaters berührte, fand ich an ihm eine Stimmung nach meinen Wünſchen: ſeitdem habe ich ihn alle Jahre beſucht. Bey Ihrer Geburt war ich unter der Geſtalt einer alten Frau zugegen, und beſchenkte Sie mit allen Gaben, die zur Vollkommenheit eines Mädchens gehören.

ren. Ich befragte das Schickſal über die künftige Geſchichte Ihres Lebens, und fand, daß eine lange Reihe von Unglücksfällen Ihrer wartete: aber ich fand auch, Sie würden alles überſtehen, Sie würden mich aus meiner unwürdigen Sclaverey befreyen, Sie würden mir meinen verlornen Glanz wiedergeben. Zufrieden dieſes zu wiſſen, kehrte ich nach dem Willen des Schickſals auf meinen Felſen zurück. Seitdem habe ich Sie mehrmal geſehen, ohne Ihnen ſichtbar zu werden.

Einſtmals als ich hier meine Feſſeln wieder angelegt hatte, kam Laſterfülle in einem Feuerwagen, mit der Kiſte, die Sie hier ſehen. Sie enthielte, ſagte ſie zu mir, einen meiner wärmſten Freunde, der den Augenblick ins Meer ſtürzen würde, wenn ich die Kiſte fahren ließe. Mit dieſen Worten ſezte ſie die Kiſte auf jenen ſchwachen Zapfen an der Jähe des Felſen, und entfernte ſich wieder, in der Meynung, daß ich ſie nicht lange halten könne, und ſie bald hinabſtürzen laſſen müßte. Doch ich bin ſtark genug geweſen, ſie noch bis jezt zu erhalten. Ich habe ſie mehrmals zu öffnen verſucht, aber jedesmal vergebens: jezt, da ich frey bin, will ich dieſen unglücklichen Freund auch befreyen. Seyn Sie nur nicht gleichgültig

tig gegen mich, und Sie ſehen bald die Würkung meiner Macht.

Sie ſprach einige Worte, und die Kiſte that ſich auf: ſie enthielt den guten König Klug in Feſſeln. ¡Welch ein Erſtaunen für ihn, das Licht des Tages wiederzuſehen, und zugleich eine Tochter, deren Verluſt er beweint hatte! ¡Welch Entzücken für dieſe Tochter, einen Vater wiederzuſehen, für den ſo manche Thräne gefloſſen war! ¡Welch eine Freude für die Fee Tugend, beyde glücklich machen zu können!

Völlig von ſeinen Ketten befreyt, unter wechſelſeitigen Umarmungen erzählte König Klug, wie, ſeit der Entführung aus ſeinem Garten, er beſtändig in dieſem Kaſten eingeſchloſſen geweſen ſey, wo Hunger und Verzweiflung ſein Leben geendet haben würden, hätte nicht die boshafte Fee, um ſein Leiden zu verlängern, ihn wider Willen durch einen gewiſſen Saft erhalten.

Bis jezt war der Löwe ruhiger Zuſchauer geweſen: jezt aber nahte er ſich dem Könige und dann auch der gütigen Fee, mit einem Blicke, der zu ſagen ſchien: ¿ſoll ich allein unglücklich bleiben? Sie, die Allvermögende, verſtund ihn: es iſt billig, erwiederte ſie ihm, daß ich auch Sie für die Anhänglichkeit an meine Lehren belohne. Empfangen Sie Ihre natürliche Geſtalt wieder, und zwar auf immer. Lieblich und ſanft war ihre Stimme als ſie das ſprach, und zugleich ſeine Stirn berührte. Verſchwunden war der Löwe und an ſeiner Stelle erſchien Prinz Zartbraun.

Sein erſtes Wort war Dank an ſeine Retterin: dann warf er ſich der Prinzeſſin zu Füßen, um eine Verzeihung zu erhalten, die ſie ihm, ohne ungerecht und grauſam zu ſeyn, nicht verſagen könne. Sie fühlte ſich auſſerordentlich bewegt, als ſie ihn ſo zärtlich und ſchön zu ihren Füßen ſah. Ihr Herz ſprach zwar für ihn, weil er ſie noch liebte, aber dagegen drängte ſich ihr die Erinnerung an die Scenen in der Laube und im Walde ſo lebhaft zu, daß ſie beſchloß, ihm nie zu verzeihen. Sie wandte den Blick von ihm ab, und ſagte, ſie wolle ihn nicht mehr ſehen, nichts mehr von ihm wiſſen; er hätte ſie zu empfindlich beleidigt.

Fee Tugend, die ſahe, wie ſehr die Antwort der Prinzeſſin den Prinzen betrübte, bat ſie um Schonung; ſie ſagte, er habe ſie immer geliebt, und liebe ſie noch; ſie möchte ihm nur Gehör geben, und ſie würde gewiß überzeugt werden. Nach einiger Weigerung willigte Conſtanze endlich ein, ſeine Rechtfertigung anzuhören; und voll Vergnügen begonn er nun die Erzählung von der Geſchichte ſeines Elends ſeit ihrer Trennung.

Mein Aufenthalt auf der Roſeninſel, fuhr er fort, wird Ihnen nicht mehr ſtrafbar vorkommen. Zwang war es, was mich dahin brachte, und Zwang, was mich da feſthielt; Zauberwerk von Laſterfülle. Unter der Geſtalt einer jungen Schönheit, der man den Namen Güte gab, wurde mir Hülfe angeboten, um zu Ihnen zu gelangen: aber zu ihr ſollte ich gelockt werden, zu ihren trügeriſchen Reizen. In dieſer Abſicht ſendete ſie mir ein Halsband, als Gegenmittel gegen alle Bezauberung. Aber dieſes Halsband war nichts anders als ein Taliſman, der in kurzer Zeit jeden, der ihn trug, mit blinder Leidenſchaft für die Schenkerin erfüllte. Ich fühlte ſeine Wirkung bald; ich liebte die Fee bis zum Wahnſinne. Sie, meine Conſtanze, vergaß ich wider meinen Willen: und im Wahnſinne dieſes Zaubers hielt ich, meiner ärgſten Feindin zu gefallen, für mein ſchönſtes Glück. Nach meinem Wahne war nichts vollkommeneres in der Natur. In dieſem Wahne wär ich vielleicht noch lange ge-

geblieben, ohne die Begebenheit einer ſchlafloſen Nacht.

Ich hörte nämlich im Garten ein Geräuſch von Stimmen, und ſahe unter meinen Fenſtern ein helles Licht von Fackeln, beydes ungewöhnlich. Neugierig zu wiſſen was es ſey, ſtieg ich auf, und trat, ohne an das Verbot der Fee zu denken, ans Fenſter. So wie ich es aufmachte, erblickte ich in der Luft und in den Gängen des Gartens eine große Menge ſcheußlicher Geſtalten, zum Theile mit Laternen, zum Theil mit Fackeln, und alle auf dem Wege nach dem Boſket, wo ich die Fee zum erſtenmale geſehn hatte.

Dieſes ſonderbare Schauſpiel brachte mich auf den Entſchluß, an die Laube nachzuſchleichen. Ich ſchlüpfte alſo ganz leiſe aus meinem Zimmer, durch die düſterſten Stellen des Gehölzes. Es reute mich bald, dieſen dichtbewachſenen Weg gewählt zu haben; denn indem ich einige Zweige, die mir den Weg verſperrten, auf die Seite beugen wollte, blieb das Zauberarmband daran hängen; ich verlohr es, und in der Dunkelheit war mir es wiederzufinden unmöglich. In dem Momente damals betrübte mich dieſer Verluſt: doch hielt er mich nicht ab meinen Weg fortzuſetzen. Ich kam endlich an ah die Laube; und da ſahe ich mit Entſetzen meine Fee mitten unter jener Schaar von Ungeheuern. -

Es waren ihre Kinder, die Laſter. Flucht war mein erſter Gedanke; aber ich folgte ihm nicht: ſtärker war die Neugier, die mich trieb, dieſe furchtbare Geſellſchaft zu belauſchen. Laſterfülle erzählte ihnen, durch welche Kunſtgriffe ſie mich getäuſcht, auf welche Art ſie das geheimnißvolle Armband gemacht, wie ſie ſich dadurch in meinen Augen verſchönert, wie ſie mir das Oeffnen der Fenſter in den vier Nachtſtunden verboten habe, um ihre Zuſammenkünfte vor mir zu verheelen: kurz, ich erfuhr ihren Betrug und mein Elend. In dem Augenblicke verſchwand der Zaubertaumel meiner Sinnen; ich dachte wieder an Sie, geliebte Conſtanze, und fühlte mich unausſprechlich elend.

Unterdeſſen gieng die nächtliche Geſellſchaft auseinander. Ich kehrte auf mein Zimmer, mit dem Vorſatze, zurück, mir nichts davon merken zu laſſen, daß ich die Entdeckung gemacht hätte, um mir nicht die Gelegenheit zur Flucht zu benehmen. Es war noch frühe; ich legte mich wieder zu Bette. Beym Entkleiden fand ich das verlorne Armband an einer

von

von meinen diamantnen Beingürtelſchnallen. Ich freute mich ſehr, es wieder zu haben, weil ich mich doch von ſeiner Wirkſamkeit überzeugen wollte.

Kaum war es Tag, ſo legt' ich es wieder an; und Dame Güte erſchien mit einem liebenswürdigen Gefolge. Ihr Anblick würde mich entzückt haben wie gewöhnlich, hätte ich nicht in dem Augenblicke den mächtigen Zauber von mir abgeſtreift. So wie ich das that, verſchwunden augenblicklich die Schönheiten alle, und ſtatt ihrer ſah ich Laſterfülle und ihre Töchter in ihren ſcheußlichen Geſtalten. Ungeachtet ich mich zwang, ihr zu ſchmeicheln, ſo merkte doch die Fee, daß es nur Verſtellung war. Sie blickte mich argwöhniſch und ſteif an: ich war verlegen. ¿Tragen Sie das Armband noch? frug ſie heftig. Ich verſtummte; ſie ſahe mir nach dem Arme und fand es nicht. Schäumend vor Wuth ſprung ſie dreymal in die Höhe, und verwandelte mich auf der Stelle in einen Löwen. Alle Mächte der Hölle, ſchrie ſie, will ich anrufen, damit ich dich in eben dem Grade haſſen könne, wie ich dich geliebt habe. Sie ſchickte mich darauf zu ihrem Freunde, dem König Träge; dieſer ſollte mich an ſeinem Geburtsfeſte mit andern Löwen kämpfen laſſen. Ehe ich dahin gebracht wurde, erfuhr

fuhr ich noch manches von meinem künftigen Schickſale. In jenem Walde, kündigte mir die Fee an, würde ich alle Tage eine Stunde meine natürliche Geſtalt wiederbekommen, um vertheidigungslos gegen die reiſſenden Thiere zu ſeyn; Wunden könne ich bekommen, aber nie dadurch das Leben verlieren; ſelbſt ſolle ich mir es nicht nehmen können, denn ich ſollte lange leben, um lange zu leiden; ſo lang' ich jedesmal wieder Menſch wäre, ſollt' ich nicht reden dürfen, und bey der Annäherung eines jeden menſchlichen Geſchöpfs fliehen müſſen. Alle Ausſprüche meiner Verfolgerin giengen in Erfüllung. Ich kämpfte mit zwölf Löwen in Gegenwart des Hofs. Sie waren unwillkührlich Zuſchauerin dabey: ich hatte die Freude, Sie zu ſehen, aber auch den nagenden Kummer, meine Noth nicht klagen zu dürfen. Ich wurde darauf in den ſchwarzen Wald gebracht. Hier entdeckte ich die Höhle, die Sie nachher aufnahm, und wählte ſie mir zur Wohnung. Einige Tage darauf begegnete ich Ihnen, und es war mir unbeſchreibliche Wolluſt. Doch ſie währte nicht lange dieſe Freude; denn ich konnte mich Ihnen nicht zu erkennen geben, und aller meiner Sorgfalt ungeachtet, blieben Sie von tauſend Gefahren umringt. Das machte mich traurig und erpreßte mir Thränen, die Sie bemerkten. Ich hörte mehrmals Ausruſungen von Ihnen, die mir bewieſen, daß ich Ihnen noch lieb war. Mit dem innigſten Vergnügen ſah ich Ihre warme Theilnehmung an meinem Kampfe mit dem Eber. Nie hatte ich die Bosheit der Fee ſo ſchmerzhaft empfunden, als da ich gezwungen war, vor Ihnen zu fliehen, und eben in dem Augenblicke zu fliehen, da Sie mir Ihre Hülfe ſo liebreich anboten. Kurz, bisher war ich der unglücklichſte Menſch; es ſteht nur bey Ihnen, mich zum glücklichſten zu machen. Ich hoffe, Ihr Vater, von meinen Leiden gerührt, wird Ihnen nicht widerſprechen.

König Klug beſtätigte ihm ſogleich dieſe Hoffnung; und Conſtanze, die ihn ſo treu wiederfand, ſicherte ihm von neuem ewige Liebe zu. Die Fee Tugend meinte, die Verbindung des edeln lieben Paares müſſe ohne Verzug geſchehen; nur ſey hier nicht der Ort für ein ſolches Feſt. Schöner noch und reizender als die Roſeninſel ſey die Inſel Ruheland, und dort ſolle ihr Aufenthalt immerwährender Genuß ſeyn. Indem ſie noch ſprach, erſchien ein prächtiger Wagen, und ſenkte ſich auf einer glänzenden Wolke vor ihnen nieder. Auf dieſem Wagen führte ſie ein leiſes Lüftchen nach dem Orte Ihrer Beſtimmung.

In jenem Wonneaufenthalte floß die Quelle der Jugend. Von dieſer gab die Fee Tugend dem Könige Klug zu trinken, und er blühte wieder auf wie ein Jüngling.

Prinz Zartbraun, der immer ſeines Vaters gedachte, wie ein guter Sohn, bat die Fee auch ihn hierher zu verſetzen, damit er auch von dem Wunderwaſſer trinken könnte. In zwo Stunden war ihm ſein Wunſch gewährt, und der Vater wieder bey dem Sohne, voll Entzückens über das Wiederſehn. Auch er trank von dem Jugendwaſſer, und ſeine Züge und Kräfte verjüngten ſich.

Nach einigen Ausruhetagen wurde das liebende Paar zum Tempel der Ehe geführt. Tugend machte Beyde und ihre Eltern unſterblich, und verſprach ſie nie zu verlaſſen. Die Einwohner der Inſel freuten ſich der Beherrſcher die ihnen Tugend gegeben hatte. Alle waren Kinder von ihr, hatten ſie immer geliebt; und deswegen hatte Tugend ſie alle auf der Ruheinſel vereinigt.

Bald nach der Verbindung der Liebenden lud die Fee Tugend ſie ein, mit ihr eine Reiſe durch die Welt zu machen. Sie nahmen die Einladung mit Vergnügen an, und Jedes beſtieg einen weißen Adler.

Ihr erſter Beſuch war auf der Roſeninſel. Hier wohnte ſonſt die Fee Laſterfülle, aber jezt war ſie auf ihren Berg zurückgekehrt. Sie ſuchten ſie dort auf, und fanden ſie beſchäftigt, in einem großen Keſſel eine Menge Spinnen und Ottern mit Queckſilber zu einem Zauber zu kochen. Laſterfülle ſchrie fürchterlich auf, als ſie den Prinzen Zartbraun und Conſtanzen wiederſahe, und zitterte beym Anblicke ihrer Begleiterin. Sie wollte entfliehen und ſich verbergen, aber Tugend rufte ihr zu: bleib auf dieſem Berge bis an das Ende der Zeiten, und nie ſey es dir wieder zu ſchaden vergönnt. Das ſey die Strafe für deine Thaten. Aber noch mußt du mir die kleine Büchſe ausliefern, die du bey dir führſt.

Ohnmächtig gegen Tugend, mußte ſie gehorchen: ſie überlieferte die Büchſe, und blieb bewegungslos an ihren Keſſel gefeſſelt. Die Fee Tugend ſtieß den Keſſel um, zerriß ihre Zauberbücher, und ließ ſie allein an dieſem Schreckensorte, den ſie mit fürchterlichem Geheul erfüllte. Sie öffnete hierauf die Büchſe, und ſezte den kleinen Zauberer Thuewohl von der Inſel Tintarinos, der bisher in der Büchſie eingeſchloſſen geweſen war, in Freyheit. Er freute ſich über die Wiedervereinigung mit ſeinen Freunden, und bat die Fee Tugend, ihnen überall folgen zu dürfen. Sie willigte mit Vergnügen ein; und nun durchwanderte ſie mit ihren angenehmen Gefährten verſchiedene Königreiche, wo die Laſter herrſchten. Es wäre ihr leicht geweſen dieſe zu verjagen, wenn ſie gewollt hätte. Allein die Menſchen deren ſie ſich bemeiſtert hatten, waren ſo verderbt, daß ſie beſchloß ſie zur Strafe dieſen Ungeheuern auf immer zu überlaſſen. Sie entſagte nun der Allein-Herrſchaft, die ſie vormals auf dem Erdboden behauptet hatte. Alles, was ſie noch begehrte, war, zuweilen eine Wanderung über die Oberfläche der Erde zu machen, um aufrichtige Feinde oder Feindinnen der Laſter auf ihre Inſel zu verſetzen. Dieß hat ſie bisher gethan; und daher kömmt es auch, daß tugendhafte Menſchen auf der Welt ſo ſelten ſind.

Nach einer Wanderung über den ganzen Umkreis des Erdbodens, kam ſie mit dem Prinzen, der Prinzeſſin und dem guten Zauberer von Tintarinos auf die Inſel Ruheland zurück. Ihre Zurückkunft war ein Feſt für den Kayſer, den König und alle Einwohner.

Alle leben glücklich, in ungeſtörtem Genuſſe, in dieſem unbekannten Theile des Erdbodens, weil ſie den Kindern der Fee Laſterfülle keinen Zutritt vergönnen. Die Fee Tugend allein macht ihr Glück; ſie ehren und lieben ſie; und preißen nur denjenigen glücklich, den ſie auf ſeiner Bahn durchs Leben begleitet.

Köni=

Königin Grille.

Ein
Feen-Mährchen

von

J. J. Rouſſeau.

Königin Grille.

Das einzige Feen-Mährchen

von

J. J. Rousseau.

Es war einmal ein König, der ſein Volk liebte. „Fängt ſich das doch gerade an wie ein Feenmährchen! unterbrach ihn der Druide. — Und iſt auch eins, antwortete Jalamir. Es war alſo einmal ein König, der ſein Volk liebte, und folglich auch von ſeinem Volke angebetet wurde. Er hatte alles angewendet, um Miniſter zu finden, die eben ſo dächten als er ſelbſt: aber er hatte endlich eingeſehen, daß es Thorheit ſey, dergleichen Männer zu ſuchen, und ſich vorgenommen, alles, was er ihrer bösartigen Geſchäftigkeit entziehen konnte, ſelbſt zu thun. Er war einmal auf den ſeltſamen Einfall verſeſſen, ſeine Unterthanen glücklich machen zu wollen, und that nun auch nach dieſem Einfalle. Natürlich gab er ſich dadurch bey den Großen einen unverlöſchlichen Anſtrich von Lächerlichkeit. Das Volk ſeegnete ihn dafür: und am Hofe galt er für einen Narren. Uebrigens war es ein ganz guter Herr: auch hieß er König Phönix.

War König Phönix in ſeiner Art auſſerordentlich, ſo war es ſeine Gemahlin nicht minder: lebhaft, unbedachtſam, eigenſinnig, närriſch im Kopfe, im Herzen tugendhaft, gut aus Temperament, boshaft aus Laune. So war mit Einem Worte Königin Grille; ein berühmter Name, den ſie von ihren Vorfahren weiblicher Linie geerbt hatte, und nach Würden behauptete. Dieſe ſo erlauchte, ſo vernünftige Prinzeſſin war zugleich die Freude und die Plage ihres lieben Gemahls; denn herzlich lieb hatte ſie ihn in der That; vielleicht weil es ihr ſo leicht wurde ihn zu quälen. Ungeachtet ihrer wechſelſeitigen Zärtlichkeit verlebten ſie doch mehrere Jahre ohne eine Frucht ihrer Liebe zu ſehen. Der König grämte ſich darüber; die Königin gerieth darüber mehrmal in Anwandelungen von Ungeduld, die der gute König nicht allein zu empfinden bekam; denn der ganzen Welt ließ ſie's entgelten, daß ſie nicht Mutter wurde. Da war kein Höfling, vom alten Obermarſchall an bis zum jüngſten Hofjunker, den ſie nicht unbeſonnen um ein Geheimniß befragte, wie ſie's werden könne, und den ſie nicht darüber ausfenſterte, wenn es fehlſchlug.

Die Hof- und Leibärzte wurden dabey nicht vergeſſen: denn ſie hatte für dieſe eine ganz ungemeine Folgſamkeit. Nicht Ein Rezept wurde verſchrieben, das ſie nicht pünktlich in der Hofapotheke hätte machen laſſen, nur um den Spas zu haben, wenn ſie's nehmen ſollte, es ihnen an den Kopf zu werfen. Auch an die Derviſche kam die Reihe; da waren Gebete nöthig und Gelübde, vorzüglich aber Opfer. Wehe den Dienern der Tempel, wohin Ihro Majeſtät Wallfahrten anſtellte! Alles ſtörte ſie aus, und unter dem Vorwande, eine befruchtende Luft zu athmen, kehrte ſie in den Zellen der Mönche alles um. Auch ihre Reliquien, alle ihre Herrlichkeiten, legte ſie nach der Reihe an; bald eine weiße Schnur, bald einen ledernen Gürtel, bald eine heilige Kapuze, bald ein Skapulier. Keine Kloſter- und Mönchsmummerey war zu erdenken, auf die nicht ihre Frömmeley verfallen wäre. Da auch unter dieſen Verkleidungen ihr kleines munteres Geſichtchen ſehr zu ſeinem Vortheil erſchien, ſo legte ſie keine von dieſen frommen Verkleidungen wieder ab, ohne ſich vorher darin mahlen zu laſſen.

Endlich, nach ſo manchen wohlüberlegten Andachtsübungen, nach ſo manchen weislich verordneten Kuren, erhörten Himmel und — Erde die Wünſche der Königin: und ſie wurde ſchwanger, als man ſchon alle Hoffnung dazu aufgab. Man denke ſich die Freude des Königs und des Volks darüber. Was ihre eigene Freude betrifft, ſo gieng ſie, wie jede Leidenſchaft bey ihr, bis zur Ausſchweifung. Im vollen Entzücken zerſchlug und zerbrach ſie alles, was ſie antraf, umarmte ſie alles, was ihr vorkam, Männer und Weiber, Herren vom Hofe und Bedienten; wer ihr begegnete, lief Gefahr von ihr erdrückt zu werden. Sie wüßte ſich, ſagte ſie, keine gröſſere Seeligkeit als die Wonne, ein Kind zu haben, dem ſie in ihren Anfällen von Mißlaune nach Herzensluſt die Ruthe geben könne.

Man hatte ſo lange vergebens auf ihre Schwangerſchaft gehofft: und ſie galt daher für eine von jenen auſſerordentlichen Begebenheiten, auf die alle Welt ſich einen Anſpruch zueignet. Die Aerzte ſchrieben ſie ihren Arzeneyen zu, die Mönche ihren Reliquien, das Volk ſeinem Beten, und der König ſeiner Zärtlichkeit. Jedermann intereſſirte ſich für das Kind, das man erwartete, als für ſein eigenes, und alle thaten aufrichtige Wünſche für die Geburt des Prinzen; denn ein Prinz ſollte es ſeyn: dahin trafen alle Wünſche des Volks, der Großen und des Königs zuſammen;

nur die Königin, die es ſehr übel nahm, daß man ihr bey ihrer Niederkunft das Geſchlecht des Kindes vorſchreiben wollte, deklarirte geradezu, ſie wolle eine Prinzeſſin haben. Es käme ihr ſonderbar vor, ſagte ſie, daß man ihr das Recht beſtritte, über ein Gut zu ſchalten, das ganz unwiderſprechlich ihr allein gehörte. Der König wollte ihr Vorſtellungen darüber machen, allein ſie ſagte ihm geradezu, das gehe ihm nichts an, und ſchloß ſich in ihr Boudoir ein und ſchmollte mit ihm; ihr Lieblingszeitvertreib, der ihr gewöhnlich wenigſtens ſechs Monate im Jahre wegnahm. Sechs Monate, ſag' ich, aber nicht nach einander weg; das wäre doch Ruhe für den Gemahl geweſen; ſondern in gehörigen Zwiſchenräumen, um ihn gehörig zu quälen.

König **Phönix** ſahe wohl ein, daß die Grillen der Mutter das Geſchlecht des Kindes nicht beſtimmen konnten: es war ihm nur äußerſt ärgerlich, daß ſie ihre Verkehrtheiten dem ganzen Hofe zum Schauſpiele gab. Alles auf der Welt hätt' er dafür gegeben, wenn auch allgemeine Achtung ſeine Liebe zu ihr gerechtfertigt hätte. Der Lärm, den er bey dieſer Veranlaſſung ſchlug, war nicht die einzige Thorheit, zu welcher ihn die lächerliche Hoffnung, ſeine Frau vernünftig zu machen, verleitete.

Phönix wußte nicht mehr welchem Heiligen er ſich empfehlen ſollte: er wendete ſich alſo an die Fee Diſcrete, ſeine Freundin und die Beſchützerin ſeines Reichs. Sie rieth ihm zur Güte, das heißt, ſie rieth ihm, die Königin um Verzeihung zu bitten. „Der einzige Zweck aller Weiberlaunen, ſagte ſie, geht blos dahin, den männlichen Ernſt ein wenig irre zu führen, und die Männer zum ſchuldigen Gehorſame zu gewöhnen. Das beſte Mittel, Ihre Gemahlin von ihren Wunderlichkeiten zu heilen, iſt, eben ſo wunderlich zu ſeyn als ſie. Hören Sie nur auf, ihren Grillenfängereyen zu widerſprechen, und von dem Augenblicke an hat ſie keine mehr. Um völlig klug zu werden, wartet ſie nur darauf, daß Sie völlig närriſch geworden ſeyn ſollen. Fangen Sie alſo die Sache gütlich an; zwingen Sie ſich bey der gegenwärtigen Veranlaſſung nachzugeben; dadurch erhalten Sie bey einer andern was Sie wollen.“ Phönix gab der Fee vollkommen Recht. Um ſich auch gleich ihrem Rathe folgſam zu zeigen, gieng er zur Aſſemblee bey der Königin, nahm ſie auf die Seite, und ſagte ganz leiſe zu ihr: es thue ihm ſehr leid, zur Unzeit mit ihr geſtritten zu haben; er werde ſich bemühen, ſein Verſehen künftig durch doppelte Gefälligkeit wieder gut zu machen.

Die Königin, welche beſorgte durch die Sanftmuth ihres Gemahls möchte das Lächerliche dieſes Vorgangs ganz allein auf ſie fallen, antwortete ihm ſchnell: unter ſeiner ironiſchen Bitte und Verzeihung verrathe ſich noch weit mehr Stolz als in ſeiner vorhergehenden Widerſpenſtigkeit und Zänkerey; weil aber doch das Unrecht des Mannes dem Unrechte der Frau nicht zur Schutzrede dienen könnte, ſo wolle ſie unverzüglich auch bey dieſer Gelegenheit nachgeben, wie ſie's von jeher gethan hätte. Mein König und Gemahl, ſetzte ſie laut hinzu, gebietet mir mit einem Prinzen niederzukommen, und ich kenne meine Schuldigkeit zu gut, als daß ich nicht gehorchen ſollte. Ich weiß ſehr wohl, daß wenn Seine Majeſtät mich mit Beweiſen von Zärtlichkeit beehrt, es weniger aus Liebe zu mir, als aus Liebe zu ſeinem Volke geſchieht, deſſen Wohl ihm nicht weniger des Nachts als bey Tage beſchäftigt. Ich will ſeine edle Geſinnung nachahmen, und mir vom Divan einen Aufſatz über die Anzahl und das Geſchlecht der Kinder deren die königliche Familie bedarf, geben laſſen; ein Aufſatz von Wichtigkeit für das Wohl des Staats, und für jede Königin eine Vorſchrift, wie ſie ſich des Nachts verhalten ſoll.

Dieſe erbauliche Anrede wurde vom ganzen Zirkel mit großer Aufmerkſamkeit angehört: aber auch, wie man leicht denken kan, mit manchem eben nicht fein verſteckten Lächeln. „Ach!“ ſagte König Phönix traurig und mit Achſelzucken, ich ſehe wohl, wer eine närriſche Frau hat, wird unvermeidlich auch zum Narren!

Die Fee Diſcrete, deren Geſchlecht und Name zuweilen mit ihrem Charakter drollicht genug kontraſtirten, fand dieſe Zänkerey ſo ſpashaft, daß ſie beſchloß ſie bis aufs Aeuſſerſte zu treiben. Sie ſagte alſo öffentlich zum Könige, ſie habe die Kometen, die bey der Geburt der Fürſten am Firmamente präſidiren, zu Rathe gezogen, und könne ihm nun dafür ſtehen, daß er einen Prinzen bekommen werde: insgeheim aber verſicherte ſie der Königin, ſie werde eine Tochter bekommen.

Dieſer verſtohlne Wink machte die Königin Grille auf einmal ſo vernünftig, als ſie bisher wunderlich geweſen war. Mit unendlicher Sanftmuth, und Gefälligkeit nahm ſie alle mögliche Maaßregeln den König und den ganzen Hof zu ärgern. Sie ließ in aller Geſchwindigkeit ein prächtiges Kinderzeug machen, dem Anſehen nach ſo ganz für einen Knaben, daß es für ein Mädchen lächerlich geweſen wäre.

re. In dieſer Abſicht mußten verſchiedene Moden geändert werden: aber das koſtete ihr nichts. Auch ließ ſie ein prächtiges Ordenskreuz von Brillanten machen, und beſtund darauf, der König ſollte zum voraus den Oberhofmeiſter und die Lehrer des jungen Prinzen ernennen.

Sobald ſie ſicher war, daß ſie eine Prinzeſſin bekommen würde, ſprach ſie von nichts als von ihrem Sohne, und vergaß keines von den vergeblichen Vorſichtsmitteln, über die man die wirklich nöthigen gewöhnlich vergißt. Sie lachte laut auf, wenn ſie ſich vorſtellte, wie erſtaunt, wie einfältig die vornehmen Herren um ihr Wochenbett her ſtehen würden. „Mich dünkt, ſagte ſie zu der Fee in geheim, ich ſehe auf der einen Seite unſern ehrwürdigen Reichskanzler ſeine große Brille aufſetzen, um das Geſchlecht des Kindes mit Gewißheit zu erfahren; auf der andern aber Seine Majeſtät, den König, wie Er die Augen niederſchlägt und ſtottert: ich glaubte — aber die Fee hatte mir doch geſagt — nu, es iſt nicht meine Schuld — und andere dergleichen ſinnreiche Sprüche, die ſogleich von den Hofgelehrten aufgefaßt und in den Zeitungen durch ganz Indien werden ausgebreitet werden.

Mit hämiſcher Freude ſtellte ſie ſich vor, welche Unordnung, welche Verwirrung die Wunderbegebenheit in der ganzen Aſſemblee verurſachen würde. Sie dachte ſich zum voraus die unruhige Geſchäftigkeit und das Streiten und Treiben der Hofdamen, um bey dieſem unvermutheten Ereigniſſe die Rechte ihrer wichtigen Chargen in Anſpruch zu nehmen, zu vereinigen, auszuüben, und den ganzen Hof in Bewegung zu ſetzen wegen — eines Kinderhäubchens. [illegible]

Bey dieſer Vorſtellung erſann ſie auch die löbliche und ſpirituelle Ceremonie, dem neugebohrnen Prinzen durch die Magiſtratsperſonen in Feyerkleidern und vollem Prunke eine Standrede halten zu laſſen. König Phönix ſtellte ihr vor, dieß ſey doch eine alberne Erniedrigung der Magiſtratswürde, und gäbe dem ganzen Hofceremoniel ein lächerlichkomiſches Anſehen, wenn ſo im vollſtändigen Schmucke einem kleinen Aeffchen ein ſolcher Schwulſt vorgeplaudert würde, ſelbſt ehe es noch hören oder nur ein Wort darauf ſagen könnte. [illegible] beſſer! erwiederte die Königin, deſto [illegible] für Ihren Sohn! ¿ Wär' er nicht überglücklich, wenn alles dumme Zeug, das ſie ihm zu ſagen haben, lange ſchon erſchöpft wäre bevor er es verſtände? ¿ Möchten Sie denn, daß man ihm für ſein Vernunftalter ſolches Zeug aufſparte das vermögend wäre ihn närriſch zu machen? Laſſen Sie doch, ums Himmels willen, die Leute Reden halten ſo viel ſie wollen, da er noch nichts davon verſteht, und folglich keine Langeweile dabey hat; man kömmt wie Sie wiſſen nicht immer ſo gut davon. „Es mußte alſo dabey bleiben; und auf Befehl Ihrer Majeſtät begonnen nun die Präſidenten der Kollegien und Akademien im Reiche zu komponiren, zu ſtudiren, und aus Leibeskräften aus ihrem Baumoriere und Demoſthenes zu kompiliren; und das alles um einen Embrio zu haranguiren.

Es erſchien endlich der kritiſche Augenblick. Die Königin empfand die erſten Kindeswehen mit einem Entzücken das bey dergleichen Gelegenheiten eben nicht gewöhnlich iſt. Sie klagte ſich ſo artig, und weinte ſo freundlich, daß man hätte glauben ſollen ihr größtes Vergnügen ſey eine Niederkunft. Im Palaſte aber gabs einen fürchterlichen Lärmen und Unruhe. Manche liefen nach dem Könige, andere nach den Prinzen und Miniſtern, einige nach dem Senate; die meiſten aber liefen um zu laufen, rollten ihre Tonne wie Diogenes, und hatten weiter kein Geſchäft als ſich ein ſehr geſchäftiges Anſehn zu geben. In dem Eifer ſo viele nothwendige Perſonen zuſammenzubringen hatte te man nur Einen Mann, den Accoucheur, vergeſſen. Der König, in der äuſſerſten Verlegenheit hierüber, verlangte aus Verſehen eine Hebamme; ein Verſehen das unter den Damen ein unmäſſiges Gelächter erregte. Dieſes Gelächter und die gute Laune der Königin machten die Niederkunft zu der luſtigſten von der man jemals gehört haben mag.

So gut die Königin, das Geheimniß der Fee zu bewahren geſucht hatte, ſo war es doch unter ihre Damen ausgekommen, und dieſe bewahrten es auch wieder ſo ſorgfältig, daß drey Tage ſchon vor der Niederkunft der Königin, die ganze Stadt ſich damit trug; wobey denn lange Zeit der König der einzige war der nichts davon wußte. Jedermann war alſo aufmerkſam auf die Scene die geſpielt werden ſollte. Unter dem Vorwande des öffentlichen Wohls konnten ſich die Neugierigen auf Koſten der königlichen Familie luſtig machen; und es war ihnen ein Feſt das Benehmen Ihrer Majeſtäten zu belauſchen, und zu beobachten, wie die Fee, bey ihren zwey widerſprechenden Zuſagen ſich heraushelfen und ihren Kredit behaupten würde. —

Nun, ſagte Jalamir, indem er ſich ſelbſt unterbrach, zum Druiden, nun müſſen ſie doch einräumen, daß es blos auf mich ankömmt Sie nach allen Regeln der Kunſt ungeduldig zu machen. Denn Sie ſehen wohl, hier wäre der Ort zu Digreſſionen, Schilderungen und allen den andern Herrlichkeiten die jeder Autor von Geiſte an den intereſſanteſten Stellen zur Ergözlichkeit ſeiner Leſer ohnfehlbar einſchiebt. — ¿Wie kanſt du dir nur einbilden, verſetzte der Druide, daß es ſolche Narren gebe, die dergleichen geiſtreiche Sachen leſen ſollten? Laß dir ſagen daß jeder Leſer Verſtand genug hat ſolch Zeug zu überſchlagen; und dann iſt der Herr Autor mit ſeiner Schauwaare bald genug abgefertigt. ¿Und du, Schwäzer, denkſt du wohl dein Plaudern ſey beſſer als der Geiſt der anderen? Meynſt du wohl, um dem Vorwurfe einer Albernheit auszuweichen ſey es genug zu ſagen, es hätte blos von dir abgehangen ſie vorzubringen? Wahrlich, ſo etwas nur ſagen, heißt es zugleich beweiſen. Ich aber habe nicht einmal den Troſt deine Albernheiten überblättern zu können.

Nur ruhig! ſagte Jalamir, das werden andere für Sie thun, wenn dieſe Geſchichte jemals gedruckt wird. Bedenken Sie indeſſen, daß jezt der ganze Hof im Zimmer der Königin beyſammen, daß eben jezt die beſte Gelegenheit iſt, ſo viele Erlauchte Originale zu mahlen, die einzige vielleicht für Sie, ſie kennen zu lernen. — „Mag dich der Guckuck anhören! verſezte ſcherzend der Druide; ich kenne ſie mir zu gut aus ihren Handlungen. Laß ſie alſo nur machen, wenn's in deiner Geſchichte nöthig iſt, aber ſag mir kein Wort von ihnen, wenn ſie unnütz ſind; ich will keine andern Schilderungen als Thatſachen. — Nun, erwiederte Jalamir, da es denn nicht möglich iſt, meine Erzählung durch ein wenig Metaphyſik aufzuſtutzen, ſo will ich ſchlechthin den Faden wieder anknüpfen. Aber erzählen, blos um zu erzählen, iſt ein langweiliges Ding: Sie wiſſen nicht, wie viel Schönes Sie verlieren. " Helfen Sie mir nur wieder zurecht: das Weſentliche hat mich ſoweit abgeführt, daß ich nicht mehr weiß, wobey ich ſtehen geblieben bin.

Zum Henker, bey der Königin, ſagte der Druide ungeduldig, die du ſo viel Mühe haſt zu entbinden, und mit der du mich nun ſchon eine ganze Stunde hinhältſt. — O, verſezte Jalamir, denken Sie denn, die Königskinder werden nur ſo gelegt wie die Droſſeleyer? Sie ſollen ſehen, ob es nicht der Mühe werth war zu peroriren.

Nach manchen Leiden und Freuden alſo, zog endlich die Königin die Neugierigen aus der Erwartung und die Fee aus der Verlegenheit; denn ſie gebahr Zwillinge, einen Prinzen und eine Prinzeſſin, ſchöner als die Sonne und der Mond, und eins dem andern ſo ähnlich, daß man ſie kaum unterſcheiden konnte; daher ſie auch in der Folge überein gekleidet wurden. In dieſer ſo ſehnlich gewünſchten Stunde legte der König die Majeſtät ab, überließ ſich ganz der Natur und begann ſo viel wunderliches Zeug, das er zu einer andern Zeit der Königin ſelbſt nicht würde geſtattet haben. Die Freude, Kinder zu haben, machte ihn ſelbſt ſo kindiſch, daß er auf einem Balcon des Schloſſes aus vollem Halſe rief: freut euch alle, meine Freunde, mir iſt ein Sohn geboren und euch ein Vater, und meiner Gemahlin eine Tochter. Die Königin, die ſich zum erſtenmale in ihrem Leben bey einem ſolchen Feſte befand, wußte noch nicht einmal wie viel Arbeit ſie geliefert hatte. Die Fee, die ihre Launen kannte, kündigte ihr alſo, nach ihrem Wunſche, blos eine Tochter an. Die Königin ließ ſich die kleine Tochter bringen und umarmte ſie zwar zärtlich, zum Erſtaunen der Zuſchauer, aber auch mit Thränen im Auge, mit einer Wehmuth, die mit ihrem bisherigen Benehmen gar nicht zuſammenſtimmte. Ich habe ſchon geſagt, daß ſie ihren Gemahl aufrichtig liebte: die Unruhe, die zärtliche Beſorgniß,

niß, die ſie während ihres Leides in ſeinen Augen las, hatte ſie gerührt. Sie hatte, freylich in einer ſonderbar gewählten Stunde, Betrachtungen darüber angeſtellt, wie grauſam es ſey, einen ſolchen Mann zu ärgern. Jezt, da man ihm die kleine Tochter in die Arme gab, dachte ſie ſich blos, wie unangenehm es ihrem Gemahl ſeyn würde, keinen Sohn bekommen zu haben. Die Fee, die vermöge des eigenen Scharfblicks ihres Geſchlechts und ihrer Feenkunſt, ohne Mühe in den Herzen las, durchſah in Einem Augenblicke, was in der Seele der Königin vorgieng; und da ſie nun keine Urſach mehr hatte, die Wahrheit zu verheelen, ließ ſie den kleinen Prinzen bringen. Nach der erſten Verwunderung fand die Wöchnerin den Ausweg der Fee ſo luſtig, daß ſie in ein Gelächter ausbrach, das in ihren Umſtänden gefährlich war. Sie wurde ohnmächtig: man brauchte viele Mühe ſie wieder zu ſich zu bringen; und hätte nicht die Fee für ihr Leben gut geſagt, ſo würde die Freude im Herzen des Königs und auf den Geſichtern der Hofleute in tiefen Schmerz verwandelt worden ſeyn.

Nun zeigte ſich erſt das eigentlich Sonderbare bey dieſer Begebenheit. Durch die aufrichtige Reue der Königin, ihren Gemahl ſo geplagt zu haben, entſtund bey ihr eine wärmere

Liebe zu dem jungen Prinzen als zu ſeiner Schweſter; der König hingegen, der die Königin anbetete, verrieth eine ähnliche Vorliebe für die Tochter die ſie gewünſcht hatte. Dadurch nun, daß beyde Gatten ihren Lieblingsneigungen auf verdeckte Art ſchmeichelten, verwandelte ſich jene Vorliebe ſehr bald in Leidenſchaft; die Königin konnte eben ſo wenig ohne ihren Sohn, als der König ohne ſeine Tochter ſeyn.

Dieſe doppelte Begebenheit verurſachte große Freude bey dem Volke; ſie benahm ihm wenigſtens auf einige Zeit die Beſorgniß ohne Herrn zu bleiben. Die ſtarken Geiſter die über die Zuſagen der Fee geſpottet hatten, wurden nun wieder ausgeſpottet. Allein ſie gaben ſich noch nicht überwunden: nicht einmal der Fee wollten ſie das Vorrecht der Unfehlbarkeit bey einer Unwahrheit zugeſtehn. Andere, die ſich auf jene Vorliebe gründeten die ſchon ſichtbar zu werden anfieng, waren dreiſt genug zu behaupten, dadurch daß die Königin einen Sohn, der König aber eine Tochter bekommen hätte, ſey die ganze Prophezeyhung zur Lügnerin geworden.

Während der Anſtalten zur Taufe der Neugebohrnen, während der Zubereitungen des menſchlichen Stolzes an den Altären der Götter in aller Demuth zu glänzen — Halt guter Freund! Einen Augenblick! unterbrach ihn der Druide; du machſt mich ganz ſchrecklich verwirrt. Sag' mir nur, wo wir ſind. Erſt, um die Königin ſchwanger zu machen, führſt du ſie unter Kapuzen und Reliquien umher; dann verſetzeſt du uns auf einmal nach Indien; jezt ſprichſt du von Taufe und von Altären der Götter. ¡Beym großen Thamiris! ich weiß nicht, ob wir bey der Ceremonie zu der du Anſtalt machſt, Jupiter, die heilige Jungfrau oder Mahomet verehren ſollen. Mir, als einem Druiden, liegt freylich wenig daran, ob deine beyden Kinder getauft oder beſchnitten werden: aber das Coſtume muß doch beobachtet werden; du mußt mich doch nicht dem Irrthume ausſetzen, einen Biſchof für den Mufti, und das Miſſal für den Koran zu halten. ¡Das wäre wohl ein großes Unglück! verſetzte Jalamir; eben ſo feine Köpfe wie Sie, könnten ſich eben ſo gut darinne irren. ¡Behüte der Himmel alle Prälaten, die Serails haben, und das Latein im Brevier für Arabiſch halten! Behüte der Himmel alle ehrlichen frommen Moslims die ſo unduldſam ſind wie der Prophet von Mekka die immer bereit ſind zur Ehre des Schöpfers ſeine Menſchen andächtiglich zu morden! Aber beſinnen Sie ſich nur, daß wir in einem Feenlande ſind, wo man keinen Menſchen zum Wohl ſeiner Seele in die Hölle ſchickt; wo man nicht an Beſichtigung der Vorhaut denkt, um Leute zu verdammen oder ſelig zu ſprechen; wo die Biſchofsmütze und der grüne Turban eins wie das andere die geweihten Köpfe bedecken, damit ſie in den Augen der Weiſen zum Kennzeichen, und in den Augen der Thoren zum Schmucke dienen mögen.

Ich weiß wohl, nach den Geſetzen der Geographie die alle Religionen in der Welt ganz genau angeben, ſollten die beyden Neugebohrnen Muſelmänner ſeyn. Allein, da nur die Knaben beſchnitten werden, und doch meine Zwillinge zu einer Kirche eingeweyht werden müſſen, ſo müſſen Sie erlauben, daß ich ſie taufe. ¡Thu' das! thu' das! rief der Druide; auf Prieſterwort! ich habe nie gehört, daß eine Wahl durch beſſere Motiven beſtimmt worden wäre. —

Die Königin, fuhr Jalamir fort, die ſich eine Freude daraus machte, alle Etikette über den Haufen zu werfen, geruhte ſchon am ſechſten Tage das Wochenbett zu verlaſſen, und am ſiebenden auszugehen, weil ſie, wie ſie vorgab, ſich wohl befände: auch ſäugte ſie ihre Kinder ſelbſt. Alle Damen ſtellten ihr die ſchädlichen Folgen eines ſolchen Beyſpiels nachdrücklich vor. Sie aber, die ſich vor Milchzufällen fürchtete, behauptete dagegen: für die Freuden des Lebens wäre keine Zeit mehr verloren als die Zeit die nach dem Tode kommt; der Buſen einer todten Frau müſſe nicht weniger vergehen als der Buſen einer Amme; und dann, ſetzte ſie mit einem Duennageſichte hinzu, könne in den Augen eines Ehemannes kein Buſen ſchöner ſeyn, als der Buſen einer Mutter, die ihre Kinder ſelbſt ſäuge. Ueber dieſe Einmiſchung der Männer in ein Geſchäft das ſie ſo wenig angienge, fanden die Damen nicht wenig zu lachen; die Königin, die überdieß zu reizend war, als daß ſie's ungeſtraft hätte ſeyn dürfen, kam ihnen nunmehr, ihrer Launen ungeachtet, faſt eben ſo lächerlich vor, als ihr Gemahl, den ſie nur ſpottweiſe den Bürger von Vaugirard nennten. —

Ich ſeh' dich kommen fiel ihm der Druide hier ein, du möchteſt mich gern eine Schah-Bahamsrole ſpielen laſſen, und mir die Frage ablocken, ob es denn euch ein Vaugirard in Indien gäbe, ſo wie ein Madrit im Bois de Boulogne, eine Oper in Paris, und einen Philoſophen am Hofe? Doch fahre nur fort in deiner Rhapſodie, und lege mir keine ſolche Schlingen mehr; denn da ich weder Ehemann bin noch Sultan, ſo lohnt es nicht der Mühe ein Thor zu ſeyn.

Endlich, fuhr Jalamir ohne dem Druiden zu antworten fort, als alles bereit war, wurde der Tag feſtgeſetzt, an dem den Neugebohrnen die Himmelspforte aufgeſchloſſen werden ſollte. An dieſem Tage begab ſich die Fee ganz früh in den Pallaſt, und eröfnete dem königlichen Paare, ſie wolle den beyden Kindern jedem ein Geſchenk machen, das der Geburt der Kinder und ihrer Freundſchaft würdig ſey. Ehe, ſagte ſie, das magiſche Waſſer, ſie meinem Schutze entzieht, will ich ſie mit meinen Geſchenken bereichern, und ihnen Namen geben die kräftiger ſeyn ſollen als alle platte Kalenderheiligennamen; denn ſie ſollen die Eigenſchaften ausdrücken womit ich ſie zu gleicher Zeit ausſteuern will. Da Sie aber beſſer als ich wiſſen müſſen, welche Eigenſchaften zum Glücke Ihrer Familie und zum Wohle Ihres Volks die zuträglichſten ſeyn mögen, ſo wählen Sie ſelbſt. Sie thun dadurch, vermöge eines einzigen Ausſpruchs Ihres Willens, ſo viel als zwanzig Jahre Erziehung nur ſelten an der Jugend vermögen, oder die Vernunft im reifern Alter leiſtet.

Darüber entſtund nun großer Streit zwiſchen dem königlichen Ehepaare. Die Königin verlangte ausſchließlich das Recht den Charakter ihrer Kinder nach ihrer Laune zu beſtimmen: der gute König hingegen, der die Wichtigkeit einer ſolchen Wahl fühlte, mogte ſie nicht gern dem Eigenſinne einer Frau überlaſſen deren Thorheiten er mit Nachſicht anſah, aber niemals mit ihr theilte. Phönix wünſchte ſich Kinder die einmal vernünftige Menſchen würden: Königin Grille wollte lieber artige Kinder haben; glänzten ſie nur ſchon im ſechſten Jahre, ſo lag ihr wenig daran ob ſie im dreyßigſten Narren wären. Vergebens bemühte ſich die Fee beyde Majeſtäten Eines Sinnes zu machen: es währte gar nicht lange, ſo war jene Veranlaſſung zum Streiten nur noch der Vorwand, und es kam nicht darauf an wer Recht hätte, ſondern wer von beyden das andere zurechtweiſen könnte.

Endlich fand die Fee doch ein Mittel zum Vergleiche, ohne einem von beyden abzulegen. Ihr Mittel beſtund darin, daß jedes von ihnen über das Kind ſeines Geſchlechts ſollte ſchalten können. Dem Könige gefiel dieſer Ausweg, der doch das Weſentlichſte berichtigte, indem die Fee dadurch den Thronerben gegen die wunderlichen Wünſche der Königin in Schutz nahm. Er eilte alſo, wie er die beyden Kinder auf den Knien ihrer Aufſeherin ſah, ſich des Prinzen zu bemächtigen: auf die Tochter warf er nur einen Blick des Mitleids. Die Königin hingegen, doppelt trotzig, je weniger ſie Urſach dazu hatte, lief wie im Wahnſinne nach der Prinzeſſin und nahm ſie auf die Arme. ¡Ihr vereinigt euch alle, mich raſend zu machen! rief ſie aus; aber der Eigenſinn des Königs ſoll dennoch, wider ſeinen Willen, einem von ſeinen Kindern vortheilhaft werden. Ich ſage alſo öffentlich, daß ich für das Kind, das ich hier auf dem Arme halte, juſt das Gegentheil von dem wünſche, was er für das andere verlangen wird. ¡Wählen Sie nun! ſagte ſie zum Könige, im Tone des Triumphs: und da Sie's doch angenehm finden, alles lenken zu wollen, ſo beſtimmen Sie durch ein einziges Wort das Schickſal ihrer ganzen Familie. Vergebens bemühten ſich der König und die Fee, ſie von ihrem Entſchluſſe abzubringen, der den König in eine auſſerordentliche Verlegenheit ſezte: ſie wollte nicht davon ablaſſen. Sie freue ſich, ſagte ſie, über dieſen Ausweg, durch den ihre Tochter alle die Vorzüge bekommen würde, die der König ſeinem Sohne nicht würde zuwenden können. Ha! verſezte der König mit Verdruſſe, Sie haben Ihre Tochter niemals leiden mögen, und Sie zeigen das jezt in der wichtigſten Stunde ihres Lebens. Aber, fügte er hinzu, in einer Aufwallung von Zorne, über die er nicht Herr war, um ſie wider Ihren Willen vollkommen zu machen, wünſche ich, daß dieſes Kind Ihnen ähnlich werden möge. ¡Deſto beſſer! erwiederte die Königin lebhaft, deſto beſſer für Sie und für das Kind! ich werde gerochen und Ihre Tochter Ihnen ähnlich ſeyn. Nun war beyden in einer auſſerordentlichen Hitze dieſe Erklärung entfahren, ſo hätte der König, über ſeine Unbeſonnenheit verdrüßlich, die ſeinige gern zurückgenommen: allein geſchehen war geſchehen; jedes von den beyden Kindern war nun unwiderruflich ſo begabet, wie es die Eltern gewünſcht hatten. Der Knabe bekam den Namen Prinz Eigenſinn, die Tochter hieß Prinzeſſin Vernunft; ein ſeltſamer Name, den ſie ſo berühmt gemacht hat, daß ihn nachher keine Perſon weiblichen Geſchlechts mehr zu führen gewagt hat.

So war denn nun der künftige Thronfolger mit allen Eigenſchaften einer artigen Dame geſchmückt; die Prinzeſſin hingegen, ſeine Schweſter, zum Beſitze aller Tugenden eines Biedermannes und aller Eigenſchaften eines guten Königs beſtimmt. Freylich ſchien dieſe Austheilung eben nicht am beſten getroffen zu ſeyn; die Sache ließ ſich aber nicht mehr ändern. Und nun das drollichſte dabey! die wechſelſeitige Zärtlichkeit der beyden Ehegatten wirkte in dieſem Augenblicke mit aller der Stärke, die ſie immer, aber oft zu ſpät, durch die wichtigſten Veranlaſſungen erhielt; mit ihr wirkte auch jene Vorliebe zu ihren Kindern:

jedes von ihnen fand alſo das Kind, das ihm ähnlich werden ſollte, am übelſten bedacht. Ach! ſagte der König, indem er ſeine Tochter auf den Arm nahm und zärtlich drückte, was würde dir ſogar die Schönheit deiner Mutter helfen, wenn du es nicht wie ſie verſtändeſt ſie gelten zu machen! Du wirſt zu vernünftig ſeyn um jemanden den Kopf zu verdrehen. Königin Grille hielt mit ihren Gedanken über die Weisheit des künftigen Königs mehr zurücke: aber die traurige Miene, mit der ſie ihn liebkoſte, ließ leicht vermuthen, daß ſie im Grunde keine hohe Meynung von dem Looſe hätte, das ihm beſchieden war. Der König ſahe ſie mit einer Art von Verwirrung an, und machte ihr dabey einige Vorwürfe wegen des Vergangenen. Ich fühle mein Unrecht, ſagte er, aber es iſt Ihr Werk: unſere Kinder würden weit beſſer geworden ſeyn als wir; Sie ſind ſchuld, daß ſie uns ähnlich werden. — Wenigſtens, verſezte die Königin, ohne ſich zu beſinnen und mit einer Umarmung, wenigſtens bin ich gewiß, daß ſie ſich ſo lieb haben werden als möglich. Phönix fühlte ſich durch den Zuſatz von Zärtlichkeit gerührt, die wirklich in dieſem Ausbruche von Laune lag; und tröſtete ſich durch die Betrachtung, zu der er ſo oft Gelegenheit fand, daß natürliche Güte der Empfindung des Herzens jeden Fehler gut machen könne.

Das Uebrige, fiel hier der Druide ein, errathe ich ſo gut, daß ich wohl das Mährchen für dich auserzählen möchte. Dein Prinz Eigenſinn wird aller Welt die Köpfe verwirren, und es ſeiner Mutter zu gut nachmachen, als daß er nicht ihre Plage werden ſollte. Indem er das Reich wird verbeſſern wollen, wird er es umkehren. Mit der beſten Abſicht, ſeine Unterthanen glücklich zu machen, wird er ſie aufs Aeuſſerſte bringen, und immer wird er ſeine Verſehen auf Andere ſchieben. Er wird ungerecht ſeyn, weil er unvorſichtig war; Reue über ſeine Fehler wird ihn zu neuen Fehlern verleiten. Weil ihn nie Weisheit führt, ſo wird das Gute, das er wird thun wollen, das Böſe, das er ſchon geſtiftet hatte, noch vermehren. Kurz, wiewohl er im Grunde gut, gefühlvoll und edel iſt, ſo werden ihm doch ſeine Tugenden ſelbſt nachtheilig werden, und blos ſein Mangel an Ueberlegung, mit Macht verbunden, wird ihn verhaßter machen als kaltblütig überdachte Bosheit. Auf der andern Seite wird deine Prinzeſſin Vernunft, eine neue Heldin aus der Feenwelt, ein Wunder von Weisheit und Klugheit ſeyn. Ohne daß ſie Anbeter hätte, wird ſie das Volk ſo anbeten müſſen, daß ein jeder Wünſche thun wird, von ihr beherrſcht zu werden. Ihr gutes Benehmen wird aller Welt und ihr ſelbſt nützlich, und bloß ihrem Bruder nachtheilig ſeyn; denn unaufhörlich wird man ſeine Verkehrtheiten mit ihren Vorzügen vergleichen, und der allgemeine Wahn wird ihm alle die Fehler beylegen, die ſie nicht hat, wär' er auch vollkommen frey davon. Es wird darauf ankommen, die Ordnung der Thronfolge abzuändern, die Kappe der Kunkel nachzuſetzen, und das Ohngefähr der Vernunft. Mit hohem Schwunge werden die Rechtsgelehrten das Gefährliche eines ſolchen Beyſpiels zeigen, und beweiſen wollen, es ſey beſſer, daß das Volk blindlings dem Regenten gehorche, den das Ohngefähr zu ſeinem Herrn macht, als daß es ſich ſelbſt vernünftige Oberhäupter wählte; daß, wiewohl man einem Narren die Verwaltung ſeines eigenen Vermögens nimmt, es dennoch gut ſey, ihm die höchſte Gewalt über unſer Vermögen und Leben zu laſſen; daß der ſinnloſeſte Mann doch noch immer beſſer ſey als das geiſtvolleſte Weib, und daß, wäre auch der Erſtgebohrne ein Affe oder ein Wolf, nach ächter Staatskunſt eine Heldin oder ein weiblicher Engel, wenn ſie junger iſt als er, ihn dennoch als Gebieter anerkennen müſſe. An Einwürfen wird es nicht fehlen, aber auch nicht an Beantwortungen von Seiten der Mißvergnügten. Weiß der Himmel, wie alsdann deine Beredſamkeit in vollem Glanze erſcheinen wird! Ich kenne dich: vornämlich in

Läſterungen über das, was geſchieht, ergießt ſich deine Galle mit Wohlbehagen; deine bittere Freymüthigkeit ſcheint ſich über die Bosheit der Menſchen zu freuen, ſie würde ſonſt nicht ſo viel Vergnügen daran finden, ſie ihnen vorzuwerfen.

¡Seht doch, Vater Druide, wie Ihr warm werdet! ſagte Jalamir ganz verwundert; ¡wie Euch das vom Munde ſtrömt! ¿Woher nehmt Ihr nur alle die ſchönen Sprüchelchen? So gut habt Ihr in euerm Leben noch nicht im heiligen Walde geprediget, wiewohl Ihr auch dort nicht im geringſten mehr die Wahrheit ſagtet. Ließ ich Euch gehen, Ihr würdet mir bald mein Feenmährchen in eine politiſche Abhandlung verwandeln, und man fänd' einſt in den Fürſtenkabinetten Blaubart anſtatt Machiavell. Aber macht nur nicht ſo viel Aufwand an Scharfſinn, um den Ausgang des Mährchens zu errathen. Um Euch nun zu zeigen, daß es mir nöthigenfalls gar nicht an Entwickelungen fehlt, ſo will ich Euch mit vier Worten eine ſagen, die wohl nicht ſo gelehrt als die eurige iſt, aber vielleicht nicht minder natürlich, und zuverläſſig unvermutheter.

Wiſſet alſo: da die beyden Zwillinge, wie ſchon geſagt, ſich einander ſo ähnlich ſahn, und noch dazu überein gekleidet waren, ſo hielt der König, in der Stunde der Bezauberung, nicht, wie er glaubte, ſeinen Sohn, ſondern ſeine Tochter auf dem Arme; eben ſo hatte die Königin, durch die Wahl ihres Gemahls getäuſcht, ihren Sohn für ihre Tochter gehalten; die Fee hatte ſich alſo den doppelten Jrrthum zu Nuze gemacht, um jedes der beyden Kinder ſo zu begaben, wie's beyden am angemeſſenſten war. Eigenſinn hieß alſo die Prinzeſſin, Vernunft der Prinz, und der Launen der Königin ungeachtet, befand ſich alles in ſeiner natürlichen Ordnung. Auf dem Throne ſeines verſtorbenen Vaters machte ſich Prinz Vernunft ſehr verdient und wenig Aufſehen. Mehr auf Erfüllung ſeiner Pflichten als auf Ruhm bedacht, unternahm er weder Krieg mit den Auswärtigen, ſo oft man ihn auch drein ziehen wollte, noch Gewaltthätigkeiten gegen ſeine Unterthanen; Seegenswünſche bekam er mehr als Lobreden. Alle Entwürfe der vorigen Regierung wurden unter der ſeinigen ausgeführt. Bey dem Uebergange von der Herrſchaft des Vaters unter die Herrſchaft des Sohnes glaubten die doppelt glücklichen Unterthanen, ihren Herrn nicht geändert zu haben. Prinzeſſin Eigenſinn hingegen brachte eine Menge liebenswürdiger und zärtlicher Unterthanen ums Leben oder um ihren Verſtand, bis ſie endlich ihre Hand einem benachbarten Könige vorzugsweiſe deswegen gab, weil er den längſten Bart trug, und am beſten auf einem Beine hüpfen konnte.

Königin Grille ſtarb an einer Indigeſtion von einem Ragout von Rebhühnerfüßchen; denn ſie war auf den Einfall gekommen, es noch zu eſſen ehe ſie zu Bette gieng, wo der König, auf ihre freundliche Einladung, ſchon ewig lange auf ſie wartete.

Ende.

Inhalt
des erſten Bandes.

Charles Perrault.

Rothkäppchen S. 3
Die Feen. — 7
I. Blaubart — 13
. Die ſchlafende Schöne — 21
Die geſtiefelte Katze — 39
. Fräulein Aſchenbrödel, oder das Glas-Pantöffelchen — 47
I. Ruprecht mit der Kuppe — 58
II. Der kleine Däumling — 70
. Abentheuer der Prinzeſſin Sinnreich — 81
Eſelshaut — 127

Frau von Lintot.

Kornblümchen — 153
Prinz Offenherz — 186
I. Zartbraun und Conſtanze — 221

J. J. Rouſſeau.

önigin Grille. — 275

Nachricht.

1) Die Blaue Bibliothek aller Nationen iſt eine allgemeine und fortlaufende Sammlung aller Wundermährchen, Sagen und abentheuerlichen Erzählungen und Romane, aller Völker, und, ſo zu ſagen, der Arabesken und Grotesken aller bekannten Literaturen, mit Auswahl geſammlet, und mit Geſchmack überſezt, bearbeitet und redigirt.

2) Sie enthält alſo eine vollſtändige Sammlung a) aller guten Feen-Mährchen, in welcher Sprache und Literatur ſie ſich finden; b) aller alten Volks- und Ritter-Romane neu und in einem Auszuge bearbeitet; c) aller abentheuerlichen komiſchen Romane, Poßen, Schnurren und Phantaſien, die ſich zu dieſer Sammlung qualifiziren.

3) Jährlich erſcheinen davon ſechs Bände, oder alle 2 Monate richtig ein Band, zwiſchen 25 und 30 Bogen ſtark.

4) Jeder Band hat, außer dem allgemeinen Titel des Werks noch einen beſondern ſeines Inhalts, ſo daß alſo Liebhaber auch jeden Band, wenn ſie das Werk eines oder des andern Verfaſſers allein haben wollen, nach Schluße des Jahrgangs, in welchen er gehört, einzeln von der Verlagshandlung haben können. Eher als vor Schluße des Jahres aber kann, um Verwirrungen zu vermeiden, kein einzelner Band weggegeben werden.

5) Das Engagement und Abonnement der Leſer bey dieſem Werke, das als ein zweymonatliches Journal anzuſehn iſt, geht immer auf ein ganzes Jahr, oder 6 Bände, weil die Diſpoſition der Jahrgänge ſo gemacht wird, daß auch ein Werk von mehr als einem Bande immer in einen Jahrgang zuſammenkommt, und der Beſitzer eines ganzen Jahrgangs alſo nie etwas Unvollſtändiges bekommt.

6) Das Abonnement des Jahrgangs von 6 Bänden iſt 1 Louisd'or oder 5 Rthl. Sächſ. Courrant, welches beym Empfange des erſten Bandes gezahlt wird. Wer bey Lieferung des 3ten Bandes ſein Abonnement noch nicht gezahlt hat, dem kann der 4te Band nicht ausgeliefert werden. Dieſe ſtrenge Genauigkeit kann allein auf beyden Seiten Klagen und Verdruß verhindern. Nach Schluße des laufenden Jahres tritt das Werk bey der Verlagshandlung in den gewöhnlichen Laden-Preiß ein, und ſie wird keinen einzelnen Band unter 1 Rthl. bis 1 Rthlr. 6 gr. verlaßen.

7)

7) Wer mit Ende des Jahres abgehen will, muß bey Lieferung des 5ten Bandes, nemlich Ende Octobers aufſagen. Wer da nicht aufſagt, für deßen Rechnung läuft die Lieferung noch künftiges Jahr fort.

8) Liebhaber können zu jeder Zeit im Jahre antreten, ſie machen ſich aber immer zu allen 6 Bänden des laufenden Jahrgange verbindlich. Sollten ſie auch das ganze Werk von Anfange an komplet, und alſo die ſchon erſchienenen Jahrgänge verlangen, ſo können ſie dieſelben immer bey der Verlagshandlung zu 5 Rthlr. als dem Abonnements-Preiße erhalten.

9) Die Ettingerſche Buchhandlung zu Gotha hat den Verlag und Haupt-Debit dieſes Werks. Außer ihr haben auch noch

Die Churfürſtl. Zeitungs-Expedition zu Leipzig.
Die K. Ober-Poſt-Amts-Zeitungs-Expedition zu Frankfurth am Mayn.
Das Kaiſerlich privil. Addreß-Comptoir zu Hamburg.
Die Hrn. Buchhändler Wappler und Stahel in Wien.
Das Kaiſerl. Reichs-Poſt-Amt zu Weimar.

Hauptcommiſſionen davon übernommen, und Liebhaber können ſich ſowohl an dieſelben, als auch überhaupt an ihr nächſtgelegenes Poſtamt oder ihre Buchhandlung mit ihrer Beſtellung wenden.

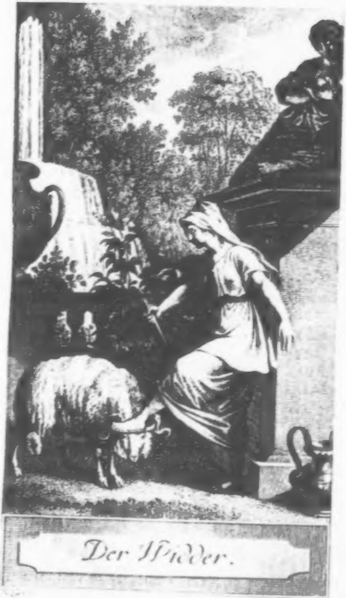
10) Da ich bey dieſer Sammlung die Eigenthums-Rechte eines jeden reſpectiren und ſie nie beeinträchtigen werde, ſo iſt auch im Gegentheile für die edlen Menſchen-Freunde, die teutſchen Nachdrucker, und ihre infamirende Induſtrie, durch eine gewiſſe Nebenſpeculation geſorgt, die ihren Beyfall wohl ſchwerlich haben möchte. Doch, dieß letztere geht überhaupt ehrliche Leute nichts an.

11) Wer mir etwas über dieſe Unternehmung zu ſagen hat, ſey ſo gütig es unter der Addreße

An den Herausgeber der Blauen Bibliothek aller
Nationen,

und unter Einſchluße an die Ettingerſche Verlagshandlung nach Gotha einzuſchicken; und dieſe wird mir es richtig behändigen.

Der Herausgeber.



Der Widder.

Die
Blaue Bibliothek
aller Nationen.

Si Peau d'Ane m'étoit conté
J'y prendrois un plaiſir extrême.
LAFONTAINE.

Zweyter Band.

Gotha
in der Ettingerſchen Buchhandlung 1790.

UNIV.-U. LANDESBIBLIOTHEK HALLE (SAALE)

Goc 305 (2)

Einleitung.

Gegenwärtiger Band enthält die Feen-Mährchen des Grafen von Hamilton, dieſes Lieblings der Muſen, deſſen eignes Talent würklich nie ſeines gleichen hatte.

Graf Anton Hamilton ſtammt aus einem alten Schottiſchen Hauſe gleiches Nahmens ab, er wurde aber in Irland gebohren. Sein Vater war der Ritter Georg Hamilton, Enckel des Herzogs von Hamilton, der auch Duc de Châtelerault in Frankreich war; ſeine Mutter aber Maria Burlet, Schweſter des Herzogs von Ormond, Vicekönigs von Irland und Oberhofmeiſters bey König Carl I.

In den politiſchen Unruhen zu Cromwells Zeiten, folgten ſie dem Könige Carl II. und ſeinem Bruder dem Herzog von York nach Frankreich, und nahmen ihre Familie mit dahin. Graf Anton Hamilton war damals kaum gebohren. Als der König Carl II. wieder zum Throne gelangt war, brachte er auch Pracht und Vergnügungen nach England zurück, welches verſchiedene Herren vom Franzöſiſchen Hofe, unter andern auch den **Grafen von Grammont** dahin zog. Graf Grammont ſahe dort die junge Gräfin Hamilton, liebte ſie, wurde erhört, und heyrathete ſie, obgleich mit folgendem kleinen Umſchweife. Er hatte nemlich ſeiner Geliebten die Ehe verſprochen, reiſte aber zu ſchnell und unerwartet von London ab, als daß man nicht hätte vermuthen ſollen, er wolle ſein Wort nicht halten. Die Gräfin geſtund in der Angſt und Furcht hintergangen zu ſeyn, ihren beyden Brüdern ihre Schwachheit und kritiſche Lage. Beyde flogen, von ihrer und ihrer Schweſter beleidigten Ehre geſpornt, dem Grafen Grammont nach, und hohlten ihn noch zu Douvre ein. „¿Haben Sie nichts in London vergeſſen Herr Graf?“ fragten ſie ihn mit ſpottendem und entſchloſſenem Tone. — ¡Ah, Verzeihung, meine Herren! verſezte der Graf, ich bin ſo ſchnell abgereißt, daß ich wirklich ſo gar vergeſſen habe die Gräfin, Ihre Schweſter, zu heyrathen, und ich kehre ſogleich mit Ihnen zurück, um dieſen Fehler wieder gut zu machen.

Graf Hamilton beſuchte nun ſeine geliebte Schweſter, die Gräfin Grammont oft in Frankreich, und lebte ſelbſt größtentheils da, weil er ein Katholik, und deßhalb von allen öffentlichen Aemtern in England ausgeſchloſſen war. Als Jacob II. zur Regierung kam, erhielt er ein Regiment Infanterie in Irland, und die Gouverneur-Stelle von Limerick; als aber dieſer unglückliche König nach Frankreich flohe, folgte Hamilton ihm und der Familie der Stuarts dahin, lebte nun bis an ſeinen Tod in Frankreich fort, und ſchrieb von dieſer Zeit an ſeine angenehmen Werke, deren Sammlung aus ſieben Bändchen beſteht. Er ſtarb zu St. Germain-en Laye den 21 April 1720, ohngefähr 74 Jahr alt. So lebhaft und ſcherzend er auch in allen ſeinen Schriften war, ſo ernſthaft und ſtill war er in Geſellſchaft. So bald er die Feder in die Hand nahm, ſchien ihn ein eigner Geiſt zu beſeelen, und zu zwingen alles von der luſtigen Seite anzuſehen und ſcherzend zu behandeln. Seine Memoires de Grammont ſind daher ein allerliebſtes Badinage, das alle Reize eines Romans; und zugleich hiſtoriſchen Werth hat. Seine Manier die hiſtoriſchen Facta zu erzählen iſt ſo ſinnreich und angenehm, daß ſie ihm durchaus ganz eigen geblieben iſt, und kein nachheriger Schriftſteller dieß Talent von ihm geerbt hat. Niemand hat den galanten und ausſchweifenden Hof Carls II. von England beſſer gemahlt als Hamilton. Jeder Schritt des Ritters Grammont iſt ein Charakterzug, jede ſeiner Antworten ein witziger Ausfall, oder ein beißendes Epigramm. Ich komme zu ſeinen Mährchen, welche nun ſchon ſeit achtzig Jahren die Lieblingslectüre aller Leute von Welt und gutem Geſchmacke in Europa ſind, und für meinen Plan gehören.

„Es giebt Menſchen, (ſagt Wieland in der Vorrede zu ſeinem leider nun wohl Fragment bleibenden Idris) in denen bey allem Anſehen von Ungereimtheit und Frivolität, ein gutes Theil mehr geſunde Vernunft ſteckt, als in hundert ſehr ernſthaften Folianten und Quartbänden, die, mit dem Bildniße ihres Verfaßers in einer feyerlichen Perücke geziert, mit einem eben ſo feyerlichen Titel, die Erwartung des leichtgläubigen Leſers ganze Alphabete hindurch betrügen:„ und gewiß dieß Urtheil kann nirgends ſo ganz treffen, als bey Hamiltons Mährchen. Sie ſind ein Schatz von Menſchenkenntniß und feinen Beobachtungen, und eben darum, weil ſie ſo ganz nach der nackten moraliſchen Menſchen-Natur, wie ſie iſt, und unter allen zufälligen Moden immer bleibt, gezeichnet ſind, ſo wie Cervantes unſterblicher Don Quixote, immer neu, immer wahr, und für jedes Jahrhundert paßend. Ich will verſuchen etliche nähere Fingerzeige darüber zu geben.

Hamilton lebte wie gedacht in Frankreich, bey
mit ſeiner geiſtreichen Schweſter der Gräfin
Grammont, zu Ende der Regierung Ludwigs
. und unter dem Duc Regent, in den Zuckeln
erſten Häuſer, in welchen man ſich, wie ich
in der **allgemeinen Ueberſicht** zum erſten
de geſagt habe, damals mit ſchönen Wiſſen-
ten, Literatur und Poeſie vorzüglich beſchäf-
und amüſirte. Damals waren gerade die
rſetzungen der Perſiſchen, Arabiſchen und Tür-
n Mährchen in den Händen aller Damen des
und der Stadt, und kurz die allgemeine
-Lectüre. Man übertrieb es damit, wie ge-
lich bey Moden geſchieht, und Hamilton mach-
zuweilen darüber luſtig; doch mit der ihm
nlichen Feinheit, und ohne ihrer Eigenliebe
zu thun. Gereizt hierdurch forderten ſie ihn
als heraus, ſelbſt etwas in dieſer Art zu mach-
enn er könne, und Hamilton, der alles
was er wollte, zeigte ihnen in wenig Ta-
ß er mit den Muſen zu ſcherzen gar wohl
e.

r **Widder** war ſein erſtes Feenmährchen,
auf dieſe Art, und durch folgende Gele-
entſtund, die man als Schlüſſel wiſſen
m es zu verſtehen. Die Gräfin von Gram-

mont, ſeine Schweſter, hatte einige Zeit vorher ein altes Gebäude, mit einem kleinen dazu gehörigen Terrein im Königl. Parke gekauft. Durch ihren guten Geſchmack, Eifer und Thätigkeit wurde dieſe kleine Beſitzung, welche Moulineau (Mühlenbach) hieß, der ſchönſte und angenehmſte Ort von der Welt. Man vertauſchte nun den alten Nahmen dieſes Landhaußes mit einem neuern, und nennte es Pontalie, (Alien-Brücke.) Dieß Wort und ſeine Etymologie gaben dem Grafen den Text zu dieſem ſchönen Mährchen; in welchem übrigens noch eine Menge Scherze über Familien-Anecdoten, und witzige Anſpielungen auf kleine Züge ſeines freundſchaftlichen Zirkels verſteckt ſind, die, wie man denken kann, zu der Zeit, da es erſchien, als eine Menge lieblicher Mezzotinten des Gemähldes, das Vergnügen der Lectüre beträchtlich vermehrten. Aber auch ohne dieſe Reize, die für uns nun verſchwunden ſind, behält es doch einen ausgezeichneten Werth. Die Kunſt leicht und delikat zu ſcherzen, fein zu loben, und gelinde zu tadeln, verſtand nicht leicht ein Schriftſteller beſſer, als der Verfaſſer deſſelben.

Ueber ſeyn zweytes Mährchen **Dorn-Röschen** oder Histoire de Fleur d'Epine, habe ich nichts hiſtoriſches auffinden können, und ich wage daher die, jedoch höchſt wahrſcheinliche Vermuthung, daß er es als eine Wette und als ein Aufforderungs-Stück, etwas im Arabiſchen Geſchmacke der **Tauſend und einen Nacht** zu fertigen, gemacht habe. Es iſt zu deutlich an dies Werk angeknüpft, die nemlichen Perſonen von jener treten auch hier wieder auf, und es iſt ſogar **die lezte Nacht** überſchrieben. Uebrigens hat es in Anſehung der Erzählungskunſt, des leichten Witzes, und des feinen Spottes über Sultane, Höfe und die große Welt gleiches Verdienſt mit dem erſten.

Das närriſchſte, luſtigſte, witzigſte und muthwilligſte Ding von der Welt aber iſt ſein drittes Mährchen, **die vier Facardine**, das jedoch leider nur ein großes Fragment geblieben iſt. Es iſt eine Kompoſition von halb Feerey, halb Rittergeſchichte, in welcher immer die tollſte und lachendſte Imagination, mit Muthwillen, Laune, und einer Menge neuen und pikanten Zügen, das bunteſte und lachendſte Gewebe macht. Hamilton ſcheint mir hierbey vollkommen mit Raphael in Parallele zu ſtehen, als er die berühmten Arabeſken in den Logen des Vaticans mahlte. Man kann in der That ſeine neue und eigne Manier in dieſem Werke nicht treffender und glücklicher mahlen und characteriſiren, als es Wieland in ſeinem **Idris** *) mit etlich-

---

*) Idris 1. Geſ. Stanze 4.

en wenigen Strichen ſeines Meiſter-Pinſels gethan hat. „Doch — ſagt er zu ſeiner Muſe,

Steht dir nur die Laune zu Gebot
Von deinem Hamilton, dem Zärtlichkeit und Spott
Aus ſchwarzen Augen lacht, halb Faun, halb Liebesgott,
Der Zephirn gleich um alle Blumen ſcherzet,
Um alle buhlt, doch nur die ſchönſten herzet,
Und daß ſein kleines Horn die Nymphen nicht erſchreckt,
Es unter Roſen ſchlau verſteckt.

Ich will übrigens mitnichten meinen Leſern, und Leſerinnen, zumal wenn ſich unter lezteren auch Prüden befinden ſollten, dies Mährchen als einen Catechiſmus der Moral empfehlen; obgleich, wenn man Moral unter allen Mänteln aufſtellen kann, es auch alsdann ein Commentar über manche Paragraphen der Ethick ſeyn könnte.

Ich bin verſichert daß jeder Leſer von feinem Gefühle, der Hamiltons Geiſt und Manier zuerſt aus dieſen Mährchen kennen lernt, gewiß auch ſeine übrigen Wercke, die hier auſſer meiner Sphäre liegen, leſen wird, um ſich mit den Grazien dieſes Zöglings, Freundes und Geſellſchafters **Saint-Evremonts** vertrauter zu machen.

Der Widder.

Ein Mährchen.

Erſter Theil.

An Adelinen.

Mich, der am Helikon die Muſen nie belauſchte,
Und nie in ihren Hainen gieng,
Und nie aus ihrer Hand den Lorbeerzweig empfing,
Und nie aus ihrem Quell zum Dichter mich berauſchte,
Nie des Parnaſſes Höh'n auch nur im Traume ſah,
Noch ſich bemühte zu erfahren,
Was einſt, vor vielen tauſend Jahren,
Auf dieſem Erdenrund geſchah:
Den Grund ſagt Epikur: „um Platons ganzes Wiſſen,
„Ich gäbe nicht ein Stündchen Schlaf darum;
„Ich laſſe jedem ſeinen Ruhm,
„Und lebe mir die Ruh' auf meinem Flaumen-Küſſen:"

¿Mich frageſt du, begehrſt von mir zu wiſſen,
Woher es kömmt, daß jen's Elyſium,
Das deine Gegenwart im lezten Lenze zierte,
Vor Alters nicht denſelben Nahmen führte,
Mit dem es jezt der Gallier benennt! —
Wer deinen Reiz, o Adeline, kennt,
Wer ſo wie ich, dir zu gefallen, brennt,
Dem darfſt Du, was Dein Herz gelüſtet, auferlegen;
Und wär' es noch ſo ſchwer, er wird es kühn beſtehn,
Gefahren nicht, nicht Schwierigkeiten wägen,
Bis an den gelben Fluß, Dir zu gefallen, gehn,
Und ſelbſt den Staub von Folianten fegen.

So höre denn, was mich ein altes Buch gelehrt,
Das ich im Winkel fand, nachdem ich alle Ecken
Des Bücherſaals vergebens durchgeſtört: —
Den Ariſtarchen zwar wird's nach der Fabel ſchmecken;
Doch wird es nur von Dir mit Beyfall angehört,
So ſoll dein Urtheil mich gleich der Aegide decken.

Der Autor ſchwört der Wahrheit treu zu ſeyn,
Und ſchwört es bey den Augen ſeiner Schöne:
Bey ſolchem Schwur kömmt mir kein Zweifel ein.
Der weiße Fuchs, der Rieſe, die Sirene,
Die Statuen, die wie Beſeſſne ſchreyn,
Sie müſſen, denk' ich, wohl einmal geweſen ſeyn!

Und weiß man nicht, daß ſich in unſrer Väter Tagen,
Faſt täglich Wunder zugetragen,
An denen ſelbſt kein Bayle zweifeln kann?

Wir rufen eh' wir beginnen,
Zu unſerm Werk der Feen Beyſtand an.

Ihr Töchter holder Phantaſey,
Ihr dieſer Erde Königinnen,
Und durch die Kraft der Zauberey
Die mächtigſten der himmliſchen Göttinnen;
Die ihr mit Ungewittern ſpielt,
Auf ſchnellen Sonnenſtrahlen gleitet,
Und euern Zorn in Wellen kühlt,
Und auf dem Rücken der Stürme reitet:
Bald um die Quellen im ſtillen Hayn,
Auf Blumenbeeten im Mondenſchein,
In feyerlichen Zügen ſchwärmet,
Und bald die laue Nacht in luſtigen Tänzen durchſchwärmt,
Und, wenn ſich irgendwo ein treuer Schäfer härmt,
Ihn mitleidsvoll auf Adlersſchwingen
In ſeiner Göttin Arme bringt;
Auf deren Wink aus Felſen Bäche ſpringen
Und Lebenskraft in jedes Weſen dringt:
Die ihr, mit einem Schlag, in Wüſten Paläſte erhebet,
Und durch ein Wort den kalten Stein belebet,

Und Thoren ſelbſt Witz und Genie verleiht:
Ihr gütigen, ihr milden Feen,
Laßt euern fröhlichen Geiſt in dieſen Liedern wehen
Die Adeline zu ſingen gebeut. —

Vor Alters lebt' in König Pipins Land
Ein Mann vom Stamme der Titanen,
Das Schrecken ſeiner Unterthanen,
Von Körper groß und winzig an Verſtand.
Er nannte ſich, wie ſeine Ahnen,
Von Mühlenbach, weil, wie bekannt,
Sein Erbguth in einigen Bächen und Mühlen beſtand.
Er ſah im Junggeſellen-Stand
Schon manchen Tag und manches Jahr verfließen,
Als er auf einmal gut befand,
Sich eine Gattin zu erkieſen.

Nachrichten dieſer Art verbreiten ſich geſchwind.
Ein Dutzend Tage kaum vergehen,
So weiß das ganze Land, der Rieſe ſey entbrannt,
Sein Hochzeitfeſt in Kurzem zu begehen:
Und ungewiß, wen er zur Braut erſehen,
Erblaßte jedes ſchöne Kind,
Und wähnt ihn ſchon als Werber kommen zu ſehen.
¿Wie? ſagten ſie, wir ſollten uns verzücken,
Mit dieſem Unhold zu Bette zu gehen.

Der keinen Funken Witz in ſeinem Hirne trägt,
Und ſich ſogar in Stiefeln ſchlafen legt.
Nun müſſen wir der Wahrheit zur Steuer geſtehen,
Die guten Kinder hatten recht:
Denn unſer Recke war, vom Kopf bis zu den Zeen,
Ein plumper Klotz von Calibans Geſchlecht;
Und, wie von Bau, ſo von Manieren,
Grob, ſtolz und ungeſtüm; der Ton, mit dem er ſprach,
Nicht ſanfter als der Ton von jungen Stieren,
Mit einem Wort, von jenem Menſchenſchlag,
Die, wenn ſie Circe auf allen Vieren
In ihres Gleichen ſchickte, nichts bey dem Tauſche verliehren.

Ein Gegenſtück von unſerm Mühlenbach
War ſein Coloß von Gaul, mit dem er, Tag für Tag,
Berg auf Berg ab zu galoppiren
Bisweilen auch zu fahren pflag:
Und, um das Ganze zu gruppiren,
Dient — ob er beyde ſchon bey weitem überſtach —
Ein Widder, den ſo ſeltne Gaben zieren,
Daß ihn, als ſeinen geheimen Rath,
Der Rieſe ſtets zur Seite hat,
Um Küch' und Stall zu reguliren,
Die Aufſicht über die Mühlen zu führen,
Und, wenn er lange Weile hat,
Mit Mährchen ihn zu amüſiren.

Phar — ein Druide wohnt' in ſeiner Nachbarſchaft.
Was kühne Fantaſie ſonſt nur in Träumen ſchaft,
Sah man bey ihm realiſiret.
Die Kunſt vereinte hier, was zarte Sinnen rühret
Und zur Begeiſterung entzückt.
Ein Schloß, von Elfen aufgeführet,
Durch Einfalt ſchön und doch nicht ungeſchmückt:
Ein Garten, wo die Floren und Pomonen
Im Winter wie im Frühling wohnen,
Mit Blumen aller Art bepflanzt
Und Bäumen aus kalten und heißen Zonen:
Von einem Bach benezt, der bald vom Hügel tanzt,
Bald rauſchend ſchäumt, bald ſich dem Aug' entziehet,
Und murmelnd unter Moos und blühend Schilf entfliehet.

Am Schloßthor wacht ſtets ein Koloſſen-Paar
Zu zweyer Eumeniden Füßen,
Die jede nahende Gefahr
Mit ſchrecklichem Gebrüll begrüßen,
Wiewohl ihr Leben nur ein Werk des Zaubers war.
Nicht weit von ihnen ſtand der mächtige Alcide,
Aus Jaſpis; nah bey ihm Cleopatra,
In einer ſtolzen Pyramide:
Mit Paris ſah man hier die ſchöne Helena,
Und Cypris los, vom Gott der Schmiede
Mit Mars ertappt, im Netz gefangen da.

Doch an dem kalten Stein ſieht ſich das Auge müde.
Woran man aber hier ſich niemals müde ſah,
War eine reizende Armide,
Die Tochter Pharaberts — ſo nennt ſich der Druide —
Sie glich an Wuchs den Grazien,
An Fröhlichkeit der lieblichſten Sylphide;
Nie hat ein Sterblicher ſie ungeſtraft geſehn;
Allein mit mächtiger Aegide —
So wollt' es Pharabert — deckt Unempfindlichkeit
Der ſchönen Nymphe Bruſt; ſie lacht der Zärtlichkeit
Der treuſten Seladons, und Witz und Tapferkeit
Und alle Künſte der Ovide
Beſiegen nicht Aliens Sprödigkeit.

Der Ruf von ihrem Reiz durchflog
Das ganze Land, und täglich zog
Ein Schwarm von edeln Paladinen
Nach ihrer Burg, den Sold der Minne zu verdienen.
Doch ach, ſie ſchickte ſie mit bitterm Hohne fort:
Und ſich Alien zu nahn, für ihren Reiz zu brennen,
Das hieß, mit einem andern Wort,
Dem Orkus in die Arme rennen.

Den Rieſen Mühlenbach, der ſich zum Zeitvertreib
Ein junges Weibchen wünſcht, die Sorge für ihn trage,
Und, wenn er ſchläft — die Mücken von ihm jage,

Schreckt dieß Gerüchte nicht. „Denn, was man immer ſage,
„Trotz ihrer Reize Macht, ſo iſt ſie doch ein Weib;
„¿Nun möcht' ich wiſſen, was ein Mann von meinem Schlage
„Ein Rieſe — viel bey einem Weibe wage!“
Drauf legt er ſeinen Panzer an,
Beſteigt ſein Roß und eilt im vollen Trabe
Dem Schloſſe zu, und bietet ſich zum Mann
Nebſt einer Mühle zur Morgengabe —
Der reizenden Alie an.
Auch ſteh' ihr früh und ſpät ſein Zelter zu Gebot:
Allein im Weigerungsfalle droht
Er ihr das Schloß, an allen Ecken,
Nach Kriegesgebrauch, in Brand zu ſtecken.
Die Schöne fächelt indeß ſich ſorglos das Geſicht,
Und, auf die Mauer gelehnt, ruft ſie, um ihn zu necken,
So laut ſie kann: ¿Was willſt du kleiner Wicht?

Wie wenn aus ſchwüler Luft der laute Donner knallet,
Der Wellen Wuth an ſteilen Ufern brauſt,
Der Sturmwind mit Geheul den dichten Wald durchſauſt
Und in den Thälern wiederhallet:
So laut und noch weit lauter ſchrie
Der Rieſe, dem dieß Wort in ſeinen Ohren ſchallet.

¡Wie bebten St. Germain, [illegible] und Choiſy!
Sie ſahn der Seine Bett ſich in die Fluth verſchließen.

Und die Najän, in vollem Schrecken,
Den Satyrn in die Arme fliehn.
Auf ſeinem Throne bebt der muthige Pipin;
Er läßt aus ſeiner Hand beſtürzt das Scepter gleiten,
Und giebt Befehl, die Glocken anzuziehn.
Die Aſtrologen und Geweihten
Der weiſ' und ſchwarzen Kunſt verſichern insgeſammt,
Des Himmels Rache ſey entflammt,
Es müſſ' dies Getös den jüngſten Tag bedeuten.

Die ſchöne Nymphe ſelbſt erſchrickt —
Denn leicht kann Furcht der Schönen Muth beſiegen —
Als ſie des Rieſen Wuth erblickt,
Und dieſe Drohungen um ihre Ohren fliegen:
„¡ Verdammte Natter, denkſt du mich
„Mit deiner Zunge zu vergiften?
„¿ Meinſt du, ich ſey zu klein für dich?
„Ich bin wohl groß genung, mehr Unheil anzuſtiften,
„Als du dir träumen läßt. Ich ſeh' du kennſt mich nicht
„¡ Und denkſt, mit deinem Milchgeſicht,
„Wie andre Gecken auch mich um den Verſtand zu bringen?
„¡ Bey meinem Bart! eh' noch ein Tag vergeht,
„Soll die Mamſell noch andre Noten ſingen!
„Und, daß der Kitzel ihr aufs künftige vergeht —
„Kurz, wenn der Rauch ihr um die Naſe weht,

„Wird ſie wohl ſehn, daß man bey meines Gleichen
„Am beſten thut, die Seegel bald zu ſtreichen.“
Er ſprichts, und rund um des Druiden Schloß
Wird was zum Brennen taugt von ihm herbeygeführet,
Ein Haufen Stroh und drauf ein Wellenſtoß;
Die Flamme ſteigt bis an das Dach-Geſchoß,
Daß ſich in Wolken von Rauch die Zinne des Thurmes
verlieret. —
Nun rückt er ſelbſt heran, mit einem Lanzenſtoß
Das ganze Heer, das ſchon mit Gabeln und Bratſpießen
Den Wall beſezt hält, anzuſpießen.
Alie ſinkt erblaßt zu ihres Vaters Füßen
Und weint und bangt. Er nimmt ſie auf den Schoos
Und ſpricht — ein Wort: worauf ſich rund ums Schloß
Ein breiter Strom, gleich einem Meer ergießet,
Und bis an Bayerns Gränzen fließet.
Doch wenig half der Strom, und wär' er noch ſo groß.
Der Rieſe ſpringt zurück, und in dem Augenblicke
Baut ihm der Widder eine Brücke,
Die, wie man denken kann, ſo feſt wie Diamant,
Den ganzen Strom, bis jenſeits an das Land,
Mit Einem Bogen überſpannt.
Der Widder ruft, ſobald ſie fertig ſtand,
Den Rieſen, der indeß den höchſten Berg beſtiegen,
Sich ganz getroſt herunter zu verfügen,

Denn augenſcheinlich ſey der Sieg in ſeiner Hand.
Sogleich eilt Pharabert zu ſeinen Zauberbüchern,
Die für Gewalt und Ueberfall und Liſt
Des ſchlauſten Feindes ihn durch weiſe Formeln ſichern.
Doch ach! der Menſchen Weisheit iſt
Der Götter Spott! — Der Negromant vermißt
Das einzige von ſeinen Büchern,
Das ſtets im Unglück Hülf', und Rath in Nöthen zeigt,
Und dem ſelbſt Salomons berühmter Schlüſſel weicht.

Indem er nun beſtürzt ſein ganzes Haus durchſuchet,
Naht ſich der Feind den Mauern allgemach;
Der Rieſe thut was er vermag,
Droht mit dem Galgen, lärmt und fluchet,
Reckt ſich empor, guckt in den Hof hinein
Und meynet ſchon des Schloſſes Herr zu ſeyn.
„In welches Loch, hört man ihn ſchreyn,
„In welchen Winkel hat der Kahlkopf ſich verkrochen?
„Heraus mit ihm, Herr Negromant, heraus!
„Mit ſeiner Weisheit iſt es aus,
„Geſteh er nur, ich hab' ihn ausgeſtochen.
„Und ſeine Jungfer Obernaus
„Wird auch nicht lange mehr auf ihre Reize pochen.
„Ich nehme ſie als Köchin in mein Haus;
„Da ſoll ſie ſpinnen, waſchen, kochen —

„Und treibt ihr das den Uebermuth nicht aus,
„So ſoll ſie mir auf bloßer Erde ſchlafen.
„Ihr Strumpfband, Widder ſchenk' ich dir,
„Und, um ſie noch empfindlicher zu ſtrafen,
„Geb' ich den Vater dir zum Sclaven.“

Doch es iſt Zeit uns nach Alien umzuſchaun.
Der Rieſe mag indeß auf ſeiner Brücke ſchmähen
Und Schlöſſer in die Lüfte baun. —
Vor Angſt und Kummer will die Schöne faſt vergehen,
Durchirrt, in Gram verſenkt, die ſchattigen Alleen,
Und wähnet ſchon, mit innerlichem Graun,
Sich in des Rieſen Arm zu ſehen.

Doch die Gefahr, die ihrem Leben dräut,
Iſt nicht der Grund von ihren heißen Zähren;
Sie kennt des Vaters Macht; er kann den Feinden wehren;
Ein Heer von Geiſtern ſteht zu ſeinem Schutz bereit.
;Doch ach! Alie liebt, und jene Sprödigkeit
Und jene Kälte, die ein Heer von Paladinen,
Das ihrem Dienſte ſich geweiht,
Zu Plutons Schatten trieb, muß nur zur Maſke dienen:
Und Liebe iſt der Quell von ihrer Traurigkeit.
;Muß ihr geliebter Prinz ſich jezt erwarten laſſen?
Fürwahr, das zeigt nicht viele Sorgſamkeit,
Die Schöne, die man liebt, Rivalen überlaſſen.

Ein andrer würde die Gelegenheit
Begierig bey dem Schopfe faſſen.
¿Wie? hat vielleicht ſein Schwur ihm ſchon gereut?
¿Vergaß er ſie und ihre Zärtlichkeit?

Wie vor dem Sturm des Meeres Fluthen wallen,
So ſchwankt Aliens banges Herz;
Sie läßt den Hain von ihrem Schmerz
Und ihren Klagen wiederhallen.
Das Echo ſeufzt die lauten Seufzer nach,
Und von den Thränen, die aus ihren Augen fallen,
Mehrt ſich das Waſſer in dem Bach.
Zuletzt verbirgt ſie ſich in den geheimſten Gängen,
Wo niemand ihre Seufzer hört,
Um ihrem Kummer ungeſtört
Und ihrer Schwermuth nachzuhängen.
Hier läßt ſie nun den Klagen freyen Lauf;
Hier löſt ihr Gram in dieſes Lied ſich auf:

„O Prinz von Noiſy, der du für mich zu leben,
„Für mich zu ſterben ſchwurſt, ¿wardſt du mir ungetreu?
„¿Du ſiehſt voll banger Furcht Aliens Buſen beben,
„Du höreſt ihren Ruf, und eileſt nicht herbey!
„¿O Prinz von Noiſy, der du für mich zu leben,
„Für mich zu ſterben ſchwurſt, wardſt du mir ungetreu?“
Ein Strom von Thränen unterbricht

Der Klagen Lauf — gedrängte Seufzer ſteigen
Aus der beklommnen Bruſt: ſie ſcheinet dem Gewicht
Des ſchweren Kummers zu erliegen.
Das holde Roth auf ihren Wangen weicht,
Der Purpur ihres Munds erbleicht:
Kaum daß ſich noch ihr Blut in ihren Adern reget,
Kaum daß in ihrer Bruſt ihr Herz noch langſam ſchläget,
Als plötzlich aus dem nächſten Wald
Mit wohlbekanntem Ton ihr dieſe Stimme ſchallt.

„O du, mein zweytes Ich, für die ich ewig glühe,
„Befürchte nicht, daß dir mein Herz entfliehe,
„Dies treue Herz kennt keinen Unbeſtand.
„Ein trauriges Geſchick hält mich von dir verbannt.
„Doch fürchte nicht, o du für die ich glühe,
„Mein zweytes Ich, daß dir mein Herz entfliehe;
„Dies treue Herz kennt keinen Unbeſtand."

Wie ſchwillt Aliens Bruſt von zärtlichen Verlangen,
Die Freude wacht in ihrem Herzen auf,
Ein neues Feuer ſtrahlt auf den erblaßten Wangen
Und glänzt in ihrem Aug' und treibt des Blutes Lauf.
Die Hoffnung, den Geliebten zu umfangen,
Von dem ſie nun ſeit Monden nichts vernahm,
Führt ſie dem Orte zu, woher die Stimme kam.
„¿ Wo biſt du? ruft ſie aus, wo weilſt du mein Verlangen?

„Sich meine Arme öfnen ſich.
„¿Was ſäumeſt du an meine Bruſt zu fliegen?
„¿Wie, oder täuſcht auch jezt die ſüße Hofnung mich?
„Sprich, welch' Geſträuch verbirgt dich meinem Blicke,
„Daß ich nach langem Sehnen dich
„An meinen Mund, an meinen Buſen drücke;“
Doch ach, umſonſt iſt ihr Bemühn,
Vergebens ruft, vergebens ſucht ſie ihn.
Statt ſeiner Antwort bringt der dumpfe Wiederhall
Ihr nichts zurück als ihrer Stimme Schall.
Zulezt beginnt ſie zu ermatten,
Die müden Knie ſinken ein,
Sie fällt verzweiflungsvoll auf die beblümten Matten;
Die Sinne trüben ſich, — in ihrem Kopfe gatten
Sich die Ideen, gleich den Schatten
Im falben Mondenſchein.
Und endlich wähnet ſie die Sultanin zu ſeyn,
Die in der Tauſend und Einen Nacht
Dem Sultan, ihrem Herrn, ſo manche lange Nacht
Durch ihre Märchen kürzer macht.
Und ſie beginnt, die Leiden, die ſie quälen,
In Scheherzadens Ton, wie folget, zu erzählen:

„Ich bin die Tochter von Sigebert,
„Aus königlichem Blut. Sein Vater Dagobert,

„In aller magiſchen Weisheit gelehrt,
„Befahl, feindſeliger Zauber wegen,
„Mich gleich nach meiner Geburt in eine Wiege zu legen,
„Die er mit Figuren von ſolcher Kraft
„Rund um bemahlte, daß dagegen
„Merlins geprieſne Wiſſenſchaft
„Vergeblich kämpft. In ſtiller Ruhe floſſen
„Die Tage meiner Kindheit hin.
„¿Wo ſeyd ihr goldnen Tage hin,
„Die ich mit kindlich frohem Sinn
„Mit ungetrübtem Muth genoſſen?
„¿Wo iſt ſie hin die frohe Zeit,
„Wo Amor ſtets umſonſt nach meinem Herzen zielte!
„Wo ich beglückt durch Unempfindlichkeit,
„Nichts beym Geſchwätz verliebter Gecken fühlte,
„Mit Männern wie mit Puppen ſpielte,
„Und ward die Zeit mir lang, durch Spott
„Die Flammen ihrer Herzen kühlte.
„Doch ewig widerſteht dem wundervollen Gott
„Kein ſterblich Herz. — Durch meine Kälte beleidigt
„Entführt er mir durch Liſt, was ich ſo lang vertheidigt.
„In dieſes Haynes dunkeln Büſchen
„Zieht ſich ein Schmerlenbach durch Moos und Blumen hin
„Und wo die Zweige ſich am traulichſten vermiſchen,
„Vereint ſein Waſſer ſich auf einem Bowlinggreen;

„Ein Marmorbecken faßt die flüßigen Kriſtallen,
„Um welches rund herum der Flora Kinder blühn.
„Mein Vater ließ, als ich begann zu lallen,
„In dies Baſſin die magiſche Wiege fallen.

„Dies Plätzchen iſt der ſtillen Einſamkeit
„Und den Betrachtungen geweiht;
„Hier herrſcht, wenn nicht in dichten Zweigen
„Der Zefir rauſcht, ein melancholiſch Schweigen,
„Nie ward es noch durch einen Mann entweiht,
„Als ich vorlängſt, bereit ins Bad zu ſteigen,
„Den ſchönſten Mann — nie ſah' ich ſeines gleichen —
„In dem Gebüſch um dieſe Quelle ſchleichen,
„Und Blumen pflücken ſah. — ¡ Wie ſchlug mein Herz für ihn!

„Doch — ſchon ſeh' ich die Schatten weichen,
„Und Morgenroth den Horizont umziehn.
„Des Tages Herold kömmt, die blaſſen Sterne fliehn.
„Leb' wohl, geliebte Dinarzade,
„Du weißt, des Sultans Herrlichkeit
„Erheben ſich nunmehr zur Morgenpromenade,
„Dann iſt es nicht mehr meine Zeit.
„Leb' wohl — zum leztenmal — denn eh' der Mond von Neuen
„Sein blaſſes Licht auf dieſe Erde ſtreut,
„Wird ſich dein Schweſterchen dem finſtern Orkus weihen."

Der Gott des Schlafes ſchwingt ſein duftiges Gefieder
Bey dieſen Worten über ſie
Der Schlummer thaut von ſeinen Flügeln nieder
Und legt ſich ſanft auf ihre Augenlieder
Und hemmt den Flug der kühnen Fantaſie.
Indeſſen ſucht ihr Vater ſie
In ſeinem Schloß an jedem Orte;
Und hört gerade die lezten Worte
Von ihrer Erzählung, und glaubt — ¡verzeihlicher Verdacht!
Daß ſie der Schreck um den Verſtand gebracht.

Mein la Chapelle, dem die neun
Gelehrten Jungfern ſchon als Knaben freundlich lachten,
An deſſen Wiege ſie die langen Nächte wachten,
Zu ihrem Prieſterthum dich zeitig einzuweihn.
Sie lehrten dich die ſüßen Melodeyn,
Sie ſchenkten dir die Kunſt ſtets neu und ſchön zu ſeyn.
¿Und trägſt du nicht des Reimes ſchwere Banden
Durch ihre Gunſt ſo leicht als Roſen Guirlanden?
¡O! tritt an meinen Platz auf dieſe Rennbahn ein,
Vollende du den Weg, den ſelber auszuführen
Die Kraft mich ſchon verläßt. O! laß mein Flehn dich rühren,
Alien vom Wahnſinn zu befreyn
Und den geliebten Prinz in ihren Arm zu führen.
¡Doch ach! dein Herz iſt Stein und Erz iſt deine Bruſt!
Du ſiehſt mit ſchadenfroher Luſt

Das Flügelpferd mit mir durch Strauch und Hecken dringen,
Und über Stock und über Stein
Dem Sporn und Zaum zum Trotze ſpringen.
Wohlan du willſt — wir lenken ein.
Laß uns den Reſt des Wegs zu Fuße gehen!
Der Pegaſus fliegt nach des Pindus Höhen
Zurück; und wir — wir ſchlendern unſern Rein
Bis wir des Mährchens Ende ſehen.

* * *

Unter dieſen Umſtänden, die ich die Ehre gehabt habe, Ihnen zu detailliren, bleibt mir nichts übrig, als Sie durch die Fortſetzung meiner Erzählung in ächter Mährchenſprache einzuſchläfern. Haben Sie alſo die Güte ſich zu erinnern, in welches Erſtaunen der Druide gerieth, als er die wundervolle Brücke ſah, die der Widder über den Strom gebaut hatte, und bey dieſer Gelegenheit erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß dieſer Strom und dieſe Brücke um drey oder vierhundert Meilen ſchmäler war, als man Sie eben glauben machen wollte. Verzeihn Sie dem Dichter dieſe kleine Unwahrheit, die er ſich theils um des Wunderbaren, das er dadurch hervorzubringen hoffte, theils um der Bequemlichkeit des Reims willen, erlaubte. Bemerken Sie zu gleicher

Zeit, daß der Herr von Mühlenbach weit kleiner war, als Sie bis jezt geglaubt haben werden, und daß er höchſtens nur noch einmal ſo groß und albern war als unſer Freund * *.

Der Druide, der ſein Schloß mit einem breiten Waſſergraben umgeben hatte, um ſeine Tochter in Sicherheit zu ſetzen, war nur ein klein wenig betroffen, da er ſah, daß man ſeinem Zauber einen andern entgegenſezte. Denn in der That war er ſeiner Sache viel zu gewiß, um ſich vor irgend einem Rieſen in der Welt zu fürchten, und das Einige, worüber er in Verlegenheit gerieth, war, daß er ſchlechterdings den Urheber dieſer Brücke nicht errathen konnte. Seinem Nachbar Mühlenbach die Ehre anzuthun, ihn für einen Zauberer zu halten, das kam ihm nicht einmal in den Sinn. Und ſo lief er denn in ſeine Bibliothek, ſeine Bücher um Rath zu fragen, und die Brücke eben ſo bald wieder einzuſtürzen, als ſie aufgebaut worden war. Aber wie groß war ſeine Verlegenheit, als er alle ſeine Bücher vergeblich durchblätterte; und dieſe Verlegenheit verwandelte ſich bald in den heftigſten Kummer, da er umſonſt nach dem einzigen Buche ſuchte, welches alle Geheimniſſe ſeiner Kunſt enthielt. Dieſes Buch hatte er ſeiner Tochter zu leſen verboten; in der

That das einzige Verbot, das er ihr jemals gegeben hatte. Aber ſo gehorſam ſie ſich auch jederzeit gegen ihn bewieſen, ſo fieng er dennoch an zu fürchten, die Neugier möchte dieſesmal die Oberhand über ihren Gehorſam bekommen haben. Mit dieſem Gedanken beſchäftigt, der ihn in keine geringe Unruhe ſezte, fand er ſie in dem Zuſtande, in welchem wir ſie oben verließen. Er weckte ſie unverzüglich auf, um ſich nach dem Buche zu erkundigen, das ihm zu ſeiner Abſicht ſo unentbehrlich war; aber anſtatt ihm über das Buch Auskunft zu geben, ſagte ſie ihm eine Menge andere Dinge, von denen er ſich ſo leicht nichts hätte träumen laſſen. Nach der Art, wie ſie eingeſchlafen war, zu urtheilen, hätte ich ſchwören wollen, daß ſie bey ihrem Erwachen den Druiden ohngefähr ſo anreden würde: **Großer Herrſcher der Gläubigen....** Aber ihre Verſtandesverwirrung nahm eine andere Richtung; ¡ach mein Vater, rief ſie aus, indem ſie ſich ihm zu Füßen warf, dieſer koſtbare Schaz iſt verlohren! Sie werden mich zu ihren Füßen ſterben ſehn, wenn ſie mir ihn nicht wiederſchaffen. Es iſt nicht mehr Zeit, Ihnen meine Schwachheit zu verheimlichen und mein Verbrechen zu verbergen. Ja ich verlohr.... ¿Wie? rief der Druide beſtürzt, wie, meine Tochter, du biſt mir nicht allein ungehorſam geweſen, ſondern du haſt auch ſogar das verlohren, was mir nach dir das Liebſte auf der Welt war? — Und wie haſt du dieſes Buch verlohren, ſezte er hinzu, von dem das Glück und Unglück unſers Lebens abhängt? — Alie ſah ihn bey dieſen Worten verwundrungsvoll an. Liebſter Vater, ſagte ſie nach einigen Augenblicken Stillſchweigens, da Ihnen einmal dieſer Verluſt bekannt iſt, ſo werden Sie auch wohl wiſſen, wie es zugieng. ¡Ach! ſchrie ſie, es iſt leider nur allzuwahr! Mit dieſem unglücklichen Buche verlohr ich einen Schaz, der mir tauſendmal koſtbarer ſeyn mußte, als mein Leben! — Mit dieſen Worten verließ ſie ihren Vater und ſchloß ſich in ihr Zimmer ein.

Der Druide blieb wie verſteinert ſtehen. Das Geſtändniß, welches ihm ſeine Tochter gethan hatte, hatte ihn ſo überraſcht, daß er Zeit brauchte, um wieder zu ſich ſelbſt zu kommen. Es war nur allzuwahrſcheinlich, daß ſeine Tochter ihre Neugierde über mehr als einen Gegenſtand befriedigt hatte, und um ſich über dieſen Punkt des nähern zu erkundigen, beſchloß er, ſeinen Günſtling Poinſon zu Rathe zu ziehen. Dieſer Poinſon war ein kleiner Gnome, der Sohn einer Fee oder Solfide und ganz in der Gewalt des Druiden, der der größte, geſchickteſte, mit Einem Worte, der Meiſter und Lehrer aller Cabbaliſten war. Er ging geradeswegs nach der Bildſäule der Cleopatra und berührte ſie mit einem Talismanne, der in ſeinen Ring gefaßt war. Sie öffnete ſich und Poinſon trat heraus. Er war das kleinſte und niedlichſte Geſchöpf von der Welt. Sein Kleidchen beſtand aus Papageyen-Federn von den mannigfaltigſten Farben, und er trug einen ſpitzigen Hut mit einem großen Diamant aufgekrämpt und eine Eſclavage von Rubinen und Perlen ſtatt des Halsbands. Ohnerachtet er nicht höher als eine Elle war, ſo kann man ſich doch ſchwerlich einen ſchönern und edlern Wuchs denken als den ſeinigen, und ſein Geſicht war wenigſtens eben ſo reizend, als das Geſicht der ſchönen Alie. Sein größter Vorzug indeß war ſein vortrefliches Herz. Er erſchrak über die Ernſthaftigkeit, mit der ihn der Druide, zum erſtenmal, ſo lange er in Verbindung mit ihm ſtand, empfing, und ſein Gewiſſen ſagte ihm, was wohl die Urſache derſelben ſeyn dürfte. Zitternd näherte er ſich und Thränen floſſen über ſeine Wangen. Komm, redete ihn der Druide an, und gieb Rechenſchaft von deiner Aufführung. Hab' ich dir darum die Sorge für das Wohl meiner Tochter aufgetragen, um ihren Einfällen nachzuſehn, die ſie entehren und mich zu Grunde richten?" — Der arme Poinſon war von dieſen Vorwürfen ſo gerührt, daß man ein Felſenherz hätte haben müſſen, um ſeinen Kummer gleichgültig anzuſehn. Er warf ſich mit dem Geſicht auf die Erde, umfaßte die Füße ſeines Herrn ſo gut er mit ſeinen kleinen Hinden konnte, und benezte ſie lange mit ſeinen Thränen, ehe er ein einziges Wort hervorzubringen vermochte. Endlich ſtand er auf Befehl des Druiden auf, zog ein kleines geſticktes Schnupftuch aus der Taſche, das ihn ſeine Mutter geneht hatte, trocknete mit demſelben ſeine Thränen ab, und fieng folgendermaaſen zu reden an:

Mein Herr und Meiſter, ich will euch ein aufrichtiges Bekenntniß meiner Fehler ablegen, über die ich eine ſo lebhafte Reue fühle, als eure Wohlthaten erheiſchen. Wenn ihr mich dann unwürdig achtet, Verzeihung zu erhalten ſo tödet mich lieber mit einemmale, als mir durch die Bezeugung eures Unwillens einen tauſendfachen Tod zu geben. Ich habe die Verpflichtungen nicht vergeſſen, die ich gegen euch habe. Ihr habt mich von dem Zwange befreyt, unter der Erde zu leben; ihr habt mich mit einer wohlgefälligen Geſtalt bekleidet und habt die Kenntniſſe, welche Geiſter meiner Art beſitzen, noch mit einem großen Reichthume von Wiſſenſchaft vermehrt, welcher mich weit über andre meines Gleichen erhebt; ihr habt mir endlich einen Aufenthalt in den angenehmen Gegenden erlaubt, welche unter der Bildſäule liegen, aus welcher ich kam. Aber ihr wißt auch, mein Herr und Gebieter, daß alle dieſe Wohlthaten mit einer gewiſſen Demüthigung begleitet ſind. Nur durch euern Willen bin ich ſichtbar, nur auf eure Erlaubniß iſt mir der Gebrauch der Sprache vergönnt, und in dem herrlichen Palaſte, welchen ich bewohne, bin ich verdammt, Tag und Nacht über einen Schatz zu wachen, deſſen Anblick mir verboten iſt; ja noch mehr, ich darf die Bildſäule nicht verlaſſen, ohne daß ihr dieſe Wohnung öffnet, die mir mit allen ihren mannigfaltigen Reizen dennoch zuweilen unerträglich ſcheint, weil ſie mir zum Gefängniſſe dient. Ihr habt mir befohlen, in den Intervallen von Freyheit, welche ihr mir vergönnt, der ſchönen Alie allenthalben zu folgen, um alle Gefahren von ihr zu entfernen, und ſie vor allen Zufällen zu bewahren, die ihre Ruhe ſtören könnten. Ihr werdet mir ſelbſt die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen müſſen, daß ich die größte Aufmerkſamkeit für ſie gehabt habe. Ihr wißt, wie pünktlich ich einem Befehle nachlebte, der mir ſo unendliche Schmerzen verurſacht und ſo viel Thränen gekoſtet hat.

Ach! ich vergeſſe nie den Tag, da ich den Lauf des Bachs verfolgte, welcher aus den Cataraktén des Nils entſpringt, und, nachdem er manche blumige Wieſe durchwäſſert hat, den Brunnen der Wiege bildet. Ich warf hier, wie ihr mir befohlen hattet, die kleine elfenbeinerne Kugel hinein, die ich aus euern Händen empfing. Ach ich glaubte, daß weil ſich hier die ſchöne Alie zu baden pflegte, dieſe Kugel zu Vermehrung ihrer Reize beytragen ſollte. Zwar ſchien mir dieſes beynahe unmöglich zu ſeyn. Aber bald ward ich gewahr, daß ihr eine ganz andere Abſicht damit zu erreichen gedachtet. Das Feſt von Guy, an welchem alle Landleute der umliegenden Gegend Theil zu nehmen pflegen, unterrichtete mich über dieſen Punkt. Eure Tochter war dabey im Schäferkleide, und ſo bald ſie erſchien, wurden alle die ſchönſten Schäfer verliebt in ſie. Sie begleiteten ſie hieher, und entdeckten ihr ihre Liebe. Alie blieb unempfindlich bey ihren Thränen und ſpottete ihre Leiden. Nachdem ſie nun tauſend Proben ihrer Verachtung erduldet hatten, nahmen ſie in den zärtlichſten Geſängen von ihr Abſchied, giengen nach Hauſe, legten ſich zu Bette und ſtarben.

Kurze Zeit darauf war vor den Thoren zu St. Denis ein prächtiges Turnier, auf welchem die Blüthe der Ritter unſers guten Königs Pipin gegen jedermänniglich behaupten ſollte, daß die Prinzeſſin Hermenegilde, ſeine Nichte, die ſchönſte Prinzeſſin auf der Erde wäre. Ihr ſchicktet die göttliche Alie in Begleitung von vier Sylphiden dahin, die ſie geputzt hatten und die Stelle der Hofdamen bey ihr vertraten. Der König ſahe ſie und ward von ihrer Schönheit verblendet; aber die Prinzeſſin, ſeine Nichte, welche zu ſeinen Füßen ſaß, wurde vor Verdruß bald blaß, bald roth, und man muß geſtehen, daß ſie Grund genug hatte, ärgerlich zu ſeyn; denn nur eine ſehr kleine Anzahl alter Hofritter nahmen ſich ihrer Schönheit an, während die edelſten jungen Ritter ſich für Alien erklärten, ihre Gegner bekämpften, und nachdem ſie den Dank erhalten hatten, Alien hieher begleiteten. Ihr empfiengt ſie mit vieler Höflichkeit, indeß Alie ſich unaufhörlich über ſie luſtig machte. Ich hatte keinen Augenblick gezweifelt, daß ſie ſich bald für einen unter ihnen erklären würde, da ſie ſo jung, muthig und ſchön waren; aber ich betrog mich in meinen Hoffnungen. Während ſie hier, ſterblich verliebt, und von dem Gegenſtande ihrer Wünſche gemishandelt, ſich in Liebe und Kummer verzehrten, hatte ſie der König bey Trompetenſchall fordern laſſen, um vor ihm zu erſcheinen und Rechenſchaft wegen der Beleidigung zu geben, die ſie einer der erſten Prinzeſſinnen von Geblüt angethan hatten. Da ſie nicht erſchienen waren, hatte er ſie alle zum Galgen verdammt. Ach, aber die grauſame Alie erſparte ihnen dieſe Schande, und in kurzer Zeit waren ſie alle vor Verzweiflung geſtorben. Ich beweinte ſie endlich, und damals gereuete es mich zum erſtenmale, die Kugel in den Brunnen geworfen zu haben; denn ich ſehe nur allzuwohl, daß ſie die Urſach des Haſſes war, welchen Alie gegen alle ihre Liebhaber hegte. Indeſſen bemerkte ich auch, daß ihr noch immer nicht mit ihren Wirkungen zufrieden waret, und daß ihr noch ein andres Schlachtopfer erwartetet, welches ſich nicht darbieten wollte. Eines Tages befahlt ihr mir, in Geſtalt eines Rehes den Wald von Roiſy zu durchſtreifen. Ich gehorchte mit Widerwillen; denn ich merkte wohl, daß es nur in der Abſicht geſchehe, einen Unglücklichen in das Netz zu locken. Sobald ich mich mitten im Walde befand, hörte ich ein Getöſe von Jagdhörnern und Hunden. Sie verfolgten einen Wolf von ungemeiner Größe und Grauſamkeit; denn ohnerachtet er ſelbſt gejagt wurde, ſprang er dennoch auf mich los, um mich noch auf dem Wege mitzunehmen, aber ich that einen Satz in die Luft, ſo daß er unter mir weg fuhr. Sobald mich die vorderſten Hunde gewahr wurden, verließen ſie die Fährte des Wolfs, und fuhren auf der meinigen fort. Jezt kam es mir zu ſtatten, daß ich mir eine ſehr leichte Taille gegeben hatte. Ich lief wie der Wind vor ihnen her, ließ die Hunde an mich kommen, wie ich es mit dem Wolfe gemacht hatte, that drey Sprünge und verlohr ſie aus dem Geſichte. Nun erwartete ich den Nachtrab, bey welchem ſich der Herr befand, der, als er mich warten ſahe, die Hunde abzurufen befahl. Ich lief nicht mehr, ſondern gieng Schritt vor Schritt vor ihm her, um ihn von ſeinem Gefolge abzuziehn. Ich glaube, daß er meine Abſicht verſtand; denn er ſchickte ſogleich alle ſeine Leute zurück. Sobald er allein war, legte ich mich auf das Gras nieder, weil ich ſah, daß er mir nichts zu leide thun würde, und in der That betrachtete er mich mit vieler Aufmerkſamkeit, und ſchien ein groſſes Vergnügen an meiner Geſtalt zu finden. Was mich betrift, ſo gefiel er mir ſo wohl, daß ich mein ganzes Leben hindurch nichts hätte thun mögen, als ihn anſehn und bewundern. Als er mich lange genug betrachtet hatte, rief er aus: O! das liebe kleine Thier; wie viel gäb' ich darum, wenn ich es in meinem Thiergarten haben könnte! Liebes, kleines Reh, fuhr er fort, da würdeſt du vor aller Gefahr ſicher ſeyn, die dir hier jeden Augenblick droht. Wenn ich nicht fürchtete, dich zu erſchrecken, ſo wollte ich abſteigen, um dich.... Er hatte ſeine Reden noch nicht geendigt, als das Getöſe einer andern Jagd erſchell. Man hätte ſchwören ſollen, ein Stier treibe ſie an, ſo groß war der Lärm. Auch war der Unterſchied nur ſehr gering. Es war der Rieſe Mühlenbach, deſſen Gebrüll die Luft erfüllte. Sobald er mich in die Augen bekam, hezte er ſeine Hunde an mich und ſchoß ſogar einen Wurfſpieß nach mir ab, der zum guten Glück in einen nahen Baum fuhr, den er ſpaltete. Der ſchöne Jäger ward hierüber aufgebracht, und als er dem Rieſen über eine ſo barbariſche Handlung Vorwürfe machte, gerieth dieſer in ſolche Wuth, daß er einen andern Wurfſpieß nach ihm ſchleuderte, der ſo groß als ein Weberbaum war. Aber auch dieſer traf nicht; denn glücklicher Weiſe iſt der Rieſe eben ſo ungeſchickt, als er ſtark und brutal iſt. Der ſchöne Jäger legte die Hand an den Degen, ſprang auf ihn los, und da der Rieſe von der Heftigkeit, mit der er den Wurfſpieß geſchleudert hatte, ganz über den Hals ſeines Pferdes herüberhieng, gab er ihm einen ſolchen Hieb über den Kopf, daß der Strich ſo ertönte, als wäre er auf einen Amboß gefallen. Er ſtürzte ihn ohne Bewußtſeyn zu Boden, ohne ihn doch verwundet zu haben, und machte einem Gefecht ein Ende, für deſſen Ausgang ich zitterte. Indeß hatte die edelmüthige Handlung meines Erretters meine Dankbarkeit erregt. Ich konnte mich unmöglich entſchließen, ihn einem ſichern Tode zuzuführen, und ihn zum Brunnen der Wiege zu leiten. Da ich ſah, daß er mir nachfolgte, fieng ich an zu laufen, und glaubte einen Weg genommen zu haben, der ihn weit von jenem unglücklichen Orte entfernen müßte. Aber nachdem ich eine gute Weile gelaufen war, bemerkte ich auf einmal, daß wir uns ſchon unter den hohen Bäumen befanden, deren dichtes Laub den Brunnen vor den Strahlen der Sonne beſchützt. Die ſchöne Alie war eben im Bade. Meine Beſtürzung war unbeſchreiblich. Ich erinnerte mich der vielen Liebhaber, die aus Liebe geſtorben waren, ohne von ihr etwas weiter als ihr Geſicht geſehn zu haben. Dieſe Betrachtung preßte mir Thränen aus; denn ich glaubte nichts gewiſſer, als daß mein edelmüthiger Befreyer nur noch einen Augenblick zu leben habe.

Als eure Tochter eine Mannsperſon ſo nahe bey dem Bade ſah, that ſie einen lauten Schrey. Die Sylphiden, welche ſie auskleideten, entflohn in das nahe Gebüſch. Ich verkroch mich hinter ein Geſträuch, voll Verzweiflung über dieſe traurige Begebenheit und voll Angſt, das tragiſche Ende des liebenswürdigſten und edelſten Mannes zu ſehn. Ich blieb nicht lange in dieſer grauſamen Lage. Nachdem er Alien eine Zeitlang betrachtet hatte, näherte er ſich dem Brunnen, in welchem ſie unbeweglich ſtand, ohne ihre Augen von ihm weg zu wenden. Welch ein Unterſchied zwiſchen den Blicken, mit denen ſie ihn betrachtete, und denen, mit welchen ſie ſonſt ihre Liebhaber zu ſtrafen pflegte! Der ſchöne Jäger ſchien darüber entzückt und fand ſie wenigſtens eben ſo liebenswürdig, als ſie ihn. Was mich aber vor Vergnügen ganz auſſer mich ſezte, war, daß er ſich deswegen um nichts ſchlechter befand. Zwar hatte ich ſchon ein ähnliches Beyſpiel an dem Rieſen Mühlenbach erlebt, der ſo verliebt in ſie war, als ein Menſch von ſeinem Charakter und ſeiner Fühlkraft es ſeyn kann; aber ich wußte wohl, daß dieſer nicht Eſprit genug beſaß, um aus Liebe zu ſterben. Dieß wenigſtens war bey dem ſchönen Jäger nicht der Fall. Er näherte ſich Alien, wie ich euch ſchon geſagt habe, redete ſie ehrfurchtsvoll an, und ſagte ihr Dinge, die für das erſtemal ſehr verliebt und zärtlich klangen. Die Antworten, ſo ſie ihm gab, waren nichts weniger als ſpröde; und niemals habe ich mit mehrern Vergnügen zwey ſo liebenswürdige Perſonen Bekanntſchaft machen ſehen. „Wenn du nicht die Königin der Götter oder Amors Mutter biſt, ſagte er, ſo belehre mich, welcher Sterblichen dieſe Reize angehören, die meine Augen blenden, um ſie in Zukunft allein auf der Erde anzubeten.“ Und wenn ihr, antwortete Alie, nicht ſelbſt einer der Liebesgötter ſeyd, von denen ihr redet, was könnt ihr ſonſt ſeyn? Aber wer ihr auch ſeyn mögt, ſo wißt, daß ich nicht nur eure Huldigungen mit Vergnügen empfange, ſondern euch auch verſpreche, niemalen von einem andern Sterblichen welche anzunehmen, wenn ihr anders nicht der Prinz von Noiſy ſeyd. —

¡Unglücklicher! ſchrie der Druide, indem er die Erzählung unterbrach, welchen Namen nennſt du mir da! Den Prinzen von Noiſy, dieſen Menſchen, den ich eben ſo ſehr verabſcheue, als den Widder! Aber fahre fort, und berichte mir den Erfolg dieſer unglücklichen Unterhaltung. — Der Erfolg derſelben, fuhr der getreue Poinſon in ſeiner Erzählung fort, war dieſer, daß der ſchöne Jäger Alien aufrichtig bekannte, er ſey kein andrer als der Prinz von Noiſy. Dieß Geſtändniß ſezte ſie in große Verlegenheit. Sie blieb einige

Augenblicke in tiefes Nachdenken verſunken, aber ſie fühlte bald, daß ſie nicht mehr im Stande ſey, ihre Geſinnungen zu ändern. Und wie wäre dieß auch möglich geweſen, da ihr der Prinz mit den feyerlichſten Eidſchwüren betheuerte, daß er ſie anbete, und daß er nicht mehr leben könne, ohne ſie zu ſehn. Sie befahl ihm alſo, in der dritten Nacht, von dieſem Tage an gerechnet, wieder an das Ufer deſſelben Brunnens zu kommen, eine von den gelben Blumen zu pflücken, die er daſelbſt blühen ſähe, dann mit derſelben an dem Bache fortzugehn, bis er an das Geſtade des Nils käme. Hier verſprach ſie ihn zu erwarten, wenn er ſich jezt ungeſäumt entfernen würde. Der Prinz gehorchte, nachdem er ihr nochmals ewige Treue geſchworen hatte. — ¿ Und was thatſt du, fiel der Druide ein, während alles dieß vorgieng? — Ich war vor Freuden auſſer mir, fuhr Poinſon fort, euern Willen ſo glücklich vollführt zu haben; denn ich zweifelte nunmehr keinen Augenblick, daß dieß der Mann ſey, dem ihr eure Tochter beſtimmt hättet. Damals, mein theuerſter Gebieter, war ich noch ſchuldlos; aber ich habe euch in der Folge beleidigt, und dieß iſt der Theil meines Bekenntniſſes, der mir die meiſte Ueberwindung koſtet.

Ich legte die Reh-Geſtalt ab und eilte zu euch, um Rechenſchaft von meinem Geſchäfte zu geben. Aber durch euch ſelbſt ward ich daran verhindert; denn ihr empfiengt mich mit ſo vielen Vorwürfen über meine Nachläſſigkeit, daß ich euern Todfeind noch immer nicht zu Alien gebracht, und ihn dadurch dem Verderben in die Hände geliefert hätte, daß ich nicht weniger erwarten konnte, als ihr würdet uns alle drey ums Leben bringen, wenn ihr den wahren Verlauf der Sache erführet. Dieſe Furcht nur war es, welche mich nöthigte, euch zu ſagen, ich hätte niemand als den Rieſen angetroffen, der mich hätte töden wollen. Ich verſprach euch, es ein andermal beſſer zu machen, und ſezte die Verſicherung hinzu, daß ich nicht eher ruhen wollte, bis ich euch euern Feind in die Hände geliefert hätte. Vielleicht erinnert ihr euch noch, mit welcher Heftigkeit ihr mir dieſen Befehl wiederholtet. Da ich aber nur allzuwohl wußte, daß er ſchon ungeſucht kommen würde, verwandelte ich mich zwey Tage darauf in einen Hirſch, nicht um den Prinzen zu locken, der an ganz andre Dinge als an die Jagd dachte, ſondern um dem Rieſen in den Weg zu laufen, der auf die Jagd geritten war. Noch nie glaubte er einen größern und ſchönern Hirſch geſehen zu haben. Er ſezte mir mit der größten Hitze nach, und ich nahm mir vor, ihn für dießmal nicht ſo gut wegkommen zu laſſen als das erſtemal. Ich floh nach der Höhe von Montmartre zu, wo ich ihn erwartete. Er kam mir nach, und da er mich ausruhen ſah, nahm er ſich ebenfalls Zeit zu verſchnauben. Seine Hunde glaubten mich erſchöpft; er hezte ſie an mich, aber ſo wie ſie mir nahe kamen, tödete ich deren viere auf einen Stoß. Nun ſtürzte ich mich den Berg hinab, er hinter drein. Ich flog mit einem Sprunge über eine Kluft, die halb von Dornenbüſchen verſteckt war. Er ſezte mir nach und fiel mit ſeinem Elephanten von Pferd in die Kluft hinab, ſo daß wenig fehlte, er hätte den Hals gebrochen. Er ward mit großer Mühe herausgezogen, und da er ſahe, daß ich Schritt vor Schritt vor ihm hergieng, ſpornte er ſein Pferd von neuem an, um ſich zu rächen. Ich führte ihn nach Poiſſy zurück und ſprang über den Fluß; als er mir nachwollte, ſtürzte er von dem ſteilſten Orte des Ufers herab, welchen ich mit Fleiße ausgeſucht hatte, und er würde ſich niemals daraus gerettet haben, wenn irgend ein Fluß in der Welt im Stande wäre, ein Ungeheuer von ſeiner Taille zu erſäufen.

Nachdem ich ihn ſo herumgetrieben und beynahe in Verzweiflung geſezt hatte, verlohr ich mich in dem Walde; und in dem Berichte, welchen ich euch von meinem Unternehmen abſtattete, gab ich vor, daß ich von einem wunderſchönen jungen Manne gejagt worden; daß er aber allezeit, wenn ich ihn zu dem Brunnen der Wiege führen wollen, eingehalten und einen andern Weg genommen habe. Ich fand nicht viel Mühe, euch dieß Mährchen glaublich zu machen, und es muß euch noch erinnerlich ſeyn, daß ihr damals ſagtet, man müſſe dieß Projekt aufgeben, weil ihr wohl ſähet, daß er von dem Zaubrer Merlin beſchützt werde. Dieſen Tag ſchloßt ihr mich nicht ein, ſondern übertrugt mir, die Nacht hindurch den Garten und das Schloß zu bewachen, welches dießmal nicht von den gewöhnlichen Wächtern verſehn werden konnte.

Dieſer Auftrag kam mir gar ſehr zur gelegnen Zeit, denn ich brannte vor Neugier, Zeuge einer Zuſammenkunft zu ſeyn, welche eben ſo unterhaltend als zärtlich ausfallen mußte. Sobald es vollkommen Nacht war, ſah ich Alien über die Terraſſe kommen, und ſich nach dem beſtimmten Platze begeben, wo ſie den Prinzen in heißer Erwartung fand. Sie führte ihn in den Garten zurück. Ich folgte ihnen Schritt vor Schritt, und da meine unſichtbare Gegenwart ihnen nicht den mindeſten Zwang auflegte, ſo hörte ich deutlich alles, was ſie mit einander ſprachen. Die Reden des Prinzen von Moiſy waren der Ausdruck der zärtlichſten und ehrfurchtsvollſten Liebe, und die Antworten der ſchönen Alie trugen das Gepräg der reinſten Unſchuld und der vollkommenſten Sittſamkeit. Nachdem ſie die erſten Augenblicke dazu angewandt hatten, ſich wechſelſeitig ihre Zärtlichkeit zu bezeigen, ſeufzte Alie. Der Prinz frug ſie gerührt, was dieſer Seufzer bedeute. Ach! erwiederte Alie, ich fürchte leider nur allzuſehr, die Hinderniſſe nicht überwinden zu können, die ſich der Ausführung unſrer Plane entgegenſtellen. Sie erzählte ihm hierauf die Anträge und Drohungen des Rieſen, verſicherte aber zu gleicher Zeit, daß ſie wenig darauf achte; daß ſie dieß Ungeheuer verabſcheue, ohne ihn auch nur mit ihrem Haſſe zu beehren. Sie fügte hinzu, daß ſich weit größere Schwierigkeiten von eurer Seite entgegenſezten; bey aller eurer Liebe zu ihr würdet ihr doch niemals in dieſe Heyrath einwilligen, weil ihr euch kein ſicheres Glück verſprechen könntet, ſo lange der Prinz von Moiſy unter den Lebenden wäre. Daß ihr deswegen ihr Herz mit einem Abſcheue bewafnet hättet, der jedem ihrer Liebhaber tödlich ſey, um andern zum Beyſpiele zu dienen, und euch von den beſchwerlichen Freyern loszumachen.

daß er der einzige Gegenſtand eurer Furcht und eurer Verfolgungen wäre, und daß ihr alles anwendetet um ihn in das Verderben zu ſtürzen.

Bey dieſen Worten floſſen Ströme von Thränen über Aliens Wangen. Der Prinz warf ſich ihr zu Füßen, und ſchwur, daß er ihre Thränen nicht verdiene, daß er ſich glücklicher ſchätze, für ſie zu ſterben, als für jede andre zu leben. Aber dieſe zärtlichen Verſicherungen vermehrten nur ihren Schmerz und ihren Kummer, und ſie trennten ſich endlich nach wechſelſeitigen Schwüren ewiger Treue. Sie haben ſich in der Folge oft wiedergeſehn, aber ich verſichre euch auf das heiligſte, daß alle ihre Zuſammenkünfte ſo unſchuldig abgelaufen ſind, als wenn ihr ſelbſten zugegen wäret. Ich für meine Perſon glaubte feſt, daß, da ihr alles wiſſen könnt, was ihr wollt, euch dieſe Vorgänge nicht unbekannt wären, und daß ihr eure Gründe haben müßtet, ſie zuzulaſſen. Den lezten Tag endlich, da ſie ſich ſahen, ſchien Alie tauſendmal ſchöner, als ſie gewöhnlich war. Die Freude ihres Herzens malte ſich auf ihrem Geſichte, und ſie verkündigte dem Prinzen von Noiſy, daß ſie etwas gefunden habe, was ſie beyde glücklich machen könne. Aber vorher müſſe er ihr, aller Gefahren ungeachtet, die ihnen begegnen könnten, nothwendig in das Schloß nachfolgen, um ſich von dem, was er zu thun habe, unterrichten zu laſſen. Sie gieng voraus, und befahl ihm, nicht eher als eine halbe Stunde nach ihr hineinzugehen. Aber dieſe halbe Stunde wurde durch die Ungeduld des Prinzen ſo abgekürzt, daß er nach Verlauf einiger Minuten nach der Pforte zulief, welche ihm offen zu ſtehn ſchien. Es war ihm aber unmöglich hineinzukommen. Bald ward ſie höher, bald tiefer, bald rückte ſie auf die rechte, bald wieder auf die linke Seite, ſo daß während dieſer fruchtloſen Bemühung noch eine halbe Stunde länger verſtrich, als ihm beſtimmt war. Alie erſchien voller Ungeduld am Fenſter, und da ſie den Prinzen ſahe, frug ſie ihn, warum er nicht hineinkäme. Er unterrichtete ſie mit bittern Klagen von dem Hinderniſſe, das ſich ihm entgegenſezte, und da ſie hinablief, um ihm beyzuſtehn, begegnete ihr inwendig, was ihm außerhalb der Thüre begegnet war. Sie kam an das Fenſter zurück, ſagte ihm, daß er zu voreilig geweſen wäre, und befahl ihm, ſo lange unter dem Fenſter zu warten, bis ſie zurückkäme. Dieſes geſchah einen Augenblick hernach. Sie hatte ein Buch in der Hand, und rief dem Prinzen zu, es nirgend anders als an der Stelle zu öfnen, wo das Blatt eingeſchlagen ſey, und vor allen Dingen Acht zu haben, daß er es nicht eher berühre, bis es in ſeinen Händen wäre. Hierauf ließ ſie es ganz ſachte hinabfallen, und er hielt ſeine Hände empor, um es aufzufangen; aber ein Windſtoß führte es plötzlich auf die Seite und ließ es auf den Kopf eines der ehernen Hunde fallen, die an dem Thore des Schloſſes ſtehn. Sobald es ihn berührte, hörte man ein anhaltendes Brüllen, von dem die Erde bebte. Der Prinz eilte herbey, um es wegzunehmen. Er nahm es mit fort, und ſeit dieſem Tage iſt er weder mir noch Allen wieder vor die Augen gekommen. Ich will euch die Verzweiflung nicht beſchreiben, in welche ſein Ausbleiben ſie ſtürzte; ihr würdet ſelbſt davon gerührt worden ſeyn, wenn ihr ſie ein einzigesmal auf ihren einſamen Promenaden geſehn hättet: wenn ſie die Orte beſuchte, wo ſie ſich vordem fanden. Sie rufte wohl tauſendmal ſeinen Namen, und wenn er dann nicht erſchien, klagte ſie ihn des Meineyds und der Untreue an, oder beweinte ſeinen Tod auf eine ſo klägliche Weiſe, daß mir das Herz vor Mitleid zu ſpringen drohte. Dieß war ohngefähr um dieſelbe Zeit da ihr einen ſo heftigen Haß gegen den Widder des Rieſen faßtet, von dem man euch ſo außerordentliche Dinge erzählt hat, und der euch alleweile in ſo große Verlegenheit ſezt.

Ich habe euch ſchon mehrmals berichtet, daß ich mit aller Liſt, die ich aufbot, und mit allem Fleiße, den ich anwandte, dennoch niemals bis an die Wohnung des Rieſen habe gelangen können, um eure Befehle auszuführen, und daß ich euch ſchlechterdings keine Nachricht von dieſem auſſerordentlichen Widder habe verſchaffen können. So oft ich mich auf eine gewiſſe Strecke näherte, ward ich durch eine unſichtbare Kraft unbeweglich gemacht, und es war mir unmöglich, etwas anders zu thun, als auf der Stelle umzukehren. Ich habe euch ein aufrichtiges Geſtändniß der Fehler, die ich gegen euch, mein theuerſter Herr und Meiſter, begangen habe, abgelegt. Ich unterwerfe mich allen Züchtigungen, die ihr mir auflegen wollt; nur entzieht mir eure Gnade nicht, ohne die mir das Leben zur Laſt ſeyn würde. Indeß, da ich euch durch Verheimlichung beleidigt habe, ſo will ich euch jezt eine Entdeckung machen, die euch nicht ganz unwichtig ſeyn wird. Wiſſet, daß der Prinz von Noiſy ſich in dieſen Gegenden aufhalten muß; denn ob ich ihn gleich nicht geſehen habe, ſo hat er doch heute noch mit Alien geſprochen. Wenn ich ihn auch nicht an ſeiner Stimme erkannt hätte, ſo würde doch das, was er ihr ſagte, mich nicht daran zweifeln laſſen, daß er es ſey. Ich glaube ſogar, daß dieſe Unterhaltung die ſchöne Alie in den Zuſtand geſezt hat, in welchem ihr ſie findet.

Hier endigte der arme kleine Poinſon ſeine Erzählung und ſchwieg. Er warf ſich noch einmal mit ſeinem Geſichte zur Erde, um ſeinen Herrn zu erweichen und Verzeihung ſeines Fehltritts von ihm zu erhalten. Der Druide verzieh ihm, nachdem er ihm ſeine Ungebühr mit ſanfter Stimme verwieſen hatte. Er ſagte hierauf, daß er wohl ſähe, wie er mehr als Einen Feind zu fürchten habe, und daß man nach dem unterirdiſchen Schatze ſtrebe. Er empfahl dem kleinen Poinſon von neuem, ihn ſorgfältig zu bewachen, und ſchloß ihn in die Bildſäule ein.

Nun laſſen Sie uns ſehn, was die Belagrer vornehmen, während all dieß innerhalb des Schloſſes vorgieng. Sie errathen wohl von ſelbſt, daß man Ihnen die Zurüſtungen zu der Attaque ein wenig übertrieben hat, und daß auch die ſchöne Alie bey weitem nicht ſo erſchrocken war, als man Ihnen hat weiß machen wollen. Halten Sie der Poeſie dieſe kleinen Abweichungen von der Wahrheit zu Gute und nehmen Sie aus dieſer Erzählung das heraus, was ihr wirklich zum Grunde liegt. Es iſt wahr, daß der verliebte Mühlenbach einige Bündel Stroh unter der Mauer anzündete, wo ihn ſeine Geliebte ſo grauſam beleidigt hatte, und dieß in der Hoffnung, ſie zu erſticken und alſo eine eklatante Rache an ihr zu nehmen. Es iſt eben ſo wahr, daß er über Hals und Kopf die Flucht ergriff, als er die Ueberſchwemmung bemerkte, die der Druide veranſtaltete. Es iſt endlich auch wahr, daß er wieder Muth ſchöpfte, als er die Brücke ſah, die ſein Widder über dieſen kleinen Bach warf, und wenn ich mich nicht ſehr irre, ſo haben wir ſie beyde auf der Brücke verlaſſen, da der Rieſe ſo heftige Drohungen ausſtieß. Als nemlich der Druide ſeinen Poſten verlaſſen hatte, um in ſeine Bibliothek zu gehn, ſo glaubte der Rieſe nichts gewiſſer, als daß die Eroberung ſo gut als gemacht ſey, und verlangte Leitern, um Sturm zu laufen. Aber der Widder hielt ihn auf der Brücke zurück, und ſagte ihm, daß ſich der Druide nicht aus Furcht zurückgezogen habe; daß vielmehr hinter dieſer Retirade irgend eine Kriegsliſt ſtecken müſſe, die er noch nicht errathen könne; daß, wenn er auch gleich mitten auf dem Platze wäre, er darum doch noch nichts gewonnen hätte, weil dort alles voll kriegriſcher Statuen wäre, welche der Druide nach ſeinem Willen beleben könne; daß vornemlich zwey ehrne Hunde an dem Thore ſtänden, von denen der kleinſte ſtark genug wäre, eine ganze Armee zu erwürgen, wenn man ihn losließe. Seine Meynung wäre alſo, ſich zurückzuziehn, und wenn ſie zu Hauſe kämen, wollten ſie wegen der zu treffenden Anſtalten gemeinſchaftlich zu Rathe gehen.

Der Rieſe, der ſich ſehr gern lenken ließ, wenn von einer Gefahr die Rede war, kehrte ſo ſchnell als möglich nach Hauſe zurück; aber ehe man über die zu nehmenden Maasregeln Kriegsrath hielt, nahm man das Abendeſſen ein, und nach dem Abendeſſen wollte der Rieſe nichts von Geſchäften hören; denn er hatte wie ein Kameel getrunken, und wie drey Wölfe gefreſſen. Er warf ſich daher in einen großen Lehnſtuhl, von da aus er den Widder alſo anredete:

¿A propos, hub er an, ſag mir doch, wie es kömmt, daß du ſo gut und faſt beſſer ſprichſt als ich, da du doch nur ein Vieh biſt? Von Herzen gern, antworte der Widder. Ihr wißt, daß die Seelen der Menſchen nach ihrem Tode in die Körper von Thieren wandern, und nach einer gewiſſen Zeit wieder in einen menſchlichen Körper zurückkehren. ¿So? ſagte der Rieſe; das wäre mir in meinem Leben nicht eingefallen. Was wär ich denn da zum Beyſpiel ſonſt für ein Vieh geweſen? Ihr waret eine Ameiſe, antwortete der Widder. Kaum hatte er dieſes

Wort ausgeredet, als der Rieſe, der nichts mehr haßte, als mit Etwas Kleinem verglichen zu werden, aufſtund, und die Hand an ſeinen Säbel legte. Unglücklicher! ſchrie er, ich weiß nicht, was mich abhält, deinen Kopf zehn Meilen weit wegfliegen zu laſſen. Der Widder, welcher ſich nicht im mindeſten fürchtete, ſtellte ſich jedoch, als wenn er vor Schrecken des Todes wäre, fiel auf ſeine Knie, küßte dreymal die Erde zum Zeichen ſeiner tiefen Demüthigung, und als er ſahe, daß der Rieſe wieder etwas beſänftigt war, ſtund er auf und fuhr folgendermaaſen fort:

Wenn Eure Herrlichkeit leſen könnten, ſo würden Sie finden, daß ich die reine Wahrheit geſagt habe: aber wenn Ihnen das Schickſal vormals den Schimpf angethan, eine ſo ſchöne Seele und einen ſo viel umfaſſenden Geiſt in den Leib eines ſo kleinen Thiers einzuſchließen, ſo wird es in Zukunft dieſe Beleidigung dadurch wieder gut machen, daß es Sie, unmittelbar nach Ihrem Tode, in einen Dromedar, dann in einen Elephanten und einige Jahre darauf in einen Wallfiſch verwandeln wird.

Der Rieſe war über den Glanz ſeines Zuſtands entzückt, reichte ſeinem Vertrauten die Hand zum Kuſſe, ſezte ſich wieder in ſeinem

Lehnſtuhl zurecht und befahl ihm die Zeit mit einem unterhaltenden Mährchen zu vertreiben. Der Widder ſann einige Augenblicke nach und hub dann folgendermaaſen an:

„**Sobald die Königin von den Wunden des weiſsen Fuchſes hörte, machte ſie ſich auf, ihn zu beſuchen.**“ Freund Widder, unterbrach ihn der Rieſe, von alle dem verſtehe ich kein Wort. Du würdeſt mir eine Freundſchaft erweiſen, wenn du fein beym Anfange anfangen wollteſt; denn alle die Erzählungen, die in der Mitte anfangen, ſind zu nichts gut, als mir den Kopf ſchwindelnd zu machen. — Wohlan denn, verſezte der Widder, weil ihr befehlt, ſo will ich, gegen die Gewohnheit der Poeten, die Sachen in ihre natürliche Ordnung ſetzen; und der Anfang meiner Geſchichte wird alſo an der Spitze meiner Erzählung ſtehn.

Geſchichte

Pertharitens und Ferandinens.

Es war einmal ein König der Lombarden; er der häßlichſte Mann, ſo wie ſeine Gemahlin die ſchönſte Frau von der Welt. Aber dafür hatte er das vortreflichſte Herz, und ſie hingegen war das boshafteſte Weib, das je die Erde getragen hatte. Sie litt nicht, daß er ihr zu nahe kommen durfte; er wagte nicht ſie anzuſehn, und dennoch zankte ſie ohne Unterlaß mit ihm, daß er ihr keine Kinder ſchaffe. Aus ſeiner erſten Ehe hatte er einen Sohn und eine Tochter. Sie wurden von jedermann im ganzen Königreich geliebt und angebetet; aber von ihrer Stiefmutter gehaßt und verfolgt; denn ſo wenig ſie auch aus der Liebe machte, ſo war ſie doch ſo eiferſüchtig darauf, den erſten Rang unter den Schönheiten ihres Reichs zu behaupten, daß ſie jedes Mädchen entführen ließ, deſſen Reize ſie rühmen hörte. Die Damen ihres Hofs waren ſehenswerth wegen ihrer Häßlichkeit; da hingegen der König, den die Natur mit einer ſo unglücklichen Geſtalt begabt hatte, ſein größtes Vergnügen darin fand, die ſchönſten und wohlgebildetſten Mannsperſonen an ſeinen Hof zu ziehn. Freylich koſtete es ihm unſägliche Mühe, ſie bey ſich zu behalten;

ten; denn den meiſten ſchien es unmöglich, ſich an die häßlichen Fratzen der Hofdamen der Königin zu gewöhnen.

Dieſe Königin haßte und verachtete, wie geſagt, ihren Gemahl. Kein Tag vergieng, an welchem ſie es ihm nicht auf hundertfältige Weiſe zu fühlen gab, und dennoch war er ſo ſterblich in ſie verliebt, daß er ihr in allen Stücken den Willen ließ. Sie war die unumſchränkte Gebieterin ſeines Reichs und ſeiner Unterthanen, und ihre unrechtmäſſigen Anmaſſungen erſtreckten ſich ſogar bis auf die Kinder ihres Gemahls. Am meiſten hatte es die Prinzeſſin zu entgelten, daß ſie eben ſo ſchön war als ihre boshafte Stiefmutter. Sie hatte ſie in einen Erker des Pallaſts verwieſen, wo niemand es wagte, ihr die Cour zu machen. Eine Furie von Gouvernante war über ſie geſezt; ein altes buklichtes Weib, das den ganzen Tag mit ihr ſchmählte, und ſie ſelbſt des Nachts mit ihrem Schelten aufweckte. Alle Mühe ward angewandt, durch beſonders dazu eingerichtete Kleider ihrem Wuchſe zu ſchaden und ihren Teint zu verderben. Aber die Prinzeſſin war die Sanftmuth ſelbſt, und in ihren größten Leiden waren Thränen ihr einziger Troſt. — Dem Prinzen ward nicht viel beſſer mitgeſpielt. Seine Aufſeher waren ebenfalls von der Königin ge-

gewählt und ihr gänzlich ergeben. Aber man wird in der Folge ſehn, daß alle Strenge, die man bey ihm anwandte, nicht zureichte, ihn ſo geduldig als ſeine Schweſter zu machen.

Der König war ein Vetter des Erzherzogs von Piacenza. Dieſer Fürſt hatte ſich einſtmals auf der Jagd verirrt, war in einem Schloſſe mitten im Walde eingekehrt und hatte daſelbſt ſeinen Verſtand verlohren. Es giengen Geiſter in dieſem Schloſſe um; der Erzherzog hatte fürchterliche Dinge geſehn, und das Schrekken darüber hatte ihn wahnſinnig gemacht. Er hatte einen Sohn und eine Tochter, die er zärtlich liebte, und niemals hatten Kinder die Liebe ihres Vaters mehr verdient. Der Prinz hieß **Pertharite** und die Prinzeſſin **Ferrandine**. Beyde waren in Verzweiflung über den Zuſtand, in welchem ſie den beſten Vater erblickten. Sie ſchickten unverzüglich an eine berühmte Zauberin, welche man für eine der Sybillen hielt. Sie wohnte an dem **Averniſchen** See und nennte ſich die **Scheiden-Mutter**, weil der Eingang ihrer Wohnung rund um mit Scheiden garnirt war. Jedermann, der Rath bey ihr ſuchte, mußte ein Meſſer mitbringen, und es in eine von dieſen Scheiden ſtekken, ehe ſie Antwort ertheilte. Die Antwort, welche ſie im gegenwärtigen Falle gab, war nicht ſehr tröſtend. Um den Erzherzog zu heilen, ſagte ſie, müßten ſeine Kinder den Verſtand ihres Vaters an eben der Stelle ſuchen, wo er ihn verlohren hätte. Die Miniſter und alle Räthe widerſezten ſich der Anwendung dieſes Mittels mit dem größten Eifer. Es ſey genug, ſagten ſie, daß dieſes Unglück ihren Fürſten betroffen, und es wäre Thorheit, die Ueberbleibſel ſeiner Familie derſelben Gefahr auszuſetzen. Ihre Vorſtellungen blieben ohne Erfolg. Pertharite war feſt entſchloſſen, ſich durch nichts abwendig machen zu laſſen. Er wollte das Abentheuer allein beſtehn. Aber ſeine Schweſter war eben ſo ſtandhaft in ihrem Entſchluſſe, und alle Bemühungen, ſie zurückzuhalten, waren umſonſt.

Der ſchöne Pertharite und die reizende Ferrandine reiſten zuſammen ab, und der ganze Hof begleitete ſie bis zu dem bezauberten Schloſſe. Sie giengen allein hinein. Die übrigen blieben vierzehn Tage in dem Walde und erwarteten ihre Rückkehr: aber umſonſt. Man gab ſie verlohren, und dieſer Verluſt verſezte ganz Piacenza in die tiefſte Traurigkeit. Einige meinten, man müſſe ſich an die Scheiden-Mutter halten, und ſie als eine Hexe lebendig verbrennen. Der Präſident des Geheimenraths aber, der ein ſehr kluger Mann war, und wohl wußte, daß ſich die Zauberinnen nicht nur ſo verbrennen laſſen, ſchlug vor, alle Leute von Stande aus dem ganzen Herzogthume mit den koſtbarſten und reichſten Meſſern zu ihr zu ſchikken und ſie um ihren Schuz anzuflehn. Die Koſtbarkeit dieſer Geſchenke ſchien ſie zu rühren. Die Meſſer wurden in die Scheiden geſteckt, deren ſie ſo viele hatte, daß alle Meſſer der Erde nicht hinreichend geweſen wären, ſie anzufüllen. —

Freund Widder, unterbrach ihn der Rieſe, was haben denn alle dieſe Meſſer und Scheiden mit den Leuten in der Lombardey zu thun, von denen du mir vorhin erzählteſt? Eure Herrlichkeit werden dieß ſogleich erfahren, verſezte der Widder, wenn ſie ſich einen Augenblick zu gedulden geruhen wollen. — Nachdem die Zauberin ihr Geſchenk eingeſchloſſen, fuhr er fort, öfnete ſie einen Schrank, aus welchem ſie einen Kamm und ein Halsband nahm. Der Kamm ſteckte in einem Futterale und das Halsband, von glänzendem Stahle gemacht, war mit einem kleinen goldnen Schloſſe verwahrt. Nehmt dieſe beyden Stücke, ſagte ſie, tragt ſie an allen Höfen der Welt umher, bis ihr eine Dame findet, die ſchön genug iſt, um dieſes Halsband zu öffnen, und einen Mann, der die erforderlichen Vollkommenheiten beſizt, um dieſen Kamm aus ſeinem Futterale zu ziehn. Sobald dieſes geſchehn iſt, könnt ihr getroſt nach Hauſe zurückkehren. Aber dieß iſt auch alles, ſezte ſie hinzu, was ich für das Wohl eurer Gebieter zu thun vermag.

Die Geſandten, welche zu dieſem Geſchäfte ernennt waren, hatten ſchon ganz Italien durchreiſt, als ſie ihre Ankunft dem Könige der Lombarden zu wiſſen thaten, welcher damals ſeinen Hof zu Mirandola, der Hauptſtadt ſeiner Staaten, hielt. Das Unglück des Herzogs von Piacenza und der Verluſt Pertharitens und der ſchönen Ferrandine war ihnen ſchon zu Ohren gekommen. Er zweifelte nicht, daß ſeine Frau die erforderliche Schönheit beſäße, um das Halsband zu öffnen, und daß unter der blühenden Jugend, die er an ſeinem Hof verſammelt hatte, ſich gewiß einer finden würde, der Verdienſte genug habe, um den Kamm aus ſeinem Futterale zu ziehn: aber das begriff er nicht, wie dieß ein Mittel gegen den Wahnſinn ſeines Vettern ſeyn könne. Er ließ indeß alles zur Aufnahme der Geſandten zurecht machen, welche in einigen Tagen ankommen wollten. Die Königin that während dieſer ganzen Zeit nichts, als ſich baden, friſiren und vielleicht gar ſchminken: denn die

Weiber, welche kein anderes Verdienſt als ihre Schönheit haben, glauben niemals genug thun zu können, um dieſelbe gehörig glänzen zu laſſen. Bey aller Zuverſicht, die ſie auf ihre Reize ſezte, fühlte ſie dennoch eine lebhafte Unruhe, wenn ſie an die Wirkung dachte, welche die Schönheit der Prinzeſſin hervorbringen könnte, ungeachtet man alles aufbot, um ſie zu Grunde zu richten. Ihre Gouvernante, von dem lebhafteſten Eifer, der Königin zu dienen, durchdrungen, lief in der ganzen Stadt umher, einen redlichen Arzt aufzuſuchen, der ihr die Blattern einimpfen ſolle. Da ſie keinen fand, bekam ſie große Luſt, ihr ein Auge auszuſchlagen, und dann zu behaupten, daß ſie es durch irgend einen Zufall verlohren hätte. — Der Prinz war entſchloſſen, den Abgeſandten auf eine gewiſſe Strecke entgegenzugehn, und ließ den Herrn vom Hofe anſagen, ſich fertig zu halten. Dieſe beteten ihn an, aber ſie wagten es nicht, ihm ihre Achtung zu bezeigen, weil die Königin, die eben ſo gebietriſch als ſchön, und eben ſo mächtig als ſchwach ihr Gemahl war, es nicht für gut befand. Der Prinz, der von Natur zum Staatsmanne gebohren war, that ſein möglichſtes, um ſeine Empfindlichkeit, wenigſtens aus Achtung für ſeinen Vater, zu verbergen.

Als er im Begriffe war, ſich zu Pferde zu ſetzen, näherte ſich ihm ein junger Edelmann, der ihn mit Thränen in den Augen bat, das Pferd nicht zu beſteigen, welches man ihm gegeben hätte, weil es das unbändigſte und wildeſte aus dem ganzen Marſtalle ſey; daß ſein Vater, erſter Stallmeiſter der Königin, es ausdrücklich in der Abſicht ausgeleſen hätte, damit ihm ein Unglück begegnen ſollte. Der Prinz befahl ihm leiſe, ſich nichts merken zu laſſen, und beſtieg muthig ſein Pferd. Jenem wäre indeß ſein guter Rath bald theuer zu ſtehn gekommen, denn ehe ſich noch der Prinz feſt im Sattel geſezt hatte, ſchlug es unbändig nach ihm aus. Er ſprang noch glücklich bey Seite und der Prinz ſezte ſeinen Weg fort. Jezt kam es ihm ſehr zu ſtatten, daß er gut zu Pferde ſaß. Denn er war auch hierin, wie in allen andern Stücken, der vollkommenſte Mann, den ſchönen Pertharite ausgenommen. Das unbändige Thier gerieth in Wuth, als es in das freye Feld kam. Das war ein Wiehern, Springen und Toben ohne Ende. Der Peinz ritt es, daß der Schaum auf ihm ſtand, und er ſelbſt wie aus dem Waſſer gezogen war, und er glaubte es endlich ganz zahm gemacht zu haben, als es mitten unter den Abgeſandten, beym Zuge über die Stadtbrücke, ſich bäumte, über die Bruſtwehr in den Fluß ſprang und erſoff; der Prinz war ſo glücklich, ſich an das Ufer zu retten, und ohne ſich das Mindeſte merken zu laſſen, gieng er in ſein Zimmer, ſich umzukleiden.

Der König, die Königin und der ganze Hofſtaat waren auf einem großen Platze auf einem Gerüſte verſammelt, wo man die Geſandten erwartete, um die verlangten Verſuche anzuſtellen. Der Prinz war mit ſeiner Toilette ſehr bald fertig geworden und eilte ebenfalls herbey. Noch nie war er ſo ſchön geweſen. Das Volk empfieng ihn mit lautem Freudengeſchrey.

Die Geſandten kamen einen Augenblick ſpäter an als der Prinz. Statt ihre Complimente anzunehmen, ſagte die Königin zu ihrem Stiefſohne, daß ſie ſich wundre, wie er eine ſo unſchickliche Zeit habe wählen können, ſich zu baden, und frug ihn in einem ſpöttiſchen Tone, ob er das Waſſer gut gefunden hätte. Ihre häßlichen Hofdamen fanden dieſen Scherz allerliebſt und belachten ihn aus vollem Halſe. Während die Königin fortfuhr zu ſcherzen, ſahe man die Prinzeſſin ankommen. Bey ihrem Anblicke hörte man ein unwilliges Murmeln unter dem ganzen Volke, und die wenigſten konnten ſich der Thränen erwehren. Das

Hofgeſinde entſezte ſich und die Geſandten wußten nicht, was ſie ſagen ſollten, da ſie dieſe Prinzeſſin erblickten, die man ihnen eben ſo reizend als die ſchöne Ferrandine geſchildert hatte. Sie war häßlich angezogen, noch häßlicher aufgeſezt, denn auf der einen Seite hatte man ihr alle Haare abgeſchnitten, und, um ſie noch lächerlicher zu machen, hatte man ſie mit gelben Ocker geſchminkt. Alle Augenblicke blieb ſie ſtehn, und die Schaam über ihren Aufzug preßte ihr heiße Thränen aus. Aber auch dieſen Troſt wollte die grauſame Gouvernante ihr rauben, die hinter ihr hergieng und ſie alle Augenblicke in den Rücken ſtieß, um ſie vorwärts zu treiben. Sie mußte ſich neben die Königin ſetzen, die in dem höchſten Glanze ihrer Schönheit und ganz mit Edelſteinen bedeckt war. Dieß war noch nicht genug, ſondern die häßlichen Hofdamen ſchlugen noch überdies ein lautes Gelächter auf, als die betrübte Prinzeſſin gezwungen ward, ſich neben ihrer reizenden Mutter niederzulaſſen.

Der König ſchlug die Augen nieder und vergieng beynahe vor Mitleid und Schaam; aber da er nicht Mann genug war, weder der Königin ſeinen gerechten Zorn fühlen zu laſſen, noch auch dieſem Schauſpiele länger beyzuwohnen, verließ er ſeinen Plaz, nachdem er den Ge-

Geſandten geſagt hatte: es ſey eben nicht wahrſcheinlich, daß er, als der häßlichſte von allen Menſchen, auf eine Ehre Anſpruch machen dürfte, die dem vollkommenſten und ſchönſten Manne beſtimmt ſey. Seinen Platz befahl er ſeinem Sohne einzunehmen.

Der Prinz ließ ohne Zeitverluſt den Verſuch anſtellen. Man reichte, auf ſeinen Befehl, dem Stallmeiſter der Königin zuerſt den Kamm, und da er nicht im Stande war, ihn herauszuziehen, ließ ihn der Prinz auf die Folter legen, wo er geſtand, daß er die Abſicht gehabt habe, ihn aus dem Wege zu räumen. Das Volk entſezte ſich über die Abſcheulichkeit dieſes Verbrechens, bemächtigte ſich ſeiner und ſteinigte ihn, ſo gerne ihn auch der Prinz um ſeines Sohnes willen gerettet hätte. Hierauf überreichte man das Halsband der alten Gouvernante, welche vergebens auf ihre Knie fiel und um Erbarmen flehte. Sie bemühte ſich umſonſt, es zu öffnen, denn ſie war noch häßlicher als boshaft. Der Prinz befahl, ſie auf der Stelle lebendig zu verbrennen, ohne ſich an ſeine Stiefmutter zu kehren, die ſich ſoweit herabließ, eine Vorbitte bey ihm einzulegen, und ließ ſie an das andre Ende der Stadt führen, um der Verſammlung den übeln Geruch zu erſparen. Das ganze Volk ſchrie laut auf vor Freuden über dieſe ſchnelle Juſtizpflege, aber die Damen der Königin und die Königin ſelbſt ſpielten dabey eine deſto kläglichere Rolle.

Der Prinz befahl Stillſchweigen, um die Verſuche fortzuſetzen. Er ſetzte hinzu, daß fernerhin niemand eine Straſe zu fürchten habe, wenn er nicht reüßirte, und daß er nur um deſſentwillen bey dieſen Nichtswürdigen den Anfang gemacht, um Gelegenheit zu haben, ſie zum Geſtändniſſe ihrer Verbrechen zu nöthigen und ſie zu ſtrafen.

Die Geſandten fanden dieſe Rede ungemein verſtändig. Die Königin aber, gegen die man noch nie aus dieſem Tone geſprochen hatte, war in der gröſten Beſtürzung. Der Prinz befahl nun den Hofdamen, ſeine Schweſter anzukleiden, wie es ſich für ihren Rang und ihr Alter ſchicke, und bey Lebensſtraſe dieſen Befehl, wie es ſich gebühre, zu befolgen. Man gehorchte ihm. Die Prinzeſſin kam ſo ſchön zurück, daß man die fehlenden Haare gar nicht bemerkte. Der Kamm gieng nun durch alle Hände und niemand zog ihn heraus. Als man aber das Halsband den Hofdamen der Königin präſentirte, ſchrie die ganze Verſammlung aus vollem Halſe. Die Königin nahm es endlich ſelbſt, und nach einigem Beſtreben öffnete ſie es zwar, aber es ſchnappte in demſelben Augenblicke wieder zu, und dieſes Zuſchließen war mit einem ſo fürchterlichen Krachen verbunden, daß ſie ohnmächtig niederfiel, und man ſie für todt von dem Platze trug.

Es war niemand mehr übrig, als der Prinz und ſeine liebenswürdige Schweſter, und die Abgeſandten fürchteten ſchon, daß ſie auch hier ihren Kamm und ihr Halsband würden mit wegnehmen müſſen. Aber kaum hatte der Prinz das Futteral berührt, als der Kamm von ſelbſt herausfuhr, und das Halsband öffnete ſich in den Händen der Prinzeſſin, ohne ſich wieder zuzuſchließen. Das Volk erhob ein Freudengeſchrey, das nicht aufgehört haben würde, wäre es nicht von einem Erdbeben unterbrochen worden, welches die ganze Stadt erſchütterte, worauf ein Wirbelwind, mit Hagel und Blizzen vermiſcht, folgte, der die ganze Verſammlung zerſtreute. Von dieſem Augenblicke an war der Prinz und die Prinzeſſin verſchwunden. Als ſich dieſe Nachricht verbreitete, entſtand ein allgemeines Klagen im ganzen Königreiche; der König war nicht zu tröſten, und alle Hofleute legten Trauer an und zerſtreuten ſich, um ſie auf der ganzen Erde zu ſuchen. Was aber Eure Herrlichkeit in die größte Verwundrung ſetzen wird, war dieſes, daß die Verzweiflung der Königin den Kummer der übrigen bey weiten übertraf. Der Haß, den ſie gegen den Prinz und die Prinzeſſin gehegt hatte, hatte ſich auf einmal in Zärtlichkeit verwandelt und zwar in eine ſo heftige Zärtlichkeit, daß ſie ſich die Haare ausriß, als man ihr ſagte, ſie wären verlohren gegangen. Sie ließ den König zu ſich bitten, ſie bat ihn tauſendmal um Verzeihung wegen ihrer vorigen Aufführung, denn ſtatt ihn wie ſonſt zu haſſen und zu verachten, betete ſie ihn an, und ſie begann ihn für den liebenswürdigſten Mann anzuſehn. Aber es war zu ſpät. Der König, der faſt glaubte, daß ſie ſeine Kinder durch irgend eine Verrätherey habe umkommen laſſen, wagte es zwar nicht, ſie zu ſtrafen, aber er that ein Gelübde, ſie niemals wieder zu ſehn.

Während dieß am Hofe vorgieng, wollen wir ein wenig ſehn, was aus dem Prinzen und ſeiner Schweſter geworden war.

Da thuſt du wohl daran, Patron, ſagte der Rieſe; denn, aufrichtig zu geſtehn, du fiengſt mir ſchon an mit deinem Weiber-Schnickſchnack und plötzlichen Sinnesänderungen lange Weile zu machen. Und am Ende, wer wird denn ſo ein Aufhebens davon machen, daß dieſe zwey Affengeſichter verlohren waren! Denn ich bilde mir immer ein, daß dein Prinz eben ſo ein unnützer Windflügel war, als der naſeweiſe Prinz von Noiſy. Sollte ich nur noch die Freude erleben, dieſem Pürſchgen den Bauch aufzuſchlitzen und ihm das Herz aus dem Leibe zu reißen! Aber er wird ſich wohl hüten, mir zu nahe zu kommen, denk' ich! Es weiß ſo niemand wo er hin iſt, nach dem lezten Affront, den er mir angethan hat. Was mich tröſtet, iſt, daß du mir verſprochen haſt, mir ihn gewiß noch einmal zu liefern. — Ganz gewiß, geſtrenger Herr, erwiederte der Widder, und fuhr in ſeiner Erzählung alſo fort:

Das Ungewitter, welches an dem Tage, da man die Verſuche anſtellte, alle Welt zerſtreute, hatte ſich in zwey verſchiedne Wirbelwinde getheilt, davon einer den Prinzen, der andre ſeine Schweſter eine ungeheure Strecke von ihrer Heimath weggeführt hatte; denn dieſe Art von Fahrzeug geht unbeſchreiblich ſchnell. Die Prinzeſſin fand ſich mitten in einem dicken Walde, und ſahe bald das Schreckliche ihres Zuſtandes ein. Alle Unglücksfälle, die ihr zuſtoßen konnten, boten ſich ihrer Einbildungskraft dar. Wohin ſie ſah, erblickte ſie nichts als Bäume und Felſen, und nichts als der Wiederhall antwortete ihr, wenn ſie ihren

Kum

Bruder um Hülfe rief. Indem ſie nun auf gut Glück durch die verwachſenſten Pfade brach, begegneten ihr zwey ungeheure Wölfe, die auf Beute ausgiengen, und mit aufgeſperrten Rachen auf ſie zu liefen. Sie that einen lauten Schrey und hielt die Hand vor die Augen, um wenigſtens ihren ſchrecklichen Tod nicht zu ſehn. Bey dieſer Bewegung brachte ſie zugleich das Halsband vor die Augen, ohne daran zu denken, und da die Wölfe es erblickten, thaten ſie einen Sprung rückwärts und flohen, als wenn ſie zehn Hunde hinter ſich hätten. Eben das thaten einige Bären, die ſie ſchon zu verſchlingen glaubten, und dann noch einige Wölfe, die ſich bey dem Anblicke des Halsbands noch ſchneller davon machten als die erſten. So war die Prinzeſſin endlich auf einen breiten Weg gekommen, der durch den Wald führte; und mitten auf dieſem Wege ſah ſie ein Dutzend Schäfer, die daſelbſt ihre Heerden weideten. Sie verdoppelte ihre Schritte, als ſie ſich an einem minder fürchterlichen Orte ſah, um die Schäfer zu erreichen, und um Hülfe anzuflehn: aber wie ſie den Mund zum Reden öffnete, ſahen die Schaafe das Halsband, ergriffen die Flucht und die Schäfer eilten ihnen nach. Jezt erſt ward ſie die Kraft dieſes Halsbands gewahr, und ſo verdrüßlich ſie auch war, dieß nicht eher bemerkt zu haben, ſo wurde ſie doch auf der andern Seite durch dieſe Entdeckung ſehr getröſtet. Sie vertiefte ſich noch mehr in dem Walde, um wieder einen von den Schäfern anzutreffen; aber ſie mochte laufen und rufen wie ſie wollte, alles flohe ohne ſich umzuſehn. Ermüdet von dieſem beſchwerlichen Wege durch Dornen und Felſen, gieng ſie langſamer fort, und ward in der Ferne ein altes Schloß gewahr. Dieſer Anblick gab ihr neue Kräfte, in dem Augenblicke, da ſie vor Mattigkeit niederzuſinken glaubte. Sie näherte ſich dem Schloſſe, und erblickte einen weißen Fuchs, weißer als der Schnee, der über ihren Fußſteig lief, und dann, wie es ſchien, in der Abſicht, ihr zu begegnen, wiederumkehrte. Da er noch ſieben oder acht Schritte von ihr war, ſtand er ſtille und betrachtete ſie mit der größten Aufmerkſamkeit; auch ſie konnte ihre Blicke nicht von ihm wegwenden, denn es war unmöglich, ihn zu ſehn, ohne von ihm entzückt zu ſeyn. —

¡Nun, bravo! rufte der Rieſe aus, da iſt doch endlich der weiße Fuchs, auf den ich ſo lange geſpannt habe. Ich dachte wahrlich, er wäre verlohren gegangen, da du mir ſo viel anderes unnützes Zeug vorſchnackteſt. ¿Nun, was war's denn, da ſie ſich ſo angeſehn hatten? —

Die Prinzeſſin, antwortete der Widder, verbarg geſchwinde ihr Halsband, um den Fuchs nicht zu erſchrecken; ſie hätte ihn um alles in der Welt willen nicht aus dem Geſichte verliehren mögen, denn auſſer dem feinen geiſtreichen Blicke, den er in ſeiner Fuchs-Phyſiognomie faſt mit allen Füchſen gemein hatte, beſaß er noch ungemein viel Adel und Grazie in ſeinem ganzen Weſen. Sie näherte ſich ihm, um zu ſehn, ob er ſich fangen ließe, oder ihr wenigſtens in das Schloß nachfolgen würde, er aber wollte weder das eine noch das andre, ſondern lief nach einer ganz entgegengeſezten Richtung, doch immer langſam genug, um ihr nicht aus dem Geſichte zu kommen. Nachdem ſie ſo den übrigen Theil des Tages damit zugebracht hatte, ihn mit einer Beharrlichkeit, die ihre Kräfte weit überſtieg, nachzulaufen, und ſie ſich kaum mehr vor Müdigkeit zu laſſen wußte, entdeckte ſie an dem Ufer eines Bachs, in der angenehmſten Gegend von der Welt, etwas, das einem Palaſte nicht unähnlich ſah. Hier lief der Fuchs hinein. Furcht und Ungewißheit hielt die Prinzeſſin einen Augenblick zurück. Sie war ungewiß, ob ſie ihm folgen ſollte, aber das Verlangen, ihren liebenswürdigen Fuchs nicht zu verliehren, behielt bald die Oberhand über jede andre Rückſicht. Sie gieng alſo hinein. Der weiße Fuchs, welcher die Artigkeit ſelbſt war, empfing ſie am Thore, faßte ſie mit den Zähnen an der Falbala ihres Rocks, und trug ihr die Schleppe, ſo ſehr ſie ſich auch dagegen ſträubte, bis ſie über den Hof weg in ein Zimmer des Palaſts gekommen waren. Hier warf ſie ſich auf ein Canapee; und da ſie ihren lieben Fuchs zu ihren Füßen ſah, der ſie mit Zärtlichkeit betrachtete, vergaß ſie nicht nur ihre überſtandenen Mühſeeligkeiten, ſondern würde auch mit leichter Mühe die ganze übrige Welt entbehrt haben, um beſtändig an dieſer Stelle verweilen zu können. So wollen wir ſie denn auch hier laſſen, wenn es Eur. Herrl. gefällt, um uns nach dem Prinzen, ihrem Bruder, umzuſehn.

¡Vortreflich! fieng der Rieſe an, nun kann ich darauf rechnen, daß ich weder ſie noch ihren weiſſen Fuchs wiederſehn werde; denn du haſt ordentlich deine Luſt daran, meine Einbildungskraft von einem Orte zum andern zu ſchleppen. ¿Kannſt du denn nicht erſt ihre Geſchichte ordentlich endigen, ehe du nach einer andern läufſt? — Dieß iſt unmöglich, verſezte der Widder; aber es iſt nichts leichter, als mein Mährchen gleich hier zu endigen, wenn es euch nur die mindeſte Langeweile macht. — Der Rieſe, der noch nicht Luſt zu ſchlafen hatte, befahl ihm fortzufahren. —

Eure Herrlichkeit geruhen ſich zu erinnern, daß während einer von den Wirbelwinden die Prinzeſſin von der Lombardie entführte, um ſie mitten in einen Wald zu bringen, der andre den Prinzen, ihren Bruder, an dem Meersufer niederſezte. Hier gieng er mit großen Schritten auf und ab, und dachte über ſein Abentheuer und über die Begebenheiten des Tages nach. Von allem, was er verlaſſen hatte, that ihm nichts weh, als ſeine verlaßne Schweſter, die jezt den Grauſamkeiten ihrer Stiefmutter noch weit mehr ausgeſezt ſeyn müßte, nachdem ſie einen ſo ausgezeichneten Vorzug über dieſelbe erhalten hatte. Er verlohr ſich in dieſen traurigen Betrachtungen und unvermerkt hatten ihn ſeine Schritte an den Fuß eines Felſen geführt, der ſich ſanft von dem Ufer erhob und weit in das Meer hinaus erſtreckte. Ohne zu wiſſen, was er that, ſtieg er bis auf den oberſten Gipfel, wo er einer ſehr weiten Ausſicht genoß. Hinter ihm lag eine wüſte und, wie es ſchien, einſame Gegend, aber auf der Meeresſeite in der Ferne eine Inſel, die ihm unendlich reizend vorkam. Er wurde nicht müde dahin zu ſehn, und auf einmal fiel ihm ein, daß dort wohl ſeine Schweſter ſeyn könne. Einen Augenblick darauf kam ihm dieſe Idee ſelbſt ungereimt vor, ohne daß es ihm jedoch möglich geweſen wäre, ſich davon loß zu reißen. Der

Gipfel des Felſen war mit Moos und dichtem Graſe bedeckt; er legte ſich nieder, ſtützte ſeinen Kopf auf die Hand, und, in tiefes Nachdenken verſunken, richtete er ſeine ſchmachtenden Blicke nach dieſer Inſel zu. Hier lag er beynahe in eben der Stellung, in welcher der verliebte Prinz von Noiſy, nach ſeinem erſten Rendezvous mit Alien, das Schloß des Druiden anblickte, nur daß keine Thränen ſeine Wangen benezten. —

Der Rieſe, der eben einſchlafen wollte, ward bey dieſen Worten wieder munter. ¿Wie? ſchrie er, der verdammte Lappzahl unterſteht ſich noch Alien zu lieben, nachdem er die Inſolenz gehabt hat, mich ſo gröblich zu beleidigen. Hör' mal, Freund Widder, wenn er mir noch einmal in Wurf kömmt, ſo will ich ihn lebendig ſchinden, ſein Fell mit Stroh ausſtopfen und es ſeinem Liebchen zuſchicken. —

Dieß wird vielleicht in kurzer Zeit geſchehn, fiel der Widder ein, denn ſoviel kann ich euch verſichern, daß er für ſeine Perſon keine Abneigung gegen euch hat. — Doch über dieſen Gegenſtand können wir ein andermal ſprechen; jezt wollen wir zu dem Prinzen von der Lombardey zurückkehren.

Er betrachtete alſo unabläſſig dieſe Inſel, welche mit dem reizendſten Grün bedeckt und von blühenden Bäumen beſchattet ſchien, und verließ ſeinen Poſten nicht eher, als bis ihm die Dunkelheit der Nacht dieſen Anblick entzog. Er verließ das Ufer und gieng ſo tief er konnte in das feſte Land hinein, ohne jedoch eine Wohnung finden zu können. Er blieb alſo in dem Walde, wo er eine ſehr dürftige Mahlzeit hielt und die Nacht, ſo gut er konnte, zubrachte. Sobald der Tag anbrach, war ſein erſter Vorſatz, den Rückweg nach dem Schloſſe ſeines Vaters zu ſuchen, weil er gewiß glaubte, daß die Prinzeſſin, ſeine Schweſter, ſeinen Beyſtand höchſt nöthig habe; aber er konnte ſich ſchlechterdings nicht von dem Gedanken losmachen, daß ſie auf der Inſel ſeyn müſſe. Er ſchien ihm zwar noch immer ſo lächerlich als das erſtemal; indeß kehrte er dennoch an das Meer zurück, gieng hier eine zeitlang auf und ab, und da er den Felſen wiederum beſtieg, um der Ausſicht auf die Inſel beſſer zu genießen, fand er den Pfad nicht mehr, der ihn das erſtemal hinaufgeleitet hatte. Er gieng alſo um den Fuß des Berges herum, um einen andern Weg zu ſuchen; als er plötzlich auf der andern Seite die ſchönſte Stimme von der Welt vernahm, welche er augenblicklich für eine weibliche erkannte. Er wagte ſich alſo auf den ſchroffſten und gefährlichſten Weg, um an den Ort zu kommen, wo er ſingen hörte; denn der Fels gieng weit in das Meer hinaus, und nachdem er ihn faſt ganz umgangen hatte, kam er auf eine etwas ebene Stelle, wo er nur noch acht oder zehn Schritte von der ſingenden Perſon entfernt zu ſeyn glaubte. Indeſſen ſah er ſie nirgends, und er vermuthete alſo, daß ſie in einer andern Felſenkluft verborgen ſey. Er ſezte daher ſeinen Weg mit dem gröſten Eifer und mit ſo wenigem Geräuſche, als möglich, fort, und als er nur noch einige Schritte von dem Orte, auf den er loseilte, entfernt war, fand er eine friſche Haut von einem großen Fiſche auf den Sand ausgebreitet. Er entſezte ſich bey dieſem Anblicke, und die Bewegung, die er machte, als er ſich ſchnell von dieſem häßlichen Gegenſtande wegwandte, verurſachte ein Geräuſch, worauf er etwas in das Meer ſpringen hörte. Nun kehrte er wieder um, ſah aber die Fiſchhaut nicht mehr, und als er an den Ort kam, wo er hatte ſingen hören, fand er niemand. Sein Erſtaunen verdoppelte ſich, als er hier das ſchönſte Bad von der Welt in eine Grotte am Fuße des Felſen gearbeitet fand. Ein Bad, welches offenbar nicht allein von der Natur gebildet war. Es war rundum mit Marmor bekleidet, und die Wannen, in denen man ſich badete, waren von Ebenholz mit

Gold:

Goldblech gefüttert. Er wußte gar nicht, was er zu allem dem ſagen ſollte, ohnerachtet er bis in die ſpäte Nacht darüber nachdachte. Dieſe brachte er ebenſo wie die vorigen zu, und noch zwey oder drey andre, mitten im Walde, unter freyen Himmel, und ohne andre Nahrung als wilde Früchte. Freylich kein angenehmes Leben für einen jungen Prinzen; aber das war ſeine geringſte Sorge. Alle Tage war er an das Ufer zurückgekehrt, ohne etwas zu ſehn oder zu hören. Der Pfad, der ihn das erſtemal auf den Gipfel des Felſen geführt hatte, erſchien endlich wieder; er ſtieg ſchnell hinan und betrachtete die ſchöne Inſel mit neuem Vergnügen. Aber kaum hatte er Zeit gehabt, wieder zu Athem zu kommen, als er die nemliche Stimme hörte, die ihn vor einigen Tagen entzückt hatte. Er eilte ſogleich hinab, und da er etwa noch drey Schritte von der Grotte entfernt war, ſah er wiederum die blutige Haut, über die er ſich noch mehr als das erſtemal entſetzte. Er machte ein Geräuſch wie das vorigemal, und auf einmal ſah er einen häßlichen Fiſch in das Waſſer ſpringen und die Haut verſchwinden. Die Grotte fand er in demſelben Zuſtande als das erſtemal, ausgenommen, daß die Badewanne noch voll Waſſer war. Er ſteckte die Hand hinein und fand es warm. Nun zweifelte er gar nicht mehr, daß man hieher käme, um ſich zu baden; aber das konnte er nicht begreifen, daß es ein Fiſch wäre, der ſich hier bade, und der ſo melodiſch ſänge. Er kehrte nach dem Orte zurück, wo er ihn in das Waſſer hatte ſpringen ſehn, und bemerkte auf der Oberfläche des Meers eine lange Furche, die ſich nach der Inſel zu erſtreckte. Den andern Tag legte er ſich hinter einen Felſen, der den Eingang der Grotte bildete, auf die Lauer, um, wenn es möglich wäre, etwas Näheres von dieſem Fiſche zu erfahren. Seine Augen waren ſteif nach der Inſel gerichtet, indem er ſich einbildete, daß er von dorther kommen müſſe; als er auf einmal etwas Weißes von der Inſel herkommen ſah, das er anfänglich für ein kleines Fahrzeug mit einem Segel hielt. So wie es ſich dem Ufer näherte, wurde ſeine Neugierde größer und der Gegenſtand kleiner. Dieß veranlaßte ihn, aus ſeinem Hinterhalte hervorzugehn, als aber das ſchwimmende Ding dem Ufer nah genug war, lenkte es eine Strecke weiter hinabwärts, ſtatt gerade auf die Grotte loszuſteuern, fuhr dann immer an der Küſte hin, und ſtatt an das Land zu ſteigen, kam es ihm immer näher.

Sobald es nah genug gekommen war, daß der Prinz erkennen konnte, was es war, ſah er das reizendſte weibliche Geſchöpf von der Welt in einer Seemuſchel. Mit einer Hand hielt ſie den Zipfel eines großen weißen Schleyers, das mit dem andern Ende an dieſes wundervolle Fahrzeug angeknüpft war, und daſſelbe mit Hülfe der Zephyren lenkte. Er fiel ſogleich auf ſeine Knie, denn er hielt es für nichts geringeres, als die Göttin Thetis, die eine Spazierfahrt auf dem Meere mache. Auch glich ſie vollkommen den Schilderungen, die man von dieſer Göttin und ihrem Fahrzeuge findet, ausgenommen, daß ſie nicht ſo blond und nicht ſo nackend war, als man dieſe gemeiniglich vorſtellt.

Der Prinz von der Lombardey, der auf den Knien vor ſeiner Göttin liegen blieb, hätte hunderttauſend Augen zu haben gewünſcht, um ſie mit allen betrachten zu können. Sie hatte ſtille gehalten, als ſie ihm gegenüber gekommen war, man weiß ſelbſt nicht recht warum; es müßte denn ſeyn, daß die Aufmerkſamkeit des Prinzen und ſeine Figur ihr nicht misfielen. Was ihn betrift, ſo fühlte er nur allzubald, daß es um ſeine Freyheit gethan ſey; denn Bewundrung und Liebe hatten ſich ſeines Herzens zu gleicher Zeit bemächtigt, und dieß mit ſolcher Heftigkeit, daß er ganz auſſer ſich war und große Tropfen ſchwizte. Da er ſein Schnupftuch herauszog, um ſich abzutrocknen, ließ er den Kamm und das Futteral fallen, welche die weibliche Geſtalt kaum erblickte als ſie einen lauten Schrey that, und ſich dem Ufer näherte, gleichſam um auszuſteigen: aber der Prinz, beſchämt, daß ein Inſtrument, welches ſich ſo wenig für Helden ſchickt, aus ſeiner Taſche gefallen war, raſte ihn ſchnell auf und ſteckte ihn ein. Sie ſtieß hiebey einen noch lautern und heftigern Schrey aus, kehrte dann ſchnell um, ſegelte gegen die Inſel zu und verſchwand aus ſeinen Augen. Die Begierde des Prinzen nach dieſer Inſel zu kommen, ward nun noch weit heftiger, und da er kein Fahrzeug hatte, ſo war er entſchloſſen, das Abentheuer Leanders zu wagen, glücklich genug, deſſelben Todes zu ſterben, wenn ihn nur den Anfang ſeines Unternehmens auf gleiche Weiſe begünſtigte. Er fieng ſchon an ſich auszuziehn, als er auf dem Gipfel des Felſen ein Heulen hörte, wie die Hunde zu erheben pflegen, wenn ſie in Angſt ſind, und da er ſeine Augen erhub, ſah er den weißen Fuchs, der auf ſeinen Hinterpfoten ſaß, kläglich ſchrie, und mit den Vorderpfoten Bewegungen nach der Inſel zu machte. Während ihn der Prinz aufmerkſam betrachtete, kam auf das Geſchrey und Winken des weißen Fuchſes ein kleines Fahrzeug von der Inſel herbey und näherte ſich dem Ufer. Der Fuchs ſtieg ſogleich herab, und da er den Prinzen ſahe, that er einige Freudenſprünge, küßte ihm ſchul-

diger

bißermaßen die Hände, und wollte ihm auch die Füße lecken; aber der Prinz, der ihn von dem erſten Augenblicke an liebte, wollte dieß durchaus nicht zugeben.

Während dieſen Höflichkeitsbezeugungen von beyden Seiten, war das Schiff angelandet; der Fuchs machte dem Prinzen ein Zeichen, die Kleider, die er ausgezogen hatte, wieder anzulegen, und mit ihm das Fahrzeug zu beſteigen, aber ehe er nach dem Wohnplatze ſeiner Göttin abfuhr, erinnerte er ſich des fatalen Streichs mit dem Kamme, zog ihn unwillig aus der Taſche und wollte ihn eben ins Meer werfen, als der Fuchs ein ängſtliches Geſchrey ausſtieß, ihn bey dem Ermel faßte und ihn nicht eher losließ, bis er Kamm und Futteral wieder in die Taſche geſteckt hatte. Das Schiff fuhr nun von ſelbſt fort; aber kaum waren ſie zwanzig Schritte vom Ufer entfernt, als ſie an demſelben ein Geräuſch von Pferden hörten. Ein Reuter, welchem mehrere nachzufolgen ſchienen, kam bis an das Ufer, ſpannte ſeinen Bogen, legte einen Pfeil darauf und ſchoß den weißen Fuchs durch und durch. Dieſer that einen tiefen Seufzer, ſah den Prinzen traurig an, und ſchloß dann die Augen, als wenn er ſie nie wieder öffnen würde. Dieſer Zufall zerriß dem Prinzen das Herz; ohne etwas anders als ſeinen

nen Schmerz um Rath zu fragen, warf er ſich in das Meer, um den Tod des Fuchſes zu rächen. Er erreichte das Ufer in einem Augenblicke, als er aber ankam, fand er niemanden mehr, und er gab mit Verdruß die Hoffnung der Rache auf, da er die Spur des Mörders verlohren hatte, welchen die Felſen, mit denen das Ufer bedeckt war, ſeinen Blicken und ſeiner Verfolgung entzogen. Nun eilte er nach der Küſte zurück, um wo möglich das Schiff wieder zu erreichen, und zu ſehn, ob dem armen Fuchſe noch zu helfen wäre. Auch dieß war umſonſt. Auf dem Meer war alles eben ſo verſchwunden, wie auf dem Lande, und die ſüßen Hoffnungen des Prinzen von ſeinem nahen Glück entflohen zu gleicher Zeit. Er ſtand nun an dem Ufer des Meers, von aller Geſellſchaft verlaſſen, ſeinen Schmerz und ſeine Verzweiflung ausgenommen.

Bey dieſer Stelle der Erzählung fieng der Rieſe zu gähnen an, und da er mehr Luſt fühlte zu ſchlafen, als den übrigen Theil der Geſchichte zu hören, zog er ſich aus, ließ ſich ſeine Stiefeln geben, und legte ſich zu Bette.

Der Widder ermangelte nicht den folgenden Tag bey dem Lever ſeines Herrn zu erſcheinen, und nach einem Complimente über ſein überaus gutes Ausſehn ſagte er ihm, daß er dieſe Nacht den feindlichen Platz recognoſcirt und ihn ſehr nahe in Augenſchein genommen habe. Mit Gewalt ſey nichts auszurichten, durch Hunger eben ſo wenig, denn da der Druide den Elementen geböte, ſo würde er leicht Mittel finden, ſich Unterhalt zu verſchaffen, und, wie bisher, aller ihrer angewendeten Mühe ſpotten. Sein Rath ſey alſo, ihn zuſammt ſeiner Tochter zu überliſten. ¿Wie ſo? frug der Rieſe. — Auf dieſe Weiſe, fuhr der Widder fort, daß Eure Herrlichkeit ihm wiſſen laſſen, wie Sie äuſſerſt betreten wären über das Verfahren, zu welchem Sie bishero durch die empfangnen Beleidigungen bewogen worden; daß Sie allzuviel Neigung für die Tochter und allzuviel Reſpekt gegen den Vater hegten, um Ihr Recht weiterhin auf dem Wege der Gewalt zu ſuchen; daß Sie den Frieden von Herzen wünſchten und ihre Truppen ſogleich zurückziehn würden, wenn die ſchöne Alie ſich entſchließen wolle, zum Erſatz der Kriegskoſten, und um meine Dienſte zu belohnen, mir mit ihren weißen Händen beyde Hörner und alle vier Füße zu vergulden, und zwar mit demſelben Golde, welches der Druide, ihr Vater, unter der Statue der Cleopatra verborgen hätte. — ¿Was Teufel, Narr, ſchrie der Rieſe, was hilft mir denn das, wenn du vergoldet wirſt? — ¿Bemerkt der Scharfſinn

Euerer Herrlichkeit nicht, antwortete der Widder, welche Liſt unter dieſem Vorſchlage verborgen liegt? Wenn man mir freyen Eintritt in das Schloß erlaubt, werde ich mich ſogleich zu dem Druiden begeben; und da die Kraft ſeiner Zaubermittel von ſeinem Leben abhängt, ſo werde ich meine Zeit abſehn, um ihn meine Hörner in den Leib zu rennen. Sobald er todt iſt, wird es mir ein leichtes ſeyn, euch ein Thor des Schloſſes zu öffnen und euch in den Beſitz der ſchönen Alie und aller ihrer Schätze zu ſetzen. — Der großmuthige Mühlenbach billigte dieſen ſchwarzen Plan von ganzem Herzen; nur eine kleine Veränderung wollte er doch damit vornehmen, um dem Widder die Ehre der Erfindung nicht allein zu laſſen. Er ſchlug alſo vor, um den Druiden deſto ſicherer zu betrügen, ſtatt eines Trompeters lieber einen Waffenherold abzuſenden. Der Widder gerieth über dieſen Zug von Klugheit und Politik ganz auſſer ſich, und während der Herold ſich zurechte machte und ſeine Depeſchen ausgefertigt wurden, bat der Rieſe ſeinen Günſtling, in der Geſchichte des weißen Fuchſes fortzufahren. Dieſer gehorchte und hub auf folgende Weiſe an:

Da der Prinz, wie ich die Ehre gehabt habe, Euer Gnaden zu erzählen, allein an dem Ufer zurückgelaſſen war, fühlte er ſich von mannichfaltigen Empfindungen durchdrungen. Er konnte ſich nicht entſchlieſſen, eine Gegend zu verlaſſen, in welcher er Zeuge von ſo auſſerordentlichen Dingen geweſen war. Der Fuchs, die Nymphe und der Fiſch beſchäftigten wechſelsweiſe ſeine Gedanken, und doch war es ihm unmöglich zu rathen, was aus ihnen geworden ſey. Nur ſo viel wußte er, daß er niemals gegen jemand mehr Liebe, als gegen dieſe Nymphe; nie mehr Abſcheu als gegen die Fiſchhaut, und nie mehr Freundſchaft für etwas empfunden habe, als für den unglücklichen Fuchs. Die Herannäherung der Nacht und ein entferntes Wetterleuchten, das ein Gewitter drohte, unterbrach ſeine Betrachtungen und zwang ihn, ſich nach einem Obdache umzuſehn. Hierzu wußte er keinen ſchicklichern Ort als die Grotte. Er näherte ſich ihr, und wie ſehr erſtaunte er nicht, als er ſie mit unzähligen Lichtern erleuchtet ſah. Endlich vernahm er die Stimme, die er nun ſchon zweymal gehört hatte. Er ſchlich ſich, ſo leiſe er konnte, an den Eingang, blieb hier ſtehn, und vernahm folgende Worte:

Prinz, den der Himmel mir zu meiner Rettung ſchickt,
Zwar brennt in meiner Bruſt der Liebe reine Flamme,
Doch ſie verlöſcht, wenn Du mit deinem Kamme
Das Haar nicht kämmſt, das meine Scheitel ſchmückt

Und ſoll ich mich nicht ewig von dir trennen;
So mußt Du meine Haut, ſo ſehr ſie dich entzückt,
Sobald Du ſie erblickſt, verbrennen.

Dieſe Worte, welche ſeinen Hoffnungen ſo ſehr ſchmeichelten, und doch ſo dunkel und räthſelhaft waren, ſpannten ſeine Neugierde auf den höchſten Grad. Er trat mit Einem Schritte in die Grotte, feſt entſchloſſen, wenn er die Sängerin fände, nur die Hälfte ihrer Befehle auszuführen; ſie zwar ſanft zu kämmen, aber ihr gewiß die Haut nicht zu verbrennen, die ohne Zweifel die ſchönſte Haut von der Welt ſeyn müßte, da ſie es ſelbſt ſagte. Ueberdieß hatte er noch eine geheime Ahndung, daß die Sängerin wohl gar die Göttin ſelbſt ſeyn könne, die er vor einigen Tagen in der Muſchel geſehn hatte.

Der Geſang hörte auf, ſo wie er in die Grotte trat. Dieſe war mit einer unſäglichen Menge von Lichtern erleuchtet, welche alle in Scheiden von Ebenholz ſteckten, die eben ſo, wie die Badwanne, mit Gold eingefaßt waren, und alle dieſe Lichter hatten die Geſtalt von Meſſern, welche zur Hälfte aus der Scheide herausragten. Dieſe ſonderbare Erleuchtung überraſchte ihn; aber er erſtaunte noch weit mehr, als er die Badewanne mit einem Umhange von weißen Atlas, mit goldnen Scheiden geſtickt, bedeckt ſah. Er betrachtete alles, was er ſahe, mit dem gröſten Erſtaunen, als er plötzlich jemand unter dieſem Zelte ſeufzen hörte. Einige Augenblicke darauf vernahm er folgende Worte:

„Prinz, ich bin diejenige, die Du liebſt, und die Dich liebt; thue alles, was ich Dir geſagt habe, ſo ſchwer es Dir auch ankommen mag. Erſchrick nicht bey einem Eräugniſſe, bey welchem mein Glück auf dem Spiele ſteht, denn wenn Du bey der Eröffnung dieſes Umhangs die mindeſte Furcht zeigſt… ¿Ich? Furcht? rief der Prinz… In dieſem Augenblicke ward der Umhang zurückgeſchlagen, und es fehlte wenig, daß er bey dem Anblicke, der ſich ihm darbot, nicht in Ohnmacht gefallen wäre. Ein Crokodilenkopf mit aufgeſperrten Rachen erhub ſich aus dem Bade und ſchien auf ihn loszukommen. Er wich nicht zurück; aber er ſchwitzte große Tropfen und das Herz pochte ihm. Indeß betrachtete er dieſe abſcheuliche Geſtalt mit unverwandten Blicken. Der Kopf ſchloß den Rachen, beugte ſich rückwärts und ließ unter ſich das ſchönſte Geſicht ſehn, das der Prinz ſogleich für das Geſicht ſeiner angebeteten Nymphe erkannte. Aber der Kopf, der über daſſelbe herhieng, machte eine häßliche Coeffüre, und lag ſo feſt an ihrer Stirn und an ihren Wangen an, daß man auch nicht das mindeſte von ihren Haaren ſah. Jezt wendete die ſchöne Geſtalt ihre Augen auf den Prinzen, und in dem Augenblicke verſchwand alle ſeine Furcht; er warf ſich demüthig auf die Knie, um ſie anzubeten, und als er eben den Mund aufthun wollte, ſagte die Nymphe zu ihm: ¿Was zauderſt Du, Prinz? Die Augenblicke ſind koſtbar; warum kämmſt Du mich nicht? — Sie kämmen, ſagte er bey ſich ſelbſt; mein Gott, wie ſoll ich das anfangen? — Die Nymphe ſchien über ſein Zaudern erzürnt. Er griff alſo nach ſeinem Kamme; aber da er ihn ſchnell aus ſeinem Futteral zu ziehen gedachte, ſah er mit Verwunderung, daß er nur nach und nach und nicht ohne viele Mühe herausgieng. Aber je weiter er herausgezogen wurde, deſto mehr beugte ſich der Kopf des Crocodils zurück, und ließ endlich die ſchönſten Haare von der Welt ſehen. Als endlich der Kamm zur Hälfte heraus war, verſchwand der Kopf ganz, und der Prinz ſahe nun die Nymphe in allen ihren Reizen. Das Entzücken, das er bey ihrem Anblick fühlte, vermehrte ſein Beſtreben, den Kamm herauszuziehn; denn ſie ſchien ihm allerdings das Kämmen nöthig zu haben, da ſie dieſen häßlichen Kopf getragen hätte. Er bemerkte, daß je weiter er ihn herauszog, deſto weiter ſtieg die Nymphe aus dem Waſſer herauf.

auf. Die Lilien, der Alabaſter und der Schnee ſelbſt würden gegen den Glanz ihrer Haut gelb geſchienen haben, aber dieſe blendende Weiße ward noch von dem Reize und der Anmuth übertroffen, der alle dieſe Schönheit begleitete. Ihre Schultern und die Hälfte ihrer Arme ſtanden aus dem Waſſer hervor, und es war ſehenswerth, wie ſich der Prinz mit ſeinem Kamme marterte, den er nun ſo gern um alles in der Welt willen herausgehebelt hätte. Aber die Nymphe nahm das Wort: Es iſt genug, ſagte ſie, laß deinen Kamm mit ſammt ſeinem Futterale ruhn', um geſchwind meine Haut zu verbrennen. ¿Ich? deine Haut verbrennen? ſchrie er. Eher möge die meinige und Himmel und Erde in Aſche verwandelt werden, ehe dieſe göttliche Haut von deinem Anbeter auch nur gerizt werden ſolle. Ich zweifle nicht an deiner Liebe, antwortete die Nymphe; aber es iſt jetzo nicht Zeit, mir Beweiſe von deiner Delikateſſe zu geben, ſondern alles hängt von unbedingtem Gehorſam ab. Kömmt man Dir zuvor, ſo bin ich auf ewig für Dich verlohren; denn wiſſe, daß ich nur dem angehören kann, der meine Haut verbrennt. — Der Prinz konnte ſich dazu unmöglich entſchließen, und während daß Mitleid, Liebe und Gehorſam in ſeinem Herzen kämpften, nahm die Nymphe Abſchied von ihm. Der Umhang ſchloß ſich über ihr zu, und alle Lichter verloſchen.

Jezt gereuete es dem Prinzen, daß er ihr nicht wenigſtens ein Stückchen ihrer Haut verbrannt hätte. Freylich würde es ihr ein wenig wehe gethan haben, aber wie viel Vortheil hätte er nicht daraus ziehen können. Er beſchloß, ſeinen Fehler bey erſter Gelegenheit wieder gut zu machen, und um zu verhindern, daß ihm niemand zuvorkomme, ſtellte er ſich an den Eingang der Grotte, um hier den Tag zu erwarten. Aber kaum hatte er einen Augenblick ſeinen Plaz behauptet, als er ein neues Licht erblickte, von dem er anfänglich glaubte, daß es aus der Grotte käme, die vielleicht von neuem erleuchtet worden ſey. Aber das war es nicht, ſondern es war ein Feuer, das man unter den lezten Bäumen des Waldes angezündet hatte, der ſich längs dem Ufer hinzog. Er lief darauf los, um einen Brand zu holen, als er beym erſten Schritte, den er that, die häßliche Fiſchhaut erblickte. Sein Abſcheu dagegen war größer als jemals; voll Zorn und Unwillen, ſchon wieder auf dieſen häßlichen Gegenſtand zu ſtoßen, hub er ſie auf und ſchrie: Dich, du häßliche Haut, die du der ſchönen Haut der Nymphe ſo wenig gleichſt, dich will ich auch auf der Stelle verbrennen. Mit dieſen Worten lief er, ſo geſchwind er konnte, nach dem Feuer zu, an welchem ein Frauenzimmer ſaß, das ſeine häßliche Bürde nicht ſobald erblickte, als ſie einen lauten Schrey ausſtieß, und wie unſinnig ſich in das Dickicht des Waldes verbarg.

Der Prinz warf die Haut ins Feuer, und es war, als wenn eine Mine von hundert Pulvertonnen in die Luft ſpränge, mit einem ſo fürchterlichen Krachen und Plazen ward ſie verzehrt. Nun nahm er einen Feuerbrand und eilte auf ſeinen erſten Poſten zurück. Er hätte ſich dieſe Mühe erſparen können, denn die Lichter in der Grotte brannten alle mit einander, die Badewanne war voll Waſſer, aber er ſah weder den Umhang noch die Nymphe mehr. Dieß ſezte ihn in Verzweiflung; denn er hielt nichts für gewiſſer, als daß ein andrer minder zärtlicher Liebhaber ſie wie ſie verlangt gekämmt, ihr die Haut verbrannt, und zur Belohnung mit ſich fortgeführt habe.

Wie wahnſinnig lief er fort, um ihm nachzueilen, und lief, ohne zu wiſſen wohin, durch den ganzen Wald, ohne daß er das mindeſte ſahe. Der Tag brach an, als er an den Ort zurückkam, wo das Feuer gebrannt hatte. Er wollte ſehn, ob noch etwas von der häßlichen

Haut übrig wäre, die einen ſo entſezlichen Lärmen gemacht hatte; aber er fand nichts mehr davon als die Aſche. Aber wie erſtaunte er, als er zwey Schritte weiter das Halsband liegen ſahe. Dieſer Anblick machte ihm unſägliche Freude; denn ganz gewiß, dachte er, iſt die Perſon, die ſo ſchnell davon eilte, meine Schweſter. Nun verfolgte er den Weg, den er ſie hatte nehmen ſehn, ohne ſich indeſſen weiter um das Halsband zu bekümmern; und kaum war er einige Schritte gegangen, als ſie ihm begegnete. Meine Erzählung würde zu lange währen, wenn ich Euch die Freude beſchreiben wollte, die ſie empfanden, als ſie ſich wiederſahn. Sie wurden nicht müde, einander alle Abentheuer zu erzählen, die ihnen aufgeſtoßen und die Unruhe zu beſchreiben, die ſie wegen ihres beiderſeitigen Schickſals empfunden hatten. Sie ſezten ſich am Fuße eines Baums nieder; der Prinz erzählte ſeine Begebenheiten mit der Nymphe und der Grotte, vergaß aber glücklicherweiſe etwas von dem Schickſale des weißen Fuchſes zu erwähnen. Er ſah in der Folge, wie wohl er daran gethan hatte, denn nachdem die Prinzeſſin ihre Begebenheiten bis auf den Punkt, wo wir ſie verlaſſen haben, erzählt hatte, fuhr ſie folgendermaßen fort:

; Ach! mein Bruder, wenn du die Reize dieſes Fuchſes gekannt hätteſt, du würdeſt ihn ſicher geliebt haben. Sein Eifer und ſeine Sorgfalt für mich hatten etwas Uebernatürliches; er ſchien meine Gedanken zu errathen und allen meinen Wünſchen kam er zuvor. Freylich war mein eifrigſter und faſt mein einziger Wunſch der, ihn immer um mich zu haben; und darum verbarg ich ihm mit der größten Sorgfalt das Halsband, vor dem alle Thiere geflohen waren. Der Palaſt, in dem wir wohnten, hatte die ſchönſten Gärten, die reizendſten Fontänen und die ſchattigſten Grotten. Der Fuchs führte mich allenthalben herum, wenn er glaubte, daß ich Luſt habe, ſpazieren zu gehen. Auf dieſen Promenaden verſtand er alles, was ich ſagte, und ohnerachtet er nicht ſprechen konnte, ſo ward es ihm doch nicht ſchwer, mir ſein Entzücken über meine Zufriedenheit mit ihm an den Tag zu legen. Indeß ſchienen ſeine Augen und ſeine Geberden immer etwas bey mir zu ſuchen und von mir zu verlangen. Ich war in Verzweiflung, daß ich ihn nicht verſtand; denn ich hätte mein Leben für ihn gegeben; und nur ſpät erſt ward ich zu meinem Unglücke von ſeinem Verlangen unterrichtet. Ich hatte das Halsband in einem Buſche, an dem äuſſerſten Ende des Gartens, verſteckt. Der weiße Fuchs bemerkte es auf einer unſrer Promenaden, und weit entfernt, wie andre Thiere davor zu fliehn, ſtürzte er ſich vielmehr darauf los; aber ſo wie er es berührte, ſchloß es ſich mit eben dem Getöſe zu, als es in den Händen der Königin gethan hatte. Bey dieſem Getöſe that der arme Fuchs einen Sprung zurück, und mit einem andern ſezte er über die Mauer des Gartens. Seitdem hab' ich ihn nicht mehr geſehn. Ich nahm das Halsband, das ich nun verabſcheute, zu mir, aber einzig nur darum, weil es mir in dem Walde gegen die reiſſenden Thiere nothwendig war. Es öffnete ſich, ſobald ich es in die Hand nahm, und ſeit dieſem unglücklichen Tage hab' ich auf meinem Herumirren in Wäldern und auf Felſen kein gröſſeres Leid erfahren, als von meinem getreuen und geliebten Fuchſe getrennt zu ſeyn. Die Nacht überfiel mich geſtern an der Stelle, wo ich das Feuer angemacht hatte, bey welchem Du mich mit der fürchterlichen Haut ſo erſchreckteſt; ich lief davon; aber als ich mich von dem Schrecken über das Getöſe, ſo ich auf meiner Flucht hörte, erhohlt hatte, kehrte ich zurück, um das Halsband zu hohlen, das ich dort in der Beſtürzung hatte liegen laſſen.

Die Prinzeſſin beſchloß ihre Erzählung mit der Bitte, ſie an jene Stelle hinzuführen. Sie ſuchten und ſuchten, aber das Halsband war fort. So leid ihr das that, ſo ward ſie doch durch die Gegenwart ihres Bruders getröſtet, und ſie hoffte von ihm den Schutz, den ihr bisher die Kraft des Halsbandes gewährt hatte. Liebſter Bruder, ſagte ſie, indem ſie ſeine Hände drückte und ſie mit ihren Thränen benezte, ich geſtehe Dir meine Thorheit, ich kann nicht leben ohne dieſen Fuchs, und, wenn Du nicht die Güte haſt, mich zu begleiten, um ihn auf der ganzen Erde zu ſuchen, ſo wirſt Du mich vor Kummer ſterben ſehn.

Dem Prinzen traten die Thränen in die Augen, als er ſich die Verzweiflung vorſtellte, in die ſeine Schweſter fallen würde, wenn ſie das traurige Schickſal dieſes armen Fuchſes hörte. Es war ihm unmöglich, ſie aus ihrem Irrthume zu reißen. Er verſprach ihr alles, wenn ſie ihm nur erlauben wollte, noch dieſen Tag an dem Ufer zuzubringen. Die Prinzeſſin geſtand es ihm zu, ſo ſchwer es ihr fiel. Sie beſtimmten ſich die Grotte zum Rendezvous, wenn ſie die umliegenden Gegenden durchſucht haben würden. Als die Prinzeſſin hineintrat, erſtaunte ſie über die Wunder, die ſie daſelbſt ſah; und während ſie damit beſchäftigt war, alles in Augenſchein zu nehmen, kletterte der Prinz auf den Gipfel des Felſen. Er ſah ſich allenthalben um, aber weit und breit ward er nichts von allem gewahr, was er ſuchte. Dieſer Ort ſchien recht zu verliebten Träumereyen gemacht. Dem Prinzen fiel der Kopf des Crocodils wieder ein, und da ihn dieſes natürlich auf das reizende Geſicht führte, das unter ihm verſteckt geweſen war, ſo konnte er ſich nicht enthalten, folgendermaßen zu ſich ſelbſt zu ſprechen:

¿Was iſt nun wohl aus dieſer reizenden Geſtalt geworden, die ich unter ſo mannichfaltigen Formen geſehen habe? und was aus den Empfindungen, die ſie mir mit ſo vieler Güte entdeckte? ¡Ach! ſie verſchwand, weil ich ihre Haut nicht verbrennen wollte! — ſonderbar! — ¿Oder, rief er auf einmal aus, ſollte ſie am Ende wohl gar die greuliche Haut gemeynt haben, die ich geſtern verbrannte? Dieſer Gedanke erweckte ihn wie aus einem Traume. Er ſah ſeinen erſten Irrthum ein. Ja ja, fuhr er fort, ſie kann keine andre als jene Haut gemeynt haben.... Auf meine Ehre, ſagte der Rieſe, ich hätte mich ſo gut betrogen wie er. ¿Warum ſagte ihm aber auch die Närrin nicht, daß das ihre andre Haut wäre? Doch mach' einmal ein Ende mit deiner Erzählung; denn frey heraus geſagt, ich fange an ſie ein wenig lang zu finden. —

Der Prinz, fuhr der Widder fort, war nun bey ſich überzeugt, daß er, ohne es zu wiſſen, einen Theil der Befehle ſeiner anbetungswürdigen Nymphe ausgeführt hätte; nur konnte er nicht begreifen, warum ſie ihm gar keine Gelegenheit gäbe, auch das Uebrige zu thun. Ich würde ſie warlich, fuhr er fort, indem er den Kamm herausnahm, und mit der größten Leichtigkeit aus dem Futterale zog, ſo ſchön kämmen, als ſie in ihrem Leben nicht gekämmt worden iſt. — Bey dieſen letzten Worten glaubte er ein Geſchrey in dem Walde zu hören, und da er ſich umſah, erblickte er eine Frau, die aus allen Kräften durch das Gebüſch rannte, um ſich vor einem Reiter zu retten, der ſie verfolgte. Ohnerachtet der großen Entfernung bemerkte er doch, daß der Reiter einen Bogen in der Hand halte, und da er nicht zweifelte, daß es derſelbe ſey, der den weißen Fuchs ermordet hatte, und daß die Frau Hülfe nöthig habe, ſtieg er von dem Felſen herab und eilte dem Walde zu. Das Geſchrey der Frau wieß ihn zurecht; denn beym Herabſteigen hatte er ſie aus dem Geſichte verlohren. Die Begierde ihr zu helfen und den Tod des Fuchſes zu rächen, gab ihm Flügel; aber auch ohne ſo ſehr zu eilen, würde er ſie doch bald eingehohlt haben. Die Frau war auf dem holprigen Wege gefallen; der Reiter aber abgeſtiegen, hatte ſie in ſeine Arme genommen, und war eben im Begriffe, ſie auf ſein Pferd zu heben, als der Prinz ankam. Dieſer war anfänglich von ihrer Schönheit ganz geblendet; aber wie groß war ſein Erſtaunen, als er die Königin, ſeine Stiefmutter, in ihr erkannte. Er wußte noch nichts von ihrer glücklichen Sinnesänderung, und es fehlte wenig, daß es ihn nicht gereut hätte, ihr zu Hülfe gekommen zu ſeyn. Er war indeſſen grosmüthig genug, ſie ihrem Räuber zu entreißen, den er mit ſeinem Degen durchbohren wollte, als ihm die Königin in den Arm fiel und ihm ſagte, daß es der Erzherzog von Piacenza ſey. Jezt erſt ſahe ihn der Prinz ſcharf ins Geſicht und der erſte Anblick ſagte ihm, daß es niemand anders ſeyn könne. Er hätte einen langen und dicken Bart, ſeine Haare waren verwirrt und borſtig, ſeine Blicke wild, ſein Anzug unordentlich und zerriſſen. Die Königin warf ſich ihrem Sohne zu Füßen, umfaßte ſeine Kniee und bat ihn tauſendmal wegen der Ungerechtigkeiten um Verzeihung, die ſie an ihm verübt hätte; ſie beſchwor ihn, dem Könige, ihrem Gemahl, zu Hülfe zu eilen, den der unſinnige Erzherzog eben mit einem Pfeile verwundet hätte. Der Prinz war bey dieſer traurigen Nachricht vor Zorn auſſer ſich, und kehrte ſich um, um ihn aller ſeiner Narrheit ungeachtet zu tödten; allein er hatte, während die Königin ſprach, ſein Pferd wieder beſtiegen und war wahrſcheinlich auf neue Abentheuer fortgeritten.

Während die Königin mit ihrem Sohne nach dem Orte eilte, wo der verwundete König lag, erzählte ſie dem Prinzen, wie ſich ihr Herz plötzlich gegen die ganze königliche Familie geändert habe; wie der König ſich vorgenommen, ſie nicht mehr zu ſehn, und ausgezogen ſey, ſeine Kinder aufzuſuchen; wie ſie vor Kummer, ſich von ihrem Gemahle verlaſſen zu ſehn, ihm allein und ohne Begleiter nachgefolgt ſey; wie ſie nach langem vergeblichen Suchen die Scheiden-Mutter um Rath gefragt, welche ſie auf die Scheiden-Inſel geführt habe. Hier habe ſie die reizendſte und zugleich die unglücklichſte Prinzeſſin von der Welt kennen lernen, welche durch einen Zauber gezwungen werde, einen Tag um den andern die Geſtalt eines Meerungeheuers anzunehmen; daß, wenn dieſer Tag käme, ſie allemal eine häßliche Haut fände, die ſie, ohnerachtet ihres heftigen Abſcheues dagegen, umnehmen und ſich damit in das Meer ſtürzen müſſe. —

Bey dieſer Stelle der Erzählung gerieth der Prinz vor Verwunderung und Freude auſſer ſich, umarmte ſeine Mutter, und verſicherte ihr, daß die Prinzeſſin, von der ſie ſprach, nicht mehr von dieſer abſcheulichen Haut beunruhigt werden würde. Hierauf fiel er vor ihr auf die Knie und beſchwor ſie, ihn nach der Inſel zu führen, wo ſich dieſe anbetungswürdige Prinzeſſin aufhalte.

Ich ſuchte Euch in keiner andern Abſicht auf, antwortete ſie, als um Euch dahin zu führen. Aber damit iſt es noch nicht gethan, daß ich ſo glücklich geweſen bin, Euch gefunden zu haben, wir müſſen nun erſt noch Eure Schweſter ſuchen. Von ihrer Gegenwart ſo wie von der Eurigen, hängt das koſtbarſte Leben ab! ¿Und weſſen Leben denn? frug der Prinz erſchrocken. Das Leben des weißen Fuchſes, erwiederte die Königin, den wir vielleicht nicht mehr finden. — Bey dem Gedanken an den Tod des weißen Fuchſes ſtürzten ihr die Thränen aus den Augen. — ¡Ach! fuhr ſie fort, dieſer arme Fuchs beſuchte uns von Zeit zu Zeit, und ſeine Manieren entzückten uns. Geſtern gab er uns das verabredete Zeichen, ihm eine Schaluppe von der Inſel zu ſchicken; ich ſtand am Ufer ihn zu erwarten, und die ſchöne Bezauberte gieng mit mir ſpazieren. Aber ſie konnte ſeine Ankunft nicht erwarten. Der Augenblick ihrer Verwandlung war gekommen. Sie entfernte ſich ein wenig, that einen lauten Schrey und ſtürzte ſich zu gleicher Zeit, unter der häßlichſten Geſtalt, die ich jemals geſehn habe, ins Meer. Ich beklagte ſie; aber ich fand noch weit mehr Urſache zu klagen, als die Schaluppe ankam, und ich den armen Fuchs in ſeinem Blute ſchwimmen ſah. Ich ſtieß bey dieſem Anblick ein lautes Geſchrey aus, nahm ihn in meine Arme und trug ihn ganz ſanft in den Palaſt der Scheiden, wo er auf das beſte bedient wurde. Die Aerzte erkannten ſeine Wunde für tödtlich; aber die Gouvernante der Inſel warf ſich der Königin der Orakel zu Füſſen, und ich hörte, daß ſie ſagte, das Leben des weißen Fuchſes ſey gerettet, wenn man innerhalb vier und zwanzig Stunden den Prinzen und die Prinzeſſin von der Lombardey herbeyſchaffen könnte; daß ich mich nur in die Schaluppe zu ſetzen und an das Ufer treiben zu laſſen brauche, wo ich Nachrichten von ihnen bekommen würde. Ich landete geſtern beym Einbruche der Nacht: ich durchlief den Wald, um Euch zu ſuchen, aber wie groß war meine Freude, als ich den König fand. Er wollte fliehn; aber ich warf mich ihm zu Füßen und gab ihm ſo aufrichtige Verſicherungen meiner Reue und meiner Sinnesänderung, daß er endlich der Zärtlichkeit, die er immer für mich gehegt hat, nachgab. Ich erzählte ihm, daß ich euch ſuche; und daß das Orakel mir einen glücklichen Erfolg verſprochen habe; und er erzählte mir ſeiner Seits, daß der Erzherzog ſeit zwey oder drey Tagen ſeinen Wächtern entwiſcht ſey, das Feld durchrenne und alles tödte, was ihm in den Wurf käme. Dieſen Morgen, als wir uns aufmachten, Euch zu ſuchen, kam der Erzherzog uns nach, ſchoß dem König einen Pfeil in die Schulter, und legte ſchon einen andern auf die Sehne, um mich zu tödten. Als er mich aber näher betrachtete, ließ er den Bogen ſinken, eilte auf mich los, und wollte mich auf ſein Pferd ſetzen. Die Angſt gab mir Kräfte und Schnelligkeit; und ehe er wieder auf das Pferd kam, hatte ich ſchon einen großen Vorſprung gewonnen. Aber ohne Eure Hülfe wäre ich dennoch verlohren geweſen.

Dieſe Erzählung endigte gerade an dem Orte, wo der König verwundet worden war. Sie fanden ihn nicht mehr. Dieß war eine neue Quelle von Unruhe; aber anſtatt alle andere Anliegen zu vergeſſen, um der Pflicht ein Genüge zu thun und ihn aufzuſuchen, behielt dießmal die Liebe die Oberhand. Sie wünſchten dem Könige alles mögliche Gute, wo er auch immer ſeyn möchte, und giengen geradeswegs nach der Grotte, um die Prinzeſſin daſelbſt einzunehmen und nach der Scheiden-Inſel abzuſegeln. Als ſie in die Grotte hineintraten, fanden ſie die Prinzeſſin in Verzweiflung. Sie hielt den Kopf des Königs auf ihrem Schooſe und benezte ihn mit ihren Thränen. Sie glaubte er ſey todt, aber er lag nur in einer ſtarken Ohnmacht. Die Hitze, mit der er dem Räuber ſeiner Frau nachgeſezt hatte, und der Verluſt des Blutes hatte ihn dergeſtalt entkräftet, daß er ſich mit Noth und Mühe bis an die Grotte geſchleppt hatte. Hier hatten ihm ſeine Entkräftung und die Freude über den Anblick ſeiner Tochter, eine Ohnmacht zugezogen.

Eure Herrlichkeit werden die Gnade haben, ſich ſelbſt die Schmerzen, das Geſchrey und die Klagen des Prinzen und der Königin vorzuſtellen, als ſie ihren Gemahl in dieſem Zuſtande antraf, und ich werde nicht nöthig haben, Ihnen mit der Beſchreibung derſelben beſchwerlich zu fallen. Sie brachten ihn indeß auf eben die Weiſe wieder zu ſich, wie man gewöhnlich in den Romanen die ohnmächtigen Götter und Helden ins Leben zurückruft, nemlich mit einer großen Quantität friſchen Waſſers. Man ſtillte ſein Blut mit Umſchlägen von Flor, und trug ihn endlich nach der Schaluppe, welche die Gefälligkeit hatte, ſo nahe als möglich an die Grotte herbeyzukommen. Als ſie hineingeſtiegen waren, erfuhr die Prinzeſſin, aus dem Munde ihrer Stiefmutter, das traurige Schickſal ihres geliebten Fuchſes. Dieſe Nachricht ſezte ſie in Verzweiflung. Sie wollte ſich anfänglich ins Meer ſtürzen; nachher wollte ſie wenigſtens vor Kummer in Ohnmacht fallen: aber man verſtattete ihr weder das eine noch das andre, und tröſtete ſie damit, daß man ihr ſagte, der ſterbende Fuchs werde durch ihren Anblick vollkommen hergeſtellt werden. Ein zärtliches Herz kennt nichts ſüßeres, als dem Gegenſtande ſeiner Liebe das Leben wieder zu geben. Obſchon das Fahrzeug wie ein Pfeil flog, ſo ſchien es ihr doch kaum von der Stelle zu gehn. Endlich ward ihre Ungeduld befriedigt; ſie landeten an, ſtiegen aus, und eilten ſogleich nach dem Palaſte. Hier wollen wir ſie laſſen, wenn es Euch gefällt, und uns nach dem Erzherzog umſehn... ¡O! geh zum Teufel, ſchrie der Rieſe, mit deinem Erzherzoge! Ich verbiete Dir, nur einen Schritt von der Inſel zu thun, bis alles ins Reine gebracht iſt. — Nu, wie Eure Gnaden befehlen, antwortete der Widder, und fuhr fort.

Der weiße Fuchs lag nahe beym Feuer auf einem kleinen Bette und rung mit dem Tode. Seine Augen waren geſchloſſen, ſein Körper ohne Bewegung. Aber bey dem erſten Schrey der Prinzeſſin ſchlug er die Augen auf, nahm ſeine wenigen Kräfte zuſammen, und betrachtete ſie ſo zärtlich, als immer ein Fuchs in den lezten Zügen thun kann, und wedelte ſanft mit dem Schwanze. Sie warf ſich neben ihm auf die Erde; aber die Gouvernante, die ſie nicht darum hatte holen laſſen, um die Zeit mit unnützen Klagen zu verderben, nahm ſie bey dem Arme und hob ſie auf. — ¿ Wozu das, Kind? ſagte ſie. Es iſt jezt davon die Rede, den Fuchs zu kuriren, und nicht ihn zu beklagen. Der König von der Lombardie, ſo ſchwach er war, hatte ſich, wie die ganze Welt, gleich beym erſten Anblicke in dieß liebenswürdige Thier vernarrt; und während die Gouvernante redete, hörte er nicht auf zu weinen und dem Kranken an den Puls zu fühlen. Die Gouvernante ließ ihn in ein andres Zimmer bringen, und indeß er hier unter den Händen der Wundärzte war, ſagte ſie zu der Prinzeſſin: ¿ nun warum zaudert Ihr noch, Eurem geliebten Fuchſe beyzuſtehn? Sein Leben ſteht in Euern Händen, und wenn Ihr ihm das Halsband angemacht haben werdet, das Ihr beſizt, wird er ſich beſſer als jemals befinden. Aber ich ſage Euch, die Hülfe muß ſchleunig kommen; denn er hat nur noch einige Augenblicke zu leben. — Man ſtelle ſich die Verzweiflung der Prinzeſſin vor, als ſie erfuhr, daß das Wohl ihres geliebten Fuchſes von einem Halsband abhänge, das ſie verlohren hatte. Ein allgemeines Wehklagen entſtand bey dieſer Nachricht; alle Herumſtehende weinten und ſchrien: ¡Das Halsband iſt verlohren! — Und tauſend Stimmen erſchollen aus den Scheiden, mit denen das Zimmer garnirt war, und riefen, jede in einem andern Tone: ¡Das Halsband iſt verlohren!

Die Wundärzte ſondirten eben des Königs Wunde; er frug ſie, was denn der erſchreckliche Lärm zu bedeuten habe. Einer von ihnen, der eben den Fuchs verbunden hatte, kam zurück und ſagte ihm die Urſache. ¡Nun das verlohnt ſich auch der Mühe, ſagte der König, ſo einen Lärm um ein Halsband! Da hab' ich dieſen Morgen eins im Walde gefunden; ſeht zu, ob's das rechte iſt, ich wünſche es von ganzem Herzen, damit nur der unerträgliche Lärm einmal ein Ende nehme. — Man kann ſich denken, wie ſehr den König ſeine Wunde ſchmerzen mußte, da er dem Fuchſe, den er ſelbſt ſo liebenswürdig gefunden hatte, das Halsband auf eine ſo unfreundliche Art zu Hülfe ſchickte. Als der Arzt mit dem Halsbande erſchien, lag der Kranke eben in den lezten Zügen, und die Prinzeſſin, die ſich ums Leben bringen wollte, wollte raſend werden, in allen Scheiden kein einziges Meſſer zu finden. Sie ergriff das Halsband mit einer Lebhaftigkeit, die an den Wahnſinn gränzte und legte es ihrem geliebten Fuchſe um. Augenblicklich ſtreckte er ſich aus, und ſtreckte ſich ſo ſehr aus, daß er aus einem Fuchſe der liebenswürdigſte junge Mann von der Welt ward. Dieſe Verwandlung verminderte die Zärtlichkeit der Prinzeſſin um nichts, die auch in der That mehr dabey gewann als verlor. Sie war auſſer ſich vor Bewunderung und Freude. Aber das fand ſie ſehr beſchwerlich, daß ſie ſich nun vor ihm geniren mußte, da ſie ihn vorher mit unſchuldigen Schmeicheleyen hatte überhäufen dürfen. Mit niedergeſchlagenen Augen gieng ſie in eben dem Augenblicke aus dem Zimmer, da man dem ſchönen Pertharite Kleider brachte: denn Eure Herrlichkeit haben ohne Zweifel ſchon längſt errathen, daß der weiße Fuchs kein andrer als Prinz Pertharite war.

Der ſchöne Pertharite war kaum angekleidet, als er die Prinzeſſin aufſuchte. Ihr Entzücken war unbeſchreiblich, da ſie ſich ſprachen, und vornemlich da die zärtliche Prinzeſſin erfuhr, wer er war, und daß er ſie anbete. Jedermann gratulirte ihnen nun zu der Endſchaft ihres Unglücks, und Pertharite begab ſich zum König von der Lombardie, um ihm ſeine Schuldigkeit zu bezeigen.

Der Prinz war nicht in dem Palaſte geblieben, weil er hier ſeine geliebte Nymphe nicht fand. Er wußte alſo nichts von alle dem, was ſich da zutrug, und kehrte niedergeſchlagen zurück, weil er die ganze Inſel vergebens durchirrt hatte. Der ſchöne Pertharite kam ihm entgegen. Sie ſahen und umarmten ſich; und in wenigen Worten hatten ſie ſich alles geſagt, was ſie beyde angieng. Pertharite wendete ſich hierauf an die Gouvernante der Inſel, welche bey ſeinem Zuſammentreffen mit dem Prinzen von der Lombardey gegenwärtig war, und bat ſie, mit der Unruhe dieſes Prinzen und den Qualen Ferrandinens Mitleid zu haben. Ach! fiel der Prinz ein, ſezt vorjezt euer Mitleiden für Ferrandinen bey Seite, um die ſchöne bezauberte Nymphe von ihren unſäglichen Leiden zu befreyn. Sie ſind größer als ihr denkt, erwiederte die Gouvernante, indeſſen hängt die Erleichterung derſelben einzig von Euch ab, wenn Ihr noch im Beſitze des Kamms ſeyd. Er zog ihn ſogleich aus der Taſche, und da ihn die Gouvernante für den rechten erkannte: wohlan denn, ſagte ſie, Ihr müßt die Nymphe kämmen. ¿Schwört Ihr mir es zu thun? ¿Ob ich ſchwöre? antwortete er. Geſchwinde führt mich zu der bezauberten Nymphe. — Nur ſachte, erwiederte die Gouvernante. Wenn Ihr ihr alle ihre Reize wiedergegeben habt, und ſie dann von Euch verlangte, die ſchöne Ferrandine, Pertharitens Schweſter zu heyrathen; ¿ werdet Ihr einwilligen? Nimmermehr ſchrie der Prinz, eher wollte ich ſterben als das thun. — ¿ Aber wie, wenn ihre ganze Ruhe davon abhienge? — Laßt uns nur eilen, ſagte er, und ſie ſchnell von ihren Leiden befreyn. Sie ſoll mir ihre Ruhe danken, und wenn es mein Leben koſten ſollte. — Nun wohl, antwortete die Gouvernante. Kommt und kämmt ſie, wenn Ihr es wagt. Bey dieſen Worten führte ſie ihn fort, und jedermann begleitete ſie; ſie kamen an die Thüre eines Saals, die ſich von ſelbſt aufthat. Wie groß war ſein Erſtaunen, als er ſeine geliebte Nymphe mitten in dieſem Saale auf einem Lehnſtuhle ſitzen und ganz in Flammen ſah. Ihr Buſen und ihre Arme waren halb entblöſt, und nur an dieſen Theilen konnte er ſie erkennen; denn ihr Kopf war in dichte Flammen eingehüllt, die die Stelle der Haare vertraten. Ihr Geſicht war geſchwollen und die Augen lagen ihr weit heraus. Seht, ſagte die Gouvernante zu dem Prinzen, in dieſen Zuſtand habt Ihr die Nymphe verſezt, die Ihr anbetet, indem Ihr ſie von dem Kopfe des Crocodils befreyt und Ihre Haut verbrannt habt. Geht hin und kämmt ſie. Er zog ſeinen Kamm ſogleich heraus und ſtürzte ſich in den Saal; und kaum hatte er die Hand, in welcher er den Kamm hielt, in die Flammen ausgeſtreckt, als ſie verloſchen, und die Nymphe, ſchön wie Aurora und glänzender als die Sonne, ihm die Hand reichte. Er warf ſich auf ſeine Knie, um ſie zu küſſen. Nun trat auch der ſchöne Pertharite in den Saal und fiel der Nymphe um den Hals. Sie umarmten ſich zärtlich. Dem Prinzen mißfiel dieß anfänglich, aber ſeine Eiferſucht ward ſogleich zum Schweigen gebracht, als er die Namen Schweſter und Bruder hörte; und nun erfuhr er zu ſeiner gröſten Freude, daß ſeine angebetete Nymphe die liebenswürdige Ferrandine ſey, deren Hand er eben ausgeſchlagen hatte. Er konnte kaum glauben, daß ſein Glück wirklich ſey; und ſein Erſtaunen ſtieg noch höher, wenn er bedachte, daß die himmliſche Schönheit, die er unter ſo verſchiednen Geſtalten angebetet hatte, die berühmte Ferrandine ſey, und daß der ſchöne Pertharite die Liebe ſeiner Schweſter in der Geſtalt eines Fuchſes gewonnen habe.

Die vier glücklichen Liebenden begaben ſich nunmehr in das Zimmer des Königs. Die Königin war bey ihm, und gab ihm durch ihren Eifer und ihre Sorgfalt tauſend Proben ihrer glücklichen Veränderung. Seine Wunde hatte nicht viel zu bedeuten, und er war bald wieder hergeſtellt. Um ihm die Zeit zu vertreiben, erzählte der ſchöne Pertharite die wunderſame Geſchichte ſeiner Verwandlung und der Verwandlung der ſchönen Ferrandine.

An dem Tage, ſo hub er an, an welchem wir in das Schloß in dem Walde giengen, um den Verſtand des Erzherzogs, meines Vaters, zu ſuchen, wurden wir durch eine unſägliche Anzahl fürchterlicher Geſpenſter erſchreckt. Die ganze Nacht hindurch bis an den hellen Morgen wurden wir von ihnen gepeiniget; worauf uns eine Frau von ehrwürdigem Anſehn erſchien, die ſchon ziemlich alt und ganz mit Scheiden bedeckt war. Sie hielt in der einen Hand ein Halsband, in der andern einen Kamm. Hier Pertharite, ſagte ſie, legt dieſes Halsband an; und ihr Ferrandine kämmt euch mit dieſem Kamme, wenn ihr wollt, daß euer Vater wieder zu Verſtande kommen ſoll. In den Leiden, die euch betreffen werden, erinnert euch, daß alles euer Unglück endigen muß, wenn man euch das Halsband wieder umthut; und euch Ferrandine wird das nemliche wiederfahren, wenn man eure Haut verbrennen und euch mit dieſem nämlichen Kamme kämmen wird. — Bey dieſen Worten verſchwand die Scheiden-Mutter.

Ich eilte indeſſen dieſes Halsband anzulegen, um die Rettung meines Vaters zu beſchleunigen und aus dieſem unglücklichen Schloſſe wegzukommen. Aber kaum hatte ich es angelegt, als ich mich verwandelt fühlte. Meine Schweſter that einen lauten Schrey, als ſie mein Unglück ſah. Meine Vernunft war mir geblieben und ich fühlte den ganzen Umfang meines Elends, und meine gröſte Sorge war Ferrandinen vor einem gleichen Schickſale zu bewahren. Da mir der Gebrauch der Sprache verſagt war, gab ich ihr ein Zeichen, ſich nicht zu kämmen, indem ich meine Pfoten zu meinem Kopfe führte. Dieß Zeichen betrog ſie. Sie glaubte, ich bäte ſie ſich zu kämmen, und meynte, der Kamm könne vielleicht ein Gegengift gegen das Halsband ſeyn. Aber kaum hatte er ihre Haare berührt, als ſie ganz in Feuer ſtand, gerade ſo, wie wir ſie alleweil geſehn haben. Sie lief ſogleich nach dem Thore des Schloſſes, warf den Kamm weg, wie ich es mit dem Halsband gemacht hatte, eilte in den Wald und hörte nicht eher auf zu laufen, bis ſie an das Ufer gekommen war, das dieſer Inſel gegenüber liegt. Ich folgte ihr allenthalben. Sie kam in die Grotte, und da ſie hier eine Wanne mit Waſſer fand, kleidete ſie ſich aus, um ſich hineinzuſtürzen. Aber unglücklicherweiſe warf ſie ihre Augen auf die häßliche Haut; und ſo groß auch ihr Abſcheu dagegen war, fühlte ſie ſich doch durch eine unwiderſtehliche Gewalt gezwungen, ſie umzunehmen; und ſich in das Meer zu ſtürzen. Alle Tage kehrte ich nun an dieſe Stelle zurück, um zu weinen, und in der Hoffnung, ſie vielleicht einmal wiederzuſehn. Eines Tages war ich auch auf dieſen Felſen geſtiegen, ſchrie und winſelte nach dem Schloſſe auf der Inſel zu, wo ich glaubte, daß Ferrandine hingeflüchtet ſey, als ich eine Schaluppe ankommen ſah. Ich ſezte mich hinein, und ſie führte mich nach der Inſel, wo ich meine Schweſter an einem ihrer guten Tage ſah. Sie erzählte mir, wie gütig die Gouvernante ſie aufgenommen, und wie freundlich ſie ihr begegnet ſey; aber was mich bis zu Thränen rührte, war, daß ſie mir ſagte, ſie ſey gezwungen, an gewiſſen Tagen die Fiſchhaut umzunehmen, in das Waſſer zu ſpringen und nach der Grotte zu ſchwimmen. Hier werde ſie der Haut entledigt, ſo lange ſie ſich in der prächtigen Badewanne abkühle. Die Gouvernante ſchien Antheil an unſern Leiden zu nehmen, und erlaubte mir, Ferrandinen von Zeit zu Zeit zu beſuchen; indem ſie mir auf ein gewiſſes Zeichen vom Felſen die Schaluppe zu ſchicken verſprach. Ich kehrte nun wieder in den Wald zurück, um die Mittel gegen unſer Unglück, das Halsband und den

Kamm zu ſuchen. Das Glück, oder vielmehr die Zaubermittel der Scheiden-Mutter, führten mich in den kleinen Palaſt, den ich ſeit der Zeit beſtändig bewohnt habe.

Die ſchöne Prinzeſſin von der Lombardie hat euch erzählt, wie ich das Glück hatte, ihr zu begegnen, und wie ich mich gezwungen fühlte, ſie zu verlaſſen, als das Halsband ſich zuſchloß. Sie hat euch von allem unterrichtet, was ſich ſeit dieſem Augenblicke zugetragen hat. —

Dieſe Erzählung ſezte die ganze Geſellſchaft in ein großes Erſtaunen. Als ſie geendigt war, nahm die Gouvernante das Wort. Nun iſt es an mir, ſagte ſie, euch zu erzählen, was die Scheiden-Mutter iſt, aus welchem Grunde ſie dieſe grauſame Rache an dem Erzherzoge und ſeiner ganzen liebenswürdigen Familie genommen hat; was ferner alle dieſe Scheiden zu bedeuten haben, und .... Nein, nein, ſchrie der Rieſe, ich mag kein Wort mehr hören, ich bin ſo ſatt von deinen Scheiden, daß ich nicht mehr kann. — So hab' ich euch denn auch nichts mehr zu ſagen, antwortete der Widder, denn Eure Gnaden wiſſen ſchon, wie alle Mährchen ſich endigen. — Was weiß ich davon! erwiederte der Rieſe.

Das kann ſich auf tauſenderley Art endigen. Mach fort und erzähle 'naus. —

Der König von der Lombardie, fuhr der Widder fort, ward von ſeiner unbeſchreiblichen Häßlichkeit befreyt, als ſeine Wunden heilten. Die Scheiden-Mutter machte Frieden mit dem Erzherzoge und half ihm wieder zu ſeinem Verſtande. Sie gab die bezauberte Inſel, die Grotte und das ganze Land rund umher dem ſchönen Pertharite zum Geſchenke. Dieſer heyrathete die Prinzeſſin von der Lombardie, und ſchlug hier ſeine Reſidenz auf. Die Reize der unvergleichlichen Ferrandine wurden dem Prinzen von der Lombardie zu Theil. —

Nachdem der Widder zum Vergnügen des Rieſen ſein Mährchen geendigt hatte, ſchickte man den Waffenherold an den Druiden und ſeine Tochter ab.

Ende des erſten Theils.

Der

Der Widder.

Zweyter Theil.

Während auf dieſe Weiſe der Widder ſeinem Herrn die Zeit vertrieb, bemühte ſich der Drulde, den Verſtand ſeiner Tochter wiederherzuſtellen und den Aufruhr ihres Herzens zu ſtillen. Er hatte nur dieſes einzige Kind; aber wenn er auch funfzig Kinder gehabt hätte, ſo würden ſie doch alle funfzig zuſammengenommen noch nicht die Hälfte von Aliens Tugenden und Reizen beſeſſen haben.

Das aufrichtige Geſtändniß des kleinen Poinſon zeigte ihm nur allzudeutlich, daß Alie bey dem Prinzen von Noiſy ihre ehemalige Sprödigkeit vergeſſen habe. Der Kummer, den ihm dieſe Entdeckung verurſachte, war nicht gering. Er liebte ſeine Tochter mit aller der Zärtlichkeit, mit der ein wohlhabender Vater ein einziges Kind zu lieben pflegt; und er hatte te ſich nun ſchon länger als eine Stunde alle erſinnliche Mühe gegeben, ihr durch die ſubtilſten Demonſtrationen und die überzeugendſten Gründe von der Welt zu beweiſen, daß ſie den Prinzen von Reiſy von Grunde der Seele haſſen müſſe. Aber vergeblich. Alle dieſe Gründe machten nicht den mindeſten Eindruck auf ſie; und die Vernunft hätte ihr Herz Jahre lang beſtreiten können, ohne es je zu beſiegen. Der Druide ſahe nun wohl, daß er die Sache von einer andern Seite angreifen müſſe. Alie, ſagte er zu ihr, mit einem ſehr ernſthaften Geſichte, ich hätte gewünſcht, dich durch ſanfte Mittel von deiner Thorheit heilen zu können, um deinem Herzen den Schmerz zu erſparen, den ihm eine Entdeckung verurſachen wird, zu der du mich jetzo zwingſt. Der, den du liebſt, iſt nicht mehr. — Und ich verſichre Sie, antwortete ſie, daß Sie ſich irren, denn es ſind noch keine zwey Tage, daß der Prinz von Reiſy mit mir in dieſem Garten geſprochen hat. Alie, antwortete der Druide, laß dich nicht durch eitle Träume täuſchen, die dir das Uebermaaß deines Kummers als Wahrheit vorſtellt. Wenn du mir ruhig zuhören willſt, ſo wirſt du wahrnehmen, daß ich nicht die Abſicht habe, dich zu hintergehn.

Ich habe dir mehrmalen erzählt, durch welche Mittel ſich der Stamm Pipins in den Beſitz eines Throns geſezt hat, den mein Groß- und dein Urgroß-Vater als ſein rechtmäßiges Eigenthum anſah. Nach vielen vergeblichen Verſuchen, ſeine Rechte geltend zu machen, fand er endlich in dem Studium der Philoſophie einen hinreichenden Troſt gegen die Ungerechtigkeiten des Schickſals, das ihm ſo übel mitgeſpielt hatte. So groß aber auch ſeine Kenntniſſe waren, ſo leiden ſie doch keine Vergleichung mit den meinigen. Durch unabläſſiges Studieren und unſägliche Mühe bin ich in die verborgenſten Geheimniſſe der Natur eingedrungen, und habe mich dadurch zum Herrn der Geiſter aller vier Elemente gemacht. Ihre Einſichten, mit den meinigen verbunden, verſchaffen mir eine vollſtändige Kenntniß des Zukünftigen, ſo wie des Vergangenen. Aber ohne Gränzen iſt keine ſterbliche Macht, und ſie bedarf fremder Hülfe, um ihre Kräfte wirkſam zu zeigen. Durch den Verluſt des Buchs, das ich dir zu leſen verboten hatte, iſt die meinige auf einmal ſo ſehr beſchränkt, daß ich mit Schrecken dem Augenblicke entgegen ſehe, wo ich meinen Feinden das Feld werde räumen müſſen. Denn was hilft es mir, von den Planen unterrichtet zu ſeyn, die ſie gegen mich geſchmiedet haben, wenn ich nicht im Stande bin, ihren Unternehmungen zuvorzukommen und das Unglück abzuwenden, das uns bedroht? Der fürchterlichſte unter meinen Feinden iſt der Zaubrer **Merlin**; und die Todtfeindin Merlins iſt eine unſterbliche Frau, die unter dem Namen der **Scheiden-Mutter** bekannt iſt, und ehemals in der Gegend der Apenninen wohnte. Bey beſſerer Muße will ich dir erzählen, wie viel Mühe ſie ſich gab, ihren Feind Merlin nach Italien zu ziehn, der ihr zwar an Kenntniſſen weit nachſieht, aber ſie dafür in Verſchlagenheit und Liſt bey weitem übertrift. Vermittelſt einer ſolchen Hinterliſt von ſeiner Art gelang es ihm, ihr ein Meſſer zu entwenden, das ſie mit Recht als ihren koſtbarſten Schaz betrachtete, und auf deſſen wundervollen Kräften der größte Theil ihrer Macht beruhte. Mit Einem Worte, dieß Meſſer war ihr das, was mir mein Buch war. Der Kummer über dieſen Verluſt und das Verlangen, es wieder in ihre Gewalt zu bekommen, bewogen ſie, den Unſchuldigen mit dem Schuldigen leiden zu laſſen, und manches Böſe zu thun, das der natürlichen Sanftheit ihres Charakters zuwider war. Sie errichtete allenthalben eine Art von Büreau, voll Meſſerſcheiden; und verlangte ein Geſchenk von Meſſern von allen denen, die ſie um ihren Beyſtand erſuchten. Auf dieſe Weiſe hoffte ſie, daß man ihr mit der Zeit das verlohrne Meſſer in eine von dieſen Scheiden ſtecken würde. Als es in Italien keine Meſſer mehr gab, die man ihr bringen konnte, verließ ſie das Land und begab ſich nach Frankreich, um dem berühmten Merlin näher zu ſeyn, den ſie wegen des Diebſtahls in Verdacht hatte, und der ſeit geraumer Zeit an dem Hofe Pipins eine ſehr anſehnliche Rolle ſpielte. Sie wählte Moulins zu ihrem Sitze. Seitdem ſtrömen hier Meſſer aus allen Gegenden zuſammen, und, wenn mich meine Kunſt nicht trügt, wird dieſer Ort in kunftigen Zeiten ganz Europa mit Meſſern verlegen. Der treuloſe Merlin genoß indeß die Früchte ſeines Diebſtahls nicht allzulange. Der berühmte Dagobert, mein Vater, fand Mittel, ſich des wundervollen Meſſers zu bemächtigen, und hinterließ mir dieſen koſtbaren Schatz, den ich noch jetzo beſitze. Merlin weiß es; und ſeitdem er ſichre Nachricht davon hat, bietet er jedes Mittel auf, das ihm ſeine Verſchlagenheit und ſeine Kunſt an die Hand gaben, um mich aus dem Beſitze dieſes koſtbaren Meſſers zu ſetzen. So lange ich mein Buch noch beſaß, war meine Macht der ſeinigen zu ſehr überlegen, als daß ich mich über ſeine Unternehmungen hätte beunruhigen können, und ſeine Künſte waren in dieſen Gegenden ohne Wirkung. Aber ich fürchte, ich fürchte, mein Buch und unſre Schickſale ſind in ſeine Hände gefallen.

Ich fange faſt an zu vermuthen, daß der Widder, der einen ſo unverſöhnlichen Haß gegen uns zu hegen ſcheint, der Zaubrer Merlin ſelbſt ſey, der alles aufbietet, um ſich in unſre Wohnung einzuſchleichen. Der weiſe Dagobert, der deine Geburt vorherſahe, und alle Gefahren kannte, die dich bedrohten, ließ eine grüne Wiege verfertigen, in welche man dich ſogleich nach deiner Geburt legen mußte. Dieſe Wiege hat dich ſchon vor unſäglichen Unglücke behütet, und ſie wird dein Schutz ſo lange ſeyn, als ſie nicht in die Hände eines Mannes fällt. Aus dieſem Grunde iſt ſie auf dem Boden des Baſſins aufbewahrt, das daher ſeinen Namen hat, und dem ſich niemand ungeſtraft nähert. Wer ſie beſitzen will, muß auch zugleich dein Herz rühren, und wer dieſes vergebens unternimmt, findet hier ſein Grab. Der Prinz von Noiſy, welcher das Unglück deines Lebens gemacht haben würde, wäre allenfalls im Stande geweſen, ſich dieſem Abentheuer zu unterziehn, und ſein Leben daran zu ſetzen. Aber er iſt auf eine andre Weiſe umgekommen. Ja, meine Tochter, fuhr der Druide fort, vergiß jenes Blendwerk das deinen Verſtand in eine ſo gewaltige Unordnung gebracht hat; und wenn es wahr iſt, daß du ſeine Stimme vor kurzem gehört haſt, ſo glaube ganz gewiß, daß es alles ein Blendwerk des Zaubrer Merlins war, der dir eine Schlinge zu legen ſuchte.

Bis hieher hatte Alie ihrem Vater aufmerkſam zugehört; aber bey dieſen Worten erblaßte ſie, riß ſich die Haare aus, weinte, und ſank zulezt, nach allen dieſen Aeuſſerungen der heftigſten Verzweiflung, ohnmächtig in die Arme ihres Vaters. Sobald ſie wieder ein wenig zu ſich ſelbſt gekommen war, verlangte ſie zu wiſſen, durch welche Todesart ihr Geliebter geſtorben ſey, um ihr Leben auf dieſelbe Weiſe zu endigen. Der Druide ſuchte ſie zwar auf alle mögliche Art von dieſen Gedanken abzubringen; er ſtellte ihr vor, wie thörigt es ſey, für einen Menſchen zu ſterben, deſſen Leben das einzige Hinderniß ihrer Ruhe und ihres Glücks geweſen ſey; daß es jetzo darauf ankomme, die Scheiden-Mutter auf ſeine Seite zu ziehn, um mit vereinigten Kräften gegen den Zaubrer Merlin zu kämpfen, und daß er dieß durch die Wiedererſtattung des wundervollen Meſſers zu bewirken hoffe; und daß endlich dieſe Allianz ihr zu einer anſtändigen und glücklichen Vermählung verhelfen würde. Alles dieß war in den Wind geredet, und der Druide ſah' ſich am Ende gezwungen, ihrer ſonderbaren Neugierde nachzugeben. Er fuhrte ſie alſo zu der Bildſäule der Cleopatra; befahl ihr, ſich zu öffnen, und erlaubte dem liebenswurdigen Poinſon herauszukommen und ſich zu zeigen. Er erſchien; aber ſo liebenswürdig er auch war, und ſo ſehr er die Aufmerkſamkeit der ſchönen Alie verdiente, ſo würdigte ſie ihn doch keines Blicks. Er war troſtlos über dieſe Verachtung: denn er liebte Alien von ganzem Herzen, und kannte kein größer Vergnügen, als ihr zu dienen. Der Druide gab ihm den Taliſman, den er an ſeinem Finger trug, und befahl ihm, in aller Geſchwindigkeit das herzubringen, was er in dem flüßigen Golde und den Edelſteinen finden würde, die er ſo lange Zeit bewacht hatte, ohne ſie zu ſehn. Er gehorchte; und kam einen Augenblick darauf mit einem Meſſer zurück, das nicht gar zu groß, aber von einem blendenden Glanze war. Es war zweyſchneidig, und die Spitze ſchien auſſerordentlich ſcharf zu ſeyn. Der Druide nahm es dem kleinen Poinſon mit großem Reſpecte aus der Hand und gab es Alien. Dieſes Meſſer, ſagte er, wird dich über das Schickſal deines Geliebten, den du eweinſt, unterrichten. Du ſollſt durch deine ignen Augen überzeugt werden, daß bey dieſer Probe kein Betrug ſtatt findet. Setze die Spizze des Meſſers leiſe an den ebenſten Theil dieſer Statue; es wird deine Hand leiten, und von ſelbſt Charaktere zeichnen, welche deine Neugierde befriedigen werden. In dem Augenblicke, da die Spitze des Meſſers den Stein berührte, fieng es an mit großer Schnelligkeit zu ſchreiben und hielt dann plötzlich ein. Begierig las Alie, was es geſchrieben hatte; ſie überlas es drey- und viermal, um ſich vollkommen von ihrem Unglücke zu überzeugen, und ſich in dem Entſchluſſe zu befeſtigen, den Tod ihres Geliebten nicht zu überleben. Da die Orakel gewöhnlich in Verſen antworteten, ſo werden Sie ſich nicht wundern, ſchöne Adeline, daß auch das Meſſer Verſe geſchrieben hatte. Sie lauteten, wie folgt:

Wiſſe, daß nicht weit von Peiſy
Durch ein Abentheuer ſonder gleichen,
Jüngſt der Seine Gott den Prinz von Noiſy
Zwar das Ziel von ſeinem Seyn erreichen;
Aber nicht zu Grabe tragen ſah.
Unveränderlich iſt was geſchah.
Hoffe nicht des Schickſals Werk zu ſtören,
Des Geliebten Unglück iſt dein Glück.
Aber willſt du dieſen Rath nicht hören,
Fordre von dem Widder ihn zurück.

Die erſte Bewegung, welche Alie nach Leſung dieſer Worte machte, war, ſich mit demſelben Meſſer, welches ihr den Tod des Mannes, den ſie anbetete, meldete, das Herz zu durchbohren. Aber ihr Vater fiel ihr in den Arm und riß ihr das Meſſer aus der Hand. Er wendete alle nur mögliche Mühe an, ſie zu beſänftigen; aber umſonſt. Alles, was er von ihr erhalten konnte, war, es ſich auf dieſer troſtloſen Erde noch ſo lange gefallen zu laſſen, bis ſie den vermaledeyten Widder Merlin in langſamen und fürchterlichen Qualen hätte ſterben ſehn. Denn ich überlaſſe Ihnen ſelbſt, zu beurtheilen, ob einem gefühlvollen Herzen wohl etwas verabſcheuungswürdiger ſcheinen könne, als der Mörder des Geliebten; und ob die Süßigkeit, die man in einer gerechten Rache findet, nicht in einem ſehr genauen Verhältniſſe mit der Größe der Strafe ſtehe, die man ſeinen Feinden anthut. Die gröſte Schwierigkeit war vor der Hand, ſich des Schuldigen zu verſichern; und der Druide ſagte ſeiner Tochter zum voraus, daß es viele Mühe und mannichfaltige Liſt koſten würde, um einen ſo verſchlagnen Zaubrer in das Netz zu locken. Aliens Ungeduld und Verzweiflung vergrößerte dieſe Schwierigkeiten noch. Sie umarmte die Knie ihres Vaters und beſchwur ihn, bey aller ſeiner Zärtlichkeit, alle Kräfte ſeiner Kunſt aufzubieten, um Sie recht bald den letzten glücklichen Augenblick ihres Lebens ſehen zu laſſen. In demſelben Augenblicke hörten ſie den Schall von Trompeten an dem Thore des Schloſſes. Poinſon ward abgeſchickt, um ſich zu erkundigen, was es gäbe, und eine Minute darauf meldet er dem Druiden die Ankunft eines Waffen Herolds, der im Namen des Rieſen Audienz verlange. Man beſchloß, ſeinem Verlangen zu willfahren. Er ward in einen Saal des Palaſts geführt, wo der Druide ihn empfieng, während ſeine Tochter, unter der Begleitung des kleinen Poinſon, die Bäume, Steine und Quellen des Gartens gehörigermaßen von ihren Klagen wiederhallen ließ. Aber alles war ſo gefühllos bey ihrem Schmerze, daß der kleine Poinſon das einzige Weſen im ganzen Garten war, das Theil daran nahm und ſeine Thränen mit den ihrigen vermiſchte. In dieſer traurigen Beſchäftigung wurden ſie durch die Zurückkunft des Druiden unterbrochen. —

Auf ſeinem Geſichte war zugleich Erſtaunen, Freude und Unruhe gemalt; wobey ich geſtehe, daß es ſehr ſchwer ſeyn mag, alles dieß auf ein und demſelben Geſichte zu malen. Meine Tochter, rief er ihr entgegen, das Glück thut mehr für uns, als ich jemals von meiner Kunſt hätte erwarten dürfen. Unſer Feind überhebt uns aller Mühe, die wir uns hätten geben müſſen, ihn in unſre Schlingen zu locken; er liefert ſert ſich ſelbſt in unſre Hände. Indeß, fuhr er fort, erkenne ich in den Vorſchlägen, die mir der Rieſe thun läßt, den Zaubrer Merlin nur allzugut. Niemand als er konnte von dem Schatze unterrichtet ſeyn, den wir bewachen; und wir dürfen keinen Augenblick mehr zweifeln, daß er den Prinzen von Roiſy ermordet habe, um ſich in den Beſitz des Buchs zu ſezzen, von dem dieſer Unglückliche keinen Gebrauch gegen ihn zu machen verſtand. Wenn er mit dieſem Beſitze zufrieden und nicht durch ſeine ungeheuern Projekte geblendet wäre, ſo könnte er nicht nur vollkommen ſicher vor der Rache ſeyn, die wir an ihm zu nehmen denken, ſondern es würde auch blos von ihm abhängen, uns gänzlich zu Grunde zu richten. Er will ſelbſt hieher kommen, unter dem Vorwande, ſich die Hörner und Füße vergolden zu aſſen; in der That aber, um ſich auch jenes Schatzes zu bemächtigen, der nach dem Ver uſte meines Buchs mein einziger Troſt iſt. Ohne Zweifel bildet er ſich ein, unter der Geſtalt ines Widders ſo unkenntlich zu ſeyn, daß wir icht das mindeſte Mistrauen in ihn ſetzen würden. Er wird morgen ſelbſt hieher kommen, um den bedungnen Schmuck von deinen Händen zu empfangen; denn, wie du lauben kannſt, ſo habe ich auf der Stelle in lle ſeine Vorſchläge eingewilligt; und morgen

gen werde ich dir ſagen, wie du ihn empfangen ſollſt.

Alie vergaß ihren Schmerz einige Augenblicke, um ſich ganz der ſchmeichelhaften Hoffnung einer baldigen Rache zu überlaſſen; und ſie wünſchte nichts mehr, als den Widder zu ſehn, deſſen Namen ſie nicht ohne Abſcheu und Entſetzen hören konnte. Sobald der Morgen graute, begab ſie ſich zu ihrem Vater, der indeß alle nur mögliche Vorſicht gegen die Unternehmungen des Zaubrers genommen hatte. Er nahm ſie bey der Hand und führte ſie zu der Bildſäule der Cleopatra. Sie war ganz entkräftet von Gram und Verzweiflung über den Tod ihres Geliebten; und ſie hatte alles von ſich geworfen, was ihre Reize erhöhen konnte; und dennoch war ſie ſo ſchön. — Doch das läßt ſich nur in Verſen ſagen, wie ſchön ſie war:

So ſchön wie Venus Cypria,
Als aus dem Schaum erzeugt, auf einer Muſchelſchaale
Das Meer ſie durch die Fluthen gleiten ſah;
Wie Hebe, wenn beym Göttermale
Sie goldnen Wein, aus ſchäumenden Pokale,
Den Herrſchern dieſer Erde reicht.
Wie Flora, wenn ſie, von des Himmels Höhen,
Im Lenz herab auf unſre Fluren ſteigt,
Und laue Weſte ſie umwehen.

Wer hätte ungeſtraft ſo vielen Reiz geſehen?
Ich wäre ſelbſt vor ihr hin auf die Knie
Geſunken, denn ich hätte ſie
Für Adelinen angeſehen.

Die Schöne begab ſich alſo mit ihrem Vater zu der Statue, wo alles ſchon in vollkommner Bereitſchaft war. In einem Gefäße, mit den herrlichſten Diamanten beſezt, ſtand das koſtbare flüßige Gold, mit welchem Alie dem Widder Füße und Hörner vergolden ſollte. Hier unterrichtete nun der Druide ſeine Tochter, wie ſie ſich zu verhalten habe; ſteckte ihr aber vorher einen Ring an die linke Hand, und gab ihr in die rechte das fürchterliche Meſſer der Zauberin. Nachdem er ſie auf dieſe Weiſe gerüſtet hatte, ſagte er zu ihr: Alie, ich verlaſſe dich; denn ohne dem Talisman, den ich in deinen Händen laſſe, bin ich nicht im Stande, den Einwirkungen der Zauberey zu widerſtehn. Du aber, meine Tochter, haſt von den Angriffen Merlins nicht das mindeſte zu fürchten, wenn du nur folgende Vorſchriften pünktlich befolgen wirſt. Sobald der Widder erſcheint, verbirg das Meſſer, und nimm das Gefäß mit dem Golde in deine Hände, welchem er ſich ohne Verzug und ohne das mindeſte Mistrauen nähern wird. Er weiß, daß er ſich deſſelben nicht eher bemächtigen kann, bis er ſelbſt damit berührt werden iſt. Daher ſtelle dich, als wenn du ihm die Füße eher als die Hörner vergolden wolleſt, laß ihn zu deinen Füßen niederlegen, und ſobald dieß geſchehen iſt, ſchneide ihm, ſo ſchnell du kannſt, die Wolle von der Stirne ab; wenn es Merlin iſt, ſo wird er zuverläſſig in demſelben Augenblicke ſeine natürliche Geſtalt annehmen: und dann tödte ihn, ehe er dir entrinnen kann; aber wenn er auch die Geſtalt des Widders behalten ſollte, ſo ſtoße nur herzhaft zu und räche dich an ihm für alles das Böſe, das er dir zugefügt hat. Gleich nach dieſer Execution komme zu mir in meinen Palaſt, um mir Bericht abzuſtatten. Den kleinen Poinſon will ich unſichtbar bey dir laſſen. Bey dieſen Worten umarmte der Druide ſeine Tochter und begab ſich in ſein Zimmer.

Er war kaum fort, als man den Klang von Trompeten vernahm; und einige Augenblicke darauf erſchien der Widder, nach Vorzeige ſeines Paſſes, mitten im Garten. Alien erſtarrte das Blut in ihren Adern, als ſie den Mörder ihres Geliebten vor ſich ſahe; und ihre Ungeduld, ihn in ihrer Gewalt zu haben, war ſo heftig, daß der Widder eine ſehr große Portion Zutrauen nöthig hatte, um ihre Abſicht nicht zu merken.

Als er Alien nahe genug war, neigte er
ſein Haupt, um ſie zu grüßen; ſie aber glaubte,
er halte ihr die Hörner hin, um ſie mit ihren
ſchönen Händen zu vergolden. Dieß ſezte
ſie ganz auſſer ſich vor Zorn. Sie gab ihm ei-
ien derben Tritt mit dem Fuße vor die Stirn,
ind ſagte: Nieder, zu meinen Füßen, Verrä-
her, wenn du willſt, daß ich dich anrühren
oll. Der Widder war wahrſcheinlich auf einen
ſolchen Empfang nicht gefaßt; aber er ge-
orchte dennoch, und legte ſich die Länge lang
u Aliens Füßen nieder, die bey dieſem Anblicke
en Befehl ihres Vaters vergaß, und, um
as Gewiſſe für das Ungewiſſe zu nehmen,
m erſt das Meſſer ins Herz ſtieß, und dann
e Wolle von der Stirne abſchnitt, die ſie zu-
ſt hätte abſchneiden ſollen. Sobald ſie da-
it fertig war, hielt ſie ſich keinen Augenblick
nger auf, ſondern lief ſogleich nach dem Pa-
ſt, ihrem Vater den Tod des Widders zu
nterbringen, und ihm ihre rühmliche Beute
zeigen. Aber wie groß war Aliens Schrek-
, als ſie ihren Vater beſtürzt zurückprallen
: ¡Unglückliche! rief er aus, ¿weſſen Blut
t du vergoſſen? Dieß iſt nicht das Blut
Widders, noch des Zauberers. Bey die-
Worten warf Alie einen Blick auf die Wol-
es Widder Merlin, die ſie in den Händen
haben glaubte, und ſah, daß es die ſchön-

ſten und blondeſten Haare von der Welt waren. Ein geheimer Abſcheu bemächtigte ſich ihrer bey dieſem Anblicke; ſie ließ Haare und Meſſer fallen und eilte nach dem Garten zurück, um mit ihren eignen Augen zu ſehn, was ſie angeſtiftet hätte. Ihr Vater lief ihr nach, und rufte ſie zurück; aber umſonſt. Wahrſcheinlich hätte ſie ſich durch nichts anders in der Welt aufhalten laſſen, als durch das fürchterliche Conzert, das ſie auf einmal vernahm. Alle Statüen im Garten ſchienen belebt, und vereinigten ihre Stimmen zu dieſem traurigen Geſange:

„Ach! Der, den Aliens Hand mit dem ſcharſen Stahl entſeelte,
Iſt derſelbe, den ihr Herz zum Geliebten ſich erwählte.

Alle Vögel aus den entferenteſten Büſchen kamen herbeygeflogen und verſammelten ſich um die Statüen, um ihnen zu antworten; und das Echo in der ganzen Gegend wiederholte eins nach dem andern:

„Ach! Der, den Aliens Hand mit dem ſcharſen Stahl entſeelte,
Iſt derſelbe, den ihr Herz zum Geliebten ſich erwählte.

Und unglücklicherweiſe ſagten die Statuen, die Vögel und das Echo, welche alle daſſelbe ſagten, nichts, was nicht im ſtrengſten Sinne wahr geweſen wäre.

Die unglückliche Alie riß ſich aus den Armen ihres Vaters loß, der ſie eingeholt hatte, während ſie alle ihre Aufmerkſamkeit auf dieſe traurigen Worte richtete, und eilte auſſer ſich nach der Statue der Cleopatra zu. Sie hätte beſſer gethan, nicht ſo ſehr zu eilen; denn das was ſie hier erblickte, war eben nicht ſehr geſchickt, ſie zu tröſten. Es war nicht der Widder, den ſie ſo ſehr verabſcheut hatte; es war der Prinz von Noiſy, ſo ſchön und noch ſchöner als an dem Tage, da ſie ihn zum erſtenmal an der Quelle geſehn hatte, der hier in ſeinem Blute ſchwamm. Sie fiel über ihn her, und umarmte ihn zum erſten und leztenmale in ſeinem Leben. Noch einmal ſchlug er die Augen ohnmächtig auf, richtete ſie ſchmachtend auf den Gegenſtand ſeiner Liebe, und ſchloß ſie auf ewig wieder zu.

Ich weiß nicht, Adeline, was Sie beym Leſen dieſer Stelle empfinden werden: aber ſo viel weiß ich, daß der gelehrte M*** ſich beym Ueberſetzen derſelben der Thränen nicht enthalten konnte. In der That war es die rührendſte Scene von der Welt. Die ſchöne Alie, an das Piedeſtal der Bildſäule gelehnt, hielt den blutigen Leichnam des ſchönſten Mannes und des treueſten Liebhabers in ihren Armen; und ein Strom von Thränen floß von ihren Augen auf ſein Geſicht und auf die Wunde, die ſie ihm ſo unvorſichtigerweiſe gemacht hatte. Der Druide, der kleine Poinſon, die Sylſiden und alle Vögel aus der ganzen Gegend gaben Zuſchauer bey dieſem traurigen Schauſpiel ab.

So ſchildert uns der zärtliche Ovid
Den namenloſen Schmerz der Königin von Gnid.
So hielt ihr Arm den ſterbenden Geliebten,
So wallt' ihr Buſen auf, und heiße Zähren trübten
Der Göttin Aug, als ihr Adon verſchied.
Und um ſie ſtand die Schaar der kleinen Amorinen
In ihrer Mitte Venus Sohn,
Mit aufgelöſtem Haar und tiefbetrübten Mienen
Fleht' er um Rettung für Adon,
— Doch ach! umſonſt — zu Proſerpinen.

So heftig der Schmerz des Druiden war, und ſo ſehr ihn dieſe mannigfaltigen und unvermutheten Vorfälle überraſcht hatten, ſo war er doch nicht der Mann, der lange in dieſem Zuſtande von Unthätigkeit verweilen konnte. Sein erſtes Geſchäft war, in den Palaſt zurückzukehren, wo er ſeinen einzigen und größten Schaz zurückgelaſſen hatte, um ſeiner Tochter nachzueilen. Er befahl den Sylſiden, den Leichnam des Prinzen an die Quelle zu tragen, in welchem die Wiege lag, und wo er ſie wieder antreffen wollte. Dann führte er Alien in das Cabinet der Veſtalen, und befohl dem kleinen Poinſon, ſie nicht zu verlaſſen; damit die Verzweiflung ſie nicht etwa zu einem gewaltſamen Entſchluſſe brächte. Der Befehl des Druiden wurde ſchlecht ausgeführt. Die Sylfiden zitterten vor Furcht, ſich mit dem blutigen und entſtellten Leichname des Prinzen allein zu finden, und baten den kleinen Poinſon, der Alien bewachte, inſtändig, den Prinzen an den beſtimmten Ort zu tragen, indem ſie ihm verſprachen, ſo lange bis er wiederkäme, bey Alien zu bleiben. Dem erſten Anſcheine nach onnte dieſer Tauſch nicht die mindeſten Folgen aben; und doch, wie man bald ſehn wird, ätte er beynahe alles verdorben.

Die Eilfertigkeit, mit der ſich der Druide tfernte, war nicht ohne Grund. Seine ochter hatte das bezauberte Meſſer in dem aale des Palaſtes fallen laſſen, und er hatte chts mehr zu fürchten, als den Verluſt die Koſtbarkeit, und nichts mehr zu hoffen, als n Beyſtand, den ihm daſſelbe geben konnte. on ohngefähr war es gerade auf die Spitze fallen, und ſobald ſie etwas Feſtes berührte, fieng ſie an zu ſchreiben. Der Druide fand er eine große Menge von Charaktern auf n Fußboden des Saals gezeichnet; und da Meſſer mit dem Blute des unglücklichen nzen von Noiſy gefärbt war, ſo ſah man die Schriftzüge ſehr deutlich auf dem Marmor. Es ſchrieb noch immer fort, als der Druide zurückkam. Er hob es auf; aber als er das Geſchriebene betrachtete, ſo war es ihm unmöglich, auch nur den mindeſten Sinn herauszubringen, ohnerachtet er alle Sprachen in der Welt vollkommen verſtand. Es waren nur dieſe ſechs Worte, die immer wieder kamen: **Caſia, Tuxil, Grimorion, Grina, Vaſkin, Gradel.**

Wohl tauſendmal überlas der Druide dieſe Worte von vorn und hinten und auf alle nur mögliche Weiſe; zwanzigmal ſezte er die Spizze des Meſſers von neuem an den Marmor, ohne daß es ein andres Wort ſchrieb, als: Caſia, Tuxil u. ſ. w. Er glaubte nun, daß das Blut, mit dem es befleckt war, an der verteufelten Sprache Schuld ſey, die alle ſeine Kenntniſſe zu Schanden machte; und eilte deshalb nach dem nächſten Waſſer, um es abzuwaſchen. Umſonſt. Das Waſſer erhöhte die Farbe des Bluts noch mehr, und ſchien es in die Klinge hineinzuwaſchen. Er gieng alſo an die Statüe der Cleopatra, um es wieder an ſeinen alten Platz zu bringen; und ſo wie er es in das flüßige Gold ſteckte, bekam es ſeinen vorigen Glanz wieder und das Blut war verſchwunden. Jezt glaubte der Druide eine deutlichere Erklärung zu bekommen; aber als er es wieder an die Statüe ſezte, noch an dieſelbe Stelle, wo es zum erſtenmal geſchrieben hatte, zeichnete es dieſelben Charaktere, wie in dem Saale. Der Verdruß des Druiden darüber war unſäglich, und er gerieth in große Verſuchung, es entweder an der Statüe zu zerbrechen, oder ſich damit zu durchbohren, um ſich für ſeine Unwiſſenheit zu beſtrafen. Indeß beſonn er ſich noch eines Beſſern, und ergriff, als ein wahrer Philoſoph, eine klügere Partie. Er verſchloß das Meſſer wieder in die Statue, und ſuchte die unverſtändlichen Worte, die ihm ſoviel Unruhe verurſachten, noch einmal in griechiſchen, hebräiſchen, ſyriſchen, chaldäiſchen und chineſiſchen Gloſſarien auf; und vergaß über dieſer Arbeit, die ihn bis tief in die Nacht beſchäftigte, die unglücklichen Liebenden ganz und gar. Wir aber werden wohl thun, ihn zu laſſen wo er iſt, und uns zu ſeiner unglücklichen Tochter zu begeben.

Das Cabinet der Veſtalen, wo die Sylfiden bey ihr wachten, enthielt eine Menge Vorſtellungen, die ſich auf jene Jungfrauen des Alterthums bezogen. Hier ſtanden Bildſäulen derſelben bey dem heiligen Feuer, welches ſie ohn Unterlaß erhielten; dort ſuchten andre durch einen glorreichen Tod den Nachſtellungen und der Gewalt wollüſtiger Kayſer zu entgehn; und noch andre, die der Verſuchung untergelegen hatten, wurden für ihr Verbrechen auf das ſtrengſte gezüchtigt.

Der Druide hatte hier ſeine zärtliche und unglückliche Tochter kaum alleine gelaſſen, als ſie ohnmächtig in die Arme der Sylfiden ſank; ſie brachten ſie wieder zu ſich ſelbſt, aber mit ihren Lebensgeiſtern kehrte auch ihr Schmerz noch viel heftiger zurück; ihre Verzweiflung war unbeſchreiblich; der Saal ertönte von ihrem Geſchrey; ſie forderte von dem Himmel, der Erde und den Sylfiden den Gegenſtand ihrer Liebe, dem ſie ſelbſten den Tod gegeben hätte. Jezt fielen ihre Augen von ohngefähr auf ihre Hände und Kleider; ſie waren mit dem Blute des unglücklichen Widders befleckt. Bey dieſem Anblicke ſtieg ihre Verzweiflung auf den höchſten Gipfel; und wer weiß, was ſie gethan hätte, wäre ihr nicht, wie einige Tage vorher, zu rechter Zeit eine Geiſtesverirrung zu Hülfe gekommen. Sie heftete auf einmal ihre Augen ſtarr auf die Bildſäulen, die ſie umgaben, und es kam ihr vor, als wenn ſie eine Veſtalin wäre, die man fälſchlich angeklagt hätte, und zu dem Scheiterhaufen führen wollte. Sie forderte eine Schreibtafel, um über ihr Herz in einem lezten Willen zu diſponiren,

niren, und es durch die Sylfiden ihrem Geliebten überbringen zu laſſen. Die Sylfiden fuhren erſchrocken über ihre Verrückung einige Schritte zurück, und Alie rief aus: Nein, ihr fühlloſen Geſchöpfe, ihr ſeyd des koſtbaren Schatzes nicht werth, den ihr ausſchlagt. Aber ich ſehe ihn ſelbſt, fuhr ſie fort, indem ſie haſtig aufſtand, ich ſehe ihn ſelbſt, den geliebten Schatten, der mir entgegenkömmt, das lezte Lebewohl aus meinem Munde zu vernehmen. — Mehr brauchte es nicht für Alien, um ſich ſogleich von ihren beſchwerlichen Geſellſchafterinnen befreyt zu ſehn, die ſich eher wie Bauernymphen als wahre Sylfiden benahmen. Sie liefen davon, ſobald ſie hörten, daß ihre Gebieterin den Schatten ihres Geliebten ſähe, und die ſchöne Alie, voll von ihrer Idee, lief wie unſinnig aus dem Saale in den Garten, in der feſten Ueberzeugung, dem Prinzen von Noiſy nachzulaufen, deſſen Namen ſie an einemweg mit lauter Stimme rief. So kam ſie bis an die Gartenthüre, und, ob dieſe gleich verſchloſſen war, ſo bildete ſie ſich doch feſt ein, ihr Geliebter ſey ihr durch dieſe Thür entwiſcht. Unterdeß würde ſie dieſes gehindert haben, ihren Weg weiterfortzuſetzen — denn keine menſchliche Gewalt vermochte eine durch magiſche Kräfte verſchloßne Thür zu öffnen — hätte ſie nicht unglücklicherweiſe noch den Ring an ihrer Hand gehabt, den ihr Vater ihr angeſteckt hatte, um ſie gegen die Nachſtellungen des Zauberer Merlins in Sicherheit zu ſetzen. Von ohngefähr brachte ſie die Hand an die Thür. Sie ſprang auf, ſobald ſie der Taliſman berührte, und die reizende Alie ſezte ihren Weg im Freyen fort, wie ſie angefangen hatte.

Sie kam an die Brücke, welche ihr einige Tage vorher ein ſo heftiges Schrecken eingejagt hatte; und eilte über ſie weg, ohne zu wiſſen, daß es eine Brücke, und noch viel weniger, daß ſie ein Werk des armen Widders war! Hätte ſie das gewußt, ſo weiß ich nicht, was ſie gethan haben würde; aber vielleicht hätte ſie einen Augenblick ſtille geſtanden, um eine Ausrufung anzubringen, dann hätte ſie vielleicht den Taliſman daran gebracht, und dann — fort Brücke und Schöne! Denn kein Zauber widerſtand der Berührung des Ringes; und wenn uns einmal das Schickſal übel will, ſo entgeht man dem einen Unglück, um in ein noch größeres zu fallen.

Der Rieſe Mühlenbach hatte ſich mit gutem Vorbedachte der Gartenthüre gegenüber geſtellt, um, der Verabredung mit ſeinem Premierminiſter zufolge, ſogleich nach dem Tode des Druiden von dem Garten Beſitz zu nehmen;

und während der betrübten Scene, die unterdeſſen inwendig im Garten vorgefallen, war er unabläſſig vor der Thüre auf und ab ſpaziert, voll Verwunderung, daß ſich die erwünſchte Revolution, die ihn in den Beſitz ſeiner Geliebten und der Schätze ihres Vaters ſetzen ſollte, und die mit einem einzigen Stoß mit den Hörnern bewirkt werden konnte; ſo auſſerordentlich lange verzog; und er fieng an zu fürchten, der Widder habe entweder ihn betrogen, oder ſey ſelbſt betrogen worden. Die Nacht überfiel ihn, da er ſich ſo mit ſeinen Gedanken herumſchlug, und er war eben voller Verdruß über die Brücke gegangen, um ſich wieder nach Hauſe zurück zu begeben, als die unglückliche Alie denſelben Weg kam, und ihn in der Dunkelheit für den geliebten Schatten anſah, dem ſie nachſezte. Dieſe Idee verdoppelte ihre Schritte. Theurer Prinz, rief ſie ihm zu, verweile einen Augenblick, um die lezten Seufzer deiner grauſamen aber unſchuldigen Mörderin zu empfangen. — Der verliebte Mühlenbach erkannte in dem Augenblicke ihre Stimme, und ob es gleich dieſelbe Stimme war, die ihn kurz vorher einen kleinen Wicht genannt hatte, ſo wendete er ſich doch ſchnell nach ihr um, und erblickte ihre Augen, deren Glanz die Dunkelheit der Nacht erhellte. Als er ſie nun mit offnen Armen auf ſich loßrennen ſahe; aha! ſagte er zu ſich ſelbſt, mein getreuer Widder hat alſo den Druiden durchbohrt, und ſeine Tochter braucht die kaum erhaltne Freyheit, um ſich ihrer Neigung zu überlaſſen, die ſie ohne Zweifel jederzeit für mich gehabt hat. —

Der Verfaſſer dieſer Geſchichte unterbricht hier die Erzählung dieſer Begebenheit, gerade an der ungeſchickteſten Stelle, um uns zu dem Druiden zurückzuführen. Es war Nacht; Alie in einem gefährlichen Irrthum, und der, dem ſie in die Arme fiel, ein Rieſe! — Während dieſer ſich in ſein unverhofftes Glück gar nicht zu finden wußte, erinnerte ſich der Druide endlich ſeiner Tochter wieder, nachdem er alle ſeine alten Bücher vergebens durchſucht hatte. Er glaubte ſie unter dem Schutz des kleinen Poinſon in vollkommner Sicherheit, und gieng alſo nicht zuerſt in das Cabinet der Veſtalen, ſondern an die Quelle, um die nöthigen Veranſtaltungen wegen des Leichnams zu treffen. Aber kaum war er mitten im Garten, als er die verſcheuchten Sylfiden ſah, von denen einige ſich hinter den Paliſſaden verkrochen, die andern aber bey ſeinem Anblicke davon liefen. Er rief ſie zwar mit lauter Stimme zu ſich, und fragte ſie, was ſie mit dem Leichname des Prinzen angefangen hätten; aber ſie nahmen ſich in

Acht, auf ſein Rufen zurückzukommen, oder auf ſeine Fragen zu antworten. Da er ſahe, daß er nichts aus ihnen herausbringen konnte, eilte er nach dem Baſſin, und war nicht wenig erſtaunt, den kleinen Poinſon hier in der groſten Verzweiflung zu finden.

¿ Was machſt du hier, rief ihm der Druide zu, und wo iſt meine Tochter? — Eure Tochter, antwortete der Poinſon unter Schluchzen und Thränen, Eure Tochter iſt in vollkommner Sicherheit unter der Wache der Sylfiden; aber der Leichnam des Prinzen von Noiſy, den ich auf mich genommen hatte, hieher zu bringen, iſt aller meiner Sorgfalt ungeachtet verſchwunden. Ich ſtand bey ihm, weinte und klagte über ſein trauriges Schickſal, und dachte mir dem innigſten Mitleid an die Verzweiflung der ſchönen Alie, als ich auf einmal einen großen und ehrwürdigen Mann vor mir ſtehn ſahe. Nachdem derſelbe bey der Erzählung dieſer unglücklichen Begebenheit einige Thränen vergoſſen hatte, ſagte er zu mir: Es wäre beſſer, anſtatt die Zeit mit unnützen Thränen zu verderben, dem Prinzen die lezte Pflicht zu erweiſen, und ſeinen Leichnam in das Baſſin zu tauchen, um ihn vom Blute zu reinigen, ehe er verbrannt würde. Ich folgte ihm; aber ſo wie der Leichnam des Prinzen von Rolf das Waſſer berührte, ſank er unter, ich möchte ihn halten wie ich wollte, und in demſelben Augenblicke ſtieg die Wiege bis an den Rand des Baſſins; worauf ſie der Mann, von dem ich Euch geſagt habe, ergriff und verſchwand. — ¡So haſt du denn obgeſiegt, grauſamer Merlin! ſchrie der Druide. ¡So hat deine Liſt eine Gewalt zerſtört, die ich für unüberwindlich hielt! Und du, Elender, fuhr er gegen Poinſon fort, zittre vor der Strafe, die ich dir zubereite. Deine Unbeſonnenheit macht mein Unglück. — Der arme Poinſon war mehr todt als lebendig; und doch wußte der Druide jezt nur erſt die Hälfte ſeines Unglücks. Er führte den ſtrafbaren Poinſon zu der Statüe der Cleopatra, um ihn einzuſchließen: aber dieſelbe Statüe, die ſich ohne den Taliſman geöffnet hatte, als er das Meſſer hineinſchloß, war unbeweglich, als der Druide ihr befahl, den kleinen Poinſon aufzunehmen. Nun erſt fiel dem Druiden ein, daß er ſeinen Ring in Aliens Händen gelaſſen hatte. Er lief nach dem Cabinet der Veſtalen, um ihn zu holen; aber, wie Sie ſchon wiſſen, ſo machte er für dießmal einen vergeblichen Weg. Hierüber war ſeine Unruhe noch größer als zuvor, und der unglückliche Poinſon hatte wieder eine ganze Fluth von Vorwürſen auszuhalten. Nun ſuchte der Druide in dem Palaſte, und da ſeine

Mühe auch hier vergeblich war, lief er in allen Ecken des Gartens umher und rief Alien. Er war in Verzweiflung, da er ſie nirgends fand; und da er ſeine Augen gen Himmel hob, wie man thut, wenn man keinen Rath mehr auf Erden weiß, erblickte er etwas, das er für einen neuen Stern hielt. Der Druide war ein Aſtronom, und ſo war es ſehr natürlich, daß eine Entdeckung in den Gegenden des Himmels ihn ſeinen Kummer vergeſſen machte. Er ſahe ſogleich, daß es ein Comet oder irgend ein Phänomen ſey; aber einige Augenblicke ſpäter wußte er durchaus nicht, was er denken ſollte. Es war ein leuchtender Körper, der in der Luſt zu ſchweben ſchien, und immer größer wurde, ſo wie er ſich der Erde näherte. Er entdeckte endlich, daß es ein Wagen war, der in einem Strahlenglanz ſchwomm, und in weiten Kreiſen um den Garten herum ſchwebte. Er kam bald der Erde ſo nahe, daß der Druide erkennen konnte, er ſey mit zwey Einhörnern beſpannt, deren jedes an der Spitze ſeines Horns eine Fackel trug. Endlich ließ ſich dieſer Wagen in der Mitte des Gartens nieder, und der Druide, der nicht gewohnt war, ſich vor irgend einer Erſcheinung zu fürchten, näherte ſich ihm ſogleich, und ſah, daß der Glanz, den er in der Luſt geſehn hatte, von einer Menge Lichtern herrührte, die rund um den

Wagen in Scheiden ſteckten, und daß die Hörner der Thiere, die ihn zogen, weiter nichts waren, als zwey große Scheiden, aus denen Fackeln hervorragten. Indem ſich der Druide mit dieſem ſonderbaren Schauſpiele beſchäftigte, öffnete ſich der Wagen; die Scheiden-Mutter ſtieg heraus und reichte ihm die Hand. Sie war eine ſehr anſehnliche Frau, die bey einem Alter von guten vierhundert Jahren ganz das Anſehn einer Dame von vierzigen hatte. Sie trug ein Schleppkleid von cramoiſi Sammt, das mit goldgeſtickten Meſſerſcheiden überſät war. Rufe jemand, ſagte ſie zu dem Druiden, der mir den Wagen abnimmt und Sorge dafür trägt. Es kann Dir in deiner gegenwärtigen Verlegenheit von Nutzen ſeyn. Ich bin erſt ganz von ohngefähr davon unterrichtet worden; und ich habe zu gleicher Zeit in meinen Büchern geſehn, daß das, was ich ſuche, nicht weit von hier iſt. Erſt vor ſieben Minuten bin ich von Moulins ausgefahren, und ich hätte vielleicht dem traurigen Zufall, der Dir begegnet iſt, zuvorkommen können, wenn ich eine Entdeckung, der ich ſo lange Zeit nachgegangen bin, etwas früher gemacht hätte. Erlaube mir aber, mich einige Augenblicke in deinem Zimmer auszuruhn. Der Druide rief den kleinen Poinſon herzu, der ſich bis jetzt in einer ehrfurchtsvollen Entfernung gehalten hatte, te, und befahl ihm in einem etwas rauhen Tone, den Wagen in das Cabinet der Veſtalen zu führen und ihn zu bewachen. Er ſelbſt und die Scheiden-Mutter begaben ſich in den Palaſt. Beym Eintritte in den Saal deſſelben erblickte ſie ſogleich die Charakter, welche das Meſſer hier gezeichnet hatte: ſie zitterte vor Freuden bey dieſem Anblicke: was ſeh' ich, rief ſie aus; durch welchen Zufall iſt dieſes koſtbare Meſſer aus den Händen des treuloſen Merlin in die deinigen gekommen, um dich in deinen Leiden durch eine Sprache zu tröſten, die den übrigen Sterblichen unbekannt iſt? Der Druide fand eben nicht für gut, ihr auf dieſe Frage zu antworten, ſondern bat ſie, ihm dieſe Worte zu erklären, die einigen Bezug auf ihn zu haben ſchienen. Von Herzen gern, antwortete ſie, ihr Sinn iſt folgender:

An Aliens Wiege hängt ihr Glück.
Wirſt du die nur unverlezt erhalten,
So wird ſtets ein günſtiges Geſchick
Ueber dieſem theuern Haupte walten.
Auch der Widder, den ihr Stahl verletzet,
Kehret aus dem Thal der Nacht zurück,
Wenn kein Waſſer ſeine Wunden netzet.

Bey dieſer Erklärung verwandelte der Druide die Farbe, und ſein Geſicht wurde bläſſer als das muſſeline Halstuch der Scheiden Mutter. Doch ſagte er ihr die Urſach ſeines Schreckens nicht. Da indeß die Zauberin ſeine Unruhe bemerkte, ſchlug ſie ihm vor, ſich in ein andres Zimmer zu begeben, wo ſie bequemer über gewiſſe Gegenſtände mit ihm ſprechen konnte, die ihm wahrſcheinlich noch zu den weitläuftigen Kenntniſſen fehlten, die ihm die Natur und ſein unabläſſiges Studieren gelehrt habe. Der Druide war es zufrieden, und führte ſie in den Gemälde-Saal.

Dieſer Saal war wie das Werk einer Fee. Der Druide hatte in demſelben ein Ameublement malen laſſen, an dem das reinſte Gold mit den glänzendſten Farben verbunden war. Die Nachahmung war ſo vollkommen, daß es jedermann für eine wirkliche Tapiſſerie nehmen mußte: groteſke Figuren, chineſiſche Vögel und eine große Menge indianiſche Blumen waren darauf vorgeſtellt. Die Schildereyen, die man hier erblickte, ſtellten weder das Gegenwärtige noch das Vergangne vor; beydes wäre der Kunſt und den Kenntniſſen des Druiden unwürdig geweſen. Das ſchönſte Stück, womit dieſer prächtige Saal verziert war, war ein junger majeſtätiſcher König, der in zukünftigen Jahrhunderten ſich das ganze große Reich der Gallier unterwerfen, und ſeinen Ruhm bis an die entfernteſten Grenzen der Erde verbreiten

ten ſollte. Die Scheiden-Mutter erkannte ihn beym erſten Blicke, unerachtet er erſt nach zwey Jahrhunderten gebohren werden ſollte. Sie betrachtete ihn einige Augenblicke und ließ ſich dann auf ein prächtiges Kanapee nieder, indem ſie den Druiden bat, ſich neben ihr zu ſezzen. Hierauf hub ſie nach einem kleinen Eingange folgendermaßen zu erzählen an.

* * *

Geſchichte
der Scheiden-Mutter.

Es iſt mir zwar bekannt, daß Du einen groſſen Theil von meiner Geſchichte und meinen Angelegenheiten weiſt, aber ich glaube doch zuverläſſig, daß Dir die weſentlichen Umſtände noch unbekannt ſind. Von dieſen will ich Dich mit aller nur möglichen Kürze unterhalten. —

So ungelegen es dem Druiden war, jezt die Erzählungen der Scheiden-Mutter anzuhören; da ihn die Erklärung der Charakter in dem Säale und ſein Verlangen Alien zu ſehn, in eine Unruhe ſezte, die er mit der gröſten Mühe verbarg, ſo hörte er doch die Erzählung der Zauberin mit ſcheinbarer Gleichgültigkeit an.

Ich bin, fuhr ſie fort, die Tochter des erſten Souverains der Armoriſchen Gallier. Man gab mir bey meiner Geburt den Namen Philotlea, den ich ſeit hundert Jahren mit einem andern vertauſcht habe, den mir die gemeine Sage gegeben hat. Ich war ſchon ſehr ſchön, als ich zur Welt kam; aber in der Folge ward dieſe Schönheit ſo auſſerordentlich, daß ich für ein Wunder von Reiz und Anmuth galt. Glücklicherweiſe hatte mein günſtiges Geſtirn, dem ich von dieſer Seite ſo vieles dankte, mich zu gleicher Zeit mit Geiſteskräften begabt, die weit mehr werth waren als meine Reize, und die mich hinderten, in meine eigne Schönheit verliebt zu ſeyn. Es fehlte mir nicht an Liebhabern; aber keiner fand Zutritt bey mir, wenn er ſich nicht durch Verſtand und Kenntniſſe auszeichnete. Und ſo vergieng eine lange Zeit eh' ich einen fand, der meiner Liebe würdig war. Ich ſuchte mein Vergnügen in der Einſamkeit und meine Unterhaltung in der Lektüre. Mein Vater war unwiſſend; aber er liebte die Pracht. Er hatte mit einem unermeßlichen Aufwande eine große Bibliothek von den ſeltenſten und merkwürdigſten Büchern zuſammengebracht, ohne jemals nur ein einziges davon geleſen zu haben. Dieſe Bibliothek war mein gewöhnlicher Aufenthalt; und hier ſammelte ich die erſten Anfangsgründe von allen den

Kenntniſſen, die mir in der Folge einen ſo großen Nahmen gemacht haben. Ich war unermüdlich in meiner Arbeit, und mein natürlicher Scharfſinn kam mir zu Hülfe. Ich verſtand in kurzer Zeit die unbekannteſten Charaktere, und entzifferte den dunkeln Sinn der geheimnißvollen Bücher, mit denen dieſe Bibliothek angefüllt war. Doch blieb mir das koſtbarſte von allen dieſen Werken lange Zeit unverſtändlich. Es enthielt eine unſägliche Menge von Pflanzen und Blumen, die bald untereinander gemiſcht, bald einzeln geſtellt waren. An manchen Stellen waren ſie durch die Vorſtellungen der Planeten und Conſtellationen unterbrochen, ſo wie ſie die Aſtronomen abzubilden pflegen. Ich ſah bald, daß dieſe Bilder nichts anders als Hieroglyphen wären, deren man ſich anſtatt der Charaktere bedient habe, mit denen die andern Bücher geſchrieben waren, und ich war ſo glücklich, mich durch dieſe ſchwere und jedem andern unbekannte Sprache durchzuarbeiten und alle Schwierigkeiten zu überwinden, die mir dieſe Räthſel entgegenſetzten. Meine Mühe ward reichlich durch die Geheimniſſe belohnt, die ich aus dieſem Buche lernte.

Mein Vater, der nichts an mir auszuſetzen fand, als meinen Eifer im Studieren, hatte mir mehrmalen gedroht, alle meine Bücher verbrennen zu laſſen. Eines Tages zog er mich mit Gewalt aus ſeiner Bibliothek, um mich mit auf die Vogeljagd zu nehmen. Man zog mir einen Jagdhabit an; ich beſtieg ein ſchönes Pferd, und in dieſem Aufzuge, von einem glänzenden Gefolge von Herrn und Damen umgeben, verdunkelte ich die Reize der einen und entzückte die Herzen der andern, ohne nur im mindeſten darauf zu achten.

Wir befanden uns in der Mitte einer weiten Ebne, die ſich an einem tiefen Fluſſe hinzog. Als die Jagd anfieng, erhub man von allen Seiten ein lautes Geſchrey, mein Pferd ward ſcheu, gieng mit mir durch, und ſprang gerade in den Fluß. Es ſchwomm glücklich durch, und ließ ſich nicht eher halten, bis es ſich in der Mitte eines Walds verlohren hatte. Ich ſtieg ab und band mein Pferd an den nächſten Baum. Zufrieden, daß mich dieſer Zufall von meiner läſtigen Begleitung entfernt hatte, gieng ich in dem Wald hin und her, um ein Plätzchen zum Ausruhn zu ſuchen, und ſezte mich endlich auf eine kleine Erhöhung von jungen Raſen unter eine graue Eiche nieder. Hier überließ ich mich meinen philoſophiſchen Betrachtungen, und vertiefte mich ſo ſehr darein, daß ſich der Tag ſchon zum Abend neigte, als mich ein lautes Geſchrey, das von dem Gipfel des Baums, an den ich mich gelehnt hatte, aus meinen Träumen erweckte. Es war ein großer Uhu, der dieſes Geſchrey machte, und von Zweig zu Zweige herunter hüpfte. An dem unterſten verwickelte er ſich in eine Menge von Lappen, die an ſeinen Füßen hiengen, und aus denen ich ſchloß, daß es der Uhu ſey, deſſen man ſich bey der Vogeljagd bedient habe. Denn dieſer Vogel iſt gewöhnlich der Spott der übrigen Vögel. Ich ſezte ihn in Freyheit und wickelte ihn loß: aber anſtatt nun davon zu fliegen, ſezte er ſich zwey Schritte vor mir auf die Erde und ſah mir ſtarr ins Geſicht. Der Anbruch der Nacht gab ihm den Gebrauch ſeiner Augen, der ihm den Tag über verſagt iſt. Ich erwartete alle Augenblicke, daß er mich anreden würde; aber nachdem er mich lange genug betrachtet hatte, that er einen Schrey, klatſchte mit den Flügeln und flog davon. Sein Flug war langſam, und er ließ ſich auf eine andre Eiche nieder, die zehn Schritte davon ſtand, und ſchrie noch einmal. Ich gieng auf ihn loß, und er verſchwand wiederum, und ich ſahe da, wo er geſeſſen hatte, einen Lichtſtrahl entſtehn. Einen Augenblick darauf ſah ich eine Menge Fackeln in dem Walde. Es war ein Theil meines Gefolgs, der mich aufgeſucht hatte; ſie brachten mich zurück, und ich erreichte das Schloß meines Vaters um Mitternacht.

Von dieſem Tage an war mir der Zutritt in die Bibliothek gänzlich unterſagt. Alles was ich daraus erhalten konnte, war das Buch mit den Hieroglyphen. Da mein Vater glaubte, daß es bloß wäre, um darin zu bildern, ſo hatte ich die Erlaubniß, es auf meinen einſamen Spaziergängen mitzunehmen. Dieſe wurden nun häufiger als zuvor, und giengen insgemein nach dem Walde, wo ich den Uhu geſehen hatte. Eines Tags ließ ich meine Begleiter an dem Eingange deſſelben zurück, um ungehindert meinen Betrachtungen nachzuhängen; ich verlohr mich ziemlich tief in das Gebüſch, in der Abſicht, den Untergang der Sonne zu erwarten und vielleicht meinen Uhu wieder zu ſehn. Sorgfältig betrachtete ich jeden Baum; aber ich war nicht im Stande, den wieder zu erkennen, aus welchem ich den Lichtſtrahl hatte entſtehen ſehn. Ich war über dieſes fruchtloſe Suchen ſehr müde geworden, ich legte mich auf das Gras und fiel in einen tiefen Schlaf. Dieſer konnte noch nicht lange gedauert haben, als ich mit Schrecken auffuhr und mich in den Armen eines Mannes oder vielmehr eines Satyrs ſah. Er hatte zwar weder Hörner noch Ziegenfüße, aber ſein Leib war mit borſtigen Haaren bedeckt, und ſein Geſicht war vollkommen das Geſicht eines Waldgottes. Ich ſtrengte alle Kräfte an, mich aus ſeinen Armen loßzureißen, aber wahrſcheinlich würde weder meine Anſtrengung noch mein Geſchrey etwas ausgerichtet haben, wenn nicht ein Uhu, ſo fürchterlich als immer ein Uhu ſeyn kann, dieſes Ungeheuer erſchreckt hätte. Er trat einige Schritte zurück, um zu ſehn, woher das Gekreiſche käme, das er hörte, und erblickte, ſo wie ich, etwas leuchtendes zwiſchen den Krallen des Uhus, das gerade auf ihn herunterfiel und ihn zu meinen Füſſen niederwarf. Ich glaubte, der Blitz habe ihn erſchlagen; ich ſah die Erde von ſeinem Blute gefärbt, und ob mich dieſer Anblick ſchon mit Schrecken erfüllte, ſo trat ich doch näher hinzu, um meine Neugierde zu befriedigen und zu ſehn, was ihm dieſen tödtlichen Streich beygebracht hätte. Er war auf den Rücken gefallen, und ich ſah den Griff eines Meſſers, das gerade in ſeinem Herzen zu ſtekken ſchien. Als ich es herauszog, fehlte nicht viel, daß mich der Glanz der Klinge, da wo ſie nicht mit Blut befleckt war, geblendet hätte. Ich glaubte nun den koſtbarſten Schatz zu beſitzen, da ich dieſes Meſſer hatte, und ich betrog mich nicht. Eine Quelle ſprang aus einem nahen Felſen; ich wollte die Klinge in ihr abwaſchen; aber umſonſt. Die Farbe des Bluts wurde nur noch lebhafter durch das Waſſer. Du kannſt glauben, in welches Erſtaunen ich hierüber gerieth; aber ich ſahe gleich darauf eine andere Erſcheinung, die dieſes Erſtaunen verdoppelte. Ich ſezte die Spitze des Meſſers an den Felſen, um zu ſehn, ob ſich das Blut abſchleifen ließe; aber ſo wie ſie den Felſen berührte, ſchien das Meſſer in eine Bewegung zu gerathen, welcher ich nachgab, und es ſchrieb mit ganz bekannten Zeichen, aber in derſelben Sprache, in welcher es in Deinem Saale geſchrieben hat. Sie war mir nicht unbekannt; ich hatte ſie aus dem Buche gelernt, von dem ich Dir geſagt habe, und ich fand in den Worten, die es an den Felſen geſchrieben hatte, folgenden Sinn:

Schönes Kind, das nichts von allem liebt,
Was in deinen Jahren
Jungen Schönen Freude giebt:
Schönes Kind, ſo jung und ſo erfahren!
Dir beſtimmt das Schickſal mich.
Schönes Kind bewahre mich;
Und ich werde dich bewahren.

Ich bin in der Erzählung dieſer Begebenheiten etwas umſtändlich geweſen, weil ich wußte, daß ſie Dir nicht bekannt ſeyn konnten. Bey dem übrigen werde ich mich kürzer zu faſſen ſuchen.

Ich war nun in dem Beſitze zweyer unſchätzbaren Stücke; und da ich mich mit ihrer Hülfe über die gemeinen Kenntniße erhob, ſo hatte ich für nichts mehr Geſchmack, als für die erhabenſte aller Wiſſenſchaften. Eines Tags nahm ich mein Meſſer, mit dem ich alles verſucht hatte um es vom Blute zu reinigen, in die Hand und indem ich mit einer goldnen Nadel daran kratzte, ſah ich mit Erſtaunen das Gold ſchmelzen und alles Blut verſchwinden, ſo daß die Klinge heller ſtrahlte als die Sonne des Himmels. Ich zog es bey allen Gelegenheiten zu Rathe und ſeine Antworten halfen mir jede Schwierigkeit überwinden und mich aus jeder Verlegenheit ziehen. Jezt ſahe ich, daß es nur dann in jener unbekannten Sprache ſchreibt, wenn es mit Blute befleckt iſt. Oft hab' ich geglaubt, daß es das Meſſer ſey, mit dem Apoll den Marſyas geſchunden, weil er, wie bekannt, Orakel und zwar in Verſen ertheilte. Doch zum Ende.

Ich blieb immerfort bey meinem Vater. Täglich quälte man mich mit Heyrathsvorſchlägen, die ich nicht den mindeſten Beruf hatte anzunehmen. Meine Reize veränderten ſich nicht; und ich behielt immer das friſche Anſehn der Jugend, während Perſonen, die mit mir in gleichem Alter waren, ihre Reize verſchwinden ſahen. Als ich zulezt bemerkte, daß man müde ward, ein Geſicht zu ſehn, das nun ſo lange Zeit immer daſſelbe geweſen war, ſo verließ ich mein Vaterland; um in fremden Gegenden neue Entdeckungen zu machen. Ich durchreiſte Aegypten, Perſien und Indien: ich hielt mich lange Zeit in jedem von dieſen Ländern auf, und mehrere Jahrhunderte waren während dieſen Reiſen verſtrichen, als ich beſchloß, nach Europa zurückzukehren, und hier die mannichfaltigen Kenntniſſe anzuwenden, die ich mir durch unſägliche Arbeit erworben hatte. Bey meiner Ankunft fand ich alles voll von dem Ruhme des Zaubrer Merlin; und das Verlangen zu erfahren, was an allen den Wundern wäre, die man von ihm erzählte, trieb mich nach England. Auf dieſer Reiſe nahm ich die Geſtalt an, in der Du mich jezt ſiehſt. Ich fand, daß der Ruf nicht gelogen hatte und daß Merlin alle die Bewundrung verdiente, mit der man von ihm ſprach. Er iſt von vornehmer Abkunft; denn er ſtammt ebenfalls von einem der erſten Fürſten der Armoriker ab, deſſen Nachkommen ſich in der Provinz Kornwallis niedergelaſſen haben, von welcher er Herzog war.

Merlin war der Günſtling des Königs von England, und jedermann rechnete es ſich zur

Pflicht, ihm die tiefſte Ehrerbietung zu beweiſen. Ich fand, daß er ſie verdiente; ſein Verſtand, ſein Witz entzückte mich; aber mit ſeinem Charakter war ich weniger zufrieden, ſo viele Mühe er ſich auch gab, ihn hinter der Maſke der Offenherzigkeit zu verbergen. Unter dem Scheine der gröſten Redlichkeit brütete er über einen Betrug, der ihm leider gelang. Ich ſahe wohl, daß die Mühe, die er ſich um meine Freundſchaft gab, und ſeine außerordentliche Höflichkeit gegen mich, eine eigennützige Abſicht haben müſſe. Er ſprach oft mit mir von der berühmten Philoclea, von der in den Chroniken von Bretagne geſchrieben ſtünde, und die man noch jezt am Leben glaubte. So ſprach er auch zuweilen von einer bezauberten Klinge, die dieſe berühmte Schöne unſterblich gemacht habe; und bey allen dieſen Geſprächen betrachtete er mich mit außerordentlicher Aufmerkſamkeit. Ich ſchöpfte Verdacht; ich ward unruhig und zog mein Meſſer zu Rathe. Ich erfuhr, daß Merlin einen Plan auf dieſes koſtbare Beſitzthum habe; und ich wußte, daß alle meine Kenntniſſe mich nicht gegen die Liſt eines Mannes, wie Merlin, ſichern konnten. Ich verließ alſo England und begab mich an den Fuß des apenniniſchen Gebirgs, wo ich allen ſeinen Unternehmungen zu entgehen glaubte. Ich nahm die Geſtalt eines alten Weibes an, in der man mich in der Folge lange geſehn hat. Alle dieſe Vorſicht war umſonſt. Merlin fand Mittel mir mein Meſſer zu entwenden.

Du kennſt einen Theil von meinen folgenden Schickſalen, und weiſt die Urſache, warum ich die Scheiden-Orakel anlegte, und wie mir dieſes den Namen der Scheiden-Mutter erworben hat. Du weiſt endlich, was mich nach Frankreich zog. Ich habe erfahren, was Dir ſeit zwey Tagen begegnet iſt, und ich komme blos in der Abſicht, Dir meine Dienſte anzubieten, und zu verſuchen, was meine Kenntniſſe, mit den deinigen verbunden, ausrichten können. Der treuloſe Merlin hat einen Zufluchtsort an dem Hofe Pipins gefunden, nachdem er aus England verjagt worden, und wußte ſich hier ſo in Gunſt zu ſetzen, daß er die Herrſchaft von Roiſy erhielt, wo er ſeinen Sohn erzogen hat, eben ſo beſorgt wegen Deiner Nachbarſchaft, als Du es wegen der ſeinigen wareſt. Du ſiehſt, daß die Geſtirne der Vorſorge geſpottet haben, mit der Du zwey Herzen von einander entfernen wollteſt, deren Zärtlichkeit ihr Unglück machen konnte. Mein Buch hat mich von allen dieſen Vorfällen unterrichtet und verſpricht mir die Rückgabe des Schatzes, den mir Merlin entwendet hat. Ich kenne ein Mittel, ſeinen Sohn von den Pforken des Todes in das Leben zurückzurufen; und, wenn ich ihm dieſen geliebten Sohn wiedergebe, wird er ſich auch entſchließen, mir mein Meſſer wiederzugeben. Ich bitte Dich nun mir zu ſagen, wie es aus ſeinen Händen hat kommen können, um ſeinen Sohn zu ermorden und die Charaktere zu zeichnen, die ich auf dem marmornen Fußboden Deines Saales gefunden habe.

Der Druide war zu ſehr bekümmert und ſah zu gut, daß er den Beyſtand der Zauberin nöthig habe, um ſich länger zwingen zu können. Er fiel vor ihr auf die Knie, benezte ſie mit ſeinen Thränen, und erzählte ihr die gegenwärtige Lage der Sachen.

¿Wie? rief ſie aus, der Prinz von Noiſy iſt in dem Baſſin verſchwunden? Aliens Wiege iſt von Merlin entwendet worden? Denn kein andrer als er kann dieſen Diebſtahl begangen haben; und noch überdieß iſt Deine Tochter verlohren? Wie viel Unglück auf einmal! ſezte ſie hinzu. ¡Alie verlohren! — In der That ich zittre für ſie. Denn Du wirſt ſie nicht eher wiederfinden, als mit der Wiege. Und was iſt dazu für Hoffnung, da ſie in der Gewalt deines Todfeindes und da dieſer Feind Merlin iſt, der aller meiner Vorſorge ungeachtet mir das Meſſer entführte! Bey dieſen Worten fielen der Zauberin einige Thränen aus den Augen, und ſie wiederholte mit einem ſchmerzlichen Ton die Verſe, welche ihr das Meſſer in dem Walde geſchrieben hatte:

Schönes Kind bewahre mich;
Und ich will auch dich bewahren.

¡Ach! fuhr ſie fort, Deine Ermahnung war umſonſt, koſtbares Kleinod, das ich ewig beklagen werde. ¡Wie fürchtete ich ohn' Unterlaß, dich zu verliehren, und welche bittere, unaufhörliche Schmerzen hat dein Verluſt mir verurſacht! ¡Ach! was konnte ich mehr thun um dich zu bewahren? Warum bewahrteſt du mich nicht, wie du verſprachſt, als ſich in den Einöden der Apenninen der bezauberte Wagen meinen Augen zeigte.

Der Druide glaubte bey dieſem Ausdrucke des heftigſten Schmerzes eine vortrefliche Gelegenheit zu finden, ihr zu ſagen, daß dieſes koſtbare Meſſer in ſeinen Händen und er bereit ſey, es ihr zurückzugeben. Dieſe Neuigkeit ſezte ſie in eine ſo lebhafte Gemüthsbewegung, daß wenig fehlte, ſie wäre ohnmächtig zur Erde gefallen. Der Druide führte ſie zu der Statüe der Cleopatra; aber er hatte vergeſſen, daß ihm der Ring fehle, mit dem er allein vermochte ſie zu öffnen. Nun ſtand er vor der Statüe und wußte nicht was er ſagen ſollte; bis er zulezt ſich gezwungen ſah, der Zauberin zu geſtehn, daß er mit ſeiner Tochter auch ſeinen Taliſman verlohren habe; daß dieſer Ring der einzige Schlüſſel zu der Bildſäule wäre, welche das Meſſer in ſich ſchlöſſe. Man denke ſich den Verdruß der Zauberin; aber ſie beſchloß ihre ganze Wiſſenſchaft aufzubieten, um die Hinderniſſe zu beſiegen, die ſich ihrem Glükke entgegenſezten. Sie bat den Druiden, dem kleinen Poinſon zu befehlen, Alien unter allen möglichen Geſtalten aufzuſuchen, während ſie ſelbſt alle Mühe anwenden wolle, die Wiege zu finden.

Wir kehren alſo zu Alien zurück, die wir in den Armen des Rieſen verlaſſen haben; eine Lage, in der wir für jede andre gezittert haben würden. Aber groß war die Kraft der alten Taliſmanne und noch größer der Glaube derer, die auf ſie vertrauten. Die reizende Alie, welche dem Schatten ihres Geliebten nachzueilen glaubte, hatte natürlicherweiſe gehofft, nichts als die Luft zu umarmen; und ſie war nicht wenig erſtaunt, ſich in den Armen eines ſehr ſoliden und dicken Körpers zu finden. Der Schrecken brachte ſie auf einmal wieder zur Vernunft. Sie ſah mit Entſetzen die Gefahr, in die ſie ſich ſelbſt ſo muthwillig geſtürzt hatte. Sie erfüllte die Luft mit ihrem Geſchrey und bot alle ihre Kräfte auf, ſich aus den Armen des Rieſen loszuwinden; der, vergnügt über die Beute, die ihm der Himmel ſo von ohngefähr zuſandte, ſie in ſeine Wohnung trug, ohne daß ſie nur einen Fuß auf die Erde ſezte. Furcht und Verzweiflung bemächtigten ſich ihrer Seele, da ſie hier eingeſperrt wurde, und ſich erinnerte, daß ſie an demſelben Tage den Gegenſtand aller ihrer Liebe und Zärtlichkeit ermordet hatte, und ſich nun in der Gewalt eines Ungeheuers ſah, das ſie verabſcheute. Der Rieſe fragte ſie: Warum ſie den Prinzen von Noiſy mit ſo vielen Schreyn und Heulen genennt hätte; und da ſie ihm antwortete, weil ſie ihn mit ihren eignen Händen ermordet, wollte ſie der Rieſe aus Dankbarkeit umarmen; eine Galanterie, die ſie ſich aus allen Kräften verbat. Nun frug er, ¿was denn aus dem Widder geworden wäre? Er iſt todt, ſchrie ſie, und ich habe ihn ermordet. ¡Unglücklicher Prinz von Noiſy! Ich war es, die dich unter.... Der Rieſe Mühlenbach ließ ſie nicht ausreden, und, ohne an ſeine Liebe gegen ſie zu denken, gab er ihr eine Ohrfeige, daß ſie zu Boden fiel; und er hatte große Luſt, ihr auch den Kopf abzuhauen, um den Tod ſeines Favoriten an ſeiner Mörderin zu rächen. Alien machten indeß die Schläge, die ſie bekam, wahres Vergnügen; denn alle Grauſamkeiten, die der Rieſe an ihr verüben mochte, waren ihr minder fürchterlich, als ſeine Liebkoſungen. Unglückliche, ſagte er zu ihr: indem er ſie in die Höhe riß, ¿weiſt du, was dich deine Verrätherey koſtet? Hätteſt du mir nicht deinen Todtſchlag geſtanden, ſo hätte ich dich noch dieſe Nacht geſtiefelt in meinem Bett empfangen. Aber glaube nur nicht, daß es damit gethan ſeyn ſoll, wenn es wahr iſt, daß du meinen Widder getödtet haſt. Derweilen will ich dich in ſeine Kammer einſperren, und dann mich erkundigen, was an der Sache iſt. Es ſoll dir übel gehn, wenn mein Widder nicht mehr lebt; an deinen Vater ſoll die Reihe zuerſt kommen; und du, wenn ich deiner müde bin, ſo will ich dich lebendig begraben.

Nachdem der Rieſe dieſes ſchreckliche Urtheil ausgeſprochen hatte, ſteckte er Alien in die Kammer des Widders, und ließ ihr Zeit nachzudenken, während er ſelbſt bis an den hellen Morgen ſchnarchte. Hierauf erhob er ſich und gieng aus. Alie, die nichts mehr fürchtete, als daß er ſeine Drohungen wahr machen möchte, ſonn indeß auf ein Mittel, dieſem Unglücke zuvorzukommen. Dabey ſahe ſie an allen Wänden herum und erblickte allenthalben ihren

ren Namen eingekrazt. Dadurch wuchs nun ihre Verzweiflung von neuem; denn es war nichts gewiſſer, als daß ihr getreuer und zärtlicher Widder ihn geſchrieben habe; aber indem ſie umherſahe, noch mehrere Spuren ſeiner Zärtlichkeit aufzuſuchen, fiel ihr das Buch in die Augen, das ſie dem Prinzen von Noiſy zum Fenſter heraus geworfen hatte. Sie ſtreckte die Hand aus, es aufzuheben, und ſtieß mit dem Ringe an die Thür, die in demſelben Augenblick aufſprang. Alie hielt ſich nicht damit auf, dieſen glücklichen Zufall zu bewundern, ſondern nahm ihr Buch und eilte davon. Sie nahm ſich indeſſen in Acht, den geraden Weg nach ihres Vaters Garten zu gehn, weil ſie wußte, daß der Rieſe dahinwärts gegangen war; und, um ihm nicht zu begegnen, machte ſie einen großen Umweg, der ſie in einen Wald führte, in dem ſie die Nacht abzuwarten beſchloß. Dieſer Wald gehörte zu dem Gebiete von Noiſy. Als ſie in Sicherheit zu ſeyn glaubte, warf ſie ſich unter dem erſten beſten Baume nieder, um ſich von ihrem Schrecken, Kummer und Müdigkeit zu erhohlen. Sie würde ſich vielen Kummer haben erſparen können, wenn ſie gewußt hätte, was anderwärts vorgieng.

Der kleine Poinſon hatte vollkommen die Geſtalt des Widders angenommen, und ſich ohngefähr um dieſelbe Zeit auf den Weg gemacht, als der Rieſe ſeine Wohnung verlaſſen hatte. Sie begegneten ſich unterwegs, und da der Rieſe ſeinen Favoriten von ferne gewahr wurde, reuten ihn die Schläge, die er Alien um ſeinetwillen gegeben hatte, und lief ihm voller Freuden entgegen. Er glaubte nämlich ganz zuverläſſig, daß er ihm die noch übrigen Schätze ſeines Feindes bringe; aber er wußte gar nicht was er denken ſollte, als dieſer, ſtatt ihn zu erwarten, das Reiſaus nahm, und ſich ſchlechterdings an kein Rufen und Drohen kehrte. Sie jagten ſich ſo lange herum, und Poinſon nahm mit Fleiß ſo holperigte Wege, daß der Rieſe es endlich ſatt bekam. Er war durch einen weiten Umſchweif beynahe bis an ſein Haus gelockt worden, wo ihm einfiel, ſeinen großen Gaul zu ſatteln und dem Flüchtling nachzuſetzen, den er für ſeinen Ungehorſam exemplariſch zu ſtrafen dachte.

Der Widder wartete nicht, bis ſich der Rieſe expedirt hatte, ſondern lief was er laufen konnte, und durchſuchte die ganze Gegend rund um, ohne etwas zu entdecken. Endlich kam er noch vor Sonnenuntergange in den Wald von Roiſy, wohin ſich die unglückliche Alie geflüchtet hatte. Er hätte aber auch keinen Augenblick ſpäter kommen dürfen, denn Alie band eben von dem ſchönſten Knie das ſchönſte Strumpfband ab, um an dem nächſten Baume ihrer Verzweiflung ein Ende zu machen, und zugleich das ſchönſte Werk der Natur durch einen ſchrecklichen Selbſtmord zu zerſtören. Die Ankunft des Widders brachte ſie auf andre Gedanken. Ihr Erſtaunen und ihre Freude war unausſprechlich, als ſie ihn ſah. ¿Biſt du es? rief ſie ihm entgegen; biſt du es, geliebter Prinz? Seh' ich dich wieder unter dieſer unglücklichen Geſtalt, die mich ſo grauſam betrogen hat? Sie umarmte ihn bey dieſen Worten; und der kleine Poinſon weinte wie ein Kind, als ſie ihm die Rippen befühlte, um die Wunde zu ſuchen, die ſie ihm gemacht hatte. Er wußte nicht, ob er ſich ihr entdecken ſollte oder nicht, und es koſtete ihm viel Ueberwindung, ſie aus dem Irrthume zu ziehn, in dem ſie ſich befand. Indeſſen mußte er ſeine wahre Geſtalt annehmen; und er that ſein Möglichſtes, Alien zu tröſten; er beſchwor ſie, ſich zu beruhigen, und verſicherte ihr, daß ſie alles Mögliche von dem Beyſtande der Scheiden-Mutter zu erwarten hätte. Seine Mühe war nicht umſonſt. Alie wurde etwas ruhiger und beſchloß, ihm zu dem Palaſte ihres Vaters zu folgen.

Unterwegs trug ihr der artige und liebenswürdige Poinſon ihr Buch und unterhielt ſie auf folgende Weiſe: Meine reizende Gebieterin, hub er an, es würde Ihren Kummer gar ſehr lindern, wenn Sie wüßten, welche Freude Sie ihrem Herrn Vater mit dieſem Buche machen werden. Es enthält die gröſten Geheimniſſe der Natur und zugleich die artigſten Mährchen von der Welt. Ich will Ihnen doch eins davon erzählen, um Sie zu zerſtreuen und den Weg zu verkürzen; denn ich muß Ihnen ſagen, daß mein Herr mir zuweilen erlaubt hat, dieſe Geſchichtchen zu leſen, die er ſich niemals die Mühe giebt anzuſehn.

Es war einmal ein Druide in Nieder-Bretagne, der ſich Caſpar der Weiſe nannte; und er war in der That ſo weiſe und ſo gelehrt, daß er ein dickes Buch ſchrieb, in dem alle Weisheit der Welt verborgen iſt; ja er lehrt darin eine ganz neue Sprache, die aus Blumen, Pflanzen, Planeten und ich weiß nicht, woraus noch allem mehr zuſammengeſezt iſt. Dieſer gelehrte Mann hatte nun einen Sohn, der ſo ſchön war, daß er in ſich ſelbſt verliebt wurde. Den ganzen Tag lag er am Waſſer und beſah ſeine holde Geſtalt, weswegen ihn auch ſein Vater Narziß nennte. Indeß verurſachte ihm die Thorheit ſeines Sohns vielen Kummer. Er ließ ihn eines Tags in ſein Laboratorium kommen, zankte ihn wegen ſeiner unerträglichen Eitelkeit aus und beſchloß ſeinen Sermon mit dieſen Worten: Mein Sohn, ich ſehe, daß nie was aus dir werden wird, wenn ich dich bey mir behalte. Ich will dir alſo einen Auftrag geben, wobey du die Welt zu ſehen bekömmſt; aber dabey iſt die unerläßliche Bedingung, daß du dich niemals ſelbſt ſiehſt. Sollte es dir einmal einfallen, dich im Waſſer zu beſehn, ſo wirſt du ſo häßlich werden, daß du dich ſelbſt verabſcheuen wirſt. Und wenn dir dieß Unglück begegnet, ſo wird nichts in der Welt als ein Frauenzimmer, das den Inhalt meines Buchs leſen und verſtehen kann, im Stande ſeyn, dir deine vorige Geſtalt wieder zu geben, die dir jezt den Kopf verdreht, und die du dann verachten wirſt, um eine andre zu lieben. In demſelben Augenblicke, wo du deine Schönheit wieder erhältſt, wird dir und der Perſon, in deren Hände mein Buch fallen wird, wenn ſie nämlich die von mir erfundene Sprache verſteht, alle meine Weisheit mitgetheilt werden. Höre mir aufmerkſam zu. Es giebt einen Wald auf der Erde, in dieſem Walde iſt ein Baum, der aber nicht leicht zu finden iſt, und an dieſem Baume hängt eine goldne Scheide. Dieſes Gold ſchmelzt nicht ſo wie alles andre, wenn es von dem Meſſer, das ich dir hier gebe, berührt wird. Dieſe Scheide ſollſt du ſuchen und mir bringen. Bey dieſen Worten gab er ihm das Meſſer, umarmte ihn auf das zärtlichſte und ſchickte ihn fort. Aber er hatte ihn kaum aus dem Geſichte verlohren, als es ihn gereute ihn von ſich entfernt zu haben. Die Beſorgniß wegen der mannichfaltigen Gefahren, die einem einzigen und ſo lieben Sohne drohten, und die Vorwürfe, die er ſich darüber machte, erſchütterten ſeine Geſundheit, und er ſtarb kurze Zeit nach der Abreiſe Narziſſens.

Narziß lief indeß, dem Befehle ſeines Vaters gehorſam, in allen Wäldern umher, und beſah fruchtlos alle Bäume in dieſen Wäldern, um eine Scheide zu ſeinem Meſſer zu finden. Die Geſchichte ſagt, daß er auf zehn Meilen Wegs drey ganzer Jahre zubrachte, ſo ſorgfältig durchſuchte er alle Wälder, die ſich auf ſeinem Wege fanden. Am Ende dieſer drey Jahre kam er an den Hof des Prinzen **Koralioſmadee**, der damals in Bretagne regierte. Nicht als wenn er den Hof ſelbſt beſucht hätte, denn da, wußt er, würde. er ſeine Scheide doch nicht finden, ſondern er begnügte ſich, die nächſtgelegenen Wälder zu durchziehn, und kam hier von ohngefähr an ein ſehr angenehmes Hölzchen, das rund um mit einem criſtallhellen Bache umgeben war. Er mußte über dieſen Bach, und beym Hinüberſchreiten kam ihm unglücklicherweiſe die Neugierde an zu ſehn, ob die vielen Fatiguen, die er dieſe drey Jahre über ausgeſtanden, ihn nicht etwas verändert hätten. In dieſem Augenblicke vergaß er alle Warnungen ſeines Vaters, und neigte ſich über das Waſſer. Er fuhr zurück als er hineinſah; denn ſtatt das Geſicht des ſchönen Narziß zu erblicken, ſah er den Kopf eines großen Uhu. Vor Schrecken ſtieß er einen lauten Schrey aus, und erſchrak darüber noch mehr, denn es war der Schrey eines leibhaften Uhu; und ehe er noch zum zweytenmale ſchreyen konnte, war er vom Kopfe bis auf die Füße mit Federn bedeckt. Sein Verſtand blieb ihm; denn er hatte ſo wenig, daß es ſich nicht der Mühe lohnte, ihn darum zu bringen. Aber ſein Geſicht verlohr er in dieſem Augenblicke. Er war in der größten Verzweiflung. Erſt als es Nacht ward konnte er wieder ſehn, und da verbarg er ſich dann in dem Walde. Der unglückliche Narziß führte hier ein ſehr trauriges Leben; kroch alle Tage in einen hohlen Baum, und flog die Nacht umher, Mäuſe zu fangen und die Scheide zu dem Meſſer zu ſuchen, das er noch immer ſorgfältig aufgehoben hatte. Er ſuchte ſo lange, bis er endlich den Baum fand, an dem die goldne Scheide in der dickſten Finſterniß blitzte; aber es war ihm unmöglich, ſie herunterzubringen oder das Meſſer hineinzuſtecken. Eine lange Reihe von Nächten verfloſſen mit dieſer Beſchäftigung, ohne daß er jemals zu Rande gekommen wäre. Alles was er thun konnte, war, das Meſſer in denſelben Baum ganz nahe an die Scheide zu ſtecken. Endlich zog ihn, ich weiß ſelbſt nicht wie, eine gewiſſe Prinzeſſin aus ſeiner Verlegenheit. Sie war ſo ſchön, daß er ſich in ſie verliebte; aber ſo oft ſie auch in den Wald ſpazieren gieng, ſo konnte er ſie doch leider nur dann ſehn, wenn ſie bis in die Nacht bliebe. Einſtmals, da ſie ſich ſehr verſpätet hatte, und nahe an dem Baum, in welchem der Uhu wohnte, eingeſchlafen war, ward ſie durch die Frechheit eines Waldmanns aufgeweckt. Der verliebte Uhu beſann ſich nicht lange, ſondern nahm ſeine Zuflucht zu ſeinem Meſſer, und rettete ſie, ich weiß nicht mehr wie; aber genug er verlohr ſein Meſſer dabey, das die Schöne mit fort nahm. Der Uhu würde über dieſen Verluſt in Verzweiflung geweſen ſeyn, wenn es nicht in die ſchönſten Hände gekommen wäre. Dieſe reizende Prinzeſſin lernte bald alle Kräfte deſſelben kennen, und da ſie einſtmal des Nachts in dem Walde geblieben war, und der Uhu, ohne daß ſie es merkte, ſich neben ſie geſezt hatte, frug ſie ihr Meſſer um Rath und ſezte es an einen glatten Stein. Es fieng ſogleich an von ſelbſt zu ſchreiben, wie es immer that, und ſchrieb dieſesmal folgendes:

Dem, der dir das Meſſer gab,
Rupfe ſeine Federn ab.

Die ſchöne Prinzeſſin hatte gelobt, den Eingebungen des Meſſers unverbrüchlich zu folgen, und ſah' ſich alſo auch jetzt nach dem Uhu um, um an ihm auszuüben, was ihr das Meſſer befahl. Sie freute ſich ihn neben ſich zu ſehn, ergriff ihn, und fieng ſogleich an, ihn mit dem Meſſer zu rupfen, ohnerachtet es ihr leid that, ihren gröſten Wohlthäter ſo übel behandeln zu müſſen. Aber ſo wie ſie eine Feder nach der andern ausrupfte, bekam der ſchöne Narziß ſeine vorige Geſtalt wieder, worüber doch die Prinzeſſin ganz und gar nicht erſchrak. Die Geſchichte ſagt ſogar, daß ſie ihm auch nicht Eine gelaſſen habe, ohnerachtet er mutternackt wurde. Auf einmal fühlte er ſich mit der ganzen Weisheit ſeines Vaters, Caſpars des Weiſen, erfüllt; bat die Prinzeſſin, ſich unſichtbar machen zu dürfen und verſprach ihr ihr den folgenden Tag in dem Garten ihres Vaters in einer Laube aufzuwarten. Er hilt Wort und hier wurde ſie von der Schönheit bezaubert, aus der er ſelbſt nichts mehr machte; in dieſer glücklichen Laube, der ſtillen Zeugin

gin ihres Glücks, verheyratheten ſie ſich und theilten ſich wechſelſeitig ihre Weisheit und ihre Geheimniſſe mit. Er lehrte ſie die Kunſt, niemals alt zu werden und niemals zu ſterben; er beſchwor ſie, ihr Meſſer nie aus den Händen zu geben, an welches ihrer beyder Glück gebunden wäre, und endlich, niemals weder von ſeinen Schickſalen noch von ihrer Verbindung zu ſprechen. Lange Zeit genoſſen ſie des Glücks, ſich im Stillen zu lieben. Sie ſahen ſich täglich, und niemand ſchöpfte Verdacht; denn der ſchöne Narziß bediente ſich jedesmals des Geheimniſſes, das er beſaß, ſich andern unſichtbar zu machen. Er lehrte ſie, daß es vergebliche Mühe ſey, die Scheide von dem Baume herabreißen zu wollen; daß dieſes Wunder einem andern aufgehoben ſey, daß aber der Beſitz des Meſſers nur durch den Beſitz der Scheide vollkommen geſichert ſey. Sie verließen hierauf das Land, ich weiß nicht warum, und nachdem ſie die ganze Welt durchreiſt hatten, Er, immer unſichtbar, Sie, immer ſo ſchön als ſie nur zu ſeyn wünſchte, ſchlugen ſie endlich ihre Wohnung an dem Fuße eines Gebirgs auf. Als eines Tags die Prinzeſſin ſpazieren gieng, ſah ſie einen glänzenden Wagen von dem Gipfel eines Bergs herabkommen; er näherte ſich ihr, und aus ihm ſtieg ein Zaubrer, der ſich vor ihr auf die Knie warf, ihr die goldne Scheide zeigte, und ihr ſagte, daß er ſchon lange Zeit eine Gelegenheit geſucht habe, ihr dieſen Schatz zu überliefern, der jedem andern unnütz ſeyn würde. Er ſezte hinzu, daß auſſer ihm niemand im Stande ſey, das Meſſer in die Scheide zu ſtecken. Die Prinzeſſin war vor Freuden über die Scheide, die ſie bekam, ſo auſſer ſich, daß ſie unbedachtſamerweiſe ihr Meſſer aus den Händen gab, um es hineinzuſtecken. Der Zaubrer verſchwand, ſo bald er es in den Händen hatte.

Ich will Ihnen keine Beſchreibung von dem Schmerz und der Verzweiflung der Prinzeſſin machen, als ſie ſich des koſtbarſten Schatzes beraubt und an deſſen ſtatt in dem Beſitze einer unbrauchbaren Scheide ſah. Sie eilte nach Hauſe zurück, um ihrem theuern Narziß dieſe unglückliche Neuigkeit zu hinterbringen; aber ach! ſie fand ihn nicht mehr. Er war verſchwunden; und ob ſie ihn gleich auf der ganzen Erde ſuchte, ſo erfuhr ſie doch eben ſo wenig von ihm als von ihrem Meſſer. Nur erſt dann hatte ſie Hoffnung ihn wieder zu ſehn, wenn ſie das Meſſer würde wieder gefunden haben. Sie kam endlich in das Land zurück, in dem ſie alles verlohren hatte, was ihr theuer und werth war. Die Verzweiflung und der Schmerz über ihre eignen Leiden hatten die natürliche Güte ihres Herzens erſtickt, und ſie fand ein Vergnügen daran, zweyen Liebenden die ſchrecklichſten Leiden aufzuerlegen, von denen man jemals gehört hat. Ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, Ihnen dieſe merkwürdige Geſchichte zu erzählen, wenn Ihre Gemüthsverfaſſung Ihnen erlauben wird, ſich mit Gegenſtänden dieſer Art zu beſchäftigen.

Als der kleine Poinſon ſeine Erzählung geendigt hatte, bemerkte er, daß er in dem Walde irre gegangen war. Er ſuchte den Weg nach dem Palaſte des Druiden wieder zu finden; aber es war ihm unmöglich. Eine geheime Macht lenkte ſeine Schritte und führte ihn mit der ſchönen Alie mitten in den Palaſt von Roiſſy.

Hier kamen ſie gerade an, als Merlin die Zurüſtungen zum Leichenbegängniſſe machte, zu der lezten Pflicht, die er ſeinem geliebten Sohne erzeigen konnte. Jedermann im ganzen Hauſe ſchwomm in Thränen, und man hörte nichts als Seufzer und Klagen. Der Leichnam des liebenswürdigen Prinzen war durch eine geheime Communication aus dem Baſſin der Wiege in ein andres übergeſchwommen, welches die vornehmſte Zierde der Gärten von Roiſſy war. Dieſer ſchöne Leichnam lag auf einem

Lager von Blumen neben dem Scheiterhaufen, den man errichtet hatte, um ihn darauf zu verbrennen, und die grüne Wiege, die man mit Guirlanden von denſelben Blumen behangen hatte, ſtand zu ſeinen Füßen. Alie gerieth bey dieſem Anblicke auſſer ſich; aber klüglich verbarg ſie ihre Verzweiflung vor dem kleinen Poinſon, damit er ſie nicht abhalte, ſich mitten in die Flammen zu ſtürzen, welche den Leichnam ihres Geliebten verzehren ſollten. Poinſon verbarg ſich hinter einer Paliſſade mit Alien, die er durch alle ſeine Beredſamkeit nicht bewegen konnte, dieſen traurigen und ſchrecklichen Anblick zu fliehn.

Da alles zur Ceremonie fertig war, ließ Merlin den Leichnam des Prinzen auf den Scheiterhaufen legen, und ihn rund um mit dem köſtlichſten Rauchwerk und Spezereyen umgeben, und die grüne Wiege zu ſeinen Füßen ſtellen. Er ergriff hierauf eine brennende Fakkel, hub ſeine Augen gen Himmel, und ſagte: Unmenſchliche Alie, die du meine Ruhe zerſtörteſt, und ſelbſt das Herz des treuſten Liebhabers nicht ſchonteſt, komme, deinen Blutdurſt zu ſtillen, komme, um das Opfer deiner Wuth mit hölliſcher Freude von den Flammen verzehren zu ſehn. Aber zittre zugleich vor allem dem Schrecken, das dich umgeben wird, wenn dieſelbe Flamme deine Wiege in Aſche verwandelt.

Als er dieſe Worte ausgeſprochen hatte, brachte er die Fackel zu dem Scheiterhaufen, und Alie war eben im Begriff hervorzuſtürzen und in die Flamme zu ſpringen, als man ein Geſchrey in der Luft hörte. Jedermann erhub die Augen nach dem Orte, wo es herkam. Merlin zog die Hand zurück, und einige Augenblicke darauf ſah er die Scheiden-Mutter mit dem Druiden in ihrem Wagen herabſteigen. Ach meine ſchöne Gebieterin, rief Poinſon, laſſen Sie uns der Scheiden-Mutter entgegeneilen; hier kömmt ſie mit Ihrem Vater, wahrſcheinlich um Sie aus Ihrer Noth zu ziehn.

Sobald die Zauberin vom Wagen geſtiegen war, nahm ſie Merlin die Fackel aus der Hand und der Druide zog ſeiner Tochter den Ring vom Finger, und gab ihn dem kleinen Poinſon, mit dem Befehle, ſogleich das Meſſer herzuholen und auch das Gold nicht zu vergeſſen, das ihm zur Scheide diente. Als Merlin die Zauberin erblickte, fühlte er ſein Herz zwiſchen Freude und Furcht getheilt; denn er wußte eben ſo wohl, daß er ihren Zorn verdiente, als daß ſie allein im Stande war, ihm zu helfen. Während ihm nun die Zauberin Vorwürfe wegen ſeiner Treuloſigkeit und er ihr eine Menge Entſchuldigungen machte, und ſie inſtändig bat, hat, ihre Rache der Grosmuth aufzuopfern, kam der kleine Poinſon an, ſtrahlend von dem Glanze des Goldes und des Meſſers, das er trug. Die Scheiden-Mutter wäre bey dieſem Anblicke beynahe vor Freude ohnmächtig geworden. Sie empfieng es aus den Händen des Druiden, erhub dann ihre Stimme und befahl: den Prinzen von dem Scheiterhaufen herabzuheben. Noch, fuhr ſie fort, hatte er die ſchwarzen Ufer des Acherons nicht geſehn. Nur dem Schuldigen bringt dieſes Meſſer den Tod.

Kurz, um uns nicht länger bey den langweiligen Umſtänden dieſer glücklichen Cataſtrophe aufzuhalten, jedermann fand bey dem Handel ſeine Rechnung. Die Scheiden-Mutter bekam ihr Meſſer, der Druide ſein Buch und Alie ihre Wiege wieder. Der Prinz, der nur gefährlich verwundet war, erwachte unter den Händen von drey Leuten, die mit ihren Kenntniſſen im Stande geweſen wären, alle Helden ſeit Cyrus wieder aus dem Grabe zu rufen, und da ſie ihre Kräfte zu Gunſten des Prinzen vereinigten, ſo kann man leicht glauben, daß er der ſchönen Alie noch reizender und liebenswürdiger wiedergegeben ward, als er jemals geweſen war. Das kommende Morgenroth erhellte dieſe Scene, und die aufgehende Sonne erblickte einen Ort mit der leb-

hafhaſteſten Freude erfüllt, der den Abend vorher in tiefer Trauer gelegen hatte.

Mitten unter den Ausbrüchen dieſer Freude kam der Rieſe Mühlenbach auf ſeinem Coloß an der Pforte an, und ließ dreymal das Horn erſchallen, um ſeine Gefangne und den Widder wieder zu fordern, oder im Weigerungsfalle alle Bewohner des Schloſſes herauszufordern. Aliens Geliebter ergriff dieſe Gelegenheit, ihr ſeinen Muth an den Tag zu legen; nahm die Ausforderung an, und ließ ihm antworten, daß der Prinz von Noiſy, der eben von einer weiten Reiſe zurückgekommen ſey, ſich in drey Tagen ſtellen wolle, und auf der Brücke, die ſein Widder gebaut habe, durch die Waffen zu entſcheiden, wem von ihnen beyden die ſchöne Alie angehöre.

Die ſchöne Alie fühlte in dieſem plötzlichen Glückswechſel tauſendmal mehr Liebe für den Prinzen von Noiſy in ſeiner natürlichen Geſtalt, als ſie unter der Geſtalt des Widders Haß gegen ihn gehegt hatte. Er hatte kein wichtigeres Geſchäft als ihr in den lebhafteſten Ausdrücken ſeine Dankbarkeit zu bezeigen, und ihr die Leiden vergeſſen zu machen, die ſie um ſeinetwillen erduldet hatte. Und nicht leichtlich wird jemand glauben, daß dieſes einem ſo galanten und geiſtreichen Prinzen habe fehlſchlagen können.

Alie, die neben ihrer Zärtlichkeit auch etwas Neugier beſaß, wünſchte nun auch zu wiſſen, wie der Prinz zum Widder geworden. Er erzählte ihr hierauf, daß in der Nacht, da ſie ihm das Buch herabgeworfen, er in ſeinen Betrachtungen vertieft unvermerkt bis an das Ufer der Seine gekommen ſey; daß ihn beym Anbruch des Tages die Neugierde getrieben habe, es aufzumachen; daß er nichts darin gefunden als die Zeichen des Thierkreiſes, und daß er bey dem Anblicke des Widders ſich nicht habe enthalten können, das darunter Geſchriebene zu leſen. Beym drittenmale Leſen, fuhr er fort, fühlte ich mich auf einmal in einen Widder verwandelt. Mein Erſtaunen ſo wie meine Verzweiflung war über alle Beſchreibung, und ich war noch nicht zu mir ſelbſt gekommen, als der Rieſe mit einem Kuppel Hunde angeritten kam, die mich ohne Zweifel zerriſſen haben würden, wenn er nicht von ohngefähr in meinem Aeuſſerlichen etwas gefunden hätte, das ihm gefiel. Seit meiner Verwandlung bin ich beſtändig in ſeinem Dienſte geweſen. Ich vertrieb mir die Zeit mit meinem Buche, und ſo wie ich nach und nach immer mehr entzifferte, erfuhr ich, daß ich hoffen dürfe, durch ſeinen Beyſtand meine ehemalige Geſtalt wieder zu erlangen. Dieſes Buch hat mir geholfen, die Brücke aufzuführen, in ihm habe ich das Mittel gefunden, meine Sprache wieder zu erhalten, und vermittelſt deſſelben habe ich mich unſichtbar zu machen gewußt, als ich der ſchönen Alie auf ihre Klagen antwortete. Aus ihm endlich hab' ich erfahren, daß das flüßige Gold, welches der Druide beſaß, auf der Stelle den Zauber löſen würde, ſobald es mich berührte. Dieß, ſchöne Alie, war die Urſache, warum ich mich zu deinem Vater begab, wo ich nicht auf den Empfang gerechnet hatte, den du mir machteſt. Aber die Zeichen des Unwillens, die du mir gabſt, ehe du mich mit dem Meſſer durchbohrteſt, ſezten mich ſo aus der Faſſung, daß ich den tödtlichen Stoß mit Gleichgültigkeit empfieng.

Das Ende dieſer Erzählung erneuerte den Schmerz der ſchönen Alie, aber die Gegenwart des geliebten Prinzen trocknete ihre Thränen ſehr bald ab, zumal da ſie hörte, daß Merlin und der Druide einig würden, ſie mit dem Prinzen in drey Tagen zu vermählen.

Dieß war derſelbe Tag, der zum Zweykampfe anberaumt war. Alie begriff nicht, wie ein wahrer Verliebter ſich denſelben Tag herumhauen könne, an dem er in den Beſitz ſeiner Geliebten geſezt werden ſollte. Aber ihre Vorſtellungen und ihre Angſt hinderten den Prinzen von Noiſy nicht, ſein Wort zu halten.

Sie aber, ſchöne Adeline, werden ganz und gar nicht in Unruhe über dieſen Vorfall ſeyn, da Ihnen bekannt iſt, daß Zweykämpfe zwiſchen Rieſen und Helden immer zum Ruhme der leztern ausſchlagen müſſen. Mühlenbach ward beym erſten Gange vom Pferde geſtochen, und da er von dem höchſten Theile der Brücke hinab in den Graben fiel, brach er den Hals, ohne daß einer von den Zuſchauern ihn beklagt hätte. Die Hochzeit ward gefeyert; und nie war eine Hochzeit prächtiger noch ein Brautpaar glücklicher geweſen.

Dieß iſt Alles was man von dieſen Begebenheiten und über den Urſprung des Namens Pont d' Alie oder Alienbrück hat entdecken können. So lange dieſe Gegend Moulineau oder Mühlenbach hieß, waren ihre Annehmlichkeiten verborgen und durch einen wunderbaren Einfluß des Namens war ſie ſo wild, düſter und rauh als der Rieſe, von dem ſie benennt worden war. Aber ſeitdem eine zweyte Alie ihren Wohnſitz in derſelben aufſchlug und ihr den Namen wiedergab, den ſie vor Alters von jener magiſchen Brücke bekommen hatte, ſo iſt zugleich aller Reiz und alle Anmuth in dieſelbe eingekehrt, die ihr der Zauber des Druiden und alle Zaubrer in der Welt hätten geben können.

Dorn-Röschen.

Ein Mährchen.

Lezte Nacht.

Die ſchöne und unglückliche Scheherazade hatte mit dieſer Erzählung die neunhundert und neun und neunzigſte Nacht ſeit ihrer Vermählung geendigt; und der Sultan, ſeiner klugen Gewohnheit treu, ſich vor Tages Anbruch aus ſeinem Bette erhoben, um ſich vor ſeinen Miniſtern in den Staatsrath zu begeben.

Als er fort war, ſagte Dinarzade, die bey aller ihrer Voreiligkeit das beſte Mädchen von der Welt war, zu der Sultane: Du magſt ſagen was Du willſt, liebe Schweſter, bey allem Reſpekte, den ich für deinen Rang, deine Gelehrſamkeit und dein bewundernswürdiges Gedächtniß hege, ſo kann ich doch nicht umhin zu glauben, daß Du die gröſte Thorheit von der Welt begangen haſt, Dir ſo ein Thier von einem Kaiſer zum Manne zu ſuchen, der ſeit zwey Jahren, da Du ihm Mährchen erzähleſt, noch auf der Welt nichts bey Dir gethan hat, als zuzuhören. ¿Und was für Mährchen? Verzeih mir, aber ohne die Lebhaftigkeit, mit der Du erzähleſt, und ohne deine Lebhaftigkeit im Ausdrucke wäre ich nicht im Stande geweſen, nur eines auszuhalten. Indeſſen biſt Du nun mit deiner Sammlung und alſo auch mit deinem Leben am Ziele. Die Geſchichte, die Du ihm eben erzählt haſt, iſt ſo kläglich, daß wir, er und ich, während der ganzen Zeit nichts gethan haben als gähnen. Die Geduld, mit der ich Dir nun ſeit ſo langer Zeit Geſellſchaft leiſte, iſt, dünkt mich, eine hinreichende Probe von der Zärtlichkeit, die ich gegen Dich hege; aber, in der That, länger kann ich es nicht aushalten, und Du wirſt mir erlauben, mich dieſe Nacht zu entfernen, um dem Prinzen von Trebiſonde Rendezvous zu geben. Wenn der Langeweile bey mir hat, ſo wird es mir wenigſtens den Kopf nicht koſten, ihn eine Nacht ohne Unterhaltung gelaſſen zu haben. Ich rathe Dir alſo, deinen Einfaltspinſel von Manne dieſe Nacht mit dem Mährchen von der Pyramide und dem goldnen Pferde noch zu unterhalten, das wenigſtens eben ſo gut iſt, als alle die andern, die Du ihm erzählt haſt.

Ich werde mich ohnfehlbar morgen wieder hier einſtellen, und wenn ſich der Sultan zu Bette begeben hat, ſo wirf dich vor ihm auf die Knie, ehe Du Dich zu ihm hineinlegeſt, gieb eine plözliche Unpäßlichkeit vor, und bitte ihn demüthig, zu erlauben, daß ich ihn zum leztenmale an deiner Stelle unterhalten darf. Sag' ihm ausdrücklich, daß es zum leztenmale iſt, und daß Du unter keiner andern Bedingung Gnade verlangeſt, als wenn das Mährchen, das ich ihm erzählen werde, wunderbarer iſt als alle, die er jemals gehört hat; daß Du Dich nicht weigern wollteſt, ihm den folgenden Tag deinen Kopf darzureichen; daß er Dir aber das Leben ſchenken müſſe, wenn er mich vor Ende meiner Erzählung nur einmal unterbrechen würde. Ich hoffe, er ſoll dieſe Bedingungen eingehn; denn Du weiſt wohl, wie aufmerkſam er iſt, und daß Du ihm die gröſten Armſeligkeiten erzählt haſt, ohne daß er Dich nur ein einzigesmal in allen deinen Mährchen unterbrochen hätte.

Jede andre hätte dieſen Vorſchlag mit Zittern gehört; aber die bewundernswürdige und weiſe Scheherazade fürchtete den Tod nicht und willigte ein.

Sie unterhielt alſo in der lezten der tauſend Nächte ihren Herrn mit dem Mährchen vom goldnen Pferde und der Pyramide; und als ſich der Sultan in der folgenden Nacht zu Bette gelegt und ſie auf die angegebenen Bedingungen die Erlaubniß erhalten hatte, ihre Schweſter an ihrer Statt erzählen zu laſſen, ließ die kluge Dinarzade den Sultan den Contrakt zuvor unterzeichnen, und fieng ihre Erzählung an, wie folgt:

Allerdurchlauchtigſter, allergroßmächtigſter allergnädigſter und allerfrömmſter Kaiſer, der Du nur die Geſetze der Gerechtigkeit und die Eingebungen deines edeln Charakters hörſt, und alle deine Frauen erwürgſt, weil die erſte deinen Haß auf ſich lud, und voll edeln Zorns über die vielen Negern und Maulthiertreiber, die in den Dienſten dieſer Kaiſerin, huldreichen Andenkens, ſtanden, ſo viele unſchuldige Schönen dem Andenken Einer ſtrafbaren Schöne aufopferſt; was würdeſt Du ſagen, huldreichſter Sultan, der Du für den geheimnißvollſten aller Fürſten und deſſen Miniſter für die unerforſchlichſten aller Miniſter gelten, ¿ was würdeſt Du ſagen, wenn deine Sclavin Dir erzählte, was heute in deinem Rathe vorgegangen iſt? — ¡ Larifari! ſagte der Sultan. Vortreflich! fuhr Dinarzade fort. Das iſt gerade was ich meyne.

Geruhen Eure Majeſtät nur, mich anzuhören und Dero Verſprechen nicht zu vergeſſen.

* * *

Geſchichte Dorn-Röschens.

Zweytauſend vierhundert und dreyundfunfzig Meilen von hier liegt das Königreich Kaſchemire, welches wegen ſeiner auſſerordentlichen Schönheit berühmt iſt. In dieſem Lande regierte ein Kaliſe; dieſer Kaliſe hatte eine Tochter und dieſe Tochter ein Geſicht; aber man wünſchte tauſendmal, daß ſie lieber keines gehabt hätte. Bis in ihr funſzehntes Jahr war ihre Schönheit noch zu ertragen; aber von dieſer Zeit an wurde ſie ſo auſſerordentlich ſchön, daß niemand ihren Anblick aushalten konnte. Sie hatte den ſchönſten Mund von der Welt; ihre Naſe war ein Meiſterſtück, und die Lilien von Kaſchemire, welche tauſendmal weißer als die unſrigen ſind, ſchienen ſchmuzig auf ihrer Haut; und die Dichter des Landes nannten die Roſen unverſchämt, die ſich neben dem Incarnat ihrer Wangen ſehen ließen.

Ihre Stirne war einzig in ihrer Art, von der vollkommenſten Bildung und einem Glanze; der durch die ſchönſten ſchwarzen Haare erhöht würde; daher man ihr auch den Namen Sonnenſtrahl gegeben hatte. Der Umriß ihres Geſichts entſprach den mannichfaltigen Reizen, die er vereinigte; aber ihre Augen verderbten alles.

Man wuſte nicht eigentlich von welcher Farbe ſie waren; denn niemand hatte ſie noch lange genug anſehn können. Man glaubte vom Blitze getroffen zu ſeyn, wenn man ihren Blicken begegnete.

In ihrer Kindheit hatte der Kalife ſie zuweilen zu ſich kommen laſſen, um ſich in ſeinem Werke zu ſpiegeln und ſeine Höflinge in Athem zu ſetzen, die niemals unterließen, eine Menge Armſeligkeiten über ihre kindiſchen Reize auszukramen. Denn ſchon damals löſchte man mitten in der Nacht die Lichter aus, weil ihre kleinen Augen das ganze Zimmer hinlänglich erleuchteten; aber das alles war, wie man ſagt, bloßes Kinderſpiel. Die Sache war auſſer Spaß, als dieſe Augen ihre vollkommne Stärke bekommen hatten.

Die jungen Herrn am Hofe kamen dabey auf die erbärmlichſte Weiſe um, und man trug Tag für Tag zwey oder drey Stutzer zu Grabe. Die Herrn bildeten ſich ein, daß man in jedes Paar ſchöne Augen getroſt hineinſehen dürfe; aber ſobald ſie hineinſahen, drang das Feuer bis in das Innerſte ihres Herzens und ſie ſtarben in weniger als vier und zwanzig Stunden, unter beſtändigen Ausrufungen. Die meiſten riefen unabläſſig ihren Namen, und dankten ihren ſchönen Augen auf das demüthigſte für die Ehre, die ſie ihnen durch ihr mörderiſches Anſchaun erwieſen hätten.

Das andre Geſchlecht lief weniger Gefahr bey ihrem Anblicke. Die Frauenzimmer, welche ihren Blicken nur von weitem begegneten, kamen mit einer Schwäche in den Augen davon, die zeitlebens dauerte; aber die, welche näher um ſie waren, bezahlten dieſe Ehre etwas theurer. Ihre Hofdame, ihre vier Kammer-Fräulein und ihre alte Oberhofmeiſterin waren ſtockblind.

Die Großen des Reichs, welche die Hoffnung ihrer Familien durch das unglückliche Feuer dieſer Augen erlöſchen ſahen, flehten den Kaliſen demüthig an, auf Mittel zu denken, wodurch dieſer Verwüſtung Einhalt gethan würde, die ihre Söhne des Lebens und ihre Töchter des Augen-Lichts beraube.

Der Kaliſe berief ſeinen Staatsrath zuſammen, um zu ſehn, was bey dieſer Sache zu thun ſey. Sein Seneſchall preſidirte, und dieſer Seneſchall war der einfältigſte Menſch, der jemals preſidirt hatte. Aus tiefer Politik hatte der Kaliſe gerade keinen klügern zu ſeinem erſten Miniſter machen wollen.

Die Sache ward vorgetragen, und der Staatsrath theilte ſich in verſchiedene Meinungen über die zu ergreifenden Mittel.

Die einen riethen, die Prinzeſſin in ein Kloſter zu ſtecken, weil ſie behaupteten, es ſey kein groß Unglück, wenn drey oder vier Dutzend alte Nonnen und ihre Aebtiſſin ihr Geſichte dem Beſten des Staats aufopferten; andre meynten, man müſſe ihr durch eine Lettre de Cachet verbieten, die Augen bis auf weitern Befehl aufzuthun; noch andre ſchlugen vor, ſie ihr ſo künſtlich ausſtechen zu laſſen, daß ſie nicht die mindeſte Unbequemlichkeit davon hätte, und verſprachen, das Geheimniß zu dieſer Operation herzugeben.

Der Kaliſe, der ſeine Tochter auf das zärtlichſte liebte, fand an allen dieſen Vorſchlägen wenig Behagen. Sein Seneſchall merkte es. Der ehrliche Mann hatte ſchon eine ganze Stunde lang nichts gethan als weinen und mit Thränen in den Augen fieng er folgender Geſtalt zu reden an:

Ich beweine, ſagte er, den Tod meines Sohns des Grafen und Ritters vom goldnen Degen, der ihn leider gegen die Blicke der Prinzeſſin nicht vertheidigen konnte. Geſtern haben ſie ihn begraben. Doch wir wollen davon nicht weiter reden. Wir ſind zum Dienſt Ihro Majeſtät zuſammengekommen; ich muß vergeſſen, daß ich Vater war, um mich zu erinnern, daß ich Seneſchall bin.

Mein Schmerz hat mich nicht gehindert, die Vorſchläge zu hören, die man gethan hat; aber mit Erlaubniß des erlauchten Raths, ich finde ſie alle höchſt unzweckmäſig. Hören ſie den Meinigen.

Ich habe ſeit einiger Zeit einen Stallmeiſter in meinen Dienſten, von dem ich zwar nicht weiß, wo er herkömmt, noch wer er iſt; aber ich weiß ſoviel, daß ſeitdem er bey mir iſt, ich mich ganz und gar nicht mehr um mein Hauswesen zu bekümmern brauche. Er weiß und verſteht alles, und ob ich gleich die Gnade habe, Ew. Majeſtät Seneſchall zu ſeyn, ſo bin ich doch neben ihm nur ein dummer Teufel.

Meine Frau hat mir dieſes wohl tauſendmal geſagt. —

Wenn nun Eure Majeſtät geruhen wollten, ihn über dieſen wichtigen und ſchweren Gegenſtand zu conſultiren, ſo bin ich überzeugt, daß er ohnfehlbar Rath ſchaffen würde. — Von Herzen gern, antwortete der Kalife; zumal es mir das Vergnügen verſchaffen wird, einen Mann zu ſehn, der mehr Verſtand hat als Ihr.

Man ließ ihn rufen, aber er weigerte ſich zu kommen, wenn man nicht vorher die Prinzeſſin mit ihren ſchönen Augen eingeſperrt hätte. Nun Ihro Majeſtät, ſchrie der Seneſchall, was hab' ich geſagt? — Ho ho, erwiederte der Kalife, wenn er weiter nichts weiß? Er mag kommen. Er ſoll meine Tochter nicht ſehn.

Er kam. Man fand ihn weder ſchön noch häßlich; aber er hatte etwas angenehmes in ſeinem Weſen und etwas ſehr feines in ſeiner Bildung.

Ihro Majeſtät können ihn kühnlich anreden, ſagte der Seneſchall. Er verſteht alle Sprachen. — Dem Kalifen, der nichts als ſeine Mutterſprache und noch dazu ſehr mittelmäßig

ſprach,

ach; war das ein großer Troſt. Nachdem
einige Augenblicke nachgedacht hatte, um ei-
ſinnreiche Wendung zu finden, frug er:
Wie nennt Ihr Euch? Lariſari, antwortete
Lariſari, ſagte der Kaliſe; Lariſari, ſag-
alle Räthe. Lariſari, ſagte der Kanzler.
frage Euch, ſagte der Kaliſe noch einmal,
Ihr heißt? Lariſari, ſagte jener mit einem
ſen Reverenz. ¿Und warum nennt Ihr
ch Lariſari? — Weil dieſes nicht mein Na-
iſt. — ¿Wie ſo? ſagte der Kaliſe. —
eil ich meinen Namen abgelegt habe, um
ſen anzunehmen, antwortete jener; darum
nne ich mich Lariſari, ob dieſes gleich nicht
in eigentlicher Name iſt. — Nichts kann
rer ſeyn, verſezte der Kaliſe; und doch,
nn ich es hätte errathen ſollen, ich glaube
hätte vier Wochen dazu gebraucht. Nun
hl denn; Lariſari, ¿was ſoll ich mit meiner
chter anfangen?

Was Ihnen beliebt, antwortete er.

Antwortet ordentlich, fuhr der Kaliſe fort.
Was ſoll ich mit ihr thun?

Alles, was Ihnen beliebt, ſagte Lariſari
ch einmal.

Pah! rief der Kalife, mein Seneſchall hat mir geſagt, daß ich Euch conſultiren müßte über das Unglück, das ſie hat, alle, die ihr zu nahe kommen, entweder ums Leben oder um ihre Augen zu bringen.

Sire, ſagte Larifari:

Es iſt der Götter Werk, die ſie ſo ſchön gebildet,
Nicht ihrer Augen Schuld.

Wenn es indeß ein Unglück iſt, ſchöne Augen zu haben, ſo hat man meiner unmasgeblichen Meinung nach zu folgendem Mittel ſeine Zuflucht zu nehmen. Die Fee Serene weiß alle Geheimniſſe der Natur. Man ſende ihr eine Kleinigkeit von ein oder zwey Millionen zum Geſchenk, und wenn die Ihnen kein Mittel gegen die Augen der Prinzeſſin zu ſagen weiß, ſo ſeyn Sie verſichert, daß es keines giebt. Bis dahin wäre mein Rath, einen Aufſatz von einer ſchönen grünen Farbe zu erfinden, um darunter die Haare der Prinzeſſin Sonnenſtrahl zu verſtecken. Denn ich müßte mich ſehr irren, wenn nicht der Glanz ihrer Haare, verbunden mit dem Feuer ihrer Augen, zum Theil die Urſache wäre, daß ihre Blicke ſo auſſerordentlich gefährlich ſind. Um endlich alle Schwierigkeiten zu heben, ſo will ich, mit Eurer Majeſtät gnädigſter Erlaubniß, die Fee in Dero Namen um Rath fragen, da mir ihre Wohnung bekannt iſt.

Der Kalife war damit ſehr wohl zufrieden. Man gab ihm einen Beutel mit koſtbaren Diamanten und einen halben Scheffel große Perlen für Serenen mit. Er machte ſich damit auf den Weg, ſo unzufrieden auch die Frau Seneſchallin mit dieſer Reiſe ſeyn mochte.

Seine Reiſe dauerte einen ganzen Monat, während dem Prinzeſſin Sonnenſtrahls Augen mehr Unglück als jemals anrichteten. Die grüne Coeffüre hatte ihr nicht angeſtanden. Sie that zwar trefliche Wirkung, und ſchwächte den Glanz der Augen in etwas; aber zu gleicher Zeit warf ſie einen Wiederſchein auf ihr Geſicht, der ihr ſo mißfiel, daß ſie im Zorne die Haube vom Kopfe riß und ihrer Hofdame ins Geſicht warf. Seitdem wurden ihre Augen von Tag zu Tage immer gefährlicher.

Der Kalife ließ Prozeſſionen anſtellen und in allen Kirchen bitten, daß Gott ſein armes Volk in Gnaden anſehn oder verhindern möchte, daß ihn wenigſtens ſeine Tochter nicht anſähe, als endlich der Abgeſandte zurückkam. Man verſammelte ſogleich den Staatsrath und Karifai redete hier den Kaliſen mit dieſen Worten an:

Sire, die Zauberin Serene macht Ihnen ihr Kompliment, und dankt unterthänig für Ihr Geſchenk, welches ſie verbittet, da ſie deſſen nicht bedarf. Sie verſichert, das Geheimniß zu beſitzen, die Augen der Prinzeſſin ſo unſchädlich zu machen, als die Augen Ihro Majeſtät, ohne ihnen das mindeſte von ihrem Glanze zu rauben. Aber ſie verlangt dafür vier Stücke. — ¿ Nur viere? fiel der Kalife ein, vierhundert, wenn ſie will. — Eure Majeſtät geruhen erſt, dieſe zu hören. Das erſte von dieſen vier Stücken iſt der Prinzeſſin Porträt; das andre, Dorn-Röschen; das dritte, der glänzende Hut; das vierte endlich iſt die Stutte Klingklang. — ¿ Was zum Teufel, fuhr der Kalife auf, ſoll das alles heißen? Ich werde die Gnade haben, es Ihnen genauer zu ſagen, erwiederte Lariſari.

Serene hat eine Schweſter, die ſich Langzahn nennt, und beynahe eben ſo weiſe iſt als ſie; aber da ſie ihre Kunſt bloß anwendet, um zu ſchaden, ſo iſt ſie nichts weiter als eine boshafte Hexe, da hingegen Serene eine ehrliche Zauberin iſt. Die Hexe entführte Serenens Tochter, da ſie noch Kind war; und nun da ſie groß worden iſt, quält ſie ſie Tag und Nacht, ihren Sohn, ein kleines häßliches Ungeheuer, zu heyrathen. Dieſes Mädchen, wel-

elches in der Gewalt der Hexe und eine Toch-
er Serenens iſt, heiſt Dorn-Röschen. Auſ-
erdem beſitzt die Hexe einen Huth, der ſo mit
Diamanten überſät iſt, und dieſe Diamanten
nd ſo glänzend, daß ſie Strahlen werfen wie
ie Sonne. Endlich hat ſie auch eine Stute,
ie an jedem Haar ein goldnes Glöckchen hat,
nd der Klang dieſer Glöckchen iſt ſo harmo-
iſch, daß man bey jedem Tritte des Pferdes
e ſchönſte Muſik zu hören glaubt.

Dieß ſind die vier Stücke, welche Serene
rlangt. Sie meldet Ihnen aber zu gleicher
eit, daß es eine Art von Wunder iſt, wenn
r, ſo ſie der Hexe Langzahn zu rauben unter-
mmt, nicht in ihre Hände fällt; und daß,
enn er einmal in ihrer Gewalt iſt, ihn keine
enſchliche Macht daraus erretten kann.

Der Kalife und ſeine Räthe fiengen bitter-
h an zu weinen, da ſie ſahen, daß es bey
ſen Bedingungen kein Mittel gegen ihr Un-
ick gebe. Larifari ward bey dieſem Anblicke
rührt, wendete ſich an den Kalifen, und
gte: Sire, ich kenne einen Mann, der die
le Forderung erfüllen kann, wenn er es nur
f ſich nehmen will.

¿Was? ſagte der Kalife; meine Tochter zu mahlen? Und wer iſt denn der Narr, der etwas Unmögliches unternehmen wollte?

Larifari, antwortete jener. Larifari, ſagte der Kalife; Larifari, ſagte der Seneſchall und der ganze Rath; Larifari, ſchrien endlich alle Küchenjungen, die in dem Hofe des Palaſtes ſpielten.

Eur. Majeſtät, ſagte der Seneſchall, können verſichert ſeyn, daß, wenn er es unternimmt, er auch damit zu Stande kommen wird. Nun, wenn auch, fiel der Kalife ein, ¿wer ſoll uns denn das Uebrige ſchaffen?

Ich, erwiederte der verwegne Larifari. Aber unter der Bedingung, daß, wenn man von ungefähr meinen Namen nennt, man ihn nicht mehr von einem zum andern ſchickt, als wenn die Herrn nichts als ein Echo wären. Ferner, daß, wenn die Prinzeſſin in den Stand geſezt ſeyn wird, in dem man ſie zu ſehn wünſcht, ihr erlaubt ſeyn ſolle, ſich ſelbſt einen Gemahl zu wählen.

Der Kalife gab ihm ſein Ehrenwort, und der Seneſchall, welcher in allen Stücken äuſſerſt ſorgfältig und pünktlich war, fertigte ihm ein Patent darüber aus.

Jedermann war in der größten Erwartung, wie er es angreifen würde, um ein Geſicht zu mahlen, das man ohne Lebensgefahr nicht anſehn konnte.

Lariſari hatte große Reiſen gethan; er fand in den ſeltſamen Bemerkungen, die er über die Sitten jedes Landes gemacht hatte, daß die Einwohner in dem Lande der Sonnenfinſterniſſe ein Stück Glas mit einer dunkeln Farbe anlaufen ließen, um ohne Schaden in die Sonne zu ſehn.

Er benutzte dieſe Bemerkung zu ſeiner gegenwärtigen Abſicht. Er machte ſich eine Brille von ſehr dunkeln Glaſe, mit der er am hellen Mittage in die Sonne ſehen konnte. Hierauf begab er ſich mit dem nöthigen Mahlergeräthe zu der Prinzeſſin Sonnenſtrahl. Die Prinzeſſin erſtaunte über dieſe Verwegenheit. Sie beſchloß, ihn zu ſtrafen, und öffnete ihre ſchönen Augen ſo weit ſie konnte. Umſonſt. Mit Hülfe ſeiner Brille betrachtete er die Wunder ihrer Schönheit Stück vor Stück, und ſetzte ſich nieder, ſie zu mahlen.

Er beſaß dieſe Kunſt in der gröſten Vollkommenheit, ohnerachtet er kein Mähler von Profeſſion war. Ueber alles urtheilte er mit dem feinſten Geſchmacke, und auf die Schönheit verſtand ſich niemand ſo gut als er. Indeß machten Sonnenſtrahls Reize auf ſein Herz nicht den Eindruck, den er erwartet hatte. Ihr Wuchs war weniger vollkommen als ihr Geſicht; dieß ſchützte ihn einige Zeit; aber am Ende muſte er ſeinem Schickſale doch unterliegen. Nun fieng er an alle Schätze ſeines Geiſtes zu zeigen, um ihr zu gefallen. Er war artig und ſie nicht unempfindlich gegen die Lobſprüche, die er ihrer Schönheit ertheilte, und unter dem Vorwande, ſie während einer Beſchäftigung aufzumuntern, bey der ſich die Munterkeit nach und nach verliehrt, erzählte er ihr ſo viel Artiges von ſeinen Reiſen, und mit ſo vieler Lebhaftigkeit und Witze, daß ſie in ihrem Leben keine beſſere Unterhaltung gewünſcht hätte. Die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes erſezte, was ihm an Figur abgieng, und alles was er ſagte, machte eben ſoviel Eindruck, als wenn er der ſchönſte Mann von der Welt geweſen wäre.

Sie verliebte ſich alſo in ihn, und es that ihr von Herzen Leid, daß das Gemälde ſo bald fertig war; aber noch weit mehr that es ihr

Leid, als er zu dem gefährlichen Abentheuer auszog, welches er auf ſich genommen hatte.

Als er Abſchied von ihr nahm, verſicherte ſie ihm, daß er für ſich ſelbſt arbeiten würde; daß, wenn er die Gefahren überwände, denen er ſich um ihrentwillen ausſezte, ſie die Freyheit hätte, ſich ſelbſt einen Gemahl zu wählen, und wenn er ſie nicht beſiege, ſie niemals wählen würde.

Wenn in den damaligen Zeiten eine Schöne Liebe empfand, eilte ſie es zu geſtehn; und die Prinzeſſinnen eilten damit eben ſo ſehr als die andern. Larifari warf ſich zehn oder zwölf mal zu ihren Füßen, um ihr ein Entzücken zu bezeigen, das er nicht empfand; und er erſtaunte über die Kälte ſeines Herzens, das bey weitem nicht ſo gerührt war, als er vorgab.

Prinzeſſin Sonnenſtrahls Bildniß war die Bewunderung des ganzen Hofs. Es war mit ſo vielem Feuer gemahlt, daß man ſeinen Anblick kaum ertragen konnte, ob es gleich nur Mahlerey war. Larifari entdeckte dem Kalifen das Geheimniß, deſſen er ſich bedient hatte, ſeine Tochter zu mahlen, und machte ihm ein Geſchenk mit ſeiner Brille, um ſie auch von Zeit zu Zeit anzuſehn. Er rieth ihm indeß, ſie ſelten zu brauchen, um ſich keiner Gefahr auszuſetzen. Aber der Kaliſe vergaß dieſen guten Rath, und es bekam ihm ſehr übel.

Bey ſeiner Abreiſe machte man ihm eine Menge Anerbietungen, um ſein Unternehmen zu erleichtern. Er nahm aber weder das Geld noch die Armee, die man ihm anbot; ſondern empfahl ſich ſeinem guten Geſchicke, und machte ſich auf den Weg, mit nichts als ſeinem Muthe und ſeiner Thätigkeit ausgerüſtet.

Seine Reiſe war eine Luſtpartie, ſo lange er noch in dem Gebiete von Kaſchemire war. Die Blumen ſproſten unter ſeinen Fußtritten auf; Pfirſchen und Feigen fielen ihm ins Maul, ſobald er den Kopf in die Höhe hob; die koſtbarſten Melonen wuchſen rund um ihn her; ein ewiger Frühling wärmte die Luft und laue Weſte verjagten die Wolken. War er müde, ſo bot ihm an einem murmelnden Bache ein duftender Orangenbaum ein kühles Schattendach dar, und die Vögel ſangen ihn mit den zärtlichſten Liedern in Schlaf. Denn im ganzen Königreiche war keine Nachtigall, die nicht Muſik verſtand, und kein Hänſling, der nicht vom Blatte weg ſung. Aber da er über die Gebirge war, die dieſes reizende Land von allen Seiten umgaben, fand er nichts als Wüſten

ſten und Wälder, die von reißenden Thieren wimmelten; und dieſe Thiere waren ſo wild, daß unſre Tiger und Leoparden gegen ſie Lämmer ſind.

Er mußte indeß nothwendig durch dieſe Wälder paſſiren, um zur Wohnung der Hexe Langzahn zu kommen.

Die wilden Thiere ſchienen ſeine Abſicht zu wiſſen. Denn ſtatt ſich die Mühe zu nehmen, zu ihm zu kommen, vertheilten ſie ſich und beſetzten beyde Seiten; drey Hydern, zehn Rhinoceroße und einige Dutzend Greifen hielten ihn belagert.

Larifari verſtand die Kriegskunſt viel zu gut, um ſich dadurch aus der Faſſung bringen zu laſſen. Er beobachtete ihre Stellung, errieth ihren Plan, und da die Partie ungleich war, nahm er ſeine Zuflucht zu einer Kriegsliſt.

Er erwartete die Nacht, indem er immer rund um ſein Lager recognoſciren gieng. Gegen die zweyte Nachtwache brennte er eine Welle von trocknen Zweigen vermittelſt ſeines Gewehres an, ſteckte ſie an eine lange Stange, und marſchirte gerade auf den Feind los. Er war nicht verliebt genug, um ſeine Dame um

Beyſtand anzurufen; ſondern ſtürzte ſich muthig in das gefährlichſte Abentheuer, das je ein Ritter unternommen hatte.

Das Feuer iſt allen wilden Thieren verhaßt. Sobald ſie die Flamme der brennenden Welle ſahen, fiengen ſie an zu weichen. Er bemerkte es, erhub ein Feldgeſchrey und ſchlug ſie in die Flucht. So kam er mit Anbruche des Tags aus dem Walde.

Er war ſehr müde, aber er wagte es dennoch nicht, in der Nähe eines ſo gefährlichen Orts auszuruhen. Die Sonne gieng auf, und ihre erſten Strahlen entdeckten ihm einen glänzenden Gegenſtand mitten auf einem ſchmalen Fußſteige. Er verfolgte dieſen Fußſteig und gieng lange Zeit, ohne das zu erreichen, was er ſah; ja er ſchien noch immer eben ſo weit davon entfernt zu ſeyn. Verdruß und Müdigkeit warfen ihn zu Boden; und ſo wie er ſich auf das Gras niedergelaſſen hatte, erhob ſich das Glänzende, das er geſehn hatte, in die Luft, und der ſchönſte Vogel von der Welt ſezte ſich vier Schritte vor ihm auf einen Buſch. Die Schwingen ſeiner Flügel waren Gold und Azur, die übrigen Federn feuerfarb und weiß, Schnabel und Krallen Gold. Er hatte die Geſtalt eines Papageys, aber er war ein wenig größer.

Laris

Larifari betrachtete ihn mit großer Aufmerkſamkeit. Er war entzückt von ſeiner Schönheit und fühlte einen geheimen Zug, der mehr als Neugierde war, ſich ihm zu nähern. Nur die Furcht, daß er ihn verſcheuchen möchte, hielt ihn ab.

Der Papagey war ganz unbekümmert um alles. Er ſchien etwas in dem Buſche zu ſuchen und zog endlich einen kleinen Sack heraus, den er auf die Erde legte. Dieſen band er mit großer Geſchicklichkeit auf und nahm etwas Salz heraus, das er mit den Füßen zerkratzte und zu picken anfieng.

Lieber Papagey, rief ihm Larifari zu, friß nicht davon. Es wird dir nicht bekommen. Der Papagey ſchlug ein Gelächter auf, wobey er ihn doch ſehr ernſthaft anſah. ¡Beym Himmel! rief jener, hat man je einen liebenswürdigern Papagey geſehn! Aber was ſag' ich einen Papagey! Es iſt ein Phönix.... Larifari! ſchrie der Papagey und flog fort.

Als ihn Larifari aus den Augen verlohren hatte, nahm er den Sack mit dem Salze und verfolgte ſeinen Weg auf dem Fußſteige, auf dem er ſich befand. Er hoffte, der Vogel werde wieder zu ihm kommen, weil er ihm ſein

Futter wegtrug. Ich begreife gar nicht, ſagte er zu ſich ſelbſt, was ihn ſo erſchreckt haben kann. ¿ Aber wie kömmt es nun in aller Welt, daß alles bis auf die Vögel den Namen Karifari wiederhohlt, wenn er ausgeſprochen wird? Dieſer hier hat ihn indeß von ſelbſt geſagt. ¿ Warum hab' ich aber auch meinen Namen mit dieſem tollen vertauſcht? Kein Menſch wird mir glauben, daß ich es um des Abentheuers mit den Elſtern willen gethan habe. Ja weiß ich doch ſelbſt nicht, ob ich es glauben ſoll, und hab' es doch mit meinen eignen Augen geſehn...

Er reiſte den gröſten Theil des Tages durch unfruchtbare und einſame Gegenden, und beſchäftigte ſich mit tauſenderley Gedanken, an denen Prinzeſſin Sonnenſtrahl zuweilen einigen Antheil hatte. Aber er war weit entfernt von jenen langen und ſüßen Träumen, die ein Herz erfüllen, das mit Leidenſchaft liebt; und weit entfernt, Schlöſſer in die Luft zu bauen, in denen die Wünſche weit beſſer logirt ſind, als der geſunde Menſchenverſtand.

Die Nacht ſtieg herauf und er konnte vor Hunger und Müdigkeit nicht mehr fort. Er ſah ſich nach einem Nachtlager um, und entdeckte mitten im Gebüſche eine elende Hütte, in welcher er einen kleinen alten Mann mit ſeiner Frau fand. Zu einer guten Abendmahlzeit und einem bequemen Nachtlager war hier die Ausſicht nicht ſonderlich; aber er hatte andre Dinge im Kopfe und bekümmerte ſich wenig um Eſſen und Trinken oder um ein prächtiges Logis. Er beſchloß alſo, die Nacht hier zuzubringen, und ward gut aufgenommen; denn er gab ihnen ſoviel, daß er das ganze Haus dafür hätte kaufen können. Kurz nach ihm erſchien auch der Sohn vom Hauſe; ein junger Herr, ſo zerlumpt als die übrige Familie.

Dieſer trieb zwey dürre Ziegen vor ſich her, die ſich unter die Geſellſchaft miſchten, weil kein andrer Ort im ganzen Hauſe für ſie war. Lariſari forſchte bey dieſen armen Leuten nach allem, was ihm einiges Licht in ſeiner Unternehmung geben konnte, und mit Anbruche des Tages vertauſchte er ſeine Kleider mit den Kleidern des Sohns, kaufte ihm ſeine Ziegen ab, bedeckte die Hälfte ſeines Geſichts mit einem Pflaſter und machte ſich mit ſeinem Sacke mit Salze auf den Weg. Er richtete ſeine Schritte nach dem Orte, wo er den Palaſt der Hexe finden ſollte, ob ihm gleich ſein Wirth ernſtlich rieth, nicht hinzugehn, wenn er nicht ſehr nothwendige Geſchäfte bey ihr hätte.

Er war noch nicht lange gegangen, als er einen harmoniſchen Klang vernahm, der immer angenehmer wurde, je näher er kam. Er vermuthete die Urſache davon; trieb indeß immer ſeine Ziegen vor ſich her, und beobachtete die ganze Gegend. Endlich kehrte er in einem kleinen Gehölze ein, durch das ein heller Schmerlenbach rieſelte.

Die Nachbarſchaft eines ſo gefährlichen Orts, die Annäherung eines ſo kühnen Unternehmens verurſachten ihm einiges Nachdenken. Er ſah ein, was er wage; ſein Herz klopfte ihm, aber er empfand weder Furcht noch Reue.

Ohn Unterlaß rief er ſich zu:

Auf! wandle dann die Bahn, die Kränze zu gewinnen,
Die von dem Ziele dir entgegen wehn;
Doch iſt es nicht genug, den kühnen Streit beginnen,
Der wahre Held muß ihn beſtehn.
Und ſollteſt du umſonſt nach dieſem Lorbeer ſtreben,
So wird dein Ruhm darum nicht untergehn:
Denn rühmlich iſt's und kühn, zu Ihr ſich zu erheben
Und rühmlich ſelbſt in Tod für Sie zu gehn.

Indem er ſeinen Muth auf dieſe Weiſe mit den erhabenſten Opern-Sentenzen ſtärkte, die ihm, ich weiß ſelbſt nicht wie, als Denkſprüche in den Kopf kamen, ſah er ein Frauenzimmer kommen, die alle ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich ſen. Ihrer Farbe nach hätte man ſie für die Aurora eines Sommertags anſehn ſollen; ihrer Taille nach für die wohlgewachſenſte Göttin; und ihren Reizen nach für die perſonifizirte Summa aller Grazien.

Sie war einfach gekleidet; aber mit ſo vieler Reinlichkeit, Anſtande und Geſchmack, daß er ſie, troz ihrer ſchlechten Kleider, für eine verkleidete Prinzeſſin erkannte. Er betrachtete ſie dreymal vom Kopfe bis auf die Füße, indem ſie auf den Bach losgieng, an dem er ſich gelagert hatte; und dreymal ſchwur er ganz leiſe, daß er niemals ſo niedliche Füßchen und niemals ſo viel Reize vereinigt geſehn hätte, als in ihrer Figur.

Hierauf drehte er ſich um, indem er ſich ſtellte, als wenn er ſeinen Ziegen nachfolgte. Sie füllte einen Krug mit Waſſer, ſezte ſich an den Rand des Bachs, legte ihre Hände zuſammen, und ſah betrübt dem Laufe des Waſſers zu.

Der verkleidete Ziegenhirt näherte ſich ihr von einer andern Seite und hörte, daß ſie ſeufzte und klagte: ¡Nein, ſagte ſie, nie war ein Geſchöpf unglücklicher als ich! Ach! und ich weiß, daß mein Schickſal ſich niemals ändern wird, als um noch ſchrecklicher zu werden; und doch kann ich noch leben und mein Unglück ertragen? — Nach dieſen Worten ſchwieg ſie einen Augenblick und weinte.... Ihr glücklichen Vögel, fieng ſie von neuem an, die ihr nichts fürchtet als die Elemente, die Menſchen und andre Vögel, die euch bekriegen, ihr genießt die Freyheit in aller eurer Unruhe, und ſeyd nicht zu dem ewigen Anblicke des häßlichſten Geſchöpfes verdammt. Hier ſtrömten die Thränen von neuem über ihre Wangen; dann wuſch ſie ſich Geſicht und Hände in dem Bache, ſezte den Krug auf ihren Kopf und gieng fort.

Larifari hatte ſie genau angeſehn, ohne daß ſie auf ihn merkte. Er fand ſie unendlich liebenswürdig, und aus ihren Aeuſſerungen ſchloß er, daß ſie natürlichen Wiz, ein ſanftes Temperament, ein wahres und aufrichtiges Herz und dabey einen edeln Stolz beſitze. Das waren ſehr viel Entdeckungen für ſo wenig Augenblicke, indeſſen hatte er ſich darin nicht betrogen, ſo wenig als in ſeiner Vermuthung, wer ſie wäre.

Den ganzen Tag brachte er in dem Gehölze zu und die Nacht ließ er ſeine Ziegen zurück und begab ſich in die Ebne um einige neue Entdeckungen zu machen.

Je weiter er gieng, deſto weniger wuſte er, wo er war. Vielleicht hätte er noch lange Zeit ſo umhergeirrt, wenn ihm nicht auf einmal der Schein eines Lichts ein großes Hauß mit einem platten Dache gezeigt hätte, das etwa noch zwey hundert Schritte von ihm lag. Das Licht verſchwund wieder, aber er kam dennoch glücklich an das Hauß, das ſeiner feſten Ueberzeugung nach der Palaſt der Hexe war. Da er nicht für gut fund, ſich an der Thüre zu zeigen, klimmte er, ſo ſachte als er nur konnte, auf das Dach hinan.

Dieß war nur mit Strohe gedeckt. Er horchte einige Zeit, ohne etwas zu vernehmen und ſchob endlich ganz leiſe an dem Ort, wo er ſaß, das Stroh hinweg. Durch die Oeffnung, die dadurch entſtand, ſah er die ſchreckliche Hexe Langzahn, die Kräuter und Wurzeln in einen großen Keſſel warf, der auf dem Feuer ſtand, wobey ſie einige unverſtändliche Worte murmelte. Sie rührte dieſe Mixtur mit einem Zahne um, der ihr aus dem Maule hervorſtand und wenigſtens zwey Ellen lang war; und nachdem ſie lange genug gerührt hatte, warf ſie auch drey Kröten und drey Fledermäuſe hinein und ſprach dazu:

Durch mein Roß und meinen Hut,
Meine Bosheit, meine Wuth,

Wird der Zauber flugs vollbracht,
Meinen Süßen zu berücken,
Ihm die Federn abzupflücken,
Zeige heut ſich meine Macht.

Ihren Süßen, ihren Liebhaber! rief Larifari; gütige Götter! Das iſt gewis eins von den Ungeheuern, die mich in dem Walde haben aufhalten wollen. — Die Hexe ruhrte indeſſen immer fort, und verſuchte dieſe ſchöne Compoſition zuweilen mit dem Finger, an dem ein Nagel, beynahe eben ſo lang als ihr Zahn war.

In dem Winkel am Feuer ſaß ein kleines Ungeheuer, das ſo buklicht und ungeſtalt war, daß man nicht wuſte, ob der Sohn oder die Mutter den Vorzug in der Häßlichkeit habe.

Die Schöne, welche Larifari in dem kleinen Gehölze geſehn hatte, lag vor dieſem Ungeheuer auf den Knien, und wuſch ihm mit ihren ſchneeweißen Händen die ſchmuzigſten und häßlichſten Füße, die jemals gewaſchen worden ſind.

Larifari ſah ihre Verzweiflung über dieſe unwürdige Beſchäftigung und hätte ſelbſt darüber verzweifeln mögen. Da die Hexe merkte, daß das arme Mädchen weinte, hob ſie ihren groſſen Zahn in die Höhe, ſah ſie von der Seite an und ſchrie ihr zu: ¿nun, kannſt du deinen Bräutigam nicht beſſer bedienen? ich dächte du dankteſt dem Himmel, daß der Sohn der mächtigen Langzahn in zwey Tagen dein Gemahl ſeyn ſoll.

Larifari ſchauderte bey dieſen Worten, und die Hexe ſah in die Höh, da ſie etwas ſich bewegen hörte. Er ſtieg ſo ſchnell er konnte von dem Dache herab und eilte nach dem kleinen Gehölze, um nicht entdeckt zu werden. Hier brachte er den übrigen Theil der Nacht damit zu, daß er über das nachdachte, was er geſehn hatte, und Projekte zur Ausführung ſeines Unternehmens machte. Aber in dieſen Betrachtungen überraſchte ihn der Morgen, und es währte nicht lange, ſo kam das ſchöne Mädchen an das Ufer des Baches zurück.

Sie kam mit allen ihren Reizen und allen ihrem Schmerze und noch überdieß mit häßlichen ſchmuzigen Kleidern und Wäſche beladen, die ſie unter heißen Thränen wuſch.

Dieſen Anblick vermehrte das Mitleiden, das er ſeit dem erſten Augenblicke für ſie gefühlt hatte; und er merkte, daß ſich etwas in ihm rege, das ihn bald zu einem Gegenſtande ihres Mitleids machen würde. Sie hatte ſich bey ihrer Wäſche über das Waſſer gelegt, und ſchien jeden Augenblick im Begriffe zu ſeyn, ſich aus Verzweiflung hinein zu ſtürzen, wenn es nur groß genug geweſen wäre, ſie zu erſäufen. Ihre Stellung ließ Larifaris Augen den ſchönſten Buſen ſehn, und er dankte dem Himmel für dieſen Anblick, ohne ſich zu ſchmeicheln, daß ihm jemals etwas mehr davon zu Theil werden könne.

Er glaubte, daß es nun Zeit ſey, ſich ihr zu entdecken; und um vorher ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehn, zog er eine Flöte aus der Taſche und ſpielte ein Lied von einer höchſt ſanften und rührenden Melodie. Er blies aber noch einmal ſo gut die Flöte als er mahlte, und das heißt wohl, er ſpielte unvergleichlich.

Sie ſchlug ihre Augen auf und ſah ihn mit Erſtaunen an. Seine Geſtalt und ſeine Art zu ſpielen harmonirten nicht zuſammen. Als er merkte, daß ſie auf ihn höre, ſtellte er ſich als folge er ſeinen Ziegen, die ſich entfernten.... Nein, ſagte ſie, Klingklangs Harmonie iſt nicht ſo angenehm als der Ton ſeiner Flöte. ¡Wie glücklich iſt dieſer arme Hirt, der ſein Leben bey der Wartung ſeiner Ziegen verträumt! Er iſt arm, aber frey. ¡Ach! wie gern wollt' ich an ſeiner Stelle ſeyn!... ¿Aber was ſucht er in der Nähe dieſes fürchterlichen Orts? ¿Kann er ſeine kleine Heerde nicht weiter treiben? Warum kömmt er in eine Gegend, wo die ſchreckliche Langzahn herrſcht?... Er kömmt, Euch zu befreyen, reizendes Dorn-Röschen, rief er, indem er ſich ihr mit dieſen Worten näherte.

Es fehlte wenig, ſie wäre vor Erſtaunen in Ohnmacht gefallen, er ließ ihr aber keine Zeit dazu. Ja, ſprach er, ja ich will Euch befreyn oder umkommen.... Ach! ſagte ſie mit einem mitleidsvollen Blicke, armer Junge, umkommen kannſt du wohl, aber befreyn wirſt du mich niemals, denn dann müßteſt du mich aus meiner Sklaverey erlöſen, und das iſt unmöglich. Du ſiehſt mich mit der niedrigſten und ekelhafteſten Arbeit beſchäftigt, und doch wollte ich Zeit meines Lebens nichts anders thun, wenn ich nicht noch etwas ſchlimmeres zu fürchten hätte. Ach! ich ſoll den Sohn der Hexe Langzahn zum Manne nehmen.

Alles das weiß ich recht gut, ſagte Lariſari, und ich will Euch davon befreyen.

Sie betrachtete von neuem den Mann, der mit ſolcher Zuverſicht ſprach, und alles zu wiſſen vorgab. Bisher hatte er nur das Vergnügen gehabt, ſie anzuſehn, ohne von ihr angeſehn zu werden. Jezt genoß er dieſes Glück und er zog es in ſeinem Herzen allem vor, was er jemals genoſſen hatte. Er nahm, um weniger häßlich zu ſcheinen, ſein Pflaſter vom Geſichte; ich weiß nicht, ob er wohl daran that. Soviel iſt gewiß, daß ſein Geſicht keinen großen Eindruck auf ſie machte, aber daß ihr ſeine Art ſich auszudrücken gefiel. Er ſagte ihr, daß er nicht der wäre, der er zu ſeyn ſchiene; daß er es auf ſich genommen habe, ſie, den glänzenden Hut und die Stutte Klingklang zu entführen; daß er alles dieß zu Gunſten einer Prinzeſſin verſprochen habe, die für ein Wunder der Welt gelte, und an die er kaum mehr denke, ſeitdem er ſie geſehn. „Ach, wie kann man ſich einer Sonnenſtrahl erinnern, ſagte er, wenn man das liebenswürdige Dorn-Röschen geſehen hat? Sie wird künftig der Gegenſtand aller meiner Unternehmungen ſeyn.

Sie ſchien eben ſo wenig beleidigt durch dieſe Erklärung als verwundert über das Opfer, das er ihr brachte. In den wenigen Augenblicken, die ſie mit einander zubrachten, ward Lariſari vollkommen in dem Urtheile beſtätigt, das er über ihren Geiſt und ihr Herz gefällt hatte. Er beſchwor ſie, ſich in allen Stücken auf ihn zu verlaſſen, und bat ſie, nur in die Vorſchläge eines Menſchen einzuwilligen, der lieber eines dreymal-hundert-tauſendfachen Todes ſterben, als ſie nur im allermindeſten beleidigen wolle.

Er erkundigte ſich alſo ganz genau, wo der Stall der Stutte Klingklang ſey. Er erfuhr, daß man ſich nicht die Mühe gebe, ihn zuzuſchließen, da es nicht ſehr wahrſcheinlich ſey, daß man eine Stutte ſtehlen werde, die man bey der mindeſten Bewegung höre, und deren Harmonie noch auſſerordentlich verſtärkt würde, wenn man ſie aus dem Stalle ritte. Mehr verlangte er nicht zu wiſſen. Sie wagte nun nicht länger zu bleiben, und als ſie ſich trennten, ſah ſie ſich ſo lange nach ihm um, als ſie nur konnte.

Als er ſie aus dem Geſichte verlohren hatte, empfahl er ſich im ganzen Ernſt ſeinem guten Glücke, das ihn noch niemals verlaſſen hatte; ſeiner Thätigkeit, die ihm noch nie ſo nöthig geweſen war; und aller Beſtändigkeit und Dauer ſeines Muths. Er fühlte, daß ihn etwas begeiſtere, das mehr war als Geſchicklichkeit und Klugheit; er glaubte, es ſey ſeine neue Leidenſchaft; aber es war ganz etwas anders. Entſchloſſen, allen unbekannten Eingebungen zu folgen, fieng er damit an, daß er einige böſe kleine Jungen mit Ohrfeigen fortſchickte, die er mit Leimruthen kommen ſah, um die armen kleinen Vögel wegzufangen. Er nahm ihnen ihren Vogelleim, damit ſie nicht in ſeiner Abweſenheit Gebrauch davon machen möchten, und beym Anbruch der Nacht marſchirte er mit ſeinem Sacke unter dem Arm und dem Vogelleime, den er den Jungen abgenommen hatte, nach dem Stalle der Stutte zu. Treſliche Equipage zu einer Unternehmung wie dieſe war! Herrliche Waffen, um ſich gegen die ſchreckliche Gewalt einer Hexe zu ſchützen, der er alle ihre Schätze rauben wollte!

Ein melodiſches Geräuſch leitete ihn gerade nach dem Stalle der Stutte, und er kam eben an, als ſie ſich niedergelegt hatte. Sie war das ſchönſte, ſanfteſte und folgſamſte Thier von der Welt. Er ſtreichelte ſie ſanft mit der Hand, und ſie war über dieſe Behandlung ſo gerührt, daß ſie ihr Leben für ihn gelaſſen hätte. Denn ſie hatte bisher niemanden als den Sohn der Hexe geſehn, der ihr das Futter brachte, und auſſer ſeiner Häßlichkeit, die ihr jedes Futter verbitterte, ſie noch überdieß bisweilen unbarmherzig zu behandeln pflegte.

Da er ſie ſo gut gegen ſich geſinnet fand, füllte er alle ihre Glöckchen, eins nach dem andern, mit Miſte voll, und überzog ſie mit Vogelleim, den er mitgebracht hatte, damit der Miſt nicht herausfallen könnte; und als dieß geſchehn war, ſtand die ſchöne Stutte auf, um zu ſehn, ob vielleicht noch etwas an ihr wäre, das ein Geräuſch machen dürfte.

Larifari wiederhohlte ſeine Schmeicheleyen, ſattelte und zäumte ſie auf und begab ſich gerades Wegs nach der Wohnung der Hexe Langzahn, indem er die Stutte in dem Stalle zurückließ. Er ſtieg wieder, wie Tags zuvor, auf das Dach, und nahm ſeinen Platz mit eben der Vorſicht ein. Den Sack mit Salz hatte er dabey immer unter dem Arme, und er wußte ſelbſt nicht, wie es kam, daß er ihn nie aus den Händen legte, er mochte hingehn, wo er hin wollte. Aber er erfuhr bald, wozu er ihm dienlich wäre. Er ſah durch dieſelbe Oeffnung beynahe dieſelbe Scene wie die vorige Nacht; ausgenommen, daß ihm das arme Dorn-Röschen noch weit beklagenswürdiger vorkam. Denn das erſtemal hatte ſie blos Langzähnchens Füße gewaſchen; aber jezt unterſtand ſich das kleine Ungeheuer ſie auf den Fuß eines Bräutigams zu behandeln, und als ſie die Freyheiten, die er ſich mit ihr herausnahm, verbat, ſieng er an, wie ein Schwein zu grunzen und mit ihr zu zanken.

Die Hexe zwang ſie, ſich in die Ecke ans Feuer zu ſetzen. Langzähnchen ſtreckte ſich neben ihr aus, legte ſeinen Kopf auf ihren Schooß und ſchlief ein. Das unglückliche Dorn-Röschen wagte es nicht, ihren Verdruß und Abſcheu merken zu laſſen; aber ihre Thränen konnte ſie nicht zurückhalten und doch durfte ſie der Hexe nicht gewahr werden laſſen, daß ſie weinte.

Larifari fühlte ihren Schmerz in dem Innerſten ſeiner Seele. Die Hexe aber gab nicht weiter auf ſie Achtung, ſondern rührte ihre Kräuter in dem Keſſel mit ihrem langen Zahne um. Von Zeit zu Zeit warf ſie ein neues Gift hinein, wobey ſie immer wiederholte, was ſie ſchon die vorige Nacht geſagt hatte.

Durch mein Roß und meinen Hut,
Meine Bosheit, meine Wuth,
Wird der Zauber flugs vollbracht.
Meinen Süßen zu berücken;
Ihm die Federn auszupflücken,
Zeige heut ſich meine Macht.

Larifari wollte doch auch etwas von dem Seinigen hinzuthun, und ſchüttete ſeinen Sack mit Salz durch die Oeffnung des Camins hinab. Die Hexe merkte es nicht eher bis ſie mit ihrem langen Nagel von ihrer Kocherey koſten wollte. Sie erſchrack, koſtete noch einmal und fand, daß der Zaubertrank durch ein Ingredienz, das wahrſcheinlich nicht hineingehörte, verdorben war. Sie erhub dabey ein ſo fürchterliches Geſchrey, als wenn funfzehntauſend Katzen auf einmal geheult hätten.

Sie hub den Keſſel ſogleich vom Feuer und gab der armen unſchuldigen Dorn-Röschen eine Ohrfeige, daß ſie beynahe vom Stuhle gefallen wäre. Darüber wachte Langzähnchen auf und gab ihr noch eine, daß ſie ihn aufgeweckt hatte.

Larifari, der alles das mit anſehn mußte, fühlte dieſe Ohrfeigen zehnfach, und es war ihm, als wenn ihm ein Dolch durchs Herz führe. Schon unterlag die Klugheit ſeinem Zorne und er hätte ſich in das offenbarſte Unglück geſtürzt, um ſeine Schöne zu rächen, wenn nicht die Hexe ihrem Sohne befohlen hätte, Waſſer im Bache zu hohlen, nachdem ſie ihm vorher einige Elogen wegen ſeiner edeln Empfindlichkeit gemacht hatte. Geh, mein Puppchen, ſagte ſie, das häßliche Thier da ſoll meinen Hut nehmen und dir leuchten. Ich würde dich nicht bemühn, wenn der Hut nicht von einem Mädchen getragen werden müßte, um zu glänzen, und die ſo ihn trägt, noch etwas anders daneben tragen könnte. Geh, mein Söhnchen,

chen, nimm den Krug und fürchte dich nicht vor Geſpenſtern. Sie werden dir nichts thun, wenn der Hut leuchtet, und ich verſpreche dir, daß, wenn du zurückkömmſt, du die ſpröde Närrin da auf der Stelle heyrathen ſollſt.

Gut! ſagte Lariſari, ich bins zufrieden; nur nicht eher als bis er zurückkömmt; und mit dieſen Worten, die er ganz leiſe ſagte, ſtieg er vom Dache herab. Hierauf lief er ſo ſchnell er laufen konnte, und poſtirte ſich zwiſchen das Hauß und den Bach, wo er gleich drauf die ganze Gegend wie am hellen Mittag erleuchtet ſah. Das reizende Dorn-Röschen war der erſte Gegenſtand, den er erblickte. Ihres Hutes ungeachtet kam ſie ihm ſo glänzend vor, daß der Hut ſein Licht von ihr zu leihen ſchien. Der Zwerg keuchte neben ihr unter der Laſt des leeren Kruges; denn es war nicht genug, daß er buckelicht war, ſondern, um recht abſcheulich zu ſeyn, war er auch ſo lahm wie ein Hund, und ſo klein, daß er vergeblich verſuchte, ſeine ſchöne Gebieterin am Arme zu führen. Er konnte ſchlechterdings nicht höher reichen, als an ihre Taſchen; an dieſen hielt er ſich an und ſchleppte ſich fort ſo gut er konnte; denn Gott weiß wie viel mal Dorn-Röschen ſtolperte, um ihn loszuwerden. Endlich kam ſie an den Ort, wo Lariſari ſie erwartete.

wartete. Sie zitterte am ganzen Leibe, als ſie ihn ſah, und ihr Geſicht ward bald blaß bald roth. Ich weiß nicht, ob er dieſe verſchiednen Gemüthsbewegungen bemerkte, noch wie er ſie ſich erklärte, wenn er ſie bemerkte; genug, nachdem er ihr Muth eingeſprochen hatte, packte er Langzähnchen beym Ohre, wickelte ihm den Kopf in ſein Schnupftuch, hockte ihn unter den Arm, wie einen jungen Hund, gab dann Dorn-Röschen die Hand und marſchierte mit ſtarken Schritten auf den Stall zu.

Hier fand er die Stutte gerade ſo, wie er ſie verlaſſen hatte. Er unterrichtete Dorn-Röschen mit wenigen Worten von ſeinem Plane und ſie war in der Angſt mit allem zufrieden, ohne ein Wort von allem zu verſtehn. Meine Angſt, ſagte ſie, iſt unbeſchreiblich. Ich fürchte nicht mehr für mich allein, und dieß iſt allzuviel für mein Herz. Ihr habt freylich ſchon ſo viel gethan, daß ich mich ganz auf Euch verlaſſen könnte. Laſſt uns nur eilen, daß wir fortkommen, da uns die Eile allein retten kann. ¿Aber was wollen wir mit dieſem Ungeheuer anfangen? Ich würde ihn lebendig ſchinden, ſagte er, um ihn für die Angſt zu ſtrafen, die er Euch verurſacht hat, und für die Ohrfeige, die er Euch vorhin gab, aber ſeine Mutter würde ſich allzu leicht über dieſe ſanfte

Todesart koſten. Ich habe etwas anders im Sinne, das ihr mehr ans Herz kommen ſoll.

Das grosmüthige Dorn-Röschen, die von keiner andern Grauſamkeit wußte, als der, welche ſpröde Schönen gegen ihre zärtlichen Liebhaber ausüben, war ſchon im Begriffe, um Gnade für den elenden Zwerg zu bitten; aber Lariſari ließ ſie nicht zum Worte kommen. Fürchten Sie nichts, ſagte er, es ſoll ihm kein Leids geſchehn. Er ſoll es im Gegentheil recht bequem haben, wenn es uns übel und wehe geht. Ich will Sie ſogar um ein kleines Andenken Ihrer Gunſt für ihn gebeten haben, da er doch nun die Hoffnung aufgeben muß, Sie zur Gemahlin zu bekommen. Erlauben Sie ihm Ihre Haube zu tragen, bis Sie wieder kommen.

Dorn-Röschen wußte nicht, was er damit ſagen wollte. Aber ſie fühlte, daß der Scherz unter dieſen Umſtänden nicht ſonderlich angebracht war. Indeß wurde Langzähnchen die Haube aufgeſezt, und man kann denken, daß er darin nicht liebenswürdiger ausſah. Aber er war froh, daß er damit wegkam, die Haube ſeiner Gebieterin zu tragen, nachdem man ihm vom Schinden vorgeſprochen hatte, und er glaubte nun aus aller Gefahr gerettet zu ſeyn.

Er irrte ſich. Lariſari band ihm Hände und Füße, ſtopfte ihm Heu in den Mund, damit er nicht ſchreyen könnte, und legte ihn ſo mit dem ganzen Leibe ins Heu, daß man nichts von ihm ſah, als ſeinen Hinterkopf und ſeinen niedlichen Aufſatz.

Nachdem auch dieß geſchehn war, ſtreichelte er die Stutte, beſtieg ſie, nahm Dorn-Röschen vor ſich und kehrte dem Palaſte der Hexe den Rücken zu.

Die Stutte Klinglang war ſo ſchnell wie der Wind und dabey lenkſam wie ein Schiff. Lariſari legte ihr den Zaum auf den Hals, damit ſie deſto geſchwinder laufen möchte. Nachdem ſie in Zeit von einer Stunde ungefähr funfzig Meilen gemacht hatte, glaubte er weit genug zu ſeyn, um ſie ein wenig verſchnauben zu laſſen.

Hatte jemand Urſach vergnügt zu ſeyn, ſo war es Lariſari, der ein gefährliches Abentheuer ſo glücklich geendigt hatte, und ein Mädchen in ſeinen Armen hielt, das er anfing zu lieben, die er aus einer fürchterlichen Sclaverey befreyt hatte, und die er umfaſſen durfte, ohne Furcht ſie zu beleidigen. Glückliche Lage für einen Mann, der ein Unternehmen für den

Ruhm begann, und für die Liebe es ausführte! Er athmete wieder mit freyer Bruſt und fühlte keine Furcht mehr als die, ſeiner Geliebten nicht zu gefallen. Er kannte ſich zu gut, um etwas von den Reizen ſeiner Figur zu erwarten. Er wußte, daß er nicht hoffen durfte, ohne die Hülfe ſeines Verſtandes und ſeiner Liebe. Dieſe wuchs mit jedem Augenblicke; ſein Herz hatte ſtärker geſchlagen, ſo oft er ſie von Neuem geſehn hatte, und die Stellung, in der er ſich jetzo befand, ſo vollkommen ehrerbietig ſie auch war, war doch nicht von der Art, um ein verliebtes Herz zu beruhigen.

Schönes Dorn-Röschen, ſagte er zu ihr, da er fühlte, daß ſie noch zitterte, Sie haben nichts mehr von der Hexe Langzahn zu fürchten, und Sie können ganz ruhig bey einem Manne ſeyn, der die reinſten und ehrerbietigſten Geſinnungen gegen Sie hegt. Ich kenne Ihre Reize; ja ich wage zu behaupten, daß ſie niemand beſſer zu beurtheilen verſteht und beſſer kennt; aber ich wage kaum, Ihnen zu ſagen, daß ich ſie bis in das Innerſte meines Herzens fühle. Und doch, ¿wie könnte es anders ſeyn? — Ich verließ mein Vaterland aus beſondern Gründen. Als ich abreiſte, hatte ich keinen beſtimmten Plan, keine Abſicht. Ich wußte nicht, was ich in der Welt ſuchte, aber jezt weiß ich nur allzugut, daß ich niemand anders ſuchte als Sie. Erlauben Sie, daß ich Sie einige Augenblicke mit der Erzählung meiner Abentheuer unterhalte.

Dorn-Röschen wußte nicht, was ſie auf alle dieſe ſchönen Sachen, die er ihr ſo in Einem Zuge ſagte, antworten ſollte. Sie neigte ſich ſanft zu ihm, gleichſam um an ihm zu ruhn und Lariſari, dem dieſe Art von Antwort nicht mißfiel, fuhr fort, ohne auf eine andre zu warten.

Ich bin der Sohn eines kleinen Fürſten. Sein Staat war eingeſchränkt, aber ſeine Unterthanen reich, zufrieden und treu.

Ich hatte einen Bruder. Gott weiß, was aus ihm geworden iſt. Wir waren nicht viel über ſechs Jahr alt, als mein Vater uns allein nahm, und uns mit folgenden Worten anredete, die, wie mich dünkt, ein wenig zu hoch für unſer Alter waren.

Meine Kinder, ſagte er, ihr ſeyd Zwillinge und das Recht der Erſtgeburt kann die Thronfolge unter euch nicht entſcheiden. Mein Staat iſt zu klein, um ihn zu theilen, und ich wünſche daher, daß der eine von euch dem andern ſeine Rechte abtreten möge. „Damit aber der, welcher ſich des Throns begiebt, ſich ſein Opfer nicht reuen laſſen dürfe, ſo habe ich euch zwey Geſchenke zu machen, von denen das kleinſte allenthalben euer Glück befeſtigen wird. Dieſe Geſchenke ſind Verſtand und Schönheit. Da dieſe Vorzüge getrennt bleiben müſſen, ſo wähle ſich ein jeder das, was ihm am meiſten gefällt.“ — Wir antworteten beyde zugleich; ich verlangte den Verſtand und mein Bruder die Schönheit.

Mein Vater umarmte uns beyde und verſicherte uns, daß jeder mit der Zeit das bekommen würde, was er ſich gewählt habe.

Mein Bruder hieß Phönix, ich Fink, und wenn wir noch mehrere Brüder gehabt hätten, ſo bin ich feſt überzeugt, daß man den einen Amſel, den andern Nachtigall, den dritten Zeiſig und ſo weiter genannt haben würde; denn eine von den Thorheiten meines Vaters war die Vögel-Liebhaberey; die andre, daß er verlangte, wir ſollten ihn Herr Papa nennen. Von mir hatte er nie das Vergnügen, dieß zu hören; mein Bruder Phönix aber nennte ihn immer über das dritte Wort Herr Papa. Dieß iſt vielleicht auch die Urſach, warum er ihm beſſer Wort hielt als mir; denn in ſeinem achtzehnten Jahre übertraf er alles, was man je Schönes von unſerm Geſchlechte geſehn hat. Zwar ſagte man auch mir manche Schmeicheley über meinen lebhaften Verſtand, aber ich ſahe das an, wie das, was man von allen Kindern ſagt, wenn die Väter und Mütter die ganze Welt mit den Einfällen ihrer Kinder ennuyiren, und ich fand, daß ich gerade nicht mehr Verſtand hatte, als um einzuſehn, daß ich noch viel zu wenig habe.

So verſchieden auch unſre Neigungen waren, ſo groß war doch die Eintracht zwiſchen mir und meinem Bruder. Ich vertrieb mir die Zeit mit der Lektüre. Ich las alles, was mir in die Hände fiel, Gutes und Schlechtes; aber ich lernte bald das Eine von dem Andern unterſcheiden, und ich hätte mich beynahe über dieſe Delikateſſe geärgert, die meine Lektüre auf eine ſehr kleine Anzahl von Büchern einſchränkte. Phönix hatte dieſe Sorge nicht. Er puzte ſich den ganzen Tag, um mit ſeiner Schönheit zu paradiren.

Endlich ſtarb unſer Vater, und, was ihm ſeinen Tod gar ſehr erleichterte, war die Eintracht, in der er uns ſah. Aber er war auch nicht ſobald begraben, als wir zum erſtenmale in unſerm Leben verſchiedner Meinung waren, ſo daß wir uns beynahe gezankt hätten. Die Urſach unſers hartnäckigen Streites war, daß jeder dem andern ſein Recht an die Krone abtreten wollte. Phönix verſicherte mich ohn Unterlaß, daß, da ich weit mehr Fähigkeiten zur Regierung hätte, ich auch weit mehr verdiente, meinem Vater nachzufolgen; daß ihm, dem Himmel ſey Dank, nicht bange ſey, mit ſeiner Figur an jedem Ende der Welt ſein Glück zu machen. Vergebens führte ich ihm die triftigſten Gründe an, um ihn zur Annahme unſrer kleinen Herrſchaft zu bewegen. Er hörte mich nicht; und nach einem langen Streite wurden wir einig, beyde an Einem Tage abzureiſen, um unſer Glück auswärts zu ſuchen; mit der Bedingung, daß der, welcher ſich zuerſt etabliren würde, dem andern, wo möglich, davon Nächricht geben, und dieſer ſodann von unſrer gemeinſamen Erbſchaft Beſitz nehmen ſolle. Die Regierungsgeſchäfte übertrugen wir indeß unſern treuen Miniſtern. Wir reiſten ab. Phönix mit allen nur möglichen Reizen begabt, ich mit dem kleinen Antheile von Verſtande, der mir zugefallen war.

Wir nahmen verſchiedne Wege. Das erſte Abentheuer, das mir aufſtieß, war ſonderbar genug, ungeachtet es keiner von den groſſen und gefährlichen Zufällen war, welche den

Helden auszeichnen. Ich hatte viele Länder durchreiſt, ohne etwas zu finden, das mir einige Hoffnung zu einem vorzüglichen Glücke hätte machen können. Ich ſuchte indeß allenthalben Kenntniſſe zu ſammeln; ich hielt mich bey allem auf, was meiner Aufmerkſamkeit würdig ſchien. Ich erforſchte die geheimen Kräfte aller Weſen, bemerkte die Sonderbarkeiten jedes Landes. Aber alles das befriedigte meine Neugierde nicht.

Ich kam endlich nach Circaſſien, das man mir als das Land der Schönheit beſchrieben hatte. Ich durchreiſte es von einem Ende bis zum andern, und fand zu meinem großen Erſtaunen keine einzige Schönheit, die mich auch nur in Verwundrung geſezt hätte. Ich ſchrieb die Urſach davon der Veründrung der Regierungsform zu, und glaubte, daß in den daraus entſtandnen Unruhen alle Schönen zerſtreut worden wären, die, dem nach was man mir davon erzählt hatte, ehedem bey jedem Schritte anzutreffen geweſen ſeyn mußten.

Eines Tages ſpazierte ich an dem Ufer eines Fluſſes, der eine weite Ebne begränzte. Jenſeit deſſelben erhob ſich ein Gebäude, das mir in der Ferne ſehr prächtig vorkam. Die Neugierde trieb mich, es näher zu beſehn. Ich folgte dieſem Antriebe, und als ich näher kam, fand ich ein Schloß, das von auſſen der Aufenthalt eines Fürſten ſchien. Inwendig war es finſter und die Bewohner deſſelben unfreundlich. Doch ſah ich hier mehr Schönen als in dem übrigen Circaſſien, nur waren ſie alle erſchrecklich ſcheu. Sie flohen ſo wie ſie mich nur von Ferne ſahen, und die, welche mir nicht ausweichen konnten, ſchienen ſo wenig auf die Artigkeiten zu antworten, mit denen ich ſie anredete, daß ſie nicht einmal den Kopf nach mir zu drehten. Nun, ſagte ich bey mir ſelbſt, dieſe Statüen ſtellen wenigſtens Frauenzimmer ſehr natürlich vor, aber leider fehlte ihnen die Sprache. Ich gieng über eine Menge Galerien, ohne in dieſem Schloſſe etwas anders als ſolche Gegenſtände zu finden, die mir eben ſoviel Langeweile machten, als ſie ſelbſt von der Langenweile geplagt ſchienen. Auf einmal hörte ich in einem entlegnen Zimmer ein lautes Gelächter. Ich freute mich, wenigſtens noch irgendwo in dieſem traurigen Schloſſe einen Funken von Luſtigkeit zu entdecken, und gieng in das Zimmer, wo dieſes Gelächter noch immer fort dauerte. Vier Elſtern ſaßen um einen Spieltiſch und ſpielten in der Karte, ohne ſich durch meine Gegenwart erſchrecken zu laſſen. Im Gegentheil, ſie machten mir jede ein artiges Compliment und fuhren dann in ihrem

Spiele fort. Ich ſah ihnen zu; aber ich verſtand nichts von ihrem Spiele, ungeachtet ich alle Spiele in der Welt kenne. Neben ihnen ſaß eine alte Krähe, von ſehr gutem Anſehn, und häkelte, indem ſie ihnen von Zeit zu Zeit in die Karten ſah.

Ich muß geſtehn, daß mir dieß Schauſpiel ſehr ſonderbar vorkam. Ich begriff durchaus nicht, was dieſer Zauber bedeuten konnte. Sie miſchten, cupirten und gaben, als wenn ſie Zeit ihres ganzen Lebens nichts anders gethan hätten, als Karten ſpielen. Als meine Aufmerkſamkeit auf das höchſte geſpannt war, warf eine von den Elſtern, welche lange auf eine von ihren Karten gepikt hatte, ſie alle mit einander auf den Tiſch, und ſchrie aus Leibeskräften: Larifari!

Die andern ſtimmten ein. Die Krähe ſelbſt, die nicht mit von der Partie war, ſchrie auch Larifari, und dann ſchlugen ſie wieder ein ſo lautes und durchdringendes Gelächter auf, daß ich es nicht länger aushalten konnte.

Ich verließ alſo das Zimmer der Elſtern, das finſtre Schloß und drey Tage darauf das Königreich ſelbſt. Um dieſe Zeit ungefähr fieng der Ruf von Prinzeſſin Sonnenſtrahls

Schönheit an, ſich zu verbreiten. Man erzählte mir die unglaublichſten Dinge von ihr; und ich beſchloß, mit eignen Augen zu ſehn, ob dieſe Wunder wahr wären; ſo gefährlich man mir auch die Folgen dieſes Unternehmens beſchrieb.

Schon lange Zeit hatte ich ein großes Verlangen gehegt, das glückliche Königreich Kaſchemire zu ſehn, und auf einmal bekam ich Luſt, meinen Nahmen zu ändern; entweder, weil dieß bey den meiſten Abentheurern ſo Herkommens iſt, oder weil mir der Nahme **Fink** zu gemein ſchien, für einen Mann, der bey der erſten Schönheit der Welt von ſich reden machen wollte. Mit Einem Worte, ich änderte meinen Nahmen, und da mir das Abentheuer mit den Elſtern noch immer im Sinne lag, ſo nahm ich den Nahmen **Larifari**, den ich dort von ungefähr gehört hatte, an. ¿Larifari? ſagte Dorn-Röschen. — Ja, fuhr er fort, und was mir das ſonderbarſte bey dieſem Nahmen ſcheint, iſt dieſes, daß man ihn nicht hören kann, ohne Luſt zu bekommen, ihn zu wiederholen, ſo wie es Ihnen in dieſem Augenblicke begegnet iſt.

Am Eingange des Königreichs Kaſchemire, wenn man von Circaſſien herkömmt, hat die

Fee Serene ihren bezauberten Palaſt. Ich muß hier hinzuſetzen, daß mich die Begierde, eine Dame von ſo auſſerordentlichen Kenntniſſen und die deswegen weit und breit berühmt war, kennen zu lernen, eben ſo ſehr reizte, nach Kaſchemire zu reiſen, als alle die Wunder, die man mir von der Prinzeſſin Sonnenſtrahl erzählt hatte. Nur hätten mich beynahe die Schwierigkeiten zu dieſer Bekanntſchaft zu gelangen abgeſchreckt. Von tauſenden, die dieſe Reiſe in eben der Abſicht unternommen hatten, waren nur ſehr wenige in ihrem Unternehmen glücklich geweſen. Man weiß ungefähr den Ort, wo ſie wohnt, aber man ſucht ihren Palaſt vergeblich, und niemand findet ihn, den nicht das Glück oder vielmehr die Gunſt der Zauberin leitet. Ich war ſo glücklich vor ſie gelaſſen zu werden. Ein Glück, das ich wahrſcheinlich mit nichts andern verdient hatte, als mit der auſſerordentlichen Begierde, dieſer erhabnen und weiſen Frau meine Huldigung zu Füßen zu legen.

Ich will Sie mit der Beſchreibung eines Orts verſchonen, deſſen auſſerordentliche Schönheiten keine Beſchreibung erreicht. Alles, was ich Ihnen davon ſagen kann, iſt, daß dieſe Gegend von Kaſchemire ſich vor dem ganzen übrigen Königreiche eben ſo auszeichnet, wie

Kaſchemire vor allen Königreichen des Erdbodens. Die kurze Zeit, die mir erlaubt war, hier zuzubringen, half mir mehr, als das Geſchenk, das mir mein Vater vermacht zu haben glaubte. Ich bemerkte, daß meine Bewunderung und Ehrfurcht gegen ſie mir ihre Protektion erworben hatte. Sie verſprach, mich nicht zu vergeſſen, als ich von ihr Abſchied nahm, und ich verließ ſie mit dem Entſchluſſe, mich ihres Schutzes ſo viel in meinen Kräften ſtünde würdig zu machen.

Ich kam in die Stadt, wo der Hof war. Aber ich war nicht willens, mich ſehen zu laſſen. Ich erfuhr bald genug, um mich zu orientiren. Ich lernte den Charakter und das Genie des guten Kalifen kennen. Man machte mich mit der Denkungsart des erſten Miniſters bekannt; der keines von allen den Talenten beſaß, welches Miniſter gewöhnlich haben, oder doch haben ſollten; aber dafür auch nicht die mindeſte Einbildung von ſich, nicht den mindeſten Stolz hatte. Denn in der That hat es wohl nicht leicht einen ſo umgänglichen Miniſter gegeben, als ihn. Er hatte eine Frau, die zwar auf einen etwas höhern Ton geſtimmt aber noch weit zuvorkommender war, als ihr Mann. Ich nahm Dienſte bey ihm als Stallmeiſter, und ich bemerkte ſehr bald, daß ich der Madame Seneſchallin nicht misfiel. ¿ Was war ſie für eine Art von Schönheit? unterbrach ihn Dorn-Röschen. — Eine von denen, die ſich ſo ſchön machen können als ſie wollen; antwortete er.

Der Seneſchall, ihr Gemahl, fuhr er fort, war ein Mann, der, wie man ſagt, das Pulver nicht erfunden hatte. Ich galt alſo für auſſerordentlich geſchickt bey ihm, und ſo kam es, daß man die Augen auf mich warf, um ein Mittel gegen das Unglück zu ſuchen, das die Augen der Prinzeſſin anſtifteten.

Hierauf erzählte er ihr, wie er es angefangen hatte, ſie abzumahlen. — ¿ Sie haben ſie alſo wohl ſehr oft angeſehn? frug Dorn-Röschen... Ja, ſagte er, ſo oft ich wollte, und wie ich Ihnen ſage, ohne die mindeſte Gefahr. ¿ Fanden Sie ſie wirklich ſo auſſerordentlich ſchön, als man Ihnen geſagt hatte? fuhr ſie fort... Noch tauſendmal ſchöner, antwortete er... ¿ Nun, ſo braucht man ja wohl gar nicht zu fragen, ſezte ſie hinzu, ob Sie nicht gleich beym erſten Anblicke in ſie verliebt worden ſind? Ich bitte Sie, ſagen Sie mir die Wahrheit.

Larifari geſtand ihr alles, was zwiſchen ihm und der Prinzeßin vorgefallen war. Er verſchwieg ihr ſelbſt die Verſicherung nicht, die ſie ihm gegeben hatte, ihn zu heyrathen, wenn er in ſeinem Unternehmen glücklich wäre.

Jezt ſchob Dorn-Röschen ſeine Hände zurück, mit denen er ſie bis jezt feſt gehalten, und ſezte ſich gerade, da ſie ſich vorhin an ihn gelehnt hatte. Er verſtand, was dieß ſagen wollte; aber er ſezte ſein Geſpräch fort, ohne ſich das Mindeſte merken zu laßen.

Ich weiß nicht, ſagte er, was für ein glückliches Geſtirn die Prinzeßin für mich geſtimmt haben mußte. Ich fühlte nur allzuwohl, daß ich ihre Güte nicht verdiente, und daß weder meine Figur und noch weit weniger mein Herz irgend einen Anſpruch auf ihre Gunſt machen konnte. Ich bemerkte in der Folge nur allzudeutlich, daß die Liebe die ich für ſie zu fühlen vermeynt hatte, höchſtens Bewundrung war. Bey jedem Scheine, den ich mich von ihr entfernte, erloſch ihr Bild unmerklich mehr in meiner Seele; und ſeit dem erſten Augenblike, wo ich das Glück hatte Sie zu ſehn, iſt es mir ganz und gar aus dem Gedächtniſſe verſchwunden.

Er ſchwieg und Dorn-Röschen — ſagte auch nichts. Sie ſank nach und nach wieder in ihre vorige Stellung zurück und legte ihre Hände auf die ſeinigen, die er, wie zuvor, wieder um ihren Leib geſchlungen hatte.

Unterdeßen brach der Tag an. Larifari nahm Dorn-Röschen den Hut ab, den ſie die ganze Nacht über getragen hatte. Nur das ſchwache Licht Aurorens leuchtete auf ihrem Wege. Ihre Blicke erquickten die Blumen und die koſtbaren Thränen, die ſie vergoß, benezten die Wieſen und löſchten den Staub auf der Straße.

Gerade zu der Zeit als die ſchöne Heroldin des Tages den Sonnen-Roßen die Pforten öfnete, begonn die Stutte Klingklang zu wiehern. Ach! rief Dorn-Röschen, indem ſie am ganzen Leibe zitterte, wir ſind verlohren. Die Hexe verfolgt uns. Larifari ſah ſich um und erblickte in der That die fürchterliche Langzahn auf einem feuerfarbnen Einhorne, an welches zwey Tiger gekoppelt waren, von denen der kleinſte wenigſtens eben ſo groß ſeyn mochte, als Klingklang.

Larifari ſuchte Dorn-Röschen zu tröſten, indem er ihr ſagte, daß die Stutte ſo geſchwinde de gehe, daß ſie die Zauberin mit ihrer ganzen Equipage ſehr bald aus dem Geſichte haben würde. Er regte ſie bey dieſen Worten an; aber Klingklang ging nicht von der Stelle. Er gab ihr die Zunge, er ſpornte ſie; umſonſt. Sie war unbeweglich.

Dorn-Röschen fiel ohnmächtig in ſeine Arme, als ſie die Hexe nur noch funfzig Schritte von ſich ſah. Vergebens ſchwur er ihr, daß ſo lange noch ein Blutſtropfen in ſeinen Adern flöſſe, ſie nimmermehr in ihre Klauen fallen ſollte. Alle dieſe Verſicherungen waren nicht im Stande, ſie wieder zu ſich zu bringen.

◆

Langzahn kam immer näher und Larifari wußte weder aus noch ein. Er verſuchte nun noch den Weg der Güte, ſtreichelte die Stutte und ſagte: „Wie, liebe Klingklang, ſo willſt du deine ſchöne Gebieterin der häßlichen Hexe ausliefern, die dich verfolgt? Biſt du nur darum ſo gefällig geweſen, um uns am Ende ſo ſchändlich zu verrathen? — Aber auch ſelbſt das Point d' Honneur, womit er ſie ſpornen wollte, half nichts. Sie ſtand wie eine Mauer und die Hexe war nur noch zwanzig Schritte entfernt, als Klingklang ihr linkes Ohr dreymal ſchuttelte. Er griff ſogleich mit dem Finger hinein, und fand einen kleinen Stein, den er über ſeine linke Schulter hinwegwarf, und in demſelben Augenblick erhob ſich eine Mauer von der Erde zwiſchen ihm und der Hexe. Dieſe Mauer war nicht höher als ſechzig Fuß, aber ſie war ſo lang, daß man weder Anfang noch Ende davon ſah.

Dorn-Röschen ſchöpfte wieder Luft. Larifari dankte dem Himmel und Klingklang eilte davon wie ein Bliz.

Sie hatten die neue Mauer ſchon aus den Augen verlohren, und Larifari glaubte Dorn-Röschen in Sicherheit." Er wollte ihr eben etwas Zärtliches, vielleicht ſogar etwas Artiges ſagen, als Klingklang auf einmal mitten im Laufe inne hielt. Larifari ſah ſich um, und die ſchreckliche Langzahn war ſchon wieder hinter ihm. „Wie? ſchrie er; ſo giebt es denn keine Mauer, die ihrem Einhorn, ihren Tigern, ihrem langen Zahne und ihrem ſchrecklichen Nagel widerſtehen könnte? ... Dorn-Röschen ward während dieſer Bemerkung wieder ganz ſchwach, und die Stutte, noch hartnäckiger als das erſtemal, war wie an die Erde angenagelt. Larifari verlohr den Muth gar nicht, ſondern redete die Stutte noch rührender an, als er vorhin gethan hatte. — Ach, ſagte er zu ihr, edle Klingklang, ich ſehe wohl, daß die Hexe dir etwas anthut, dem du nicht zu widerſtehen vermagſt, und daß, wenn ſie dich mit den Augen erreicht, du nicht mehr von der Stelle kannſt. Wäre das nicht, ſo will ich wetten, daß du bey deinem vortreflichen Herzen lieber ſterben als deine ſchöne Gebieterin in die Gewalt der abſcheulichen Hexe würdeſt kommen laſſen. Ich ſehe an deiner Niedergeſchlagenheit, daß du uns keine Hülfe mehr anzubieten haſt. Wohlan denn, ſo bitte ich dich nur um Eine Gefälligkeit: rette die reizende Dorn-Röschen. Ich ſteige ab und gehe der Hexe und ihren Tigern entgegen, vielleicht wird das Glück meine Unternehmung begünſtigen. Fliehe ſo ſchnell du kannſt mit meiner geliebten Dorn-Röschen, während Langzahn ihre Augen auf mich richten wird. Adieu, geliebte Klingklang, rette Dorn-Röschen, verlaß ſie nicht, und wenn du mich nicht wieder ſiehſt, ſo erinnere dich zuweilen an den Mann, der ſie auf dieſer Erde am zärtlichſten liebte. Mit dieſen Worten machte er ſich bügellos, um abzuſteigen; aber Dorn-Röschen faßte ihn bey der Hand und hielt ihn zurück.

Die gute Klingklang war ſo gerührt, daß ſie weinte wie ein Kind. Sie ſchluchzete, daß die härteſten Felſen hätten zerſpringen mögen, und die Thränen floſſen von ihren ſchönen Augen zur Erde. Unterdeſſen kam die Hexe immer näher, und auf einmal ſchüttelte die Stutte ſechsmal ihr rechtes Ohr.

Larifari fand nichts darin als einen Tropfen Waſſer, der ihm am Finger hängen blieb, und den er über ſeine rechte Schulter warf. Er fiel auf die Erde und ward zum Fluß, und dieſer Fluß ward bald ſo breit, wie ein Arm des Meers. Seine Fluthen waren reißend wie die Fluthen eines Waldſtroms, und breiteten ſich immer weiter nach der Gegend aus, woher Langzahn kam. Ihr Ungeſtüm war ſo groß, daß ſie, ihr Einhorn und ihre Tieger in großer Gefahr waren zu erſaufen.

Mit innigem Vergnügen ſahn Larifari und Dorn-Röschen zu, wie das Waſſer ihr auf dem Fuße nachfolgte, und mit welcher Angſt ſie ihr Einhorn ausſpornte, um ihm zu entgehn.

Als ſie ihnen aus dem Geſichte war, that Klingklang einen Freudenſprung, der Dorn-Röschen um ein Haar heruntergeworfen hätte. Ihr Begleiter ergriff dieſe Gelegenheit, ſie noch feſter zu umarmen. Er für ſeine Perſon ſaß unbeweglich im Sattel; denn er war ein vortreflicher Reuter und Klingklangs Sprung, ſo unerwartet er ihm gekommen war, hatte ihn nicht im mindeſten aus der Faſſung gebracht.

So waren ſie denn zum zweytenmale von den Verfolgungen der ſchrecklichen Langzahn gerettet und Lariſari hofte, daß dieſes das letzte Schrecken ſey, den ſie ihnen verurſachen würde. Die gute Klingklang ſchien den aufrichtigſten Antheil an der Ruhe zu nehmen, die auf alle dieſe Schrecken folgte, und ſetzte ihren Weg mit unglaublicher Schnelligkeit fort. Als Lariſari ſie ſo ohn Unterlaß laufen ſah, fiel ihm ein, daß es gut ſeyn dürfe, ſie von ſeiner Abſicht zu unterrichten, weil er nicht wußte, ob der Weg, den ſie nahm, ihn an den Ort ſeiner Beſtimmung führen würde. Er legte ihr deshalb den Zügel auf den Hals und redete ſie an: Klingklang, ſagte er, ich weiß, daß man ſich mit dir nicht verirren kann. Wir wollen in das Königreich Kaſchemire. Es iſt auf der einen Seite mit Bergen und Klüften umgeben; da iſt der Palaſt der weiſen Serene. Nach dieſem führe uns.

¿Und warum nach Kaſchemire? ſagte Dornröschen. ¿War's nicht da, wo Sonnenſtrahl wohnt? — Allerdings, antwortete er. Kaſchemire iſt das Reich ihres Vaters, und ihrem Vater habe ich verſprochen, die

Schätze der Hexe zu bringen, welche Serene verlangt.

¿Wie ſo? frug ſie ein wenig betroffen. Ich dächte, Sie hätten mir geſagt, daß Sie bey dieſen gefährlichen Unternehmungen an nichts weiter gedacht hätten, als an das Vergnügen, mich zu befreyn. ¡Ach, ich Thörin, fuhr ſie fort, daß ich mir einbilden konnte, man würde um eines unglücklichen Mädchens willen die ſchönſte Prinzeſſin auf der Welt vergeſſen! ¿Warum ſagten Sie mir das, wenn Sie es nicht fühlten? Ach, Lariſari, ſprach ſie, und Thränen fielen von ihren Wangen, ich ſehe wohl, daß Ihr heißeſter Wunſch iſt, vor den ſchönſten Augen ſiegreich zu erſcheinen; ihnen die verſprochne Beute zu zeigen und Dorn-Röschen im Triumphe vor ihnen aufzuführen. ¿Würden Sie wohl ſo zur Prinzeſſin eilen, wenn Sie mich nicht betrogen hätten, wenn Sie wirklich ſo ſehr fürchteten, mich zu verliehren? ¿Was hindert Sie, mich in Ihr eignes Land zu führen? ¿Warum wollen Sie mir Leiden kennen lernen, die größer ſind als die, von denen Sie mich befreyten? Hätten Sie mir nicht mit ihrer Liebe geſchmeichelt, mein Herz wäre ruhig geblieben, und würde nicht den ſchrecklichen Verdruß zu fürchten haben, einer Sonnenſtrahl aufgeopfert zu werden. Ach ſie wird Sie auch ſo genug lieben, ohne daß Sie ihr dieſen neuen Beweiß ihrer Zärtlichkeit geben.

Larifari war von ihrem Kummer gerührt, ſo ſehr ihn auch ihre Furcht entzückte. Nein, ſagte er, mit dem Tone des Entzückens, als er ihre Thränen noch immer fließen ſahe, nein reizendes Dorn-Röschen, ich betrog Sie nicht, da ich ſagte, daß ich mich nur für Sie dieſen Gefahren ausgeſezt hätte, und daß ich eher vor Ihren Augen ſterben wollte, als nur daran zu denken, Sie Sonnenſtrahls Reizen aufzuopfern. Ihr Bild iſt aus meinem Herzen verſchwunden, und jeder Augenblick befeſtigt meine Liebe zu Ihnen. Ihre Worte dringen bis in das Innerſte meiner Seele; die Feinheit und Wahrheit Ihrer Empfindungen entzückt mich. Ich ſezte mich dem Tode aus, um Sie zu retten; würde ich wohl für eine andre leben wollen? Beruhigen Sie ſich über meinen Plan. Hindern Sie mich nicht, mein Verſprechen zu halten. Ich würde Ihrer unwürdig ſeyn. Nur in dem Gebiete von Kaſchemire werden wir ſicher ſeyn. Rechnen Sie auf meine Treue, und nehmen Sie dieſe heilige Verſicherung, daß, wenn ich wählen ſoll, ganz gewiß Sonnenſtrahl der liebenswürdigen Dorn-Röschen aufgeopfert werden wird, und wenn es mir tauſend Leben koſten ſollte.

Nichts iſt überzeugender als die Beredſamkeit eines Liebhabers, und nichts wahrſcheinlicher als das, was man wünſcht. Larifari hatte mit ſo vieler Wärme geſprochen, ſeine Ausdrücke trugen ſo ſehr das Gepräg der Wahrheit und der Natur, daß er in Dorn-Röschens Herzen keinen Zweifel zurückließ. Als er ſie getröſtet ſah, ließ er der Stutte den Zügel. Sie drehte ſich ſogleich links und eilte davon wie der Wind. In weniger als einer halben Stunde ſahn ſie ſich an dem Fuße eines Gebirgs, welches unerſteiglich ſchien. Aber der Leichtigkeit Klingklangs war nichts unerſteiglich.

Larifari fand, daß dieß einer von den Bergen war, die die Grenzen des glücklichen Kaſchemire decken. Klingklang beſtieg ihn mit einer Behendigkeit, als wenn ſie in ebnem Felde gelaufen wäre, und die beyden Reuter fühlten eben ſo wenig Beſchwerlichkeit von ihrem Gange als in der Ebne. In kurzer Zeit hatten ſie den Gipfel erreicht. Hier ſchien die Luft mit allen Wohlgerüchen Arabiens durchdüftet; und wohin ihr Blick ſich wendete, bot ſich ein unüberſehbarer Garten ihren Augen dar. Dorn-Röschen genoß dieſen Anblick mit innigem Entzücken. Sie bewunderte die unendliche Abwechſelung in dieſen reizenden Gegenſtänden; aber Dämon Eiferſucht mißgönnte ihr dieſen Genuß und verbitterte ihre Freude.

¿Wie? ſagte ſie, Sonnenſtrahl iſt Erbin von allem, was ich hier ſehe? Sonnenſtrahl ſelbſt noch koſtbarer als alle dieſe Schätze und reizender als die Reize, welche die Natur hier zur Schau legt, ſoll alles dieß ihrem erwählten Gemahl zubringen? Und es ſollte einen Mann geben, der ihre Hand ausſchlüge, um Dorn-Röschens willen? Ach, wenn es wahr iſt, daß Ihre Beſtändigkeit oder vielmehr Ihre Verblendung für mich dieſer Verſuchung widerſteht, ſo geben Sie mir die Verſicherung davon, wenn Sie können, ehe wir in dieſe bezauberten Gefilde hinabſteigen; oder laſſen Sie mich in dieſen Klüften einen Tod ſuchen, der mir tauſendmal weniger koſten wird, als Sie in Sonnenſtrahls Armen zu ſehn.

Vielleicht wäre ein andrer ungeduldig über dieſe Aengſtlichkeit geworden, die nach allem dem, was er ihr kaum in demſelben Augenblicke geſagt hatte, übertrieben ſchien; aber Dorn-Röschen war eben ſo ſchön als zärtlich, und Lariſari liebte ſie mit der heftigſten Leidenſchaft. Dieſe Aeuſſerungen ihrer zärtlichen Unruhe, weit entfernt ihn zu beleidigen, würden ſein Herz mit Entzücken erfüllt haben, wenn ſie dem armen Dorn-Röschen nicht allzuviel gekoſtet hätten. Er verſuchte es alſo, ſie davon zu heilen. Schönſtes Dorn-Röschen, ſagte er zu ihr, ich kenne nur zwey Mittel, Ihnen vollkommne Gewißheit über die Aufrichtigkeit meiner Geſinnungen zu ſchaffen. Das Eine, hier im Angeſichte des Himmels und der Erde meine Hand anzunehmen, und mein Herz auf ewig mit dem Ihrigen zu vereinigen. Ich nehme die Mächte zu Zeugen, die unſichtbar uns hören, daß ich mich für glücklicher halten würde, mit Ihnen in den fürchterlichen Gegenden zu wohnen, die wir eben verlaſſen, als mit Sonnenſtrahl in den ſeeligen Gefilden zu herrſchen, die wir hier vor uns ſehn. Ich biete Ihnen mein Herz und meine Treue an. Ich bin es zufrieden, nicht weiter zu gehn, ſondern Sie in mein väterliches Reich zu führen, in welches mein Bruder vielleicht ſchon wieder zurückgekehrt iſt. Aber ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß wir allenthalben den Verfolgungen und der Wuth der grauſamen Langzahn ausgeſezt ſind; daß nur der Aufenthalt in dieſem Reiche uns ſichert. Und geſezt auch, daß wir ihr entgehen könnten, wie werden wir uns dem gerechten Zorne Serenens entziehn, welcher ich verſprochen habe, ihre Tochter, den Hut und die Stutte in die Hände zu liefern.

Dorn-Röschen erſtaunte bey dieſen lezten Worten und Larifari fühlte wie ihr Herz ſchlug. Ja ſchönes Dorn-Röschen, fuhr er fort, Sie ſind die Tochter der weiſen Serene, welche ihre Kenntniſſe und ihre Tugend eben ſo ſehr über die gemeinen Sterblichen erheben, als wenn ſie auf dem erhabenſten Throne ſäße. Meine Meinung iſt alſo, uns zu ihr zu begeben, die Schätze, welche ſie fordert, zu ihren Füßen zu legen und ſie zur Vergeltung deſſen, was ich für ſie wagte, um den koſtbarſten von allen dieſen Schätzen zu bitten.

Dorn-Röschen war etwas beſchämt, daß ſie ihre Eiferſucht hatte merken laſſen, und war ſogleich bereit, dieſen lezten Vorſchlag einzugehn. Sie ſtiegen alſo in die fruchtbaren und lachenden Ebnen herab, die bey jedem Schritte, den ſie thaten, neue Reize enthüllten. —

Ich muß geſtehn, daß ich mit dieſem ihren Entſchluſſe vollkommen zufrieden bin; denn es war mir in der That ſchon bange, ſie würden das Gebirge nimmermehr verlaſſen wollen, wo mir ihre Sentiments und ihre Unentſchlüßigkeit etwas Langeweile gemacht haben, wie ohne Zweifel auch Eure Majeſtät.

Unſre Liebenden gelangten an den Fuß des Gebirgs eben als die Sonne ihre heißeſten Strahlen ſchoß. Klingklang gieng zwar ſo leicht, daß man nicht die mindeſte Beſchwerlichkeit beym Reiten empfand; indeß war Dorn-Röschen durch ihre mannichfaltigen Gemüthsbewegungen, durch ihre Unruhe und Angſt während einer ganzen Nacht, wo ſie kein Auge zugethan hatte, auſſerordentlich abgemattet. Dieß entgieng der Aufmerkſamkeit ihres Begleiters nicht. Er ſtieg ab und hob Dorn-Röschen vom Pferde. Sie ſezte ſich an das Ufer eines Bachs, den eine Allee von Orangenbäumen beſchattete, und ſchlief ein.

Larifari zäumte die Stutte ab, um ſie im Schatten weiden zu laſſen. Da er aber nicht wollte, daß ſie ſich allzuweit entfernte und er ihr doch vollkommne Freyheit laſſen wollte, öffnete er die Glöckchen, um ſie allenthalben hören zu können. Als ſie merkte, daß die Glöckchen geöffnet waren, vergaß ſie Weide und alles, und machte ſo reizende und abgemeßne Bewegungen, daß nichts der Harmonie gleichkam, die ſie rund um ſich her verbreitete.

Larifari hörte ihr einige Zeit zu, und ſezte ſich dann neben das reizende Dorn-Röschen, die er nach Herzensluſt betrachtete. Er bewunderte ihren ſchlanken Wuchs und ihr Geſicht, das der ſanfte Schlaf verſchönerte, und auf dem alle Reize der Geſundheit und Jugend blühten. Der verliebte Lariſari wurde nicht müde ſie zu betrachten. Er unterſuchte jede einzelne Schönheit und verlohr ſich in den ſüſſeſten Träumen. Aber er wich keinen Finger breit aus den Gränzen der Ehrſurcht, ſo verführeriſch auch ſeine gegenwärtige Lage war.

Die Liebhaber jener Zeit wußten nicht, was das hieße, eine Gunſtbezeugung rauben oder erſchleichen, wenn ein Mädchen ſich ihrem Schutze anvertraut hatte. Er begnügte ſich alſo, ſeine Augen an den Reizen zu weiden, die er ſahe, und ſeine Fantaſie mit denen zu beſchäftigen, die er nicht ſahe.

Klingklang entfernte ſich indeſſen unvermerkt und ihre Glöckchen ertönten ſo unendlich harmoniſch, daß er auf einige von den Melodien, die ſie komponirte, die zärtlichſten Stanzen auf das reizende Dorn-Röschen machte. Nein, ſagte er unter andern in ſeinen Verſen, wenn die Götter mir vergönnten, ein Ideal von Schönheit nach meinen Wünſchen zu bilden, ich würde nie etwas liebenswürdigeres, nie etwas reizenderes erſinnen können, als das, was ich ſehe.

Unter dieſen Beſchäftigungen kam ihm kein Schlaf in die Augen. Er dankte dem Himmel für die ſanfte Ruhe, die er ſeiner Göttin verlieh; aber zugleich fiel ihm ein, daß ſie wohl Hunger haben könnte, wenn ſie ausgeſchlafen hätte. Wohin man in dieſem ſchönen Lande ſeine Augen wendete, ſah man die ſchönſten Früchte, um das ſchmackhafteſte Deſſert von der Welt zu machen; jeder Baum und jeder Buſch bot Beeren im Ueberfluſſe dar. Aber wer fängt beym Deſſert an, wenn er großen Hunger hat?

Larifari ließ ſeine Schreibtafel und ſeine Verſe bey Dorn-Röschen liegen, um nach der Stutte zu gehn, die er noch immer hörte, ungeachtet er ſie aus den Augen verlohren hatte. Er wußte eigentlich ſelbſt nicht, warum er nach ihr gieng; aber er bildete ſich ein, daß ein Thier, welches ihnen bisher von ſo großem Nutzen geweſen war, für alle ihre Bedürfniſſe würde Rath zu ſchaffen wiſſen. Er fand ſie, wie man den Orpheus mahlt, von allen Gattungen von Thieren und Vögeln umgeben, die ihre ſüßen Melodien um ſie verſammelt hatten. Einigen von ihnen, einem Birkhahne, zwey rothen Rebhünern und einem Faſane, die gar zu aufmerkſam waren, koſtete es das Leben. Er machte ſie zum Souper für Dorn-Röschen zurecht; denn, wenn er wollte, ſo war er auch ein Koch, und zwar ſo geſchickt, als man nur einen Koch wünſchen kann. Man braucht wohl nicht zu fragen, ob er jezt ſein Möglichſtes that?

Dorn-Röschen wachte bey ſeiner Rückkehr auf und fand bey ihrem Erwachen das Eſſen bereit. Sie war nicht unempfindlich gegen ſeine Aufmerkſamkeit und er war nicht gleichgültig gegen ihre Dankbarkeit. Er erzählte ihr, wie ihm der Zufall zu dieſem kleinen Abendeſſen verholfen habe. Sie beklagte die armen Vögel herzlich, denen ihre Liebe zur Muſik das Leben gekoſtet hatte, aber ſie aß doch mit recht gutem Appetite davon. Sie wollte wiſſen, was er die Zeit über gethan hätte. Seine Schreibtafel lag noch neben ihr. Er ſchlug ſie auf. Sie las und erröthete; aber ſie überlas es noch zwey oder dreymal. Sie ſagte ihm, daß ſie es nicht wage, Verſe, in denen ſie ſelbſt viel zu ſehr gelobt würde, ſo ſehr zu loben als ſie es verdienten. Er hingegen verſicherte, daß ſie noch lange nicht genug gelobt wäre, und nahm ihre Reize zu Zeugen, daß er weit mehr dabey fühle, als er in Proſe oder in Verſen ausdrücken könne.

Wenn ich Luſt hätte, mich mit einer ſehr richtigen Bemerkung zu beunruhigen, antwortete das beſcheidne Dorn-Röschen, ſo würde ich Ihnen ſagen, daß mir Ihre Aufrichtigkeit etwas verdächtig iſt. Ich kenne mich. Ich weiß, daß ich gerade nur ſoviel Annehmlichkeiten habe, um nicht ganz häßlich zu ſeyn. Ich würde indeß allzuviel verliehren, wenn ich Ihnen ein Vorurtheil benehmen wollte, das Sie verblendet und mir ſo günſtig iſt. Ich werde mich alſo wohl hüten, Ihnen die Augen über eine Menge Fehler zu öffnen, die ich habe und die ich nicht zu haben wünſchte, um nicht allzutief unter dem Ideal zu ſeyn, das ſie hier ſchildern, und um die Lobſprüche zu verdienen, die Sie mir ertheilen.

Dieſes Geſpräch wurde noch eine gute Weile in den zärtlichſten Ausdrücken fortgeſezt, womit ich Ihro Majeſtät verſchone, die dieſe Unterhaltung mit ſo unbeſchreiblicher Geduld bis hieher angehört hat.

Die Mahlzeit war kaum vorbey als es Nacht ward. Dorn-Röschen, die den ganzen Nachmittag geſchlafen hatte, hätte ſich gern wieder auf den Weg gemacht.

Die Unſchuld ihrer Empfindungen, die Ehrfurcht ihres Begleiters und die hergebrachte Sitte ſchienen hinreichend zu ſeyn, um ſie wegen aller Gefahr vollkommen zu ſichern. Indeß war ihr vor dem Wohlſtande bange, und ſie glaubte, es ſey anſtändiger, Tete a Tete zu reiſen, als die ganze Nacht zuſammen zu bleiben. ¿Aber Lariſari? Er hatte noch kein Auge zugethan und bedurfte wahrſcheinlich der Ruhe gar ſehr. — Er merkte ihre Bedenklichkeiten und ihre Verlegenheit. Er verſicherte ſie, daß es ihm doch ganz unmöglich ſeyn würde, neben ihr zu ſchlafen, und ſo ſezten ſie ſich wieder zu Pferde, in der feſten Hoffnung, noch vor Anbruche des Tages bey der weiſen Serene einzutreffen.

Alle Geſchöpfe, die ihnen unterwegs begegneten, waren entzückt über die Muſik, welche jeden Schritt der harmoniſchen Klingklang begleitete. In den Wäldern, durch die ihr Weg ſie führte, erwachten die Vögel. Getäuſcht durch den Glanz des Hutes glaubten ſie den kommenden Tag zu grüßen, und antworteten den Melodien der goldnen Glöckchen.

Die Hähne in den Dörfern krähten, als ſähn ſie das Morgenroth, und die armen Ackerleute,

leute, die kaum eingeſchlafen waren, ſprangen plötzlich auf und eilten an ihre Arbeit.

Aber Dorn-Röschen brauchte nur den Hut vom Kopfe zu nehmen, ſo kehrte die Nacht wieder zurück und die guten Leute ſchliefen wieder ein.

Endlich kam der wahre Tag und Lariſari verſprach ſeiner ſchönen Gebieterin, daß ſie nun ihre Mutter bald ſehen würde: aber er konnte ſein Verſprechen nicht erfüllen. Da er ſchon zweymal bey ihr geweſen war, glaubte er ſie auch zum drittenmale leichte finden zu können. Aber zwey ganzer Tage lang ſuchte er ſie vergebens mit hartnäckigem Eifer auf. Es war ihm unbegreiflich, warum Serene ſich jezt vor ihm verberge, da er ihr eine Tochter zuführte, die ſie auf das zärtlichſte lieben mußte, und da er mit allen Schätzen beladen war, die ſie verlangte. Er fürchtete, Dorn-Röschen möchte Verdacht gegen ihn ſchöpfen und ſich für betrogen halten. Aber die lezten Proben, die er ihr von der Aufrichtigkeit ſeiner Liebe gegeben hatte, hatte ſie vollkommen von aller Eiferſucht geheilt, und ſie hatte keine Unruhe mehr, als die Furcht, vielleicht in die Ungnade einer Mutter gefallen zu ſeyn, die ſie noch niemals geſehn hatte, und die ſich ihrem Anblicke zu entziehen

ziehen ſchien. Sie ließen ſich indeß nicht abſchrecken, und fiengen den dritten Tag von neuem an zu ſuchen, ohne doch der Stutte zu ſagen, wohin ſie ſie führen ſollte. Dieſes Thier war mit der Kraft begabt, allenthalben hinzugelangen, wo man ihr hinzugehn befahl, ohne daß irgend ein Zauber ſie aufhalten konnte. Lariſari wußte das noch nicht recht, und als er ihr befohlen hatte, ſie nach Kaſchemire zu führen, war ihm dieſes durch eine Eingebung gekommen. Aber keine Eingebung ſagte ihm, daß er daſſelbe thun müſſe, um in den Palaſt der Fee zu gelangen.

Um dieſe Zeit ſchrieb ein Zeitungsſchreiber aus einem Landſtädtchen, der mit einigen Subalternen der Geheimen-Canzley in Briefwechſel ſtand, an ſeine Correſpondenten in der Reſidenz, daß Lariſari angekommen ſey. Dieſe unterließen nicht, es den Miniſtern zu melden, und dieſe meldeten es dem Kalifen. Der Kalife ſchickte ſogleich Kourier über Kourier an ihn ab, mit der Ordre, ſich ſogleich an den Hof zu begeben. Er mußte gehorchen, und Dorn-Röschen that alles mögliche, um die Unruhe, die ſie von neuem empfand und die geheimen Ahndungen, die ihrem Herzen irgend ein Unglück prophezeyten, vor ihm zu verbergen. Aber es koſtete ihr viel, bey der Annäherung einer Stadt ruhig zu ſcheinen,

nen, in der Prinzeſſin Sonnenſtrahl ihren Geliebten erwartete, um ein Mittel gegen ihr Uebel von ihm zu empfangen, und, ach! um ihn vielleicht dafür zu belohnen. Sie kamen endlich an und wurden im Triumph eingeholt. Alles erſcholl von dem freudigen Zurufe des Volkes, das den Ruhm Lariſaris bis an die Sterne erhob. Jedermann war feſt überzeugt, daß der Mann, der dieſes gefährliche Abentheuer für das gemeine Beſte und das Wohl der Prinzeſſin beſtanden hätte, auch das Heilungsmittel für ſie mitbringen müſſe.

Es war Zeit, daß man es bekam. Der Kalife hatte eines Tags nach Lariſaris Abreiſe ſich allzulange dem Vergnügen überlaſſen, ſeine Tochter zu betrachten; die Brille war ihm von der Naſe gefallen, und ihre ſchönen Augen hatten dem das Licht beraubt, dem ſie das ihrige dankte. Der Seneſchall, der in der That ein ſehr treuer Miniſter war, war vor Gram darüber geſtorben; und ſeine Frau hatte ich mit der Gunſt getröſtet, in die ſie bey der Prinzeſſin gekommen war. Dieſe Gunſt war o groß, daß ſie niemanden mehr mit ihren Blicken tödtete, als wem die Seneſchallin nicht wohl wollte. Alle dieſe Veränderungen waren n der kurzen Zeit am Hofe vorgefallen. Aber as war noch nicht alles. Unglücklicherweiſe war ſeit kurzem eine gewiſſe Mohrin angekommen, welche durch die Annehmlichkeiten ihres Geiſtes die Seneſchallin regierte, ſo wie die Seneſchallin die Prinzeſſin durch die Annehmlichkeiten eines Papageys, der jedermann, der ihn auf den Händen trug, vor allen Gefahren ſicherte.

Sogleich als Larifari ankam rufte man den Staatsrath zuſammen, und der Kalife, der niemals in ſeinen Sachen ſehr hell geſehn hatte, war jezt noch weit weniger als jemals im Stande, ſich damit abzugeben. Er wollte Larifari umarmen, aber ach! er ſah ihn nicht. Einige riethen, ihm Bildſäulen errichten zu laſſen, andere ſtimmten auf den großen und kleinen Triumph. Der Kalife war alles zufrieden; aber Larifari verbat dieſe Ehrenbezeigungen mit der gröſten Beſcheidenheit. — ¿Ach, Sire, ſagte er, welcher Gegenſtand beſchäftigt Sie und Ihren Rath? ¿Verdient denn in dieſen Conjunkturen das, was ich für Sie und den Staat gethan habe, ſo erhabne Belohnungen? Iſt es Zeit von Belohnung zu reden, ehe mein Geſchäft vollendet, ehe die Prinzeſſin geheilt iſt? Ich wage nicht zu ſagen, daß in der Eilfertigkeit, mit welcher Ihro Majeſtät Kouriere mich hieher beordert haben, einiger Mangel an Vorſicht war. Ich wollte in Serenens Hände die Schätze abliefern, die ich nur für ſie entführt habe. Dann hätte ich Ihnen ſogleich das verlangte Mittel gebracht, ſtatt daß ich jezt wieder umkehren, und man mich vielleicht noch lange Zeit erwarten muß.

Der Kalife bat ihn gar ſehr um Verzeihung und ſchob die Schuld auf die Miniſter. Die Miniſter ſchoben ſie auf die Prinzeſſin, welche den Staat regierte, ſeitdem ihr Vater mit Blindheit geſchlagen war, und dieſe ſchob die Schuld auf die Seneſchallin, die ſie unumſchränkt regierte.

Man beſchloß daß Karifari ſogleich den andern Morgen mit den Schätzen der Hexe abreiſen ſolle. - Der Kalife verlangte ausdrücklich, daß Dorn-Röschen dieſe Nacht bey der Seneſchallin, als in dem vornehmſten Hauſe nach ſeinem Palaſte, zubringen ſolle. — Ihr ſeht ſelbſt, ſagte er zu ihm, an meinem Beyſpiele, daß bey meiner Tochter nicht gut ſeyn iſt.... Karifari führte ſie zu ihr; und die Mohrin bediente ſie mit ſo auſſerordentlichem Eifer und ſo vieler Artigkeit, daß ſie ganz entzückt davon war. Er wollte nicht einmal in den Palaſt zurückgehn, um ihr keine Unruhe zu machen, und da er ſie verlaſſen mußte, um ſich zur morgenden Reiſe anzuſchicken, trieb ihn ſeine Ungeduld ſehr bald zurück, und er war bald genug mit ſeiner Arbeit fertig.

Als er wiederkam fand er Dorn-Röschen bey dem Porträt der Prinzeſſin, das er morgen mitnehmen ſollte.

Sie bezeigte ihm ihre Bewunderung über dieſe auſſerordentliche Schönheit. Aber dieſe Bewunderung war mit etwas Unruhe vermiſcht. Lariſari bemerkte es. Er that alles, um ſie zu beruhigen, und ſie rechnete ſehr auf die Verſicherung, die er ihr gab, abzureiſen, ohne das Original des Porträts geſehen zu haben.

Die Mohrin entdeckte geſchwind genug die Empfindungen, die ſie gegen einander hegten. Sie theilte der Seneſchallin ihre Entdeckung mit, und dieſe vertraute ihr ihre Neigung zu Lariſari.

Noch ehe jene zum Worte kommen konnte, verſicherte ihr die Seneſchallin, daß ihr Herz einen heftigen Kampf zwiſchen Liebe und Ehre ausgehalten hätte. Ich habe zwar mehr als einmal empfunden, ſagte ſie, daß die Liebe keinen Unterſchied der Stände kennt. Aber bey meinem Range, den Augen der ganzen Welt ausgeſezt, hat es mir Mühe gekoſtet, einen Entſchluß zu faſſen. Ich habe alles reiflich überlegt und habe gefunden, daß eine Seneſchallin ihren Stallmeiſter ohne Bedenken heyrathen kann; zumal wenn er mit Ruhm und Ehre gekrönt zurückkömmt.

Als ſie fertig war gab ihr ihre Vertraute zu verſtehen, daß ſich ein kleiner Irthum in ihrer Rechnung fände. Dann detaillirte ſie ihr alle Gründe ihres Verdachts gegen die ſchöne Fremde.

Die Wittwe fieng Feuer. Wenig Wittwen waren in ihren Leidenſchaften ſo heftig, als ſie; und wenig Mohrinnen ſo ſchwarz als ihre Vertraute. In ſolchen Händen befand ſich das arme Dorn-Röschen. Auch ward die Wirkung davon nur allzubald ſichtbar.

Als Larifari den andern Morgen kam, um ſie abzuholen, war er ganz auſſer ſich über den Zuſtand, in welchem er ſie fand. Sie litt unbeſchreiblich, und gab ſich umſonſt alle Mühe, ihm zu verbergen, was ſie litte. Er ſahe die Heftigkeit ihres Schmerzes; er ſahe die Gewalt, die ſie ſich anthat. ¡Adieu Reiſe! Adieu Wohl des Staats! Er dachte an nichts als an Hülfe für Dorn-Röschen; und da er ſahe, daß ihre Schmerzen ſich jeden Augenblick vermehrten, dacht' er an nichts, als mit ihr zu ſterben.

Die Seneſchallin genoß in der Verzweiflung ihres Liebhabers und den Qualen ihrer Rivalin das Vergnügen der Rache in langen Zügen.

Der Staatsrath des Kaliſen war in der gröſten Unruhe, als bekannt wurde, daß Larifari nun nicht reiſen wolle; und die Mohrin, die an allem Uebel ſchuld war, beſchloß ihm Einhalt zu thun, um Larifari zur Reiſe zu bewegen. Auf einmal vergiengen alle Schmerzen eben ſo geſchwind als ſie gekommen waren, aber ſie war ſo ſchwach und entkräftet, daß ſie ihren Geliebten beſchwur, dem ungeſtümen Verlangen des ganzen Hofs nachzugeben, und ohne ſie abzureiſen. Er gehorchte endlich mit Widerwillen, und bat ſie, die Prinzeſſin nicht eher zu ſehn, bis er zurückgekommen wäre. Er verſprach, ſie nicht lange warten zu laſſen, und reißte endlich mit dem zärtlichſten Abſchiede von beyden Seiten ab.

Dorn-Röschen hoffte vergeblich ſich zu erholen. Sie verfiel in eine Entkräftung, die ihre Geſundheit untergrub, ſie abzehrte, und ihr ganz das friſche und muntre Anſehn raubte, deſſen Rückkehr ſie ſo ſehnlich vor der Rückkehr ihres Geliebten wünſchte. In wenigen Tagen war eine traurige Bläſſe an die Stelle der ſchönſten Farbe von der Welt getreten. Auf dieſe folgte eine gelbe mit Grün vermiſchte Farbe, ſo daß ſie ſich ſelbſt nicht mehr kannte; ihr Fleiſch verfiel, ihr Buſen verſchwand, und die vollkommenſte Taille ward in ein Skelet verwandelt. Die Seneſchallin triumphirte, als ſie Dorn-Röschen in dieſem beklagenswürdigen Zuſtande ſahe. Ihre Vertraute hatte ihr begreiflich gemacht, daß es ihnen weit mehr Vergnügen machen würde, ſie von ihrem Liebhaber verachtet, als ihren Tod beweint zu ſehn. Sie freuten ſich ſchon zum voraus auf dieſe Scene, und nur dieſe ſchönen Grundſätze retteten Dorn-Röschen das Leben.

Unterdeſſen ſahe man die Prinzeſſin gar nicht mehr; denn man konnte ſie nicht anſehn, ohne mit ihrem Papagey bewaffnet zu ſeyn, und ſie war in dieſen Papagey ſo närriſch verliebt worden, daß ſie ihn keiner Seele mehr in die Hände gab. Man erzählte Wunder von ſeiner Schönheit und wenig von ſeinem Verſtande, denn er ſprach ſelten; und wenn er ſprach, ſo waren alle ſeine Antworten verkehrt. Aber ſein Benehmen war allerliebſt und ſeine Manieren höchſt galant.

Die Ungeduld kürzte Lariſaris Reiſe ab. Er kam ſchon wieder zurück, als man ihn kaum auf der Hälfte des Wegs glaubte, und brachte ein Mittel gegen alles Böſe mit, das die ſchönſten Augen von der Welt anſtifteten. Das Volk drängte ſich um ihn her, und eine große Menge folgte ihm bis an das Gemach der Prinzeſſin. Aber alles blieb zurück, da er hineingieng. Er trug eine Phiole in der Hand, die ſo groß war als das gröſte Glas. Sie war von einem einzigen Diamante und enthielt einen ſo glänzenden Spiritus, daß die blendenden Augen der Prinzeſſin ſelbſt ſo davon geblendet wurden, daß ſie ſie zumachen mußte. Larifari nuzte dieſen Augenblick, um ihr die Schläfe und die Augenwimpern damit anzuſtreichen. So wie dieſes geſchehen war, ſchlug ſie die Augen auf. Larifari ließ alle Thüren öffnen; das ganze Volk war Zeuge des Wunders und begleitete es mit lautem Jauchzen. Ihre Augen waren noch eben ſo glänzend als ſonſt, aber man konnte mit ſo weniger Gefahr hineinſehn, daß ein Kind von einem Jahre ſie den ganzen Tag hätte betrachten können, ohne etwas anders als das lebhafteſte Vergnügen dabey zu fühlen.

Larifari küßte den Saum ihres Kleides, um ihr den erſten Glückwunſch abzuſtatten und begab ſich weg, unter dem Vorwande, dem Kalifen die erſte Nachricht von ihrer Geneſung zu bringen. Aber er folgte dem Zuge ſeines

Herzens, das ihn zu ſeinem geliebten Dorn-Röschen trieb.

Die Nachricht von ſeiner Rückkehr und dem Wunder, das er gewirkt hatte, hatte ſich zu ſchnell verbreitet. Er mußte der Nothwendigkeit nachgeben und zu dem Kalifen gehn, zu dem ihn ſein Herz gar nicht trieb. Dieſer gute Herr wollte vor Freude närriſch werden, daß die Augen ſeiner Tochter noch eben ſo ſchön waren, als ſonſt, und doch niemanden mehr etwas zu leide thäten. Als ihm aber Lariſari nun gar ſelbſt das Geſicht wiedergab, indem er ihm die Augen beſtrich, ſchien ſeine Dankbarkeit noch das Uebergewicht über ſeine Freude zu gewinnen. Er warf ſich vor ſeinem Arzte nieder, wollte ihm die Füße küßen und dergleichen Extravaganzen mehr, die ſeiner Majeſtät weniger Ehre machten als ſeiner Dankbarkeit. Da er endlich wieder etwas zu ſich ſelbſt kam, wollte er ihn auf der Stelle zu ſeiner Tochter führen, damit heute noch die Hochzeit ſeyn könnte; indem er in Gegenwart aller ſeiner Räthe verſicherte, er würde ſich nicht zufrieden geben, wenn er nicht ſeinen ganzen Palaſt voll kleiner Lariſaris ſähe.

„O, um Gotteswillen mit deinen kleinen Lariſaris! rufte der Sultan aus. Ich ergebe mich. Ich habe alle Mühe von der Welt gehabt, es mit dem Einen auszuhalten; aber länger ſteh' ich es nicht aus. Du haſt geſiegt, Dinarzade. Ich danke dir das Leben deiner Schweſter, die ich begnadige, und der ich alle meine Zärtlichkeit ſchenke, die ſie um ihrer Reize und Gelehrſamkeit willen verdient, aber noch mehr um der Schönheit ihrer Mährchen willen, mit denen ſie mich ſeit ſo langer Zeit einſchläfert. Gehe, Dinarzade, hole den Vezir, deinen Vater. Er ſoll mir auf der Stelle mein Zepter und das Reichs-Janſiegel bringen, um mein Verſprechen mit allen erforderlichen Solennitäten zu beſtätigen.“

Dinarzade ließ ſich das nicht zweymal ſagen. Sie kam mit dem Gros-Vezir zurück, der heiße Thränen vergoß, da er den Gnadenbrief ſeiner Tochter unterſiegelte. Hierauf ſtellte er ſich zu Füßen des kaiſerlichen Betts, machte drey tiefe Bücklinge und nahm ehrerbietig die Bettdecke weg. Die Sultane ſprang heraus auf die Erde, warf ſich vor ihrem Herrn nieder und küßte ihm die kleine Zehe am linken Fuße, die er ihr zärtlich hinhielt. Dann erhub er ſich ein wenig und berührte nach Landesgebrauch ihre Naſenſpitze dreymal mit dem Zepter, zum Zeichen ſeiner Gnade.

Nach allen dieſen Ceremonien brachte der Vezir und die ſittſame Dinarzade die Sultane wieder zu Bette, zogen die Bettvorhänge zu, und, in der Einbildung, daß ihre weitere Gegenwart unnütz ſey, machten ſie die Thüre auf um fortzugehn, als ſie der Sultan zurückrufte. Die Gnade, die ich der Sultane habe widerfahren laſſen, gereut mich zwar nicht, ſprach er, aber damit in allen meinen Handlungen die Gerechtigkeit mit der Gnade unzertrennlich vereinigt ſey, ſo will ich morgen mit Anbruche des Tags den Verräther hängen laſſen, der mir meine Rathſchlüſſe offenbar macht. Dinarzade hat das, was über Larifari vorgegangen iſt, von niemand anders erfahren können, als von ihrem Vater oder ihrem Liebhaber; ſo mögen alſo mein Vezir und der Prinz von Trebiſonde das Loos ziehn, und der Schuldige wird ein gerechtes Opfer der Geſetze des Staats. Der Vezir, der den unmenſchlichen Charakter ſeines Herrn kannte, ward bey dieſem Befehle ſo bleich wie der Tod, fiel auf die Knie und nahm den Himmel, die Erde, den großen Propheten und ſeinen Koran zu Zeugen ſeiner Unſchuld. Aber die muthige Dinarzade war weit entfernt, ſich über dieſe Drohungen zu beunruhigen. — Es wird Eur. Maj. weit leichter, ſagte ſie, Entſchlüſſe der Grauſamkeit zu faſſen als Proben Eurer Zärtlichkeit zu geben. Wenn es wahr wäre; daß mein Vater oder der Prinz von Trebiſonde die Schuldigen ſind, ſo müßte ich mehr als irgend jemand dabey intereſſirt ſeyn. Indeſſen überlaß ich ſie alle beyde Eurem Zorne, unter der Bedingung, wenn ich Euch nicht noch vor dem Ende meiner Erzählung das Geſtändniß abzwinge, daß Ihr ſelbſt und kein andrer Menſch mir das Geheimniß Eures Staatsraths verrathen habt; und daß, wenn es ein Capital-Verbrechen iſt, davon zu reden, Eure Majeſtät weit eher gehangen zu werden verdienet, als der Vezir, oder der Prinz, den es Euch beliebt meinen Liebhaber zu nennen.

Der Vezir erblaßte bey dieſen kühnen Reden ſeiner Tochter: aber der gnädige Sultan, der wie aus einem tiefen Schlafe wieder zu ſich kam, legte die Hände zuſammen, nahm ſeine Nachtmütze ab, und bat den Mahomet um Verzeihung. Hierauf rieb er Dinarzaden, dem Vezir und ſich ſelbſt die Naſe dreymal mit dem Zepter, und verſprach, dem ſchönen Prinzen von Trebiſonde morgen desgleichen zu thun. Als die Ceremonien dieſer gänzlichen Amneſtie vorbey waren, beſchwor er die kluge Dinarzade, niemanden zu entdecken, was zwiſchen ihr und ihm, den Larifari betreffend, vorgegangen wäre, und da es erſt dreyviertel auf Ein Uhr war, befohl er ihr, ihre Geſchichte vollends zu endigen, welches ſie auch auf folgende Weiſe that. —

Der Staatsrath des Kaliſen war im Begriffe, die kleinen Lariſaris eben ſo das Echo paſſiren zu laſſen, als es mit dem großen geſchehen war; aber ſie beſonnen ſich zu rechter Zeit, daß er ſich dieß in einem Artickel ſeines Traktats ausdrücklich verbeten hatte.

Auf dem Wege zur Prinzeſſin kamen alle die von ihr blind geworden waren, zu Lariſari, um ſich heilen zu laſſen. Die Menge war zwar anſehnlich groß, aber da das Mittel ſchnell wirkte, ſo war er bald damit fertig. Alles ertönte von Freudengeſchreÿ und Jauchzen, und in dieſer allgemeinen Freude war niemand unglücklich als das arme Dorn-Röschen.

Die Seneſchallin hatte ſehr bald Nachricht von Lariſaris Ankunft bekommen und ſie eilte, ſie Dorn-Röschen mitzutheilen. Zu jeder andern Zeit würde ſie dieſe Nachricht mit Entzücken gehört haben, aber jezt gerieth ſie beynahe in Verzweiflung darüber. Noch immer bildete ſie ſich ein, daß ihre grauſame Nebenbuhlerin und ihre Vertraute Antheil an ihren Schmerzen nähmen. Sie fiel vor ihnen auf die Knie, ſie beſchwor ſie, ſie zu verbergen, daß ſie Larifari nicht in dieſem Zuſtande ſähe. Sie verſprachen es ihr; aber zugleich ſagten ſie, daß ſie doch nicht würde vermeiden können, den Beſuch des Kalifen anzunehmen, der ein groſſes Verlangen geäuſſert habe, eine Perſon zu ſehen, die man ihm eben ſo ſchön geſchildert hatte als die Prinzeſſin Sonnenſtrahl. — Nach dieſen Worten fiengen ſie an ſie zu putzen, um ſie noch mehr zu verunſtalten.

Das arme Mädchen war nur noch Haut und Knochen. Ein mattes Blau hatte das Incarnat ihrer Wangen und Lippen verdrängt; das Feuer ihrer Augen war erloſchen und ihre eingefallnen Wangen ſchienen noch bläſſer unter der Coeffüre, die man ihr aufſezte.

In dieſem Staate legten ſie ſie auf ein koſtbares Canapee und in dem Augenblicke hörten ſie ihren Geliebten die Treppe heraufſteigen. Sie verſicherten es ſey der Kalife und lieſſen ſie allein.

Dorn⸗Röschen ſezte ſich in die Höhe, um ihn mit mehrerem Anſtande zu empfangen. Statt des Kalifen trat Larifari herein. Sie that einen Schrey und wendete das Geſicht von ihm ab. Er erſtaunte über dieſen Empfang, aber noch mehr über die ſonderbare Figur, die er vor ſich ſah. Er näherte ſich indeß, und, da ſie wieder ein wenig zu ſich gekommen war, frug er ſie, wo Dorn-Röschen wäre. Dieß war ein Donnerſchlag für ſie; ihre Kräfte verließen ſie, und anſtatt zu antworten, verbarg ſie ihr Geſicht in dem Kanapee-Küſſen. Hier überließ ſie ſich ihrer Verzweiflung und ihren Thränen.

Lariſari wußte nicht, was er von dieſem Benehmen denken ſollte, und, da er keine vernünftige Antwort zu erhalten hoffte, gieng er fort, um Dorn-Röschen zu ſuchen. Die Geneſchallin und die Mohrin ſagten ihm zwar einmal über das andre, daß er ja eben von ihr käme. Er wurde böſe über dieſen unzeitigen Scherz, aber was ihn am meiſten verdroß, war die fröhliche Manier, mit der ſie ihn zum Beſten zu haben ſchien. Er verließ ſie voller Verdruß und begab ſich nach dem Palaſte zurück, wo er zu einem Auftritte ganz andrer Art kam.

Während Lariſari mit den ſchönen Augen der Prinzeſſin zu thun gehabt hatte, ergriff ihr Papagey die Flucht. Sie lag auf der Erde und riß ſich die Haare aus.

Der Kalife und alle ſeine Höflinge liefen mit Leitern im ganzen Hauſe umher, und ſuchten

ten, auf allen Schränken und Betten, wo er ſich etwa verſteckt haben konnte.

Lariſari, der von allem nichts wußte, frug jedermann nach Dorn-Röschen und jedermann frug ihn nach dem Papagey der Prinzeſſin. Er glaubte, ſie hätten alle den Verſtand verlohren, und es fehlte wenig, ſo wäre ihm etwas ähnliches widerfahren. Jezt bekam ihn der Kaliſe ins Geſicht. Er lief auf ihn zu und, da er glaubte, daß ihm nichts unmöglich ſey, bat er ihn mit Thränen, ſeine Tochter zu beruhigen und ihr den Papagey wieder zu ſchaffen.

Lariſari begriff nicht, wie man irgend einen andern Gegenſtand der Unruhe haben könne als er, und ſtatt auf den Kaliſen zu hören, ſagte er ihm, daß er bey Serenen für Dorn-Röschen habe gut ſeyn müſſen, daß er nur auf dieſe Bedingung das Mittel für alle dieſe Uebel bekommen habe; daß er vor allen Dingen Dorn-Röschen ſehn müßte, und daß er dann verſpreche, den Papagey zu ſchaffen.

Sonnenſtrahl hörte dieſe tröſtlichen Worte, und da ſie von einem Manne kamen, der nichts verſprach, was er nicht erfüllte, ſo ward ihr Herz wieder etwas ruhiger; ihre Reize, die der Schmerz verſtellt hatte, kehrten zurück; ſie erinnerte ſich Lariſaris, deſſen was er für ſie gethan, und was ſie ihm verſprochen hatte. Sie blieb einige Augenblicke in tiefen Gedanken. Die Erinnerung ihrer erſten Neigung, ihr gegebenes Wort und ihre Erkenntlichkeit kamen ihr auf einmal in den Sinn, und beſtimmten ſie zu einem Entſchluſſe. Sie warf ſich vor dem Kalifen, ihrem Vater, nieder, und bat ihn um Erlaubniß, ſich ihrer Verpflichtungen gegen einen Mann entledigen zu dürfen, der alles und ſelbſt ſein Leben fur ſie gewagt habe.

Als der Kalife dieß hörte, that er einen Freudenſprung, über den der ganze Hof in Erſtaunen gerieth. Statt ſeiner Tochter zu antworten, umarmte und küßte er ſie mit ſolchem Ungeſtüm, daß er ſie beynahe erſtickt hätte. Er ſchwur ihr hoch und heilig, daß ſie ihm weniger Vergnügen gemacht haben würde, wenn ſie einen König von zehn ſolchen Provinzen, wie Kaſchemire, zum Gemahl gewählt hätte. Hierauf wendete er ſich zu ſeinem neuem Schwiegerſohn, um auch ihn zu umarmen, und ihm die Hand der ſchönſten Prinzeſſin von der Welt anzubieten. Aber er war verſchwunden. Umſonſt ſuchte man ihn im ganzen Palaſte. Denn ſobald er aus einigen Blicken der Prinzeſſin errathen hatte, was ſie willens ſey zu thun, hatte er ſich unter das Volk gemiſcht und war zur Seneſchallin zurückgekehrt. Hier hatte er ſein theures Dorn-Röschen gelaſſen und hier mußte er ſie wiederfinden, oder wenigſtens erfahren, was aus ihr geworden war. Er fand ſie. ¡Aber o Himmel, in welchem Zuſtande!

Die Betrachtungen, die ſie nach jener ſchrecklichen Scene angeſtellt hatte, hemmten zwar ihre Thränen, aber ſie waren nicht ſehr geſchickt, ihren Kummer zu ſtillen. Er hatte ſie ſelbſt gefragt, wo Dorn-Röschen wäre. — ¿Wie ſchrecklich verändert muß er ſein unglückliches Dorn-Röschen gefunden haben? ſagte ſie zu ſich ſelbſt. ¡Aber ach! wenn er mich jemals geliebt hätte, ſo würde ſein Herz ihm geſagt haben, mit wem er ſprach! — Ach, er hat mich nur allzugut gekannt, fuhr ſie fort. Aber er verabſcheut mich, und ich werde ihn nicht wieder ſehn.

Der Schmerz überwältigte ſie in dieſem Augenblicke. Sie hoffte, es ſollte der lezte ihres Lebens ſeyn. Sie nahm die Schreibtafel, in welche Larifari ſo viel zärtliches geſchrieben hatte. Sie las alles noch einmal durch und ſchrieb ihr leztes Lebewohl hinein, in dem ſie ihm ein treues Bild ihres Herzens hinterlaſſen wollte. Man hat nie etwas zärtlicheres, nie etwas rührenderes geleſen.

Alles, was man in einer ſolchen Lage ſchreibt, hat das Recht, einen heftigen Eindruck auf die Seele zu machen. Das arme Dorn-Röschen, das den Regungen eines treuen Herzens folgte, das im Begriffe war zu brechen, ſank bey dem lezten Lebewohl, das ſie ſchrieb, ohnmächtig zurück. In dieſem Augenblicke trat Lariſari ins Zimmer. Er erkannte ſeine Schreibtafel, aber Dorn-Röschen erkannt' er nicht eher, als bis er ihre Abſchiedsworte geleſen hatte. Sein Blut erſtarrte in ſeinen Adern: er betrachtete ſie vom Kopfe bis auf die Füße, und fand keinen Zug, der ihr glich. Er hielt ſie für todt, und in der That ſah ſie aus, als wenn ſie ſchon vierzehn Tage im Grabe gelegen hätte.

Endlich trat die Zärtlichkeit an die Stelle des Erſtaunens. Das Mitleiden kam dazu, und in Erwartung der Verzweiflung drückte er ſeinen Mund mit der heftigſten Leidenſchaft auf ihre kalte und dürre Hand, und benezte ſie mit einem Strome von Thränen. Dieß einzige hielt ihr Leben zurück, das ſchon zu entfliehen im Begriffe war. Sie ſchlug die matten Augen auf und ſah zu ihren Füßen den Mann, den ſie zu ſehn wünſchte, und deſſen Anblick ſie am meiſten fürchtete. Den einzigen, der ihr das Leben ſüß und den Tod erwünſcht machen konnte.

Felſen wären durch das, was ſie ſich ſagten, gerührt worden. Er ſchwur ihr, daß er ſie noch mit eben der Leidenſchaft liebe als in allem Glanze ihrer Reize; daß, wenn ihre Schönheit und ihre Geſtalt die Liebe zuerſt in ſein Herz gepflanzt hätte, ſo hätte ihr Verſtand, ihre Güte, ihr ganzes Betragen einen weit ſtärkern und dauerhaftern Eindruck auf ihn gemacht, und nur der Tod allein wäre im Stande, ihn von einer Leidenſchaft zu heilen, die ſein Herz iezt noch in ihrer ganzen Stärke fühlte. Dorn-Röschen weinte vor Freuden. Sie drückte ihm die Hand zum erſtenmal in ihrem Leben, weil ſie glaubte, daß es zum leztenmal ſey. Sie verſicherte ihn, daß ſie zufrieden ſterbe, nachdem ſie ſo mannichfaltige Proben der ſeltenſten Beſtändigkeit erhalten habe. Die Seneſchallin unterbrach dieſe rührende Unterhaltung. Alle ihre Eiferſucht erwachte, als ſie Karifari zu den Füßen einer Creatur ſah, die ihm, ihrer Erwartung nach, ganz andere Empfindungen einfließen mußte. Sie kam vom Hofe zurück; man hatte ihr von den gütigen Abſichten der Prinzeſſin auf Karifari und der Freude des Kalifen über dieſen Entſchluß geſagt. Sie ergriff die Gelegenheit, ihm in Gegenwart der ſterbenden Dorn-Röschen ihren Glückwunſch darüber abzuſtatten.

Sie wollte ihrem Herzen den lezten Stoß verſetzen: aber die plözliche Regung der Eiferſucht, die ſie zu Boden ſchlagen ſollte, belebte den kleinen Reſt ihrer Kräfte. Ach ſie wußte nicht, was für neue Kränkungen ſie erwarteten!

In dieſem Augenblicke kam die Prinzeſſin, von dem Kalifen, ihrem Vater, und dem ganzen Hofſtaate begleitet. Mit Erſtaunen ſah ſie Larifari zu den Füßen eines Geſchöpfs, das eher gemacht ſchien Furcht als Liebe einzuflößen; aber mit noch größerm Erſtaunen ſah Dorn-Röschen die Prinzeſſin, deren Schönheit alles übertraf, was man ihr davon geſagt hatte. Jezt ſchwanden die wenigen Kräfte, die ihr noch übrig waren, und ihre Feſtigkeit verließ ſie. Ihre Augen blieben einige Zeit auf Sonnenſtrahl geheftet, dann ſahn ſie noch einmal ihren Geliebten an, dann ſchloſſen ſie ſich auf ewig.

Larifari ſtieß ein Geſchrey aus, daß alle Höflinge zitterten, und die Prinzeſſin ſelbſt gerührt ward.

Dem Kalifen blieb es nicht unbemerkt. Es hat nichts zu bedeuten mit dem Geſchrey, ſagte er, um ſeine Tochter zu beruhigen. Du wirſt ſehn, daß das Geripp da eine alte Verwandte iſt, die er beklagt. ¡Man muß ſchon um der Verwandtſchaft willen thun!... ¿Nun Larifari? fuhr er fort, indem er ſich zu ihm wandte, die Augen abgewiſcht! ¡So ein Aufhebens machen um der Mumie willen! Ich dächte ſo was vergäß ſich, wenn einem das Königreich Kaſchemire und Sonnenſtrahls Hand angeboten wird.

Ich weiß nicht, was andere auf eine Rede von dieſer Facon geantwortet haben würden; aber Larifari antwortete keine Sylbe und die ganze Geſellſchaft hielt ihn für todt, wie Dorn-Röschen.

Indem trat die Mohrin ins Zimmer. Sie ſchien Dorn-Röschens Tod zu beklagen; ſie nahm Antheil an Larifaris Schmerzen, und als ſie die Verlegenheit des Kalifen ſah, rieth ſie ihm, den Leichnam forttragen und auf der Stelle verbrennen zu laſſen, wenn er eine vernünftige Antwort von Larifari haben wollte. Seitdem dieſes Weib die Seneſchallin gouvernirte, hatte man ihre Rathſchläge für Orakel angeſehn, und man nahm keinen Augenblick Anſtand, auch den gegenwärtigen Rath zu befolgen.

Larifari widerſezte ſich dieſer Trennung umſonſt. Man riß ihn von dem geliebten Leichname weg; errichtete einen Scheiterhaufen, mitten auf dem Hofe des Palaſts, und legte Dorn-Röschen darauf. Larifari meynte unſinnig zu werden vor Schmerzen. Man führte ihn weg, ohne auf ſein Geſchrey und ſeine Thränen zu achten.

Der Kalife befahl, einer Perſon, an welcher ſein künftiger Schwiegerſohn ſo großen Antheil nähme, alle mögliche Ehre zu erzeigen, und ließ Fackeln von den köſtlichſten Harzen austheilen, ſeiner Tochter eine, jedem Miniſter eine, und dann allen andern Herrn vom Hofe. Dann hob er die ſeinige mit dieſen Worten in die Höhe: ; Wenn es doch den Göttern gefiele, ſprach er, daß mein Schwiegerſohn Larifari ſelbſt Zeuge dieſer Ceremonie wäre! Wenn er doch ſelbſt ſähe, wie ehrenvoll der Leichnam dieſes Frauenzimmers verbrannt wird; ich bin überzeugt, es würde ihm Vergnügen machen.

Bey dieſen Worten ſteckte er den Scheiterhaufen an allen vier Ecken in Brand. Doch nein — Er ſteckte ihn nicht in Brand. Denn eben da er es thun wollte, erſcholl die Luft von den melodiſchſten Tönen, und einige Augenblicke darauf erſchien die weiſe Serene auf der Stelle Klingklang.

Ihre Ankunft erzeugte die mannichfaltigſten Gemüthsbewegungen in der Verſammlung. Den König hielt ſie in ſeinem Eifer ein; die Höflinge erfüllte ſie mit Reſpekt gegen eine Perſon, die etwas erhabnes in ihrem Weſen hatte; Sonnenſtrahl ſtieß einen Freudenſchrey aus, denn ihr Papagey ſaß auf der Hand der Fee. Die Seneſchallin aber war ſo beſtürzt, daß man gewiß geſehn haben würde, wie ſie die Farbe veränderte, wenn ihre Farbe natürlich geweſen wäre. Ihre Vertraute ſah ſich vergebens nach allen Seiten um, ob ſie wo entkommen könnte. Sie ſahe bald, daß für ſie keine Hoffnung zur Rettung ſey.

Die weiſe Serene ſtieg ab und näherte ſich dem Scheiterhauſen. Sie hielt in ihrer Rechten den Stab der Wahrheit und dieſer Stab war von ſo glänzendem Golde, daß man ihn kaum anſehen konnte. Sie ſtellte ſich vollkommen unwiſſend über den Gegenſtand des Schauſpiels, das ſich ihren Augen darbot. Sie frug den Kaliſen. — Wir wollen hier, antwortete er, das Gerippe einer gewiſſen Dorn-Röschen verbrennen. — ¿Und was hat Euch denn diß Dorn-Röschen gethan, frug ſie mit einem ſtrengen Tone, daß ihr ſie lebendig verbrennen wollt?

Die ganze Verſammlung ſtaunte. Der Kaliſe aber bat ſie um Verzeihung, daß er reſpektwidrig von ihrer Tochter geſprochen habe; behauptete aber ſteif und feſt, daß ſie todt ſey. Und daß ſie wirklich todt iſt, fuhr er fort, können Sie daran ſehn, weil wir ſie eben verbrennen wollten.

Serene würdigte ihn keiner Antwort, ſondern befohl, Dorn-Röschen von dem Scheiterhaufen herab zu heben und ſie auf ein Ruhebett zu legen, das man aus dem Palaſte brachte. Hierauf trat ſie zu ihr, und, indem ſie ſich zu dem Kaliſen wandte, ſagte ſie: Sie ſollen gleich ſehn, daß ſie nicht todt iſt. Es ſind Leute hier, die dieß recht gut wiſſen.

Sie berührte Dorn-Röschen bey dieſen Worten mit dem Stabe der Wahrheit, und in dem Augenblicke kehrten ihre Lebensgeiſter zurück und ihre Augen öffneten ſich. In ihrem Geſichte mahlte ſich das Erſtaunen einer Perſon, die aus einem langen Schlafe erwacht und ſich an einem unbekannten Orte findet. Die weiſe Serene ſchien über die ſchreckliche Veränderung ihrer Geſtalt erſtaunt. Sie frug nach Lariſari.

Man ließ ihn kommen; denn alles folgte blindlings ihren Befehlen. Als er kam ſchrie der Papagey und ſchlug mit den Flügeln. Larifari erkannte ihn für den Vogel, den er auf ſeiner Reiſe zur Langzahn geſehn hatte; aber in der Heftigkeit ſeines Schmerzes würdigte er ihn keiner ſonderlichen Aufmerkſamkeit. Er wußte noch nicht was vorgegangen war.

Serene ſah ihn mit Unwillen an: Unglücklicher, ſprach ſie, wie kannſt du es wagen, vor meinen Augen zu erſcheinen? ¿ Haſt du mir nicht bey Gefahr deines Lebens für Dorn-Röschens Leben gut geſagt? ¿ War es noch nicht Treuloſigkeit genug, in jene fürchterliche Giftmiſcherey zu willigen, die ſie nach einer langen und tödlichen Krankheit, aller ihrer Reize beraubt hat? ¿ Mußteſt du ſie noch überdieß ihren grauſamſten Feinden und endlich den Flammen überlaſſen, die die unglücklichen Ueberbleibſel des armen Dorn-Röschen zu verzehren drohten? Und alles dieß, um deine Treuloſigkeit den Augen, für die du ſie ſo ſchändlich verrathen haſt, deſto ſichtbarer zu machen.

Dieſer Strom von Vorwürfen machte auf Larifari eben nicht mehr Eindruck, als wenn ſie an den fremdeſten Menſchen gerichtet geweſen wären. Er war mit nichts als Dorn-Röschens Tode beſchäftigt, und wahrſcheinlich hatte ſeine Seele eben einen Spaziergang in die Gefilde gemacht, in denen er ihren Schatten anzutreffen glaubte. Die Fee, die ihn nur auf die Probe ſtellte, um ſeinen Triumph deſto eklatanter zu machen, fuhr fort: Geh und nimm die Belohnung, die das Schickſal dir aufbewahrt; eine Belohnung, welche dein Muth und deine Standhaftigkeit, aber nicht deine Treuloſigkeit verdient; und Ihr, Prinzeſſin, ſagte ſie zu Sonnenſtrahl, wählet oder empfängt vielmehr jezt Euren Gemahl. Lariſari war Euch nicht gleichgültig, ehe er noch ſoviel für Eure Wohlfahrt wagte; alles ſpricht für ihn. Ich befehle Euch alſo im Namen des Schickſals Euern Gatten zu ernennen.

Sonnenſtrahl betrachtete ihren Papagey, Lariſari und Dorn-Röschen zwey bis dreymal, eines um's andre. Dann ſann ſie einige Augenblicke nach: Er mag ſelbſt zwiſchen Sonnenſtrahl und Dorn-Röschen wählen, ſprach ſie.

Lariſari erwachte bey dieſen Worten wie aus dem Traum. Schöne Sonnenſtrahl, ſagte er zu ihr, ich bin einer Ehre nicht würdig, die ich nicht zu begehren wage, und an die ich nicht mehr gedacht habe, ſeitdem ich das unglückliche Dorn-Röschen ſah. Ach ſie iſt nicht mehr, und mein Herz macht mir jeden Augenblick zum Vorwurfe, den ich noch lebe. Ich lebte nur für ſie, und die einzige Wahl, die mir übrig bleibt, iſt, ihr nachzufolgen..... ¿Und wenn ſie noch lebte? ſagte Serene. Dieſe Worte ruften ihn zu ſich ſelbſt zurück. Ein Strahl von Hoffnung gieng in ſeinem Herzen auf. Er kannte die Macht Serenens und warf ſich ihr zu Füßen: ¿Wenn ſie noch lebte? ſprach er. Rufe ſie ins Leben zurück und wenn es meines Lebens bedarf, das Ihrige zu erkaufen, ſo mag Larifari ſterben und Dorn-Röschen mag das Licht des Tages wieder ſehn.

Man mag noch ſo viel Verſtand haben, ſo giebt es doch immer tauſend Fälle im menſchlichen Leben, wo man nicht weiß, was man thut, wenn man recht von Herzen verliebt iſt. Aber bey einem Gegenſtande der Betrübniß, wie der gegenwärtige, erfordert es der Wohlſtand etwas über den Berg zu reden. Larifari führte ſich alſo bey dieſer Gelegenheit ſo einfältig auf, daß er bis ans Ende der Welt zu Serenens Füßen liegen geblieben wäre, um die Auferſtehung ſeiner Geliebten zu erwarten und ohne darauf zu rathen, daß ſie nicht todt ſey.

Das zärtliche Dorn-Röschen, die kein Wort von dieſer Unterhaltung verlohr, lag noch immer

mer auf ihrem Ruhebette und ſtarb beynahe zum zweytenmale vor Dankbarkeit und Freude.

Serene glaubte, daß es nun Zeit ſey einen ſo zärtlichen Liebhaber von ſeinem Kummer zu heilen. Sie hob ihn wider ſeinen Willen auf; denn er wollte durchaus auf ſeinen Knien bleiben, wie ein Verbrecher der um Gnade fleht. Sie legte die Strenge ab, mit der ſie zum Scheine ihre Blicke gewaſnet hatte, und redete ihn mit dem ſanfteſten Tone an: Komm, ſprach ſie, komm dein Dorn-Röschen wiederzuſehn. Wenn du ſie auch in ihrer gegenwärtigen Geſtalt noch liebſt, wenn die Zerſtörung ihrer Schönheit deine Treue nicht wankend macht, wohlan, ſo lebe für ſie, wie ſie für dich leben wird.

Wer die Liebe nicht kennt, der hätte ſich todt gelacht über all das närriſche Zeug das Larifari in den erſten Aufwallungen ſeiner Freude ſagte und vornahm, als er Dorn-Röschen wieder am Leben ſahe. Er verſicherte hierauf in Angeſichte des ganzen Hofs, und nahm dabey Himmel und Erde zu Zeugen, daß er keiner andern als Dorn-Röschen angehöre.

Wer ſieht nun nicht, daß Dorn-Röschen ihrer Seits dieſen Entſchluß bekämpfen, daß ſie alle ihre Großmuth aufbieten mußte, um ihn davon abwendig zu machen? Sie verſicherte alſo auf das heiligſte, daß ſie ihn viel zu ſehr liebe und ihm viel zu viel danke, um eine Aufopferung zuzugeben, wodurch er das glänzendſte Glück und die ſchönſte Prinzeßin auf einmal verlöhre; daß ſie ſich ein Gewiſſen daraus machen würde, wenn ſie auch ſelbſt noch die ſchwachen Reize beſäße, die ſie nun verlohren habe; und daß ſie in ihrem gegenwärtigen Zuſtande lieber einen tauſendfachen Tod erdulden, als hierzu ihre Einwilligung geben wolle.

Während dieſes Wortſtreits der Großmuth ſpielten die ſchöne Sonnenſtrahl und der Kalife ihr Vater eine ſehr mittelmäßige Rolle. Er fühlte ſo etwas davon und wendete ſich an Serenen: Madam, ſagt' er, das wäre nun alles ganz vortreflich von beyden Seiten, wenn nur meine Tochter nicht mit dabey im Spiele wäre. Sie iſt ſo ſchön und groß; ¿ wollen Sie denn, daß ſie gar keinen Mann haben ſoll? Oder ſoll ſie Zeitlebens mit dem Vogel ſpielen, den Sie ihr mitgebracht haben? Ich dächte eine Prinzeßin wäre doch noch was beſſeres werth als einen Papagey. —

Der gute Herr war im Zuge zu plaudern, und er hätte wohl von ſelbſt nicht ſo bald aufgehört,

gehört, aber die ehrwürdige Serene gebot der ganzen Verſammlung Stillſchweigen und bat vornehmlich den Kalifen, den Miniſter und den Hof um ihre ganz beſondere Aufmerkſamkeit. Es war etwas ſo edles und großes in ihrem Anſtande als ſie ſprach, daß alles in einem ehrerbietigen Stillſchweigen blieb. Die Mohrin zitterte von Kopf bis zu den Füßen.

Serene nahm der Prinzeßin den Papagey von der Hand und ſezte ihn in einiger Entfernung von ſich auf die Erde. Sie berührte hierauf ſeinen Kopf mit ihrem Zauberſtabe und zog einen weiten Kreis um ihn herum. In demſelben Augenblicke erhob ſich ein dichter Nebel um ihn her, der ihn dem Auge entzog. Eben ſo berührte ſie Dorn-Röschens Stirn und zog einen Kreis um ihr Bette. Sogleich ſah man ſie in eine ähnliche Wolke gehüllt.

Während die ganze Verſammlung ihre Aufmerkſamkeit auf dieſes Schauſpiel gerichtet hatte, trabte Klingklang rund um die Zuſchauer herum. Der Ton ihrer Glöckchen war ſo harmoniſch, daß man vor innigem Entzücken zu athmen vergaß.

¡Lob und Preiß ſey der erhabnen Kunſt der Magier! Sie kömmt dem Dichter zu Hülfe, den Knoten zu löſen und ſein Mährchen zu enden!

Solange Klingklang trabte, blieben die Wolken, welche den Papagey und Dorn-Röschen einhüllten. Auf einmal ſchlug Serene mit dem glänzenden Stabe, den ſie in ihrer Rechten hielt, dreymal auf die Erde; Klingklang ſtand ſtill, die Wolken zerfloſſen, und an der Stelle des Papageys ſah man den ſchönſten und liebenswürdigſten Mann daſtehen.

Lariſari erkannte ihn ſogleich für ſeinen Bruder Phönix und ſchrie laut auf vor Erſtaunen und Freude. Aber in dem Augenblicke, da Phönix in ſeine Arme eilte, ſah er ſich nach Dorn-Röschen um, und erblickte ſie tauſendmal ſchöner und reizender, als ſelbſt damals, da er ſie zum erſtenmale an dem Bache ſah, und damals, als er ſie mit ſo vielem Vergnügen im Schlafe betrachtete.

Das Volk erhob ein lautes verworrenes Geſchrey; die Höflinge gratulirten, und der Kalife weinte. Aller Herzen waren von Freude trunken.

Sonnenſtrahl betrachtete den verwandelten Papagey und fand, daß er bey ſeiner Metamorphoſe nicht verlohren habe. Phönix ſchien keine Augen zu haben als für ſie.

Der verliebte Lariſari wollte ſich zu Dorn-Röschens Füßen werfen. Seine Freude war ausgelaſſen, und er brannte vor Begier ſie ihr zu bezeigen. Aber Serene hielt ihn zurück. Sie ergriff ihn bey der Hand und führte ihn zu ſeinem Bruder. Sie umarmten ſich auf das zärtlichſte.

Jezt faßte die Fee auch die Prinzeßin bey der Hand und ſtellte ſie den beyden Brüdern gegen über. Betrachte ſie beyde, ſprach ſie zu ihr. Erwäge was du dem einen ſchuldig biſt; betrachte die Reize des andern; aber vor allen Dingen befrage dein Herz über eine Wahl, welche dein Schickſal unwiederruflich macht, welchen von dieſen beyden Prinzen du zum Gemahl wählen magſt: ſo wirſt du keine unwürdige Wahl treffen können, und der, den ſie trift, wird dich nicht ausſchlagen.

Lariſari zitterte am ganzen Leibe, ungeachtet ihm die Gegenwart ſeines Bruders Muth einflößte. Indeß frug Sonnenſtrahl ihre Augen um Rath und ohne zu zaudern wählte ſie den ſchönſten.

Serene legte Dorn-Röschens Hand in die Hand Lariſaris und ſo war die Ehe geſchloſſen; denn damals bedurft' es nicht mehr. Und ſeitdem Ehen geſchloſſen worden ſind, gab es keine vergnügtere Bräute und keine glücklichern Prinzen.

Der Kalife, der bey dem allen eine ſtumme Rolle geſpielt hatte, war darum nicht der am wenigſten Vergnügte. Er befohl alle Kanonen zu löſen, an allen Ecken Freudenfeuer anzuzünden, auf dem Fluſſe und den öffentlichen Pläzen Feuerwerke zu geben, Spenden unter das Volk auszutheilen und in den Brunnen Wein ſtatt des Waſſers bringen zu laſſen. Die Anordnung der Hof-Luſtbarkeiten nahm er ſelbſt auf ſich; denn in der ganzen Welt gab es keinen Prinzen, der ſich beſſer darauf verſtand eine Fete anzuordnen.

Voll von dieſen großen Ideen wollte er in den Palaſt zurückkehren, aber Serene ſagte ihm daß dieſer Auftritt noch nicht geendigt ſey. Vor der Hand ſey erſt die Tugend belohnt; aber ſie merke, daß für den Stab der Wahrheit noch etwas zu thun übrig ſey.

Bey der allgemeinen Freude, die alle Herzen erfüllte, hatte man die Seneſchallin und ihre

Vertraute ganz aus den Gedanken verlohren. Die gerechte Serene vergaß ſie nicht. Sie berührte ihre Stirn mit dem untrüglichen Stabe. Die Seneſchallin erlitt dadurch weiter keine Verwandlung, als daß ihr vier Finger hoch Schminke von den Wangen, eben ſo viel von der Stirn und noch zweymal ſo viel von dem Buſen fiel. — Es blieb nun nichts als ein altes runzliches Weib, die in ihrem jugendlichen Kopfputze zum todtlachen ausſah.

Die Geſtalt der Mohrin hingegen war ganz und gar verſchwunden. Man erblickte die ſchreckliche Langzahn, die ſich aus Liebe und Rachſucht unter dieſer Maſke verborgen hatte. Dorn-Röschen empfand bey ihrem Anblicke alles das Schrecken, das ſie ihr ehemals eingeflößt hatte. Ihre Unruhe dauerte nicht lange. Kalife, ſprach ſie, das Schickſal dieſer Elenden iſt in Euren Händen. Euch kömmt es zu ihr Urtheil zu fällen.

Meinetwegen, antwortete er. Weil's ſo ſeyn ſoll, ſo will ich ſie nicht lange warten laſſen. Holt mir den Amtmann, das Halsgericht zu halten. Die Hexe ſoll da lebendig auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden und die Seneſchallin ſteckt ins Narrenhaus.

Bey dieſem Ausſpruche regte ſich Dorn-Röschens gutes Herz. Sie wollte vorbitten. Aber Lariſari, der ſich der Grauſamkeiten gar wohl erinnerte, die ſie an Dorn-Röschen verübt, und der die Ohrfeige noch fühlte, die ſie ihr ſo ungerechter Weiſe gegeben hatte, ließ das Urthel der ſcheußlichen Langzahn beſtätigen. Die Seneſchallin ward von Niemand bedauert.

Während der Anſtalten zur Execution begab ſich die ganze Verſammlung auf das Schloß.

Der Kaliſe gab vor allen Dingen Befehl zu einer Fete, dergleichen noch nie ſollte geſehn worden ſeyn, ob er ſchon in dieſem Stücke manche Proben ſeiner Erfindſamkeit gegeben hatte. Während nun der ganze Hof in der größten Bewegung war um ſeine Befehle auszuführen, machte er der ehrwürdigen Serene die Honneurs des Hofs und führte ſie unter andern in einen prächtigen Saal, der kurze Zeit nach ſeiner Tochter Geburt vollendet worden war. Hier fand die Aufmerkſamkeit Serenens eine würdige Unterhaltung; denn kaum hatte ſie in ihrem eignen Pallaſte etwas ſo prächtiges und wunderbares geſehn. Da der Kaliſe ſahe, daß ſie dieſe Schönheiten bewunderte ſagte er zu ihr: glauben Sie ja nicht etwa, daß ich alles das erſonnen hätte. Ich muß Ihnen doch da erzählen.

len, was mir begegnete als meine Frau ſchwanger war. Ich träumte ſie käme mit einem kleinen häßlichen Drachen nieder, der mir in dem Augenblicke, da er auf die Welt kam, das Weiße in den Augen ausfraß. Ich conſulirte die Weiſen in meinem Lande über dieſen Traum. Die machten Auslegungen und kein Ende. Der eine ſagte ich würde einen Sohn bekommen, der mich vom Throne ſtoßen und mir die Augen ausſtechen laſſen würde; andre verſicherten mich, es hätte ſo viel nicht zu bedeuten; er würde nur meinen Ruhm verdunkeln, ich weiß nicht ob durch ſeine Tapferkeit oder durch ſeinen guten Kopf, oder wie ſonſt. Mir war nur um's Erſte bange. Endlich ſagte mir der allergeſchickteſte: mein Sohn würde mich um mein Leben und meinen Thron bringen, wenn ich nicht den Saal vor ſeiner Geburt baute. Er machte mir einen Riß dazu und ordnete es ſo an, wie ſie hier ſehen. Ich muß ihm nachſagen, daß er ſich's recht angelegen ſeyn ließ. Aber die Königin kam doch eher nieder als er fertig war, und brachte meine Tochter zur Welt. — Ich war von Herzen froh, da ich ſtatt des kleinen verwünſchten Drachen von Sohne, den ſie mir prophezeyt hatten, ein allerliebſtes kleines Mädchen bekam. Aber eider war ſie nur allzu ſchön, wie wir in der Folge erfahren haben. Denn wenn Sie und arifari nicht gethan hätten ſo würden wir uns heute wohl nicht mit unſern Augen ſehen.... Aber Apropos, fuhr er fort, da ſie doch alles wiſſen, ¿wie kam's denn, daß alle auf einen Prinzen riethen, und wozu war denn der Saal mit allen den Zierarten nöthig? Und was wollte denn überhaupt der ganze Traum ſagen? Auf meine Tochter muß er allerdings einen Bezug gehabt haben, da was von Augen drinn vorkömmt.

Ich kann Euch dieſe Aufſchluß geben, ſagte Serene. Euer Traum war — ein Traum; Eure Traumdeuter Betrüger oder Ignoranten, und der Euch den Saal zu bauen rieth, war ein Baumeiſter, der ſeinen eignen Vortheil bey dem guten Rathe ſuchte, den er Euch gab. Doch laßt uns wieder zu unſerm Brautpaare gehn, da ſollt ihr die nähern Umſtände von der unglücklichen Augenkrankheit Eurer Prinzeſſin Tochter hören.

Die beyden Brüder hatten während dieſer Zeit wenig Langeweile gehabt. Sie waren verliebt und von den liebenswürdigſten Perſonen ihres Geſchlechts erhört. Beyde waren ſchön, doch beyde auf eine verſchiedne Art. Sonnenſtrahl überraſchte mehr, aber Dorn-Röschen rührte mehr. Die Reitze der einen blendeten, die Schönheit der andern ſtahl ſich tiefer ins Herz und ſo oft man ſie von Neuem anſah, entdeckte man tauſend neue Reitze an ihr, die keinen Nahmen haben und die man beſſer fühlt als beſchreibt.

Der ſchöne Phönix, der ſeinen Bruder zärtlich liebte und ihn mit Liebkoſungen überhäufte, war eben im Begriffe ſeine Neugierde über die mannichfaltigen Schickſale zu ſtillen, die ihm ſeit ihrer Trennung widerfahren waren, als der Kalife mit der weiſen Serene zurückkam.

Larifari bat ſie um die Erlaubniß, daß ſein Bruder ſeine Erzählung in ihrer Gegenwart fortſetzen dürfte. Sie baten nun ſelbſt um dieſe Gefälligkeit und Phönix hub folgendermaaßen an:

* * *

Geſchichte

des Prinzen Phönix.

Als wir uns trennten, der Prinz Fink und ich, um auf Abentheuer auszugehn..... Mit Eurer Erlaubniß, fiel der Kalife ein, ¿wer iſt denn der Prinz Fink?.. Ich, Sire, antwortete Larifari. Ohne zu wiſſen warum, vertauſchte ich dieſen Nahmen, mit demjenigen, unter welchem ich die Ehre gehabt habe, Ihnen vorgeſtellt zu werden, und den ich entſchloſſen bin zeitlebens zu führen, da mich die ſchöne Dorn-Röschen unter dieſen Nahmen hat kennen lernen. —

Er erzählte ihnen hierauf ſo viel von ſeinen Schickſalen als zum Verſtändniße der Geſchichte ſeines Bruders nöthig war. Als er bis zur Geſchichte ihrer Trennung gekommen war, nahm Phönix das Wort wieder:

Wir waren alſo, wie mein Bruder Ihnen geſagt hat, übereingekommen, daß der, dem das Glück kein auswärtiges Etabliſſement verſchafft hätte, in ſein Vaterland zurückkehren und den erledigten Thron in Beſitz nehmen ſollte. Ich that hierauf in meinem Herzen ſogleich Verzicht, und ſtolz auf die Vorzüge, die ich vor meinem Bruder zu haben glaubte, dachte ich auf nichts weiter, als mit meiner Figur in der Welt herum zu ziehn und mich begaffen zu laſſen. Die erſten Eroberungen die ich machte befriedigten meine Wünſche nicht, und ich glaubte meine Rechnung am beſten in Circaſſien zu finden, das man mir als das Land der Schönheiten beſchrieben hatte.

Eine Königinn herrſchte in dieſem Reiche ſeit dem Tode ihres Gemahls, der ſie mit vier

Töchtern hinterlaſſen hatte. Die älteſte davon, jetzt noch unmündig, war für den Thron beſtimmt.

Auf dieſe Nachrichten baute ich ein Project, das mir mein künftiges Glück ſichern ſollte. Dem Schickſale gefiel es anders. Es hatte mir einen ſchönern Schatz aufgehoben. Kurz vor meiner Ankunft erfuhr ich das Unglück, das die Königliche Familie in einer ganz unerwarteten Revolution, erfahren hatte.

Ein gewiſſer kleiner Fürſt hatte einige ungegründete Anſprüche bey dem Volke geltend zu machen gewußt. Er hatte den unruhigſten Theil deſſelben auf ſeine Seite gebracht, die Großen des Reichs beſtochen und mit ihrer Hülfe ſich ſo ſchnell in den Beſitz der Oberherrſchaft geſetzt, daß die Königin kaum ſo viel Zeit gehabt hatte, ſich mit ihren Töchtern zu retten.

Ich wollte bey einer ſo treuloſen Nation nicht verweilen. Ich durchreiſte das Reich in aller Geſchwindigkeit, als man mich auf Befehl des Tyrannen anhielt, dem alle Fremden verdächtig waren.

Man brachte mich vor ihn. Ich verbarg ihm weder meinen Nahmen noch meinen Stand und erhielt eine Aufnahme, die ich nicht erwartet hatte. Ich weiß nicht, was dieſen Prinz für mich einnahm, der gewiß keinen Ruhm in Großmuth und Artigkeit ſetzte. Er behielt mich länger an ſeinem Hofe, als ich wünſchte und man erzeigte mir hier dieſelbe Ehre als ihm. Endlich bot er mir ſeine einzige Tochter zur Gemahlin an.

Dieſe Prinzeſſin ſchien mir eben ſoviel Neigung zum ehelichen Stande zu haben, als ihre Figur die Freyer zurückſchreckte. Sie war noch mehr als häßlich. Ihre kleinen Augen hatten mir ihren guten Geſinnungen ſchon lange vorher zu erkennen gegeben, ehe mir ihr Vater einen förmlichen Antrag that. Aber ich verabſcheute die Verwandſchaft mit einem Uſurpator und ließ, ohne mich zu rühmen, ſeine Zwergin Tochter mit ziemlichen Stolze laufen.

Ich reiſte ab. Auf der Gränze von Circaſſien führte mich das Ohngefähr in ein altes Schloß, das zwar ſehr prächtig gebaut, aber, wie es mir anfänglich ſchien, von niemand bewohnt war. Ich gieng lange Zeit darinne umher, ohne eine Seele anzutreffen. Am Ende fand ich, daß ſich jedermann ſorgfältig eingeſchloſſen hatte und daß man mir aus dem Wege gieng. Ich wunderte mich über dieſe unfreundfreundliche Aufführung; — und es kam mir ſeltſam vor, daß ſie die Langeweile ſuchten, die ſie leicht hätten vermeiden können, wenn ſie ſich etwas anders gegen einander benommen hätten.

Ich ließ mir indeß die Mühe nicht verdrießen jemand zu ſuchen, der mir dieſes Räthſel erklären könnte, und kam in ein ſehr ſaubers Apartement, wo ich aber keine lebendige Seele fand. Indeß lagen Karten und Marken auf einem Tiſche um welchen Stühle geſtellt waren.

Einen Augenblick darauf kamen vier Elſtern in's Zimmer, deren jeder ein Staar folgte und ihr den Schwanz trug. Eine ſehr ernſthafte Krähe begleitete ſie.

Die Elſtern machten mir ein ſehr höfliches Kompliment und ſetzten ſich zum Spiele ieder. Die Krähe zog ihre Arbeit hervor....

Dorn-Röschen und Larifari, die wähend dieſer ganzen Erzählung kein Auge von einnder verwendet hatten, ſtießen ſich an als Phöix an die Elſtern kam; Sonnenſtrahl, die den chönen Phönix unverwandt anſahe machte eie leichte Bewegung mit dem Kopfe, als wenn e an der Wahrheit dieſes Abentheuers zweiſelte; Serene lächelte über dieſe Begebenheit die ihr nicht unbekannt war, aber der Kalife hielt ſich den Bauch vor Lachen.... Ja, ja, ſagte er, mein Herr Schwiegerſohn, man ſieht, daß ihr gereiſt ſeyd. Ich laſſe mir noch gefallen, daß den Elſtern die Schwänze nachgetragen werden; ¿aber Elſtern, die in der Karte ſpielen? Ha, ha, ha!

Phönix beharrte auf der Wahrheit dieſer Geſchichte. Ich ſah ihrem Spiele lange zu, fuhr er fort, aber ich begriff nichts davon; wahrſcheinlich ein Spiel, daß nie von jemand anders als von Elſtern geſpielt worden iſt... Auf einmal ſprang eine kleine muntre Elſter auf den Tiſch, und ſchrie ein Wort, das mir entfallen iſt. Ich weiß nicht, wie ich das Wort habe vergeſſen können; denn die andern wiederhohlten ſich bald heiſer daran. Die ernſthafte Krähe ſprach es langſam nach, bis auf die kleinen Staaren, die die Lichter putzten, alles repetirte das Wort im Uniſono. Mir thaten die Ohren weh davon. Ich verließ das Zimmer, ohne zu wiſſen ob ich träumte oder ob ich alle dieſe Wunderdinge wirklich geſehn hätte.

Ich hatte von dem Königreiche Kaſchemire reden hören. Man erzählte mir, daß in dem ſchönſten Lande die ſchönſte Prinzeßin von der Welt lebe.

Ich eilte mich dahin zu begeben. Die Gefahren, die man bey dem Anſchaun ihrer Augen laufen ſollte, ſchreckten mich nicht ab. Was kann denn da für Gefahr dabey ſeyn, ſagte ich zu mir ſelbſt, als von ihnen verwundet zu werden und, wenn man keine Gnade vor ihnen findet, in ihren Anſchaun zu ſterben. Die Erzählungen von dem Gifte ihrer ſtrahlenden Augen, von denen man mir die wunderbarſten Beſchreibungen machte, betrachtete ich als Mährchen, die man zur Kurzweil erſonnen hätte. Und wenn auch alle die tragiſchen Begebenheiten wahr wären, die man von ihnen erzählt, ſagte ich bey mir ſelbſt, dir wird das ſüße Gift dieſer Augen nicht ſchaden; Phönix wird dem Glanze der Schönheit nicht unterliegen. Meine Eitelkeit war gereizt. Wohlan, fuhr ich fort, ich will ſie ſehen und alle die eingebildeten Gefahren beſiegen, die ſie umringen. ¿Wird ſie weniger wagen, wenn ſie mich ſieht? ¿Wird ſie nicht die Gefahr theilen in die ich mich um ihrentwillen ſtürze?

Ich thue ihnen hier, ſchöne Sonnenſtrahl, das Geſtändniß meiner lächerlichen Eitelkeit, um mich durch die Schaam, die ich dabey fühle, ſelbſt dafür zu beſtrafen.

Eine geheime Sympathie zog mich zu Ihnen. Aus Begierde Sie zu ſehn vergaß ich alle Vorſicht, die man mir auf der Reiſe empfohlen hatte. Tauſend Gefahren drohten mir, wenn ich den unrechten Weg wählen würde. Ich lachte über die Erzählungen, die man mir von der Hexe Langzahn und ihrem Aufenthalte machte; und da der Weg, auf dem ſie wohnen ſollte, der kürzeſte war, ſo beſann ich mich keinen Augenblick ihn zu wählen. Die Reue folgte mir auf dem Fuße nach.

Jedermann, dem ich begegnete, warnte mich. Nichts hielt mich auf. Ich durchreiſte verlaßne Gefilde und überſtieg die fürchterlichſten Felſen. Nach tauſend überſtandnen Gefahren vertiefte ich mich in einen Wald, wo mir Schaaren von Ungeheuern den Weg verſperrten.

Ich entſchloß mich zu wehren. Greifen ſchwebten über meinem Haupte, Hydern und Leoparden umringten mich. Ich zog meinen Degen und griff ſie an, ich verwundete einige von meinen Feinden und nach einem langen Streite, in dem ſich meine Kräfte erſchöpften, fühlte ich mich in die Höhe gehoben, ich weiß ſelbſt nicht wie. Itzt bemerkte ich, daß man mich lieber zum Gefangnen hatte machen als

ich tödten wollen. Ich ſank in einen ganz
tigen Garten nieder, worinn die Hexe Kräu-
r ſammelte.

Aus dieſen Kräutern wollte ſie einen ſchreck-
hen Zaubertrank bereiten, unter welchen das
arme Blut eines friſch geſchlachteten Menſchen
miſcht werden mußte. Ich erfuhr dieß [illegible]
it, während der Zeit meiner Verwandlung;
d dieß war die Urſache geweſen, warum
ch die Greifen lebendig zu ihren Füßen nie-
ſetzten. Ihre Geſtalt war fürchterlich;
r die meinige fand Gnade in dem grauſam-
n und unerbittlichſten Herzen, das je in ei-
menſchlichen Bruſt geſchlagen hat. Ich
merkte es und erfuhr bald genug, um wel-
n Preiß ich mein Leben erkaufen könne. Sie
te mir, daß, wenn ich ſie heyrathen wollte,
mich nicht nur mit ihrer Perſon beglücken,
dern mich überdieſes in den Beſitz unſchätz-
er Güter ſetzen wolle. Wo nicht ſo würde
heute das Licht des Tages zum letztenmal
hn haben. Um mir Zeit zu geben, meinen
ſchluß zu faſſen, verließ ſie mich auf der
lle ohne meine Antwort abzuwarten.

Ich hatte zwar wenig Luſt zu ſterben;
doch ſchien es mir leichter und anſtändi-
dieſe Partie zu ergreiffen als die andre.

Wenn ich ihre Hand ausſchlage, ſagte ich, ſo werde ich hier in der That auf eine ſehr rühmliche Art ſterben; ¿und wenn ich ſie annehme? ¡Ein ſchönes Glück, um ſo weit darnach zu reiſen! ¿Ich hätte mich alſo vergeblich mit der Hoffnung geſchmeichelt der göttlichen Sonnenſtrahl zu gefallen; ſie, deren Blicken noch kein Sterblicher widerſtand; ich hätte umſonſt nach dem Ruhme geſtrebt der Ihrige zu ſeyn, um mich am Ende in der grauſamen Nothwendigkeit zu ſehn, entweder der Mann einer abſcheulichen Hexe zu werden, oder unrühmlich in dieſem Winkel der Erde zu ſterben, wo mich niemand ſuchen, niemand etwas von mir erfahren wird?

Ich mochte meinen Zuſtand betrachten von welcher Seite ich wollte, ſo war er ſehr unangenehm; ich gieng im Garten auf und ab, und fand ihn bezaubernd. Ich erblickte die ſchönſten Früchte von der Welt und vornehmlich Feigen, die mir köſtlich ſchienen. Ich liebte dieſe Frucht; ich brach einige der ſchönſten ab, und ich hatte dieß nicht ſo bald gethan, als ich meine Unruhe vergaß. Ich verzehrte ſie, und ſchlief ein.

Bey meinem Erwachen war ich in einen Vogel verwandelt. Die Hexe, die mich mit ihrem Geſchrey aufgeweckt hatte, ſaß neben mir und that wie unſinnig über eine Verwandlung, die ihren Abſichten ganz und gar nicht angemeſſen war.

Sie ſchob die Schuld auf Dorn-Röschen, ohne doch zu wiſſen warum. Sie ſchwur ſie dafür zu beſtrafen; ich hörte ihre Klagen und ihre Drohungen; aber ich muß geſtehn, dieſer Zufall kam mir ſo außerordentlich vor, daß ich mir noch immer ſchmeichelte, es ſey ein Traum. Ich erwartete mit Ungeduld daß mein Erwachen mich von dieſen fürchterlichen Vorſtellungen befreyen ſollte. Ich wartete vergebens.

Die Hexe nahm mich auf die Hand und machte alle nur möglichen Liebkoſungen, die man einem Vogel machen kann. Sie ſuchte mich zu tröſten; ſie bat mich Gedult zu haben, und ſagte mir, daß ſie in acht bis zehn Tagen eine gewiſſe Compoſition fertig haben würde, mit der ſie mir meine vorige Geſtalt wieder geben wolle; daß ich mich aber in Acht nehmen ſolle, in der Zeit Salz zu freſſen, wenn ich etwa von Ohngefähr welches finden ſollte.

Nach dieſen Worten pflückte ſie eine Menge Kräuter, die ich nicht kannte, und ließ mich in dem Garten zurück.

Meine Beſtürzung war unbeſchreiblich, als ich meines Schickſals gewiß war. Ich wollte mein Unglück beweinen; aber anſtatt auszurufen: ¡ Unglücklicher Phönix! rief ich: Liebes Papchen! und ſtatt aller der Klagen und Exklamationen, die mir auf der Zunge ſaßen, konnte ich nichts hervorbringen, als die Impertinenzen, die man die Papageyen zu lehren pflegt. Ich war darüber ſo bekümmert, daß ich beſchloß, gar nicht mehr zu ſprechen.

Da ich die Erlaubniß hatte, im Garten herumzufliegen, ſo ſah ich vom Gipfel eines Baums das Haus der Hexe; aber ſo oft ich darauf zufliegen wollte, verſagten mir die Flügel ihren Dienſt, und ich glaubte, daß es ganz vergebens ſeyn würde, dieſen Verſuch zu Fuße machen.

An alle andere Orte der ganzen Gegend konnte ich fliegen ſo viel ich wollte. Ich bediente mich dieſer Freyheit und auf einer dieſer Promenaden ſah ich eines Tags eine Frau aus einer elenden Hütte kommen. Sie hatte einen kleinen Sack unter dem Arme und ſetzte ſich an das Ufer eines kleinen Bachs. Hier wuſch ſie einige Fiſche, die ſie in einem Korbe hatte und ſalzte ſie ein. Jetzt erinnerte ich mich, daß mir die Hexe verboten hatte Salz zu freſſen, und

ich bildete mir ein, ſie habe dieß aus Furcht
gethan, ich möchte meine vorige Geſtalt da-
durch wieder bekommen.

Ich ſetzte mich neben der Frau auf die
Erde. Sie fand mich ſchön und hielt mich für
ahm; ich lief vor ihr, und nachdem ſie mich ei-
e zeitlang gejagt hatte, nahm ich ihr den Sack
nit Salze und erhob mich ſchnell in die Luft.

Ich verbarg meine Beute in einen Buſch
nd eilte in den Garten der Hexe zurück. Denn
ür dießmal wagte ich nicht länger auſſen zu
leiben um ihr keinen Verdacht einzuflößen.
en folgenden Tag aber war die Sonne noch
icht aufgegangen als ich mich ſchon wieder im
eyen Felde befand.

Dieß war der Tag an welchem ich mei-
n geliebten Bruder ſah. Mein Erſtaunen
ar meiner Freude gleich. Ich wünſchte nichts
ehr als daß er mich fangen möchte, aber ſtatt
ſſen, ſah er mich Verwunderungsvoll an.
un eilte ich die Wirkung des Salzes zu ver-
chen, das ich in dem Buſche verborgen hatte.
glaubte es könne mir Schaden thun und
meiner Seits wollte ihn vor der Gefahr
rnen, in der er ſich in der Nähe der Hexe
ände. Aber anſtatt zu reden erhub ich ein

lautes Gelächter. In dieſem Augenblick ſprach er meinen Nahmen aus um mir zu ſchmeicheln. Ich wollte antworten. Ja, wollte ich ſagen, Ja ich bin dein Bruder Phönix. Aber ſtatt deſſen konnte ich nichts ſagen als Lariſari, und ich fühlte etwas in mir, das mich fortzufliegen zwang, ſo ärgerlich es mir auch war.

Zwey Tage lang ſchwebte ich in der ſchrecklichſten Angſt; ungewiß was aus meinem Bruder Fink geworden wäre. Am Ende derſelben hörte ich in dem Garten das fürchterliche Heulen der Hexe.

Du, mein liebſter Bruder, für den ich alles gefürchtet hatte, warſt die Urſache ihrer Verzweiflung. Du hatteſt ihr ihre Schätze geraubt und ihre Wuth entwaffnet; denn die ganze Kraft ihrer Zaubermittel beſtand in dem Hute und der Stutte Klingklang, in deren Beſitze du warſt. Jetzt war es mir erlaubt mich ihrem Hauſe zu nähern, bey welchem ich gerade ankam, als ſie vom fruchtloſen Nachſetzen zurückkehrte. In einer alten Eiche verborgen, welche nahe bey dem Stalle ſtand, war ich Zeuge ihrer Wuth und ihrer Verzweiflung. Wenigſtens, ſchrie ſie, werde ich mich zur Hälfte rächen und die verfluchte Dorn-Röschen wegen ihrer Verrätherey ſtrafen können. Der Räuber, den ſie verführt hat um mich zu betrügen, hat ſie unter dem Heue ſtecken laſſen, wo ſie ſich ihm überlaſſen hat. Meine Rache verfolge ſie. — Bey dieſen Worten gieng ſie in den Stall, wo ſie durch Dorn-Röschens Kopfzeug den ihr Langzähnchen aufgeſetzt hattet, getäuſcht werden war. Langzahn gab ſich nicht die Mühe die Sache näher zu unterſuchen und Langzähnchen war nicht im Stande nur ein einziges Wort zu ſprechen, um ſeine Mutter aus dem Irthume zu reißen. Sie ſteckte den Heuhaufen in Brand und ſchloß die Stallthüre zu, ſo bange war ihr, das unglückliche Opfer ihrer Rache möchte entkommen.

Nun eilte ſie auch hier wieder weg um den einzigen Troſt, der ihr in ihrem Unglück noch übrig blieb aufzuſuchen. Auch dieſer Troſt war ihr verſagt. Ich ſaß immer in meiner Eiche, wo ich mich verſteckt hielt und wo ich auf einmal das ſchreckliche Heulen ihres Söhnches hörte, welchem die Flammen den Gebrauch der Stimme wieder gaben, indem das Heu anbrannte mit dem man ihm den Mund verſtopft hatte.

Die Hexe hatte nichts in ihrem Hauſe gefunden und ſie fieng an ein neues Unglück zu fürchten. Sie kam nach dem Stalle zurück, der ſchon in vollen Flammen ſtand. Sie öffnete die Thür und ſah mitten in dem Feuer und Rauche ihre ſüße und einzige Hoffnung deſſelben Todes ſterben, zu welchem der Himmel auch die Mutter aufbewahrte.

Das Geſchrey, das ſie bey dieſem Anblicke erhob, war ſo entſetzlich, daß die Eiche, in der ich ſaß, davon erbebte, und ſo ſtark, daß der Zahn, der ihr aus dem Munde gewachſen war, funfzig Schritte weit weg flog und in tauſend Stücken zerſprang. Jede andre hätte dieſen Verluſt eben nicht ſehr beklagt; aber ſie gerieth darüber in neue Wuth.... ¿So iſt es denn aus mit mir? ſchrie ſie. Alle meine Kräfte verlaſſen mich. Noch bleibt die Liſt mir übrig. Bey dieſen Worten lief ſie in ihr Haus und ich verließ meine Höle, um mich während ihrer Abweſenheit zu retten. Ich flog ſo ſchnell als ich konnte, und beym Anbruche der Nacht fand ich den Buſch, wo ich meinen Sack mit Salz verborgen hatte. Ich fieng an die Hoffnung zu faſſen, daß mich die Hexe nun nicht wieder finden würde. — Dem Himmel ſey Dank, ſagte ich, endlich bin ich von der grauſamen Nothwendigkeit befreyt zwiſchen dem Tode und dieſer Hexe zu wählen. Aber das wäre denn auch alles und ich bin zum Papagey verdammt bis an das Ende meines Lebens.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Ihnen alles erzählen wollte, was ich auszuſtehn hatte, eh' ich in das glückliche Land kam, wo meine Leiden endigen ſollten. Oft war ich dem Hungertode nahe, indem ich durch Einöden flog, wo ich keine Früchte fand. Ueberdieß war ich nicht gewohnt zu fliegen, und ich konnte nur ſehr kleine Tagreiſen machen. Wer mich ſahe lief mir nach um mich zu fangen. Die Gipfel der Bäume waren meine einzige Zuflucht und auch da war ich nicht ſicher vor den kleinen Jungen, die mit Steinen nach mir warfen oder mir nachkletterten.

Endlich gelangte ich in dieſe zauberiſchen Gegenden. Die ſchreckliche Langzahn war mir gefolgt, ohne daß ich es gemerkt hatte. Sie unter der Geſtalt zu ſuchen, die ſie angenommen hatte, das fiel mir nicht ein. Sie kam kurze Zeit nach mir auf den Gränzen von Kaſchemire an, und folgte mir allenthalben, ohne ſich das mindeſte merken zu laſſen. Die Aufmerkſamkeit, die ſie auf mich zu haben ſchien, nahm mich nicht Wunder, da ich gewohnt war, daß mich jedermann anſtaunte, der mich ſah. Ich wußte mich in Sicherheit zu ſetzen, wenn man mir gar zu nahe kam.

Ich befand mich nun in einem Lande, wo hundert Millionen Papageyen wie die Könige hätten leben können; aber ich hatte Urſache mit meinem Schickſale unzufrieden zu ſeyn. Ich wußte nicht was aus mir werden würde und ich verfiel von Zeit zu Zeit in eine tiefe Schwermuth. Sie bemerkte es; und als ich einſtmals ganz betrübt auf einem hohen Baume ſaß, ſah ſie mich mit theilnehmenden Blicken an. ¡Es iſt doch jammerſchade, ſagte ſie, daß ein ſo ſchöner Papagey in der Irre herumfliegen ſoll! Ganz gewiß gehört er irgend einem Könige oder einer Schöne, die nun über ſeinen Verluſt in Verzweiflung iſt. Vielleicht iſt er gar der Schönſten der Schönen. Doch wenn er der Prinzeſſin Sonnenſtrahl angehorte, ſo hätte er gewiß niemals die Freyheit dem Vergnügen ſie zu ſehn vorgezogen. Wäre er nicht gar zu wild, fuhr ſie fort als ſie ſah, daß ich immer tiefer herabhüpfte um ſie zu hören, wäre er nicht gar zu wild, ſo könnte man ihn fangen und der ſchönen Sonnenſtrahl das ſchönſte Geſchenk damit machen, das im ganzen Königreiche ihres Vaters gefunden werden könnte. ¡Welch ein Glück für ihn wenn die ſchönſte Prinzeßin der Welt Vergnügen an ihm fände! und welcher Sterbliche würde nicht mit Freuden ſein Loos mit dem Looſe eines Papageys vertauſchen wollen, der täglich Reitze ſehn würde, welche die Schönen den Vögeln nicht zu verſchleyern pflegen.

Wie gut wußte die ſchlaue Langzahn, mit wem ſie ſprach! Ich war ſo bezaubert, daß ſie nur die Hand ausſtrecken durfte, um mich zu fangen. Ich hüpfte ihr am Ende ihrer Rede von ſelbſt darauf.

Ich bemerkte nur allzubald, daß ich zu leichtglaubig geweſen war. Mein Leben ſtand auf dem Spiele. In dem Augenblicke, da ich in ihrer Gewalt war, verwandelte ſich ihr ganzes Geſicht. Ihre Augen ſchienen zu funkeln. Sie hielt mit der einen Hand meine Füße zuſammen und ſtreckte die andre zweymal aus, um mir den Hals umzudrehn. Dieſe Wuth war mir unerklärlich; und ich habe mir dieſes Räthſel nicht eher auflöſen können, als bis uns Serenens Stab die ſchreckliche Langzahn unter der Geſtalt dieſer Negerin gezeigt hat.

Indeß widerſtand ſie zu meinem großen Glücke den erſten Bewegungen ihrer Wuth und Rache. Sie fand ihren Vortheil dabey mich zu ſchonen und brauchte nun alle Vorſorge, daß ich ihr nicht entwiſchen konnte, bis wir an den Hof kamen. Dieſer Tag war der Anfang meines Glücks. Meine Papageyen-Zungen ertrugen das tödliche Feuer aus den Augen der göttlichen Sonnenſtrahl, und durch einen mir unbekannten Zauber ſchützte ich auch andre vor der Gefahr. Leute, die ſie ſonſt nicht auf funfzig Schritte weit anzuſehn gewagt hätten, nahmen mich auf die Hand und betrachteten ſie ſo nach ihrem Gefallen.

Ich will nichts von der Seeligkeit ſagen, die ich bey allen den unſchuldigen Schmeicheleyen empfand, die ſie mir machte. Bey tauſend Gelegenheiten, von denen ich die nähern Umſtände verſchweige, erfuhr ich das Glück, das mir die Hexe verſprochen hatte. Als Papagey ward ich reichlich für allen den Abſcheu bezahlt, den mir die Zärtlichkeit der Hexe eingeflößt hatte. Unter dieſer Geſtalt gefiel ich den ſchönſten Augen von der Welt; glücklich, wenn ich unter der Geſtalt, die ich wieder bekommen habe, ihre Liebe eben ſo ſehr verdienen kann!“

* * *

Hier hörte der ſchöne Phönix auf zu reden; und ob gleich die reitzende Sonnenſtrahl gegen das Ende ſeiner Erzählung mehr als einmal hatte erröthen müſſen, ſo verſicherten ihn doch ihre ſchönen Augen, daß er bey ſeiner Verwandlung gar nichts verlohren hätte.

Der Kalife fand die Abentheuer ſeines Schwiegerſohns luſtig genug. Er wußte es ihm

Dank, daß er die kleine buckelichte Prinzeſſin von Circaſſien nicht hatte nehmen wollen. Aber, fuhr er fort, mein Herr Phönix, die Hand aufs Gewiſſen; ¿wenn ihr nicht glücklicherweiſe zum Papageyen geworden wärt, hättet Ihr nicht lieber die Hexe, ihre Mutter, Großmutter und alle Langzähne in der Welt geheyrathet, als Euch ſo für und wider nichts abſchlachten laſſen? Ich bin doch auch ſehr delikat, aber mit dem Leben iſt nicht zu ſpaßen. — Nu, wir wollen nicht weiter davon reden, was Ihr gethan haben würdet; ich hoffe wenigſtens, daß das Königreich Kaſchemire, das Ihr bekommen ſollt, wenn ichs nicht mehr haben will, und die Hand meiner Tochter, die ihr gleich jetzt bekommt, Euch für den Korb ſchadlos halten ſollen, den Ihr der Infantin von Circaſſien gegeben habt. Euer Bruder Fink thut zwar keine ſo reiche Heyrath, wie Ihr; aber er ſieht mir ſo zufrieden aus mit ſeiner Frau und Schwiegermutter, daß er Euch ſchwerlich beneiden wird. Mit ſeiner Geſchicklichkeit, ſeinem kleinen Lande und dem, was ihn Serene nach ihrem Tode hinterläßt, wird er ſein bequemes Auskommen haben.

Das beſcheidne Dorn-Röschen, die, ohne Eitelkeit, Erbin der ganzen Erde hätte ſeyn mögen, erröthete bey den Worten des Kalifen. Sie ſchämte ſich nicht ihr Daſeyn einer ſo erhabnen Dame, als Serene war, ſchuldig zu ſeyn; aber das ſchlug ſie nieder, daß man alle Vortheile und Schätze, mit denen Sonnenſtrahl ihren Gemahl beglückte und die Larifari um ihrentwillen ausgeſchlagen hätte, ſo undelikat in ihrer Gegenwart herrechnete.

Serene ſah ihre Verlegenheit und errieth ihre Gedanken. Sie bat daher die Geſellſchaft um geneigtes Gehör und hub folgendermaaſen an:

Kalife von Kaſchemire, ſagte ſie, Larifari hat nicht Urſach ſeinen Bruder, wegen des Glücks, das er macht, zu beneiden. Ihr habt geſehn, welchen Vorzug er Dorn-Röschen gab, als ſie alle ihre Reitze verlohren hatte und nichts von ihr mehr übrig war, als ihr Schatten. Ihrem Andenken opferte er die reitzende Sonnenſtrahl in allem ihrem Glanze auf. Urtheilet ſelbſt, ob er in ſeiner jetzigen Lage unglücklich ſeyn kann. Ihr werdet Euch hievon noch mehr überzeugen, wenn ich Euch einige Aufklärungen über Dorn-Röschens Geſchichte gebe. Serene iſt nicht die Schweſter der verabſcheuungswürdigen Langzahn. Dorn-Röschen iſt nicht Serenens Tochter. Hören Sie ihre und meine Geſchichte.

* * *

Geſchichte Serenens.

Zwiſchen dem Tigris und Euphrat erſtreckt ſich eine unermeßliche Ebne, welcher nichts an Fruchtbarkeit gleicht, als das Königreich Kaſchemire. Mein Vater beherrſchte dieſe Gefilde. Unter allen Sterblichen war er am tiefſten in die Geheimniſſe der Natur eingedrungen. Aber während er ſich lediglich ſeinen Nachforſchungen überließ, war er unbekümmert um die Regierung ſeiner Staaten und den Lauf der politiſchen Angelegenheiten, um ſich einzig und allein mit dem Lauf der Geſtirne zu beſchäfftigen.

Sein Land, von den zwey größten Strömen der Erde bewäſſert, war ſo reich, daß ſeine Unterthanen reicher warden, als ihnen gut war. Die mächtigſten unter ihnen fiengen bald an ihre Kräfte zu fühlen, und die Schwäche des Monarchen einzuſehn. Jeder machte aus ſeinen Beſitzungen, was er wollte, und ſuchte ſie zu arrondiren, ſo gut er konnte. Der König war darüber nicht im mindeſten unruhig und war am Ende froh ſich von einem Lande befreyt zu ſehn, das keine Berge hatte; denn Berge brauchte er, um ſich in den Kenntniſſen, die ihm ſo theuer zu ſtehn kamen, zu vervollkommnen. Er verließ ſeine Staaten; und während er von Berg zu Berge zog und ſich mit der Betrachtung des Himmels beſchäfftigte, ſetzten ſich ſeine Vaſallen ruhig in den Beſitz deſſen, was er auf der Erde verlaſſen hatte.

Dieſe Neuigkeit war nicht im Stande ihn zu rühren. Aber was der Ehrgeitz nicht vermocht hatte, das vermochte die Liebe, die ihre Macht an einem Manne offenbaren wollte, der ſich in die Betrachtung der erhabenſten Dinge vertieft hatte.

Ich weiß nicht welches Ohngefähr ihn von dem Gipfel ſeiner Berge nach Circaſſien herab führte. Hier empfand er zuerſt etwas, das er bey ſeinen ehemaligen Beſchäfftigungen nicht gefühlt hatte, und er fieng an für ſterbliche Schönheit empfindlich zu werden. Er ward verliebt; und die ſchönſte Circaſſierin empfing die Hand eines Prinzen, der ſeiner Länder beraubt war.

Ich weiß nicht, ob ſie ſich dieſen Entſchluß nicht bald gereuen ließ. Mein Vater ſtatt auf ein anſtändiges Etabliſſement zu denken, eilte auf ſeine Berge zurück. Seine Gemahlin war empfindlich über dieſes Betragen, das bey einer Heyrath aus Neigung nicht hätte Statt finden ſollen. Dennoch wollte ſie ihm folgen; und ſie ſchlugen ihre Wohnung auf demſelben Gebirge auf, über welches Dorn-Röschen mit ihren Geliebten in dieſes Königreich gekommen ſind.

Der Theil des Gebirgs, den ſie bewohnten, war rund um mit ſchrecklichen Felſen und Klüften umgeben. Hier fing mein Vater an in den Eingeweiden der Erde zu wühlen, nachdem er alles erſchöpft hatte, was der menſchliche Geiſt in den Regionen des Himmels lernen kann.

In kurzer Zeit war er mit der wundervollen Arbeit zu Rande, die ſo manchen ſoliden Mann zum Schwärmer gemacht und ſo manchen ſoliden Reichthum verzehrt hat, um einem eingebildeten Gute nachzulaufen.

Die Entdeckung dieſes Geheimniſſes führte ihn auf den Gipfel der Vollkommenheit. Es blieb ihm nichts mehr zu wünſchen übrig. Er verwandelte alle Metalle in Gold, und alle unſichtbaren Mächte der Elemente folgten ſeinen Befehlen. Mit ihrer Hülfe baute er ſich auf dieſem Gebirg einen Palaſt, in welchem die gemeinſten Sachen von Golde glänzten und von Edelſteinen ſtralten.

In dieſer neuen Wohnung kam ich zur Welt; und ein Jahr darauf kam meine Mutter noch mit einer andern Tochter nieder. Ich hatte die Neigung meines Vaters für die geheimen Wiſſenſchaften geerbt und er liebte mich mit aller Zärtlichkeit, ſo wie meine Schweſter, die weit ſchöner war als ich, der Liebling ihrer Mutter war.

Unſer Palaſt war zwar der prächtigſte von der Welt, aber meiner Mutter und Schweſter war das nicht genug. Sie fühlten Langeweile in ihrer Einſamkeit. Die eine wünſchte ihr Vaterland wieder zu ſehn und die andre brannte vor Begierde eine Reiſe in die fruchtbaren Gefilde zwiſchen dem Tigris und Euphrat zu machen, welche ihr Vater verlaſſen hatte, um in eine Einöde zu ziehn, wo ſie vor Langerweile ſtarb.

So ſehr ſie ſich auch in Acht nahmen ihren Wunſch zu äußern, ſo ſahe mein Vater doch gar wohl, was in ihren Herzen vorgieng. Er kam ihnen ſogar zuvor und bot ihnen das an, warum ſie nicht wagten zu bitten. Sie machten zwar viele Umſtände; ſie wollten ihn nicht verlaſſen: aber demungeachtet reiſte meine Mutter nach Circaſſien und meine Schweſter begleitete ſie; beyde weit vergnügter in ihrem Herzen als ſie beym Abſchiede ſcheinen wollten.

Auf das Geld und die Koſten kam es einem Manne nicht an, der den Stein der Weiſen beſaß.

ſaß. Die Equipage mit der meine Mutter in ihrem Vaterlande ankam, machte dem ehemaligen Glücke ihres Gemahls Ehre.

Der König von Circaſſien ſah meine Schweſter und geſtand ihr den Vorzug vor allen Circaſſierinnen zu. Die Schönen geriethen in Verzweiflung, da ſie ſahen, daß eine Fremde ihnen ein Herz raubte, um das ſie ſich vergeblich geſtritten hatten. Einige bekamen die Gelbſucht vor Neide, andre platzten vor Aerger; aber meine arme Mutter ſtarb vor Freude.

Mein Vater erfuhr dieſe beyden Neuigkeiten auf einmal, und betrug ſich dabey als ein wahrer Philoſoph. Was mich betrifft, ſo geſtehe ich, daß die Zufriedenheit über das Glück meiner Schweſter ſehr viel dazu beytrug, mich über den Todt meiner Mutter zu tröſten. Meine einzige Sorge war nun mich in den geheimen Wiſſenſchaften feſt zu ſetzen, in denen ich ſtarke Fortſchritte machte. Meine Neigung zu ihnen wuchs in eben dem Maaße, in dem ſich meine Kenntniſſe mehrten.

Als mir endlich mein Vater alles mitgetheilt hatte, was ich zu faſſen im Stande war, hielt er für gut, ſich ſterben zu laſſen, um in einer andern Welt Aufklärung über gewiſſe

Punkte zu ſuchen, die ihm bis jetzt noch dunkel geblieben waren. Er ließ ſich ſterben, ſage ich, denn mit ſeinen Geheimniſſen hieng es nur von ihm ab, ſo lange zu leben, als er wollte.

Ich erbte einen Theil ſeiner Schätze und Kenntniſſe; aber das koſtbarſte von allen was er mir hinterließ, iſt der Stab, den ſie hier ſehen. Er iſt aus allen geheimen Kräften und Talismanen der ganzen Natur zuſammengeſetzt. Durch ihn gebiete ich den Elementen und entdecke die Wahrheit von Allem. Ein Theil der Zukunft iſt mir gegenwärtig und das Vergangne rufe ich zurück.

Mein Vater hatte mir verboten bis auf den Gipfel des Gebirgs zu ſteigen, das wir bewohnten. Bisher hatte ich nicht die mindeſte Luſt dazu gehabt, aber von dem Augenblicke an, da er es mir verbot, konnte ich nicht eher ruhn, bis ich dieſe Neugierde geſtillt hatte. Sobald er die Augen geſchloſſen hatte, machte ich mich auf den Weg.

Von hieraus ſah ich mit Erſtaunen die zauberiſchen Ebenen des glücklichen Kaſchemire. Ich beſchloß hier zu wohnen und ließ einen Theil der Schätze, mit denen mein Vater die Hölen des Gebirgs angefüllet hatte, hierher ſchaffen.

Damit mich aber der allzuhäufige Zuſpruch der Neugierigen oder derer, die mich um Rath fragen wollten, meine Ruhe nicht ſtöre und mich in meinen Arbeiten hindere, machte ich meine Wohnung für jeden, den ich nicht haben wollte, unzugänglich.

Hier genoß ich nun alle Glückſeligkeit, welche die Ruhe des Geiſtes dem Menſchen gewähren kann. Weit entfernt den Glanz meiner Schweſter auf dem Throne von Circaſſien zu beneiden, prieß ich mich glücklich in dem Genuße des ſeligen Friedens, der mein Herz erfüllte, und den nichts ſtörte, als meine Sorge für ihr Wohl.

Sie ward Mutter von drey Töchtern. Als ſie mit der dritten niederkam frug ich meine Bücher über ihr Schickſal um Rath, und erfuhr, daß ſie keine Kinder mehr bekommen, daß der König bald ſterben, und ſie als Verweſerin des Reichs zurücklaſſen würde. Ich ſtellte hierauf das Horoſcop der Töchter und fand, daß die älteſte von ihnen von irgend einem Unglücke bedroht würde. Ich gab mir alle Mühe die nähern Umſtände davon zu erfahren; aber umſonſt. Nur ſoviel entdeckte ich, daß eine feindliche, mir beynahe gleiche, Macht ſie verfolgen würde. Ich frug meinen Stab um Rath und ſetzte die Spitze deſſelben auf eine Pergamenthaut, die ich auf einer Tafel ausſpannte. Hier zeichnete er mir von ſelbſt die ſchreckliche Geſtalt der Hexe Langzahn, beſchrieb mir die Lage ihrer Wohnung, ihre Zaubermittel und Neigungen. Mit Abſcheu erfuhr ich, daß das häßlichſte von allen Geſchöpfen noch mehr Hang zur Liebe als zum Haße und zur Grauſamkeit hatte; daß ſie alle ihre Kunſt dazu anwende, Männer in ihre Netze zu locken, und daß der Tod der einzige Weg ſey, ihrer fürchterlichen Liebe zu entgehn. Zu gleicher Zeit aber entdeckte ich mit tiefen Kummer, daß, ſo lange ſie in dem Beſitze der Stutte Klingklang und des leuchtenden Huts ſey, alle meine Macht und Zaubermittel nichts gegen die ihrigen ausrichten würden.

Mein Stab ſagte mir ferner, daß ſie einen Sohn habe, der ohngefähr in gleichem Alter mit der älteſten Tochter meiner Schweſter wäre, und ich vermuthete mit vielem Grunde, daß ſie die Abſicht habe, die Erbin von Circaſſien für ihren Sohn zu rauben. Ich beſchloß ſie in meinen Schutz zu nehmen, und meine Schweſter ſchickte ſie mir heimlich zu. Dieſe Vorſicht bewirkte das Gegentheil von dem, was ich zur Abſicht hatte. Beynahe in demſelben Augenblicke, da man ſie mir übergab, riß ſie die Hexe aus meinen Armen. Ich gab zwar allenthalben vor, es ſey meine Tochter, aber Langzahn war ſo leicht nicht zu betrügen. Alle meine Wachſamkeit war nicht hinlänglich ſie zu ſchützen. Ja Kalife von Kaſchemire, dieſe nämliche Dorn-Röschen, die Ihr hier vor Euch ſeht, die Ihr ſo eilig waret zu verbrennen, iſt die Erbin des Königreichs Circaſſien. Sie wurde mir entführt, ich weiß ſelbſt nicht wie; aber weder meine Kunſt, noch alle Mächte der Welt wären im Stande geweſen, ſie aus den Klauen der Hexe zu retten, wenn Lariſari es nicht unternommen hätte. Dieſen Ruhm hatte das Schickſal dem ſinnreichſten und getreuſten Liebhaber aufgeſpart. Ich wußte, daß nur derjenige Meiſter der Stutte und des Hutes werden konnte, welcher dieſe beiden Eigenſchaften im höchſten Grade beſäße: aber ich wußte nicht, wo ich einen Mann von dieſem Charakter finden ſollte.

Um dieſe Zeit kam Sonnenſtrahl zur Welt. Ich frug meine Bücher über ihre Geburt um Rath und ſie lehrten mich, was einſt von ihrer Schönheit zu hoffen ſey. In dem Augenblicke fiel mir ein davon Vortheil zu ziehn. Ich verbreitete ein geheimes Gift über den Glanz ihrer Augen; feſt überzeugt, daß man mich wegen eines Hülfsmittels um Rath fragen würde; und zugleich feſt entſchloſſen, unter keiner andern Bedingung zu helfen, als wenn man mir Dorn-Röschen und die Schätze der Hexe brächte.

Glücklicherweiſe ward Larifari durch die Neugierde zu mir getrieben, ehe er ſich an den Hof begab. Ich war über ſeine Bekanntſchaft entzückt. Der Verſtand, den ich an ihm bemerkte, die Grundſätze, die er äußerte, ließen mich hoffen, daß, wenn er das Abentheuer auf ſich nehme, er der Mann wäre, der es beſtehn könnte. Die gute Meinung, die ich von ihm gefaßt hatte, ſtieg noch höher, als ich ihn einige Zeit darauf wiederkommen ſah, mich um Rath zu fragen. Er war nicht im mindeſten über den Preiß verlegen, den ich auf meinen Beyſtand ſetzte, ob ich ihm gleich alle Gefahren zeigte, die mit der Erfüllung der gemachten Bedingungen verbunden waren. Da ich ihn frug, ob er jemanden am Hofe kenne, der verwegen genug wäre, die ſchöne Sonnenſtrahl um dieſen Preiß zu heilen, antwortete er: hierzu bedarf es nicht mehr als viel Ehrgeitz oder viel Liebe und die Hoffnung allein Ihren Beyfall zu verdienen iſt hinreichend Muth zu jeder Unternehmung einzuflößen, ohne daß es dazu eines weitern Bewegungsgrunds als des Ruhms brauchte.

Ich will Ihnen nichts von der Freude ſagen, die mir dieſe Antwort eines Mannes machte, den ich außerordentlich hoch zu ſchätzen anfieng. Ich zweifelte kaum noch, daß dieſes der Mann ſey, den das Schickſal zum Retter der unglücklichen Dorn-Röschen erkohren habe.

Ich ließ ihn hoffen, daß ich ihm nicht zuwider ſeyn würde, wenn er ſich in dieſes Unternehmen einließe, das ich ihm nun noch weit gefährlicher als vorhin ſchilderte. Er war unerſchütterlich. Ich hielt ihm Wort und ob es mir ſchon nicht erlaubt war, ihm immer beyzuſtehn, ſo hat doch mein Genius dem ſeinigen manches bey der Ausführung zugeflüſtert. Bey dem allen aber gehört der ganze Ruhm derſelben ſeinem Geiſte, ſeiner Standhaftigkeit und vornehmlich ſeiner Treue.

Während er unterwegs war, um die Wohnung der Hexe aufzuſuchen, frug ich meinen Stab über Dorn-Röschens Lage um Rath. Er zeichnete mir ihre Geſtalt und ihre Leiden bey den unwürdigen Geſchäfften, zu denen die Hexe ſie erniedrigte. Ich fand daß ſie reitzend genug ſey, um die Gefahren zu vergelten, in die man ſich ihr zu Gefallen begab. Ich hielt es nicht für nöthig Larifaris Herz für ſie zu ſtimmen, wenn ihr Verſtand und ihr Herz ihren Reitzen entſpräche; aber ich kann nicht leugnen, daß ich Dorn-Röschen günſtige Geſinnungen für ihn einflößte, die er bey dem erſten Anblicke vielleicht nicht in ihr erweckt hätte, aber die er mit der Zeit, auch ohne meine Hülfe ganz gewiß würde verdient haben.

Meine Freude war außerordentlich als ich ihre Ankunft in dieſem Königreiche erfuhr. Ich geſtehe, es war etwas grauſam, ihnen meine Wohnung unzugänglich zu machen, als er Dorn-Röschen zu mir bringen wollte, aber es war nothwendig, um ſeine Treue bis aufs äuſſerſte zu prüfen, und zu verſuchen, ob er ihrer würdig ſey. Sie haben alle den Triumph ſeiner Treue geſehn und wie ſehr er verdient, auf dem Throne einer Prinzeſſin zu herrſchen, die ſo unumſchränkt in ſeinem Herzen herrſcht.

Schon ſeit langer Zeit hatte ich die Revolution vorher geſehn, welche in Circaſſien erfolgen mußte. Es war mir nicht erlaubt, ihr zuvorzukommen. Alles was ich thun konnte war, die Königin, meine Schweſter, und die drey Töchter, die ſie noch übrig hatte, aus der Gefahr zu retten, die ſie der Wuth ihres Tyrannen ausſetzte. Ich führte ſie in ein Schloß an den Gränzen des Reichs, wo faſt niemand hinkömmt, und entzog ſie auf dieſe Weiſe ſeinen Verfolgungen.

Noch ſchien mir das nicht genug. Ich fürchtete ſeine Nachforſchungen und bereitete deshalb einen Zauber, welcher verurſachte, daß die Königin, ſo oft jemand Fremdes in das Schloß kam, in eine Krähe und ihre Töchter nebſt ihren Hofdamen in Elſtern verwandelt ſchienen, ohne daß ſie ſelbſt etwas von dieſer Verwandlung merkten.

Dieß war alſo der Grund jener Erſcheinung, meine Herrn, die Sie in ſo große Verwunderung ſetzte, als Sie das Ohngefähr, einen nach dem andern, an den Ort ihres Aufenthelts führten.

Während mich Larifari mit Dorn-Röschen ergebens ſuchte, erfuhr ich, daß Langzahn verleidet nach Kaſchemire gekommen war. Ich ußte ihre Abſicht, aber ich wußte auch, daß re Macht ſeit dem Verluſte der Stutte Klingang und des leuchtenden Huts ſo eingeſchränkt ar, daß ich jeden Verſuch gegen Dorn-Röschens ben mit leichter Mühe zuvorkommen könnte.

Ich überließ alſo Dorn-Röschen auf eie Zeit den Grauſamkeiten, welche die Seneallin und die unmenſchliche Langzahn an ihr übten. Dorn-Röschen konnte nur die Gat- des treuſten aller Liebhaber ſeyn. ¿ Und was es für eine größere Probe ſeiner Treue, als

ſie

ſie ſeinen Augen in aller der Häßlichkeit darzuſtellen, in welche die Zaubermittel der Hexe ihre Reitze verwandelt hatten; und das noch überdieß zu einer Zeit, wo man ihm Sonnenſtrahls Hand und den Thron von Kaſchemire : anbot?

Ich hielt ihn nicht lange auf als er mir die Stutte und den leuchtenden Hut brachte; aber ich hielt Wort und gab ihm das Mittel für die ſchönen Augen, welche ſo vieles Unglück angerichtet hatten. Lariſari kehrte zu Dorn-Röschen zurück; aber ich wußte, daß ſie für dieſesmal, in dem Zuſtande in welchem er ſie finden ſollte, einen kräftigern Beyſtand als den ſeinigen bedurfte.

Ich beorderte daher alle Genien, welche die Kunſt meinem Willen unterworfen hat, bis zu meiner Ankunft über ihr Leben zu wachen. Ich war entſchloſſen ihm bald nachzufolgen, aber ich verſchob meine Abreiſe bis auf den letzten Augenblick. Ein Aufſchub, der mir beynahe ſehr theuer zu ſtehen gekommen wäre. In dem Augenblicke da ich die Stutte beſtiegen hatte, hielt mich das angenehmſte und erwünſchteſte Hinderniß auf.

In einer Stunde kamen drey Kourier, einer über den andern, aus Circaſſien mit der Nachricht, daß meine Schweſter wieder in alle ihre Rechte eingeſetzt ſey. Der erſte hinterbrachte mir, daß der Uſurpator ſeine Krone durch einen plötzlichen Aufruhr eben ſo geſchwinde verlohren als gewonnen habe. Der zweyte beſtätigte dieſe Neuigkeit und ſetzte hinzu, der gereizte Pöbel habe nicht einmal ſeine arme buckelichte Prinzeſſin Tochter geſchont.

Der letzte machte mir eine weitläufige Beſchreibung von der Freude des Volks und der Ungeduld, mit der man die Königin und ihre Töchter in der Hauptſtadt von Circaſſien erwartet hatte. Dieſen letzten Kourier hatte ſie ſelbſt abgeſandt. Der Staats-Rath und die großen des Reichs waren ihr entgegen gekommen.

Karifari iſt alſo nicht ſo ſchlecht verheurathet als Ihr geglaubt habt. Dorn-Röschens Wunſch wird erfüllt einen Mann herrſchen zu ſehn, den ſeine Liebe und ſeine unverletzliche Treue eines Thrones ſo würdig machen. Sie wird ihre Staaten bey ihrer Ankunft ruhig finden und ſie wird ihrer Mutter und ihren Schweſtern die Zufriedenheit wieder ſchenken, die ſie ſeit ihrem Verluſte entbehrt hatten. Das neuerungsſüchtige Volk wird mit Freude und Glückwünſchen eine Königin empfangen, die Dorn-Röschens Schönheit und Verdienſte hat.

Serene endigte ihre Erzählung. Der Kaliſe gratulirte ihr und machte Dorn-Röschen

Entſchuldigungen, in die er ſich ſo verwirrte, daß ihm die Nachricht, es ſey aufgetragen, gar nicht zu gelegnerer Zeit hätte kommen können.

Das Feſtin übertraf alles, was man von der Art in Kaſchemire geſehn hatte. Aber den beyden Prinzen, die ſich während der ganzen Zeit mit zärtlichen Blicken nährten, ſchien es fürchterlich langweilig.

Endlich kam die erwünſchte Stunde. Hymen zündete alle ſeine Fackeln an um den Prinzen Phönix zu Sonnenſtrahls Zimmer zu leuchten, wo der Kaliſe ihnen gute Nacht wünſchte. Auch für Dorn-Röschen war ein Zimmer zu rechte gemacht worden und es ſtand nun in der Gewalt des treuſten Liebhabers ſich zu dem glücklichſten aller Sterblichen zu machen. —

Das Morgenroth war längſt angebrochen, ehe dieſe Erzählung zu Ende war. Aber Dinarzade lachte ſeiner erwachenden Strahlen und der Sultan, weniger eilig als ſonſt ſeinen Platz im Staatsrathe einzunehmen, hatte der Sonne für dießmal erlaubt ſich früher zu erheben als er.

Die Sultane war, wie man in dem Anfange dieſer Erzählung geſehn hat, die ſchönſte Frau, welche jemals an der Seite eines Sultans geruht hatte. Er hatte ſeine Augen zärtlich auf ſie gerichtet, als der erſte Vezier mit ſeinem Zepter hinweggieng. Man hätte meynen ſollen, er habe ſie noch niemals geſehn, ſo verſunken ſchien er in ihre Reitze zu ſeyn. Er betrachtete ſie aufmerkſam und da er überlegte, daß ſie außer ihrer Schönheit einen ſo ungeheuern Reichthum von Mährchen beſäße, erhob er ſich von ihrer Seite und nahm ſeinen Schlafrock, um ihr ſeine Zärtlichkeit und ſeinen Eifer ihr zu gefallen zu zeigen.

Glücklich, rief er aus, glücklich ſind die Hirten unſrer Fluren. Ohne Zwang können ſie Tage lang neben ihren Hirtinnen ſeufzen. ¡O wäre mir das Loos zugefallen jeden Augenblick eines ganzen Lebens in dem Anſchaun der Augen zuzubringen, die mir jetzt ſtrahlen!

Dinarzade, die von dieſen Ausrufungen nichts begriff, noch wußte, was dieſe Ceremonien bedeuten ſollten, nahm ſich die Freyheit, ihn zu fragen, was er denn mit den Schäfern ſagen wolle. Legen Sie ſich nieder Majeſtät, fuhr ſie fort, ſtatt ſolche Armſeligkeiten einer Göttin vorzuſagen, der Sie ihre linke Fußzehe haben küſſen laſſen.

Bey dieſen Worten wollte ſie ihm den Schlafrock ausziehn, aber er war ſchlechterdings nicht dazu zu bewegen und befahl ihr ihm ſeine Laute zu bringen, auf der er ſo lange ſpielte, daß die Sultane beynahe vor Langeweile und ihre Schweſter vor Ungeduld ſtarb. Nach dieſen Beweiſe von Galanterie begab er ſich in ſein Zimmer und aus ſeinem Zimmer in den Staatsrath, um Anſtalten zu dem ſchönſten Tage zu machen, auf den die ſchönſte Nacht folgen und ihn in den Beſitz der ſchönſten Frau ſetzen ſollte.

Er erwartete dieſe Nacht, wie man ſich leicht denken kann, mit brennender Ungeduld. Endlich erſchien ſie und er begab ſich ſogleich unter Begleitung der Kronbedienten in das Apartement der Sultane. Aber ſtatt ihnen nun gute Nacht zu ſagen, nachdem er ſich ausgekleidet hatte, wendete er ſich zu dem Prinzen von Trebiſonde und befahl ihm alle ſeine Abentheuer, die ihm ſeit der Geſchichte mit dem goldnen Pferde und der Pyramide begegnet waren bis auf den Tag zu erzählen, da er in der Tiefe des Meers die ſchönen Augen Dinarzadens zum erſtenmale erblickt hätte.

Der verliebte Prinz wäre ſehr gern einer Erzählung überhoben geweſen, die die ganze Nacht hindurch dauern mußte. Aber da er wohl wußte, daß, wenn es auf Mährchen ankam, der Sultan ſein Herr keinen Spaß verſtund, ſo hob er ſeine Geſchichte folgendermaaßen an:

Die vier Facardine.

Ein Mährchen.

Wir verließen den Prinzen von Trebiſonde in dem Augenblicke als er auf Befehl des Sultan, ſeines Herrn, die Erzählung ſeiner Abentheuer anfangen wollte. Dieſer Prinz von Trebiſonde, war ſchön zum mahlen, tapfer und geſchickt; Er ſprach viel und prahlte zuweilen ein wenig, wie man in dem Verlaufe ſeiner Erzählung, die er folgendermaaßen anhub, des mehrern ſehn wird.

Es würde unſchicklich und unverzeihlich ſeyn, Ew. erhabne und großmächtigſte Majeſtät mit Mährchen unterhalten zu wollen. Der ſtrengſten Wahrheit von jeher mit dem größten Eifer zugethan, werde ich Eure Majeſtät, nach dem Beyſpiele der Sultane, Dero Gemahlin, meine eben ſo wahrhaften als unglaublichen Abentheuer erzählen und Ihr Bericht von Thaten abſtatten, die fabelhaft ſcheinen müſſen, wenn irgend ein andrer als ich, ſich rühmen würde, ſie beſtanden zu haben.

Von meiner Geburt will ich nur ſo viel ſagen, daß meine Mutter, die eine etwas abergläubiſche Dame war, ſich in den Kopf geſetzt hatte, das Glück oder Unglück meines Lebens hänge von dem Nahmen ab, den man mir geben würde. Keiner von allen den Nahmen, die meine Vorfahren geführt hatten, war ihr recht; und ſie war eben im Begriffe eine Geſandſchaft an das Orakel zu ſchicken, und ſich einen nach ihrer Fantaſie auszubitten, als ein Papagey, auf den ſie große Stücke hielt, zwey oder dreymal Facardin ſchrie. Das war genug um ihre Wahl zu beſtimmen und mich mit dieſem ſchönen Nahmen zu beehren.

Ich gehe nun ſogleich auf die Epoche meines Lebens über, welche durch die merkwürdigen Begebenheiten bezeichnet iſt, die Eure Majeſtät zu hören verlangen.

Ich hatte Euern Hof einige Tage vor der Revolution verlaſſen, zu welcher die erſte Sultane, Dero Gemahlin, die Veranlaſſung gegeben, und ich war nur noch zwey Tagreiſen von meinen Staaten entfernt, als ich dieſe Neuigkeit erfuhr. Ich nehme mir hier die Freiheit

Euch zu ſagen, daß ich Eure Abreiſe mißbilligte, ſo wie ich auch dem Benehmen Eurer Majeſt. nach Dero Zurückkunft nicht wohl meinen Beyfall ertheilen kann. Denn meines Erachtens thut man beſſer ſich gar nicht wieder zu verheurathen, als ſich auf die Weiſe gegen die mögliche Untreue seiner Gemahlin zu ſichern, daß man ihr nicht Zeit läßt untreu zu werden; das heißt, daß man ihr den Tag nach der Hochzeit den Kopf abſchlagen läßt.

Mein Aufenthalt in Trebiſonde dauerte nicht länger als nöthig war, meine Vaſallen, Dero Unterthanen, im Gehorſame zu erhalten; indem jedermann gegen den grauſamen Befehl murrte und ſich einbildete, daß die andern Souverains ſich ebenfalls darnach richten würden. Ich gab ihnen die heiligſten Verſicherungen, daß ich ganz und gar keinen Geſchmack an dieſer Mode fände, und beruhigte auf dieſe Art den aufgebrachten Geiſt der Nation. Hierauf ließ ich mir ein Verzeichniß von allen Tournieren, die für dieſes Jahr in der Welt ausgeſchrieben waren, und eine Liſte von allen unausführbaren Abentheuern geben, und reiſte mit dem feſten Entſchluſſe ab, meinen ſonderbaren Nahmen eben ſo berühmt zu machen als er, meines Bedünkens, unerhört war. Ohne mir zu ſchmeicheln muß ich ſelbſt geſtehn, daß ich meine Abſicht vollkommen erreicht habe.

Ich nahm auf dieſen Fall etwas andre Maaßregeln, als Abentheurer gewöhnlich zu nehmen pflegen. Statt eines Schildknappen, der meine Waffen tragen und meine Thaten wieder erzählen könnte, nahm ich einen Sekretär zu meiner Begleitung mit, um ſie niederzuſchreiben. Und ſchwerlich hat jemals ein Sekretär ſoviel zu thun gehabt.

Allenthalben begünſtigte das Glück meinen Muth. Die Damen unterlagen meinen Verdienſten und ihre Ritter meiner Stärke. Indeſſen war mein Glück von Langerweile begleitet. Immer war ich geliebt ohne jemals ſelbſt verliebt zu ſeyn; und hätte ich nicht zu meinen Amuſement täglich ein Ungeheuer zu bekämpfen und einen Zauber zu löſen gehabt, ich glaube ich wäre vor Langerweile geſtorben.

Mein Sekretair, der wie gewöhnlich von Natur ſehr viel geſunden Verſtand beſaß, und ſich in meinen Dienſten auſſerordentlich gebildet hatte, ſuchte mich zu tröſten und ſtellte mir vor, daß es im menſchlichen Leben noch weit größere Unglücksfälle gäbe, als der, worüber ich klagte. „Der Himmel gebe, ſetzte er hinzu, daß der große und glückliche Facardin ſie nie erfahre und daß ſein Schutzgeiſt ihn immer von den gefährlichen und fruchtbaren Gefilden des Königreichs Aſtracant entferne.“

Wir befanden uns eben in einem ſchattigen Walde, es war Mittag und ich ſtand im Begriffe, mir den dichteſten Baum auszuſuchen um mich in ſeinen Schatten zu lagern, und mir von meinen Sekretär erzählen zu laſſen, was es mit den gefährlichen und fruchtbaren Gefilden des Königsreichs Aſtracant für eine Bewandniß habe, als ich zwey Leute auf prächtigen Kameelen auf uns loskommen ſahe. Sie näherten ſich uns und der vorderſte von ihnen zog ſogleich durch ſein Anſehn und eine Handlung, die ich ihn vornehmen ſahe, meine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich. Sein Wuchs war ſo edel und ſchlank, und ſein Geſicht ſo reitzend und liebenswürdig, daß ſogar mein Sekretär, der doch gewohnt war, mich den ganzen Tag zu ſehn, ſich nicht enthalten konnte, mir ſeine Bewunderung über dieſe reitzende Geſtalt zu erkennen zu geben. Wir hatten alle nur mögliche Zeit ihn zu betrachten; denn er hielt uns gerade gegen über, ohne uns zu ſehn, nahm ſeinem Knappen, der hinter ihm ritt, den Helm aus der Hand, und ſtatt ihn aufzuſetzen, wie ich glaubte, daß er thun würde, ſtieß er einige Seufzer aus und heftete ſeine zärtlichen Blicke auf einen Vogel, den ich für einen Adler hielt und der mit ſeinen Flügeln den Helm überſchattete. Als er ihn eine Zeitlang aufmerkſam betrachtet hatte, küßte er ihn mit großer Ehrfurcht, gab ſeinem Knappen den Helm zurück, und, in tiefe Betrachtungen verſunken, ritt er nahe an uns weg, ohne uns gewahr zu werden.

Jetzt erſt fieng ich an die Bemerkung meines Sekretärs einiger Aufmerkſamkeit zu würdigen. Ich fand, daß ein verliebter Ritter gar wohl Urſache haben könne unruhig zu werden, wenn ihm ein Rival, wie dieſer Fremdling in den Weg käme. Ich mußte wiſſen, wer er war. Ich ſchickte meinen Sekretär ab, der den Knappen auf das höflichſte anhielt und ſich nach dem Nahmen ſeines Herrn erkundigte. Ganz betroffen kam er zurück und ſagte mir, er nennt ſich Facardin.

¿Facardin? mächtige Götter! rief ich voll Erſtaunens aus. — Bey dieſem Ausrufe lenkte der ſchöne Ritter, welcher glaubte, daß ich ihn rufe, ſein Kameel nach mir zu und frug mich, was ich von ihm begehre. — Nichts, antwortete ich, als etwa zu wiſſen, ob es möglich iſt, daß Ihr Facardin heißt. — Ach, es iſt nur allzuwahr, erwiederte er, und wollte der Himmel, ich hätte dieſen verwünſchten Nahmen nicht ſo weit geſucht, um mich unglücklich zu machen. Ein geheimer Zauber ſcheint an dieſem Nahmen zu hängen, dem ich einen großen Theil meiner Unfälle danke... ¿Darf ich mir die

Freyheit nehmen, ſprach ich, mich zu erkundigen, was dieß für Unfälle ſind?

Sehr gerne, antwortete er auf die höflichſte Weiſe von der Welt. Ich würde der treuſte Liebhaber von der Welt ſeyn, wenn ich nicht eben ſo unglücklich als verliebt wäre, ohnerachtet ich mich nicht beklagen kann, von einer Dame betrogen worden zu ſeyn. Ach! ich war niemals geliebt. Zwar ſchien die anbetungswürdigſte Sterbliche, die Einzige, die mich ohne Widerwillen angeblickt hat, ſich für mich erweichen zu wollen; aber ach! ſie ſtellte mich auf eine Probe, an die ich noch nicht ohne Schaudern denken kann. Wir wollen nicht weiter davon ſprechen, ſetzte er hinzu, und auf das zurückzukommen, wovon ich Euch ſagte, es iſt unmöglich, daß meine Aufmerkſamkeit und mein Beſtreben mich gefällig zu machen, allenthalben zurückgeſtoßen würde, wenn nicht mein unglücklicher Nahme dieſes Schickſal über mich verhängte.

¿ Iſt es möglich, erwiederte ich, daß ein Mann wie Ihr ſein Herz vergebens ausgeboten hätte? und kann ein Mann von Eurem Verſtande ſich einbilden, daß ſein Nahme daran ſchuld ſey? — Es iſt leider nur allzuwahr, antwortete er, und ich brauchte Euch nur das Abentheuer zu erzählen, das mir in Dännemark begegnet iſt, um Euch von der Wahrheit meiner Behauptung vollkommen zu überführen. Aber ein Mann wie Ihr wird andre Dinge zu thun haben als die unglücklichen Liebeshändel eines Dritten anzuhören. — Ich verſicherte ihn, daß ich jetzt auf der Welt nichts beſſers zu thun wüßte als ihn zuzuhören und um ihm einige Hoffnungen wegen ſeines künftigen Schickſals einzuflößen ſagte ich zu ihm: ſeyd nur feſt überzeugt, Herr Facardin, daß ein Nahme an ſich weder glücklich noch unglücklich iſt, und daß alles auf den ankömmt, der ihn führt. Ich weiß nicht aus welchen Gegenden der Welt ihr kommt noch was für eine Art von Weibern dieſelben bewohnte, aber, ſo wahr ich lebe, wenn das was Ihr mir von ihrer Sprödigkeit ſagt wahr iſt, ſo müſſen ſie ſchlimmer ſeyn als Tiger und Wölfe.

Ich heiße Facardin, wie Ihr, und um Euch zu beweiſen, daß der Nahme nichts zur Sache thut, ſo kann ich Euch ohne zu prahlen verſichern, daß ich auf meiner Reiſe hundert Damen gefunden habe, von denen die meiſten für Wunder der Schönheit galten und deren Eroberung mich nicht mehr als einen Seufzer gekoſtet hat. Mein Secretär ſoll Euch das Verzeichniß davon vorlegen und Euch Addreſſen an ſie geben. Geht hin und beſucht ſie, und wenn wir uns wiederſehn ſo ſagt mir, wie es Euch gegangen iſt.

Ich

Ach! antwortete der ſchöne Unbekannte mit einem tiefen Seufzer, und wären ſie gegen Euch zahm wie die Lämmer geweſen, ſo würden ſie gegen mich grauſam wie Tigerinnen ſeyn. Niemals habe ich ein weibliches Geſchöpf geſehn ohne ihr Abſcheu einzuflößen, die Alte auf dem Berge Atlas ausgenommen; aber dieſe war ſelbſt ſo häßlich, daß einer ganz und gar nicht delicat hätte ſeyn müſſen, um ſie ohne Abſcheu anzuſehn. Ihr werdet ſogleich überzeugt werden, daß ich mich nicht ohne Grund über mein Schickſal beklage, da Ihr die Gefälligkeit haben wollt, mich einige Augenblicke anzuhören.

Da ich ein Gelübde gethan habe mich nicht zu entdecken, ſo lange ſich mein Herz noch immer auf eine ſo unwürdige Weiſe den erſten Eindrücken öffnet, und ſo lange die gefälligſten Schönen das ihrige vor mir verſchließen, ſo erlaubt mir meine Geburt und das Land, von wannen ich ausgezogen bin mir Ruhm zu erwerben, zu verſchweigen. Es wird genug ſeyn, Euch zu ſagen, daß der vornehmſte Gegenſtand meiner Herumirrungen; kein andrer war als der, welcher allem Anſcheine nach auch Euch, ſo wie eine Menge andrer Abentheurer in Bewegung ſetzt, nemlich mich der Eroberung von Muſſelinen der Ernſthaften, Prinzeſſin von Aſtracant, würdig zu machen. Ihr werdet wahrſcheinlich aus eigner Erfahrung oder wenigſtens durch den Mund der Fama wiſſen, daß ſie die vollkommenſte Schönheit iſt, die man ſich denken kann; aber weder die Neugierde ſie zu ſehn, noch die Hoffnung ſie zu beſitzen, reitzte mich zu dieſer Unternehmung an, ſondern lediglich die Schwierigkeit, oder vielmehr Unmöglichkeit das Abentheuer zu beſtehn. In jener glücklichen Zeit kannte mein Herz die Liebe noch nicht und es hatte keinen andern Gegenſtand ſeiner Wünſche als Ruhm und Ehre.

Auf meiner ganzen Reiſe bis hieher ſind mir nur zwey Abentheuer aufgeſtoßen, welche Eure Aufmerkſamkeit verdienen. Das erſte iſt das Abentheuer auf der Löwen-Inſel, aus welchem das andre auf dem Berge Atlas entſprang. Ihr ſollt ſie beyde hören.

Zwey Tagereiſen von dieſem berühmten Berge, auf deſſen Gipfel der Himmel mit ſeinem ganzen Sternenheere ruht, wie uns die Dichter verſichern, liegt ein ungeheurer Wald der ſich bis an das Ufer des Meers erſtreckt. Dieſer Wald iſt mit Wildpret angefüllt; es läuft hier zu ganzen Rudeln umher und dieſe Rudel ſind ſo zahlreich, daß man ſich kaum einen Weg durch dieſelben machen kann. Beym Ausgange aus dieſem Walde erzählten uns die Leute, die an dem Fuße des Berges wohnen, daß ehemals die Löwen aus allen herumliegenden Wüſten in dieſen Wald gekommen und gejagt hätten; und daß wenn ſie ihn an Hirſchen und Rehen entvölkert gehabt, ſie Männer, Frauen und Kinder in den benachbarten Gegenden aufgefreſſen hätten. In dieſer unglaublichen Noth nahm das Volk ſeine Zuflucht zu dem Zaubrer Caramuſſal, der auf der Spitze des Berges wohnte, und auf inſtändiges Bitten alle die Löwen in eine benachbarte Inſel verbannte, die ich von dem Ufer aus ſehn konnte. Während dieſes Exils der Löwen war das Wild zurückgekommen und hatte ſich ſo ungeheuer vermehrt, daß man beynahe eben ſo ſchlimm dran war als zur Zeit der Löwen, weil die großen Heerden, die ich auf meiner Reiſe durch den Wald geſehn hatte, ſich allenthalben hin zerſtreuten und die Aecker verwüſteten. Um dieſem Uebel vorzubeugen, ſtellte man alle Jahre drey oder viermal eine Jagd auf der Löwen-Inſel an, um ſo viel Löwen als man konnte zu fangen und ſie in dem Walde loszulaſſen. — Die guten Leute, die mir dieſes erzählten, ſetzten hinzu, man werde in zwey Tagen dieſe Jagd vornehmen und es ſtehe bey mir ob ich an dem Vergnügen Theil nehmen wolle.

Für jeden andern würde der Vorſchlag zu einer Löwenjagd kein Vorſchlag zu einem Vergnügen geweſen ſeyn. Ich aber nahm ihn mit Freuden an.

Die Jäger fanden ſich an dem Ufer ein, welches der Löwen-Inſel gerade gegenüber liegt. Dieſe Inſel ſchien mir ſehr groß, verwildert, und mit dickem Gehölze bedeckt. — Nichts aber ſetzte mich mehr in Erſtaunen als die Zubereitungen zu dieſer Jagd. Ich hatte erwartet eine Menge Hunde und Jäger mit Pfeilen, Spießen und Lanzen bewaffnet zu finden; ſtatt deſſen fand ich niemand am Ufer als zwanzig Mannsperſonen und zwanzig ſchöne Mädchen. Jede von den Mannsperſonen führte einen Hirſch oder Dammhirſch an einem Stricke und jede von den Mädchen trug einen Hahn auf der Hand; in den Fahrzeugen, auf die wir uns einſchifften lagen Netze. Je näher wir der Inſel kamen, deſto vernehmlicher hörte man das fürchterliche Brüllen und Heulen, ſo daß mein Stallmeiſter, der ſonſt ein braver Soldat iſt, ein wenig darüber aus der Faſſung gerieth. Aber die Mädchen die uns begleiteten ſchienen ganz getroſt dabey zu ſeyn.

Das ganze Ufer war mit Löwen bedeckt, die uns beym Anlanden erwarteten. Wie man aber in Gegenwart dieſes ſchrecklichen Detaſchements landen wolle, dazu ſah ich in der That kein recht ſchickliches Mittel. Dieß fand ſich indeß. Drey von unſern Schaluppen legten ſich an, und ließen drey Hirſche los, denen die Löwen insgeſamt nachſetzten und uns alſo vollkommne Freyheit ließen an das Land zu ſteigen. So wie dieſes geſchehn war, begaben wir uns in das dickſte Gebüſch, wo die Jäger ihre Netze aufſtellten und die Mädchen ihren Hähne Kappen aufſetzten, ohngefähr ſo wie man bey den Falken zu thun pflegt.

Kaum waren die Netze aufgeſtellt und die Hirſche hinter dieſelben poſtirt als die Löwen in vollen Jagen auf uns los kamen. Es waren ihrer zwey Dutzend, die, wie es ſchien, insgeſammt ſehr guten Appetit hatten. Da wir nur zwey oder drey auf einmal fangen wollten, nahm eine von den Mädchen ihrem Hahn ſeine Kappe ab und zog ihm drey oder viermal an einer Schwanzfeder. Der Wald, in dem wir uns befanden, war ſo finſter, daß der Hahn ſich einbildete die Morgendämmerung zu ſehn und aus allen Kräften zu krähen anfieng. Hierüber erſchracken die Löwen ſo ſehr, daß ſie in einem Augenblick verſchwanden, einen einzigen ausgenommen, der ſich in das Netz verwickelt hatte. Man brachte ihn ſogleich in eine Schaluppe nebſt einem Jäger und dem Mädchen, deſſen Hahn gekräht hatte. Obgleich der Löwe ſo in das Netz verſtrickt war, daß er keinen Schaden thun konnte, ſo ſchiffte man demungeachtet einen Rehbock mit ein, um ihn während der Ueberfahrt zu amuſiren.

Kurz von der Sache zu kommen, dieſe Jagd, die mir ein eben ſo neues als unterhaltendes Schauſpiel gewährte, dauerte ſo lange, bis jeder Jäger einen Löwen, ſeine Dame und ihren Hahn zurückgeführt hatte. Ich wollte bis zu letzt dableiben und den Ehren-Poſten behaupten, weil er der gefährlichſte war. Ich blieb alſo im Nachtrupp, und ließ meinen Stallmeiſter in die letzte Schaluppe einſchiffen, ſo daß nur noch die Meinige zurück war.

Man hatte mir als einem Fremden den ſtolzeſten Hahn und das kühnſte Mädchen überlaſſen; und die letztere fing an mich zu unterrichten, wie wir unſern Rückzug anzuſtellen hätten. Ich konnte ihr aber meinen Verdruß nicht verbergen, daß hier die Hähne den ganzen Ruhm der Unternehmung davon trügen, und bat ſie ihren Hahn nicht eher krähen zu laſſen, bis ich mein Glück mit einigen von dieſen Löwen verſucht hätte. Wenn während des Streits mehrere auf mich los kämen und ſie ſähe, daß der Kampf ungleich würde, ſo wäre es noch Zeit genug mir zu Hülfe zu kommen. Ich ſahe ihr an, daß ſie kein ſonderliches Wohlgefallen an dieſem Vorſchlage fand; aber da ſie eben den Mund öffnete mir zu antworten thaten die Löwen ihren erſten Angriff.

Ich ruckte mit dem Degen in der Fauſt auf ſie los; und that einige Schritte vorwärts um mich ihnen entgegen zu ſtellen.

Sie hatten den fürchterlichſten von allen Löwen an ihrer Spitze. Seine Augen funkelten, ſeine Mähnen ſträubten ſich, und von Ohngefähr traf es ſich, daß dieſer Löwe ſtocktaub war. Denn meine Begleiterin, die über ſeine ungeheure Größe erſchrocken war, hatte ihren Hahn ſogleich krähen laſſen und das Krähen dieſes Hahns war ſo kreiſchend daß es mir beynahe das Trommelfell zerſprengt hätte.

Ein paniſches Schrecken ergriff die ganze Schaar, den einzigen Löwen ausgenommen, von dem ich ſpreche. Sie ſtürzten einer über den andern und verbargen ſich in dem Dickicht des Waldes.

Meine Begleiterin und ihr Hahn ſchrien ſich heiſer und der Lärm, den ſie machten, kam mir noch weit unerträglicher vor als die Gegenwart des Löwen. Ich will mich nicht rühmen, aber der Anfang unſers Kampfs verdiente ruhigere und anſehnlichere Zuſchauer als die, ſo wir hatten. Er war ſchon an mehrern Orten verwundet, aber dafür hatte er mir im zweyten Gang mit ſeinen Klauen einen Querhieb beygebracht, der beym rechten Ohr anfing und bis an die linke Ferſe gieng. Ich hatte kein Schild ſo wenig als mein Gegner, aber er hatte einen Schwanz, welchen er mich noch beſſer fühlen ließ als ſeine Klauen. Es war ſchon ſpät, und um dem Handel vor der Nacht ein Ende zu machen, packte ich meinen Degen mit beyden Fäuſten an. Mein Feind hatte allem Anſehn nach denſelben Plan. Er ſetzte ſich auf die Hinterfüße, und ſperrte ſeinen ungeheuern Rachen weit auf. Das Mädchen erſchrack hierüber ſo ſehr, daß ſie ihren Hahn fliegen ließ. Der Löwe verließ mich, um den Hahne nachzulaufen, und ich verließ das Mädchen um den Löwen zu verfolgen. Ich erreichte ihn ſehr bald; aber der arme Hahn war nicht mehr zu retten. Er ergriff und verſchlang ihn in unſrer Gegenwart, wie man einen Apfelkern verſchlingt.

Dieſer Anblick belebte meinen Zorn von neuem. Ich war ſo außer mir, daß ich die Stellung nicht bemerkte, in die ſich der Löwe geſetzt hatte. Ich hieb ihn die rechte Tatze ab mit der er ſich halb todt winkte, um mir zu verſtehen zu geben, daß er reden wolle. Ströme von Blut floſſen aus dieſer Wunde zur Erde. Ich glaubte ganz gewiß er werde mich mit erneuerter Wuth angreifen und hielt mich deswegen in gutem Vertheidigungsſtand. Aber er dachte an nichts weniger als an Rache, ſondern lehnte ſich an einen Baum, blickte mich traurig an und ſagte ſtöhnend: Ach! Facardin!

Mein Mitleiden ward rege. Ich wollte ihm zu Hülfe eilen, aber in demſelben Augenblicke rief mich meine Begleiterin mit lautem Geſchrey und bat mich ihr beyzuſtehn. Während meines Gefechts hatte ſich das Fahrzeug, welches man uns zurückgelaſſen hatte los gemacht; ſie war es zum Glück noch gewahr worden und da es unſre letzte Zuflucht war, ſo ſtrengte ſie alle ihre Kräfte an es zurückzuhalten. Ich lief hinzu; da ſie aber ſahe, daß ich die Schaluppe an das Ufer feſtband, ſtatt mit ihr hineinzuſteigen, gerieth ſie in Verzweiflung. Ich verſicherte ihr, daß ich lieber ſterben, als den armen Löwen, der mich ſo zärtlich angeredet hatte, in dieſem hüfloſen Zuſtande laſſen wolle. Ich wolle ihn aber herbringen und auf das feſte Land überſetzen und ihm dann die Hülfe zu geben ſuchen, deren er nöthig zu haben ſchiene.

Meine Begleiterin war mit dieſem Vorſchlage gar nicht zufrieden. Sie fand ihn ausſchweifend und abgeſchmackt; ſie warf ſich auf die Knie und beſchwor mich, ſie um eines alten todten Löwen willen, nicht allen den lebendigen Löwen dieſer Inſel auszuſetzen. Ihre Vorſtellungen machten keinen Eindruck auf mich. Ich eilte nach dem Orte zu wo ich meinen Löwen gelaſſen hatte: aber ich fand ihn nicht mehr, und alle mein Suchen nach ihm war umſonſt.

Wir ſchifften uns ein. Ich ſchämte mich daß ich nicht wie die andern, einen Löwen mitbrächte, aber die Schaam und der Schmerz meiner Begleiterin war noch weit größer. Sie ſagte mir, daß ſie durch den Verluſt ihres Hahnes entehrt ſey, daß dieſes einen unauslöſchlichen Schimpf auf ihre ganze Familie bringe und daß ſie dieſe Schande nicht überleben wolle.

Indem ich alle meine Kräfte aufbot, ſie über ihren Verluſt zu tröſten und ihren ſonderbaren Kummer zu zerſtreuen, landeten wir an dem Ufer des Atlas.

Es war ſchon tief in der Nacht; ich verlohr viel Blut und ſtarb beynahe vor Durſt. Ich hatte erwartet, daß mein Stallmeiſter, den ich wider ſeinen Willen zurückgeſchickt und für den ich einige Sorgfalt getragen hatte, nun auch ſeiner Seits einige Aufmerkſamkeit für mich haben würde. Ich hoffte ihn alſo ganz unfehlbar am Fuße des Bergs oder am Ufer zu finden; aber ich fand niemand.

Die Verzweiflung meiner Begleiterinn ſtieg immer höher und ſie entſchloß ſich endlich auf den Berg zu klimmen, um den Beyſtand von Caramuſſal anzuflehn, oder, wie ſie ſich ausdrückte, ſich von dem ſchicklichſten Orte herabzuſtürzen, wenn der Zaubrer ſein Ohr dem Mitleide verſchließen ſollte. Ich folgte ihr ſo lang ich konnte nach, um ſie wenigſtens von der Ausführung dieſes letzten Projects abzuhalten. Endlich aber verlohr ich ſie in der Dunkelheit der Nacht, auf den ſchlängelnden Fußſteigen aus dem Geſichte. Ich irrte noch einige Zeit zwiſchen den Felſenſpitzen umher, ſtieg immer höher, und gelangte endlich auf eine etwas ebene Stelle, wo ich die Nacht zu bleiben beſchloß. Ich hatte mich kaum geſetzt, als ich von ferne das angenehme Geräuſch eines Bachs zu vernehmen glaubte, der ſich über die Felſen dieſer Einöde herabſtürzte. Mein Durſt war ſo heftig, daß ich ungeachtet meiner Entkräftung und der Gefahr auf dieſen Felſen den Hals zu brechen nach der Gegend zueilte von der das Geräuſch herkam. Ich merkte daß ich mich demſelben näherte, aber ich würde Mühe gehabt haben an das Waſſer ſelbſt hinzukommen, wenn ich nicht nach langen Umherſehn über der Stelle, auf der ich mich befand, einen ſchwachen Lichtſtrahl erblickt hätte, den ich zum Führer nahm. Je mehr ich mich näherte, deſto heller ward das Licht und zu gleicher Zeit glaubte ich ganz genau das Geräuſch von einigen Spinnrädern unterſcheiden zu können. Ich hatte mich auch nicht geirrt. Bey dem Scheine von zwey großen und flammenden Fackeln, welche auf beyden Seiten einer ärmlichen Hüttr ſtanden, ſah ich zwey dürre Arme und zwey häßliche Hände aus zwey Löchern in der Thüre der Hütte herausragen und mit außerordentlicher Anmuth an einem Rade ſpinnen. Nachdem ich dieſer ſittſamen und geheimnißvollen Spinnerey eine geraume Zeit zugeſehn hatte, ſtieß ich an die Thüre ohne anzupochen, weil ich jeden Augenblick Hülfe nöthiger hatte. Die Thüre gieng ſogleich auf, und ich ſah die Spinnerinn, deren ganze Geſtalt dem Pröbchen entſprach, das ich vorher geſehen hatte. Ihr Geſicht ſah vollkommen aus wie altes Pergament auf einen Todenkopf geleimt; ſie war bis an den Gürtel nackt und das ausgedorrteſte Geripp war nicht ſo dürr als ſie. Ich wendete das Geſicht von ihr weg und bat ſie um einen Trunk Waſſer. Von Herzen gern, antwortete ſie: Es ſoll Euch hier an nichts fehlen, wenn es Euch nicht an Geduld fehlt, wenn ihr Euern Begierden widerſtehn

ſtehn und Euren Widerwillen beſiegen könnt. Sie umarmte mich bey dieſen Worten und ließ mich neben ſich niederſetzen. Hier ſahe ſie meine blutigen Kleider. Sie zitterte bey dieſem Anblicke und die Gefahr in der ſie mich ſahe, und die ich mir ſelbſt lange nicht ſo groß vorgeſtellt hatte, erſchreckte ſie. Es war um Euer Leben geſchehn, ſagte ſie, wenn die Hülfe, die ich Euch leiſten will, eine Stunde ſpäter gekommen wäre. Während dieſer Reden zog ſie mich aus. Sie unterſuchte meine Wunde von oben bis unten, ſchloß mich auf das zärtlichſte in ihre häßlichen Arme und küßte von Zeit zu Zeit die Stellen, die ſie abgetrocknet hatte. Sie merkte wohl daß mir ihre Zärtlichkeit und ihre Gunſtbezeugungen mißfielen; aber ſie fuhr meiner wenigen Politeſſe ungeachtet fort mich mit einer Salbe zu reiben, die die ganze Hütte durchduftete; und als ich meinen Widerwillen ſehr deutlich zu verſtehn gab, ſagte ſie: Unglücklicher, wenn du den Schatz kennteſt, den du verſchmähſt und den du leider verliehren wirſt, wie groß würde deine Dankbarkeit und dein Eifer mir zu gefallen ſeyn.

Ich fühlte mich nach dieſen erſten Verbande ſo ſehr erleichtert und erfriſcht daß ich nicht für nöthig erachtete mich noch einmal verbinden zu laſſen, um meine Geſundheit vollkommen wieder zu erlangen. Nichts fehlte mehr zu meinem Glücke als meinen Durſt löſchen und mich von meiner Wirthin entfernen zu können. Ich beſchwor ſie alſo mit meinem erſten und dringendſten Bedürfniſſe Mitleid zu haben, weil alle ihre bisherige Hülfe unnütz ſeyn würde, wenn ſie mich vor Durſt umkommen ließe. — Ich muß Euch hier auf eine Probe ſtellen, antwortete ſie, von der ich leider ſehe, daß Ihr ſie nicht aushalten werdet. Folget mir nach.

Sie hatte die größte Mühe von der Welt um ſich von ihrem Sitze zu erheben, ſo alt und ſtumpf als ſie war; und mein Abſcheu für ihre Geſtalt war ſo groß, daß ich mich unmöglich entſchließen konnte, ſie anzurühren, und ihr beym Aufſtehn zu helfen. Sie gieng ganz gebückt, und ohngeachtet der Krücke, auf die ſie ſich ſtützte, hätte ich doch kaum geglaubt, daß ſie ſich durch die erſte Stube ſchleppen würde, welche ſo armſelig und eingefallen war, als ich in meinem Leben nichts geſehen habe, die zweyte Stube war etwas beſſer; die dritte war ſchon weit größer und ganz gut aufgeputzt; das letzte Zimmer endlich, in das ſie mich führte, war das köſtbarſte, das prächtigſte, das aufgeputzteſte, das mir auf der ganzen Welt vorgekommen iſt; es war eher die fabelhafte Wohnung einer Fee, als das Zimmer einer Sterblichen.

chen. Alles war hier voll Spiegel, ausgeſuchte Schildereyen, koſtbare Meubeln; eine zierliche Toilette, mit Diamanten beſetzt auf der einen Seite; ein Bett mit Perlen und chineſiſchen Golde geſtickt auf der andern, ſchienen beyde eine Göttin zu erwarten, die ſich ihrer bedienen ſollte. Denn auf jeder Toilette ſah ich ein Deshabillee liegen, welches einer achtzehnjährigen Königinn zu gehören ſchien.

Wir hatten ſehr lange auf dem Wege nach dieſen Zimmer zugebracht. Denn außerdem daß die Alte ſehr langſam ſchlich, machte ſie die Thür von jedem Zimmer zu, und ehe ſie mich hineinließ ſteckte ihre Hände erſt durch die Thür und ſponn einige Minuten, ſo wie ſie das erſtemal gethan hatte. Dieſer Aufenthalt hatte meinen Durſt gar ſehr vermehrt. Indeß that ich mir alle nur mögliche Gewalt an um ihn zu unterdrücken und die Gegenſtände, die ich in dem letzten Zimmer erblickte, genau zu betrachten.

Die Alte unterbrach mich in dieſer Beſchäfftigung. Marſch, marſch zur Quelle, ſagte ſie, indem ſie mich bey der Hand ergriff. Was Ihr hier ſeht iſt zu nichts gut als Euer Feuer zu entzünden, und ihr braucht jetzt Waſſer um es zu löſchen. Folgt mir und ich will Euch zeigen was Ihr braucht.

Ich ließ mir dieſes nicht zweymal ſagen. Die Quelle war nicht weiter als funfzig Schritte von dem ſchönen Zimmer, und es war das Waſſer von dieſer Quelle, das ich hatte rauſchen hören und ſo lange umſonſt geſucht hatte.

Sobald ich den Gegenſtand erblickte, nach welchem ich ſo ſehr ſeufzete, lief ich mit offnen Munde nach dem Orte zu, wo das Waſſer am ſtärkſten aus dem Felſen quoll. In dem Augenblicke hielt mich die unerträgliche Alte bey dem Arme zurück. Einen Augenblick Geduld, ſagte ſie. Wenn du deine Begierde zu trinken unterdrücken und dich entſchließen kannſt, mich eine ganze Stunde in deinen Armen zu halten, ohne an das Waſſer zu rühren, ſo will ich dich an den Ort zurückführen, wo wir herkommen ſind, und du ſollſt mich dann die ganze Nacht in dem koſtbaren Bette, das du geſehn haſt, an deiner Seite liegen ſehen. — Bey dieſen Worten wollte ſie mich zärtlich anblicken und richtete ihre kleinen matten Augen auf mich, die eher ausſahen, wie die Augen einer todten Ente, als eines menſchlichen Geſchöpfs.

Bey meiner damaligen Gleichgültigkeit und meinen unbeſchreiblichen Durſte, hätte ich drey Gläſer friſchen Waſſers den drey Grazien vorgezogen. Ich ſtieß alſo die Hand der Alten etwas ungeſtüm zurück, lief nach der Quelle zu und trank mit einer ſolchen Begierde, als wenn mir bange geweſen wäre das Waſſer möchte vertrocknen, ehe ich meinen Durſt gelöſcht hätte.

Die Alte war indeſſen zurückgekehrt und allem Anſehn nach in ſehr übler Laune, weil ich die Luſt zu trinken, dem Vergnügen bey ihr zu ſchlafen nicht hatte aufopfern wollen. Mir war ihre Laune von Herzen gleichgültig; ich fühlte eine ſüſſe Ruhe in mir, der Schlaf ſtellte ſich ein und ich überließ mich ihm, ohne weiter zu gehn.

Es war heller Tag als ich erwachte. Ich erſchrack mich an dem fürchterlichſten Orte der Erde zu finden, und ich begriff durchaus nicht, wie ich in dieſe Einöde hatte gelangen können und wie ich mich wieder herausfinden ſollte. Die Quelle aus der ich getrunken hatte, ſprang aus einer Felſenſpitze, welche von dem übrigen Berge ganz und gar abgeſondert ſchien. Gerade auf dieſer Spitze befand ich mich. Ich ſah den Gibel der Hütte, dieſes bezauberten Palaſtes, den ich in der vorigen Nacht ſo ſehr bewundert hatte; aber ſie war durch eine ſo ungeheure Kluft von dem Felſen, auf dem ich ſaß, getrennt, daß mir die Haare zu Berge ſtanden, ſo oft ich hinüber blickte. Rund um war ich mit ſteilen Felſen umgeben, die ſich nach mir zuzubeugen ſchienen, um über mir zuſammen zuſtürzen. Ich mußte indeß mein Heil verſuchen, weil ich ſehr wohl wußte, daß ich nicht durch die Luft hieher geführt worden war, und nach langen vergeblichen Suchen, fand ich endlich einen Ausweg nachdem ich ſchon daran verzweifelt hatte. Es war der Eingang zu einer Höle, die mir ſehr dunkel und tief ſchien, und eher dem Aufenthalt eines Bären, als dem Durchgange aus dieſer Einöde zu einem bequemen Orte glich. Ich verſuchte indeß dieſes Abentheuer, zog meinen Degen und ſtieg lange in dieſer finſtern Höle hinab, ohne Hoffnung einen andern Ausweg zu finden, als den wo ich hinein gekommen war. Nach tauſend überſtandnen Schwierigkeiten ſpürte ich endlich daß ſich das Erdreich erhob. Ein ſchwacher Lichtſtrahl ſchimmerte durch die Finſterniß, und leitete mich nach der Oeffnung, durch welche das Licht hereinfiel.

Dieſe Oeffnung war ſehr verſchieden von der, zu welcher ich hereingekommen war. Es war eine ſehr geräumige Grotte, die mit Muſcheln und einigen Marmor-Büſten geſchmückt war. Ein Bogen von glänzendem Stahl hieng an der einen Seite derſelben; gegen über erblickte ich einen vergoldeten und mit Steinen beſetzten Köcher voll Pfeile. Von der Decke, mitten in der Grotte, hieng ein großer Käfich von Ebenholz und Elfenbein. Aber ohne mich bey langen Betrachtungen über dieſe Gegenſtände aufzuhalten; denn die Verlegenheit, in die ich mich den Abend vorher geſetzt hatte, ſchwebte mir noch allzulebhaft im Gedächtniſſe, verließ ich vielmehr die Grotte in der größten Eile und wäre beynahe über etwas glänzendes hingeſtolpert, das man zwey Schritte von der Thüre verlohren hatte. Ich hob es auf, und fand daß es ein Schuh mit einer Schnalle von vier Diamanten war, die an Koſtbarkeit und Glanz alles übertrafen, was ich jemals von dieſer Art geſehn habe. Aber der Schuh ſelbſt war ſo ſchön und ſo klein, daß ich gar nicht an den unſchätzbaren Werth der Schnalle dachte. Da ich in unſern Dichtern geleſen hatte, daß unter Pallas Füßen die Erde erbebt und die Wälder zittern und daß die unſterbliche Juno nur Einen Schritt von dem Ida bis nach Samos macht, ſo ſah ich wohl, daß dieſer Schuh keiner Göttin angehören könne. Aber ich beſchloß, die Sterbliche aufzuſuchen, deren Fuß werth war einen ſolchen Schuh zu tragen.

Ich nahm ihn mit fort in der feſten Hoffnung nicht lange in dem Beſitze deſſelben zu bleiben, denn ich glaubte ganz gewiß, daß er der Jägerinn gehöre, deren Equipage ich in der Grotte geſehn hatte; oder auch vielleicht jener andern Nymphe deren Toilette in dem Zimmer der Alten ſtand. Ich war ungewiß, ob ich mich wieder dahin begeben ſollte um ſie aufzuſuchen; oder ob ich beſſer thäte in der Grotte zu bleiben und zu warten, bis man käme, das Verlohrne wieder zu hohlen. Noch ſchlug ich mich mit meinen Zweifeln herum, als ich von einer weit höher gelegnen Gegend her ein Seufzen und Wehklagen zu hören glaubte. Es dünkte mich ein Weibergeſchrey zu ſeyn und ich klimmte daher ſo ſchnell als möglich empor; denn ſeit ich dieſen Schuh gefunden hatte, fühlte ich mein Herz auf eine wunderbare Weiſe von Zärtlichkeit für das ſchöne Geſchlecht durchdrungen, welches ich bisher mit der größten Gleichgültigkeit betrachtet hatte.

Ich näherte mich dem Orte woher die Wehklage erſcholl, und fand niemand anders als meine Begleiterinn auf der Löwen-Inſel, die wegen ihres verlohrnen Hahns in ſo große Verzweiflung gerathen war. Sobald ſie mich ſahe, fiel ſie vor mir auf die Knie, und bat mich inſtändig ihr meinen Degen durch das Herz zu ſtoßen. Ich nahm mich ſehr in Acht ihr dieſe Bitte zu gewähren, denn ſchon fühlte ich einige Neigung für ſie. Ich hob ſie ehrerbiethig auf und verſicherte ſie, daß ich mein Leben daran wagen wolle, um ſie aus ihrer gegenwärtigen Verlegenheit zu ziehn; und ich wollte mich eben zu ihren Füßen ſetzen um ſie anzuhören, als ſie mich von Kopfe bis auf die Füße betrachtete, als wenn ſie mich zum erſtenmale in ihrem Leben ſähe. Setzet Euch weiter weg, ſagte ſie, indem ſie das Geſicht von mir wegwendete, Ihr kommt mir ſo unerträglich vor, daß ich Euch unmöglich neben mir leiden kann. Ich gehorchte mit der größten Unterwürfigkeit; und ſie redete mich folgendermaßen an, wobey ſie jedoch immer die Unhöflichkeit begieng, den Kopf von mir wegzudrehn:

Ehe ich Euch die Urſache einer Verzweiflung entdecke, die Euch vielleicht lächerlich vorkömmt, muß ich Euch ſagen, daß die Hähne, die Ihr geſehn habt, bey uns nur den Mädchen von ausgezeichnetem Range und Verdienſte anvertraut werden. Wir ſtellen in unſerer Provinz dreymahl im Jahre ſolche Jagden an, wie ihr an dem geſtrigen unglücklichen Tage ſaht, und die Mädchen, die vermitttelſt ihres Hahns in Zeit von vier Jahren zwölf Löwen gefangen haben, bekommen den Liebhaber, der ſie dieſe vier Jahre über bedient hat, zum Gemahl. Während dieſer Zeit ſehen ſie denſelben Tag und Nacht; aber es koſtet ihnen das Leben, wenn ſie ihn vor der Zeit begünſtigen. Wenn der Hahn entwiſcht, ſo iſt dieſes ein Zeichen, daß wir ſchwach geweſen ſind, und es iſt ein großes

Glück wenn er ſich noch wieder findet: denn wenn der Hahn binnen drey Tagen nicht beygeſchafft wird, ſo iſt dieß ein überzeugender Beweis, daß der Umgang mit unſerm Liebhaber ſtrafbar geweſen iſt; und auf dieſen Beweis wird das Mädchen ohne weitere Umſtände lebendig begraben. Urtheilt nun ſelbſt ob ich Urſache habe in Verzweigung zu ſeyn. Mein Hahn wird nicht wieder kommen, da ihn dieſer verwünſchte Löwe vor meinen Augen gefreſſen hat. ¡Ich Unglückliche! ¿Warum hat er mich nicht auch gefreſſen? ¿Warum bin ich nicht geſtorben, ehe ich den liebenswürdigſten von allen Sterblichen habe kennen lernen? ¿oder warum waren nicht alle Männer, die ich kannte, eben ſo haßenswürdig als Ihr?

Die Grobheiten, welche ſie mir ins Geſichte ſagte, würden jeden andern beleidigt haben; bey mir war es gerade das Gegentheil. Je übler ſie mich behandelte, deſto liebenswürdiger fand ich ſie, und ich ſuchte nach Worten, um ihr meine Verzweiflung und meine Zärtlichkeit auszudrücken, als ganz unvermuthet ihr Liebhaber erſchien. Ich hatte ihn den Tag vorher auf der Jagd geſehen. Sie erkannte ihn ebenfalls und lief mit ofnen Armen auf ihn zu; außer ſich, wie ſie ſagte, vor Freuden, noch einmal das Licht ſeiner geliebten Augen zu ſehn, ehe ſie auf ewig des Lichtes der Sonne beraubt würde.

Dieſer Liebhaber war nichts weniger als ſchön. Er hatte eine eingedrückte Naſe, ſein Teint war ſchieferfarb und die geliebten Augen, von denen ſeine Schöne ſprach, waren ſchräg geſchlitzt, wie die Augen der Chineſer und öfneten ſich nie. Nachdem ſie ſich in meiner Gegenwart auf das zärtlichſte umarmt hatten, ſagte er ihr, daß ihm ihr Unglück geahndet hätte, daß er deshalb eine Schaluppe am Fuße des Berges bereit halte, und daß er ſie ohne Schwierigkeit entführen wolle, wenn ich das Unglück, worein ich ſie geſtürzt, wieder gut machen, und ſie nur eine Stunde lang gegen den Wilden der Alten ſchützen wolle. ¿ Und wer iſt denn der Wilde der Alten? ſagte ich. Ihr werdet es bald genug erfahren, antwortete er, denn er ſucht allenthalben den Schuh ſeiner Gebieterinn, den ich in Euren Händen ſehe... Bey dieſen Worten faßte er ſeine Ge- iebte unter dem Arm und ſtieg nebſt ihr mit unglaublicher Geſchwindigkeit nach dem Meere n. Im Anfange fühlte ich hierüber eine Ne- gung von Eiferſucht, aber ſo wie ſie den Ru- ken gewendet hatten, dachte ich nicht mehr aran. Ich hatte in kurzer Zeit ſo viel auf dieem Berge erfahren, daß ich bisweilen glaubte, ich träume bloß. Aber ich war noch nicht am Ende meiner Abentheuer. —

Ihr ſeyd es, der träumt, fiel die ungeduldige Dinarzade dem Prinzen von Trebiſonde ins Wort. Man verlangt von Euch eine Erzählung Eurer hauptſächlichſten Abentheuer und Ihr hättet in unſrer gegenwärtigen Lage Euch ſo kurz als möglich damit expediren ſollen. Statt deſſen erzählt Ihr uns eine Menge Schnickſchnack, der Euch auf der Welt Gottes nichts angeht, und das mit einer ſo unerträglichen Umſtändlichkeit, daß man vor Langerweile dabey einſchlafen möchte..... ¿Und was geht denn dich das an, was für Abentheuer er erzählt? brach der Sultan ungeduldig aus; ¿wenn ſie mir gefallen und die Erzählung nur die ganze Nacht durch anhält, ſo möchte ich wiſſen, wer etwas darein zu reden hätte, und ob wir etwas beſſeres vornehmen könnten, als ihm zuzuhören? Fahrt fort, Facardin, ſetzte er hinzu, und kehrt Euch nicht an die Ungeduld dieſer Weibsbilder, denen gleich die Zeit lang wird, wenn ſie nicht ſelbſt plaudern können.

Dinarzade zuckte die Achſeln. Die ſchöne Sultane, die ſich tauſend Nächte hintereinander ins Bette hatte legen müſſen, um einſchläfernde Mährchen zu erzählen, richtete die Augen

n gen Himmel und der Prinz von Trebiſonde
hr in ſeiner Erzählung alſo fort:

Wenn ich nicht irre, ſo ward ich an der
telle meiner Erzählung unterbrochen, wo mich
fremde Facardin verſicherte, es ſey ihm bey
großen Menge an ſeltenen Begebenheiten,
ſich in ſo kurzer Zeit ereignet hatten, vorge-
mmen als wenn er träume. Ich ſtieg wieder
ab, fuhr er fort, um mich an den Eingang
Grotte zu ſetzen, die ich den Morgen ver-
en hatte. Aber ſtatt den Fußſteig zu wählen,
ich hinaufgeſtiegen war, nahm ich aus Ver-
einen andern, der mich nach einem ſchreck-
n Umwege zu der Hütte der Alten führte.
Thüre ſtand offen; das Spinnrad ſtand
or; aber es bewegte ſich nicht. — Ich fühl-
icht mehr ſo vielen Widerwillen gegen die
als den Abend vorher. Ich beſchloß alſo
inzugehn, um noch einmahl die Herrlich-
n ihrer wundervollen Zimmer zu ſehn. In
er Hand hielt ich den ſchönen Schuh, den
ohn Unterlaß betrachtete oder küßte, als
n es das Bild meiner Geliebten geweſen wäre.

Als ich im Begriffe war in die Hütte zu
, trat eine Art von Rieſen heraus, der
einer mächtigen Keule bewaffnet und von
bis auf die Füße mit Haaren bedeckt war.
Sein

Sein Anblick überraſchte mich; denn ſeine Bewegungen und ſein Blick war weit weniger menſchlich und zuvorkommend, als die Blicke des Löwen, den ich den Tag vorher bekämpft hatte. Die erſte Bewegung die er machte, als er mich ſahe, war, daß er ſeine Keule mit beyden Fäuſten packte und wie ein Bär die Zähne fletſchte. Hierauf dankte er dem Himmel, daß der Dieb, der die beyden Schuhe ſeiner Gebieterinn geſtohlen habe, in ſeine Hände gefallen; denn er ſey überzeugt, daß ich auch den erſten geſtohlen, weil ich den zweyten ſo gut zu finden gewußt habe. Zu gleicher Zeit betheuerte er mit einem fürchterlichen Schwure, daß er mir längſt ſchon das Bischen Hirn, das mir die Götter gegeben hätten, aus den Schädel geſchlagen haben würde, wenn ſich nicht die Alte ſeine Gebieterin vorbehalten hätte, mich durch ausgeſuchte Martern für meine Verbrechen zu ſtraſen. — Ich glaubte die Stimme eines Stiers zu hören, der mich auf dieſe Weiſe begrüße, und in demſelben Tone befohl er mir, ihm den Schuh auszuliefern, und ihm zu folgen. — Ich könnte dir ihn nehmen, ſetzte er hinzu, und brauchte mir nicht die Mühe zu geben, dir ihn abzufordern; aber meine Gebieterinn will ausdrücklich, daß du durch die Furcht vor mir zur Auslieferung deſſelben bewogen werden und vor mir auf die Knie fallen ſollſt.

Wenn dieß der Wille deiner Gebieterinn iſt, verſetzte ich, ſo gehe hin und ſage ihr, daß weder du, noch irgend ein Wáhrwolf von deiner Art, mich zur Auslieferung dieſes Schuhs bewegen wird, welchen ich anbete, aber den ich nicht geſtohlen habe. — Bey dieſen Worten zog ich meinen Degen, wáhrend der Wilde ſeine Keule emporhob, um mich mit einem Streiche zu Boden zu ſchlagen.

Seine Stárke war unbeſchreiblich groß, aber ſo ſtark er war ſo ungeſchickt war er auch, und da ihn vollends die Wuth aller Beſonnenheit beraubte, ſo wich ich mit leichter Mühe den Streichen aus, die neben mir auf die Felſen und Eichen fielen und ſie zerſplitterten; und ich verſetzte ihm eine Wunde bey jedem Fehlſtreiche, den r thaf. Wahrſcheinlich würde ich auch dieſem ampf ohne den mindeſten Verluſt beſtanden aben, wenn mich mein Schickſal an dieſem rte der Wunder nicht den Streifwunden ſo ſehr usgeſetzt hátte. Ich hatte nicht wahrgenommen, daß dieſes Ungeheuer an ſeinen großen ehen einen Nagel hatte, der eher den Waffen es Erymanthiſchen Ebers als einem Nagel glich. ber was ich nicht geſehen hatte das fühlte ich ar allzubald. Denn da ich mich einmal bückte, n einem Strtich auszuweichen, den er zum cheine nach mir thaf, nahm er ſeine Zehe mit eine Schmarre beyzubringen, die nicht viel kleiner war als die Schmarre, die mir der Löwe gemacht hatte.

Ich gerieth hierüber in ſolchen Zorn, daß ich ihm mit einem wüthenden Streiche das Bein abhieb, mit welchem er mir dieſe Wunde beygebracht hatte. Er ſtürzte nieder wie ein Thurm und die Erde zitterte unter ihm. Ich warf mich auf ihn, um ihm ſeinen borſtigen Kopf abzuſäbeln, als auf einmal eine Stimme aus der Hütte mir zurief: Tapfrer Ritter tödet meinen Wilden nicht.

Ich gehorchte, ließ ihn liegen, und eilte dem Orte zu, woher meines Bedünkens die Stimme erſchollen war, in der Meinung, der Alten den Schuh zu überreichen, den man mir nicht mit Gewalt hatte nehmen können, und ihr zu zeigen, daß ich ihn nicht geſtohlen hätte; denn ich bildete mir ein, er müſſe ihrer Tochter, oder einer von ihren Nichten gehören, deren Zimmer und Kleider ich die vergangne Nacht geſehn hatte.

Vergebens lief ich in allen Zimmern dieſes Hauſes umher. Ich traf niemand an, und in dem ſchönen Zimmer, wo die Toilette ſtand, fand ich nur einen Theil der Kleidungsſtücke,

ſtücke, die ich zum erſtenmal darinne geſehn hatte. Ich kehrte ſogleich wieder um, um mir von dem Wilden eine Erklärung über dieſen Zauber geben zu laſſen. Aber ich fand ihn nicht mehr. Ob ich nun gleich aus meiner Wunde ſehr viel Blut verlohr, ſo fühlte ich doch faſt gar keine Entkräftung; aber ich ward auf eine eben ſo ſchreckliche Weiſe vom Hunger geplagt, als den Tag vorher vom Durſte. Ich beſchloß an eben dem Orte Hülfe dagegen zu ſuchen, wo ich Hülfe gegen meinen Durſt gefunden hatte; aber die Thür wurde mir vor der Naſe zugeſchloſſen und alle meine Bemühungen ſie zu öffnen waren umſonſt. Mein einziger Zufluchtsort war nun die Grotte, die ich auf tauſend ſteilen und krummen Fußſteigen ſuchte, ohne ſie finden zu können; und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ich ſie niemals gefunden haben würde, wenn mir nicht der Geruch von Speiſen, die man daſelbſt zubereitete, entgegen gedampft und mich zu rechte gewieſen hätte. In meiner gegenwärtigen Verfaſſung war mir dieſes der angenehmſte Wegweiſer, mit deſſen Hülfe ich endlich zu der Grotte gelangte. Ich trat hinein und ward immer mehr in der Meinung beſtärkt, daß ich traume.

Meine Blicke fielen ſogleich auf eine himmliſche Geſtalt, die die Göttin dieſes Tempels ſchien. Es war eine Nymphe in Jagdkleidern, die ſich nachläſſig auf ein reichgeſticktes Canapee geworfen hatte; und in der Stellung, in der ich ſie ſah, glaubte ich, daß die Göttin der Liebe das Gewand der Diane geliehn habe, um einem neuen Adonis zu folgen. Ihr Buſen war zur Hälfte entblößt und dieſe entblößte Hälfte war, meiner Meinung nach, mehr werth als alle Schätze, welche Land und Meer und alle Schönheiten der Erde verſtecken können. Ihr Rock war an der Seite offen und über das Knie mit einer Agraffe von Diamanten aufgezogen, die den Diamanten an der Schuhſchnalle ähnlich waren. Dieſe Oeffnung enthüllte den ſchönſten Fuß und das ſchönſte Knie; ſie reichte mir ihren Fuß hin, der der Fuß einer Göttin ſchien, und ſah mich an. Wiewohl, ſagte ſie, mein Herz zwiſchen den Widerwillen, den ich gegen Eure Perſon fühle, und der Achtung, die Eure Verdienſte mir abzwingen, getheilt iſt, ſo will ich Euch dennoch die Mittel zeigen, wie Ihr ſelbſt glücklich werden und wie Ihr zu meinem Glücke beytragen könnt. Ihr beſitzet meinen Schuh, fuhr ſie fort, und Ihr habt die Verwegenheit ihn angerührt zu haben einigermaaßen durch den Muth wieder gut gemacht, mit welchem Ihr ihn vertheidigt habt. Hättet Ihr ihn ausgeliefert, als man ihn von Euch verlangte, ſo war es um Euch, meine und Eure Hoffnungen gethan. Wohlan denn zieht mir den Schuh an, damit ich ſehe, ob er mir wirklich gehört.

Ich gehorchte mit Ehrfurcht und Eifer. Ich war außer mir vor Entzücken bey dieſer Handlung, ich wußte kaum was ich that. Nachdem ich ihr aber den Schuh mit der größten Leichtigkeit von der Welt angezogen hatte, befahl ſie mir ihn wieder auszuziehn, und frug mich, was ich in dieſer Grotte geſucht habe. Jetzt erſt fiel mir mein Bedürfniß wieder ein und mit einem Ton von Leidenſchaft und Zärtlichkeit, gerade als wenn ich ihr hätte ſagen wollen, ich ſtürbe vor Liebe, ſagte ich ihr, daß ich vor Hunger ſtürbe.

¿Wie? rief ſie aus, ſo ſeyd ihr denn immer mit den niedrigſten Bedürfniſſen beſchäfftigt? Geſtern kommt ihr zu der Alten um zu trinken, heute kommt ihr zu mir um zu eſſen? — Es ſey. Aber ehe wir weiter gehn laßt uns ſehn, ob ihr das Unglück zu trinken verdientet, und ob Ihr des Ruhms würdig ſeyd, der Euch nach einer guten Mahlzeit erwartet? Wir wollen ſehn ob ihr, mit Einem Worte, des Glückes werth ſeyd, welches das Schickſal Euch zu beſtimmen ſcheint? Nehmt dieſen Bogen und ich will ſehn, wie Ihr es machen werdet um ihn zu ſpannen... Ich nahm den Bogen und ich hoffte das Verlangen der Nymphe mit eben der Leichtigkeit zu erfüllen, mit der ich ihr den Schuh angezogen hatte. Ich irrte mich. Ich bot alle meine Kräfte auf und der Schweiß ſtrömte von meiner Stirne, ehe ich damit zu Rande kam. Da der Bogen geſpannt war, gab die Sehne deſſelben einen ſo harmoniſchen Klang von ſich, daß ich mich nicht erinnere etwas lieblicheres gehört zu haben und dem nichts gleich kam als der eben ſo harmoniſche Ton, mit dem ſich in demſelben Augenblick der ſchöne Käfich öfnete, der an der Decke der Grotte hieng. Ein Vogel flog aus demſelben heraus, den ich zwar nicht ſah, aber deſſen rauſchenden Flug ich mit Schaudern hörte.

Die Nymphe ſchien etwas darüber betroffen, daß ich das Abentheuer ſo glücklich beſtanden hatte. Sie betrachtete mich vom Kopfe bis auf die Füße, aber ſogleich wandte ſie auch die Augen wie von einem Gegenſtande des Abſcheus von mir weg. Nehmt einen Pfeil aus dieſem Köcher, ſagte ſie zu mir; geht vor die Grotte, hebt Eure Augen empor und ſeht zu ob Ihr das treffen könnt, was Ihr in der Luft ſehen werdet. Ich gieng hinaus und glaubte hoch über meinem Kopf eine Fliege zu ſehn; und da ich rund um keinen andern Gegenſtand wahrnahm, ließ ich den Pfeil aus allen Kräften los. Ich verlohr ihn ſogleich aus dem Geſichte, und als ich ihn in der mittlern Region der Luft glaubte — ſo lange dauerte es ehe er wieder herunter kam — fiel er nebſt einem Hahne zu meinen Füßen, den er durch und durch geſchoſſen hatte.

Die Nymphe eilte herbey, zog den Pfeil heraus und ließ den Hahn los, der ſich aufſchwung, als wenn ihm nichts widerfahren wäre, und ſich in den Lüften verlohr.

Nach dieſer That betrachtete mich die ſchöne Nymphe mit einer Art von Ehrfurcht, wiewohl noch immer mit demſelben Widerwillen. Ja, ſagte ſie, Ihr verdient daß ich Euch das Geſchäfft meiner Befreyung auftrage. Aber ach! wenn Ihr auch dieſes Abentheuer beſteht, und Euch auf dieſe Weiſe um mich verdient macht, wie werde ich mich entſchließen können, mein Leben mit einem Manne zuzubringen, der ſo wenig Liebenswürdigkeit beſitzt und der doch ſo ſehr verdient, daß man ihn liebe? Nehmt meinen Schuh und hebt ihn wohl auf. Durchzieht die ganze Erde und erſcheint nicht eher vor mir, bis ihr einen Fuß, an den er paßt, ein Frauenzimmer, das Euch liebt, oder einen Hahn gefunden habt, der eben ſo hoch fliegt als der, den Ihr jetzt habt fliegen ſehn. Bringt Ihr mir eins von dieſen drey Wundern, ſo iſt Euch nichts mehr übrig zu thun als die Gunſt der Alten zu gewinnen, um auch die Meinige zu erlangen. Erfüllt Ihr aber dieſe letzte Bedingung nicht und keine von den erſtern, ſo werde ich ewig unglücklich und Ihr niemals glücklich ſeyn. — Doch noch eins, ehe Ihr Euch von mir entfernet, um jene Abentheuer aufzuſuchen. Hoffentlich erinnert Ihr Euch noch, daß Ihr vorige Nacht, aller Bitten ohngeachtet, die man Euch that, nicht zu trinken, dennoch Eurer Begierde nicht widerſtandet. Darum müßt Ihr jetzt alles Widerwillens ungeachtet und ohne daß ich es Euch noch einmal ſage, das eſſen, was man Euch ſogleich auftragen wird.

Mir war das eben recht und ich konnte mir nicht vorſtellen, daß man auf der Tafel einer ſo delikaten, liebenswürdigen und reinlichen Dame etwas auftragen könne, das mir bey meinem gegenwärtigen Hunger zuwider wäre; aber ich meynte in Ohnmacht zu fallen, als ich das Gericht erblickte, das man mir vorſetzte. Nimmermehr, Herr Ritter, würdet Ihr errathen worinne es beſtand, und darum muß ich Euch nur kurz ſagen, daß man mir das abgehauene Bein des Wilden mit ſamt dem Fuße, der Zehe und dem großen Nagel vorſetzte.

Die Haare ſtanden mir zu Berge, eine Uebelkeit ergriff mich und ich war im Begriffe, die Grotte zu verlaſſen um dieſen abſcheulichen Gegenſtand nicht länger vor Augen zu haben, als die Nymphe ohne ein Wort zu ſagen, einen Seufzer ausſtieß und mich mit einem Blicke voll Mitleids und Unwillen anſah. Ich vermochte dieſem Angriff nicht zu widerſtehn. Ich machte die Augen zu, riß ein Stück von dem Fleiſche ab, ſchlang es hinunter, und indem ich glaubte hiermit genug gethan zu haben, wollte ich fortgehn, und verſicherte dabey, daß ich nicht nöthig hätte, in vier Tagen wieder einen Bißen zu mir zu nehmen. Die Ueberwindung, die ich hatte, ſchien die Nymphe zu rühren; ihre Blicke verweilten länger bey mir und ich gerieth hierüber in ein ſolches Entzücken, daß ich noch ein Stück aß. Hier näherte ſie ſich mir, ſtützte ſich ſanft auf meine Schultern und ſagte mir, daß ſie mich zwar nicht bitten würde, den Reſt meiner Mahlzeit zu mir zu nehmen, aber daß ohne dieß alle meine Ueberwindung vergeblich geweſen ſey. Der Zauber fängt an ſeine Wirkung zu thun, ſetzte ſie mit einem zärtlichen Tone hinzu. Mein Herz ſagt mir, daß die erſte Bezauberung aufgehoben iſt, und wenn Ihr Entſchließung genug habt Eure Mahlzeit zu endigen, ſo werdet Ihr nicht lange nach einem Frauenzimmer ſuchen dürfen, die Euch wohl will. Aber wenn Ihr im Gegentheile dieſen Ort verlaßt, wenn Ihr Eure Mahlzeit unterbrecht ohne ſie zu endigen, ſo werdet Ihr verhaßter als jemals ſeyn.

Alle ihre Worte giengen mir zu Herzen und ſtiegen mir in den Kopf. Sie belebten meinen Muth, aber ſie vermehrten meinen Appetit nicht. Indeß war ich doch feſt entſchloſſen, keinen Bißen übrig zu laſſen, obgleich die Mahlzeit für zehn hungrige Menſchen eingerichtet ſchien, weil doch einmal das Abentheuer auf keine andre Weiſe beſtanden werden konnte. Mein heldenmüthiger Entſchluß das ganze Bein zu verſchlingen und wenn es ſeyn müßte vor den Augen meiner Göttin zu erwürgen, war eben in ſeiner größten Kraft, als mein verwünſchter Stallmeiſter, der mich allem Anſehn nach ſchon lange geſucht hatte, die Felſenklüfte von dem Nahmen Facardin ertönen ließ. Die Nymphe erblaßte bey dieſem Nahmen und da ſie ſah daß er mich meyne, ſtürzte ſie nach dem unterirdiſchen Eingange der Grotte zu und ließ mich in einer unbeſchreiblichen Beſtürzung und Verzweiflung. Ich hatte geſehn, daß ihr Herz ſich zu erweichen anfing; die Wunde, welche der Wilde mir beygebracht hatte, fieng an zu heilen indem ich ſein Bein aß; die Gegenwart des liebenswürdigſten Geſchöpfs, das die Erde jemals getragen hat und ſich jetzt an mich anſchmiegte, hatte meinen Ekel verſcheucht, und ihre Worte hatten mir Muth und Hoffnung eingeflößt. Ich begriff gar nicht, wie ihre Geſinnungen gegen mich ſo auf einmal durch den Schall meines Nahmens hatten verändert werden können. Ich verließ die fürchterliche Mahlzeit, die ich angefangen hatte, ich lief nach dem Eingange des unterirrdiſchen Ganges, in welchen ſie ſich geflüchtet hatte; aber da ich Miene machte ihr nachzufolgen, erhob ſich ein ungeſtümer Wind, der mich nicht nur abhielt in die Höle zu gehn, ſondern mich auch mit ſolcher Gewalt ergriff, daß ich in die Höhe gehoben und aus der Grotte weggeführt wurde. So wie ich heraus war, ſchlug die Thür von ſelbſt zu. Dieſe Thür hatte zwey Oefnungen, wie die Thür an der Hütte der Alten. Aus hnen kamen zwey Arme heraus ſchöner als Tag nd weiſer als Schnee; ein Spinnrad von Eben olz mit Golde ausgelegt ſtellte ſich davor, und ie Spinnerey begann auf das ſchönſte. Ich ermuthete mit vielem Grunde, daß die Göt nn, die ich in der Grotte geſehn hatte, die ochter der Alten ſey und ich fand, daß man dieſer bezauberten Familie einen außerordent chen Geſchmack am Spinnen finden müſſe.

Ich näherte mich der Thüre um vor der Nymphe, von welcher ich nichts weiter als die Arme ſah, auf meine Knie zu fallen und ſie zu beſchwören, mir die Thür zu öfnen und mich wieder zu Gnaden anzunehmen, als mein Stallmeiſter mich eben erblickte und meinen Nahmen noch weit lauter als das erſtemal ausrief. Die ſchönen Hände fuhren augenblicklich zurück, das Rad verſchwand, die Thür öfnete ſich mit Ungeſtüme und aus der Grotte ſtrömte ein ſo heftiger Wind, daß wir beyde den Berg hinab bis an die Stelle geführt wurden, wo mich des Nachts der Schein der Fackeln zu der Hütte der Alten geleitet hatte.

Wir brauchten einige Zeit, um aus unſrer Betäubung wieder zu uns ſelbſt zu kommen, worauf mir mein Stallmeiſter ſagte, ich ſolle Gott danken, daß ich noch ſo mit dem blauen Auge davon gekommen ſey, und mich beſchwor, die wenigen Augenblicke nicht zu verliehren, die mir vielleicht noch zu meiner Rettung übrig wären. ¿Und wie in aller Welt iſt es Euch nur eingefallen auf dieſen Berg zu klettern, der mit Hexenmeiſtern und Hexen vollgepropft iſt? Ich erwartete Euch am Ufer bis ſpät in die Nacht, und da ich endlich vermuthete, daß Ihr an einem andern Orte gelandet ſeyn möchtet, während ich Euch hier vergebens erwartete, ſo begab ich mich nach dem nächſten Dorfe, um Euch daſelbſt aufzuſuchen. Hier erfuhr ich nun eine ganze Menge herrlicher Neuigkeiten; daß Ihr Eure Begleiterinn verführt oder mit Gewalt zu Euerm Willen gezwungen hättet; daß ihr Hahn verlohren ſey; daß man Euch zuſammen habe ausſteigen und den Gipfel des Bergs beſteigen ſehn, um Euch der Ahndung der Gerechtigkeit zu entziehn; aber daß alle Einwohner des Landes ſich den andern Morgen wafnen und Euch beyde aufſuchen würden, und daß ihr zuverläſſig ihrer Rache nicht entgehn ſolltet. In der That hat ſich alles Volk der benachbarten Gegenden mit Anbruche des Tages verſammelt; man hat Rath gepflogen; die Truppen haben ſich in Marſch geſetzt und nach allen Gegenden zu verbreitet. Ein Theil derſelben hielt den Fuß des Berges beſetzt, um Euch den Rückzug abzuſchneiden, und ein andrer Theil beſtieg den Berg, und vertheilten ſich auf alle Fußſteige, um Euch zu fangen. Ich hielt Euch ſchon für verlohren. Man hatte ſich meiner bemächtigt, um mich abzuhalten Euch Nachricht von Eurer Gefahr zu geben, und man verſicherte mich, daß man mir die Ehre erzeigen werde, mich mit ſammt Euch aufzuhängen. Ich konnte mich nicht zufrieden geben, daß ein ſo ſittſamer und auf den Punkt der Liebe ſo unbeſcholtner Mann als Ihr jederzeit geweſen waret, ſich um einer elenden Landnymphe und ihres Hahns willen ins Unglück geſtürzt haben ſollte. Dieſe traurigen Betrachtungen wurden durch ein lautes Schreyen und Rufen am Fuße des Bergs nach der Meerſeite zu unterbrochen. Dieſes ſetzte mich vollends außer mir. Denn zu gleicher Zeit verbreitete ſich das Gerücht, daß man Euch ertappt habe, als Ihr eben mit Eurer neuen Gebieterin hättet die Flucht ergreifen und Euch einſchiffen wollen. Wie groß war dagegen meine Freude da ich den Gefangnen erblickte, den man mit dem Mädchen herbeyführte und in ihm einen der geſtrigen Jäger erkannte. Man fällte ſogleich ihr Urtheil ohne weitere Formalitäten, und, ob ſie gleich das Faktum leugneten, ſo wurde der Liebhaber dennoch gezwungen einen Graben zu machen, in welchen er ſeine Geliebte bis an den Hals verſenkte, nachdem er ſie zärtlich umarmt hatte. Um dieſen Graben wurde Erde aufgeworfen und da man ſchon nichts mehr als den Kopf von ihr ſah, hörte man hoch in der Luft einen Hahn krähen.

Die ganze Verſammlung hob die Augen empor. Er krähte zum zweytenmal aber man ſah ihn nicht mehr. Endlich zog einer von den angeſehenſten aus dem Volke ein Fernerohr aus der Taſche, und behauptete, es ſey eine Fliege, welche einen Hahn vorſtellen wolle. Der Liebhaber behauptete, es ſey der Hahn ſeiner Gebieterin, und ſchwur bey dem großen Caramuſſal, daß er ihn an ſeiner Stimme erkenne. Während dieſes Streits kam ein wahrhafter Hahn, der ſich höher empor geſchwungen hatte, als je ein Vogel von ſeiner Art, aus der Luft herab und ſetzte ſich auf den Kopf, welchen man eben eingraben wollte. Das verdoppelte Geſchrey der ganzen Verſammlung erſchreckte ihn nicht, er behauptete ſeinen Poſten, während daß man ohn Unterlaß rief, dieſes Wunder ſey eine überzeugende Probe von der Unſchuld der Angeklagten; aber da man ſich näherte um ſie wieder auszugraben, machte der Hahn einen langen Hals, ſchlug mit den Flügeln, krähte dreymal und ſtieg wie ein Falke in die Höhe, ſo daß man ihn den Augenblick aus dem Geſichte verlohr. Die Vohrnehmſten von den Zuſchauern zogen hieraus den Schluß, daß ſie ſich allerdings wohl einiger Schwachheit gegen ihren Liebhaber müſſe haben zu Schulden kommen laſſen; da ihr aber der Hahn, während er auf ihrem Kopfe mit den Flügeln geſchlagen, das linke Aug ausgehackt habe, ſo müſſe man dieſes für die Strafe ihrer zärtlichen Schwachheit halten und ſie von der Todesſtrafe frey ſprechen. Man hat ſie daher auf der Stelle aus der Grube und von aller weitern Furcht befreyt; das

Volk hat ſie zu ihren Eltern geführt, und indeß man den erſten Verband auf ihr Auge legt, bin ich hieher geeilt um Euch die Gefahr zu melden, in welcher Ihr ſchwebt, und Euch zu beſchwören Eure Flucht nicht aufzuſchieben. Ihr habt vielleicht nur einen Augenblick Zeit Euch aus einer Gegend zu entfernen, wo die Berge voll Zaubrer, die Inſel voll Löwen und die Ufer voll Hähne und Einwohner ſind, die eben nicht mehr taugen, als jene.

Aus dem was mir auf dem Berge begegnet war, wußte ich, daß ſeine Erzählung nichts Falſches enthielt. Ich folgte alſo ſeinem Rathe und wir entkamen ohne Hinderniß aus dieſem wundervollen und unbegreiflichen Gegenden. Alles was ich hier geſehn hatte, zog nun der Reihe nach in meiner Seele vorüber, und je länger ich mich dabey aufhielt, deſto weniger konnte ich mich überzeugen, daß alles Wahrheit ſey; der Löwe, der mich anredete, die Alte, die ſo viele Güte für mich hegte und das Mädchen, das einen ſo heftigen Widerwillen gegen mich bezeigte; die Göttin, die mir ſo viele Unmöglichkeiten befahl, das Waſſer das ich mit ſo großer Begierde trank, die Mahlzeit die ich mit noch größerm Abſcheu anfing, alles dieß ſchien mir eitel Täuſchung zu ſeyn. Indeß war ich doch in dem Beſitze des koſtbaren Schuhs und dieß allein war hinreichend, mir zu beweiſen, daß ich mich nicht getäuſcht hatte. In der erſten Stadt von Bedeutung, in die ich auf meiner Reiſe kam, ließ ich mir dieſen Helm machen, und in dem mit Edelſteinen beſetzten Hahne, der auf demſelben mit den Flügeln zu ſchlagen und zu krähen ſcheint, iſt der wundervolle Schuh eingeſchloſſen, welchen ich Euch zeigen will.

Bey dieſen Worten öfnete der Fremdling den Hahn, den ich anfänglich für einen Adler gehalten hatte, und zog den hochgerühmten Schuh heraus, der in demſelben eingeſchloſſen war. — Ich muß Euch geſtehn Allerdurchlauchtigſter Kaiſer, daß ich bey ſeinem Anblicke in ein wahres Erſtaunen gerieth. Dieſer Schuh war ein Meiſterſtück von Schönheit, Kleinheit und Form, und ich kann nicht läugnen, daß er einigen Eindruck auf mein Herz machte, ſo ſehr ich auch überzeugt war, daß er nur zum Scherze und nicht zu irgend jemandes Gebrauche verfertigt ſey. Der ſchöne Fremdling mochte mir verſichern ſo viel er wollte, daß er ihn ſelbſt der ſchönen Jägerinn angezogen habe; ich konnte ihm nicht glauben. Nachdem ich ihn lange in meinen Händen gehalten, ihn von allen Seiten betrachtet, und mit Erlaubniß ſeines Beſitzers geküßt hatte, wurde er wider in den Helm eingeſchloſ-

geſchloſ

geſchloſſen, und Facardin von dem Berge hub ſeine Erzählung von neuem an:

Ich erlaſſe Euch, ſprach er, die Erzählung der Abentheuer, die mir ſeit jener Zeit aufgeſtoßen ſind; indem ſie nichts als ein langweiliges Detail aller der Beleidigungen und alles des Schimpfs enthalten, den man mir allenthalben anthat, wo ich um Gunſt und Zuneigung flehte. Ich glaubte jedes Frauenzimmer, das ich erblickte, meiner Zärtlichkeit werth, und keine von allen die mich ſahn, hielt mich für werth die ihrige zu gewinnen. Die Schönen, welche nicht mehr in der Blüthe ihrer Jahre ſtanden, zogen mir ihre Reitknechte vor und die übrigen verſchwendeten meinem Stallmeiſter die Gunſtbezeigungen, um die ich ſie bat. Indeß weigerte ſich keine den Schuh anzuprobiren und keine konnte etwas mehr als ihre große Zehe hineinbringen. Es blieb mir alſo nun keine andre Hoffnung übrig als die, einen Hahn anzutreffen, der eben ſo hoch in die Luft ſteige, als der Hahn der ſchönen Jägerin; das heißt, einen Hahn, der wie ein Adler flöge, und ich muß geſtehn, daß mir dieſer eben nicht leichter zu finden ſcheint, als ein Frauenzimmer, die mich liebe, und ein Fuß, an welchen der Schuh meiner Gebieterin paſſe, Ich hatte ſchon alle Königreiche von Afrika und Aſien vergeblich durchſucht und ſtund eben im Begriffe mich in dem Hafen von Sidon nach Europa einzuſchiffen, als die Geſanden des Königs von Dännemark, Fortimbras mit dem großen Maule, daſelbſt ankamen. Dieſe erzählten mir, daß ſie nach Baktriana zu reiſen gedächten um einen Mund zu ſuchen der von derſelben Form wäre als der Mund des Königs ihres Herrn; daß ſie aber, aller gegebenen Verſicherung ungeachtet, ganz und gar keinen Erfolg von ihrer Reiſe hofften; und um mich hievon zu überzeugen, öffneten ſie ein goldnes Käſtchen, und nahmen das Maas des Königlichen Mauls heraus, welches nicht länger als ein geometriſcher Fuß war. Ich verſicherte ihnen, daß ich weit und breit herumgekommen ſey, daß ich aber auf allen meinen Reiſen kein Maul gefunden hätte, das dieſem gleich käme; zugleich bat ich ſie mir zu ſagen, was denn der König mit einem ſo ungeheuern Maule zu machen gedenke, wenn wirklich noch eines dergleichen zu finden ſey. Sie antworteten mir, daß eine ſehr ſonderbare Begebenheit, die ſie jetzt keine Zeit hätten zu erzählen, Veranlaſſung zu dieſer Neugierde gegeben hätte, und bey dieſen Worten ſtieß das Haupt der Geſellſchaft, ein Mann von Wichtigkeit, wie es mir ſchien, zwey oder drey tüchtige Seufzer aus, und die Thränen rollten ihm über die Wangen herab. Die andern leiſteten ihm hierinne Geſellſchaft, und ich muß geſtehn, daß mir und meinem Stallmeiſter die Thränen ebenfalls in die Augen traten, ohne daß wir wußten warum die ehrwürdigen Geſanden weinten, als der vornehmſte von ihnen ausrief: ¡Ach mein geliebtes Vaterland! Ich habe auf ewig Abſchied von dir genommen, denn die Hoffnung dich wiederzuſehn iſt uns verſagt, wenn wir nicht an deine glücklichen Ufer mit zwey Dingen zurückkehren, die auf der ganzen Erde nicht zu finden ſind.

Da ich wußte daß das große Maul eines von dieſen zwey Stücken war, ſo bat ich ſie mir zu ſagen, was denn das andre ſey. Sie antworteten mir hierauf, daß der unüberwindliche Fortimbras ihr Herr eine Tochter hätte, die ſich Sapinelle von Jütland nenne; daß er dieſe Tochter unausſprechlich liebe, weil ſie die ſchönſte Prinzeſſin auf der Erde ſey. Seit zwey Jahren ſey ſie in eine Art von Verrückung gefallen, und der König ihr Vater, der ihr in allen Stücken den Willen laſſe, habe auf ihr Anſuchen alle Schuſter in Dännemark aufhängen laſſen, weil von allen dieſen Schuſtern ihr kein einziger ein Paar Schuhe habe machen können, die für die wunderſchönen Füße, mit denen ſie begabt ſey, klein genug geweſen wären;

daß die Schuſter im Auslande durchaus nicht für ſie hätten arbeiten wollen, weil ſie von ihrem übeln Humor und dem Schickſale ihrer Mitmeiſter gehört hätten; daß endlich der König ihr Vater, aus großer Zärtlichkeit für ſie, in allen Ländern habe bekannt machen laſſen, daß wer der ſchönen Sapinelle ein Paar Schuhe machen würde, wie ſie es wünſche, die Prinzeſſin zur Belohnung bekommen ſolle; jedoch unter der Bedingung, daß wenn ſeine Schuhe nicht paßten, er ſich eben ſo gut wie die andern Schuſter gefallen laſſe, daß man ihn aufknüpfe. Nun haben wir unglückliche Diener eines unumſchränkten Herrn und einer aberwitzigen Gebieterin die Inſtruction, den kleinen Schuh und das große Maul aufzufinden oder es nicht zu wagen, einen Fuß in die fruchtbaren Ebenen unſers glücklichen Vaterlands wieder zu ſetzen. Dieß ſind, fuhren ſie fort, die zwey ſchönen Aufträge, die man uns gegeben hat, und Ihr mögt nun ſelbſt urtheilen, ob wir mit Rechte der Hoffnung entſagen, unſer liebes Vaterland wiederzuſehn.

Der gute Mann weinte bey dieſer Betrachtung wie ein Kind. Seine Erzählung hatte mich aufmerkſam gemacht; ich überlegte einige Augenblicke die Bedingungen des Edikts, von dem ſie geſagt hatten, und frug ſie: ¿was denn aber wohl dem geſchähe, der der ſchönen Sapinelle einen zu kleinen Schuh präſentiren würde? Denn, ſagte ich, ich mag mir ſie nun noch ſo klein und zart denken, ich mag mir ſie wie eine wahre Puppe vorſtellen, ſo kann man doch wohl leicht einen Schuh machen, in den nicht einmal eine Puppe den Fuß hineinbringen kann. —

Das Haupt der Geſandſchaft ſchien mit dieſer Vergleichung höchſt unzufrieden. Junger Menſch, hub er an, mit Ton und Blick der Verachtung und des Unwillens, wenn Ihr die Welt mehr ſehen werdet, ſo werdet ihr lernen Schönheiten, deren Ruhm Euch und Eures gleichen unbekannt iſt, nicht mit dem Nahmen von Puppen zu profaniren. Wenn Euch jemals das Glück zu den Füßen der Prinzeſſin von Dännemark führet, ſo werdet Ihr ſehn, was dieß für Füße ſind, und Ihr werdet geſtehn, daß in der ganzen Welt ihr Wuchs nur dem Wuchſe von Muſſelinen der Ernſthaften nachſteht. Es iſt alſo nicht ſowol die Kleinheit ihres Fußes, der mit ihrer Größe in dem vollkommenſten Verhältniſſe ſteht, als vielmehr die unbeſchreibliche Schönheit ihrer Form, ihres Schnitts, ihrer Bildung, welche verurſacht, daß ſich bis auf den heutigen Tag noch kein Schuh gefunden hat, der für ihn paſſe.

Aber geſetzt nun, erwiederte ich, man hätte für die unbeſchreibliche Schönheit dieſer Form, dieſes Schnitts und dieſer Bildung eine vollkommen paſſende Chauſſüre gefunden und man wollte Eure Infantin nicht heyrathen, wie das Edikt verſpricht, ¿was würde dann geſchehn?

Wenn durch einen unmöglichen Fall, antwortete der Däne, jemand ſo dumm und albern, ſo alles Verſtandes und alles Geſchmacks beraubt ſeyn ſollte, daß er auf den rechtmäßigen Beſitz von Sapinellen von Jütland Verzicht leiſtete, in dieſem Falle hat ſich Sapinelle von Jütland durch einen Eid verpflichtet, daß ſie, mit Vorbehalt ihrer Ehre und allem was dieſer anhängt, demjenigen der ihr einen Schuh, wie ſie verlangt, anziehen wird, alles zugeſtehn will was er begehrt.

Ihr begreift wohl von ſelbſt warum ich alle dieſe Fragen that. Die letzte Antwort beſtimmte meinen Entſchluß, denn ich fürchtete keine Schwierigkeit, da ich bey der Unternehmung des ganzen Abentheuers ſtillſchweigend die Bedingung eingegangen war, keine Gefahr zu ſcheuen, ſondern alles zu dulden und alles zu wagen. Die ſchöne Jägerinn herrſchte beſtändig in meinem Herzen, aber demungeachtet ward es von jedem weiblichen Geſchöpfe gerührt, das mir auf meiner Straße begegnete. Indeß dauerte dieſe ſchnelle Liebe niemals lange, ſondern ich vergaß die neue Geliebte in dem erſten Augenblicke, da ich mich von ihr entfernte, um mich ganz in dem Andenken der Reitze der einzigen und wahren Dame meines Herzens zu verliehren. Die ſchöne Sapinelle von Jütland bot ihre Hand dem zur Belohnung an, der ein Abentheuer beſtände, an deſſen Erfolge ſie ſchon verzweifelte; auf der andern Seite war der Tod die Belohnung des Verwegnen, der es unternähme ohne es ausführen zu können. Ich hatte in der ganzen Welt einen Fuß geſucht, der werth ſey den ſchönen und wundervollen Schuh anzuziehn, den ich beſaß; und die Prinzeſſin von Dännemark ſchmachtete ihrer Seits nach einem Schuh der werth ſey den ſchönen und wundervollen Fuß zu bekleiden, den ſie zu beſitzen glaubte. Wenn ich auf der einen Seite fürchtete, die Schwachheit meines Herzens möchte mich bey einer Prinzeſſinn, die man ſo ſchön ſchilderte, alles vergeſſen laſſen; ſo war mir auf der andern Seite der Widerwille, den das ganze weibliche Geſchlecht gegen mich zu haben ſchiene, ein hinlänglicher Schutz gegen meine Schwachheit. Ich hatte die ganze Welt durchirrt, ohne ein Frauenzimmer zu finden, die meine Huldigungen hätte annehmen wollen, und ohne andre Hähne zu finden als gewöhnliche

Haus-Hähne, die keinen Begriff von dem erhabenen Schwunge in die mittlere Region der Luft zu haben ſchienen. Ich beſchloß daher auf der Stelle mich in eins von den Schiffen, welche die Geſanden nach Sidon gebracht hatten, einzuſchiffen, der Infantin Sapinelle den Schuh anzuziehn, und ſie im Triumphe zu den Füßen der Nymphe des Stahl-Bogens zu führen.

Die Geſanden, welche die beſten Leute von der Welt waren, thaten alles was in ihren Kräften ſtand, um mir dieſen verwegnen Entſchluß auszureden. Sie ſtellten mir die Unmöglichkeit ihn auszuführen und alle Inconvenienzen vor, die es haben würde, wenn ich mich in der Blüthe meiner Jahre aufknüpfen laſſen müßte, wie ganz zuverläſſig geſchehn würde, wenn ich die Füße der göttlichen Sapinelle vergebens berührte. Ich hatte ihnen nichts von dem Schuhe geſagt, den ich beſaß und dem vornehmſten Geſanden, welchem das Weinen nicht viele Mühe koſtete, ſtanden die hellen Thränen n den Augen, als er mich zu Schiffe gehen ſah.

Wir lichteten die Anker und der Wind war uns ſo günſtig, daß ich ſieben Monate nach meiner Abreiſe die glücklichen Ufer von Scandinavien betrat. Ich durchreiſte dieſe ungeheuern und unfruchtbaren Gegenden in weniger als vier Monaten und gelangte an den Hof von Fortimbras mit dem großen Maule. Die Abentheuer, welche mir hier aufſtießen verdienen Eure Aufmerkſamkeit noch weit mehr als alles was ich Euch bisher erzählt habe. Ihr mögt ſelbſt urtheilen.

Als der ſchöne Fremdling an dieſe Stelle ſeiner Erzählung gekommen war wurde er auf einmal durch das Getöſe von Trompeten, Clarinetten, Zimbeln, Trommeln, Pfeiffen und Schalmeyen unterbrochen, von denen der ganze Wald wiederhallte. Wir ſahen uns allenthalben um und richteten unſre Blicke nach der Gegend zu, wo der Lärm herzukommen ſchien. Aber wir ſahen nichts. Je mehr ſich uns dieſes außerordentliche Concert näherte, deſto größer ward unſer Erſtaunen, weil wir nirgends die Urſache deſſelben gewahr werden konnten. Endlich kam mein Sekretär und der Stallmeiſter des Unbekannten, die in der Beſtürzung über dieſes Wunder auf die höchſten Bäume geſtiegen waren, ganz auſſer ſich herzugelaufen und berichteten uns, daß ein Schwarm von Arabern, den uns die nahen Hügel zu ſehn hinderten, ſich nach allen Seiten zu vertheilten, um uns, dem Anſehn nach, einzuſchließen. Bey dieſer Nachricht zauderten wir nicht, ſondern beſtiegen unſre Kameele, die ſie uns mitbrachten,

brachten, und ritten muthig den erſten von dem Trupp entgegen, die wir gewahr wurden. Sogleich ſahen wir auch, daß es keine Araber waren, und daß die, ſo wir ſahen, an nichts weniger dachten als uns zu umringen. Indeß überraſchte uns das Schauſpiel, das ſich uns darbot; denn ſo weit unſre Blicke reichten, ſahen wir einen langen Zug von Pferden, Elephanten und Kameelen, die mit Sänften, Palanquins und Bagage beladen waren. Dieſer Zug ward von Soldaten und einer ungeheuern Menge von Sclaven begleitet, welche alle in gedruckte Leinwand gekleidet waren; und die bunten Farben dieſer Kleider waren ſo hell und mannichfaltig, daß wir ein bewegliches, mit allen Blumen des Frühlings geſchmücktes Beet zu ſehen glaubten. Wir hielten ſtill um dieſen wunderbaren Zug vorbey paſſiren zu ſehn, in deſſen Mitte ein vergoldeter und mit den ſchönſten Gemälden geſchmückter Palanquin unſre ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zog.

Dieſer Palanquin war rundum bedeckt. Vier Sclaven, von ungewöhnlicher Größe, trugen ihn auf ihren Schultern und vier Satrapen ritten neben her und hielten Sonnenſchirme, um ihn gegen die Sonne zu ſchützen. Dieſe vier Satrapen, die Sclaven und Sonnenſchirme waren ebenfalls mit gedruckter Leinwand bekleidet, und dieſe Leinwand war ſo fein, ſo vortreflich gedruckt und ſo reich brodirt, daß mein Sekretär, der ſich beſſer als ſonſt jemand auf ſolche Dinge verſteht, mir hinterdrein mehrmalen verſichert hat, die Elle davon ſey wenigſtens zwey Talente werth. Um den Palanquin herum waren die Muſikanten, die das Conzert gemacht hatten, das man ſo weit hörte ehe man es ſah. Dieſes Conzert fing unglücklicher Weiſe von neuem an, als uns der Palanquin gegenüber kam, und wir machten die Erfahrung, daß man daran gewöhnt ſeyn müſſe, es in der Nähe zu hören, um es aushalten zu können. Ein eiskalter Schauer lief uns beyden bey dieſer Muſik über den Leib und unſern Kameelen kam ſie ſo fürchterlich vor, daß ſie nach einer Menge von gefährlichen Sprüngen, die dergleichen Thiere zu machen pflegen, wenn ſie erſchrecken, mit uns durchgingen. Unſer Beſtreben ſie aufzuhalten fruchtete zu nichts als ihre Furcht und ihr Ungeſtüm zu vermehren. Das meinige und das Kameel meines Sekretärs, die ſich beym Ausreißen nicht hatten verlaſſen wollen, ſtürtzten ſich wie unſinnig unter den Nachtrab, der ſchief auf uns losging, und traten alles unter ſich, was ihnen in den Wurf kam. Die Unordnung und das Geſchrey dieſer Leute, die ſich ſo ganz unvermutheterweiſe überfallen ſahn, vermehrte die Wuth dieſer verwünſchwünſchten Thiere nur noch mehr und ſie ließen ſich nicht eher aufhalten als bey dem nächſten Fluſſe. Hier hielten ſie einen Augenblick inne, um zu verſchnauben, aber kaum, daß ſie wieder ein wenig zu Athem gekommen waren, als ſie die Erinnerung ihres Schreckens von neuem ergriff, und ſie ſich mitten in den Strom ſtürzten, ohne nur vorher das mindeſte von ihrer Abſicht merken zu laſſen. Alles was wir in dieſem unvorhergeſehnem Falle thun konnten, war, uns feſt zu halten, und an das entgegengeſetzte Ufer dieſes reißenden und tiefen Stroms zu ſchwimmen.

Wir waren nun weiter als funfzehn Stadien von dem Walde entfernt, wo uns dieſes Abentheuer aufgeſtoßen war. Ich hätte ſehr gewünſcht umkehren zu können, theils um meine Neugierde über dieſen ſeltſamen Auftritt zu befriedigen, theils auch um zu erfahren, was aus dem ſchönen Facardin geworden ſey, welchen ich nirgends entdecken konnte. Allein mein Sekretär ſtellte mir die große Gefahr vor, die wir beym Ueberſetzen über dieſen Strom in der Abenddämmerung laufen würden, und daß, wenn dieſes fürchterliche Scharivari bey unſrer Ankunft noch einmal anfangen ſollte, ſich unſre Kameele wahrſcheinlich eben nicht beſſer als das erſtemal betragen würden. Ich mußte ſeinen

Gründen nachgeben und ritt alſo an eine Bauerhütte, die ich in der Ferne liegen ſah. Hier brachte ich die Nacht voller Ungeduld zu, und als der Morgen graute, brach ich auf, um zu erfahren, was dieſer Aufzug, dieſe Pracht und dieſe gedruckten Kleider bedeuten ſollten; vorzüglich aber, um den Ritter Facardin mit ſeinem Schuh wiederzufinden, es möchte auch koſten, was es wollte, und das Ende ſeiner Begebenheiten zu vernehmen. Aber ein ſchreckliches Ungewitter, das die ganze Nacht hindurch angehalten und davon alle Bäche, die von den benachbarten Bergen ſtrömten, angeſchwollen waren hatte eine ſolche Ueberſchwemmung verurſacht, daß wir weder den Strom paſſiren noch auch abwarten konnten, bis das Waſſer verlieſe. Die Leute, bey denen wir die Nacht zugebracht hatten, verſicherten uns, daß alle herumliegenden Ebenen länger als einen Monat überſchwemmt ſeyn würden. Dieſer Vorfall trennte mich von dem liebenswürdigen Fremdlinge, von welchem ich ſeit dieſem Tag, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht die mindeſte Nachricht habe erhalten können.

Bey dieſen Worten des Prinzen von Trebiſonde holte Dinarzade tief Athem, wie man gemeiniglich nach einer langen Beklemmung oder anhaltender Langerweile thut, hub ihre gefalteſen Hände in die Höhe und rief aus: ¡Tauſend Dank den buntgekleideten Satrapen, dem goldnen Palanquin, den Rieſen die ihn trugen, den Sonnenſchirmen, die ihn gegen die Sonne ſchützten, und vor allen Dingen, tauſend Dank den Schalmeyen, Zimbeln, Hörnern und Pfeifen, die Eure Kameele erſchreckten und Euch von dem fremden Facardin trennten! Geſegnet und abermals geſegnet ſey auch die Ueberſchwemmung, welche Euch verhinderte ihn wiederzufinden; denn wer weiß was wir ohne dieſen Zufall noch auszuſtehn gehabt hätten, wenn Ihr uns ſeine Abentheuer bey der ſchönen Sapinelle von Jütland mit eben der Weitläufigkeit erzählt hättet! Im Ernſt, Herr Facardin, ſagt uns doch ohngefähr wie viel Jahre Ihr braucht um uns Eure Reiſen zu erzählen, oder um uns zu ſagen, was das Tagebuch Eures Sekretärs enthält; denn ſeitdem Ihr die Geduld des Sultans auf die Folter ſpannt, habt Ihr Eurer eignen Abentheuer noch mit keinem Worte Erwähnung gethan.

Der Sultan, der ſich ſeiner Gewohnheit gemäß während dieſer ganzen Erzählung von ſeinem erſten Kammerherrn die Fußſohlen reiben ließ, war in einen kleinen Schlummer gefallen und hörte alſo zum guten Glücke nicht, was ſeine Schwägerinn ſagte. Denn außerdem iſt es ſehr wahrſcheinlich daß ſie für diesesmal nicht mit einem bloßen Verweiſe davon gekommen wäre; und damit der Sultan nicht merken ſollte, daß die Erzählung unterbrochen worden war, fuhr Facardin auf folgende Weiſe fort:

Da Eure ſiegreiche Majeſtät bey einigen Stellen meiner Erzählung durch ernſthafte politiſche Betrachtungen zerſtreut worden zu ſeyn ſcheinen, ſo will ich etwa dasjenige wiederhohlen, was ich in dieſen Augenblicken von Abweſenheit erzählt habe, damit Eure Majeſtät den Faden der Geſchichte nicht verliehren. Es iſt nicht nöthig; erwiederte der Sultan, es iſt mir nicht das mindeſte entgangen; und damit ihr ſeht, daß ich nichts verhört habe, während ich über die Ruhe meiner Staaten und das Glück meines Volks nachdachte, ſo will ich wiederſagen was Ihr erzählt habt. Ihr habt erzählt, daß die Elephanten, die Trage, die Sonnenſchirme und die gedruckte Leinwand ausgeriſſen ſey und ſich in das Meer geſtürzt habe, als Ihr, Eure Stallmeiſter und Kameele auf der Flöte und euern Schalmeyen zu ſpielen anfingt.

Vortreflich, ſagte Dinarzade, der Prinz von Trebiſonde kann gerade in ſeiner Erzählung fortfahren; und wenn Eure Hoheit eines Tages Luſt bekommen ſollten, ſie in demſelben Geſchmacke wie dieſes Stückchen wieder zu erzählen ſo wird es die ſchönſte und ſeltſamſte Geſchichte von der Welt werden. — Mein Gott, ſo ſchweig doch, fiel ihr der Sultan ins Wort, damit ich meine ganze Aufmerkſamkeit darauf richten kann; und Ihr Facardin fahrt fort.

Es that mir unendlich leid, hub Facardin von neuem an, daß ich von dem ſchönen Fremdlinge keinen Abſchied hatte nehmen können; theils weil ich ihn ganz außerordentlich chätzte, theils auch weil ich die Abſicht hegte, hn zu bitten, ſeinen Nahmen zu ändern, damit ſich die Geſchichte bey Aufbewahrung der Thaten, durch die ich meinen Nahmen berühmt zu machen gedachte, nicht zwiſchen den wey einzigen Facardins, die auf der Erde lebten, irren möchte. Aber ich erfuhr ſehr bald aß dieſe Vorſicht ganz unnütz geweſen ſeyn ürde —

Es giebt gewiſſe träge und unthätige Seelen, welche ganze Stunden zubringen können, hne ein Wort zu reden, zumal wenn ſie allein ſind. Ich für meine Perſon habe niemals nen Begriff von der lächerlichen Trägheit des eiſtes gehabt, welche uns erlaubt über alle

Gegenſtände, die uns auf Reiſen begegnen zu ſpekuliren, ohne den Mund aufzuthun, um darüber zu raiſonniren. Wenn ich niemand hatte, mit dem ich ſprechen konnte, ſo ſprach ich mit mir ſelbſt. Ich wiederholte ganze Scenen aus Comedien, ich ſang, ich pfiff; mit Einem Worte, ich that lieber alles mögliche, was ſich Leuten von meinem Genie und meiner Geburt zur Vertreibung der Langenweile darbietet, als daß ich mir die Zeit hätte verderben ſollen, Luftſchlöſſer zu baun, wie die armſeligen Grillenſänger thun, von denen ich ſpreche. Mein Sekretär gehörte, die Wahrheit zu geſtehen auch nicht unter dieſe Gattung von Leuten, aber er hielt ſich auf jedem Tritt bey Lumpereyen auf, die eben nicht beſſer waren. Er hatte einen Wiſch bey ſich, auf den er ſeine Bemerkungen hinſudelte, und all die Flüſſe, Berge, Schlöſſer, Mühlen und Taubenhäuſer hinkritzelte, die wir auf unſrer Reiſe zu ſehn bekamen. — Eines Tags, da ich über dieſen vergeblichen Aufenthalt ungeduldiger wurde als gewöhnlich, ſagte ich zu ihm; ¿ Jaſmin, iſt es nur in aller Welt möglich, daß du mit deinem Ellenlangen Barte den ganzen Tag nichts thun kannſt, als dich mit deinem Wiſche von Journale herumbudeln, ſtatt bey mir zu bleiben, und, wie ſich's gehört, auf meine Fragen zu antworten? Stecke das Bündel in die Taſche und ſieh in dem Verzeichniſſe von gefährlichen Abentheuern, das wir uns gemacht haben, nach, welches Abentheuer uns jetzt das nächſte iſt, damit ich es aufſuchen kann. Ich bin müde auf gut Glück umherzuziehn, wie ich nun ſchon ſeit drey Wochen thue. — Wir befanden uns eben an einer Brücke, die er angefangen hatte zu zeichnen, als ich ihn auf die beſagte Weiſe anredete, und es ſchien ihm ſehr ſauer anzukommen, ſeine Arbeit zu verlaſſen und mir zu gehorchen.

Indeß da er eben in die Taſche griff, um das Verzeichniß herauszuziehn, merkten wir, daß unſre Kameele ſchnaubten und ſich vor etwas ſcheueten und einen Augenblick darauf hörten wir den Klang von einigen Inſtrumenten und ſahen an dem andern Ende der Brucke ein halb Duzend Menſchen in gedruckter Leinwand, die uns zuerſt geſehn hatten, und ihre verſchiedenen Inſtrumente ſtimmten, um uns damit zu begrüßen. Da wir ſahen, daß es eben ſolche Muſikanten waren, wie die in dem Walde, ſo gaben wir ihnen durch Zeichen zu verſtehn, daß wir uns die Serenade verbäten, mit der ſie uns zu beehren gedachten. Aus dem Stampfen und Schnauben unſerer Kameele konnten ſie zwar merken, daß wir um ihres eignen Beſtens willen dieſe Bitte an ſie thaten: aber ſie kamen mit wankenden Schritten zu uns herüber, denn ſie waren betrunken, um ſich aus der Angſt dieſer Thiere eine Luſt zu machen, und ſie durch ein kleines Präludium noch zu vermehren. Aber bey den erſten Accorden dieſes Präludiums erinnerte ſich das Kameel meines Sekretärs, wie es ſich zum erſtenmal gerettet hatte, und ſtürzte ſich ohne die mindeſte Bedenklichkeit in den Fluß, und während ſein Herr ſich feſt um den Hals deſſelben ſchlang um wenigſtens unverſehrt an das gegenſeitige Ufer zu gelangen, fiel ihm das äußerſt intereſſante Tagebuch unſrer wundervollen Reiſen, das er nicht Zeit gehabt hatte wieder in die Taſche zu ſtecken, aus der Hand in das Waſſer, und die Geſchichte meiner Thaten ſchwomm den Strom hinab.

Mein Kameel hielt das Haupt der Muſikanten-Bande an dem Zaume und die andern umringten es von allen Seiten, damit es ſeinem Gefährten nicht folgen ſollte; und da es kein Mittel zur Flucht ſah, fiel es zitternd wie Eſpenlaub auf ſeine Knie, ſchloß die Augen, da es die Ohren nicht ſchließen konnte, und ſtieß ſo klägliche Seufzer aus, daß ich mich des Lachens nicht enthalten konnte, zumal da ich hörte, daß das andre Kameel, aus Sympathie mit ſeinen Gefährten, ihm von dem entgegengeſetzten Ufer antwortete.

Ich ſtieg ab. Der Mann, der mein Kameel bey dem Zaume hielt, befohl ſeinen Gefährten wegzugehn, damit ſich nicht ein neues Unglück eräugne, führte mein Thier über die Brucke, und machte mir eine Menge Entſchuldigungen, wegen des unartigen Betragens dieſer Trunkenbolde. Er ſagte mir daß ſie zu einer Bande von mehrern Muſikanten gehörten, denen ich, allem Anſehn nach, noch nicht begegnet wäre, weil unſre Kameele, nach ihrem gegenwärtigen Benehmen zu urtheilen, wahrſcheinlich vor Furcht geſtorben ſeyn würden, wenn ſie das andre Conzert gehört hätten, das man Befehl habe jederzeit mit allen Inſtrumenten anzuheben, ſobald ſich ein Fremder ſehen laſſe. Er ſetzte hinzu, er ſey zurückgeblieben, um dieſe Kerls wieder zuſammenzubringen, die in allen Wirthshäuſern eingekehrt wären, und er eile nunmehr den Zug der Prinzeſſin wieder einzuhohlen.... ¿Und welcher Prinzeſſin? fiel ich ihm ins Wort. Der Prinzeſſin Muſſeline der Ernſthaften, antwortete er, die in das Königreich ihres Vaters zurückkehrt, um zu lachen. — ¿Wie ſo? um zu lachen? frug ich ihn... Es ſind nun drey Monate, antwortete er, daß ſie reißt, um zu lachen, und um zu lachen kehrt ſie nun in das Königreich Aſtrakan zurück. Aber bin ich nicht albern Euch Rechenſchaft von einer Sache zu geben, die Ihr ſo gut und beſſer wißt als ich. . . . Bey dieſen Worten lief er auf und davon um ſeine Gefährten einzuhohlen; und ich mochte rufen und bitten wie ich wollte, er ſah ſich kein einzigesmal um und mein Sekretär wollte durchaus nicht zugeben, daß ich mein Kameel beſtiege um ihm nachzureiten, indem er verſicherte, er wolle lieber ſterben, als noch einmal dieſen unerbittlichen Muſikanten in die Hände fallen.

Wir entfernten uns alſo in aller Eil, er, voll Bekümmerniß über den Verluſt ſeines Reiſe Journals, ich, voll Verdruß keinen Aufſchluß über die Begebenheiten der Prinzeſſin von Aſtrakan erhalten zu haben. Ich hätte mir die ganze Nacht den Kopf allein darüber zerbrechen können, denn mein Sekretär war weit zurückgeblieben, um zu ſchöngeiſtern, oder ſich den Inhalt ſeines verlohrnen Journals wieder in das Gedächtniß zurück zu rufen. Mir war das Stillſchweigen unerträglich. Ich erwartete ihn alſo und ſagte zu ihm: Jaſmin, ſuche mir doch unter deinen Papieren die Liſte aller Orte auf, wo es Bezauberungen und Gefahren giebt, die im Stande ſind einen Mann wie mich in Athem zu ſetzen, damit wir uns, wie ich dir ſchon geſagt habe, nach dem nächſten Abentheuer hinbegeben können. — Suche Sie ſelbſt gnädiger Herr, antwortete er, mit einer gräm-

lichen

chen Miene; alle meine Verzeichniſſe, alle
eine Journale, alle meine Papiere ſchwimmen
den Strom hinab, während ich die Ehre ha=
e Eure Herrlichkeit auf einem behexten Kameele
begleiten, daß mich noch ums Leben bringen
ird, und auf den ich unmöglich das Paradieß
winnen kann, weil ich ſo häufige Veranlaſ=
ng bekomme es zu verfluchen und den großen
ropheten dazu, der es auf die Erde geſetzt
t. Laufet alſo dieſen Papieren nach, wenn
r Luſt dazu habt, und ſuchet ſelbſt dieſe Com=
ntarien unſrer ruhmvollen Thaten wiederzu=
ommen; ich für meine Perſon will nicht die
orheit begehn zu erſaufen um ſie wieder her=
szufiſchen... ¿Aber warum zieht Ihr auch den
entheuern in dieſem Aufzuge nach? ¿Seht
r denn nicht ein, daß, mit aller Eurer Tap=
keit, ein altes Weib Euch auf dieſem ver=
chten Thiere bis an das Ende der Welt jagen
n? Entweder laßt Euch den Kitzel nach
hme vergehn, der Euch zwickt, oder ſetzt Euch
beſſern Stand dazu. Wir ſind nur noch
Tagereiſen von dem perſiſchen Meerbuſen
fernt, hier liegt die reiche und blühende
adt Floriſpahan, und in derſelben findet man
ſchönſten Pferde von der Welt. Hier rathe
Eurer Herrlichkeit, dieſe vermaledeyten Be=
abzuſchaffen, und ſich wie ein ächter fahren=
Ritter auszuſtaffiren, ſtatt daß wir ſo wie

Armeniſche Kaufleute oder Pilger von Mekka durch die Welt ziehen.

Ich folgte ſeinem Rathe und den dritten Tag erblickten wir die Ufer des rothen Meers, ohne daß uns in dieſer Zeit irgend ein Unglück, das heißt, ein Conzert, unterwegs aufgeſtoßen wäre. Die Sonne war eben im Untergehn. Mit Vergnügen betrachtete ich die glänzenden Farben mit denen ihre Strahlen die Wellen mahlten. Ein purpurner Teppich ſchien über das Meer ausgeſpannt, denn die Farbe dieſes Meers und des Lichts welches auf daſſelbe fiel, machte eine ſehr glänzende Miſchung. Mein Sekretär, der ſich nicht mehr von meiner Seite entfernte, frug mich, ob ich wüßte, warum man das Meer, das ich hier vor mir ſähe, das rothe Meer nennte? Natürlicherweiſe von ſeiner Farbe, antwortete ich. Gerade das Gegentheil, erwiederte er; ſondern deswegen, weil es eben nicht röther iſt als Ihr. Uebrigens müßt Ihr Euch nicht einbilden, daß es ſo auf die Welt gekommen iſt, wie es jetzt iſt; und da wir noch eine Stunde Wegs von hier nach Floriſpahan haben, ſo will ich Euch alles dieß der Reihe nach erzählen.

Laßt Euch alſo ſagen, daß an dem äußerſten Ende des rothen Meers, das nach Indien zu liegt, man auf der einen Seite die Gränzen von Baktriana, auf der andern das Königreich Ophir findet. Die erſten Könige von Ophir lebten in beſtändigem Kriege mit den erſten Königen von Baktriana, und zwar immer um der geringfügigſten Urſachen willen, wie dieß gemeiniglich zwiſchen benachbarten Fürſten der Fall iſt, die nur ein fünf- oder ſechshundert Seemeilen von einander entfernt ſind. Nachdem ſich nun dieſe mächtigen Könige während einer Zeit von funfzehnhundert Jahren in ewigen Kriegen, die immer vom Vater auf den Sohn forterbten, ruinirt hatten; ſo haben endlich die gegenwärtigen Könige dieſer Länder beſchloſſen durch die Verbindung ihrer Kinder einen ewigen Frieden zu ſchließen.

Der König von Ophir hatte einen einzigen Sohn und der König von Baktriana eine einzige Tochter. Dieſe Prinzeſſin war, wie man es zu nennen pflegt, die Schönheit ſelbſt, und der Prinz war ein Wunder von Schönheit und Liebenswürdigkeit, aber gegen das ſchöne Geſchlecht ſo kalt wie Eis. Indeſſen thaten die Geſandten von beyden Theilen ihre Pflicht, und der Traktat war bald geſchloſſen. Der Geſande von Baktriana, ein überaus großer Politikus, hatte beynahe gar keine Naſe und der andre dagegen hatte ein fürchterlich großes Maul.

Der von Ophir — Nein; Einen Augenblick Geduld, daß ich mich erſt dieſes Umſtands wieder deutlich erinnere! Der von Ophir.. ja, ja, ganz recht, es war der von Ophir; denn der von Baktriana hatte einen ſo kleinen Mund, daß ein Kind von einem Jahre ihm, ſelbſt wenn er gähnte, nicht die Fingerſpitze hineingebracht hätte. Dafür aber war ſeine Naſe ſo groß und kupferig, daß kein Geſander jemals eine größere und kupferigere Naſe gehabt hat. Der Plenipotenziarius von Baktriana hatte nebſt den Friedenstractaten das Porträt der Infantin mit an den Hof von Ophir gebracht. Aber er hätte ſich dieſe Mühe erſparen können: denn der Prinz würdigte es nicht einmal eines Blicks und reiſte heimlich des Nachts um dreyviertel auf Ein Uhr ab. Indeß bey dem, was ſich an dem andern Hof zutrug, werden Euch die Haare zu Berge ſteigen. Ehe ich aber auf dieſe Kataſtrophe komme, wird es gut ſeyn Euch zu ſagen, daß zwey und eine halbe Stadie von Furſchymene, der Hauptſtadt von Baktriana, ein kleiner dunkler Hayn gelegen iſt, und in dieſem Hayne ein noch dunklerer Tempel... Gebt hier genau Achtung, wenn es Euch beliebt... Oben auf dieſem Tempel iſt eine Thurm Spitze, die ſich bis in die Wolken erhebt, und ganz oben auf dieſer Zinne iſt ein Käfig, und in dieſem Käfig ein Hahn, welcher Orakel ertheilt... Ich bitte, Euch dieſe Umſtände recht genau einzuprägen.... Da der Geſandte des Königs von Ophir noch nicht angekommen war, und der ganze Baktrianiſche Hof ihn, wegen des Feuerwerks, das man bey Bekanntmachung der hohen Vermählung geben wollte, mit der gröſten Ungeduld erwartete, ſo plagte die ſchöne Primeroſe, die als eine junge und wohlerzogne Prinzeſſin die jungen, ſchönen Männer außerordentlich liebte, die ſchöne Primeroſe, ſage ich, plagte ihre Mutter ſo lange, bis ſie zuſammen incognito zu dem Orakel des Hahns reiſten, um ſich beſtimmt von ihm ſagen zu laſſen, um welche Zeit der Prinz von Ophir kommen würde; denn, nach den eingezognen Nachrichten glaubten ſie ganz gewiß, daß er die Höflichkeit haben würde, ſelbſt als Plenipotenziarius ſeines Herrn Vaters zu kommen, um die Geſandſchaft deſto ruhrender zu machen. Die Prinzeſſin, der die Zeit ang ward, und die ſich nun ſchon drey Nächte inter einander hatte friſiren, aufſetzen und par- ümiren laſſen, um nicht im Negligee überraſcht u werden, begab ſich alſo beym Aubruche der Nacht ohne Kammerfrau und Hofdame eben n den Marſtall, als man der Königinn die Nachricht brachte, der Geſande von Ophir ſey n einer Poſtchaiſe angekommen. Dieſer Um- and ſchien ihnen ein deutlicher Beweis von erliebter Ungeduld, und beſtätigte ſie in der

Meinung, daß es der ſchöne Prinz in eigner Perſon ſey. Sie hielten nun für unnöthig zu dem Orakel zu reiſen und der Wagen der ſie dahin hatte führen ſollen, brachte ſie in den Königlichen Palaſt zurück.

Die Prinzeſſinn, welche den auſſerordentlichen Eifer ihres Bräutigams durch auſſerordentliche Schönheit belohnen wollte, unterließ nicht ſich die Lippen zu beiſſen, ihre Blicke zu befeuern, ihre Locken in Ordnung zu legen, mit Einem Worte alles mögliche zu thun, um ſich noch ſchöner zu machen als ſie wirklich war.

Der Geſande erſchien, und die Prinzeſſin glaubte in Ohnmacht zu fallen. Sie hatte ſich die Idee ſo feſt in den Kopf geſetzt, daß er der verkleidete Prinz ſey, daß, da ſie dieſe unförmlich groſſe Naſe ſah, die ſich über dieſen unförmlich kleinen Mund herbeugte, wie der Schnabel eines Pelikans, und ſtatt des ſchönen Prinzen, den ſich ihre Imagination gemalt hatte, dieſes Ungeheuer von Häßlichkeit vor ihr ſtand, ſie ganz überlaut ſagte: Der Prinz von Ophir könnte ihrenthalben la petite bouche machen ſo lange er wollte; die Prinzeſſin von Taſtriana ſey für ſeinen Schnabel nicht gemacht. Sie ließ es nicht bey dieſem Ausbruche von Unwillen bewenden, ſondern warf ſich vor der ganzen Verſammlung auf die Knie, richtete die Augen gen Himmel und ſchrie: „Nie möge ſich Mahomet meiner Seele erbarmen und ſein heiliger Koran möge mir zu Gift werden, wenn ich den Prinzen von Ophir eher heyrathe, bis ich ſo alt und häßlich geworden bin, daß meine Geſtalt ihm eben ſo viel Abſcheu einflöße, als mir die ſeinige!

Als ſie dieſen ſchrecklichen Schwur ausgeſprochen hatte, küßte ſie die Erde, welches bey den Baktrianern zur Bekräftigung eines gethanenen Eidſchwurs dient. Der arme Geſandte, der noch gar nicht zum Worte gekommen war, gerieth über dieſes Betragen und den Abſcheu, den man gegen den ſchönſten Prinzen von der Welt zeigte, in eine ſolche Verlegenheit, daß er das goldne Pfeifchen, das er in den Mund zu nehmen pflegte, wenn er ſprach, wieder einſteckte und aus der Verſammlung ging, wie er hineingekommen war. Aber er verließ ſie in ſolchem Zorne, daß man beym Einſteigen in ſeinen Palanquin glaubte, ſeine Naſe würde die Stadt in Brand ſtecken, ſo feurig glühte ſie. Die Prinzeſſin ihrer Seits riß ſich aus den Armen des Königs und der Königinn los, gab ihrer Gouvernante, die ihr Vorſtellungen machen wollte, eine tüchtige Ohrfeige; ſprung ſchrittlings, ein Bein hüben das andre drüben, auf ein Garde-Officier-Pferd und jagte in vollem Galloppe in den Wald. Hier ſtieg ſie ab; aber da ſie eben im Begriff war in den Tempel hineinzugehn.....

Ich hörte der Erzählung meines Sekretärs mit der größten Aufmerkſamkeit zu, als wir in einer großen Entfernung etwas glänzendes auf dem Meere erſcheinen ſahn, welches unſre Blicke auf ſich zog. Die Sonne ſenkte ſich in den Schooß der Wellen und da ihre letzten Strahlen auf dieſen Gegenſtand fielen, ſo glaubten wir anfänglich, es ſey ein Haufen Gold, der nach dem Ufer, auf welchem wir uns befanden, zuſchwömme. Als es uns aber näher kam, ſahen wir wehende Wimpel und wurden endlich gewahr, daß es eine Schaluppe ſey, die von oben bis unten, von dem Maſt bis an den Kiel mit Golde bedeckt war, und von zwey häßlichen ſchwarzen Zwergen geführt wurde.

Die Schaluppe landete und eine Nymphe ſtieg an das Land, herrlich geputzt aber häßlich wie die Nacht; und ehe ich mich von meinem Erſtaunen über ihre Jugend und Häßlichkeit erholt hatte, lag ſie zu meinen Füßen und umarmte meine Knie, ohne daß ich im Stande geweſen wäre, ſie davon abzuhalten. Unüberwindlicher Ritter, redete ſie mich an, kommt und rettet das koſtbarſte Leben. Laßt Euch durch die Schwierigkeiten der Unternehmung nicht abſchrecken, ſondern ſchwört mir, daß ihr auf jede Bedingung zum Streite bereit ſeyn, und Euch jeder Gefähr ausſetzen wollt, um die vollkommenſte Schönheit, welche je die Erde trug, zu befreyn.

Sie ſtellte ſich bey dieſen Worten als ob ſie weinte. Ich hob ſie auf um mir die ſchrecklichen Grimaſſen zu erſparen, die ſie machen wollte, und hatte den Mund ſchon geöffnet, um den verlangten Eid abzulegen, als mein vorſichtiger Sekretär mit ihn mit der Hand zuhielt und ſagte: einen Augenblick Geduld, gnädiger Herr, um ſie vorher ein wenig auszufragen.... Hierauf nahm er ſeine Mütze ab, und ſchüttelte ſeinen Bart: ¡Ich will nicht Jaſmin heißen, fuhr er fort, oder Jungfer Ihr kommt von dem Chriſtall-Felſen! ¿Iſt dem nicht ſo, meine ſchöne Jungfer?... Stille, mein Schatz, antwortete ſie ihm, man hat mich zu Euerm Herrn geſchickt und nicht zu Euch... Ja zu Euch, ſchöner Ritter, fuhr ſie fort indem ſie ſich zu mir wandte. Die liebenswürdigſte Sterbliche ſteigt eben in das Bad, und ach! ſie ſteigt zum letztenmale hinein, wenn Ihr nicht die Güte für ſie habt, ſie aus demſelben ſteigen zu ſehn.

Schwört

Schwöret mir alſo, ich bitte Euch, Eurem Pagen Jäſmin zum Trotze, dieſe Güte zu haben. Schwöret mir, und dann möge Euch der Thau des Morgens immer günſtig ſeyn, und der Thau des Abends möge ſanft Eure Wangen kühlen, und die Worte Eurer Geliebten mögen Euern Ohren eben ſo lieblich ſeyn, wie der Hahnenruf dem Schlafloſen iſt.

Ich war gegen dieſe ſchönen Wünſche nicht unempfindlich, legte den Eid ab, welchen man von mir verlangte, und ſchwur, was auch immer daraus entſtehn möchte, erſtlich, die Dame, von welcher die Rede war, aus dem Bade ſteigen zu ſehen, und dann mein möglichſtes zu thun, um ſie zu befreyen. Als mein Sekretär mich dieſen Eid ſchwören hörte, riß er ſich die Haare aus dem Kopfe und Barte und rufte unter den ſchmerzlichſten Seufzern aus: Unglücklicher Prinz, welches vermaledeyte Geſtirn hat Euch in dieſe Gegend geführt! Was hat Euch zu einem Unternehmen verleitet, welches Euch entweder zu Grunde richten oder auf ewig entehren wird? So wißt denn, daß nur ein Satyr oder der Sohn einer Cantharide im Stande iſt, dem Abentheuer unter die Augen zu ſehn, zu welchem Ihr Euch ſo muthwillig verpflichtet habt, und daß Ihr, ſo wahr ich lebe, nun und nimmermehr beſtehen werdet. Aber ich weiß ein Mittel, fuhr er mit einem fürchterlichen Tone fort, Euch von dem Eide zu befreyen, den Ihr geſchworen habt.... Bey dieſen Worten zog er ſeinen Dolch und ſprang auf die häßliche Abgeſande los, um ihr das Herz zu durchbohren... Es war mir nicht ſchwer ſeiner Wuth Einhalt zu thun, und Worte zu finden, ihm ſein ſträfliches Unternehmen ernſtlich zu verweiſen. Dieß machte indeß nicht den mindeſten Eindruck auf ihn, und da er ſahe, daß ich mich ohne ihn einſchiffte — denn dieß war eine ausdrückliche Bedingung — da er, ſage ich, ſahe, daß ich ihm ſchlechterdings verbot mich zu bekleiden, ſo rief er aus: ¡O möchte doch das Meer dieſes vergoldete Schiff, die Zwerge die es führen, die häßliche Meerkatze, die ſich darein ſetzt, und den unglücklichen Facardin der ihr folgt, auf einmal verſchlingen!

Als die Nymphe meinen Nahmen hörte, ſah ſie mich zwey oder dreymal mit dem größten Erſtaunen an und frug mich, ob es denn wirklich wahr ſey, daß ich Facardin heiße.... ¿Warum nicht? antwortete ich, und bey dieſer Antwort wendete ſie ſich an meinen Secretär, der noch immer wie ein Kind am Ufer weinte, und ſagte zu ihm: ¿Ehrwürdiger Jaſmin, lügt ietzo nicht, ſondern ſagt mir, ob Euer Herr wirklich Facardin heißt?.. Er betheuerte es, mit einem Eid, in der Hoffnung, daß ſie um meines Beſten willen frage. Wohlan denn, rief ſie aus, gebt alle Seegel den Winden, denn wir haben den unbezwinglichen Facardin. — ¿Aber wenn er es wirklich iſt, was hat er denn mit der andern Hälfte ſeiner Statur angefangen?

Da ich kein Wort von all dieſem Schnack verſtand, ſo antwortete ich auch nicht darauf; und da die vergoldete Schaluppe mit einer unglaublichen Schnelligkeit ſeegelte, ſo verlohren wir bald das Ufer aus dem Geſichte, wo der untröſtliche Jaſmin in Thränen zerfloß. Eine Viertelſtunde darauf entdeckten wir Land.

Ein Felſen von ungeheurer Größe erhob ſich mitten aus dem Meere. Er ſchien mir durchſichtig und da wir ausgeſtiegen waren, ſah ich, daß er ganz aus Cryſtall beſtand. Eine Frau, die noch weit älter, geputzter und häßlicher war als die, welche mich begleitete, kam uns entgegen und empfing uns; und als meine Begleiterinn ſie anſichtig wurde, rief ſie ihr zu: freut Euch, denn ich bringe Euch den Mann, den unſre göttliche Gebieterinn ſo lange ſucht, ich bringe Euch den großen Facardin.... Den Teufel magſt du bringen, antwortete jene. Ich glaube du biſt von Sinnen, Harpiane, dir einzubilden,

den, daß dieſer kleine Maulaffe der unbezwingliche Facardin ſey. Doch was liegt daran. Wir wollen ſehn, was dieſer junge Waghals im Stande iſt zu thun. Er ſieht mir eben nicht darnach aus, als wenn er nur den erſten Knoten von dieſem Abentheuer auflöſen würde. Aber was geht uns das an. Wir werden wenigſtens den Troſt haben, ihn lebendig ſchinden zu ſehn, während man die unglückliche Criſtalline verbrennt. ¿Hat er geſchworen?... Allerdings, antwortete jene, und, ſo wahr ich lebe, mit einer Bereitwilligkeit, daß mich ſein Unglück beynahe dauert.... So nehmt ihm denn indeſſen die Waffen ab, ſagte jene; ich will ihn bey der reitzenden Criſtalline anmelden.... Sachte, ſachte, meine ſchönen Damen, ſprach ich ihnen zu, nehmen ſie ſich in Acht, daß ich ihnen nicht den Rüſſel von oben bis unten aus ſpalte, wenn ſie ſich noch einmal einfallen laſſen vom entwaſnen zu reden.

Ich zog bey dieſen Worten den Degen und da ich ſah, daß ſie dieſes trotzige Verfahren aus der Faſſung brachte, befohl ich ihnen, mich zu der Criſtalline zu führen, der ich unbeſonnener Weiſe geſchworen hätte beyzuſpringen. Ich will keine Zeit verliehren, fuhr ich fort, ſie von einer Gefahr zu befreyen, welche dringend zu ſeyn ſcheint, und es wäre wahrlich luſig wenn ich mich entwaffnen ließe, gerade da man mich zum Streite ſchickt.

Herzliebſter Ritter, fing die wieder an, die uns an dem Ufer empfangen hatte, thut was man Euch ſagt. Alle Eure Widerſetzlichkeit iſt ſo gut als nichts. Laßt Eure Waffen hier und ich ſchwöre Euch bey dem großen Haly, dem Stifter des grünen Turbans, daß wenn ſich Euch ein einziger bewaffneter Feind zeigt, man Euch Eure Waffen wiedergeben ſoll. Ich ließ mich bereden, behielt aber dennoch aus Vorſicht meinen Degen und folgte den beyden Weibern nach.

Unterwegs begegneten uns eine Menge Geſtalten, die mir ganz ſonderbar vorkamen. Männer in Frauenzimmer Kleidern und wie Frauenzimmer aufgeſetzt, trugen jeder einen Rocken und eine Spindel und ſponnen aus Leibes Kräften während wir vorbey gingen. Ich frug was dieſe niederträchtige Maſkerade vorſtellen ſolle und warum ſo viele martialiſche Geſichter in Spinnerinnen verkleidet wären; und ich bekam zur Antwort, es ſey Unglücks genug für mich, daß ich nicht einmal hoffen könnte unter dieſe Geſellſchaft zu kommen. Alle dieſe Männer wären Abentheurer, die ſich eben ſo wie ich dem Abentheuer zu unterziehn geſchworen,

ren, und dieſe Lebensart der Strafe vorgezogen hätten, lebendig geſchunden zu werden, welches jeden erwarte der es unternähme und nicht beſtehen könne. Da nun aber, fuhren ſie fort, heute das Jahr zu Ende geht, das man hiezu verſtattet hat, ſo bleibt dem letzten der ſich durch einen Eid zu dieſem Abentheuer verpflichtet, nichts weiter übrig, als unſre Gebieterinn zu befreyen, und wenn er damit nicht zu Rande kommen kann, oder wenn er nichts mit ihr zu thun haben will, ſich lebendig ſchinden zu laſſen.

¿Kann man denn nicht erfahren, frug ich weiter,¿ von welcher Art dieſes gefährliche Abentheuer iſt?.. Das werdet Ihr am beſten von unſrer Frau ſelbſt erfahren, antworteten ſie, wenn ſie Euch dazu auffordert...

Unter dieſen Geſprächen gingen wir immer unſers Wegs auf dieſem Chriſtallboden fort, auf dem man ſich nicht hätte erhalten, oder doch gewiß nicht gehen können, wenn nicht alle Wege mit dem feinſten Diamantenſtaub beſtreut geweſen wären; und da es ſchon tief in der Nacht war, ſo würde ich keinen Stich mehr haben erkennen können, wenn man den Felſen nicht mit unſäglicher Mühe an hundert tauſend Orten ausgehölt gehabt hätte, um große Kaſen mit Orangen-Bäumen hineinzuſtellen, an deren Zweigen große Criſtall-Leuchter und eine ungeheure Menge von brennenden Wachslichtern hingen, welche den ganzen Felſen erleuchteten, als wenn es heller Tag wäre.

Wir befanden uns unter der heißen Zone höchſtens vier Daumen breit von der Linie. Die Sonne hatte den ganzen Tag ihre ſenkrechten Strahlen auf dieſen ungeheuern Criſtall-Fels geſchoſſen. Die Luft war, wie man glauben kann, davon durchglüht, und alle Winde ſchienen ſich mit der Abenddämmerung gelegt zu haben, ſo daß ich beynahe vor Hitze zerfloß als wir an dem äußerſten Ende des Felſen ankamen, wo ich an dem Abhange ein viereckigtes Zelt ſah. Hier ließen mich meine beyden Führerinnen ausruhn und ich fand hier alles, was zu meiner Erfriſchung dienen konnte. Ich fing auf Anrathen meiner Gefährtinnen mit dem Bade an. Sie zogen mich aus, aber mein Schwert vertraute ich ihnen nicht ſo an wie meine Kleider, ſondern behielt es beſtändig in der Hand. Sie verſicherten mich zwar ohn Unterlaß, es ſey ungereimt ſich mit dem Degen zu baden und ſie hätten das in ihrem Leben noch nicht geſehn; ich ließ mich dadurch nicht irre machen, ſondern ſetzte mich in dieſer Stellung ins Bad und ſtieg in derſelben wieder heraus.

Hierauf warfen ſie mir einen prächtigen Schlafrock über, und während ich mich niederſetzte und die aufgetragnen Speiſen verzehrte und meinen Durſt mit einem friſchen und köſtlichen Wein ſtillte, trugen ſie meine Kleider fort und der Tag brach an.

Meine Begleiterinnen drangen noch einmal in mich, den großen häßlichen Säbel abzulegen, der ſich weder zu meinem Abentheuer noch zu dem Ort reime, wo ich es beſtehen ſolle, und, ohne mir meine Kleider wiederzugeben, ſagten ſie, es ſey nun Zeit aufzubrechen.... Es fehlt nichts mehr, antwortete ich Ihnen auf dieſes Anmuthen, als eine Dormeuſe, eine Kunkel und ein Pudermantel, und ich bin eben ſo ausſtaffirt wie die elenden Weichlinge, denen ich unterwegs begegnet habe... Da ſie nun endlich ſahen, daß ich keine Raiſon annahm, ließen ſie mir meinen Degen und führten mich, ſo wie ich war, an eine Brücke, welche von dem Criſtall-Felſen auf eine reitzende Wieſe führte.

Hier verließen mich endlich meine beyden Begleiterinnen, und da ich die Brücke paſſirt war, ſchloſſen zwey kleine Mohren, die noch häßlicher waren als die Zwerge in der Schaluppe, ſie mit einem ehernen Gitter zu, machten mir ihr Compliment und baten ſich meinen Degen aus. Ich antwortete ihnen, daß ich dieſe Zumuthung ſatt hätte, und daß wenn ſie ſich noch einmal unterſtänden, davon zu reden, ich ſie vom Kopf bis zum Nabel ſpalten würde. Dieſe Drohung that ihren Effekt; ſie erſchracken und rennten wie die Rehe über die Wieſe davon. Schritt vor Schritt folgte ich ihnen nach, bis ich an einen Palaſt kam, der ganz durchſichtig war; denn er war von den feinſten und prächtigſten Criſtallglaſe, das man in der Welt finden kann. Neben dieſem Palaſte war ein koſtbares Zelt aufgeſchlagen, an welchem eine unſägliche Menge von goldnen Pflöcken und purpurnen Leinen angebracht war; ich habe in der Folge erfahren, daß es das Zelt des unglücklichen Darius war, von dem ich die Ehre habe in gerader Linie abzuſtammen.

In dieſem Zelte, das vorne offen ſtand, ſah ich ein Bett, das wo möglich noch ſchöner und koſtbarer war, als dasjenige iſt, in welchem gegenwärtig die Reitze der göttlichen Scheherazade Eurer Gemahlin ruhen. Bey dieſen Gegenſtänden würde ich eine gefahrvolle Unternehmung nicht einmal geahndet haben, wenn mir nicht die Nachbarſchaft, in der ſie ſich befanden einigen Verdacht erweckt hätte. Rechter Hand neben dem durchſichtigen Palaſte ſtand ein Scheiterhauſen, an dem weiter nichts fehlte, als daß man ihn anſteckte, um einen Verbrecher darauf zu verbrennen, und linker Hand von dem Zelte ſtand eine Art von Altar, an deſſen vier Ecken Ringe angemacht waren, um das Opfer daran zu binden, und auf demſelben lagen Meſſer, um es zu ſchlachten.

Ob ich mir gleich niemals eine Vorſtellung von dem habe machen können was man Furcht nennt, ſo kann ich doch nicht leugnen, daß mir ein Schatten von Unruhe durch den Kopf fuhr, indem ich mich deſſen erinnerte, was man mir auf dem Criſtall-Felſen geſagt hatte; da ich aber niemand in dem Zelte ſah, obſchon das Bett ganz fertig war jemand aufzunehmen, ſo näherte ich mich dieſem kleinen Palaſte, und hier bekam ich die erſte Idee von dem ſeltſamen Unternehmen, in das ich mich eingelaſſen hatte.

Das Zimmer, in welches ich zuerſt trat, war gerade das Badezimmer. Ich brauchte eben die Thüre nicht aufzuſuchen, um ganz deutlich alles zu ſehn, was darinne vorging. Vier Mohrinnen, ſchwärzer, ſtumpfnaſiger, und nackter, als ſie an dem äußerſten Ende von Guinea ſind, ſtanden rund um die Badewanne, in welcher ihre Gebieterinn, allem Anſchein nach, bloß meine Ankunft erwartete, um das Abentheuer zu beginnen. Denn ſobald

man

man mich gewahr ward, ſtellten ſich dieſe vier Kammerfrauen in eine Reihe und die bewundernswürdige Criſtalline ſtieg aus dem Bade ſo nackt als man ſeyn kann, ohne es ganz zu ſeyn. Sie ſtand einige Zeit mitten unter dieſen vier alten Katzen, ehe man ihr etwas zur Bedeckung gab. Ich merkte dieſen Kunſtgriff gar wohl, aber ob ich gleich vollkommen bey mir überzeugt war, daß der Contraſt, in dem ſie ſtand nicht wenig zur Erhöhung ihrer Schönheit beytrug, ſo muß ich dennoch geſtehn, daß mich die glänzende Weiße ihrer Haut in Erſtaunen ſetzte. Ich fieng an die Gefahren, die meine Unternehmung begleiten konnten, für nichts zu achten, indem ich hoffte, daß dieſe ſeltne Schönheit für die Dienſte, die ich ihr zu erzeigen gedachte, einige Erkenntlichkeit gegen mich haben würde.

Während ich dieſes ſchöne Raiſonnement anſtellte, war ſie mit ihren Frauen ich weiß ſelbſt nicht wie, verſchwunden; aber einige Augenblicke darauf kam eine von den Mohrinnen, mir zu ſagen, die himmliſche Criſtalline, ihre Gebieterinn, die ich die Gefälligkeit gehabt hätte, aus dem Bade ſteigen zu ſehn, erwarte mich in ihrem Bette, worein ſie ſich eben gelegt habe, in der Hoffnung, daß ich ihr durch dieſen neuen Beweis meiner Großmuth das Leben retten wolle.

Ich hatte alle Mühe von der Welt mich zu überreden, daß man mich mit einem ſo ungezwungnen und zu gleicher Zeit ſo ſchmeichelhaften Antrage nicht zum Beſten habe. Mag doch das Abentheuer ablaufen, wie es will, ſagte ich zu mir ſelbſt, wenn es nur ſo anfängt, wie man mich hoffen läßt.... und ohne mich weiter zu beſinnen folgte ich der Abgeſandin eilfertig nach, die mich mit ſtarken Schritten in das Zelt des Darius führte, wie ich mir gleich anfänglich vorgeſtellt hatte. Ich trat hinein und fand die ſchöne Criſtalline von einer Schaar bewaffneter Männer umgeben, die ſich einer nach dem andern neben das Bett poſtirten. Als dieſes geſchehn war, bat mich die Nymphe Criſtalline mich einen Augenblick zum Haupt des Bettes niederzulaſſen. Ich gehorchte, und ſogleich griff ſie nach einer goldnen Klingel, klingelte und ein alter Mann trat herein, deſſen Bart noch drey Schuh länger war als der Bart meines Sekretärs. In ſeiner Linken hielt er eine Senſe und in der Rechten eine Pendul-Uhr, die er auf einen Tiſch an der andern Seite des Bettes ſetzte, und davon ging. Er war kaum hinaus, als zwey andere noch weit auffallendere Figuren hereintraten; wovon der eine eine Art von Ober-Prieſter war. Seine Kleidung flößte Ehrfurcht ein, aber in ſeinem Geſicht hatte er etwas von einem Scharfrichter. Nebſt ſeinen übrigen Attributen trug er ein langes Fleiſcher-Meſſer in ſeinem Gürtel und ſein Bart war noch länger als der Bart des erſten. Der andre, der mit ihm hereingekommen war, war ein Schloſſer, ſo viel ich aus dem Hammer, den Nägeln und der Feile, die er trug, ſchließen konnte. Er hielt noch überdieß eine Art von Schlüſſelhaken in der Hand, welcher aber ſtatt der Schlüſſel voll Ringe verſchiedner Art hieng, und dieſen Haken befeſtigte er an einem Rinken, der aus einer Goldplatte emporſtand, die in die Erde eingepaßt war.

Während dieſer Maſkerade hatte ich nicht Zeit gehabt meine Göttin im Bette zu betrachten. Jetzt befohl ſie mir den erſten Verſuch zu machen und ihr einen von den Ringen zu bringen; und ſie ſetzte hinzu, daß wenn ich hiermit zu Rande käme, das Abentheuer beſtanden, ſie frey, und ich Herr ihrer Perſon und ihrer Schätze ſey. Bey dieſen Worten ſah ich ſie an, aber ich war ihr jetzt ein wenig zu nahe, um ſie noch eben ſo ſchön zu finden, als das erſtemal; und aller ihrer Kunſt ungeachtet, mit der ſie einige Reſte von Schönheit zu heben geſucht hatte, ſchienen mir ihre Reitze doch ſehr verblüht. Ich war etwas betroffen bey dieſer Entdeckung, und vielleicht daß ſie glauben mochte, ich halte ſie für geſchminkt, ſo ließ ſie mich wie von Ohngefähr ihren Buſen und ihre Arme ſehn, um mir das Gegentheil zu beweiſen; und dieß war gerade das Mittel mir zu zeigen, daß ſie vom Kopfe bis auf die Füße geſchminkt ſey. Von dieſem Augenblicke an ekelten mich ihre Reitze eben ſo ſehr an, als ſie mich entzückt hatten, da ich ſie aus dem Bade ſteigen ſah. Da es indeß hier darauf ankam ein Abentheuer zu verſuchen und dieſes in nichts weiter beſtand, als ihr einen Ring an den Finger zu ſtecken, ſo ſtund ich auf, um ihn von dem Schlüſſelhaken abzunehmen. Der Erzprieſter mit dem langen Bart aber hielt mich zurück, da er mich bewaffnet ſah; Guter Freund, ſagte er auf arabiſch zu mir, wo habt Ihr denn gelernt vor Damen im Bette mit dem Degen in der Fauſt zu erſcheinen. Den Augenblick kniet vor mir nieder und liefert mir Euern Rauſer aus...

Es iſt unmöglich, allergroßmächtigſter Kaiſer, Eurer Majeſtät die Wuth begreiflich zu machen, in die mich dieſe Inſolenz ſetzte: Herr Erzpfaffe, antwortete ich ihm, was Ihr da ſagt iſt zwar das Reimgebet von allem dem Lumpengeſindel, das an dieſem Orte wohnt; aber ich ſchwöre Euch, wenn Ihr noch einmal ein ähnliches Wort aus dem Buſchwerk eures ungewaſchnen Mauls hören laßt, ſo ſoll Euer Kopf zu nichts mehr zu brauchen ſeyn, als zum Beſen um die Stuben damit auszufegen.... Nach dieſem Complimente ließ ich ihm meinen Degen einigemal um die Ohren herumpfeiffen und ich ſah nunmehr, daß jedermann auf dieſer Inſel dieſelbe Sprache führte und, wenn ich antwortete, dieſelbe Partie ergriff; denn mein Herr Oberprieſter, der jedesmal, wenn ihm mein Säbel über dem Kopfe wegpfiff, niederduckte wie eine Ente unter das Waſſer, lief ſo ſchnell er laufen konnte davon und der Schloſſer folgte ſeinem Beyſpiele nach.

Sobald ich mich allein ſah, wollte ich dem Abentheuer ein Ende machen und der Fee Criſtalline einen Ring bringen; denn ich glaubte man brauche, wie man ſagt, nur den Finger zu rühren, um dieſes zu bewerkſtelligen. Ich hatte mich aber für diesmal geirrt. Ich verſuchte es mit einem Ringe nach dem andern, ich zog mit einer Stärke und Kraft, die die Götter nur wenigen Menſchen verliehen haben; aber es wich und wankte keiner. Ich ärgerte mich über dieſen unverhofften Widerſtand, ich verdoppelte meine Kräfte, aber alles umſonſt.

Dieſes Abentheuer erinnerte mich an das Mittel, deſſen ſich Alexander der Große bey einer ähnlichen Gelegenheit bedient hatte. Ich wollte den Schloſſer hohlen oder ihm eine von ſeinen Feilen abnehmen als die Nymphe mich rief und mich bat, meinen Platz neben ihr wieder einzunehmen.

Nicht dieſer Art von Anſtrengung, ſagte ſie nachdem ich mich niedergelaſſen hatte, bedarf es, um mich und Euch zu retten und das Abentheuer zu beſtehn. Ihr ſeht, daß auf die Weiſe wie Ihr zu Werke gingt, keine menſchliche Kraft einen Ring von dieſem Schlüſſelhaken löſen kann. Indeß gibt es ein Mittel, einen nach dem andern mit eben der Leichtigkeit abzulöſen, als wenn der Haken offen wäre. Ich will Euch Zeit laſſen ein wenig zu Athem zu kommen, ehe ich Euch dieſes Mittel angebe, und während Ihr verſchnaubt, betrachtet die Gegenſtände, die Eure Aufmerkſamkeit in dieſem Zelte reitzen.

Ich ſah mich rund umher um und erblickte außer der Pendul-Uhr und dem Schlüſſelhaken, einen Schrank von Criſtall und zwey Spinnräder. Da hierauf die Dame im Bette bemerkte, daß ich bereit war, ſie anzuhören, hub ſie folgendermaßen an:

Ich bin mit allen Empfindungen von Ehrbarkeit und Tugend gebohren, die ein Frauenzimmer nöthig hat, um andern Ehrfurcht einzuflößen, aber zu gleicher Zeit mit einer Neugierde, die ich niemals habe beſiegen können. Meine Mutter, die meine Unſchuld in aller ihrer Reinigkeit bewahren wollte, litt nie daß ein Mann ſich unſrer Wohnung näherte, und ſo wurden ganz natürlich dieſe Geſchöpfe, die ich nur den Nahmen nach kannte, gar bald der einzige Gegenſtand nach dem meine Neugierde ſchmachtete. Alles was man that, um mich von demſelben zu entfernen, alle Schilderungen die man von den Männern, als von fürchterlichen Ungeheuern machte, die mich beym erſten Anblick verſchlingen würden, bewirkten gerade das Gegentheil von dem, was man beabſichtigte; meine Neugierde wuchs immer höher, und ich hatte kaum mein zwölftes Jahr erreicht, als ich beſchloß, zu entlaufen, und einen Mann zu ſehn, es koſte auch was es wolle. Ich verließ mein Bett als ich das ganze Haus im tiefſten Schlummer begraben glaubte, ſprang zum Fenſter hinaus in den Garten, aus dem Garten kletterte ich auf eine Mauer, und ſprang mit Gefahr meines Lebens herab, alles, um ein Thier zu ſuchen, das mich freſſen würde. Ich war nun im freyen Felde, und lief wie eine Närrinn, weil mir bange war, man möchte mir nachſetzen und mich zurückführen. Erſt dann als ich mich ſicher genug glaubte, ſetzte ich mich an einem Gebüſch nieder und erwartete den Tag.

Unter dieſes nämliche Gebüſch hatte ſich ein junger Pilger geflüchtet, den wahrſcheinlich die Nacht übereilt hatte.

Erſt beym Anbruche des Tages machte ich dieſe Bemerkung. Er erwachte, und ſchien eben ſo betroffen als ich, jemand ſo nahe bey ſich zu ſehn. Ich war damals, aller meiner Neugierde ungeachtet, ſo vollkommen unwiſſend, daß ich ihn für ein Mädchen von meinem Alter hielt, der nur aus einem fremden Lande käme, weil er anders aufgeſetzt war als ich, und ſeine Kleider viel kürzer waren als die meinigen. Uebrigens kam mir ſein Geſicht viel ſchöner als das meinige vor, ob ich gleich damals eben ſo ſchön war, als Ihr mich jetzt ſeht. Wir blieben einige Zeit ſtumm und ſahen uns an. Endlich nahm er das Wort. Schöner Fremdling, ſagte er zu mir, wenn Ihr die Sprache verſteht, die ich ſpreche, ſo bitte ich Euch mir zu ſagen, wo ich ein Weib finden kann. Mein Vater, der in der einſamſten Gegend der Provinz wohnt, wo man nichts als wilde Thiere ſieht, hat mich von meiner Jugend an zur Jagd erzogen und mir erlaubt alle Thiere, Löwen, Bären und Wölfe zu verfolgen, aber mir ernſtlich unterſagt, es jemals mit den gefährlichſten von allen Thieren, den Weibern, aufzunehmen. Er verſicherte mich, ſie wären ſo voll

Gift, daß man ſich unmöglich gegen ſie vertheidigen könne. Ich frug ihn, wie denn dieſe Thiere ausſähen, um mich vor ihnen [illegible] Acht nehmen zu können, aber er wollte es mir durchaus nicht ſagen. Hierauf bat ich ihn, mir eines kommen zu laſſen, das noch ganz jung wäre, um es in unſerm Hauſe zahm zu machen; aber auch das wollte er nicht thun. Dieſe ewigen abſchläglichen Antworten haben mich außerordentlich neugierig gemacht, einen von dieſen Drachen zu ſehn, und es iſt nun ohngefähr ein Monat, daß ich meinem Vater davon gelaufen bin, und die dunkelſten Wälder und ſchrecklichſten Einöden durchirrt habe, ohne eines von dieſen Thieren zu finden. Ich ſehe aus Euerm Anzuge, daß Ihr aus einem fremden Lande ſeyd; und wenn es alſo bey Euch etwa Weiber geben ſollte, ſo beſchwöre ich Euch noch einmal, mir eines zu zeigen. — ¿Und ſeyd Ihr denn nicht ſelbſt ein Weib? frug ich ihn ganz erſtaunt.... Behüte der Himmel, antwortete er, Ihr braucht Euch vor mir nicht zu fürchten; und wenn eines hierher käme, ſo ſeht Ihr, daß ich Bogen und Pfeile bey mir führe, und da ſoll Euch gewiß kein Leids geſchehn.... ¿Aber wenn Ihr kein Weib ſeyd, frug ich noch einmal, was ſeyd Ihr denn ſonſt?.. Ich bin ein Mann wie Ihr, antwortete er.....

Ich will mich kurz faſſen. Nach langem Erſtaunen und mannichfaltigen Fragen von beyden Seiten, näherten wir uns einander, unſer erſtes Schrecken legte ſich, und wir fanden, was wir geſucht hatten. Wir befriedigten unſre Neugierde, ohne daß er mich fraß und ohne daß ich ihn vergiftete.

Wir waren mit unſrer Entdeckung ſo wohl zufrieden und über den Betrug, den uns unſre Eltern geſpielt hatten, ſo unwillig, daß wir beſchloſſen nie zu ihnen zurückzukehren und uns nie zu verlaſſen. Wir verbargen uns einige Tage in dem dicken Gebüſche, weil ich gewiß überzeugt war, daß man mich allenthalben ſuchen würde. Wir fürchteten nichts mehr als von einander getrennt zu werden, und in den erſten Tagen, die wir zuſammen zubrachten, achtete ich die magere Koſt und das harte Nachtlager für nichts.

Indeß war mein Hang zur Neugierde noch nicht ganz erloſchen. Ich hatte ſie nur zum Theil befriedigt und ſie erwachte in der Einſamkeit mit erneuerter Stärke. Die Langeweile kam dazu und ich bildete mir ein, daß doch gewiß nicht alle Männer, in dem erſten, der mir im Wurf gekommen war, enthalten ſeyn könnten. Ob er gleich ſo ſchön war wie der Tag, ſo konnte es doch Mannsperſonen geben, die mir noch beſſer anſtänden, als er: und da ich mir dieſe Idee einmal feſt in den Kopf geſetzt hätte, ſo beſchloß ich nähere Nachricht darüber einzuziehn, es koſte auch was es wolle. Ich that alſo den Vorſchlag den Wald zu verlaſſen, und zu ſehn was anderwärts vorginge. Daſſelbe wünſchte auch er, und ſo machten wir uns eines Tags auf und gingen bis wir an das Ufer des Meers kamen. Er hatte noch niemals den Anblick deſſelben genoſſen, ſo wenig als ich, und Ihr wißt, daß dieſer Gegenſtand das erſtemal jederzeit überraſcht. Wir waren daher beyde in Anſchaun verſunken, als wir ganz in der äußerſten Entfernung das Meer unruhig werden und Blaſen werfen ſahn. Hierauf ſtieg ein dichter Nebel empor, der ſich anfänglich bis an den Himmel erhob, dann verdickt herabſank, und eine dunkle Wolke bildete, die durch einen Windſtoß gerade nach der Stelle getrieben ward, wo wir ſtanden und zuſahn. Sie umhüllte mich wie ein Mantel, ſchloß mich immer feſter ein, und hob mich unter dem lauten Geſchreye meines Geliebten, der zurückblieb, von der Erde in die Höhe. Ich fühlte, daß die Reiſe ſehr geſchwinde fort ging. Aber dieß war mein geringſter Kummer, denn ich war von Natur kühn und beherzt; nur das that mir leid, daß mir der Nebel, ſo viel ich muthmaaßen konnte, eine

Menge der ſehenswürdigſten Dinge verbarg. In dem Augenblicke zerſtreute er ſich. Das Meer that ſich auf, und, ohne daß mir das mindeſte Uebel widerfahren wäre, wurde ich von demſelben verſchlungen. Auf einmal fand ich mich in einer geräumigen Grotte, die mit den mannichfaltigſten Seemuſcheln, und mit einer Menge der ſchönſten Corallen und koſtbarſten Perlen, die in dem Schooße des Meeres erzeugt werden, ausgeſchmückt war. Ich hatte kaum Zeit von meinem Erſtaunen wieder zu mir ſelbſt zu kommen, als ich die getreue Harpiane neben mir fand; daſſelbe Mädchen, das Euch auf der goldnen Schaluppe abgeholt und von der Küſte von Floriſpahan auf den Criſtall-Felſen geführt hat.

Sie war ohngefähr ſo wie die Nymphen der Thetys gekleidet, das heißt, ſie hatte faſt gar nichts an; und ich kann nicht ſagen, daß ihr dieſes ſehr vortheilhaft war; denn ſie war damals noch häßlicher als ſie jetzo iſt. Sie machte mir einen tiefen Knicks und ſagte mir, daß ich willkommen ſey und daß der Herr dieſes Reichs ſie geſandt hätte, mich zu bedienen, mir die Herrlichkeiten der Tiefe zu zeigen und mich dann an den Ort meiner Beſtimmung zu führen. Indem ſie dieß ſagte, führte ſie mich über eine lange Galerie von Criſtall, welche auf einer Reihe von Säulen ruhte, die mit Perlenmutter und Corallen-Zweigen bedeckt waren. Da wir an das Ende derſelben kamen, frug ſie mich: ¿ob ich etwa das Magazin der Schiffbrüchigen ſehn wolle, eh' ich hinaufſtiege?.. Ich wußte nicht, was dieß war... Wir ſind jetzt, ſagte ſie zu mir, auf dem rothen Meere. Da dieſes Meer der Canal iſt, durch welchen die Schätze von Indien den übrigen Theilen der Erde durch eine immerwährende Schiffarth mitgetheilt werden, ſo geſchieht es oft, daß diejenigen Seefahrer und Kaufleute, die ſich nach langer Arbeit mit der Beute der Erde bereichert haben, der Tiefe des Meers einen Tribut davon abtragen, wo man die mannichfaltigen Geſchenke, welche die Stürme dieſem räuberiſchen Elemente machen, ſammelt und in Ordnung bringt.

Ihr könnt leicht denken, daß meine Neugierde hiebey rege ward, und daß ich den Vorſchlag meiner Führerinn mit Vergnügen annahm. Sie führte mich alſo in einen Saal, wo ich nichts ſah als Haufen von Gold, Silber und Edelſteinen; und dieſer Saal kam mir ſo ungeheuer groß vor, daß ich nicht begriff, wie die Erde die unermeßlichen Schätze habe liefern können, mit denen er angefüllt war. Nachdem ich hier alles in Augenſchein genommen hatte, führte man mich in ein ander Magazin,

gazin, wo meine Neugierde noch mehr Nahrung fand. In einem Saale, der nicht ſo breit, aber eben ſo lang war, als der erſte, ſtanden auf der einen Seite goldne, ſilberne, eherne, und marmorne Bildſäulen und Meubeln von allerhand Art, und die reichſten und koſtbarſten Waffen; auf der andern Seite aber eine Reihe von Schränken, die man nicht überſehn konnte. Auf jedem von dieſen Schränken ſtand das Porträt von einem Manne und einer Frau, mit einer Inſchrift darunter. Die Coeffüren, der Anzug, die Gewänder an dieſen Porträts waren von den verſchiedenſten Nationen. Ich betrachtete ſie mit ſo großer Aufmerkſamkeit daß die Nymphe Harpiane für gut befand, mir zu ſagen, daß die Ungeduld, mit der man mich anderwärts erwarte, nicht erlaube, mich hier ſo lange Zeit aufzuhalten, als ich brauche, um alles genau in Augenſchein zu nehmen. Sie ſetzte hinzu, daß in jedem Schranke die Kleider der Perſonen hingen, deren Bildniße und Geſchichte außen darauf ſtänden; daß dieſes lauter vornehme Perſonen beyderley Geſchlechts wären, welche ihren Tod im Meere gefunden hätten; daß man die merkwürdigſten von ihnen wahlen laſſen und daß man einige wieder zum Leben gebracht, andre nach ihrem Tode gemahlt hätte. So ſind es zum Beyſpiel nunmehr zwey und zwanzig Jahre, fuhr ſie fort, daß ich im Gefolge der Sultane Fatime, Favorite des Groſsherrn, erſoff, die ſehr reiche Geſchenke nach Mecka brachte. ¿Was geſchah? Man rief uns beyde ins Leben zurück; ſie, wegen ihrer außerordentlichen Schönheit, mich, um ſie zu bedienen. Der Hekr dieſer Gegenden war außerordentlich in ſie verliebt; aber alle ſeine Kunſt und ſeine Macht war nicht im Stande ſie zu'retten. Sie ſtarb nach Verlauf eines halben Jahrs an den Blattern, die einzige Krankheit, von der man bey Hof nicht geneſt; hier könnt Ihr ihr Bildniß ſehen, ſetzte ſie hinzu, und in demſelben Schranke ſind ihre Kleider... Sie ſchloß ihn auf, um ſie mir zu zeigen. Es iſt wahr, man konnte nichts ſchöneres und koſtbareres ſehn.... Während ich ſie aufmerkſam betrachtete, betrachtete mich auch Harpiane ihrer Seits, und ſagte: Ihr findet hier gerade was Euch fehlt. Die Kleider, die Ihr tragt, ſind für eine Dame von Euerm Wuchſe zu ſchlecht. Die Kleider der Sultane werden Euch beſſer ſtehn. Man ſollte meynen ſie wären für Euch gemacht. Ich habe Euch mit einem Blicke gemeſſen und ich irre mich niemals in dieſem Stücke.

Ich war mit dieſem Vorſchlage zufrieden. Meine neue Kammerfrau kleidete mich um, und fand mich ſo liebenswürdig, daß ſie mir von neuem anlag mich an den Ort zu begeben, den ich beſtimmt ſey zu beherrſchen und der mir außerordentlich gefallen werde.

Ihr werdet daſelbſt, fuhr ſie fort, den Oberſten der Schutzgeiſter finden und ihn zu Euern Füßen ſehn.... ¿ Und werde ich denn keinen Mann daſelbſt finden? unterbrach ich ſie... Dieſe Frage ſchien ſie zu überraſchen, aber ſie hatte nicht Zeit mir zu antworten. Der Oberſte der Schutzgeiſter erſchien in eigner Perſon. Die Ungeduld ſeine neue Beute zu ſehn, brachte ihn, ich weiß nicht wie, zu uns, ſtatt daß ſeine Würde erfordert hätte unſern Beſuch abzuwarten.

Seine Erſcheinung überraſchte mich, aber ſie erſchreckte mich nicht. Ob er gleich ganz anders ausſah als der Wandrer im Buſche, ſo ſah ich doch gleich, daß er ein Mann wär; und wiewohl er bey weitem nicht ſo ſchön war als der erſte, ſo war er dafür um die Hälfte größer. Denn ich schloß ſo, da ein Mann an und für ſich eine ſo vortrefliche Thierart ſey, ſo müſſe er um deſto mehr Vorzüge haben, je größer er ſey.

Nach den erſten Höflichkeitsbezeigungen, that er mir den Antrag die Seinige zu ſeyn. Ich willigte ohne Umſtände ein; denn, wie ich

Euch ſchon geſagt habe, ich war noch ſo unwiſſend, daß ich bloß nach dem äuſſern Scheine urtheilte.

Dieſes waren indeß alle Ceremonien unſrer Vermählung. Er gab mir ſeine Hand oder vielmehr ſeine Pfote, denn ſie war bis an die Fingerſpitzen mit Haaren bewachſen, und wir ſtiegen eine prächtige Treppe hinauf. Wir ſtiegen ſo lange bis wir mitten in den Criſtall-Felſen kamen, denſelben Felſen, über welchen Ihr hierher gekommen ſeyd. Von da wurde ich auf dieſe Inſel gebracht, und unter dieſem Zelte wurde unſre Ehe vollzogen.

Dieſe Ehe fing ſehr bald an mir zu mißfallen. Das Geſchlecht der Schutzgeiſter iſt biſarre, eigenſinnig, grauſam und übel gebaut. Ueber dieſes ſind ſie Zauberer und ſuchen der ganzen Welt etwas anzuhängen. Obgleich der meinige ſeinem natürlichen Charakter nach eben ſo leichtſinnig als verliebt war, ſo bezeigte er doch gegen mich eine Beſtändigkeit die mir äuſſerſt zur Laſt war, und die von einer unmäßigen Eiferſucht begleitet wurde; aber von einer ganz neumodiſchen Eiferſucht. Er wollte daß man mich ſähe und bewundre; aber er wurde wüthend, ſobald er vermuthete, daß man nur die mindeſte Neigung für mich gefaßt habe. Er betrachtete mich wie einen Schatz, den er für ſich allein aufheben wollte; aber doch würde er ſehr unzufrieden geweſen ſeyn, wenn niemand als er den Werth dieſes Schatzes gekannt hätte.

Ich brachte einige traurige Jahre mit dieſem Unholde zu, der mich durch ſeine Eiferſucht quälte, und mir durch ſeine Liebe Ekel einflößte. Harpiane war mein einziger Troſt. Sie rieth mir meinen Verdruß zu verbergen, den ihr und mein Herr bey allen ſeinem Mangel an Feinheit, doch wittern könnte, und lieber meine Gefälligkeit gegen ihn zu verdoppeln, und ihm weiß zu machen, ich ſey närriſch in ſeine Perſon und ſeine Anmuth verliebt, um ihn bey ſchicklichen Gelegenheiten deſto leichter betrügen zu können. Ich folgte ihrem Rathe und ſetzte mich in dem Zutraun meines Gemahls ſo feſt, daß er mir nach und nach alle ſeine Geheimniſſe anvertraute. Er erzählte mir unter andern, daß es nur noch drey Schutzgeiſter in der Welt gäbe, die ſo mächtig wären wie er. Dieſe drey Schutzgeiſter wären insgeſamt ſeine Feinde und jeder von ihnen hätte ein Rad, das er den drey ſchönſten Prinzeſſinnen unter die Hände geben müſſe, um ſie in ſeine Sclaverey zu bringen. Wenn dieſe während ihrer Sclaverey ſo lange geſponnen hätten, daß man einen Strick machen könne, der von dem Gipfel des höchſten Bergs bis an das Meer reiche, ſo habe er ſeinen Prozeß gewonnen. Aber bis dahin ſchwebe er in einer beſtändigen Gefahr, das zu verliehren, was allen ſeinen Bezauberungen den Nachdruck gäbe. Dieß wäre aber ein Geheimniß und kein Menſch in der Welt habe die mindeſte Wiſſenſchaft davon.

Es brauchte nicht mehr um meine Neugierde zu entflammen. Ich ſchmeichelte ihm ſo lange und machte ihm ſo viele Careſſen, daß er mir ein Geheimniß offenbarte, das er bisher ſo gut verborgen hatte.... Ein fürchterlicher Nagel trat aus ſeiner kleinen Fuß-Zehe hervor. Er konnte dieſen Nagel einziehn, wie die Löwen und Katzen, wenn er wollte, und er ſagte mir, daß er unüberwindlich ſey, ſo lange dieſer Nagel nicht von ſeinem Körper getrennt wäre. Und wenn er auch wirklich davon getrennt würde, ſo könnte er ihn immer wieder anſetzen, man müßte denn vorher das ganze abgeſchnittne Stück bis an den Nagel verſchlingen. Er ſagte mir noch überdieß — denn er war einmal im Zug alles zu ſagen, was er auf dem Herzen hatte, ſo warm hatten ihn meine Liebkoſungen gemacht — er ſagte mir alſo, daß er die Kunſt beſäße ſich ſo nothwendig zu machen, daß diejenigen, bey denen er ſich einmal inſinuirt hätte, ſeine Dienſte durchaus nicht ent-

behren

wehren könnten. Durch dieſes Mittel habe er ſchon zwey von den bewußten Spinnrädern in ſeine Gewalt bekommen; aber hiemit ſey noch nichts ausgerichtet, wenn er ſich nicht auch noch in den Beſitz des dritten ſetzen könnte, das ſo leicht nicht zu erbeuten ſey, wie die erſten.

Ich bezeigte ihm ſo viel Dankbarkeit für die Mittheilung ſeiner Geheimniſſe, daß er vor Vergnügen nicht wußte, mit welcher Luſtbarkeit er mich regaliren ſolle. Indem trübte ſich der Himmel, die Winde fingen an zu pfeifen und mein Gemahl führte mich auf den höchſten Gipfel des Criſtall-Felſens, um mir das angenehme Schauſpiel eines Schiffbruchs zu verſchaffen, den das Ungewitter allem Anſehn nach verurſachen mußte. Er ſagte mir hier, daß er mich von dieſem erhabnen Standpunkt aus zuerſt geſehn und hierauf den Entſchluß gefaßt habe, mich von dem Ufer des Meers zu entführen. Zu gleicher Zeit gab er mir ein Fernglas in die Hand, das nicht länger war als ein Finger, aber dabey ſo erſtaunlich vergrößerte, daß man alle Gegenſtände funfzig Meilen in der Runde ſo deutlich ſehen konnte, als wenn ſie vor einem ſtänden. Ich erblickte durch daſſelbe ein Schiff auf der hohen See, in welchem das Schiffsvolk über die Annäherung des Sturms in der größten Beſtürzung war, einen einzigen

Mann ausgenommen. Das Geſicht dieſes Mannes war eben ſo ſchön als das Geſicht meines kleinen Wanderers, und ſein Wuchs war beynahe eben ſo erhaben als der Wuchs meines Tropfs von Gemahl. Auf einmal ward der Sturm ſo heftig, daß das Schiff von den Wellen verſchlungen wurde, ohne daß ſich ein einziger Menſch von der ganzen Mannſchaft retten konnte, den Mann ausgenommen, den ich gleich anfänglich bemerkt hatte, und der jetzt mit unglaublicher Anſtrengung gegen die Wuth der empörten Wellen kämpfte. Ich wurde bey dieſem Anblicke ſo von Mitleid durchdrungen, daß ich ganz außer mir gerieth, und daß der Schutzgeiſt glaubte, ich wäre außer mir vor Vergnügen über dieſes unterhaltende Schauſpiel. Er dankte mir für dieſe Gefälligkeit und ſagte mir, dieß wäre noch gar nichts; er wolle mir noch ein ganz anderes Vergnügen machen. Sogleich erſchien ein Seſſel mit Rädern, und wir ſetzten uns hinein. Mir war in der That nicht ganz wohl, als ich dieſe Maſchine ſich in Bewegung ſetzen und von dem höchſten Punkte der Erde in eine Tiefe hinabrollen ſah, in die ich ohne Schwindel kaum hinabblicken konnte. Indeß hatte ich nicht lange Zeit mir bange ſeyn zu laſſen, denn in weniger als einem Augenblick befand ich mich in der Galerie von Criſtall, und zwar gingen wir auf derſelben Seite hinein,

ein, zu welcher ich bey meiner Ankunft hineingebracht worden war. Aus dieſer Galerie ſah man ganz deutlich alles, was auf der Oberfläche des Meers vorging, wenn es ruhig war; aber jetzt war es unmöglich etwas zu unterſcheiden. Wir waren nicht lange hier, als man uns die Nachricht brachte, der Sturm habe nichts eingebracht als ein Transport-Schiff mit zehn oder zwölf Matroſen, einige Lebensmittel im Raum, und ein ſehr ſchönes Pferd. Der Schutzgeiſt betrachtete dieſe Unglücklichen, und meynte es verlohne ſich nicht der Mühe ſolche Kerls wieder lebendig zu machen, bat mich um Verzeihung mir ein ſo ſchlechtes Schauſpiel gegeben zu haben, und um mich dafür zu entſchädigen, ließ er mich Stück für Stück alles betrachten, was ich das erſtemal nur en gros geſehen hatte.

Nichts hätte mir mehr Vergnügen machen können, als dieſe Befriedigung meiner Neugierde. Ich laß die Geſchichten der Verunglückten, und betrachtete ihre Bildniſſe und Kleider, die in den Schränken verwahrt wurden. Der Schutzgeiſt war über die Aufmerkſamkeit entzückt, die ich dieſen Gegenſtänden ſchenkte und er hätte gerne geſehn, daß er noch eine größere Menge von Schätzen und Koſtbarkeiten beſeßen hätte, um mich damit unterhalten zu können. Denn ſo unmäßig auch ſeine Eiferſucht war, ſo ſah er doch übrigens gern wenn ich vergnügt war und genirte mich in nichts, was nicht ſeine Zärtlichkeit betraf.

Er ließ mir die treue Harpiane zurück, um mir zu erklären, was etwa einer Erklärung bedürfe, und ich hielt mich ſo lange als möglich bey dieſen Schränken auf. Denn er ließ mich nur ſehr ſelten aus den Augen und entfernte ſich niemals von mir, als etwa um irgend ein Divertiſſement für mich zu veranſtalten, das mich zwar zuweilen überraſchte, aber mir niemals gefiel.

Ich ſtarb vor Verlangen, daß uns das Meer den Unglücklichen, der ſich allein bey dem Schiffbruch einige Augenblicke über dem Waſſer erhalten hatte, todt oder lebendig herabſchicken möchte; und ich brannte vor Begierde einen Mann in der Nähe zu ſehn, der mir in der Ferne ſo liebenswürdig vorgekommen war; denn ich habe Euch ſchon geſagt wie unbeſchreiblich neugierig ich war. Aber umſonſt hob ich meine Blicke jede Minute nach der Oberfläche des Meers. Es war gänzlich beruhigt, keine Welle erhob ſich mehr, aber ich ſah nichts; und die dienſtbaren Geiſter meines Gemahls, welche alles rund umher durchſuchten, fanden nichts als die Trümmern des verunglückten Schiffs.

So blieb ich die ganze Nacht hier ohne meine Wünſche erfüllt zu ſehn. Den andern Morgen gab der Schutzgeiſt mir zu Ehren eine Delphinen-Jagd an dem Ufer der Criſtall-Inſel. Nichts war unterhaltender als dieſe Jagd.

Das ſchönſte Conzert von Vokal- und Inſtrumental-Muſik, das man vielleicht auf der weiten Erde findet, wurde in die goldne Schaluppe eingeſchifft. Die Schaluppe gewann die hohe See und die Muſik begann. Auf einmal verſammelten ſich die Delphine, welches außerordentlich neugierige Fiſche ſind, rund um das glänzende Fahrzeug, um es in der Nähe zu beſchaun; und da ſie noch mehr Geſchmack an Muſik als an glänzenden Gegenſtänden finden, ſo folgten ſie dem Conzerte in einer bewundernswürdigen Stille, ohne zu merken, daß die Schaluppe ſie in ein weites Netz führte, welches längſt dem Ufer ausgeſpannt war.

Dieſer Zufall war ihnen indeß nicht ſehr nachtheilig. Nur die ſchönſten Delphinen kamen um ihre Freyheit, und mein Gemahl ließ ſie in koſtbare Fiſchbehälter thun, wo er dieſe erlauchten Fiſche aufzubewahren pflegte.

Als die Schaluppe zum drittenmal abgeſeegelt war, meldete uns einer von den Fiſchern, daß man vermuthlich den Delphinen-König gefangen habe; denn das Netz ſey noch niemals ſo ſchwer geweſen und man ſehe die bunten Schuppen durch das Waſſer ſpielen... Wie groß war mein Erſtaunen, als man ſtatt eines koſtbaren Fiſches denſelben Mann aus dem Netze zog, den ich während des Sturms in dem Schiffe und nachher ſo lange in den Wellen hatte kämpfen ſehn! Er war über und über gerüſtet und ſeine Waffen waren auf das ſchönſte mit Gold und Azur emaillirt und mit einer unſäglichen Menge buntfarbiger Steine beſetzt.

Mein Gemahl, der von Großmuth nichts wußte, befahl den Fiſchern ſogleich ihm ſeine ſchönen Waffen auszuziehn und den Leichnam ins Meer zu werfen. Ich ſuchte meine getreue Harpiane mit den Augen um ſie zu beſchwören, durch die Gewalt, die ſie über den Schutzgeiſt hatte, die Ausführung dieſes grauſamen Befehls abzuwenden. Aber ich konnte ſie nirgends finden und da ich den Mund öffnete, um ſelbſt zu bitten, brachte man uns die Nachricht, man habe noch einige Spuren des Lebens an dieſem Menſchen bemerkt; worauf der Schutzgeiſt, dem daran gelegen war ſeine Geſchichte zu erfahren, um ſie über den Schrank zu ſchreiben, in welchen ſeine Waffen gebracht werden ſollten, befahl, ihm beyzuſpringen. Ich gewann neues

Leben als ich dieſes hörte, ſo groß war mein Mitleid für ihn. In wenig Augenblicken war er hergeſtellt; er ſchlug die Augen auf, ſchöpfte Athem, und in weniger als einer Stunde war er wieder auf den Füßen.

Die Geſtalt des Schutzgeiſtes ſchien ihn zu frappiren, aber er erſchrack nicht vor ihm. Er begriff ſogleich, daß alles, was er in dieſen bezauberten Gegenden ſahe, ſeiner Macht unterworfen ſey. Er warf einen Blick auf mich, wendete ihn aber ſogleich wieder weg, weil er wohl ſahe, daß wir beyde in der Gewalt des Ungeheuers wären, das uns ſo nahe war. Ich weiß nicht wie ihm bey dieſem Blicke geworden iſt; ich für meine Perſon fühlte eine Regung in mir, die ich noch niemals empfunden hatte. Er dankte meinem Gemahl für ſeinen gütigen Beyſtand, und ſeine Worte waren voller Anmuth und Ergebenheit, ohne das mindeſte niedrige und ſklaviſche an ſich zu haben. Mein Gemahl ſchien durch dieſes Betragen gerührt, und ich fand ſo viel Geiſt darinne, daß wenig fehlte, ich wäre dabey in Ohnmacht gefallen.

Nachdem die erſten Complimente vorüber waren, ſagte er uns, ohne daß wir uns vorher darnach erkundigten, das Verlangen ein berühmtes und in der ganzen Welt bekanntes

Abentheuer zu beſtehn, habe ihn bewogen ſich in den Hafen von Floriſpaban einzuſchiffen, um ſich zu der Prinzeſſinn Muſſeline der Ernſthaften zu begeben; weniger um ihrer eignen Perſon willen, als weil dieſes Abentheuer mit tauſend Gefahren verknüpft ſey. Am vierten Tage der Schiffarth, ſey ein fürchterlicher Sturm entſtanden, in welchem das ganze Schiff mit aller Mannſchaft zu Grunde gegangen. Er wiſſe nicht wie es zugegangen ſey, daß ihn die Wellen an dieſes wirthbare Ufer gebracht hätten, um ihm hier eine ſo großmüthige Hülfe finden zu laſſen. Daß es ihm endlich gar nicht leid thun würde, Schiffbruch gelitten zu haben, da ihn dieſer kleine Unfall in die Staaten des prächtigſten und ſchönſten Fürſten geführt hätte, wenn er nicht ein Frauenzimmer hier fände, welches unter allen ihm verhaßten Dingen gerade das verhaßteſte wäre.

Dieſe Reden, die von der größten Anmuth begleitet waren, gefielen meinem Gemahl ganz außerordentlich, denn er ſahe nichts lieber als wenn man ihn lobte und ſeine Eiferſucht war, wie ich Euch ſchon geſagt habe, ohne Gränzen. Seit dieſem Augenblicke fand er ſo viel Vergnügen an ſeiner Unterhaltung, daß er ihn nicht entbehren konnte. Der Fremde ſeiner Seits ſtellte ſich, als wenn er mich ſorgfälfältig vermiede, und ſtatt mich anzuſehn wenn ihn der Schutzgeiſt wohin kommen ließ, wo ich auch war, kehrte er mir jederzeit den Rücken zu und redete mich niemals an. Dieſe Verachtung peinigte mich. Je mehr mich ſeine Unhöflichkeit von ſeinem Haße überzeugte, deſto größere Mühe gab ich mir, ihm zu gefallen. Meinem Gemahle aber machte dieſes Betragen unſäglichen Spaß. Er ſtarb beynahe vor Lachen, wenn er den Zwang ſah, in den meine Gegenwart den Ritter ſetzte; er machte ihm ſogar den Krieg wegen ſeiner Abneigung gegen das weibliche Geſchlecht, das doch das menſchliche Leben verſüße, und er hörte nicht auf ihm zu ſagen, er ſey überzeugt, daß ſich ſein Haß legen werde, wenn er mich nur einen Augenblick recht anſehen wollte. Mehr brauchte es nicht, um ihn aus meiner Nähe zu vertreiben, gleich als wenn man ihm das aller erſchrecklichſte zugemuthet hätte. Da aber der Schutzgeiſt ihm ohne Unterlaß zuſetzte, ſo willigte er endlich ein mich anzuſehn, doch unter der Bedingung, daß es das erſte und letztemal ſey, und man ihm nicht weiter davon reden ſollte. Ich machte nun meiner Seits auch große Umſtände, theils um dem Fremdling meine Unzufriedenheit zu erkennen zu geben, theils auch um in den Augen meines Gemahls eine gewiſſe Delikateſſe zu beobachten, die ich eigentlich nicht beſaß. Ich trieb das

Spiel ſo weit, daß er am Ende gezwungen war hinter mich zu treten und mir den Kopf mit beyden Händen zu halten, damit ich den Blikken ſeines neuen Favoriten nicht ausweichen könnte. Und o! wie viel hätte ich verlohren, wenn ich ihnen ausgewichen wäre. Denn während ſich mein Pinſel von Mann marterte, ſeine Frau von andern Leuten beſchauen zu laſſen, waren die Augen des liebenswürdigen Fremdlings nicht müſſig. Sie ſagten mir, daß er vor Liebe ſterbe, und daß alle bisherigen Beweiſe ſeiner Abneigung gegen mich nichts als Verſtellungen geweſen wären.

Mein Gemahl triumphirte als dieſer Auftritt vorüber war und frug den Fremdling, wie ihm zu Muthe ſey. — So ſchlimm, antwortete er, daß wenn mir dieß mehrmalen begegnete, ich zum Narren werden müßte, und ich weiß nicht ob ich in der erſten Aufwallung meiner Hitze Eure Gemahlin ſelbſt ſchonen würde. . . Ich glaubte dieſe Drohungen zu verſtehn und ſeit dem Augenblicke fühlte ich ein ungeſtümes Verlangen, die Aeußerungen der Hitze, mit denen er drohte, an mir zu erfahren; und zwar blos um meine Neugierde zu befriedigen.

Der Schutzgeiſt war ſeiner Seits höchſt verwundert über eine ſo außerordentliche Unempfindempfindlichkeit, die nicht blos dieſen Verſuch ausgehalten, ſondern ſich ſogar in eine wahre Wuth verwandelt hatte. Er verſicherte dem Fremdlinge, daß er durchaus nicht Unrecht behalten wolle und daß er entſchloſſen ſey, ihm zu beweiſen, eine Frau wie ich ſey nicht gemacht irgend jemand ungerührt zu laſſen. Da die Reitze meines Geſichts nichts bey ihm ausgerichtet hätten, ſo ſolle er mich nun vom Kopfe bis zun Füßen ſehn, und dann werde ſich's ausweiſen, wie weit er ſeine Unempfindlichkeit treiben werde.

„Sagt ſelbſt, Herr Ritter, ob es möglich iſt, daß ein Eiferſüchtiger in ſeiner Thorheit weiter gehn könne? Unſer Liebenswürdiger Gaſt verfärbte ſich bey dieſem Vorſchlage und bat inſtändig, man möchte ihm lieber ſeinen Abſchied geben, als ihn jeden Tag mit Gunſtbezeigungen überhäufen, deren er nicht werth ſey, und die er nicht einmal mit Dank erkennen könne... Der Schutzgeiſt hoffte ihn zu betrügen und verſicherte ihn auf dieſe Bitte, er wolle ihn künftig in Ruhe laſſen; er wolle kein Wort mehr weder von mir noch von meinen Reitzen lallen, weil er doch einmal einen ſo unbezwinglichen Abſcheu gegen eine Sache habe, um die er wahrlich keinen andern Menſchen gebeten haben würde. Aber alles dieß ſollte nur dienen, wie ich ſchon geſagt habe, ihn deſto feiner zu hintergehn.

Er ließ einen Schrank von Criſtall machen, ohngefähr wie der, den Ihr hier ſtehn ſeht. Er ſtellte ihn in das Magazin der Schiffbrüchigen unter die andern, und verſteckte ihn hinter einem grunen mit Gold geſtickten Vorhange von Taft. Nachdem dieß geſchehn war, theilte er mir ſeinen Plan mit, nemlich mich ganz nackt in den Schrank einzuſchließen, doch ſo, daß er ihn allein öffnen konnte. Ich brannte vor Begierde, dem ſchönen Fremdlinge dieſes herrliche Projekt mitzutheilen; aber niemals konnte ich zu meinem Zwecke gelangen, da mich mein Gemahl immer und ewig belagert hielt. Der Fremdling hatte aber zuviel Verſtand und Scharfſinn, um nicht etwas zu merken; und Ihr werdet ſehn, ob die unvermuthete Ueberraſchung gelang.

Da alles für dieſen neuen Auftritt in Bereitſchaft war, ſuchte der Schutzgeiſt die Entwicklung deſſelben recht natürlich herbeyzuführen, und frug den Fremden, ob er ſich zu ſeiner Expedition hinlänglich mit Waffen verſehn hätte, wie andre Abentheurer zu thun pflegten; worauf dieſer antwortete: Er erinnere ſich gar wohl, daß er an dem Tage, an welchem er

Schiffbruch gelitten, bewaffnet geweſen ſey: aber wo ſeine Waffen hingekommen, wiſſe er nicht. Denn man habe ihm nichts als ſeinen Degen gelaſſen... Gut, verſetzte der Schutzgeiſt, ich will Euch morgen einen Ort ſehen laſſen, den Ihr bey Eurem Hierſeyn noch nicht geſehn habt. Vielleicht erfahrt Ihr da etwas von Euern Waffen; wenigſtens werdet Ihr da einen Gegenſtand finden, der Eure Aufmerkſamkeit verdient. Ich will Euch allein laſſen, damit Euch meine Gegenwart nicht genirt, und Ihr Euch bey Seltenheiten, die werth ſind, daß man ſie mit Muße betrachtet, nicht zu übereilen braucht. Denn ich will alles in der Welt wetten, daß Ihr in Euerm Leben noch nichts ſo ſeltſames geſehn habt als das was die Schränke enthalten, über denen die Nahmen und die Bildniße ſtehen... Und ich, erwiederte der Fremdling, will alles in der Welt wetten, daß unter allen dieſen Nahmen keiner ſo ſeltſam iſt, als der meinige... ¿ Nun was iſt denn da ſo Seltſames dran? frug der Schutzgeiſt... Seine Neuheit, antwortete jener, denn ich nenne mich Facardin, und einen Nahmen dieſer Art giebt es auf der weiten Welt nicht mehr.... O! was das betrifft, ſagte der Schutzgeiſt, da mögt Ihr wohl recht haben. Aber Freund Facardin, dafür müßt ihr mir auch den Gefallen thun mir in den übrigen Recht zu geben.

Den andern Tag ſchloß er mich ſelbſt in den criſtallnen Schrank ein, nachdem er mich vorher in den Zuſtand geſetzt hatte, der ſeiner Abſicht angemeſſen war. Er war äußerſt neugierig auf das, was ich ihm von dem Erſtaunen des Fremdlings zu erzählen haben würde. Ich war meinerſeits in Verzweiflung über den Schrank, in den er mich ſperrte, und der zwar durchſichtig genug war, um nichts zu verbergen, aber ſich auf keine Weiſe, weder von innen noch von außen, öffnen ließ. Der Vorhang wurde vorgezogen und der Schutzgeiſt eilte ſeinen Gaſt in den Saal zu führen, wo ich eingeſchloſſen war. Er ſelbſt ging, wie er verſprochen hatte, ſogleich wieder zurück.

Das Herz ſchlug mir vor Ungeduld, ob ich gleich nicht wußte, wie dieſer Scherz ablaufen würde. Ich ſah mich ohne alle Hülfe eingeſperrt, und wie leicht konnte der ſchöne Facardin meinen Schrank vergeſſen, indem er ſich bey den andern aufhielt, oder auch nicht daran denken den Vorhang wegzuziehn, der mich verbarg. Ich blieb nicht lange in dieſer Unruhe. Er ging gerade auf den Schrank los, und um die Zeit nicht mit Herumgaffen zu verderben, zog er den Vorhang weg. Entzückt über ſein Glück und die Bequemlichkeit meine geheimſten Reitze zu betrachten, machte er erſt einige

nige vergebliche Verſuche mich in ſtillen zu befreyn, und da dieſe nicht glückten, ſchlug er den ganzen Schrank mit zwey Säbelhieben in tauſend Stücken.

Da ſeine Meinung nicht war mir dieſen Dienſt umſonſt erwieſen zu haben, und da mein Herz voll von Dankbarkeit gegen ihn war, ſo ſchränkte ſich ſeine Neugierde auf die Betrachtung der Wunder ein, die man ihn mit aller Gewalt hatte wollen kennen lehren; und die meinige ward hiebey ſo vollkommen befriedigt, daß ich glaubte, die Verdienſte von allen Pilgrimen und allen Schutzgeiſtern der Erde habe ſich in dem einzigen auf der Erde exiſtirenden Facardin vereinigt.

Wir wurden nun über die Rolle einig, die wir beyde ſpielen wollten, um Rechenſchaft von dem Unglücke zu geben, das den Schrank betroffen hatte, und nahmen Maaßregeln, wie wir uns künftighin gegen einander betragen wollten. Dieſe letztere Vorſorge war unnütz, wie Ihr gleich ſehn werdet. Der liebenswürdige Fremdling nahm ſeine ſchönen Waffen aus dem Schranke, in den ſie geſetzt worden waren und den ich ihm zeigte; und als er ſie angelegt hatte, glaubte ich den Mars zu ſehn, wie er aus den Armen der Venus kömmt und alle

Reitze ihres Sohnes mit ſich nimmt. Er war, wie ich euch ſchon geſagt habe, beynahe eben ſo groß als der Schutzgeiſt, aber die Höhe ſeines Wuchſes entzog ſeinen übrigen Reitzen nichts. Er verließ den Saal mit dem Schwerde in der Hand. Der Schutzgeiſt kam ihm entgegen und erſtaunte ihn ganz gewaffnet zu finden; aber er erſtaunte noch weit mehr, als er die bitterſten Klagen über den Betrug erhob, den er ihm geſpielt habe, und ihm erzählte, daß, als er den grünen Vorhang weggezogen und eine nackte weibliche Statue dahinter geſehn habe, er ſo außer ſich gekommen ſey, daß er in der erſten Anwandlung ſeines Zorns ihre Niſche zerhauen hätte. Er glaube die Statue ſey ſelbſt bey ſeinen Säbelhieben nicht zum beſten weggekommen....

Mein verliebter Schutzgeiſt gerieth bey dieſen Worten in ein tödliches Schrecken. Ohne ihm zu antworten, eilte er mir zu Hülfe. Ich lag mit dem Geſicht auf der Erde, und ſtellte mich ohnmächtig als er kam. Er hob mich auf und fand daß ich nicht verwundet war. Hier legte ſich der erſte Schrecken bey ihm, und da ich endlich die Gefälligkeit hatte von meiner Ohnmacht wieder zu mir ſelbſt zu kommen, ſo hielt er ſich die Seiten vor Lachen, als ich ihm erzählte in welche Wuth der Fremdling gerathen ſey und in welchen Todesſchrecken er mich durch ſein unvernünftiges Benehmen geſetzt habe. Damit aber war er gar nicht zufrieden, daß er ſich nicht die Zeit genommen hatte alle meine Reitze Stück für Stück zu beſchauen, ehe er den Schrank zerſchlug. Denn mein Gemahl hatte die Narrheit, daß die ganze Welt den Werth eines Schatzes kennen ſollte, den er allein beſaß, und ich ſah ihn an dem Geſichte an, daß er auf eine neue Liſt ſann, uns unvermuthet zuſammen zu bringen. Das Schickſal hatte es anders beſchloſſen. Der ſchöne Facardin war verſchwunden und ſeit dieſem Tag war er weder auf dieſer Inſel noch auf dem Criſtall-Felſen mehr zu ſehn, ob man ihn gleich einen ganzen Monath an beyden Orte ſuchte.

Dieſer Verluſt ſetzte mich in die tiefſte Traurigkeit. Ich fiel ab, ſo daß man mich nicht mehr kannte. Das was mir ſeine Abweſenheit unerträglich machte, waren eines Theil ſeine Verdienſte, die an und für ſich ſchon dieſe Wirkung hervorbringen konnten; andern theils aber auch die Neugierde zu erfahren, ob dieſer Fremdling bey der zweyten Zuſammenkunft eben ſo liebenswürdig wäre, als er bey der erſten geweſen war.

Während dieſer Zeit war die Gefälligkeit meines Gemahls für mich unerſchöpflich. Meine Niedergeſchlagenheit machte ihm Kummer und er fiel auf die Idee, daß eine Veränderung der Luft meiner Geſundheit vortheilhaft ſeyn könne, und daß eine Reiſe mir Vergnügen machen würde. Ich fand dieſes Projekt allerliebſt, aber deſto mehr mißfielen mir die Maaßregeln, die er nahm um ſich meiner zu verſichern. Er ließ wieder einen Schrank von Criſtall machen, wie den erſten, und dieß iſt der, welchen ihr hier vor Euch ſeht. Ich mußte mich ankleiden; er ſchloß mich hinein, und nahm mich auf den Rücken. Unſre Reiſe fing auf dem Grunde des Meeres an. Wir ſtiegen empor, wenn wir ausruhen wollten und um an den ſchönſten Gegenden des Ufers friſche Luft zu ſchöpfen. Dann nahm er mich allemal aus meinem Futteral, legte ſeinen Kopf auf meinen Schoos, und ſank in einen ſo tiefen Schlaf, daß ich alle Mühe von der Welt hatte, ihn zu ermuntern, wenn es Zeit war, weiter zu reiſen.

Ich hatte gehofft auf unſern Reiſen Nachrichten von dem unübertrefflichen Facardin zu erhalten; aber da all mein Nachforſchen umſonſt war, da meine Geduld zu Ende ging und ich es ſatt hatte, meinen Gemahl immer zum Kopfküſſen zu dienen, der den ganzen Tag nichts that als ſchnarchen, ſo kam mir meine natürliche Neugierde zu Hülfe, und ich ſann auf Mittel meinen eiferſüchſüchtigen Ehegemahl anzuführen, der mich eingepackt auf dem Rücken trug; wenn er nicht ſchlief; und wenn er ſchlief, ſich immer mit dem halben Leibe auf mich legte. Ich fand bald Rath. Ich machte zuerſt einige Verſuche mich unter ihm wegzuziehn, ohne ihn aufzuwecken, und da ich ſah, daß nichts leichter war als dies, indem ich ganze Stunden ſpatzieren gehen konnte, ohne daß er ſeinen Kopf von der Stelle bewegte, wo ich ihn hingelegt hatte, ſo machte ich bald darauf bey der erſten Gelegenheit, die ſich mir darbot, einen gewiſſen zweiten Verſuch, der mir eben ſo glücklich gelang.

Unendliches Vergnügen machte mir dieſer Betrug um ſeiner Seltenheit und der Rache willen, die ich dabey im vollen Maaße ſchmeckte, ſo daß meine immer geſchäfftige und immer erfinderiſche Neugierde mir die Idee an die Hand gab, nicht eher aufzuhören, bis ich dieſe unſchuldigen Verſuche bis zur hundertſten Untreue gebracht hätte; indem ich mir ſchon zum voraus unſägliches Vergnügen von der Angſt und den Entſchuldigungen der Herrn verſprach, die die Gegenwart des Schutzgeiſtes nicht ſehr bequem finden würden. Ich hatte dieſen Schlüſſelhaken bey mir an welchen Ihr die vielen Ringe hängen ſeht. Dieſe Ringe ſind von lauter Perſonen, die mir in der Ausführung meines Projekts behülflich geweſen ſind. Ich kann Euch nicht ſagen mit welcher Angſt ſie ſich alle dazu bequemten, und zumal die beyden letzten, welches die niederträchtigſten und furchtſamſten Kerls von der Welt waren. —

Wie meinet Ihr das, Freund Facardin? fiel ihm der Sultan ins Wort... Ich ſagte, großmächtigſter Kayſer, fuhr der Prinz von Trebiſonde fort, daß nachdem die tugendhafte Criſtalline ihre Abentheuer bis auf acht und neunzig gebracht hatte, ſie mir erzählte, diejenigen welche ihr die beyden letzten Ringe gegeben hätten, wären ſo elende Wichte geweſen, daß ſie faſt vor Furcht geſtorben wären. — Das hat ſie gelogen, verſetzte der Sultan; aber fahrt nur fort; wir wollen davon ein andermal reden. —

Seinem Herrn gehorſam fuhr der Prinz von Trebiſonde in der Erzählung der Nymphe vom Cryſtall-Felſen folgendermaßen fort:

Als an meinem Schlüſſelhaken gerade ſo viel Ringe hingen, als ich mir vorgenommen hatte daran zu befeſtigen, war ich es müde einen Eiferſüchtigen von ſo wenigem Verſtande zu betrügen, und fing an darauf zu ſinnen, was ich nun meiner Neugierde für ein neues Amuſement verſchaffen wolle. Aber ach! das Glück das mir bishero gelächelt hatte, kehrte mir auf einmal den Rücken, als ich nichts weniger dachte.

Wir waren nun wieder vier Monathe und einige Minuten zu Hauſe, und ich war gar nicht unzufrieden den engen Kerker, in welchen ich während unſrer Reiſe eingeſperrt geweſen war, mit einem etwas geräumigern Gefängniße zu vertauſchen. Der Silber-Felſen, dieſes Zelt und der Palaſt der Schiffbrüche gewährten mir mannichfaltige Abwechſelungen und Zerſtreungen; aber nirgends hielt ich mich lieber auf als in dem Saale mit den Schränken, welchen mir das Andenken des unvergleichlichen Facardins ſo theuer machte.

Ich hatte mich hier eines Tags mit meiner getreuen Harpiane eingeſchloſſen um von ihm zu plaudern. Sie hatte ihn niemals geſehn, aber da ſie ſich für alles intereſſirte was mich betraf, ſo brannte ſie vor Ungeduld ihn kennen zu lernen. Denn ich erzählte ihr Wunder von ſeinem Wuchs und ſeiner Galanterie.

Wir ſonnen hin und her wie wir wohl Nachricht von ihm bekommen könnten. Aber da wir rund um vom Meere umgeben waren, ſo blieb aller ihr Witz und alle meine Fruchtbarkeit an Einfällen, die die Neugierde mir eingab, ohne Erfolg und Nutzen.

Wenn Ihr einen Degen hättet, ſagte ſie zu mir, ſo wollte ich ihn ſelbſt aufſuchen.... ¿ Und wozu einen Degen? verſetzte ich.... Ihr wißt, antwortete ſie, daß die goldne Schaluppe in dieſer ganzen Gegend das einzige Fahrzeug iſt. Dieſe Schaluppe aber iſt unbeweglich, wenn ſie der Schutzgeiſt nicht ſelbſt berührt, oder wenn man nicht mit dem Degen in der Hand hineinſteigt. Da uns keines von dieſen Hülfsmitteln zu Gebote ſtand, ſo dachten wir nicht mehr daran.

Ich weiß nicht was ich mit den Ringen hatte thun wollen, von denen ich eine ſo ſchöne Sammlung gemacht hatte. Ich trug ſie beſtändig bey mir; aber ich hatte ſie noch niemals angeſehn. Eines Tags überfiel mich meine unglückliche Neugierde; ich zog ſie heraus, ich betrachtete ſie, und mitten in dieſer Beſchäfftigung überraſchte mich der Schutzgeiſt.

Ich erſchrack und meine Verlegenheit verrieth mich. Er erſtaunte über die große Menge von Ringen, und frug mich, wo ich ſie her hätte? Seine Geſichtszüge und ſeine Farbe verwandelte ſich bey dieſer Frage, und ich ſahe, daß mich die Eiferſucht in eigner Perſon aus ſeinem Munde frug. Häßlicher und fürchterlicher iſt kein Thier in der Welt, als ein Eiferſüchtiger, wenn er ſeine Frau examinirt; aber ſo ſehr ich auch aus meiner Faſſung war, ſo behielt ich doch noch Beſonnenheit genug um mich mit dem Geſichte gegen die Erde zu ſeinen Füßen zu werfen, und ihn eines Verbrechens wegen um Verzeihung zu bitten, das ich nicht begangen hatte, um meine wirkliche Schuld deſto beſſer zu verheimlichen. — Ich geſtand ihm, daß ich die Ringe aus den Schränken der Ertrunknen geſtohlen hätte. Dieß verdoppelte ſeinen Verdacht. Er hatte ſelbſt alle dieſe Ringe geſammelt und ſie anderwärts eingeſchloſſen; und ihre ganze Anzahl belief ſich kaum auf funfzehn oder zwanzig, ſtatt daß er hier an meinem Schlüſſelhaken hundert wohlgezählte Ringe fand. Er riß ſie mir aus der Hand, betrachtete ſie ſorgfältig einen nach dem andern, ohne jedoch den zu finden, den er zu ſuchen ſchien. Da er ſahe, daß ich nach meiner erſten Lüge nichts weiter zu meiner Entſchuldigung vorzubringen wußte, ſo errieth er alle Umſtände meiner Untreue ſo gut, daß er mir auf der Stelle das Urtheil ſprach. Er verdammte mich zum Scheiterhaufen und zwar wolle er mir aus beſondrer Huld noch ein Jahr Zeit laſſen, und mich von meiner Strafe losſprechen, wenn ſich vor Ablaufe deſſelben ein Abentheurer fände, der alle dieſe Ringe, die ich in Zeit eines Jahres geſammelt hätte, in einer einzigen Nacht ablöſen würde. Zugleich aber ſchwor er daß ſie durch keine menſchliche Kräfte anders als einer nach dem andern abgezogen werden ſollten, und daß man ſie durch kein anderes Mittel von ihrer Stelle, wo er ſie wolle befeſtigen laſſen, würde bewegen können, als durch dasjenige, durch welches ich ſie erworben hätte.

Dieſes Urtheil fällte der Unhold. Er übertrug ſeinen Dienern die Ausführung deſſelben und verſchwand ſeit dieſem Tage um ein Unternehmen auszuführen, deſſen ich mich nicht mehr entſinne. Eine Menge Abentheurer ſind ſeitdem von der goldnen Schaluppe hierher gebracht worden, aber ſie ſind insgeſamt elend genug geweſen, ein Abentheuer abzulehnen, in welchem ſie mir durch einen geringfügigen Dienſt das Leben retten konnten. Ich hatte immer gehofft, daß ſich unter den Rittern, die Harpiane zu meinem Beyſtande allenthalben zuſammenholte, der unbezwingliche Facardin wieder finden ſollte; denn ich war überzeugt, daß er dieſes Abentheuer gewiß beſtehen würde. Aber ach! ich habe mir vergebens mit dieſer Hoffnung geſchmeichelt. Ein verhaßtes Schickſal hält ihn von mir entfernt, und bis auf den heutigen Tag hat es mir niemand als elende Weichlinge zugeſchickt, die die entehrende Beſchäfftigung und Kleidung in welcher ihr ſie angetroffen habt, und in der ſie ihr ganzes Leben zubringen müſſen, einem Abentheuer vorgezogen haben, das eben ſo glorreich als angenehm iſt. Man hat Euch ohne Zweifel die übrigen Bedingungen und alles was einigen Bezug darauf haben kann, gemeldet. Wir haben keine Zeit zu verliehren. Ihr wißt nun worinn das Abentheuer beſteht, zieht Euer Herz und Euern Muth zu Rathe, ehe Ihr dieß Bett beſteigt und ehe die Uhr geſtellt wird. Man giebt Euch zwölf Stunden Zeit und mehr braucht ein Mann wie Ihr nicht, um das Abentheuer zu endigen...

So beſchloß die ſittſame Criſtalline die Erzählung ihrer Schickſale, und dieß war der Antrag, den ſie mir am Ende ihrer Geſchichte that. Ich antwortete ihr folgendermaaßen Wort für Wort: —

Ich habe geſchworen mein möglichſtes zu eurer Rettung zu thun, aber ich habe nicht geſchworen meine Zeit, die für Kampf und Streit beſtimmt iſt, mit Liebeshändeln zu verderben. Es würde mir, ohne Ruhm zu melden, eben ſo leicht ſeyn dieſes Abentheuer auf die vorgeſchlagne Weiſe zu endigen als auf dem Wege der Waffen. Da mich aber zu dem einem der Ruhm einladet, und Eure werthe Perſon, ſo reitzend, ſie auch in Euern Augen ſeyn mag, mir nicht die mindeſte Luſt einflößt das andre zu verſuchen, ſo will ich mir mit dem Schwerde in der Hand einen Weg durch eure Henker, euern Uhrmacher, euern Schloſſer, eure Mohrinnen, eure Kupplerinn Harpiane, ihre Begleiterinn, und endlich durch alles das Lumpengeſindel bahnen, das an dieſen Orten ſpinnt. Geht nun bey Euch zu rathe, welche Partie Ihr zu ergreifen gedenkt. Wollt ihr mir folgen ſo ſtehe ich Euch mit meinem Leben dafür, daß niemand ſich unterſtehn ſoll, die angedrohte Strafe an Euch zu vollziehn; wollt Ihr aber lieber hier bleiben und mich verrathen, ſo ſchwöre ich Euch, daß, wenn man mich angreift, Ihr die erſte ſeyn ſollt, der ich den Kopf abhaue.

— Die Dame im Bette war bey dieſer Drohung mehr todt als lebendig. Sie warf ſich aus dem Bette auf die Erde, umfaßte meine Knie, und verſicherte mich, ſie wünſche nichts mehr als mir durch die ganze Welt zu folgen, aber ſie beſchwöre mich, den Rath zu hören, den ſie mir geben wolle, um mein Unternehmen zu erleichtern.

Bey dieſen Worten nahm ſie einen Schlafrock um, legte ſich wieder ins Bett und ſagte mir, ſie werde dreymal klingeln. Auf das erſtemal würde der Uhrmacher kommen und den Zeiger auf die Stunde ſtellen, wo die Sache ihren Anfang nehmen würde. Beym zweytenmale klingeln, würde der Schloſſer hereinkommen um zu ſehen, wie viel Ringe von dem Schlüſſelhaken abgelöſt wären; und beym drittenmale würde ich den Ober-Prieſter mit dem langen Barte kommen ſehn, um mich zu befreyen wenn ich mich durch die Erfüllung der vorgeſchriebenen Bedingungen der Befreyung würdig gemacht; oder, wenn ich das Abentheuer unternommen und nicht geendigt hätte, um mich durch ſeine Diener zum Altare zu ſchleppen und zu ſchinden. Dieſe drey wären die Hauptperſonen und zugleich auch die gefährlichſten und grauſamſten von allen, die der Schutzgeiſt, ihr Gemahl, zu ihrer Bewachung und zur Ausführung ſeiner Befehle zurück gelaſſen hätte. Wenn wir dieſe, fuhr ſie fort, einen nach dem andern, wie ich geſagt, hereingelockt haben, ſo könnt Ihr nach Euerm Gutdünken über ſie diſponiren. Ich muß übrigens glauben, ſetzte ſie hinzu, daß wenn ihr mit Gewalt nichts über den bezauberten Schlüſſelhaken habt ausrichten können, Ihr vielleicht meynt, es ſey auf dem Wege der Sanftmuth und Gelindigkeit eben nicht mehr auszurichrichten. Darum will ich Euch noch einmal rathen Eure Neugierde uber dieſen Punkt zu befriedigen ehe Ihr zu dem andern Extrem ſchreitet....

Klingeln Sie, klingeln Sie nur, Madam Criſtalline, rief ich etwas ungeduldig aus, ich bin nicht ſo neugierig wie Sie. —

¡Vortreflich geantwortet Trebiſonde! ſagte der Sultan. Ich glaube ich hätte es eben ſo gemacht wie Ihr; denn je neugieriger die Weiber ſind, deſto mehr muß man Ihnen zeigen, daß man dieſe Schwäche nicht hat. Aber fahrt weiter fort, denn Eure Erzählung macht mir ſo vielen Spaß, daß ich glaube, ich könnte Zeitlebens nichts thun als Euch anzuhören... ¿Ihr ſaßt alſo im Schlafrocke, in der Nachtmütze und in Pantoffeln, mit dem Degen in der Hand an dem Bette der Criſtall-Nymphe, als Ihr zu ihr ſagtet, ſie ſolle ſchellen? Ihr ſeht daß ich mich noch recht gut auf alles beſinne. ¿Nun, und dann? —

— Dann, fuhr der Prinz von Trebiſonde fort, ſtand ich auf, in der nemlichen Equipage die Eure Majeſtät jezt ſo vortrefflich beſchrieben haben, und ſtellte mich dicht hinter die Thür des Zelts, ſo daß mich die Herrn beym

Hereintreten nicht ſehen konnten. Die neugierige Dame klingelte, worauf der Uhrmacher nicht verfehlte hereinzukommen, und ich verfehlte nicht ihm den Kopf vor die Füße zu legen. Eben ſo machte ich es auch mit dem Schloſſer: da ich aber der Nymphe ein Zeichen gab auch dem Prieſter zu ſchellen, ſo hob ſie die rechte Hand in die Höhe und ſagte mir vermittelſt der Finger; Es wäre zwar ganz natürlich, daß die beyden Herrn, die ich jezt expedirt hätte, einer kurz nach dem andern hereinkämen, der eine um die Uhr zu ſtellen, der andre um die Ringe zu zählen, die von dem Schlüſſelhaken abgelöſt wurden, und daß ſie beyde das Vorrecht hätten vom Anfang der Unternehmung bis zum Ende in dem Zelte zu bleiben, aber es ſey lächerlich dem dritten ſo geſchwind hinterdrein zu ſchellen, da nicht die mindeſte Wahrſcheinlichkeit ſey daß man ein ſolches Abentheuer in ſo kurzer Zeit geendiget habe, noch auch daß man ihn ſo eilig kommen laſſe, wenn es nicht hätte beſtanden werden können. Sie riethe mir alſo noch drey oder vier Stunden zu warten, wodurch wir Zeit gewinnen würden, hinten im Zelt eine Oeffnung zu machen, durch die wir dann mit Hülfe der Nacht leichter entkommen könnten, als durch die Thür, die immer von einer großen Menge bewaffneter Menſchen beſetzt wäre.... Nach dieſen Worten ließ ſie die Hand wieder ſinken, mit der ſie mich unterhalten hatte.

Da ich meinen Degen in der rechten Hand hielt, ſo antwortete ich ihr mit der linken, denn ich ſpreche mit der einen eben ſo fertig als mit der andern. Ich antwortete ihr alſo: Ich, Facardin von Trebiſonde, ſey nicht gewohnt der Gefahr durch die Hinterthüre zu entwiſchen; ich brauche ihre Oeffnung nicht um mich aus dem Handel zu ziehn; und wenn ſie nicht auf der Stelle den Ober-Prieſter kommen ließe, ſo wolle ich ihn ſuchen und zu ſeinen Cameraden ſchicken.... Ich hatte kaum aufgehört zu reden, oder vielmehr meine Finger zu bewegen, als die ihrigen das Wort wieder nahmen, um mir zu ſagen: weil ich doch einmal hiezu entſchloſſen ſey, ſo beſchwöre ſie mich wenigſtens eines von den Rädern mitzunehmen und es ſtatt des Schilds an meinem linken Arme zu tragen; denn die Trabanten, die ſich unſerm Abzuge entgegenſetzen würden, hätten eine ſolche Ehrfurcht für dieſe Spinnräder, daß ſie ſich eher würden todſchlagen laſſen, ehe ſie ſich der Gefahr ausſetzten eines zu zerbrechen, weil ſie dem Schutzgeiſt ihrem Herrn ſo unendlich theuer wären... Dieſer Rath mißfiel mir nicht ſo ſehr als der erſte. Ich ergriff alſo das eine Spinnrad; worauf die tugendhafte Criſtalline aus dem Bette ſprang das andre ergriff, und mir rieth, den Feind nicht zu erwarten, ſondern einen Ausfall zu thun, indem wir ihn jetzt unvermuthet überraſchen könnten, da er nichts weniger als eine Ueberrumpelung befürchte.

Ich fand daß ſie Recht hatte. Wir ſprungen alſo unverſehens aus dem Zelte des Darius heraus, und die Beſtürzung der Mannſchaft, die es umringte, war ſo groß, daß ich fünf oder ſechs von ihnen niederhieb, ehe ſie Zeit hatten ſich zu beſinnen. Die übrigen begaben ſich unter ſchrecklichem Heulen und Schreyen auf die Flucht. Ich verfolgte ſie ein wenig allzuhitzig; denn ich hatte den Prieſter hinter mir gelaſſen, der den Altar beſchickte, und während ich ihn aufſuchte, mit einem Dutzend ſeiner Gehülfen, von denen jeder eine große Kette trug um mich zu feſſeln, mir nachſetzte. Criſtalline ward ihn zuerſt gewahr und benachrichtigte mich durch einen lauten Schrey von der Gefahr. Ich kehrte um. Niemand wagte ſich uns zu nähern, weil Criſtalline ſich ſorgfältig mit dem ehrwürdigen Rad deckte, und noch überdieß, wenn ſie allzuſehr ins Gedränge kam, zu ſpinnen anfing. Dieſes hielten ſelbſt die kühnſten von unſern Feinden nicht aus, ſondern warfen ſich ſogleich vor der Spinnerinn und ihrem Rade mit dem Geſichte zur Erde. Bey dieſer Gelegenheit hieb ich dem verruchten Ober-Prieſter den Kopf von Rumpfe, ohne etwas nach ſeinem Amte oder ſeinem Barte zu fragen.

Dieſe That war ſo entſcheidend daß ich nun faſt gar nicht mehr zu kämpfen brauchte, ſondern die Feinde ſchaarenweis vor mir hertrieb. Ich tödete alles was ich einholen konnte ohne mich damit aufzuhalten Geſangne zu machen; marſchirte ohne das mindeſte Hinderniß über den Criſtall-Felſen und führte die Gemahlinn des Schutzgeiſts in die goldne Schaluppe. Ich ſtieg nach ihr hinein, und ſobald ich den Fuß hineingeſetzt hatte, ſtach das Fahrzeug in die offne See, und ſeegelte, wie närriſch, ohne uns zu fragen, wo wir hin wollten.

Ich kann Eure Hoheit nicht verhelen, daß meine Freude über die glückliche Beendigung dieſes Abentheuers ſo groß war, daß ich nicht eher an meine Waffen dachte, bis wir auf dem ofnen Meere waren. Ich rechnete es mir nun als eine Art von Schande an, meinen Rückzug ſo ſehr beſchleunigt und meine Waffen im Stiche gelaſſen zu haben, aus denen der Schutzgeiſt bey ſeiner Rückkehr eine Trophäe errichten konnte. Ich wollte alſo die Schaluppe umwenden und wieder zurückſeegeln, aber ſie wollte es ſchlechterdings nicht thun; und aller meiner

Mühe und Arbeit ohngeachtet landeten wir an dem der Criſtall-Inſel entgegengeſetzten Ufer, wo wir ſehr gute Geſellſchaft fanden, wie Ihr gleich ſehen werdet.

Ich habe Euch geſagt wie unangenehm es mir war, nicht nach dem Criſtall-Felſen zurückkehren und meine Waffen holen zu können; aber wie groß war erſt mein Verdruß, da ich die Schaluppe gerade auf dieſes Ufer losſteuern ſah. Es war mit einer unſäglichen Menge Volks bedeckt; ſchöngewaffnete Ritter mit koſtbaren Pferden ritten hier ſpazieren, und ich ſahe in der Ferne Zelte mit wehenden Fahnen, welche mitten auf einer Wieſe aufgeſchlagen waren, um die rund herum herrliche Bäume ſtanden, und ſie mit ihrem dichten Laube beſchatteten.

Dieſes Volk und dieſe Ritter hatten mit Erſtaunen das Schauſpiel geſehn, das wir ihnen gaben, und waren an das Ufer des Meeres herbeygeeilt. Viele von ihnen ſahen durch Fernröhre, und bezeigten ihre Verwunderung je näher wir kamen. Ich war ſo außer mir vor Verdruße mitten unter dieſer anſehnlichen Verſammlung, mit einer Dame, die beynahe nichts als das Hemd anhatte, landen zu müſſen; und mein eigner Aufzug, der Degen, der Schlafrock, die Pantoffeln, unſer Schiffsgeräthe

the endlich, das aus zwey Spinnrädern beſtand, alles das ſetzte mich in ſo üble Laune, daß ich in große Verſuchung gerieth, mich aus dieſer verwünſchten Schaluppe mitten ins Meer zu ſtürzen, um nur nicht in dieſem Zuſtande anzulanden. Indeſſen was half's; wir ſtiegen aus; ich war in der ſchrecklichſten Verlegenheit; ich wagte kaum meine Augen aufzuſchlagen; ich wußte nicht wo ich mich verbergen ſollte. Die Fee Criſtalline wußte von einer ſolchen Verlegenheit nichts. Sobald ſie mit ihrem Rade ans Land geſtiegen war, fing ſie an zu ſpinnen, und ob man gleich hier nicht ſo vielen Reſpekt für ihre Spinnerey hatte, als auf der Inſel, ſo verſammelte ſich doch bald alles Volk, das uns hatte ankommen ſehn, um die Spinnerin her.

Ich hatte einen ganz andern Empfang vermuthet. Niemand lachte uns aus, niemand nekte und ſpottete uns. Ich fing an Muth zu ſchöpfen. Ich ſchlug die Augen auf und war erſtaunt zu ſehen, daß in dieſer ganzen Verſammlung alle Herrn von Stande in einen eben ſo ſonderbaren und lächerlichen Aufzuge waren als ich.

Drey von ihnen, die zu Pferde ſaßen, ſtiegen ab um mich zu empfangen. Criſtalline er-

erblickte kaum die beyden erſten, als ſie vor Verwunderung ein lautes Geſchrey ausſtieß und dann aus vollem Halſe zu lachen anfing. Ich leiſtete ihr Geſellſchaft. Der erſte der mich anredete ſagte mit der größten Höflichkeit zu mir: Ich möchte doch nicht müſſig ſeyn ſondern auch mein Spinnrad zur Hand nehmen... Es war dieſes ein ſehr großer und ſo ſchöner Mann als ich in meinem Leben nicht geſehen habe. Statt des Helmes hatte er einen Fiſchkeſſel auf dem Kopfe und ſtatt des Degens hieng ihm ein langer Bratſpieß an der Seite. Uebrigens glänzten ſeine Waffen von Golde, Azur und Edelſteinen. Dieſer Aufzug und die Ernſthaftigkeit, mit der er mich anredete, hätte einen armen Sünder auf dem Rade zum Lachen gebracht.... Ich brauche Euch nicht zu fragen, fuhr er fort, wo Ihr herkommt. Die goldne Schaluppe, Eure Begleiterinn, und Euer Degen, der noch mit dem Blut eines furchtbaren Feindes gefärbt iſt, geben mir hinlänglich zu erkennen, daß Ihr im Krieg und in der Liebe einer der größten und muthigſten Männer ſeyn müßt. Ich wünſche Euch Glück dazu. Aber bey dem Abentheuer wozu Ihr jetzt kommt, iſt es nicht genug muthig zu ſeyn, man muß auch luſtig ſeyn. Daher rathe ich Euch Eurer Gefährtin das Rad ein wenig aus der Hand zu nehmen und ſelbſt in unſerer Gegenwart zu ſpinnen.

Während ich bey mir zu Rathe ging, wie ich dieſen Scherz nehmen ſollte, lief die Fee Criſtalline, die er meine Gefährtinn nannte, mit offnen Armen auf ihn zu, und rief aus: Ach mein theurer, mein geliebter Facardin! Endlich giebt das Glück Euch der Ungeduld meiner erſten Neugierde wieder! — ¡ Andre Zeiten, andre Sorgen! meine neugierige Schöne, erwiederte der Ritter, indem er ſie von ſich abhielt; Ihr kommt ein wenig zu ſpät. ¿ Oder glaubt Ihr etwa, daß es irgend einen Winkel der Erde gäbe, wo man nichts von den Bedingungen wiſſe, auf die dieſer ſiegreiche Ritter Eure Bezauberung aufgehoben hat? und ich ſollte meynen Eure Neugierde wäre dabey zur Genüge befriedigt worden. —

Die arme Criſtalline war über dieſen Empfang etwas beſchämt, aber ſie verlohr den Muth darum nicht, ſondern lief mit demſelben Eifer auf den andern zu. Der Empfang war hier nicht beſſer. Er würdigte ſie kaum eines Blicks und ſtieß ſie weit ſtolzer zurück als der erſte. Hierauf wendete er ſich zu mir um mit mir zu ſprechen. Er war ſchöner als der Tag und folgendermaaßen gekleidet:

Seine Stirne umgab ein ledernes Band wie ein Diadem und aus dieſem Bande erhoben ſich eine unſägliche Menge wehender Federn. Er trug einen Panzer von geſchliffenem Stahl, und über dieſem Panzer eine ſchmutzige lederne Schürze. In der einen Hand hatte er eine Pfrieme, in der andern einen Leiſten und einen Knie-Riemen, der über und über mit Pech beſchmiert war, und daran hing ein ganz gemeines Schuſter-Maaß. Er hatte kaum den Mund aufgethan um mit mir zu reden, als der dritte auf mich los kam und mir ſein Compliment machte. Dieſer war nicht von der Bekanntſchaft der Nymphe Criſtalline, denn ihre Neugierde hatte ihm nichts zu ſagen. Indeßen war ſein Aufzug der Neugierde ſo werth als der Aufzug eines jeden andern.

Er war von ſehr mittelmäſigem Wuchſe, und mehr klein als groß. Er trug einen Helm auf dem Kopfe, der einen Hahnenkopf vorſtellte, deſſen Kamm der Rücken des Helmes war. An jedem Arme trug er eine Art von Schild mit Federn bedecket, und wenn er dieſe Schilde auf dem Rücken zuſammenlegte, ſo hätte man darauf ſchwören ſollen, es wären die Flügel eines Hahns. Sein Panzer war ebenfalls mit Federn bedekt und ſtellte den Bauch des Vogels vor; und auf ſeinem Rücken erhob ſich ein dicker Buſch langer und gekrümter Federn. An jedem Fuß trug er über den Knöcheln einen goldnen Sporn, und damit die Aehnlichkeit vollkommen wäre, ſchlug er dreymal mit ſeinen flügelähnlichen Schilden und krähte dreymal ſo leibhaftig wie ein Hahn, daß er auch die klügſte Henne damit würde betrogen haben.

Da ich mir gar nicht vorſtellen konnte, was dieß alles bedeuten ſollte, ſo kam ich den Fragen zuvor, die ſie an mich thun wollten, und bat ſie inſtändig mir zu ſagen, in welcher Gegend der Welt wir uns befänden? was dieſe ſonderbar maſkirten Figuren zu bedeuten hätten, und warum ſie dreye vorzüglich den Einfall gehabt hätten, etwas anderes vorzuſtellen, als ſie wirklich wären?

Es iſt nicht wahrſcheinlich, antwortete der große Facardin, daß Euch die Urſache davon unbekannt ſeyn ſollte, da Euer eigner Aufzug hinlänglich beweiſt, daß Ihr in derſelben Abſicht hieher kommt. Wir drey ſind die letzten die ſich hier eingefunden haben und es liegt uns alſo ob, uns zu erkundigen, ob Ihr geſonnen ſeyd Euch in das Abentheuer einzulaſſen, es mag Euch nun bekannt oder unbekannt ſeyn? Wollt Ihr, ſo bleibt bey uns; wollt Ihr nicht, ſo könnt Ihr hier alles bekommen, was Ihr braucht und dann Eure Straße weiter ziehn... Ich antwortete ihnen, mein größter Wunſch ſey der, mich in ihrer Geſellſchaft bey irgend einem Unternehmen auszuzeichnen, was es auch für einen Nahmen haben möge und ich gäbe ihnen mein Ehrenwort darauf.... Wohl denn, ſprach der mit dem Ahlen und dem Leiſten, da ich unter uns dreyen zuletzt angekommen bin, ſo iſt es meine Schuldigkeit Euch zu empfangen, zu begleiten und von dem vorhabenden Abentheuer zu unterrichten. Ich werde damit anfangen Euch die Begebenheiten zu erzählen, die mich hierher geführt haben, aber erlaubt mir, dieſes aufzuſchieben, bis Ihr Euch in einem von den Zelten, die Ihr dort unter den Bäumen aufgeſchlagen ſeht, ausgeruht und einige Erfriſchungen zu Euch genommen habt. Faſt jedermann iſt mit dem Zauber des Criſtall-Felſens bekannt; Ihr habt das Abentheuer des Schlüſſelhakens beſtanden und die gegenwärtige Dame befreyt. Kommt und erholt Euch von Eurer Strapaze und indeß ſie an Eurer Seite ſpinnt, ſo will ich ihr einige Neuigkeiten von ihrem Gemahle, dem Schutzgeiſt melden, die ſie ohne Zweifel ein wenig überraſchen werden.

Nach dieſem vorläufigen Complimente ließen die drey Ritter ihre Pferde bringen und boten auch mir eines an, das ſehr koſtbar gerüſtet war. Der Hahn ſetzte ſich zuerſt auf und ich glaubte vor Lachen zu ſterben, als ich ihn in dieſem Aufzuge zu Pferde ſah. Er ſchlug wieder mit den Flügeln und krähte; worüber ſein Pferd ſo auſſer ſich kam, daß es die wunderlichſten Sprünge und Courbetten machte, und die Nymphe Criſtalline, die ich den Geſetzen dieſer Geſellſchaft zu folge hinter mich hatte nehmen müſſen, von vielem Lachen die erſchrecklichſten Vapeurs bekam und wir alle Mühe von der Welt hatten, ſie wieder zu ſich ſelbſt zu bringen. Schöne Dame, ſagte der Hahn zu ihr, als ſie wieder zu ſich gekommen war, ich danke Euch unendlich für Eure Gefälligkeit. Aber ich fürchte ſehr, daß es doch nicht gelingen wird, wenn ich es am liebſten wollte. Was Euch betrifft, tapferer Ritter, ſagte er hierauf zu mir, ſo rathe ich Euch das Spinnrad in die Hand zu nehmen und nach Eurer Weiſe zu ſpinnen.... ¿ Nach meiner Weiſe? fuhr ich auf. Haltet mich für einen niederträchtigen Schurken, wenn ich in meinem Leben geſponnen habe... Gleichviel, verſetzte der andre, der meinen Ceremonienmeiſter machte, und das lederne Schurzfell trug, es iſt wenigſtens gut ſich zu üben.

Er befahl hierauf den Reſt meiner Equipage zu bringen, nehmlich das andre Rad, und die goldne Schaluppe die Mündung des nächſten Fluſſes hinauf bis an den Ort zu ziehn, wo die Zelte aufgeſchlagen waren.

Wir traten nun unſern Marſch an. Nichts war natürlicher als uns wieder von beyden Seiten zu betrachten und unſern Aufzug wechſelſeitig von Kopf bis auf die Füße zu unterſuchen. Ich öffnete ſchon den Mund um von neuem zu fragen, warum ſie denn noch ihre Kappen vom letzten Carneval trügen als der Ritter vom Leiſten meine Gedanken errieth und mich folgendermaaßen anredete:

Ich ſehe wohl daß Ihr nicht mit Vorſatz in Euerm gegenwärtigen Aufzuge an dieſer Küſte gelandet ſeyd. Mit uns iſt es eine andre Sache und da Euch unſre Waffen und unſer Aufzug in ſo große Verwunderung ſetzen, ſo iſt Euch auch wahrſcheinlich das Abentheuer unbekannt, in welches ihr Euch eingelaſſen habt. Ich will Euch alſo von allen damit verknüpften Umſtänden unterrichten und die Gefahren, die damit verbunden, und die Belohnungen, die dabey zu hoffen ſind, vor Augen legen.

Der König von Aſtrakant, einer der mächtigſten Fürſten Aſiens, ſowohl durch die Größe ſeines Landes als vornemlich durch die Gold- und Silber-Bergwerke, die daſſelbe enthält, und endlich durch ſeine zahlreichen Manufakturen von gedruckter Leinwand, welche dieſes Königreich berühmt gemacht haben, hielt ſich mitten in ſeiner Pracht und Größe für den unglücklichſten Mann, weil er keine Erben hinterließ. Die Königinn, ſeine Gemahlinn, war jung, ſchön, von gutem Wuchs und einer ſo vollkommnen Geſundheit, daß man hätte ſchwören ſollen, ſie habe an den Kummer des Königs keine Schuld. Auch ſchob er die Schuld nicht auf ſie, denn er liebte ſie außerordentlich, und er ward nicht böſe, daß ſie von Morgen bis in die Nacht über ſeinen Kummer lachte, und über die Mühe, die er ſich gab, einen Nachfolger und Erben ſeines Throns zu erhalten. Denn alle Gelübde, deren er eine unglaubliche Menge that, und alle Opfer, die er in den Tempeln brachte, um den Segen der Götter auf ſich herab zu erflehn, waren umſonſt. Der König nahm alle Schuld ſeines Unglücks auf ſich. Er hörte nicht auf, ſich zu ſalben, zu reinigen, Bäder zu brauchen, mit einem Worte alle Vorſchriften zu befolgen, welche die Aerzte den Weibern geben, die ſich nach Kindern ſehnen. Die Königinn wollte ſich todt darüber lachen, ſo wie über die Gelübde, Opfer und Geſchenke, die er umſonſt in allen Tempeln machte; und doch nahm man es ihr nicht übel, daß ſie allein an der allgemeinen Betrübniß keinen Antheil nahm, ſondern darüber ſpottete. Die arme Königinn that es nicht aus böſem Herzen und der einzige Fehler den ſie hatte, war, daß ſie im Lachen kein Maaß und Ziel kannte. Ueber alles lachte ſie und nichts machte ihr Vergnügen. Ihr Gemahl hatte darüber ſchon mit mehrern benachbarten Fürſten Krieg bekommen, denn wenn ſie an ſeinem Hof eine traurige Nachricht melden ließen, wie etwa den Tod eines einzigen Sohns, oder etwas ähnliches, und ſie die Abgeſandten mit ihren langen Mänteln hereintreten ſah, ſo antwortete ſie ihnen gemeiniglich mit einem lauten Gelächter, worüber ſich jene ſo ſcandaliſirten, daß ſie zornig die Audienz verließen und ſogleich weitläuftige Depeſchen an ihre Höfe abſchickten, worinne ſie ſich über die Verletzung des Völkerrechts und der ihren Herren gebührenden Ehrfurcht in ihrer Perſon bitterlich beklagten. Da dieſe Krankheit alle Tage ſchlimmer wurde, beſchloß der König, auf das Gutachten ſeines Staatsraths, ſie zu dem berühmten Orakel des Hahns reiſen zu laſſen: daß ſie aber, wie es bey ſolchen Gelegenheiten gewöhnlich wäre, nur ein kleines Gefolge haben ſollte.

Dieſes Orakel iſt an den Thoren von Furſchymene, der Hauptſtadt des baktrianiſchen Reichs. Hierhin begab ſie ſich unter veränderten Nahmen und Charakter um die Ceremonien und den Aufwand bey ihrer Ankunft zu vermeiden.

Der König, welcher ſie incognito begleitete, wollte der Prieſterin des Tempels die Veranlaſſung der Reiſe in eigner Perſon vortragen und während er ſie über die Umſtände der Königinn befragte; hielt ſich dieſe die Seiten vor Lachen. Die Prieſterinn ward hierüber ungehalten; indeß ertheilte ſie nach einigen Sprüngen und Convulſionen in Nahmen des Hahns folgendes Orakel:

Was der Pilger begehrt das wird der Pilger erlangen:
Seegen und Fruchtbarkeit thaut auf die Pilgrin herab.
Aber wiſſe daß der in der Jahrszeit des Lachens unendlich
Lachen wird, denn das Kind, das ſie gebähren wird, lache.

Der Anfang dieſes Orakelſpruchs war deutlich genug: aber das Ende ſetzte die ſcharfſinnigſten Köpfe in große Verlegenheit und gab Anlaß zu mancherley Vermuthungen. Indeß hielt das Orakel Wort und ſo gut Wort, daß die Königinn nach Verlauf von neun Monathen mit einem Sohne und einer Tochter niederkam, die beyde ſo ſchön waren, daß alle kleinen Kinder auf der Welt zuſammen genommen nicht ſo ſchön ſeyn können. Aber es koſtete der armen Königin das Leben, die ſich während ihrer Nie-

ders

Herkunft todlachte. Der König tröſtete ſich über dieſen Verluſt theils mit dem Anblicke der beyden Kinder, die ſie ihm hinterließ, theils auch mit der Ruhe deren er jetzt in ſeinem Hauſe genoß, indem er nicht mehr alle Augenblicke durch ein unmäßiges Gelächter geſtört wurde.

Sein Schickſal vergönnte ihm, nicht dieſes Glück lange zu genießen. Nach Verlauf von ſechs Monathen kam mitten in der Nacht in dem Zimmer, wo ſeine Kinder ſchliefen, Feuer aus. Bey der erſten Nachricht davon eilte er dahin; aber obgleich alles ſeinem Beyſpiel folgte und ſich mitten in die Flammen ſtürzte, um die Kinder zu retten, ſo hatte doch, das Feuer ſo ſchnell um ſich gegriffen, daß man nur die Prinzeſſin retten konnte. Die meiſten Hofbedienten, die zu Bezeigung ihres Eifers ſo lange in Feuer und Flamme ausgehalten hatten, als es nur immer möglich geweſen war, kamen halb gebraten ohne den kleinen Prinzen heraus.

Dieſer Verluſt ſetzte den ganzen Staat in die tiefſte Trauer, und der König wollte ſich ſchlechterdings nicht tröſten laſſen. Aber die Zeit bewirkt alles und ſie löſchte auch nach und nach in ſeinem Herzen den Kummer aus, indem ſie die Reitze der Prinzeſſin vermehrte. Sie war das lebendige Ebenbild ihrer Mutter, aber von einem noch vollkommnern Wuchs, ſchönerer Haut und blonderen Haaren. Ihre Augen waren noch glänzender und angenehmer, und, wenn man denen glauben darf, die ſie geſehen haben, ſo iſt ſie noch tauſendmal ſchöner als alle Schönheiten in der Welt... Aber ach! fuhr er mit einem tiefen Seufzer fort, die, welche ſo von ihr ſprechen, können nicht alle Schönheiten der Erde geſehen haben...

Nach dieſer Bemerkung blieb er einige Augenblicke in tiefes Nachdenken verſunken, aus dem er endlich wieder erwachte, um ſeine Erzählung folgendermaaßen fortzuſetzen:

Der König, der mehr in ihre Reitze verliebt war, als ſein ganzer Hof und ſein ganzes Volk, ſpiegelte ſich unaufhörlich in ſeinem Werke, und da er ſie aller Kronen der Erde würdig achtete, ſo war es ihm nicht darum zu thun, weitere Erben zu haben und er verheyrathete ſich nicht wieder. Leider aber vergönnte ihm ſein Geſtirn kein vollkommenes Glück. Dieſe bewundernswürdige Prinzeſſinn, deren Blicke mit Feuer und Flammen gewaffnet waren, deren jede Bewegung von unausſprechlichem Reitze begleitet war, hatte niemals den Mund zum Lachen oder Reden geöffnet, und man bekam ihre wunderſchönen Zähne niemals zu ſehn, außer wenn ſie gähnte, welches ihr denn auch ziemlich oft begegnete. Der König, der während ihrer Kindheit den Himmel ohn Unterlaß gedankt hatte, daß ſie den Fehler ihrer Mutter nicht beſaß, hätte, als ſie größer war, die Hälfte ſeines Reichs darum gegeben, wenn ſie nur Tag und Nacht gelacht hätte; denn ihre beſtändige Ernſthaftigkeit kam ihm noch weit unerträglicher vor. Man ſparte nichts um ein Stillſchweigen zu brechen, das den ganzen Hof in die tiefſte Traurigkeit ſetzte, und eine Ernſthaftigkeit zu vertreiben, die ihr ſelbſt läſtig zu ſeyn ſchien. Denn man ſah an allem was ſie that, daß ſie an allem Vergnügen fand, ohne darüber lachen zu können. Alle Philoſophen, alle Chimiſten, alle Sprachmeiſter und alle Lehrer von Staaren und Papageyen, legten Schande bey ihr ein; und eben das war es auch mit ihrer Ernſthaftigkeit. Man ließ alle Narren und witzigen Köpfe, von guter und ſchlechter Art, aus dem ganzen Königreiche zuſammenkommen, man nahm ſelbſt eine Truppe chineſiſcher Comedianten, die für die Farce ganz unvergleichlich ſind, in Sold, und man gewann ihr mit alle dem auch nicht das kleinſte Lächeln ab.

Uebel, welche ohne Hülfe ſcheinen, ſind nur allzu oft Vorboten von noch größern Unfällen. Auch in Aſtrakant trug ſich eine Begebenheit zu, welche den König den Hof und das ganze Volk eben ſo ernſthaft machte, als die Prinzeſſinn war. Dieſe liebte alle Arten von Zerſtreuung, und vornehmlich die Jagd. Ein prächtiges, mitten in einem ſchönen Walde gelegnes Haus, nicht weiter als eine kleine Tagreiſe von der Hauptſtadt war der Ort, den ſie zu dieſem Vergnügen erwählt hatte. Sie ſaß zu Pferde wie eine Amazone und im Jagdkleide war ſie ſchöner und ohne Vergleich geſchickter als Diane.

Die Hitze der Jagd hatte ſie eines Tags weiter als gewöhnlich geführt, und nachdem ſie eine Menge Wild verfolgt und getödet hatte und ſehr ermüdet war, gelangte ſie an das Ufer eines Fluſſes, der den Wald durchſtrömt und zu deſſen Mündung Eure goldne Schaluppe am Ufer heraufgezogen werden ſoll. Das Waſſer dieſes Fluſſes iſt wenigſtens eben ſo hell als das in welchem der große Alexander beynahe ſein Leben eingebüßt hätte, aber es iſt bey weitem nicht ſo gefährlich als jenes. Da man die Eigenſchaften dieſes Waſſers kannte, ſo hatte man nichts dagegen, daß ſich die Prinzeſſinn darinn abkühlte. Sie ſtürzte ſich alſo mit Schweiß und Staub bedeckt in denſelben hinein, ohne abzuwarten, daß man, wie bey dergleichen Gelegenheiten gewöhnlich iſt, ein prächtiges

Zelt von gedruckter Leinwand mit Gold und Silber geſtickt aufſchlug. Während ſie ſich auszog hatten ſich alle Mannsperſonen ihres Gefolgs entfernt; nur zwey Hofdamen und vier Kammerfrauen, die ſie auf Befehl des Königs niemals verlaſſen durften, die größten Schwätzerinnen im ganzen Königreich, hatten ſich mit ihr in den Fluß geworfen und um ſie geſtellt. Die Ufer des Fluſſes, der Wald und die Felſen rund umher ertönten von ihrem unmäßigen Geplapper; und ich bin für meine Perſon überzeugt, daß die arme Prinzeſſin ſtatt von ihnen ſprechen zu lernen, wie die Abſicht des Königs war, aus Verdruß über die unaufhaltſame Fluth die unabläßig von den Lippen ihrer Begleiterinnen strömte, ein Gelübde gethan hatte, ihr ganzes Leben hindurch ſtumm zu bleiben, um ihnen niemals ähnlich zu werden. Dem mag nun ſeyn wie ihm will, genug ſie ſchonten ſie nicht: denn während die göttliche Prinzeſſinn ihren ſchönen Leib in dem reinſten und friſcheſten Waſſer abkühlte, fingen dieſe Schwätzerinnen alle auf einmal an zu ſchnattern und ſie zu loben. Die eine ſagte, der Flußgott, der hier reſidire, müſſe doch der einfältigſte Fiſch von der Welt ſeyn, daß er die vollkommenſte Schönheit der Erde in ſeinem Bette ſehen könne, ohne das mindeſte Zeichen des Lebens von ſich zu geben. Die andre ſagte, der gute Jupiter ſey nun wahrſcheinlich ſehr alt und lebensſatt, daß es ihm nicht einfalle ſich zu verwandeln und einer Sterblichen zu huldigen, die ſeine Göttinnen an Reitze bey weitem überträfe. Er habe ſich vormals herabgelaſſen die Geſtalt eines Stiers oder Schwans anzunehmen, um ſich Geſchöpfen zu nähern, die neben dieſer göttlichen Prinzeſſinn, deren Reitze ſelbſt den Muſſelin, mit dem ſie bedeckt ſey, durchſtrahlten, und die Augen blendeten, nicht viel beſſer als Küchen-Mägde ausgeſehn haben würden.

Man weiß nicht ob es der Gott des Fluſſes ſelbſt oder einer aus dem Olymp war, der im Zorn über ihr unverſchämtes Geplauder ſie zu ſtrafen beſchloß; genug ſie ſahen die Wellen ſich auf einmal erheben, und indem ſie aus Furcht zu erſaufen, das Ufer zu gewinnen eilten, ſahen ſie ein Ungeheuer hinter ſich, das mit ſeinem Leibe den ganzen Raum zwiſchen beyden Ufern ausfüllte. Vergebens beſtrebten ſie ſich das Ufer zu erſteigen; das Waſſer ſchwoll bis in die Höhe, ſie wurden von dem reißenden Strohme fortgeführt und bald darauf wie Fröſche in den weiten Schlund des Krokodils das ſie verfolgte, hinuntergeſchlungen.

Die Prinzeſſinn, welche das tragiſche Ende ihrer Hofdamen und Kammerfrauen geſehen, hatte jetzt weniger als jemals Luſt zu lachen, zumal da ſie ſah, daß das Ungeheuer, dem unterdeſſen ein gewiſſer Fiſch, welcher ihm in dieſer Abſicht allenthalben folgt, die Zähne ausgeputzt hatte, gerade auf ſie loßkam. Ihr erſter Plan war, mit Hülfe des Waſſers, welches über das Ufer getreten war, ſich auf das Land zu retten, ihren Bogen und Pfeile zu ergreifen, und das Krokodil damit abzuwehren; da ſie aber ſah, daß alle Mannsperſonen, die ſich vorher aus Reſpekt zurückgezogen hatten, auf das Geſchrey der unglücklichen Hofdamen an dem Ufer zuſammenliefen, als ſie ausſteigen wollte; ſo verbot ihr die Schaam ſich in ihrem naſſen Hemde von Neßeltuch ihren Blicken auszuſetzen. In der Angſt warf ſie das Hemde von ſich, um ungehinderter ſchwimmen zu können, und ſtrengte alle ihre Kräfte an um ihr zu entgehn. Es war nur noch zehn Schritte von ihr, und ſie gab ſchon die Hoffnung auf ſich zu retten, als es das auf dem Waſſer ſchwimmende Hemde zu Geſichte bekam, es ergriff, und, als wenn es ihm nur um dieſe koſtbare Beute zu thun geweſen wäre, von der Verfolgung abſtund und eben ſo ſchnell verſchwand als es erſchienen war.

Der Fluß, der aus ſeinen Ufern getreten war, kehrte nun in ſein Bett zurück; und man zog hieraus den Schluß, daß das Krokodil, für dieſesmal wenigſtens, nicht wieder kommen würde. Die nackte Prinzeſſinn ließ nichts als den Kopf über dem Waſſer ſehn, denn ihre ganze noch übrige Suite beſtand aus Mannsperſonen, die auf das Geſchrey der verſchlungenen Damen herbeygelaufen waren. Sie gab ihnen ein Zeichen, daß ſie in einiger Entfernung von dem Fluſſe eines von den ſchönen Zelten aufſchlagen möchten, die ſie mit ſich führten, und als ſie dieſes gethan hatten, gab ſie ihnen noch ein Zeichen ſich zu entfernen, damit ſie aus dem Fluſſe ſteigen könne. Sie eilte hierauf in das Zelt und nachdem ſie alle ihre Kleider angelegt hatte, das Hemd ausgenommen, ergriff ſie ihre Waffen, begab ſich zu ihrem Gefolge und ſtieg zu Pferde. Während ſie nach dem prächtigen Palaſt eilte, aus welchem ſie den Morgen ausgeritten war, wurden einige Curriere mit Depeſchen an den Hof geſchickt, um den König von dem Abentheuer Nachricht zu geben. Dieſer erwartete den andern Tag nicht, ſondern machte ſich ſogleich auf den Weg, und der ganze Hof folgte ihm nach. Mit Anbruche des Tags umarmte er ſeine geliebte Tochter, die ihm durch die Gefahr, in der ſie geſchwebt hatte, nur noch lieber geworden war. Er weinte für Freude als er ſie wieder ſah, und dann fiel er in Ohnmacht für Schrecken als man ihm die Geſchichte

ſchichte mit dem Krokodil umſtändlich erzählte; und noch denſelben Tag nahm er die Prinzeſſinn mit ſich zurück, damit es dem Krokodil nicht etwa einfiele noch eine zweyte Viſite zu machen und auf dem Lande dieſelben Verwüſtungen anzurichten, wie in dem Fluſſe.

Nicht jedermann nahm an den Feyerlichkeiten Antheil, die man bey der glücklichen Zurückkunft der Prinzeſſinn anſtellte; denn alle die Perſonen, die durch die Banden des Bluts oder der Zärtlichkeit mit den Damen verbunden waren, welche das Ungeheuer verſchlungen hatte, waren untröſtlich über ihren Verluſt; vorzüglich aber die Liebhaber, welche bey dem Könige inſtändig um die Erlaubniß nachſuchten, an den Ufern des Fluſſes und in den umliegenden Gegenden bis an deſſen Mündung Nachforſchungen anzuſtellen, und wo möglich den Tod ihrer Göttinnen an dem vermaledeyten Krokodil zu rächen. Er verſtattete es ihnen endlich, beſchloß aber zugleich Ingenieurs mitzuſchicken, um die Mündung des Fluſſes mit einem Damm gegen die Approchen des Ungeheuers zu decken, doch mit dem ausdrücklichen Befehl, immer an den Ufern des Fluſſes hinabwärts nach dem Meere zu zugehn, damit ſie das Krokodil nicht etwa einſchlöſſen, ſtatt es auszuſchließen. Die Liebhaber der jämmerlich umgekommnen Damen dienten den Ingenieurs zur Bedeckung, und theilten ſich in zwey Haufen, die von der Stelle an, wo ſich das Krokodil zuerſt hatte ſehn laſſen, an beyden Ufern hinabmarſchirten. Tauſendmal, ehe ſie noch die Hälfte ihres Wegs zurückgelegt hatten, verwünſchten ſie ihren Unſtern, daß ſie immer keine Nachricht von dem was ſie ſuchten erhalten konnten, als der Haufe rechter Hand auf einen Sumpf ſtieß, der ſie nöthigte einen großen Umweg zu nehmen. Sie hatten ſich aber in dieſer Abſicht kaum einige Schritte vom Ufer entfernt, als ſie ſahen daß der Haufe linker Hand ſich mitten in den Fluß ſtürzte, und zu gleicher Zeit ein Stück Leinwand auf dem Waſſer bemerkten. Da ſie ganz gewiß glaubten, daß ihre Gefährten das Ungeheuer erblickt hätten, ſtürzten ſie ſich ebenfalls in den Fluß und das boshafte Krokodil, das in dem Schilfe des Sumpfs im Hinterhalt lag, ſtürzte ſich auf ſie und machte es ihnen nicht beſſer als ihren Verwandtinnen und Geliebten.

Die Ingenieurs und ihre Handlanger, deren Sache es nicht war, ſich durch Thaten des Muths und der Kühnheit auszuzeichnen, kehrten ſogleich um, und ohne ſie hätte niemand etwas von dem traurigen Schickſale der armen Abentheurer erfahren.

Während man damit beſchäfftigt war, ihren Verluſt zu beweinen, ſo wie ſie den Verluſt ihrer verſtorbnen Gebieterinnen beweint hatten, erfuhr man, daß das Krokodil in ſeinen Verwüſtungen kein Maaß und Ziel mehr halte; daß es an beyden Ufern des Fluſſes Heerden und Hirten aufgefreſſen habe, die nichts von den bisherigen Vorgängen erfahren, und ihre Heerden, wie gewöhnlich, zur Tränke an den Fluß geführt hätten. Es dauerte nicht lange ſo ſpürte man ſchon in der Stadt einen Mangel an Lebensmitteln und vornehmlich an den ſeltenen und koſtbaren Dingen, die zum Luxus und Pracht der Hauptſtädte gehören, und welche aus allen Gegenden der Erde auf dieſem Fluß dahin gebracht wurden. Das Ungeheuer, das immer in dem dichten Schilfe verborgen lag, verſenkte, mit einem einzigen Sprunge aus dem Sumpfe in den Fluß, alle Schiffe, die denſelben mit ihren Waaren hinauffuhren, und die unglückliche Schiffsmannſchaft wurde dann gemeiniglich ſeine Beute. Vorzüglich aber bemerkte man an ihm eine weit größere Begierde nach dem ſchönen Geſchlechte als nach dem unſrigen, vielleicht weil es gehört hatte, daß die Frauenzimmer von Natur viel zärter ſind als die Mannsperſonen.

Alle dieſe Unglücksfälle, die ſich Schlag auf Schlag eräugneten, betrübten den armen König von Aſtrakant ſo ſehr, daß er gar nicht mehr wußte, was er that. Indeßen wußte er erſt die Hälfte ſeines Unglücks.

Die ſchöne Prinzeſſinn hatte bey ihrer Rückkehr von drey hundert und fünf und ſechzig Duzend Hemden, die ihre ſelige Cammerfrau unter ihrem Beſchluße gehabt hatte, kein einziges mehr gefunden, und, was das ſonderbarſte dabey war, niemand konnte ihr ein Hemde machen, das ihr paßte. Alle Muſſelin- Leinwand- und Batiſt-Läden waren ausgekauft, und alles wurde umſonſt verſchnitten; und die arme Prinzeſſinn ſahe ſich in der traurigen Nothwendigkeit, ohne Hemd zu gehen; denn alle neue Hemden, die ſie probirt hatte, waren wie bezaubert. Die welche ſie am Tage trug, benahmen ihr allen Appetit zum Eſſen und Trinken, und die welche ſie des Nachts anzog, beraubten ſie des Schlafs.

Der König, den der Kummer ſeiner Tochter mehr als alle ſein übriges Unglück rührte, hielt für den beſten Rath, die vornehmſten Kronbedienten mit reichen Geſchenken zu dem Orakel des Hahns zu ſchicken.

Die Prieſterinn des Tempels empfing die Angeordneten ſehr gut und ihre Geſchenke noch beſſer; aber ſie gab ihnen zur Antwort, der Hahn ſey ſeit geraumer Zeit verreiſt und mache den großen Caramuſſal auf dem Berge Atlas ſeinen Beſuch. Sie müßten ſich alſo in die Gegenden des Atlas begeben, wenn ſie die Auskunft haben wollten, die ſie in der Gegend von Furſchymene geſucht hätten.

So unangenehm dem Könige ihrem Herrn dieſe Verzögerung war, ſo verlohr er doch den Muth nicht. Es wurden neue Anſtalten gemacht, und die nemlichen Geſandten mit dreyhundert Elephanten abgeordnet, die mit der koſtbarſten gedruckten Leinwand und den ſchönſten Zeuchen, die man in ſeinen Staaten auftreiben konnte, beladen waren; und um dieſen Aufzug noch rührender zu machen, fügte er eine große Menge Muſikanten mit Janitſcharen-Muſik hinzu, die aber, wie man erzählt hat, jeden der nicht daran gewöhnt iſt, eher närriſch als luſtig machen kann.

Ich wollte hier dem Erzählenden in die Rede fallen und ihm ſagen, daß ich ein Liedchen davon zu ſingen wiſſe; aber er ließ mich nicht zum Worte kommen und fuhr folgendermaaßen fort.

gefreſſen hatten, daß ſie nicht mehr konnten. Indeß kam man dabey doch um einige; denn ein Paar Tage darauf ſtarben ihrer drey an einer Indigeſtion und noch drey an der Ruhr, die ſie ſich durch die unreifen Früchte zugezogen hatten. Den Geſandten des Königs blieb nichts zu thun übrig, als ihnen die Haut abzuziehn und ſie mit Stroh auszuſtopfen, damit, wenn ſie dem großen Caramuſſal ihre Geſchenke überreichten, die Affen wenigſtens vollzählig wären.

Als ſie an den Fuß des Bergs gekommen waren, ſchickten ſie einen Curier voraus, um ihre Ankunft melden zu laſſen und ſich zugleich bey dem Zauberer zu erkundigen, ob er beföhle, daß ſie ſich mit ihrem ganzen Gepäcke geradezu in ſeine Wohnung begäben, oder ob er es lieber ſähe, wenn ſie mit ihrer Caravane in der Gegend campirten, bis es ihm gefällig wäre, wegen der Auslieferung der Geſchenke weitere Ordre zu ſtellen.

Der Curier kam nach Verlaufe von drey Tagen zurück und meldete, daß Caramuſſal nicht mehr da wohne, wo er ehemals gewohnt habe; ſondern daß er ſich auf den höchſten Gipfel des Atlas begeben, den ſchwerlich jemand auſſer ihren Affen hinaufklettern könne. Er habe geglaubt ihnen hievon Nachricht geben zu müſſen, damit ſie ihre Maaßregeln darnach nehmen könnten.

Auf dieſe erhaltene Nachricht faßten ſie den Entſchluß, ihre Geſchenke und ihr ganzes Gefolg unter einer ſichern Bedeckung am Fuße des Berges zu laſſen und ſo gut ſie konnten, den Ort zu erſteigen, an den ſich der Zauberer hinbegeben haben ſollte.

Sie marſchirten ganzer vierzehn Tage immer den Berg hinan auf den ſteilſten und fürchterlichſten Wegen, wo ſie nichts fanden als Felſen und Abgründe. Tauſendmal verwünſchten ſie das Krokodil, das ihnen alle dieſe Mühe machte, und tauſendmal ihren Rang, der ihnen die Ehre dieſer Expedition verſchafft hatte, als endlich die Gegenſtände, die ſich ihren Augen darboten, und der Weg ſelbſt weniger fürchterlich erſchienen, ob ſie gleich immer noch ſteigen mußten. Sie trafen auf kleine Thäler, die von angenehmen Bächen durchwäſſert waren; an ihren Ufern blühten die ſchönſten Blumen und hohe Bäume bildeten anmuthige Lauben, in denen Vögel von der ſeltenſten Art niſteten; auch waren hier und da kleine Zelte zerſtreut. Noch ſechs hundert Stadien hatten ſie zu ſteigen, bis ſie den berühmten Caramuſſal antrafen.

Er trat aus einem etwas größern Zelte als die waren, die ſie unterwegs geſehn hatten hervor. Auf der einen Seite war es von unzähligen Orangenbäumen beſchattet, auf der andern ſtund eine große Menge von Aſtrolabien, Teleſcopen und andern aſtronomiſchen Inſtrumenten. Mit Caramuſſal trat ein Mann aus dem Zelte, der den Arm in einer Binde trug; und da die Geſanden nicht wußten, welchen von beyden ſie anreden ſollten, kam ihnen der Zauberer einige Schritte entgegen und frug ſie mit vieler Höflichkeit, was die Satrapen des großen Königs von Aſtrakant von Caramuſſal begehrten... Bey dieſen Worten warfen ſie ſich vor ihm nieder wie vor einem Gotte: denn ſeine Gegenwart flößte ihnen eine Art von Ehrfurcht ein, die ſehr verſchieden von der allgemeinen Achtung war, die man ſeinen Talenten und ſeiner Kunſt zugeſtand. Sie hatten erwartet einen häßlichen Zauberer oder wenigſtens einen alten Mann mit einem langen Barte zu finden, den die Laſt der Jahre zu Boden drücke; aber ſie waren ſehr verwundert einen großen Mann vor ſich zu ſehen, der zwar nicht mehr in der Blüthe ſeiner Jahre ſtund, aber ein ehrwürdiges Anſehn, einen erhabnen Wuchs und die edelſte Tracht von der Welt hatte.

Er hob ſie auf von der Erde. Sie trugen ihm ihre Aufträge vor, erzählten ihm die Veranlaſſung ihrer Reiſe und das Unglück welches ihren König betroffen und beſchloſſen ihre Rede mit einem Verzeichniße der Geſchenke, die ſie ihm brachten.

Nachdem er ſie mit der gröſten Güte angehört hatte, führte er ſie an einen Ort des Bergs, von wo aus man das ganze Meer überſchauen konnte, und wo man ſelbſt die ganze Erde würde haben ſehen können, wenn das Auge der Sterblichen ſo weit reichte. Sie waren ganz erſtaunt über die unglaubliche Höhe auf der ſie ſtunden: die Inſeln, welche ſich aus dem Meere erhoben, kamen ihnen wie kleine ſchwarze Flecken und die gröſten Schiffe, wie ſchwimmende Atomen vor. Hier nahm Caramuſſal das Wort und redete die Geſandten mit folgenden Worten an:

Ich bin nichts weniger als das wofür mich diejenigen halten, die mich nur nach einem unverdienten Rufe beurtheilen. Es iſt zwar wahr, daß ich mir durch langes Nachdenken, ununterbrochne Beobachtungen und vielleicht auch durch die Nähe der himmliſchen Körper Kenntniſſe erworben habe, die mich in dem was die Aſtrologie zuverläſſiges hat nicht leichtlich irren läßt.

Ich kann ſogar behaupten, daß meine Muthmaßungen und Weiſſagungen einen höhern Grad der Gewißheit haben als die Antworten der meiſten Orakel. Was das Orakel des Hahns betrifft, um deſſentwillen man Euch zu mir geſchickt, oder welches man Euch vielmehr in dieſen Gegenden aufzuſuchen gerathen hat, ſo wird in Zukunft von ſeiner Göttlichkeit die Rede nicht mehr ſeyn können. Andre Sorgen beſchäfftigen ihn jetzt.

Er fuhr fort: Betrachtet genau die Entfernung von dem Orte, wo wir ſtehen, bis zu den Wellen, die ſich an dem Fuße dieſes Bergs brechen. Wenn der König Euer Herr, drey Spinnräder zuſammenbringen könnte, welche in der Welt zerſtreut ſind, ſo würde es ihm möglich ſeyn, vermittelſt derſelben ein Seil verfertigen zu laſſen, das von dem Gipfel des Atlas, auf dem wir uns befinden, bis an die Oberfläche des Meeres reiche. Könnte er dieſe Aufgabe auflöſen, ſo würden alle ſeine Wünſche auf einmal erfüllt ſeyn; das Ungeheuer würde auf ewig verſchwinden; die Prinzeſſinn ſeine Tochter würde lachen und plaudern; und dieſelben Räder würden ihr ein Hemd ſpinnen, feiner und weiſer als das, welches ſie verlohren hat, und das ihr weder den Appetit am Tage noch die Ruhe des Nachts raubte. Da es aber unmöglich iſt, daß der König von Aſtrakan jemals

mals in den Beſitz dieſer drey Räder auf einmal komme, ſo kann ich ihm keinen andern Rath geben, um der gänzlichen Verwüſtung ſeiner Staaten vorzubeugen und der ſchönſten Prinzeſſinn von der Welt das zu verſchaffen, was ſie auch zu der vollkommenſten und glücklichſten machen kann, als dieſen: daß er in allen Gegenden der Erde bekannt machen laſſe, jeder der die Prinzeſſinn zum Lachen bringen oder den Krokodil im Zweykampf beſiegen werde, ſolle ſich zur Belohnung entweder die anbetenswürdige Muſſeline nebſt allen Staaten ihres Vaters wählen, oder ſich die ganze Macht dieſes Königes zu irgend einer andern vorgeſetzten Eroberung ausbedingen. Es muß ferner den Abentheurern erlaubt ſeyn, wenn es ihnen in dem einem nicht geglückt iſt, ſich in dem andern zu verſuchen; denn es iſt gleichgültig ob man mit der Bekämpfung des Ungeheuers oder mit der Prinzeſſinn anfängt. Wer die Prinzeſſinn ſehn will, muß vor ſie gelaſſen werden, von welcher Geſtalt er immer ſeyn mag; und endlich ſoll ſie alle Jahre eine Reiſe von zwey Monaten machen, um ihre Reitze in den verſchiednen Provinzen, die an die Staaten ihres Vaters gränzen, zu zeigen. So geht denn, fuhr er fort; erlauchte Satrapen. Bringt dem König Euerm Herrn die koſtbaren Geſchenke wieder, mit denen er mich hat beehren wollen.

Caramuſſal verlangt keine andre Belohnung ſeiner Dienſte als das Vergnügen ſie erzeigt zu haben.

„Wenn ſich aber etwa der Bogen und die Pfeile unter dieſen Geſchenken befänden? fiel ihm hier der Mann ins Wort, der den Arm in der Binde trug: und bey dieſen Worten richteten die Geſandten zuerſt ihre Augen mit Aufmerkſamkeit auf ihn, und meynten vor Schrecken des Todtes zu ſeyn, da ſie ſeinen ungeheuern Mund ſahen, der an Größe dem Munde des Königs Fortimbras nichts nachgab. Caramuſſal fand ihr Erſtaunen natürlich und kam den Geſandten zuvor, die ſchon anfiengen zu proteſtiren, daß ſie keinen Bogen und keine Pfeile für ihn mithätten. Er wandte ſich an den Mann, der den Arm in der Binde trug, und ſagte zu ihm: ſo nahe dürft ihr die Waffen nicht wiederzufinden hoffen, von denen ihr ſprecht.... Hierauf verabſchiedete er die Geſandten und ſie kamen zu ihrer Caravane mit weniger Mühe zurück, als ſie zu dem großen Caramuſſal gekommen waren.

Da ihre Abweſenheit ſehr lange gedauert hatte, ſo muſterten ſie ihre Elephanten, ihre Ballen von gedruckter Leinwand und ihre Affen. Alles traf zu, nur der betrübte Affe war ſeit acht Tagen verſchwunden, ohne daß die Wache ſagen konnte, wie und auf welche Art er entkommen war, und ohne daß man, aller Nachforſchungen ungeachtet, die mindeſte Nachricht von ihm erhalten konnte.

Die Satrapen waren ſowohl über ſeinen Verluſt, als auch darüber ſehr bekümmert, daß ſie nicht wenigſtens ſeinen Körper hatten finden können, um ihn mit Stroh auszuſtopfen, wie ſie mit den ſechs andern Affen gethan hatten. Da ſie ſich indeß nicht weiter zu helfen wußten, ſo traten ſie ihren Rückzug nach Hauſe an.

Sechs Tage waren ſie gereiſt und hatten einen großen Umweg genommen um den Wald zu vermeiden, der für ihre Affen von ſo traurigen Folgen geweſen war, als ihnen ein Abentheuer aufſtieß, das ſie zwar anfänglich in große Verlegenheit ſetzte, in der Folge ihnen aber deſto größre Freude machte. Sie wurden in der Ferne einige Kameele gewahr, die von einem Haufen bewaffneter Männer begleitet waren. Da die Anführer dieſes Haufens Leute von Stande zu ſeyn und dieſe ſorgfältig bewachten Kameele mit etwas ſehr koſtbaren beladen ſchienen, ſo befahlen ſie ihren Muſikanten ſobald ſie nah genug wären, ihre Muſik anzuheben.

ben. Aber in der ganzen Schaar, die man mit dieſer Muſik zu ehren gedachte, konnten weder Menſchen noch Vieh dieſes hölliſche Conzert abhalten, und zumal die Kameele waren ganz toll mit ſchlagen, ſpringen und bäumen. Sie brachten alles in Unordnung und in der fürchterlichen Angſt, in der ſie ſich befanden, warfen ſie ihre Bürde zur Erde; dieſe beſtand in eiſernen Käſten, die beym fallen auffuhren, woraus Tyger und Löwen herausſprangen, die den Muſikanten gar nicht gefielen; denn ſie kamen auf ſie los und es koſtete einigen, die ſich nicht ſchnell genug retten konnten, das Leben.

Bey dieſem Auftritte hielten ſich die Elephanten ſehr gut und die Affen ſehr ſchlecht; denn während die erſtern jene reißenden Thiere mit ihren Rüſſeln in Reſpekt erhielten, erfüllten die Affen die Luft mit fürchterlichem Geſchrey, und richteten die prächtigen Zeuche, auf denen ſie huckten, übel zu. In dieſem Augenblicke trat die Krone aller Affen der Erde, jener traurige und ſeit kurzen verſchwundne Affe, zu großer Verwunderung der Satrapen, hinter einer Felſenſpitze vor. Er war mit einem Bogen bewaffnet; an ſeiner Seite hing ein Köcher mit Pfeilen, aus dem er für jeden Tyger und jeden Löwen einen herauszog, und einen nach dem andern ohne zu fehlen mitten ins Herz ſchoß. Als er ſie alle zur Erde niedergeſtreckt hatte, zog er ihnen mit der größten Kaltblütigkeit die Pfeile aus dem Leibe, machte den Satrapen ſein Kompliment und verſchwand wiederum eben ſo geſchwind als er erſchienen war hinter den Felſen, die die Ebne umgaben.

Ich weiß nicht wie die Geſandten und die Bedeckung der Tyger und Löwen nach dieſem Abentheuer von einander geſchieden ſind; nur ſo viel weiß man, daß da die erſten an den Hof von Aſtrakant zurückkamen, und dem Könige die Antwort und den Rath des großen Caramuſſal hinterbrachten, der König mit Genehmigung ſeines Staatsraths und mit Einwilligung ſeiner Tochter, Herolde auf der ganzen Erde herumſchickte, und die Bedingungen bekannt machen ließ, unter denen es allen und jeden Abentheurern erlaubt ſeyn ſollte, auf den Beſitz der vollkommenſten Dame und des mächtigſten Reichs Anſprüche zu machen.

Seit dieſer Bekanntmachung hat ſich der Ruf von der Schönheit der Prinzeſſinn noch viel weiter verbreitet als die Nachricht von den ſchrecklichen Gefahren und den ſonderbaren Abentheuern, die man beſtehen ſollte; auch hat die Prinzeſſinn überdieß nicht ermangelt alle Jahre zwey oder drey Monate in allen Provinzen umher zu reiſen. Wer ſie auf dieſen Reiſen oder an dem Hofe ihres Vaters geſehn hat, verſichert, daß ihre Schönheit alles übertrifft was man davon bekannt gemacht hat und eine große Menge, durch den Glanz ſo herrlicher Verſprechungen geblendet, hat in dieſer Unternehmung untergelegen.

Dieß iſt denn nun auch die Urſache, fuhr der Ritter vom Leiſten fort, warum wir uns hier verſammelt haben und dieß iſt das Abentheuer, wozu ihr Euch durch Euer Ehrenwort anheiſchig gemacht habt.

Beym Ende ſeiner Erzählung befanden wir uns an dem Ufer des Fluſſes, wo ich durch das ſeltenſte und herrlichſte Schauſpiel überraſcht wurde.

Doch ich denke es wird gut ſeyn, den Verlauf der Abentheuer des Prinzen von Trebiſonde bis auf den zweyten Theil dieſer Denkwürdigkeiten aufzuheben.

Ende.

Inhalt
der
Blauen Bibliothek
aller Nationen.

Erſter Band.

Feen-Mährchen von Charles Perrault.

. Rothkäppchen. S. 3
I. Die Feen. — 7
II. Blaubart. — 13
V. Die ſchlafende Schöne. — 21
. Die geſtiefelte Katze. — 39
I. Fräulein Aſchenbrödel, oder das Glas-Pantöffelchen. — 47
II. Ruprecht mit der Kuppe. — 58
III. Der kleine Däumling. — 70
X. Abentheuer der Prinzeſſin Sinnreich. — 81
. Eſelshaut. — 127

Feen-

Feen-Mährchen der Frau von Lintot.

I. Kornblümchen. . . . S. 153

II. Prinz Offenherz. . . . — 186

III. Zartbraun und Conſtanze. . . — 221

Feen-Mährchen von J. J. Rouſſeau.

Königin Grille. . . . — 275

Zweyter Band.

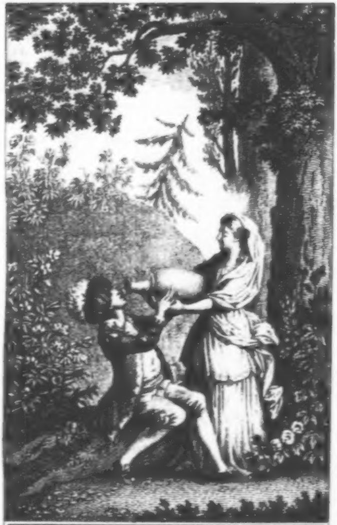
Feen-Mährchen des Grafen Anton Hamilton.

Einleitung zum zweyten Bande.

I. Der Widder. . . . S. 1

II. Dorn-Röschen. . . . — 179

III. Die vier Facardine. . . . — 333



Prinzeſsin Frühlingsſchön

Die

Blaue Bibliothek
aller Nationen.

Si Peau d'Ane m'étoit conté
J'y prendrois un plaiſir extrême.

LAFONTAINE.

Dritter Band.

Gotha
in der Ettingerſchen Buchhandlung. 1790.

UNIV. U. LANDESBIBL.
HALLE
(SAALE)

Goc 305 (3)

Einleitung.

Die Gräfin von Aulnoy, deren Feen-Mährchen ich hier liefere, war eine von den sehr geſchäzten Schriftſtellerinnen Frankreichs, im Fache der ſchönen und amüſanten Literatur. Sie machte ſo zu ſagen mit den beyden andern nicht minder berühmten Schriftſtellerinnen, der **Frau von Mürat** und **Mademoiſelle de la Force**, ein Kleeblatt aus, von welchem der **Marquis de Paulmy** mit Rechte folgendes günſtige Urtheil fällt:
„Mesdames *d' Aulnoy*, *de Murat* et *Mademoiſelle*
„*de la Force* ont ſait des Contes, ou le merveil-
„leux ſemble racheté par la pureté du goût,
„par la ſageſſe des idées, par l' honnêteté des

„tableaux, par une certaine philoſophie des „moeurs qui caractériſe le ſiècle, ou ils ont „été écrits. Il y a deux cent ans que tout cela „n'exiſtoit pas en France; il regnoit au contraire une crédulite ſotte, une groſſièreté d' „eſprit, qu'on a peine à concevoir aujourdhui."

Sie war die Tochter eines Edelmanns, Herrn le Jumel de Barneville, aus der Normandie, und an den Grafen François de la Mothe d'Aulnoy verheyrathet. Ihr Gemahl war ſehr in die politiſchen Händel unter Ludwig XIV verwickelt, und hätte beynahe, durch die falſche Anklage dreyer Normandiſcher Edelleute, als Verbrecher der beleidigten Majeſtät, den Kopf verlohren. Auch unſre Schriftſtellerin gerieth durch ihre enge Freundſchaft mit der famoſen und ſchönen Madame Ticquet, welche auf dem Greve-Platz enthauptet wurde, indem ſie mit in ihre Unterſuchung gezogen wurde, in Lebensgefahr.

Die Natur hatte der Gräfin **von Aulnoy** zwey ſehr wichtige Geſchenke mitgetheilt, Schönheit und vielen Geiſt. Beyde unterſtützten einander vortrefflich. Bey der großen Leichtigkeit die ſie beſaß, ſich mit Anmuth auszudrücken, und über Alles zu ſprechen, bey ihrem vortrefflichen

Ge=

Gedächtniſſe, welches ihr ihre große Lectüre brauchbar machte, gefiel ſie jedermann, und war die angenehmſte Geſellſchafterin, durch die beſtändige leichte und geiſtreiche Unterhaltung. die ſie gewährte. Niemand wußte eine Anecdote leichter und paſſender herbeyzuführen, und ſie in den Stoff des Geſprächs einzuweben, niemand erzählte artiger, geſchmackvoller und witziger als ſie.

Eben dieſelbe leichte und angenehme Manier hatte ſie auch in Ihren Schriften. Ihre **Mährchen** und kleinen Erzählungen, gefallen als Spiele ihrer reichen Imagination durch die Naivheit ihres Erzählungs-Tons, ſo wie durch die Reinheit und Grazie ihres Styls, allgemein, und ſind für alle Alter und Stände der Leſer. Ein kleiner Vorwurf. den man ihr nicht ganz mit Unrechte machen könnte, iſt, daß ſie in manchen ihrer Feen-Mährchen, bey einigen Gegenſtänden, ein wenig zu geſchwätzig wird, und den Faden zu lang ſp'nnt; ein Fehler, von dem wir ſie in gegenwärtiger Ueberſetzung, aus Liebe für ihre übrigen Schönheiten, zu reinigen geſucht haben.

Die Frau Gräfin **von Aulnoy** war eine ziemlich fruchtbare Schriftſtellerin, denn auſſer 3 Bänden Feen-Mährchen, die wir hier liefern, haben wir auch noch einige Romane von ihr, die Glück bey dem Publico gemacht haben. Folgendes iſt das vollſtändige Verzeichniß ihrer ſämtlichen Schriften.

1) Contes des Fées.
2) Voyage en Eſpagne.
3) Memoires de la Cour d'Eſpagne.
4) Memoires de la Cour d'Angleterre.
5) Avantures d'Hypolite, Comte de Douglas.
6) Avantures du Comte de Warvick.
7) Avantures du Prince de Carency.

Sie war die Mutter der nicht minder berühmten und geiſtreichen Frau von Heere, welche den Geiſt und die Talente ihrer Mutter alle geerbt zu haben ſchien. Die Gräfin von Aulnoy ſtarb im Jänner 1705 zu Paris, 55 Jahr alt, beweint von den Muſen und Grazien, die uns ihr Andenken erhielten.

* * *

Feen⸗Mährchen

der

Frau Gräfin von Aulnoy.

I.

Grazioſe und Percinet.

Es war einmal ein König und eine Königin, die nur eine einzige Tochter hatten. Grazioſe hieß dieſe Tochter, weil ſie Schönheit, Gute des Herzens und Verſtand in einem ſeltenen Grade vereinigte. Sie war ganz die Freude ihrer Mutter. Es vergieng kein Tag, an dem ſie nicht ein ſchönes Kleid von Goldbrocard, Sammt oder Seide geſchenkt bekommen hätte. Sie war zum Entzücken, ohne ſtolz, ohne eitel darauf zu ſeyn. Ihren Vormittag brachte ſie mit gelehrten Leuten zu, die ſie in verſchiedenen Wiſſenſchaften unterrichteten; den Nachmittag arbeitete ſie bey der Königin. Ueberall nennte man ſie die glücklichſte Prinzeßin von der Welt.

Am Hofe ihrer Eltern befand ſich eine ſehr reiche alte Jungfer, die Herzogin Grognon;

ein durchaus häßliches Geſchöpf. Sie hatte feuerrothes Haar; ein breites Geſicht, ganz mit Kupfer bedeckt; von zwey Augen, die ſie vor Zeiten gehabt hatte, war ihr nur ein Triefauge übrig geblieben; ihr Mund war ſo ungeheuer groß, daß ſie alle Welt verſchlingen zu wollen ſchien; da ſie aber keine Zähne mehr hatte, ſo fürchtete man ſich nicht vor ihr; dabey hatte ſie vorn und hinten einen Buckel, und war auf beyden Füßen lahm. Ungeheuer dieſer Art beneiden alle ſchönen Perſonen. Grognon haßte Grazioſen; und hatte ſich vom Hofe entfernt, um nur nichts mehr von ihr zu hören. Sie beſaß ein Schloß, das nicht weit davon war: auf dieſes begab ſie ſich. Beſuchte ſie nun da jemand, und ſagte ihr von der Prinzeſſin, wie wunderſchön ſie wäre, ſo rief ſie zornig aus: „das iſt erlogen! Liebenswürdig iſt ſie gar nicht; in meinem kleinen Finger hab' ich mehr Anmuth, als ſie an ihrer ganzen Perſon.„

Unterdeſſen wurde die Königin krank und ſtarb. Grazioſe wäre faſt auch vor Gram über den Verluſt einer ſo guten Mutter nachgefolgt; der König beklagte ſeine gute Gemahlin ſehr. Faſt ein Jahr verſchloß er ſich in ſeinem Palläſte, bis endlich die Aerzte wegen ſeiner Geſundheit beſorgt, ihm Bewegung und

Zerſtreuung dringend empfahlen. Er wählte dazu eine vorgeſchlagene Jagd; und weil es ſehr heiß war, trat er in einem großen Schloſſe ab, das auf ſeinem Wege lag.

Grognon, die Beſitzerin dieſes Schloſſes, erfuhr kaum die Ankunft des Königs, ſo gieng ſie ihm entgegen, und ſagte ihm, der kühlſte Ort im Schloſſe ſey, ein großer gewölbter Keller, der ſehr reinlich wäre. In dieſem bat ſie ihn ſich zu erfriſchen; und der König ließ ſich von ihr hinunterführen. Zweyhundert Fäſſer lagen da neben und über einander: er fragte ſie, ob der ganze Vorrath für ſie allein wäre? „Ja! ſagte ſie; ich mache mir ein Vergnügen daraus, Sie davon koſten zu laſſen.„ Hier iſt Kanarienſekt, Saint-Laurent, Champagner, Hermitage, Riveſalto, Roßoli, Perſico; wovon beliebt Ihnen? „Champagner, verſetzte der König, möchte doch wohl der beſte ſeyn.„ — Sofort nahm Grognon einen kleinen Hammer und ſchlug ein Faß an: Toc! Toc! und Louis-d'ors rollten zu tauſenden aus dem Faſſe heraus. „Nu was bedeutet denn das?„ ſagte ſie lächelnd. Toc! Toc! ſchlug ſie ein anderes Faß an: und ſiehe da, es quollen lauter Doppel-Louisd'ors heraus. „Unbegreiflich!„ ſagte ſie, mit noch ſtärkerem Lächeln. Toc! Toc! an einem dritten Faſſe; und es rollten ſo viel

Perlen und Diamanten aus dem Faſſe, daß der Boden ganz damit bedeckt war. „Unbegreiflich!„ rief ſie noch einmal; man muß mir meinen guten Wein geſtohlen, und dieſe Armſeeligkeiten dafür untergeſchoben haben.„ — „¿Armſeeligkeiten? ſagte der König ganz erſtaunt; Armſeeligkeiten nennen Sie das Madam? Zehn Königreiche wie Paris könnte man dafür kaufen.„ — Gut! ſagte ſie, ſo wiſſen Sie denn, daß alle dieſe Fäſſer mit ſolchen Schätzen und Edelſteinen angefüllt ſind. Ich mache Sie zum Herrn davon, aber Sie müſſen mich heyrathen.„ — Gleich morgen!„ antwortete der König, deſſen Abgott das Geld war.„ , Aber, ſetzte ſie hinzu, noch eine Bedingung! Ueber ihre Tochter verlang' ich die Herrſchaft, als ihre Mutter; ſie muß ganz von mir abhängen; und Sie müſſen mir völlig freye Hand über ſie laſſen. „Das verſpreche ich, erwiederte der König; ſchlagen ſie ein!„ — Sie verlieſſen nun, Hand in Hand den reichen Keller, und ſie übergab ihm den Schlüſſel dazu; und hierauf kehrte er in ſeinen Pallaſt zurück.

Grazioſe kam ihm auf den erſten Laut von ſeiner Stimme entgegen; ſie umarmte ihn, und fragte ihn, ob er einen guten Fang gemacht hätte. — „Eine lebendige Taube!„

gab er zur Antwort. „O die ſchenken Sie mir! ſagte Grazioſe; ich will ſie aufziehen. Das kann ich nicht, fuhr er fort; ich muß mich nur deutlicher erklären. Ich habe auf der Jagd die Herzogin Grognon angetroffen, und ſie zur Gemahlin gewählt. — Himmel! rufte Grazioſe aus; kann man die eine Taube nennen? eher eine Nachteule iſt ſie.„ — Schweig! ſagte der König ganz böſe; ich verlange, du ſollſt ſie ehren und lieben wie deine Mutter. Geh! geſchwind, und putze dich; noch heute geh' ich wieder zu ihr.„

Grazioſe war eine gehorſame Tochter; ſie gieng auf ihr Zimmer um ſich zu kleiden. Ihre Amme ſah ihr den unterdrückten Kummer in den Augen. — „Was fehlt Ihnen, ſagte ſie zu ihr; Sie weinen?„ — „Ach! verſetzte Grazioſe, ſoll ich das nicht? Der König will mir eine Stiefmutter geben; und, was noch ſchlimmer iſt, meine grauſamſte Feindin, die Grognon. Wie ſoll ich ſie in dieſen Betten ſehen, die meine Mutter mit eigenen Händen ſo zart geſtickt hat? Wie kann ich freundlich gegen eine Unholdin ſeyn, die mich gern ermorden möchte? — Liebes Kind! verſetzte die Amme, Ihr Geiſt muß Sie eben ſo erheben, wie Ihre Geburt. Prinzeſſinnen wie Sie müſſen edlere Beyſpiele geben, als andere.

Und giebt es wohl ein edleres Beyſpiel als Gehorſam gegen den Vater, und Selbſtüberwindung um ihm gefällig zu ſeyn? Verſprechen Sie mir alſo, ſich Ihren Kummer gegen die Grognon nicht merken zu laſſen. „Grazioſe konnte ſich anfangs nicht dazu entſchlieſſen; allein die einſichtsvolle Amme legte ihr ſo viele Gründe vor, daß ſie ſich endlich anheiſchig machte, ihren Verdruß zu unterdrücken, und gegen ihre Stiefmutter freundlich zu ſeyn.

Sie zog ſogleich ein grünes Kleid, mit Gold-Grunde an, ließ ihre blonden Haare auf die Schultern fliegen, daß der Wind damit ſpielen konnte, wie es damals Mode war; und auf den Kopf ſetzte ſie einen leichten Kranz von Roſen und Schaſmin, wovon die Blätter lauter Smaragden waren. Die Mutter der Liebesgötter, wäre minder ſchön geweſen, als ſie war: aber Traurigkeit, die ſie nicht überwältigen konnte, drang dennoch unter aller Verſchönerung in jeder ihrer Mienen durch.

Grognon war unterdeſſen mit ihrem Putze nicht wenig beſchäftigt. Sie ließ ſich einen Schuh machen der eine halbe Elle höher als der andere war, damit es das Anſehen haben ſollte, als hinkte ſie weniger; eine ausgeſtopfte

Schnürbruſt ſollte ihren Buckel verbergen; ſie ſetzte ſich ein Glasauge ein, ſo gut ſie's nur finden konnte; ſie legte Weiß auf, und ihr rothes Haar färbte ſie ſchwarz; ihr Anzug war eine Robe von amarantfarbenen Atlas, blau gefüttert, und einen gelben Rock mit violetfarbenem Bande. Weil die Königinnen von Spanien ihren Einzug zu Pferde zu halten pflegten, wollte ſie den ihrigen eben ſo halten.

Unterdeſſen daß der König ſeine Befehle gab, und Grazioſe auf den Augenblick wartete, wo ſie der Grognon entgegen gehen ſollte, gieng ſie noch ganz allein in den Garten, wo ſie ſich in einem kleinen düſtern Hölzchen ins Grüne niederließ. „Endlich, ſagte ſie, doch in Freyheit! endlich kann ich doch weinen, ohne daß es mir jemand verwehrt!„ Mit dieſen Worten überließ ſie ſich ganz ihrem Schmerze und ihren Thränen; ein Zuſtand, in dem ſie die Rückkehr in den Pallaſt ganz vergaß. So fand ſie ein Page, der in grünen Atlas gekleidet, mit weißen Federn auf dem niedlichſten Köpfchen von der Welt, ihr mit einer Kniebeugung ankündigte, der König erwarte ſie. Verwunderungsvoll ſah ſie den ſchönen, lieblichen jungen Pagen; ſie kannte ihn nicht, ſie glaubte, er ſey vom Gefolge der Grognon. — „Seit wann, ſagte ſie zu ihm, ſind Sie denn unter die königlichen Pagen, aufgenommen?„ — Ich bin nicht beym Könige, war ſeine Antwort, ſondern Ihnen gehör' ich an, Ihnen allein.„ „Mir! erwiederte ſie ganz erſtaunt, und ich kenne Sie nicht!„ — „Ha! verſetzt' er, ich hab' es noch nicht gewagt, mich zu erkennen zu geben: aber das Unglück, das Ihnen durch die Vermählung des Königs droht, macht es mir zur Pflicht, früher zu reden als ich es willens war. Zeit und Dienſteifer ſollten Ihnen von der Leidenſchaft.... „¡Ein Page! unterbrach ihn die Prinzeſſin, ein Page unterſteht ſich mir von Leidenſchaft zu ſagen! Das fehlte noch zu meinem Unglück!„ — Erſchrecken Sie nicht! erwiederte er zärtlich und ehrerbietig; ich bin Percinet, ein Prinz, der durch Reichthum und Wiſſenſchaft bekannt genug iſt, um Ihnen nicht ungleich gegen Sie zu erſcheinen. Nichts erhebt Sie über mich, als Schönheit und Vorzüge der Seele. Schon lange lieb' ich Sie: und oft bin ich da wo Sie ſind, ohne daß Sie mich ſehen. Die Feenkunſt, die mir bey der Geburt zu Theil ward, hat mir das Vergnügen, Sie zu ſehen oft verſchaft. Heute werde ich unter dieſer Geſtalt Sie überall begleiten, und ich hoffe, Ihnen nicht ganz unnütz zu ſeyn. „So wie er ſprach, betrachtete ihn die Prinzeſſin mit einer Verwunderung, von der ſie ſich nicht wieder erhohlen konnte.“ Alſo Sie ſind es, ſagte Grazioſe, Sie, ſchöner Percinet, den ich ſo ſehr zu ſehen gewünſcht habe, von dem man ſo wunderbare Dinge erzählt. O wie freut es mich, daß Sie mein Freund ſeyn wollen! Nun fürcht' ich die böſe Grognon nicht mehr, weil Sie mein Beſchützer ſind. Sie ſagten ſich nur noch einige Worte, dann kehrte Grazioſe in den Pallaſt zurück. Hier fand ſie ein völlig angeſchirrtes Roß, das Percinet in den Stall hatte bringen laßen, und das man für ſie beſtimmt zu ſeyn glaubte. Sie beſtieg das Roß; weil es aber ein muthiger Springer war, ſo faßt' es der Page beym Zügel und führt' es; wobey er ſich alle Augenblicke nach ſeiner ſchönen Gebieterin umſahe.

Das Pferd, das man der Grognon brachte, war gegen Grazioſens edles Roß eine wahre Mähre; die Decke des letztern ſchimmerte ſo von Edelſteinen, daß jenes gar nicht in Betrachtung kam. Der König, der an andere Dinge dachte, gab darauf nicht Acht: die Herren vom Hofe aber hatten nur Augen für die Prinzeſſin und für den grünen Pagen.

Man fand die Grognon unterwegs, in einer offenen Kaleſche, häßlicher und plumper als die gemeinſte Bäuerin. Der König und die Prinzeſſin umarmten ſie. Man führte ihr das Pferd vor, das ſie reiten ſollte: aber indem fiel ihr Grazioſens Roß in die Augen. „Wie? rief ſie aus, das Mädchen ſoll ein ſchöneres Pferd haben als ich! Lieber wollt' ich niemals Königin werden: lieber geh' ich wieder auf mein reiches Schloß, als daß ich mir das gefallen laſſe! „Sogleich befahl der König, die Prinzeſſin ſollte abſteigen, und die Grognon bitten, ſie möchte ihr die Ehre erzeigen, ihr Roß anzunehmen. Grazioſe gehorchte ohne Widerrede. Grognon würdigte ſie keines Danks, nicht einmal eines Blicks. Sie ließ ſich auf das ſchöne Roß hinaufwinden, auf dem ſie ſich ausnahm wie ein Päckchen ſchmuziger Wäſche. Acht Herren hielten ſie, daß ſie nicht herunter fallen ſollte. Noch immer war ſie nicht zufrieden, noch immer murmelte ſie Drohungen zwiſchen den Zähnen. Man fragte ſie, was ſie denn verlangte. — „Was ich verlange! ſagte ſie; ich bin Gebieterin; der grüne Page ſoll mir den Zügel halten, wie er ihn Grazioſen gehalten hat.„ Der König befahl dem grünen Pagen, das Pferd der Königin zu führen. Percinet blickte die Prinzeſſin an, ſie ihn, ohne ein ſtummes Wörtchen zu ſagen: er gehorchte. Nun gieng der Zug des ganzen Hofs unter einem gewaltigen Getöſe von Pauken und Trompeten fort. Grognon ſchwebte in Entzücken: mit ihrer Stumpfnaſe und ihrem Schiefmaule hätte ſie nicht mit Grazioſen getauſcht.

Doch eben da man am wenigſten daran dachte, begann das ſchöne Roß zu ſpringen, zu ſchlagen, zu rennen, daß niemand es aufhalten konnte. Grognon klammerte ſich am Sattelknopfe, an den Mähnen aus allen Kräften an: ſie ſchrie jämmerlich; endlich fiel ſie, und blieb mit dem einen Fuße im Steigbügel hängen. Das Roß ſchleiſte ſie noch weit fort, über Stock und Stein, durch Dornen und Koth, wo ſie faſt begraben liegen blieb. Da alles ihr nacheilte, ſo hatte man ſie bald eingehohlt. Man fand ſie ganz zerſchunden; ſie hatte vier bis fünf Löcher im Kopfe, und einen Arm gebrochen: ſo jämmerlich iſt wohl noch keine Braut in der Welt zugerichtet worden.

Der König war untröſtlich. Man raſte ſie auf, wie ein zerbrochenes Glas: hier lag ihre Haube, dort ihre Pantoffeln. Sie wurde nach der Stadt gebracht, und ins Bette gelegt: die beſten Wundärzte mußten kommen. So elend ſie war, ſo tobte ſie doch. „Sicherlich, ſchnaubte ſie, iſt das ein Streich von Grazioſen! Gewiß, ſie hat das ſchöne, böſe Pferd nur deswegen genommen, damit ich es mir wünſchen ſollte, und damit es mich abwürfe. Der König ſchaffe mir Genugthuung, oder ich gehe auf mein reiches Schloß, und er ſieht mich niemals wieder. „Man ſagte dem König, wie aufgebracht ſeine Grognon wäre. Eigennuz war ſeine herrſchende Leidenſchaft; die vielen Fäſſer mit Gold und Diamanten zu verlieren, dieſer Gedanke machte ihn ſchaudern, hätte ihn zu allem vermogt. Er lief eilig zu ſeiner beſchmuzten Kranken, warf ſich ihr zu Füßen, ſchwur ihr, Graziose ſollte ganz in ihrer Gewalt ſeyn, ſie möchte ſelbſt ihre Beſtrafung vorſchreiben. Mit dieſer Verſicherung, ſagte ſie, ſey ſie zufrieden; ſie wolle ſie rufen laſſen.

Graziose wurde blaß, als man ihr ſagte, ſie ſollte zur Grognon kommen; ſie zitterte; ſie konnte leicht vorherſehen, daß ſie keinen freundlichen Empfang finden würde. Sie ſah überall umher, ob Percinet nicht erſchiene; Percinet erſchien nicht: traurig ſchlich ſie alſo zur Grognon. Kaum war ſie zu ihr ins Zimmer getreten, ſo wurde die Thüre hinter ihr zugemacht, und vier Weiber, oder vier Furien, packten ſie an, riſſen ihr die ſchönen Kleider vom Leibe, ſchonten ſogar ihres Hemdes nicht. Die Weiſſe ihrer Haut blendete die Megären: ſie machten die Augen zu, als hätten ſie lange auf Schnee geſehen. „Friſch! friſch! rief Grognon aus ihrem Bette heraus; geſchunden ſoll ſie werden; nicht ein Stückchen ſoll ſie von der Haut behalten, die ſie ſo weiß, ſo ſchön findet!„

In jeder andern Verlegenheit hätte Grazioſe den ſchönen Percinet herbeygewünſcht: nur jezt konnte ſie ihn nicht zum Beyſtand verlangen; ſie bereitete ſich alſo, wie ein Lämmchen, zum Dulden. Jede der vier Furien hatte eine fürchterliche Ruthe in der Hand, und noch dazu große Beſen, um den Abgang der verbrauchten zu erſetzen. Sie hauten damit ohne Schonung: und dennoch rief Grognon bey jedem Streiche: „ſtärker! ſtärker! ihr meynt es zu gut.„

Sollte man nicht glauben, die arme Grazioſe müßte vom Kopf bis zu den Füßen zerſchunden worden ſeyn? Und doch geſchah es nicht: der galante Percinet hatte die Augen der Weiber bezaubert; ſie glaubten, ſie hätten Ruthen in der Hand, und es waren vielfarbichte Federn. So bald ſie anfiengen, und Grazioſe die Federn ſah, verlor ſich ihre Angſt, und ſie ſagte ganz leiſe: „Percinet! Sie ſtehen mir auf eine ſehr edle Art bey! Ohne Sie, was wär aus mir geworden? „Die vier Wei-

ber

der peitſchten unterdeſſen ſo lange, bis ſie die Arme nicht mehr rühren konnten. Sie wickelten ſie darauf in ihre Kleider ein, und warfen ſie, unter tauſend Schmähungen, aus dem Zimmer.

Grazioſe ſchlich nach dem ihrigen, unter dem Schein, als wäre ſie ganz erſchöpft, legte ſich zu Bette, und befahl, daß niemand bey ihr bleiben ſollte, als ihre Amme; dieſer erzählte ſie ihr Abentheuer. Unter dem Erzählen ſchlummerte ſie ein; und die Amme entfernte ſich. Beym Erwachen ſah ſie den grünen Pagen, der in ehrerbietiger Entfernung vor ihr in einem Winkel ſtand. Nie, ſagte ſie zu ihm, würde ſie vergeſſen, wie viel ſie ihm zu danken hätte; nie möcht' er ſie der Wuth ihrer Feindin überlaſſen; aber entfernen ſollt' er ſich dennoch; ſie hätte immer gehört, ein Mädchen dürfte nicht mit einem jungen Menſchen allein bleiben. Der grüne Page verſetzte: ſie ſähe wohl, wie ehrerbietig er ſich betrüge; indeſſen ſie ſey ſeine Gebieterin, und ihr müſſe er gehorchen, ſollt' es auch ſein Vergnügen koſten. Mit dieſen Worten entfernte, er ſich; nur hinterließ er ihr den Rath, ſich ſo zu ſtellen, als ob ſie von der abſcheulichen Mißhandlung krank geworden ſey.

Gra=

Grazioſen in einem ſolchen Zuſtande zu wiſſen, war für die Grognon eine ſolche Freude, daß ſie davon um die Hälfte früher genas, als es auſſerdem würde geſchehen ſeyn. Die Vermählung wurde mit großer Pracht vollzogen. Da aber der König wußte, daß Grognon nichts ſehnlicher wünſchte, als für ſchön geprieſen zu werden, ſo ließ er ſie mahlen, und ordnete ein Turnier an, wo ſechs der geübteſten Ritter am Hofe gegen männiglich behaupten ſollten, Königin Grognon ſey die ſchönſte Prinzeſſin auf der Welt. Es erſchienen viele Ritter aus der Fremde, um das Gegentheil zu verfechten. Ueberall war das Ungeheuer zugegen auf einem großen mit Goldſtoffe behangenen Balkon, und lezte ſich an dem Anblicke, daß ihre geſchickten Ritter ihre ſchlechte Sache aufs beſte vertheidigten. Hinter ihr ſtand Grazioſe, und auf ſie ſahe jeder Blick: aber Grognon thöricht genug, glaubte doch, man hätte Augen nur für ſie.

Beynahe war niemand mehr, der Grognon den Vorzug der Schönheit ſtreitig gemacht hätte, als ein junger Ritter erſchien, der ein Portrait in einer diamantenen Kapſel trug. Dieſer junge Ritter behauptete, Grognon ſey das häßlichſte Weib, und das Original ſeines Porträts das ſchönſte Mädchen. Zugleich nahm er den Kampf mit ſechs Rittern auf, und ſtreckte ſie alle zu Boden; ſechs andere traten dagegen auf, und ſo vier und zwanzig nach einander; er ſtreckte ſie alle zu Boden. Jezt öfnete er ſeine Kapſel, und ſagte, um ſie zu tröſten, wolle er ihnen das ſchöne Porträt zeigen: und jedermann erkannte darinn Grazioſen. Er machte ihr eine tiefe Verbeugung, und entfernte ſich, ohne ſeinen Namen anzugeben: aber in ihrem Sinne war es gewiß niemand anders als Percinet.

Grognon wäre vor Aerger faſt erſtickt: der Hals ſchwoll ihr auf; ſie konnte kein Wort vorbringen. Nur ein Zeichen konnte ſie geben, daß ſie's auf Grazioſen abſähe, und als ſie wieder reden konnte, erhub ſie einen fürchterlichen Lärmen. „Mir, krähte ſie, mir den Ruhm der Schönheit ſtreitig machen zu wollen! meine Ritter ſo zu beſchimpfen! Nein! das leid' ich nicht. Rächen muß ich mich, oder nicht mehr leben!“ — Ich verſichere Sie, betheuerte die Prinzeſſin, daß ich an dem ganzen Vorfalle keinen Antheil habe; ich erbiete mich, mit meinem Blute die Verſicherung zu ſchreiben, daß Sie die ſchönſte Dame auf der Welt ſind, und ich ein Ungeheuer von Häßlichkeit bin. — „Sie ſpotten, mein Püppchen, erwiederte Grognon; aber in kurzem kömmt die Reihe an mich.„ — Es wurde dem König gemeldet, wie aufgebracht ſeine Frau, und in welcher Todesangſt ſeine Tochter ſey; daß dieſe ihn flehentlich bäte, ſich ihrer anzunehmen, weil tauſend Martern ihr drohten, wenn er ſie der Königin preisgäbe. Doch der König blieb unbewegt: ſeine ganze Antwort war: er habe ſie ihrer Stiefmutter ohne Einſchränkung überlaſſen.

Die tückiſche Grognon wartete ungeduldig auf die Nacht. Kaum war es dunkel, ſo ließ ſie ihre leichte Chaiſe anſpannen, Grazioſe mußte ſich mit ihr einſetzen, und fort gieng es nun, unter einer ſtarken Bedeckung, hundert Stunden weit, in einen großen Wald, in den ſich keine Seele wagte, weil er mit Löwen, Bären, Tygern und Wölfen angefüllt war. Mitten in dieſem Walde, mußte Grazioſe abſteigen, und hier ließ man ſie allein: all ihr Bitten um Mitleid war vergebens. „Nicht um mein Leben bitt' ich, ſagte ſie, ſondern nur um ſchnellen Tod!„ Sie ſprach aber zu tauben Ohren: niemand würdigte ſie einer Antwort: man eilte ſchnell von ihr hinweg, und ließ ſie hier allein.

Ziemlich lange wanderte die arme Prinzeſſin umher, ohne zu wiſſen wohin. Bald ſtieß ſie ſich an einen Baum, bald verwickelte ſie ſich im Gebüſche und fiel. Endlich ſunk ſie, von Kummer und Angſt gebeugt, zu Boden, ohne Kraft ſich wieder aufzurichten. „Percinet! rief ſie zuweilen, „Percinet! wo biſt du? Könnte mich Percinet verlaſſen?„ Noch ſprach ſie kaum das letzte Wort, als ſie auf einmal das erſtaunlichſte, das ſchönſte Schauſpiel überraſchte. Dieß war eine prachtvolle Erleuchtung. Kein Baum war im Walde, der nicht mit mehrern Kronleuchtern und mit brennenden Kerzen wäre behangen geweſen; und am äuſſerſten Ende einer Allee ſtand ein Pallaſt von Kryſtall, ſchimmernd wie Sonnenglanz. Sie fieng nun an zu glauben, daß an dieſem neuen Zauberſpiele Percinet wieder Antheil haben müſſe, und ihr Herz ſchlug von Freude und Furcht. „Ich bin allein, ſagte ſie; er iſt jung, ſchön, verliebt; mein Leben iſt ſein Geſchenk: ach! zu viel! ich muß ihm ausweichen: beſſer todt, als Liebe zu ihm! „Mit dieſem Entſchluſſe ſtand ſie auf, ſo ſchwach und müde ſie auch war; und, ohne ſich nach dem ſchönen Schloſſe umzuſehen, wanderte ſie nach einer andern Richtung, ſo beſtürzt, ſo verworren, in einem ſolchen Gewirre von Gedanken, daß ſie nicht wußte was ſie that.

In dieſer Seelenverfaſſung hörte ſie ein Geräuſch hinter ſich: ſie bebte weil ſie glaubte, es ſey ein reiſſendes Thier. Zitternd blickte ſie hinter ſich, und ſahe — den Prinzen Percinet, ſchön wie man den Gott der Liebe mahlt. „Sie fliehen vor mir, ſagt' er, Sie fürchten ſich Prinzeſſin, wenn ich Sie anbete? Wiſſen Sie eben ſo wenig, wie ehrwürdig Sie mir ſind, daß Sie mir Unehrerbietigkeit gegen Sie zutrauen? Kommen Sie, kommen Sie mit Zuverſicht in dieſen Feenpallaſt. Ich will ihn nicht betreten, wenn Sie es mir unterſagen. Sie finden da meine Mutter und meine Schweſtern, denen Sie, nach meiner Schilderung, ſchon lieb geworden ſind.„ Grazioſe, von dem verbindlichen, ehrfurchtsvollen Benehmen ihres jungen Freundes bezaubert, konnt' es ihm nicht verſagen, mit ihm in einen kleinen gemahlten und vergoldeten Schlitten zu ſteigen, den zween Hirſche mit Wunderſchnelligkeit zogen. In wenigen Minuten durchrauſchten ſie verſchiedene Gegenden des Waldes, der ihr ſehr gefiel. Hellung herrſchte überall: Schäfer und Schäferinnen, in leichten Gewändern, tanzten nach Flöten und Schalmeyen. Dort, am Rande von Quellen, ſaſſen junge Landleute mit ihren Mädchen, und aßen und ſcherzten. „Ich meynte, ſagte Grazioſe, dieſer Wald ſey unbewohnt: aber ich ſehe wohl, er hat Bewohner, und ganz fröhliche.„ Seitdem ſie hier ſind, erwiederte Percinet, herrſcht in dieſer düſtern Einöde nichts als Freude und Vergnügen: die Grazien begleiten Sie; unter Ihren Füßen blühen Blumen auf. Graziose wagte keine Antwort: ſie bat blos den Prinzen, ſie zu ſeiner Mutter zu bringen.

„Nach dem Pallaſte!„ ſagt' er zu ſeinen Hirſchen. Eine liebliche Muſik tönte bey ihrer Ankunft: die Königin und ihre Töchter beydes holde Mädchen, kamen ihr entgegen, umarmten ſie, führten ſie in einen großen Saal, deſſen Mauern aus Kryſtall beſtanden. Hier ſahe ſie, mit nicht geringem Erſtaunen ihre Geſchichte bis auf den heutigen Tag, bis auf ihre Spatzierfarth mit dem Prinzen in Schlitten, eingegraben. Alles war ein vollendetes Werk der Kunſt: Phidias und alle Künſtler Griechenlands wären nicht damit zu vergleichen geweſen. „Sie haben hier, ſagte Graziose zum Prinzen, ſehr fleiſſige Arbeiter: ich thue keinen Schritt, ich mache keine Bewegung, ſo ſteht alles hier eingegraben.„ — „Weil ich nichts von dem verlieren will, was ſich auf Sie bezieht, war ſeine Antwort: ſonſt bin ich nirgends glücklich, nirgends zufrieden.„ Sie ſchwieg: und dankte nur der Königin für den liebreichen Empfang.

Ein herrliches Mahl wurde aufgetragen, und Grazioſe ließ es ſich recht gut ſchmecken: denn Percinet war freylich etwas anders, als die Bären und Löwen im Walde. So müde ſie auch war, ſo folgte ſie ihm doch in einen prächtigen Saal zu der Vorſtellung einer Oper. Das Süjet derſelben war die Liebſchaft zwiſchen Amor und Pſyche, mit Tänzen und Liedern untermiſcht. Ein junger Schäfer ſang:

Dich liebt hier Einer, Grazioſe!
So warm liebt ſelbſt der Gott der Liebe nicht.
Dich ruft der Ruf, der zu den Herzen ſpricht,
Verſchmäh ihn nicht, o Grazioſe!
Den Löwen hörteſt du im Walde brüllen,
Den Tyger hörteſt du den Wald mit Schrecken füllen
Sie fühlen Liebe — Grazioſe nicht!

Sie erröthete, ihren Namen ſo vor der Königin und den Prinzeſſinnen genennt zu hören, und ſagte zum Prinzen, es wäre ihr nicht ganz angenehm, daß ihr Geheimniß entſchleyert ſey. Wer lieben will, ſagte ſie,

Wer lieben will, muß ſchweigen können:
Die Liebe heiſcht Verſchwiegenheit.
Verläumdung lauſcht auf Zärtlichkeit;
Der Neider lauſcht ſie mißzugönnen.
Darum wer liebt, muß ſchweigen können;
Denn Liebe heiſcht Verſchwiegenheit.

Er bat ſie um Verzeihung: die Oper gieng zu Ende, und die Königin ließ ſie durch die beyden Prinzeſſinnen auf ihr Zimmer führen. In dieſem Zimmer vereinigte ſich Pracht mit Geſchmack. Vier und zwanzig Mädchen als Nymphen gekleidet, keine über achtzehn Jahr alt, und jede ein Wunder an Schönheit, bedienten ſie. Eine reizende Muſik ſollte ſie in Schlummer wiegen: allein ſie war ſo bewegt, daß ſie kein Auge ſchließen konnte. „Alles iſt Zauber, was ich ſah! ſagte ſie zu ſich ſelbſt. Percinet iſt ſo ſchön, und ſo ſchlau, und ſo furchtbar! Ich kann nicht bald genug von hier entfliehen.„ Viel koſtete ſie der Entſchluß: dieſen Pallaſt zu verlaſſen, und ſich einer Grognon zu überliefern, welch ein Unterſchied!

Als ſie aufgeſtanden war, fand ſie Roben von allen möglichen Farben, Steingarnituren von allen Arten, Spitzen, Bänder, Handſchuhe, ſeidene Strümpfe, alles im beſten Geſchmacke. So gut war ſie noch nie gekleidet worden, und ſo ſchön war ſie noch nie geweſen. Percinet erſchien, in Goldſtoff und grün gekleidet; denn grün war ſeine Farbe, weil Grazioſe ſie liebte. Noch nie war ein Jüngling ſo männlich ſchön und liebenswürdig als Percinet. Grazioſe ſagte zu ihm, ſie habe nicht ſchlafen können; die Erinnerung ihrer Leiden quäle ſie, und ſie ſcheue ängſtlich die Folgen. „Was kann Sie hier beunruhigen? war ſeine Antwort; hier ſind Sie angebetete Gebieterin; und Sie wollten mich verlaſſen, um ſich ihrer grauſamſten Feindin in die Arme zu werfen!“ „Stünde mein Schickſal in meiner Hand, verſetzte ſie, ſo nähm' ich Ihren Antrag an: allein ich bin meinem Vater Rechenſchaft von meinen Handlungen ſchuldig; und lieber will ich leiden, als meine Pflicht verletzen.“ Percinet bot ſeine ganze Beredſamkeit auf, um ihre Hand zu erlangen, allein ſie war nicht zu bewegen. Faſt wider ihren Willen hielt er ſie acht Tage auf, da er ſie durch immer neue Vergnügungen zu zerſtreuen ſuchte.

Oefters ſagte ſie zu ihm, ſie mögte nur wiſſen, was am Hofe ihres Vaters vorgienge, und welche Wendung die Grognon ihrem Verfahren gegen ſie gegeben hätte. Percinet ſagte darauf, er wollte ſich durch einen Knappen, einen klugen Mann, darnach erkundigen laſſen. Sie verſezte: ſie ſey vollkommen verſichert, daß er keines Kundſchafters bedürfte, um von allem unterrichtet zu ſeyn; und ſo könnte er es ihr ſelbſt ſagen. „So kommen Sie dann mit, ſagt' er, in den groſen Thurm, und Sie ſollen es ſelbſt ſehen.“ Er führte ſie nun

nun ganz auf die Zinne eines ſehr hohen Thurms; hier, ſagte er, ſolle ſie ihren Fuß auf den ſeinigen ſetzen, ihren kleinen Finger in den Mund nehmen, und in dieſer Stellung nach der Stadt hinblicken. Da ſahe ſie nun, daß Grognon bey ihrem Vater war, und zu ihm ſagte: „das elende Mädchen hat ſich im Keller erhenkt; ich habe ſie geſehen; es iſt ein ſcheußlicher Anblick. Sie müſſen ſie bald begraben laſſen, und ſie vergeſſen; es iſt kein großer Verluſt.„ Der König weinte würklich um ſie: Grognon aber kehrte ihm den Rücken zu. Sie ließ eine Puppe ins Leichentuch verhüllt in den Sarg legen, und der König befahl, ein feyerliches, prächtiges Leichenbegängniß zu veranſtalten. Jedermann folgte dem Leichenzuge, unter Thränen und Verwünſchungen gegen die Stiefmutter, die ſie als die Mörderin verabſcheuten. Es wurde Landtrauer angelegt: Graziose hörte, wie ſehr man ſie bedauerte, wie man ganz leiſe ſagte: „Schade, daß ein ſo ſchönes, liebes, junges Mädchen das Opfer eines ſolchen Geſchöpfs geworden iſt, das man zerhacken ſollte:„ der König konnte weder eſſen, noch trinken; er weinte von ganzem Herzen.

„Ach!“ ſagte Graziose, als ſie ihren Vater ſo bekümmert ſahe, ich kann es nicht aushalten, daß mein Vater mich noch länger als todt beweine! Wenn Sie mich lieb haben, Percinet, ſo bringen Sie mich zu ihm zurück.„ — „Grazioſe, ſagt' er dagegen, Sie werden mehr als einmal den Feenpallaſt vermiſſen: mich wohl nicht; denn gegen mich ſind Sie härter als ſelbſt die Grognon gegen Sie iſt.„ Umſonſt waren alle Vorſtellungen; ſie beſtand darauf, ſie wolle zurück. Er ſetzte ſie endlich wieder in den Schlitten, und ſich zu ihr, und die Hirſche fiengen an zu laufen. Beym Abfahren hörte ſie hinter ſich ein großes Getöſe: ſie blickte zurück; der ganze Pallaſt ſtürzte in Trümmern zuſammen. „Wie! rief ſie aus; verſchwunden iſt der Pallaſt!„ — „Ja! ſagte Percinet, mein Pallaſt iſt künftig bey den Todten; Sie werden ihn nicht eher wieder betreten, als wenn Sie werden begraben worden ſeyn.„ — „¿Sie zürnen, erwiederte Grazioſe; aber, ſagen Sie ſelbſt, bin ich nicht im Grunde mehr zu beklagen als Sie?„

Bey ihrer Ankunſt machte Percinet die Prinzeſſin, ſich ſelbſt, und den Schlitten unſichtbar. Grazioſe gieng allein zu ihrem Vater, und warf ſich ihm zu Füßen. Er erſchrack, wie vor einer Erſcheinung, und wollte fliehn: ſie hielt ihn zurück, und verſicherte ihn, ſie ſey nicht todt; die Grognon habe ſie in den öden Wald ſchleppen laſſen; dort ſey ſie auf einen Baum geklettert, und habe ſich von deſſen Früchten genährt; an ihrer Stelle ſey eine Pupp eingeſcharrt werden; jetzt bäte ſie ihn um die einzige Gnade, ſie auf ein Schloß zu ſchicken, wo ſie der Wuth ihrer Stiefmutter nicht wieder ausgeſetzt ſey.

Um gewiß zu werden ob ſie auch die Wahrheit ſage, ließ der König die Puppe wieder ausgraben; und Grognons Bosheit zeigte ſich ihm zu ſeinem großen Erſtaunen. Jeder andere König hätte eine ſolche Bosheit auf gleiche Art beſtraft; allein er war ein ſchwacher Mann, der nicht Muth genug hatte gerecht zu ſeyn. Er ließ ſeine Tochter mit ſich eſſen und begegnete ihr ſehr liebreich. Kaum erfuhr Grognon die Zurükkunft der Prinzeſſin, und daß ſie mit ihrem Vater äße, ſo wurde ſie wie wüthend. Keinen Augenblick, ſagte ſie zum Könige, dürft' er ſich bedenken, dieſe Spitzbübin zu entfernen, oder ſie ihr zu überlaſſen, denn es ſey gar nicht die Prinzeſſin Grazioſe; Aehnlichkeit hätte ſie zwar mit ihr, aber die wirkliche Grazioſe hätte ſich erhenkt, ſie hätte das mit eigenen Augen geſehen; und wollt' er dieſer Betrügerin glauben, ſo verriethe das Mangel an Achtung und Vertrauen gegen ſeine Königin. Ohn' ein Wort zu ſagen, überließ ihr alſo der König die unglückliche Prinzeſſin, indem er glaubte, oder ſich zu glauben ſtellte, es ſey ſeine Tochter nicht.

Voll hämiſcher Freude ſchleppte **Grognon**, mit Hülfe ihrer Weiber, die arme Prinzeſſin, in ein Gewölbe, und ließ ſie da entkleiden. Statt ihrer prächtigen Kleider gab man ihr einen elenden Kittel von grober Leinwand, hölzerne Schuhe, und eine Kappe von groben Tuche auf den Kopf. Kaum ließ man ihr ein wenig Stroh zum Lager, und ein wenig verſchimmeltes Brod.

In dieſer Noth hub ſie an bitterlich zu weinen, und die Entfernung vom Feenpallaſte zu bedauern. Indeſſen wagte ſie doch nicht, Percinet zum Beyſtande zu rufen; ſie fand, daß ſie ihn zu hart behandelt habe; ſie konnte ſichs nicht verſprechen, daß er ſie noch genug lieben würde, um ihr zu Hülfe zu kommen. Gleichwohl hatte die **Grognon** eine Fee zu Unterſtützung genommen, die faſt eine zweyte **Grognon** war. „Ich habe hier, ſagte ſie zur Fee, eine kleine Spitzbübin, die mir Verdruß macht. Ich will ſie zwar am Leben laſſen, aber ich will ihr immer gewiſſe Arbeiten aufgeben, die ſie nicht zu Stande kann bringen; und ſo kann ich ſie immer halbtodt ſchlagen laſſen, ohne daß ſie darüber muchſen darf: helfen Sie mir, alle Tage eine neue Marter für ſie ausdenken.„ Die Fee verſprach darüber nachzuſinnen; morgen, ſagte ſie, wolle ſie wiederkommen. Sie kam auch; und brachte ein Knäuel Garn mit, das ſo dick wie vier Perſonen und ſo zart war, daß der Faden vom leiſeſten Hauche zerfuhr, und dabey ſo verworren, daß ſich weder Anfang noch Ende finden ließ. Höchlich erfreut ſagte Grognon zu ihrer ſchönen Gefangenen: „nun, ſchöne Jungfer, machen Sie ſich gefaßt, dieſen Knäuel mit ihren niedlichen Pfötchen abzuwickeln: aber merken Sie dabey, wenn nur ein Fädchen zerreißt, ſo geht's ans Leben; ich ſelbſt lege Hand an. Sie können anfangen, wenn Sie wollen: aber ehe die Sonne untergeht, müſſen Sie fertig damit ſeyn.„ Hiermit verſchloß ſie die Thüre mit drey Schlöſſern.

Kaum war Grazioſe allein, ſo nahm ſie das große Knäuel, beſahe, und drehte und drehte ihn wieder von allen Seiten, zerriß tauſend Fäden für einen. Beſtürzt gab ſie endlich den Gedanken es abzuwickeln ganz auf, und warf es ungeduldig auf den Boden. „Fort mit dir! unglückliches Knäuel rief ſie ſchmerzhaft aus, du biſt die Urſache meines

Todes. Ach! Percinet! hat dich meine Strenge nicht ermüdet, ſo erſcheine, nicht um mir zu helfen, ſondern wenigſtens zum Empfange des lezten Lebewohls! „Und damit ergoſſen ſich ihre Thränen ſo gewaltſam und bitter, daß jeder andere, geſchweige denn ein Liebhaber gerührt worden wäre. Percinet öfnete die Thüre mit eben der Leichtigkeit, als ob er den Schlüſſel dazu gehabt hätte. „Hier bin ich! rief er ihr zu, immer zu ihrem Dienſte bereit; ich bin nicht fähig, Sie zu verlaſſen, ſo wenig Sie auch meine Liebe belohnen.„ Drey Schläge mit ſeinem Zauberſtabe fügten alle Fäden des Knäuels zuſammen, und zween ähnliche Schläge wickelten ſie los. „¿ Wünſchen Sie noch etwas von mir? ſagt' er; wollen Sie immer nur mich zum Beyſtande anrufen, nur mich„— „Keine Vorwürfe! ſchöner Percinet, erwiederte ſie; ich bin ohnedieß ſchon unglücklich genug.„ — Und doch, verſetzte er, beruht es nur auf Ihnen, ſo ſind Sie von der Tyranney befreyt: kommen Sie mit, und wir ſind beyde glücklich. ¿Was fürchten Sie?„ — „Daß Sie mich nicht genug lieben; die Zeit ſoll mir Ihre Liebe beſtätigen.„ — Beleidigt von ihrer Zweifelſucht, verließ ſie Percinet, und verſchwand.

Die Sonne neigte ſich zum Untergange; mit tauſend Ungeduld wartete Grognon darauf; oder vielmehr, ſie kam ihr noch zuvor. Mit ihren Furien, die ſie überall begleiteten, machteſie haſtig die drey Schlöſſer auf. „Was gilt's ſagte ſie, die ſchöne Müſſiggängerin hat nichts gethan! Geſchlafen wird ſie lieber haben, um einen friſchen Teint zu behalten.„ Doch nun zeigte ihr Grazioſe das Knäuel, das rein abgewickelt war. Grognon wußte nichts dabey zu erinnern, als daß ſie es beſchmuzt hätte, daß ſie nichts auf Reinlichkeit hielte, und gab ihr deswegen ein Paar Ohrfeigen, daß ihre weiß und rothe Wangen blau und gelb davon wurden. Grazioſe litt geduldig was ſie nicht verhindern konnte. Sie wurde wieder in das Gewölbe geſperrt, und noch enger als vorher bewacht.

Verdrüßlich daß es mit dem Knäuel nicht gelungen war, überhäufte Grognon die Fee mit Vorwürfen. „Denken Sie etwas-ſchwereres aus, ſagte ſie zu ihr, das ſie gar nicht zu Stande bringen kann.„ Tags darauf ließ die Fee ein Faß bringen, das ganz mit Federn angefüllt war. Es waren Federn von allen möglichen Arten von Vögeln, alle unter einander gemiſcht: die Vögel ſelbſt, denen ſie angehört hatten, würden ſie nicht herausgefunden haben. „Das iſt wohl etwas, ſagte die Fee zu Grognon, um die Geſchicklichkeit und Geduld ihrer Gefangenen zu prüfen. Heißen Sie ihr dieſe Federn ausſuchen, die von Pfauen beſonders, die von Nachtigallen beſonders, und ſo weiter, jede auf einen Haufen: einer Fee ſelbſt würde das Ding fremd ſeyn.„ Grognon vergieng beynahe vor Freude, indem ſie ſich die Verlegenheit der armeſt Prinzeſſin vorſtellte. Sie ließ ſie hohlen, ſchreckte ſie mit eben den Drohungen wie vorher, und ſperrte ſie wieder, nebſt der Federtonne, in dem Gewölbe mit drey Schlöſſern und wieder mit der Weiſung ein, daß beym Untergange der Sonne alles fertig ſeyn müſſe.

Grazioſe griff nach einigen Federn: aber ſie von einander zu unterſcheiden, war ihr unmöglich, und ſie warf ſie wieder in die Tonne. Sie ergriff ſie von neuem: mehrmahl machte ſie den Verſuch; es blieb ihr unmöglich. „So ſey es denn mein Tod! rief ſie verzweiflungsvoll; ſie will meinen Tod, er ſoll mein Elend werden. Percinet darf ich nicht mehr zu Hülfe rufen: liebt' er mich noch, ſo wär' er ſchon hier.„ — „Und hier iſt er auch! rufte Percinet; zweifeln Sie noch, ob Sie mir lieber ſind, als mein Leben?„ Zugleich that ſein Stab drey Schläge; und die Federn flogen zu tauſenden aus der Tenne heraus, und ordneten ſich von ſelbſt in kleine Haufen im Zimmer umher. — „Was bin ich Ihnen nicht ſchuldig, ſagte Grazioſe zu Percinet; ohne Sie war ich verloren; rechnen Sie auf meinen Dank.„ Percinet bemühte ſich von neuem ſie zu ſeinem Vortheile umzuſtimmen; ſie bat nochmals um Friſt; und er geſtand ſie ihr zu, ſo ſchwer es ihm auch wurde.

Grognon kam: und zum Erſtaunen war es ihr, was ſie ſahe. Sie wuſte nun nicht mehr, was ſie zur Pein für Grazioſe ausdenken ſollte: ſie tadelte blos, unter Schlägen, die Anordnung der Federhaufen. Gegen die Fee gerieth ſie in den heftigſten Zorn: und die Fee fand keine Antwort. Endlich ſagte ſie doch, ſie wolle ihre ganze Kunſt aufbieten, um eine Schachtel zu machen, die Grazioſen, wenn es ihr einfiele ſie zu öfnen, in die gröſte Verlegenheit ſetzen werde. Einige Tage darauf brachte ſie ihr dieſe ziemlich groſſe Schachtel. Laſſen Sie, ſagte ſie zur Königin, dieſe Schachtel durch Ihre Sklavin an einen gewiſſen Ort tragen: verbieten Sie ihr auf das ſtrengſte, ſie nicht zu öfnen: ſie wird es nicht unterlaſſen können, und Sie werden zufrieden ſeyn. „Grognon folgte der Anweiſung pünktlich:„ trage dieſes, ſagte ſie zur Prinzeſſin, auf mein reiches Schloß; aber bey Lebensſtrafe ſieh nicht nach, was darin enthalten iſt.

Grazioſe gieng mit ihren hölzernen Schuhen, ihrem groben Kittel und ihrer wollenen Kappe fort. Wer ihr begegnete, ſagte: „das iſt gewiß eine verkleidete Fee!„ denn auch unter der Hülle war ſie dennoch wunderſchön. Indem ſie durch ein kleines Gehölz wanderte, welches von einer anmuthigen Wieſe umgeben war, ſetzte ſie ſich um Athem zu ſchöpfen. Auf ihren Knieen hielt ſie die Schachtel, als ihr plötzlich die Luſt ankam ſie aufzumachen. Was könnte wohl daraus entſtehen, ſagte ſie zu ſich ſelbſt? Ich nehme ja nichts heraus, und ſehe doch was ſie enthält. Ohne weitere Ueberlegung der möglichen Folgen, machte ſie die Schachtel auf, und ſofort enthüpfte ihr eine zahlloſe Schaar von kleinen Männerchen und Weiberchen, Spielleuten und Inſtrumenten, kleinen Köchen, kleinen Tafeln, kleinen Schüſſeln; der größte unter dieſem Zwergenvölkchen war nur einen Finger lang. Alle zerſtreuten ſich auf der Wieſe umher; dann formten ſie ſich in kleinere Geſellſchaften, und begonnen einen allerliebſten Bal; einige tanzten, andere kochten, noch andere aßen; die kleinern Muſikanten ſpielten gar lieblich auf. Grazioſe fand anfangs nicht wenig Vergnugen an dem auſſerordentlichen Schauſpiele: aber wie ſie nun ein wenig ausgeruht hatte, und ſie wieder in die Kiſte hineinwieß, da wollte niemand hinein. Fort hüpften die kleinen Damen und Herren, fort hüpften auch die Muſikanten, und ſo nicht minder die kleinen Köche mit ihren Keſſeln auf den Köpfchen und den Bratſpieſſen auf den Schultern; war ſie auf der Wieſe, ſo ſchlüpften ſie in den Wald; folgte ſie ihnen in den Wald, gleich waren ſie wieder auf der Wieſe. „O daß ich doch ſo neugierig war! ſagte Grazioſe: ſo iſt es ganz nach dem Wunſche der Grognon. Das einzige Unglück, gegen das ich mich verwahren konnte, wiederfährt mir durch meine eigene Schuld. — Percinet! Percinet! wenn es möglich iſt, daß Sie das unvorſichtige Mädchen noch lieben können, ſo kommen Sie mir jezt zu Hülfe, wo es mit mir am ſchlimmſten ſteht.„ Percinet ließ ſich nicht dreymal rufen, ſo ſtand er in ſeinem grünen Gewande vor ihr. „Wäre nicht die boshafte Grognon, ſagt' er zu ihr, Sie würden gar nicht an mich denken.„ — „Urtheilen Sie günſtiger von mir, antwortete Grazioſe; ich bin weder unempfindlich gegen Vorzüge, noch unerkenntlich gegen Wohlthaten. Wahr iſt es, ich habe Ihre Geduld auf die Probe geſtellt, aber blos um ſie zu krönen, wenn ich ſie werde bewährt gefunden haben.„

ben.„ Zufriedener als jemals that Percinet drey Schläge auf die Kiſte; und Männerchen und Weiberchen, Muſikanten und Köche, alles ſchmiegte ſich wieder in die Schachtel, als wenn es nie herausgehüpft wäre. Percinet hatte ſeinen Wagen im Walde gelaſſen; er bat die Prinzeſſin ſich dieſes Wagens zu bedienen, um darin nach dem reichen Schloſſe zu fahren. In dem Zuſtande, worin ſie ſich befand, brauchte ſie wirklich ein ſolches Fuhrwerk. Percinet fuhr ſie ſelbſt, unter dem Schleyer der Unſichtbarkeit, und genoß das Vergnügen ſie zu unterhalten. Geheime Nachrichten verſichern, ſeine Geſellſchaft ſey ihr höchſt angenehm geweſen.

So kam ſie in das reiche Schloß. Als ſie hier im Namen der Königin ihr Kabinet aufzuſchließen verlangte, lachte ihr der Caſtellan gerade ins Geſicht. Du kaum von der Heerde weg, ſagt' er und willſt in ein ſo herrliches Zimmer! Fort! Fort! Holz-Schuhe haben noch nie auf einem ſolchen Fußboden herumgetappt. „Grazioſe bat ihn wenigſtens um ein ſchriftliches Zeugniß, daß er es ihr abgeſchlagen hätte, und das gab ihr der Caſtellan auch. Indem ſie das reiche Schloß wieder verließ, fand ſie den liebenswürdigen Percinet, der auf ſie wartete; und er brachte ſie wieder zurück in den Pallaſt ihres Vaters. Es läßt ſich nicht beſchreiben, was er ihr unterwegs zärtlich und ehrfurchtsvoll ſagte, um ſie zu bewegen ſein Leiden zu endigen. Sie antwortete ihm, wenn die Grognon ihr noch einen hämiſchen Streich ſpielen würde, dann wolle ſie ihm ſeinen Wunſch gewähren.

Als die unerbittliche Stiefmutter ſie wieder ſahe, ſtürzte ſie ſich auf die Fee, die ſie bey ſich behalten hatte, und würde ſie erdroſſelt haben, wenn eine Fee zu erwürgen wäre. Grazioſe überreichte ihr das Zeugniß des Aufſehers und die Schachtel: aber Grognon, ohne ſich die Mühe zu nehmen, beydes zu öfnen, warf Kiſte und Billet ins Feuer. Gerne hätte ſie auch die Prinzeſſin ſelbſt nachgeworfen: aber aufgeſchoben war bey ihr nicht aufgehoben.

Sie ließ ein weites, tiefes Loch im Garten graben: über dieſes Loch ward ein großer Stein gelegt. Auf einer Promenade ſagte ſie nun zu Grazioſen und zu ihrem übrigen Gefolge: „hier unter dieſem Steine ſoll ein Schatz vergraben liegen; geſchwind laſſe man mir den Stein aufheben. Alles legte Hand an, Grazioſe auch, wie die andern. Das war es, was Grognon verlangte: denn kaum ſtand Grazioſe am Rande der Grube, ſo ſtieß Grogvon die Prinzeſſin mit Heftigkeit hinab, und der Stein, der ſie bedeckte, fiel hinter ihr wieder drauf.

Nun war wohl alle Hofnung verlohren; denn wie konnte ſie nun Percinet finden, hier ſo tief unter der Erde? Sie ſah wohl, wie ſchwer es ſey, und bereute nun, ihm ihre Hand ſo lang verweigert zu haben. „Wie ſchrecklich, rief ſie aus, iſt doch mein Schickſal! lebendig begraben! o Percinet nun biſt du wegen meiner Weigerungen gerochen. Doch ich beſorgte, du wäreſt auch ein Flattergeiſt, wie die andern Männer, die anders Sinnes werden, ſo bald man ſie liebt. Ich wollte deines Herzens gewiß ſeyn: durch mein gerechtes Mißtrauen bin ich dahin gekommen wo ich jezt bin. Könnt ich nur noch Bedauern von dir erwarten, mich dünkt mein Loos würde mir erträglicher ſeyn.„

Indem ſie noch in dieſem Selbſtgeſpräche ihren Schmerz zu erleichtern ſuchte, hörte ſie ganz leiſe neben ſich eine Thüre aufmachen, die ſie vorher in der Dunkelheit nicht hatte bemerken können. Zugleich ſah ſie Tageslicht, und einen Garten voll Blumen und Früchten, voll Quellen und Grotten, voll Bildſäulen und Lauben. Sie trug kein Bedenken, ſich in dem ſchönen Garten umzuſehen. Nachdenkend wie dieſes neue Abentheuer werden würde, vertiefte ſie ſich in eine groſſe Allee; und zugleicher Zeit entdeckte ſie den Feenpallaſt wieder. Sie erkannte ihn leicht; denn ein Pallaſt von Kryſtall kömmt nicht überall vor; und überdieß ſahe ſie auch ihre neueſten Begebenheiten auf den Mauern daran eingegraben. Zulezt erſchien auch Percinet mit der Königin, ſeiner Mutter, und ſeinen Schweſtern. „Weigern Sie ſich nun nicht länger, ſagte die Königin, es iſt Zeit, meinen Sohn glücklich zu machen, und Sie von der Bedrückung einer Grognon zu befreyen.„ Dankbar warf ſich ihr die Prinzeſſin zu Füßen, überließ ihr die Beſtimmung ihres Schickſals, und verſprach ihr unbedingte Folgſamkeit. „Ich weiß noch, ſetzte ſie hinzu, Percinets Weiſſagung, als ich den Feenpallaſt verließ: „mein Pallaſt iſt künftig bey den Todten; ſie werden ihn nicht eher wieder betreten, als wenn Sie werden begraben worden ſeyn.„ Ich ſehe nun mit Bewunderung auf ſeine Wiſſenſchaft, aber auch mit eben ſoviel Bewunderung auf ſeine andern Vorzüge: er ſey mein Gemahl.„ Percinet empfing dieſe Erklärung mit Danke zu ihren Füßen. In eben dem Augenblick erſchallte der Pallaſt von Stimmen und Inſtrumenten, und mit der äuſſerſten Pracht vollzogen ſie die Vermählung.

Alle Feen aus einem Umfange von tauſend Stunden erſchienen auf prächtigen Fuhrwerken, bald mit Schwänen, bald mit Drachen beſpannt, manche auf Wolken, andere auf Feuerkugeln. Auch jene Fee erſchien, die der Königin beygeſtanden hatte, Grazioſen zu quälen. Sie erkannte mit Verwunderung die Prinzeſſin, und bat ſie dringend, das Geſchehene zu vergeſſen; ſie würde Mittel ſuchen, das zugefügte Unrecht wieder gut zu machen. Sie blieb auch nicht beym Vermählungsfeſte; ſondern flog auf ihrem Schlangenwagen nach dem Pallaſte des Königs, und erwürgte die Grognon, ohne daß es Wachen und Weiber verhindern konnten.

II.

Schönchen Goldhaar.

Es war einmal eine Königstochter, die ſo ſchön war, daß nichts auf der Welt ihr gleich kam. Man nannte ſie Schönchen Goldhaar, weil ihr goldgelbes krauſes Haar in langen Locken bis an die Kniee herabfiel. Auf dieſem ſchönen Haare trug ſie gewöhnlich einen Blumenkranz zum Schmucke. Kein Jüngling konnte ſie ſehen, ohne ihr geheime Seufzer nachzuſenden.

In ihrer Nachbarſchaft befand ſich ein junger König, noch unvermählt, ſehr hübſch und ſehr reich. Ohne ſie geſehn zu haben, machte ihn ſchon die Schilderung von ihrer Schönheit ſo verliebt, daß ihm die Luſt zum Eſſen und Trinken vergieng, und daß er beſchloß, durch einen Geſandten um ihre Hand anhalten zu laſſen. Er ließ ſeinem Botſchafter eine prächtige Equipage machen, gab ihm über hundert Bediente und Pferde, und band ihm nachdrücklich ein, ihm ja die Prinzeſſin mitzubringen.

Nach der Abreiſe des Geſandten ſprach der Hof von nichts anderm als von dem Gegenſtande ſeiner Verſendung. Der König, der ſchon für bekannt annahm, daß Schönchen Goldhaar ohnfehlbar ja ſagen würde, beſtellte ihr ſchon prächtige Kleider und wunderſchöne Möbeln. Unterdeſſen, daß die Arbeitsleute in voller Beſchäftigung waren, kam der Geſandte und brachte bey Schönchen ſeine Botſchaft an. Allein, ſie mochte nun entweder denſelben Tag nicht aufgeräumt, oder das Kompliment nicht nach ihrem Sinne ſeyn, genug, ſie antwortete dem Geſandten, ſie danke dem Könige, aber ſie würde ſich nie vermählen.

Sehr traurig über dieſe Antwort entfernte ſich der Geſandte wieder, mit allen Geſchenken, die er ihr im Namen ſeines Herrn überbracht hatte. Schönchen war auch ſittſam und wußte wohl, daß kein Mädchen ein Geſchenk von einem jungen Manne annehmen darf. Daher weigerte ſie ſich ſchlechterdings, die ſchönen Diamanten und was ſonſt dabey war, anzunehmen: nur einen Brief ſeine engliſche Stecknadeln nahm ſie an, um doch den König nicht gar zu ſehr verdrüßlich zu machen.

Bey der Zurückkunft des Geſandten betrübte ſich jedermann, daß er ohne Schönchen Goldhaar wiederkam, die man doch ſo ungeduldig erwartet hatte. Der König weinte darüber wie ein Kind: alle Bemühung ihn zu tröſten, war vergebens.

Am Hofe befand ſich ein junger Menſch, ſchön wie der Tag; wegen ſeiner Schönheit und ſeines Geiſtes wegen nannte man ihn Allbeliebt. Jedermann war ihm gut; gewiſſe neidiſche Höflinge ausgenommen, denen es wurmte, daß er die Gunſt und das volle Vertrauen des Monarchen beſaß.

Als einmal in ſeiner Gegenwart von der mißlungenen Anwerbung geſprochen wurde, entfuhren ihm unvorſichtiger weiſe die Worte: „Wenn mich der König geſchickt hätte, ich hätte ihm gewiß die Prinzeſſin gebracht.“ Auf der Stelle brachten die Neider dieß dem König zu Ohren. „Sehn Eur. Maj. nur, ſezten ſie hinzu, was das für ein Stolz von ihm iſt, ſchöner ſeyn zu wollen als Sie! Ihm würde die Prinzeſſin bis zu dem Grade gewogen worden ſeyn, daß ſie ihm gefolgt wäre!“ Augenblicklich fieng es Feuer bey dem Könige, und ſo heftig, daß er ſich nicht mehr bewußt war. „¡Ha! rief er, der Menſch ſpottet meiner im Unglück, und dünkt ſich beſſer als ich? Fort mit ihm in den großen Thurm! da mag er verhungern.“

Allbeliebt, der an nichts mehr dachte was ihm unvorſichtiger weiſe entfallen war, ſah ſich auf einmal in den Händen von Soldaten, die ihn in den Thurm ſchleppten, und mit der äuſſerſten Härte behandelten. Der arme Menſch bekam nichts weiter, als ein bißchen Stroh zum Lager; und er würde verſchmachtet ſeyn, ohne einen Trunk friſchen Waſſers aus einer kleinen Quelle, die am Fuß des Thurmes floß.

Einſtmahl, als er kaum noch athmen konnte, ächzt' er nur noch die Klage: „¿worüber zürnt wohl der König auf mich? Er hat doch keinen treuern Unterthanen als mich; ich hab' ihn nie beleidigt. Von ohngefähr befand ſich der König ganz in der Nähe des Thurmes; die Stimme des jungen Menſchen, den er ſonſt ſo ſehr geliebt hatte, fiel ihm ins Ohr, und er blieb ſtehen, und horchte ihm zu. Zwar ſuchten ihn ſeine Begleiter, die auch Feinde von Allbeliebt waren, davon abzuhalten, indem ſie ſagten, er ſolle doch nicht hier bey dem

elen:

elenden Wimmern eines verworfenen Menſchen verweilen? Aber der König erwiederte mit Feſtigkeit: „laßt mich! ich will ihn anhören.“ Bey den Klägen ſeines vormahligen Lieblings traten ihm die Thränen in die Augen. Er öfnete ſelbſt den Thurm, und rufte ihn. Allbeliebt erſchien im tiefſten Jammer, kniete ohnmächtig vor ihm nieder, küßte ihm die Füße, fragte ihn, was denn das Verbrechen ſey, das eine ſo harte Beſtrafung verdiene? — „Geſpottet haſt du meiner, und meines Geſandten, verſetzte der König; geſagt, wenn ich dich geſchickt hätte, du würdeſt mir Schönchen Goldhaar gewiß gebracht haben.“ — „Und das ſag' ich noch! erwiederte Allbeliebt. Ich würde ihr die erhabenen Eigenſchaften meines Gebieters ſo lebhaft dargeſtellt haben, daß ich verſichert bin, ſie hätte ſich nicht geweigert. Ich dächte, das könnte Ihnen nicht misfällig geweſen ſeyn.„ Der König fand, daß er in der That gar nicht unrecht hätte: ein finſterer Blick verwies den Höflingen ihre Verläumdung. Er nahm ſeinen Günſtling mit zurück, unter wiederhohlten Verſicherungen von Reue über ſeine Uebereilung gegen ihn.

„Allbeliebt! ſagt' er zu ihm, nachdem er ihn, durch eine gute Mahlzeit geſtärkt, in ſein Kabinet gerufen hatte — ich liebe Schönchen Goldhaar noch immer; ihre Weigerung hat mich nicht abgeſchreckt. Nur weiß ich nicht wie ich ihre Hand erhalten ſoll; laß ſehn, wenn ich dich abſchicke, ob es dir gelingt!“ — „Ich bin bereit, verſezte Allbeliebt; und morgen gleich!“ — Der König ſagte zwar, er wollte ihm erſt einen prächtigen Staatswagen machen laſſen: aber Allbeliebt erwiederte, das ſey nicht nöthig: „ich brauche, ſagte er, weiter nichts als ein gutes Pferd und einen Brief von ihnen.“ Sehr vergnügt, ihn ſo bald bereit zu ſehen, dankte ihm der König durch eine Umarmung.

An einem Montag Morgens nahm er Abſchied vom Könige und von ſeinen Freunden, und trat ſeine Geſandtſchaft an, er ganz allein, ohne Prunk und Geräuſch. Sein einziger Gedanke gieng blos auf die Mittel, wie er die Prinzeſſin vermögen könnte, ſeinem Herrn ihre Hand zu geben. Er hatte Schreibgeräthe bey ſich; ſo oft ihm nun ein ſchöner Gedanke beyfiel, der in ſeine Anrede paßte, ſo ſtieg er ab und ſchrieb ihn, im Schatten von Bäumen, zur Sicherheit gegen Vergeſſen auf. Einmal am Morgen, da er in der Dämmerung aufgebrochen war, fiel ihm ein artiger Gedanke bey. Er ſtieg ab, ſezte ſich unter Weiden, die einen kleinen Bach am Rande der Wieſe beſchatteten,

teten, und ſchrieb ſeinen Gedanken in ſeine Schreibtafel ein. Nach dieſem Geſchäfte überblickte er die Gegend, die ihm ſehr wohl gefiel. Indem nahm er am Boden einen Karpen wahr, der ganz ermattet nach Luft ſchnappte, ganz erſchöpft dalag, weil er im Springen nach Mücken zu hoch geſprungen, und hier aufs Gras niedergefallen war. Allbeliebt hätte ihn wohl zum Mittagsſchmauſe brauchen können: allein es dauerte ihn der arme Fiſch; er nahm ihn auf, und ſezte ihn ganz gemächlich wieder ins Waſſer. Kaum fühlte der Fiſch die Kühlung des Waſſers, ſo lebte er freudig wieder auf, und ſchlüpfte wohlbehaglich zum Grunde nieder. Doch nicht lange, ſo erſchien er neugeſtärkt am Ufer, und ſagte: „Allbeliebt! ich danke Ihnen für den Dienſt, den Sie mir geleiſtet haben. Ohne Sie wär ich verſchmachtet; Sie haben mich gerettet: ich werd es Ihnen vergelten.“ Mit dieſer Verſicherung verſchwand er im Waſſer; und Allbeliebt freute ſich nicht wenig über die Freundlichkeit des Karpen, der ſo vernünftig ſprach.

Ein andermal ſah er auf ſeinem Weg einen Raben in großer Angſt. Ein mächtiger Adler verfolgte ihn, hatte ihn faſt erreicht, und würde ihn verſchlungen haben, wie eine Linſe. Allbeliebt bedauerte den Raben. „Eben ſo, ſagt' er bey ſich ſelbſt, unterdrükt der Stärkere den Schwächern: warum verſchlingt der Adler den Raben? „Gleich nahm er Bogen und Pfeil, zielte und getroffen war der Adler. Todt fiel er zur Erde nieder; der Rabe flog freudig auf einen Baum. „Allbeliebt! ſagt' er zu ihm, es iſt Grosmuth von Ihnen, daß Sie mir beygeſtanden haben, mir, der ich weiter nichts bin, als ein armer Rabe. Doch ich werde nicht undankbar ſeyn; ich werd' es Ihnen vergelten.„ Allbeliebt bewunderte die Gutmüthigkeit des Raben, und eilte weiter.

Beym Eintritt in einen großen Wald, ſo früh, daß er kaum ſeinen Weg vor ſich ſah, hört' er eine Eule jämmerlich krächzen. „Horch! ſagte Allbeliebt, eine arme ſehr betrübte Eule! vielleicht in einem Netze gefangen! Er ſuchte überall, bis er endlich ein großes Netz entdekte das der Vogelſteller in der Nacht für die kleinen Vögel aufgeſpannt hatte. „Daß doch die Menſchen, ſagt' er, entweder ſich ſelbſt unter einander quälen müſſen, oder arme Thiere verfolgen, die ihnen keinen Schaden thun!„ Damit nahm er ſein Meſſer, und zerſchnitt das Netz. Die Eule flog auf: aber gleich kam ſie in vollem Fluge zurück. „Allbeliebt ſagte ſie, es braucht nicht viel Worte zur Verſicherung, wie viel ich Ihnen zu danken habe. Waren

Sie nicht, ſo wurde ich ein Raub der Jäger. Ich bin erkenntlich: ich werd' es Ihnen vergelten.

Dieß waren die erheblichſten Abentheuer, die ihm auf ſeiner Reiſe begegneten. Er eilte ſo ſehr, daß er bald genug den Pallaſt der Prinzeſſin Schönchen Goldhaar erreichte. Hier war alles herrlich: Diamanten lagen da in Haufen, wie Steine; ſchöne Kleider, Leckereyen, Silberwerk, alles ſah man in Ueberfluß. Wenn ſie das alles verließe, dachte Allbeliebt, und zum Könige ſeinem Herrn käme, ſo hätt' er wirklich von Glück zu ſagen. Er wählte zu ſeinem Anzuge ein Kleid von Goldſtoff, und zum Kopfputze weiße und inkarnatrothe Federn; um den Hals nahm er eine reich geſtikte Scherpe; zum Geſchenke für die Prinzeſſin trug er in einem niedlichen Körbchen ein artiges Hündchen, das er in Bologna gekauft hatte. Allbeliebt war ſo hübſch, ſo liebenswürdig, ſo angenehm in allem was er that, daß ihn die Wache am Schloßthore mit tiefen Verbeugungen empfieng, und alles ſich gleichſam drängte, der Prinzeſſin zu melden, Allbeliebt, der Geſandte von ihrem nächſten königlichen Nachbar, wünſche vor ſie gelaſſen zu werden.

„Allbeliebt! wiederholte Schönchen Goldhaar; der Name verſpricht etwas; ich wollte wetten es iſt ein artiger Mann, der jedermann gefällt.„ Allerdings! ſagten einſtimmig alle ihre Damen; wir haben ihn ſchon geſehen; und ſo lange wir ihn ſahn, war's mit der Arbeit vorbey.„ Allerliebſt! verſezte die Prinzeſſin, daß die Damen nach den Herren ſehn! Hurtig! meine Galarobe von blauem Atlas! Daß ja meine Locken recht gut fallen! und friſche Blumenkränze! Der Geſandte ſoll es überall beſtätigen, daß ich wirklich ſo bin wie ich heiße.

Geſchäftig waren nun Damen und Weiber, ſie zu ſchmücken wie eine Königin; ſo geſchäftig, daß eine die andere ſtieß, daß ſie ſich mehr hinderten, als förderten. Endlich ward doch der Putz vollendet, und die Prinzeſſin erhob ſich nun in die große Spiegelgallerie, um zu ſehen, ob alles ſo wäre, wie es ſeyn ſollte. Mit dieſer Gewißheit beſtieg ſie ihren Thron von Gold, Elfenbein und Ebenholz, um den ein Balſamgeruch duftete. Ihre Mädchen mußten ihre Inſtrumente nehmen und dazu ſingen, aber leiſe, leiſe, um nicht etwa jemanden zu übertäuben.

Allbeliebt fühlte ſich bey ihrem Anblicke von Bewunderung ſo entzückt, daß er, wie er in der Folge mehrmal geſtanden hat, kaum reden konnte. Indeſſen, er ſammelte ſich dennoch, und hielt ſeine Rede, daß es eine Luſt war; ſie ſchloß mit der Bitte, die Prinzeſſin mögte ihm nicht den Kummer machen, daß er ohne ſie zurückkehren müßte. Allbeliebt, gab ſie zur Antwort, alle die Gründe die Sie angeführt haben, ſind ſehr erheblich. Ich verſichere Sie, ich mögte Ihr Geſuch lieber Ihnen als jedem andern gewähren: aber hören Sie, was ich Ihnen ſagen will. Ich machte vor einiger Zeit mit meinen Damen eine kleine Farth auf dem Fluſſe. Indem ich meinen Handſchuh abzog, ſchlüpfte mir mein Ring vom Finger, und fiel unglücklicherweiſe ins Waſſer. Der Ring war mir lieber, als mein ganzes Königreich: denken Sie ſich ſelbſt, wie empfindlich mir ſein Verluſt war. Ich that den Schwur, keinen Vermählungsanträgen Gehör zu geben, wofern nicht der Geſandte, der für ſeinen Herrn würbe, mir meinen Ring wiederbrächte. Sehn Sie zu, was Sie nun zu thun haben: denn Sie könnten mir vierzehn Tage und vierzehn Nächte vorreden, und Sie würden mich doch nicht auf andere Meynung bringen.

Allbeliebt befremdete dieſe Antwort nicht wenig. Er erwiederte blos mit einer tiefen Verbeugung, und bat die Prinzeſſin, das

Hündchen, den Korb und die Scherpe anzunehmen. Allein ſie verſetzte, ſie verbäte ſich alle Geſchenke; er mögte nur an das denken, was ſie ihm geſagt hätte.

Als er nach Hauſe kam, legte er ſich nieder, ohne zu eſſen. Seine Bologneſer Kabriole, wollte auch nicht eſſen, ſondern legte ſich neben ihn. Die ganze lange Nacht ſeufzte Allbeliebt. „Woher, ſagt' er zu wiederhohltenmalen, woher den Ring nehmen, der vor einem Monate in einen groſſen Fluß gefallen iſt? Es wäre Thorheit, ſo etwas nur denken zu wollen. Sie hat es mir blos geſagt, um mir eine unmögliche Bedingung vorzuſchreiben. „Er ſeufzte immer banger; wurde immer niedergeſchlagner. Kabriole ſagte zu ihm: „lieber Herr! ich bitte Sie, geben Sie noch nicht alle Hofnung auf: Sie ſind zu liebenswürdig, als daß Sie nicht auch glücklich ſeyn ſollten. Morgen früh, ſo bald es Tag wird, gehen wir an den Strom. „Allbeliebt gab ihm ein paar leiſe Schläge mit der Hand, ohne ihm zu antworten; endlich ſchlief er tiefbekümmert ein.

Kaum war es Tag, ſo machte Kabriole ſo viele Kabriolen, daß Allbeliebt darüber erwachte, und ermunterte ihn, ſich anzukleiden, und mit ihm auszugehen. Allbeliebt folgte ihm gern, ſtand auf, und zog ſich an. Kabriole führte ihn in den Garten, und unvermerkt immer weiter bis an das Ufer des Stroms. Indem er hier, den Hut tief ins Geſicht gedrükt, und mit übergeſchlagenen Armen blos auf ſeine Abreiſe ſann, hört er ſich zweymal bey ſeinem Namen rufen. Er ſah ſich überall um; niemand war zu ſehen: er glaubte ſich geirrt zu haben, und gieng weiter. Es rufte noch zweymal: „wer ruft mich? fragte er; keine Antwort! Kabriole, die ſehr klein war, und längs am Waſſer hin ſchnüffelte, ſagte zu ihm: „ich will ein Lügner geſcholten ſeyn, oder es ruft Sie ein großer Goldkarpen, den ich hier ſehe.„ Jezt erſchien auch der große Karpen, und ſagte zu Allbeliebt: „Sie haben mir das Leben gerettet, und ich verſprach es Ihnen zu vergelten. Hier iſt der Ring, der Schönchen Goldhaar angehört. „Allbeliebt bückte ſich, und nahm den Ring, mit tauſend Dank, aus dem Munde des guten Fiſches.

Geradeswegs gieng er nun nach dem Palaſte der Prinzeſſin; immer begleitet von ſeiner Kabriole, die ſich nicht wenig freute ihren Herrn an den Strom geführt zu haben. „Ach! ſagte Schönchen Goldhaar, als man ihn bey ihr meldete; der arme Junge kömmt um Abſchied von mir zu nehmen. Er hat überlegt, daß meine Forderung unmöglich zu erfüllen iſt, und wird es nun ſeinem Herrn melden wollen.„ Indem trat Allbeliebt herein, und überreichte ihr den Ring. „Ihr Befehl, ſagt' er, iſt vollzogen: iſt es Ihnen jezt gefällig meinen Herrn zum Gemahl anzunehmen? „Ihren Ring wieder zu ſehen, ſezte ſie in ſolches Erſtaunen, daß ſie meynte es wäre ein Traum. „Wahrhaftig! ſagte ſie, der anmuthsvolle Allbeliebt muß der Günſtling einer Fee ſeyn, denn natürlicherweiſe wäre das unmöglich.„ — „Ich kenne keine Fee, war ſeine Antwort; es war blos Wunſch, Ihnen gefällig zu ſeyn.“ — „Nun, ſagte ſie weiter, da Sie mir doch ſo gern Gefälligkeiten erzeigen wollen, ſo müſſen Sie mir noch einen Dienſt leiſten: ſonſt erhält niemand meine Hand. Nicht weit von hier iſt ein Prinz, Galifron genannt, der es ſich in den Kopf geſezt hatte, mich heyrathen zu wollen. Er begleitete ſeinen Antrag mit den fürchterlichſten Drohungen, wenn ich ihn ausſchlagen würde. Aber kann ich ihn wohl annehmen? Es iſt ein Rieſe höher als ein Thurm; einen Menſchen verſchluckt er, wie der Affe eine Kaſtanie. In ſeinen Taſchen trägt er kleine Kanonen, die er als Piſtolen gebraucht. Wenn er recht laut ſpricht, ſo werden diejenigen taub, die ihm am nächſten ſtehen. Ich ließ ihm ſagen, ich wäre gar nicht willens mich zu verheyrathen, er mögte mir alſo meine Weigerung verzeyhen: allein er hat mich dennoch immerfort verfolgt, und wüthet noch immer gegen meine Unterthanen. Dieſen Rieſen müſſen Sie bekämpfen, und mir ſeinen Kopf bringen.“

Allbeliebt ſtuzte ein wenig über dieſen Antrag: endlich ſagt' er nach einiger Ueberlegung: „nun gut! ich will mit Galifron kämpfen. Ueberwunden werd' ich freylich werden: aber ich ſterbe doch wie ein braver Mann.“ Die Prinzeſſin erſtaunte über ſeinen Entſchluß, und wendete alles an, ihn von dem gefährlichen Abentheuer zurückzuhalten. Doch alle ihre Vorſtellungen blieben fruchtlos: er entfernte ſich, um ſich zum Kampfe zu rüſten. Als er ganz damit fertig war, nahm er ſeinen Bologneſer wieder ins Körbchen, beſtieg ſein gutes Roß, und trabte darauf in Galifrons Gebiet. Wen er nur nach Galifron fragte, der ſchilderte ihn wie einen leibhaftigen Teufel, dem man ſich nicht zu nähern wagte. Je öfter er das hörte, deſto bänger ward es ihm ums Herz. Kabriole ſuchte ihm immer wieder Muth einzuſprechen. „Unterdeſſen, ſagte ſie zu ihm, daß Sie ſich mit ihm ſchlagen, will ich ihn in die Füße beißen; er wird ſich bücken, um mich fortzujagen; dann bringen Sie ihn um.“ Allbeliebt lächelte über den Einfall des Hündchens, aber was konnte ihm der Einfall helfen?

Endlich kam er nahe an Galifrons Schloß. Alle Wege dahin waren mit Knochen und Gerippen von Menſchen bedeckt, die der Rieſe verzehrt oder zerriſſen hatte. Galifron ließ nicht lange auf ſich warten; er kam zwiſchen dem Gebüſche im Walde daher. Ueber die höchſten Bäume ragte ſein Kopf hinaus; und er ſang mit fürchterlicher Stimme:

„Wo treff ich kleine Kindlein an,
Zur Speiſe mir für meinen Zahn?
Hab' nie genug! muß alles dran;
Die Welt hat nicht genug daran.

Sofort hub Allbeliebt nach eben der Weiſe an:

Komm! Allbeliebet iſt dein Mann!
Der bricht dir aus den Hungerzahn.
Groß iſt er nicht, doch wohl der Mann,
Der dich zu Boden ſtrecken kann.

Regelmäßig waren ſeine Reimlein freylich nicht; aber es war auch ein Liedchen aus dem Stegreif, und man dürfte ſich nicht wundern, wenn es noch ſchlechter gerathen wäre, denn es war ihm jämmerlich ängſt, und in der Angſt reimt man gewöhnlich ſchlecht. Auf den Laut von ſeinem Gegengeſang blickte Galifron überall umher, bis er endlich Allbeliebt erblickte, der ihm, mit dem Schwerde in der Hand, allerhand Schmähungen ſagte, um ihn zu reizen. Dieß war genug, den Rieſen vor Zorn wüthend zu machen: er ſchwang ſeine ungeheure eiſerne Keule, und wenig fehlte, ſo wäre der artige Allbeliebt von der ungeheuern Maſſe zerſchmettert worden. Doch in dieſem Augenblick erſchien ein Rabe, ſezte ſich dem Rieſen auf den Kopf und pickte ihm mit dem Schnabel die Augen rein aus. Das Blut ſtrömte ihm über's Geſicht; er ſchnob, tobte, hieb auf allen Seiten umher. Allbeliebt wußte ihm geſchickt auszuweichen, und brachte ihm dagegen mit ſeinem Schwerde ſo viele und ſo tiefe Wunden bey, daß er endlich, durch den vielen Blutverluſt erſchöpft, zu Boden ſank. Hurtig hieb ihm Allbeliebt den Kopf ab; voll Freude über ſein unverhofftes Glück. „Allbeliebt! rief ihm der Rabe von einem Baume in der Nähe zu; ich hab' es nicht vergeſſen, daß Sie den Adler ſchoſſen, der mich verfolgte; ich verſprach es Ihnen zu vergelten: mich deucht ich hab' es eben gethan." — Ich bin vielmehr Ihr Schuldner, mein lieber Herr Rabe! verſezte Allbeliebt, und bleib es immer."

mer.“ Damit ſchwang er ſich mit Galifrons fürchterlichem Kopfe aufs Pferd.

Bey ſeiner Ankunft in der Stadt lief ihm alles nach und rufte: „ſeht da den braven Allbeliebt, der das Ungeheuer erlegt hat!“ Die Prinzeſſin hörte das Geräuſch: aber ſie wagte nicht zu fragen; ſie beſorgte die Nachricht von ſeinem Tode zu vernehmen, als ſie ihn hereintreten und in ſeiner Hand den Kopf des Rieſen ſahe. „Ihr Feind, ſagte er zu ihr, iſt todt, nun werden Sie doch Ihre Hand meinem Herrn nicht länger verſagen?“ „Und doch! verſezte ſie; wofern Sie mir nicht Waſſer aus der dunkeln Höhle bringen.“

Es giebt nemlich hier in der Nähe eine tiefe Höhle, die wohl ſechs Stunden im Umfange hat. Den Eingang in dieſe Grotte verwahren zween Drachen, die aus den Augen und aus dem Rachen Feuer ſprühen. In der Grotte ſelbſt findet man ein tiefes Loch, welches mit Kröten, Schlangen und Ottern angefüllt iſt; in dieſes Loch muß man hinab. Ganz unten am Boden befindet ſich eine Gruft, in welcher die Quelle der Schönheit und Geſundheit fließt: von dieſem Waſſer will ich haben. Alles was man damit wäſcht, erhält einen Anſtrich von Wunderbarem. Iſt man ſchön, ſo bleibt man es immer; iſt man häßlich, ſo wird man ſchön; es erhält die Jugend, und das Alter wird dadurch verjüngt. Sie ſehen wohl, daß ich mich nicht entſchließen werde, dieſes Land zu verlaſſen, ohne von jenem Waſſer mitzunehmen.

„Sie ſind ſo ſchön, erwiederte Allbeliebt, daß Ihnen dieſes Waſſer ſehr entbehrlich iſt. Doch ich bin Geſandter; ich muß thun, was Sie gebieten, ſollt' es auch mein Leben koſten. Ich will das ſuchen, was Sie wünſchen, ſey's auch in der Gewißheit, daß ich nicht zurückkommen werde.“ Schönchen Goldhaar beſtund auf ihrer Forderung; und Allbeliebt trat, in Geſellſchaft ſeiner Kabriole, die Wanderung nach der dunkeln Höhle an. Wer ihm auf dem Wege dahin begegnete, ſagte mit Wehmuth: „ſchade um den lieben jungen Mann, der ſo freywillig ins Verderben rennt! Ganz allein wagt er ſich nach der Grotte, wo ihrer hundert es nicht vollenden können! Warum verlangt auch Schönchen Goldhaar lauter unmögliche Dinge?“ Allbeliebt antwortete nichts, und gieng immer weiter; aber in ſeiner Seele war es düſter.

So erreichte er den Gipfel eines hohen Bergs: hier ſezt' er ſich nieder, um ein wenig auszuruhen, unterdeſſen daß ſein Roß graſte und Rabriole Mücken fieng. Nicht weit davon war die dunkle Grotte: er wußte das, und ſah ſich immer um, ob ſie ihm bald in die Augen fallen würde. Endlich erblickt' er einen fürchterlichen ſchwarzen Felſen, aus dem ein dicker Rauch hervorquell. Bald darauf ſah er auch einen von den Drachen, dem Feuer aus den Augen und aus dem Rachen ſprühte, deſſen Rumpf grün und gelb war, und deſſen Schweif ſich in tauſend Wendungen verſchlung. Rabriole that ſehr ängſtlich beym Anblicke des Drachen, wußte nicht, wohin ſie ſich verkriechen ſollte.

Entſchloſſen zum Tode, ſtieg Allbeliebt in die dunkle Grotte mit einer Phiole hinab, die ihm Schönchen mitgegeben hatte, um ſie mit Schönheitswaſſer zu füllen. „Es iſt um mich gethan! ſagt' er zu ſeinem kleinen Begleiter; niemals werde ich von dieſem Waſſer ſchöpfen können, das von Drachen bewacht wird. Wenn ich todt bin, dann fülle dieſe Phiole mit meinem Blute an, und bring es der Prinzeſſin, damit ſie ſehe wie viel ſie mich koſtet; nachher geh' auch zum Könige meinem Herrn, und erzähle ihm mein Unglück.“

„Allbeliebt! ruft' es ihm, Allbeliebt!“ Er ſah ſich nach dem Rufenden um, und erblikte eine Eule, die in einem alten hohlen Baume ſaß. „Sie haben mich, ſagte die Eule, aus dem Netze befreyt, in dem ich mich gefangen hatte, und mir dadurch das Leben gerettet. Ich verſprach es Ihnen zu vergelten: jezt iſt die Zeit der Erfüllung. Ich weiß den Weg zur dunkeln Grotte: geben Sie mir die Phiole; ich will Ihnen von dem Schönheitswaſſer hohlen. „Wer war froher als Allbeliebt! Hurtig, hurtig, gab er ihr das Fläſchgen: ungehindert flog die Eule in die dunkle Grotte; und nach wenig Minuten brachte ſie die Phiole wohl verſtopft zurück. Allbeliebt dankte ihr mit Entzücken; und nahm wieder ſeinen Weg über den Berg nach der Stadt. Hier gieng er geradeswegs nach dem Palaſt, und überreichte ſeine Phiole.

Schönchen Goldhaar hatte nun keine Einwendung mehr: ſie dankte ihm nur, und machte alles zu ihrer Abreiſe bereit. Sie fand ihn würklich ſehr liebenswürdig, und geſtand es ihm ſogar. „Hätten Sie gewollt, ſagte ſie unterwegs zu ihm, ich hätte Sie zu meinem Gemahl und zum Könige gemacht: wir hätten mein Königreich gar nicht verlaſſen. „Nicht um alle Königreiche der Erde, gab er zur Antwort, hätte ich meinen Gebieter ſo kränken mögen, obgleich Sie in meinen Augen ſo ſchön ſind wie der Tag.“

Bey ihrer Ankunft in der großen Stadt, kam ihr der König entgegen, und empfieng ſie mit den ausgewählteſten Geſchenken. Die Vermählung mit ihr veranlaßte eine lange Reihe von Luſtbarkeiten, die lange Zeit das allgemeine Geſpräch ausmachten. Doch bey dem allen war Schönchen, die im Grunde den ſchönen Allbeliebt liebte, nicht anders zufrieden, als wenn ſie ihn ſah, als wenn ſie von ſeinem Lobe ſprechen konnte. „Ohne ihn, ſagte ſie zum Könige, war ich nicht hieher gekommen: mir zu gefallen hat er das unmögliche möglich machen müſſen; Sie ſind ihm Dank ſchuldig; er hat mir Schönheitswaſſer gebracht, das mich immer jung und immer ſchön erhält.“

Doch die Neider waren geſchäftig: ſie belauſchten die Königin. „Sie ſind nicht eiferſüchtig, ſagten ſie zum Könige, und haben doch ſo ſehr Urſache es zu ſeyn. Die Königin liebt ihren Allbeliebt: kaum ißt ſie, kaum trinkt ſie vor Liebe; immer ſpricht ſie nur von ihm und von dem, was Sie ihm ſchuldig ſeyn ſollen, als ob nicht jeder andere Geſandte das

neh=

nehmliche würde gethan haben!„ — „Allerdings; verſezte der König; es fällt mir nun auch auf. Man werfe ihn in den Thurm, an Händen und Füßen gefeſſelt! „Allbeliebt wurde ergriffen; und zum Lohne dafür, daß er dem Könige ſo redlich gedient hatte, ſperrte man ihn in den Thurm, an Händen und Füßen geſchloſſen. Niemand durfte zu ihm als der Kerkermeiſter, der ihm durch ein Loch ein Stück ſchwarzes Brod zuwarf, und Waſſer in einem irdenen Kruge hineinreichte. Nur ſeine Kabriole verließ ihn nicht: ihr Plaudern unterhielt ihn mit Neuigkeiten, ihre Freundlichkeit erheiterte ihm ſeinen Gram.

Kaum erfuhr Schönchen ſeinen Unfall, ſo warf ſie ſich dem Könige zu Füßen, und bat ihn weinend um Befreyung des Gefangenen. Doch je dringender ſie bat, deſto mehr brachte ſie ihn auf, weil es ſeinen Verdacht vermehrte. Sie ſprach alſo gar nicht mehr davon: aber im Herzen war ſie tief bekümmert.

Es fiel dem König ein, ſie fände ihn vielleicht nicht ſchön genug: dieß brachte ihn auf den Gedanken, ſich das Geſicht mit Schönheitswaſſer zu waſchen. Die Phiole, die es enthielt, ſtund im Zimmer der Königin auf dem Rande des Kamins, weil ſie ihre Freude daran fand, es recht oft zu betrachten. Eins von ihren Kammermädchen, die eine Spinne mit dem Beſen todtſchlagen wollte, warf unglücklicherweiſe die Phiole an die Erde, ſo daß ſie zerbrach, und von dem Schönheitswaſſer nicht ein Tröpfchen übrig blieb. Das Mädchen wußte nicht, was ſie thun ſollte. Sie erinnerte ſich im Kabinet des Königs eine vollkommen-ähnliche Phiole geſehen zu haben, in welcher auch ein Waſſer eben ſo klar wie das Schönheitswaſſer enthalten war. Dieſe Flaſche nahm ſie und ſetzte ſelbige anſtatt der zerbrochenen, auf das Kamin im Zimmer der Königin.

Jenes Waſſer, das im Kabinet des Königs geſtanden hatte, war beſtimmt, die Prinzen und andere Großen, die etwas verbrochen hatten, insgeheim unſichtbar zu machen. Anſtatt ihnen den Kopf abzuſchlagen, oder ſie zu erdroſſeln, wuſch man ihnen nur das Geſicht mit dieſem Waſſer; ſie ſchlummerten davon ein, und erwachten niemals wieder. Mit dieſem Waſſer nun wuſch ſich der König das Geſicht, und verſank davon in ewigen Schlummer.

Kabriole erfuhr es bald, und ermangelte nicht ihrem Herrn die frohe Nachricht zu bringen. Allbeliebt ſchickte ſie damit zur Königin, und ließ ſie bitten, des armen Gefangenen nicht zu vergeſſen. Kabriole ſchlüpfte mühſam durchs Gedränge (denn am Hofe war alles in Bewegung), und flüſterte der Königin leiſe zu: „vergeſſen Sie nicht des armen Allbeliebt!" Schönchen Goldhaar hatte ihn nicht vergeſſen: ſie wußte noch wohl, was er für ſie gethan hatte. Ohne nur ein Wort an jemand zu verlieren, eilte ſie ſelbſt nach dem Thurme, und nahm ihm ſelbſt ſeine Feſſeln ab. Dann ſetzte ſie ihm eine goldene Krone auf, bekleidete ihn mit dem königlichen Mantel, und ſagte zu ihm: „Allbeliebt! Sie ſind mein Gemahl und König!" Allbeliebt dankte ihr auf den Knieen. Alles freute ſich, ihn zum Gebieter zu erhalten. Der Tag ihrer prachtvollen Vermählung ward der erſte in einer langen Reihe von Tagen ununterbrochenen Glücks.

III.

Der blaue Vogel.

Ein König, der viel Land und groſſe Schäze beſaß, verlor ſeine Gemahlin, und war untröſtlich über dieſen Verluſt. Acht ganze Tage verſchloß er ſich in einem kleinen Kabinet, wo er in voller Verzweiflung den Kopf gegen die Wände ſtieß. Man fürchtete wirklich, er würde ſich noch den Kopf einſtoßen, und ließ deswegen die Wände mit Decken polſtern, ſo daß er ſich mit allem Anrennen keinen Schaden zufügen konnte. Alle ſeine Unterthanen beſchloſſen ihn zu beſuchen, und ihm alles zu ſagen, was ſie nur zur Linderung tauglich finden würden. Einige ſtudierten auf ernſthafte, nachdrucksvolle Anreden, andere auf etwas Erheiterndes, oder wohl gar auf etwas Luſtiges. Doch nichts machte Eindruck auf ihn; er hörte kaum was man zu ihm ſprach. Zulezt erſchien eine Frau mit ſchwarzen Flören, Schleyern, Mäntelchen und Trauerkleidern dergeſtalt vermummt, mit einem ſo gewaltigen Heulen und Schluchzen, daß es ſeine Verwunderung erregte. Dieſe Frau ſagte zu ihm, ſie käme gar nicht, wie die Andern, in der Abſicht ſeinen Schmerz zu vermindern, ſie käme im Gegentheil ihn noch zu vermehren; denn nichts ſey billiger, als eine gute Gattin zu beweinen. Sie, die einen der beſten Männer gehabt hätte, ſey feſt entſchloſſen ſo lange um ihn zu weinen, als ſie noch Augen im Kopfe hätte. Damit verdoppelte ſie ihr Geſchrey, und der König heulte ihr nach.

Sie fand bey ihm ungleich beſſern Empfang, als alle andern Leute. Er unterhielt ſie von den trefflichen Eigenſchaften ſeiner lieben Verſtorbenen: ſie dagegen ſagte noch weit mehr zum Preiſe ihres lieben Abgeſchiedenen: und beyde ſchwatzten ſo viel und ſo lange über ihren Schmerz, daß ſie zulezt nichts mehr von ihrem Schmerze zu ſchwatzen wußten. Als die ſchlaue Wittwe die Materie faſt erſchöpft ſahe, lüftete ſie ein wenig ihren Schleyer, und der betrübte König weidete ſich an der Schönheit der armen Betrübten, die es meiſterhaft verſtand, zwey große blaue Augen, mit langen ſchwarzen Augenbraunen ſpielen zu laſſen.

ſen. Der König ſah ſie aufmerkſam, und immer aufmerkſamer an: von der lieben Verſtorbenen wurde immer weniger geſprochen, und zulezt gar nicht mehr. Unaufhörlich, ſagte die Wittwe, wolle ſie ihren Mann betrauern. Der König bat ſie dagegen, ihren Gram nicht ewig währen zu laſſen. Kurz, zu aller Welt Erſtaunen verwandelte ſich das Schwarz der Trauer des Königs in Grün und Roſenfarb, und die arme Betrübte in ſeine Königin.

Er hatte aus der erſten Ehe nur eine Tochter, die für das achte Wunderwerk der Welt galt. Sie hieß Florine; denn, wie Flora, war ſie blühend, jung und ſchön. Prächtige Kleider liebte ſie nicht: ihr liebſter Anzug war ein leichter Taffet, mit Agraffen von guten Steinen, und vielen Blumen, die ſich in ihr ſchönes Haar gar lieblich verflochten. Sie war erſt funfzehn Jahr alt, als ſich der König wieder vermählte.

Die neue Königin ließ ihre eigene Tochter an den Hof kommen. Die Fee Sußio hatte ſie erzogen; aber ſie war deswegen um nichts reizender noch artiger geworden. Alle Mühe der Fee ſie auszubilden, war fruchtlos geweſen: indeſſen liebte ſie doch ihre Pflegbefohlne ſo zärtlich als möglich. Man nennte ſie Forelline; denn ſie hatte wirklich im Geſichte rothe Flecken wie eine Forelle. Ihr ſchwarzes Haar war ſo fett und ſchmuzig, daß man es nicht anrühren mochte, und Oel ſchwitzte immer aus ihrer gelben Haut. Gleichwohl war ſie der Abgott der Königin, die von nichts ſprach, als von ihrer lieben Forelline. Daß Florine in allem ſo vorzüglich über ihr ſtand, ärgerte die Königin aufs äuſſerſte. Sie ſuchte jedes Mittel vor, ſie bey ihrem Vater zu verkleinern: kein Tag vergieng, da nicht ſie und ihr Töchterchen der armen Florine einen Streich geſpielt hätten. Florine, ein geſcheutes und ſanftes Mädchen, ſuchte ſich über dergleichen ſchlechte Behandlung ſoviel als möglich hinauszuſetzen.

Einſtmal ſagte der König zu ſeiner Gemahlin, ihre beyden Töchter wären nun groß genug, um verheyrathet zu werden: ſo bald ein Prinz am Hof erſchiene, müßte man ſehen, daß man ihm eine von beyden zur Gemahlin gäbe. „So muß dann, verſetzte die Königin, meine Tochter den Vorzug haben; ſie iſt älter als die Ihrige, und ganz ohne Vergleich mehr zugefallen gemacht.“ Der König, der ſich nicht gern zankte, verſicherte ihr ſeine völlige Beyſtimmung, und überließ ihr alles.

Bald darauf erfuhren ſie, der König Charmant würde ſie nächſtens beſuchen. Prachtliebe und Galanterie zeichneten dieſen König vor allen andern aus: ſein Verſtand, die Anmuth ſeiner Perſon, alles entſprach ſeinem Namen. Kaum erfuhr das die Königin, ſo wurden Schneider und Sticker und alle Arbeiter für Prinzeſſin Forellinen in Bewegung geſetzt. Florine hingegen durfte nichts Neues bekommen; ja, die Königin beſtach ſogar ihre Kammerfrauen, daß ſie ihr alle ihre Kleider, ihre Koeffüren, ihr Geſchmeide eben an dem Tage ſtehlen mußten, da der König erſchien. Als nun Florine ſich kleiden wollte, fand ſie auch nicht einmal ein Bändchen mehr. Sie errieth wohl, woher der Streich käm; und ſchickte, ohne darüber zu klagen, nach andern Zeugen: die Kaufleute ließen ihr ſagen, die Königin habe verboten, ihr etwas zu verkaufen. Alles was ſie noch übrig hatte war eine ſchlechte, abgetragene Robe: damit ſetzte ſie ſich ganz beſchämt in einen Winkel des Saals, wo der König Charmant ſeinen erſten Beſuch ablegte.

Die Königin empfieng ihn mit vielen Ceremonien, und ſtellte ihm ihre Tochter vor, ſchimmernder als die Sonne, aber doppelt häßlich eben durch den Putz. Charmant wandte die

Augen von ihr weg; die Königin erklärte ſich dieſes Abwenden als Folge von allzuſtarkem Eindruck den ihre Tochter auf ihn gemacht habe, und als Beſorgniß ſich etwa von ihren Reitzen zu ſehr feſſeln zu laſſen: ſie rückte ſie ihm alſo beſtändig vor die Augen. König Charmant fragte, ob nicht noch eine Prinzeſſin da wäre, Florine? — „Ja, antwortete Forelline, und zeigte ſie ihm mit dem Finger: da iſt ſie; ſie verkriecht ſich, weil ſie ſich nicht zu betragen weiß. Florine erröthete, und ward ſo ſchön, ſo ſchön, daß König Charmant wie geblendet da ſtand. „Ihre Schönheit Prinzeſſin, ſagt' er, iſt ſo einzig, ſchmückt Sie ſo ſehr, daß Sie keiner fremden Hülfe bedürfen. — „Sire! gab ſie ihm zur Antwort, ich geſtehe, daß ich eben nicht gewohnt bin, ein ſo ſchlechtes Kleid, wie dieſes hier, zu tragen: es wäre mir lieber geweſen, Sie hätten mich gar nicht bemerkt.“ — „Unmöglich, verſetzte Charmant, könnte eine ſolche Schönheit irgendwo ſeyn, und man könnte noch Augen für andere haben, als für ſie.“ — „Ha! fiel ihm die Königin aufgebracht ins Wort; ich mache mir da einen ſchönen Zeitvertreib, daß ich Ihnen zuhöre! Glauben Sie mir, Florine iſt ſo ſchon kokett genug; ſie braucht es gar nicht, daß man ihr noch Galanterien vorſage.“ Charmant durchſah mit einem Blick, warum die Königin dieſe Sprache führte: indeſſen da er in der Lage war, daß er nicht nöthig hatte ſich Zwang anzuthun ſo ließ er ſeine Bewunderung für Florinen in einer Unterhaltung mit ihr, von mehrern Stunden ganz frey ſehen.

Die Königin war auſſer ſich, ihre Tochter untröſtlich, daß ſie nicht den Vorzug erhielt. Sie klagten darüber laut beym Könige, und entlockten ihm ſeine Einwilligung, daß, ſo lange Charmant am Hofe bleiben würde, Florine in einen Thurm geſperrt werden ſolle, wo er ſie gar nicht würde ſehen können. Und würklich war ſie kaum wieder auf ihrem Zimmer, ſo trugen ſie ſchon vier vermummte Männer hoch hinauf in den Thurm. Hier blieb ſie nun verlaſſen und allein, und in der tiefſten Niedergeſchlagenheit; denn ſie ſah wohl, daß man ſie bloß von Charmant trennen wollte, der ihr doch ſchon ſo wohl gefiel.

König Charmant wußte indeſſen nichts davon, wie gewaltſam man gegen ſie verfuhr, und wartete ungeduldig auf die Stunde, wo er ſie wieder ſehen könnte. Er fragte nach ihr bey denjenigen die ihm zur Begleitung gegeben waren: aber, auf Befehl der Königin, ſagten dieſe alles nur erdenkliche Böſe von ihr. Sie ſchilderten ſie als kokett, launig und tückiſch; als eine Quälerin ihrer Freunde und ihres Geſindes; als unreinlich und geizig bis zu dem Grade, daß ſie lieber wie ein Hirtenmädchen gekleidet gehen wollte, als ſich etwas beſſeres von ihrem Nadelgelde kaufen. Charmant litt viel bey dieſer Schilderung, und konnte kaum ſeinen Unwillen zurückhalten. „Es iſt nicht möglich, ſagt' er bey ſich ſelbſt, es iſt nicht möglich, daß eine ſo häßliche Seele in einem ſolchen Meiſterſtücke der Natur wohnen ſollte! Gut war ſie freylich nicht gekleidet: aber ihre Beſchämung darüber verrieth deutlich genug, daß es ihr etwas ungewohntes war. So böſe, ſo verdorben ſollte ſie ſeyn, bey dieſer Sittſamkeit, bey dieſer bezaubernden Sanftmuth? Unbegreiflich! Viel leichter läßt es ſich denken, daß die Königin ſie auf ſolche Art verſchreyen läßt: Stiefmutter iſt ſie nicht umſonſt; und ihre Tochter iſt ein ſo abſcheuliches Geſchöpf, daß ſie ganz natürlich eine vollkommene Schönheit beneiden muß.“

Während ſeines Selbſtgeſprächs erriethen die Herren vom Hofe ſehr leicht, daß ſie ihm durch jene Schilderung von Florinen kein Vergnügen gemacht hatten. Einer von ihnen, feiner als die andern, änderte nach dieſer Entdeckung, Ton und Sprache, um den Prinzen auszuforſchen, und ſagte Wunder von der Prinzeſſin. Bey dem Namen Florine erwachte der Prinz wie aus einem tiefen Schlummer, und Freude glänzte auf ſeinem Geſichte und er ſprach wieder ſo frey wie vorher. O Liebe! Liebe! wie ſchwer läſſeſt du dich verbergen! Lippen und Augen, Reden und Schweigen, Freude und Traurigkeit, alles verräth dich!

Ungeduldig zu wiſſen, wie es mit dem Herzen des Königs ſtünde, fragte die Königin alle diejenigen aus, denen ſie das Geheimniß mitgetheilt hatte; was ſie ihr ſagten, beſtätigte ihr nur zu ſehr, daß er Florinen lieben müßte.

Florine indeſſen lag, in düſterer Schwermuth, in jenem furchtbaren Thurme am Boden. „Hätte man mich nur, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, hätte man mich nur hier eingeſperrt, ehe ich ihn ſah! Ich wäre dann weniger zu beklagen; jezt vermehrt es nur meinen Jammer, daß mir das Bild von ihm vorſchwebt. O wie viel koſtet mich das bißchen Schönheit, das mir der Himmel verlieh!“ Sie weinte dabey ſo bitterlich, ſo bitterlich, daß ihre Feindin ſelbſt von dem Anblicke ihres Schmerzens müßte gerührt worden ſeyn.

So vergieng die erſte Nacht. Die Königin, die den Prinzen durch alle erſinnliche Beweiſe von Aufmerkſamkeit zu gewinnen ſuchte, machte ihm ein Geſchenk mit den prächtigſten, geſchmackvollſten Kleidern, nach der Mode der Hauptſtadt gemacht, und mit dem Orden der Liebesritter den der König, auf ihren Antrieb an ihrem Vermählungstage geſtiftet hatte. Es war ein goldenes Herz, feuerfarb emaillirt, umgeben von Pfeilen, und mit einem verwundet, mit der Umſchrift: „Nur einer hat mich getroffen.“ Sie hatte eigens für ihn ein Herz aus einem Rubin von der Größe eines Straußeneyes ſchleifen laſſen; jeder Pfeil beſtand aus einem einzigen Diamant, von der Länge eines Fingers; die Kette, an welcher das Herz hieng, war von Perlen, deren kleinſte ein Pfund wog: kurz, ſo lange die Welt ſteht, hatte man ſo etwas noch nicht geſehn.

Charmant erſtaunte dergeſtalt über dieſes Geſchenk, daß er eine Weile ſprachlos da ſtand. Zu gleicher Zeit überreichte man ihm ein Buch, deſſen Blätter von Atlas waren, mit den niedlichſten Miniaturgemählden; der Band war Gold mit Edelſteinen beſetzt; der Inhalt, die Statuten des Ordens, eben ſo galant als zärtlich. Man ſagte ihm, die Prinſeſſin, die er liebte, ſchickte ihm dieſes Buch, mit der Bitte ihr Ritter zu werden. Nach ſeiner Vorſtellung konnte keine andere gemeynt ſeyn, als Florine; er ſchmeichelte ſich, von ihr geliebt zu ſeyn. „Wie! rief er aus, die ſchöne Florine denkt an mich, und ſo fein, ſo edel!" — „Sire! ſagte man ihm dagegen, Sie irren ſich im Namen; wir kommen im Auftrag von der liebenswürdigen Forelline." — „Alſo die verlangt mich zum Ritter?" erwiederte der König kalt und finſter; „es thut mir leid, daß ich dieſe Ehre nicht annehmen kann: aber ein König iſt nicht ſo ſehr ſein eigener Herr, daß er jede Verbindlichkeit, wie er will, übernehmen könnte. Ich kenne die Pflichten eines Ritters, und mögte ſie gern alle erfüllen: lieber will ich die Gunſt, die ſie mir anbietet, ganz verbitten, als mich ihrer unwürdig machen." Zugleich legt' er unverzüglich das Herz und die Kette und das Buch wieder in den Korb, und ſchickt' es zuſammen der Königin wieder. Die Königin und ihre Tochter erſtickten beynahe vor Wuth, eine ſo vorzügliche Gunſt von einem Fremden ſo verächtlich zurückgewieſen zu ſehen.

Kaum erſchien die Stunde, wo man ſich dem König und der Königin nähern konnte, ſo eilte Charmant dahin, in der Hofnung, Florinen zu finden. Ueberall ſahe er ſich nach ihr um: ſo oft eine Thüre aufgieng, blickt' er hin, ob ſie es wäre; Unruhe, Mißlaune verrieth ſich in ſeinem ganzen Benehmen. Die ſchlaue Königin errieth nur zu gut, was in ſeiner Seele vorgieng; aber ſie ließ ſich nichts davon merken: Luſtbarkeiten waren der einzige Gegenſtand, von dem ſie ihn unterhielt. Er antwortete auf alles zerſtreut, verkehrt; zulezt entfuhr ihm gar eine Frage nach der Prinzeſſin Florine. Sie antwortete ihm kurz und ſtolz: der König, ihr Vater, hätte ihr verboten ſich nicht eher wieder ſehen zu laſſen, bis ihre Tochter vermählt ſeyn würde. — Und die Urſache? .... weiß ich nicht; und wenn ich ſie wüßte, könnt' ich wohl meine Gründe haben ſie Ihnen nicht zu ſagen." König Charmant ward äuſſerſt aufgebracht; Forelline bekam von ihm einen finſtern verächtlichen Blick, weil ſie, das kleine Ungeheuer, Schuld war, daß er das Vergnügen, Florinen zu ſehen, entbehren mußte. Die Gegenwart der Königin ward ihm läſtig; und er entfernte ſich ſchnell.

Er hatte zum Begleiter einen jungen Prinzen, den er ſehr liebte. Zu dieſem ſagt' er: alles in der Welt wolle er darum geben, um eine von den Kammerweibern der Prinzeſſin Florine zu gewinnen, daß er nur einen Augenblick mit ihr ſprechen könnte. Es wurde dem jungen Prinzen eben nicht ſchwer, eine Dame im Pallaſte zu finden, die ſich zur Vertrauten ſtimmen ließ. Noch denſelben Abend, verſicherte ihm dieſe Dame, ſollte Florine an einem kleinen Fenſter erſcheinen, welches vom Unterſtock in den Garten gienge: da könnt' er mit ihr ſprechen. „Nur, ſetzte ſie hinzu, mit großer Behutſamkeit? denn der König und die Königin ſind ſo ſtreng, daß ich des Todes ſeyn würde, wenn ſie entdeckten, ich hätte die Liebſchaft des Königs Charmant begünſtigt.„ Sehr vergnügt die Sache ſo gut eingeleitet zu haben, verſprach der junge Prinz was die Dame verlangte, und eilte ſeinem Könige durch die frohe Nachricht vom Rendezvous ein heiteres Stündchen, und ſich ein Verdienſt daraus zu machen. Allein die tückiſche Vertraute ſagte der Königin alles wieder, und nahm mit ihr Abrede, wie es werden ſollte. Die Königin fiel gleich auf den Gedanken, ihre Tochter ſollte die Stelle am kleinen Fenſter einnehmen. Sie gab ihr vollſtändigen Unterricht; und ſo einfältig dieſe in andern Sachen war, ſo gut faßte ſie doch alles hier.

Es war ſo finſter, das Charmant die Betrügerey nicht würde haben merken können, wär' er auch weniger eingenommen geweſen, als er wirklich war. Er ſchwebte alſo mit Entzücken an das kleine Fenſter hin, und verſchwendete an Forellinen, was Florinen galt. Jene nützte das günſtige Stündchen; klagte ihm, wie unglücklich ſie ſey, eine ſolche Stiefmutter zu haben, und wie wenig Hofnung ſie habe, ihr Leiden eher geendigt zu ſehen, bis ihre Stiefſchweſter verheyrathet ſeyn würde. Charmant gab ihr dagegen die Verſicherung, wenn ſie ihn zum Gemahl nehmen wollte, ſo würd' er mit inniger Freude ſein Herz und ſeine Krone mit ihr theilen. Zugleich ſtekte er ihr ſeinen Ring, als Pfand von ewiger Treue, an ihren Finger, und bat ſie dringend um Beſtimmung des Tags ihrer Abreiſe. Forelline antwortete ihm ſo gut ſie konnte. Freylich merkte Charmant, daß es nicht auf die feinſte Art war: aber dies vermehrte blos ſeinen Kummer, weil er es nur der Furcht vor ihrer Stiefmutter zuſchrieb, die ihr ſogar alle Freyheit zu denken benehme. In dieſer Meynung verließ er ſie unter der Bedingung, daß ſie morgen zu eben der Stunde hier wieder erſcheinen ſollte; welches ſie ihm auch ſehr gern verſprach.

Ihre Mutter freute ſich ſehr über den Erfolg dieſer erſten Zuſammenkunft, und verſprach ſich alles davon. Am beſtimmten Tage kam auch Charmant in einem leichten Wagen, gezogen von geflügelten Fröſchen, die ihm ein freundſchaftlicher Zauberer geſchenkt hatte. Es war eine ſehr dunkle Nacht: Forelline ſchlich geheimnißvoll durch eine verborgne Thüre hinaus, Charmant ſchloß ſie in ſeine Arme, und wiederholte ihr ſeine Schwüre von ewiger Treue. Aber dieſen Schwüren folgte auch gleich die Frage, wo ihre Verbindung vollzogen werden ſollte. Forelline gab zur Antwort: ſie hätte eine Freundin, die berühmte Fee Sußio: und auf ihrem Schloſſe ſollte die Vermählung geſchehen. König Charmant wußte zwar den Weg nach dieſem Schloſſe nicht; aber es brauchte nur ein Wort an ſeine Fröſche, denen die ganze Welt ſo bekannt war, wie eine Landkarte, ſo waren beyde dort.

Als ſie ankamen, war das ganze Schloß ſo hell erleuchtet, daß er ſeinen Irrthum hätte wahrnehmen müſſen, hätte ſich nicht ſeine Begleiterin ſorgfältig verſchleyert gehalten. Sie zog gleich ihre Freundin auf die Seite, erzählte ihr, wie ſie den König in ihr Netz gelockt hätte, und bat ſie ihn beſänftigen zu helfen. „Ja! Töchterchen! verſezte die Fee, das wird nicht leicht ſeyn. Er liebt Florinen zu ſehr; gewiß, er wird uns viel zu ſchaffen machen.„ Unterdeſſen wartete Charmant auf ſie in einem Saale, deſſen Wände von Diamantenſchimmer ſo hell und klar wiederſtrahlten, daß er die Fee und ſeine Verlobte durch die Wand konnte ſprechen ſehen. Ihm war es wie ein Traum. „Bin ich betrogen worden? ſagt' er, haben die böſen Geiſter, dieſe Feinde meiner Ruhe hieher verſezt? Will ſie meine Verbindung ſtören? Florine kömmt nicht, ſollte ſie ihr Vater verfolgt haben?„ So drängte ſich ihm ein trauriger Gedanke nach dem andern zu. Aber noch viel ſchlimmer ward es, als beyde in den Saal traten, und die Fee gebieteriſch zu ihm ſagte: König Charmant! hier iſt die Prinzeſſin Forelline, der Sie Treue geſchworen haben; ſie ſteht unter meinem beſondern Schutze, und ich wünſche, daß Sie ihr gleich auf der Stelle Ihre Hand reichen mögen.„ ¿Ich? rief der König! ich ſollte die Unholdin heyrathen? Sie halten mich für ſehr ſchwach, daß Sie mir einen ſolchen Antrag thun. Wiſſen Sie, daß ich ihr nichts verſprochen habe; ſagt ſie anders, ſo hat ſie.... „Sagen Sie's nicht aus, unterbrach ihn die Fee; vergeſſen ſie nicht die Ehrfurcht gegen mich.„ „Ehrfurcht gegen Sie, verſezte der König, ſo viel eine Fee verlangen kann! aber meine Prinzeſſin müſſen Sie mir wiedergeben.„ ¿Und bin ich das nicht? rief Forelline, indem ſie ihm zugleich ſeinen Ring zeigte.

te. Wem gabſt du dieſen Ring zum Pfande der Treue, als mir? mit wem ſprachſt du am kleinen Fenſter als mit mir?" — „Alſo, rief er dagegen, bin ich getäuſcht, betrogen? Doch bleiben will ich hier nicht: fort! ihr Fröſche, fort!"

„Sachte! fiel ihm Fee Sußio ins Wort, das ſteht nicht in Ihrer ſondern in meiner Macht." Zugleich berührete ſie ihn mit ihrem Stabe, und er blieb wie eingenagelt ſtehen. Steinigen könnten Sie mich, ſagte Charmant, ich werde doch keiner andern meine Hand geben, als Florinen: das iſt mein feſter Entſchluß; thun Sie nun was ſie wollen. „Sußio wendete alles bey ihm an, Gelindigkeit und Drohungen, Verſprechungen und Bitten: Forelline weinte und ſchrie, ſeufzte, ward böſe und ward wieder gut: Charmant ſprach kein Wort mehr; verächtliche Blicke des Unwillens auf beyde waren ſeine ganze Antwort.

So vergiengen zwanzig Tage und zwanzig Nächte, und ſie ſchwazten unaufhörlich fort, ohne zu eſſen, ohne zu trinken, ohne ſich zu ſetzen. Endlich ward Sußio müde und ungeduldig, und ſagte zum Könige: „Sie ſind ein hartnäckiger Kopf, der keine Vorſtellungen annehmen will. Wählen Sie nun: ent weder meine Freundin zur Gemahlin oder zur Strafe für gebrochenes Wort eine Buße von ſieben Jahren.„ Bis jezt hatte Charmant immerfort geſchwiegen, auf einmal entfuhr ihm nun: machen Sie mit mir was Sie wollen, komm' ich nur von dieſem abgeſchmakten Dinge los.„ — „Abgeſchmakt! wiederholte Forelline; das mögen ſie ſelbſt ſeyn! Sie ſind mir eine drollichte Figur von König, mit ihrem Froſchwagen, daß Sie in mein eigenes Land kommen, und mir Beleidigungen ſagen, und mir Ihr Wort brechen! würden Sie ſo handeln, wenn Sie noch einen Hellerwerth Ehre übrig hätten?„ — „Sehr herzbrechend! verſezte der König; wer möchte wohl eine ſo liebe Dame zur Gemahlin haben wollen?„ — „Die Ihrige ſoll ſie auch nicht werden! rief die Fee im äuſſerſten Zorne. Fort mit dir zum Fenſter hinaus; denn ſieben Jahre lang biſt du von nun an ein blauer Vogel.

Im eben dem Augenblicke veränderte ſich des Königs Geſtalt: ſeine Arme überzogen ſich mit Federn, und wurden Flügel; ſeine Füße wurden ſchwarz und dünne; es wuchſen ihm krumme Krallen; ſein Körper ſchrumpfte zuſammen, und lange, feine, mit Himmelblau vermiſchte Federn verhüllten ihn, ſeine Augen ründeten ſich, und bekamen einen Glanz wie

Sonnen; ſeine Naſe verwandelte ſich in einen elfenbeinern Schnabel; auf ſeinem Kopfe erhob ſich, in Form einer Krone, ein ſchöner Federbuſch: er ſang und ſprach zum Entzücken. In dieſem Zuſtande entfuhr ihm ein lauter Schrey über ſeine Verwandlung, und er flog eiligſt davon, um nur die verhaßte Fee nicht mehr zu ſehen.

Tief gebeugt von Schwermuth, flog er von Zweig zu Zweig, blos auf den Bäumen, die der Liebe oder der Traurigkeit heilig ſind, bald auf Myrthen, bald auf Cypreſſen. In ſchwermüthigen Geſängen klagt' er ſein Schickſal und Florinens betrübtes Loos. „Wo hat ſie ihre Feindin verborgen? ſagt er bey ſich ſelbſt; oder iſt ſie nicht ſchon das Opfer ihrer Grauſamkeit geworden? Wo ſie ſuchen? Sieben Jahre ohne ſie! Vielleicht wird ſie unterdeſſen an einen andern gekettet, und verſchwunden iſt dann die einzige Hoffnung, die mich erhält.“ So trauerte der arme blaue Vogel, bis zu dem Entſchluße, ſein Leben auszuhungern.

Unterdeſſen ſchickte die Fee ihre Freundin zurück zu ihrer Mutter, die mit Ungeduld auf Nachricht wartete, wie die Vermählung vollzogen ſey. Als aber die Tochter wiederkam, als ſie ihr alles erzählte, was vorgefallen war, gerieth ſie in einen fürchterlichen Zorn. Der Gegendruck davon fiel natürlich auf Florinen. „Sie ſoll es bereuen, rief ſie aus, ſie ſoll es mehr als einmal bereuen, daß ſie dem Könige gefallen hat.“ Mit dieſem Entſchluſſe gieng ſie, von Forellinen begleitet, nach dem Thurme. Forelline war prächtig gekleidet; ſie hatte eine Krone von Diamanten auf; drey Damen, Töchter der vornehmſten im Reiche trugen ihr die Schleppe des königlichen Talars; an ihrem Finger ſaß der Ring des Königs Charmant, den Florine an ihm bey ihrer einzigen Unterredung bemerkt hatte. Florine ſtaunte nicht wenig, Forellinen in einem ſolchen Prunke zu ſehen. „Hier, ſagte die Königin, bringt dir meine Tochter ihre Hochzeitgeſchenke. König Charmant hat ſie zur Gemahlin gewählt, und liebt ſie auſſerordentlich; es iſt ein hochvergnügtes Paar.“ Zugleich wurden Stoffe von Gold und Silber, Edelſteine, Spitzen, Bänder in großen Körben von Golddrath vor der Prinzeſſin zur Schau ausgelegt. Indem ihr alle dieſe Herrlichkeiten gezeigt wurden, ließ Forelline ſorgfältig den Ring des Königs ſpielen. Florine konnte nicht an ihrem Unglücke zweifeln. „Weg! rief ſie ſchmerzhaft, weg mit dieſen tückiſchen Geſchenken! Laßt mich nichts anders tragen als Schwarz; oder vielmehr, laßt mich lieber ſterben!“ Sie ſank in Ohnmacht, und die grauſame Königin, voll hämiſcher Freude über den guten Erfolg ihrer Liſt, erlaubte nicht, daß jemand ihr Hülfe leiſten durfte. Sie ließ ſie in dem erbärmlichſten Zuſtande von der Welt allein; ihrem Gemahl aber ſagte ſie boshafter weiſe, Florine ſey vom Zärtlichkeitstaumel dergeſtalt ergriffen, daß ſie das allerwiderſinnigſte Zeug vornähme; man dürfte ſie beyleibe nicht aus dem Thurme laſſen. Ihr Gemahl verſezte, ſie könnte in dieſer Sache ganz nach Gutdünken verfahren; er würde immer mit allem zufrieden ſeyn.

Als Florine wieder aus der Ohnmacht erwacht war, als ſie darüber nachſann, wie übel man ihr begegnete, wie alle Hoffnung zur Verbindung mit König Charmant auf immer verſchwand, wurde ihr Schmerz ſo heftig, daß ſie die ganze Nacht in Thränen zubrachte. Raſtlos trat ſie ans Fenſter, und überließ ſich zärtlichen und rührenden Klagen. Als der Tag erſchien, machte ſie das Fenſter wieder zu, und weinte von neuem. In der folgenden Nacht trat ſie wieder ans Fenſter, ſeufzte, ſchluchzte, weinte; beym Anbrucke des Tags ſchloß ſie ſich in ihr Zimmer ein.

Unterdeſſen flatterte der ſchöne blaue Vogel unaufhörlich um den Pallaſt herum, wo Florine, nach ſeinem Bedünken, ſeyn mußte. Klagte ſie traurig, ſo klagt' er nicht minder betrübt. So nahe als immer möglich flog er an die Fenſter heran, um in die Zimmer zu ſehen: nur die Furcht, von Forellinen bemerkt und erkannt zu werden, hielt ihn in der Entfernung. Furcht lehrte ihn Vorſichtigkeit: er ſang nicht leicht anders als bey Nacht.

Dem Fenſter, an welches Florine trat, ſtand eine Cypreſſe von auſſerordentlicher Höhe gegenüber: auf dieſe ſezte ſich Blauvogel. Kaum hatt' er ſich darauf geſezt, ſo hört' er die Stimme einer Klagenden: „¿ Werde, klagte die Stimme, werd' ich noch lange leiden müſſen? Kömmt denn der Tod mir nie zu Hülfe? Wer ihn ſcheut, den überraſcht er nur zu bald: ich flehe nach ihm, und mich flieht er. Grauſame Königin! was that ich dir, daß du mich in einen ſolchen Kerker ſperrſt? Haſt du ſonſt keinen Raum zur Quaal für mich? Du dürfteſt ja mich nur dahin verſetzen, wo deine unwürdige Tochter mit dem Prinzen Charmant ſo glücklich iſt!“ — ¡ Welch ein Gegenſtand der Verwunderung für ihn, dem kein Wörtchen entgieng! Sehnſuchtsvoll ſah er dem Tag entgegen, um die Klagende auch zu ſehen: aber ehe noch der Tag erſchien, war das Fenſter wieder zugemacht und ſie verſchwunden.

Die folgende Nacht ſaß der blaue Vogel wieder auf ſeiner Cypreſſe. Der Mond ſchien hell: an einem Fenſter des Thurms erſchien eine Dame, und begann die Klage: „Sonſt lächelte mir die Hoffnung zum Throne, ſonſt war ich die geliebte Tochter meines Vaters: ¿o Schickſal, was that ich dir, daß du mich ſo plötzlich ſo elend machſt? Noch ſo jung, ſoll ich ſchon erfahren, wie veränderlich du biſt? Komm zurück, Liebloſer, komm zurück! ende mein Leben; mehr verlang ich nicht von dir.“ Auf jedes Wort lauſchte der blaue Vogel: gewiß, Florine mußt es ſeyn! er wagt' es ſie anzureden. „¿Warum, göttliche Florine, warum dieſer Wunſch nach dem Tode? Ihr Leiden iſt noch nicht unheilbar.“ — ¿Woher, rief ſie aus, woher kömmt mir dieſe Tröſtung.?“ „Von einem unglücklichen Könige, der Sie liebt, der nie eine andre lieben wird.“ — „¿Von einem Könige, der mich liebt? erwiederte ſie, iſt das nicht wieder ein Fallſtrick von meiner Feindin? Doch wozu ſollte ihr die Liſt? Will ſie mich erforſchen? Ich bin bereit, mich ganz zu entdecken.“ — „Nein! war ſeine Antwort, der Sie liebt, kann Sie nicht verathen.“ Mit dieſen Worten flog er an ihr

Fenſter. Sie erſchrak anfangs über den auſſerordentlichen Vogel, der mit ſeiner ſanften Nachtigallenſtimme ſo geiſtvoll ſprach wie ein Menſch: doch die Schönheit ſeines Gefieders und die Freundlichkeit ſeiner Rede machten ihr wieder Muth. „¿ Darf ich Sie wiederſehen? rief er aus; darf ich mich ganz darüber freuen? Aber Sie ſind eine Gefangene; das ſchlägt meine Freude nieder. Und dann, zu welchem Zuſtande bin ich nicht ſelbſt auf ſieben Jahre verdammt!“ — ¿ „Und wer biſt du denn, fragte ſie mit Streicheln, charmanter Vogel?“ „Sie haben meinen Namen genannt, war ſeine Antwort, und ſtellen ſich doch, als kennten Sie mich nicht.“ — „¿ Wie? verſezte ſie, ein großer König, der König Charmant wäre der kleine Vogel hier auf meiner Hand?“ — „Nur zu wahr! verſezte der König; lieber wählte ich dieſe Verwandlung, als daß ich der Liebe zu Ihnen entſagt hätte; das iſt mein Troſt!“ — „Der Liebe zu mir! verſetzte Florine: o täuſchen Sie mich nicht. Ich weiß, ich weiß, Sie ſind meiner Stiefſchweſter Gemahl: an ihrem Finger erkannt' ich Ihren Ring; ich habe ſie geſehn im vollem Glanze von den Diamanten, die Sie ihr geſchenkt haben: in meinen öden Kerker kam ſie, um meiner zu ſpotten, auf ihrem Haupt eine Krone, bekleidet mit dem königlichen Mantel, bey des ein Geſchenk von Ihnen; ich ſchmachtete unterdeſſen hier mit Ketten beladen.“ — „Sie haben Ihre Schweſter in einem ſolchen Prunke geſehen? verſezte Charmant; ſie und ihre Mutter haben ſich erdreiſtet, Ihnen zu ſagen, dieſe Koſtbarkeiten wären von mir? Himmel! daß ich dergleichen Unwahrheiten hören muß, und mich nicht gleich dafür rächen kann! Wiſſen Sie: auch mich haben ſie hintergehen wollen; Ihren Namen haben ſie gemißbraucht, damit ich die häßliche Forelline entführen ſollte. Aber kaum klärte ſich mir der Irrthum auf, ſo riß ich mich von ihr los; und unterwarf mich lieber der Buße von ſiebenjähriger Verwandlung, als daß ich die Treue bräche, die ich Ihnen verſprach.“

Florine genoß ſo ganz das Vergnügen ihren edlen Liebhaber ſprechen zu hören, daß ſie ihres Leides in der Gefangenſchaft ganz vergaß. Was ſagte ſie ihm nicht alles, um ihn wegen ſeiner traurigen Verwandlung zu tröſten, und ihn zu verſichern, daß ſie nicht weniger für ihn thun würde, als er für ſie gethan hätte. Unterdeſſen brach der Tag an: im Schloſſe ward es immer munterer: ſie ſprachen noch immer. Es koſtete ihnen viel Mühe, ſich zu trennen: aber auf jede Nacht wurde eine ſolche Unterredung feſtgeſezt.

Unterdeſſen verſteckte ſich der blaue Vogel in einem hohlen Baume, und ſein Gedanke war ſie allein. „O wie ſchön, ſagt' er, daß ich ſie wiedergefunden habe! ſie iſt ſo gut, ſo ſanft!„ Jeden kleinen Augenblick ſeiner Büſſungszeit zählt' er ſich voll Sehnſucht auf. Um ſich indeſſen gegen die Prinzeſſin ſo artig, als ihm möglich war, zu zeigen, flog er zurück in ſeine Reſidenz, in ſeinen Palaſt, und ſchlüpfte durch eine zerbrochene Scheibe in ſein Kabinet, nahm ein paar Ohrenringe von der erſten Koſtbarkeit und Schönheit, brachte ſie Florinen, und bat ſie, ſich damit zu ſchmücken. „Gern, ſagte ſie, wollt' ichs thun, wenn Sie mich am Tage beſuchten; aber da es nur bey Nacht geſchieht, ſo mach' ich ſie nicht ein.„ Der gute Vogel verſprach ihr, zu jeder Stunde, wenn ſie nur wollte, vor dem Fenſter zu erſcheinen: auf dieſe Verſicherung machte ſie gleich von ſeinem Geſchenke Gebrauch; und die Nacht verflog ihnen unter lieblichem Geſpräche.

Am folgenden Morgen flog der blaue Vogel wieder in ſein Königreich, in ſeinen Pallaſt, und wieder durch die zerbrochene Scheibe in ſein Kabinet, und brachte von dort ein Paar koſtbare Armbänder mit. Jedes beſtand aus einem einzigen Smaragd, der mit Facetten geſchliffen, und in der Mitte ausgehöhlt war, damit Hand und Arm durchſchlüpfen konnten. „Meynen Sie wohl ſagte Florine, daß meine Liebe für Sie durch Geſchenke genährt werden müſſe? O wie wenig würden Sie ſie dann kennen!“ — Nein! war ſeine Antwort, ich halte die Kleinigkeiten, die ich Ihnen bringe, nicht für nothwendig, um mir Ihre Zärtlichkeit zu erhalten. Aber der meinigen würd' es empfindlich ſeyn, wenn ich irgend eine Gelegenheit verſäumte, Ihnen Aufmerkſamkeit zu zeigen. Und dann, wenn Sie mich nicht ſehen, ſo ſind ſie Ihnen doch Erinnerung an mich.

Bey jedem Anbruche des Tages ſucht' er wieder ſeinen hohlen Baum, wo Früchte ſeine Nahrung waren. Zuweilen ſang er, und ſein fremder Geſang ſetzte die Vorübergehenden in Entzücken. Man hörte Geſang, und ſah doch den Sänger nicht: natürlich mußten es Geiſter ſeyn. Sehr bald wurde dieſer Wahn ſo allgemein, daß ſich niemand mehr ins Holz wagte. Tauſend Mährchen breiteten ſich davon aus, und die allgemeine Furcht wurde des blauen Vogels beſondere Sicherheit.

Es vergieng kein Tag, an dem er nicht Florinen ein Geſchenk brachte: bald ein Halsband von Perlen, bald brillantene Ringe aufs niedlichſte gefaßt; Agraſſen von Diamanten, Bouquets von andern guten Steinen, von den Farben der lieblichſten Blumen; bald auch Medaillen und Bücher. In kurzer Zeit hatte ſie einen ganzen Vorrath der ausgeſuchteſten Koſtbarkeiten. Doch ſchmückte ſie ſich damit nur des Nachts, aus Gefälligkeit gegen ihn: den Tag über verbarg ſie ihren Reichthum ſorgfältig an dem einzigen möglichen Schutzorte, unter ihrer Strohdecke.

So verſtrichen zwey Jahre, ohne daß Florinen die geringſte Klage über ihre Gefangenſchaft entfuhr. ¿Warum hätte ſie auch klagen ſollen? Sie genoß ja die Freude, alle Nacht mit dem Manne, den ſie liebte, zu ſprechen. Bekam ſie gleich keinen Menſchen zu ſehen, brachte gleich Blauvogel ſeinen Tag im hohlen Baume zu, ſo hatten ſie ſich doch immer etwas Neues zu ſagen: ihr Stoff war unerſchöpflich, denn ihr Geiſt und ihr Herz boten ihn dar..

Unterdeſſen hatt' es die Königin zu wiederhohltenmahlen fruchtlos verſucht, ihr Töchterchen an den Mann zu bringen. An alle Prinzen, die ſie auch nur dem Namen nach kannte, hatte ſie Anträge gemacht: alle wieſen ſie kurz ohne Umſtände ab. „Ja! ſagte man, wenn es Florine wäre! Forelline aber — die mag nur immer Veſtalin bleiben!" Mutter und Tochter ärgerten ſich halb todt über dergleichen Antworten, und erboſten ſich gegen die unſchuldige Florine. „Selbſt als Gefangene ſagten ſie, tritt uns das übermüthige Ding überall in den Weg. Sie muß geheime Verbindungen im Auslande unterhalten: ſie iſt gewiß Staatsverbrecherin: als ſolche wollen wir ſie behandeln laſſen."

Sie berathſchlagten ſo lange, daß es beynahe Mitternacht war, als ſie beſchloſſen, in den Thurm zu gehn, und ſie auf der Stelle zu befragen. Florine ſtand eben bey dem lieben Vogel am Fenſter, mit ſeinen Geſchenken geſchmückt; ihr ſchönes Haar war ſo ſchön gelockt, wie ſonſt eine arme Gefangene nicht zu thun pflegt; Blumen waren in ihrem Gemache und auf ihr Bette geſtreut; ein Wohlgeruch von köſtlichen Räucherwerk hatte ſich verbreitet. Die Königin lauſchte an der Thüre: und es war ihr, als hörte ſie einen zweyſtimmigen Geſang. Es war ein bekanntes Lied, das fühlenden Herzen ſo werth iſt:

Du, die vom braunen Wagen
Mitleidig auf uns ſchaut,
Du mit den bangen Klagen
Der Liebe gern vertraut,

O hüll' in deine Schatten,
Verſchwieg'ne Nacht, uns ein!....

„Ha! rief die Königin, wir ſind verrathen!“ — und ſtürzte, noch ehe das Lied zu Ende geſungen war, in das Zimmer. Welch ein Anblick für Florinen! Sie ſchlug nur eilig das kleine Fenſter zu, damit ihr lieber Vogel Zeit gewinnen möchte zu entfliehen: an ſeiner Erhaltung lag ihr mehr, als an ihrer eigenen. Er aber fühlte ſich nicht ſtark genug zu entfliehen: ſein Falkenblick hatte ihm ſchon ihre Gefahr entdeckt. O wie betrübt' es ihn, daß er ſo unvermögend war, ihr beyzuſtehen, als die Königin und ihre Tochter wie Furien über ſie herfielen! „Man weiß nun ſchon, ſagte die Königin, deine Ränke gegen den Staat: hoffe nicht, daß deine Geburt dich gegen die wohlverdiente Strafe ſchützen wird.“ „¿ Ränke!? verſetzte Florine; und mit wem ſollt' ich ſie unterhalten? Sind Sie nicht ſelbſt ſeit zwey Jahren meine Gefangenwärterin? Hab' ich unterdeſſen einen andern Menſchen geſehen, als den Sie ſelbſt geſchickt hatten?“ — Während daß ſie ſprach, beſahen ſie die Königin und ihre Tochter mit einem Erſtaunen ſonder gleichen; ihre Schönheit und ihr Schmuck blendeten beyde. „¿ Und woher haben Madame dieſen Schmuck?“ fragte die Königin; wäre vielleicht in dieſem Thurm eine Diamantgrube?“ — Sie hätte das Geſchmeide hier gefunden, verſetzte Florine; mehr wüßte ſie nicht davon. Die Königin heftete auf ſie einen Blick, der in ihr Herz eindringen zu wollen ſchien. „Sie betrügen uns nicht! fuhr ſie fort; Sie wollen uns Staub in die Augen werfen; aber wir wiſſen wohl, was Sie von früh bis in die Nacht beginnen. Dieſen Schmuck haben Sie blos deswegen, damit Sie das Königreich ihres Vaters verrathen ſollen." — „Das könnt' ich auch, erwiederte ſie mit einem verächtlichen Lächeln; ich, eine unglückliche Prinzeſſin, die ſchon ſo lange in Feſſeln ſchmachtet, ich kann gewiß ſehr viel zu einem ſolchen Anſchlag ausrichten!" — „Und für wen, verſetzte die Königin, für wen biſt du denn ſo belockt, ſo geſchmückt, ſo mit Wohlgeruch umgeben?" — Ich habe Zeit genug, antwortete Florine; iſt es denn ſo wunderbar, daß ich ein Paar Augenblicke auf meinen Putz wende? Werfen Sie mir dieſe Augenblicke nicht vor; ſo manche Stunde bring' ich dagegen in Thränen zu." — „Laß ſehn, fiel die Königin ein, ob die arme Unſchuldige nicht einen geheimen Vertrag mit den Feinden des Landes bey ſich hat!" Sie ſuchte nach: als ſie auf den Strohſack kam, fand ſie die ganze Menge von Diamanten, Perlen, Rubinen, Smaragden, Topaſen. Es war ihr Vorſatz, irgendwo ein Papier unterzuſchieben, das die Prinzeſſin unglücklich machen könnte: ſie ſchob auch wirklich ein ſolches Papier ins Kamin. Doch der blaue Vogel, der ſich zum Glück darauf geſezt hatte, deſſen Auge ſchärfer ſah als ein Luchs, der alles belauſchte, rief Florinen zu: „nehmen Sie ſich in Acht! ihre Feindin legt eine Tücke gegen Sie an!“ Dieſe ſo unerwartete Stimme ſchreckte die Königin dergeſtalt, daß ſie ihren Anſchlag nicht auszuführen wagte. „Sie ſehen, ſagte Florine, die Geiſter in der Luft ſind mir hold.“ — Freylich, erwiederte die Königin mit halberſticktem Grimme, mögen dir die Geiſter hold ſeyn: aber allen Geiſtern zum Troze wird ſich dennoch dein Vater Recht zu ſchaffen wiſſen. „Wollte der Himmel, rief Florine, daß ich weiter nichts zu fürchten hätte, als den Zorn meines Vaters! Der Ihrige iſt furchtbarer.“

Beſtürzt über alles was ſie geſehn und gehört hatte gieng die Königin wieder fort. Sie hielt darauf großen Rath, was gegen die Prinzeſſin vorzunehmen wäre. Man ſagte ihr, wenn irgend ein Zauberer oder eine Fee ſie unter ihren Schuz nähmen, ſo würde ſie, wenn ſie die Prinzeſſin länger quälte, die Sache nur noch ſchlimmer machen: das Beſte würde ſeyn, wenn ſie ihre Intrigue aufzudecken ſuchte. Die Königin fand dieſe Idee ſehr gut; und, um ſie zu befolgen, ſchickte ſie der Prinzeſſin eine junge Perſon, die unter dem Vorwande ihr aufzuwarten, unter dem Schein der größten Unbefangenheit, jeden Schritt von ihr belauſchen ſollte. Aber der Fallſtrick war zu grob: Florine erkannte gleich in der angeblichen Aufwärterin die Kundſchafterin ihrer Stiefmutter: und nun denke man ſich ihre Betrübniß. — „¿ So kann ich denn, rief ſie ſchmerzhaft aus, nicht mehr mit ihm reden? Sonſt half er mir mein Leiden tragen; ich linderte ihm das ſeinige: was ſoll nun aus ihm werden? und was aus mir?“ Bey dieſen Ahndungen ergoſſen ſich ihre Thränen.

Sie wagt' es nun nicht mehr, ſich am kleinen Fenſter ſehn zu laſſen. Zwar hörte ſie den blauen Vogel um das Fenſter flattern; zwar hätte ſie ihm, herzlich gern aufgemacht: aber ſie fürchtete ſein Leben in Gefahr zu ſetzen. Ein ganzer Monat vergieng, ohne daß ſie ſich ſehen ließ, und o wie grämte ſich nicht der arme blaue Vogel! wie jammerte er nicht! Erſt jezt fühlt' er die Quaal der Entfernung, und das Peinliche ſeiner Verwandlung. Umſonſt ſann er auf Mittel gegen beydes: er fand kein Mittel; keine Linderung.

Ihre Belauſcherin, die nun einen ganzen Monat Tag und Nacht gewacht hatte, fiel endlich

lich in einen tiefen Schlaf. Geſchwind, geſchwind öfnete Florine das Fenſter, und rief:

Blau, wie der Himmel über dir,
Fleug' zu mir her, fleug' her zu mir!

Der geheimnißvolle Ruf ward recht gut verſtanden, und gleich erſchien, wer erſcheinen ſollte. O wie freuten ſie ſich, daß ſie ſich wiederſahn; wie viel und mancherley hatten ſie ſich nicht zu ſagen! Betheurungen von Liebe wurden wiederhohlt, und immer wiederhohlt. Florine weinte; ihr Vogel trauerte ſelbſt, und ſuchte ſie zu tröſten. Endlich kam die Stunde der Trennung, ohne daß die Aufſeherin erwacht wäre, und ſie trennten ſich mit dem zärtlichſten Abſchiede. Am folgenden Tage ſchlief die Lauſcherin wieder ein, Florine eilte wieder ans Fenſter, und rufte wie geſtern:

Blau, wie der Himmel über dir,
Komm' zu mir her, komm' her zu mir!

Sogleich erſchien der Vogel, und die Nacht verſtrich, wie die vorhergehende, unbemerkt und ohne Ueberfall. Die beyden Liebenden ſchwebten in Entzücken: ſie ſchmeichelten ſich, ihre Aufſeherin würde alle Nächte ſo gern und ſo feſt ſchlafen. Auch lief die dritte Nacht noch glücklich ab: aber nicht ſo die vierte. In dieſer hörte die Aufſeherin ein leiſes Geräuſch:

ſie lauſchte, ohne ſich etwas merken zu laſſen, und ſahe im Mondenſchein den ſchönſten Vogel von der Welt, wie er mit der Prinzeſſin ſprach, wie er ihr mit den Füßchen ſchmeichelte, wie ſein Schnabel ſich an ihren Mund ſchmiegte. Zu ihrem Erſtaunen ſprach der Vogel wie ein Liebhaber, und die ſchöne Florine antwortete ihm wie nur eine zärtlich Liebende antworten kann. Als der Tag erſchien, trennten ſie ſich; wehmüthig, als ob ihnen ihr nahes Unglück geahndet hätte. Weinend warf ſich Florine auf ihr Lager: Blauvogel ſchlüpfte wieder in ſeinen hohlen Baum: die Wärterin aber eilte zur Königin, und ſagte ihr alles was ſie geſehn und gehört hatte.

Die Königin, ihre Tochter, und ihre Vertrauten hielten nun einen langen Rath, der dahin ausfiel: der blaue Vogel ſey nichts anders als der König Charmant. „Welch ein Schimpf! rief die Königin, welch ein Schimpf! Ich glaubte, das Mädchen ſey ſo tief betrübt, und ſie läßt es ſich unterdeſſen mit unſerm Undankbaren wohl ſeyn. Aber ich will mich rächen, und ſo rächen, daß ſie daran denken ſoll. „Ihre Tochter beſtärkte ſie noch in dieſem Vorſatze, voll Freude über alles, was ihrer Stiefſchweſter und ihrem Liebhaber zu Leide gethan werden ſollte.

Die Ausſpäherin wurde wieder in den Thurm geſchickt, mit der Anweiſung, weder Verdacht noch Neugierde zu verrathen, und ſich vielmehr noch ſchläfriger als gewöhnlich zu ſtellen. Sie legte ſich alſo früh zu Bette und ſchnarchte, daß es eine Luſt war. Die arme betrogene Prinzeſſin öfnete ſogleich das Fenſter, und rief:

Blau, wie der Himmel über dir,
Fleug' zu mir her, fleug' her zu mir!

Allein ſie rufte vergebens: ſie rufte die ganze Nacht, und immer vergebens; er kam nicht. Die Königin hatte Degen, Meſſer und Dolche an der Cypreſſe aufhängen laſſen. Als ſich nun der blaue Vogel mit vollen Schwingen darauf niederließ, durchſchnitten ihm die mörderiſchen Werkzeuge die Füße: er fiel, und fiel auf andere, die ihm die Flügel zerſchnitten. Auf ſolche Art erbärmlich zugerichtet, rettete er ſich mit unſäglicher Mühe an ſeinen Baum; ſeinen Flug bezeichnete eine Fährte von Blut.

Nun bildete er ſich ein, Florine ſelbſt hätte ihr Geheimniß, um ihr Schickſal zu mildern, an ihre Stiefmutter verrathen, die ihm nun dieſe mörderiſche Fallen geſtellt habe, und das machte ihm das Leben verhaßt. „Ha! rief er ſchmerzhaft aus, lohnſt du ſo die reinſte, die zärtlichſte Liebe? Wollteſt du meinen Tod, warum tödtete mich nicht deine eigene Hand? Dann wär' er mir lieb geweſen. Ich kam zu dir, mit ſo viel Liebe und Vertrauen; ich litt für dich, und litt ohne zu klagen: und du opferſt mich einem grauſamen Weibe auf? Du ſuchſt Verſöhnung, und ich muß das Opfer ſeyn? Du entlehnſt nur die Hand deiner Schweſter: den Dolch führſt du ſelbſt.„ Voll von dieſen niederſchlagenden Gedanken, beſchloß er zu ſterben.

Unterdeſſen war ſein guter Freund, der Zauberer, als er ſeine fliegenden Fröſche ohne ihn zurückkommen ſah, ſo bekümmert um ihn geweſen, daß er achtmal die ganze Erde durchlief und ihn ſuchte, ohne ihn finden zu können. Auf ſeiner neunten Wanderung kam er in den Wald, wo der König war, und blies auch hier, wie gewöhnlich, fünfmal in ſein Horn, und rief dann fünfmal aus aller Macht den Namen des Königs. Charmant erkannte die Stimme ſeines beſten Freundes. „Heran zu dieſem Baume! rief er ihm zu, und ſiehe den König, den du liebeſt, in ſeinem Blute ſchwimmen.“ Verwundert blickte der Zauberer überall umher, und ſah nichts. „Ach ich bin der blaue Vogel!“

ſagte der König mit ſchwacher erloſchener Stimme. Auf dieß fand ihn der Zauberer ſehr leicht in ſeinem kleinen Neſte. Nur wenig Worte waren ihm hinreichend, das Blut, das noch immer floß zu ſtillen; und noch einige Zauberſprüche und einige Kräuter aus dem Walde ſtellten den König ſo vollkommen her, als wenn er gar nicht verwundet geweſen wäre.

Darauf bat er ihn um Erläuterung, wie er zum Vogel und wie er ſo grauſam gemißhandelt worden ſey. Der König ſagte ihm alles: Florine, ſetzt' er hinzu, Florine ſelbſt müſſe das Geheimniß ihrer nächtlichen Zuſammenkünfte verrathen haben, um ſich mit der Königin auszuſöhnen; und ſie müſſe bewilligt haben, daß die Cypreſſe mit Dolchen und Meſſern wäre behangen worden, die ihn faſt durchſtochen und zerſchnitten hätten. Er brach über ihre Untreue in bittere Klagen und Vorwürfe aus, und ſagte, er würde ſich glücklich ſchätzen, wenn er nicht vor ſeinem Tode noch ihr falſches Herz hatte kennen lernen. Der Zauberer zog nun ebenfalls gegen Florinen und überhaupt gegen die Weiber heſtig los; und rieth ihm, Florinen zu vergeſſen. „¿ Wie unglücklich, ſagt' er zu ihm, würden Sie nicht ſeyn, wenn Sie fähig wären, eine ſolche Undankbare noch länger zu lieben? Nach dem was ſie an Ihnen gethan hat, haben Sie alles von ihr zu fürchten." Blauvogel konnte nicht einſtimmen: Florine war ihm noch zu theuer. Der Zauberer, der in ſeiner Seele las, ſo ſorgfältig er ſich auch zu verbergen ſuchte, ſang ihm mit eigner Laune vor:

Unterm Druck von trüben Tagen
Spricht Vernunft umſonſt ans Herz;
Unter Thränen, unter Klagen
Nährt die Seele ihren Schmerz.
Aber endlich kömmt die Stunde
Neugeſtärkter Heiterkeit.
Balſam giebt's für jede Wunde;
Dieſer Balſam heißt — die Zeit.

Blauvogel räumte das alles ein; und bat nur ſeinen Freund, ihn nach Hauſe zu verſetzen, und in einem Kefich gegen Katzenkrallen und andere mörderiſche Klauen zu ſichern. „¿ Aber, ſagte der Zauberer, fünf Jahre wollen Sie noch in dieſem Zuſtande bleiben, der Ihrer ſo unwürdig iſt? Sie haben Feinde, die Ihren Tod für gewiß ausgeben, weil ſie nach Ihrem Königreiche ſtreben: und ich fürchte ſehr, Sie werden es verlieren, ehe Sie noch Ihre natürliche Geſtalt wieder erlangen." — „¿ Könnt' ich denn nicht, verſezte König Blauvogel, in mein Reich zurückkehren, und regieren wie vorher?" — „O das iſt ſchwer, verſezte der Zauberer. Einem Menſchen will man wohl gehorchen, aber einem Papagayen nicht. Als König, mit Prunk und Größe umgeben, werden Sie gefürchtet, aber als ein armer Vogel rupft man Ihnen die Federn aus.“ — „Ach! rief der König, wie ſchwach iſt doch der Menſch! Schein von äuſſerlichem Glanze iſt nichts, und hat dennoch ſo viel Täuſchendes, daß man ihm nicht widerſtehen kann. Doch ich will mich faſſen, und was mir nicht beſchieden iſt, gleichgültig anzuſehen ſuchen.“ — Geben Sie nicht alle Hoffnung auf, verſezte der Zauberer; ich glaube noch Mittel zu finden.“

Traurig verbrachte unterdeſſen Florine voll Sehnſucht ganze Tage und Nächte.

Blau, wie der Himmel über dir,
Fleug' zu mir her! fleug' her zu mir!

wiederholte ſie unaufhörlich, ohne ſich von ihrer Aufſeherin davon abhalten zu laſſen: in einer Art von Verzweiflung ſchonte ſie nun nichts mehr. „¿Was iſt aus dir geworden, Geliebter? rief ſie aus: auch das Opfer der Wuth unſerer Feinde? Seh' ich dich niemals wieder? Oder haſt du mich verlaſſen?“ Thränen und Schluchzen miſchten ſich in ihre Klagen. Langſam und betrübt ſchlich ihr der Tag dahin, weil ſie ihn nicht mehr hatte. Sie verfiel; ihr Reiz verblühte; matt und ſiech konnte ſie ſich kaum noch aufrecht erhalten.

Die Königin und ihre Tochter triumphierten: die Rache war ihnen noch ſüßer, als ihnen die Beleidigung bitter geweſen war. Unterdeſſen aber wurde der alte König krank und ſtarb. Dadurch bekam die Lage der Königin und ihrer Tochter eine ganz andere Geſtalt. Das Volk haßte ſie; ſie erſchienen jezt als Favoritinnen, die ihre Gunſt gemißbraucht hätten. Das Volk drängte ſich im Aufruhr zum Palaſte, und verlangte die Prinzeſſin Florine als ſeine ſchon anerkannte Thronerbin. Die Königin wollte die Sache mit ſtolzer Strenge behandeln, und drohte, von einem Balkon herab, dem Volke als Empörer. Aber nun wurde der Aufruhr allgemein: ihre Zimmerthüren wurden eingeſtoſſen, und ſie ſelbſt zertreten, zerſchlagen. Ihre Tochter, die nicht weniger Gefahr lief, rettete ſich noch zu der Fee **Sußio**.

Die Großen des Reichs verſammelten ſich in gröſter Eile, und giengen nach dem Thurme, wo Florine krank und betrübt eingeſchloſſen war. Sie wußte noch nichts von dem Tode ihres Vaters, noch von dem ſchauervollen Ende ihrer

Feindin. Das große Geräuſch, das ſie auf einmal vernahm, hielt ſie ohnfehlbar für Annäherung von Leuten, die ſie zum Tode führen wollten. Sie erſchrak nicht darüber; denn ſeit dem Verluſte ihres geliebten Vogels war ihr das Leben verhaßt. Auch dann, als ihre Unterthanen vor ihr niederfielen, und ihr die vortheilhafte Veränderung ankündigten, machte es keinen Eindruck auf ſie: gleichgültig ließ ſie ſich in den Palaſt tragen, und gleichgültig ließ ſie ſich krönen.

Die unermüdete Sorgfalt, die man auf ihre Geſundheit wendete, und ihre Sehnſucht den lieben blauen Vogel aufzuſuchen, ſtellten ſie bald genug wieder her, um ihren Lieblingsentwurf ausführen zu können. Sie ernannte einen Staatsrath, der in ihrer Abweſenheit die Regierung verwalten ſollte, nahm für mehrere Millionen koſtbare Steine zu ſich, und verſchwand einmal des Nachts, ohne einem Menſchen nur ein Wörtchen zu ſagen.

Der freundſchaftliche Zauberer, der nicht mächtig genug war, um das Werk der Fee zu zerſtöhren, verſuchte den Weg des Vergleichs. Von einem Zauberer zu einer Fee iſt nur eine Handbreit: ſie kannten ſich ſchon ſeit fünf bis ſechs hundert Jahren, und binnen der Zeit hatten ſie wohl hundertmal gut und nicht gut mit einander geſtanden. Die Fee, die eben mit Forellinen ſprach, empfieng ihn gar freundlich; fragte ihn, ob ſie ihm mit etwas dienen könnte. „Allerdings! verſezte der Zauberer, und ſehr viel. Es betrift meinen beſten Freund, einen König, den Sie unglücklich gemacht haben.“ „Ich weiß was Sie meynen, antwortete Sußio.. Es thut mir leid: aber es iſt keine Verzeyhung für ihn, er heyrathe denn meine ſchöne, artige Freundin, die Sie hier ſehen: er mag es überlegen.“

Der gute Zauberer verſtummte, ſo häßlich fand er die ſchöne artige Freundin: gleichwohl konnt' er ſich nicht entſchließen, die Fee zu verlaſſen, ohne wenigſtens etwas für ſeinen Freund zu thun, der in ſeinem Kefich tauſendfachen Gefahren unterworfen war. Der Haken, an dem der Kefich hieng, zerbrach, der Kefich fiel herab, und die gefiederte Majeſtät litt nicht wenig vom Falle. Die Lieblingskatze die eben im Zimmer war, als ſich das Unglück begab, krazte ihm dabey ins Auge, daß er beynahe einäugig geworden wäre. Ein kleiner ſchelmiſcher Affe, der entſprungen war, erwiſchte durch das Gitterwerk hindurch, ſeine Flügel, und rupfte ihn, als hätt' er eine Elſter

ſter in der Zauſe. Doch das Schlimmſte wär noch, daß er in Gefahr ſtand, ſein Königreich zu verlieren: täglich wurden neue Ränke ausgedacht, um zu beweiſen, daß er todt ſey. Zulezt verglich ſich endlich der Zauberer mit der Fee dahin, daß ſie ihre liebe Freundin in den Pallaſt des Königs Charmant bringen, daß ſie hier einige Monate bleiben, daß er unterdeſſen einen feſten Entſchluß faſſen; daß ſie ihm ſeine Geſtalt wiedergeben ſollte, wiewohl mit Vorbehalt, ihn nach etlichen Monaten wieder zum blauen Vogel zu machen, wenn er ſich nicht entſchlöſſe, die Prinzeſſin zur Gemahlin anzunehmen.

Die Fee beſchenkte nun ihre Freundin mit Kleidern von Gold und Silber, nahm ſie dann mit ſich auf einen Drachen, und flog mit ihr zum König Charmant. Drey Schläge mit dem Zauberſtabe ſtellten ihn wieder her, wie er geweſen war, ſchön, liebenswürdig, geiſtreich. Aber ſie kam ihm theuer zu ſtehen, die Zeit, die ihm von ſeiner Buße geſchenkt wurde: eine Forelline zur Gemahlin — ſchon der bloße Gedanke machte ihn ſchaudern. Sein freundſchaftlicher Zauberer ſtellte ihm zwar die beſten Gründe vor; allein ſie machten keinen Eindruck auf ihn. Er dachte weniger an Reich und Regierung, als an Mittel, wie er die Friſt, die ihm die Fee vergönnt hatte, nur verlängern könnte.

Indeſſen hatte Königin **Florine** ihre Wanderung angetreten. Sie gieng als Bäuerin verkleidet, mit fliegenden Haaren, die ihr über das Geſicht herfielen; auf dem Kopfe trug ſie einen Strohhut, auf der Schulter einen leinenen Sack. Sie wanderte bald zu Fuß und bald zu Pferde, bald zu Lande und bald zu Waſſer. Sie eilte was ſie konnte aber immer in Angſt ſie möchte ihren Geliebten irgend da oder dort aufſuchen, indeſſen er an einem andern Orte wäre. Eines Tags, als ſie am Rand einer Quelle verweilte, deren Silberwellen über Kieſel rollten, empfand ſie Luſt ſich zu baden. Sie ſetzte ſich ins Grüne, band ihre blonden Haare mit einem Bande auf, und tauchte mit den Füßen ins Waſſer. Indem gieng eine kleine bucklichte Alte vorüber, ganz gebückt und auf einen ſtarken Stab geſtützt. „¿So allein, liebes Kind? ſagte die Alte, und blieb ſtehen.“ Ach Mütterchen! erwiederte **Florine**, ich bin nicht allein; Kummer, Unruhe und Beſchwerden ſind meine Geſellſchafter, und Thränen begleiteten dieſe Antwort. „¿Wie? fuhr die Alte fort, du biſt noch ſo jung, und haſt ſchon ſolchen Kummer? Sey nicht ſo betrübt, gutes Mädchen!

„Entdecke mir, du Traurige
„Warum das Herz dir blutet:“

vielleicht hab' ich Troſt und Linderung für dich. Florine faßte Zutrauen zu der guten Alten, und entdeckte ihr, mit ihrer ganzen Geſchichte, die Abſicht ihrer jetzigen Wanderung.

Kaum hatte ſie ſich ihr entdeckt, ſo richtete ſich die Alte auf, ihre ganze Geſtalt veränderte ſich, ſie erſchien jung, ſchön und prächtig gekleidet: „ſchöne Florine, ſagte ſie mit einem holden Lächeln zu ihr, der König den Sie ſuchen, iſt kein Vogel mehr: meine Schweſter Sußio hat ihm ſeine Geſtalt wiedergegeben; und jezt iſt er in ſeinem Königreiche. Seyn Sie nicht ſo betrübt. „Sie werden ihn wiederſehen, und Ihr Wunsch wird ihnen gelingen. Hier ſind vier Eyer: dieſe zerbrechen Sie, wenn es Noth hat; ſie werden Ihnen gute Dienſte leiſten.„ Mit dieſen Worten verſchwand die Fee.

Florine fühlte ſich durch das Zureden der guten Alten ſehr geſtärkt, und beruhigt. Sie nahm die Eyer in ihren Sack, und damit ihren Weg nach dem Reiche des Königs Charmant.

Nachdem ſie acht Tage und eben ſoviel Nächte gegangen war, kam ſie an einen Berg von erſtaunlicher Höhe, ganz von Elfenbein und ſo jähe, daß man unmöglich darauf fußen konnte. Hundertmahl verſuchte ſie's, doch immer vergebens; immer glitte ſie aus. Müde und verzweiflungsvoll legte ſie ſich endlich am Fuße des Berges nieder, als ihr zum Glück ihre Eyer einfielen. „Laß doch ſehen, ſagte ſie, ob die Fee im Ernſt geſprochen hat.“ Sie nahm eins von den Eyern, und zerbrach's. In dem Ey befanden ſich kleine Eisſtacheln von Stahl; dieſe legte ſie ſich an Händen und Füßen an, und mit Hülfe dieſer Stacheln klimmte ſie ohne Mühe den Berg hinan, denn ſie drangen in den glatten Boden ein, und lieſſen ſie nicht ausgleiten.

Nun war ſie oben: aber wieder hinunter zu kommen, da zeigte ſich neue Schwierigkeit; denn das ganze Thal war nur Eine große Spiegeltafel. Ringsumher ſtand eine ungeheure Schaar von Weibsperſonen, die ſich mit großem Wohlgefallen darin beſchauten. Der Spiegel, der wohl zwey Meilen breit und ſechs Meilen lang war, ließ jede ſich ſo erblicken, wie ſie zu ſeyn wünſchte. Hatte eine rothes Haar, ſo erſchien ſie ſich hier als Blondine, die Brunette bekam hier ſchwarzes Haar, die alten glaubten jung zu ſeyn, und die jungen alterten nie: kurz, jeder Fehler wurde hier in Schönheit verwandelt. Todt hätte man ſich lachen mögen, wenn man das Liebäugeln und Mienenſpiel der meiſten dieſer Koketten ſahe. Eben dieſe Eigenſchaft lockte auch nicht weniger Männer herbey: denn auch ihnen gefiel der Spiegel. Einigen lieh er ſchöne Haare, einem andern einen edleren, geſchmeidigern Wuchs, ein kriegeriſches Anſehen, einen beſſern Anſtand. Sie ſpotteten der Damen, die Damen gaben ihnen den Spott zurück; daher hatte der Berg ſehr verſchiedene Namen. Bis auf den Gipfel aber war noch nie jemand gekommen. Als nun Florine oben erſchien, begannen die Damen alleſamt ein lautes Gemurmel. „Wohin riefen ſie, wohin will die Unbeſonnene? Sie wird doch nicht toll genug ſeyn, auf unſerm Spiegel herab zu gehen, denn auf den erſten Schritt zerbricht ſie alles.“ Kurz es war ein gewaltiges, verworrenes Getöſe, und Geſchrey.

Florine wußte nicht was ſie thun ſollte; die Gefahr war zu augenſcheinlich. In dieſer Angſt zerbrach ſie ihr zweytes Ey. Sofort flatterten zwo Tauben heraus, und dann erſchien ein Wagen, der ſogleich für ſie zum bequemen Gebrauche tauglich wurde. Es brauchte nur einen Augenblick, ſo flogen die Tauben mit dem leichten Wagen den Berg hinab. „Täubchen! Täubchen! ſagte Florine, wollt ihr mich nicht dahin bringen, wo König Charmant ſeinen Hof hält?“ — Folgſam und freundlich flogen die Täubchen Tag und Nacht, bis ſie die Reſidenz erreichten. Florine ſtieg ab, und gab jedem Täubchen einen Kuß zum Lohne.

¡O wie ſchlug ihr das Herz, als ſie hier eintrat! Sie ſchwärzte ſich, um nicht erkannt zu werden, das Geſicht. Jeden, dem ſie begegnete, fragte ſie, ob ſie nicht den König zu ſehen bekommen könne. „¿Den König ſehen?“ wiederhohlten einige, mit ſpöttiſchem Gelächter; geh' doch, Schmuz-Lappen! und waſch' dich erſt. „Ohne zu antworten, ſchlich Florine weiter fort, und fragte immer jedem Vorbeygehenden, wo ſie den König zu ſehen bekommen könne. „Morgen, ſagte man, erſcheint er öffentlich; denn er hat endlich eingewilligt, der Prinzeſſin Forelline ſeine Hand zu geben.

¡Welch eine Nachricht! Charmant vermählt, und vermählt an Forellinen! Kaum konnte Florine noch reden, noch gehen. Sie ſetzte ſich unter ein Thor, auf einen Steinhaufen; ihr langes Haar und ihr Strohhut verbargen ganz ihr Geſicht. „O wie unglücklich bin ich doch, rief ſie aus! ſo komm ich dann nur hierher, um den Triumph meiner Feindin noch zu vermehren, und Zeugin ihres Glücks zu ſeyn! ¿Alſo deswegen beſuchte mich Blauvogel nicht mehr?“

Dem Bekümmerten ſchmeckt nichts: Florine ſuchte nur ein Obdach, und legte ſich nieder, ohne zu eſſen. Mit dem Tage ſtund ſie auf, und lief nach dem Tempel, zu dem ſie den Eingang mit mancher Mißhandlung von Wachen und Soldaten bezahlen mußte. Sie ſah den Thron des Königs und der Prinzeſſin Forelline, die man ſchon als Königin betrachtete. ¡Welch ein Anblick für Florinen, die ſo tief und fein empfand! Sie näherte ſich dem Throne ihrer Nebenbuhlerin, und blieb dabey unbeweglich ſtehen. Der König erſchien zuerſt, ſchöner und liebenswürdiger als jemals. Nach ihm erſchien auch die Braut, prächtig gekleidet, aber häßlich zum Entſetzen. Sie warf auf die arme Florine einen finſtern, verächtlichen Blick, und fragte: ¿„wer biſt du, daß du dich unterſtehſt, mir und meinem Throne ſo nahe zu kommen?“ — „Ich heiſſe Schmuzeline, antwortete Florine, und komme weit her, um Ihnen allerhand Koſtbarkeiten zu verkaufen. Zugleich zog ſie aus ihrem leinenen Sacke die ſmaragdenen Armbänder hervor, die ihr ehedem der König Charmant geſchenkt hatte. „Ha! rief Forelline, das iſt ja recht artige Glaswaare;

was willſt du denn dafür?" etwa ſechs Kreuzer? — Ich berufe mich auf Kenner, erwiederte Florine; dann wollen wir handeln. Forelline, die den König wirklich mehr liebte, als man ihr hätte zutrauen ſollen, die jede Gelegenheit mit ihm zu ſprechen, begierig ergriff, eilte ihm die Armbänder zu zeigen, und ihn zu fragen, was er davon hielte. Charmant erblaßte bey dem Anblicke dieſer Stücke, denn ſie erinnerten ihn an ſein Geſchenk an Florinen; er ſeufzte, konnte lange kein Wort reden; aber endlich, aus Furcht ſich zu verrathen, zwang er ſich doch, und antwortete Forellinen, die Armbänder könnten leicht ſo viel werth ſeyn, als ſein Königreich.

Forelline kehrte wieder zurück auf ihren Thron, auf dem ſie ſich ausnahm, wie eine Schnecke im Häuschen, und fragte Florinen, wie viel ſie, ohne vorzuſchlagen, dafür verlange. „Sie mögten ſie mir wohl nicht bezahlen können, erwiederte Florine; ich will Ihnen aber einen andern Handel vorſchlagen. Laſſen Sie mich eine Nacht in der Echogrotte im Palaſte des Königs ſchlafen, und das Armband iſt Ihre." Das will ich wohl! antwortete Forelline mit einem ausgelaſſenen Gelächter, wobey ſich ihre abſcheulichen Zähne eben nicht zu ihrem Vortheile zeigten.

Der König fragte weiter nicht, woher das Armband ſey, ſo wohl aus Gleichgültigkeit gegen die Perſon die es anbot, (wiewohl dieſe eben nicht fähig ſchien, die Neugier zu reizen,) ſondern wegen einer unüberwindlichen Abneigung die er gegen Forellinen empfand. Hier muß man nun wiſſen, daß er, als Vogel Blau, der Prinzeſſin erzählt hatte, unter ſeinem Zimmer befände ſich ein Kabinet, die Echogrotte genannt, das ſo kunſtreich angelegt ſey, daß ihm das leiſeſte Wort das darin geſprochen würde in ſeinem Zimmer hörbar ſey. Florine die ihm ſeine Untreue vorwerfen wollte, hatte alſo das beſte Mittel dazu gewählt.

Sobald ſie, auf Befehl der Königin, dahin geführt worden war, begann ſie, ihre Klagen. „So iſt es denn nur zu gewiß, das Unglück, an den ich zweifeln wollte! Du haſt mich vergeſſen, Blauvogel, du liebſt eine Andere, die deiner nicht werth iſt. Ich bin aus deinem Andenken verbannt: auch das Armband, das du mir gabſt, erinnert dich nicht mehr an mich!“ Schluchzen unterbrach hier ihre Klagen: und ſo wechſelte ſie damit ab, bis an den Morgen.

Die Kammerdiener, die ſie die ganze Nacht hatten ſeufzen und ächzen hören, ſagten es der

Königin wieder; und dieſe fragte, was ſie die ganze Nacht über vorgehabt hätte. Florine redete ſich damit aus, daß ſie viel zu träumen, und im Traume laut zu reden pflegte. Der König hingegen hatte ſie, durch ein ſeltſames Verhängniß, gar nicht gehört. Er hatte nemlich ſeitdem er Florinen liebte, keinen Schlaf mehr; ſo oft er daher zu Bette gieng, gab man ihm jedesmal Opium um zu ſchlafen.

Florine brachte den ganzen Tag in einer auſſerordentlichen Beunruhigung zu. „Hat er mich gehört, o welche grauſame Gleichgültigkeit von ihm! ¿Hat er mich nicht gehört, wie ſoll ich anders mit ihm reden können?" Seltenheiten hatte ſie nicht mehr; und etwas mußte es doch ſeyn, das eine Forelline reizen konnte: ſie nahm alſo ihre Zuflucht zu ihren Eyern; ſie zerbrach das dritte davon. Es enthielt eine kleine Karoſſe von geſchliffenen Stahl, mit Gold eingelegt. An dieſe Karoſſe waren ſechs grüne Mäuſe geſpannt, die ein roſenfarbenes Mäuschen zum Kutſcher und eine kleine blaue Maus zum Vorreiter hatten. In der Karoſſe ſaſſen vier Marionetten, die alles an Artigkeit und Munterkeit und Laune übertrafen, was man davon je geſehen hat. Sie tanzten und machten allerliebſte Kunſtſtücke.

Florine freute ſich über dieſes neue Meiſterſtück der negromantiſchen Kunſt. Abends um die Stunde, wo Forelline auf die Promenade zu gehen pflegte, ſezte ſie ſich in eine Allee, und ließ ihre Mäuſe und Mäuschen mit ihrer Karoſſe und ihren Marionetten nach Luſt galopieren. Ueber dieſes neue Schauſpiel gerieth Forelline in ein ſolches Entzücken, daß ſie einmal über das andere ausrief: „¿ Schmuzeline! Schmuzeline! was gilt dein Mäuschenfuhrwerk?“ — „Fragen Sie die Gelehrten im Lande, ſagte Florine, wie viel ein ſolches Wunderfuhrwerk werth ſeyn mag; der Gelehrteſte unter Ihnen mag es beſtimmen.“ Forelline fuhr ſie mit ihrem gewöhnlichen gebieteriſchen Tone an: „ohne mich weiter mit deiner ſchmuzigen Gegenwart zu beläſtigen, ſag' mir gleich, was willſt du dafür haben?“ „Noch einmal in der Echogrotte ſchlafen,“ verſezte Florine. „So geh' denn, einfältiges Ding! erwiederte Forelline, es ſey dir gewährt. ¡Welche Einfalt von ihr, ſagte ſie zu ihren Damen, von ſolchen Seltenheiten nicht mehr Vortheil zu ziehen!“

Die Nacht kam, und Florine ſagte alles, was ſie nur Zärtliches erdenken konnte, in der Echogrotte: aber eben ſo fruchtlos, als in der vorhergehenden; denn Charmant war wieder mit Opium eingeſchläfert. „Gewiß, ſagten die Kammerdiener, das Mädchen muß toll ſeyn: ¿was ſchwazt ſie nur alle Nacht?“ „Bey alle dem, ſagte ein anderer, iſt doch Geiſt und Ausdruck von Leidenſchaft in dem was ſie ſagt.“ Sie wartete ungeduldig auf den Tag, um zu ſehen, was ihr nächtlicher Monolog für Wirkung haben würde. „¿Iſt er taub für mich geworden? rief ſie aus; ach! er hört ſeine Florine nicht mehr! Und ich lieb' ihn noch? O welche Schwäche! Ja, ich verdiene die Geringſchätzung, die er mich fühlen läßt.“ Doch vergebens waren alle dieſe Selbſtvorwürfe; ſie konnte nicht aufhören ihn zu lieben.

Nur ein Ey war ihr noch übrig, von dem ſie ſich Hülfe verſprechen konnte: ſie zerbrach auch dieſes. Es enthielt eine Paſtete von ſechs Vögeln, die ſchön geſpickt, gebraten und im ſchönſten Geſchmacke zubereitet waren, und bey dem allen herrlich ſangen, wahrſagten, und auch Recepte verſchrieben, beſſer noch als mancher Doctor. Florine hatte eine große Freude über dieſes Wunderwerk, und ſogleich eilte ſie mit ihrer redenden Paſtete nach Forellinens Zimmer.

Indem ſie darauf wartete, daß ſie herauskommen ſollte, kam einer von den königlichen

Kammerdienern zu ihr, und ſagte: „¿ weißt du wohl, Schmuzeline, daß du den König noch taub machen würdeſt, wenn er nicht Opium einnähme und feſtſchliefe? Du plauderſt ja alle Nächte, daß man ſein Wunder dran hört.“ Nun wußte Florine, warum ſie der König nicht gehört hatte. „Gewiß, ſagte ſie zum Kammerdiener, ich ſtöre den König im Schlaſe nicht, wenn ich noch einmal im Kabinette ſchlafen darf. Geben Sie ihm nur dieſen Abend kein Opium; und hier alle dieſe Diamanten und Perlen ſind Ihnen.“ Der Kammerdiener willigte ein und gab ihr ſein Wort darauf.

Nach einigen Augenblicken kam die Königin und fand Florinen bey ihrer Paſtete, die ſie verzehren zu wollen ſchien. „¿Was machſt du hier, Schmuzeline? fragte ſie.“ — „Madame! verſezte Florine, ich ſchmauſe Sterndeuter, Muſikanten und Aerzte.“ Zugleich fiengen alle Vögel lieblicher als Syrenen zu ſingen an; dann ruften ſie alle, ſie wollten ihr wahrſagen. Den meiſten Lärmen aber machte eine wilde Ente mit ihrer Ankündigung als Arzt, der alle Krankheiten und Narrheiten heilen könnte, ausgenommen die Krankheit und Narrheit der Liebe nicht. „Wahrlich! rief Forelline, über dieſes Wunder aller

Wunder höchlich erſtaunt, mit einem derben Schwur, dieſe Paſtete muß ich haben! Schmuzeline! Schmuzeline! was willſt du dafür?" „Meinen gewöhnlichen Preis, antwortete Florine; ein Nachtlager in der Grotte, weiter nichts." — „Da! erwiederte Forelline, die durch die merkwürdige Paſtete auſſerordentlich aufgeräumt worden war, da haſt du noch einen Louisd'or dazu!" Florine nahm ihn mit einer Dankſagung an, und zufriedener als in langer Zeit, weil ſie doch hoffen konnte, nunmehr vom Könige gehört zu werden.

Kaum war es Nacht, ſo ließ ſie ſich in das Kabinet bringen, voll des Wunſches, daß der Kammerdiener ſein Wort halten, und ihm kein Opium, ſondern lieber einen ermunternden Trank geben möge. Sobald ſie nur vermuthen konnte, daß alles ſchlief, begonn ſie ihre gewöhnlichen Klagen. „Wie manche Gefahr hatt' ich im Suchen nach dir! und du flohſt mich, und wählteſt Forellinen! Was that ich dir, daß du deiner Schwüre nicht mehr gedenkſt? Erinnere dich doch, wie du Blauvogel warſt, wie ich dich liebreich empfieng, wie fröhlich wir waren im Stillen der Nacht! Dabey erzählte ſie ihm alles, was ſie geſprochen hatten: kein Wörtchen war ihr entfallen.

König Charmant ſchlief nicht: Florinens Stimme, jedes Wort von ihr, ſchallte ihm deutlich in die Ohren. Erklären konnt' er ſich das nicht: aber ſein Herz fühlte von neuem ſo tief und ſchmerzhaft, wie in jener Stunde wo ihn die Dolche und Meſſer auf der Cypreſſe verwundeten. Er erwiederte nun Klagen mit Klagen. „Ach! ſagte er, du warſt zu grauſam, Florine gegen den König der dich liebte! ¿Wie konnteſt du ihn ſo unſern Feinden zum Opfer hingeben?„ „Rede nur mit Schmuzelinen! ließ ſie ihm zur Antwort herausſchallen; ſie wird dir das ganze Geheimniß enthüllen.“ Ungeduldig rufte der König ſeinen Kammerdiener, und fragte ihn, ob er ihm nicht Schmuzelinen bringen könnte. Das wäre ſehr leicht, verſezte der Kammerdiener, weil ſie unten im Echokabinette ſchlief.

Charmant verlor ſich in Nachdenken; Florine und Schmuzeline einerley? und das mußte doch ſeyn, denn es war ihre Stimme, denn ſie wußte Geheimniſſe die keiner Seele ſonſt bekannt waren als Florinen; Florine und Schmuzeline einerley? — In dieſer Ungewißheit ſtand er auf, kleidete ſich eiligſt an, und eilte auf einer geheimen Treppe, in die Echogrotte hinab.

Er fand ſie in einem leichten Gewande von weißen Taffet, das ſie unter ihrem armſeligen Kleidern trug: auf ihren Schultern wallte ihr ſchönes lockiges Haar; ſie lag auf einem Ruhebettchen, auf welches eine kleine Lampe in der Entfernung nur einen matten Schimmer fallen ließ. Liebe war ſtärker als geheimer Groll: er warf ſich ihr zu Füßen, benetzte ihre Hände mit Thränen, fühlte ſich von Freude, von Schmerz, von tauſend kämpfenden Empfindungen beſtürmt.

Florine war nicht weniger bewegt: ihr Herz war gepreßt, konnte ſich kaum in einem Seufzer lüften. Mit unverwandten Blicken und ſprachlos ſah ſie den König an: und als ſie Kraft genug geſammelt hatte zu reden, fehlte es ihr doch an Macht ihm Vorwürfe zu machen: die Freude des Wiederſehens ließ an nichts weiter, ließ an keine Klagen denken. Endlich klärten ſie ſich auf, dieſe Urſachen der Unzufriedenheit, und auf die Erläuterung folgte Rechtfertigung. Ihre ganze Zärtlichkeit erwachte von neuem; und wenn ſie beyde noch etwas beunruhigte, ſo war es die Fee Sußio.

Doch in eben dieſem Augenblicke erſchien der Zauberer, des Königs Freund, mit einer berühmten Fee, die keine andere war, als eben die Schenkerin der hülfreichen Wundereyer. Sie hätten, ſagten beyde, ihre Macht vereinigt; Sußio vermögte nun nichts mehr über ſie; und kein Hinderniß ſtehe mehr ihrer Verbindung entgegen.

Welch eine Freude für die beyden Liebenden! Mit dem Anbruch des Tages ward ſie im Pallaſte bekannt gemacht; und alles freute ſich Florinen zu ſehen. Forelline erfuhr die unerwartete Zeitung, und lief zum Könige, und ſah ihre ſchöne Nebenbuhlerin. Schon öfnete ſie den Mund zu Schmähungen: aber die Fee und der Zauberer, die eben dazu kamen, verwandelten ſie in ein Schwein damit ſie den Character ihrer Unreinlichkeit und grunzende Laune behielt. Prinzeſſin Florine aber und König Charmant eilten nun zum Genuſſe eines Glücks, das ſie durch ſo manche Prüfung hatten erkaufen müſſen.

IV.

Prinz Kobold.

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten einen Sohn, den ſie mächtig liebten, ungeachtet er äuſſerſt häßlich war. Er war ſo dick wie ein ſtarker Mann, und ſo klein, wie ein Zwerg. Doch alle Häßlichkeit ſeines Geſichts und alle Verwachſenheit ſeiner Geſtalt war noch nichts gegen ſeine tückiſche boshafte Laune. Gleich von ſeiner Kindheit an ſahe der König wohl, was an ihm war; aber die Königin liebte ihn wie eine Närrin. Sie verderbte ihn noch mehr durch übertriebene Nachgiebigkeit, die ihn gar bald merken ließ, wie viel Herrſchaft er über ſie hatte; und wollte man ſich bey ihr in Gunſt ſetzen, ſo mußte man das Prinzchen als ſchön und geiſtreich rühmen.

men. Es war ihr darum zu thun, ihm einen Namen zu geben, der zugleich Ehrerbietung und Furcht einflößen ſollte; und nach langem Nachſinnen fand ſie endlich den Namen Prinz Ungethüm für ihn.

Als Ungethüm das Alter erreicht hatte, wo er einen Hofmeiſter bekommen ſollte, wählte ihm der König einen Prinzen von Geblüte der ältere Anſprüche auf die Krone hatte, die er auch würde geltend gemacht haben, wenn ſeine Lage günſtiger geweſen wäre. Indeſſen daran dachte dieſer Herr ſchon lange nicht mehr; er hatte einen einzigen Sohn, und dieſen gut erziehen, war ſein ganzes Beſtreben.

Dieſer Sohn war ein Jüngling von den glücklichſten Anlagen, voll lebhaften und durchdringenden Verſtandes, gelehrig, folgſam; alles was er ſagte, zeichnete ſich durch eine gefällige Wendung, oder durch eigenthümliche Anmuth aus; kurz, es war ein vollkommener junger Mann.

Der König hatte dem Prinzen pünktlichen Gehorſam gegen ſeinen Hofmeiſter empfohlen: aber Ungethüm war ein Starrkopf, der ſich hundertmahl züchtigen ließ, und immer beym Alten blieb. Leander, der Sohn des Prinzen

zen war bey jedermann beliebt, vorzüglich bey den Damen. Er aber ſchloß ſich an keine an: ſie nannten ihn auch deshalb nur den ſchönen Gleichgültigen. Vergebens ſchmollten, ſpotteten, neckten ſie ihn: er blieb immer bey ſeiner Weiſe. **Ungethüm** hatte ihn faſt beſtändig zum Geſellſchafter: aber eben dadurch erſchien auch **Ungethüm** noch einmal ſo häßlich. Keine Dame wurde von ihm verſchont, er ſagte ihr gewiß etwas Unangenehmes. Bald tadelte er ihren Anzug, bald ihr kleinſtädtiſches Anſehen. Vor allen Leuten ſagt' er ihnen ins Geſicht, ſie wären geſchminkt. Er ſpähte ihre Intriguen aus, und hinterbrachte ſie der Königin, ſeiner Mutter, die dann mit ihnen ſchmälte, und ſie deswegen oft hart anließ. Aus allen dieſen Urſachen hatte ſich **Ungethüm** tödlich verhaßt gemacht. Er ſah das wohl, und ließ es faſt immer dem jungen **Leander** entgelten. „Sie ſind doch, ſagt' er mit einem finſtern Schielblick zu ihm, ein glücklicher Menſch! alle Damen ſind Ihnen hold: mir ſind ſie's nicht." **Leander** gab beſcheiden zur Antwort, blos die Ehrfurcht hielte ſie von mehr Vertraulichkeit gegen ihn zurück. „Und das mit Recht; erwiederte **Ungethüm**: das Gegentheil ſollte ihnen auch übel genug bekommen."

Einſtmal als fremde Geſandten weit her angekommen waren, ſah Ungethüm mit Leandern ihrem Einzuge auf einer Galerie zu. Kaum fiel Leander den Geſandten, welche hörten, daß hier der königliche Prinz ſey, ins Geſicht, ſo näherten ſie ſich ihm, und machten ihm ihre Verbeugung mit dem ganzen Ausdruck der Ehrerbietung: den Prinzen Ungethüm hingegen hielten ſie für ſeinen Zwerg, mit dem man wohl ſeinen Spas treiben könnte.

Leander war ſehr ängſtlich über dieß Mißverſtändniß. Er ſagte ſich faſt heiſer, es wäre der Sohn des Konigs: die Geſandten aber verſtunden ihn nicht; und zum Unglücke war ihr Dollmetſcher ſchon beym Könige. Als er merkte, daß ſeine Zeichen, ſeine Winke ihnen nicht verſtändlich waren, ſucht' er ſich dadurch zu helfen, daß er dem Prinzen Ungethüm noch mehr und noch tiefere Reverenzen machte: die Geſandten nahmen das für ein Spiel, und fanden für gut, ihn, nach ihrer Landesſitte, mit Naſenſtübern zu necken. Ungethüm zog dagegen ſeinen kleinen Degen, und würde Unfug damit angefangen haben, wäre nicht ſein Vater zu rechter Zeit dazu gekommen. Der König erſtaunte nicht wenig über den hitzigen Auftritt, und bat die Geſandten in ihrer Sprache, die er verſtund und ſprach, recht ſehr um Verzeihung. Die Geſandten erwiederten, der Vorfall ſey von gar keiner Bedeutung: ſie hätten wohl geſehn, daß der häßliche Zwerg übler Laune ſey, und ſich ein wenig mit ihm luſtig gemacht. Den König kränkte es ſehr, daß die Mißgeſtalt und die Unbeſonnenheit ſeines Sohnes zu einem ſolchen Mißverſtändniſſe Veranlaſſung gegeben habe.

Kaum waren die Geſandten fort, ſo packte Ungethüm den armen Leander bey den Haaren, und würde ihn erwürgt haben, wenn er gekonnt hätte: verbot ihm auch, ſich jemals wieder vor ihm ſehn zu laſſen. Beleidigt über ein ſolches Verfahren, ſchickte Leanders Vater ſeinen Sohn auf eins von ſeinen Landhäuſern. Hier war Leander nichts weniger als müßig: Jagd, Fiſcherey, Spaziergänge, Bücher, Muſik, Malerey theilten ſich in ſeine Zeit. Er ſchäzte ſich glücklich, nicht mehr an einen ſo widerwärtigen Prinzen gefeſſelt zu ſeyn. Einſam war er; aber Langeweile empfand er nie. —

Einſtmal nach einem langen Spaziergange in ſeinen Gärten, trieb ihn die zunehmende Hitze in ein kleines Wäldchen, deſſen hohe und dichtverwachſene Bäume ihm einen anmuthigen Schatten darboten. Er fieng an auf ſeiner

Flöte zu blaſen, als er etwas fühlte, das ſich um ſeinen Fuß wickelte, und ihn ſtark drückte. Als er darnach ſahe, entdeckte er mit Erſtaunen eine Schlange von beträchtlicher Größe. Er nahm ein Tuch, faßte ſie beym Kopfe, und wollte ſie erdrücken. Allein die Schlange wand ſich um ſeinen Arm, und blickte ihn unverwandt an, als ob ſie um Gnade bitten wollte. Indem kam einer von ſeinen Gärtnern dazu. „Herr! rief ihm dieſer entgegen, halten Sie die Schlange ja feſt! es iſt das liſtigſte Geſchöpf, das ich kenne; ſie richtet uns viel Unheil im Garten an; es iſt ſchon lange, daß ich ſie verfolgt habe.“ Leander betrachtete ſie noch einmal: ſie war ſo ſchön, mit tauſend auſſerordentlichen Farben gefleckt; ſie blickte ihn immer an, und rührte ſich nicht.“ Sie hat ſich zu mir geflüchtet, ſagt' er zum Gärtner; alſo thue ihr nichts. Ich will ſie verwahren; und wenn ſie ihre ſchöne Haut abgelegt hat, dann will ich ſie wieder frey laſſen. Er nahm ſie alſo mit, und that ſie in ein großes Zimmer, zu welchem er den Schlüſſel bey ſich behielt, gab ihr zur Nahrung Kleye, Milch, Blumen und Früchte, und zuweilen ſah er nach, was ſie machte. Jedesmal kam ſie ihm mit freundlichen Sprüngen und Windungen entgegen. Er wunderte ſich darüber; machte aber eben nicht viel daraus.

Alle Damen am Hofe trauerten über Leanders Entfernung: man ſprach nur von ihm, und man wünſchte ihn wieder zurück. „Ach! ſagten ſie, ſeitdem er vom Hofe entfernt iſt, giebt es keine Freude mehr: Ungethüm hat ſie verbannt. ¿ Muß er ihm denn gehäſſig ſeyn, weil er liebenswürdiger und beliebter als er iſt? ¿ Soll er ſich denn, ihm zu gefallen, einen Buckel machen, oder das Geſicht zerkratzen? Soll er ſich, um ihm gleich zu ſehen, die Knochen verrenken, den Mund bis an die Ohren zerren, Schweinsaugen machen, und die Naſe platt drücken? Das wäre doch von dem kleinen Ungeheuer ſehr ungerecht! In ſeinem ganzen Leben wird Ungethüm keine Freude haben, denn er wird niemanden finden, der nicht hübſcher als er wäre.“

Auch die elendeſten Fürſten haben ihre Schmeichler; oder vielmehr ſie haben ſie noch in größerer Menge als die guten. Ungethüm hatte die ſeinigen auch; denn ſeine Gewalt über die Königin machte ihn furchtbar. Was die Damen geſagt hatten, wurde ihm getreulich wiedergeſagt; und das brachte ihn in einen Zorn, der nahe an Wuth grenzte. So trat er in das Zimmer ſeiner Mutter, und ſagte zu ihr, er wolle ſich vor ihren Augen umbringen, wenn ſie nicht Mittel fände, Leandern ermorden zu laſſen. Die Königin, die ſchon ohnehin Leandern haßte, weil er ſchöner war, als ihr Aeffchen von Sohn, erwiederte darauf: ſie habe ihn ſchon lange als einen Verräther betrachtet; ſie würde alſo ſehr gern die Hände zu ſeiner Ermordung bieten: der Prinz ſolle nur mit ſeinen Vertrauten auf die Jagd gehen; Leander würde auch dahin kommen, und da könne man ihn wohl lehren, ſich bey jedermann beliebt zu machen. Ungethüm folgte dieſem Rathe, und gieng auf die Jagd.

Das Bellen der Hunde und das Hörnergetöſe in ſeinen Holzungen lockten Leandern hinaus. Die unvermuthete Erſcheinung des Prinzen ſezte ihn nicht wenig in Erſtaunen: er ſtieg ab und grüßte ihn ehrerbietig. Der Prinz empfieng ihn beſſer, als er erwartet hatte, und hieß ihn ihm folgen: zugleich aber beugt' er ab, und befahl etlichen beſtellten Meuchelmördern, ihren Streich nicht zu verfehlen. Indem er ſelbſt mit verhängtem Zügel davon ſprengte, brüllte ein Löwe von ausserordentlicher Größe aus ſeiner Höhle hervor, und warf ihn zu Boden. Alle ſeine Begleiter entflohen; Leander bot allein dem fürchterlichen Thiere Troz. Auf die Gefahr verſchlungen zu werden, drang er mit dem Degen in der Fauſt auf den Löwen ein, und rettete durch ſeine

Tapferkeit und Gewandtheit ſeinen grauſamſten Feind. Ungethüm war vor Furcht ohnmächtig geworden: Leander kam ihm mit auſſerordentlicher Beſorgtheit zu Hülfe. Als Ungethüm ſich ein wenig erholt hatte, bot er ihm ſein Pferd an: Ungethüm würdigte ihn dagegen nicht einmal eines Blicks; und des Pferdes bedient er ſich blos dazu, daß er die Meuchelmörder wieder aufſuchte, und ihnen den vorigen Befehl noch einmal gab. Die Meuchelmörder umringten auch Leandern, und würden ihn ohnfehlbar ermordet haben, wenn er weniger Muth und Kraft vereinigt hätte. Zum Glück erreichte er einen Baum, an den er ſich lehnen konnte, und ſo that er einen verzweiflungsvollen Widerſtand. Ungethüm, der ſeines Opfers nun gewiß zu ſeyn wähnte, eilte blos herzu, um ſich noch an dem Anblicke zu weiden: allein er fand ein ganz anderes Schauſpiel, als er erwartet hatte; die Meuchelmörder lagen alle halbtodt zu Boden geſtreckt. Kaum erblickte ihn Leander, ſo gieng er auf ihn zu, und ſagte zu ihm: „Herr! wenn ich auf Ihren Befehl habe ſterben ſollen, ſo thut es mir leid, daß ich mich vertheidigt habe.“ Prinz Ungethüm antwortete, daß er ein Unverſchämter ſey, und daß er ſich nie wieder vor ſein Angeſicht wagen ſolle, ſonſt wär er des Todes.

Leander ſchwieg: aber es kränkte ihn tief. Die ganze Nacht ſonn er nach, was er beginnen ſollte; denn gegen einen Königsſohn fühlt' er ſich zu ohnmächtig. Nach langer Ueberlegung blieb er endlich bey dem Entſchluſſe, fortzugehn und zu reiſen. In dem Augenblicke, da er abreiſen wollte, fiel ihm ſeine Schlange ein: er nahm Milch und Früchte und brachte ſie ihr noch. Beym Eintritte in das Zimmer überraſchte ihn ein auſſerordentlicher Glanz. Dieſer Glanz verbreitete ſich von einer ſchönen weiblichen Figur, deren edler und majeſtätiſcher Anſtand eine Dame von hoher Geburt vermuthen ließ. „Prinz! rufte ſie ihm mit vieler Anmuth entgegen, ſuchen Sie nicht die Schlange mehr, die Sie hieher gebracht haben: Sie finden mich an ihrer Stelle, als Ihre Schuldnerin.“ Deutlicher! Ich bin die Fee Gentille, von deren tändelnder, neckender Laune man ſo viel zu ſagen weiß. Meine Schweſtern und ich, wir leben hundert Jahre ohne zu altern, ohne Krankheit, ohne Kummer und Sorgen. Nach hundert Jahren werden wir acht Tage lang Schlangen. Blos dieſer Zeitraum iſt uns gefährlich: wir können alsdann keinen Unfall vorherſehen oder abwenden: werden wir in dieſer Zwiſchenzeit getödtet, ſo kehren wir nie ins Leben zurück. Nach jenen acht Tagen der Ohnmacht aber nehmen wir von neuem unſere natürliche Feen-Geſtalt an; und mit ihr werden wir wieder ſo ſchön, ſo reich, ſo mächtig wie vorher. Nun wiſſen Sie, wie viel ich Ihnen ſchuldig bin: es iſt ſehr billig, daß ich meine Schuld abtrage. Ueberdenken Sie, womit ich Ihnen nützlich ſeyn kann, und rechnen Sie auf mich.

Leander, dem eine Fee eine ganz fremde Erſcheinung war; blieb vor Verwunderung lange ſprachlos ſtehen: bis er endlich die Antwort ſtammeln konnte, nach dem was er für ſie zu thun das Glück gehabt hätte, ſchiene ihm kein Wunſch mehr übrig zu bleiben. „Es würde mir ſehr wehe thun, verſezte die Fee, wenn Sie mir keine Gelegenheit geben wollten, gegen Sie durch irgend etwas dankbar zu ſeyn. Ich kann Sie zu einem mächtigen Könige machen, Ihr Leben verlängern, Ihnen noch mehr Reize und Anmuth leihen, Ihnen ganze Gruben voll Diamanten und ganze Häuſer von Gold ſchenken; ich kann Sie zum Redner, zum Dichter, zum Tonkünſtler, zum Maler bilden; Damengunſt kann ich Ihnen zuwenden; durch mich können Sie ein Kobold in der Luft, im Waſſer, auf der Erde werden. „¿ Und wozu das?“ unterbrach ſie hier Leander. — „Zu tauſend Dingen, erwiederte die Fee. Es kömmt blos auf Sie an, ſo ſind Sie unſichtbar, ſo durchſchweben Sie in einem Nu den ganzen weiten Raum der Welt, ſo ſchwingen Sie ſich ohne Flügel empor, ſo dringen Sie, bey vollem Leben, in die Tiefen der Erde, ſo tauchen Sie, ohne zu ertrinken, hinab in die Abgründe des Meers, ſo ſchlüpfen Sie, bey verſchloßnen Thüren und Fenſtern, überall hinein; und jedesmal, wenn Sie wollen, erſcheinen Sie wieder in Ihrer natürlichen Geſtalt." — „Nun ſo will ich dann Kobold ſeyn, rief Leander; ja das will ich ſeyn. Bey meinem Vorſatze zu reiſen, verſprech ich mir unendlich viel Vergnügen davon." — „So ſeyn Sie denn, rief die Fee, indem ſie ſeine Augen und Geſicht dreymal berührte, ein gefälliger, liebevoller und wiedergeliebter Dämon!" Zugleich gab ſie ihm einen kleinen rothen Hut mit zween Papagenenfedern. „Wenn Sie, ſagte ſie zu ihm, dieſen Huth aufſetzen, ſo werden Sie unſichtbar; nehmen Sie ihn ab, ſo erſcheinen Sie wieder."

Hocherfreut drückte ſich Leander ſein rothes Huthchen tief ins Geſicht. Sein erſter Wunſch war, in den Wald verſezt zu ſeyn, um da wilde Roſen zu pflücken. Im Augenblicke wurde ſein Körper ſo flüchtig wie ſeine Gedanken; und wie im Vogelfluge ſchwebt' er zum Fenſter hinaus in den Wald. Freylich war er nicht ohne Furcht, als er ſich ſo hoch in der Luft, unter ſich aber einen Strom erblickte; denn er trauete der Feenmacht noch nicht ganz. Doch ſeine Angſt war vergeblich: er gelangte glücklich zu dem Roſenſtrauche, pflückte drey Roſen davon, und flog damit zurück in ſein Zimmer, wo die Fee noch war, und überreichte ſie ihr, als ſeinen Dank, und mit großer Freude über ſeinen erſten Ausflug. „Behalten Sie, ſagte die Fee zu ihm, dieſe drey Roſen; ſie werden Ihnen gute Dienſte leiſten. Die eine wird Sie mit Geld verſehen; die andere erhält Sie beſtändig geſund; die dritte dürfen Sie nur einer Geliebten an den Buſen drücken, ſo entdeckt ſie Ihnen, ob Ihnen die Geliebte treu blieb. Glückliche Reiſe!“ Ohne ſeinen Dank abzuwarten, verſchwand die Fee. —

Leander freute ſich ſehr über ihre ſchönen Geſchenke. „¡Hätt' ich, ſagte er zu ſich ſelbſt, hätt' ichs denken ſollen, als ich einer Schlange das Leben erhielt, daß es mir ſo auſſerordentlich würde vergolten werden! — Unſichtbar! Was werd' ich nicht alles entdecken! Wie am hellen Tage wird das Verborgenſte vor mir liegen! Welche Erwartungen!“ — Beſonders freut' er ſich auf eine kleine Rache am Prinzen Ungethum. In dieſer Idee kehrt' er ohne

Verzug, mit einigen ſeiner Livree-Bedienten, an den Hof zurück.

Man muß wiſſen, daß Prinz **Ungethüm** auch ein großer Lügner war. Ohne ſeinen Muth, gab er vor, hätte ihn **Leander** auf der Jagd umgebracht: und deswegen foderte er nachdrückliche Ahndung. Der König wurde von der Königin ſo lange mit ungeſtümen Bitten beſtürmt, bis er endlich Befehl gab, **Leandern** gefangen zu nehmen. In dieſem Augenblick erſcholl die Nachricht, daß **Leander** ankomme. **Ungethüm**, der gegen **Leanders** Entſchloſſenheit viel zu furchtſam war, lief ängſtlich zu ſeiner Mutter, und wiederholte ſeine Bitte bey ihr. Die Königin eilte wieder zum Könige, **Ungethüm** folgte ihr ungeduldig nach, lauſchte an der Thür, und hob, um noch beſſer horchen zu können, ſeine Haare auf. **Leander** trat in den großen Saal, mit ſeinem rothen Hüthchen auf dem Kopfe: niemand konnte ihn ſehn. Das erſte, was ihm in die Augen fiel, war **Ungethüm**, der an der Thüre horchte. Gleich nahm **Leander** einen Nagel und Hammer, und nagelte dem Horcher das Ohr an die Thür.

Ungethüm ſtampfte, tobte, ſchlug an die Thür wie toll, und ſchrie jämmerlich. Die

Königin eilte aufzumachen, als ſie ihn ſchreyen hörte: aber im Aufmachen der Thür riß ſie ihm das Ohr vollends ab. Er blutete als ob ihm die Kehle abgeſchnitten wäre: und ſahe erbärmlich aus. Untröſtlich nahm ihn die Königin auf den Schooß, küßte ihn, ſtreichelte ihn, ſuchte ihm das Ohr wieder anzudrücken und zu verbinden. Leander aber ergriff eine Ruthe, die für die Schooßhündchen der Königin dalag, und machte damit auf die Hände der Königin einen ziemlich unſanften Gebrauch, ſo daß ſie jämmerlich zu ſchreyen anfieng. Der König kam dazu; eine Menge Leute kam dazu: man ſah nichts, und ſagte ſich ganz leiſe ins Ohr, die Königin müſſe toll worden ſeyn. Der erſte, der das glaubte, war der König ſelbſt: wollte ſich ihm die Königin nähern, ſo wich er ihr immer aus; es war ein äuſſerſt drollichter Auftritt. Endlich ſchloß ihn der Kobold damit, daß er dem lieben Ungethüm die Ruthe noch einmal recht derb fühlen ließ.

Darauf gieng er in den Garten, und erſchien ſichtbar. Ohne ſich zu ſcheuen, that er nun einen Ausfall auf die Kirſchen, Abrikoſen, Erdbeere und Blumen der Königin. Nur ſie ſelbſt pflegte dieſe Blumen; das Leben ſtand darauf, wenn man ſie nur anrührte. Erſtaunt und beſtürzt meldeten die Gärtner eiligſt

Ihren Majeſtäten, welche Verwüſtungen Leander unter den Blumen und auf den Obſtbäumen der Königin anrichtete. „Welche Vermeſſenheit! ſchrie die Königin;“ Söhnchen! Söhnchen! vergiß auf einen Augenblick dein böſes Ohr, und wehre den Böſewicht ab. Nimm unſere Herren vom Dienſte unſere Bedienten, unſere Garde, nimm alles mit; fange ihn ſelbſt ein, und dann laß ihn in kleine Stückchen zerhauen!“

Durch ſolche mütterliche Aufmunterungen geſtärkt und mit einem Gefolge von mehr als tauſend Menſchen, wagte ſich wirklich Ungethüm in den Garten. Leander, der ſich unter einem Baume ganz gütlich that, empfing ihn mit einem großen Apfel, der ihm den Arm zerquetſchte. Man eilte auf ihn zu: aber verſchwunden war Leander. Er ſtand ſchon hinter Ungethüm, den der Apfelwurf nicht wenig ſchmerzte, und zog ihm einen Strick um die Beine. Da lag nun Ungethüm auf der Naſe. Man hob ihn auf, und trug ihn ſehr krank zurück. Leander aber, mit dieſer Rache zufrieden begab ſich wieder zu ſeinem Gefolge, und entließ es, mit einem beträchtlichen Geſchenke an Gelde; denn niemand ſollte von dem Geheimniſſe des Hütchens und der Roſen wiſſen.

Reiſen wollte nun Leander: aber wohin, dazu hatte er ſich noch nicht beſtimmt. Ohne Plan und Entſchluß, ließ er alſo Lichtblau, ſein edles Roß, nach eigenem Gefallen dahintraben, wohin es wollte. Durch Wälder und Felder, über Berge und Thäler trug ihn Lichtblau, ohne daß ihm etwas Merkwürdiges begegnet wäre, zuletzt kam er in einen Wald, wo er Schatten ſuchte, weil es ſehr heiß war.

Nur wenige Augenblicke hatte er hier ausgeruht, ſo hörte er ſeufzen, ächzen und ſchluchzen. Er blickte überall umher, und ſah einen Menſchen der bald lief, bald ſtille ſtand, bald laut ſchrie, bald wieder ſchwieg, ſich die Haare ausraufte, und ſich ſelbſt zerſchlug; kurz, der alle Merkmahle von einem unglücklichem Wahnſinne verrieth. Der arme Menſch kam ihm jung und wohlgebildet vor; ſeine Kleidung war einmal prächtig geweſen, jezt aber war ſie zerriſſen. Gerührt näherte ſich ihm Leander, und bot ihm Theilnehmung und Hülfe an. „Ach! Herr; erwiederte der Unbekannte, für mich giebt es keine Hülfe mehr!" Heute wird die Einzige, die ich liebe einem alten Graubarte aufgeopfert, der ſehr reich iſt, der ſie aber äuſſerſt unglücklich machen wird." — „¿ Sie liebt Sie alſo? fragte Leander." — So ſchmeichle ich mir wenigſtens." — Und wo iſt ihr Aufenthalt? „fragte **Leander.**“ In dem Schloſſe, am Ausgange des Waldes, verſetzte der verzweifelnde Liebhaber. „Warten Sie, ſagte **Leander**; ich hoffe Ihnen bald angenehme Nachrichten bringen zu können.“ Zugleich ſetzte er ſein rothes Hütchen auf, und wünſchte ſich in jenes Schloß. Noch auf dem Wege dahin tönte ihm eine anmuthige Muſik entgegen. Als er hinkam, fand er alles voll Jubel und Freude; nur nicht die ſchöne Braut. Die Bläße ihrer Wangen, die Schwermuth die auf ihrem Geſichte lag, Thränen die ſich zuweilen aus ihren Augen drängten, alles das verrieth nur zu ſehr den Zuſtand ihres Herzens.

Unſichtbar blieb **Leander** in einem Winkel des Hochzeitſaals verborgen, um die Anweſenden kennen zu lernen. Er ſahe, wie Vater und Mutter mit dem armen Mädchen ſchmälten, daß ihr Ausſehen nicht freundlicher und frölicher ſey. „Du zwingſt, rief er der Mutter in die Ohren, du zwingſt deine Tochter einen alten Graubart zu heyrathen: in acht Tagen wirſt du deswegen des Todes ſeyn.“ — Die Mutter ſchrie laut auf, vor Entſetzen, daß ſie eine Stimme hörte ohne zu ſehen von wem ſie käme; aber noch weit mehr ſchreckte ſie die Drohung, welche die Stimme ſprach. Sie würde des Todes ſeyn, ſagte ſie zu ihrem

Manne, wenn die die Hochzeit der Tochter vollzogen würde. Ihr Mann lachte darüber, nannte ſie eine Närrin, eine Schwärmerin. „Glaub ihr! rief ihm Prinz Kobold zu, oder es koſtet auch dein Leben. Gieb deine Tochter dem Manne, den ſie liebt.“ Das würkte: der Bräutigam wurde fortgeſchickt, und zwar, wie man ſagte, auf den Wink einer höhern Macht. Der Bräutigam zweifelte an dieſem Winke einer höhern Macht, wollte ſeine Braut haben, ſprach von gerichtlicher Hülfe: aber Kobold ließ ihm ein ſo fürchterliches Hu! hu! in die Ohren gellen, daß er beynahe taub davon geworden wäre; und augenblicklich lief auch der Bräutigam davon. Sogleich wurde nach dem Liebhaber geſchickt, der noch immer im Walde herum irrte, und jammerte. Leander erwartete ihn mit einer Ungeduld, die nur von der Ungeduld der jungen Verlobten übertroffen werden konnte. Die Liebenden ſchwebten in Entzücken; und zu ihrer Hochzeit diente nun der Schmaus, der für den Alten zubereitet geweſen war. Kobold ließ ſich jezt als ein fremder Gaſt anmelden, der bey dem Schmauſe zu ſeyn wünſchte. Kaum ſah ihn der Neuvermählte, ſo warf er ſich ihm zu Füßen, und überhäufte ihn mit allen Benennungen, die ihm nur die Dankbarkeit eingeben konnte. Leander brachte zween Tage ſehr vergnügt auf dieſem Schloſſe zu, und verließ es nicht anders als mit Bedauern.

Auf ſeiner weitern Reiſe kam er in eine große Stadt, wo die Königin ihre Freude daran fand, die ſchönſten Perſonen an ihrem Hofe zu haben. Leander ließ ſich den prächtigſten Wagen machen, den man hier jemals gehabt hatte; und wie leicht konnt' er das; er durfte nur ſeine Roſe ſchütteln, ſo rollte das Geld um ihn her. Er war jung, ſchön, geiſtreich, und ſchenkte gern: Urſachen genug, bey der Königin und ihren Damen einen ganz vorzüglichen Empfang zu finden.

Galanterie war der Ton des Hofs: keine Liebſchaft zu haben, wäre das Mittel geweſen, ſich lächerlich zu machen. Leander nahm ſich vor, in den herrſchenden Ton mit einzuſtimmen; die Liebe aber ſollte ihm nur ein Spiel ſeyn; kann ich doch, ſagte er, wenn es mir beliebt, die Karte niederlegen.

Seine Wahl fiel auf eine Hofdame, die ſchöne Blondine genannt. Blondine war eine vollkommene Schönheit; aber dabey ſo kalt, ſo ernſthaft, daß Leander nicht wußte, wie ers machen ſollte, ihr zu gefallen. Er gab ihr Zauberfeſte, Bälle, Komödien; von allen Seiten her ließ er ihr Seltenheiten und Koſtbarkeiten kommen; nichts machte Eindruck auf ſie. Je gleichgültiger ſie zu ſeyn ſchien, deſto eifriger wurde Leander. Alles reizte ihn; am meiſten aber die Vermuthung, ſie müſſe noch nie geliebt haben. Um dieſe Vermuthung in Gewißheit zu verwandeln, bedient' er ſich ſeiner Roſe. Wie zum Scherze, drückt' er ſie an ihren Buſen! und ſiehe da, die friſche, volle Roſe welkte ſogleich zuſammen. Ohnfehlbar mußte Leander einen begünſtigten Nebenbuhler haben; eine Entdeckung die ihm ſehr empfindlich war. Aber er wollte noch mehr; er wollte ihn ſehen: in dieſer Abſicht verſetzt' er ſich des Abends unſichtbar in das Zimmer ſeiner Blondine. Hier erſchien nun ein elender Sänger und gurgelte ihr ein Paar Lieder vor. Worte und Muſik, beydes ſein Werk, waren abſcheulich; und doch hörte ſie Blondine mit dem zärtlichſten Wohlgefallen an. Seinen erbärmlichen Geſang begleitete er mit Grimaſſen und Geſticulationen wie ein Tollhäusler: ſie lobte ihn doch, und reichte ihm zur Belohnung ihre ſchöne Hand zum Kuſſe. Es war nicht möglich, Leander konnte die Scene nicht länger aushalten; und er endigte ſich damit, daß er den elenden Wicht gerade zu einem offenen Balcon hinaus in den Garten warf: Blondine war darüber wie vom Donner gerührt: und dachte, es müſſe ein böſer Geiſt ſeyn, der ſich in ihr Spiel menge. Leander würdigte ſie nicht einmal ſich vor ihr ſichtbar zu machen; ſondern verließ eilig das Zimmer, ſchwang ſich auf ſein treues Roß, und trabte, mit dem Entſchluſſe nie wieder zu lieben, mißmuthig davon. Es wurmte ihn lange; bis endlich Entfernung und Vernunft ihn wieder zu ſich brachten.

Er kam in eine andere Stadt, und erfuhr, daß eben eine große Feyerlichkeit vor ſich gehen werde, weil ein junges Mädchen das Gelübde ewiger Keuſchheit, als Veſtalin, ablegen ſollte, ungeachtet dieß wider ihren Willen und Neigung geſchehe. Dieß gieng ihm nahe. Hier dünkte ihm könnte ſein Hut gute Dienſte leiſten. Mit dieſem Vorſatze ſetzte er ihn auf und gieng in den Tempel. Das junge Mädchen war mit Blumen bekränzt, in einem weißen Gewande: ihre zween Brüder führten dieß arme Schlachtopfer an der Hand; und die Mutter folgte ihr mit einem großen Gefolge beyderley Geſchlechts; die älteſte Veſtalin erwartete ſie an der Thüre des Tempels. „Haltet ein! rief Kobold, haltet ein, liebloſe Brüder, und thörichte Mutter! dem Himmel mißfällt ein ſolches Opfer. Haltet ein; ſonſt ſtürzt der Tempel über euch zuſammen.“ Man ſah ſich überall nach dem Urheber dieſer fürchterlichen Drohungen um; allein er war nicht zu entdecken. Die Brüder ſagten es müſſe der Liebhaber ihrer Schweſter ſeyn, der ſich irgendwo verborgen hätte, um dieß Orakel zu ſpielen. Leander ward böſe darüber, ergrif einen Stock, und ließ ihn die Brüder auf das empfindlichſte fühlen. Jedermann ſahe, den Stock auf ihre Schultern niederfallen, wie den Hammer auf den Amboß, und alles ergriff vor Schrecken die Flucht. Nur Leander blieb bey der jungen Schönen; und kaum war er mit ihr allein, ſo macht' er ſich ihr ſichtbar, und fragte ſie, ob er etwas für ſie zu thun im Stande wäre. Mit mehr Dreiſtigkeit, als man von einem Mädchen ihres Alters hätte erwarten ſollen, gab ſie ihm zur Antwort; ſie danke ihm für ſeine Rettung. Sie hätte einen Geliebten, einen edlen jungen Mann, aber er hätte kein Vermögen. Leander ſchüttelte ſeine Roſe, und die Roſe ließ eine Million fallen. Dieſe ſchenkte er dem Mädchen zum Brautſchatze, und machte dadurch ein glückliches Paar.

Sein letztes Abentheuer war auch ſein angenehmſtes. Beym Eintritt in einen großen Wald hört' er eine klagende weibliche Stimme, die ihn Gewaltthätigkeit vermuthen ließ. Er ſahe ſich überall um, und entdeckte zuletzt vier bewafnete Männer, die ein Mädchen von etwa funfzehn Jahren fortſchleppten. Er eilte auf ſie los, und rief ihnen zu: „¿was hat euch das Mädchen gethan, daß ihr ihm ſo begegnet?“ — Was geht das dem feinen Herrn an, antwortete ihm einer, welches der Angeſehenſte von ihnen zu ſeyn ſchien. „Ich ſag' euch, verſetzte Leander, laßt ſie auf der Stelle los.“ — „O ja doch, gleich, wie der Herr befiehlt; verſetzten ſie, mit einem ſpöttiſchen Lächeln. Leander der es eben nicht für rathſam fand, mit vier ſtarken Kerlen allein anzubinden, warf ſich an die Erde, bedeckte ſich mit ſeinem Zauberhute, und ließ ſein Roß laufen. „Er iſt davon gelaufen, ſagten die Räuber; mag er doch, wir wollen nur ſehen, daß wir ſein ſchönes Pferd erwiſchen.“ Einer von ihnen blieb zur Wache bey dem Mädchen; die andern drey liefen Lichtblau nach, der ſie nicht wenig in Athem ſetzte. Unterdeſſen fuhr das Mädchen beſtändig zu klagen und zu weinen fort. „Ach! liebe Prinzeſſin, rief ſie aus, wie glücklich war ich doch in ihrem Palaſte! ¿Wie werd' ich leben können, von Ihnen getrennt? Wüßten Sie mein Abentheuer, gewiß Sie ſchickten gleich ihre Amazoninnen der armen Abrikoſine nach.“ Leander, der jedes Wort von ihr vernahm, zauderte

derte nicht, ſondern ergriff ſogleich den einen Arm des Räubers, der ſie hielt und band ihn feſt an einen Baum, ohne daß der Räuber Zeit oder Kraft zum Wiederſtande gegen die unſichtbare Hand hatte. Auf ſein Geſchrey kam ein anderer Räuber, ganz auſſer Athem zugelaufen, und fragte ihn, wer ihn da angebunden hätte. „Das weiß ich ſelbſt nicht; antwortete der Räuber; ich habe keine Seele geſehn!“ — „Du haſt dich ſelbſt angebunden, Memme; du wollteſt nur eine Entſchuldigung; man kennt dich ſchon lange als einen furchtſamen Haaſen: aber ich will dir's geben!“ zugleich gab er ihm ein Dutzend Hiebe mit einem Riemen. Leander fand einen groſſen Spas daran, ihn zappeln zu ſehn; und band auch den andern Räuber ihm gegenüber an. „Nun ſagte er zu ihm, wie hälts Groſſprecher? wer hat dich angebunden? Biſt du nicht auch ein furchtſamer Haaſe, daß du's gelitten haſt?“ Der zweyte Räuber ſagte kein Wort, und ſah beſtürzt zur Erde nieder.

Abricoſine nuzte unterdeſſen die günſtigen Augenblicke zur Flucht. Leander, der ſie nicht mehr ſahe, rufte ſeinen treuen Lichtblau; und Lichtblau, ungeduldig wieder bey ſeinem Herrn zu ſeyn, machte ſich mit zween Hufſchlägen von den Räubern los, die dem einen ſeine Ribben, dem andern gar den Kopf koſteten. Abricoſine war Leandern ſehr artig vorgekommen: ſein Huth verſezte ihn gleich zu ihr. Er fand ſie ſo matt, ſo matt, daß ſie ſich vor Müdigkeit an jeden Baum lehnte. Kaum ſahe ſie, wie Lichtblau ſo ſtattlich daher trabte, ſo rief ſie aus: „ah! da iſt ein ſchönes Roß, das mich zum Freudenpalaſte zurückbringen könnte!“ Leander hörte ſie wohl, aber ſie ſah ihn nicht. Er näherte ſich ihr: Lichtblau ſtund ſtill; und ſie ſchwung ſich hinauf. Leander ſchloß ſie in ſeine Arme, und ſezte ſie ſanft vor ſich hin. O wie erſchrack Abrikoſine nicht, als ſie einen Druck von Menſchenarmen fühlte, und doch keinen Menſchen ſahe! Sie zitterte, wagte nicht die kleinſte Bewegung, nicht ein Auge aufzuſchlagen, um nicht den Geiſt zu ſehn, der ſie umfaßt hielt.

„Nicht ſo furchtſam, liebes Kind! ſagte endlich Leander, der ſich wieder ſichtbar gemacht hatte, zu ihr; ich bin ihr Retter.“ Sie ſchlug die Augen auf, und erkannte ihn. „Ach! rief ſie aus, Sie ſind es! Es war mir freylich ſehr Angſt, mit einem unſichtbaren Weſen allein zu ſeyn.“ — „Ich war nicht unſichtbar, verſezte Leander; in der Angſt müſſen Ihre Augen Ihnen einen Streich ge-

geſpielt, Sie müſſen mich nicht bemerkt haben!“ Abrikoſine ließ ſich überreden und glaubte ihm. Natürlich fragte ſie Leander nach ihrer Geſchichte, beſonders nach ihrem lezten Abentheuer. „Ich bin Ihnen zu vielen Dank ſchuldig, erwiederte ſie, als daß ich Ihre Neugier unbefriedigt laſſen ſollte. Nur bitte ich, hören Sie weniger auf meine Erzählung, denken Sie mehr auf die Beſchleunigung unſerer Reiſe.“

„Eine Fee, deren Wiſſenſchaft ſonder gleichen iſt, verliebte ſich in einen Prinzen, und gab dadurch das erſte Beyſpiel von Schwäche, daß eine Fee geliebt hätte. Sie vermählte ſich ſogar mit ihm, allen Feen zum Trotze, die ihr vorſtellten, daß ſie dadurch den ganzen Feen-Orden erniedrige. Man litt ſie auch nicht länger unter den Feen; und ſie wurde von der Geſellſchaft ihrer Schweſtern ausgeſchloſſen. Alles was ſie noch erhielt, war dieß, daß ſie in der Nachbarſchaft des Feenreichs einen großen Pallaſt bauen durfte. Doch ihr Prinz ward ihrer bald überdrüßig, aus Verdruß, daß ſie alles was er that und dachte errieth. Kaum regte ſich in ihm der leiſeſte Wunſch für eine Andere, ſo zankte ſie, und verwandelte das ſchönſte Mädchen in eine Unholdin. Eine Zärtlichkeit dieſer Art wurde ihm ſehr bald zur Laſt. Einſtmal brach er am frühen Morgen auf, und fuhr weit davon, in eine Höhle, tief in einem Berge, damit ſie ihn nicht ſollte finden können: aber ſie fand ihn doch. Sie ſagte ihm, ſie ſey ſchwanger von ihm; beſchwor ihn zu ihr zurück zu kehren; verſprach ihm Geld, Pferde, Hunde, Waffen, eine Reitbahn, ein Ballhaus, ein Mailſpiel. Nichts konnte ihn bewegen: er war von Natur ſtarrſinnig und liebte Ungebundenheit. Er antwortete ihr in den härteſten Ausdrücken; ſchalt ſie ein altes Weib, eine Hexe. „Wohl dir, erwiederte ſie, daß ich vernünftiger bin als du! Wollte ich, ſo könnte ich dich gleich in eine Katze, eine Kröte, eine Nachteule verwandeln. Aber nein, ich will dich deiner eigenen Thorheit überlaſſen; empfindlicher kann ich mich nicht rächen. Bleibe mit den Bären in deiner Höhle, rufe die Schäferinnen aus der Nachbarſchaft zu dir: die Zeit wird dich lehren, welch ein Abſtand von Bäuerinnen, zu einer Fee iſt, die ſich, ſo wie ich, ſo ſchön machen kann als ſie will.“ Hiermit beſtieg ſie ihren leichten Feenwagen, und kehrte, ſchnell wie ein Vogel, in ihren Palaſt zurück.

Kaum war ſie wieder hier, ſo verbannte ſie Garden und Bediente und jede männliche Seele; verſetzte ihren Palaſt an eine andere

Stelle, wählte ſich eine weibliche Wache von Amazonen und übertrug dieſer die ſorgfältigſte Aufſicht, daß nie ein Mann die Inſel je wieder betreten ſollte. Sie nennte ihre Inſel das Eyland ſtiller Freuden; denn, ſagte ſie, wahre Freude gäb' es im Umgange mit dem männlichen Geſchlechte nicht. Ganz nach dieſer Idee erzog ſie auch ihre Tochter. Dieſe meine Gebieterin iſt eine vollkommene Schönheit: bey ihr herrſcht immer jugendliches Vergnügen, das kein Alter unterbricht; ich bin, ſo wie Sie mich ſehen, über zweyhundert Jahre alt. Als die Prinzeſſin herangewachſen war, überließ ihr die Fee, ihre Mutter, dieſe Inſel. Zugleich gab ſie ihr vortreffliche Lehren, wie ſie glücklich ſeyn könnte; und dann kehrte ſie ins Feenreich zurück. Jezt beherrſcht meine Gebieterin ihren Staat als Muſter.“

„Seitdem ich auf der Welt bin, hab' ich keine andere Männer geſehen, als die Räuber die mich entführt hatten, und Sie, mein Befreyer. Jene Räuber haben mir geſagt, ſie wären von einem gewiſſen Prinzen Ungethüm ausgeſendet, der ſich in meine Gebieterin, blos nach ihrem Porträt verliebt hätte. Lange waren ſie um die Inſel herumgeſchlichen, ohne ſich hinein zu wagen, weil unſere Amazoninnen zu gute Wache hielten. Ich aber, hatte leider meiner Gebieterin ſchönen Kakadu fortfliegen laſſen: um ihn wieder zu ſuchen, wagt' ich mich unvorſichtigerweiſe über die Grenzen, und die Räuber erwiſchten mich: Sie haben mich befreyt.„

„Wenn ſie mir dafür danken, ſagte Leander, darf ich wohl hoffen, daß Sie mir zum Eintritte in die Inſel ſtiller Freuden und zum Anblicke der immer jugendlich-ſchönen Prinzeſſin verhelfen werden?„ „Ach! verſezte Abrikoſine, wir wären beyde verlohren, Sie und ich, wenn wir es unternähmen. Ihnen kann es nicht ſchwer ſeyn, eines unbekannten Gutes zu entbehren: noch waren ſie nicht in unſerm Pallaſte; denken Sie ſich, er ſey gar nicht auf der Welt. „Es iſt nicht ſo leicht, als Sie meynen, verſezte der Prinz, etwas zu vergeſſen, das unſere Phantaſie gereizt hat. Auch kann ich es Ihnen nicht einräumen, daß es ein ſicheres Mittel zum Genuſſe ſtiller Freude ſey, wenn Sie unſer Geſchlecht von ſich verbannen.„ Darüber zu entſcheiden, kömmt mir nicht zu; verſezte Abrikoſine. Vielleicht, wär' ich auch der Meynung, daß meine Gebieterin ihr Geſetz wiederrufen ſollte, wenn alle Männer meinem Befreyer glichen. Allein ich habe ihrer bis jezt nur fünf geſehen; und vier davon waren ausgemachte Böſewichte.

te. Es muß alſo wohl mehr böſe als gute geben, und folglich iſt es beſſer, alle auf ewig verbannt.

Unter dieſem Geſpräche kamen ſie an einen Strom. Abrikoſine ſprang flüchtig vom Roſſe ab; „Leben Sie wohl, ſagte ſie zum Prinzen: ich wünſche ihnen ſo viel Glück, daß die ganze Welt eine Freudeninſel für ſie ſeyn möge! Entfernen ſie ſich ſchnell, damit unſere Amazonen Ihrer nicht gewahr werden! „Und ich, erwiederte Leander, wünſche Ihnen ein fühlendes Herz, und mir eine kleine Stelle in Ihrem Andenken zu behalten.“

Er entfernte ſich zugleich, und verbarg ſich im Dichteſten eines Waldes, nicht weit vom Strome. Hier nahm er ſeinem treuen Lichtblau Sattel und Zügel ab, um ihn graſen zu laſſen, und verſezte ſich durch ſein rothes Hütchen auf das Eyland ſtiller Freuden.

So ſchön, ſo auſſerordentlich hatt' er noch nie etwas geſehen. Der Pallaſt war ganz von Golde: ſein Schmuck beſtand in Figuren von Kryſtall und köſtlichen Steinen, welche den Thierkreis, und alle Wunder der Natur, die Wiſſenſchaften, die Künſte, die Elemente, das Meer mit ſeinen Fiſchen, die Erde mit ihren

ren Thieren, die edlen Uebungen der Amazonen, die Ergötzlichkeiten des Landlebens, Schäferinnen mit ihren Heerden und Hunden, die ländlichen Arbeiten, den Feldbau, die Erndte, Gärten, Blumen, Bienen, u. ſ. w. vorſtellten. Aber unter aller dieſer Mannichfaltigkeit befand ſich keine männliche Geſtalt, nicht einmal ein einziger kleiner Amor.

„Abrikoſine, ſagte Leander, hat Recht gehabt: auch Bilder ſogar von unſern Geſchlechte ſind von hier verbannt. Wir wollen doch ſehen, ob wir dabey verlieren.„ Er gieng immer tiefer in den Pallaſt hinein; und auf jedem Schritte, den er that, zeigte ſich ihm ſo viel wunderbares, daß er ſich nur mit der äuſſerſten Mühe davon losreiſſen konnte. Gold und Silber überraſchte hier, nicht durch Ueberladung ſondern durch Vortheilhafte Vertheilung. Wohin er gieng, begegneten ihm ſanfte, unſchuldige, lächelnde Geſchöpfe, ſchön wie der junge Tag. Eine ganze Reihe von Sälen folgte auf einander. Einige davon waren mit chineſiſchen Porzellan angefüllt, an welchem alles ſonderbar, alles ſeltſam war, Geruch, Farben, Gruppen. Andere beſtanden aus ſo feinem Porzellan, daß die Mauern das Tageslicht durchſchimmern ließen: wieder andere aus geſchliffenem Kryſtalle, aus Bernſtein,

ſtein, aus Korallen, aus Agat, aus Karniol. Das Zimmer der Eigenthümerin war ganz aus großen Spiegeln zuſammengeſezt; eine ſolche Bewohnerin konnte nicht oft genug vervielfältigt erſcheinen. Ihr Thron beſtand aus einer einzigen Perle, in Form einer Muſchel geſchnitten, und mit Girandolen von Rubinen und Diamanten umgeben. Doch aller dieſer Schimmer verſchwand vor dem Glanze der Schönheit der Prinzeſſin. In ihren Zügen verband ſich die erſte Anmuth des zarteſten Alters mit dem Reize des gebildeten Mädchens. In ihrem Auge, an dem ſchlechterdings kein Tadel zu finden war, ſprach zugleich Sanftheit und ein lebhafter Blick. Mit einem holden Lächeln dankte ſie ihren Damen, die ſie heute durch eine Verkleidung als Nymphen überraſcht hatten.

Sie vermißte Abrikoſinen, und fragte nach ihr. Die Nymphen antworteten, ſie hätten ſie vergebens geſucht. Leander, der dem Drange zu reden nicht widerſtehen konnte, nahm die Sprache eines Kokadu's (dergleichen viele im Zimmer hiengen) an, und plappette: „Abrikoſine kömmt bald wieder; beynahe wurde ſie entführt; ein junger Prinz hat ſie befreyt.„ — Die Prinzeſſin erſtaunte über die Nachricht. „Kakadu! ſagte ſie, biſt ein artiger Kakadu, aber darin möchteſt du dich wohl irren: wenn Abrikoſine wiederkömmt, giebt ſie dir die Ruthe." — Nein, gewiß nicht; verſetzte Leander noch immer als Papagey; ſie wird Ihnen erzählen, ſchöne Prinzeſſin, wie der Prinz ſo gern in dieſen Palaſt kommen möchte, wie gern er Ihnen ſagte, daß Sie den Männern großes Unrecht thun.„ — „Auf Wort! erwiederte die Prinzeſſin, es iſt Schade, daß der Kakadu nicht alle Tage ſo artig iſt: ich wöllt' ihn recht lieb haben.„ — „Ach! verſetzte Prinz Kobold, braucht es nur Reden um Ihnen zu gefallen, ſo werd' ich immerfort plaudern." — Sollte man nicht darauf ſchwören, ſagte die Prinzeſſin, der Kakadu wär' ein Hexenmeiſter! „Das nicht, verſetzte Leander, aber verliebt iſt er. — In dieſem Augenblick erſchien Abrikoſine, warf ſich ihren ſchönen Gebieterinnen zu Füßen, erzählte ihr Abentheuer, und mahlte ihr den Prinzen mit ſehr lebhaften, und günſtigen Farben. „Ich würde, ſetzte ſie hinzu, alle Männer gehaßt haben, hätte ich dieſen nicht geſehn. Er iſt ſo gut, ſo ſanft! In allem was er thut, iſt ſo viel Geiſt, ſo viel Adel! Die Prinzeſſin antwortete nichts; aber ſie fuhr fort, Abrikoſinen in Abſicht auf den Prinzen auszufragen, nach ſeinem Namen, nach ſeinem Stande, nach ſeinem Vaterlande, woher er käme, was er wollte, und nach allen dieſen Fragen verſank ſie in tiefes Nachdenken.

Prinz Kobold ſpähte unterdeſſen alles aus. „Abrikoſine, ſagt' er weiter, iſt eine Undankbare: der arme Fremdling wird vor Kummer ſterben, wenn er Sie nicht ſehen darf.“ — „Mag er ſterben; erwiederte die Prinzeſſin mit einem Seufzer: und ſag mir kein Wort mehr von ihm, plauderhafter Kakadu.

Leander freute ſich ſehr, daß die Erzählungen Abrikoſinens und des Vogels ſo viel Eindruck auf die Prinzeſſin gemacht hatten. Sein Blick verweilte auf ihr mit einem Entzücken, bey dem er ſeinen Schwur, nie wieder zu lieben, rein vergaß: auch wär' es Läſterung geweſen, ſie mit jener Blondine zu vergleichen. „Sollte denn, ſagt' er zu ſich ſelbſt, ſollte dieſes Meiſterſtück der Natur ewig auf einer Inſel hier vergraben ſeyn, daß kein Sterblicher ſich ihr nahen dürfte? — Doch was geht es mich an, daß alle andere Männer von hier verwieſen ſind? Bin ich doch hier! Sehe ich ſie doch; hör' ich ſie doch! Kann ich ſie doch bewundern und lieben!

Es war ſpät; die Prinzeſſin gieng in einen Marmorſaal, wo verſchiedene Spring-

Waſſer eine anmuthige Kühle verbreiteten. So wie ſie hineintrat, begonn Muſik, und eine köſtliche Tafel. Auf jeder Seite im Saale waren Vogelhäuſer angebracht, die mit den ſeltenſten Vögeln angefüllt waren, welche Abrikoſine zu beſorgen hatte. Leander, der den Geſang verſchiedener Vögelarten nachahmen konnte, ſang den Geſang von einigen Arten, die ſich nicht in den Häuſern befanden, bis zur vollkommenſten Täuſchung nach. Die Prinzeſſin lauſchte, ſah ſich um, wunderte ſich, ſtand von Tafel auf, und gieng näher an die Vogelhäuſer. Prinz Kobold ſang noch einmal ſo lebhaft, noch einmal ſo ſanft, mit dem lieblichen Zwitſchern eines Kanarienvogels:

Hingeſchlichen, ſtumm verfloſſen
Iſt der ſchönſte Theil der Zeit;
Unempfunden, ungenoſſen,
Ohne Glück der Zärtlichkeit.
Liebe, liebe ſchöne Seele!
Einer muß für dich geſchaffen ſeyn! —
Wähle, ſüße Schöne, wähle;
Ein Geliebter werde dein!

Die Prinzeſſin erſtaunte immer mehr. Sie ließ Abrikoſinen rufen, und fragte ſie, ob ſie einen von ihren Kanarienvögeln ſingen gelehrt hätte. Nein, antwortete Abrikoſine;

aber ein Kanarienvogel kann wohl eben ſo viel Talent haben, als ein Papagey. Die Prinzeſſin lächelte, und blieb bey dem Gedanken, Abrikoſine müßte dem artigen Vögelchen Unterricht gegeben haben: ſie ſetzte ſich wieder an Tafel.

Leander hatte Wegs genug gemacht, um guten Appetit zu haben: der anmuthige Geruch der Speißen lockte ihn unwiderſtehlich. Die Prinzeſſin hatte eine blaue Katze, die damals die Mode-Schoos-Thiere der Damen waren, die ſie ſehr liebte. Sie hatte ein Halsband von Perlen mit einer goldenen Schelle und mußte allemal mit an der Tafel ſeyn, wo ihr eine kleine goldene Aſſiette, mit einer zierlich zuſammengelegten Serviette, vorgeſetzt wurde. Auch dießmal ließ es ſich das Kätzchen wie ein gemeiner Hauskater gut ſchmecken. „¿Hm! ſagte Leander bey ſich ſelbſt, ſoll denn die dicke blaue Katze die beſten Biſſen bekommen, und ich nur eine Naſe voll Dampf?„ Damit hob er die Katze ſachte auf, ſetzte ſich in den Seſſel, und nahm ſie auf den Schoos. Es verſteht ſich, daß er ſeinen rothen Huth aufhatte und ihn alſo niemand ſahe. Rebhüner, Wachteln, Faſanen legte die Prinzeſſin der lieben Katze mit eigenen Händen vor: Rebhüner und Wachteln und Faſanen verſchwanden im Augenblicke. Der ganze Hof ſagte einmüthig, ſo auſſerordentlich ſtark hätte Blaumiezchen noch nie gegeſſen. Zuweilen nahm Leander eins von den Pfötchen, und tauchte damit in die Schüſſeln; aber er zog manchmal zu ſtark, und dann knurrte und ſchrie Blaumiezchen jämmerlich. Die Prinzeſſin ſagte: „gebt doch dem armen Dinge von dieſem Fricaſſee, oder dort von jener Torte; ſeht ihr denn nicht, es will ſo gern davon haben.“ Leander lachte nicht wenig über den Spaß; löſchte aber auch ſeinen Durſt mit einer herrlichen Melone, und einem Weine, der ihm Nektar war.

Nach der Tafel gieng die Prinzeſſin mit Abrikoſinen in ihr Kabinet. Leander ſchlich ihnen nach, und blieb ungeſehen der dritte Mann. „Geſteh' es nur, ſagte die Prinzeſſin zu ihrer Vertrauten, die Schilderung von deinem Unbekannten war übertrieben: er kann unmöglich ſo liebenswürdig ſeyn.“ Abrikoſine verſicherte dagegen, wenn ihre Schilderung nicht getreu wäre, ſo ſey' es vielmehr, weil ſie zu wenig geſagt hätte. Die Prinzeſſin ſchwieg und ſeufzte. „Ich danke es dir doch, fuhr ſie fort, daß du ihn nicht mitgebracht haſt.“ — ¿ Aber, verſetzte Abrikoſine, (die ſchon etwas merkte) wenn er nun in der Abſicht

ſicht gekommen wäre, die Seltenheiten unſerer ſchönen Inſel zu bewundern, was könnte das Ihnen ſchaden? Wollen Sie denn ewig in einem Winkel der Erde unbekannt bleiben, verborgen allen übrigen Menſchen? Was hilft Ihnen Größe, Pracht, Schönheit, wenn niemand das alles ſieht?" — Schweig', Schwätzerin! erwiederte die Prinzeſſin; ſtör' mir nicht die glückliche Ruhe, die ich ſeit ſechshundert Jahren genieße. ¿Meynſt du wohl, daß ich ſo alt würde geworden ſeyn, wenn mein Leben unruhevoll geweſen wäre? Nur ſchuldloſer ſtiller Genuß kan unſer Daſeyn ſo weit verlängern. Haben wir nicht vom Untergange großer Reiche geleſen, von unvorhergeſehenen Schlägen des wandelbaren Glücks, von den Verkehrtheiten der Liebe, von den Leiden der Entfernung, von den Quaalen der Eiferſucht? Woher nun alle dieſe Unruhen, alle dieſe Betrübniß? Blos von dem Umgange der Menſchen unter ſich. Dank ſey es meiner Mutter, daß ich von dem allen nichts weiß. Ich kenne keine Bitterkeit in der Seele, keinen fruchtloſen Wunſch; ich kenne weder Neid, noch Liebe, noch Haß: laß uns immer ſo gleichgültig bleiben!"

Abrikoſine wagte keine Gegenrede. Die Prinzeſſin hielt einige Augenblicke inne; dann fragte ſie, ob ſie ihr nichts zu ſagen hätte. Abrikoſine verſetzte: ſo wär' es denn vergebens, daß ſie ihr Bildniß an alle Höfe ſchickte, wo es doch nur manchen Unglücklichen machen müſſe. „Gleichwohl, erwiederte die Prinzeſſin, kan ich es nicht läugnen, daß ich wünſchte, mein Bildniß möchte deinem Unbekannten in die Hände fallen.“ — „Ach! verſetzte Abrikoſine, ſein Wunſch, Sie zu ſehen, iſt ſchon lebhaft genung: ¿wollten Sie ihn noch lebhafter machen?“ — „¿Warum nicht? ſagte die Prinzeſſin; ich fühle mehr als bisher, daß es meiner Eitelkeit ſchmeichelt. Prinz Kobold horchte, und kein Wörtchen gieng ihm verlohren: manches erweckte in ihm die ſüßeſte Hoffnung; manches aber ſchlug ſie wieder nieder.

Es war ſchon ſehr ſpät: die Prinzeſſin gieng zur Ruhe. Leander hätte ihr folgen können; die Ehrfurcht hielt ihn aber zurück. Er wollte nicht mehr nehmen, als ſie ſelbſt ihm gab: ſeine Liebe war ſo ſchüchtern, ſo bedenklich, daß er jeden Schritt für gewagt hielt. Er ſchlüpfte nun in ein Kabinet, das an das Schlafzimmer der Prinzeſſin ſtieß, um ſie wenigſtens reden zu hören.

Sie fragte eben ihre Abrikoſine, ob ſie auf ihrer Reiſe nichts Auſſerordentliches geſehen hätte. „Ja! verſetzte Abrikoſine; in einem Walde ſah ich Thiere, faſt wie kleine Kinder; ſie hüpfen und ſpringen auf den Bäumen, wie die Eichhörnchen; ihr Anſehen iſt häßlich, aber ihre Geſchicklichkeit auſſerordentlich.“ — „Ah! ein ſolches Thierchen, erwiederte die Prinzeſſin, möcht' ich wohl haben.“ Leander errieth ohne Mühe, daß es Affen ſeyn müßten. Sogleich wünſcht' er ſich in jenen Wald, nahm ein Dutzend große und kleine Affen von allen Farben, ſteckte ſie in einen Sack und wünſchte ſich damit nach Paris, wo, der Sage nach, für Geld alles zu haben iſt. Bey Dautel kaufte er ſich eine kleine Karroſſe ganz von Gold; an dieſe ſpannte er ſechs grüne Affen, mit einem Geſchirre von rothen Marrokin, mit goldener Stickerey. Brioche, der berühmte Marionettenſpieler, gab ihm zween ſchon abgerichtete Affen, die artigſten, pfiffigſten Geſchöpfe der Welt. Einen davon, der Briſcambille hieß, putzte er als König an, und ſetzte ihn in die Karroſſe; der andere, Perceforet, mußte den Kutſcher machen, die übrigen Affen ſtellten Pagen vor. Er ſteckte alles wieder in ſeinen Sack, kam in die Inſel zurück und ehe noch die Prinzeſſin zu Bette gieng, war der ganze Zug in ihrem Zimmer.

Der kleine Affenkönig überreichte ihr, mit ſehr gutem Anſtande, eine mit Diamanten beſetzte Doſe. Sie machte ſie haſtig auf, und fand darin folgendes Billet:

Schön iſt dieſes Eyland ſtiller Freuden;
Schöner noch iſt die Bewohnerin!
Aber fremd der Eigenthümerin,
Ungeſehn im Wohnplatz ſtiller Freuden,
Gab ich meine Freyheit bald dahin.

Man denke ſich die Verwunderung der Prinzeſſin! — Die beyden Affen Briſcambille und Perceforet tanzten drauf ein Pas-de-deux. Sie fand es ſehr ſpaßhaft, ſo ſpaßhaft, daß ſie vor Lachen beynahe Kopfweh bekam: aber lange konnte ſie doch den Spas nicht anſehen. Sie ward unruhig, zerſtreut; die Verſe ſchwebten ihr immer vor; immer ſann ſie nach, wer wohl der Urheber davon ſeyn könnte; aber alles blieb ihr ein Geheimniß.

Leander war ſehr zufrieden, daß die Prinzeſſin ſeine Affen ſo artig gefunden hatte; aber noch weit mehr freute ihn ihre Aufmerkſamkeit auf ſeine Verſe. Er ſehnte ſich nun nach Ruhe, und ſuchte ſich ein Zimmer dazu, das keinen Bewohner hätte. Auf einer untern Gallerie ſtand eine Thür offen; dieſe führte in ein Zimmer, wie ihm noch keines vorgekommen war. In dieſem Schlafgemache fand er ein prächtiges Bett mit Gardinen von grüner Goldgaze, die in Feſtons mit Perlenſchnuren aufgebunden waren. Die Morgendämmerung machte es ſchon hell genug, um die auſſerordentliche Pracht bewundern zu können. Hier verſchloß er ſich und ſchlief ein: aber ſein Schlaf wurde oft durch Erinnerungen und Sehnſucht unterbrochen.

Er ſtand früh wieder auf; ſo früh, daß er noch Zeit genug behielt, um mit Ungeduld auf die Stunde zu warten, wo er ſie würde wiederſehen können. Indem er mit neugierigen, unbefriedigten Blicken überall umherſah, fiel ihm eine aufgeſpannte Leinwand mit Mahlerfarben in die Augen. Dieſe Leinwand erinnerte ihn an dasjenige, was die Prinzeſſin von ſeinem Portrait geſagt hatte. Sogleich ſetzt' er ſich vor einen großen Spiegel, und mahlte, mit Meiſterhand, erſt ſich ſelbſt, und dann, in einem Oval, das Bild der Prinzeſſin. Sie brauchte ihm nicht dazu zu ſitzen; denn ihr Bild ſtand immer vor ihm, ſo wie ſie war. In der Folge, verbeſſert' er ſein Werk nach ihr ſelbſt. Liebe und Wunſch zu gefallen führten ihm die Hand; ſeine Arbeit wurde daher ein vollendetes Werk der Kunſt. Sich ſelbſt hatte er gemahlt, wie er, auf einem

Knie, in der einem Hand das Bild der Prinzeſſin, in der andern ein Blatt mit den Worten hielt: „noch ſchoner ſteht es in meinem Herzen. Welch ein Erſtaunen für die Prinzeſſin, in ihrem Kabinete das Portrait einer Mannsperſon zu finden! Mit noch größerm Erſtaunen ſah ſie dabey ihr eigenes Bild, und die Schrift, ſo reich an Stoffe für die Neugier und für das Nachſinnen. Sie war allein: ſie verlohr ſich in Betrachtungen und Vermuthungen, die endlich dahin giengen daß Abrikoſine dieſe Galanterie ausgedacht haben müſſe. Nur war noch die Frage, ob das Porträt des ſchönen jungen Mannes blos ein Werk ihrer Einbildungskraft, oder ob es Kopie eines wirklichen Originals wäre. Um das zu erfahren, ſprang ſie eiligſt auf, und rufte Abrikoſinen. Unterdeſſen war Prinz Kobold ſchon längſt im Kabinet, und lauſchte, wie es ablaufen würde.

„Sieh einmal, Abrikoſine! ſagte die Prinzeſſin, ſieh dieſes Gemählde. ¿ Was meynſt du dazu?" — „Ey, der Fremde! rief Abrikoſine, der edle Unbekannte, mein Befreyer! Ja, er iſt es! Es ſind ſeine Züge, ſeine Taille, ſein Haar, ſein ganzer Anſtand." Du ſtellſt dich verwundert an, ſagte die Prinzeſſin lächelnd; aber ich weiß doch, es kömmt von dir."

dir." — „¿Von mir? erwiederte Abrikoſine; gewiß nicht! Ich ſchwöre Ihnen, ich hab' es noch nicht geſehn. ¿Wie könnt' ich ſo dreiſt ſeyn, Ihnen etwas, das Sie intereſſirt, zu verhehlen? Und durch welches Wunder wär' es in meine Hände gekommen? Mahlen kann ich nicht; keine Mannsperſon hat jemals dieſes Zimmer betreten, und doch iſt hier eine Mannsperſon mit Ihnen zugleich gemahlt!" „Mir iſt bange! ſagte die Prinzeſſin; ein Geiſt muß es hierher gezaubert haben." — „Oder vielmehr Amor ſelbſt, verſetzte Abrikoſine. Glauben Sie das auch, wie ich, ſo bin ich ſo frey, Ihnen einen Rath zu geben; verbrennen Sie das Gemählde; und das gleich auf der Stelle." — ¡Schade darum! rief die Prinzeſſin mit einem Seufzer; mich dünkt, es würde doch mein Kabinet nicht wenig zieren. Bey dieſen Worten waren ihre Blicke unverwandt auf das Bild geheftet. Abrikoſine beſtand ſteif und feſt darauf, ſie müße es verbrennen, weil es durch Zauber hierher kommen ſey. „Und, ſagte die Prinzeſſin, „noch ſchöner in meinem Herzen!" ?Soll das auch verbrennt werden?" — „Auch das! antwortete Abrikoſine; nichts darf verſchont bleiben, nicht einmal Ihr eigenes Porträt. Damit lief ſie fort, um Feuer zu hohlen.

Unterdeſſen trat die Prinzeſſin ans Fenſter, unvermögend noch länger ein Bild zu betrachten, bey dem ihr Herz ſo tief empfand. Doch Prinz Kobold, der ſein Werk nicht gern verbrennen ſehen mochte, nützte dieſen Augenblick, um es zu nehmen, und ſich damit eilig zu entfernen. Er hatte kaum das Kabinet verlaſſen, ſo wandte ſich die Prinzeſſin doch noch einmal nach dem Zaubergemählde um. Und welch Erſtaunen! es war verſchwunden. „¿ Haſt du es mitgenommen?“ fragte ſie Abrikoſinen, die jezt zurückkam. — „Nein!“ verſetzte Abrikoſine. Beyde überlief ein Schauer, noch ſtärker als vorher.

Leander hatte in der Zwiſchenzeit das Gemählde verſteckt, und war dann wieder unſichtbar ins Zimmer geſchlüpft. Seine ſchöne Prinzeſſin zu ſehen, ſie zu hören, war für ihn ein immer neuer Genuß. Indeſſen, wie viel fehlte noch an dieſem Genuſſe! Er durfte nicht reden, er durfte ſich nicht ſehen laſſen. Unſichtbare aber werden nicht geliebt.

Die Prinzeſſin hatte Sinn für Schönheit jeder Art: in dem gegenwärtigen Zuſtande ihres Herzens brauchte ſie Aufheiterung, Zerſtreuung, Vergnügen. Einſtmal, im vollen Zirkel ihrer Nymphen, ſagte ſie zu ihnen, ſie möchte wohl wiſſen, wie die Damen an den verſchiedenen Höfen in der ganzen Welt gekleidet wären, um ſich dann in einem ganz neuen Geſchmack zu kleiden. Kaum geſagt, ſo drückte ſich Prinz **Kobold** ſeinen rothen Huth noch tiefer in die Augen, und ſchnell, wie ſein Wunſch, durchflog er in drey Tagen ganz China, ganz Siam, alle vier Theile der Welt, um die neueſten und geſchmackvollſten Moden aufzuſuchen. Gefiel ihm eine von dieſen Moden, ſo behielt er eine Muſter-Puppe, die der Erfindungsgeiſt in Paris zu liefern pflegt. Nachdem er auf ſolche Art einen reichen Vorrath von Entdeckungen und modiſchen Koſtbarkeiten geſammelt hatte, ſtellt' er ihn im Kabinette der Prinzeſſin aus.

So angenehm war ſie noch nie überraſcht worden, als da ſie jezt hereintrat. Jede von den Puppen both ihr ein Geſchenk dar; Uhren, Armbänder, Ringe von Diamanten: das Geſchenk derjenigen, die ſich vorzüglich auszeichnete, beſtand in einer Doſe mit einem Porträt. Die Prinzeſſin machte ſie auf, und erkannte leicht ein ſchon geſehenes Bild. „Abrikoſine, ſchrie ſie laut auf, ich begreife nicht, was ſeit einiger Zeit in dieſem Palaſte vorgeht. Meine Vögel reden ſo vernünftig, wie ein Menſch; es ſcheint, ich dürfe nur wünſchen, ſo iſt es geſchehn; ich ſehe zweymal das Bild des Unbekannten, der dich gerettet hat; hier iſt ein Reichthum, eine Auswahl von koſtbaren Seltenheiten. Wer iſt nun die Fee, wer iſt der Dämon —

„Es iſt kein Dämon, keine Fee;
„Es iſt ein Liebender — Sie ſehn ihn nicht:
„Er darf ſich nicht vor Ihre Blicke wagen;
„Daß Sie den Hoffnungsloſen nur beklagen,
„Iſt alles was er ſich verſpricht —

Der Prinz Kobold.

las die Prinzeſſin auf einer Schreibtafel, von Golde und mit Edelſteinen beſetzt, die zu ihren Füßen fiel. „So iſt denn, ſagte ſie, der Unbekannte ein Ungeheuer, weil er ſich nicht ſehn zu laſſen wagt. Aber hat er würklich Neigung zu mir, ſo verräth es wenig ſeines Gefuhl, daß er ein ſo rührendes Gemählde darſtellt. Entweder liebt er mich gar nicht, weil er mein Herz einer ſolchen Probe ausſetzt, oder er hat eine zu gute Meynung von ſich ſelbſt, daß er ſich für noch liebenswürdiger hält.“ „Ich habe gehört, verſetzte Abrikoſine, die Kobolde ſollen aus Luft und Feuer beſtehen, ſollen keinen Körper haben: blos ihr Geiſt ſoll thätig ſeyn.“ — „Deſto beſſer! erwiederte die Prinzeſſin; ein ſolcher Liebhaber kan meiner Ruhe nicht gefährlich ſeyn.“

Leander freute ſich nicht wenig, ſie mit ſeinem Bilde ſo beſchäftigt zu ſehen. Er erinnerte ſich, daß in einer gewiſſen Grotte, welche die Prinzeſſin oft beſuchte, ein Piedeſtal ſtand, das für eine noch unvollendete Diane beſtimmt war. Auf dieſes Piedeſtal ſtellt' er ſich, in einer ganz ungewöhnlichen Kleidung, mit einem Lorbeerkranze auf dem Kopfe, und einer Leyer in der Hand. So erwartete er mit Ungeduld, daß ſie auch jezt, nach ihrer Gewohnheit dahin kommen ſollte. Die Grotte war für ſie die geliebte Stelle geworden, wo ſie an den Unbekannten dachte. Was ihr Abrikoſine geſagt hatte, das geheime Vergnügen, das ſie beym Anſchauen des Gemähldes empfand, alles dieſes ließ ihr keine Ruhe mehr. Sie war jezt gern im Einſamen; ihre muntere Laune war ſo ganz dahingeſchwunden, daß ſie ihren Nymphen ganz unkenntlich vorkam.

Endlich erſchien ſie; und beym Eintritte in die Grotte winkte ſie, daß niemand ihr nachfolgen ſolle. Ihre Nymphen zerſtreuten ſich alſo in die Alleen des Gartens. Sie warf ſich auf eine Ruhebank, ſeufzte, weinte, ſprach auch, aber ſo leiſe, daß Leander nichts davon verſtehen konnte. Als ſie kam, war er ihr noch unſichtbar: nach wenig Augenblicken ließ er ſich zum erſtenmale vor ihr ſehen. Welch ein Erſtaunen! Sie hielt ihn für eine Bildſäule; denn er blieb unbeweglich in der Stellung die er angenommen hatte. Dieſe unerwartete Erſcheinung ſetzte ſie in Verwunderung: doch unmerklich gieng die Verwunderung in geheimes Vergnügen über, und immer feſter heftete ſich ihr Blick auf die liebliche Geſtalt, die ſo voll Anmuth und Wahrheit daſtund. **Leander** wagte nun noch mehr; er ſung:

Welch ein Zauber weht in dieſer Höhle!
  Alles ladet hier zum Lieben ein.
  Abgeſchworen mag die Liebe immer ſeyn:
Liebes-Zauber wiegt in dieſer Höhle,
Die berauſchte, überraſchte Seele,
  In Vergeſſenheit des Schwures ein.

So ſanft und lieblich auch **Leander** ſang, ſo übernahm doch das Wundervolle dieſer Scene die Prinzeſſin ſo ſehr, daß ſie erblaßte und in Ohnmacht ſank. Beſtürzt ſprang **Leander** vom Piedeſtale, und eilte ihr, unter dem Schleyer der Unſichtbarkeit, zu Hülfe. Sie ſchlug ihre ſchönen Augen wieder auf, und ihre ſchöne Augen ſuchten ihn. Niemand war zu ſehen; aber fühlbar waren Küſſe und Thränen auf ihrer Hand. Lange wagte ſie kein Wort, getheilt zwiſchen Furcht und Hoffnung. Sie ſcheute den **Kobold**: aber lieb war er ihr doch, wenn er die Geſtalt des Unbekannten annahm. „Geiſt! artiger Geiſt! rief ſie endlich aus, wärſt du doch der, den ich mir wünſche!“ Bey dieſem Ausrufe hätte ſich Leander beynahe entdeckt: allein es ſchien ihm doch zu viel gewagt. „So lange ich ſie noch erſchrecke, ſagte er bey ſich ſelbſt, ſo lange ſie mich noch ſcheut, darf ich keine Liebe von ihr erwarten. Dieſes legte ihm Stillſchweigen auf; und er verbarg ſich im düſterſten Winkel der Grotte.

Die Prinzeſſin, die allein zu ſeyn glaubte, rufte Abrikoſinen zu ſich, und erzählte ihr das Wunder von der belebten, redenden, ſingenden Bildſäule, und von dem hülfreichen Dämon. „Schade! ſetzte ſie hinzu, daß dieſer Kobold ſo häßlich iſt: es iſt ein ſo guter lieber Kobold.“ — „Und wer hat Ihnen denn geſagt, fiel ihr Abrikoſine ins Wort, daß er wirklich ſo iſt, wie Ihre Phantaſie ihn mahlt? Hielt nicht Pſyche auch den Gott der Liebe für eine Schlange? Ihr Abentheuer hat Aehnlichkeit mit jenem: wär' es nun Amor, der ſie liebte, wollten Sie ihn nicht wieder lieben?“ — „Ja, wenn er einerley mit dem Unbekannten iſt, verſetzte die Prinzeſſin mit Erröthen. Doch wie fern iſt ein ſolches Glück von mir! Ich glaube an eine Traumgeſtalt.

Des Unbekannten Bild und deine Schilderung von ihm ſtimmt mich ganz anders, als ich nach der Vorſchrift meiner Mutter ſeyn ſollte. O wie fürcht' ich ihren Zorn!" — Abrikoſine bemühte ſich ihre Beſorgniſſe zu ſtillen; und Leander war entzückt, wie man ſich leicht denken kann.

Indeſſen hatte der kleine Ungethüm, der noch immer in ſeine ungeſehene Prinzeſſin verliebt zu ſeyn glaubte, mit Ungeduld auf die Wiederkunft ſeiner Abgeordneten gewartet. Es kam auch einer davon zurück, und erzählte ihm ausführlich von der Inſel der ſtillen Freuden, wie ſie von Amazonen bewacht würde, und nur ein großes Heer ihm den Eingang öffnen könnte. Auf dieſe Erzählung both Ungethüm, den ſeines Vaters Tod zum unbeſchränkten Herren gemacht hatte, über 400000 Mann auf, und ſtellte ſich an ihre Spitze. ¡Gewiß, ein ſtattlicher General! Die zween Affen aus Brioches Schule hätten ſicher eine eben ſo gute Figur gemacht.

Bey der Annäherung dieſes furchtbaren Heeres ließ die Prinzeſſin ihre Mutter durch Abrikoſinen um Rath fragen: Abrikoſine aber fand die Fee ſehr aufgebracht. „Ich weiß, ſagte ſie, jeden Schritt meiner Tochter.

Prinz Leander iſt bey ihr; er liebt ſie, und ſie liebt ihn. Alle meine Sorgfalt hat ſie nicht gegen die Gewalt der Liebe bewahren können. Das Schickſal will's; ich vermag nichts dagegen. Aber von meiner Tochter, die mir ſo vielen Kummer macht, will ich nichts mehr hören." Mit dieſer traurigen Botſchaft kam Abrikoſine zu ihrer Gebieterin zurück.

Die Prinzeſſin betrübte ſich ſehr über dieſe Härte ihrer Mutter. Prinz Kobold war bey ihr, ohne daß ſie es wußte, und ſahe mit der innigſten Theilnahme ihren Schmerz. Aber in dieſem Augenblicke mit ihr zu reden, wagte er nicht.

Zum Glück fiel es ihm bey, daß Ungethüm ſehr geldſüchtig ſey: vielleicht, dacht' er, lieſſe ſich davon Vortheil ziehen. Er verkleidete ſich daher als Amazone, und wünſchte ſich zurück in den Wald, wo er ſein gutes Roß gelaſſen hatte. Lichtblau ſtutzte anfangs über die weibliche Geſtalt; aber er erkannte doch die Stimme ſeines Herrn: freudig ließ er ihn aufſitzen, und trug ihn im vollen Trabe nach Ungethüms Lager. Hier galt Leander durchaus für eine Amazone; ſo ſchön und ſo jugendlich war er. Es wurde dem Könige gemeldet, eine junge Dame bäte im Namen der Königin des Eylandes der ſtillen Freuden vorgelaſſen zu werden. Gleich warf Ungethüm den königlichen Mantel um, und ſezte ſich auf den Thron: man hätte glauben ſollen eine Meerkatze ſpiele den König.

Leander ſtellte ihm vor, die Königin, eine Freundin eines ſtillen ruhigen Lebens, lieſſe ihm Geld nach eigener Willkühr anbieten, wenn er ihr Frieden gönnen wolle. Ungethüm erwiederte: das Schickſal der Königin gienge ihm nahe, und er ſey bereit ſie in ſeinen Schutz zu nehmen; ſie möchte ihm nur tauſend Millionen Millionen Louisd'or bezahlen, ſo wollt' er gleich wieder abziehen. Amazone Leander erwiederte, tauſend Millionen Millionen Louisd'or zu zahlen, würde zu viel Zeit erfordern; er möchte lieber ſagen, wie viel Zimmer voll Louisd'or er haben wollte: die Prinzeſſin dächte ſo groß, und wäre ſo reich, daß ſie's eben nicht ſo genau nehmen würde. Ungethüm erſtaunte nicht wenig, daß man anſtatt abzuhandeln, vielmehr zulegte. Das Beſte ſchien ihm, ſo viel zu nehmen, als er immer könnte, und dann die Geſandtin umbringen zu laſſen, damit ſie nicht wieder zu ihrer Gebieterin zurückkehren könne. Er forderte alſo dreyßig Zimmer mit Goldſtücken angefüllt:

gefüllt: dagegen verſprach er den Rückzug, auf ſein königliches Wort. Leander wurde in die Zimmer geführt, die er mit Goldſtücken anfüllen ſollte. Hier that ſeine Roſe Wunder über Wunder; wie einen Platz-Regen, ließ ſie Louisd'or, Quadrupels, Schildlouisd'or, Roſenobels, Souverains, Guineen, Zechinen und Dukaten fallen. — ¡Es muß doch ein feines Ding um eine ſolche Roſe ſeyn!

Ungethüm freuete ſich kindiſch über den Gold-Regen. Je mehr Gold er fallen ſahe, deſto ſtärker ward in ihm die Luſt, die Geſandtin feſtzuhalten, und die Königin zu berücken. So bald die dreyſſig Zimmer voll waren, ſchrie er der Wache zu, ſie ſolle die Betrügerin feſt halten, die nichts als falſche Münze mitgebracht hätte. Schon machte ſich die Wache bereit, den Befehl zu vollziehen: aber augenblicklich hatte Kobold ſein rothes Hütchen auf, und verſchwunden war er. Die Wache glaubte, er ſey ſo ſchnell entwiſcht, und ſtürzte ihm nach, ſo daß Ungethüm alleia blieb. In dieſem Augenblicke faßte Kobold das kleine Ungeheuer bey den Haaren, und ſchnitt ihm, wie einer Taube, den Kopf ab.

So wie er dieſen hatte, wünſcht' er ſich in den Freudenpalaſt zurück. Dort wanderte un-

unterdeſſen die Prinzeſſin in tiefem Nachdenken über die lezten Reden ihrer Mutter, und über die Mittel, wie ſie ihren mächtigen Feind aus ihrer Inſel vertreiben könne. Das Leztere fand ſie ſehr ſchwer, weil ſie weiter keine Truppen hatte, als eine geringe Anzahl von Amazonen, die gegen einmal hundert tauſend Mann viel zu unvermögend ſeyn mußten. Auf einmal erblickte ſie einen Kopf frey in der Luft, ohne daß ihn jemand zu halten ſchien. Dieſes neue Wunder ſezte ſie dergeſtalt in Erſtaunen, daß ſie nicht einmal eine Vermuthung faſſen konnte. Doch ihr Erſtaunen ſtieg noch höher, als dieſer Kopf ihr zu Füßen gelegt wurde, und doch keine Hand dabey zu ſehen war. Dabey rufte eine Stimme: „Keine Furcht mehr! Ungethüm kann Ihnen nun nicht weiter ſchaden!“

Abrikoſine kannte die Stimme. „Auf mein Wort! ſagte ſie, der Unſichtbare, der jezt ſpricht, iſt der Unbekannte, der mich errettet hat!“ Die Prinzeſſin verrieth zugleich Verwunderung und Freude. „¿Ha! rief ſie aus, ſo wäre der Kobold und der Fremdling wirklich eins! Dann würd' ich mich freuen, ihm meine Dankbarkeit zeigen zu können. — „Ich will ſehen erwiederte Leander, ob ich mir Anſprüche darauf erwerben kan.“ Er kehrte nun in Ungethüms Lager zurück, wo ſich das Gerücht von ſeinem Tode verbreitet hatte. Officiere und Soldaten empfiengen ihn, mit groſſem Freudenzeſchrey, und erkannten ihn als ihren rechtmäßigen König. Er überließ der Armee mit außerordentlicher Freygebigkeit die dreyſſig mit Gold angefüllten Zimmer, um ſie unter ſich zu vertheilen. Dann ſchickt' er ſie, in kleinen Märſchen, wieder ins Vaterland: er aber kehrte noch einmal zu ſeiner Angebeteten zurück. Die Prinzeſſin hatte ſich ſchon der Süßigkeit des Schlafs überlaſſen; und er glaubte die tiefe Ehrfurcht, die er ihr gewiedmet hatte, zu verletzen, wenn er ſich in ihr Zimmer hätte wagen wollen. Er ſuchte vielmehr ſein eigenes, das er aber, in der Sehnſucht nach Ruhe, nicht ſo, wie ſonſt, verſchloß.

Die Prinzeſſin hatte eine unruhige Nacht, theils wegen der Hitze, theils wegen innerer Beſchäftigung ihres Geiſtes. Noch vor der Morgenröthe ſtand ſie auf, und ſuchte, in einem leichten Nachtgewande, ihr unteres Zimmer, auf der Galerie. ¡Wie erſtaunte ſie nicht, als ſie hier Leandern auf einem Bette eingeſchlafen fand! Sie hatte Muße genug, ihn unbemerkt zu beſchauen, und ſich zu überzeugen, daß er der Jüngling ſey, deſſen Bild ſie in ihrer diamantnen Doſe hatte. „Aber unmöglich, ſagte ſie bey ſich ſelbſt, kann das der Kobold ſeyn; denn Kobolde ſchlafen doch wohl nicht? Iſt das ein Körper von Luft und Feuer, der keinen Raum einnehmen ſoll?“ Indem ſie das ſprach, rührte ſie ſein Haar mit den Fingerſpitzen leiſe an, und lauſchte auf jeden Athemzug. Es war ihr nicht möglich, ſich wieder von ihm zu trennen: bald freute ſie ſich ihn gefunden zu haben, bald wurde ihr deswegen bange.

Indem ſie ſo ganz in Anſchaun, und Entzücken verlohren daſtand, erſchien die Fee, ihre Mutter, mit einem ſolchen entſetzlichen Getöſe, daß Leander davon aus dem Schlafe hoch empor fuhr. Mit Erſtaunen, aber auch mit der äußerſten Betrübniß erblickt' er ſeine geliebte Prinzeſſin faſt in Verzweiflung, indem ſie von ihrer Mutter, unter den bitterſten Vorwürfen mit Gewalt fortgeriſſen wurde. Fürchterlich war dieſer Augenblick für die beyden jungen Liebenden; ſie waren der Trennung auf ewig nahe. Gegen die furchtbare Fee wagte die Prinzeſſin keine Wiederrede: ſie warf nur einen Blick, der um Hülfe zu bitten ſchien, auf Leandern.

Leander fand, daß er ſie, einer ſo mächtigen Fee zum Trutze nicht würde aufhalten können: er verſuchte es daher, ob er durch Beredſamkeit und Ehrerbietung die erzürnte Mutter beſänftigen könnte. Er eilte ihr nach, warf ſich ihr zu Füßen, beſchwor ſie um Güte gegen ihn, gegen einen Prinzen, der ihre Tochter unverändert lieben, der ganz ſein Glück darin finden würde, ſie glücklich zu machen. Geſtärkt durch ſein Beyſpiel, umſchlang auch die Prinzeſſin die Knie ihrer Mutter, und ſagte, wie viel ſie ihm zu danken hätte, daß ſie nicht vermögend ſeyn würde, ohne ihn zu leben. „Du kennſt nicht das Bittere der Liebe, verſezte die Fee; du kennſt ſie nicht, die Täuſchungen der Männer; ihr Zaubertrank iſt Gift; ich ſelbſt habe davon getrunken. ¿ Soll dein Schickſal werden wie das meinige?“ — „¿ Giebt es denn keine Ausnahmen? erwiederte die Prinzeſſin; ſeine Verſicherungen ſcheinen ſo aufrichtig zu ſeyn: ¿ ſollten ſie nicht hinreichen, mich gegen die Gefahr zu ſichern, die Sie für mich befürchten?“

Alles umſonſt; die hartnäckige Fee ließ ungerührt beyde zu ihren Füßen ſeufzen und weinen, und ohne Zweifel würde ſie ihnen nie verziehen haben, wäre nicht in dieſem Augenblicke die Fee Gentille, umſtrahlt von einem Schimmer wie Sonnenglanz, mit einem Gefolge von Grazien und Amoretten, erſchienen.

„Schweſter! rief ſie der alten Fee noch von weitem entgegen, ich bin verſichert, du haſt es nicht vergeſſen, was ich für dich that, als du die Rückkehr in unſer Feenland wünſchteſt; ohne mich wärſt du nie wieder aufgenommen worden. Ich habe dich ſeitdem um keinen Gegendienſt gebeten: jezt erwarte ich einen von großer Wichtigkeit. Vergieb deiner Tochter, und laß ſie die Gemahlin dieſes Prinzen werden; ich ſtehe dir dafür, er wird gegen ſie bleiben wie er jezt iſt. Ihre Tage werden ihnen ein Gewebe von Gold und Seide und immerwährende Freude ſeyn.“ — „Nun es ſey! rief die Fee; dir, Schweſter Gentille, kann ich keinen Wunſch verſagen. Kommt, Kinder, empfangt in meinen Armen die Verſicherung, daß ich euch eine gute Mutter und Freundin ſeyn will.“ Gentille frohlockte und ihre ganze luſtige Schaar jauchzte in Brautliedern nach. Die ſanfte Harmonie dieſer Geſänge lockte alle Nymphen des Pallaſtes und auch Abrikoſinen herbey. Wie angenehm wurde ſie nicht überraſcht! Mit Einem Blicke erkannte ſie ihn, ſah ſie ſeine Hand in der Hand der Prinzeſſin, ahndete ſie beyder gemeinſchaftliches Glück. Die Fee ſelbſt beſtätigte ihre Vermuthung, indem ſie ihr ſagte, ſie wollte die Inſel der ſtillen Freuden, mit allen ihren Seltenheiten und Wundern, in Leanders

ders Königreich verſetzen, wollte da bey ihnen wohnen, wollte ihnen noch mehr Gutes erweiſen. „Was auch Ihre Grosmuth mir beſtimmen mag, ſagte Leander, ſo können Sie doch kein Geſchenk erſinnen, das Ihrem heutigen gleichkäme: Sie machen mich zum glücklichſten Manne, und ich fühl' es wohl, daß ich auch zu den dankbarſten gehöre.“ Der Fee gefiel das kleine Kompliment, weil es ganz das Gepräge der alten guten Zeit an ſich trug.

Fee Gentille, deren Aufmerkſamkeit nichts entgieng, hatte durch ihre Kunſt die Generale und Offiziere von Ungethüms Armee in den Pallaſt der Prinzeſſin gezaubert, damit ſie Zeugen von dem großen Feſte ſeyn ſollten, das ſie zur Hochzeitfeyer gab. Von dieſem Feſte, von ſeinen Komödien, Opern, Ringelrennen, Konzerten, Jagden und andern Divertiſſements ließen ſich ganze dicke Bände ſchreiben. Das Sonderbarſte bey der Sache war, daß jede Nymphe unter den Helden aus Ungethüms Lager einen Gemahl fand, der ſie, nach einer Bekanntſchaft von vier und zwanzig Stunden, eben ſo leidenſchaftlich liebte, als wenn ſich beyde ſchon zehn Jahr gekannt hätten. Doch es geſchieht wohl Manches, das noch auſſerordentlicher iſt, durch den kleinen Zauberſtab.

V.

Prinzeſſin Frühlingsſchön.

Es war einmal eine Königin, die viele Kinder gehabt hatte; aber ſie waren alle geſtorben. Die Eltern grämten ſich darüber gar ſehr; denn ſie hatten große Güter und Kinder zu haben war ihr einziger Wunſch. Seit fünf Jahren hatte die Königin keins gehabt; man glaubte auch, ſie werde keins mehr bekommen. Endlich aber wurde ſie, ſo wenig man es auch vermuthet hatte, dennoch wieder ſchwanger.

Tag und Nacht war nun ihr Gedanke, wie ſie das kleine Geſchöpf, das ſie ſich verſprach, beym Leben erhalten, wie ſie es nennen, was für Kleider und Spielzeuge und Puppen ſie ihm geben wollte. Sie ließ mit Trompetenſchall an allen Straßenecken ausrufen ſen und anſchlagen, die beſten Ammen ſollten vor ihr erſcheinen, damit ſie eine für ihren Säugling wählen könne. Da ſtrömten nun von allen Enden her Ammen mit ihren Kindern herbey. Eines Tages, als die Königin mit ihrem Gemahl im Walde im Kühlen ſaß, ließ ſie alle Ammen vor ſich kommen, um eine Wahl anzuſtellen.

Mit den Ammen erſchien auch, auf einem Schiebekarren, von zween abſcheulichen Zwergen gezogen, eine häßliche weibliche Figur, mit krummen Füßen, die Knie unterm Kinn, einem großen Buckel, Schielaugen, und einer Haut, die ſo ſchwarz wie eine Kohle war. Dieſe widerliche Figur hielt einen kleinen Affen an der Bruſt; und dabey murmelte ſie ein Rothwälſch her, das niemand verſtand. Auch dieſe Unholdin bot ſich an: aber die Königin wieß ſie mit Unwillen, Eckel und Drohungen zurück. Die häßliche Alte ließ ſich, unter beſtändigem Gemurmel, von ihren Zwergen weiter fahren; und verkroch ſich in einen hohlen Baum.

Ohne weiter an ſie zu denken, wählte ſich die Königin eine recht hübſche Amme. Doch kaum hatte ſie gewählt, ſo kam eine fürchterliche Schlange, und biß die Amme in den Fuß, daß ſie todt zu Boden ſank. Sehr verdrüßlich über dieſen Zufall, wählte die Königin eine andere: aber da flog ein Adler vorüber, und ließ der Amme eine Schildkröte auf den Kopf fallen, die ſie erſchlug. Noch betrübter rufte die Königin eine dritte Amme: allein indem dieſe ſich in der gröſten Geſchwindigkeit nähern wollte, verwirrte ſie ſich in einen Dornenſtrauch, und fiel ſich ein Auge aus. „Geht mir doch heute alles unglücklich! rief die Königin aus; ich kann keine Amme wählen, ohne daß ſie darunter leiden müßte. Ich will es meinem Leibarzte überlaſſen.“ Indem ſie nach dem Palaſte umwendete, hörte ſie aus vollem Halſe hinter ſich her lachen. Sie ſahe ſich um, und ſahe hinter ſich die widerliche Alte, wie ſie über die ganze Geſellſchaft, vorzüglich aber über die Königin hohnlachte. Die Königin wurde darüber ſo aufgebracht, daß ſie ihr mit dem Stocke drohen ließ; allein in dem Augenblicke verwandelten ſich ihre Zwerge in Greiſe, der Schiebekarrn in einen Feuerwagen und mit ſchrecklichem Brauſen und furchtbaren Drohungen flog alles in den Lüften davon.

„Ach Liebe! rief der König, wir ſind verlohren; das iſt die Fee Caraboße. Das böſe Weib haßt mich ſchon ſeit meiner Kindheit, weil ich ihr als Knabe einen kleinen Schelmenſtreich

ſtreich geſpielt hatte: ſeitdem hat ſie ſich immer zu rächen geſucht.“ Die Königin weinte und betrübte ſich nicht wenig über dieſe Entdeckung. „Hätt’ ich das gewußt, ſagte ſie, ich würde mir alle Mühe gegeben haben, ſie zu meiner Freundin zu machen.“ „Faſſe dich! erwiederte der König, als er ſie ſo betrübt ſahe; laß uns zuſehn, wie wir dem Uebel vorbeugen können.“ Mit dieſen Worten führte er ſie unter den Armen fort; denn ſie zitterte noch wegen der Drohungen der böſen Fee.

Sie hielten, bey ſorgfältig verwahrten Thüren und Fenſtern, einen geheimen Rath. In dieſem wurde beſchloſſen, daß alle Feen in einem Umfange von vielen hundert Meilen zur Geburt des Kindes eingeladen werden ſollten: nur wollte man ſie zugleich um die tiefſte Verſchwiegenheit bitten, damit nicht Caraboſſe was davon erführe. Die Königin hatte eine ausgebreitete Bekanntſchaft im Feenreiche: aber von allen ihren Bekannten kamen nicht mehr als fünf Feen. Dieſe erſchienen in eben dem Augenblicke, da die Königin mit einer Prinzeſſin niedergekommen war; und geſchwind ſchloſſen ſie ſich ein, um die Neugebohrne mit ihren Feengaben auszuſteuern.

Die erſte Fee beſchenkte ſie mit vollkommener Schönheit; die andere mit ausnehmenden Verſtande; die dritte mit reizenden Geſange; die vierte mit Talent in Proſa und Verſen ſchön zu ſchreiben. Als die fünfte reden wollte unterbrach ſie ein Gepolter im Kamine, als ob ein großer Stein von einem hohen Thurme herabfiel. Ganz mit Ruſe beſchmuzt, erſchien Caraboßе, und ſchrie laut: ich ſchenke ihr auch was:

„Alles Unglück, alles Ungemach
Folg' ihr zwanzig Jahre nach.

Bey dieſem Ausſpruche weinte die Königin, und bat die Fee um Erbarmen für ihre arme Tochter: auch alle Feen baten für ſie. Allein die häßliche Fee ſchmollte, brummte und antwortete keine Sylbe. Die fünfte Fee, die noch nicht geredet hatte, ſuchte die Sache dadurch gut zu machen, daß ſie der Prinzeſſin ein langes glückliches Leben nach der Zeit der Verwünſchung zuſagte. Caraboße lachte nur über dies Verſprechen; und nahm, unter ſpöttiſchem Lächeln und Trällern, ihren Weg wieder zum Schorſteine hinaus.

Alle Feen waren in der äußerſten Beſtürzung; am meiſten aber die arme Königin. Bey ihrem Abſchiede ſagte noch die älteſte der

Feen, ſie ſey der Meynung, man ſolle die Prinzeſſin bis in ihr zwanzigſtes Jahr ſorgfältig an einem Orte verwahren, wo ſie keine menſchliche Seele zu ſehen bekäme, als die Aufſeherinnen die man ihr geben würde. Der König befolgte dieſen Rath. Er ließ einen Thurm bauen, der keine Fenſter hatte, und blos durch Wachskerzen erleuchtet wurde; den Zugang zu dieſem Thurme machte ein unterirdiſches Gewölbe; auf dieſem verborgenen Wege verſorgte man die Amme und Aufſeherinnen mit allen Bedürfniſſen; jedesmal in einer Entfernung von zwanzig Schritten befand ſich wieder eine verſchloſſene Thüre, und Wachen ſtanden überall.

Frühlingsſchön ward die Prinzeſſin genannt, weil die Farbe ihrer Wangen ſo friſch blühte wie Lilien und Roſen. In allem was ſie ſagte und that, wurde ſie vorzüglich; nichts war ihr zu ſchwer, ſie lernte alles, ſie faßte alles: ihre Eltern weinten vor Freuden, ſie ſo ſchön, ſo vollkommen werden zu ſehn. Oefters wurden ſie von ihr gebeten, bey ihr zu bleiben, oder ſie mitzunehmen; denn ſie fühlte eine gewiſſe Unbehaglichkeit in ihrer Lage, die ſie ſich ſelbſt nicht erklären konnte: doch ſie verſchoben es von einem Beſuche zum andern. Ihre Amme, eine Frau von Verſtande, jezt ihre unzertrennliche Gefährtin, erzählte ihr zuweilen, wie es in der Welt ausſähe; und ſie begriff es ſo ſchnell, mit einer ſolchen Leichtigkeit, als hätte ſie es alles ſelbſt geſehn. „Liebe! ſagte der König öfters zu ſeiner Gemahlin, wir werden die Fee Caraboße überliſten. Allen ihren Verwünſchungen zum Trotze, wird unſere Frühlingsſchön glücklich ſeyn.“ Sie hatten Frühlingsſchön mahlen laſſen, und ſchickten ihr Bildniß überall umher, weil die Zeit ihrer Befreyung aus dem Thurme herbeykam, und ſie ihr einen Gemahl geben wollten. Nur vier Tage fehlten noch an den zwanzig Jahren der Verwünſchung: Hof und Stadt freute ſich über die nahe Befreyung der Prinzeſſin. Dieſe Freude vermehrte ſich noch durch die Nachricht, daß König Merlin ſie zur Gemahlin für ſeinen Sohn verlangte, und dazu einen Botſchafter, Fanfarinet abgeſandt habe.

Die Amme, die der Prinzeſſin alles getreulich zutrug, erzählte ihr auch dieſes, und wie herrlich der Einzug des Geſandten ſeyn würde. „¡Ach! rief die Prinzeſſin, wie unglücklich bin ich nicht! Ich werde hier in einen finſtern Thurm eingeſperrt, als ob ich ein großes Verbrechen begangen hätte. ¡Der Himmel, die Sonne, die Sterne ſollen ſo ſchön ſeyn; ich habe das alles nie geſehn! Wenn ich zwanzig Jahr alt ſeyn würde, ſagen meine Eltern, wollen ſie mich heraus laſſen: aber ich merk' es wohl, ſie ſagen nur ſo, um mich bey Geduld zu erhalten; im Grunde iſt ihre Abſicht, daß ich hier ſterben ſoll: und doch hab' ich ihnen nie etwas Leides gethan!" Dabey weinte ſie; und weinte ſo heftig, daß ihr die Augen ſchwollen. Amme, Milchſchweſter, Kinderweiber, Wartfrauen, alles weinte ihr nach; und es war eine allgemeine Wehklage. Als die Prinzeſſin ſahe, daß alles ſo gut geſtimmt war, mit ihr zu klagen und zu weinen, nahm ſie ein Meſſer und drohte ſich auf der Stelle zu erſtechen, wenn man nicht Mittel fände, ſie den ſchönen Einzug des Geſandten ſehn zu laſſen; „der Konig, ſagte ſie, und die Königin ſollen es nie erfahren." Bey dieſer Drohung mit dem Meſſer begonn die Wehklage noch ſtärker als vorher; und Amme, Milchſchweſter, Kinderweiber, Wartfrauen, alle beſchloſſen, ihr dieſe Freude zu machen, ſollten ſie auch gleich ſelbſt ihr Leben daran wagen. Die ganze übrige Nacht verſtrich darüber, daß Mittel ausgedacht, und Mittel verworfen wurden, und immer Frühlingsſchön dazwiſchen ſagte: „macht mir nur nicht mehr weiß, daß ihr mich liebt, ihr würdet ſonſt wohl Mittel finden: ich habe doch geleſen, daß der Liebe und der

Freundſchaft nichts zu ſchwer ſey.“ Zuletzt fielen ſie darauf, es müßte, nach der Stadt zu, eine Oefnung in den Thurm gemacht werden. Sie legten auch ohne Aufſchub Hand ans Werk; brachten es auch durch Kratzen und Brechen dahin, daß ſie mit der äußerſten Mühe eine kleine Oefnung in der Mauer machten.

Durch dieſe Oefnung erblickte Frühlingsſchön zuerſt das Tages-Licht. Erſt blendete ſie daſſelbe, dann ſahe ſie unabläſſig durch die Oefnung hinaus ins Freye bis der Geſandſchaftszug erſchien. Sanfarinet ſaß auf einem weißen Roſſe, das nach Trompetenſchall muthig und ſtolz einherſchritt: ſechs Flöten und eben ſo viel Oboen ſpielten wechſelsweiſe die neueſten und ſchönſten Opernarien; dann fielen wieder Trompeten und Pauken ein. Sanfarinet trug ein Kleid das ganz mit Perlen geſtickt war, goldene Stiefeln, inkarnatfarbene Federn, Bänder in Menge, und dabey ſo viel Diamanten, daß er ſchimmerte, wie die Sonne. Frühlingsſchön kam faſt auſſer ſich bey dieſem Anblicke. Nach kurzem Nachſinnen that ſie den Schwur, ſie wollte nie einen andern Mann nehmen als den ſchönen Sanfarinet. „Es iſt gar nicht wahrſcheinlich, ſagte ſie, daß ſein Herr auch ſo liebenswürdig ſeyn kann. Ich will, keinen Schimmer, keine Größe; ich habe bisher in einem Thurme gelebt, ich werde wohl, wenn es ſeyn muß, auf einem Landhauße mit ihm leben können; mit ihm wird mir Brod und Waſſer beſſer ſchmecken als Faſanen und Malvaſir mit einem Andern.“ Kurz, ſie ſchwatzte ſo viel von dieſer Art, daß ihre guten Weiber gar nicht begreifen konnten, woher ſie nur die Grillen nähme. Vorſtellungen dagegen waren vergebens; ſie legte ihnen gleich Stillſchweigen auf.

Sobald der Geſandte in den Pallaſt eingetreten war, hohlte die Königin ihre Tochter ab. Alle Straßen waren mit Teppichen behangen, alle Fenſter mit Frauenzimmern angefüllt, die Körbchen mit Perlen und Blumen hielten. Eben da man ſie noch im Thurme zu kleiden anfieng, kam ein Zwerg auf einem Elephanten an. Dieſer Zwerg war ein Botſchafter von den fünf guten Feen, die ſie in ihrer Geburtsſtunde beſchenkt hatten. Sie ſchickten ihr eine Krone, einen Zepter, eine Robe von Goldbrokat, einen Rock von Schmetterlingsflügeln, der auſſerordentlich künſtlich gearbeitet war, und ein Käſtchen mit Geſchmeide von unſchätzbarem Werthe. Bey dem Anblicke dieſer Koſtbarkeiten gerieth die Königin faſt auſſer ſich

vor

vor Freude; die Prinzeſſin hingegen blieb ſehr gleichgültig dabey, denn ſie dachte blos an den ſchönen Geſandten.

Geſchmückt mit den Koſtbarkeiten, die der Zwerg gebracht hatte, war die Prinzeſſin ſo entzückend ſchön, daß die Sonne ſich gleichſam neidiſch hinter Gewölke zu verbergen ſchien. Indem ſie zu Fuße durch die Straßen gieng, jauchzte ihr die ganze Menge nach: „ach! wie ſchön ſie iſt! Ach wie ſchön ſie iſt!“

Auf einmal trübte ſich der Himmel, es donnerte, und Hagel und Regen ergoß ſich in Strömen. Die Königin ſuchte ſich mit ihrem königlichem Mantel zu ſchützen, die Damen mit ihren Schleppen und Röcken. Frühlingsſchön war im Begriffe daſſelbe zu thun, als in der Luft ein Gekrächze wie von vielen tauſend Raben, Krähen, Nachteulen und andern Unglücksvögeln erſchallte. Zugleich erſchien in vollem Fluge eine häßliche Eule von ungeheurer Größe, die eine Schärpe von Spinnengewebe, mit Fledermausflügeln eingefaßt im Schnabel hielt. Dieſe Scherpe ließ die Eule auf die Schultern der Prinzeſſin fallen; und zugleich hörte man ein langes ſchallendes Gelächter, als ein ziemlich unverkennbares

Merkmahl von einem Streiche à la Carabosse.

Alles weinte bey dieſer traurigen, ahndungsvollen Erſcheinung. Die Königin wollte die Schärpe wegreißen: aber ſie war wie angeleimt. „¡Ha! rief ſie aus, eine Tücke von unſerer Feindin! aller meiner Geſchenke ungeachtet, bleibt ſie doch unverſöhnlich.“

Indeſſen ſie jammerte, wurden die Zuſchauer alle naß bis auf die Haut. Frühlingsſchön, immer voll vom Bilde des ſchönen Geſandten, wanderte indeſſen ruhig fort, ohne nur einen Laut von ſich zu geben: gefiel ſie nur ihm, ſo bekümmerte ſie ſich weder um die Fee Caraboſſe noch um ihre ahndungsvolle Schärpe. Sie wunderte ſich ganz im Stillen, daß er noch nicht ſichtbar würde, als ſie ihn auf einmal an der Seite ihres Vaters erblickte.

Fanfarinet war ein Mann von Geiſte, und doch brachte ihn der Anblick der Prinzeſſin, in ihrer Majeſtät und Grazie, ſo ganz aus der Faſſung, daß er nicht reden, ſondern nur ſtammeln konnte: Man hätte glauben ſollen, er ſey berauſcht; und doch hatte ſein ganzes Frühſtück nur in einer Taſſe Schokolade beſtanden.

Unglücklicherweiſe vergaß er darüber in einem Augenblicke eine ſchöne Rede, die er ſchon ſeit mehrern Monaten alle Tage wiederhohlt, und ſo gut auswendig gelernt hatte, daß er ſie im Schlafe hätte herſagen können. Indem er ſich quälte und plagte ſie wieder aufzufinden, macht' er der Prinzeſſin weiter nichts als tiefe Reverenzen; und ſie erwiederte ſeine Bücklinge durch Verbeugungen ohne Bedeutung. Endlich war ſie doch zuerſt im Stande ſich aus der Verwirrung zu erhohlen, und auch ihm aus der Verlegenheit zu helfen. „Herr Geſandter, ſagte ſie zu ihm, ich bin verſichert, daß Sie mir etwas ſehr Artiges zu ſagen hatten, und ich nehme es für geſchehen an. Laſſen Sie uns nur eilen, in den Pallaſt zu kommen; wir werden ſonſt ganz durchnäßt. Es iſt ein Streich von der verwünſchten alten Caraboſſe; aber ſind wir nur erſt im Trockenen, dann lachen wir ſie aus.“ Er verſezte, ganz im Ton der höchſten Galanterie: die Fee hätte wirklich vorhergeſehen, welche Flammen ihre ſchöne Augen anzünden würden, und um die Glut zu mäßigen, ſchicke ſie dieſen Regenguß. Zugleich bot er ihr ſeine Hand.

„Herr Geſandter, flüſterte ſie ihm ganz leiſe zu, ich muß Ihnen etwas ſagen, das Sie ſonſt nie errathen würden. Freylich geht mir das Geſtändniß ſchwer ein; aber Sie werden mich deswegen nicht geringer ſchätzen. Ich habe mit Bewunderung geſehen, wie ſchön ſie auf ihrem edlen Roſſe waren, und bedauert, daß ſie für einen Andern kommen. Doch dagegen findet ſich wohl Rath, wenn ſie ſo viel Muth haben als ich. Anſtatt Ihnen im Namen Ihres Herrn die Hand zu geben, geb' ich ſie Ihnen lieber ſelbſt. Sind Sie gleich kein Prinz, ſo gefallen Sie mir doch ſo gut wie ein Prinz. Wir wollen uns in einen unbekannten Winkel der Erde flüchten. Anfangs wird man darüber ſchwätzen: aber eine Andere macht es vielleicht bald drauf eben ſo, oder wohl noch ſchlimmer; man ſchwätzt dann bloß von jener; an mich wird nicht mehr gedacht; und ich genieße ganz die Freude mit Ihnen zu leben.

Fanfarinet glaubte zu träumen als er dieß hörte: denn **Prinzeſſin Frühlingsſchön** war ein ſolches Wunder von Schönheit und Vollkommenheit, daß er ſich nie einen Gedanken dieſer Art würde erlaubt haben. Ihr zu antworten war ihm unmöglich: wäre ſie allein geweſen, ſo hätt' er ſich ihr zu Füßen geworfen; jetzt nahm er ſich nur die Freyheit, ihre Erklärung durch einen kräftigen Händedruck zu erwiedern. Bey ihrem Eintritte in den Saal, erſcholl eine Symphonie von vielen tauſend

Inſtrumenten, in die ſich der Geſang von tauſend Stimmen ſo entzückend vermiſchte, daß ein leiſer Athemzug ſchon Zerſtreuung war.

¿Schäfchen, ſagte der König zur Prinzeſſin, mit einem Kuſſe auf Stirn und Wangen, willſt du wohl den Sohn des großen Königs Merlin zum Gemahl annehmen? Hier dieſer Herr nimmt deine Hand für ſeinen Gebieter an, und bringt dich zu ihm in das ſchönſte Königreich von der Welt.“ — „¿Warum nicht? erwiederte die Prinzeſſin, mit einer tiefen Verbeugung; ich thue alles was Sie wollen, mein Vater, wenn es meine liebe Mutter zufrieden iſt.“ — „Sehr gern! ſagte die Königin, mit einer Umarmung; und nun gehen wir gleich zur Tafel!“ — Hundert Tafeln ſtanden auf einer großen Galerie gedeckt: ein ſolcher Schmaus war noch nie geweſen. Nur die Prinzeſſin aß nicht; Hanfarinet auch nicht: ſie ſahen nur ſich, dachten nur ſich; um ſie her verſchwand ihnen alles.

Auf das Souper folgte Komödie und Ball: aber es war ſchon ſo ſpät, und man hatte ſich das Souper ſo gut ſchmecken laſſen, daß man beynahe ſtehend einſchlief. Der König und die Königin warfen ſich, vom Schlafe übermannt, auf einen Sopha; die meiſten Damen und

Herren ſchlieſen; das Orcheſter kam aus dem Tacte; die Komödianten ſchwatzten, ohne zu wiſſen was; die Wachen lagen auf ihren Dekken und ſchnarchten: nur die beyden Verliebten waren munter wie die Mäuschen. „Geſchwind! ſagte Frühlingsſchön zu Sanfarinet, laſſen Sie uns den günſtigen Augenblick benutzen. Wart' ich bis nach der Ceremonie, dann giebt mir mein Vater mehr als eine Dame zur Aufwartung, und einen Prinzen zum Begleiter, der mich zu Ihrem Herrn bringt. Beſſer alſo, wir fliehen jezt; und das ſo geſchwind als möglich.“

Mit dieſen Worten ſtand ſie auf, nahm ihres Vaters ganz mit Diamanten beſetzten Dolch, und den reichen Schleyer, den ihre Mutter, um mit mehr Bequemlichkeit ſchlafen zu können, abgelegt hatte, und reichte dem ſchönen Geſandten ihre weiße Hand. Sanfarinet ergriff ſie, kniete mit einem Knie nieder, und ſchwur ihr ewige Treue. So ſchlichen ſie ſich aus dem Palaſte, mit einer kleinen Blendlaterne, durch Gäßchen und Nebengäßchen, bis an den Hafen. Hier beſtiegen ſie ein kleines Schiffchen, in dem ſie einen armen alten Schiffer ſchlafend fanden, den ſie weckten. Den alten Schiffer überraſchte der Anblick der Prinzeſſin, wie ſie unvermuthet ſo ſchön und glänzend von Diamanten, mit ihrer Schärpe vor ihm ſtand, nicht anders, als wär' es die Göttin der Nacht, ſo daß er vor ihr auf die Knie niederfiel. Doch es war jezt keine Zeit zum Knieen und Bewundern; ſtatt deſſen gebot ſie ihm lieber hurtig davon zu rudern. Dabey war viel gewagt; denn kein Mond und kein Sternchen ſchien. Indeſſen ſie hatten am Schleyer der Königin einen Carfunkel, der heller leuchtete als der Schein von funfzig Fakkeln; und Fanfarinet hätte, wie man ſagt, der Blendlaterne recht gut entbehren können; auch beſaßen ſie einen Stein, der unſichtbar machte.

„Wohin wollen Sie?" fragte Fanfarinet. — „Mit Ihnen; antwortete die Prinzeſſin; weiter weiß ich nichts, weiter will ich nichts." — Nur nicht zu meinem Herrn, erwiederte Fanfarinet; das mögte mir übel bekommen." — „Gehn wir alſo nach der wüſten Eichhörncheninſel; verſetzte Frühlingsſchön; ſie iſt entfernt genug; dahin wird man uns nicht ſo leicht folgen: Fort, Alter, fort!" Der alte Schiffer ruderte mit ſeinem kleinen Schiffchen ab.

Als der Tag anbrach, rieb ſich alles im Palaſte Augen und Ohren, der König, die Königin, und ſo bis herunter auf den Küchenjungen: dann dachte man wieder an die Vermählung. Beym Ankleiden vermißte die Königin ihren Schleyer; und nun gieng es an ein Suchen. Umſonſt; der Schleyer fand ſich nirgends, in keinem Zimmer, in keinem Kabinette. Unruhig lief ſie auf und nieder: alles vergebens; er fand ſich nicht. Völlig dieſelbe Geſchichte ward es mit dem Dolche des Königs: er fand ſich ſo wenig als der Schleyer. Untröſtbar raufte ſich der König den Bart aus; und ihm zu Gefallen zerzauſte ſich die Königin ihre Haare: denn der Schleyer und der Dolch waren mehr werth, als zehn Städte wie Madrid.

„Liebe, ſagte der König, als er ſahe, daß alles Suchen fruchtlos war, Liebe, laß uns Muth faſſen; laß uns die Ceremonie vollenden, die uns ſo theuer zu ſtehen kömmt. ¿Wo iſt Frühlingsſchön?“ — „Herr, ſagte die Amme, ich ſuche ſie ſchon über zwo Stunden, und kann ſie nicht finden.“ Dieſe unerwartete Nachricht vermehrte noch die Betrübniß des königlichen Paars. Wie eine Löwin, der die Jungen geraubt worden ſind, ſchrie die Königin, bis ſie endlich gar in Ohnmacht ſank. Es koſtete manches Fläſchgen Ungriſches Waſſer, ehe ſich Ihre Majeſtät wieder erhohlte. Die Damen und Kammerfrauen weinten; die Bediendienten fragten ängſtlich nach der Prinzeſſin Frühlingsſchön. „Geh, ſagte der König zu einem Pagen, und hohl' mir den Geſandten, der wohl auch in irgend einem Winkel ſchlafen mag; er ſoll auch mit uns betrübt ſeyn.“ Der Page gieng, und ſuchte, und ſuchte überall: Fanfarinet war eben ſo wenig zu finden, als der Dolch, und der Schleyer und die Prinzeſſin Frühlingsſchön. Wieder ein Zuwachs zu der Bekümmerniß des königlichen Paars.

Alle Staatsräthe und Staabsofficiere mußten in einem großen Saal zuſammenkommen, der in der Eile ſchwarz ausgeſchlagen worden war. Der König und die Königin hatten ihre Galakleider gegen lange Trauermäntel mit einem Gürtel von Stricken vertauſcht. Bey dieſem Anblick fühlte ſich auch das härteſte Herz erweicht: der ganze Saal ertönte von Seufzen und Schluchzen; der Fußboden wurde feucht von Thränen. Da der König nicht Zeit gehabt hatte auf eine Anrede zu denken, ſo währt' es über eine halbe Stunde, bevor er nur ein Wort vorbringen konnte. Endlich hob er alſo an:

„Hören Sie, meine Herren, groß und klein, ich habe meine liebe Tochter Frühlingsſchön

ſchön verloren; ob durch Flucht oder Entführung, weiß ich nicht. Mit ihr iſt auch der Schleyer meiner Gemahlin und mein Dolch, beydes von hohen Werthe, unſichtbar geworden; und was das Schlimmſte iſt, auch der Geſandte Sanfarinet iſt nirgends zu finden. Ich fürchte ſehr, wenn der König ſein Herr nichts wieder von ihm erfährt, ſo wird er ihn bey uns ſuchen, und uns ſeinen Tod auf den Kopf Schuld geben. Noch möcht' es gehen, wenn ich nur bey Gelde wäre: aber ich muß es den Herren geſtehen, die Vermählungskoſten haben meine Kaſſe erſchöpft. Ich wünſche daher, daß meine getreuen Unterthanen mir Rath geben mögen, wie ich wieder zum Schleyer, zum Dolche, zum Geſandten Sanfarinet und zu meiner Tochter kommen könne.“

Alle Zuhörer bewunderten die Rede des Königs, die auch in der That ſein Meiſterſtück in der Redekunſt war: dann nahm der Reichskanzlar das Wort, und ſprach alſo:

„Es thut uns ſehr Leid, daß Ihre Majeſtäten ſo viel Urſache haben, Leid, zu tragen. Sicherlich iſt es ein Streich von der Fee Caraboſſe: denn die Prinzeſſin hatte ihr zwanzigſtes Jahr noch nicht vollendet. Noch etwas muß ich aber doch ſagen: Ich habe bemerkt, daß Prinzeſſin Frühlingsſchön alle Augenblicke den Geſandten anſahe, und er wieder ſie: vielleicht iſt auch hier die Liebe mit im Spiele.“ — „¡Herr! fiel ihm die Königin mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit ins Wort, bedenken Sie wohl was Sie ſagen! Die Prinzeſſin Frühlingsſchön iſt nicht der Art, daß ſie ſich in einen Fanfarinet verlieben könnte: dazu hab' ich ſie zu gut erzogen.“ — „¡Ach! und doch konnte ſie das! rief die Amme, mit einem Fußfalle vor der Königin; laſſen Sie mich alles bekennen, was vorgefallen iſt. Die Prinzeſſin wollte den Geſandten ſehn, oder ſich ſelbſt umbringen. Wir machten daher eine kleine Oeffnung in der Mauer des Thurms; durch dieſe ſahe ſie den Geſandten; und ſogleich that ſie den Schwur, kein Anderer als er ſollte je ihr Gemahl werden.

„¡Der hat ſie auch entführt! rief Admiral Spitzhut; geſchwind ihm nach!“ Alles klatſchte ihm Beyfall, und rufte: „ja wir wollen ihm nach!“ Manche giengen zu Schiffe; andere ſchwärmten aus einem Reiche ins andere, und fragten, bey Trompeten- und Paukenſchalle, auf allen Märkten ob niemand die Prinzeſſin Frühlingsſchön und den Geſandten Fanfarinet geſehen hätte. Alle Welt gab ihnen zur Antwort: „geht weiter! wir haben weder ſie, noch ihn geſehn.“

Glücklicher waren diejenigen, die den Flüchtlingen zu Waſſer nachſetzten. Nach einer langen Farth entdeckten ſie einſt in der Nacht etwas Leuchtendes, wie ein großes Feuer. In der Ungewißheit was es ſeyn möchte, wagten ſie ſich nicht näher hinan; bis endlich der leuchtende Schimmer auf der wüſten Eichhörncheninſel, ſtille hielt. Dieſer Schimmer war nichts anders als der Glanz des Carfunkels, der den beyden Liebenden bis hieher geleuchtet hatte. Beyde ſtiegen hier aus, belohnten den guten Alten reichlich, und banden ihm nochmahls das tiefſte Stillſchweigen ein.

Noch war der Schiffer nicht weit von der Inſel entfernt, als ihm die königlichen Schiffe begegneten. Er erkannte ſie gleich, und wollte ihnen ausweichen: allein der Admiral, der ſeiner gewahr geworden war, ließ ihn durch ein Boot verfolgen. Der Alte war zu kraftlos, als daß er durch Rudern hätte entrinnen können; ward eingeholt, und vor den Admiral gebracht. Der Admiral ließ ihn durchſuchen; und da fand man bey ihm hundert neue Goldſtücke, wie ſie zur Vermählungsfeyer waren geprägt werden. Um den Fragen des Admirals auszuweichen ſtellte ſich der alte Schiffer taub und ſtumm. „So! So! ſagte der Admiral, der Mann iſt ſtumm: an den großen Maſt mit ihm, und gebt ihm da die Knute. Dadurch lernen die Stummen am beſten reden.“ Als der Alte ſahe, daß die Sache ernſtlich ward, geſtand er endlich, ein wunderſchönes Mädchen und ein ſehr artiger Herr hätten ſich von ihm auf die wüſte Inſel bringen laſſen. Dieſe Ausſage machte es dem Admiral wahrſcheinlich, daß es die Prinzeſſin ſeyn müßte: er ließ alſo durch ſeine Flotte die ganze Inſel umringen.

Unterdeſſen war Prinzeſſin Frühlingsſchön, von ihrer Farth ermüdet, im Schatten von dichtbelaubten Bäumen, auf dem Grünen ruhig eingeſchlafen. Fanfarinet aber, dem mehr an Eſſen und Trinken, als an Liebe lag, ließ ſie nicht lange ſchlafen. ¿Meynen Sie denn, ſagt' er zu ihr, indem er ſie aufweckte, daß ich hier lange bleiben könne? Ich finde hier nichts zu eſſen. Wären ſie auch ſo ſchön wie Aurora, ſo wäre mir das nicht genug. Eſſen muß man doch: ich habe gute Zähne, und einen leeren Magen.“ — „¿Wie? verſetzte die Prinzeſſin, ſind Ihnen denn meine Beweiſe von Zuneigung ſo gar unbedeutend?

tend? Denken Sie denn ſo gar wenig an das Glück, das Ihnen die Liebe ſchenkt?" — „Ey ich denke mehr an mein Unglück; rief Sanfarinet; ich wollte, Sie ſäßen wieder in Ihrem ſchwarzen Thurme!" — „Nicht ſo böſe, lieber Ritter! ſagte ſie zu ihm, mit ihrer ganzen Anmuth; ich will überall ſuchen; vielleicht finde ich einiges Obſt für Sie." — Sehr betrübt lief die arme Prinzeſſin im Walde umher; ihre niedlichen weißen Hände zerkratzten ſich in Dornen und Hecken; ſie fand nichts. Mit dieſer traurigen Nachricht kam ſie äuſſerſt niedergeſchlagen zu ihm zurück; er empfieng ſie mit Brummen, und entfernte ſich ungeſtüm von ihr.

Tags darauf ſuchten ſie wieder, und eben ſo vergebens; ſo daß ſie drey Tage lang mit Laub und etlichen Maykäfern vorlieb nehmen mußten. Frühlingsſchön, ſo zart ſie auch war, klagte doch nicht. „Ich würde zufrieden ſeyn, ſagte ſie, wenn ich allein litte, und der Hungertod ſollte mir nichts ſeyn, wenn nur Sanfarinet zu eſſen hätte." — Sanfarinet antwortete mit der äußerſten Gleichgültigkeit, mit der größten Härte. „¿Iſt es möglich, verſetzte Frühlingsſchön, daß mein Tod Ihnen ſo gleichgültig ſeyn würde? Wo bleiben Ihre Schwüre?" — „Es iſt ein groſſer Unterſchied, erwiedert' er, ob man alles genug, ob man weder Hunger noch Durſt hat, oder ob man auf einer wüſten Inſel verhungern und verſchmachten muß.“ — „Ich bin aber in der nehmlichen Gefahr, antwortete Frühlingsſchön, und murre dennoch nicht.“ „Das würde Ihnen auch ſehr übel anſtehen, fuhr er mit Ungeſtüm auf. ¿Haben Sie nicht Vater und Mutter verlaſſen, um in der Welt herumzuſtreichen?“ — „Aber aus Liebe zu Ihnen; ſagte ſie zärtlich, und reichte ihm die Hand. — „O! verſetzte Fanfarinet, die würd' ich gern entbehrt haben!“ und zugleich wandt er ſich von ihr weg.

Betrübt, ſehr betrübt fieng die Prinzeſſin zu weinen an, ſo zu weinen, daß ſie einen Felſen hätte erweichen können. Sie ſezte ſich unter einen Roſenſtrauch, an dem rothe und weiße Roſen in Menge blühten. „¡Wie glücklich ſeyd ihr doch! rief ſie nach einigen Augenblicken eines wehmüthigen Anſchauens, wie glücklich ſeyd ihr, junge Roſen! Euch ſchmeicheln die Zephyre, euch tränkt der Thau, euch verſchönert die Sonne, euch liebt die Biene, euch ſchützen eure Dornen, euch folgt allgemeine Bewunderung. ¡Ihr ſeyd ſo ruhig!.... und ich...“ Indem ſie das ſagte, ergoſſen ſich ihre Thränen. Zugleich ſahe ſie mit Erſtaunen den Roſenſtrauch ſich bewegen, die Roſen ſich entfalten, und die gröſte, die ſchönſte der Roſen ſagte zu ihr: „hätteſt du nie geliebt, dein Loos wäre zu beneiden, wie das meinige: wer liebt, muß dulden. Geh', arme Frühlingsſchön; nimm Honig aus jenem hohlen Baume; aber ſey nicht ſo einfältig, deinem Fanfarinet davon zu geben.“ Frühlingsſchön lief nach dem bezeichneten Baume, ohne zu wiſſen, ob ſie wachte oder ob ſie träumte. Sie fand Honig, und brachte ihn eilig ihrem undankbaren Liebhaber. „Hier! ſagte ſie, iſt eine Scheibe Honig; ich hätte ihn allein eſſen können; aber ich theile ihn lieber mit meinem Fanfarinet.“ Ohne ihr dafür zu danken, ohne ſie nur anzuſehen, nahm er ihr den Honig mit Heftigkeit aus der Hand, und aß die ganze Scheibe, ſo daß er ihr auch nicht ein kleines, kleines Stückchen davon gab. Noch nicht genug; bey aller ſeiner Grobheit ſpottete er ihrer noch: der Honig ſey zu ſüß, ſagte er; ſie würde ſich die Zähne damit verderben; und andere dergleichen Plattheiten mehr.

Tief gekränkt und noch trauriger als bisher ſezte ſich Frühlingsſchön unter eine Eiche, und redete in ihrer Betrübniß auch die Eiche an. Mitleidig ließ die Eiche einige Zweige auf ſie niederſinken, und ſagte zu ihr: „nimm dieſen

ſen Krug mit Milch, und trinke ihn aus; aber deinem Undankbaren gieb keinen Tropfen davon.“ Frühlingsſchön ſah hinter ſich, und entdeckte verwundrungsvoll einen mit Milch gefüllten Krug. Sie dachte dabey bloß an den Durſt, den Fanfarinet, nach dem Genuſſe einer ganzen Honigſcheibe, haben könnte; ſie lief, und brachte ihm die Milch. „Trinken Sie! ſagte ſie zu ihm, aber laſſen Sie mir auch etwas übrig, denn ich vergehe vor Hunger und Durſt.“ Er riß ihr den Krug mit Ungeſtüm aus der Hand, trank ihn rein aus, warf ihn an einen Felſen, daß er in tauſend Stücke zerbrach, und ſagte dabey mit höniſchem Gelächter: „wenn man nichts gegeſſen hat, dann iſt man auch nicht durſtig.“

„¡Ach! rief Frühlingsſchön, mit Händeringen, und indem ihr ſchönes Auge gen Himmel ſahe; das hab ich verdient! Es iſt die gerechte Strafe dafür, daß ich Vater und Mutter verließ, daß ich mich ſo unbedachtſam einem Manne in die Arme warf, den ich noch nicht kannte, ohne zu bedenken, wer ich bin, und was Caraboße mir gedroht hat!“ Doppelt heftig und bitter ergoſſen ſich ihre Thränen; ſie vertiefte ſich immer weiter ins Gebüſch, bis ſie zulezt, ganz erſchöpft, am Stamme einer Ulme niederſank. Auf einmal hörte ſie

Ach! was iſt die Liebe
Für ein bittres Ding!...

von einer Nachtigall im Gipfel der Ulme ſingen.' „O wer weiß das beſſer als ich!“ rief die Prinzeſſin dazwiſchen aus. „Faſſe Muth! ſagte die Sängerin auf dem Baume; ſuch' in dieſem Gebüſche; da findeſt du Nahrung und Trank; aber ſey nicht wieder ſo unvorſichtig, deinem Liebhaber davon zu geben.“ Dießmal war das Verbot überflüſſig: Fanfarinet hatte ſich ihr ganz gezeigt; und überdieß war ſie ſo hungrig, daß ſie alles, was ſie im Gebüſche fand, allein verzehrte. Ihr gefräßiger Liebhaber kam dazu, und ſahe, wie ſie ohne ihn aß. Bey dieſer Entdeckung gerieth er in eine ſolche Wuth, daß er mit dem Degen in der Fauſt auf ſie losſtürzte, um ſie zu erſtechen. Zum Glücke konnte ſie noch den Stein im Schleyer enthüllen, der ſie unſichtbar machte. So verſchwand ſie ihm; unter Vorwürfen über ſeine Undankbarkeit; unter Vorwürfen, die dennoch mehr von Liebe als von Haſſe zeugten.

Unterdeſſen hatte der Admiral dem König melden laſſen, die Prinzeſſin und der Geſandte Fanfarinet befänden ſich auf der Eichhörncheninſel: nur habe er ſich nicht weiter in ein unbekanntes Land wagen wollen. Bey dieſer Nachricht, die dem Könige und der Königin viele Freude machte, ließ ſich der König ſein großes Buch bringen, das Meiſterſtuck einer gelehrten Fee, welches eine Beſchreibung der ganzen Erdkugel war. Dieſes Buch belehrte ihn ſogleich, daß die Einhörncheninſel' unbewohnt ſey. „Kehre zum Admiral zurück, ſagt' er zum Ueberbringer jener guten Nachricht, und ſag' ihm in meinem Namen, er ſolle ſogleich ans Land ſteigen. Schlimm genug, daß er die Prinzeſſin ſo lange mit dem Geſandten allein gelaſſen hat!"

Sobald der Ueberbringer zurückgekommen war, ließ der Admiral trompeten und pauken, trommeln und pfeiffen: es war ein gewaltiger Lärm auf der ganzen Inſel. Beſtürzt über dieſen Lärmen, ſuchte die Prinzeſſin ihren Liebhaber wieder auf, und bot ihm Hülfe an. Herzhaftigkeit war eben ſeine Tugend nicht: die nahe Gefahr ſöhnte ihn alſo ſehr bald mit ihr aus. „Bleiben Sie, ſagte ſie zu ihm, immer hinter mir; ich gehe voraus; dieſer Stein macht mich unſichtbar; meines Vaters Dolch und Ihr Degen ſollen uns ſchon helfen."

Unſichtbar drang die Prinzeſſin unter die Schaaren von Bewafneten ein, und würgte wie Hanfarinet, mit ihrem Dolche alles nieder. Von allen Seiten erſcholl Geſchrey und

Wimmern: „ich bin todt! ich bin todt! vergebens war alles Schieſſen, es traf nicht; die Prinzeſſin und Fanfarinet bückten ſich, und der Schuß flog über ihnen hin. Der Admiral, der ſo viel Leute durch eine unſichtbare Hand verlor, wußte ſich, in der äuſſerſten Beſtürzung und Betrübniß, gar nicht mehr zu helfen. Er ließ endlich zum Rückzuge blaſen, und ſuchte ſeine Schiffe wieder.

Es war ſchon ſehr ſpät in der Nacht: die Prinzeſſin und Fanfarinet flüchteten ins Dickicht im Walde. Sie war ſo müde, daß ſie ſich ins Grüne niederlegte. Noch hatte ſie nicht lange geſchlafen, als ihr eine Stimme leiſe ins Ohr flüſterte: „rette dich, Frühlingsſchön! Fanfarinet will dich umbringen um ſeinen Hunger an dir zu ſtillen.“ Indem ſie erſchrocken die Augen aufſchlug, ſah ſie, beym Scheine ihres Steins, den elenden Menſchen, den Fanfarinet, wie er ſchon den Degen gegen ſie gezückt hielt. Sie bedachte ſich nicht lange; ſondern ſie zog ganz ſachte ihren Dolch hervor, und durchbohrte ihn damit, ſo daß er auf der Stelle todt zur Erde niederſank.

Nach der erſten Aufwallung des Zorns, und bey kaltblütigen Nachdenken über ihren

Zuſtand, überlief ſie ein kalter Schauer. „Was wird aus mir werden? rief ſie mit einem Thränenguſſe aus; hier, wo ich allein bin und verlaſſen?“ Nichts ſahe ſie vor ſich, als wilde Thiere, oder Hunger: beynahe hätte ſie bedauert, daß Zanſarinet ſeine Abſicht verfehlt hatte. Zitternd und mit banger Sehnſucht ſahe ſie dem zögernden Tage entgegen.

Jndem ſie, an einen Baum gelehnt empor ſahe, erblickte ſie, hoch in der Luft, einen ſchönen goldenen Wagen, den ſechs große Hennen mit Federbüſchen auf den Köpfen zogen, und ein Hahn als Kutſcher fuhr. Jm Wagen ſaß eine wunderſchöne Dame, in einer Robe mit Gold-Pailletten und Silberflittern beſezt. Auf einer andern Seite ſahe ſie noch einen Wagen, mit ſechs Fledermäuſen beſpannt, und einen Raben als Kutſcher darauf. Jn dieſem Wagen ſaß eine kleine häßliche weibliche Figur, die eine Robe von Schlangenhaut und eine große Kröte anſtatt der Fondange auf dem Kopfe hatte. Auf einmal rennten die beyden Wagen auf einander los, und die beyden Damen, die ſchöne mit einer goldenen, die häßliche mit einer verroſteten Lanze gerüſtet, begannen ein heftiges Gefecht. Zulezt ſiegte die ſchöne Dame, und die häßliche nahm die Flucht. Jene ließ ſich nun zur Erde herab, und ſagte zur Prinzeſſin: „freuen Sie ſich liebe Frühlingsſchön! das Gefecht, das Sie eben geſehn haben, war für Sie und zu Ihrem Beſten. Caraboße wollte Sie auf eine empfindliche Art dafür züchtigen, daß Sie vier Tage vor der Vollendung ihres zwanzigſten Jahres den Thurm verlaſſen hatten. Aber ich nahm mich ihrer an, und Caraboße hat mir weichen müſſen. Genießen Sie nun des Glücks, das ich Ihnen erkämpft habe!“ Prinzeſſin Frühlingsſchön dankte ihr mit Entzücken. Die gute Fee ließ dem Admiral ſagen, er möge ſich nun nur ohne alle Furcht der Inſel nähern; und zugleich ließ ſie auch der Prinzeſſin ihre ſchönſten Kleider aus ihrer Garderobe hohlen.

Schiffe und Kleider blieben nicht lange aus. Als beydes da war, kleidete die Fee ſelbſt die Prinzeſſin in eine Robe von grünem Goldbrokat, mit Rubinen und Perlen garnirt, band ihr ſchönes blondes Haar mit Schnuren von Diamanten, und ſchmückte ſie mit Blumen. Schöner als jemals beſtieg die Prinzeſſin den Wagen der Fee, der ſie in wenig Augenblicken an den Hafen verſetzte.

„¿ Aber, fragte Frühlingsſchön die Fee noch beym Abſchiede, ſoll ich denn nicht meiner Mutter

ter ſagen können, wer meine Wohlthäterin iſt?“ — „Geben Sie ihr dieſen Kuß, erwiederte die Fee, und ſagen Sie ihr, ich ſey die fünfte von meinen Schweſtern, die Sie bey Ihrer Geburt noch ganz zuletzt beſchenkte.“

Bey der Zurükkunft zu ihren Eltern fand ſie beyde ſo gut geſtimmt, daß es gar keiner Bitte um Verzeyhung ihres Fehlers bedurfte. Die väterliche Zärtlichkeit ſprach zu ſehr zu ihrem Vortheile; alles wurde auf die böſe, böſe Caraboſſe geſchoben.

Zugleich kam auch der Sohn des Königs Merlin, ſelbſt an, um zu ſehen, was aus ſeinem Geſandten geworden ſey. Dieſer Prinz war noch einmal ſo liebenswürdig, als ſein Abgeordneter der Prinzeſſin vorgekommen war. Natürlich nahm man ſich wohl in Acht, ihm etwas von der Entführungsgeſchichte zu ſagen; denn ſie hätte ihn doch auf mancherley Gedanken bringen können: man ſagte ihm nur, der Herr Geſandte ſey im Bade ertrunken. Der Prinz glaubte es: die Vermählung wurde vollzogen, und alles vorhergehende Herzeleid vergeſſen.

VI.

VI.

Prinzeſſin Röschen.

Es war einmal ein König und eine Königin, die zween ſchöne Prinzen hatten. Die Königin wurde zum drittenmale ſchwanger, und diesmal ſchenkte ſie ihrem Gemahl eine wunderſchöne Prinzeſſin. Bey allen ihren Niederkunften hatte ſie die Gewohnheit, die Feen dazu einzuladen, damit ſie ihr die Schickſale ihrer Kinder vorherſagen möchten. Dieſes that ſie auch jezt; und bat die Feen, ihr zu ſagen, was ihrem Röschen beſchieden wäre. Die Feen erwiederten, ſie hätten ihr Sternenbuch jezt vergeſſen, und es ſollte alſo bey einem andern Beſuche geſchehen. „Ach! ſagte die Königin, das bedeutet nichts Gutes! Sie wollen mich nicht durch eine traurige Weiſſagung betrüben: aber ich bitte Sie, verhehlen Sie mir nichts, laſſen Sie mich alles wiſſen.“ Die

Feen ſuchten auszuweichen; und eben dadurch wurde die Neugier der Königin nur noch mehr geſpannt. Endlich ſagte doch die vornehmſte der Feen: „wir fürchten, Röschen werde ihren Brüdern ein groſſes Unglück zubereiten: das iſt alles, was wir von ihrem künftigen Schickſal errathen können. Es thut uns leid, daß wir Ihnen keine Nachricht geben können.“ Damit entfernten ſie ſich.

Die Königin blieb nach ihrem Abſchiede ſo traurig, daß ihr der König den Kummer auf dem Geſichte anſahe, und ſie um die Urſache befragte. Sie wich ſeinen Fragen mehr als einmal, bald unter dieſem, bald unter jenem Vorwande aus, bis ſie ihm endlich die Wahrheit geſtand. Den König bekümmerte die Prophezeyung ganz auſſerordentlich. Um ſie zu vereiteln, fiel er zulezt darauf, daß er, um die beyden Prinzen zu retten, lieber die kleine Prinzeſſin noch in der Wiege wollte umbringen laſſen. Aber dagegen ſezte ſich die Königin aus allen Kräften: lieber, ſchrie ſie, wolle ſie ſelbſt ſterben, als eine ſolche Grauſamkeit zugeben; er müſſe einen andern Ausweg ſuchen.

Indem beyde nun damit beſchäftigt waren, ſagte man der Königin, in einem benachbarten Walde lebe ein Einſiedler, ein weiſer Mann, der von allen Seiten her um Rath gefragt würde. „Das will ich auch thun, erwiederte die Königin; die Feen haben mir blos von der Krankheit geſagt, das Mittel dagegen haben ſie vergeſſen.“ Um dieß zu erfahren, machte ſie ſich einſt ganz in der Frühe auf, und eilte, von zwey Hofdamen begleitet, nach dem Walde zu, wo der Einſiedler in einem großen hohlen Baume haußte..

Der alte Eremit ſah ſonſt Frauenzimmer äuſſerſt ungern in der Nachbarſchaft ſeines Baums: als er aber die Königin erkannte, fragt' er ſie doch freundlich genug nach der Veranlaſſung ihres Beſuchs. Die Königin ſagte ſie ihm, und bat ihn zugleich um ſeinen Rath. Man müßte, verſetzt' er, die Prinzeſſin in einen Thurm einſperren, den ſie nie in ihrem Leben verlaſſen dürfte. Die Königin dankte ihm für den guten Rath, gab ihm eine reichliche Gabe, und eilte ihren Gemahl von allem zu unterrichten.

Sogleich ließ der König einen großen Thurm bauen, und wieß ihn ſeiner Tochter zum Aufenthalte an. Damit ihr auch die Zeit nicht lang werden möchte, wurde ſie täglich von ihm, von der Königin und von ihren Brüdern beſucht. Dieſe hatten ihre Schweſter herzlich

lich lieb; denn ſie war ſo ſchön, ſo ſanft; und für einen Blick von ihr hätte man ganze Rollen Dukaten hingegeben.

Als ſie nun funfzehn Jahr alt war, erinnerten die Prinzen ihre Eltern, daß es nun Zeit wäre, ihre Schweſter zu vermählen; aber Ihre Majeſtäten gaben ihnen keine beſtimmte Antwort hierüber. Unterdeſſen wurden beyde der König und die Königin krank, und ſtarben bald nach einander. Alles trauerte, und Roschen war untröſtlich. Nach dem Begräbniſſe des königlichen Paars wurde der älteſte Prinz zum Könige ausgerufen.

„Wir ſind nun unſere eigne Herren, ſagte der neue König zu ſeinem Bruder, und dieſer zu ihm; wir müſſen unſere Schweſter aus dem Thurme erlöſen, wo ſie ſchon ſo manche langweilige Stunde gehabt hat. Sie durften nur durch den Garten gehen, ſo waren ſie dort. Roschen ſtickte eben an einer ſchönen Robe, als ſie eintraten. Sie kam ihnen entgegen, nahm den Konig bey der Hand, und ſagte zu ihm: „du biſt nun Konig und Herr, und ich bin deine demuthige Sklavin; ich bitte dich, laß mich aus dem Thurme, wo es mir gar zu bange iſt:“ und dabey weinte ſie. „Weine nicht! ſagte der Konig mit einer Umarmung; ich komme me eben, um dich abzuhohlen, und bringe dich in unſer ſchönes Schloß.“ — Sey munter Schweſter! ſetzte der jüngere Bruder hinzu; der König giebt dir auch bald einen Gemahl.“

Mit ſprachloſer Verwunderung ſah Röschen den ſchönen Garten, die Springbrunnen, die Blumen, die Früchte. Alles war ihr neu, alles zog ihre Blicke auf ſich. Bald blieb ſie ſtehen, bald gieng ſie weiter; bald ſuchte ſie Früchte auf den Bäumen zu erhaſchen, bald pflückte ſie Blumen. Fretillon, ihr Hündchen, das grün war wie ein Papagey, und allerliebſt tanzte, hüpfte und bellte, und ſprang und tanzte vor ihr her, bis er ſich zulezt in ein benachbartes Buſchhölzchen verlor.

Prinzeß Röschen gieng ihm in das kleine Wäldchen nach, und da ſahe ſie mit Verwunderung einen groſſen Pfau, der das Rad ſchlug, und ihr ſo ſchön, ſo wunderſchön vorkam, daß ſie gar kein Auge von ihm verwenden konnte. Ihre Brüder kamen nach, und fragten, was ſie denn ſo ſehr beſchäftigte. Sie zeigte ihnen den Pfau, und fragte, was das wäre. „Es iſt ein Vogel, antworteten ihr die Brüder, den man auch zuweilen zu eſſen

pflegt.

pflegt." — „¿Wie? verſetzte Prinzeſſin Röschen, einen ſolchen ſchönen Vogel bringt man um, und ißt ihn? Ich ſage hiermit, wenn ich mich je vermähle, ſo ſoll es an keinen andern, als an den Pfauenkönig ſeyn, und bin ich erſt ſeine Gemahlin, dann will ich es wohl wehren, daß man keinen eſſen ſoll." Man denke ſich das Erſtaunen ihrer Brüder über dieſe Erklärung. „¿Aber, liebe Schweſter, ſagten beyde, wo finden wir denn den Pfauenkönig?" — „Da mögen die Herren zuſehen; antwortete die Prinzeſſin, aber ſo viel iſt ausgemacht, daß ich keinen anderen heyrathe, als ihn."

Mit dieſem Entſchluſſe brachten ſie die Brüder ins Schloß: aber der Pfau mußte mitgenommen und in ihr Zimmer gebracht werden. Alle Damen, die ſie noch nie geſehen hatten, kamen zur Cour; und jede brachte ihr ein Geſchenk von Konfituren und Zuckerwerk, Putz, Stickereyen, ſchönen Bändern, Mode-Puppen, Schuhen mit Perlen und Diamanten beſetzt, u. ſ. w. Röschen benahm ſich ſo freundlich, ſo artig und dankte für alles, was man ihr ſchenkte, ſo zierlich und höflich, daß alle Herren und Damen ſehr zufrieden von ihr giengen.

Unterdeſſen daß ſie es ſich mit Damen und Herren recht wohl ſeyn ließ, ſannen ihre Brüder blos darauf, wie ſie den Pfauenkönig, wenn anders ein Pfauenkönig auf der Welt wäre, finden könnten. Es fiel ihnen ein, daß es wohl nöthig ſeyn möchte, das Porträt der Prinzeſſin zu haben. Sie ließen ſie alſo mahlen, und ſo ſchön mahlen, daß nichts dem Bilde fehlte, als die Sprache. „Schweſter! ſagten ſie nun zu ihr, weil du doch des Einnes biſt, keinen Andern zu heyrathen, als den Pfauenkönig, ſo wollen wir beyde uns aufmachen, und ihn dir auf dem ganzen Erdboden aufſuchen. Unterdeſſen bis wir wiederkommen, ſorge du für unſer Königreich. Röschen dankte ihnen recht ſehr für die Mühe die ſie ſich nehmen wollten, und verſprach ihnen dagegen, ihre Regierungs-Sachen unterdeſſen recht gut zu machen. In ihrer Abweſenheit ſolle ihr ganzer Zeitvertreib darin beſtehen, daß ſie den ſchönen Pfau anſähe, und Fretillon tanzen ließe. Der Abſchied war zärtlich.

Auf allen Wegen und Stegen fragten nun die beyden Brüder nach dem Pfauenkönige, wo man ihn anträfe, und ob jemand ihn kennte. „Nein! nein!“ war überall die Antwort. Sie giengen dann weiter; ſo weit, als keine Menſchenſeele noch vor ihnen gekommen war.

Sie kamen in ein Land, wo alles von Maykäfern brummte und ſummte, daß man hätte taub werden mögen. Hier fragten ſie nach dem Pfauenkönige. — „Herr! antwortete ihnen einer von den Maykäfern, der am wenigſten ſchwärmte, da kann ich euch zurechtweiſen; ſein Königreich iſt dreyßigtauſend Meilen weit von hier; Ihr habt einen gewaltigen Umweg gemacht.“ — „¿Und woher weißt du das?“ fragte der König. — „O wir kennen Euch recht gut, verſetzte der Käfer; wir laſſen es uns jährlich zwey bis drey Monate in Eurem Garten recht wohl ſeyn.“ Die beyden Brüder umarmten hierauf den Maykäfer herzlich, machten große Freundſchaft mit ihm, ſpeißten und ließen ſichs wohl ſeyn im Maykäferlande, wo ſo mancherley Merkwürdiges zu ſehen, und jedes Blättchen auf den Bäumen ſeinen Louisd'or werth war; dann ſetzten ſie ihre Wanderung fort, bis ſie ins Pfauenland kamen.

Da war nun alles mit Pfauen angefüllt; auf allen Bäumen ſaßen Pfauen; in einem Umfange von zwey Meilen weit hörte man ſie ſchon rufen, ſchwatzen und ſchreyen. „Bruder! ſagte der König, wenn der Pfauenkönig ſelbſt ein Pfau iſt, ¿wie Guckuck kann ihn denn unſere Schweſter zum Gemahl verlangen? ¡Das

ſoll

ſollte mir eine ſchöne Sippſchaft geben! Der jüngere Prinz war nicht minder in Verlegenheit.

Bey ihrem Eintritte in die Hauptſtadt, fanden ſie, daß die Einwohner auch Menſchen waren: nur trugen ſie alle Kleider von Pfauenfedern, und brachten ſie überall zur Zierde an. Sie begegneten dem Könige auf einem niedlichen Wagen von Gold und Diamanten, den zwölf Pfauen außerordentlich ſchnell zogen. Es war ein ſchöner, gar ſchöner Mann, ſo daß die beyden Brüder alle ihre Freude an ihm ſahen; ſein Haar war lieblich blond, und ſchön gelockt; ſeine Krone ein Pfauenſchweif. Als er ſie erblickte, ſchloß er gleich aus ihrer Tracht, daß ſie Ausländer ſeyn müßten; er hielt alſo ſtill, und ließ ſie rufen.

„Sire! ſagten ſie zu ihm, wir kommen weit her, um Ihnen ein ſchönes Porträt zu zeigen.“ — „Unmöglich, erwiederte der König, nachdem er Röschens Portrait lange mit Aufmerkſamkeit betrachtet hatte, unmöglich giebt es ein Mädchen von ſolcher Schönheit auf der Welt.“ — „O! verſetzten die beyden Brüder, ſie iſt wohl noch hundertmahl ſchöner.“ — „Poſſen! ſagte der Pfauenkönig, das kann ich nicht glauben. — „Herr! ſagte der jüngere Prinz, Sie ſehen hier einen König, wie Sie ſelbſt ſind, vor ſich; ich bin ſein Bruder; und dieß hier iſt das Bild unſerer Schweſter Röschen. Sie iſt ſchön, ſittſam und bekommt von uns viele Scheffel voll Goldſtücke zum Brautſchatze: wir kommen her Sie zu fragen, ob Sie ſie zur Gemahlin annehmen wollen.“ — „Gern! erwiederte der Pfauenkönig, recht ſehr gern! Sie ſoll mir ſehr willkommen und ſehr lieb ſeyn. Nur muß ſie ſo ſchön ſeyn, wie ihr Portrait verſpricht! Fehlt nur ein Zug, ſo koſtet es euer Leben!“ „Gut, ſagten die beyden Brüder, das ſind wir zufrieden.“ — So ſeyd denn unterdeſſen meine Gefangene, verſetzte der König, ſo lange, bis die Prinzeſſin hier ſeyn wird.“ — Die beyden Prinzen willigten ohne Bedenken in die Bedingung, weil ſie überzeugt waren, die Kopie ſey noch weit unter dem Originale.

Sie wurden in ihrer Gefangenſchaft nach Stande und Würden behandelt; der König ſelbſt beſuchte ſie oft. Röschens Bild hatte einen ſolchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er Nacht und Tag keine Ruhe hatte. Die beyden Brüder ſchrieben ihrer Schweſter, der Pfauenkönig ſey gefunden, und warte ihrer; ſie möchte ſich alſo auf die Reiſe machen, und ſo bald als möglich kommen. Nur das verſchwiegen ſie ihr, daß ſie Gefangene wären; denn es hätte ſie zu ſehr beunruhigt.

Bey Empfange des Briefs von ihren Brüdern kam Röschen faſt auſſer ſich vor Freude. Ueberall, zu jedermann ſagte ſie's, der Pfauenkönig ſey gefunden, und würde ihr Gemahl. Da gab es Freudenfeuer, Feuerwerke, und Schmaus auf Schmaus. Sie übergab das Reich den bejahrteſten und weiſeſten Männern in der Stadt, und band ihnen ein, ſie möchten auf alles ſorgfältig Acht haben, wenig ausgeben und viel ſammeln; beſonders aber empfohl ſie ihnen den lieben Pfau. Alsdann machte ſie ſich auf den Weg: niemand bekleidete ſie als ihre Amme, ihre Milchſchweſter und Fretillon: mit dieſen machte ſie ſich in einem Schiffe aufs Meer.

Sie hatten einen ganzen großen Sack mit Goldſtücken, Kleider auf zehn Jahre, und Wäſche, täglich zweymal zu wechſeln, mitgenommen. Singen und Lachen und Schreyen währte in einem hin. „¿Sind wir bald dort? fragte die Amme den Schiffer?“ — „Noch nicht! antwortete der Schiffer.“ „¿Sind wir bald dort? fragte ſie wieder ein ander mal. — „Bald! ſagt' er, bald!“ — „¿Sind wir bald dort?" fragte ſie zu einer andern Zeit. — „Ja doch! ja!" verſetzte der Schiffer. — „Wenn du willſt, fuhr ſie fort, indem ſie näher an ihn rückte, ſo biſt du auf immer ein reicher Mann." — „Ey, warum ſollt' ich denn das nicht wollen?" war ſeine Antwort." — „Nu! ſagte ſie weiter, ſo mußt du mir dieſe Nacht, wenn die Prinzeſſin ſchläft, ſie ins Meer werfen helfen. Wenn ſie ertrunken iſt, dann zieh' ich ihre ſchönen Kleider meiner Tochter an, und wir bringen meine Tochter zum Pfauenkönige, der ſie mit großem Vergnügen heyrathen wird. Dir aber geben wir zur Belohnug ſo viel Diamanten, als um deinen Hals gehn.

Der Schiffer ſtaunte über den Antrag der Amme, und ſagte dagegen, „es wäre doch Schade, eine ſo ſchöne Prinzeſſin zu erſäufen." Allein die Amme ſetzte ihm Wein vor, eine Flaſche nach der andern, bis er zuletzt alle Bedenklichkeiten vertrunken hatte.

Als die Nacht erſchien, legte ſich die Prinzeſſin wie gewöhnlich zu Bette. Zu ihren Füßen ſchmiegte ſich Fretillon hinein, und ſchnarchte, ohne ſich zu rühren. Im ſüßeſten Schlafe lag Röschen: da hohlte die abſcheuliche Amme den Schiffer. Beyde ſchlichen ſich ins

Zimmer der Prinzeſſin, nahmen ſie, wie ſie lag, mit Federbetten, mit Decken, mit allem, und warfen ſie ins Meer. **Röschen** ſchlief ſo feſt, daß ſie nicht davon erwachte.

Zum Glücke beſtand ihr Bette aus Phönixfedern, die ſehr ſelten ſind, und die Eigenſchaft haben, daß ſie gar nicht unterſinken. **Röschen** ſchwamm alſo in ihrem Bette, wie in einem Nachen. Unterdeſſen drang doch das Waſſer nach und nach in die Unterbetten, dann in die Matratzen. Die Prinzeſſin fühlte etwas Naſſes im Bette, und ihr ruhiges behagliches Schläfchen wurde dadurch geſtöhrt.

Indem ſie ſich nun unruhig von einer Seite auf die andere warf, wurde **Fretillon** dadurch munter. **Fretillon** hatte ein feines Näschen; er witterte gleich die Plattfiſche und Stockfiſche in der Nähe, und begann ein ſolches Kläffen und Bellen, daß alle Fiſche ringsumher erwachten. Alles kam in Bewegung; die größern Fiſche ſtießen mit den Köpfen an das Bette der Prinzeſſin, daß es ſich wie ein Kreiſel drehte. **Röschen** wunderte ſich gewaltig darüber. „¿Tanzt denn, ſagte ſie, das Schiff ſo auf dem Waſſer?“ Hab' ich doch in meinem Leben keine ſolche unruhige Nacht gehabt!“ **Fretillon** knurrte und kläffte immerfort, als wenn er toll wäre. Die Amme und der Schiffer hörten ihn noch ganz von weiten: „hört doch, ſagten ſie, das närriſche Ding; es macht ſeiner ſchönen Prinzeſſin einen Spas. Doch laßt uns eilen, daß wir fort kommen!“ Unter dieſen Dingen, kamen ſie bey der Hauptſtadt des Pfauenkönigs an.

Der Pfauenkönig hatte ſeiner Braut hundert Karoſſen entgegen geſchickt, die mit allerley Thieren beſpannt waren. Da gab es Löwen, Bären, Hirſche, Wölfe, Pferde, Adler, Pfauen. Die Kutſche, in die ſich Röschen ſetzen ſollte, zogen ſechs große blaue Affen, die auf dem Seile tanzen und mancherley Künſte und Schwänke machen konnten. Zur Unterhaltung der Prinzeſſin waren ſechzig junge Mädchen beſtimmt, deren Kleidung eben ſo mannigfaltig an Farben, als koſtbar an Golde und Silber war.

Die Amme hatte ſich die äußerſte Mühe gegeben, ihr Töchterchen herauszuputzen: wo nur Juwelen anzubringen waren, da wurden die Diamanten der Prinzeſſin angebracht. Aber alles Putzes ohnerachtet, blieb die liebe Tochter doch immer eine abſcheuliche Meerkatze. Sie hatte ſchmuziges ſchwarzes Haar, Schielaugen, krumme Beine, einen mächtigen großen

Buckel, und dabey eine grämliche zänkiſche Laune.

Bey ihrem Ausſteigen aus dem Boote geriethen die Leute des Pfauenkönigs in ein ſolches Erſtaunen, daß ſie kein Wort vorbringen konnten. „¿Nun, rief ſie ihnen zu, was ſoll denn das ſeyn? Schlaft ihr? Hurtig! ſchaft zu eſſen her! Ueber das Volk da! henken möchte man es gleich laſſen.“ — ¡Pfui! über das häßliche Geſchöpf! erſcholl dagegen; das Thier iſt eben ſo boshaft als garſtig. Da iſt unſer guter König ſchon angekommen! die war wohl der Mühe werth, ſie vom Ende der Welt her hohlen zu laſſen! „Sie ſpielte indeſſen die ſtrenge Gebieterin; und es brauchte nur eine Kleinigkeit, ſo theilte ſie Ohrfeigen und Fauſtſchläge aus. Auf ihrem Wagen, der wegen ſeiner Schwere ſehr langſam fuhr, brüſtete ſie ſich wie eine Königin. Aber alle Pfauen, die auf den Bäumen: „es lebe Schönröschen!“ hatten rufen wollen, riefen jezt einſtimmig: „pfuy! das häßliche Geſchöpf!“ Sie hätte darüber berſten mögen: „ſchießt mir die Schelmen dort, rief ſie zornig, ſchießt mir die Pfauen herunter.“ — Doch die Pfauen trieben nur ihren Spott mit ihr, und flogen davon. Der ſchelmiſche Schiffer, der alles mit anſahe, ſagte zur Amme: „hier kommen wir unrecht

recht an; eure Tochter ſollte hübſcher ſeyn." „Schweig', alter Narr! erwiederte die Amme; du verderbſt ſonſt alles."

Es wurde dem Könige gemeldet, die Prinzeſſin ſey im Anzuge. „¿Nun, ſagte der König, haben ihre Brüder die Wahrheit geſagt? Iſt ſie noch ſchöner, als ihr Porträt?" — „Und wenn ſie auch nur eben ſo ſchön wäre — gab man ihm zur Antwort. — „So wär' ich zufrieden, verſetzte der König." Ein großes Geräuſch auf dem Schloßhofe verkündigte ihm ihre Ankunft. Unter dem verworrenen Geräuſche konnt' er weiter nichts unterſcheiden, als den Ausruf: „¡Ey über das häßliche Geſchöpf!" Er glaubte, man meyne vielleicht eine Zwergin, oder ſonſt eine Mißgeburt, die ſie mitgebracht hätte: daß ſie ſelbſt, damit gemeynt ſey, davon hätt' er ſich nicht einmal was träumen laſſen.

Röschens Porträt wurde auf einer langen Stange ganz offen getragen, und dann folgte mit ſtattlicher Ernſthaftigkeit der König, nebſt allen ſeinen vornehmen Herren, ſeinen Pfauen, und den Geſandten der benachbarten Reiche. Der Pfauenkönig war äuſſerſt ungeduldig ſeine ſchöne Braut zu ſehen: aber als er ſie nun ſah, ſo fehlte nicht viel, daß er nicht vor Schrecken in die Erde geſunken wäre. In der äuſſerſten

Wuth zerriß er ſeine Kleider; ſie durfte ihm nicht zu nahe kommen; denn er entſetzte ſich vor ihr.

„¿Ha! rief er aus, die beyden Schurken, die ich im Arreſte habe, ſind ſo verwegen, daß ſie, meiner ſpotten, daß ſie mir einen ſolchen Wechſelbalg zur Gemahlin anbieten? aber ſie ſollen mir's bezahlen. ¡Und fort mit dieſer Affenfratze, mit ihrer Amme, und mit ihrem Schiffer gleich fort mit allen in den großen Thurm!“

Unterdeſſen warteten die beyden Brüder mit Sehnſucht auf den Augenblick, wo ſie ihre Schweſter bewillkommen würden. Allein, anſtatt daß ihr Gefängniß aufgemacht, und ſie in Freyheit geſetzt werden ſollten, erſchien vielmehr der Kerkermeiſter, mit einer Schaar Bewafneten, und ſie mußten tief hinunter in eine Grube, wo es von Gewürme wimmelte, und das Waſſer ihnen bis an die Kehle gieng. „Welch eine ſchnelle, traurige Veränderung, ſagten ſie zu einander mit Erſtaunen und Betrübniß.“ Sie erſchöpften ſich in Muthmaßungen und nichts war ihnen gewiſſer, als daß ſie würden ſterben müſſen, welches ihnen freylich ſehr leid that.

Drey Tage vergiengen, ohne daß ſie weiter etwas erfuhren. Nach dieſen drey Tagen kam der Pfauenkönig ſelbſt, und überhäufte ſie mit Schmähungen und Drohungen. „Ihr habt euch, rief er ihnen in das Loch hinein, für einen König und für einen Prinzen ausgegeben, um mich anzulocken, daß ich eure Schweſter heyrathen ſollte: aber ihr ſeyd nichts anders, als Landſtreicher und Betrüger, die nicht des Waſſers werth ſind, das ihr trinkt. Doch euer Proceß ſoll bald zu Ende ſeyn: euer Strang iſt ſchon fertig.“ — „Herr Pfauenkönig, antwortete der ältere Bruder ſtolz und zornig, ſeyd nicht ſo raſch! es möchte Euch gereuen. Ich bin ein König ſo gut wie Ihr; ich habe Land und Leute, und Geld genug. Schnakiſcher Einfall, uns henken laſſen zu wollen! Haben wir Euch denn beſtohlen?“

Dieſe entſchloßene Sprache machte den Pfauenkönig ſtutzig: und er war ſchon geneigt, den beyden Brüdern mit ihrem Schweſterchen, Leben und Freyheit zu ſchenken. Aber einer ſeiner Höflinge, ein ächter Schranze und Schmeichler, machte ihn wieder anderes Sinnes; indem er ihm vorſtellte, wenn er ſich nicht wegen des Schimpfes rächte, ſo würde alle Welt ſeiner ſpotten, und ihn einen Zaunkönig ſchelten. Er ſchwur daher ihnen nicht zu verzeyhen, und befohl ihnen den Prozeß zu machen. Dieſer war bald gemacht: man durfte nur das Porträt von Prinzeſſin Röschen mit der Mißgeſtalt vergleichen, die ſich für ſie ausgab. Die beyden Brüder wurden alſo zum Strange verurtheilt, weil ſie den König belogen, weil ſie ihm eine Schönheit verſprochen, und eine häßliche, plumpe Ungeſtalt dafür gebracht hätten. Dieſes Urtheil wurde ihnen im Gefängniſſe mit vielen Feyerlichkeiten bekannt gemacht.

„Wir haben nicht gelogen: riefen beyde; unſere Schweſter iſt wirklich eines Königs Tochter, und ſchöner als der Tag. Es liegt etwas Unbegreifliches in dieſer Sache verborgen. Ehe das Urtheil vollzogen wird, gebe man uns nur noch ſieben Tage Friſt.“ — So aufgebracht der Pfauenkönig war, ſo geſtand er ihnen doch zulezt dieſe Friſt zu.

Jezt wollen wir ſehen, wie es der armen Prinzeſſin Röschen weiter gieng. Mit Erſtaunen ſahe ſie ſich, beym Anbruche des Tags, mitten auf dem Meere in ihrem bloßen Bette, ohne Nachen, ohne Beyſtand. „Gewiß, ſagte ſie, unter vielen Thränen, gewiß hat der Pfauenkönig mich ins Waſſer werfen laſſen. Es wird ihn gereut haben, daß er mich heyraſchen wollte; und um meiner mit guter Art los zu werden, ließ er mich ins Meer werfen. Seltſamer Mann! Ich würde ihn ſo lieb gehabt haben, und wir hätten ſo artig zuſammen gelebt!" Sie weinte immer heftiger, denn ſie empfand würklich Liebe für ihn.

So ſchwamm ſie denn zween Tage lang in ihrem Bettchen auf dem Meere hin und her, naß bis auf die Haut, beynahe ſtarr vor Kälte, und dabey von Hunger geplagt. Am ſchlimmſten war's des Nachts; da überfiel ſie jedesmahl große Angſt und Bangigkeit. Fretillon kläfte und bellte gegen die Raubfiſche, und ſie rufte ihm immer zu: „munter, mein Hündchen! munter!"

Ihr Bette war indeſſen näher ans Ufer getrieben. An dieſem Ufer wohnte ein guter alter Mann, ganz allein in ſeiner Hütte, in einer einſamen Gegend. Er war arm, und wünſchte dennoch nichts von Geld und Gu*he. Als dieſer Mann die ganze Nacht hindurch Hunde bellen hörte, nahm es ihn nicht wenig Wunder; denn es ließ ſich nicht leicht ein Hund in ſeiner einſamen Gegend blicken. Er meynte, es müßten Reiſende ſeyn, die ſich verirrt hätten; er gieng alſo hinaus, um ihnen den Weg zu zeigen. Auf einmahl ſah er die Prinzeſſin mit ihrem Hündchen im Bette auf dem Meere treiben. Kaum erblickte ihn die Prinzeſſin, ſo ſtreckte ſie die Arme nach ihm aus, und rief ihm zu: „Ach rettet mich, guter Mann! ich komme ſonſt um; zween Tage treibe ich ſchon auf dem Waſſer umher.“

Dem Alten gieng das ſehr nahe. Er lief zurück, und hohlte einen langen Haken, wagte ſich mit Lebensgefahr ins Waſſer bis an den Hals, und zog, und zog ſo lange, bis er endlich das Bette ans Ufer zog. Röschen freute ſich nicht wenig, wieder auf feſtem Boden zu ſeyn, und dankte ihm recht herzlich: dann hüllte ſie ſich in ihre Decke, und eilte baarfuß in die einſame Hütte. Hier machte ihr der hülfreiche Alte gleich ein kleines Feuer an, und gab ihr Eſſen, und Strümpfe, Schuhe und den ganzen Anzug von ſeiner verſtorbenen Frau. Sie blieb, auch in dieſer bäuriſchen Tracht, eine große Schönheit. **Frétillon** hüpfte und tanzte um ſie her.

Der gute alte Mann ſahe wohl, daß Röschen eine vornehme Dame ſeyn müſſe; denn ihre Decken waren mit Gold und Silber geſtickt, und ihre Matratzen von Atlaß. Er bat ſie alſo, ihm ihre Geſchichte zu erzählen; und verſprach, kein Wörtchen davon ſollte über ſeine Zunge kommen. Sie entdeckte ihm auch alles, unter häufigen Thränen, weil ſie immer auf dem

Gedanken bliebe, niemand anders als der Pfauenkönig habe ſie ins Waſſer werfen laſſen. „Ja, was nun anfangen? ſagte der gute Alte; Sie ſind eine ſo große Prinzeſſin, an gute Bißchen gewöhnt, und ich habe weiter nichts als ſchwarzes Brod, Käſe und Rüben; Sie werden alſo ſehr magere Mahlzeiten halten. Dürfte ich Ihnen einen Rath geben, ſo gieng ich hin, und meldete es dem Pfauenkönige gerade, daß Sie hier ſind: gewiß, wenn er Sie nur geſehen hätte, Sie wären ſchon ſeine Gemahlin.“ — „Ach, nein verſetzte Röschen, es iſt gewiß ein böſer Menſch, und er würde mich doch umbringen laſſen. Aber habt ihr ein Körbchen, ſo bindet es meinem Fretillon an den Hals; es müßte nicht gut ſeyn, wenn er mir nicht etwas zu eſſen mitbringen ſollte.“

Der alte Mann gab der Prinzeſſin ein Körbchen. Sie band es dem Hündchen an den Hals, und ſagte dabey zu ihm: „Fretillon, geh in die beſte Küche in der Stadt, und hohle mir das Beſte was du darin findeſt.“ Fretillon lief in die Stadt, in die königliche Küche, machte die Kaſſerollen ſehr geſchickt auf, nahm das Beſte heraus, that es in den Korb, und lief gleich damit zurück zu ſeiner Gebieterin. „Geh', ſagte Röschen, auch in den Keller, und in die Konditorey, und hohle mir auch da das Beſte. Sretillon lief, und kam mit Wein und Obſt und Konfekt beladen wieder.

Mittags als der König ſpeiſen wollte, waren Küche und Konditorey und Keller leer. Eins ſah das Andere verwundert an: der König war ſehr darüber aufgebracht. „Alſo, ſagt' er, heute Mittag werd' ich wohl faſten müſſen: aber den Abend will ich mich an einem guten Braten erhohlen. „Sretillon macht' es den Abend wie vorher: ehe man ſichs verſah, waren alle Braten vom Spieße, und alle dazu gehörigen Kompots von den Aſſietten verſchwunden. Der König, der nach dem entbehrten Mittagseſſen ſtarken Appetit hatte, wollte früher als gewöhnlich ſoupieren; allein es war nichts zu eſſen da. Er mußte alſo hungrig und ärgerlich zu Bette gehen. Tags darauf war Mittags und Abends die nemliche Geſchichte: ſo daß der arme König drey Tage nach einander nichts zu eſſen bekam.

Sein Hofmarſchal war darüber in der größten Verlegenheit; denn ſein Gönner hätte zulezt verhungern müſſen. Um hinter die Sache zu kommen, weil die Köche ſagten, das Ding müſſe mit Hexerey zugehen, verſteckt' er ſich in einem Winkel der Küche, und ſahe mit unverwandtem Blicke nach den dampfenden Kaſſerollen. Nicht gering war ſein Erſtaunen, als ein grünes, einöhrichtes Hündchen ganz leiſe hereinſchlich, die Kaſſerollen aufdeckte, und was darinnen war, in ſeinen Korb nahm. Er folgte ihm nach; das Hündchen lief zum Thore hinaus; er verfolgte es immer weiter, bis an die Hütte des alten Mannes. Mit dieſer Entdeckung kam er dann zurück zu ſeinem Herrn, und erzählte ihm, daß alle die Braten aus der königlichen Küche in eine Bauernhütte wanderten.

Der König erſtaunte, und ließ den Alten rufen. Der Hofmarſchal übernahm ſelbſt das Geſchäft, ihn mit Häſchern abzuhohlen; und fand ihn, wie er mit der Prinzeſſin von den Ueberreſten der königlichen Tafel ſchmauſte. Er ließ beyde mit Stricken binden; und ſo auch Fretillon.

„Gut, ſagte der König, als man ſie vor ihn brachte, morgen iſt ohnedieß der ſiebente Tag von der Friſt, die ich jenen beyden Schelmen gegeben habe; nun ſollen die Bratendiebe mit ihnen zugleich hängen. „Der Alte warf ſich ihm zu Füßen, bat um Gehör, und ſagte, er wolle ihm die ganze Geſchichte erzählen. Indem er dieß that, ſahe der König die Prinzeſſin genauer an, und empfand Mitleid bey ihren Thränen. Als aber der gute Alte nun auf den Punct kam, und ſagte, ſie ſey die Prinzeſſin Röschen, die man ins Meer geworfen hätte, da ſprung der König, ohnerachtet er von ſeinen dreytägigen Faſten matt war, hoch in die Höhe, ließ ſie losbinden, umarmte ſie, und nennte ſie gleich ſeine ſchöne liebe Braut.

Zu gleicher Zeit wurden auch die Prinzen aus dem Gefängniſſe geholt. Sie glaubten, ſie würden zum Tode geführt, und erſchienen traurig, mit geſenktem Haupte. Auch die Amme und ihr Töchterchen wurden gerufen. Nun erfolgte eine allgemeine Erkennung. Röschen warf ſich ihren Brüdern in die Arme; die Amme, ihre Tochter und der Schiffer baten fußfällig um Gnade, die ſie auch erhielten, weil alles zur Freude geſtimmt war. Der gute Alte wurde reichlich belohnt, und mußte für beſtändig im Palaſte bleiben. Den beyden Brüdern gab der Pfauenkönig alle mögliche Genugthuung, unter wiederholten Verſicherungen, wie leid es ihm thäte, ſie, aus Irrthum, auf eine ſolche Art behandelt zu haben. Die Amme gab der Prinzeſſin ihre ſchönen Kleider und ihre Goldſtücken wieder. Vierzehn Tage währten die Vermählungsfeyerlichkeiten; und alles war vergnügt, auch Frezillon nicht zu vergeſſen, der lauter Leckerbißchen zu ſchmaußen bekam.

VII.

Der goldne Zweig.

Es war einmal ein König, deſſen finſtre grämliche Laune aller Welt ſtatt Liebe nur Furcht einflößte. Er zeigte ſich ſelten öffentlich; und aus den geringſten Urſachen ließ er köpfen und henken. Man nennte ihn daher König Finſter, weil er die Stirn immer runzelte, und ſein Blick ſtets finſter war. Dieſer König hatte einen Sohn, der ihm gar nicht glich. Verſtand, Sanftheit, Talente, Geſchiklichkeit, alles zeichnete ihn vorzüglich aus. Aber dabey war er ein Ungeheuer von Häßlichkeit; er hatte krumme Beine, einen großen Buckel, Schielaugen, einen ſchiefen Mund: und nicht leicht hatte eine ſo ſchöne Seele, in einem ſo häßlichen Körper gewohnt. Indeſſen konnt' er doch durch ein ſonderbares Verhängniß, ſich bey jedermann, dem er gefallen wollte, äuſſerſt beliebt machen: ſein Verſtand hatte eine ſolche Uebermacht, daß er nie einen gleichgültigen Zuhörer antraf, wenn er ſprach.

Die Königin, ſeine Mutter, wollte ihn Torticoli genannt wiſſen; ſey es nun, weil ſie dieſen Namen liebte, oder weil ſie ihn am paſſendſten für ſeine Verſchobenheit fand. König Finſter, der mehr auf ſeine Größe als auf die Zufriedenheit ſeines Sohnes dachte, wählte ihm die Tochter eines benachbarten mächtigen Königs, deſſen Staaten, mit den ſeinigen verbunden, ihn der ganzen Welt furchtbar machen konnten. Dieſe Prinzeſſin dünkte ihm für ſeinen Sohn Torticoli vollkommen zu paſſen, indem ſie wenigſtens eben ſo häßlich wär, als er. Da ſie an beyden Füßen lahm war, mußte man ſie beſtändig in einer Art von Mulde tragen. Dabey aber war Prinzeſſin Trognon, (ſo hieß ſie) das geiſtreichſte, gefälligſte, liebenswürdigſte Geſchöpf von Seiten ihres Geiſtes; gleichſam zur Entſchädigung für alles Andere, was ihr die Natur verſagt hatte.

König Finſter ließ ihr Porträt in einem großen Saale unter einem Thronhimmel aufſtellen, und befohl ſeinem Sohne, das Porträt ſeiner beſtimmten Braut mit zärtlichen Blicken anzuſchauen. Torticoli richtete die Augen darauf, wandte ſie aber gleich mit dem ganzen Ausdruck verächtlicher Abneigung wieder davon ab. Sein Vater fand ſich dadurch beleidigt; und fragte ihn, mit verdrüßlichem Tone; ob er nicht damit zufrieden ſey. „Nein!" antwortete Torticoli, ich werde nie damit zufrieden ſeyn, einen Krüppel zu heyrathen." Du haſt wohl Urſache, erwiederte König Finſter, ſolche Ausſtellungen zu machen, da du ja ſelbſt ſolch eine Unform biſt. „Gerade eben deswegen," verſetzte Torticoli, mag ich kein Ungeheuer zur Frau. Es wird mir ſchon ſchwer genug, mich ſelbſt zu ertragen: ¿Was ſollt' es ſeyn, wenn ich nun auch eine ſolche Geſellſchafterin um mich haben müßte? Mit Bitterkeit verſetzte der König: „du möchteſt alſo nicht gern die Raſſe der Paviane fortpflanzen; allein deine Beſorgniß iſt ohne Grund; du mußt ſie dennoch zur Frau annehmen, mein Wille iſt Geſetz." Torticoli antwortete blos durch eine tiefe Verbeugung und entfernte ſich.

König Finſter, der ſchon alles Widerſtandes entwöhnt war, gerieth durch den Widerſpruch ſeines Sohnes in einen greulichen Zorn. Er ließ ihn in einen Thurm ſperren, der eigens für widerſpenſtige Prinzen beſtimmt war, aber ſeit zweyhundert Jahren keinen Bewohner mehr gehabt hatte, ſo daß er ganz verödet und ruinirt war. Zimmer, Hausrath, alles trug das Gepräge des grauen Alterthums. Torticoli, ein Freund vom Leſen, bat um Bücher; und erhielt die Erlaubniß, einen kleinen alten Büchervorrath, der im Thurme ſtund, gebrauchen zu dürfen. An dieſer Erlaubniß ſchien es ihm genug zu ſeyn: als er aber leſen wollte, fand er die Sprache der Bücher ſo alt, daß er nichts davon verſtehen konnte. Er legte ſie weg, nahm ſie wieder, und ſuchte wenigſtens, zum Zeitvertreibe, hier und da etwas zu entziffern.

König Finſter, dem nichts gewiſſer ſchien, als daß Torticoli ſeiner Gefangenſchaft müde werden müßte, verfuhr ſo, als wenn der Prinz in die Verbindung mit der Prinzeſſin Trognon eingewilligt hätte: das heiſt, er ließ bey dem benachbarten Könige um ſeine Tochter anhalten, und dieſer einen Himmel von Freude verſprechen. Dem Vater der Prinzeſſin war eine ſo vortheilhafte Gelegenheit ſie zu vermählen, ſehr willkommen; denn ein Krüppel iſt freylich eine Laſt, die nicht jedermann auf ſich nehmen mag. Er nahm alſo, wiewohl er ſich an dem Porträt des Prinzen Torticoli nicht ſonderlich erbaute, den Antrag dennoch an. Er ließ das Porträt ebenfalls auf einer prächtigen Galerie aufſtellen, und die Prinzeſſin dahin tragen. Als ſie es ſah, ſchlug ſie die Augen nieder, und weinte. Unwillig über ihr Benehmen, hielt ihr der König, ihr Vater, einen Spiegel vor: nun meine Tochter, ſagte er, ſieh einmal ob du Urſach zu weinen haſt. „Wenn ich auf eine Vermählung dränge, ſagte ſie dagegen, vielleicht verdiente ich alsdann Tadel wegen übertriebener Delikateſſe; aber mein trauriges Loos iſt mir lieb, wenn ich es nur allein tragen kann: niemand ſoll dazu verurtheilt ſeyn, mich täglich zu ſehen. Mag ich lebenslang die Unglückliche bleiben, die ich jezt bin, ich will zufrieden ſeyn; wenigſtens klagen will ich nie.“ So treffend ihre Gründe waren, ſo wenig fanden ſie doch Eingang bey ihrem Vater: und ſie muſte mit dem Geſandten abreiſen.

Unterdeſſen ſie ihre Reiſe in einer Sänfte macht, wollen wir zu dem Prinzen im Thurme zurükkehren. Niemand getraute ſich mit ihm zu reden: es war ſtrenger Befehl, ihm keine Unterhaltung, keinen Zeitvertreib zu machen; ihm ſchlecht zu eſſen zu geben; ihn durch alle Arten von übler Begegnung zu ermüden. König Finſter wußte ſich Gehorſam zu verſchaffen, wo nicht aus Liebe, wenigſtens aus Furcht. Indeſſen da jedermann dem Prinzen gut war, ſo ſuchte man ihm ſein Leiden doch nach Möglichkeit zu verſüßen.

Eines Tages gieng er auf einer großen Galerie auf und nieder, verſenkt in trauriges Nachdenken über ſein Schickſal, daß er ſo häßlich, ſo widrig für andere ſeyn müßte, und nun eine Gattin bekommen ſollte, die noch mehr verwahrloſt wäre, als er ſelbſt. Von ungefähr fielen ſeine Blicke auf die gemahlten Fenſterſcheiben. Er fand die Farben ſo friſch, die Zeichnungen ſo ſchön und richtig, daß er, als ein großer Liebhaber der Kunſt, gern und lange dabey verweilte. Nur die Gegenſtände verſtand er nicht; es waren Geſchichten aus der älteſten Vorzeit. Doch nichts fiel ihm mehr auf, als das Bild eines Menſchen, der ihm ſo ähnlich ſahe, daß er ſein eigenes zu ſehen glaubte. Dieſe Figur befand ſich oben im Erker des Thurms, ſuchte in der Mauer, fand einen goldenen Schraubenzieher und öffnete damit ein gewiſſes Kabinet. Auf den meiſten Scheiben erſchien immer

mer wieder die nemliche Figur, ſein Porträt. „Wie kömmt es nur in aller Welt, ſagt er bey ſich ſelbſt, daß ich hier mit auftrete? war ich doch damals noch nicht einmal gebohren? Wie fiel nur die abſurde Künſtlerlaune darauf, einen Menſchen, wie ich bin, zu zeichnen?“ Er ſahe ferner auf den Fenſtern eine auſſerordentlich ſchöne Figur, mit ſehr geiſtreicher Geſichtsbildung, die ihn ſehr anzog; und viele intereſſante Dinge mehr, die ſeinem Gefühl behagten. In allem herrſchte wahrer Ausdruck der Leidenſchaft: alles ſchien lebendig und voll Handlung vor ihm zu ſchweben. Es war ihm nicht möglich ſich eher von der Galerie zu entfernen, als bis die Dämmerung einbrach. Als er wieder auf ſein Zimmer kam, ſuchte er Zerſtreuung in einer alten Handſchrift, die ihm von ohngefähr in die Hände fiel. Die Blätter dieſes Manuſcripts waren von Atlas, und auf dem Rande bemahlt; der Band war von Gold, mit blau emaillirten unbekannten Chiffern. Zu ſeiner groſſen Verwunderung ſah er auch hier die nemlichen Figuren, als auf den Fenſterſcheiben der Galerie. Er verſuchte die Schrift die darauf ſtand, zu leſen; es war ihm aber nicht möglich. „Doch plötzlich fiengen die gemahlten Figuren auf den Blättern an ſich zu bewegen: auf dem einen ſungen Virtuoſen; auf einem andern flogen

Karten und Würfel in den Händen der Spieler, auf dem dritten tanzten wunderſchöne Herren und Damen, in gröſter Pracht; aus dem vierten duftete Wohlgeruch von einer herrlichen Tafel, an welcher die kleinen Figuren aßen. Eine davon wandte ſich zum Prinzen mit einem Becher in der Hand: „auf Dein Wohl, Torticoli! ſagte ſie; gieb uns ja unſere Königin wieder. Thuſt du das, ſo iſt es gut für dich; thuſt du's nicht, ſo wird dir es übel gehen.“

Torticoli hatte ſchon ziemlich lange über dieſe ſonderbare Erſcheinung gezittert und gebebt; bey dieſer Drohung überfiel ihn nun ein ſolches Entſetzen, daß ihm das Buch aus der Hand, und er wie todt zu Boden fiel. Auf das Gepolter vom Falle kamen ſeine Wächter herbeygelaufen; und da ihn dieſe liebten, ſo wandten ſie alles an, ihn wieder zu ſich bringen. Als er wieder reden konnte, fragten ſie ihn nach der Urſache ſeiner Ohnmacht. Er gab zur Antwort: „er bekäme ſo wenig und ſo ſchlechte Nahrung, daß er es nicht aushalten könne; bey leerem Magen hätte ſich ſein Kopf mit Hirngeſpinſten angefüllt; in dem Buche hier wären ihm ſolche Wunderdinge vorgekommen, daß ihn Erſtaunen und Entſetzen übernommen hätte.“ Seine Wächter bedauerten ihn und gaben ihm, des ſtrengen Verbots ungeachtet, dennoch beſſer zu eſſen. Nachdem er gegeſſen hatte, nahm er, in ihrer Gegenwart, ſein Buch wieder vor: aber jezt ſah er nichts mehr, und hörte nichts mehr; ein Beweis, wie es ihm ſchien, daß er eine Phantaſie gehabt habſſen müſſe.

Den folgenden Tag gieng er wieder auf die Galerie. Jezt war wieder volles Leben in den Figuren auf den Fenſterſcheiben: einige wanderten in Alleen auf und nieder; einige jagten; andere fiſchten; noch andere bauten ſich kleine Häußchen; überall aber war wieder ſein Bild dabey; völlig wie er gekleidet, ſtieg die kleine Figur wieder in den Erker des Thurms, fand da wieder den goldenen Schraubenzieher und öfnete wieder damit das Kabinet. Da jezt ſein Magen vollkommen befriedigt war, ſo konnt' er nicht mehr glauben, daß die Sache nur Werk ſeiner Einbildungskraft ſey. „Nein! ſagt' er, hier iſt alles zu geheimnißreich, und zu wichtig, als daß ich nicht alle Mittel anwenden ſollte, mehr zu erfahren; vielleicht kann ich das oben in dem Erker.“ Er that's, und ſtieg hinauf. Beym Anſchlagen an die Mauer, kam es ihm vor, als ob ſie an einer gewiſſen Stelle hohl ſey. Er nahm einen Hammer, und brach an dieſer Stelle die

Steine los; da ſand er eine Höhlung, in der ein Schraubenzieher, der ganz von Golde und ſehr artig gearbeitet war, lag. Er wußte nicht, was er damit machen ſollte; als er von ungefähr in einem Winkel des Erkers einen alten, ſchlechten Schrank wahrnahm. Neugier trieb ihn den Schrank aufmachen zu wollen: aber es war nirgends ein Schloß zu finden, zulezt entdeckt' er doch ein kleines Loch. „Vielleicht, dacht' er, iſt hier der Schraubenzieher zu brauchen.“ Er ſchob ihn hinein — und drehte — und zog — und der Schrank gieng auf.

So alt und unſcheinbar der Schrank von auſſen war, ſo ſchön, ſo auſſerordentlich war er im Innern. Alle Schiebekaſten waren von Kryſtall, Bernſtein, oder andern guten Steinen. Hatte man einen davon herausgezogen, ſo fand man andere kleinere auf beyden Seiten, oben, unten, durch Leiſten von Perlenmutter von einander abgeſondert. In den Kaſten war ein reicher Vorrath von Waffen, Kronen und Gemählden, von der feinſten Arbeit und im beſten Geſchmacke. Torticoli hatte eine große Freude darüber; er zog Kaſten vor Kaſten heraus, ohne zu ermüden. Ganz zulezt fand er noch einen kleinen Schlüſſel von einem einzigen Schmaragde gemacht, der eine goldene Klappe, ganz in der Tiefe des Schrankes, ſchloß. Blenbend fiel ihm hier der Glanz von einem Karfunkel in die Augen, der eine große Büchſe ausmachte. Begierig nahm er ſie heraus: ¡aber welch ein Anblick! Sie war ganz mit Blute angefüllt; und in dem Blute ſchwamm eine abgeſchnittene Mannshand, die noch eine Porträtkapſel hielt.

Bey dieſem Anblicke ſchauderte Torticoli zurück: die Haare ſträubten ſich ihm empor; kaum hielten ihn noch ſeine kraftloſen Füße. Er ſetzte ſich an den Boden, immer die Büchſe in der Hand, aber mit abgewendeten Blicke. Gern hätt' er ſie wieder an ihren Ort geſtellt; nur die Ueberzeugung, daß alles hier geheimnißvoll wäre, hielt ihn zurück. Das, was die kleine Figur im Buche zu ihm geſagt hatte, fiel ihm wieder ein; und die Zukunft machte ihn eben ſo bange, als jezt die Gegenwart. Dazu kam ein Gefühl von Schaam über eine Feigheit, die er einer großen Seele unwürdig fand. Mit dieſem Gefühle bot er alle ſeine Kraft auf, und heftete wieder ſeine Blicke auf die im Blute liegende Hand. „¡Ungluckliche Hand! rief er aus, ¿kanſt du mir nicht durch Winke deine traurige Geſchichte ſagen? Vermag ich etwas für dich zu thun, ſo rechne auf mein Herz."

Bey dieſer Anrede ſchien die Hand beunruhigt zu werden, und die Bewegungen ihrer Finger gaben ihm die Antwort durch Zeichen, die ihm eben ſo verſtändlich waren, als Sprache. Sie zeigte ihm zuerſt das Bild, als die Urſach ihres Unglücks; dann wieß ſie ihn unverzüglich nach der Galerie, da ſolle er Achtung geben, auf welche Stelle die Sonne ihre Strahlen am hellſten werfe; auf dieſer Stelle ſolle er ſuchen. Torticoli fragte noch verſchiedenes; aber die Hand hatte keine Sprache mehr für ihn. Blos auf die Frage, wohin er ſie wieder legen ſolle, winkte ſie, nach dem Schranke. Er legte ſie hin, verſchloß alles wieder, und eilte, mit den Wundern um ein gutes Theil vertrauter, auf die Galerie.

Bey ſeinem erſten Tritte in dieſelbe begonnen die Fenſterſcheiben ein ganz auſſerordentliches Klirren und Beben. Seine ganze Aufmerkſamkeit gieng blos dahin, zu ſehen, auf welchen Gegenſtand die Sonnenſtrahlen am hellſten fielen. Dieß war das Porträt eines ſchönen Jünglings, mit einem ſolchen Anſtande von Würde, daß er ſich darüber freute. Indem er das Gemählde wegnahm, ſah er eine Vertäfelung von Ebenholz mit goldenen Leiſten, wie auf der ganzen übrigen Galerie. Sollt' er dieſe nun auch wegnehmen? und wie ſollt' er dieß? das wußt' er nicht. Ein Blick auf die Fenſterſcheiben zeigte ihm, daß die Bekleidung ausgehoben wurde; und er that es auch. Sogleich trat er durch dieſe Oeffnung in einen großen Vorſaal, ganz von Porphyr, mit Bildſäulen geziert. Eine ſchöne breite Treppe von Agath, mit goldenem Geländer, führte ihn hinauf in einen großen Saal, der ganz aus Laſur-Stein beſtand; und aus dieſem kam er in eine unabſehbare Reihe von Zimmern, mit reichen, koſtbaren Meubeln und vortreflichen Gemählden. Ganz zulezt kam er in ein kleines Kabinet, das mit Meublen von lauter Türkiſe ausgeſchmückt war. Hier lag auf einem Bette von blau und goldener Gaze eine Dame, die zu ſchlummern ſchien. Sie war ſehr ſchön, ihr Teint blendend weiß, ihr Haar ſchwarz wie Ebenholz. Ihr Schlummer ſchien unruhig zu ſeyn, und in ihrem Geſichte lag ein Ausdruck von Kränklichkeit und Kummer.

Aus Furcht ſie aufzuwecken, trat der Prinz ganz leiſe hinzu. Sie ſprach im Schlummer; er lauſchte mit der größten Aufmerkſamkeit. „¿Meynſt du, ſagte ſie mit untermiſchten Seufzern, meynſt du, ich könne dich lieben, nachdem du mich von meinem geliebten Traſimen getrennt haſt? Vor meinen Augen die liebe Hand von einem Arme zu hauen, der dir immer furchtbar bleibt! Dadurch zeigſt du mir Liebe? ¡Ach! Traſimen! ¿ſoll ich dich niemals wiederſehn?" Unter ihren verſchloſſenen Augenliedern drängten ſich Thränen hervor. —

Unbeweglich ſtand Prinz Torticoli am Fuße ihres Bettes; ungewiß ob er ſie aufwecken, oder ob er ſie länger in einem ſo bangen Schlummer laſſen ſollte. Er verſtund nun wohl, daß Traſimen ihr Geliebter, und derſelbe war, deſſen Hand er im Erker gefunden hatte. Mannichfaltige verworrene Gedanken giengen ihm durch den Kopf, als er auf einmal eine liebliche Muſik von Zeiſigen und Nachtigallen, deren Geſang zu der ſanfteſten Harmonie zuſammenſchmolz, hörte. Während der lieblichen Muſik erſchien ein Adler von außerordentlicher Größe. Langſam und feyerlich war ſein Flug: in den Krallen hielt er einen goldenen Zweig, daran Kirſchen von Rubinen hiengen. Unverwandt heftete ſich ſein Blick auf die ſchlafende Schöne, wie der Adler nach der Sonne ſieht. Bald ſchwebte er mit ſeinen großen Fittigen vor ihr; bald ſchwung er ſich über ſie empor; bald ſenkt' er ſich herab zu ihren Füßen. Doch nach wenigen Augenblicken flog er zu dem Prinzen, und legte ihm den goldenen Zweig in die Hand. Zugleich ſchmetterten die Zeiſige und die Nachtigallen, daß die Gewölbe des Palaſtes wiederhallten.

Torticoli, der nun ſchon ſo ziemlich an eine raſche Folge von Auſſerordentlichem gewöhnt war, ahndete ohne Mühe, die Dame hier müſſe bezaubert, und ihm die Ehre der Entzauberung vorbehalten ſeyn. Er näherte ſich ihr alſo, ließ ſich vor ihr auf ein Knie nieder, berührte ſie mit dem goldenen Zweige, und ſagte dabey zu ihr: „Du, die du hier durch eine unbekannte Macht im Schlummer erhalten wirſt, ich beſchwöre dich im Namen Traſimens, wieder zum Leben zu erwachen." Die Dame ſchlug die Augen auf, erblickte den Adler, und rief aus: bleib', o bleib Geliebter! Allein der königliche Vogel antwortete bloß durch einen grellen, ſchmerzhaften Schrey, und flog mit ſeinen geſiederten Sängern davon.

Zugleich wandte ſich die Dame zum Prinzen, und ſagte zu ihm: „ich habe eher mein Herz, als die Pflicht der Dankbarkeit gegen Sie, gehört; gegen Sie, durch den ich das Tageslicht nach zweyhundert Jahren wiederſehe. Ein Zauberer, der mich liebte, und mich ſchon lange und mannichfaltig gequält hat, ſpahrte dieß große Abentheuer für Sie auf.

Ich kann Ihnen nützlich ſeyn und will es gern, ſehr gern. ¿Was wünſchen Sie? Ich will meine ganze Feenkunſt aufbieten, Sie glücklich zu machen." — „Erhabene Fee, verſetzte der Prinz, wenn Sie durch Ihre Kunſt die Geheimniſſe der Herzen erforſchen, ſo finden Sie leicht, daß ich, bey allen Widerwärtigkeiten meines Lebens weniger zu beklagen bin, als mancher Andere." — „Ja weil Sie ſo richtig und edel denken, verſetzte die Fee. Indeſſen erſparen Sie mir die Beſchämung undankbar gegen Sie zu ſeyn. ¿Was wünſchen Sie? ich vermag alles; fodern Sie nur." — „Ich möchte, antwortete Torticoli, Ihnen den Geliebten wiedergeben können, der Ihnen ſo manchen Seufzer koſtet." „Sie ſind zu großmüthig, erwiederte die Fee, daß ſie meine Wünſche Ihren eigenen vorziehen. Dieſe große Sache wird durch eine andere Perſon ausgeführt werden. Mehr ſag' ich nicht: nur ſo viel dürfen Sie wiſſen, daß Ihnen dieſe andere Perſon nicht gleichgültig ſeyn wird." „¿Was kann, was ſoll ich wünſchen? verſetzte der Prinz. Sehen Sie auf meine Mißgeſtalt; mein Name iſt ſchon Spott: machen Sie, daß ich weniger lächerlich erſcheine." — „Sehr billig, edler Prinz; ſagte die Fee, indem ſie ihn dreymal mit dem goldenen Zweig berührte; ſey künftig der vollkommenſte Mann, und nenne dich Sondergleich.

Dankbar umſchloß der Prinz die Knie ſeiner Wohlthäterin, und ließ ſie durch ein beredtes Stillſchweigen der Freude alles errathen, was ſein Herz empfand. Sie hob ihn auf, und führte ihn vor den Spiegel. Sondergleich erkannte kaum den vorigen Prinzen Torticoli: er hatte ſich um drey Fuß vergrößert; ſchönes Haar fiel in großen Locken jezt auf die Schultern hinab; ſeine Züge waren regelmäßig ſchön, ſein Blick voll Geiſt; Anmuth und Adel lebte in ſeinem ganzen Weſen; kurz er war eine würdige Schöpfung einer gefühlvollen und wohlthätigen Fee. „Dürfte ich doch, ſagte ſie zu ihm, Ihnen ſagen, was Ihnen bevorſteht, Ihnen die Klippen zeigen, die Ihnen aufſtoßen werden; Ihnen die Mittel angeben, ſie zu vermeiden! Gern thät ich auch dieß für Sie; aber ich würde dadurch den höhern Genius beleidigen, der Sie durchs Leben leitet. Gehen Sie, Prinz; fliehen Sie jezt aus dem Thurme, und vergeſſen Sie nie, daß die Fee Benigna ewig ihre Freundin ſey." Bey dieſem Worte verſchwand mit einem Wirbelwinde die Fee, der Palaſt, und die Wunder alle, die der Prinz geſehen hatte. Er ſelbſt befand ſich in einem dichten Walde, über hundert Meilen von dem Thurme, der bisher ſein Gefängniß geweſen war.

Hier wollen wir ihn in Erſtaunen verlaſſen und ſehen, was ſeinen Wächtern und der Prinzeſſin, ſeiner Braut, indeſſen begegnet ſeyn möchte. Die armen Wächter, die ſich wunderten, daß ihr Prinz nicht zu der gewöhnlichen Stunde zu eſſen verlangte, giengen in ſein Zimmer, und da ſie ihn nicht fanden, ſuchten ſie ihn überall, in der bangſten Beſorgniß, er möchte entſprungen ſeyn. Als alles Suchen und Rufen umſonſt war, ſtieg ihr Kummer und ihre Angſt auf das höchſte; denn von einem Gebieter wie König Finſter, erwarteten ſie nichts anders als den Tod. Nachdem ſie nun alle Mittel ihn zu beſänftigen, durchgedacht hatten, blieben ſie endlich dabey ſtehen, daß einer von ihnen ſich ins Bette legen, und gar nicht ſehen laſſen ſollte; ſie wollten dann ſagen, der Prinz ſey ſehr krank, und bald darauf, er ſey geſtorben; und denn ein Stück Holz ſtatt ſeiner begraben; dieß würde ihnen aus der Verlegenheit helfen. Dieß Mittel ſchien ihnen unfehlbar zu ſeyn; und ſie legten gleich Hand ans Werk. Sie machten dem Kleinſten von ihnen einen Buckel, und legten ihn ins Bette; dann meldeten ſie dem Könige, der Prinz ſey ſehr krank. Er glaubte, ſie thäten es blos um ihn zum Mitleide zu erweichen, und deswegen ließ er nichts von ſeiner Strenge nach. Das war es eben, was die ängſtlichen Wächter wünſchten: und jemehr ſich Eifer von ihrer Seite zeigte, deſto mehr Gleichgültigkeit äuſſerte der König.

Was Prinzeſſin Trognon betrift, ſo kam ſie in einer kleinen Maſchine, die nicht höher als eine Elle, und in eine Sänfte eingepaßt war, mit dem Geſandten an. König Finſter ſtutzte doch als er ſie ſo ſahe, in ihrer Mulde, mit ihrer ſchuppichten Haut, mit ihren dicht zuſammengewachſenen Augenbraunen, mit ihrer plattgedrükten Naſe, mit ihrem Munde von einem Ohre bis zum andern. „Wahrhaftig! rief er ihr entgegen, Sie hatten wohl viel Urſach Prinzeſſin meinen Torticoli ſo verächtlich abzuweiſen! häßlich iſt er freylich; aber noch lange nicht in dem Grade wie Sie.“ — „Sire, gab ſie ihm zur Antwort, ich habe nicht Eigenliebe genung, daß mich das Unangenehme, das Sie mir ſagen, beleidigen könnte. Ich weiß nicht, ob Sie das für ein ſicheres Mittel halten, mir Liebe zu Ihrem Torticoli einzuflößen: aber ſo viel weiß ich, meiner Gebrechlichkeit und Häßlichkeit

keit ungeachtet, daß ich ihn nicht heyrathen will noch werde.“

Ueber dieſe Antwort gerieth König Finſter in die äuſſerſte Hitze. „Ich verſichere Sie dagegen, verſezte er, daß ich mein Wort nicht zurücknehmen werde. Ihr Herr Vater wird doch wohl Herr über Sie ſeyn, und ſeitdem er Sie in meine Hände geliefert hat, bin ich es geworden.“ — „Es giebt Dinge, erwiederte ſie, die ganz von unſerer Wahl abhängen. Ich bin wider meinen Willen hieher gebracht worden; ſchreiten ſie zu Gewalt, ſo betrachte ich Sie als meinen ärgſten Feind.“ Der König verließ ſie noch aufgebrachter als vorher, und gab ihr, in einem Zimmer ſeines Palaſtes, zwo Geſellſchaftsdamen, die ihr die Vermählung mit dem Prinzen unaufhörlich als das gröſte Glück für ſie vorſtellen ſollten.

Unterdeſſen eilten die Wächter im Thurme, aus Beſorgniß entdeckt zu werden, mit der Nachricht, der Prinz ſey geſtorben. Bey dieſer Nachricht erſchrack der König und verſunck in eine Betrübniß, deren man ihn gar nicht für fähig gehalten hätte. Er ſchob die ganze Schuld ſeines Verluſtes auf die Prinzeſſin, und ließ ſie nun an des Verſtorbenen Stelle in den Thurm einſperren.

Die

Die arme Prinzeſſin ſahe ſich mit eben ſo viel Erſtaunen als Betrübniß zur Gefangenſchaft verurtheilt. Indeſſen ſie hatte Muth, und ſagte frey und ohne Scheu, was über ein ſolches brutales Verfahren zu ſagen war. Sie glaubte freylich, man wurde es dem Könige wiederſagen: aber das wagte niemand. Sie glaubte auch, ihrem Vater ſchreiben, und ihn um Beyſtand bitten zu können. Allein dieſes Mittel ſchlug fehl: ihre Briefe wurden aufgefangen, und dem König Finſter gebracht.

Indeſſen, ſchon die Hoffnung der Befreyung linderte ihre Schwermuth. Täglich beſuchte ſie die Galerie, und betrachtete die Mahlerey auf den Fenſterſcheiben. Auſſerordentlich kam ihr alles vor; am auſſerordentlichſten aber, daß ihre eigene Geſtalt ſo vielfältig hier erſchien. „¡Seltſam! ſagte ſie, daß die Mahler eben mich ſo vielmal zu ihrem Süjet gewählt haben! ¿Giebt es denn nicht andere Karrikaturen genug auſſer mir?“ Oder ſoll nur meine Geſtalt die Schönheit jener jungen Schäferin noch mehr erheben? Nächſtdem zog ſie am meiſten das Bild eines Schäfers an „¡Wie unglücklich iſt man nicht, rief ſie aus, wenn man von der Natur ſo verwahrloſt iſt, wie ich es bin! Schön zu ſeyn, iſt doch ein Glück." — Bey dieſen Wörten traten ihr Thränen in die Augen; und ſie wendete ſich haſtig vom Spiegel weg, der ihr Bild zurückwarf. Doch wie ſehr erſtaunte ſie nicht, als ſie auf einmal eine Alte hinter ſich erblikte, die, in eine Kappe verhüllt, eben ſo krüppelhaft einherkroch, und noch um die Hälfte häßlicher war, als ſie ſelbſt.

„Prinzeſſin, ſagte die Alte, ich habe Ihre Klagen gehört, und ſie haben mich gerührt. Sie haben die Wahl zwiſchen Schönheit und Tugend. Ziehn Sie jene vor, ſo werden Sie kokett, galant, eitel: wollen Sie bleiben wie Sie ſind, ſo werden Sie ſittſam, beſcheiden und geſchätzt ſeyn." Mit aufmerkſamen Blicken fragte die Prinzeſſin, ob denn Schönheit ganz unverträglich mit Sittſamkeit wäre. „Das eben nicht, verſezte die Alte; blos in Abſicht auf Sie iſt es im Rathe des Schickſals beſchloſſen, daß Sie nur eins von beyden beſitzen können." — „¡So ſey es denn! erwiederte die Prinzeſſin, mit dem feſten Tone der Entſchloſſenheit, ich will lieber häßlich ſeyn als ſchön." „¿Wie? verſezte die Alte, Sie wollen lieber jedem, der Sie ſieht, Abſcheu einflößen?" — „¡Allerdings! erwiederte die Prinzeſſin; lieber alles Ungemach vereint, als von den Geſetzen der Tugend

gend abgewichen!" — „Sehn Sie, ſagte die Fee, hier iſt mein Muff, der halb weiß und halb gelb iſt, und den ich eigens für Sie mitgebracht habe. Hauchen Sie auf der gelben Seite hinein, ſo werden Sie der ſchönen Schäferin ähnlich, die Ihnen ſo wohlgefällt, und von einem eben ſo ſchönen Schäfer geliebt werden. Hauchen Sie aber auf der weißen Seite hinein, ſo ſtärkt Sie dieß noch auf der Bahn der Tugend, die Sie ſo muthig betreten." — „Das Lezte will ich; rief die Prinzeſſin; dieß gewähren Sie mir. Es wird mich tröſten, wenn mich Verachtung drückt." Sie hauchte auf der weißen Seite in den Muff, und dankte der Fee, die ſogleich verſchwand.

Innig freute ſich die Prinzeſſin ihrer Wahl. So ſehr ſie auch Urſach hatte, die Schönheit der jungen Schäferin auf der Fenſterſcheibe zu beneiden, ſo ſagte ſie ſich doch ſelbſt zum Troſte, daß Schönheit wie ein Traum vergeht, Tugend aber ein Schatz, eine unwandelbare Schönheit iſt, die länger dauert als das Leben. Sie unterhielt ſich noch immer mit der Hoffnung, daß ihr Vater zu ihrer Befreyung kommen werde, und ſahe dieſer Stunde mit ungeduldiger Sehnſucht entgegen. Gern wäre ſie in den Erker des Thurms geſtiegen, um den Beyſtand, den ſie erwartete, kommen zu ſehen: aber wie ſollte ſie ſo hoch hinaufkommen? Im Zimmer kroch ſie höchſtens herum wie eine Schnecke; wollte ſie aber eine Treppe hinauf, ſo mußten ſie ihre Weiber tragen. Indeſſen fand ſie doch ein Mittel zu ihrem Zwecke zu gelangen, das ſonderbar genug war. Sie wußte, daß ſich eine Uhr oben im Thurme befand: von dieſer nahm ſie Gewichte ab, und hieng ſich dafür an; wie nun die Uhr aufgezogen wurde, ließ ſie ſich mit hinaufwinden. Begierig ſuchten ihre Blicke das freye Feld: als ſie aber nichts kommen ſahe, ſuchte ſie ein wenig von ihrer Anſtrengung auszuruhn.

Von ungefähr lehnte ſie ſich an die Mauer die Prinz Torticoli oder Sondergleich eingebrochen, und die Höhlung nichts weniger als feſt wieder ausgebeſſert hatte. Ihr Anlehnen machte, daß die Steine wichen, und der goldene Schraubenzieher ihr vor die Füße fiel und klinkerte. Sie hörte ihn fallen, hob ihn auf, unterſuchte wozu er wohl brauchbar ſeyn möchte, und fiel ohne langes Nachſinnen darauf, daß er wohl den Schrank, der kein Schloß hatte, zu öffnen beſtimmt ſeyn müſſe. Sie machte den Verſuch; und erſtaunte nicht weniger als der Prinz über alle das Schöne und Seltne, das er enthielt. Zulezt fand ſie auch die goldene Klappe, den großen Karfunkel, die Hand im Blute, kurz alles, was der Prinz da geſehn hatte. Sie ſchauderte darüber, wollte ſie wegwerfen: aber es war ihr nicht möglich, ſie fallen zu laſſen; eine geheime Macht hielt ſie zurück. „Ich Unglückliche! rief ſie ſchmerzhaft aus; ¿was ſoll das werden? Lieber todt, als unaufhörlich dieſe Hand tragen.“ — „Faſſe Muth! ſprach ihr eine Stimme ſanft und lieblich zu; dein ganzes Glück beruht auf dieſem Abentheuer.“ — „¿Ach! erwiederte ſie bebend, was ſoll ich thun?“ — „Dieſe Hand mitnehmen, ſagte die Stimme, ſie unter deinem Kopfkiſſen verbergen, und wenn dir ein Adler erſcheint, ſie ihm geben.“ So erſchrocken die Prinzeſſin auch war, ſo hatte doch die Stimme etwas ſo Ueberredendes, daß ſie ihr ohne Bedenken folgte. Uebrigens legte ſie, ohne das Mindeſte davon zu nehmen, alle Koſtbarkeiten wieder an ihren Ort.

Unterdeſſen hatten ihre Wächter, denen ſchon bange ward, ſie möchte auch entrinnen, ſie überall geſucht, und erſtaunten ſehr, ſie an einem Orte zu finden, wohin ſie, nach ihrer Meynung, blos durch Zauberey gelangt ſeyn konnte.

Drey Tage vergiengen, ohne daß ſie etwas Neues geſehn hätte: die ſchöne Büchſe aufzumachmachen, wagte ſie nicht; die abgeſchnittene Hand war ihr gar zu ſchauderhaft. Endlich hörte ſie einmal des Nachts ein Geräuſch an ihrem Fenſter. Sie ſahe ſich um, und ſahe beym Mondenſchein einen Adler vor dem Fenſter flattern. Sie half ſich auf, ſo gut ſie konnte, und machte das Fenſter auf. Der Adler kam mit freudigem Fluge herein; und ſie bedachte ſich nicht lange, ihm ſogleich die Hand zu geben, die er mit ſeinen Krallen ergriff. Augenblicklich verſchwand der Adler, und an ſeiner Stelle ſtund ein junger ſchöner Mann, in einem Gewande mit Perlen geſtickt, mit einem Diadem um die Stirne und einem Gemälde in der Hand.

Prinzeſſin, ſagte der ſchöne, junge Mann, es ſind juſt zweyhundert Jahre, daß ein tückiſcher Zauberer mich hier im Zauber gefangen hielt. Wir liebten beyde die vortrefliche Fee Benigna; ich ward durch Gegenliebe belohnt, und er kochte Eiferſucht. Seine Kunſt vermochte mehr als die meinige. Mit dem ganzen Gefühle der Uebermacht ſagt' er zu mir gebietriſch und drohend, ich ſollte ſie nicht mehr beſuchen. Ein ſolches Verbot beleidigte zugleich meine Liebe und meinen Stolz: ich drohte wieder, und meiner geliebten Fee verdroß ſein Betragen ſo ſehr, daß ſie ihm verbot, ſich ihr jemals zu nähern. Der grauſame Zauberer ſchwur uns beyden Rache.

Einſtmals, als ſie mir ihr Porträt geſchenkt hatte, und ich an dem Bilde mit entzücktem Blicke hieng, und das Original noch unendlichemal ſchöner nannte, erſchien der Zauberer wie ein Blitz, und hieb mir mit einem Säbelhiebe die rechte Hand ab. Meine Geliebte ſank in Ohnmacht auf ihr Bett; ich fühlte mich ſogleich mit Gefieder bedeckt und ward ein Adler. Es wurde mir dabey erlaubt, die Königin alle Tage zu ſehen; nur durfte ich mich ihr nicht nähern, noch ſie aufwecken. Indeſſen hatte ich doch den Troſt, ſie ſeufzen, und im Traume von ihrem Traſimen reden zu hören. Dabey wußte ich, daß nach zweyhundert Jahren ein Prinz die Fee ins Leben zurückbringen, und eine Prinzeſſin mir meine Hand und zugleich meine Geſtalt wiedergeben würde. Eine Fee, die Ihnen hold iſt, hat es ſo geordnet. Eben dieſe Fee hat meine Hand in dem Schranke im Thurme eingeſchloſſen; eben ſie giebt mir das Vermögen Ihnen zu ſagen, daß ich dankbar bin. „Wünſchen Sie nur! was immer Ihnen Freude machen kann, ſollen Sie auf der Stelle erhalten.“

Die Prinzeſſin ſchwieg einige Augenblicke. „Deuten Sie, ſagte ſie, mein Stillſchweigen nicht unrecht. Es iſt keine Folge von ängſtlicher Bedenklichkeit; ich ſchweige, weil ich in der That mit Abentheuern dieſer Art nicht vertraut bin, weil ich noch immer glaube, es ſey nur Traum.“ — „Nein! erwiederte der Prinz, es iſt kein Traum! Sie ſollen ſich gleich von der Wirklichkeit überzeugen, wenn Sie mir nur ſagen wollen, was Sie wünſchen.“ „Ich könnte leicht, verſezte die Prinzeſſin, Ihre ganze Macht durch Wünſchen erſchöpfen; aber ich bitte nur um das Wichtigſte: machen Sie meine Seele in dem Grade ſchön, als mein Aeuſſerliches häßlich und mißgeſtaltet iſt.“ „¡Sehr richtig und edel gewählt! ſagte der Prinz: aber wer ſo wünſchen kann, beſizt ſchon was er wünſcht. Ihr Aeuſſerliches ſoll werden wie Ihre Seele,“ und zugleich berührte er ſie mit dem Bildniße der Fee.

Alle ihre Gebeine im Leibe krachten bey dieſer Berührung; ſie dehnten ſich aus, und fügten ſich wieder zuſammen. Sie konnte aufſtehen, war gewachſen, ſchlank, ſchön, ihr Teint weiß wie Milch, jeder Zug nach den Regeln der Schönheit geformt, ihre Bildung fein und hold, ihr ganzes Weſen eine Miſchung von Beſcheidenheit und Würde. „¡Welch ein Wunder!

der! rief ſie aus! ¿bin ich es denn auch? ich ſelbſt?" — Ja, ſie ſind es, ſagte Traſimen; dafür, daß Sie ſich Tugend wählten, werden Sie durch dieſe glückliche Umgeſtaltung belohnt. Legen Sie nun ihren bisherigen Namen ab, und heißen Sie künftig Sonnenſtrahl. In dieſem Augenblicke war der Prinz verſchwunden; und ſie befand ſich am Rande eines kleinen Bachs, an einem der anmuthsvollſten Schattenplätzchen von der Welt.

Sie hatte ſich noch nicht geſehn: der Spiegel des Bachs zeigte ihr, zu ihrer größten Verwunderung, in ihr das Bild der Schäferin auf den Fenſterſcheiben der Galerie. Weiß, wie dort, war ihr Gewand, ihre Schärpe von Schasmin und Roſen, ihr Haarſchmuck ein Roſenkranz; neben ihr lag ein vergoldeter Hirtenſtab; am Rande des Bachs weidete eine Heerde, die ſich folgſam von ihr lenken ließ.

Mancherley Betrachtungen und Erinnerungen drängten ſich in ihre Seele. Häßlich war ſie gebohren, häßlich war ſie herangewachſen: aber ſie war doch Prinzeſſin. Jezt hatte ſie die Schönheit einer Ueberirdiſchen erlangt, und war nur eine Schäferin: der Verluſt ihrer Hoheit ſchmerzte ſie doch. Dieſe Betrachtungen,

tungen, dieſe Erinnerungen kämpften in ihr, bis ſie endlich der Schlaf übernahm. Ein treuer Hund, der ſchon auf ihre Stimme hörte, ſchien ihr Vertheidiger zu ſeyn. Die Sonne am hohen Mittag traf ſie nicht unter dem Schatten dichtverwachſener Bäume: friſches zartes Mooß, auf das ſie ſich hingegoſſen hatte, ſchmiegte ſich ſtolz unter die ſchöne Laſt:

Veilchen blühten um die Wette
  Aus dem jungen Moos hervor,
Und von ihrem Blumenbette
  Stieg ein Balſamduft empor:
Leiſer war das Spiel der Aeſte;
  Leiſer ſang die Sängerin;
Leiſer gab der Hauch der Weſte
  Ruh und Traum der Schläferin.

Ein Schäfer, von der Mittagshitze ermattet, war aus der Ferne zu dieſem Schattenplatze hergeeilt. Bey dem Anblick der ſchönen Sonnenſtrahl gerieth er in ein ſolches Erſtaunen, daß er ſich an einen Baum in der Nähe lehnen mußte. In ihr erkannt' er eben die Schöne, deren Bild er auf den Fenſterſcheiben der Galerie und in dem Buche mit den Blättern von Atlas ſo oft mit Entzücken betrachtet hatte. ¿Man ahndet doch wohl ſchon, daß der Schäfer kein anderer war, als Prinz

Sondergleich? Eine unbekannte Macht hatte ihn in der Gegend aufgehalten; und wer ihn ſahe, hatte ihn bewundert. Sein ganzer Anſtand, ſein Geiſt, ſein Talent unterſchieden ihn eben ſo ſehr von den übrigen Schäfern, als ſonſt ſeine Geburt.

Mit ungewohnter Aufmerkſamkeit, mit einer ganz neuen Empfindung heftete ſich ſein Blick auf die ſchöne Schäferin; ruhte bald auf jedem einzelnen Zuge, umfaßte bald das vollendete Ganze der vollkommenen Schönheit. Indem er noch in tiefes Staunen verlohren vor ihr ſtand, erwachte Sonnenſtrahl. Kaum erblickte ſie ihn, ſo überraſchte ſie auch die Erinnerung an ſein Bild auf den Fenſtern des öden Thurms. „¿Schöne Schäferin, ſagt' er zu ihr, welch ein freundlicher Wink des Schickſals bringt ſie hierher? Gewiß, Sie kommen um unſere Wünſche, unſere Huldigungen zu empfangen.“ — „Das nicht; erwiederte die Prinzeſſin; ich bin nur eine Schäferin; ich liebe die Einſamkeit und einſam will ich bleiben.“ — „¿Wie? unterbrach er ſie, als Fremde kommen ſie hierher, und kommen mit dem Vorſatze, den Einwohnern dieſer Gegend unſichtbar zu bleiben? Nehmen Sie wenigſtens mich aus, der Ihnen zuerſt alles anbietet, was er anbieten kann.“ — „¡Keine Ausnahnahme! verſetzte Sonnenſtrahl; ich werde Sie nicht öfter ſehen als jeden andern, wiewohl Sie mir ſchon achtungswerth geworden ſind. Lieber wünſchte ich, Sie nennten mir eine gute Frau von unbeſcholtenem Rufe, bey der ich eine Freyſtatt finden könnte; denn ich bin hier unbekannt und allein.“ Sondergleich freute ſich des Auftrags, und führte ſie in eine Hütte, voll ländlicher Einfalt und Anmuth. Sie gehörte einer guten Frau, deren hohes Alter ihr nur ſelten noch auszugehen erlaubte. „Mutter! ſagte Sondergleich zu ihr, da kömmt eine junge Unbekannte, deren holde Gegenwart euch wieder verjüngen wird.“ Die gute Alte empfieng ſie mit einer freundlichen Umarmung; in ihrer Hütte, ſagte ſie zu ihr, würde ſie freylich keine bequeme Wohnung finden, aber im Herzen ſollte ſie ihr deſto willkommener ſeyn: „Ich glaubte nicht, verſetzte Sonnenſtrahl, hier einen ſo freundlichen, liebreichen Empfang zu finden; gern, herzlich gern bleibe ich hier; gute Mutter. Und Sie — indem ſie ſich zum Prinzen wandte — Sie bitt' ich um Ihren Namen, damit ich doch weiß, wem ich für einen ſolchen Dienſt danken ſoll.“ Sondergleich nennte ſich ihr. „Und ich, ſetzte die Alte hinzu, möchte auch wiſſen, wie die ſchöne Unbekannte heißt, die unter mein Dach kömmt:“ Die

Prinzeſſin nennte ſich auch. Die Eigenthümerin der Hütte freute ſich ſehr über den lieblichen Namen; und Sondergleich nahm daher Veranlaſſung viel Artiges zu ſagen.

Die gefällige Wirthin both der Neuangekommenen ein leichtes ländliches Mahl: friſche Milch in einer ſaubern Schaale, friſche Eyer, friſche Butter, ſchwarzes kraftvolles Brod. Sondergleich lief und hohlte dazu, aus ſeinem Garten, Erdbeere und Kirſchen, mit Blumen niedlich umlegt; und bat ſie um Erlaubniß, ſie mit ihr verzehren zu dürfen. Konnte ſie ihm abſchlagen, was ſie wünſchte? Sie ſah ihn ſchon ſo gern! Kalt war nur ihr Blick; aber ihr Herz war es nicht.

Auch nachdem er ſie verlaſſen hatte, dachte ſie noch lange an ihn, ſo wie er an ſie. Er ſahe ſie täglich; trieb ſeine Heerde dahin, wo ſie die ihrige weiden ließ; ſang ihr Lieder voll Zärtlichkeit; und bließ ihr auf der Flöte vor. Beyde überließen ſich oft ihren Betrachtungen über die ſonderbare Reihe von Abentheuern, die ihnen begegnet waren: beyde fiengen an unruhig zu werden. Er ſuchte ſie überall ſorgfältig auf; wo er ſie nur allein finden konnte, da ſagt' er ihr von ſeiner Liebe, von dem ſanfteſten Bande der Seelen.

Sie fühlte etwas für ihn. Durch ſeine Schilderungen erkannte ſie bald genug dieſes unbekannte Etwas für Liebe. Bey ihrer Unerfahrenheit erſchrak ſie über dieſe Entdeckung: ſie beſchloß daher, ihm eben ſo ſorgfältig auszuweichen, als er ſie ſuchte. Aber was litt ſie nicht bey dieſem Entſchluſſe! Es war ein immerwährender Kampf mit ihrem Herzen. Sondergleich, dem die Veränderung in ihrem Betragen unerklärbar war, lauſchte überall auf einen Augenblick, wo er ſie ſelbſt darüber fragen könnte: aber umſonſt; Sonnenſtrahl wollte ihm nicht mehr näher kommen, wollte ihn nicht mehr hören.

Sie floh ihn, denn ſie ſchämte ſich, daß ſie Liebe für ihn empfand. „¿Alſo, lieben ſoll ich, ſagte ſie zu ſich ſelbſt; und einen Schäfer? ¡Welch ein Loos, das mir fiel! Ich zog Tugend der Schönheit vor; zum Lohne für dieſe Wahl ſchien mich der Himmel ſo ſchön gemacht zu haben, wie ich jezt bin; aber es ward mein Unglück. Ohne dieſe werthloſen Reize gefiel ich nicht jenem Schäfer ....“ Immer ſchloſſen ſich ſolche ſchmerzhafte Betrachtungen mit Thränen; und noch vermehrte ſich ihre Bitterkeit bey dem Gedanken an den Zuſtand des guten Schäfers.

Auch ihm war die Freude entflohen. Mehr als einmal fiel es ihm ein, ihr ſeine Herkunft zu entdecken; vielleicht, dachte er, würde ſie dann aus Eitelkeit ihn günſtiger anhören. Aber er ſagte ſich dagegen, daß ſie ihm nicht glauben, daß ſie Beweiſe von ihm fodern werde, und daß er keine hätte. „¡Unglücklich! rief er aus. Häßlich war ich ſonſt, aber beſtimmt zum Throne; und eine Krone deckt gar manchen Fehler. Vergebens würde ich mich jezt meinem Vater und ſeinen Unterthanen zeigen; ſie würden mich nicht erkennen. Meinen Namen und meine Mißgeſtalt nahm mir die Fee; ¿was hilft mir nun ihre Gütigkeit? — daß ich nun ein Schäfer bin, und eine Schäferin liebe, die mich nicht leiden kann. ¡O ſey freundlicher gegen mich, Schickſal; oder gieb mir meine vorige Mißgeſtalt und meine Gleichgültigkeit zurück!„ So klagten die beyden Liebenden, ohne ſich zu kennen.

Feſt entſchloſſen mit ihr zu reden, ſuchte er blos einen Vorwand, der ſie nicht beleidigen könnte. In dieſer Abſicht nahm er ein Lämmchen, ſchmückte es mit Blumen und Bändern, und gab ihm dazu ein Halsband von gemahlten Stroh, das in ſeiner Art ein Meiſterſtück war. Er fand die ſchöne Sonnenſtrahl

ſtrahl am Rande eines Baches ſitzen, der langſam durch das dichteſte Gebüſch ſchlich; ihre Heerde weidete zerſtreut um ſie her; tief in Traurigkeit verſenkt, dachte ſie wenig an dieſelbe. Schüchtern nahte ſich ihr Sondergleich, und ſtellte ihr das Lämmchen vor. „¿Was that ich Ihnen dann, ſchöne Sonnenſtrahl, ſagt' er mit einem Blicke der innigſten Zärtlichkeit zu ihr, daß Sie einen ſolchen Widerwillen gegen mich verrathen? Sie fliehen mich; ſchon den flüchtigſten Blick rechnen Sie mir zum Verbrechen an. ¿Iſt denn meine Liebe ſo ſehr Beleidigung? Könnte ſie nach ihrem Wunſche reiner ſeyn und treuer? Was ich ſagte, was ich that, war es nicht immer eben ſo ehrerbietig als liebevoll? — Doch, Sie lieben einen Andern; ein Anderer iſt glücklicher als ich!“ „¿Folgt das? erwiederte die Prinzeſſin. ¿Haſſe ich Sie denn, wenn ich Sie fliehe? Könnt' es nicht ſeyn — rathen Sie das Uebrige; aber, wenn Ihnen meine Ruhe lieb iſt, ſo folgen Sie mir nicht!“ Indem ſie das ſagte, eilte ſie davon.

Voll Liebe und Verzweiflung wollte ihr Sondergleich dennoch nacheilen; aber die Anſtrengung in ſeinem Innern war ſo heftig, daß er erſchöpft, faſt ohne Bewußtſeyn, am Fuße eines Baumes niederſank.

Nicht leicht hat ein Mädchen so viel über ſich erhalten, als jezt Sonnenſtrahl über ſich ſelbſt: ſie wurde geliebt, ſie liebte wieder, und riß ſich doch von ihm los. Sie ſah ihn fallen — denn freylich flog noch mancher Blick nach ihm zurück — und doch war ihre Tugend ſo ſtreng, ſo ſcheu, daß ſie ſich das Vergnügen ihm beyzuſtehen verſagte. Erſt als ſie auf freyem Felde war, ließ ſie ihren Schmerz ausbrechen. „O Tugend, Ruhm und Größe, rief ſie aus, euch bring' ich meine Ruhe zum Opfer! O daß ich ſie nicht mehr beſäße, dieſe traurige Schönheit! daß ich wieder häßlich wäre, wie ſonſt, oder ihn mein nennen könnte, ohne erröthen zu dürfen, ihn, den ich verlaſſe!" — Bey dieſen Worten ſtund ſie ſtill; unſchlüſſig, ob ſie weiter gehen, oder ob ſie wieder umwenden ſollte. Ihr Herz zog ſie freylich nach dem Walde zurück: aber ihre Tugend ſiegte, und feſt blieb der Entſchluß, ihn nicht mehr zu ſehen.

Während ihres Aufenthalts in dieſer Gegend hatte ſie von einem berühmten Zauberer gehört, der mit ſeiner Schweſter auf einem Schloſſe an der Grenze wohnte. Alle Welt wußte von ihrer Zauberkunſt zu erzählen; jeden Tag geſchah ein neues Wunder. Zauberkraft, dachte ſie, könne allein das Bild des ſchönen Schäfers aus ihrem Herzen vertilgen. In dieſer Abſicht beſchloß ſie eine Wanderſchaft nach dem Schloſſe des Mannes, der ſo allvermögend ſeyn ſollte. Ihrer gaſtfreyen Wirthin, ihrer Freundin, ihrer Mutter ſagte ſie nichts von ihrem Entſchluſſe. Sie war jung, ſchön und allein: aber voll von ihren trüben Gedanken, dachte ſie an keine Gefahr. Tag und Nacht hatte ſie keine Ruhe; alles ertrug ſie, Hunger und Durſt, um nur bald auf dem Schloſſe und bald von ihrer Leidenſchaft geheilt zu ſeyn.

In einem Walde, den ſie durchſtrich, hörte ſie ſingen: es kam ihr vor, als würde ihr Name genannt. Sie horchte, und vernahm ganz deutlich, daß jemand ſang:

Schön und artig war vor Allen
  Sondergleich, in unſerm Thal;
Schön und artig, war vor Allen,
  Die geliebte Sonnenſtrahl.
Blicke, Seufzer, Klagen, Thränen,
  Sagten ſeine Liebespein;
Kalt ſchien ſie bey ſeinen Thränen,
  Kalt bey ſeinem Flehn zu ſeyn. —
Schien nur ſo! — bey ſeinem Gehen
  Folgte ihm der trübe Blick;
Schien nur ſo! — Zum Wiederſehen
  Ruft ihn oft ihr Wunſch zurück.

Er war mit der Morgenröthe
Früh erwacht, bey Sonnenſtrahl;
Auch fand ihn die Abendröthe
Späte noch bey Sonnenſtrahl.
Und ſie lauſchte ſeiner Flöte:
Sang ſo gern dem ſtillen Thal
Seine Lieder
Freudig wieder. —

„Nein! das iſt zu viel! rief ſie unter bittern Thränen. Unbeſcheidener! du haſt dich deſſen berühmt, was dir meine Liebe unbefangen gab! Du haſt deine Wünſche laut werden laſſen, und biſt Schuld, daß man nun in Wäldern und Feldern von mir ſingt!“ — Es verdroß, es kränkte ſie dergeſtalt, daß ſie glaubte; wenigſtens mit Gleichgültigkeit nun an ihn denken zu können. „Brauch' ich nun, fuhr ſie fort, noch Mittel gegen meine Zärtlichkeit aufzuſuchen? Wer ſo geſchwätzig iſt, kann mir nicht gefährlich ſeyn. Ich will mit der Schäferin, die hier ſingt, nach Hauſe zurückkehren. Sie rufte ſie, erhielt aber keine Antwort. Sie rufte noch ſtärker: alles blieb ſtumm! und gleichwohl hörte ſie doch noch immer abgebrochen ganz nahe bey ſich ſingen. Unruhe und Furcht ergriffen ſie. Unſchlüſſiger als jemals, eilte ſie nur, um, wo möglich, das Ende des Waldes zu erreichen. — „Iſt er mir denn, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, auf einmal ſo wenig furchtbar geworden, daß ich es wagen durfte ihn wiederzuſehn? Oder verſteckt ſich nicht mein Herz vielleicht mit ihm, und ſucht mich nur zu täuſchen? Fliehen, Fliehen, das iſt das Beſte für mich!“ So trieb ſie Unentſchloſſenheit und Angſt immer weiter bis an ein Schloß, und ſelbſt, ohne Bedenken, in das Schloß hinein.

Sie mußte durch verſchiedene große Höfe, wo Unkraut und Diſteln ſo hoch aufgeſchoſſen waren, als hätte ſeit vielen Jahrhunderten kein menſchlicher Fuß dieſe Höfe betreten. Es koſtete ihr nicht wenig Mühe, ſich durch die Diſteln und Neſſeln, auf Koſten ihrer Hände, eine Bahn zu brechen. Sie kam in einen Saal, in welchen das Licht blos durch eine kleine Oeffnung fiel. Die Tapete dieſes Saales beſtund aus Flügeln von Fledermäuſen; an der Decke, ſtatt der Kronleuchter, hiengen zwölf Katzen, die ein Konzert machten, daß man die Ohren hätte zuſtopfen mögen; auf einem großen Tiſche unter ihnen waren zwölf Mäuſe mit den Schwänzen angebunden, und jede hatte eine Seite Speck vor ſich, die ſie nicht erreichen konnte: die Katzen ſahen alſo die Mäuſe, ohne ihnen beykommen zu können; die Mäuſe fürchteten ſich vor den Katzen, und mußten hungrig die herrlichſte Seite Speck vor ſich ſehen.

Im

Indem die Prinzeſſin die Martern der armen Thiere bedauerte, trat der Herr des Schloſſes herein. Es war der Zauberer; in einem langen ſchwarzen Talare, mit einer Brille auf der Naſe, einer Eydexe auf dem Kopfe, und einer Peitſche von lebendigen Schlangen in der Hand. ¡O wie erſchrak die arme Prinzeſſin! wie wünſchte ſie ſich an ihren Bach, zu ihrer Heerde und zu ihrem Schäfer zurück! Sie wollte fliehn: aber Spinnenweben hatten ſchon die Thüre verſchloſſen. Sie riß eine davon hinweg, aber es zog ſich gleich eine andere vor. Sie räumte auch dieſe hinweg, und eine dritte trat an ihre Stelle. Vergebens riß ſie dieſe entzwey: ſie fand wieder eine wie vorher: kurz, die verwünſchten Spinneweben waren ohne Zahl und Ende. Es war nicht möglich, ſich durchzuarbeiten; ihre Arme ermüdeten, und ihre ganze Kraft erſchöpfte ſich. Sie wollte ſich ſetzen, und ausruhen, und ſie ſetzte ſich auf Stacheln, die in ſie eindrangen, und ſie ſprung gleich wieder auf. Sie verſuchte noch einmal zu entfliehen: aber undurchdringlich blieben die endloſen Spinneweben. Der ſchelmiſche Alte ſah ihr mit Schadenfreude zu, und lachte, daß der Saal wiederhallte. Nachdem er ſie nun lange ſo hatte ſtreben und ſträuben laſſen, ſagt' er endlich zu ihr: „Dein ganzes Leben könnteſt du hier arbeiten, und alles wäre doch umſonſt. Du biſt jung, du biſt ſchöner als alles was ich je ſchönes geſehn habe; ich dächte, du würdeſt meine Frau. Ich ſchenke dir die zwölf Katzen da oben an der Decke, und die zwölf Mäuſe hier auf dem Tiſche; du kannſt damit machen was du willſt. Die Katzen waren einſtmals Prinzen, die Mäuſe waren einſtmals Prinzeſſinnen. Sie hatten die Ehre mir zu gefallen, dieſe Damen; keine wollte mich wieder lieben, ob ich gleich immer artig und galant geweſen bin. Dieſe Herren waren meine Nebenbuhler, und beſſer gelitten. Ich ward eiferſüchtig; lockte ſie, eins nach dem andern, hierher, und ſo wie ich ſie hierher gelockt hatte, gleich machte ich ſie zur Katze oder Maus. Drollicht iſt es nun, daß ſie ſich jezt eben ſo gram ſind, als ſie ſich ſonſt liebten; das heißt doch Rache!“ — „¡Ach! Herr Zauberer; verſetzte **Sonnenſtrahl**, ſo machen Sie mich dann gleich zur Maus; ich verdien' es nicht weniger als meine Vorgängerinnen.“ — „¿Wie? verſetzte der Zauberer, ſchöne Phyllis, du willſt mich alſo nicht lieben?“ — „Ich will gar nicht lieben!“ erwiederte ſie. — „¡Albern Ding! ſagte der Zauberer; ich will dir gute Tafel geben, ſchöne Kleider, prächtige Equipage; ich erzähle dir Mährchen, und die Leute nennen dich gnädige Frau.“ — „Noch einmal! antwortete die Prinzeſſin, ich will gar nicht lieben.“ „Sieh’ dich wohl vor, ſagte der Zauberer aufgebracht; es möchte dich lange Zeit gereuen.“ „Immerhin!“ verſetzte die Prinzeſſin, zum drittenmal; ich will gar nicht lieben.“ — „Nun, ſagte der Zauberer, ſo ſey es dann, meine ſpröde Schöne! Da Sie gar nicht lieben wollen, ſo werden Sie dann ein Geſchöpf von einer ganz eigenen Art. Sey künftig weder Fiſch noch Fleiſch; habe weder Haut, noch Knochen; ſey grün, weil grün die Farbe der Jugend iſt;

[illegible]
Luſtig, luſtig, ohne Schwinge!
Luſtig, luſtig, zirpe, ſinge
Auf der Wieſe hin und her,

und Grille ſey dein Name!“ — Kaum geſagt, ſo war Prinzeſſin Sonnenſtrahl das leichte, fröhliche Ding, das der Zauberer genennt hatte, und hüpfte, im vollen Genuſſe der Freyheit, in den Garten hinab.

Aber nun in Stunden der ernſthaften Ueberlegung, erſt da fühlte ſie ihr ganzes Unglück. „¡Ach! rief ſie mit Wehmuth und bitter, meine Krücken, meine lieben Krücken! ¿Iſt das dein Verſprechen, Traſimen? — ¡Das war mir alſo ſeit zweyhundert Jahren aufgeſpahrt!

Schönheit, die ſo ſchnell verblüht, wie die Frühlingsroſe, und dann ein grünes Ding, eine kleine Zwittergeſtalt, die weder Fiſch noch Fleiſch iſt, die weder Haut noch Knochen hat! ¡Unglückliche, die ich bin! Wär' ich noch Prinzeſſin, wenn auch eine häßliche, der Krone zu gefallen wählte mich doch ein Gemahl. Wär' ich Schäferin, Sondergleich wünſchte mein Herz. Jezt bin ich Grille, muß Tag und Nacht zirpen und ſingen, wenn mich alles nur zu Thränen ſtimmt." — So klagte die arme Grille im duftenden Grün, am Raude eines Bachs.

¿Und er, dem alle dieſe Klagen galten, was machte indeſſen Sondergleich, den wir ohnmächtig am Fuße eines Baumes verließen? Lange Zeit blieb er ſo erſchöpft, faſt ohne Beſinnung liegen, bis ihn das duftende Grün oder eine unbekannte Macht wieder zu ſich ſelbſt brachte. Den ganzen Tag wagte er es nicht, ſie aufzuſuchen; nur ihre lezten Worte: „rathen Sie das Uebrige" — erhoben ihn wieder zur Hoffnung, daß Zeit und Mühe vielleicht etwas ausrichten würden. Welch ein Schrecken für ihn, als er von der guten Alten erfuhr, Sonnenſtrahl ſey ſeit geſtern unſichtbar worden. Unruhvoll, von bangen Vermuthungen beſtürmt, gieng er fort, ins Feld, in den Wald, an den Bach. Bang und ſchwermüthig ließ er ſich im Schatten nieder; und mit ſchwerem Herzen ſchnitt er in einen Baum die Klage ein:

Schöner grünte das Thal und ſchöner blühten die Fluren,
Sanfter rauſchte der Bach — alles verſchönert durch Sie!
Oede trauert das Thal, und öde trauern die Fluren,
Traurig ſchleichet der Bach — alles verlaſſen von ihr.

Er ſchnitt noch, als auf einmal eine bejahrte Matrone hinter ihm ſtund. Ein antiker Kragen um den Hals und eine Sammtkappe über ihrem Silberhaare gaben ihr das ehrwürdigſte Anſehen einer Bewohnerin der Vorwelt. „Mein Sohn! ſagte ſie zu ihm, du klagſt ſo bange; ¿ darf ich nicht wiſſen warum?“ — „Ach! Mütterchen! antwortete der Prinz, ich klage um eine Schäferin, die mir entflohen iſt. Ich will ſie ſuchen, will ſie finden, und ſollt' ich die ganze Welt durchſtreichen.“ — „Wohlan, ſo gehe zuerſt dorthin; ſagte ſie, und zeigte ihm den Weg nach dem Schloſſe des Zauberers; es ahndet mir, du wirſt ſie bald finden.“ Sondergleich dankte ihr, wanderte fort und rufte die Liebe um Beyſtand an.

Unterwegs im Walde kam es ihm vor, als ſähe er ſeine Schäferin: er eilte ihr nach: ſie floh vor ihm. „Sonnenſtrahl, ruft' er ihr nach, Sonnenſtrahl!“ Die Truggeſtalt flohe noch ſchneller. So vergieng ihm der gröſte Theil des Tags. Als es dunkel geworden war, ſah er helles Licht im Schloſſe. Vielleicht, dacht' er, iſt ſie dort. Er gieng auf das Schloß zu, und kam ohne Hinderniß die Höfe hindurch, und die Treppe hinauf. In einem großen Saale fand er eine Fee, eine lange hagere Geſtalt. Ihre Augen glichen zwo erloſchenen Lampen: durch ihre Wangen hätte man das Tageslicht erkennen können; ſchindeldünne waren ihre Arme und Hände; über das ganze Knochengerippe lag eine ſchwarzbraune zuſammengeſchrumpfte Haut. Bey alle dem legte ſie Roth auf, trug Modebänder, einen Mantel von Silberſtoff, auf dem Kopfe eine Krone von Diamanten, und Schmuck, wo nur welcher anzuhängen war.

„Endlich, ſo redete ſie ihn an, endlich ſeh ich Sie hier, wo ich Sie ſchon längſt zu ſehen wünſchte. Denken Sie nicht mehr an Ihre ſpröde Phyllis; ſchämen Sie ſich dieſer Liebſchaft unter Ihrem Stande. In mir ſehen Sie die Königin der Meteore; ich will und kann Ihnen des Guten viel thun, wenn Sie mir Ihre Liebe ſchenken.“ — „Sie lieben?

rief der Prinz mit einem Blicke voll Unwillens; ¿Sie lieben? Bin ich noch Herr über mein Herz? Nein; untreu werde ich nie: am wenigſten Ihnen zu gefallen. Wählen Sie ſich eine Liebſchaft in Ihrem Gebiete: nur uns Sterbliche laſſen Sie in Ruhe."

Die Fee war ſtolz, und brauſte ſehr leicht auf. In einem Nu hatte ſie alſo die Galerie mit fürchterlichen Ungeheuern angefüllt, gegen die **Sondergleich** ſeine ganze Geſchicklichkeit und Tapferkeit aufbieten muſte. Bald erſchienen ſie mit vielen Köpfen und Armen, bald als Centauren oder Syrenen; bald als Löwen mit Menſchenköpfen, oder als fliegende Drachen. **Sondergleich** hatte dagegen keine Waffen als ſeinen Hirtenſtab und einen Stock aus ſeinem Walde. Zuweilen gönnte ihm die Fee einen Stillſtand, und wiederholte ihre vorige Frage: er wiederholte dagegen immer die nemliche Antwort. „Gut! ſagte ſie endlich zu ihm, ſiehe dort am Ende der Galerie deine **Sonnenſtrahl**: weigerſt du dich noch länger, ſo wird ſie vor deinen Augen von Tygern zerriſſen." „¡O lieber mich! rief der Prinz, lieber mich! nur ſie verſchont!" — „Mit nichten! verſezte die Fee, von deinem Tode iſt gar die Rede nicht; von deinem Herzen iſt die Rede, von deiner Hand." Zugleich hörte der

Prinz die klagende Stimme ſeiner Geliebten, die ihn fragte, ob er ſie von den Tygern wolle zerreiſſen laſſen, und die ihn aufmunterte, den Wunſch der Fee zu erfüllen.

Der arme Prinz ſchwankte unentſchloſſen. „¡O meine Beſchützerin! rief er aus; ¿mächtige Benigna, kannſt du mich verlaſſen? Jezt iſt die Stunde, da ich Hülfe bedarf. —

Feſt und treu dich zu erhalten,
Laſſe nur das Schickſal walten;
Geh' und ſuch' den goldnen Zweig:

antwortete ihm eine Stimme hoch in der Luft. Bey dieſem Rufe einer Mächtigern bebte die magere Fee, die ſchon durch ſo mancherley Zaubertäuſchungen ihres Siegs gewiß zu ſeyn wähnte. „¡Fort! ſchrie ſie, fort aus meinen Augen, unglücklicher Starrkopf! Dein Herz iſt voll Gluth: werde ein Heimchen, das ſo gern Feuer und Wärme liebt!“

Auf der Stelle ward der wunderſchöne Sondergleich ein Heimchen, das ſich am erſten Lichte, am erſten Ofen verbrannt haben würde, hätte nicht der freundliche Zuruf aus der Luft ihm Kraft und Muth gegeben, den goldenen Zweig und noch mehr aufzuſuchen. Voll Zuverſicht auf jenen, verließ er eilig den

Zauberpalaſt, ohne zu wiſſen, wohin er ſich wenden ſollte. Sein erſtes Nachtlager nahm er in einem hohlen Baume. Hier fand er eine Grille, die verdroſſen und traurig nicht den mindeſten Laut von ſich gab. Ohne zu ahnden, daß eine Perſon voll Verſtand und Geiſt darunter verborgen ſeyn könnte, fragte er ſie: „¿ wohin des Wegs, liebe Grille?“ „¿ Wohin des Wegs, lieb Heimchen?“ antwortete ſie ſogleich. „¿ Wie? rief er mit Verwunderung, ſpricht die Grille auch?“ — „¿ Warum nicht? war die Antwort; ſpricht doch das Heimchen; hat es mehr Recht als ich?“ — „Ich kann wohl reden, ſagte Heimchen, denn ich bin ein Menſch.“ „So muß ich es denn auch, verſetzte Grille, und noch beſſer können, denn ich bin ein Mädchen.“ „Unſer Schickſal iſt ſich alſo gleich!“ ſagte Heimchen. „Allerdings! erwiederte die Grille. ¿ Aber noch einmal, wohin des Wegs? Ich wollte wir giengen mit einander und blieben länger beyſammen.“ „Eine unbekannte Stimme: verſetzte Heimchen, hat mir aus der Luft zugerufen, ich ſolle den goldenen Zweig ſuchen; und ohne Zögern bin ich fortgewandert, ohne noch zu wiſſen wohin.“

Während ihres Geſprächs wurden ſie von zwey Mäuschen unterbrochen, die über Hals und Kopf in den hohlen Baum ſchlüpften, ſo daß Grille und Heimchen ſich kaum geſchwind genug in einen Winkel verkriechen konnten. „Ach, rief die eine Maus, die Hüften thun mir weh, vom Laufen: ¿geht es Ihrer Hoheit eben ſo?“ — „Sieh' nur, erwiederte die Andere, was ich habe zurücklaſſen müſſen, um nur von dem Marter-Tiſche des verwünſchten Alten loszukommen. ¿Haſt du wohl geſehen, wie er uns verfolgt hat? Gut, ſehr gut, daß wir aus dem Höllenpallaſte entronnen ſind! „Ja! verſetzte die Erſte, wenn nur die Katzen nicht wären und die Fallen! Ich wollte wir wären ſchon beym goldenen Zweige. „¿Du weißt alſo den Weg?“ fragte die andere, die ſich Ihre Hoheit nennen ließ. „Wie in meiner Stube.“ gab jene zur Antwort. Es iſt ein Wunderding um dieſen goldenen Zweig: ein Blättchen von ihm macht reich auf Lebenszeit; er verſchönert; er erhält die Blüthe der Jugend; und löſet allen Zauber auf; vor Anbruche des Tages müſſen wir uns auf den Weg machen.“ — „Mit Erlaubniß, wir begleiten Sie, das Heimchen hier und ich!“ ſagte Prinzeſſin Sonnenſtrahl. Ihre Geſellſchaft wurde mit Vergnügen angenommen; und den andern Morgen in aller Frühe, wurde die Wanderung, aus Furcht vor den Jägern, in größter Stille angetreten.

Schweigend erreichten ſie den Wundergarten, der den goldenen Zweig enthielt. Wundervoll war dieſer Garten: denn ſtatt des Sandes waren die Alleen mit lauter kleinen orientaliſchen Perlen ausgeſtreut, und alle Blumen von Edelſteinen; die Roſen waren von rothen Diamanten und Rubin; die Ringelblumen und Jonquillen von Topaſen und gelben Diamanten; die Veilchen von Amethiſten und Saphiren: das Ganze verbreitete einen Schimmer wie Sonnenglanz. Mitten in dieſem Garten ſtund der goldene Zweig, hoch wie die höchſten Bäume, und beladen mit Kirſchen von Rubinen.

Kaum hatten ſich ihm die vier Bezauberten genähert, ſo löſte ſich der Zauber auf, und ſie kehrten in ihre natürliche Geſtalt zurück. Man denke ſich das Entzücken dieſes Augenblicks.

Fee Benigna und Traſimen erſchienen in einer Pracht, wie die Eigenthümer eines ſolchen Gartens erſcheinen mußten. „Kommen Sie, rief die Fee den beyden Liebenden mit ausgeſtreckten Armen entgegen, empfangen Sie aus unſerer Hand die Kronen, die Ihrer Geburt, Ihrer Treue und Ihrer Tugend gebühren: Ihr Kummer verwandelt ſich in Entzücken.

zücken. Prinzeſſin fuhr ſie fort, jener Schäfer, den Sie liebten und ſcheuten, iſt der Prinz, der Ihnen von Ihrem und ſeinem Vater beſtimmt war. Geben Sie ihm jezt Ihre Hand; und mir überlaſſen Sie die Sorge für Ihre Ruhe und für Ihr Glück. „Mit freudiger Rührung ſank die Prinzeſſin der gütigen Fee in die Arme, und ließ blos ihre Thränen für ſich reden. **Sondergleich** ſtammelte, von **Traſimen** freundlich umſchloſſen, ſeinen Dank. **Benigna** gab ihnen verſchiedene Erläuterungen. Sie hatte ſie bisher wenig oder gar nicht verlaſſen: ſie war es, die der Prinzeſſin die Wahl zwiſchen Gelb und Weiß vorſchlug; ſie war es, die unter der Geſtalt der guten Alten die Prinzeſſin bey ſich aufnahm; ſie war es auch, die dem Prinzen den Weg nach dem Zauberſchloſſe zeigte. „Freylich, ſezte ſie nach dieſen Erläuterungen hinzu, freylich hätte ich gewünſcht, Ihnen beyden manchen Kummer erſparen zu können, allein es ſtand nicht in meiner Macht: das Glück der Zärtlichkeit will theuer erkauft ſeyn.“

Eine ſanfte Symphonie erſcholl und gab die Loſung, daß den Liebenden ihr Wunſch gewährt werden ſolle.

Während der Feyerlichkeiten ihrer Vermählung baten die beyden Prinzeſſinnen, die entzaubert waren, die gütige Fee, auch die übrigen Bezauberten im Schloſſe zu befreyen. „Dieſer Tag, erwiederte ſie, iſt zu ſchön, als daß ich Ihnen etwas verſagen könnte.“ Zugleich verſezten drey Schläge auf den goldenen Zweig jedes bezauberte liebende Paar in ſeiner natürlichen Geſtalt hieher; und freygebig ſchenkte ihnen die Fee alle Koſtbarkeiten im Schranke des öden Thurms.

VIII.

Der Orangenbaum und die Biene.

Es war einmal ein König und eine Königin, denen zu einem vollſtändigen Glücke nichts fehlte, als daß ſie keine Kinder hatten. Die Königin war ſchon hoch in die Jahre, und hatte die Hoffnung Leibeserben zu bekommen beynahe aufgegeben, als ſie unvermuthet von einem wunderſchönen Mädchen entbunden wurde. Man ſtelle ſich die Freude vor, die dieß in dem königlichen Hauſe verurſachte. Jedermann ſuchte einen Namen für die kleine Prinzeſſin, der die Empfindungen ausdrücke, welche man gegen ſie hegte, und man vereinigte ſich endlich über den Namen **Vielgeliebt**, den die Königin auf einen Türkis graben ließ: **Vielgeliebt, Tochter des Königs der glücklichen Inſel.** Dieſen Türkis hieng ſie ihr an den Hals, in der Meynung, daß er ihr Glück bringen ſolle; aber dießmal that er gerade das Gegentheil. Als man nemlich an einem ſchönen Sommertage ihre Amme auf dem Meere ſpazieren fuhr, erhub ſich auf einmal ein erſchrecklicher Sturm, ſo daß es unmöglich war, das Ufer zu erreichen. Die Barke ward an eine Klippe getrieben und ſcheiterte; die Amme und das Schiffsvolk kamen insgeſammt um. Die kleine Prinzeſſin ſchlief unterdeſſen in ihrer Wiege, und ward ſo von den Wellen an das Ufer eines reizenden Landes getrieben, das aber unbewohnt war, ſeitdem der Popanz Ravagio und ſeine Frau Turmentine ihre Wohnung hier aufgeſchlagen hatten. Sie fraßen, wer ihnen vorkam; denn wenn die Popanze einmal Menſchenfleiſch gekoſtet haben, ſo werden ihnen alle andere Gerichte unſchmackhaft. Turmentine litt ſelten Mangel; denn ſie war eine halbe Fee, und fand immer Mittel, ihren Appetit zu befriedigen.

Auf eine halbe Meile weit hatte ſie ſchon die Prinzeſſin gerochen; und ſie lief gleich an das Ufer, damit ihr Ravagio nicht zuvorkäme; denn ſie waren beyde, eins ſo gefräßig als das andere; und eins ſo häßlich als das andere. Sie hatten nur Ein Auge, das mitten in der Stirne ſtund; ein Maul das von einem Ohre bis zum andern gieng, eine breite eingedrückte Naſe, lange Eſelsohren, borſtige Haare und einen Buckel vorn und hinten.

So häßlich ſie auch war, ſo empfand Turmentine doch bey dem Anblicke der kleinen Prinzeſſin etwas in ihrem Herzen, das ſie in ihrem Leben noch nie empfunden hatte. Mit einer Art von Wohlgefallen betrachtete ſie das kleine Kind, das mit ſeinen Windeln ſpielte und ſie anzulächeln ſchien. Turmentine beſchloß ſie zu erziehn, und ſie nicht zu freſſen, wenigſtens nicht gleich.

Sie nahm ſie auf die Arme, band ſich die Wiege auf den Rücken und marſchirte in ihre Höle zurück. „Da, Ravagio, ſagte ſie zu ihrem Manne, da iſt Menſchenfleiſch; aber, bey meiner Seele, du ſollſt nichts davon ſchmauſen. Es iſt ein allerliebſtes kleines Mädchen, ich will es erziehn und mit unſerm kleinen Popanzchen verheyrathen, damit wir in unſerm Alter hübſche Enkelchen kriegen.“ — „Das iſt gar nicht übel, antwortete Ravagio; du biſt doch, ſo wahr ich lebe, ſo dumm nicht. Laß es mich doch einmal anſehn; es iſt gar zu hübſch.“ — „Aber friß mir's nicht etwa, verſezte Turmentine, und gab ihm das Mädchen in ſeine Klauen. — „Nein, nein, ſagte er, ich kann meinen Appetit ſchon bändigen.“ —

Und nun überhäuften Turmentine, Ravagio und der kleine Popanz die Prinzeſſin mit allen Arten von Liebkoſungen, daß es ein Wunder zu ſehn war.

Sie wuchs unter dieſen Ungeheuern auf, und ward immer größer und ſchöner, während ſie an dem Hofe ihres Vaters Tag und Nacht beweint wurde. Denn man hielte nichts für gewiſſer, als daß ſie in dem Sturme ertrunken wäre; und der König fand für gut ſich einen Erben zu wählen. Er frug die Königin, was ſie dazu meine? „Thun Sie was Sie für gut finden, antwortete ſie. „Meine geliebte Tochter iſt todt; wir ſuchen ſie ſeit funfzehn Jahren umſonſt, und es wäre thöricht, noch länger einige Hoffnung zu nähren.“

Der König faßte alſo den Entſchluß, eine Geſandſchaft an ſeinen Bruder zu ſenden und ihn zu erſuchen, daß er ihm ſogleich einen von ſeinen Söhnen ſchicken ſollte, von dem er die beſten Hoffnungen hege, und den er der Krone am würdigſten achte. Die Geſandten ſchifften ſich ein; der Wind war günſtig, und ungeachtet der großen Entfernung kamen ſie in kurzer Zeit bey dem Bruder des Königs an, der ein ſehr großes Reich beſaß. Sie wurden ſehr gut aufgenommen, und da ſie ihren Auftrag

trag ausgerichtet hatten, weinte der König vor Freuden, und antwortete ihnen: da ihm der König, ſein Bruder, freye Wahl ließe, ſo ſende er ihm denjenigen von ſeinen Söhnen, den er ſelbſt für ſich gewählt haben würde. Er glaube, daß die Denkungsart ſeines zweyten Prinzen den Wünſchen ſeines Bruders vollkommen entſprechen werde. Er habe niemals eine Neigung an ihm bemerkt, die ſeiner Geburt Schande mache.

Man holte den Prinzen Vielgeliebt (dieß war ſein Name) und die Geſandten waren durch ſeinen Anblick frappirt. Er war 18 Jahr alt. Der Gott der Liebe ſelbſt war nicht ſchöner als er, und ſeine Schönheit ward durch ein edles, tapferes Anſehen erhöht, welches zu gleicher Zeit Ehrfurcht und Zärtlichkeit einflößte. Man entdekte ihm den Wunſch ſeines Onkels, ihn bey ſich zu haben. Sein Vater befohl ihm, ſich zur Abreiſe fertig zu halten; und als ſeine Equipage in gehörigem Stande war, nahm er Abſchied, ſchiffte ſich ein, und verlor in wenig Stunden die Ufer ſeines Vaterlandes aus dem Geſichte.

Gut Glück auf die Reiſe! Laßt uns indeſſen ſehn, was die Prinzeſſin in der Popanz-Höle macht. Sie ward mit jedem Tage ge ſchöner; alle Grazien, alle Reize ſchienen in ihr vereinigt zu ſeyn. Wenn ſie ſo in dieſer dunkeln Höhle ſaß, zwiſchen Ravagio, Turmentinen und den kleinen Popänzen, ſo war es, als wenn ein einzelner glänzender Stern aus der Dunkelheit der Nacht hervorſtrahlte. Das Beyſpiel der Ungeheuer, unter denen ſie lebte, hatte ſie nicht angeſteckt. Je grauſamer dieſe waren, deſto ſanfter war ſie; und ſie kannte keinen ſüßern Genuß, als wenn ſie die Unglücklichen retten konnte, die in die Klauen der Popanze fielen. Oft ſetzte ſie ſich ihrem Zorne aus, wenn ſie ihnen ihre Leckerbiſſen raubte, und ſie würde ihm am Ende doch unterlegen haben, wenn der kleine Popanz ſie nicht mehr als ſeine Augen geliebt hätte. ¡Was vermag die Liebe nicht! Die Blicke der reizenden Vielgeliebt machten das kleine Ungeheuer ſo zahm, wie ein Lamm.

¡Aber ach! wie ward ihr zu Muthe, wenn ſie dachte, daß ihr dieſer Liebhaber zum Gemahl beſtimmt ſey! Sie wußte zwar nichts von ihrer Geburt, aber die goldne Kette und der Türkis, der an ihrem Halſe gehangen hatte, hatte ſie auf die Vermuthung geführt, daß ſie von vornehmen Stande ſeyn müſſe; ihre Empfindungen und ihre Denkungsart gaben dieſer Vermuthung noch größere Gewißheit. Sie konnte weder leſen noch ſchreiben; ſie verſtand keine als die Popanzenſprache; aber ſie hatte ſo richtige Grundſätze von Tugend und Ehre, als wäre ſie an dem aufgeklärteſten Hofe von der Welt erzogen worden.

Sie hatte ſich ein Kleid von einer Tigerhaut gemacht; ihre Arme waren halb nackend; ein Bogen hieng über ihren Schultern und ein Köcher an ihrer Seite. Ihre blonden Haare waren mit einer dünnen Schilf-Schnur gebunden und floſſen frey auf ihren Buſen und ihren Rücken herab. An ihren Füßen trug ſie eine Art von Halbſtiefeln, die aus Binſen geflochten waren. So durchſtrich ſie die Wälder wie eine zweyte Diane, ohne zu wiſſen wie ſchön ſie war; der Cryſtall der Quellen zeigte ihr ihre Geſtalt, aber ſie verweilte nicht bey dieſem Anblicke und ſie kannte die Eitelkeit nicht. Sie aß nichts als was ſie auf der Jagd fing, und unter dieſem Vorwande entfernte ſie ſich oft von der ſchrecklichen Höle und beweinte ihr Unglück in dem Dickigte des Waldes oder an dem einſamen Ufer des Meeres. „O Himmel! rief ſie aus, was habe ich verbrochen, daß du mich dieſem ſchrecklichen Popanze zum Weibe beſtimmteſt? Warum kam ich nicht in den Fluthen des Meeres um? Warum ward mir mein Leben erhalten, in welchem ich nichts als Kummer und Schmerzen ſehe? — So klagte ſie und flehte zu den Göttern und bat um Hülfe.

Wenn das Wetter ſtürmiſch war, ſo verſäumte ſie niemals ſich an das Ufer zu begeben um den Unglücklichen beyzuſtehen, die etwa an das Land getrieben wurden und ſie vor dem Popanze Ravagio zu warnen. Einſmals hatte es die ganze Nacht ſchrecklich geſtürmt und ſobald es Tag wurde, eilte Vielgeliebt an das Ufer und erblickte einen Menſchen in dem Waſſer, der ſich über ein Bret her gelegt hatte, und alle Mühe anwendete um das Ufer zu erreichen. Aber immer trieb ihn das Ungeſtüm der Wellen wieder zurück. Die Prinzeſſin hätte ihm gerne beygeſtanden; ſie winkte ihm, ſie zeigte ihm die beſten Orte zum anlanden, aber er ſah und hörte nicht. Bisweilen kam er ſo nahe, daß er kaum noch einen Schritt zu thun brauchte; aber plötzlich bedeckte ihn eine Welle und ſchleuderte ihn zurück. Endlich wurde er auf dem Sand ausgeworfen und lag lange ohne Beſinnung da. Vielgeliebt eilte hinzu und glaubte faſt, daß er todt wäre, ſo blaß war er. Demungeachtet ſuchte ſie ſtarkriechende Kräuter, drückte ſie zwiſchen ihren Händen aus und rieb ihm die Schläfe damit. Nachdem ſie dieß einigemal wiederholt hatte, holte er einen tiefen Seufzer und ſchlug die Augen auf; aber er hätte ſie beynahe auf ewig wieder geſchloſſen, ſo ſehr war er von ihrer Schönheit geblendet. Zugleich ſezte ihn ihr ſeltſamer Aufzug in ein ſolches Erſtaunen, daß er nicht wußte, ob er träume oder wache. Er redete ſie zuerſt an; ſie ſchien zu antworten, aber keins verſtand das andre. Sie betrachteten ſich aufmerkſam; Erſtaunen und Freude ſtrahlten aus ihren Blicken. Die Prinzeſſin hatte in ihrem Leben noch keinen wahren Mann geſehn, einige armſelige Fiſcher ausgenommen, die der Popanz gefangen hatte; und ſo kann man ſich leicht denken, mit welchen Empfindungen ſie der Anblick des ſchönſten und liebenswürdigſten Mannes erfüllte, den die Erde vielleicht jemals getragen hatte; denn kurz von der Sache zu kommen: der junge Mann, den ſie in das Leben zurückrief, war niemand anders, als ihr leiblicher Vetter, der Prinz **Vielgeliebt**, welcher auf ſeiner Reiſe Schiffbruch gelitten hatte.

Der junge Prinz war ſeiner Seits auch nicht wenig verwundert, in einem ſo wüſten Lande und unter einem ſo ſeltſamen Aufzuge ein Frauenzimmer von dieſer Schönheit zu finden, die alles übertraf, was er jemals an ſeines Vaters Hofe geſehen hatte. Sie fuhren beyderſeits fort, mit einander zu ſprechen ohne ſich zu verſtehn. Ihre Augen und Geberden dienten ihnen zu Dollmetſchern; und in ihrem Leben hatte die Prinzeſſin nicht ſoviel Vergnügen an einer Unterhaltung gefunden. Aber auf einmal fiel ihr die Gefahr ein, welcher dieſer liebenswürdige Fremdling ausgeſezt ſey, und dieß verſetzte ſie in eine tiefe Traurigkeit, die ſich lebhaft auf ihrer Stirne ausdrückte. Der Prinz bemerkte es; er fürchtete ihr misfallen zu haben, und bemühte ſich auf das eifrigſte zu erfahren was ihr fehle. Er ergriff ſie bey den Händen, aber ſie ſtieß ihn zurück und gab ihm, ſo gut ſie konnte, zu verſtehn, daß er ſich wegbegeben ſolle. Sie fing an zu laufen, kehrte wieder um und wollte ihm dadurch andeuten, daß er es eben ſo machen möchte; er floh und kehrte wieder um. Wenn er wiederkam ward ſie böſe; ſie nahm ihre Pfeile, richtete ſie nach ſeinem Herzen und wollte ihm ſo zu verſtehn geben, daß man ihn tödten würde; er aber nahm es dafür auf, daß ſie ihn tödten wollte, warf ſich vor ihr auf die Knie und erwartete ſeinen Tod. Dieſe Ergebenheit ſezte ſie außer ſich. Mit einem Blick voll Zärtlichkeit ſagte ſie zu ihm: „ach ſo ſollſt du denn das Opfer des grauſamen Ravagio und der häßlichen Turmentine werden? So ſollen dieſe Augen, deren Freude du biſt, dich zerreißen und ohne Barmherzigkeit verſchlingen ſehn? — Heiße Thränen rollten bey dieſen Worten über ihre Wangen und der Prinz begriff nicht was ſie ſagen wollte.

Endlich verſtand er doch, daß er ihr nicht folgen dürfte. Sie ergriff ihn bey der Hand und führte ihn zu einem Felſen, deſſen Oeffnung nach dem Meere zu gieng. Hier hielt ſich Prinzeſſin Vielgeliebte häufig auf und beweinte ihr Unglück; hier ſchlief ſie oft, wenn ſie nicht in Ravagios Höle zurükkehren wollte, und dann vertrieb ſie ſich die Zeit, ſie auf mannigfaltige Weiſe auszuſchmücken. Sie hatte eine Tapete aus Schmetterlingsflügeln von den verſchiedenſten Farben gemacht; eine Matte von Schilf und Binſen bildete eine Art von Ruhebette um welches rund herum tiefe Schnecken ſtanden, die ſie als Blumentöpfe zu brauchen pflegte. Alles war einfach, mit Feinheit und Geſchmacke angeordnet.

Der Prinz erſtaunte über die Reinlichkeit, welche in dieſer Höhle herrſchte. Er hielt ſie für die Wohnung der wilden Schöne und freute ſich an einem Orte mit ihr zuſammen zu ſeyn. Denn ſchon fieng er an, ihren Anblick allen Kronen vorzuziehen, zu denen ihn ſeine Geburt und der Wille ſeiner Eltern rief.

Sie ließ ihn niederſetzen, und um ihm anzudeuten, daß er hier bleiben ſollte, bis daß ſie ihm zu eſſen gebracht hätte, machte ſie das Band los, das ihre Haare zuſammenhielt, befeſtigte es an den Arm des Prinzen, und band ihn an das kleine Bett. Hierauf gieng ſie fort, und er wagte es nicht ihr zu folgen, um ſich nicht ihr Misfallen zuzuziehen. Während er allein war, überließ er ſich ſeinen Betrachtungen. ¿Wo bin ich, ſagte er zu ſich ſelbſt? in welches Land hat das Schickſal mich geführt? mein Schiff iſt zertrümmert, meine Leute ſind ertrunken und ſtatt der Krone die mir winkte, finde ich einen einſamen Felſen, der mich kaum gegen den Regen und die Stürme ſchützt. ¿Was ſoll hier aus mir werden? Welches Volk werde ich finden? — Hofnung und Furcht wechſelten in ſeinem Herzen ab; aber bald verſchlung das Andenken an die entfernte Nymphe alle andern Empfindungen.

Sie kam bald zurück; auſſer Athem und mit allerhand Speiſen beladen, die ſie vor dem Prinzen niederſezte. Früchte von mancherley Art und einige Eyer im heißen Sande geſotten, machten das einfache Mahl aus, mit dem ſie ihn bewirthete. Blätter dienten ſtatt der Teller und eine Muſchel ſtatt des Bechers.

Der Prinz gab ihr ſeine Dankbarkeit auf tauſendfache Weiſe zu erkennen und ſie antwortete ihm mit unbeſorgter Zärtlichkeit. Endlich kam die Stunde der Trennung; ſie ſeufzten und weinten, aber beyde ſuchten ſich ihre Thränen zu verbergen. Endlich ſtand ſie auf. Der Prinz ſtieß einen lauten Schrey aus, warf ſich zu ihren Füßen und bat ſie, zu bleiben. Sie verſtand ſeine Bitten, aber ſie ſtieß ihn ſanft zurück und er ſahe, daß er ihr gehorchen müßte.

Die Nacht brach ein und dem Prinzen war ſie ſchreklich. Die Prinzeſſin brachte ſie nicht angenehmer zu. Als ſie in die Höhle kam und ſich mitten unter den Popanzen ſah, als ſie bedachte, daß eines von dieſem Ungeheuern ihr zum Manne beſtimmt ſey, wäre ſie gern wieder umgekehrt, und hätte ſich aus Verzweiflung in das Meer geſtürzt. Und überdieß zitterte ſie die ganze Nacht aus Furcht, Ravagio und Turmentine möchten das Menſchenfleiſch riechen, den Prinzen entdecken und ihn auffreſſen.

Sie that kein Auge zu. Mit Tages Anbruche ſtand ſie auf und eilte nach dem Ufer. Was ſie nur leckerhaftes kannte, Papageyen, Affen, Früchte und Milch trug ſie herbey. Der Prinz ſchlummerte noch. Er hatte ſich nicht ausgezogen und erſt gegen Morgen war er vor Müdigkeit eingeſchlaſen.

Sie wekte ihn auf. ¿Wie? ſagte ſie, ſeitdem ich Dich verließ, habe ich nicht aufgehört, an Dich zu denken, ich habe kein Auge zuthun können, und Du kannſt ſchlafen? — Der Prinz ſahe ſie an und verſtand ſie nicht. Aber er ergriff ſie bey den Händen und überhäufte ſie mit Liebkoſungen. Er ſprach lange, ehe es ihm einfiel, daß ſie ihn nicht verſtünde, und da es ihm einfiel, ſtieß er einen Seufzer aus und ſank in eine tiefe Melancholie. — Ach! ſagte ſie zu ihm, wir müſſen uns trennen! ¿Ravagio und Turmentine könnten dich entdecken und dann würden ſie dich unverzüglich freſſen. Ich beſchwöre dich, entferne dich von hier. Es wird mir das Leben koſten; aber ich will gern ſterben, wenn ich dich nur gerettet ſehe. — Bey dieſen Worten füllten heiſſe Thränen ihre Augen; ſie faltete ihre Hände, ſie beſchwor ihn und er verſtand endlich den Sinn ihrer Worte und Reden. Er gab ihr zu verſtehen, daß er lieber ſterben als ſie verlaſſen wolle, und dieſer Beweis ſeiner Freundſchaft rührte ſie ſo ſehr, daß ſie die goldne Kette und den Türkis von ihrem Halſe nahm und ihn an den Arme des Prinzen band. Dieſer entdekte ſogleich die Charaktere, die in demſelben gegraben waren. Er betrachtete ſie mit Aufmerkſamkeit und las:

Vielgeliebt, Tochter des Königs der glücklichen Inſel.

Sein Erſtaunen war unbeſchreiblich. Er wußte, daß die Prinzeſſin, welche ſein Onkel verlohren hatte, Vielgeliebt hieß; er ſahe, daß dieſer Türkis ihr angehöre, aber ob die ſchöne, Wilde dieſe Prinzeſſin ſey, oder ob die Wellen des Meeres dieſes Kleinod an das Ufer geſpült hatten, das wußte er nicht. Er heftete ſeine Augen auf die ſchöne Wilde; er betrachtete ſie mit der gröſten Aufmerkſamkeit, und je länger er ſie betrachtete, deſto wahrſcheinlicher wurde es ihm, daß ſie zu ſeiner Familie gehören müſſe. Indeſſen ſuchte er ihr ſeine Dankbarkeit, ſein Entzücken auf alle Weiſe zu erkennen zu geben. Bald hob er ſeine Augen gen Himmel, bald ließ er ſie zärtlich auf Vielgeliebten ruhn, die die mannichfaltigen Regungen ſeiner Seele mit Erſtaunen ſahe. Aber das Kleinod band er ihr wieder an den Arm und bath ſie dafür um eine Locke ihrer Haare.

So waren vier Tage verſtrichen, in denen ihnen die Nacht ſtets zu früh erſchien. Denn ſo mangelhaft auch ihre Unterhaltung war, ſo

ſchie-

ſchienen ihnen dennoch die Stunden kürzer als Augenblicke.

Eines Abends kam ſie ſpäter nach Hauſe als gewöhnlich, und war ſchon auf Turmentinens Zorn gefaßt. Aber Turmentine zürnte nicht. Sie empfieng ſie auf das freundlichſte und bot ihr Früchte und andere Erfriſchungen an. „Siehe, ſagte Ravagio zu ihr, die ſchönen Früchte hat mein Söhnchen dir geſucht, und er hofft, daß du ihn dafür glücklich machen wirſt. Wir haben Eure Hochzeit in drey Tagen angeſezt.“

Vielgeliebt war beynahe des Todes vor Schrecken. Aber ſie verbarg ihre Beſtürzung und antwortete mit der gröſten Erhabenheit. „Recht gern will ich Euern Sohn heyrathen, aber thut mir den Gefallen, und ſchiebt die Hochzeit noch einige Tage auf.“

Der Popanz ergrimmte über dieſe Antwort und ſchrie: „Weißt du wohl, daß ich dich freſſen kann wenn ich will?“ und die Prinzeſſin ward bey dieſen Worten ohnmächtig und fiel Turmentinen und ihrem Sohn in die Klauen. Für einen Popanz hatte der kleine Ravagio ein ganz gutes Herz. Er bat ſeinen Vater für ſeine Geliebte um Verzeihung und erhielt ſie.

In dieſer Nacht ſchlief die Prinzeſſin keinen Augenblick, und mit Anbruche des Tages begab ſie ſich an das Ufer des Meers. Der Prinz kam ihr entgegen. Sie ſties ein ſchmerzhaftes Geſchrey aus, als ſie ihn erblickte, und Ströme von Thränen floſſen von ihren Augen. Er war beſtürzt und begriff nichts von der Urſache ihrer Betrübniß. Sie fand endlich ein Mittel, ſich ihm verſtändlich zu machen. Sie band ihre Haare los, ſezte einen Blumenkranz auf ihr Haupt und faßte die Hand des Prinzen, dem ſie zu verſtehen gab, daß ſie gezwungen würde, einem andern als ihm ihre Hand zu geben.

Er begriff was ſie ſagen wollte, und ſein Schmerz war über alle Beſchreibung. Er kannte kein Mittel zu entkommen; die Wege waren ihm unbekannt. Sie weinten, ſie ſahen ſich an, und beſchloſſen lieber zu ſterben als ſich zu trennen.

So verſtrich der Tag, und als die Nacht erſchien, verſprach die Prinzeſſin Morgen um die gewöhnliche Zeit wiederzukommen. In ihre Gedanken vertieft und in der Dunkelheit der Nacht gerieth ſie auf einen unbetretenen Weg und ſtach ſich einen großen Dorn tief in den Fuß. Glücklicherweiſe war ſie nicht mehr weit von der Höle entfernt; und mit der gröſten Mühe gelangte ſie an. Die Popanze erſchraken als ſie ihren Fuß im Blute ſchwimmen ſahen. Sie kamen ihr zu Hülfe, zogen ihr den Dorn aus, und verbanden die Wunde mit heilſamen Kräutern.

Die ſchreklichſte Unruhe quälte ſie die ganze Nacht hindurch. ¡Ach! ſagte ſie, morgen werde ich nicht ausgehen können und werde ihn nicht ſehen. Er wird glauben, daß man mich verheyrathet hat. Und ach! ¿wer wird ihm Nahrung bringen? Er wird mich ſuchen und wird umkommen. Ravagio wird ihn entdecken und dann iſt ſein Verderben gewiß.

Des Morgens konnte ſie nicht auftreten. Sie verſuchte es zwar, aber man ließ ſie nicht fort. „Wenn Du einen Schritt thuſt, ſchrie Turmentine, ſo freß ich dich.“

Der Prinz erwartete ſie alſo vergeblich. Die Stunde verſtrich, zu der ſie ſonſt zu kommen pflegte. Seine Beſorgniß ſtieg mit jedem Augenblicke, und die Unruhe, die ſeine Liebe in ihm erregte, ſchien ihm unerträglicher als die ſchrecklichſte Gefahr, in die er gerathen könnte, wenn er ſeine Geliebte aufſuchte. Er beſchloß

ſchloß alſo nicht länger zu warten, ſondern weihte ſich dem Tode und verlies ſeine Höle.

Er gieng fort, ohne zu wiſſen wohin. Ein betretner Fußſteig leitete ihn durch den Wald, und nach Verlauf einer Stunde hörte er ein Geräuſch und erblickte die Höle, aus welcher ein dicker Rauch aufſtieg. Hier hoffte er Nachrichten von ſeiner Geliebten bekommen zu können. Er gieng hinein, und kaum hatte er einige Schritte vorwärts gethan, als ihn Navagio erblickte, ihn mit ſeinen ſtarken Fäuſten ergriff, und Anſtalten machte, ihn zu verſchlingen. Aber das Geſchrey, das der Prinz ausſtieß, indem er ſich gegen den Popanz wehrte, kam zu den Ohren der Prinzeſſin, die in einer Nebenhöle lag; ſie erkannte gleich ſeine Stimme, und nun war nichts mehr im Stande, ſie zurückzuhalten. Sie verließ ihr Lager; bleich und zitternd näherte ſie ſich dem Popanze, der den Prinzen in ſeinen Krallen hielt, warf ſich vor ihm auf die Knie, und beſchwor ihn, dieſen Leckerbiſſen bis auf ihre Hochzeit aufzuheben, wo ſie denn auch mit davon genieſſen könnte. Navagio war über dieſe Bitte entzückt, weil ſie ihm Hoffnung gab, daß ſich ſeine künftige Schwiegertochter ganz nach den Popanz-Sitten und Gebräuchen richten werde. Er ließ den Prinzen loß, und ſteckte ihn in ein Loch, wo ſeine Töchter ſchliefen.

Prinzeſſin Vielgeliebt bat um die Erlaubniß, ihn füttern zu dürfen, damit er nicht mager würde. Der Popanz ertheilte ſie ihr; und nun brachte ſie dem Prinzen das Beſte, was ſie nur auftreiben konnte. ¡Welche Freude, da er ſie wieder in ſeiner Nähe ſahe! aber die Wunde, die ſie an ihrem Fuße hatte, ſezte ihn in großes Schrecken. Sie weinten lange zuſammen, und der Prinz würde keinen Biſſen gegeſſen haben, wenn ihm Vielgeliebt nicht mit ihren eigenen Händen die Speiſen in den Mund geſteckt hätte.

Sie ließ hierauf die kleinen Popanze friſches Moos beyſchaffen, und breitete eine Decke von Federn darüber aus; dieß ſollte ſein Bette ſeyn. Indem ſie noch damit beſchäftigt war, rufte Turmentine ſie ab. Sie reichte ihm die Hand, und er küßte ſie mit unglaublicher Zärtlichkeit. Ihre Augen ſagten ihm, was ſie dabey empfand.

Die Nacht kam und alles ſchlief in der Höhle, den Prinzen und ſeine Geliebte ausgenommen. Liebe und Furcht erfüllten ihr Herz, und vertrieb den Schlaf von ihrem Augen.

¿Wie konnte der Prinz ruhen, da er ſeine Geliebte ſo nahe wußte? Wie konnte Vielgeliebt ſchlafen, da ſie die Gefahr kannte, die über dem Haupte ihres Prinzen ſchwebte?

Um Mitternacht hörten ſie in der Höle ein lautes Geräuſch. Es war Ravagio, den ſein Verſprechen gereut hatte, und der aufgeſtanden war, um ſeinen Hunger zu ſtillen. Er nahete ſich der Höhle, in welcher der Prinz ſchlief; und er hatte nur noch einige Schritte zu thun, als Turmentine dazu kam. Sie hatte gehört, wie Ravagio ſich erhob und ſeine Abſicht gemerkt. Sie wußte, daß er ihr nichts übrig laſſen würde, und doch hätte ſie den Prinzen lieber allein verzehrt. „¿Wo willſt Du hin, Ravagio? ſagte ſie zu ihm. Ravagio ſah ſich um, und erblikte ſeine Frau. Dieß ſtörte ſeinen Plan; er hatte nicht Luſt die Mahlzeit mit ihr zu theilen und daher nahm er ſeine Zuflucht zur Liſt. „Ich wollte ſehen, ob unſre Kinderchen ſchliefen;“ antwortete er. Und ich habe ſie alle in guter Ruhe gefunden. Komm laß uns wieder zu Bette gehen.„ Bey dieſen Worten ergriff er ſie bey dem Arme und führte ſie zurück. „Künftige Nacht, dachte er, will ich ihn doch ſchon allein freſſen.“

Die Prinzeſſin hörte alles mit an, und ſie errieth die Abſicht des grauſamen Ravagio. Man denke ſich ihre Angſt und ihre Verzweiflung. Sie ſahe nirgends weder Rath noch Hülfe. Aber die Noth macht erfinderiſch. In ihrer größten Unruhe fiel ihr ein, daß Turmentine einen Stab beſaß, mit dem ſie Wunder verrichtete, von denen ſie ſelbſt keine Urſache angeben konnte. Die Idee, ſich deſſelben zu bemächtigen, fuhr ihr wie ein Blitz durch den Kopf. „Vielleicht, daß meine Worte damit daſſelbe vermögen als die ihrigen; vielleicht, daß dieſer Stab uns retten kann!„ Und ſo ſtand ſie leiſe auf, und fand den Stab. Sie zitterte vor Freude als ſie ihn in ihren Händen hielte. „Ich wünſche, hub ſie an, — und dieſe Worte hatte ſie oft aus Turmentinens Munde gehört — ich wünſche im Namen der mächtigen Fee Truſio, die Sprache meines Geliebten ſprechen zu können.“ Ihr Wunſch ward ſogleich erhört. Sie eilte zu dem Lager des Prinzen, den ſie wachend fand. „Lieber Fremdling, ſagte ſie, du ſchwebſt in der gröſten Gefahr; und deine Leiden rühren mich mehr als die meinigen.“ — Wie groß war das Erſtaunen des Prinzen, die ſchöne Wilde in ſeiner Sprache reden zu hören. „Wie glücklich bin ich, hub er an, daß ich dir endlich ſagen kann, wie ſehr ich dich liebe. Du biſt mir

theur

theurer als das Leben. Ich fürchte nichts für mich; aber der Gedanke einer Gefahr, die dich treffen konnte, tödtet mich." — Er war im Zug noch viel zu ſagen, aber die Prinzeſſin unterbrach ihn. „Meine Ausdrücke, ſagte ſie, ſind einfacher als die deinigen; aber ſie ſind eben ſo aufrichtig, eben ſo wahr. Ich fühle, daß ich alles dahin geben würde, meine Schaaſe, meine Lämmer, was ich beſitze, um das Vergnügen zu haben, dich immer zu ſehen. Aber wir haben keine Zeit zu verliehren. Navagio ſtellt dir nach, und keine Macht iſt im Stande dich zu retten, wenn du noch einmal in ſeine Klauen fällſt. Wir müſſen fliehen, und Navagio's Kameel, das frey im Walde umher irrt, kann uns zu unſrer Flucht behülflich ſeyn. Sobald die Popanze künftige Nacht eingeſchlafen ſind, will ich dich davon benachrichtigen, und dich abholen." Mit dieſen Worten verließ ſie den Prinzen, um auf ihr Lager zurückzukehren.

Den folgenden Tag verabredeten ſie, ſo gut ſie konnten, was zu ihrer Flucht nöthig war. Vielgeliebt erklärte dem Prinzen die Kraft des Zauberſtabs, und er theilte ihr dagegen ſeine Vermuthungen wegen ihrer Geburt mit. Die Prinzeſſin war vor Freuden auſſer ſich. Sie zeigte dem Prinzen die Windeln und die Wiege, in denen Turmentine ſie gefunden hatte. Er erkannte ſogleich das Wappen ſeines Onkels, des Königs der glücklichen Inſel, und fand ſeine Vermuthungen zu ſeiner und zu Vielgeliebtens Zufriedenheit vollkommen beſtätigt.

Wie lang ſchien ihm nun der Tag! Wie ſeufzte er, daß die Nacht erſcheinen möchte, wo er ſeine Geliebte aus den Klauen der Ungeheuer retten ſollte, die ihm nach dem Leben ſtrebten! Der Gedanke ſelbſt an die Gefahr, die ihm drohte, war nicht im Stande, die Freude ſeines Herzens zu dämpfen.

Endlich erſchien die gewünſchte Nacht. Die Prinzeſſin nahm Mehl und mengte mit ihren weißen Händen einen Kuchen ein, in den ſie eine Bohne knetete; dann nahm ſie den Zauberſtab und ſagte: „Bohne, kleine Bohne, ich wünſche im Namen der mächtigen Fee Truſio, daß du antworten mögeſt, wenn man dich fragt, ſo lange bis du gebacken biſt.“ Dann legte ſie den Kuchen in die heiße Aſche, eilte zu dem Prinzen, und ſagte zu ihm: „auf, mein Geliebter! Die Popanze ſchlafen; das Kameel wartet im Walde.“ — „Die Liebe und das Glück mögen uns leiten, antwortete der Prinz ganz leiſe. Sie mögen uns eine Freyſtätte ſchenken,

die

wo wir uns ſelbſt leben können, und wo kein Hinderniß unſre Liebe ſtört.“

So eilten ſie fort. Der Mond erleuchtete ihnen den Weg, und ſie kamen bald dahin, wo das Kameel ruhte. Sie beſtiegen daſſelbe und es trug ſie willig. Ganz mit ſich beſchäftigt, überließen ſie ihm die Wahl des Wegs.

Indeſſen wachte Turmentine von ungefähr auf und fühlte um ſich her, ob die Prinzeſſin in ihrem Bette wäre. Da ſie ſie nicht fand, rief ſie mit einer Donnerſtimme: „¿Wo ſteckſt du, Mädchen?“ „Beym Feuer;“ antwortete die Bohne. „Mach und geh' ins Bett,“ erwiederte Turmentine. „Gleich, gleich, verſezte die Bohne, ſchlaft nur ganz ruhig.“ — Turmentine ſchlief ein; und da ſie einige Stunden darauf wieder aufwachte, griff ſie umher nach Vielgeliebt. Da ſie ſie noch nicht fand, ſchrie ſie wieder: ¿„Nun, kleine Hexe, willſt du denn nicht zu Bette gehn?“ „Ich wärme mich ſo lange ich kann;“ verſezte die Bohne. „Nun ſo wollte ich, daß du zur Strafe mitten im Feuer lägſt,“ ſagte jene. — „Ey, da lieg ich ſchon, verſezte die Bohne, und man kann ſich nicht beſſer wärmen als ich thue.“ — So führten ſie noch mehrere Geſpräche, in denen ſich die Bohne meiſterhaft benahm. Endlich rufte Turmentine die Prinzeſſin noch einmal. Indeß war die Bohne gebacken, und antwortete kein ſtummes Wörtchen mehr. Dieß Stillſchweigen ſezte Turmentinen in Unruhe. Sie ſtand auf, ſah ſich um, rufte, ſuchte. Alles umſonſt. Die Prinzeſſin, der Prinz und der Zauberſtab waren fort. — Bey dieſer Entdeckung ſchrie ſie, daß Wald und Thal davon ertönten: „Steh' auf, mein Schatz; Steh' auf, Ravagio. Wir ſind verrathen, beſtohlen. Steh' auf und ſetze den Dieben nach.“

Ravagio war eben erwacht, und im Begriff aufzuſtehn, um den Prinzen ganz insgeheim zu verzehren, als Turmentinens Stimme in ſeine Ohren drang. Er ſprang wüthend auf; brüllte und ſchäumte wie ein Löwe, dem ſeine Beute entriſſen worden iſt. „Geſchwind, geſchwind, ſchrie er, meine Sieben-Meilen-Stiefeln her; ich will den Schurken ſchon kriegen, eh' lang vergeht. Die ſollen mir trefflich ſchmecken. Nun, was wirds? meine Sieben-Meilen-Stiefeln.“ Turmentine brachte die Stiefeln, und er zog ſie hurtig an. Wer ſie anhat, der macht ſieben Meilen auf Einen Schritt. ¡Die armen Kinder! ¿Wie werden ſie dem wüthenden Popanze entgehn?

Der Prinz hielt die Prinzeſſin in ſeinen Armen feſt und drückte ſie oft an ſeine Bruſt. Die Freude beyſammen zu ſeyn, ſich zu verſtehen, und ſich ihre Empfindungen mitzutheilen, ließ ſie alle Furcht vergeſſen, und ſie ſetzten ihren Weg ſo ruhig fort, als wenn kein Ravagio und keine Turmentine in der Welt geweſen wären.

Indeſſen hatte ſich der Popanz in dem Wege, den ſie genommen hatten, nicht geirrt. Er war nicht weit mehr von ihnen entfernt, als ihn Vielgeliebt erblickte und rief: „Wir ſind verloren, Prinz. Ravagio hat unſere Flucht bemerkt, und ſetzt uns nach. Sieh, er iſt nicht mehr weit von uns. ¿Was fangen wir an? — „¡Der Himmel ſtehe uns bey, ſagte der Prinz! ¿was iſt hier anzufangen? Ach! wäre ich allein, ich würde den Tod nicht achten, aber dein Leben iſt in Gefahr: ¿wer ſoll dich ſchützen, wenn ich todt bin?“

„Wenn uns Turmentinens Zauberſtab nicht hilft, verſetzte Vielgeliebt mit Thränen in den Augen, ſo iſt keine Rettung für uns. Wir müſſen uns entſchließen zu ſterben, denn Ravagio weiß nicht, was Mitleid heißt. — Ich wünſche, fuhr ſie fort, im Namen der mächtigen Fee Truſio, daß unſer Kameel in ei-

nen

nen See, der Prinz in eine Barke und ich in ein altes Weib verwandelt werde.“ In dem Augenblick war der See, die Barke und deren Führerin da. — Ravagio kam an das Ufer und rufte: „Hola, ho! altes Mütterchen! habt ihr nicht ein Kameel, einen jungen Menſchen und ein Mädchen vorbeykommen ſehn?“ Die Alte, welche mit ihrer Barke mitten auf dem See hielt, zog ihre Brille heraus, ſezte ſie auf, und nachdem ſie den Popanz aufmerkſam betrachtet hatte, gab ſie ihm durch ein Zeichen zu verſtehn, daß ſie vorbeygekommen und über die Wieſe hingeritten wären. Der Popanz glaubte ihr und ſezte ſeinen Weg weiter fort. Die Alte aber, die Barke und der See bekamen ihre vorige Geſtalt wieder, nachdem ſie dreymal von dem Zauberſtabe berührt worden waren. —

Das Kameel lief, was es laufen konnte, und ſie legten den erſten Tag einen weiten Weg zurück, ohne daß ihnen jemand begegnete, der den Weg nach der glücklichen Inſel gewußt hätte. Sie ruhten nur ſelten aus, um einige Früchte abzupflücken und aus den Quellen zu ſchöpfen. Des Nachts ſchliefen ſie unter den Bäumen, und das Vergnügen, aus der Höle entkommen und beyſammen zu ſeyn, erſtickte jeden Gedanken von Furcht. Seitdem ſie ſich verſtanden, hörten ſie nicht auf, mit einander zu reden, und ihre Liebe gab ihnen einen unerſchöpflichen Stoff der ſüßeſten Unterhaltungen.

Unterdeſſen durchirrte Ravagio Berg und Wald, und kehrte endlich nach langem Suchen unverrichteter Sache in ſeine Höle zurück. Turmentine und ihre Kinder erwarteten ihn mit brennender Ungeduld. „¿Nun, ſchrie ſie ihm entgegen, als ſie ihn kommen ſah, haſt du ſie gefunden und gefreſſen? ¿Haſt du mir gar nichts davon mitgebracht?“ — „Ich glaube, ſie ſind in den Lüften davon geflogen, antwortete Ravagio: ich bin wie närriſch allenthalben umhergerennt, und habe nichts gefunden als eine alte Frau mit einer Barke auf einem See, die mir Nachricht von ihnen gab.“ — ¿„Und was ſagte ſie denn?“ verſezte Turmentine. — „Sie wären links über eine Wieſe geritten.“ „So wahr ich lebe, ſchrie die Popanzin, ſie hat dich angeführt; ich will mein Leben wetten, wenn ſie's nicht ſelbſt waren, mit denen du ſprachſt. Mache dich wieder auf den Weg, und wenn du ſie findeſt, ſo gieb ihnen keinen Augenblick Quartier.“

Ravagio ſchmierte ſeine Sieben-Meilen-Stiefeln, und machte ſich über Hals und Kopf wieder auf den Weg. Unſre jungen Leute kamen eben aus einem Walde, wo ſie die Nacht über geblieben waren. Der Prinz ward ihn zuerſt gewahr. „Theuerſte Prinzeſſin, ſprach er, ich ſehe den Popanz auf unſrer Spur, und ich fühle Muth genug in mir, mit ihm zu kämpfen. Sporne das Kameel an, und ergreif die Flucht; ich will gern ſterben, wenn ich dich nur in Sicherheit weiß.“ — „Nein, antwortete ſie, ich werde dich niemals verlaſſen, was auch unſer Schickſal ſeyn möge. Aber wir wollen keinen Augenblick verliehren. Vielleicht hilft uns der Zauberſtab auch dießmal. Ich wünſche, fuhr ſie fort, im Namen der mächt'gen Fee Truſio, daß der Prinz in ein Porträt, das Kameel in einen Pfeiler, und ich in einen Zwerg verwandelt werden möge.“ Kaum hatte ſie dieſe Worte ausgeſprochen, als die Verwandlung geſchah. Ravagio näherte ſich, und der Zwerg ſtieß ins Horn. „¿Sage mir, du kleines Ungeheuer, hub der Popanz an, haſt du etwa einen ſchönen Jüngling, ein junges Mädchen und ein Kameel vorbeykommen ſehn?“ — „Da kann ich euch Rede ſtehn, antwortete der Zwerg. Wenn ihr einen feinen Jungfernknecht, eine zarte Dame und ihr Kameel aufſuchen thut, ſo kann ich euch ſagen, daß ich ſie geſtern zu derſelben Stunde gewahrte, wie ſie gar frohen Muths waren und guter Dinge. Beſagter Ritter gewann den

Dank im Ringen und einen Turnier, das zu Ehren der reizenden Merluſine gehalten ward, die ihr hier nach dem Leben gekonterfeyt ſeht. Tapfere Rittter und edle Herrn in großer Zahl brachen hier Lanzen, Helme und Pickelhauben: der Streit war hart und der Dank eine ſchöne Arm-Spange von Gold, beſezt mit Perlen und Edelſtein. Beym Abreiſen ſagte die unbekannte Dame zu mir: Zwerg, mein Freund, ich begehre eine Gunſt von dir, im Namen deiner ſüßen Minne. Und ich antwortete ihr: es ſoll euch nicht verſagt werden, was ihr begehrt, und ich verheiße es euch, wenn es in meinen Kräften ſteht. Dann fuhr ſie fort: Wenn du den großen Rieſen gewahr wirſt, der ſein Aug mitten auf der Stirne trägt, ſo bitte ihn höflichſt, daß er uns in Frieden ziehen laſſe. Nachdem ſie dieſes geſagt hatte, ſpornte ſie ihren Zelter an und ſie entfernten ſich. ¿Wohinwärts? fragte Ravagio. Ueber die grüne Wieſe hin, verſezte der Zwerg, die ſich an dem Walde hinzieht. Wenn du lügſt, erwiederte der Popanz, ſo freß ich dich mit Stumpf und Stiel, dich, den Pfeiler und das Bild der Merlüſche. — Trug und Liſt war nimmer in mir, ſagte der Zwerg, und mein Mund iſt nimmer lügenhaft erfunden worden. Aber eilt, wenn ihr ſie noch vor Sonnenuntergange ſchlachten wollt.

Der Popanz entfernte ſich. Der Zwerg nahm ſeine wahre Geſtalt wieder an und berührte das Porträt und den Pfeiler, die ſogleich wiederum das wurden, was ſie vorher geweſen waren, und ihre Reiſe weiter fortſezten.

Nach jeder überſtandenen Gefahr ſchien die Zärtlichkeit der beyden Verliebten zu wachſen. „Nein, ſagte der Prinz, ich habe niemals eine lebhaftere Unruhe gefühlt, und ſo wie meine Leidenſchaft jeden Augenblick neue Stärke bekommt, ſo vermehrt ſich auch meine Angſt, wenn ich dich in Gefahr ſehe.“ — „Und mir ſchien es, antwortete ſie, als wenn ich von aller Furcht frey worden wäre. Ravagio frißt keine Bilder, das wuſte ich. Ich war auch nicht ſehr appetitlich, und endlich, ſo war ich ja ganz allein in Gefahr, und wie gerne würde ich mein Leben hin geben, um das deinige zu erhalten.

Ravagio lief indeß weit und breit umher: und fand niemand. Er war müde, wie ein Hund und kehrte nach ſeiner Höle zurück. „Wie, ſchrie Turmentine, du kommſt wieder ohne unſre Gefangnen? Komm mir nicht zu nahe oder ich erwürge dich.“ — „Ich habe niemanden begegnet, ſagte er, als einem Zwerge, einem Pfeiler und einem Porträt." „Bey meiner Seele, fiel ſie ein, das waren ſie! Ich bin doch wohl eine große Närrin, dir meine Rache zu überlaſſen, als wenn ich ſelbſt zu klein wäre, mich zu rächen. Die Stiefeln her! ich will mich ſelbſt auf den Weg machen und es müßte doch nicht gut ſeyn, wenn ich ihnen nicht auf die Spur kommen wollte."

So ſchnell der Prinz und die Prinzeſſin reiſten, ſo half ihnen dennoch der größte Vorſprung nichts; die Sieben-Meilen-Stiefeln und Turmentine holten ſie bald ein. Sie ſahen ſie kommen. Eine bunte Schlangenhaut bedeckte ihre Schultern, und in ihrer Hand trug ſie eine ungeheure Keule. Sie blickte ſorgfältig umher, und würde den Prinzen und die Prinzeſſin ganz gewiß bemerkt haben, wenn ſie nicht eben tief im Walde verborgen geweſen wären.

Wir ſind verlohren, rief Vielgeliebt; ich ſehe die grauſame Turmentine, und das Blut erſtarrt in meinen Adern, wenn ich bedenke, daß ſie weit ſchlauer iſt als Ravagio. Sie wird uns erkennen und auffreſſen.... ¡O, Liebe, Liebe, rief der Prinz, verſage uns nur jetzt deinen Beyſtand nicht! ¿Giebt es zärtlichere Herzen in deinem Reiche, giebt es eine reinere Flamme als die unſrige? — Ach, fuhr er fort, indem er die Hände der Prinzeſſinn ergriff, ſollteſt du beſtimmt ſeyn, eines ſo grauſamen Todes zu ſterben? — Nein, nein, ſagte ſie, ich fühle Muth und Standhaftigkeit in mir. Lieber Zauberſtab thue noch einmal deine Pflicht... Ich wünſche im Namen der mächtigen Fee Truſio, daß das Kameel in einen Kübel, mein geliebter Prinz in einen ſchönen Orangenbaum und ich in eine Biene verwandelt werde. — Sie ſprachs und mit drey Schlägen war die Verwandlung bewerkſtelligt.

Die abſcheuliche Turmentine hatte ſich ganz außer Athem gelaufen, und ſetzte ſich unter dem Orangenbaume nieder, um auszuruhn. Die Prinzeſſin Biene machte ſich nun das Vergnügen, ſie an tauſend Orten zu ſtechen, und ſo hart Turmentinens Haut auch war, ſo drang der Stachel dennoch durch. Turmentine war wüthend und wälzte ſich auf dem Graſe wie ein Stier, den die Bremſen verwundet haben, und entfernte ſich endlich über und über mit Beulen bedeckt.

Nun wollte die Prinzeſſin ihre wahre Geſtalt wieder annehmen, als unglücklicherweiſe zwey Wandrer durch den Wald giengen, den ſchönen elfenbeinernen Stab erblickten und mit ſich nahmen.

Unglückliches Verhängniß! Der Prinz und die Prinzeſſin hatten zwar den Gebrauch der Sprache nicht verlohren, aber dieß war doch nur ein ſehr geringer Troſt. Seine Seufzer und ſeine Klagen erfüllten die Luft. „Wie unglücklich bin ich! rief er aus. Hier bin ich in die Rinde eines Baums eingeſchloſſen, zu einem ewigen Stillſtehn verdammt, und von dir, Geliebte, getrennt! Was ſoll aus mir werden, wenn du mich verläßt? O! verlaß mich nicht. Du wirſt ſüßen Thau auf meinen Blüthen finden, und ſie bieten dir einen Saft dar, welcher ſüßer als Honig iſt. Von dieſem kannſt du dich nähren. Meine Blätter mögen dein Lager ſeyn, wo du ausruhſt und wo du nichts von dem Spinnen zu fürchten haſt.“

„Fürchte nichts, verſezte die Biene, ich werde dich niemals verlaſſen. Keine Jaſminen, Roſen und Lilien, nicht die Blumen der ſchönſten Beete werden mich jemals zur Untreue reizen. Ohn' Unterlaß werde ich um dich ſeyn und die Veränderung unſrer Geſtalt ſoll keine Veränderung in unſrer Liebe nach ſich ziehn.

Der Wald, in welchem der Orangenbaum ſtand, diente einer Prinzeſſin zur Promenade, welche einen prächtigen Pallaſt in der Nähe bewohnte. Sie hieß Linda, war jung, ſchön und geiſtreich. Sie wollte ſich nicht verheyrathen, weil ſie die Unbeſtändigkeit der Männer fürchtete; und da ſie ein großes Vermögen beſaß, ließ ſie ein koſtbares Schloß bauen, wo ſie niemand anders als Damen und philoſophiſche Greiſe aufnahm. Allen andern Rittern war die Annäherung zu demſelben verſagt.

An einem ſchönen Sommerabende gieng ſie mit allen ihren Damen in den Wald ſpazieren. Sie kam zu dem Orangenbaume, den ſie hier noch niemals geſehn hatte, und deſſen Schönheit und unvergleichlicher Geruch ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Man begriff nicht, wie er hierher gekommen ſeyn könne; und die ganze Geſellſchaft umringte und bewunderte ihn. Linda verbot eine Blüthe davon abzubrechen und befahl ihn in ihren Garten zu bringen, wohin ihm die treue Biene folgte.

Hier ließ ſich die Prinzeſſin in ſeinem Schatten nieder, um den herrlichen Geruch einzunehmen, den er um ſich verbreitete. Endlich ſtand ſie auf, um in den Pallaſt zurückzukehren, vorher aber einige Blüthen abzubrechen.

brechen. Die Biene bemerkte ihre Abſicht, flog aus dem Kelch einer Blüthe heraus, in welcher ſie verſteckt geweſen war und ſtach die Prinzeſſin ſo herzhaft, daß ſie beynahe vor Schmerzen ohnmächtig ward. Sie kehrte in den Pallaſt zurück, ohne eine Blüthe abgebrochen zu haben.

Indeß gab Linda ihren Plan nicht auf. Sie wollte nun einmal einen Strauß von dem Baume haben, und bey frühen Morgen ſtand ſie auf, gieng in dem Garten hinab und näherte ſich dem Baume. Aber kaum hatte ſie ihre Hand nach einer Blüthe ausgeſtreckt, als ſie wiederum einen eben ſo empfindlichen Stich bekam als den Abend vorher.

Sie kam ſehr übler Laune in ihr Zimmer zurück. „Ich weiß nicht, ſagte ſie, was ich von dem Baum denken ſoll, den wir geſtern im Walde gefunden haben. So oft ich eine Knoſpe davon abbrechen will, werde ich von den Bienen geſtochen, die ihn bewachen.“

„Ich würde Ihnen rathen, ſagte eine von ihren Kammerfrauen im Scherze, daß ſie ſich wie eine Amazone wafneten, und noch einmal den Zug anträten, eine Blume mit Gewalt zu erobern, wie Jaſon das goldne Blies.“ Linda fand dieſe Idee luſtig genug. Sie ließ ſich einen Helm, einen leichten Panzer, und eiſerne Handſchuhe machen, und, ſo gerüſtet, zog ſie unter dem Schall der Trompeten und Pauken, Pfeifen und Hörner, in Begleitung aller ihrer Damen, die eben ſo wie ſie gewafnet waren, in den Garten hinab, um mit den Bienen Krieg zu führen.

Als ſie an den Orangenbaum kam, zog ſie das Schwerd und hieb in einen Zweig deſſelben: „erſcheint, ihr fürchterlichen Bienen, rief ſie; ich fordre euch auf. Laßt ſehn, ob ihr Muth genug habt, mit mir zu ſtreiten, und euern geliebten Baum zu vertheidigen.“

Man denke ſich das Erſtaunen der Prinzeſſin und ihrer Begleiterinnen, als aus dem Stamme des Orangenbaums ein wehmüthiges Ach! erſcholl, und Blut aus dem abgehauenen Zweige ſtrömte. „¡O Himmel! rief ſie aus, was hab ich gethan?“ — Bey dieſen Worten hob ſie den blutigen Zweig auf und verſuchte umſonſt ihn dem Stamme wieder anzuſetzen.

Die arme kleine Biene war bey dem Anblicke des Schickſals ihres geliebten Orangenbaums in Verzweiflung. Bald wollte ſie erſcheinen und auf der Spitze des Schwerds ihren

ren Tod ſuchen, bald wollte ſie ihren Geliebten rächen; aber endlich entſchloß ſie ſich, für ihn zu leben und ihm die Hülfe zu ſchaffen, deren er bedurfte. Sie beſchwor ihn um die Erlaubniß, nach Arabien zu fliegen und Balſam für ihn zu holen. Mit Mühe willigte er in ihre Trennung ein, und nachdem ſie den zärtlichſten Abſchied von einander genommen hatten, machte ſie ſich auf die Reiſe, von ihrem Inſtinkte und der Liebe geführt. Sie kam glücklich zurück, brachte den wundervollen Balſam auf ihren Flügeln und an ihren Füßchen, und heilte den Prinzen, auf den das Vergnügen ſie wieder zu ſehn wenigſtens eben ſo günſtig, als die Kraft des Balſams würkte.

Linda aber war über das, was ſie geſehen hatte, ſo erſchrocken, daß ſie weder aß noch ſchlief. Sie hegte das heftigſte Verlangen, über eine ſo außerordentliche Begebenheit unterrichtet zu ſeyn, und beſchloß in dieſer Abſicht, die berühmteſten Feen durch Geſandſchaften und große Geſchenke an ihren Hof einzuladen.

Eine der erſten, welche auf ihr Geſuch erſchienen, war die Fee Truſio, die weiſeſte und erfahrenſte ihres Geſchlechts. Sie unterſuchte den Zweig und den Orangenbaum; ſie roch an ſeinen Blüthen, und der Geruch derſelben ſchien ihr ſo ungewöhnlich, daß ſie eine Bezauberung ahndete. Sie fand bald, daß ſie ſich nicht geirrt hatte. Nachdem ſie einige Formeln gemurmelt hatte, um den Zauber zu löſen, verſchwand der Orangenbaum mit einemmale, und an ſeiner Stelle ſah man einen Mann, der an Schönheit jeden ſeines Geſchlechts übertraf.

Linda blieb bey dieſem Anblicke wie verſteinert. Bewundrung und noch etwas mehr als Bewundrung erfüllte ihr Herz, das bisher gegen alle Männer gleichgültig geblieben war. Aber der Prinz, nur mit ſeiner Biene beſchäftigt, warf ſich zu den Füßen der Fee. „Große Königin, hub er an, ich weiß, was ich dir ſchuldig bin. Du haſt mir meine Geſtalt wiedergegeben und mir dadurch ein neues Leben geſchenkt. Aber was nützt mir das Leben, wenn mir die fehlt, die es mich zu genießen gelehrt hat. Ja, erhabne Fee, gieb mir Vielgeliebten, gieb mir ſie wieder, die ich mehr als mich ſelbſt liebe.“

Bey dieſen Worten ergriff er die kleine Biene, auf die ſeine Augen ohne Unterlaß gerichtet geweſen waren. „Deine Wünſche ſollen erhört werden“ antwortete Truſio; und nachdem ſie ihre Zauberformeln wiederholt hatte, ſtand auch die Prinzeſſin mit allen ihren Reizen da.

Linda wußte nicht, ob ſie ſich über dieſes außerordentliche Abentheuer freuen oder betrüben ſollte; hauptſächlich ſchien die Verwandlung der Biene gar nicht nach ihrem Geſchmacke zu ſeyn. Endlich behielt die Vernunft in ihrem Herzen die Oberhand. Sie umarmte Vielgeliebten und bat ſie um die Erzählung ihrer Abentheuer; eine Bitte, die ſie mit der größten Anmuth erfüllte. Ihre Geſchichte und die Art, wie ſie dieſelbe vortrug, intereßirte die ganze Geſellſchaft, und als ſie der Fee Truſio erzählte, daß ſie durch die Kraft ihres Namens und ihres Zauberſtabs ſo viele Wunder verrichtet hätte, ſchrien ſie alle vor Freuden laut auf, und baten die Fee einmüthig ein Werk zu vollenden, an welchem ſie ſchon ſo vielen Antheil genommen hätte.

Truſio war ihrer Seits über das, was ſie hörte, außerordentlich vergnügt und umarmte die Prinzeſſin mit der größten Zärtlichkeit. „Ich bin Euch nüzlich geweſen, reizende Vielgeliebte, ſagte ſie zu ihr, ohne Euch zu kennen; wie viel mehr werde ich mich jezt beeiſern müſſen, Euch zu dienen, nachdem ich

Eure Bekanntſchaft gemacht habe. Mein fliegender Wagen ſoll uns nach der glücklichen Inſel führen, wo Ihr beyde die günſtigſte Aufnahme erwarten dürft.

Linda bat ſie ſo inſtändig, noch einen Tag bey ihr zu verziehen, daß ſie endlich, ihrer Ungedult ungeachtet einwilligten. Sie machte ihnen die koſtbarſten Geſchenke, und die Prinzeſſin Vielgeliebt legte ihre Tigerhaut ab, und zog ein koſtbares Kleid an, das ihrer Schönheit anſtändiger war. Den andern Morgen reiſten ſie ab. Truſio führte ſie durch die Luft nach der glücklichen Inſel, wo ſie von dem Könige und der Königin mit einer unausſprechlichen Freude aufgenommen wurden. Prinzeſſin Vielgeliebt ward durch ihre Schönheit und Sittſamkeit das Wunder ihrer Zeit, und der Abgott ihrer Anverwandten; und niemand ſchien ihrer würdiger zu ſeyn als Prin. Vielgeliebt. Die Vermählung geſchahe bald nach ihrer Ankunft und nach weniger als einem Jahr beglückte Vielgeliebt ihren Gemahl mit einem Sohne, den man Traulieb nannte.

Inhalt
der
Blauen Bibliothek
# aller Nationen.

Erſter Band.

Ankündigung und Plan dieſer Sammlung.
Ueber die Literatur der Feen-Mährchen.
Einleitung zum erſten Bande.

Feen-Mährchen von Charles Perrault.

1) Rothkäppchen. 2) Die Feen. 3) Blaubart. 4) Die ſchläfende Schöne. 5) Die geſtiefelte Katze. 6) Fräulein Aſchenbrödel oder das Glaspantöffelchen. 7) Ruprecht mit der Kuppe. 8) Der kleine Däumling. 9) Abentheuer der Prinzeſſin Sinnreich. 10) Eſelshaut.

Feen-Mährchen der Frau von Lintot.

1) Kornblümchen. 2) Prinz Offenherz. 3) Zartbraun und Conſtanze.

Das einzige Feen-Mährchen von J. J. Rouſſeau.

Königin Grille.

Zweyter Band.

Feen-Mährchen des Grafen A. Hamilton.

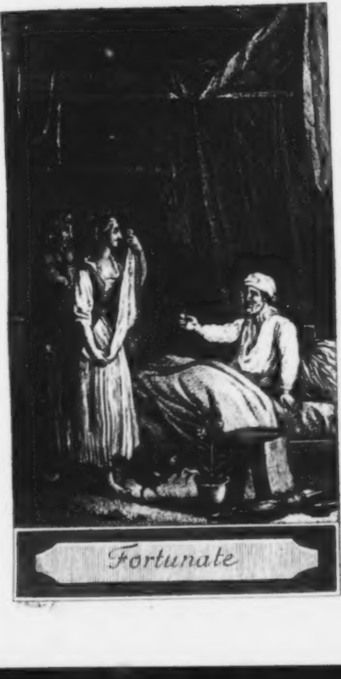
Einleitung. 1) Der Widder. 2) Dorn-Röschen. 3) Die vier Facardine.

Drit-

Dritter Band.

Feen-Mährchen der Frau Gräfin v. Aulnoy.

Einleitung.
I. Grazioſe und Percinet. S. 3
II. Schönchen Goldhaar. — 42
III. Der blaue Vogel. — 67
IV. Prinz Kobold. — 127
V. Prinzeſſin Frühlingsſchön. — 188
VI. Prinzeſſin Röschen. — 219
VII. Der goldne Zweig. — 246
VIII. Der Orangenbaum und die Biene. — 297


Fortunate

Die
Blaue Bibliothek
aller Nationen.

Si Peau d'Ane m'étoit conté
J'y prendrois un plaiſir extrême.
LAFONTAINE.

Vierter Band.

Gotha
in der Ettingerſchen Buchhandlung. 1790.

U. LANDESBIB. HALLE (SAALE)

Goc 305.(4)

Feen-Mährchen
der
Frau Gräfin von Aulnoy.

I.

Das gute Mäuschen.

Es war einmal ein König und eine Königin, die ſich ſo ſehr liebten, daß ſie wechſelſeitig das Glück ihres Lebens machten. Immer hatten ſie einerley Gedanken und einerley Wünſche. Alle Tage giengen ſie zuſammen auf die Jagd, Haſen und Hirſche zu ſchießen; oder auf den Fiſchfang, oder auf den Ball, oder zum Schmauſe. Alle Tage war Opera und Komödie. Sie lachten, ſie ſungen, und thaten mit Einem Worte alles nur mögliche, um ſich luſtig zu machen. Die Unterthanen folgten dem Beyſpiele des Königs und der Königin, unſuchten ſich auf das beſte zu vergnügen. Dieſer Wetteifer in Erfindungen von Luſtbarkeiten, dieſes Beſtreben immer luſtig und guter Dinge zu ſeyn, verurſachte, daß man dieß Königreich das Land der Freude nannte.

Nun trug ſichs zu, daß der benachbarte König ein ganz entgegengeſeztes Leben führte. Er war ein erklärter Feind von allen Vergnügungen, und Beulen und Wunden waren ſeine groſte Freude. Seine Miene war grämlich, ſeine Augen eingefallen, ſein Bart lang und verwirrt. Er war bleich und hager, trug immer ſchwarze Kleider, unfriſirtes und borſtiges Haar. Sein gröſtes Vergnügen war, einen Verbrecher mit eignen Händen aufzuknüpfen, und ihn ſo arg zu quälen, als in ſeinen Kräften ſtund. Er ſuchte alle Freude zu ſtören, und wenn er von einer Mutter hörte, die einen Sohn oder eine Tochter vorzüglich liebte, ließ er ſie vor ſich kommen, zerſchlug ihrem Lieblinge Arme und Beine, oder drehte ihm den Hals um. Man nannte dies Königreich **das Land der Thränen.**

Dieſer boshafte König hörte von der Zufriedenheit ſeines Nachbars. Sogleich erwachte in ſeinem Herzen der Neid und die Begierde ihn unglücklich zu machen. Er beſchloß daher eine große Armee anzuwerben, und ihn ſo lange zu bekriegen, bis er todt wäre. Allenthalben ſchickte er aus, Truppen zu werben und Waffen zu kaufen. Jedermann zitterte. Jedermann frug: ¿auf wen mag das gemünzt ſeyn? Wen es trift, der iſt verlohren.

Als nun alles in Bereitſchaft war, zog der boshafte König gegen ſeinen Nachbar aus. Dieſer rüſtete ſich auch ſogleich zur Vertheidigung. Die Königin aber ſtarb beynahe vor Furcht, und rieth ihm, lieber die Flucht zu ergreifen und ſoviel Geld mitzunehmen, als möglich wäre. — Pfui, Madam, antwortete der König, dieſe Geſinnungen ziemen uns nicht! Es iſt beſſer zu ſterben als ſich feigherzig zu betragen; und ich fühle Muth genug, mich meinem Feinde entgegen zu ſezen. — Er zog hierauf ſeine Truppen zuſammen, nahm zärtlichen Abſchied von der Königin, beſtieg ſein Roß und ritt davon.

Die Königin ſah ihm lange nach, und als ſie ihn aus dem Geſichte verlohren hatte, fieng ſie an bitterlich zu weinen, und ihre Hände zu ringen. „Ach ſagte ſie, wenn der König im Kriege umkommen ſollte, ſo werde ich gefangen genommen werden, und der König wird mir alles nur erſinnliche Leid anthun.“ Dieſer Gedanke bekümmerte ſie ſo ſehr, daß ſie Eſſen und Trinken vergaß. Der König ſchrieb ihr alle Tage: da ſie nun eines Tags über die Mauer ſah, kam ein Courier herbeygeſprengt. Sie rief ihn an: ¿Courier, was bringſt du für Nachrichten? — Schlimme Nachrichten, antwortete der Courier. Der König iſt todt, die

Schlacht verlohren, und in wenig Stunden wird der böſe König hier ſeyn.

Die Königin fiel bey dieſen Worten ohnmächtig nieder. Man brachte ſie zu Bette, und alle Damen ſtanden um ſie her, und beweinten ihre Väter, ihre Männer, ihre Kinder. Sie rungen die Hände, und riſſen ſich die Haare aus. Es war ein Anblick zum Erbarmen.

Indem hören ſie ein lautes Getöſe auf dem Hof. Der böſe König kam mit ſeinen unglücklichen Unterthanen, die ohne Barmherzigkeit alles vor ſich niederhieben, was ihnen in den Weg kam. Er ſelbſt trat von Kopfe bis auf die Zehen bewaſnet in das Schloß und eilte in das Zimmer der Königin. Als ſie ihn hereintreten ſahe, übermannte ſie die Furcht ſo ſehr, daß ſie ſich in das Bett verkroch und die Decke über den Kopf zog. Er rief ſie zwey oder dreymal; ſie antwortete nicht. Den König verdroß das, und er ſagte zornig: ich glaube gar, du willſt noch deinen Spaß mit mir treiben? weißt du wohl, daß ich dich auf der Stelle erwürgen kann? — Er zog die Decke weg; riß der Königin die Haube vom Kopfe, und ihre ſchönen langen Haare fielen auf ihre Schultern herab. Er wickelte ſie dreymal um die

Hand und hokte ſie auf den Rücken, wie einen Sack, ſchleppte ſie die Treppe hinunter und beſtieg ſeinen Gaul, der über und über ſchwarz war. Sie bath ihn, Mitleid zu haben; aber er lachte ſie aus und ſagte: Schrey nur, was du kannſt, heule und wimmere, ich lache dazu, das macht mir Spaß.

So brachte er ſie in ſein Königreich und ſchwur und vermaß ſich den ganzen Weg über, daß er feſt entſchloſſen wäre, ſie aufzuhenken. — Man ſagte ihm aber, er möchte das nicht thun, denn ſie ſey ſchwanger.

Als er bemerkte, daß man ihm die Wahrheit ſagte, beſchloß er, wenn ſie eine Tochter zur Welt bringen würde, dieſe mit ſeinem Sohne zu verheyrathen; und um es zu erfahren, ließ er eine Fee zu ſich einladen, welche in der Nachbarſchaft wohnte. Sie kam, und er führte ſie in einen Thurm, in deſſen oberſten Stockwerke die arme Königin eine ſchlecht meublirte Kammer hatte. Sie lag auf der Erde auf einer elenden Matrazze, und badete ſich in ihren Thränen.

Die Fee ward bey dieſem Anblicke gerührt. Sie grüßte ſie und ſagte ihr ganz heimlich ins Ohr: laſſen Sie den Muth nicht ſinken: ihr

Unglück wird ſich endigen und ich hoffe das Meinige dazu beyzutragen. — Die Königin ſchöpfte aus dieſen Worten einigen Troſt, und bat die Fee, mit einer unglücklichen Prinzeſſin Mitleiden zu haben, die ehemals alle Freuden des Lebens genoſſen und jezt ſogar der nothwendigſten Bedürfniſſe beraubt wäre. Als ſie ſo zuſammen ſprachen, rief ihnen der boshafte König zu: fort, fort, wozu die langen Complimente. Ich habe ſie hierher gebracht, um mir zu ſagen, ob dieſe Sclavin mit einem Sohne oder mit einer Tochter ſchwanger geht. Mit einer Tochter, ſagte die Fee, und dieſe wird das ſchönſte und artigſte Kind von der Welt ſeyn. — Wenn ſie aber nicht ſchön und artig iſt, erwiederte der König, ſo henke ich ſie an dem Halſe ihrer Mutter auf, und ihre Mutter henke ich an den höchſten Baum im Königreiche. Nachdem er dieſe Worte geſagt hatte, gieng er mit der Fee hinaus, ohne die gute Königin anzuſehn, welche heiße Thränen vergoß. Ach, ſagte ſie, als ſie wieder alleine war, ¿ was ſoll ich anfangen? Wenn ich mit einem liebenswürdigen Kinde niederkomme, ſo wird er ſie ſeinem häßlichen Sohne geben, und iſt ſie ungeſtaltet, ſo wird er uns beyde aufhenken. Grauſames Verhängniß! ¿ Steht mir denn kein Ausweg mehr offen? Bin ich denn ohne Rettung verlohren?

Die Zeit ihrer Niederkunſt kam immer näher und ihre Unruhe wurde immer heftiger. Niemand nahm an ihren Leiden Theil, niemand tröſtete ſie. Sie ſah niemanden als den Kerkermeiſter, der ihr alle Tage, zur ganzen Mahlzeit drey gekochte Erbſen und ein kleines Stückchen ſchwarzes Brod brachte. Gram und Hunger zehrten ſie ab und ſie war faſt nichts mehr als Haut und Knochen.

Als ſie eines Abends ſpann — denn der König ließ ſie Tag und Nacht arbeiten — ſahe ſie ein allerliebſtes Mäuschen in ihre Kammer kommen. Ach! ſagte ſie zu ihr, was ſuchſt du hier? ich habe ſelbſt den ganzen Tag nicht mehr als drey Erbſen, und, wenn du nicht faſten willſt, ſo mache dich fort. — Das Mäuschen kehrte ſich nicht an dieſe Reden, ſondern ſprang hin und her, und ſpielte, wie ein kleiner Affe; ſo daß die Königin ihm mit Vergnügen zuſahe und ihm endlich die einzige Erbſe gab, die ſie noch zum Abendeſſen übrig hatte. Da, ſagte ſie, ich wollte dir gerne mehr geben, aber ich habe ſelbſt nicht mehr. — So wie ſie das ſagte, ſah ſie auf ihrem Tiſche ein vortreffliches Rebhuhn ſtehn, das auf das herrlichſte gebraten war, und noch überdieß zwey Teller mit Zuckerwerk. — Wahrhaftig, ſagte ſie, eine gute Handlung bleibt doch niemals unbelohnt; und hierauf fing ſie an etwas zu eſſen; aber das lange Faſten hatte ihr den Appetit benommen.

Den andern Morgen brachte ihr der Kerkermeiſter ihre drey Erbſen bey guter Zeit, und er hatte ſie zum Spotte in eine große Schüſſel gelegt. Kaum ſtanden ſie da, als das Mäuschen herbeygeſchlichen kam, und ſie alle drey zuſammt dem Brode wegfras; und als die Königin eſſen wollte, fand ſie nichts mehr. Sie wurde recht böſe auf das Mäuschen, aber als ſie die große leere Schüſſel zudecken wollte, fand ſie eine Menge vortrefflicher Speiſen darinne, von denen ſie nach Appetite aß. Doch mitten während der Mahlzeit fiel ihr ein, daß der König vielleicht in wenigen Tagen ſie und ihr Kind einem ſchmählichen Tode überliefern würde; und dieſer Gedanke machte ſie ſo traurig, daß ſie den Tiſch verließ und bitterlich weinte. Giebt es denn gar kein Mittel mich zu retten, ſagte ſie; und als ſie dieſe Worte kaum ausgeſprochen hatte, ſah ſie, daß das Mäuschen mit einigen Strohhalmen ſpielte. — Wenn ich genug Stroh hätte, fuhr ſie fort, ſo könnte ich einen Korb mit einem Deckel flechten und mein Kind hineinſetzen. Vielleicht gienge dahin eine mitleidige Seele vorbey, der ich es hinunterlaſſen könnte, und die Sorge dafür trüge.

Dieſe Idee gefiel ihr und ſie fieng die Arbeit muthig an. An Strohe gebrach es ihr nicht, denn die Maus ſchleppte ſo viel herbey, als ſie brauchte, und bekam dafür alle Mittage die drey Erbſen und das Brod, an deſſen Statt die Königin jederzeit die ausgeſuchteſten Gerichte fand.

Eines Tages ſahe ſie zum Fenſter hinaus, um nach der Höhe des Thurms die Länge des Seils abzumeſſen, an dem ſie den Korb hinunterlaſſen wollte. Da erblickte ſie an dem Fuße deſſelben eine alte Frau, die ſich auf eine Krücke ſtützte, und zu ihr ſagte: „Madam, ich kenne ihre Leiden, und, wenn Sie wollen, will ich Ihnen beyſtehen.“ — „Ach, meine liebe Freundin, erwiederte die Königin, ihr würdet mir da ein ſehr großes Vergnügen erzeigen. Thut mir den Gefallen und kommt alle Abende an den Fuß dieſes Thurms, da will ich euch wenn ich gebohren habe, mein Kind herunterlaſſen, und wenn ich jemals wieder in gute Umſtände komme, ſo ſoll es euch nicht gereuen, für daſſelbe geſorgt zu haben.“ — „Ich bin nicht eigennützig, erwiederte die Alte; eine gute Mahlzeit iſt mir lieber als alles Geld auf der Welt; und ich finde nichts delikater als eine runde fette Maus. Wenn Sie etwa eine in ihrem Kerker fangen ſollten, ſo thun ſie mir den Gefallen ſie zu tödten und mir herunter zu werfen: ich will nicht undankbar ſeyn, und ihr Kindchen ſoll es bey mir nicht übel haben.“

Die Königin fieng bey dieſem Vorſchlage zu weinen an. ¿ Warum weinen Sie denn? frug die Alte. Ach! verſezte jene, ein einziges Mäuschen kömmt in meine Kammer, und dieß iſt ſo artig und gut, daß ich mich unmöglich entſchließen kann, es um's Leben zu bringen. — ¿ Wie ſo? rief die Alte voll Zorn, eine elende Maus, die alles wegfrißt und wegnaſcht, iſt Ihnen alſo lieber als Ihr Kind? Gut, Madam, ſie verdienen nicht, daß man Mitleiden mit Ihnen hat; bleiben ſie immer in ſo guter Geſellſchaft; es wird mir auch ohne Sie nicht an Mäuſen fehlen. Leben Sie wohl. — Und ſo gieng ſie grunzend und brummend fort.

Den ganzen Abend that die Königin nichts als weinen.

Sie ward noch in derſelben Nacht von einer Prinzeſſin entbunden, die ein Wunder der Schönheit war. Statt zu weinen, wie andre Kinder thun, lächelte ſie ihre Mutter an und ſtreckte ihre Händchen nach ihr aus. Die Königin badete ſie mit ihren Thränen, die ohne Unterlaß von ihren Wangen herniederfloſſen.

„¡Ach! geliebtes Kind, ſagte ſie einmal über das andere zu ihr, welch ein Schickſal ſteht dir bevor, wenn du in die Hände des unglücklichen Königs fällſt!“ — Dann legte ſie es in den Korb, nebſt einem geſchriebenen Zettel, mit den Worten: **Dieſes unglückliche Kind führt den Namen Joliette.** Und dann öffnete ſie den Korb jeden Augenblick, und fand das Kind jedesmal ſchöner; und dann küßte ſie es und weinte, und wußte nicht, was ſie thun ſollte.

Aber ſiehe da! das Mäuschen kam auch herbeygeſchlichen, und kroch zu Jolietten in den Korb. „Ach! du kleines Thier, ſagte die Königin zu ihr; wie theuer kömmt mir dein Leben zu ſtehn. Eine andre hätte dich getödtet und dich der Alten gegeben; aber ich konnte es nicht über mein Herz bringen.“ — „Laſſen Sie ſich Ihre Gutherzigkeit nicht gereuen, hub die Maus an. Ich bin Ihrer Freundſchaft ſo unwürdig nicht als Sie glauben.“ — ¡Wie erſchrak die Königin nicht, als ſie die Maus reden hörte! und wie groß war ihr Erſtaunen, als ſie wahrnahm, daß ihr Schnäuzchen zum Geſichte, ihre Pfötchen zu ein Paar Händen und Füßen wurden; und mit einemmale eine große, ſchöne und ehrwürdige Dame vor ihr ſtand. Sie erkannte ſie ſogleich für die Fee, die mit dem boshaften Könige bey ihr geweſen war und ihr Troſt zugeſprochen hatte.

„Ich habe Ihr Herz auf die Probe ſtellen wollen, ſagte die Fee zu ihr. Ich habe geſehn, daß es der Freundſchaft fähig iſt. Wir armen Feen beſitzen unermeßliche Schätze und Reichthümer, aber gemeiniglich fehlt uns zum Genuſſe des Lebens eine Freundin, die unſer Glück und unſre Leiden theile.“ — „Iſt es möglich, verſezte die Königin, daß es Ihnen bey Ihren Reichthümern und Ihrer Macht an Freunden fehlen kann?“ — „Leider! antwortete ſie; man liebt uns nur allzuoft aus Eigennutze, und dieſer Liebe freuen wir uns nicht. Die Neigung, die ſie zu mir unter meiner vorigen Geſtalt hegten, konnte aus Eigennutz nicht entſpringen. Ich war aber mit dieſer Probe noch nicht zufrieden; ich war es, die in der Geſtalt einer alten Frau am Fuße des Thurms mit Ihnen ſprach, und den Tod des Mäuschens verlangte. Sie konnten Ihr Herz nicht verleugnen; Sie konnten nicht grauſam ſeyn.“ — Bey dieſen Worten umarmte ſie die Königin, dann küßte ſie auch das Kind und ſagte zu ihm: „ich verleihe dir, mein Kind, der Troſt deiner Mutter zu ſeyn. Du wirſt reicher und glücklicher werden als dein Vater; du wirſt deine Schönheit bis in ein hohes Alter unverlezt erhalten, und wirſt niemals krank ſeyn.“ —

Die Königin dankte der Fee auf das herzlichſte für alle die Gaben, mit der ſie ihre Tochter beglückte. Dann bat ſie ſie, auch noch das übrige zu thun; ſie fortzuſchaffen und an Kindesſtatt anzunehmen. „Von Herzen gern,“ antwortete die Fee, und dann legte ſie die Kleine in den Korb und ließ ihn herab. Da ſie aber einen Augenblick verweilt hatte, um die Geſtalt der Maus wieder anzunehmen und an dem Seile nachzuſteigen, fand ſie das Kind nicht mehr. — ¡Alles iſt verlohren! rief ſie der Königin zu. Meine Feindin Canceline hat die Prinzeſſin entführt. Dieſe grauſame Fee haßt mich ärger als den Tod, und da ſie älter iſt als ich, ſo vermögen meine Kräfte nichts gegen ſie. Ich weiß kein Mittel, Jolietten ihren Klauen zu entreißen.

Der Schmerz der Königin bey dieſer traurigen Nachricht war unſäglich. Mit heißen Thränen beſchwor ſie ihre Freundin alles aufzubieten, um ihre Tochter zu retten.

Indeſſen kam der Kerkermeiſter in die Kammer der Königin und ſahe, daß ſie nicht mehr ſchwanger war. Er eilte dem Könige davon

Nach

Nachricht zu bringen und dieſer kam ſo gleich, das Kind zu verlangen. Sie ſagte ihm, eine Fee, deren Nahmen ſie nicht wiſſe, habe es ihr mit Gewalt entführt. Der boshafte König gerieth über dieſe Nachricht vor Zorn auſſer ſich. „Ich habe dir verſprochen dich zu henken und jezt will ich mein Wort halten. — So gleich ſchleppte er die arme Königin in einen Wald, ſtieg auf einen Baum und warf ihr den Strick um den Hals. Die Fee war unſichtbar gegenwärtig. Sie ſtieß den König mit der Fauſt, daß er vom Baume fiel und ſich vier Zähne einſchlug; dann entführte ſie die Königin in ihrem fliegenden Wagen und brachte ſie in ein ſchönes Schloß. Hier trug ſie die größte Sorgfalt für ſie; und wenn ſie Jolietten gehabt hätte, ſo wäre ihre Zufriedenheit vollkommen geweſen. Aber alle Bemühungen der Fee, ihren Aufenthalt zu entdecken, waren umſonſt.

Indeß vergieng die Zeit und der heftige Schmerz der Königin legte ſich. Schon funfzehn Jahre waren verfloßen, als ſie erfuhr, der Sohn des boshaften Königs wolle ſich mit einer Gänſehirtin vermählen, und dieſe wolle ihn nicht. Dieſe Geſchichte machte Aufſehn. Die kleine Maus begab ſich in das Land des boshaften Königs, um eine Gänſehirtin zu ſehen, die die Hand eines königlichen Prinzen verſchmähte. Sie kroch in den Hünerſtall, und fand ſie da mit bloßen Füßen, in groben Zwillich gekleidet und einen ſchmuzigen Lappen um den Kopf. Rund herum lagen Kleider mit Gold und Silber geſtickt, koſtbare Armbänder von Diamanten und Perlen, Bänder und Spitzen, die die Hühner und Gänſe herumſchleppten und beſchmuzten. Die Hirtin ſaß auf einem großen Steine, und der Prinz der verwachſen, bucklig und einäugig war, ſagte mit rauher Stimme zu ihr: wenn du mein Herz verſchmähſt, ſo bring ich dich um. Sie aber antwortete mit Feſtigkeit: nein ich heyrathe Sie nicht, ihr ſeyd allzuhäßlich und gleicht Eurem grauſamen Vater allzuſehr. Laßt mich mit meinen Gänſen in Ruhe; ich liebe ſie mehr als Euch.

Das Mäuschen betrachtete ſie mit Bewunderung, denn ſie war ſchön wie der Tag; und als der Prinz hinaus war, nahm ſie die Geſtalt einer alten Schäferin an und ſagte zu ihr: guten Tag, Liebchen! Nun Deine Gänschen werden dick und fett. — Die junge Gänſehirtin antwortete der Alten mit der größten Freundlichkeit: ja, denkt nur, ſoll ich ſie nicht um einer elenden Krone willen verlaſſen. ¿Was rathet ihr mir? — Liebe Tochter, antwortete die Fee, eine Krone iſt eine ſchöne Sache, aber du kennſt weder den Werth noch die Laſt derſelben. — Ach! ich kenne ſie nur allzuwohl, fiel die Gänſehirtin ein, denn ich bin feſt entſchloſſen, dieſe Laſt nicht zu tragen. Gleichwohl weiß ich nicht, wer ich bin, noch wer meine Eltern ſind; ich habe weder Vater noch Mutter. — Aber deine Tugend und Schönheit, mein Kind, erwiederte die Fee, iſt ſo gut als zehn Königreiche. ¿ Sag mir doch, wer dich hierher gebracht hat, da du weder Vater noch Mutter noch Freunde haſt? — Die Fee Cancaline, ſagte ſie, iſt Schuld daran, daß ich hier bin. Sie zankte mich täglich aus und ſchlug mich ohne die mindeſte Veranlaſſung. Ich lief alſo davon, und da ich nicht wußte wohin, blieb ich in einem Walde. Hier gieng der Sohn des boshaften Königs von ohngefähr ſpazieren, ſahe mich und frug mich, ob ich Dienſte auf ſeinem Hofe nehmen wollte. Ich ſagte ja und wurde Gänſehirtin. Alle Augenblicke kam er und ſah nach den Gänſen und Truthünern und auch nach mir; und ach! wider meinen Willen iſt er ſo verliebt in mich geworden, daß ich ihm gar nicht mehr ausweichen kann.

Bey dieſer Erzählung gerieth die Fee auf die Vermuthung, daß die Gänſehirtin niemand anders als die Prinzeſſin Joliette ſeyn könne.

¿ Meine Tochter, ſagte ſie zu ihr, was iſt denn dein Nahme? — Ich heiſſe Joliette, erwiederte jene. Da die Fee dieß hörte zweifelte ſie keinen Augenblick mehr an der Wahrheit ihrer Vermuthung, und umarmte ſie mit größter Zärtlichkeit. Joliette, hub ſie an, ich kenne dich ſeit langer Zeit und freue mich, daß du ſo klug und artig geworden biſt. Aber ich wollte, daß du beſſer angezogen wäreſt. Nimm doch die ſchönen Kleider, die hier umher liegen und kleide dich an.

Joliette war gehorſam. Sie band zuerſt den Kopflappen ab, und ſo gleich fielen ihre blonden Locken über ihren ganzen Rücken bis auf die Erde herab. Dann holte ſie Waſſer aus der Quelle und wuſch ſich das Geſicht, welches glänzender ward als eine orientaliſche Perle; Roſen und Lilien ſchienen auf ihren Wangen und ihrer Stirne aufzublühn. Ihr Wuchs war ſchlank und zart; ihre Haut weißer als der Schnee und ſanfter als Seide.

Da ſie nun die ſchönen Kleider angezogen hatte, betrachtete ſie die Fee wie ein Wunder der Schönheit, und ſagte zu ihr: ¿ nun, mein Kind, wer glaubſt du wohl, daß du biſt? — In der That, antwortete ſie, ich komme mir vor, wie die Tochter eines großen Königs. — ¿Möchteſt du das ſeyn? verſezte jene. — O! warum nicht, antwortete Joliette. Ich wär' es ganz wohl zufrieden. Wohlan denn, erwiederte die Fee. Dein Wunſch iſt dir gewährt. Morgen ſollſt du mehr von mir hören.

Sie eilte nach ihrem Schloſſe zurück, wo ſie die Königin beſchäftigt fand, Seide zu ſpinnen. Was wollen ſie wetten, Madam, rief ihr das Mäuschen zu, daß ich Ihnen die ſchönſten Neuigkeiten bringe, die ſie jemals gehört haben. — Ach! erwiederte die Königin, ſeit dem Tode meines Gemals und dem Verluſte meiner Joliette gebe ich nicht einer Steckenadel Werth für alle Neuigkeiten in der Welt. — ¿Und wenn ich Ihnen nun ſagte, daß ſich Joliette vortrefflich befindet? daß ich ſie nur eben erſt geſehn habe? daß ſie ſo ſchön iſt wie der Tag; und daß es nur von ihr abhängt, eine große Königin zu werden? Und nun erzählte ſie ihr den ganzen Verlauf der Sache von einem Ende bis zum andern; und die Königin weinte bald vor Freuden, daß ihre Tochter ſo ſchön war, und bald vor Betrübniß, daß ſie eine Gänſehirtin war. Da mein Gemahl noch lebte, ſagte ſie, da hätten wir nicht gedacht, daß unſer Kind eine Gänſehirtin werden ſollte. — Daran iſt die grauſame Cancaline Schuld, verſezte die Fee, die es mir zum Verdruß gethan hat, weil ſie weiß, wie ſehr ich ſie liebe. Aber ich will alle meine Bücher verbrennen, wenn ich Jolietten nicht nächſter Tage befreye. — Aber daß ſie mir nur ja nicht etwa den Sohn des boshaften Königs heyrathet, fiel die Königin ein. Laſſen Sie uns morgen hinreiſen und ſie abholen!

Nun trug ſichs zu, daß der Sohn des boshaften Königs, aus Aerger über Joliettens abſchlägliche Antwort, ſich unter einen Baum geſezt hatte, und weinte und heulte. Sein Vater hörte es, kam ans Fenſter und frug: Was haſt du denn einmal zu heulen, dummer Junge? — Ey ja, antwortete er; unſre Gänſehirtin will mich nicht lieb haben. — Was? ſie will dich nicht lieb haben? rief der boshafte König; das will ich ihr wohl weis machen. — Hierauf rief er ſeine Trabanten und befahl ihnen die Gänſehirtin zu hohlen.

Die Trabanten giengen in den Hof und fandten Jolietten in einem ſchönen Kleide von weißen Atlas, mit Golde geſtickt. Sie war ſo ſchön, daß ſie es nicht wagten, ſie anzureden, weil ſie ſie für eine Prinzeſſin hielten. — Da ſie ſahe, daß ſie jemanden ſuchten, fragte ſie: ſagt' mir doch, wen ſucht ihr denn hier? — Madam, antworteten ſie, wir ſuchen eine gewiſſe Joliette. — Mein Gott, das bin ich ja, verſezte jene, ¿was wollt ihr denn von mir? — Als ſie dieß ſagte, ergriffen ſie die Trabanten, banden ihr die Hände mit Stricken, und führten ſie ſo vor den König und ſeinen Sohn. Da der König ſahe, daß ſie ſo ſchön war, fühlte er ſich ein wenig bewegt, und er würde gewiß Mitleiden mit ihr gehabt haben, wenn er nicht das boshafteſte und grauſamſte Herz von der Welt beſeſſen hätte. — ¿Nun kleine Kröte, ſchrie er ſie an, du willſt meinen Sohn nicht liebhaben? Er iſt hundertmal ſchöner als du, und du widerſetzeſt dich? Den Augenblick, hab' ihn lieb, oder ich laſſe dich lebendig ſchinden. — Die Prinzeſſin zitterte wie Espenlaub; warf ſich vor ihm nieder und ſagte: mächtigſter König; ich flehe Dich an, mich nicht ſchinden zu laſſen. Gieb mir einige Tage Bedenkzeit; dann ſteht es ja noch immer in deiner Gewalt, mit mir zu thun, was dir wohlgefällt. — Sie beſchloſſen nun, ſie in einen Thurm einzuſperren, wo ſie weder Sonne noch Mond ſehn könne.

Hier ſaß nun Joliette, als die gute Fee mit der Königin auf dem fliegenden Wagen ankam. Sie erfuhren dieſe Neuigkeit ſehr geſchwind.

Die Königin war untröſtlich und verwünſchte ihr Schickſal, das ihr jede Freude verderbe. Lieber, ſagte ſie, wollte ich, daß meine Tochter todt wäre, als daß ſie den häßlichen und boshaften Prinzen heyrathen ſoll. Es iſt noch nicht ſo weit, verſezte die Fee; faſſen Sie nur Muth. Sie ſollen zufrieden geſtellt und gerächt werden.

Sobald der König zu Bette war, nahm die Fee die Geſtalt des Mäuschens an und kroch unter ſein Kopfkiſſen; und kaum war er eingeſchlafen, ſo biß ſie ihn ſo herzhaft in das rechte Ohr, daß er vor Schmerzen ſchrie, und ſich auf die andere Seite legte. Nun biß ſie ihn eben ſo in das linke Ohr; er ſchrie um Hülfe; ſeine Leute kamen und fanden ihn wüthend auf die Maus, die ihm ſo übel mitgeſpielt hatte. — Während man ſie im ganzen Zimmer ſuchte, war ſie in die Kammer des Prinzen geſchlichen und hatte es ihm eben ſo gemacht. Er ließ ſeine Leute kommen, zeigte ihnen ſeine Ohren, und man fand ſie ganz geſchunden. Unterdeſſen war der König wieder ein wenig eingeſchlummert; nun fieng ſie an, ihn an der Naſe zu nagen: und da er mit der Hand darnach fuhr, biß und krazte ſie ihn. Er ſchrie um Hülfe. Sie kroch ihm in das Maul und biß ihn in die Lippen und in die

Zunge. Die Bedienten kamen herein; er war auſſer ſich und konnte vor Wuth und Schmerzen kaum reden. Er wollte die Maus gefangen haben; aber die war ſchon wieder in der Kammer des Prinzen, und fraß ihm ſein noch gutes Auge aus, denn er war einäugig. Er ſprang wie ein Unſinniger auf, griff nach ſeinem Degen und lief in ſeiner Blindheit zu ſeinem Vater. Dieſer hatte auch den Degen ergriffen und vermaß ſich, alles niederzumachen, wenn man die Maus nicht fienge.

Als er nun noch überdieß ſeinen Sohn ſo wüthend hereintreten ſahe, grunzte er ihn an, ſchimpfte und ſchmähte, und dieſer ſtürzte auf ſeinen Vater los, da er ſeine Stimme in der Betäubung nicht erkannte. Der boshafte König ſtieß ihm im Zorne ſeinen Degen durch den Leib und empfieng eine ähnliche Wunde von ſeinem Sohne. Sie ſtürzten beyde todt zur Erde nieder. Da dieß die Bedienten ſahen, banden ſie ihnen Stricke an die Füße, und ſchleppten ſie in den Fluß, denn ſie waren froh, einen Herrn los zu werden, den ſie ärger haßten als den Tod.

Indeſſen holte die gute Fee, die alles das mit angeſehn hatte, die Königin herbey, und ſie giengen zuſammen in den ſchwarzen Thurm, wo Joliette eingeſchloſſen war. Die Fee ſchlug mit einem kleinen Stabe dreymal an die Schlöſſer, ſie ſprungen auf, und die Thüren öffneten ſich. Hier ſahen ſie nun die arme Prinzeſſin ſtumm und traurig ſitzen, denn ſie glaubte, es wären die Trabanten des Königs, welche kämen, um ſie abzuhohlen. Sie ward nicht eher aus ihrem Irrthume geriſſen, bis ihr die Königin um den Hals fiel, ſie anredete, und ihr ſagte, daß ſie ihre Mutter ſey. Hierauf erzählte ſie ihr ihre ganze Geſchichte. Als Joliette dieſes alles vernahm, ſtarb ſie beynahe vor Freude, warf ſich der Königin zu Füßen, umarmte ihre Knie und benezte ihre Hände mit ihren Thränen. Auch der Fee dankte ſie auf das zärtlichſte. Dieſe aber trieb ſie an, keine Zeit zu verliehren, ſondern ſich in den Saal hinab zu begeben, wo das Volk verſammelt wäre und ihre Ankunft erwartete.

Sie ſelbſt gieng voraus. Ernſt und Würde waren auf ihrem Geſicht. Ihr Kleid flog weit hinter ihr her. Die Königin und Joliette folgten ihr. Sie grüßten jedermann, der ihnen begegnete, die Kleinen wie die Großen, mit ausnehmender Freundlichkeit. Alles drängte ſich zuſammen, um zu erfahren, wer dieſe ſchönen Damen wären.

Als nun der Saal ganz voll war, redete die gute Fee die Verſammlung an und ſagte ihr, Sie gebe hiermit dem Reiche die Tochter des Königs des glücklichen Landes zur Königin; ſie würden glücklich unter ihrer Herrſchaft leben, und die Traurigkeit werde unter ihrer Regierung aus dem Lande verbannt werden. Bey dieſen Worten ſchrien alle: ja, ja, wir nehmen ſie zur Königin an. Wir ſind lange genug traurig und unglücklich geweſen. Zu gleicher Zeit ertönten tauſend Inſtrumente und ſpielten eine frohe Melodie. Jeder ergriff ſeinen Nachbar bey der Hand und ſchwenkte ihn im Kreiſe herum. Joliette ſtand in der Mitte und alles um ſie herum ſchrie: Ja, ja, wir nehmen ſie zur Königin an.

Die Freude der Unterthanen war unbeſchreiblich. Man ſchlug ſogleich eine Menge Tafeln auf, aß und trank bis tief in die Nacht. Dann legte man ſich ſchlafen. Den andern Morgen ſtellte die Fee der Prinzeſſin bey ihrem Erwachen einen wunderſchönen Prinzen vor, den ſie ihr zum Gemahle erkohren hatte. Er war beynahe eben ſo liebenswürdig als Joliette, und ſie ſah ihn kaum, als ſie ſchon Liebe für ihn empfand. Er ſeiner Seits war über ihren Anblick entzückt. Die Königin glaubte ſich wieder in die Zeit ihrer Jugend zurückverſezt. Man machte ſogleich Anſtalten zur Hochzeit und wenige Tage darauf wurde ſie mit der gröſten Pracht und — was noch mehr iſt — mit der gröſten Zufriedenheit aller Anweſenden gefeyert.

II.

Don Gabriel Ponce de Leon.

Eine Novelle.

Don Felix Sarmiento war aus einer vornehmen Familie des Königreichs Galizien, und ſeine Gemahlin, Donna Henrica de Palacios, war aus einem eben ſo edeln Hauſe als das ſeinige. Aus dieſer Ehe war ein Sohn entſprungen, den man Don Louis nannte, und zwey Töchter. Dieſe Kinder galten in dem ganzen Königreiche für Muſter der Schönheit und des Verſtandes.

Eines Tages wurde ihre Mutter auf ihrem Landhauſe plötzlich von einer Krankheit überfallen, die ihr ſo hart zuſetzte, daß ſie kaum Zeit hatte, ihre Schwägerin holen zu laſſen, und dieſer ihre Töchter anzuempfehlen. „Ich vertraue Ihnen hier das koſtbare Gut, ſagte ſie. Verſprechen Sie mir, liebſte Schwägerin, daß meine Töchter in Ihnen wiederfinden ſollen, was ſie in mir verliehren. Schenken Sie meiner Iſidore und Melanie Ihre Liebe aus Liebe zu mir und zu ihnen. Sie werden ſie zu verdienen ſuchen; ihr Charakter iſt vortreflich, aber er verlangt noch Pflege und Bildung. Ihre Erziehung war das ſüßeſte Geſchäfte meines Lebens; aber ach! ich fühle es, wir müſſen uns trennen. — Bey dieſen Worten unterbrach ſie das Schluchzen und die Thränen ihrer Töchter. Sie warfen ſich vor ihr Bett auf die Knie, ergriffen ihre Hände und benezten ſie mit Zähren. — Meine lieben Kinder, fuhr ſie fort, ihr macht mich allzuweich; ihr macht mir die Trennung von dieſem Leben, das mir die Vorſehung zu verlaſſen befiehlt, allzuſchwer. — Hierauf wandte ſie ſich zur Donna Juana: Liebe Schwägerin, ſagte ſie, führen Sie meine Kinder nicht zu bald auf den Schauplaz der groſſen Welt. Es giebt da ſo viele Gefahren zu überwinden, ſo vielen Reizungen zu widerſtehn, daß man einen ſehr reifen Verſtand haben muß, um ſie zu kennen und ihnen nicht unterzuliegen.

Donna Juana war alt und von ſo ſtrengen Grundſätzen als irgend eine Duena in

Spanien; darum gefiel ihr der lezte Wille ihrer Schwägerin auſſerordentlich, und ohne auf ihre Zärtlichkeit zu antworten, ſchrie ſie ihr zu: ja, ja, verlaſſen ſie ſich darauf, ihre Töchter ſollen nicht einmal die Sonne ſehn dürfen. Ich will ſie ſo gut bewachen, daß man nichts von ihrer Exiſtenz erfahren ſoll; und weil ſie mir es befehlen, ſo will ich noch hundertmal ſtrenger ſeyn als Sie geweſen wären.

In dieſem Augenblicke ward die Kranke von einer ſo auſſerordentlichen Schwäche überfallen, daß ſie nicht im Stande war auf dieſe Aeuſſerungen zu antworten, die ganz und gar nicht nach ihrem Sinne waren. Die beyden Töchter aber waren viel zu ſehr mit ihrer ſterbenden Mutter beſchäftigt, um auf das zu hören, was ihre alte Tante ſagte.

Donna Henrica ſtarb und ihre Schwägerin nahm die beyden Kinder mit ſich auf ein Landhaus ihres Vaters, nahe bey Kompoſtell. Don Felix befand ſich nicht in Spanien ſondern ſtand an der Spitze eines ſpaniſchen Regiments in Flandern. Hier erfuhr er den Tod ſeiner Gemahlin und die Anordnungen, welche ſie in Rückſicht auf ihre Kinder gemacht hatte. Er war nicht damit zufrieden. Er kannte den Karakter ſeiner Schweſter; er wußte, wie mißtrautrauiſch und unbiegſam ſie war und er ſahe zum Voraus, daß ſeine Töchter einen großen Unterſchied in der Erziehung ihrer Mutter und ihrer Tante finden würden.

Indeß war bey der gegenwärtigen Lage der Sachen nichts zu thun, als alles zu laſſen, wie es war. Iſidore und Melania blieben bey Donna Juana, wo ſie ihr Bruder der ſich in Cadiz aufhielt, ſogleich nach empfangner Nachricht von dem Tode ſeiner Mutter, beſuchte. Seine Gegenwart linderte ihren Schmerz, denn ſie liebten ihn außerordentlich.

Sobald ſie allein mit ihm ſeyn konnten, vertrauten ſie ihm ihren Kummer. Donna Juana war immer übler Laune, man konnte ihr nichts recht machen; ſie ging niemals aus und ließ ſich vor niemanden ſehn. Sie hatten ſchon die gröſte Urſach, den Verluſt ihrer Mutter als unerſezlich zu finden.

Es iſt wahr, ſagte Don Louis, unſre Tante iſt tugendhaft; aber ihr Tugend iſt zurückſchreckend, und nicht für den Umgang mit Menſchen gemacht. Da ſie weder ſchön noch jung iſt, da ſie niemals zärtliche Neigungen eingeflößt hat, ſo kann ſie nicht leiden, daß man ſich in ihrer Gegenwart die unſchuldigſte Freyheit herausnehme. Ich fürchte, ſie wird am Ende auf die Sonne eiferſüchtig werden, welche Euch beſcheint; denn ſie hat mir ſchon geſagt, daß ſie Euch ſehr ſelten würde ausgehn laſſen, und wenn es ja geſchehen ſollte, ſo würde ſie alle Vorſicht anwenden, damit niemand Euch zu ſehen bekomme. — Mag ſie doch, ſagte Iſidore; ich will mich ihren Grillen nicht widerſetzen. Der Umgang der Welt, den ſie ſo ſehr fürchtet, rührt mein Herz nicht; und wenn ſie mich nur etwas ſanftmüthiger behandelt, ſo bin ich zufrieden. — Was mich betrift, ſezte Melania hinzu, ich laſſe ſie thun was ſie will; denn ich habe noch nichts in der Welt geſehen das mir die Einſamkeit verleidet hätte.

Don Louis tröſtete ſie ſo gut er konnte. Er verſchaffte ihnen unterhaltende Lektüre; aber nach Verlaufe eines Monats nahm er Abſchied von ihnen und kehrte nach Cadiz zurück, wohin ihn die Luſtbarkeiten und ſeine Geſchäfte riefen.

Er ward mit offnen Armen von ſeinen Freunden empfangen vorzüglich von Don Gabriel Ponce de Leon und ſeinem Couſin, dem Grafen Aquilar. Die erſten Augenblicke ihrer Unterhaltung waren traurig und dem Andenken der Mutter Don Louis geweiht. Er erzählte ihnen

nen hierauf von ſeinen Schweſtern, von der Strenge, mit welcher Donna Juana ſie bewachte, der Langeweile die ſie hätten. Er beklagte ſie wegen dieſer Strenge, welche ihr vortreflicher und liebenswürdiger Charakter nicht verdiente. Er ſprach viel von ihren guten Eigenſchaften, mehr mit der Offenherzigkeit eines Mannes von Charakter als mit der Beſcheidenheit eines Bruders. Seine Schilderung konnte nicht anders als vortheilhaft ſeyn.

Ponce de Leon hörte ihm aufmerkſam zu, ohne es ſcheinen zu wollen. Kaum hielte Don Louis ein, als er das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand zu lenken ſuchte. Ich wundere mich, ſagte er, daß du noch nicht nach der ſchönen Lucilie gefragt haſt. — Nicht aus Gleichgültigkeit, antwortete Don Louis. Meine Liebe gegen ſie iſt allzuheftig, um jemals aufhören zu können; aber ich hielt es für meine Pflicht zuerſt von meiner Familie zu ſprechen, weil ihr darnach fragt.

Lucilie hat ihren Bruder durch einen traurigen Zufall verlohren, fiel der Graf von Aguilar ein; ſie iſt nach Sevilla gereiſt, um ſeinen Nachlaß abzuholen, und ich glaube nicht, daß ſie ſobald zurückkommen wird. — So werde ich auch nicht lange hier zubringen, verſezte Don

Louis; ich werde gleich morgen wieder abreiſen. — ¿Gleich morgen? fiel ihm Ponce de Leon ins Wort, ¿Glaubſt du nicht, daß du deinen Freunden auch etwas ſchuldig biſt, und, wenn das auch noch ſo wenig wäre, daß es ungerecht iſt, alles nur der Liebe, der Freundſchaft nichts zuzugeſtehen? — Ich kenne die Rechte der einen und der andern, verſezte Don Louis. Mein Herz unterſcheidet ſie genau. Aber ihr wißt, daß das, was man für ſeine Geliebte empfindet, ſehr weit von dem unterſchieden iſt, was man für ſeine Freunde fühlt, und daß dieſe Empfindungen ſich nicht aufheben, ſich nicht zerſtören. — Ja, ja: ſagte der Graf von Aguilar lächelnd, wir wiſſen recht wohl, daß du uns liebeſt, aber gleichwohl verläßt du uns morgen, um Lucilien aufzuſuchen. In der That, die Rechte die du uns in deinem Herzen zugeſtehſt ſind allzueingeſchränkt und die Rechte Luciliens allzuweit ausgedehnt. Könnteſt du nicht, ohne deine Schöne zu beleidigen, ihre Rückkehr abwarten? — Nein, mein Herr, antwortete Don Louis: dieſer Aufſchub würde ſie beleidigen, und ich wollte lieber ſterben, als ihre Zärtlichkeit kränken. Die Freundſchaft hört eher Gründe an als die Liebe, und ſo verſtattet ſie auch eine größere Freyheit. Ihr werdet mir erlauben euch zu verlaſſen; meine Abreiſe wird euch nicht beleidigen. Ich werde wiederkommen und eure Geſinnungen gegen mich unverändert finden. — Ah! wie glücklich preiſe ich mich, rief Ponce de Leon aus, meiner Freyheit genieſen zu können. Wie glücklich, daß ich ſagen kann, der Schmetterling iſt mein Sinnbild, der auf einem Blumenbeete alle Blumen beſucht, aber ſich an keine ausſchlieſend hält. — Don Louis ſtieß bey dieſen Worten einen tiefen Seufzer aus; vielleicht weil er den Leichtſinn ſeines Freundes beneidete, vielleicht auch weil er ſchon zu den Füßen der Störerinn ſeiner Ruhe zu liegen wünſchte.

Sie verließen ſich mit den wärmſten Freundſchaftsverſicherungen. Don Louis reiſte ſeinem Vorſatze gemäß nach Sevilla, und Ponce de Leon blieb mit dem Grafen Aguilar in Cadiz; denn ſie wohnten zuſammen und trennten ſich faſt nie. Sie theilten ſich die geheimſten Gedanken ihres Herzens mit.

Indeſſen verlohr Ponce de Leon ſeinen guten Humor, wurde nachdenkend und traurig, ſprach faſt gar nicht mehr und antwortete einſylbig oder verkehrt. Sein Couſin wußte nicht, was er denken ſollte. Er war oft im Begriff, ihn darüber zu fragen; aber dann wollte er wieder nicht unbeſcheiden ſeyn, weil er ſeinen Freund in irgend einem Liebeshandel verſtrickt glaubte, aus dem er ihm ein Geheimniß machen wollte. Indeß war ſeine Neugierde gereizt. Er befahl einem ſeiner Bedienten, auf deſſen Klugheit er ſich verlaſſen konnte, ſeinem Freunde auf Tritten und Schritten zu folgen und ihm, ſo viel er könnte, von ſeinem Thun und Laſſen Nachricht zu geben.

Aber auch ſo erfuhr der Graf nichts. Don Gabriel war nirgends geweſen, als in einem einſamen Garten, der die Ausſicht auf das Meer hatte, oder er hatte ſich in ſeinem Zimmer eingeſchloſſen. So viel war gewiß, daß er niemanden geſprochen hatte. Der Graf begriff von dieſer Aufführung nichts. Er wartete drey ganzer Wochen, und hofte, aber immer vergebens, daß Ponce de Leon ſein Stillſchweigen brechen würde. Endlich hielt er es nicht länger aus. Er entdekte ihm die Unruhen, die ihm die Veränderung in ſeinem Betragen verurſachte. Er beſchwor ihn, ſein Herz nicht gegen ihn zu verſchließen, und ihm die Urſach ſeines Trübſinns nicht zu verhehlen.

Ponce de Leon antwortete mit einem tiefen Seufzer; und der Graf, der ihn mit der größten Aufmerkſamkeit beobachtete, fuhr fort: „Was kannſt Du nur haben? ſagte er zu ihm. Du biſt der glücklichſte und vollkommenſte Mann im ganzen Königreiche. Du weichſt keinem an Geburt noch an Vermögen, und dein Vater hat dir ſchon einen beträchtlichen Theil deſſelben abgetreten. ¿Biſt du verliebt? wirſt du gemißhandelt?

¡Ach! lieber Couſin, antwortete Don Gabriel, wie dringend du biſt! ¿Kannſt du mich denn nicht lieben, ohne mich auf die Folter zu ſpannen? Dann ſchwieg er einige Augenblicke ſtille und fuhr fort: doch nein! ich will deine Güte, deine Theilnahme nicht verkennen. Wenn ich bey mir angeſtanden habe, dir mein Geheimniß zu entdecken, ſo war es blos darum, weil ich fürchtete, deine Achtung zu verlieren, die mir ſo koſtbar iſt. ¿Wirſt du mir ſie erhalten, wenn ich dir meine Thorheiten geſtehe? Ja, ich geſtehe es dir, ich bin verliebt; und dieſe Leidenſchaft iſt um deſto gefährlicher, da ich die Perſon noch nicht kenne, die mir meine Ruhe geraubt hat. Ich liebe Donna Iſidora, Don Louis Schweſter, die ich niemals geſehn habe, die ich vielleicht niemals ſehen werde; da ihre Tante auf die Sonne eiferſüchtig iſt, die ſie beſcheint, und ſie auf einem einſamen Landgute eingeſchloſſen hält.

Der Graf von Aguilar hörte ſeinem Couſin mit Erſtaunen zu. Wenn du Iſidoren geſehen hätteſt, hub er endlich an, ſo würde ich mich nicht wundern, wenn du in ſie verliebt wärſt. Aber es iſt ſonderbar, daß du bey deinem langen Aufenthalte in Madrit, auf deinen Reiſen durch Italien, Frankreich und Flandern dein Herz unverlezt bewahrt haſt, und nun auf einmal an dem Namen eines Mädchens Schiffbruch leideſt, von deren Schönheit, Geiſt und Charakter du ſoviel als nichts weiſt. — Das iſt es eben was mich demüthigt, verſezte Ponce de Leon, und darum wollte ich dir mein Geheimniß nicht entdecken. Ich verſuchte, meine thörichte Leidenſchaft zu bekämpfen, aber es iſt mir nicht geglückt; ich werde jeden Tag unruhiger, oder, wenn du willſt, verliebter. — Lieber Freund, erwiederte der Graf, ich ſehe wohl, daß deine Stunde gekommen iſt. Du glaubteſt dich über die Angriffe der Liebe erhaben, und Amor hat dich geſtraft. Er hat dich in einen Gegenſtand verliebt gemacht, den du nicht kennſt. — Um Gotteswillen, fiel ihm Ponce de Leon ein, ſpotte meines Unglücks nicht: in meinem Leben habe ich nicht weniger Luſt zum Lachen gehabt als jezt; und wenn du die Sache nicht ernſthaft behandeln willſt, ſo thun wir am beſten, ganz davon abzubrechen.

Der Graf von Aguilar nahm einen etwas ernſthaftern Ton an. Er ſuchte ihm zu zeigen, daß ſein Unglück ſo groß nicht ſey als er dächte, und daß, wenn er um Iſidoren anhielte, man ſie ihm wahrſcheinlicherweiſe nicht abſchlagen würde. — Ich glaube dieß ſehr gern, verſezte Don Gabriel; aber ich hänge noch an einer andern Grille, die ich eben ſo wenig bekämpfen kann, als meine Leidenſchaft. Iſidorens Beſiz kann mich nicht glücklich machen, wenn ſie mir ihre Liebe nicht ſchenkt, ohne mich zu kennen. Mein Stand, mein Vermögen, der Wille ihrer Anverwandten ſoll durchaus keinen Einfluß auf die Entſcheidung ihres Herzens haben. Nein, ich muß alles ihrer Zärtlichkeit danken, oder ich werde niemals zufrieden ſeyn.

Du biſt ſehr ſonderbar, ſagte der Graf von Aguilar. Ich beklage dich und beklage mich ſelbſt, daß ich nichts thun kann, deine Leiden zu mildern. Aber du kennſt meine Freundſchaft für dich. Du weißt, daß ich dir vollkommen ergeben bin. Und wenn du ein Mittel erſinnen kannſt, zu deinem Zwecke zu gelangen, und wenn ich dir in irgend etwas nüzlich ſeyn kann, ſo darfſt du ſicher auf meinen Beyſtand rechnen.

Bey dieſen Worten umarmte Don Gabriel ſeinen Couſin. Ich kenne dein Herz, ſagte er zu ihm. Ich weiß, daß du dein Verſprechen nicht vergeſſen wirſt, wenn es mir einfallen ſollte, dich auf die Probe zu ſtellen.

Es war ſchon tief in der Nacht, als ſie ſich trennten. Ponce de Leon fühlte ſich weniger unglücklich, weil er einen Vertrauten gefunden hatte, und der Graf war ſehr vergnügt, die Urſach der Traurigkeit ſeines Couſins zu kennen, um ſeine Leidenſchaft zu begünſtigen oder zu bekämpfen, wie es die Leidenſchaften mit ſich brächten. Jenem hatte nur das erſte Geſtändniß ſeiner Schwachheit einige Ueberwindung gekoſtet; jezt ſprach er täglich und ohne Zurückhaltung mit ihm von ſeiner Leidenſchaft, und den Planen, die er entworfen hatte, ſie zu befriedigen.

Eines Morgens trat er in das Zimmer des Grafen: laß uns abreiſen, Couſin, ſagte er, nach Gallizien. — Ich verſtehe verſezte der Graf; du willſt Iſidoren ſehn. ¿Aber wie denkſt du zu deinem Zwecke zu gelangen? — Mein Plaz iſt, ſagte Don Gabriel, wenn wir heimlich angekommen ſind, Feuer im Hauſe anzulegen, und uns ſo vermöge der Unordnung, die dieß verurſachen muß, Eingang zu verſchaffen. Stelle dir meine Freude vor, wenn wir ſie nun retten, und ich ſie in meinen Armen davontrage. Dieſer Augenblick

blick ſoll mich für den Kummer und die Leiden ſchadlos halten, die ich jezo empfinde. — Fürwahr Don Gabriel, verſezte der Graf, ich glaube du haſt den Verſtand verlohren, daß du mit einer Feuersbrunſt anfangen willſt. ¡Ein ſchönes Freundſchaftsſtückchen für Don Louis, ihm ſein ſchönes Landhaus anzuſtecken! ¿Und bedenkſt du denn nicht, daß deine geliebte Iſidore im Rauch und Flammen umkommen kann, ehe du im Stande biſt, in ihr Zimmer einzudringen?

Ich habe mir die Sache freylich nicht ſo tragiſch gedacht, erwiederte Don Gabriel. Meine Meynung war, dieſes Landguth als einen Theil der Mitgabe zu fordern, und ſo den Schaden zu erſetzen, den ich meinem Freunde thun könnte. Indeſſen gebe ich dieſes Projekt auf, wenn du einen andern Rath zu erſinnen weißt und wenn unſere Reiſe dadurch nicht verzögert wird.

Meine Meinung wäre, antwortete der Graf, wir nähmen Poſt bis an die nächſte Station von dem Schloſſe, und kleideten uns dann als Pilgrime, ſo daß uns niemand erkennen könnte. Es wird nicht auffallend ſeyn, Pilgrime auf dem Wege nach Compoſtell zu ſehen, die in einem vornehmen Hauſe einſprechen und da wenigſtens einige Stunden ſich aufhalten. — ¿Einige Stunden? rief Don Gabriel. Wie ſoll ich denn in ſo kurzer Zeit zu meinem Zwecke gelangen? — Es fällt mir hier ein treffliches Mittel ein, fuhr der Graf fort; du mußt dich begraben laſſen. Wenn du einmal todt biſt, ſo wird niemand verlangen, daß du abreiſen ſollſt. — Ponce de Leon fand dieſen Scherz ſehr unzeitig. Ich weiß wohl, antwortete er verdrüßlich, daß du deine Freude daran haſt, mich lächerlich zu machen, ich werde aber deinen Spöttereyen zu entgehen wiſſen, und dir nichts mehr ſagen.

Der Graf fühlte zu ſpät, daß ſein Scherz nicht am rechten Orte angebracht geweſen war und bat ſeinen Freund ſeines ſchlechten Einfalls wegen um Verzeihung. Um auf das zurückzukommen, was dich jetzo beſchäftigt, fuhr er fort, ſo iſt meine Idee, einen von uns für verwundet auszugeben. Vielleicht iſt die alte Tante gegen Pilgrime gefälliger, als gegen andere Leute, und behält uns bey ſich. — Don Gabriel fand dieſen Vorſchlag vortreflich. Er verlohr keinen Augenblick, die nöthigen Anſtalten zu machen und ſich und ſeinen Couſin mit Pilgerröcken zu verſehen. Zwey Tage darauf reiſten ſie zuſammen ab.

Der Graf von Aguilar gab ſeinem Freunde an Wuchſe und Schönheit wenig nach. Sie hatten beyde einen edlen Anſtand und die Lebhaftigkeit, den Scharfſinn und die Politeſſe, welche den Spaniern eigen iſt. Don Gabriel ſang noch überdieß vortreflich; der Graf ſpielte die Harfe und Guitarre mit der großen Fertigkeit. Beyde ritten gut und tanzten vortreflich. Beyde verſtanden mehrere Sprachen, ſo gut als ihre Mutterſprache und — mit Einem Worte — es würde ſchwer gehalten haben, zwey vollkommenere Cavaliers in ganz Spanien aufzufinden.

Sie näherten ſich dem Hauſe der Donna Juana. Ein großer mit Muſcheln verzierter Hut verbarg ihre ſchönen Haare; in ihren Händen trugen ſie lange Stäbe und eine Kürbisflaſche hieng an ihrer Seite. Sie erwarteten den Abend in einem nahegelegenen Walde, durch den einige Alleen gehauen waren. Helle Bäche durchſchnitten den friſchen Raſen; und tauſend Vögel niſteten in den Schatten hoher Bäume, deren Aeſte ſich in einander ſchlungen und ein weites Laubdach bildeten.

¡Welch eine Gegend! rief Ponce de Leon aus. O! mein Freund, welch ein himmliſcher Ort! Wenn mich hier die Liebe beglückte, wenn hier meine unglückliche Leidenſchaft.... Du haſt noch nicht Urſach zu verzweiflen, unterbrach ihn der Graf; ohne deine lächerliche Grille, unbekannterweiſe geliebt zu ſeyn, würdeſt du ganz und gar keine Schwierigkeiten zu überwinden haben. — Mein Gott, antwortete Ponce de Leon, rede mir nichts gegen dieſe Grille, auf welcher mein Glück und meine Zufriedenheit beruht. Ich würde nie ruhig ſeyn, wenn ich nicht gewiß überzeugt wäre, Iſidorens Liebe durch mich ſelbſt und nicht durch äuſſere zufällige Umſtände verdient zu haben.

Der Graf von Aguilar hatte große Luſt über ſeinen Freund zu lachen; aber er widerſtand ihr dieſesmal beſſer als ſonſt. Sie ſetzten ihren Spaziergang fort und kamen einem Pavillon gegenüber, der von dem Schloſſe abgeſondert und an dem Ende des Schloßgartens lag. Er war mit einem großen goldnen Balcon verziert, an welchem Donna Juana Jalouſien hatte anbringen laſſen, weil ſich ihre Niecen oft hierher zu begeben pflegten.

Der Abend brach herein und rund umher herrſchte ein tiefes Schweigen; unſre Pilgrime naheten ſich und ſetzten ſich unter die offnen Fenſter, wo ſie noch mehr Perſonen ſprechen hörten; aber ohne etwas von ihren Geſprächen verſtehen zu können. Endlich ſagte eine von dieſen Damen ganz laut: wir könnten noch viel ſchönes hierüber ſagen, wenn meine Tante nicht allein wäre. Aber ihr wißt, wie ſehr ſie die Romanzen liebt; wir wollen ſie nicht des Vergnügens berauben, daran Antheil zu nehmen. — Bey dieſen Worten ſtunden ſie auf und begaben ſich weg.

Ponce de Leon hätte ſie gern zurückgehalten und ſich mit ihnen in ein Geſpräch eingelaſſen. ¿ Was meinſt du, Graf, ſagte er zu ſeinem Begleiter, wenn ich ein Lied, voll verliebter Klagen anſtimmte? Vielleicht könnte meine Stimme uns dienen, ihre Bekanntſchaft zu machen.

Du haſt vergeſſen, verſezte der Graf, daß ſich einer von uns für verwundet ausgeben ſoll, und dieſe Art ſeine Schmerzen zu klagen und um Hülfe zu flehen, dürfte doch etwas ungewöhnlich ſcheinen. — Es iſt wahr, ſagte Don Gabriel, aber ich würde ihre Aufmerkſamkeit weit beſſer durch eine ſchöne Arie, als durch Seufzen und Stöhnen auf mich ziehn. Indeß wird es wohl das beſte ſeyn, unſerm erſten Plane treu zu bleiben. Denn wenn ich nicht amüſiren ſollte, ſo würdeſt du die Schuld auf mich ſchieben. — Gut, ſagte der Graf. — Aber man muß alles zu benuzen wiſſen. Ich will der Verwundete ſeyn, ſey du der Orpheus. Fange immer an zu ſingen; vielleicht gehen unſre Sachen beſſer als wir hoffen.

Ponce de Leon beſann ſich auf die zärtlichſte Arie und die rührendſte Melodie, die er wußte. Dann erhob er ſeine Stimme. Rund umher herrſchte ein tiefes Schweigen; die Nachtigallen horchten und die Zephire hielten ihren Hauch zurück. Der Graf erkannte kaum die Stimme ſeines Freundes. Niemals hatte Don Gabriel ſchöner geſungen.

Iſidore, Melanie und ein junges Fräulein, Nahmens Roſette, hatten ſich in den Garten hinab begeben, und giengen langſam dem Schloſſe zu; aber kaum hörten ſie die ſchöne Stimme des Pilgrims, als ſie in aller Eile nach dem Pavillon zurückkehrten und ſich mit ſolchem Geräuſch an die Fenſter ſtellten, daß Ponce de Leon und der Graf nicht mehr zweifeln konnten, man höre ihnen zu.

Don Gabriel bot, wie man leicht glauben kann, alle ſeine Kräfte auf; er ſang mehrere Arien, immer eine zärtlicher wie die andere. Dann ſagte er ganz leiſe zu ſeinem Couſin:

die Mühe, die ich mir gebe, ſollte mich ſehr reuen, wenn Iſidore nicht dabey wäre. — Während ſie ſprachen, wurden ſie plötzlich von einem kleinen Conzert überraſcht, das ſich im Pavilion erhob. Iſidore ſpielte die Harfe, Melanie die Guitarre und Roſette die Viole. Das Zimmer ward hell erleuchtet.

Don Gabriel war vor Freuden auſſer ſich. Aber er war nicht damit zufrieden zu hören, er wollte auch ſehen, und ſeine Leichtigkeit kam ihm jezt gut zu ſtatten. Er ſtieg auf einen Baum, der dem Zimmer gerade gegenüber ſtund; und er erblickte die Damen, aber ohne durch die dichten Jalouſien etwas deutliches erkennen zu können.

Das Conzert dauerte nicht lange, ſie traten wieder an das Fenſter, um vielleicht die reizende Stimme noch einmal zu hören. Jezt fieng der Graf von Aguilar mit lauter Stimme über ſeine Wunde zu klagen. Ich leide erſchrecklich, lieber Bruder, ſagte er. Die Schmerzen meiner Wunde werden immer heftiger, und wenn wir die Nacht unter freyem Himmel zubringen müſſen, ſo bin ich morgen todt. — ¿ Was fangen wir nur an? erwiederte Don Gabriel. Wir wollen in dem Schloſſe einſprechen und um Beyſtand bitten. — Sie ſprachen laut, damit man ſie verſtehn ſollte. — Ganz gewiß ſind es Reiſende, ſagte Iſidore, die vielleicht von den Soldaten angefallen worden ſind, welche jezt nach Flandern marſchieren. — Ach! liebe Schweſter: antwortete Melanie, wir müſſen uns der armen Leute annehmen, die man dieſe Nacht unter unſerm Fenſter ermorden könnte. Wir wollen ſie anreden und ihnen ſagen, was ſie zu thun haben.

Hierauf erhob Iſidore ihre Stimme ein wenig, und redete ſie an. Ihr müßt dieſen Wald verlaſſen, ſagte ſie; er iſt nicht immer ſicher. — ¡Ach! Madam, verſezte Ponce de Leon, wir kommen von St. Jakob zurück. Räuber haben uns angegriffen, und ſie haben meinen Bruder in die Seite verwundet. Er hat es verſucht, noch eine Strecke Wegs zu gehen, aber endlich ſind ſeine Kräfte erſchöpft. Ich habe ihn hier unter die Bäume gelegt; und nun wiſſen wir nicht, was wir in dieſer dunkeln Nacht anfangen ſollen. — Ihr dauert uns herzlich, fuhr Iſidore fort. Wenn es von uns abhienge, ſo wollten wir euch ſogleich hereinlaſſen und für euern Bruder Sorge tragen. — Gott vergelte Ihnen ihre Güte tauſendmal, hub der Graf an; haben Sie nur die Gnade, uns zu ſagen, an wen wir uns wenden können. — Geht nach dem Schloſſe antwortete Melanie, und fragt nach dem Capellan. Er hat Befehl, alle Pilgrimme aufzunehmen, und wir wollen Euch alles ſchicken, was ihr braucht. Aber ſagt ja nicht, daß wir vorher mit euch geſprochen haben, und wenn ihr hübſche Romanzen wißt, ſo vergeßt nicht Gebrauch davon zu machen; denn man liebt hier die Romanzen und Mährchen.

Nach Endigung dieſer Worte, machten ſie die Fenſter zu, löſchten die Lichter aus und eilten in das Zimmer der Donna Juana, um zu erfahren, was die Pilgrimme ausrichten würden.

Kaum waren ſie hier angelangt, als der Capellan die Nachricht brachte, daß zwey Pilgrimme, die von St. Jakob kämen, und von denen der eine verwundet wäre, um ein Nachtlager bäten. Er ſezte hinzu, daß er niemals ſo ſchöne Leute geſehen hätte, und daß ſie, nach ihrem Aeuſſerlichen zu urtheilen von vornehmer Herkunft ſeyn müßten. — ¿ Sind ſie Spanier? fragte Donna Juana. — Nein, Madam, es ſind Flamänder. — Das iſt ja ſehr glücklich, ſagte Donna Juana, vielleicht können ſie mir was von meinem Bruder ſagen; ich habe in langer Zeit nichts von ihm gehört. Wenn ſie überdieß noch hübſche Romanzen wüßten, ſo ſollten ſie mir um deſto angenehmer ſeyn. — Ich glaube, daß die gnädige Frau auch von dieſer Seite ihre Rechnung finden werden, antwortete der Capellan.

Donna Juana wollte nun, daß man ſie gleich heraufbringen ſollte, aber der Capellan ſtellte ihr vor, daß der Verwundete die Ruhe höchſt nöthig hätte. — Nun gut ſagte ſie, wir müſſen hier ein Werk der chriſtlichen Liebe thun. Man räume ihnen eine Kammer im Schloſſe ein; wir wollen ſie bey dem Eſſen bedienen. — Dieß betrachtete Donna Juana als eine der verdienſtlichen und Gott wohlgefälligſten Handlungen.

Der Capellan kehrte vergnügt zu ſeinen Pilgrimen zurück, führte ſie in ein ſehr artiges Zimmer, das Don Louis zu bewohnen pflegte, wenn er auf dieſes Landhaus kam. Er beſtellte ein gutes Abendeſſen für ſie und ſagte ihnen, daß Donna Juana und ihre Nichten ſie ſelbſt bey der Tafel bedienen wollten.

Nun; ſagte der Graf nachdem ſie alleine waren zu ſeinem Couſin, nun, lieber Bruder, denn wir müſſen nicht vergeſſen uns ſo zu nennen, ſo wärſt du denn in dieſem unzugänglichen

Schloſ

Schloſſe. Glück auf! Der Anfang unſers Abentheuers iſt unvergleichlich. Ich wünſche, daß ihm der Ausgang entſprechen möge. — Ach! lieber Graf, verſezte Ponce de Leon, ich wage es noch nicht, mich Hoffnungen zu überlaſſen, zu denen mich dieſe günſtigen Vorbedeutungen zu berechtigen ſcheinen. Ich fühle, daß die Liebe nicht ohne Beſorgniß und Unruhe ſeyn kann. Das heißt ſich mit aller Gewalt quälen wollen, verſezte der Graf; ¿wer kann ſich beſſer befinden als wir? Gleich zwey irrenden Rittern kommen wir in einen bezauberten Pallaſt; die Poltergeiſter, die ihn ſeit mehrern Jahrhunderten bewohnten, fliehen vor unſrer Gegenwart, reizende Nymphen kommen uns entgegen, küſſen uns die Hände, ſchnallen das Schwerd von unſrer Seite und den Panzer von unſern Schultern; ſchöne Prinzeſſinnen bedienen uns bey unſerm Male und gießen mit alabaſternen Händen Nektar in goldne Schaalen aus. — Du biſt in ſehr guter Laune, hub Don Gabriel an; man ſieht wohl, daß du nicht liebeſt. — Ich liebe dich, verſezte der Graf, das iſt mir genug. Aber apropos, es iſt nicht genug, daß wir geſagt haben, ich wäre verwundet; ich werde mich auch niedergeſchlagen ſtellen müſſen, und nur wenig eſſen dürfen; und doch habe ich in meinem Leben nicht ſo guten Appetit gehabt. ¿Wäre es nicht tauſendmal beſſer, wenn du dieſe Rolle über dich nähmſt? Denn ich bin überzeugt, daß Iſidorens Gegenwart dir alle Luſt zum Eſſen und Trinken benehmen wird. — Ich bin es wohl zufrieden, ſagte Don Gabriel lächelnd, wenn es angeht, daß wir ſagen können, wir hätten uns geirrt, und ich wäre eigentlich der Verwundete. Aber der Fehler iſt einmal gemacht, und ich bitte dich, ihn nicht zu vergrößern, und nichts zu verſäumen, um ſie zu bereden, daß du dich ſehr übel befindeſt. — Sehr übel? fiel der Graf ein. Ich dächte es wäre genug, wenn meine Wunde ganz leicht wäre, und ich nur das Bette hütete.

Mit dieſen Worten warf er ſich nieder auf ſein Lager und einen Augenblick darauf hörten ſie ein Geräuſch, aus welchem ſie die Annäherung der Damen vermutheten. Sie hatten ſich nicht geirrt. Donna Juana trat hinein mit einer Serviette; Iſidore trug eine porzelanene Bouillon-Schale auf einem Teller, und Melanie einen Teller mit zwey Eyern.... Dieß iſt für den verwundeten Pilgrim, ſagte Donna Juana, indem ſie ſich dem Bette des Grafen näherte. Er mag wählen, das Bouillon oder die Eyer. — Madam: antwortete er ihr, ich danke ihnen unendlich für die Güte, die ſie einem armen Fremdling erzeigen.

Wenn ſie es erlauben werde ich das Bouillon und die Eyer mit etwas Brod annehmen, und ich wünſchte ſelbſt etwas Fleiſch zu eſſen; denn ich habe viel Blut verlohren; und wenn ich mir nicht wieder Kräfte zu ſammeln ſuche, ſo werde ich nimmermehr weiter kommen. — Gott behüte mich, ſagte Donna Juana, daß ich euch bey eurer ſchweren Wunde alles eſſen ließe, was euer Appetit fordert. Das hieße dem Fieber Nahrung geben. — Eßt die Dotter und laßt das Weiße ſtehn, dann trinkt ein Glas Ptiſane.... Bey dieſer Diät ſchauderte dem Grafen die Haut; und Ponce de Leon, der ſich ehrfurchtsvoll in einen Winkel des Zimmers zurückgezogen hatte, konnte ſich kaum enthalten über die Verlegenheit ſeines Freundes zu lachen. —

Die Geſtalt des Grafen von Aguilar und ſeine gute Art ſich auszudrücken hatte Donna Juana ſo überraſcht, daß ſie ganz vergaß, nach ihrem Bruder zu fragen. Sie freute ſich über die Gemüthsbewegungen, welche ſie empfand, und die ſie dem Mitleiden um den armen Verwundeten zuſchrieb. — Sie ergriff ſeinen Arm, um ihm den Puls zu fühlen; ſie ließ ein Licht hergeben um den Kranken genau zu betrachten und fand in ſeinen Augen ein Feuer und ein Incarnat auf ſeinen Wangen, das ihrer Meynung nach, nichts anders als die Wirkung eines heftigen Fiebers war. Sie gerieth über ſeinen Zuſtand in die heftigſte Unruhe. — Mein Gott, ſagte ſie, ich hätte euch keine Eyer ſollen eſſen laſſen. Es wäre weit beſſer ihr hättet gar nichts zu euch genommen. Ich will euch nach meiner Weiſe curiren; kein Menſch verſteht ſich beſſer darauf als ich. Hört, ſagte ſie zu ihren Nichten, und den Leuten, die ſie begleitet hatten, ich declarire hiermit, daß wer dem Kranken etwas zu eſſen giebt, ohne mich vorher darum zu fragen, mit mir zu thun bekömmt. Wunden erfordern eine gar ſorgfältige Diät. — Ach! Madam, ſagte der Graf, wenn ſie wüßten wie wenig ich an die Lebensart vornehmer Leute gewöhnt bin! Mein Temperament iſt dem ihrigen ſo entgegengeſezt, daß, was ihnen hilft, Gift für mich iſt. — Ich will wenigſtens einen Verſuch machen, fuhr Donna Juana fort, ſo kann ich mich in Zukunft darnach richten.

Nach dieſer Unterredung ſezte ſie ſich neben den Grafen, und hielt ohne Unterlaß ſeinen Arm, um die Veränderungen des Fiebers zu beobachten. Auf einmal erblickte ſie Ponce de Leon in dem Winkel, wohin er ſich ehrerbietig zurückgezogen hatte. Tretet doch näher, ſagte ſie zu ihm und fürchtet euch nicht vor Damen, die ſich ein Vergnügen daraus machen, das Recht der Gaſtfreundſchaft auszuüben. — Auf dieſe Aufforderung näherte ſich ihr Don Gabriel mit einer tiefen und anſtändigen Verbeugung. ¿Seyd ihr Brüder, frug ſie? — Ja Madam. ¿Wie heißt ihr? — Mein Bruder heißt Don Eſtevan und ich Don Gabriel. — Ihr ſeyd Flammänder? — Wir ſind aus Brüſſel, antwortete er; wo unſer Vater Muſikmeiſter, und ein beliebter Märchen-Romanzen- und Lieder-Dichter iſt. — ¿Von Romanzen? fiel Donna Juana ein. — Ja, Madam im alten und neuen Stil. — Nun ſo muß ich dieſen Abend noch eine hören, ſagte ſie. Aber apropos, habt ihr vielleicht einen Don Felix Sarmiento bey dem Statthalter der Niederlande geſehn? — Ja Madam, antwortete Don Gabriel, ich habe die Ehre ihn zu kennen. Er commandirte ein Regiment in Flandern; ein tapfrer Herr. Hätte mein Vater Luſt gehabt, uns vom Hauſe zu entfernen, ſo wollte er uns Empfehlungsſchreiben an ſeine Schweſter und ſeine Töchter mitgeben, die in Andaluſien leben. — ¿Und wozu das, fiel Donna Juana lebhaft ein? — Er ſagte, fuhr Don Gabriel fort, ſeine Gemahlin ſey vor kurzen geſtorben, und ſeine Töchter hätten ihren Wohnſitz, ich weiß nicht wo, auf einem ſeiner Landhäuſer aufgeſchlagen, wo wir ſie ſingen, ſpielen und tanzen lehren könnten.

¡Das iſt ja ganz unvergleichlich! rief Donna Juana aus und ſah ihre Nichten an; wie die Sachen ſich doch fugen müßen! Wißt ihr wohl, daß ich die Schweſter von Don Sarmiento bin, und dieß hier ſind ſeine Töchter. Ihr habt euch aber in der Provinz geirrt, denn wir ſind in Gallizien und ihr ſagtet, in Andaluſien. — Sie müſſen meinen Freunden dieſen Irthum zu gut halten, erwiederte Don Gabriel. Wir ſind ſehr glucklich daß der Zufall es ſo wunderbar gefügt und uns ohne unſre Abſicht zu ihnen geführt hat. — ¿Aber wie in aller Welt, fragte jene, ſeyd ihr nach St. Jakob gekommen? — Theils, erwiederte er, aus Verlangen unſre Andacht daſelbſt zu verrichten, theils auch aus Luſt die Welt zu beſehn. . . ¿Aber wie konnte ſich euer Vater entſchließen euch reiſen zu laſſen, da er euch meinen Bruder nicht überlaſſen wollte? — O! Madam, antwortete Don Gabriel, den die vielen Fragen anfiengen in Verlegenheit zu ſetzen, mein Vater iſt ein rechtſchafner Mann, der ſich ein Gewiſſen daraus machen würde, eine fromme Handlung zu hindern.

Während dieſes ganzen Geſprächs ſagte der Graf kein Wort, denn Donna Juana hatte ihm verboten zu reden: und ſobald er den Mund aufthun wollte, hielt ſie ihm denſelben mit der Hand ſo feſt zu, daß er ſich lieber einem freywilligen Stillſchweigen unterwarf.

Man trug nun Don Gabriel ſein Abendeſſen auf. Er wollte zwar aus Ehrfurcht im Vorzimmer ſpeiſen, aber Donna Juana befahl ihm zu bleiben und trug ihren Nichten auf, ihn zu nöthigen, während ſie ſelbſt den Puls des Don Eſtevan fühlte; hätte ſie Don Gabriels Puls gefühlt, ſie würde ihn weit unruhiger gefunden haben.

Aber es fehlte nicht viel, ſo wäre der Graf vor Verdruß, Hunger und Hize wirklich krank geworden; denn Donna Juana hatte ihn vom Kopf bis zu den Füßen zudeken laſſen. Um ein wenig zu Athem zu kommen und ſich ihrer Geſellſchaft zu entledigen, bat er ſie um die Erlaubniß, ein wenig aufſtehen zu dürfen. — Gut ſagte ſie, ich erlaube es ihm unter der Bedingung, daß euer Bruder mir heilig verſpricht, euch nichts zu eſſen zu geben. — Don Gabriel verſprach es; und ob er gleich Iſidoren höchſt ungern weggehen ſah, ſo hatte er mit ſeinem Couſin doch zu viel Mitleiden, um ihn länger in ſo peinlicher Lage, in der er ſich unter den Händen der alten Tante befand, ſchmachten zu laſſen.

Sie blieben mit dem Capellan allein und der Graf machte dieſem begreiflich, daß man ohnmöglich leben könne, ohne zu eſſen. Er begriff ſein Raiſonnement nun ſo leichter, da er ſelbſt noch nicht zu Abend gegeſſen hatte. Sie nahmen alſo alle drey Plaz und der Graf hielt ſich hier für alles das ſchadlos, was er im Bette hatte ausſtehn müſſen.

Nach dem Abendeſſen verließ ſie der Capellan. Liebſter Graf, hub Don Gabriel an, als ſie alleine waren, haſt du jemals ein Mädchen geſehn, wie Iſidore. — Sie iſt vollkommen ſchön, antwortete er, aber in meinen Augen beſizt Melanie mehr Annehmlichkeit und Reiz. Ihre ſchlanke und zarte Taille, ihre lebhafte Farbe, ihre ſchönen Zähne und ihre glänzenden Haare, ihr muntres fröhliches Anſehn; alles dieß zuſammengenommen hat mir wenigſtens eben ſo intereſſant geſchienen als die ſchmachtende Schönheit deiner Iſidore. — Ich bin gar nicht übel damit zufrieden, verſezte Don Gabriel, daß du nicht auf ihre unvergleichliche Schönheit gemerkt haſt. — Du thuſt mir Unrecht, erwiederte der Graf; ich geſtehe dir von Herzen gern zu, daß man nichts an ihr tadeln kann; aber es freut mich, daß mich die Bemerkung ihrer Schönheit, gegen die Reize ihrer Schweſter nicht unempfindlich gemacht hat.

¿ Wollteſt du lieber, daß ich dein Rival wäre? Ich brauche dir hierauf nicht zu antworten, ſagte Don Gabriel lächelnd.

Es war ſchon ſehr ſpät, als ſie ihre Unterredung endigten. Jeder hatte ein Schlafzimmer für ſich; beyde waren durch einen großen Saal getrennt. Sie ſchliefen wenig und ſtanden früh auf, wie Verliebte in den erſten Tagen ihrer Leidenſchaft zu thun pflegen.

Iſidore und Melanie hatten ihre Tante in ihr Schlafzimmer begleitet und ſich dann zur Ruhe begeben. Beyde hatten ſich vorgenommen, die halbe Nacht zu plaudern; aber keine ſagte ein Wort. Voller Unruhe warfen ſie ſich hin und her. Endlich brach Iſidore dieſes peinliche Stillſchweigen. ¿ Warum ſchläfſt du nicht, liebe Schweſter? biſt du krank? — Du ſchläfſt nicht beſſer als ich, antwortete Melanie. ¿ Was fehlt dir? Iſidore ließ einen tiefen Seufzer hören. Ich weiß es nicht, ſagte ſie. — Und beyde fielen wieder in ihr voriges Stillſchweigen.

Eine Zeit darauf hörte Melanie Iſidoren noch einmal ſeufzen. — Um des Himmels willen, liebſte Schweſter, ſagte ſie indem ſie dieſelbe umarmte, was fehlt dir, du biſt bekümmert und du verbirgſt es mir. ¿ Haſt du aufgehört mich zu lieben? Haſt du kein Zutrauen mehr zu mir? — Das wäre das erſtemal in meinen Leben, daß es mir an Zutrauen zu Dir fehlte. Aber ach! liebſte Schweſter, es giebt Thränen deren man ſich ſchämt! — Du erſchreckſt mich, anntwortete Melanie mit dem zärtlichſten Tone von der Welt. Ich begreife nicht, was du ſagen willſt, und doch bin ich überzeugt, daß dein Kummer nicht ohne Grund iſt. — Wenn du mich liebſt, ſo vertraue dich mir an, und laß mich nicht länger in der Unruhe, in die du mich geſezt haſt. — Ich ſchwöre dir liebſte Schweſter, erwiederte Iſidore, daß ich dich nicht betrog, als ich dir ſagte, ich wüßte nicht, was mir fehlte. Aber ich geſtehe dir, daß mich der Anblick des verwundeten Fremdlings beunruhigt hat. Er ſchien mir in ſeinem ſchlechten Aufzuge ſo liebenswürdig, daß ich mich nicht enthalten konnte zu denken; ¿wie wenn der Stand dieſes Mannes ſeinem edlen Anſehen entſpräche? Ich ſchmeichelte mir mit dieſer Hofnung, als unglücklicher Weiſe ſein Bruder ihren Stand und ihre Herkunft erzählte. ¿Ach! liebe Melanie, muß ich mir ſelbſt ſagen, daß ich Neigung für einen Mann fühle, der ſo weit unter mir ſteht? und daß die erſten Regungen der Liebe, die mein Herz empfindet, ſeiner unwürdig ſind.

Ach! rief Melanie, ich bin nicht glücklicher als du. Don Gabriel hatte mich ſehr vorher für ihn eingenommen, und was empfand ich, als ich unter ſeinem Pilgerrocke einen ſchönen Wuchs, regelmäßige Züge und einen Anſtand bemerkte, der auf eine vornehme Geburt ſchließen ließ! — So liebenswürdig ſie auch ſind, fuhr Iſidore fort, ſo bewahre uns der Himmel jemals zu vergeſſen, daß ſie nichts weiter als Muſikanten ſind. Ich glaube ſogar, daß unſre Pflicht erfordert, auf ihre Abreiſe zu dringen. — ¿ Willſt du denn, daß der arme Verwundete ſterben ſoll? verſezte Melanie. — Ach! ich wünſche nichts mehr, als ſeine Geneſung, antwortete Iſidore, aber dann ſoll er abreiſen; denn ich glaube, daß die beſte Parthie, die wir ergreifen können, iſt ihre Entfernung zu beſchleunigen. — Es ſey, erwiederte Melanie mit einem tiefen Seufzer, und ich will dich aus allen Kräften in deinem Vorhaben unterſtützen.... So ſprachen ſie zuſammen, bis ſie den Tag anbrechen ſahen, und die Müdigkeit die Oberhand über die Unruhe ihrer Herzen behielt.

Donna Juana hatte nicht viel beſſer geſchlafen, als ihre Nichten, denn ſie war voller Angſt, der verwundete Pilger möchte in der Nacht ſchlimmer werden. Er war zu ſpät angekommen, um noch denſelben Abend nach einem Wundarzte zu ſchicken, der ihn hätte verbinden können. Aber ſobald es Tag war, ſchickte ſie nach Civdad-Real, und ließ zwey der geſchickteſten Chirurgen kommen, die denn auch ſogleich in die Kammer des Grafen geführt wurden.

Dieſer hatte, ſeiner Rolle zu gefallen, im Bette bleiben müſſen, und Ponce de Leon leiſtete ihm Geſellſchaft, als Donna Juana in Begleitung zweyer Leute herein trat, die ſie den Grafen als geſchickte Wundärzte ankündigte. Macht euch auf jeden Fall gefaßt, ſagte ſie zu ihm. Aber ihr braucht euch nicht zu fürchten, denn ihr ſeyd in ganz guten Händen.

Während ſie ſprach, packten die Wundärzte aus. Es iſt unmöglich die Verlegenheit des Grafen ohne Lachen zu denken. Er blickte Don Gabriel an, und beyde ſahen den Augenblick kommen, wo ihre ganze Betrügerey entdeckt werden würde. Madam, hub endlich Don Gabriel an, der ſich am erſten erholte, wir reiſen niemals ohne einen Vorrath von einem ſympathetiſchen Pulver bey uns zu haben, welches Wunder thut. Ich habe geſtern meinem Bruder etwas davon auf ſeine Wunde geſtreut, und ich habe die größte Hoffnung, daß er bald geheilt ſeyn wird. — Da die

Wundärzte dieß hörten und ſahen, daß ſie hier ihre Rechnung nicht finden würden, erhuben ſie ihre Stimme ſehr laut gegen ein ſo gefährliches Arcanum. Sie verſicherten, daß dieſe Kur nicht ohne Zauberey habe verrichtet werden können, und murmelten von der heiligen Inquiſition die nicht zugeben würde, daß der Kranke geneſe. — Donna Juana entfärbte ſich bey dem Nahmen der Inquiſition, aber der Graf beruhigte ſie bald wieder indem er ihr ſagte, daß er dieſes Pulver ſelbſt aus gewiſſen Kräutern verfertigte, und, wenn ſie ſonſt wollte, er bereit wäre, ihr das Geheimniß mitzutheilen.

Dem mag ſeyn, wie ihm will, verſezte Donna Juana, ſo laßt eure Wunde wenigſtens beſehn, und, wenn ſie ſchon an ſich gut iſt, ſo wird ihr das nichts ſchaden. — Ich weiß nicht, ſagte er ganz heimlich und mit einer Vertraulichkeit zu ihr, die ihr nicht misfiel; ſie kennen den Charakter dieſer Art Leute. Sie wollen immer allein Recht haben.

Donna Juana gab endlich nach, und bezahlte die Herrn reichlich für ihre Mühe.

Dieſe giengen ſehr vergnügt fort; aber Donna Juana hatte keine Luſt den Grafen ſo bald zu verlaſſen. Da ihr doch Romanzen wißt, ſagte ſie zu Ponce de Leon, ſo könnt ihr mir keinen größern Gefallen erzeigen, als wenn ihr mir eine erzählt. Ich liebe ſie außerordentlich. — Ich mache mir ein Vergnügen daraus, Ihnen zu gehorchen, antwortete er, und ſogleich hub er folgendermaaſſen an.

* * *

1

Der Widder.

In den glücklichen Zeiten, da es noch Feen gab, herrſchte ein König, welcher drey Töchter hatte. Sie waren alle drey jung und ſchön; ſie hatten alle drey Verſtand und Talente; aber die jüngſte war die liebenswürdigſte und das Goldtöchterchen ihres Vaters. Er gab ihr mehr Kleider und Bänder in Einem Monate als den übrigen im ganzen Jahre; und ſie hatte ein ſo gutes Herz, daß ſie alles mit ihren Schweſtern theilte, und immer in der größten Eintracht mit ihnen lebte.

Der König hatte ſchlimme Nachbaren, die ihm den Frieden misgönnten, und ihn mit

Krieg überzogen; ſo daß er gezwungen war, ſich zu vertheidigen, wenn er nicht in ihre Hände fallen wollte. Er zog eine große Armee zuſammen und rückte ins Feld. Die drey Prinzeſſinnen blieben zu Hauſe und bekamen alle Tage die beſten Nachrichten von ihrem Vater. Bald hatte er eine Stadt erobert, bald eine Schlacht gewonnen! Endlich war er gar ſo glücklich, den Feind aufs Haupt zu ſchlagen und ihn aus ſeinem Reiche zu vertreiben. Sobald der Krieg geendigt war, kehrte er eilig nach Hauſe zurück, um ſeine Töchter wieder zu ſehn und vorzüglich die jüngſte, die er am meiſten liebte.

Die drey Prinzeſſinnen hatten ſich Kleider machen laſſen, um ihren Vater bey ſeiner Rückkehr darinnen zu bewillkommen. Die älteſte ein grünes, die mittelſte ein blaues, die jüngſte ein weißes. Die Farbe der Edelſteine, mit denen die Kleider garnirt waren, ſtimmten mit der Farbe der Kleider überein; und ſo gepuzt giengen ſie dem Könige entgegen und empfingen ihn mit einem Siegsgeſange, den ſie ſelbſt verfertigt hatten.

Da er ſie ſo ſchön und vergnügt ſahe, umarmte er ſie auf das zärtlichſte. Seine meiſten Liebkoſungen perſchwendete er an Wunderſchönchen, ſo hieß die jüngſte.

Man ſtellte ein herrliches Gaſtmal an. Der König und ſeine drey Töchter ſezten ſich zur Tafel, und, wie er auf alles acht hatte, frug er auch die Aelteſte: ſage mir doch, warum haſt du gerade ein grünes Kleid gewählt? Da ich eure Thaten erfuhr, antwortete ſie ihm, ſo glaubte ich, daß die grüne Farbe meine Freude und meine Hoffnung, euch bald wiederzuſehn, am beſten ausdrücken würde. — Gut geſagt! verſezte der König. Und du, fuhr er zu der mittelſten fort, warum haſt du dir ein blaues Kleid ausgeſucht? — Um anzudeuten, antwortete die Prinzeſſin, daß ich die Götter ohne Unterlaß für euer Beſtes anrufe, und weil, wenn ich euch ſehe, ich den Himmel und ſeine goldnen Sterne zu ſehn glaube. Du ſprichſt wie ein Buch, Mädchen, erwiederte der König, aber du, Wunderſchönchen, warum haſt du denn ein weißes Kleid genommen? — Weil ich glaube, daß mir die weiße Farbe am beſten ſteht, verſezte ſie. — ¿Wie? rief der König etwas unwillig, hatteſt du keine andre Abſicht als dich zu putzen? Ich hatte die Abſicht euch zu gefallen, antwortete Wunderſchönchen, und mich dünkt, daß es mir nicht zukam, irgend eine andre zu hegen. — Der König war mit dieſer Antwort zufrieden, und lobte Wunderſchönchens Verſtand. Nun fuhr er fort, erzählt mir, was ihr die Nacht vor meiner Rückkehr geträumt habt.

Ich träumte, antwortete die Aelteſte, ihr brächtet mir ein Kleid mit, das von Gold und Edelſteinen wie die Sonne glänzte. Die mittelſte ſagte, ſie hätte geträumt, er brächte ihr einen goldnen Rocken mit, um ihm Hemden zu ſpinnen. Die jüngſte ſagte, ſie hätte geträumt, ihre mittelſte Schweſter machte Hochzeit und der König käme ihr mit einem goldnen Waſchbecken entgegen und ſpräche: komm, Wunderſchönchen, ich will dir Waſchwaſſer auf die Hände gießen.

Bey dieſen Worten runzelte der König die Stirn und ſah grimmig aus. Ohne ein Wort zu ſagen, begab er ſich in ſein Schlafgemach und legte ſich ſo gleich zu Bette. Aber er konte nicht ſchlafen; denn der Traum ſeiner jüngſten Tochter lag ihm ohn Unterlaß im Sinne. „Ja, ja, ſagte er, ſie mögte am Ende wohl gar ihren Bedienten aus mir machen. Ich wundre mich nun gar nicht, daß ſie das weiße Kleid aufgenommen hat, ohne an mich zu denken. Sie denkt an niemand als an ſich. Aber ich will ihren boshaften Anſchlägen zuvorkommen. Ganz gewiß, daß will ich.“

Er ſtand wüthend auf, und, ob es gleich noch nicht Tag war, ſchickte er doch ſchon nach ſeinem Garde-Hauptman und ſagte zu ihm: ihr habt geſtern den Traum gehört, den Wunderſchönchen erzählte; er bedeutet mir etwas außerordentliches und ich befehle euch alſo, ſie auf der Stelle in den Wald zu führen, und ſie ums Leben zu bringen. Zum Beweiße daß ihr meinen Befehl befolgt habt, bringt mir ihre Zunge und ihr Herz; und wenn ihr mich betrügt, ſo wartet die ſchrecklichſte Strafe auf euch.

Der Offizier war erſchrocken über die Grauſamkeit dieſes Befehls; aber er wagte nicht, dem Könige zu widerſprechen, um ihn nicht noch mehr aufzubringen. Er antwortete ihm alſo, daß er die Prinzeſſin ſogleich wegführen, ſie erwürgen, und ihm dann ihr Herz und ihre Zunge bringen wolle.

Er begab ſich auf der Stelle in ihr Zimmer und meldete der Prinzeſſin, daß der König ſie zu ſprechen verlange. Sie erhob ſich unverzüglich aus ihrem Bette, denn es war noch ſehr früh. Eine kleine Mohrin, Patypata, trug ihr die Schleppe nach, und ihre Meerkatze und ihr Möpschen liefen mit.

Der Hauptmann führte Wunderſchönchen in den Garten, wo der König auf ſie wartete, wie er ſagte: und als ſie ihn in dem Garten nicht fanden, ſagte er: der König dürfte vielleicht in den Wald hinaus ſpaziert ſeyn. Er öfnete die Gartenthür und führte ſie in den Wald. Unterdeſſen brach der Tag an. Die Prinzeſſin ſahe ihren Führer an, und ward gewahr, daß ihm Thränen in den Augen ſtunden, und er vor Betrübniß kaum reden konnte. ¿Was fehlt euch? frug ihn die Prinzeſſin mit einem Tone, der bis in das innerſte ſeines Herzens drang. Ihr ſcheint mir ſehr niedergeſchlagen. — Ach! Madam, rief er aus, wer ſollte an meiner Stelle nicht niedergeſchlagen ſeyn. ¿Hat man wohl jemals einen grauſamern Befehl gegeben? oder hat man jemals eine ſchrecklichere That auszuführen gehabt? Der König befiehlt mir, Sie hier zu erwürgen, und ihm Ihr Herz und Ihre Zunge zu bringen. Mein Tod iſt gewiß, wenn ich ihm ungehorſam bin. . . . Die arme Prinzeſſin war vor Schrecken beynahe des Todes: ſie erblaßte und Thränen rollten über ihre Wangen. Ach! ſagte ſie zu dem Hauptmanne, und ſahe ihn mit Augen an, die einen Felſen hätten rühren können; ¿ſolltet ihr wohl den Muth haben, mich zu tödten, da ich euch niemals das mindeſte zu Leide gethan habe? Wenn ich noch den Haß meines

Vaters verdient hätte, ſo wollte ich die Folgen deſſelben ertragen, ohne zu murren. ¿ Aber ach! wie kann er meine Ehrfurcht verkennen? wie kann er meine Zuneigung auf eine ſo grauſame Weiſe belohnen? — Fürchten ſie nichts, reizende Prinzeſſin, verſezte der Hauptmann; ich bin nicht im Stande, ihm meine Hand zu einer That zu leihen, vor der die Natur zurückebebt. Viel eher würde ich den Tod wählen, mit dem er mich bedroht. Aber, wenn ich mich ſelbſt ums Leben brächte, ſo würden ſie darum nicht ſicher ſeyn. Wir müſſen ein Mittel ausſinnen, um den König zu bereden, daß Sie wirklich ermordet ſind.

¿ Wie iſt das möglich? erwiederte die Prinzeſſin. Ihr ſollt meinem Vater meine Zunge und mein Herz bringen: denn ohne das, wird er euren Worten keinen Glauben beymeſſen. — In dieſem Augenblicke warf ſich **Patypata** zu **Wunderſchönchens** Füßen. Theuerſte Gebieterin, rief ſie aus, ich biete Ihnen mein Leben an. Tödten Sie mich. Ich werde mich glücklich ſchätzen, ihnen durch meinen Tod das Leben zu retten. Ach! verſezte die Prinzeſſin und umarmte die Mohrin, nach dieſem Beweiſe deiner Freundſchaft, muß mir dein Leben eben ſo koſtbar ſeyn als das meinige. Du haſt recht, Prinzeſſin, fiel die Meerkatze ein, eine ſo treue Sclavin in Ehren zu halten. Sie kann dir nüzlicher ſeyn als ich. Aber ich biete dir meine Zunge und mein Herz mit Freuden dar, und dieſe Aufopferung wird mir in dem Lande der Meerkatzen die Unſterblichkeit verſchaffen. — Nein, nein, rief das Möpschen aus, niemand hat mehr Recht, das Leben für ſeine Gebieterin zu laſſen, als ich, und niemand ſoll mich dieſer Ehre berauben. Hierauf entſtand ein lebhafter Streit zwiſchen der Mohrinne, dem Mopſe und der Meerkatze, bis endlich die leztere auf einen Baum kletterte und ſich von dem höchſten Zweige deſſelben herabſtürzte. So ſehr die Prinzeſſin den Tod ihrer geliebten Meerkaze beklagte, ſo willigte ſie doch ein, weil ſie einmal todt wäre, ihr Herz und die Zunge auszuſchneiden; aber leider war ſie ſo klein, daß man nicht hoffen konnte, den König damit zu hintergehn.

Ach! meine liebe kleine Meerkaze, rief die Prinzeſſin, ſo biſt du vergebens geſtorben. Dein Tod rettet mich nicht. . . . . So iſt mir denn dieſe Ehre aufbehalten, fiel die Mohrinn ein, und zu gleicher Zeit durchbohrte ſie ſich mit einem Meſſer die Bruſt. Der Hauptmann wollte ihre Zunge mitnehmen, aber ſie war ſo ſchwarz, daß der König den Betrug ſogleich hätte wahrnehmen müſſen. — Wie unglücklich bin ich! rief die Prinzeſſin aus. Ich verliehre alles, was ich liebe, und mein Schickſal wird dadurch um nichts gebeſſert... Ach! wenn du meinen Vorſchlag angenommen hätteſt, ſagte der Mops, ſo würdeſt du jezt niemand zu beklagen haben, als mich, und ich hätte den Vortheil allein beweint zu werden.

Mit dieſen Worten verſchied der arme Hund, der die Leiden ſeiner Gebieterin nicht mehr mit anſehn konnte. Wunderſchönchen weinte wie ein Kind als ſie ihn todt auf ihren Armen hielte. Dann entfernte ſie ſich mit der größten Eile, um ihn nur nicht länger zu ſehn; und als ſie wieder zurück kam, war ihr Führer nicht mehr da. Die Mohrinn, die Meerkaze und der Hund lagen noch an ihrem Plaze; und Wunderſchönchen trug ſie in eine Grube, die ſie an dem Fuße eines Baumes fand, bedeckte ſie mit Erde und ſchenkte ihrer Treue noch einige Zähren.

Nun dachte ſie auf ihre Sicherheit, und beſchloß, ſich ſoweit ſie konnte, von dem Schloſſe ihres Vaters zu entfernen und ſich ſeinen Nachforſchungen zu entziehen. Sie eilte mit ſtarken Schritten durch den Wald; aber der Wald war groß, die Sonne glühte, und Wunderſchönchen ſtarb beynahe vor Hitze, Furcht und Müdigkeit. Sie ſahe ſich allenthalben um, aber nirgends entdeckte ſie einen Ausgang; der Wald ward immer dichter, und die Angſt der Prinzeſſin ſtieg immer höher.

Endlich hörte ſie das Blöcken eines Schaafes. Dem Himmel ſey gedankt, ſagte ſie, ganz gewiß weidet ein Schäfer in der Nähe, der mir den Weg zum dem nächſten Dorfe zeigen kann. Da will ich dieſe traurigen Zeichen meines Standes laſſen, und ihn unter der einfachen Kleidung zu verbergen ſuchen. Ach! fuhr ſie fort, die Könige ſind nicht immer glücklich! ¿Wer ſollte glauben, daß ich jetzo umher irre um den Zorn meines Vaters zu fliehen, der mich ermorden will, ohne zu wiſſen warum?

Unter dieſen Betrachtungen kam ſie an die Stelle, wo ſie das Schaaf hatte blöcken hören. Aber wie groß war ihr Erſtaunen, als ſie ſich mit einemmale auf einer geräumigen Wieſe fand, welche rund um mit Bäumen umgeben war; und als ihr ſogleich ein großer Widder in die Augen fiel, deſſen Hörner vergoldet und mit Kränzen behangen waren. Um ſeinen Hals war eine Kette von Diamanten und Perlen geſchlungen; Orangenblüthen waren ſein Lager und über ihm war ein ſeidnes Zelt-

Dach ausgeſpannt, das ihn gegen die Strahlen der Sonne ſchüzte. Hundert gepuzte Widder und Schaafe ſtanden rings um ihn, die nicht etwa auf dem Graſe weideten, ſondern Kaffee und Thee ſchlürften, Whiſt und L'Hombre ſpielten, zum Theil goldne Halsbänder mit galanten Aufſchriften trugen und Bänder und Blumen in groſſer Menge an ſich hatten. Wunderſchönchen blieb bey dieſem Anblicke wie verſteinert ſtehen. Sie ſuchte mit ihren Augen den Schäfer dieſer auſſerordentlichen Heerde, als ein ſchöner Widder hüpfend auf ſie zu kam und zu ihr ſagte: nähere dich göttliche Prinzeſſin, und fürchte dich nicht vor ſo friedfertigen Geſchöpfen, als wir ſind. — ¿ Iſt es möglich? ſagte ſie ein Widder, der wie ein Menſch ſpricht! — Erinnere dich, verſezte der Widder, daß deine Meerkaze und dein Möpschen eben ſo gut ſprachen als ich. — Eine Fee hatte ihnen die Gabe zu ſprechen verliehn, verſezte Wunderſchönchen, ſie war alſo gar nichts auſſerordentliches. — Vielleicht iſt uns etwas ähnliches begegnet, erwiederte der Widder lächelnd. ¿ Aber was führt dich hieher, ſchöne Prinzeſſin? — Mein Unſtern, verſezte ſie. Ach! ich Unglückliche ſuche eine Freyſtatt vor dem Zorne meines Vaters. — So komme mit mir, fiel der Widder ein, ich biete dir eine Freyſtatt an, wo dich niemand entdecken

decken wird, und wo du in der gröſten Unabhängigkeit leben kannſt. —, Ach! ich kann dir nicht folgen, antwortete die Prinzeſſin, ich bin ſo müde, daß meine Füße mir ihren Dienſt verſagen.

Der Widder mit den goldnen Hörnern befohl einen Wagen zu holen. Sogleich erſchienen ſechs Ziegen, die an einen hohlen Kürbis von ungeheurer Größe angeſpannt waren. Die Prinzeſſin ſezte ſich hinein, der Widder neben ſie, und die Ziegen flogen nach einer Höhle zu, deren Eingang mit einem großen Steine verſchloſſen war.

Der vergoldete Widder berührte dieſen Stein und die Thüre öffnete ſich; er bat die Prinzeſſin hinein zu gehen, und dieſe hätte ſich wohl aus Furcht vor den Verfolgungen ihres Vaters in einen Brunnen geſtürzt.

Sie folgte alſo dem Widder ohne Bedenken. Sie ſtiegen immer tiefer und tiefer, bis auf einmal eine weite Ebene, mit den mannigfaltigſten Blumen geſchmückt, ſich vor ihnen ausbreitete. Sie war von einem breiten Strome von Orangenwaſſer umgeben; und auf allen Seiten ſprangen Quellen von ſpaniſchen Wein und köſtlichen Liqueurs hervor und bildeten Caſcaden und liebliche Bäche. Bäume von der ſonderbarſten Art bedekten die Ebene. Stangen mit gebratenen Rebhuhnern, Faſanen und Wachteln behangen, bildeten lange Alleen; und an einigen Stellen, wo die Luft ein wenig dichter ſchien, regnete es Krebſe, Paſteten, Zuckerwerk, Gold, Silber und Perlen vom Himmel herab. Das ſonderbarſte war, daß niemand von all dieſen Herrlichkeiten zu genießen ſchien; denn der vergoldete Widder war ſo ernſthaft und feyerlich, daß er alle Geſellſchaft verſcheuchte.

Es war eben in der ſchönſten Jahreszeit, als Wunderſchönchen in dieſe reizenden Gegenden kam. Sie ward keinen Pallaſt gewahr; aber lange Reihen von Orangenbäumen, Jaſmin und Roſenhecken bildeten eine Menge Säle und Zimmer, die auf das ſchönſte meublirt waren.

Schöne Prinzeſſin, hub hier der Widder an, betrachten Sie ſich als die unumſchränkte Gebieterin dieſes Orts. Ich habe ſeit einigen Jahren viele und mannigfaltige Urſachen zu Kummer und Thränen gehabt; aber es hängt nur von Ihnen ab, mich alle meine Leiden vergeſſen zu machen. — Ihre Großmuth, verſezte Wunderſchönchen, rührt mich auf das innigſte und alles, was ich hier ſeye, ſcheint mir ſo auſſerordentlich, daß ich nicht weiß, was ich denken ſoll.

Kaum hatte ſie dieſe Worte geſagt, als ein Chor von reizenden Nymphen vor ihr erſchienen, die ihr Früchte in Körben von Ambra anboten. Sie wollte ſich ihnen nähern, aber ſie entfernten ſich; ſie ſtreckte ihre Arme aus, um ſie zu berühren, aber ſie fand nichts als die leere Luft. ¿ Was iſt das? rief ſie aus. Wo bin ich? und Thränen ſtrömten über ihre Wangen. — Indem kam der König Widder zurück, der ſie einen Augenblick allein gelaſſen hatte, und da er ihre Thränen fließen ſahe, fehlte wenig, er wäre zu ihren Füßen geſtorben.

Sie erzählte ihm den Vorfall, der ſie ſo auſſer ſich ſezte. Sie bat ihn, ſie in die Welt zurückführen. — Seyn ſie auſſer Angſt, antwortete der Widder, und wenn ſie die Gnade haben wollen, meine traurigen Abentheuer anzuhören, ſo hoffe ich, daß Sie ſich es länger bey uns gefallen laſſen werden.

Ich bin auf dem Throne gebohren. Meine Unterthanen liebten mich; von meinen Nachbarn war ich gefürchtet und geachtet. Die ganze Welt ſprach gutes von mir, und meine Geſtalt war nicht unangenehm. Ich liebte die Jagd, und als ich eines Tages einen Hirſch mit großer Hitze verfolgte, und mich weit von den Meinigen entfernt hatte, ſtürzte ſich der Hirſch in einen Teich. Ich war unvorſichtig genug, ihm nachzuſezen; aber je tiefer ich hineinritt, eine deſto größere Hitze ich fühlte, bis endlich der Teich vertrocknete und ich in einen Schlund hineinſtürzte, aus welchem die ſchrecklichſten Flammen ſtrömten.

Ich glaubte mich verlohren, als ich plötzlich eine Stimme vernahm, welche rief: Undankbarer, weniger bedarf es nicht, um dein Herz zu entzünden. — ¿Wer hat hier Urſache über meine Kälte zu klagen? antwortete ich. — Eine unglückliche, die dich ohne Hofnung anbetet war die Antwort. — In dem Augenblicke verlöſchte das Feuer und ich erblickte eine Fee, die ich von meiner Jugend an gekannt hatte, an deren Alter und Häßlichkeit ich mich aber niemals hatte gewöhnen können. Sie lehnte ſich auf eine junge Sclavin, von auſſerordentlicher Schönheit, die mit goldenen Ketten belaſtet war. — ¿Was ſoll alles das bedeuten, Ragotte? redete ich die Fee an. ¿Habt ihr das befohlen? — ¿Wer denn ſonſt? war die Antwort. Haſt du meine Zuneigung noch nicht bemerkt? Muß ich die Demüthigung erleben, ſie dir ſelbſt zu geſtehn? Haben denn meine Augen alle ihre Kraft verlohren; ſie, die vordem ſo ſicher trafen? Siehe, ich geſtehe dir meine Schwäche; aber biſt du gleich ein großer König, ſo biſt du doch gegen mich nur ein Inſekt.

Ich will alles ſeyn, was ihr wollt, antwortete ich ungeduldig; ¿aber was wollt ihr nur von mir? Meine Krone, meine Städte, meine Schätze? — Ach! Unglücklicher, antwortete ſie mit einem verächtlichen Tone, meine geringſten Diener kann ich ſo mächtig machen als du biſt. Aber ich verlange dein Herz. Meine Augen haben es tauſend und aber tauſendmal von dir begehrt; aber du verſtandeſt mich nicht; oder vielmehr du wollteſt mich nicht verſtehn. — Beſäße eine Andre deine Liebe, fuhr ſie fort, ſo würde ich mein Schickſal zu ertragen wiſſen; aber ich habe dich allzugenau beobachtet, und ich weiß nur allzugut, daß Kälte und Gleichgültigkeit in deinem Herzen herrſcht. — Wohlan, opfre dieſe Gleichgültigkeit meiner Liebe auf; und ich will dir noch zwanzig Königreiche ſchenken, hundert Thürme voll Gold, fünf hundert Thürme voll Silber; mit Einem Worte alles was du begehrſt.

Ragotte, antwortete ich ihr, es würde ſehr unſchicklich ſeyn, einer Dame von euerm Range eine Liebes-Erklärung in einem Loche zu machen, wo man beynahe gebraten wird; und ich bitte Euch, bey allen den Reizen, die euch ſchmücken, mich vor allen erſt auf freyen Fuß zu ſetzen. Dann wollen wir ſehn, was man für euch thun kann. — Ach Verräther, rief ſie aus, wenn du Liebe für mich empfändeſt, ſo würdeſt du dieſe Bitte nicht an mich thun. Glaube nicht, daß ich ſo neu bin, um mich leichtlich betrügen zu laſſen. Du willſt mir entwiſchen, aber, ich ſchwöre dir, daß ich dich nicht von der Stelle laſſe. Und das erſte, was du für mich thun mußt, iſt, meine Schaafe zu hüten. Sie ſind keine ſchlechten Geſellſchafter, denn ſie ſprechen wenigſtens eben ſo gut als du.

Zu gleicher Zeit führte ſie mich auf dieſe Ebene und zeigte mir ihre Heerden die ich keiner ſonderlichen Aufmerkſamkeit würdigte. Ich war ganz mit der ſchönen Sclavin beſchäftigt welche Ragotten begleitete. Meine Augen verriethen mich. Sogleich fuhr die grauſame Fee auf ſie zu und ſtieß ihr eine Nadel ſo tief in die Augen, daß ſie todt zur Erde fiel.

Ich war wüthend und ſprang mit dem bloſſen Schwerde auf Ragotten zu, feſt entſchloſſen, ſie dem Schatten dieſer ſchönen Sclavin aufzuopfern. Aber ein Wort von ihr machte mich unbeweglich. Ich warf mich auf die Erde, ich wollte mich todten, ich war vor Wuth und Verzweiflung auſſer mir. Du ſollſt meine Macht fühlen, redete mich die Fee ſpöttiſch an. Jezt biſt du ein Löwe; bald ſollſt du ein Lamm werden.

Bey dieſen Worten berührte ſie mich mit ihrem Zauberſtabe und in dem Augenblicke bekam ich die Geſtalt, in welcher Sie mich erblicken. Ich verlohr weder den Gebrauch der Sprache noch das Gefühl meines Zuſtands. So ſollſt du fünf Jahre bleiben, fuhr ſie fort, und über dieſe Gefilde herrſchen, während ich entfernt von dir meinem Haſſe gegen dich nachhangen werde.

Sie verſchwand, und ihre Entfernung war das einzige, was mich in meinem Unglücke tröſten konnte. Die ſprechenden Schaafe, welche ich hier fand, erkannten mich für ihren König; und ſie erzählten mir, daß ſie eben ſo wie ich Schlachtopfer der Rache Ragottens wären. Eben ſo erfuhr ich, daß die Schatten, welche Sie jezt ſo ſehr erſchreckten, Feindinnen oder Nebenbuhlerinnen der Fee geweſen ſind, die ſie auf eine gewiſſe Zeit getödtet hat, und die nach

Verlauf derſelben, eben ſo wie die Schafe, ihre naturliche Geſtalt wieder annehmen.

Seit drey Jahren habe ich keinen andern Wunſch, als meine Freyheit wieder zu erlangen, die mir auf eine ſo ſchändliche Art entriſſen worden iſt; und in dieſer Abſicht begebe ich mich zuweilen in den Wald, wo das Glück gewollt hat, daß ich Sie, reizende Prinzeſſin ſehn ſollte. ¿Wie kann ich Ihnen die Empfindungen beſchreiben, die mein Herz bey ihrem Anblick erfüllten? Und wie werden Sie dieſe Erklärung aus dem Munde eines unglücklichen Widders aufnehmen?

Wunderſchönchen war über alles das, was ſie ſahe und hörte ſo verwirrt, daß ſie kaum ein Wort antworten konnte; ſie bewieß ſich indeß ſehr höflich und freundlich gegen ihn, ſo daß er einige Hofnung faßte.

Der König Widder hatte ſehr viel Verſtand und ſeine Unterhaltung war äuſſerſt angenehm. Er liebte die Prinzeſſin mit ſolcher Leidenſchaft, daß er ihr endlich auch Liebe einflößte, und ſie führte ein ſehr angenehmes Leben in der Geſellſchaft ihres Liebhabers, der ſich unablässig mit ihr beſchäftigte, und ihr zu Ehren die artigſten Feſte von der Welt anſtellte.

Eines Tages brachten die Bothen, die er allenthalben auszuſenden pflegte, um Neuigkeiten zu erfahren, die Nachricht mit, daß die älteſte Schweſter der Prinzeſſin Wunderſchönchen in Begriffe wäre, ſich zu verheyrathen, und daß man die größten Anſtalten zu ihrer Hochzeit mache. — ¡Ach! rief Wunderſchönchen aus, wie unglücklich bin ich! In eine Gegend verbannt, wo ich nichts als Schafe und Schatten ſehe, iſt mir das Vergnügen verſagt, meine Schweſter, die ich ſo ſehr liebe, an ihrem glücklichſten Tage zu ſehen. — Sie haben Unrecht zu klagen, ſagte der König der Schafe. Ich habe ihnen noch nichts verſagt, und ſo erlaube ich ihnen auch von Herzen gern, die Hochzeit ihrer Schweſter zu ſehn. Reiſen ſie, wenn es ihnen gefällt, aber geben ſie mir ihr Wort, daß ſie wieder zurückkommen wollen. Wollen ſie mich aber auf immer verlaſſen, ſo werden ſie mich zu ihren Füßen ſterben ſehn. Meine Liebe iſt zu heftig, als daß ich Sie verliehren könnte, ohne zugleich mein Leben zu laſſen.

Wunderſchönchen war gerührt und verſprach alles was er wollte. Er gab ihr eine herrliche Equipage, und die ſchönſten Kleider von der Welt. Sie unterließ nichts, was den Glanz ihrer Schönheit erhöhen konnte. Dann ſtieg ſie in einen Wagen von Perlenmutter, welchen ſechs Hippogrifen zogen, die ganz neu von den Antipoden angekommen waren; und eine Menge Bedienten begleiteten ſie, die der König Widder weit und breit hatte zuſammen bringen laſſen.

So kam ſie in dem Palaſt ihres Vaters an, wo man eben mit der Feyer der Hochzeit beſchäftigt war. Sie trat herein und alle Augen fielen auf ſie. Rund um hörte ſie nichts als Ausrufungen des Beyfalls und der Bewunderung. Am aufmerkſamſten betrachtete ſie der König; und ſie fürchtete ſchon von ihm erkannt zu werden; aber er war von Wunderſchönchens Tode ſo feſt überzeugt, daß es ihm gar nicht einfiel, daß ſie es ſelbſt ſeyn konnte.

Indeſſen wartete ſie das Ende der Ceremonie nicht ab, weil ſie fürchtete, ſich allzulange aufzuhalten. Sie eilte dahero bey Zeiten weg, und ließ ein Käſtchen von Corallen und Schmaragden zurück, auf welchem mit Diamanten geſchrieben ſtand: Schmuck für die Braut. Man öfnete es ſogleich und fand es mit allen nur möglichen Koſtbarkeiten angefüllt. Die ganze Welt verlangte zu wiſſen wer ſie ſey, und der König befohl, wenn ſie wieder käme, alle Thüren zu verſchlieſſen und ſie da zu behalten.

So kurz auch Wunderſchönchens Abweſenheit gedauert hatte, ſo kam ſie doch dem Widder und ſeiner zärtlichen Ungedult länger als ein Seculum vor. Er erwartete ſie am Ufer einer Quelle in dem Dikicht des Waldes, wo er ſie kaum erblickte, als er ihr entgegen hüpfte, ihr tauſend Schmeicheleyen ſagte, und ihr ſeine Unruhe, ſeine Ungedult erzählte. Seine Leidenſchaft theilte ihm eine Beredſamkeit mit, welche die Prinzeſſin entzückte.

Einige Zeit darauf verheyrathete der König ſeine zweyte Tochter. Wunderſchönchen erfuhr es und bat den Widder um die Erlaubniß, auch dieſem Feſte beywohnen zu dürfen. Dieſe Bitte machte ihn auſſerordentlich niedergeſchlagen. Aber die Gefälligkeit gegen die Prinzeſſin behielt die Oberhand über ſeine andern Empfindungen, und er konnte es nicht über ſich gewinnen, ihr dieſe Bitte abzuſchlagen.

Sie verſicherte ihm, daß ſie eben nicht länger ausbleiben wolle, als das erſtemal; und beſchwor ihn, ſich ſeinen Ahndungen und ſeiner Unruhe nicht zu überlaſſen. Hierauf fuhr ſie in derſelben Equipage fort, und langte gerade beym Anfange der Ceremonie an. Die ganze Verſammlung erhob bey ihrem Anblick ein Freudengeſchrey; man konnte ſich nicht ſatt an ihr ſehen, und ſiel bald auf die Idee, daß ſie keine Sterbliche ſey.

Niemand war vergnügter als der König. Er verwandte kein Auge von ihr und befohl, alle Thüren feſt zuzuſchließen, um ſie da zu behalten. Als die Ceremonie beynahe zu Ende war, ſtand die Prinzeſſin eilig auf, um ſich unter der Menge zu verliehren; aber wie beſtürzt war ſie, als ſie alle Thüren verſchloſſen fand.

Der König näherte ſich ihr mit der größten Ehrerbietung und mit einer Freundlichkeit, die ihr Muth einflößte. Er bat ſie, ihm das Vergnügen, ſie zu ſehn, nicht ſo ſchnell zu entziehn, ſondern das Feſt, das er den Prinzen und Prinzeſſinnen gebe, durch ihre Gegenwart zu verſchönern. Er führte ſie hierauf in einen prächtigen Saal, wo der ganze Hof verſammelt war; nahm ein goldnes Waſchbecken und ein Gefäß mit Waſſer, und reichte es ihr dar, um ſich die Hände zu waſchen. In dieſem Augenblicke war ſie ihrer Empfindungen nicht mehr Herr. Sie warf ſich zu ſeinen Füſſen und umfaßte ſeine Knie. Mein Traum iſt erfüllt, ſagte ſie, Ihr habt mir an dem Hochzeittage meiner Schweſter Waſchwaſſer angeboten, ohne daß euch ein Unglück wiederfahren wäre.

Ohne Mühe erkannte jezt der König ſeine Tochter, Wunderſchönchen, deren Züge ihm noch lebhaft vor Augen ſchwebten. Ach! meine geliebte Tochter, rief er aus, indem er ſie umarmte und ihr Geſicht mit ſeinen Thränen benezte, o kannſt du meine Grauſamkeit vergeſſen? Ich wollte deinen Tod, weil ich mir einbildete, dein Traum bedeute den Verluſt meiner Krone. Und das ſoll er auch bedeutet haben. Deine beyden Schweſtern ſind verheyrathet; jede trägt eine Krone, die Meinige ſoll für dich ſeyn. Mit dieſen Worten nahm er ſie von ſeinem Haupte und ſezte ſie ſeiner Tochter auf. Es lebe die Königin Wunderſchönchen, rief er aus und der ganze Hof mit ihm. Ihre Schweſtern eilten herbey und umarmten ſie. Alles war in einem Taumel der Freude. Nur Wunderſchönchen war nicht ganz zufrieden. Sie weinte und lachte zu gleicher Zeit; und mitten in dem Genuße ihres Glücks dachte ſie an den Hauptmann, dem ſie ihr Leben zu danken hatte. Sie frug nach ihm; aber — er war todt.

Als ſie bey Tiſche saßen, bat ſie der König um die Erzählung der Abentheuer, die ihr ſeit dem Tage begegnet wären, an welchem er den grauſamen Befehl, ſie zu tödten gegeben hätte. Sie erfüllte ſeine Bitte auf der Stelle und die Geſellſchaft hörte ihr mit Erſtaunen und Bewunderung zu.

¿Aber ach! was war indeß das Schickſal des zärtlichen Widders? Als die Stunde verfloſſen war, in welcher die Prinzeſſin hatte zurückkehren ſollen, ſtieg ſeine Unruhe auf den höchſten Grad. ¡Ach! rief er aus, ſie hat ihr Verſprechen vergeſſen; ſie wird nicht wieder zurückkehren, ich werde ſie nicht wieder ſehn! — Von ſeiner Unruhe getrieben eilte er in den Wald und erreichte bald den Ausgang deſſelben. Hier hatten bisher immer die unſichtbaren Kräfte Ragottens ihn zurückgehalten. Jezt ſah er mit Erſtaunen, daß es ihn nicht hinderte, das nah gelegene Feld zu beſchreiten, und er hatte hier kaum einige Schritte gethan, als er eine Veränderung in ſich wahrnahm. Der Widder war verſchwunden und ſeine vorige Geſtalt war dem Könige wiedergegeben. Eine mächtigere Fee, Ragottens Feindin, hatte ſie beſiegt, ſie aller ihrer Kräfte beraubt, und in einen diamantenen Thurm eingeſperrt. Mit dieſem Augenblicke hörte der feindſelige Zauber auf, der die Liebhaber und Feinde der Fee bis dahin gebunden hatte.

Wer war froher als der König, da er ſich in ſeiner menſchlichen Geſtalt erblickte. Er eilte nach dem Palaſte, wo Wunderſchönchen mitten unter ihrer Familie ſaß und von dem Widder erzählte, ſeine Treue rühmte, und die

Zärtlichkeit geſtand, mit der ſie ihm zugethan war. — Hier ſahe ſie ihn zu ihren Füßen. Reizende Prinzeſſin, rief er aus, indem er ihre Knie umfaßte. Das Schickſal hat endlich aufgehört gegen mich zu wüthen, und in dem Augenblicke, da ich aus Schmerz über ihren Verluſt, mein Leben aufzugeben dachte, ward mir meine vorige Geſtalt wiedergegeben. O! möchten ſie auch jezt noch die Güte für mich hegen, die mir meinen ehemaligen Zuſtand allein erträglich machte; möchte ich im Stande ſeyn, ihre Liebe zu verdienen, die ſie keinem treuern und ergebenern Herzen ſchenken können.

Wer ein Herz hat, wird die Empfindungen ahnden, die Wunderſchönchens Bruſt erfüllten, als ſie den ſchönſten Mann zu ihren Füßen liegen ſah; und man wird leicht vermuthen, daß er durch ſeine Verwandlung in ihren Augen nicht verlohren hatte. Sie reichte ihm die Hand, um ihn aufzuheben; ein zärtlicher Blick verſicherte ihn der Erhörung ſeiner Bitte und das Andenken aller ſeiner vorigen Leiden verſchwand in dieſem Augenblicke aus ſeinem Gedächtniſſe. Wunderſchönchens Vater nahm ihn zu ſeinem Schwiegerſohn an: die Hochzeit ward in wenig Tagen vollzogen und der König Widder kehrte in ſein Reich zurück, wo er von ſeinen Unterthanen mit offnen Armen empfangen wurde.

* * *

Als Ponce de Leon ſeine Erzählung geendigt hatte, klatſchte ihm Donna Juana, die ſich auf Mährchen ſehr verſtand, Beyfall zu, und begab ſich mit der beſten Laune von der Welt hinweg. Es war Zeit ihre Toilette zu machen und ſie befragte alle ihre Spiegel mit einer Sorgfalt, die ſie noch in ihrem Leben nicht gehabt hatte. Als ſie fertig war begab ſie ſich in das Zimmer ihrer Nichten, die eben erſt aufgeſtanden waren: ¿ mein Gott, wie kann man nur ſo lange ſchlafen? rief ſie ihnen entgegen. Ich habe unſere Pilgrime ſchon geſehen: habe ein allerliebſtes Mährchen gehört und im Hauſe alles angeordnet. Wenn ihr ſo viel Menſchenliebe beſäßet als ich, ihr hättet warlich nicht bis an den hellen Morgen geſchlafen.

Sie antworteten ihr, daß ſie Kopfweh hätten, und nicht wüßten, daß ſie die Fremden wieder hätten beſuchen ſollen. Da ſehe man nun, verſetzte Donna Juana. Ihr habt ſie ſchon überdrüſſig, weil ſie keine groſſen Herren ſind. Ich für meine Perſon liebe ſie gerade darum, weil ſie arm ſind. Ihr Zuſtand dauert mich. ¿ Fremd, ohne Geld, und verwundet —

¿kann man wohl unglücklicher ſeyn? — Und um ſie wieder verdienen zu laſſen, was ſie verlohren haben, bin ich entſchloſſen, ſie eine Zeitlang hier zu behalten, um euch Unterricht zu geben.

¿Wie, Madam, rief Iſidore aus, ſie wollen Leute im Hauſe behalten, die ſie nicht kennen, die vielleicht unwiſſend in ihrer Kunſt ſind, und bey denen wir wieder verlernen können, was wir ſchon wiſſen? ... ¿So müßt ihr mir denn in allem die Gegenpart halten? unterbrach ſie Donna Juana. Ich will euch keinen Lehrmeiſter aufdringen, aber ihr werdet mir wenigſtens erlauben, einen für mich zu nehmen. Ich möchte gerne wieder etwas ſingen lernen, meine Guitarre wieder vornehmen, die ich vor dreyßig Jahren recht artig ſpielte.

Aber mein Gott! fieng Iſidore von neuem an, es würde doch ſehr ſonderbar ſeyn, wenn man in ihrem Zimmer Leute mit ledernen Kappen, runden Hüten und Muſcheln fände; Sie müßten ihnen wenigſtens eine andre Kleidung geben. — ¿Ihr hättet wohl Luſt, euch über die Kleidung der armen Leute aufzuhalten? Aber dafür hab' ich ſchon geſorgt. Don Louis hat hübſche Kleider hier gelaſſen, die will ich ihnen geben. — Aber vielleicht iſt mein Bruder nicht ſo wohlthätig geſinnt, als Sie, liebe Tante, fiel Melanie ein. — Deſto ſchlimmer für ihn, verſezte die Alte, und es iſt meine Pflicht, ihm in das Paradies zu verhelfen; und dazü kenne ich kein ſichreres Mittel, als Wohlthaten auf ſeine Unkoſten zu erzeigen.

Mit dieſen Worten verließ ſie das Zimmer. Ach! liebe Schweſter, hub Melanie an, unſre Tante verliert den Verſtand; kann man ſich etwas lächerlicheres denken, als in ihrem Alter einen Muſik- und Tanz-Meiſter anzunehmen? Ich bin überzeugt, ſie iſt in einen von den Fremden verliebt. — Du magſt leider allzuwahr reden, verſezte Iſidore. Dieſe närriſche Leidenſchaft wird unſer Unglück machen, wenn wir nicht in unſerm Muthe die Kräfte finden, deren wir bedürfen.

Während ſie ſich anzogen brachte Donna Juana dem Grafen Bouillon von einem Huhne, das ſie mit kühlenden und purgirenden Kräutern abgekocht hatte. Mein Gott, ſagte der Graf, ſie ſind ſehr gütig, aber ich habe Stärkung und feſte Nahrung nöthig. Ihre Arzneyen entkräften mich, und wenn mich unſer ſympathetiſches Pulver nicht heute noch heilt, ſo werde ich vor Hunger den Verſtand verliehren. — In meinem Leben habe ich doch keinen ſo ungedultigen duldigen Kranken geſehn, antwortete Donna Juana; aber damit ihr ſeht, daß ich euch nichts gebe, was euch ſchädlich ſeyn konnte, ſo will ich dieſes Decokt ſelbſt in eurer Gegenwart einnehmen. — Bey dieſen Worten trank ſie das Bouillon, welches in dem Augenblicke ſo heftig wirkte, daß ſie ſich gezwungen ſahe, die Pilgrime zu verlaſſen und ſich auf ihr Zimmer zu begeben.

Den Mittag befand ſie ſich nicht beſſer, und ſie war nicht im Stande den Kranken zu beſuchen, vor deſſen Heißhunger ihr Angſt und bange war. Sie ließ ihre Nichten kommen, und befahl ihnen, auf den Kranken Achtung zu geben und nicht aus der Stube zu gehen, bis er vom Tiſche wäre. — Ich dächte, liebe Tante, verſetzte Iſidore, dieß Geſchäft dürfte ſich beſſer für den Capellan ſchicken, als für uns, und wenn ſie befehlen, ſo wollen wir es ihm auftragen. — Immer und ewig widerſprochen! fuhr Donna Juana auf, kein Mitleiden mit den Armen, keine Barmherzigkeit mit den Kranken, kein Gehorſam gegen eure Tante! — Sie war ſo aufgebracht, daß ihre Nichten ſogleich das Zimmer verließſen, und das Ende ihrer Rede nicht abwarteten.

Als ſie über die Galerie giengen, die nach dem Zimmer der Fremden führte, blieben ſie einen Augenblick ſtehen. ¿ Kann man ſich etwas ſonderbareres denken ſagte Iſidore, als die Capricen unſrer Tante? Sie zwingt uns mit aller Gewalt Leute zu ſehn, die uns höchſt gefährlich ſind, und vor denen ſie uns in dem tiefſten Brunnen verſtecken würde, wenn ſie von guter Geburt wären. — Ganz gewiß, verſezte Melanie, fällt es ihr nicht ein, daß unſre Herzen Gefahr laufen könnten. Sie hält es für unmöglich, daß wir eine Leidenſchaft für Leute faſſen, deren Stand ſo tief unter dem Unſrigen iſt. — Sie iſt in Don Eſtevan verliebt; ſie will ſogar von ihm ſingen und auf der Guitarre ſpielen lernen. ¿ Hat man in ſeinem Leben etwas luſtigers gehört? Und hätten wir nicht alle mögliche Urſach zu weinen, warlich wir müßten uns über die Thorheiten unſrer Tante todt lachen.

Was du ſagſt iſt ſehr wahr, verſezte Iſidore; aber gleichwohl, ¿ wie iſt es möglich, den Verdienſten dieſer Fremden keine Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen? — Wir müſſen uns ohne Unterlaß erinnern, erwiederte Melanie, daß dieſe Leute nicht für uns gemacht ſind, daß unſre Herzen unmöglich wechſelſeitig für einander geſtimmt ſeyn können; und daß man lieber den

Tod einer unwürdigen Handlung vorziehn muß. — In dieſem Augenblicke fühlten ſie ſo viel Muth und Kraft, daß ſie zuverſichtlich in das Zimmer der Pilgrime traten.

Der Graf lag zu Bette, eher einem Manne von Stande als einem armen Reiſenden ähnlich. Auch Don Gabriel hatte ſeine Kappe abgelegt und ſeine ſchönen Haare zurückgekemmt. Sie hatten ſich von der Fatigue der Reiſe erholt und ſahen noch weit edler und liebenswürdiger aus, als den Tag vorher.

Die beyden Schweſtern traten in Begleitung ihrer Kammerfrauen herein und Melanie ſagte dem Grafen lächelnd: Donna Juana intereſſire ſich ſo ſehr für ſeine Geſundheit, daß ſie ihnen befohlen hätten, ihn Hungers ſterben zu laſſen; ſie kämen in der einzigen Abſicht, ihn am Eſſen zu hindern. — Donna Juana, antwortete er mit einem Ton der Ehrerbietung und Zärtlichkeit, kann mich ſehr leicht hindern zu eſſen, wenn ſie mir dieſen Befehl durch Ihren Mund geben läßt; aber ich glaube nicht, daß meine Wunde ſo leicht heilen wird, wenn ich Sie ſehe. — Ich für meine Perſon, fiel Don Gabriel ein, ich finde, daß man hier ſo viel Mitleiden mit Kranken hat, daß ich mich nicht mehr fürchte hier krank zu werden. — ¿ Iſt ihnen

viel

vielleicht nicht wohl? verſezte Melanie mit einer Theilnahme die nicht blos aus Menſchenliebe entſprang. — Ach! Madam, antwortete er, ich fühle eine Unruhe und ein unaufhörliches Herzklopfen. — Das iſt ſehr betrübt, fieng Iſidore an, wir hoften ſie ſollten uns eines von den ſchönen Liedern ſingen, die uns geſtern Abend ſo viel Vergnügen machten. — O! Madam, erwiederte er, es wird mir niemals an Kräften fehlen, ihnen zu gehorchen.. ¿ Aber, fuhr ſie fort, werden wir nicht auch bald Don Eſtevan die Harfe ſpielen hören? Ich glaube gewiß, antwortete der Graf, es dieſen Abend noch im Stande zu ſeyn. Denn mit meiner Wunde geht es ſo gut, daß ich ohne die mindeſte Gefahr aufſtehn kann. — Jezo, fuhr Melanie fort, ſollen Sie eſſen, dann wollen wir uns wieder wegbegeben... ¿ Wie? Madam, unterbrach ſie der Graf, wir ſollen dieſen ganzen Tag zubringen, ohne ſie zu ſehn? Ich verſichere Sie, daß ich mich dieſen Abend nicht ſo gut befinden werde, als ich versprochen hatte. — Wenn uns Donna Juana nicht wieder hierherſchickt, antwortete Iſidore, ſo zweifle ich, daß wir wieder kommen werden.

Man brachte dem Grafen zu eſſen, aber ſeine Augen waren zu ſehr beſchäftigt; er hatte faſt gar keinen Hunger, Indeſſen nöthigte ihn

Melanie und Iſidore fuhr mit Don Gabriel zu reden fort. Endlich begaben ſie ſich weg, weil ſie fürchteten Don Gabriel und den Grafen am Aufſtehn und Eſſen zu hindern; und weil ſie weniger von Faſten hielten als ihre Tanten, ſo erlaubten ſie dem Kranken etwas zu ſich zu nehmen.

Donna Juana ſchickte ihnen bald darauf die Kleider ihres Neffen, die er auf dem Lande zu tragen pflegte. Sie machten keine Schwierigkeit, ſie anzuziehn und lachten dießmal von ganzem Herzen über ihr Abentheuer. Nimmermehr, ſagten ſie, würde Don Louis errathen, daß wir jezt ſeine Kleider tragen, und in ſeinem Hauſe ſind. Sie ſcherzten eine Zeitlang darüber, als Don Gabriel auf einmal abbrach. Haſt du bemerkt, ſagte er, mit welcher Gleichgültigkeit mich Iſidore anſieht? Sie würdigt mich kaum einer Antwort, und ich habe ihre Augen einigemal ertappt, daß ſie auf dich gerichtet waren und dich mit Zärtlichkeit betrachteten.

Einbildungen! verſezte der Graf. Aber was keine Einbildung iſt, iſt dieß, daß Melaniens Aufmerkſamkeit ganz und gar auf dich gerichtet iſt. Sie lobt deine Stimme bis zur Uebertreibung; ſie bewundert alles, was du ſagſt. ¡Ach! Don Gabriel, ich fürchte, daß du hier zwey Eroberungen ſtatt einer gemacht haſt. — Ich bin aufrichtiger als du, erwiederte Ponce de Leon, denn ich geſtehe dir, daß ich ihre Aufmerkſamkeit auf mich bemerkt habe; aber Iſidore bezahlt dich reichlich dafür. — Das Wahrſcheinlichſte iſt alſo, verſezte der Graf daß wir ihnen beyde gleichgültig ſind; und ich würde mich auch eben nicht darüber wundern, wenn wir in ſo kurzer Zeit noch keine beträchtlichen Fortſchritte gemacht hätten. — ¿Weißt du was mich beunruhigt? ſezte Don Gabriel hinzu. Wenn du mit aller Gewalt dieſen Abend geſund werden willſt, ſo werden wir morgen abreiſen müſſen, denn wir haben dann keinen Vorwand mehr, länger zu bleiben. — Ich ſchwöre dir, antwortete der Graf, daß ich die ungeſtüme Theilnahme unſrer Wirthin durchaus nicht länger ertragen kann. Wahrlich, wenn ſie dich ſo mit Hunger gepeinigt, dich ſtumm gemacht, den Händen der Wundärzte überliefert und dir ihre Hühnerbrühe zu trinken gegeben hätte, ich bin überzeugt, du wäreſt des Spaßes noch eher überdrüſſig geworden als ich.

¿Und du giebſt vor in Melanien verliebt zu ſeyn? ſagte Ponce de Leon. Wie ſchwach iſt deine Leidenſchaft! — Melanie würde mir ungemein gefallen, erwiederte der Graf, wenn ich mir ſchmeicheln könnte, ihr zu gefallen. Aber ich geſtehe dir, ſie möchte alle Gefälligkeit von der Welt für mich haben, und ich könnte doch nicht länger im Bette bleiben. Verſuche es nur; nimm meine Stelle ein. Klage über Seitenſtechen, und ich ſtehe dafür, Donna Juana wird dir zur Ader laſſen, bis du den Geiſt aufgiebſt. — Don Gabriel konnte ſich nicht enthalten über dieſe Idee zu lachen. — Ich brauche alle meine Kräfte, verſezte er, um Iſidorens Kälte auszuhalten. — Und ich will mich zu Tiſche ſezen, erwiederte der Graf, um die meinigen nicht zu verliehren. —

Die beyden Schweſtern begaben ſich unterdeſſen zu ihrer Tante, die etwas beſſer war. — ¿ Nun was machen unſre Pilgrime? rief ſie ihnen entgegen. ¿ Glaubt ihr wohl, daß der arme Kranke gegen Abend in mein Zimmer kommen kann? — Ich glaube es ganz gewiß: antwortete Melanie. Man ſieht ihm ſeine Krankheit kaum noch an; und er wird ſich ein Vergnügen daraus machen, Ihnen mit ſeiner Muſik aufzuwarten.

Gegen Abend befand ſich Donna Juana weit beſſer und ſie ließ den Fremden ſagen, daß, wenn es Don Eſtevan nicht zu beſchwerlich wäre, ſo wünſchte ſie ſehr, daß ſie auf ihr Zimmer kämen. — Sie wußten nicht, was ſie davon denken ſollten. Wie ſehr fürchte ich, ſagte Don Gabriel, ſie läßt uns kommen, um uns den Abſchied zu geben. Ich hätte die größte Luſt von der Welt, mich zu Bette zu legen. — Das hätteſt du etwas eher thun ſollen, antwortete der Graf. Sey ohne Sorgen; es iſt nicht wahrſcheinlich, daß Donna Juana einen armen Kranken, dem ſie ſoviel Theilnahme bezeigt, ſo geſchwinde fortſchicken ſollte. Ich müßte mich nicht auf die Weiber verſtehen, oder dieſe wenigſtens haßt uns nicht.

So begaben ſie ſich alſo auf das Zimmer der Donna, die ſie mit einer Munterkeit empfing, die ihre Kammerfrau in Erſtaun ſetzte. Sie ließ ſie neben ſich ſetzen, und bat ſie, ihr ein kleines Conzert zu geben. Beyde ſtimmten mit dem größten Vergnügen ein, und Ponce de Leon bemächtigte ſich einer Harfe, die er in einem Winkel des Zimmers ſtehen ſahe. Nun wurden auch die Nichten geholt, und ſobald dieſe kamen, ſang der Graf ein Lied, das ſich auf ihr vorgebliches Abentheuer in dem Walde bezog, und das er ausdrücklich verfertigt hatte, um das Herz der mitleidigen Juana zu ihrer Gunſt zu ſtimmen.

Bey dem heiligen Jakob, rief ſie aus, als er mit ſeinem Liede fertig war, ihr braucht euch nicht mehr vor Räubern zu fürchten. Ihr ſeyd in einem guten Hauſe, wo ihr ſo bald nicht wegkommt; und wenn ihr abreißt, ſo will ich euch eine Bedeckung mitgeben, die euch gegen alle Räuber ſichern ſoll. — Die Fremdlinge dankten ihr bey dieſen Worten mit einer Wärme, von der man ſich leicht eine Vorſtellung machen kann, wenn man ſich an ihre Stelle ſetzt.

Sie ſetzten hierauf ihr Conzert fort, welches die Damen mit dem größten Vergnügen anhörten. Aber dennoch war keines von ihnen zufrieden, denn ihre Augen und Herzen waren nicht einverſtanden. Ponce de Leon ſahe niemand als Iſidoren; aber Iſidorens Augen waren ohne Unterlaß auf den Grafen geheftet. Der Graf blickte zärtlich nach Melanien, und ſie dachte an niemand als an Don Gabriel. Donna Juana lobte endlich den Grafen ohne Unterlaß, ohne daß er nur die mindeſte Freude über ihr Lob empfunden hätte.

Indeſſen ſchmeichelte ſie ſich doch mit den beſten Hoffnungen; denn ſie ſahe in ſeiner Zurückhaltung nichts als die Wirkung einer Ehrfurcht, die ihn verhinderte auf die Empfindungen ſeines Herzens zu hören. Als ſie aufgehört hätten zu ſingen, ſagte ſie ihnen von der Begierde, die ſie hätte, ſich wieder in der Muſik zu üben, und bat ſie um ihren Unterricht. — Sie antworteten mit der größten Ehrerbietung, daß ſie kein größeres Glück kennten, als ihr Leben in ihrem Dienſte zuzubringen. Aber ehe ſie ſich zu etwas verpflichteten, baten ſie um die Erlaubniß, an ihren Vater zu ſchreiben, und um ſeine Einwilligung zu bitten.

Es war ſpät. Die Pilgrime nahmen Abſchied und die Damen begaben ſich auf ihr Zimmer.

Als Iſidore ihre Schweſter in die tiefſte Traurigkeit verſunken ſahe, ſagte ſie zu ihr: Ich frage dich nicht, was dir fehlt, liebſte Melanie; ich errathe den Zuſtand deines Herzens aus dem Meinigen. Leider iſt es mir allzugewiß, daß wir lieben, und, als wenn dieß Unglück nicht ſchon an ſich groß genug wäre, finden wir nicht einmal Dankbarkeit und Gegenliebe. — Sie ſind nicht unempfindlich gegen uns, verſezte Melanie, aber durch ein unglückliches Verhängniß haben unſre Herzen oder die ihrigen

ihrigen ſich geirrt, wir lieben den nicht der uns liebt, und lieben den der uns nicht liebt. — ¡Ach! liebſte Schweſter, verſetzte Iſidore, vielleicht iſt dieß noch das einzige Mittel, uns zu retten. Hätten ihre Empfindungen den unſrigen entſprochen, ſo hätten wir noch weit größre Gefahren zu beſtehen, weit härtere Kämpfe zu kämpfen gehabt. So können wir uns wenigſtens wechſelſeitig ermuntern, nicht mehr an dieſe Undankbaren zu denken. — ¿Und warum undankbar? Fragte Melanie. Sie verdienen eher unſer Mitleiden, als unſern Tadel; und vielleicht handeln ſie ſo aus Politik. — Dieſe Politik wäre ſehr übel angebracht, antwortete Iſidore. Weit klüger hätten ſie gethan, gar keine Leidenſchaft zu zeigen; ¿aber wenn ſie einmal verliebt ſeyn wollten, wozu könnte dieſe Verſtellung dienen? Nein, nein, meine Liebe, es iſt nur allzugewiß, Don Eſtevan liebt dich und Don Gabriel iſt mir nicht gram. — Wohlan denn, erwiederte Melanie, ſo wird der Verdruß, uns betrogen zu haben, ausrichten, was der Stolz nicht ausrichten konnte; da die Fremden uns nicht lieben, wie ſie ſollten, ſo wollen wir ſie fliehn, und uns nicht mit aller Gewalt Gram und Kummer zubereiten. Beyde Schweſtern wünſchten aufrichtig von ihrer Leidenſchaft geheilt zu ſeyn; aber ach! es fehlte ihnen an Kräften, ihren Entſchluß auszuführen.

Ponce de Leon und der Graf beklagten ſich nicht weniger über ihr unglückliches Geſchick. Sie prieſen ſich glücklich Iſidorens und Melaniens Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen zu haben. Aber ſie hatten eben ſo wenig Luſt, Nebenbuhler zu werden, als den Gegenſtand ihrer Neigungen umzutauſchen. Und gleichwohl, war es nur allzugewiß, daß jeder von ihnen von der geliebt wurde, für die er ſelbſt nichts fühlte.

Mehrere Tage verſtrichen auf dieſe Weiſe, ohne daß der Graf oder Ponce de Leon eine Erklärung gewagt hätte. — Wenn ich wüßte, ſagte Don Gabriel einſtmals zu dem Grafen, was ich von meinem Geſtändniſſe zu hoffen hätte, ich hätte mich längſt erklärt. — ¿Was können wir zu hoffen haben? Verſetzte der Graf. Muſikanten, wie wir, haben kein Recht, die mindeſten Anſprüche auf das Herz einer Dame von Stande zu machen. ¿Warum wollen wir länger unbekannt bleiben? Warum wollen wir nicht lieber unſern Stand entdecken, und dann verſuchen, ob wir mehrern Eingang bey unſern Schönen finden? ... ¿Wie? fiel ihm Don Gabriel ins Wort, wollen wir uns am Ende noch gar der Gefahr ausſezen, unter unſern eignen Nahmen einen Korb zu bekommen? ... Du achteſt alſo deinen Nahmen höher als dein Herz? verſezte der Graf. — Indeß magſt du deinen Willen haben, da ich dir einmal verſprochen habe, mich deiner Leitung zu überlaſſen, ſo magſt du dafür ſorgen, uns mit Ehren aus dem Handel zu ziehen. — Ich fürchte alles und hoffe wenig, erwiederte Don Gabriel, und ſo nüzlich du mir auch biſt, ſo wollte ich doch die Hälfte meines Lebens darum geben, wenn du nicht mit hieher gekommen wärſt. — Wollte der Himmel, ich hätte dieß Schloß niemals geſehn, antwortete der Graf, ſo wäre ich zufrieden und ruhig und hätte die Liebe vielleicht niemals kennen lernen! — Er hatte dieſe lezten Worte ſehr laut ausgeſprochen, und da er zu gleicher Zeit ein Geräuſch hörte, ſo fürchtete er, es möchte ihn jemand gehört haben. Er gieng alſo nach der Thüre und erſtaunte nicht wenig, als er Donna Juana ſah. — Sie legte den Finger auf den Mund, gab ihm ein Zeichen ihr zu folgen, und begab ſich mit ihm nach der Galerie.

Ihr ſeyd verliebt Don Eſtevan, ſagte ſie zu ihm als ſie hier angekommen waren. Ich wundre mich nicht, daß euer Herz die Oberhand über eure Vernunft behalten hat, und daß euch die Ungleichheit des Standes nicht abſchreckt. In eurem Alter iſt der Ehrgeiz kein Fehler und das einzige, was ich an euch auszuſetzen habe, iſt, daß ihr eurem Bruder ein Geheimniß anvertraut, das der ganzen Welt verborgen bleiben ſollte. — Donna Juana ſprach mit ſo viel Güte und Gelaſſenheit, daß der Graf wohl ſahe, ſie konnte nicht alles gehört haben, was er geſagt hatte. Niemand war bey dieſer Entdeckung froher als er. In dieſem Augenblicke hatte er erſt gefühlt, wie theuer ihm Melanie war. Er war zehnmal im Begriffe geweſen, ſich zu den Füßen der Tante zu werfen und ihr zu geſtehn, was er für ihre Nichte fühlte.

Er ſtieß einen tiefen Seufzer aus, ohne zu antworten. — Ich verſtehe dieſen Seufzer, fuhr ſie mit ſanfter Stimme fort; er würde mich aufbringen, wenn ich im Stande wäre auf euch zu zürnen. ¿ Aber was könnt ihr für Abſichten haben? Eine Perſon von meinem Stande kann keinen Mann heyrathen, der weder Geburt noch Ahnen hat.

Der Graf hatte Mühe das Lachen zu laſſen, da Donna Juana ihm offenherzig den Zuſtand ihres Herzens entdeckte. Ach! Madam, ſagte er, die Empfindungen unſers Herzens hängen nicht immer von unſerer Willkühr ab. Ich kenne den ganzen Umfang meines Unglücks und es bleibe mir nichts übrig als der Tod. — ¿Kennt ihr kein anderes Mittel? erwiederte ſie und ſah ihn mit ihren kleinen Augen höchſt zärtlich an. In Wahrheit, ich habe Mitleiden mit eurem Zuſtande und nehme zu großen Antheil an allem was euch betrift, als daß ich —

Hier trat Melonie in das Zimmer, als ihre Tante eben im Begriffe war, die Empfindungen ihres Herzens noch deutlicher an den Tag zu legen. Als ſie ihre Tante mit dem Grafen zuſammen erblickte, wollte ſie ſich zurückbegeben, aber Donna Juana rief ſie herbey: komm komm, meine Nichte, ich war eben im Begriffe Eſtevan das Mähchren zu erzählen, von dem ich neulich ſprach..... Ich habe es von einer alten arabiſchen Sclavin gehört, die eine Menge Fabeln von dem alten Lokmann wußte. — Und, nachdem ſie ſich in ein langes Lob der Mährchen und Romanzen ergoſſen hatte, hub ſie folgendermaßen an:

2.

Finette Aſchenbrödel.

Es war einmal ein König und eine Königin, welche ſehr übel gewirthſchaftet hatten. Man jagte ſie aus ihrem Reiche; und ſie waren gezwungen zuerſt ihre Kronen, und dann ihre Kleider, ihre Wäſche, ihre Spizen, mit Einem Wort alle ihre Meubeln, Stück für Stück loszuſchlagen. Als ſie nun gar nichts mehr hatten, ſagte der König zu ſeiner Frau: Um unſre Herrſchaft ſind wir gekommen; zu leben haben wir auch nichts mehr; wir müſſen alſo ſehen, wie wir etwas für uns und unſre Kinder erwerben. Denk' ein wenig nach was wir thun könnten: bis jezt habe ich kein ander Handwerk getrieben, als mein Land zu regieren, was mir eben nicht ſehr ſauer geworden iſt.

Die Königin hatte Verſtand. Sie bat ſich acht Tage Bedenkzeit aus; und nach Verlaufe dieſer Zeit, ſagte ſie zu dem Könige: du brauchſt dir eben nicht bange ſeyn zu laſſen, wie wir unſer Auskommen finden wollen. Stricke du Neze, um Vögel und Fiſche zu fangen, und ich will ſpinnen. Unſre Töchter ſind Faulenzerinnen, die die großen Damen ſpielen wollen;

für die weiß ich keinen Rath, als daß wir ſie weit, weit weg führen; ſo weit, daß ihnen die Luſt vergeht, jemals wieder nach Haaſe zu kommen.

Der König fieng an zu weinen, da er ſahe, daß er ſich von ſeinen Kindern trennen ſollte. Er war ein guter Vater, aber die Königin hatte das Kommando im Hauſe. Er mußte alſo nachgeben. Nun meinethalben, ſagte er nach einigem Widerſtreben; ſteh morgen früh auf und nimm unſere drey Töchter und führe ſie wohin du willſt. Während ſie aber dieſe Sache verabredeten, horchte die Prinzeſſin Finette welche die jüngſte war, durch das Schlüſſelloch; und da ſie vernahm, wovon die Rede war, machte ſie ſich auf den Weg nach einer großen Grotte, die aber ſehr weit von ihrer Heimath entfernt war. Hier wohnte die Fee Merluſche, ihre Pathe, die ſie in ihrer Angſt um Rath fragen wollte.

Finette hatte für ihre Pathe zwey Pfund friſche Butter, Eyer, Milch und Mehl zu einem Kuchen mitgenommen. Sie trat ihre Reiſe gutes Muths an, aber je mehr ſie gieng, je müder ſie ward. Sie gieng ihre Schuhe durch bis auf die lezte Sohle; und ihre Füße waren ſo wund, daß ſie keinen Schritt mehr thun konnte. Da ſezte ſich das arme Kind auf das Gras und weinte.

Während ſie da ſaß, kam ein ſchönes ſpaniſches Pferd angetrabt, geſattelt und gezäumt, und mit vielen koſtbaren Diamanten geziert. Als es die Prinzeſſin ſahe, fieng es an neben ihr zu graſen, und legte ſich auf die Knie, als wenn es ſie begrüßen wollte. Sie ergriff es bey dem Zügel und ſagte zu ihm: ¿ gutes Hottchen, willſt du mich zu meiner Pathe bringen? Du thäteſt mir einen großen Gefallen; denn ich bin müde zum ſterben; und wenn du mir jezt den Gefallen thuſt, ſo will ich dir den ſchönſten Hafer und das beſte Heu geben und alle Tage eine Streu von dem friſcheſten Stroh. Das Pferd bückte ſich bis auf die Erde, und Finette ſprung darauf; worauf es mit ihr davon galoppirte, als wenn es Flügel hätte. Bey dem Eingange der Grotte ſtund es ſtill, als wenn es den Weg gewußt hätte; und es wußte ihn auch; denn Merlüſche, die erfuhr, daß ihre Pathe ſie beſuchen wollte, hatte ihr das ſchöne Pferd entgegengeſchickt.

Als ſie hineinkam, machte ſie ihrer Pathe drey tiefe Reverenze und küßte ihr den Rock; dann ſagte ſie zu ihr: ¿ guten Morgen, liebe Pathe, wie befinden Sie ſich? Ich bringe Ihnen

nen hier Butter, Milch, Eyer und Mehl, um ſich einen Kuchen zu backen. — Ey willkommen, meine liebe Finette, antwortete ihr die Fee, komm laß dich umarmen. — Sie umarmte ſie hierauf mit großer Zärtlichkeit, worüber die Prinzeſſin ſehr vergnügt war; denn Merlüſche war eine gar große Fee. — Ich weiß wohl, ſagte ſie zu ihr, warum du zu mir kömmſt. Du haſt gehört, daß dein Vater und deine Mutter dich wegjagen wollen, und da möchteſt du gern ein Mittel wiſſen, dieſem Unglücke auszuweichen. Hier nimm das Knauel. Dieſer Faden reißt niemals; knüpfe ihn beym Weggehn an die Hausthüre und behalte das Knauel in der Hand. Wenn dich die Königin verlaſſen hat, ſo kannſt du leicht wieder nach Hauſe kommen, indem du dem Faden nachgehſt. —

Finette küßte ihrer Pathe die Hände, die ihr noch überdieß einen ganzen Sack voll ſchöner Kleider mit auf den Weg gab. Sie umarmte ſie, ſezte ſie wieder auf das Pferd, und in wenig Augenblicken war ſie in ihrem väterlichen Hauſe. Sie ſchlich ſich ganz ſachte hinein; verſteckte ihren Sack unter das Kopfküſſen, und legte ſich ſtillſchweigend zu Bette. Kaum war der Tag angebrochen, ſo weckte der König ſeine Frau und ſagte zu ihr: es iſt

Zeit aufzuſtehn, mach' dich zur Reiſe fertig. Die Königin ſtund auf, zog ein Paar lederne Schuhe, einen kurzen Rock und ein weißes Camiſol an und nahm einen Stock in die Hand. Dann rief ſie ihre drey Töchter, von denen die älteſte Blümchen, die zweyte Nachtſchönchen und die jüngſte Feinöhrchen hieß; gemeiniglich nennte man die lezte nur ganz kurz Finette. Es hat mich dieſe Nacht geträumt, ſagte ſie zu ihnen, wir müßten meine Schweſter beſuchen; ſie würde uns gut aufnehmen, uns zu eſſen und zu trinken geben, und uns gute Tage machen. Blumchen, die in der Einſamkeit Langeweile hatte, ſagte zu ihrer Mutter: ſchön, ſchön, Mamachen: machen Sie nur, daß wir einmal ſpazieren gehn, es iſt mir gleichviel, wohin es geht. Die beyden andern ſagten eben ſo, und nun nahmen ſie Abſchied von dem Könige und machten ſich auf den Weg. Sie giengen weit, weit: ſo weit, daß Finetten bange wurde, ihr Knauel möchte am Ende nicht zureichen. Aber das Knauel nahm kein Ende, ſoviel ſie auch abwickelte.

Als nun die Königin glaubte, weit genug vom Hauſe zu ſeyn, gieng ſie in einen dicken Wald, und ſagte zu ihren Töchtern: ſchlaft hier, ihr Schäfchen, ich will bey Euch wachen, daß Euch der Wolf nichts thut. Sie legten

ten ſich der Reihe nach auf das Gras und ſchlieſſen ein. Da machte ſich die Königin auf, und meinte, ſie in ihrem Leben nicht wiederzuſehen. Finette ſahe, wie ſie fort gieng, denn ſie hatte nur die Augen zugemacht und ſchlief nicht. Jetzt könnte ich nun gleich fortgehen, ſagte ſie bey ſich ſelbſt, und meine Schweſtern im Stiche laſſen; denn ſie ſchlagen und krazen mich immer bis aufs Blut. Aber ich will es nicht thun: denn ſo ſchlimm ſie mir auch mitſpielen, ſo bin ich ihnen doch nicht gram.

Sie weckte ſie auf und erzählte ihnen die ganze Geſchichte. Sie fingen an zu weinen und baten ſie um Gotteswillen, ſie mitzunehmen. Sie verſprachen ihr alle ihre ſchönen Puppen, Spielzeug und Zuckerwerk. — Ich weiß wohl, daß ihr euer Verſprechen nicht halten werdet, antwortete Finette, aber ich will euch deshalb doch nicht im Stiche laſſen. Und nun ſtand ſie auf und gieng dem Faden mit ihren Schweſtern nach, ſo daß ſie beynahe eben ſo bald als die Königin wieder nach Hauſe kamen.

Da ſie ſo an der Thüre ſtanden, hörten ſie, daß der König ſagte: ach! es thut mir im Herzen wehe, daß ich dich allein wiederſehe. Ich dächte du wäreſt froh, antwortete die Königin, daß du ſie los biſt: ſo haben wir drey Mäuler weniger zu füttern.... Wenn du nur wenigſtens meine Finette wieder mitgebracht hätteſt, fuhr der König fort, ich wollte die andern gern entbehren, denn die haben mich doch nicht lieb. — Da Finette das hörte, pochte ſie an, poch! poch! Wer iſt da? rief der König. Deine drey Töchter, antworteten ſie, Blümchen, Nachtſchönchen und Feinöhrchen. Die Königin fing an, am ganzen Leibe zu zittern. Mache nicht auf, ſagte ſie, es müſſen Geſpenſter ſeyn; denn die Mädchen können den Weg unmöglich gefunden haben. Dem Könige ward eben ſo bange als ſeiner Frau und er ſagte: ihr wollt mich anführen; ihr ſeyd nicht meine Töchter. Da antwortete Finette: lieber Papa, ich will mich klein machen ſich nur durch das Katzenloch, und wenn ich Finette nicht bin, ſo ſollſt du mir die Ruthe geben. Der König that's und erkannte Finetten und hatte eine große Freude darüber und ließ ſie herein. Die Königin ſtellte ſich auch vergnügt und ſagte, ſie hätte was vergeſſen gehabt aber ſie wäre gewiß wieder gekommen. — Sie thaten, als wenn ſie es glaubten und giengen dann auf den Boden, um ſich zu Bette zu legen.

Nun; ſagte Finette zu ihren Schweſtern, ihr habt mir eine Puppe verſprochen, gebt mir ſie doch. — Närrin, war die Antwort, da kannſt du lange paſſen; du biſt ſchuld daran, daß ſich der Papa nichts aus uns macht. Hierauf nahmen ſie ihre Rocken und ſchlugen ſie tüchtig durch. Finette legte ſich weinend zu Bette und da ſie vor Schmerzen nicht ſchlafen konnte, hörte ſie, daß die Königin zu dem Könige ſagte: ich will ſie auf die andre Seite hinaus führen, noch weiter weg, und ich will dafür ſtehn, daß ſie nicht wiederkommen ſollen. Als Finette dieß hörte, ſtand ſie ganz ſachte auf, um wieder zu ihrem Papa zu gehen. Sie gieng in den Hof, nahm einen Hahn und zwey Hühner, denen ſie den Hals umdrehte, dann noch zwey Kaninchen, die die Königin mit Kohl mäſtete, that alles in einen Korb und machte ſich auf den Weg. Sie war kaum eine halbe Stunde gegangen, als das ſpaniſche Pferd in vollem Gallop auf ſie los kam und ſich vor ihr auf die Knie warf. Sie ſtieg darauf und langte in wenig Augenblicken bey ihrer Pathe an.

Nach den gewöhnlichen Complimenten holte Finette den Hahn, die Hühner und die Kaninchen aus dem Korbe hervor, und bath die Fee um ihren guten Rath, weil ihre Mutter geſchworen hatte, ſie bis an das Ende der Welt zu führen. Merlüſche ſuchte ſie zu tröſten, gab ihr einen Sack mit Aſche und ſagte zu ihr: nimm dieſen Sack mit, trag ihn vor dir her und ſchüttle ihn; du wirſt dann den Weg leichtlich finden. Aber nimm deine Schweſtern nicht wieder mit zurück, ſonſt will ich in meinem Leben nichts mehr von dir hören. Finette dankte ihr und nahm Abſchied: die Fee gab ihr aber noch auſſer dem Sacke mit Aſche ein Käſtchen mit Diamanten mit, das ſie in die Taſche ſteckte. Das Pferd ſtand bereit; Finette ſchwang ſich darauf und kam glücklich wieder zu Hauſe an.

Bey Tages-Anbruche rief die Königin ihre Töchter und als ſie kamen ſagte ſie zu ihr: der König iſt nicht wohl und es hat mich dieſe Nacht geträumt, daß wir in ein gewiſſes Land reiſen ſollen, wo herrliche Blumen und Kräuter wachſen, mit denen wir euren Vater wieder jung machen können. Blümchen und Nachtſchönchen glaubten nicht daß ihre Mutter ſie noch einmal im Stiche laſſen würde, und ſo machten ſie ſich insgeſammt auf den Weg. Sie giengen ſo weit, als vielleicht noch niemand gegangen iſt. Finette war immer die lezte und ſtreute ihre Aſche aus: als die Königin glaubte, ſie weit genug geführet zu haben und ihre Töchter eines Abends im tiefen Schlafe lagen, ergriff ſie dieſe Zeit ſie zu verlaſſen, und nach Hauſe zurückzukehren. Als es Tag ward, und Finette ſahe, daß ihre Mutter nicht mehr da war, weckte ſie ihre Schweſtern auf und ſagte zu ihnen: wir ſind allein; die Königin iſt fort. Blümchen und Nachtſchönchen fingen bitterlich an zu weinen, riſſen ſich die Haare aus und zerſchlugen ſich das Geſicht. ¡Ach! riefen ſie aus, was ſollen wir nun anfangen? Finette hatte das beſte Herz von der Welt und ſo hatte ſie auch dieſesmal mit ihren Schweſtern Mitleid. — ¿Wißt ihr was ich wage? ſagte ſie zu ihnen. Meine Pathe hat mir verbothen, euch den Weg zu zeigen und wenn ich ihr ungehorſam wäre, wollte ſie in ihrem ganzen Leben nichts wieder von mir hören. — Blümchen und Nachtſchönchen fielen Finetten um den Hals und machten ihr ſoviel Liebkoſungen, daß ſie ſich endlich entſchloß, ſie wieder mit nach Hauſe zu nehmen.

Der König und die Königin waren ſehr verwundert, als ſie ihre Töchter wiederkommen ſahen: und ſprachen die ganze Nacht davon. Finette verlohr kein Wort und vernahm, daß ſich die Königin den andern Morgen noch einmal auf den Weg machen wollte. Sie lief zu ihren Schweſtern und weckte ſie auf. Ach! rief ſie, wir ſind verlohren. Die Königin will uns mit aller Gewalt los ſeyn. Ihr ſeyd

Schuld, daß ich meine Pathe erzürnt habe, und nicht wagen darf, zu ihr zu gehn und ſie um Rath zu fragen. — Sie waren lange in der größten Verlegenheit zuſammen und eine frug immer die andre: ¿was machen wir nur? was fangen wir nur in aller Welt an? — Endlich fing Nachtſchönchen an: es fällt mir ein; laßt euch nur nicht länger Angſt ſeyn. So viel Verſtand die alte Merlüſche haben mag, ſo fehlt es darum andern Leuten auch nicht daran. Wir wollen die Taſchen voll Erbſen ſtecken und ſie auf den Weg hinſtreun. Blümchen fand dieſe Idee ganz unvergleichlich und ſie ſteckten alle Taſchen voll Erbſen; aber Finette nahm ſtatt der Erbſen ihren Sack mit Kleidern und ihr Käſtchen mit Diamanten, und als ſie die Königin rief, waren ſie ſchon ganz fertig.

Sie ſagte zu ihnen: Es hat mich dieſe Nacht geträumt, wir ſollten in ein Land reiſen wo drey ſchöne Prinzen auf euch warten; da will ich euch hinführen, um zu ſehn, ob mein Traum eintrift. Die Königin gieng voraus und die Prinzeſſinnen hinterdrein, und ſtreuten ihre Erbſen aus und es war ihnen gar nicht bange, wie ſie wieder nach Hauſe kommen wollten. Dieſesmal gieng die Königin noch weiter und in einer dunkeln Nacht verließ ſie ihre Töchter und kehrte allein zum Könige zurück.

Die drey Prinzeſſinnen hatten vor großer Müdigkeit bis an den hellen Morgen geſchlafen. Finette wachte zu erſt auf, und ſah, daß ſie allein waren: und ob ſie ſich gleich ſchon vorher darauf gefaßt gemacht hatten, ſo konnte ſie ſich doch nicht enthalten zu weinen. Sie weckte ihre Schweſtern auf und ſagte zu ihnen: die Königin iſt fort, wir müſſen machen und ihr nachgehen. — Halt das Maul, antwortete Blümchen, wir haben gar nicht nöthig ſo zu eilen, wir wollen den Weg ſchon ohne ſie finden. Finette wagte nicht zu antworten; aber da ſie den Weg wieder zurückkehren wollten, fanden ſie nicht die mindeſte Spur mehr, denn die Tauben hatten die Erbſen alle aufgefreſſen. Da ſie das ſahen, fingen ſie laut an zu weinen. Zwey Tage vergiengen, ohne daß ſie einen Biſſen zu eſſen hatten; da ſagte Blümchen zu Nachtſchönchen: liebe Schweſter, haſt du etwas zu eſſen? Nein, antwortete ſie. Dann frug ſie auch Finetten: die antwortete: ich habe auch nichts, liebe Schweſter, als eine Eichel, die ich eben gefunden habe. — Ach gieb mir die Eichel, ſagte die eine. Gib mir die Eichel, ſagte die andre; wir können uns an einer Eichel doch nicht ſatt eſſen, ſagte Finette, wir wollen ſie lieber pflanzen, ſo wird ein Baum daraus werden, von dem wir uns nähren können. Sie folgten ihrem Rath und lebten unterdeſſen von Sallat und Kohl, der in dieſem Lande wuchs. Alle Morgen und alle Abend begoſſen ſie die Eichel und ſagten: wachſe, wachſe, ſchöne Eichel; und die Eiche wuchs zuſehends. Als ſie nun ſehr hoch war, wollte Blümchen hinanſteigen: aber ſie war zu ſchwer und der Baum bog ſich unter ihrer Laſt. Da ſtieg ſie ſchnell herab. Nachtſchönchen gieng es eben ſo; aber Finette, die leichter war, hielt ſich darauf und ihre Schweſtern fragten ſie: Schweſterchen ſiehſt du nichts. Und ſie antwortete: nein, ich ſehe nichts. — Ach! ſagten ſie, die Eiche iſt noch nicht hoch genug und dann fahren ſie fort, ſie zu begießen und zu ſagen: wachſe, wachſe, ſchöne Eiche. Finette ſtieg alle Tage zweymal hinauf, und als ſie eines Tages oben ſaß, ſagte Nachtſchönchen zu Blümchen: ich habe einen Sack gefunden, den unſre Schweſter vor uns verſteckt hat; was kann wohl drinne ſeyn. Blümchen antwortete: ſie hat mir geſagt, es wären alte Spizen, die ſie ausbeſſern wollte. Und ich glaube, verſezte Nachtſchönchen, daß ſie Bonbons darinne hat. Sie machte ihn auf, und fanden in der That alle Spizen des Königs und der Konigin darinnen, aber dieſe dienten nur Finettens ſchöne Kleider und das Diamanten-Käſtchen zu verſtecken, die ſie zu unterſt gepackt hatte. — ¿Kann man ſich ſo was vorſtellen? rieſen ſie aus. Wir müſſen das alles be-

behalten, und ihr Steine dafür in den Sack ſtecken. Finette kam wieder und merkte nichts; denn es fiel ihr nicht ein, ſich in dieſer Einöde zu putzen; ſie dachte nur an ihre Eiche die der ſchönſte Baum von der Welt wurde.

Eines Tags, als ſie hinaufgeſtiegen war, und ihre Schweſtern ſie fragten, ob ſie nichts ſähe, rief ſie: ich ſehe ein ſchönes, ſchönes Haus, als ich in meinem Leben noch keines geſehen habe. Die Wände ſind von Smaragden und Rubinen, das Dach von Diamanten. Es iſt über und über mit goldnen Schellen bedeckt und die Wetterhähne drehen ſich hin und her. — Du lügſt, ſagten jene, es iſt nicht ſo ſchön, als du ſagſt. Gewiß, antwortete Finette, ich lüge nicht. Steigt ſelbſt herauf und ſeht. Mir vergehen die Augen vor großem Glanze. Da ſtiegen die andern auch hinauf, und wollten ſich zu Tode wundern über alle die Herrlichkeiten. Wir müſſen in dieſen Pallaſt gehen, ſagten ſie. Vielleicht wohnen ſchöne Prinzen drinne, die ſich eine Ehre daraus machen werden, uns zu heyrathen. Den ganzen Abend ſprachen ſie ohne Aufhören davon; aber als Finette eingeſchlafen ſchien, ſagte Blümchen zu Nachtſchönchen: weißt du was, Schweſter! wir wollen aufſtehen und die ſchönen Kleider anziehen, die Finette mitgebracht hat. Du haſt recht, ſagte Nachtſchönchen, das wollen wir thun. Dann ſtanden ſie auf, machten ſich zurecht, und zogen die koſtbaren Kleider an, die über und über mit Gold und Diamanten bedeckt waren.

Finette wußte nicht, daß ihre Schweſtern ſie beſtohlen hatten und da ſie den andern Morgen ihren Sack holte, um ſich anzuziehen, war ſie ganz erſtaunt, da ſie nichts als Steine darinne fand. Zu gleicher Zeit ſahe ſie auch ihre Schweſtern, die wie die Sterne funkelten, und ſie auslachten, als ſie ſich über ihre Verrätherey beklagte. ¿ Iſt es möglich, ſagte ſie zu ihnen, daß ihr mich mit auf das Schloß nehmen wollt, ohne mich anzuziehen? — Ach es iſt kaum genug für uns, verſezte Blümchen, und wenn du uns nicht mit Frieden läßt, ſo ſezt es Schläge. — Aber, fuhr ſie fort, die Kleider, die ihr anhabt, ſind ja meine. Meine Pathe hat ſie mir geſchenkt, und ſie gehen euch nichts an. — Wenn du dich unterſiehſt noch ein Wort zu reden, verſezten ſie, ſo ſchlagen wir dich todt und ſcharren dich ein, ohne daß ein Hahn darnach krähte. — Die arme Finette mußte ſchweigen und ſo gieng ſie hinterdrein, als wäre ſie ihre Magd.

Je näher ſie dem Hauſe kamen, deſto wunderbarer ſchien es ihnen. Ach, ſagte Blümchen und Nachtſchönchen, wie wollen wir uns divertiren! wir werden an des Königs Tafel ſpeiſen und Finette wird in der Küche die Teller aufwaſchen; denn gegen uns ſieht ſie aus, wie eine wahre Küchenraze. Wir wollen ja nicht ſagen, daß ſie unſre Schweſter iſt; ſondern, wenn uns jemand fragt, ſo wollen wir ſagen, ſie wäre eine Gänſehirtin. — Unter dieſen Geſprächen kamen ſie an das Schloßthor. Sie pochten an und eine alte Frau machte ihnen auf, die ſo fürchterlich ausſahe, daß ſie vor Schrecken beynahe in Ohnmacht fielen. Sie hatte nur ein Auge, mitten auf der Stirn, eine platte Naſe und ein entſezlich großes Maul. Sie war wenigſtens funfzehn Fuß hoch, und im Umfange maß ſie wenigſtens dreyßig. — ¿ Ihr armen Kinder, wo kommt ihr her? ſagte ſie. ¿ Wißt ihr denn nicht, daß dieſes Schloß einem Popanze gehört? Dem ſeyd ihr ein Morgenbrod. Kommt nur herein. Ich bin nicht ſo ſchlimm als mein Mann. Ich will euch wenigſtens nicht gleich freſſen; ſondern ihr ſollt noch zwey oder drey Tage länger leben. — Als ſie die Popanzin ſo reden hörten, wollten ſie davon laufen; aber mit einem Schritte hatte ſie ſie wieder eingeholt; ſie faßte die eine bey den Haaren, die andere am Genike, nahm ſie dann alle drey unter den Arm und trug ſie in einen dunkeln Keller.

Sie hatte großen Appetit Finetten zuerſt zu ſpeiſen, aber da ſie den Popanz kommen hörte, ſteckte ſie ſie unter eine große Kufe, wo ſie nur durch ein Loch gucken konnten. In dem Augenblicke trat der Popanz herein. Er war ſechsmal größer und dicker als ſeine Frau und wenn er ſprach, zitterte das ganze Haus. Unter dem Arme hatte er einen zugedeckten Korb, aus dem er funfzehn Kinder herausnahm, die er unterwegens gefangen hatte, und ſchluckte eines nach dem andern hinunter. Als er damit fertig war, ſagte er zu ſeiner Frau: höre Frau, ich rieche Menſchen-Fleiſch; gieb's her. — Du bildeſt dir's nur ein, verſezte die Frau, ich habe kein Menſchen-Fleiſch: es ſind deine Schaafe, die du riechſt. — O ich irre mich nicht, erwiederte der Popanz und wenn du nicht hergiebſt, ſo ſuche ich. Das kannſt du immerhin thun, antwortete ſie, — du wirſt nichts finden. — Wenn ich aber etwas finde, verſezte der Popanz, ſo ſchneide ich dir den Hals ab und ſpiele Ballens mit deinem Kopfe. — Nun, ſagte ſie, ſey nur nicht böſe, ich will dir die Wahrheit ſagen. Ich habe heute drey Mädchen gefangen, um die es Schade wäre, wenn man ſie ſchlachtete; denn ſie können allerley machen. Ich bin alt und brauche Ruhe. Unſer Haus iſt verwildert, und ſeitdem ich ſoviel arbeiten muß, komm ich dir nicht halb mehr ſo ſchön vor wie ſonſt. Sie können uns aufwarten; das Brod backen und die Suppe kochen. Friß ſie jezt nicht; wenn du einmal gar zu großen Hunger haſt, ſo ſteht es ja noch immer bey dir, was du thun willſt.

Laß mich nur, ſagte der Popanz, ich will nicht mehr als zwey davon freſſen. — Nein, nein, keine einzige. — Nur die aller kleinſte. — Auch die nicht; mäßige doch deinen Hunger, ſie laufen dir ja nicht davon. — Nach langem Streiten verſprach er endlich ſie in Ruhe zu laſſen, und ſie dachte: wenn mein Mann auf die Jagd geht, will ich ſie ſchon allein eſſen und ſagen, ſie wären davon gelaufen.

Nun befahl der Popanz, ſie ihm wenigſtens zu zeigen; und als ſie kamen, fragte er ſie, was ſie könnten. Sie antworteten, ſie könnten kehren, nähen und ſpinnen, gute Suppen kochen, Kuchen und Paſteten backen. Der Popanz, der gern etwas gutes aß und trank, ſagte: gut, gut, ich will euch gleich etwas zu thun geben. ¿Aber ſagte er zu Finetten, wie machſt du's denn um zu ſehen, daß der Ofen heiß genug iſt? — Gnädiger Herr, antwortete ſie, ich werfe Butter hinein und verſuche ſie dann mit der Zunge. — Gut, ſagte er, ſo mache denn Feuer im Ofen an. — Der Ofen war ſo groß wie ein Haus, denn der Popanz und ſeine Frau aßen ſo viel Brod als eine Armee. Finette machte ein entſetzliches Feuer und ihre Schweſtern machten indeß den Teig zurecht. — ¿Nun, fragte der Popanz, iſt der Ofen bald heiß? Finette antwortete: der gnädige Herr können gleich ſelbſt zu ſehen. Dann warf ſie einige tauſend Pfund Butter in den Ofen, und ſagte: da muß man nun mit der Zunge koſten, aber ich bin zu klein dazu. — Nun, ſo bin ich groß genug, verſetzte der Unhold, bückte ſich und gerieth ſo tief hinein, daß er nicht wieder heraus konnte und ſo in dem Ofen zu Aſche brannte.

Als ſeine Frau an den Ofen kam, erſtaunte ſie nicht wenig, ſtatt ihres Mannes einen Haufen Aſche zu finden. Sie gerieth darüber in große Betrübniß und Blümchen und Nachtſchönchen thaten alles mögliche um ſie zu tröſten. — Seyn ſie ruhig, ſagten ſie zu ihr, es wird nicht fehlen, ſo kömmt ein König, der ſich glücklich ſchätzt, ſie zu heyrathen. — Die Popanzin lächelte und da die Prinzeſſinnen ſie etwas aufgeräumter ſahen, ſagte Finette zu ihr: wenn ſie dieſe häsliche Bärenhaut ablegen und ſich etwas nach der Mode kleiden wollten, ſo würden ſie ſchön ſeyn, wie ein Engel. — Laß ſehn, was du kannſt, antwortete ſie ihr. Aber wenn du mich nicht ſchön genug machſt, ſo haue ich dich in Kochſtücken. — Hierauf nahmen ihr die Prinzeſſinnen die Mütze ab, kämmten und friſirten ſie auf das ſchönſte und plauderten an einem fort, um ſie in gute Laune zu ſetzen. Während dem Plaudern, erſahe Finette ihre Zeit, ergriff ein Beil und verſezte ihr, von hinten zu, einen ſolchen Streich in den Hals, daß der Kopf von dem Rumpfe flog.

Das war eine Freude im Hauſe als die Popanze todt waren. Nun gieng es Treppen auf Treppen ab, in allen Zimmern umher. Alles war da voll auf; Zuckerwerk, Früchte, Puppen, alles in Menge. Nachtſchönchen und Blümchen waren in ihrem Leben nicht ſo glücklich geweſen. Wir ſind jezt reicher, ſagten ſie zu einander, als wir in unſers Vaters Königreiche waren. Es fehlt uns nur noch an einer guten Partie. Und hierher wird leider kein Menſch kommen, denn die ganze Welt hält es für eine Mördergrube. Wir wollen aber in die nächſte Stadt gehen und uns mit unſern Kleidern ſehen laſſen; es wird nicht lange werden, ſo wird ſich jemand in uns verlieben.

Sie machten ſich alſo auf das ſchönſte zurecht und befahlen Finetten zu Hauſe zu bleiben, die Wirthſchaft zu beſorgen und zu waſchen; und wenn ſie wiederkämen und nicht alles rein und ordentlich fänden, ſo ſollte ſie für Schläge nicht zu ſorgen haben. Die arme Finette mußte wohl thun, was ihre Schweſtern wollten, ſo nahe es ihr auch gieng. Wie unglücklich bin ich, ſagte ſie, daß ich meiner guten Pathe nicht gefolgt habe. Meine Schweſtern haben mir meine ſchönen Kleider geſtohlen und puzen ſich damit. Während ich hier fegen und waſchen muß, gehen ſie ſpazieren. ¿ Ach! was hilft es mir nun, daß ich den Popanz und ſeine Frau ums Leben gebracht habe? Wäre es nicht eben ſo gut geweſen, ſie hätten mich gefreſſen, als daß ich mich ſo von meinen Schweſtern mißhandeln laſſen muß? Sie vergoß bey dieſen Worten heiße Thränen, als ihre Schweſtern wieder zurückkamen in großer Freude und Herrlichkeit. Ach! ſagten ſie was haben wir vor einen ſchönen Ball gehabt! Wie viel Leute da waren! Der Sohn des Königs war auch da, und hat uns viele Ehre erwieſen. Komm ziehe uns die Schuhe aus; dafür biſt du da. Finette gehorchte, und wenn ſie etwa den Mund aufthat, um ſich zu beklagen, ſo fielen ſie über ſie her und ſchlugen ſie halb todt.

So giengen ſie noch einige Tage hin und her und erzählten Wunderdinge. Eines Abends ſaß Finette an dem Feuer auf einem Aſchenhaufen, und ſuchte vor langer Weile in den Ritzen des Kamins. Indem ſie nun ſo ſuchte, fand ſie einen kleinen, alten, ſchmuzigen Schlüſſel, den ſie mit genauer Noth rein bringen konnte; aber indem ſie ihn abſcheuerte, ſah ſie, daß er von Golde war, und da meinte ſie denn, ein goldner Schlüſſel müſſe wohl etwas wichtiges verſchließen. Mit dieſer Idee lief ſie durch das ganze Haus und verſuchte alle Schlöſſer, bis ſie endlich ein ganz allerliebſtes kleines Kiſtchen fand, zu dem er paßte. Sie machte es auf und fand darinnen die ſchönſten Kleider, Diamanten, Spitzen, Wäſche, Bänder in großer Menge. Sie ſagte keinem Menſchen ein Wort davon. Aber den andern Tag wartete ſie ungeduldig bis ihre Schweſtern weg waren. Als ſie ſie aus den Augen verlohren hatte, zog ſie ſich an, und war ſchöner, als Sonne, Mond und Sterne.

So gepuzt kam ſie auf den Ball wo ihre Schweſtern tanzten, die ſie in ihrem Anzuge nicht erkannten. Als ſie erſchien, entſtund ein Murmeln in dem Saale. Alle Augen waren auf ſie geheftet; die einen bewunderten, die andern beneideten ſie. Die Dame vom

Hauſe kam zu ihr, und bat ſie mit einem tiefen Reverenze um ihren Namen. Ich nenne mich Aſchenbrödel, ſagte ſie; und auf dem ganzen Balle war kein Liebhaber, der ſeiner Geliebten nicht untreu ward; kein Dichter, der Aſchenbrödel nicht beſung, und in langer Zeit hat kein Name ſoviel Aufſehn gemacht und ſo viele Verwüſtungen angerichtet.

Blümchen und Nachtſchönchen machten ihrer Schweſter die Cour, ſo gut wie die andern, ohne ſie zu kennen. Als der Ball beynahe zu Ende gieng, kehrte Finette eilig nach Hauſe zurück, zog ſich aus und nahm ihre alten Lumpen wieder um; und als ihre Schweſtern nach Hauſe kamen, ſagten ſie zu ihr: ach Finette, wir haben jezt eine Prinzeſſin auf dem Balle geſehn, die war nicht ſo eine Meerkatze wie du. Sie war weiß wie Schnee und ihre Wangen roth wie Roſen. Und was ſie für ſchöne Kleider anhatte! Es iſt gar nicht zu beſchreiben wie liebenswürdig und ſchön ſie war! Finette antwortete ganz ſachte: das war ich. ¿ Was brummſt du da zwiſchen den Zähnen? ſagten ſie. Und ſie antwortete noch leiſer: das war ich. Dieſe Kurzweil dauerte eine ziemliche Zeit. Alle Tage erſchien Finette in einem neuen Kleide, denn die Kiſte war gefüllt, und je mehr ſie heraus nahm, deſto mehr kam hinein.

Einſt.

Einſtmals da Finette länger getanzt hatte als gewöhnlich, und doch noch vor ihren Schweſtern nach Hauſe kommen wollte, verlohr ſie in der Eile einen Pantoffel von rothen Sammt mit Perlen geſtickt. Sie ſuchte ihn allenthalben; aber es war ſo dunkel, daß alle ihre Mühe vergebens war.

Den andern Morgen gieng Prinz Herzgeliebt, der älteſte Sohn des Königs, auf die Jagd, und fand den Pantoffel. Er hob ihn auf, und niemals hatte er einen ſo niedlichen kleinen Schuh geſehn. Seit dieſem Tage aß und trank er nicht mehr. Er zehrte ſich ab, ſuchte die Einſamkeit und war immer niedergeſchlagen. Der König und die Königin, die ihn zärtlich liebten, thaten alles, was in ihren Kräften ſtünd, um ihn aus ſeiner Melancholie zu ziehn, aber alles umſonſt. Aus allen Gegenden ließ man die berühmteſten Aerzte zuſammenkommen; ſie ſahen den Prinzen, beobachteten ihn drey Tage und Nächte, und verſicherten endlich einmüthig, ſeine Krankheit ſey Liebe, und er werde ſterben, wenn man nicht Rath ſchaffe.

Die Königin zerfloß in ihren Thränen, weil ſie nicht wußte, in wen der Prinz verliebt ſey. Sie führte die ſchönſten Damen auf ſein

Zimmer; aber er würdigte ſie keines Blick. Endlich ſagte ſie zu ihm: liebſter Sohn, willſt du mich denn vor Kummer ſterben ſehn? Sage mir, wen du liebſt. Du ſollſt ſie haben und wenn es eine Schäferin wäre. — Dieſe Verſprechungen machten dem Prinzen Muth. Er zog den Pantoffel unter ſeinem Kopfkiſſen vor, und zeigte ihn ſeiner Mutter. Dieſes, ſagte er, iſt die Urſache meiner Leiden. Ich habe dieſen niedlichen Pantoffel auf der Jagd gefunden, und werde niemals eine andere heyrathen als die, an deren Fuß er paßt. — Da war die Königin guter Dinge und verſprach ihm, allenthalben auszuſenden und ſie ſuchen zu laſſen. Dann hinterbrachte ſie dem Könige dieſe Nachricht, der ſogleich befahl, unter Trompeten und Paukenſchall bekannt zu machen, daß die, welcher der Pantoffel gerecht wäre, den Prinzen heyrathen ſolle.

Unzählige Damen kamen an den Hof und probierten den Pantoffel an, aber er ſaß keiner recht. Auch Blümchen und Nachtſchönchen machten ſich eines Tages auf, und da Finette frug, wo ſie hingiengen, antworteten ſie: wir gehen in die große Stadt, wo der König und die Königin wohnen, um den Pantoffel anzuprobieren, den der Prinz auf der Jagd gefunden hat; denn wenn er einer von uns paßt, ſo heyrathet die den Prinzen, und wir werden große Königinnen. — ¿Soll ich nicht auch mitgehn? ſagte Finette. — Nun ja, das wäre noch was! antworteten ſie. Geh' ſcheure und jäte, das iſt deine Arbeit.

Sobald ſie fort waren zog ſich Finette an, denn es ahndete ihr was Gutes, und ihre einzige Sorge war, daß ſie den Weg in die Reſidenz des Königs nicht wußte. Indeß machte ſie ſich auf das koſtbarſte zurechte, und als ſie die Hausthüre öffnete, ſiehe da ſtand das ſpaniſche Pferd ihrer Pathe Merlüſche. Sey mir willkommen, liebes Röschen, rief ſie ihm entgegen, und tauſend Dank meiner guten Pathe. Es fiel auf die Knie nieder, und ſie ſchwung ſich darauf. Es war mit Schellen und Bändern geziert; ſein Zeug war mit den koſtbarſten Diamanten beſezt, und Finette ſah einer Göttin ähnlich.

Das Pferd ſchwebte dahin wie ein Vogel und ſeine Schellen machten die angenehmſte Muſik. Blümchen und Nachtſchönchen hörten es kommen, ſahen ſich um und erkannten ihre Schweſter. Schweſter, ſagte Blümchen zu Nachtſchönchen, ich will mein Leben laſſen, wenn das nicht Finette iſt. — So wahr ich lebe ſie iſt es, ſagte die andere. In dem Augenblicke ſprengte Finette neben ihnen vorbey, und beſprüzte ſie über und über mit Köthe. Meine ſchönen Damen, rief ſie ihnen zu, Finette Aſchenbrödel verachtet ſie ſo ſehr, wie Sie es verdienen. — ¿ Wer mag dem Mädchen die Kleider und das Pferd gegeben haben? ſagten ſie zu einander. Ach! das Glück will ihr vielleicht wohl, daß der Pantoffel ihr gerecht iſt; und wir haben nur die Mühe, eine unnütze Reiſe zu machen.

Unterdeſſen kam Finette in dem Palaſte an. Jedermann der ſie ſahe, hielt ſie für eine Königin; man machte alle Thore vor ihr auf, trieb das Volk von einander und verſchaffte ihr Platz. So kam ſie endlich in das Zimmer des kranken Prinzen. Er warf einen Blick auf ſie und ſein Herz ſagte ihm, daß dieſes der unbekannte Gegenſtand ſeiner Wünſche ſey. Sie zog den Pantoffel an. Er paßte ihr vollkommen; und zu gleicher Zeit zog ſie den andern aus der Taſche. Da rief die ganze Verſammlung einmüthig aus: es lebe die Prinzeſſin Herzgeliebt, es lebe die Prinzeſſin, die nun unſre Königin wird!" Der Prinz erhob ſich von ſeinem Lager, küßte ihr die Hände, und ſagte ihr die zärtlichſten Sachen von der Welt. Gleich darauf kam auch der König und die Königin, die ſie als ihre künftige Schwiegertochter mit der größten Zärtlichkeit umarmten. — Man feuerte die Kanonen ab, man holte die Muſikanten herbey, alle Klagen waren vergeſſen, und man ſprach von nichts als Freude und Fröhlichkeit.

Aſchenbrödel erzählte mit wenigen Worten ihre Geſchichte, und da man erfuhr, daß ſie eine Prinzeſſin ſey, war die Freude noch einmal ſo groß. Man frug ſie nach dem Namen ihres Vaters und ihrer Mutter, und da entdeckte es ſich, daß ſie die vormaligen Beherrſcher dieſes Landes geweſen waren. Finette bat, daß man ihren Vater wieder in ſeine Rechte einſetzen möchte; und da der König mehr denn hundert Königreiche beſaß, ſo kam es ihm nicht darauf an, ihre Bitte ſogleich zu erfüllen.

Unterdeſſen kamen Blümchen und Nachtſchönchen auch an. Die erſte Nachricht, die ſie vernahmen, war, daß Aſchenbrödel den Pantoffel angezogen hatte. Sie wollten ſogleich umkehren; aber da Finette ihre Anweſenheit erfuhr, ließ ſie ſie hereinkommen, gieng ihnen entgegen, und umarmte ſie auf das zärtlichſte. Dann ſtellte ſie ſie der Königin vor und ſagte zu ihr: Madam dies ſind meine Schweſtern; ich bitte ſie mit ihrer Gnade zu beehren. Finettens Güte machte ſie ſtumm. Sie verſprach ihnen, daß ſie in ihr Königreich zurückkehren ſollten; und da ſie dieß hörten, fielen ſie ihr zu Füßen und benetzten ſie mit ihren Thränen.

Wenige Tage darauf ward die Hochzeit mit aller nur erſinnlichen Pracht gefeyert. Finette ſchrieb an ihre Pathe und packte den Brief mit den ſchönſten Geſchenken auf das ſpaniſche Pferd. In demſelben bat ſie die Fee, ihren Vater und ihre Mutter aufzuſuchen, ihnen Nachricht von ihrem Glücke zu geben, und ſie in ihr Königreich zurückzuſchicken.

Die Fee Merlüſche erfüllte dieſen Auftrag auf das pünktlichſte. Finettens Vater und Mutter kehrten in ihre Staaten zurück, und lebten noch lange vergnügt und glücklich.

* * *

Der Graf und Melanie hatten die Gefälligkeit, dies Mährchen ganz auſſerordentlich zu finden. Juana war über dieſen Beyfall entzückt, und die Lobſprüche des Grafen hätten ſie vielleicht bewogen, noch eines zu erzählen, wenn man nicht gerade die Ankunft des Erzbiſchofs von Compoſtell gemeldet hätte.

Donna Juana eilte ihm entgegen und Melanie war im Begriffe ihr zu folgen. Der Graf hielt ſie zurück. Sie werden mich einer auſſerordentlichen Kühnheit beſchuldigen, fieng er an, daß ich Sie aufhalte, um Sie von einer Leidenſchaft zu unterhalten, die Ihnen vielleicht mißfällt, ſo ehrfurchtsvoll ſie auch iſt. Ja, Melanie, ich liebe Sie; und nachdem er einen Augenblick inne gehalten hatte, fuhr er fort: ¿Sie erröthen über dieſes kühne Geſtändniß? aber beurtheilen Sie mein Herz nicht nach dem Anſcheine meines Glücks. Ich bin überzeugt, daß das Glück Wunder für mich thun würde, wenn Sie einige Güte für mich haben wollten. — Stille, Don Eſtevan, ſagte ſie mit einem Blicke voll Verachtung, ich verſtehe Ihre Träume nicht. Schätzen Sie ſich glücklich, wenn ich Ihnen verſpreche, Ihre Kühnheit geheim zu halten, und wenn ich Sie künftig als einen Mann betrachte, der nicht weiß was er ſpricht.

Der Graf blieb bey dieſer Antwort betroffen ſtehn. Er war im Begriffe ihr zu ſagen, daß wenn Don Gabriel ihr ein gleiches Geſtändniß gethan hätte, ſie ihn wahrſcheinlich mit mehrerer Milde behandelt haben würde. — Indeß unterdrückte er dieſesmal ſeinen Unwillen und wagte es nicht, ſie länger aufzuhalten.

Er blieb auf der Galerie zurück, wohin Don Gabriel bald darauf auch kam, ihn zu ſuchen. Er erzählte ihm ſeinen Unſtern und die thörigten Einbildungen der Donna Juana, die ihm eben erſt ihre Zuneigung nicht undeutlich zu verſtehen gegeben hätte. Ponce de Leon ſuchte ihn mit ſeinem Schickſale zu tröſten, und verſicherte ihm, daß er nicht länger zaudern könne, Iſidoren ſeine Neigung zu entdecken, es möchte daraus kommen was da wolle.

Während ſie noch ſprachen, kam Donna Juana, um ſie zu bitten, vor dem Erzbiſchoffe von Compoſtell zu ſingen. Dieß ſezte ſie in keine geringe Verlegenheit. Sie kannten den Erzbiſchoff und durften es nicht wagen, ſich vor ihm ſehen zu laſſen. Sie ſchüzten einen heftigen Katharr und Kopfweh vor, und, damit man nicht weiter in ſie dringen möchte, giengen ſie in den Park hinab, und begaben ſich in den Pavillon, der an den Wald ſtieß.

Dieſer Ort war für unſere Pilgrime ſo intereſſant, daß ſie lange hier blieben, und das Schickſal beklagten, das ihnen ſo grauſam mitgeſpielt hatte. Endlich fuhr der Erzbiſchoff vorbey und kehrte nach Compoſtell zurück. Sie ſtiegen in den Park herab, und indem ſie den einen Gang hineingiengen, wurden ſie

Melanie und Iſidoren gewahr, die beyde in tiefe Gedanken verſunken ſchienen.

Laß uns in dieſe Laube gehn, ſagte Ponce de Leon zu dem Grafen. Ich will die Melodie anſtimmen, die Iſidore ſo gerne hört. Vielleicht zieht ſie dieß näher zu uns. Er irrte ſich nicht. Aber da Melanie noch auf den Grafen zürnte, bat ſie ihre Schweſter, nicht vor der Laube vorbeyzugehn. Sie verſteckten ſich hinter den Bäumen nahe bey der Laube, und ſo behutſam ſie auch giengen, ſo merkte Don Gabriel doch, daß ſie ihm nahe waren. Hierauf ſung er folgende Romanze:

Fliehe, Iſidore
Fliehe nicht den Amor;
Scharf und zugeſpizt
ſind des Gottes Pfeile,
und kein Panzer ſchüzt
gegen ſein Geſchoß.

Wenn du ſeine ſüßen
Roſenbanden flieheſt
Rächet ſich der Gott;
und in grauen Haaren
wirſt du noch ſein Spott,
und er feſſelt dich.

Ach! dann wirſt du ſeufzen:
Warum floh ich Thörin,

Sohn Cytherens dich
in dem Lenz der Jahre?
oder warum bin ich
nicht mehr jung und ſchön?

Don Gabriel war im Begriſſe noch weiter zu ſingen, als Donna Juana wüthend in die Laube trat. Sie war ihren Nichten nachgefolgt: Don Gabriels Stimme hätte ſie aufmerkſam gemacht, und als ſie in dem erſten Vers den Namen ihrer Nichte hörte, blieb ſie in dem Buſche ſtehn und horchte. Als ſie aber weiter hörte, glaubte ſie nicht anders, als das Lied ſey auf ſie gemacht. — ¿ Iſt das euer Dank? ſchrie ſie dem Sänger entgegen. Ihr macht da ſchöne Lieder und gebt meiner Nichte artige Lehren, wie ſie ihre Tante behandeln ſoll!

Unſre beyden Liebenden waren bey dieſem Vorfalle äuſſerſt betroffen. Der Graf fieng an, ſeinen Freund zu entſchuldigen, als Iſidore und Melanie herzueilten, und ſich in das Geſpräch miſchten. — ¿ Wie, liebe Tante, ſagten ſie, beſinnen Sie ſich denn nicht mehr, daß ich und meine Schweſter dieſe Romanze auf Ihrem Zimmer gemacht haben? Es gefiel Ihnen damals ſo wohl, daß ſie von mir verlangten, ich ſollte noch einige Verſe dazu machen.

Don Gabriel hat es von mir gelernt, und wenn es Ihnen jezo mißfällt, ſo müſſen Sie uns verbieten, es zu ſingen.

Nun war es andem, daß die beyden Schweſtern Romanzen gemacht hatten; aber es war auch eben ſo gewiß, daß dieſe nicht von ihnen war. Indeß gelung es ihnen, ihre Tante zu bereden, die ſehr vergnügt war, da man ſie nicht lächerlich habe machen wollen. Es thut mir Leid, ſagte ſie zu Ponce de Leon, daß ich empfindlich gegen Euch geworden bin. Aber ſezt Euch an meine Stelle; wenn das Lied wirklich auf mich geweſen wäre, ſo hätte ich alle Urſache von der Welt gehabt, darüber böſe zu ſeyn. — Don Gabriel antwortete ihr mit einem Strome von Höflichkeiten, und indem er ſich zu Iſidoren wandte, ſagte er: wie vielen Dank bin ich Ihnen ſchuldig, daß Sie die Güte gehabt haben, mich zu rechtfertigen. Ich würde vor Schmerzen ſterben, wenn mich Donna Juana in dem Verdachte der Undankbarkeit gehabt hätte. Und dann ſezte er leiſe hinzu: ja ich würde vor Schmerzen geſtorben ſeyn, wenn ich mich hätte entfernen müſſen. — Iſidore antwortete mit einem Blicke, der nichts fürchterliches hatte.

Als ſie wieder auf ihr Zimmer kamen, nahm der Graf das Wort: ¿ wer hätte gedacht, daß uns die Alte ſo in Furcht jagen könnte? — Ich habe mich noch nicht wieder erholt, verſezte Don Gabriel, und wenn ich in meinem Leben wieder ein Lied mache, worin ſie vorkömmt, ſo will ich — Aber ich begreiſe auch nicht, unterbrach ihn der Graf, wie du auf den Einfall gekommen biſt. Statt Iſidoren deine Liebe zu erklären, unterhältſt du ſie mit den Thorheiten ihrer Tante. — O! verſezte Don Gabriel, die Erklärung wäre auch noch gekommen, ich hatte nur nicht Zeit, ſie zu ſingen. Auf mein Wort, fuhr der Graf fort, du wirſt beſſer thun, ſie in Proſa zu machen. Du glaubſt alſo wohl, verſezte Don Gabriel, daß mich meine Verſe gereuen? Nichts weniger. Iſidore ſcheint den Dichtern günſtiger zu ſeyn, als andern Leuten, ſie hat mich eben erſt mit einer Güte angeblickt, die ehedem nicht in ihren Augen war. — Wenn doch Melanie eben ſo dächte, verſezte der Graf, ich wollte Tag und Nacht nichts als Verſe machen.

Als der Graf den andern Tag ein ſehr zärtliches Lied geſungen hatte, gab ihm Melanie ihre Schreibtafel, und bat ihn, es hinein zu ſchreiben. Dieſe Gelegenheit ſchien ihm zu günſtig, um ſie ungenüzt vorbeygehn zu laſſen.

ſen. Er dachte einen Augenblick nach, und ſtatt des Lieds, das ſie verlangte, ſchrieb er folgendes:

Du, der ich mich zu ſtetem Dienſte weihe,
wie kann dein ſtolzes Herz auf ewig widerſtehn?
kann Liebe, Zärtlichkeit und unverlezte Treue,
nicht einen milden Blick von deinem Aug' erflehn?

Sie las dieſe Verſe, nahm ihr Schnupftuch und löſchte ſie aus. Der Graf war beleidigt, aber er ließ es ſich nicht merken. Sie haben recht gethan, mich wegen dieſes kleinen Betrugs zu ſtrafen, ſagte er. Wenn es Ihnen beliebt, mir die Schreibtafel zurückzugeben, ſo will ich das Lied hineinſchreiben, das Sie verlangen. Sie gab ſie ihm und er ſchrieb folgendes:

Du verſchmähſt des Herzens reinſte Gabe,
eines Herzens, das ſich dir ergab;
meine Hoffnung ſinket zu dem Grabe,
und doch fliehet mich das Grab.

Melanie ſchien über dieſe leztern Verſe noch aufgebrachter als über die erſten. Euer Bruder, ſagte ſie zu Don Gabriel, geht auf einen Fuße mit mir um, der mir mißfällt. — O! verſezte der Graf, ich vergeſſe nicht, wer Sie ſind und wer ich bin, aber die geringſte Kleinigkeit iſt hinreichend, mich in Ihren Augen ſtrafbar zu machen. Sie laſſen mich es ſehr hart fühlen, daß ich das Unglück habe, keine Verdienſte zu beſitzen. — Iſidore freute ſich heimlich über ſeine Leiden. Meine Schweſter iſt ſtolz und furchtſam, ſagte ſie lächelnd. Ach! Madam, fiel Ponce de Leon ein ¿ ſind Sie es weniger als ſie? — Dieſe Frage ſetzte ſie in Verlegenheit. Sie hatte nicht Zuneigung genug zu ihm, um ihm eine verbindliche Antwort zu geben, und ſo quälten ſich dieſe vier Perſonen, welche ſich wechſelſeitig hätten glücklich machen können, durch den Eigenſinn ihres Verhängniſſes.

Unterdeſſen war Donna Juana mit nichts beſchäftigt, als ihrer Leidenſchaft für den Grafen. Eines Tags ließ ſie ihn in ihr Zimmer kommen, und nach einer langen Vorrede, welche ihn nichts Gutes erwarten ließ, ſagte ſie: Don Eſtevan, ich halte euch für einen verſtändigen Mann. Ich war zwar feſt entſchloſſen, mich niemals unter das Joch des Eheſtandes zu ſchmiegen, aber ich finde jezt, daß ich Maasregeln ergreifen kann, die mich gegen alle Gefahr ſicher ſtellen. Mein Vater war Statthalter in Lima, und hat daſelbſt große Güter hinterlaſſen, ſo daß ich in Mexico mehr denn in Spanien beſitze. Wollt ihr euch entſchließen, mit nach Amerika zu gehn, ſo will ich mein Vermögen mit euch theilen, da es mir der Wohlſtand verbieten würde, nach einem ſolchen Schritte in Spanien zu bleiben. Dort wird euch niemand kennen und wir werden glücklich ſeyn. Denkt über dieſen Vorſchlag nach: aber wir haben nicht viel Zeit zu verlieren, denn die Gallionen ſind im Begriffe abzuſegeln. Der Graf war über dieſen Vorſchlag betroffen. Er fürchtete ihr eine abſchlägliche Antwort zu geben, und er kannte kein anderes Mittel, ſich aus der Verlegenheit zu ziehn als die Sache weiter hinauszuſchieben. Es iſt mir unmöglich, verſezte er, alle die Dankbarkeit auszudrücken, die mein Herz in dieſem Augenblick erfüllt. Ich fühle, daß ich niemals undankbar ſeyn kann, und um mich Ihrer Güte würdig zu machen, will ich damit anfangen, Ihnen ein aufrichtiges Geſtändniß von der Lage meiner Sachen in die Hände zu legen.

Eine junge, reiche Witwe, von ſehr gutem Stande, faßte einige Neigung für mich, erlaubte mir den Zutritt in ihrem Hauſe, und ſchlug mir endlich vor, ſie zu heyrathen. Ich nahm dieſe Partie mit Freuden an. Mein Vater gab ſeine Einwilligung, der Contrakt ward unterzeichnet, und der Tag zur Hochzeit war angeſezt. Wir begaben uns auf ein Landhaus nahe bey Antwerpen, und ließen uns trauen. Aber kaum waren wir acht Tage zuſammen, als ihr erſter Mann ankam, den man ſeit mehrern Jahren für todt gehalten hatte. Seine Frau, oder vielmehr die meinige, gab vor, ihn nicht zu kennen. Die Sache machte Aufſehn, ich war in Verzweiflung, und, um mich aus dem Handel zu ziehn, ließ ich meinem Vater die Beſorgung deſſelben und wallfahrtete nach St. Jakob. Ich bitte Sie, gnädige Frau, fuhr er fort, mir zu erlauben, mich vor unſrer Reiſe nach Mexiko erſt noch von der Lage meines Prozeſſes zu unterrichten, der ſich hoffentlich zu meinem Vergnügen endigen wird. Nichts iſt billiger, verſezte Donna Juana mit ſichtbarer Verwirrung. Aber der Ausgang dieſer Sache beunruhigt mich, und ich geſtehe euch, daß wenn ich euch verheyrathet gewußt hätte, ich bey Zeiten würde geſucht haben, die Empfindungen zu erſticken, die ich für euch hege; denn es ſcheint, ihr liebt eure Frau, und es würde euch am Ende immer Leid ſeyn, ſie zu verliehren. Ach, Madam, antwortete er, wie leicht würde ich mich über dieſen Verluſt bey Ihnen tröſten; aber Sie ſehen wohl, daß ich mich vor allen Dingen ſcheiden laſſen muß. Die gute Donna Juana fand das ſehr vernünftig, obſchon ihre Zärtlichkeit groß genug war, um ſich an den Scrupel der Polygamie nicht ſonderlich zu ſtoßen.

Don Gabriel erwartete den Grafen mit der größten Ungeduld, denn es war ihm immer bange, ſie möchten erkannt werden und Donna Juana möchte ſie fortſchicken. Der Graf kam ihm ſingend und lachend entgegen. — Ich vermuthe aus deinem guten Humor, ſagte Ponce de Leon, daß meine Furcht ungegründet geweſen iſt. — So wahr ich lebe, verſezte der Graf, es hat wohl nicht leicht jemand ſo große Urſache gehabt, vergnügt zu ſeyn als ich. Ich komme dich zu meiner Hochzeit zu bitten. ¿Zu deiner Hochzeit? unterbrach ihn Don Gabriel mit ſichtbarer Beſtürzung. ¿Mit Iſidoren? Nein, erwiederte der Graf, ich bin kein Thor, ein ſo junges Mädchen zu heyrathen; mein Geſchmack iſt ſolider. Meine Hochzeit iſt in Mexiko mit der reizenden und liebenswürdigen Donna Juana. — ¿Biſt du klug? antwortete Don Gabriel. Sehr klug, verſezte der Graf; die Sache iſt ernſthaft und ſtoßt ſich nur noch an eine Kleinigkeit. Meine Frau in Brüſſel könnte vielleicht etwas dagegen einzuwenden haben. — Ponce de Leon brach in ein lautes Gelächter aus und der Graf ſtimmte mit ein. Dann erzählte er ihm den ganzen Vorgang und Don Gabriel fieng an, die Entwickelung dieſer Intrigue zu fürchten.

Es war ſchon ſpät. Ponce de Leon und der Graf von Aguilar wollten ſich nicht erſt trennen. Sie legten ſich alſo zuſammen in Ein Bett. Der Graf war noch nicht eingeſchlafen, als er die Thüre ſich leiſe öffnen hörte, und gleich darauf eine Dame und einen Herrn hereintreten ſah. Es war heller Mondenſchein, und man ſah alles was vorgieng.

Nach einigen Augenblicken Stillſchweigens fieng die Dame zuerſt an zu reden. Ach Don Louis, ſagte ſie mit leiſer Stimme, ich fürchte die Grundſätze Ihrer Tante. ¿ Wie wird ſie mich aufnehmen, nach dem was ich für Sie gethan habe? — Sie haben nichts zu fürchten, ſchöne Lucilie, antwortete er, Donna Juana weiß zu leben, und meine Schweſtern werden nichts unterlaſſen, Ihnen ihren Aufenthalt angenehm zu machen. Es iſt zu ſpät, um ſie zu wecken; und dieß hat mich bewogen, Sie in mein Zimmer zu führen, wo Sie bleiben können, bis ich Masregeln genommen habe; damit niemand ihren Aufenthalt entdeckt. Ach, erwiederte ſie, meine Verwandten werden vor Wuth auſſer ſich ſeyn. ¿ Was werden ſie thun, Don Louis, um ſie zu beſänftigen? — Ich werde Sie über alles in der Welt lieben, Lucilie, war die Antwort. Und ich hoffe, ſie ſollen am Ende von ſelbſt einſehen, daß mich

Leidenſchaft nicht Habſucht zu dieſem Schritte bewogen hat. — In dieſem Augenblicke fieng der Graf an zu huſten, und Lucilie eilte nach der Thüre, die aber verſchloſſen war. Don Louis näherte ſich dem Bette und war nicht wenig erſtaunt, Kleider auf dem Stuhle zu finden, die er ſo gleich für die ſeinigen erkannte.

Er ſtrekte die Hand aus, die Vorhänge aufzuziehn, aber er hielt ein. Ich weiß nicht, was ich thun ſoll, ſagte er zu Lucilien. Es kann ſeyn, daß dieſer Menſch ſchläft; vielleicht iſt er ſo gar taub. Das alles iſt gar wohl möglich. — Aber wenngleich, verſezte Lucilie, wenn uns der Himmel nicht die Gnade erzeigt, ihn auch blind zu machen, ſo wird er uns wenigſtens ſehn müſſen. — Bey dieſen Worten konnten Ponce de Leon und der Graf das Lachen nicht länger zurückhalten. Sie zogen den Vorhang auf und riefen ihrem Freunde entgegen: ¿Don Louis, kennſt du deine beſten Freunde nicht mehr? Wir bedürfen deiner Diſkretion eben ſo ſehr als du der unſrigen. — Don Louis erkannte die Stimme ſeiner Freunde, die er ſchon als todt beweint hatte.

Niemand hatte ſeit ihrer Abreiſe von Cadiz die mindeſte Nachricht von ihnen. Das Land war damals mit Straßenräubern überſchwemmt und man glaubte ganz gewiß, daß ſie einer Bande davon in die Hände gefallen wären, und da ihren Tod gefunden hätten. Don Louis glaubte die Stimme ihrer Geiſter zu hören; was wenigſtens eben ſo wahrſcheinlich war, als daß ſie in dem Hauſe der ſtrengen Donna Juana lebten.

Lucilie zitterte und Don Louis antwortete nicht. — ¿ Liebſter Freund, fing der Graf von neuen an, warum zögerſt du, uns zu umarmen? Wir haben unglaublich viel mit einander abzureden. — Jezt lief Don Louis mit ofnen Armen auf ſie zu. ¿ Aber ums Himmels willen, wie ſoll ich euch meine Freude und mein Erſtaunen ausdrucken? rief er ihnen entgegen. Eure Entfernung von Cadiz hat mich in die grauſamſte Unruhe geſtürzt, und ich freue mich, daß die Gerüchte, die man davon verbreitete, falſch ſind. ¿ Aber wie in aller Welt komt ihr in dieſes Haus? auf mein Zimmer? zu meinen Kleidern? Haben meine Schweſtern einigen Antheil hieran? — Ja wohl, Don Louis, rief Ponce de Leon, nur allzu großen Antheil; du ſprachſt von den Vorzügen der älteſten und ich hörte dich nicht gleichgültig an: ich ſuchte ein Mittel ſie zu ſehn, und ſo unmöglich mir die Sache ſchien, ſo bin ich doch, mit Hülfe meines Couſins, ſo glücklich geweſen, in dieſem Hauſe Eingang zu finden.

Nun erzählten ſie den ganzen Verlauf der Sache. Die Leidenſchaft des Grafen für Melanie, die Vorſchläge der Donna Juana, und ihr Projekt, in Mexiko ihren Wohnſiz aufzuſchlagen.

Don Louis hörte ihnen mit Vergnügen zu. Seine Schweſtern konnten nicht leicht eine beſſere Partie im ganzen Königreiche finden. Er kannte die perſönlichen Verdienſte, die Geburt und die Umſtände ſeiner Freunde: er umarmte ſie, und bezeugte ihnen den Antheil den er an allen ihren Schickſalen nähme. Indeß, ſagte er, ſehe ich noch manche Schwierigkeit, die die Zeit beſiegen muß. Ihr ſagt mir, daß die Neigungen meiner Schweſtern ſich noch nicht zu Eurem Vortheil entſchieden haben, und meine Tante würde vielleicht große Einwendungen machen, wenn ſie ihre Nichte einem Manne geben ſoll, den ſie ſelbſt gerne zum Gemahl nehmen möchte. Don Gabriel hat einen Vater, der ihm vielleicht eine andre Verbindung beſtimmt; der meinige iſt abweſend, und ich bin jezt in einen Handel verwikelt, der mich vielleicht nöthigt, mit Donna Lucilien nach Portugall zu gehn. — Mein Gott, erwiederte, Ponce de Leon, du rechneſt uns hier eine Menge Schwierigkeiten vor, die uns die Liebe verborgen hatte. Aber dem allen ungeachtet bin ich feſt entſchloſſen auszudauern, und eher zu ſterben, als meine Leidenſchaft fahren zu laſſen.

Lucille hatte ſich während dieſes Geſprächs entfernt gehalten. Don Gabriel ſchlug vor ſie in ſein Zimmer zu bringen, das nur durch den Saal von dem Zimmer des Grafen getrennt war. Lucille nahm dieſen Vorſchlag an. Sie warf ſich angekleidet auf das Bett und nachdem Don Louis die Thüre hinter ihr verſchloſſen hatte, kehrte er zu ſeinen Freunden zurück.

Sie wurden einig, daß Don Louis ſeinen Schweſtern das Geheimniß entdecken und einen Verſuch machen ſollte, ihre Neigungen nach dem Wunſche der beyden Liebhaber umzuſtimmen. Sobald ſie einwilligten, wollte man die Genehmigung der beyderſeitigen Väter einholen, der Tante aber nichts ſagen, bis die Sachen völlig in Ordnung wären.

Die Unterhaltung der drey Freunde dauerte bis an den hellen Morgen. Don Louis begab ſich auf Lucillens Zimmer; da er aber ſahe daß ſie ſchlief, wollte er ſie nicht aufwecken, ſondern gieng zu ſeiner Tante, die große Augen machte, als ſie ihn hereintreten ſah. Er erzählte ihr, die Veranlaſſung ſeiner Reiſe; daß er ſeit zwey Jahren ſich um Luciliens Liebe beworben, und daß niemand von ihrer ganzen Familie etwas gegen ſeine Bewerbungen einzuwenden gefunden hätte. Damals hätte ſie nur ein geringes Vermögen beſeſſen; nachdem aber ihr Bruder unglücklicher Weiſe ermordet worden ſey, wäre ſie eine der reichſten Erbinnen in Andaluſien geworden, und nun hätten ſich auf einmal die Geſinnungen der Familie gegen ihn geändert; ihr Grosvater hätte ſie von Cadiz nach Sevilla kommen laſſen und ſie an den Sohn eines ſeiner Freunde verſprochen. Es wäre ihm alſo nichts übrig geblieben, als ſie zu entführen. Er bäte daher ſeine Tante, ſie gut aufzunehmen und ihr auch jezt die gütigen Geſinnungen zu zeigen, die ſie ehemals gegen Lucilien gehegt hätte.

Donna Juana wußte nicht recht, welche Partie ſie ergreifen ſollte. Sie fürchtete einen Prozeß mit Luciliens Anverwandten, aber ſie fürchtete noch mehr, daß Don Louis darauf dringen dürfte, die Pilgrime fortzuſchicken. Dieſen zuvorzukommen erſonn ſie folgenden Plan: wenn ihr mich vorher um Rath gefragt hättet, ſagte ſie zu ihren Neffen, ſo würde ich alles gethan haben, um euch von dieſem Projekte abzubringen. Ich fürchte Luciliens Anverwandten und die Folgen dieſes gewagten Unternehmens. Ich habe Euch aber einen Vorſchlag zu thun, der mir annehmlich ſcheint. Ich habe nahe bey Sevilla ein Landhaus. Hier will ich mich mit euern Schweſtern hinbegeben und mit Luciliens Familie in Unterhandlung treten. Ihr bleibt indeſſen hier und heyrathet Lucilien ſogleich nach unſrer Abreiſe. Dieß wird weitern Verfolgungen vorbauen und ich werde dadurch in den Stand geſetzt, euch zu dienen.

Don Louis fand den Vorſchlag ſeiner Tante vortreflich. Er ſahe, daß dieſes das beſte Mittel war, Lucilien dahin zu bringen, daß ſie ſein Glück nicht länger aufſchiebe; denn wenn ſie ſeine Frau nicht war, ſo konnte ſie nicht länger mit ihm allein bleiben. Er verſicherte alſo ſeine Tante, daß er hiemit vollkommen zufrieden wäre, und gieng dann ſogleich auf das Zimmer ſeiner Schweſtern, die ſchon von ſeiner Ankunft unterrichtet waren.

Nach den erſten Beweiſen ihrer wechſelſeitigen Freude, erzählte ihnen Don Louis, wie er mit Lucilien ſtände und daß er nicht einmal die Hoffnung hege, daß ihn der Tod ſobald von ſeinem unverſöhnlichſten Feinde befreyen würde, de, denn Luciliens Grosvater ſey noch nicht alt. — Sobald wir angezogen ſind, ſagten ſie zu ihm, wollen wir zu ihr gehn, und du kannſt darauf rechnen, daß wir alles für ſie thun werden. — Wir werden nicht lange beyſammen ſeyn, verſezte Don Louis, Donna Juana wird ſogleich Anſtalten zu einer Reiſe nach Andaluſien machen, weil ſie fürchtet ſich Händel zuzuziehn, und weil ſie hofft, mir dort nüzlicher ſeyn zu können. — Donna Juana, fuhr er fort, hat mir von zwey Pilgrimen geſagt, die hier im Hauſe logiren und die euch in der Muſik unterrichten ſollen. Das wäre nun an ſich recht gut, wenn ſie nur nicht ſo jung wären. Aber wenn ihr ja Muſik fortlernen ſollt, ſo muß man ſich nach einer betagten Frau umſehen, die euch Unterricht darinne geben kann; denn dieſe Leute kennen die ſpaniſchen Sitten nicht und dürften ſich Freyheiten herausnehmen, die euch in die Mäuler der Leute bringen könnten.

Don Louis bemerkte, daß ſich ſeine Schweſtern bey dieſen Worten entfärbten. Haſt du das unſrer Tante ſchon geſagt, fragte Iſidore. Allerdings, erwiederte Don Louis, aber ſie ſchien keine ſonderliche Luſt zu haben ſie fortzuſchicken. Indeß habe ich ihr mit ſo dürren Worten geſagt, daß ſie fort müßten und daß ich ſelbſt dafür ſorgen würde, wenn ſie es nicht thäte, daß ſie mir verſprochen hat, ſie aus dem Hauſe zu ſchaffen. — ¿ Werden ſie bald abreiſen? frug Melanie mit einem traurigen Tone. Ich hoffe noch heute, erwiederte Don Louis. — Aber du mußt eine ſehr üble Meinung von uns haben, ſagte Iſidore, daß du glauben kannſt, dieſe Leute würden uns gefährlich ſeyn. — Es iſt hier gar von euch nicht die Rede, verſezte Don Louis; aber ich fürchte das Geſchwätz der Leute, wogegen man nicht appelliren kann. Ich hoffe ihr werdet meine Maasregeln billigen.

¿ Aber, fuhr Don Louis fort, ich dächte, ich hätte euch niemals ſo niedergeſchlagen geſehen? Sollte es euch vielleicht ſo leid thun, euch von den Fremden zu trennen? Nein, antwortete Iſidore, ſondern das thut uns leid, daß du ſo übel von uns denkſt. — Oder vielmehr, verſezte er, daß ſich eine ſo groſe Ungleichheit zwiſchen euch und dieſen Fremden findet, und daß ſie doch allzuliebenswürdig ſind, um euch zu misfallen. — Wahrhaftig, erwiederte Melanie, du treibſt es zu arg mit uns. Nun gut, ſagte Don Louis, laſt uns Frieden machen. Ich will euch ein Geheimniß erklären, was für euch wichtig iſt. Um eurentwillen ſind ſie Pilgrime geworden. Don Gabriel

Ponce de Leon iſt aus einem der edelſten Häuſer in Europa. Seine Ahnen waren Könige von Leon, und einer ſeiner Vorfahren war der berühmte Don Manuel, der die Unſchuld der Königin von Granada vertheidigte, welche ihr Gemahl der König Schiko wollte ums Leben bringen laſſen. Auch Alonſo d'Aguilar ſtritt für ſie, der an Geburt und Verdienſten keinen der vornehmſten Herren von Andaluſien weicht. Von ihm ſtammt Don Eſtevan, Graf von Aguilar, her, der ſich hier für einen Muſikus ausgiebt. Sie beſitzen beyde ein anſehnliches Vermögen und ſind meine beſten Freunde. Sie lieben euch und wollen euch heyrathen. Urtheilt von meiner Freude, liebe Schweſtern, daß ich einer ſo angenehmen Verbindung entgegen ſehen darf, die euch ſo glücklich machen wird als ich und ihr nur immer wünſchen können.

Er ſchwieg und ſeine Schweſtern ſahen ſich wechſelſeitig an, gleichſam um ſich zu fragen, ob er wohl die Wahrheit rede. Ihr zweifelt an meiner Aufrichtigkeit, fuhr er fort, und ich wundre mich nicht darüber. Aber glaubt mir, ich habe in meinem Leben nicht ernſthafter geſprochen. Sie haben mir dieſe Nacht alles entdeckt, ihre Leidenſchaft, euer Benehmen gegen ſie, und die ſeltſamen Grillen unſrer Tante. — Ach! lieber Bruder, rief Iſidore, ich ſehe nun wohl, daß du nicht ſcherzeſt. Tauſendmal iſt es mir eingefallen, daß unter ihren Kutten irgend ein Geheimniß ſtecken könnte. Aber ich konnte den Knoten nicht auflöſen. — Aber, lieber Bruder, unterbrach ſie Melanie, da du ein ſo guter Freund von Don Gabriel biſt, ſo hat er dir ohne Zweifel vertraut, gegen welche von uns er die meiſte Neigung trägt. — O ja, antwortete Don Louis. Er erklärt ſich für Iſidoren und der Graf von Aguilar für dich.

Sie erblaßten bey dieſen Worten; ihre Herzen hatten ſchon gewählt und jede glaubte, ihre Geſinnungen nicht mehr ändern zu können. Don Louis wußte die Urſache ihrer Beſtürzung, aber ſie ſollten ſich nicht über die Indiſcretion ihrer Liebhaber zu beklagen haben. — Es kömmt mir vor, ſagte er zu ihnen, als wenn ihr keine ſonderliche Neigung zu ihnen hegtet; aber ich bitte Euch, ergreift die Gelegenheit, welche das Glück euch darbietet. Sie dürfte ſo gut nicht wieder kommen. Ich rathe euch als euer Freund, und ich bitte euch günſtige Entſchließungen für ſie zu faſſen, damit ſie ihren nächſten Anverwandten davon Nachricht ertheilen und um ihre Genehmigung bitten können.

Wir verkennen deine brüderlichen Geſinnungen nicht, verſezte Iſidore, und es würde ungerecht ſeyn, dir unſer Geheimniß länger zu verbergen. Ja wir lieben, aber jede von uns liebt den, der ſie nicht liebt. ¿Können wir unſre Geſinnungen ändern? Ach, wenn es in unſerer Gewalt geſtanden hätte, unſern Herzen zu gebieten, ſo würden wir immer gleichgültig gegen ſie geblieben ſeyn. — Ich hoffe demungeachtet, verſezte Don Louis, daß eure Leidenſchaft nicht ſo ſtark ſeyn ſoll, daß ihr ſie nicht noch ändern könntet, da euch dieſer Tauſch ſo vortheilhaft iſt. Adieu, denkt über das nach, was ich euch geſagt habe. Ich gehe zu Luciſien und erwarte euch auf ihrem Zimmer.

Kaum hatte ſie Don Louis verlaſſen; als ſie beyde anfiengen zu weinen. Das was ihnen hätte Freude machen ſollen, betrübte ſie; denn ſie erfuhren zu gleicher Zeit ganz gewiß, daß ſie nicht ſo geliebt würden, wie ſie wünſchten. Sie hofften nicht, daß ſich die Geſinnungen ihrer Liebhaber ändern würden, und ſie fühlten nicht Kraft genug, ſelbſt andre Geſinnungen anzunehmen. Ihre Hoffnungen ſchienen zerſtört in dem Augenblicke, da ſie hätten erwachen ſollen; und die Auflöſung des Knotens dieſer Begebenheit ſchien eine neue Verwickelung anzukündigen.

Sie waren mitten im Geſpräche, als man ihnen ſagte, ſich anzukleiden, weil Donna Juana mit ihnen zu Lucilien gehen wollte. Sie machten eine kurze Toilette; banden ihre Haare nachläſſig zuſammen und durchflochten ſie mit Jaſmin und Roſen. Ihr Kleid war ein leichter weißer Stoff, den Damen von Stande in der Trauerzeit zu tragen pflegen. Sie waren reizender in dieſer leichten Morgen-Tracht, als ſie unter dem koſtbarſten Puze geweſen ſeyn würden. Aber die Thränen, die ſie vergoſſen hatten, raubten ihren Augen etwas von dem Feuer, das gewöhnlich aus ihnen ſtrahlte.

Sie begaben ſich zu ihrer Tante und von da in Luciliens Zimmer. Sie lag auf dem Bette, noch ermüdet von der Reiſe und der Unruhe, die die Fröhlichkeit aus ihrem Herzen verbannte. Sie ſahe traurig und niedergeſchlagen aus, aber dieſe Traurigkeit vermehrte ihre Reize. Sie war jung, ſchön, voll Verſtand und guten Tons.

Donna Juana erzeigte ihr viele Höflichkeiten und ſuchte ſie wegen des Schritts zu tröſten, den ſie für Don Louis gethan hatte. Iſidore und Melanie gaben ihr die aufrichtigſten Verſicherungen ihrer zärtlichſten Freundſchaft: Lucilie dankte ihnen und bezeigte ihnen die Freude, die ihr dieſe gütige Aufnahme verurſachte. Aber Donna Juana unterbrach das Geſpräch: unter ihren vielen guten Eigenſchaften, von denen Don Louis mir geſagt hat, iſt hauptſächlich eine ſehr nach meinem Geſchmacke. Ich verſtehe ſie, antwortete Lucilie lächelnd. Wahrſcheinlich hat er Ihnen geſagt, daß ich ſehr viele Mährchen weiß. Es iſt wahr, fuhr Donna Juana fort, ich liebe die Mährchen wie ein Kind von vier Jahren; und wenn Sie nicht ſo müde wären, ſo würde ich Sie gleich bitten, uns eins zu erzählen. Lucilie antwortete, daß ſie zwar ſehr müde ſey, daß ſie aber demungeachtet das Vergnügen nicht aufſchieben wollte, ihr einen Beweiß ihrer Dankbarkeit zu geben. Nach einigen Augenblicken hub ſie folgendermaaſen an:

* * *

3.

Fortunate.

Es war einmal ein armer Taglöhner, der hatte einen Sohn und eine Tochter die er zärtlich liebte; und da er im Begriffe war zu ſterben, rief er ſie zu ſich, und ſagte zu ihnen: ich bin ſehr krank, meine lieben Kinder, und ich fühle, daß meine Zeit gekommen iſt. Darum um will ich mein Hauß beſtellen, und mein Bischen Armuth unter euch theilen, ehe ich ſterbe. Ihr wißt, daß dieſe beyden Schemel und ein Strohſak das ganze Vermögen war, das eure Mutter mir zubrachte. Außerdem habe ich noch eine Henne, einen Nelkenſtock, und einen ſilbernen Fingerreif, den mir eine vornehme Dame ſchenkte, die einmal bey mir herbergte, wie ich euch vielmal erzählt habe. Da ſie weg ging ſagte ſie zu mir: mein guter Mann, hier habt ihr was für eure Mühe. Vergeßt nicht, den Nelkenſtock fleißig zu gießen und den Ring gut aufzuheben. Außerdem kann ich euch noch ſo viel ſagen, daß eure Tochter ein wunderſchönes Mädchen werden wird. Ich rathe euch, ihr den Nahmen Fortunate zu geben; und der Nelkenſtock und der Ring ſoll auch für ſie. Du kannſt dieß beydes alſo nach meinem Tode nehmen Fortunate. Dein Bruder bekömmt dafür meinen übrigen Hausrath.

Die beyden Kinder ſchienen mit dieſer Theilung wohl zufrieden. Der arme Mann ſtarb und die Theilung gieng ohne Zank und Streit ab. Aber der Frieden dauerte nicht lange. Als Fortunate ſich auf einen von den beyden Schemeln ſetzen wollte, ſtieß ihr Bruder ſie weg und ſagte zu ihr: packe dich hin zu deinem

Nelkenſtocke und zu deinem Ringe, und laß meine Sachen ſtehn. So eine Wirthſchaft wäre mir gelegen — Fortunate war das beſte Kind von der Welt. Sie hatte gemeynt, mit ihrem Bruder recht gut zu ſtehn, und da ſie ſahe, daß er ſo hart mit ihr umgieng, weinte ſie ſich in einem Eckchen aus und blieb ſtehen, während ihr Bruder wie ein Prinz da ſaß. Als es zum Abendeſſen kam, hatte Widerwärtig ſo hieß der Bruder, ein friſches Ey von ſeiner Henne, das er mit großem Appetite verzehrte. Als er fertig war, nahm er die Schale und warf ſie ſeiner Schweſter hin. ¡Da! ſagte er, was anders kann ich dir nicht geben. Wenn du damit nicht zufrieden biſt, ſo geh' auf die Froſchjagd; der Froſchteich iſt nicht weit von hier. — Fortunate ſagte kein Wörtchen; ſondern hub die Augen gen Himmel, und weinte, und ging in ihr Kämmerchen. Als ſie hineintrat, kam ihr ein lieblicher Wohlgeruch entgegen, den ſie natürlicher Weiſe den Nelken zuſchrieb. Sie ging ganz betrübt darauf zu und ſagte: ihr ſchönen Nelken, wie lieblich ihr riecht! euer Duft thut meinem Herzen wohl; ihr ſeyd mein einziger Troſt in meinem Kummer, und es ſoll euch gewiß nie an Waſſer fehlen, und ich will euch auch gewiß nie abreißen; ich habe ja ſonſt nichts als euch. Bey dieſen Worten ſah ſie nach, ob ſie genug begoſſen wären, und ſie fand ſie ganz dürr. Sie nahm alſo ihren Krug, und lief bey Mondenſcheine an den Brunnen, der ſehr weit entfernt war. Da ſie hinkam, war ſie müde und ſezte ſich ein wenig nieder, um auszuruhn. Sie war noch keine Minute hin, als ſie eine ſchöne Dame kommen ſah, und mit ihr ein großes Gefolge von Trabanten, Hofdamen und Kammerfrauen. Man brachte ihr einen ſchönen Lehnſtuhl, auf dem ſie ſich niederließ und darüber ſpannte man einen Himmel von dem ſchönſten Gold-Stoffe aus. Zu gleicher Zeit machte man einen Schenktiſch zurecht, der über und über mit goldnen und cryſtallnen Gefäßen bedeckt war. Man trug ein ausgeſuchtes Souper auf und mit dem ſanften Gemurmel des Bachs miſchte ſich der Geſang einiger Stimmen, die folgendes Lied anſtimmten:

Der Weſte linder Hauch durchſäuſelt dieſen Hayn
und küßt das Blumenheer das an den Ufern blühet;
Hier klagt die Nachtigall die ſüße Liebespein,
mit der ihr Herz für ihren Sproſſer glühet,
und rufet jedem zu, der Liebe ſich zu weihn.
Ihr zartgeſchaffnen, weichen Seelen,
Genießt der Jugendzeit, dieweil ſie ſchnell verrinnt;
nie wird es hier an Gegenſtänden fehlen,
die Treu und Zärtlichkeit zu eurer Gunſt gewinnt.

Fortunate war ganz erſtaunt über die vielen ſchönen Sachen, die ſie hier ſahe, und hielt ſich ganz ſtill in einem kleinen Winkel. Aber ſie konnte ſich doch nicht ſo verſtecken, daß die vornehme Dame ſie nicht hätte ſehen ſollen. Sie rief einen von ihren Pagen und ſagte zu ihm: mich dünkt, ich ſehe eine Schäferin dort hinter dem Buſche, laßt ſie doch näher kommen. Sogleich trat Fortunate näher hinzu, und ſo furchtſam ſie von Natur war, ſo war ihr doch jezt gar nicht bange, ſondern ſie verneigte ſich mit einem Anſtande, den man von einem gemeinen Mädchen nicht erwartet hätte. Sie küßte der Königin den Rock, blieb dann vor ihr ſtehn, und ſchlug die Augen beſcheiden zur Erde. Ein ſanftes Roth bedeckte ihre Wangen und erhöhte den Glanz ihrer weißen Haut. In allen ihren Manieren ſahe man reizende Unſchuld und die lieblichſte Anmuth. — ¿Was machſt du hier, ſchönes Kind, redete die Königin ſie an? Fürchteſt du dich nicht vor den Dieben? — Ach! ſagte Fortunate, ich habe nichts weiter als dieſen linnenen Rock! Was ſollten die Diebe bey einer armen Schäferin ſuchen? — ¿Du biſt alſo nicht reich, verſezte die Königin lächelnd? Ach nein! antwortete ſie. Mein Vater hat mir nichts hinterlaſſen, als einen Nelkenſtock, und einen ſilbernen Ring. — ¿Aber du haſt ein Herz, liebe Tochter, ſagte die Königin, und wenn dir dieſes jemand nehmen wollte, würdeſt du es hingeben? — Ich weiß nicht, liebe Madam, wie man es macht, um ein Herz zu geben; denn ich habe immer gehört, daß man ohne Herz nicht leben könnte; und ſo arm ich auch bin, ſo möchte ich doch nicht gerne ſterben. — Du haſt recht mein Kind, erwiederte die Königin, man muß ſein Herz vertheidigen, ſo lange man kann. ¿Aber haſt du auch wohl zu Abend gegeſſen, fuhr ſie fort? — Nein, antwortete Fortunate, mein Bruder hat alles allein gegeſſen. — Hierauf befahl die Königin, ihr ein Couvert zu bringen, ließ ſie mit an den Tiſch ſetzen und gab ihr von dem Beſten, was auf der Tafel war.

Die junge Schäferin war über alle die Ehre, die ihr wiederfuhr, ganz beſchämt, und ihr Herz war ſo beklommen, daß ſie kaum im Stande war, einen Biſſen zu eſſen.

¿Ich möchte wohl wiſſen, ſagte die Königin zu ihr, was du ſo ſpät an der Quelle geſucht haſt? — Ich wollte Waſſer hohlen, antwortete ſie, um meine Nelken zu begießen. Hier habe ich meinen Krug bey mir; und, bey dieſen Worten bückte ſie ſich, um ihn aufzuheben. Aber als ſie ihn der Königin zeigen wollte, ſiehe da! da war er ganz von Gold und mit großen Diamanten beſezt, und voll wohlriechenchenden Waſſers. Fortunate wußte nicht, wie ihr geſchehen war, und meinte, ſie hätte den unrechten ergriffen. Ich ſchenke dir dieſen Krug, ſagte die Königin. Gehe hin, begieße deine Nelken und warte ſie ſorgfältig, und erinnere dich, daß die Königin der Wälder deine Freundin iſt.

Bey dieſen Worten warf ſich die Schäferin zu ihren Füßen. Ach! Madam, hub ſie an, ſie ſind ſo gütig und gnädig, daß ich es wage, eine Bitte an ſie zu thun. Wollen ſie wohl die Gnade haben, ſo lange hier zu verweilen, bis ich meinen Nelkenſtock gehohlt habe. Er kann in keine beſſern Hände kommen, als in die ihrigen. — Gut, gut, antwortete die Königin, indem ſie ihr die Wange ſtreichelte, ich will hier bleiben, bis du wiederkömmſt.

Fortunate nahm ihren goldnen Krug und eilte nach Hauſe; aber als ſie in ihre Kammer kam, war das erſte, was ihr in die Augen fiel, ein Kohlkopf, den Widerwärtig an die Stelle des Nelkenſtocks geſezt hatte. Sie war vor Schrecken und Unwillen auſſer ſich; ſie wußte lange nicht, ob ſie wieder zu der Königin zurückkehren ſollte oder nicht. Endlich entſchloß ſie ſich doch dazu; warf ſich vor der Königin auf die Knie und ſagte: wie unglücklich bin ich!

Widerwärtig hat mir meinen Nelkenſtock geſtohlen und ich habe nun nichts mehr als meinen ſilbernen Ring. Ich bitte ſie, ihn als einen Beweis meiner Erkenntlichkeit anzunehmen. — Wenn ich dieſen Ring annehme, antwortete die Königin, ſo haſt du gar nichts mehr. — Ach! gnädige Frau, antwortete jene mit unglaublicher Anmuth, wenn ich ihre Gnade beſitze, ſo fehlt mir nichts. — Die Königin nahm alſo den Ring und ſteckte ihn an. Gleich darauf beſtieg ſie einen Wagen von Corallen, und Edelſteinen, den ſechs Zelter zogen, ſchöner als die Roſſe der Sonne. Fortunate ſah ihr nach, ſo weit ſie konnte; aber ſie verlohr ſie bald in den Krümmungen des Walds aus den Augen. Dann kehrte ſie nach Hauſe zurück, und es war ihr unmöglich an etwas anderes, als an ihr gehabtes Abentheuer zu denken.

Als ſie in ihre Kammer kam, war das erſte, den Kohlkopf zum Fenſter hinaus zu werfen. In dem Augenblick hörte ſie eine Stimme, die rief: ach! ich bin des Todes. Indeſſen bekümmerte ſie ſich nicht weiter darum, weil ſie nicht glaubte, daß ein Kohlkopf ſprechen könnte. Aber den andern Morgen gieng ſie hinab, um ihren Nelkenſtock zu ſuchen und das erſte, was ſie fand, war der unglückliche

Kohlkopf. Sie gab ihm einen Tritt mit dem Fuß und ſagte: was machſt du hier, und warum haſt du dich unterſtanden, meinen Nelkenſtock zu verdrängen. — Wenn man mich nicht hingetragen hätte, antwortete der Kohlkopf, mir wär es nicht in den Kopf gekommen, hinzugehen. — Fortunate erſchrack, daß ſie am ganzen Leibe zitterte. Dann fuhr jener fort: wenn du mich wieder zu meinen Cameraden trägſt, ſo will ich dir auch ſagen, daß dein Nelkenſtock in deines Bruders Strohſacke ſteckt. Dieſe Nachricht betrübte die arme Schäferin; denn ſie wußte nicht, wie ſie es anfangen ſollte, um ihn da wieder zu bekommen; und als ſie hin gieng und den Kohlkopf wieder an Ort und Stelle pflanzte, kam ihr Widerwärtigs Henne in den Wurf. Sie fieng ſie und ſagte zu ihr: warte du ſollſt mir den Kummer bezahlen, den Widerwärtig mir verurſacht. — Die Henne ſchrie aus Leibeskräften: ach ſchönſte Schäferin! ſchenke mir das Leben, ich bin unſchuldig! du weißt, daß ich gerne gackſe, und wenn du mich leben läßt, ſo will ich dir Dinge erzählen, die du dir nicht hätteſt träumen laſſen.

Du glaubſt die Tochter eines armen Tagelöhners zu ſeyn, aber du irreſt dich. Eine Königin hat dich gebohren, aber ſie wagte es nicht, dich für ihr Kind anzuerkennen. Sie hatte ſchon ſechs Töchter zur Welt gebracht; und ihr Mann und ihr Schwiegervater drohten ſie zu ermorden, wenn ſie nicht einen Thronerben verſchaffte, als wenn dieſes nur von ihr abgehangen hätte. Die arme Königin ward ſchwanger; man ſperrte ſie in ein Schloß ein und umringte ſie mit Wächtern, die den ſtrengſten Befehl hatten, ſie zu tödten, wenn ſie wieder mit einer Tochter niederkäme.

Ihre Unruhe war unbeſchreiblich; ſie aß und trank nicht mehr; kein Schlaf kam mehr in ihre Augen. Sie hatte eine Schweſter, die eine Fee war; der ſchrieb ſie ihren Kummer und bat ſie um Rath. Die Fee war eben auch ſchwanger, und wußte, daß ſie einen Sohn bekommen würde. So bald ſie nun niedergekommen war, legte ſie das Kind ſehr ſauber in ein Körbchen, und befahl den Weſtwinden, es in das Zimmer der Königin zu tragen, und es gegen die Prinzeſſin auszutauſchen, die ſie zur Welt bringen würde. Dieſe Vorſorge ward vereitelt; denn da die Königin keine Nachricht von ihrer Schweſter bekam, ſuchte ſie einen ihrer Wächter zu gewinnen, und entkam mit ſeiner Hülfe aus ihrem Gefängniß. Sie kam bald darauf nieder und verbarg ſich in dieſer Hütte, wo ich als eine arme Taglöhnerin lebte; ſie gab dich mir zu verſorgen, und erzählte mir ihre Unglücksfälle, die ſie ſo angegriffen hatten, daß ſie mitten in ihrer Erzählung verſchied, ohne mir ſagen zu können, was ich mit dir anfangen ſollte.

Ich habe Zeit meines Lebens nicht viel verſchweigen können, alſo erzählte ich dieſes Abentheuer jedermann, wer es nur hören wollte; und da einſtmals eine ſchöne Dame zu mir kam; ſo erzählte ich ihr ebenfalls alles, was ich wußte. Ich war kaum fertig, als ſie mich mit einem Stabe berührte, mich in eine Henne verwandelte und mir den Gebrauch meiner Zunge nahm. Mein Kummer war unausſprechlich; und mein Mann der eben nicht zu Hauſe war, hat in ſeinem Leben nicht erfahren, wo ich hingekommen bin. Nicht lange darauf ſprach dieſelbe Dame, die mir einen ſo ſchlimmen Streich geſpielt hatte, wieder hier ein; befahl meinem Manne, dich Fortunate zu nennen und ſchenkte ihm einen ſilbernen Ring und einen Nelkenſtock. Sie war noch da, als fünf und zwanzig Trabanten von Könige deinem Vater, hier ankamen, und dich wahrſcheinlich nicht in der beſten Abſicht ſuchten. Aber ſie hatten kaum den Fuß ins Hauß geſezt, als die ſchöne Dame nur einige Worte murmelte, und ſie in Kohlköpfe verwandelte, von denen der einer iſt, den du geſtern zum Fenſter hinauswarfſt. Ich habe ſie noch niemals reden hören: ſo wenig als ich reden konnte; und ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich wieder ſo nach Herzensluſt plaudern kann.

Man kann ſich leicht denken, daß die Prinzeſſin über dieſe Wunderdinge nicht wenig erſtaunte. Das Schickſaal der armen Henne that ihr unendlich leid und ſie ſagte zu ihr: meine gute Amme, ich bin recht betrübt darüber, dich in dieſer Geſtalt zu ſehen. Aber wir wollen das Beſte hoffen; denn mich dünkt, die Sachen könnten unmöglich ſo bleiben, wie ſie jezt ſind. Indeſſen will ich meinen lieben Nelkenſtock ſuchen.

Widerwärtig war in den Wald gegangen und bildete ſich nichts weniger ein, als daß Fortunate in ſeinem Strohſacke ſtören würde. Dieſe glaubte ſchon obgeſiegt zu haben, als ein ganzes Heer bewafneter Ratten erſchien, die ſich vor den Strohſack und die beyden Schemel ſtellten, und feſt entſchloſſen ſchienen, ſie bis auf den lezten Mann zu vertheidigen. Fortunate erſchrack; ſie wagte es nicht, ſich zu nähern; denn die Ratten fielen über ſie her und biſſen ſie.

Ganz von ungefähr fiel ihr ein, daß hier vielleicht das wohlriechende Waſſer gute Dienſte thun könnte, das ſie in dem goldnen Krug mitgebracht hatte. Wie gedacht ſo geſchehen. Sie ſprengte einige Tropfen auf das Heer von Ratten und Mäuſen und in dem Augenblicke flohen ſie insgeſammt in ihre Löcher und räumten das Feld. Sie holte nun ihren Nelkenſtock, der beynahe ſchon ganz vertrocknet war, und goß alles Waſſer darüber her, das ſich noch in ihrem Kruge fand. Der Nelkenſtock ſog es begierig ein, und eine ſüße Stimme drang aus ſeinen Aeſten hervor: reizende Schöne, ſagte die Stimme zu ihr, endlich iſt der längſt gehoffte Tag erſchienen, an dem ich dir meine Empfindungen entdecken kann. Denn wiſſe, daß die Kraft deiner Reize ſelbſt die Blumen entzückt und ihnen Zärtlichkeit einflößt. — Die Erſcheinung dieſes neuen Wunders hielt die Prinzeſſin nicht aus. Sie erblaßte und ſank ohnmächtig zurück.

Widerwärtig kam eben nach Hauſe und da er ſah, daß Fortunate den Nelkenſtock wieder erobert hatte, ſchleppte er ſie an die Thüre, warf ſie hinaus und ſchloß hinter ſich zu. Die friſche Luft brachte ſie zu ſich ſelbſt; ſie ſchlug die Augen auf und die reizende Königin der Wälder ſtand neben ihr. — Dein Bruder hat dir übel mitgeſpielt, ſagte ſie zu ihr. ¿Willſt du gerächt ſeyn? — Nein, gnädige Frau, antwortete Fortunate; ich kann nicht auf meinen Bruder zürnen; es würde mich betrüben, wenn ihm etwas zu leide geſchähe. — Aber, fuhr die Königin fort, ich habe eine Ahndung, daß dieſer ungeſittete Kerl nicht dein Bruder ſey. ¿Was meinſt du? — Ich habe keine Urſache, verſezte jene, ihn für etwas anders zu halten. — Wie, erwiederte die Königin, hat man dir denn nicht geſagt, daß du eine Prinzeſſin biſt? — Man hat mir dieß allerdings geſagt, antwortete die Schäferin mit der liebenswürdigſten Beſcheidenheit; aber wie konnte ich eine Sache glauben, für die ich auch nicht den mindeſten Beweiß habe? — Mein liebes Kind, rief die Königin aus und ſchloß ſie in ihre Arme, wie freuen mich deine Geſinnungen! Ich ſehe mit Vergnügen, daß deine niedrige Erziehung den Adel deines Herzens nicht hat auslöſchen können. Ja du biſt die Tochter eines Königs und es hat nicht in meiner Gewalt geſtanden, dich gegen die Unannehmlichkeiten zu ſichern, die du bis jetzo erfahren haſt.

Bey dieſen Worten ward ſie durch die Ankunft eines Jünglings unterbrochen, deſſen natürliche Schönheit durch den geſchmackvollſten An-

Anzug erhöht wurde. Auf ſeinem Haupte trug er einen Nelkenkranz und ſeine langen Haare floſſen auf ſeinen Schultern herab. Als er die Königin erblickte warf er ſich vor ihr nieder und grüßte ſie mit Ehrfurcht und Anſtande. — Ach! mein Sohn, mein geliebter Sohn Nelkenſtock, rief die Königin aus, endlich iſt der Zauber gelöſt und die ſchöne Fortunate verſchafft mir das Vergnügen, dich wiederzuſehen. — Sie umarmte ihn auf das zärtlichſte; dann wendete ſie ſich zu der Schäferin und ſagte: die Erzählungen der Henne ſind der Wahrheit vollkommen gemäß. Vernimm nun auch das übrige, was du noch nicht weißt. Die Weſtwinde denen ich meinen Sohn anvertraut hatte, ſetzten ihn auf ein Blumenbret nieder und ſuchten deine Mutter auf. Eine feindſeelige Fee nahm dieſen Augenblick wahr. Sie verwandelte meinen Sohn in einem Nelkenſtock, und alle meine Kenntniſſe halfen mir nichts gegen dieſen mächtigen Zauber. Mein Schmerz war gränzenlos. Ich hielt indeſſen für das beſte, den Nelkenſtock zu deinem vermeintlichen Vater zu tragen; weil ich wußte, daß wenn du ihn mit dem wohlriechenden Waſſer begießen würdeſt, er dich lieben würde. Der ſilberne Ring war zum Zeichen beſtimmt, daß der Zauber zu Ende ging: wenn ich ihn aus deiner Hand empfangen würde. Wenn dir mein Sohn liebenswürdig genug ſcheint, um ihn mit deiner Hand zu beglücken, ſo bekömmſt du den Ring von ihm zurück, und nichts wird hinfort eure Ruhe und Zufriedenheit ſtöhren können. Wohlan, betrachte ihn, ob er dir gefällt, und ob du dir getrauſt mit ihm zu leben.

Gnädige Frau, antwortete Fortunate erröthend, ich erkenne, daß Sie meine Tante ſind, an der Güte mit der Sie mich überhäufen. Das Anerbieten, das Sie mir jetzo machen, iſt mir ein neuer Beweis ihrer Gnade; ¿ aber darf ich Ihnen meine Bedenklichkeiten geſtehn? Ich kenne die Geſinnungen des Prinzen nicht, und jezt fühle ich zum erſtenmal in meinem Leben, daß ich nicht zufrieden ſeyn könnte, wenn er mich nicht liebte. — Wenn Sie nur dieſer Zweifel beunruhigt, hub der Prinz an, ſo iſt Ihre Unruhe vergebens. Wer kann ſie ſehen, ohne ſie zu lieben; ich liebte ſie ſchon lange, aber ich war nicht ſo glücklich, ihnen meine Empfindungen, die mit jedem Tage ſtärker wurden mittheilen zu können.

Fortunate ſchlug die Augen zur Erde und erröthete. ¿ Was hätte ſie auch antworten ſollen? — Die Königin drang nicht weiter in ſie; aber die ſchlechten Gewänder einer Schäſerin ziemten der Nichte einer ſo großen Fee nicht mehr. Der Zauberſtab berührte ſie und ſie wurden in die ſchönſte und eleganteſte Kleidung verwandelt, die je eine Prinzeſſin getragen hat.

Dieſe Verwandlung war noch nicht lange geſchehn, als Widerwärtig vorüber ging und zu träumen glaubte, als er ſeine Schweſter wie eine Göttin gepuzt ſah. Sie rief ihn herbey. Haben Sie Mitleiden mit ihm, ſagte ſie zu der Königin, ich wünſchte, daß es ihm wohlginge. — Gut, antwortete dieſe, ich will für ihn ſorgen, ſo wenig er es auch um dich verdient hat. Der undankbare Widerwärtig werde reich; ſeine Hütte ein Palaſt, er ſelbſt werde liebenswürdiger und umgänglicher. Nur ſeine beyden Schemel und ſein Strohſak verwandle ſich nicht: damit er ſeinen ehemaligen Stand nie vergeſſen möge. — Während die Königin ſprach, gieng die Verwandlung vor ſich und Widerwärtig, der zum erſtenmal in ſeinem Leben die Regungen der Dankbarkeit fühlte, warf ſich auf ſeine Knie, und dankte der Königin und der Prinzeſſin auf das verbindlichſte für die Wohlthaten, mit denen ſie ihn überhäuft hatten.

Man kann wohl leicht denken, daß die Henne auch nicht vergeſſen wurde. Sie bekam ihre vorige Geſtalt wieder, ſo gut wie die Kohlköpfe. Alles war in einem Taumel von Vergnügen und Zufriedenheit. Nur der Prinz ſchlich traurig umher. Er ſeufzte und ſchmachtete; er flehte die Prinzeſſin inſtändig an, einen Entſchluß zu ſeiner Gunſt zu faſſen. Endlich willigte ſie ein. Die Hochzeit wurde vollzogen, und die Königin der Wälder ſparte nichts, um ſie ſo prächtig als möglich zu machen. Die Luſtbarkeiten dauerten mehrere Jahre; aber das Glück der Neuvermählten dauerte ihr ganzes Leben hindurch.

* * *

Als Lucilie ihr Mährchen endigte, dankten ihr Donna Juana und ihre Nichten auf das verbindlichſte für das Vergnügen, das ſie ihnen verſchafft hatte. Sie überhäuften ſie mit Lobſprüchen über ihre feine und geiſtreiche Art zu erzählen und Donna Lucilia hatte ſchon faſt alles erſchöpft, was ihr die Höflichkeit und Beſcheidenheit eingab, um ſich gegen dieſe Complimente zu vertheidigen, als glücklicherweiſe ein Bedienter kam und meldete, es ſey aufgetragen.

Donna Juana bat ihren Neffen mit den Pilgrimen zu ſpeiſen. Die Tafel war kaum aufgehoben, als ſich Don Louis mit ſeinen Freunden zu den Damen zurückbegab. Aber Juana nahm Lucilien bey der Hand, führte ſie in ihr Cabinet, und theilte ihr den Entſchluß mit, den ſie gefaßt hatte, in die Nähe von Sevilla auf eines ihrer Landhäuſer zu ziehen. Ich hoffe, ſezte ſie hinzu, daß ſie ſich ihrer Seits nun nicht länger weigern werden, das Glück ihres Liebhabers zu krönen, da dieſes das einzige Mittel iſt Ihren guten Ruf unverlezt zu erhalten und ſich vor der Langenweile zu ſichern, die ſie vielleicht in der Einſamkeit aufſuchen könnte. —

Lucille erröthete, da ſie von ihrer nahen Verheyrathung hörte. Sie verſicherte der Donna Juana, daß ihr nichts mehr Leid thue, als ſich ſo bald von ihr trennen zu müſſen, daß ſie aber nicht wage, etwas gegen einen Entſchluß einzuwenden, den ſie blos ihr zu Liebe gefaßt hätte. Während dieſes Geſprächs traten Melanie und Iſidore herein. Sie bezeigten ihr den Schmerz, den ſie bey ihrer Trennung empfänden. Aber ob ſie gleich aufrichtig waren und Lucilien von ganzem Herzen liebten, ſo hatte doch die Trennung von den Grafen und von Ponce de Leon auch keinen geringen Antheil an ihrem Schmerze. Sie ſeufzten und Thränen ſtrömten über ihre Wangen. Lucilie glaubte, daß ihr dieſes alles alleine gälte, fiel ihnen um den Hals, und vermiſchte ihre Thränen mit den Thränen ihrer Freundinnen.

Während dieſe Scene in Juanens Cabinette vorgieng, tröſtete Don Louis ſeine Freunde, den Ponce de Leon und den Grafen von Aguilar. Er unterrichtete ſie von der Lage ihrer Angelegenheiten, und ſie erfuhren nun endlich ganz gewiß, daß jede der beyden Schweſtern den liebte, der nicht ihr Liebhaber war. Vielleicht hätte Zeit, Gründe und Ausdauer etwas über ihre Herzen ausrichten können, aber ach! die Trennung war vor der Thüre, und ſie ſahen nichts als eine Zukunft voll Schmerzen und Verzweiflung voraus.

Don Louis ſah das Schreckliche ihrer Lage vollkommen ein. Er verſprach ihnen, noch denſelben Tag eine Unterhaltung mit ſeinen Schweſtern zu verſchaffen, weil es ſchien, daß Donna Juana ihre Abreiſe nicht lange aufſchieben würde. Sie dankten ihm auf das verbindlichſte für ſeine Vorſorge. Wir hoffen alles von dir, ſagten ſie zu ihm; unſre Dankbarkeit iſt unendlich, und wir werden es für das

größt

gröſte Glück anſehn, wenn wir die Gunſt dieſer liebenswürdigen Perſonen gewinnen können.

Donna Juana war ohne Unterlaß beſchäftigt, ein Mittel ausfindig zu machen, ihren geliebten Grafen mit ſich zu nehmen: ſie wartete mit Schmerzen auf die Nachricht, daß ſeine Heyrath für nichtig erklärt worden wäre, um die ihrige zu vollziehn; endlich aber gewann die Zärtlichkeit das Uebergewicht über alle andere Rückſichten. Sie ließ den Grafen zu ſich rufen, nahm ihn mit in ihr Cabinet, und da ſie hier ungeſtört mit ihm ſprechen konnte, ſagte ſie zu ihm: Don Eſtevan, ich bin im Begriff nach Andaluſien zu reiſen. — ¿ Wollt ihr mir den Gefallen thun, auch dahin zu kommen? — Durch die ganze Welt würde ich Ihnen folgen, gnädige Frau, rief der Graf aus. Wie glücklich bin ich, daß Sie mir die Erlaubniß ertheilen, Sie zu begleiten! Natürlicherweiſe ſchrieb Donna Juana dieſen Ausbruch des Entzückens auf ihre Rechnung. Im Grunde aber war er die Hoffnung, um ſeine Geliebte zu ſeyn, die den Grafen begeiſterte.

Beyde verließen ſich ſehr zufrieden und voll von ſüßen Erwartungen. Gegen Abend gieng Donna Juana in den Pavillon im Park, um in einem Cabinette, das an den Saal ſtieß, ich weiß nicht was zu ſuchen. Sie allein hatte den Schlüſſel zu dieſem Cabinette, und kam ſehr ſelten hinein. Kurz nach ihr kam Don Louis und ſeine Schweſtern in den Saal, wo man mit Ponce de Leon und dem Grafen von Aguilar ſprechen wollte. Don Louis entfernte ſich einen Augenblick darauf, und ließ ſeine Schweſtern allein. Verzieht hier, ſagte er zu ihnen, ich will meinen Freunden Nachricht geben und ſie hieher ſchicken. Wenn ihr mich liebt, wenn ihr euch ſelbſt liebt, ſo hört die Vernunft und ſchlagt euer Glück nicht in den Wind. — Als Doña Juana reden hörte, zog ſie den Schlüſſel von dem Cabinette ab, hielt ſich ganz ruhig und machte ſich fertig zu horchen.

Iſidore trat an das Fenſter, das nach dem Walde zugieng. Der Anblick der Stelle, wo die beyden Pilgrime zuerſt geruht hatten, erfüllte ihr Herz mit mannichfaltigen Empfindungen. Weißt du noch, Melanie, ſagte ſie, hier hörten wir dieſe liebenswürdigen Fremdlinge zum erſtenmale. ¿ Hätten wir glauben ſollen, daß ſie dieſe Rolle um unſertwillen ſpielten? — Ach, liebe Schweſter, antwortete Melanie, wie glücklich würde ich ſeyn, wenn unſere Herzen ſich nicht in ihrer Wahl geirrt hätten. ¿ Aber was ſollen wir ihnen ſagen? ¿ Sollen wir ihnen unſere Geſinnungen eingeſtehn? — Unmöglich! erwiederte Iſidore, ¿Iſt es nicht ſchon genug, wenn wir uns entſchließen, ſie anzuhören? Vielleicht hätte Don Louis uns gar nicht zu dieſer Unterredung bewegen ſollen. Mich dünkt die Regeln des Wohlſtands — Alle dieſe Betrachtungen, antwortete Melanie, wären eine Stunde früher vortreflich geweſen. ¿Aber weißt du wohl, liebe Schweſter, wovor mir am meiſten bange iſt? Daß Donna Juana nicht etwa unſere Geſinnungen entdeckt. — Nun! böſe darf ſie eben nicht auf uns werden, fiel Iſidore ein, da ſie ſelbſt ſterblich in den Grafen verliebt iſt. ¿Weißt du wohl, daß ſie ſich ein grünes Kleid ſticken läßt, um uns nächſter Tage darinne zu überraſchen? — Du ſcherzeſt, antwortete Melanie. ¡Soweit kann ſie doch ihre Thorheit unmöglich treiben! ¿Wie? meine alte Tante, grün wie eine Heuſchrecke! Nein! das iſt zum Todtlachen! — Die beyden Freunde unterbrachen dieß Geſpräch. Sie ſchienen in großer Verlegenheit; ſie wußten nicht, was ſie ſagen ſollten. Endlich nahm Iſidore das Wort. Wenn wir Sie nicht nach Ihrem Stande behandelt haben, ſo iſt es nicht unſre Schuld. Schreiben Sie es dem Geheimniſſe zu, das ſie uns aus Ihrer Geburt gemacht haben. — Ach! gnädiges Fräulein, erwiederte Ponce de Leon, es iſt hier nicht von Stande und Geburt, noch von Höflichkeiten die Rede, die man jedem erweiſt, den das Glück von dieſer Seite begünſtigt hat. Sie kennen unſre Abſichten und unſre Geſinnungen. ¿Können wir uns ſchmeicheln, daß Sie uns begünſtigen? ¿Können wir hoffen, noch einmal glücklich zu werden?

Hier unterbrach ihn der Graf: ſchöne Melanie, ſagte er, ich kenne kein Glück auf der Welt, als Sie zu ſehn und zu lieben. Meine Leidenſchaft macht mich zu allen Unternehmungen fähig. Dürfte ich nur hoffen, daß Sie die Seufzer nicht verſchmähten, die ich Ihnen zu wiedmen wage. Als ich aus Gefälligkeit für meinen Freund mit hieher reiſte, ſah ich die Liebe als eine gefährliche Klippe an, und der Zuſtand, in welchem ich ihn ſah, befeſtigte mich in meinem Entſchluße, die Liebe zu meiden. Ach! reizende Melanie, ich war nicht ſtark genug, Sie zu ſehn, und meinem Entſchluſſe treu zu bleiben. Ohne Widerſtand nahmen Sie Beſitz von meinem Herzen, das von dieſem Augenblicke an für die Liebe geſchaffen ſchien.

Ihre Furcht, der Liebe einige Gewalt über Ihr Herz einzuräumen, erwiederte Melanie, muß eine Lehre für mich ſeyn, jede zärtliche

Verbindung zu fliehn. Ja, gnädiges Fräulein, verſezte der Graf, ich geſtehe Ihnen, daß die Schwermuth Don Gabriels ſo ausſchweifend war, daß ich hundertmal im Begriffe ſtund, allen Umgang mit ihm abzubrechen. Ach! ſie haben ihn nur allzugut in meinem Herzen gerechtfertigt; ich habe erfahren, daß es Augenblicke giebt, in denen man ſeinem Schickſale unterliegt. Es hängt von Ihnen ab, reizende Melanie, ob ich dieſen Augenblick glücklich preiſen oder ob ich ihn verwünſchen ſoll. — Melanies Stillſchweigen und Verlegenheit. ſezten den Grafen in Verwirrung. Er wagte nicht weiter zu reden. Endlich antwortete ſie: das Geſtändniß, das Sie von mir verlangen, hängt nicht von mir ab. Sie wiſſen was ich meiner Familie und was ich mir ſelbſt ſchuldig bin.

Eine ſo zärtliche Unterhaltung konnte nicht lange allgemein ſeyn. Ponce de Leon wünſchte Iſidoren allein zu ſprechen; er zog ſie unvermerkt an das andre Ende der Saals: während ſich Melanie mit dem Rücken nach der Thüre des Cabinets zu ſezte, in welchem die arme Tante eingeſchloſſen war. Der Graf lag vor ihr auf den Knien; und ſo leiſe ſie auch ſprachen, ſo entging doch der Donna Juana kein einziges Wörtchen.

Dieſer Augenblick war der grauſamſte ihres Lebens. Ihre ſüßeſten Hoffnungen wurden auf einmal vernichtet. Sie hörte die Seufzer des Don Eſtevans, die nicht an ſie gerichtet waren; ſie hörte Schwüre, und Verſprechungen, die ſeine Treuloſigkeit ankündigten. Sich ſelbſt ſah ſie dem Spotte und der Verachtung Preis gegeben. Der Graf ſcherzte über ſeine Heyrath mit Donna Juana und Melanie lachte über ſeinen Scherz.

Indeß hörten Iſidore und Melanie die Betheurungen ihrer Liebhaber mit Wohlgefallen an. Sie ſahen nun wohl ein, daß ſie von ihrer Seite keine Verändrung in ihren Entſchlüſſen zu erwarten hatten, und daß Don Gabriel keine andre als Iſidoren, der Graf von Aguilar keine andre als Melanien zu lieben entſchloſſen war. Die Verdienſte der beyden Freunde, die Vortheile, welche ſie ihnen anboten, erweckte ernſthafte Beobachtungen in ihren Herzen und ſie fanden, daß es Thorheit wäre, ſie zu entfernen und ihren Geſinnungen keine Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen.

Niemand war zufriedener als die beyden Verliebten. Sie fingen an, Hoffnungen zu faſſen, mit denen ſie ſich bisher nicht hatten ſchmeicheln können. Der Abſchied kam ihnen nun deſto ſchwerer vor. Nie hatten ſie ſüßere Augenblicke genoſſen; nie waren ihnen die Stunden ſo ſchnell verſchwunden. Iſidore und Melanie, die in den Herzen ihrer Liebhaber laſen, freuten ſich zwar über ihre Eroberungen; aber die erſten Eindrücke, die ſie bekommen hatten, waren noch zu ſtark, um eine plötzliche Veränderung zu erlauben. Sie hofften, daß die Zeit vielleicht das ihrige beytragen würde, ſie in ihren neuen Entſchließungen zu befeſtigen.

Während ſie ſich auf ihr Zimmer begaben, ſuchten Ponce de Leon und der Graf den Bruder ihrer Schönen auf. Auch Donna Juana konnte nun ihr Gefängniß verlaſſen, in welchem ſie eine ſo ſchreckliche Entdeckung gemacht hatte. Sie begab ſich in ihr Cabinet, ſchloß die Thür hinter ſich zu und ſchrieb folgenden Brief an den Grafen von Aguilar:

Herr Graf.

„Hoffen Sie nicht, daß Ihr Stand Sie gegen die Vorwürfe ſchützen wird, die Ihr Betragen verdient. Sie haben vorgegeben, verwundet zu ſeyn; Sie haben einen falſchen Nahmen angenommen; ich habe Ihnen einen Platz in meinem Hauſe, ja, ſogar einen Platz in meinem Herzen eingeräumt. Während ich an Ihrem Glück arbeitete, arbeiteten Sie an meinem Verderben. Sie mißbrauchen die Freyheit, die ich Ihnen verſtatte, meine Nichten zu ſehn, um ſie zu verführen, und ſie dann eben ſo zu behandeln, wie Sie mich behandelt haben. Hoffen Sie nicht, daß ich Ihre Treuloſigkeit jemals vergeſſen werde, ich werde das Andenken derſelben bis in das Grab bewahren. ¡Undankbarer! ¡Was wollte ich nicht für Sie thun, als ich Sie noch weit unter mir glaubte! Mein Zutrauen, die Güte meines Herzens hätte das Ihrige zur Erkenntlichkeit auffordern ſollen; ſtatt deſſen geben Sie mich dem Spotte und der Verachtung Preis. Ich würde über dieſe Behandlung in Verzweiflung gerathen, wenn mir nicht das Glück Gelegenheit zu ſchneller Rache darböte. Ja, mein Herr, die Rache, die ich an Ihnen nehmen werde, ſoll mich tröſten. Ich entreiße Ihnen den Gegenſtand Ihrer Liebe. Ein einſames Kloſter ſoll ſie gegen Ihre Nachſtellungen ſichern; und wenn ſie ſich jemals mit Ihnen verheirathet, ſo iſt die Enterbung ihr gewiſſes Loos.“

Kaum war dieſer Brief geſchrieben, als ſie ihren Verwalter rufen ließ, und ihm befohl, um Mitternacht einen Wagen an der Pforte des Parks bereit zu halten, weil ſie in aller Stille abreiſen wollte; darum verbot ſie ihm auch, irgend jemand etwas davon zu ſagen. Dann ließ ſie ihren Neffen zu ſich kommen: Don Louis, ſagte ſie zu ihm, ich rathe euch, keinen Augenblick zu verliehren, um Lucilien zu heyrathen. Ihre Verwandten werden ſie aufſuchen, und ihr ſeyd in der gröſten Gefahr, ſie euch entriſſen zu ſehn, wenn ihr länger zaudert. Folgt mir; reiſt noch dieſe Nacht nach Compoſtell, und hohlt euch die Erlaubniß, ſie hier zu heyrathen.

Dieſer Rath ſtimmte mit Don Louis Wünſchen allzugut überein, als daß er die mindeſten Einwendungen dagegen hätte machen können. Er verſprach ſeiner Tante, mit Lucilien zu ſprechen, und ſich dann ſogleich zu Pferde zu ſetzen.

Nachdem die ſchlaue Tante ihren Neffen auf dieſe Weiſe entfernt hatte, begab ſie ſich in den Geſellſchafts-Saal, ließ die Pilgrime holen, und ſtellte ſich froh und guter Dinge, als wenn ſie nichts im Sinne gehabt hätte. Man ſang den ganzen Abend, man ſcherzte, alle waren aufgeräumt, zufrieden und glücklich; nur Donna Juana nicht; in deren Herzen Wuth und Rachſucht glühten.

Um Mitternacht begab ſie ſich in die Kammer ihrer Nichten, befahl ihnen aufzuſtehn und ſich reiſefertig zu machen. Die beyden Schweſtern ſahn ſich voll Verwundrung an; ſie begriffen ganz und gar nicht, was eine ſo ſchnelle und geheimnißvolle Reiſe bedeuten ſollte. Donna Juana führte ſie durch den Park und erlaubte ihnen nicht einmal von Lucilien Abſchied zu nehmen. Beſtürzt und betrübt ſtiegen ſie in den Wagen, der den Weg nach Andaluſien nahm.

Die beyden Pilgrime hatten nichts von ihrem Unglücke geahndet; im Schloſſe war alles ruhig und ſtill, als um zehn Uhr des Morgens der Caplan in das Zimmer trat, und dem Grafen den Brief der Donna Juana gab. Er las ihn, und war wie aus den Wolken gefallen. Dann gab er ihn ſeinem Freunde zu leſen, und frug den Geiſtlichen aus. Er erfuhr, daß die Tante mit ſamt den Nichten abgereiſt wäre.

Wir ſind verrathen, rief der Graf, als ſie wieder allein waren: ¿Aber durch wen? Wir haben unſer Geheimniß niemanden anvertraut, der es hätte misbrauchen können. Sollten Iſidore und Melanie boshaft genug geweſen ſeyn... Wie kannſt du dir das einbilden;

fiel Don Gabriel ein. Du ſiehſt ja, daß Donna Juana gegen ſie aufgebracht iſt; ſie ſpricht von Kloſter und Enterbung. So muß ſie uns alſo behorcht haben, verſezte der Graf; denn ſie weiß wer wir ſind. — ¿ Sollte ſie vielleicht gar die Unterredung im Saale mit angehört haben, ſagte Don Gabriel? — So wahr ich lebe, rief der Graf, du bringſt mich hier auf eine Idee. Da ich mit Melanie an dem Cabinette ſaß, war es mir einigemal, als wenn ich ein Geräuſch hörte, aber ich konnte mir unmöglich einbilden, daß jemand darinne eingeſperrt wäre. ¿ Warum hat ſie mich nicht in dieſem Augenblicke getödtet? Warum hat ſie ſich nicht auf der Stelle gerächt? — ¡Ach, ſie hat ſich nur allzuſehr gerächt! — fiel Don Gabriel ein, ſie hat uns geraubt, was uns theurer als das Leben iſt. Ich werde Iſidoren nicht wiederſehn.. Unſre goldnen Hoffnungen ſind zerſtört, in dem Augenblicke, da wir ſie faßten. Donna Juana wird ſich allen unſern Planen entgegenſetzen; ſie wird unſern Freund gegen uns aufbringen; ihre Nichten werden vielleicht auch ihre Geſinnungen gegen uns ändern. Wie viel Unglück und Kummer ſehe ich nicht zum voraus! Ich ſterbe vor Schmerz und ich weiß nicht, wozu ich mich entſchließen ſoll.

Ein tiefes Stillſchweigen folgte auf dieſe traurigen Betrachtungen. Aber ſie wurden bald aus ihrer Unthätigkeit aufgeweckt. Der Caplan trat mit verſtörtem Geſichte in das Zimmer. Mein Gott, ſagte er, was fangen wir an? Das Schloß iſt von bewafneten Männern ümringt welche Einlaß verlangen. Ich habe zwar die Thore verrammeln laſſen, aber ſie drohen ſie mit Beilen aufzuhauen, und wenn ſie Gewalt brauchen, ſo ſind wir nicht im Stande, ſie aufzuhalten.

Don Gabriel und der Graf fuhren bey dieſer Nachricht auf. Sie erriethen die Urſache dieſes Angrifs und beſchloſſen Lucilien zu retten. Laſt uns zu Pferde ſetzen, und ſie durch die Gartenthüre entführen. Wir haben keinen andern Weg. Dann geht es gerade auf Valenzia zu. Sind wir nur erſt auf portugieſiſchem Boden, ſo ſoll uns niemand etwas anhaben. Die einzige Schwierigkeit, ſagte der Caplan, iſt nur die, daß die Pferde, die hier geblieben ſind, nicht viel taugen; und gleichwohl iſt es unmöglich beſre zu ſchaffen.

Während ſie noch ſprachen, trat Lucilie in ihr Zimmer. Die Beſtürzung mahlte ſich auf ihrem Geſichte. Retten Sie mich, ſagte ſie zu dem Grafen, der auf ſie losgieng, ich bin verlohren, wenn Sie mir nicht beyſtehn. Ich habe meinen Vater unter der Menge erkennt; meine Anverwandten ſind um ihn verſammelt, und ich glaube auch den geſehen zu haben, den er mir zum Bräutigam beſtimmt hat. Ach, ich Unglückliche! fuhr ſie fort, ¿Warum muß ich meinem Verwandten ſo viele Unruhe, und meinem Don Louis ſo viel Schmerzen verurſachen? Was würde er ſagen, wenn er mich bey ſeiner Rükkehr in den Armen eines Andern fände?

Schöne Lucilie, antwortete der Graf, verlaſſen Sie ſich auf uns; wir werden Ihnen mit eben dem Eifer beyſtehen, als Don Louis, wenn er hier wäre. Wir ſind entſchloſſen, Sie wegzubringen; aber wir haben keinen Augenblick zu verliehren. — Bey dieſen Worten faßte er ſie unter dem Arme und führte ſie hinab. Don Gabriel ſtieg zu Pferde und nahm ſie hinter ſich: der Graf nahm ein Maulthier, das der Caplan zu reiten pflegte. So entwiſchten ſie, ohne das mindeſte Hinderniß anzutreffen, und ritten ſo ſchnell davon als ſie mit ſo ſchlechter Equipage konnten.

Don Fernando de la Vega, der Lucilien, dem Willen ihres Vaters gemäß, heyrathen ſollte, hatte alles gethan, um ihren Vater und ihre Anverwandten gegen ſie aufzubringen. Kaum waren ſie alſo an das Schloß gekommen, als er einige Bauern in ſeinen Sold nahm um die Thüren zu bewachen; und dieſe hatten die Gartenthüre nicht vergeſſen. Sie ſtellten ſich, als wenn ſie in dem benachbarten Felde arbeiteten; aber ſobald ſie Lucilien mit ihren beyden Begleitern anſichtig wurden, eilten ſie zu Don Fernando und ertheilten ihm Nachricht von ihrer Flucht.

Fernando war ein junger unbeſonnener Menſch, ohne wahren Muth und zu allem möglichen fähig. Er kannte Don Louis als einen Mann von Herz und Geſchicklichkeit und er wagte es nicht, ihn im offnen Felde anzugreifen. Er nahm zwey von ſeinen Vettern und zwey Bedienten mit; und da er den Weg wußte, den Lucilie genommen hatte, begab er ſich auf einer andern Straße in ein dichtes Gehölz und legte ſich hier mit ſeinen Begleitern in Hinterhalt.

Die Reiſenden kamen kurze Zeit darauf vorübergezogen. Es fielen einige Schüſſe aus dem Gehölz. Don Gabriel ward am Knie verwundet; eine andre Kugel zerſchmetterte dem Grafen den rechten Arm. Sein Maulthier ward ſcheu und ging durch; und da er es nicht mehr halten konnte, wollte er herabſpringen; aber unglüklicher Weiſe blieb er mit dem Fuße in dem Steigbügel hängen. Er fiel auf die Erde und das ſcheugewordne Maulthier ſchleifte ihn über Stock und Stein. Endlich riſſen die Riemen, und er blieb halbtodt an der Seite des Weges liegen.

Kurz darauf kam Don Louis dieſes Wegs von Compoſtell zurücke. Er hatte die gewünſchte Erlaubniß vom Erzbiſchofe erhalten, und eilte ſchon, wie er glaubte, ſeinem nahen Glücke entgegen. ¡Aber ſo eitel ſind die menſchlichen Hoffnungen! ſie entſchlüpfen uns oft, wenn wir ihrer Erfüllung am gewiſſeſten zu ſeyn glauben.

Als Don Louis einen halbtodten Menſchen am Wege liegen ſah, ritt er auf ihn los und erkannte den Grafen nicht ſogleich: weil ſein ganzes Geſicht mit Blute bedeckt war. Er war auſſer ſich als er ſahe, daß es ſein Freund war. Er ſprang vom Pferde herab und warf ſich auf den Grafen. Er ſchloß ihn in ſeine Arme; er benezte ihn mit ſeinen Thränen; und während der Bediente Waſſer aus einer nahen Quelle herbey holte, unterſuchte Don Louis und ſein Page die Wunden des Grafen.

Dieſer fing wieder an zu athmen und ſchlug die Augen auf. Er erkannte Don Louis. ¿ Was machſt du hier? ſagte er zu ihm mit ſchwacher Stimme. Eile Lucilien nach, die man in dem Walde entführt, wo Don Gabriel verwundet iſt. — Bey dieſer ſchrecklichen Nachricht verſtummte Don Louis. Er wußte nicht, welchen Entſchluß er faſſen ſollte. In dem Kampfe der Freundſchaft und Liebe, behielt endlich die lezte die Oberhand. Er beſchloß ihr zu folgen, und zu ſterben oder ſie wieder zu erobern. Er ließ ſeinen Pagen bey dem Grafen, und befohl ſeinem Bedienten, nach Hülfe auszugehn. Dann wendete er ſich wieder zu ſeinem Freunde: ich eile Lucilien und Don Gabriel zu Hülfe; du ſollſt gerächet werden; hoffentlich wirſt du mich wiederſehn.

Bey dieſen Worten ſchwung er ſich auf ſein Pferd und jagte mit verhängtem Zügel nach dem Walde zu. Schon in der Ferne vernahm er ein lautes Geſchrey und erkannte die Stimme ſeiner Lucilie, die ſich gegen Don Fernando und ſeinen Bedienten wehrte, welche ſich ihrer bemächtigt hatten, um ſie auf ein Pferd zu ſetzen.

Don Gabriel hatte zwey von den Mördern zu Boden geſtreckt, und die übrigen würden ein ähnliches Schickſal gehabt haben, wenn ſie ſich nicht in dem Walde verborgen gehalten hätten. Sie hatten aus ihrem Hinterhalte auf ihn gefeuert; er war verwundet zur Erde gefallen, und Lucilie, die nun keinen Vertheidiger mehr hatte, wollte entfliehen. Aber Don Fernando hielt ſie zurück, und er war entſchloſſen, Gewalt zu brauchen, wenn ſie ſich länger weigern würde, ihm zu folgen.

Don Louis ward bey dieſem Anblicke wüthend. Er ſtürzte mit dem Degen in der Fauſt auf die feigherzigen Räuber los. Sie ließen ihre Beute fahren, als ſie ihn ſahn; aber zur Flucht war es zu ſpät. Don Louis erlegte ſie ohne große Mühe und eilte mit Lucilien zu Don Gabriel, der kein Zeichen des Lebens von ſich gab.

Während er beſchäftigt war, ſeinen Freund in das Leben zurückzurufen, während Schmerz über das was er verlohren, und Beſorgniß für die, die er zwar jetzo wiedergewonnen hatte, deren Beſitz ihm aber keinen Augenblick ſicher war, ſo lange ſie an dieſem Orte blieb, ſein Herz mit tauſend verſchiedenen Empfindungen erfüllten; hörte er ein Geräuſch in der Nähe; es war ſein Page. Er befohl ihm Leute zu hohlen, um Don Gabriel in das benachbarte Haus eines ſeiner Freunde zu tragen. Während der Zeit bat er Lucilien ſich in dem Dikicht des Waldes zu verbergen.

Don Gabriel ſchien zwar todt: doch gab ſein Freund die Hoffnung noch nicht auf. Sie machten eine Trage von Zweigen, und legten ihn darauf. Don Louis und Lucilie folgten ihm nach. Man wand alle nur mögliche Mittel an; die Aerzte erkannten ſeine Wunden nicht für tödlich; und es gelang ihnen endlich, ihn aus ſeiner langen Ohnmacht aufzuwecken. Don Louis empfohl ihn der Sorgfalt ſeines Wirths und da er wußte, daß der Graf ebenfals in ein ſehr gutes Haus gebracht worden war, nahm er von ſeinem geliebten Ponce de Leon Abſchied, dankte ihm auf das zärtlichſte, und ſchwang ſich auf ſein Pferd. Er nahm die beyden Söhne ſeines Freundes zur Begleitung mit, und mit Anbruche der Nacht machte er ſich mit Lucilien auf den Weg nach Portugal, wo er bald ohne weiteres Hinderniß ankam und ſie heyrathete.

Während dieſes alles vorgieng, war Luciliens Vater mit ſeiner Begleitung in das Schloß von Felix Sarmiento eingedrungen, und wartete ruhig die Rückkehr des Don Fernando de la Vega ab. Da es aber ſchon ſpät in die

Nacht war und er noch immer nicht zurückkam, fing ihnen an bange zu werden. Sie ſchickten Leute aus, ihn zu ſuchen und dieſe kamen bald darauf mit der traurigen Nachricht von ſeinem Tode zurück. Nichts gleicht dem Schrecken und dem Schmerze der beyden Väter, als ſie dieſe Nachricht bekamen. Aber das Alter hatte die Kraft ihrer Glieder geſchwächt und ſie wagten es nicht, dem Don Louis nachzuſetzen. Sie eilten nach Sevilla zurück und beſchloſſen auf dem Wege Rechtens zu ſuchen, was ſie mit Gewalt nicht hatten ausrichten können.

Wir wollen indeß zur Donna Juana und ihren betrübten Nichten zurückkehren. Sie hatte den Weg nach Malaga genommen und kehrte in einem Urſuliner Kloſter ein, wo Iſidore und Melanie waren erzogen worden. Sie zog die Aebtiſſin bey Seite und ſprach lange heimlich mit ihr. Dann ſchloß ſie ſich mit ihren Nichten ein und redete ſie alſo an.

Iſidore und Melanie, ich habe den größten Grund von der Welt übel mit Euch zufrieden zu ſeyn. Ihr habt mein Zutraun gemisbraucht; ich weiß alle eure Geheimniſſe; ich vergehe vor Schaam und Schmerz, daß ihr im Stande geweſen ſeyd, euch ſoweit zu vergeſſen, junge verkleidete Herren um euch zu leiden, die euren guten Nahmen tödten werden. Ich laſſe euch hier, um eure Fehltritte auszubüßen. Ihr werdet dieſes Kloſter ohne einen ausdrücklichen Befehl eures Vaters nicht verlaſſen.

Gnädige Tante, antwortete Iſidore, mit einem Stolze, den ihr das Bewußtſeyn ihrer Unſchuld einflößte, wir haben uns nichts vorzuwerfen. Wenn Sie wirklich den ganzen Zuſammenhang der Sachen wiſſen, ſo kann Ihnen auch nicht unbekannt ſeyn, daß wir den wahren Nahmen dieſer Herren, nicht eher als den Tag vor unſrer Abreiſe erfahren haben; und Sie erinnern ſich vielleicht noch, daß wir Sie mehrmalen gebeten haben, dieſe Fremdlinge nicht in ihrem Hauſe wohnen zu laſſen. Es iſt wahr, ſie haben uns ihre Geſinnungen entdeckt, und es wäre thörigt geweſen, wenn wir über ihr Geſtändniß hätten zürnen wollen. Sie ſelbſt, wenn Sie freundlicher gegen uns geſinnt wären, würden eine ſo günſtige Gelegenheit uns zu verſorgen, nicht aus den Händen laſſen.

Da Donna Juana auf dieſe Gründe nichts vernünftiges zu antworten wußte, ſo ließ ſie ihrem Zorne freyen Lauf und überhäufte ihre Nichten mit Vorwürfen und Scheltworten. Sie konnte ihre Neigung zu den Grafen noch nicht vergeſſen, und die wenige Hoffnung, die ſie hatte, ihn zu gewinnen ſezte ſie in eine wahre Verzweiflung. Sie reiſte ab und ließ die beyden Fräulein im Kloſter zurück. Dieſe hatten gehofft hier einer anſtändigen Freyheit zu genießen; aber kaum hatte ſich die Tante entfernt, als man ihnen ſagte, man dürfte ſie nicht aus den Augen laſſen; ſie würden niemanden zu ſehen bekommen und an niemanden ſchreiben. Donna Juana hatte der Aebtiſſinn glauben gemacht, daß ſie in Gefahr wären, von Leuten niedrigen Stands entführt zu werden, und daß man nicht genug auf ſie Achtung geben könnte, weil ſie ſelbſt in dieſe Entführung willigten.

Aber gerade dieſe Vorſicht machte, daß die Plane der alten Tante ſcheiterten. Die Aebtiſſin ernannte einige Nonnen zu beſtändigen Geſellſchafterinnen ihrer ſchönen Gefangenen, und die erſte, welche das Loos traf, war Iphigenie von Aguilar, ein Frauenzimmer von vielem Verſtande, Gefühl und Sanftmuth. Sie ſahe die Schwermuth in welche die beyden Schweſtern verſunken waren und bot alles auf, um ſie aus derſelben zu ziehen. Aber es währte nicht lange, ſo befand ſie ſich ſelbſt in einer Lage, wo ſie allen möglichen Troſt nöthig hatte.

Man erräth wohl ohne Mühe, daß ſie eine Schweſter unſers Grafen von Aguilar war. Sie bekam einen Brief, den ihr ihr Bruder hatte ſchreiben laſſen, in welchem er ſich ihrem Gebet empfahl, weil er gefährlich verwundet ſey. Er meldete ihr zu gleicher Zeit, daß Ponce de Leon beynahe eben ſo hart darnieder liege. Aber von der Urſache ſeines Abentheuers ſchrieb er ihr nichts.

Iſidore bemerkte, daß Iphigenie bey Leſung dieſes Briefes erblaßte und frug ſie um die Urſach ihres Schreckens. Iphigenie gab ihr den Brief; ſie überlaß ihn, that einen lauten Schrey und ſank auf den Lehnſtuhl zurück. Melanie eilte ihr zu Hülfe, und Iſidore ohne ein Wort zu ſagen, gab ihr den Brief hin, der ſie insgeſammt mit dem heftigſten Schrecken erfüllte.

Iphigenie erſtaunte über den lebhaften Antheil, den die beyden Schweſtern an dem Schickſale des Grafen nahmen. Sie ſahe ſie heiße Thränen vergießen; ſie ſah in allen ihrem Aeuſſerungen die Wirkung eines Schmerzens, der eine andere Quelle als bloſe Freundſchaft für die Schweſter des Verwundeten zu haben ſchien. Iſidore bemerkte ihr Erſtaunen, und da ſie ein vollkommenes Vertrauen in

Iſidoren ſetzte, ſagte ſie zu ihr: Sie werden aufhören ſich über den Zuſtand zu wundern, in welchem ſie uns ſehn, wenn wir Ihnen ſagen, daß wir um der Liebe willen hier ſind, deren uns der Graf von Aguilar und Ponce de Leon würdigte. Ach! wie glücklich wären wir, hätten wir nichts als unſere eigene Leiden zu tragen!

¿Wie? rief Iphigenie aus, mein Bruder und mein Vetter lieben euch; ihr wollt ihnen wohl, ihr leidet für ſie, und ich habe es nicht eher gewuſt? Werdet ihr mir wohl verzeihn, daß ich euch ſo ängſtlich bewacht habe? — Ganz gewiß, fuhr ſie fort, werdet ihr mir verzeihn, wenn ich meinen Fehler in der Folge gut zu machen ſuche. Mein Herz hat indeß nicht gewartet, bis es euren Nahmen und euer Verhältniß wußte, um ſich euch hinzugeben. — Sie ſind die Güte ſelbſt, antwortete Melanie. Eine geheime Ahndung hat mir geſagt, daß ich Sie lieben müßte, ehe ich in Ihnen die Schweſter des Grafen Aguilar kannte. ¿Aber ſagen Sie uns, was ſollen wir thun, um die unglücklichen Freunde zu tröſten?

Ihr müßt ihnen ſchreiben, verſezte Iphigenie. Ich will einen Boten abſchicken, um ihnen unſere Briefe zu bringen. Eure Tante hat ſehr unnützerweiſe befohlen, euch hier wie Gefangene zu halten. Ich verſichere euch, daß ihr Befehl ſchlecht befolgt werden wird. Iſidore und Melanie dankten ihr fur ihre gütigen Geſinnungen und ſezten ſich ohne Verzug zum Schreiben nieder. Iſidore ſchrieb an Don Gabriel folgende Zeilen:

„Sie werden nicht weniger erſtaunt ſeyn zu hören, daß ich mich in dem Urſuliner Kloſter zu Malaga befinde, als ich über die Nachricht von ihrer Verwundung erſchrocken bin. ¿ War unſere Trennung nicht ſchon ſchmerzhaft genug? mußten ihr noch neue Leiden folgen? wenn Sie mich lieben, ſo vernachläſſigen Sie ihre Geſundheit nicht, an der ich den lebhafteſten Antheil nehme. Kommen Sie hieher, ſo bald Sie können, und ſeyn Sie verſichert, daß Ihr Andenken mir treue Geſellſchaft leiſten wird.“

Melanie ſchrieb an den Graf von Aguilar:

„Sie ſind von uns getrennt! Sie ſind in Gefahr! ¿ War es nicht ſchon an Einem genug? Wenn die lebhafteſte Theilnahme Sie herſtellen könnte — Sie wären ſicher ſchon wieder geſund. Mein Schmerz und meine Unruhe

ruhe iſt unglaublich. Bis ich Sie wiederſehe hab' ich keine Ruhe.“

Sie ſchrieben auch an ihren Bruder. Iphiginie packte alles zuſammen und vertraute es einem Menſchen an, auf deſſen Treue ſie ſich verlaſſen konnte.

Der Graf erhielt dieſe angenehmen und unerwarteten Nachrichten mit unausſprechlicher Freude. Sie trugen mehr zu ſeiner Geneſung bey, als alle Arzeneyen, die man ihm gab. Don Gabriel befand ſich mit ihm auf einem Zimmer, er hatte ſich zu ihm bringen laſſen, ſobald es ſeine Umſtände erlaubt hatten. Die Beweiſe von Theilnahme, die Iſidore ihm gab, gewährten ihm eine Freude und eine Zufriedenheit, die er ſeit langer Zeit nicht genoſſen hatte. Sie baten Don Louis Pagen, alles aufzuſchreiben, was ſich ſeit der Abreiſe der Donna Juana zugetragen hatte, um den Damen davon Nachricht zu ertheilen; und da ſich der Graf noch ſehr übel befand, ſo konnte er nichts weiter als dieſe wenigen Worte an Melanien ſchreiben:

„Sie werden bald den zärtlichſten und ehrfurchtsvollſten aller Liebhaber zu Ihren Füßen ſehn.“

Ponce de Leon ſchrieb an Iſidoren:

„Wir glaubten Ihnen zu folgen, als tauſend Unfälle ſich unſern Planen entgegenſezten; ¿aber konnten Sie mich auf eine angenehmere Art für alles erlittne Ungemach tröſten, als durch ein Billet von Ihrer Hand? Ich habe es mit einer Freude, mit einem Entzücken geleſen, dem nichts gleicht, als meine Leidenſchaft, die mich auch in dem Augenblicke des Todes ganz alleine beſchäftigen würde. Sie ſind mir Alles in der Welt; möchte ich ſo glücklich ſeyn, Ihnen auch etwas ſeyn zu können.“

Dieſe Briefe machten den erwünſchteſten Eindruck auf die Herzen der beyden Schweſtern. Sie beſchloſſen, ihren Liebhabern vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, und alle Schritte zu begünſtigen, die ſie zu ihrer Verheyrathung thun würden. In dieſer Abſicht ſchrieben ſie an Don Louis, und da dieſer nichts weiter als ihre Einwilligung erwartete, ſo meldete er ſeinem Vater das Verlangen Don Gabriels und des Grafen, und gab zugleich ſeinen Freunden von dieſem Schritte Nachricht. Man kann leicht denken, daß dieſe nichts dagegen einzuwenden hatten. Don Gabriel ſchrieb ſogleich an ſeinen Vater und bat um ſeine Einwilligung. Er erhielt ſie ohne Mühe.

Don Felix Sarmiento fand ſich durch die Anträge zweyer der vornehmſten Herrn von Spanien ſo ſehr geſchmeichelt, daß er für nöthig fand, ſelbſt nach Malaga zu kommen, um die Sache zur Richtigkeit zu bringen. Denn Don Louis durfte ſich nicht nach Andalouſien wagen, wo die Anverwandten ſeiner Gemahlin einen Prozeß gegen ihn anhängig gemacht hatten. Alle dieſe guten Nachrichten zuſammengenommen, hatten eine ſo gute Wirkung auf die beyden Verliebten, daß ſie gar bald im Stande waren, nach Malaga zu kommen, wohin ſich auch Don Felix und der Onkel des Don Gabriel, der von ſeinem Bruder den Auftrag bekommen hatte, die Sache zur Richtigkeit zu bringen, faſt zu derſelben Zeit begeben hatten.

Während dem quälte ſich Donna Juana in ihrer Einſamkeit mit ihrer Liebe, ihrem Zorne und ihrer Eiferſucht. Sie glaubte eine vollkommene Rache genommen zu haben, als unverſehns ihr Bruder ſie beſuchte, und ſie bat, der Vermählung ſeiner Töchter beyzuwohnen. Dieſe Nachricht war ein Donnerſchlag für ſie. Sie hatte ſich ſo wenig in ihrer Gewalt, daß ſie mit der größten Heftigkeit gegen dieſe Verbindung declamirte; aber umſonſt. Don Felix war von allem unterrichtet. Als ſie ſah, daß die Sache unwiederruflich war, begab ſie ſich nach Sevilla, und ſchenkte Luciens Vater und dem Vater des Don Fernando de Vega ihr ganzes Vermögen, unter den Bedingungen, den Prozeß mit ihren Anverwandten auf keine Weiſe fallen zu laſſen.

Dieſe Bedingung konnten ſie nicht erfüllen; das hohe Anſehn und die Verdienſte der Beklagten ſezten ihnen allzugroße Hinderniſſe in den Weg. Man ſchlug ihnen einen Vergleich vor, den ſie mit Freuden ergriffen. Die Vermählung Don Gabriels mit Iſidoren und des Grafen von Aguilar mit Melanien wurden nun mit der größten Pracht und zur Zufriedenheit aller dabey intereſſirten Perſonen vollzogen.

Luciliens Vater ward beſänftigt; er verzieh ſeiner Tochter und ihrem Gemahle. Donna Juana bekam ihr Vermögen zurück, und begab ſich für den Reſt ihres Lebens in ein Carmeliter-Kloſter zu Sevilla.

III.

Babiole.

Es war einmal eine Königin, der zu ihrer vollkommnen Glückſeeligkeit nichts weiter fehlte, als Kinder zu haben. Sie ſprach Tag und Nacht von nichts anderm, und behauptete ſteif und feſt, es ſey niemand Schuld an ihrem Kummer, als die Fee Fanferlüſche, die einen Zorn auf ihre Mutter geworfen hätte, und ihn nun an der Tochter ausließſe.

Als ſie eines Tags ganz allein beym Feuer ſaß, und ſich härmte, kam ein altes Weibchen durch den Kamin herunter, nicht größer als eine Hand. Sie ritt auf drey Strohhalmen; trug auf dem Kopfe einen Zweig von Weißdorn und an den Füſſen Nußſchaalen ſtatt der Stiefeln; ihr Kleidchen war von Mückenflügeln gemacht. So ritt ſie dreymal durch das Zimmer in der Luft und hielt am Ende vor der Königin ſtille. — Es iſt ſchon lange her, hub ſie an, daß Sie ſich über mich beklagen und mir alles Unglück zuſchreiben, das Ihnen widerfährt. Sie glauben, daß ich an ihrer Unfruchtbarkeit Schuld ſey, und Sie ſehen dieß als ein Unglück an. Gut; Ihre Wünſche ſollen erhört werden. Sie ſollen mit einer Tochter niederkommen: aber ich furchfürchte, ich fürchte, dieſe Tochter wird Ihnen viele Thränen koſten. — Ach! edelmüthige Fanferlüſche, antwortete die Königin, verſagen Sie mir Ihr Mitleid und Ihren Beyſtand nicht. Ich will alles thun, was in meiner Gewalt ſteht, um Ihnen gefällig zu ſeyn; nur machen Sie, daß die Tochter die Sie mir verſprechen, der Troſt meines Alters werde. — Ich kann über das Schickſal nicht gebieten, antwortete die Fee. Alles was ich thun kann, iſt, daß ich Ihnen dieſe Golddiſtel gebe, die Sie Ihrer Tochter auf den Kopf ſtecken müßen, ſo bald ſie gebohren iſt. — Bey dieſen Worten gab ſie ihr die Golddiſtel und verſchwand wie ein Bliz.

Die Königin war über die Nachricht der Fee eben nicht vergnügt. ¿ Was habe ich gewünſcht? ſagte ſie. ¿ Meine Tochter ſoll mir Thränen und Kummer verurſachen? Würde ich nicht glücklicher ohne Kinder ſeyn? — Die Gegenwart des Königes zerſtreute einen Theil ihrer Sorgen. Sie ward ſchwanger, und während ihrer Schwangerſchaft empfahl ſie ihren Vertrautinnen auf das angelegentlichſte, dem Kinde ſogleich nach ſeiner Geburt die Golddiſtel an den Kopf zu ſtecken, die ſie in einer goldnen Schachtel, als die gröſte Koſtbarkeit von der Welt aufbewahrte.

Man befolgte ihren Befehl nur allzu getreu. Die Königin kam nieder und alle Anweſenden verſicherten, nie ein ſo liebenswürdiges Kind geſehen zu haben. Man ſteckte ihm in aller Eile die Golddiſtel an, und o! Wunder, in demſelben Augenblicke ward es in eine Meerkatze verwandelt, die wie närriſch aus einer Ecke des Zimmers in die andre ſprung. Bey dieſer Verwandlung erhuben die Damen ein lautes Geſchrey; die Königin war vor Schrecken beynahe des Todes, und rief ihnen zu, dem Kinde die unglückliche Blume abzunehmen. Man hatte alle Mühe von der Welt, die Meerkatze zu fangen; man nahm die Diſtel weg; aber umſonſt; es war eine Meerkatze und blieb eine, und äuſſerte kein Verlangen als nach Nüſſen und Caſtanien.

¿Grauſame Fanferlüſche rief die Königin mit dem Tone des tiefſten Schmerzens aus, womit hab' ich das um dich verdient? Iſt es möglich, daß ich die Schande überlebe, ein ſolches Ungeheuer gebohren zu haben? Denn niemand wird die Verwandlung glauben, ſondern Alle mich für die Mutter dieſer Meerkatze halten. ¡Wie wird mich der König verachten! Wie wird er ſein Kind verabſcheuen! — Ströme von Thränen floſſen bey dieſen Worten über ihre Wangen, ſie bat ihre Damen um Rath und

Beyſtand. — Gnädige Königin, ſagte die älteſte, wir müſſen den König bereden, die Prinzeſſin ſey todt zur Welt gekommen, und dieſe Meerkaze müſſen wir in eine Schachtel thun und ſie erſäufen. — Die Königin konnte ſich kaum dazu entſchließen; als man ihr aber ſagte, der König komme ins Zimmer, gerieth ſie in eine ſolche Beſtürzung, daß ſie in der Angſt zu einer von ihren Hofdamen ſagte, ſie ſollte mit der Meerkaze machen, was ſie wollte.

Man trug ſie alſo in ein andres Zimmer, that ſie in eine Schachtel, und ein Kammerdiener der Königin bekam den Auftrag, ſie ins Meer zu werfen. Er machte ſich ſogleich auf den Weg; und die kleine Prinzeſſin befand ſich jezt in der größten Gefahr. Glücklicherweiſe fand der Bediente die Schachtel ſo ſchön, daß er Luſt bekam ſie zu behalten. Er ſezte ſich am Ufer des Meeres nieder, und nahm die Meerkatze heraus, um ſie ins Waſſer zu werfen; aber da er ſie ſchon in der Hand hielt, hörte er ein lautes Getöſe hinter ſich. Er ſah ſich um, und erblickte einen offnen Wagen, den ſechs Einhörner zogen und vor dem eine Menge Leute mit Janitſcharen-Muſik hergiengen. In demſelben ſaß eine Königin, mit der Krone auf dem Haupte, und hielt ihren vierjährigen Sohn vor ſich auf dem Schooſe.

Der Kammerdiener erkannte ſie; es war die Schweſter ſeiner Gebieterin, ſie war zu ihr zum Beſuche gekommen, um ihr zu ihrer Niederkunft Glück zu wünſchen; da ſie aber gehört hatte, daß die kleine Prinzeſſin geſtorben ſey, war ſie ſogleich wieder umgekehrt. Sie ſaß in tiefes Nachdenken verſunken, als der kleine Prinz, den ſie auf dem Schoos hatte, rief: ach Mama, eine Meerkaze! ich muß ſie haben. Der Kammerdiener wollte zwar davon laufen, aber man hielt ihn auf. Die Königin gab ihm eine große Summe Geld für ſein niedliches Meerkäzchen, und nannte es Babiole. So hatte alſo Babiole das Glück, wenigſtens in die Hände ihrer Tante zu fallen.

Als ſie nach Hauſe gekommen waren, bat ſich der kleine Prinz Babiolen zum ſpielen aus. Man kleidete ſie, wie eine Prinzeſſin; man lehrte ſie, nicht anders als aufgerichtet zu gehen. Es war unmöglich eine wohlgeſtaltetere Meerkaze als Babiolen zu finden. Ihr kleines Geſichtchen war ſchwärzer als Kohlen; ſie hatte einen weiſſen Bart und rothe Büſchgen an den Ohren; ihre Pfötchen waren nicht größer als eine Nußſchale; und ihre Augen ſo munter, daß man immer in Verſuchung gerieth, ihr allen nur möglichen Verſtand und Wiz zuzutrauen.

Der Prinz hatte ſie auſſerordentlich lieb: er ſchmeichelte ihr ohn' Unterlaß; dafür aber biß ſie ihn auch niemals, und, wann er weinte, weinte ſie auch. Sie war nun ſchon vier Jahr in dieſem Hauſe, als ſie eines Tages wie ein kleines Kind zu ſtammeln anfieng. Jedermann gerieth in Erſtaunen; aber man erſtaunte noch weit mehr, als ſie mit ſanfter Stimme ganz vernehmlich zu reden begonn. Die Königin hatte eine ſolche Freude darüber, daß ſie Babiolen nur immer auf ihrem Zimmer haben wollte. Man nahm ſie alſo dem Prinzen weg, der ſich gar nicht zufrieden darüber geben wollte. Denn was man ihm auch ſchenkte, Hunde, Katzen, Papageyen, Eichhörnchen, ſo war ihm doch dieß alles nicht halb ſo lieb als ſeine Babiole.

Dieſe wäre auch lieber bey dem Prinzen geblieben. Denn bey der Königin mußte ſie ſich mehr Zwang anthun und immer wie eine Sibylle antworten. So oft ein Geſandter oder ein Fremder kam, mußte ſie in einem ſammtnen oder brocadnen Kleide erſcheinen; war der Hof in Trauer, ſo mußte ſie auch einen langen Krep-Mantel tragen, der ihr erſchrecklich unbequem war. Sie durfte nicht mehr eſſen und trinken, was ſie wollte; denn über alles wurde der Arzt gefragt. Dieß ſtand ihr am wenigſtens an, denn ob ſie gleich eine Prinzeſſin war, ſo wollte ſie doch gern, wie eine Meerkaze leben.

Die Königin gab ihr Lehrmeiſter in allen Künſten, die ihren Verſtand und Geſchmack bilden ſollten. Man hatte für ſie ein kleines Klavier in eine große Auſterſchale gemacht, auf dem ſie allerliebſt ſpielte. Man ließ Mahler aus Italien kommen, um ſie zu mahlen. Ihr Ruhm flog von einem Pole zum andern; denn noch nie hatte man eine Meerkaze geſehn, die Verſtand hatte und ſprach, wie ein Menſch.

Der Prinz, welcher ſchön wie ein Amor war, unterhielt ſich oft mit Babiolen, und ihre Unterhaltungen waren oft ſehr ernſthaft. Babiolens Herz hatte bey der Verwandlung ihrer Geſtalt keine Veränderung erfahren; ſie empfand die zärtlichſten Regungen für den Prinzen und er liebte ſie mehr als ſich ſelbſt. Indeſſen hatte ſie Verſtand genug, um ihre unglückliche Lage einzuſehn. Sie ſaß ganze Nächte hindurch auf dem Fenſterladen oder auf einer Ecke des Kamins, ohne ein Auge zuzuthun; man hörte ſie ſeufzen und klagen und ihr Kummer wuchs, ſo wie ihre Vernunft ſich ausbildete. Niemals ſahe ſie ſich im Spiegel; ohne in Verſuchung zu gerathen, ihn zu zerbrechen:

ſo daß man allgemein ſagte: ſo geſcheid auch Babiole iſt, ſo bleibt ſie doch immer ein Affe; und was zum Raben gebohren iſt, wird kein Adler.

Als nun der Prinz groß ward, gieng er ſeinem Vergnügen nach; und über der Jagd, den Bällen und den Komödien wurde die arme Meerkaze faſt ganz vergeſſen. Sie blieb ſich von dieſer Seite immer gleich; ja Sie liebte ihn in ihrem zwölften Jahr noch weit mehr als in ihrem ſechſten, und machte ihm bisweilen Vorwürfe, daß er ſie ganz vergäße. Der Prinz glaubte ſie hinlänglich zu tröſten, wenn er ihr eine Pſirſche oder eine überzuckerte Mandel gab.

Endlich drang Babiolens Ruf bis in das Reich der Meerkazen und der König Pavian bekam große Luſt, dieſes Wunder der Welt zu heyrathen. Er beſchloß eine Geſandſchaft an die Königin zu ſchicken und ſie ſich von ihr auszubitten; und um ihr ſeine Geſinnungen zu erkennen zu geben, ſchickte er eine große Menge Papageyen und Elſtern mit, welche die Stelle der Dolmetſcher vertreten ſollten.

Ein großer Affe, Mirlifiſche genannt, war das Haupt der Ambaßade. Er hatte einen

Wagen von Pappe machen laſſen, auf welchem die Liebeshändel des Königes Pavian vorgeſtellt waren. Sechs weiſe Kaninchen zogen den Wagen. Ihm folgte ein andrer von gefärbten Stroh, in welchem die Meerkatzen ſaſſen, die Babiolen zur Bedienung beſtimmt waren. Der übrige Theil des Zugs beſtand aus Windſpielen, Löwenhündchen, angoriſchen Katzen, Wiſeln, und Füchſen, von denen einige an Wägen geſpannt waren, andre das Gepäke trugen. Mirliſiſche ritt auf einem Haaſen und machte eine wichtigere Mine als ein römiſcher Diktator.

Dieſer Zug langte unter der Begleitung einer großen Menge Volks an dem Palaſte der Königin an. Mirliſiſche ſchikte ſogleich einen Papagey an ſie ab, um ſeine Ankunft zu melden und um eine Audienz zu bitten. Der Papagey erhob ſich ſanft in die Luft, kam an das Fenſter, an welchem die Königin ſtand, und ſagte auf die artigſte Weiſe von der Welt zu ihr: gnädigſte Königin, der erhabne Mirliſiſche, Geſandter des Königs Pavian, bittet Eure Majeſtät um eine Audienz. — Schönes Papchen, antwortete die Königin, nimm vorerſt dieſes Biſcuit und einen Schluck Wein, dann gehe hin und ſage dem erhabnen Mirliſiſche, daß er willkommen iſt, und daß ich bereit

bin,

ten, ihm ſo gleich, in Gegenwart meines ganzen Hofes, Audienz zu ertheilen.

Der Papagey dankte auf das zärtlichſte für dieſe hohe Gnade, flog fort und kehrte mit der günſtigen Antwort der Königin zu Mirlifiſchen zurück. Die ganze Ambaßade ſtellte ſich nun in Ordnung und einige Augenblicke darauf war der Geſandte, mit ſeinem ganzen Gefolge in dem Saale. Nach den gewöhnlichen Ceremonien, trat der Papagey als Dollmetſcher vor, und hielt eine Rede, die er ſelbſt verfertigt hatte, und mit der wir unſre Leſer verſchonen, da ſie doch ſchon den Inhalt derſelben kennen.

Als er aufgehört hatte zu ſprechen, ſah die Königin Babiolen an, die in der äuſſerſten Verwirrung war. Sie wollte zuvor ihre Geſinnungen wiſſen, ehe ſie eine entſcheidende Antwort gäbe, und ſagte vor der Hand dem Papagey nur ſoviel, er möchte dem Geſandten verſtändlich machen, wie ſie, die Königin, das Begehren ſeines Königs auf alle Weiſe unterſtützen würde. Nach der Audienz begab ſie ſich mit Babiolen in ihr Cabinett: Ich muß dir geſtehen, ſagte ſie zu ihr, daß es mir unendlich leid thun würde, mich von dir zu trennen, aber ich ſehe nicht ein, wie wir den König

Pavian mit ſeinem Anſuchen abweiſen wollen. Denn ich erinnere mich noch gar wohl, daß ſein Vater zweyhundert tauſend Affen ins Feld ſtellte, um den Meinigen zu bekriegen; und ſie fraßen ſo viele von unſern Früchten auf, daß wir uns entſchließen mußten, ihnen auf alle Bedingungen Friedensvorſchläge zuthun. — ¿Das heißt wohl ſo viel, antwortete Babiole, daß Sie mich dieſem Ungeheuer aufopfern wollen, um ſeinem Zorne zu entgehn? aber ich beſchwöre Eure Majeſtät, mir wenigſtens einige Tage Bedenkzeit zuzugeſtehen. — Nichts iſt billiger, verſetzte die Königin, aber ich rathe dir demungeachtet, dich bey Zeiten zu entſchließen; denn es könnte leicht ſeyn, daß man dir nicht wieder eine ſo vortheilhafte Partie anböte.

Hierauf beurlaubte ſich Babiole bey der Königin und ſuchte den Prinzen auf, um ihm ihre Verlegenheit zu erzählen. Sobald er ſie in die Augen bekam, rief er ihr zu: ¿nun, Babiole, tanzen wir bald auf deiner Hochzeit? Ach, antwortete ſie mit der gröſten Niedergeſchlagenheit, meine Lage iſt ſo bedauernswürdig, daß ich nicht mehr im Stande bin, Ihnen mein Geheimniß zu verſchweigen, ſo viel mich das Bekenntniß meiner Schwäche auch immer koſtet. Ich muß Ihnen geſtehn, daß

Sie der Einzige sind, den ich mir zum Gemahle wünsche. — ¿Zum Gemahle? ſchrie der Prinz, und brach in ein lautes Gelächter aus. Ich bin entzückt über deine gütigen Geſinnungen; aber du wirſt mir verzeihn, wenn ich dein Anerbieten ausſchlage. Ich fürchte, daß unſre Taille und unſre Lebensart ſich nicht ganz zuſammen ſchicken. — Sie haben recht, antwortete Babiole, am wenigſten aber ſchikken ſich unſere Herzen zuſammen. Sie ſind grauſam und undankbar; und ich bin eine Thörin, einen Prinzen zu lieben, der es ſo wenig verdient. — Aber, mein Gott, liebe Babiole, verſezte der Prinz, bedenke nur, in welche Angſt ich gerathen würde, wenn ich meine Gemahlin mit ihrem Wickel-Schwanze an der Spitze eines Baums hängen und ſich ſchaukeln ſähe. Mein Rath iſt, du heyratheſt den König Pavian, und, zum Andenken des guten Vernehmens, in dem wir geſtanden haben, ſchicke mir das erſte Paviänchen, das du zur Welt bringen wirſt. — Danken Sie dem Himmel, antwortete Babiole, daß ich wenigſtens nicht den Charakter einer Meerkatze habe; eine andere als ich, hätte Ihnen längſt die Augen ausgekrazt; aber ich überlaſſe Sie den Betrachtungen, die Sie dereinſt gewiß über Ihr unwürdiges Betragen anſtellen werden.

Babiole brachte noch einen ſehr traurigen Tag zu, bis ſie ihre endliche Entſchließung von ſich geben ſollte. Man brachte den Geſandten vor ſie, der ihr in der Sprache der Affen ſagte, daß ſein König über ihre Reize beynahe den Verſtand verlöhre, und daß er ihr auf dem Gipfel einer Tanne einen herrlichen Palaſt bauen ließe. Er ſchicke ihr hier einige koſtbare Geſchenke, unter andern auch mancherley Zuckerwerk und ein gläſernes Käſtchen, in welchem eine Nuß und eine Olive ſtack; aber, ſetzte er hinzu, der gröſte Beweis ſeiner Zärtlichkeit iſt, daß er Sorge getragen hat, ſich mahlen zu laſſen, um Ihnen das Vergnügen, Ew. Majeſtät kennen zu lernen, deſto früher zu verſchaffen. — Bey dieſen Worten zog er das Bildniß des Königs der Affen heraus, der auf einem Klotze ſaß und Nüſſe knalte.

Babiole wendete, ſo geſchwind ſie konnte, ihre Augen von dieſem häßlichen Gegenſtande weg, und antwortete dem Geſandten, daß ſie dem Könige, ſeinem Herrn, für ſeine Zuneigung und Achtung ſehr verbunden ſey, daß ſie ſich vor der Hand aber noch nicht zum heyrathen entſchließen könne.

Indeß war die Königin feſt entſchloſſen, ſich keinen Krieg mit dem Affenvolke über den

Hals zu ziehen, ſondern Babiolen ohne viele Umſtände fortzuſchicken. Sie ließ auch Alles zur Abreiſe fertig machen. Als Babiole Nachricht davon bekam, gerieth ſie in eine ſolche Verzweiflung, daß ſie den Entſchluß faßte, zu entfliehn. Dieß ward ihr auch eben nicht ſchwer; denn ſeitdem ſie das Talent zu ſprechen gezeigt hatte, band man ſie nicht mehr an, ſondern ſie gieng ſo oft ſie wollte aus ihrem Zimmer, bald durch das Fenſter, bald durch die Thür.

Sie entwiſchte alſo bey der erſten Gelegenheit; ſprung von Zweig zu Zweige, von Baum zu Baume, und gelangte endlich an das Ufer eines Fluſſes. In der Größe ihres Schmerzes und ihrer Verzweiflung ſtürzte ſie ſich in den Fluß, um hinüber zu ſchwimmen, ohne an die Gefahr zu denken, die ſie bey dieſem Unternehmen lief. Sie ſank augenblicklich unter. Als ſie aber auf den Grund kam, ſah ſie eine ſchöne, mit bunten Muſcheln geſchmückte Grotte, in die ſie hineingieng. Ein ehrwürdiger Greis, mit einem langen ſchneeweiſen Barte, lag in derſelben auf einem Bette von Lilien und Schilfe; auf ſeinem Kopfe trug er eine Krone von Mohn und wilden Lilien, und an ſeinem Rücken erhob ſich ein Felſen, aus welchem viele Quellen ſprudelten, die das Waſſer des Fluſſes anſchwellten.

¿ Ey was bringt dich denn hieher, kleine Babiole? rief er ihr zu, als ſie in die Grotte trat. — Ach, mein Herr, antwortete ſie, ich bin eine arme unglückliche Meerkatze; ich fliehe einen abſcheulichen Affen, der mich heurathen will. — Ich weiß deine Geſchichte beſſer als du glaubſt, antwortete der Alte. Du liebſt einen Prinzen, der ſich gleichgültig gegen dich bezeigt.... Ach! ich mag daran nicht denken, erwiederte Babiole, mit einem tiefen Seufzer; ſein Andenken vermehrt meine Leiden. — Er wird die Liebe nicht immer verſchmähen, fuhr jener fort. Ich weiß, daß er der ſchönſten Prinzeſſinn von der Welt zum Gemahl beſtimmt iſt. — ¿ Ich Unglückliche, unterbrach ihn Babiole, er wird mir alſo niemals angehören? — Der gute Alte lächelte und ſagte: bekümmere dich nicht ſo ſehr; die Zeit kann vieles ausrichten; nimm dich nur in Acht, das Glaskäſtchen zu verliehren, daß dir der König Pavian zum Geſchenke geſchickt hat, und das du bey dir trägſt. Ich kann dir weiter nichts ſagen. Hier iſt eine Schildkröte; die einen guten Schritt geht; ſetze dich darauf; ſie wird dich an Ort und Stelle bringen. — Erlauben Sie mir, ſagte Babiole, daß ich mich vorher nach dem Nahmen eines Mannes erkundige, der ſo vielen Antheil an meinem Schickſale zu nehmen ſcheint. — Ich heiße

Biroqua, antwortete er, und bin der Vater des großen und berühmten Fluſſes Biroquie, in dem du beynahe erſoſſen wärſt.

Babiole beſtieg nun die Schildkröte mit großer Herzhaftigkeit. Sie ſchwammen lange zuſammen auf dem Waſſer, als endlich die Schildkröte, bey einer großen Krümmung des Fluſſes ans Ufer ſtieg.

Die Reiſe gieng einige Zeit zu Lande fort, als Babiole auf einmal ein entſezliches Getöſe hörte. Es war der Geſandte Mirliſiſche mit ſeinem ganzen Gefolge, die in das Land der Affen zurückkehrten, um ihrem Könige die traurige Nachricht von Babiolens Flucht zu bringen. Einer von der Geſandſchaft war auf einen Baum geſtiegen, um Nüſſe für die andern herunter zu werfen; aber kaum hatte er den Gipfel deſſelben erreicht, als er Babiolen erblickte, die langſam auf der Schildkröte ihres Weges zog. Er gab den übrigen ſogleich Nachricht von ſeiner Entdeckung, und nun lief alles hinterher und hielten die Schildkröte an.

Babiole glaubte vor Verdruß in die Erde zu ſinken; ¿aber was halfs? ſie mußte ſich in ihr Schickſal ergeben. Man ſezte ſie in einen

Wagen, um den man eine Ehrenwache ſtellte. Ein Affe nahm die Schildkröte als ein ſeltnes Thier in die Hand und trug ſie mit fort; und ſo gieng der Zug weiter zum großen Mißvergnügen der armen Babiole, die keine andre Geſellſchaft hatte, als eine alte, eigenſinnige und ungefällige Meerkatze, die neben ihr auf dem Wagen ſaß.

Drey Tage waren ohne das mindeſte weitre Abentheuer verfloſſen, als ſich die Führer in dem Walde verirrten und in eine große Stadt kamen, die ſie nicht kannten. Da ſie hier einen ſchönen Garten offen fanden, giengen ſie hinein, und plünderten ihn, wie ein erobertes Land. Die Nüſſe, die Kirſchen, die Aepfel, alles wurde rein abgeleſen.

Dieſe Stadt war keine andere als die Hauptſtadt deſſelben Königreichs, in welchem Babiole gebohren war. Die Königin wohnte hier; und ſeit der traurigen Verwandlung ihrer Tochter in einen Affen, hatte ſie allen Affen, Meerkatzen und Sapajous den Eingang in ihr Königreich verboten, damit ſie nichts an dieſe unglückliche Begebenheit erinnern möchte. Einen Affen ſah man hier als einen Störer der öffentlichen Ruhe an; und man kann ſich alſo leicht denken, in welches Erſtaunen das Volk gerieth, als es eine Caroſſe von Pappe und einen Wagen von buntem Strohe mit Affen und Meerkatzen bepakt ankommen ſah.

Man berichtete den Vorfall ſogleich nach Hofe. Die Königin verſammelte augenblicklich ihren Staatsrath und verurtheilte die Affen als Verbrecher der beleidigten Majeſtät. Sie ſchickte auch ſogleich ihre Garden aus, mit dem Befehle, die Affen lebendig oder todt einzubringen. Der Garten, in welchem ſie ſich befanden, wurde mit Netzen umſtellt, man drang in denſelben ein, und in kurzer Zeit waren ſie alle gefangen. Mirlifiſche ward, ſeines Standes ungeachtet, in einem tiefen Keller unter ein leeres Weinfaß geſteckt, und ſein ganzes Gefolge, mit ſammt den Damen, welche Babiolen begleiteten, wurden eingeſperrt.

Babiole empfand eine geheime Freude über dieſes neue Abendtheuer. Wenn das Unglück bis auf einen groſſen Grad geſtiegen iſt, ſo fürchtet man nichts mehr, und den Tod ſelbſt ſieht man als eine Wohlthat an. Babiole befand ſich in dieſem Zuſtande. Ihr Herz war blos mit dem Prinzen beſchäftigt, der ſie verachtete; und mit dem König Pavian, den ſie nicht ausſtehen konnte.

Sie war nicht mit eingeſperrt worden, wie die übrigen. Ihr niedlicher Anzug, ihre feinen Manieren, und, was noch weit mehr war, ihre gute Art ſich auszudrücken, flößten den Soldaten Bewunderung und Mitleiden ein. Sie hatten ſchon von der bewundernswürdigen Babiole gehört; ſie nahmen ſie alſo mit auf das Schloß; bauten ihr einen kleinen Thron auf einer langen Galerie, und als die Königin vorbeygieng, machte ihre artige Figur, und die anſtändige Verbeugung, die ſie machte, einen ſolchen Eindruck auf ſie, daß ſie ihren Haß gegen die Affen für dießmal vergaß, und der Stimme der Natur wider ihren Willen Gehör gab.

Sie näherte ſich ihr, und nahm ſie auf den Arm. Babiole, durchdrungen von Empfindungen, die ihr bis jezt unbekannt geweſen waren, fiel ihr um den Hals, und ſagte ihr ſo viel Zärtliches, daß die Königin und ihr ganzes Gefolg darüber in das größte Erſtaunen geriethen. — Nein, gnädigſte Königin, ſagte ſie unter andern, das iſt nicht die Furcht vor dem Tode, mit dem Sie uns bedrohen, die mich antreibt, ihre Gunſt zu ſuchen, und mir das Beſtreben einflößt, Ihnen gefallen zu wollen. Der Tod iſt das kleinſte Unglück, das mir wiederfahren kann; meine Geſinnunſinnungen und mein Zuſtand reimen ſich allzuwenig zuſammen, als daß ich das mindeſte zu meiner Erhaltung thun möchte. Ich liebe Sie um ihrer ſelbſt willen, und ihre Krone rührt mich weit weniger als ihre Güte.

Die Königin war gerührt und trug die kleine Meerkatze in ihr Cabinet. Als ſie allein waren, ſagte ſie zu ihr: jetzt erzähle mir unverzüglich deine Abentheuer; ich bin dir gut, und ich werde vielleicht um deinetwillen den übrigen Affen Gnade wiederfahren laſſen. — Ach gnädige Königin, rief ſie aus; ich bitte nicht für ſie. Mein Unſtern hat mich zur Meerkatze gemacht; mein Herz, mein Verſtand und meine Neigungen entſprechen meiner Geſtalt nicht; und dieß iſt es, was mein Unglück macht. — ¿ Sollteſt du der Zärtlichkeit fähig ſeyn? fragte die Königin. Babiole ſeufzte, ohne zu antworten. — O! fuhr die Königin fort, du mußt mir ſagen, ob du einen Affen, ein Kaninchen, oder ein Eichhörnchen liebſt; denn wenn du nicht ſchon allzufeſt gebunden biſt, ſo habe ich einen Zwerg, der ſich recht gut für dich ſchicken würde. — Babiole hörte dieſen Vorſchlag mit einer Verachtung an, über die die Königin ſich des Lachens nicht enthalten konnte. — Sey nicht böſe, ſagte ſie endlich zu ihr, und ſage mir, wie es in aller Welt kömmt, daß du reden kannſt?

Alles, was ich von meiner Geſchichte weiß, verſezte Babiole, iſt dieſes, daß mich Ihre Schweſter auf einer Reiſe, die ſie von Ihnen nach Hauſe machte — ich glaube es war gleich nach der Geburt Ihrer Prinzeſſin — von einem Ihrer Bedienten erhielt, der im Begriffe war, mich in das Waſſer zu werfen. Durch ein Wunder, welches jedermann in Erſtaunen ſezte, bekam ich Vernunft und Sprache; man gab mir Lehrmeiſter in verſchiedenen Künſten; ich lernte mehrere Sprachen; endlich verliebte ich mich zu meinem Unglück.... ¿Aber, Madam, was fehlt Ihnen! rief ſie aus, da ſie ſahe, daß die Königin erblaßte, und ein kalter Schweiß ihre Stirne bedeckte. — Ich ſterbe, ſagte die Königin mit ſchwacher Stimme, ich ſterbe, meine geliebte, meine unglückliche Tochter! ¿So finde ich dich alſo heute wieder? — Bey dieſen Worten ſank ſie ohnmächtig zurück. Babiole erſchrak, und rief nach Hülfe. Die Damen der Königin liefen hinzu, ſprengten ſie an, riſſen ihr die Schnürbruſt auf, und brachten ſie zu Bette; Babiole kroch mit hinein, und man bemerkte ſie nicht, ſo klein war ſie.

Als die Königin endlich von ihrer langen Ohnmacht zurückkam, verlangte ſie allein mit den Damen zu bleiben, die um ihr Geheimniß wußten; ſie erzählte ihnen den ganzen Vorfall, und ſie waren darüber ſo erſtaunt, daß ſie nicht wußten, was ſie ſagen ſollten.

Als es nun darauf ankam, guten Rath zu ertheilen, ſo riethen einige, die Meerkatze umzubringen; andere ſie in ein Loch einzuſperren. Die Königin ſchluchzte und weinte: ach! ſagte ſie, ſie hat ſo vielen Verſtand, und ein ſo gutes Herz, daß es ein wahres Herzeleid iſt, ſie in dieſem Zuſtande zu ſehn. Im Grunde iſt ſie aber doch meine Tochter, und ich kann mich unmöglich entſchließen, ihr etwas zu Leide zu thun. — Aber, gnädigſte Königin, rief eine alte Hofdame, es kömmt jetzt darauf an, Ihre Ehre zu retten. Was ſollte man in aller Welt davon denken, wenn ſie eine Aeffin für Ihre Tochter erklärten? Wenn man ſo ſchön iſt, wie Sie, ſo iſt es eben nicht wahrſcheinlich, daß man ſolche Kinder zur Welt bringe. — Die Königin beruhigte ſich, nicht bey dieſen Gründen, und nach langen Hin- und Herreden, ward man endlich einig, ſie in ein fernes Schloß einzuſperren, wo ſie bis an das Ende ihres Lebens auf das Beſte gefüttert werden ſollte.

Da Babiole hörte, daß man ſie in ein Gefängniß ſtecken wollte, kroch ſie ganz ſachte aus dem Bett hervor, und ſprung zum Fenſter hinaus, auf einen Baum im Garten. Sie hüpfte von Baum zu Baume, und kam endlich in einen großen Wald, während im Schloſſe alles auf den Beinen war, um ſie zu ſuchen.

Sie brachte die Nacht in einer hohlen Eiche zu, wo ſie hinlängliche Muße hatte, über die Grauſamkeit ihres Schickſals zu philoſophieren. Was ihr den meiſten Kummer machte, war die Nothwendigkeit, eine Mutter zu verlaſſen, die ſie ſchon angefangen hatte, mit der größten Zärtlichkeit zu lieben. Indeß wollte ſie doch lieber frey herumirren, als ihre Freyheit auf immer verliehren.

Mit dem Anbruche des Tags ſezte ſie ihre Reiſe fort, ohne zu wiſſen, wohin ſie gieng. Es war ihr bange, die Königin möchte ihr nachſetzen laſſen, oder einer von den Affen möchte aus ſeinem Gefängniße entwiſchen, und ſie zum König Pavian bringen; ſie eilte alſo ſo ſchnell ſie konnte, durch den Wald, worauf ſie endlich in eine große Wüſte kam, wo es weder Häuſer, noch Bäume, noch Quellen gab. Sie war ſchon weit darin fortgelaufen, als ſie anfieng Hunger zu fühlen, und nun, wiewohl zu ſpät, die Thorheit einſahe, ſich in eine ſolche Gegend gewagt zu haben.

So verfloſſen zwey Tage und zwey Nächte, ohne daß ſie nur ein Würmchen oder eine Mücke antraf. Sie war dem Tode nahe, ihre Kraftloſigkeit vermehrte ſich mit jedem Augenblicke; ſie warf ſich endlich auf die Erde, und jezt fiel ihr das gläſerne Käſtchen des Königs Pavian ein. Sie holte es aus der Taſche vor, und fand zu ihrer großen Freude eine Olive und eine Nuß darin. Sie nahm einen Stein, ſchlug das Glas entzwey, und biß in die Olive.

In dem Augenblicke, da ſie die Zähne anſezte, ſtrömte eine Menge wohlriechendes Oel aus der Olive hervor, das auf ihre Pfötchen floß, und, o! Wunder, ſie in die ſchönſten Hände von der Welt verwandelte. Sie traute ihren Augen kaum, als ſie dieſe Verwandlung ſahe; aber, ohne viel Zeit zu verliehren, rieb ſie ſich über und über mit dieſem Oele, und ward auf einmal ſo ſchön, ſo ſchön, daß man ſich nichts ſchöners denken kann. Sie brannte vor Begierde, ſich in ihrer neuen Geſtalt zu ſehn; als von ungefähr ihre Augen auf einen von den Glasſcherben fielen. ¡Welche Freude, als ſie ſich ſo reizend erblickte! Ihre Kleider wuchſen mit ihr; ihre Haare fielen in großen Locken auf ihre Schultern; ihre Farbe war ſo friſch wie die Blumen im Frühling.

Als nun aber die erſte Aufwallung der Freude und des Erſtaunens vorüber war, fühlte ſie den Hunger nur deſto heftiger, und ihr Vergnügen ward bald in Kummer verwandelt. Ach! ſagte ſie, ¿ſo ſoll ich alſo in dieſer Einöde ſterben? Grauſames Schickſal, haſt du mich nur darum eine Veränderung erfahren laſſen, die ich ſo lange vergebens wünſchte, um mir den Tod deſto ſchwerer zu machen? ¿Und du, großmüthiger Biroqua, der du mir ſchon einmal das Leben erhielteſt, wirſt du mich in dieſer ſchrecklichen Wüſte ohne Mitleiden ſterben ſehn?

Die Prinzeſſin ſeufzte vergebens nach Hülfe; alles war taub bey ihren Klagen; und ſie ſah ſich endlich genöthigt, ihre lezte Zuflucht zu der Nuß zu nehmen, die ſie aufſchlug, um ſie zu eſſen. — ¿Was glaubt man nun wohl, das in dieſer Nuß ſteckte? Unſre Leſer werden eben ſo erſtaunt ſeyn, als die Prinzeſſin, wenn ſie aus dieſer Nuß eine ganze Menge von Baumeiſtern, Steinmetzen, Mahlern und vielen andern Künſtlern und Handwerkern hervorkommen ſehn. Sobald ſie aus ihrem Gefängniſſe befreyt waren, ſezten ſie ſich unverzüglich in Thätigkeit. Die einen machten den Riß zu einem Palaſte; die andern bauten; die dritten meublirten ihn ſchon aus. Einige mahlten die

Zimmer, andre pflanzten einen Garten an, noch andre machten eine herrliche Mahlzeit zurechte. Sechzig ſchöne Prinzeſſinnen kamen mit ihren Pagen zur Tafel, und Babiole war nicht die lezte, ſich in dem Saale einzufinden, und ihren Hunger an der wohlbeſezten Tafel zu ſtillen.

Als dieſe aufgehoben war, kamen ihre Schatzmeiſter, und frugen an, ob ſie die Arbeitsleute bezahlen ſollten, die den Palaſt gebaut hätten. Sie antwortete, dieß ſey nicht mehr wie billig, indeſſen mache ſie die Bedingung, daß ſie auch eine Stadt bauen, ſich verheyrathen, und bey ihr bleiben ſollten. Alle willigten ein; und in weniger als drey Viertelſtunden ſtund eine Stadt da, die fünfmal gröſſer war als Rom.

Das erſte nun, was die Prinzeſſin beſchloß, war, eine Ambaſſade an ihre Mutter zu ſchikken, und ihrem Vetter, dem Prinzen, einige Vorwürfe wegen ſeiner ehemaligen Gleichgültigkeit zu machen. Bis der Plan dazu reif war, zerſtreute ſie ſich mit mancherley Divertiſſements. Da gab es Comödien, Bälle, Jagden, Fiſchereyen, Caroußels. Der Ruf von ihrer Schönheit verbreitete ſich bald durch die ganze Welt. Könige aus allen Gegenden kamen an ihren Hof; Rieſen höher als Berge, und Zwerge kleiner als Eichhörnchen.

Eines Tages gab ſie ein prächtiges Turnier, an welchem einige Ritter Lanzen brachen, ſich mit einander veruneinigten und ſich in der Hitze verwundeten. Die Prinzeſſin ſtieg zornig vom Balcon herab, um zu unterſuchen, wer der Schuldige ſey; und als man ihnen das Viſir aufzog, ſiehe da, der Couſin der Prinzeſſin, blaß wie der Tod, und ſeinem Ende nahe!" Sie ließ ihn ſogleich in den Palaſt bringen; alles ward zu ſeiner Rettung aufgeboten. „Die Prinzeſſin machte ſelbſt Binden und Charpie. Ihre Augen benezten ihn mit ihren Thränen, und dieſe Thränen hätten dem Verwundeten der heilſamſte Balſam ſeyn ſollen; denn der arme Prinz lag an mehr als einer Wunde darnieder. Er hatte nicht nur einige Lanzenſtiche durch den ganzen Leib, und einige Hiebe mit dem Säbel bekommen, ſondern auch die ſchönen Augen der Prinzeſſin, an deren Hofe er ſich ſchon ſeit einiger Zeit incognito aufhielt, hatten einen ſolchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er Zeit ſeines Lebens nicht davon geneſen konnte. Man kann ſich alſo leicht vorſtellen, wie es mit ſeinem Herzen ausſah, als er die lebhafte Theilnahme der Prinzeſſin an ſeinen Leiden bemerkte.

Die Dankbarkeit ſeines Herzens zeigte ſich in den lebhafteſten Ausdrücken, über die die Prinzeſſin mehr als einmal erröthete. Alle ihre Bitten, ihn zum Schweigen zu bringen, waren umſonſt, und endlich ſtürzte ihn ſeine Heftigkeit in die fürchterlichſte Entkräftung, die ihn dem Tode nahe zu bringen ſchien. Die Prinzeſſin war über dieſen Zufall auſſer ſich; bis jezt hatte ſie ſich mit Standhaftigkeit gewafnet, aber jezt riß ſie ſich die Haare aus, und begonn ein lautes Klaggeſchrey aus. Die meiſten Anweſenden ſchüttelten den Kopf, und konnten nicht begreifen, wie die Prinzeſſin ſich ſo geſchwind habe erobern laſſen können; denn man wußte nicht, daß der Prinz ihr Vetter war, und daß ſie ihn von ihrer zarten Jugend an geliebt hatte.

Babiole lief in der Verzweiflung fort und gerieth in einen Wald, wo ſie ohnmächtig am Fuße eines Baumes niederſank. Hier ſahe ſie die Fee Fanferlüſche, die keine Gelegenheit, Böſes zu thun, aus den Händen ließ; entführte ſie in einer dunkeln Wolke, und nahm ſie mit ſich in die Höhe. Da die Prinzeſſin wieder zu ſich kam, ſahe ſie mit Erſtaunen, daß ſie den Sternen näher war als der Erde. Die Fee Fanferlüſche hatte ſich unſichtbar gemacht, und ſo lief Babiole eine zeitlang auf der Wolke ke hin und her, ohne zu wiſſen, was ſie anfangen ſollte. Ihre Angſt und ihr Schmerz erreichten bald den höchſten Gipfel. ¿Ach! rief ſie aus, iſt es möglich, daß ich den überlebe, den ich mehr als mich ſelbſt liebe? Kann die Furcht vor dem Tode noch einen Platz in meinem Herzen finden? Ach! könnte ich mich in die Flamme der Sonne ſtürzen! könnte ich in dem Regenbogen ertrinken! könnten die Pfeile des Schüzen mich tödten! Aber die Geſtirne ſind bey meinem Bitten taub, vielleicht daß die Erde mitleidiger iſt und mir eine Felſenſpitze darbietet, auf der ich meine Quaalen enden kann. ⸗ Bey dieſen Worten lief ſie bis an den Rand der Wolke, und ſtürzte ſich herab, wie ein Pfeil, den man von der Sehne ſchnellt.

Wer ſie herabſtürzen ſahe, glaubte es ſey der Mond, der vom Himmel fiele, und da es eben Neumond war, ſo erſchraken die Völker, die ihn anbeten, ſo ſehr über dieſes Meteor, daß ſie tiefe Trauer anlegten, weil ſie in der feſten Meynung ſtunden, die Sonne habe dem Monde aus Eiferſucht einen ſchlimmen Streich geſpielt.

Die Prinzeſſin erreichte ihre Abſicht nicht. Sie fiel gerade in eine Glasbouteille, in der die Feen ſonſt ihre Aquavite an die Sonne zu ſtellen pflegen; dieſe Bouteille war größer als der höchſte Thurm auf der Erde; und ſie war glücklicherweiſe leer, ſonſt wäre ſie darin erſoffen wie eine Fliege.

Sechs Rieſen, welche die Wache dabey hatten, erkannten die Prinzeſſin den Augenblick. Es waren dieſelben, die ſich ehedem an ihrem Hofe befunden und um ihre Gunſt beworben hatten. Fanferlüſche, die alles auf das ſorgfältigſte überdachte, hatte jeden von ihnen auf einem fliegenden Drachen hieher gebracht, und dieſe Drachen bewachten die Flaſche, während die Rieſen ſchliefen. Wie gerne wäre Babiole jezt wieder zur Meerkatze geworden. Sie brachte lange Zeit in ihrem Gefängniſſe zu, und nährte ſich, wie ein Chamäleon von Luft und Thau.

Kein Menſch wußte, wo ſie hingekommen war, und niemand konnte dem Prinzen, der nicht ſtarb die mindeſte Nachricht von ihr bringen. Als er wieder geſund wurde, theilte man ihm die ſchrecklichſten Vermuthungen mit. Man hatte ſie in den Wald gehen ſehen, und daher vermutheten einige, ſie möchte vielleicht von den Löwen zerriſſen worden ſeyn; andere glaubten, ſie habe ſich aus Verzweiflung das Leben genommen; noch andre,

dre, ſie habe ihren Verſtand verlohren, und laufe in der Welt umher.

Der Prinz glaubte das was ſeinen Wünſchen am meiſten ſchmeichelte. Er machte ſich alſo auf den Weg, um ſie zu ſuchen, und legte ſeinem Pferde den Zügel auf den Hals, damit es auf gut Glück gehen könnte wohin es wollte. Dieſes Pferd hieß Criquetin, und war der älteſte Sohn des Bucephalus. Es war eines der vortreflichſten Pferde, die jemals gelebt haben, und Brillador, und Rabican ſtanden ihm weit an Tugenden, Schönheit und Talenten nach.

Indem der Prinz nun ſo in die Welt hineinritt, und das Echo von dem Namen ſeiner Schönen ertönen ließ, kam er an das Ufer eines großen Fluſſes. Criquetin hatte Durſt und gieng in das Waſſer hinein, um zu ſaufen; und der Prinz rief, ſeiner löblichen Gewohnheit nach, aus Leibeskräften: ¿Babiole, reizende Babiole, wo biſt du?

Er hatte dieſe Worte kaum ausgeſprochen, als er eine Stimme hörte, deren Anmuth die Wellen des Fluſſes in eine ſanftere Bewegung ſezte. Dieſe Stimme ſchien zu ſagen: komm näher und du ſollſt hören, wo ſie iſt. Mehr brauchte es nicht, um den Prinzen in Feuer und Flammen zu ſetzen. Er gab ſeinem Pferde die Sporn, ſchwomm mitten in den Fluß hinein, und ward von einem Wirbel bis auf den Grund hinabgezogen.

Er erwartete nichts gewiſſer, als zu erſaufen; aber er kam wohlbehalten zu den guten Biroquoi, der eben die Hochzeit ſeiner Tochter mit einem der reichſten und größten Flüſſe dieſes Landes feyerte. Alle Waſſergötter waren in ſeiner Grotte verſammelt, und die Tritonen machten die ſchönſte Muſik zu dem Balle, den ſie zuſammen hielten. Criquetin verſtand Lebensart, und blieb am Eingange der Grotte ſtehen; und der Prinz, der noch beſſer zu leben wußte, als ſein Roß, machte einen tiefen Reverenz und frug an, ob es einem Sterblichen erlaubt ſey, in ſo ſchöner Geſellſchaft zu erſcheinen.

Biroquoi nahm das Wort und antwortete mit der größten Höflichkeit, daß ſie ſich insgeſammt ein Vergnügen daraus machten, ihn bey ſich zu ſehen. Ich erwarte euch ſchon ſeit einigen Tagen, fuhr er fort, ich weiß um eure Angelegenheiten und es ſollte mir eine Freude ſeyn, wenn ihr die Prinzeſſin aus der Flaſche befreyen könntet, worein ſie die rachſüchtige

Fanſerlüſche eingeſperrt hat... ¿ In eine Flaſche? rief der Prinz. Iſt es möglich? — Wie ich euch ſage, verſezte der Alte. Sie leidet erſchrecklich. Aber ich melde euch zum voraus, daß es keine ſo leichte Sache iſt, mit den Drachen und Rieſen, die ſie bewachen, fertig zu werden. Ihr müßt vor allen Dingen Euer Pferd hier laſſen, und den geflügelten Delphin beſteigen, den ich ſchon lange für euch bereit halte. — Bey dieſen Worten befahl er den Delphin zu bringen; der auch ſogleich geſattelt und gezäumt erſchien, und ſo ſchöne Courbetten machte, daß Criquetin ganz eiferſüchtig darüber wurde.

Aber der Prinz mußte nun auch bewefnet werden, und hier zeigte ſich Biroquois Freundſchaft von neuem. Er ſchenkte ihm einen glänzenden Harniſch von Karpen-Schuppen; ſtatt des Helms bekam er ein großes Schneckenhaus, welches ein breiter Stockfiſchſchwanz beſchattete. Statt des Gürtel wand ihm eine von den Najaden einen Aal um den Leib und an dieſem hieng ein fürchterlicher Degen, der aus einer langen Fiſchgräte gemacht war. Die Schaale einer Schildkröte diente ihm ſtatt des Schildes, und in dieſem Aufzuge hielten ihn die ſämmtlichen Bewohner des Waſſerreichs, bis auf die kleinſten Gründlinge für einen Gott, der aus dem

Olymp gekommen wäre, um dem Neptun einen Beſuch abzuſtatten.

Die Hoffnung ſeine geliebte Babiole wiederzufinden, beſeelte den Prinzen ſo ſehr, daß er kaum die Zeit erwarten konnte, ſeinem Abentheuer entgegen zu gehen. Er ſetzte ſich alſo nicht mit zur Tafel, ſo ſehr man ihn auch nöthigte, ſondern nahm Abſchied von der Geſellſchaft und von ſeinem Roße, beſtieg den fliegenden Delphin und ſeegelte ab.

Als es gegen Abend kam, war der Prinz ſchon ſo hoch geſtiegen, daß er ohne Mühe in dem Königreich des Mondes landen konnte, wo er einige Zeit auszuruhen beſchloß. Die Seltenheiten, die er hier erblickte, reizten ihn nicht, ſich länger als bis den andern Morgen aufzuhalten, denn der Gedanke an ſeine geliebte Babiole, ließ keinen andern Betrachtungen Raum.

Bey Anbruche des Tages reiſte er alſo wieder aus dem Monde ab, und es währte gar nicht lange, ſo entdeckte er die Flaſche, in der die Prinzeſſin nun ſchon einige Monate gefangen geſeſſen hatte. Sie war noch immer von den Rieſen und Drachen umringt, und Fanſerlüſche war ſo vollkommen überzeugt, daß niemand dieſer fürchterlichen Wache etwas anhaben könne, daß ſie ſich ganz auf ſie verließ, und indeß in einer andern Weltgegend ihren Hang zu Unthaten befriedigte.

Die unglückliche Prinzeſſin ſah traurig gen Himmel, als ſie von ungefähr den fliegenden Delphin und den Ritter erblickte, der zu ihrer Befreyung herbeyeilte. Wer es war, wußte ſie freylich nicht, auch nicht warum er kam; ſondern ſie glaubte, eine feindſeelige Fee, habe ihn in die Lüfte gebannt, und werde ihn auch vielleicht am Ende in einer Flaſche ſchmachten laſſen.

Während ihn die Prinzeſſin mitleidsvoll betrachtete, ſahen auch die Rieſen in die Höhe und glaubten, es ſey ein fliegender Papierdrache. Einer rief den andern zu: ſieh doch ob du den Faden erwiſchen kannſt; da könnten wir uns eine Luſt machen. Aber indem ſie ſich bückten, ſtürzte der Prinz auf ſie los und hieb auf ſie ein und zerſtreute ſie, wie ein Spiel Karten, die man in den Wind wirft. Bey dem Getöſe, das dieſe Niederlage verurſachte, ſah ſich die Prinzeſſin um, und, was ſie ſich nicht hätte träumen laſſen, erkannte ihren geliebten Prinzen. Welche Freude, ihn am Leben zu wiſſen! Aber auch welche Angſt, ihn in dem gefährlichſten Streite mit dieſen Coloſſen und den fürchterlichen Drachen zu ſehen die einer um den andern auf ihn losfuhren!

Die bezauberte Fiſchgräte, mit der Biroquoi den Prinzen bewafnet hatte, that indeß keinen Streich umſonſt, und der leichte Delphin, der ſich immer zu rechter Zeit erhob und ſenkte, that ihm ſo gute Dienſte, daß in kurzer Zeit die Erde mit den Leichnamen der erſchlagenen Rieſen und Drachen bedeckt war.

Aber noch ſahe der Prinz ſeine Schöne nur durch das Glas der Flaſche und er brannte vor Begierde, ihr etwas näher zu ſeyn. Er würde auch ganz die Flaſche in Stücken zerſchlagen haben, wenn er nicht hätte fürchten müſſen Babiolen durch die Glas-Scherben zu verwunden; es blieb ihm alſo nichts übrig, als durch den Hals hineinzuſteigen. Hier warf er ſich zu Babiolens Füßen und küßte ihr ehrfurchtsvoll die Hand. Prinz, hub ſie an, ich muß Sie um mein ſelbſt willen vor allen Dingen mit der Quelle bekannt machen, aus welcher die zärtliche Theilnahme fließt die ich für ihre Erhaltung bezeigt habe. Wiſſen Sie alſo, daß ich die Tochter ihrer Tante bin; und daß Sie hier die nemliche Babiole vor ſich ſehen, die Sie unter der Geſtalt einer Meerkatze am Ufer des Meeres bekamen;

kamen; die nemliche, welche die Schwachheit hatte, Ihnen ihre Liebe zu geſtehen, und die Sie damals ſo verächtlich und lächerlich fanden. — ¿Wie? rief der Prinz, darf ich dieſes wundervolle Abentheuer glauben? Sie wären unter der Geſtalt einer Meerkatze verborgen geweſen? Sie hätten mich geliebt und mein Herz wäre fähig geweſen das koſtbarſte Gut zu verſchmähen? — Entſchuldigen Sie ſich nur nicht ſo ſehr, antwortete die Prinzeſſin lächelnd. Ich würde jezt eine ſehr üble Meinung von ihrem Geſchmacke haben, wenn Sie damals einige Neigung für mich hätten faſſen können. Aber jezt, mein Prinz, laſſen Sie uns auf die Flucht bedacht ſeyn. Ich bin des Aufenthalts in dieſer Flaſche herzlich müde; und ich fürchte meine Feindin. Laſſen Sie uns zu meiner Mutter reiſen und ſie mit der Erzählung ſo vieler auſſerordentlichen Begebenheiten erfreuen. — Von Herzen gern, antwortete der verliebte Prinz, nahm ſie in ſeine Arme und ſezte ſie auf den geflügelten Delphin, der ſich ſogleich ſanft in die Lüfte erhob, und ſeinen Flug nach der Hauptſtadt zu nahm.

Die arme Königin hatte ſeit der Flucht ihrer Tochter keinen ruhigen Augenblick gehabt. Sie konnte ſich nicht enthalten, ohn' Unterlaß an ſie zu denken, und ſich der zärtlichen Aus drücke zu erinnern, die ſie ihr geſagt hatte. Sie hätte die Hälfte ihres Königreichs darum gegeben, wenn ſie nur die allerliebſte Meerkatze wieder gehabt hätte.

Sobald der Prinz angekommen war, verkleidete er ſich in einen alten Mann und ließ bey der Königin um eine geheime Audienz anſuchen. Er erhielt ſie ohne Schwierigkeiten. Er entdeckte der Königin, daß er ſich ſeit ſeiner zarten Jugend mit der Negromantie beſchäftigt hätte. Sie können ſelbſt urtheilen, fuhr er fort, ob ich etwas davon verſtehe, wenn ich Ihnen ſage, daß mir der Haß der Fee Fanferlüſche gegen Sie, und die ſchrecklichen Folgen dieſes Haſſes vollkommen bekannt ſind. Aber, trocknen ſie ihre Thränen. Babiole, die Sie in einer ſo häßlichen Geſtalt geſehen haben, iſt gegenwärtig die ſchönſte Prinzeſſin von der Welt. Sie werden Sie nächſtens wiederſehen, ſobald Sie ihrer Schweſter den Krieg verzeihen, den Sie ſeit kurzem mit Ihnen angefangen hat, und ſobald Sie erlauben, daß Ihr Neffe Babiolen heyrathen darf. — Ich kann mir nicht mit den Hoffnungen ſchmeicheln, die Ihr mir da macht, guter Alter, antwortete die Königin weinend. Da ich meinen Gemahl und meine Tochter verlohren habe, ſo behauptet meine Schweſter, Anſprüche auf mein

Reich zu haben. Ihr Sohn iſt eben ſo ungerecht als ſeine Mutter; ſie verfolgen mich, und ich werde mich nie entſchlieſſen, eine Verbindung mit ihnen einzugehen. — Das Schickſahl will es anders, verſezte der Greis; und ich bin erkohren, Ihnen dieſe Nachricht zu bringen. — ¿Und was würde es mir helfen, erwiederte die Königin, wenn ich auch in dieſe Ehe willigte? Würde ſich die boshafte Fee nicht auch dieſem Plane widerſetzen? — Beruhigen Sie ſich hierüber, gnädigſte Königin, antwortete der Greis. Verſprechen Sie mir nur, ſich der Vermählung nicht zu widerſetzen, welche man wünſcht. — Wohlan, ſagte die Königin, ich verſpreche alles, wenn ich nur meine geliebte Tochter wiederſehe.

Der Prinz eilte nun zu ſeiner Geliebten, die ihn ſehnlichſt erwartete. Sie wußte nicht, was ſie zu ſeiner Verkleidung ſagen ſollte, und dieß nöthigte ihn, ihr die Misverſtändniſſe zu entdecken, die ſeit einiger Zeit unter den beyden Schweſtern obgewaltet hatten. Indeß habe er ſeine Tante dennoch zur Einwilligung in ihre Heyrath bewegt. Die Prinzeſſin war voller Freuden und begab ſich ſogleich nach dem Palaſte ihrer Mutter. Wer ſie vorbey gehen ſahe, fand, daß ſie der Königin ganz auſſerordentlich gleich, und jedermann eilte ihr nach, um zu erfahren, wer ſie wäre.

Der Königin ſagte ihr Herz, daß man ſie nicht betröge. Die Prinzeſſin warf ſich zu ihren Füſſen und ihre Mutter umarmte ſie mit der gröſten Zärtlichkeit. Lange konnten ſie keine Worte finden, um ihre Empfindungen auszudrücken. Ihr Stillſchweigen und ihre Thränen ſagten mehr als Worte. Endlich warf die Königin einen Blick auf ihren Neffen, empfing ihn mit der größten Höflichkeit, und wiederhohlte ihm die Verſprechungen, die ſie dem Negromanten gegeben hatte. Ihre Unterhaltung ward durch ein Geräuſch unterbrochen, das ſich auf dem Hofe hören ließ. Man ſahe zum Fenſter hinaus, und ſiehe, die Schweſter der Königin war angekommen, und damit nichts zur vollſtändigen Freude fehlte, der gute alte Biroquoi und der treffliche Criquetin hatten ſie begleitet. Alles lief ihnen entgegen; man umarmte ſich; man weinte, man lachte; man hörte die zärtlichſten Freundſchaftsverſicherungen von allen Seiten. Die Vermählung des Prinzen und der Prinzeſſin wurde auf der Stelle vollzogen, der neidiſchen Fanferlüſche zum Trotze, die die allgemeine Freude mit Ingrimm ſahe, aber ſie nicht mehr zu ſtören im Stande war.

IV.

Don Fernando von Toledo.

Eine ſpaniſche Novelle.

Der Graf von Fuentes hatte den größten Theil ſeines Lebens in Madrid zugebracht. Seine Frau war das langweiligſte und unerträglichſte Geſchöpf von der Welt; ſie quälte ihren Mann aus Eiferſucht, und ihre Töchter aus Neid. Sie hatte deren zwey; die älteſte hieß Leonore, war blond von Haaren, weiß von Farbe, und ſehr intereſſant; ihre Taille war ſchlank und edel; alle ihre Züge waren regelmäßig; ihr Charakter war ſanft, und ſie zeigte in allem eine ſo reife Beurtheilungskraft, daß ſie allgemein geliebt und geſchätzt ward. Die jüngſte, Donna Matilda, war brunett, ihr ſchwarzes glänzendes Haar fiel lang auf ihren Rücken hinab, ihr Teint war lebhaft, ihre Augen feurig. Die Anmuth ihres Geiſtes, ihr Witz und ihre Fröhlichkeit machten ſie bey jedermann beliebt. Außerdem hatte der Graf von Fuentes noch einen Neffen bey ſich, der ſich durch ſeinen Verſtand und ſeine Beſcheidenheit in ſolchen Credit geſezt hatte, daß man ihn allenthalben mit Vergnügen ſah.

In der Nachbarſchaft wohnten zwey junge Herren, weitläuftige Anverwandten dieſer Familie und ſehr gute Freunde des Don Franciſco, ſo hieß der Neffe. Der eine nannte ſich Don Jamo de Caſareal, und der andre, Don Fernando de Toledo. Da ſie ihren Freund oft beſuchten, ſo bekamen ſie bisweilen ſeine Couſinen zu ſehn. Sie ſehn und ſie lieben war eins. Auch würden jene ihren Verdienſten Gerechtigkeit wiederfahren laſſen haben, wenn ihre Mutter nicht ihre keimenden Empfindungen bemerkt, und ihnen unter den heiligſten Schwüren gedroht hätte, ſie in ein Kloſter zu ſtecken, wenn ſie weiter an Don Jamo und Don Fernando dächten, oder mit ihnen ſprächen. Dieſe Drohung wurde durch zwey Duennas unterſtüzt, die ſie mit Argus-Augen bewachten; aber dieſe Hinderniſſe dienten nur dazu, die Liebe der beyden Freunde, die die Gräſin entfernen wollte, noch mehr zu entflammen.

Aber dieſe entdeckte gar bald, daß ihr Neffe ſeinen Freunden häufige Gelegenheit verſchaffe, ſeine Couſinen bald auf dem Balkon, bald durch die Jalouſien, bald in dem Garten zu ſehn, und daß dieſe ſich kein Bedenken machten, die unſchuldigen Galanterien ihrer Liebhaber anzunehmen. Die Gräfin beſchloß, dieſen Liebeshandel auf die kürzeſte Weiſe abzubrechen. Eines Tags, als ihr Gemahl nach dem Eſcurial zu Hofe gefahren war, ſtieg ſie mit ihren Töchtern in einen Wagen, der rund um wie ein Sarg verſchloſſen war. Sie nahm den Weg nach Cadiz, in welcher Gegend der Graf von Fuentes ein ſchönes Landgut beſaß.

Sie hatte einen Brief an ihren Gemahl zurückgelaſſen, in welchem ſie ihn bat, bald nachzukommen und ſeinen Neffen mitzubringen; aber der Graf von Fuentes, der wunderlichen Einfälle ſeiner Gemahlin längſt überdrüßig, eilte nicht ſonderlich, ihren Willen zu befolgen; ſondern dankte dem Himmel für die guten Tage, die er ihm durch dieſe Entfernung verſchaffe und beklagte ſeine Töchter, daß ſie ohn Unterlaß den unglücklichen Launen ihrer Mutter ausgeſezt waren.

Don Jamo und Don Fernando erfuhren ſogleich durch Don Franceſco die Abreiſe ihrer

Gebieterinnen, und dieſe Nachricht erfüllte ſie mit dem bitterſten Verdruße. Sie ſannen auf alle nur mögliche Mittel, ſie nach Madrid zurückzurufen; aber Don Franceſco verſicherte ihnen, daß alles was ſie in dieſer Abſicht unternehmen würden, keine andern Folgen haben könne, als ſeine Couſinen auf ewig von Madrid zu entfernen, und ſo beſchloſſen ſie alſo, ſich nach Cadiz zu begeben, um dort vielleicht beßre Gelegenheit zu haben, ihre Geliebten zu ſehn und zu ſprechen.

Sie baten ihren Freund ſo inſtändig, ſie dahin zu begleiten, daß er nicht im Stande war, ihnen dieſe Gefälligkeit abzuſchlagen. Außerdem war es auch dem Grafen ſehr angenehm, daß ſein Neffe der Gräfin Geſellſchaft leiſten wollte, da er ſelbſt keine Luſt hatte, den Hof um ihrentwillen zu verlaſſen; und auch die Gräfin ſah ſeine Ankunft gern. Es vergieng eine ziemliche Zeit ehe ſie erfuhr, daß Don Fernando und Don Jamo in der Nähe waren, die ihre Gebieterinnen zuweilen des Abends an einem Fenſter unterhielten, das auf ein einſames Gäschen gieng. Hier führten ſie bittre Klagen über ihr Schickſal, hier ſchwuren ſie ſich ewige Treue und tröſteten ſich mit Hoffnungen und Entwürfen, die ihren Geſinnungen ſchmeichelten. Dieſe zärtlichen

Unterhaltungen waren ihr einziger Troſt in ihrem einförmigen Leben; aber ſie genoſſen ihn nicht lange. Die Duennen, die ihnen zur Aufſicht gegeben waren, verſtanden ihre Pflicht allzugut, um ſich lange von ihnen hintergehn zu laſſen. Man überraſchte ſie am Fenſter; und alle Bitten und Verſprechungen ihrer jungen Liebhaber waren nicht vermögend, dieſe ſtrengen Tugendwächterinnen zum Stillſchweigen zu bewegen.

Die Gräſin erfuhr ſogleich alles, was ſie ſelbſt wußten. Sie ſtund wüthend auf, ließ anſpannen, und fuhr noch vor Tages Anbruche mit ihren Töchtern davon, die, wie man leicht denken kann, eben nicht die angenehmſte Reiſe hatten. Sie fuhren beynahe den ganzen Tag, und gegen Abend gelangten ſie an ein Schloß des Grafen, das beynahe von allen Seiten unzugänglich war.

Die beyden Liebhaber geriethen über dieſe unvermuthete Abreiſe in eine neue Verlegenheit. Sie beſchworen ihren Freund, ſie in ihrer Noth nicht zu verlaſſen, und als dieſer einer Tante nach Las Penas, ſo hieß das Schloß, nachfolgte, gaben ſie ihm Briefe und eine Menge kleine Geſchenke für ſeine Couſinen mit; und kaum war er von Las Penas nach

Cadiz zurückgekommen, als ſie ihm anlagen, wieder hin zu reiſen, und wo möglich ſie mit zu nehmen. Dieß war ein wenig allzugefährlich. Er erfüllte alſo die eine Hälfte ihrer Forderungen und ſchlug ihnen die andre ab.

Als Don Franceſco einige Tage bey ſeiner Tante und ſeinen beyden Couſinen zugebracht hatte, ſagte ihm die Gräfin, ſie hätte erfahren, daß ſich ein Abgeſandter des Kayſers von Marokko in Cadiz aufhielte, und daß ſie große Luſt hätte, nach Cadiz zurückzukehren um ihn zu ſehn und ſeine Bekanntſchaft zu machen. Don Franzeſco ſuchte dieſe Aeuſſerung augenblicklich zum Beſten ſeiner Freunde zu benutzen. Er antwortete ihr, daß er das Glück hätte, die beyden Söhne des Geſandten genau zu kennen, daß er nicht leicht artigere und geiſtreichere Leute gefunden hätte, und daß er ſich anheiſchig machte, ſie zu ihr zu bringen, wenn ſie ihm verſprechen wollte, die Fremden mit allen den Ceremonien zu empfangen, welche unter ihrer Nation gewöhnlich wären. Sie ſuchten die Bekanntſchaft aller Leute von hohen Stande, ſetzte er hinzu, und ich bin überzeugt, daß ſie ſich glücklich ſchätzen würden, einer Frau von Ihrem Range den Hof zu machen. Nun war unter allen Schwachheiten der guten Gräfin der Ahnenſtolz die allerheflerheftigſte; ihr Stammbaum und ihr Wappen waren in allen Ecken des Hauſes angebracht. Sie ergriff alſo den Vorſchlag ihres Neffen mit beyden Händen, und rechnete ſchon im Voraus auf das Aufſehn, das dieſe Begebenheit in ihrer Provinz machen würde.

Don Jamo und ſein Couſin waren ihrem Freunde entgegengegangen, um deſto früher etwas von ihren Gebieterinnen zu hören, deren Anblick ihnen auf eine ſo ſtrenge Weiſe verſagt war. Nachdem ſie ihre Briefe geleſen und Don Franceſco für ſeine Gefälligkeit gedankt hatten, ſagte ihnen dieſer, daß ſeine Tante ein außerordentliches Verlangen bezeigte die Söhne des marokkaniſchen Geſandten zu ſehn, und daß er dieſen Einfall für ſie zu nutzen geſucht hätte. Meine Couſinen wiſſen nichts von meinem Plan, ſezte er hinzu, und es ſteht alſo in eurer Gewalt, ſie auf die angenehmſte Art von der Welt zu überraſchen.

Die beyden Verliebten waren über die Erfindung ihres Freundes entzückt. Sie dankten ihm mit einer Lebhaftigkeit und einem Feuer, das ihnen die baldige Erreichung ihrer ſüßeſten Hoffnungen einflößte, und verlohren keinen Augenblick, ſich einen Anzug nach marokkaniſchem Schnitt machen zu laſſen, und alles anzuſchafzuſchaffen, was zu ihrer Role nöthig war. Sie verſtellten ihre Geſichtsfarbe, vermittelſt eines gewiſſen Oels, das ihren Teint braun färbte; und da alles zur Reiſe fertig war, ſchickte Don Franceſco einen von ſeinen Leuten an ſeine Tante ab, um ihr den Tag der Ankunft ihrer erlauchten Gäſte beſtimmen zu laſſen. Nun wurde alles im ganzen Hauſe in Bewegung geſezt. Die Gräfin ordnete ſelbſt alles an, um die Fremden auf das prächtigſte zu empfangen, und vorzüglich ſchärfte ſie ihren Töchtern ein, dieſen edlen Mauren mit Höflichkeit zuvorzukommen. Als eine gute catholiſche Chriſtin hielt ſie es für unmöglich, daß eine Spanierin einen Menſchen lieben könnte, der nicht getauft wäre; und ſo trug ſie kein Bedenken, ihre Töchter vor den beyden Afrikanern erſcheinen zu laſſen.

Dieſe langten gegen Abend an. Das ganze Schloß war mit unzähligen Kerzen erleuchtet; die Gräfin kam ihnen bis an die Treppe entgegen, und die Fremden machten ſo wunderliche Reverenze, indem ſie ihre Arme ohn' Unterlaß aufhoben und fallen ließen, daß Don Franceſco im Begriff war vor Lachen zu erſticken. Die Gräfin machte ihnen ihrer Seits die höflichſten Complimente; aber ſie konnte ſich doch nicht enthalten, ſo oft ſie Allah ſagten, ſich ganz unvermerkt zu bekreuzen. Mit dem gröſten Danke nahm ſie indeß die Stoffe, Fächer, und andre Koſtbarkeiten an, die ſie ihr zum Geſchenke brachten, indem ſie ihr verſicherten, daß alle dieſe Sachen in ihrem Lande höchſt gemein wären; denn unſre jungen Herren ſprachen ſpaniſch, wiewohl ſo gebrochen, daß man Mühe hatte, ſie zu verſtehen.

Die gute Gräfin war ganz auſſer ſich über alle die Ehre, die man ihr bezeigte: und ſie bemerkte nicht, daß ihre Gäſte die Augen beſtändig auf ihre Töchter gerichtet hatten; denn ſo ſehr ſie auch auf ihrer Hut waren, ſo vergaßen ſie ſich doch nur allzuoft. Donna Leonore fühlte eine geheime Unruhe, deren Urſach ſie nicht errathen konnte, und die gleichwohl ihrem Herzen nicht unangenehm war. Sie erkannte zwar die Augen des Don Fernando und glaubte die Züge des Don Jamo vor ſich zu ſehen, ¿aber wer hätte ſie unter dieſem braunen Teint und in dieſen ſonderbaren Kleidern geſucht?

Die Gräfin führte ſie in einen großen Saal, der mit Gemälden verziert war. Eines unter andern ſtellte die Liebesgötter vor, die ſich mit mancherley Spielen beluſtigten, und von denen der kleinſte ſein Geſicht mit einer Larve bedeckte, um die andern in Furcht zu jagen. Don Fernando liebte die Erfindung des Mahlers und die gute Ausführung; indeß er ſich aber bey dem Gemälde aufhielt, und Don Franceſco ſeine Tante auf eine andre Weiſe zu beſchäftigen ſuchte, ſchrieb jener mit einem Bleyſtifte folgende Worte unter den entlarvten Amor.

Dir, Schönſte, allein
Dir zu gefallen,
wünſch' ich vor allen
verkannt zu ſeyn.

Als Leonore dieſe Züge erblickte, empfand ſie die lebhafteſte Freude, denn ſie ſahe nun wohl, daß ſie ſich nicht geirrt hatte. Fernando bemerkte die heftige Bewegung ihres Herzens, und die gute Vorbedeutung, die er daraus nahm, machte ihn noch muntrer und geiſtreicher, als er bisher geweſen war. Leonore zog ihre Schweſter bey Seite, und ſagte ihr heimlich: ¿ach! liebe Matilde, iſt dir nicht auch bange, daß Don Fernando und ſein Couſin erkannt werden möchten? ¿Wie ſo? — Ich verſtehe dich nicht, antwortete Matilde. ¿Was willſt du denn? — ¿Du haſt alſo nichts gemerkt? erwiederte Leonore. Deine Augen ſind in keinem guten Verſtändniſſe mit deinem Herzen! Armes Mädchen! ¿Du weißt alſo nicht, daß der Maure, der dir nicht von der Seite kömmt, niemand anders als Don Jamo, ſo wie der andre, der mit mir ſpricht, Don Fernando iſt! — ¿Iſt das in aller Welt möglich? rief Matilde. ¿Sagſt du mir auch die Wahrheit? Aber ſeine Aufmerkſamkeit, und die Ahndung meines Herzens läßt mir keinen Zweifel übrig.

Als ſie zur Geſellſchaft zurückkehrten, ſchlug die Gräfin vor, in den Garten zu gehen, wo ſie eine Illumination veranſtaltet hatte, die man in der Tiefe eines entfernten Hölzchens erblickte, und die eine vortreſliche Wirkung that. Die ganze Geſellſchaft gieng eine lange Allee hinab, die von beyden Seiten mit Canälen eingefaßt war. Jaſmin und Geisblatt ſchlungen ſich durch die Orangenbäume, und bildeten am Ende der Allee eine große und ſchattigte Laube, die an mehrern Seiten durchbrochen war. Hier tönten die Lieder zärtlicher Nachtigallen und miſchten ſich mit dem Plätſchern einer Fontaine, die ſich in der Mitte erhob. Hier iſt der Wohnſitz des Vergnügens, riefen ſie einſtimmig aus. Man ſezte ſich nieder; man reichte Erfriſchungen, und da die Gräfin nichts mehr wünſchte, als ihre Gäſte nach Möglichkeit zu unterhalten, und ſonderlich mit Mährchen die damals ſehr Mode waren, ſo befahl ſie der Donna Leonore ein Mährchen zu erzählen, das ſie vor kurzem gelernt hatte. Dieſe wagte nicht ſich zu weigern; und hub alſo ſogleich folgendermaaſen an.

* * *

1.

Der gelbe Zwerg.

Es war einmal eine Königin, der von mehrern Kindern nur noch eine Tochter übrig geblieben war. Dieſe einzige Tochter war indeß mehr werth als andre hundert; aber da ihre Mutter Wittbe war, und auf der Welt nichts lieber hatte als ihre kleine Prinzeſſin, ſo ließ ſie ihr alle mögliche Fehler hingehen; ſo daß dieſe, mit aller ihrer Schönheit, Geburt und Reizen durch ihren Stolz und ihre Eitelkeit das unerträglichſte Geſchöpf von der Welt ward.

Ihre Mutter trug nun nicht wenig dazu bey, ihren Uebermuth zu vermehren. Sie ſagte ihr täglich vor, daß ſich nichts in der Welt mit ihr vergleichen laſſe, und daß ihr nichts gut genug ſeyn könne; ſie ließ ſie faſt immer als Minerva oder Diana kleiden, und ihre Hofdamen ſtellten dann die Nymphen vor; und damit endlich gar nichts fehlte, um ſie ganz zur Närrin zu machen, gab ſie ihr den Nahmen Wunderſchönchen. Sie ließ ſie hierauf von den geſchickteſten Mahlern conterfeyen, und ſchickte ihr Bildniß an einige Könige, mit denen ſie in genauen Verbindungen ſtand. Keiner ſahe dieß Porträt, ohne die Macht der Liebe zu fühlen; einige wurden krank; andere verlohren den Verſtand; und die, welche noch am beſten davon kamen, eilten an den Hof der Königin, ſahen ihre Tochter, und wurden Sclaven ihrer Reize.

Kein Hof war dieſem zu vergleichen. Zwanzig Könige beeiferten ſich wechſelſeitig Wunderſchönchen zu gefallen; aber wenn ſie drey oder vierhundert Millionen auf eine Fete, ihr zu Ehren, verwendet hatten, mußten ſie ſich für hinreichend belohnt halten, wenn es hieß: das iſt ganz artig. Dieſe Huldigungen entzückten die Königin; es vergieng kein Tag, an welchem nicht einige tauſend Sonnetten, Madrigale und Elegien an ihrem Hofe erſchienen, die hierher aus der ganzen Welt zuſammenſtrömten; denn der einzige Gegenſtand aller ſchönen Geiſter der damaligen Zeit waren Wunderſchönchens Verdienſte und Vollkommenheiten. Alle Freudenfeuer an ihrem Hofe wurden mit dieſen Verſen gemacht; die ſchöner brannten als irgend eine brennbare Materie in der Welt.

Die Prinzeſſin war nun funfzehn Jahr alt, aber niemand wagte es auf die Ehre Anſpruch zu machen, ihr Gemahl zu werden; und doch war niemand, der es nicht wünſchte. ¿Aber wie war es möglich, ihr Herz zu rühren? Ihre Liebhaber murrten zwar ſehr gegen ihre Grauſamkeit; und die Königin, der ſelbſt daran gelegen war, ſie zu verheyrathen, wußte nicht, wie ſie es anfangen ſollte, um ſie zu einem Entſchluſſe zu bewegen. — ¿Willſt du dich denn gar nicht entſchließen, ſagte ſie bisweilen, etwas von deinem unmäſigen Stolze nachzulaſſen? ich wünſchte, daß du einen von den Königen, die dir den Hof mit ſo vielem Eifer machen, den Vorzug gäbeſt. Aber du haſt nicht die mindeſte Gefälligkeit für mich. — Ich bin ſo glücklich, antwortete ihr dann Wunderſchönchen; erlauben Sie mir doch in dieſer ruhigen Gleichgültigkeit zu bleiben, die ich ſo ungern verliehren würde. Vielleicht würde es Ihnen ſelbſt unangenehm ſeyn, wenn ich ſie verlöhre. — Allerdings, erwiederte die Königin, wenn du dich in jemand, der unter deinem Stande wäre, verliebteſt; aber ſiehe ſelbſt deine Freyer an, und ſprich, ¿ob du je hoffen kannſt, vornehmere, edlere und ſchönere Liebhaber zu bekommen?

Alle dieſe Vorſtellungen waren fruchtlos bey Wunderſchönchen. Sie war nun einmal ſo innig von ihrem außerordentlichen Werthe überzeugt, daß es, ihren Gedanken nach, unmöglich war, an denſelben empor zu reichen. Ihre Mutter fieng nun an einzuſehn, daß ſie zuviel Gefälligkeit für ſie gehabt hätte; aber dieſe Einſicht kam ihr zu ſpät; und da ſie ſah, daß ſie durch eigne Kräfte nichts bey ihr ausrichten konnte, kam ſie auf den Einfall, fremde Hülfe anzuſprechen.

Sie begab ſich in dieſer Abſicht zu einer Fee, die man die Fee der Einöde nannte. Sie war rund um von Löwen bewacht, und alſo nicht ſehr zugänglich; aber die Königin wußte, daß man dieſen Löwen nur Kuchen von Hirſenmehl, mit Zuckerkant und Crocodil-Eyern vermiſcht, vorzuwerfen brauche, um ſie zu beſänftigen. Solche Kuchen buk ſie alſo mit eignen Händen, und that ſie in einen Korb, den ſie am Arme trug. Hierauf machte ſie ſich ganz allein auf den Weg, und da ſie vom Gehen müde war, denn ſie war das Gehen freylich nicht gewohnt, ſezte ſie ſich unter einen Baum nieder, um auszuruhn. Allmählig ſchlief ſie ein, und als ſie wieder aufwachte, fand ſie zwar ihren Korb wieder, aber die Kuchen waren alle fort; und zum groſſen Unglücke hörte ſie von allen

Seiten Löwen herbey kommen, die den Kuchen gerochen hatten, und ihm aus Leibeskräften entgegenbrüllten.

¡Ach! ich Unglückliche, rief ſie aus, was ſoll aus mir werden! Mein Kuchen iſt fort, die Löwen kommen heran, und werden mich auffreſſen. Sie weinte, und da ſie nicht ſo viel Kräfte hatte, einen einzigen Schritt zu ihrer Rettung zu thun, ſo hielt ſie ſich feſt an den Baum, unter welchem ſie geſchlafen hatte. Zu gleicher Zeit hörte ſie ein Geräuſch über ſich, und da ſie hinauf ſah; erblickte ſie auf dem Baume ein kleines Männchen, das nicht größer war als eine Elle und ſüße Orangen ſchmauſte. Ich kenne Euch gar gut, Königin, hub er an. Ich ſehe wohl, es iſt Euch bange vor den Löwen: und es iſt auch kein Spaß, denn ſie haben ſchon manchen andern den Garaus gemacht. Was das größte Unglück iſt, ſo habt ihr keinen Hirſenkuchen mehr. — Ach! ich muß alſo ſterben, ſchrie die Königin. Der Tod würde mir minder ſchwer werden, wenn ich meine Tochter nur verheyrathet wüßte. — ¿Wie? rief der gelbe Zwerg — denn ſo nannte man die kleine Figur wegen ſeiner Farbe und weil er auf einem Orangenbaume wohnte — ihr habt alſo eine Tochter? Das iſt ja ganz allerliebſt! Ich ſuche ſchon, vor weiß wie lange, eine Frau zu Waſſer und zu Lande; und da wäre eure Tochter nun gerade eine Partie für mich. Seht zu, ob ihr mir ſie verſprechen könnt; und ich verſpreche euch meiner Seits, daß die Löwen euch kein Haar krümmen ſollen. Die Königin ſahe ihn bey dieſen Worten noch einmal an, und ſeine kleine häßliche Geſtalt kam ihr beynahe eben ſo fürchterlich vor, als das Brüllen der Löwen. Sie ſann und ſann, und antwortete nicht. — Nun in aller Welt, rief der Zwerg, ihr bedenkt euch noch? Es muß euch warlich wenig an dem Leben gelegen ſeyn? — In dieſem Augenblicke erſchienen die Löwen auf der Höhe eines nahen Hügels; jeder mit zwey Köpfen und Schwänzen, acht Füßen, doppelten Reihen Zähnen; ihre Haut war ſo hart, wie Horn, und ſo roth, wie Saſſian. Bey dieſem Anblicke fieng die arme Königin an, am ganzen Leibe zu zittern, wie eine Taube wenn ſie den Geyer ſieht, und ſchrie aus Leibeskräften: Ach! Herr Zwerg, Wunderſchönchen ſoll Ihre Frau ſeyn... O! nein, erwiederte er, mit einem verachtenden Tone, Wunderſchönchen iſt gar zu ſchön für mich. Ihr könnt ſie behalten; ich will ſie nun nicht. — Ach! liebſter Herr Zwerg, fuhr die Königin fort, erzeigen Sie mir doch die Gnade, und ſchlagen Sie ſie nicht aus; ſie iſt in der That die liebenswürdigſte Prinzeſſin von der Welt. — Nun gut, verſezte er. Aus Mitleiden für euch will ich ſie nur annehmen. Aber vergeßt nicht, was ihr mir verſprochen habt. — In dem Augenblicke öfnete ſich der Orangenbaum, auf dem er ſaß; die Königin ſprang hinein; er ſchloß ſich wieder zu, und die Löwen bekamen nichts.

Die Angſt der Königin war ſo groß, daß ſie nicht gleich geſehn hatte, daß eine Thür in dem Orangenbaume war. Endlich ward ſie ſie gewahr und machte ſie auf. Dieſe Thür führte auf ein Feld, auf welchem Dornen und Diſteln ſtanden. Rund um zog ſich ein ſumpfiger Graben und ein wenig weiter ſtund ein kleines Häuschen, mit einem Strohdache. Der Zwerg trat aus dieſem Häuschen hervor. Er hatte Holzſchuhe an, eine Jacke von gelben groben Tuche, feine Haare, große Ohren, mit Einem Worte ſo häßlich wie — ein Zwerg.

Er ſchien ſehr guter Laune zu ſeyn. Ich freue mich, meine liebe Schwiegermutter, hub er an, daß ihr das kleine Schloß zu ſehen bekommt, in dem Wunderſchönchen mit mir leben ſoll. Sie kann ſich einen Eſel halten, auf dem ſie ſpazieren reiten kann, und ihn mit den Diſteln hier füttern. Ich ſtehe ihr dafür, daß ſie unter dieſem ländlichen Dache die Rauhheit der Jahrszeiten nicht fühlen

len ſoll. Ihre Nahrung werden die fetten Fröſche dieſes Grabens ſeyn, deſſen Waſſer vortreflich iſt, und ihr wohl bekommen wird. Außerdem wird ſie das Vergnügen genießen, mich Tag und Nacht um ſich zu haben; meine Reize und mein guter Humor werden ſie aufgeräumt machen, und ich verſichre euch, daß ihr Schatten ſie nicht getreuer begleiten ſoll, als ich.

Die unglückliche Königin ſah nun auf einmal das ſchreckliche Schickſal, das ſie ihrer Tochter bereitet hatte. Sie ſank ohnmächtig nieder, ohne die Kraft zu haben, ihrem künftigen Schwiegerſohne nur eine Sylbe zu antworten. Während ſie ſich in dieſem Zuſtande befand, ward ſie ganz ſauber wieder zurück in ihr Bett gebracht, in einem ſchönen Nachthabit und einer zierlichen Nachthaube. Als ſie erwachte, und ſich deſſen, was vorgegangen war, erinnerte, glaubte ſie kein Wort mehr davon, ſondern meinte, die ganze Geſchichte mit der Einöde, den Löwen und dem gelben Zwerge ſey ein purer Traum geweſen. Gleichwohl gehörte die Haube, die ſie aufhatte, und das Band, mit dem ſie feſtgebunden war, nicht ihr zu; und dieß ſezte ſie in eine Verwunderung, die ſich bald in eine heftige Unruhe verwandelte, und am Ende in eine Schwermuth übergieng, die ihr alle Luſt zum Eſſen und Trinken benahm.

Die Prinzeſſin, die, ihre übrigen Fehler abgerechnet, ein ſehr gutes Kind wär, und ihre Mutter von ganzem Herzen liebte, und nicht wußte, was ſie von dieſem auſſerordentlichen Zuſtande denken ſollte, beſchwor ſie zu wiederholtenmalen, ihr zu ſagen, was ihr fehlte; aber die Königin wußte immer Ausflucht zu finden, und bald antwortete ſie, ſie ſey krank, bald, ſie fürchte von einem ihrer Nachbarn bekriegt zu werden. Wunderſchönchen, die wohl ſahe, daß dieſes bloßer Vorwand war, und daß ihr die Königin ein Geheimniß aus ihrem Kummer mache, beſchloß endlich, die Fee der Einöde zu beſuchen, und ſie wegen ihrer Mutter um Rath zu fragen; zu gleicher Zeit auch, ſich bey ihr zu erkundigen, ob ſie beſſer thäte zu heyrathen oder ledig zu bleiben. Sie mengte alſo einen Kuchen mit eignen Händen ein, um ſich gegen die Löwen zu ſichern, die die Wohnung der Fee bewachten; ſtellte ſich dann, als legte ſie ſich frühzeitig zu Bette, gieng eine heimliche Treppe hinab, um ſich nach der Grotte zu begeben, in welcher die Fee wohnte.

Als ſie nun an den unglücklichen Orangenbaum kam, von dem ich ſchon erzählt habe, bekam ſie Luſt, von den herrlichen Früchten zu eſſen, mit denen er überſäet war; ſezte ihr Körb-

Körbchen mit dem Kuchen auf die Erde, brach einige Orangen ab, und verzehrte ſie. Als ſie aber das Körbchen mit dem Kuchen wiedernehmen wollte, war beydes fort, und indem ſie nachſuchte und ſich ängſtigte, ſiehe da! ſo ſteht der häßliche kleine Zwerg neben ihr. ¿Was fehlt euch denn, ſchönes Kind? hub er an. ¿Was habt ihr denn zu weinen? — Ach! ¿wer ſollte nicht weinen? antwortete ſie. Ich habe meinen Korb mit dem Kuchen verlohren, den ich ſo nothwendig brauchte, um zu der Fee der Einöde zu gelangen. — ¿So was ſucht ihr denn bey der, ſchönes Kind! fieng der Zwerg wieder an, ich bin ein naher Anverwandter von ihr, und weiß wenigſtens eben ſoviel als ſie. — Lieber Himmel, verſezte die Prinzeſſin, meine Mutter iſt ſeit einiger Zeit in eine ſchreckliche Melancholie verfallen, die mich für ihr Leben zittern läßt. Es iſt mir eingefallen, daß ich vielleicht die Urſache davon bin; denn ſie wünſcht ſehr, mich zu verheyrathen. Ich geſtehe euch, daß ich noch keine Parthie gefunden habe, die meiner würdig geweſen wäre. Dieſe Gründe bewogen mich, die Fee um Rath zu fragen. Ihr könnt euch die Mühe erſparen, antwortete der Zwerg, ich kann euch darüber ſo gut als irgend jemand Auskunft geben.

Der Kummer eurer Mutter rührt von nichts anderm her, als daß ſie euch verſprochen hat. ¿ Mich verſprochen? rief Wunderſchönchen aus. Ihr müßt euch irren; ſie hätte mir ganz gewiß etwas davon geſagt. ¿ Wie kann ſie mich denn ohne meine Einwilligung verſprechen? Schöne Prinzeſſin, antwortete der Zwerg, indem er vor ihr auf die Knie fiel, ich ſchmeichle mir, daß euch ihre Wahl nicht mißfallen wird, wenn ich euch ſage, daß ich es bin, dem ſie das Glück beſtimmt hat, euer Gemahl zu werden. — ¿ Ihr mein Gemahl? antwortete Wunderſchönchen, und trat einige Schritte zurück. Ich glaube, ihr ſeyd nicht klug. — Es liegt mir ſehr wenig an dieſer Ehre, antwortete der Zwerg zornig; aber dort kommen die Löwen, die mich in dem Augenblicke an euch rächen werden.

Zu gleicher Zeit hörte die Prinzeſſin das Brüllen der Löwen, die immer näher und näher kamen. ¿ Was ſoll aus mir werden? ſchrie ſie in voller Angſt. ¡ Ich Unglückliche! ¿ ſoll ich denn auf eine ſo ſchreckliche Weiſe in der Blüthe meiner Jahre umkommen? — Der boshafte Zwerg ſahe ſie an und ſagte mit höhniſchen Lächeln: ihr werdet wenigſtens den Ruhm genießen, eure Ehre dem Leben vorgezogen zu haben. Ihr habt Recht. Es iſt immer beſſer, von Löwen gefreſſen zu werden, als ſich durch eine Meſalliance mit einem Zwerge, wie ich bin, zu beflecken. — Nein, nein, erwiederte die Prinzeſſin mit gefalteten Händen, ich will lieber alle Zwerge in der Welt heyrathen, als auf eine ſo ſchreckliche Weiſe umkommen. Wohlan, antwortete der Zwerg, ſeht mich vorher genau an, damit ihr nicht etwa nachher ſagt, ich hätte euch hintergangen. — Ich habe euch zur Gnüge angeſehn, antwortete ſie. Die Löwen kommen; meine Angſt iſt unbeſchreiblich. Ich bitte euch, um Gotteswillen, rettet mich oder ich ſterbe vor Furcht.

In der That ſank ſie bey dieſen Worten ohnmächtig nieder; und, ohne zu wiſſen wie, fand ſie ſich zu Hauſe in ihrem Bette wieder, mit der ſchönſten Wäſche von der Welt, mit ſchönen Bändern und einem kleinen Ringe an dem Finger, der von einem einzigen rothen Haare gemacht war, und ihr ſo feſt ſaß, daß ſie eher die Haut als den Ring hätte abziehen können.

Da die Prinzeſſin alles dieſes ſah, und ſich des Vorgangs der Nacht erinnerte, fiel ſie in eine tiefe Melancholie, die den ganzen Hof beunruhigte, und vorzüglich die Königin, die ſie wohl hundertmal des Tags fragte, was ihr nur fehlte. Aber die Prinzeſſin war feſt entſchloſſen, ihr Abentheuer nicht zu entdecken. Endlich verſammelten ſich die Landſtände, denen daran gelegen war, ihre Prinzeſſin verheyrathet zu ſehn, und baten die Königin, ihrer Tochter ſobald als möglich einen Gemahl zu beſtimmen. Sie antwortete, daß ſie denſelben Wunſch ſchon ſeit langer Zeit gehegt habe, daß aber ihre Tochter eine ſo heftige Abneigung gegen das Heyrathen bezeige, daß ſie ihnen riethe, ſich ſelbſt zu ihr zu begeben, und zu verſuchen, was ſie bey ihr ausrichten könnten. Sie befolgten ihren Rath auf der Stelle. Wunderſchönchen hatte ſeit dem Abentheuer mit dem gelben Zwerge etwas von ihrem Stolze nachgelaſſen; und ſie glaubte, das beſte Mittel, ſich aus der Verlegenheit zu ziehn, ſey, daß ſie ſich an irgend einen großen König verheyrathete, dem der kleine Zwerg ſeine Eroberung nicht ſtreitig machen könne. Ihre Antwort fiel daher weit günſtiger aus, als man erwartet hatte. Sie verſicherte zwar, daß ſie keinen größern Wunſch gehegt hätte, als immer unverheyrathet zu bleiben; daß ſie aber in Rückſicht auf die Vorſtellungen der Landsſtände, ſich entſchließen wolle, den König der Goldminen zu heyrathen. — Dieſer König war mächtig und ſchön; er liebte die Prinzeſſin ſeit mehrern Jahren mit der heftigſten Leidenſchaft und hatte bis jezt noch nicht die mindeſte

Hoffnung erhalten, ſeine Flammen erwiedert zu ſehn.

Seine Freude war daher unausſprechlich, als er dieſe herrliche Neuigkeit erfuhr, und eben ſo groß war die Verzweiflung ſeiner Nebenbuhler, die nun alle ihre Hoffnungen auf immer verſchwinden ſahn. Gleichwohl konnte Wunderſchönchen nicht zwanzig Könige auf einmal heyrathen; ſie hatte Mühe genug gehabt, einen einzigen zu wählen; denn ihre Eitelkeit blieb ſich immer gleich, und ſie war noch immer feſt überzeugt, daß kein Menſch auf der Welt ſich mit ihr meſſen könne.

Der glückliche Bräutigam drung nun auf Beſchleunigung des Beylagers, und man machte alle Anſtalten zu der prächtigſten Fete von der Welt. Der König der Goldminen ließ ungeheure Summen aus ſeinem Lande kommen, ſo daß das ganze Meer mit ſeinen Silberflotten bedeckt war. Nichts war ihm zu theuer, wenn es Wunderſchönchen erfreuen konnte, die er nun faſt nie mehr verließ.

Der genaue Umgang mit ihm entdeckte der Prinzeſſin, was ſie bisher noch nicht bemerkt hatte, daß er ein Mann von dem feinſten Verſtande, dem lebhafteſten Gefühle und dem vollkommenſten Charakter war. Sie fieng an ihn zu lieben, und ſich in ſeiner Liebe wohl zu befinden. ¡Welche glücklichen Augenblicke brachten ſie zuſammen in dem ſchönen Garten der Königin zu! Sie geſtunden ſich ihre Liebe; ſie unterhielten ſich von ihrer Zärtlichkeit; und die Ausſicht in eine frohe Zukunft erfüllte ſie mit entzückender Freude.

Die beyden Liebenden waren auf dem Gipfel des Glücks. Die Nebenbuhler des Königs, für die nun nichts mehr zu hoffen war, hatten den Hof verlaſſen, und waren, mit Schmerz und Verzweiflung erfüllt, in ihre Staaten zurückgekehrt. Der ſo lange gewünſchte Tag erſchien endlich: alles war zu Wunderſchönchens Vermählung bereit. Die Straßen waren mit Tapeten behangen und mit Blumen beſtreut; das Volk ſtrömte haufenweis nach dem Palaſte, die ſchöne Braut zu ſehen, die auf das prächtigſte gekleidet war. Eine reiche Krone ſchmückte ihr Haupt, ihre Haare floſſen bis zu ihren Füßen herab, und ihre Reize verdunkelten die Reize aller der Damen, die ſie begleiteten. Der König der Goldminen zeichnete ſich nicht weniger unter ſeinen Begleitern aus. Die Freude ſtrahlte auf ſeinem Geſichte und äuſſerte ſich in allen ſeinen Handlungen. Niemand näherte ſich ihm, den er nicht mit Geſchenken und freundlichen Worten entließ.

Die Königin und die Prinzeſſin verließen nun ihr Zimmer, um ſich mit dem Könige dem Volke zu zeigen, als ſie zwey große Calecuts-Hähne, die eine ſchlechte Schachtel zogen, die Galerie herauf kommen ſahn. Hinter ihnen her hinkte ein altes, abgelebtes, häßliches Weib. Sie ſtützte ſich auf eine Krücke; eine Kappe von rothen Sammt bedeckte ihr Haupt, und eine altmodiſche Vertügade ſchleppte ihr nach. Der ganze Zug gieng gerade auf die Königin los. Die Alte hob ihre Krücke gegen ſie auf, und ſagte mit drohenden Mienen: ¡ho! ho! Frau Königin; ho! ho! Jungfer Prinzeſſin. Nicht ſo raſch. ¿Denckt ihr denn, meinem guten Freunde, dem gelben Zwerge, euer Wort für die liebe Langeweile gegeben zu haben? Ich bin die Fee der Einöde. ¿Habt ihr denn ſchon vergeſſen, daß euch, ohne ihn und ſeinen Orangenbaum, die Löwen mit Stumpf und Stiele aufgefreſſen hätten? Solche Höhnereyen ſind in dem Königreiche der Feen Kontreband; entſchließt euch alſo bald, was ihr thun wollt; denn ich ſchwöre euch bey meiner Kappe, ihr müßt ihn heyrathen, oder ich will meine Krücke verbrennen.

Ach! meine Tochter, ſagte die Königin mit Thränen; ¿was höre ich? ¿was haſt du verſprochen? — Ach! meine Mutter, erwiederte die Prinzeſſin, ¿ was haben Sie verſprochen? – Der König der Goldminen, der ſich über dieſen Vorgang ärgerte, gieng mit dem Degen in der Hand auf die alte Hexe los, die ſich ſeinem Glücke widerſetzen wollte. Unglückliche, rief er ihr zu, entferne dich auf ewig von hier, oder ich ſchicke dich wohin, von wannen du nie wieder zurückkehren wirſt.

Kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen, als der Schachteldeckel mit einem entſetzlichen Getöſe bis an die Decke ſprung. Der gelbe Zwerg kam auf einer großen ſpaniſchen Katze herausgeritten, und poſtirte ſich zwiſchen den König und die Fee. Thor, ſagte er zu ihm, nimm dich in acht, dieſe erhabene Fee zu beleidigen. Mit mir allein haſt du zu thun, ich bin dein Feind; die ungetreue Prinzeſſin, die du deine Braut nennſt, hat mir ihr Wort gegeben und hat dagegen das meinige empfangen. ¿ Trägt ſie nicht einen Ring von meinen Haaren an ihrem Finger? Verſuch' es ihn abzuziehn, und du wirſt aus dieſer Probe lernen, daß deine Macht der meinigen weichen muß. Elendes Ungeheuer, verſezte der König, ¿ kannſt du es wagen, dich den Liebhaber dieſer anbetungswürdigen Prinzeſſin zu nennen, und auf einen ſo ruhmvollen Beſitz Anſpruch zu machen? ¿ Weißt du wohl, wie häßlich du biſt?

Wahrlich, ich ſelbſt hätte dich ſchon längſt in die andere Welt geſchickt, wenn du einen ſo rühmlichen Tod verdienteſt.

Der gelbe Zwerg ſchäumte vor Wuth, und gab ſeiner Katze die Sporen, die ſo fürchterlich zu heulen anfieng und ſolche entſezliche Sprünge machte, daß jedermann auf die Seite fuhr, den tapfern König ausgenommen, der den Zwerg nah auf den Leib trat; dieſer zog ein breites Schlachtmeſſer heraus, forderte den König zum Zweykampfe auf, und ritt mit ſchrecklichem Getoſe auf den Hof des Palaſtes.

Der König folgte ihm mit großen Schritten nach. Aber kaum ſtunden ſie einander gegenuber, als die Sonne auf einmal ſo roth wurde, daß man kaum noch drey Schritte vor ſich hinſehen konnte. Schreckliche Blitze erleuchteten dieſe fürchterliche Nacht; der Donner rollte; die Stürme heulten; der Augenblick ſchien nahe, in welchem die Natur in ihr Nichts zurückkehren ſollte. Dem Zwerge zur Seite zeigten ſich die beyden Hähne die ihn gezogen hatten, als zwey ungeheure Rieſen, und ſpien dem Könige Ströme von Feuer entgegen; dieſer blieb unerſchrocken, er zeigte in ſeinen Blicken und Handlungen einen Muth, der ſich den Zuſchauern mittheilte, die ſich auf dem Balkon verſammelt hatten. Aber bald ward ſeine Herzhaftigkeit durch eine ſchreckliche Scene erſchüttert, die ſich auf dieſem Balkon zutrug. Die Fee hatte die Geſtalt einer Furie angenommen: ihr Haupt war mit ziſchenden Schlangen bedeckt; ſie ritt auf einem geflügelten Greiſe, in ihrer Hand trug ſie eine fürchterliche Lanze; und in dieſem Aufzug ſtürzte ſie auf Wunderſchönchen los und durchbohrte ſie. Wunderſchönchen ſank ihrer Mutter ohnmächtig in die Arme und färbte ſie mit ihrem Blute, das häufig aus der Wunde quoll; die Königin that einen lauten Schrey, und als der König ſeine Geliebte in ihrem Blute ſchwimmen ſahe, ließ er ſeinen Gegner ſtehen, um ihr zu Hülfe zu eilen, oder mit ihr zu ſterben. Aber der gelbe Zwerg war ſchneller als er. Er ſpornte ſeine Katze an, ſchwung ſich mit ihr über den Balkon, riß Wunderſchönchen aus den Armen ihrer Mutter und flog in aller Angeſichte mit ſeiner Beute über das Dach weg.

Der König ſtund bey dieſem ſchrecklichen Abentheuer wie verſteinert; aber er hatte nicht lange Zeit, ſich zu beſinnen; denn auf einmal fühlte er, daß ſeine Augen ſich verdunkelten und eine unwiderſtehliche Kraft ihn in die Luft hinauf zog.

Die boshafte Fee, welche den gelben Zwerg begleitet hatte, um ſeine Anſprüche zu unterſtüzen, hatte nemlich den König nicht ſobald erblickt, als ſie eine heftige Leidenſchaft für ihn faßte, die ihr den Entſchluß eingab, ihn zu entführen. Sie trug ihn in eine tiefe fürchterliche Höle, an deren Wänden Ketten befeſtiget waren, mit denen ſie den König umſchlang. Die Furcht vor dem nahen Tode, meinte ſie, werde ihn Wunderſchönchen vergeſſen und ihren Wünſchen geneigt machen. Sie gab ihm alſo das Geſicht wieder, damit er die Schreckniſſe ſeines Aufenthalts erkennen möchte; und ſie ſelbſt ſtellte ſich ihm, durch die Kraft ihrer Zaubermittel, als eine reizende Nymphe dar, die der Zufall in dieſe Gegend geführt hätte.

¿Was ſehe ich? rief ſie aus. ¿Biſt du es reizender Prinz? welches Mißgeſchick bringt dich hieher und hält dich [illegible] dieſem ſchreckensvollen Orte gefangen? — Dieſer ſchmeichelnde Ton täuſchte den König. Ach! ſchöne Nymphe, antwortete er, ich weiß nicht, welche Furie mich hieher geführt hat. Ich ward geblendet durch die Lüfte weggeriſſen; ich ſahe nicht von wem? aber an dem Tone der Stimme glaube ich die Fee der Einöde erkannt zu haben. — Wenn dieſe Vermuthung wahr wäre, verſezte die Nymphe, ſo kannſt du ſicher darauf rechnen, daß du nicht eher aus deiner Gefangenſchaft befreyt wirſt, bis du ſie heyratheſt: ſie hat dieſen Streich mehr als einem Helden geſpielt; und was ſie ſich in den Kopf ſezt, das führt ſie auch zuverläſſig aus. — Während ſie ſo ſprach, und an ſeinen Leiden den größten Antheil zu nehmen ſchien, ſah er ihr auf die Füße, und bemerkte, daß ſie den Füßen des Greiſs ähnlich ſahen. An dieſem Theile des Leibes erkannte man die Fee unverfehlbar, ſie mochte eine Geſtalt annehmen, welche ſie wollte; denn ihre Klauen konnte ſie nicht verwandeln.

Der König wußte nun, wen er vor ſich hatte; aber er ließ ſich nichts merken. Er fuhr mit einem Tone der Vertraulichkeit fort: ich habe eben keine Abneigung gegen die Fee; aber das iſt doch unerträglich, daß ſie meinen Feind, den gelben Zwerg, in ihren Schutz nimmt, und mich wie einen Miſſethäter gefangen hält. ¿Was hab ich ihr denn zu Leide gethan? Ich habe einer liebenswürdigen Prinzeſſin Gerechtigkeit wiederfahren laſſen; wenn ſie mich frey läßt, ſo wird mich die Dankbarkeit verpflichten, daſſelbe in Rückſicht auf ſie thun. — ¿Meinſt du das aufrichtig? ſagte die verkleidete Nympſe. — ¿Warum ſollt' ich's nicht aufrichtig meynen? verſezte der König, ich kann mich nicht verſtellen; und ich muß noch überdieß geſtehn, daß eine Fee meiner Eitelkeit mehr ſchmeichelt, als eine bloſe Prinzeſſin. Aber wenn ich auch gleich aus Liebe für ſie ſterben müßte, ſo werde ich ihr immer mit Verachtung begegnen, ſo lange ſie mich in Ketten und Banden hält.

Die Fee ließ ſich durch dieſe Worte täuſchen, und faßte den Entſchluß, den König in eine Gegend zu verſetzen, die eben ſo reizend wäre, als ſein gegenwärtiger Aufenthalt ſchrecklich war. Sie ließ ihn einen Wagen beſteigen, den für dieſesmal Schwäne zogen, da er ſonſt mit Fledermäuſen beſpannt war; und mit denſelben erhob ſie ſich hoch in die Lüfte.

Aber ach! welche Empfindungen ſtiegen jezt in dem Prinzen auf, als er bey dieſer Wolkenreiſe ſeine Geliebte in den Ringmauern eines Schloſſes ſah, deſſen ſtählerne Wände eben ſo viel Brennſpiegel bildeten, die jeden zu Aſche brannten, der ſich ihm näherte. Die Prinzeſſin lag in einem Gebüſche, an dem Ufer eines Baches ausgeſtreckt; ſie hatte ihren Kopf in die Hand gelegt; mit der andern wiſchte ſie ihre Thränen ab; und da ſie von ohngefähr ihre Augen gen Himmel richtete, ſahe ſie den König mit der Fee vorüberfahren, die alle ihre Kunſt aufgeboten hatte, um ihrem Geliebten ſchön zu ſcheinen. ¡Ach! rief die Prinzeſſin aus, der dieſe erborgten Reize noch weit bewundernswürdiger vorkamen, als ſie wirklich waren; ¿ach! bin ich denn noch nicht unglücklich genug in dieſem unzugänglichen Schloſſe wohin mich der ſcheußliche Zwerg geführt hat? Muß mich auch noch der Dämon der Eiferſucht verfolgen? ¿Muß ich durch einen ſo außerordentlichen Zufall die Untreue des Königs der Goldminen erfahren? Er glaubt alſo, von allen ſeinen Eidſchwüren entbunden zu ſeyn? Aber wer iſt denn dieſe Nebenbuhlerin, deren unglückliche Reize die meinigen ſo ſehr verdunkeln?

Den Augen der Fee entgieng Wunderſchönchen nicht und ſie faßte den König genau ins Geſicht, um die Wirkungen zu entdecken, die ihr Anblick auf ihn machen würde. Er errieth ihre Gedanken. Niemand, ſagte er zu ihr, kann ihnen beſſer ſagen, als ich, was Sie zu wiſſen wünſchen. Der unerwartete Anblick einer unglücklichen Prinzeſſin, für die ich ehemals Neigung empfand, ehe ich das Glück hatte Sie kennen zu lernen, hat mich in der That ein wenig gerührt. Aber Sie ſind ihr an Liebenswürdigkeit und Reizen ſoweit überlegen, daß ich lieber ſterben als eine Untreue an Ihnen begehen wollte.

¿Iſt es möglich, mein Prinz, kann ich mir ſchmeicheln Ihnen ſo günſtige Empfindungen für mich eingeflößt zu haben? — Die Zeit wird Sie von der Wahrheit meiner Verſicherungen überzeugen, fuhr er fort; aber wenn Sie mir einen Beweis ihrer Gewogenheit geben wollen, ſo verſagen Sie mir ihre Hülfe für Wunderſchönchen nicht. — ¿Wiſſen Sie auch, was Sie ſagen? verſezte die Fee. Ich ſollte meine Kräfte gegen den gelben Zwerg anwenden, der mein beſter Freund iſt, und eine Prinzeſſin ſeinen Händen entreißen, die ich als Rivalin anſehn kann? — Der König ſeufzte ohne zu antworten.

So kamen ſie auf eine weite Wieſe, die mit den mannichfaltigſten Blumen geſchmückt war. Sie war rundum mit einem tiefen Fluſſe umgeben, und viele kleine Bäche ſprudelten unter ſchattigten Bäumen hervor.. In der Ferne erhob ſich ein prächtiger Palaſt, deſſen Mauern von durchſichtigen Schmaragden waren. Sobald die Schwäne ſich unter eine von ſeinen Gallerien niedergelaſſen hatten, traten von allen Seiten eine Menge der ſchönſten

Mädchen hervor, die ſie mit lauten Zurufungen empfiengen, und dieſe Worte ſangen:

Eitel iſt des Herzens Widerſtand,
rüſtet Amor ſich, es zu bekriegen;
ſchimpflich iſt's in dieſem Streit zu ſiegen;
denen, welche rühmlich unterliegen,
wird der Lorbeer zuerkannt.

Die Fee war entzückt, da ſie ihre Liebe beſingen hörte; ſie führte den König in eines der ſchönſten Zimmer des Palaſtes, und ließ ihn hier einige Augenblicke allein, um ihm die Idee von Gefangenſchaft zu benehmen, die ihm ſo drückend ſchien. Er merkte wohl, daß ſie ſich nicht weit entfernt hatte. Er trat alſo vor einen großen Spiegel und beſah ſich darin: treuer Rathgeber der Schönheit und Liebe, ſagte er, zeige mir, was ich thun kann, um der reizenden Fee noch mehr zu gefallen. Das Verlangen, ihre Liebe zu gewinnen, beſchäftigt mich mit jedem Augenblicke mehr. — Hierauf kämmte er ſich; ſtreute etwas Puder in die Haare, und da er auf dem Tiſch ein prächtiges Kleid liegen ſah, zog er es in aller Geſchwindigkeit an.

Die Fee trat mit einem Entzücken herein, das ſie nicht im Stande war, zu verbergen. Ich danke Ihnen, redete ſie ihn an, daß Sie einige Sorge tragen, mir zu gefallen. Sie haben den Schlüſſel zu meinem Herzen gefunden, ohne ihn zu ſuchen.

Der König antwortete der alten Fee alles was ihm einfiel. Er überhäufte ſie mit den zärtlichſten Lobſprüchen; er ſprach von ſeiner Ergebenheit und Liebe. Nach und nach erhielt er die Erlaubniß, an dem Ufer des Meeres ſpazieren zu gehn. Die Fee hatte das Meer in dieſer Gegend durch ihre Kunſt ſo ſtürmiſch zu machen gewußt, daß kein Pilot es wagte, ſich dieſen Küſten zu nähern; und ſie ſahe alſo keine Gefahr dabey, wenn ſie ihrem Gefangnen dieſe Freyheit zugeſtünde.

Indem er nun eines Tags an dem Ufer auf und ab gieng, in ſeine Betrachtungen und in das Andenken ſeiner Geliebten verſunken, ſchrieb er mit ſeinem Stabe dieſe Worte in den Sand:

Hier wo die Bosheit nichts von meinen Seufzern hört,
will ich mein herbes Leid den wilden Stürmen klagen;
ihr Fittig wird vielleicht mein Seufzen zu ihr tragen,
zu ihr, die das Geſchick zu ſehen mir verwehrt.
Den wilden Fluthen gleich, die, von dem Sturm empört,
des Himmels Veſte ſchäumend ſchlagen,
ſtürmt dieſes Herz, zu ſchwach, den Kummer zu ertragen,

den jeder neue Morgen mehrt.
¿Wie lange wird mich noch die ſchwarze Schwermuth quälen?

O! Schickſal, das mir ſie entführt,
¿warum ach! konnteſt du mich nicht zugleich entſeelen?
¡Ihr Göttinnen der Fluth, wenn euch mein Leiden rührt,
ſo kommt herbey aus euern Felſenhöhlen,
und helft dem Liebenden, der hier verzweifelnd irrt!

Während er ſo ſchrieb, hörte er eine Stimme, die ſeine ganze Aufmerkſamkeit reizte. Er warf ſeine Blicke auf das Meer; die Wellen ſchwollen an, und bald ſah er eine weibliche Geſtalt von auſſerordentlicher Schönheit heranſchwimmen. Ihr ganzer Leib war mit ihrem langen blonden Haare bedeckt, mit dem die ſanften Weſte ſpielten, und es über das Waſſer ausbreiteten. In der einen Hand hielt ſie einen Spiegel, in der andern einen Kamm; ihr Leib gieng in einen langen Fiſchſchwanz mit Floßfedern aus. Als ſie dem Könige nahe genug war, redete ſie ihn an: ich weiß, in welchen traurigen Zuſtand dich die Trennung von deiner Geliebten und die thörichte Leidenſchaft der Fee verſezt hat. Wenn du es zufrieden biſt, ſo will ich dich aus dieſem gefährlichen Orte wegbringen, in dem du vielleicht noch dreyßig Jahre hindurch ſchmachten müßteſt. — Der König wußte nicht ſogleich, was er auf dieſen Vorſchlag antworten ſollte. Er fürchtete überliſtet zu werden, vielleicht hatte die Fee ſelbſt dieſe Geſtalt angenommen, um ſeine geheimſten Gedanken zu entdecken. Die Syrene errieth, was in ſeinem Herzen vorgieng, und ſagte zu ihm: glaube nicht etwa, daß ich dir eine Falle ſtelle; ich bin zu rechtſchaffen, um dich deinen Feinden auszuliefern. Das Betragen der Fee und des gelben Zwergs gegen dich hat meinen Unwillen gereizt. Täglich ſehe ich deine unglückliche Geliebte; ihre Schönheit und Leiden rühren mich. Noch einmal, wenn du kein Mißtrauen in mich ſetzeſt, ſo will ich dich retten. — Wohlan, antwortete der König, ich überlaſſe mich dir; ich werde alles thun, was du mir befiehlſt; aber da du meine Geliebte geſehen haſt, ſo beſchwöre ich dich, mir zu ſagen, wie es ihr geht. — Von Herzen gern, verſezte die Syrene, nur jezo nicht. Ich will dich nach dem ſtählernen Schloſſe bringen, das du kennen wirſt; und hier an dem Ufer will ich eine Geſtalt zurücklaſſen, die dir ſo vollkommen ähnlich ſeyn ſoll, daß die Fee nicht den mindeſten Argwohn ſchöpfen wird.

Bey dieſen Worten ſchnitt ſie ein Bündel Schilfrohr ab, bließ dreymal darauf und ſagte dazu: Schilfrohr, liebes Schilfrohr, bleibe hier auf dem Sande liegen und gehe nicht fort, bis die Fee dich abholen wird. — Auf einmal bekam das Schilfrohr eine menſchliche Geſtalt und ſah dem Könige der Goldminen ſo ähnlich, wie ein Ey dem andern. Es hatte die nähmlichen Kleider an; ſahe blaß und abgezehrt aus, und lag an dem Ufer ausgeſtreckt, als wenn er von dem Meere ausgeworfen worden wäre. Nun nahm die Syrene den König auf ihren großen Fiſchſchwanz und ſie ſegelten zuſammen in Ruhe und Frieden mitten durch die Fluthen.

Jezt, hub ſie an, kann ich deinem Verlangen Genüge thun, da wir von den Nachſtellungen der Fee nichts mehr zu fürchten haben. Wiſſe denn, daß der gelbe Zwerg Wunderſchönchen hinter ſich auf ſeine Katze nahm, und mit ihr davon ritt, als wenn ſie ſich bey vollkommnen Wohlſeyn befunden hätte. Indeß vergoß ſie aus ihrer Wunde ſo viel Blut, daß ſie ihr Bewußtſeyn verlohr und den ganzen Weg über in einer tiefen Ohnmacht lag. Der Zwerg kümmerte ſich nicht eher um ihren Zuſtand, als bis er ſie in ſein Schloß in Sicherheit gebracht hatte. Eine Menge ſchöner Frauenzimmer empfiengen ſie hier, welche der Zwerg hier gefangen hielt; und alle bezeigten den größten Eifer, ihr beyzuſtehn. Sie ward in ein koſtbares Bett gelegt.... ¡Ach! Gott, rief der König, er hat ſie geheyrathet! —

Nein, nein, verſezte die Syrene. Er hat ſie nicht geheyrathet. Wunderſchönchens Standhaftigkeit hat ſie gegen alle Angriffe des häßlichen Zwergs geſchüzt. — Nun ſo fahre fort, ſagte der König.... Ich habe dir nichts weiter zu ſagen, verſezte die Syrene. Sie war in dem Gebüſche als du mit der Fee vorüber fuhrſt. Die Fee war ſo mächtig geſchmückt, daß Wunderſchönchen ſie für ein Mirakel von Schönheit hielt, und darüber in die größte Verzweiflung gerieth. Sie hält dich für ungetreu. — ¿Mich für ungetreu! rief der König aus. ¡Gerechter Himmel! in welchen unglücklichen Irrthum iſt ſie gefallen! ¿Was kann ich thun, um ſie aus demſelben zu ziehen? — Frage dein Herz, antwortete die Syrene. Es fehlt einem nie an Anſchlägen, wenn man eifrig liebt. — Bey dieſen Worten langten ſie bey dem Schloſſe an. Die Meerſeite war die einzige, welche der gelbe Zwerg nicht mit den ſchrecklichen Stahlſpiegeln bekleidet hatte.

Wunderſchönchen, ſagte die Syrene, ſizt an dem Ufer deſſelben Bachs, an dem du ſie neulich erblickteſt. Aber ehe du zu ihr gelangen kannſt, haſt du viele Feinde zu bekämpfen; und ich beſchenke dich deshalb mit dieſem Degen, mit dem du den größten Gefahren trozen kannſt, wenn du ihn nicht aus der Hand fallen läßt. — Lebe wohl; ich will mich hinter dieſem Felſen verbergen. Rufe nach mir, wenn du mich brauchſt, um dich mit deiner geliebten Prinzeſſin weiter zu bringen; denn ihre Mutter iſt meine beſte Freundin, und ich habe dich ganz vorzüglich deßwegen aufgeſucht, um ihr einen Dienſt zu erzeigen. — Hierbey gab ſie ihm einen Degen, der aus einem einzigen Diamante verfertigt war, und heller als ein Sonnenſtrahl glänzte. Der König konnte keine Worte finden, um ihr für alle dieſe Beweiſe ihrer Güte zu danken.

* * *

Wir müſſen nun einen Augenblick zu der Fee der Einöde zurückkehren. Da ſie ihren Liebhaber nicht zurückkommen ſahe, machte ſie ſich auf den Weg, um ihn zu ſuchen. Sie eilte nach dem Ufer des Meeres, von hundert Mädchen begleitet, welche koſtbare Geſchenke trugen. Sie kamen bald an den Ort, wo das Schilfrohr ausgeſtreckt lag. Die Fee, erblickte es und glaubte den König der Gold-Minen zu ſehn. Sie that einen lauten Schrey, daß die Berge erzitterten und die Höhlen der Erde ertönten. In der Verzweiflung glich ſie der ſchrecklichſten Furie. Sie warf ſich auf den Leichnam des Königs; ſie benetzte ihn mit ihren Thränen: dann kehrte ihre Wuth von denem zurück, und ſie opferte funfzig von ihren Begleiterinnen ſeinen Manen auf. Endlich lud ſie zwölfe von ihren Schweſtern ein, welche insgeſammt Feen waren und bat ſie, ein Mauſoleum für ihren Geliebten aufzubauen. Alle zwölfe wurden durch die Aehnlichkeit getäuſcht, denn ſo klug auch die Feen waren, ſo war die Syrene doch noch klüger.

Während man dem Könige ein Grabmaal erbaute, rückte er geſund und muthig gegen das ſtählerne Schloß an. Er ſahe ſich auf allen Seiten nach ſeiner angebeteten Prinzeſſin um; aber er blieb nicht lange in Unthätigkeit. Vier ſchreckliche Sphinxe umringten ihn und ſtürzten mit ihren ſcharfen Klauen auf ihn los. Aber der diamantene Degen zeigte hier ſogleich ſeine Kraft. Der König ſchwung ihn in ſeinen Händen, und die vier Ungeheuer ſunken, wie von Blize getroffen, entſeelt zu ſeinen Füßen. Als er noch weiter vordrang, traten ihm ſechs Drachen in den Weg, deren Leib mit Schuppen, härter als Stahl, bedeckt war. So fürchterlich ihr Anblick war, ſo blieb dennoch der König unerſchrocken; denn ſein bezauberter Degen zog ihn aus jeder Verlegenheit. Mit ſechs Streichen waren ſie alle mitten von einander geſpalten. Er glaubte nun die größten Gefahren überſtanden zu haben. Aber er irrte ſich; das Schwerſte ſtund ihm noch bevor. Vier und zwanzig Nymphen, jede ſtrahlend und ſchön, wie der Morgenſtern, kamen ihm entgegen und verſperrten ſeinen Weg mit Blumenguirlanden, die ſie ihm vorzogen. — ¿Wo denkſt du hin? ſagten ſie zu ihm mit der lieblichſten Stimme von der Welt. Die Wache über dieſe Gegend iſt uns übertragen; unſägliches Unglück würde dich und uns treffen, wenn wir dich ziehen ließen. Gieb dein Vorhaben auf, junger Held. Wir werden unſrer Pflicht treu ſeyn, und wirſt du es wagen, deine ſiegreichen Hände mit dem Blute unbewafneter Mädchen zu beflecken? — Der König ward über dieſe Anrede betroffen; er wußte nicht was er antworten, noch wie er ſich aus dieſer Verlegenheit ziehen ſollte. Aber als er noch ſtand und ſann, vernahm er eine Stimme welche ihm zu rief: brauche dein Schwerd; ſchone niemand; oder deine Geliebte iſt dir auf ewig verloren.

In demſelben Augenblicke ſtürzte er ſich unter ſie, zerriß ihre Guirlanden und verjagte ſie ſelbſt, durch den bloßen Glanz ſeines unvergleichlichen Degens. Nun fand er kein Hinderniß mehr. Er begab ſich in das Gebüſch, wo er Wunderſchönchen finden ſollte; ſie lag an dem Ufer eines Bachs, in tiefes Nachdenfen verſunken, bleich und ſchmachtend. Er nahte ſich zitternd; er wollte ſich zu ihren Füßen werfen. Aber da ſie ihn erblickte, that ſie einen Schrey, und flohe vor ihm, nicht anders, als ob er der gelbe Zwerg geweſen wäre. — Sprechen Sie mein Urtheil nicht, ohne mich zu hören, rief er ihr zu, ich bin nicht untreu, aber ich bin unglücklich. ¿Iſt es möglich eine andre zu lieben, wenn man Wunderſchönchen gekannt? — Ach! Grauſamer, antwortete ſie ihm, ich habe dich mit einer Göttin von unglaublicher Schönheit die Luft durchſtreichen ſehen. ¿Willſt du mich überreden, daß du ſie wider deinen Willen begleitet habeſt? — Ja, Prinzeſſin, erwiderte der König, ich begleitete ſie wider meinen Willen. Die boshafte Fee der Einöde begnügte ſich nicht, mich an einen Felſen angeſchmiedet zu haben; ſie entführte mich bis an das Ende der Erde, wo ich noch ſchmachten würde, wenn eine wohlthätige Syrene ſich meiner nicht erbarmt und mich hierher gebracht hätte. Ich komme, ſchönſte Prinzeſſin, Sie den Händen Ihrer Tyrannen zu entreißen; erhören Sie die Bitten des treuſten und zärtlichſten Liebhabers; verſchmähen Sie ſeinen Beyſtand nicht. — Bey dieſen Worten warf er ſich zu ihren Füßen, faßte ſie bey dem Rocke und — ließ den Degen auf die Erde fallen. Der Zwerg erſah ſeine Zeit, er ſprang hinter einer Kohlſtaude hervor, wo er ſich verſteckt gehalten hatte, und in einem Nu bemächtigte er ſich des koſtbaren Degens, deſſen Macht er ſogleich beym erſten Blicke erkannt hatte.

Die Prinzeſſin ſties einen fürchterlichen Schrey aus, als ſie den Zwerg erblickte; ihr Schmerz vermehrte nur ſeine Wuth. Er zog ſogleich ein Zauberbuch aus der Taſche, murmelte einige Worte und zwey gräuliche Rieſen erſchienen, die den König feſſelten. — Das Schickſal meines Rivals hängt jezt von mir ab, ſagte der Zwerg; aber ich will ihm Leben und Freyheit ſchenken, wenn du auf der Stelle einwilligſt, mich zu heyrathen.

Bey dieſem Vorſchlage entſtand ein Wettſtreit der Großmuth zwiſchen dem Könige und der Prinzeſſin; jedes wollte für das andre leiden und ſein Leben und Glück dem Leben und Glücke des Geliebten aufopfern. — Nein, ſagte endlich der gelbe Zwerg, der über dieſen Streit ungeduldig ward; nein, ein geliebter Nebenbuhler iſt mir allzugefährlich.

Indem er dieſe Worte ſagte, durchbohrte er dem Könige das Herz und ſtreckte ihn zu ſeinen Füßen aus. Die Prinzeſſin überlebte den Tod ihres Geliebten nicht. Sie ſank ohne ohnmächtig auf ſeinem Leichnam, und in kurzer Zeit waren ihre Seelen vereinigt. Die Syrene konnte ihr Unglück nicht hindern; denn die Kraft des Zaubers lag in dem diamantenen Degen.

Den boshaften Zwerg betrübte der Tod ſeiner Schöne nicht; ſein Herz war nicht für das Mitleid gemacht. Als die Fee der Einöde dieſes Abentheuer erfuhr, ſtürzte ſie das Mauſoleum des Königs der Goldminen wieder ein, und ſein Andenken wurde ihr eben ſo verhaßt, als ſeine Perſon ihr theuer geweſen war. Die hülfreiche Syrene konnte nichts von dem Schickſale erhalten, als die Erlaubniß, ſie beyde in Palmbäume zu verwandeln, die bis an den Himmel empor ſtiegen, und noch in dieſer Geſtalt verſchlingen ſie ihre Arme, und verewigen das Andenken der zärtlichen Vereinigung ihrer Herzen.

* * *

Als Leonore ihre Erzählung geendigt hatte, beeiferte ſich jeder, ihr zu danken und ſeinen Beyfall zu erkennen zu geben. Ich müßte mich ſehr irren, ſagte Don Francesco, wenn dieſes Mährchen nicht eine Erfindung der liebenswürdigen Leonore wäre. Ich glaube die Delicateſſe und Feinheit ihres Geiſtes darinn zu erkennen. — Wenn ich es erfunden hätte, antwortete ſie mit der liebenswürdigſten Beſcheidenheit, ſo wurde ich eben keine ſo großen Lobſprüche darüber, zu verdienen glauben. Dieſe Art von Geiſteswerken ſcheint mir eben nicht ſchwer; und man braucht kein auſſerordentliches Genie zu ſeyn, um etwas ſimpel zu erzählen, wie es ſich zugetragen hat. — Was Sie uns hier ſagen, fiel Don Jame in gebrochenem Spaniſch ein, uberzeugt uns, daß Don Franceſco das eigenthümliche Gepräge ihres Geiſtes kennt. — Nur mit ihrer Beſcheidenheit kann man den Werth einer der ſinnreichſten Erfindungen ſo tief herabzuſetzen ſuchen.

Jedermann ſtund nun auf, um der Freyheit zu genießen, welche das Leben giebt; die Geſellſchaft zerſtreute ſich in mehrere kleine Partien und Don Fernando fand ohne Mühe Gelegenheit, ſeine geliebte Leonore allein zu ſprechen. Er hatte den Händen der Gräfin zu entſchlüpfen geſucht; er hatte Leonoren noch in der Jaſmin-Laube angetroffen. Er ſahe ſich allein mit ihr und warf ſich zu ihren Füßen. ¿Kann man glücklicher ſeyn, als ich? fieng er an. Ich liege zu Ihren Füßen; ich kann Ihnen ſagen, daß ich Sie anbete. — Nehmen Sie ſich in Acht, antwortete Leonore, daß Sie nicht allzuviel hoffen. ¿Sollte ich nicht vor

Ihnen fliehen; ſollte ich Ihnen nicht befehlen, ſich zu entfernen? Nein, nein, verſezte Fernando, Sie ſind allzugrosmüthig, um mich ſo hart zu ſtrafen. Sie haben mich gezwungen, Ihnen mein Herz zu geben; ſollte es mir nicht vergönnt ſeyn, mit Ihnen von Ihrer Eroberung zu ſprechen? Und darf ich mit Ihnen von meiner Liebe ſprechen, ſo darf ich es auch wohl wagen, um die Erwiederung einer Leidenſchaft zu flehen, die Sie entzündet haben? — Sie verlangen viel auf einmal, Don Fernando, antwortete ſie. Weiß ich doch noch nicht, ob ich Ihnen überhaupt die Erlaubniß zugeſtehen darf, mit mir zu ſprechen. ¡Aber ach! fuhr ſie fort, ¿wie wäre es möglich die Aufrichtigkeit Ihrer Geſinnungen, die Standhaftigkeit, die Sie in Ihrer Liebe beweiſen, zu verkennen? — Sie werden mich nie anders finden, reizende Leonore, antwortete Don Fernando; mein Herz wird ſich immer gleich bleiben; es wird mir nie an Muthe und Standhaftigkeit fehlen, alle Hinderniſſe zu überwinden, die das Schickſal mir in den Weg legen kann. Wenn ich nur hoffen darf, meine Treue, meine Ergebenheit, meine zärtliche und ehrfurchtsvolle Liebe von Ihnen belohnt zu ſehen. — Ich verbiete Ihnen nicht zu hoffen, erwiederte ſie; ſuchen Sie meinen Vater eben ſo ſehr zu Ihrer Gunſt zu gewinnen, als Sie.... Hier brach ſie ab, und Don Fernando, in der Freude ſeines Herzens, ergriff ihre Hände, um ſie zu küſſen. In dieſem Augenblicke zog ihn jemand zurück. Er ſahe ſich um und erblickte — die Gräfin. Weder er noch Leonore hatten wahrgenommen, daß ſie hinter ihnen ſtand und ſie behorchte.

Dieſe mißtrauiſche Mutter hatte kaum bemerkt, daß der eine Mäure ſie verlaſſen und den Weg nach der Laube zurückgenommen hatte, als ſie etwas zu ahnden anfieng, ihm nachſchlich, und bey dem Scheine der Lampen den galanten Afrikaner zu Leonorens Füßen ſahe. So aufgebracht ſie bey dieſem Anblicke ward, ſo hatte ſie doch genug Gewalt über ſich, um ihre ganze zärtliche Unterredung mit anzuhören. Aber als er die Hand ihrer Tochter ergriff, da verlohr ſie die Gedult. — ¿Ha ha, Don Fernando, rief ſie aus, Sie haben ſich alſo die Mühe gegeben, unter dieſer Verkleidung in mein Haus einzudringen, um meine Tochter zu verführen? Und du Leonore biſt unſinnig genug, ihn anzuhören, und ihm dieſe Vertraulichkeiten zu erlauben? — Leonore und Fernando waren wie aus den Wolken gefallen. Aber vielleicht hatte die Gräfin nicht alles gehört. Vielleicht war es noch möglich, ſie im Irrthume zu erhalten. ¿Wie? antworſtie Fernando, nachdem er ſich ein wenig gefaßt hatte. ¿Jſt es denn in Spanien ein ſo großes Verbrechen, mit einer Dame zu reden, und ihr die Hand zu küſſen? Jn meinem Lande iſt dieſes ein Zeichen der tiefſten Ehrfurcht. Und in dem Meinigen, fiel die Gräfin ein, iſt es ein Zeichen der Unverſchämtheit. Aber wiſſen Sie, mein Herr, Marokkaner und Caſtilianer, wer Sie ſeyn mögen, daß ich Jhr Poſſenſpiel ſatt habe... und mit dieſen Worten ſchleppte ſie ihre Töchter mit ſich in das Schloß, überhäufte ſie mit Vorwürfen und ſperrte ſie ein.

Don Fernando und ſein Couſin waren ſo auſſer ſich vor Zorne und Verzweiflung, daß ſie Gewalt gebraucht haben würden, hätte Franceſco ſie nicht zurückgehalten. Die Jllumination verſchwand wie durch einen Zauberſchlag. Die Gräfin ſagte ihrem Neffen die härteſten Dinge von der Welt, und drohte ihm, daß wenn er ſich nicht auf der Stelle mit den beyden Teufeln — ſo nannte ſie ſeine Freunde — auf den Weg machte, ſie zu unangenehmen Extremitäten ſchreiten würde.

Wohl nie hat ſich eine Fete auf eine ſo ſchnelle und ſtürmiſche Weiſe geendigt. Die beyden Liebhaber und ihr Freund waren in Verzweiflung, daß ſie ihre Gebieterinnen den

[illegible]

Mißhandlungen ihrer Mutter überlaſſen mußten. Zwar ſpielten ſie ihre Role in Gegenwart der Domeſtiken immer fort; ſie drohten der Gräfin mit Mahomet und Allah; ſie wollten ſich bey dem Könige von Spanien und bey dem Kayſer von Maroko beklagen; aber dieß alles diente zu nichts, als die Gräfin nur noch heftiger aufzubringen. Sie war feſt überzeugt, daß ſie zwey Spanier vor ſich hätte, die, aller Wahrſcheinlichkeit nach, blos in der Abſicht gekommen waren, ihre Töchter zu ſehn und zu ſprechen.

Es war nun nichts weiter zu thun, als ſich in den Wagen zu ſetzen und nach Cadiz zurückzukehren. Man kann ſich leicht denken, daß dieſe Reiſe eben nicht ſehr luſtig war. Die beyden Verliebten waren in tiefes Nachdenken über ihr Mißgeſchick verſunken; und Don Franceſco ſeiner Seits war verdrüßlich, ſich den Zorn ſeiner Tante zugezogen zu haben, den er kein Mittel ſah zu beſänftigen, und der vielleicht auf die Gunſt ſeines Onkels einen widrigen Einfluß haben konnte.

Als Don Fernando den Verdruß ſeines Freundes ſahe, ſagte er zu ihm: ich würde noch in weit größerer Unruhe über dieſe unglücklichen Vorfälle ſeyn, wenn ich nicht auf die Rückkehr meines Vaters hoffte, der vielleicht allen dieſen Stürmen ein erwünſchtes Ende machen wird. Und kaum waren ſie in Don Franceſcos Zimmer abgetreten, als man ihnen die Nachricht von der Ankunft des Marquis von Toledo brachte. Die beyden Freunde hörten ſie mit Entzücken an. Sie erneuerten ihre Verſicherungen daß ſie kein größeres Glück kennten, als die liebenswürdigen Couſinen Don Franceſcos zu heyrathen; Fernando bat ſeinen Freund ihm Leonorens Bildniß anzuvertrauen, um ſeinen Vater zu überzeugen, wie ſehr ſie ſeine Liebe verdiene.

Franceſco gab es ihm ohne Schwürigkeit, und die beyden Couſins, voll von ſüßen Hoffnungen, eilten nun ſogleich zu einem Freunde des Marquis von Toledo, theilten ihm ihre Plane mit, und baten um ſein Vorwort bey Fernandos Vater. Sie müßen ihm ſagen, ſezte der leztere hinzu, daß es unmöglich iſt, ein tugendhafteres und liebenswürdigeres Frauenzimmer zu finden; und um ihn von einem Theile Ihrer Behauptung durch den Augenſchein zu überzeugen, will ich Ihnen ihr Bildniß anvertrauen, das ich bey mir trage. — Hierauf eilten ſie unverzüglich zu dem Marquis von Toledo und Fernando, der ſeine Urſachen hatte, den Beyfall ſeines Vaters zu ſuchen, hatte

unniemals ſo vergnügt, ſo aufmerkſam, ſo zuvorkommend geſchienen, als jetzt.

Der Freund den ſie um ſein Vorwort gebeten hatten, eilte ihnen gefällig zu ſeyn, beſuchte den Marquis und ſtellte ihm die Vortheile einer Verbindung mit dem Hauſe Fuentes ſo vortheilhaft dar, daß dieſer ihm verſprach, die Wünſche ſeines Sohnes zu begünſtigen und an ſeinem Glücke zu arbeiten. Ich hab Ihnen das Bildniß dieſer liebenswürdigen Perſon mitgebracht, ſetzte ſein Freund hinzu, und ich bin überzeugt, daß, ihre Schönheit abgerechnet, ihre Phiſiognomie allein ſchon im Stande iſt, die günſtigſten Geſinnungen für ſie einzuflößen. — Der Marquis nahm das Portrait und betrachtete es mit ſolchem Wohlgefallen, daß er ſeinen Freund bat, es ihm heute noch dazulaſſen.

Als er wieder allein war, betrachtete er dieſes Bildniß von neuem mit der gröſten Aufmerkſamkeit. Je länger er es anſah, deſto reizender fand er es. Er fieng an das Glück ſeines Sohnes zu beneiden. ¿Bin ich nicht ein Thor, ſagte er endlich, meinem Sohne ein Mädchen überlaſſen zu wollen, die das Glück meines Lebens machen würde? ¿Bin ich vielleicht zu alt, eine neue Verbindung einzugehn?

„Bin ich mir nicht ſelbſt der nächſte? Ich will ſuchen, etwas von ihrem Charakter zu erfahren; ich will ſie kennen lernen. Dieſes ſoll meinen Entſchluß beſtimmen.

Er ließ Don Fernando auf der Stelle zu ſich rufen. Er wünſchte ihm Glück zu ſeiner Wahl, und erkundigte ſich nach dem Charakter und den Talenten ſeiner Gebieterin. Fernando ſparte die Farben nicht; er ſprach mit dem Feuer und Enthuſiasmus eines Verliebten; und ſo wie der Marquis nicht müde ward zu fragen, ſo wurde ſein Sohn nicht müde zu antworten. Die Neugierde ſeines Vaters und die Aufmerkſamkeit, mit der er ihm zuhörte, ſchien ihm die gewiſſeſte Vorbedeutung ſeines Glücks zu ſeyn. Der Marquis verſprach ihm, ſeine Neigung zu begünſtigen, und Don Fernando war unerſchöpflich in ſeinen Dankſagungen. Er glaubte nun ſeiner Sache gewiß zu ſeyn; er ſchrieb Leonoren, wie nahe er ſeinem Glücke ſey; und ſie bekam dieſen Brief durch ihren Couſin, der ein neues Mittel gefunden hatte, die Wachſamkeit ſeiner Tante zu hintergehen.

Während Fernando und ſeine Geliebte ſich zu den frohen Ausſichten Glück wünſchten, die ſich ihnen eröffneten, ließ ſich der Graf von

Fuentes durch die unabläſſigen Bitten ſeiner Gemahlin bewegen, einen Beſuch auf dem Schloſſe de Las Penas zu machen, um ſie wegen der Beſorgniſſe zu beruhigen, die ſich ihres eiferſüchtigen Herzens bemächtigt hatten.

Fernando bekam die erſte Nachricht davon. Er theilte ſie ſeinem Vater mit, und bat ihn von neuem, ſein Glück zu beſchleunigen. Der Marquis, der den Grafen von Fuentes genau kannte, ſchrieb ihm ein Billet, und ſchlug ihm ein Rendez-vous bey einem ihrer Freunde vor.

Nachdem die erſten Höflichkeiten vorüber waren, entdeckte der Marquis dem Grafen die Veranlaſſung ſeines Beſuchs. Ich komme ſagte er zu ihm, Sie um ein Unterpfand ihrer Freundſchaft zu erſuchen, und ihnen dagegen ein Unterpfand der Meinigen anzubieten. Ich liebe Leonoren; ihre Reize und die Anmuth ihres Charakters haben mich nicht unempfindlich gelaſſen; gewähren Sie mir meine Bitte und geben mir Leonoren zur Gemahlin. Und damit unſre Familien noch genauer verbunden ſeyn mögen, geben Sie die liebenswürdige Matilde meinem Sohne. — Hier ſchwieg der Marquis. Der Graf von Fuentes ließ ihn nicht lange in der Ungewißheit. Er kannte ſeinen Vortheil zu gut, um einen ſo ehrenvollen Antrag auszuſchlagen. Sie umarmten ſich; gaben ſich ihr Wort und machten aus, die Sache zur Zeit noch geheim zu halten.

Der Gräfin mußte ſie indeß doch mitgetheilt werden. Ihr Gemahl fragte ſie um ihre Meinung, bat ſie aber ihren Töchtern nichts davon zu ſagen. — Unterdeſſen kehrte der Marquis von Toledo nach Cadiz zurück. Er ſagte ſeinem Sohne, daß alles auf das Beſte gienge, und daß er bald glücklich ſeyn würde; da er ihm aber nichts beſtimmteres ſagte, ſo ahndete Don Fernando nichts von dem Betrug, den ihm ſein Vater ſpielte, ſondern dankte ihm auf das herzlichſte, und bat ihn, den Tag der Vermählung ſo kurz als möglich anzuſetzen.

Don Jamo war eben ſo ungeduldig als ſein Couſin und er lag dem Marquis auf das eifrigſte an, für ihn um Donna Matilda anzuſuchen, damit die Vermählung der beyden Schweſtern an einem Tage gefeyert werden könnte. Dieſer verſprach ihm ſeine Dienſte, wie es ſchien, mit der größten Aufrichtigkeit. Aber da er die Entdeckung ſeines Betrugs fürchtete, ehe er noch ganz ausgeführt wäre, drang er in den Grafen, mit ſeinen Töchtern nach Cadiz zurückzukehren. Dieſer hatte herzliche Langeweile auf dem Lande, und war alſo ſehr vergnügt, einen Vorwand zu finden, die Einſamkeit des Landes mit einem geſellſchaftlicherem Orte zu vertauſchen.

Es wäre ein Wunder geweſen, wenn Leute von Fernando's und Jamo's Scharfſinn, den Betrug nicht endlich geahndet hätten, den man ihnen ſpielte. Sie entdeckten alles; und der Augenblick dieſer Entdeckung war der fürchterlichſte ihres Lebens. Ihr Herz ward von Liebe, Zorn und Verzweiflung erfüllt, ſie ſahen das Verderben über ihren Häuptern ſchweben, ohne es abwenden zu können; ihre ſchönſten Hoffnungen wurden vernichtet, und durch wen? Don Fernando gerieth auſſer ſich, wenn er bedachte, daß der Gegenſtand ſeiner Rache ſein eigner Vater war. ¡Ach! rief er aus; nicht ihn ſondern mich ſelbſt muß ich ſtrafen. Ich habe ihm das Bildniß meiner Geliebten gezeigt; ich habe ihn mit ihren Tugenden bekannt gemacht. Konnte ich glauben, daß er ſie mit gleichgültigen Augen betrachten würde? — Bald aber bekam der Zorn und Rachſucht von neuem die Oberhand. ¿Iſt es möglich, ihn zu entſchuldigen? ſagte er. ¿Giebt es ein ähnliches Beyſpiel von Treuloſigkeit zwiſchen Eltern und Kindern? Nein, hier muß die Stimme kindlicher Ergebenheit ſchweigen? Nur das

Ende meines Lebens kann ihn in den Beſitz meiner Gebieterin ſetzen. Erſt tödte er ſeinen Sohn, ehe er Leonoren zu ſeiner Gemahlin macht.

Don Jamo, den keine weitern Rückſichten zurückhielten, verſprach ſich eine vollſtändige Rache, die der Größe der erhaltnen Beleidigung angemeſſen wäre. Da ſie wußten, daß Leonore und Matilde den andern Tag nach Cadiz kommen würden, baten ſie ihren Freund, Don Franceſco, ihnen entgegen zu reiſen, um ſie vorher von allen dieſen Vorgängen zu unterrichten; und ſo wenig er auch noch mit ſeiner Tante ausgeſöhnt war, ſo konnte er doch ſeinen Freunden dieſe Bitte nicht verſagen. Er überbrachte Leonoren einen Brief von Fernando, der folgendermaſen lautete:

„Mein Schmerz, theuerſte Leonore, iſt über allen Ausdruck groß. ¿Werden Sie glauben, daß es mein Vater iſt, der meine ſchönſten Hoffnungen zu vernichten droht; der mir Ihr Herz entreiſſen, der Sie heyrathen will? Seit dem ich dieſe ſchreckliche Neuigkeit erfahren habe, weiß ich nicht mehr, was ich thue. Ich bin nicht mehr Herr meiner Gedanken und meiner Handlungen. Sie allein können einem Unglücke zuvorkommen, das den Reſt meiner

Tage verbittern würde. Erlauben Sie, ſchönſte Leonore, daß ich ſie an einen Ort bringe, der unſrer Liebe zur Freyſtatt diene. Dieß iſt das einzige Mittel gegen die Gefahr, die uns droht. Weigern Sie ſich nicht es zu ergreifen. Es bleibt uns nichts weiter übrig. Ihre Weigerung würde mein Todesurtheil ſeyn.„

In Las Penas war man eben mit den Anſtalten zur Abreiſe beſchäftigt, als Franceſco ankam. Die Unruhe, die in dem Hauſe herrſchte, verſchaffte ihm Gelegenheit, mit ſeinen Couſinen zu ſprechen, und ſie von der ganzen Lage der Sachen zu unterrichten. Die beyden Schweſtern waren troſtlos. Aber warum bekümmert Ihr euch nur ſo ſehr, fieng endlich Don Franceſco an. Willigt in den Vorſchlag meiner Freunde ein, und ihr entgeht aller Gefahr. Aber dann müßt ihr eure Rolen gut ſpielen; ihr müßt in Cadiz gutes Muths ſcheinen; ihr müßt nicht den mindeſten Anlaß zum Argwohn geben. In dieſem Falle ſtehe ich euch für die Erfüllung eurer Wünſche. — ¡Ach! liebſter Franceſco, antwortete Leonore, ¿ſchmeicheln wir uns nicht allzuſehr? Wir haben alles zu fürchten und wenig zu hoffen. Doch will ich Euerm Rathe folgen: ich will meinen Schmerz verbergen, ſo gut ich kann. Kehrt nach Cadiz zurück; bringt euerm Freunde die

Nachricht, daß ich entſchloſſen bin, ſeinen Wunſch zu erfüllen. — Sage Don Jamo daſſelbe von meiner Seite, ſezte Matilda hinzu. Ich danke ihm für ſeinen zärtlichen Brief. Mein Herz und meine Hand ſoll niemals einem andern gehören, als ihm. — Dieſen mündlichen Aufträgen fügte jede noch einige ſchriftliche Zeilen hinzu.

Don Franceſco kehrte nun nach Cadiz zurück. Die beyden Liebhaber erwarteten ihn mit Ungeduld. Sie waren entzückt über ihre edelmüthigen Entſchließungen; und eilten alles zur Ausführung ihres Plans anzuordnen. Während dieſer Zeit kam die Familie Fuentes in Cadiz an, und der Marquis von Toledo machte ihr unverzüglich ſeine Aufwartung.

Er hatte ſeinen Sohn nunmehro nicht ohne Verlegenheit von ſeinen Abſichten unterrichtet, und ihm verſichert, daß er alles von ihm erwarten könne, wenn er ſich fügte. Don Fernando antwortete mit wenig Worten, daß er allen ſeinen Befehlen gehorchen würde. Nun begab ſich der Marquis zu Leonoren, ohne ſeinen Sohn mitzunehmen. Er ſuchte ihre Augen durch den Pracht ſeiner Kleidung und ihr Herz durch die Schmeicheleyen zu beſtechen, die er ihr ſagte. Leonore antwortete mit der größten Beſcheidenheit. Der Beſuch war kurz, und als er von ihnen zurückkam, ſchickte er den beyden Schweſtern den koſtbarſten Schmuck von der Welt. Sie ſahen ihn traurig an, als Leonore von ungefähr in einer Doſe ein kleines Billet entdeckte. Sie öffnete es, und fand dieſe Worte:

„Wir werden uns dieſe Nacht in Ihrem Garten einfinden. Kommen Sie uns entgegen; die treuſten und ehrfurchtsvollſten Liebhaber erwarten Sie. Sorgen Sie für Mäntel und Schleyer, damit Sie niemand erkennt. Es iſt alles bereit, Sie in Sicherheit zu bringen.“ —

Sobald ſie ſich den Abend von ihrer Familie trennen konnten, begaben ſie ſich in den Garten hinab. Don Franceſco begleitete ſie. Er öffnete den beyden Liebhabern eine Pforte, zu welcher er den Schlüſſel genommen hatte. Sie hielten ſich nicht auf. Am Ende der Straße fanden ſie einen Wagen, der ſie in den Hafen führte. Hier erwartete ſie ein Fahrzeug mit einigen Edelleuten; ſie beſtiegen es, und ließen ſich an den Bord eines Schiffes bringen, das eben nach Venedig abſegelte. Ein friſcher Wind erhub ſich und begünſtigte die Flucht der Liebenden.

Jezt erſt konnten ſie Athem ſchöpfen, nachdem ſie der dringendſten Gefahr entgangen waren. Die beyden Liebhaber waren unerſchöpflich in Dankſagungen; aber oft ward ihre Freude durch die ernſthaften Betrachtungen unterbrochen, welche ihre Gebieterinnen über den Schritt anſtellten, zu den ſie ſich hatten verleiten laſſen. Um ſie zu zerſtreuen, ſchlug ihnen Don Fernando vor, auf das Verdeck zu gehn, und ſich im Mondenſchein mit Mährchen die Zeit zu vertreiben. Man nahm ſeinen Vorſchlag an. Die Nacht war heiter und warm; das Licht des Mondes ſpielte auf dem Meere, das der Hauch ſanfter Weſtwinde kräuſelte. Der Kapitain bat um Erlaubniß, ſie zu begleiten, und Don Fernando hub folgendermaaſen zu erzählen an:

2.

Der grüne Serpentin.

Es war einmal eine große Königin. Dieſe kam mit zwey Töchtern auf einmal nieder und bat zwölf Feen aus der Nachbarſchaft zu ſich, um ſie zu begaben, wie es damals gewöhnlich war. Dieſe Gewohnheit war ſehr bequem; denn die Gaben der Feen mußten gut machen, was die Natur verdorben hatte. Aber oft verdarben ſie auch, was die Natur recht gut gemacht hatte.

Die Feen erſchienen, und man trug ein prächtiges Mahl auf. Als ſie aber im Begriffe waren ſich zu ſetzen, erſchien die Fee Magotine, eine Schweſter der berühmten Caraboße, und nicht weniger boshaft als dieſe. Bey ihrem Eintritt in den Saal erſchrak die Königin, weil ſie ſie nicht hatte einladen laſſen; gleichwohl nahm ſie ſich zuſammen, bezeigte ſich ſehr freundlich und vergnügt, und ließ ſelbſt ihr einen ſammtnen, ſchön geſtickten Lehnſtuhl zu ſetzen. Da ſie die oberſte der Feen war, rückten ſie alle auf die Seite und machten ihr Platz, und eine ſagte der andern ins Ohr: wir müſſen eilen, die kleinen Prinzeſſinnen zu beſchenken, um Magotinen zuvorzukommen.

Als man ihr aber den Lehnſtuhl anbot, antwortete ſie ganz trocken: ich ſetze mich nicht, ich bin groß genug, um ſtehend zu eſſen. Aber ſie irrte ſich; denn die Tafel war etwas hoch, und ſie war ſo klein, daß ſie nicht hinauf ſehn konnte. Madam, fieng die Königin von neuem an, ich bitte Sie unterthänig ſich niederzulaſſen. — Wenn Sie mich hätten bey ſich haben wollen, war die Antwort, ſo hätten Sie mich einladen laſſen: aber ich weiß wohl, daß

Sie an ihren Hof nur ſo ſchöne und wohlgeſtaltete Damen zulaſſen wollen, als meine Schweſtern ſind. Ich bin freylich viel zu alt und häßlich, um auf dieſe Ehre Anſpruch zu machen; aber ich bin dieſerwegen nicht minder mächtig als ſie, ja vielleicht noch etwas mächtiger. —

Alle Feen drangen ſo lange in ſie, daß ſie ſich endlich niederſezte. Man trug zuerſt ein goldnes Körbchen auf, in welchem zwölf Bouquets von Diamanten waren. Jede Fee nahm eins für ſich, und für Magotinen blieb nichts übrig. Die Königin merkte den Fehler ſogleich, lief in ihr Cabinet und brachte ein Käſtchen, das über und über mit Rubinen beſezt war, und bat ſie, es von ihr zum Geſchenke anzunehmen. Magotine ſchüttelte den Kopf und antwortete: behalten Sie ihre Koſtbarkeiten; ich habe ſo viel als ich brauche. Ich habe nur ſehn wollen ob Sie auch an mich gedacht hätten; und was ich geſehn habe, zeigt mir zur Genüge, wie wenig Sie aus mir machen. — Bey dieſen Worten ſchlug ſie mit ihrem Zauberſtabe auf die Tafel; und auf einmal waren die Speiſen in fricaßirte Schlangen verwandelt. — Alle Feen warfen ihre Servietten hin und lieſen vom Tiſche.

Während dieſer Unordnung näherte ſich die grauſame Fee der Wiege, in der die beyden Prinzeſſinnen lagen. Ich will, ſagte ſie zu der einen, daß du den Vorzug in der Häßlichkeit habeſt; und ſie war ſchon im Begriff, eine ähnliche Verwünſchung gegen die andre auszuſtoßen, als die Feen herbey eilten und ſie daran verhinderten. Magotine ſtieß eine Fenſterſcheibe ein, und verſchwand ſchneller als ein Blitz.

Alle Geſchenke, mit denen die wohlthätigen Feen die Prinzeſſin begabten, tröſteten die Königin nicht, die mit nichts als mit der Idee beſchäftigt war, Mutter eines ſo häßlichen Geſchöpfes zu ſeyn. Sie nahm ſie auf den Arm, und hatte den Verdruß, ſie mit jedem Augenblick häßlicher werden zu ſehen. Sie wollte bey dieſem Anblicke zwar ihre Thränen zurückhalten, aber es war ihr unmöglich, und die gutherzigen Feen theilten ihre Betrübniß und ihren Schmerz. Was thun wir nur, ſagten ſie unter einander, was thun wir nur, um die Königin zu tröſten? — Sie hielten hierauf einen langen Rath; und ſagten endlich zu ihr, ſie möchte ihrem Schmerz nicht gar zu ſehr nachhängen; es würde eine Zeit kommen, wo ihre Tochter vollkommen glücklich werden würde. — Aber wird ſie auch ſchön werden, fiel die Königin ein? — Wir können uns nicht weiter erklären, antworteten ſie; ſeyn Sie zufrieden, ſo viel zu wiſſen. — Die Königin dankte ihnen und überhäufte ſie mit Geſchenken; denn ſo reich auch die Feen waren, ſo wollten ſie doch immer etwas geſchenkt haben; und dieſe Gewohnheit iſt nachher auf die Großen und Reichen aller Völker fortgeerbt, ohne daß es möglich geweſen wäre, ſie abzuſchaffen.

Die Königin nannte nun ihre älteſte Tochter Ungeſtaltchen und die Jüngſte, Schönchen, Nahmen, die ihrem Aeuſſerlichen vollkommen entſprachen; denn Ungeſtaltchen ward ſo häslich, daß man ſie bey allem ihren Verſtande unmöglich lange anſehen konnte; ihre Schweſter hingegen ward von Tage zu Tage ſchöner, und wer ſie ſah dem gefiel ſie.

Als Ungeſtaltchen zwölf Jahr alt war, warf ſie ſich vor ihren Eltern auf die Knie und bat ſie um die Erlaubniß, ſich in ein eiſernes Schloß begeben zu dürſen, wo niemand ſie ſehen und wegen ihrer Häslichkeit verabſcheuen konnte. Ungeſtaltchen hatte ein ſehr gutes Herz und ihre Eltern liebten ſie. Es koſtete ihnen alſo einige Ueberwindung, in ihre Bitte zu willigen: indeß behielten ſie ja Schönchen, die ſie über die Abweſenheit ihrer älteſten Tochter hinlänglich tröſten konnte.

Ungeſtaltchen bat die Königin, ihr niemand mitzugeben, als ihre Amme und einige Bedienten. Ihre Bitte ward erfüllt und ſie reiſte nach ihrem neuen Aufenthalt ab; das Schloß, das ſie künftig bewohnen ſollte, ſtand ſchon ſeit vielen Jahrhunderten; und ward auf der einen Seite von den Wellen des Meeres beſpült; auf der andern ward es von einem großen Gehölze begränzt; in der Ferne ſahe man einige Wieſen, welche die Landſchaft ſchloſſen. Um Zeitvertreib war ihr nicht bange. Sie ſpielte mehrere Inſtrumente; ſie ſang vortreflich, ſie liebte die Lektüre, und ſo vertrieb ſie ſich zwey Jahre auf ihrem einſamen Schloſſe, ohne daß ſie die mindeſte Langeweile empfand. Nach Verlauf dieſer Zeit fühlte ſie eine lebhafte Sehnſucht nach ihren Eltern; ſetzte ſich in ihren Wagen und reiſte an den Hof. Sie kam gerade an Schönchens Hochzeittage an. Alles war in einem Taumel der Freude; aber als Ungeſtaltchen herein trat, verwandelten ſich auf einmal alle Geſichter; Ihre Eltern zeigten nicht das mindeſte Vergnügen über ihren Anblick; ſie umarmten ſie nicht einmal; ſondern alles beſtand darinne, daß man ihr ſagte, ſie wäre ſehr häslich geworden, und ihr den Rath gab, nicht beym Balle zu erſcheinen. Wenn ſie aber Luſt hätte, etwas davon zu ſehen, ſo wollte man ihr ein kleines Loch in die Wand machen, wo niemand ſie gewahr werden könnte. — Sie antwortete, daß ſie gar nicht in der Abſicht gekommen wäre, zu tanzen, oder Muſik zu hören; ſondern da ſie ſo lange ſchon auf ihrem einſamen Schloſſe zugebracht hätte, ſo hätte ſie dem Verlangen nicht länger widerſtehen können, ihre Eltern zu ſehen. Wenn aber ihre Anweſenheit eine Störung verurſachte, ſo wollte ſie lieber wieder in ihre Einſamkeit zurückkehren, wo die Blumen ihr ihre Häßlichkeit wenigſtens nicht zum Verbrechen machten. — Da der König und die Königin ſahen, daß ſie betrübt war, ſo ſuchten ſie ſich einige Gewalt anzuthun und ſagten ihr, ſie könnte immer zwey oder drey Tage bey ihnen bleiben. — Sie ſind ſehr gütig, antwortete Ungeſtaltchen, aber es würde mir Leid thun, mich dann von ſo guter Geſellſchaft trennen zu müſſen; es iſt alſo beſſer ich reiſe gleich wieder fort. — Dieſer Entſchluß ſtimmte allzu ſehr mit den Wünſchen der übrigen Familie überein, als daß man ſich die mindeſte Mühe hätte geben ſollen, ihn rückgängig zu machen.

Sie nahm alſo Abſchied, nachdem ſie kaum angekommen war. Ihre Schweſter ſchenkte ihr ein altes Band, das ſie den ganzen Winter an ihrem Muffe getragen hatte; und Schönchens Bräutigam machte ihr ein Preſent mit einem Rocke von Zindel-Tafft. So große Luſt ſie auch hatte, ihnen dieſe Geſchenke vor die Füße zu werfen, ſo hatte ſie doch zu viel Verſtand und Mäſigung, um ihre Empfindlichkeit merken zu laſſen. Sie reiſte alſo mit ihrer getreuen Amme ab, und nahm den Weg nach ihrer Einöde zurück. Aber ſie war ſo niedergeſchlagen, daß ſie auf der ganzen Reiſe kein einziges Wort ſprach.

Als ſie eines Tags in den dunkeln Alleen des Waldes ſpazieren gieng, erblickte ſie eine große grüne Schlange unter einem Baume, die ihren Kopf in die Höhe hob und ſie anredete: Ungeſtaltchen, ſagte die Schlange, du biſt nicht allein unglücklich. So abſcheulich ich dir jezo vorkomme, ſo ſchön war ich ehedem. — Die Prinzeſſin erſchrack über dieſe unvermuthete Anrede ſo ſehr, daß ſie kaum die Hälfte von dem hörte, was die Schlange ſagte, nach Hauſe zurückeilte, und es in mehrern Tagen nicht wagte auszugehen. Als ihr aber endlich die Zeit zu Hauſe lang wurde, begab ſie ſich herunter an das Ufer des Meeres. Hier gieng ſie, in ihre Betrachtungen verſunken, mit langſamen Schritten ſpazieren, als ſie eine

Gondel heranſchwimmen ſahe, die über und über vergoldet und mit Deviſen bemahlt war. Das Seegel war von Seide, der Maſt von Cedern, die Ruder von Sandelholz; man ſah niemanden auf dem ganzen Schiff, und es ſchien von ſich ſelbſt zu kommen; da es an dem Ufer ſtille hielt, ſo empfand die Prinzeſſin ein Verlangen, es auch von Innen zu beſehen. Sie trat hinein und fand es über und über mit rothen Sammt ausgeſchlagen und mit goldnen Spizen garnirt. Auf einmal entfernte ſich die Gondel von dem Ufer: die Prinzeſſin ergriff in der Angſt ein Ruder, um ſie wieder an das Land zu treiben; aber alle ihre Bemühungen waren vergebens. Ein ſtarker Wind blies in das Seegel, die Wellen ſchwollen an; das Ufer verſchwand, nichts als Himmel und Waſſer war mehr zu ſehen. Nun zweifelte die Prinzeſſin nicht länger, daß dieſes eine neue Bosheit der argliſtigen Magotin ſey. Ich muß ſterben, rief ſie aus. ¿Aber welche geheimen Ahndungen ſtellen mir den Tod ſo fürchterlich vor? Warum iſt mir das Leben ſo ſüß? Welche Freuden habe ich genoſſen, die ich nicht entbehren möchte, und die mir die Trennung von dem Leben erſchweren. Iſt es nicht beſſer zu ſterben, als von ſeinen Eltern gehaßt, und von ſeiner Schweſter verachtet zu werden? —

Dieſe Betrachtungen trockneten ihre Thränen. Sie ſahe unerſchrocken in die Wellen, als ſie auf einmal eine große Schlange ſich der Gondel nähern ſah. Wenn Sie Luſt hätten, ſagte ſie, den Beyſtand des armen grünen Serpentin anzunehmen, ſo glaube ich im Stande zu ſeyn, ihnen das Leben zu retten. — Ich fürchte den Tod weniger als dich, rief die Prinzeſſin aus. Der einzige Gefallen, den du mir erzeigen kannſt, iſt, dich nicht mehr vor mir ſehen zu laſſen. — Der grüne Serpentin ſchien zu ſeufzen und verbarg ſich unter den Wellen.

¿Was will dieſes abſcheuliche Ungeheuer, ſagte die Prinzeſſin zu ſich ſelbſt, mit ſeinen grünen Flügeln, ſeinen elfenbeinernen Krallen und ſeinem borſtigen Kopfe? ¡Ach! ich wollte lieber umkommen, als ihm das Leben verdanken. ¿Aber warum folgte er mir hierher? ¿wie kömmt es, daß er ſprechen kann? — Indem ſie ſo bey ſich ſprach, hörte ſie eine Stimme, die zu ihr ſagte: wiſſe, daß du den grünen Serpentin nicht verachten darfſt. Er iſt in ſeiner Art weniger häßlich als du. Er würde deine Leiden erleichtern, wenn du ſeinen Beyſtand nicht verſchmähteſt.

Bey dieſen Worten ſtieg das Erſtaunen der Prinzeſſin noch höher; aber ſie hatte nicht lange Zeit über dieſe ſonderbaren Eräugniſſe nachzuſinnen. Die Gondel ward an einen Felſen getrieben und ſcheiterte. Nicht zwey Breter blieben zuſammen. Der Anblick des bevorſtehenden Todes war mächtiger als die Philoſophie der Prinzeſſin. Sie fand ein Bret, das ſie unter den Arm zu nehmen glaubte, und ward ſo glücklich an den Fuß des Felſen geführt. Aber ¡ach! wie erſchrak ſie, als ſie ſah, daß ſie ſtatt des Bretes den grünen Serpentin umfaßt hatte! Er bemerkte ihren Schrecken, entfernte ſich ein wenig und rief ihr zu: Sie würden mich weniger fürchten, wenn Sie mich beſſer kennten. Aber mein grauſames Schickſal will, daß ich jedermann mit Furcht und Schrecken erfülle. — So ſprach er und ſtürzte ſich in das Meer. Ungeſtaltchen aber blieb auf einem ungeheuern Felſen allein.

Wohin ſie ihre Augen richtete, ſah ſie nichts als Gegenſtände der Verzweiflung. Die Nacht kam heran; ſie hatte beynahe den ganzen Tag nicht gegeſſen; ſie hatte kein Lager, um auszuruhn. — ¡Ach! ſagte ſie, ich hoffte mein Leben in den Fluthen zu retten! aber ich bin zu einem ſchrecklichern Tode beſtimmt.

Irgend ein Meer-Ungeheuer wird mich verschlingen; oder ich werde vor Hunger ſterben. Sie ſtieg bis auf den Gipfel des Felſen empor; und ſah in das Meer. So brachte ſie bis gegen Mitternacht zu. Endlich übermannte ſie die Müdigkeit. Sie zog ihren Rock von Zündel-Taſſt aus; verhüllte ſich das Geſicht und fieng an einzuſchlafen.

Kaum hatte ſie die Augen geſchloſſen, als ſie den Schall verſchiedener Inſtrumente zu hören glaubte. Sie hielt es anfänglich für einen Traum; aber einige Augenblicke darauf, hörte ſie folgende Verſe ſingen, die ganz beſtimmt für ſie gemacht ſchienen:

Laß dich Amors Pfeil verwunden,
ſeine Fackel glüht auch hier;
ſchneller fliehn mit ihm die Stunden,
Glück und Heil hat der gefunden,
der ihm huldigt für und für.
Laß dich Amors Pfeil verwunden,
ſeine Fackel glüht auch hier.

Die ſchöne Muſik, mit welcher dieſe Worte begleitet waren, machte ſie auf einmal wieder munter. — ¿ Mit welchem Glücke, oder mit welchem Unglücke werde ich bedroht, ſagte ſie? Welche Hoffnung darf ich in dieſem ſchrecklichen Zuſtande faſſen? — Sie öfnete die

Augen mit Furcht und Zittern; denn ſie glaubte ſchon rund um von Ungeheuern umgeben zu ſeyn. Aber wie erſtaunte ſie, als ſie ſich in einem ſchönen Zimmer ſah, und fühlte, daß ſie in einem prächtigen Bette lag. Sie fragte ſich tauſendmal, ob ſie wache oder träume. Denn dieſe Erſcheinung kam ihr allzu unglaublich vor. Endlich ſtand ſie auf und öfnete eine Glasthüre, die auf einen geräumigen Balkon fuhrte. Hier ſah ſie alles, was Natur und Kunſt vereint ſchönes hervorbringen kann. Ein Garten, in dem die ſchönſten Blumen blühten. Sprudelnde Quellen, rauſchende Waſſerfälle; ſeltne Bäume; Bildſäulen, welche Wunder der Kunſt ſchienen. In der Ferne zeigten ſich ſchattige Hayne, koſtbare Paläſte; ein ruhiges, ſpiegelhelles Meer, mit manniafaltigen Fahrzeugen bedeckt, deren bunte Seegel in der Ferne glänzten, und deren Wimpel weit in die Lüfte ſpielten.

¡Ihr gütigen Götter, rief ſie aus, welch ein herrlicher Anblick! ¿Wo bin ich? ¡Welche ſeltſame Veränderung! ¿Was iſt aus dem ſchrecklichen Felſen geworden, deſſen Spitze dem Himmel zu drohen ſchien? ¿War es ein Traum, daß ich geſtern mit der Gondel ſcheiterte und die grüne Schlange mich rettete? So ſprach ſie; indem ſie bald da bald dort ſich umſah; dann wieder ſtille ſtand und ihren Betrachtungen von neuem nachhieng. — Endlich hörte ſie ein Geräuſch in ihrem Zimmer. Sie gieng hinein und hundert gutgekleidete Pagoden kamen ihr entgegen. Sie waren von ſehr verſchiedner Statur. Die größten waren etwa eine Elle hoch, die kleinſten hielten kaum zwey Zoll. Einige unter ihnen waren ſchön, und liebenswürdig; andre waren häßlich und linkiſch. Eben ſo verſchieden war auch der Stoff aus dem ſie beſtanden. Einige waren von Diamanten, Schmaragden, Rubinen, Perlen; andere von Porzellain, Holz und Erde; noch andre von Erz, Eiſen und Stahl. Einigen fehlten die Arme, andern die Füße. Mit einem Wort, die mannigfaltigen Geſchöpfe, welche dieſe Erde bevölkern, können nicht mannigfaltiger ſeyn als dieſe Pagoden.

Diejenigen, welche ſich der Prinzeſſin näherten, waren die Deputierten des Reichs. In einer ſehr wohl ausgearbeiteten, mit vielen philoſophiſchen Bemerkungen durchwebten Rede, ſagten ſie ihr beyläufig, daß ſie ſeit einiger Zeit in der Welt herumreiſten; doch hätten ſie ihrem König einen Eid leiſten müſſen, nicht zu erden, den einige ſo gewiſſenhaft hielten, daß ſie weder Hände noch Füße bewegten. Andre könnten ſich aber doch nicht enthalten, wenigſtens mit dem Kopfe zu ſchütteln. Wenn ſie aber nach Hauſe kämen, ließen ſie ihrer Zunge freyen Lauf, und erzählten ihrem Könige die Geheimniſſe der verſchiedenen Höfe, an denen ſie Eingang gefunden hätten. — Dieſes, ſezten ſie hinzu, wird eines von den Mitteln ſeyn, deren wir uns bedienen werden, Sie zu zerſtreuen; denn wir haben ausdrücklich Befehl, nichts zu verſäumen, was Ihnen Vergnügen machen kann. Jetzo erlauben Sie, daß wir Ihnen einen kleinen Ball nach unſrer Weiſe geben. — Hierauf fingen ſie an zu ſingen, und tanzten dazu mit Baſquen und Caſtagnetten im Kreiſe herum:

Nach des Winters Stürmen ſprießen
alle Blumen neu empor:
ſchöner ſtrahlt nach Regengüſſen
Phöbus reines Licht hervor.
Unſre Freuden zu verſüßen
wurden Thränen uns beſtimmt,
unſers Lebens Dacht verglimmt
unter ewigen Genüſſen.
Bittre Schmerzen herbe Leiden
ſendet anfangs Cypripor;
Wer die Hoffnung nicht verlohr,
Den umfangen Himmelsfreuden;
nach des Winters Stürmen ſprießen
alle Blumen neu empor;

ſchöner ſtrahlt nach Regengüſſen
Phöbus reines Licht hervor.

Nachdem ſie dieſen Rundgeſang geendigt, nahm das Haupt der Deputierten wieder das Wort, und ſagte: hier, Madam, ſind hundert weibliche Pagoden, die zu ihrem Dienſte beſtimmt ſind. Bleiben Sie bey uns und alle ihre Wünſche werden erfüllt werden. — Sogleich traten die hundert Pagodinen herzu. Sie trugen Körbchen, die ihrem Wuchſe gemäs, und mit tauſenderley Koſtbarkeiten angefüllt waren. Die glänzendſte von ihnen, eine kleine Figur von Diamanten, ſchlug ihr vor, in das Bad zu gehn, weil die Hitze mit jedem Augenblicke zunahm. Die Prinzeſſin war es zufrieden und ſie giengen durch eine lange Colonne von Gardiſten, lauter Figuren zum todtlachen, in die Grotte, wo ſie zwey cryſtallne Badewannen fanden, die mit dem wohlriechendſten Waſſer angefüllt waren. Ein grünlicher Himmel von Goldſtoff war darüber ausgeſpannt. Die Prinzeſſin frug ihre Begleiterinn, warum denn zwey Badewannen hier ſtänden. Die eine iſt für Sie, antwortete die Pagodine, die andre für den König der Pagoden. — ¿Wo iſt denn dieſer König? rief Ungeſtaltchen aus. Er iſt jezo in einem Krieg begriffen, war die Antwort. Sie werden ihn bey ſeiner Rückkehr ſehn. — Die Prinzeſſin fragte weiter, ob er verheyrathet wäre. — Man antwortete mit Nein; denn er ſey ſo außerordentlich liebenswürdig, daß er bis jezt noch keine Frau habe finden können, die ſeiner würdig wäre. — Weiter trieb Ungeſtaltchen ihre Neugierde für dießmal nicht; ſondern zog ſich aus und ſezte ſich ins Bad; und die Pagodinen unterhielten ſie mit einem allerliebſten Conzert.

Das gieng nun immer in Herrlichkeit und Freude. Die Prinzeſſin war vergnügt. Die Pagoden und Pagodinen waren es nicht weniger. Denn Ungeſtaltchen hatte das beſte Herz von der Welt. Sie behandelte ſie insgeſammt mit Freundlichkeit und Güte; und wer ſich ihr näherte, der liebte ſie und wollte ihr wohl.

Alle Tage fand ſie bey ihrem Vater neue Kleider, ſchöne Spitzen, Flor und Bänder in Menge: Es war Schade, daß ſie ſo häßlich war. Indeß fieng ſie nach und nach an, ſich weniger gram zu ſeyn, da man ſich ſo viel Mühe gab, ſie herauszuputzen. — Alle Augenblicke kamen Pagoden aus dieſem und jenem Welttheile an, die ihr die merkwürdigſten Neuigkeiten erzählten und ihr die größten Geheimniſſe entdeckten. Da war kein Friedens-

trac-

tractat; kein Bündniß; keine Verrätherey, unter Großen und Kleinen, Liebhabern und Mädchen; keine Fete, kein Rendezvous, kein Betrug, keine grosmüthige Handlung, keine Niederträchtigkeit, kein guter Einfall, den die Prinzeſſin nicht erfahren konnte, wenn ſie wollte. Kein Tag vergieng, ohne daß man eine gute Comödie oder Trauerſpiel gab; alle Wochen war einigemal Ball, und Conzert konnte ſie zu jeder Stunde des Tages haben. Hatte ſie Luſt auf ihrem Zimmer zu bleiben, ſo fehlte es ihr niemals an Büchern, ernſthaften und luſtigen Dichtern, Geſchichtſchreibern und Moraliſten. Wollte ſie ausgehn, ſo ſtanden ihr die ſchönſten Promenaden offen, die mit den mannichfaltigſten Reizen der Natur und Kunſt ausgeſchmückt waren. Mit einem Worte, die Tage verſtrichen wie Augenblicke, und wenn die Prinzeſſin noch einen Wunſch zu thun hatte, ſo war es dieſer, daß ihre witzigen und unterhaltenden Geſellſchafter einige Fuß höher ſeyn möchten.

Als ſie einſtmals in ihrem Bette lag und nicht ſchlafen konnte, fieng ſie an über ihr Schickſal nachzudenken, und brach endlich über dieſe Worte aus: ¿Wird dieſer Zuſtand immer dauern? ¿Werde ich immer hier bleiben? ¿Warum iſt mein Herz mitten unter dieſen

ſen mannichfaltigen Vergnügen nicht ganz zufrieden? — ¡Ach! Prinzeſſin, rief eine Stimme, iſt das nicht ihre Schuld? ¿Wenn Sie lieben wollten, ſo würden Sie bald lernen, daß mit dem geliebten Gegenſtand eine Wüſte ſelbſt kein langweiliger Aufenthalt ſcheint? ¿Wer ſpricht hier? antwortete die Prinzeſſin. ¿Welcher Pagode wagt es mir dieſen verderblichen Rath zu geben, der die Ruhe meines Lebens zerſtöhren würde? — Kein Pagode, war die Antwort, ſondern der unglückliche Monarch dieſes Königreichs der Sie anbetet, und Ihnen dieſes Geſtändniß nur mit Zittern thut. — ¿Ein König betet mich an? antwortete die Prinzeſſin. ¿Hat dieſer König Augen, oder iſt er blind? ¿Hat er nicht geſehn, daß ich das häßlichſte Geſchöpf von der Welt bin? — Ich habe Sie geſehn, verſezte die Stimme, und habe Sie nicht ſo gefunden, wie Sie ſich ſchildern. Ich wiederhole es Ihnen, ich bete Sie an, aber meine ehrfurchtsvolle Liebe befiehlt mir, mich zu verbergen. — Ich danke Ihnen dafür, antwortete die Prinzeſſin; wie unglücklich würde ich ſeyn, wenn ich etwas liebte! — Sie würden das Glück deſſen machen, der nicht ohne Sie leben kann, erſcholl die Stimme, aber er wagt nicht zu erſcheinen, wenn Sie es ihm nicht erlauben. Nein, nein, rief die Prinzeſſin aus, ich will nichts ſehn, was mich gegen meine Neigung feſſeln könnte. — Es erfolgte keine Antwort und die Prinzeſſin war die ganze Nacht hindurch mit nichts als mit dieſem Abentheuer beſchäftigt.

So feſt ſie auch entſchloſſen war, keiner Seele etwas davon zu ſagen, ſo konnte ſie ſich doch nicht enthalten, den andern Morgen zu fragen, ob ihr König zurückgekommen wäre. Man antwortete mit Nein. Dieſe Antwort reimte ſich nicht mit dem zuſammen, was ſie gehört hatte; ſie gerieth darüber in eine Art von Unruhe, die ſie mit neuen Fragen zu bekämpfen ſuchte. Sie erkundigte ſich, ob er jung und wohlgebildet wäre. Die Pagoden antworteten einſtimmig, er ſey der wohlgebildeteſte und liebenswürdigſte Mann von der Welt. Sie fragte weiter, ob man keine Nachricht von ihm bekäme. Wir bekommen deren alle Tage, war die Antwort. — Aber weiß er denn, fuhr ſie fort, daß ich in ſeinem Palaſte bin? — Allerdings weiß er es, verſezten die Pagoden. Er weiß alles, was Ihnen begegnet; er nimmt den lebhafteſten Antheil daran, und es vergeht keine Stunde, daß wir nicht einen Courier abſchicken, um ihm Nachricht von Ihnen zu bringen. — Ungeſtaltchen ſchwieg und ward von dieſer Zeit an, weil weit nachdenklicher, als ſie ehedem geweſen war.

Sie war ſelten allein, ohne die Stimme zu hören. Bisweilen erſchrak ſie; aber noch weit öftrer machte ihr dieſe Unterhaltung Vergnügen; denn in allem was die Stimme ſagte, war Geiſt und Feinheit. — So feſt ich auch entſchloſſen bin, ſagte die Prinzeſſin, nicht zu lieben und jede zärtliche Verbindung zu fliehn; ſo muß ich doch geſtehn, daß ich einen König kennen lernen möchte, der einen ſo ſeltſamen Geſchmack hat als Sie. Denn wenn es wahr iſt, daß Sie mich lieben, ſo ſind Sie ohne allen Zweifel der einzige Menſch in der Welt, der eine ähnliche Schwachheit für eine Perſon von meiner Häßlichkeit empfinden kan. — Glauben Sie von meinem Geſchmacke was Sie wollen, meine anbetungswürdige Prinzeſſin; Ihre Verdienſte geben mir hinreichende Gründe, ihn zu rechtfertigen. ¿Aber wie unglücklich bin ich, daß ich mich vor Ihnen verbergen muß? So unglücklich, daß Sie mir Ihr Mitleid nicht verſagen würden, wenn Sie mein Unglück in ſeiner ganzen Ausdehnung kennten. Ungeſtaltchen forderte eine nähere Erklärung. Aber die Stimme ſchwieg und ſie hörte nichts mehr als laute Seufzer, die ſie beunruhigten. Der Unbekante ward ihr von Tage zu Tage mehr intereſſant. Sie fieng an allenthalben Langeweile zu fühlen, und nur die Stimme ihres unſichtbaren Liebhabers war im Stande, ſie angenehm zu beſchäftigen.

In einer der dunkelſten Nächte im Jahre, wachte Ungeſtaltchen von ungefähr auf, und bemerkte, daß jemand nahe an ihrem Bette ſaß. Sie glaubte es wäre eine von den Pagodinen, die ſie bisweilen unterhielten, und ſtreckte ihre Hand aus, um ſie zu ſich zu nehmen. Aber da ergriff jemand ihre Hand und drückte und küßte ſie. Sie fühlte, daß ſie von Thränen benezt ward. Ungeſtaltchen fiel gleich auf den unſichtbaren König. — Was wollen ſie nur von mir? ſagte ſie ſeufzend. Wie kann ich Sie lieben, ohne Sie zu ſehen und zu kennen? — Ach! Madam, war die Antwort, welche harte Bedingung legen Sie mir auf? Es iſt mir unmöglich mich Ihnen zu zeigen, ohne ihre Gunſt auf das Spiel zu ſetzen: die boshafte Magotine, deren Macht und Grauſamkeit auch Sie erfahren haben, hat mir eine ſiebenjährige Büßung auferlegt, die nunmehro ſchon fünf ganzer Jahre gedauert hat. Wie leicht würde ich den Kummer der noch übrigen Zeit ertragen, wenn Sie mich zu Ihrem Gatten annehmen wollten! Sie werden mich für unſinnig halten; Sie werden die Erfüllung meiner Bitte unmöglich achten. Aber wenn Sie die Größe meiner Liebe und meiner Leiden kennten, ſo würde das Mitleiden Sie bewegen, meinen Wunſch zu erhören.

Ungeſtaltchen hatte in ihrer Lage, ſo angenehm ſie war, Langeweile; der unſichtbare König hatte Verſtand und Charakter, und es fehlte ihm nichts um zu gefallen, als der Körper. Sie beſchloß alſo ihm ihr Mitleiden nicht zu verſagen, das am Ende nichts weiter war als eine zärtliche Liebe, die ſich unter jenem Nahmen verbarg. Sie verlangte einige Tage Bedenkzeit, und dieſe verfloſſen unter unabläſſigen Feten, und Conzerten, in denen man nichts als Hymenäen ſang; die zärtliche Stimme ihres unſichtbaren Liebhabers unterhielt ſie jeden Augenblick, wo ſie allein war, und ſie begab ſich jezt früher als gewöhnlich in ihr Schlafzimmer, um das Vergnügen zu haben, länger unterhalten zu werden.

Endlich willigte ſie in die Vermählung ein; und verſprach ihrem künftigen Gemahle zu gleicher Zeit, daß ſie nicht eher verlangen wollte, ihn zu ſehen, bis die Zeit ſeiner Büßung vorüber wäre. Es muß Ihnen und mir alles in der Welt daran gelegen ſeyn, ſetzte er hinzu, daß Sie ihrer Neugierde Einhalt thun. Sollte es Ihnen einfallen, mich zu ſehen, ſo werde ich meine Buße von neuem anfangen und ſie werden ſie mit mir theilen müſſen. — Vor allen Dingen verſchließen Sie ihre Ohren den böſen Anſchlägen, die man Ihnen geben wird; und Sie werden das doppelte Vergnügen genießen, mich ganz nach Ihrem Herzen zu finden, und die Schönheit wieder zu erlangen, die Ihnen die boshafte Magotine geraubt hat. — In dem Entzücken über dieſe ſüßen Hoffnungen, ſchwur Ungeſtaltchen dem unſichtbaren Geliebten tauſendmal, ihre Neugierde im Zaum zu halten, und ruhig die Zeit zu erwarten, wo ſie ihn in ſeiner wahren Geſtalt ſehen könnte. — Nun ward die Hochzeit ohne Geräuſch und Prunk gefeyert; und ihre Herzen genoſſen die Freuden der Liebe darum nicht weniger.

Unter andern Vergnügungen, die die Pagoden für die neue Königin erſannen, war auch eine Oper, welche die unglücklichen Schickſaale der Pſyche vorſtellte, deren Geſchichte mit der Ihrigen eine ſo auſſerordentliche Aehnlichkeit hatte. Auf einmal empfand Ungeſtaltchen ein brennendes Verlangen, ihre Familie bey ſich zu ſehen; und was auch der König dagegen vorbringen mochte, ſo blieb ſie doch ſtandhaft auf dieſer Idee. — Das Schauſpiel,

ſpiel, das Sie eben haben aufführen ſehen, ſetzte er hinzu, kann lehren, in welche Unfälle Pſyche durch ihre Neugierde gerieth. Um dieſe einzige Gefälligkeit bitte ich Sie, ſuchen Sie ihr Beyſpiel zu ihrem Vortheile zu benuzen. — Sie verſprach alles was er verlangte. Ein Schiff war ausgerüſtet, mit Pagoden bemannt, und mit den ſchönſten Geſchenken beladen. Ungeſtaltchen ſchrieb ſelbſt an ihre Mutter und beſchwor ſie, einen Beſuch in ihrem Königreiche abzuſtatten. Für diesmal erhielten die Pagoden Erlaubniß auch auswärts zu ſprechen.

Man hatte die Prinzeſſin verlohren geglaubt; um deſto erfreulicher war der Brief und die Nachrichten, die er enthielte; die Königin brannte vor Verlangen, ſie in dem Glanze ihrer Würde zu ſehen, und reiſte ſogleich mit ihrer Tochter und ihrem Schwiegerſohne ab: dieſe Reiſe dauerte nicht lange. Nach Verlauf einiger Wochen hatte Ungeſtaltchen das Vergnügen ihre Verwandten in ihre Arme zu ſchließen. Da gerieth ſie aber bald in große Verlegenheit. Jedermann frug nach dem Könige, und ſie mußte alle Augenblicke etwas neues erſinnen, um die Neugierde der Fremden hinzuhalten Bald war er bey der Armee; bald war er krank und wollte niemand ſehen;

bald hieß es, der König hat eine Pilgerreiſe gethan, bald, er iſt auf die Jagd gegangen. Und da verwirrte ſie ſich nun immer in ihren eignen Erzählungen und es war nicht anders, als ob ihr die Fee Magotine den Kopf verdreht hätte, ſo wenig war ſie im Stande, etwas taugliches zu Markte zu bringen. Ihre Mutter und ihre Schweſter wußten nun gar nicht, was ſie dazu ſagen ſollten. Endlich meinten ſie, Ungeſtaltchen betröge ſie, oder betröge ſich wohl gar ſelbſt; und da ward denn in guter Meynung beſchloſſen, mit ihr zu reden. Das thaten ſie nun auch mit ſo vieler Feinheit, daß in Ungeſtaltchens Seele eine Menge Zweifel erwachten, und ſie ſich endlich nicht enthalten konnte, zu geſtehen, daß ſie ihren Gemahl bis jezt noch nicht geſehen hätte; aber daß man ihn nur zu hören brauche, um ihn zu lieben. Er müßte noch eine Büßung von zwey Jahren aushalten, dann werde ſie ihn nicht blos ſehen dürfen, ſondern ſie werde auch ſelbſt ſo ſchön werden, wie der Tag. — Unglückliche, rief die Königin bey dieſer Erzählung aus. Wie iſt es möglich, daß du die Neze nicht ſiehſt, die man dir ſtellt? Dein Gemahl iſt ein Ungeheuer, wie alle die Pagoden deren König er iſt! — Nein, erwiederte Ungeſtaltchen, ich bin von dem Gegentheil überzeugt. Ich halte ihn für den Gott der Liebe ſelbſt. — Grauſamer Irthum, rief Schönchen aus. Der Pſyche ſagte man, ihr Gemahl ſey ein Ungeheuer, und ſie fand daß er Amor war; du hältſt den deinigen für den Amor, und ſicher iſt es ein Ungeheuer. Suche dich wenigſtens zu beruhigen; überzeuge dich mit deinen eignen Augen; nichts iſt leichter als das. — Die Königin war eben der Meinung, und ihr Schwiegerſohn unterſtüzte ihren Rath mit neuen Gründen.

Die Prinzeſſin gerieth in eine ſolche Unruhe, daß ſie ſich feſt entſchloß, ihren Gemahl zu ſehn, es möchte koſten was es wollte. Kaum war ihre Familie abgereiſt, als ſie ihren Entſchluß ausführte, und ſich einer verborgnen Lampe bediente, um den unſichtbaren, geliebten König zu ſehn. Sie ſah ihn, und ſties ein fürchterliches Geſchrey aus; denn ach! ſtatt des blonden, zarten, jugendlichen Amors erblickte ſie den ſchrecklichen Serpentin mit grünen Flügeln und borſtigen Haaren! Er erwachte und ſein Erwachen war ein Donnerſchlag für ſie: ¿Grauſame, rief er aus, iſt das die Belohnung meiner Liebe? — Die Prinzeſſin hörte nichts als das. Sie ſank ohnmächtig nieder und Serpentin entfloh.

Einige Pagoden waren auf das Geräuſch herbeygeeilt; ſie brachten die Prinzeſſin ins Bett, ſtunden ihr bey, und brachten ſie wieder zu ſich ſelbſt. Ihr Zuſtand war ſchrecklich. Sie warf ſich ohn' Unterlaß das Unglück vor, worein ſie ihren Gemahl geſtürzt hatte. — Noch liebte ſie ihn auf das zärtlichſte, aber ſie verabſcheute ſeine Geſtalt, und ſie hätte die Hälfte ihres Lebens darum gegeben, wenn ſie ihn nicht geſehen hätte.

Ihre traurigen Betrachtungen wurden durch einige Pagoden unterbrochen, die mit der Miene des Schreckens in ihr Zimmer traten, und ihr die Nachricht brachten, daß mehrere Schiffe mit Marionetten, die Fee Magotine an ihrer Spitze, ohne Widerſtand in den Hafen eingelaufen wären. Die Marioneten und Pagoden haben, ſo lange als man weiß, in der bitterſten Feindſchaft gelebt; wozu am meiſten das Vorrecht der erſtern beytrug, allenthalben zu ſprechen, was den leztern verſagt war. Magotine war ihre Königin. Der Haß, den ſie gegen den grünen Serpentin und die unglückliche Ungeſtaltchen hegte, hatte ihr die Idee eingegeben, ihre Truppen zuſammenzuziehn, und ihr Land in dem Augenblicke zu überfallen, wo ihr Schmerz am heftigſten ſeyn würde.

Ihre Plane glückten ihr ohne Mühe. Die Königin war ſo troſtlos, daß ſie keine Befehle geben wollte, ſo ſehr man in ſie drang, indem ſie verſicherte, daß ſie vom Kriegsweſen nichts verſtünde. Alles, was ſie that, war, diejenigen Pagoden zuſammen zu berufen, die bey Belagerungen geweſen und ſich in den Cabinetern der gröſten Capitäne aufgehalten hatten. Sie trug ihnen die Sorge für den Krieg auf, ſchloß ſich wieder in ihr Kabinet, und ſah dem Unglücke, das ihr bevorſtund, mit Gleichgültigkeit entgegen.

Bey Magotinens Armee war der berühmte Poliſchinell General en Chef, ein Mann, der ſein Handwerk verſtund, und mit ſeinen leichten Truppen, die aus Weſpen, Maykäfern und Schmetterlingen beſtund, Wunder that. Die leichten Truppen der Armee der Pagoden waren weit ſchwächer, denn ſie beſtunden nur aus Fröſchen und Eydechſen, die mehr durch ihren Namen als durch ihren Muth fürchterlich waren. —

Magotine ſah dem Gefecht eine Zeitlang unthätig zu. Die Pagoden thaten Wunder der Tapferkeit, aber endlich zerſtreute ein Schlag mit dem Zauberſtabe die ganze Armee. Die prächtigen Paläſte, die reizenden Gärten, die ſchattigten Wälder, alles dieſes verſchwand und ward unter ſeinen Ruinen begraben. Vier Marioneten bemächtigten ſich der Königin und führten ſie zu Magotinen, die mit einer boshaften Freude den Gegenſtand ihrer Rache gefeſſelt vor ihren Augen ſah.

Die Rachſucht dieſer verabſcheuungswürdigen Fee war dadurch noch nicht geſtillt, daß ſie ſie zu der häslichſten Creatur von der Welt gemacht hatte. Ungeſtaltchen war noch härtern Prüfungen aufbehalten. Zuerſt ließ ihr die Fee ein Paar eiſerne Schuhe bringen, die ſo enge waren, daß ſie kaum mit der Hälfte ihres Fußes hineinkommen konnte. Aber es half nichts; ſie mußte ſie anziehen ... Hier hab' ich einen Rocken, fuhr ſie fort, von Spinneweben angelegt; den müßt ihr abſpinnen, und ich gebe euch nicht länger als zwey Stunden Zeit dazu. Ich habe niemals geſponnen, antwortete die Königin, aber ob es mir gleich unmöglich ſcheint, ihren Befehl zu befolgen, ſo will ich doch mein möglichſtes thun. — Hierauf führte man ſie in eine dunkle Höhle; verſchloß ſie mit einem ungeheuern Stein und ließ ſie bey Waſſer und Brod arbeiten, ſo gut ſie konnte.

Ungeſtaltchen fieng nun an zu ſpinnen, aber die Spindel war ſo ſchwer, daß ſie alle Augenblicke auf die Erde fiel und der Faden zerriß. Sie hob ſie immer wieder auf und fieng immer von neuem an, aber alle ihre Arbeit war umſonſt. ¡Ach! fieng ſie endlich an; ich ſehe jezt den ganzen Umgang meines Unglücks. Die unverſöhnliche Magotine iſt nicht zufrieden, mich in ihrer Gewalt zu haben, ſie ſucht einen Vorwand, mich ums Leben zu bringen. Und nun fieng ſie an zu weinen und überdachte die glückliche Zeit, die ſie in dem Königreiche der Pagoden und in dem Umgange ihres Gemahls zugebracht hatte. — Ich will nicht mehr ſpinnen, ſagte ſie endlich. Mag doch Magotine kommen und ihre Rachſucht an mir ſättigen; ich kann nichts unmögliches möglich machen. — In dem Augenblicke hörte ſie eine Stimme, die zu ihr ſagte: ¡Ach! Königin, Sie müſſen ihre unbeſonnene Neugierde theuer bezahlen. ¿Aber iſt es möglich, die Leiden zu ſehn, die man liebt? Ich habe eine Freundin, von der ich Ihnen noch nichts geſagt habe: es iſt die Fee Hülfreich, die Ihnen vielleicht nützlich ſeyn wird. — Dieſe Worte waren mit drey Schlägen verbunden, worauf mit einemmal der Rocken abgeſponnen war. Nicht lange darauf trat Magotine mit einer zahlreichen Begleitung von Marionetten in die Grotte. Wir wollen doch ſehn, ſagte ſie, was die Prinzeſſin Ungeſchickt, die weder nähen noch ſpinnen kann, für Zwirn gemacht haben wird. — Es iſt wahr ich konnte nicht ſpinnen, aber, ich habe es wohl lernen müſſen, antwortete die Königin, und zeigte ihre Arbeit vor. Als Magotine das ſah, gerieth ſie in großes Erſtaunen, nahm den Knauel und ſagte: ach, ihr ſeyd ſehr geſchickt, man muß euch zu arbeiten geben. Ich befehle euch alſo, aus dieſen Fäden ein Nez zu ſtricken, womit man Lachſe fangen kann. — Halten Sie mir zu Gnaden, antwortete die Königin, in dieſen Fäden könnte man kaum eine Fliege fangen, geſchweige denn einen Lachs. — Nicht raiſonnirt, Madam, fuhr Magotine ſie an; das iſt alles unnöthig. — Und mit dieſen Worten verließ ſie die Grotte, ſezte den Stein wieder vor, und rief noch hinein, wenn das Nez nicht in zwey Stunden fertig wäre, ſo wäre es um ſie geſchehn.

Ach! Hülfreich, rief jezt Ungeſtaltchen aus, wenn es wahr iſt, daß meine Leiden dich rühren, ſo verſage mir jetzo deinen Beyſtand nicht; und kaum hatte ſie dieſe Worte ausgeſprochen, als das Fiſchgarn fertig war. Ungeſtaltchen ſah es mit Erſtaunen, und dankte der Fee in ihrem Herzen, und glaubte nun ganz gewiß, daß ſie ihrem Gemahle dieſe gute Freundin verdankte. — Die zwey Stunden waren kaum verfloſſen als Magotine herein trat und das Garn fertig fand. Da ſie ſah, daß es ſo kunſtreich verfertigt war, ſagte ſie: wie könnt ihr die Unverſchämtheit haben, zu behaupten, daß ihr das gemacht hättet? — Ich habe keine Freunde an ihrem Hofe, antwortete die Königin; und überdieß bin ich hier ſo wohl verwahrt, daß wohl niemand mit mir ſprechen oder zu mir kommen kann. — Nun gut, ſagte Magotine, da ihr ſo geſchickt ſeyd, ſo könnt ihr mir ſehr nützlich in meinem Königreiche werden.

Sie befahl ſogleich ein Schiff in ſegelfertigen Stand zu ſetzen und allen Marionetten ward angeſagt, ſich zur Reiſe fertig zu halten. Die Königin ward mit ungeheuern Ketten belaſtet, damit ſie ſich nicht aus Verzweiflung ins Meer ſtürzte. Die Reiſe gieng Tag und Nacht. Einſtmals, da niemand mehr wachte, als die unglückliche Prinzeſſin, die ſich in ihren Thränen badete, näherte ſich der grüne Serpentin dem Schiffe, und redete ſie an. Noch immer, ſagte er, fürchte ich, dich zu erſchrecken, und du biſt mir noch immer unendlich theuer, ſo wenig ich Urſache habe, dich zu ſchonen. — Ach! rief Ungeſtaltchen aus. Iſt es möglich, daß du mir verzeihen kannſt? Was habe ich ausgeſtanden, ſeitdem ich dich nicht geſehn habe; aber meine gröſte Buße iſt, daß ich deines Umgangs nicht mehr genieße.

Serpentin war im Begriffe zu antworten, als Magotine wie eine Furie herzu gelaufen kam, und dieſes zärtliche Geſpräch unterbrach; denn ſie war keine von den Feen, die bisweilen ſchlafen: die Begierde Böſes zu thun, erhielt ſie beſtändig munter. ¡Ach! ſchrie ſie; die zärtlichen Eheleute! Ihr tröſtet euch wohl gar über eure Unfälle, und verwünſcht eure Feindin und eure eigne Ohnmacht. Ihr ſollt nicht länger die Kränkung haben, eure Leiden zu ſehn. Proſerpine iſt meine gute Freundin, und ich befehle dir, Serpentin, in ihren dunkeln Palaſt hinabzugehn, und ihr mein Compliment zu machen. Du brauchſt nicht zurückzukommen, bis deine Buße zu Ende iſt.

— Der unglückliche Serpentin verſchwand in dem Augenblick, aber ſeine Seufzer tönten noch lange aus der Tiefe des Meeres herauf. Man denke ſich Ungeſtaltchens Schmerz und Verzweiflung. Grauſame Magotine, rief ſie aus. ¿Womit hab' ich dieſe Rache verdient? Dein Zorn gegen mich begann, da ich noch in der Wiege lag, da ich dich noch nicht beleidigen konnte, denn ich hatte den Gebrauch meiner Vernunft noch nicht. Ganz gewiß iſt der unglückliche König, den du jezt in die Unterwelt ſchickſt, nichts ſchuldiger als ich. Wohlan, ſtille deine Rachſucht; tödte mich; denn ich weiß daß du meinen Tod ſucheſt. — O! ſagte Magotine, ich weiß wohl, daß ich dir damit einen großen Gefallen thäte. Aber damit hat es noch Zeit. Vorher ſollſt du mir noch Waſſer ſchöpfen lernen.

Unter der Zeit war das Schiff in dem Königreiche der Marionetten angelangt. Die Königin ward ins Land gebracht. Die grauſame Magotine nahm einen Mühlſtein, hing ihn der Königin an den Hals, und befahl ihr damit den Gipfel eines Bergs zu beſteigen, welcher weit über die Wolken hervorragte. Oben ſollte ſie einen Korb voll vierblättrigen Klee pflücken, dann wieder in das Thal herabſteigen, und in einen durchlöcherten Krug das Waſſer der Vorſicht ſchöpfen. Sie müßte, ſagte ſie, ihr wenigſtens ſoviel mitbringen, daß ſie ihr großes Glas damit ausfüllen könnte. — Die Königin fing an Einwendungen gegen dieſen ſchlechterdings unausführbaren Befehl zu machen. Aber Magotine nahm keine Gründe an, und alles, was ſie darauf antwortete, war, wenn du nicht thuſt, was ich dir heiſſe, ſo ſey überzeugt, daß der grüne Serpentin es entgelten ſoll.

Dieſe Drohung erſchreckte die Königin. Sie verſuchte zu gehn; aber ſie hätte bey dem erſten Schritte der Laſt des Mühlſteins untergelegen, wenn ihr Hülfreich nicht beygeſtanden hätte. — Du erndteſt jezt die Früchte deiner unglücklichen Neugierde, ſagte ſie zu ihr. Den ſchrecklichen Zuſtand, in den Magotine dich verſezt hat, dankſt du niemanden als dir ſelbſt. — Hierauf führte ſie ſie in einem Nu auf die Spitze des Bergs; pflückte ihr den Korb voll vierblätterigen Kleeblatt, das ſie ſchrecklichen Ungeheuern abkämpfen mußte, die es bewachten, und es mit übernatürlichen Kräften vertheidigten.

Sie erwartete den Dank der Königin nicht, um das Abentheuer ganz zu vollenden. Sie gab ihr einen kleinen Wagen, der mit zwey weiſen Canarienvögeln beſpannt war, die bewunderswürdig redeten und ſangen. Sie befahl ihr hierauf den Berg hinab zu ſteigen, den Rieſen, die die Quelle bewachten, ihre eiſernen Schuhe an den Kopf zu werfen, und den Krug ihren Canarienvögeln zu überliefern, die ſchon ein Mittel finden würden, ihn mit dem Waſſer der Vorſicht anzufüllen. Sobald ſie es in ihrer Gewalt hätte, ſollte ſie ſich das Geſicht damit waſchen, und ſie würde ihre natürliche Schönheit wieder bekommen. Dann ſollte ſie aber nicht bey der Quelle bleiben, noch auch den Berg wieder beſteigen, ſondern ſich in ein kleines Wäldchen begeben, das ſie auf ihrem Wege finden würde. Hier könnte ſie drey Jahre zubringen. Denn Magotine würde ſie mit Schöpfen beſchäftigt glauben, oder auf die Vermuthung fallen, daß ſie unterwegs umgekommen wäre.

Die Königin umfaßte die Knie der Fee und dankte ihr tauſendmal für ihren Rath und Beyſtand. Aber, ſetzte ſie hinzu, weder meine Freyheit, noch die Wiedererlangung meiner wahren Geſtalt, wird mir Freude machen, ſo lange ich meinen Gemahl noch unglücklich weiß. — Auch er wird glücklich werden, verſetzte die Fee, wenn die drey Jahre verfloſſen ſind, und wenn du dann Magotinen den Klee und das Waſſer gebracht haben wirſt.

Nun beſtieg die Königin ihren kleinen Wagen, fuhr damit den Berg herab und kam in das Thal, wo die Rieſen die Quelle bewachten. Sogleich zog ſie ihre eiſernen Schuhe aus und warf ſie ihnen an den Kopf, worauf ſie ohne Beſinnungskraft nieder zur Erde ſtürzten. Die Canarienvögel nahmen den Krug; ſetzten ihn wieder in guten Stand, und man ſahe ihm nicht an, daß er jemals durchlöchert geweſen war. Der Nahme des Waſſers machte Ungeſtaltchen Luſt zu trinken. Ich werde, ſagte ſie, klüger und vorſichtiger werden. ¡Ach! warum ich dieſes Waſſer nicht eher gekannt! ¿oder warum habe ich dieſe Eigenſchaften nicht beſeſſen, da ich noch Königin von Pagodien war? — Bey dieſen Worten that ſie einen ſtarken Zug, und wuſch ſich dann das Geſicht, und ward ſo ſchön, daß ſie eher einer Göttin, als einem ſterblichen Weibe ähnlich ſah.

In dem Augenblick erſchien die Fee Hülfreich. Ich habe geſehen, was du gethan haſt, ſagte ſie zu ihr, und ich freue mich um deinetwillen, daß du nicht anders handelteſt. Ich würde dich weit weniger lieben, wenn du dieſes Waſſer blos zur Verſchönerung deiner Geſtalt angewendet hätteſt. Dieſe Handlung wird deine Leiden um vieles abkürzen. — Meine Leiden, verſetzte die Prinzeſſin, rühren mich weit weniger als das Unglück meines Gemahls. Erleichtern Sie ſeine Bürde, und ich will die meinige mit Gedult ertragen. — Ich will thun was ich kann, erwiederte die Fee. Unterdeſſen wünſche ich, daß du den Nahmen Ungeſtaltchen ablegeſt, der ſich zu deiner gegenwärtigen Geſtalt nicht mehr paßt. Der Nahme Vorſichtig wird ſich jezt beſſer für dich ſchicken. — Bey dieſen Worten verſchwand

ſchwand ſie, und ließ ein Paar Schuhe zurück, die ſo niedlich waren, daß es der Prinzeſſin dauerte, ſie anzuziehen.

Sie beſtieg nun ihren Wagen von neuem, und hielt den vollen Krug vor ſich. Die Canarienvögel führten ſie gerade in den Wald, der an dem Berge lag. Dieſer Wald war der angenehmſte Aufenthalt von der Welt. Myrten und Lorbeern verſchränkten ihre biegſamen Zweige und bildeten ſchattigte Alleen, die kein Strahl der Sonne durchdrang. Allenthalben ſprudelten kühle Quellen empor und rieſelten ſanft durch das Gras, das von tauſend Blumen blühte. Das wundervollſte dabey war, daß hier alle Thiere ſprachen und die beyden Canarienvögel mit der größten Höflichkeit aufnahmen. — Wir glaubten ſchon, hieß es unter andern, ihr hättet uns ganz verlaſſen. — Nein, antworteten dieſe, die Zeit unſrer Buße iſt noch nicht vorüber; aber hier iſt eine Königin, die uns die Fee Hülfreich anvertraut hat. Wir empfehlen ſie eurer Vorſorge. Sucht ſie auf das Beſte zu unterhalten. — Sogleich ſah ſich die Königin von einer Menge von Thieren umgeben, die ſie begrüßten. — Sie werden unſre Königin ſeyn, ſagten ſie zu ihr. Sie können auf unſre Ehrfurcht, Treue und Ergebenheit rechnen. — ¿Mein Himmel, wo bin ich denn, rief die Prinzeſſin aus? ¿ Wie kömmt es, daß ihr die Gabe zu ſprechen habt? — Einer von den kleinen Canarienvögeln, die ſie niemals verließen, ſagte ihr hierauf ins Ohr: Sie müſſen wiſſen, daß alle dieſe Geſchöpfe ehemals Menſchen waren. Mehrere Feen, die mit Verdruß bemerkten, daß ſo viele Leute an weſentlichen Fehlern der Seele oder des Charakters kränkelten, ſuchten ſie davon zu heilen, und da bloſe Vorſtellungen nichts fruchteten, ſo legten ſie ihnen eine Buße auf. Sie verwandelten ſie in Thiere, deren natürlicher Charakter dem ihrigen entſprach. Die Schwätzer in Papageyen; die Verliebten in Canarienvögel; die Schwelger in Schweine; die Jachzornigen in Löwen; und dieſer ganze Wald iſt mit ſolchen Büßern von allen Ständen und Leidenſchaften angefüllt.

Du warſt alſo wohl ſehr verliebt, ſagte die Königin zu ihrem Begleiter, ehe du zum Canarienvogel wurdeſt. — Freylich wohl, antwortete er. Ich bin der Sohn eines Granden von Spanien. In unſerm Lande hat die Liebe eine Gewalt über die Herzen, daß es unmöglich iſt, ſich ihr zu entziehn. Ein engliſcher Geſandter kam an den Hof. Er hatte eine Tochter von unbeſchreiblicher Schönheit, aber ihr Stolz und ihre Launen waren unerträglich, dem ungeachtet faßte ich eine Leidenſchaft für ſie, die biß zur Anbetung gieng. Bisweilen ſchien ſie meine Seufzer erhören zu wollen; aber wenn ich mich am glücklichſten glaubte, ſtieß ſie mich durch ihre Sprödigkeit zurück. Eines Tags, da ſie mich beynahe in Verzweiflung geſetzt hatte, näherte ſich mir eine ehrwürdige alte Dame, tadelte mich wegen meiner Schwachheit; aber ihr Tadel und ihre Vorſtellungen dienten nur dazu, mich deſto hartnäckiger zu machen. Endlich ward ſie zornig und ſagte: ſo verdamme ich dich denn, drey Jahre lang als Canarienvogel herumzufliegen, und deine Geliebte ſoll in eine Weſpe verwandelt werden. Die Verwandlung gieng auf der Stelle vor ſich; und bey meinem erſten Ausflug erblickte ich meine Schöne in der reizenden Geſtalt einer Weſpe, die voll übler Laune ſchnurrte und alles was ihr in Weg kam ſtach.

Voll Verdruß über meinen Zuſtand, flog ich ohne Plan und Abſicht weiter, und kam in eine große und prächtige Stadt, wo ich gefangen ward. Man ſperrte mich in einen ſchönen vergoldeten Käfich und ich wurde in das Zimmer eines ſchönen jungen Frauenzimmers getragen, die mich mit großer Zärtlichkeit aufnahm. Ich war über ihre Schmeicheleyen äuſſerſt vergnügt; ich intereſſirte mich für ſie, und deſto gröſſer war mein Verdruß, da ich entdeckte, daß ſie ſehr unglücklich war. Ich war noch nicht lange bey ihr, als ich einen Offizier hereintreten ſahe, einen Poltron als man je einen geſehen hat, der niemals zufrieden war, immer zankte, ſie immer mit ungerechten Vorwürfen überhäufte, und ſie einigemal ſogar auf eine Art mishandelte, die alle mein Mitleiden und allen meinen Zorn rege machten. Was mich am meiſten verdroß, war, daß die Schläge dieſes Barbaren, die Zärtlichkeit der jungen Dame immer mehr zu erwecken ſchienen.

Ich wünſchte Tag und Nacht, daß die Feen, die mich zum Canarienvogel gemacht hatten, auch dieſer beyden Leute ſich annehmen möchten. Mein Wunſch blieb nicht lange unerhört. Sie verwandelten den Liebhaber in einen Wolf; die Geliebte in ein Lamm, und verſetzten ſie beyde in dieſen Wald. Ich für meine Perſon fand bald Gelegenheit zu entwiſchen. Ich faßte den Entſchluß, die vornehmſten Höfe von Europa zu ſehen. Ich kam nach Italien und fiel von ungefähr in die Hände eines Mannes, der ſeine Frau einſperrte, ſo oft er ausgieng und mir die Ehre erzeigte, mich zur ihrer Unterhaltung zu beſtimmen. Die gute Frau dachte wenig an mich. Einer ihrer Nachbarn, der ſchon ſeit langer Zeit in ſie verliebt war, kam des Abends durch den Schornſtein in ihre Kammer; und unterhielt ſeine Schöne weit beſſer, als ich mit allen meinen Künſten nicht im Stande geweſen wäre. Eines Tages kamen die Feen durch das Schlüſſelloch in das Zimmer, überraſchten die beyden Liebenden und berührten ſie mit ihrem Zauberſtabe. Geht, ſagten ſie, und büßt eure Thorheiten ab. Dieſer Schornſteinfeger werde zum Eichhörnchen, ſeine Geliebte zur Meerkatze, und ihr Gemahl hüte zehn Jahre lang als Hofhund das Haus.

„Ich hätte Ihnen viel zu erzählen, fuhr der Canarienvogel fort, wenn ich Ihnen alle die Abentheuer erzählen wollte, die ich erlebt habe. Ich muß mich von Zeit zu Zeit in dieſen Wald begeben, und ich komme ſelten hieher ohne einige neue Thiere zu finden. Sie können das Vergnügen haben, ſich die Abentheuer eines jeden erzählen zu laſſen. — Mehrere boten ſich ſogleich dazu an. Aber die Königin dankte ihnen; und ſuchte einen einſamen Ort, wo ſie ihren Gedanken nachhängen könnte. Sogleich erhob ſich an dem Orte, den ſie ſich erleſen hatte, ein kleiner Palaſt; ſie ward mit den ſchönſten und auserleſenſten Früchten bewirthet; und es fehlte ihr an nichts, ſo lange ſie ſich in dieſem Walde aufhielt.

Bisweilen wurden ihr zu Ehren kleine Feſten gegeben, deren größter Reiz in ihrer Sonderbarkeit beſtand. Löwen tanzten mit den Lämmern; Füchſe ſchmeichelten den Tauben, und Schlangen leckten die kleinen Vögel; denn hier paarten ſich die Thiere nicht nach ihren Geſchlechtern, ſondern nach den Neigungen, die ſie vor ihrer Verwandlung gehabt hatten.

Alle liebten ihre Königin bis zur Anbetung. Sie machten ſie zur Richterin in allen ihren kleinen Streitigkeiten; ſie ſuchten ihr auf alle Weiſe gefällig zu ſeyn; und ſie hätte glücklich ſeyn können, wenn nicht das Andenken an die Leiden ihres geliebten Serpentin ihr Leben unabläſſig verbittert hätte. Endlich erſchien die Zeit, wo ſie den Wald verlaſſen ſollte. Sie gab ihren Führern, den getreuen Canarienvögeln Nachricht davon; und entfernte ſich einſtmals tief in der Nacht, um ſich den Abſchied zu erſparen, und um nicht die Thränen ihrer treuen Unterthanen zu ſehen.

Sie vergaß weder den Krug mit dem Waſſer der Vergeſſenheit, noch den Korb mit dem Klee, noch ihre eiſernen Schuhe; und zu einer Zeit, da Magotine ſie längſt für todt hielt, erſchien ſie vor ihr, mit dem Mühlſteine an dem Halſe, den eiſernen Schuhen an den Füßen, und dem Kruge in der Hand. Die Fee ſtieß bey ihrem Anblick einen lauten Schrey aus; dann frug ſie, wo ſie herkäme. — Von der Quelle, antwortete ſie, wo ich drey ganze Jahre mit Schöpfen zugebracht habe. Endlich iſt es mir gelungen, den Krug anzufüllen. — Magotine brach in ein lautes Gelächter aus, da ſie hörte, die Königin hätte drey Jahre lang nichts gethan als Waſſer ſchöpfen; aber da ſie ſie genauer anſahe, rief ſie aus: ¿aber was iſt das? Ungeſtaltchen iſt ſchön geworden? Wie biſt du zu dieſer Geſtalt gekommen? — Ich habe mich an der Quelle gewaſchen, antwortete die Königin, da geſchah dieſes Wunder. — Bey dieſen Worten warf Magotine in der Verzweiflung ihren Topf auf die Erde, und er zerbrach. Neuer Grund zur Wuth und Verzweiflung. Ich werde mich rächen, ſchrie ſie! Gehe hinab in die Unterwelt, grüße Proſerpinen von mir, und verlange für mich den Trank des Lebens. Ich fürchte alt und krank zu werden. Hab' ich aber nur erſt dieſes Gegengift, ſo brauch ich nichts mehr zu fürchten. Aber nimm dich in Acht, die Flaſche zu öffnen und zu koſten.

Die arme Königin war über dieſen Befehl höchſt betroffen; ¿denn wie war es möglich den Weg in die Unterwelt zu finden, und wie ſollte ſie wieder zurückkommen? Sie fieng an zu weinen, und Magotine lachte ſie aus. Fort, fort, ſagte ſie zu ihr, keinen Augenblick gezögert. — Dann füllte ſie ihr einen Sack mit alten Nüßen und ſchwarzem Brode an, und ſchickte ſie fort.

Die Königin trat ihre Reiſe an, ohne zu wiſſen, wohin ſie gieng. Wenn ſie müde war, ſetzte ſie ſich unter einen Baum, vergaß ihre Reiſe, und dachte an den armen Serpentin. Eines Tags, da ſie auch ſo ſaß und träumte, erſchien plötzlich die Fee Hülfreich vor ihr. — Weißt du wohl, ſchöne Königin, ſagte ſie zu ihr, daß du hinab in die Unterwelt gehen mußt, um deinen Gemahl aus dem finſtern Gefängniſſe zu befreyen, wohin ihn Magotinens Befehl gebannt hat. — Mit Freuden, verſetzte die Königin, ich würde noch weiter gehen, wenn es nur möglich wäre. Aber ich weiß den Weg in das Reich Proſerpinens nicht. — Nimm dieſen grünen Zweig, antwortete die Fee, ſchlage damit auf die Erde, und ſprich mir folgende Worte nach. Die Königin umarmte die Knie ihrer Wohlthäterin, und ſagte:

O du vor dem ſich ſelbſt der Gott der Götter ſchmiegt,
Du dem die Sterblichen aus allen Zonen dienen,
wenn treuer Herzen Wohl und Eintracht dich vergnügt,
ſo leite mich, die längſt dein Pfeil beſiegt,
O! Venus Sohn, hinab zur Proſerpinen.

Denn muß nicht ſelbſt das Reich der alten Nacht
o! Amor dich als Herrn und Meiſter grüßen?
Erkannte nicht ſelbſt Pluto deine Macht,
und ſchmachtete zu Proſerpinens Füßen?
Drum wenn dein Aug' ob treuer Liebe wacht,
ſo leuchte mir hinab zu Plutos Höllenflüſſen.

Strahlt deine Fakel mir, o! Cytherens Sohn,
Gelingt es mir vielleicht den Gatten zu erretten,
Vielleicht zerbrech' ich ſeine Ketten!
Drum, Amor, führe mich zu Proſerpinens Thron.

Kaum hatte ſie dieſe Worte ausgeſprochen, als ein zarter und ſchöner Knabe auf einer azurnen Wolke erſchien. Ein Paar bunte Flügel ſchmückten ſeinen Rücken, eine Blumenkrone beſchattete ſeine Schläfe; in ſeinen Händen trug er Pfeil und Bogen. Es war Amor. Er ſenkte ſich ſanft zu den Füßen der Königin herab und redete ſie an:

Sieh, deine Seufzer ſind erhöret,
und Amor ſteigt von des Olympus Höhn,
zu dir herab, dir hülfreich beyzuſtehn.
Warum du lang geweint und lang gefleht, gewähret

das Schickſal auf dein banges Flehn.
Du wirſt die Ketten, die den Gatten feſſeln, brechen,
du wirſt ihn an das Licht zurückekehren ſehn,
und ihn und dich an eurer Feindin rächen.

Dann ſchlug er dreymal auf die Erde und ſagte folgende Worte:

Tellus, dir befiehlt Cytherens Sohn,
öffne mir die grauſenvollen Pfade
zu des Lethe traurigem Geſtade,
öffne mir den Weg zu Plutos Thron!

In demſelben Augenblicke öfnete die Erde ihren Schooß. Die Königin ſtieg durch eine dunkle Spalte, die Amors Fackel erleuchtete, zu dem Sitze der Unterirdiſchen hinab. Hier fand ſie ihren geliebten Serpentin nicht mehr in ſeiner häßlichen Geſtalt; denn Amor hatte gewollt, daß er werden ſollte, was er vor ſeiner Verwandlung geweſen war; denn gegen Amors Macht verſchwand Magotinens Zauber in Nichts. Der erſte Gegenſtand, den die Königin erblickte, war ihr geliebter Gemahl. Eine geheime Ahndung verkündigte ihr, daß er es ſey, der Gegenſtand ihrer erſten und reinſten Liebe, ihr geliebter Serpentin, der nun wieder ſo jung, ſchön und reizend als ſeine Gemahlin geworden war.

Sie flog ihm in die Arme und ſagte ihm die zärtlichſten Dinge von der Welt. Man wird leicht glauben, daß er ihr nichts ſchuldig blieb, denn ſeine Freude, ſie wieder zu ſehn, war wenigſtens eben ſo groß, als die ihre. Nachdem die erſten Aufwallungen der Zärtlichkeit vorüber waren, führte ſie Amor zu der Proſerpina. Die Königin bat im Namen der Fee um den Trank der Unſterblichkeit; und die Göttin der Unterwelt, die die boshafte Abſicht ihrer guten Freundin ſahe und befördern wollte, gab ihrer Geſandtin eine übel verſtopfte Flaſche, um ſie zu reizen, daraus zu trinken. Amor aber warnte die Königin gegen eine Neugierde, die ſie in das Verderben ſtürzen würde, verließ das Reich der Schatten mit den beyden Liebenden, und führte ſie zur Fee, indem er ſich in dem Herzen der Königin verbarg. Seine Gegenwart flößte Magotinen mildere Geſinnungen ein. Ohne zu wiſſen warum empfieng ſie beyde mit einer ungewöhnlichen Grosmuth, und gab ihnen das Königreich Pagodien wieder. Sie kehrten ſogleich dahin zurück, und lebten nun eben ſo glücklich zuſammen als ſie bisher unglücklich geweſen waren.

* * *

Don Fernando hatte die Aufmerkſamkeit ſeiner Zuhörer ſo ſehr gefeſſelt, daß das Morgenlicht ſchon anbrach, ohne daß die beyden Schweſtern die mindeſte Luſt zu ſchlafen gehabt hätten. Aber er bat ſie inſtändig, ſich auf ihr Zimmer zu begeben, und ſich von der Unruhe zu erholen, in der ſie die ganze Nacht über geſchwebt hatten.

Das Schiff war ſchon im Begriffe in den adriatiſchen Meerbuſen einzulaufen, und die Paläſte von Venedig ſchimmerten ihnen ſchon von weitem entgegen, als ſich der Wind auf einmal drehte, der Himmel ſich mit Wolken bedeckte, und ein ſchrecklicher Sturm aufzog, der ſie weit von ihrer Bahn verſchleuderte, und ſie unter den Wellen zu begraben drohte. Als das Meer wieder ruhig ward, wurden ſie von zwey Brigantinen angegriffen, die der berühmte Corſar Zoromy commandirte, und die an beyden Seiten des Schiffes enterten, ehe die Mannſchaft Zeit gehabt hatte, ſich zur Gegenwehr zu rüſten. Der ſpaniſche Capitain mußte ſich ergeben und unſre jungen Verliebten geriethen in die Gewalt des Corſaren. Die Türken bemächtigten ſich ihrer; da ſie aber aus ihrem koſtbaren Anzug und der Ehrfurcht, die jedermann ihnen bezeigte, ſchloſſen, daß ſie Damen von hohem Stande wären, ſo behandelten ſie ſie mit größerer Höflichkeit, als man von Corſaren hätte erwarten ſollen.

Zoromy nahm ſie mit ſamt ihren Liebhabern auf ſein Schiff. Er verſicherte ihnen, daß ſie unbekümmert ſeyn ſollten, er wolle alles thun, was in ſeinen Kräften ſtünde, um ihre Gefangenſchaft zu erleichtern. Sie konnten ihm nur mit Thränen antworten, die die Heftigkeit ihres Schmerzes zu erkennen gaben; Don Fernando und Jamo litten bey dem Leiden ihrer Gebieterinnen unendlich und vergaßen darüber ihr eignes Schickſal.

Als Leonore Gelegenheit bekam, allein mit Fernando zu ſprechen, ſchlug ſie ihm vor, ſich für Geſchwiſter auszugeben, weil man nicht wiſſen konnte, was ihnen noch bevorſtünde. Wenn aber das Schickſal ſie trennte, ſo ſollte er ſich mit der Gewißheit tröſten, daß ſie eher dem Leben, als der Treue gegen ihn entſagen würde. — Ach! rief Fernando aus, ¿ſollte es möglich ſeyn, daß ich jemals von Ihnen getrennt würde? — In unſrer jetzigen Lage, antwortete ſie, müſſen wir alles fürchten und uns auf alles vorbereiten, um die Schläge des Schickſals ohne Kleinmuth ertragen zu können. — Ihre Standhaftigkeit macht mich zittern, verſetzte Fernando. Wie unglücklich wäre ich, wenn ſie aus Gleichgültigkeit entſpränge! — Undankbarer, erwiederte Leonore, indem ſie ihn zärtlich anſah, ¿womit hab' ich dieſen grauſamen Verdacht verdient? ¿Was hab' ich nicht alles für Sie gethan? ¿Kann man gleichgültig ſeyn, wenn man um des Geliebten willen, Eltern, Heimath und Vaterland verläßt? — Ich bin nicht undankbar, war die Antwort, aber ich bin unglücklich. Verzeihen Sie meine Furcht. ¡Wären Sie mir weniger theuer, ich würde weniger ungerecht ſeyn! — Dieſe zärtlichen Geſinnungen beruhigten Leonoren. Sie wurden einig zu dem Corſaren zu gehn, um ſeine Abſichten zu erfahren und ihn zu fragen, wieviel er für ihre Ranzion verlange. Aber kaum hatten ſie ihren Vortrag angefangen als Zoromy ihnen Stillſchweigen gebot. — Dieſe Damen, antwortete er, dürfen jezt auf nichts denken, als wie ſie dem Groß-Weßir Achmet gefallen wollen, dem ich ſie vorſtellen werde, um mich einer Menge von Verbindlichkeiten, die ich ihm habe, zu entladen. — Welche grauſame Nachricht für zärtlich Verliebte, die ſchon hofften in kurzem ihre Freyheit wieder zu erlangen.

Der Wind war günſtig, und in wenig Tagen liefen ſie in den Hafen von Conſtantinopel ein. Zoromy verbarg die Damen und brachte ſie heimlich in ſein Haus. Dann ließ er ihnen einige Zeit, ſich zu erhohlen, gab ihnen koſtbare türkiſche Kleidungen und feſſelte ihnen Hände und Füße mit Ketten, die von den koſtbaren Steinen gemacht waren, welche er ihnen abgenommen hatte. Auch Don Fernando und Don Jamo wurden auf ähnliche Weiſe gekleidet, und ſo zuſammen auf ein Landhaus nahe bey Conſtantinopel gebracht, welches dem Groß-Weßir gehörte. Hier begab er ſich in Begleitung eines kleinen Hofſtaats hin, wenn er Luſt hatte ſich von ſeinen Geſchäften zu erholen.

Zoromy bat um die Erlaubniß, ihm aufwarten zu dürfen; Achmet empfieng ihn mit der größten Höflichkeit, bewunderte die Schönheit ſeiner Sklaven und verſicherte, daß er nie ein ſchöneres Frauenzimmer geſehen hätte, als Leonoren. Er redete ſie hierauf mit der gröſten Zärtlichkeit und mit einem Tone des Mitleidens an, denn er ſprach das Spaniſche wie ſeine Mutterſprache: wirf dieſe Ketten von dir, ſagte er, der Himmel hat dich gemacht, andre in deine Ketten zu legen. — Leonore antwortete nichts; ſie ſchlug die Augen zur Erde nieder und Thränen ſtrömten über ihre Wangen. — ¿Warum weinſt du? fuhr der

Weſir fort. ¿Biſt du ſo ungerne unter uns? Ich verſichere dich, daß du hier eben ſo viel Gewalt haben wirſt, als in deinem Vaterlande. — Herr, antwortete ſie ihm, ſo angenehm auch deine Verſprechungen klingen, ſo werde ich nach den Unfällen, die mir widerfahren ſind, niemals auf die Beſtändigkeit des Glückes rechnen. Darum halte mich nicht für undankbar, wenn ich unempfindlich bey deiner Güte zu ſeyn ſcheine. Aber, Herr, fuhr ſie fort, indem ſie ſich ihm mit unausſprechlichem Anſtande zu Füßen warf; wenn du die Quelle meiner Thränen verſtopfen willſt, ſo verlange einen Preiß für unſre Freyheit, welchen du willſt, und ſetze uns in den Stand, unſre Eltern und unſer Vaterland wieder zu ſehn. Sey gutes Muths, antwortete der Weſir, da dieſes ſchöne Kind deine Schweſter und dieſe Sclaven deine Brüder ſind, ſo geſtehe ich ihnen auf der Stelle die Freyheit zu, um die du bitteſt. Was dich betrift, ſo will ich mich weiter beſinnen.

Aus dieſer Antwort erhellten Achmets Abſichten nur allzu klar. Aber ſie hatten ſich verbunden ſich nicht zu trennen, ſo lange es möglich wäre. Herr, antworteten ſie mit der größten Unterwürfigkeit und Ehrerbietung, wir haben die Gnade nicht verdient, die du uns zugeſtehſt. Vergönne uns ſo lange, deine Sclaven zu bleiben, bis wir dir unſre Dankbarkeit an den Tag geleget haben. — Achmet willigte ein, dankte dem Corſaren für ſein ſchönes Geſchenk, und ließ Leonoren und Matilden in ſeinen Harem bringen.

Achmet war ein Mann, der ſein Leben zu genießen verſtand. Er war ſehr frühe zu den höchſten Ehrenſtellen emporgeſtiegen und war Weßir in einem Alter, in welchem andre kaum die erſten Schritte zu der Gunſt des Monarchen gethan haben. Er wußte Geſchäfte und Genuß zu vereinigen; und die Laſt ſeiner Stelle entzog den Vergnügungen eben ſo wenig, als die Vergnügungen ſeinen Geſchäften Abbruch thaten. Er war wohlgebildet, galant, grosmüthig. Er hatte viel gereiſt; er hatte ſich mit den Sitten und Kenntniſſen der Europäer bekannt gemacht; und er war der aufgeklärteſte, feinſte und edelmüthigſte Mann in Conſtantinopel.

Er räumte den beyden Spaniern ein Zimmer ein, in welchem ſie leicht vergeſſen konnten, daß ſie Sclaven waren. Er beſuchte Leonoren täglich; er machte ihr Geſchenke von der größten Koſtbarkeit, und der Eifer, den er bezeigte, ihr zu gefallen, ließ ihr nur allzudeutzudeutlich die Kämpfe vorherſehen, die ſie zu kämpfen haben würde; und daß er vielleicht nicht lange zögern dürfte, Gunſtbezeigungen als Herr zu fordern, die er bis jezt als Liebhaber zu erwarten ſchien. Sie gab ihm zuweilen zu verſtehen, daß alle Güter, die man auf dieſe Weiſe genöße, immer mit Verdruß verbunden wären; daß das Herz ſich aus Neigung ergeben müſſe, und daß keine Macht in der Welt Neigung erzwingen könne. — Achmet fand oft, daß ſeine ſchöne Spanierin nicht Unrecht hätte; und verſprach, alles zu thun, was in ſeinen Kräften ſtünde, um ihr zu gefallen.

Alle Güte, Achtung und Grosmuth, welche Achmet den übrigen Gefangenen bewies, konnte ſie nicht wegen des Verluſts ihrer Freyheit tröſten, noch ihnen die Furcht benehmen, die ſie in Rückſicht auf Leonoren hegten. So geſchickt dieſe auch war, das Ziel immer hinauszurücken, und Achmets Ungedult zu beſänftigen, ſo ſahe ſie dennoch mit innerer Angſt dem Augenblicke einer entſcheidenden Erklärung entgegen. Dieſer Augenblick war nicht weit entfernt. Als der Weſſir eines Tags heftig in ſie gedrungen hatte, ſich zu ſeiner Gunſt zu erklären, ſetzte er hinzu: ich werde dich nicht behandeln, wie die übrigen Bewohnerinnen dieſes

ſes Harems. Ich will dich heyrathen, ich will dich glücklich machen. Denke über dieſen Vorſchlag nach, und laß mich deine Antwort wiſſen, wenn ich dich wiederſehe.

Er verließ ſie mit dieſen Worten. Leonore blieb traurig und in tiefen Gedanken allein. Was ſollte ſie thun, um ſich, ihren Liebhaber, und alle die übrigen nicht in das größte Unglück zu ſtürzen? Während ſie dieſe Betrachtungen anſtellte, trat Matilde ins Zimmer, ſahe ihre Thränen fließen, und beſchwor ſie ihren Kummer mit ihr zu theilen. Leonore verſchwieg ihr nichts; dann fieng ſie mit Zärtlichkeit von Don Fernando zu reden an; aber auf einmal ward ſie gewahr, daß der Weſſir hinter der Thür eines Cabinets ſtand und ſie behorchte.

Leonore ſtellte ſich als hätte ſie nichts geſehen. Sie fuhr ganz unbefangen in ihrem Geſpräche fort und ſagte endlich: ich fühle wohl, daß wenn Fernando mir treu geblieben wäre, ich nicht fähig ſeyn würde, die Eidſchwüre zu brechen, mit denen ich ihm ewige Treue zugeſagt habe. Ich würde ihm mein Herz auf Koſten meines Lebens erhalten und unſre Entfernung würde meine Geſinnungen nicht ändern. Aber der Undankbare hat mich einer andern aufgeopfert. Ich bin entſchloſſen, ihn zu vergeſſen, und es ſoll dieß das Letztemal ſeyn, daß ich ſeiner Erwähnung thue. Der Weſſir entfernte ſich mit unglaublicher Unruhe und Verwirrung. Er konnte ſich nicht enthalten über einen Gegenſtand, der ihm ſo ſehr am Herzen lag, mit Matilden zu ſprechen, die ihm mit Verſtande und Freyheit antwortete. Leonore erfuhr den Inhalt dieſes Geſprächs und ließ den Weſſir bitten ſie zu beſuchen.

Er erſchien; Verdruß und Unmuth mahlten ſich in ſeinem Geſichte. Beklage dich nicht über mein Herz, ſagte ſie zu ihm, es kannte die Liebe, eh' ich dich ſahe. Du haſt ein Geheimniß erfahren, das ich mich ſcheute, dir anzuvertrauen; aber du haſt zu gleicher Zeit gehört, daß der Ungetreue, der mich liebte, mein Herz verſchmäht. Du haſt keinen Nebenbuhler mehr. Und wenn du mir noch einige Ruhe ſchenkeſt, ſo verſpreche ich, dir die uneingeſchränkteſte Dankbarkeit zu beweiſen, die deine Güte und Grosmuth ſo ſehr verdient.

Der Weſſir antwortete ihr mit Zweifel und Mißtrauen: ich kenne mein Unglück, ſagte er, du ſchmeichelſt mir vergeblich mit deiner Zärtlichkeit. Ich wage nicht mehr zu hoffen. — Bey dieſen Worten warf er ſeine Augen auf

Leonoren gleichſam um in den ihrigen die Widerlegung ſeiner Beſorgniſſe zu finden. Sie ſahe ihn mitleidig an; und Achmet glaubte Liebe in ihrem Blicke zu leſen. Er gieng zufrieden weg und Leonore wünſchte ſich Glück, den Aufwallungen ſeiner Eiferſucht auf dieſe Weiſe zuvorgekommen zu ſeyn.

Von dieſem Augenblicke an, dachte ſie ernſtlich auf ihre Flucht, und das Glück bot ihr eine Gelegenheit an, die nicht erwünichter hätte ſeyn können. Der Grosherr kehrte nach Conſtantinopel zurück und der Weſſir ſahe ſich genöthiget, ihn zu begleiten, und Leonoren zurückzulaſſen, deren ſchwächlicher Geſundheit die Landluft nothwendig ſchien. Als er im Begriffe war abzureiſen, trat er in ihr Zimmer. Ich muß dich verlaſſen, reizende Leonore, ſagte er zu ihr. Ich werde dich in wenig Tagen wiederſehen, aber dieſe wenigen Tage ſcheinen mir eine Ewigkeit. Ich muß mir alle deine Verſprechungen wiederhohlen, um mich zu dieſer Entfernung entſchließen zu können. ¿Wenn du ſie vergäßeſt? Wenn ich dich verliehren ſollte? — — — Leonore zitterte bey dieſen Worten; ſie fürchtete, er möchte etwas von ihrem Plane entdeckt haben. Aber der Weſſir fuhr fort: nein, nein, du kannſt nicht treulos ſeyn! Leonore hat mir ihre Liebe verſprochen.

Ja, Achmet, antwortete ſie. Du beſitzeſt meine ganze Zärtlichkeit, und ich wäre unwürdig das Licht des Tages zu ſehen, wenn ich deine Grosmuth mit Gleichgültigkeit erwiedern wollte. Gehe, wohin dich deine Pflicht ruft. Aber höre auch dann wieder die Stimme der Zärtlichkeit und Liebe, und komme bald zu mir zurück. — Achmet antwortete mit dem größten Entzücken und mit den feurigſten Eidſchwüren ewiger Treue; aber doch war es, als wenn eine geheime Ahndung ihm ſagte, daß er ſie nicht widerſehen würde.

Don Fernando und ſein Freund hatten unterdeſſen Mittel gefunden, ſich eines Schiffs zu verſichern, und ſie gaben ihren Gebieterinnen Nachricht davon. Dieſe verabredeten ſich mit ihren Sclavinnen, die ihnen gänzlich ergeben waren; man gab ein Signal; und zu gleicher Zeit wurde in mehreren Quartieren des Serails Feuer angelegt. In der allgemeinen Unordnung, die hiebey entſtand, drangen die ſpaniſchen Cavaliere in den Harem, bemächtigten ſich ihrer Gebieterinnen, und brachten ſie nach dem Hafen, der in einer kleinen Entfernung von dem Landhauſe lag. Sie beſtiegen das Schiff, das ſie erwartete, die Anker wurden gelichtet und die zärtlich Liebenden genoſſen endlich wieder das Glück zuſammen zu ſeyn und ſich in Freyheit zu ſprechen.

Ein günſtiger Wind ſchwellte die Seegel und brachte ſie bald nach Venedig, dem Ziele ihrer Reiſe. Anfänglich hatten die beyden Schweſtern die Abſicht gehabt, ſich in ein Kloſter zu begeben, bis ihre Liebhaber die Einwilligung ihrer Eltern erhalten hätten. Aber nach langer Ueberlegung fanden ſie für gut, ihre Heyrath zu beſchleunigen, da ſie wohl zum Voraus ſehen konnten, daß wenn die Sache einmal nicht zu ändern wäre, die Einwilligung doch am Ende kommen müßte. Man kann leicht glauben, daß die beyden Liebhaber, ihrer Seits, alles mögliche thaten, ihre Geliebten in ihrem Entſchluſſe zu beſtätigen, und es fehlte nichts mehr als den Tag der Verbindung feſtzuſetzen.

Unterdeſſen hatte ſich der alte Marquis von Toledo und der Graf von Fuentes, ſobald ſie die Entführung der beyden Schweſtern erfahren hatten, aufgemacht, ſie zu ſuchen. Sie brauchten alle mögliche Vorſicht, um die Flüchtigen zu finden; aber während ſie nach Weſten reiſten, zogen jene nach Oſten.

Der Verdruß des Marquis von Toledo war gränzenlos. Er war erbittert auf Leonoren; gegen ſeinen Sohn aber war er wüthend, und die Abwechslungen der Leidenſchaften in ſeinem Herzen warfen ihn auf das Krankenbette. Die Aerzte fanden ſeinen Zuſtand gefährlich; alle Freunde ſeines Sohns bemühten ſich ihn zu beſänftigen; und bald erhielt er von Don Fernando ſelbſt die ehrfurchtsvollſten Briefe, in denen er ihn wegen ſeines Schritts um Verzeyhung bat. Endlich flößte ihm die Annäherung des Todes gemäßigtere Geſinnungen ein. Er verziehe ſeinem Sohne und der Graf v. Fuentes verziehe ſeinen Töchtern. Der Marquis ſtarb kurz darauf, und Don Fernando ließ ſeinem Andenken alle Ehre wiederfahren, die er ihm ſchuldig war. Er kam kurz darauf mit ſeinem Freund und ihren beyderſeitigen Gemahlinnen nach Cadiz zurück. Sie wurden von ihren Anverwandten umarmt, alles war vergeſſen, und nach den mannichfaltigen Unfällen, die ſie betroffen hatten, genoſſen ſie nun einer ungeſtörten Zufriedenheit.

Inhalt
der
Blauen Bibliothek
aller Nationen.

Erſter Band.

Ankündigung und Plan dieſer Sammlung.
Ueber die Literatur der Feen-Mährchen.
Einleitung zum erſten Bande.

Feen-Mährchen von Charles Perrault.
1) Rothkäppchen. 2) Die Feen. 3) Blaubart. 4) Die ſchlafende Schöne. 5) Die geſtiefelte Katze. 6) Fräulein Aſchenbrödel oder das Glaspantöffelchen. 7) Ruprecht mit der Kuppe. 8) Der kleine Däumling. 9) Abentheuer der Prinzeſſin Sinnreich. 10) Eſelshaut.

Feen-Mährchen der Frau von Lintot.
1) Kornblümchen. 2) Prinz Offenherz. 3) Zartbraun und Conſtanze.

Das einzige Feen-Mährchen von J. J. Rouſſeau.
Königin Grille.

Zweyter Band.

Feen-Mährchen des Grafen A. Hamilton.
Einleitung. 1) Der Widder. 2) Dorn-Röschen. 3) Die vier Facardine.

Dritter Band.

Feen-Mährchen der Frau Gräfin v. Aulnoy.

Einleitung. 1) Graziose und Percinet. 2) Schönchen Goldhaar. 3) Der blaue Vogel. 4) Prinz Kobold. 5) Prinzeſſin Frühlingsſchön. 6) Prinzeſſin Röschen. 7) Der goldne Zweig. 8) Der Orangenbaum und die Biene.

Vierter Band.

Fortſetzung der Feen-Mährchen der Frau Gräfin v. Aulnoy.

I. Das gute Mäuschen. S. 3
II. Don Gabriel Ponce de Leon. Eine Novelle. — 28
  1. Der Widder. — 64
  2. Finette Aſchenbrödel. — 108
  3. Fortunate. — 161
III. Babiole. — 209
IV. Don Fernando von Toledo. Novelle. — 249
  1. Der gelbe Zwerg. — 260
  2. Der grüne Serpentin. — 311

Dritter Band.

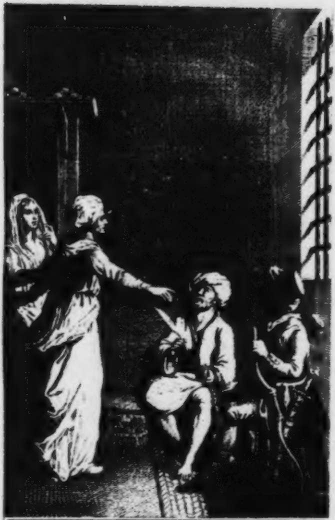
Feen-Mährchen der Frau Gräfin v. Aulnoy.

Einleitung. 1) Grazioſe und Percinet. 2) Schönchen Goldhaar. 3) Der blaue Vogel. 4) Prinz Kobold. 5) Prinzeſſin Frühlingsſchön. 6) Prinzeſſin Röschen. 7) Der goldne Zweig. 8) Der Orangenbaum und die Biene.

Vierter Band.

Fortſetzung der Feen-Mährchen der Frau Gräfin v. Aulnoy.

I. Das gute Mäuschen. . . S. 3
II. Don Gabriel Ponce de Leon. Eine Novelle. . . — 28
1. Der Widder. . . — 64
2. Finette Aſchenbrödel. . — 108
3. Fortunate. . . — 161
III. Babiole. . . — 209
IV. Don Fernando von Toledo. Novelle. — 249
1. Der gelbe Zwerg. . — 260
2. Der grüne Serpentin. . — 311



Il Bondocani.

Die
Blaue Bibliothek
aller Nationen.

> Si Peau d'Ane m'étoit conté
> J'y prendrois un plaisir extrême.
>
> LAFONTAINE.

Fünfter Band.

Gotha
in der Ettingerſchen Buchhandlung. 1790.

HALLE (SAALE) THEK • UNIV.

D
noc
reic
ſind
paſ
fün
ſche
neſ
ſo
ſchr
die
Ueb
nac

Einleitung

zur Fortſetzung der

Tauſend und einen Nacht.

er Orient, deſſen Literatur wir ſchlechterdings
h nicht ganz überſehen können, iſt erſtaunlich
h an Erzählungen und Romanen aller Art. Man
et, wenn man ſie nur eine leichte Muſterung
ſiren läßt, daß dieß Fach derſelben von ſelbſt in
f Haupt-Claſſen zerfällt, und ſich in Arabi-
e, **Perſiſche**, **Türkiſche**, **Indiſche** und Chi-
iſche Romane abtheilen läßt. In allen herrſcht
zu ſagen der eigentliche orientaliſche Erd-Ge-
mack, die bilderreiche Allegorie, die Metapher,
Fabel, und der Hang zum Wunderbaren und
ernatürlichen; jede Claſſe aber hat wiederum,
h dem Character ihres Volks und ihrer Sprache

ihre Schattirungen und Eigenheiten. Unter allen war die arabiſche Sprache die reichſte und kultivirteſte ehedem durch die Höfe der Kalifen und Sultane, an welchen die Wiſſenſchaften blühten, geworden; und iſt, obgleich die Araber jezt wieder in Unwiſſenheit und Barbarey geſunken ſind, noch immer die Sprache der Wiſſenſchaften im Oriente, dahingegen die türkiſche die Hof-Sprache, und die perſiſche die galante Sprache der Damen und Dichter iſt. Ich laſſe die Schätze der andern aſiatiſchen Sprachen jezt liegen, und werfe nur einen Blick auf den Reichthum der arabiſchen, die hier mein Gegenſtand iſt.

Die Araber ſind bekanntlich große Erzähler, und die **Erzählungs-Kunſt**, das ſicherſte Mittel ſich dort allgemein beliebt, und berühmt zu machen, iſt bey ihnen zu einem ſehr hohen Grade von Vollkommenheit gediehen. Erzählen iſt ihr einziges geſellſchaftliches Vergnügen, das ſie kennen; Mährchen und Erzählungen dienen ihnen ſtatt der Schauſpiele, und ihre Caffeehäuſer ſind in dieſem Falle ihr Schauplatz. Dort verſammeln ſie ſich, und während ſie da mit gekreuzten Beinen ſitzen, und mit feyerlichen Schweigen ihre Pfeiſe rauchen, ſteht irgend ein Erzähler unter ihnen auf, zieht,

zieht einen geſchriebenen Heft aus ſeinem Buſen, und lieſt entweder was aus der Tauſend und einen Nacht oder dem Guliſtán oder Beharſtan vor, oder erzählt aus dem Stegreiſe ein Wunder-Mährchen mit unglaublicher Anmuth; und empfängt zu Ende der Zuſammenkunft von allen Anweſenden ein kleines Geſchenk für ſeine Mühe ſich zu amüſiren. So wußte der feine Mahomed ſich dieſes Hanges der Araber meiſterlich zu bedienen, ſie durch die in ſeinem Coran eingewebten epiſodiſchen Erzählungen zum fleißigem Leſen deſſelben zu reitzen, und die im zwölften Kapitel des Corans eingeſchaltete Geſchichte Josephs iſt z. E. ein Meiſterſtück von ſchöner Erzählung, in einer Art von poetiſcher, harmonieuſer Proſa.

Es kann nicht fehlen, daß ein Volk, das einen ſo hohen Geſchmack am Erzählen findet, auch faſt Alles ins Gewand der Erzählung kleiden, und daher eine Menge Gattungen von Romanen haben müſſe. Dieß iſt auch wirklich der Fall bey den Arabern, und ſie haben mehrere weſentlich verſchiedene Gattungen davon. Folgendes ſind die vornehmſten davon.

1) Ritter-Romane. Sie haben deren eine große Menge, davon faſt keiner noch in Europa bekannt iſt. So haben Sie z. E. den Seydi-Batthal oder den Held der Schlachten; die Geſchichte der zwey Prinzen Mara und Rebia und ihrer Kinder; des Hamſee; des Helden Antar; des großen Ruſtan; und dann ein ſogenanntes Helden- und Ritter-Buch von 25 Bänden.

2). Hiſtoriſche Romane. Ihre ganze Geſchichte über Mahomed hinaus iſt eigentlich nichts als Roman, mit wunderbarer Dichtung durchwebt. So iſt z. E. ihre ganze Geſchichte der Präadamiten, die ſie für höhere Weſen und Genien halten, die hernach, als mit Adam die Menſchen die Welt zu bevölkern anfiengen, durch Thaymurack, den erſten König von Perſien, in das Ginniſtan oder Feenland verbannt wurden, nichts als ein mythiſch-hiſtoriſcher Roman. Eben ſo ſind die Geſchichten Abrahams, Josephs, Moſis, große hiſtoriſche Romane bey ihnen. Der berühmteſte aus dieſer Claſſe iſt die Geſchichte Solomons, oder Soleimans, wie ſie ihn nennen, ſeines wunderthätigen Siegel-Ringes und ſeiner Clavicula. Dieß iſt aber nicht der bekannte jüdiſche König Salomon, Davids Sohn, ſondern die Araber und Perſer haben

ben mehrere **Salomons**, die vor Adam und der Menſchen Zeiten Könige der Genien (Ginni oder Peris) waren, und die Erde bevölkerten. Der berühmteſte unter ihnen iſt **Gian-Ben-Gian**, von dem auch die Gians, Ginni, oder Genien herkommen. — Sie haben auch einen hiſtoriſchen Roman von **Chriſto** und **Johannes**, den **ſieben Schläfern**, nicht minder von **Alexander** von Macedonien, der bey ihnen **Iſkander** heißt. ihr großer Held iſt; Salomons Grab und Siegel ſuchte; zur Quelle der Jugend reiſte, und die große Mauer zwiſchen China und der Tartarey baute.

3) Geiſtliche Romane. Z. E. Mahomeds Reiſe auf ſeinem fliegenden Maulthiere, **Alborack**, in den Himmel; die Geſchichte des **Buluka**, **Tamin Addar** u. ſ. w.

4) Moraliſche Romane. Dahin gehören die große Menge Fabeln oder Apologen, z. E. von **Pilpai**, **Lockman** und die Sammlung moraliſcher Erzählungen, die man unter dem Titel: **der Divan**, kennt.

5) Politiſche Romane; dafür kann man z. E. die Geſchichte **Joſephs**, und zwey andere

Werke, die Geſchichte der Weſiirs und die der Radis nehmen.

6) **Philoſophiſche Romane.** Auch dieſe haben die Araber, und der merkwürdigſte darunter, den wir auch durch Pococks Ueberſetzung kennen, iſt die **Geſchichte Hai des Sohns Jockdan, oder der ſich ſelbſt lehrende Philoſoph,** den man dem berühmten Arzt Avicenna zuſchreibt; ein merkwürdiges Product. Hai hat weder Vater noch Mutter, ſondern wird von der Sonne auf der Erde, in einer unbewohnten Inſel, gezeugt; lebt da, unterrichtet ſich durch ſeine Beobachtungen ſelbſt, wird der feinſte ſpeculative Philoſoph, Geometer, Aſtronom, Botaniker, Chemiker, Grammatiker, kurz, der vollkommenſte Menſch und Gelehrte, alles durch ſich ſelbſt.

7) **Liebes-Romane;** im Geſchmacke der ehemaligen Novellen; mit dieſen ſind immer innigſt vermiſcht und verbunden,

8) **Die Feen- und Wunder-Märchen.** Sie ſind ſelten rein zu ſcheiden, und machen den Lieblings-Zeitvertreib der Araber aus. Man hat mehrere Sammlungen davon; allein die gröſte und berühmteſte von allen, iſt die famoſe

ſogenannte **Tauſend und eine Nacht**, davon wenigſtens die erſte Hälfte, ſchon ganz Europa kennt; und deren **ächte Ergänzung** wir hier liefern. Sie iſt höchſt wahrſcheinlich eine Sammlung von einer großen Menge in Arabien ſchon curſirender und bekannter Volks-Mährchen, die ein geſchmackvoller und geſchickter Sammler an den ſchönen Faden der Geſchichte der beyden Schweſtern **Scheherazade** und **Dinarzade** glücklich anzureihen, und ſo ein Ganzes daraus zu machen wußte. Europa lernte ſie zuerſt durch Hr. **Galland** in Paris kennen, der ſie bey ſeinen Unterſuchungen der arabiſchen Literatur entdeckte, das arabiſche Original aus Syrien kommen ließ, und ſie ins Franzöſiſche überſetzte. Er lieferte vom Jahr 1704 bis 1715 wo er ſtarb, und hernach noch ein Herausgeber nach ihm i. J. 1717. 12 Octav Bändchen davon. **Galland** hat nicht alle darinn enthaltene Erzählungen genutzt, ſondern viele liegen laſſen, die ihm entweder nicht intereſſant genug, oder zu frey und zu ſchlüpfrig ſchienen. Eben ſo gewiß, ausgemacht und bekannt iſt aber auch, daß Hr. **Galland** nicht das vollſtändige Original gehabt hat, denn es exiſtirte damals noch nicht ganz in der Königl. Bibliothek. Die **ächte Ergänzung** oder der Defect deſſelben wurde weit ſpäter erſt in Aradien gefunden und kam durch Abſchriften theils nach England an Liebhaber der arabiſchen Literatur, (wo es auch ein Paar Teutſche Gelehrte, die es uns verſichert haben, ſahen und benutzten), theils aber brachte auch Hr. **Don Denis Chavis**, ein Araber von Geburt, und Prieſter der Congregation des Heil. Baſilii, den der Miniſter Hr. **v. Breteuil** für die orientaliſchen Handſchriften bey der Königl. Bibliothek anſtellte, dieſen koſtbaren Reſt mit aus ſeinem Vaterlande nach Paris, und ergänzte dadurch dieſes koſtbare Werk. Eben dieſer übernahm auch hernach gemeinſchaftlich mit Herrn Cazotte, deſſen Grazie und glückliches Talent in leichten Erzählungen allgemein bekannt iſt, die franzöſiſche Ueberſetzung in 4 Bändchen davon, aus welcher ich die unſrige hier liefere. Die Tauſend und eine Nacht wurde bey ihrer erſten Erſcheinung in ganz Frankreich beynahe verſchlungen, und iſt ſeitdem noch immer die Lieblings-Lectüre aller cultivirten Nationen von Europa geblieben. Ich hoffe, daß die Leſer mit dieſer zweyten Hälfte eben ſo zufrieden als mit der erſten ſeyn, und keinen Abfall des Tons und des angenehmen Zeitvertreibs finden werden.

Zum beſſeren Verſtehen der hier vorkommenden Geiſter-Geſchichten muß ich folgende erleuternde Stelle aus meiner erſten **Abhandlung über die Literatur der Feen-Märchen** im erſten Bande der **Blauen Bibliothek aller Nationen** S. III. hier wiederholen.

„Der Urſprung der **Feen-Tradition** iſt ſehr alt, und wir müſſen ihre Quelle unſtreitig im ſüdlichen Oriente bey den Arabern und Perſern ſuchen, ſo wie hingegen die Keime der **Ritter-Romane** und **Nordiſchen-Sagen** mehr im nördlichen Aſien liegen. Die Araber und Perſer hatten ihre **Feen** und **Genien**, Weſen die nicht Menſchen, nicht Engel nicht Teufel waren, mit auſſerordentlicher Schönheit, Unſterblichkeit und großer Gewalt über die Natur begabt, dabey aber doch dem höhern allmächtigem **Schickſaale** unterworfen waren. Bey den Perſern hieſen ſie **Peri**, bey den Arabern **Ginni**, und hatten ihr eignes Feenland, das berühmte Ginniſtan, das die Welt umgab, und das ſie bewohnten. Die **Peri** oder Ginni waren meiſtens gute, den Menſchen wohlwollende Weſen, dahingegen die **Diven**, eine ähnliche Art von Geiſtern, auſſerordentlich häßlich und boßhaft, auch geſchworne Feinde der Feen und

Genien waren. Wollten die Perſer jemanden auſſerordentlich wegen ſeiner Schönheit loben, ſo nennten ſie es Perizade, ein Feen-Kind. So viel iſt von der noch ſehr im Helldunkel ſchwebenden Mythologie der Araber und Perſer zu wiſſen nöthig, um ihre Feen-Mährchen ganz zu verſtehen und den Sinn ihrer lieblichen Dichtungen und Spiele ihrer warmen Phantaſie gehörig zu faſſen.

H. J. B.

Arabiſche Mährchen.

Fortſetzung
der ächten
Tauſend und Einen Nacht.

Erſter Theil.

Fortſetzung
der ächten
Tauſend und Einen Nacht.

Die Geſchichte des Sultans von Perſien, und der beyden eiferſüchtigen Schweſtern ſchien dem Sultan Schahriar viel Vergnügen gemacht zu haben, deſſen Neugier durch die Lüſternheit nach Mährchen unaufhörlich in Athem erhalten werden ſollte.

Schweſter, ſagte Dinarzade, zur Scheherazade, dieſe Vermählung des Khosru-Shah, deren Folgen zu ſolchen intereſſanten Begebenheiten Anlaß gaben, und die er nach einer nächtlichen Runde ſchloß, erinnert mich an die Verbindungen, welche der Kaliſe Harun-al-Raſchid *) mit der Prinzeſſin von Perſien und der ſchönen Zutulbe eingieng,

---

*) Al-Raſchid, iſt ein Beynahme der ihm gegeben wurde, ſo viel als, der Gerechte.

als er von einer jener Wanderungen zurück kam, die er ſo gern und ſo oft durch Bagdad verkleidet anzuſtellen pflegte. Ich habe ſie immer mit vielem Vergnügen aus deinem Munde gehört, und wenn du dich noch auf alle die Umſtände beſinnen könnteſt, ſo zweifele ich keinen Augenblick, daß ihre Erzählung höchſt unterhaltend ſeyn würde.

Schweſter, erwiederte die ſchöne Sultanin, ich habe ſtets zu viel Gefallen an allem, was den Kalifen Harun betraf gefunden, als daß mir eine einzige von den Geſchichten entfallen ſeyn ſollte, die ihn zum Gegenſtande haben, und die durch Tradition bis auf uns gekommen ſind; ich habe einen ſehr anſehnlichen Vorrath davon geſammelt. Weil du es aber wünſcheſt, ſo will ich den Anfang mit der Erzählung der Abentheuer machen, die du eben erwähnt haſt; vorausgeſezt, daß der Sultan, mein Herr, die Gnade hat, mir ſeine Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Der Sultan lächelte zum Zeichen ſeiner Einwilligung und Scheherazade fuhr folgendergeſtalt fort.[*]

---

[*] Dieſer gewöhnliche Eingang des Originals, zu allen Mährchen, der für den Leſer zulezt zu langweilig wird, iſt nur bey dieſem erſten beybehalten worden; in der Folge wird man ihn bey den übrigen weglaſſen.

I.

Il Bondocani,

der Räuber-Hauptmann.

Das Haraphat-Feſt *) hatte zu Bagdad um Harun-al-Raſchid die Weßire, die Großen, den Adel und ſogar einen Theil der Potentaten verſammelt, welche dem Scepter dieſes mächtigen und berühmten Kalifen unterworfen waren, um mit ihm die Feyer dieſes großen Feſtes zu begehen. Man hatte nichts verabſäumet, die Pracht und den Pomp dieſes Feſtes unter der ſtrengſten Befolgung der vorgeſchriebenen Ceremonien zu verherrlichen. Das Gewölbe der großen Moskee ertönte harmoniſch von den wohlklingenden Stimmen der Hatibs; Wohlgerüche erfüllten die Luft; das Blut der jungen Moſchen-Kühe rieſelte auf dem Altare, den die verſchiedenen, dieſem heiligen Dienſte geweihten Perſonen und Stände umringten: kurz man hatte es an nichts fehlen laſſen, was dem Himmel und der Erde, die Andacht und Gottesfurcht des Befehlshabers der Gläubigen und des gröſten der Fürſten der Erde bezeugen konnte. Aber die Ceremonie dauerte lang, Ha-

---

*) Das Haraphat-Feſt iſt eine muſulmänniſche Feyer, bey welcher Thiere geopfert werden.

Harun, der durch die vielen, perſönlich empfangenen, Huldigungen und die Nothwendigkeit, ſie durch Aufmerkſamkeit zu erwiedern, ſchon abgemattet war, konnte ſich kaum vor Müdigkeit und ſelbſt vor Langerweile mehr laſſen. Er wendete ſich zu dem Oberhaupte der Barmeciden, *) zu ſeinem Großweſir, und ſagte:

„Giafar, das Feſt unſers großen Propheten ſollte lauter Freude erzeugen, und doch überfällt mich wider Willen düſtere Schwermuth. Mitten unter dem Prunke und Schimmer dieſer zahlreichen Verſammlung fühle ich mich von einer Unruhe gepeiniget, der ich nicht zu widerſtehen vermag. Ich brauche Zerſtreuung; aber an einem Tage, wie der heutige, kann ich mich nur ſolchen Gegenſtänden der Zerſtreuung überlaſſen, die für mein Volk von einigem Nutzen ſeyn können. Wir wollen beyde verkleidet Bagdad durchſtreichen, Almoſen an die Armen ausſpenden, und den Leidenden Erleichterung zu verſchaffen ſuchen. Ich möchte mich überhaupt gern mit eigenen Augen überzeugen, ob das Volk unter meiner Regierung glücklich iſt, und ob die Beamten, denen ich die Gerichtspflege, und die Sorge für die Po-

---

*) Ein berühmtes arabiſches Geſchlecht.

ſicey der Stadt übertragen habe, ihren Pflichten nachkommen.“

Giafar zeigte ſich bereit, den Willen des Kalifen zu erfüllen, und beyde begaben ſich in ein geheimes Zimmer, verkleideten ſich daſelbſt, ſteckten jeder tauſend Goldſtücke zu ſich, verließen den Palaſt, und durchirrten die Straßen und öffentlichen Plätze der Stadt, wo ſie zur Rechten und Linken gegen alle Bedürftige, die ihnen unterwegens aufſtießen, ihre milde Hand aufthaten. Unter andern trafen ſie ein Frauenzimmer an, das mitten in der Gaſſe auf dem Pflaſter ſaß, die Hand nach dem Kalifen ausſtreckte und ihn um Gottes willen um ein Almoſen bat. Der Fürſt wurde durch die Schönheit dieſes ausgeſtreckten Arms in Verwunderung geſezt, denn er hatte die ſchönſte Rundung von der Welt, und war weißer als Albaſter; er reichte dem Giafar ein Goldſtück, um es dieſem Frauenzimmer zuzuſtellen; und der Weſir that es.

Das Frauenzimmer, als ſie die Gabe empfieng, ſchloß die Hand und glaubte an der Schwere und Größe des Geldſtucks zu erkennen, daß es keine gewöhnliche Münze ſeyn müſſe, wie man ſie ſonſt Betlern zu geben pflegt. Sie öffnete die Hand, und wurde das

Goldſtück gewahr; ſie rief den Giafar mit großem Geſchrey zurück.

„Schöner junger Mann, ſagte ſie zu ihm ſo bald er ſo nahe war, daß er ſie verſtehen konnte, was du mir gegeben haſt iſt ein Goldſtück; ¿gabſt du es mir als Almoſen, oder hatteſt du eine andre Abſicht dabey? — Nicht mir, antwortete Giafar, muſt du für dieſe Freygebigkeit danken, ſondern meinem Gefährten. So bitte ich dich fuhr das Frauenzimmer fort, habe die Gefälligkeit, und bewege ihn, mir die Urſach zu ſagen, warum er mir ein ſo reichliches Geſchenk gemacht hat.“ Giafar meldete dem Kalifen das Begehren dieſes Frauenzimmers und erhielt Befehl, ihr zu ſagen, ſie möchte ſich beruhigen, denn er habe keine andere Abſicht gehabt, ihr Gutes zu thun, als weil es die Pflichten des Wohlthuns und der Liebe des Nächſten ſo heiſchen. — Wenn das iſt, erwiderte das Frauenzimmer, ſo ſage meinem Wohlthäter, daß ich ihm danke, und daß ich zu Gott um die Verlängerung ſeiner Tage beten werde.

Als der Kalife vom Giafar erfuhr, wie das Frauenzimmer ſein Almoſen aufgenommen, und welche gute Wünſche ſie für ihren Wohlthäter gethan habe, ſo ſchickte er ihn auf der

Stelle wieder an ſie, mit dem Auftrage zurück, ſie zu fragen, ob ſie verheyrathet oder ledig ſey; denn im leztern Falle ſey er Willens, ſie zu heyrathen.

Giafar entledigte ſich dieſer neuen Bothſchaft, und das Frauenzimmer gab zur Antwort, ſie ſey ledig, und willig den jungen Mann zu heyrathen, der ſich ſo gut für ſie geſinnt bezeuge, doch bedinge ſie voraus, daß er Vermögen genug beſitze, ihr ein anſtändiges Heyrathsgut zu geben. ¿Wer muß dieß Frauenzimmer ſeyn? ſezte Giafar hinzu, als er die Antwort dem Kalifen hinterbrachte; ¿zweifelt ſie, ob der Befehlshaber der Gläubigen im Stande ſey, ihr einen Brautſchatz anzuweiſen?

Meine Verkleidung entſchuldigt ſie, entgegnete der Kalife; ſuche von ihr zu erfahren, wie hoch ſie ihren Brautſchatz anſezt. Der Großweſir gehorchte dem Befehle und bekam von dem Frauenzimmer zur Antwort: „mein Brautſchatz muß ſich ſo hoch belaufen, als die Abgaben der Stadt Hiſpahan und der Stadt Korazin von einem ganzen Jahre.“ Bey dieſer Antwort ſchüttelte Giafar ein wenig den Kopf; der Kalife war etwas vorausgegangen, um ſich in ſeinen Palaſt zu begeben. Der

Großweſir meldete ihm das Verlangen des Frauenzimmers, das er heyrathen wollte, und der Kalife ſchien ſehr wohl damit zufrieden. „Geh zu ihr, ſagte er, ſie wird ſich nicht wenig wundern; denn ich nehme die Bedingung an.“ Der Großweſir begab ſich auf der Stelle wieder zur Unbekannten, und erfüllte ſeinen Auftrag. „¿Wer? wer iſt der Mann, fragte ſie, der im Stande iſt, mir einen Brautſchatz von dieſer Beträchtlichkeit zu verwilligen? ¿wie heißt er?“ Der Unbekannte in deſſen Namen ich mit euch ſpreche, antwortete Giafar, heißt Harun-al Raſchid; mit Einem Worte, es iſt der Befehlshaber der Gläubigen.

Bey Nennung des Kalifen und bey einem Antrage von der Art in ſeinem Namen, ſtund das Frauenzimmer auf, und verhüllte ſich in ihre Kleider, um mit mehrerem Anſtande und Sittſamkeit vor den Augen des Großweſirs zu erſcheinen. Sie dankte Gott mit lauter Stimme, und ſagte: „wenn der Gemahl, der um mich wirbt, der Kalife iſt, ſo ſchätze ich mich glücklich, ihm zuzugehören, und du kannſt ihm meine Einwilligung überbringen.“ Giafar ſtattete Bericht von dieſer lezten Unterredung ab, die er mit ihr gehabt hatte, und ſchilderte mit wenig Worten ihren

Anſtand, Ton und Benehmen. Der Kalife befahl auf der Stelle, daß eine von den ehrwürdigſten Aufſeherinnen ſeines Harems, in Begleitung vieler Sklaven, das unbekannte Frauenzimmer abholen und es in eins von den Bädern des Palaſtes bringen ſollte.

Als ſie aus dem Bade kam, kleidete man ſie prächtig an; ihr Putz ſtrahlte von Diamanten und den koſtbarſten Juwelen; man brachte ſie in eins der reichſten Gemächer des Palaſtes, das für ſie beſtimmt war, und ſobald ſie ſich daſelbſt befand, meldete das Oberhaupt der Verſchnittenen dem Harun, daß alle ſeine Befehle vollſtreckt worden wären. Der Befehlshaber der Gläubigen gebot hierauf dem Giafar, den Cadi rufen zu laſſen, um den Heyrathskontrakt aufzuſetzen.

Als es Abend geworden war, begab ſich Harun in das Zimmer ſeiner Gemahlin; kaum wurde ſie ihn gewahr, ſo warf ſie ſich, zum Zeichen der Ehrfurcht, auf den Boden nieder und bezeigte ihm in den rührendſten Ausdrükken ihre Dankbarkeit. Der Kalife nahm Platz, und ließ ſie neben ſich ſezen. „¿Wer war dein Vater, fragte er ſie, und aus welchem Geſchlechte ſtammſt du her, daß du einen ſo anſehnlichen Brautſchatz von mir fodern konnteſt?“

„Beherrſcher des Morgenlandes, antwortete ſie," und ſchlug die Augen ſittſam nieder, ich ſtamme von Kaſſera-Apoſcheroans ab. Unglücksfälle und das böſe Verhängniß haben mich in den Zuſtand gebracht, in welchem du mich gefunden haſt." — „Wie, Prinzeſſin, erwiderte der Kaliſe, du biſt eine Enkelin des Kaſſera, der durch die grauſamen Handlungen, womit er ſeine Regierung befleckte, ſich einen unglücklichen Ruf erwarb? er übte große Grauſamkeiten an ſeinem Volke aus." — „Eben dieß, antwortete die Prinzeſſin, hat ſeine Abkömmlinge in die traurige Nothwendigkeit verſezt, ihr Brod auf den Straßen betteln zu müſſen."

„Aber, fuhr der Kaliſe fort, man hat mich verſichert, daß er ſich von ſeinen Verirrungen und ſeinem Ungeſtüme bekehrt, gegen das Ende ſeiner Tage mit großer Mäßigung regiert, und Recht und Billigkeit ſo punktlich gehandhabt habe; daß ſelbſt die Thiere der Erde und die Vögel des Himmels Theil an ſeiner Wohlthätigkeit nahmen."

„Eben deswegen, Kaliſe, erwiederte die Prinzeſſin, belohnt Gott jezt ſeine Nachkommen, indem er eine ſeiner Enkelinnen von der Gaſſe aufnahm, um ſie mit der erhabenen Würde einer Gemahlin des Befehlshabers der Gläubigen zu ſchmücken!“

Die kluge Antwort der Neuvermählten rührte den Kalifen bis zu Thränen, er ſchloß ſie in ſeine Arme, und bezeigte ihr durch die zärtlichſten Verſicherungen, wie ſtolz er auf ihren Beſitz ſey, den er der Güte des Himmels verdanke. Aber das Entzücken, dem er ſich überlies, wurde gar bald durch eine traurige Betrachtung unterbrochen. „Verzeihe mir, Prinzeſſin, rief er, wenn mich ein Gelübde zwingt, mich dem ſüßen Zauber zu entreißen, deſſen Reiz ich in ſeiner ganzen Stärke empfinde. Ich bin in dieſem Augenblicke der unglücklichſte der Menſchen. Dieſen Morgen ließ ich mich von meiner Andacht hinreißen, weil ich nicht ahndete, welchen Schatz mich mein günſtiges Geſtirn heute würde antreffen laſſen; ich that zu Ehren des großen Propheten den unwiederruflichſten und zugleich feyerlichſten Schwur, ein ganzes Jahr lang mich freywillig aller Gemeinſchaft mit der nächſten Gemahlin zu enthalten, die ich in dieſem Jahre heyrathen würde. Ich fühle jezt aufs lebhafteſte die Größe meiner Uebereilung; aber ich konnte nicht vorherſehen, welches Glückes ſie mich berauben würde. Du, deren Gottesfurcht ſo lauter und rein ſcheint, du wirſt ſelbſt fühlen, wie heilig mir dies Gelübde ſeyn muß, das mir entwiſchte. Du wirſt dich mit mir vereinigen, um es mir möglich zu machen, es zu halten, ohne meine Glückſeligkeit zu untergraben.“

Die Neuvermählte konnte bey dieſem Antrage, welchen Eindruck er auch auf ſie machen mußte, nichts weiter thun, als die Augen niederſchlagen und den Kopf zum Zeichen der Ergebung und Einwilligung neigen. Der Kalife entfernte ſich; er hatte in ihr unendlich viel Verdienſte, unendlich viel Schönheit entdeckt, und alles verſprach ihm im Umgange mit der perſiſchen Prinzeſſin, die vollkommenſte Befriedigung ſeiner Wünſche; allein er band ſich zu gewiſſenhaft an ſein Gelübde und wollte ſich nicht einer ſo mächtigen Verſuchung ausſetzen, es zu brechen: er hörte von dem Augenblicke an, auf, ſie zu ſehen, dagegen aber überhäufte er ſie unaufhörlich mit den ſchmeichelhafteſten Beweiſen, daß ſie weder vergeſſen noch vernachläſſigt ſey, und daß den Kalifen die Wahl nicht reue, die er in ihr getroffen habe.

Das Jahr des ſtrengen Gelübdes war verfloſſen; der Tag, an welchem es ſich endigte, war die Wiederbegehung des großen Feſtes Haraphat. Der Kalife, ſein erſter Weſir Giafar Mesrur, der Oberſte der Verſchnittenen begaben

ben ſich zuſammen nach Bagdad, und durchſtrichen, verkleidet, die vornehmſten Gaſſen, wo ſie alles in guter Ordnung antrafen. Bey der Rückkehr nach dem Palaſte gieng der Kalife bey einem Laden mit Backwerk vorbey, wo ſo viele Sauberkeit und Reinlichkeit herrſchte, daß ihm die Luſt anwandelte, das Backwerk, womit der Laden im Ueberfluſſe verſehen war, in der Nähe zu betrachten; er fand daß es eben ſo verführeriſch für das Auge als für den Geruch war.

Sobald Harun auf ſeinem Zimmer war, bezeichnete er einem von den Bedienten des Palaſtes den Laden, und befahl ihm, hinzugehen, und hundert Cataifs *) zu beſtellen. Der Bediente entledigte ſich ſeines Auftrags, lies die hundert Cataifs in ſeiner Gegenwart verfertigen, und ſchickte ſie nach dem Palaſte. Kaum hatte der Kalife dieſes Backwerk empfangen, ſo ſteckte er in jedes Cataif ein Goldſtück, deckte es mit Piſtazien zu, überſtreute das Ganze mit Zucker, und ſchickte die ganze Schüſſel als ein Geſchenck der perſiſchen Prinzeſſin, ſeiner Gemahlin, wobey er ihr zugleich ſagen lies, daß das Jahr des Gelübdes nun verſtrichen ſey, und daß der Befehlshaber der Gläubigen noch dieſen Abend zu ihr kommen würde.

---

*) Eine Art kleine Torten.

Der Verſchnittene welcher dieſe Botſchaft überbrachte, hatte zugleich Befehl, ſich bey der Prinzeſſin zu erkundigen, worinn der Kalife ihre Wünſche erfüllen könnte. „Ich habe nichts mehr zu wünſchen; erwiederte die liebenswürdige Enkelin des Kaſſara; ſobald ich des Glücks gewürdigt werde, den Kalifen wieder zu ſehen, ſind alle meine Wünſche erfüllt.„ Harun war ſehr mit der Beſcheidenheit dieſer Antwort zufrieden, daß er durchaus verlangte ſeiner neuen Gemahlin in irgend einer Sache gefällig zu ſeyn. Er befohl daher dem Meſrur, in ſie zu bringen, damit ſie ſich eine Gnade von ihm ausbitten möchte. „Wenn der Kalife durchaus darauf beſteht, antwortete ſie dem Verſchnittenen, meine Verbindlichkeiten gegen ihn zu vermehren, ſo ſage ihm, daß ich ihn um tauſend Goldſtücke und eine Matrone von bewährter Treue bitten laſſe, die mich durch die Straßen von Bagdad begleite, wohin ich mich verkleidet zu begeben wünſchte, um die Armen, deren Anzahl ich noch vor einem Jahre vermehrte, durch Almoſen zu erquicken.„

Der Kalife lächelte bey dieſer Bitte, und befohl, daß dem Wunſche der Prinzeſſin auf der Stelle Genüge geleiſtet werden ſollte. Die Dame und ihre Begleiterin durchirrten alſo verkleidet ganz Bagdad, und theilten auf allen

Seiten reichliches Almoſen aus, bis der Beutel mit den tauſend Goldſtücken geleert war.

Es war an dieſem Tage außerordentlich heiß; die Prinzeſſin, als ſie nach dem Palaſte zurückkehrte, empfand einen brennenden Durſt. Sie klagte es ihrer Begleiterin. Dieſe wurde einen Waſſerverkäufer gewahr, und wollte ihn rufen; „nein ſagte die Dame, ich möchte nicht aus eben dem Gefäße trinken, woraus alle Welt trinkt; ich fühle einen Ekel davor.“ Sie waren eben in der Nähe eines großen Palaſtes; die Begleiterin der Prinzeſſin wurde vor der Thürſchwelle, die von Sandelholz war, durch ein offenſtehendes Fenſter einen goldnen Kronleuchter gewahr, der an einer Schnur von Golddrath in einem Vorzimmer hieng; eine reiche geſtickte aufgezogene Gardine, welche zum Vorhange der Thür diente, bauſchte auf beyden Seiten vor, und zwey Sofa von ſchönſten Marmor, der eine zur Rechten, der andere zur Linken der Thür, machten den Aufputz dieſes Vorzimmers vollkommen.

Als die Sklavin dieſe kleine Muſterung gehalten hatte, klopfte ſie an die Thür; ſie wurde geöffnet, und ein wohlgebildeter, und prächtig gekleideter junger Mann erſchien und erkundigte ſich, womit er ihr dienen könne.

„Herr, antwortete die Sklavin, meine Tochter hier iſt von einem heftigen Durſte befallen worden, es ekelt ihr aber ihn aus dem Gefäſe des Waſſerverkäufers zu löſchen, ich bitte dich nur um ein Glas Waſſer für ſie, und du wirſt uns beyde unendlich verbinden.“

„Gleich ehrwürdige Dame, antwortete der junge Mann, ſoll deinem Begehren Genüge geleiſtet werden.“ *) Er eilte hinweg, und kam augenblicklich mit einem goldnen Becher voll Waſſer zurück; er gab ihn der Matrone; dieſe reichte ihn der Prinzeſſin, und die Prinzeſſin, als ſie den Becher in der Hand hatte, kehrte ſich mit dem Gefäße gegen die Mauer, um zu trinken, ohne von ihm geſehen zu werden. Der Becher wurde dem jungen Manne wieder überliefert, die Matrone bezeugte ihm in ihrem und ihrer angeblichen Tochter Namen den wärmſten Dank, und beyde kehrten nach dem Palaſte zurück.

Als der Befehlshaber der Gläubigen die Schüſſel mit den Kataifs auf die Art, wie wir oben gehört haben, zubereitet hatte, befohl er zugleich, beym Ueberbringen, der Prinzeſſin, ſeiner

---

*) Das Duzen der Frauenzimmer, das unſrer Galanterie etwas ärgerlich klingt, iſt ganz morgenländiſcher Sitte angemeſſen.

ſeiner Gemahlin, zu ſagen, „daß er ihr ein Pfand und Zeichen des Friedens ſchicke.“ Der Ueberbringer des Geſchenks, der Oberſte der Verſchnittenen, dem unbekannt war, was der Kaliſe heimlich mit dieſen Kataifs vorgenommen hatte, und von welchem wichtigen Gehalt ſie waren, betrachtete das Ganze bloß als eine ſehr gewöhnliche Galanterie, und richtete den Auftrag nicht ganz mit den Worten aus, wie ihm befohlen worden war; er glaubte, daß bey Ueberreichung der Schüſſel mit den Kataifs das Weſentliche ſeines Komplimentes, in Anmeldung des Beſuchs der Kaliſen beſtünde, und die Prinzeſſin, die es ebenfals ſo auslegte, lies das Backwerk auf einen Tiſch ihres Zimmers ſetzen, und achtete nicht darauf.

Wie ſie von der Allmoſenſpende in ihr Zimmer zurück kam, wurde ſie die Schüſſel mit dem Backwerke gewahr, und glaubte es ſey die beſte Vergeltung für das Glas Waſſer, das ihr mit ſo vieler Gefälligkeit gebracht worden war: ſie wendete ſich zu ihrer Begleiterin und ſagte: „trage auf der Stelle dieſe Schüſſel mit Kataifs, doch in deinem Namen, zu dem jungen Manne, dem ich für das Glas Waſſer, und die gefällige Art, mit der er mir es gegeben hat, verbindlich geworden bin.“ Die Sklavin that, was ihr befohlen war, und fand den jungen Mann auf einem von den beyden Sofa ſeines Vorzimmers ſitzend. „Meine Tochter und ich, redete ſie ihn an, ſind von Dankbarkeit für deine Güte und Höflichkeit durchdrungen und bitten dich, von uns dieſes Backwerk als einen Beweiß anzunehmen, wie ſehr wir deine Artigkeit ſchätzen.“ „Weil du eine ſo geringe Gefälligkeit ſo hoch anrechnen willſt, würdige Dame, antwortete der junge Mann, ſo würde ich fürchten müſſen dich zu beleidigen, wenn ich dein Geſchenk ausſchlüge; du kannſt es auf dieſen Sofa ſetzen.“ Sie ſagten ſich noch mehrere verbindliche Dinge, nach einer kurzen Unterredung kehrte die Matrone in den Palaſt zurück.

In eben dem Augenblicke kam der Wächter des Viertels in den Palaſt des jungen Mannes, um ihm bey Gelegenheit des Haraphats-Feſtes, den gewöhnlichen Glückwunſch zu machen; als er ſeine Rede angebracht hatte, bat er um ſein Feſtgeſchenk. „Da, nimm dieſe Schüſſel mit Kataifs, ſagte der junge Mann!“ Der Wächter empfing ſie dankbar, küßte die Hand ſeines Wohlthäters und gieng ſehr zufrieden nach Hauſe. Als die Frau des Wächters ihn mit dieſer prächtigen und ungeheuern Schüſſel zurückkommen ſahe, rief ſie ihm entgegen: ¿„Mann, wo haſt du die Schüſſel her? ¿Du haſt ſie doch nicht geſtohlen?“ — „Nein, antwortete der Wächter, der Hazeb*) hat mich damit beſchenckt, Gott gebe ihm langes Leben, wir wollen uns nun recht ſatt Kataifs eſſen; es iſt ein gar guter Biſſen!“ — ¿„Du Leckermaul, verſezte die Frau, du willſt dich unterſtehen von einem ſo theuren Gerichte zu eſſen? Mach es lieber mit ſammt der Schüſſel zu Gelde; ſolche Leckereyen ſind nicht für ſolche arme Leute gemacht, wie wir; von dem Gelde, das wir daraus löſen, können wir wohl was beſſeres für uns und unſere Kinder kaufen.“

„Frau, Frau, antwortete der Wächter, Gott hat uns mit Kataifs geſegnet, und Kataifs will ich eſſen.“ — „Das ſolſt du wohl bleiben laſſen, polterte die Frau; dein Junge hat weder Mütze noch Schuhe, ich bin halb nackend, und du ſelbſt gehſt ganz zerlumpt einher; verkaufe gleich dieſe Schüſſel und zwar ſo, wie ſie da iſt, ohne daß ein Stück daran fehlt, und komme mir nicht ohne Geld nach Hauſe.“

Der Wächter mußte ſeiner Frau gehorſam ſeyn, denn ſie war Herrſcherin im Hauſe; er gieng alſo auf den Markt, und gab die Schüſſel dem öffentlichen Ausrufer zum Verkauf. Ein

---

*) So viel als der oberſte Kämmerer des Kaliſen.

Ein Kaufmann erhandelte ſie um einen ſo wohlfeilen Preiß, daß er auch noch dem Ausrufer ſein Geſeztes davon bezahlte, und mit ſeinem Einkaufe nach Hauſe gieng.

Unterwegens betrachtete er die Schüſſel genauer, und ſahe, daß der Nahme Harun al-Raſchid rings auf dem Rande eingegraben ſtund. Er eilte ſogleich nach den Markte zurück und ſuchte den Ausrufer auf. „Nimm deine Schüſſel wieder, ſagte er; willſt du mich ins Unglück und in Verdacht bringen, das Silbergeſchirr des Kaiſers geſtohlen zu haben?“

Der Ausrufer unterſuchte die Sache ſelbſt, las die auf dem Rande der Schüſſel eingegrabene Schrift, und beſtürzt und erſtaunt, ſo ſehr als es nur ein Menſch ſeyn kann, flog er mehr, als daß er lief, nach dem Palaſte des Kalifen und verlangte, ihn perſönlich zu ſprechen. Er wurde vorgelaſſen, und überreichte ihm die Karaifs, und die Schüſſel, auf der ſie lagen.

Harun erkannte ſogleich die Schüſſel, die er ſelbſt zurecht gelegt hatte, um eins von den Gerichten der Kollation auszumachen, welche er mit der Prinzeſſin halten wollte. Dieſer große Mann hatte den kleinen Fehler, daß er auf alles was er that, einen großen Werth und viel Gewicht legte. Als er nun die Rataiſs auf die Art, wie wir gehört haben, zurichtete, glaubte er, ſeiner neuen Gemahlin eine angenehme Ueberraſchung zu bereiten, und ihr zugleich ein neues Mittel an die Hand zu geben, auf eine edle Art freygebig zu ſeyn, indem ſie ihren Sklaven dem Anſcheine nach nur Rataiſs ſchenkte. Die Zerſtöhrung dieſes kleinen Plans von Galanterie wurmte alſo dem Fürſtenkopfe, der ihn ausgebrütet hatte; dazu geſellte ſich ein noch kränkenderer Gedanke; man hatte ein Geſchenk, das unmittelbar aus ſeinen Händen kam, vernachläßigt, verachtet, des Kompliments ungeachtet, das er dem Verſchnittenen aufgetragen hatte, es in ſeinem Namen zu überbringen. Harun gerieth in den heftigſten Zorn über die perſiſche Prinzeſſin. „Rede, ſagte er zu dem Ausrufer in einem Tone, der von ſeiner übeln Laune zeugte, ¿wer hat dir dieſe Schüſſel mit Rataiſs gegeben?“ Großmüthigſter Kaliſe, erwiederte der Ausrufer, mir hat ſie der Wächter aus dem und dem Viertel der Stadt zugeſtellt, um ſie zu verkaufen.“

Der Kaliſe befohl, daß der Wächter mit entblößtem Haupte, baarfuß und gebunden vorgeführt werden ſollte. Der Befehl wurde in ſeiner ganzen Strenge vollzogen. Dieſer unglückliche, als er ſich wegen der Schüſſel mit Kataifs in dieſem beklagenswürdigen Zuſtande erblickte, ſtieß heimlich Flüche gegen ſeine Frau aus. „Verwünſchtes Geſchlecht der Weiber, brummte er in den Bart, du wirſt Verrätherinn des Mannes, ſelbſt wenn du ihm dienen willſt; nein man muß dir nie trauen, und wenn du auch dem Scheine nach etwas Gutes rathen ſollteſt! Vermaledeite Frau! ¿ warum ließeſt du mich nicht die Kataifs eſſen, ſo würde mich kein Unglück betroffen haben? aber du wollteſt die gute Haushälterin machen. Deines Gleichen hat den erſten Mann ins Unglück geſtürzt, deines Gleichen wird auch nicht ruhen bis es dem lezten der Männer nicht beſſer ergangen iſt. Jezt bin ich dem Zorne des Beherrſchers der ganzen Erde ausgeſezt; gieb mir nun einen Rath, wie ich mich aus dieſer Gefahr reißen ſoll, wenn anders was Gutes aus einem ſolchen Lügenmaul kommen kann.“

Der Kalife unterbrach dies heimliche Gemurre, indem er den Wächter fragte, „wer ihm die Schüſſel mit den Kataifs gegeben habe; rede Elender, ſchrie der erzürnte Fürſt, und bekenne die Wahrheit, wenn du dem Tode entgehen willſt.“ „O, Befehlshaber der Gläubigen, rief der zitternde Wächter, laß dem

Ausbruche deines Grimmes Einhalt thun; laß ihn nicht einen Unglücklichen treffen, der ganz unſchuldig iſt. Der Hazeb Kemaleddin, dein Weßir, hat mir dieſe Schüſſel mit Kataifs zu meinem Feſtgeſchenke gegeben.

Beym Namen des Kemaleddin ſchien der Zorn des Kalifen ſich zu verdoppeln. Er befohl, daß dieſer Weßir gleichfals mit entblößtem Haupte, die Hände gebunden und den Muſſelin ſeines Turbans um den Hals geſchlungen, vor ihn geführt werden ſollte; zugleich befohl er, den Palaſt dieſes Offiziers zu ſchleifen und ſein Geräthe und Vermögen zu konfiſciren. Die Ueberbringer dieſes Befehls begaben ſich zum Hazeb, umringten ſeinen Palaſt, und ſchlugen an ſeine Thür. Er kam ſelbſt, ſie zu öffnen; und vernahm zu ſeinem großen Erſtaunen, die Bekanntmachung des ſtrengen Befehls des Kalifen. Man verſchwieg ihm aber den Bewegungsgrund. Die unterwürfigſte Ergebung in ſein Schickſal war ſein erſter Gedanke; „ich gehorche, ſagte er, Gott und dem Fürſten der Gläubigen, ſeinen Stellvertreter auf Erden.“ Einer von den Offizieren griff nach dem Turban des Hazebs, und ſchlang ihm den Muſſelin des Bundes um den Hals. „Behandelſt du mich auf Befehl meines Herrn ſo, fragte Kemaleddin?“ Ja, antwortete der Offizier, ich ſoll auch dein Vermögen konfiſciren und deine Wohnung ſchleifen und dich gefeſſelt, baarfuß und mit entblößtem Haupte fortführen, aber ich werde meinen Auftrag nicht in ſeiner ganzen Strenge vollſtrecken, wir erinnern uns noch dankbarlich des Guten, das du an uns gethan haſt, und daß dein Haus uns offen ſtand.“ „Wenn dein Herz ſo für mich geſinnt iſt, antwortete Hazeb, ſo laß, wenn du, meine Wohnung zerſtörſt, einen Zufluchtswinkel für meine junge Schweſter und für meine Mutter übrig, die unter der Laſt der Jahre erliegt.“

Kemaleddin wurde zu den Füßen des Kalifen gebracht; er warf ſich vor ihm auf den Boden; „der Himmel, ſagte er, überhäufe mit Glückſeligkeit, den Vollzieher ſeines Willens auf Erden! o weiſer und billiger Harun-al-Raſchid, wodurch kann der unterwürfigſte deiner Sklaven deine Ungnade gereizt haben, um von dir eine ſo ſtrenge Züchtigung zu verdienen?“ — „Kennſt du, erwiederte der Kalife, indem er auf den Wächter zeigte, dieſen Mann, der gefeſſelt neben dir ſteht.“ — „Es iſt der Wächter unſers Viertels,“ ſagte der Hazeb. „Kennſt du die Schüſſel? fuhr Harun fort, von wem haſt du ſie erhalten? warum haſt du ſie ſo geringſchätzig, ſo verächt-

lich

ſich entehrt, und ſie an den niedrigſten meiner Sklaven verſchenkt?"

„O mein gebietender Herr! ſprach Nemaleddin, habe die Gnade mich anzuhören. Ich war in meinem Hauſe, man klopfte an meine Thüre, ich machte ſelbſt auf; ich erblickte eine bejahrte Matrone mit einer Dame. Die Alte ſagte zu mir, meine Tochter hier ſtirbt bald für Durſt; ſie mag nicht aus dem Gefäße des Waſſerverkäufers trinken, ich bitte dich, laß ihr etwas zu trinken geben. Ich gieng zurück ins Haus, füllte einen Becher, und brachte ihn der Matrone, die mich angeredet hatte. Ihre Tochter trank, und ſie giengen wieder fort. Ich blieb, um die Abendkühle zu genießen, auf einem von den Sofa's ſitzen, die ſich im Eingange meines Hauſes befinden; da kam dieſelbe Matrone wieder zu mir, und brachte die Schüſſel mit Rataifs, die ich hier ſehe. Mein Sohn, ſagte ſie zu mir, die Dame, der du auf eine ſo verbindliche Weiſe zu trinken verſchaft haſt, dankt dir für dieſe Gefälligkeit, und bittet dich, dieſen kleinen Beweiß ihrer Erkenntlichkeit anzunehmen. Sie ſezte die Schüſſel auf den gegenüber ſtehenden Sofa und gieng fort. Gleich darauf fand ſich der Wächter des Viertels ein, um mich wegen des Feſtes Haraphat zu komplimentimentiren, und ſich das gewöhnliche Geſchenk auszubitten. Ich gab ihm etwas Münze und dieſe Schüſſel, die ich nicht angerührt hatte. Dieß, Beherrſcher der Gläubigen, iſt der wahrhafte und getreue Verlauf dieſer ganzen Sache.“ Während dieſer Erzählung empfand der Kalife ein innerliches kränkendes Mißbehagen, das bey einem Manne von einem ſo hohen Stande wie der ſeinige, ſehr natürlich war. Er dachte bey ſich ſelbſt; ein Weib, das ich von der Gaſſe auflas, giebt einem Unbekannten 100 Kataifs, die mit Goldſtücken, Piſtazien und Zucker, und zwar von meiner eigenen Hand, geſchmückt waren, um ſich ihm für ein Glas Waſſer erkentlich zu bezeigen. Sie hatte wohl Recht, zu verlangen, daß man zu ihrem Brautſchatze die Einkünfte zweyer Provinzen aufopfern ſollte! Ich ſchicke ihr ein Zeichen der Liebe, ein Unterpfand des Friedens; ſie würde es eben ſo gut dem Waſſerverkäufer gegeben haben, wenn ſie ſich nicht vor ſeinem Waſſergefäße geekelt hätte. ¿In ſolchem Werthe ſtehen alſo bey der Enkelin des Königs Kaſſara die Geſchenke, die ihr Harun-al-Raſchid ſo von ganzem Herzen giebt? Aber wir wollen doch ſehen, wie weit die Prinzeſſin noch ſich und mich vergeſſen haben wird.“ Hierauf wendete er ſich gegen den Hazeb mit einem Tone der Stimme, der was Schreckliches hatte, und von ſeiner Erbitterung zeugte. „Nemaleddin, fragte er ihn, ¿haſt du das Geſicht der Dame geſehen, der du zu trinken gabſt?“ Ja, antwortete der Hazeb in der Verwirrung, und ohne zu wiſſen, was er antwortete.

Bey dieſem eben ſo falſchen als unwillkührlichen Geſtändniſſe geſellte ſich noch Eiferſucht zur Wuth des Kaliſen, und er gab Befehl, daß die perſiſche Prinzeſſin ſogleich vor ihm gebracht, und ihr und Nemaleddin das Haupt abgeſchlagen werden ſollte. Die Enkelin des Kaſſara erſchien. Prinzeſſin, redete ſie der Kaliſe an, du bedienſt dich des Vorwands, den Armen Gutes zu thun, um in der Stadt umher zu laufen, und dieſem jungen Manne dein Geſicht ſehen zu laſſen.

Die Prinzeſſin ſahe den Nemaleddin an: „¿haſt du je mein Geſicht geſehen? fragte ſie ihn. ¿Kennſt du den Urheber dieſer Lüge, die dir und mir den Kopf koſten wird?“ „Verzeihung, Prinzeſſin, antwortete der Hazeb, ich bin es ſelbſt; meine Lippen ſprachen eine Unwahrheit aus, ohne daß mein Herz und meine Seele darein willigten. Klage das unglückliche Verhängniß der Sterne, den Einfluß unſers widrigen Schickſals an, die mich zwungen, eine Lüge auszuſprechen, die meine Seele widerruft.“ Dieſe Erläuterung wirkte keinen Widerruf des Befehls, welchen der Kalife gegeben hatte. Der Henker verband den beyden vermeintlichen Schuldigen die Augen; hierauf wandte er ſich zu Harun: „Befehlshaber der Gläubigen, fragte er ihn, iſt es erlaubt, den Streich zu thun?“ „Thue alſo,“ antwortete der Kalife.

Der Henker gieng einmal, zweymal um die Verurtheilten, und wiederholte bey jedem Umgange*) dieſelbe Frage an den Kalifen, und erhielt immer denſelben Befehl. Beym drittenmale redete der Henker den Nemaleddin an: „wenn du dem Kalifen vor deinem Tode noch etwas zu ſagen haſt, ſprach er zu ihm, ſo nütze den einzigen Augenblick, wo es dir noch erlaubt iſt, zu reden: bedenke, daß alle Hoffnung zum Leben für dich verloren iſt.“ „Befreye mich, ſagte Nemaleddin zum Nachrichter, von der Binde, womit du meine Augen verbandſt; ich will noch einmal meine Verwandten und Freunde ſehen.“ Der Hazeb, als er den freyen Gebrauch ſeines Geſichtes wieder hatte, blickte rings umher, und ſahe, daß niemand es wagte, auch nur den mindeſten Antheil zu verrathen, ſo ſehr wurde der Kaliſe gefürchtet.

---

*) Der Kalife Harun pflegte den Henker zuvor dreymal um den Verurtheilten gehen zu laſſen, ehe er ihm den Kopf abſchlug; der Bewegungsgrund, warum er dieſes thun ließ, erhellt aus gegenwärtiger Geſchichte zur Gnüge.

Tiefe Stille herrſchte in der ganzen Verſammlung. Jemaleddin nützte ſie, und rief: „ich verlange den Fürſten der Gläubigen zu ſprechen!“ Man erlaubte ihm, ſich ihm nähern zu dürfen: „o du, redete er ihn an, aus deſſen Hand die Wohlthaten kommen und die Strafen! ſchiebe meinen Tod noch einen Monat auf, und du wirſt in den drey lezten Tagen dieſes Aufſchubs wunderbare Dinge erfahren, deren Wiſſenſchaft für dich von der gröſten Wichtigkeit ſeyn wird.

Der prophetiſche Ton, mit welchem Jemaleddin dieſe Wunderdinge weiſſagte, ſezte den Kaliſen in Erſtaunen, und da Neugierde, bey ihm jede andre Leidenſchaft überweg, und er wohl wußte, daß die Verbrecher ſeiner Rache nie würden entrinnen können, ſo beſchloß er, die Prinzeſſin, ſeine Gemahlin, und Jemaleddin wieder ins Gefängniß zurück zu ſchicken. Er nahm ſich jedoch feſt vor, ſich ſelbſt Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, wenn man ihn nach Verlauſe der geſezten Zeit durch falſche Prophezeihungen hintergangen haben ſollte.

Jahre verfließen, Monate fliehen, aber Tage verfliegen. Der Kalife der ſo viel auſſerordentliche Dinge aus Erzählungen kannte, und zum Theil ſelbſt geſehen und erfahren hatte, und in manchen Stücken ſehr leichtgläubig geworden war, harrte nun jeden Augenblick der Erſcheinung einem von den Wunderdingen entgegen, die ihm Kemaleddin mit ſo vieler Zuverſicht verkündigte. Sieben und zwanzig Tage waren unter den allergemeinſten Ereigniſſen verſtrichen, endlich ſagte er zu ſich ſelbſt; „die Wunder wollen mich nicht in meinem Palaſte aufſuchen: ich muß ihnen entgegen kommen, und mich nach Bagdad verfügen, ohne einen Gefährten meiner Abentheuer mit mir zu nehmen.“ Der Gedanke der allerſeltſamſten Verkleidung vereinigte ſich mit dieſer Grille, ſeine Hauptſtadt ganz allein zu durchſtreichen. Er ſezte einen groben Turban auf; ein Koller von Büffel-Leder, das ein breiter lederner Gürtel faſt ganz verſteckte, bedeckte ſeinen Leib, und darunter trug er einen kurzen Rock vom gröbſten Tuche. Dieſer ganze Anzug hatte ein abgetragenes und altväteriſches Anſehn. Halbſtiefelchen von dickem Leder machten das Ganze vollkommen. Er bewaffnete ſich mit einem breiten Säbel mit buchsbaumerner Griffe, nahm Bogen und Pfeile in die Hand und nachdem er ſeine Geſichtsfarbe verſtellt, ſeine Augenbraunen geſchwärzt und ſeinen Bart recht ſtruppigt gemacht hatte, ſo verließ er ſeinen Palaſt, und ſahe wie ein Araber aus, der eben erſt der Wüſte entlaufen iſt. An ſeinem Gürtel hieng ein Beutel mit tauſend Goldſtücken.

Kaum hatte er zwey Straßen durchſtrichen, ſo ſah er einen Mann aus einem Kan *) kommen, der überlaut ausrief: „wahrhaftig, das iſt das wunderbarſte unter der Sonne!“ Der Kalife näherte ſich dem Unbekannten; „¿was iſt denn das für eine wunderbare Sache?“ fragte er ihn. Der andere gab zur Antwort: „Eine alte Frau, die in der äuſſerſten Dürftigkeit zu ſeyn ſcheint, lieſet, ſeit heute Morgen, neben der Moskee, den Koran eben ſo geläufig, eben ſo vollkommen vor, als ihn Gott dem Mohammed ſelbſt vorgeſagt hat, aber niemand giebt ihr ein Almoſen, ob ſie gleich darum bittet. Und das geſchieht in einem Lande, welches dem Geſetz der Moslems gehorchet; ¿iſt das nicht die wunderbarſte Sache unter der Sonne?“

Der

---

*) Kan heißt der Ort, wo ſich die Kaufleute aufhalten.

Der Kaliffe gieng in den Kan und ſahe die Alte auf einer ſteinernen Bank ſitzen, wie ſie den Koran mit einer auffallenden Leichtigkeit und Nettigkeit verlas; ſie war eben beym letzten Kapitel. Er blieb ſtehen und hörte ihr zu. Sie war von einer Menge aufmerkſamer Zuhörer umringt, aber Niemand gab ihr etwas. Als ſie ihre Vorleſung geendigt hatte, machte ſie das Buch zu, ſtand auf und gieng fort.

Harun folgte ihr nach; weil aber zwiſchen ihnen beyden ein Gedränge von Menſchen war, ſo ſah er ſie, ehe er ſie noch erreichen konnte, in den Laden eines Kaufmanns gehen. Er war neugierig zu wiſſen, wer dieſe Frau ſey, und was ſie in dieſer Bude zu ſchaffen haben könne, indem ihr äuſſerliches ärmliches Anſehn weder Abſicht noch Mittel verrieth, daſelbſt etwas kaufen zu können. Er gieng ihr nach, und ſahe, daß ſie mit dem Eigenthümer der Bude ſprach. Er näherte ſich, ohne bemerkt zu werden, lauſchte aufmerkſam und vernahm, daß ſie zum Kaufmanne ſagte: „ſchöner, junger Mann, du biſt noch nicht verheyrathet, ¿möchteſt du wohl eine der erſten Schönheiten zur Frau haben?“ — „Warum nicht, antwortete der Kaufmann.“ — „Wenn das iſt, führ die Alte fort, ſo komm mit mir, ich will dir ein wahres Wunder der Natur zeigen.“

Als der Kalife dieſen Antrag hörte, deutete er ihn nach ſeiner Art aus. „Ha! verwünſchte Alte, dachte er bey ſich, ich hätte dich bald für eine Heilige gehalten, aber du biſt nur ein Werkzeug der Verführung; nein du ſollſt die milde Gabe nicht haben, die ich dir beſtimmte; ich will dir nachfolgen, und mich mit eignen Augen überzeugen, wie du's anfängſt, die Jugend ins Verderben zu ſtürzen. Ich gieng aus meinem Palaſte, um die Wunder aufzuſuchen, die mir verkündigt worden ſind; ich darf die Gelegenheit nicht aus der Acht laſſen, auch das Wunder kennen zu lernen, das du ſo hoch anprieſeſt!“

Indem er dieſes zu ſich ſelbſt ſagte, folgte er der Alten und dem jungen Manne auf der Ferſe nach. Die Alte öffnete eine Thüre, ließ den Kaufmann hineingehen, zog den Schlüſſel ab, und verſchloß ſich mit ihm in dem Hauſe. Harun-al-Raſchid hätte den Weg umſonſt gemacht, wäre das Schlüſſelloch nicht ſehr groß geweſen; ſo aber konnte er bequem durchgucken. Er ſahe den Kaufmann allein ſtehen, und einen Augenblick darauf that ſich die Thür eines Kabinets auf, und die Alte kam heraus und führte eine junge Perſon von ſo blendender Schönheit an der Hand, daß der Kalife bey ihrem Anblicke ganz in Entzücken gerieth. Ihr ſchlanker Wuchs glich einem jungen Baume am Ufer eines Fluſſes; ihre ſchwarzen Augen öffneten ſich wie die Frucht des geſeegneten Mandelbaums von Damask, und ſtralten einen ſanften Glanz, gleich dem Schimmer des Morgenſterns. Ihre Augenbraunen bildeten einen vollkommenen Bogen und ſchoſſen treffende und tödtliche Pfeile auf jeden, der die Reize ihres Antlizes zu beſchauen wagte. Ihr Mund war wie Salomons Ring, auf welchen der unauslöſchliche Name ſteht. Das Roſenroth ihrer Lippen übertraf die Farbe der Koralle; ihre Zähne waren ſchön gereiht und weiß wie Alabaſter; ihre Glaſur glänzte wie der Schmelz der Perlen des rothen Meeres. Die wenigen Worte, die ihre Lippen ausſprachen ſchienen die Süße des Honigs von Paläſtina zu übertreffen, ihr Athemholen erfüllte die Luft mit Wohlgerüchen und hob einen Buſen, der an Weiße den Lilien und an Rundung und Feſtigkeit dem Granatapfel ähnelte: kurz ſie war über alle Lobſprüche erhaben, die ſelbſt der begeiſtertſte Dichter von ihren Reizen hätte anſtimmen können; engliſche Beſcheidenheit verſchönerte dieſe Vollkommenheiten. Ihr Anblick ſezte den Kalifen in Entzücken, und es that ihm wehe, zu bemerken, daß ſie nicht einmal ſo viel Wäſche hatte, um ſich ganz zu bedecken. Als das junge

Mädchen gewahr wurde, daß ihre Mutter ſie den Blicken eines Fremden bloß geſtellt habe, gerieth ſie in eine ſanfte Verwirrung, die ſie nur noch ſchöner machte. Sie ſuchte ſich ſogleich vor ihm zu verbergen, und gieng in das Kabinet zurück, aus dem ſie gekommen war; „ach Mutter, rief ſie, was haſt du gethan, daß du mich dem Blicke einer Mannesperſon bloß ſtellteſt: weißt du nicht, daß Gott den Weibern und Mädchen verboten hat, ſich vor den Männern ſehn zu laſſen!“ — „Gieb dich zufrieden, antwortete die Mutter; was aus guter Abſicht geſchieht, heißt nicht Böſes gethan. Der Mann darf wohl einmal das Mädchen ſehen, das er ſich zur Braut erkieſet; will das Schickſal, daß ſie ein Paar werden ſollen, ſo hat niemand was dagegen einzuwenden; ſtehen ſie ſich einander nicht an, gut, ſo ſehen ſie ſich nicht wieder, und das hat auch nichts zu ſagen.“

Als die junge Schöne ſich entfernt hatte, legte der Kalife ſtatt des Auges, wieder das Ohr ans Schlüſſelloch, er hörte, was die Alte ſagte und widerrufte ſein übereiltes Urtheil, das ſie für eine Kupplerin erklärte. „Die arme Frau, dachte er, hat eine junge ſchöne Tochter, die ſie gern verheyrathen will, ſie thut wohl, daß ſie ſich des einzigen Mittels bedient, ihr einen Mann zu verſchaffen; nehmlich ſie zu zeigen."

Während der Kalife dieſe Betrachtungen anſtellte, hatte ſich die Mutter mit dem jungen Kaufmanne in Unterhandlung eingelaſſen. „Ich verſprach dir, ſagte ſie, ein Wunder der Natur; ¿ nicht wahr ich habe dich nicht betrogen? und ſie iſt eben ſo gutmüthig, als ſchön. ¿ Gefällt ſie dir?" — Ehrwürdige Dame, erwiederte der Kaufmann, ſie gefällt mir ſo wohl, daß es nur noch darauf ankommt, zu wiſſen, wie viel man für den Ehekontrakt und Brautſchatz verlangt." — Acht tauſend Zechinen für beydes antwortete die Mutter." Das würde mich an den Bettelſtab bringen, entgegnete der Kaufmann, ich habe nicht mehr als 4000 Zechinen im Vermögen; aber ich biete 1000 zum Brautſchatze und will gerne eben ſo viel auf die Hochzeitkleider und die übrige Einrichtung der Wirthſchaft verwenden, und nur 2000 zurück behalten, um meinen Handel fortzuführen, und mir und meiner Frau Unterhalt zu verſchaffen: ein größeres Opfer kann ich ihr nicht bringen." „Bey dem Namen Gottes, der auf der Stirne des großen Propheten geſchrieben ſteht, rief die Alte, wenn an den 8000 Zechinen, die ich verlange, nur eine einzige fehlt, ſo ſollſt du nicht ein Haar von meiner Tochter beſitzen.“ — „Ich würde mich für den unglücklichſten der Menſchen halten, ſagte der Kaufmann, da ich ſie geſehen und kennen gelernt habe, wenn ich nun ihrem Beſitze entſagen ſollte, aber was du von mir verlangſt iſt eine Unmöglichkeit.“ Als der Kaufmann dieſes geſagt hatte, machte er eine Verbeugung und entfernte ſich.

Kaum war der eine Freyer fort, ſo trat ſchon ein anderer auf, und dieß war der Kaliſe. Die junge Perſon, die er geſehen hatte, übertraf bey weitem an Schönheit die Prinzeſſin von Perſien, die ſogar nach dem Geſetze nicht einmal ſeine Gemahlin war, die er zum Tode verurtheilt hatte, und die er im Gefängniſſe ſchmachten lies, bis Nemaleddins Prophezeihung in Erfüllung gehen würde, von deren Ausgange beyder Leben abhieng.

Harun-al-Raſchid trat in das Haus der alten Frau und grüßte ſie. „Was iſt dein Begehren?“ fragte ſie. — „Ich komme, ſagte er, im Namen des jungen Kaufmanns, dem du deine Tochter zur Frau geben wollteſt. Er hat mir aufgetragen, dir zu ſagen, daß du nicht mehr auf ihn rechnen möchteſt.“ „Wir wiſſen das ſchon antwortete die Alte; er iſt weggegangen, um nicht wieder zu kommen.“

men." — „Gut, fuhr der Kalife fort, ſo gieb ſie mir zur Frau; ich bin bereit und willig, dir nicht allein die 8000 Zechinen zu zahlen, ſondern auch noch ſo viel, als du zu deiner Einrichtung und zu andern kleinen Nebenausgaben verlangen wirſt. Du ſollſt dir ſelbſt die Summe beſtimmen."

Die Alte betrachtete den Kalifen von oben bis unten; „¿ du Straßenräuber, ſagte ſie, denn du haſt mir ganz das Ausſehen darnach, machſt du dir vielleicht Hoffnung die Karavane von Mecca zu plündern, daß du mir 8000 Zechinen und ſo viel Wäſche, Kleider und Meublen geben willſt? Du haſt ſelbſt nicht ſo viel auf dem Leibe um deine Blöße zu bedecken. Packe dich gleich fort, Gauner! oder ich werde nach Hülfe rufen."

„Straßenräuber hin, Straßenräuber her! erwiederte der Kalife, das hat dich nicht zu kümmern; genug ich bin erbötig die 8000 Zechinen baar hinzuzahlen und auch noch überdieß ein Geſchenk zu machen, das du gewiß nicht klein finden ſollſt; alle Meubeln — — ¿ "Willſt du mich noch zum Beſten haben, Räuber? ſagte die Alte. Aber es giebt Recht und Gerechtigkeit zu Bagdad; man darf hier ungeſtraft keine arme Frau foppen: ich fordere dich auf; Wort zu halten, und wenn du es nicht hältſt, und uns mit ſchönen gleißneriſchen Verſprechungen einzuwiegen denkſt, ſo wird dir es der Befehlshaber der Gläubigen noch vor Abend mit dem Galgen lohnen!" —

„Ich gehe alle Bedingungen ein, ſagte der Kalife, und bin bereit, ſie zu unterzeichnen. Ich heyrathe deine Tochter: du ſollſt ſehen, daß ich Mann von Worte bin!" — Auf dieſe Verſicherung lies ihm die Alte ins Zimmer treten und ſich niederſetzen. Gebrauche alle Vorſicht in deiner Abweſenheit, ſagte der Kalife, die du meinetwegen nöthig zu haben glaubſt; ſchließe deine Tochter feſt ein; aber gehe zu dem und dem Kadi; ſeine Wohnung iſt nicht weit von hier, ſage ihm, daß ihn ein Mann, der ſich Il Bondocani nennt, hier zu ſprechen verlange, und daß er augenblicklich kommen ſolle."

„¿Und du glaubſt, antwortete die alte Frau, daß der Kadi ſich eines ſolchen Menſchen wegen, wie du, her bemühen wird? Wenn du reich biſt, deſto ſchlimmer für dich! denn du biſt gewiß nicht auf die beſte Art dazu gekommen, und ein Erzgauner von Hauſe aus. ¿Und ein Kadi ſollte ſich deinetwegen ſo viel Mühe geben?" — Der Kalife lächelte bey dieſer Antwort; „geh nur hin, Mutter, ſagte er, bekümmere dich um nichts; richte nur alles an den Kadi aus, was ich dir aufgetragen habe und ſage ihm auch, daß er Papier und Feder mitbringe.“

Die Alte beſchloß endlich, zum Kadi zu gehen. „Kommt der Richter, dachte ſie bey ſich, auf die Einladung, ſo iſt mein zukünftiger Schwiegerſohn gewiß das Haupt einer Räuberbande. Aber entweder thut der Kadi, was ich verlange, oder er muß mir wenigſtens dieſen Gauner vom Halſe ſchaffen.“ — Indem ſie ſo mit ſich ſelbſt ſprach, war ſie ſchon vor dem Hauſe des Kadi. Sie ſcheute ſich, geradezu in das Zimmer zu gehen, wo ſich dieſe obrigkeitliche Perſon mit verſchiedenen Gröſſen der Stadt befand, ihre Armuth machte ſie blöde und ſie fürchtete fortgejagt zu werden; aber, dachte ſie, geh' ich nicht hinein, ſo werde ich auch um nichts vorwärts kommen; ich muß wenigſtens heraus zu bringen ſuchen, wer der Menſch iſt, der mein Eydam werden will, und ſollte ich es auch nur thun, um ſeiner los zu werden. — Friſch es muß gewagt ſeyn!“ — Hierauf näherte ſie ſich der Thüre des Zimmers, fuhr aber ſchnell wieder zurück, aus Furcht, es möchte übel für ſie ablaufen; kaum hatte ſie ſich die Zeit genommen, den

Kopf hinein zu ſtecken, ſo zog ſie ihn auch ſchon wieder zurück, denn das Schrecken, das ſie befallen hatte, raubte ihr den Muth, ſich ganz zu zeigen. Der Kadi bemerkte dieſen Kopf, der immer guckte und wieder zurück fuhr, ſich zeigte und wieder verſchwand; er befohl einem von ſeinen Unterbeamten, ſich zu erkundigen was dieſe Perſon verlange, die auf eine ſo ſeltſame Art Audienz ſuche. Man brachte die Alte vor ihm. „¿Was verlangſt du gute Frau, fragte ſie der Richter?“ — „Herr, ſagte ſie zu ihm, in meinem Hauſe iſt ein Menſch, der dir befehlen läßt, du möchteſt ſogleich zu ihm kommen“ — ¿„Was ſagſt du, unverſchämte Bettel, erwiederte der Kadi, mir läßt jemand befehlen zu ihm zu kommen?“ Zornig kehrte er ſich zu ſeinen Leuten; „gleich legt mir dieſe Verrückte in Ketten und bringt ſie in das Narrenſpital!“ — „Barmherzigkeit! rief die Alte, als ſie den Befehl hörte, verwünſcht ſey der Gauner, der mich hieher geſprengt hat, um mich ins Unglück zu bringen! Ich ſagt' es ihm wohl, daß er nicht der Mann darnach ſey, um dem Kadi zu befehlen, ſich zu ihm zu bemühen. Ach Herr, fuhr ſie fort, indem ſie ſich zu dem Richter wendete, laß es mir nicht entgelten! In meinem Hauſe iſt ein Gauner, ein Räuber, ein Galgenſtrick, der mich gezwungen hat, dieſen Schritt zu thun. Mit dem größten Widerwillen bin ich hieher gegangen, aber ich bin nur ein armes Weib, allein, und der böſe Menſch ſpielt den Herrn in meinem Hauſe, er will durchaus meine Tochter heyrathen; er ſagt, du kennſt ihn, er heißt Il Bondocani. *)

Kaum hörte der Kadi dieſen Namen, ſo ſprang er auf und ſchrie! „Gebt mir meinen Saragi — **) und thut dieſer Frau nichts zu Leide! Meine gute liebe Frau, ſagte er zu der Alten, indem er ſeinen Ton weit ſanfter herabſtimmte, du ſagſt, der Mann, der dich zu mir geſchickt hat, heißt“ .... „Geſtrenger Herr, erwiederte die Alte, laß mich ſeinen Namen nicht noch einmal wiederholen, es überläuft mich allezeit eißkalt; gewiß iſt es der Name eines Erzgauners, des Haupts der Räuberbande; aber wenn du ihn ja noch einmal wiſſen willſt, er nennt ſich Il Bondocani.“

---

*) Wenn der Kaliſe verkleidet ausgieng, ſo pflegte er ſich einen gewiſſen erdichteten Namen zu geben, der ſeinen vornehmſten Weſiren und Juſtizbeamten bekannt war, wodurch er ſich ihnen im Nothfalle zu erkennen gab.

**) Das Ceremonienkleid des Kadi.

Bey dieſem Namen erkannte der Kadi, daß es der Kalife in eigner Perſon ſey: er hüllte ſich geſchwind in ſeinen Faragi: ehrwürdige Dame, ſagte er zu der Alten, ich bitte dich tauſendmal um Verzeihung wegen des kleinen Mißverſtändniſſes das anfangs zwiſchen uns obwaltete, und daß ich dich ein wenig angefahren habe, ehe ich die Ehre hatte, dich zu kennen! „Die Anweſenden waren höchſt verwundert, den Kadi in einem Augenblicke ſeinen Ton und ſein Betragen ſo umſtimmen zu ſehen, und zwar blos weil ein Mann Il Bondocani hieß. „¿Wo willſt du denn ſo eilig hin, Herr?" fragten ſie ihn. Er antwortete: „ich habe dringende Geſchäfte, über die ich mich aber nicht heraus laſſen kann." Hierauf wendete er ſich ſehr höflich zu der Alten, und ſagte: „¿Alſo in deinem Hauſe erwartet man mich, gute Frau?" „Ja Herr!" „So ſey ſo gütig, und bringe mich dahin."

Man kann leicht denken, daß die Alte, als ſie vor dem Kadi hergieng, jezt weit leichtern Herzens war, als da ſie zu ihm kam, denn es war ihr gar nicht wohl zu Muthe geweſen, als ſie ihr Hauß verlaſſen hatte; der Auftrag, den man ihr gegeben hatte, war ihr höchſt kitzlich vorgekommen, und bald wäre er auch Schuld geweſen, daß man ſie als eine

Närrin ins Spital geſchickt hätte. Und jezt begegnete man ihr ſo ehrerbietig und titulirte ſie nicht anders als Dame. „Bey meiner Treu! dachte ſie bey ſich, mein künftiger Eidam muß entweder einen Namen haben, für den der Kadi allen möglichen Reſpekt hat, oder die Furcht macht dem Manne bey Nennung dieſes fürchterlichen Haupts der Räuber den Kopf verrückt, daß er ſelbſt nicht mehr weiß, was er thut, und ſogar vergeſſen hat, ſeine Babuſchen anzuziehen.“ In Wahrheit; jezt ſollte man ihn ins Narrenhaus ſchicken und nicht mich; denn kaum hört er einen Namen ausſprechen, der mir nicht beſſer klingt, als jeder andere, ſo rennt er in ſeinem Ceremonienkleide und baarfuß über Hals und Kopf durch die Gaſſen, und weiß nicht mehr recht, was er thut, und was er ſagt. Der Kadi muß eine gewaltige Furcht vor Räubern haben; oder mein künftiger Eidam macht ihm bänger als ein anderer, weil er ihm vielleicht ſchon einmal einen böſen Streich geſpielt hat. „Sie waren unterdeſſen in dem Hauſe der Alten angelangt. Der Kadi erkannte den Befehlshaber der Gläubigen, und wollte ſich vor ihm niederwerfen, aber ein Wink des Kalifen kam ihm zuvor, und gab ihm zu erkennen, daß der Monarch unbekannt bleiben wollte. Nach einer ganz gewöhnlichen Begrüßung alſo nahm der Kadi ſeinen Platz neben Il Bondocani ein. „Geſtrenger Herr, ſagte dieſer zu ihm, ich bin es, der die Tochter dieſes alten Weibes zur Frau nehmen will." Mutter und Tochter erſchienen, und der Kadi fragte ſie, ob ſie die Bedingungen eingiengen, unter welchen Il Bondocani die Tochter zu heyrathen verlange. Beyde antworteten mit einem Ja. Der Kadi verlangte hierauf, daß ſie ſich erklären ſollten, wie viel ſie für den Heyrathskontrakt und zum Brautſchatze foderten. Die Alte antwortete, 8000 Zechinen für beydes. „Il Bondocani, ſagte der Kadi, biſt du erböthig, dieſe 8000 Zechinen zu bezahlen?" „Ja, geſtrenger Herr, antwortete der Kalife, du kannſt den Heyrathskontrakt nur aufſetzen."

Der Kadi befand ſich in keiner geringen Verlegenheit, dem Befehlshaber der Gläubigen darin zu willfahren, denn er hatte den Befehl überhört, Papier mitzubringen. Es blieb ihm keine andere Auskunft, den Mangel zu erſetzen, als den Kontrakt auf den Saum ſeines Faragi's zu ſchreiben:

Als er die erſten Eingangsformeln geſchrieben hatte, wendete er ſich zu der Alten; ehrwürdige Dame, ſagte er, nenne mir nun den Namen des Vaters und Großvaters deiner

Tochter. „Wenn der Vater und Großvater meiner Tochter noch lebten, rief die Alte ärgerlich, ſo würde ich mich nicht in der Nothwendigkeit befinden, ſie einem Menſchen geben zu müſſen, dem ich gar nicht ſagen mag, was ich von ihm denke.“ „Recht gut, liebe Frau, erwiederte der Kadi, aber ſie leben nicht mehr, und ihre Namen ſind hier nöthig.“ „Meine Tochter, ſprach die Alte, heißt Zurulbe und ich Lelamain. Das übrige ſoll nicht über meine Lippen kommen; man braucht gar nicht von ſo gutem Herkommen zu ſeyn, um am Ende nichts beſſers zu heyrathen als einen Gauner.“

Man kan leicht denken, wie ſehr der Kalife innerlich über die Verlegenheit des Kadi, den Ingrimm der Alten, kurz über alle die kleinen Auftritte lachte, wozu die Sonderbarkeit ſeiner Verkleidung Gelegenheit gab. Der Heyrathskontrackt war nun in aller Form aufgeſetzt, der Kadi ſchnitt gravitätiſch den Saum ſeines Faragi ab, worauf er ihn geſchrieben hatte, und überlieferte ihn der Braut; weil er ſich aber ſchämte, mit dem zerſezten Rocke über die Gaſſe zu gehn, ſo zog er ihn aus, und gab ihn der Alten mit Bitte, ihn zu einem Allmoſen für die Armen anzuwenden. Seine Gegenwart war nicht mehr nöthig, er grüßte die Anweſenden, und entfernte ſich.

„Du mußt, ſagte die Alte zu ihrem neuen Eydam, dem Kadi einen Meiſterſtreich von deiner Art geſpielt haben, und man merkt wohl, daß du der Anführer einer Räuberbande biſt, die ſich Reſpekt zu verſchaffen weiß, denn der arme Mann hat ſich nicht einmal Zeit genommen, ſeine Babuſchen anzuziehen, um hieher zu kommen, und jezt geht er halb nakkend von dannen, und läßt nicht allein ſeinen Faragi im Stiche, ſondern vergißt auch ſogar noch, was das ſchönſte iſt, ſich bezahlen zu laſſen; denn du haſt ihm nicht das geringſte für die Auſſetzung des Kontrakts gegeben, und er hat dir ſeinen Dienſt nicht allein frey geleiſtet, ſondern auch ſein Feyer-Kleid darüber eingebüßt. ¿Seyd ihr denn immer ſo geizig ihr Räuber?". — „Gute Mutter, antwortete lachend der Kaliſe, was geht dich der Rock und die Bezahlung des Kadi an, bekümmre dich um dieſe Dinge nicht: es ſind noch weit weſentlichere übrig, die euch und mich näher betreffen: ich gehe um dir den Brautſchatz zu holen und die nöthigen Stoffe und Zeuche zu ſchicken, worinn ſich meine Braut kleiden ſoll, du ſollſt ſehen, daß ich nur zur rechten Zeit karg und geizig ſeyn kann."

„¿Und wer iſt der Unglückliche, rief die Alte, deſſen Geldkaſten und Vorrathsgewölbe den Stoff zu deiner Freygebigkeit liefern ſoll? Wie wird ſich der Mann morgen wundern, wenn er Alles ausgeleert antrifft, und nicht weiß, wer der Thäter geweſen iſt; denn ich merke ſchon, daß in einer Stadt, wie dieſe, ihr euer Handwerk hübſch im verborgenen zu treiben wißt.“

Harun, ohne ſich die Mühe zu geben, auf dieſe neue Frage der geſchwätzigen Alten zu antworten, eilte nach ſeinem Palaſte, zog andere ſeiner Würde angemeſſenere Kleider an, und lies den Ober-Aufſeher über ſeine Baue rufen. Er bezeichnete ihm das Haus der Alten und befahl ihm, ſo viel Arbeitsleute mit ſich zu nehmen, als erfordert würden, um es auf der Stelle umzuſchaffen und ſo auszuzieren daß es an Prunk und Schönheit, mit dem reichſten Zimmer ſeines Palaſtes wetteifern könnte. Der Großweſir, ſetzte er hinzu, wird dir mit Allem an die Hand gehn laſſen, was du brauchſt, um dieſe Arbeit zur Vollkommenheit zu bringen. Aber vor Sonnen-Untergang muß es fertig und im Stande ſeyn. Nimm deine Maasregeln darnach, und wiſſe, daß dein Kopf mir für deine Treue in Erfüllung meiner Befehle bürgen wird. Sollte das alte Weib, zu der du gehſt, dich fragen, in weſſen Namen du mit ihrem Hauſe dieſe Veränderung vornimſt, ſo antworte ihr, es geſchehe im Namen ihres Eidams. Dringt ſie aber in dich, um zu erfahren, was für ein Gewerbe ihr Schwiegerſohn treibt und wie er heißt, ſo ſage, wir wiſſen nicht, was für ein Gewerbe er treibt, aber das wiſſen wir, daß er ſich Il Bondozani nennt. Mein wahrer Rang darf auf keinerley Weiſe erwähnt werden; wähle deine Leute gut, denn du ſollſt mir mit deinem Leben fur ihre und deine Verſchwiegenheit ſtehen.“ —

Der Oberaufſeher antwortete nichts als die Worte; „ich werde den Befehlen des Fürſten der Gläubigen gehorchen.“ Er verſah ſich mit allem, was er nöthig hatte und in Kurzem war das Haus der alten Lelamain mit Arbeitsleuten, Meubeln, Teppichen, Brokaten u. ſ. w. von oben bis unten hinaus angefüllt; an alle Wände waren Leitern angelehnet und überall fleißige Hände geſchäftig. ¿ „Wer hat euch hieher geſchickt? fragte die Alte die Arbeitsleute; ¿ was wollt ihr hier?“ Wir wollen dein Haus verſchönern, antworteten ſie; wir wollen es mit dieſem Aloe-Holz täfeln, dieſe Marmortiſche, dieſe Gemälde, dieſe Vorhänge, dieſe Meubeln an ihren Platz bringen, denn ſo lauten die Befehle des Mannes, dem du deine Tochter gegeben haſt.“

„¿Aber wie heißt er? was treibt er für ein Gewerbe? Was iſt ſein Stand, ſein Geſchäffte?“ Wir wiſſen nicht was für ein Gewerbe er treibt, und was ſein Geſchäft iſt, aber ſein Name iſt uns recht wohl bekannt, er heißt Il Bondocani.“

„Man hatte mir wohl geſagt, dachte die gute Lelamain in ihrem Herzen, daß ein Räuberhauptmann auf dem Lande gefürchtet würde, aber das hätte ich mir nie vorgeſtellt, daß dieſe Furcht auch die Stadt anſtecken könnte; und doch wagt kein einziger von dieſen Leuten, den Gauner einen Gauner zu nennen: ſeltſam! höchſt ſeltſam!“ — Indem ſie dieſe Betrachtung anſtellte, erſchien ein Herr mit Laſtträgern, die in dem zweyten Zimmer ein Käſtchen von Stahl, mit Golde ausgelegt, niederſezten. „Was bringt ihr da?“ fragte ſie die Alte, „Es iſt, antwortete der Herr, das Heyrathsguth der Neuvermählten; du wirſt in dieſem Kaſten die 8000 Zechinen in Golde, und noch 2000 drüber finden, die für dich ſelbſt, zu deinen Nebenausgaben beſtimmt ſind; hier iſt der Schlüſſel.“ — „Vortreflich, rief Lelamain, mein Eydam iſt Mann von Wort in ſeiner Art; ¿aber wo hat er das alles hergenommen, und was treibt er?“ — „Ich kann nicht wiſſen antwortete der Ueberbringer, wer er iſt, noch was er treibt; du muſt den Mann deiner Tochter beſſer kennen, als ich: alles was ich von ihm weiß, iſt, daß er Il Bondocani heißt.“ —

Die Arbeiter hatten unterdeſſen die lezte Hand ans Werk gelegt, und ehe noch die Nacht einbrach, waren zwey groſe, halb verfallene Zimmer, davon zwey Breter auf Steine gelegt, zwey hölzerne Schemel und zwey abgetragene Matten den ganzen Aufputz ausmachten, plötzlich dergeſtalt verwandelt, daß ſie Gemächer eines königlichen Palaſtes hätten vorſtellen können. Kelamain beſichtigte Stück vor Stück alle die Dinge, durch welche dieſe Verwandlung bewerkſtelliget worden war, und konnte ſich nicht enthalten, trotz des wenigen Erfolgs den ihre vorigen Erkundigungen gehabt hatten, die Arbeitsleute noch einmal einen nach dem andern zu fragen: „ihr wißt gewiß wer mein Eidam iſt und was er treibt;“ aber ſie erhielt immer die alte Antwort; „wir wiſſen von ihm nichts weiter, als daß er Il Bondocani heißt.“

Die Alte befand ſich endlich mit ihrer Tochter alleine; „dein Bräutigam ſagte ſie, muß ein ganz außerordentlicher Mann ſeyn, er hat in einem Tage mehr bewerkſtelligt, als ein anderer ſich in einem Jahr kaum zu thun getrauen würde. Nur dem Kalifen oder dem Haupt einer Räuberbande können ſo viel Leute zu Gebote ſtehen. Sie alle gehorchen pünktlich den Befehlen meines Eidams, und doch wagen ſie's nicht zu ſagen, wer er iſt, denn ſie würden ſich in ſeinem und ihrem Namen ſchämen müſſen. Dabey haben ſie alle eine gewaltige Furcht. Ich machte mich an den jüngſten von ihnen, weil ich glaubte, es von dem am erſten herauszulocken, aber er ſagte; „wenn einer von uns ſo unvorſichtig ſeyn ſollte den Stand deines Eidams zu verrathen, ſo würde es ihm das Leben koſten. Nun ſage ſelbſt, Tochter, ob du nicht einen Räuberhauptmann geheyrathet haſt, der aller Welt Schrecken einjagt? Gott und ſein Prophet mögen uns gnädig ſeyn!“

Der Baumeiſter hatte unterdeſſen dem Kalifen gemeldet, daß die Befehle, die er ihm gegeben habe, aufs genaueſte vollzogen wären: und er empfieng von ihm auf der Stelle die reichlichſte Belohnung für ſich und die Arbeitsleute. Aber das Hauß war bis jetzt nur noch mit dem nothwendigſten Geräthe verſehen. Harun befahl dann dem Giafar alle jene Putzwerke des Luxus hinſchaffen zu laſſen, die in den Gemächern der Großen der Erde mehr zur Vermehrung des Prunks als zu größerer Bequemlichkeit dienen. Lelamain erblickte dieſe neue Verſchwendung von Pracht und Herrlichkeit, und verſuchte von neuem, den Stand des Mannes zu erfahren, von dem alle dieſe ſchönen Sachen herkämen. „Wir wiſſen, ſagten die Träger, indem ſie jedes Stück an ſeinen Platz ſtellten, nichts weiter, als daß der Mann deiner Tochter, der Il Bondoçani heißt, ſie dir ſchickt, und daß er uns ſelbſt den Befehl dazu gegeben hat.“ Kaum hatten ſich dieſe Träger entfernt, ſo klopften wieder andere an die Thüre. Die Alte machte ihnen auf; ſie trugen Ballen von den ſchönſten und reichſten Stoffen, die ſie vor ihr öffneten und ausbreiteten. ¿„Für wen kramt ihr alle dieſe ſchönen Zeuche aus?“ fragte die Alte. — „Damit du ſie beſchauen ſollſt, ſagten ſie.“ — „Aber ihr bemüht euch vergebens, verſetzte ſie; dieſe Brokade ſind viel zu prächtig für Leute wie wir; wir ſind nicht reich genug, um ſie kaufen zu können.“ — „¿Iſt das nicht das Haus das man heute ausgebeſſert hat?“ fragten die Träger. — „Ja!“ antwortete Lelamain. — „Wenn das iſt, ſo kümmere dich nicht, ſie ſind dein; der Mann, der ſich mit deiner Tochter vermählt hat, ſchickt ſie dir. Meublire dein Haus, kleide die Neuvermählte und deine ganze Verwandſchaft, und ſpare an nichts, denn dein

Eidam hat alles im Ueberfluſſe; er hat uns befohlen, dir zu ſagen, daß er dieſe Nacht um 11 Uhr zu dir kommen will.“ Als ſie dieſes geſagt hatten, nahmen ſie ihren Abſchied.

„Um eilf Uhr will er kommen?“ wiederholte die Alte, „ja, ja, das iſt recht nach Räuber Weiſe; die ſchwärmen immer bey Nachte umher, wenn andere ehrliche Leute ſchlafen.“ Sie ſahe ſich um, und wurde gewahr, daß hier und da noch etwas in Ordnung zu bringen war; ſie bat alſo einige von ihren Nachbarn, daß ſie ihr helfen möchten. Wie groß war aber das Erſtaunen dieſer guten Leute, als ſie das Haus der Alten in einem einzigen Tage aus der erbärmlichſten Hütte in einen Palaſt umgeſchaffen fanden. Natürlicherweiſe waren ſie neugierig zu wiſſen, wie das zugegangen ſey; denn es gränzte faſt an Zauberey, an Täuſchung eines Traums. „Es iſt ganz mit rechten Dingen zugegangen, antwortete die Alte Lelamain; dieſen Morgen kam ein Mann, und bot ſich zum Freyer meiner Tochter an; er lies den Kadi kommen; der Kontrakt wurde in Richtigkeit gebracht, und einen Augenblick darauf kam halb Bagdad auf Befehl meines Schwiegerſohns in Bewegung, um alles das ſo einzurichten, und alle die prächtigen Sachen hierherzuſchaffen, die ihr hier vor euch ſeht.“

„Wenn das iſt, erwiederten die Nachbarn, ſo muß euer Eidam entweder ein Prinz oder der reichſte Kaufmann im ganzen Lande ſeyn.“ Ach leider! fürcht' ich, ſprach Frau Lelamain, daß wir uns nicht ſo gut gebettet haben; mir komt's immer vor, als ob er nur ein Räuber wäre; alle die Leute, die er gebraucht hat, fürchten ſich ſo gewaltig vor ihm, daß ich ihn für nichts beſſers, als für den Hauptmann einer mächtigen Räuberbande halten kann.“ — — Bey dieſer Entdeckung geriethen alle Nachbarn in Furcht und Schrecken; „wenigſtens Frau Nachbarin, ſagten ſie zur Alten, vergiß nicht, deinem Herrn Eidam einzuſchärfen, daß es von jeher Gebrauch bey Leuten von ſeinem Handwerke war, die Nachbarſchaft zu ſchonen.“ — „Fürchtet nichts, ſagte die Alte, mein Eidam iſt zwar gewiß ein Spitzbube, aber ich werde nie zugeben, daß er meinen Nachbarn was zu Leide thut; ihr könnt ganz ruhig ſeinetwegen ſeyn, und euch auf mein Wort verlaſſen.“ Auf dieſe Verſicherung faßten die Nachbaren wieder Muth; die Männer brachten die Meubeln im Hauſe vollends an Ort und Stelle; die Weiber aber halfen die Neuvermählte anziehen, und ſchmücken: doch die Natur hatte ſo viel für ſie gethan, daß ſie der Hülfe der Kunſt gar nicht bedurfte; hingegen ſchienen die Juwelen noch am Werthe zu gewinnen, indem ſie zu ihrer Verſchönerung beytrugen.

Die Geſchäfftigkeit im Hauſe wurde durch ein Geräuſch unterbrochen, das man an der Thüre hörte; man klopfte an; es waren Träger die eine Menge Gerichte brachten, die das köſtlichſte und leckerſte Gaſtmahl ausmachten das je gegeben wurde. Ihnen folgte das Deſſert, das aus den ſchönſten und ſeltenſten Früchten, und dem auserleſenſten Confecte beſtand, die herrlichſten Weine, die feinſten geiſtigen Getränke waren bey dieſem prächtigen Bankete nicht vergeſſen. Das Tafelgeſchirr war von lauter Golde und Porzellan. „Hier bringen wir dir etwas, ſagten die Träger zu der Alten, womit du dich und deine Nachbarn bewirthen kanſt.“ — „Nicht war, euch ſchickt mein Eidam, antwortete Lelamain, aber ich bitte euch, ſo ſehr ich bitten kann, habt doch die einzige Liebe und Barmherzigkeit, und ſagt mir, wer er iſt, und was er treibt?“ „Ehrwürdige Dame, antworteten die Träger, wir wiſſen von ihm eben nicht mehr, als du; alles was wir ſagen können, iſt ſein Name.“ „Ach! unterbrach ſie die Alte, den weiß ich beſſer als ihr; ich mag mir ihn nicht noch tauſendmal wiederholen laſſen.“

Die Träger entfernten ſich; die Nachbarn der Lelamain ſahen ſich einander an, und glaubten nun im ganzen Ernſte, daß der neue Ehemann ein Räuberhauptmann ſeyn müſſe. Sie ſezten ſich zu Tiſche, nachdem ſie zuvor das Leckerſte und Beſte zum Abendſchmauße für die beyden Neuvermählten bey Seite geſezt hatten; ſie beſchloſſen ſich's wohlſchmecken zu laſſen, und ſo dieſes Abentheuer für ſich ſo gut zu nutzen, als es gehn wolle. Als ſie fertig mit Eſſen waren, nahmen ſie Abſchied von Mutter und Tochter, wünſchten ihnen Glück zu der glänzenden Veränderung, die mit ihrer Lage vorgegangen war, fügten tauſend Seegenswünſche hinzu, und zerſtreuten ſich nun aufs eiligſte durch alle Viertel der Stadt, um überall die Neuigkeit auszupoſaunen, daß das Haupt einer Räuberbande aus der Wüſte die ſchöne Tochter der alten Lelamain geheyrathet habe, daß die Heyrath heute ohne viele Umſtände und ganz öffentlich zur Richtigkeit gekommen ſey, und daß das Hauß von oben bis unten voll Reichthümer und ſchöner Sachen ſtecke, die wenigſtens die Beute von zehn Karavanen ausmachten.

Der junge Kaufmann, dem die Lelamain ihre Tochter angetragen hatte, war auf das heftigſte in ſie verliebt geworden. Es kränkte ihn bitterlich, daß ein Räuber den Vorzug vor ihm behaupten ſollte; er ſann nach, wie er ſeinen Nebenbuhler ſtürzen und wieder zum Beſitze des Gegenſtandes ſeiner Liebe gelangen könnte, um den ihn dieſer zu bringen drohte. Es käme ja nur darauf an, zum Policeyrichter zu gehen und die Sache anzuzeigen; an Zeugen, die Anklagen zu unterſtützen, würde es nicht fehlen, man würde dann den Räuber beym Kopfe nehmen, und ohne weitern Prozeß aufknüpfen. Er als Angeber würde mit Theil an der Konfiſcirung der Schätze des Räubers haben, und die Tochter, der Alten zum Trotze, noch obendrein mit im Kauf bekommen und heyrathen. Dieß war der Plan, den Liebe, Eiferſucht und Geitz dem jungen Kaufmanne nicht allein eingaben, ſondern auch auf der Stelle zur Ausführung zu bringen reizten. Er begab ſich ſogleich zum Polizeyrichter, und führte ſeine Habſucht in große Verſuchung, indem er ihm die prächtigſte und übertriebenſte Schilderung von den Reichthümern und Schätzen entwarf, die der vorgebliche Räuber ſo unvorſichtig geweſen wäre, im Hauſe der Kelamain auszukramen; ſeinem Anbringen noch mehr Gewicht zu geben, unterließ er nicht, die Hand des Richters zu verſilbern. Der Richter war ein höchſt intereſſirter Mann, er ſtrich das Geſchenk ein, das ihm der Kaufmann machte, hörte die Erzählung mit einem ſcheinbaren Phlegma an, nahm ſich Zeit, darüber nachzudenken, und ſagte endlich mit einem gravitätiſchen, ſeinem Amte angemeſſenen Tone: „gehe jezt nach Hauſe, denn es iſt erſt 8 Uhr; um 10 Uhr dann komm wieder, das iſt die Zeit des Abendeſſens und der günſtigſte Augenblick, um den Räuber zu überrumpeln; ich will ihn feſtnehmen, feſſeln und erdroſſeln laſſen, und dich in den Beſitz des jungen Mädchens ſetzen, die Alte ſoll die Baſtonnade haben, daß ſie ſich unterſtund, einen ſolchen Mitwerber dir an die Seite zu ſetzen: nur muß man Acht geben, daß nichts davon vor der Zeit ausgeſchwäzt wird.“

Der junge Kaufmann gieng nach Hauſe, und fand ſich zur geſezten Stunde wieder ein. Der Richter hatte 300 Häſcher verſammelt, ſtieg auf ſein Pferd, und zog unter Anführung des Kaufmanns nach dem Hauſe der Alten. Er kam daſelbſt an, ohne jemanden unterwegens angetroffen zu haben, weil um dieſe Zeit gewöhnlich jedermann nach Hauſe iſt. Die Wohnung der Alten wurde ringsum beſezt. Mutter und Tochter ſaßen eben ruhig und harrten beym Schimmer vieler auf goldnen Leuchtern brennenden Kerzen der Ankunft des Bräutigams, als ſie das Getöſe vernahmen.

Lelamain guckte durch ein Fenſter des Hofs, und erkannte, beym Scheine unzähliger Fackeln, den Polizeyrichter, der von ſeinen Offizieren und einer Menge Häſchern umgeben war. Man ſchlug ungeſtüm an die Thür, aber die Alte hütete ſich wohl, aufzumachen: die Schläge folgten unterdeſſen immer ſchneller und nachdrücklicher auf einander. Derjenige, welcher ſo anſchlug, daß der Thürklopfer hätte in Stücken ſpringen mögen, hieß Schamama. Nie hätte ein geiziger und beſtochener Richter einen würdigern Diener finden können. Dieſer eingefleiſchte Teufel rühmte ſelbſt von ſich, daß Satanas ſein Vater und der Dämon Rasmes ſein Bruder ſey. „Schlagt die Thür ein, wenn man ſie nicht aufmachen will, rief dieſer Wüterich, wir laufen ſonſt Gefahr, daß die Schätze, die darinnen ſtecken, uns aus den Händen gehen. Vielleicht verſcharrt man ſie, indeß wir hier ſtehen und warten, und dann ſind ſie für uns verloren. Oder es könnte indeſſen eine Runde von höhern Offizieren in der Nähe vorbeypaſſieren, und von dem Lärme herbeygelockt werden, und die würden dann den Fang mit uns theilen wollen. Die Thür iſt ſtark, aber man muß Hebebäume und Mauerbrecher holen laſſen, und unverzüglich Hand ans Werk legen, wenn wir nicht das Neſt leer finden wollen."

Dieſes gewaltthätige Verfahren ſtimmte vortreflich mit den geheimen Wünſchen des Richters, aber er hatte zum Lieutenant einen Offizier, Namens Hazen, unter ſich, der von einem ſanften, gutmuthigen und mitleidigen Charakter, und ſogar immer geneigt war, ſich der Unglücklichen anzunehmen. Schamama's Rath, ſagte dieſer Offizier zum Richter, iſt viel zu übereilt und gefährlich. Nie iſt das Haus das er ſo beſchimpfen will, in Verdachte geweſen, ein Schlupfwinkel von Räubern zu ſeyn. ¿Kann nicht der junge Kaufmann, von Eiferſucht verblendet eine falſche Anzeige gemacht haben? und welcher Gefahr würden wir uns nicht ausſetzen, wenn wir uns an dem Zufluchtsort von Frauenzimmern vergriffen die unter dem ausdrücklichen Schutze der Geſetze ſtehen, wir, die wir dem Befehlshaber der Gläubigen Rechenſchaft von unſern Handlungen geben müſſen?“ —

Lelamain hörte von innen alle dieſe Reden. „Ach! ſagte ſie zu ihrer Tochter, wir ſind recht unglücklich; der Polizeyrichter ſucht den Räuber-Hauptmann auf, und will ihn in Verhaft nehmen. — Mache nicht auf, Mutter! rief die zitternde Schöne; vielleicht ſchickt Gott noch Hülfe, und reißt uns aus dieſer grauſamen Verlegenheit!“

Unterdeſſen fuhr der Richter immer fort, an die Thür ſchlagen zu laſſen. „Wer klopft ſo ungeſtüm an, fragte endlich die Alte.“ Der Polizeyrichter! antwortete mit fürchterlicher Stimme der abſcheuliche Schamama. Mach auf, ſchändliche Vettel, die du die Jugend zur Unzucht verleiteſt, und Räuber beherbergeſt; weißt du nicht, welcher Züchtigung du dich durch deinen Widerſtand ausſetzeſt?“ „Hier iſt niemand, als, zwey Frauenzimmer, ich und meine Tochter, antwortete Lelamain. Kennet und ehrt ihr das Geſetz nicht das uns ſchützt? Wir müſſen und können euch nicht aufmachen; ihr habt hier nichts zu ſchaffen.“ „Ha! alte Hexe, erwiederte Schamama und ſchäumte für Wuth, mache deine Thür in Guten auf, oder wir brechen ſie in Stücken und laſſen dich und deine Tochter zu Aſche verbrennen.

Lelamain achtete weder auf ſeine Drohungen noch Schimpfreden; und begab ſich wieder zu ihrer Tochter. „Siehſt du, ſagte ſie, daß meine Beſorgniſſe gegründet waren: iſt es nicht jezt klar, daß du, an einen Räuber verheyrathet biſt? Gott gebe nur, daß er dieſen Abend nicht hierher kömmt. Der Richter und ſeine Leute, wenn er in ihre Hände fiel, würden ihn in Stücken zerhauen laſſen. Ach! Tochter, wenn dein Vater noch gelebt hätte, oder wenn dein Bruder nicht ins Unglück gerathen wäre, ſo würden wir nicht eine Verbindung haben eingehn müſſen, die uns nun der Schande ausſezt, unſere Thüre von dem Polizeyrichter, und allen böſen Geiſtern ſeines Gefolgs belagert zu ſehen." — „Mutter, antwortete die Tochter, was iſt zu machen; das böſe Verhängniß der Sterne, das alles leitet, iſt gegen uns erbittert, und verfolgt uns; genug, daß wir uns ihm willig unterwerfen; warum wollen wir uns auch noch mit Martern der Unruhe und Sorge plagen, durch die nichts beſſer wird?" —

Während der Polizeyrichter und Schamama an der Thür der beyden Frauenzimmer lärmten, und dieſe ihr Schickſal und ihre Verlegenheit beſeufzten, hatte der Kalife wieder ſein Koller, ſeine Halbſtiefeln und ſeinen Bogen genommen, und ſich auf den Weg gemacht, um ſich bey ſeiner Braut in den Beſitz der Rechte der Ehe zu ſetzen. Der Schein der Fackeln, die Menge bewaffneter Leute, welche die Wache des Polizeyrichters ausmachten, und das Haus der Lelamain umringten, und das Getümmel umher, alles verkündigte ihm, daß hier etwas auſſerordentliches vorgehen müſſe; er erkannte gar bald den Anführer des Hauſens, und ſah neben ihm den jungen Kaufmann ſtehen, in deſſen Laden die Alte gegangen war. Schamama fuhr fort, an die Thür zu ſchlagen, und jeden Schlag mit den fürchterlichſten Schwüren zu begleiten; ſeine Lippen floſſen von Schmähungen und Drohungen mit Baſtonade, Strang und Feuer über: er ſchloß mit ſeinem gewöhnlichen Rathe, Hebebäume holen zu laſſen, um die Thür einzurennen. Einige von den Häſchern ſchickten ſich an, dieſes lezte Mittel zu verſuchen, aber der Lieutenant Hazen hielt ſie noch zurück. „Kameraden, ſagte er zu ihnen, laßt uns nicht eine ſolche Gewaltthätigkeit gegen ein Haus vornehmen, worin nur zwey Frauenzimmer ſind; ſie könnten vor Schrecken darüber des Todes ſeyn. ¿Wer bürgt uns überhaupt dafür, daß der Mann, den wir ſuchen, ein Räuber ſey? Wir ſetzen alle unſer Leben aufs Spiel, wenn wir ſo das Geſetz übertreten, und vielleicht eine groſe Ungerechtigkeit begehen.“ — „In Wahrheit, rief Schamama, ſolche Skrupel ſchicken ſich auch für ein Mitglied der Juſtiz! Hazen hat gar nicht den Geiſt eines Polizey-Lieutenants, er verliert ſich in ſpitzfindigen Grübeleyen, indeſſen uns die Verbrecher aus dem Garne wiſchen werden. Ein Weib, das mit der Tugend anderer ein Gewerbe treibt, und ihre eigene Tochter einem anerkannten Räuber preisgiebt, kann keine

Anſprüche auf die Vorrechte ihres Geſchlechts machen. ¿Wie kann man es in Zweifel ziehen, ob der Mann, den wir ſuchen, ein Erzgauner von Handwerk iſt, da die Nachbarn des Hauſes, die man ja verhören kann, es ſelbſt bezeugen?“ „Nichtswürdiger Kerl, knirſchte der Kaliſe, bey Anhörung dieſer Worte, du ſollſt mir deine Moral und deine Aufführung theuer bezahlen; ich will dich zu einem Beyſpiele aufſtellen, daß andere deines Gleichen davor zittern ſollen.“ Er dachte bey ſich einen Augenblick nach, wie er ungeſehen in das Hauß der Lelamain kommen könnte. Dieß Hauß ſtieß an die Gärten eines großen Palaſtes, deſſen Thür in eine Nebenſtraße gieng. Dieſer Palaſt gehörte dem Ilamir Xumis, dem Haupte der Emirs und des Adels von Bagdad; einem grauſamen und blutdürſtigen Manne. Den Eingang des Palaſtes erleuchteten viele Lampen; ein Verſchnittener ſaß auf einem marmornen Sofa und hielt Wache. Als der Verſchnittene den Fußtritt des Kaliſen vernahm, ſprung er auf und gieng mit aufgehabenen Säbel auf ihn loß. Der Fürſt der Gläubigen hielt ihm die Klinge des Seinigen entgegen. „Nichtswürdiger Neger! elender Baſtarden-Sohn, rief er dem ſchändlichen Zwitter zu, ſtets biſt du bereit zum Morden, ſelbſt ehe du noch das Wort der

Warnung ſagſt.“ Die Rede des Kalifen und der Anblick ſeines gezogenen Säbels thaten eine ſolche Wirkung auf den Verſchnittenen, daß er zitternd die Flucht ergriff, und Schutz bey ſeinem Herrn ſuchte; dieſer fragte ihn nach der Urſache ſeines Schreckens. „Herr, antwortete der Schwarze, ich ſaß an der Thüre deines Palaſtes, ein Mann von fürchterlichem Anſehn erſchien vor mir, ich wollte ihn zurückweiſen, oder ihn mit meinem Säbel dazu zwingen, wenn er ſich nicht entfernte, aber er zog den Seinigen, und ſchrie mich mit einer Donnerſtimme an, daß ich wähnte, ſchon Blitz und Streich auf mein Haupt herabfallen zu ſehen.“ — „Schändliche Memme, antwortete der Emir Xumis, du wirſt dich vor deinem Schatten gefürchtet haben, aber ich will doch ſehen, wer der Verwegene iſt, der ſich erfrecht hat, die Ehrerbietung gegen meinen Sklaven aus den Augen zu ſetzen; ſein Leben ſoll mir für dieſen Frevel büßen: wer meinen Sklaven beleidigt, beleidigt mich.“ — Als er das geſagt hatte, bewaffnete ſich der Emir mit ſeinem ungeheuern Streitkolben und verließ das Zimmer, um den aufzuſuchen, der ſeine Rache fühlen ſollte.

Der Kalife war am Eingange ſtehen geblieben; er ſahe das Haupt der Emirs auf ſich zu kommen, erkannte ihn und redete ihn an: „¿Rumis, ſagte er, iſt das dein Palaſt?“ Als das Haupt der Emirs die Stimme des Kalifen vernahm, entſank ihm der Streitkolben, er warf ſich mit dem Geſichte zur Erde, und blieb ſo liegen. „Befehlshaber der Gläubigen, rief er, dein Sklave iſt zu deinen Füſſen und erwartet deine Befehle.“ — „¿Verdienſt du ſie aus meinem Munde zu vernehmen, Mann ohne Seele, Diener ſonder Wachſamkeit? erwiederte der Kalife, ¿du das Haupt meiner Emirs, du der Statthalter dieſes Viertels, was thuſt du, um gute Ordnung zu erhalten? Man bedrängt, man beſchimpft ein armes Weib, deine Nachbarin; der Polizeyrichter an der Spitze ſeiner barbariſchen Gehülfen, begeht dieſe Ungerechtigkeit, und mißbraucht die Rechte ſeines Amtes, ¿und du bedienſt dich nicht deines Anſehens, um dieſer Schandthat zu ſteuern? Du ſchläfſt, Trunkenbold, im Arm deiner Weiber; dein Verſchnittener bewacht euch alle; aber du biſt ſelbſt nur ein Weib mehr in deinem Hauſe, ¿und du leideſt, feigerweiſe, daß man deinen Nächſten vor deiner Thür mißhandelt?“ — „Befehlshaber der Gläubigen, ſprach Rumis, ich habe noch nicht das geringſte von dieſer Unordnung erfahren; ich höre jezt das erſte Wort. Wäre das Gerüchte von den Ungerechtigkeiten des Polizeyrichters bis zu mir gedrungen, ſo würde ich ihn und ſein Geſindel längſt behandelt haben, wie ſie es verdienen. ¿Wenn du es erlaubſt, ſo will ich alsbald hineilen und ſie lehren, ob ſie die öffentliche Ruhe ſtören ſollen?" — „Schweig, rief der Kalife, und prahle nicht zur Unzeit mit Dienſteifer und Herzhaftigkeit. Das beſchimpfte Hauß ſtößt an die Mauern deines Gartens, führe mich durch dieſen Garten, und laß mir zwey Leitern bringen, damit ich ſelbſt zu dieſen bedrängten Weibern kommen kann." Rumis gehorchte; die Leitern wurden gebracht; ſie giengen durch den Garten; Rumis hielt den Fuß der erſten Leiter, und mit Hülfe der zweyten ſtieg der Kalife auf die Teraſſe des Hauſes, in dem ſich ſeine neue Gemahlin befand. Rumis begleitete ihn bis dahin; „Warte hier bis ich dich rufe," ſagte er zu dem Emir. Er trat an die Fenſter, wodurch man in die Zimmer ſehen konnte, und fand wirklich, daß die Induſtrie ſeines Baumeiſters ein kleines Feen-Schloß daraus gemacht hatte. Die Kronleuchter und Girandolen verbreiteten einen Glanz, der dem Glanze des ſchönſten Tages glich, und im Schimmer aller dieſer Kerzen, übertraf die junge Braut in ihrem prächtigen Schmuck, alle Vorſtellungen, die man ſich von Schönheit machen kann. Sie war eine

Sonne, die hoch am Horizont eines wolkenleeren Himmels hervorgeht; ein ſanfter Thau, gleich Perlen, troff von ihrer Stirne; aus ihren ſchönen Augen, die in Thränen ſchwammen, floß gleichſam ein Manna, dem Manna des Himmels an Wohlſchmacke gleich. Nein, der Mond kann in ſeinem vollen Lichte nicht lebhafter und ſanfter ſtralen! Der verliebte Harun-al-Raſchid war in eine Art von Entzückung gerathen, aus der ihm Lelamain's Geſchrey weckte, „ach, Tochter, rief ſie, ſie ſchlagen wie wüthend an die Thür, ſie werden ſie noch in Stücken ſchmeißen: ; was ſoll aus uns armen Weibern werden, wenn wir in die Hände dieſer Tiger fallen, wir die wir keinen andern Schutz haben, als Gott und unſere Unſchuld! O, es war die Fülle des Unglücks, daß wir dieſen Räuber kennen lernen mußten, deſſen Verbindung uns vollends das Garaus macht." „Mutter, erwiederte die Tochter, du kränkſt mich bitterlich, wenn du meinen Mann einen Räuber ſchiltſt; ich zweifle, daß er es iſt, ich habe ihn durch deine Vermittelung und Einwilligung aus der Hand Gottes empfangen, und muß mich dem Rathsſchluſſe des Himmels unterwerfen, der mein Schickſal mit dem Seinigen vereinigt hat: alle Vorwürfe, die ihn treffen, treffen nun auch mich."

Man kann leicht denken, wie ſehr dieſe wenigen Worte den Kalifen bezauberten, ſie waren ſeinen Ohren die ſüßeſte Muſik. —

„Nun, ſo ſey Gott gelobt, wenn du mit deiner Wahl zufrieden biſt, arme Tochter, ſagte Frau Lelamain; ich finde an ihm auch gar manches, was mir recht wohl behagt. Aber ich möchte gar zu gern ein Vögelchen ſeyn, um ihn warnen zu können, daß er dieſen Abend nicht komme, ich möchte an der Gaſſenecke lauern, und ihn wieder umkehren laſſen, denn wenn er kommt, und in ihre Hände fällt, ſo iſt er des Todes; dieſe Böſewichter zerhauen ihn in Stücken; ſie werden uns alles nehmen; und wir, liebe Tochter, werden ſeyn, wie Schafe die der Wolf zerreißt.“

Der Kalife, um dieſen Wehklagen ein Ende zu machen, nahm ein kleines Steinchen, warf es nach einer Kerze, die neben der Mutter ſtand, und löſchte ſie aus. Lelamain zündete ſie wieder an, ohne zu unterſuchen, warum ſie ausgegangen ſey: ein zweyter Wurf löſchte die Kerze aus, welche gedient hatte, die erſte wieder anzuſtecken, und die gute Mutter griff zur dritten, um dieſe wieder anzuzünden. „Es muß ein ſtarker Wind drauſſen gehn, ſagte ſie, oder ein Geiſt der Luft macht ſich den Spas die Lichter auszublaſen.“ Indem ſie noch ſprach, fiel ihr ein Steinchen auf die Hand, ſie ſchrie laut auf, ſchaute nach der Seite des Fenſters und wurde den Kalifen gewahr. „Sieh hier deinen Bräutigam! ſagte ſie zu ihrer Tochter; er kommt durch den Weg, den alle ſeines Gleichen zu nehmen pflegen; denn kein Räuber iſt noch je ordentlich zu einer Thüre hereingegangen, um ſeine Anſchläge auszuführen. Behaupte mir nun noch, daß er kein Räuber iſt; aber Gott ſey gedankt, daß er den Klauen des Richters entgieng.“ Darauf wendete ſie ſich zum Kalifen: „mach' daß du fort komſt, wie du her gekommen biſt, ſagte ſie zu ihm, hier iſt nicht gut ſeyn für dich. ¿Hörſt du nicht den Lärm an unſerer Thüre, den andre Räuber machen, die nicht von deiner Bande ſind? Von dieſen Wütrigen haſt du keine Schonung zu hoffen.“

Während Lelamain dieſe Predigt hielt, hatte der Kalife Stiefeln, Mantel und Gürtel abgelegt, einen Bündel daraus gemacht, ſeinen Bogen und Pfeile hineingewickelt, und ſprang leicht wie ein Vogel, ins Zimmer. Er grüßte höflich die Mutter, fiel der Tochter um den Hals, umarmte ſie zärtlich, und that das Alles, ohne ſich die Zeit zu nehmen, ein Wort zu ſprechen. „Herr Räuberhauptmann, ſagte die Alte, jezt iſt's nicht Zeit zu herzen und zu küſſen; man will dir an den Kragen. Das wenigſte, was dirs koſten kann, ſind deine beyde Hände; denn ſo behandelt man die Leute von deiner Klaſſe, wenn man noch recht gnädig mit ihnen verfahren will. ¿Machen dir denn dieſe Pocher nicht bange?" — „Nein, gute Mutter, war des Kalifen Antwort, ich habe mit ganz andern zu ſchaffen gehabt, und bin ſchon des Lärms gewohnt; laß ſie poltern, ſie haben gegeſſen, und wir nicht, und zu Hauſe warten auf ſie keine ſo angenehmen Geſchäfte, wie die meinigen jezt ſind. Wir wollen uns jezt zu Tiſche ſetzen, meine liebe Braut und ich. Gieb uns einige von den bewuſten Gerichten her, du wirſt mit deinen Nachbarn zwar hoch gelebt haben, aber wahrſcheinlich habt ihr uns was übrig gelaſſen."

Die Alte deckte den Tiſch, trug die Schüſſeln auf und konnte ſich nicht entbrechen, für ſich zu murmeln: „der Mann iſt doch ein wahrer Teufel! er fürchtet ſich vor 300 Menſchen ſo wenig, als ich mich vor einem Floh; troz allen den Böſen, das man von ſeinem Handwerke ſagt, muß ich doch ſelbſt geſtehn, daß eine Frau ſolchen Räubern nicht gram ſeyn kann; denn ſie ſind flink wie Gemſen und beherzt wie Löwen." Der Kalife ſezte ſich mit ſeiner Braut

Braut an den Tiſch, und Kelamain ſtand ihnen gegenüber; ſie ſah ihren Eidam mit dem beſten Appetite von der Welt eſſen, und unaufhörlich dazu mit den Augen ſeiner ſchönen Braut liebkoſen; von Zeit zu Zeit unterbrach irgend ein zärtliches oder galantes Wörtchen dieſe ſtumme Scene.

„Seele meiner Seele, ſagte der verliebte Kaliſe, gieb mir dieſen Biſſen, den deine Roſenlippen berührt haben, den dein ſüßer Athem umduftete; vielleicht weilt noch ein Seufzer drauf, der mir galt! — „Ueber den Schwarzkünſtler! murmelte die Alte zwiſchen den Zahnen, wo mag er nur alle dieſe Zauberworte zuſammengeſtohlen haben, um meine Tochter ſo ganz mit Liebe zu behexen, damit ſie ihn morgen mit allen Thränen ihrer Augen beweine." — ¿„Unſere gute Mutter ſchwazt für ſich? ſagte der Kaliſe, was ſagt ſie? — Daß ihr euch auch ein Bischen um mich bekümmern könntet; aber es ſcheint, als ob ich in deinen Augen nicht würdig bin, die Aufmerkſamkeit eines galanten Mannes zu beſchäftigen" „Nein, ich ehre, ich reſpektire deine Runzeln, Mutter, verſezte der Kaliſe, ſie zeugen von deiner ehrwürdigen Erfahrung, von deinem Ueberreifſeyn." — „Verwünſcht ſey dein Ueberreifſeyn! fuhr die Alte auf; es war eine Zeit, wo ich verdiente, daß man mir etwas ſchöneres vorſagte! — Das glaub ich gern, ſagte der Kalife, wenn du dieſem liebenswürdigen Kinde nur im geringſten geähnelt haſt.“ —

Während dieſes Geſprächs umarmte Harün zärtlich ſeine Verlobte, aber plötzlich fuhr dieſe bey dem donnernden Brüllen des fürchterlichen Schamama zuſammen. „¡Aufgemacht! aufgemacht, alte Hexe!“ ſchrie er und es war, als ob er mit eiſernen Armen an die Thüre ſchlüge. — Fürchte nichts meine Turteltaube, ſagte der Kalife, laß uns ganz den Reiz genieſſen und zu lieben, und uns die Beweiſe davon geben. Erſchwerte Freuden ſind am ſüßeſten, leichte Freuden ſind ſchmacklos. Immer wüte wilder Schamama, immer zwinge die zarte zitternde Taube erſchrocken vor deinen Drohungen in meine Arme zu flüchten, vielleicht daß ihre Seele den Weg zu meinen Lippen findet, um in meinem Herzen Zuflucht zu ſuchen. „¿Wirſt du bald aufhören, du Hexenmeiſter von Räuber? rief die Alte. Mach dich fort und rette dich durchs Fenſter; das Haus wird ſonſt noch das Oberſte zu unterſt gekehrt: ¿oder willſt du es daß ſie es uns, mit all deinem Geſchwätz über dem Kopfe anſtecken? Ich bin ſo ſchon mehr todt als lebendig.“ — „Nein ich verlaſſe dieß Haus nicht, erwiederte der Kalife; es gefällt mir viel zu wohl hier. Aber es iſt Zeit, uns zu Bette zu begeben, und da mir unſere Hochzeitmuſik nicht länger mehr anſteht, ſo wollen wir die Muſikanten verabſchieden. Nimm dieſen Ring, rede durch das Schlüſſelloch mit den Leuten, die ſo ungeſtüm anſchlagen, ſage zu ihnen: „der Gemahl meiner Tochter iſt hier, und hat mir aufgetragen, ſeinen Ring in des Richters eigene Hände zu überliefern, damit er ſehe, was er zu thun hat." — „¿Und du glaubſt, daß dein Ring ihnen den Kopf verrückt machen werde, wie du ihn meiner Tochter verrückt gemacht haſt, indem du ſie ſo mit deinen Armen umſchlingeſt? War gleich der Kadi dieſen Morgen im Einverſtändniſſe, ſo werden's doch gewiß dieſe Leute nicht ſeyn." Sollte dir aber ja das Meiſterſtück gelingen, auch dieſe zu bezaubern, wie du ſchon ſo manche andere bezaubert haſt, ſo ſchnalle ich auf der Stelle einen Doppel-Gurt, wie du, um, daß ich auch ein flinkes Räuber-Air bekomme, das Leute von deinem Handwerk ſo gut kleidet, und laſſe mir von dir die erſte Lektion in der Gaunerey geben, und ſollte es auch nur ſeyn, wie ich einer Frau die Pantoffeln untern Füßen wegſtehlen kann, ohne daß ſie es gewahr wird." „Du ſcherzeſt, Mütterchen, antwortete der Kalife: deſto beſſer; du biſt dann recht in der Stimmung meine Kommiſſion auszurichten: nimm meinen Ring, gieb ihn geſchickt dem Polizeyrichter, indem du leiſe die Thüre halb öfneſt, in die Hand, und ſage ihm, das iſt der Ring meines Eidams, er heißt Il Bondocani. Sprich aber dieſen Namen mit Nachdrucke aus. — „Das ſoll gleich geſchehen, erwiederte die Alte; ich weiß recht gut, daß ein gewiſſer Talismann in dieſem Namen ſteckt, der macht, daß die Leute gleich davon unbeweglich werden, als wenn ſie verſteinert wären.“

Während Frau Lelamain hingieng, den Auftrag ihres Eidams auszurichten, hatte der Kaliſe einen Tiſch ans Fenſter geſchoben, und war wieder auf die Terraſſe geſtiegen. Jumis hatte hier ſeine Befehle erwartet. „Nimm meinen Säbel, ſagte der Kaliſe zum Emir: ſteig auf der Leiter geſchwind in die Gaſſe; gieb auf alles wohl acht, und ſollte jemand den Frevel ſo weit treiben, die geringſte Gewaltthätigkeit zu begehen, oder zu befehlen, ſo laß auf der Stelle ſeinen Kopf vom Rumpfe fliegen. Gieb dich zu erkennen, ſo bald du merkſt, daß mein Ring, den man ihnen einhändigen wird, dem ganzen Geſindel die Achtung eingeflößt hat, die man meinen Befehlen ſchuldig iſt, ſetze den Richter ab, der Hazeb ſoll ſogleich mit dem Ehrenkleide dieſer Stelle bekleidet werden, und dieß Amt bekommen; laß den ungerechten Richter, den Böſewicht Schamama, und alle die von der Bande, die du hier Unfug treiben oder zu Gewaltthätigkeiten rathen ſahſt, unter ſtarker Wache in deinen Hof führen, und in Feſſeln legen, und ſo bald der Tag dämmert, an ihnen allen die Züchtigung vollſtrecken, die ſie ſo ſehr verdienen. Nach dieſer Unterredung mit Rumis begab ſich der Kalife wieder ins Zimmer und das Haupt der Emirs eilte, die Befehle zu vollziehen, die ihm aufgetragen worden waren. Er hielt ſich hinter dem drohenden Haufen, und trug den gezückten Säbel unter ſeinen Mantel verborgen. Die Alte hatte ſich unterdeſſen an der Thüre mit Schamama in Unterhandlungen eingelaſſen. „Schlag die Thür nicht ein, Wütrich, ſagte ſie zu ihm; geh und mache dem Herrn Polizeyrichter Platz mit dem ich etwas zu ſprechen habe; denn ich ſoll ihm einen Ring einhändigen.“ — „Mache die Thür auf und gieb mir den Ring, alte Vettel, ſchrie Schamama; ſeine Geſtrengen, der Herr Richter ſitzt zu Pferd; er wird ſich deinetwegen nicht die Mühe geben und abſteigen.“ „Er muß wohl abſteigen, er mag wollen oder nicht, erwiederte die Alte; ich ſoll ihm den Ring meines Eidams zu eignen Händen überliefern, er wird ſchon leſen können, was darauf geſchrieben ſteht.“ — „Herr Richter, ſchrie Schamama, indem er ſich nach ſeiner Seite wendete, was brauchen wir uns da lange mit Entziſſerung des Bettels aufzuhalten; drey tüchtige Hiebe mit der Axt, die ich da in Händen habe, und die Thür fliegt in Trümmern. Dann haben wir den Galgenſchwengel, ſeine Schätze, und den alten Höllenbrand und ihre Tochter in unſerer Gewalt, die eben nicht viel beſſer iſt als ſie.“ — „Herr Richter, unterbrach ihn der Hazeb, ich glaube nicht, daß es deiner Klugheit geziemt, den Schamama ſo gewaltſam handeln zu laſſen; wir können doch erſt ſehen, was es mit dieſem Ringe für eine Bewandniß hat; wir hören, daß der Mann, den wir ſuchen, in dieß Haus gekommen iſt, und wiſſen doch nicht wie, denn es iſt ja von allen Seiten ſorgfältig beſezt; es iſt alſo nun kein Weiberaſyl mehr, an dem wir uns vergreiſen; wenn du den Ring betrachtet haſt, und es noch für gut findeſt, die Thür einbrechen zu laſſen, ſo will ich ſelbſt den erſten Schlag mit der Axt thun, aber vorher erlaube mir, die Alte erſt auszufragen, und die Wache ein wenig zurücktreten zu laſſen.“

Der Richter war gezwungen darein zu willigen. Schamama entfernte ſich, indem er die entſetzlichſten Flüche ausſtieß. Der Hazeb trat an die Thüre; „mach' auf und ſey unbeſorgt, ſagte er zu der Alten; gieb mir den Ring; ¿ von wem haſt du ihn?“ — Von meinem Eidam, antwortete Lelamain, welcher des Hazeb's ſanftmüthige Anrede ein wenig Muth einflößte; er nennt ſich Il Bondocani.“

Der Hazeb überlieferte den Ring getreulich dem Richter und hinterbrachte ihm Wort für Wort die Antwort der Alten. Der Name Il Bondocani, machte keinen Eindruck auf den tollen Schamama, der ſo wenig, als der Hazeb, ſeine myſtiſche Bedeutung wußte. „Was iſt das für ein Il Bondocani, brüllte er, der uns ſeinen Ring ſchickt? Ich will ihm hundert Baſtonaden mit ſeinem Ring am Finger geben, nur ihm zu zeigen, was für Ehrfurcht ich für ſeinen großen Namen trage; ich will die Alte in Stücken hauen, Staub, Aſche und Straſſenkoth aus ihr machen. Gleich ſperrt die Thüre angelweit auf, oder ich greife zur Axt!“

„Schweig Unglücklicher, rief ihm der beſtürzte Richter ins Ohr, als er den Namen Il Bondocani vernahm, und den Ring *)

der

---

*) Der Ring des Kalifen war ſeinen vornehmſten Offizieren bekannt; es war ſein Hand-Siegel-Ring.

betrachtete; dein ſchändlicher Geiz, du Unerſättlicher, und deine Ruchloſigkeit haben uns alle ins Unglück gebracht." — Zugleich lief von den zitternden Lippen des Richters, ein Geflüſter von Mund zu Munde, das bis zu den Ohren des Böſewichts ſich fortpflanzte, und ihm die ſchrecklichen Worte zuraunte: es iſt der Kalife!

Hätten alle Ottern, Schlangengezüchte und alles ſchädliche Geſchmeiß der Erde vor den Ohren Schamama's ihre giftigen Zungen ziſchen laſſen, ſo würde er weniger erſchrocken ſeyn, als bey dieſen Worten. Er plumpte wie eine unbehülfliche Maſſe zur Erde; wälzte ſich auf dem Boden und biß in die Steine.

Sein ſchwerbeladenes Gewiſſen ſtellte ihm ſeine Miſſethaten, in einem einzigen ſchrecklichen Bilde zuſammengedrängt, dar; ſeine Nerven bekamen Verzuckungen; er glich einem der die fallende Sucht hat, einem Raſenden: „Ich bin überführt; ich bin gerichtet, ich bin des Todes!" rief er. In dieſer Verzweiflung befand er ſich noch, als er auf Befehl des Emir Numis in Ketten und Banden gelegt und weggeſchleppt wurde.

Frau Lelamain hatte genau darauf Achtung gegeben, was der Name ihres Eidams und ſein Ring auf die Polizeywache für eine Wirkung thun würden: jezt kehrte ſie ruhiger, aber noch weit verwunderter zu dem neuen Ehepaare zurück. „Es iſt richtig, rief ſie, das Zauberwort und der Talisman haben ihre Wirkung gethan: wahrhaftig du führſt einen allmächtigen Namen; wenn ich daran denke, wandelt mich ſelbſt ein Schauer an. Was den Böſewicht, den Schamama anbetrifft, ſo wird er über dieſe Sache wohl ſchwerlich ein Eingeweide mehr im Leibe behalten haben; überhaupt würden alle wie verſteinert. Du mußt in deinem Leben den Polizeybedienten, die dir auf der Spur waren, die Hölle recht heiß gemacht haben, daß ſie ſich alle ſo vor dir fürchten. – Horch! wie alles plötzlich ſo ſtille geworden iſt; man ſieht nicht den geringſten Schein von Fackeln mehr auf der Gaſſe, ich wollte wohl wetten, ſie haben ſich alle aus dem Staube gemacht, ohne einmal ihre Bezahlung zu verlangen. Was mich betrifft, ſo hätte ich's freylich recht gerne geſehen, wenn man etwas aus Liebe für mich hätte thun wollen; aber Gott ſoll mich behüten, jemals den Leuten ſo eine Furcht einzujagen, wie du, denn am Ende muß doch dort von allem Rechenſchaft gegeben werden!“

„Ja

„Ja, gute Mutter, antwortete der Kaliſe, auch du wirſt Rechenſchaft geben müſſen; wenn in jenem Leben eine Strafe darauf ſteht, wer in dieſer Welt zu viel geplappert hat, ſo weiß ich nicht, wie du durchſchlüpfen wirſt.“ Er näherte ſich hierauf ſeiner Gemahlin; „¿Liebling meiner Seele, ſagte er zu ihr, biſt du nun ruhig?“ — „Ach, antwortete ſie, ich zitterte nur für dich.“ — „¡Die lieben ſüſſen Worte! erwiederte Harun; mir iſt's, als ob ein Engel ſie in mein Herz ſchriebe, damit ſie nie daraus verlöſchen: ¿aber liebenswürdige Zutulbe, denn ich habe deinen ſchönen Namen nicht vergeſſen, ſage mir, ob deine Seele ganz ruhig iſt?“ — „Nein, ſprach Zutulbe, ich fühle in mir ein gewiſſes Bewußtſeyn, eine Unruhe, die ſtärker iſt, als die, welche mir die Furcht einflößte; aber ſie iſt mir nicht zur Laſt; im Gegentheil, mir iſt es, als ob ich wünſchte, daß ſie noch ſtärker werden möchte; ich empfinde zugleich eine gewiſſe leichte Beängſtigung.“ „¿Haſt du dich, Seele meines Lebens, je in einem ſchönen Garten beym Aufgange der Morgenröthe befunden?“ — „Ja, lieber Mann.“ — „Nun ſieh', die aufgeblühte Roſe von allen Perlen des Thau's verſchönert, der ſie befeuchtete, ſie ſcheut und wünſcht doch den Anblick des Geſtirns des Tages; ſieh, liebenswürdigſte Zutulbe, ſo machſt du es!“

„Und ſo macht es mein Räuber von Schwiegerſohne, ſagte die Alte mit kreuzweis verſchlungenen Armen, indem ſie ſich an dem Anblicke der beiden Verliebten weidete; erſt hat er überall aufgeräumt, nun läßt er auch bey mir nichts übrig, und ſtiehlt mir das Herz meines Kindes. Doch, Geduld! Gott und der große Prophet mögen eure Verbindung ſeegnen! Ich meines Theils, habe hier nichts weiter mehr zu ſchaffen, als die Lichter auszublaſen.“

Harun-al-Raſchid, der in ſeinem ganzen Leben nicht ſo verliebt geweſen war, kleidete ſelbſt Zutulbe aus, und die Mutter zog die Vorhänge des Brautbetts zu. Wir wollen das Ehepaar ruhen laſſen, und ſehen, wie der Emir Rumis die Befehle des Kalifen vollſtreckt haben will. Der Hazeb, den er ſelbſt mit dem Ehrenkleide des abgeſetzten Polizeyrichters bekleidet und ihm ſein Pferd gegeben hatte, entfernte ſich mit denjenigen von der Polizeywache, deren Aufführung tadelfrey geblieben war. Der Richter hingegen, Schamama und noch vier Schelme von Schamama's Gelichter brachten die Nacht in Ketten, im Hofe des Emirs zu, und ſobald der Tag graute, wurde der Richter ins Gefängniß geſchickt, und Schamama mußte auf dem nächſten Marktplatze unter der Baſtonade ſeinen Geiſt aufgeben. Sein Körter wurde in Stücken zerhauen, und ſeine vier Mitſchuldigen, nachdem ſie ebenfalls hart geprügelt worden waren, warf man halbtodt in einen Kerker. Ein öffentlicher Anſchlag bezeichnete ihr Verbrechen in folgenden Ausdrükken: Juſtizbeamte, die in ihrem Amte ſich Plackereyen und Ungerechtigkeiten haben zu Schulden kommen laſſen.

Es war ſchon eine ziemliche Zeit nach Vollziehung dieſer exemplariſchen Beſtrafung verſtrichen, als Abzum und Zutulbe erwachten. Der Kaliſe ſtand auf. Zwar war er überzeugt, daß Rumio dem Giafar und Meſrur von dem Abentheuer dieſer Nacht würde haben Nachricht geben laſſen, und daß man im Palaſte ſeinetwegen unbeſorgt ſeyn würde, aber ſeine Geſchäfte riefen ihn dahin, und er konnte nicht länger hier verweilen. Die gute Frau Lelamain hatte ein Frühſtück zurechte gemacht, das dem jungen Ehepaare ganz willkommen war. Man kann leicht denken, daß dabey dieß und jenes geplaudert wurde. „Gott gebe, ſagte die Alte, daß dieß unſer leztes Unglück geweſen ſeyn mag. Auf der ganzen Erde kann es keine ärmere und unglücklichere Geſchöpfe geſehen, als wir, die wir ſo reich und glücklich waren, als wir nur wünſchen konnten. — „Wie, fragte der Kaliſe, ihr waret reich, und was hat euch in dieſen Zuſtand der Dürftigkeit verſezt?"

Unglück und Ungerechtigkeit!" antwortete Lelamain — ¿„Iſt euch das in Bagdad begegnet? fragte der beunruhigte Kalife weiter? „Und wo denn ſonſt! fuhr die Alte fort; wir ſind ja nie aus Bagdad gekommen." — „Doch gewiß nicht, antwortete der Kalife, unter Harun-al-Raſchid's Regierung" — „¿Regierte er nicht noch vor einem Monate?" erwiederte die Alte — „Aber, ſagte Harun, man behauptet, daß er Ungerechtigkeiten ſcharf ahnde." — Ja, ſagte Lelamain, er ahndet die Ungerechtigkeiten Anderer, aber gegen ſeine eigenen iſt er gar nachſichtig, man müßte denn annehmen wollen, daß er zuweilen nicht wiſſe, was er thue. — „Gute Mutter, du ſezeſt mich in Erſtaunen; erzähle mir umſtändlich deine Geſchichte; man wird ſeinen Namen gemißbraucht haben" — Nein, ſagte Lelamain, man hat ihn nicht gemißbraucht; er war es ſelbſt in eigener Perſon, es war der weiſe Harun, der Spiegel der Fürſten, der uns all das Böſe gethan hat. Ja wenn er ſich nur begnügt hätte, Leute von unſerer Geburt, unſerm Range zu plündern, ſie in das tiefe Elend zu ſtürzen, in welchem du uns gefunden haſt; mit einem Wort, uns in die

Nothwendigkeit zu ſetzen, um nicht Hungers zu ſterben, einem Manne von deinem Gelichter mein Täubchen zu überlaſſen, ſo wollte ich es ihm allenfalls noch verzeihen; aber daß er mich ſo grauſamerweiſe meines Sohnes, eines Kleinods beraubte, deſſen Gleichen dir noch nie zu Geſicht gekommen iſt, ob du gleich ſeine Schweſter Zutulbe beſitzeſt, nein, das kann ich ihm nicht vergeben! Das Schilf des Nils iſt nicht ſchlanker, die Cedern des Libanons, zu welchen man andächtig wallfahrtet, ſind nicht herrlicher geſchmückt! Er war an Sanftmuth ein Lamm, an Reinheit der Seele eine Taube: in Geſchäften hatte er den Scharfblick des Adlers und ſeine Wachſamkeit. Er war oberſter Kämmerer, und diente dem Kalifen mit einer Liebe, einer Treue, einem Eifer, der alles übertraf; man hätte glauben ſollen, daß ihm der Kalife gut ſey, aber man verlaſſe ſich nur auf dieſe Tiger von Prinzen! Er hat ihn zum Tode verurtheilt, und uns mit ihm in einem Augenblicke zu Grunde gerichtet. Mein armer Xemaleddin! ſchluchzte hier die Alte, der Tyrann, der eines Glaſes Waſſer wegen dir dein Todesurtheil ſprach; hatte ſicherlich in dem Augenblicke dreyßig Gläſer Wein zu viel getrunken!" —

Der Kalife fieng bey Anhörung dieſer Erzählung zu ahnden an, daß er ſich übereilt haben könnte. Er hatte ſich manche gute Lehren in ſeinem Leben ſelbſt gegeben, aber noch nie hatte er welche aus dem Munde Anderer bekommen. Er wollte ſich gern ſelbſt in ſeinen Augen entſchuldigungswerth ſcheinen. „Ich erinnere mich, ſagte er, von der Geſchichte des Hazebs Kemaleddin gehört zu haben; mir deucht aber, es war von etwas mehr die Rede, als von einem Glas Waſſer.“ „¿Du meynſt den Umſtand mit den Kataifs?“ das verlohnte ſich auch der Mühe; mein Sohn war gewohnt, zu Hauſe gut zu eſſen; er brauchte nicht nach ſolchen Kleinigkeiten lüſtern zu ſeyn: er wußte nicht, woher die Schüſſel kam, er gab ſie dem Wächter des Viertels für das hin, was ſie werth war.“ „Aber, ſprach der Kalife, er hatte etwas ſehr ſtrafwürdiges begangen, er hatte ſeine Augen gegen die Dame aufgehoben, die das Glas Waſſer trank, und das Geſetz verurtheilt“... „¿Ich glaube gar, du willſt dich des Kalifen und des Geſetzes annehmen? Aber Leute von deiner Profeſſion, die ſich aus dem Geſetze nichts machen, können's auch unmöglich auslegen. Mein Sohn hat die Dame nicht geſehen; der arme gute Junge hatte ſo wenig Arges im Sinne als ein Lamm; aber geſetzt er hätte ſie auch angeſehen, ¿hatte er denn Baſiliskenaugen? ¿Würde er ſie damit getödtet haben? Wenn allen den Leuten die Augen ausgeſtochen werden ſollten, die von ohngefähr ein Frauenzimmer auf den Straßen von Bagdad beguckten; ſo würde man bald nichts, als Blinde antreffen. „Allein dieſe Dame gehörte den Kaliſen an, und wer eine Frau des Kaliſen anſieht, macht ſich der Strafe des Todes ſchuldig?“ „¿Warum läßt ſie denn der Kaliſe auf der Gaſſe umher laufen, wenn den Leuten, die ſie zu Geſichte bekommen können, immer ein Schwerd über dem Haupte ſchwebt? Er ſollte ſeinen Damen, wenn er ihnen auszugehen erlaubt, einen Zeddel an die Stirne kleben laſſen, und ich gebe ihm das Wort, daß ſie dann auf ihrem Wege weder Mannsperſonen noch ein Glas Waſſer finden ſollen, um den Durſt zu löſchen! Sage ſelbſt, du, der du ein Räuber vom Handwerk biſt; (denn daß du einer biſt, iſt nun keinem Zweifel mehr unterworfen, weil alle Welt es ſagt, und man dir als einem ſolchen nachſtellt) ſage ſelbſt, ¿würdeſt du im Stande ſeyn, eine ſolche Grauſamkeit zu begehen, wie ich dem Befehlshaber der Gläubigen, dem Statthalter Gottes auf Erden, mit Rechte vorwerfen kann? Ihr Räuber greift andere Leute an, um ihnen das Geld abzunehmen; ihr bringt ſie aber nicht um;

um, als wenn es eure Selbſtvertheidigung heiſcht, und ſie ſich wehren; ihr laßt ihnen den Gebrauch ihrer Hände, ihrer Füße, um ſich aus eurer Gewalt zu retten: und ihr würdet gewiß erröthen, einen Mann zu morden, der euch treu gedienet hätte. Aber ihr ſeyd keine Monarchen; ihr ſeyd nur Räuber; und ich bin nun ſehr geneigt zu glauben, daß für Einen König eher 100 Räuber ins Paradies kommen; weil man nicht läugnen kann, daß Harun-al-Raſchid nicht der vollkommenſte unter allen Regenten der Welt ſey!“

Frau Lelamain machte hier ihrem langen Sermon ein Ende, und es war Zeit. Harun war von der Wahrheit deſſen, was ſie geſagt hatte, ſo ſehr zu Boden gedrückt, daß er ſich kaum zu faſſen wußte.

„Ich fühle, daß unſere gute Mutter vollkommen Recht hat; fieng er endlich an; der Kalife hat gefehlt, er hat ſich durch ſeine Leidenſchaft hinreißen laſſen, weil jedermann ſeiner Leidenſchaft ſchmeichelte und weil er an ſeinem Hofe nicht Einen Freund, nicht Einen weiſen Rathgeber fand, der ſichs zur Pflicht gemacht hätte, ihm ſein Unrecht vorzuhalten. Ich finde ihn zwar ſehr tadelnswerth aber noch ungleich beklagenswürdiger. Zum Glücke läßt ſich das Uebel wieder gut machen. Dein Sohn lebt noch, in einem Augenblicke hat man zwar deinen ganzen Wohlſtand zu Grunde gerichtet, aber in einem Augenblicke kann ihm auch wieder aufgeholfen werden. Ich habe verſchiedene geheime Bekanntſchaften und Verſtändniſſe im Palaſte; ich will alles in Bewegung ſetzen, um dir zu dienen, und ich gebe dir mein Wort, dein Sohn ſoll heute noch in deinen Armen ſeyn!" [illegible]

„Lieber Albam," antwortete Frau Lelamain, du willſt uns was weiß machen; der Kallife iſt keiner von den Leuten, der dir ohne Pantoffeln nachlaufen wird; du haſt auch den Ring nicht mehr, welcher den Polizey-Häſchern ſo heftiges Bauchweh machte. Ich rathe dir, dich nicht in die Sachen des großen Harun al-Raſchids zu mengen, dem die Erde und das Meer unterthan ſind, und vor dem ſich die Sterne als vor dem Stellvertreter unſers Propheten neigen. Der Großweſir Giafar ſelbſt, würde das nicht zu bewerkſtelligen wagen, was du bewerkſtelligen willſt. Bleib in Ruhe hier, weil man dich in Ruhe läßt; werde ein ehrlicher Mann; gieb reichliches Almoſen; Gott iſt gut, er wird dir das Vergangene verzeihen. Wenn du ausgehſt, wenn du dich in Gefahr begiebſt, ſo werden wir alle vor Angſt des Todes

des ſeyn. Schau meiner armen Zutulbe in die Augen, ſieh' wie ſie dich für dich ſelbſt um Schonung bitten. Bedenke doch, daß aller dieſer Klingklang von Gold, Silber und Seide, alles das Flitterwerk das du uns zurück läſſeſt, uns nicht das erſetzen kann, was wir in dir verliehren würden. Mein Sohn iſt unſchuldig; er ſteht unter Gottes Schutze und ob ich dich gleich nicht ſo lieb habe, wie ihn, ſo iſt mir doch nicht ſo bange für ihn, als für dich!"

Der Kaliſe wurde bis zu Thränen durch dieſe herzliche und gottesfürchtige Rede der guten alten Frau gerührt. Er ſtand auf, um wegzugehen, Zutulbe und ihre Mutter hielten ihn beym Mantel zurück. Wir beſchwören dich, ſchrien ſie beyde, bey dem Namen Gottes, der auf dem goldnen Schilde geſchrieben ſtand, welches die Stirne des Hohenprieſters der Juden ſchmückte! verlaß uns nicht! — Harun wurde noch inniger bewegt, und ergrif Lelamain's Hände voll Zärtlichkeit und Ehrfurcht. „Meine gute Mutter, ſagte er zu ihr, du haſt mir in der Perſon deiner liebenswürdigen Tochter einen wahren Schatz geſchenkt, du haſt mir auch noch die gröſte Wohlthat durch die weiſen Lehren erwieſen, die ich für meinen künftigen Lebenswandel aus deinen Ermahnungen nehmen kann. Ich gelobe dir auf ewig die wärmſte Ergebenheit und den aufrichtigſten Dank. Du ſollſt gewiß die ausgezeichneteſten Beweiſe davon empfangen. Aber erlaube mir, daß ich jezt weggehen darf und verlaß dich auf mich, daß ich für meine Erhaltung ſorgen werde. Dringende Geſchäfte rufen mich! Lebe wohl, liebe Zutulbe, bald ſiehſt du mich wieder." — Mit dieſen Worten riß er ſich von ihnen los, und eilte durch geheime Gänge in ſein Zimmer im Palaſte zurück.

Er zog die Kleidung an, die er nur bey groſſen Feyerlichkeiten anzulegen pflegte, ſezte ſich auf ſeinen Thron und ließ alle ſeine Veſire, Emirs und andere Miniſter zuſammen berufen. Während ein jeder ſeinen Plaz einnahm, hielt er den Kopf tiefſinnig auf ſeine Hand geſtüzt.

„Grauſamer Kalife! ſagte er zu ſich ſelbſt, du haſt ein edles Geſchlecht, das durch ſeinen Rang und ſeine Verdienſte ehrwürdig war, ins Unglück geſtürzt; du biſt im Begriffe geweſen, dich in dem Blute eines deiner getreueſten Unterthanen zu baden; du läſſeſt noch in deinen Gefängniſſen eine Prinzeſſin ſchmachten, die wegen ihrer Tugend und Unglücksfälle Achtung verdient. Du haſt dich wie der gehäſſigſte Wüterich aufgeführt, — und deine Hofleute erheben dich bis an die Wolken. Du biſt in ihrem Munde der groſe Harun-al-Raſchid!“

Indeſſen der Kalife ſich dieſen ſchmerzhaften und ſchwermüthigen Gedanken überließ, hatten ſich die Vornehmſten des Reichs vor ihm niedergeworfen: aber er blickte mit einer Art von Verdruſſe auf dieſe trügeriſchen Huldigungen herab, und ihm war's, als ob die Anbetung des Hofs ihn erniedrigte.

„Steht auf, rief er ihnen zu, ich befehle es euch. Man hole den edeln Hazeb Nemaleddin aus dem Gefängniſſe; man bringe ihn mit den Feyer-Kleidern angethan hierher. Ich habe ſelbſt den unglücklichen Vorfall unterſucht, warum ich ihn hatte gefangen nehmen laſſen, und bin von ſeiner Unſchuld überzeugt worden. Er verdient ſtatt Strafe Belohnung, und ich habe mir vorgenommen, ihn heute für das zu entſchädigen, was er unſchuldig hat leiden müſſen. Aber ihr Weßire, ihr die ihr mich anhört, und wißt, daß ich empfänglich für Wahrheit bin, erklärt mir, ¿ warum ſich nicht ein einziger unter euch fand, der die Vertheidigung des Unſchuldigen übernahm und der für einen Mann von dieſem Stande, und dieſen Verdienſten, um Gnade bat, da ihr doch beſſer, als ich, den kennen mußtet, gegen den mich der Schein eingenommen hatte? —

„D,

„O, Kalife, antworteten die Weßire, die Ehrfurcht verſchloß uns den Mund.“ — Ich haſſe, rief der Kalife, die Ehrfurcht, welche die Wahrheit von mir entfernt hält; ich warne euch, mir nie wieder eure Ehrfurcht auf dieſe Art zu bezeigen. — Die Weßire küßten zum Zeichen des Gehorſams die Erde. Nemaleddin erſchien jezt zu den Füßen des Thrones, und warf ſich zur Erde, Harun ſtieg vom Throne, um ihn ſelbſt mit dem prächtigſten Kaftan zu bekleiden der ſich in der Garderobe ſeines Palaſtes befand. — „Gott verlängere deine Tage Monarch der Gläubigen, ſagte der junge Hazeb, ſo wie er deine Blicke auf mich Armen gelenkt hat!“ — „Ich mache dich, ſagte der Kalife, zum erſten Fürſten der Fürſten meines Reichs, und zum Haupt aller meiner Emirs: gehe und bringe Troſt in das Herz deiner Mutter!“ Nemaleddin eilte einen Befehl zu erfüllen, welcher ihm ſo angenehm war.

Er glaubte zu Fuß, als ſimpler Privatmann ſich dahin zu begeben, aber ein Pferd mit prächtigem Zeuge wartete ſeiner, am Ausgange des Palaſtes und die Weßire hatten Befehl ſich an den Zug anzuſchließen, und ihn zu begleiten. Vier Reiter waren voraus geſprengt, um Frau Lelamain auf die Ankunft ihres Sohnes vorzubereiten, damit die zu plöz-

plötzliche Ueberraſchung keine ſchädliche Würkung auf ihre Geſundheit machen möchte. Während Kemaleddin in dieſem prächtigen Aufzuge nach ſeiner Wohnung zurückkehrte, hatte Giafar und Meſrur die junge Prinzeſſin von Perſien wieder auf ihr Zimmer gebracht, Harun hatte ſie zu empfindlich beleidigt, als daß er es wagen durfte, ſich vor ihr blicken zu laſſen. Sie war nur kraft eines ſimpeln Heyrathsvertrags, den man vernichten konnte, ſeine Gemahlin. Die beyden Vertrauten des Kalifen hatten Auftrag, ihr zu hinterbringen, daß ſie ihre Freyheit wieder habe, und daß ſie ihr ganzes Leben durch, im Palaſte, entweder als Gemahlin oder als Tochter des Monarchen, verbleiben, und alle mit dieſem Range verknüpfte Ehre genießen könne. [illegible]
[illegible]

Die Prinzeſſin von Perſien hatte zwar darein gewilligt, ihre Hand dem Harun zu geben; weil ſie es für eine große Ehre hielt, unter die Zahl der Gemahlinnen des Befehlshabers der Gläubigen zu gehören, aber ihr Herz war frey geblieben. Der Vorſchlag den man ihr thät, fand ihren ganzen Beyfall. „Ihr ſeht in mir, antwortete ſie den Vertrauten des Kalifen, die ergebene, dankbare und ehrfurchtsvolle Tochter des Befehlshabers der Gläubigen.“

Harun war entzückt, daß ſein Vorſchlag auf dieſe Art war angenommen worden, und beſchloß in ſeinem Herzen, ſeine adoptirte Tochter, mit dem neuen Haupte der Fürſten und Emirs des Reichs zu vermählen.

Jemaleddins Mutter und Schweſter waren ihrem Sohne entgegen geeilt; er konnte ſich nicht aus ihren Umarmungen losreißen. Nach dieſen Ausbrüchen wechſelſeitiger Zärtlichkeit, die eben ſo natürlich, als gegründet waren, trat er in den Pavillon, wo ſeine Mutter und Schweſter wohnten.

„In welchem Hauſe treffe ich euch an? fragte er ſie. Unſre Wohnung wurde geſchleift, geplündert; und hier iſt mir alles ſo unbekannt, ſo fremd, ob ich gleich auf derſelben Stelle bin, von der man mich vor einem Monate wegriß: ich ſehe mit einem Blicke mehr Reichthümer, als wir je in unſerm Wohlſtande beſeſſen haben." —

Ach Sohn, antwortete die gute Lzlamajn, eben dieſe Reichthümer ſind Beweiß, in welchen Abgrund des Elends wir gefallen ſind. Als man dich von hier wegſchleppte, zerſchlug und verheerte man alles; man ließ uns ohne Kleider, ohne Brod, ohne einen Krug, um

Waſſer zu holen; wir waren auſſer Stande zu arbeiten, und ich ſahe mich dahin gebracht, für deine Schweſter und mich das Brod zu betteln. Geſtern kam ein Mann zu uns und that mir den Antrag 8000 Zechinen zu geben, um Zutulbe zu heyrathen. Er iſt groß und wohlgemacht, aber einer von den räuberiſchen Arabern aus der Wüſte: ich hatte gleich keine große Meynung von ihm, aber wir hatten keine Unze Brod mehr im Hauſe Er ſchlug mir vor, den Kadi zu holen, um den Kontrakt aufzuſetzen. Beym erſten Worte, das ich vorbrachte, befohl der Kadi, mich ins Narrenhaus zu ſperren, aber mit einemmale wurde er ganz umgeſtimmt. Er erwies mir tauſend Höflichkeiten und lief mit mir bis hierher, ohne ſich nur ſo viel Zeit zu nehmen ſeine Babuſchen anzuziehen. Er hatte kein Papier, um den Kontrakt aufzuſetzen; er zerriß alſo ſeinen Faragi, ſchrieb den Kontract darauf, und gab uns nachher das beſchriebene Stück, das du noch hier ſehen kannſt; er ließ ſogar ſeinen Ceremonien-Rock im Stiche, den du ebenfalls dort ganz zerriſſen hängen ſiehſt; er gieng ſeiner Wege ohne ſich einmal umzuſehen; mein neuer Eidam gieng auch fort. Einen Augenblick darauf wimmelte das Haus von Arbeitern, Tapezierern, Marmorirern, Mahlern, wir konnten uns nicht drehen und wenden.

Ich fragte ſie, was mein Eidam für ein Gewerbe treibe, aber niemand konnte mich berichten: man brachte endlich auch die Schatulle mit dem Brautſchatze, eben die Meubeln, eine Menge reiche Stoffe und Brokate, und zuletzt ein Banket, deſſen ſich kein Monarch hätte ſchämen dürfen. Bis dahin gieng alles vortrefflich; aber um 10 Uhr kam der Polizeyrichter mit 30 Fackeln und einer Wache von 300 Mann, um den Räuber aufzuheben und uns als Diebshehlerinnen zu behandeln. Sie überhäuften uns mit Schmähungen und wollten unſere Thür einſchlagen. Plötzlich erſchien mein Eidam, wie von Himmel gefallen, auf der Teraſſe des Hauſes, er ſtieg zum Fenſter herein, aß, trank, herzte, und war luſtig, und guter Dinge, als ob die Leute vor der Thüre in lauter Lobeserhebungen von ihm ſprächen. Als er ſich endlich zu Bette legen wollte, und wahrſcheinlich des Lärms überdrüſſig ſeyn mochte, gab er mir ſeinen Ring, auf dem verſchiedene Zeichen ſtanden; ich machte die Thüre auf, und überlieferte den Taliſman dem Polizeyrichter. Sogleich wandelte die ganze Polizey eine ſchreckliche Furcht an, ſie eilten über Hals und Kopf von dannen, und wir giengen ſo ruhig zu Bette, als ob nichts vorgefallen wäre.

„Dieſen Morgen, als mein Eidam aufgeſtanden war, ſprachen wir von dieſem und jenem; ich erzählte ihm unſere traurige Geſchichte: er wollte ſich des Kaliſen gegen uns annehmen, denn in was miſcht ſich nicht ein Araber aus der Wüſte, und zwar der Hauptmann einer Räuber-Bande wie er; aber ich überführte ihn eines beſſern, und er mußte mir zuletzt einräumen, daß der Kaliſe unrecht gethan habe; das allerdrolligſte bey der Sache aber war, daß er nun darauf beſtand, und auch ausdrücklich in der Abſicht fortgieng, um, wie er ſagte, ſich bey dem Kaliſen für uns zu verwenden. Wahrhaftig ein ſchöner Beſchützer, den wir da bekommen haben! Indeſſen iſt doch noch nicht alles an ihm verdorben, denn ich habe an ihm gemerkt, daß er ſich beſſern könnte; aber deswegen ſchätze ich mich nicht weniger unglücklich, daß ich meine Tochter einem Räuber, einem Elenden von ſeiner Klaſſe, zur Frau geben mußte.“

Während dieſer Erzählung der Mutter des Nemaleddin, war ihr Sohn von einem Erſtaunen zum andern übergegangen. Ein Räuber der ſo viel außerordentliche Dinge ganz öffentlich und in Bagdad thut; ein Kadi den er rufen läßt, und der baarfuß dieſem Befehle gehorcht; ein Kontrakt, der auf einen Fetzen von einem zerriſſenen Faragi geſchrieben wird, und als Denkmal dieſer Ungereimtheit noch vorhanden iſt; eine Hütte, die in einem Tage auf eine Art verſchönert wird, daß ſelbſt der Kalife ſich nicht ſchämen dürfte darinn zu wohnen; ein Talisman der in einem Augenblicke den Grimm einer Polizey-Wache von 300 Mann entwaffnet! — Wahrhaftig das waren alles Dinge, die wohl den Klügſten in Verlegenheit ſetzen würden. Indeſſen ſchien's doch aus dem, was der Polizeyrichter gegen den Stifter aller dieſer Wunderwerke vorgenommen hatte, ziemlich klar erwieſen, daß der Mann, dem die Juſtiz in corpore nachſtellte, offenbar ein Räuber ſeyn müſſe.

„Mutter, antwortete Nemaleddin, in deiner Erzählung trägt alles zu gleicher Zeit das Gepräge der Wahrheit und der Unwahrſcheinlichkeit; ich weiß nicht, was ich davon denken ſoll. ¡Wie haſt du meine Schweſter einem Räuber geben können! — „¡Ach, Elend und Armuth, rief Lelamain, wozu zwingen die nicht! — „Der Schelm, fuhr Nemaleddin fort, mißbrauchte deine Lage; aber Gott ſey Dank ſie hat ſich geändert. Ich bin das Haupt der Familie, und ſo lange ich am Leben war, konnte meine Schweſter nicht ohne meine Einwilligung verheyrathet werden. Ich habe das

Geſetz, und den Kalifen auf meiner Seite; und ich ſchwöre bey der Caaba, daß ich dieſen Räuber, wenn er es wagt, ſich hier wieder blicken zu laſſen, ſo behandeln will, wie er's verdient." Indem er dieß ſagte, legte Kemaleddin die Hand an den Griff ſeines Säbels und ſeine funkelnden Augen ſetzten die zärtliche und ſchüchterne Zutulbe in Angſt und Schrecken.

„Unglück über Unglück! ſchrie die Alte. Das alles wäre nicht geſchehen wenn der Kalife einen Tag früher Gerechtigkeit hätte wiederfahren laſſen; denn wir würden dann nicht in der traurigen Nothwendigkeit geweſen ſeyn die Hand auszuſtrecken und den Räuber Il Bondokani um Brod zu bitten." — „¿Mutter, welchen Namen nannteſt du da?" fragte Kemaleddin beſtürzt." — „Den Namen meines Eidams, antwortete Lelamain; Il Bondocani; Il Bondocani! ¿Soll ich ihn noch einmal nennen?" — ¿Er, er hat meine Schweſter geheyrathet? — „Warum nicht, wenn du es mir auf mein Wort nicht glauben willſt, ſo ließ ſelbſt, was hier mit großen Buchſtaben geſchrieben ſteht; ſiehſt Du: Heyrathskontrakt zwiſchen Zutulbe, der Tochter der Wittbe Lelamain und dem Il Bondocani." —

Als Kemaleddin dieſe Worte las warf er ſich plötzlich mit dem Geſichte auf den Boden. Lelamain brach in ein lautes Gelächter aus; „da liegt er, ſchrie ſie, der tapfere Ritter, der ſo groß that, da liegt er, wie alle die andern, und küßt den Staub; ¿ warum ziehſt du nicht deinen Säbel? ¡ O was für einen großen, was für einen tapfern Namen führt mein Eidam! Ich bin recht froh, daß ich ihn weiß. Die Karavane von Mekka wird nächſtens erwartet; ich will ihr entgegen gehen; ich will laut den Namen meines Eidams ausſprechen, und Indien, Armenien, Perſien, Egypten und Rumelien ſollen die Knie vor mir beugen; nicht ein Kameel will ich ihnen laſſen. Aber du berührſt noch immer mit der Naſe die Erde; ſtehe auf, beſiegter Löwe, wirf deine Babuſchen weg, zerreiß deinen Rock, begehe Thorheiten über Thorheiten; du biſt genug entſchuldigt; denn ich nannte dir ja den Namen, der allen Leuten die Köpfe ſchwindlich macht: und mir fehlt noch dazu der Ring, der noch ganz anderes Bauchgrimmen verurſacht! ſteh auf, ſag' ich dir, ich befehle es dir im Namen des Il Bondacani." „Ja, Mutter, ſprach Kemaleddin, ich will aufſtehen, aufſtehen bey dieſem Namen, dem alles, was auf Erden iſt, Ehrerbietung oder Gehorſam zollt! Ich will dem Weſen der Weſen danken, daß es die Fülle ſeines Segens über unſere Familie ausſchüttete, indem es meiner Schweſter den Regenten der Regenten, den König der Könige, den weiſen und großmüthigen Harun-al-Raſchid zum Gemahl gab; denn dein Eidam, Il-Bondocani, und der Kalife ſind Eine Perſon.“ „¡Ach ich Elende! jammerte Lelamain, wo find' ich eine Höhle, mich zu verkriechen; ich habe, um deinet- und unſertwillen, ihm tauſend Abſcheulichkeiten, von ihm ſelbſt ins Geſicht geſagt!“ — „¿Haſt du in allen Stükken Wahrheit geredet? fragte Nemaleddin; denn ob er gleich über alle Menſchen erhaben iſt, ſo iſt er doch Menſch, und man kann Böſes von ihm ſagen.“ „Ich habe nichts erlogen, erwiederte Lelamain, ich habe nur unſere Sache erwähnt.“ „So kannſt du aus dem, was er an mir gethan hat, auf das [illegible]en, was er dir thun will, denn was du ihm ſagteſt, hat mir mit der Freyheit den Titel des Erſten der Fürſten und die Stelle eines Hauptes der Emirs eingetragen: ſo rächt ſich der große Mann für eine harte, aber nützliche Wahrheit!“

In eben dem Augenblicke erſchien Meſrur, und meldete den Kaliſen an. Frau Lelamain war ſo bänglich, daß ſie ſich durchaus verſtekken wollte, aber Nemaleddin und Zutulbe

hielten ſie jedes bey einer Hand zurück; „komm Mutter, ſagte der junge Prinz, ehre die Tugend durch Zutrauen; der Kalife iſt kein gewöhnlicher Menſch!“ Harun trat allein ins Zimmer, aber im ganzen Prunke des Glanzes, durch den Adel und Pracht der Kleidung die Würde noch mehr zu erheben. Lelamain, Nemaleddin und Zutulbe berührten mit ihren Stirnen den Boden, aber er hob ſie, eins nach dem andern, mit Güte und Zärtlichkeit auf. — [illegible]
[illegible]

Jezt, liebe Mutter, ſagte der Kalife zur Lelamain, wirſt du meinetwegen etwas weniger in Sorgen ſtehn, und ich ſage dir, daß du auf dein ganzes übriges Leben für dich auſſer Sorgen ſeyn ſollſt, in meinen Augen wirſt du ſtets die Mutter meiner Zutulbe, der Beherrſcherin meines Herzens und des Ne[illegible]leddin bleiben, des Mannes, der meines Vertrauens würdig iſt. Ich werde ſtets in dir die Frau ehren, deren weiſe Ermahnungen mir die Augen über Fehler geöffnet haben, wo ich mich ſehr glücklich ſchätzen würde, wenn ich mich von ihnen befreyen könnte. Ich ſchmeichele mir, Verzeihung von dir wegen des Kummers zu erhalten, den dir das Unglück deines Sohnes bereitet hat. Sein Palaſt ſoll auf eine, ſeiner neuen Würde angemeſſene Art, wieder aufgebaut werden, und da ich ihn auf alle mögliche Weiſe mit mir zu verbinden wünſche, ſo gebe ich ihm die edle und liebenswürdige Abkömmlingin der Kaſſera Apoſcheroan, der Könige von Perſien, zur Frau, die ich heute, ſtatt zu meiner Gemahlin, zu meiner Tochter angenommen habe. Was meine Zutulbe anbetrifft, die einen ſo zärtlichen Theil an dem Schickſale eines Arabers aus der Wüſte nahm, zu deſſen Ruin ſich alles verſchworen zu haben ſchien, die ihn ihrer Liebe nicht unwürdig fand, und ſich ſo bereitwillig finden ließ, ſein Loos mit ihm zu theilen, es möge auch ausfallen wie es wolle; dieſer Zutulbe glaube ich nichts anzubieten, was unter ihrem Werth iſt, wenn ich ſie zum Mitgenuße des Glücks des Kaliſen Harun-al-Raſchid einlade!“

Die Zufriedenheit, womit die Rede des Kaliſen die Herzen ſeiner neuen Familie erfüllte, war ſo groß, daß, um es mit einem einzigen ſtarken Zuge auszudrücken, ſelbſt Lelamain darüber den Gebrauch ihrer ſchwatzhaften Zunge vergaß. Der Kaliſe hatte für ſie und ihre Tochter eine Sänfte bringen laſſen, ſie ſtiegen hinein, und er begleitete ſie, zwiſchen Kemaleddin und Giafar, zu Pferde. Die Prinzeſſin von Perſien wurde noch denſelben den Tag an dem neuen Günſtling verheyrathet, prächtige Feſte und reichliche Allmoſen ſezten das Volk in Stand, Theil an der Freude zu nehmen, die in dem kaiſerlichen Palaſte herrſchte. Nemaleddin kehrte mit ſeiner Gemahlin und Mutter in ſein Hauß zurück. Frau Lelamain ließ ſich nun täglich von einem Palaſte zum andern in einer prächtigen Sänfte tragen, um ihren Kindern Glück zu wünſchen, ſtatt daß ſie zuvor den Koran an der Thür einer Moſkee vorlas, und Leute um ein Allmoſen anſprach, die taub bey ihren Bitten blieben. Hätte ein Einziger ihr Gehör gegeben, ſo würde man nicht, Wunder! geſchrien haben, und hätte man nicht, Wunder! geſchrien, ſo wäre der Kalife nicht neugierig geworden, und hätte nicht das reizendſte aller Wunder, ſeine Zutulbe, kennen lernen; und Nemaleddin wäre ein falſcher Prophet geblieben. Aber die Sterne lenken die Begebenheiten dieſer Welt an Fäden, die eben ſo fein als dem Auge ſchwacher Sterblichen unmerklich ſind.

II.

Die Macht des Schickſals.

Giafar, Großweſir des Kalifen Harun-al Raſchid, ſchien das Vertrauen und die Freundſchaft ſeines Herrn im höchſten Grade zu beſitzen, aber einsmal war's, als ob dieſe Gunſt einen empfindlichen Stoß leiden ſollte, der ganz Arabien in Unruhe ſetzte, weil das Geſchlecht der Barmeciden und ſonderlich Giafar, das Haupt dieſes Geſchlechts und ein verdienſtvoller Mann, von ganz Arabien geliebt wurde. Man befand ſich eben in dem Monat Ramadan. Der Kalife, der die Faſten auf das ſtrengſte beobachtete, aber die Langeweile vertreiben wollte, die ſie ihm verurſachte, kam auf den Einfall, ſeine Archive zu beſuchen, und ließ ſich vom Giafar und Meſrur, dem Haupte ſeiner Verſchnittenen, begleiten. Er befohl dem Weßir, den Schrank zu öffnen, worin die koſtbaren Handſchriften aufbewahrt wurden, weil er hoffte, hier einen Gegenſtand der Zerſtreuung zu finden, und ließ ſich das erſte Manuſkript geben, das dem Barmeciden in die Hände fiel.

Dies Werk war der Giaffer *), ein Buch das durch ganz Arabien berühmt iſt. Um es zu verſtehen muß man ſeine Zuflucht zu Berechnungen nehmen, aber es enthält die untrüglichſten Deutungen künftiger Begebenheiten.

Harun ſchlug das Buch auf, und las die erſten Zeilen. Plötzlich fieng er laut an zu lachen, einen Augenblick darauf ſchien er von einer ganz entgegengeſetzten Empfindung der Traurigkeit erfüllt, die endlich in eine ſo heftige Betrübniß übergieng, daß ihm Thränen entſtürzten; doch dieſe ſchien ſich zu legen und dem Gefühle der Freude Platz zu machen. Der Weſir gab aufmerkſam auf alle dieſe ſo abwechſelnden Gemüthsbewegungen ſeines Herrn Acht; er bezeigte ſeine Verwunderung, war

der

---

*) Ein arabiſches Buch, das ſich auch in der Königlichen franzöſiſchen Bibliothek zu Paris befindet; man ſchreibt es einem Prinzen vom Geſchlechte der Barmeciden, einem von den Vorfahren des Grosweſirs Giafar zu; es enthält Prophezeyungen: und iſt der Noſtradamus der Araber.

begierig die Urſache zu wiſſen, und wagte es, ſeine Neugier zu erkennen zu geben; als mit einemmale, der Kaliſe das Buch wieder an ſeinen Ort legte, eine ernſthafte und ſtrenge Mine annahm, und den Giafar mit folgenden unerwarteten Worten, anredete:

„Geh aus meinen Augen, ſuche anderswo wenn du kannſt, die Antwort auf die Frage auf, die du an mich thateſt: wage es nicht, dich je vor mir blicken zu laſſen, bis du dieſe Antwort zurückbringſt. Dein Kopf ſoll mir für deinen Gehorſam bürgen.“

Giafar war von der Strenge dieſes Befehls, und dem Tone, in welchem er gegeben wurde, wie zu Boden gedonnert. Wie könnte er in einem Augenblicke die Gewogenheit ſeines Herrn verloren haben, der noch wenig Minuten vorher die ſchmeichelhafteſten Beweiſe von ſeiner Güte empfangen hatte; er, der um alle ſeine Geheimniſſe wuſte, und Theil an allen ſeinen Vergnügungen nahm; er, dem der Kaliſe, gegen alle morgenländiſche Sitte erlaubte, von Angeſicht zu Angeſicht und in der gröſten Vertraulichkeit mit der Favoritinn Zobeide ſprechen zu dürfen.

Der Miniſter, von Kummer und Beſtürzung gebeugt, gieng nach Hauſe und überließ ſich ganz ſeinem Schmerze; er glaubte, daß ſein Glück ſchon ſo gut als zu Grunde gerichtet, und ſein Kopf in Gefahr ſey, da er die Beantwortung einer Frage ausfündig machen ſollte, von der er keinen Begriff hatte, und Dinge erklären ſollte, die er ſich ohnmöglich denken konnte. Vergebens trug man ihm zu Eſſen auf, als die Stunde des Faſten zu Ende gieng; vergebens verſuchte er zu ſchlafen, um ſeine Unruhe zu vergeſſen: ſeine Heftigkeit, ſein verwirrtes Geſicht, die Unordnung in allen ſeinem gewöhnlichen Thun und Laſſen, alles verkündigte nur zu gut die Zerrüttung ſeiner Seele; ſie konnte ohnmöglich den theilnehmenden und durchdringenden Blicken ſeiner Gemahlin Fatime entgehen. Sie bot alles auf, um ihm das Geſtändniß zu entreißen, aber ungeachtet ſie mit ihm durch die Bande des Bluts und der Freundſchaft, ſo wie durch die Bande der Ehe vereinigt war, und ſo viele Rechte auf ſein Herz und ſeine Freundſchaft hatte, konnte ſie ihm doch nicht dieſes Geheimniß ablocken.

Drey Tage waren in dieſer, für beyde ſo drückenden Lage, verfloſſen, als Hiſchia Barmakin Vater des Giafar, vom Lande, wo er ſich einige Tage aufgehalten hatte, in die Stadt zurückkam. Fatime entdeckte ihm ihre

Bekům-

Bekümmerniß. Hiſchia ſuchte ſeinen Sohn auf, und drung in ihn, ihm die Urſache des Grams zu entdecken, der ihn peinigte. Die väterlichen Bitten brachen Giafar's Stillſchweigen. Der Weſir verhehlte ſeinem Vater nicht den geringſten Umſtand, von dem, was im Archive vorgegangen war, ſo wenig, als die ſchwermüthigen Betrachtungen, welche ihm ſein Unglück anſtellen ließ. Der eben ſo weiſe als erfahrne Greis hörte das Geſtändniß mit heitrer Miene an. „Beruhige dich mein Sohn, ſagte er zu ihm, hab' ich dir nicht immer eingeſchärſt, nie dem Scheine, und ſonderlich dem nicht zu trauen, was der unwiſſende Pöbel dem Glücke zuſchreibt. Oft wird das Glück an denen zum Verräther, die ſich in ſeinem Genuſſe wähnen, aber oft entſpringt es auch aus Urſache, die es dem Scheine nach zu untergraben drohen. In dem gegenwärtigen Falle, ſind entweder meine Einſichten falſch, oder die Art von Ungnade, in welche du gerathen zu ſeyn ſcheineſt, iſt die Bahn zu deinem größern Glücke."

Als Fatme ihren Vater und Onkel ſo reden hörte, ſo brach ſie in Thränen der Zärtlichkeit und Freude aus: „ehrwürdiger Vater, rief ſie, der du die Klugheit und Weisheit ſelbſt biſt, gieb uns die Mittel an die Hand, wie wir uns aus der Verlegenheit reiſſen können, in welcher wir uns befinden.“ „Ach, verſetzte Giafar, ¿ wie kann mein Vater mir ſagen, was der Kaliſe geleſen hat, ſobald der Monarch dieſes Geheimniß in ſeiner Bruſt verſchließt! wer iſt im Stande, die Antwort darauf zu errathen? Ich ſah ihn wechſelsweiſe von Freude zur Rührung, von der Zufriedenheit zur Traurigkeit übergehen und er verlangt, daß ich ihm die Urſachen deuten ſoll, die ihm dieſe verſchiedene Empfindungen veranlaßt haben. Das iſt eine Unmöglichkeit, und muß es für jeden Sterblichen ſo gut ſeyn, als für mich.“

„Mein Sohn, antwortete Hiſchia, der Kaliſe hat ein Kapitel in dem Werke geleſen, das auf der ganzen Erde ſo berühmt, und von einem unſrer Ahnen geſchrieben worden iſt. Was dieſen Monarchen bald zum Lachen, bald zum Weinen ſtimmte, kann die Wirkung einer Prophezeyhung geweſen ſeyn. Wahrſcheinlich betrift ſie irgend eine Begebenheit, die in den Rathſchlüſſen des Himmels beſchloſſen iſt, und bey deren Vollziehung du nothwendig eine Rolle ſpielen mußt, die dir von ſelbſt zuletzt die räthſelhafte Antwort an die Hand geben wird, welche man von dir verlangt. Dein Schickſal ruft dich jetzt von Bagdad weg: du mußt dich gänzlich ſeinen Fügungen überlaſſen, und ohne Ge-

Gefolge allein und unbekannt den Weg nach Damaſk antreten. Dort wirſt du Wunder über Wunder ſchauen, und was dir dort begegnet, wird dir das Geheimniß entziffern, das für deine Ruhe ſo wie für deine Wohlfahrt und dein Glück ſo wichtig iſt.“

Giafar hatte das gröſte Vertrauen zu den Einſichten und der Weisheit ſeines Vaters; er nahm Abſchied von ihm und von Fatme, beſtieg ein vortrefliches Maulthier und begab ſich in einer Verkleidung, die ihn gänzlich unkenntlich machte, und, im gröſten Geheim, auf den Weg nach Damaſk.

Dazumal wohnte in dieſer prächtigen Stadt ein Mann, der ſich Schebib nannte; er war reich, leutſeelig, groſsmüthig und menſchlich, und übte in der Stadt die Gaſtfreyheit gegen alle Fremde aus, welche das Ungefähr oder ihre Geſchäffte dahin führten. Seine Thür, an der er täglich reichliche Almoſen ausſpenden lies, war die Zuflucht der Nothleidenden. Wenn er ausgieng, ſo geſchah es, um den Bedrängten Hülfe zu leiſten, denn auf ſeinen groſsmüthigen Schutz konnten alle Nothleidende und Bedrückte ſichere Rechnung machen.

Er beſaß auſſerhalb der Stadt einen prächtigen Garten, wo alle Arten von Freuden und Vergnügungen in Ueberfluſſe anzutreffen waren. Die Großen von Damaſk theilten mit ihm ihren Genuß; aber ohne es an der Achtung gebrechen zu laſſen, die er ihnen ſchuldig war, und ohne ſie mit dem gemeinen Volke zu vermengen, fand er doch Mittel, auch die lezte intereſſante Klaſſe der Menſchheit, zu allen den Ergötzlichkeiten zuzulaſſen, an denen ſie Theil nehmen konnten. Für die Reiſenden war dieſer Garten die anmuthigſte aller Karwanſerais der Welt.

Um mit Einem Zuge das Gemählde dieſes auſſerordentlichen Mannes zu vollenden: er war ein vollkommener Moſlem! Weder das ſtäte geſchäfftliche, lärmvolle Getümmel umher, noch die Menge ſeiner Geſchäfte, konnten ihn verleiten, irgend eine ſeiner Pflichten zu vernachläſſigen. Er war ein eben ſo thätiger Mann, als guter Haushälter mit ſeiner Zeit: er verrichtete treulich die fünf täglichen Gebete, beobachtete die Faſten, erfüllte alle Vorſchriften der Religion und hatte doch noch Zeit zum Studiren übrig. Ein ſolcher Mann war Takem's lai Schebib, deſſen erhabene Tugenden und Edelmuth zu Damaſk, ſo glänzend wie die prächtige Tuberoſe blühten, und ihren

Wohlgeruch bis an die entfernteſten Enden der Erde verbreiteten.

Schebib war in ſeinem Garten vor der Stadt, als Giafar vorbeyritt. Der Weſir in ſeine ſchwermüthigen Gedanken vertieft, war nicht wenig verwundert, ſich von jungen zierlich gekleideten Sklaven angehalten zu ſehen. „Herr Fremdling, redeten ſie ihn an, die Sonne neigt ſich gegen die Mitte ihrer Laufbahn, die Stunde des Mittagmahls iſt nahe, die Stadt noch fern, und dein Maulthier muß müde ſeyn. Du ſelbſt ſollteſt in dieſem Augenblicke bedacht ſeyn, dich den Strahlen der brennenden Sonne zu entziehen. Schebib unſer Herr hat dich von weitem kommen ſehen, und läßt dich bitten, ſeine gaſtfreye Einladung wenigſtens auf einige Zeit anzunehmen und bey ihm einzukehren. Er wird es als eine Gunſt des Himmels anſehen, wenn er dir worinne nützlich ſeyn kann, und es als eine Gnade von dir zu ſchätzen wiſſen, wenn du die Gütigkeit haſt, ſeine Bitten Statt finden zu laſſen." —

Eine ſo liebreiche Einladung, und die an einen Mann geſchahe, der ſo iſolirt war, wie Giafar in dieſem Augenblicke zu ſeyn ſchien, dünkte dieſen Miniſter ſchon ein Vorſchmack von den Wundern, die ihm von ſeinem Vater geweiſſagt worden waren. Da er nach Damaſk gekommen war, um ſich ganz dem Strome der Zufälle und des Ohngefährs zu überlaſſen, ſo konnte er ſich ohnmöglich einem Abentheuer entziehen, das ſich ihm, und unter ſo ſchönen Ausſichten anbot. Er nahm alſo die Einladung an, und ſein Erſtaunen wuchs, bey der zuvorkommenden, ehrerbietigen und freundlichen Art, womit ihn der Herr vom Hauſe empfieng.

Er fand ſich da in ſehr zahlreicher Geſellſchaft, die aus den angeſehenſten Perſonen von Damaſk beſtand. Man trug ein prächtiges Mahl auf; das Waſchwaſſer wurde zwar den andern Gäſten in koſtbaren Becken und Gießkannen gereicht, aber das Waſchbecken welches Giafar erhielt, war von Golde, und die prächtigſte Stickerey prangte auf dem Tuche, das man ihm zum Abtrocknen ſeiner Hände gab. An der Taſel muſte er auf Schebib's Bitte den Ehrenplatz einnehmen. Die ganze Geſellſchaft verwunderte ſich über die reſpektvolle und vorzügliche Behandlung, mit welcher Schebib einen Fremdling überhäufte, deſſen Aeußerliches in ihren Augen gar nichts beſonders ahnden ließ, und der ſich durch ein bloßes Ohngefähr unter ihnen zu befinden ſchien.

Die Tafel wurde mit 360 Schüſſeln beſetzt; die ſchmackhafteſten und ſeltenſten Gerichte traf man hier beyſammen an; es war unmöglich, mehr leckere Wahl mit größerer Pracht zu verbinden, oder einen größern und ſtudiertern Ueberfluß an Weinen und Sorbeten aufzuweiſen, welche ſelbſt dem feinſten Gaumen ſchmeicheln muſten. Die ausgeſuchteſten Wohlgerüche erfüllten die Luft; eine köſtliche, beſtändig abwechſelnde Muſik entzückte die Ohren; Gedichte von allen Gattungen wurden in der Zwiſchenzeit der verſchiedenen Trachten und Gänge abgeleſen, um den Geiſt angenehm zu beſchäftigen, bis der Appetit durch die Neuheit der Gerichte wieder erweckt würde. Die Weſire und Großen der Stadt Damaſk, ungeachtet ſie an alle Verſchwendungen und Feinheiten des Luxus gewöhnt waren, müſten doch ſelbſt bekennen, daß die Ordnung und der Geſchmack, welche bey dieſem prunkvollen Feſte herrſchten, die höchſte Bewunderung verdienten. Aber allen blieb es ein Räthſel, was Schebib bewege, einen ſolchen Aufwand zu machen, und wer der Fremdling ſeyn müſſe dem zu Ehren dies alles angeſtellt zu ſeyn ſchiene.

Giafar ſeiner Seits war noch weit mehr entfernt, den Bewegungsgrund davon zu ahnden: er hatte mehr als eine Urſach ſich gänzlich ungekannt zu wähnen: aber Hiſchia Barmekir ſein Vater hatte ihn zu gut vorbereitet, zu Damaſk Wunder über Wunder anzutreffen, und die Aufnahme, die er ſchon hier auf dem Wege nach der Stadt fand, dünkte ihn in ſeinem Sinne recht dazu gemacht, ihn mit Ueberraſchungen vertraut zu machen.

Als das Gaſtmal zu Ende war, zog Schebib ſeinen neuen Gaſt bey Seite und ſagte zu ihm: „du wirſt ermüdet von der Reiſe ſeyn. Gefällt dir dieſer Ort, zu deinem Ruheplatze, ſo betrachte hier Alles als dein Eigenthum; willſt du aber lieber deinen Weg bis Damaſk fortſetzen, ſo ſollſt du dort ebenfalls ein Haus antreffen, über das du als Herr und Meiſter gebieten kannſt. Wäre es möglich, daß du einen Wunſch haben könnteſt, den dein Wirth nicht im Stande wäre zu erfüllen, ſo würde er ſich lieber ſelbſt aufopfern, als es dir in irgend einem Stücke an etwas gebrechen laſſen.“

Giafar ließ einige Neugier blicken, die Stadt Damaſk zu beſehen, die ganz neu für ihn war; und Schebib, ſobald ſich ſeine andern Gäſte entfernt hatten, begleitete ihn ſelbſt dahin; er führte ihn in ſein Haus, und gab ihm ſein eigenes Zimmer ein, wo er neben ſeinem Bette noch ein anderes, weit prächtigeres hatte aufſchlagen laſſen.

Der Barmecide bewunderte mit Recht eine Gaſtfreyheit, die in ſo viele kleine feine Details eingieng, und mit ſo viel Offenherzigkeit, Freundlichkeit und Zutrauen ausgeübt wurde. Sie muſte ihn nothwendig auf alle Weiſe für ſeinen edeln und großmüthigen Gaſtfreund einnehmen. Ihr Geſpräch betraf anfangs allgemeine Dinge, aber es gab Giafarn Gelegenheit, in Schebib einen geraden ſchlichten Verſtand und eine ſehr ſchöne Seele zu entdecken, die durch den Umgang mit der Welt abgeſchliffen, durch die Wiſſenſchaften ausgebildet und durch die Erfahrung aufgeklärt war. Zu gleicher Zeit aber ſezte es ihn in Erſtaunen, daß ein ſolcher Mann, in der Blüthe des Alters, im Beſitze ſo großer Reichthümer, ſo allein und ohne Familie lebte. ¿Wie konnte nur ein Mann, der in allen Stücken ein ſo pünktlicher Beobachter des Geſetzes war, des Gebot vernachläſſigen, welches Leuten von ſeiner Art befiehlt, zu heyrathen, und eine Art von Fluch auf alle legt, die ſich freywillig dem traurigen Schickſale ausſetzen, ohne Nachkommenſchaft zu ſterben. Giafar wagte es endlich, an ihn, doch mit vieler Behutſamkeit, die Frage zu thun, ob er verheyrathet ſey.

„¿Was bringt dich auf den Gedanken, daß ich es nicht bin?“ fragte Schebib. „Die Art, wie du mich geherbergt haſt, die Einſamkeit in deinem Palaſte, wo ich, ſo bald es Nacht wird, ſeit vielen Tagen nur dich und mich erblicke, und dann deine ſteten Aufmerkſamkeiten ſowohl für andere, als für mich, die deine Familie nothwendig um den Theil bringen müſſen, der auch ihr an deiner Sorgfalt gebührt. Du haſt ja mit Einem Worte Alles ſo eingerichtet, daß wir keinen Augenblick von einander getrennt ſind.“ „¿Kann ich weniger thun, antwortete Schebib, um mich der Wohlthat des Schickſals würdig zu beweiſen, das mich zum Gegenſtande eines Mannes, wie du, auserkohren? ¿Darf ich ihm von der Hand gehen, um nicht alle ſeine Bedürfniſſe auf der Stelle zu befriedigen? ¿und würde ich ihm nicht ſeine Wohnung in meinem eignen Herzen anweiſen, wenn ihm dieſe Stelle gnügen wollte?“

Giafar glaubte hierin von neuem Spuren von den Wundern zu erkennen, die ſein Vater ihm prophezeyht hatte, da er ſich als ein Unbekannter auf eine ſo ausgezeichnete Art behandelt ſahe; denn nichts wurde in dem Hauſe, wo er wohnte, geſpart, um ihm ſeinen Aufenthalt eben ſo bequem als angenehm zu machen.

en. So viel Mühe ſich jedoch Schebib gab, den erlauchten Gaſt, den er bey ſich aufgenommen hatte, zu vergnügen und zu zerſtreuen, ſo entdeckte er doch immer in ſeinem Geſichte Merkmale von Kümmerniß und Unruhe, und äuſſerte endlich den Wunſch, ihre Urſache zu wiſſen.

Giafar, der ihn ſeines Vertrauens vollkommen würdig fand, gab zur Antwort: „edler Schebib, weißt du wohl, daß du den unglücklichen Giafar vor dir ſiehſt, den der Beherrſcher der Gläubigen, ſein Herr, aus ſeinen Augen verbannt hat, und der ſich nicht ehe verſprechen darf, wieder zu Gnaden angenommen zu werden, als bis er eine ganz unmögliche Bedingung erfüllt; der Verluſt ſeines Kopfs iſt unvermeidlich, wenn er ſich nicht aus dieſem Labyrinthe retten kann!“

„Ob ich dich gleich nie geſehen habe, groſſer Prinz, erwiederte Schebib, ſo erkannte ich dich doch recht gut, als ich dich bey mir empfieng, und ich wußte, wem ich die Ehrenbezeugungen erwieß, die dir gebühren, ungeachtet ich ſorgfältig dieß Geheimniß verſchwieg. Ich wartete auf dich auf meinem Landgute als du ankamſt.“ „¿Und wer kann, fragte der Barmecide erſtaunt, wer kann dir von einer

Reiſe Nachricht gegeben haben, da ſie eben ſo ſchnell angetreten als beſchloſſen war, und von meiner Seite viel zu ſehr beſchleunigt wurde, als daß die Zeitung davon ſich vor meiner Ankunft hätte verbreiten können?“ „Ich geſtehe, ſprach Schebib, daß ich es durch ein auſſerordentliches Mittel erfahren habe. Ich beſitze in meiner Bibliothek ein koſtbares Werk, das dir bekannt ſeyn muß, denn wir verdanken es einem deiner erlauchten Vorfahren; es iſt der Giaffer. Man kann es nur zu beſtimmten Zeiten aufſchlagen, und muß die Wahrheit der Bedeutung, die es enthält, gleich beym Aufmachen faſſen. Ich ſuche mich, ſo oft ich's kann, daraus zu belehren, um mich gegen dasjenige, was mir begegnen könnte, in Sicherheit zu ſetzen. Mir fiel das zweyte Buch in die Hand, und ich fand darinne drey Buchſtaben, G, B, W, die Anfangs-Buchſtaben deines Namens; auf den folgenden Blättern bemerkte ich einige Zahlen, die mich auf jene Buchſtaben zurückwieſen. Ich berechnete ſie nach den Regeln der gewöhnlichen Kabbala, und erfuhr nun, daß Giafar Barmecide und Weßir durch die Rathſchlüſſe des Schickſals nach Damaſk gerufen würde, um wichtige Ereigniſſe von mehr als einer Art zur Reife zu bringen; ich erſahe ferner daraus, daß er allein, verkleidet, unbekannt und zu der und der Stunde anlangen würde. Von Verehrung gegen dich und von Dankbarkeit gegen den Himmel erfüllt, deſſen Güte mich dieß Wunder entdecken ließ, betrachtete ich mich gleichſam als eins von den Werkzeugen, das er bey dieſer Gelegenheit mitwirken laſſen wollte, und begab mich eilig auf mein Landhaus, wo ich alles zu dem Empfange anſchickte, den du dort gefunden haſt. Die Großen des Königreichs werden nicht wenig erſtaunt geweſen ſeyn, zu ſehen, daß ich das Feſt, wozu ich ſie hatte ausdrücklich einladen laſſen, dir allein zu Ehren gab, da du ihnen als ein gewöhnlicher Fremdling vorkommen mußteſt, welchen ein Ungefähr dahin verſchlagen hatte. Aber ſie haben mich ſchon oft in meinem Hauſe einem bloßen Derwiſche den Vorrang einräumen ſehen, weil ſie wiſſen, daß ich Wiſſenſchaft über alles ſchätze und ehre; ſie hielten und halten dich noch alſo für einen reiſenden Gelehrten. Ich habe mich, mein Prinz, dir nicht gleich in den erſten Tagen offenbart; ich wollte warten, bis mein Betragen mir dein Vertrauen erworben haben würde, aber jezt, wo du mich kennen mußt, beſchwöre ich dich im Namen der Freundſchaft und der Gaſtfreyheit, im Namen des Himmels ſelbſt, der uns nicht ohne Abſicht zuſammenkommen ließ, ſchließe mir das Geheimniß deines Kummers auf!"

„O Schebib, erwiederte Giafar, hätte der Schluß des Schickſals, der mich hierher führte, es mir auch nicht zur Pflicht gemacht, mich dir ohne Zurückhaltung zu entdecken, ſo würden doch ſchon deine Tugenden, deine Freundſchaft, und die Macht der Sympathie dir mein ganzes Vertrauen gewonnen haben. Das Buch Giaffer iſt die Urſache meiner Ungnade, und meiner Reiſe hierher.“ Hierauf erzählte ihm der Weßir, was ihm bey Gelegenheit dieſes Buchs im Archive mit dem Kaliſen begegnet war, und das ſonderbare Mittel, das man ihm auferlegt hatte, um die Gnade des Kaliſen wieder zu erlangen. Auch verſchwieg er ihm die Vermahnungen nicht, welche ihm Hiſchia Barmekir, ſein Vater, zum Troſte ertheilte, und ſeinen Rath, die Reiſe nach Damaſk anzutreten.

„Lieber Bruder, ſagte Schebib, härme dich nicht um das was dir begegnete; ſobald die Vollziehung eines Rathſchluſſes des Himmels im Spiele iſt, wird ſelbſt der Kaliſe nur ein Werkzeug des Himmels; bereite dich zum voraus zur völligen Ergebung in Allem vor, was dir hier aufſtoßen kann; wir ſchwache Sterbliche vermögen nicht, eine einzige Zeile auszulöſchen, die in dem Buche der ewigen Rathſchlüſſe geſchrieben ſteht. Gehorſam und

Ergebung, ſind dann unſer einziges Verdienſt. Mir iſt bey dir nur für die Martern bange, die du dir ſelbſt zuziehn kannſt, wenn du dich ohne Noth deiner Unruhe und deinem Kummer überläſſeſt. Verließeſt du nicht Bagdad allein; langteſt du nicht in meinem Hauſe ohne den mindeſten widrigen Zufall an? fielſt du nicht in die Arme der Freundſchaft; und war ich nicht im Stande, dir einiges Licht in der Sache zu geben, die dich nach Damaſk führte, wohin dich das Schickſal, durch das Organ deines Vaters rief? Ich ſehe in dem allen nichts niederſchlagendes für dich.“ —

Wirklich fühlte Giafar bey dieſer Rede des Schebib bereits einen Theil ſeiner Bekümmerniß und Sorge ſchwinden; er hatte bisher gefürchtet, das Opfer geheimer Ränke geworden zu ſeyn, die ihn durch falſche Vorſpiegelungen um die Achtung, Freundſchaft und Vertrauen des Kalifen gebracht hätten. Der Beſuch des Archivs; die Neugier die er vorher gezeigt hatte; der Befehl des Kalifen, den Uebergang von Freude zur Betrübniß zu deuten, deſſen Bewegungsgrund doch unmöglich zu errathen war; dieſes alles hatte er anfangs als ein brüskes und außerordentliches Mittel ausgelegt, das der Kalife ergriffen hätte, ihm ſeine Ungnade anzukündigen, ohne ſich erſt in weitläuftige Erörterung ihrer Urſachen einlaſſen zu dürfen: aber ſeit den erhaltenen Erläuterungen, und ſeit den Verſprechungen, die ihm ſein Vatter Hiſchia that, muthmaßete er, aus dieſen kleinen Entwickelungen, die er ſchon erfahren hatte, und die ihm ſchon wunderbar vorkommen muſten, mit noch ſtärkerm Rechte, daß die Offenbarung der übrigen ihm geweiſſagten Wunder, ebenfalls nicht lang ausbleiben würde.

Der Weſſir rief alſo ſeinen Muth zurück, und überließ ſich allen Zerſtreuungen, die ihm ſein Freund zu verſchaffen ſuchte. Einen Tag beſuchte er die öffentlichen Bäder, den andern die große Moskee, der dritte wurde zu Spazierritten in und auſſerhalb der Stadt angewendet. Die leckerſte Tafel, alles was ihre Freude heben oder vervielfältigen konnte, das Vergnügen einer auserleſenen Geſellſchaft, kurz alle Ergötzlichkeiten, die eine große Stadt gewährt, genoß er in reichem Maaße. Er ſollte vergeſſen, wie ſchwer die Zeit auf den paſſet, der durch die ungeduldige Erwartung eines glücklichen Ausſchlags gepeinigt wird, von dem die Herſtellung ſeines Wohlſtands abhängt. Doch dieſe Hülfsmittel vermochten nicht die Langeweile ganz von Giafar zu verſcheuchen. Schebib wurde es gewahr, und der Weßir geſtund ihm, daß er, der gewohnt geweſen ſey, Bagdad ſo öfters verkleidet zu durchſtreichen, ein Verlangen fühle, ſich zu Damaſk daſſelbe Vergnügen zu verſchaffen. Sein Freund hatte nichts dagegen einzuwenden, und gleich mit dem nächſten Morgen fieng der Weßir allein ſeine Wanderung durch die Gaſſen und öffentlichen Plätze der Stadt an, und bat, daß man zu Hauſe mit dem Mittagseſſen nicht auf ihn warten möchte.

Als er zu der Moſkee Giahme Illahmue *) kam, verrichtete er daſelbſt ſeine Reinigung und Gebet. Von da begab er ſich, nachdem er noch verſchiedene Gaſſen durchſtrichen hatte, in den Laden eines Speiſewirths, der ihm ein ſehr ſtattliches Anſehn zu haben ſchien, und dem er ſich gerade gegenüber befand. Er traf daſelbſt noch fünf oder ſechs Perſonen an, die ebenfalls daſelbſt ihr Mittagsmahl halten wollten. Einer von ihnen, ein Schriftgelehrter, erhob nach einem Geſpräche von allgemeinen Dingen plötzlich die Stimme, und rief im zuverſichtlichſten Tone:

„ in

---

*) Name der ſchönſten Moſkee zu Damaſk; ſie iſt eine von den 3 berühmteſten Moſkeen der Morgenländer

„in dem Augenblicke, wo ich dieß ſage, muß ſich der Großweſir Giafar zu Damaſk befinden.“ — „¿Woher weißt du das?“ fragte ihn einer von den Anweſenden. „Ich bin, antwortete derjenige der dieſes ſo unfehlbar verſichert hatte, der Vorleſer unſers Königs Andelmelec-Ben-Meruan. Vor 25 Tagen mußte ich auf ſeinen Befehl, in ſeiner Gegenwart, das Buch Giaffer aufſchlagen. Ihr wißt, daß dieſes Buch nur zu zwey beſtimmten Zeiten des Jahres, zur Zeit des Ramadans und zur Zeit des Haraphats geöffnet werden darf. Am ſiebzehnten Tage des Ramadans fanden wir durch unſere Berechnungen, daß der Barmecide ſich nach Damaſk begeben würde. Wir wiſſen nicht, welche Urſach ihn hieher führt, aber er befindet ſich ganz unfehlbar in dieſer Stadt, obgleich der König noch nicht hat ausfindig machen können, wo er ſich verborgen hält. Unterdeſſen hat er für ihn ein prächtiges Zimmer in ſeinem Palaſte zurecht machen laſſen. Es wird euch ſo gut wie mir bekannt ſeyn, daß die Dinge, welche der Giaffer prophezeyht, unausbleiblich eintreffen.“

Giafar, der dieſes mit anhörte, und jeden Augenblick fürchtete erkannt zu werden, gieng eilig in das Zimmer des Speiſewirths, um ihn zu bezahlen, und ſich wegzubegeben.

„Du biſt mir nichts ſchuldig, flüſterte ihm dieſer leiſe ins Ohr, und zwar aus drey Urſachen, erſtlich, weil du Emir biſt, und zwar Emir aus dem alten, edeln und tapfern Stamme der Barmeciden; zweytens, weil du der Lieutenant des Kalifen Harun-al-Raſchid, und drittens, weil du der Gaſt des Schebib biſt, des Schebib, deſſen Beyſpiel Großmuth lehrt, und welcher der ganzen Erde zum Muſter der Gaſtfreundſchaft dient. Wenn die Gewitterwolken auf unſere, vom Mittagswinde verſengten, Fluren Seegen und Ueberfluß im Regen herabgießen, ſo ahmen ſie nur Schebibs Wohlthätigkeit nach. Laß dich es nicht kümmern, o Weſir, daß Schebib und ich von deiner Anweſenheit unterrichtet ſind; die Art, wie wir es wiſſen, iſt dir ſelbſt Bürge für unſere Verſchwiegenheit. Ich will dir erklären, woher wir unſere Kenntniſſe geſchöpft haben.“

Hierauf holte der Speiſewirth ein Buch, und zeigte dem Giafar den Titel; es war das dritte Buch des Giaſſers. Aus dieſem Buche ſagte er, habe ich erfahren, daß du an dem heutigen Tage bey mir ſpeiſen würdeſt. — Der Weſir muſte nothwendig bey dieſer Rede des Speiſewirths die Weiſſagung ſeines Vaters Hiſchia immer mehr und mehr in Erfüllung gehen, und gleichſam Wunder auf Wunder ſich häufen ſehn, aber ihm ſtand noch etwas weit Wunderbareres in der Art bevor, das ihn gänzlich überzeugen ſollte, daß er nach Damaſk wirklich durch einen Schluß des Verhängniſſes verſetzt worden ſey, deſſen Macht ſogar den Kalifen zwang, ſich der Gegenwart des nützlichſten ſeiner Diener und des Umgangs mit dem Lieblinge ſeines Herzens zu berauben.

An einem der folgenden Tage, als es ſehr heiß war, verfügte ſich der Emir der Barmeciden, auf einer ſeiner Wanderungen, in eine Bude, wo man Erfriſchungen von aller Art verkaufte und verlangte ein Laxamas *) mit Eis. Er war nicht der einzige, den die Hitze in dieſer Abſicht dahin getrieben hatte. Der Herr der Bude nahm ihn bey der Hand, und bat ihn, mit einem geheimnißvollen Weſen, ſich in das hintere Zimmer zu begeben. „Weſſir, ſagte er zu ihm, als ſie alleine waren, du biſt dort nicht an deinem Platze; hier iſt ein eigenes Zimmer, welches ich ſchon ſeit einiger Zeit für dich zurecht gemacht habe, ich habe mir alle Mühe gegeben, um dich ſo gut zu bewirthen, als bey einem Privatmanne von meinem Stande ein Emir deines Geſchlechts, der Verweſer des Reichs und der [illegible] rechte

---

*) Laxamas iſt ein Sorbet, der aus Roſinen bereitet wird, man vermiſcht ihn mit Wohlgerüchen.

rechte Arm des Befehlshabers der Gläubigen bewirthet werden kann.“ Giafar folgte ihm ganz verwundert; er mußte ſich auf einen erhöhten Sofa ſetzen, um welchen Porzellangefäße mit den ſchönſten Blumen ſtanden. Drey junge Knaben von der gröſten Schönheit, mit der ausgeſuchteſten Zierlichkeit, obgleich einfach, gekleidet, befanden ſich zur Seite des Sofa's. „Meine Kinder, redete ſie der Herr der Bude an, ihr erblickt hier euern und meinen Fürſten, den Mann, deſſen Ankunft uns die Bücher unſerer alten Propheten verkündigte: wartet ihm mit aller der Sorgfalt auf, die euch eigen iſt, und mit aller der Ehrerbietung, die er verdient!“ Sogleich ſetzten die Knaben einen kleinen Tiſch von Sandelholz vor den Weſir, und überreichten ihm, mit einem Knie auf dem Boden knieend, das Lexamad, das er verlangt hatte. Einer von ihnen füllte ein Kaſſolette mit Wohlgerüchen; und der köſtliche Rauch, der empor ſtieg, vermiſchte ſich mit dem Dufte der Blumen, die ſchon das ganze Gemach parfümirten.

Giafar weidete ſich mit Wohlgefallen an dem Anblicke dieſer drey Jungen, Abkömmlingen ſeines eigenen Geſchlechts, die um ihn her beſchäftigt waren, und ſich dann neben ihren Vater ſtellten, als ob ſie bey ihm Obhut ſuchen wollten. So ſieht man drey junge Sprößlinge vom Zweig des Thamarena*) unterm Schutze des Hauptſtammes emporwachſen, ſich mit Laub und Blüthen ſchmücken, und den jungen Schönheiten des Morgenlands eine Zierde und einen Putz mehr bereiten! —

Der Barmecide that einen Blick auf ſich ſelbſt, einen Blick auf ſeine vergangene Größe zurück, und ſeufzte! Ach! dachte er, als ich noch in Gunſt ſtand, als ich noch der Beſchützer meines ganzen Geſchlechts ſeyn konnte, wie ſeelig würde ich mich da gefühlt haben, wenn ich dieſe liebenswürdige Familie um mich her verſammeln, und Theil an meinem Glücke hätte nehmen laſſen können!" — Nach dieſer etwas zu bittern Betrachtung, gab er jedem von dieſen Knaben 50 Goldſtücke und wollte eben ſo reichlich den Lazamas bezahlen, den er genoſſen hatte. — Aber der Herr der Bude weigerte ſich und ſagte: „du biſt hier nichts ſchuldig, mein Prinz, dies Haus und alle die darinnen, ſind dein; wir ſind von deinem Stamme, du biſt unſer Fürſt, unſer Panier, unſere Sonne, der Freund des groſſen Kalifen Harun und der Gaſt des großmüthigen Schebib, zu deſſen Ehre ſo viel Lampen unter der Kuppel Rubet il=Naſſer *) brennen. Betrachte dieſe berühmte Kuppel, zähle die Lampen, die dort hängen, ſeitdem der große Harun=al=Raſchid ſelbſt das Beyſpiel gab. Alle die, welche Theil an der gaſtfreyen Aufnahme des Schebib genommen haben, und es befinden ſich Fürſten und Monarchen unter ihrer Zahl, ſchätzten es ſich zur Ehre, ihre Dankbarkeit durch dieſes in die Augen fallende und dauerhafte Zeugniß zu beweiſen. Wenn der Mond aufgeht, und durch den ſanften Schimmer ſeines Lichtes die Erde für die Abweſenheit der Sonne tröſtet, und dann eine Finſterniß oder eine Wolke uns ſeines Glanzes beraubt, ſo wendet Damaſk ſeine Augen nach Rubet il=Naſſer, denn die Lampen, welche die Dankbarkeit dort anzündete, erſetzen die Stelle der Geſtirne des Nachts und laſſen unaufhörlich die Grosmuth des edeln Schebib leuchten."

---

*) Thamarena ein niedlicher Baum, deſſen kleine gelbe Blüthen artige Guirlanden formiren und einen lieblichen Geruch haben. Man pulveriſirt die gedörrten Blätter; die morgenländiſchen Damen pudern ihre Haare damit. Dieſer Puder iſt wohlriechend, man erhält auch eine Farbe daraus, womit ſie ſich die Arme und Beine färben.

---

*) Rubet il=Naſſer, iſt eine Kuppel auf der Spitze eines Bergs von Damaſk erbaut. Der Kalife begab ſich ſelbſt einmal verkleidet dahin, um dieſe Merkwürdigkeit mit eignen Augen zu ſehen.

Giafar empfand eine wahre innerliche Zärtlichkeit, ſeinen prächtigen und tugendhaften Wirth ſo edel loben zu hören; er begriff ſogleich, daß der Mann, der ſo loben konnte, in allem Betracht weit über das Gewerbe, das er trieb, erhaben ſeyn müſſe. Wiſſenſchaft und Tugend bekennen ſich zu keinem Stande ausſchlieſſend. Aber Giafar konnte ſich doch nicht enthalten, ſeine Neugierde blicken zu laſſen, auf welche Art der Herr der Bude, wo er ſich befand, ſo genau von ſeinem Aufenthalte zu Damaſk und der Stunde unterrichtet worden ſey, wo er bey ihm Erfriſchungen nehmen würde. Die Antwort war, daß er beym Aufſchlagen des 4ten Buchs des Giaffer dieſes Alles erfahren habe: er zeigte ihm, was er ſich nach den gemachten Berechnungen darüber aufgezeichnet hatte.

Der Weſir ſetzte ſeine Wanderung durch die Stadt fort, und kam mit einem ſo zufriednen Weſen zu Schebib zurück, daß dieſer die angenehmſte Vorbedeutung daraus zog. Er entledigte ſelbſt den Weſir ſeiner Verkleidung. Er lies ihm Kaffee und Sorbet und Alles vorſetzen, was ihm bis zur Zeit des Abendeſſens für die Ermüdungen des Tages zur Erhohlung dienen konnte. Ein leckeres und ausgeſuchtes Mahl, deſſen Freuden noch das köſtlichſte

Rauchwerk und die ſchönſte Muſik erhob, beſchloß endlich alle dieſe ſchmeichelhaften Aufmerkſamkeiten, und Giafar, der mit beſſerem Appetite als gewöhnlich gegeſſen hatte, umarmte zärtlich ſeinen Wirth, und legte ſich mit dem feſten Entſchluſſe nieder, den kommenden Morgen Damaſk von neuem zu durchirren, und die Begebenheiten aufzuſuchen, welche die Rathſchlüſſe des Himmels ihm vorgezeichnet haben würden.

Er brachte eine ſehr gute Nacht zu. Kaum war es Tag, ſo warf er ſich wieder in die Kleidung, in welcher er gewöhnlich auf Abentheuer auszugehn pflegte, und begab ſich von neuem auf den Weg, nachdem er ſich wieder beym Schebib bis auf den Abend beurlaubt hatte. Das Ungefähr führte den Weßir an das Geſtade des Fluſſes Abana; ein armer Fiſcher warf da zu wiederholten malen, aber immer vergebens, ſein Netz aus. Nach drey oder vier leeren Verſuchen von der Art, die Giafar mit anſahe, begonn der arme Mann, indem er ſein Netz ausrung, folgendes halblaute Selbſtgeſpräch; „¿was ſoll ich anfangen? ich hab' eine Frau mit ſieben Kindern; wir haben kein Brod, und ſeit zwey Tagen läßt das böſe Schickſal nicht einen Fiſch in mein Netz fallen; ich wende mich an dich, o mein

Gott, im Namen des großen Propheten, aber ich bin fern von ihm. Ich erblicke von hier die Kuppel von Rubet-il-Naßer, die unaufhörlich von der Großmuth deines Knechts Schebibs ſtrahlt. Ich will deßwegen das Netz noch einmal im Namen eines Mannes auswerfen, deſſen Güte auf der ganzen weiten Erde berühmt iſt, und der ſo viel Gnade vor dir fand."

Bey Endigung dieſer Worte breitete der Fiſcher ſein Netz aus, und rief: „im Namen der zwölf hellleuchtendſten Lampen, die für Schebib unter der Kuppel Rubel-il-Naßer brennen, im Namen Schebibs und der zwölf Geſtirne, der Gefährten unſers großen Propheten, die zu Damaſk über dem Hauſe des Knechtes Gottes ſtehen bleiben, um durch ihren Anblick ſeine Wohlthätigkeit und Güte zu ehren! werfe ich mein Netz aus; o Gott gieb, daß der Einfluß des Namens deſſen, den du auserwählt haſt, um eins von deinen Ebenbildern auf Erden zu ſeyn, dem Dürftigen Seegen bringe!"

Als der Fiſcher dieſe Art von Gebet gethan hatte, wiederholte er noch einmal, mit noch ſtärkerer Stimme, im Namen Schebibs! und warf das Netz aus. Man kann leicht denken,

ken, daß Giafar, der ein ſo warmer Freund von Schebib geworden war, mit ängſtlicher Erwartung auf den Erfolg Achtung gab, den dieſer im Namen ſeines Freundes gethane Zug haben würde. Der Fang war ſo geſegnet, daß der Fiſcher, durch die Schwere betrogen, Anfangs in Furcht ſtund, daß das Netz an einem Geſträuche unter dem Waſſer hängen geblieben ſeyn möchte; aber bald entdeckte man die Menge Fiſche, die in dem Netze zappelten, und daß die gröſte Vorſicht anzuwenden ſey, damit das Netz nicht reiße. Der glückliche Fiſcher befeſtigte das Seil des Netzes an einen alten Baumſtamm, zog ſich aus und ſprang in den Fluß. Nun konnte er ſeinen ganzen Fang ſicher ans Ufer bringen, der durch die Güte und Menge der Fiſche von allen Arten, aus welchen er beſtand, den Giafar in Erſtaunen ſezte. Er wünſchte dem Fiſcher Glück, und half ihm mit Vergnügen das Netz von dem reichen Seegen befreyen. Hierauf wandte er ſich an den guten Mann, ſtellte ſich ganz fremd, und fragte ihn, wer denn der Schebib ſey, deſſen Namen er mit einem ſo glücklichen Erfolge angerufen habe. — „Biſt du denn ein ſolcher Fremdling auf Erden, antwortete der Fiſcher, daß du den edelmüthigen Schebib nicht kennſt? Alles was Odem und Leben hat, ſelbſt die wandernden Zugvögel, die ſeine Hand fütterte, breiten den Ruf ſeiner Wohlthätigkeit von Land zu Lande aus! Er iſt ein Sohn des Schebib und ein Enkel jenes Schebib, der dem großen Omar die Stadt Damaſk erobern half, und dann den Kalifen und ſein Heer ganzer drey Tage bewirthete. Der dankbare Omar ließ ihn nach Damaſk kommen, ließ ihm einen prächtigen Palaſt bauen, und drückte ſeine ſiegreiche Hand auf einem von den Pfeilern ab, welche den Giebel der Thür des Palaſtes tragen. Dieß glorreiche Zeichen iſt noch vorhanden, und für alle Rechtgläubige ein Gegenſtand der Verehrung. Als der Kalife Harun nach Damaſk kam, um den Schebib zu beſuchen, beehrte er ihn mit einer gleichen Gunſtbezeugung, indem er ſeine Hand auf den entgegengeſezten Pfeiler drückte. Thue die Augen auf, Fremdling, und richte ſie auf dieſe Wunder, die noch vorhanden ſind, ſiehe wie der Himmel und ſeine Lieblinge ſich einverſtanden haben, den Ruhm dieſes edlen Geſchlechts zu gründen. Der Kalife, der jezt auf dem Throne ſizt, hat noch mehr gethan; er hat ſeinen Namen mit goldnen Buchſtaben in Marmor eingraben laſſen!"

Den Schebib loben, hieß dem Giafar ſelbſt ſchmeicheln; er überzeugte ſich nun vollends, daß eben das Verhängniß, welches ihn zu einem ſo achtungswürdigen Manne geführt hätte, ihm auch in der Zukunft einen glücklichen Ausgang aufbewahre.

Neugierig, ſich zu überführen, ob der Einfluß ſeines eignen Geſtirns günſtig geworden ſey, verfiel er auf eine ganz neue Art, ſein Schickſal zu probieren. Indem der Fiſcher ſein Netz ausrang und zum Trocknen aufhieng, ſagte er zu ihm: „du haſt mich nun überzeugt, daß Schebib ein Mann iſt, den der Himmel liebt, weil du in ſeinem Namen einen ſo reichen Zug gethan haſt. Aber ich bin für das Schickſal eines Mannes beſorgt, mit dem das meinige verbunden iſt, und wünſchte, du hätteſt die Gefälligkeit für mich, dein Netz noch einmal, aber in ſeinem Namen, auszuwerfen.“

„Bruder, erwiederte der Fiſcher, es iſt nicht weiſe gehandelt, den Himmel zu oft zu verſuchen; er hat mich mit einem reichlichen Fiſchfange geſeegnet, daß ich ſelbſt nicht weiß, wie ich ihn nach Hauſe ſchaffen ſoll; ich muß ſchleunig davon verkaufen, weil es uns an Brode fehlt, und wir zu Hauſe weiter nichts haben, als Waſſer zu den vorgeſchriebenen Reinigungen. Ich darf keine Zeit verlieren: werfe ich mein Netz vergebens aus, ſo leidet meine Familie darunter; thue ich einen guten

Fang, ſo hilft er mir nichts, denn ich kann mir doch nicht über meine Kräfte aufladen.“

„Du ſollſt deine Zeit nicht vergebens verlieren, ſagte Giafar, denn ich will ſie dir vergüten; du ſollſt auch nicht unter der Laſt deines Fangs erliegen, denn ich will ſie dir tragen helfen.“ — „Wenn das iſt, ſprach der Fiſcher, ſo wage ich nichts, dir die Gefälligkeit zu erweiſen, und mache mir alſo ein wahres Vergnügen daraus. Nenne mir den Namen unter deſſen Einfluſſe ich noch einmal mein Glück verſuchen ſoll. — Er heißt, antwortete der Giafar, er heißt Gim, Be, Wau. *)

Der Fiſcher ſprach den Namen aus, und ließ ſein Netz fallen. Der Zug war ſo reichlich, daß er mit beyden Händen halten mußte. Der Greis ſprang voller Freuden in den Fluß, Giafar leiſtete ihm Beyſtand, und beyde zogen nun den geſegnetſten Fiſchfang auf den Strand, der je im Fluſſe Abana gethan worden war. Als die Fiſche am Ufer lagen und der Fiſcher ſeine Kleider wieder anzog, ſprach er ganz leiſe für ſich den Namen *Gim. Be. Wau* aus, der ihm dieſen glücklichen Fiſchzug verſchaft hatte, und ließ ſich ihn vom Weſir noch einmal wiederholen. Er ergrif ſeinen Stab zeichnete mancherley Figuren in den Sand, und fieng an verſchiedene Berechnungen vorzunehmen. Man merkte, wie bey jedem Augenblicke ſein Erſtaunen über das ſtieg, was er durch ſeine kabbaliſtiſchen Rechnungen herausbrachte. Als er endlich mit ſeiner myſtiſchen Arbeit fertig war, wendete er ſich zu dem Weßir und ſagte: „Es bleibt uns nichts übrig um alle Fiſche des Fluſſes zu fangen, als nun auch das Netz im Namen des Kalifen Harun, al Raſchid auszuwerfen, denn ich lies es im Namen Schebib's fallen, und du bewegſt mich, das Schickſal unter dem Einfluß des Geſtirns des großen Emirs der Barmeciden, des Weßirs der Weßire und des rechten Arms des Befehlshabers der Gläubigen noch einmal auf die Probe zu ſtellen. ¿ Aber wie konnteſt du wegen des Glücks des glücklichen Giafars in Sorge ſeyn? du würdeſt mehr Vertrauen zu demſelben haben, wenn du Kenntniß von unſern Büchern hätteſt. Der Fürſt der Barmeciden muß ſich in dieſem Augenblicke zu Damaſk und in dem Hauſe Schebibs befinden, wie ich aus der Wirkung der Geſtirne des Geſchlechts Schebibs und des ſeinigen erſehen habe. Der Beyſtand des großen Barmekir des Haupts des Stammes Giafar, hat unſerm großen Propheten Bagdad erobern; Omar verdankte die Eroberung von Damaſk dem Großvater des Schebibs: vielleicht vereinigen ſich nun dieſe beyden mächtigen Stämme, um die Dauer des Reichs eben ſo zu beſeſtigen, wie ſie zu ſeinem Wachsthume beygetragen haben. Das ſind Ereigniſſe, welche die Fugungen des Verhängniſſes durch Mittel zur Ausführung zu bringen wiſſen, die uns unbegreiflich dünken. Aber der ſchwache Menſch darf nicht übermüthig werden, daß die Sterne die über ihm walten, ſich um ſeinetwillen zu bewegen ſcheinen; er freue ſich vielmehr, daß er ihr Werkzeug iſt." — Giafar gerieth in ein noch größeres Erſtaunen als bey dem Speiſewirthe und Limonadenſchenken, ſo viel Wiſſenſchaft und Gründlichkeit, bey einem Manne aus den niedrigſten Klaſſen des Volks, anzutreffen. Die Bibliothek dieſes neuen Gelehrten war das Firmament, der Sand des Strands ſeine Schreibtafel. Er war nun beſchäftigt, die Fiſche zu ſortiren, die er gefangen hatte. Giafar gedachte in dem Augenblicke an Schebib's Wohlthätigkeit gegen alle lebende Geſchöpfe der Natur.

---

*) So pflegt man die Buchſtaben, G. B. W. nach dem arabiſchen Alphabet auszuſprechen.

„Mein Bruder, ſagte er zum Fiſcher, du haſt mir ohne es zu wiſſen, auf mehr als eine Art Tröſtung und Freude gewährt, niemand

mand ſchäzt und liebt den edelmüthigen Schebib mehr, und niemand kann größern Theil an dem Schickſale des edlen Barmeciden nehmen, als ich. Sonderlich ehre ich über alles Wiſſenſchaft und Tugend in der Klaſſe von Menſchen, in der du gebohren biſt. Ich wünſchte ſie glänzte da in einem Schimmer, der die zum Nacheifer reizen könnte, welche durch ihren Rang oder Umſtände es überhoben zu ſeyn wähnen, ſich durch irgend eine Art von Verdienſt auszuzeichnen. Ich bin reicher als mein äuſſerer Aufzug ahnden läßt; mache mir die Freude, deine zahlreiche Familie in Wohlſtand ſetzen zu dürfen, und ſo nimm dieſe 200 Goldſtücke von mir an. Suche dir von dieſen Fiſchen etwas für deine Familie aus, und dem Ueberreſte, der im Namen Schebibs und Giafars gefangen wurde, gieb die Freyheit wieder. Die Fiſche ſollen aufhören ſtumm zu ſeyn, um das Lob dieſes grosmüthigen Mannes bis in die Tieſen der Waſſerfluthen zu verkündigen.„ —

„O nicht einen von dieſen Fiſchen will ich zurückbehalten, mein Prinz, rief der Greis in einem Ausbruche von Entzücken; ich kannte den Namen Giafar, und wußte etwas von ſeiner erhabenem Perſon, aber ſeine Tugenden haben mich ihn erſt von Perſon kennen gelehrt, und ich werfe mich ihm zu Füßen.

Nein, kein Geſchöpf ſoll durch mich unglücklich an einem Tage werden, der für mich ſo glücklich war; ich gebe alle dieſe Fiſche dem Elemente wieder, dem ich ſie geraubt hatte. Geht hin ihr Fiſche, redete er ſie in einer Art von Begeiſterung an, faſſet Muth und Kräfte, eilt durch alle Meere von Abend bis zum Morgen, verkündigt daß Schebib und Giafar auf der Erde vereint das Muſter aller Tugenden ſind, und jenes Werk ſich ſeiner Vollendung nähere, das unſer großer Prophet begonn; das Gerüchte müſſe bis zum Leviathan *) in ſeiner Waſſergruft dringen und er erbeben!"

Der Weßir nahm Abſchied vom Fiſcher indem er ihm die Fülle aller der Glückſeligkeiten wünſchte, welche die Folgen der Tugend verſchönern, und all den Ruhm, welcher die Arbeiten zum Wohle der Menſchen krönt. Sie ſchieden voneinander, als ob ſie alte Freunde geweſen wären.

Es war nun Zeit zum Mittags-Eſſen. Giafar hatte ſich heute eine ziemlich ſtarke Bewegung gemacht, er eilte zu ſeinem vertrauten

Speiſ

---

*) Die Araber nehmen, wie auf der Erde, auch böſe Geiſter in Waſſer an; der Leviathan iſt der lezten Oberhaupt.

Speiſewirthe, und aß bey ihm; es begegnete ihm aber nichts weiter, was ſeiner Neugierde oder ſeinem Geſchmacke am Wunderbaren hätte Nahrung geben können, ſonderlich am Wunderbaren der Gattung, von welchem er Licht in ſeiner, ihm vom Verhängniß zugetheilten Role, erwarten durfte. Er gieng nach der Mahlzeit über einen groſſen öffentlichen Platz; in einer Ecke dieſes Platzes ſtund die anſehnlichſte Kaffeeſchenke von Damaſk; man nannte ſie Il Manaklie: ein kleiner Arm des Fluſſes ſtrömte durch ihren Garten und verſchönerte ihn. Giafar ſetzte ſich in dem Garten auf einen marmornen Sofa, dieſer Sofa ſtund knapp an einem Gitterwerke, das dicht mit Rebenlaube überwölbt war, und ein bedecktes Kabinet bildete. Kaum hatte er ſeinen Kaffee getrunken, als drey Derwiſche, ohne es verabredet zu haben zu gleicher Zeit, zu den Oeffnungen des Kabinets hereintraten, das blos auf der Seite, wo der marmorne Sofa ſtand, keinen Eingang hatte. Giafar bemerkte durch das Laub und Gitterwerk, das Erſtaunen dieſe drey Derwiſche, die ſich einander nicht kannten und die hier in Einem Augenblicke an Einem Orte, durch die verſchiedenen Eingänge zuſammentrafen. Sie grüßten ſich, ſetzten ſich, beobachteten einige Zeit ein Stillſchweigen, indem ſie ihren Kaffee trunken; aber alle wurden innerlich von gleicher Neugier geſpornt, ſich das Sonderbare dieſer Zuſammenkunſt zu erklären. Der älteſte nahm endlich das Wort; „meine Brüder, ſagte er, kommt es euch nicht auch höchſt ſeltſam vor, daß uns das Verhängniß hier auf dieſe Art zuſammengeführt hat. Unſer Stand, der uns, wer wir auch ſeyn mögen, einander vollkommen gleich macht, ſtimmt uns ſo ſchön zur Offenherzigkeit. Laßt uns einander den Zweck unſers Hierſeyns offenbaren. Ich will den Anfang mit meiner Geſchichte machen, um euch das Beyſpiel zu geben, mir auch keinen Umſtand von der eurigen zu verbergen.

„Ob ich gleich jezt, durch die Gnade Gottes, ein Moslem bin, ſo bin ich doch in China in der Stadt Kan-go geboren und von reicher Familie, die den Ha-Hi-Hu anbetete. Was ich von meinen Eltern hörte, brachte mich auf den Gedanken daß unſere Vorfahren einen oder mehrere Menſchen zu Göttern erhoben haben mußten, und ich war nun begierig, den Gott kennen zu lernen, der mich ſelbſt und die Meinigen geſchaffen hatte, um ihm zu dienen. Die Verlegenheit, in welcher ſich meine Seele wegen dieſes nichtigen Zweifels befand, wurde noch mehr durch den Vorſchlag vermehrt, den man mir that, mich durch die Bande der Ehe zu feſſeln. Ich, der ich ſchon ſeit langer Zeit überzeugt war, daß der Menſch ſich in keine Verbindung einlaſſen ſolle, ohne ſich zu kennen, und keinen Genuß ſich erlauben oder verweigern muß, bevor er nicht den Gehalt deſſelben geprüft habe; ich beſchloß das väterliche Haus zu verlaſſen, und ganz China nach den Aufklärungen, zu durchreiſen, nach denen mich verlangte. Ich brachte mit leichter Mühe ſo viel an Juwelen und Golde zuſammen, als ich zur Beſtreitung des Aufwands meiner Reiſe benöthigt war. Ich gieng von Provinz zu Provinz, unterrichtete mich von der Art des Gottesdienſtes, der daſelbſt zur Verehrung des höchſtens Weſens gebräuchlich war, und prüfte ſeinen innern Beſtand. Einige beteten Götzenbilder an, die das Werk ihrer Hände waren, andere ein Kalb, oder noch lächerlichere Dinge, und alle wollten mich überreden, daß ich ihre Art zu denken annehmen müſſe, da ich doch klärlich einſahe, daß für ſein eigen Werk niederfallen, ein Beweiß von Schwachheit des Verſtandes ſey, und daß man verrückt ſeyn müſſe, um zu glauben, die Einrichtung des Weltgebäudes, wie ſie vor unſern Augen daliege, ſey das Werk eines Kalbskopfs. Endlich traf ich einige an, welche die Sonne anbeteten, dieſes Geſtirne, das durch ſeine Wärme alles belebt, ſchien mir zwar nicht Gott ſelbſt zu ſeyn, aber ich hielt es doch für das erträglichſte Bild, den Schöpfer des Weltalls vorzuſtellen; aber meine Begierde zu reiſen brachte mich in der Folge bis in die Gegenden, wo der Einfluß der Sonne aufhört, und nun ſahe ich ein, daß ſelbſt dieſem Bilde es an Vollkommenheit gebrach.

. . .

„Ich kehrte wieder um und kam in die Stadt Damgad. Ich nahm meine Wohnung in dem Quartiere, das für die Fremden beſtimmt iſt; ich hatte mich hier in eine ziemlich vertraute Unterredung mit einem Manne eingelaſſen, deſſen Grundſätze und Laune mit den meinigen zu ſtimmen ſchienen. Indem trat ein anderer herein: ¿Wie? rief jener, du biſt in dieſer Stadt, wo hältſt du dich auf? — Ich bin, antwortete der Neuangekommene, bey Tantur-Rus-Ram, dem Manne, der in ganz Ezma wegen einer Tugend in Ehren ſteht, die dort ſelten ausgeübt wird, der Tugend der Gaſtfreyheit. Man behauptet, daß täglich mehr, als 1000 Perſonen von ſeiner Mildthätigkeit leben. Weil ich zu Damgad niemand kannte, ſo gieng ich zu Rus-Ram, und berief mich auf den Schebib von Damaſk. Bey Nennung dieſes Namens hätte mein Wirth, wenn es in ſeinen Kräften geſtanden hätte, gern einen Thau von Perlen auf mich träukränkeln laſſen; denn bey dem Schebib von Damaſk iſt Tantur-Rus-Ram in Ausübung der Grosmuth und Gaſtfreyheit in der Lehre geweſen. — ¿Du kennſt dieſen Schebib, fragte ich? — Ich war zweymal ſein Gaſt, antwortete mir der andere; wer die Tugend der Wohlthätigkeit nicht von dieſem Schebib in Ausübung bringen ſahe, kann ſich keinen Begriff davon machen. Sie erwirbt ihm die Achtung und Liebe aller die ſich ihm nähern, und ſein Ruhm iſt ſo ausgebreitet, daß ſelbſt die Vögel unter dem Himmel überall ſein Lob verkündigen. Ich ſelbſt bin Zeuge geweſen, welche Liebe ſie gegen ihn hegen, und mit welcher Schonung und Sorgfalt dieſer auſſerordentliche Mann ſelbſt die Thiere behandelt. Als ich einſtmal bey ihm war, ſtieß ein Ibis ein durchdringendes Geſchrey aus, indem er beſtändig um den Pavillon flatterte, der im dem Garten ſteht und wo Schebib gewöhnlich in der heißen Jahreszeit einige Stunden Ruhe zu genießen pflegte. Seine Sclaven, denen das Geſchrey dieſes Vogels zur Laſt fiel, wollten ihn mit einem Pfeile erſchießen, aber Schebib verbot es ihnen. Er öffnete ein Fenſter des Pavillons, der Ibis flog herein, und wiederholte ſein Geſchrey weit ſtärker, als er ſich einem großen Sofa gegenüber befand, auf welchem Schebib ſeine Mittagsruhe hielt. Schebib befohl, daß der Sofa und der Teppich behutſam weggenommen werden ſollten, und man entdekte eine ungeheure Schlange darunter, die durch ein unterirrdiſches Loch dahin gekrochen war. Die Sclaven wollten ſie tödten, doch Schebib gab es nicht zu und gebot der Schlange ſich wieder in ihr Loch zurück zu begeben. Sie gehorchte, und Schebib begnügte ſich, das Loch vermauren zu laſſen, um ihr ſo die Wiederkehr zu verbieten.

„Ich hörte aufmerkſam dieſe Erzählung an, und faßte auf der Stelle meinen Entſchluß. Gute Grundſätze, ſagte ich zu mir, erzeugen guten Wandel, und Tugend kann keinen andern Grund haben, als Wahrheit. Ich will die Wahrheit bey Schebib aufſuchen!“ Ich reiſe nach Damaſk ab. Kaum war ich in der Stadt angelangt, als ein Sclave mich einlud, das Haus ſeines Herrn mit meiner Gegenwart zu beehren. Ich wurde zu dem Manne geführt, deſſen Ruf mich nach Damaſk gelockt hatte, und ſeine fürtreflichen Lehren erzeugten in mir bald den Wunſch, ein Moslem zu werden; bald darauf nahm ich den Stand eines Derwiſches an. Es vergehen keine drey Jahre, daß ich nicht Damaſk beſuchen ſollte. Der Hang zur Eingezogenheit

heit iſt Schuld daß ich den Aufenthalt in ſeinem Landhauſe vorziehe und er läßt mir ganz darinne meinen Willen. Wir haben gewiſſe Augenblicke, wo wir uns ſprechen, und eben komme ich von ihm.“

Als der erſte und älteſte der Derwiſche dieß geſagt hatte, nahm der zweyte das Wort. „Meine Brüder, ſprach er, ihr werdet ſehen, daß es nicht ohne irgend eine Abſicht geſchehen iſt, ſie ſey auch, welche ſie wolle, daß das Verhängniß uns hier verſammelte; denn auch ich bin ein Bewunderer und Schüler eben dieſes Schebibs, und ich komme in dem Augenblicke nach Damaſk, um ſeine Gaſtfreyheit anzuſprechen. Ich bin in Indien aus einer mächtigen Familie geboren, der es an keiner Art von Glückſeligkeit gebricht; aber ich erfuhr bey Zeiten, daß dieſer Anſchein trügt, und daß man etwas beſſern nachſtreben müſſe, als ſolchen vorgeblichen Genüſſen, die mehr Verlegenheit als Zufriedenheit gewähren. Ich nahm mir vor, zu reiſen, um mich zu unterrichten, und verließ das väterliche Hauß. Ich befand mich eines Tages in den Gaſſen von Surate, ohnweit der großen Pagode. Ein Blinder ſprach daſelbſt ſeit dem früheſten Morgen vergebens um Almoſen an, und überließ ſich dem Schmerze, voll Verzweiflung, nicht eine einzige mitleidige Seele gefunden zu haben. Der Drang des Bedürfniſſes überwältigte ihn, und er rief plötzlich unter Thränen aus: „Ihr Vorübergehenden, wollt ihr mir nicht im Namen Gottes ein Almoſen geben, ſo gebt es mir im Namen des Schebibs von Damaſk!" Ich fühlte mich bey dieſem Namen, den ich nie gehört hatte, auſſerordentlich bewegt, und war neugierig zu wiſſen, warum der Blinde ſeine lezte Zuflucht dazu genommen habe. Ich näherte mich ihm, drückte ihm zwey Goldſtücke in die Hand, und fragte ihn; wer iſt der Mann, deſſen Name du genannt haſt? Er gab zur Antwort: „das Muſter der Gutthäter der Menſchheit! ſeine Großmuth leuchtet weit umher, und ladet ein, es ihm gleich zu thun, und Augen und Ohren nicht vor den Wehklagen und Thränen der Unglücklichen zu verſchließen. Sein Wohlthun verbirgt ſich in ſich ſelbſt, um die Laſt der Dankbarkeit denen zu erleichtern, welche ſie ſich durch Opfer, die ihnen zu läſtig vorkommen, verbunden hat. So groß iſt ſeine Gutthätigkeit, daß noch kein Weſen ſich ihm genähert hat, ohne nicht ihren milden Einfluß zu empfinden."

Bey dieſem Bilde, das mir der Blinde entwarf, konnte ich dem Drange nicht widerſtehen, nach Damaſk zu eilen, und die Bekanntſchaft eines Mannes zu machen, der mir ſo auſſerordentlich geſchildert wurde. Als, ich in dieſer großen Stadt ankam, genoß ich gar bald ſeiner freundlichen Aufnahme, und ſchwur in ſeine Hände den thörigten Gottesdienſt des Brama Witſnu und Rutren ab. Ich wurde ein Derwiſch. Ich muß zum Schluſſe meiner Erzählung noch einen Zug erwähnen, der das Gegenſtück zu der Geſchichte mit der Schlange iſt. Der König ließ an einem der Thore ſeines Palaſtes in einem eiſernen Käfige einen Löwen von ungeheurer Größe aufbewahren. Nie gieng Schebib bey dem Käfige dieſes Thieres vorbey, ohne ihm einen Beweiß von ſeiner Gewogenheit zu geben, und wie ſehr er wünſchte, allem, was Odem und Leben hat, gefällig zu ſeyn, oder zu ſeinem Glücke beyzutragen. Einſtmals entwiſchte das fürchterliche Thier, durch die Nachläſſigkeit ſeines Wächters, aus ſeinem Käfige. Es würde die ſchrecklichſten Verheerungen in der Stadt und auf dem Lande angerichtet haben, aber zum Glücke begegnete es dem Schebib. Beym Anblick ſeines täglichen Wohlthäters legte ſich die Wuth des wilden Löwen, und er ließ ſich, wie das zahmſte Geſchöpf, wieder von ihm in ſeinen Käfig einſperren.“

Der zweyte Derwiſch ſchloß ſo die Geſchichte ſeines Lebens, und bat den dritten, ſich mit gleicher Vertraulichkeit über die Bewegungsgründe ſeiner Reiſe zu erklären. Er that es, ohne ſich lange bitten zu laſſen, und bewunderte, wie ſein Vorgänger, die Fügung, die ſie alle drey nach Damaſk, wegen eines und deſſelben Mannes gebracht hatte. Dieſer dritte Derwiſch war ein gebohrner Moslem, und war Derwiſch geworden, ehe er den Schebib kennen lernte, aber er geſtand, daß er ihm ſeine meiſten Einſichten in der Natur und ſeine Kenntniß des Umfangs der Pflichten des Menſchen auf Erden zu verdanken habe. So wie Schebib den Reichen durch ſein Beyſpiel lehre, wie ſie einen edeln und vernünftigen Gebrauch von ihren Schätzen machen ſollten, ſo lehre er auch die, die nicht mit Gütern der Welt geſegnet wären, wie ſie ſelbſt in ihrer Mittelmäßigkeit die Quelle ihres Glücks finden könnten. Ihr, meine Brüder, fuhr er fort, gedachtet vorhin ſeiner Wohlthätigkeit gegen die Thiere; aber ich muß euch ſagen, daß ſie ſich bis auf die Pflanzen erſtreckt. Wenn er in ſeinem Garten ſpazieren geht, ſo begießt er ſelbſt die, welche verwelken wollen, hebt die geſunkenen auf, und ſtützet die, welche ſonſt gezwungen wären, im Staube fortzukriechen. Er hat nie zugegeben, daß man in ſeinen Gärten das Waſſer einkerkere, um es zu zwingen, in die Luft empor zu ſteigen: er überläßt es dem natürlichen Hange ſeines Laufes; kurz, er iſt der Freund der ganzen Natur.

Der dritte Derwiſch ſchwieg, und der erſte nahm von neuem das Wort. „Der Einfluß des Geſtirns des Mannes, ſagte er, von deſſen Lob unſre Lippen übergefloſſen ſind, iſt mächtig, aber ob er uns gleich faſt unwiderſtehlich zu ihm hinzog, ſo glaube ich doch, nach meinen Kenntniſſen, mich nicht zu betrügen, daß wir in dieſen Augenblicken durch eine noch weit mächtigere Konſtellation der Geſtirne beherrſcht werden. Im Namen Schebibs giengen wir aus, und im Namen Gim, Be, Wau ſind wir hier vereinigt. Ich kenne aber von dieſem Namen nichts weiter, als die Buchſtaben, die ich euch eben genannt habe. Meine Brüder, die Bücher der Weiſen bereiten uns vor, aber nur von den Begebenheiten ſelbſt können wir Belehrung erwarten; wir wollen geduldig den Ereigniſſen entgegen harren, die uns über die Sonderbarkeit unſrer hieſigen Zuſammenkunft alleine Licht zu geben vermögen. Hiermit endigte ſich das Geſpräch der drey Derwiſche, ſie ſtanden auf und verließen den Garten und die Kaffeeſchenke.

Man kann leicht denken, daß für Giafarn nicht ein Wort von dieſer Unterredung verlohren gieng. Sie würde ihn ſchon auſſerordentlich intereſſirt haben, wenn ſie nur das Lob ſeines Gaſtfreundes Schebib betroffen hätte, aber ſeine Aufmerkſamkeit wurde noch mehr gereizt, als er aus dem Munde der Derwiſche vernahm, daß er und ſeine Mitbrüder durch die Macht des Einfluſſes eines Mannes verſammelt zu ſeyn ſchienen, deſſen Geſtirn ſelbſt Schebibs Geſtirn beherrſchte, und daß dieſer Name kein anderer, als der ſeinige ſeyn konnte. Dieß machte jedoch den Barmeciden nicht übermüthig, denn er hatte eine viel zu hohe Meynung von Tugend, als daß er die ſeinige für ganz makellos gehalten haben ſollte. Schebibs Geſtirn mußte im Himmel in einem höhern Schimmer glänzen als das ſeinige, aber das Geſtirn des Lieutenants des Kalifen konnte vielleicht auf Erden von größerer Wirkung ſeyn, wo es nicht immer die Tugend iſt, welche Macht und Kronen gewährt. Unterdeſſen mußte der Weſir mehr muthiges Vertrauen zu dem guten Ausgange ſeines Schickſals bekommen, wenn er überlegte, daß es doch gewiß eine wunderbare Fügung des Schickſals geweſen war, daß es dieſe drey Derwiſche ſich einander antreffen ließ, um eine Unterredung zu halten, die ſo viel Bezug auf Giafars eigene

Lage hatte. Er ſchloß wenigſtens daraus, daß er in der Gunſt des Kalifen noch nicht ſo ſehr gefallen ſeyn müſſe, als er gefürchtet hatte, weil er in den Rathſchlüſſen des Himmels noch immer für den Weßir gelte, wie die drey Buchſtaben, G, B, W, deren der Derwiſch gedacht hatte, zur Gnüge bewieſen.

Er nahm wieder den Rückweg nach dem Hauſe ſeines Wirths, und that ſehr vergnügt über die verſchiedenen Beobachtungen, welche er an dieſem Tage Gelegenheit gehabt hatte, anzuſtellen; ohne ſich jedoch in die Details eines Abentheuers einzulaſſen, welches die Beſcheidenheit Schebibs hätte beleidigen können. Er unterwarf ſich ganz dem Einfluſſe ſeines Geſtirns, deſſen Thätigkeit man ihm ſo gut bezeichnet hatte, und beſchloß, ſich ferner verborgen zu halten, um dieſes Geſtirns Wirkungen durch keine Unvorſichtigkeit zu ſtören. Da die Straßen von Damaſk für ſeine Belehrung ſo groſe Dienſte geleiſtet hatten, ſo konnte er um ſo weniger das Vergnügen aufgeben, ſie ferner unkenntlich und in der ſtrengſten Verkleidung zu durchſtreichen. Als er eines Tages durch abgelegne Gaſſen nach Schebibs Hauſe eilig zurückkehren wollte, muſte er einen ziemlich groſen Umweg machen. Es war auſſerordentlich heiß, er glaubte ſich nur noch drey

Schritte von ſeiner Wohnung entfernt, aber weil er einen ſolchen übereilten Marſch nicht gewohnt war, ſo gebrach es ihm plözlich an Athem, und er muſte ſich auf einen marmornen Sofa ſetzen, den er unter einer Art von Säulengange gewahr wurde. Hier ruhte er aus, und trocknete ſich den Schweiß mit dem Tuche ab, das an ſeinem Gürtel hing. Er befand ſich einem Palaſte von edler Bauart gegenüber, der auf 26 Säulen ruhte und durch 24 Fenſter erleuchtet wurde. Vor jedem Fenſter war ein kleiner Garten auf einer Art von Terraſſe angelegt, und jedes dieſer Gärtchen war von dem andern verſchieden. Indem er ſich an dieſem angenehmen Anblicke weidete, that ſich eins der Fenſter auf, und es erſchien eine Dame, die ohngefehr 16 Jahr alt, aber ſo entzückend ſchön war, daß der Weſir in ſeinem Leben noch keine dergleichen Schönheit zu Geſichte bekommen hatte. In Wahrheit dachte er bey ſich ſelbſt, es ſteht zwar geſchrieben, daß Sonne und Mond dreymal vor dem Propheten Muhamed ſich verfinſtert haben, der das wahre Geſtirn der Erde war, aber jezt möchte ich faſt glauben, daß unſere Schriftgelehrten ſich irrten; und daß die Lichter unſerer Welt nur zweymal unſerm ſtrahlenreichen Propheten das Recht abtraten, die Erde zu erleuchten, weil ſie, ohne Zweifel die

Geburt dieſer reizenden Schönen abwarten wollten, um ſich von ihr zum drittenmale verfinſtern zu laſſen.“ Indem Giafar ſich ſo ſeiner Begeiſterung überließ, begoß die junge Dame ihre Blumen, die ſchon bey der bloßen Annäherung ihrer Hand neues Leben zu empfangen ſchienen. Als die himmliſche Schöne aus dem porzellänenen Gefäße, das ſie in den Händen hielt, alles Waſſer an ihre Blumen ausgeſpendet hatte, machte ſie das Fenſter zu und verſchwand.

Der Weſir hoffte, daß ſie wiederkommen, und auch die andern kleinen Gärten begießen würde, aber er wurde in ſeiner Erwartung getäuſcht. Mit halb offenem Munde, ſtarrem Auge, und ausgerecktem Halſe ſaß er lauſchend vor den Fenſtern des Palaſtes, wo er die Dame erblickte, die ihn ſo ſehr bezaubert hatte. Die Nacht überraſchte ihn in eben der Stellung, in welcher Abilkaf *) ganzer 300 Jahre verharrte, als er den prächtigen Paradiesvogel geſehen hatte, welcher ihm Muhameds Ankunft verkündigte.

Wahr-

---

*) Abilkaf iſt die Ueberſchrift eines Kapitels im Koran; die Geſchichte, auf welche hier angeſpielt wird, iſt dort umſtändlich erzählt.

Wahrſcheinlich würde Giafar hier bis zur Morgendämmerung verweilt haben, ſo ſehr hatte ihn ſeine aufkeimende Leidenſchaft gefeſſelt, wenn nicht Schebibs unvermuthete Ankunft ihn aus ſeiner Betäubung geweckt hätte.

Dieſer großmüthige Freund kam eben aus ſeinem Harem, der von dem Palaſte, worin er die Fremden aufzunehmen pflegte, durch die dazwiſchen liegenden Gärten geſchieden war. Er war in Sorgen, daß der Barmecide länger als gewöhnlich ausblieb; er fürchtete, es möchte ihm etwas Unangenehmes zugeſtoßen ſeyn, und gieng verkleidet zu einer Hinterthür aus, um ihn aufzuſuchen, und ſeine Nachforſchung deſto freyer anzuſtellen, als der erſte Gegenſtand, der ihm zu Geſichte kam, der Weßir ſelbſt war, welcher wie verſteinert und ganz im Anſchaun verlohren, den vier und zwanzig Fenſtern gegenüber ſaß. „¿Was machſt du hier, mein Freund? redete ihn Schebib an; ich fürchtete, es möchte dir etwas übels begegnet ſeyn.“ „Ich bin den ganzen Tag über viel gegangen, antwortete Giafar, und weil ich mich ſehr müde fühlte, und dieſen Sofa ſo bequem fand, ſo wollte ich hier ein wenig ausruhen.“ „Komm, und ruhe in meinem Hauſe aus, erwiederte Schebib, du kannſt es dort mit mehr Bequemlichkeit thun, als hier.“

Der Weſir verſuchte aufzuſtehen, aber er ſchien an dieſe Stelle wie durch Zauberey geſchmiedet, und ſein Körper dünkte ihn ſo ſchwer wie Bley, als er von einem Orte ſcheiden ſollte, an den ſeine Seele gefeſſelt blieb. Unterdeſſen raffte er doch alle ſeine Kräfte zuſammen, um ſeinen Freund die Verwirrung nicht merken zu laſſen, und folgte ihm nach ſeinem Palaſte. Es wäre ihm aber nicht möglich geweſen ein Wort zu ſprechen, oder einen Biſſen von dem herrlichen Abendeſſen zu koſten, oder der Anmuth des entzückenden Abends *) zu genießen, deſſen Lieblichkeit Schebib durch tauſend Annehmlichkeiten zu erhöhen gewußt hatte. Giafar gieng in einem Zuſtande der Unruhe zu Bette, der ſeinen edeln Freund nothwendig für ihn beſorgt machen mußte. Die Nacht war

---

*) Die Nächte ſind zu Damaſk ſo anmuthig, daß nichts damit verglichen werden kann. Der Himmel, der ganz Wolken- und Dünſte-frey iſt, prangt mit dem reinſten Blau: die Stadt hat einen Ueberfluß an fließendem Waſſer, das eine köſtliche Kühlung verbreitet, und reichlich für die zu große Hitze des Tages entſchädigt. Es fällt hier kein Abendthau. Unter der Regierung der Kalifen in jenen Zeiten, wo, wie die arabiſchen Dichter ſagen, die Flüſſe noch Milchfluten wälzten, wimmelten alle Gärten und Geſtade der Flüſſe zu Damaſk von Tonkünſtlern und Tonkünſtlerinnen. Es war die Zeit der Freuden von allen Gattungen“.

ganz ſchlaflos, denn der Weſir konnte keinen Augenblick Schlaf oder Ruhe finden. So unbeweglich er auf dem marmornen Sofa geweſen war, ſo wenig konnte er jezt vor heftiger Gemüthsbewegung auf einer Stelle bleiben; auch ſahe man es ihm an ſeinem Geſichte an, wie ſehr ihn die Nacht abgemattet hatte. Als Schebib den Morgen darauf in ſein Zimmer trat, fand er ſeinen Puls in der heftigſten Bewegung, ſeine Augen entzündet, und die Farbe ſeines Geſichts verblaßt. Bekümmert ließ er ſogleich ſeinen Arzt rufen, der ein ſehr geſchickter Mann war, und hier einen neuen Beweiß von ſeiner Wiſſenſchaft ablegte. Er beobachtete den Kranken auf das genaueſte, ſtudierte ſein Athemholen und ſeine Augen, er griff ihn bey dem Arme, befühlte zu wiederhohlten malen ſeine Haut, und unterſuchte den Gang ſeines Pulſes. Nachdem er auf dieſe Art wohl eine Viertelſtunde lang den Kranken geprüft hatte, forderte er Feder und Dinte, ſezte ſeine Meynung ſchriftlich auf, und überreichte ſie dem Schebib. Dieſer öffnete ängſtlich das Papier und laß folgendes: „die Krankheit deines Gaſtes iſt eine heftige Entzündung, die ihren Siz im Herzen hat; ſie ſchlich ſich durch die Augen ins Herz, und kann nur von dem Gegenſtande geheilt werden, der ſie erzeugte; jedes andere Mittel würde vergebens ſeyn.“

ſeyn." Schebib gab das Papier dem Giafar, der ſeine Verwirrung nicht bergen konnte, als er es las. Schebib nüzte dieſe Beſtürzung, um ihm ins Gewiſſen zu reden: „mein lieber Gaſt, mein Freund, mein Bruder, ſagte er lächelnd, ¿wie? du haſt ein Geheimniß von dieſer Art auf dem Herzen, und machſt mich nicht zu deinem Vertrauten? ¿Muß ein Arzt mich erſt deine Krankheit kennen lehren? Da keine Kunſt dir nicht helfen kann, warum nimmſt du nicht deine Zuflucht zu mir? ¿Biſt du nicht überzeugt, daß ich alles aufbieten würde, was in meiner Macht ſteht, dich in den Beſitz des Gegenſtands zu ſetzen, der dir zu deiner Glückſeeligkeit mangelt? ¿Weilt deine Schöne zu Damaſk? wo hält ſie ſich auf?"

„Erinnerſt du dich, lieber Schebib, antwortete Giafar, des Orts, wo du mich ſitzend antrafſt? Ein junges Frauenzimmer, das an Schönheit, jugendlicher Blüthe, zierlichem Wuchſe und Anmuth dem Bilde glich, das uns die heiligen Bücher von den Huris entwerfen, begoß die Blumen eines kleinen Gartens, der auf einer Terraſſe dem Sofa gegenüber war, wo ich ausruhte. Nie hab' ich ſchönere Augen geſehen. Trotz der unausſprechlichen Sanftmuth, die ihren Glanz milderte, ſchien doch das Feuer ihrer Blicke das Waſſer, womit ſie die Pflanzen beſprengte, in Regenbogen zu verwandeln. Sie lächelte wie die Morgenröthe beym Aufgange der Sonne an ſchönen Tagen; ihre Arme, deren Runde, Weichheit und Form mit Nichts in Vergleichung kam, waren leicht mit Thamarena gefärbt, deſſen Staub, der ihre ſchönen Haare bedeckte, die Luft bis zu mir mit ſüßem Wohlgeruch erfüllte; indeſſen ihr liebenswürdiges Geſicht durch Kunſt und Schmuck noch mehr verſchönert, meine Huldigung und die Huldigung der ganzen Natur zu erwarten ſchien, die bey dem Anblicke ſo vieler Vollkommenheiten wie ich, in Entzücken ſchmachtete.“ — „O mein geliebter Freund, erwiederte Schebib, wie glücklich bin ich, daß ich dir Zufriedenheit, Ruhe und Geſundheit wiedergeben kann, die eine unbefriedigte Leidenſchaft auf ewig von dir verbannt haben würde. Ich kenne den Gegenſtand deiner Liebe, und glaube dir mit ſeinem Beſitze ſchmeicheln zu können. Bey ihr vereinigen ſich die Schönheiten der Seele mit den Schönheiten des Körpers; ſie iſt die Unſchuld ſelbſt: aber ihr Mann mit dem ſie erſt vor kurzem vermählt wurde, hat ſich durch eine zufällige Uebertretung des Geſetzes, die er ſelbſt auf ſich lud, in die Nothwendigkeit verſetzt geſehen, das harte Geſetz ſich aufzulegen, ſie zu verlaſſen: dieſes geſchah heute und ich kann dir alſo verſprechen, ſie in deine Arme zu liefern. Ueberlaß dich ganz deiner Leidenſchaft, und ſtöhre dich nicht in deinem Glücke durch den ſchwermüthigen Gedanken, daß deine Zufriedenheit vielleicht das Glück anderer unterbrechen könnte. Sey glücklich, lieber Weßir, und dann kannſt du darauf rechnen, daß du auch andere dadurch glücklicher machſt, als du vielleicht glaubſt." — Giafars Erſtaunen glich der Freude und Zufriedenheit, womit ihn Schebibs Verſprechen erfüllte. „Du wirſt nun ſelbſt bekennen müſſen, ſagte er zu Schebib, daß mein Vater mich nicht getäuſcht hat, als er mir zu Damaſk Wunder über Wunder weiſſagte. Ein Wunder an Schönheit ſtellt ſich meinen Augen dar, und zugleich wirkt Liebe ein andres Wunder zu meinem Beſten, indem ſie mich in den Beſitz dieſes reizenden Gegenſtandes durch die Hülfe der zärtlichſten Freundſchaft ſetzt."

Schebib verlies unverzüglich das Zimmer, wo er ſich mit Giafar befand, gieng mit ſchnellen Schritten durch ſeine Gärten, und begab ſich in den kleinen Palaſt mit den 24 Säulen, wo der Weßir bey Erſcheinung der Negemet-il-Suphee, der jüngſten und der zärtlichgeliebteſten der Gemahlinnen Schebibs von einer ſo heftigen Leidenſchaft befallen worden war.

Ein Paar Worte hatten den großmüthigen Schebib bald überzeugt, daß es Negemet ſelbſt geweſen ſey, die ihr Gärtchen begoß, als Giafar auf dem Sofa ſaß. Jezt kam es nun darauf an, ſie zu überreden, neue für ihre Familie und für ſie ſelbſt weit vortheilhaftere Verbindungen einzugehen, aber da muſte ſie andere aufgeben, die für ſie nie ohne Anmuth und ſonderlich nie eine Bürde geweſen waren. Zum Glücke glaubte er ſich ſchmeicheln zu dürfen, bey dieſem Unternehmen keine andere Leidenſchaft als die ſeinige bekämpfen zu müſſen, ob er gleich ſehr gut fühlte, daß der Vorſchlag, den er thun wollte, nur mit der gröſten Behutſamkeit und Schonung vorgebracht werden konnte. Er durfte es nicht ſelbſt ſeyn, der einer jungen Frau Ideen einflößte, die ihr eine glücklichere Lage als ihre jetzige vorſpiegelten; ein ehrgeitziger Vater, eine ehrgeitzige Mutter würden dieß weit beſſer bewerkſtelligen, ohne ihre Eitelkeit zu kränken: er nahm alſo ſeine Zuflucht zu einer kleinen Liſt: „ich liebe dich zärtlich, ſchöne Negemet, ſagte er; ich fühle mich ſtark genug, alles zu thun, um dein Glück zu befeſtigen; vielleicht, daß ich dir dieſen Augenblick, wo ich doch nichts als deine größere Zufriedenheit zum Augenmerke habe, eine kleine Kränkung verurſache, aber ich beſchwöre dich, willige gütig in den

Wunſch, den ich dir zu äuſſern wage, und begieb dich eine Woche lang zu deinen ehrwürdigen Eltern: ein unüberlegtes Gelübde iſt Schuld, daß ich mir die heftigſte Gewalt anthun und mich während dieſer kurzen Zeit von dir trennen muß. Aber laß mir Gerechtigkeit wiederfahren, und ſey verſichert, daß deine Glückſeeligkeit während dieſes Zwiſchenraums meine einzige Beſchäftigung ſeyn wird." Nesgemet-il-Euphee, die im Schooſe ihrer Familie zum Gehorſame gewöhnt war, und noch nie den geringſten Gebrauch von ihrem eigenen Willen gemacht hatte, ſahe in dem Befehle, auf einige Tage zu ihren Eltern zurückzugehen, bloß eine Gnade, um die ſie ſelbſt zu bitten gewagt haben würde, und, ſtatt über dieſen Vorſchlag unwillig zu werden, dankte ſie ſogar in ihrer Unſchuld dem Schebib dafür. Schebib hatte unterdeſſen den Scheffandar-Hazan, ihren Vater, bitten laſſen, ſich in einer wichtigen Angelegenheit zu ihm zu verfügen. Der Emir begab ſich zu ſeinem Schwiegerſohne, und dieſer gieng weit offenherziger mit ihm zu Werke, als er bey der Tochter gethan hatte.

„Deine Tochter, lieber Scheffandar, ſagte er, iſt eine Perle in meinen Augen, und ich habe ein Mittel gefunden, ihr und dein Glück bey dem Wechſel, welchem alle menſchliche

Dinge ausgeſezt ſind, auf eine weit dauerhaftere Weiſe zu ſichern. Ich war entzückt, dein Schwiegerſohn zu ſeyn; aber ein Mann, der in jedem Stücke den Vorzug vor mir verdient, hat von der liebenswürdigen Negemet eine ihr ganz würdige Schilderung machen hören, und betet ſie an. Meine Freundſchaft macht es mir zur Pflicht, daß ich dieſes Opfer euch und ihr bringe. Nehmt ſie wieder in euer Haus auf, flößt ihr den Wunſch nach einem höhern Glücke ein, mein Glück finde ich in der Größe meines Opfers, denn ich würde mich für glücklich halten, wenn ich um einen ſolchen Preiß noch mehrere Opfer von der Art bringen könnte. Da bey meiner Entſagung des Glücks ihres Beſitzes ihr jede Kränkung erſpart werden muß; ſo übereile nichts, wähle deine Zeit und triff deine Maasregeln. Sobald du ſie beredet haſt, ſich meinen Vorſchlag gefallen zu laſſen, ſo gieb mir Nachricht davon, und ich will mich vor dem Kadi von ihr ſcheiden laſſen, doch ſo, daß es weder dir noch ihr im mindeſten zum Nachtheile gereicht. Bis dahin bleibt die Sache ein Geheimniß zwiſchen dir, deiner Frau und mir. Ich brauche dir nicht erſt die Folgen davon vorzuſtellen; ein einziger Grund wird ſchon hinreichend ſeyn, dich zur Geheimhaltung zu bewegen; denn der neue Freyer deiner Tochter weiß nicht, daß ich mit Negmet verheyrathet bin, ob er gleich weiß, daß ſie die Frau eines andern iſt; und ich habe meine Urſachen, warum ich bey ihm nur für einen Vermittler gelten will, der ohne das geringſte Intereſſe ihm einen weſentlichen Dienſt zu erzeigen ſucht.“

Scheffandar nahm ſeine Tochter mit ſich nach Hauſe und war feſt entſchloſſen, Schebibs Vorſchlag, der ihm ſehr vortheilhaft war, auf alle Weiſe zu unterſtützen. Schebib ſeiner Seits begab ſich zum Giafar zurück. „Mein Prinz, ſagte er zu ihm, wenn dein Puls den Arzt nicht getäuſcht hat, ſo kannſt du dir jezt Rechnung machen, in kurzem vollkommen wieder zu geneſen, denn in wenig Tagen wirſt du die beſitzen, von der deine ganze Herſtellung abhängt. Ihr Mann wünſcht nichts mehr, als daß die junge Schönheit, die ihn ſein unglückliches Geſtirn zu verſtoßen zwang, zum Genuße des glücklichſten Looſes gelange. Die Eltern der jungen Perſon und ſie ſelbſt werden weit entfernt ſeyn, dir das geringſte Hinderniß in den Weg zu legen, aber ein einziger Umſtand macht es unmöglich, daß dein Glück ſchon früher ganz vollkommen ſey. Du kannſt dich nicht unerkannt verheyrathen, und da dich des Schickſals Schluß hieher gebracht hat, ſo hängt die Zeit, wo du dich zu erkennen geben darfſt, nicht von dir, ſondern von der Fügung des Verhängniſſes ab." — So verliebt auch Giafar war, ſo ſahe er doch ein, daß er ſich in die Nothwendigkeit ſchicken und warten müſſe. Zu gleicher Zeit aber fühlt' er die Größe des Dienſtes, den er ſeinem edelmüthigen Freunde zu verdanken hatte, und ſuchte ihn in den ſtärkſten Ausdrücken zu überzeugen, wie ſehr er ihm für die Wärme und Thätigkeit ſeines Eifers verbunden ſey. "Ich werde mich, ſagte er, ganz nach den Maasregeln richten, die mir deine Klugheit vorſchreiben wird; ich begnüge mich, zu Wiederherſtellung meiner Ruhe, mich mit den Hoffnungen zu nähren, die du mir gemacht haſt, und will gern warten, bis deine Sorgfalt und die Veränderung der Umſtände ihrer gänzliche Erfüllung begünſtigen."

Giafar ſtand auf dem höchſten Gipfel der Freude. Er bedurfte der Einſamkeit, um ſich recht mit Muße den Gedanken an den reizenden Gegenſtand zu überlaſſen, der ihn bezaubert hatte. Er ſuchte dieſe Einſamkeit in den Straßen von Damaſk auf und fand ſie überall, ſelbſt in dem Gewühle und Getümmel um ihn her. Da er jedoch auf alles ein aufmerkſames Auge hatte, ſo wurde er nicht weit von der großen Moskee zwey Blinde gewahr, die ſich einander an der Stimme erkannten und ſich begrüßten.

„Ach, biſt du es, ſagte Benphiros, der älteſte, zu dem jüngſten, ich habe dir eine Menge Dinge zu erzählen. Du weißt, daß meine Frau von der afrikaniſchen Küſte abſtammt, und alle die Schrifften kennt und ſtudirt hat, die von den verborgenen Wiſſenſchaften handeln, und ſich im Dom-Daniel*) zu Tunis befinden. Den ganzen Tag iſt ſie damit beſchäftigt, ohne daß wir dadurch reicher werden; aber ſie entdeckt eine Menge geheime Dinge. Sie hat mir verſichert, daß Giafar, der große Emir der Barmeciden, ſich ſeit einigen Monden hier zu Damaſk aufhalte, und daß ihn eine Weiſſagung des Buches Giaffer gezwungen habe, hieher zu reiſen. Der Kalife will wegen einer gewiſſen Sache Erläuterung haben, und ſein Großweſir ſoll ſie ihm verſchaffen. Aber wir ſind hier nicht am rechten Orte um uns von ſolchen Geheimniſſen zu beſprechen.“ — „Im Gegentheile, antwortete der jüngere Blinde, es iſt noch nicht die Betzeit und alſo niemand hier;“ indem er das ſagte, ſtreckte er den Arm aus und fühlte mit ſeinem Stabe um ſich her, dem aber Giafar auswich. Als er gewiß zu ſeyn glaubte, daß keine fremden Lauſcher in der Nähe wären, ſagte er zu ſeinem Kameraden: „wir wollen uns auf die Bank ſetzen, und in unſerm Geſpräche fortfahren. Deine Frau hat dir alſo entdeckt, daß der Großweſir Giafar ſich zu Damaſk befindet, und ich, ich ſage dir, daß keine zwey Tage vergehen werden, ohne daß er nicht erkannt ſeyn wird, ſo gut er ſich auch zu verbergen ſucht.“ — „Woher weiſt du das, fragte der alte Blinde?“ — „Mein Vater hat's mir geſagt, erwiederte der andere; er iſt ein geborner Egypter; er lieſt keine geheimnißvollen Bücher, aber er kann ſelbſt welche ſchreiben, denn er hat Umgang mit Geiſtern. Die Geſchichte, die ich erzählen will, iſt ſehr lang und verwickelt, ich bitte dich alſo um Geduld, ſie anzuhören.

---

*) Dom-Daniel, eine Art Muſeum zu Tunis deſſen Bibliothek im Rufe ſteht, ſehr reich an Handſchriften aus dem Fache der verborgenen Wiſſenſchaften zu ſeyn.

„Einer von den Erdgeiſtern, welchen die Hut der Schätze der Erde übertragen iſt, und den mein Vater faſt täglich ſieht, Markaff mit Namen, hatte ſich in die Tochter des Sultans von Harak verliebt, und nahm ſich vor, ihr in der Nacht zu erſcheinen und einen Verſuch zu machen, ob er ihre Gegenliebe erwecken und ſie heyrathen könnte. Er begab ſich in ſeine gewöhnliche Wohnung hinab, und ſetzte ſich in den Stand, vor den Augen der Schönen, der er gefallen wollte, ſo prächtig und glänzend als möglich aufzutreten. Als er aus der Tiefe der Erde in einen dicken Nebel gehüllt und auf den Flügeln eines unterirrdiſchen Wirbelwinds empor fuhr, hielt ihn eine Wolke auf, die ſich aus der mittlern Luftregion auf die Erde niederließ; es war der Wagen der Tantura, der Königin der Schutz-Geiſter. Troz des ungewöhnlichen Staats ihres Unterthans erkannte ſie ihn doch. „Wo willſt du in dieſem prächtigen Aufzuge hin? redete ſie ihn an, wen ſuchſt du zu blenden?“ — „Große Königin, antwortete Markaff, indem er ſich zur Erde beugte, ich bin in die ſchönſte der Töchter der Menſchen verliebt, und will mein Glück verſuchen.“ — „Schön, ſpottete Tantura; das heißt ſchön für dich; wie kanſt du halber Blinder dich auf Schönheit verlaſſen; ich wette, die Dame iſt ganz deiner würdig und ganz nach deinem Ebenbilde geformt.“ —

„Große Königin! ſprach Markaff, am Tage blendet mich die Sonne, aber des Nachts und beym Scheine der Lichter ſehe ich ſo hell und deutlich, und vielleicht beſſer als ein andrer. Ich kann dir zuſchwören, daß die Tochter des Sultans von Harak, die mich bezaubert hat, die ſchönſte Prinzeſſin auf der Erde iſt." — Ein großes Lob, fuhr Tantura fort, aber wo würdeſt du genug Worte des Lobes finden, wenn du den jungen Sterblichen geſehen hätteſt, den ich jezt zu Damaſk, und zwar ſeit einem Monate zum zehentenmal beſucht habe, ohne daß ich mich ihm noch zu erkennen gab. Du würdeſt ihn ein Wunder nennen. Eben komme ich von ihm zurück und ſchon glühe ich von neuer Begierde, wieder zu ihm zurück zu kehren. Komme mit mir, lade deinen ſchweren Körper auf die leichten Dünſte, auf denen ich ſchwebe, ſie haben Federkraft, und werden ihn ſchon wohl tragen können. Ich will dich überführen, daß deine Wahl keine Vergleichung mit der meinigen aushält." — Tantura wollte es; ſie war Königin! Markaff mußte gehorchen.

Tantura's Wagen hob ſich in die Luft empor und flog davon; ſie ſchwebte einen Augenblick über Damaſk, und weilte endlich bey einem von den Nebengebäuden von Schebibs Palaſte. Es war ſein einiger Sohn, welcher die Bewunderung der Königin der Schutzgeiſter gereizt hatte. Markaff, als er ihn ſahe, war gezwungen, zu bekennen, daß es keinen ſchönern Jüngling auf Erden geben könne, aber er behauptete, daß die Prinzeſſin von Herak eben ſo ſchön ſey. Jedes beharrte bey ſeiner Meynung; zulezt wurden ſie einig, eine Vergleichung anzuſtellen, und einen dritten zum Schiedsrichter aufzurufen, wenn keins von beyden nachgeben wollte. Eine Wolke nahm Schebibs Sohn, Tantura und Markaff in ihrem Schooſe auf, und brachte alle drey in das Gemach der Prinzeſſin von Herak.

„Es war zwar noch nicht Mitternacht-Stunde, aber alle Bedienten des Palaſtes lagen ſchon im tiefen Schlafe, Tantura zauberte ihren Schlaf noch feſter, und wähnte, daß niemand der Wirkung dieſes Zaubers widerſtehen würde, aber die ſchöne Zizialeh, die durch ihre Amme in allen Geheimniſſen der perſiſchen Magier eingeweiht, aber durch ihre Wiſſenſchaft ſelbſt den Unannehmlichkeiten dieſer Wiſſenſchaft ausgeſezt war, ſchlummerte nie, ohne ihr Zauberbuch unter dem Kopfkiſſen zu haben; ihr Auge war nur halb geſchloſſen, und ihr rechter Arm war zwar nachläſſig aus dem Bette geſunken, aber an der Linken hieng der kleine Zauberſtab an einem Bande.

„Als Markaff ſie das erſtemal geſehen hatte, ohne daß er glaubte, von ihr geſehen zu werden, hatte ſie ihn recht gut bemerkt, und als er ſich dem Wahne überließ, nach ihrem Beſitze zu ſtreben, traf ſie ſelbſt Maasregeln, ihn zu einem ihrer unterworfenen Sklaven zu machen. Sie ſah ihn mit Tantura hereinkommen, und ſtellte ſich, als ſchlief ſie recht feſt, war aber auf alle Fälle gefaßt.

„Man legte den jungen Schebib ſchlafend neben ſie. Anfangs hielt ſie ihn für einen Bewohner der himmliſchen Region, aber bald belehrte ſie Tanturas und Markaffs Geſpräch, daß der ſchöne Jüngling, der ihr Lager mit ihr theilte, hiehergebracht worden ſey, um mit ihr verglichen zu werden. Jetzt wurde ſie das Opfer eines Zaubers, gegen die alle Maasregeln, die ihre Vorſicht getroffen hatte, zu ohnmächtig waren, das Opfer des Zaubers der Liebe. Tantura und Markaff geriethen in einen hitzigen Wortwechſel, welcher von den beyden Gegenſtänden ihrer Liebe den Vorzug verdiene, und da keins dem andern weichen wollte, ſo that Tantura den Vorſchlag, es auf die Entſcheidung eines Dritten ankommen zu laſſen. Sie ſtampfte mit dem Fuße auf den Boden, und der Geiſt Karkas erſchien.

„Dieſer Geiſt hat in ſeinem Aeußerlichen viel Aehnliches von einem Thiere; er ſcheint kaum drey Fuß hoch; die Hälfte ſeines Kopfs gleicht einem Menſchengeſichte, die andere Hälfte aber fehlt; ein Bart, der auf der Erden ſchleift, hängt von dieſem Geſichte, wo Runzel an Runzel liegt, herab; ſein Kinn reicht bis an die Knie; ſein ganzer Körper hat von hinten die Geſtalt eines länglichten Höckers, der auf einem Bocksfuße ruht, auf dem er ſich mit Hülfe zweyer Krücken ziemlich leicht fortbewegt; der andere Fuß krümmt ſich über die Schultern. Ich kenne dieſen Geiſt von Perſon, denn mein Vater hat mir ihn ſehen laſſen; er iſt eben ſo liſtig als häßlich, und ſteht im Nothfalle den andern Geiſtern mit gutem Rathe bey.

„Altes Ungeheuer, ſagte Tantura, als Karkas erſchien, wir ſind hier in Streite, Niarkaff und ich; wir haben hier jedes ſein Idol, und keins will dem andern den Vorzug einräumen; im Punkte der Schönheit kann niemand ein uneigennützigerer Richter ſeyn als du, der du nicht die mindeſten Anſprüche darauf machen kannſt. Betrachte dieſe beyden Menſchenkinder, die hier auf dem Bette neben einander liegen, und entſcheide, ohne Rückſicht auf Geſchlecht, welches von ihnen an Schönheit das andere übertrifft.

„Karkas hinkte zum Bette, ſein häßliches abgemergeltes Gerippe, das unter ſeinem Barte verborgen lag, dehnte ſich mehr und mehr aus, und ſein Halskopf wuchs zu einer Höhe von ſechs Fuß. Er bückte und bückte ſich, legte zu wiederholtenmalen ſein Triefauge ganz nah an die reizenden Geſichter der beyden Schlummernden; und als er endlich ſich im Stande glaubte, ein richtiges Urtheil fällen zu können, hinkte er wieder in die Mitte des Zimmers zurück; nahm ſeine erſte Poſitur wieder an, und brach in die Worte aus: große Königin, und du Markaſſ, euer Streit iſt ganz vergebens; jedes von dieſen beyden menſchlichen Weſen, die ich geprüft habe, vereinigt nach ſeinem Geſchlechte Schönheiten, die es über jede Vergleichung hinausſetzen; ſie ſind für einander geſchaffen, und da ich wahrſcheinlich das Ding genauer beguckt habe als ihr, ſo iſt mir auch das Zeichen des Geſtirns nicht entgangen, deſſen Einfluß aus beyden unfehlbar ein Paar machen wird. Ich weiß nicht, was eure Abſichten geweſen ſeyn mögen, aber das weiß ich, daß man dem Gange ihres Verhängniſſes vergebens entgegen arbeiten würde; denn das Sprichwort ſagt ſehr wahr, wo das Schickſal einmal entſchieden hat, haftet kein Zauber mehr: ſchickt euch alſo im Guten hinein, entſagt euern Anſprüchen, worin ſie auch beſtanden

den haben mögen, und kommt der Weiſſagung des Geſtirns, das ihr ohnehin nicht Lügen ſtrafen könnt, dadurch zuvor, daß ihr auf der Stelle die beyden Gegenſtände eurer Liebe zuſammengebt.

„Tantura trat näher zum jungen Schebib und zur Zizialeh; ſie erkannte das untrügliche Zeichen, das Karkas bemerkt hatte, und faßte auf der Stelle ihren Entſchluß. An ihrer Hand trug ſie zwey prächtige Ringe, ſie ſteckte den ſchönſten dem jungen Schebib und den andern der Prinzeſſin von Herak an den Finger; ſie ergriff ihre rechten Hände, legte ſie in einander, und gab jedem einen Kuß. Gern hätten Markaſſ und Karkas ein Gleiches gethan, aber die Ehrfurcht für ihre Königinn hielt ſie zurück. Das junge Ehepaar wurde eben ſo ſchnell wieder getrennt, als es vermählt worden war, denn Tantura, als ſie die Geiſter beurlaubt hatte, nahm ihren Liebling in ihren Wagen, und brachte ihn nach Damaſk zurück.

Die junge Zizialeh, die ſich ſtellte, als ſchlief ſie, hatte nicht ein Wort vom ganzen Geſpräche verlohren und weißlich aus Allem Nutzen zu ziehen gewußt. Sie ſahe ſich den liebenswürdigſten aller Sterblichen zur Gemahlin

lin beſtimmt, ſie hatte ſich ſchon überzeugt, daß ſie ihm nichts weniger als gleichgültig ſey; zwar kannte ſie weder ſeinen Namen noch Stand, aber es fehlte ihr auch nicht an Mitteln beydes zu erfahren; ihre Seele überließ ſich alſo ganz dem Rauſche des Entzückens, welches die aufkeimende Liebe begleitet, und kaum war Tanthyn verſchwunden, ſo ſchlief die Prinzeſſin im Arme jener anmuthigen Trugbilder ein, welche die Kinder der Hoffnung ſind: Nicht ſo angenehm war ihr Erwachen. Ein Abgeſandter des Sultans von Kurdiſtan war zu Herak angekommen, um die Prinzeſſin zur Gemahlin für den Erben dieſer Krone zu verlangen. Alle mögliche Vortheile vereinigten ſich um dieſe Verbindung dem Sultane von Herak wünſchenswerth zu machen, und er erwartete nichts weniger, als die geringſte Hinderniſſe von Seiten ſeiner Tochter. Deſto größer war ſeine Verwunderung, als er von ihr zur Antwort erhielt, daß ſie weder Herr über ihr Herz noch über ihre Hand ſey, und daß ſie lieber ſterben als den Prinzen von Kurdiſtan heyrathen wolle. Der Sultan erzürnte ſich nicht wenig über dieſen unvermutheten Starrſinn ſeiner Tochter, und war im Begriffe ſeinem Zorne freyen Lauf zu laſſen; doch zum Glück fühlte er, daß Mäßigung hier das geſcheideſte ſey, was er thun könne.

¿ Bildeſt du dir ein, Prinzeſſin, ſagte er, daß meine Tochter und Erbin über ihr Herz und ihre Hand allein und unumſchränkt entſcheiden könne? Ich werde alle Anſtalten zu deiner Verheyrathung treffen laſſen, und du ſollſt mit dem Geſandten abreiſen, der um dich angehalten hat.

„Zizialeh erſchrak nicht wenig über dieſe Antwort. Kurze Zeit darauf trat auch ihre Mutter in ihr Zimmer, und fand ſie in Thränen. ¿ Wie kannſt du, liebe Tochter, ſagte ſie zu ihr, wie kannſt du verlangen, daß wir die Hand eines Prinzen ausſchlagen ſollen, der ſo jung und ſchön iſt, und der auſſer der Krone, die du einſtens erbeſt dir noch eine andere anbietet? ¿ Warum wollteſt du ihm deine Hand verweigern? welch ein Eigenſinn!

„Hätte Zizialeh den Namen ihres Geliebten gewußt, ſo würde ſie (ſo ſehr war ſie von ihm eingenommen), ganz naiv zur Antwort gegeben haben, das macht, daß ich den jungen Schebib liebe; ſo aber begnügte ſie ſich, hartnäckig bey ihrer Weigerung zu beharren, ohne ſich über den Bewegungsgrund dazu erklären zu können. Ob du den Prinzen willſt, oder nicht, fuhr die Mutter fort, kommt hier nicht in Betrachtung; einmal iſt es feſt beſchloſſen, daß er dein Gemahl werden ſoll; der dritte Tag iſt zu deiner Abreiſe feſtgeſezt; verbirg alſo dem Abgeſandten deines Bräutigams die Geſinnungen deines Herzens, die für ihn nicht anders als beleidigend ſeyn können. Ich weiß gar nicht, was ich heute aus dir machen ſoll; es iſt das erſtemal in deinem Leben, daß du mir Anlaß giebſt, mit dir unzufrieden zu ſeyn.

„Die Mutter gieng, und Zizialeh war äuſſerſt bekümmert, ſie ſahe ſich in der Nothwendigkeit, ihren Eltern zu mißfallen, die ſie doch mit der äuſſerſten Zärtlichkeit liebte, aber Verhängniß und Liebe geboten es; ſie war ja nicht einmal im Stande ein deutliches Geſtändniß ihrer Bewegungsgründe abzulegen. Die Anſtalten zu ihrer Abreiſe und die Nähe derſelben beunruhigten ſie nur in der Rückſicht, weil ſie voraus ſahe, daß ſie gezwungen ſeyn würde, ſich übernatürlicher Mittel zu bedienen und ſich von einer Familie zu trennen, die dieſe Trennung in die äuſſerſte Betrübniß verſetzen würde. Aber in welchem Lande ſollte ſie den aufſuchen, den ſie liebte?

„Sie war noch in dieſe traurigen Betrachtungen vertieft, als plötzlich Markaff vor ihr ſtand. Markaff hatte ſeinen Anſprüchen auf ſie noch nicht ſo ganz entſagt, wie Tantura

im

in Anſehung Schebibs. Dieſe Erſcheinung würde ihr zu jeder andern Zeit zuwider geweſen ſeyn, jezt war ſie ihr willkommen: „¿was willſt du? wer biſt du?" ſprach ſie. — „Ich bin, antwortete Markaf ein Geiſt, der dich dieſe Nacht mit dem liebenswürdigen jungen Menſchen vermählen half, deſſen Ring du noch am Finger trägſt. Ich weiß, was mit dir vorgeht, ich liebe dich, und komme, dir meinen Beyſtand anzubieten. — „Wer mich liebt, dient mir, antwortete Zizialeh; ſtelle dich in dieſen Kreis." — Zizialeh zeichnete einen Kreis auf den Boden, und Markaff, auſſer ſich für Liebe, trat hinein. Die junge Schwarzkünſtlerin, die geübter in ihrer Kunſt war, als Markaff ahndete, wuſte ihn ſich nun ſo unterwürfig zu machen, daß er der allerunthänigſte ihrer Sclaven wurde. Als ſie den Markaff durch ihre Gunſt dahin gebracht ſahe, daß er ihr nichts mehr abſchlagen konnte, ſagte die Prinzeſſin zu ihm: „du weißt, wo mein Liebhaber ſich aufhält, bringe mich auf der Stelle vor die Stadt, wo er wohnt." Der ſchwerfällige Markaff bekam Adlersſchnelle, als er der Geliebten ſeinen Gehorſam bezeugen ſollte; ſie würde ihm die Leichtigkeit eines Schmetterlings haben geben können. Er ſetzte ſie mit einbrechender Nacht in einem von den Gärten ab, die um Damaſk liegen. Zizialeh hatte ihre Züge behalten, aber ihr Geſchlecht hatte ſie verſtellt und ihr Geſicht bräunlich gefärbt. Auf ihrem Rücken hieng ein Bogen und Köcher voll Pfeile, und ſo klopfte ſie an der Thüre eines Hauſes an, als ob ſie ein junger Araber aus der Wüſte ſey, der ſo lange um die Gaſtfreiheit bät, bis die Stadtthore geöffnet würden. Man nahm ſie gütig auf, zeigte ihr einen Ort, wo ſie des Nachts über ſchlafen konnte, und bot ihr einige Erfriſchungen an, ſo gut als ſie in einem Hauſe zu haben waren, das zwar ganz ehrliche, aber keine reiche Leute zu Bewohnern hatte. Es befanden ſich in dieſem kleinen Hauſe nicht mehr als ein Mann und eine Frau mit ihrer vierzehnjährigen hübſchen Tochter, die man ſorgfältig vor den Augen des neuen Gaſtes zu verbergen ſuchte.

„Zizialeh ſchlief die Nacht recht ruhig; denn Bekümmerniß hatte in den vorhergehenden Nächten allen Schlaf aus ihren Augen verbannt; ſie würde ſpät erwacht ſeyn, wenn ſie nicht ein großer Lärm vor der Thür ihrer Schlafſtätte aufgeſchreckt hätte; die Thüre wurde mit dem Geſchrey, hier iſt der Verführer! geöfnet. Ein Weib mit fliegenden Haaren ſprach dieſe Worte aus, und zeigte mit dem Finger auf Zizialeh, und einige von der

Polizeywache von Damaſk bemächtigten ſich des Beklagten, ehe er noch Zeit gehabt hatte aufzuſtehen. Man führte Ziztaleh vor den Kadi; hier hörte ſie erſt welch' ein ſtrafwürdiges Verbrechen ſie begangen haben ſollte; man beſchuldigte ſie nemlich, daß ſie ſchändlicherweiſe die jungfräuliche Ehre der Tochter befleckt habe, deren Vater und Mutter ſie ſo menſchenfreundlich aufgenommen hatten. Es wäre der vermeintlichen Thäterin etwas leichtes geweſen, ihre Unſchuld mit einem einzigen Worte darzuthun, aber da ſie alsdann ihr Geheimniß hätte offenbaren müſſen, das ſie doch gern verſchweigen wolte, ſo verlies ſie ſich darauf, mit Hülfe ihres Buchs, ihres Stäbchens und Markaffs ſich leicht aus dieſem Handel zu ziehen, ohne nöthig zu haben, dem Richter ihr Geſchlecht entdecken zu müſſen. Als ſie daher die Beſchuldigung vernahm, ſchlug ſie die Augen nieder und ſchwieg. Ihr Schweigen wurde für ein Geſtändniß ausgelegt, und der Kadi befahl, ſie ins Gefängniß zu bringen bis man ihr Urtheil gefällt haben würde. Sie lies ſich ohne Widerſtand fortführen, und brachte nicht ein Wort, zu ihrer Vertheidigung vor.

„Sobald der Kerkermeiſter ſie eingeſchloſſen und verlaſſen hatte, rief ſie dem Markaff, und der getreue Sclave erſchien. ¡Befreye mich aus dieſem Gefängniſſe, ſagte ſie zu ihm! Das vermag ich nicht, antwortete der Geiſt; in dem Zuſtande, in dem du dich jezt befindeſt, iſt dein Zauberſtaab ohne Wirkung, ſo wie der meinige; aber es giebt andere Mittel. Ich weiß, weſſen man dich beſchuldigt; ein Geiſt der Luft hat mir den wahren Thäter genannt, er iſt mit Hülfe einer Leiter, der er ſich auch zur Flucht bedient, bey Nachtzeit in das Haus geſtiegen, wo er beſſer Beſcheid weiß als du. Weil man ſich ihm widerſezte, ſo iſt ſein ganzes Geſicht zerkrazt und er hat einen derben Biß in die Naſe; noch hat er nicht Zeit gehabt, die Leiter wegzunehmen. Ich will mich an ihn machen, ihm nicht von der Ferſe weichen, und wohl Mittel finden, ihn zu zwingen, ſich an deinen Platz zu ſtellen, wenn man dich an den Ort der Hinrichtung führen ſollte. Aber ich habe keinen Augenblick zu verlieren, und ich eile, um die Marter der Gewiſſensbiſſe zu vermehren, die ihn ſchon peinigen werden.

„Markaſſ entfernte ſich, Zizialeh wurde ruhiger und beſchäftigte ſich mit ihrem Geliebten; aber eine kurze Zeit darauf ſahe ſie ihren Sclaven wieder kommen. Ich habe, ſagte er, der Königin Tantura begegnet; deine Sache bekommt ein ganz anderes Anſehn, ſo wie ich von ihr erfahren habe, iſt die Schickung des

Verhängniſſes Schuld an deiner Gefangenſchaft; es iſt im Rathſchluſſe des Himmels beſchloſſen, daß du dich bis an den Fuß des Blutgerüſtes bringen laſſen ſollſt; Tantura wird dich unſichtbar dahin begleiten und dir ſagen, was du zu thun haſt. Eine höhere Gewalt hat uns alle drey in dieſem Augenblicke wie Blinde zu handeln gezwungen, aber du kanſt ganz ohne Sorge ſeyn. — Die Prinzeſſin von Herak, die von Natur viel Muth und Vertrauen beſaß, und ſich auf den Schutz der Königin der Geiſter verließ, der ſie die Erſtlinge ihres Glücks verdankte, ergab ſich ruhig in die Fügungen ihres Schickſals und erwartete, was dieſes weiter über ſie beſchloſſen haben würde.“ —

Hier endigte der jüngre Blinde ſeine Erzählung. „Morgen, mein Bruder, fuhr er gegen den Alten fort, werden wir erfahren, welchen Ausgang dieſe Sache nehmen wird, und wenn Markaff meinen Vater nicht täuſcht, ſo haben wir etwas Wunderbares zu erwarten.“ Hierauf ſchieden die beyden Blinden von einander. So lang auch dieſe Unterredung gedauert hatte, ſo gieng doch für Giafar nicht ein Wort davon verloren. Was ihn nicht ſelbſt perſönlich betraf, intereſſirte ſeinen Freund Schebib viel zu ſehr, um ihm gleichgültig zu ſeyn. Zizialeh das Opfer der Liebe und des Verhängniſſes, erweckte durch ihre Unſchuld, Empfindungen der Gerechtigkeit und Milde in ihm, und das Wunder, das mit ſo vieler Gewißheit auf Morgen angekündigt wurde, entflammte ſeine Neugier. Er beſchloß ſo gut als möglich verkleidet, ſich nach dem Orte zu verfügen, wo die junge Geliebte des Sohnes ſeines Wirths die Todesſtrafe leiden ſollte.

Bey ſeiner Nachhauſekunft verſchwieg er dem Schebib welche Entdeckung er an dieſem Tage gemacht hatte. Bisher hatte ſein Gaſtfreund es für ihm geheim gehalten, daß er einen ſo hoffnungsvollen Sohn habe, und Giafar, der das Stillſchweigen ſeines Freundes ehrte, wollte jene auſſerordentlichen Begebenheiten abwarten, die den Schebib in die Nothwendigkeit ſetzen würden, es zu brechen.

Die beyden Freunde brachten dieſen Abend eben ſo vergnügt zu, als die vorhergehenden, aber Giafar war der luſtigſte und aufgeräumteſte von beyden. Schebib ſchien etwas tiefſinnig und zerſtreut. Der verliebte Weßir, den ſeine Leidenſchaft für die Reize der Gärtnerin, die ihn bezaubert hatte, ein wenig mißtrauiſch machte, legte Schebibs Tiefſinn endlich ſo aus, als ob der Unterhandlung, der ſich ſein Freund zu ſeinem Beſten unterzogen hatte, einige Hinderniſſe im Weg ſtünden, und konnte ſich nicht enthalten, ſeinem Freunde dieſe ſeine Beſorgniß zu entdecken. „Nein, lieber Freund, antwortete Schebib, deinem Glücke können ſich keine Hinderniſſe entgegenſtellen; aber was mir einigen Kummer verurſacht, geht mich ganz allein an. Die Launen des Schickſals, wie dein eigenes Beyſpiel beweiſet, verſchonen niemand, und wie darf ſich Schebib wundern, ſich ihnen Preiß gegeben zu ſehen, da ſelbſt Giafar ihr Spiel iſt? In meiner eigenen Familie trift mich jezt eine Unannehmlichkeit, die in ihrer Art ziemlich auſſerordentlich iſt, mit der ich dich aber heute nicht beläſtigen will, weil ſie vielleicht ſchon morgen gehoben ſeyn wird. Freund, wir wollen uns nicht ängſtigen; was ſind wir auf der Erde mehr als Steine eines Schachbrets, mit dem ein Anderer ſpielt; wir wollen ſoviel Gutes thun, als in unſrer Macht ſteht, und ruhig abwarten, bis derjenige, der das Spiel dirigirt, unſere Stelle uns anweiſt. Schebibs Geſicht bekam nach dieſen Worten ſeine gewöhnliche Heiterkeit wieder, und als es Nacht wurde, begaben ſich die beyden Freunde zur Ruhe.

Mit Anbruche des Tages gieng Giafar auf die Kundſchaft des Abentheuers aus, auf welches ihn die beyden Blinden ſo neugierig gemacht hatten; er verkleidete ſich ſo ſorgfältig, daß er nach ſeiner Meynung ſelbſt ſeinen vertrauteſten Freunden unkenntlich zu ſeyn glaubte. Er eilte nun nach dem Platze, wo die Hinrichtung vollzogen werden ſollte, um ſich einen Standpunkt auszuſuchen, wo er alles recht genau beobachten konnte. Er nahm ein frugales Mahl bey dem nächſten Speiſewirthe des Viertels ein, und ſtieg auf einen Baum, der ganz in der Nähe des Pfahls ſtund, an welchen der Miſſethäter befeſtigt werden ſollte. Er befand ſich hier in der angenehmſten Stellung, in der ſich ein Neugieriger nur befinden kann, denn ſeinem Blicke konnte nichts entwiſchen. Es währte nicht lange, ſo nahmen drey Bettler auf drey andern Aeſten des Baums ebenfalls ihre Plätze ein, und es machte Giafarn innerlich Spaß, wenn er an die ſonderbare Geſellſchaft dachte, mit der ihn das Ungefähr hier zuſammenbrachte. Er konnte ſich nicht entbrechen, bey ſich ſelbſt zu ſagen: wenn Schebib und meine ſchöne Gärtnerin in der Nähe wären, und Schebib ſagte zu ihr, einer von den vier Männern, die auf jenem Baume ſitzen, iſt dein Liebhaber, ſo würde ihr das eben nicht den ſchmeichelhafteſten

Begriff von ihrem Anbeter machen; aber in meinem Leben bin ich auch nie ſo gut verkleidet geweſen, als in dieſem Augenblicke.

Während der Weßir dieſe Betrachtung bey ſich anſtellte, näherte ſich der vermeintliche Miſſethäter, von allen Dienern der Juſtiz umringt, langſam der Gerichtsſtätte. Als er bis zu dem Pfale gekommen war, ſtreckte er ſeine Hände gen Himmel aus und wendete ſich gegen den Baum, auf welchem der Weßir ſaß. „O Giafar! rief er mit lauter Stimme, Emir der Barmeciden! du, der du nach dem Kaliſen die höchſte Macht von allen Mächten der Erde biſt; ich weiß, daß du hier weilſt, daß du mich ſiehſt, ja daß du überzeugt von meiner Unſchuld biſt; befreye mich von dieſem ungerechten und ſchändlichen Tode. Vergebens ſuchſt du dich zu Damaſk zu verbergen, du wirſt doch in kurzem entdeckt werden; ergreif alſo dieſen Augenblick, um dich durch eine That der Milde zu erkennen zu geben, die deinem Karakter ſo ganz entſpricht!“

Die Augen aller Anweſenden hatten ſich nach der Seite des Baums gerichtet, aber da man Giafars Geſellſchafter, die drey Bettler, recht gut kannte, ſo hielt man ihn ſelbſt für nichts weiter als für einen Bettler. Unterdeſſen

deſſen bewegte doch dieſe unvermuthete Anrede in Giafars Namen den Richter die Hinrichtung aufzuſchieben. Er wußte, daß Abdel-Melek-Ben-Meruan, der König von Damaſk, über die Ankunft des Großvezirs in ſeinen Staaten und über ſeine Hartnäckigkeit, ſich verborgen zu halten, unruhig war, und ihn überall aufſuchen ließ. Man hoffte, daß der junge Verbrecher dem Könige einiges Licht in der Sache würde geben können, und führte ihn auf der Stelle vor Abdel-Melek. „Woher weißt du, fragte ihn der Monarch, daß der Weſir Giafar ſich zu Damaſk befindet?“ „Großer König, antwortete Zizialeh, ich ſahe ihn mit meinen eigenen Augen, und ich redete ihn bey ſeinem eigenen Namen an; er ſaß mir gegenüber auf einem Baume, in Geſellſchaft von drey Bettlern. Ich kenne ihn ſehr genau und mache mich anheiſchig, ihn in jeder Verkleidung ausfündig zu machen, wenn es deiner Majeſtät belieben ſollte, binnen hier und drey Tagen ein öffentliches Feſt anzuſtellen, bey welchem er gewiß nicht ermangeln wird ſich einzufinden. Der König von Damaſk ließ die Zizialeh wieder zurück ins Gefängniß bringen, und befohl, daß durch die Ausrufer bekannt gemacht werden ſollte, daß er in drey Tagen ein groſſes öffentliches Feſt geben wollte.

Scheherazade brach hier einen Augenblick den Faden ihrer Erzählung ab. „Gnädigſter Herr, ſagte ſie zum Sultan Schahriar, man wird es zwar ſehr unwahrſcheinlich finden, daß man gar nicht auf den Gedanken kam, den Weßir bey Schebib aufzuſuchen, wo doch alle Fremde von einigem Stande, die nach Damaſk kamen, einzukehren pflegten; aber man muß nicht vergeſſen, ſich zu erinnern, daß die vornehmſten Perſonen des Reichs Augenzeugen von der glänzenden Aufnahme geweſen waren, welche Schebib dieſem Fremdling widerfahren ließ, den er mit allen Arten von Ehrenbezeugungen überhäufte, welches doch gewöhnlich nicht die Art iſt, wie man einen Mann zu empfangen pflegt, der ſeinen Rang verheimlichen will. Der prächtige und großmüthige Schebib pflegte Tugend mehr zu ſchätzen als alle Hoheit weltlicher Größe; er erzeigte zwar einem Fürſten die ihm ſchuld'ge Achtung, aber der Weiſe empfieng von ihm noch größere Beweiße der Verehrung. Er hatte dem Giafar ſein eigenes Zimmer eingeräumt, und man hielt den Weßir für einen gelehrten Sternkundigen, mit welchem Schebib die Nächte durchwache, um die Konſtellationen der Geſtirne zu beobachten.“

Doch es iſt Zeit, zum Giafar zurückzukehren, den wir auf ſeinem Baume zurückgelaſſen haben. Als Zizialeh ihn anredete, gerieth er in keine geringe Verlegenheit; allein obgleich aller Augen auf ihn gerichtet waren, ſo bemerkte er doch nicht die geringſte Bewegung unter der Menge, die Bezug auf ſeine weitere Entdeckung gehabt hätte, nur das bemerkte er, daß die Hinrichtung in ſeinem Namen aufgeſchoben, und der vermeintliche Verbrecher, der einen ſo glücklichen Gebrauch davon gemacht hatte, auf einem andern Wege zurückgeführt wurde. Er wußte daß dieß der Weg nach dem Palaſte des Abdel-Melek war; er errieth alſo gleich, daß Zizialeh, die durch die Königin der Geiſter ſo gut unterrichtete Zizialeh, dem Könige von Damaſk aufs heiligſte verſichern würde, daß der Großweßir in der Nähe geweſen ſey, und daß ſie ihn in eigener Perſon angeredet habe, als er auf einem Baume, dem Schaffot gegenüber ſaß. Er zögerte alſo keinen Augenblick den Ort zu verlaſſen, wo er erkannt worden war, und kehrte durch die abgelegenſten Seitengaſſen nach Schebibs Palaſte zurück.

Er erzählte ſeinem Freunde, was ihm begegnet war, ohne ihn jedoch merken zu laſſen, daß der junge Miſſethäter, der ihn in ſo große

Verlegenheit geſetzt hatte, ihm ſchon vorher bekannt geweſen ſey; er ſchloß damit, wie Leid es ihm thue, daß er die Unmöglichkeit vorherſehe, in Zukunft länger unerkannt zu bleiben. „Freund, antwortete Schebib, wundere dich vielmehr, daß du nicht ſchon längſt, in den zwey Monaten, die du dich hier aufhältſt, erkannt worden biſt. ¿Iſt es nicht was außerordentliches, daß das Erſtaunen, worein deine Abweſenheit Bagdad geſetzt haben muß, ſich nicht bis hierher fortgepflanzt hat? daß Abdel-Melek, der ängſtlichſte und mißtrauiſcheſte Menſch unter der Sonne, dich nicht längſt durch ſeine Spione ausſpürte, er, der deren ſo viele zu Damaſk hat; er, dem die Sorgfalt, mit der du dich verborgen hältſt, mehr Unruhe, als jedem andern, machen muß? Geſtehe, daß nur eine beſondere Fügung des Verhängniſſes deine Anweſenheit bis jezt dem Könige, zu gewiſſen, dir und mir unbekannten Entzwecken, verhehlt haben kann. Laß uns alſo in Geduld abwarten, bis es dem, der dieſe Hülle über dich warf, gefällig ſeyn wird, ſie wegzunehmen. Giebt es auf Erden einen glücklichen Menſchen, ſo muß das gewiß der Menſch ſeyn, der ſich ſeinem Schickſale unterwirft und es unbekümmert abwartet. Daß du dich bisher deiner Neugier überlieſeſt, hat dir noch keine Urſach gegeben, es dich reuen zu laſſen. ¿ Was hält dich alſo ab, ferner dieſem Triebe, alles zu hören und zu ſehen, nachzuhängen? Vielleicht kannſt du dir ſo einen Schatz von Kentniſſen ſammeln, der für dich und den Kalifen vortheilhaft iſt, und den ich außer Stande bin, dir zu verſchaffen: und fällt einſt die Maſke, die dich bis jezt verbirgt, ſo mache dann, von der Achtung und Ehrerbietung, die man dir zollen wird, den Gebrauch, den du dann dir ganz unfehlbar eingegeben fühlſt." — „Mein Loos iſt doch außerordentlich!" antwortete Giafar — „Nicht außerordentlicher, als jedes andern Menſchen Loos, erwiederte Schebib; hier auf Erden hinkt immer etwas Bitterkeit unſerm Glücke nach. Ich muß dir ſehr glucklich vorkommen, und wirklich ſchätze ich mich auch glucklich, einen Freund wie dich unter meinem Dache zu beherbergen, und das vom Himmel auserſehene Werkzeug zu ſeyn, das dir das Bittere der augenblicklichen Prüfung mildern ſoll, die das Schickſal über dich verhangt hat; ¿ aber glaubſt du, daß ich frey von ſolchen Prüfungen bin?

„Ich habe eine einzigen Sohn, der 16 Jahr alt iſt, und liebe ihn ſo ſehr, als ein Vater ſeinen Sohn lieben kann und darf: ich freute mich bis zu dieſem Augenblicke des Glücks, einen ſolchen Erben zu haben; ich laſſe ihn auf dem Lande, fern von ſeiner Mutter und meinen übrigen Weibern erziehen, die viel zu viel Nachgiebigkeit für ihn hegen. Er iſt ſo eher im Stande, ſeinen Studien unter der Leitung eines weiſen Hofmeiſters obzuliegen. Ich hatte mir die Ueberraſchung vorbehalten, dir ihn vor deiner Abreiſe vorzuſtellen und dich zu bitten, dies mein anderes Ich mit dir zu nehmen, aber vorher wollte ich erſt eine kleine Vorſicht beobachten. Ich habe einen vertrauten Freund, der eine liebenswürdige Tochter hat; wir hatten uns vorgenommen, aus unſern Kindern, vor dem Kadi, den Augenblick vor der Abreiſe meines Sohnes, ein Paar zu machen; er hätte denn ein oder zwey Jahre bey dir zugebracht, und wäre von Bagdad als ein gebildeter Mann, und würdig dieſes Namens, zurückgekommen. Ich hielt es für nothwendig, ihn auf dieſe Verbindung vorzubereiten, die mein Freund und ich verabredet hatten; ſtelle dir meine Kränkung vor, lieber Prinz, als mir mein Sohn zur Antwort gab, er ſey ſchon verheyrathet; er habe ſogar ſchon bey ſeiner Frau geſchlafen; ſie ſey ſchön zum Entzücken; er würde in ſeinem Leben keine andere nehmen, als ſie. Er zeigte mir einen Ring, den man ihm gegeben habe; der Ring ſchien von großem Werthe; man wollte ihn mir einhändigen, er verſteckte

ihn

ihn aber ſorgfältig. Seine Mutter hatte ſich vergebens bemüht, die umſtändliche Erzählung eines ſeltſamen Traums von ihm herauszulocken, mit dem er ſich beſtändig beſchäfftigt; kurz, er leidet an ſeiner Geſundheit, und du ſiehſt mich darüber in der äuſſerſten Niedergeſchlagenheit."

Giafar, der ſelbſt liebeskrank war, hatte Mitleiden mit der Lage des jungen Hazad-Schebih und der Betrübniß ſeines Vaters. Er hätte zwar manches in dieſer Sache entziffern können, aber er glaubte, daß es noch nicht die rechte Zeit dazu wäre; er kannte die Prinzeſſin von Herak nur aus der Erzählung des Blinden und wollte dies Geheimniß ſowohl für den Vater als den jungen Menſchen verſchwiegen halten, bis das Abentheuer mit der Prinzeſſin ſeine Endſchaft erreicht, und er ſich überzeugt habe, ob die durch die Geiſter vollzogene Vermählung nur ein Trugbild oder ein wirklicher Schluß des Schickſals geweſen ſey; jedoch bat er den Vater, ihn ſogleich zu dem geliebten, kranken Sohne zu führen. „Wer weiß, ſagte er zu ihm, ob die Heilung deines Sohnes nicht eine von den Abſichten iſt, warum ich als ein Blinder vom Schickſale hieher geſchickt worden bin, um hier von andern Blinden Licht zu erhalten. Deutlicher kann ich mich jezt nicht darüber herauslaſſen; aber ich hoffe es dir einſt, wenn der Ausgang uns belehrt haben wird, augenſcheinlich darzuthun, daß es auserwählte Menſchen giebt, über welche der Himmel vorzüglich wacht, und die gleichſam zu Ringen der Kette dienen, welche die Schickſale anderer Menſchen an einander reihen ſollen. Mohamed und unſere Propheten ſind Beweiſe davon. Das Geſtirn deines Sohnes erſahe ihn ohne Zweifel zu irgend einem beſondern Werke das für's allgemeine Beſte weſentlich iſt, und vielleicht ſendete mich mein Geſtirn hierher um ihm beyzuſtehn, oder ihn zu erhalten.“

Schebib fühlte das Weiſe in Giafars Vorſtellungen, und beyde begaben ſich den andern Morgen nach dem Landhauſe, wohin man den jungen Menſchen geſchickt hatte, damit er deſto eher geneſen möchte. Sie trafen ihn mit ſeinem Hofmeiſter auf einem Spaziergange an; er hatte ein mattes, kränkelndes Ausſehn; bey den Liebkoſungen ſeines Vaters ſchien er jedoch ein wenig wieder aufzuleben und Muth zu bekommen. Er grüßte mit dem beſten Anſtande von der Welt den vertrauten Freund ſeines Vaters, von dem ihm ſeine Mutter und ſein Hofmeiſter ſo viel erzählt hatten. Schebib nahm den Hofmeiſter

ſter bey Seite und lies ſeinen Sohn beym Giaſar zurück.

Sobald der Barmecide ſich mit dem Jünglinge allein ſahe, drang er mit dem Tone der zärtlichſten und ſanfteſten Theilnahme in ihn, ihm die Urſach ſeiner Niedergeſchlagenheit und Schwermuth zu entdecken.

Ach Herr, antwortete Hazad, wie gern möchte ich mir ſelbſt eine Leidenſchaft verhehlen, die meinem Vater ſo viel Kummer macht, aber ſie läßt keinen Augenblick von mir ab; ich bin verheyrathet und ſo verliebt in meine Frau; daß ich keinen Augenblick Ruhe habe. „Sahſt du ſie im Palaſte deines Vaters, fragte Giaſar? man verſichert, daß du nie aus dieſem Palaſte gekommen ſeyſt: und weiſt du, wer ſie iſt?“ — „Das weiß ich nicht, erwiederte Hazad, aber an Schönheit beſchämt ſie die ſchönſten Blumen in meines Vaters Gärten. Ich wuſte nicht, wo ich war; das Zimmer ſchien mir aber ſehr prächtig; plötzlich war es mir, als ob ich neben ihr einſchlief; ſie drückte mir zu wiederhohltenmalen zärtlich die Hand, beynahe wäre ich davon erwacht; es war mir, als ob ein Feuer durch alle meine Adern ſtrömte, ich erwiederte ſanft ihren Händedruck ohne zu wiſſen, was ich that. Es ſchienen noch mehr Leute im Zimmer zu ſeyn, aber ich ſahe nur ſie. Ich hörte, daß man uns verheyrathete und war entzückt darüber; man ſteckte jedem von uns einen Ring an den Finger; ich habe den meinigen noch; er iſt mir lieber als mein Leben. ¿Bin ich nicht recht unglücklich? Ich kann meinem Vater nicht gehorchen, weil ich der Gemahl der ſchönſten Perſon auf der Welt bin, ob wir gleich den Augenblick darauf von einander getrennt wurden. Mein Vater will, daß ich eine andere Frau nehmen ſoll, aber es iſt mir unmöglich. Wenn man nur wenigſtens nicht immer wegen dieſer neuen Heyrath in mich dränge; ich könnte mich alsdann mit der Hoffnung aufrichten, einſt meine Verlobte wieder zu ſehen. ¿Warum ſollte ich ſie nicht wiederſehen können, wie ich ſie ſchon geſehen habe? Es muß ihr eben ſo Leid thun, als mir, daß ſie nicht bey mir iſt, denn ſie hat mir die Hand recht zärtlich gedrückt und liebt mich gewiß von Herzen."

Die naive Erzählung des Jünglings rührte den Giafar aufs innigſte. „Lieber Hazad, ſagte er, vertraue mir deinen Ring auf wenige Augenblicke an; ich will ihn deinem Vater zeigen; ich gebe dir das Wort eines Moſlems zum Pfande, daß du ihn ſogleich wiederhaben ſollſt. Ich hoffe deinen Vater zu bereden, daß er den Plan deiner neuen Verheyrathung gänzlich aufgiebt; allein dafür, daß er mir dieſe Bitte nicht abſchlägt, ſchmeichele ich mir auch, daß du ein wenig mehr Gefälligkeit gegen mich und deinen Vater bezeigen wirſt. Du nimmſt gar keine Nahrung zu dir, ich will dir zu eſſen geben laſſen, und ich hoffe, daß du davon etwas genießen wirſt, um deine Kräfte zu ſtärken, und uns nach Damaſk zu Pferde begleiten zu können; denn du biſt nur vor Kummer und Erſchöpfung krank.

Die Hoffnung, womit Giafar dem Hazad ſchmeichelte, machte Schebibs Sohn ſo zutraulich, daß er ſeinen Ring dem Weſir überlieferte, und alles zu thun verſprach, was man von ihm verlangte. Giafar zeigte ſeinem Freunde den Ring; es war ein fleiſchfarbiger Rubin und wegen ſeiner Größe und ſeines Feuers unſchätzbar. Der Hofmeiſter verfügte ſich wieder zu ſeinem Zöglinge, und befohl, daß man die Tafel decken ſollte. Schebib, der Vater, der überzeugt war, daß alle Entwürfe des Menſchen den Fügungen nachſtehen müſſen, deren Führung das Verhängniß allein ſich vorbehalten zu haben ſcheint, entſagte ſogleich ſeinem Heyrathsplane und beſchloß ſich zu gedulden, bis das Geheimniß mit dem Ringe ſich von ſelbſt entwickeln würde. Der junge

Schebib war etwas unruhig, welchen Erfolg die Unterhandlung ſeines neuen Freundes gehabt haben würde; aber ſein Vater redete ihn mit einem ſo liebreichen und freundlichen Weſen an, daß alle ſeine Furcht ſich im Augenblicke verlor; bald darauf ſteckte ihm Giafar den Ring wieder an den Finger, man ſetzte ſich zu Tiſche und der Jüngling vergaß den gröſten Theil ſeines Kummers und bekam ſeinen vorigen Appetit wieder.

Die beyden Feunde brachten den übrigen Theil des Tages und die Nacht auf Schebibs Landgute zu, und kehrten den andern Morgen nach Damaſk zurück. Hier hörten ſie bey ihrer Ankunft durch die ganze Stadt, von den öffentlichen Ausrufern, das prächtige Feſt bekannt machen, zu welchem Abdel-Melek-Ben Merwan die Größen des Reichs, die Bürger und Fremden auf den folgenden Tag einladen lies. „Ich will dich und deinen Sohn bey dieſem Feſte begleiten, ſagte Giafar zum Schebib, weil alle Fremden eingeladen ſind: es wird heißen, daß du mit deinem Sternſeher dich dabey eingefunden haſt, das wird ein weit natürlicheres Anſehen haben, als wenn du ohne mich erſcheinſt. Aber ich will mich eines indiſchen Turbans und Rocks bedienen, um die Rolle, die ich ſpielen ſoll, deſto beſſer zu karakteriſiren. Dieſer Verabredung gemäß trafen beyde Freunde auf den morgenden Tag ihre Anſtalten.

Abdel-Melek war von Natur geizig, aber zu Zeiten wollte er den Großmüthigen ſpielen und bey öffentlichen Prunk-Gelegenheiten gerieth er ſogar in den Fehler der Verſchwendung; allein er wußte ſich an dem Volke im Detail durch Erpreſſungen für die Opfer zu erholen, dir er ſeinem eitlen Großthun gebracht hatte. Dreyhundert Tiſche ſtanden in den äußern Höfen, auf den Plätzen und Zugängen ſeines Palaſtes, mit allen möglichen Gerichten und Leckereyen reichlich beſetzt. Tauſend Sklaven warteten auf; die ausgeſuchteſte und zahlreichſte Muſik erfüllte mit ihrem Wohlklange die Luft und jeder Tiſch ſtand unter einem beſondern Zelte, ſo daß das Ganze einem Lager, in einer Stadt, glich.

Es ſchmeichelte dem Abdel-Melek innerlich, daß er dem unbekannten Giafar ein ſolches prächtiges Schauſpiel geben, und ihm zeigen könnte, wie weit er die ſo geprieſene Freygebigkeit des Schebib zu übertreffen wiſſe; zu gleicher Zeit aber war er mit der Art und Weiſe beſchäftigt, wie der junge vermeintliche Verbrecher, den Großweßier unter einem ſolchen

chen Gedränge von Menſchen ausfindig machen wollte. “Großer König, ſagte Zizialeh zu ihm; Giafar iſt gegenwärtig und wohnt dem Feſte unter einem der Zelten bey!“ Zu gleicher Zeit zeigte ſie ihm einen weißen Schmetterling von ungewöhnlicher Größe in der Luft; „folge dieſem Schmetterlinge mit den Augen, fuhr ſie fort; gehe in das Zelt, auf welches er ſich ſetzen wird; er wird nach dir hineinfliegen, und ſich auf dem Turban des Großweßirs niederlaſſen.“ Der König befolgte Zezialehs Rath auf das pünctlichſte und bewillkommte den Giafar der an einer von den erſten Tafeln, zwiſchen Schebib und ſeinem Sohne ſaß. Der Weßir ſobald er ſich erkannt ſahe, entſagte aller weitern Verſtellung und empfieng die Ehrenbezeugungen des Königs von Damaſk mit der Achtung, die er einem Fürſten ſchuldig war, in deſſen Staate er ſich befand.

Abdel-Melek bat den Giafar und ſeine beyden Gefährten in das königliche Zelt zu kommen. Ueberall ſchallte das Freudengeſchrey, es lebe der große Giafar und Abdel-Melek-Ben-Meruan. Das Gerücht verbreitete ſich bald durch das ganze Lager, und man drängte ſich von allen Seiten nach dem Orte wo man wußte, daß ſich der Lieutenant des Kalifen befand.

Der König von Damaſk begegnete dem Scheine nach dem Giafar, und ſelbſt ſeinen beyden Gaſtfreunden, mit der ausgezeichnetſten Höflichkeit und Ehrerbietung, aber was jenem in ſeiner Seele vorgieng, ſtimmte gar nicht mit ſeinem äuſſerlichen Betragen überein. Da er ſich bewußt war, wie tyränniſch er regiere, und da er den Schebib haßte und beneidete, ſo ſtand er in der Meynung, Giafar habe auf Veranlaſſung und Anzeige dieſes Mannes, Befehl erhalten, ſich ins geheim in eigner Perſon von der Wahrheit der Beſchwerden zu überzeugen. Nur ein ſolcher Bewegungsgrund oder eine plötzliche Ungnade, konnten den erſten Miniſter des Reichs bewogen haben, ſich auf eine ſo lange Zeit von Bagdad zu entfernen und eine ſo eingezogene und abgeſonderte Lebensart zu führen, wie er ſich gewählt hatte. In beyden Fällen nahm ſich Abdel-Melek vor, den Schebib ins Unglück zu bringen, und wenn der Grosweſir die Gnade des Kalifen verlohren haben ſollte, ihn vollends zu ſtürzen; allein dieſen heimtückiſchen Plan bemäntelte er äuſſerlich mit lauter Höflichkeit, Achtung und Freundſchaftsbezeugungen, wie glücklich er ſich nemlich ſchätze, um auch ſeiner Seits, wär's auch nur auf einen Augenblick, einen Gaſt zu bewirthen, der für die zweyte Perſon in der Welt gelten konnte.

In der Zerſtreuung in welcher ſich der König von Damaſk, theils durch dasjenige, was er innerlich brütete, theils durch die Nothwendigkeit, den Wirth zu machen befand, gab er nicht recht Acht, was im Palaſte vorgieng, und daß Giafar in ſeiner Hand ein kleines Zeddelgen fand. Markaff hatte ſich nemlich auf Zizialehs Befehl, aus einem Schmetterlinge in ein Billet verwandelt, in welchem geſchrieben ſtand: verwende dich für die Perſon, die dich anredete, als du auf dem Baume ſaßeſt. Das Zeddelgen verſchwund wieder im Augenblicke, aber der Emir der Barmeciden hatte ſich ſeinen Inhalt wohl gemerkt.

„Ich bin noch ſehr von der Ehre gerührt, ſagte er zu Abdel-Melek, die du mir vor drey Tagen erzeigteſt, als du in meinem Namen die Hinrichtung eines Verbrechers aufſchobſt, der ſich auf mich berief; ich glaube zu wiſſen, wer er iſt, und ich halte ihn für unſchuldig; du wirſt mir eine Gefälligkeit erzeigen, wenn du ihn hierher bringen läßt, und ihn in meine Hände überlieferſt.“ Abdel-Melek nahm ſich ſogleich vor, es ihm abzuſchlagen; es war dieß eine Art von Falle, die er dem Giafar legte, um zu ſehen, welche Meinung der Großweſir ſelbſt von dem Anſehen hege, in welchem er noch ſtände. „Du weißt, gab er alſo zur Antwort, daß bey der That, von der dieſer junge Menſch überführt iſt, keine Erlaſſung der Strafe Statt finden kann; der Kalife allein kann ihn begnadigen; du, der du hier ſein Stellvertreter biſt, kannſt ihm dieſe Gnade öffentlich in ſeinem Namen angedeihen laſſen. „Den Giafar machte dieſe Antwort nicht wenig verlegen, aber eine kriegeriſche Muſik ließ ſich plötzlich hören, und verkündigte dem Abdel-Melek einen Beſuch von neuen Gäſten. Es war Almokadan-Haſſan, der General der Zorans, *) der in Begleitung der Offiziere und aller Soldaten ſeines Corps, es ſelbſt übernommen hatte, ſeinem Fürſten, dem Giafar, den Brief zu überbringen, der ihn zum Kalifen zurückberufte. Der Brief war in den ſchmeichelhafteſten und gnädigſten Ausdrücken abgefaßt, auch enthielt er einige kleine Details die ſich auf Giafars Reiſe nach Damaſk bezogen, und folgendergeſtalt lauteten.

„Du wirſt nun, lieber Weßir, im Stande ſeyn, eine von meinen Fragen zu beantworten;

---

*) Alle Zorans waren von dem Geſchlechte und aus dem Stamme der Barmeciden; ihr zahlreiches Corps machte die Leibwache und die Hauptſtärke der Armee des Kalifen aus.

worten; die Ereigniſſe werden uns, dich und mich, in Stand ſetzen, auch die übrigen zu löſen, wozu ich ebenfalls, ich weiß aber noch nicht wie, meinen Theil beytragen werde. Es war nicht Harun, dein Freund, der dich zwang, auf einem Maulthiere nach Damaſk zu eilen; der Wille des Verhängniſſes war daran Schuld; der Kalife und dein Vater waren nur die Organe des Verhängniſſes. Ich will aber deine Rückkunft nach Bagdad ſo glänzend machen, daß man vergeſſen ſoll, wie wenig glänzend deine Abreiſe war, und der beſcheidene Gehorſam, womit du dich ohne Murren meinem Befehle unterwarfeſt, ſo hart und wunderlich er dir auch klingen mußte, wird dir nebſt neuen Rechten auf meine Freundſchaft und Achtung, auch die öffentliche Bewundrung erwerben." Während Giafar dieſen Brief las, langte der Vortrab der getreuen Zorans im Lager an, das von dem Lärme ihrer kriegeriſchen Muſik ertönte. Alle gaben ihre Freude über das Glück zu erkennen, ihren Prinzen wieder zu ſehen; alle, ſo wie ſie ankamen, ſtiegen ab, knieten mit einem Knie nieder und küßten ihm die Hand. Giafar behielt blos den Almokadan bey ſich, und befohl, daß die Zorans ihr Lager außerhalb der Mauern von Damaſk aufſchlagen ſollten.

Man kann ſich denken, welchen freudigen Antheil Schebib an dieſer unvermutheten Begebenheit nahm; Abdel-Melek hingegen befand ſich in der peinlichſten Unruhe. Von dieſem Augenblicke an hörte er auf Herr in ſeinem Lande zu ſeyn, und fürchtete, Almokadan-Haßan möchte ganz andere Befehle des Kalifen überbringen, als ſolche, die ſich bloß auf die Abrufung des Großveziers bezögen. Aus was für Abſichten ſollte ſonſt der Kalife ſeine ganze Leibwache dem Giafar geſchickt haben? Die Gewiſſensbiſſe des Königs von Damaſk machten ihn in dieſem Augenblicke äußerſt unglücklich. Das erſte was er that, um das Ungewitter wo möglich noch abzuwenden, war, daß er Zizialeh aus dem Gefängniſſe holen, und ſie nebſt den Prozeßakten dem Giafar überliefern ließ. Während dieſer Befehl befolgt wurde, drung er in den Großweßir, ſeinen Königlichen Palaſt zu ſeiner Wohnung zu nehmen, aber der Barmecide lehnte dieß Anerbieten ſo höflich als möglich ab. „Schebib, ſagte er zum Könige, nahm mich in ſein Hauß auf, als ich ihm noch unbekannt war, und Menſchlichkeit allein für mich ſprach; die Ehre die ich ihm jezt als Lieutenant des Kalifen erweiſen kann, iſt nur eine ſchwache Belohnung ſo vieler Großmuth.“ Mit dieſen Worten beurlaubte er ſich bey Abdel-Melek und kehrte mit Almokadan-Haſſan nach Schebibs Hauße zurück. Kaum waren ſie daſelbſt angelangt, als das Haupt der Juſtiz ſelbſt den jungen vermeintlichen Verbrecher, nebſt den Prozeßakten den Händen Giafars übergab. Hazad-Schebib und Ilzialeh erblickten ſich. Ilzialeh gerieth in die heftigſte Bewegung, aber ſie hatte doch ſo viel Gewalt über ſich, ſich zu faſſen, Hazad hingegen wurde ſo ſtark gerührt, daß ihm eine Ohnmacht anwandelte.

Schebib der Vater gerieth in die äuſſerſte Beſtürzung, aber Giafar ſprach ihm Troſt ein. „Es iſt von keiner Bedeutung, mein Freund, ſagte er, es iſt nur ein leichtes vorübergehendes Sympton des Uebels, das ich leider nur gar zu ſehr aus eigner Erfahrung kenne, weil es mich noch immer, ſelbſt bey dem Wirrwarr von Geſchäften peinigt, in welche ich verwickelt bin. Bringe deinen Sohn ſogleich zu Bette, und laß dem jungen Menſchen, den mir der König geſchickt hat, und mit dem ich eine geheime Unterredung haben muß, ein kleines beſonderes Zimmer einräumen. Ich werde in einem Augenblicke wieder bey dir ſeyn." Schebib lies alsbald ſeinen Sohn zu Bette ſchaffen, und dem Befehlshaber der Zorans und dem jungen freygelaſſenen Gefangenen Zimmer anweiſen. Sobald Giafar erfuhr,

fuhr, daß ſich der Gefangene auf ſeinem Zimmer befinde, gieng er zu ihm, ſchloß die Thür hinter ſich zu und redete Zizialeh folgendergeſtalt an: „Prinzeſſin, aus dieſem einzigen Worte mußt du ſchon ahnden, daß wir einander kennen: ich ſehe aber nur ein einziges Mittel, wie ich dich hier verbergen, und dich in den Stand ſetzen kann, deinen Plan mit Anſtande zu verfolgen. Ich will dich für einen jungen Verſchnittenen ausgeben, den ich zum Geſchenke für Zobeiden die Gemahlin des Kaliſen beſtimme. Ich bin im Begriffe mich zu Damaſk zu verheyrathen, und du ſollſt meine Gemahlin in deiner Verkleidung begleiten; bis dahin will ich dich ſo gut als möglich zu verheimlichen ſuchen, vorausgeſetzt, daß du dich nicht ſelbſt verräthſt. Vermeide ſonderlich Haßans Blicke; du würdeſt Schuld an ſeinem Tode ſeyn; thue ſo lange darauf Verzicht ihn zu ſehen, bis ich alles ſo eingefädelt habe, daß ihr ſelbſt mit Einwilligung derer, welchen ihr den kindlichen Gehorſam ſchuldig ſeyd, ein Paar werden könnet: verlaſſe dich auf mich, daß es dir nicht fehlſchlagen ſoll; entſage aber, wenn du mir Glauben beymeſſen willſt, allen auſſerordentlichen Mitteln, denn nur Klugheit und gute Leitung können den guten Ausgang einer Sache vergewiſſern, deren Gang zwar das Geſtirn vorgeſchrieben hat, die aber durch ſolche Schritte von mehr als einer Art Gefahr lief, zu ſcheitern." Zizialeh war bey den Worten des Giafars in der äuſſerſten Beſtürzung; ſie glaubte daß dieſer Prinz durch übernatürliche Eingebung ſo mit ihr ſpräche, und entſchloß ſich zum blindeſten Gehorſam.

Kaum hatte der Weßir die Prinzeſſin von Perſien verlaſſen, ſo eilte er zu ſeinen Freunde Schebib. Er fand ihn bey ſeinem Sohne, der ſich ſchon wieder von ſeiner heftigen Gemüthsbewegung erholt hatte. Da Ruhe in dieſem Augenblicke das zuträglichſte für den jungen Menſchen war, ſo verließen ſie ſein Zimmer und bathen ihn in den liebreichſten Ausdrücken, ſich ihr zu ſeiner Wiederherſtellung zu überlaſſen. „Die Veränderung, ſagte Schebib, die mit dem Temperamente meines Sohnes Hazad vorgegangen iſt, iſt mir ein Räthſel; ich habe nie einen robuſtern und ſtärkern Jüngling geſehen, als ihn, und ſeit einiger Zeit macht die geringſte Kleinigkeit auf ihn Eindruck" — „Das kommt daher, antwortete Giafar, weil dein Sohn wirklich verliebt iſt. — „Aber wie kann er das ſeyn? erwiederte Schebib, denn ſo viel Wahrſcheinlichkeit auch der Ring dem Mährchen giebt, das er uns erzählt hat, ſo kann ich es doch für nichts beſſeres halten, als einen Traum."

„Es iſt mehr als Traum, mein Freund, ſprach Giafar; ſeit er mir die erſte Entdeckung davon machte, haben wir uns noch einmal darüber beſprochen, und er hat mir genau das Zimmer beſchrieben, worin er mit ſeiner Vermählten lag. Ich kenne in ganz Arabien keins von dieſer Bauart. Da er nie aus deinem Hauße gekommen iſt, ſo muſt du am beſten wiſſen, ob eine von deinen Weibern ein Zimmer zur Wohnung hat, deſſen Decke und Wände mit goldenen Gitterwerke und Spiegelgläſern überlegt ſind, auf welchen Blumen gemahlt ſind. Das Zimmer, das er ſahe, muß ſehr erleuchtet geweſen ſeyn, weil er, wie er ſagt, ganz davon geblendet wurde. Ich glaube errathen zu haben, wo er war. Ein ſolcher Luxus von dieſem Geſchmacke und dieſer Verſchwendung, wird gewiß nigends angetroffen, als in den Paläſten Perſiens.“ — „¿Wie? ſagte Schebib, mein Sohn ſollte in Einer Nacht die Reiſe nach Perſien hin und her gemacht haben?“ — Lieber Freund, entgegnete Giafar wenn dein Sohn vom Schickſale auserſehen iſt, eine Heyrath zu treffen, welche für einen gewiſſen Theil der Erde vortheilhaft werden kann, ſo ſchwinden die Zwiſchenräume in einem Augenblicke, ſobald der Himmel ſich darein mengt. Omar belagerte Haleb, als Fatmeh, ſeine Gemahlin, zu Medina ihr Abendgebet that: mein

Gott, rief ſie aus, als ſie dieß Gebet geendigt hatte, könnt ich doch in dieſem Augenblicke in den Armen meines Gemahls ſeyn! Kaum hatte ſie dieſen Wunſch geäuſſert, ſo trugen die beyden Engel, *) die ſie beym Anfange des Gebets zur Rechten und Linken gegrüßt hatte, ſie auf der Stelle zu Omar. Freund, faſſe Muth. Wie viele Wunder hat nicht ſchon der Himmel zu meinem beſten gewirkt, du wareſt eins von ſeinem Hauptwerkzeugen, und wenn gleich der Himmel geſtattet, daß Hinderniſſe jezt durch Prüfung deiner Tugend dein Glück zu trüben ſcheinen, ſo ſey doch überzeugt, daß dein Geſtirn aus dem Schooſe dieſer kleinen Gewölke glänzender hervortreten wird. Alles ſtärkt mein Vertrauen auf den guten Ausgang deiner Sache; hingegen meine von ihrer traurigen Leidenſchaft gepeinigte Seele iſt wieder im Begriſſe kleinlaut zu werden.“ — Hier fiel Schebib ſeinem Freunde lebhaft ins Wort; „Nein, ſagte er, deine Leidenſchaft darf dir keinen Kummer mehr verurſachen; wiſſe, die junge Schöne, die du liebſt, heißt Negamet. Morgen will ich dich mit dem Kadi zum Emir Schaffander-Haſ-

---

*) Die Moslems, ehe ſie zu beten anfangen, grüſſen die beyden Engel, die ihrer Meinung nach, neben ihnen ſtehen.

ſan begleiten; dort ſollſt du dich mit ihr vermählen, und ſie ſoll bis zu deiner Abreiſe bey ihrer Familie bleiben.“

Giafar fühlte ſein Herz durch dieſes angenehme Verſprechen um ein Großes leichter, und die beyden Freunde ſchieden von einander. Schebib gieng, um die nöthigen Anſtalten zum Empfange ſeiner neuen Gäſte zu treffen, und Giafar ließ den Almokadan-Haſſan rufen, um ſich bey ihm zu erkundigen, in welchem Zuſtande er ſeinen Vater, den Fürſten Barmekir verlaſſen, und was man bey dem Corps der Zorans von der langen Abweſenheit des Großweßirs geurtheilet habe, deſſen Gegenwart ſonſt dem Kalifen immer ſo unentbehrlich dünkte. Almokadan erwiederte, der alte Barmekir habe ihn und die Zorans vollkommen uber den Zuſtand beruhigt, in welchem ſich ſein Sohn befände, dieſer ehrwürdige Greis habe der Eingezogenheit entſagt, in welcher er bisher gelebt habe, und ſey täglich am Hofe des Kalifen erſchienen, wo ihn dieſer Fürſt mit den ausgezeichnetſten Beweiſen ſeines Vertrauens überhäufte. Jedermann glaubt zu Bagdad, fuhr Almokadan fort, daß du in wichtigen Aufträgen verreiſt biſt, deren Geheimniß nur dir allein bekannt iſt, aber deine getreuen Zorans haben unaufhörlich

Wünſche für deine baldige Zurükkunft und den glücklichen Ausgang deiner Geſchäfte gethan."

Giafar erkannte in dieſem ganzen Benehmen die gewöhnliche Güte und Klugheit Haruns-al-Raſchids. „Es muß ſehr eilfertig mit eurer Abreiſe gegangen ſeyn, ſagte Giafar zu Almokadan, denn nicht einer von deinen Offizieren hat eine von ſeinen Weibern mit ſich genommen." Prinz, erwiederte Almokadan, Fetneh, meine Gattin, iſt eine ſehr gute Reiterin, ſie hat das Vergnügen mit mir theilen wollen, daß mir der Kalife durch den Auftrag einer ſo angenehmen Botſchaft verſchafte; ſie hat mich begleitet und hält ſich im Lager unter einem abgeſonderten Zelte mit zweyen von ihren Verſchnittenen auf." „Ich will dir noch einen dritten Verſchnittenen zuſchicken, ſagte Giafar, den ich zum Geſchenke für Zobeiden beſtimmt habe. Bitte dine Gemahlin, daß ſie für ihn Sorge trägt und ihm anſtändig begegnet; er kann vielleicht euch beyden mit der Zeit von groſſen Nutzen ſeyn." Giafar ſuchte ſogleich die Prinzeſſin von Perſien auf, und benachrichtigte ſie von dem Plane, den er ausgeſonnen hatte, damit ſie bis zu ihrer Abreiſe auf eine ihrem Geſchlechte angemeſſene Art leben könne. Fizialeh wurde dem Almokadan überliefert! Giafar begab ſich ſehr zufrieden wieder zu ſeinem Freunde, und war nun nur noch mit zwey Angelegenheiten, ſeiner Vermählung, und ſeiner Abreiſe nach Bagdad, beſchäftigt. Schebib war viel zu aufmerkſam auf Alles, was er zur Zufriedenheit ſeines Gaſtes beytragen konnte, um ihm nicht den andern Morgen in dem zuvorzukommen, was ihm noch zu berichtigen übrig war, ehe die neuen Bande geknüpft werden konnten, die Giafárs Glück befeſtigen ſollten. Er ließ den Kadi rufen, unterrichtete ihn von der Art und Weiſe des Kontrakts, den er aufzuſetzen hatte, und ſchickte ihn zu Schaffander-Haſſan. Der Scheidebrief ward in der erfoderlichen Form ausgefertigt, und die ſchöne Negamet befand ſich wieder im Hauſe ihres Vaters und im Beſitze ihrer Mitgabe, aller ihrer Haabe und ſelbſt der Geſchenke, die ſie empfangen hatte. Sie ergab ſich in ihr Loos, ſchien aber niedergeſchlagen. Schaffander war nichts weniger als traurig. Es ſchmeichelte ihm, daß er zum Schwiegerſohne, den gröſten Herrn der Erde, nach dem Kalifen, bekommen ſollte. Als der Kadi erſchien, empfing er ihn mit den gröſten Merkmalen der Zufriedenheit, und man berief die erforderlichen Zeugen zuſammen. Kaum war alles in Ordnung, ſo trat Schebib mit dem neuen Bräutigam ins Zimmer; der Ehekontrakt wurde aufgeſetzt, und man ſchritt zu den Vermählungsfeyerlichkeiten.

Negamet ſchlug ihren Schleyer auf; es war, als ob ihre ſchönen Augen in Thränen ſchwömmen, aber das Feuer, das aus ihnen ſtrahlte, entzündete von neuen das Herz des verliebten Weßirs. So dringen an ſtürmiſchen Tagen, die glänzenden und brennenden Strahlen der Sonne plötzlich durch das regenſchwangere Gewölke.

Negamet empfieng den Ring, und war nun die Gemahlin des Giaſars. Aber die Geſchäffte welche den Fürſten der Barmeciden bis zum Augenblicke ſeiner Abreiſe beläſtigten, der Mangel einer Wohnung, wo er ſeine neue Gemahlin mit Anſtande unterdeſſen unterbringen konnte, dieſes Alles machte es ſchlechterdings unmöglich, daß die Hochzeit gleich nach der Verlobung vollzogen werden könnte. Man beſchloß, daß Negamet ſo lange bey ihrer Mutter bleiben ſolle, bis alles zu ihrer Abreiſe und zum Aufbruche des Großweßirs in Bereitſchaft ſey; unterdeſſen wurde Befehl gegeben, eine der prächtigſten und bequemſten Tarteruannen *) für ſie zu verfertigen. Jetzt gerieth

---

*) Eine Arabiſche Sänfte.

gerieth alles zu Damaſk wegen der Abreiſe des Groswezirs in Bewegung; er ſelbſt hatte eine Menge Dinge über dem Halſe, von denen er ganz frey geweſen, als er noch Schebibs unbekannter Gaſt war. Man überhäufte ihn von allen Seiten mit Ehrenbezeugungen und Komplimenten, jedermann wollte ihm die Aufwartung machen, Giafar erlag unter der Bürde aller dieſer Beweiſe von Achtung und Ehrfurcht, und hätte ſich ihrer ſo gerne entzogen, und lieber einige Augenblicke im Hauſe ſeines neuen Schwiegervaters zugebracht. Der erſte Miniſter des Kalifen hatte nicht ſo viel Zeit, nur ſeine Geliebte beſuchen zu können.

Auf der andern Seite durfte er Damaſk nicht verlaſſen, ohne den Perſonen, welchen er Verbindlichkeit ſchuldig war, Beweiſe ſeiner Dankbarkeit zu geben. Er ließ den Speiſewirth kommen, der ſich ſo verſchwiegen und ehrerbietig gegen ihn betragen hatte, und ſchenkte ihm zwey Beutel mit Goldſtücken. Er belohnte eben ſo reichlich den Limonadenſchenken, nahm ſeine drey Kinder unter die Leibwache des Kalifen auf, und rüſtete ſie auf ſeine Koſten mit Roß und Zeug aus, ſo daß ſie gleich mit den übrigen aufbrechen konnten; aber es war ihn unmöglich den Fiſcher ausfindig zu machen, ſo viel Mühe er ſich auch gab; es blieb ihm nichts übrig, als ihn Gotte und dem großen Propheten zu empfehlen. Was die beyden Blinden betraf, ſo bekam der König von Damaſk Auftrag, jedem 150 Goldſtücke jährlich auszahlen zu laſſen. Die Derwiſche waren verſchwunden, vielleicht mit Fleiße, um ſich den Beweiſen ſeiner Großmuth und Freygebigkeit zu entziehen. Endlich war alles zu ſeiner Abreiſe in Bereitſchaft. Die Zorans welche ſich auf der Anhöhe von Rubet-Naß-il-Saphir gelagert hatten, erwarteten nun ſeine Ankunft und Befehle, um den Marſch anzutreten. Giafar verlies nun Damaſk, und begab ſich nach ihrem Lager. Die ſchöne Negamet, ſeine neue Gemahlin hatte ſich ſchon in ihrer Sänfte dahin verfügt. Sie befand ſich unter einem abgeſonderten Zelte, und wurde von auſſen durch die Zorans bewacht. Abdel-Meleck mit ſeinem ganzen Hofſtaate und allen Großen des Königreichs Damaſk begleiteten den Lieutenant des Beherrſchers der Gläubigen; ſie wurden zu Rubet-Naß-il-Saphir unter drey Gezelten empfangen, von welchen jedes 300 Fuß lang und mit goldenen Knöpfen geziert war, auf welchen ſeidene Wimpeln von allen Farben wehten. Ein prächtiges Banket erwartete hier die zahlreiche Geſellſchaft; Giafar nahm ſeinen Platz an der Haupttafel zwiſchen Ab-

Abdel-Melek und Schebib, nachdem er zuvor den jungen Hazad dem getreuen Almokadan ausdrücklich empfohlen und ihm aufgetragen hatte, ihn nicht von der Seite zu laſſen, und alle mögliche Sorgfalt für ihn zu tragen.

Während eine kriegeriſche und anhaltende Muſik die Gäſte einlud, ſich dem Genuſſe der üppigen Freude des Bankets zu überlaſſen, überbrachte ein Detaſchement der Zorans, unter Anführung eines ihrer Offiziere nach Kubet-il-Naßer, die ſchönſte Lampe, welche je die Dankbarkeit der erlauchten Gäſte des Schebibs unter der Kuppel, ſeit der Lampe des Kalifen Harun-al-Raſchid aufgehängt und geweiht hatte.

Von dem Hügel Kubet-Naß-il-Saphir, der auf dem Wege nach Bagdad liegt, kann man deutlich bemerken, was auf dem Berge Kubet-il-Naſſer vorgeht. Einige von der Leibwache des Königs von Damaſk, erfuhren von den Zorans, unter welchen ſie ſich befanden, die Urſache von der Abſendung, und dem Geſchäffte ihrer Kameraden, auf dieſem Berge. Man meldete es dem Abdel-Melek, deſſen Neid und Haß gegen Schebib dadurch noch höher ſtieg. Sein Herz war ein Raub dieſer quälenden Empfindungen, als er Abſchied von Giafar nahm und nach der Stadt zurückkehrte. Hier beurlaubte er ſeinen Hof, verſchloß ſich in ſeinen Palaſt, und dachte den Mitteln nach, wie er einen Mann zu Grunde richten könne, der einen Grad des Ruhms erreicht hatte, welcher ihm mehr Achtung erwarb, als aller Glanz und Macht des Throns nicht zu gewähren vermögen.

Faſt die ganze Nacht gieng in dem Lager von Kubet-Naß-il-Saphir mit Anſtalten zum Aufbruche hin. Die ſchöne Negamet, deren Zelt in aller Frühe abgebrochen werden ſollte, hatte die Nacht in ihrer Sänfte unter Bewachung ihrer Verſchnittenen zugebracht. Almokadan geſellte zu dieſen Verſchnittenen auch den für Zobeiden beſtimmten, das heiſſt, die Prinzeſſin Ziziale̋h. Dem jungen Hazad hatte man einen Ort angewieſen, wo er einige Augenblicke Ruhe genieſſen konnte, aber ſein Vater Schebib war bey Giafar zurückgeblieben, um ihm in Treffung ſeiner Einrichtungen behülflich zu ſeyn. Endlich erſchien die Sonne an den Pforten des Morgens und die Stunde der Trennung kam. Es iſt unmöglich die Zärtlichkeit des Abſchieds der beyden Freunde zu ſchildern. Schebib begab ſich nach Damaſk zurück und Giafar trat die Reiſe nach

Bagdad an. Der Großwezir ließ den Marſch des Zugs mit aller der Eile beſchleunigen, die ſein Verlangen ihm einflößen muſte, die dringenden Erwartungen und Befehle des Kaliſen zu befriedigen, und bald wieder im Schooſe ſeiner Familie zu ſeyn. Es wurde ein Halt gemacht, um Menſchen und Viehe Zeit zu laſſen, ſich durch Speiſe und Trank zu erholen, aber den ganzen übrigen Tag und die Nacht durch, ſetzte man den Marſch mit gleichem Eifer fort; und [illegible]

[illegible]

Beym Aufgange der zweyten Sonne, vom Tage der Abreiſe an gerechnet, muſte man dieſe kleine Armee wieder etwas raſten laſſen, damit ſie im Stande ſey die folgenden Strapazen auszuhalten. Giafar befohl, daß die Zelte in einer angenehmen Ebene und beym Zuſammenfluſſe zweyer Bäche aufgeſchlagen werden ſollten, an deren ſchattigten Ufern die herrlichſten Triften ſich zeigten. Das hübſcheſte Plätzchen wurde für Negamets Zelt beſtimmt, der Giafar zum Reiſegefährten in die Sänfte, den jungen vorgeblichen Verſchnittenen zugeſellt hatte, welchen er, wie er ſagte, der Gemahlin des Kaliſen, zum Geſchenke bringen wollte. Negamets Zelt, war von den Zeltern der Verſchnittenen umringt, die zu ihrem Dienſte beſtimmt waren, und lag in einer kleinen

Entfernung vom Lager; auſſerhalb wurde es von einer beſondern Wache der Zorans beſchüzt. Als Giafar das Lager in Augenſchein genommen und ſich mit eignen Augen überzeugt hatte, daß niemand zurückgeblieben ſey, und daß man die nöthige Vorſorge getroffen habe, damit bey weiſer Sparſamkeit der möglichſte Ueberfluß im Lager herrſche; ſo lies er den Kalil, den erſten Verſchnittenen der ſchönen Negamet rufen, und trug ihm auf, ihr in ſeinem Namen zu ſagen, daß er ſie um die Erlaubniß bitte, heute bey ihr ſpeiſen zu dürfen; zugleich händigte er ihm für ſie einen ſehr ſchönen Ring ein. Kalil richtete ſeine Botſchaft auf das Beſte aus, und kam mit einer ſehr verbindlichen Antwort von Negamet zurück, welche den Ring ehrerbietig angenommen hatte. Giafar trug dem Kalil auf, während der Mahlzeit den jungen Verſchnittenen zu entfernen, und ihn in einem Zelte neben Negamets Zelte ſich zur Ruhe begeben zu laſſen; zugleich befohl er ihm, der Negamet ſeine Dankſagungen zu überbringen, und ihr zu melden, daß er ſich zu der beſtimmten Zeit einfinden werde. Einen Augenblick darauf eilte er ſelbſt, als er zuvor bey Almokadan zu ſeiner Zufriedenheit Erkundigungen eingezogen hatte, wie dem jungen Hazad die Beſchwerden der Reiſe bekommen wären, nun nach dem

Orte, wo er zum erſtenmale mit der Dame ſeines Herzens allein ſeyn ſollte. Negamet ſaß auf einem Haufen Kiſſen. Als ſie den Weßir hereintreten ſahe, ſtund ſie auf, und verbeugte ſich zum Gruſſe, aber ein Schleyer verhüllte ihr Geſicht, als ob der Beſuchende ein Fremdling wäre. „Liebe Negamet, ſagte Giafar ein wenig verlegen, ich habe ſchon einmal das Glück gehabt, dein Geſicht enthüllt zu ſehen und in Gegenwart deines Gemahls. Biſt du von dem Zwange des Geſetzes frey, das dir gebietet, dich vor den Augen anderer Mannsperſonen zu verbergen.“ [illegible] Prinz, antwortete Negamet in einem ſanften Tone, aber mit mehr Feſtigkeit, als man von ihrem Alter und ihrer wenigen Erfahrung hätte erwarten ſollen, du biſt dem Geſetze nach mein Gemahl, aber wenn ich dir die Urſachen vertraut haben werde, warum ich in deiner Gegenwart verſchleiert bleibe, ſo wird deine edele, und gefühlvolle Seele ſelbſt meine Zurückhaltung billigen und preiſen müſſen.

Giafar, deſſen Erſtaunen mit jedem Augenblick ſtieg, drang in ſie, ihm die Bekanntmachung dieſer Urſache nicht länger vorzuenthalten, und die ſchöne Negamet fuhr alſo fort: „Großer Prinz, wie ſehr war Schebib dein Freund! Er brachte dir ein Opfer, deſſen Größe dich ſelbſt in Verwunderung ſetzen wird. Er ſahe dich vor Liebe für eine Frau erkranket, die du ihre Blumen vor einem Fenſter unſers Haußes begieſſen ſaheſt, dem du gegenüber ſaßeſt; aus Beſorgniß für deine Geſundheit opferte er dir eine Verbindung auf, die er erſt vor drey Monaten, unter den glücklichſten Ausſichten, geſchloſſen hatte. Um dein Leben zu friſten, um dein Glück zu gründen, entſagte er ſeiner eigenen Glückſeligkeit; denn ich war ſeine Gattin, ſeine innigſt geliebte Gattin, und du wirſt in mir die Perſon erkannt haben, welche die Blumen wartete.“.

Giafar blieb einige Zeit ganz verſteinert und ſprachlos. Zwar verſuchte die Liebe in ſeinem Herzen die Regungen der Freundſchaft, der Dankbarkeit und die Grundſätze der wahren Ehre zu bekämpfen. Der Kampf war hartnäckig, aber von kurzer Dauer; ſeine Tugend ſiegte und der edle Barmecide brach in die Worte aus: „¡O Wunder der Freundſchaft und Großmuth, größeres Wunder, als alle die, welche mein Vater vorherſehen konnte! ¿Wie? der edelmüthige Schebib trat mir einen Schatz ab, deſſen ganzen unſchätzbaren Werth er kannte, um mich von den traurigen Folgen meiner Leidenſchaft zu retten, und ich ſollte ſeine Großmuth mißbrauchen können? Nein, Negamet, du biſt nicht mehr meine Gemahlin, du biſt die Gattin meines theuren Schebibs, und wenn du meine Bitte Statt finden ließeſt, meine liebe, verehrungswürdige Schweſter!"

Bey dieſer Rede des Weſirs ließ Negamet ihren Schleier fallen. „Prinz, ſagte ſie, ich darf mich nun nicht mehr vor den Augen des Mannes verbergen, der mir die ganze Schönheit ſeiner Seele zeigte: ich bitte dich, ſchreibe nicht dem Stolze das Lob zu, das ich dir als Gattin Schebibs geben muß; ja, du biſt werth, Schebibs Freund zu ſeyn." „Ach Negamet, rief Giafar, möchte ich doch immer dieſes Lob verdienen können; aber du, die du jezt meine Schweſter geworden biſt, laß uns Rath pflegen, wie wir die böſen Nachreden ſchlechter Leute vereiteln können. Kehrteſt du jezt nach Damaſk zurück, ſo würdeſt du ihren Zungen reichen Stoff zum böſen Leumunde geben. Reiſe alſo mit mir nach Bagdad; du ſollſt dir dort in meinem Palaſte dein Zimmer ſelbſt wählen können, und du wirſt uns mit Freude und Ehre überhäufen, wenn du bey meiner Gemahlin Fatmeh ſo ſeyn willſt, wie ich bey Schebib war. Du ſollſt den Hof des Kalifen ſehen, und dort alle die Auszeichnungen genießen, die in der Folge den Neidern Stillſchweigen gebieten und zum Ruhme deines Gemahls gereichen können, den ich eben ſo ſehr liebe, als du ihn lieben kannſt. „Prinz, erwiederte Negamet, meine Ehre und die Ehre meines Gemahls ſind in deinen Händen, ich werde alles thun, was du mir rathen wirſt." Giafar befohl hierauf dem Verſchnittenen Kalil, in Almokadans Zelt zu gehen und ſeinen jungen Reiſegefährten hierher zu bringen. ¿„Wer iſt dieſer Jüngling, fragte Negamet,"? „Es iſt, antwortete der Wezir, der Sohn deines Gemahls;" „¿Wie? rief ſie voller Freuden, unſer lieber Hazad iſt hier? und ich ſoll das Vergnügen haben, ihn zu ſehen?" „Er wird gleich hier ſeyn, antwortete Giafar, ich bin erfreut, daß ſeine Geſellſchaft dir gefällt, und ich werde mein Möglichſtes thun, um dir durch ihn das Langweilige der Reiſe zu vertreiben. Ich will es von dem Augenblicke an ſo einzurichten ſuchen, daß ihr ſehr oft beyſammen ſeyd; ich will Befehl geben, daß man dein Zelt neben dem ſeinigen aufſchlage. Ich werde dem Almokadan ſagen, daß du nicht mehr meine Gemahlin, ſondern die Gemahlin meines Freundes Schebibs biſt, und daß du ſelbſt die Aufſicht über den Sohn deines Gatten übernommen haſt; rede in meiner Gegenwart mit deinem Verſchnittenen Kalil, und empfiehl ihm deinen Stief=Sohn; betrage dich gegen alle als die

Gemahlin meines Freundes, damit ſich kein anderes Gerüchte durchs Lager verbreite."

In dem Augenblicke trat Hazad herein; Negamet umarmte ihn mit ſo herzlicher Freude, daß beyde beynahe ohnmächtig geworden wären. Giafar bewunderte die Wirkung der Tugend ſeines Freundes, die ihren wohlthätigen Einfluß ſelbſt auf die Sitten der Harems gehabt hätte, wo ſonſt gewöhnlich die Weiber das Kind ihrer Nebenbuhlerin zu haſſen und zu verfolgen pflegten. Aber die Zärtlichkeit, die er einflößte, war von einer Art, daß ſie ſich allem mittheilte, was von ihm kam.

Man trug das Eſſen auf, und Giafar der aus ſeiner Leidenſchaft wie aus einem tiefen und gefährlichen Schlafe erwachte, weidete ſich gerührt an dem Anblicke Negamets und ihres Stiefſohns, die ſich mit eben ſo viel Innigkeit als Unſchuld zu lieben ſchienen. Er lies ſie endlich allein, nachdem er dem Verſchnittenen Kalil befohlen hatte, ſich an dem Eingange des Zelts aufzuhalten und begab ſich zur Zizialeh. Er war verlegen, wie er ſie nun vor den Augen des jungen Hazads verbergen ſollte. Sobald die Prinzeſſin von Perſien den Weſir erblickte, kam ſie ihm entgegen, und bat ihn, ihr eine Gnade zu gewähren. „Prinz, ſagte ſie, die Hitze und Beſchwerlichkeiten der Reiſe haben auf Hazad der kaum von ſeiner Krankheit geneſen iſt, eine widrige Würkung gehabt. Ich ſahe ihn heute durch die Gitter. Erlaube, daß er meinen Platz in Negamets Sänfte einnehmen darf; ich habe Mittel die er nicht hat, um mich vor der Sonnenhitze zu ſchützen, und will Almocadans Gattin zu Pferde begleiten; dieſe Art zu reiſen ſchickt ſich beſſer für mich, als in einer Sänfte eingeſchloſſen zu ſeyn; ob ich gleich die gröſte Schönheit von der Welt und deine Gemahlin zur Geſellſchafterin habe.“ — „Sie iſt nicht meine Gattin, Prinzeſſin, erwiederte Giafar, ſie iſt die Gattin meines Freundes Schebib, und ſie reiſet nach Bagdad, um dort bey meiner Gemahlin Fatmeh, Schebibs Ankunft zu erwarten, den ich gebeten habe, bey mir eben die Rechte der Gaſtfreyheit zu genieſſen, die er ſo großmüthig an mir ausgeübt hat. Hazad ſoll, wie du es wünſcheſt, deinen Platz in der Sänfte der Gattin ſeines Vaters einnehmen, und ich billige ganz deinen Vorſchlag, weil er dir Vergnügen zu machen ſcheint.“

Giafar gieng um die nöthigen Befehle zu dieſer neuen Einrichtung zu ertheilen, und ein wenig Ruhe zu genieſſen; ſeine Seele hatte einen fürchterlichen Kampf aushalten müſſen, aber durch die Anſtrengung, Siegerin über ſich ſelbſt zu werden, mehr an Stärke gewonnen als verloren. Er konnte jezt die unbegreifliche Großmuth ſeines Freundes bewundern, ohne über ſich ſelbſt erröthen zu dürfen. Er hatte eine der ſtärkſten Leidenſchaften überwunden, die er gefühlt hatte.

Sobald es Nacht wurde, ſezte der zahlreiche und glänzende Zug die Reiſe nach Bagdad fort. Ilzialeh ritt neben der Gattin Almokadans und litte gar nicht von der ſengenden Sonne, denn der gefällige Markaff ſchwebte als Wolke, über ihr und fieng am Tage gleich einem Schirme die Strahlen der Sonne auf, die ihr Haupt bedrohten. Hazad entdeckte in Negamets Sänfte ſeiner Stiefmutter die Geſchichte ſeiner außerordentlichen Leidenſchaft, ohne zu ahnden, daß ihr Gegenſtand ſo nahe bey ihm ſey. Giafar, je näher er Bagdad kam, je mehr überlies er ſich dem Vergnügen, ſich bald wieder von neuem vom Kalifen mit Gnade überhäuft zu ſehen.

Wäre dieſer Prinz als Gatte der ſchönen Negamet von Damaſk zurückgekehrt, ſo würde er die gefühlvolle Fatmeh gekränkt und den Barmekir vielleicht erbittert haben. Es iſt ſüß, wenn man ſich ſchmeicheln darf, durch ſeine Gegenwart nur Glückliche zu machen!

In dieſen Stimmungen befanden ſich unſere Reiſenden, als man von einer Höhe die Spitzen der Minaretten-Thürme von Bagdad entdeckte; zu gleicher Zeit ſahe man Hauſen Reiter aus der Stadt ſprengen, und dem Groswezir entgegenkommen. Die Zorans, die vorausgeeilt waren, hatten ſchon ſeine Ankunft verkündigt. Der Kaliſe hatte alle Anſtalten getroffen, um dem Einzuge ſeines Weſſirs in Bagdad das Anſehen eines Triumpfs zugeben. Er ſtellte dadurch das Anſehen ſeines Günſtlings wieder her, dem er beſchloſſen hatte, noch mehr Macht, als zuvor zu geben. Giafar trat nicht erſt in ſeinem Palaſte ab; Almokadan begleitete nur Negamet und Hazad dahin; der Weßir hingegen eilte auf der Stelle zu Harun, um ihm ſeine Ehrerbietung, zu bezeugen, und nahm die junge Prinzeſſin von Perſien mit ſich, die noch immer als Verſchnittener verkleidet war. Als der Kaliſe den Giafar erblickte, kam er den Bezeigungen ſeiner Ehrfurcht durch öffentliche Beweiße der aufrichtigſten Freundſchaft zuvor und beyde ſchloſſen ſich miteinander ein, um ſich wechſelsweiſe die Aufſchlüſſe zu geben die ſie von ſich erwarteten. Der Kaliſe verlangte, daß Giafar nicht den geringſten Umſtand von dem verſchweigen ſollte was ihm ſeit ſeiner Abreiſe von Bagdad begegnet war, und der Weßir hätte ſich ein Gewiſſen daraus gemacht, dem Kalifen auch nur das Geringſte zu verhehlen. Als er auf die Geſchichte ſeiner Liebe zur Negamet kam, konnte ſich der Kalife nicht enthalten, laut aufzulachen. „Erzähle nur weiter, lieber Freund, ſagte Harun, du ſollſt erfahren, warum die Umſtände dieſer Geſchichte mich mit Rechte zum Lachen reizen.“ Der Weßir fuhr fort zu erzählen, und kam auf das, was Zizialeh betraf. „¿Wo iſt ſie?“ fragte Harun — „Als ich in die Stadt kam, erwiederte Giafar, empfohl ich ſie einem Verſchnittenen der Prinzeſſin Zobeide.“ „¿Und wo iſt der junge Verliebte?“ fragte er weiter. „In meinem Hauße,“ ſprach Giafar, und ſchloß die Erzählung ſeiner Begebenheiten mit ſeiner Ankunft zu Bagdad.

Der Weßir ſahe, mit welcher Zufriedenheit Harun die Züge von Schebibs Großmuth ſchildern hörte, den er ſelbſt ſo hoch ſchäzte und las in den Augen des Mannes, der zugleich ſein Herr und ſein Freund war, welchen Dank er es ihm wußte, daß er ſeine Leidenſchaft beſiegt hatte.

Der Barmecide war mit ſeiner Erzählung zu Ende, und jezt die Reihe an den Kalifen. „Lieber Weßir, fieng er an, wenn das Buch Giaffer uns alle Jahre ſo viel zu ſchaffen machte, als in dieſem Jahre, ſo würde ſeine Leſung höchſt gefährlich für unſere Ruhe ſeyn, denn du biſt in jeder Rückſicht dadurch in keine geringe Verlegenheit und Geſchäftigkeit verſezt worden. Noch iſt nicht alles aus, und wir ſind noch nicht fertig. Doch der Ueberreſt geht weniger dich als mich an. Ich muß auf den erſten Wink des Schickſals ebenfalls die Reiſe nach Damaſk antreten; zum Glücke wird dieſer Wink nicht zweydeutig ſeyn. Aber ehe ich mich weiter darüber herauslaſſen kann, bitte ich dich, mir zu ſagen, warum ich zu lachen anfieng, als ich vor deiner Reiſe im Giaffer las.“ — „Du haſt die Güte gehabt, erwiederte Giafar, mich auf die Spur zu bringen; das Buch weiſſagte dir, daß ich ſo kindiſch verliebt werden würde, wie ein junger Menſch.“ — „Ich ſchien traurig, ſagte Harun weiter, auch dieſes muſt du mir erklären.“ — „Du ſahſt, antwortete der Weßir, daß mein Freund ſeine eigene Glückſeligkeit mir zu Gefallen aufopferte.“ — „¿Und weißt du, warum ich weinte?“ fragte der Kalife? Nein. — Das muß ich dir ſelbſt erklären; fuhr Harun fort. „Du gabſt den tugendhafteſten

ſten Mann der ſchwärzeſten Verleumdung und den gröſten Bosheiten Preiß: doch ſey ſeinetwegen unbeſorgt: der Himmel wacht unaufhörlich über ihn. Allein ſobald die Scheibe der Sonne ſich uns roth zeigen wird, muß ich eiligſt nach Damaſk abreiſen. Laß die ſchnellſten Kameele in deinem und meinen Ställen geſattelt und bereit ſtehn, ohne daß man argwohne, daß es für mich ſey; Almokadan-Haſſan ſoll die Zorana ebenfalls bereit halten, auf den erſten Wink aufbrechen zu können, als wenn es nur auf einen Austritt in die Nachbarſchaft von geringer Bedeutung abgeſehen ſey. Während ich dem Schickſaale den Tribut zolle, den es von mir verlangt, thuſt du, was ich in deiner Abweſenheit gethan habe, du führeſt allein das Ruder des Staats. Du wirſt es mir verzeihen, daß ich dich als Derwiſch abreiſen ließ; allein du ſiehſt ſelbſt ein, daß du ſo unbekannt und iſolirt ſeyn, und ſelbſt nicht wiſſen muſteſt, was deine Beſtimmung war um alles das zu vollbringen und zu erfahren, was du erfahren haſt." Der Tag brach an, als dieſe lange Unterredung ein Ende nahm. Giafar kehrte nach ſeinem Palaſte zurück, um der Ruhe zu pflegen; zum Glücke ahndete man dort ſchon, daß der Kaliſe und er ſich nicht ſo bald trennen würden, weil ſie ſich in ſo langer Zeit nicht geſehen hatten.

Zobeide nahm die junge Prinzeſſin von Perſien in Schutz; ſie gab ihr Sklavinnen und Verſchnittene und räumte ihr eine bequeme Wohnung ein. Zizialeh gab dem Geiſte Markoff den Abſchied, und war feſt entſchloſſen, nie wieder Gebrauch von den Schwarzkünſteleyen ihrer Amme zu machen. Negamet hatte die angenehmſte Geſellſchafterin und eine Freundin in Giafars Gemahlin gefunden, die darauf drung, daß ſie ihr eigenes Zimmer annehmen muſte. Sie genoß am Hofe des Kalifen die ſchmeichelhafteſte Auszeichnung und Ehre. Giafar hatte ſelbſt die Hofmeiſterſtelle beym jungen Hazad übernommen; und unterrichtete ihn in der Leitung der Geſchäfte und in der Kenntniß der Menſchen. So gieng alles vortreflich ſeinen Gang zu Bagdad; aber zu Damaſk hatte ſich die Scene verändert, und alles nahm dort eine ſchlimme Wendung.

Abdel-Melek-Ben-Meruan nährte Wuth und Eiferſucht im Herzen. Dieſer heimliche Tyrann, (denn unter der Regierung des Kalifen Harun-al-Raſchid durfte kein Tyrann es wagen, öffentlich als ein ſolcher aufzutreten,) hatte ſich unzählige verborgene Schandthaten und Bosheiten vorzuwerfen. Schebibs unbeſtechliche Rechtſchaffenheit war ihm immer ein Dorn im Auge geweſen, er betrachtrachtete ihn als einen Spion des Kalifen, und war feſt überzeugt, daß der Großweßir aus keiner andern Urſache nach Damaſk gekommen ſey, als um ſich zu erkundigen, was das Volk von ſeiner Regierung denke. Zwar war Giafar dem Anſcheine nach zufrieden mit dem Könige abgereiſt, aber der König traute dieſem Anſcheine nicht. Es war ſeiner Scheelſucht nicht entgangen, daß Schebib bey dem Empfange dieſes Gaſtes mehr Pracht, als gewöhnlich hatte ſehn laſſen, ja daß er, um das zweyte Haupt des Reichs ganz auf ſeine Seite zu bringen, ihm nicht allein ſeinen einzigen Sohn zur Geiſſel mit gab, ſondern ihm auch den Beſitz ſeiner eigenen Gemahlin aufopferte, deren Schönheit überall berühmt war. Er wuſte, daß Schebib ſeinen Sohn zärtlich liebte, und ein empfindliches Herz für Weiberreiz hatte, ihm dünkte es alſo widernatürlich, daß er einem Fremdlinge ein ſolches Opfer, um nichts gebracht haben ſollte; denn daß Freundſchaft, und zwar eine ſo junge Freundſchaft daran Schuld ſey, war in Abdel-Meleks Augen ein Hirngeſpinſt.

Von Gewiſſensbiſſen und Neide gepeinigt, beſchäftigte ſich Abdel-Melek Tag und Nacht mit den Mitteln, wie er ſeinen Feind zu Grunde richten könne. Seine bekannte Leidenſchaft für ſchöne Frauenzimmer dünkte dem Könige der beſte Vorwand, ihm ein Verbrechen anzudichten.

Es wohnte zu Damaſk in dem Viertel, wo Schebib ſeinen Palaſt hatte, ein Tiſchler, deſſen Frau für die gröſte Schönheit der Stadt galt, aber die Schönheit ihrer Seele ſtund in keinem ſo guten Rufe, wie ihre körperlichen Reize. Abdel-Melek beſchloß, unter der Hand ausſprengen zu laſſen, daß Schebib in ſie verliebt ſey, und durch ſie die Lücke der Tochter des Scheffander-Haſſan erſetzen wolle, die er dem Giafar abgetreten hatte. Abdel-Melek wollte alsdann den Mann heimlich umbringen laſſen, und dieſen Mord dem Schebib aufbürden. Aber es kam darauf an, vorher ſichere Beweisgründe ausfündig zu machen, daß die Sache nicht dem geringſten Zweifel unterworfen ſey, und daß Schebibs Hinrichtung durch das Geſez gerechtfertigt werde; keineswegs aber für die Frucht eines perſönlichen Haſſes ausgelegt werden könne. Dem Giafar muſte aller Vorwand abgeſchnitten werden, Schebibs Parthey zu ergreifen, und Schebib muſte ſelbſt in den Augen des Miniſters, ſeines Freundes, des Verbrechens ganz überwieſen ſcheinen, das ihm die Todesſtrafe zugezogen hatte. Vornehmlich muſte man ſuchen en eines in die Augen fallenden Kennzeichens habhaft zu werden. Der König von Damaſk hatte in einem von den Augenblicken, wo er den Prächtigen ſpielte, dem Schebib einen ſehr ſchönen Ring geſchenkt. Schebib, der niemals unterließ, dem Könige alle die Achtung zu bezeigen, die er ihm ſchuldig war, pflegte, ſo oft er bey ihm in ſeinem Palaſte ſpeiſete, jedesmal dieſen Ring anzuſtecken, ehe er ſeinen Platz an Abdel-Meleks Tafel einnahm, ob er gleich weit koſtbarere Juwelen beſaß, als dieſen Stein. Es kam nun darauf an, dem Schebib dieſen Ring wegzupraktiziren, ohne daß er es gewahr würde. Ein Verſchnittener, ein geſchickter Taſchenſpieler, machte ſich dazu anheiſchig, wenn er dem Schebib nach dem Eſſen das Waſchwaſſer reichte. Wirklich gelang es ihm auch bey einem Abendſchmauſe, der bis tief in die Nacht dauerte. Schibib wurde es gar nicht inne, daß er ohne ſeinen Ring und ſelbſt ohne ſeinen Dolch nach Hauſe gekommen war, denn der Hokuspokusmacher hatte noch mehr gethan, als Abdel-Melek ihm befohlen hatte, und ihm auch ſeinen Dolch genommen. Als der Tyrann einmal im Beſitze des Dolchs und des Ringes war, ließ ſich das übrige des Höllenplans gar leicht zur Ausführung bringen. Der Tiſchler wurde als er nach Hauſe gehen wollte, vor Schebibs Thür ermordet, ohne daß die Mörder von jemand geſehen worden. Einer von den Thürſtehern von Abdel-Meleks Palaſt, der eben ſo gottlos als ſein Herr war, und ſich zu allen Bosheiten gebrauchen ließ, war verliebt in die Wittbe des Tiſchlers, und wurde von ihr wieder geliebt. Er beredete ſie, den Schebib anzuklagen, daß er ihr noch bey Lebzeiten ihres Mannes den Antrag gethan, ſich von ihrem Manne ſcheiden zu laſſen, um ihn zu heyrathen, und daß er ihr gleich nach dem Morde ihres Mannes ſeinen Ring zum Unterpfand des Eheverſprechens überſchickt habe. Vier Zeugen waren erkauft und bereit, es auszuſagen, daß ſie Schebib den Mord begehen ſahen. Der Wittbe ſollte Schebibs konfiſcirtes Vermögen zu ihrer Entſchädigung, und der Thürſteher ſeinen prächtigen Palaſt bekommen, von dem ſich Abdel-Melek blos die Meubeln vorbehielt.

Der König von Damaſk ließ einen Divan zuſammenberufen, bey welchem Schebib an der Spitze der Angeſehenſten des Reichs den Vorſitz führte. Man meldete dem Abdel-Melek, daß ein verſchleiertes Frauenzimmer vorgelaſſen zu werden verlange, und Gerechtigkeit wegen eines ſchwarzen Verbrechens begehre, das von einem mächtigen und angeſehenen

Manne begangen worden ſey. Der König befohl, daß ſie hereintreten ſolle. Die Wittbe des Tiſchlers erſchien unter heftigen Seufzen und Schluchzen, warf ſich auf die Erde, und flehte um Recht gegen den Mörder ihres Mannes. Der Divan gab einſtimmig zur Antwort, wenn er ihr bekannt und ſie im Stande ſey, ihm die That zu beweiſen, ſo könne ſie darauf rechnen, daß ihr die ſchnellſte Gerechtigkeit widerfahren werde. Hierauf nahm die Wittbe das Wort, und erzählte das ganze ausgeſonnene Mährchen, wie es der Thürſteher des Palaſtes, ihr Liebhaber, ihr gelehrt hatte, allein ſie nannte den Thäter nicht; doch erbot ſie ſich, zum erſten Beweiße, einen Ring verſiegelt zu deponieren, welchen der Mörder ihres Mannes ihr geſchickt habe, und vier Zeugen nahmhaft zu machen, welche ihn den Mord begehen ſahen und ſeinen Dolch fanden. Abdel-Melek befohl, daß der Schreiber des Divans den Ring in Empfang nehmen, und die Namen der vier Zeugen aufſchreiben ſollte. Hierauf mußte die Wittbe ihren Abtritt aus dem Divan nehmen. Als ſie ſich entfernt hatte, ſtellte Abdel-Melek den verſammelten Richtern vor, daß dieß eins der abſcheulichſten Verbrechen ſey, und daß er von ihnen, als Geſetzverſtändigen, zu wiſſen verlange, welche Strafe das Geſetz für eine ſolche Ruchloſigkeit ver verordnet habe. „Gnädigſter König, antwortete der Mufti, das Geſetz erkennt in dieſem Falle die Todesſtrafe. Es iſt dieß der Ausſpruch, der in den Büchern Moſes, in dem Buche des Reſak-Ben-Merian und ſelbſt im Koran enthalten iſt; kein Mörder eines Moſlems kann begnädigt werden.“

Die ganze Verſammlung war der Meynung des Mufti, ſelbſt Schebib, der ganz zulezt ſprach; aber er ſezte hinzu, daß es zwar den Rechten und der Billigkeit gemäß ſey, einen Todſchläger hinrichten zu laſſen, daß man aber hierinne nicht nach bloßen Muthmaßungen zu Werke gehen, ſondern Klage und Beweiße erſt reiflich prüfen müſſe. „Nichts iſt billiger und gerechter, antwortete Abdel-Melek, und da die Religion ſelbſt hier in dem heiligen Bunde der Ehe, den man geſchändet hat, angegriffen iſt, ſo trage ich dem Mufti auf, die Kadis zuſammenzuberufen, damit das Verbrechen nicht länger ungeahndet bleibe, und der Thäter in dem morgenden Divan ſein Urtheil empfange.“

Die größte Gefahr ſchwebte über Schebibs Haupte, ohne daß er es ſelbſt ahndete; aber in dem Augenblicke, wo der Tiſchler Huſſein ermordet wurde, erblickte man zu Bagdad am Himmel das Phänemen, welches das Buch

Giaffer geweißagt hatte; die Sonne erſchien ganz blutig, und Harun befand ſich ſchon auf dem Wege nach Damaſk.

In Damaſk war jezt alles in Aufruhr, denn Schebibs Palaſt war mit Wache umringt worden, und man hatte ihm angekündigt, daß er morgen vor dem Divan erſcheinen ſolle, weil er angeklagt ſey, den Huſſein ermordet, und der Tugend der Wittbe dieſes Mannes nachgeſtellt zu haben. Der tugendhafte Schebib erhob ſeine Seele im Gebete zu Gott, empfohl ſich dem großen Propheten, und als er dieſe Pflichten erfüllt hatte, genoß er ruhig ſeine Abendmahlzeit, und überließ ſich ebenſo dem Schlafe. Die Einwohner von Damaſk waren in der größten Beſtürzung, daß ein ſo wohlthätiger, ſo tugendhafter Mann ſich einer ſolchen Bosheit habe verdächtig machen können, als ihm Schuld gegeben wurde. Die Armen, denen er ſonſt beyſtund, die nun ihren Gutthäter verlieren ſollten, jammerten laut; die kleine Anzahl ſeiner Neider triumphirte, und Abdel-Meleks Unterhändler ſuchten unterdeſſen überall unter dem Volke auszubreiten, daß zügelloſe Leidenſchaft für das ſchöne Geſchlecht ſelbſt den rechtſchaffenſten Mann, der ſeinen Grundſätzen am treuſten ſey, zu ſchändlichen Abwegen verleiten könne. Die ganze Nacht dauerte die Unruhe und Beſtürzung in der Stadt.

Den andern Morgen mit Anbruche des Tages begegneten ſich die beyden Blinden am Eingange der großen Moſkee; beyde kamen dahin, um für Schebib zu beten. „Meine Frau, ſagte der älteſte, hat dieſe Nacht einen ſonderbaren Traum gehabt.“ Es dünkte ihr, als ob alle Lampen unter der Kuppel von Rubet-il-Naſſer verlöſchen wolten, aber plötzlich erhob ſich ein leichtes Lüſtchen, das ſie wieder anbließ, und nun ſtrahlten ſie in einem ſolchen Glanze, daß die Augen ſie nicht anzuſehen vermochten.“ „Mein Vater, erwiederte der junge Blinde, ſahe den Markaff, der beym Abſchiede zu ihm ſagte, er gehe um ſich in den Fluß Abana zu ſtürzen, und ſich dort für Schebib angeln zu laſſen. ¿Ich begreife nicht was dieſem großen Manne in der traurigen Lage, in welcher er ſich jetzt befindet, mit einem Gerichte Fiſchen gedient ſeyn kann? Mein alter Freund, der Geiſt Karkas, ſagte mein Vater, hat ſich ſo klein gemacht, als er mich verließ, daß ich ihn kaum erkennen konnte. Er ſagte zu mir, er müſſe ſich wohin verkriechen, wo nur Luft oder er hinkommen könnten. Die Königin Tantura hatte ihm befohlen, zum Beſten Schebibs ſich ſo zu verwandeln. Lieber Bruder, dieſer biedere Mann hat viel Widerſacher in dieſer Stadt, aber Gott gab ihm eben ſo mächtige, als auſſerordentliche Freunde.“

Ihr ſprecht von Schebib, ſagte zu den Blinden einer von den drey Derwiſchen, die im Begriffe waren, ebenfals in die Moſkee zu gehen; wenn ihr den liebt, von dem ihr eben geredet habt, ſo empfangt dieß Almoſen im Namen dieſes wahrhaft edeln Mannes, und kommt mit uns in die Moſkee um Gott anzurufen, daß er ſeine Richter erleuchten und ihn an ſeinen Verleumdern rächen möge!“

„Ihr werdet nicht die einzigen ſeyn, riefen drey Männer, die ſich von drey verſchiedenen Seiten näherten; uns bringt dieſelbe Urſache hierher.“ Einer von dieſen Männern hatte einen Papagey auf der Hand ſitzend, der andere trug einen großen Fiſch in einem Netze, der Dritte hatte einen, faſt leeren, Beutel am Gürtel hängen und einen jungen Knaben zum Begleiter. Die drey neuen Ankömmlinge wendeten ſich zu den Derwiſchen: „da ihr für den edelmüthigen Schebib beten wollt, ſagten ſie, ſo erlaubt, daß wir euch Geſellſchaft leiſten dürfen.“ „Recht gern, antworteten die Derwiſche, aber dieſer Vogel und dieſer Fiſch können nicht in die Moſkee kommen.“ „Ich will ſie, ſagte der junge Knabe, der Begleiter der zuletzt angekommen, ſo lange in meine Verwahrung nehmen;“ und alle begaben ſich nun in die Moſkee.

Hier knieten ſie zum inbrünſtigſten Gebete nieder, in das ſich ihre Thränen und Seufzer miſchten; und als ſie fertig mit Beten waren, unterhielten ſich dieſe ſechs Perſonen, die das Ungefähr zuſammen gebracht hatte, (und die aus dem Fiſcher, dem Speiſewirthe, dem Limonadenſchenken, deren man ſich aus Giafars Abentheuern erinnern wird, und aus Schebibs Gaſtfreunden, den drey Derwiſchen beſtanden,) ehe ſie die Moſkee verließen, von den Urſachen, die ſie ſo frühzeitig zum Gebete gerufen hatten. Sie waren Willens ſich alle ſechs nach dem Platze zu begeben, wo das Urtheil geſprochen werden ſollte, und Abdel-Melek hatte durch die Ausrufer bekannt machen laſſen, daß dem ganzen Volke frey ſtünde, der Sitzung beyzuwohnen.

Als Schebibs Freunde aus der Moſkee kamen, ſahen ſie eine Menge Volks um den jungen Knaben verſammelt, welcher den Papagey und den Fiſch in Verwahrung genommen hatte. Schebib iſt unſchuldig, ſchrie unaufhörlich der Vogel. Es war Tantura die Königin der Geiſter, welche ſich in einen Papagey verwandelt, und die Stelle dieſes Vogels in des Limonadenſchenkens Bude eingenommen hatte. Schon mit dem früheſten Morgen hatte ſie das Haus mit dem Geſchrey von Schebibs Unſchuld erfüllt und der Limonadenſchenke hatte daher beſchloſſen, den Vogel in den Divan zu bringen, wenn er ſein Gebet verrichtet haben würde. Der Fiſcher hatte mit der erſten Morgendämmerung ſein Netz in den Fluß ausgeworfen; er war einen großen Fiſch gewahr geworden, der ganz obenauf ſchwamm; er warf die Angelſchnur nach ihm, und ſprach dazu ganz laut: im **Namen des großmüthigen Schebib, den die Bosheit der Menſchen verfolgt!** ſogleich reckte der Fiſch den Kopf aus dem Waſſer und biß an. Der Fiſcher hatte dieſen Fiſch mit ſich gebracht; er behauptete, daß er unfehlbar für Schebib zeugen würde, ob er gleich ſtumm ſey, weil es augenſcheinlich wäre, daß er ſich in ſeinem Namen habe fangen laſſen.

Der Speiſewirth erzählte; „vor einigen Tagen wären vier Perſonen von böſen, verdächtigen Ausſehn, zu ihm gekommen, um zu ſchmauſen, und in der Hitze des Schmauſes über die Theilung einer ſtarken Summe Goldes, die in einem Beutel verwahrt geweſen, in Zank gerathen. Der eine habe behauptet, ihm gebühre ein größerer Theil als den übrigen, weil er mehr gethan habe als jene; ſie hätten ſich die Trinkgeſchirre an den Kopf geworfen, und man ſey genöthigt geweſen ſie mit

Gie-

Gewalt auseinander zu bringen. Der eine habe geklagt, daß er auſſer Stande ſey, ſich ſelbſt nach Hauſe zu finden, weil er einen Schlag auf ſein einziges noch übriges gutes Auge bekommen habe, indem er das andere, ungeachtet es ganz geſund ausſähe, gar nicht brauchen könne. „Ich beredete, fuhr der Speiſewirth fort, einen von ſeinen Kameraden, ihn nach Hauſe zu führen. Dieſe vier Leute verließen meine Speiſebude in ſo großer Verwirrung, daß ſie den Beutel mitzunehmen vergaßen, worinne das Gold geweſen war, das ſie getheilt hatten, und in welchem noch zwey Zechinen ſtaken. Da ſich heute wegen Schebibs Verurtheilung eine ſo ungeheure Menge Menſchen verſammeln wird, ſo glaubte ich, der Beutel würde ſeinen Herrn wieder finden und befeſtigte ihn an meinem Gürtel.“

„Was uns betrift, ſagten die drey Derwiſche, wir ſind Gäſte und Freunde Schebibs, wir haben für ihn gebetet, und wir wollen uns auf den Platz begeben, wo der Divan gehalten wird, um zu ſehen, wie weit die Bosheit der Menſchen gegen dieſen Spiegel der Großmuth und Tugend getrieben werden kann.“

Der kleine Hauſe wanderte zuſammen fort, und wenn das Gedränge ihnen den Weg verſperrte, ſo ſchrie der artige Papagey, den der Knabe auf ſeiner Hand trug, mit lauter und vernehmlicher Stimme: Plaz gemacht! und jedermann trat bey Seite, ohne über die Seltſamkeit des Befehls nachzudenken, dem er Folge leiſtete. Auf dieſe Art kamen Schebibs Freunde bis zu den Schranken wo der Beklagte ſich gegen ſeine Kläger von Angeſicht zu Angeſichte verantworten ſollte; ſie waren ſogar dieſen lezteren, die ſich ſchon an Ort und Stelle eingefunden hatten, ſo nahe, daß ſie faſt an ſie ſtießen; blos das Geländer ſchied ſie von einander. Die Sitze der Richter füllten ſich allmählig an und man erwartete nur noch den Abdel-Melek um das Gerichte zu eröfnen. Endlich nahm er ſeinen Plaz ein, und befahl daß der Beklagte vorgeführt werden ſollte. Jezt ſtand Schebib in den Schranken, aber die Witbe, ſeine Anklägerin, in Trauer gekleidet und mit einem Schleier verhüllt, der bis auf die Erde ſchleifte, befand ſich noch außerhalb der Einfaſſung.

Sie war, auf erhaltenen Befehl, eben im Begriff aufzuſtehen und ihre Anklage gegen den zu wiederholen, den ſie der Ermordung ihres Mannes beſchuldigte, als plözlich der Papagey die Töne einer Trompete ſo natürlich nachmachte, daß die Aufmerkſamkeit aller Anweſenden nach dieſer Seite gelenkt, und Huſſeins Witbe gezwungen wurde, mit ihrer Rede inne zu halten. Die verſammelte Menge fieng endlich an, wieder ruhig zu werden und die Unterbrechung des Papageys zu vergeſſen, aber nun ließ ſich nicht mehr ſeine Stimme, ſondern das Schmettern wirklicher Trompeten hören, auf welche eine prächtige kriegeriſche Muſik folgte, und die Ankunft des Kalifen verkündigte, der in Begleitung der vornehmſten Offiziere ſeiner Leibwache von ſeinem Dromedar ſtieg. Abdel-Melek verließ eilig ſeinen Thron, um ſeinen Oberherrn zu empfangen. Der Kalife näherte ſich ihm mit einer freundlichen und offenen Miene: „König von Damask, ſagte er zu ihm, meine Ankunft darf dich nicht in Verwunderung ſetzen; mein Amt iſt es, über das Glück des Moslems zu wachen, zu deren Oberhaupte mich der Himmel auf Erden auserſehen hat; und ich bin ihnen allen gleiche Beweiſe meiner Wachſamkeit und Sorgfalt ſchuldig, ich komme hierher, um mich des Woolſtands zu freuen, deſſen dein Volk, wie ich hoffe, unter deiner Regierung genießet. Ich höre bey meiner Ankunft, daß du mit einer feyerlichen Handlung der Gerechtigkeit beſchäftigt biſt, und daß du befohlen haſt.

haſt, daß das Volk dabey zugegen ſeyn ſoll, weil wenn alles öffentlich und frey verhandelt wird, man um ſo weniger in die Bewegungsgründe, die auf den Ausſpruch der Richter wirken, Mißtrauen ſetzen kann. Ich billige dieſe Vorſicht, und auch die, daß du dieſen Verſammlungsort mit Truppen umringen ließeſt, um Ordnung zu erhalten und die Handhabung des Geſetzes ſicher zu ſtellen. Du verwalteſt hier das beſchwerlichſte Amt, das mit der Krone verknüpft iſt, und ich freue mich, daß ich zeitig genug ankam, um dir dieſe Bürde erleichtern zu helfen, denn ich habe mir vorgenommen bey dieſer Unterſuchung mit dir den Vorſitz zu führen."

Dieſe Aeuſſerung des Kaliſen war ein Donnerſchlag für Abdel-Melek; er konnte nur einzelne Worte lallen, die keinen rechten Sinn hatten. Der Kaliſe nahm ſeinen Platz auf dem Throne ein, und der König von Damaſk ſaß bleich und zitternd zu ſeiner Linken.

Der Kaliſe lies die Klägerin vor ſich kommen, redete ſie an, und befahl ihr mit Sanftmuth und Majeſtät, ihre Klage zu wiederhölen; Huſſeins Wittbe vermochte nicht, den durchdringenden Blick und die Gegenwart des Nachfolgers des Muhameds auszuhalten; ihr lügenhaftes Gewäſch erſtarb auf ihrer Zunge, und ſie fühlte ſich ſo ſchwach, daß ſie kein Wort hervorbringen konnte. Der Schreiber war gezwungen, die Klage, ſo wie er ſie niedergeſchrieben hatte, vorzuleſen, hierauf zeigte er den Ring, das angebliche Kennzeichen der beabſichtigten Verführung, und den Dolch, welcher den Mord beweiſen ſollte. Der Ring gieng von einer Hand der Richter in die andre, und mehr als die Hälfte von ihnen erkannte ihn für den Ring, den Schebib getragen hatte; Abdel-Melek ſelbſt bezeugte, daß er ihm dieſen Ring vor drey Jahren geſchenkt habe. Der Kalife nahm den Ring betrachtete ihn und befahl, daß man ihn dem Schebib geben, und daß dieſer ſagen ſollte, ob er ihn für den ſeinigen erkenne.

„Der Ring gehört mir zu, erwiederte Schebib; ich verlohr ihn vor einiger Zeit; aber ich habe ihn niemand gegeben, noch jemandem anbieten laſſen.“ ¿Kennſt du dieſe Frau, deine Anklägerin, fragte Harun? Ließeſt du ihr jemals Anträge in deinem Namen thun? „Ich habe von ihr reden hören, erlauchter Kalife, antwortete Schebib, aber ich habe ſie nie geſehen, auch niemandem aufgetragen, ihr in meinem Namen Aufträge zu thun; ich habe ihren Mann gekannt, er hat für mich gearbeitet, ich habe Gutes an ihm gethan aber nie Böſes." „Vier Zeugen ſagen aus, fuhr der Kalife fort, daß ſie mit ihren Augen ſahn, wie du den Huſſein wenig Schritte von deinem Hauſe umbrachteſt, und dich hernach in dein Haus flüchteteſt." „Beſchützer der Moslems! ſprach Schebib, Gotte kommt es zu, den Lügner zu Schande zu machen, und nicht mir, den man zu Grunde richten will; aber ich ſehe hier drey Derwiſche, die meine Gäſte ſind, und mit denen ich mich zu eben der Zeit unterhielt, wo ich, wie man fälſchlich vorgiebt, die That begangen haben ſoll."

Der Kalife befohl, daß die vier Zeugen abgehört werden ſollten. Ihre Ausſagen waren vollkommen gleichlautend. „Sie hatten alle viere unter einem Säulengang geſtanden, wo ein Ungefähr ſie zuſammen brachte, als ſie Schutz vor einem Regenſchauer ſuchen wollten. Hinter dem Pfeiler, wo ſie ſich vor dem Wetter verborgen hielten, waren ſie Augenzeugen, wie Schebib den Huſſein von hinten zu mit zwey Dolchſtichen ermordete. Sie hoben das Gewehr auf, das der Mörder hatte fallen laſſen, und brachten es den andern Morgen der Wittwe." Der Kalife verlangte den Dolch zu ſehen, und ließ ihn dem Schebib zeigen. „Ich erkenne, ſagte Schebib, dieſen Dolch am Griff und an der Klinge auf welchem mein Namenzug ſteht, für den meinigen; ich habe ihn zu gleicher Zeit mit meinem Ringe verloren; man hat aber, wie ich ſehe, an die Stelle der ächten Diamanten, womit er geziert war, falſche Steine eingeſetzt. Dieſer Dolch wurde mir an einem Tage mit meinem Ring entwendet.“ Auf dieſes Geſtändniß des Schebibs; ſagte der Kalife zu dem Abdel-Melek, „der Dolch kommt mir ſelbſt ſehr verdächtig vor; die Steine ſind wirklich falſch; ſie ſind von einem Juwelirer gefaßt, den wir ſchon ausfindig machen wollen, wenn er nicht ſelbſt Theil an dem Raube gehabt hat; es iſt nicht wahrſcheinlich, daß Schebib, der in allen Stücken ſo prächtig war, falſche Steine getragen haben ſollte.“ Harun wendete ſich nun zu dem erſten von den Zeugen und fragte ihn: „¿ſahſt du es, daß Schebib den Huſſein ermordete?“ „Ich ſchwöre, antwortete der Zeuge, bey dem großen Propheten, daß ich es mit meinen beyden Augen ſahe.“ Er lügt, rief ſogleich eine vernehmliche, aber etwas klare Stimme; er ſieht nur mit einem Auge! Es war der Papagey, welchen der junge Knabe auf der Hand trug, der den Zeugen ſo öffentlich Lügen ſtrafte. Dieſe unvermuthete Anrede erregte einiges Aufſehen; man forſchte nach dem Urheber, als der Kalife an den zweyten Zeugen dieſelbe Frage that, die er an den erſten gethan hatte. „Es iſt ſo gewiß und wahr, antwortete dieſer Mann, daß ich den Schebib den Huſſein ermorden ſahe, als es wahr und gewiß iſt, daß ich ein Moslem bin.“ — Er lügt, rief die vorige Stimme, denn er iſt nicht beſchnitten. Jezt wurde man es inne, daß der Papagey den vorlauten Zwiſchenredner machte. Achmet-Balan, der dienſthabende Thürſteher des Königs von Damaſk wollte den Vogel greifen, aber dieſer biß ihn in die Hand, daß ſie blutete, und hackte ſo nachdrücklich auf den Ring, den er am Finger trug, daß der Stein, welcher in den Ring gefaßt war, herausſprung, auf die Erde fiel, und bis vor Schebibs Füße rollte. Schebib hob den Diamant auf und ſagte: „das iſt der Brillant, der in dem Knopfe meines Dolchs gefaßt war; der Kaliſe wird ihn kennen, denn ich habe ihn von ſeiner Gnade erhalten.“

Als das Gemurmel, welches alle dieſe Vorfälle unter den Anweſenden erregt hatte, ſich etwas legte, fuhr der Kaliſe in der Unterſuchung fort, indem er zum Verhöre des dritten Zeugen ſchritt. Dieſer, der nicht weit von dem Fiſcher ſtund, legte die Hand auf den groſſen todten Fiſch, dem durch den Angelhaken beym Herausziehn die ganze eine Kinnlade weggeriſſen war, und ſagte: „ich ſchwöre, daß meine Ausſage gegründet iſt, ſo wahr ich jezt meine Hand auf dieſen todten Fiſch lege.“ Kaum hatte der Zeuge dieſen Schwur gethan, als der Fiſch aus dem Netze ſprung, dem Meineidigen mit dem Schwanze einen ſo derben Schlag über das Geſicht verſezte, daß ihm das Blut aus Mund und Naſe ſtrömte, und über die Köpfe aller Anweſenden hinwegſchnellte und ſich in einen Seitenkanal des Fluſſes ſtürzte, der nicht weit von dem Platze war. Der Kalife ſchien über dieſes Wunder mehr vergnügt als erſtaunt, und wendete ſich nun zu dem lezten Zeugen. Dieſer glaubte am Gürtel des Speiſewirths den Beutel erkannt zu haben, der ihm gehört hatte, und von dem er nicht wußte, daß er ihn in der Speiſebude zurückließ. „Ich ſchwöre, antwortete er, daß meine Anklage ſo wahr iſt, als ich verſichert bin, daß ich meinen Geldbeutel an dem Gürtel jenes Speiſewirths erblicke.“ Du lügſt, rief von neuem der Papagey, es iſt der Beutel des Achmet-Balan, des Thürſtehers des Königs, man wird ſein Zeichen inwendig auf dem Boden finden. Der Kalife wendete ſich zu Abdel-Melek und ſagte: „du ſiehſt, mein Bruder, daß hier in Erfüllung geht, was ſchon ſo oft wiederhohlt worden iſt, nemlich, daß Schebibs Herzensgüte alles was Leben und Odem in der Natur hat, für ihn gewinnt und einnimmt. Du hörteſt und ſahſt, welche Mühe dieſer Vogel und dieſer Fiſch ſich gaben, um ihn gegen die ſchwärzeſte und boshafteſte Verleumdung zu rechtfertigen. Wenn mich die Kenntniß nicht trügt, die ich durch den langen Gebrauch in Anklagen von der Art erlangt habe, ſo glaube ich ſchon einen Theil der Niederträchtigen zu errathen, die in dieſe abſcheuliche Verſchwörung gegen die Tugend verwickelt ſind. Ich weiß noch nicht, wer ihr Oberhaupt iſt, aber ich werde Mittel finden, auch dieß zu entdecken." Hierauf redete der Kaliſe den Papagey an: „du niedlicher kleiner Freund Schebibs, ſagte er, ¿ kannſt du uns nicht den Namen von Huſſeins Mörder nennen, der auch Schebibs Mörder ſeyn wollte?" *Er ſteht inwendig auf dem Kaſten des Rings geſchrieben, welcher dem Schebib geſtohlen wurde,* antwortete der Papagey, und flog davon. Der Kaliſe ließ ſich den Ring geben, aber man brauchte nicht erſt einen Juwelirer rufen zu laſſen, um den Stein aus der Faſſung zu nehmen. Der Geiſt Karkas, der zwiſchen dem Stein und dem Boden des Ring-Kaſtens ſtak, ſprengte den Demant ſogleich heraus, und nun las man auf dem Boden deutlich den Namen: Abdel-Melek.

Unmöglich läſt ſich die Pein mit Worten ſchildern, die der König von Damaſk ſchon während der Unterſuchung ausgeſtanden hatte, welche der Kalife vornahm; aber als Wunder auf Wunder ſich häuften, um ſein Verbrechen an den Tag zu bringen, und als er ſich zuletzt durch ſie ganz in ſeiner Blöße dargeſtellt erblickte, ſo machten Beſtürzung und Schaam ihn unbeweglich, wie eine Bildſäule.

„Abdel-Melek, rief der Kalife mit jenem drohenden, majeſtätiſchen Weſen, das er ſo gut in ſeiner Gewalt hatte, verlaß den Thron, den du ſchändeſt; lege ſogleich alle Kennzeichen der Würde ab, der ich dich entſetze, und ſtelle dich an den Platz des tugendhaften Mannes, den deine ruchloſe Kabale um Ehre und Leben bringen wollte! Du ließeſt das Volk hier zuſammenberufen, um ihm ein denkwürdiges Beyſpiel von Gerechtigkeit zu geben; aber der Himmel hat mich hieher geſandt, damit du ſelbſt dies Beyſpiel ſeyſt!“

Abdel-Melek wagte es nicht, ein Wort zu ſeiner Vertheidigung vorzubringen; er hatte alles Bewuſſtſeyn verloren. Haruns Ton und Blick waren ſo fürchterlich, daß er mehr vor Schrecken als Gehorſam vom Throne ſank. „Man ergreife ihn, ſagte Harun zu den Dienern der Juſtiz, und laſſe ihn ſo lange leben, bis er Augenzeuge von der Beſtrafung der Elenden geweſen iſt, die er zu Schandthaten verleitete. Ihr aber, ihr Groſſen und Bürger von Damaſk, und ihr, ihr Fremde, die ihr hier gegenwärtig ſeyd, wenn die Furcht bisher euren Mund verſchloß; und euch abhielt, ein Zeugniß für die Unſchuld abzulegen und das Laſter zu entlarven, ſo fodere ich euch nun auf, redet ohne Scheu und helft mir, die Theilhaber an dieſer abſcheulichen That zu entdecken.“ „Grosmächtiger Kalife, erwiederte einer von den Derwiſchen, meine beyden hier anweſenden Brüder und ich ſahen die vier Zeugen, die gegen Schebib ausgeſagt haben, am Morgen nach Huſſeins des Tiſchlers Ermordung, aus dem Hauſe Achmet-Balans kommen; ſie begaben ſich zu dem Speiſewirth, der neben uns ſteht, zechten daſelbſt, und geriethen bey der Theilung einer anſehnlichen Summe Goldes mit einander in Streit. Einer von ihnen vergaß ſeinen Beutel, und Achmet-Balans Namenszug ſteht auf dem Boden dieſes Beutels, wie der Papagey es geſagt hat.

„Man ziehe dem Achmet-Balan ſein Amtskleid aus; rief der Kalife, er und ſeine vier Mitſchuldigen ſollen unverzüglich hingerichtet werden, wenn ihnen zuvor durch die Folter das Geſtändniß ihres Verbrechens und die Namen ihrer Mitverſchwornen ausgepreßt worden iſt. Huſſeins Witbe ſoll in einem Kerker ſchmachten, und daſelbſt ihr Endurtheil erwarten!" — Des Kalifen Befehle wurden auf der Stelle vollzogen, man ſchleppte die Verbrecher nach dem Orte, wo ſie ihre Strafe leiden ſollten, und Abdel-Melek genoß bloß den traurigen Vorzug, zuletzt zu ſterben.

Der Kalife nahm nun wieder ſeine heitere Miene an, und wendete ſich zu Schebib: „mein alter Wirth, mein Freund, mein Bruder! ſagte er zu ihm, komm und ſetze dich an meine Seite, ich will dir nicht dein Haupt mit dem Diadem umgürten, das dein Vorgänger befleckt hat, allein ich ernenne dich zum Könige von Damaſk. Ich ſehe ſchon die Weigerung auf deinen Lippen ſchweben, aber bedenke, daß ich dich nicht bitte, den Thron anzunehmen, ſondern daß ich dir im Namen Gottes, des allmächtigen Gebieters über dir und mir, und im Namen unſers großen Propheten, befehle, ihn zu beſteigen; ſo wie ich allen Fürſten und Großen, die hier gegenwärtig ſind, befehle dich für ihren König zu erkennen!" Troz ſeines Widerſtandes und ſeiner Beſcheidenheit ſah ſich alſo Schebib gezwungen, ſich den Befehlen des Kaliſen zu unterwerfen: was ihn dazu aufmunterte, war der allgemeine Freuden-Zuruf ſeiner neuen Unterthanen, von welchem ganz Damaſk wiederhallte. -

. . .

Als dieſe Ceremonie zu Ende war, wurde Harun zum zweytenmale der Gaſt des Schebib; ſie beſprachen ſich zuſammen von den Angelegenheiten des Staats, und der Kaliſe gab dem Schebib Nachrichten von Giafar, der liebenswürdigen Negamet und dem jungen Hazad. Ein Eilbothe des Großweſirs hatte bereits dem neuen Könige von Damaſk den edelmüthigen Entſchluß hinterbracht, den dieſer wegen Negamet gefaßt hatte, und Schebib frohlockte nicht ſowohl über das Glück, ſeine geliebte Gemahlin wieder zu beſitzen, als, daß er ſie der tugendhaften Ueberwindung ſeines Freundes verdankte. Harun entdeckte dem Schebib ſein Vorhaben, den Hazad mit der Tochter des Sultans von Herak zu verheyrathen, und erzählte ihm die Geſchichte mit den zwey Ringen, welche Giafar ihm verheimlichet hatte; der Kaliſe nahm es auf ſich, bey dem Sultan von Herak um Zizialeh anhalten zu laſſen, und ihm zu melden, daß ſie ſich in Bagdad bey der Prinzeſſin Zobeide befinde. Die Abgeſandten wurden auf der Stelle an den Sultan von Herak abgefertigt.

Harun-al-Raſchid kehrte nun ohne weitern Verzug nach Bagdad zurück, als er Schebib auf den Thron von Damaſk geſezt hatte. Giafar ſchauderte vor Entſetzen, wie er aus dem Munde ſeines großen Freundes vernahm, welchen Gefahren Schebib ausgeſezt geweſen war. Die Deutungen des Buchs Giaffer waren nun in Erfüllung gegangen, und durch die Folgen vollkommen aufgeklärt worden. Indeſſen der Kalife auf der Reiſe nach Bagdad begriffen war, bemühte ſich Schebib, den man zum Könige faſt wider ſeinen Willen gemacht hatte, den geſammelten Schatz ſeiner Kenntniſſe zu einem weit edlern Gebrauche anzuwenden, als er vorher zu thun im Stande geweſen war: denn wie viel Gutes konnte er nun nicht wirken, er, der König, weiſe und tugendhaft war. Das erſte, wozu ihn ſeine große Seele antrieb, war, ſich der Familie Abdel-Meleks anzunehmen; er gab ihr alle ihre eingezogenen Güter wieder und betrug ſich gegen ſie mehr als ein Vater als wie ein König. Aber man bemerkte daß ſeitdem er auf dem Throne ſaß, ſeine großmüthige Freygebigkeit

keit weniger glänzte, weil ſie ſich in mehr Zweige vertheilte; denn er betrachtete ſich nun blos als den Verwalter des öffentlichen Schatzes, und in dieſen hatte er ſeinen eigenen Schatz verwandelt.

Nach der plötzlichen Verſchwindung der Prinzeſſin Zizialeh, waren der Sultan von Herak und ſeine Gemahlin in die tiefſte Traurigkeit verſezt werden. Die Ankunft der Abgeſandten des Kaliſen und des Königs von Damaſk verurſachte ihnen die lebhafteſte Freude, da ſie von ihnen erfuhren, daß ſich ihre Tochter bey der Prinzeſſin Zobeide befinde. Die Briefe, welche die Abgeſandten überreichten, enthielten die umſtändliche Geſchichte von Hazads Liebe und welchen Antheil das Schickſal und die Geiſter daran genommen hatten; ſie willigten alſo um ſo lieber in dieſe Verbindung, da die Grosmuth des Schebibs, des Vaters des Hazad, ihm längſt die Achtung von ganz Perſien erworben hatte, und der Glanz ſeiner Tugend, in ihren Augen, noch durch den Schimmer des Throns gehoben wurde. Der Sultan von Herak begab ſich nun zugleich auf den Weg nach Bagdad. Einige Staatsgeſchäffte hatten auch um dieſe Zeit die Anweſenheit des neuen Königs von Damaſk zu Bagdad nothwendig gemacht, und bald wurde der Hof des Kalifen durch die Ankunft dieſer beyden Fürſten noch glänzender. Harun empfing den Sultan von Herak auf das ehrenvolleſte in ſeinem Palaſte, aber der neue König von Damaſk war der Gaſt des Giafar. Die Hochzeit des Hazad mit der Prinzeſſin Zizialeh wurde gleich nach der Ankunft der Perſonen vollzogen, deren Einwilligung dazu erforderlich geweſen war. Die liebenswürdige Negamet trat wieder in ihre erſte Verbindung mit neuen Rechten auf das Herz ihres Gemahls ein, und prächtige Feſte machten dieſe glückliche Verbindungs-Feyer durch die ganze Welt berühmt. Der großmüthige Schebib, mit allen Gunſtbezeugungen des Glücks und allen Süßigkeiten der Liebe und Freundſchaft geſegnet, kehrte endlich nach ſeiner Reſidenz zurück, und der Sultan von Herak nahm ſeiner Tochter neuen Gemahl und ſeinen künftigen Thronerben mit ſich in ſein Land.

Es gieng dem Kalifen und dem Giafar, der Zobeide und der Fatmeh ſehr ans Herz, als ſie ſich von Perſonen trennen ſollten, die ihnen ſo werth geworden waren, denn die beyden Prinzeſſinnen hatten Zizialeh und Negamet eben ſo lieb gewonnen, als ihre Gemahle den Schebib und ſeinen Sohn liebten. Aber es war des Schickſals Wille, daß die zwey edeln Paare das Glück der Reiche machen ſollten, zu deren Beherrſchung ſie berufen waren, und ſo mußten der Kalife, ſein Weßir und ihre Gemahlinnen ſich gefallen laſſen, auch noch dieß lezte Opfer zu bringen, damit das Werk, an welchem ſie ſo großen Theil gehabt hatten, nicht unvollkommen bliebe.

III.

Die unbekannte Dame.

Der Kalife Harun-al-Raſchid lies ſeinen Großweſir Giafar und Mesrur den Oberſten ſeiner Verſchnittenen rufen; „Ich will, ſagte er, mich verkleidet nach Bagdad begeben, meine Spitäler beſuchen, und mich ſelbſt überzeugen, ob ſie gut, und ihrem Zwecke gemäß verwaltet werden, und ob die Kranken ſelbſt alle die Wartung und den Beyſtand finden, deren ſie benöthigt ſind. Ich werde mich als Derwiſch verkleiden, und ihr meine Begleiter möget euch ſelbſt die Verkleidung wählen, worinne ihr euch am unkenntlichſten glaubt.“ Dem Befehle des Kalifen wurde unverzüglich Gehorſam geleiſtet, und alle drey begaben ſich auf den Weg. Sie giengen in die Spitäler, die der Kalife ſich vorgenommen hatte zu unterſuchen. Er traf alles in der Ordnung an, wie er es wünſchte; endlich kam er an die Thüre eines großen Hofs, in welchem er einen großen Lärm vernahm. „¿Was iſt das für ein Lärm?“ fragte er den Giafar? — „Es iſt hier der Ort, antwortete der Weßir, wo man die Perſonen einſperrt, die verrückt ſind; diejenigen, deren Narrheit nicht gefährlich iſt, haben Erlaubniß in dem großen Hofraume frey herum zu gehen, und ihre Zellen, oder kleine Kämmerchen ſind an der Seite des Hofes.“

„Wir wollen hineingehen, ſagte der Kalife, dieſer Gegenſtand hat ſein Sehenswürdiges; ich will unterſuchen, ob auch alle mit Recht hier eingeſperrt ſind. Man läßt vielen Leuten die Freyheit, denen es an ihren geſunden Sinnen gebricht, und die werth wären, daß man ſie einſperrte, und wer weiß, vielleicht befinden ſich hier manche für die es um ihrer ſelbſt und um der Geſellſchaft willen, beſſer wäre, wenn ſie ihre Freyheit hätten. Jeder von uns ſoll die Prüfung eines ſolchen Tollhäuslers übernehmen; wir wollen loſen, welcher von uns dreyen zuerſt den Anfang machen ſoll, und dann ſogleich zum Werke ſchreiten.“ Das Loos fiel auf Meſtur.

Alle drey verfügten ſich nun in den Hof und der Oberſte der Verſchnittenen gieng gerade zu der erſten Zelle, die ihm aufſtieß. Er fand darinne einen Mann, der ungefähr 40 Jahr alt ſchien und mit einem ſehr ernſthaften Weſen ſeine Pfeiffe rauchte, er ſtützte ſich mit dem Ellbogen auf einen Tiſch, auf welchem einige Pappiere lagen. Meſrur grüßte den Tobacksraucher, der den Gruß erwiederte; vermuthlich ſagte Meſrur haſt du die Aufſicht über die Leute, welche ſo vielen Lärm in dieſem Hofe machen? — Dieſe Aufſicht, antwortete der andere, iſt eine Laſt von der ich befreyt bin; ich habe es auf mich genommen, über mich ſelbſt die Aufſicht zu führen, und das iſt ſchon mehr als zu viel.“ „Aber, fuhr Meſrur fort, man ſperrte dich doch nicht als einen Verrückten hier ein?„ — „¿Und warum nicht? hälſt du mich für klüger als andere? Man hat mir die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, die man allen Einwohnern von Bagdad wiederfahren laſſen ſollte; ich darf nicht darüber klagen, ich bin von meines Gleichen verurtheilt worden; und ſie haben die Artigkeit, mich alle Tage hier zu beſuchen.“

„Ich verſtehe, was du ſagen willſt, erwiederte Meſrur, wir haben alle einen kleinen

Anſatz von Thorheit, indeſſen wenn das nur nicht gewiſſe Schranken überſchreitet, ſo kann man uns immer freyen Lauf laſſen; denn nur ungewöhnliche Narrheiten....

„Ja, du haſt Recht, unterbrach ihn hier der Raucher, die Menſchen verzeihen ſich ihre gewöhnlichen Narrheiten, wenn ſie auch noch ſo lächerlich ſind; aber ſobald ſich einer von ihnen durch den Schwung ſeiner Gedanken, ſeiner Einſichten oder ſeiner Beobachtungen über andere erhebt, ſo wird er, wegen der Niedrigkeit, in welcher er ſie zurückläßt, ein Stein des Anſtoßes für ſie, und ſie ſuchen ihn dann aus ihren Augen zu entfernen. Sieh, das iſt meine Geſchichte, ich wußte mehr, als der gemeine Haufe und man hat mich von ihm abgeſondert.“

„¿In welchem Fache thatſt du dich hervor? fragte Meſrur.“ „In der Wiſſenſchaft, welche der Schlüſſel zu allen den übrigen iſt, in der Aſtrologie.“ „¿Und du warſt dieſer Wiſſenſchaft mächtig?“ „Ich war nahe daran es zu werden, aber man unterbrach meine Fortſchritte.“ „¿Du warſt alſo im Umgange mit den Sternen?“ „Allerdings!“ „¿Und welches Geſtirn begünſtigte dich am meiſten?“ „Der Mond.“ „¿Stehſt du nicht mehr bey ihm in Gnaden?“ „Seitdem ich kein freyer Mann mehr bin, geht er mit mir um, wie es ihm beliebt. Vorzeiten war er mir große Verbindlichkeiten ſchuldig, aber jezt denkt er nicht mehr daran; er hatte eine ungeheure Warze auf der Naſe, die ich ihm kurirt habe, und er verdankt mir alſo das ſchöne glatte Geſicht, womit er jezt prangt; überdieß ließ ich ihn einſtmals ſeinen Gang ſeitwärts nehmen, und rettete ihn dadurch von einer Verfinſterung, die alle Sternkundige erwarteten. Anfangs bezeigte er mir einige Erkenntlichkeit dafür, aber ſeit dem Augenblikke, da ich eingeſperrt wurde, läßt er mich im Stiche. Wende ich mich in ſeinem Zunehmen, an ihn, ſo iſt er noch zu ſchwach, um zu meinem Beſten zu wirken, und wende ich mich an ihn, wenn er voll iſt, ſo verſteckt er ſich hinter Wolken und Nebel; aber ſobald er im Abnehmen iſt, ſtehen alle ſeine böſen Einflüſſe zu meinen Dienſten; dann bin ich mit rheumatiſchen Schmerzen, Flüſſen und Katarrhen geſegnet, und eben findeſt du mich beſchäftigt, mich von einem ſolchen lezten Beweiße ſeiner Güte zu heilen: aber habe ich ihn nur einmal in meiner Gewalt, ſo ſoll er es fühlen, daß er es mit keinem Undankbaren zu thun gehabt hat.“ —

„¿Wie willſt du es machen, um ihn in deine Gewalt zu bekommen?“ ſagte Meſrur. „Nichts iſt leichter, antwortete der Mann mit der Pfeiſe; wenn du mir nur dabey behülflich ſeyn wollteſt. Dieſen Abend gegen neun Uhr wird er ſich in dem Brunnen ſpiegeln und baden, der dort mitten im Hofe iſt; ich will dir meinen Tiſch geben, und du ſollſt dich in den Hinterhalt legen. Er wird kein Mißtrauen in dich ſetzen, und wenn er dann ſo im Waſſer plätſchert, machſt du plötzlich den Brunnen zu, und wir haben ihn gefangen. Glaube mir, das wird ein glücklicher Fang für uns ſeyn! und ich bin neugierig zu ſehen, wie er dann ſein Betragen rechtfertigen will.“ „¿Der Mond wird alſo reden, ſagte Meſrur, und wir werden ihn ſprechen hören?“ „Ich will eben nicht behaupten, erwiederte der andere, daß du ganz deutlich verſtehen wirſt, was er ſagen wird; aber ich, deſſen Ohr gewöhnt iſt, ſogar den Takt der Harmonie der himmliſchen Sphären zu unterſcheiden, ich werde ſicher kein Wort verlieren; was dich betrifft, ſo kommts hauptſächlich darauf an, wie dein Ohr geſtaltet iſt.“

Indem er das ſagte, legte er die Pfeiſe nieder, und betrachtete Meſrurs Ohr in der Nähe. Plötzlich faßte er ihn bey dem Läppchen, und zupfte ihn aus allen Kräften, indem er ſchrie, du haſt ein gar zu kurzes Ohr. Meſrur brach in ein lautes Zetergeſchrey aus, und einer von den Wächtern ſprung herbey, und befreyte ihn aus den Händen des Sterndeuters. Meſrur, der ſein Ohr mit beyden Händen hielt, eilte zum Kalifen zurück, und erzählte ihm ſein klägliches Abentheuer.

„Man hat mir immer geſagt, ſprach Harun lächelnd, daß man ſich am meiſten vor den Narren hüten müßte, die ſich äuſſerlich am klügſten ſtellen. Nun Giafar, ſagte er zu ſeinem Großweßir, iſt an dir die Reihe; du biſt zum voraus gewarnt, daß man ſeine Ohren wahren muß. Meſrur und ich wollen in der Nähe bleiben; damit wir dir im Nothfalle zu Hülfe kommen können."

Der Großweßir hatte ſchon ſein Augenmerk auf eine Thür gerichtet, neben welcher ein Mann mit einem ſchönen Barte und von ehrwürdigem Anſehn ſaß. Der Großweßir gab ihm zuerſt ein Almoſen, ehe er ihn grüßte, der Mann ſchien aber mehr auf die Höflichkeit als auf die Mildthätigkeit des Gebers zu achten, er erwiederte den Gruß, und winkte dem Giafar, ſich einige Schritte davon auf einem Sitz niederzulaſſen. „Ohne Zweifel, junger Mann, ſagte er zu ihm, kommſt du hieher, um Belehrung zu ſuchen; danke dem Himmel, daß du an den rechten gekommen biſt, und ſage mir, von welchem Kapitel meines Buchs du den Text oder die Auslegung zu hören verlangſt.“

Das Buch, das dieſer Mann zu meynen ſchien, war ein kleines viereckigtes Täfelchen von Cedern-Holze, auf welchem nicht das geringſte geſchrieben ſtand. „¿Von welchem Buche redeſt du?“ fragte Giafar. „¿Wie? erwiederte der andere, du erkennſt nicht in dieſen Zügen den Finger Gottes, und daß es der Engel Gabriel ſelbſt diktirte? Ein Moſlem erkennt den göttlichen Koran nicht, und nicht in mir den großen Propheten Mohamed, der ihm den Koran in eben der Geſtalt vorzeigt, in welcher er ihm eingegeben wurde! Bey dieſer Ausrufung ſtand der Weßir auf und entfernte ſich: „Beherrſcher der Gläubigen, ſagte er zum Kalifen, ich bin gezwungen geweſen, die Unterredung abzubrechen, denn der Mann ſtößt Läſterungen aus, die Schaudern erregen; er behauptet, daß er der große Prophet Mohamed ſey.“ „Es iſt noch nicht erwieſen, daß er Läſterungen vorbringt, erwiederte der Kalife; jeder kann ſich für einen Propheten ausgeben, ſobald er ſeine Sendung durch Wunder beweiſt. Fodere von ihm, daß er ein Wunder in deiner

Gegenwart thue. „Giafar gehorchte, und nahm ſeinen Platz wieder ein." Wenn du Muhamed biſt, ſagte er zu dem alten Wahnſinnigen, wer konnte dich an einem Ort, wie dieſer einſperren?" „Mein undankbares Volk, antwortete der vorgebliche Prophet; es hat nicht an mich glauben wollen. Das hat mich gekränkt, aber nicht gewundert: glaubt es doch beynahe nicht mehr an Gott." „Aber, ſprach Giafar, ein Prophet muß ſeine Sendung durch Wunder darthun, warum verrichteteſt du keine?" „Mein Volk hätte Wunder von mir fodern ſollen, erwiederte der falſche Mohamed; aber es fürchtete ſich überzeugt zu werden; denn es möchte gern in ſeinem Unglauben beharren." „¿Alſo kannſt du Wunder thun? ſagte Giafar. ¿„Zweifelſt du, ob es Mohamed könne?" „Wohl, ſo thue ein Wunder vor meinen Augen." „Dein Wille ſoll erfüllt werden: ſteige nur auf der äuſſern Treppe auf die Spitze jenes Minaret-Thurms und ſtürze dich ohne Furcht herunter: ſobald du den Boden berührt haſt, und wenn du in tauſend Stücken zerſchmettert wäreſt, will ich dich mit Einem Worte wieder auf deine Füße ſtellen, und du ſollſt gerader und geſunder ſeyn, als du in deinem Leben geweſen biſt." Ach! rief Giafar, und gieng weg, ich will dirs lieber ohne Beweiß glauben, daß du ein

Prophet biſt! Er erzählte dem Kalifen die Probe, die man ihm vorgeſchlagen hatte.

„So wirſt du wenig lernen, ſagte Harun, wenn du nichts probieren willſt.“ „Wenn jemand Luſt hat, ſich auf dieſe Art belehren zu laſſen, antwortete Giafar, ſo hängt es blos von ihm ab, der Prophet und der Thurm ſind da: er kann den Verſuch machen, ich will ihn nicht darum beneiden.“

Die Unterredung des Kalifen und ſeiner Vertrauten wurde durch einige Tollhäusler unterbrochen, die ſie anredeten. Einer gab ſich für den Kalifen aus und ſchlug dem Harun vor, ſein Derwiſchkleid auszuziehen, und die Grosweßir-Stelle anzunehmen; er wollte ihn mit einem prächtigen Kaftan bekleiden, und hieng ihm einen alten, durchlöcherten, ſchmutzigen, von Würmern zerfreſſenen Lumpen um. Ein anderer trug einen Korb mit Nußſchaalen und wollte ſie ihm für Konfekt verkaufen. Doch dieſe kleinen, öffentlichen Proben erfüllten weder Haruns Abſicht, noch den Zweck der getroffenen Verabredung. Die Reihe war nun an ihm, in eine Zelle zu gehen, und ſich wie ſeine beyden Gefährten mit einem von dieſen Unglücklichen in ein Geſpräch einzulaſſen. Er kam bey einer Zelle vorbey, die ihm gröſſer und beſſer meublirt ſchien, als die andern; ein junger Menſch von eben ſo ſanfter als einnehmender Bildung, ſaß auf einem Sofa und ſchien in Schwermuth verſenkt; er hielt den Koran in der Hand. Der Kalife trat zu ihm, grüßte ihn und redete ihn in jenem ſchmeichelnden und vertraulichen Tone an, den ſein Derwiſchkleid ihn berechtigte anzunehmen: „o, ſchöner Jüngling, ſagte er zu ihm, warum treffe ich unter dieſen Narren einen Mann an, der ſeiner Vernunft ſo mächtig zu ſeyn ſcheint, wie du?“

Bey dieſer Frage machte der junge Menſch ſein Buch zu, ſchlug ſittſam die Augen auf, blickte den Derwiſch an und antwortete: „alle Handlungen meines Lebens waren nicht der geſunden Vernunft angemeſſen; ich gab ſelbſt Anlaß zu dem Mißbrauche der Gewalt, der Schuld an meiner Gefangenſchaft iſt.“ — „Könnteſt du mir nicht deine Geſchichte erzählen, ſagte der Derwiſch, da du es ſo gut im Stand zu ſeyn ſcheinſt?“

„Frommer Derwiſch, antwortete der junge Menſch, wenn du der Kalife wärſt, ſo würde ich dich bitten, dich bey mir niederzulaſſen und mein Herz dir ausſchütten. Ich bitte Gott täglich, mir dieſen gerechten Fürſten zu ſenden.

Einem andern als ihm mich anzuvertrauen, würde ganz vergeblich ſeyn, denn du ſiehſt in mir ein Opfer ſeines Großweßirs Giafar, auf deſſen Befehl ich wegen einer Urſache hieher gebracht wurde, die Grund zu haben ſchien. Allein jezt hält man mich ohne Urſache hier zurück, und ſtärkte mich die Religion nicht, ſo würde ich längſt der Laſt meines Unglücks und dem Schrecklichen meiner Lage untergelegen ſeyn."

Der Kalife gerieth in das äuſſerſte Erſtaunen, als er dieſen Menſchen ſo zuſammenhängend, ſo vernünftig ſprechen hörte; er rief dem Giafar und Meſrur, und wiederholte ihnen, was er gehört hatte. Der Großweßir betrachtete den Jüngling aufmerkſam, und verſicherte dem Kalifen, daß ihm der Gefangene und ſeine Geſchichte gänzlich unbekannt ſey.

Die Neugier Haruns wurde immer mehr geſpannt, er gieng in die kleine Zelle mit der Zudringlichkeit hinein, die ſich alle Derwiſche gewöhnlich herausnehmen, und ſezte ſich neben das vorgebliche Opfer der Befehle Giafars. „Unglücklicher Jüngling, ſagte er, du weißt, daß Leute von meinem Stande manche Vorrechte genießen, und ſonderlich den Großen nahe kommen und ihnen die Wahrheit ſagen können.

nen. Der Zutritt zu dem Beherrſcher der Gläubigen ſteht uns Derwiſchen vorzüglich offen; verlaß dich auf meinen Eifer. Ich bin vielleicht im Stande, dir zu dienen. Vertraue dein Unglück dem Ohr des Verſchwiegenen und der Seele des Barmherzigen an.“

Der Jüngling ſeufzte von neuem; ſonn einige Zeit nach; vergoß Thränen; und begonn endlich folgendergeſtalt ſeine Geſchichte. „Ich heiße Haleſchalbeh, mein Vater iſt Vorſteher der Kaufmannſchaft zu Bagdad. An einem Abend hat er die vornehmſten Kaufleute der Stadt zu Gaſte; jeder von ihnen hatte ſeinen älteſten Sohn mit ſich gebracht. Nach dem Gaſtmale, wo die Geſellſchaft ſehr aufgeräumt geweſen war, beſprachen ſich die Gäſte über die künftige Beſtimmung ihrer Kinder. Der eine wollte ſeinen Sohn auf ein fremdes Comtoir thun; der andere vertraute dem Seinigen ein Schiff mit Waaren an; ein Dritter trat ihm einen Theil ſeiner Handlung ab: mit Einem Worte, alle meine Mitgeſpielen hatten die beſten Ausſichten vor ſich, entweder gut angeſtellt oder gut etablirt zu werden.

Als die Gäſte weggegangen waren, und ich mich mit meinem Vater allein befand, ſtellte ich ihm vor, daß ich, der Sohn des erſten der Kaufmannſchaft, allein ohne beſtimmte Beſchäftigung geblieben ſey. Er ſahe die Billigkeit meiner Erinnerung ein, und that mir den Vorſchlag, in einem Viertel der Stadt Bagdad, das ich mir ſelbſt wählen könnte, mir ein Waarenlager einrichten zu laſſen. Dieſer Vorſchlag ſchmeichelte meinem Hange zur Kaufmannſchaft und Unabhängigkeit ungemein. Ich nahm ihn an, und wenig Tage darauf ſahe ich mich im Beſitze eines reichen Sortiments der ſchönſten perſiſchen und indiſchen Zeuche. Ich hatte Sklaven, die ſich ſehr gut auf die Handlung verſtunden, und mir meinen Anfang um vieles erleichterten. Faſt den ganzen Tag war alles, was groß und vornehm zu Bagdad war, in meinem Laden verſammelt, und ich hatte die beſte Gelegenheit, mit ihnen in Bekanntſchaft zu kommen; gegen Abend gieng ich wieder in das Hauß meiner Eltern. Ich trieb mein Geſchäft mit dem beſten Erfolge, und führte ein thätiges und abwechſelndes Leben, kurz, das ganz nach meinem Geſchmacke war. Mein Vater beſuchte mich oft in meinem Laden, und ſahe mit Vergnügen das Gedränge von Beſuchen und von Kunden beyderley Geſchlechts. Wenn er etwas ſeltenes und vorzüglich ſchönes aus der Fremde erhielt, ſo machte er ſich ein Vergnügen daraus, es mir auf der Stelle zu ſchicken; ſein eigener Faktor hatte dazu ausdrücklichen Auftrag.

„Als es einſtmal in meinem Laden ſehr voll war, traten zwey Damen von einem viel verſprechenden Aeuſſerlichen herein; die andern Anweſenden machten ihnen aus Höflichkeit Platz, und entfernten ſich. Eine von den beyden Damen verſchob etwas ihren Schleier, aber weit genug, um mich eine Schönheit erblicken zu laſſen, die meine Augen blendete. Sie ſetzten ſich auf einen Sofa, verlangten die koſtbarſten Zeuche zu ſehen, handelten verſchiedenes, und kauften mir für 3000 Thaler an Werthe ab; ich hatte ohngefähr 500 reinen Gewinn daran. Die Waaren wurden zuſammen gepackt und ihre Sklaven trugen ſie auf Befehl der einen Dame, welche die vornehmſte zu ſeyn ſchiene, hinweg. Ich wollte eben, ſo zu reden, die Hand nach der Bezahlung ausſtrecken, als die Jüngſte das Wort nahm: Haleſchalbeh, ſagte ſie, ich habe kein Geld mit mir genommen, aber ſey meiner Schuld wegen unbeſorgt; ich werde in wenig Tagen wieder kommen, und dich bezahlen, und dir noch weit mehr abkaufen: ihre Begleiterin nahm das Wort: meine Gebieterin, ſagte ſie, redet mit dem Sohne des Vorſtehers der Kaufmannſchaft, einem Manne von bekannten Reichthum und deſſen Verdienſte ſelbſt der Kalife zu ſchätzen weiß, in Ausdrücken, als ob ſie zweifelte, daß er ſich es nicht zur Ehre anrechnen würde, einer Dame wie Sie, eine ſolche Kleinigkeit zu borgen.

„Die Rede dieſer Frau, der Eindruck, den die ſchönen Augen ihrer Gebieterin bey der Anordnung ihres Schleiers auf mich gemacht hatten, eine gewiſſe angebohrne Blödigkeit: das Alles war Schuld, daß ich nicht allein das Herz nicht hatte, auf meine Bezahlung zu dringen, ſondern auch nicht einmal nach dem Nahmen der Dame frage, der ich creditirt hatte. Sie nahm mit den höflichſten Verbeugungen Abſchied, und ich blieb wie eine Bildſäule in meiner Ladenthüre ſtehen, ohne die Vorſicht zu gebrauchen, ihr wenigſtens einen Sklaven nachzuſchicken.

„Wie ich allein war, ſtellte ſich meine Unvorſichtigkeit mir in ihrer ganzen Stärke dar. Wem hatt ich meine Waaren anvertraut? Hätt' ich mich nicht der Warnung meines Vaters erinnern ſollen, daß Bagdad von ſolchen Abentheurerinnen wimmelt, die alle Geſtalten anzunehmen wiſſen? Mir wurde nun Alles verdächtig, ſogar die ſchönen Augen, die man mich ſo verſtohlen hatte erblicken laſſen. Ich glaubte mich betrogen und beraubt, und kehrte nach meines Vaters Hauſe voll Furcht vor den Verweiſen zurück, die ich verdient zu haben

ben glaubte. Meine Mutter wurde meinen Kummer bald gewahr und lockte mir geſchickt ſein Geſtändniß ab. Sie gab ſich alle Mühe mich zu beruhigen. „Ein Kaufmann, der keinen Verluſt zu ertragen weiß, ſagte ſie, iſt auch nicht werth, einen Gewinn zu machen; wenn du etwa verlegen biſt, wie du dich mit deinem Vater berechnen ſollſt, ſo will ich die Lücke aus meinem Beutel füllen.“

„Ich begab mich den andern Morgen wieder in meinen Laden, aber der Verluſt wurmte mir im Herzen, und noch mehr, daß ich mich ſo hatte anführen laſſen: unterdeſſen verlohr ich doch nicht alle Hoffnung, meine Dame wieder zu ſehen; aber es wurde Nacht, und ſie erſchien immer nicht. Auf dieſen unglücklichen Tag folgten noch zwey dergleichen, und meine Mutter ſahe meine Betrübniß täglich wachſen, ohne daß ſie es hindern konnte. Vergebens ſtellte ſie mir vor, daß ſie mir den Verluſt aus ihrem Beutel erſetzen wollte, daß ich das, was mir begegnet ſey, als ein nützliches Unglück betrachten müſſe, weil jeder Menſch, wie das Sprichwort ſagt, durch Schaden klug werden muß. Dieſe Vorſtellungen meiner Mutter fruchteten doch nichts, und ich konnte mich nimmer zufrieden geben, daß ich mich durch zwey hübſche Augen, durch Großprahlerey und ſchöne Worte hatte hinters Licht führen laſſen. Meine gekränkte Eitelkeit ſchmerzte mich viel zu ſehr.

„Am vierten Tage erſchien unvermuthet die unbekannte Dame in Begleitung ihrer Sklaven, und ließ einen großen Geldſack hinter ſich hertragen. „Schöner, junger Mann, ſagte ſie, hier iſt dein Geld; ſieh ob die Rechnung eintrifft.“ Bey dieſem eben ſo unerwarteten, als erwünſchten Anblicke ſchwunden alle meine Sorgen und Leiden, ich fühlte mich gleichſam neugeboren. Meine Unbekannte hatte ſich neue Stoffe zeigen laſſen, ſie ſuchte ſich davon aus, und nahm aus meinem Laden für mehr als 300 Goldſtücke an neuen Waaren mit ſich. In meiner Begeiſterung würde ich ihr noch dreymal ſo viel anvertraut haben. Kaum war ſie weg, ſo eilte ich zu meiner Mutter zurück, und trat eben ſo vergnügt in ihr Zimmer, als ich vorher niedergeſchlagen geweſen war. Ich erzählte ihr die glückliche Begebenheit des heutigen Tages, und liehe nun ihren Ermahnungen ein weit willigeres Ohr. Ich ſelbſt war nun überzeugt, was ſie mir vorher ſo oft vergebens eingeprägt hatte, daß wer im Handel und Wandel nichts wagt, auch nichts gewinnt. Kurz, ehrwürdiger Derwiſch, dieſer Handel mit der unbekannten Dame dauerte ſo lange,

lange; bis ſie mir, weil ſie immer für eine ſtärkere Summe neue Waaren mit ſich nahm, als die lezte Zahlung betrug, zulezt 10000 Thaler ſchuldig blieb, was ungefähr ſo viel ausmachte, als ich in den verſchiedenen Negozien mit ihr gewonnen hatte.

„An einem Morgen, als ich eben erſt in meinen Laden gekommen war, trat eine ältliche Frau herein; ich glaubte anfangs, daß ſie Kaftane, oder etwas anders kaufen wollte und befohl ihr welche zu zeigen. Nein, mein Sohn, antwortete ſie, ich habe einen weit wichtigeren Auftrag an dich; ich komme im Namen der jungen Dame, welche dir die 10000 Thlr. ſchuldig iſt. Ich bringe dir zwar nicht deine Bezahlung, aber ich habe Auftrag, dir in ihrem Namen zu ſagen, daß ſie ihre ſeidenen Zeuche und Stoffe bloß deswegen bey dir und vorzugsweiſe vor allen andern Seidenhändlern zu Bagdad kaufte, weil ſie hierinnen dem Triebe ihres Herzens folgte, das dir insgeheim einen weit ſchmeichelhaftern Vorzug zugeſtand. Mit Einem Worte, mein Sohn, ſie iſt ſchön, jung, reich, und wünſcht ſich mit dir zu verheyrathen. Wenn du ſie geſehen und geſprochen haben wirſt, und dir dieſer Handel anſteht, ſo verlangt ſie keinen andern Brautſchatz von dir, als die 10000 Thlr., die ſie dir ſchuldig iſt, gefällt ſie dir aber nicht, ſo ſoll dir dieſe Summe ſogleich baar bezahlt werden, und du ſie mit dir nach Hauſe nehmen. In beyden Fällen aber iſt es nöthig, daß du dich entſchließeſt, mir zu folgen.“

„Indem das alte Weib ſo mit mir ſprach, fühlte ich ein Feuer in meinen Adern glühen, das mir bisher noch unbekannt geweſen war. Die Hoffnung, womit man mir ſchmeichelte, fachte dieſe Glut noch mehr an, und ich brannte für Liebe. Die ſchönen Augen der Dame hatten mich gleich im erſten Augenblicke, wo ſie mich ſie ſehen ließ, ſo verblendet, und für mein eigenes Intereſſe blind gemacht, daß ich ihr, wie ich dir ſchon erzählt habe, alle Waare unentgeldlich mitnehmen ließ, ohne zu wiſſen, ob ich je dafür bezahlt werden würde; und bey ihren nachherigen Beſuchen hatte mir zwar der Schleyer gänzlich die Züge ihres Geſichts verborgen, aber ihre weiten bauſchenden Kleider waren nicht vermögend, mir ihren zierlichen Wuchs, ihren niedlichen Fuß, ihre vollen und ſchönen Hände und die Anmuth in allen ihren Bewegungen zu verſtecken. Wenn ſie mir von dem geforderten Preiße einer Waare etwas abhandelte, ſo geſchahe das mit ſo viel Artigkeit, mit einem ſo engliſchen Ton der Stimme, daß ſie nie aus meinem Gewölbe weggieng, ohne noch etwas mehr als meine Waare mit ſich zu nehmen. Anfangs wußte ich nie recht, was mit mir vorgieng, aber kaum hatte ich ſie aus dem Geſichte verlohren, ſo wurde ich mißlaunig, und dachte bey mir: die ſchöne Dame! wie liebenswürdig ſie iſt! und dann wandelte ich tiefſinnig und träumeriſch umher. Kaum vernahm ich alſo aus dem Munde der Alten, daß die unbekannte Dame mich liebe, ſo war ich ganz Leidenſchaft und Flamme. Ich befohl meinem Sklaven, das Gewölbe zuzumachen, und meinen Eltern zu ſagen, daß ich dieſen Abend nicht nach Hauſe kommen würde, weil ich mit einigen Freunden eine Luſtparthie nach einem, von der Stadt weit entlegenen, Garten gemacht hätte; und nun überließ ich mich der Führung des alten Weibes.

„Dein Vertrauen ſoll dich nicht reuen! ſagte ſie zu mir, indem wir zuſammen fortgiengen, aber du mußt mir einen neuen Beweiß davon geben. Im Fall die Dame dir nicht behagte, und der Antrag, den ſie dir thun will, nicht nach deinem Geſchmacke wäre, ſo wünſcht ſie, wenn ihr euch trennt, dir beſtändig unbekannt zu bleiben. Wohlſtand und Delikateſſe machen ihr dieß zur Pflicht, und ich habe Befehl, dir die Augen zu verbinden, damit du nie das Haus wieder erkennen kannſt, wohin ich dich bringen werde.“

„Ich unterwarf mich dieſer Bedingung ohne Murren, wir traten hinter zwey vorſtehende Säulen eines Hauſes, und ſie verband mir die Augen mit einem ſehr dicken ſeidenen Schnupftuche; ſie drehte mich drey oder viermal auf dem Abſatze herum, ergriff mich bey der Hand, und führte mich wohl eine gute Viertelſtunde ſo neben ſich fort. Plötzlich blieben wir ſtehen, ich hörte, daß an eine Thür geklopft und dieſe geöffnet wurde; ich gieng hinein, und man ſchloß hinter uns zu.

„Einen Augenblick darauf nahm man mir die Binde ab, und übergab mich der Führung zweyer gepuzten Sklavinnen von ausnehmender Schönheit; ſie brachten mich durch ſieben Thüren; am Ende der ſiebenten Thüre wurde ich von vierzehn andern Sklavinnen empfangen, die eben ſo reizend und dabey ſo reich gekleidet waren, daß ich ganz davon geblendet wurde. Ich befand mich in einem prächtigen Zimmer, wo alles Marmor, Jaſpis oder Vergoldung war. Ich riß die Augen auf, ſo weit ich konnte, um mich zu überzeugen, daß ich wache; ſo ſehr hatte meine Geſchichte das Anſehn eines Traums. Die Alte, die bis jezt noch immer meine Begleiterin geweſen war, verließ mich nun einen Augenblick, und kam bald darauf mit einer Sklavin zurück, welche auf einer großen Schüſſel von vergoldetem Silber ein Frühſtück trug. Ich ſezte mich und genoß die gebrachten Erfriſchungen.

„Während ich aß, zählte die Alte auf einen Tiſch die 10000 Thlr. hin, die ich zu fordern hatte; „hier, ſagte ſie, iſt die ganze Schuld; laß dichs nicht kümmern, daß meine Gebieterin noch nicht ſichtbar iſt; du weißt, daß ihr euch nicht ehe zu Geſicht bekommen dürft, bis der Kontrakt in Richtigkeit iſt; Geſetz und Wohlſtand heiſchen dieſes ausdrücklich.“ Kaum hatte die Alte ausgeredet, als ein Kadi, mit einem Gefolge von zehn Perſonen in das Zimmer trat. Ich ſtand auf, und grüßte ihn. „Die junge Dame, ſagte die Alte zu dem Kadi, die ſich mit dieſem Kaufmanne verheyrathen will, hat dich zu ihrem Vormunde erwählt; ¿willſt du dieſes Amt übernehmen?“ Der Kadi antwortete, „er ſchätze es ſich für eine große Ehre, daß dieſe Wahl auf ihn gefallen ſey. Er ſezte ſogleich den Kontrakt in aller Form Rechtens auf, und ließ ihn von den 10 mitgebrachten Zeugen unterſchreiben. Ihm und ſeinem Gefolge wurde eine reichliche Collation gereicht und er erhielt ein prächtiges Kleid und 300

Zechinen zum Geſchenk. Als er Abſchied nahm, trug er der Alten auf, ihrer Gebieterin in ſeinem Namen ſeinen ehrerbietigen Dank zu verſichern.

„Ich war über alles, was ich ſahe, ſo erſtaunt und auſſer mich geſezt, daß ich, in dem Augenblicke, wo der Kadi hinausgieng, aufſprang, und ihm nachlaufen wollte. Aber die Alte hielt mich mit aller Gewalt zurück.“ „Biſt du nicht bey Sinnen? ſagte ſie, weiſt du nicht, daß erſt nach dem Ehekontrakte die Hochzeitsfeyerlichkeiten folgen? Faſſe dich, und ſey vernünftig, gedulde dich, bis es Nacht wird, und alles zur Vollziehung der Ceremonie in Bereitſchaft iſt.“

„Ich blieb alſo im Saale; eine große Menge Sklavinnen waren auf meine geringſte Bewegung aufmerkſam um allem was ich wollte und ſelbſt meinen kleinſten Anwandelungen zuvorzukommen. Ich befand mich in einer auſſerordentlichen Lage; ich fühlte ſo zu ſagen die Macht der Leidenſchaft nicht mehr, die mich ſo leichtſinnig und mit verbundenen Augen hieher gelockt hatte; meine Liebe war gleichſam durch das Auffallende des Luxus um mich her, und des Ceremoniels dieſer ſonderbaren Vermählung in einen Winkel meines Herzens zurück

rück geſcheucht worden. Gegen Abend trug man mir eine prächtige Mahlzeit auf, wobey ſich die auserleſenſten Weine, und alle Arten von Konfituren befanden. Ich trank und aß ſehr mäßig; ſo bald ich gewinkt hatte, daß man abräumen könne, nahm mich die Alte bey der Hand, und führte mich ins Bad. Hier empfiengen mich acht ſchöne Sklavinnen, die in weite, ſeidene Gewänder gehüllt waren; ſie wickelten mich in eben ſolche ſeidne Zeuche, begaben ſich mit mir ins Waſſer, und bedienten mich mit einer Achtung und Ehrfurcht, wie man ſie dem Kalifen hätte erzeigen können. Stelle dir ehrwürdiger Derwiſch, mein Erſtaunen vor; die Verwunderung raubte mir faſt den Gebrauch der Sinne. Die Erſcheinung von zwanzig andern Sklavinnen, die noch ungleich ſchöner, und geputzter, als alle die vorigen waren, brachte mich wieder etwas zu mir ſelbſt.

„Einige trugen Fackeln, andre Kaſſoletten mit dem auserleſenſten Räucherwerke, deſſen Wohlgerüche, die ſich mit dem Dunſte des Aloeholzes vermiſchten, womit man das Baad geheizet hatte, die ganze Luft durchdufteten, und das Zimmer bis an die Decke, mit einem ſtärkenden und wollüſtigen Rauch erfüllten.

„Man entriß mich dem Gefühle dieſer Wonne, um mir neue Freuden koſten zu laſſen. 20 Sklavinnen giengen vor mir her, und geleiteten mich in ein prächtiges Gemach, wo ich mich auf einen Sofa von Goldſtoff niederſetzen muſte. Hier erwartete mich eine herrliche Muſik, die dabey ſo munter, ſo lebhaft, und ſo begeiſternd zur Fröhlichkeit war, daß ich bald meine ganze vorige Aufgeräumtheit wieder bekam. Hierauf fragten mich die Sklavinnen ob ich in die Brautkammer gebracht ſeyn wollte. Ich ſtand haſtig auf; eine große Thür öffnete ſich, und ich ſahe die hereintreten, die mich zu ihrem Gemahl gewählt hatte; zwanzig andere Sklavinnen gingen vor ihr her, die nur durch ſie an Schönheit übertroffen wurden. Bey ihrem Anblicke blieb ich faſt ohne Bewuſtſeyn, aber dieſer erſte Eindruck machte bald der Liebe Platz, und meine Leidenſchaft bemächtigte ſich meiner mit einer Stärke, die mir noch jezt jeden Augenblick meines Lebens eine Pein ausſtehen läßt, die härter iſt als der Tod.

„Unter dem Vortritte ihrer 20 Sklavinnen, und der zwanzigen die mich begleitet hatten, begaben wir uns, die ſchöne Unbekannte und ich, nach einem groſen Zimmer, das zur Brautkammer beſtimmt war, und wo wir uns auf einen Sofa niederſezten. Die Alte ſtellte ſich mit vier

Sklavinnen ein, welche auf goldenen Schüſſeln verſchiedene Erfriſchungen, den ausgeſuchteſten Konfekt, und alle Arten von Obſt trugen, die wir beyde uns einander wechſelsweiſe reichten: hier endlich entfernten ſich alle, und wir blieben allein.

„Ich zitterte faſt am ganzen Leibe. Meine liebenswürdige Unbekannte ſprach mir Muth ein, und faßte mich bey der Hand. Haleſchalbeh ſagte ſie zu mir, ich liebte dich von dem Tage an, wo Neugier mich zuerſt in dein Gewölbe trieb; eben dieſe Leidenſchaft führte mich von neuem unter dem Vorwande, dir Waaren abzukaufen, zu dir. Der kleine Handel und Wandel, den wir mit einander getrieben haben, verſchafte mir Gelegenheit, dich näher kennen zu lernen, und meine Neigung zu dir ſtieg dadurch zu einem ſolchen Grade, daß ich wünſchte, mein ganzes Leben mit dir vereinigt zu ſeyn. ¿Willſt du mir das Opfer deiner Freiheit bringen? — Schöne Dame, antwortete ich, deine Reize wirkten mit ihrer ganzen gewohnten Macht in eben dem Augenblicke auf mich, wo du dich meinen Blicken zuerſt zeigteſt. Ich ſahe dich nie, ohne eine, mir unerklärbare Unruhe zu empfinden, die von einem ſanften Wonnegefühl begleitet war. Du giengſt nie von mir weg, ohne mir die lebhafteſte Sehnſucht nach deiner Wiederkunft auszupreſſen. Täglich harrte ich auf dich, und dein Bild ſchwebte unaufhörlich vor meinen trunkenen Sinnen. Ich wagte es nicht, ſelbſt nur meine Leidenſchaft zu geſtehen, aber da du mein Geſtändnis durch des Geſtändnis deiner Liebe rechtfertigeſt, ſo ſchwör' ich dir, daß nichts dem Ungeſtüme meiner Leidenſchaft gleich kommt; und daß das Opfer der Freyheit, dem nichts koſten kann, der dir ſein Leben mit Freuden aufopfern wird.

„Ach Haleſchalbeh! ſagte ſie, deine Worte ſcheinen das Gepräge der Wahrheit zu führen; allein opfere nie dein Leben auf, denn es iſt zu meiner Glückſeeligkeit unentbehrlich geworden. Wir wollen uns auf ewig mit einander verbinden; vorher aber vernimm die Bedingungen, von welchen der Beſiz meiner Perſon, und meines Herzens unzertrennlich iſt.

„Du ſollſt meinen Namen und meinen Stand nicht eher erfahren, als bis gewiſſe Umſtände, auf die ich Rückſicht nehmen muß, mich in den Stand ſetzen, dich öffentlich für meinen Gemahl zu erkennen. Enthalte dich alſo in dieſem Palaſte jeder, ſelbſt der kleinſten Nachfrage. Die Thür dieſer Wohnung wird ſich des Jahrs nur einmal öfnen.

„¡Ach! Gebieterin der Herzen, rief ich, ich will gern ſchweigen, gern nichts wiſſen, gern bleiben! Halt ein, ſagte ſie, ich habe dir noch eine weit härtere Bedingung vorzuſchreiben. Da ich mich dir ganz zu eigen ergebe, ſo iſt es gerecht und billig, daß du auch mein allein ſeyſt. Meine Sklavinnen ſind zwar deine Sklavinnen geworden, und müſſen dir in allen Stücken Gehorſam leiſten, aber hüte dich, von ihnen mehr zu verlangen, als was Dienſtſachen und Aufwartung betrifft. Sollteſt du dich mit einer von ihnen in die geringſte Vertraulichkeit einlaſſen, welche kein bloßes Zeichen von Güte wäre, ſo... Ich muß dich mit meinem Karakter bekannt machen. Ich habe einen großen Hang zur Eiferſucht; ſollte ich durch deine Schuld das Opfer dieſer traurigen Leidenſchaft werden, ſo weiß ich nicht, zu welchen Ausſchweifungen mich mein Zorn gegen dich verleiten würde.

„Sey ruhig, ſagte ich, anbetungswürdige Gemahlin, die Stärke meiner Liebe bürgt dir für die kleinſte Untreue von meiner Seite; ich kann wohl für Gram ſterben, dir unverſchuldet mißfallen zu haben, aber nie kann ich als Opfer des Unglücks fallen, deinen Unwillen durch Beleidigungen gereizt zu haben.

„Ich ſagte das in einem ſo herzlichen Tone, und meine Rührung war ſo ſichtlich, daß die Augen meiner Unbekannten in Thränen ſchwammen. Haleſchalbey, ſagte ſie, leg die Hand auf mein Herz, fühle, wie es für Bangigkeit ſchlug, daß du meine Bedingungen nicht eingehen möchteſt; aber auf ewig wollen wir nun vereinigt ſeyn. Hätteſt du nur einen Augenblick mit deiner Antwort gezögert, oder in Zweifel geſtanden, ſo würde ich mein Glück meiner Empfindlichkeit aufgeopfert haben, und wir hätten uns nie wieder geſehen.

„Indem ſie dieß ſagte, hatte ich immer die Hand auf ihrem Herzen, deſſen ſanfte Wallungen ſich bald dem meinigen mittheilten. Ich ſchloß meine ſchöne Verlobte zärtlich in meine Arme; ſie ſank in Ohnmacht; ängſtlich rief ich eine Sklavin, aber ſchon die leichteſte Hülfe war hinreichend, einen Zufall zu heben, deſſen Urſach nicht gefährlich war. Die Gebieterin meines Herzens ſchlug ihre beyden ſchönen Augen auf, und heftete ſie liebevoll auf mich. — Doch, ehrwürdiger Derwiſch, ich kürze die Erzehlung der übrigen kleinen Umſtände ab; ſie können dich nicht intereſſiren, und ihr Andenken iſt noch jezt die Folter meines Lebens.

„In der Bezauberung meiner Leidenſchaft brachte ich vierzehn Tage in gänzlicher Abgeſchiedenheit von der übrigen Welt zu; ich muß ſogar zu meiner Schande bekennen, daß ich meine weſentlichſten Pflichten vergaß, und nicht einmal an die Unruhe dachte, in welcher meine Eltern wegen meiner Abweſenheit ſich befinden mußten. Endlich trat nach und nach die Natur wieder in ihre alten Rechte ein; ich fieng an tiefſinnig zu werden, und ſtellte mir den Schmerz vor, der meine mich ſo zärtlich liebende Eltern quälen würde. Es entfuhren mir einige Seufzer, die aus dem Innern meines Herzens kamen, und der Zuſtand meiner Seele mahlte ſich auf meinem ganzen Geſichte. Meine Gemahlin, welche auf alles aufmerkſam war, merkte gar bald die Veränderung, die mit mir vorgieng; ſie entdeckte die Urſachen meines geheimen Kummers, und weit entfernt, ihn zu mißbilligen, gab ſie mir vielmehr ſelbſt Mittel zu ſeiner Hebung an die Hand.

„Lieber Haleſchalbeh, ſagte ſie, ich lobe deine Anhänglichkeit an deine Eltern; auch mir ſind ſie durch dich lieb und werth geworden. Wir haben uns zwar Geſetze vorgeſchrieben, aber wir haben uns auch ſelbſt ihre Entſcheidung vorbehalten, die Natur darf nie durch ſie gekränkt werden. Du ſollſt deine Eltern wiederſehen, und ſieben Tage bey ihnen zubringen; du ſollſt auch deine Handlung wieder anfangen. Eine Menge Gründe machen ſogar dieſen Schritt nothwendig.

„Vors erſte wird er zum Deckmantel unſerer Verbindung dienen; er verſchaft dir Gelegenheit, nach Willkühr im Publikum ſichtbar oder unſichtbar zu ſeyn, ohne einen Verdacht zu erregen, daß eine Intrigue wie die unſrige dabey zum Grunde liege. Ueberdieß ſezt ſie dich in Stand, durch ein anſtändiges, freymüthiges und edles Betragen dir die Achtung des Publikums zu erwerben, deſſen Beyfall uns einſt nothwendig ſeyn wird, denn der Kalife Harun regiert hier, und er hat überall Ohren zu ſeinen Dienſten, ſeine eigenen ungerechnet, die er trefflich zu brauchen weiß. Gehe, Liebling meiner Seele, mein Herz wird überall dir folgen; könnte es ſich ſichtbar machen, ſo würdeſt du es unaufhörlich neben dir erblicken. Aber ſey du beſtändig in meiner Nähe; wir haben unſere alte Vertraute, durch deren Vermittelung ich dir und mir das Vergnügen machen kann, von einander, ſo oft wir wollen, Nachricht zu bekommen, und dir meine Wünſche entdecken zu können. Da auch deinen Eltern, fuhr ſie fort, unſere Heyrath nicht verſchwiegen bleiben darf, ſo empfiehl ihnen, was dieſen Punkt betrifft, die ſtrengſte Verſchwiegenheit.

„Es brach eben die Nacht ein. Meine Gemahlin befohl der Alten, mir die Augen wieder zuzubinden und mich aus dem Palaſte bis zu den Säulen zu bringen, wo ich mir zum erſtenmale dieſe Ceremonie hatte gefallen laſſen. Sobald meine Führerin mir den Gebrauch meiner Augen wieder erlaubt hatte, eilte ich nach der Wohnung meines Vaters. Eine von unſern Nachbarinnen wollte eben hineingehen. Sie erkannte mich bey dem Schimmer des Lichts eines benachbarten Ladens. ¿Haleſchalbey rief ſie, wie, biſt du es? Ums Himmelswillen zeige dich nicht deiner Mutter ſo plötzlich. Tritt einen Augenblick bey mir ab, während mein Mann ſie auf deine Zurückkunft vorbereiten ſoll. Der Gram über deinen Verluſt bringt ſie zur Verzweifelung, und die Freude über deine unvermuthete Erſcheinung würde ihr Tod ſeyn.

„¿Wo kommſt du her, du böſer Menſch? ſagte ſie, als wir uns geſezt hatten; wie haſt du ſo gute Eltern in der Unwiſſenheit laſſen können, was aus dir geworden ſey? — Dieſe Frage überraſchte mich; meine Verheyrathung ſollte für jedermann ein Geheimniß bleiben,

ben, und ich hatte mich noch nicht auf eine Geſchichte gefaßt gemacht, womit ich den erſten neugierigen Frager abſpeiſen könnte; ich muſte mir alſo mit meiner Gegenwart des Geiſtes aushelfen, und meine Zuflucht zu einer Lüge nehmen.

„Das wundert mich, ſagte ich, daß meine Eltern ſich ſo ſehr gegrämt haben. Ich fand unvermuthet eine Gelegenheit, nach Balſora zu reiſen, wo ich wegen eines meiner Hauptſchuldner eben ſo dringende als wichtige Maasregeln zu treffen hatte. Es war kein Augenblick zu verlieren, und ich machte mich auf der Stelle auf den Weg, ohne ſo viel Zeit zu haben, meinem Vater meine Abreiſe melden zu können. Aber ich ſchickte ſogleich einen Expreſſen ab, dem wahrſcheinlich unterwegens was zugeſtoßen ſeyn muß, weil man meinetwegen in Sorgen geweſen iſt. — Die Nachbarin glaubte mein Mährchen treuherzig. Ich muß dir nur ſagen, fuhr ſie fort, daß du für ganz Bagdad todt, und was noch mehr, aufs prächtigſte beerdigt biſt, denn geſtern hielt man dir ein herrliches Leichenbegängniß. Ich will dir das alles weitläuftig erzählen, ſobald mein Mann unſere Nachbarn vorbereitet haben wird, ihren Todten geſund und friſch wieder zu ſehen. Der Mann unterzog ſich mit Vergnügen dieſer Botſchaft, und die Nachbarin erzählte weiter.

„Dein Sklave meldete deiner Mutter, daß du den ganzen Tag und die Nacht in einem Garten mit guten Freunden zubringen wollteſt, man war alſo den Abend, und den andern Tag deinetwegen außer Sorgen. Aber den dritten Tag geriethen alle Kaufleute in Bagdad in Bewegung, um dich ausfindig zu machen. Man ſchickte in alle Gärten umher, man durchſuchte die Wälder und die ganze umliegende Gegend, und da man dich nirgends antraf, und auch niemand etwas von dir geſehen haben wollte, ſo ſchloß man endlich, daß eine jugendliche Unbeſonnenheit dich in einen von den Fallſtricken verwickelt haben könnte, die zu Bagdad nur zu häufig ſind und wo lüderliche oder unerfahrne Jünglinge den Genuß feiler Wolluſt oft mit ihrem Leben büßen müſſen. Dein Vater und deine Mutter rauften ſich in ihrer Verzweifelung die Haare aus; deine Verwandten und Freunde legten um dich Trauer an, und man glaubte eine Art von Troſte in einem Schattenbilde von Leichenbegängniß zu finden, das man dir halten ließ, und bey welchem alle Thränenweiber von Bagdad für baare Bezahlung ihre Rolle wacker ſpielten, wo aber auch viel wahre Thänen vergoſſen wurden,

den, weil die Betrübniß deiner Eltern jederman rührte.

„Mir war bey dieſer Erzählung der Nachbarin ſehr übel zu Muthe, tugenhafter Derwiſch. Ich ſahe die ſchrecklichen Folgen ein, welche das Vergeſſen meiner ſelbſt und meiner Pflichten gehabt hatte, und ich halte noch jezt mein Unglück und den Verluſt meiner Vernunft, welcher die Folge davon war, für eine Züchtigung des Himmels, daß ich im Wahnſinn der Liebe die heiligſten Pflichten der Natur vergeſſen konnte.

„Nun aber, ſprach meine Nachbarin, iſt es Zeit, daß du dich deinen Eltern zeigſt; mein Mann wird dich angemeldet haben, gehe und beſtätige jezt die Wahrheit ſeiner Botſchaft.

„Ich begab mich in das Haus meiner Eltern. Ich kann dir ohnmöglich das Entzücken ſchildern, in welches mein Vater und ſonderlich meine Mutter geriethen; leztere ſank ohnmächtig in meine Arme. — ¿ Du kommſt von Balſora, fragte mein Vater? Der Verluſt, den du hätteſt machen können, wigt in meinen Augen weder die Gefahr, der du dich ausſezteſt, noch die Beſchwerlichkeiten auf, die du ausgeſtanden haſt. — Vater, antwortete ich, indem ich in Gegenwart der Nachbarn in meinem ausgeſonnenen Mährchen fortfuhr: ich weiß nicht, ob unſer Korreſpondent falliren wird, aber wenigſtens bringe ich hier einige Unterpfänder mit, die, wie ich hoffe, hinreichen ſollen, uns ſchadlos zu halten. Hier iſt ein Diamant für deinen Turban, hier ein anderer, den du in den Knopf deines Dolchs faſſen laſſen kannſt, hier ein dritter, der ſich an den Griff deines Säbels ſchickt, und hier eine Armſpange für meine Mutter. Ich glaube, daß das alles zuſammen ungefähr ſo viel austragen wird, als wir an ihm zu fodern haben.

„Man umarmte mich von neuem, ohne weitere Erläuterung von mir zu verlangen: in einem Augenblicke waren alle Trauergewänder im Hauſe verſchwunden und jedermann erſchien im feſtlichen Schmucke. Man ließ Muſik kommen, das Haus wurde mit vielen hundert Wachskerzen erleuchtet, und ein prächtiges Banket für meine und meines Vaters Freunde beſchloß. Der ganze Abend und die ganze Nacht verſtrichen unter Freuden und Wohlleben.

„Den andern Morgen hielt ich es für meine Schuldigkeit, meinen Eltern den Wahn zu benehmen, worin ich ſie aus Klugheit, und um den großen Haufen irre zu führen, hatte laſſen müſſen. Ich erzählte ihnen meine Heyrath nach allen ihren Umſtänden, beſchwor ſie aber, ein Geheimniß zu bewahren, von welchem mein Glück abhänge. Ihr Erſtaunen wuchs, ſo wie ich in meiner Erzählung fortſchritt; die ſchönen Juwelen, die ich ihnen im Namen meiner Gemahlin zum Geſchenke mitbrachte, waren redende Beweiße von der Wahrheit meiner Geſchichte.

„Unſer Sohn, ſagte meine Mutter, muß die Tochter eines Geiſtes geheyrathet haben. Aber zu Heyrathen von der Art braucht man keinen Kadi, erwiederte mein Vater. Beyde wußten nicht, was ſie davon denken ſollten, doch ſie ſahen mich glücklich und gaben ſich zufrieden. Ich ſprach mit meinen Eltern, daß ich Willens ſey, die Kaufmannſchaft fortzutreiben, es freute ſie, daß mein großes Glück mir nicht den Geiſt der Thätigkeit und Sparſamkeit geraubt habe, und gleich den Morgen darauf erſchien ich wieder in meinem Gewölbe. Die ganze Nachbarſchaft bezeigte mir ihr Vergnügen, mich wieder zu ſehen. Weil ich nicht mehr von Gewinnſucht geleitet wurde, ſo betrug ich mich deſto uneigennütziger und nachgiebiger im Handel, ſo daß ich den Zulauf von ganz Bagdad bekam. Des Abends kehrte ich,

wir

wie gewöhnlich, in den Schoos meiner Familie zurück. Am Abend des ſiebenten Tages benachrichtigte ich meinem Vater, daß ich von neuem auf einige Zeit verſchwinden würde; er veranſtaltete alſo, daß ein Faktor von Einſicht in meiner Abweſenheit meine Geſchäfte nach meinen angenommenen Grundſätzen verſehe. Der Vorwand, daß ich auſſerhalb Bagdad etwas zu beſorgen hätte, diente meiner neuen Abweſenheit zum Deckmantel.

„Am ſiebenten Tage gegen Abend ſtellte ſich die Alte ein. Deine Gemahlin, ſagte ſie zu mir, erwartet dich mit Ungeduld. Da ich mich eben ſo ſehr nach ihr ſehnte, als ſie ſich nach mir, ſo ließ ich mich nicht lange bitten, meiner Führerin zu folgen. Ich wurde mit dem vorigen geheimnißvollen Weſen nach dem Palaſte gebracht. Meine Gemahlin empfieng mich an der erſten Thüre, und ihre ſchönen Hände befreyten mich ſelbſt von der Binde. Ich verlebte hier vierzehn Tage, die wo möglich noch köſtlicher waren, als die vorhergehenden, und im Genuſſe wechſelſeitiger Zärtlichkeit und im Schooſe aller der Freuden und Vergnügungen verfloſſen, welche die Liebe und der Reichthum meiner Gemahlin mir zu erdenken und zu verſchaffen vermochten. Nach Verlaufe dieſer Zeit, die mir ſehr kurz gedünkt hatte, kehrte ich in das Haus meines Vaters zu meinen Geſchäften zurück. Meine Eltern empfiengen mich mit den gröſten Beweiſen von Zärtlichkeit, aber ich ſchmeckte ſie kaum, ſo ſehr ſehnte ich mich nach dem ſiebenten Tage, wo die gute Alte mir von neuem die Augen verbinden und mich an einen Ort bringen ſollte, der für mich das Paradies auf Erden geworden war. Meiner Gemahlin verurſachte die Trennung von mir nicht minder bittere Stunden. So bald ich den Palaſt verlaſſen hatte, beſtund ihre einzige Zerſtreuung darin, ein muſikaliſches Inſtrument zu ergreifen, und unter Begleitung ihrer Sklavinnen Klaglieder anzuſtimmen und zu dichten, wie ſie ihr Schmerz und Leidenſchaft eingaben. Ich habe noch einige davon auswendig behalten, die ich dir vorſagen könnte, um dir zu beweißen, daß ich eben ſo warm geliebt wurde, als ich ſelbſt liebte.

„Bisher habe ich dir nur das Gemählde meines Glücks entworfen, aber leider muß ich dir nun entdecken, durch welche Bosheit meine Glückſeligkeit plötzlich zerſtört wurde. Zaliza, die Lieblingsſklavin meiner Gemahlin bekam eine unglückliche Neigung zu mir. Sie verbarg ihre Liebe ſorgfältig vor den Augen ihrer Gebieterin und ihrer Geſpielinnen, aber ſie geſtund ſie mir ohne die mindeſte Zurückhaltung. Ich ſahe mich ſogar gezwungen, um ihren Zudringlichkeiten zu entgehen, ſie zu bedrohen, daß ich es meiner Gemahlin ſagen würde. Von dem Augenblick an bemächtigten ſich Wuth und Rachſucht des Herzens dieſer Sklavin.

„An einem von den Tagen, wo ich mich abweſend befand, ſang meine Gemahlin, wie gewöhnlich, Lieder, deren Gegenſtand unſere Glückſeligkeit und unſere Liebe war. Zaliza begleitete ihre Stimme mit den andern Sklavinnen, aber als in dem Liede eine Strophe vorkam, welche das Lob meiner Treue enthielt, warf ſie ihre Laute in einem Anfall von Unwillen auf die Erde und hob ſie nicht wieder auf. ¿Warum, fragte ſie meine Gemahlin, warum wirfſt du deine Laute auf die Erde? Weil es mir unmöglich iſt, erwiederte Zaliza, die Treue der Männer rühmen zu hören, an die ich nicht glauben kann. Haleſchalbeh, fuhr ſie fort, iſt ſehr liebenswürdig, ohne Zweifel liebt er dich auch, denn wer ſollte dich nicht lieben. Aber ob ſeine Zärtlichkeit der deinigen gleiche? Nein, das glaub ich nie. Er iſt eben nicht beſtändiger, als andere ſeines Geſchlechts und ich will dir Beweiſe davon verſchaffen, wenn du's verlangſt.

„Dieſe treuloſen Worte erfüllten das Herz meiner Gemahlin mit dem Gifte der Eiferſucht. Aber noch ließ ſie mir nichts merken. Zu der beſtimmten Zeit kehrte ich, nach wie vor, unſerer Verabredung gemäß zu meinen Eltern und zu meinen Geſchäften zurück, und wenn ich wieder in den Palaſt meiner Gemahlin kam, wurde ich ſo zärtlich und freundlich von ihr, wie gewöhnlich, empfangen.

„Als ich am lezten von den ſieben Tagen in meinem Gewölbe ſtund, und es noch ungefähr zwey Stunden bis zu dem Augenblicke ſeyn mochte, wo mich die Alte gemeiniglich abzuholen pflegte, ſchrie ein Ausrufer in den Gaſſen ein goldenes Rauchgefäß mit Diamanten beſezt für 2000 Zechinen zum Verkaufe aus.

„Ich ließ den Ausrufer durch einen Sklaven zu mir rufen. ¿Wem gehört dieſes Rauchfaß? fragte ich ihn. Es gehört, antwortete der Mann, dieſer jungen Dame. Er zeigte auf ein wohlgebildetes und gutgekleidetes Frauenzimmer. Bitte ſie, in meinem Namen, fuhr ich fort, ihr nur ein Paar Worte ſagen zu dürfen.

„Das Frauenzimmer nahm das Rauchfaß aus den Händen des Ausrufers, bezahlte ihn für ſeine Mühe, und kam zu mir. Meine Dame, ſagte ich zu ihr, dieß Rauchfaß iſt dein, und ich hätte Luſt es zu kaufen: ; wollteſt du es mir überlaſſen? Haleſchalbeh, erwiederte das Frauenzimmer, ſobald es dir gefällt, iſt es dein, und ich verlange kein Geld dafür. Auf dieſe Art bin ich nicht gewohnt zu handeln; gab ich zur Antwort. Und ich bin eben ſo wenig gewohnt, antwortete die Dame, Bezahlung für ein Geſchenk anzunehmen, das ich dem liebenswürdigſten und geliebteſten der Männer zu machen wünſche.

„Haleſchalbeh, fuhr ſie fort, ſchon lange beſuche ich dein Gewölbe; leider! haſt du mich nicht deiner Aufmerkſamkeit gewürdigt! Aber deine Geſtalt, dein Betragen bezauberten mich, und bezaubern mich täglich mehr. Ich würde mich ſehr glücklich ſchätzen, wenn du dieſes Rauchfaß von mir annehmen wollteſt, das dir zu gefallen ſcheint. Ich kann es nicht annehmen, ſagte ich, wenn du mir nicht erlaubeſt, dir ſeinen Werth zu vergüten. „Geld und Gold, ſprach ſie, haben in meinen Augen keinen Werth. Meine Neigung für dich raubte mir meine Ruhe. Behandle mich nicht ſo hart und ſpröde. Du würdeſt dich nicht erniedrigen, wenn du meine Zärtlichkeit erwiedern wollteſt. Ich darf, dem Himmel ſey

Dank! auf meine Abkunft ſtolz ſeyn. Du verkennſt mich; aber wenn ich mir keine Hoffnung auf deine Gegenliebe machen darf, ſo laß mir dir wenigſtens nur Einen Kuß geben, und das Rauchfaß ſoll dein ſeyn.

„Unmöglich kann ich darein willigen, antwortete ich, daß du einen ſo ſchlechten Handel träfeſt. Nimm entweder die 2000 Zechinen von mir an, oder behalte dein Rauchfaß. Ein Kuß iſt im Kauf und Handel keine gangbare Münze. Aber dem Liebekranken mehr werth, als alles Gold der Erde! entgegnete die Dame. Ich bin mit meinem Rauchfaſſe nicht hieher gekommen, um es zu verkaufen, ſondern um es dir zu ſchenken: geh' den Tauſch des Rauchfaſſes um dieſen Preiß ein, und rette mir das Leben.

„Ehrwürdiger Derwiſch, ich will meine Schwäche geſtehn; ich ließ mich durch dieſe Sprache der Liebe und des Lobes, die meiner Eitelkeit wohlthat, verführen; und da ich nichts Böſes argwohnte, und die Züge der Dame unter ihrem Schleyer nicht erkennen konnte, ſo zog ich mich in einen finſtern Winkel meines Gewölbes zurück, und hielt ihr meinen Backen hin. Aber ſtatt des erwarteten und verſprochenen Kuſſes, biß ſie mich ſo ſtark hinein, daß ich einen lauten Schrey that. Sie flohe, und da ſtand ich, mit blutigem Backen und entſtelltem Geſichte, und hatte das Rauchfaß in der Hand.

„Es gelung mir zwar das Blut zu ſtillen, allein ich konnte weder den Geſchwulſt zertheilen, noch die Spur des grauſamen Biſſes verbergen. In eben dem Augenblicke trat die Alte herein, um mich abzuholen. Sie ſchien erſchrocken, mich in dem Zuſtande zu erblicken. Ich machte ihr weiß, ich ſey in Glasſcherben gefallen; daſſelbe Mährchen wollte ich auch bey meiner Gemahlin vorſchützen, allein die Verrätherin Zaliza hatte ſie ſchon viel zu gut unterrichtet. Sie ſelbſt hatte mir dieſen treuloſen Streich geſpielt, und ohne Zweifel meiner Gemahlin den ganzen Vorfall in einem Lichte dargeſtellt, das mich noch weit ſtrafbarer machen mußte, als ich war. Wie ich in dem Palaſte ankam, empfieng mich nicht, wie ſonſt, die zärtliche, liebevolle Gattin, ſondern ich befand mich in der Gewalt eines zornigen und unverſöhnlichen Richters.

„¿Wer hat dich am Backen verwundet? fragte mich meine Gemahlin, ſobald ich vor ihr erſchien. Ich wollte meine Zuflucht zu der Lüge mit den Glasſcherben nehmen, allein ſie unterbrach mich gleich bey den erſten Worten: ¿wo haſt du das Rauchfaß her, das du in der Hand trägſt? Es koſtet mich 2000 Zechinen, erwiederte ich ſtotternd. Lügner der du biſt! ſchrie meine Gemahlin, mit Augen die von Zorne funkelten; es koſtet dich weit mehr; der Preiß ſteht auf deinem Backen geſchrieben. Verworfenes, elendes Geſchöpf, ¿du ſchacherſt mit deinen Liebkoſungen? aber dieſe Niederträchtigkeit ſoll dir theuer zu ſtehen kommen! Morigan, ſagte ſie zu ihrem erſten Verſchnittenen, hau ihm den Kopf ab!

„Schon ergriff mich Morigan, als die Alte, unſere Vertraute, ſich meiner Gemahlin zu Füßen warf. Ach, gnädige Gebieterin! rief ſie, lade keine ſolche Blutſchuld auf dich; ſetze dich keinen Gewiſſensbiſſen aus, die dir vielleicht zur unerträglichen Pein werden könnten. —

„Die Vorbitte der alten Sklavin brachte meine Gemahlin wieder einen Augenblick zu ſich ſelbſt. Sie ſchien einige Minuten nachdenkend, änderte ihr Urtheil, und befohl, mir die Baſtonade zu geben. Während der Verſchnittene Morigan dieſe Züchtigung an mir vollſtreckte, und ich, die Schmerzen verbeißend, ſie ertrug, ohne mir eine Klage zu erlauben, nahm ſie eine Theorbe, that einige Griffe in die Saiten, auf eine Art, die Wuth der Eiferſucht mit heimlicher Schadenfreude gepaart, verrieth, und ſang dann einige Verſe, die ſie aus dem Stegreife verfertigte, und deren Inhalt war, daß ſie ihren verächtlichen untreuen Gatten, der neuen Lieblingin ſeines Herzens überlaſſe, und gerne dieſer ſeine Umarmungen abtrete, wenn ſie vorher mit eigenen Händen die ſchändendeſte und ſchimpflichſte Rache an ihm befriedigt habe, die an einem Manne genommen werden kann.

„Die entſetzlichen Schmerzen verhinderten mich, mehr zu verſtehn; ich verlohr alle Beſinnungskraft, und kam nicht eher wieder zu mir ſelbſt, als in dem Hauſe meines Vaters wo ich mich auf einem Bette liegend, von meiner Familie umringt, und unter den Händen der Wundärzte antraf. Man hatte mich gleich nach der fatalen Operation fortgetragen, und auf die Thürſchwelle des Hauſes meiner Eltern gelegt, nachdem man zuvor angeklopft.

„Ich brachte 40 Tage zu, ehe ich mich von den ausgeſtandnen Mißhandlungen erhohlen konnte. Nach Verlaufe dieſer Zeit, als ich wieder im Stande war, von meinem Lager aufzuſtehn, bemühte ſich mein Vater, das

Be-

Geſtändniß meines ſchrecklichen Abentheuers von mir herauszulocken. Ich verſchwieg ihm nicht den geringſten Umſtand. Mein Sohn! rief er mit dem heftigſten Unwillen, du haſt ein Ungeheuer von Ungerechtigkeit und Grauſamkeit zum Weibe! Nein, Vater, unterbrach ich ihn, thue ihr nicht Unrecht; ſie handelte grauſam, ich geſtehe es, aber ſie glaubte Urſache zu haben, ſich über mich zu beſchwören. Ich beleidigte ſie zu eben der Zeit, wo ſie mich mit Zärtlichkeit und Güte überhäufte. Ich fühle, daß ich ſie noch anbete, und meine Liebe wächſt mit dem Bewußtſeyn meines Fehltritts und der verzweiflungsvollen Gewißheit, auf ewig nun von ihr geſchieden zu ſeyn. Ach! wollte Gott! ſie nähme mich aus Barmherzigkeit zum leztem ihrer Sklaven an! —

„Sohn, erwiederte der Vater, das heißt nicht wie ein Mann denken; ehre beſſer die Würde deines Geſchlechts. Noch iſt es mir unmöglich zu enträthſeln, mit was für einer Art von Weſen du dich durch die Ceremonie eines Kontrakts verbunden haſt. Ich würde die ganze Sache für Spiel der Phantaſey halten, wenn wir nicht die traurigen Beweiße von ihrer Wirklichkeit hätten. ¿Errötheſt du nicht, du der du dich deiner Abkunft nicht zu ſchämen haſt, und Anſprüche auf die Verbindung mit den erſten Häuſern von Bagdad machen konnteſt, errötheſt du nicht, daß du dich von einer ſo thörichten Leidenſchaft fortreißen, und dich durch ſolche, eben ſo ſonderbare als ungleiche Bande, feſſeln ließeſt? Vergiß deine haſſenswürdige Furie! Jedes Wort meines Vaters, jede Verwünſchung meiner Heyrath und meiner Frau, war mir ein Dolchſtich im Herzen. Ich hoffe, die abſcheuliche Kreatur einſt ausfindig zu machen, fuhr mein Vater fort, dann will ich ſie beym Kalifen angeben, und ihr die Mittel beſchneiden, neue Opfer ihrer Welluſt und Wuth zu finden.

„Statt meinem Vater dankbar für ſeinen Unwillen gegen die Urheberin meines Unglücks zu ſeyn, empörte ſich mein Herz über ſeine Entwürfe zur Rache, und ſtellte ſich zwiſchen ihm und meiner grauſamen, aber liebenswürdigen Gattin. Bald zeigten ſich, trotz aller Hülfe der Aerzte, die ſchädlichen Einflüſſe dieſer Stimmung meiner Seele auf meine Geſundheit und meinen Verſtand, der in Unordnung gerieth. Ich wurde tiefſinnig, ſchwermüthig, ſpleenſüchtig. Ich wollte keinen Troſt annehmen, nichts von meiner zärtlichen Mutter wiſſen, und war eine wahre Pein für das Geſinde. Man konnte mir kein Eſſen bereiten, das nach meinem Geſchmack geweſen wäre, und ich ſchimpfte immer auf die Ungeſchicklichkeit unſerer Köche. Einer der beſten wollte ſich einmal in meiner Gegenwart rechtfertigen. Aber ich ſtieß den Tiſch um, trat alle Gerichte mit Füßen, und ſchrie, er ſolle ſehen, was ich von ſeiner Kochkunſt und ſeiner Geſchicklichkeit hielt. Er wollte antworten, ich fiel über ihn her, und prügelte ihn unbarmherzig. Auf ſein Geheul und Geſchrey, kam meine Mutter dazu. Sie wollte ihn aus meinen Händen befreyen; ſie wagte es ihre Verweiße mit einigen kleinen Züchtigungen mit der Hand zu begleiten, und in meiner Verblendung hatte ich das Unglück ſie zu ſchlagen. Meinem Vater begegnete ich eben auch nicht beſſer. Endlich legte man mir Ketten an. Ich erinnere mich, daß ich mit der Hand über meinen Mund fuhr, und ihn ganz mit Schaum bedeckt fand. Kurz, ich verlohr alles Bewußtſeyn, und bekam den Gebrauch meiner Vernunſt nicht ehr wieder als an dieſem traurigen Orte. Hie erfuhr ich nun, daß ich auf Befehl des Großweſirs Giafar eingeſperrt worden ſey.

„Viele Monde ſind ſchon verſtrichen, ſeit ich in dieſer demüthigenden Gefangenſchaft ſchmachte. Einſamkeit und mehr als Alles an-

andere, daß ich mich meiner Leidenſchaft, ſo unglücklich ſie auch iſt, hier überlaſſen kann, ohne es hören zu müſſen, daß man derjenigen flucht, die ich mein ganzes Leben durch lieben werde; haben mir die Ruhe der Seele wiedergegeben. .

„Hier, ehrwürdiger Derwiſch, ſchlägt mich Traurigkeit zu Boden, aber böſe Laune beherrſcht mich nicht mehr. Ich weiß mir nichts vorzuwerfen, das berechtigen könnte, mich noch länger in dieſem Spital gefeſſelt und eingeſperrt zu halten. Ach! es ſcheint, als ob die Meinigen mich hier vergeſſen hätten; aber der Großweßir, auf deſſen Befehl es geſchehen iſt, ſollte ſelbſt Unterſuchungen anſtellen, und meine Eltern wieder mit mir auszuſöhnen ſuchen, da ich ſie nur in einem Anfalle von Wahnwitz beleidigte, und meiner Vernunft jezt wieder mächtig bin.

„Dieß, ehrwürdiger Derwiſch, iſt meine ganze Geſchichte; der einzige Troſt der mich aufrichtet, iſt dieſer Koran, und die Hoffnung, daß der Beherrſcher der Gläubigen, der Alles mit eignen Augen ſehen will, vielleicht auch einſt dieſen traurigen Aufenthalt eines Beſuchs würdigt. Ich bitte Gott hundertmal des Tags darum, aber leider! iſt mein Gebet noch nicht bis zu ihm gedrungen!“ —

„Fahr fort in deinem Gebete, liebes Kind, antwortete der Kaliſe; du wirſt bald ſeine Wirkſamkeit erfahren, und deine Bitte erhört ſehen!“ Als er dieſe Worte des Troſtes geſprochen hatte, kehrte Harun mit Giafar und Meſrur in ſeinen Palaſt zurück.

„Was haltet ihr, fragte der Monarch ſeine Begleiter, was haltet ihr von der Geſchichte, die wir gehört haben: denn ihr waret ganz nahe, und es kann euch kein Wort entgangen ſeyn.“ „Ich glaube, antwortete Giafar, daß dieſer junge Menſch, von dem ich nie habe reden hören, ob er mir gleich ſein jetziges Unglück Schuld giebt, das Hunderteſte ins Tauſendſte mengt und dir Lügen oder Viſionen vorgeſchwazt hat“ „Alles kann in ſeiner Erzählung unmöglich falſch ſeyn, erwiederte der Kaliſe, und ich befehle dir auf Mittel zu denken, wie wir hinter den Grund oder Ungrund dieſer Sache kommen können. Morgen erwarte ich Vorſchläge deswegen von dir.“

Den andern Morgen meldete der Veſir dem Kaliſen, auf was für ein Mittel er gefallen ſey, um zu erfahren, ob Haleſchabehs Begebenheit und Beſchwerden Glaubwürdigkeit verdienen. „Verrückte Perſonen, fuhr der Miniſter fort, pflegen immer in ihren Erzählungen abzuweichen. Wenn deine Hoheit dieſen jungen Menſchen vor ſich kommen ließe, und er dann ſeine lange Geſchichte in derſelben Folge, wie geſtern, und mit eben den Umſtänden vor dir wiederholte, ſo würde es alsdann allerdings rathſam ſeyn, die nöthigen Unterſuchungen anzuſtellen, um der Wahrheit der Sache auf die Spur zu kommen.“ Der Kaliſe fand den Vorſchlag des Weßirs ſehr klug ausgedacht, und ertheilte ſogleich Befehl, den Haleſchalbeh zu hohlen.

Als der junge Menſch am Fuße des Throns war, redete ihn der Kaliſe mit folgenden Worten an: „Haleſchalbeh, man hat mir geſagt, daß du in das Narrenſpital wegen einer Reihe ganz auſſerordentlicher Begebenheiten gebracht worden biſt. Faſſe deine Sinnen zuſammen, und zweifle nicht an meinem Verlangen, allen meinen Unterthanen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Aber laß in der Erzählung, die ich von dir fordere, nicht den kleinſten Umſtand aus, und vergiß die Ehrfurcht nicht, die du der Wahrheit und meiner Gegenwart ſchuldig biſt.“ Haleſchalbeh ſahe, daß die Weißagung des Derwiſches in Erfüllung gieng. Mit feſtem Vertrauen und voll von ſeinem Gegenſtande, begann er die Erzählung ſeiner Geſchichte von neuem, und wich ſogar in den Ausdrücken nicht von der erſten ab.

Giafar mußte nun ſelbſt geſtehen, daß das, was er jezt zum zweytenmale gehört habe, ein Gepräge von Glaubwürdigkeit führe, das man unmöglich verkennen könne. Es kam nun nur darauf an, Haleſchalbeh's grauſame und doch noch ſo zärtlich geliebte Freundin ausfindig zu machen. Die Scharfſicht des Weſirs entdeckte bald ein Mittel dazu.

Hätte man die Kadis von Bagdad verhören, und auf dieſe Art herausbringen wollen, wer von ihnen den Kontrakt aufgeſezt habe, ſo hätte man nichts dadurch gewonnen, als die Sache ruchtbar zu machen, ohne ihr auf den Grund zu kommen. Der Kadi, welcher gegen das Geſetz durch Verfertigung eines ſo ungewöhnlichen Kontrakts handelte, würde es ſo nicht eingeſtanden haben, und vielleicht hatte man auch jemand untergeſchoben, um ſeine Role zu ſpielen. Söhnte man hingegen Haleſchalbeh mit ſeinem Vater aus, und beredete man leztern, die Führung ſeiner Handelsgeſchäfte ſeinem Sohne von neuem anzuvertrauen, ſo war es ſehr wahrſcheinlich, daß die Alte, wäre es auch nur aus Neugier, ſich auf die Lauer begeben würde, die man denn durch angeſtellte Spione auffangen, und mit Gewalt zur Nahmhaftmachung ihrer Gebieterin anhalten könnte.

Der Kaliſe genehmigte den Plan, und ließ auf der Stelle den Vorſteher der Kaufmannſchaft rufen. Der unglückliche Vater, der ſeinen Sohn noch in dem Zuſtande der Zerrüttung des Verſtandes wähnte, war ſehr verwundert, ſich mit ihm am Fuße des Throns des Kaliſen zu befinden, und noch mehr, ihn mit Haruns Gnade beehrt zu ſehn. Bey dem erſten Vorſchlage zur Verſöhnung, den ihm der Großweßir that, ſtreckte er die Arme nach Haleſchalbeh aus, der an ſeinen Buſen flog. Man beredete ſich nun wegen der Maasregeln, die man ergreifen wollte, um den Knoten des Abentheuers zu löſen, und Haleſchalbehs Vater verſprach, treulich zu vollziehn, was ihm aufgetragen wurde. Vater und Sohn wurden von der Freygebigkeit des Kaliſen mit zwey reichen Kleidern beſchenkt, und kehrten in ihr Hauß zurück. Den andern Tag ſahe ſich Haleſchalbeh wieder im Beſitze ſeines Gewölbes, das mit Waaren eben ſo reichlich wie zuvor verſehen war. Ohne Zweifel bemühte ſich der junge Mann, durch ſeine Folgſamkeit, Zuvorkommungen und Liebkoſungen ſeinen Eltern es vergeſſen zu machen, daß er ihnen Anlaß zu Klagen gegeben habe. Zwar behielt ſeine Leidenſchaft immer ihre vorige Gewalt über ihn, aber er ſuchte ihre Wirkung ihnen zu verhehlen, und ſeine Schwermuth zu überwinden.

Er folgte ihr nun in den Augenblicken nach, wo er frey von andern Geſchäfften, allein, und ſich ſelbſt überlaſſen war.

Haltſchalbeys Gemahlin hatte nicht lange die Wonne befriedigter Rache genoſſen. Sobald ſie wieder zu ſich ſelbſt kam, warf ſie ſich bald ihre Grauſamkeit vor, und daß ſie zu weit gegangen ſey. Es kam ſogar dahin, daß ſie wegen des Schickſals ihres Liebhabers unruhig und beſorgt wurde, den ſie viel zu ſtreng behandelt hätte, ſelbſt wenn er undankbar und ſchuldig geweſen wäre.

Nicht lange, ſo trat die Liebe wieder in alle ihre Rechte ein; zwar kämpfte ſie noch einige Tage gegen eine Empfindung, die ſie nicht zu geſtehen wagte; aber weil ihr Schweigen zuletzt zu läſtig wurde, ſo befahl ſie endlich, als ob es aus bloßer Regung des Mitleides geſchähe, der alten Sklavin, ſich zu erkundigen, was aus ihrem unglücklichen Gatten geworden ſey.

„Ach, gnädigſte Gebieterin," erwiederte dieſe, „das Mitleiden hat mich ſchon längſt in die Gegend ſeiner väterlichen Wohnung getrieben, und ich habe von Leuten aus der Nachbarſchaft gehört, daß der arme junge Menſch in Lebensgefahr iſt." „In Lebensgefahr? rief die Dame. Ich, Unglückliche! ſo bin ich Schuld an dem Tode des einzigen Mannes den ich geliebt habe, des einzigen in der Welt den ich lieben konnte? Warum kann ich ihm nicht wiſſen laſſen, daß der Faden meines Lebens an dem ſeinigen hängt? Aber Alles verbietet es mir. — Jetzt geh' und ſäume nicht, Erkundigung von ihm einzuziehn, ſo weit du es thun kannſt, ohne meine Ehre aufs Spiel zu ſetzen."

Mit Freuden unterzog ſich die gute Alte dieſem Auftrage. Einige Zeit konnte ſie ihrer Gebieterin Hoffnung machen, daß ihr Gatte wieder geneſen werde, aber bald wurden ihre Nachforſchungen vergeblich; denn die [illegible] [illegible] verſtummten, und [illegible] Nachricht mehr von [illegible] gehabt, ſeitdem er als ein Wahnſinniger heimlich ins Narrenſpital gebracht worden war.

Nun überließ ſich ihre Gebieterin der Verzweiflung, und ſchloß ſich mit ihrer Vertrauten ein, um ihren Thränen und ihrem Schmerze freyen Lauf zu laſſen. Jene Theorbe, deren ſie ſich bedient hatte, ſein Unglück zu verhöhnen, ertönte nun von ihren Klagen. Die Troſtloſe konnte keine ſolche Lieder mehr dichten wie Liebe oder Rachſucht ſie ihr eingegeben hatten; ſie lallte nur einzelne Worte, von Thränen und Seufzern unterbrochen.

„Ach, er flieht mich, rief ſie, er hat ſich aus meinen Augen verbannt.... Geh, Geliebter, ſuche die Tiger in den Wäldern auf, ſie ſind dir minder furchtbar als deine Gattin.... Du vergißt mich? du thuſt Recht daran! Es iſt eine Linderung, die ich mir nie verſchaffen kann.“

Einsmals ſchlenderte die alte Vertraute durch die Stadt, ohne es ſich träumen zu laſſen, daß ſie ihrer Gebieterin eine ſo fröhliche Nachricht nach Hauſe bringen könne. Als ſie durch das Viertel kam, wo Haleſchalbey ſein Gewölbe hatte, ſahe ſie, daß es offen ſtand. Sie ſchaute hin, und erblickte ihn ſelbſt, tiefſinnig auf einem Sopha ſitzend. Sie beſchloß hinein zu gehn. Kaum wurde die Alte den jungen Menſchen gewahr, ſo wollte ſie ihm um den Hals fallen, und eben ſo heftig eilte er ſelbſt auf ſie zu: allein die Aufpaſſer des Großweſirs, welche die Sklavin nicht aus dem Geſichte gelaſſen hatten, warfen ſich zwiſchen beyde, ergriffen die Alte, und brachten ſie zu Giafar.

Wie groß war das Erſtaunen des Weßirs, als er in dem alten gefangnen Weibe, Nemana, die Hofmeiſterin ſeiner geliebten Tochter Zeraide erkannte. „¿Wie? ſagte er zornig zu ihr, du für die meine Tochter ſo viele Güte hat, du biſt in die Geſchichte von Haleſchalbehs Heyrath verwickelt? Wer iſt das Weib, das du ihm gefreyt haſt?“ „¿Ach, mein Fürſt und Herr, antwortete die zitternde Nemana, wie hätte ich andre Befehle vollziehn können, als die Befehle der Prinzeſſin Zeraide, deiner Tochter?“

Giafar wurde wie vom Blize gerühret, da er erfuhr, daß ſeine Tochter, ſich wider ſein Wiſſen, und ohne ſeine Einwilligung verheyrathet habe. Weil er aber wußte, wie viel dem Kalifen daran gelegen war, Erläuterung in dieſer Sache zu erhalten, ſo gieng er nicht erſt in ſeinen Palaſt, um Zeraiden zur Rede zu ſtellen, ſondern begab ſich unverzüglich mit Nemana, und denen, welche ſie gefangen hatten, zum Beherrſcher der Gläubigen.

Erlauchter Kalife, ſagte er, man hat die Alte erwiſcht, welche bey Haleſchalbehs Verheyrathung eine Role ſpielte. Sie befindet ſich vor der Thüre deines Gemachs. Ich habe ſie bereits verhört. Haleſchalbehs Gattin, fuhr er fort, handelte dem Ausſpruche des Korans gemäß, als ſie ihren Mann verſtümmeln ließ, der eines Verbrechens überführt war, welches dieſe Strafe verdiente. Die Rechte welche Eheleute haben, ſind wechſelſeitig. Haleſchalbeh hat ſich den Liebkoſungen einer Fremden Preiß gegeben.“

„Es kommt mir vor, ſagte Harun zu Giafar, als ob du die Ausſprüche des Geſetzes ein wenig zu übereilt anwendeteſt; du giebſt ihm eine viel zu blutdürſtige Auslegung und in Bagdad würden viel zu viel Köpfe in Gefahr kommen, wenn das Recht, ſich ſelbſt Gerechtigkeit zu verſchaffen, ohne Unterſchied allen eingeräumt werden ſollte, welche auf dieſe Art beleidigt worden ſind, oder ſich beleidigt glauben.“

„Auf alle Ehen, erwiederte Giafar, paßt freylich eine pünktliche Anwendung dieſes Geſezzes nicht. Aber wenn ein Mädchen, das ſich verheyrathet, ſich ſelbſt der ganzen Strenge dieſes Geſetzes unterwirft, und überdies berechtigt iſt, gleiche Unterwürfigkeit von ihrem Gatten zu verlangen, zumahl wenn dieſer ſich freywillig dazu anheiſchig gemacht hat, ſo thut die Beleidigte, indem ſie ſich rächt, weiter nichts, als daß ſie Gebrauch von dem Rechte macht, welches ihr zukommt." „Ich muß bekennen," ſagte Harun, daß ich Trotz deiner ſchönen Gründe noch immer auf des unglücklichen Haleſchalbeh Seite bin: ¿Aber wer iſt die Dame, die an dir einen ſo warmen Vertheidiger findet?" „Meine Tochter; erwiederte der Weßir etwas verlegen." „Ich merke, fuhr der Kaliſe fort, daß du über die Beſorgung meiner Angelegenheiten deine eigenen zu ſehr vernachläßigeſt. Du weiſt nicht einmal, was in deinem Hauſe vorgeht; man macht da Hochzeit, man ſchaltet über das Leben eines Menſchen, ohne daß du das Geringſte davon erfährſt. ¿Siehſt du nun nicht ſelbſt ein von welchen wichtigen Folgen es ſeyn würde, wenn man die Vollziehung eines harten Geſetzes Händen überlaſſen wollte, die von blinder Leidenſchaft geleitet werden? Ich weiß, welche Rechte ſich die Weiber bey ungleichen Heyrathen herausnehmen. Wenn die Politik ſie zuweilen zwingt, ihre Hand einem Geringern zu geben; ſo iſt es ihnen wohl erlaubt bis zu einem gewiſſen Punkte dieſe Rechte geltend zu machen; weil es für ſie Schadloshaltung für das Opfer wird, das ſie gebracht haben. Aber deine Tochter Zeraide opferte nur ihrer Neigung; und in jeder Rückſicht iſt der Sohn des Vorſtehers der Kaufmanſchaft ihresgleichen. Er liebt ſie, er betet ſie an, ungeachtet ſie ſich ſo hart und grauſam gegen ihn betrug. Iſt ſie nicht allzu glücklich noch, wenn er wieder ihr Gatte wird? Du weiſt, daß ein Blick von mir aus dem niedrigſten meiner Unterthänen einen Fürſten machen kann. Ich will den Vater des Haleſchalbeh aus Gerechtigkeitsliebe zu einem höhern Range erheben, und ſeinen Sohn um ſeinet und deinet Willen meiner Gnade empfohlen ſeyn laſſen. Suche den Namen des Kadis zu erfahren, welcher den Kontrakt aufgeſezt hat, und warum er es wagte, ihn ohne deine Einwilligung zu verfertigen, zumal da die ganze Verhandlung ohne dieſe Einwilligung ungültig ſeyn würde. Ich empfehle dir, es an nichts fehlen zu laſſen, was zu den geſetzmäſigen Formalitäten in dieſer Sache erfodert wird.

„Haleſchalbeh, redete nun der Kalife den Sohn des Kaufmanns an, welchen er hatte rufen laſſen, du wirſt deine Frau wieder bekommen, und es wird ganz von dir abhängen, ob du ihr verzeihen, oder ſie ſtrafen willſt. Sie iſt die Tochter meines Großweßirs, aber das darf dich nicht abhalten, den Bewegungen deines Herzens oder den Geſinnungen deiner Seele zu folgen.“ „O, Befehlshaber der Gläubigen, verſezte der junge Haleſchalbeh, wie könnt' ich auf die zürnen, die ich mehr als mein eigenes Daſeyn liebe; ich ſehne mich nach nichts ſo ſehr, als nach dem Glücke ſie wieder zu ſehn. Kann ich mit Einwilligung ihres Vaters wieder zum Beſitze ihres Herzens gelangen, ſo gelobe ich ihnen beyden, eine Liebe und Achtung, die nie anders als mit meinem Leben erlöſchen ſoll.

„Giafar, ſprach der Kaliſe, ich empfehle dir die Sache deiner Tochter und deines Eidams; betrachte ihn von heute an als einen Mann, der in meinen Dienſten ſteht, und auf den ich mein Augenmerk gerichtet habe.“

Der Großweſir kehrte nach ſeinem Palaſte zurück, und führte den Haleſchalbeh bey der Hand; ihnen folgte die Alte; aber, als ſie ſich in Freyheit ſahe, wiſchte ſie heimlich davon, um ihre Gebieterin auf den Beſuch vorzubereiten, den ſie ohne Zweifel bekommen würde.

Als der Weſir in das Zimmer ſeiner Tochter trat, ſtand Zeraide auf, um ihm entgegen zu kommen, und ihm, wie gewöhnlich ihre Ehrerbietung und Zärtlichkeit zu bezeigen. Aber eine Bewegung mit der Hand, und ein ſtrenger Blick ſchrekten ſie zurück.

„Verſchone mich mit dieſen gleisneriſchen Beweiſen, ſagte Giafar zu ihr; wo Zutrauen fehlt, kann Liebe nicht ſtatt haben, und Ehrfurcht war noch nicht mit Ungehorſam gepaart. Du haſt dich ohne mein Vorwiſſen verheyrathet und in einem Anfalle von Raſerey das Anſehen gemißbraucht, daß ich dir über dein Hausgeſinde einräumte, um dich dem ſtrafbarſten Vergehen gegen deinen Mann zu überlaſſen, und ein Verbrechen auf dich zu laden, das mich der Ungnade des Kalifen ausſetzt. Als du deine Hand, dem Sohne des Vorſtehers der Kaufmannſchaft zu Bagdad gabſt, einem verehrungswürdigen Manne, der von jedermann geachtet wird, und den der Kalife ſelbſt ſchätzt, glaubteſt du einen nichtswürdigen Sklaven zu heyrathen? Und wenn ſelbſt das Leben eines ſolchen Schonung verdient, wie konnteſt du dir einbilden, nach deinen Launen mit dem Leben deines Gatten ſpielen zu dürfen? Ich bringe dir ihn hier: er iſt dein Herr; er kann nun auch wieder über dein Leben gebieten. Wirf dich vor ihm nieder und wiſſe, daß du nicht eher wieder Anſprüche auf meine Liebe machen darfſt, als bis du durch deine Unterwürfigkeit die ſchändliche und grauſame Mißhandlung haſt vergeſſen machen, die er von dir empfangen hat.“

Indem der Weſir ſo ſprach, würde ſchon längſt die bebende Zeraide todt zu ſeinen Füßen niedergeſunken ſeyn, hätte ſie nicht in Haleſchalbehs Augen etwas mehr als mitleidigen Antheil an der Verwirrung und Verlegenheit erblickt, in welcher ſie ſich befand; es wurde ihr alſo nicht ſchwer, ſich ihm zu Füßen zu werfen, die ſie mit Innbrunſt küßte. Der junge Ehemann, der auf dem Gipfel ſeiner Glückſeligkeit war, hob Zeraiden auf, umarmte ſie und ihre Thränen vermiſchten ſich einige Augenblicke. Dieſe rührende Scene erweichte Giafars Herz, der ſeine Tochter zärtlich liebte. Er, der zugleich Vater und Handhaber der Gerechtigkeit war, fühlte ſeinen Zorn gänzlich entwafnet. Aber nun mußte man noch den Kadi kommen laſſen, um dem Heyrathskontrakt eine geſezmäßigere Geſtalt zu geben. Giafar erfuhr, daß er Nalleddin heiße, und ließ ihn ſogleich zu ſich rufen.

Nalleddin kam und ließ Giafar nicht Zeit, ihn zu fragen, warum er Zeraiden in geheim und ohne Mitwürkung eines andern Willens, als des ihrigen verheyrathet habe. „Deine Tochter, ſagte der Kadi, ließ mich rufen; ſie geſtand mir die Heſtigkeit ihrer Leidenſchaft, und ich glaubte mich nachgiebig gegen ihre Wünſche beweiſen zu müſſen, um ſie ſelbſt, obgleich mit einem Fehltritte von meiner Seite, für einem noch weit fehlerhaftern Schritte zu wahren. Sie ſchlug mir vor, ihr Vormund zu werden und Kraft dieſes Amts und weil ich ihre getroffene Wahl nicht anders als gut heißen konnte, glaubte ich, dieſem liebenswürdigen Paare auf dieſe Art einen weſentlichen Dienſt zu erzeigen, und ahndete zum voraus, daß du es einſt ſelbſt nicht mißbilligen würdeſt."

Giafar, weit entfernt, auf den Kadi zu zürnen, bezeigte ihm vielmehr großmüthig ſeine Dankbarkeit, aber er befohl, daß ihm die Sklavin Zaliza ausgeliefert werden ſollte, um ſie nach Verdienſte ſtrafen zu laſſen, nachdem ſie zuvor die ſchnödde Liſt geſtanden hatte, deren ſie ſich bediente, um das Einverſtändniß der beyden Eheleute zu ſtöhren. Giafar lies nun das junge Paar allein, und verſicherte Haleſchalbeh, daß er ihn wie ſeinen leiblichen Sohn lieben werde. Er ſtellte die prächtigſten Feſte an, um eine Vermählung zu verherrlichen, die der Kalife ſelbſt mit ſeinem Beyfalle beehrte, und an der alle Einwohner von Bagdad den freudigſten Antheil nahmen.

So gelangte Kaleſchalbeh, ehe er es vermuthete, aus der Geſellſchaft der Narren zu den glänzenden Ehren, womit ihn Harun-al-Raſchid überhäufte, und aus dem beklagenswürdigſten Zuſtande, auf den höchſten Gipfel der Glückſeligkeit.

IV.

Der Blödſinnige.

Zu Bagdad lebte ein junger Menſch Namens Kallun, von ehrlicher Herkunft, der aber ſchon in der Kindheit ſeine Eltern verlohren und wenig im Vermögen hatte. Sein kurzer zuſammengedrängter Wuchs verrieth viel Leibesſtärke. Seine Züge würden nicht ganz ohne Anmuth geweſen ſeyn, wenn es ihm nicht gänzlich an Phyſionomie gemangelt hätte. Da es ihm auch an geſunder Beurtheilungskraft gebrach, ſo war er ſchon von Kindheit an der Narr ſeiner Geſpielen; er beſas übrigens einen ſanftmüthigen Karakter. Als er die mannbaren Jahre erreicht hatte, glaubten ſeine Verwandten, daß eine vernünftige Frau ihn am beſten würde leiten und wenigſtens aus ihm einen ehrlichen Mann ziehen können; ſie beſchloſſen alſo ſo, ihn zu verheyrathen, und gaben ihm ein Mädchen zur Frau, das 2 Jahre älter als er, aber klug, verſtändig, und übrigens mit ihm von gleichem Stande war.

Oitbha, Kailuns Frau, wurde gar bald die Fehler ihres Mannes gewahr. Wenn er ſeinen Bauch gefüllt hatte, ſo legte er ſich ſchlafen, und wachte nur um von neuem anzufangen zu eſſen. Wenn er ja ſeinen faulen Körper von der Stelle bewegte, ſo geſchah es, um müßig durch die Stadt zu ſchlendern, ſich unters Gedränge zu miſchen, und alles anzugaffen, ohne eigentlich etwas zu ſehen. Von Zeit zu Zeit zog ihm dieſe dumme Zudringlichkeit böſe Händel über den Hals, und er kam mit blutiger Naſe oder blauen Auge nach Hauſe. Das that der Oitbah weh, denn ſie liebte ihren Mann, weil er, ſeine Freßſucht, Faulheit und groſe Einfalt abgerechnet, der beſte Mann von der Welt, und ohne Arg war.

Durch dieſe Lebensart kamen Kailuns Umſtände in Unordnung Er zehrte ſein kleines Erbtheil in Unthätigkeit und Schlummer auf, und verfiel unvermerkt in den Zuſtand der Schwachköpfigkeit und Blödſinnigkeit. Oitbha hatte zwar Liebkoſungen, Ermahnungen und Verweiſe verſucht, um ihn zu beſſern, aber

Xailun änderte ſein Betragen doch nicht. Seine Frau wollte ihn wenigſtens zu einer kleinen Arbeit gewöhnen, um ihn allmählig dahin zu bringen, ſich ſeinen Unterhalt ſelbſt zu verdienen, aber es war unmöglich, ihn zu irgend einem Geſchäfte zu bringen. Einſtmal, als ſie ihn durch vieles Bitten dahin gebracht hatte, Wäſche zum Trocknen, an die Sonne zu breiten, und einige Zeit darauf hingieng, um zu ſehen, ob er Wort gehalten habe, fand ſie ihn auf der Erde kauernd und in Geſpräche mit einem Karduon *) begriffen, der auf einem Klumpen Steine ſaß.

Xailun ſchwazte und ſchwazte, und das kleine Thiergen ſchien ihm durch ſein gewöhnliches Kopfnicken zu antworten, unterdeſſen lag die Wäſche an der Erde wie ſie gelegen hatte.

Was machſt du da, Xailun, fragte Oitbah. Ich ſchwatze mit meinem Vetter. ¿ Der Karduon iſt dein Vetter? Ja, das iſt er. Darauf wendete er ſich zu dem Karduon, und

ſagt

---

*) Der Karduon iſt ein kleines 14 Zoll langes Thiergen, faſt wie ein Krokodill geſtaltet. Wenn man es anſieht, bewegt es den Kopf auf und nieder, wie jemand, der durch Nicken, ſeine Einwilligung zu etwas geben will; es thut niemand etwas zu Leide; und iſt eine Gattung vom Armadill.

ſagte: „¿biſt du nicht mein Vetter, Karduon? Das Thiergen nickte, wie gewöhnlich mit dem Kopfe. Da riß der Oitbha, die ein wenig heftig war, die Geduld, ſie nahm einen Terbentinbaum-Zweig, der nicht weit davon lag, und verſetzte dem Xailun drey oder vier Hiebe damit, der ſie darauf mit einem dummen Geſichte anſtarrte, und hurtig die Wäſche zuſammen raſte und ausbreitete.

Oitbha dachte bey ſich ſelbſt, wir werden bald Kinder bekommen. Ich allein bin unmöglich im Stande, mit meinen Händen ſoviel zu verdienen, um mich, meine Kinder und dieſen großen Tagedieb zu ernähren. Doch da er ſich vor mir fürchtet, ſo will ich ihm das Laſter der Faullenzerey ſchon zu vertreiben ſuchen, und weil er ſtark iſt, ihn anhalten, ſich ſein nothdürftiges Auskommen ſelbſt zu verdienen. Dieſem Entſchluſſe gemäs ergriff ſie den Terbentinſtecken, ſobald Xailun nach Hauſe gekommen war, und zwang ihn, ihr weniges Hausgeräthe von einem Orte zum andern zu ſchaffen, und es wieder an ſeinen vorigen Platz zu ſetzen. Sobald er nur einen Augenblick ſäumte, regnete es Schläge. Xailun gehorchte, aber ſobald alles in Ordnung und er mit ſeiner Arbeit fertig war, wiſchte er zur Thüre hinaus, durchſtrich die Stadt und kam ſehr ſpät und übel zugerichtet nach Hauſe. Er hatte ſich unbeſonnener weiſe in eine Schlägerey gemiſcht, und eine gute Tracht Prügel davon getragen.

Girbha ſahe, daß das Terbentinſtöckgen nicht hinreichend war, ihr das Anſehen zu verſchaffen, das ſie ſich über ihren Mann herausnehmen muſte, und nahm alſo ihre Zuflucht zu einem tüchtigen Prügel. „¿Wo kömmſt du her? fragte ſie ihn zornig; warte, ich will dich lehren, ohne meine Erlaubniß auszulaufen, und dich ſo mishandeln zu laſſen.“ Zugleich gab ſie ihn zehn derbe Schläge mit dem Prügel auf die Schultern, befahl ihm, ſich zu ſetzen und verband ihm die Wunden, die er an den Händen und im Geſichte hatte.

Als ſie mit dem Verbande fertig war, muſte er ſich zu Bette legen „Da lieg und ſchlaf du Vieh, ſagte ſie. Morgen ſoll's aus einem andern Tone gehen; du muſt ein andrer Menſch werden, du großer Faullenzer, oder wir alle werden noch vor Hunger und Kummer umkommen. Du ſollſt arbeiten, um zu leben: du biſt groß und ſtark; du muſt dich in Bagdad nach Arbeit umthun, und kommſt du mir mit leeren Händen und ohne Verdienſt nach Hauſe, ſo ſollſt du für Schläge nicht zu ſorgen haben.“

Tai-

Xailun ſchlief traurig ein, und dachte bey ſich ſelbſt; „ändre ich mich nicht ſo ſetzt es Schläge; ¿aber wie ſoll ich's nur anfangen, um mich zu ändern, und nicht mehr Xailun zu ſeyn?“ Oitbha wurde des andern Morgens gewahr, daß ſein Geſicht von den Prügeln die er in der Schlägerey bekommen hatte, noch ſehr verunſtaltet war; ſie verband ihm ſeine Quetſchungen und ſagte: „gehe in dich, du Taugenichts, und denke ernſtlich daran, ein andrer Menſch zu werden.“

Endlich waren die Spuren der empfangenen Schläge aus dem Geſichte des armen Tropfs verſchwunden; Oitbha jagte ihn aus dem Bette und zum Hauſe hinaus und befohl ihm, ſich für heute an irgend einen Herrn in Bagdad zur Arbeit zu verdingen, hier im Hauſe habe ſie kein Brod für ihn, und wenn er dieſen Abend ohne Brod nach Hauſe käme, ſo ſolle der Stok ſo lange ſein Willkommen ſeyn, bis er ſich gänzlich geändert habe.

In Xailuns Kopfe machten blos die lezten Worte Eindruck; er begriff, daß er entweder Brod mitbringen und ein andrer Menſch werden, oder ſich auf Prügel wie die geſtrigen gefaßt machen müſte, an die ihn ſein Buckel noch ſchmerzlich erinnerte.

Er kam bey dem Hauſe eines Bäckers vorbey. Das friſche Brod, das man eben aus dem Ofen gebracht hatte, lag vorne unter dem Zelte, und reizte den Appetit ſo wohl durch ſeine Farbe, als durch ſeine Geſtalt und guten Geruch. Es war Winter und kalt, und die Wärme, die aus dem Ofen gieng war für den dünngekleideten Xailun noch ein Reiz mehr; der fette, rothbäckigte Bäcker, der neben dem Ofen ſaß, hatte ein ſehr einladendes Ausſehn von Wohlbehaglichkeit, und die reinlichgekleideten Bäckerknechte, die eben friſchen Teig kneteten, ſchienen lauter Fröhligkeit, Geſundheit und Wohlbehagen.

O, dachte Xailun bey ſich, wenn ich hier Arbeit finden könnte, das wäre gerade mein Werk. Hier liegt alles vollauf von dem Brode, das ich mir verdienen ſoll, und wenn ich nur 8 Tage lang davon eſſen kann, ſo werde ich ſo wohl beleibt werden und ſo rothe Backen bekommen, als alle dieſe Leute, und ganz ein andrer Menſch ſeyn.

Als er dieſe Betrachtung angeſtellet hatte, gieng er in den Laden. Der Bäcker betrachtete ihn, und hielt ihn nach ſeinem robuſten Anſehn für einen Tagelöhner, der Arbeit ſuche. Er redete ihn an: „¿ was willſt du guter Freund?

ſuchſt du Arbeit; willſt du mir helfen?" — Von Herzen gern, antwortete Xailun. „Gut, ſo nimm da dieß Beil, binde dieſe Welle auf, zerhaue mir das Reiſig, und reiche es mir zu, daß ich den Ofen damit heizen kann."

Xailun ſezte ſich und begonn zu arbeiten. Als die Eßſtunde kam, gab man ihm eins von den Broden, das ihm ſo ſehr in die Augen gelacht hatte. Der Bäcker erfuhr, daß ſein neuer Arbeitsmann Frau und Kinder habe; des Abends beym Abſchiede, ſchenkte er ihm drey Brodte für ſie, und ſchickte ihn ſehr vergnügt nach Hauſe. Oitbha empfieng ihn ſehr gut, und als ſie hörte, was er den Tag über gethan habe, ſo ſagte ſie zu ihm: „du ſiehſt, daß man ſich ſein Brod verdienen kann, wenn man ſich Mühe giebt, nimm dir alſo immer ernſtlicher vor, alle Tage deines Lebens zu arbeiten, und ein ganz anderer Menſch zu werden." Des andern Morgens wollte Xailun ein wenig lange ſchlafen, aber Oitbha weckte ihn mit dem Terbentinſteckchen; „auf! rief ſie, fort zum Bäcker, oder ich greife zum großen Braunen." Xailun ſtund auf, zog ſich an, und machte, daß er aus dem Hauſe kam: „i ach! ſeufzte er, wann werd' ich doch ganz verändert ſeyn, um nicht mehr von Prügeln hören zu dürfen!" und gieng an ſeine Arbeit. So trieb er es 8 Tage, und ſeine kleine Wirthſchaft war reichlich mit Brode verſorgt. Alle Morgen wurde er mit einem Verweiſe aufgeweckt, und manchmal weckte ihn auch der Stock, wenn er gar zu harte Ohren hatte.

Unterdeſſen ſchmeckte Xailun das Brod nicht mehr ſo gut, als am erſten Tage; er merkte auch, daß noch keine Veränderung mit ihm vorgegangen ſeyn müſſe, weil ſeine Frau alle Morgen noch mit ihm zankte, und ihn ſchlug, und dann fand er es beſchwerlich, er, der ſo gern in Bagdad herumgeſchlendert wäre, den ganzen Tag vor dem Loche eines Backofens wie ein Gefangener zu ſitzen, und nicht den ganzen lieben Morgen ſchlafen zu können. Er überlegte alſo bey ſich ſelbſt, daß dieſe Art ein andrer Menſch zu werden nichts tauge, und daß er auf eine andre bedacht ſeyn müſſe. Seine Frau weckte ihn dieſen Morgen durch das gewöhnliche Mittel: „ſteh auf; geſchwind! mache daß du aus dem Hauße kömmſt, verdiene was, und bringe noch was mit heim, oder ich prügele dich umbarmherzig. Du mußt dich ändern, oder wir leben nicht wieder als Mann und Frau zuſammen.“ — „Recht gut, brummte Xailun zwiſchen den Zähnen, aber ich bin ein Gefangener geworden, und dieſe Veränderung ſteht mir gar nicht an; ich muß eine andere aufſuchen!" und ſo durchſtrich er heute ganz Bagdad, ohne recht zu wiſſen, was er ſuchte. Sein Weg führte ihn bey dem Laden des Seydi-Haſſan vorbey, welcher der berühmteſte Speiſewirth zu Bagdad, und aus Damaſk gebürtig war. Sein Laden hatte eine ſehr ſchöne Lage am Ufer des Daggiala. Unter dem Zelte *) vor dem Hauſe ſtand eine große Schüſſel, auf der ſich eine Pyramide von Reis thürmte, die mit den herrlichſten Gewürzen zubereitet, und mit gehacktem, eben ſo lekker als ſauber zugerichtetem Fleiſche umlegt war. Der Wohlgeruch dieſer Schüſſel kitzelte mächtig Xailun's Naſe. In eben der Bude erblickte er 6 junge Purſche in Arbeit begriffen; ſie waren ſehr gut gekleidet, ſchön zum Mahlen, und ſchienen alle luſtig und gutes Muthes. Xailun wunderte ſich nicht, daß Leute, die täglich ſolchen vortreflichen Pelau, als er auf der Schüſſel liegen ſahe, und ſo viel als ihnen beliebte, eſſen könnten, ſich ſo wohl befänden, und war in der feſten Ueberzeugung, daß er bey einer gleichen Lebensart ihnen bald ähnlich werden wollte; aber dazu wurde des Speiſewirths Erlaubnis erfodert, um Arbeit in ſeiner Bude zu bekommen. Der Hunger, und die Sehnſucht, ein anderer Menſch zu werden, machten Xailun

---

*) Vor jedem Laden iſt ein Zelt aufgeſchlagen.

Muth ihn anzureden: „¿Haſt du keine Arbeit für mich?“ ſagte er zu Seydi-Haſſan. — Daran fehlt es hier nie, antwortete der Speiſewirth; geh zu meinen Leuten, ſie werden dir gleich etwas zu thun geben.

Nun hatte Tailun wieder Arbeit. Des Mittags gab man ihm von den Ueberbleibſeln, und zwar in Ueberfluſſe zu eſſen. Er füllte ſich damit bis oben an, und zweifelte nicht, jetzt das rechte Mittel getroffen zu haben, ein anderer Menſch zu werden. Nach dem Eſſen machte er ſich wieder an ſein ihm angewieſenes Geſchäft. Es war nichts weniger als mühſam, denn er hatte nichts weiter zu thun, als für die Speiſegäſte die Tiſche zu decken, die Gerichte aufzutragen, und ſie wieder abzunehmen.

Des Abends gieng er nach Hauſe, und brachte auf einer großen Schüſſel einen großen Klumpen von allerhand übriggebliebenen Brokken mit. Es war ſchon ſpät; Oitbha war ſeinetwegen in Unruhe geweſen, und als ſie ihn mit ſo vielen Fleiſchſpeiſen und ohne das Brod des Beckers zurück kommen ſahe, glaubte ſie, er ſey nach ſeiner Gewohnheit in der Stadt herumgelaufen, und habe irgendwo die Schüſſel und was darauf lag, geſtohlen. ¿Wo kömſt du her, Irrläufer? Wem haſt du die Schüſſel genommen, Dieb?" Das waren die Ehrentitel womit ſie ihn empfieng, einige derbe Stockſchläge begleiteten ſie. Vergebens ſuchte ihr Xailun begreiflich zu machen, daß ihm das Gefangen-Leben vor dem Backofen nicht länger angeſtanden, daß er ſich nach einer beſſeren Veränderung umgeſehen, und bey Seydi-Haſſan gearbeitet habe. Oitbha erwiederte, du lügſt, man kann dir ohnmöglich alles das geſchenkt haben; komm mit mir, ich will nicht, daß man uns für Diebespack halten ſoll. „Sie nahm ihren Schleyer, Xailun, der die Schlüſſel trug, muſte ihr folgen, und ſo eilte ſie zu dem Speiſewirthe. Seydi freute ſich über die Ehrlichkeit der guten Frau, er fügte noch einige Geſchenke von gleicher Art zu ſeiner vorigen Spende hinzu, und ſchickte das Ehepaar vergnügt nach Hauſe. Xailun war einige Zeit recht glücklich; Tag täglich gieng er zu Seydi, aß da, ſo viel als er wollte, und brachte noch jeden Abend einen guten Vorrath für Frau und Kinder nach Hauſe. Stand er früh auf, ſo war er für Schlägen und Verweiſen ſicher, aber ſobald er wieder Faullenzen wollte, fehlte es nie an beyden. Er ſezte ſich alſo in den Kopf, er müſte darauf bedacht ſeyn, ſich ſo zu verändern, daß er ſeiner eigenen Frau unkenntlich würde, und in dieſer Hofnung aß er täglich,

lich, was er nur konnte um ſo dick und roth auszuſehn wie die andern Aufwärter des Speiſewirths. Oft ſtand er vor einem Spiegel, der in der Bude hieng, und beguckte ſich, ob er noch nicht ein Bißgen größer, und bald ein andrer Menſch geworden wäre. Eines Tages bemerkte es Seydi-Haſſan, und fragte ihn, was er da mache. „Ich ſehe zu, ob nicht eine Veränderung mit mir vorgegangen iſt“ antwortete Xailun, zugleich betaſtete er wechſelsweiſe ſein Geſicht, und ſeine Kleider, und zuckte mit den Achſeln zum Zeichen des Misvergnügens. ¿Du wünſcheſt alſo eine Veränderung, ſagte Seydi — „Ja, ſprach Xailun.“ „Aber das heugt nur von dir ab; erwiederte der Speiſewirth, du kannſt gleich deine Stelle ändern, der Küchenjunge iſt geſtorben, ich will dir ſeinen Platz geben. — „¿Auch ſeine Kleider? fragte Xailun.“ Freilich, entgegnete Seydi, das verſteht ſich von ſelbſt. „Ey, ſo laß mich geſchwind umändern, antwortete Xailun, denn ich bitte Gott ſchon alle Tage, daß er mich zu einem andern Menſchen machen möge.

Man machte ſich in der Bude des Speiſewirths eine Kurzweil daraus, den neuen Küchenjungen ſeinem Amte gemäs heraus zu putzen. Xailun konnte ſich für Freuden nicht laſſen, wenn er bedachte, daß er ganz anders werden, und bald Seydi-Haſſans übrigen Leuten gleichen ſollte. Zwar hätte ihn ſchon der bloße Geruch von dem Nachtheiligen ſeiner neuen Veränderung überzeugen ſollen, aber er war auſſer Stande, mehr als einen Gedanken auf einmal zu verfolgen. Nun glänzte er alſo vom Kopfe bis zum Füſſen von Schmuze und Fette, hatte eine garſtige Schürze vor, und ſo führte man ihn an den Waſchtiſch, und gab ihm das Geſchirr und die Kochtöpfe aufzuwaſchen. Weil es ihm an Geſchicklichkeit und Uebung fehlte, ſo ſchmierte er ſich faſt eben ſo viel Unrath und Kohlenruß ins Geſicht, und an die Hände, als er von den Tellern und Töpfen ſäuberte.

Man brachte ihm zu Eſſen, und das war immer dasjenige, worauf er ſich am beſten verſtand. Man gab ihm friſche Arbeit, und er tummelte ſich damit fertig zu werden, um bald im Spiegel ſeine glückliche Veränderung bewundern zu können. Aber als er ſich erblickte, entſezte er ſich vor ſich ſelbſt: er floh zur Bude hinaus, und rief, mein Gott, mein Gott, ich bat dich wohl, daß du mich ändern möchteſt, aber ich wollte weder ein Gefangener, noch ein Küchenjunge werden; doch, wer weis, ob dieſe Veränderung meine Frau vielleicht hindert mich zu erkennen, und mich zu prügeln. Ich will geſchwind nach Hauſe laufen.“

In voller Haſt und mit leeren Händen kam er zu Hauſe an. Gitbha ſah die häßliche Geſtalt hereintreten und ergriff den Stock, um ſich zu wehren, und das Scheuſal hinaus zujagen. An der Stimme und am Barte erkannte ſie endlich den Xailun und ſchlug nun deſto derber zu, zumal weil er nichts mitbrachte und ſie ſich auf kein Abendbrod gefaßt gemacht hatte.

Gitbha lies ihn zu Bette legen, und brachte den ganzen Küchenjungens-Anzug zu Seydi zurück: wo ſie alle Umſtände der Verwandelung ihres Mannes erfuhr. Sie kam ſehr übel gelaunet zurück. Dem Xailun wurde angekündigt, daß wenn er nicht zum Speiſewirthe zurückkehren wolle, er ſich nach einem andern Herrn umſehen, oder ſich auf eine noch weit härtere Begegnung bey ſeiner Nachhauſekunft gefaßt machen müſſe, denn er ſolle nicht einmal Stroh zum Nachtlager haben.

Xailun durchirrte alſo von neuem die Gaſſen von Bagdad, um neue Arbeit und neues Anderswerden aufzuſuchen. Nicht weit von einer der gröſten Moskeen, wurde er die Bude eines Paſtetenbäckers gewahr. Hier herrſchte noch mehr Reinlichkeit, wie in der Bude des Bratenkochs. Die Leute welche den Teig bereiteten, hatten ſich bis an den Ellenbogen aufgeſtreift daß man ihre derbe, weiße und fleiſchigte Arme erblicken konnte, kurz Arme wie ſie ſich Tailun längſt gewünſcht hatte. Die ſaftigen Paſteten, die ihnen nach Tailuns Meynung) dieſe Wohlbeleibtheit verſchaften, waren vor der Thüre, unter dem Zelte, zur Schau ausgelegt, und dampften ſo angenehm in die Naſe, daß ſie auch einem minder Hungrigen als Tailun den Mund hätten wäßrig machen müſſen. Er war überzeugt, daß wenn er ſeinen Magen nur einige Zeit damit vollpfropfen und ſeine Arme in dieſem ſchönen Teige baden könnte, es ihm gar nicht fehlſchlagen würde, ein ganz anderes Ausſehen zu bekommen. Er gieng alſo in den Laden und bot dummdreuſt ſeine Dienſte dem Paſtetenbäcker an. Dieſer achtete mehr auf ſein Aeuſſerliches, als auf ſeine Worte; ſein ſtarkes Ausſehen und ſeine ganze Bildung verriethen einen Mann, dem man ein tüchtiges Stück Arbeit zumuthen könnte; ſeine Dienſterbietungen wurden alſo auf der Stelle angenommen. Wer war froher, als der neue Paſtetenbäcker-Purſche. Die Arbeit, welche man ihm auferlegte, kam ihm noch gar nicht ſchwer an; er ſtopfte ſich den ganzen Tag über mit dem vortreflichſten Backwerke voll, und den Abend brachte er ſeiner Frau eine reiche Spende mit nach Hauſe. Gitbha war erſtaunt, als ſie ihn mit dieſem neuen Erwerbe ſeiner Arbeitſamkeit kommen ſahe; „das macht ich habe mich geändert,“ erwiederte Xailun, und nun entdeckte er ihr, daß er jezt ein anderes Handwerk treibe. Gitbha war zufrieden, daß ſie ihren Mann wieder beſchäftigt ſahe; aber er hatte noch nicht den Gipfel ſeiner Wünſche erreicht, denn er hatte noch nicht die Hände in den Teig ſtecken dürfen; weil man in dem Monat Ramadan war, ſo beſtand ſein Dienſt darinne, das Backwerk auf den öffentlichen Plätzen und an den Durchgängen feil zu haben. Man hatte ihn das kleine Geld kennen gelehrt, er wuſte, daß er ſoviele Stücke von dieſem kleinen Gelde zurückbringen müſſe, als er Stükken Backwerk erhalten hatte und er hielt treu und redlich Rechnung. Weiter erſtreckte ſich aber der Wirkungskreis ſeines Genie's nicht, und mehr hatte auch der Paſtetenbäcker bisher von ihm nicht verlangt, aber endlich kam ein Augenblick, wo er ihm einen weit weſentlichern Dienſt zumuthete. In der Feſtzeit gab's vollauf zu thun und das friſche Mehl gieng auf die Neige, weil der Eſel, der die Mühle drehte, plötzlich geſtorben war. Xailun hatte nie auf die Art der Arbeit dieſes Thieres recht Achtung gegeben, und als ſein Herr zu ihm ſagte; „es wird uns an Mehl und folglich auch an Backwerk fehlen, ich habe meinen Arbeiter in der Mühle verloren, und kann binnen hier und einigen Tagen keinen andern bekommen, du muſt alſo, Xailun, eine Veränderung treffen, und ſtatt zu verkaufen, mir Mehl mahlen, du kannſt aber auch verſichert ſeyn, daß ich während dieſer Arbeitszeit dich gut warten und pflegen werde.“ „Gut, antwortete Xailun; Veränderung iſt gerade mein Wunſch, deswegen bin ich ja hier; aber ich ändere doch auch meine Kleidung?“ Das verſteht ſich, erwiederte der Paſtetenbäcker, ſobald du die Arbeit des Verſtorbenen verrichteſt, muſt du auch ſeine Tracht bekommen. Xailun war auſſer ſich für Freude; endlich, dachte er, werde ich doch von Grund aus verändert werden. Man führte ihn in die Schoppe, wo die Mühle ſtund, band ihm die Augen zu, legte ihm das Geſchirr auf und knüpfte ihn an den Armen an. „Nun friſch, rief der Bäcker, ſtrenge dich an, thue einen kräftigen Zug und es wird nachher ſchon gehen.“

Xailun ſtrengte alle ſeine Kräfte an, und die Mühle kam in Bewegung, nach und nach wurde dieſe Arbeit ihm zwar minder ſauer, aber ſie blieb doch immer noch beſchwerlich genug.

Iſt's nun gut? fragte Xailun der Neuling. „Nein, nein, erwiederte der Paſtetenbäcker, immer friſch daran, du machſt deine Sache vortreflich, das Mehl wird recht ſchön, nachher ſollſt du es auch zu beuteln bekommen.“ „Zu beuteln? fragte Xailun, das iſt wahrſcheinlich wieder eine neue Veränderung; deſto beſſer, denn dieſe da taugt ganz und gar nichts. Xailun war auſſer Athem und über und über in Schweiße gebadet. Der Paſtetenbäcker munterte ihn zwar bloß mit Zurufen auf, aber er lies ihn nicht einen Augenblick ausruhen und band ihn nicht eher ab, als bis es Eſſenszeit war. Nun machte man ihn los, führte ihn aus der Mühle und entledigte ſeine Augen der Binde. Man gab ihm zu eſſen, aber es war kein Pa.werk mehr, ſondern eine Schüſſel mit groben Bohnen, und Zwiebeln mit Leinöhl zugerichtet; denn er muſte jezt nahrhaftere, der Arbeit, die man von ihm verlangte, angemeſſenere Speiſen eſſen.

Daß er ſeinen Stand verändert hatte, misfiel zwar dem Xailun noch nicht, denn er hoffte immer noch, dabey ſeine Rechnung zu finden, aber die Bohnen waren zähe und das Oehl krazte ihm im Halſe. Weil er aber bald für Hunger umfallen wollte, ſo muſte er es wohl eſſen. Kaum war er fertig, ſo ſchlug man ihm ein Verdauungsmittel für das genoſſene harte Mahl vor. „Friſch, Xailun, rief der Paſtetenbäcker, wer A geſagt hat, muß auch B ſagen, das Mehl muß vollends gemahlen werden, oder ich müſte Morgen meine Bude zuſchließen.“ Man machte ſich über ihn her, einer band ihm die Augen zu, ein Anderer ſchirrte ihn an, und Xailun drehte von neuem die Mühle.

Er hatte den Magen voll, ſein Leib war durch die genoſſenen Speiſen von Blähungen aufgetrieben, er war noch müde von der Arbeit des Morgens, und nahm ſich die Freyheit jezt von Zeit zu Zeit ſtehen zu bleiben. „Zu, nur zu, rief der Bäcker, wenn es dir an Luſt und Muthe fehlt, ſo will ich dir Muth machen, wie ich deinem Vorgänger welchen gemacht habe.“ „Muth, dachte Xailun bey ſich, was iſt Muth? vielleicht könnte das was Gutes ſeyn. Er blieb ſtehen und ſchob ein wenig die Binde weg, um zu ſehen, wie man ihm Muth machen wollte. Er wurde ſeinen Meiſter gewahr, der eine Peitſche in der Hand ſchwenkte und damit klatſchte. Er ſchob geſchwind die Binde wieder vor und verrichtete ſeine Arbeit, ohne ſich weiter bitten zu laſſen; ein ſolcher Widerwillen war ihm, ehe er es noch verſucht hatte, vor dem Muthe den man ihm machen wollte, angekommen.

Der Tag neigte ſich; Xailun, der nicht mehr angebunden war, riß ſeine Binde ab, ſchlich ſich in die Bude, und als er die Thür offen fand, ſo ſchoß er ſo angeſchirrt, wie er war, und weis wie ein Geſpenſt, wie ein Blitz nach Hauſe, weil er immer fürchtete, man möchte ihn wieder ans Kreuzholz ſpannen und ihm Muth machen wollen.

Man ſtelle ſich einen Menſchen mit ſtarken Barte vor,-der mit Mehl vom Kopfe bis zun Füßen eingepudert iſt, ſo daß die Gurten und Riemen des Geſchirrs mit ſeiner Kleidung Eins zu ſeyn ſchienen. Gitbha ſahe das Geſpenſt hereinkommen und keck ſich niederſetzen. Anfangs erſchrack ſie, aber bald erkannte ſie an der Poſitur, wer es war. „Wie, ſchrie ſie, biſt du's, du großer Einfaltspinſel? wo haſt du dich ſo vermummen laſſen, ſtatt bey deinem Herrn zu arbeiten und uns was zu verdienen? Zugleich fieng der Stock an, ſeine gewöhnliche Role zu ſpielen, und ihm das Mehl aus dem Wammſe zu klopfen. Xailun that ſein Möglichſtes, die Zuchtmeiſterin zu beſänftigen; „du empfiehlſt mir ja beſtändig, rief er kläglich, daß ich mich ändern ſoll; ich bitte auch Gott täglich darum; ich bin ſchon ein Gefangener und ein Küchenjunge geweſen, und jezt bin ich ein Eſel geworden, und drehe die Mühle. O über das Langohr! rief Oitbha und Mitleiden hielt ſie ab, die Züchtigung weiter fortzuſetzen. Sie befreyete ihn von ſeinen Gurten und Schnallen, ſperrte ihn ein und gieng zum Bäkker, um ihm das Geſchirr wieder zu bringen und ihm Vorwürfe zu machen, daß er die Einfalt des armen Mannes ſo gemißbraucht habe. Sie ließ ſich Xailuns Kleider wiedergeben und ſein Tagelohn auszahlen, und kehrte wieder nach Hauſe zurück.

Die Ermüdung, von der ſtarken Arbeit, die Stockprügel und der von dem Leinölgerichte verdorbene Magen, waren Schuld, daß Xailun den ganzen folgenden Tag zu Bette bleiben muſte, ohne daß ſeine Frau ihn zum Aufſtehen genöthigt hatte; aber am dritten Tage war ſie durch den Mangel an Lebensmitteln genothdrungen, ihren Tropf von Manne wiederum nach Arbeit auszuſchicken.

„Mach dich auf die Beine, ſagte ſie, geh nach Brode, begieb dich zu dem erſten beſten von deinen alten Herrn, der dich wiederhaben will; aber bringſt du nichts verdientes mit nach Hauſe, ſo kannſt du auf der Gaſſe ſchlafen; ändere dein Beginnen, denn was mich betrift, ich werde das meinige in meinem Leben nicht ändern.“

„Ich ſoll mein Beginnen ändern? murmelte Xailun bey ſich ſelbſt, aber ich möchte wohl wiſſen, wie ich das anfienge; zum Beyſpiele, beginne ich durch die Straſſen zu gehen, um mich nach dem Fluße zu begeben, ſo kann ich zwar dieſe oder jene Gaſſe wählen, aber ich komme doch immer an den Fluß. Wie wäre es, wenn ich einmal begönne mich aufs Feld, ſtatt in die Stadt zu machen, vielleicht thät ich beſſer daran. Ich bete zwar zu Gotte täglich, daß er mich ändern möge, aber es iſt immer ein ſolcher Lärm und ein ſolches Getöſe in Bagdad, daß er mich nicht hören kann. Bin ich aber auf freyem Felde, wo alles ſtille iſt, ſo muß er mich wohl hören, wenn er nicht taub iſt.

Dieſem Schluße gemäß eilte Xailun aus der Stadt, um ſein Gebet im freyen Felde zu verrichten, in der feſten Ueberzeugung, daß er dort die Mittagsſeite *) frey und frank vor Augen haben würde, ohne daß ſie ihm durch Häuſer verbaut wäre.

In einiger Entfernung von der Stadt reizte ihn eine große offenſtehende Thür, in einen weitläuftigen Garten zu gehen. Hier erblickte er,

---

*) Die Moſlems pflegen ſich gegen Mittag zu wenden, wenn ſie ihr Gebet verrichten.

er, wo er nur hinſahe, Birnen, Aepfel, Granaten; und Obſtbäume von allen Arten, die ſo mit Früchten behangen waren, daß ihre Aeſte ſich unter der Laſt beugten. Dieſer Garten ſchien Tailun der Garten des Paradieſes; denn er war ein großer Liebhaber von Obſte, hatte ſich aber nie darin recht ſatt eſſen können. Der Anblick ſezte ihn alſo in Entzücken.

Hier muß eine gute Weide für Menſchen ſeyn, dachte er; mir fällt unſere Eſelin ein; als meine Frau ſie kaufte, war ſie mager, dünnleibig und ſchäbig, meine Frau ſagte, ich will ſie auf eine gute Weide thun. Vierzehn Tage darauf war das Thier ſo anders geworden, daß ich es nicht mehr kannte. Ich bin von Fleiſch und Bein wie unſere Eſelin, kann ich nur hier bleiben, ſo werde ich eben ſo werden wie ſie. Der Mann, dem alles dieſes Obſt gehört, hat deſſen ſo viel, daß er unmöglich es ſelbſt aufeſſen kann; ich werde mir nach Herzensluſte davon nehmen dürfen, und ganz anders werden wie unſere Eſelin: ich werde mich ſelbſt nicht mehr kennen, denn ich bin überzeugt, hätte ſie ſich im Spiegel ſehen können, ſo würde ſie ſich auch nicht mehr gekannt haben.

Xailun, indem er dieſe Betrachtungen anſtellte, gieng immer tiefer in den Garten, endlich kam er bis zu dem Orte, wo der Eigenthümer auf einem Granatbaume ſaß, Früchte abnahm und ſie ſeiner Frau zureichte, welche ſie in einen Korb legte. Xailun bot ihm ſo ziemlich vernünftig ſeine Dienſte an, der Gärtner ſah auf ſeine Frau, und als ihm dieſe zuwinkte, gab er ſeine Einwilligung. Xailun mußte gleich auf einen hohen Apfelbaum ſteigen, und die Aepfel abnehmen, was er denn auch that; nur aß er anfangs faſt eben ſo viel Aepfel, als er in den Korb legte; doch der Eigenthümer ſchwieg dazu ſtille. Man wurde mit ihm eins, ihm monatlich einen kleinen Gehalt zu geben, wofür er die Arbeit thun ſollte, die ihm angewieſen werden würde. Auf Geld verſtund Xailun ſich wenig oder nichts, und was die Arbeit betraf, ſo glaubte er, es käme bloß darauf an, Birn, Pflaumen, Aprikoſen und anderes Obſt zu pflücken, und davon ſo viel ins Maul zu ſtecken, als ihm beliebte und, das war er denn herzlich zufrieden.

Man ließ ihm einige kleine Hausarbeiten verrichten, die er ſchon bey dem Speiſewirthe und Baſtetenbäcker gelernt hatte; Mittags und Abends aß er Pilau mit ſeinem Herrn, und Obſt den ganzen Tag, und ſo zweifelte er keinen Augenblick, daß nun bald eine eben ſo glückliche Veränderung mit ihm vorgehen würde, als mit ſeiner Eſelin.

Von Zeit zu Zeit muſte er zwey Eſel mit einer Ladung Obſt nach Bagdad treiben: weil dieſe Thiere ſehr gut den Weg wußten, ſo hatte Tailun nicht einmal die Mühe, auf ſie Acht geben zu dürfen. Gitbha lag während der Zeit in Wochen, und konnte alſo keine Nachforſchung anſtellen, wo ihr Mann hingekommen ſey. Tailun hatte ſie nicht vergeſſen, aber er wollte die glückliche Wirkung der guten Obſtweide abwarten, auf die er ſein Vertrauen geſezt hatte, um ſich ihr ganz verändert darzuſtellen: aber zum Unglücke gab's keinen Spiegel im Hauſe ſeines neuen Herrn, wo er hätte die Fortſchritte ſeiner Verwandelung beobachten können.

Alles in der Welt hat ſein Ziel, alſo auch Tailuns Zufriedenheit und Hoffnung. Im Stalle ſtanden zwey Ochſen, die zum Ackerbau gebraucht wurden; Tailun führte ſie täglich an die Tränke, ſie waren ganz vertraut mit ihm geworden; und er nannte ſie nicht anders als ſeine Kammeraden. War es Fügung eines unglücklichen Schickſals, oder war es der Fehler des Führers, genug, einer von den beyden Stieren fiel in eine Grube und brach ein Bein. Das wurmte dem Gärtner, denn das Feldbeſtellen war vor der Thüre und er konnte vor dem nächſten Markt das Joch nicht wieder voll bekommen: er wendete ſich alſo an Xailun; „höre, ſagte er zu ihm, du biſt Schuld, daß ich einen von meinen Feldarbeitern verlohren habe, den ich erſt in einiger Zeit wieder erſetzen kann. Die Arbeit iſt vor der Thüre und muß geſchehen: ich weiß kein ander Mittel, als daß ich eine Veränderung mit dir vornehme.“ „¿ Eine Veränderung mit mir? erwiederte Xailun, ey! darum bitte ich Gott ſchon lange und bin faſt überzeugt, daß er mich blos deswegen hierher geſchickt hat. Gut, fuhr der Gärtner fort, wenn du dazu ſo willig und bereit biſt, ſo hilf deinem noch übrigen Kameraden ein Stück Feld ackern, das erſt geſtern angefangen iſt.

Xailun war nicht aus dem Garten gekommen, und wuſte nicht was für ein Feld, oder was das Ackern für eine Arbeit war, die man ihm vorſchlug. Seine abgetragene Jacke mißfiel ihm ſchon längſt; „¿ wirſt du mir auch die nöthige Kleidung geben? fragte er ſeinen Herrn. Die ſollſt du vollſtändig haben, antwortete der Gärtner, vom Kopf bis zun Füßen, mein Freund, damit es dir deſto bequemer und leichter wird. Wenn das iſt, ſagte Xailun, ſo will ich meinen Wams gleich wegwerfen. Nein, antwortete der Herr, du kanſt das Kleid, das ich dir geben will, recht gut über das andere ziehen. Zwey Kleider, eines über das andere; das dünkte Xailun ſchon eine Kapitalveränderung zu ſeyn, und er nahm ſich ſogleich vor, ſich ſeiner Frau in den beyden Kleidern zu zeigen. Die Sonne ſtach damals ſehr heftig, und die Fliegen, und ſonderlich die Bremen peinigten das Vieh gewaltig. Der Gärtner raffte ein halb Dutzend Ziegenfelle zuſammen, wickelte Xailun vom Kopf bis zum Fuß hinein, und ließ ihm nur Oeffnung zum Sehen und Athemholen, der ganze übrige Körper war eingepackt. Der arme Tropf ſah ruhig zu, und ließ alles mit ſich machen, weil er ſich immer auf die kommende Veränderung freute. Einen Augenblick darauf wurde er ins Joch geſpannt, und der Gärtner, indem er ſeine Peitſche wacker hören ließ, fieng ſeine Arbeit an. Kaum hörte Xailun das Klatſchen der Peitſche ſo riß er ſeinen Jochkameraden mit fort, denn wär er auch nicht von Natur ſo ſtark, wie ein Stier geweſen, ſo würde ihn ſchon die bloße Angſt vor den Geißelhieben übermenſchliche Kräfte geliehen haben; aber während der Arbeit führten die Bremen einen grauſamen Krieg mit ihm und ſeinem Gefährten;

ten; die kleinſte Blöße auf Xailuns Rücken wurde für ihn zur Höllenpein, denn die Bremen ſchlüpften zwiſchen die klaffenden Nähte des Ziegenfell-Harniſches durch. Endlich wurde er ausgeſpannt, um ſeine Mahlzeit zu halten. Xailun wäre gern davon gelaufen, wenn er es nur gewagt hätte; aber die Peitſche, welche neben dem Gärtner lag, ſchreckte ihn davon ab. Man ſagte ihm, er ſollte eſſen, und der Hunger, der ihn nagte, machte es ihm ſo zur Pflicht; aber bald kam die Stunde, wo er, ohne den mindeſten Widerſtand zu wagen, wieder unters Joch kriechen mußte. Es wurde Abend. Der Gärtner endigte ſeine Feldarbeit und trieb ſeinen Stier in den Stall zurück. Xailun nüzte den Augenblick, wiſchte zur Hausthüre hinaus, und flohe nach Bagdad zu. Er trug noch die Ziegenfelle, in die man ihn genäht hatte, und die durch das Geſchirr feſt gehalten wurden, und hatte nicht das Herz, hinter ſich zu ſehen, ſo ſehr fürchtete er ſich, daß man ihn verfolgen, oder daß die Peitſche ihn erreichen möchte.

Unterdeſſen war es Nacht geworden, und die Stadtthore waren ſchon verſchloſſen; es blieb dem unglücklichen Flüchtlinge kein andrer Schlupfwinkel offen, als die Gräber, die vor der Stadt ſind. Er kroch alſo in das erſte, das ihm ein Obdach darbot; und von den Beſchwerlichkeiten und Strapazen des heutigen Tages ermüdet, fiel er bald in einen tiefen Schlaf. Mit Anbruche des Morgens weckte ihn ein großer Lärm, die Todtengräber kamen, um ein friſches Grab und zwar an dem Orte zu graben, wo Xailun lag. Einige wilde Thiere hatten hier die Erde umgewühlt, und einen Leichnam ausgeſcharrt, von dem noch die halbabgenagten Gebeine um die Gruſt zerſtreut lagen. Indem ſich die Todtengräber über dieſe That der Thiere beſprachen, und einer von ihnen behauptete, daß Thiere nicht im Stande wären, drey Fuß tief die Erde aufzuwühlen, ſondern daß dieſe Verwüſtungen das Werk der böſen Geiſter ſeyn müßte, welche von den kalten Ueberreſten der Todten ihr Mahl zu halten pflegten; ſo wurde einer von ihnen den armen Xailun gewahr, welcher unter dem Obdache ſchlief, das er ſich gewählt hatte. Die Ziegenfelle, womit er bedeckt war, gaben ihm ein ſo ſcheußliches und fürchterliches Ausſehn, daß der erſchrockene Todtengräber laut ſchrie: dort liegt der böſe Geiſt! Xailun erwachte von dieſem Geſchrey und richtete ſich in die Höhe; es war ein Glück für ihn, daß das Schrecken ſeine Gegner ganz entmannt hatte, und ihm noch ſo viel Zeit übrig blieb, aufzuſtehen. Hätten ſeine Widerſacher in ſeinem

Blicke und auf ſeinem Geſichte die Angſt leſen können, die ihn ſelbſt beym Anblicke der drey eiſernen, zu ſeinem Garaus aufgehobenen Schaufeln ergriff, ſo wäre es um ihn geſchehen geweſen; aber die Ziegenfell-Maſſe verbarg ihnen die Regungen ſeiner Seele, und während jene mit weit ausgeholten Armen verſteinert daſtunden, gab ihm die Furcht Flügel, er ſchoß wie ein Bliz zwiſchen ihnen durch, und ergrif die Flucht. Xailuns Gegner bekamen den Muth wieder, ſobald ſie ſahen, daß der Feind ſich ſo furchtſam bezeigte; ſie warfen ihm ihre Schaufeln nach, liefen hinter ihm her, und ſchrien aus allen Kräften: das iſt der böſe Geiſt, der die Todten auf den Todtenhöfen frißt; verfolgt ihn, ſchlagt ihn todt —

Das Volk ſtrömte zuſammen, eilte auf den Unhold zu, und lief vor ihm, ſobald es ihn zu Geſicht bekommen hatte, indem es ſelbſt ſo ſehr, als es nur die Furcht konnte, das Geſchrey der Todtengräber wiederholte: das iſt der böſe Geiſt, der die Todten frißt! Die Hunde nahmen Theil an dem allgemeinen Auflaufe, aber da es für ſie ein ganz unbekanntes Thier war, trauten ſie ſich nicht, es anzufallen, ſondern verfolgten es nur, bellend, in einer gewiſſen Entfernung. Die Todtengräber, die durch das Gedränge, das jeden Augenblick zunahm, aufgehalten wurden, hezten von weiten die Hunde, und riefen den Leuten zu: ſteinigt ihn! werft mit Knitteln nach ihm! Doch die Vorſtellung von der Gewalt und Bosheit der Geiſter, benahm jederman den Muth. Alle Kinder fürchteten, lebendig von dem böſen Geiſte verſchlungen zu werden, der die Todten frißt.

Troz dieſem ſchrecklichen Getümmel und der allgemeinen Verwirrung, wovon ſich das Gerüchte ſchon bis an das äuſſerſte Ende der ungeheuern Stadt Bagdad fortgepflanzt hatte, erreichte Tailun doch endlich, Dank dem Schuze ſeiner fürchterlichen Verkleidung! ſein Hauß: er lief hinein, und vor ſeiner Thür drängte ſich nun der unabſehbare Schwarm des Pöbels. —

Aber hier erwartete ihn ein unvermeidliches Hagel von Schlägen. Oirbha, die als Mutter und zwar als ſtillende Mutter von doppelter Herzhaftigkeit beſeelt wurde, ſahe kaum das fürchterliche Ding hereinkommen, als ſie den dicken Stock ergriff, den ſie ſo treflich zu handhaben wuſte, und ihren armen Mann, der von Laufen ſo auſſer Athem war, daß er kein Wort hervorbringen, vielweniger ſich zu erkennen geben konnte, zwang, das Haus zu verlaſſen. Hier fiel er den Todtengräbern in die Hände, die ihn bey ſeinen Fellen packten und ins Gefängniß ſchleppten, von einer unzähligen Menge des triumphirenden Pöbels begleitet, der von Mund zu Munde die frohe Bothſchaft verkündigte, daß man den böſen Geiſt, das Schrecken der Todtenhöfe, ins Gefängniß führe, weil er zur Oitbha gekommen ſey, um ihr Kind zu freſſen.

Der Kerkermeiſter zitterte vor Furcht bey der Ankündigung des Gefangenen, der ihm gebracht wurde, und von dem man ihm tauſend Schilderungen machte, wo immer eine ſchrecklicher war als die andere. Endlich langte der Geiſt an. Einer von den Todtengräbern, der den Tailun ein Stück von ſeiner Mummerey abgeriſſen hatte, entdeckte, daß dasjenige, was ſie mit ſo vieler Hitze verfolgt hatten, nur ein in Ziegenfelle gekleideter Menſch ſey. Man kann leicht denken, daß jedermann den Gefangenen nun deſto ſtrafbarer fand, daß er ſich als Thier verkleidet habe, um die Todten und kleinen Kinder zu freſſen. „Abſchaum des Menſchengeſchlechts! redete ihn einer von den Aufſehern des Gefängniſſes an, biſt du vom Teufel beſeſſen, daß du deine Mahlzeiten in den Gräbern der rechtgläubigen

Moslem hältſt; und dich von ihrem Fleiſche nährſt?“ Ich? antwortete Tailun, dem man ſeine ganze Maſke abgeriſſen hatte, ich kam nicht dahin zu eſſen, ich kam hin, um zu ſchlafen; ich bin zwar beym Hineingehen auf Knochen getreten, aber ich habe ſie nicht angerührt.“ Tailuns einfältiges Weſen und das Läppiſche in ſeinen Reden und Betragen machte die Anweſenden etwas ſtutzig und beruhigte ſie wieder; man that nur noch eine Frage an das entlarvte Ungeheuer; „¿biſt du nicht in Oitbhas Haus gedrungen; um ihr Kind zu freſſen?“ „¿Ich? ſagte Tailun, ich wollte mein Kind nicht freſſen, ich gieng ja in mein Haus.“ [illegible]

Am Eingange des Gefängniſſes be[illegible] ſich unter den Zuſchauern, welche die Neugierde herbeygelockt hatte, drey oder vier von Oitbhas Nachbarn; ſie erfuhren die Ausſage des vermeintlichen böſen Geiſtes. Die Nachbarn verlangten eingelaſſen zu werden und erkannten Tailun; ſie legten alle ein ſo gültiges Zeugniß von der Güte ſeines Herzens und zugleich von ſeiner angebornen Dummheit ab, daß der zur weitern Unterſuchung herbeygerufene Kadi befohl, den Tailun mit ſeinem ganzen Fell-Apparat zur Oitbha zurück zu führen. Die Rückkehr des Mannes, wurde der Frau wenige Augenblicke vor ſeiner Ankunft hinterbracht;

es kränkte ſie nicht wenig, daß ſie ihn, ohne ihn zu kennen, ſo übel behandelt hatte und die unſchuldige Veranlaſſung zu noch ärgern Begegnungen geweſen war. Was das öffentlich gegebene Aergerniß anbetraf, ſo war es nun freylich nicht mehr zu vermeiden, denn am Morgen drauf wußte es gewiß ganz Bagdad, daß Xailun der vermeintliche böſe Geiſt geweſen ſey, welcher die Todten fraß, aber ſie bedauerte nur, daß ſie ihn zu hart geſchlagen hatte, denn diesmal hatte ſie ihn als einen rechten Todfeind empfangen. Als ſie den Xailun zu Geſichte bekam, wandelte ihr eine Empfindung von Mitleid an. Sie dankte ihren Nachbarn, daß ſie ſich ſeiner angenommen hätten, und ſuchte nun von ihm zu erfahren, wo er ſo lange geſteckt, und wer ihn ſo lächerlich ausſtaffirt habe?

Xailun, bey dem die Entſchuldigungen immer nur auf eins hinausliefen, entdeckte ihr ſeine Gründe, warum er ſich ſo weit von der Stadt entfernt habe, um eine vortheilhaftere Veränderung auszuſpüren, und wie er zum Unglück in einen Ochſen, und darnach, er wiſſe nicht recht wie, in den böſen Geiſt verändert worden ſey. Gitbha wuſte daß er unfähig war zu lügen; ſie brachte ihn zu Bette, und verband mit vieler Sorgfalt die Quetſchungen

gen von den empfangnen Schlägen und die Entzündungen, welche ihm die Stiche der Bremen verurſacht hatten. Hierauf gab ſie ihm zu eſſen und dachte nach, wie ſie die Sache Morgen weiter ausführen wollte. Sobald es Tag wurde, legte ſie ihr ſäugendes Kind, das ſie nicht zu Hauſe laſſen konnte, in einen Korb und die Ziegenfelle und das Geſchirre, das dem Gärtner gehörte in den andern, backte beyde ihrer Eſelin auf und bat die Nachbarn, die ihren Mann geſtern nach Hauße gebracht hatten, ſie bis zu dem Garten zu begleiten, wo Xailun gearbeitet habe. Sie warf ihren Schleyer über, und begab ſich mit ihnen auf den Weg. Als ſie zu dem Gärtner kam, gab ſie ihm einen ſcharfen Verweiß, daß er die Einfalt eines Moſlems ſo gemißbraucht und ihn zu dem Stande eines Thieres erniedrigt habe; ſie erzählte ihm die Beſchimpfungen, welchen ihr Mann dadurch ausgeſezt worden ſey, überlieferte ihm die Ziegenfelle und das Geſchirr und forderte trotzig die Auszahlung von Xailuns verdientem Lohne; „thät ich es nicht aus Schonung für meinen Mann, ſagte ſie, ſo wollte ich dich bey dem Kadi verklagen: du haſt von Glücke zu ſagen, daß ich nicht noch mehr Aufſehen erregen will, als die Sache ſchon gemacht hat.“

Der Gärtner wußte für Beſtürzung nicht, was er antworten ſollte; er zog zwey Zechinen aus der Taſche, viermal mehr als der Taglohn betrug, den er dem Xailun verſprochen hatte. Gerne hätte Oitbha die zwey Zechinen nicht ganz angenommen, weil ſie überzeugt war, daß es zu viel ſey, denn es war eine ungeheure Summe für ſie, aber ſie ſcheute ſich für den beyden Nachbarn, die mit ihr waren, und im Grunde that es ihr wohl, ihnen glauben zu machen, daß ihr Mann zwey Zechinen des Monats verdienen könne. Als alles geſchlichtet war, nahm ſie Xailuns Kleider und begab ſich nach Hauſe. Fünf Tage verſtrichen ohne einen neuen Vorfall. Während dieſer Zwiſchenzeit wurde der Beſchädigte vollkommen wieder hergeſtellt. Oitbha hub hierauf ihre alte Ermahnungs-Litaney von vorne an, und ſtellte ihm die Nothwendigkeit vor, zwar nicht ein Küchenjunge, ein Ochſe, ein Eſel oder böſer Geiſt zu werden, ſondern ſich ſo zu ändern, daß er ein arbeitſames und für ſeine Familie nützliches Leben führe.

Weil dem Xailun unter allen den Gewerben, die er getrieben hatte, der Abſatz des Backwerks, als er noch bey dem Paſtetenbäcker in Dienſten ſtund, am beſten gelungen war, ſo glaubte ſeine Frau, daß er vielleicht zum

Feilhaben der Erde für Kinder *) gebraucht werden könne: ſie ließ ihm welche graben, die zwey Körbe der Eſelin damit anfüllen, und trug ihm auf, dieſe Waare in Bagdad, um ſo und ſo viel das Maas, zu verkaufen, ſie lehrte ihn zugleich den gewöhnlichen Ausruf dazu: wer kauft Erde für Kinder! kauft Erde für Kinder! kauft!

Die Worte waren nicht ſchwer zu merken; ein Peitſchenhieb von Oitbhas Hand gab der Eſelin das Zeichen zum Aufbruche, ſie lenkte in eine Gaſſe ein, und Tailun, der ſchittlings hinter den Körben ſaß, rief ſo laut er nur konnte: wer kauft Erde für Kinder! kauft, kauft! Alles das gieng anfangs treflich von ſtatten, aber unvermerkt wurde ſein Rufen immer ſchwächer und ſchwächer; der Schlaf übermannte ihn, und die Eſelin trug ihn nach ihrem Belieben Gaſſe auf Gaſſe ab; ſie kam an das Geſtade des Euphrats, ſoff ſich nach Bequemlichkeit den Bauch voll, und weil ſie ihr

---

*) Eine Art rothe, trockene, nicht übelriechende und leicht zu zerbröckelnde Erde, deren man ſich in Arabien bedient, um ſie den kleinen Kindern in die Wiege vom Bauche an bis zu den Knieen unterzuſtreuen. Man breitet über dieſe Erde ein Leilachen; ſie ſaugt die Feuchtigkeiten ein, und bewahrt vor Geſtanke und dem Aufſpringen der Haut.

Eſelfüllen im Stall gelaſſen hatte, ſo trieb ſie der Inſtinkt dahin zurück. Sie wollte ſamt ihrem Reuter zur Stallthüre hinein, allein die Thüre war zu niedrig und Xailun rannte mit dem Kopfe wider die Pforte. Der Stoß, der ſo heftig war, daß beynahe das ganze Haus davon ertönte, und er faſt von ſeinem Thiere geſunken wäre, machte ihn munter; er fieng von neuem aus Leibeskräften zu ſchreien an: **wer kauft Erde für Kinder! kauft, kauft!** Ein Strom von Blute ſchoß ihm aus der Naſe, und vor der Stirne hatte er eine gewaltige Beule.

Gitbha ſah ihren Mann wiederkommen, und errieth, was vorgefallen ſey. Sie wuſch ihm die Naſe mit Salz und Waſſer, und ließ es dabey nicht an derben Ohrfeigen fehlen. „Elender Schlafratz, ſcholt ſie, du wäreſt werth, daß ich dir mit der Peitſche Beine machte, wie deinem Eſel: du ſollſt, du mußt dich ändern, oder ich will dir den Buckel ſo voll prügeln, daß du darüber alle die alten Schläge vergeſſen ſollſt. Pack dich zum Bäkker, zum Speiſewirth, zum Paſtetenbäcker, ſelbſt zum Gärtner, bitte deine alten Herren um Arbeit, ſie werden dich gewiß alle wieder nehmen, einfältiger Tropf der du biſt. Aber bilde dir ja nicht ein, dich wieder vor mir ſehen laſſen zu dürfen, ohne was verdient zu haben. Für einen Nichtsthuer wie du, habe ich keinen Platz in meinem Hauſe.

Dem Tailun wurde alſo von neuem die Thür gewieſen, um von neuem ſein Glück zu verſuchen. Er war der Meynung, er müſſe ſich das leztemal nicht weit genug von der Stadt entfernt haben, um ſich Gott verſtändlich machen zu können, den er immer noch inbrünſtig anflehte, ihn anders werden zu laſſen. Er blieb dießmal nicht auf der gewöhnlichen Landſtraße, ſondern gieng ſeitwärts feldein, und ſtieß auf einen Haufen Ruinen. Es waren die Trümmern eines Palaſtes, der die Wohnung eines großen angeſehenen Mannes geweſen ſeyn mußte. Indem er ſich an Betrachtung dieſer Ruinen ergözte, wurde er einen Karduon gewahr, der auf einem von den Steinklumpen ſaß, und ihn anzugucken ſchien: „Aha, Herr Vetter, redete er das Thier an, ich glaubte, du wohnteſt in der Stadt; ¿biſt du hier?" Das kleine Thier ſchien ihm durch ſein gewöhnliches Kopfnicken zu antworten. „¿Du kennſt mich alſo, fuhr Tailun fort, du verſtehſt mich, was hält dich ab, mit mir zu ſchwatzen?" Der Karduon konnte nichts weiter thun, als mit dem Kopfe nicken. „Höre, du machſt mich ungeduldig, ſagte Tailun, rede, oder ich werfe dir den Stein an Kopf.“ Der Karduon ſchien durch ſeine natürliche Kopfbewegung den armen Tropf dazu auffodern zu wollen. Er warf mit dem Steine nach ihm, und das Thierchen ſchlüpfte in den Steinhaufen, worauf es ſich [illegible]

Tailun wurde aufgebracht; er glaubte, der Karduon thät es aus Bosheit, daß er kein Wort ſprechen wollte; er nahm ſich vor ihn in ſeinem Schlupfwinkel aufzuſuchen und ihn zu zwingen, eine Unterredung mit ihm anzufangen. In weniger als einer Stunde waren alle Steine weggeräumt und der Boden davon geſäubert. Der Karduon hatte unterdeſſen ſeine Flucht durch die Hinterſeite ſeiner Verſchanzung genommen, aber Tailun wurde von ſeiner Verfolgung durch einen andern Gegenſtand der Neugierde abgehalten, der ihm aufſtieß. [illegible]

Er entdeckte nemlich auf dieſer Karduons Jagd einen großen viereckigten Stein von ſchwarzem Marmor mit einem Ringe in der Mitte; er faßte den Ring, ſtrengte ſeine Rieſenkräfte an, und hob die ſteinerne Platte in die Höhe; nun erblickte er eine Treppe, die in ein unterirdiſches Gewölbe hinabführte: „ha, ha,“ rief er, da iſt meines Vetters Zimmer! ich muß ſehen,

ob

[illegible] drinnen iſt,“ und er ſtieg ins Gewölbe hinab. Beym Scheine des Lichts, das durch die Oeffnung hinein drang, entdeckte er am Eingange groſſe Urnen. „Vermuthlich, ſagte er, ſind das die Vorraths-Töpfe meines Herrn Vetters;“ er deckte eine von den Urnen auf, und zog die Hand voll Goldſtücke heraus. Er trat näher an den Eingang des Gewölbes, um zu beſehen, was das ſey, was er in der Hand habe, und ohne auf die Härte, oder auf das Gewicht zu achten, hielte er dieſe Goldſtücke, die er zum erſtenmale zu Geſichte bekam, für gelbe Rüben, die man in Scheiben geſchnitten habe, wie ſeine Frau zu thun pflegte, wenn ſie welche an der Sonne trocknen wollte. In der feſten Meynung, daß ſie ſeinem Herrn Vetter zugehörten, der, wie er glaubte, ſich ins Innere des Gewölbs geflüchtet habe, wo er wegen der Dunkelheit ihn nicht aufſuchen konnte, rief er ihm ſo laut, als er konnte zu: „Vetter, komm und rede mit mir, oder ich nehme dir deine Karotten weg, und bringe ſie unſerer Eſelin.“ Da der Karduon nicht für gut fand zu antworten, oder ſich zu zeigen, ſo gieng Xailun mit ſich endlich zu Rathe, wie er es machen ſollte, um die Karotten wegzuſchaffen. Er erinnerte ſich, daß, als er einſt einen Beſuch mit ſeiner Frau bey einem Nachbar ablegte, man ihnen Pflaumen ſchenkte, und daß ſeine Frau ſie in ſeinen Turban ſchüttete, nachdem ſie vorher Blätter hinein gelegt hatte. Er hatte am Eingange Klettenkraut ſtehen geſehen; er pflückte von den Blättern ab, belegte innwendig die Haube ſeines Turbans damit, wie er es ſeiner Frau hatte thun ſehen, und füllte nun den Turban mit den vermeintlichen Karotten. Nach dieſer Expedition, die er, nach ſeinem Sinne, recht klug und wohl ausgeführet hatte nahm er Abſchied von dem Herrn Vetter, und begab ſich nach Bagdad zurück. Unterwegs wandelte ihn die Luſt an, von der Mahlzeit der Eſelin wenigſtens eine Scheibe zu naſchen, aber die Scheibe kam ihm ſo hart vor, daß er daraus ſchloß, ſein Herr Vetter müſte ſehr gute Zähne haben, wenn er dieſes Zeug ſo roh eſſen könne. Er warf das Goldſtück worein er gebiſſen hatte weit von ſich. Endlich langte er zu Hauſe an. Girbha wunderte ſich, ihn ſchon ſobald wiederkommen zu ſehen; „E wo kömmſt du her, fragte ſie, was haſt du da in den Blättern?“ „Ich habe meinen Herrn Vetter in ſeinem Hauſe beſucht, ſagte Xailun; er hat durchaus nicht mit mir reden wollen; ich habe die Thür ſeines Zimmers aufgemacht und bin hineingegangen. Ich fand da ſeine Vorraths-Töpfe ſtehen und nahm von ſeinen gelben Rüben zu einem Futter für unſere Eſelin mit.

Du mußt ſie ja recht kochen laſſen, denn ſie ſind entſetzlich hart.“

Während dieſer Erzählung hatte Gidbha ihm den Turban abgenommen, und geſehen, daß lauter Goldſtücke darin lagen, und ſie war überzeugt, daß ihr Mann ſie nicht vorſetzlich geſtohlen haben könnte, weil er ſie nicht einmal kannte; aber es lag ihr daran zu wiſſen, wie er dazu gekommen ſey. „Das iſt recht gut!“ ſagte ſie, und eilte, den Schatz in dem Turban an einem ſichern Orte aufzuheben, aus Furcht, daß jemand anders dazukommen möchte. Hierauf lockte ſie von Tailun alle Umſtände ſeiner Geſchichte heraus, und errieth, daß er einen Schatz gefunden habe. Nach Tailuns Beſchreibung konnte der Ort keine halbe Stunde von Bagdad entfernt ſeyn. Der Tag war noch nicht ſo weit zu Ende, daß man nicht noch den Reſt, ehe es Nacht wurde, hätte nutzen können, zumal da das Gewölbe offen geblieben und zu fürchten war, es möchten andere Leute dazukommen, die ſich beſſer darauf verſtünden als ihr Mann. Sie faßte alſo auf der Stelle ihren Entſchluß. Sie ſattelte ihre Eſelin, legte zwey Querſäcke in die beyden Tragkörbe, ließ Tailun ſich hinter die Körbe ſetzen, kaufte ihm zwey Brode, damit er unterwegens was zu eſſen hätte, und ließ ſich nun von ihm zu dem Landhauſe des Herrn Vetters bringen. Sie fand, wie Tailun es ihr beſchrieben hatte, den Eingang des Gewölbes offen, und die Urne, woraus er genommen hatte, noch aufgedeckt. Sie nahm die Querſäcke, füllte ſie bis oben an, daß die Eſelin ihre volle Laſt hatte, und Tailun, der ſie ein wenig ſchwer fand, mußte ſie aus dem Gewölbe ſchleppen. Unterdeſſen Oitbha die Säcke füllte, rief Tailun aus allen Kräften ſeinen Herrn Vetter. Dieſes Rufen machte ſeine Frau ungeduldig, aber ſie fühlte, daß ſie keine Zeit zu verlieren hatte; ſie gieng endlich aus dem Gewölbe, und ließ, aus Vorſicht, durch Tailun, den Eingang wieder mit der Platte verſchließen, und alle die Steine darauf werfen, die er weggeräumt hatte. Hierauf kehrte ſie zu Fuße nach ihrer Wohnung zurück, und Tailun mußte langſam die Eſelin am Zügel leiten, die ihre tüchtige Ladung hatte.

Oitbha hob die Querſäcke ſorgfältig auf, und da ſie ſehr klug und verſtändig war, ſo nahm ſie von den erſten Goldſtücken, die ihr Mann im Turban nach Hauſe gebracht hatte, nur ſo viel als nöthig war, ſich in einen gewiſſen Wohlſtand zu verſetzen, der keinem Menſchen zu ſehr auffallen könne. Sie jagte nun nicht mehr ihren Mann, wie vor dieſem, aus dem Hauſe; im Gegentheil, ſie zwang ihn und befohl ihm ſogar, im Hauſe zu bleiben; ſie gab ihm auch gut zu eſſen, und kleidete ihn neu, weil aber die Kleider immer von einerley Zeug, obgleich neu waren, ſo hielt ſich Xailun noch immer nicht genug verändert, und das war es doch, wornach er von ganzem Herzen ſtrebte, um ſicher vor Schlägen und Scheltworten zu ſeyn.

Seine Frau, die ihn, wie geſagt, gut halten wollte, und noch keinen Sklaven gekauft hatte, um die Aufmerkſamkeit der Nachbarn zu erregen, ſchickte ihn aus, Fleiſch, Reis und Kichererbſen einzukaufen. Sie hatte ihm, was jedes koſtete, in ein beſonderes Päkchen eingewickelt. Xailun richtete ſeinen Auftrag beym Fleiſcher und beym Reiskrämer aus, aber er vergaß die Kichererbſen, und brachte das Päkchen nebſt dem eingekauften Vorrathe wieder mit zurück. Ich habe dir ja geſagt, daß du Kichererbſen einkaufen ſollſt, ſagte Gitbha; geh' geſchwinde hin, und vergiß mir's nicht. „¿ Kichererbſen?“ erwiederte Xailun; er nahm ſich feſt vor, es dießmal gewiß nicht zu vergeſſen; aber einer von ſeinen alten Kameraden begegnete ihm unterwegens, und da er ihn beſſer gekleidet und beſſer ausſehend fand, ſo wollte er ſich eine Luſt mit ihm machen. „Oho! Xailun, ſagte er zu ihm, jezt biſt du weit beſſer ausſtaffirt als dazumal, da du der böſe Geiſt warſt; du ſiehſt auch dickbäckiger aus, ſeitdem du nicht mehr in Gräbern wühlſt.“ Dieſer Spott kränkte den Xailun bitterlich, weil er ihn an daß härteſte von ſeinen beſtandenen Abentheuern erinnerte. „Wenn mir meine Frau auch nicht täglich vorſagte, dachte er bey ſich ſelbſt, daß ich ein anderer Menſch werden ſollte, ſo würde ich es doch ſelbſt wünſchen, damit mir nicht jeder unter die Naſe vorwerfen könne, daß ich Eſel, Ochs und böſer Geiſt geweſen ſey. ¿Aber was ſollte ich denn holen? es waren.... es waren....“ Er konnte ſich nicht mehr auf das Wort Kichererbſen beſinnen. Anfangs wollte er nicht wieder nach Hauſe zurück, um ſich die Schande zu erſparen, ſeine Frau von neuem nach dem ſo ſchwer zu behaltenden Worte fragen zu müſſen, aber ſein Magen verlangte Fleiſch und Reis, und ſo mußte es alſo gewagt ſeyn. Als Oitbha ihn wieder mit leeren Händen zurückkommen ſahe, fehlte es nicht viel, daß ihr die Geduld geriſſen wäre, aber wenn ſie ihm gleich ein Verbrechen aus ſeiner Faulheit gemacht hatte, ſo lange ſie ſeiner Arbeitſamkeit bedürftig geweſen war, ſo konnte ſie ihm doch unmöglich ſeine Blödſinnigkeit zum Verbrechen anrechnen. „Kichererbſen ſollſt du mir bringen, ſagte ſie, ¿verſtehſt du mich?

Kichererbſen! Wiederhole beſtändig das Wort Kichererbſen, bis du auf den Markt kömmſt; denn richteſt du meinen Auftrag wieder nicht aus, ſo will ich dir einen Denkzettel geben, den du ſo bald nicht vergeſſen ſollſt.“ Tailun, dem die Drohung bange machte, gieng fort und wiederholte unaufhörlich, Kichererbſen! Kichererbſen! Als er um die Ecke einer Gaſſe gieng, traf er einen Kaufmann an, welcher Perlen verkaufte und ſeine Waare mit den Worten ausrief: Im Namen Gottes, *) wer kauft Perlen? Einige von den Vorübergehenden blieben ſtehen und befühlten die Perlen, welche in Schachteln zur Schau aufgelegt waren. Tailun, dem das etwas neues war, und der doch auch ſeine Lection nicht vergeſſen wollte, ſteckte auch die Hand wie die Andern in die Schachtel, und rief dazu: Kichererbſen, Kichererbſen! Der Kaufmann glaubte, daß Tailun ihn zum Beſten haben oder ſeine Waare herabwürdigen und für falſch ausſchreien wollte; er verſezte ihm alſo einige derbe Schläge. „¿ Warum ſchlägſt du mich?“ fragte Tailun — „weil du mich beſchimpfſt, antwortete der Kaufmann; glaubſt du, daß ich im

---

*) Auf arabiſch Beſſim Alla Lenas. Alle Waaren werden mit den Worten Beſſim Alla, im Namen Gottes feil gebothen.

im Stande bin, das Publikum zu betrügen?“ „Nein, ſprach Xailun, ich ſage nur .... aber was ſoll ich denn ſagen?“ — „Wenn du dich recht ausdrücken willſt, erwiederte der Kaufmann, ſo muſt du rufen wie ich: „Im Namen Gottes, wer kauft Perlen.“ — „Ja, ſagte Xailun, ich glaube, ſo hieß das, was meine Frau mir befohlen hat zu ſagen!“ Er ſezte ſeinen Weg fort, indem er mit leiſer Stimme wiederholte: „Im Namen Gottes, wer kauft Perlen?“ Er kam bey dem Laden eines Mannes vorbey, dem Perlen geſtohlen worden waren, dieſe Art, die Perlen mit einer ſo ungewöhnlich leiſen Stimme zum Verkauf auszubieten, dünkte den Kaufmann verdächtig; vermuthlich dachte er, iſt mein Dieb mich gewahr worden; er ruft deßwegen die geſtohlene Waare, die er gern los ſeyn will, ſo leiſe aus, weil er mich in der Nähe weiß.“ In dieſer Meynung lief er hinter Kailun her, und hielt ihn an. „Zeig mir mal deine Perlen!“ ſagte er, Xailun wurde beſtürzt, und dieß überzeigte den Kaufmann noch mehr, daß er ſeinen Dieb ertappt habe. Er packte ihn feſt bey'm Kragen und ſchrie nach Hülfe. Man umringte den falſchen Perlenverkäufer, doch entdeckte der Kaufmann zulezt, daß es ein armer blödſinniger Menſch ſey, den er angehalten und gemißhandelt habe. „Warum boteſt du denn Perlen feil?" fragte er ihn. — „i. Wie ſoll ich denn ſonſt ſagen?" antwortete Tailun. „Das iſt nicht wahr, ſagte der Kaufmann, ohne ihn anhören zu wollen, das iſt nicht wahr." — „Das iſt nicht wahr, wiederholte Tailun; nun gut, ſo will ich, das iſt nicht wahr, an einemweg ausſprechen, damit ich es ja nicht vergeſſe!" Er ſetzte ſeinen Weg fort, und wiederholte aus allen Kräften, das iſt nicht wahr. Sein Weg gieng über einen öffentlichen Platz, wo ein Mann Maſchs *) feil hatte, und ſie, wie gewöhnlich, mit den Worten: im Namen Gottes, wer kauft Maſchs, ausrief. Tailun, nach ſeiner angebornen Neugier, und noch die lezten Worte auf der Zunge habend, die ihm gelehrt worden waren, ſteckte die Hand wie die andern in den Sack, und ſchrie, das iſt nicht wahr. Der Verkäufer war ein ſtarker Bauersmann, welcher dem Tailun einen ſolchen Stoß verſezte, daß er einige Schritte zurücktaumelte; „du ſiehſt mir auch darnach aus, rief er, mich und meine Waare Lügen ſtrafen zu wollen, mich, der ich ſie eigenhändig geſäet und geärndtet habe!"

---

*) Eine Art kleiner Linſen, welche das Fieber vertreiben ſollen, und die man nur an gewiſſen Tagen des Jahres zu Markt bringt.

be!" — „¿Ich? entgegnete Xailun, mir kommt's nicht in Sinn, dich Lügen ſtrafen zu wollen; ich bemühe mich nur zu ſagen, wie man ſagen muß." „Gut, ſprach der Bauer, ſo ſage, wie ich, im *Namen Gottes*, wer kauft *Maſchs*."

Xailun, um wieder nach Hauſe zu dürfen, und ſich keinem neuen ſchlimmen Abentheuer auszuſetzen, wiederholte fleißig dieſen neuen Ausruf. Das Ungefähr führte ihn an das Geſtade des Euphrats; hier warf ein Fiſcher ſchon ſeit zwey Stunden vergebens ſein Netz aus, und veränderte beſtändig ſeine Stelle, ohne einen einzigen Fiſch fangen zu können. Xailun, der an allem Vergnügen fand, folgte dem Fiſcher beſtändig nach, und wiederholte dazu unaufhörlich, um es nicht zu vergeſſen, den Ausruf des Maſchverkäufers; im *Namen Gottes*, wer kauft *Maſchs*. Plötzlich und ehe Xailun ſich's verſahe, that der Fiſcher, als ob er ſein Netz ausbreiten wollte, um es zuſammen zu wickeln, drehte in ſeiner Hand den Strick, an welchem das Netz befeſtigt war, drey und vierfach zuſammen, erwiſchte den Xailun, und ließ einen Hagel von Schlägen auf ihn fallen, indem er ſchrie: „vermaledeiter Schwarzkünſtler! willſt du aufhören, meinem Fiſchfange im Namen Gottes zu fluchen!" Xailun gebrauchte ſeine Stärke und machte ſich los; „ich ein Schwarzkünſtler, rief er weinend. das iſt wieder was neues!“ der Fiſcher ſah ihn an; „¿warum bringſt du mir denn durch deine Worte Unglück, ſo oft ich mein Netz auswerfe?“ „Ich bringe dir kein Unglück, man hat mir geſagt, ich müßte ſprechen, wie ich geſagt habe!“ Der Fiſcher bildete ſich nun ein, daß ein heimlicher Feind von ihm, den blödſinnigen Menſchen, den er geſchlagen, angeſtiftet haben könne, ſeine Fiſcherey zu verfluchen, um ihm zu ſchaden, ohne ſich ſelbſt auszuſetzen.

„Es thut mir leid Bruder, daß ich dich geſchlagen habe, ſprach er zu Xailun, aber du hatteſt Unrecht, die Worte auszuſprechen, die du geſagt haſt, weil du mir dadurch Unglück brachteſt, mir, der ich dir doch nichts zuwider gethan habe.“

„Aber ich will dir kein Unglück bringen, antwortete Xailun, ich ſpühre nur den Worten nach, die meine Frau mir befohlen hat, zu ſagen; weiſt du ſie?“ — „Ja, ich weiß ſie: ſetze dich neben mich, und wenn ich mein Netz auswerfen werde, ſo ſprich; im Namen Gottes, ſtatt einem, ſieben der gröſten und ſtärkſten.“ „Es iſt mir doch nicht ſo, als ob es ſo lang geweſen wäre ſprach Xailun.“ „Doch, es war ſo lang, ſagte der Fiſcher, allein kein Wort darf ausgelaſſen werden; ich will dir auch etwas mit auf den Weg geben, nur vergiß nicht, daß nicht ein Wörtgen daran fehlen darf. Der Fiſcher ſagte es ihm hierauf noch einmal vor: im Namen Gottes, ſtatt einem, ſieben der gröſten und ſtärkſten. Xailun wiederholte es aus allen ſeinen Kräften, um es gewiß zu behalten, allein da ihm vor den Hieben mit dem Strick graute, ſo dachte er bey ſich ſelbſt, „er will mir noch mehr auf den Weg geben? das ſtünde mir an!“ So bald alſo der Fiſcher beſchäftigt war, das Netz auf den Strand zu ziehen, lief er, was er laufen konnte davon, wiederholte aber beſtändig die Worte: im Namen Gottes, ſtatt einem, ſieben der gröſten und ſtärkſten! Er hatte ſich einem großen Auflaufe von Volke genähert, denn Menſchengewühl hatte für ihn einen eigenen anziehenden Reiz, er wuſte ſelbſt nicht, warum; er betete eben ſein Sprüchelchen her, als er neben einem Leichenwagen ſtand, worauf der Leichnam eines Kadi zu ſeiner Ruheſtätte gebracht wurde. Die Mullah's, welche den Leichnam umringten, nahmen ein großes Aergerniß an dem ſchrecklichen Wunſche, den Xailun nach ihrer Auslegung ſo laut auszuſtoßen wagte: ſtatt einem, ſieben der gröſten und ſtärkſten! ¿ Elender, ſagten ſie zu ihm, wie darfſt du dich unterſtehen, eine ſo heilige Feyerlichkeit zu ſtören und den gröſten Männern von Bagdad mit einem Frevel ſonder gleichen öffentlich den Tod anzuwünſchen? ¿Iſt es nicht ſchon Leid's genug, daß der Tod dieſen wegraffte, den wir zu ſeiner Ruheſtätte begleiten?"

Dem Tailun, der ein guter Moſlem, und in der gröſten Ehrfurcht für die Mullah's erzogen war, fiel der Ton und das Weſen, womit dieſer Verweis begleitet wurde, empfindlicher als die Streiche mit dem Fiſchernetz-Stricke; er bebte zitternd zurück; „¿ach mein Gott, mein Gott, rief er, wie muß ich denn ſagen?" — Eine alte Sklavin, welche bey dem Leichenbegängniſſe war, zupfte ihn bey'm Aermel: „du hätteſt ſagen ſollen: Gott behüte ſeinen Leib und gebe ſeiner Seele die ewige Seeligkeit!" „So, warum hat man mir das nicht geſagt!" antwortete Tailun, und nun wiederholte er das Neugelernte, bis er in eine Gaſſe kam, wo der Durchgang von einem todten Eſel verſperrt wurde, welchen man auf einem Karren wegſchafte. Tailun folgte dem Karren und rief, Gott behüte ſeinen Leib und gebe ſeiner Seele die ewige Seeligkeit. — „Hört ihr, den Gotteslåſterer, den Hund von Ketzer!" ſchrien die Leute, die um den Karren waren und aller Hände und Stöcke ſchlugen auf Tailun los. Xailun ſprang über eins von den Rädern des Karrens und rettete ſich mit der Flucht. „Unglücklicher Xailun, ſagte er, ganz außer ſich, zu ſich ſelbſt, eine weit ſchlimmere Veränderung iſt jezt mit dir vorgegangen, als damals, da du Eſel, Küchenjunge, Ochſe, böſer Geiſt warſt; du biſt Schwarzkünſtler und was ärger iſt als das, gar ein Ketzer geworden!“ Er weinte herzlich, denn er wagte es nicht, nach Hauſe zu gehen, aus Furcht von ſeiner Frau geſchlagen zu werden, weil ihm der Auftrag gänzlich entfallen war, und er nichts mit ſich zurück brachte; er wuſte nicht mehr wo aus noch ein. In dieſer Herzensangſt führte ihn das Ohngefähr zu der Wohnung von Oitbah's Mutter, hier waren viele Perſonen um das Lager einer kranken Schweſter ſeiner Frau verſammelt. Er, der überall, nur auf den Gaſſen nicht, ſchüchtern und blöde war, hatte das Herz nicht hineinzugehen, als er eine ſo zahlreiche Verſammlung erblickte; er ſtellte ſich hinter die Thüre und lies nur das Geſicht von ſich ſehen.

„Ah, es iſt Xailun; ſagte die Schwiegermutter; ¿ was willſt du Xailun? ¿ willſt du ein Stück Ziegenfleiſch? Nein. ¿ Reis? Nein. Etwas zu trinken? Nein.“ Alle Anweſende fragten ihn nach einander, ob er dieſes oder jenes verlange, indem ſie ihm alles was eßbar oder trinkbar war, hernannten. Der blödſinnige Tropf blieb immer bey ſeinem Nein. „Ach, ſagte die Kranke, ich errathe, was er haben will; Kichererbſen!" — Bey dieſem Worte ſtürzte Xailun voller Freuden ins Zimmer, warf ſich über den Sofa, auf welchem ſeine Schwägerin lag, und um ihr ſeine Dankbarkeit zu bezeigen, faßte er ſie ſo derb bey beiden Armen, daß ſie halb für Schrecken, halb für Schmerzen in eine Ohnmacht ſank. Während alles beſchäftigt war, der Kranken Hülfe zu leiſten, ſchalt die Schwiegermutter den Xailun wacker aus; „du plumper Gaul ſchrie ſie, ¿was haſt du hier zu ſuchen, um meiner Tochter den Tod zu bringen?" Kichererbſen ſprach Xailun. „¿Handle ich denn mit Kichererbſen?" — Kichererbſen, erwiederte Xailun; doch nahm's ihn Wunder, ſich einen Gaul ſchimpfen zu hören, da er doch nur ein Eſel und kein Pferd geweſen war. „¿Was willſt du mit deinen Kichererbſen?" „Kichererbſen; meine Frau hat mir geſagt, Kichererbſen:" und zugleich zeigte er das kleine Paquet vor, worinne das Geld zum Einkauf gewickelt war, und das er trotz aller aufgeſtoßenen ſchlimmen Zufälle ſorgfältig bewahrt hatte. Gitbha's Mutter ahndete endlich, daß ihre Tochter dem einfältigen Menſchen aufgetragen habe, Kichererbſen zu kaufen. Ein Krämer, der damit handelte, wohnte gerade der Thür gegenüber, ſie zeigte dem Xailun ſeinen Laden und ſagte, geh dort hin, und fodere Kichererbſen. Der Kaufmann nahm das Geld und gab dem Xailun, was er begehrte. Der freudige Xailun eilte nach Hauſe und wiederholte, Kichererbſen, ſo lange, bis er ſie auf den Tiſch gelegt hatte. Es war ihm ſo theuer zu ſtehen gekommen, das Wort vergeſſen zu haben, daß er ſich feſt vornahm, es ſeine ganze Lebenszeit nicht aus dem Munde zu bringen.

Oitbha war jezt weniger daran gelegen, die Kichererbſen zu kochen, als von Xailun zu erfahren, was heute den ganzen Tag aus ihm geworden ſey. Er machte ihr eine verwirrte Erzählung von ſeinen Begebenheiten und beklagte ſich ſonderlich bitterlich, daß er für einen Schwarzkünſtler und einen Ketzer angeſehen worden ſey, da er doch nichts weiter als Kichererbſen habe kaufen wollen. So viel erhellte wenigſtens aus ſeiner Erzählung, daß eine von den Schweſtern der Oitbha krank und Xailun bey ihrer Mutter geweſen ſeyn müſſe. Es ſchmerzte der Oitbha, daß ſie nicht gleich von dem Augenblicke an ihren Mann vor dergleichen lächerlichen Abentheuern auf immer ſichern könnte, aber da ſie genöthigt war zu warten, bis ſie ohne Aufſehen Gebrauch

brauch von ihrem Schatze machen könnte, ſo beſchloß ſie, lieber noch einige Zeit zu leiden, und ihren Mann ſo viel als möglich vor neuen Zufällen zu wahren. Den andern Morgen ſchickte ſich Gitbha an, ihre kranke Schweſter zu beſuchen. Sie gab vorher ihrem Kinde zu trinken, und befohl dem Xailun, es zu wiegen, wenn es aufwachen und ſchreyen ſollte; auch trug ſie ihm auf, die Eſelin an die Tränke zu führen, wenn ſie ſaufen wolle, und einer Henne, welche brütete, zu freſſen zu geben; „ſchließe das Haus feſt zu, ſagte ſie, denn du könnteſt einſchlafen, und wir könnten beſtohlen werden.“ Nachdem ſie ihm ſo gut als nur möglich war, von Allem unterrichtet hatte, gieng ſie weg, und ließ ihm noch ein reiches Frühſtück zurück.

Xailun entledigte ſich dieſes erſten Theils ſeiner Verrichtungen auf eine Art, die ihn völlig vor Vorwürfen ſicherte, darauf machte er ein kleines Schläfchen. Das Kind wachte auf und ſchrie, er wiegte es, und bis dahin gieng alles vortreflich. Weil er nichts beſſeres zu thun hatte, ſo beſchäftigte er ſich mit den Gegenſtänden um ihn her. Er ſahe, daß die Henne ſehr unruhig war, und beſtändig mit der Pfote nach dem Kopfe fuhr, um ſich zu kratzen; „das arme Thier hat Läuſe, dachte er, ich hatte auch welche, und meine Frau kämmte mich; ich thue ein gutes Werk, wenn ich die Henne auch kämme." Er ſtund auf, nahm den Kamm und die Henne, und machte Jagd auf die kleinen Inſecten; aber die Henne ſträubte ſich und der Kopf glitſchte unter dem Kamme. Xailun kam auf den Einfall, es würde ihm leichter werden; die Peiniger des Thieres mittelſt einer großen Nadel umzubringen, weil er aber dabey nicht ſehr ſachte zu Werke gieng, ſo ſtieß er ihr die Nadel in den Kopf, und die Henne ſtarb.

Xailun erſchrak nicht wenig, als er ſahe, welchen Mord er begangen habe, doch kränkte es ihn am meiſten, daß die Eier kalt werden würden. Um ſein Maaß der Verlegenheit voll zu machen, fieng die Eſelin an zu ſchreien; „o, rief er, jezt hab' ich nicht Zeit, dir Waſſer zu hohlen; weißt du doch den Weg zum Fluſſe recht gut zu finden, wenn ich auf dir ſitze; du wirſt ihn auch jezt ohne mich finden können." Er machte ihr die Thür auf, und hinter ihr wieder zu, und nun irrten die Eſelin und ihr Füllen auf gut Glück durch die Straßen von Bagdad. Als er die Eſelin hinaus gelaſſen hatte, ſezte unſer kluger Mann die Schüſſel mit den Brut-Eyern neben des Kindes Wiege, und ſich darauf. Er konnte das recht gut thun, ohne ſie zu zerdrücken, nur mußte er in Acht nehmen, des Gleichgewicht zu beobachten. Das Kind wachte auf; er wiegte es, ohne ſeine Stellung zu verändern. Es wachte wieder auf, aber jezt half alles Wiegen nicht, denn das Kind ſchrie vor Hunger, und nichts vermochte es zu beſänftigen. Xailun, der im Grunde eine gute ehrliche Haut war, und aus eigner Erfahrung wuſte, daß Hunger die gröſte Pein auf Erden ſey, ſagte bey ſich ſelbſt; armes kleines Ding, wenn du keine Milch bekomſt, ſo ſtirbſt du; deine Mutter kommt nicht wieder; aber ich muß ſelbſt Milch haben, denn ich habe ſo viel Bruſt, als ſie. Er machte ſein Kleid auf, nahm das Kind, und legte es ſich an die Bruſt, wie eine Amme, ſo daß er es ganz mit ſeinem Barte bedeckte; dabey brütete er jedoch ſorgfältig über den Eyern. Das getäuſchte Kind hörte auf zu ſchreien, und ſaugte mit ſeinen Lippen an der leeren dargebotenen Bruſt, und Xailun voll Freude, wiegte es in ſeinen Armen, wie er es ſeine Frau hatte machen ſehen; er verſuchte auch ein Liedchen zu trällern, und ſagte hierauf zu ſich; meine Frau will immer, daß aus mir was anders werden ſoll, ſie wird nicht wenig erſtaunen, wenn ſie ſieht, daß ich eine Henne und eine Amme geworden bin. „Zuletzt, als das Kind nicht die Befriedigung fand, die ihm der

In

Inſtinkt zu ſuchen gelehrt hatte, wurde es ungeduldig, und ſchrie unaufhörlich; Xailuns Verlegenheit wurde immer größer, aber bald erreichte ſie den höchſten Gipfel, denn ſeine Frau klopfte an die Thüre, und war ſchon nicht von der beſten Laune, denn ſie hatte die Eſelin und ihr Füllen vor dem Hauſe angetroffen, und muthmaſete gleich, daß Xailun ſeine Aufträge mit ſeiner gewöhnlichen Nachläßigkeit beſorgt haben würde. „Mach' auf, rief ſie ihm zu" — „Ich kann nicht," antwortete der Mann. Oitbha hörte ihr Kind ſchreien, „wirſt du bald aufmachen, Dummkopf?" rief ſie von neuen. — „Ich kann ohnmöglich, erwiederte Xailun, ich muß brüten und ſtillen." Die handfeſte Oitbha ergrif einen Stein, und mit einem einzigen Schlage hatte ſie das Schloß abgeſchlagen, nun erblickte ſie Xailun in ſeiner lächerlichen Poſitur, aber ſo aufgebracht ſie auch war, ſo gieng doch ihre Mutterpflicht allem vor; ſie riß ihm das Kind weg, und legte es an ihre eigene Bruſt. Hierauf warf ſie einen zornigen Blick auf Xailun, und auf die Sachen um ihn her; ſie ſah die todte Henne neben ihm liegen; „wer hat die Henne todt gemacht?" — „Ich wollte ſie kämmen." — „Wo ſind die Eyer?" — Ich ſitze darauf. „Bey dieſen zwey neuen Beweiſen von Dummheit riß der Oitbha die Geduld, ſie verſezte mit der Hand, die ſie frey hatte, dem Xailun eine Ohrfeige, „¿ſteh auf Dummkopf, ſagte ſie, wenn einer von unſern Nachbarn mit herein gekommen wäre, was würde der geſagt haben? biſt du nicht ſchon zur Gnüge das Mährchen der Stadt?“ die Ohrfeige war zwar keine von den ſtärkſten, ſie brachte aber doch den Xailun aus dem Gleichgewichte, und alle Bruteyer giengen darüber in Stücken; er wurde es gewahr und aus Furcht, daß er dieſes neue Unglück wieder würde ausbaden müſſen, ſank er von der Seite auf den Boden, und ſtützte ſich auf einen Ellbogen; er war im Begriffe zu weinen wie ein Kind. „¡Willſt du aufſtehen!“ rief ihm ſeine Frau drohend zu! Xailun ſprang auf und drehte ſich ſo, daß Oitbha das neue Meiſterſtück ihres Mannes zu Geſichte bekam. Oitbha that weder der Verluſt der Henne noch der Eyer leid, aber ſie ſann ernſtlich nach, wie ſie es anſtellen müſſe, damit ihr Mann weniger blödſinnig ſchiene, und ſich weniger albern betrüge. Der Hauptpunkt, worauf es dabey ankam, war, ihn zum Zuhauſebleiben zu bewegen. Er war ihr Mann, der Vater ihrer Kinder und durch ſeine Vermittelung war ſie zum Beſize des Reichthums gelangt, den ſie nur durch ſeinen Beyſtand ganz in ihre Gewalt bekommen konnte. Es fehlte ihr alſo nicht an Bewegungs-Gründen, für ihn zu ſorgen und ſich zu bemühen ihn vor den Unfällen zu ſchützen, welchen ſeine Neugier und ſeine Blödſinnigkeit ihn unaufhörlich ausſetzte. Sie bot alles auf, was in ihren Kräften war, um ihn bey ſich, zu Hauſe zu behalten, ſie gab ihm gut zu eſſen, und bediente ſich bald der Drohungen, bald der guten Worte, um ihn abzuhalten, ſeiner Neigung zu dem unſteten umherſchweifenden Leben nachzuhängen, aber ſie bekämpfte eine Unmöglichkeit. Xailun, ſobald man nicht auf ihn Achtung gab, hatte nichts im Kopfe, als ſein Anderswerden, das nun ſein einziger Gedanke geworden war und dann wiſchte er davon, um ſich nach Mittel und Wegen umzuſehen, ſeines Wunſches theilhaftig zu werden.

Man muß es gewohnt werden, ihn immer einerley Worte wiederholen zu hören. Ich habe zu Gott gebetet, daß er mich anders machen möchte, und er hat mich weder in Bagdad noch auſſer Bagdad erhören wollen; vielleicht liegt die Schuld an mir und nicht an ihm. Hat man mir nicht immer eingeprägt, daß ein Moſlem ſich gegen Mittag wenden müſte, wenn er zu Gott beten wolle? Er wohnt alſo gewiß gegen Mittag. Dort will ich ihn aufſuchen, und gewiß wird er mich dann erhören! „Indem er dieſen Betrachtungen nachhieng, war er ſchon weit, weit von der Stadt und richtete immer ſeine Schritte, gegen den neuen Gegenſtand, den er ſich zum Ziele gewählt hatte. Er ſahe von weiten einen Wald; „ich muß mich in dieſem großen Garten umſehen, dachte er; ich werde mich dort recht ſatt Obſt eſſen können, denn dieſer Garten da iſt größer, als der, wo ich gearbeitet habe, und es muß alſo auch mehr Obſt da geben! Wenn ich recht viel, viel Obſt eſſe, ſo geht vielleicht noch eine Veränderung mit mir vor, denn ich bin zwar kein Eſel, aber doch von Fleiſch und Blut zuſammengeſezt, wie unſere Eſelin.“ Xailun ſchloß und urtheilte, wie man es von ihm erwarten konnte. Als er in den Wald kam, ſetzte ihn die Höhe der Bäume in Erſtaunen, und er wurde kein Obſt daran gewahr. Er vertiefte ſich weiter in den Wald, und hörte einen großen Lärm; er gieng nach ſeiner löblichen Gewohnheit dem Lärmen nach, und gerieth mitten unter eine Bande Räuber, die eine friſchgemachte Beute theilten. Die Räuber umringten ihn, bemächtigten ſich ſeiner und hielten Rath, ob ſie ihm Kopf und Füße abhauen ſollten. „Ach, mein Gott, mein Gott, jammerte Xailun, ¿iſt es denn euer Wille, mich in einen Todten umzuändern?“ In eben dem Augenblick kam ein Räuber eilends geſprengt, und meldete ſeinen Kameraden, daß ſich Reuter am Eingange des Holzes ſehen ließen. Die Räuber ließen Xailun und ihre Beute im Stich, ſtiegen zu Pferde, und ſuchten ſich mit der Flucht zu retten, ſo gut es gehen wollte. Xailun's Angſt war nun vorbey, aber jezt fieng die Neugier an, ihr Spiel mit ihm zu treiben; er vergnügte ſich damit, die Paquete aufzumachen, und zuzuſehen, was drinne ſey. Einige von den Reutern welche zur Verfolgung der Räuber ausgeſchickt waren, ertappten ihn bey dieſer Beſchäftigung. Sie hielten ihn für einen Mitſchuldigen, banden ihm die Hände, überhäuften ihn mit Scheltworten, und führten ihn in die Gefängniſſe von Bagdad; man überlieferte ihn dem Kerkermeiſter als einen von den Räubern, welche einen ſo anſehnlichen Raub begangen hätten, und die Reiter verkündigten, daß man bald auch ſeine Kammeraden nachbringen würde.

— „¿Gen Mittag reiſen, ſagte Xailun, um dort in einen Räuber verändert zu werden? ohnmöglich kann, was man mir auch geſagt hat, Gott dort ſich aufhalten. Aber ich bin nicht lange Eſel, Ochſe, und böſer Geiſt geweſen, ich werde alſo auch nicht lange Räuber ſeyn.“ Während er dieſe Betrachtung in dem Kerker anſtellte, wo er ſaß, machte er die

Neugier eines Kameraden rege, der ſich wegen ſeiner Uebelthaten und nicht durch Unglück hier befand. Er hieß Fetah, und war ein eben ſo berüchtigter als gefürchteter Räuber, den man den Tag vorher bey einem wichtigen Diebſtahl erwiſcht hatte. Dem Fetah war ſein Prozeß ſchon ſeit langer Zeit gemacht, aber ſo oft er in die Hände der Gerechtigkeit fiel, wußte er auch immer Mittel zu finden, zu entrinnen, und als Xailun im Gefängniß anlangte, brütete er eben über einem neuen Anſchlage zur Flucht. —

Fetah betrachtete ſeinen Unglücksgefährten beym Schein der Lampe, welche das Gefängniß erleuchtete, und redete ihn an, um die Urſach ſeines Hierſeyns zu erfahren. Xailun, der nichts lieber wünſchte, als Gelegenheit zum Plaudern zu bekommen, erzählte ihm, wie er auf ſeiner Reiſe gegen Mittag plötzlich in einen Räuber verwandelt worden ſey, als er Gott habe bitten wollen, etwas anders aus ihm zu machen, damit ihn ſeine Frau nicht mehr prügeln oder einſperren könne. Fetah ſchloß aus dieſer erſten Entdeckung gleich auf einen guten Ausgang ſeines Anſchlags. Er ſahe, daß ſein Gefährte ein blödſinniger Menſch war, nach deſſen Denkungsart man ſich nur zu richten brauche, um ihn in die Falle zu lokſeyn. Ehe eine Stunde vergieng, wußte Fetah ſchon haarklein, wer Tailun ſey, und was er in ſeinem ganzen Leben gethan und gedacht habe. Auf dieſe Sucht des armen Menſchen, durchaus etwas Anderes zu werden, baute der Räuber alſo gleich ſeinen Plan, ſich ſelbſt umzugeſtalten, und ſo die Flucht zu ergreifen.

Fetah, um unkenntlich zu ſeyn, im Fall er bey ſeinem letzten Diebſtahle ertappt würde, hätte ſich den Bart und die Haare geſchwärzt, und ſich ſtarke Augenbraunen gemacht, die er von Natur ganz lichte hatte. Eben ſo waren auch Tailuns Augenbraunen geſtaltet. Beym Schwärzen ſeines Barts und ſeiner Augen hatte der Räuber auch ſeiner Haut nicht geſchont, und glich mehr einem Mohr als einem Araber. Er hatte ein ſehr hoch rothes Geſicht, und Tailun auch. Er brauchte ſich nur recht abzuwaſchen, und den Tailun an ſeiner Statt zu ſchwärzen, und ihn bewegen, die Kleider zu tauſchen, ſo war die Verwandlung geſchehen, und ſo hatte ſich's Fetah auch ausgedacht.

„Mein Bruder," ſagte er zu Tailun, du hatteſt Unrecht, Gott gegen Mittag aufzuſuchen; er hat ſeinen Palaſt überall. Was mich betrifft, wenn ich mir deine Geſtalt oder du die meinige tauſchen wollteſt, ſo brauchte ich dazu nichts weiter, als hier mein Gebet zu verrichten, und die Sache würde, kurz und mit wenig Umſtänden, auf der Stelle abgethan ſeyn: du wäreſt nicht mehr du, du wäreſt ich; und dann möchts ich wohl ſehen, ob man dich länger für einen Räuber halten, oder deine Frau es wieder wagen dürfte dich zu ſchlagen.“

„Du biſt gar zu ſchwarz, erwiederte Tailun. Ich hatte faſt eben ſo ein Geſicht, als ich in einen Küchenjungen verändert wurde, und meine Frau ſchlug mich nach wie vor.“ „Dieſe Farbe gefällt dir nicht?“ „Nein, antwortete Tailun.“ „Gleich ſollſt du ſehen, ſprach Fetah, wie leicht es iſt, eine andere Farbe zu bekommen. Es wird dazu nichts weiter erfordert, als recht inbrünſtig zu beten. Wir wollen uns einander den Rücken zudrehen; ſuche du Gott gegen Mittag auf, ich will mich gen Norden wenden, ſo halten wir ihn bey beyden Seiten feſt; wir wollen ganz leiſe zu ihm beten, daß er uns anders machen möge, und ſo bald das geſchehen iſt, will ich dir Nachricht geben. —

Tailun gehorchte mit großer Begierde. Fetah tauchte ein Schnupftuch in ſeinen Waſſerkrug, und wuſch die Schwärze weg, welche ſein Haar, Bart und Geſicht verſtellte. Er ließ am Lampenrauch ein zinnernes Gefäße ſchwarz anlaufen, worin ihm ſein Eſſen gebracht worden war, und beſchmierte ſich inwendig die Hände damit. Mit einemmale kehrte er ſich nun um; „ſieh mich an, ſagte er zu Xailun, ¿bin ich ganz verändert?“ Xailun wußte für Erſtaunen nicht, was er ſagen ſollte, denn der Schelm, der Fetah, war ein recht hübſcher Mann. „¿Wie? fragte er endlich, ich könnte mich auch ſo ändern wie du gethan haſt?“ — „Warum nicht, antwortete Fetah, nur mußt du mich mein Geſicht auf deines zeichnen laſſen.“ Xailun war's zufrieden, und in einem Augenblicke hatte ihn Fetah noch ſchwärzer gemacht, als er vorher geweſen war. „Das iſt noch nicht alles, fuhr er fort, wir müſſen auch nun unſere Kleider verändern; du ſiehſt, das meinige iſt ganz neu.“

Xailun war jezt ganz umgeſtaltet. Fetah wollte ihm einen Beweiß geben, daß dieſe Veränderung zu ſeinem großen Vortheile gereiche. Du ſollſt gleich ſehen, ſagte er, wie du jezt bedient werden wirſt. Ich höre die Thüren öffnen, der Gefängnißwärter kömmt; gieb ihm dieß Goldſtück, und ſage zu ihm in einem trotzigen Tone: bring mir Pilau und eine Hammelkeule zu meinem Mittagseſſen. Xailun, der gewohnt war, alles nachzubeten, was man ihm vorſagte, gab das Goldſtück hin, ohne es anzuſehen, und machte dem Gefängnißwärter ſein Verlangen kund. Dieſer trat zur Lampe, ſahe, daß das Geldſtück, das man ihm gegeben hatte, Gold war, grüßte tief den Tailun, aus Ehrerbietung für ſein Gold, und gieng fort, um das Beſtellte zu holen.

Unterdeſſen, daß Tailun ſich der Zufriedenheit überließ, endlich auf eine Art verändert worden zu ſeyn, daß er Ehrfurcht einpräge, und Fetah ſich mit der Hoffnung ſchmeichelte, durch dieſe Liſt zu entwiſchen, hatten beyder Angelegenheiten eine entgegengeſetzte Wendung genommen. Kaum erfuhr der Kaliſe, daß der berühmte Fetah gefangen ſey, ſo befohl er, daß man ihn aus der Stadt bringen und das Urtheil an ihm vollziehen ſolle, das ihm ſchon längſt geſprochen worden ſey. Ein Theil der Räuber, unter welche Tailun ſich gemiſcht hatte, war eingebracht und verhört worden. Man hatte ſie gefragt, wer dieſer Menſch ſey, und ſie hatten einſtimmig ausgeſagt, es ſey ein armer Blödſinniger, dem ſie zu ihrer Kurzweil hätten eine Angſt einjagen wollen; man beſchloß alſo, ihm ſogleich die Freyheit wiederzugeben.

Ein Richter kam in das Gefängniß, und befohl, daß ihm der Blödſinnige vorgeführt werden ſolle. Der Gefängnißwärter kam, ſchlug den Fetah auf die Schulter, und ſagte „auf, ſteh auf, Einfaltspinſel, es ſoll dir widerfahren, was dir gebührt!“ und Fetah ſtund auf und gieng mit ihm hinaus. „Geh nach Hauſe, armer Menſch, redete ihn der Richter an, und ſey in Zukunft nicht ſo dumm, wenn dir's möglich iſt. — Bringt mir nun den Fetah.“ Der Gefängnißwärter kehrte nun zum Xailun zurück. Geſtrenger Herr, ſagte er zu ihm, du wirſt wohl nicht ſo viel Zeit haben, deine Hammelkeule eſſen zu können, der Richter verlangt dich zu ſprechen; ich will dir auch nicht auf dein Geld herausgeben, was du noch herausbekommſt, es iſt eine Kleinigkeit, die ſich nicht der Mühe verlohnt. Sollſt du etwa noch mehr dergleichen bey dir haben, ſo kannſt du es mir ohne Bedenken einhändigen; deine Sache wird bald abgethan ſeyn, und in wenig Augenblicken wirſt du gar nichts mehr nöthig haben.“

Xailun hörte den Gefängnißwärter mit ſeiner dummen Mine an, und war nun feſt überzeugt, daß er ein ganz anderer Menſch geworden ſeyn müſſe; er hatte geſehn, daß man ſeinen Gefährten als einen Einfaltspinſel behandelt hatte, und daß man im Gegentheil mit ihm aus einem ganz andern Tone ſprach. Ueberdies hatte er ja die Verſicherung erhalten, der er ſo gern glaubte, daß es ihm bald an nichts mehr fehlen ſollte. Er rührte ſich unterdeſſen nicht von der Stelle. „Steh' auf, ſagte der Gefängnißwärter, mach' uns nicht erſt die Mühe, dich mit Gewalt herausholen zu müſſen: glaube mir, gehe im Guten.“ „Ich? antwortete Xailun, ich will niemanden Mühe machen, ich gehe ja ſchon.“ Der Gefängnißwärter ſahe ihn an, und ſagte: „komm mit mir;“ Xailun gehorchte wie ein Kind und wurde in den Verhörſaal gebracht. Der Richter redete ihn hier mit den Worten an: „Fetah, du haſt dein Urtheil empfangen, und es ſoll dir vorgeleſen werden!“ Sogleich begonn der Schreiber, eine lange Liſte überwieſener Verbrechen herzuleſen, kraft welcher der Thäter verurtheilt würde, außerhalb der Stadt Bagdad, auf dem gewöhnlichen Gerichtsplatz mit dem Strange vom Leben zum Tode gebracht zu werden. — „Wer ſoll das alles gethan haben? fragte Xailun; ſteht nicht auch auf dem Papiere da, daß ich mich ganz verändert habe? Ich bin ja ganz andere, wie ihr ſeht.“ Der Richter, welcher den Räuber nicht von Perſon kannte, glaubte, daß Fetah den Blödſinnigen ſpielen wolle, um Zeit zu gewinnen und ohne ſich daran zu kehren, befahl er, ihn nach dem Gerichtsplatze zu führen.

Oitbha war nach der Verſchwindung ihres Mannes nicht ruhig geblieben, ſie hatte in Gedanken alle Arten von Zufällen durchgegangen, die einem Manne von ſeinem Schlage zugeſtoßen ſeyn konnten. Sie argwohnte gar nicht, daß er ſich aus Bagdad entfernt habe, er konnte in dem Euphrat ertrunken, in eine Schlägerey verwickelt, verwundet, in ein Spital gebracht worden ſeyn. Sie hatte bereits die ganze Stadt durchlaufen, um von ihm Erkundigung einzuziehen, endlich kam ſie auch in das Gefängniß, und hörte, daß man eben einen Blödſinnigen losgelaſſen und nach Hauſe geſchickt habe. Sie eilte nach ihrer Wohnung, fand aber dort den Xailun nicht und kehrte in noch größerer Unruhe zum Gefängniſſe zurück.

Ein in ganz Bagdad verſchrieener Räuber, ein gewiſſer Fetah, wie man ihr ſagte, wurde eben herausgeführt, um nach dem Orte gebracht zu werden, wo die Miſſethäter ihre Strafe empfangen. Er gieng mit entblößtem Haupte, aber deswegen erkannte ſie ihn doch nicht, denn ſeine geſchwärzten Haare, Geſicht und Bart verſtellten ihn, und die Kleidung machte ſie vollends irre; aber in dem Anſtande und in dem Gange des Räubers, und in ſeiner läppiſchen Weiſe ſicher zu bleiben und ſich rechts und links auf ſeinem Wege umzuſchauen, lag etwas, was ſie jeden Augenblick an Tailun erinnerte; ſie konnte ſich nicht enthalten, dem Zuge zu folgen. Doch bald ließ ihr ein neuer Vorfall keinen Zweifel mehr übrig. Als man aus Bagdad kam, ſah Tailun einen Karduon nicht weit von ſich auf einem Steinhaufen ſitzen, ſogleich blieb er ſtehen und redete ihn an: **ey guten Tag, Herr Vetter!** Man wollte ihn zwingen fortzugehen, aber er weigerte ſich, „weil er erſt mit ſeinem Herrn Vetter ſprechen und von ihm zu erfahren ſuchen wolle, ob er ihn recht verändert finde.“ Der Richter und die Wache geriethen über dieſen neuen Beweiß von wahrer, oder erkünſtelter Dummheit in Verwunderung, aber in eben dem Augenblicke ſchlug Girbha ihren Schleyer zurück, und lag dem Richter zu Füßen. — „Geſtrenger Herr, ſagte ſie, das iſt nicht der Fetah, dem man nachſpürt; es iſt ein unſchuldiges Geſchöpf, das niemals jemand etwas zu Leide that, es iſt mein armer Mann, der blödſinnige Tailun, der aus allzugroßer Einfalt ſich von jemand, ich weiß nicht von wem, ſo hat verunſtalten laſſen; erlaube, daß ich ihn ſäubern darf, und es werden hier gewiß Leute ſeyn, die ihn kennen werden. „Komm Taugenichts, ſagte hierauf Oitbha zum Tailun in dem gebietenden Tone, den ſie ſo gut gegen ihn anzunehmen wuſte, rede, wo haſt du geſteckt, wo haſt du dich ſo zurichten laſſen?“ — „Der andere, der bey mir war, ſagte Tailun, hat mich ſo anders gemacht.“ „Schämſt du dich nicht, nach allen deinen lächerlichen Umwandlungen, dich auch noch in einen Räuber, einen Böſewicht verwandeln zu laſſen, und dich der Gefahr auszuſetzen, als ein ſolcher gehangen zu werden?“ — Tailun antwortete nicht eine Sylbe, ſondern ließ es geſchehen, daß ſeine Frau ihm mit dem Schnupftuche die Schwärze abwiſchte, womit ſeine Haare und ſein Geſicht gefärbt waren. Einige Kinder aus der Nachbarſchaft des Gefängniſſes fiengen gleich an zu ſchreien, „ach, das iſt der Geiſt, der die Todten frißt!“ Einer von den Reitern näherte ſich dem Richter und verſicherte ihn, daß dieſes nicht der Räuber Fetah ſey. „Ich bin der, welcher den Fetah gefangen nahm; ich hab' ihn 3 Tage in meiner Verwahrung gehabt, ich muß ihn alſo kennen. Dieſer Menſch da, iſt der Blödſinnige, den wir vor einigen Tagen im Walde antrafen, und deſſen Freylaſſung du befohlen haſt. Fetah wird die Liſt gebraucht haben, ſeine Stelle einzunehmen. Der Richter,

ter, den ſo viele übereinſtimmende Ausſagen von der Wahrheit überzeugten, der aber die Hinrichtung nicht einſtellen konnte, bevor er nicht ſeinen Obern und dem Kalifen von dem Vorfalle Bericht abgeſtattet hatte, ließ den Xailun wieder zurück in das Gefängniß bringen. Oitbha begleitete ihn, und holte auch, aus ihrem Hauße neue und anſtändigere Kleidungsſtücke, um ihm Fetah's Kleider ausziehen zu können, die ihn der Schande und dem Tode Preis gegeben hatten. Sie bezahlte den Gefängnißwärter zum voraus und reichlich damit er Xailun recht gut pflegen und warten möchte, bis der Befehl zu ſeiner Loslaſſung gekommen ſeyn würde.

Bey jeder andern Gelegenheit würde Xailun eine Veränderung der Kleidung willkommen geweſen ſeyn, aber ſobald er ſich von ſeiner Frau erkannt und wieder der Gefahr blos geſtellt ſahe, von neuem ausgeſcholten und geſchlagen zu werden, war ihm jede Verwandlung zuwider. Der Befehl kam, daß Xailun ſollte in Freyheit geſezt werden, und Oitbha nahm ihn mit ſich nach Hauſe. Man kan leicht denken, daß ſie nicht, auf das freundlichſte mit ihm umgegangen ſeyn werde. Es war aber nothwendig, ihm Furcht einzujagen und ihn abzuſchrecken, auf neue Abentheuer

aus⸗

ausgehen. Doch ihm den Geſchmack davon zu benehmen, oder ihn auf andere Gedanken zu bringen, als die, welche einmal bey ihm Wurzel gefaßt hatten, war ſchlechterdings Unmöglichkeit. Um nicht mehr ausgeſchmält, nicht mehr mißhandelt, nicht mehr eingeſperrt zu werden, wußte er ſich kein anderes Rettungsmittel möglich zu denken; als daß mit ihm eine gänzliche Veränderung vorgehen müſſe. Aber das konnte nur das Werk Gottes ſeyn, und bisher hatte er Gott vergebens aufgeſucht, ohne ihn finden zu können. „Gott, dachte Tailun bey ſich, iſt doch nichts geringeres als ein Weßir; nicht weit von uns liegt der Palaſt eines Weßirs; zu dem kann man gehen und mit ihm ſprechen; ich will alſo in den Palaſt Gottes gehen und mit ihm ſprechen.“

Einſtmals fand er Gelegenheit, wieder zu entwiſchen und fragte jedermann, der ihm aufſties, wo Gottes Palaſt ſey. Man führte ihn in eine Moſkee. Das iſt nicht der Palaſt, ſagte er, das iſt der Ort, wo man zum Mohamed für die Moſlems betet; und er verlies die Moſkee und fuhr immer fort zu fragen, bis er in die Gegend des Palaſtes des Kalifen kam. Einer von den Thürhütern des Hofs hörte ihn und fand Mittel, ſich von ihm erklären zu laſſen, was für eine Gnade er zu erhalten wünſche. Als er von Tailuns Karakter und Abſichten hinlänglich unterrichtet war, glaubte er, daß es den Kaliſen vielleicht Spaß machen könne. Folge mir, ſagte er zu Tailun, ich will dich an den Ort bringen, wo du hin verlangſt. „¿ Werde ich Gott ſprechen?“ fragte die gute einfältige Seele? „Ja, du ſollſt ihn ſprechen, und ihn von Angeſicht zu Angeſicht ſehen.“ Mit dieſen Worten lies er ihn in den Palaſt treten, ſich niederſetzen, und befahl ihn, auf ihn zu warten.

Obgleich Tailun ſich nur in einem von den erſten Höfen und in dem Zimmer eines von den Unterbedienten des Palaſtes befand, ſo kam ihm doch alles wunderſchön vor, aber als der Thürhüter ihn durch die Höfe und Gemächer brachte, welche zu dem Divan führten, ſo ſchrie er unaufhörlich, ach wie ſchön iſt Gottes Palaſt! Er wurde vollends ganz verblendet, als er den Kaliſen auf ſeinem Throne erblickte. Der Thürhüter ergriff ihn bey dem Arme und zog ihn vor. Hier iſt er, ſagte er, wirf dich nieder und rede mit Seiner Hoheit. „¿ Aber was ſoll ich ſagen?“ fragte Tailun ganz verwirrt. „Bitte ihn, daß er dich anders machet, und ſage ihm deine Urſachen, warum?“

Ich will nicht wiederholen; was Xailun vorbrachte; er war ſo verwirrt, ſo beſtürzt, ſo verwundert, daß er nicht einmal ſeine gewöhnliche Doſis Menſchenverſtand hatte. Sein Weib, ſein Haus, ſeine Gaſſe, die Stockſchläge ſeine Verwandlungen als Küchenjunge, Eſel, Ochſe, böſer Geiſt, Schwarzkünſtler, Amme, Henne, Spitzbube der gehangen werden ſollte, das alles kam in ſeiner Erzählung ſo bunt als möglich durch einander gemiſcht, zur Welt, wozu der Thürhüter das Seinige beytrug, der ihn mit Fleiße immer von einem Umſtande in den andern zu verwickeln ſuchte. Er ſchloß endlich ſeine Erzählung einmal für allemal mit der Bitte: lieber Gott, da du mich hörſt, ſo mache, daß ich anders werde, aber richte es ſo ein, daß meine Frau mich nicht mehr kennt, und ich mich ſelbſt nicht mehr kenne; verändere mich noch beſſer, als du unſere Eſelin verändert haſt, denn die bekommt noch immer mitunter Schläge."

Harun-al-Raſchid und ſeine Hofleute hatten alle Mühe von der Welt, ſich des Lachens zu enthalten. Unterdeſſen faßte ſich doch der Kalife und befahl dem Thürhüter den Xailun in ein Zimmer zu bringen, wo man auf der Stelle die Veränderung mit ihm vornehmen könne. Wäre Xailun nicht ſo weit vom Ka-

lifen

liſen geweſen, ſo würde er gewiß auf ſeine Füße zugeſtürzt ſeyn, um ſie zu küſſen, und ſie ihm vielleicht zerquetſcht haben; aber ſo befand er ſich auſſerhalb des Geländers.

Die Verſchnittenen brachten ihn in ein Zimmer, wo ihm bald ein reichliches Mahl vorgeſezt wurde. Die Gerichte waren ihm gänzlich unbekannt; ſie ſchmeichelten ſeinem Geſchmacke durch ihre Neuheit, und behagten ihm deſto beſſer. Er fand alles vortreflich, und überlies ſich ganz ſeinem Appetite, indem er ſich immer mehr in dem Gedanken beſtärkte, daß der Menſch nur durch Eſſen anders werden könne; weil Gott ja ſelbſt, in deſſen Palaſte er ſich jezt befinde, kein anderes Mittel gebrauche. Die auserleſenſten Weine begleiteten die Leckerbiſſen; zwar wuſte er nicht, was es war, aber er trank doch nach Herzensluſt davon. Man hatte einen ſtarken Schlaftrunk darunter gemiſcht, deſſen Wirkung er bald ſpürte; denn ehe er noch von der Tafel aufſtehen konnte, fiel er ſchon in einen tiefen Schlaf.

Die Sklaven warteten nur auf dieſen Augenblick, um ſich ſeiner zu bemächtigen. Man badete, reinigte, enthaarte ihn vom Kopfe bis zun Füſſen. Man hatte eine alte Sklavin, die in der Kunſt der Pommaden, Schminken, und andrer Toiletten Erforderniſſen ſehr erfahren war, aus dem Innern des Serails kommen laſſen; ſie wäre im Stande geweſen, vermittelſt der Balſame, die ſie zu verfertigen wußte, einem Todtenkopfe Leben und Schönheit wieder zu geben, und als Xailun durch ihre Hände gegangen war, ſah er ſo friſch, und blühend wie eine Roſe aus, und ein leichter Flaum beſchattete ſeine Haut. Ein ſchönes blondes, nachläßig gelocktes Haar, vertrat die Stelle ſeiner harten, rauhen und borſtigen Mähne; ſeine Augenbraunen bildeten zwey ſanfte Bogen, denen man eben die blonde Farbe gab. Seinen Leib ſchnürte man in ein himmelblaues Kamiſol, das vorn ein wenig ausgeſchnitten war um den Hals, um die Bruſt offen zu laſſen, auf welche man ihm künſtliche Adern gemahlt hatte, um die Weiße zu heben; eine Sonne von Edelgeſteinen blizte mitten auf ſeinem Leibe, und Perlenſchnuren hingen von ſeinem Halſe herab, der würklich ſchön geformet war, und vermählten ſich mit den Diamanten. Man zog ihm prächtige Halbſtiefeln an, umgürtete ihn mit einem reichen Gürtel, und lies einen ſilbergeſtirnten Flor der mit Grazie an der Seite aufgezogen war, und durch eine Rubinen-Agraffe gehalten wurde, über ſeine Schultern wallen. Gerne hätte man ihm auch

Flügel angemacht, aber ſie würden ihn in ſeinen Bewegungen gehindert haben, von denen man nicht gern etwas verlieren wollte.

Als die alte Sclavin den dicken, plumpen Tailun ganz in einen Engel umgeſchaffen hatte, trug man ihn in einen prächtigen Saal unter einen Thronhimmel, und auf einem Sofa von der gröſten Koſtbarkeit. Vier einander gegenüber angebrachte Spiegel ſpiegelten und vervielfältigten ſeine Geſtalt, und hier ließ man ihn in dieſem Aufputze ausſchlafen.

In eben der Nacht ſollte im Innern des Palaſtes das Blumenfeſt *) gefeiert werden, und des Kalifen Abſicht war, durch Tailuns Verwandelung die Luſtbarkeiten des Feſtes zu vermehren.

Die Verſchnittenen hatten Befehl, Acht zu haben, bis das Ende der Wirkung des Schlaftrunks ſich durch die gewöhnlichen Symptomen ankündige, um den Muſikanten, die über dem

---

*) Bey dieſem Feſte werden ein Spiegel und zwey Lichter bey jeder Blume des Gartens geſtellt. Es iſt ein ſehr glänzendes Feſt, das in jedem Frühjahre begangen wird.

Saale in einer mit Flor verhüllten Loge ſaßen, das Zeichen zu geben. In eben dieſer Loge befand ſich der Kalife ſelbſt, um ſich an dem Schauſpiele ſeines Erwachens zu weiden, das die Muſik vollends bewerkſtelligen ſollte.

Die Nacht brach ein, und Xailun ſchlief noch. Die Kunſt, der man ſich bedient hatte, um ihn einzuſchläfern, war durch ſeine natürliche glückliche Anlage dazu treflich unterſtüzt worden; endlich fieng er an, ſich zu bewegen und zu dehnen; nun begonn die Muſik pianiſſimo, bis ſich endlich die kriegeriſchen Inſtrumente hineinmiſchten und ſie immer lebhafter und rauſchender wurde. Xailun erwachte.

Zweyhundert Wachskerzen erleuchteten den Ort, wo er ſich befand. Er ſchaute auf und erblickte einen Engel im Spiegel, er drehte ſich um, der Spiegel hinter dem Sofa zeigte ihm einen andern Engel. Endlich warf er die Augen auf ſeine Hände, ſeine Füße, ſeinen Körper, und alles was er ſahe, blendete ihn. Er ſprach nicht, er ſchrie; er lief im Saale umher, näherte ſich allen Spiegeln, einem nach dem andern, bis er mit der Naſe daran ſtieß, und es war ihm, als ob die Engel ſich ihm auch näherten, und ihn küßten. O! o! rief er, ohne etwas anders hervorbringen zu können, ſo groß war ſeine Verwunderung; zulezt ſchien er den Verſtand wieder zu bekommen.

„Ich ſehe das alles wohl mit meinen Augen, ſagte er, ¿aber wo bin ich? ich? was iſt aus mir geworden? O Tailun, Tailun! komm doch, und ſieh das alles, um es meiner Frau wieder zu ſagen.“ Er lief von neuem zum Spiegel, „ſagt mir doch, ihr, die ihr ſo ſchön ſeyd, wo der arme Tailun iſt? wißt, ſo ſchön ich auch bin, ſo würde ich doch weinen, wenn ich den armen Tailun nicht wieder fände.“ Eine ſanfte, melodiſche Stimme ertönte oben aus der Loge, und rief: „ſuche den Tailun nicht, den du kannteſt, und den ſeine Frau prügelte; du biſt es ſelbſt, du verlangteſt anders zu werden, du biſt anders geworden!“ „¿Und wer ſind die ſchönen Knaben, die ſich rings in dem Saale befinden? die ſich mir nähern, wenn ich auf ſie zu gehe? die mich küſſen und ſo kalte Naſenſpitzen haben? die mit mir reden, und die ich nicht verſtehe?“ „Es ſind deine Ebenbilder, die ſich im Spiegel darſtellen; ¿haſt du dich niemals in einem Spiegel geſehen?“ „O ja, aber ich habe nur immer ein Bild geſehen, und jezt ſehe ich welche bis tief hinten; und dort giebts welche, die mir den Rücken zudrehen." „Und doch ſind es nichts weiter als deine Ebenbilder." „Nun gut, ſo ſage du, der mit mir ſpricht, dem Gotte, der da reich iſt, daß er mir alle dieſe Ebenbilder ſchenkt, damit ich ſie wieder meiner Frau ſchenken kann." „¿Und du willſt zu deiner Frau zurückkehren, die dich ſchlägt?" „Ja, ſie wird mich nicht mehr ſchlagen, weil ich verändert bin." „¿Aber, Xailun, willſt du denn nicht bey Gotte bleiben?" „Ja ich will bey Gotte bleiben, aber auch bey meiner Frau; wir haben ein Kind, und ſie iſt ſchwanger, ich will fünfmal des Tages hieher kommen und mein Gebet verrichten.

Der Kaliſe ergözte ſich ſehr an dieſem Geſpräche, aber es war Zeit, alle die Damen ſeines Hofs daran Theil nehmen zu laſſen. Einige von den vornehmſten Verſchnittenen kamen, und benachrichtigten den Xailun, daß er in den Gärten des Palaſtes erwartet würde. Er nahm Abſchied von allen dieſen Ebenbildern, die ſeinen Abſchied erwiederten, und weil er gewohnt war zu gehorchen, ſo folgte er denen, die gekommen waren ihn abzuholen.

Das Feſt, welchem man Xailun beywohnen ließ, mußte ihn nothwendig in Entzücken ſetzen; jede Blume hatte neben ihrem Stengel einen Spiegel, und die Ebenbilder, die er im Saale zurückgelaſſen zu haben glaubte, folgten ihm hier überall nach, wo er hingieng; viertauſend Kerzen, die dem Erdbooen gleich ſtunden, erleuchteten dieß prächtige Schauſpiel und zehntauſend bunte Laternen ſchmückten alle Seiten des Palaſtes. Xailuns erſter Gedanke war, er ſey ins Paradies gekommen. „Du biſt noch nicht da; ſagte einer von den Verſchnittenen zu ihm, die ihn begleiteten; man will dich nicht betrügen; hier iſt nur das irdiſche Paradies, und du befindeſt dich bey dem Statthalter Gottes, wir wollen dich zu ihm bringen.“ Dies Wort, Statthalter Gottes, gieng nicht in Xailuns Kopf, denn nach ſeinem Glaubensbekenntniſſe gab es nur Einen Gott; doch jezt hatte er nicht Zeit Ketzer zu werden, denn er erblickte unter einem prächtigen Pavillon den Kalifen im vollen Schimmer ſeines Throns, und von allen Schönheiten ſeines Harems umringt. Bey dieſem Anblicke rief Xailun aus: „o wie viel Ebenbilder!“ Man brachte ihn näher, und alle die Damen neckten ihn um die Wette. Er wollte ſich ihnen ebenfalls ſo weit nähern, wie er ſich den Spiegeln genähert hatte; „küßt mich doch, ſagte er zu ihnen, ich möchte doch gern wiſſen,

ob

ob eure Naſenſpitzen auch ſo kalt ſind, als der andern ihre. Ha, ihr könnt reden! ¿kennt ihr mich? findet ihr mich nicht ſehr verändert? O unſere Eſelin und ich wir werden unſere Nachbarn was rechtes in Erſtaunen ſetzen; in unſerm ganzen Viertel wird niemand ſo verändert ſeyn wie wir!“ Die Damen des Kalifen erſtickten bald für Lachen, aber ſie wollten Xailuns Treue in Verſuchung führen und ihn bewegen, bey ihnen zu bleiben. Geduldet euch, antwortete er, ich ſehe wohl, daß ihr die Huris ſeyd, aber ich bin noch nicht todt und bin verheyrathet. — „¿Wie kannſt du eine Frau liebhaben, die dich ſchlägt?“ fragte eine Sultanin. „¿Was iſt das, lieb haben? fragte Xailun; ich muß mit Oitbha leben, ſie iſt meine Frau, ¿lebt man von lieb haben?“ Als der Kalife merkte, daß man mit Xailun den Spas ſo weit getrieben hatte, als er getrieben werden konnte, befohl er, ihm ein vortrefliches Abendeſſen aufzutiſchen, und ihn von neuem den Armen des Schlafs zu überliefern. Morgen wollte er der Oitbha davon Nachricht geben laſſen, damit ſie kommen und ihren Mann abholen könnte.

Xailun ließ ſich's vortreflich ſchmecken, ohne daß die Liebe und der Anblick ſo vieler

Schön

Schönheiten ihm den Kopf ſchwindlich gemacht hatte; er freute ſich zwar anders geworden zu ſeyn, aber lediglich in der Rückſicht, um wieder nach Hauſe gehen zu können.

Die Verſchnittenen und die Sklavinnen der Damen des Palaſtes nahmen ſich unterdeſſen vor, ſich auf Koſten des einfältigen Menſchen und ohne Vorwiſſen des Kalifen, eine Kurzweil mit ihm zu machen. So bald er eingeſchlafen war, zogen ſie ihm ſeine ſchöne Kleider aus, und wickelten ihn in Ziegenfelle ein. Statt der geſpaltenen Klauen nähten ſie ihm vorne an die Spitzen Geier-Krallen und bedeckten ihm den Kopf mit einer ungeheuern Bockslarve, aus welcher zwey große feuerfarbene Glas-Augen vorragten. Als die Sklaven und Sklavinnen den armen Tailun dergeſtalt verunſtaltet hatten, daß er ſich ſelbſt unkenntlich ſeyn muſte, legten ſie ihn auf eine Matte, in ein unterirrdiſches Gewölbe des Palaſtes, wo man die Sklaven einzuſperren pflegte, die etwas leichtes verbrochen hatten, und um ihn des grauſamen Vergnügens nicht zu berauben, ſich zu ſehen, erleuchteten ſie dieſe Art von Kerker mit zwey Lampen, und behiengen die Wände mit einigen Spiegeln. Als alle Anſtalten getroffen waren, daß ihnen nichts von der Wirkung dieſer neuen Verwandlung verlohren gehen konnte, begaben ſich die Sclavinnen und Verſchnittenen bis zu Xailuns Erwachen, in den Garten, um noch Theil an dem übrigen Feſte zu nehmen, und die Nacht verſtrich im Genuß der mannigfaltigen Luſtbarkeiten, welche für den Kalifen und ſeine Damen veranſtaltet worden waren. Mit Anbruche des Tages wurde das Haupt der Verſchnittenen gewahr, daß es überall an Aufwartung fehlte. Er ſuchte ſogleich die Sklaven und Sklavinnen vom Dienſte auf, und traf ſie endlich an, wie ſie ſich an dem Schrecken, den Qualen, und dem Geheul des armen Xailun ergözten. Das Haupt der Verſchnittenen würde vielleicht dieſe Barbarey gerächt haben, aber die Favoritin der Favorite Sultanin ſpielte die Hauptrolle bey den lächerlichen Plagen, die man dem armen einfältigen Menſchen anthat. Wenn man bedenkt, daß Xailun in Zeit von 14 Stunden zwey Schlaftrunke zu ſich genommen hatte, daß er ſich jezt aus der Viſion des Paradieſes, ſo plötzlich in die Hölle verſezt fand, wo die Gläſer, die er vor den Augen hatte, ihm alles in Feuer und Flammen malten; und ſtatt der Reize einer leckern Tafel und der Liebkoſungen der Sultaninnen, den Händen einer brutalen und ungeſtümen Menge

Preis gegeben war: ſo wird man geſtehen müſſen, daß an ſeiner Stelle ſelbſt ein Klügerer den Verſtand hätte verliehren können. Ach, Xailun erblickte ſich in derſelben Geſtalt die er in der Mühle und am Pfluge gehabt hatte; ein einziger Umſtand tröſtete ihn. Er wuſte aus der Erfahrung, daß die guten oder böſen Verwandlungen niemals von langer Dauer waren; aber als er ſich ſo aus einem Engel in einen Teufel verändert ſahe, erinnerte er ſich dunkel, daß man ihm in dem Garten geſagt habe, er ſey bey dem Statthalter Gottes. Er ſchloß daraus, er ſey nicht an den rechten Gott gekommen und ſeine ſchreckliche Verwandlung ſey die Folge davon; „¡Ach, mein Gott mein Gott, rief er, verwandle du doch ſelbſt den armen Xailun, da dein Vice-Gott ihn ſo garſtig verwandelt hat!"

Xailun's Gebet wurde in dem Augenblicke erhört. Das Haupt der Verſchnittenen hatte alle die Sklaven an ihre Verrichtungen geſchickt, und den armen Mann von ſeiner fürchterlichen Vermummung befreyt. Er ließ ihn vom Kopfe bis zun Füßen neu und ſeinem Stande gemäß kleiden und bedeckte ſein kahles geſchorenes Haupt mit einem Turban; hierauf ließ er ihn in eins von den äußern Zimmern des Palaſtes bringen und ihm ein gutes Frühſtück vorſetzen, das Xailun gierig verſchlang, und über alle dieſe Vorgänge nach ſeiner Art Betrachtungen anſtellte.

Jetzt war alſo wieder eine neue Veränderung mit ihm vorgegangen und er konnte ſich in einem Spiegel beſehen. Ob er gleich keinen Bart mehr, und den Kopf mit einem großen Turban verhüllt hatte, ſo glaubte er ſich doch zu erkennen. „Ach, ſagte er, nun bin ich in einen jungen Moſlem verwandelt worden; meine Frau hat mir ſchon geſagt, daß ich ärger als ein Kind wäre; nun wird's aus einem ganz andern Tone klingen. Unterdeſſen finde ich doch, daß ich ſo übel nicht ausſähe, wenn ich ſo bliebe.“ Xailun indem er fortfuhr ſich vor dem Spiegel mit ſich ſelbſt zu unterhalten, verlohr keine Zeit und aß und trank nach Herzensluſt alles, was ihm gereicht wurde. Sobald der Kalife erwacht war, meldete ihm der Oberſte der Verſchnittenen, wie unartig ſich die Sclavinnen gegen Xailun betragen hätten, und daß die Sclavin der Favorit-Sultanin an ihrer Spitze geweſen ſey. Der Monarch, weit entfernt es jemanden entgelten zu laſſen, gab ſich vielmehr die Schuld. „Wir ſelbſt, ſagte er, ſind mit unſerm Beyſpiele ihnen bey dem Poſſenſpiele vorgegangen; es iſt kein Wunder, wenn Sclavinnen unſere Thorheiten übertreiben. Ich habe dieſen Menſchen beobachtet. Er hat zwar keinen Kopf, aber er hat eine Seele. Ich bin neugierig die Oitbha kennen zu lernen, die Frau, die wie es ſcheint, durch Furcht und Schläge dieſe Art von unvernünftigen Bären zu zähmen und ihn doch ſo an ſich zu gewöhnen wuſte, daß er ſtets wieder zu ihr zurück verlangt. Ich will ihren Karakter, wie den Karakter ihres Mannes auf die Probe ſtellen, und wenn die Probe gut ausfällt, den Fehler wieder gut machen, den ich gegen beyde begangen habe." Er befahl einem von ſeinen Verſchnittenen, dem Thürhüter, der den Xailun hergebracht hatte, aufzutragen, ſeine Frau, Oitbha, in den Palaſt zu hohlen, vorher aber ſie zu unterrichten, was dieſe Nacht geſchehen ſey; „verdient ſie Achtung, ſezte der Kalife hinzu, wie ich Urſach habe zu glauben, ſo will ich nicht lange zögern, mein Unrecht wieder gut zu machen." Der Thürhüter befolgte die erhaltenen Befehle, und Oitbha, die wegen ihres Mannes ſehr in Sorgen war, erfuhr nun, daß er in dem Palaſte des Kalifen ſey; man erzählte ihr alles, was am Tage und in der Nacht vorgefallen war, und ſagte ihr zulezt, daß der Monarch ſie ſelbſt zu ſprechen verlange.

Oitbha, die eine ſehr feine und ſchnelle Ueberlegungskraft beſaß, ſahe ſogleich ein, welchen Nutzen ſie aus dem Mißbrauche ziehen könne, den man mit der Blödſinnigkeit ihres Mannes getrieben. Sie hatte ſich zwar bisher im Innern ihres Hauſes eine anſtändige Wohlhabenheit zu verſchaffen, aber den Schatz, den ſie in dem Gewölbe erbeutete, aller Augen ſorgfältig zu verbergen gewuſt. Es würde gefährlich für ſie geweſen ſeyn, wenn ein Kadi ſie zuerſt wegen ihres Reichthums in Verdacht gehabt hätte, dem Kalifen hingegen konnte ſie einen Theil davon ſehen laſſen, ohne etwas befürchten zu dürfen. Sie kleidete ſich anſtändig an, befeſtigte zwey Beutel, jeden mit 2000 Goldſtücken an ihrem Gürtel, warf einen großen neuen Schleyer über, und folgte dem Thürhüter nach dem Palaſte. Der Kalife ſaß auf ſeinem Throne; man brachte die Oitbha vor ihn, ſie warf ſich nieder, er befohl ihr aufzuſtehen. Sie ſchlug ihren Schleyer auf und ſagte: „ich habe den Befehlen des Monarchens, des Beherrſchers der Gläubigen gehorcht, was verlangt er von Oitbha, der demüthigſten ſeiner Sclaven?“ — „Oitbha, antwortete der Kalife, Xailun dein Mann iſt geſtern in meinen Palaſt gekommen, und ich habe dir ſchon wiſſen laſſen, daß er wegen ſeiner groſſen Einfalt meinem Hofe zur Kurzweil gedient hat. Aus ſeinem eigenen Geſtändniſſe und aus den Berichten, die mir abgeſtattet worden ſind, weiß ich, daß ſeine natürliche Unſtetigkeit und ſein Mangel an Beurtheilungskraft ihn ſogar dem Tode nahe gebracht habe. Es iſt nicht recht, daß eine ſo junge Frau, wie du, unauflöslich mit einem Manne verbunden ſeyn ſoll, dem es gänzlich an Verſtande gebricht. Ich thue dir den Vorſchlag, eure Ehe für ungültig zu erklären, und deinen Mann in einem von den Irren-Häuſern zu verſorgen. „Allweiſer Kalife, erwiederte Oitbha, der arme Xailun iſt mein Mann vor Gott, und er kann folglich auch nicht aufhören, es nach dem Geſetze zu ſeyn. Ich würde mich nicht zufrieden geben, wenn man ihn wo einſperren wollte, wo es mir unmöglich wäre, die Sorgfalt für ihn zu tragen, die ich ihm ſchuldig bin; er iſt der Vater meiner Kinder, er iſt meine Krone in den Augen des Himmels, die nur durch den Glanz meines eigenen Betragens den ihrigen erhalten kann: er thut niemand etwas zu Leide, aber da er ſchwach am Verſtande iſt, ſo habe ich alle Kräfte des meinigen zu ſeinem Beſten aufbieten müſſen. Faulheit und Müßiggang, ſeine Lieblingsneigungen, haben ihn oft in eine gänzliche

liche Blödſinnigkeit geſtürzt, und würden ihm die gröſten Unglücksfälle zugezogen haben. Ich habe alſo Strenge, Drohungen und ſogar Schläge anwenden müſſen, wenn ich meinen Zweck nicht anders als durch Furcht einprägen, und erlangen konnte. Als ich ihn endlich ganz mir unterworfen hatte; beſchloß ich, ein anderes Betragen gegen ihn anzunehmen, und zu verſuchen, ob ich ihm, ſo zu ſagen, einen andern Stand in der Welt verſchaffen könnte. Ich hielt ihn zu Hauße eingeſchloſſen, wo er frey von aller Arbeit war; aber zu unſerm Unglück iſt er mir entwiſcht und hieher gelaufen. Daß er keinen Schutz an dieſem erhabenen Orte fand, wo alle Moſlems der Erde Schutz ſuchen dürfen, daran iſt wahrſcheinlich ſein ſonderbares Schickſal und das Meinige Schuld, und ich wage es, deßwegen deine Gerechtigkeit anzuflehn. Gieb mir Xailun wieder, o weiſer Kalife, meine Pflicht macht mir ihn theuer! er iſt zwar ein Menſch, dem es an Beurtheilungskraft fehlt, aber ein treuer Moſlem, ohne Arg, und die Unſchuld ſelbſt. Sollte er ſo unglücklich geweſen ſeyn, jemanden in Bagdad einen Schaden zugefügt zu haben, ſo biete ich hier 4000 Goldſtücke, die unſern ganzen Reichthum ausmachen, zu ſeiner Auslöſung dar, und ſollten ſie nicht hinreichen, ſo würde ich lieber meine Freyheit ſelbſt aufopfern, um ihm die Seinige wieder zu verſchaffen."

Gitbha war nicht ſchön, aber ſie hatte viel Phiſiognomie, Jugend, Etwas Blühendes, und in ihrem Betragen viel Edles. Der Kaliſe ſchämte ſich, daß er ſich gewiſſermaßen gegen ſie vergangen, und ſich auf Koſten der Blödſinnigkeit ihres Mannes einen Augenblick habe beluſtigen können; aber er hatte immer Hülfsmittel bey der Hand, um ſich aus einer Verlegenheit zu reißen. Er ſagte ſeinem erſten Verſchnittenen etwas ins Ohr, und in einem Augenblicke kam dieſer zurück, trug in der einen Hand ein Käſtchen, und führte an der andern den Xailun, der mit einem ſchönen Pelze bekleidet war. „Giebha, ſagte Harun, hier iſt dein Mann, und der Pelz, womit ich ihn beehrt habe, hat er den Empfindungen zu verdanken, die er dir, ſo wie er iſt, einzuflößen gewußt hat. Ich ſehe, daß ich mich nicht in dem Urtheile betrogen habe, das ich von dir nach der auſſerordentlichen Zuneigung fällte, welche dieſer Menſch für dich verrieth, dem man Gefühl gar nicht zutrauen ſollte. Ich nehme euch beyde unter meinen Schutz, und weit entfernt ein Löſegeld für Xailuns Freylaſſung

laſſung zu verlangen, füge ich hier noch 4000 Zechinen zu dem Gelde hinzu, das du für ihn geben wollteſt.“

Der erſte Gegenſtand, den Xailun bey ſeinem Eintritte zu Geſicht bekam, war ſeine Frau. Nachdem er ſich bey ihr wegen ſeiner lezten Flucht entſchuldigt hatte, wieß er ihr hurtig ſeinen Pelz und rief: ich bin anders, anders, weit ſchöner anders! Nun erblickte er den Kalifen, „Ach, Krallen, Hörner, lieber Herr Gott, lieber Herr Statthalter! ſchrie er,, und verbarg ſich hinter ſeine Frau. Dieſe empfieng nach einer ehrfurchtsvollen Verbeugung das Käſtchen, worinne das Geſchenk des Kalifen war, aus den Händen des Verſchnittenen, legte die Beutel darzu, die ſie mitgebracht hatte und gab es dem Xailun zu tragen; ſie grüßte den Kalifen tief und entfernte ſich.

Die 4000 Goldſtücke wollten zwar wenig in Vergleichung mit dem ungeheuern Schatze bedeuten, den ſie ſich zueignen konnte, aber ſie gaben ihr einen Vorwand an die Hand, nun Gebrauch von dieſem Schatze zu machen. Der Kalife hatte ihr 4000 Zechinen geſchenkt, und eine Stunde darauf hieß es ſchon in ganz

Bagdad, er habe ihr einen ganzen großen Kaſten voll Gold gegeben. Als Oitbha von dem Palaſte weggieng, bemerkte ſie ein Haus von hübſchen Anſehen, ohnweit des großen Platzes, das zu verkaufen war; ſie beſah es, und verließ es nicht eher, als bis der Handel richtig war; die Schlüſſel ſteckte ſie zu ſich. Sie kehrte nach ihrer alten Wohnung zurück und lud zuförderſt die beyden Queerſäcke, welche ihren gegenwärtigen Schatz enthielten, auf die Eſelin. Sie leitete ſie ſelbſt nach ihrem neugekauften Hauſe und ließ ſich von Tallun begleiten, den ſie in ihren geheimen Angelegenheiten zu ihrem Geſchäftsträger erwählt hatte. Was die Beſorgung der andern Dinge aber, z. B. den Transport ihrer Mobilien betraf, ſo bediente ſie ſich dazu der gewöhnlichen Laſtträger; und ſchon den Abend bezog ſie noch ihre neue Wohnung. Vor ihr hatte ein reicher Kaufmann darinnen gewohnt, ſie fand alſo daſelbſt alle Bequemlichkeiten, und in dem ganzen Viertel wuſte man bereits, daß bey ihr alles vollauf ſey, und daß der Kalife ihr eine ganze Kiſte mit Gold geſchenkt habe. Oitbha mißbrauchte ihren Reichthum nicht, aber gleich den Tag darauf kaufte ſie ſich ein ſehr gutes Maulthier und noch ein Paar Queerſäcke. Den andern Morgen that ſie dem Tallun den Vorſchlag, mit ihr nach dem Landhauſe ſeines Vetters auf dem Maulthiere zu reiten. Man kann leicht denken, daß Xailun ſehr zufrieden mit dieſer Luſtparthie war. Oitbha ſezte ſich auf die Eſelin und Xailun folgte ihr auf ſeinem Maulthiere. So langten ſie bey den Ruinen an. Der Karduon, Xailun's adoptirter Vetter, ſaß eben auf dem Steinhauſen, welcher über dem Eingange des Gewölbes lag. Als er die beyden Reiter erblickte, verſteckte er ſich, aber Xailun war ihn ſchon gewahr geworden, und rief, da iſt der Herr Vetter. — „Wir wollen ihn auf ſeinem Zimmer beſuchen,“ ſagte Oitbha, wir haben jezt zwey Thiere zu ernähren und brauchen Futter für beyde; friſch, Xailun, räume dieſe Steine aus dem Wege; wir wollen zu ihm hinunter. Xailun arbeitete friſch drauf los, und es währte nicht lange, ſo erblickte man die Fallthür mit dem Ringe, und der Zugang zum Gewölbe war nun frey. Oitbha hatte ſich mit Feuerzeuge verſehen, um Licht aufſchlagen zu können. Sie beſichtigte das Gewölbe, und fand eine Menge koſtbarer Gefäße, die ihr aber ganz unnüz waren. „¿ Was ſuchſt da denn?“ fragte Xailun — „Ich ſuche den Vetter, er iſt aber nicht da.“ — Sie machte ſich über die Urne worinne die Goldſtücke lagen, füllte die vier Queerſäcke damit an, und Xailun mußte ſie hinauftragen, und auf die beyden Thiere laden, welche am Eingange des Gewölbes angebunden waren. „Laß uns nun die Thür zumachen und fortgehen, ſagte ſie, Nachmittags wollen wir wieder kommen, und zuſehen, ob der Vetter höflicher ſeyn wird.“ Sie ließ durch Xailun einige Steine auf die Fallthür wälzen, und that ihren Nachhauſeweg zu Fuße. Den Nachmittag trat ſie eine zweyte Wallfahrt dahin an, und leerte vollends die Urne mit den Goldmünzen. Nun ließ ſie die Fallthür durch Xailun wieder einſetzen, und ſo viel Steine darüber werfen, als ihm möglich war, alsdann begaben ſich beyde nach Bagdad zurück. Zwar blieben im Gewölbe noch unermeßliche Reichthümer an koſtbaren Gefäßen zurück, aber ſie fand, daß ſie ihr jezt überflüßig und unnöthig ſeyn würden, und daß ſie ja das Geheimniß von dieſen noch übrigen Schätzen, einſt ihren Kindern hinterlaſſen könne.

Als Wiebha ſich in ihrem Hauſe gut eingerichtet ſahe, und merkte, daß die öffentliche Meynung von ihrem Reichthume ſich ganz auf den Schutz und die Freygebigkeit des Kalifen gründete, dachte ſie auch ernſtlich darauf, den Kailun daran Theil nehmen zu laſſen. Die

Zahl ihrer Kinder wuchs; ſie hätten ſich vielleicht dereinſt ihres blödſinnigen Vaters ſchämen müſſen, man muſte alſo dafür ſorgen, daß er keine öffentlichen dummen Streiche mehr begehen konnte, und denen, deren Bekanntwerdung man nicht zu hindern vermogte, einen entſchuldigenden Anſtrich geben. Anfangs kaufte ſie nur Sclaven für ſich und ihre Kinder, aber mit vorzüglicher Sorgfalt wählte ſie in der Folge die, welchen ſie den Tailun anvertrauen wollte. Es koſtete ihr viele Mühe, dazu ſolche ausfündig zu machen, wie ſie ſelbige wünſchte; endlich kaufte ſie zwey, die ſchon bey reifen Jahren waren, und Einſicht und Verſtand hatten, kurz, auf welche ſie ſich ganz verlaſſen konnte. Sie muſten Tailun überall auf ſeinen Spaziergängen begleiten, deren Wahl ganz von ihm abhieng. Er fand ein Vergnügen daran, auf ſeinem Maulthiere oft zu den Ruinen zu reiten, und mit dem erſten beſten Karduon zu ſchwatzen, den er dort antraf. Seine Führer hatten Befehl, ihn nicht darinne zu ſtören, aber ſobald er anfangen wollte, die Steinhauſen wegzuräumen, um das zu ſuchen, was er des Vetters Hauß nennte, ſo muſten ſich die Sclaven widerſetzen, und zu ihm ſagen: Oitbha will es nicht haben.

Gleich in den erſten Tagen, wo Xailun dieſe Art von Freyheit genoß, nahm er auf ſeinem Maulthiere den Weg nach den Ruinen, ſobald er angelangt war, wollte er dem Herrn Vetter einen Beſuch abſtatten, und von ſeinen Karotten zu ſich nehmen, aber auf die Worte, Oitbha will es nicht haben, unterließ es Xailun ſogleich. Seine Führer hielten ihn auch ab ſich überall zuzudrängen und einzumiſchen; wandelte ihm ja die Luſt nach dieſem oder jenem an, ſo verſchafte man ihm die Sache, beſchrieb ihm ihren Gebrauch, kaufte ſie ihm, wenn er ſie gern beſitzen wollte, und fiel er auf etwas Abgeſchmacktes oder Sonderbares, ſo gaben die Worte den Ausſchlag, Oitbha will es nicht haben. Man hörte nichts mehr in Bagdad von neuen Xailuns Streichen. Oitbha hatte ihn überredet, er ſey nun ganz anders geworden und bedürfe keiner neuen Verwandlung mehr, nur müſſe er gehorſam ſeyn.

Einer von den angeſehenſten Kaufleuten zu Bagdad und Oitbha's Nachbar erlebte verſchiedene Unglücksfälle in ſeinem Handlungsweſen und ſahe plötzlich ſeinen Kredit durch einen groſſen Verluſt, den er zur See machte, ſinken. Es fehlte ihm an Gelde; Oitbha hörte es, und gieng zu ihm; „du haſt, redete ſie ihn an, den guten Zailun, meinen Mann, ſtets ſehr freundſchaftlich und menſchlich begegnet, ſo oft du Gelegenheit gehabt haſt, ihn zu ſehen; ich habe dir dieß hoch angerechnet. Du biſt ein ehrlicher Mann, und da ich weiß, daß dich Unglück betroffen hat, ſo biete ich dir 10000 Zechinen an, die du bey mir abholen laſſen kannſt. Ich leihe ſie, ohne [illegible] zu verlangen. Ich bin ſchon genug durch das Vergnügen belohnt, einem Biedermanne, wie dir, einen Dienſt erwieſen zu haben.“

Der Kaufmann nahm ein ſo großmüthiges Anerbieten dankbar an, brachte ſeine Sache in Ordnung, befeſtigte und vermehrte ſeinen Kredit und ſein Vermögen, und erzählte ſeinen beſten Freunden Girbhas edelmüthiges Verfahren gegen ihn, ſo daß dieſe ſchöne That bald im Publikum ruchtbar wurde. Sobald man erfuhr, daß man in der Noth auf ein Hülfsmittel von dieſer Art rechnen könnte, wenn man dem Zailun ſchön thäte, ſo beſtrebte ſich jedermann um die Wette, ihn mit Liebkoſungen zu überhäufen. Die Sclaven die ihn begleiteten, hatten Mühe, ihn den Freundſchaftsbezeugungen zu entreißen, womit man ihn unterwegens überſchüttete, aber ſie litten nicht, daß er von dem, was man ihm anbot, etwas annehmen durfte.

Oitbha erhielt von dem Kaufmanne, dem ſie unter die Arme gegriffen, ihr Geld redlich wieder. Sie hatte in der Folge Gelegenheit es noch mit drey andern zu verſuchen. Einer von dieſen fallirte gänzlich und hielt nicht mit der Wiederbezahlung ein, aber dieſes kümmerte Oitbha nicht im geringſten. In allen Straſſen von Bagdad empfieng ſie die gröſten Beweiſe von Achtung und man hielt ſie für eine Perſon, die bey den gröſten Handlungsſpekulationen intreſſirt wäre. Nunmehr konnte ſie alſo ohne die mindeſte Gefahr Gebrauch von ihrem Reichthume machen und auch wagen, hier und da etwas aufs Spiel zu ſetzen.

Tailuns Tiſch war vortreflich beſezt. Die Offiziere des Kalifen aſen zuweilen bey ihm; er brachte faſt gar kein läppiſches Zeug mehr vor, weil die beyden Sclaven ihm die Antwort eingaben, oder für ihn antworteten. Endlich brachte er's dahin, (was eben nicht ſo ſchwer iſt, als man glaubt, wenn man nur nicht den Dünkel hat, von ſeiner eigenen Grütze etwas mit einmiſchen zu wollen) ſich mit andrer Leute Kopfe aus dem Handel zu ziehen. Oirbha lebte ſehr glücklich mit Xailun, ſie gab ihren Kindern eine vortrefliche Erziehung, und verſorgte ſie zu Bagdad ſehr reichlich. Sie fuhr fort, ſich durch ihre Gutthätigkeit das Wohlwollen und die Bewunderung des Publikums bis an ihren Tod zu erwerben, der bald nach dem Tode ihres Mannes erfolgte, und jeden der ſie gekannt hatte, mit Betrübnis erfüllet.

Ende des erſten Theils.

Inhalt
der
Blauen Bibliothek
aller Nationen.

Erſter Band.

Ankündigung und Plan dieſer Sammlung.

Ueber die Literatur der Feen-Mährchen.

Einleitung zum erſten Bande.

Feen-Mährchen von Charles Perrault.

1) Rothkäppchen. 2) Die Feen. 3) Blaubart. 4) Die ſchlafende Schöne. 5) Die geſtiefelte Kaze. 6) Fräulein Aſchenbrödel oder das Glaspantöffelchen. 7) Ruprecht mit der Kuppe. 8) Der kleine Däumling. 9) Abentheuer der Prinzeſſin Sinnreich. 10) Eſelshaut.

Feen-Mährchen der Frau von Lintot.

1) Kornblümchen. 2) Prinz Offenherz. 3) Zartbraun und Conſtanze.

Das einzige Feen-Mährchen von J. J. Rouſſeau.

Königin Grille.

Zweyter Band.

Feen-Mährchen des Grafen A. Hamilton.

Einleitung. 1) Der Widder. 2) Dorn-Röschen. 3) Die vier Facardine.

Drit-

Dritter Band.

Feen-Mährchen der Frau Gräſin v. Aulnoy.

Einleitung. 1) Grazioſe und Percinet. 2) Schönchen Goldhaar. 3) Der blaue Vogel. 4) Prinz Kobold. 5) Prinzeſſin Frühlingsſchön. 6) Prinzeſſin Röschen. 7) Der goldne Zweig. 8) Der Orangenbaum und die Biene.

Vierter Band.

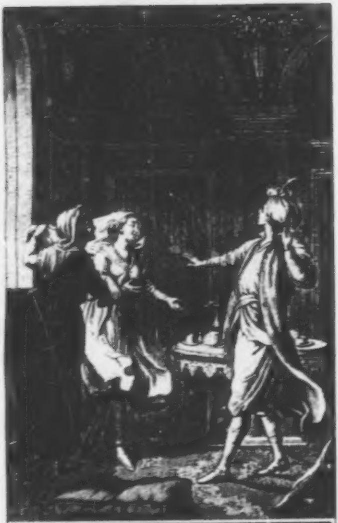
Fortſetzung der Feen-Mährchen der Frau Gräſin v. Aulnoy.

1) Das gute Mänschen. 2) Don Gabriel Ponce de Leon. 3) Der Widder. 4) Finette Aſchenbrödel. 5) Fortunate. 6) Babiole. 7) Don Fernando von Toledo. 8) Der gelbe Zwerg. 9) Der grüne Serpentin.

Fünfter Band.

Aechte Ergänzung der Tauſend, und einen Nacht. 1r Theil.

I. Il Bondocani, der Räuber-Hauptmann. S. 5
II. Die Macht des Schickſals. = — 109
III. Die unbekannte Dame. = — 269
IV. Der Blödſinnige. = — 336



Simustapha

Die
Blaue Bibliothek
aller Nationen.

Si Peau d'Ane m'étoit conté
J'y prendrois un plaisir extrême.

LAFONTAINE.

Sechſter Band.

Gotha
in der Ettingerſchen Buchhandlung. 1790.

UNIV. D. ANDE HEK
Gee 30 5 (v)

Fortſetzung
der ächten
Tauſend und Einen Nacht.

Zweyter Theil.

I.

Begebenheiten des Simuſtapha und der Prinzeſſin Ilſetilſone.

Unter der Regierung des Kalifen Harun-al-Raſchid ließ ſich ein junger Mann, der ſich durch die Regelmäßigkeit ſeiner Züge, durch die Schönheit und Anmuth ſeiner Phyſognomie und durch ſeinen reichen und zierlichen Wuchs auszeichnete, zu Bagdad nieder. Er kaufte ſich daſelbſt einen anſehnlichen Palaſt, der durch den Tod eines Großen der Stadt, erledigt worden war; er machte verſchiedene, ſeinen Abſichten entſprechende Verſchönerungen in den Gärten und gab den Zimmern eine andere Einrichtung; kurz, er verwandelte dieſen kleinen Palaſt in ein prächtiges Speiſehaus, wie man dergleichen noch nie in Bagdad und vielleicht in keiner Stadt Aſiens geſehen hatte.

Man wurde daſelbſt auf Silberwerk und Porzelan durch Sklaven bedient, die auf das geſchmackvollſte und reichlichſte gekleidet waren. Das Backwerk, und alle übrigen Gerichte waren ſo lecker zugerichtet, daß ſelbſt die Köche des Kalifen es ihm darinne nicht gleich thun konnten. Dieſer, in ſeinem Gewerbe ſo auſſerordentliche, Speiſewirth, nannte ſich Simuſtapha.

Seine ſchöne Geſtalt, ſeine höflichen und verbindlichen Manieren, und die gute Tafel, die man bey ihm antraf, lockten gar bald eine Menge Liebhaber in ſein Haus; ſelbſt die Vornehmſten von Bagdad waren nicht von der Neugierde frey, ſeine Talente kennen zu lernen, und da er die Kunſt beſaß, durch ſeine Ragouts ſelbſt den abgeſtumpfteſten Appetit wieder zu ſchärfen, ſo wurde er der Lieblingsſpeiſewirth der reichſten und angeſehenſten Perſonen des Hofs und der Stadt. Sein Haus und ſeine Gärten wimmelten ſtets von Perſonen, denen es mehr darum zu thun iſt, zu leben um zu eſſen, als zu eſſen um zu leben. Die Hofſchranzen des Kalifen unterhielten ſich beſtändig in ſeiner Gegenwart damit, wie köſtlich man bey dem ſchönen Speiſewirthe bedient werde, aber entweder hatte der Kalife zu viele Geſchäfte, um auf die Küchenneuigkeiten zu merken, oder es muſte ihm die Luſt, ſich ſelbſt von Simuſtapha's pha's Talenten zu überzeugen, erſt auf eine, dem Karakter, und den gewöhnlichen Launen dieſes Monarchen angemeſſene Art, ankommen. Auch alle die Sklaven aus Haruns Palaſt, und vorzüglich die Sklavinnen, giengen nie aus, ohne in der Nachbarſchaft von Simuſtapha's Speiſebude zu verweilen, und einige Meiſterſtücke von ſeiner Kunſt mitzunehmen. Keine unter allen that dieß mehr als **Namuna**, die von der Wiege an bey der Prinzeſſin Ilſetilſone, in Dienſten war; Haruns vielgeliebter Tochter und der einzigen Frucht ſeiner Vermählung mit der Sultanin Zobeide, die er unter allen ſeinen Gemahlinnen am meiſten geliebt hatte, und der er bis in den Tod ergeben geblieben war. **Namuna** genoß der Freyheit, welche Matronen von ihrem Alter haben, und man erblickte ſie täglich in den Straßen von Bagdad. Die kleinen Kinder kannten ſie unter ihrem Schleyer und grüßten ſie bey ihrem Namen, ſo bald ſie ſie ſahen. Simuſtapha, deſſen Gaarküche ſie ſehr oft beſuchte, und gegen jedermann ſehr höflich war, war es noch mehr gegen ſie. Er nöthigte ſie zum Sitzen, bediente ſie zuerſt und überhäufte ſie in ſeinem Betragen und Reden mit jenen Aufmerkſamkeiten, und ungezwungenen Höflichkeitsbezeugungen, die durch ihre Feinheit entzücken, ohne in Verlegenheit zu ſetzen.

Die gute Alte, ſo oft ſie, gerührt von allen dieſen Zuvorkommungen, nach Hauſe gieng, ſagte bey ſich ſelbſt, „ach! du ſchöner junger Menſch, der Himmel ſeegne dich, du verachteſt das Alter nicht.“ Wenn ſie dann die Prinzeſſin mit den verſchiedenen Stadtneuigkeiten unterhielt, die ſie auf ihren Wanderungen geſammelt hatte, ſo ſchloß ſie immer mit dem Lobe des ſchönen Simuſtapha. Er hatte ihr alle ſeine Gärten mit einer ſo unüberſchwenglichen Güte gezeigt, hatte ihr mit ſo viel Achtung, mit ſo viel Ehrfurcht begegnet, und das, ohne ſie zu kennen; alles, was er that, war ſo natürlich, und zeugte von ſeiner gutthätigen Seele, von ſeiner großen Achtung und Ehrfurcht für das andere Geſchlecht. Alles was er ſagte, fuhr ſie fort, iſt ſo verbindlich, der Ton ſeiner Stimme ſelbſt ſo einſchmeichelnd, ſo ſanft, als wenn man ſchon an ſeinen bloßen Worten genug hätte; ſein Anſtand iſt edel, wie ſeine Handlungen; und er iſt ſo ſchön, daß man alles über ihn vergißt, was von Jakobs Sohne, dem ſchönen Joſeph von Egypten geſchrieben ſteht. Gott mag jede vor der Verſuchung bewahren, ihn bey ſeinem Mantel zurückhalten zu wollen; es wäre doch vergebens, denn er iſt ſo ſittſam und rein, wie eine Taube.“

Ilſetilſone beluſtigte ſich an dem Geſchwätz ihrer alten Vertrauten. Wenn ſie aus der Stadt zurückkam, ſo war ſie die erſte, die ſie fragte, ob ſie nicht auf gut Glück bey dem ſchönen Speiſewirthe ausgegangen wäre. „Ey, das würde ich mir wohl zu Schulden kommen laſſen, nicht zu ihm zu gehen; antwortete einſtmal Namuna; ich bin zwar nicht ſo thörigt, mich in ihn zu verlieben ¿aber warum ſollte ich mir nicht erlauben, ein Gerichte lieber zu eſſen, das ſeine Hände bereitet haben? Was ihn ſelbſt betrifft, er iſt ein Schatz für eine Königin. Sie müßte gewiß ſehr ekel ſeyn, wenn ihr nicht der junge Menſch behagen wollte, der ſchöner iſt als alle Prinzen der Erde. ¿Warum ſollte ich mir denn das Vergnügen verſagen, ihn zu ſehen, mir von ihm höflich begegnen zu laſſen? Mir iſts immer als ob ein einziger von ſeinen Blicken mich wieder ganz jung machte, und ich behaupte, daß er mit dem Zauber ſeiner Augen ſein Backwerk würzt, weil es an Vortrefflichkeit durch nichts übertroffen wird. Ich habe heute dem Meſrur, dem Oberſten der Verſchnittenen, ein Pröbchen mitgebracht, von dem man gewiß im Palaſte reden hören wird.“

Namuna betrog ſich nicht; Meſrur, der Oberſte der Verſchnittenen, brachte die Torte, die er von der guten Hofmeiſterin bekommen hatte, der Lieblingsſultanin; und dieſe bewirthete den Kalifen damit, ohne ihm zu ſagen, daß das Backwerk auſſerhalb des Palaſts gemacht worden ſey. Harun der in laute Lobeserhebung ſeiner Vortrefflichkeit ausbrach, erfuhr nun, daß es aus Simuſtapha's Gaarküche ſey, von der ſo oft die Rede geweſen war. Die Favorittin that dem Harun den Vorſchlag, Morgen ihre Tafel ganz aus der Küche dieſes vortrefflichen Kochs verſehen zu laſſen, und Meſrur erhielt Befehl zu ihm zu gehen und es zu beſtellen. Das war alſo ſchon eine von den Folgen, welche der Enthuſiasmus der Matrone, zu Simuſtaphas Beſten, im Palaſte gewirkt hatte, aber es ſollte noch weit beſſer kommen, denn alles trug dazu bey; ſeine Geſchicklichkeit und ſeine ſchöne Figur; die ſehr weſentliche Vortrefflichkeit ſeiner Gerichte, und das günſtige Vorurtheil für ihn, das im Palaſte des Kalifen, mit einemmale entſtanden war, obgleich ganz Bagdad von ihm ſchon ſeit einem Jahre geſprochen hatte. Harun ſpeiſte bey der Favoritin mit auſſerordentlichem Appetite und war mit Simuſtapha's Kochkunſt ſo wohl zufrieden, daß er den Tag darauf ſeine eigene Tafel mit Gerichten aus ſeiner Gaarküche beſetzen ließ, und auch ſeinen Damen davon ſchickte; kurz, es gieng ſo weit, daß man im Palaſte nur eine ſchlechte Mahlzeit gehalten zu haben wähnte, wenn nicht auf der Tafel ein oder zwey Schüſſeln wenigſtens von Simuſtaphas Hand geweſen waren. Namuna triumphirte, als ſie das Anſehen ihres Lieblings von Tag zu Tage wachſen ſahe. Der Kalife hatte ſchon ſeiner Tochter Ilſetilſone verſchiedene von ſeinen Speiſen zugeſchickt, die ihm vorzüglich gut geſchienen hatten; ſie behagten aber dem Gaumen der Prinzeſſin nicht ſo, wie die Frau Hofmeiſterin erwartet hatte. Das Geplauder der letztern amüſirte ſie, und deswegen hörte ſie es gern, aber Leckerey kam dabey nicht in Anſchlag. „Sieh nur Prinzeſſin, ſagte die gute Matrone, wie dieß Gericht dem Auge ſchmeichelt, wie lieblich jener Kuchen duftet; dann gieng ſie zur Beſchreibung von Simuſtapha's Küche über; ſie glänzt, ſagte ſie, als wenn ſie mit Spiegeln behangen wäre; der Boden iſt polirter Marmor, und alle Gefäße ſind blitzend hell. Simuſtapha hat ſelbſt das Auge auf alles, und um ihn her ſind ſieben ſchöne Jünglinge bey den Oefen beſchäfftigt, und geputzt, als ob ſie zur Hochzeit gehen wollten; ſein Haupt das weit über die Häupter ſeiner Untergebenen emporragt, giebt ihm das Anſehen des Monds unter den ſieben Planeten. Sobald eine Speiſe fertig iſt, legt er die letzte Hand daran und würzt ſie mit jenem geheimen, unausſprechlichen Zauber, deſſen Gepräge Alles führt, was aus ſeinen Händen kommt.“ Die Alte, indem ſie bey jeder Gelegenheit ſo in das Lob des Speiſewirths ausbrach, ahndete die Wirkungen nicht, welche ihre Reden auf die junge Prinzeſſin hervorbrachten. Sie entzündeten in ihrem Herzen ein eben ſo lebhaſtes, als gefährliches Feuer.

Ilſetilſone, die ſich gern ſelbſt, ſo wie andern, ein Geheimniß aus ihrer Leidenſchaft für einen Mann von Simuſtapha's Gewerbe gemacht hätte, ſuchte ihre Neigung in der Geburt zu bekämpfen, und verlor darüber Schlaf, Appetit und Seelenruhe und verfiel in einen ſiechem, ſchmachtenden Zuſtand, deſſen Folgen Harun's Zärtlichkeit in Schrecken ſetzten. Die arme Hofmeiſterin beſeufzete den Zuſtand, in welchem ſie ihre liebenswürdige Gebieterin erblickte, bis endlich die Seufzer, die ihr entwiſchten, ſie doch nur dunkel, auf die Spur der Entſtehung ihrer Krankheit, brachten, und ein Befehl, den ſie aus ihren Munde empfieng, ſo unbedeutend er auch war, ihre Muthmaßung zur Gewißheit machte. Ilſetilſone hatte ſchon ſeit zwey Tagen nicht eſſen können. „Ich merke wohl, ſagte Namuna, daß ich mich genöthigt ſehen werde bey meinen Freund Simuſtapha, als wäre es für mich, ein Gerichte von ſeiner Hand zu beſtellen.“ Die Schöne lächelte, ohne zu antworten und die verſchwiegene Matrone eilte nach der Bude des Speiſewirths. „Liebenswürdiger Jüngling, ſagte ſie zu ihm, mache deine Sachen gut; ich habe eine Tochter, deren Leben mir lieber iſt als das Meinige, biete deine ganze Kunſt auf, eine Speiſe zu bereiten, deren Wohlgeſchmack ihr den Appetit wiedergeben kann. Sie hat nun ſchon ſeit zwey Tagen nicht gegeſſen, und ich fürchte, ſie ſtirbt. Wenn du im Stande biſt eine Speiſe zuzurichten die ihr ſchmeckt, ſo ſoll es mir auf 100 Zechinen nicht ankommen, um dich zu belohnen."

Simuſtapha ſahe die Alte ſtarr an; er kannte ſie ſehr gut und wußte, daß ſie keine Tochter hatte; überdieß würden ihn die 100 gebotene Zechinen ſchon auf die rechte Spur gebracht haben, wenn er es nicht ſchon geweſen wäre — „Sie iſt alſo unpäßlich? erwiederte er mit einem unruhigen Weſen". — „Mehr als unpäßlich, erwiederte Namuna; du ſiehſt mich darüber ſo bekümmert — aber alles was von dir kommt, iſt ſo gut, daß ich hoffe, daß ihr ſchon beſſer werden wird, wenn ſie es nur mit ihren Lippen berührt hat". — „Zum erſtenmale in meinem Leben, antwortete Simuſtapha werde ich zittern, daß es mir nicht recht gerathen möge". — Er begab ſich ſogleich an's Werk, und litte nicht daß jemand anders, als er, Hand anlegen durfte. In wenig Minuten konnte die alte Vertraute mit der Panacee zur Kranken zurückeilen, vorher aber wollte ſie das Gerichte bezahlen, das ſie mitnahm. Simuſtapha weigerte ſich, irgend eine Bezahlung anzunehmen. „Jſt mein Gerichte eßbar, ſagte er, ſo bin ich ſchon zur Gnüge belohnt; iſt es nicht werth, daß man es genieße, ſo darf ich noch weniger Bezahlung dafür annehmen.“

Namuna kam in den Palaſt, und überreichte das Eſſen. Jlſetilſone koſtete es, fand es vortrefflich, und aß es ganz auf. Die Augen der Hofmeiſterin funkelten vor Freude, als ſie den guten Erfolg ihrer kleinen Liſt ſahe. Sie erhob Simuſtapha's Gefälligkeit, Dienſtgefliſſenheit und Geſchicklichkeit bis an den Himmel. Er glaubte, ſagte ſie, es ſey für meine Tochter. Gleich hat er Hand angelegt. Jch wollte ihm 100 Zechinen geben, aber er wollte nichts annehmen; es war ihm ſchon Lohns genug, mir einen Dienſt erwieſen zu haben. „¡Wo hat ſich, ſagte Jlſetilſone ſeufzend, wo hat ſich doch die Seele und edle Denkungsart eines Fürſten hin verirrt!“ — „Sie hat ſich, antwortete Namuna, in einen Körper verirrt, wo Salomon ſelbſt, wenn er wieder auf der Erde erſchiene ſichs zur Ehre ſchätzen würde, zu weilen, und es würde ihm vielleicht Mühe koſten, mit ſo vielem Anſtande zu herrſchen, als [illegible]uſtapha ſeine Küche zu regieren weiß.“

Die Prinzeſſin hatte nun ihre Mahlzeit gehalten, und überließ ſich von neuem ihrem Tiefſinne. „¿Wie? ſagte Namuna, willſt du wieder deiner Schwermuth nachhängen, nachdem dir's ſo gut geſchmeckt hat? Denke vielmehr darauf — dich zu zerſtreuen, und dich in Stand zu ſetzen, den Kalifen angenehmer als bisher zu empfangen und ſeine Beſorgniß zu lindern!" — „¿Liebe Namuna, antwortete die Prinzeſſin, wie kann ich anders? Mein Herz iſt wider meinen Willen beklommen." — „Das weiß ich wohl, erwiederte die Vertraute, du birgſt in deinem Herzen ein ſchweres Geheimniß, das dich drückt, und du verbirgſt es mir, mir, die dich mehr liebt, als ihr Leben." — Das rührt daher, ſprach Ilſetilſone, weil mein Geheimniß mir keine Ehre macht und mit mir ſterben ſoll. ¿Darf ich hoffen, daß jemand anderes es bewahren werde, wenn ich es ſelbſt nicht bewahren kann?" — „Mit allen dieſen Schlüſſen, verſetzte die gute Hofmeiſterin, wirſt du dich noch ins Grab bringen, ſchöne Prinzeſſin. Meine Seele iſt gleich einem tiefen Brunnen, wo du dein Geheimniß verſenken kannſt, ohne daß es jemals wieder zum Vorſchein kommt; vielleicht kann ich ein Mittel ausſinnen, dir Erleichterung zu verſchaffen". — „O Namuna, unterbrach ſie Ilſetilſone, bitte Gott mit mir, daß er mich heile; es bedarf dazu ein Wunder von ſeiner Seite.„

„Nun gut, ſagte Namuna, wenn wir nur erſt wiſſen, worauf es ankömmt, ſo wollen wir einſtimmig zu ihm beten und dieß Wunder von ihm zu erhalten ſuchen. Hat er doch ſchon mehr, als ein Wunder in dieſen Gegenden verrichtet. Hier ließen ſich die Juden, ſein erſtes auserwähltes Volk nieder, als er ſie aus Pharaos Händen erlöſet hatte. Um dich aus deiner Verlegenheit zu erlöſen, Prinzeſſin, wird er kein Meer auszutrocknen brauchen. Statt eines großen Mannes, wie Moſes bedarf er nur eines geringeren Werkzeugs, wie mich, die ich willig und bereit bin, mich dazu brauchen zu laſſen. Habe Vertrauen zu mir, ſetze keinen Zweifel in die Treue und Verſchwiegenheit einer Perſon, die dich mehr als ihr Leben liebt, und die ſich willig für dich aufopfern wird, ſobald es auf dein Wohl ankommt. Ich habe Alter und Erfahrung, ich kann dir nützliche Rathſchläge geben, und die Hülfsmittel ausſinnen, die deine Unerfahrenheit dir nicht ahnden läßt. Mit Einem Worte, ich weiche nicht von hinnen, bis du meinem Herzen die Urſache der Schwermuth anvertraut haſt, der du dich mit Gefahr deines Lebens Preiß giebſt.“

„Ach gute Namuna, erwiederte die Prinzeſſin, Verwirrung ſollte mir den Mund ſchließen, aber mein Zutrauen zu dir zwingt mich, ihn zu öffnen. Du kennſt die wahre Urſache meines Uebels weit beſſer, als ich, ja ich würde dir Vorwürfe machen, daß du mehr, als eine andere, dazu beygetragen haſt, wenn ich nicht augenſcheinlich ſähe, daß mein Zuſtand die Wirkung eines unvermeidlichen Verhängniſſes iſt. Ich liebe bis zum Unſinne und alles hat dazu geholfen, das Feuer in mir anzufachen und mir den Kopf zu verrücken. Du Dammuna, alle Damen und Sklavinnen des Palaſtes, der Kalife mein Vater, kurz alles, alles, ſelbſt meine Träume: denn zu zwey wiederholtenmalen iſt es mir geweſen, als ſähe ich ihn im Traume . . . Jetzt nenne, wenn du es wagſt, nenne den Namen des Gegenſtandes meiner Liebe; ſprich, wer der einzige Mann auf Erden iſt, für den die Tochter des Beherrſchers der Gläubigen, des Königs der Könige der Welt, zu leben wünſcht, und ohne welchen ihr das Leben unerträglich ſeyn wird. Entſchuldige, wenn du es kannſt dieſe unglaubliche Thorheit, und verzeih' es dir ſelbſt, daß du ſie durch deine Erzählungen und unaufhörliche Lobſprüche, zu dieſem Grade der Höhe brachteſt.“

„¿Du ſahſt ihn im Traume? antwortete die alte Duenna, mit kalter Faſſung. Erſt muß ich gewiß ſeyn, ob er es auch war. ¿War er ſo ſchön, wie der Engel, welcher dem großen Propheten den Sorbet reichte, als Mohamed bis zum ſiebenten Himmel gekommen war? Erinnerſt du dich ſeiner Züge?" —

„Nein, das iſt mir ohnmöglich, ſagte Ilſetilſone. Ich war viel zu beſtürzt, viel zu entzückt beym Anblicke dieſes bezaubernden Gegenſtandes. Er lag zu meinen Füßen, er ſchwur nur mich zu lieben, aber ich ſahe in beyden Träumen nur immer dieſelbe Perſon. Ich wollte ihn erkennen, wenn er mir von neuem vor Augen ſtünde, aber es iſt mir eben ſo ohnmöglich, ihn zu ſchildern, als ihn zu vergeſſen, Namuna, fuhr die Prinzeſſin mit einem verlegenen Weſen fort, die Monarchen des Orients, ſetzen, ſich einer nach dem andern den abſchläglichen Antworten meines Vaters des Kalifen aus, indem ſie um das vermeintliche Glück buhlen, meine Hand zu beſitzen, und unterdeſſen weiß der Gegenſtand der Liebe und Ehrſucht ſo vieler Könige, ſich ſelbſt kein größeres Glück zu denken, als in der lebenslänglichen Verbindung mit . . . . "

„Mit Simuſtapha, fiel die alte Matrone ein. Nenne kühnlich ſeinen Namen; ſein Name iſt Lob. Es giebt ſo viele Kronen in der Welt, aber fielen ſie alle auf Simuſtapha's Haupt, ſo würde doch keine am unrechten Orte ſeyn. Es giebt 100 Könige, aber nur einen Simuſtapha!" —

„Nimm dich in Acht Namuna, ſagte Ilſetilſone, daß du mich nicht noch tiefer ins Verderben ſtürzeſt.“ — „Wer? Ich, liebe Prinzeſſin? ſagte Namuna; du biſt mir theurer, als mein Leben; der Todesengel mag mir immer die Augen ſchließen, wenn ſie nur Zeugen deiner Glückſeeligkeit waren. Wir müſſen mit einander Simuſtapha aufſuchen, und erkennſt du in ihm denjenigen, der dir zweymal im Traume erſchien, ſo iſt der Ausſpruch des Verhängniſſes, das dich für ihn beſtimmt, unwiderruflich und ich weihe mich auf der Stelle zum Werkzeuge des Rufs deines Schickſals.“

„Aber wie kann ich ihn ſehen, antwortete Ilſetilſone, ohne mich Gefahren auszuſetzen?“ — „Verlaß dich deswegen auf mich, ſagte die Alte; ſchlafe dieſe Nacht gut, damit der Schlaf die Roſen deiner Wangen wieder belebe und die Röthe deiner Lippen wieder auffriſche, morgen, und nicht ſpäter, ſollſt du deinen Geliebten ſehen, und in ihm den erkennen, den das reizende Traumbild dir zeigte. Da hier alles, was zu deinem Dienſte gehört, unter meinem Befehle ſteht, ſo kann ich die Sachen ſo karten, daß es ohne Zwang und Gefahr geſchieht. Ilſetilſone fühlte ſich ſchon ein wenig erleichtert, und gieng ruhiger zu Bette.

Den andern Morgen in aller Frühe eilte die Alte in Simuſtapha's Laden; ich komme, ſagte ſie, dir Nachricht zu bringen, wie dein Ragout aufgenommen worden iſt; du biſt nach deiner Weiſe dafür bezahlt worden, denn es iſt auch keine Spur davon übrig geblieben. ¿ Aber, fuhr ſie fort, was giebſt du mir, mein ſchöner junger Mann, für die glücklichſte Bothſchaft, die ein Mann von deinem Alter und von deinen Talenten erhalten kann?" — „Alles, was dir ſelbſt belieben wird, zu verlangen;" antwortete Simuſtapha. — „So muß ich dir ſagen, fuhr die Alte fort, daß die Dame, welche du ſo gut bewirthet haſt, heute aus deiner Küche ſpeiſen will, aber laß dir wohl empfohlen ſeyn, daß alles von deinen eignen Händen zubereitet iſt." — „Du giebſt mir Befehle, antwortete Simuſtapha, deren Erfüllung mich mit Freude überſchütten." — „Wenn das Wahrheit iſt, ſprach Namuna, ſo biſt du mir ſchon einen Kuß ſchuldig; aber wir wollen einmal zuſehen, ob ich nicht die Zahl der Verbindlichkeiten, welche du mir ſchon ſchuldig biſt, noch höher ſteigern kann. Weißt du wohl, daß du für die größte und ſchönſte Prinzeſſin der Erde, für die unvergleichliche Jlſetilſone, das Mittagsmahl bereiten ſollſt?" — „Mein Herz, erwiederte Simuſtapha erröthend, hat es mir längſt geſagt." — „Dein Herz? fragte Namuna; ¿was ſoll das heißen, dein Herz? Liebſt du meine Prinzeſſin?" — „Die Herzen der Fürſten Aſiens, antwortete Simuſtapha, brennen von Liebe für ſie, und dürfen es ihr nicht geſtehen. Ihre Reitze, ihre Tugenden machen ihr alles unterthänig, was von ihr reden höret; aber ich, ich werde mich daran begnügen müſſen, nur unter die Zahl ihrer Sklaven zu gehören." — „Wenn du von ihr bezaubert biſt, erwiederte Namuna, ſo muß ich dir geſtehen, daß Namuna dir bey ihr eben keine ſchlimme Dienſte erwieſen hat. Sollteſt du begierig ſeyn, ſie von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, ſo kann ich dir nicht verſchweigen, daß ſie faſt gleiche Neugier in Anſehung deiner hegt." — „Ihr Sklave, ſagte Simuſtapha, iſt bereit, zu ihren Füßen zu eilen." — „In dem Falle, antwortete die Alte, wird es das beſte ſeyn, daß du in eigner Perſon deine Zahlung holſt, und ſie aus ihrer ſchönen Hand empfängſt. Mache die Speiſen zurecht, und ſchicke ſie durch die große Pforte und durch deine eigene Sklaven in den Pallaſt." Und ſobald die Tafelzeit vorüber ſeyn wird, ſo ſtelle dich bey einer geheimen Thüre ein, die ich dir beſchreiben werde. ¿Mußt du nicht ſelbſt bekennen, lieber Simuſtapha, daß du mir nun wohl einen Kuß mehr ſchuldig geworden biſt?" — „Sage tauſend!" gab Simuſtapha zur Antwort, indem er die Alte voll Entzücken umarmte. Und nun ſchieden ſie voneinander.

Simuſtapha bereitete das Eſſen und bot ſeine ganze Geſchicklichkeit auf. Zehn junge blonde, roſenwangige, und wie Liebesgötter ſchöne, Sklaven trugen, auf das zierlichſte gekleidet, die Speiſen in den Pallaſt. Ilſetilſone wurde angenehm durch dieſe Galanterie überraſcht. Die alte Vertraute verſah das Amt des Haushofmeiſters, und die Prinzeſſin, die von den Gerichten aß, welche des Geliebten Hand bereitet hatte, hielt eine Mahlzeit, deren Süſſigkeiten ihr vorher unbekannt geweſen waren. Sie brach gegen Namuna in das Lob aller Speiſen, einer nach der andern, aus. „Iß! iß! ſagte die gute Alte, was von der Hand der Perſon kommt, die uns liebt, kann unmöglich ſchaden." — „Liebt mich Simuſtapha? fragte die Prinzeſſin, er hat mich ja nie geſehen?" — „Haſt du ihn geſehn? ſagte Namuna; du, die du um ſeinetwillen Ruhe und Schlaf verlierſt? Was im Himmel aufgezeichnet ſteht, liebes Kind, wird auf Erden durch ganz auſſerordentliche Mittel zur Wirklichkeit gebracht. Kaum hatt' ich ihm geſagt, daß eine große Dame, die mit dem erſten Gerichte von ſeiner Hand ſehr zufrieden geweſen ſey, ein ganzes Mittagsmahl von ſeiner Kunſt zugerichtet zu haben wünſche, ſo errieth er ſogleich, daß du es ſeyſt, weil ſchon ſein Herz es ihm geſagt habe, und im Taumel des Entzückens, in welches ihn die Freude für dich zu arbeiten und die Hoffnung, dich zu ſehen, verſetzte, umarmte er mich, ſo alt ich bin, von ganzem Herzen. Du wirſt es mir verzeihen, liebe Prinzeſſin, daß ich die Erſtlinge der Liebkoſungen deines Geliebten pflückte, du wirſt es mir um der guten Zeitung willen verzeihen, die ich dir bringe! .... Er ſchien mir aufs heftigſte in dich verliebt zu ſeyn, und überdieß bin ich bereit, dir wieder zu geben, was ich von ihm empfangen habe.“ — Indem ſie das ſagte, fiel die Alte ihrer Gebieterin um den Hals, und umarmte ſie auf das herzlichſte.

„Du biſt recht ausgelaſſen, gute Namuna,“ ſagte Ilſetilſone. — „Eben nicht mehr als alle andere Damen von Bagdad, gab Namuna zur Antwort; wären die Küſſe des ſchönen Speiſewirths feil, o wie würde man ſich überbieten! Ein Ausrufer könnte da ſein Glück machen.“ Während dieß kleine Geſpräch im Innern des Palaſtes gehalten wurde, kehrten Simuſtaphas junge Sklaven, welche die Speiſen für die Tafel der Prinzeſſin gebracht hatten, voll Freuden über die genoſſene ſchmeichelhafte Aufnahme zurück, denn jeder hatte 5 Goldſtücke aus der ſchönen Ilſetilſone eigenen Händen empfangen.

Die günſtige Vorbedeutung, die Simuſtapha aus der guten Aufnahme ſeiner Sklaven zog, munterte ihn noch mehr auf, das Abentheuer des Beſuchs zu beſtehen. Er eilte, daß er mit ſeinen Geſchäfften fertig wurde, begab

ſich

ſich ins Bad, parfümirte ſich aufs köſtlichſte, legte ſeine ſchönſten Kleider an, und begab ſich nun nach dem Pallaſte, auf den vorgeſchriebenen Weg und an die geheime Pforte, die ihm bezeichnet worden war. Namuna erwartete ihn an dieſer Pforte, um ihn einzulaſſen. Die Prinzeſſin, zwiſchen Hoffnung, Liebe und Furcht ſchwebend, betrachtete von der Terraſſe des Pallaſtes den Mann, der ihr vorgeſtellt werden ſollte. „Er iſt es! rief ſie, er iſt es ſelbſt, wie ich ihn zweymal im Traume ſah! er erſchien mir das erſtemal in dieſem Kleide: das zweytemal trug er eins, das ſo reich war, daß ich ſeinen Glanz nicht ertragen konnte!“ —

Unterdeſſen ſie dieſe kurze Betrachtungen anſtellte, hatte ſich Simuſtapha in das Zimmer begeben, das zur Zuſammenkunft beſtimmt war. Die Prinzeſſin kam von einer andern Seite dahin. Sobald Simuſtapha ſie erblickte, grüßte er ſie aufs ehrerbietigſte und erwartete mit niedergeſchlagenen Augen und über die Bruſt gekreuzten Armen, daß ſie ihn anrede. — „Biſt du der Speiſewirth Simuſtapha, fragte Ilſetilſone, von dem ich mit ſo vielem Lobe habe reden hören?“ — „Man hat mir, antwortete Simuſtapha, mehr Ehre erwieſen, als ich verdiene.“ — „Ich bin nicht deiner Meynung, fuhr die Prinzeſſin fort, du ſcheinſt in Allem weit über deinen Stand erhaben, ob du gleich in deiner Kunſt unendlich geſchickt biſt; aber du treibſt ſie auf eine ſo edle Art, daß ſie zwar für dich, aber du keinesweges für ſie gemacht zu ſeyn ſcheineſt. Entdecke mir die Urſachen, welche dich bewogen haben, Bagdad zu deinem Aufenthalte zu wählen.“ — „O, Prinzeſſin, die du die Bewunderung der ganzen Erde verdienſt, ſagte Simuſtapha, wenn du willſt, daß dein Sklave dir mit Aufrichtigkeit antworten ſoll, ſo lege dieſen Schleyer ab, der ſein Vertrauen ſchwächt, damit die Wahrheit, die aus ſeinem Munde geht, nicht auf dem Wege zu dir von ihm aufgefangen werde. Lange genug habe ich ſchon gelitten, als ich des Glücks beraubt war, die Reitze bewundern zu können, deren Anblick mich dieſes läſtige Hinderniß entbehren läßt.“ — „Du biſt erſt ein Jahr zu Bagdad, antwortete die Prinzeſſin, und wenn mein Schleyer dir läſtig iſt, kann er es erſt ſeit einem Augenblick geworden ſeyn. ¿Wie kannſt du von langen Leiden ſprechen? wann können ſie ihren Anfang genommen haben?“ — „Mit dem Augenblicke, antwortete Simuſtapha, wo ich die erſte Regung einer Liebe ſpürte, die nur mit meinem Leben aufhören wird.“ — „Ein ſtrenges Geſetz, ſagte Ilſetilſone, verbietet mir, meinen Schleier abzulegen.“ — „Eine ehrerbietige Schüchternheit, antwortete Simuſtapha hält mein Geheimniß auf meinen Lippen zurück.“—

„Ueber die Kindereyen, rief Frau Namuna, verlieren wir die Zeit, und ſtehen in Gefahr, daß der Oberſte der Verſchnittenen dazu kommt, der zwiſchen ſeinen Runden keinen langen Stillſtand zu machen pflegt.“ — Sie näherte ſich mit dieſen Worten der Prinzeſſin, und herunter war der Schleyer.

Es war, als ob alle Blödigkeit und ſelbſt alle Zurückhaltung an dieß leichte Stück Zeuch gebannt geweſen wären, denn kaum war Ilſetilſone ihres läſtigen Flores entlediget, ſo näherte ſich Simuſtapha mit einem Schritte, und von einerley Bewegungen hingeriſſen, ſtürzten beyde, mit dem lebhafteſten Ausdrucke der Zärtlichkeit, einander in die Arme. — Eine Kollation ſtand bereit; die zwey Liebenden, denn dies Geſtändniß war beyden zu gleicher Zeit entwiſcht, machten Gebrauch davon. Sie blickten ſich einander an, ſeufzten, aßen aus Zerſtreuung, und unterdeſſen verſtrich die glückliche Viertelſtunde. Namuna benachrichtigte ſie davon. Sie trennten ſich mit Thränen in den Augen. Man hätte ſchwören ſollen, ſie hätten ſich ihr ganzes Leben lang geliebt und müßten jetzt die Bande des Vergnügens und der Gewohnheit zugleich brechen.

Ilſetilſone, die ſich einen Augenblick auf den höchſten Gipfel ihrer Zufriedenheit geſehen hatte, verfiel nun in einen ungleich ärgern Zuſtand verliebter Sehnſucht. Vergebens beſetzte man täglich ihren Tiſch mit Speiſen, die von ihrem Geliebten zugerichtet waren, die Seele vermochte nicht mehr durch Feinheiten der Kunſt getäuſcht zu werden. Sie hatte einen zu köſtlichen Augenblick gelebt, als daß ihr nicht alles übrige unſchmackhaft vorkommen ſollte. Sie verblühte, und nahm zuſehends ab.

Namuna war äuſſerſt beſorgt; „Gieb doch der Vernunft Gehör, ſagte ſie zu ihr. Genieße das Vergnügen zu lieben und geliebt zu werden. Du wünſcheſt deinen Liebhaber zu ſehen und dich mit ihm an Einem Orte zu befinden. Aber Klugheit legt dir Pflichten auf. Du kannſt durch deine Ungeduld dich um alles bringen, und jene Blüthe der Jugend von deinem Geſichte verſcheuchen, die den größten Reitz deiner Schönheit ausmacht. Ueberlaß es mir, den günſtigen Augenblick abzupaſſen. Glückſeligkeit läßt ſich nicht mit ſolchem Drange und ſolcher Uebereilung erzwingen. Betrachte an dieſem ſchönen nächtlichen Himmel alle dieſe Sterne; iſt einer darunter, der ſeinen Lauf übereilen will, ſo verirrt er ſich, ſtürzt herab, und glänzt nicht wieder. Das Geſtirn, das dein Liebesglück leitet, wandelt gleichen Gangs mit den übrigen fort und es würde gefährlich ſeyn, wenn man ſeine Laufbahn ändern wollte.“

„Liebe Namuna, erwiederte Ilſetilſone, ich höre wohl die Stimme der Vernunft, aber ich bin nicht im Stande, ihr zu folgen. Wenn du willſt, daß ich eſſen ſoll, ſo gieb mir dein Wort, daß du mir eine Zuſammenkunft mit Simuſtapha verſchaffen willſt.“

„Nun gut, wenn du denn durchaus auf deinem Köpfchen beſtehſt, ſprach Namuna, ſo ſetze dich und iß, und dann will ich dir ſagen, was ich für ein Mittel ausgeſonnen habe.“

Die Prinzeſſin ließ ſich das Eſſen bringen, aß nur mäßig davon und drang nun auf der Stelle auf die Belohnung für dieſe ihre Gefälligkeit.

„Mein Plan iſt folgender, ſagte Namuna. Seit einigen Tagen liegſt du zu Bette und haſt nicht deine gewöhnlichen Beſuche bey dem Kalifen abgeſtattet. Ich erwarte jeden Augenblick den Oberſten der Verſchnittenen, um ſich nach den Urſachen zu erkundigen die dich nöthigen, das Zimmer zu hüten. Der Kalife und deine Mutter Zobeide werden auf die erſte Nachricht von deiner Unpäßlichkeit ſelbſt kommen, um zu ſehen, was dir fehlt. Mache dich gefaßt, alle die Fragen thun zu hören, welche Vater- und Mutterliebe ihnen einflößen kann. „Was thut dir denn wehe? Iſt dir hier etwas nicht recht? Oder mißfällt dir etwas? Kann man dir durch etwas Erleichterung verſchaffen? So wird man dich fragen; ſinne alſo zum voraus auf Antworten. Nimm dich wohl in Acht, über Krankheit zu klagen; man ſchickt dir ſonſt einen Arzt über den Hals und mit ihm den ganzen langwierigen Schlendrian von Rezepten und Arzeneyen, gerade das, was du nicht bedarfſt. Sage vielmehr, Langeweile ſey die Urſache deiner kränklichen Laune, und mit ein wenig Zerſtreuung würde dir geholfen ſeyn. Du mußt darauf dringen, daß man dir erlaube, dir Zeitvertreib in Bagdad aufzuſuchen und daß man dir zwey Tage dazu, aber zu zwey verſchiedenen Zeiten bewillige, wo du dich in der Stadt umſehen könnteſt. Dieſe beyden Tage müſſen zwar ſo nahe auf einander folgen, daß ſich ihre Wirkung an einander reihen kann, aber doch auch ſo viel Zwiſchenraum haben, daß der Gang der öffentlichen Geſchäffte nicht darunter leide; denn es wird nöthig ſeyn es jederzeit durch die Ausrufer bekannt zu machen, wenn du ausgehen wirſt, damit du niemanden unterwegens antriffſt, deſſen Anblick dich ſtören könnte, und deſſen Unglück es ſelbſt ſeyn würde, dich geſehen zu haben."

„Bitte, daß man dir erlaubt den erſten Tag ins Bad zu gehen und den zweiten die Butiken der Stadt zu beſuchen. Vielleicht beſuchen wir auch in der Folge unter dem Vorwande der

der Andacht die Moſkeen; aber verlaß dich darauf, daß ich alles ſo zu veranſtalten wiſſen werde, daß du die zugeſtandene Erlaubniß in ihrem ganzen Umfange nutzen kannſt."

Kaum hatte Namuna die Prinzeſſin von ihrem Anſchlage unterrichtet, ſo erſchien Mesrur der Oberſte der Verſchnittenen, um die Prinzeſſin im Auftrage des Kalifen zu beſuchen. Die Folgen dieſer Botſchaft rechtfertigten vollkommen, was Namuna vorher geſehen hatte. Harun und Zobeide beſuchten ihre Tochter und ſie wirkte leicht die Erlaubniß aus, ſich in Bagdad an den Tagen und unter den Bedingungen umſehen zu dürfen, die Namuna ihr unter dem Fuß gegeben hatte. Kaum war Harun wieder in ſeinem Zimmer, ſo ertheilte er dem Giafar Befehl, die nöthigen Maaßregeln zu treffen, damit die Prinzeſſin Ilſetilſone, mit ihrem Gefolge, gleich mit dem folgenden Tage ſich dem Vergnügen einer Promenade durch alle Straßen der Stadt überlaſſen, und alles Sehenswürdige in Augenſchein nehmen könne, ohne irgend Jemands Blicken ausgeſetzt zu ſeyn. Der Großvezir ließ die nöthigen Befehle an den Aufſeher der Polizey gelangen, und noch denſelben Abend wurden alle Einwohner von Bagdad durch die öffentlichen Ausrufer benachrichtigt, daß man die Läden und Buden mit dem Sehenswürdigſten und Merkwürdigſten

ſten auſputzen ſolle, daß aber jedermann gewarnt werde, ſich zur Stunde des Gebets weder auf den Straßen, noch ſelbſt in den Häuſern blicken zu laſſen, um nicht den Spatziergang und die Prinzeſſin Ilſetilſone zu ſtöhren, welche um dieſe Zeit ſich in der Stadt umſehen wolle. Alles was ſie oder die Leute von ihrem Gefolge nehmen würden, werde auf das genaueſte bezahlt und der geringſte verurſachte Schade auf das pünktlichſte erſetzt werden; allein wer aus Beſorgniß oder Neugier das Verbot übertreten und ſich ſehen laſſen würde, der hätte die ſtrengſte und härteſte Behandlung zu erwarten.

Alle Anſtalten waren nun getroffen, und Mamuna, welche zum Voraus über den guten Ausgang ihres Anſchlags frohlockte, eilte zu Ilſetilſone. „Nun Prinzeſſin, ſagte ſie, iſt alles ſo veranſtaltet wie du es wünſcheſt; Werden die Straßen von Bagdad morgen für dich genug frey und leer ſeyn?" — „Ach, ſie werden es nur zu ſehr ſeyn, antwortete die Prinzeſſin, wenn alle Einwohner ſich daraus verbannen müſſen, und niemand in den Häuſern zurück bleibt." — „Du ſiehſt den Sinn des Verbots nicht ſo ein, wie ich, Prinzeſſin. Alle Läden, alle Häuſer, welche auf die Straßen gehen, oder eine Ausſicht dahin haben, müſſen freylich leer ſeyn. Aber wenn morgen alle

Einwohner von Bagdad gezwungen wären, auſſerhalb der Stadt zu kampiren, ſo würden ſie für Sonnenhitze umkommen müſſen, weil ſie ſich ohnmöglich alle mit Zelten verſehen könnten. So aber begiebt ſich jeder in den Theil ſeines Hauſes, wo er nichts ſehen, noch hören, vielweniger ſelbſt geſehen werden kann. Die Reichen gehen auf ihre Landhäuſer, die Armen ſuchen ſonſt wo einen Schlupfwinkel auf, und die ganze Stadt gleicht einer Einöde und wird eben dadurch zu unſerm Vorhaben behülflich. Du wirſt dann thun können, was dir beliebt. Deine Weiber und Sklavinnen werden ſich in die Butiken mit einem Vorwitze, einer Gierigkeit. zerſtreuen, wovon du bis keinen Begriff machen kannſt. Die Verſchnittenen werden ihnen nachlaufen, um ein Aug auf ſie zu haben, und Achtung zu geben, ob ſie was mitnehmen, eigentlich, um ſelbſt dabey im Trüben zu fiſchen, und unterdeſſen können wir in voller Freyheit unſren Geſchäfften nachgehen. Beruhige dich, nimm ein Bad; iß mit frohem Herzen, ſchlaf ſo gut, als du kannſt, und vernachläſſige keine Sorgfalt, welche du deiner Schönheit ſchuldig biſt; Morgen will ich mich an dem Vergnügen weiden, ein Paar zu ſehen, das ſeines Gleichen nicht auf der Welt hat!"

Ilſetillſone that alles, was ihre gute Hofmeiſterin von ihr verlangte. Aber ehe noch der Tag ſich neigte, hatte dieſe ſchon dem Simuſtapha von dem morgenden Beſuche einen Wink gegeben. Der ſchöne Speiſewirth war in Verzweifelung, als er durch die Ausrufer bekannt machen hörte, daß während ſeine geliebte Prinzeſſin ſich in Bagdad umſähe, alle Einwohner unſichtbar ſeyn, und derjenige, der es wagen würde, ſich vor ihr blicken zu laſſen, ſeinen Frevel mit dem Tode büßen ſolte. Namuna kam eben dazu und traf ihn äuſſerſt niedergeſchlagen an. „Warum, ſagte ſie, als er ihr die Urſache ſeiner Betrübniß entdeckte, warum grämſt du dich über einen Befehl, den ich ausdrücklich geben ließ, um deine Zuſammenkunft mit meiner Prinzeſſin zu erleichtern. Schicke morgen alle deine Sklaven in dein Haus vor der Stadt und folge ihnen ſelbſt zum Schein nach, begieb dich aber durch eine Hinterthür in dein Haus, und erwarte uns hinten in deinem Garten; wir werden in deinen Laden kommen. Der Lärm, den wir machen werden, wird dir von unſerer Ankunft das Zeichen geben. Auf jeden Fall brauchſt du dich nicht der Gefahr auszuſetzen, dich ſehen zu laſſen, denn ich weiß ſchon wo ich dich finden ſoll; nur mache alles dieſen Abend zu rechte, womit du uns morgen bewirthen willſt. Noch eins; ich weiß zwar, daß Geitz dein Fehler ſonſt nicht iſt, und doch wollte ich wetten, daß du dich jetzt gegen mich als ein Geitzhals bezeigen wirſt.“ —

„Das ſollte mich wundern, ſagte Simuſtapha, und um ſo mehr wundern, weil du weiſt, wie dankbar ich gegen dich geſinnt bin.“ — „Gleich will ich dich auf die Probe ſtellen, erwiederte die Alte. Was ich dir eben geſagt habe, muß dich nothwendig in Entzücken ſetzen: ¿ erinnerſt du dich noch, wie du mich für die erſten guten Nachrichten bezahlt haſt, die ich dir gebracht habe; hätteſt du nichts mehr von dieſer Münze für mich?“ — „Ich verſtehe dich, meine Gute, antwortete Simuſtapha, du ſiehſt hier Alles, was ich habe und beſitze, wähle dir davon: aber was du von mir verlangſt, iſt nicht mehr mein, ich hab' es verpfändet.“ — — „Der lautere Geiz! erwiederte Namuna ſcherzhaft, ich werde es deiner Geliebten ſagen, daß ich an dir einen Fehler entdeckt habe, der bey Mannsperſonen von deinem Alter ſonſt nicht gewöhnlich iſt; ich werde mich durch dieſe kleine Schalkheit an dir rächen. Doch ich bin weit entfernt, meinem lieben Kinde Verdruß zu machen; Seit ſie dich ſahe, hat ſie nicht einen Augenblick Ruhe gehabt, ſie hat nichts gethan als ſeufzen. Sie würde nicht mehr am Leben ſeyn, wenn ich nicht auf ein Mittel gefallen wäre, ganz Bagdad in Blinde und Taube zu verwandeln, um ihr eine Zuſammenkunft mit dir unter vier Augen zu verſchaffen. Gerne möchte ich die Ueberbringerin irgend eines kleinen ſüßen Wört-

[illegible]

chens von dir ſeyn. „Was ſoll ich ihr ſagen?“ — „Daß ich entzückt, auſſer mir bin, ſprach Simuſtapha; daß die Ausdrücke mir mangeln und daß die Ungeduld, ſie zu ſehen mich verzehren wird, bis der glückliche Augenblick kommt, der uns vereinigt. Hat die Prinzeſſin wenig Ruhe gehabt, ſeit wir uns ſahen, ſo ging es mir keinen Augenblick beſſer; mein Kopf iſt ſo voll von ihrem liebenswürdigen Bilde, mein Herz ſo gerührt von ihr, daß ihr Name beſtändig am Rande meiner Lippen ſchwebt, und ich gezwungen bin, mich zu einem gänzlichen Stillſchweigen zu verdammen um mir ihn nicht entwiſchen zu laſſen.“ —

„Gut, ſagte die Alte, wenn ich mir das alles behalten und wiederholen könnte, ſo könnte ich wohl mit Recht ſagen, daß ich mit vollen Taſchen von dannen gehe; aber es ſind nur Worte, denn was das Reelle betrifft — ſo giebſt du mir nichts mit auf den Weg, und doch würde ich es ſo treulich überbracht haben!“ — Bey Endigung dieſer Rede hielt die Alte ihren Backen hin, aber vergebens. Sie empfahl ſich alſo mit den Worten: „lebe wohl, geitziger Simuſtapha!“

Mamuna kehrte ſchnell nach dem Palaſte zurück, und erzählte faſt Wort für Wort das Geſpräch, das ſie gehabt hatte, ſie vergaß ſogar den Scherz beym Abſchiede nicht. — ¿Ernſtlich, meine Gute, ſagte Ilſetilſone, hätteſt du verlangt, daß er dich küſſen ſollte? biſt du verliebt in ihn?“ — „Das will ich eben nicht ſagen, erwiederte Namuna, aber unter meinen Runzeln, trag ich ein Herz von zwanzig Jahren und wenn ich noch hundert Jahre alt würde, ſo würde ich doch nie den Mannsperſonen gram ſeyn können, die wie der ſchöne Simuſtapha ausſehen. Meine Anſprüche gehen nicht weit. Ich begnüge mich an einer Kleinigkeit, die mir aber große Freude macht; hör' ich ganz auf zu lieben, ſo könnte ich vielleicht zu böſe werden. Lege dich nieder, Prinzeſſin, und ſchlafe gut, denn morgen iſt ein großer Tag für dich.“

Den andern Morgen, ſobald die Betſtunde vorüber war, begab ſich Ilſetilſone mit 60 jungen ſchönen Sklavinnen nach Bagdad. Die Prinzeſſin nahm, unter der Leitung ihrer Hofmeiſterinn ihren Weg nach dem Bade, das der Wohnung des ſchönen Speiſewirths am nächſten lag. Sie gieng hinein und ſagte zu ihrem erſten Verſchnittenen, „ich will mich durch die Sklavinnen dieſes Hauſes bedienen laſſen, die meinigen mögen ſich beluſtigen und die Freuden meines Ausgangs genießen: führe ſie in ganz Bagdad herum.“ — Der Verſchnittene gehorchte; die Prinzeſſin begab ſich in's Bad, verweilte nur wenig Augenblicke darinnen; verließ es und eilte unter der Begleitung der einzigen Namuna nach dem Orte, wohin ihr die Liebe winkte.

Simuſtapha erwartete ſie mit Ungeduld in dem abgelegenſten Winkel ſeines Gartens in einer ländlichen Grotte, wo ein Springbrunnen war, in welchem er gewöhnlich ſeine Liqueurs abzukühlen pflegte. Er bereitete das Frühſtück, und ſang von Zeit zu Zeit Lieder, worinnen er die Glut ſeiner Leidenſchaft, und das Glück, das ihm bevorſtand, zu ſchildern ſuchte. Niemand war im Hauſe geblieben, als ein junger, ſehr geſchickter und ſchöner Sklave, der aber ſtumm war. Plötzlich drang in ſein Ohr ein Geräuſch im Garten. Er ſprang auf und lief drauf zu. Es war der Gegenſtand ſeiner Wünſche, ſeiner Lieder, ſeiner ſanften Träumereyen, Ilſetilſone, die ſeit wenig Augenblicken ſich im Garten befand. Sie hatte ſich ungeſehen der Grotte genähert und mit unausſprechlichen Vergnügen den Liedern ihres Liebhabers zugehört. Ihr Gegenſtand muſte ſie entzücken und die Schönheit der Stimme des Sängers gab ihnen noch mehr Reitz. Weil ſie es ihn nicht wollte merken laſſen, daß ſie gehorcht habe, ſo entfernte ſie ſich und machte ein Geräuſch, um ihre Ankunft zu verkündigen. Nun war ſie bey dem Geliebten!

Es war keine gemeine, aus Ueberraſchung der Sinne entſtandene Leidenſchaft, was beyder Herzen an einander feſſelte; es war die Wirkung der Sympathie, ja noch etwas mehr, wenn, wie beyde Urſach zu glauben hatten, das Verhängniß ſich ſelbſt dabey ins Spiel miſchte. Sie blieben ſtehen und betrachteten ſich mit einer Neugier, die von der reinſten Freude und von wechſelſeitiger Bewunderung begleitet wurde. Ihre Arme öffneten ſich zu gleicher Zeit gegen einander, und beyde ſanken in dieſer erſten Umarmung ohnmächtig nieder. Glücklicherweiſe war der Boden der Grotte mit Mooſe bedeckt und die vorſichtige Naniuna hatte immer ein Hülfsmittel für dergleichen Anwandlungen bey ſich. Der Ort war für eine Zuſammenkunft wie dieſe, nicht bequem genug. Simuſtapha führte ſeine Gebieterin am Arme in eine Laube die den Strahlen der Sonne undurchdringlich war, und wo ſie einen bequemen Sofa und eine Kollation von den auserleſenſten Leckerbiſſen fand. Dieſer Platz vereinigte überhaupt alles, was der Prinzeſſin Erleichterung und Annehmlichkeit gewähren konnte. Ein tiefes Becken nahm hier ein Waſſer auf, das heller als Kryſtall, aus den Rachen und Naſenlöchern verſchiedener Thiere ſtrömte, deren Mannichfaltigkeit einen angenehmen Blick fürs Auge gab und in der Laube eine liebliche Kühlung verbreitete. Ihetulſone und Simuſtapha nahmen neben einander an der Tafel Platz. Mamuna und der Stumme wartete ihnen auf. Sie aßen wenig und ſprachen noch weniger. Sie begnügten ſich an der Augenſprache, der Sprache der höchſten Leidenſchaft.

Endlich unterbrach die Prinzeſſin dieſes ausdrucksvolle Stillſchweigen und rief mit einer engliſchen Stimme: „Simuſtapha ich liebe dich, und fühle, daß es mir unmöglich ſeyn wird, einen andern zu lieben, als dich, aber ich ſehe nicht ein, wie der fürchterliche Zwiſchenraum verſchwinden ſoll, den Umſtände und Rang zwiſchen dir und mir gegründet haben. Wenn es nur des Umſturzes meiner hohen Anſprüche bedürfte, um ihn auszufüllen, ſo würde er ſogleich verſchwinden. Unmöglich kann meine Seele ſich erniedrigen, wenn ſie ſich an deine bindet, deren Adel ihrer Größe gleicht. Du zwingſt das Schickſal zum Errötheu, das dich erniedrigen zu wollen ſchien, und ich würde ſtolz darauf ſeyn, wenn ich durch deine Erhöhung ſeine Ungerechtigkeit beſchämen könnte.“ — „Prinzeſſin, erwiederte Simuſtapha, ich bin groß genug durch das Gefühl das du mir zugeſtehſt; es macht meine Größe und meinen Ruhm, ſo wie mein Glück aus. Du liebſt mich, mein Ehrgeitz iſt befriedigt, und wär ich Beſitzer einer Krone, ſo würde ich es nur wünſchen, um einen gekrönten Sklaven mehr dir zu Füßen zu legen." — „Laß uns ſchwören, ſagte die Prinzeſſin, allen Zufällen zum Trotze, ſtets für einander zu leben, und keine Verbindung einzugehen, die unſere Vereinigung hindern könnte." — "Ich ſchwöre es zu deinen Knieen, bey dem Namen des großen Propheten!" rief Simuſtapha — Die ſchöne Prinzeſſin hob ihn auf, die zärtlichſten Küſſe beſiegelten ihre Schwüre und trockneten, und machten wechſelsweiſe ihre Thränen fließen. Namuna, die den Werth ſolcher Thränen zu fühlen nicht im Stande war, bemühte ſich, ihnen Einhalt zu thun. „Wie könnt ihr die Zeit mit Weinen zubringen, ſagte ſie, ſtatt euch der Freude zu überlaſſen; ich haſſe die empfindſamen Verliebten! Trinkt, eßt, laßt euch's wohlſchmecken und verbannt alle Schwermuth;" zu gleicher Zeit trug ſie ihnen verſchiedene Gerichte auf und ließ ſie, nach einander aus einerley Becher trinken. ¿ Haſt du keine Inſtrumente bey der Hand? fragte ſie den Simuſtapha, laß ſie hierher bringen; wir ſind hier vor aller Augen verborgen und während ihr euer Geſetzchen ausweint, will ich euch lehren, wie man ſich luſtig macht.

Der Stumme eilte auf einen Wink ſeines Herrn fort, und kam mit verſchiedenen muſikaliſchen Inſtrumenten zurück. Namuna nahm eins, und fing in einem Tone zu präludiren an, der eben ſo fröhlich als ihre Laune war, aber Jlſetilſone begonn mit zärtlicher und bezaubernder Stimme kleine Lieder zu ſingen, die durch die harmoniſchen Töne der Theorbe, auf der ſie voll Anmuth ſpielte, noch entzückender wurden. Simuſtapha beantwortete ſie auf der Stelle, und verrieth eben ſo viel Witz und Gefühl in der Kompoſition der Worte, als Geſchmack in ihrer Begleitung. Beyde wetteiferten, wer es dem andern in zärtlichen und rührenden Ausdrücken zuvorthun könne. Dieſesmal war Namuna mit dem verliebten Paare zufrieden, denn wenigſtens ſah es ſo aus, als ob ſie ſich vergnügten; aber ſie machte ihrer Freude bald ein Ende, indem ſie ſagte, es ſey nun Zeit, ſich zu trennen, um den Verſchnittenen und den Weibern des Gefolgs keinen Anlaß zum Verdachte zu geben. Nicht ohne Betrübniß gaben dieſe glücklichen Liebenden der Nothwendigkeit nach; ſie beſiegelten ihren Abſchied mit den zärtlichſten Umarmungen und durch neue Thränen. „Beym großen Propheten, rief die ungeduldige Namuna, macht allen dieſen Gejammer ein Ende, und laßt eiligſt uns fortmachen!“ Sie ſchieden endlich, und die Prinzeſſin hatte ſo viele Gewalt über ihr Geſicht, daß ſie jede Spur daraus verbannte, welche die Heftigkeit der Leidenſchaften, deren Raub ſie geweſen war, hätte verrathen können: ſie begab ſich zu ihrem Gefolge, und trat ihren Rückweg nach dem Palaſie an. Sie tröſtete ſich mit der Hoffnung, ihren geliebten Simuſtapha bald wieder zu ſehen.

Der Kalife erwartete ſeine Tochter mit der größten Ungeduld. Sobald der Oberſte der Verſchnittenen ihm ihre Ankunft gemeldet hatte, eilte er mit der größten Begierde der Prinzeſſin entgegen, um aus ihrem eigenen Munde zu hören, wie ihr das Bad und der Spatziergang bekommen ſey.

Ilſetilſone gab zu erkennen, daß die gehabte Bewegung und die Mannichfaltigkeit der Gegenſtände, die ſie in den Läden geſehen hätte, ihr unendliches Vergnügen gewähret habe. Der Kalife, der ihre Augen viel lebhafter als gewöhnlich und ihre Farbe weit beſſer als geſtern fand, wußte ſich's ſelbſt Dank, daß er ſo viel Gefälligkeit gehabt, und ihr das Vergnügen verſchaft habe, ſich in den Straßen von Bagdad zu zerſtreuen. Die Sultaninn Zobeide war ebenfalls ſehr zufrieden, als ſie ihre Tochter ſahe, daß ſie nicht mehr jene gewöhnliche melancholiſche Miene an ihr fand, welche ſo gefährliche Folgen zu haben drohte.

Endlich wurde beſchloſſen, daß Ilſetilſone zwey Tage ausruhen, und darnach von neuem in Bagdad Zerſtreuung und Geſundheit aufſuchen ſolle. Die Ausrufer bekamen Befehl, dem Publikum den Willen des Kalifen bekannt zu machen.

„Ach, wie lang ſind nicht zwey Tage! ſagte die Prinzeſſin; ¿liebe Namuna, kannſt du dir meine Lage während dieſer grauſamen Abweſenheit denken? Wie kann ich entfernt von Elmuſtapha leben?“ — „Wenn dieſe beyden Tage zu den meinigen gehörten, ſagte Namuna, ſo wollte ich ihnen ſchon Flügel zu geben wiſſen.“ — „¿Wie wollteſt du das anfangen?“ — Die gröſte Hälfte verſchlief ich, und die andere Hälfte füllte ich mit Eſſen und Trinken und Luſtigſeyn aus, und ſtellte mir dabey immer vor, daß ich bald meinen ſchönen Elmuſtapha wieder ſehen würde. ¿Doch, lohnt ſich's wohl der Mühe, ſo zu eilen, ſich wieder zu ſehen, wenn man ſeine ganze Zeit nur damit zubringen will, wie ein Kind zu weinen, oder ſich ſo ernſthafte Komplimente zu machen, daß es mir immer war, als ob ich die Vorſtellung eines Mufti mit anſähe? Jch bin nicht immer alt geweſen; ich habe auch meine Liebſchaften gehabt; obgleich nichts davon an den Tag gekommen iſt; aber ich wußte meine Sachen anders einzurichten. Man glaubt von uns Leuten mit fröhlichem Herzen, daß wir an gar nichts denken, weil wir immer lachen, aber oft lachen wir über das, was andere denken. Hätte ich vorzeiten eine Liebſchaft von der Art gehabt, wie du, ſo würd' ich ſie mir weit beſſer zu Nutze zu machen gewußt haben.“ — „Du biſt keine Tochter eines Kalifen, Namuna: die Ehre meines

nes Vaters, ſein Rang und ſeine Zärtlichkeit bekämpfen meine Liebe, und mein Liebhaber, der in meinen Augen das Loos eines Königs verdient, iſt nichts weiter, als ....“ „Sag' es heraus, Prinzeſſin, unterbrach Namuna hitzig, iſt nichts weiter, als ein Speiſewirth. Mag er ſeyn, was er will, aber gewiß iſt er der liebenswürdigſte Mann auf der Welt. Man kann in jedem Stande glücklich ſeyn. Ich verachte läſtige Hoheit, und für mich würde der Beſitz des ſchönen Speiſewirths mehr Reitze haben, als der Beſitz aller Könige des Orients.“ — „Du biſt zu ausgelaſſen, Namuna,“ erwiederte Jſetilſone. — „Eine von uns beyden muß wohl lachen, ſprach die Alte, wenn dieſer Palaſt nicht der Tempel der Traurigkeit werden ſoll. Sorge für deine Geſundheit und hüte dich, in Bagdad wie eine lebendige Mumie umherzuwandeln.“

Die Luſtigkeit der guten Matrone mußte nothwendig die Prinzeſſin ein wenig zerſtreuen und ihre Ungeduld ſtillen. **Simuſtapha** ſeiner Seits linderte die Seinige, indem er ſich mit neuen Einrichtungen beſchäfftigte, um ſeine Geliebte noch angenehmer zu überraſchen. Er wollte ſie jetzt auf Gold und in koſtbaren Gefäßen, ſtatt des Silbers und Porzellans bewirthen. Er gebrauchte noch mehr Kunſt und eine weit ausgeſuchtere Delikateſſe bey der Bereitung der neuen Speiſen; ſein Haus ſchwamm in Wohlgerüchen, und verrieth überall Zierlichkeit und Reinlichkeit. Alle Sklaven waren in Bewegung; er würde noch weit mehr gethan haben, wenn er nicht gefurchtet hätte, die Neugier der Perſonen, deren Hülfe er ſich bedienen mußte, zu ſehr rege zu machen.

Die zwey Tage waren endlich verſtrichen, und die Schäferſtunde gekommen. Ilſetilſone verließ das Bad im Glanze aller ihrer Reitze, deren Schimmer noch durch den reichſten und auserleſenſten Putz erhöht wurde, und durchſtrich nun in Begleitung ihrer Sklavinnen die Stadt Bagdad. Als ſie dem Laden ihres Geliebten näher kam, beſuchte ſie alle die Läden, die ihr aufſtießen. Ihr Gefolge zerſtreute ſich in die verſchiedenen Gewölbe, und war ganz damit beſchäfftigt, die neuen Gegenſtände zu ſehen und zu beſchauen. Als Ilſetilſone merkte, daß die Aufmerkſamkeit ihrer Begleiter durch fremde Dinge zur Gnüge in Athem erhalten wurden, verfügte ſie ſich mit Namuna in Simuſtapha's Haus, wo niemand als der Stumme zurückgeblieben war. Schon am Morgen hatte der Speiſewirth ſeinen Leuten bekannt gemacht, daß die Tochter des Kalifen einen neuen Spaziergang durch die Straßen von Bagdad vornehmen wolle, und daß ſie ſich alſo aus Klugheit entfernen, und jenſeits der Flüſſe Jalle und Il phara ihr Mittagsmahl halten müßten, wohin ſie alles mit ſich nehmen könnten, was ſie brauchten. Dieſer Befehl, der von einigen Goldſtücken begleitet wurde, war allen ſehr willkommen geweſen.

Ilſetilſone gieng aus dem Laden in den Garten. Der Stumme gab ein Zeichen, und die Liebenden eilten einander in die Arme. Man trug Obſt und verſchiedene Arten von Erfriſchungen auf, die Neugier reizte die Prinzeſſin, die mannichfaltigen Schönheiten des Gartens und die äuſſere Einrichtung des Hauſes in Augenſchein zu nehmen, wo mehr Geſchmack und Zierlichkeit als Reichthum herrſchte. Aber als die Prinzeſſin in das Innere des Hauſes trat, ſetzte ſie jedes Zimmer, das ſie beſah, in neues Erſtaunen, denn alles verrieth hier den feinſten und geſchmackvollſten Luxus. — „Prinzeſſin, ſagte Simuſtapha, erlaube, daß ich dir ein Gemach zeigen darf, das noch niemand geſehen hat und das ich ſelbſt nicht betrete. Es war für eine einzige Perſon beſtimmt und ich wagte es nie, mir zu ſchmeicheln, daß ſie es einſt wirklich durch ihre Gegenwart verſchönern werde.“ Dieſe Worte verſetzten Ilſetilſone in eine auſſerordentliche Gemüthsbewegung. Sie hatte ſich ſchon ſehr verwundert, ſo großen Reichthum bey einem Speiſewirthe anzutreffen. Nun ſollte ſie ein Zimmer ſehen, das noch ungleich prächtiger und für eine einzige Perſon beſtimmt ſeyn ſollte, die niemand anders, als ſie ſelbſt ſeyn konnte. — Die Thüre gieng auf, und ſie trat in einen Saal, der mit mehr Reichthum aufgeputzt war, als ganz Bagdad nicht aufzuweiſen vermogte und wo der größte Monarch ſeinen Thron hätte aufſchlagen können. Aus dem Saale gieng man in ein noch herrlicheres Gemach, mit Sofa's und Kiſſen von Brokat meublirt. Die Prinzeſſin konnte ſich nicht entbrechen, das größte Erſtaunen zu verrathen. Namuna ſperrte die Augen auf, alles was ſie ſah, wurde ein Gegenſtand ihres Anſtaunens, und feſſelte ihre Zunge; ſie wagte nichts anzurühren und blieb ganz beſtürzt beym Anblicke aller dieſer Schätze.

„¿Für wen ſind dieſe Zimmer beſtimmt?“ fragte die Prinzeſſin. — „Niemand anders ſoll ſie bewohnen, ſagte der verliebte Jüngling, als die ſchönſte und geliebteſte der Prinzeſſinnen.“ — „Ach, rief ſie, wollte doch der Himmel und Mohamed, daß ich hier wohnen könnte!“ — Indem ſie das ſagte, wurde ihr plötzlich nicht wohl, und ſie ſank in Ohnmacht. Man brachte ſie auf die Kiſſen, wo ſie bald den Gebrauch ihrer Sinne wieder erhielt. — ¿„Wer hat mich hierher gebracht, fragte ſie? Bin ich's?“ — „Er hat dich hierher gebracht; antwortete Namuna, alles hier iſt für dich beſtimmt, gebiete als unumſchränkte Sultaninn darüber." — „¿Du wirſt alſo ſtets bey mir bleiben, Simuſtapha?" antwortete die Prinzeſſin. — „¿Wie könnte der, der ſein ganzes Leben dir weihte, dir einen einzigen Augenblick davon rauben?" — „¡Ueber die Umſtände! über die ſonderbaren Drehungen und Wendungen!" rief Namuna, und gieng plötzlich zur Thür hinaus; „der Verſchnittene und ich wir wollen die Tafel decken."

Die Liebenden waren nun allein, ihre Leidenſchaft berauſchte ſie, aber ihre Pflichten ſchwebten ihnen vor Augen. Die ausdruckvolleſten Worte vermählten ſich mit den zärtlichſten Liebkoſungen. Gelübde wechſelſeitiger Liebe; Sehnſucht, die Bande ewiger Glückſeligkeit zu knüpfen; Vorſtellungen der Schwierigkeiten, welche dieſe Hoffnung zu vernichten drohten; Thränen der Furcht, Thränen der Bekümmerniß, durch Thränen ſchmeichelnder Ausſichten verſüßt .... So waren ohngefähr die Scenen beſchaffen, welche Namuna hier verſchloſſen hatte. „Lieber Simuſtapha, ſagte die zärtliche Illetilſone, du ſcheinſt im Beſitze ſo vieler Schätze, du ſcheinſt geſchaffen, ſie auf eine edlere Art zu genießen; was hat dich gezwungen, dich zu dem Stande herabzuwürdigen, den du treibſt?" — „Ach, Prinzeſſin, ſagte Simuſtapha, mich nöthigte eine unwiderſtehliche Gewalt dazu, der ich mein Leben geweiht habe und der ich in deine Hände den pünktlichſten und blindeſten Gehorſam ſchwöre. Laß uns jetzt nicht an das Vergangene zurückdenken, laß uns nur mit der Zukunft beſchäftigt ſeyn; ich vermag bloß in der Hofnung zu leben, dich zu beſitzen.“ — „Und ich in der Gewißheit dich Simuſtapha wieder zu ſehen. ¿Aber wie ſollen wir das anſtellen?“ — „Dieſe Sorge liebe Prinzeſſin trifft nicht mehr dich, erwiederte Simuſtapha, jetzt da ich deines Herzens gewiß bin, kommt es mir allein zu, über ſeine Ruhe und ſeinen Beſitz zu wachen; ich werde über alle Hinderniſſe ſiegen und der Tod allein kann uns nur voneinander trennen.“

In eben dem Augenblicke hörte man den Schlüſſel umdrehen. Es war Namuna, die ganz vergnügt hereintrat; „Friſch Kinder, ſagte ſie, die Tafel iſt gedeckt, die Stunden vergehen ſchnell, laßt uns gut anwenden was wir noch übrig haben.“ Sie warf bey dieſen Worten einen Blick auf die beyden Liebenden, Simuſtapha der neben der Prinzeſſin ſaß, bedeckte mit Thränen und Küſſen die Hand ſeiner Geliebten — „¿Habt ihr wieder eure Zeit mit Weinen zugebracht? ſagte Namuna, ich ſehe wohl an euch iſt alle Hoffnung zur Beſſerung verlohren; komm zärtlicher Schäfer, du haſt deine Vernunft in Thränen erſäuft, du ſollſt ſie im Genuſſe eines leckern Mahls wieder finden.“ — Das liebende Paar begab ſich unter die Laube, der Ausdruck ihrer Empfindungen ſtrahlte aus ihren Augen und ihr Mund war ſein Dolmetſcher; ihre Blicke waren Liebkoſungen und die ſorgfältigen Zuvorkommungen, die feinſten Aufmerkſamkeiten, kurz alles trug das Gepräge zärtlicher Liebe und wahrer Zuneigung.

„So iſt es recht, ſagte Namuna; Entzücken und Bewunderung haben die Thränen verdrängt. Friſch noch ein Paar Seufzer mehr, weidet euch am Anblicke eurer Reitze und ihr werdet euch noch immer genug zu ſagen übrig haben, wenn ihr gleich glaubt, daß ihr euch ſchon alles geſagt habt.“ Die ſchöne Ilſetilſene lächelte ihrer Hofmeiſterin zu, die Verliebten ſtunden auf und ſuchten in abgelegenen Gegenden des Gartens die Einſamkeit. — „Lieber Simuſtapha, ſagte die Prinzeſſin, die Stunde unſerer Trennung nähert ſich, ich bin dein ſo lang' ich lebe, aber verſichere du mir nun auch durch einen neuen Schwur, daß du keiner andern angehören willſt als mir;“ — Ich nehme den Himmel und den göttlichen Propheten zum Zeugen, erwiederte Simuſtapha. Empfange dieſen Ring, er ſey das Pfand meines Verſprechens; ehe ſoll dieſer Diamant weich werden, als mein Herz ſich ändern.“

Der Glanz und die Schönheit dieſes Steins erregten von neuen die Bewunderung und Neugierde der Prinzeſſin. „Ich verlaſſe dich nicht, ſagte ſie zu ihrem Geliebten, bis du mir wegen deines Schickſals Erläuterung gegeben haſt; das meinige macht von nun an eins mit dem deinigen. Deine Reichthümer ſetzen mich immer mehr und mehr in Erſtaunen. Das Edele in deinem Betragen, dein Geiſt, deine Grazie, deine Talente, die Früchte einer guten Erziehung, alles überraſcht mich bey dir, und verräth in Anſehung deiner ausgezeichnete Wohlthaten der Vorſehung. Du biſt noch ſo jung, nur von Sklaven umringt und lebſt im Schooſe der Zerſtreuung, ¿ ſage unter weſſen Schutze wandelſt du deine Pfade, und durch welche ſonderbare Fügung biſt du in die Nothwendigkeit gebracht worden ein Gewerb zu treiben, das ſo wenig für dich gemacht iſt? Hebe wenn dir's möglich iſt, meine Zweifel, und mache meine Glückſeligkeit durch das Geſtändniß vollkommen, das ich von dir heiſche.“

„Es iſt wahr, antwortete Simuſtapha, ich bin allein; niemand wacht hier über mich, aber ich hatte vorzeiten einen Lehrer, dieſer unterrichtete mich in den Wiſſenſchaften und Künſten; ich lernte unter ihm denken und Kenntniſſe ſammeln, und dieſer ehrwürdige Weiſe ließ in mir den Keim der Tugenden zurück, auf die ich jetzt ſtolz bin. Laß deine Zärtlichkeit weder über meine Hülfsmittel, noch über mein Betragen in Unruhe ſchweben. Ich bin ein Fremdling in Bagdad; forſche nicht nach den Urſachen, die mich zwungen mein Vaterland zu verlaſſen, und mich zu meinem gegenwärtigen Stande zu entſchließen. Meine Geheimniſſe werden bald aufhören, welche für dich zu ſeyn. Wie könnte ich was vor dir verbergen, die ich höher liebe als mein Leben, und mit welcher mich ein heiliges Band auf ewig vereinigen wird?" — "¿Ach, wann wird dieſer glückliche Tag kommen?", ſprach die Prinzeſſin mit zärtlicher Ungeduld. — „Das Mittel iſt in meinen Händen, gab Simuſtapha zur Antwort, aber ſein Gebrauch erfordert viel Klugheit, und die Folgen können gefährlich werden. — „Ach lieber Simuſtapha, rief die Prinzeſſin, die Gefahr treffe mich allein." — Indem ſie das ſagte, kam Namuna, die das verliebte Paar geſucht hatte, gelaufen. „Fort Prinzeſſin, ſagte ſie, es iſt Zeit, zu deinem Gefolge zurückzukehren. Hier in der Nähe iſt eine geheime Thür, zu welcher mir der Stumme den Schlüſſel gegeben hat. Wir wollen durch dieſe Thür hinausgehen und einen Umweg nehmen, damit es das Anſehen habe, als ob wir weit, weit herkämen und damit es jedermann ohnmöglich werde, zu errathen, wo wir die ganze Zeit über geſteckt haben.", Die Verliebten waren gezwungen, der geſchwätzigen Vertrauten zu gehorchen.

Die Prinzeſſin hatte gar bald einige Perſonen von ihrem Gefolge angetroffen; „Was macht ihr da? warum habt ihr euch den Augen eurer Aufſeher entzogen? redete ſie N[illegible]muna zornig an; hätte euch nicht ein Unfall begegnen können? Du hatteſt wohl recht, Prinzeſſin, ſagte ſie, indem ſie ſich zu Jlſetilſone wendete, in Sorgen zu ſeyn, daß dieſen jungen unbedachtſamen Dingern etwas begegnen möchte.“ — Die jungen Sklavinnen verſammelten ſich um ihre Gebieterin, und die Prinzeſſin langte bey dem großen Haufen ihres Gefolgs wieder an, ohne daß es jemand gewagt hätte, ſich verlauten zu laſſen, einen Augenblick nicht bey ihr geweſen zu ſeyn.

Harun und Zobeide erwarteten die Wiederkunft ihrer geliebten Tochter mit einer Art von Ungeduld. So bald der Kalife erfuhr, daß ſie auf dem Rückwege wäre, begab er ſich in das Zimmer der Prinzeſſin, um ſie daſelbſt zu erwarten und ſich über den glücklichen Erfolg der Zerſtreuung zu erfreuen, die er ihr verſchafft hatte. Sie erſchien endlich und der Kalife war auſſer ſich für Freuden über die Veränderung die er an ihr bemerkte, und die er lediglich ſich zuſchrieb. Er umarmte entzückt ſeine Tochter und alles ſchien zu ſeiner Zufriedenheit beyzutragen. Ilſetilſone von Liebe und Hoffnung beſeelt, ſchien eine ganz neue Art von Exiſtenz bekommen zu haben und der vergnügte Vater eilte, eine ſo gute Botſchaft der Zobeide zu überbringen. „Ach ſprach die Prinzeſſin zur Namuna, ſo viel Theilnahme erwartete ich vom Kalifen nicht; ſeine Zärtlichkeit rührt mich; ach! wenn er den Gegenſtand meiner Liebe kennen ſollte!„ — „Stille mit den Klagen! antwortete die Alte, lebe für den ſchönen Simuſtapha und laß mich machen! denke an ihn, du ſollſt von ihm und er von dir Nachricht haben, aber ihr müßt nicht mehr ſo weinen." — „Ich will alles thun was du willſt meine Gute, ſagte Ilſetilſone, wenn ich nur Hoffnung haben derf meinen Geliebten bald wieder zu ſehen, und du mir für beſtändig von ihm vorplauderſt. Dieſe ſüße Thränen, deren Werth du ſo wenig kennſt, werden verſiegen, ſo bald ich von ſeiner Beſtändigkeit überzeugt bin; aber ſollte er mir untreu werden, ſo mag ich nicht länger leben!"

Die Prinzeſſin war zu ſinnreich ſich zu quälen; ſie kannte das Herz ihres Geliebten nicht. Kaum war Simuſtapha allein, ſo beſchäfftigte er ſich mit den Mitteln, ſich des Beſitzes des Gegenſtands ſeiner Liebe, zu verſichern. Er flog in ſein Kabinet, wo er die unſchätzbaren Geſchenke des Weiſen aufbewahrte, deſſen Unterrichte er ſeine Erziehung verdankte, nemlich Bücher, Recepte zu nützlichen Arkanis, und unter andern eine kleine geheimnißvolle Doſe die aus einem einzigen koſtbaren Steine beſtund. Dieſe Doſe ſollte er nicht eher, als in einer Angelegenheit von der äuſſerſten Wichtigkeit öffnen, und wenn es ihm unmöglich ſeyn würde, auf dem natürlichen Wege der Dinge den guten Ausſchlag einer Sache, von welcher ſein Glück abhängen könnte, zu erhalten. Simuſtapha nahm die Doſe, ſie war in ein Papier gewickelt, worauf von der Hand ſeines gelehrten Meiſters folgende Lehren geſchrieben ſtunden: —

„Liebes Kind, irre dich nie in der Wahl des Gegenſtandes, welcher dein Glück machen könnte; prüfe ihn wohl nach allen Verhältniſſen; traue ſonderlich dem Anſcheine nicht. Sollte es dir aber begegnen, daß du dich in Verbindungen einließeſt, deren Entſagung du für dein Unglück hielteſt, und ſollte dein Gewiſſen dir das Zeugniß geben, daß du dir wegen der Mittel, die du angewendeſt haſt, um dieſen Gegenſtand deines Troſtes zu erlangen, keine Vorwürfe zu machen haſt, ſo nimm deine Zuflucht zu meiner Doſe, ſetze ſie auf deinen Tiſch, waſche dich, bücke dich ehrfurchtsvoll vor ihr, und ſage zu ihr: liebe Doſe, meine einzige

Hoffnung, laß mir deinen Schutz im Namen des Freundes angedeihen, der dich mir gegeben hat, und ſtehe mir in meinem Anliegen bey: ich beſchwöre dich im Namen deiner Gebieterin!“ Die Doſe wird ſich aufthun; rufe dann deinen ganzen Muth zuſammen, um nicht beym Anblicke des fürchterlichen Gegenſtandes zu erſchrecken, der dir erſcheinen wird, und befiehl ihm, was es auch ſeyn mag. Du wirſt von ihm ſelbſt hören, was er für dich zu thun im Stande iſt. Aber liebes Kind, dieſes Mittel iſt nicht ohne Gefahr, die kleinſte Läßigkeit kann dich in die größten Widerwärtigkeiten ſtürzen; ſchreckliche Prüfungen werden dich treffen, und erliegſt du ihnen, ſo wird das Geſchenk, das meine Freundſchaft dir hinterläßt, dein Unglück werden.“ —

„O mein theurer Ben-Mab, rief Simuſtapha, als er dieſe Schrift aufmerkſam geleſen hatte, dein Schüler fühlt ganz den Werth deiner Güte für ihn, als du ihm dieſen koſtbaren Schatz und dieſe weiſe Lehren hinterließeſt. Als das Feuer der Liebe meine Seele entzündete und ich mit Gefahr meines Lebens die Hinderniſſe zu überwinden ſuchte, gewährteſt du mir deinen Beyſtand, mein würdiger Lehrer. Dir war ich das Glück meiner Tage ſchuldig; du näherteſt mich dem Gegenſtande meiner Flammen; und ohne deine großmüthige Sorgfalt

wärwürden unzugängliche Mauern mich noch von ihm trennen; ich würde durch ihre Erſteigung das Geſetz des Propheten übertreten, und was ich liebe, verlohren haben, ohne jemals hoffen zu dürfen unſere Herzen vereinigt zu ſehen. Bis hieher, lieber Ben-Alab, hat dein Geiſt meinen Lebenswandel geleitet; deine Rathſchläge waren meine Richtſchnur. Stehe deinem Freunde bey, hilf ihm bey dem gefährlichen Verſuche, den er zu wagen im Begriffe ſteht. Ich ſoll ſchrecklichen Prüfungen unterworfen werden, aber, weiſer Freund, wer in das ſchönſte Meiſterſtück der Natur auf das heftigſte verliebt war, und doch ſich ſelbſt beſiegen und ſich in ſeiner Liebe ehren konnte, iſt wohl einigen Vertrauens werth. Seine weiſe Zurückhaltung und ſein Sieg waren dein Werk und du wirſt glorreich endigen, was du begonnen haſt!“

Nach dieſer Anrufung ſtand Simuſtapha muthig auf, ergrif die Doſe, riß das kleine Siegel ab und ſprach mit Nachdruck die Worte der Beſchwörung aus, deren Formel er vor Augen hatte.

Plötzlich fieng das Licht der Kerzen zu kniſtern und zu ſprühen an; man vernahm ein Getöſe, gleich dem Rollen eines dumpfen majeſtätiſchen Donners, des Vorbotens eines drohenden Ungewitters; die Doſe gieng von ſelbſt auf; es ſchien nichts heraus zu kommen, doch ſtieg ein ſchwarzer Dunſt in dem Kabinette auf, nahm ſtufenweiſe zu und endlich füllte eine ſchwarze Wolke den ganzen Zwiſchenraum vom Boden bis an die Decke. Zuletzt bildete ſich aus dieſer Wolke eine unförmliche Maſſe, und das Auge entſetzte ſich beym Anblicke einer eben ſo häßlichen als fürchterlichen Geſtalt, die aus ihr hervorgieng.

So wie das Fantom ſich nach und nach zu entwickeln anfieng, bemühte ſich der herzhafte Simuſtapha ſich daran zu gewöhnen. „¿Wer biſt du? Wer ſchickt dich hierher?“ fragte er das Ungeheuer. — „Meine Gebieterin;“ antwortete die ſcheußliche Geſtalt, ich muß den Befehlen des Ben-Alab und des Mannes, den er ſchützt, Gehorſam leiſten.“ — „¿Wer iſt deine Gebieterin, fuhr Simuſtapha fort; ich befehle dir, mir ihren Namen zu nennen.“ — „Ich kann dir ohne ihre Erlaubniß nicht gehorchen,“ antwortete die Geſtalt. — „Gehe zu ihr hin, ſprach Simuſtapha, ſage ihr, daß der Freund des weiſen Ben-Alab in die Fußtapfen ſeines Lehrers zu treten wünſcht, daß er nach der Ehre ſtrebt, durch ſein Betragen den erhabenen Schutz zu verdienen, womit ſie ihn beglückt hat, und begierig iſt, den Namen des mächtigen Weſens zu erfahren, das ſich zu ſeinem Beſten verwendet, um ihr die Huldigung zu bringen, die ihr gebührt." Der Geiſt verſchwand und kam mit Blitzes Schnelle zurück.

„Deine Bitte iſt gewährt, ſagte er, du biſt der einzige Zögling des Ben-Mab; er hat dich wie ſein anderes Ich empfohlen, meine Gebieterin iſt die Königin der Geiſter, ſie nennt ſich Setelpedur-Genakille, welches ſo viel heißt, als das Geſtirn der ſieben Meere; Sie hat mich ausgerüſtet mit der nöthigen Gewalt, und hieher geſendet, damit ich im Stande bin, in allen Stücken deinen Willen zu vollziehn. Weil meine Geſtalt dir vielleicht widrig iſt, ſo habe ich Befehl von der, die alles über mich vermag, jede andre anzunehmen, die dir gefällig ſeyn wird mir zu geben." — — „So nimm, ſagte Simuſtapha, die Geſtalt des Jemal, des erſten Sclaven an," der in meinen Dienſten ſtund, und den ich das Unglück gehabt habe zu verlieren." — „Ich gehorche mit Freuden," antwortete der Geiſt. Hierauf zog er ſich in einen Winkel des Kabinets zurück, löſte ſich von neuem in Dünſte auf, und bildete eine Wolke, aus welcher ein junger Menſch von angenehmer Geſtalt hervortrat. „Was verlangſt du jetzt von mir? fragte der Neugeſtaltete, ich bin dir mehr ergeben, als Jemal es je geweſen ſeyn kann; ſobald du meine Dienſte bedarfſt, brauchſt du bloß die Doſe anzurühren und mich zu rufen; ich erwarte deine Befehle." — — „Ich liebe die ſchöne Ilſetilſone, die Tochter des Kaliſen, ſprach Simuſtapha, ſie erwiedert meine Liebe. ¿Aber darf ich mich mit ihr ohne die Einwilligung unſerer Eltern, und bloß unter dem Schutze der mächtigen Königin der Geiſter vermählen? Gehe, Jemal, und bedenke, daß mein Glück von der Antwort abhängt, die ich erwarte.“ — Er ſagte es, und Jemal verſchwand.

Simuſtapha rief nun in ſein Gedächtniß die weiſen Lehren zurück, die er aus dem Munde ſeines Meiſters empfangen hatte. „In der Lage, worein dich deine Liebe verſetzt hat, ſo waren Ben-Alabs Worte, bedarfſt du vielleicht der Hülfe der Geiſter. Unterdeſſen unterlaß nicht, auch ſelbſt an deinem Glücke mit zu arbeiten. Die übernatürliche Hülfe würde für dich unnütz werden, ſobald du aufhörteſt, zu ihrem guten Ausſchlage durch alle die Mittel mit zu wirken, die du anwenden kannſt. Ich hinterlaſſe dir Schätze, die alle deine Bedürfniſſe überſteigen werden.“ — Wirklich beſaß Simuſtapha das Koſtbarſte, was Arabien hervorbringt, aber es fehlte ihm an Frauenzimmern, um die Prinzeſſin zu bedienen, und wo ſollte er welche in Bagdad auftreiben, die weder Augen, noch Zungen, noch Ohren hätten, die auf den Wink gehorchten, des Nachts immer geſchäfftig und am Tage unſichtbar ſeyn könnten, wenn ihm nicht dieſe wunderbare Doſe, Jemals Dienſteifer und der Schutz der Fee zu Hülſe käme?

In dieſer Ungewißheit kam Jemal zurück, und legte Rechenſchaft von ſeiner Botſchaft ab. „Unſere Gebieterin, ſagte der Geiſt, erkennt in deinem Betragen die Wirkung der weiſen Grundſätze des klugen Ben-Alab. Sie hat über dein Vorhaben Rath gepflogen, und du kannſt dich morgen Abend mit der Prinzeſſin Ilſetilſone vermählen, und dabey die Sterne und das Geſtirn der ſieben Meere zu Zeugen deiner Verbindung anrufen. Ich habe Befehl, mich mit einbrechender Nacht in den Palaſt des Kaliſen zu begeben, daſelbſt die Wachſamkeit einzuſchläfern, und die Prinzeſſin zu entführen und hieher zu bringen.“ — „Vor allen Dingen, ſagte Simuſtapha, ſtelle dich meinen Sclaven unter Jemals Namen vor, deſſen Verluſt ſie mich ſo oft beklagen hörten, und nimm viere der jüngſten mit dir, die einzigen, denen Jemal bekannt ſeyn kann; ſie werden dir viele Liebkoſungen erweiſen, die du mit einem ganz natürlichen Weſen annehmen mußt. Hier auf meinem Tiſche wirſt du eine kurze Nachricht finden, was du noch zu thun haſt, um mein großes Zimmer in Ordnung zu bringen. Hier haſt du auch den Schlüſſel zu dem Büffet, worinne die Sachen verwahrt ſind, deren Anordnung ich deiner Einſicht und deiner Sorgfalt überlaſſe.

Meine vier kleinen Sklaven werden deine Befehle befolgen. ¿Aber biſt du im Stande, wenn du alle dieſe Dinge beſorgt haſt, mir einige Weiber zu verſchaffen, wie ich ſie zur Aufwartung bey der Prinzeſſin brauche?“ — „Willſt du, fragte der Geiſt, willſt du hundert der ſchönſten, welche Setelpedur-Genatilles Thron umringen; deine Befehle werden ihnen Geſetze ſeyn.“ — „Ihre Gütigkeit beſchämt mich, antwortete Simuſtapha, ich habe an ſechs Sclavinnen genug.“ — „Die ſollſt du haben!“ ſprach der Geiſt.

Der neue Jemak gab ſich den Sklaven des Hauſes zu erkennen, und die vier jüngſten überhäuften ihn mit Liebkoſungen. Alle fühlten, daß dieſer Lieblingsſklave wieder in alle ſeine Vorrechte eingetreten ſey, und daß in Zukunft die Befehle ſeines Herrn durch ihn gehn würden. Sie beeiferten ſich alſo ſämtlich, ihm gehorſam zu ſeyn. Er machte bekannt, daß Simuſtapha bald das große Zimmer beziehen würde, das ihnen allen unbekannt ſey, und daß er deswegen mit den vier kleinen Sklaven die nöthigen Anſtalten treffen wolle.

Den folgenden Morgen kam Simuſtapha noch dem Aufgange der Sonne zuvor. Er legte Hand an, denn alle Gerichte, welche an dieſem feſtlichen Tage die Tafel ſchmücken werden, ſollten das Werk ſeiner Geſchicklichkeit und ſeiner Hände Arbeit ſeyn.

Unterdeſſen verflogen die Stunden, und das Geſtirn des Tages neigte ſich gegen das Ende ſeiner Laufbahn. Simuſtapha begab ſich ins Bad und erhöhte dann die Anmuth ſeiner Perſon durch den Glanz des prächtigſten Putzes. Kunſt und Natur verſchönerten das Meiſterſtück; Liebe und Begierde belebten ſeine Blicke, alles trug zum Glücke der zärtlichſten Geliebten bey. Schon verbreitete die Nacht ihre Schatten über Bagdad; Simuſtapha ließ ſein Zimmer erleuchten und die Tafel mit der prächtigen Kollation beſetzen, die zum voraus allen Sinnen des Geruchs und des Geſichts ſchmeichelte. Auf Jemal's Befehl entfernten ſich die vier kleinen Sklaven, er ſelbſt that, als ob er ihnen folgte, aber dieſer Geiſt hatte noch weit wichtigere Dinge zu verrichten. Er eilte in Harun's Palaſt.

Ilſetilſone lag traurig auf ihrem Lager, ohne von Simuſtapha einige Nachricht erhalten zu haben. Mamuna hatte ihre gute Laune verloren, und begab ſich keifend zu Bette. Die Sklavinnen und Verſchnittenen nahmen ſich vor, die Nacht recht fröhlich hinzubringen; aber plötzlich geriethen ſie in eine Art von Hinfälligkeit, das Wort erſtarb ihnen im Munde, ihre ſchwankenden Füße ſtützten ſie nicht mehr, und bald trugen alle Polſter die Laſt ihrer Körper; die Verſchnittenen von der Wache empfanden gleiche Schläfrigkeit und der Zauber der Fee verſenkte den ganzen Palaſt in Schlummer.

Sobald der Schlaf alles ſeiner Macht unterworfen hatte, entführte Setelpedurs Sklave, Simuſtaphas Befehlen gehorſam, die Prinzeſſin, und trug ſie ohne Geräuſch in das Zimmer, das für ſie zurecht gemacht worden war.

Das Flackern der Lichter, auf welche ein ungewöhnlicher, ſtarker Wind blies, verkündigte die Ankunft des Geiſtes. Er legte die Prinzeſſin auf das hochzeitliche Lager, und ſprach, als er ſich ſichtbar gemacht hatte, zu Simuſtapha: „Herr, deine Befehle ſind erfüllt; was verlangſt du mehr von deinem Sklaven?“ — „Wo ſind die Weiber, die zur Aufwartung der Prinzeſſin beſtimmt ſind?“ — „Alles iſt bereit, antwortete der Geiſt, und wenn deine Hoheit ſich die Mühe geben will, in den anſtoßenden Saal zu gehen, ſo werden ſie unverzüglich erſcheinen.“ — Simuſtapha that es, und erblickte eine Feuerkugel, die blitzende Strahlen, welche das Auge blendeten, von ſich ſchoß; nach und nach nahm ihr Schimmer ab und an ihrer Stelle erblickte man ſechs junge Mädchen, deren Schönheit dem Reichthume und der Pracht ihrer Kleidung gleich kam; jede hielt ein muſikaliſches Inſtrument in der Hand. Kaum konnte man dieſe reitzenden Geſtalten deutlich unterſcheiden, ſo verbeugte ſich die ganze Erſcheinung vor Simuſtapha. Er befohl dem Jemal, dieſe neuen Sklavinnen bey den nöthigen noch zu treffenden Einrichtungen anzuſtellen; alsdann gieng er in das Zimmer zurück, wo die Prinzeſſin ſchlief, und ſchloß die Thüre hinter ſich zu. Er näherte ſich der Schönheit, deren Beſitz alle Wünſche ſeines Herzens erfüllen ſollte. O wie ſchien ſie ihm der Opfer werth, die er gebracht hatte, um ihren Beſitz zu erhalten! Der Prinz war ſo glühend für Liebe, daß er den Gegenſtand ſeiner Zärtlichkeit auf der Stelle hätte wecken mögen, aber die Ruhe und die Wonne, die in ihren Zügen ſich abmahlten, hielten ihn ab, einen ſo ſüßen Schlaf zu ſtören. „Ach, rief Simuſtapha, vielleicht kann ich ſie nie ſo glücklich machen, als ſie es jetzt im Traume ſeyn kann!“ Unterdeſſen riß ihn doch eine Anwandlung von Leidenſchaft hin, und er wagte einen Kuß auf ihre Roſenlippen. Der Zauber der Liebe löſete den Zauber des Geiſtes, und Ilſetilſone ſchlug ihre ſchönen Augen auf.

„Ach, welch ein entzückender Traum,“ rief ſie aus. — „Es iſt kein Traum, gab der verliebte Simuſtapha zur Antwort, du befindeſt dich bey dem Manne, der in wenig Augenblicken dein Gemahl ſeyn wird.“ — „¿ Mein Gemahl?

mahl? erwiederte Ilſetilſone ganz erſtaunt über dieſes Wunder; durch welches außerordentliche Glück? . . . . " — "Faſſe dich, o Königin meiner Seele, der Schluß des Himmels beſtimmte uns für einander; eine Macht, die du nicht kennſt und die auch mir faſt unbekannt iſt, vereinigt uns heute, und für unſer ganzes Leben. Aber ehe wir dieſes feyerliche Gelübde ablegen, ſollſt du erfahren, wer Simuſtapha iſt. Du ſiehſt den Erben des großen Hilmar, des Beherrſchers Indiens, vor dir." — — Bey dieſen Worten nahm Simuſtapha ſeinen Turban ab, und zeigte ihr ein Band, das mit Perlen und Edelſteinen beſetzt war, und in der Mitte einen Diamant hatte, deſſen Glanz die Augen blendete. Auf der Faſſung des Diamants ſtund eingegraben: Geſchenk des Kalifen Harun-al-Raſchid, an ſeinen geliebten Simuſtapha, den Sohn ſeines Bruders Hilmar, des großen Königs von Indien.

Welch eine Entdeckung für die zärtliche Ilſetilſone! Ihre Liebe konnte nicht mehr ſteigen, aber ſie war ſtolz auf ihre Wahl! Ruhm und Ehrgeitz beſiegelten ein Glück, das nur das Werk der Liebe geſchienen hatte. Simuſtapha ſeiner Seits genoß das Vergnügen, ſeine Prinzeſſin von einem Irrthume befreyt zu haben, den ſeine Verkleidung zu wahrſcheinlich machte.

„¿ Aber warum, fragte die Prinzeſſin, warum haſt du dich zu dem Stande erniedriget, den du treibſt?“ — „Die Liebe muß dir dieſe Frage beantworten, ſprach der Prinz. Jezt, fuhr er fort, haben wir nichts mehr zu thun, als die himmliſchen Weſen ſo lange zu Zeugen unſerer Verbindung anzurufen, bis ſie durch die Einwilligung unſerer Eltern bekräftiget ſeyn wird.“ Beyde ſprachen hierauf zu gleicher Zeit mit über die Bruſt gekreuzten Armen, und ſich bückend, die Worte: o **Mohammed, o ihr Sterne, und du Geſtirn der ſieben Meere! ſeyd Bürgen unſerer Schwüre, euer mächtiger Schutz müſſe uns verlaſſen, wenn wir je die heiligen Verbindungen brechen, die wir heute eingehen!** — Plötzlich gab ein Donnerſchlag gleichſam die Antwort des Himmels, eine unſichtbare Hand hüllte ſie in Dunkel, die Kerzen erloſchen und unſere Liebenden blieben allein.

Tiefes Schweigen und die Dunkelheit hatten eine ziemlich lange Zeit gedauert, als endlich Ilſetilſone, aus Neugier, die Geſchichte ihres Geliebten umſtändlicher zu wiſſen, ihn nach den Urſachen fragte, die ihn bewogen hätten, ſeinen erlauchten Urſprung zu verhehlen. Da ihre beyderſeitigen Eltern das Band der Freundſchaft und des politiſchen Intereſſe vereinigte, ſo dünkte es ihr, als ob dieſe Umſtände zuſammen genommen der Schließung einer ſo vortheilhaften

Verbindung ehe hätten beförderlich, als hinderlich ſeyn müſſen.

„Unſer Stand, ſagte Simuſtapha, entfernt uns mehr von einander, als du glaubſt. Vielleicht zählte der Kalife unter allen Potentaten, denen er deine Hand verweigerte, nicht einen, mit dem in jeder Rückſicht eine Vermählung ſo ſchicklich geweſen wäre, als mit mir, zumal da ſie durch die Bande einer alten ununterbrochenen Freundſchaft ſo gut eingeleitet wurde. Zwar iſt unſer Geſchlecht in den Irrthümern der Abgötterey geboren, aber wir haben es dem Eifer Haruns, des Statthalters Gottes und des rechten Arms ſeines großen Propheten auf Erden, zu verdanken, daß wir durch Erlernung und Kenntniß des heiligen Korans zur Einſicht der Wahrheit gelangt ſind. Dieſer weiſe Befehlshaber der Gläubigen hat ſtets wie ein guter Vater über uns gewacht. Der König Hilmar, mein Vater, unterhielt ſich häufig mit meiner Mutter von ſeinen vielen Gütigkeiten für uns, und von ſeiner eigenen Ergebenheit für ihn. — Er hat eine ſo ſchöne Prinzeſſin, ſagten oft meine Eltern; ach wenn er uns die reitzende Ilſetilſone zur Schwiegertochter geben wollte! Aber wie viele Monarchen haben ſchon vergebens um ſie geworben! Er liebt ſie zu zärtlich, er wird nie einwilligen, daß ſie Bande ſchließe, die ſie von ihm entfernen.

„Dieſe Reden machten Eindruck auf meine Seele. Von dem Augenblicke an war ich mit dir allein beſchäfftigt. Mein Vater hatte an ſeinem Hofe einen perſiſchen Philoſophen, Namens Ben-Alab. Ihm war meine Erziehung übertragen; er pflanzte in mein Herz den Keim der Tugenden und ſchmückte zu gleicher Zeit meinen Geiſt mit eben den Kenntniſſen, in deren Beſitz er war.

„Ben Alab pflegte von Zeit zu Zeit abweſend zu ſeyn, um gewiſſen Beobachtungen nachzuſpüren, welche ſich auf die großen Studien bezogen, denen er ſich widmete; er war eben verreiſt, um Pflanzen auf den Armeniſchen Gebirgen zu ſuchen. Meine Eltern hörten nicht auf deine Reitze und deine Talente zu preiſen und über die Unmöglichkeit zu klagen, welche, wie ſie voraus ſahen, einer ſo ſchicklichen Vermählung im Wege ſtünden. Zu gleicher Zeit giengen ſie damit um, eine andere Gemahlin für mich auszuſuchen. Ich begab mich in der heftigſten Unruhe auf mein Zimmer. Kaum hatte ich mich niedergelegt, als ich in einen tiefen Schlaf verfiel, und dich mir im Traume und zwar gerade ſo erſcheinen ſahe, wie ich dich das erſtemal in der Wirklichkeit erblickt habe. Mein Traum verſchwand, mein Schlummer verflog, aber eine unbekannte Stimme nannte mir deutlich deinen Namen.

„Schließe nun, liebe Ilſetilſone, aus dem Zuſtande, in welchen ich gebracht war, und aus den Unternehmungen, zu welchen mich die Liebe begeiſterte, auf die Gewalt, die dein Bildniß über mich gewann. Weil ich meine Leidenſchaft niemand zu geſtehen wagte, ſo überließ ich mich ihr ohne Beyſtand. Bald verzehrte ſie mich ganz und ich war in Gefahr, der Krankheit zu unterliegen, die an mir nagte, weil alle Hülfe der Aerzte vergebens war. Unterdeſſen war Ben-Alab aus Armenien zurück gekommen; er prüfte und beobachtete mich genau, und als er wegen der Beſchaffenheit meiner Leiden nicht mehr zweifelhaft ſeyn konnte, ſagte er mir ins Ohr: „Lieber Prinz, ich kenne die Urſache deiner Krankheit vollkommen, Ilſetilſone iſt die Urſache davon. Bey dieſen Worten überzog eine ſchnelle und plötzliche Röthe mein Geſicht. Faſſe Muth, ſagte mein Lehrer zu mir, dein Uebel iſt nicht hülflos; ihr ſeyd für einander geſchaffen; überlaß' dich meiner Leitung, du ſollſt ſie ſehen und ihre Hand erhalten.

„Die Hoffnung gab mir Kräfte, und ich ſchien wieder ein neues Leben zu bekommen. Ben-Alab ſchlug eine Seereiſe vor, weil ſie zu meiner Geneſung nöthig ſey; er ließ ein Fahrzeug ausrüſten, deſſen Führung er ſelbſt übernahm. Um meine Eltern über dieſe Entfernung zu beruhigen, zeigte ihnen Ben-Alab einen Roſenſtock,

ſtock, der faſt ganz verdorrt war. Er nahm eine Schaufel, ſchaufelte Sand und Erdreich zuſammen, miſchte es unter einander und that es um den Fuß des Stocks, hierauf goß er einige Tropfen von einem Elixir drauf, das er in ſeiner Taſche trug. Dieſer Stock, ſagte er zu meinen Eltern, wird wieder grünen und je mehr Laub und Roſen er bekommen wird, je mehr müßt ihr an die Wiederherſtellung eures Sohnes glauben. Der Engel des Todes würde ihn in ſeinem Vaterlande getroffen haben, aber in der Fremde wird er lebend bleiben; traut dem Ben-Alab.

„Der Roſenſtock fieng an zu grünen und Ben-Alab, der mein Hofmeiſter geworden war, durfte aus den Schätzen meines Vaters ſo viel nehmen, als er glaubte, daß ich brauchen möchte. Er fügte noch ſeinen eigenen Schatz hinzu, von dem du ſchon verſchiedene Stücke bewundert haſt. Wir giengen an Bord, landeten an den Seeküſten der Staaten des Kalifen, deines Vaters, und nahmen unſern Aufenthalt auf einige Zeit zu Balſora.

„So bald wir am Lande waren, ſchickte Ben-Alab mit dem Schiffe, das uns hierher gebracht hatte, alle unſere Indiſchen Sklaven zurück. Wir ließen uns zu Balſora nieder und pflogen Rath, auf welche Art ich zu Bagdad unbekannt leben und durch welches Gewerbe ich mich in Stand ſetzen könnte, dich zu ſehen und dir bekannt zu werden, wenn ich meinen Rang und meinen Stand verläugnete. Der Stand eines Speiſewirths dünkte dem Ben-Alab der ſchicklichſte. Er kaufte zu Balſora geſchickte Köche und war nun verſichert, mittelſt ſeiner Elixire unſern Speiſen eine ſolche Feinheit und leckern Geſchmack zu geben, der uns zum voraus des zu unſern Abſichten erfoderlichen Abſatzes und Vorzugs vergewiſſerte. Laſſen wir, Prinzeſſin, dem Plane des weiſen Ben-Alabs Gerechtigkeit wiederfahren. Ein Koch machte bald mehr Aufſehen in der Stadt Bagdad und am Hofe, als die größte Perſon von jedem andern Stande nicht gemacht haben würde. Ich ſah unſern Ruf mit jedem Tage wachſen und ſchmeichelte mich mit der Hoffnung, nachdem ich für die Großen des Staats gearbeitet hatte, auch für deinen und Haruns Dienſt gebraucht zu werden, als ich das Unglück hatte, meinen weiſen Hofmeiſter zu verlieren. Mit ihm verließ mich auch alle Hoffnung, hätte nicht Namuna, die von mir nicht gekannt zu ſeyn glaubte, von ſelbſt ſich angeboten und mir zu den glücklichen Mitteln verholfen, die mich dir näher gebracht haben."

Während Simuſtaphas Erzählung konnte Ilſetilſone kaum Athem holen und befand ſich außer Stande ihn zu unterbrechen. „¿ Alſo, ſagte ſie, iſt unſere Vereinigung das Werk der Liebe und der Wille des heiligen Propheten? Ach wie ſüß iſt es, ſich den Fügungen eines ſolchen Verhängniſſes zu unterwerfen! Aber jetzt erkläre mir, wie ich, die ich im Palaſte meines Vaters einſchlief, mich hier in deinen Armen befinde. So lebhaft auch die Empfindungen ſind, die mich durchdringen, ſo ſiehe ich doch immer in Sorgen, ſie möchten nur die Wirkung einer Erſcheinung ſeyn, ſo außerordentlich kömmt mir alles vor.“ — Simuſtapha erzählte nun der Prinzeſſin welchen Gebrauch er von Ben-Alabs Doſe gemacht habe, und ließ ſich weitläuftig über die Hülſe heraus, die er noch in der Folge davon erwartete.

Die Nacht war ſchon halb verſtrichen, als auf ein verabredetes Zeichen zwiſchen dem Prinzen und dem Geiſte, dieſer alle Kerzen in einem Augenblicke anzündete; zu gleicher Zeit that ſich die Thüre auf, die zum Saale führte, und man vernahm ein Konzert, das aus einem Chore der angenehmſten Stimmen beſtand. „¿ Welch neues Wunder iſt das?“ rief die Prinzeſſin. — „Es ſind deine Sklavinnen, welche mein Glück feyern!“ ſagte Simuſtapha. — „Sollten meine Sklavinnen hier ſeyn? Sollten ſie um das Geheimniß wiſſen?“ — Dieſe Sklavinnen kennſt du nicht und ſie können dich nicht verrathen.“ —

Ilſetilſone ſtand auf und fand neben ſich den prächtigſten Anzug. Simuſtapha führte ſie in den Saal, wo eine köſtliche Kollation ihrer wartete. Die ſechs Sklavinnen warfen ſich vor ihr nieder, und waren beſchäfftigt, ſie zu bedienen. Die Prinzeſſin hatte ſeit ihrem letzten Spatziergange durch Bagdad den Appetit verloren, aber da alles hier von den Händen des Geliebten bereitet war, ſo wurde es ihr nicht ſchwer, dem Feſte Ehre zu machen. Muſik und Tanz verſchönerten den Schmaus und die Sklavinnen bemühten ſich, das glückliche Ehepaar auf eine angenehme Art zu unterhalten. Aber bald war die Prinzeſſin von neuem Ruhe benöthigt. Simuſtapha führte ſie in das Zimmer zurück, das ſie verlaſſen hatten. Die Thüre wurde hinter ihnen verſchloſſen und die Lichter verlöſchten von neuen.

Beyde ſchliefen noch, als der Geiſt, dem das Hahnengeſchrey die Nähe der Morgenröthe verkündigte, die Prinzeſſin zurück in den Palaſt des Kaliſen trug. Als er ſie wieder in ihren vorigen Zuſtand verſetzt hatte, löſete er die Bezauberung, welche Alles im Schlafe gebannt hielt; jedermann ſtand von dem Orte auf, wo er ſich liegen fand und entfernte ſich, um in einer bequemern Stellung auszuſchlafen.

Die Sonne hatte ſchon einen Theil ihrer Laufbahn durchwandelt und Ilſetilſone ſchlief noch. Dreymal hatte die alte Hofmeiſterin die Vorhänge ihres Betts geöffnet. „Ich wage es nicht, ſagte ſie mit leiſer Stimme, ihre Ruhe zu unterbrechen; ſchlaf, ſchlafe nur, ſchöner Engel!“

Endlich giengen die beyden Sterne, die Leiter und Beglücker des Lebens des Indiſchen Prinzen, auf und glänzten in ihrem vollen Schimmer. Namuna trat zum Bette; „¡wie ſchön biſt du, ſchöne Prinzeſſin! ¿Haſt du unter Roſen geſchlafen, um liebenswürdiger als die Liebe zu erwachen?“ — „Das macht, ich habe einen angenehmen Traum gehabt.“ — „¿Du haſt den Simuſtapha geſehen?“ — „Ja ich habe ihn geſehen, liebe Namuna, recht nach Luſt geſehen.“ — „¿Hat er ſich ſo beſcheiden wie gewöhnlich aufgeführt.“ — „Nicht ganz!“ — „Deſto beſſer für dich, Prinzeſſin, du wirſt alſo heute mit rechtem Appetit eſſen; ich will dir gleich ein Gerichte bey Simuſtapha holen.“ —

Die Alte lief zum Speiſewirthe; „ſo glücklich bin ich nicht, brummte ſie zwiſchen den Zähnen, ſolche Träume zu haben; da ſieht man, was das thut, nicht mehr jung ſeyn!“ — „Hurtig, hurtig, ſagte ſie zu Simuſtapha, deine Prinzeſſin hat die ganze Nacht geſchlafen, hat an dich gedacht; ſie hat Hunger, gieb mir was für ſie.“

Simuſtapha merkte, das Namuna von nichts wußte. „Nimm dieſe Gerichte, meine Gute, gab er zur Antwort, bringe ſie deiner liebenswürdigen Gebieterin, ſage ihr, ſie ſollte den Morgen wenig eſſen, damit ſie deſto beſſer zu Abend ſpeiſen könnte.“ Die Matrone wollte noch viel plaudern, aber Simuſtapha entſchuldigte ſich auf eine anſtändige Art, und ſchickte ſie fort.

So ſtanden die Sachen, als eine Wolke den Jemal in die himmliſchen Gefilde abholte. Er ſollte Rechenſchaft von den Begebenheiten der vorigen Nacht ablegen. Als ihn die Königin erblickte, redete ſie ihn mit den Worten an: „¿Sprich, **Koſſak**, haſt du meine Befehle in Anſehung des Lieblingsſchülers meines Günſtlings Ben-Alabs vollzogen?“ — „Große Königin, antwortete **Koſſak**, ich habe ſie mit möglichſtem Eifer und Genauigkeit befolgt.“ — „Erinnere dich, antwortete die Fee, warum du in die Doſe eingekerkert wurdeſt, warum man dir dieſe ſcheußliche Geſtalt gab, und was dir eine ſo gerechte Strafe zuzog. Betrage dich in Zukunft treu und rede wahr. ¿Iſt das junge Fürſten-Paar verheyrathet, und was denkſt du von ihrer Verbindung?“

„Die Vermählung iſt vollzogen, ſprach **Koſſak**. Der Tugend und Schönheit des glücklichen Paars kommt nichts gleich, und es würde unmöglich ſeyn im ganzen Reiche des Ginniſtan *) etwas ähnliches zu finden; du ſiehſt mich noch von Bewunderung erfüllt. Wenn Ilſetilſone alle Geſtirne des Himmels durch ihren Glanz übertrifft, ſo gleicht Ginmuſtapha der Sonne; aber was ſie beyde vorzüglich auszeichnet ſind die Eigenſchaften des Herzens und Geiſtes, die ſie in der höchſten Vollkommenheit vereinigen.“ —

„Du erkennſt das Gute, Koſſak, antwortete die Königin; bewundere es, um es endlich lieben zu lernen. Ich empfehle dir dieſe beyden Vermählten; diene ihnen treu; ich will ſie dieſe Nacht ſehen. Bringe ſie mir, ſo bald ſie ſich den Süßigkeiten des Schlafs überlaſſen haben und unterdeſſen, bis ich dein Betragen erprobt habe, erlaube ich dir, dich in Zukunft unter der Geſtalt und dem Namen des Jemals zu zeigen, den du von Ben-Alabs Zögling erhielteſt.“

Der Geiſt entfernte ſich vergnügt. Setelpedur wurde ganz unruhig; „Wie, ſagte ſie, Unſchuld und Liebe ſind unbekannte Dinge in meinen Staaten, und man trifft ſie auf Erden an? Das glaubt' ich nicht! Wie begierig bin ich,

---

*) Ginniſtan, das Feen Reich, nach den Dichtungen der Araber.

ich, dieſen ſo ſchönen, ſo tugendhaften und ſo empfindſamen Sterblichen zu ſehen! Wie glücklich iſt Ilſetilſone, eine Seele wie die Seinige gefeſſelt zu haben!" —

So ſprach die Königin der Geiſter; bisher hatte ſie ihre Freyheit bewahrt und jetzt ſetzte ſie ſchon der Gedanke an einen Sterblichen in Gefahr, ſie zu verlieren. Aber dieſe Gefahr wird noch größer werden, wenn Jemal den letzten von ihr erhaltenen Befehl, befolgt haben wird.

Ilſetilſone hatte aus Namunas Erzählung recht gut begriffen, daß ſie noch dieſen Abend eine Zuſammenkunft mit ihrem Liebhaber haben ſollte. Endlich kam die Nacht, die ſehnſuchtsvoller erwartet wurde, als der ſchönſte Tag, die Schöne ſuchte die Ruhe, um ſich dem Genuß einer Hoffnung zu überlaſſen, die nicht fürchten durfte getäuſcht zu werden. Bald verbreitete ſich um ſie her der ſchlafbringende Einfluß des Geiſtes; ſie bemerkte ſeine Symptome, und wünſchte ſehnlichſt ſeine Wirkung. Endlich war der Palaſt von neuem in tiefſten Schlummer gewiegt. Jemal erſchien, und trug die Prinzeſſin zu ihrem Gemahl, wo ſchon alles zu ihrem Empfange in Bereitſchaft war. Die Gerichte ſtanden ſchon auf der Tafel, das Konzert nahm ſeinen Anfang, und ein noch weit prunkvollerer Aufputz ſchmückte das Zimmer. ¿Aber was vermögen

mögen Luxus und alle Verfeinerungen der Ueppigkeit, zu Erhöhung von Freuden beyzutragen, welche aus den Ergießungen zweyer recht liebenden Herzen entſpringen?

Endlich kam die Stunde der Ruhe, Simuſtapha lud zärtlich die Prinzeſſin ein, ſich ihr zu überlaſſen, und die jungen Sclavinnen brachten alles dazu in Ordnung. Viele werden ſich einbilden, daß bey Neuvermählten, deren Band Liebe allein knüpfte, ſich alle Nächte einander gleichen müſſen, aber dieſe Nacht war ein Beweis vom Gegentheile; denn kaum hatten Simuſtapha und die Prinzeſſin Platz auf dem Kiſſen genommen, als der Geiſt ſie in einen tiefen Schlummer verſenkte und ſie in den Palaſt der Königin der Geiſter trug.

Setelpedur erwartete ſie mit Ungeduld, und ließ ſie beyde auf ihren prächtigſten Soffa legen. Ihre erſte Aufmerkſamkeit ſchenkte ſie der Ilſetilſone; ſie wollte ſehen, ob ihre Schönheit dem Lobe entſpräche, das man von ihr gemacht hatte, und ſie fand, daß ſie Jemals Beſchreibung noch weit übertraf.

Aber als ſie den Simuſtapha betrachtete, wurde ſie völlig überzeugt, daß auf der Erde nichts mit ihm zu vergleichen, oder ſeiner würdig ſey. Sie glaubte ſich blos Gefühlen der Bewunderung zu überlaſſen, aber eben dieſe

Bewunderung riß ſie zu andern noch weit mächtigern Empfindungen hin. Sie ſuchte ſich ſelbſt die Regungen zu verbergen, die ſie ſo heftig erſchütterten, um den Geiſtern ihres Hofs die allmächtige Leidenſchaft zu verhehlen, die ſie entflammt hatte. „O, ihr ſchönen Sterblichen! rief ſie aus, wie glücklich ſchätz' ich mich, meine Macht zu eurem Beſten angewendet zu haben!“ Indem ſie das ſagte, drückte ſie zwey Küſſe auf Ilſetilſonens Mund, um berechtigt zu ſeyn, noch weit zärtlichere Simuſtaphas Lippen zu rauben.

Die Königin der Schutzgeiſter empfand, was allen ihres Gleichen zu wiederfahren pflegt, wenn ſie ſich dem gefährlichen Leimen dieſer Erde zu ſehr nähern. Setelpedur wurde ein Raub der Verwüſtungen ihres eigenen Elementes, aber noch ſchwächte ſeine Wirkung den Gedanken von Wohlthun nicht, den ſie zum Beſten ihrer Nebenbuhlerin gefaßt hatte, ob es ihr gleich bald reuen ſollte, ihr Glück befeſtigt zu haben. Sie befeſtigte um den Hals der Prinzeſſin ein Halsband von auſſerordentlicher Koſtbarkeit: ſie ſteckte an ihren Finger einen Ring, deſſen Brillant ſo hell leuchtete wie ein Karfunkel, und was den Werth dieſes Kleinods noch mehr erhöhte, war der Name der Neuvermählten, der inwendig im Ringe eingegraben ſtand. Nun durchflocht ſie die Locken des Prinzen

zen mit einer Kette von Diamanten, und ſteckte einen noch ſchöneren Ring, als der Ring der Prinzeſſin war, an ſeine Hand. Sie beſchenkte beyde mit zwey Kleidern, die mit lauter Blumen aus Rubinen, Saphiren und Smaragden geſtickt und beſetzt waren. Als ſie dieſe prächtigen Beweiſe ihrer Güte und Freygebigkeit ertheilt hatte, ſuchte ſie ihre Belohnung dafür auf den Lippen des ſchönen Simuſtapha und rief, da ihre Neugier und ein Theil ihrer Begierden befriedigt waren, den Geiſt zurück. — „Jemal, ſagte ſie, laß dir durch deine untergeordnete Geiſter helfen und trage dieſes Paar auf eben dem Soffa, den du hier ſiehſt, an den Ort, wo du es abgeholt haſt. Dem Soffa, auf dem ſie vorher ruhten, weiſe einen andern Platz an; lege dieſe beyden Anzüge neben ſie und gieb bis zu ihrem Erwachen genau auf ſie Acht, um mir Bericht von allem abzuſtatten, was vorgeht."

Der Geiſt gehorchte, und das Brautpaar befand ſich wieder zu Bagdad im Zimmer des Prinzen von Indien. Der Geiſt hatte den Glanz der Lichter verdoppelt und die Wirkung des magiſchen Schlafs aufgehoben. Simuſtapha und Ilſetilſone ſchlugen die Augen auf und wurden beyde von dem Schimmer ihres Pages und dem Prunke um ſie her geblendet und in Verwunderung geſetzt. Simuſtapha ergrif die Doſe und der Geiſt erſchien, auf ſeinem Befehl.

„Rede, Jemal, ſagte er, ich befehl es dir, woher kommt dieſe Verſchwendung von Reichthum und Pracht?“ — „Aus der Hand, die eure Verbindung begünſtigte;“ antwortete der Geiſt. — „Ueberbringt ihr morgen, fuhr der Prinz fort, die heiligen Verſicherungen unſerer innigſten Dankbarkeit. Wenn zwey dem Willen der Königin ganz unterthänige Herzen vermögend ſind, ihr Glück zu vermehren, ſo kannſt du ihr ſagen, daß unſere Herzen ihr allein huldigen.“

Jemal verſchwand und unſere Verliebten entledigten ſich bald dieſer Koſtbarkeiten, die ihnen nur beſchwerlich waren; die glückliche Liebe heiſcht Bequemlichkeit. Simuſtapha legte die Güte der Königin der Geiſter bloß als eine Bereitwilligkeit dieſer himmliſchen Macht aus, ihre Vertreterin bey dem Kaliſen zu werden und ihn zu der Einwilligung in ihre Verbindung zu bewegen. Beyde waren zu angenehm beſchäfftigt; ſie vergaßen ihre Schätze und der Reſt der Nacht verſtrich in einer ſeeligen Zerſtreuung.

Die letzte Stunde war gekommen, als Ilſetilſone ihrem Liebhaber zu erkennen gab, wie viel Vergnügen es ihr machen würde, wenn ſie ihn mit dem Geſchenke ſeiner Beſchützerin bekleidet ſehe. Ich will gehorchen, Kleinod meines Lebens, erwiederte der Prinz, ich muß alles aufbieten, um dir zu gefallen, aber ich verlange dafür, daß auch meinen Augen nichts die Reize mehr verſtecke, deren Gewalt mich hinreißt und entzückt." — Simuſtapha zog ſein prächtiges Kleid an, und Ilſetilſone weidete ſich an dem Putze ihres Geliebten. „Das Meinige wird mir nun unnütze, ſagte ſie, denn wenn ich in dieſem Pompe in meines Vaters Palaſte erſchiene, würde ich nur eine Neugier erregen, die ich unmöglich befriedigen könnte.

Kaum hatte ſie dieſe Worte ausgeſprochen, als ſich bey ihr die Vorboten des Schlafs zeigten. Simuſtapha empfand gleichen Hang zum Schlummer, und hatte kaum die Zeit, ſich auf einen Soffa zu werfen, ohne ſich ausziehen zu können. Schon ſchlief die Prinzeſſin und der Geiſt trug ſie in des Kalifen Palaſt zurück. Als dieß geſchehen war, eilte Jemal zu Setelpedur und ſtattete ihr Bericht von der Art und Weiſe ab, wie ihre Wohlthaten aufgenommen worden wären, und in welchen Ausdrücken Simuſtapha ſeine Dankbarkeit zu erkennen gegeben hätte. Er ſagte mehr, als die Königin hören wollte.

Setelpedur war ſich gar nicht mehr ähnlich. Seit Simuſtaphas Reize Eindruck auf ihr Herz gemacht hatten, kämpfte ſie einen innern Kampf, deſſen Heftigkeit ſie vorher nie empfunden hatte. Die Eiferſucht fieng an, ihr Herz zu quälen; ſie wunderte ſich ſelbſt über ihren Zuſtand, ſie, die bisher nur beſchäfftigt geweſen war, die Leidenſchaften anderer zu lenken, ſie, die nie ihre Pein fühlte, und unempfindlich bey allen Reizen der Geiſter des **Ginniſtan** blieb. — „¿Ich ſollte mich ſo weit erniedrigen, ſagte ſie, und einen Menſchen lieben? aber **Simuſtapha** iſt der Zögling des **Ben-Alab**, er iſt ſelbſt ein Muſter von Tugend und Weisheit; ¿wo iſt die unter meines Gleichen, welche die Ehre verſchmäht haben würde, um des großen **Soleymans** Liebe zu werben? Suchte nicht ſelbſt unſere Königin ihn aus den entfernteſten Regionen des Nordens*) auf?“ —

Indem **Setelpedur** ſo ſprach, erwartete der Geiſt ihre weitern Befehle; „Kehre zu deinem Herrn zurück, ſagte ſie, und ſtehe ihm, ſichtbar oder unſichtbar, ſtets zu Befehl. Entdeckſt du in ihm das geringſte Verlangen, mich kennen zu lernen und mir ſeine Huldigung zu bezeugen, ſo muntere ihn dazu auf, und bring' ihn auf der Stelle zu mir. Du weißt, die Gränzen meines Reichs werden von Geiſtern bewacht, deren Geſtalt noch weit ſcheußlicher iſt, als die deinige vorher war. Ich will Befehl geben, daß dieſe fürchterliche Wachen entfernt und die Poſten auch durch andere beſetzt werden, die dem Auge minder widrig ſind.

---

*) Es iſt eine allgemein angenommene Meynung im Orient, daß die Königin von Saba, welche um Soleymans oder Salomons Liebe buhlte, ein weiblicher Geiſt und die Beherrſcherin der himmliſchen Mächte geweſen ſey.

Der Geiſt verneigte ſich gegen ſeine Gebieterin, kam wieder in das Zimmer des Simuſtapha und fand ihn noch auf dem Soffa, wo ihn der magiſche Schlaf gefeſſelt hielt. Er weckte ihn und zeigte ſich ihm; er redete ihn an, um ihn zu bewegen, ſich eine bequemere Lage zum Ausruhen zu wählen. Der Prinz that die Augen auf und fand Ilſetilſone verſchwunden; er erblickte um ſich die prächtigen Geſchenke, womit er überhäuft worden war, und ohne welche er wähnen würde, nur einen ſchönen Traum geträumt zu haben. Bey ihrem Anblicke fühlte er ſich von einer Dankbarkeit entflammt, die ihn an noch weit größere Wohlthaten erinnerte. Er brannte für Ungeduld, dem erhabenen Weſen, deſſen Güte und Macht er bewunderte, ſeine ehrerbietige Erkenntlichkeit zu zollen. Er rührte die Doſe an, und der Geiſt erwartete ſeine Befehle. „Jemal, ſagte er zu ihm, wenn mein Verlangen keine Unbeſcheidenheit iſt, ſo befehle ich dir, mich zu den Füßen meiner Wohlthäterin, der Königin der Geiſter, zu bringen.“ — „Ich werde dem Herrn der bezauberten Doſe und dem Günſtlinge des glänzenden Geſtirns der ſieben Meere, welche die Erde theilen, gehorchen!" antwortete der Geiſt.

Simuſtapha begab ſich ins Bad, ſchmückte ſich mit allen den Geſchenken der Fee und überließ ſich der Führung des Geiſtes.

Das Ginniſtan *) iſt ein Reich, das von uns ſehr weit entfernt liegt; unterdeſſen umgiebt und begränzt es uns von allen Seiten. Es beſteht aus ungeheuern, weiten Strecken, die mit dem kleinen winzigen Raume, den wir einnehmen, gar nicht in Vergleichung kommen. Aber in wenig Minuten hatte der Prinz von Indien ſie alle durchflogen und befand ſich am Eingange von Setelpedurs Wohnung.

Die Königin kam ihm entgegen. So ſehr ihn ihre Schönheit blendete, ſo vergaß er doch den Wohlſtand nicht und wollte mit einem Knie niederfallen, aber ſie hob ihn mit Eifer auf, nahm ihn bey der Hand, und führte ihn in ihren Palaſt. Der Weg gieng durch viele Gärten

---

*) Das fabuloſe Feenland des Orients; denn die Araber nennen Ginni, ſo wie die Perſer Peris, diejenigen überirrdiſchen Weſen, die nicht Menſchen, nicht Engel, nicht Teufel ſind, kurz was wir Feen, Genien, oder die Griechen Dämonen nannten. d. H.

ten, wo Wunder von allen Arten ihn bezauberten und in Erſtaunen ſetzten. Simuſtapha wurde von der Wirkung ſo vieler hier vereinten Genüße auf das heftigſte durchdrungen, und von einer Rührung erſchüttert, deren Wirkung Setelpedur mit Wohlgefallen bemerkte. „O möchten,“ Liebenswürdigſter der Sterblichen, ſagte ſie bey ſich ſelbſt, die Schönheiten, die du hier antriffſt, dich alle zurückgelaſſene Ierdiſche vergeſſen machen!“

Endlich waren, ohne faſt ein Wort mit einander geſprochen zu haben, die Königin und Simuſtapha bis zu einem Waſſerbecken mit dreyhundert ſechs und ſechszig Figuren von Thieren, alle von einander verſchieden, gekommen. Ein jedes dieſer Thiere war das Sinnbild eines Tages im Jahr. Sie waren aus Jaſpis und Porphyr gehauen, und es ſprützten beſtändig aus ihnen die lieblichſten Getränke und wohlriechende Waſſer. Die Tafel zum Mittagsmahle war neben dieſem Becken, unter einer Roſen- und Jasminlaube aufgeſchlagen. Soffas mit Raſen überlegt, bildeten bequeme Sitze; Veilchen und Mayenblumen dienten zum Teppiche. Man ſchließe von dieſen Schönheiten auf die Köſtlichkeit des Mahls ſelbſt. Unſichtbare Weſen trugen die Schüſſeln auf und ab; man bemerkte nur Setelpedurs ſchöne Hände, die eben ſo behend jedem Geſchmacke ihres Gaſtes zuvor zu kommen, als ihre Augen aufmerkſam waren, ſie zu errathen.

Der Prinz von Indien ſchien ganz aus der Faſſung gebracht, aber ein noch belebteres Gemälde ſtellte ſich ſeinen Augen dar. Ein amphitheatermäßiger Platz, der ihm gegenüber lag, bevölkerte ſich in einem Augenblicke. Sechshundert Genien von beyderley Geſchlecht, auf Raſenbänken ſitzend, begonnen ein Konzert, das der Königin der Feen und der Bezauberung des Sterblichen würdig war. **Simuſtapha** war ganz Ohr und Bewunderung.

„Du ſiehſt, redete ihn **Setelpedur** an, welche Freuden wir hier genießen; ſollteſt du Gefallen daran finden, lieber **Simuſtapha**, ſo wird das Herz, das ſie dir giebt, unaufhörlich darauf ſinnen, ſie dir zu vervielfältigen."

Die Königin ſtieg von der Tafel auf und gieng nach ihrem Palaſte. Dort wechſelten Gold und Laſur unter allen möglichen Formen ab. **Simuſtapha** mußte ſich auf einen Soffa ſetzen, und die Königin der Schutzgeiſter, die ihren Platz neben ihm einnahm, redete ihn mit folgenden Worten an:

„Lieber Prinz, Zurückhaltung iſt nicht für mich gemacht; ich liebe dich; ich will dein Glück; das meinige hängt davon ab. Du warſt der

Freund und Zögling des weiſen Ben-Alab; er lenkte meine Augen auf dein Schickſal. Von deiner zarteſten Kindheit an hatt' ich, ohne mich zu zeigen, einen Einfluß auf alle Begebenheiten deines Lebens, von welchen du deine Glückſeligkeit erwarteteſt. Du verdankſt mir Ilſetilſonens Beſitz; ich bin entzückt über deine Verbindung mit ihr und fühle darüber keine Eiferſucht, aber ſeit ich dich näher kenne, beſeelen mich die zärtlichſten Geſinnungen für dich, und deine Tugenden und deine reizende Geſtalt haben die Königin der Geiſter in die demüthige Sclavin der Liebe verwandelt."

„Anbetungswürdige Königin, erwiederte Simuſtapha, ich habe nicht den Stolz, auf eine ſo glorreiche Eroberung Anſpruch zu machen, erlaube mir, dich zu ehren und dir mein ganzes Leben durch zu dienen. Ich verdanke dir das Glück, mit der Tochter des Kalifen vermählt zu ſeyn, aber wenn auch die Liebe, die mich für ſie unter deiner Begünſtigung gefeſſelt hat, mir geſtattet, dir mein Herz anzubieten, ſo bin ich doch durch die Gnade Gottes und des heiligen Propheten und die wohlthätige Vorſorge des tugendhaften Befehlshabers der Gläubigen, ein Moslem und muß mein Glück immer in der Erfüllung ſeiner Geſetze ſuchen."

„Lieber Simuſtapha, gab die Königin zur Antwort, du übertreibſt in deiner Vorſtellung meine

meine Anſprüche auf dich und die Strenge des Geſetzes. Ich verlange nicht, Ilſetilſonen aus deinem Herzen zu verbannen, liebe ſie immerfort, ſie ſoll der Gegenſtand meiner Güte und der Gegenſtand deiner Liebe bleiben. Aber Mohamed erlaubte ſich auch mehr als ein Weib.“

„Ich richte mich nicht, ſagte Simuſtapha, nach dem, was der Prophet that, aber Ilſetilſone hat ſich mir gänzlich gewidmet, und wir ſind die heiligſten und unverletzlichſten Verbindlichkeiten eingegangen.“ — „Das ſollen ſie auch nicht aufhören zu ſeyn, verſetzte die Königin; Ilſetilſone kann weder deine noch meine Feindin ſeyn, und wenn ſie mir erlaubt, dich zu lieben, ¿ wird ſie deinen Undank billigen können? Mit Einem Worte, lieber Prinz, mein Herz iſt dein; ¿ kannſt du mir abſchlagen, das deinige zu theilen, wenn niemanden dadurch zu wehe geſchieht? Bedenke, daß ich viel vermag, daß ich alle meine Macht nur durch neue Beweiſe meiner Güte für dich auszeichnen werde, und daß die, welche dich anfleht, die unumſchränkte Gebieterin deines Schickſals iſt.“ — „O Königin, ſagte Simuſtapha, ſtelle dir vor, was dein Sclave leidet, dem in dieſem Augenblicke Einwilligung oder Verweigerung deines Verlangens gleich unmöglich ſcheinen!“ — „Das iſt genug, lieber Prinz, erwiederte Setelpedur, ſorge für deine Erhaltung, ſie iſt jetzt das einzige, was dich beſchäfftigen muß. Jch habe dir dazu die Mittel verſchafft; es giebt welche, die du nicht ahndeſt, und deren Wichtigkeit du vielleicht in der Folge einzuſehen Gelegenheit haben wirſt. Aber ich muß dir ſagen, daß **Ben-Alabs** Doſe dich großen Gefährlichkeiten ausſetzt. Dieſe Doſe gehörte vorzeiten dem **Mamuk**, einem egyptiſchen Zauberer, der aber einen laſterhaften Mißbrauch davon machte, und dem meine Gerechtigkeit ſie nahm. Jch überließ dieſen Böſewicht der Härte ſeines Schickſals; ich züchtigte den **Keſſak**, der jetzt Jemal dein Sclave iſt, und der durch ſeine niederträchtigen Gefälligkeiten ſeinen boshaften Herrn vollends ins Verderben geſtürzt hatte. Aber ich hoffe, daß dieſer Sclave meiner Befehle, nicht in den Fall kommen wird, eben ſo an dir zu ſündigen. **Mamuk** lebt noch, er hat ſeinen Sohn in ſeiner Kunſt unterwieſen, der eben ſo laſterhaft iſt, als er ſelbſt. Das ganze **Ginniſtan** verflucht ſie, aber die Böſen finden immer wo Schutz; **Mamuk** iſt noch mächtig und arbeitet unaufhörlich daran, die Doſe, die ich dem **Ben-Alab** gab, wieder in ſeine Gewalt zu bekommen. Habe alſo ſorgfältig Acht, daß nie ein Egypter, und überhaupt nichts, was aus Egypten kommt, deine Wohnung betrete." —

Simuſtapha wußte nicht, wo er Worte finden ſollte, um ſeinen Dank für ſo viele Beweiſe von Güte auszudrücken. Aber der Tag fieng an ſich zu neigen und die Zeit näherte ſich, wo er nach Hauſe eilen mußte, um ſeine Gemahlin zu empfangen. Er ſuchte die Königin auf die Nothwendigkeit ſeines Abſchieds vorzubereiten, indem er zu klagen anfieng, daß er ſich ſo vielen Freuden nun entreiſſen müſſe.

„Meine Gütigkeiten, antwortete Setelpedur, entſpringen aus meiner Liebe, und koſten mich nichts. Alle dieſe Koſtbarkeiten, die du hier ſiehſt, werden ihren Werth verlieren, ſo bald du dich entfernen wirſt. Willſt du mir ſie theuer machen, ſo komm und genieſſe ſie mit Ilſetilſonen, und dann wird hier alles meinen Augen noch einmal ſo theuer und ſchätzbar ſeyn. Komm und herrſche an dieſem Orte, und ſey des Gehorſams aller Geiſter meines Reichs verſichert.“

„Ach Königin, gab Simuſtapha zur Antwort, hüte dich, da du mich liebſt, mich meine Pflichten vergeſſen zu machen. Ich habe nöthig mich zu erinnern, daß ich der Sohn des Königs von Indien bin, der von ſeinen Eltern zärtlich geliebt wird, und der ihren Unterthanen Rechenſchaft von dem Schickſale des muthmaßlichen Thronfolgers ſchuldig iſt!“ —

„Lebe wohl, lieber Simuſtapha, ſagte die Königin, indem ſie ihn umarmte, lebe wohl, Prinz, Muſter der Fürſten, Licht der Welt, und Seele aller Tugenden!“

Der Geiſt brachte den Simuſtapha in ſeine Wohnung zurück. Simuſtaphas Herz ergoß ſich in Dankbarkeit, aber es blieb immer Ilſetilſonen allein ergeben, und brannte für Verlangen, ſie wieder zu ſehen. Simuſtapha beſchäfftigte ſich mit den Zubereitungen zu ihrem Empfange; die ſeltenſten Früchte zierten die Tafel; die Caſſoletten wurden mit neuen Wohlgerüchen angefüllt. Endlich kam die Prinzeſſin und putzte ſich mit dem prächtigen Kleide an, das ſie von Setelpedur zum Geſchenk empfangen hatte; Simuſtapha trug noch das Seinige. Die Muſik ertönte, der Schmaus begonn und mitten im Schooße des Genuſſes beſchäfftigten ſie ſich mit Entwürfen zukünftiger Glückſeligkeit.

Simuſtapha erzählte ſeinen Beſuch im Palaſte der Fee, und ließ ſich in die Schilderung der Schönheiten ein, die er dort geſehen und der Gütigkeiten, womit man ihn überhäuft hatte. Er vergaß den kleinſten Umſtand nicht, aber ſeine Erzählung erzeugte weder Argwohn noch Eiferſucht.

Die Prinzeſſin hätte Aller Herzen um ihren Liebhaber buhlen ſehen können, und ſie würde es doch nur als eine Huldigung ausgelegt haben, die alle erſchaffene Weſen ihm von Rechtswegen zollen müßten. Als Simuſtapha erwähnte, daß man ihm gerathen habe, gegen den Egypter Mamuk, den alten Beſitzer der bezauberten Doſe, auf ſeiner Huth zu ſeyn, ſo bemühte ſich Jlſetilſone den Prinzen zu bereden, ein ſo gefährliches Geſchenk der Königin zurück zu geben; aber ohne dieſe Hülfe hätten unſere Liebenden auf das Vergnügen Verzicht thun müſſen, ſich zu ſehen, und vielleicht hätte es auch dann ganz unmöglich werden können, den Kalifen zu bewegen, ihr geſchloſſenes Band zu beſtätigen. Dieſe mächtige Bewegungsgründe überwogen jede Furcht. „Wenigſtens, fuhr die Prinzeſſin fort, denke darauf, dich gegen dieſe treuloſe Fremdlinge in Sicherheit zu ſetzen, und halte deine Thüren und Fenſter ſogar den Winden, die aus Egypten her blaſen, verſchloßen.“ Während die Prinzeſſin ſo bemüht war, für die Sicherſtellung ihrer Ruhe zu ſorgen, zog ſich im Ginniſtan ein Gewitter zuſammen, das ſie bald unterbrechen ſollte. Sobald der Geiſt der Doſe die Prinzeſſin in das Haus des Simuſtapha und wieder zurück in den Palaſt des Kalifen getragen, und der Jndiſche Prinz ihm keine Befehle mehr zu ertheilen hatte, begab er ſich dem Gebote ſeiner Gebieterin eingedenk, zu ihr und ſtattete ihr Bericht von dem ab, was er ſahe. Der Geiſt ſchilderte, nach der Wahrheit, die Auftritte, von welchen er Zeuge geweſen war. „Nie hatte eine ähnliche Verbindung ein intereſſanteres Schauſpiel gewährt: nie hatten zwey Herzen ſich ſo gut zu verſtehen, oder ihre Empfindungen zu erwiedern geſchienen; nie vereinigten zwey Herzen in einem ſo hohen Grade Tugend und Schönheit; nie .....“

„Halt ein, Elender, rief die Königin, ſchon iſt deine Lüſternheit entflammt! Erinnre dich, was du thatſt, als du noch Koſſak und im Dienſte des verworfenen Egypters warſt. Mein Finger prägte auf deine Stirne das Zeichen deiner Miſſethaten und deines ſündigen Wandels. Schweifſt du von neuem aus, ſo will ich dich noch härter züchtigen; alle Züge deines Geſichts will ich verzerren, deine Ohren will ich verlängern und du ſollſt mit vorwärts gedrehten Ferſen einhergehn!“ — „O meine Gebieterin, antwortete der Geiſt, deine Drohungen erſchrecken mich nicht ſo ſehr, als dein Unwille mich bekümmert. Ich entdecke an Iſſetilſonen eine Schönheit und Tugend, die mir die tiefſte Ehrfurcht einflößen. Ach wie ſehr verdient ſie Simuſtaphas Liebe!“ —

„Er liebt ſie zu ſehr, antwortete Setelpedur, er vergißt darüber die Sorge für ſeine Sicherheit und ſogar ſeine Pflichten. Der einzige Sohn des Königs von Indien giebt ſeinem Vater keine Nachricht von ſich; ohne den Roſenſtock, den Ben-Alab verjüngte, und den ich beſtändig grün erhalten laſſe, würden ſeine Eltern längſt ihrer Unruhe und ihrem Schmerz erlegen haben. Jemal, du mußt deinen jungen Herrn einer Schwärmerey entreißen, die für ihn gefährlich iſt; ſtelle dich unſichtbar zwiſchen beyde, verbreite einen verpeſteten Geruch um Ilſetilſons .... und ....“ —

„Sogleich, große Königin, ſagte der Geiſt, will ich dir gehorchen.“ — „Bleib Elender, rief ihm **Setelpedur** nach. Wie raſch biſt du, dich wieder in Miſſethat zu wälzen und ihren häßlichen Geſtank anzunehmen .... Bleib, fuhr ſie fort, indem ſie ſich wieder etwas faßte, und zeige dich bereitwilliger, Gutes als Böſes zu thun, wenn du nicht wieder in ein Ungeheuer umgeſtaltet ſeyn willſt .... Ich befehle dir von neuem, ſorgfältig für die beyden Liebenden zu wachen, und allen ihren Bedürfniſſen und Gefahren zuvorzukommen.“ — —

Jemal entfernte ſich; er konnte nicht in der Seele ſeiner Beherrſcherin leſen, und er glaubte, ſie habe ihn nur auf die Probe ſtellen wollen. **Setelpedur** blieb der Raub ihrer heftigen Gemüthsbewegung; ihre Leidenſchaft peinigte ſie; ſie bildete ſich ein, durch Opfer ſie befriedigen zu können, und berief auf der Stelle ihren erſten Weßir **Asmonſchar** *), um ihrem Plan

---

*) Asmodeus.

volle Bekräftigung geben zu laſſen. Er ſtellte ſich bald ein, ihre Befehle zu vernehmen; ſie ließ ihn ſich neben ihr ſetzen und redete ihn in folgenden Ausdrücken an:

„Weßir, niemand hatte noch einen Eindruck auf mein Herz gemacht, und ich war bis auf den heutigen Tag in einer gänzlichen Unabhängigkeit geblieben. Jetzt miſcht ſich das Verhängniß ins Spiel und zwingt mich unter ſein Geſetz. Ein Sterblicher, der über alle andere Sterbliche erhaben iſt, hat meine ganze Zuneigung gefeſſelt, Simuſtapha, der Sohn des großen Königs von Indien. Ich weiß, daß die Geiſter, meine Vaſallen, von ihrer Hoheit verächtlich auf den Menſchen herabblicken, weil ſie aus ihm gewöhnlich ihr Spielwerk zu machen pflegen. Sie vergeſſen, daß alle das Knie vor dem großen Mohamed, dem Beſieger meines Vaters, des mächtigen und unſterblichen Kokopileſobeh *) beugten, der alles Schimmers ſeiner Glorie beraubt wurde. Unſere Sphäre iſt eingeſchränkt; unter allen geſchaffenen Weſen iſt der Menſch das einzige, das die ſeinige erweitern kann. Simuſtaphas Tugenden können ihn den höchſten Grad von Höhe erreichen laſſen und ich will Theil an dieſen ſeinen Hoffnungen nehmen. Wenn dir, wie ich glauben muß,

---

*) Einer von Satans arabiſchen Namen.

muß, mein Glück und deine Ehre am Herzen liegen, ſo erwartete ich von dir einen Rath, der deiner Klugheit und Ergebenheit angemeſſen iſt.“

Während dieſer Anrede ſchien Aſmonſchar, mit auf den Boden gehefteten Augen, in tiefen Nachdenken verſunken, endlich brach er das Stillſchweigen; „große Königin, gab er zur Antwort, deine Plane werden immer von deiner Weisheit geleitet, und können ihren Urſprung nirgends als in einem edeln Ehrgeitze nehmen; ich ſehe hier bloß zwey Schwierigkeiten. Du haſt auf das großmüthigſte dich ſelbſt für die Verbindung des Indiſchen Prinzen und der Tochter des Kalifen intereſſirt; du haſt ihre Stärke und Unauflöslichkeit, ſogar gegen deine eigene Macht, durch die Ringe befeſtigt, die du ihnen einhändigen ließeſt; deine Zufriedenheit kann alſo allein von ihrer Einwilligung abhängen. Wir haben zweytens Geſetze, die von unſern Aelteſten aufgeſetzt wurden, und deren Urkunden ſie allein aufbewahren. Dieſe werden weit beſſer als ich entſcheiden können, wie weit ſie deine Wünſche zu begünſtigen im Stande ſind, und dir ſelbſt muß es angenehmer ſeyn, die Verbindung, welche du dir vorgenommen haſt zu ſchließen unter dem Beyfalle ſämtlicher, deiner Herrſchaft unterworfenen Weſen, als bloß nach dem einzelnen Gutheiſſen deines Miniſters einzugehn, der ganz deinem Willen ergeben

ben iſt. Ich halte daher für das Beſte, daß du deine Geſinnungen deinem Divan bekannt machſt, welchen ich auf deinen Befehl verſammeln werde.“

Setelpedur war zu ſehr mit ihrem Projekte und den Mitteln es auszuführen beſchäftigt als daß ſie Aſmonſchars wahre Abſichten hätte durchſchauen können. Kaum hatte der ſcheinheilige Weßir den Befehl zur Zuſammenberufung des Divans ihr abgelockt, als er ſich ſogleich zu Bahlisbull *) ſeinem Grosvater, dem älteſten und boshafteſten aller Geiſter des Ginniſtan, begab. Die Wuth lieh ſeinen Flügeln Stärke und Geſchwindigkeit. Er verabſcheute den Bahlisbull, aber jezt kam es darauf an, ſeiner Gebieterin jemanden entgegen zu ſtellen, der ſie von einem Plane abbringen könnte, welcher ihm noch weit gehäſſiger als jedem andern ſeyn muſte, weil er perſönlich gegen das menſchliche Geſchlecht ergrimmt, und ſein erklärter Feind war; weil er den Namen Mohamed's nicht nennen hören konnte, und die Königin doch Willens war einen Moſlem zu heyrathen. Er wuſte, daß vermöge eines berühmten Vertrags zwiſchen Roko-

---

*) So viel als Beelſebub.

Kokopileſobeh und Mohamed, der Prophet ſich die Früchte aller Ehen vorbehalten hatte, welche zwiſchen den Kindern der Menſchen und den Bewohnern des Ginniſtan geſchloſſen werden könnten.

Der alte Bahlisbull wunderte ſich nicht wenig über den Beſuch ſeines Enkels, denn ſchon lange hatten ſie mit einander in keinem andern Verkehr geſtanden, als um ſich wechſelsweiſe zu ſchaden. Er erfuhr nun von ihm das Vorhaben der Königin. Ich ſehe, ſagte er zu Aſmonſchar, du ſteheſt in Furcht, deinen Einfluß zu verlieren; aber die Königin iſt nicht die einzige, welche eine ſolche Mißheyrath zu ſchlieſſen geſucht hat. Sie iſt überdieß die Tochter des groſſen Kokobileſobeh und kann, in Vergleichung mit uns, Anſprüche auf ſehr groſe Vorrechte machen Was die Geſetze anbetrift, die, wie du weißt, in meiner Verwahrung ſind, weil ich den mit Mohamed eingegangenen Vertrag unterzeichnet habe, ſo iſt es wahrhaftig deine Sache nicht, Mittel zu erſinnen, ſie zu vereiteln oder auf Möglichkeiten zu denken, ſie zu übertreten. Rufe den Divan zuſammen; unſere Pflicht heiſcht es!“ —

Aſmonſchar entfernte ſich und Bahlisbull von Bosheit und Ehrſuchts erfüllt, brütete den Plan aus, die Königin zu entthronen, den Großweßir, ſeinen eigenen Enkel zu ſtürzen, und ſich auf den Trümmern des Ganzen empor zu ſchwingen.

Der Divan verſammelte ſich; Setelpedur nahm ihren Platz ein; alle Geiſter verneigten ſich vor ihr, bis auf ein Zeichen von der Königin alles ſich wieder aufrichtete und ſich ſetzte. Niemand wuſte den Bewegungsgrund einer ſo feyerlichen Zuſammenberufung. Aſmonſchar bekam Befehl, den Vortrag zu thun.

Der Weßir blickte umher und wurde einen leeren Platz gewahr. Es war der Platz, den ſein Großvater Bahlisbull einnehmen ſollte. Er ſtand nun an, das Stillſchweigen zu brechen, denn er fürchtete, der Vorſchlag der Königin möchte nach der Mehrheit der Stimmen durchgehen, weil ein großer Theil der Anweſenden von einerley Geſchlecht mit Setelpedur und folglich gegen jedes Geſetz war, welches die Freyheit feſſeln und einer Liebesſchwachheit hinderlich fallen konnte. Der übrige Theil beſtand aus Geiſtern von geringer Bedeutung, die ſich ein Verdienſt aus ihrer Nachgiebigkeit machen, und den Willen der Königin gefällig unterſchreiben würden. Der Miniſter ſahe ſich alſo in Gefahr, der Unterthan der Befehle eines Menſchen und eines Moslems zu werden. Er ſtieß im Innern ſeiner Seele Läſterungen gegen Mohamed aus und fühlte zu gleicher Zeit ſeine ganze Kraft erſchlaffen.

Setelpedur drang in ihn, ſeine Rede anzufangen; er wollte etwas ſtammeln, als plötzlich der alte Bahlisbull, getragen von den Seinigen anlangte, die ihn bis zu den Füßen des Thrones brachten.

„Vergieb, o meine Gebieterin, ſagte der tückiſche Schlaukopf, wenn ich ſo lange gezaudert habe, deinen Befehlen nachzukommen. Die Zeit hat meine Kräfte verzehrt, die Jahrhunderte haben meine Flügel gelähmt. Michael verſetzte mir in der erſten großen Schlacht, die wir geliefert haben, ſchwere Wunden und bey einem Körper wie der meinige, der ganz vom Alter entkräftet iſt, ſpringen die alten Narben leicht wieder auf.“

Setelpedur nahm die Entſchuldigung des alten Geiſtes gütig auf und befahl ihm Platz zu nehmen. Aſmonſchar, dem die Gegenwart ſeines Großvaters wieder Muth machte, begonn zu reden und trug die Sache vor, über welche die Königin die Meinung des Divans vernehmen wollte.

Bahlisbüll's Gegenwart hielt die meiſten Anweſenden zurück, denn man kannte ſeinen eingewurzelten Haß gegen das menſchliche Geſchlecht, und fürchtete ſeine Ränke, ſeine Macht und ſeine Grauſamkeit. Man wuſte, daß jede Verordnung im Reiche, deren Befolgung läſtig war, ihn zum Erfinder hatte.

Setelpedur wendete ſich zu dem gefährlichen Greiſe. „Du, ſagte ſie, der du Augenzeuge dreyer Regierungen *) geweſen biſt, ſage mir Bahlisbull, hat die Verbindung die ich einzugehen wünſche, ſchon mehrere Beyſpiele für ſich?"

„Große Königin, ſprach er, ich könnte ſehr authentiſche Beyſpiele anführen, die vielleicht machen würden, daß aller Anweſenden Meynung mir beypflichteten; ich könnte mich ſogar ſelbſt zum Beyſpiele aufſtellen, denn ich ſtam-

---

*) Das bezieht ſich 1) auf die Regierung Lucifers ehe er aus dem Himmel geworfen wurde; 2) auf die Regierung deſſelben Geiſtes, zu der Zeit, wo Mohamed der Abgötterey ein Ende machte; und 3) auf Setelpedurs jetzige Regierung.

ſtamme noch aus der Zeit der Schöpfung des erhabenen Geiſtes, deines Großvaters, und als wir aus dem Himmel verbannt wurden, ſtritt ich an ſeiner Seite; er betrachtete mich als ſeinen älteſten Sohn. Soll ich die Abkömmlingin unſeres erlauchten Oberhauptes an die Zeiten unſerer alten Glorie und den ſchrecklichen Fall erinnern, der uns vom Gipfel unſerer Hoheit ſtürzte, als wir träumten, ganz ihres Genuſſes vergewiſſert zu ſeyn?

„Wir herrſchten ruhig in unſeren unzugänglichen Wohnungen, als man uns zwingen wollte, das Knie vor Mohammed zu beugen. Dieſer kühne Neuerungskrämer, den wir, wechſelsweiſe haben im Staube kriechen und über alles herrſchen ſehen, ſchien auserwählt zu ſeyn, das Scepter der Welt zu führen. Aber wir hätten unſere Herrſchaft verloren, wenn wir ſeine Jünger geworden wären; dieſer Schimpf ſchien uns unerträglich und eine ſolche Unterwerfung Niederträchtigkeit. Wir ſahen in dem, der uns durch ein ſolches ungerechtes Geſetz herabwürdigen wollte, nun nicht mehr ein wohlthätiges Weſen, und griffen, von gerechten Unwillen beſeelt, zu den Waffen. Der große Kokopileſobeh und ich, wir ſtritten einige Zeit mit gleichen Kräften gegen Michael und Gibrian aber endlich ſtürzten unſere Feinde, von Mahomed angeführt, mit Ungeſtüm auf uns und wir wurden überwunden, entthront, aus unſern Beſitzungen verdrängt, und konnten kaum noch dieſe vergoldeten Flügel retten, ohne welche wir in unſerm Fall würden zerſchmettert worden ſeyn.

„Aber unſer Beruf war einmal überall zu herrſchen; wir bemächtigten uns des Erdballs und verheyratheten uns mit den Kindern des Menſchen, um die Erde gemeinſchaftlich mit ihnen zu bevölkern. Mohamed verfolgte unſer neues Geſchlecht, und rieb es durch die Sündfluth auf. Aber, unerſchöpflich in unſern Hülfsmitteln, brachten wir bald ein neues, zahlloſes Volk hervor, und unterwarfen es unſern Geſetzen. Die Erde wimmelte von unſern Altären; kaum konnte ſie Thiere genug zu unſern Opfern hervorbringen, ſelbſt das Blut der Menſchen wurde nicht geſpahrt. Mohamed ergrimmte über unſer Glück unter den Menſchen. Um uns zu verhindern zu herrſchen, kündigte er uns einen noch weit grauſamern Krieg an. Er verheerte alles, zerſtörte unſere Tempel, ſtürzte unſere Bildſäulen um, und zernichtete unſere Bilder, und Trophäen. Wir muſten uns zu einem neuen Kampfe entſchließen. Wir waren von neuem unglücklich, unterdeſſen brachten wir es doch dahin, gewiſſe Bedingungen zu erhalten. Der furchtbare Kokopileſobeh, der aller ſeiner Ehren und Würden beraubt war, zog ſich in die entlegenſte mittägliche Region zurück. Der Thron, den du beſitzeſt, blieb ſeiner Herrſchaft unterworfen; aber durch einen Artikel des Traktats, den ich gezwungen war zu unterzeichnen, und von dem ich eine Abſchrift zu den Füßen deiner Hoheit niederlege, wurde ausgemacht, daß alle Kinder, welche aus den Ehen der Geiſter mit den Sterblichen von Adams Geſchlecht gebohren werden würden, ſich zur Sekte des Propheten bekennen und unter ſeinem Gebote ſtehen ſollten. Große Königin, es hängt alſo nun von dir ab, ob deine Abkömmlinge, die ihre Geburt zu hohen Ehren und zur Unabhängigkeit berechtigt, zu einer erniedrigenden Knechtſchaft herabſinken und der Unglücksfälle des Märtyrers unſers Glaubens, des großen Kokopileſobeh nicht mehr achten ſollen."

„Geiſt, antwortete die Königin, die Bedingungen des Traktats, die du mir jezt erklärt haſt, waren mir unbekannt, aber du ſchweigſt von den Ausnahmen, die er ſchon mehr als einmal erlitten hat. Was den Nachtheil betrift, der aus meiner vorgeſetzten Verbindung erwachſen könnte, ſo wird meine Klugheit ſchon meine Nachkommenſchaft dafür zu ſichern wiſſen. Du verſprachſt mir Erläuterung wegen des Inhalts unſerer Urkunden, ſage mir alſo; ¿ enthalten ſie noch ein anderes, heiligeres Geſetz, als das, welches du mir eben angeführt haſt?“

„Weiſe Gebieterin, erwiederte der Geiſt, überhebe mich, es dir bekannt machen zu müſſen. Es würde dir zum läſtigen Hinderniſſe werden. Unwiſſenheit des Geſetzes kann einem Uebertreter zur Entſchuldigung dienen.“ „Ich muß dir ins Wort fallen, ſprach **Setelpedur**; Unwiſſenheit erniedrigt Geiſter. Ich will von allen Geſetzen unterrichtet ſeyn, weil ich mir ihre Befolgung zur Pflicht anrechne, ich befehle dir alſo, es mir zu nennen.“ „Ein Geiſt, ſagte **Bahlisbull**, kann ſeine Hand keinem Weibe geben, die nicht noch Jungfrau iſt, und ein ſchon verheyratheter Mann kann dein Gemahl nicht werden, ohne dich dem Verluſte aller deiner Vorrechte und Gewalt auszuſetzen.“

Bey dieſer unerwarteten Erklärung verwünſchte die Königin in ihrem Herzen das Geſez und ſeinen Dolmetſcher, und errieth ohne Mühe die boshaften Kunſtgriffe des Bahlislisbulls und des Weßirs Aſmonſchar; aber ſie verbarg den Ausbruch ihres Unwillens, nahm ihre Zuflucht zur Liſt und fuhr alſo fort.

„Du haſt, weiſer Geiſt, eben einen Ausſpruch gethan, der alle meine Hoffnungen ohne Rettung zu Boden ſchlagen würde, wenn ich nicht wüßte, wie ſehr deine tiefe Weisheit, und deine Erfahrung, die mit der Welt begann, dich über alle andere Geiſter erhebt und daß dir, der du ſo oft den Feſſeln zu entrinnen wußteſt, die dir drohten, daß dir, ſag' ich, es etwas leichtes ſeyn muß, für ein jedes von unſern Geſetzen Ausflüchte zu finden. Ich ſchmeichele mir alſo, daß dein Dienſt-Eifer und deine Ergebenheit für mich dich bewegen werden, hier deine ganze Spitzfindigkeit aufzubieten. ¿Sind wir nicht ſelbſt die Geſetzgeber? können wir nicht dieſes Geſetz aufheben? oder gäbe es nicht ein Mittel, es mehr einzuſchränken, ohne daß es den Schein der Uebertretung hätte? Bedenke wohl, daß die Urſach warum ich dieſen Divan zuſammenberief, mich ſo weit bringen könnte, nichts zu ſchonen, ſobald meine Wünſche nicht befriedigt werden ſollten.“

Bahlisbull triumphirte insgeheim über die Unruhe der Königin und über ihre Leidenſchaft für Simuſtäpha. Er wähnte ſie eben ſo blind für Liebe, als er ſelbſt blind für Bosheit und Ehrſucht war, und er ſchmeichelte ſich, durch ſeine treuloſen Rathſchläge ſie des Reichs Ginniſtan und der Liebe ihrer Unterthanen zu berauben.

„Königin, fieng der gefährliche Heuchler an, das Zutrauen, womit du mich zu beehren geruhſt, wird deine Ehre und dein Glück retten. Keine Verbindlichkeit iſt im Stande Perſonen zu binden, die, wie du, das Recht haben, ſelbſt andere Verbindlichkeiten einzugehen; dieſe Geſetze, über die du dich beſchwerſt, wurden von Rokopileſobeh zu der Zeit, wo er hier noch das Scepter führte und unter Umſtänden gegeben, denen er gezwungen war, ſich zu unterwerfen. Jezt würde er nach ganz andern Rückſichten handeln, wenn er noch Beherrſcher des Ginniſtans wäre und ob du gleich deine Macht von ihm empfangen haſt, ſo hängt doch die Einrichtung deines Reichs lediglich von deinem Willen und deiner Weisheit ab. Du haſt noch nicht den Gipfel der Größe erreicht, für den du beſtimmt warſt: du biſt das Geſtirn der ſieben Meere, welche die Erde umzingeln, und würdeſt, wäre der Ehrgeiz deines Großvaters nicht geweſen, ſchon das ſchöne Geſtirn ſeyn, das jeden Morgen der Welt die Wohlthaten des Geſtirns des Tages verkündigt. Ohne Zweifel war in den

Büchern des Verhängniſſes die Niederlage des groſen Kokopilesobeh vorher beſtimmt, aber ſein Unternehmen war immer ein Verbrechen, das zum Nachtheile des Reichs und der Geiſter gereichte. Ohne die Achtung hintanzuſetzen, die du ſeiner Perſon und ſeinem Muthe ſchuldig biſt, ſollteſt du die Frevelthat, zu welcher er ſich verleiten ließ, verfluchen, die Weisheit der Geſetze Mohameds anerkennen und dann, als ungebundene Schiedsrichterin deiner Wünſche, ein neues Geſetz geben, welches dir ihren Genuß vergewiſſern könnte."

Bahlisbulls Vorſchlag ſezte alle die Geiſter in Erſtaunen, die ſeinen wahren Bewegungsgrund nicht argwöhnten. elpedur ſtellte ſich, als ob ſie das gröſte Vertrauen auf die Rathſchläge des alten Geiſtes ſezte: „du beweißeſt immer mehr und mehr, gab ſie zur Antwort, wie ſehr ein Verſtand, der durch Unglück geſchärft wurde, den übertrift, der nur glückliche Tage kennt. Ja du haſt mich vollkommen überzeugt, ich kann nun ohne Gewiſſensvorwürfe verfluchen, was das Unglück meines Ahnherrn war. Meine Neigungen haben mich zu ſehr dem Menſchengeſchlechte genähert, als daß ich mich länger weigern könnte, in Mohamed ein Weſen zu erkennen, das weit über den gemeinen Haufen erhaben iſt. Aber ich verlange nun von dir die Formel der Abſchwörung zu erfahren, die ich ablegen muß." „Du mußt, antwortete der Geiſt, der vor Ungeduld brannte, ſich am Ziele ſeiner verrätheriſchen Anſchläge zu ſehen, du mußt mit feſter und vernehmlicher Stimme die Worte ausſprechen: **verflucht ſeyſt du Kokopileſobeh, du, deine Ehrſucht und dein Vorhaben!** Hierauf ſchwöreſt du unſern Dienſt ab, und bekennſt dich zu Mohameds Sekte, indem du nachfolgendes Glaubensbekenntniß ablegſt:

Aſchad en la illa cala bella Mohamed Raſud Allah!

Die Königin that, als ob ſie ſich dazu anſchicke. **Bahlisbull** winkte dem Weſir Aſmönſchar bedeutungsvoll mit den Augen, dieſer Wink wurde von dem ganzen Divan verſtanden, der mit Ungeduld den Ausgang erwartete. **Setelpedur** nahm endlich das Wort: „du lehrſt mich Dinge, ſagte ſie zum alten Geiſte, und nennſt mir Worte her, von denen ich nie Wiſſenſchaft gehabt habe. Schreibe mir dieſe Formel mit deiner Hand auf, ehe ich ſie herſage." „Meine Hand zittert zu ſehr," antwortete Bahlisbull. „Du kannſt dir Zeit nehmen, erwiederte die Königin, und ſobald ich ſie unterzeichnet haben werde, ſollſt du und der Weßir dem Mohamed ſie überbringen." „Ich kann weder leſen noch gehen," antwortete der Geiſt. „So muß ich mich bemühen, was ich davon behalten habe, ſo gut herzuſagen, als es gehen will, und die Geſinnungen meines eigenen Herzens hinzufügen." Bey dieſen Worten ſtund ſie auf, und ſprach:

„Verflucht ſeyſt du, verflucht auf ewig, ſchändlicher Bahlisbull, du, der du durch deine niedrigen Schmeicheleyen das Herz meines Ahnherrn vergifteteſt, und ihn verleiteteſt, ſich gegen die göttliche Obergewalt aufzulehnen! Verflucht ſeyſt du, Saame der Zwietracht, der du beſtändig Ordnungsliebe auf den Lippen und Verderbtheit im Herzen führſt! Verflucht ſeyſt du und dein ganzes Geſchlecht auf ewig, hölliſche Quelle aller Uebel, welche die Erde heimſuchen! Verflucht ſeyſt du und dein Enkel Aſmonſchar, die ihr euch ſtelltet, als wolltet ihr mich auf den guten Weg bringen, und ſcheußliche Abgründe unter meinen Füßen grubt. Eure Flügel ſollen euch auf der Stelle ausgeriſſen, ihr ſollt hinab zur Erde geſtürzt werden, um dort im Kothe und Unflathe zu ſchmachten! Dieß ſey euer Loos, dieß mein Urtheil!"

Bey Anhörung dieſer unerwarteten Donnerworte erbebten alle Geiſter, und erkannten ihre Königin. Ihre Standhaftigkeit ſchreckte die Bösgeſinnten. Ihre Beherrſcherin ſchien wieder in dem Schimmer zu glänzen, den ſie bey ihrer Verbannung aus dem Himmel verlohren hatte. Das Urtheil wurde auf der Stelle vollſtreckt. Sie beurlaubte die Geiſter, und der Divan gieng auseinander.

Setelpedur dachte nun über die Gefahren nach, welchen die Liebe ſie ausgeſezt hatte, aber fühlte dadurch ihre Glut nicht erloſchen; „o lieber Simuſtapha, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, hätteſt du Zeuge ſeyn können, wie vielem ich um deinetwillen Troz geboten habe.... Wie manche menſchliche Vorurtheile könnteſt du mir aufopfern! ¿Aber was ſag ich? Ich liebe ſelbſt dieſe deine ſtrenge Tugend, die dich zu Weigerungen reizt, welche meine Eigenliebe nicht kränken können. Du würdeſt mich geliebt haben, wenn du mich zuerſt geſehen hätteſt, und wenn ich nicht aus Nachgiebigkeit gegen die Wünſche meines Günſtlings Ben-Alab, und um einen Plan zu begünſtigen, für den er mich einzunehmen gewußt hatte, dir im Traum die liebenswürdige Ilſetilſone gezeigt hätte. Jezt würdeſt du mein Sklave ſeyn, und mit eben dieſer unerſchütterlichen Treue an mir hängen. Ich will nicht dein Glück noch die Ruhe deiner Gattin ſtöhren, aber du ſollſt mich lieben, du ſollſt mir eben ſo ſehr angehören als ihr. Wir wollen uns nicht mehr nach conventionellen Geſetzen richten; Liebe und Dankbarkeit ſollen uns andere Pflichten vorſchreiben!

So täuſchte ſich die Enkelin des ſtrafbaren und muthigen Kokopileſobeh. Sie hatte die Hoheit der Seele ihres Ahnherrn, aber menſchliches Blut floß in ihren Adern, ohne daß ſie es ſelbſt wußte. Nichts war an ihr vollkommen, als ihr Muth und ihre Schönheit. Unterdeſſen war ihr Herz nicht verderbt. Sie ſtünd unter einem Geſetze, das Bahlisbull ihr nur dunkel erläutert hatte, und deſſen Einfluß erſt die Zeit ihr empfinden laſſen ſollte.

Voll Begierde, den Simuſtapha wieder zu ſehen, hatte ſie nicht ſo viel Geduld, ihn in ihrem Pallaſte zu erwarten. So, hätte ſie ein Vergnügen aufſchieben müſſen, das ſie ſich mit leichter Mühe und auf der Stelle verſchaffen konnte, wenn ſie ſich nach Bagdad bringen lies. Sie rief den Sklaven der Doſe.

„Du wirſt, ſagte ſie zu ihm, dieſen Abend Ilſetilſonen zu ihrem Gemahle bringen; benachrichtige mich davon, ſo bald ſie bey ihm ſeyn wird; ich will durch meine Gegenwart das Glück verherrlichen, das ſie genieſsen.“ — Jemal vollzog die Befehle der Fee mit eben der Pünktlichkeit, wie vorher; kaum erfuhr Setelpedur, daß die Prinzeſſin in Simuſtaphas Wohnung war, ſo begab ſie ſich ſogleich nach Begdad, und ſchickte den Jemal voraus, um dem liebenden Paar die Königin der Geiſter anzumelden.

Sie würden weit verlegener geweſen ſeyn, wenn die Königin bey ihrer Ankunft, ſie nicht durch die wiederholten Beweiſe ihrer Zärtlichkeit aufgerichtet hätte. Sie umarmte ſie beyde, und nahm zwiſchen ihnen an der Tafel Platz.

Ich wage nichts, ſagte die Königin, wenn ich mich an der Tafel eines Sterblichen einfinde, der ein Schüler meines geliebten Ben=Alab iſt. Ich war es, liebe Prinzeſſin, die dir das Muſter der Männer verſchaffen half; erlaube mir wenigſtens, deine Glückſeligkeit theilen zu dürfen. Um dir fühlen zu machen, welchen Werth ich auf eine ſo ſeltene Güte ſetze, will ich dann fortfahren, euch beyde durch meine Macht und meinen Rath zu ſchützen. Beunruhige dich alſo nicht Simuſtapha über die Heftigkeit meiner Zärtlichkeit fur dich; ſie iſt äuſſerſt delikat, und wird dir nie Anlas zu

Sorgen oder Vorwürfen geben, ausgenommen in dem einzigen Falle, wenn du aufhören würdeſt, meine Liebe zu erwiedern. ¿ Würdeſt du ihm das verzeihen können, liebe Ilſecilſone? ſagte ſie zu ihr, indem ſie ſie umarmte. —

„Wenn mein Geliebter, antwortete die junge aive Prinzeſſin, dich nicht liebte, ſo würd' ich mit Rechte an ſeiner Liebe für mich ſelbſt zweifeln. Ich habe ihm mein Herz gegeben, und er kann dir zwey Herzen zur Vergeltung für alle die Güte bieten, womit du uns überhäufſt. Deine Tugenden und deine Schönheit haben einen zu lebhaften Eindruck auf uns gemacht, als daß wir vermögend wären, ſo vielen vereinten Reitzen zu wiederſtehen.“ „Du übertriffſt meine Hoffnung, liebenswürdige Prinzeſſin, gab die Königin zur Antwort, und ich empfinde die Zufriedenheit, die nur durch ein ähnliches Geſtändnis aus Simuſtaphas Munde noch höher ſteigen kann.“ „Große Königin, ſprach Simyſtapha, ich kann die Gefühle, die mich durchdrungen, durch nichts anders, als durch meine gänzliche Ergebung in deinen Willen ausdrücken.“

Setelpedur, die über dieſe Verſicherungen von ihrer Zärtlichkeit höchſt vergnügt war, hörte während dem Eſſen nicht auf, ihnen ihre Erkenntkenntlichkeit dafür zu bezeigen. Man überließ ſich von beyden Seiten der Freude; Muſik, Tanz, Wohlgerüche, Liqueurs, nichts wurde geſpart; aber, was nicht ſo gewöhnlich zu geſchehen pflegt, man beſprach ſich nach der Tafel von ſehr wichtigen Dingen auf eine ſehr ruhige und verſtändige Weiſe. „Lieber Prinz, ſagte die Königin, wenn ich die Einwilligung des Kalifen ausnehme, die ich euch aber zu verſchaffen wiſſen werde, ſo ſcheint zu eurer beyder Glückſeligkeit jezt nichts mehr zu mangeln. Unterdeſſen iſt jezt gerade der Augenblick, wo, ohne die gröſte Vorſicht von euerer Seite und die gröſte Sorgfalt von der meinigen, ſie leicht über den Haufen geworfen werden könnte. Die bezauberte Doſe, Simuſtapha, welche dir Ben-Alab hinterließ, iſt der Gegenſtand des Ehrgeizes des Mamuk, eines laſterhaften Zauberers, deſſen Eigenthum ſie vor dieſem war. Es würde dir unmöglich ſeyn, dieſen Schatz beſtändig bey dir zu tragen, aber du haſt von mir einen Ring erhalten, den du nie ablegen darfſt, und der dich vor den Gefahren, die dir drohen, warnen, und dir zugleicher Zeit Hülfe leiſten wird. Der Ring der Prinzeſſin beſizt andere Eigenſchaften, die er aber erſt in dem Falle entwickeln kann, wo du dem Tode ganz nahe ſeyn, und ſein Beyſtand dir unumgänglich nothwendig werden wird. Nur vergiß nicht, deine Thür und deine Fenſter vor allem, was aus Egypten kommt, feſt verwahrt zu halten." Als ſie dieß geſagt hatte, ließ ſie das liebende Paar in Freyheit, umarmte ſie, und verſchwand.

Dieſe Nacht gieng wie die vorige hin, und die folgenden Tage zeichneten ſich eben ſo wenig durch eine auſſerordentliche Begebenheit aus. Jemal, der in ſeinen Pflichten ſo pünktliche Jemal, erfüllte die Befehle, die ihm anvertraut wurden, ſtets mit der äuſſerſten Geſchwindigkeit. Jeden Abend trug er die Prinzeſſin zu ihrem Liebhaber und jeden Morgen wieder zum Kalifen zurück. Alle drey Tage wurde Simuſtapha ins Ginniſtan verſetzt, um dem Geſtirn der ſieben Meere ſeine Huldigung zu bezeugen. Aber während ſich ſein Herz im Genuſſe ſanfter Wolluſt zu berauſchen ſchien, athmete das Herz des Egypters Mamuk Rache gegen den Eigenthümer der wunderbaren Doſe, nach deren Wiedererlangung er geizte.

Der boßhafte Zauberer, ſahe Ben-Alabs Geſtirn erblaſſen, und als er darauf Acht gab, es nicht wieder zum Vorſcheine kommen; er ſchloß alſo daraus, daß Ben-Alab geſtorben ſeyn müſſe. Dieſer Böſewicht, welcher die

Macht des perſiſchen Philoſophen gefürchtet hatte, konnte nun ohne Gefahr an die Wiedereroberung des Schatzes denken, den ihm die Königin der Geiſter nahm; aber erſt muſte er zu erfahren ſuchen, in weſſen Händen die Doſe ſey. Er nutzte das nächſte Aequinoktium, als den einzigen günſtigen Zeitpunkt zu den Arbeiten, welche im Einverſtändniſſe mit den Geiſtern unternommen werden müſſen, und zeichnete mit ſeinem Zirkel ein Quadrat, das er hierauf durch zwey Triangel theilte. Er berechnete nun die verſchiedenen Räume, welche ihm die Zahl Neun; und eben ſo viel Fächer oder Planeten-Häuſer gaben, die er durchſuchen mußte, um die Kette der Ereigniſſe, welche er zu wiſſen verlangte, aufzuſinden und zu verfolgen. Er leuchtete mit der grünen Kerze in jedes von dieſen finſtern Häuſern, und entdeckte bey dem traurigen Lichte alle Abentheuer des weiſen Perſers und des indiſchen Prinzen, von der Zeit ihrer Einſchiffung an bis zu ihrer Reiſe nach Bagdad. Er ſahe Ben-Alab ſterben, und erkannte die magiſche Doſe in Simuſtaphas Händen.

Naraes, Mamuk's Sohn, der eben ſo boshaft war wie ſein Vater, ſtand ihm bey. Beyde unterſuchten das Zeichen der Doſe; ſie ſchien mit ſtählernen Spitzen bewaſnet und ein feuriger Kreis hielt ſie umzingelt. Aber die Schwarzkünſtler lieſen ſich dadurch nicht abſchrecken. Der hohe Werth des Schatzes, dem ſie nachſtrebten, machte ſie blind. Der Vater grub eine Grube in ſeinen Garten, am Fuße eines Hügels, und es ſtieg plötzlich ein Springbrunnen aus ihr empor, den er ſeinen Sohn mit folgenden Worten zeigte.

Du ſiehſt hier das treue Bild der Begebenheiten, die meiner harren. So lange dieſer Springbrunnen hell bleiben wird, kannſt du meinetwegen unbeſorgt ſeyn; aber ſobald er ſich trübt, ſo ſchicke mir Hülfe; und färbt er ſich mit Blut, ſo bin ich todt, und dann denke auf Rache. Du wirſt zu dem Beſitze unſers koſtbaren Schatzes gelangen, wenn du dich bemühſt die Fallſtricke kennen zu lernen die man mir gelegt haben wird, und gegen diejenigen auf deiner Hut biſt, die man gegen dich ſelber aufſtellen kann.

Mamuk nahm Abſchied von ſeinem Sohne und verwandelte ſich in eine Nachteule, um ſeine Reiſe deſto beſſer zu verheimlichen. Schon hatte er ſeinen Weg aus Oberegypten hinab nach Arabien genommen. Der Stern, der über Bagdad leuchtete, war ſein Wegweiſer und er langte in dieſer Stadt an.

Die Morgenröthe verkündigte die Wiederkunft der Sonne auf dieſem Theile des Erdbodens. Mamuk weilte unter den lieblichen Gärten, die unaufhörlich von den Fluhten des Ilſara und Aggiala, welche von verſchiedenen Seiten die Stadt Bagdad umarmen, befruchtet werden, und wählte ſich ſeinen Aufenthalt auf Bäumen deren dichtes Laub die häßliche Geſtalt, worein er ſich geſteckt hatte, am beſten verbergen konnte. Er wuſte, daß Simuſtaphas Haus, welches durch den Geiſt der Doſe vertheidigt wurde, für ihn unter jeder Geſtalt, unzugänglich war. Während er dem Aufgange der Sonne entgegenharrte, ſonn er nach, welche Mittel er gebrauchen müſſe, um jemand zu verführen, deſſen Dienſte er benöthigt ſeyn könnte. In eben dem Augenblicke führte ihm das Ungefähr gerade den Mann in die Hände, den er ſich vorgenommen hatte aufzuſuchen.

Ein armer Gärtner Namens Abayre arbeitete in dem Garten, wo der Zauberer geblieben war. Von der Laſt der Arbeit, der Hitze und Ermüdung zu Boden gedrückt, entwiſchten ihm einige Seufzer. Mamuk überlegte, daß verführeriſche Anerbietungen am leichteſten Eingang bey einem Unglücklichen finden, dem ſie ſeine Liebe und ſeine Armuth erleichtern können. Der Gärtner lebte blos von einigen

Stücken Brod und vom abgefallnen Obſte; er füllte damit ein kleines Körbchen für ſich und ſeine Kinder an, und als es Abend wurde, kehrte er mit dieſem geringen Vorrathe nach der Stadt zurück. In Wahrheit, ſagte Mamuk, wenn dieſer arme Mann ein Obdacht hat, ſo werd' ich ihn gewiß bewegen können, es mit mir zu theilen, ich müſte es ſehr ungeſchickt anfangen, wenn es mir nicht gelingen ſollte, aus ihm das Werkzeug meines Plans zu machen.“ Er nahm, als er dieß ſagte, wieder ſeine natürliche Geſtalt an, und eilte ihn einzuhohlen.

„Guten Abend Abayre, redete er ihn an, es iſt dir ſauer geworden, deiner Familie dieſes Nacht-Brod zu verdienen.“ „Wer biſt du denn, guter Herr, antwortete der Gärtner, voll Verwunderung ſich beym Namen nennen zu hören, daß du mit einem ſo armen Manne wie ich ſprichſt?“

„Ich bin ein Menſch, antwortete Mamuk, der dich wie du ſelbſt kennt; ich könnte dir alle Bäume deines Gartens hernennen, und dir die nahmhaft machen, welche du am ſorgfältigſten pflegſt. Ich liebe arme Leute und auf meinen Reiſen pflege ich am liebſten bey ihnen einzukehren, weil ich weiß, daß es mir dann an nichts gebrechen wird. Denn ich ſchaffe alles dahin, und mir iſt nichts zu gut, ſobald ich es nur mit ihnen theilen kann."

„Ach, ſagte Abayre, warum bin ich nicht ſo glücklich, mir ſchmeicheln zu dürfen, einen Gaſt wie du in meiner Hütte zu bewirthen; aber wir hätten nicht einmal ein Bette für dich." „Hier ſind zehn Goldſtücke, gab der Zauberer zur Antwort, kaufe dir davon was dir fehlt. Ich kann mir kein ſüßeres Vergnügen denken als wenn ich gute Leute in den Wohlſtand ſetzen kann, der ihnen mangelte. Dies iſt ein Geheimniß von Glückſeligkeit, wo ich nicht fürchten darf, daß man es mir rauben wird. Luxus und Ueberfluß verhärten das Herz des Reichen, und wie viel Leute giebt es zu Bagdad, die während der Arme ſein Brod im Schweiße ſeines Angeſichts ißt, erſt nöthig haben, ihren Appetit durch Simuſtaphas Leckereyen zu reizen. ¿Kennſt du den Simuſtapha?"

„¿Ob ich ihn kenne, Herr? Giebt's zu Bagdad wohl einen einzigen Armen, der nicht dieſen wohlthätigen und mitleidigen Mann kennen ſollte? Wir wohnen nicht weit von ihm. Ich gehe oft auf Befehl meines Herrn in ſein Hauß um ihm das ſchönſte Obſt aus un-

unſerm Garten zu bringen und er giebt mir immer etwas mehr, für mich.“

Während dieſes Geſprächs waren ſie bis an die Stadt gekommen und Abayre nahm mit ſeinem neuen Gaſte den Weg nach ſeiner ſchlechten Hütte. „Frau rief er beym Eintritte, hier bring' ich dir dieſen guten Herrn, frage mich nicht, wovon wir ihn bewirthen wollen; ſieh, da hab' ich die ganze Hand voll Gold; ich will hingehen und einen Sofa kaufen, der unſer eigen bleiben wird.“

Mamuk trat in ein Zimmer, wo zwey hölzerne Stühle und ein Tiſch das ganze Geräthe ausmachten. Die Frau und die Kinder waren halb nackend Elend und Mangel blickten aus allen Ecken hervor, und er muſte noch einmal ſeine freygebige Hand aufthun, wenn er hier mit einiger Bequemlichkeit ſeyn wollte.

„Abayre, ſagte er, ich liebe wohlzuthun; hier ſind noch zehn Goldſtücke; ſchaffe dir das für ins Hauß an, was dir noch fehlt, und ziehe blos deine Bedürfniſſe und meinen Ueberfluß zu Rathe.

Der arme Gärtner glaubte zu träumen, als er ſo viel Gold erblickte. Er dankte der

Vor

Vorſehung und dem großen Propheten, und gieng aus um einzukaufen. Die Frau ihrer Seits legte geſchäftig Hand an, ihrer Wohnung ein Anſehen von Reinlichkeit zu geben. Laß mich nur machen, ſagte Mamuk, das iſt meine Sache, ich will dir helfen; geh unterdeſſen hin und kaufe Kleider für dich, deinen Mann und deine Kinder. Hier ſind zwanzig Zechinen, du wirſt es ſchon ſo einrichten, daß es nicht zu ſehr ins Auge fällt, aber vorzüglich hüte dich, jemanden merken zu laſſen, daß ich es bin, der dir das Geld dazu gegeben hat; denn ſobald es jemand anders erfährt, ziehe ich auf der Stelle aus. Das Gute, das ich thue verliehrt allen Werth in meinen Augen, wenn es die Welt weiß. Wenn dein Mann zurück kommt, wollen wir auch ans Eſſen denken. Abayres Frau machte ſich auf den Weg, und nahm ſich zum erſtenmale in ihrem Leben vor, ein Geheimniß zu bewahren, weil ihre Eigenliebe dabey intereſſirt war. Sie hatte ſich ſo oft ihrer Dürftigkeit ſchämen müſſen, und war gar nicht böſe, aus Mamuks Wohlthat andern ein Geheimniß zu machen. Die beyden Gärtnersleute kamen bald wieder und der Gärtner war nicht wenig verwundert, ſein Haus in beſſerm Stande und ſeine Familie ſo gut gekleidet zu finden. Der Urheber aller dieſer glücklichen Veränderungen ſetzte ſich nun mit ihnen zu Tiſche, und ſchien ſich an der Zufriedenheit zu weiden, die er ihnen durch ſeine Freygebigkeit verſchafft hatte. Aber eigentlich vergnügte er ſich blos an dem glücklichen Ausſchlage ſeiner Liſt, wodurch er dieſe guten, ehrlichen Leute dergeſtalt geblendet hatte, daß er in ihren Augen als der gröſte Wohlthäter erſchien.

Endlich kam die Zeit, ſich zu Bette zu legen. Abayre und ſeine Frau genoſſen die Süſſigkeiten der Ruhe, indeſſen ſich der Egypter mit Nachſinnen über die Mittel quälte, wie er dem Indiſchen Prinzen ſeinen Schatz rauben könnte. Er wuſte, da er ihn in dem neunten, nach den Regeln der Kabala gezeichneten Planetenhauſe geſehen hatte, daß dieſer Prinz alle Nächte in den Armen ſeiner liebenswürdigen Gattin der Freuden der Liebe genöſſe. Welch ein günſtiger Zeitpunkt, ihn zu überraſchen, hätte der Geiſt der Doſe nicht das liebende Paar bewacht, und die Vorſorge der Königin der Geiſter ſie nicht gleichfals vor allen natürlichen und übernatürlichen Angriffen geſchützt.

Voll Ungedult, ſein Werk anzufangen, vermochte der Zauberer nicht es länger im Bette auszuhalten; er verwandelte ſich wieder in eine Nachteule, und umflog Simuſtaphas Haus. Aber alle Zugänge waren gegen ihn verwahrt, und er ſahe, daß ihn ein unvermeidlicher Tod erwartete, unter welcher Geſtalt er es auch wagen würde, ſich zu nähern. Schrecken überfiel ihn, und er ſuchte wieder Ruhe bey Abayre.

Mamuk beſchäftigte ſich nun blos damit, das Vertrauen des Gärtners dergeſtalt zu gewinnen, daß er ſich, ohne Rückhalt, zu allen ſeinen liſtigen Anſchlägen gebrauchen ließe. Er nahm wieder ſeine menſchliche Geſtalt an.

Den andern Morgen begleitete er Abayre in ſeinen Garten, unterhielt ſich mit ihm von der Gärtnerey, lehrte ihn verſchiedene Kunſtſtückchen, theilte ſein ſpahrſames Mahl, und trank mit ihm aus einerley Quelle. „Du haſt ſchönes Obſt, ſagte er, aber wenn dieſer Garten dein wäre, ſo wollte ich machen, daß dir ein Obſt wüchſe, daß ſelbſt der Kaliſe kein anderes auf ſeiner Tafel leiden ſollte. — Ach, antwortete der Gärtner, ich beſitze auf der Welt nichts weiter, als zwey Bäume, einen Apfel- und einen Birnbaum, die ich aus Indien bekam. Ich habe ſie auf ein kleines Fleckchen gepflanzt, das zu meiner Hütte gehört, aber ſie ſcheinen in dem Boden nicht zu gedeihen, ihre Früchte wollen nie reif werden. Sey nur verſchwiegen und geſcheid, erwiederte Mamuk, und halte reinen Mund, ſo will ich dein Glück machen. Wir wollen gemeinſchaftlich Hand anlegen. Wenn du deiner Frau und deinen Kindern nichts davon ſagen willſt, ſollen deine beyden Bäume ſchönere Früchte tragen, als ſie ſelbſt in ihrem Vaterlande trugen. Aber da die kleinſte Unbeſonnenheit oder Schwatzhaftigkeit alles wieder verderben kann, was wir gethan haben, ſo muß ich dir eben deswegen ein ſtrenges Stillſchweigen über die Operation auflegen, die wir zuſammen vornehmen wollen. Aber ich verſpreche dir, wir wollen in wenig Tagen von deinem Birnbaume eine Birn abnehmen, über deren Schönheit du ſelbſt erſtaunen wirſt.

Abayre und Mamuk kehrten nach der Hütte zurück; hier wartete eine gute Mahlzeit ihrer, die ſie der Vorſorge des Schwarzkünſtlers zu verdanken hatten, der überdieß noch alles damit verband, was ihm die Herzen ſeiner Wirthsleute gewinnen konnte.

Den andern Tag kam der Egypter dem Aufgange der Morgenröthe noch zuvor, und ſuchte die beyden Bäume auf, wovon der Gärtner mit ihm geſprochen hatte. Ein kleines

Pförtchen führte zu dem Platze, wo ſie ſtunden, und der keine 20 Fuß im Viereck hielt. Hier ſchmachteten die beyden Bäumchen, der wohlthätigen Sonnenwärme beraubt, im Schatten, unterdeſſen trug doch der Birnbaum eine Blüthe. Abayre wurde beym Erwachen gewahr, daß die Thür offen ſtand, erblikte den Zauberer und gieng zu ihm. „Da ſiehſt du meine armen Bäumchen, ſagte er, das Moos frißt ſie aber auf.“ „Ich bin deswegen aufgeſtanden, antwortete Mamuk, um es abzukratzen, denn du ſiehſt, wie grün und herrlich die zweyte Schaale iſt. Mache die Thür zu, und laß uns fortarbeiten, während alles noch im Schlafe liegt. In kurzem ſollſt du etwas ſchönes ſehen. Da es indeſſen hier lediglich und allein auf dein Glück ankömt, ſo muß ich mich zuvor deiner Verſchwiegenheit verſichern. Verbinde dich vorher mit mir durch einen feyerlichen Schwur. Schwöre mir auf den Koran und meinen Säbel, eine unerſchütterliche Treue, und ſprich mir die Worte nach: Alles, was Mamük thun wird, geſchieht zu Abayres Beſten, und Alles was ihm Mamuk befiehlt, will Abayre befolgen.“

Der gute Gärtner ſtand nicht einen Augenblick an, ſich zu etwas anheiſchig zu machen, wovon aller Vortheil auf ſeiner Seite zu ſeyn ſchien. Mamuk lies ſich einen Pfahl, drey Endchen von Stricken und zwey Spaten bringen. Als dieſe Sachen da waren, ſprach Mamuk; „nimm dieſen Strick, binde das eine Ende um den Baum, und befeſtige das andere am Pfahl; ziehe damit einen Kreis um den Baum, in einer Entfernung von drey Fuß, und zwar ſo accurat als es dir nur möglich iſt; binde dann den Baum los, und wir wollen das Innere des Kreiſes umgraben, bis wir dem Baum wieder Leben, und den Wurzeln Nahrung gegeben haben. — Wenn die Sache gelingen ſoll, muß man methodiſch zu Werke gehen, und ich will dir nicht verbergen, daß du eine geometriſche Operation vornimſt." —

In einem Augenblicke war die Erde um den Baum umgegraben; — „¿Sollte vielleicht eine Blüthe an deinem Baum ſeyn?" fragte Mamuk. — „Ja, es iſt juſt eine daran," antwortete der leichtglaubige Gärtner. — „Das iſt ein ſehr erwünſchter Zufall für uns, ſprach der Schwarzkünſtler; tritt zu ihr, rede mit ihr, ſchmeichle ihr; alles hat Leben, alles hat Gefühl in der Natur, ob es gleich von auſſen nicht ſo ſcheint. Sage zu ihr; mein liebes, kleines Blüthchen, gieb mir eine Birne, gröſſer als alle Birnen, die in Indien wachſen; ich möchte ſie ſo groß haben, daß ſich ein Menſch darinne verbergen könnte.“ — Abayre lächelte unſchuldig bey Ausſprechung dieſer Worte; ey, mein Treu, ſagte er zum Mamuk, da müßte ſie ja ausſehen, wie die Kuppel eines Minarethurms! — Wer wird ſich daran kehren, wie ſie ausſehen wird! ſagte Mamuk, genug wenn wir nur eine Birne bekommen, die unſere Abſicht erfüllt. Als alles vorbey war, machten beyde die Thüre wieder zu, und Mamuk nahm den Schlüſſel in ſeine Verwahrung. Sie begaben ſich nun nach dem Garten, wo Abayre den Tag über zu arbeiten pflegte. Der Egypter half dem Gärtner bey ſeiner Arbeit, und richtete ſich ganz nach ſeiner Weiſe zu leben und zu reden; ein Dritter, der ihnen zugehört hätte, würde ſie für ein Paar gute einfältige Leute gehalten haben.

Man ſchien ganz die Arbeit mit dem Birnbaume, und das Verſprechen des guten Obſtes aus der Acht zu laſſen. Der gute Abayre hielt es für ein bloßes Spielwerk, woran er aus bloſſer Gefälligkeit gegen die Grillen ſeines Wohlthäters, welcher Wohlſtand und Behaglichkeit in ſeiner Hütte verbreitete, Antheil genommen hatte. Acht Tage verſtrichen, ohne daß Mamuk die geringſte Neugier verrieth, ſich von der Wirkung ſeiner Operation zu überzeugen. Endlich am neunten Tage, als Abayre ſein Haus verlies, um ſeinen täglichen Berufsgeſchäften nachzugehen, ſagte der Egypter, wie von ungefähr unterwegs zu ihm: „hätteſt du nicht Luſt zu ſehen, was aus unſerer Birn geworden iſt?“ „Recht gerne, antwortete Abayre, wenn du willſt; aber ich beſorge, wir haben unſere Zeit verlohren, daß wir einen Baum umgruben, der vom Himmel dreyfach verflucht iſt; denn ich hatte ſchon vorher ſein Erdreich ganz anders bearbeitet, und er wollte doch mit ihm nicht beſſer werden. Zwar war mirs noch nicht eingefallen, ihm ſolche gute Worte zu geben. Indeſſen wir wollen hingehen und zuſehen.“ Man ſieht, daß der gute Gärtner, der eine ganz gewöhnliche Arbeit und den ordentlichen Lauf der Dinge gewohnt war, ſich keine Rechnung darauf machte, an einem Aſte, wo er nur eine welke und halb abgeſtorbene Blüthe hinterlaſſen hatte, ein ſolches Wunderwerk zu ſchauen. Wie groß war daher ſein Erſtaunen, als er an eben der Stelle eine Birn, von ſolch' einer ungeheuren Größe hängend erblickte, daß ſie viermal an Umfang die gröſte und ſchönſte Birn übertraf, die je von einem Birnbaume getragen worden war. „Das hätt' ich mir nie eingebildet; rief er in ſeiner Verwunderung aus. ¿Aber wem verkauf' ich nun die Birn? Trag' ich ſie in den Pallaſt des Kalifen, ſo nehmen mir ſie ſeine Leute weg, geben mir höchſtens ein paar Zechinen dafür, und eignen ſich allein das Verdienſt und die Ehre davon zu. Bring' ich ſie hingegen zum Simuſtapha, ſo iſt das gerade der Mann, der kein Geld anſieht." "

„Du haſt vollkommen Recht, ſagte Mamuk, Simuſtapha wird dir 's am allerbeſten bezahlen, und du wirſt bey ihm immer auf einen gewiſſen Abſatz rechnen können. Ueberleg' es wohl, lieber Abayre, dein Baum wird in Zukunft wie ein Mayroſenſtock blühen, und Simuſtapha allein iſt im Stande, dir alle dieſes Obſt abzukaufen. Nimm die Birne, lege ſie auf einen Teller, decke ſie mit einem Tuche zu, und paſſe den Augenblick ab, wo Simuſtapha auſſen vor ſeiner Bude ſteht: gehe dann nach deiner Gewohnheit vorbey. Er wird neugierig ſeyn, dein Obſt zu ſehen. Laß ihm die Birne wie von ohngefähr gewahr werden, damit er recht begierig danach wird, und ſie gerne haben möchte, und dann kannſt du darauf zählen, daß er ſie dir ungeheuer hoch bezahlen wird. Aber ich ſagte dir, daß ich ſelbſt in die Birne kriechen wollte, und das iſt noch mein Wille; wir haben es zuſammen ausdrücklich ausgemacht, und ich beſtehe darauf."

„Meinetwegen, antwortete Abayre lachend, ich habe nichts dawider; aber mache dich ja recht klein, damit du darinn Platz haſt; du wirſt recht fein als ein Birn-Kern ausſehen." „Du willſt alſo, daß ich ein Kern in der Birne werden ſoll." „Ja, wenn 's angeht." „Befiehl es mir." „Nun gut, ich befehl' es dir!" „Reiß den Stil ab, damit ich eine Oefnung kriege, hineinzukommen."

Abayre, der eben bey guter Laune war, wollte den Scherz fortſetzen, und machte eine kleine Bewegung, als ob er den Stil ausreiſſen wollte, aber er blieb ihm zu ſeiner großen Betrübnis wirklich in der Hand.

„Das iſt ein Unfall, der nicht viel zu ſagen hat, ſprach Mamuk, ich hätte ja ſonſt ewig auſſen bleiben müſſen. Setze den Stil wieder dran, hole deinen Teller und ſuche deinen Käufer auf. Die Frucht wird dadurch in ſeinen Augen nichts von ihrer Merkwürdigkeit verlohren haben, denn ſie iſt noch eben ſo groß und ſo ſchmackhaft wie vorher. Künftige Woche wollen wir 's mit den andern beſſer machen."

Der Gärtner gieng hin, um den Teller zu holen, und fand als er wieder kam keinen Mamuk mehr. Er bildete ſich ein, Mamuk ſey zum Birnbaume gegangen, und da er ihn zum Verkaufe ſeiner Birn nicht nöthig hatte, ſo gieng er ohne die mindeſte Beſorgnis nach Simuſtapha's Wohnung.

Mamuk hatte Abayrens Einfalt gewaltig gemisbraucht. Dieſer Betrüger, dem die Hälfte ſeiner Macht genommen, und der durch eine höhere Gewalt zu einem blos leidenden Zuſtande heruntergeſetzt worden war, hatte ſich gezwungen geſehen, den unwiſſenden Gärtner in einen Schwarzkünſtler zu verwandeln, ohne daß es dieſer gemerkt hatte. Er hatte ſich mit ihm verbunden, und ſich liſtiger Weiſe von ihm anbefehlen laſſen, was ſein eigenes Intereſſe von ihm heiſchte. Da ſieht man, wie gefährlich Unwiſſenheit iſt! Kaum hatte Abayre den Rücken gewendet, um den Teller zu holen, als der Egypter, dem Befehle zu Folge, den er ſich hatte geben laſſen, ſeinen Körper dergeſtalt verkleinerte und zuſammenzog, daß er in die Birn ſchlüpfen, und darinn die Geſtalt eines Kerns annehmen konte. Wird die Birne von einander geſchnitten, ohne daß das Meſſer den Kern beſchädigt, und läßt man ſich ſonderlich durch den lieblichen Geſchmack der

Frucht verführen, ſo hat der laſterhafte Namuk gewonnen; ſo gelangt er wieder zum Beſitze ſeiner Doſe, und kann ſeiner Rache Genüge thun.

Bis hierher ging alles den Anſchlägen des Kabbaliſten nach Wunſche. Simuſtapha ſtand an ſeiner Thüre als Abayre vorbeygieng, und lies ſich die Birn zeigen. Der Gärtner erzählte ihm, er wolle ſie dem Kaliſen bringen, und wenigſtens 200 Zechinen dafür verlangen. „Ueberlaß Sie mir, ſprach Simuſtapha, du ſollſt nicht weiter zu gehen brauchen, um deine Birn zu verkaufen. Hier haſt du 200 Zechinen und noch 50 drüber, daß du mir die Freude machſt, und mir den Vorzug giebſt.“

Abayre ließ von ſeinem guten Glücke berauſcht, bald Teller und Serviette im Stiche, um nur geſchwind den guten Herrn umarmen zu können, dem er allein all dieſes Geld zu verdanken hatte. Er lief, ſo ſchnell er konnte, nach Hauſe, und fand den Namuk nicht. Er glaubte, er müſſe in dem Garten vor der Stadt ſeyn; er eilte dahin und fand ihn wieder nicht; er ſuchte ihn überall, und fragte alles was ihm begegnete nach ihm, allein vergebens. Während der Gärtner troſtlos und unſinnig umherirrte, erwartete Simuſtapha mit Ungedult die Stunde, wo er ſich an den Reizen der liebenswürdigen Ilſetilſone würde weiden, und ihr die ſchönſte Frucht vorlegen können, die je auf Erden gewachſen war. Endlich kam die Nacht und der Geiſt verrichtete ſein gewöhnliches Amt. Die beyden Vermählten putzten ſich in die Geſchenke ihrer ſchönen Beſchützerin; die Ringe, das Halsband, die diamantenen Haarflechten, nichts wurde vergeſſen. Der ſtumme Verſchnittene ſetzte die ſchöne Birn auf die Tafel, auf welche der indiſche Prinz einen ſo großen Werth legte. Ilſetilſone bewunderte ſie, und fand ihren Geruch vortreflich. Man vernahm ein kleines Geräuſch, als die Birne von einander geſchnitten wurde; einer von den Kernen war herausgeſprungen, und auf den Boden gefallen.

Das fatale Stück Birne berührte ſchon die Lippen der beyden Liebenden, als Simuſtapha einen lauten Schrey that; denn ſein Ring hatte ihn ſo empfindlich geſtochen, daß es ihn heftig ſchmerzte. Ilſetilſone ließ für Schrecken das Birnſchnittchen fallen, das ſie in der Hand hielt, und der Prinz bemühte ſich, den Ring, der ihm ſo wehe that, vom Finger zu ziehn. Aber eben dieſes Bemühen und Reiben bewerkſtelligte die Erſcheinung des Geiſtes, des Sklavens des Rings.

Seine

Seine Geſtalt und Häßlichkeit war fürchterlich. Die Prinzeſſin ſank in Ohnmacht, als ſie ihn erblickte. „¿Wer biſt du, was willſt du von mir?“ fragte ihn Simuſtapha „Ich bin der Sklave des Rings, den dir meine Gebieterin ſchenkte, antwortete die Erſcheinung; ich warne dich vor einer großen Gefahr, in der du ſchwebſt; dein Feind iſt in deinem Hauſe; dieſe Frucht iſt vergiftet; ich eile der Doſe zu Hülfe; ſo bald ſie in Sicherheit ſeyn wird, werde ich wieder kommen.“

Simuſtapha und die Sklavinnen bemühten ſich die Prinzeſſin wieder zu ſich ſelbſt zu bringen. Während dieſer Zeit vertheidigte ſich Jemal, der in der magiſchen Doſe ſtack ſo gut er konnte, gegen die Angriffe ſeines alten Herrn, in deſſen Botmäßigkeit er ſich wieder zu fallen fürchtete. Mamuk drückte einen magiſchen Ring auf das Schloß des Schreibtiſches, worinne die Doſe verwahrt lag. Das Schloß ſprang ab, und ſogleich erſezte der Geiſt ſeine Stelle durch ein anderes. Schon ſechsmal war dieſer Kampf auf dieſe Art erneuert worden und Jemal war eben im Begrif, ſich zu ergeben, als der Geiſt des Rings dazu kam.“

„¡Schändlicher Böſewicht, rief er dem Mamuk zu, du ſollſt nur von meiner Hand ſterben!" Zu gleicher Zeit ſog er alle die Luft in ſich, die im Zimmer war, und hob den Arm auf, um den Egypter zu ſchlagen, der, wie erſtickt, zu Boden fiel, wo er ſogleich mit eiſernen Ketten gefeſſelt, ſeines magiſchen Rings, Zauberſtabs und Zauberbuchs beraubt wurde, und halb todt und von aller ſeiner Macht entblößt, auf dem Boden liegen blieb.

Nach dieſem Siege kehrte der Geiſt des Rings zu Simuſtapha zurück, und erzählte ihm, in welche Gefahr er durch Mamuks Liſt gerathen ſey. „Komm, ſagte er, und ſchaue deinen Feind; entſcheide über ſein Schickſal, nicht nach der Güte deines Herzens ſondern nach der ganzen Verderbtheit des ſeinigen."

Simuſtapha folgte dem Geiſte ins Zimmer, aber ſie fanden dort den Mamuk nicht mehr. „Verwünſchter Zauberer, unerſchöpflich an Hülfsmitteln! ſchrie der Geiſt, welche Macht iſt vermögend geweſen, dich von hier zu entfernen. Aber du biſt gefeſſelt und du wirſt nicht weit fliehen können." Er rieth hierauf dem Simuſtapha, die Doſe zu ergreifen, den Jemal zu rufen und ihm zu befehlen, mit ihm dem flüchtigen Böſewichte nachzuſetzen. Die beyden Geiſter fanden ihn im Garten, wo er ſchon angefangen hatte, ſich ſeiner Feſſeln zu entledigen. Sobald er ſeine Widerſacher erblickte, ſtürzte er ſich in den Kanal. Aber ſogleich erhoben ſich zwey Dämme und ſchloſſen das Waſſer von allen Seiten ein. Er ſtieg nun als ein Waſſer-Strahl in die Luft, aber er wurde gezwungen, wieder in das Becken herabzufallen, das man ihm bereitet hatte. Er bemühte ſich als Flamme zu verfliegen, allein ein dichter Dunſt, der von allen Seiten aufſtieg; widerſetzte ſich ſeinem Vorhaben.

Durch dieſe Vermiſchung der Elemente ſchien ſich der Kanal mit einem lebendigen, brennenden Kalk anzufüllen, deſſen Nachbarſchaft man fürchtete. Der Geiſt des Rings warf die beyden Birnſchnitte hinein, und alsbald fiengen ſie an zu ſchmelzen. Hierauf wendete ſich der Geiſt zu Simuſtapha und ſagte; „Prinz, ſprich dieſem Böſewichte ſein Urtheil, wir ſind hier, um es zu vollſtrecken. Sprich: „ſchändlicher Schwarzkünſtler ich kerkere dich in dein eigenes Werk und durch dein Werk ein, damit du durch dein eigenes Werk beſtraft werdeſt.“

Simuſtapha ſprach die Worte aus, und der Schwarzkünſtler wurde plötzlich zu einem unförmlichen Marmorblocke, welcher die Geſtalt einer Nachteule hatte und den ſcheußlichen Götzenbildern glich, welche die abgöttiſchen Völker vor der Ankunſt des großen Propheten verehrten. Die Geiſter ſchaften die ſchrekliche Bildſäule aus dem Garten.

Simuſtapha verfügte ſich zu ſeiner Gemahlin, die ſich von ihrer Ohnmacht wieder erholt hatte, aber ſeinetwegen noch immer in Aengſten war. Erſt als ſie ihn wieder erblickte, wurde ſie ruhig. Beyde begaben ſich in das Kabinet, wo die Doſe war; Simuſtapha berührte ſie und Jemal erſchien.

„¿ Herr, was verlangſt du von deinem Sklaven?“ fragte der Geiſt. Daß du mir umſtändlich den ganzen Verlauf der Begebenheit mit dem Schwarzkünſtler erzähliſt.

[illegible]

Der Geiſt ſetzte ſich ſchrittlings auf die Doſe, und gehorchte Simuſtaphas Befehle. Er beſchrieb ihm des Schwarzkünſtlers magiſche Arbeiten, ſeine Reiſe und ſeine Ankunft zu Bagdad, wie er den Gärtner verführte; wie er bey ihm einkehrte; ſeine Verwandlungen; die Bezauberung des Birnbaums; die Art, wie er ſich in Simuſtaphas Haus ſchlich, der ihn ſelbſt mit der Birne hineintrug, worein ſich der Verräther als Kern verſteckt hatte; und wie er aus der Birne ſprang, als ſie von einander geſchnitten wurde. Er ſchilderte ſeinen eigenen Kampf in der Doſe, wie er das Schloß, welches der magiſche Ring des Egypters abſprengte, beſtändig durch ein neues erſetzte; und wie er aus der Doſe, worein er ſich verſchanzt hatte, um ſie zu vertheidigen, den Geiſt des Rings ihm zu Hülfe kommen ſahe. Er erzählte ferner, wie der Zauberer zu Boden geworfen, gefeſſelt und ſeiner Zauberkünſte beraubt worden ſey, und wie in dem Augenblicke, wo der Geiſt des Rings das Kabinet verlaſſen habe, andere Geiſter, welche Mamuk's Sohn ſeinem Vater aus Egypten zu Hülfe ſchickte, ihn plötzlich weggetragen und in den Stand geſetzt hätten, den lezten Kampf zu kämpfen, wo er unterlag.

Dieſe Erläuterungen hatten einen großen Theil der Nacht weggenommen. Kaum hatte das Paar noch ſo viel Zeit, ſich Glück zu wünſchen, allen dieſen Fallſtricken und gefährlichen und gut eingefädelten Anſchlägen entronnen zu ſeyn, ſo muſte Ilſetilſone ſich ſchonen der Vorſorge des treuen Jemals wieder anvertrauen, und den Rückweg nach dem Palaſte des Kaliſen auf die gewöhnliche Art nehmen. Simuſtapha ſuchte im Bade die Beruhigung ſeiner Lebensgeiſter die ſo viele heftige Erſchütterungen ihm geraubt hatten. Hierauf nahm er ſich vor, einen Beſuch im Ginniſtan abzulegen. Er nahm ſeine Zuflucht zur Doſe, rief ihren Geiſt, machte ſich auf den Weg und langte bey der Königin der Geiſter an, der er durch ſeine Gefahren noch lieber geworden war.

Sie kam ihm entgegen, und bezeugte ihm durch die zärtlichſten Liebkoſungen, welchen lebhaften Antheil ſie an ſeinem Unglücke genommen habe. Sie erſparte dem jungen Prinzen die Erzählung eines Abentheuers, das ſie ſchon nach ſeinen kleinſten Umſtänden wuſte, aber ſie nutzte dieſen Vorfall, um ihm von neuen einzuſchärfen, aufs ſorgfältigſte über die Doſe, und den Ring zu wachen. Sie warnte ihn ſonderlich vor den Unternehmungen von Mamuks Sohn, der nicht minder furchtbar, als ſein Vater ſey. „Wenn ich gleich, fuhr ſie fort, beſtändig ein wachſames Auge auf dich habe, und dich mit den Schutzmächten umringe, die mir unterthänig ſind, ſo wird doch alle dieſe meine Vorſorge vergeblich ſeyn, weil ſie ſich bloß auf übernatürliche Mittel erſtreckt, ſobald du nicht ſelbſt dich vor den Räubern der Menſchen zu ſichern ſuchſt. Gieb ſtrenge Acht auf dich, ſetze dich in den Stand, dich auf deine Tugend und Klugheit verlaſſen zu dürfen, wie dein Meiſter Ben-Alab that, und meine Liebe bürgt dir für das übrige.“

Doch wir wollen Setelpedurs heilſame Rathſchläge und Samuſtapha's feurige Ausbrüche ſeiner Dankbarkeit abkürzen, und nur anmerken, daß er Abſchied von der Königin nahm, und daß der Geiſt ihn wieder nach Bagdad brachte, wo allerhand politiſche Vorkehrungen, uns auf Ereigniſſe vorbereiten, die weit intereſſanter zu ſchildern ſeyn werden.

Der Kalife hatte Nachricht erhalten, daß die Stadt Damaſk von 200000 Ungläubigen belagert würde, und daher allen Moſlems befehlen laßen, die Waffen zu ergreifen, und mit ihm zum Entſatze dieſer wichtigen Stadt zu eilen.

Simuſtapha empfand bey dieſer Auffoderung ein Gefühl, das großen Seelen natürlich iſt; er entbrannte von Eifer und Muth für den Moſlemiſchen Glauben. Ehrliebe und die Begierde ſich ſeiner Geliebten würdig zu machen, ſpornten ihn an, nach den Lorbeern zu geizen, die er ſich gewiß zu erkämpfen ſchmeichelte, wenn er den Beherrſcher der Gläubigen auf ſeinen Zug begleitete. Er rief dem Jemal, „du haſt, ſagte er zum Geiſte, mit angehört, was der Kalife hat bekannt machen laſſen. Ich will ſeine Abſichten unterſtützen. Ich verlange, daß du mir auf der Stelle ein

Pferd und eine Rüſtung verſchaffeſt, die meinem Range und meiner Geburt angemeſſen ſind."

Der Geiſt flog durch die Lüfte und benachrichtigte Setelpedur von dem Verlangen des jungen Prinzen. Die Königin freute ſich darüber und beſchloß, den Helden in Stand zu ſetzen, den Gipfel der Größe zu erſteigen, für die er beſtimmt war. Sie befohl, daß man ihr auf der Stelle eins der ſchönſten Pferde ausſuchen ſollte, die in allen drey Arabien zu finden ſeyn würden. Ihre Abgeordneten wählten eins aus Sardien, einem wüſten Diſtrikte, der drey Tagereiſen von Damaſk liegt, und wo man die Pferde von der erſten Race antrift. Sie ſuchten eins darunter aus, das alle andere übertraf. Es ſtammte aus dem Geſchlechte Gelpha, aus welchem auch vor Zeiten das Roß des großen Propheten abſtammte, als er, nachdem er ſein ſiegreiches Pannier auf den Thürmen von Medina aufgeſteckt hatte, Paläſtina und die beyden Syrien durchzog, und bald darauf ganz Aſien der Schärfe ſeines glorreichen Säbels, und der Weisheit der Geſetze des göttlichen Korans unterwarf.

Dieſem Pferde, das für Simuſtapha beſtimmt war, hatte man gleich im erſten Augenblicke

blicke nach ſeiner Geburt, von den geſchickteſten Sternkundigen, ſein Horoſkop ſtellen laſſen, und daraus erſehn, daß es dem gröſten Prinzen der Erde dienen, und deſſen Glück und die Dauer zweyer mächtigen Reiche gründen würde.

Die Eigenſchaften dieſes Pferds rechtfertigten frühzeitig den Zweck ſeiner erhabenen Beſtimmung. Es war nachgiebig, ſchnell, muthig, nicht zu ermüden. Es war nie Sklave ſeiner Bedürfniſſe; es ertrug Hunger und Durſt, ohne daß ſeine Dauer und Leibesſtärke dadurch zu leiden ſchien. Es konnte des Schlafs entbehren, und lebte von Luft. Mit dieſen ſeltenen Gaben verband es noch den ſchleunigſten Gehorſam, den feinſten Verſtand, und eine Anhänglichkeit und Ergebenheit, die jede Probe aushielt. O wie viel Menſchen ſtehen weit unter dieſem Thiere!

Setelpedur wollte ſelbſt das Pferd ſehen, das für ihren Günſtling beſtimt war. Das edle Roß wieherte für Freude. Es ſollte vor der Königin der Geiſter erſcheinen, und zum Ruhme des Helden beytragen, den ſie ſchützte. Man brachte es ins Ginniſtan, und es erregte Setelpedur's Bewunderung. Man legte ihm hierauf ein Zeug auf, das ſeiner Schönheit angemeſſen war, ohne jedoch zu üppig zu ſeyn. Man belud es mit der vollſtändigen Rüſtung des Prinzen; der Harniſch und die andern Stücke waren aus Damaſcener Stahl verfertigt, und der Säbel war von einer Güte, der nichts zu wiederſtehen vermogte. Alle dieſe Waffen hatte man dunkelblau anlaufen laſſen. Simuſtapha erwartete mit Ungedult auf der Terraſſe ſeines Hauſes die Wiederkunft des Jemals, als dieſer den prächtigen Streithengſt in den Hof führte. Beym Anblicke eines ſo ſchönen Geſchenks fühlte ſich der Prinz von Danke gerührt und von neuem Muthe beſeelt; er glühte für Verlangen, ſich auszuzeichnen, aber die Liebe legte ihm noch einige Hinderniſſe in den Weg.

Als der Geiſt, unter der Begünſtigung der Schatten der Nacht, Ilſetilſonen aus dem Palaſte des Kalifen abgeholt, und die beyden Liebenden einander in die Arme geliefert hatte, erfuhr die ſchöne Prinzeſſin kaum das Vorhaben ihres Liebhabers, als ſie den Gebrauch ihrer Sinne verlor, um, als ſie wieder zu ſich ſelbſt kam, ſich der grauſamſten Verzweiflung zu überlaſſen. Dieſe ganze Nacht verſtrich unter Klagen und Weinen. Unterdeſſen war der Kalife aufgebrochen und Simuſtapha, der ſeinen Ruhm dem zärtlichen Dringen der Liebe aufopferte, lies ſein Roß müßig im Stalle ſtehen und ungedultig am Gebiſſe nagen. Die Luft ertönte von ſeinem Wiehern. Jemal hatte alle Mühe, es zurück zu halten; es wollte ſtets geſattelt und gezäumt ſeyn, und das Stampfen ſeines Fußes ſchien vergebens die Stunden zu bezeichnen, wo Simuſtapha ſich hätte auf den Marſch machen ſollen.

Es verſtrich mehr als ein Tag, ohne daß der Prinz ſich aus Ilſetilſonens Armen losreißen konnte, deren Aengſtlichkeit er ſcheute. Setelpedur, die ſeine Unentſchlüßigkeit ſahe, ſchämte ſich ſeiner Schwachheit und voll Eifer für ſeine Ehre eilte ſie zu ihm. „Du verabſäumſt deine Pflicht, ſprach ſie, du ſetzeſt deinen Ruhm und die Sicherheit des Staats auf das Spiel, in welchem du lebſt. Du ſchmachteſt in einer ſchändlichen Ohnmacht. Begieb dich auf der Stelle zum Heere; wenn du noch einen Augenblick anſtehſt, ſo kündige ich dir meinen Schutz auf. Mein Sklave ſoll dich auf den Weg nach Damaſk bringen; ich will Sorge für deine Gemahlin tragen; empfange mein Lebewohl.“

Bey dieſen Worten erkannte Simuſtapha ſeine Schwachheit, er erröthete darüber, fiel vor der Fee nieder, und bat um ihren Schutz und ihre Verzeihung. Er beſtieg ſein Roß, das ihn, von den Geiſtern der Fee beflügelt, ſchnell wie der Bliz nach Damaſk trug. Als er auf eine Anhöhe kam, ſah er Damaſk vor ſich liegen. Die Ungläubigen thaten einen Sturm auf die Stadt; das Heer des Kalifen war mit dem Feinde im Handgemenge, aber der Vortheil war nicht auf ſeiner Seite, denn ſeine beyden Flügel waren geſchlagen und wichen vor dem Feinde. Mohameds Standarte bezeichnete dem Simuſtapha den Ort, wo Harun = al = Raſchid ſtritt. Er befand ſich im Mittelpunkte ſeines Heers; die Ungläubigen ſezten ſeinen Schaaren heftig zu, ſie drangen bis zum Kalifen durch, und dieſer erlauchte Fürſt war in Gefahr, unter ihren Streichen zu fallen.

Aber ſchneller als der Bliz ſtürzte ſich Simuſtapha mitten ins Gedränge; jeder Streich ſeines Schwerdtes ward Tod; jeder Schritt ſeines Roſſes zermalmte die Ungläubigen; in einem Augenblicke hatte er ſeinen Fürſten den Gefahren, die ihn umringten, entriſſen; ſeine Donnerſtimme erſchreckte den Feind und feuerte die Moſlems an; alle ſtellten ſich wieder unter die Standarte des heiligen Propheten, die Simuſtapha ergriffen hatte, und hoch aus der Mitte des Haufens Streiter wehen lies, den er um ſich verſammelte. Bey dieſem Anblicke ſtählte Vertrauen die Seele der Krieger von neuen, die Schlacht begonn mit neuem Ungeſtüm.

Aber der Engel des Todes hatte ſich jezt auf eine andere Seite gewendet; er wüthete unter den Ungläubigen. Simuſtapha auf ſeinem feurigen Roſſe durchflog in einem Augenblicke alle Glieder; er übernahm die Befehlshaberſtelle, und alles gehorchte ihm. Officiere und Soldaten hielten ihn für einen Engel des Himmels, der zu ihrem Beyſtande herabgeſendet ſey. Er ließ durch einen Theil des Heeres die Flüchtigen verfolgen, indeſſen er mit dem übrigen Theile der Armee in guter Ordnung unter die Mauern von Damaſk rückte.

Die Sturmleitern wurden vernichtet, die Stürmenden von den Wällen heruntergeſtürzt, und die Thore der Stadt öfneten ſich ihrem Befreyer. Simuſtapha zog im Triumphe an der Spitze der Sieger ein, das Volk drängte ſich haufenweiſe herbey, ſeine Knie zu umfaſſen, und der Retter von Damaſk empfing die Huldigung der Menge, für die er ſo tapfer geſtritten hatte. Man begab ſich in die Hauptmoſkee, um dort dem Himmel und dem Propheten für eine ſo wunderbare Befreyung zu danken. Harun verlor den Krieger nicht aus den Augen, dem er ſo groſe Erkenntlichkeit ſchuldig war. Simuſtapha hatte ſein Viſier geſchloſſen, und hielt ſich in der Nähe des Kaliſen auf. Sobald man am Eingange der Moſkee war, ſtieg er vom Pferde, kniete mit einem Knie nieder, half dem Kaliſen abſteigen, und bezeugte ihm ſo ſeine Ehrfurcht.

Harun empfing dieß Merkmal der Ehrerbietung mit der gütigſten Herablaſſung; aber ihn beunruhigte der Anblick einer Wunde, die er an der Hand bemerkte, die ihm gereicht wurde, und die mit Blute bedeckt war." –

„Tapferer Streiter, ſagte er, du biſt verwundet." „Großer Befehlshaber der Gläubigen, antwortete der Prinz, ohne Zweifel iſt die Wunde nicht gefährlich, denn ich empfinde nicht die mindeſte Beſchwerde davon." „Edelmüthiger Krieger, erwiederte Harun, die Hitze des Gefechts und dein kühner Muth haben dich nicht daran denken laſſen; aber wir wollen nicht eher einen Fuß in die Moſkee ſetzen, bis deine Wunde verbunden iſt." „Deine Güte rührt mich unendlich, rief Simuſtapha, allein wichtigere Geſchäfte, die dir jetzt obliegen, müſſen den Sorgen für den niedrigſten aber treueſten deiner Unterthanen vorgehn."

Der Kalife wurde über dieſen Zug von Beſcheidenheit entzückt; „wackerer Moſlem, ſagte er, indem er aus ſeinem Gürtel ein Schnupftuch zog, worauf mit goldenen Buchſtaben ſein Name geſchrieben ſtand, wenigſtens ſuche die Wunde vor der Luft zu verwahren, und wickele deine Hand in dieß Schnupftuch, bis man dir einen wirkſameren Beyſtand leiſten kann.“ —

Simuſtapha gehorchte; man zog in die Moſkee, die bald von den Lobgeſängen und Danke des ganzen Volks erſcholl. Der Kalife begab ſich hierauf nach dem Palaſte, der während ſeines Aufenthalts zu Damaſk für ihn beſtimmt war. Verſchiedene Offiziere, die ſich während der Schlacht nicht geſchämt hatten, von ihres Monarchen Seite zu fliehen, drungen ſich jezt, ihre Stellen wieder einzunehmen und ihn beym Triumphe zu begleiten. Simuſtapha, der nach ſolchen Vorzügen nicht geizte, entfernte ſich, ſtieg auf ſein Roß und verſchwand.

Er hatte der Ehre das Opfer gebracht, das ſie von ihm verlangte, jezt war es Zeit, daß die Liebe ihn über das Betrübniß ſeiner Geliebten beruhigte. Es war, als ob ſein kluges Roß ſeine Ungedult getheilt hätte; es berührte kaum mit dem Hufe den Weg, den es durchrennte, Simuſtapha erblikte in Kurzem wieder die ſehnlich gewünſchten Minaretsthürme von Bagdad. In ſeiner Abweſenheit hatte die wohlthätige Königin der Geiſter Ilſetilſonen ihrer Unruhe nicht Preiß geben wollen. Gleich in der erſten Nacht nach der Abreiſe des Prinzen, befahl ſie dem Geiſte, die Tochter des Kalifen zu ihr zu bringen. Wie groß war ihr Erſtaunen, als ſie ſich beym Erwachen ſtatt in Simuſtaphas Armen in den Armen der Königin befand. Beruhige dich, ſagte Setelpedur zu ihr, indem ſie ſie zärtlich umarmte, dein Gemahl iſt dem Rufe ſeiner Pflicht gefolget, und hat ſich unter die Fahnen des Kalifen begeben. Dein Glück hängt jezt mehr, als du glaubſt, von den Dienſten ab, die er dem Kalifen zu leiſten im Stande iſt. Es iſt nicht leerer Ruhm, dem er nachjagt. Ich wache über ſeine Erhaltung ſo ſehr mir es möglich iſt, und ich würde an ſeiner Seite ſtreiten, wenn es mir erlaubt wäre, aber ich muß mich einem andern Geſetze unterwerfen. Es dünkt mich hart dieſes Geſetz, ſeit mich die Liebe Simuſtaphas Verdienſte kennen lehrte, und ſeit meine Partheylichkeit für ihn die Bößgeſinnten meines Reichs empört hat. Ich habe ſchon viele derſelben züchtigen laſſen, und bin entſchloſſen, ihnen allen Troz zu bieten, ſelbſt wenn wir dadurch noch mehreren Gefahren ausgeſezt werden ſollten. Faſſe Muth liebenswürdige Prinzeſſin, hilf mir das Glück des Mannes machen, den wir mehr als unſer Leben lieben; laß uns nicht ihm noch mehr Anlaß zu Unruhe geben. Verſchone ihn mit Vorwürfen über eine Trennung, die ſeine Ehre und euer gemeinſchaftliches Intereſſe ihm zur Nothwendigkeit machte. Du ſollſt ihn bald wiederſehen; traue auf ſeine Klugheit und auf die Vorſorge der Königin der Geiſter!“ Iſetilſone fand ſich getröſtet, und wurde bald wieder in den Palaſt ihres Vaters zurückgebracht.

Während der Befehlshaber der Gläubigen ſich in Prunke nach dem Palaſte verfügte, den man ihn zu Damaſk bereitet hatte, ſah er ſich allenthalben nach dem Helden um, dem er ſeine Erhaltung, das Heil ſeiner Armee, die Befreyung von Damaſk, und einen vollſtändigen Sieg zu verdanken hatte; aber er wurde ihn nicht gewahr. Er befahl, ihn überall aufzuſuchen, allein alles Suchen war vergebens. Er ließ ihn durch ſeine Waffenherolde innerhalb und auſſerhalb der Stadt ausrufen; doch Niemand wollte etwas von ihm wiſſen. Der Ritter war mit ſeinem Roſſe verſchwunden; er hatte das Viſier ſeines Helms nicht geöffnet, folglich blieb alles ſeinetwegen in Ungewißheit. Das gemeine Volk beharrte darauf, ihn für einen Engel Gottes zu halten, der zu ſeiner Hülfe vom Himmel herabgeſandt worden ſey, aber das Blut welches Harun hatte fließen ſehen, war das Blut eines menſchlichen Geſchöpfs geweſen, und das Schnupftuch, das er ihm gegeben hatte, war damit gefärbt worden.

Der Befehlshaber der Gläubigen war ſehr bekümmert, daß er ſeinem Wohlthäter nicht einige Beweiſe ſeines Dankes habe geben können. Er bekam Nachricht, daß die Ungläubigen, welche der Schärfe des Schwerdts entronnen waren, ſich wieder eingeſchifft hatten, und als er für Damaſks künftige Sicherheit hinlänglich geſorgt, dankte er ſein Heer ab, und trat an der Spitze von 12000 Reutern den Rückweg nach Bagdad an.

Simuſtapha hatte ſchon das Vergnügen genoſſen, ſeine zärtliche Gattin zu umarmen, und ſeiner großen Beſchützerin ſeinen Dank abzuſtatten. Er weihte der Einem die Nächte der Andern die Tage, und war ſo glücklich, als ein Sterblicher nur ſeyn kann.

Er hatte ſeiner geliebten Ilſetilſone nicht einen Umſtand von ſeinen kriegeriſchen Thaten verſchwiegen. Sie intereſſirten dieſe liebenswürdige Prinzeſſin um ſo mehr, weil ſie zum Ruhme des Kalifen beytrugen. Sie nahm das Schnupftuch, welches um die Hand ihres Geliebten gewickelt geweſen war, und benezte wechſelsweiſe mit ihren Thränen bald die Schrift, den Namen ihres Vaters, bald die Spuren des Bluts, das für ſeine Vertheidigung gefloſſen war. Ich will dieß Schnupftuch aufbewahren, ſagte ſie, es ſoll mich beſtändig an den Augenblik erinnern, wo der Gegenſtand meiner Zärtlichkeit, der Retter des Gegenſtands meiner kindlichen Liebe wurde.

Der Kalife hatte ſeinen Einzug unter dem Frohlocken des Volks, in Bagdad gehalten; überall wurden ihm zu Ehren Triumphbogen errichtet, und er erhielt die Belohnung für ſeine Thaten, in der Liebe ſeiner Unterthanen, und der Zärtlichkeit ſeiner Familie. Zobeide und ihre Tochter drückten ihr Entzücken durch die lebhafteſten Liebkoſungen aus. Aber der Kalife, aller dieſer Ehrenbezeugungen müde, war blos mit dem Unbekannten beſchäftigt, der ſich ſeinen Wohlthaten entzogen hatte. „Er hat von mir, ſagte der Monarch, mehr nicht, als ein Schnupftuch empfangen, um ſeine Wunde zu verbinden, das war die einzige Gnade, die er von mir annehmen wollte.

Aber ich habe 10000 Zechinen demjenigen verſprochen, der mir ſeinen Namen, Stand, und Aufenthalt anzeigen kann. Ich habe mir vorgenommen, den Mann zu belohnen, der die Standarte des heiligen Propheten aus den Händen der Ungläubigen rettete, der mein Volk befreyete, und dem ich Leben und Krone ſchuldig bin. Vergebens ſucht er ſich den Ehrenbezeugungen zu entziehen, die ihm mit ſo vielem Rechte gebühren. Ich will ihm zu Ehren ein Feſt anſtellen, das ganz Damaſk herbey ziehen ſoll, das Zeuge ſeiner Wunder der Tapferkeit war. Zwar kann ich nicht die Züge ſeines Geſichts nachahmen laſſen, weil er das Viſier ſeines Helms nicht lüftete, aber ich will ſeine Rüſtung und ſein feuriges Roß beſchreiben, deſſen Bild mir noch gegenwärtig iſt. In meinem ganzen Reiche wird nicht Ein guter Moſlem ſeyn, der nicht begierig ſeyn ſollte das Feſt des Helden mit den blauen Waffen feyern zu ſehen: und ſo wird er unmöglich den Augenzeugen dieſes kriegeriſchen Prunkfeſtes lang unbekannt bleiben!"

Ilſetilſone war innerlich über die Lobſprüche entzückt, die ihrem Liebhaber gegeben wurden, und freute ſich, den Kalifen ſo für ihn eingenommen zu ſehen. Wie oft ſchwebten ihr nicht die Worte auf den Lippen: „ich kenne ihn, den Helden, mit den blauen Waffen; der Sieger der Ungläubigen iſt auch mein Sieger!“

Haruns Befehle wurden vollzogen; es wurden Feſte angeſtellt, die Befreyung von Damaſk zu feyern; ſie ſollten 30 Tage dauern, und an den beyden leztern Tagen ſollte eine kriegeriſche Vorſtellung der Thaten des Ritters mit den blauen Waffen gegeben werden. Dieſe Feſte erfüllten die Abſicht des Kalifen, aber durch Mittel, die mit denen, welche der Kalife ſich ausgedacht hatte, in gar keiner Verbindung ſtunden.

Am lezten Tage des Feſtes ſtund Zobeide mit ihrer Tochter auf dem Balkon. Ein Sonnenſtich traf die junge Prinzeſſin, die einen großen Schrey that, und ſich an den Buſen ihrer Mutter lehnte; dieſe, als ſie ihrer Tochter Hülfe leiſten wollte, wurde an gewiſſen untrüglichen Kennzeichen gewahr, daß ſie in ihrem Schooſe die Frucht der ehelichen Liebe trug. Beſtürzt über eine ſo auſſerordentliche Entdeckung, eilte ſie ſogleich zum Kalifen, um ihm dieſes wichtige Geheimniß zu offenbaren. Es waren nicht bloße Muthmaſſungen, die ſie zum Beweiſe anführen konnte; nein die vollkommenſte Gewißheit hatte ſie davon überzeugt. Beyde begaben ſich in Ilſetilſones Zimmer, um ihr ein Geſtändnis zu entreißen, wobey ihre Ehre und Ruhe ſo ſehr intreſſirt war.

„Schon ſeit mehrern Monaten, ſagte die Prinzeſſin, werde ich alle Nächte, ohne daß ich es gewahr werde, durch die Lüfte entführt, und in ein prächtig aufgepuztes Zimmer getragen, wo ich mich in den Armen eines Unbekannten befinde, der, ich geſtehe es, mir die feurigſte Liebe einzuflößen gewußt hat.“ Aus dieſer Erzählung ſeiner Tochter ſchloß der Kalife ſogleich, daß Zauberey dabey im Spiele ſeyn müſſe. Er fand es ungerecht, ſeiner Tochter Vorwürfe wegen eines Fehltritts zu machen, für den ſie nichts konnte, und der den Umſtänden nach ſie ſehr zu entſchuldigen ſchien. „Wahrſcheinlich ſagte er zu Zobeiden, iſt ein Geiſt in unſere Tochter verliebt; wollten wir uns dagegen ſträuben, ſo würden wir ihn nur aufbringen. Es bleibt uns nichts übrig, als ſie und uns dem Schutze des heiligen Propheten zu empfehlen.“ Bey Endigung dieſer Worte umarmte er ſeine Tochter wie gewöhnlich und verließ ſie, damit ſie der Ruhe genießen könnte, der ſie ſo ſehr bedurfte. Zobeide folgte dem weiſen Beyſpiele ihres Gemahls, Ilſetilſone hingegen nahm ſich vor, in der nächſten Nacht ihren Geliebten von dieſem Vorgange zu benachrichtigen, und ihm anzuliegen, das Schnupftuch zu überbringen, und ſich im Palaſte als den Ritter mit den blauen Waffen, in voller Rüſtung, und auf ſeinem ſchönen Streitroſſe ſitzend, zu erkennen zu geben.

Der Kalife verſammelte ſeinen geheimen Rath, der aus Giafar und Meſrur beſtand. Den Weßir ſetzte die Nachricht in das gröſte Erſtaunen; Meſrur hingegen war weniger darüber verwundert. Er hatte ſchon ſeit einiger Zeit wahrgenommen, daß man die Soldaten, welche die Gemächer der Prinzeſſin bewachen ſollten, gar nicht aus dem Schlafe wecken konnte.

„¿Wie ſollen wir's aber anfangen, ſetzte der Kalife um den Bezauberer meiner Tochter ausfündig zu machen, und zu fangen? ſie wird bey Nachtzeit durch die Lüfte getragen.“ „Ich habe einen Einfall, antwortete Meſrur, den wir auf der Stelle verſuchen können. Ich beſitze einen Phoſphor, den ich von einem Sterndeuter erhielt; er iſt aus dem Oel eines Thiers verfertigt, das man Baſiliſk nennt. Sobald er in freye Luft kommt und bewegt wird, entzündet er ſich, ohne zu brennen. Ich will einige Tropfen auf den Teppich der Prinzeſſin ſchütten, er wird ſogleich vertrocknen, und keinen Geruch hinterlaſſen, ſobald er aber an die Luft kommt, werden ſich die Tropfen in ſo viele leuchtende Sterne verwandeln, und denjenigen, welche darauf Achtung geben, ſo den Weg nach dem Hauſe des Entführers zeigen.

Der Kalife billigte den Vorſchlag, und Meſrur eilte, ihn zu vollſtrecken. Giafar ſeiner Seits benachrichtigte den Polizeyrichter, daß er dieſe Lufterſcheinung, ſie möge gehen, wohin ſie wolle verfolgen, und ſogleich das Haus umringen laſſen ſolle, wo ſie ſich niederlaſſen würde. Mehr denn 500 Perſonen ſtanden auf der Lauer, um der neuen Conſtellation nachzulaufen, die in der Nacht erſcheinen ſollte, aber das eigentliche Geheimnis, warum? wuſte niemand, als der Kalife und ſeine zwey Rathgeber.

Die Nacht kam, und der Geiſt, der ſeine Augen nicht hinab auf die Erde gerichtet hatte, wuſte nicht, was da vorgieng. Er gehorchte, wie gewöhnlich Simuſtaphas Befehl, und entführte die Prinzeſſin. Kaum hatte er ſich über den Palaſt emporgeſchwungen, als der Phosphor in ſeinem vollen Schimmer zu leuchten anfieng. Die Aufpaſſer des Polizeyaufſehers zogen ihm ſogleich von allen Seiten nach. Der Geiſt hatte zwar gute Augen, aber er hatte ſie nicht überall: Er trug ſeine ſchöne Laſt in das Zimmer des indiſchen Prinzen, das von hundert Kerzen erleuchtet wurde, und wo man nicht mehr die geringſte Spur vom phosphoriſchen Licht entdeckte. Einen Augenblick darauf drangen die Polizeywächter aus allen Straßen herbey, und umringten Simuſtaphas Haus. Der junge Prinz hörte den Lärm, er rieb ſeinen Ring, ergriff die Doſe und beide Geiſter erſchienen. Sie bekamen Befehl, nachzuſehen, was vorgehe. Sie ſuchten vor allen Dingen, das Haus vor der Störung zu ſchützen die ihm bevorſtand. In einem Augenblicke hatten ſie Thür und Fenſter vermauert.

Der Polizeyaufſeher lies die Nachbarn wecken und ſie fragen, wo die Thür zu Simuſtaphas Hauſe ſey. Die guten Leute rieben ſich die Augen und konnten ſie nirgends finden. Es brannten eine Menge Fackeln, aber niemand konnte bey ihrem Scheine einen Eingang entdecken. Der Polizeyrichter rannte auf und nieder, und wurde immer ungeduldiger. Giafar und Meſrur kamen dazu. Meſrur, ſeitdem er das Mittel mit dem Baſiliſkenöl erfunden, hatte die Meinung von ſich, mit einer Erfindungskraft begabt zu ſeyn, mit der er jede Schwürigkeit heben könne. Weil man keine Thür finden konnte, ſo ließ er Leitern bringen, um auf die Terraſſe des Hauſes zu ſteigen. Es währte nicht lange, ſo waren welche von allen Seiten angelegt; und es fehlten nur noch Mauerbrecher und Sturmböcke, um eine vollkommene Belagerung vorzuſtellen. Vierzig Leitern waren angeſchlagen; jede ragte um viele Fuß über die Terraſſe empor, welche man erſteigen ſollte. Man drängte ſich zum Sturme; jeder wollte der erſte oben ſeyn, als ob es zu einer Plünderung gegangen wäre; aber je hitziger die Leute ſich drängten, je weniger kamen ſie von der Stelle. So wie ſie auf eine Sproſſe traten, ſank die Leiter eben ſo tief unter ihnen in die Erde, und wurde ſogleich am andern Ende länger; und ſie ſtiegen und ſtiegen immer umſonſt. „¿ Was zappelt und trappelt ihr denn? rief der Polizeyrichter, macht fort und ſteigt doch hinauf, ¿ fürchtet ihr euch denn?“ „Wir geben uns ja alle Mühe hinaufzuſteigen, antworteten einige, und wir ſtrengen alle unſre Kräfte an.“ In der That waren ſie auch für Haſt und Anſtrengung ganz in Schweiße gebadet, ohne jedoch nur einen Zoll hoch vom Boden gekommen zu ſeyn. Voll Ungeduld ſprang der Richter vom Pferde, um die Stürmenden anzutreiben; wollt ihr hinauf! ſchrie er. „Ey beym Mohamed! ſteig erſt ſelbſt hinauf, war die einſtimmige Antwort; die Leitern ſind behext.“ —

Der Richter verlor alle Geduld und beſtieg die Leiter in vollem Ornate. Um deſto geſchwinder hinauf zu kommen, wollte er zwey Sproſſen auf einmal nehmen; allein die Leiter ſank um eben ſo viel Sproſſen ein; ſie verlor das Gleichgewicht und fiel mit ihm und ſeinem Ornate in den Koth. Allgemeines Gelächter begleitete den unerwarteten Fall. Die ganze Nacht vergieng in wiederholten vergeblichen Verſuchen; man kam um keinen Fuß breit weiter und ſchmeichelte ſich doch mit jedem Augenblick das Ziel zu erreichen. Ganz Bagdad war darüber in Aufruhr gekommen; und weil niemand von dem wahren Grunde der Sache unterrichtet war, ſo bildete ſich das Volk ein, es ſey noch eine Scene des Feſtes des Ritters mit den blauen Waffen, und dieſes burleſke Sturmlaufen an Simuſtaphas Hauſe ſolle den Sturm von Damaſk vorſtellen.

Harun erwartete jeden Augenblick den Verbrecher, und hatte ſich feſt vorgenommen, ihn auf der Stelle hinrichten zu laſſen, ohne ihm zu erlauben, auch nur noch ein einziges Wort zu ſeiner Entſchuldigung vorzubringen. Man kann ſich ſeine Ungeduld über das lange vergebliche Warten vorſtellen. Der Auflauf und Lärmen, den dieſer Vorfall erregte, verbreitete die lächerlichſten und übertriebenſten Gerüchte bis zu ihm. Kurz ſeine Ungeduld war ſo groß wie ſein Verlangen, Rache an dem Verräther zu nehmen.

In Simuſtaphas Hauſe hingegen war alles ſo ruhig und ſtill, daß man eine Fliege hätte ſummen hören können. Kaum waren die Geiſter **Näefrurs** Liſt gewahr worden, deren er ſich bedient hatte, um zu entdecken, welchen Weg man die Prinzeſſin nehmen laſſe, ſo trafen ſie ihre Anſtalten, um Simuſtapha vor der erſten Ueberrumpelung zu ſichern, und trugen Ilſetilſonen nach des Kalifen Palaſt in einem dichten Nebel zurück, welcher die Wirkung des Phosphors aufhielt. Sie ließen die Nebelwolke über dem Palaſte zurück; alle Lebensgeiſter wurden durch ihren Einfluß erſchlafft; und der Kalife ſelbſt fühlte ſich ſeiner gewöhnlichen Thätigkeit beraubt. Der indiſche Prinz fragte die Geiſter der Doſe und des Rings um Rath, was er Morgen zu thun habe, und überließ ſich nun, unter dem unmittelbaren Schutze des Geſtirns der ſieben Meere, ruhig den Süßigkeiten des Schlafs. —

Der Tag brach an, und Simuſtapha ſtieg auf die Terraſſe ſeines Hauſes, um der erſten Stralen der Sonne zu genießen. Er bemerkte unter dem Haufen der Belagerer den

Giafar und Meſrur; er rief ſie, und wendete ſich an den letztern. „Erhabener Weßir, ſagte er zu ihm, warum läſſeſt du das Haus eines getreuen Moslems umringen, der dem Gebothe des Befehlshabers der Gläubigen ſich willig unterwirft? Ich fordere dich auf, ihm zu melden, daß, wenn er meine Perſon in ſeine Gewalt verlangt, er dieſe Menge von Wachen entfernen ſolle, und daß ich alsdann freywillig kommen und mich ihm ſtellen will.“ Meſrur begab ſich nach dem Palaſte, und rieth dem Kalifen, einen Vorſchlag anzunehmen, der ihn zum Herrn des Hexenmeiſters machen würde. Der Polizeyrichter bekam ſogleich Befehl, mit allen ſeinen Leuten abzuziehen; die umgeſtürzten Leitern blieben am Fuße der Mauer zurück. Als alle Zugänge wieder offen waren, verließ Simuſtapha ſeine Wohnung durch eine von den Thüren, deren Vermauerung ſogleich verſchwand, und verfügte ſich ohne Furcht nach dem Palaſte des Kalifen. Harun erſtaunte über die Verwegenheit des Schwarzkünſtlers; er verlangte gar nicht ihn zu ſehen und befohl, daß man ihm ſogleich in dem erſten Hofe des Palaſtes, und im Angeſicht des ganzen daſelbſt verſammelten Volks den Kopf abſchlagen ſolle. Die innere Wache bemächtigte ſich des indiſchen Prinzens; er ſelbſt reichte willig ſeine Hände den Banden hin, mit denen man ihn feſſelte. Der Henker ergriff ihn, und riß ihm den Turban vom Kopfe, um ſeinen Augen die fatale Binde anzulegen, aber man fand unter dem Turban das Schnupftuch des Kalifen. Giafar und Meſrur erkannten es ſogleich, und das Volk, welches das Model davon bey dem Feſte des Ritters geſehen hatte, rief: das iſt das Schnupftuch des Ritters mit den blauen Waffen. Aber eine andere noch gröſſere Merkwürdigkeit erregte gleichfalls die Aufmerkſamkeit des Großweßirs. Simuſtapha trug auf ſeinem Haupte die reiche Binde mit dem prächtigen Diamanten, den er vom Kalifen zum Geſchenke erhalten hatte. Giafar verlas mit lauter Stimme die Worte welche auf der Binde ſtanden, und deren Inhalt bezeugte, daß Harun-al-Raſchid dieſe Binde dem Simuſtapha, dem Sohne des großen Königs von Indien geſchenkt habe. Ein verwirrtes Gemurmel erhob ſich von allen Seiten; es iſt ein Königs Sohn aus Indien, rief man, es iſt der Prinz Simuſtapha!

Während dieſes vorgieng, hatte Meſrur das Schnupftuch dem Kalifen überbracht. „¿Wer gab dir dieß Schnupftuch?" fragte der Monarch? „Es befand ſich auf dem Haupte des Menſchen, den du verurtheilt haſt." „¿Iſt mein Befehl ſchon vollzogen?" „Kein Befehlshaber

Gläubigen, ich empfing ihn erſt in dieſem Augenblicke. „Eile Meſrur eile! rette das Leben des edelmüthigen Kriegers, der das meinige rettete, bring ihn auf der Stelle zu mir.“

Giafar war dieſem neuen Befehle ſchon zuvorgekommen, ſeine Veränderung und das Geſchrey des Volks hatten ihn bewogen, Simuſtapha zum Kalifen zu führen. Der Prinz befand ſich zu den Füßen des Throns und das erſte was dem Beherrſcher der Gläubigen in die Augen fiel, war der Diamant, den er ehemals dem großen Könige von Indien für ſeinen Erſtgebornen zum Geſchenke geſchickt hatte. „¿ Wie? ſagte er zu Simuſtapha, du biſt der Sohn meines Bruders, des Königs von Indien?“ „Du haſt den Beweis vor Augen glorreicher Kalife,“ antwortete Simuſtapha. „¿ Und du biſt der Krieger, dem ich Ehre und Leben verdanke?“ „Du ſiehſt hier die Wunde, die ich vor Damaſk empfieng und die mir ſo viele Beweiſe deiner Gnade und Güte zuzog.“ „¿ Und du biſt auch der Liebhaber meiner Tochter Ilſetilſone?“ „Du erblickſt ihren und deinen Sklaven vor dir.“ „O wie ſoll ich dem großen Propheten genug danken! rief der Kalife; du biſt alſo Simuſtapha den ich von Kindheit an liebte, dem ich die Hand meiner Tochter beſtimmt hatte! Du konnteſt keinen andern Nebenbuhler haben,

ben, als den Ritter mit den blauen Waſſen, und du biſt ſelbſt dieſer Ritter, deſſen Dienſte ich nicht genug zu belohnen geglaubt haben würde, wenn ich ihm Ilſetilſonens Hand und die reichſte der Kronen des Orients angeboten hätte! Ich halte ihn in meinen Armen, den Gegenſtand meiner Dankbarkeit und meiner Liebe! ¿Ach, warum verbargſt du dich meinen Augen unter der Geſtalt eines Speiſewirths?“

„Erlauchter Beherrſcher der Gläubigen, erwiederte Simuſtapha; Ilſetilſonens göttliche Reize machten frühzeitig einen lebhaften Eindruck auf meine Seele. Mit dem erſten Funken des Lebens fuhlte ich ſchon die Glut der Liebe; der Wunſch, ſie zu beſitzen, war der einzige Wunſch, den ich kannte. Ein weiſer Verſer, deſſen Zögling ich war, bahnte mir den Weg zu meinem Glücke, und that mir den Vorſchlag, nach Bagdad zu reiſen, und daſelbſt die einzige Luft zu athmen, die meine Geſundheit, die täglich abnahm, wieder herſtellen könnte. Er genoß des Vertrauens deines Bruders, und es wurde ihm nicht ſchwer, ſeine Einwilligung zu erhalten, ungeachtet er ihm den wahren Grund meiner Abweſenheit verheimlichte, von der meine Ruhe und meine Glückſeligkeit abhieng. Dank den Hülfsmitteln ſeiner Kunſt! trieb der Sohn des großen Königs von Indien, ein Handwerk, dem er das Vergnügen ſchuldig wurde, die Schönheit die er anbetete, zu ſehen und von ihr bemerkt zu werden. Der Tod raubte mir bald dieſen weiſen Hofmeiſter, aber nicht die Geheimniſſe, in die er mich eingeweiht hatte; jung, verliebt, ohne Erfahrung überließ ich mich ganz meiner Leidenſchaft. Wenn ſie dich beleidigt hat, wenn ſie das empfindliche Herz eines Vaters kränkte, ſo lege ich meinen Kopf zu deinen Füßen, und bitte, daß mich allein die Strafe treffe. Ich flehe deine väterliche Güte um Schonung für die unſchuldige Prinzeſſin an, deren ganzes Verbrechen ihre Liebe zu Simuſtapha war."

Der Kalife wurde aufs innigſte von dieſem rührenden Geſtändniſſe bewegt; er hob den jungen Prinzen zärtlich auf, und drückte ihn von neuem an ſein Herz. „Komm, lieber Sohn, ſagte er, laß uns den Kummer verſüßen, den du verurſacht haſt; möchte deine Gegenwart die Wolken zertheilen, welche ein ſchimpflicher Verdacht in dem Herzen der zärtlichſten der Mütter erregte!"

Zobeide befand ſich allein mit ihrer Tochter, und ſuchte von ihr noch mehr Erläuterungen

rungen wegen ihres geſtrigen Geſtändniſſes zu erhalten, als der Kalife mit dem jungen indiſchen Prinzen hereintrat, und Freude und Entzücken verbreitete. Simuſtapha mit der königlichen Binde um die Stirn, und das brillantene Band in den Haaren, wurde vom Kalifen ſeiner Gemahlin und ſeiner Tochter vorgeſtellt. „Empfanget, ſagte der Monarch, aus den Händen des großen Propheten und aus den meinigen du einen Schwiegerſohn und du einen Gatten! Dieß iſt Simuſtapha, der Sohn des großen Königs von Indien, des älteſten, mächtigſten und getreueſten meiner Bundsgenoſſen! Man hohle ſogleich den Kadi und den Mufti, fuhr er fort, indem er ſich zu ſeinem Gefolge wendete, man öffne die Moſkeen! Mein ganzes Volk ſoll Freudenfeſte feyern! den Armen ſoll reichliches Allmoſen ausgeſpendet werden! Ganz Bagdad ſoll Theil an der Freude ſeines Fürſten nehmen, und ſie bis an die entfernteſten Grenzen meines Reichs verbreiten! Dieß iſt mein Befreyer, mein Eidam, der Retter des Paniers der Religion. Die Pflicht der Dankbarkeit geht über alle Geſetze!“

Ilſetilſonen und ihrem Gemahl wurden die ſchönſten Gemächer des Palaſtes zu ihrer Wohnung eingeräumt. Simuſtapha nahm

Theil an den Staatsgeſchäften und Vergnügungen des Kalifen; im Divan ſaß er zu ſeiner Rechten, und keine Angelegenheit wurde geſchlichtet, bevor er nicht ſeine Meynung geſagt hatte. Ein uneingeſchränktes Zutrauen ſtiftete zwiſchen beyden die innigſte Vertraulichkeit.

Der Kalife hatte nicht ermangelt, ſich alle die übernatürlichen Mittel erzählen zu laſſen, deren ſich ſein Eidam bedient hatte, um zur Erfüllung ſeiner Wünſche zu gelangen. Simuſtapha geſtund ihm den Schutz, den er von den Mächten des Geiſterreiches genoß; er erzählte ihm von dem Geſtirne der ſieben Meere und von den dienſtbaren Geiſtern der Doſe und des Rings. Aber er verſchwieg ihm die Gefälligkeiten der Namunah, und die Rolle, welche ſie bey dieſer Intrigue geſpielt hatte. Man ſieht leicht ein, welche Urſachen ihn zu dieſer Schonung bewogen. Harun, der mit ſolchen wunderbaren Abentheuern ſehr vertraut war, ſetzte um ſo weniger einen Zweifel in die Erzählungen des Simuſtapha. Er mißbilligte den Gebrauch nicht, den er von der kabbaliſtiſchen Magie gemacht hatte, deren Studium er ſelbſt an ſeinem Hofe begünſtigte. Aber er machte ihm Vorwürfe, daß er unterlaſſen habe, ſeinem Vater, dem Könige von In-

Indien, von dem Schickſale ſeines einzigen Sohnes Nachricht zu geben. „Seine Unruhe, antwortete der Prinz, wird durch den Anblick des Roſenſtocks geſtillt worden ſeyn, den mein Hofmeiſter, Ben-Alab, im Garten des Palaſtes gepflanzt hatte. Er legt täglich Rechenſchaft von allen glücklichen oder unglücklichen Ereigniſſen ab, die mich treffen, und heute, wo ich das Glück genieße, von dem gröſten Monarchen der Erde mit Gnade überhäuft zu werden, wird er in der Fülle ſeiner Blüthe und Schönheit prangen!“

Simuſtapha urtheilte ſehr richtig. Täglich betrachteten der König und die Königin von Indien ihren Roſenſtock. Wenn ſeine Roſen abfielen, ſo erſezten andere weit ſchönere ihre Stelle, und ſo tröſteten ſie ſich über die Abweſenheit ihres Sohnes durch die Ueberzeugung, daß ihm nichts Böſes begegnet ſey. Eines Tages hatten ſie ſogar eine ſehr angenehme Ueberraſchung, ſie ſahen aus einer ſchon aufgeblühten Roſe eine noch weit blühendere und ſchönere hervorgehen; dieſes Wunder ſezte ſie in ein ſüßes Erſtaunen, aber um es ſich erklären zu können, hätten ſie zu Bagdad ſeyn müſſen.

Ilſetilſone war mit einem jungen Prinzen niedergekommen. Simuſtapha, Harun und Zobeide waren darüber für Freuden auf dem Gipfel des Entzückens; alle getreue Moſlems feyerten dieſe glückliche Begebenheit durch Feſte. Der Kalife hatte den Neugebohrnen Harun-Ben-al-Raſchid genannt. Die Königin der Geiſter war bey ſeiner Geburt zugegen geweſen, und hatte Simuſtaphas Sohn mit den Geſchenken ihrer Kunſt begabt, indeſſen der Befehlshaber der Gläubigen und ſein Eidam in der großen Moſkee von Bagdad den Himmel um weit weſentlichere Geſchenke anflehten. Alles ſchien der Familie des Kalifen eine ununterbrochene Folge von Glückſeligkeit zu verſprechen; aber in Egypten zog ſich ein Ungewitter gegen ſie zuſammen. Naraes der Sohn des Schwarzkünſtlers Mamuk, hatte den Springbrunnen nicht aus den Augen gelaſſen, deſſen Zuſtand ihm zur Richtſchnur ſeiner Handlungen dienen ſollte. Er ſahe ſein Waſſer ſich trüben, und ſchickte zwey Geiſter ſeinem Vater zu Hülfe, aber das Waſſer färbte ſich bald darauf mit Blut; er ahndete, daß Mamuk todt ſey und ſann nun auf Rache. Er hatte in dem lezten Planetenhauſe ſeines magiſchen Kreiſes alles erblickt, was dem Mamuk in Simuſtaphas Hauſe widerfahren war. Er verſahe ſich mit allem, was er zum glücklichen Ausgange ſeiner Unternehmung nöthig glaubte, und trat die Reiſe nach Bagdad an. Aber jezt kam es darauf an, nicht blos in der Wohnung eines Privatmannes, ſondern in dem Palaſte des Kalifen ſelbſt Zugang zu finden. Zwar hatte Naraes einen großen Vortheil vor ſeinem Vater voraus; ſeine Macht war noch in ihrer ganzen Thätigkeit, und er brauchte nicht erſt ſeine Zuflucht zu ſo vielen Ränken zu nehmen, um ſich einen Beyſtand zuzugeſellen; die erſte beſte Perſon konnte ihm bey ſeinen Arbeiten behülflich ſeyn. —

Nach vielen Beſchwerlichkeiten und großen Umwegen kam Naraes, wie ſein Vater, an den Ufern der Flüſſe Ilſara und Agglala an. Ein Fiſcher warf hier ſein Netz aus, und klagte, daß er den ganzen Tag nichts habe fangen können, und nicht wiſſe, wie er ſeiner Familie Brod ſchaffen ſolle. Der Zauberer, der die Urſache ſeines Kummers ſchon errathen hatte, trat zu ihm und drückte ihm ein Goldſtück in die Hand. „Tröſte dich, guter Mann, ſagte er zu ihm, es hat mir wehe gethan, dich ſo vergebens arbeiten zu ſehen, aber du kennſt die Lockſpeiſen noch nicht recht, womit man die Fiſche ködert; laß dein Netz liegen, nimm deine Angelruthe, und du wirſt wenig Schritle von hier unter einer Klippe einen Fiſch finden, der einzig in ſeiner Art iſt; ich will ein wenig Erde nehmen, eine kleine Kugel daraus ballen, und ſie mit einem wunderbaren Waſſer beſprengen. Mit dieſem Köder an der Angel laß von der Spitze der Klippe die Schnur ins Waſſer, und mit ein wenig Geduld wirſt du den ſchönen Fiſch fangen. Dieſe ſeltene Fiſchart zeigt ſich nur von Zeit zu Zeit in dieſen Flüſſen; jezt iſt gerade ihre rechte Strichzeit, man nennt den Fiſch Sultan Hebraim, nach dem Namen des Patriarchen, der dieſe Fiſchart aufbewahrte. Wenn du ihn gefangen haſt, ſo trage ihn nicht zum Kalifen, denn dieſer in allen Stücken ſonſt ſo prachtvolle Monarch begnügt ſich an ſeiner Tafel mit einem ſehr frugalen Mahl. Verkaufe ihn lieber dem Prinzen Simuſtapha, der dir dafür geben wird, was du foderſt. Folge meinem Rathe; ich habe jezt nicht Zeit bey dir zu bleiben, und Zeuge deines guten Fangs zu ſeyn; ich muß in meinen Laden zurück. Ich bin der erſte Kaufmann, der mit Porzellan handelt, rechter Hand, wenn man zu dem großen Thore des Kans hineingeht. Beſuche mich morgen früh, ich will dir eine oder zwey Phiolen von meinem Waſſer geben, und dann wollen wir den ganzen Tag aufs Fiſchen gehen.“ Mit dieſen Worten gab er ihm noch ein Goldſtück.

Da haſt du etwas zur Entſchädigung, ſagte der Schwarzkünſtler, wenn ich dich um deine Zeit gebracht habe, oder auch zum Handgelde für den morgenden Tag.“ Er verließ den Fiſcher, der ſchon auf der Spitze des Felſens ſtand und geduldig den Erfolg von Naraes Verſprechen abwartete.

Ginnuſtapha und ſeine Gemahlin ahndeten nicht, welche gefährliche Anſchläge gegen ſie am Ufer des Fluſſes geſchmiedet wurden. Sie hatten, mit Erlaubniß des Kalifen, einen Beſuch bey der liebenswürdigen Beherrſcherinn der Geiſter abgelegt, die ſie mit Freundſchaftsbezeugungen überhäufte. Ilſetilſone hatte in dem Palaſte der Fee einen wunderſchönen Vogel bemerkt, der ſich durch die reizende Mannichfaltigkeit ſeines Gefieders auszeichnete. Er war beſtimmt geweſen, das irdiſche Paradies zu bewohnen, weil er aber dem Salomo die Huldigung verweigerte, und ſie dem Rokopileſobeh leiſtete, ſo wurde er ins Ginniſtan verwieſen. Dieſer liebkoſende, zutrauliche, niedliche, reizende Vogel konnte ſich des Vergangenen erinnern, wuſte das Gegenwärtige und ahndete das Zukünftige. Er ſprach wenig, aber für jemand der gewohnt war, ihn zu hören, ſehr verſtändlich.

Die Prinzeſſin von Indien ſchmeichelte dem ſchönen Vogel, und gab ſich viel mit ihm ab. Setelpedur ergriff begierig dieſe Gelegenheit, ſich ihre Freundin von neuem zu verbinden, und bat ſie, den Vogel von ihr anzunehmen; „ich ſchenke dir, ſagte die Königin, ein kleines äuſſerſt intereſſantes Geſchöpf, es ſcheint mir viel Anhänglichkeit für dich zu haben, und wird dir vortrefliche Winke geben können. Vernachläßige keinen derſelben, und bemühe dich, ſie verſtehen zu lernen. Wenn er ſich in deinen liebenswürdigen Händen befindet, wird er ſich nicht mehr für verbannt halten, denn er hat, ich weiß nicht warum, ſich in ſein kleines Köpfchen geſetzt, daß er nur durch Reiſen auf Erden, ſein Vaterland wieder gewinnen könne. Hier iſt ſein Käfig, er wird nicht verſchloſſen, denn man kann ſeine Freyheit nicht einkerkern; er bleibt von ſelbſt, wo er ſie gefällt. Aber ehe ich mich von ihm trenne, muß er mir etwas von ſich zurück laſſen. Komm kleiner Vogel, gieb mir zwey von deinen niedlichen Federn!“ Das gehorſame Thier ſpreizte ſeinen Schwanz aus, und zwey Federn, blieben ohne ausgeriſſen zu werden, der Königin in der Hand.

Simuſtapha und die Prinzeſſin bedankten ſich bey der Fee für dieß allerliebſte Geſchenk, und traten mit dem Vogel und ſeinem Käfige den

Rückweg nach dem Palaſte des Kalifen an. Sie kamen eben in ihre Wohnung, als der Verſchnittene Haſchim, der Oberküchenmeiſter, einen prächtigen lebendigen Fiſch gekauft hatte. Er hieß, wie er ſagte, Sultan Hebraim, weil dieſer Patriarch den Mohamed zu Medina damit bewirthet habe. Der Oberküchenmeiſter wußte, wie man ſieht, die Genealogie des Fiſches ſehr ſchlecht, aber der Fiſcher hatte ſie ihm auch ganz verwirrt vorgebracht. Uebrigens hatte er ihm den Fiſch mit 60 Zechinen bezahlt.

Man war neugierig, den Fiſch zu ſehen; er ſchwamm in dem Waſſer des Fluſſes, worin er gefangen worden war, in einem großen ſilbernen Becken. Das Waſſer, in dem er ſich befand, ſchien mit Topaſen, Rubinen und Smaragden angefüllt, ſo bunt ſpielten ſeine Farben; ſeinen Kopf deckte ein goldenes Kaſket, mit Perlen verziert; die Schuppen der einen Hälfte ſeines Leibes, der weit breiter war als das Schwanzſtück, waren purpurfarb mit Gold geſäumt, und bildeten einen prächtigen Mantel. Seine Floßfedern hatten die Farbe von Korallen und waren mit laſurnen Sternchen beſäet.

„¡Welch ein ſchöner, welch ein prächtiger Fiſch!“ riefen wechſelsweiſe Simuſtapha und Ilſetilſone aus.

Pfui! pfui, pfui! rief der Vogel in ſeiner Sprache, und mit einem kreiſchenden Tone, der das Gehör faſt betäubte. „Der ſchöne Vogel ſchreit abſcheulich; ſagte Ilſetilſone, es thut mir im Kopfe weh. Aber ſieh nur einmal, welch ein ſchöner Fiſch! betrachte einmal ſeine Augen, es iſt recht was zärtliches darin!“

Falſch! falſch! falſch! ſchrie der Vogel mit einem noch ſchneidendern Tone. „Lieber Simuſtapha, fuhr die Prinzeſſin fort, wenn der Vogel immer ſo durchdringend ſchreit, ſo werd ich ihn nicht behalten können; der ſchöne Fiſch iſt mir weit lieber. Schlimm! ſchlimm! ſchlimm! rief der Vogel, indem das Kreiſchen ſeiner Töne, die er aus ſeiner kleinen Gurgel drängte, immer ärger wurde. —„O du dummer Vogel mit den ſchönen Federn! ſagte Ilſetilſone. Wir haben einen Waſſerbehälter zum Baden, ich will den ſchönen Fiſch hineinſetzen, ich will ihn mit eignen Händen füttern. Man heißt dich Sultan, du ſollſt mein Sultan ſeyn. Nein! nein! nein! nein! ſchrie der Vogel noch einmal voller Wuth.

Zugleich flog er aus ſeinem Käfiche, ſprang mit Gefahr zu ertrinken in das Becken, und hackte dem Fiſche beyde Augen aus; er griff ihn beym Kopfe an, und die Perlen und Helmzierrathen ſeines ſchönen Kaſkets flogen zerſtückt umher. Der Fiſch zappelte, Ilſetilſone wollte ihn vertheidigen, aber der Vogel entwiſchte ihr, und verwundete den Fiſch an den empfindlichſten Theilen ſeines Leibes. Endlich erhaſchte ihn die Prinzeſſin, und aus Furcht, daß er ihr noch einmal entſchlüpfen möchte, hielt ſie ihn ſo feſt in der Hand, daß ſie ihn erdrückte.

Simuſtapha war Zeuge dieſes Auftritts, und wußte nicht, was er vom Vogel und Fiſche denken ſollte, der Fiſch lag in lezten Zügen, aber er zappelte noch, das Becken füllte ſich mit Blute an, und man erblickte den Fiſch nicht mehr. Voll Erſtaunen über dieſes Wunder rief der Prinz den Geiſt des Rings, welcher ſogleich erſchien. „Sage mir, redete ihn Simuſtapha an, ¿woher kommt dieſe Menge Blut, das der Fiſch verlohren hat und noch verliehrt?“ „Der Vogel, antwortete der Geiſt, hat dich von einem Menſchen befreyt, der dich ermorden wollte. Es war der Egypter Naraes, der Sohn des Mamuk, der lezte deiner Feinde. Er hatte ſich in einen

Fiſch verwandelt, und ſich von dem armen Fiſcher fangen laſſen, der dir ihn verkaufte." „Bringe ihn in dieſem Becken, ſagte der Prinz, der Königin der Geiſter, damit ſie ihm das Urtheil ſpreche." Der Sclave verſchwand ſogleich, um die Befehle ſeines Herrn zu vollziehen. Simuſtapha hatte noch nicht die Zeit gehabt, auf ſeine Gemahlin zu merken. Er ſahe ſich nach ihr um, und fand ſie niedergeſchlagen und beſchäftigt, den Vogel wieder ins Leben zurück zu rufen, den ſie getödtet hatte. Sie ſuchte ihn an ihrem Buſen zu erwärmen, und ihre Augen ſchwommen in Thränen. „¿Was iſt dir?" fragte der Prinz. „O ich bin recht unglücklich, erwiederte ſie, ich habe meinen ſchönen, guten Vogel erdrückt, der ſein Leben für die Erhaltung des meinigen aufopferte, und deſſen ſich die Königin beraubte, um ihn einem ſo unvernünftigen, fantaſtiſchen Geſchöpfe, wie ich, als ſeiner Mörderin, zu ſchenken. Ich darf es nicht wagen, unſerer Wohlthäterin vor Augen zu kommen. Lieber Simuſtapha, wie beklag ich dich. Die Königin, deine Doſe, dein Ring, deine Klugheit konnten dich wohl vor deinen Feinden ſchützen, aber wer ſchützet dich vor meinen albernen Launen?" „Deine weiſe Reue, ſprach der Prinz, den das Leiden ſeiner Gemahlin mehr rührte, als die Gefahr, in der er geſchwebt hatte. ¿Aber warum willſt du dir überhaupt die Schuld allein zurechnen? habe ich mir nicht ebenfalls Vorwürfe zu machen, daß ich es uns an gutem Rathe fehlen ließ? ¿Hätt ich in der Lage, in der wir uns befinden, wo wir beſtändig den gefährlichſten Ueberraſchungen ausgeſezt ſind, hätt ich da dem lächerlichen Mährchen glauben ſollen, das uns der Verſchnittene von dem Fiſche vorſchwazte? Ich, der ich durch eigene Erfahrung klug geworden war, ich der ich mich durch die Schönheit einer Frucht verführen ließ, und ſie ſelbſt in mein Haus trug, hätte ich nicht meine Zuflucht zur Doſe nehmen ſollen, ſtatt wie du die ſchönen Schuppen des vermummten Böſewichts zu bewundern? Mäßige deinen Kummer, liebe Ilſetilſone, damit ich ſelbſt Entſchuldigung vor meinen Augen finde. Ich, nur ich muß mich der Königin der Geiſter zu Füßen werfen, und um Verzeihung für meine ſtrafbare Nachläſſigkeit bitten." — „Du brauchſt dich nicht weit zu bemühen," ſprach Setelpedur, indem ſie plötzlich ſich den beyden Gatten zeigte; ihr werft euch eure Fehler ſo aufrichtig vor, daß es Grauſamkeit ſeyn würde, ſie euch länger empfinden zu laſſen; umarmt mich beyde, und laßt uns ſuchen in Zukunft verſtändiger zu ſeyn."

„Aber der ſchöne Vogel?“ antwortete traurig die Prinzeſſin. „Ich hatte mich ſchon vorgeſehen, erwiederte die Königin; dieſe zwey Federn behielt ich von ihm zurück, im Fall ſeine Herzhaftigkeit ihn zu weit verleiten ſollte. Bey Feenvögeln kann man ſich helfen.“ Setelpedur nahm den Vogel, und brachte die beyden Federn wieder an ihren vorigen Ort. Gleich ſtund der Vogel auf ſeinen Füßen, breitete die Flügel aus, ſchüttelte ſie, ſchrie freudig, und flog im Zimmer umher, indem er ſich wechſelsweiſe bald der Fee auf die Achſel, bald dem Simuſtapha auf den Finger, bald der Prinzeſſin auf den Schoos ſezte, und in ſeiner Sprache die Freuden der Auferſtehung äuſſerte. Er flog in ſeinen Käfich, fieng an zu freſſen, und ließ hierauf den lieblichſten Geſang ertönen.

Das Vergnügen kehrte nach und nach wieder in das Herz Ilſetilſonens zurück; „meine Freunde, ſagte die Königin, wir wollen zuſammen eſſen und einen Theil der Nacht bey einander zubringen. Ich kann mich nicht lange aus dem Ginniſtan entfernen, und möchte alle die Zeit, die ich ſtehle, ſo gut wie möglich anwenden. Simuſtapha wird uns von Jemal und ſeinem kleinen Stummen bedienen laſſen. Wir wollen Prunk und Pracht denenjenigen überlaſſen, welche den Werth der Freyheit nicht kennen. Ueberdieß darf ich mich nicht jedermann zeigen, denn meine Unterthanen klagen ſo bereits, daß ich mich zu gemein mit den Kindern der Menſchen mache, und wir haben uns noch über Gegenſtände zu beſprechen, welche Geheimniß und Stillſchweigen erfordern.

Setelpedur ſezte ſich zwiſchen beyde, und überhäufte ſie mit Freundſchaftsbezeugungen und Liebkoſungen. Sie erzählte ihnen, welche Rache ſie an dem Zauberer Naraes genommen habe; ſie hatte ihn mit Danſuk, einem boshaften Geiſte, welcher der Genoſſe und Mitſchuldige aller Uebelthaten des Egypters geweſen war, zuſammenbinden, und beyde hierauf in den Pechſee ſtürzen laſſen, in welchem auch der Vater des Naraes ſein Leben beſchloß. „Dieſe Gefahren ſind nun überſtanden, fuhr die Königin fort, aber ihr ſeyd noch nicht vor allen übrigen ſicher. So wie ich euch von euern Feinden befreye, erweckt euch meine Partheylichkeit für euch unaufhörlich neue.

„Bisher hatte ich blos die natürliche, dem Herzen meiner Unterthanen angeborne Bösartigkeit zu fürchten, aber jezt muß ich auch ihren Ränken vorzubeugen ſuchen; ſie vernachläſſigen vorſetzlich meine Befehle, ſie ſchmieden heimlich Komplotte, aber ich habe ein ſcharfes Auge auf ſie, und vielleicht bricht aus dieſen, im Finſtern gebrüteten, Anſchlägen bald helles Licht hervor. Ich kann mich jezt nicht weiter darüber herauslaſſen; ich muß vor allen Dingen für meine eigene Sicherheit wachen und die Gefahren näher zu prüfen ſuchen, die mir drohen. Aber woran mir am meiſten liegt, iſt, lieber Simuſtapha, deines Herzens verſichert zu ſeyn."

*

„Es iſt dein, Königin!" antwortete der Prinz, mit einem Ausbruche von Gefühl über das er faſt nicht Herr war. „Ich werde nie die liebenswürdige Ilſetilſone daraus verdrängen," erwiederte Setelpedur. „Ich will in Simuſtaphas Herzen bleiben, ſprach die Prinzeſſin, aber um es dir vollends erobern zu helfen; vermähle dich mit Simuſtapha, ſchütze den Thron, auf dem du ſitzeſt, und alle meine Wünſche werden erfüllt ſeyn." „Prinz, was ſagſt du dazu?" fragte die Königin. „Ich gehöre Ilſetilſonen zu, ſie allein hat das Recht über mich zu ſchalten," verſezte Simuſtapha. „Liebenswürdiges Paar! rief Setelpedur." Prinz du lehrteſt mich fühlen, daß man einen Sterblichen leidenſchaftlich lieben könne und du Prinzeſſin haſt mich mit allen deines Geſchlechts ausgeſöhnt. Ihr laßt mich empfinden, welche

Macht das Verdienſt über tugendhafte Herzen hat. Gehabt euch wohl, ſagte ſie indem ſie aufſtand, ſeyd gefühlvoll, edel, groſsmüthig; ihr habt mich die ſüßeſte aller Freuden ſchmecken laſſen; kein Mißbrauch von meiner Seite ſoll ſie je trüben! „Mit dieſen Worten verließ ſie Setelpedur und nahm das Verſprechen der beyden Gatten mit ſich, die ſich einander deswegen nicht minder liebten.

Wir wollen das Detail der Empfindungen der drey Liebenden und ihrer täglichen Beſuche abkürzen; Setelpedur wendete zu leztern jeden Augenblick an, welchen ſie den Unruhen ihres Hofes abmüßigen konnte. Die Monate verſtrichen, ohne einen merkwürdigen Vorfall, ohne irgend ein ausgezeichnetes Ereigniß in ihrer Liebe oder ihren ſonſtigen Verhältniſſen. Simuſtapha ſahe ſeine liebenswürdige Familie heranwachſen, die durch eine Tochter vermehrt worden war. Er beſchäftigte ſich mit den Angelegenheiten des Staats, deren Laſt größtentheils auf ihm ruhte, und wenn er keinen Beſuch im Ginniſtan abſtattete, ſo überließ er ſich den Vergnügungen der Jagd. Die Vergeſſenheit der Gefahren, denen er ausgeſezt geweſen war, machte ihn nachläßig in Anſehung neuer Fallen, die ihm gelegt werden konnten. Er ſuchte vielleicht zu viel Ehre darinne, ſeine Sicherheit nicht immer von den Hülfleiſtungen abhängen zu laſſen, die er von ſeinem Ringe oder von ſeiner Doſe erwarten konnte. Mit ſeinem Säbel bewaffnet und auf ſeinem ſchönen Streithengſte ſitzend, ſuchte er lieber ſein Heil und ſeine Sicherheit in der Stärke ſeines Arms und in der Größe ſeines Muths. Er hatte unter den hinterlaſſenen Lehren des Ben-Alab einen Grundſatz geleſen; welcher ihn in dieſen ſeinen Entſchließungen beſtärkte. „Wenn der Menſch durch ſich ſelbſt wirken kann, ſo muß er vermeiden, ſeine Zuflucht zum Wunderbaren zu nehmen;“ der weiſe Mann hätte noch hinzuſetzen ſollen; „wenn die Hülfe des Wunderbaren deinen Fähigkeiten neue Kräfte verliehen hat, ſo laß nie die Waffen aus der Hand.“ Aber Ben-Alab hatte nicht alles vorhergeſehen, und Ben-Alab konnte nicht alles aufſchreiben. Als Simuſtapha einſtmals auf der Jagd war, traf er ein Reh an; er verfolgte es, denn es flohe mit der größten Schnelligkeit. Doch das edle Pferd, welches der Prinz ritt, hatte es bald eingeholt und er verwundete das Thier mit dem Wurfſpieße in die Schulter. Der Wurfſpieß hatte es zwar ganz durchbohrt, allein er ſtak ſo, daß der Lauf des Thiers dadurch nicht gehindert wurde; es verdoppelte vielmehr ſeine Geſchwindigkeit. Das Pferd verlohr im Nachſetzen nicht einen Zoll breit; es war, als ob ein Blitz hinter dem andern Blitze drein fuhr. Der Prinz verlohr beynahe den Athem, aber der Eifer, der ihn beſeelte, ſtärkte ſeine Kräfte, und er kam bald ſeinem Gefolge aus dem Geſichte.

Der Tag neigte ſich endlich; das Thier ſtand ſtille und verſchwand plötzlich vor Simuſtaphas Blicken. Es erhob ſich ein ungeſtümmer Sturmwind, welcher den Prinzen vom Pferde riß, und vor die Füße eines gräßlichen Ungeheuers warf. Die Ohren dieſes Scheuſals hiengen ihm auf die Bruſt; ſein gräßliches Maul zog ſich rings um ſeinen Kopf; ſeine Lippen waren von ungeheurer Dicke und ſtießen an die plattgequetſchten Naſenlöcher, aus welchen ein ſtinkender Rauch dampfte. Mitten auf der breiten Stirn ſaß ein Auge, welches die Stelle des ſinkenden Tages erſezte, denn es verbreitete einen düſteren Schein, gleich dem Scheine des Schwefelſtrohms eines Vulkans.

Simuſtaphas Erſtes, beym Anblicke dieſes fürchterlichen Monſtrums, war, ſeine Seele zu Gott zu erheben und ihn im Mohameds Namen anzurufen; hierauf ſtellte er ſich muthig entgegen. Der Geiſt ſchien verwundert über dieſe Kühnheit, aber glaubte ſich deswegen doch ſeines Siegs über einen einzelnen und faſt wehrloſen Menſchen gewiß.

„Ver=

„Verworfener Moſlem, redete ihn der Spuk an, Sclave eines Sclaven! komm und leide die Strafe, die einſt deinem Lehrer Ben-Alab zuerkannt wurde; erdulte die Züchtigung, die dein Stoltz verdient, daß du dich erfrechteſt Geiſtern befehlen zu wollen, du der nicht einmal werth iſt, ihren Befehlen zu gehorchen; büße hier für den Frevel, die Ungerechtigkeiten und Tyranneyen deiner Afterkönigin Setelpedur gegen meinen Herrn, den großen Fürſten Bahlisbull; falle und ſtirb ſein Opfer und ſein Sclave!“ Mit dieſen Worten ſchwang die häßliche Geſtalt ihre ungeheure Keule, die mit Diamantſpitzen bewaffnet war, und wollte den Simuſtapha zerſchmettern; aber der tapfere Prinz wich dem Schlage aus, und ſpaltete mit ſeinem Säbel den Geiſt von der Stirne bis zum Gürtel.

In dem Augenblicke betäubte ein fürchterliches, gräßliches Geſchrey und Geheul, Simuſtaphas Ohren und die Schrecken der Finſterniß, in welche er ſich verſetzt fand, machten es ihm noch entſetzlicher. Doch dem Sieger des Geiſtes wandelte keine Furcht an; ſein ſchönes Roß hatte ſich ihm genähert, und ihm durch ſein Wiehern und ſein Schmeicheln ſeine Freude über ſeinen Sieg bezeugt. Das Geheule hörte endlich auf, die Erſcheinung verſchwand, aber unglücklicher Weiſe blieb der indiſche Prinz noch Gefahren ausgeſetzt, die weder Zauberey noch Erſcheinung waren. Simuſtapha war rings mit der Dunkelheit der Nacht umgeben; er hatte nicht bemerkt, durch welche Gegenden ihn die Schnelligkeit ſeines Roſſes geführt hatte, und wuſte durchaus nicht, wo er ſich befand. Es war ihm unmöglich, zu beurtheilen, wie weit er von Bagdad entfernt ſey. Er war von Müdigkeit erſchöpft und legte ſich auf den Raſen, um den Anbruch der Morgenröthe abzuwarten und dann den Weg nach Bagdad zurück zu finden; ſein Pferd weidete frey in ſeiner Nähe. Der Prinz fühlte jezt die Unbeſonnenheit, die er begangen hatte, als er ſich ſo allein, ohne Ring und Doſe auf Abentheuer auswagte. Aber die Macht, welche ihn zum Sieger des Ungeheuers gemacht, und ihm die Kraft verliehen hatte, ein geiſtiges Weſen von einander zu ſpalten, flöſte ihm Muth ein. Er entſchlummerte unter dem Schutze dieſer Macht, welche die Scheuſale der Hölle durch die Hand des lezten Stäubchens der Schöpfung zernichtete.

Simuſtapha war weit entfernt zu glauben, daß er ſich von Bagdad ſo weit verirrt habe, daß er nach dem natürlichen Laufe der Dinge ganze Jahre brauchen würde, um wieder dahin zurück zu kommen; denn er war durch eine mächtige Zauberey bis auf den Gipfel des Berges Kaukaſus verſezt worden. Der Geiſt, dem Bahlisbull aufgetragen hatte, den indiſchen Prinzen zu tödten, hatte ſich in ein Wild verwandelt und ihn zum Nachſetzen gereizt. Er ließ ſich von dem Wurfſpieße treffen, und bezauberte auf der Stelle die Hand, welche dieſen Wurfſpieß geſchleudert hatte. Der Gemahl der ſchönen Ilſetilſone wurde durch die Bande dieſes Zaubers mit eben der Geſchwindigkeit fortgeriſſen, mit welcher der Urheber ſeines Zaubers vor ihm hereilte.

Während ſich Simuſtapha den Süßigkeiten des Schlafs überließ, hatten ſich die Geiſter, welche Zeugen des Kampfs geweſen waren, worinnen ihr Herr unterlag, und die durch ſeine Niederlage ihre Macht verlohren hatten, eiligſt in die Wüſteneyen Oberegyptens, dem Aufenthalte ihres Fürſtens, zurück geflüchtet. Ihre verwirrte ſchleunige Rückkehr beſtürzte den Bahlisbull, aber als er alle Umſtände des Kampfs erfuhr, in welchem Kaſtras vom indiſchen Prinzen geſpalten worden war, gerieth er in eine Wuth, die alle Beſchreibung übertrift. Er brütete in ſeinem Kopfe einen Haufen rachſüchtiger Anſchläge, um den Schimpf auszulöſchen, welcher ſeiner

Macht widerfahren war. Er beſchloß, da Bezauberungen ohne Kraft ſind, den Helden mit den gewöhnlichen Gefährlichkeiten eines faſt ungebahnten Wegs zu umringen; Mattigkeit und Hunger ſollten ihn auf ſeiner Reiſe erſchöpfen; Verzweiflung ſollte ſich zu dieſen beyden Geißeln der Menſchheit geſellen, und er dann zuletzt der Raub der wilden Thiere werden, wenn der gänzliche Verluſt ſeiner Kräfte ihn zu aller Vertheidigung unfähig gemacht, und ihnen Preis gegeben hätte. Aber vor Setelpedur mußte der Schauplatz und Anblick aller dieſer grauſamen Auftritte verheimlicht werden.

Sogleich rief der alte Geiſt alle Geiſter zuſammen, welche in eben die Gegend, wo er ſich befand, verbannt worden waren, und die ihn gleich bey ſeiner Ankunft als ihr Oberhaupt anerkannt hatten. Eilt, ſagte er zu ihnen, und bildet um den indiſchen Prinzen, den ihr im Herabſteigen vom Berge Kaukasſus finden werdet, einen dichten Nebel, welcher ihn vor dem ganzen Ginniſtan verſtecke." Die Geiſter gehorchten mit Freuden den Befehlen des böſen Bahlisbuils und während ſie Simuſtapha den Blicken ſeiner Schutzgeiſter entzogen, wurde Setelpedur gewahr, daß ſich die ganze Reuterey von Bagdad, durch die unliegende Gegend zerſtreut hatte, alle Städte, Dörfer, Weiler und Wälder durchſuchte und den Simuſtapha von der ganzen Natur zurückfoderte. Der Kalife hatte alles aufgeboten, um ſeinen Eidam wieder zu finden, der ſeinem Herzen theurer war, als das zärtlich geliebteſte Kind. Er hatte in dem Harem das Gerücht ausſtreuen laſſen, als ob Simuſtapha plötzlich hätte abreiſen müſſen, um in ſeinen Namen einen geheimen Auftrag von der äuſſerſten Wichtigkeit zu beſorgen. Zobeide und ihre Tochter konnten wohl getäuſcht werden, aber es war ohnmöglich, Setelpedur zu betrügen.

Die Königin der Geiſter ſchickte ſogleich ihre thätigſten und ſcharfſinnigſten Geiſter aus, von denen ſie glaubte, daß ſie ihr am meiſten ergeben wären, um ihren Liebling zu retten, deſſen Untergang alle dieſe Geiſter insgeheim wünſchten. Sie durchſtrichen den ganzen Erdball, aber ſie kamen ohne eine Nachricht zurück, welche die Unruhe der Königin hätte ſtillen können. Sie hatten zwar alle den Nebel am Berge Kaukaſus bemerkt, aber keiner von den Geiſtern hatte ſich die Mühe gegeben, ihn näher zu unterſuchen. Setelpedur war untröſtlich.

Es befand ſich am Hofe der Geiſter eine alte Gnomin Namens Bakbek; ſie war eine

Freundin der Menſchen und nicht bösartig; ihr einziger Fehler war, alles wiſſen zu wollen, und unaufhörlich und von allem zu ſchwatzen. Sie hatte ſchon ſeit langer Zeit dem Divan nicht mehr beygewohnt, weil da niemand eher ſprechen durfte, als bis die Reihe an ihn kam. Sie hatte einen kleinen noch ſehr jungen Neffen, der Jazzel hieß; ſie erzog ihn ſo gut, als ein Kind erzogen werden kann, das vom Morgen bis zum Abend unaufhörlich entweder gelobt oder ausgeſcholten wird. Dieſe Gnomin hatte weder für noch wider Setelpedur Parthey genommen, um ihr Betragen bey allen Vorfällen deſto beſſer, und ohne Leidenſchaft beurtheilen zu können. Jetzt hörte ſie, daß Geiſter nach allen vier Theilen der Welt ausgeſchickt worden wären, um eine Spur von dem indiſchen Prinzen zu entdecken.

„Mache dich mit auf den Weg, ſagte ſie zu Jazzel; junge Leute wie du, müſſen keine Gelegenheit vorbey laſſen, etwas zu lernen; deine Flügel ſind noch ganz neu, ſie werden dich ſobald nicht im Stiche laſſen; fliege dahin, dorthin, ſchwebe über Anhöhen, man kann ſich da weiter umſehen; ſtreiche an der Erde hin und bringe mir etwas Neues zurück. Horche auf die Geſpräche der Menſchen; ſie wiſſen nicht was ſie reden, aber ein Geiſt muß aus allem Nutzen zu ziehen wiſſen. Komme denn zurück, und erzähle mir, was du geſehen und gehöret haſt: habe ich Urſach mit dir zufrieden zu ſeyn, ſo will ich dir ein Arkanum ſchenken, wie du der Gnomin gefallen kannſt, welche du am liebſten haſt. Komm, ich will deine Flügel mit einer Salbe ſchmieren; du ſolſt ſo viermal ſchneller fliegen können, als alle die andern.“ Jazzel begab ſich mit den Geiſtern auf den Weg, voll Vergnügen, ſeine Federn auf die Probe ſtellen zu können; er ſchwang ſich über die andern empor, und ſahe, wie ſie ſich vertheilten, um ihren Auftrag zu vollziehen; aber keiner näherte ſich der Erde ſo weit, daß er hätte Erkundigung einziehen können. Wenn ſie ſich niederließen, ſo geſchahe es nur um auszuruhen, und wenn ſie ſich den Menſchen näherten, ſo thaten ſie es, um ihnen irgend einen Streich zu ſpielen; aber den wahren Zweck ihrer Ausſendung zu erreichen, kam ihnen gar nicht in den Sinn. Durch ein Ungefehr flog Jazzel den Geiſtern nach, welche den Kaukaſus beſichtigen ſollten. Er bemerkte den Nebel; er hätte ihn gern durchgeſchaut, aber der Schleier war zu dick für ſeine Augen, die noch zu ungeübt waren. Setelpedurs Abgeſchickte flogen hoch über den Nebel weg, ohne ihn näher zu prüfen; endlich entdeckte Jazzel Menſchen am Fuße des Berges, die zuſammen

ſchwazſchwatzen, und machte Halt, um ihnen zuzuhören. — „Welch ein dicker, ſtinkender Nebel! ſagten ſie. Wie hat er nur über dieſem Sande entſtehen können, wo kein Tropfen Waſſer iſt? Eine ſonderbare Erſcheinung! dahinter ſteckt gewiß etwas Böſes, das iſt gewiß ein Unglückszeichen.“ — Jazzel merkte ſich im Vorbeyfliegen dieſe kleine Bemerkung und verfolgte ſeinen Weg. Hier und da ſammelte er noch andere gleichgültige Anekdoten dazu, um in Stand zu ſeyn, ſeiner alten Tante etwas zu erzählen, denn das verſprochene Arkanum lag ihm ſehr am Herzen. Sobald er Sedelpedurs Emiſſarien den Rückweg antreten ſahe, flog er zu Bakbak zurück und ſtattete treulichen Bericht von ſeiner Reiſe ab, treuer als ihn die Königin von den ihrigen erhielt. — [illegible]

Die Gnomin erwog alle Umſtände; „da ſieht man, ſagte ſie, wie die Angelegenheiten unſerer Königin beſorgt werden, ſeit ihr die Liebe in den Kopf gefahren iſt.... Iſt denn das aber eine ſo große Sünde? ich glaube ich würde ſie mir auch verzeihen.... Aber nein, nein, nein, ein Menſch, pfui ein Menſch!.... Es iſt dabey gar manches zu erwägen.... Aber Jazzel erzählteſt du mir nicht, die Menſchen hätten den dicken Nebel ganz ſonderbar gefunden, und geſagt, es müſſe was Böſes dahinter ſtecken? Ich will doch ſogleich darüber mit unſerer Königin ſprechen.“ Augenblicklich watſchelte die Alte fort, um der Setelpedur die Entdeckungen mitzutheilen, welche der junge Geiſt auf ſeinen Wanderungen gemacht hatte. Die Königin hatte die Geduld ſie anzuhören. Sobald ſie aus dem Geſchwätze der Matrone Bakbak ſo viel begriffen hatte, daß ihre Emiſſarien äuſſerſt nachläſſig geweſen waren, ſo argwöhnte ſie mit Rechte ein Komplot, und der Nebel wurde ihr verdächtig. Sie wafnete ſich ſogleich mit ihrer ganzen Macht und allen Mitteln, die ihr zu Gebote ſtanden; denn wenn gleich ein großer Theil ihrer Unterthanen ſie verrieth, ſo blieb ſie doch immer für ſie wie für die Elemente, die Enkelin des Rokopileſobeh.

Der Kalife ſeiner Seits, den die fruchtlos ausgefallenen Nachforſchungen äuſſerſt bekümmert machten, und der doch Zobeiden und ſeiner Tochter, verſchweigen mußte, was er fürchtete, nuzte das große jährliche Haraſhar's Feſt, um die Opfer noch feierlicher als gewöhnlich darzubringen, welche auf die getreuen Moslems die Gnade des Himmels und den Schuz des großen Propheten herabrufen ſollten. Harun in Begleitung des Mufti und der vornehmſten von der Geiſtlichkeit, ſchlachtete mit eigner Hand zwey junge gelbe Moſche-Kühe, jede 15 Monate alt und zwey Schaafe *) von der gröſten Art; er begleitete dieſe Beweiſe der Andacht mit den brünſtigſten Gebeten um die Erhaltung und Rückkehr des Simuſtapha; das Volk beantwortete ſie durch gleiche laute Wünſche.

Traurigkeit hauſete unterdeſſen im Palaſte. Zobeide verbarg vor ihrer Tochter den Gram, der ſie innerlich nagte; Ilſerilſone ſelbſt, war allein und ohne Troſt. Die Königin der Geiſter beſuchte ſie nicht mehr; ſie ſahe um ſich her lauter traurige Geſichter, lauter naſſe Augen. Nattunah ſeufzte und ſchluchzte; Ilſerilſone konnte es nicht länger aushalten; ſie warf ſich auf einen Soffa und brach in die kläglichſten Seufzer aus.

„Ruhig! ruhig! ruhig!" rief der ſchöne Vogel — „¿Ruhe? ſagte ſie; ach! es giebt keine mehr für mich; Simuſtapha iſt todt. Nein! nein! nein! rief der Vogel." „¿Wie, liebes Vögelchen, er wäre alſo nicht

---

*) Der Schwanz dieſer Schaafe iſt bis 30 Pfund ſchwer.

todt? lebt er noch für mich? werde ich ihn wieder ſehen?" — „Ja! ja! ja!" „¿Wann wird der glückliche Augenblick kommen, ſag' es mir?" „Bald! bald! bald!" „O wie tröſteſt du mich. Weine nicht mehr ſo, gute Namunah, wir werden Simuſtapha wieder ſehen." „Hierauf nahm ſie den lieben Vogel und liebkoſete ihm." „Duretteſt mir das Leben, guter Vogel," ſagte ſie zu ihm, und Ich hatte alles gethan, um dir das deinige zu rauben; kann ich mir das je verzeihen?" Bey aller Unruhe der Prinzeſſin, hatte ſich doch nie der geringſte eiferſüchtige Verdacht mit eingemiſcht. Sie hatte ſeit der Abweſenheit ihres Geliebten die Königin der Geiſter nicht geſehen, und es kam ihr gar nicht in Sinn zu glauben, daß ſie fähig geweſen ſey, den Simuſtapha ihr zu entführen. Zobeide hingegen war über dieſen Punkt nicht ſo ruhig, aber ſie wollte ſich ihren Verdacht nicht merken laſſen. Was den Kaliſen anbetrift, ſo richtete er ſich mit der Religion auf, und verlies ſich auf die Gottesfurcht ſeines Schwiegerſohns.

Das Geſtirn der ſieben Meere hatte bald den Gipfel des Kaukaſus erreicht; ſie bemerkten den Nebel, das Werk von Bahlisbulls Bosheit. Die Winde, welche ſie plözlich zu wehen geboth, zerſtreuten bald dieſe Dünſte, und nun erblickte ſie den Abgott ihres Herzens, bleich, hinfällig, entkräftet und in einem Zuſtande, wo er das fühlloſeſte Herz hätte rühren müſſen. Seit zehen Tagen irrte Simuſtapha in den ſchrecklichſten Einöden umher, und konnte ſich in ſeinem Wege nur nach den Sternen leiten. Ihm war es gänzlich unbekannt, in welchem Theile der Erde er ſich befände. Er grub oft den Boden mit ſeinem Säbel auf, um Wurzeln auszuwühlen, oder ſtieg auf Bäume, um wilde unbekannte Früchte zu pflücken und ſich ſo der Pein des Hungers zu erwehren. So lange es Tag war, ſezte er ununterbrochen ſeine Reiſe fort, und ſeine Ungedult ſpornte noch die Ungedult ſeines wackern Roſſes. Wenn er eine ungeheure Wüſte zurückgelegt hatte, ſo that ſich vor ihm eine neue Einöde von gleicher unermeßlicher Weite auf. Die Nächte ſchlief er auf der Erde, und am Tage bot er den Beſchwerlichkeiten und dem Einfluß eines ſengenden, wilden Klima's Troz. Von ſo vielen Beſchwerlichkeiten ermattet und ausgezehrt, hielt der indiſche Prinz endlich bey einer Quelle ſtill, um aus ihr den Durſt ſeiner brennenden Lippen zu löſchen. Er wollte ſich über den Bach neigen, als plözlich ein Löwe aus dem angrenzenden Walde auf des Helden Pferd zuſprang. Si-

Muſtapha zog ſogleich ſeinen Säbel und ſpaltete mit dem erſten Hiebe den Schädel des Löwen, der todt zu ſeinen Füßen fiel. Sein Pferd ſprang für Freude, aber der Prinz, den dieſe Anſtrengung vollends erſchöpft hatte, ſank ohnmächtig zur Erde, und in dieſem Zuſtande wurde er von der Königin der Geiſter entdeckt.

Beym Anblicke der Gefährlichkeiten, welchen der indiſche Prinz durch die ſchwarzen Zauberkünſte des Bahlisbulls ausgeſezt geweſen war, hätte Setelpedur, von Rache und Liebe glühend, gern beyde Leidenſchaften, die ſie beherrſchten, zugleich befriedigt, aber die leztere überwog die erſtere; ſie ſtürzte ſich zur Erde herab, und rufte durch die feurigſten Liebkoſungen den Mann ins Leben zurück, den die Schatten des Todes ſchon zu umſchweben ſchienen. Sie belebte ihren Geliebten durch den bloßen Beyſtand ihrer Zärtlichkeits-Beweiſe, und bediente ſich dazu keiner andern Kraft, als des Zaubers der Liebe. Bald ſah ſie dieſe Augen wieder glänzen, deren Schimmer ſie allen jenen Lichtern vorzog, welche die Gegenſtände wiederſtrahlen, die ſie beſtändig umringen. Sie bemühte ſich, das Feuer dieſer geliebten Augen immer mehr und mehr wieder anzufachen, um die Fülle ihres Genuſſes zu vermehren. Simuſtapha bekam Sprache und Beſinnungskraft wieder; er erblickte ſich in den Armen derjenigen, die er einige Augenblicke vorher vergeblich anrief, weil er die Mittel vernachläſſigt hatte, ſie ſich zu erhalten, aber ſein beklommenes Athemholen erlaubte ihm nicht, ſeine Lippen die Ausdrücke ſeiner Dankbarkeit lallen zu laſſen. „Ich verſtehe dich vollkommen, ſagte die gerührte Königin, in dieſem Augenblick laß uns nur an die Wiederherſtellung deiner Kräfte und Geſundheit denken." Sie ſtund bey dieſen Worten auf; der nächſte Buſch verſah ſie mit einem Zauberſtäbchen; ſie zog damit einen Kreis um Simuſtapha; auch hatte ſie in der Nähe die Kräuter gefunden, welche zu dem Zauber, den ſie machen wollte, erfordert wurden; ſie ſagte Worte über ſie her, welche ihnen die Kräfte erſezten, die ihnen noch mangeln konnten. In wenig Augenblikken fühlte der indiſche Prinz eine wohlthätige Verwandlung mit ſich vorgehen; wenig Minuten darauf erhielt er alle ſeine Kräfte wieder; er ſtund auf, er küßte entzückt die wohlthätigen Hände, denen er dieſen glücklichen Beyſtand ſchuldig war. Alle Empfindungen ſeines Herzens wollten ſich zu gleicher Zeit hervordrängen; die Verwirrung mit der ſie ſich ausdrückten, mußte ſie ihrem Gegenſtande noch werther machen. Zu gleicher Zeit aber bezeigte er auch die lebhafteſte Unruhe wegen Ilſetilſonen.

„Tröſte dich,“ lieber Simuſtapha, ſagte Setelpedur, ſeit ich dich in Gefahr wußte, könnte ich mich nur mit dir allein beſchäftigen, ich fürchtete, durch eine zu große Entfernung von meinem Palaſte den Verſchwörungen, welche deine Feinde begünſtigen konnten, zu viel freyes Spiel zu laſſen. Da überdieß deine Gemahlin faſt immer um ihre Mutter war, ſo begnügte ich mich an dem verſtändigen Vogel, den ſie um ſich hatte, und der es ihr gewiß nicht wird haben an Troſte gebrechen laſſen. Sein Rath wird niemals langweilig, denn er ſagt nur ein einzig Wort, aber dieſes Wort iſt Wahrheit. Jezt haſt du dich erholt, und wir können den Weg nach meinem Palaſte antreten. Nach dem langen Faſten, das du haſt halten müſſen, wirſt du nöthig haben, dich durch einige Speiſen zu erquicken. Ich will dich alsdenn ſogleich zu deiner liebenswürdigen Gattin zurückbringen.“ Die Königin befohl hierauf ihrem Wagen, ſich der Erde zu nähern. Drey Wolken, die mit allen Farben des Regenbogens ſchimmerten, ließen ſich herab, und enthielten zwey Sitze, die bequemer waren, als der bequemſte und beſtgepolſterte Sofa. Setelpedur und der Prinz nahmen Platz; der

Prinz war um ſein Roß verlegen, aber man hatte ſeine Sorge errathen, und war ſeinem Verlangen zuvorgekommen. Er ſah ſein Pferd auf vergoldeten Flügeln ſchwebend, ſich in die Luft erheben, und neben dem ſanften Wagen herfliegen, auf welchem Setelpedur und ſein Herr die Reiſe nach Ginniſtan antraten. Unterwegens wollte Simuſtapha erzählen, was ihm begegnet ſey. Setelpedur unterbrach ihn. „Wir ſind jezt hier, um die Nachſtellungen zu vergeſſen, die dir gemacht worden ſind; ich kenne ihre ganze Schwärze; ich kenne die Bosheit deiner Feinde und die Leiden, die ſie dir gemacht haben; aber jezt, lieber Simuſtapha, ſind wir mitten in der Natur; ich würde den Wunſch thun, hier ewig mit dir zu bleiben, wenn ich nicht dadurch zwey Herzen kränkte, an deren Glück ich eben den Antheil nehme, als an dem meinigen. Unterhalte mich von deiner Liebe, und laß uns die erlittenen Treuloſigkeiten und ſelbſt unſere Rache vergeſſen.“

„Und was ſollte man nicht, rief der Prinz auſſer ſich für Liebe, was ſollte man nicht an der Seite der gröſten Schönheit vergeſſen, die unter dem Himmel gefunden wird; die ſich begnügt, geliebt zu werden, da ſie doch Altäre verdient; die, was ſie thut, nur thut, um ſich andre zu verpflichten; und die alle Opfer auf ſich nimmt?“

Die Wolken hielten im Vorhofe des Palaſtes der Königin ſtill; man ſetzte dem Simuſtapha Eſſenzen-Gallerte, von den appetitlichſten Formen, und den lieblichſten Farben vor. Sein Magen wurde dadurch geſtärkt ohne überladen zu werden und der Appetit ſtellte ſich wieder ein.

Nun wollen wir aufbrechen, ſagte Seltepedur und bey unſrer lieben Jlſetilſone zu Abend ſpeiſen; wir wollen ihr von dieſen Gerichten mitbringen, ich möchte ihr gern ihren Wohlgeſchmack koſten laſſen. „Alles was ich habe, theile ich willig mit ihr, ſelbſt meine Gewalt, wenn ich mir mehr aus ihr machte." „Wir wollen abreiſen! ſprach Simuſtapha, aber vorher mußt du mir ſagen, warum du eine Macht ſo gering ſchätzeſt, welche dir ſo viele Freuden gewährt?" „Geſchwind in Wagen! antwortete die Königin, ſo was läßt ſich nur ins Ohr flüſtern.... Weil ſie mich verhindert einen Sterblichen zu heyrathen, den ich ſo innig liebe!" Die Ankunft des Prinzen und der Fee war ſchon angemeldet worden. Der niedliche Vogel hatte das Amt übernommen. Eben hatte Zobeide das Zimmer ihrer Tochter verlaſſen, als das hübſche Geſchöpf mit einemmale Simuſtapha ſchrie. Simuſtapha? wiederholte Namunah. „Was ſagſt du lieber Vogel," fragte die Prinzeſſin? — Aber der kleine Schwätzer gab keine andere Antwort, als Simuſtapha, Simuſtapha. ¿Wo? woher? rief Namunah, indem ſie wie verrückt nach der Thür am Eingange des Palaſtes rennte.

Während ſie fortlief langte die vom Vogel angemeldete Geſellſchaft durchs Fenſter an. Simuſtapha war in Ilſetilſonens Armen, die er mit ſeinen Thränen und Küßen benetzte, die Königin der Geiſter umarmte ſie auch, und der kleine Vogel ſchlug mit den Flügeln, und ſchrie: ſtark, ſtark, ſtark! Als ſich die Aufwallung der erſten Freude gelegt hatte, ſetzte man ſich, ſchwazte und erzählte. Zuweilen ſprachen alle drey zugleich. Man hätte glauben ſollen, ſie hätten ſich einander ein ganzes Jahrhundert lang nicht geſehen. Endlich ließ man auftragen. Aber man fühlt wohl, daß wenn es auch im Palaſt eines Kalifen an etwas gebrechen könnte, man doch bey ähnlichen Gelegenheiten gar mancherley Dinge nicht vermiſſen würde.

Namunah, deren Eile vergebens geweſen war, kam, von dem Lärm gelockt, zurück, und lauſchte hinter der Thüre; „nur herein, nur herein, gutes Weib; rief ihr Setelpedur zu, welche die Neugier der alten Matrone gar nicht übel nahm, du biſt neugierig, mich zu ſehen?“ „Ja Königin, und ich ſehe, daß du eben ſo ſchön, als gut biſt.“ „Wie verbindlich, Namunah, ſprach Setelpedur, ich wünſchte wohl, dir einen Gefallen thun zu können.“ „Ach große Königin verſetzte Namunah das iſt für dich die du alles kannſt, gar etwas leichtes; mache mich wieder jung!“ „Ich will dir einen beſſern Dienſt erweiſen, ſprach die Königin, ich will dir wünſchen, beſtändig geſund zu bleiben, und mein kleiner, weit geſchickterer Vogel, wird dir das Geheimniß lehren, wie du es anfangen ſollſt.“ — „Schlaf, ſchlaf, ſchlaf! rief der Vogel „das weiß ich ſo gut, wie er, erwiederte Namunah, ohne eine Hexenmeiſterin zu ſeyn“ — „Aber wenn ich dir einen Sirup gäbe, der dir, während er dich einſchläferte, die volle Blüthe der Jugend wieder ſchenkte?“ — „Schenke mir nur den hundertſten Theil von deiner, Königin, und ich werde mich ſchöner glauben, als der Mond am vierzehnten Tage ſeiner Laufbahn!“ — „Gut, Namunah, ich ſehe, du magſt gern ſcherzen, ich will, daß du hübſcher, als jemals ausſehen, Grübchen in Bakken, einen Wuchs zum umſpannen und den kleinſten, niedlichſten Fuß bekommen ſollſt.“ „Größten Dank, mächtige Königin, ſprach Namunah!

Ilſetilſone ſchickte ihre Hofmeiſterin fort; man ſtund von Tafel auf und die Königin der Geiſter kehrte nach dem Ginniſtan zurück.

Als **Simuſtapha** im Palaſte ankam, hatte ſich der Kalife ſchon zur Ruhe begeben. Man wollte ſeinen Schlaf nicht unterbrechen und verſparte die gute Neuigkeit, welche man ihm zu überbringen hatte, bis auf Morgen. Unterdeſſen hatte ſich die Freude durch alle Gemächer des innern Palaſtes des jungen Prinzen verbreitet. Die Verſchnittenen weckten alle Sklavinnen, welche von ihrem Lager aufſtanden, und ſich von Namunah erzählen ließen, was ſie geſehen hatte; jedermann überließ ſich dem Entzücken der Fröhlichkeit. Bald hätte ſie ſogar eine glückliche Wirkung auf die Organe des kleinen Stummen hervorgebracht, und ihm die Sprache gegeben. Kaum hatte der Kalife die Augen aufgeſchloſſen, ſo lag Simuſtapha zu ſeinen Füßen; ſie überhäuſten ſich mit Liebkoſungen, und der Monarch ließ auf der Stelle **Zobeiden** eine Nachricht bringen, die für ihre Ruhe und ihr Glück ſo wichtig war. Alle die, welche die Moſleins zum Gebet zu rufen pflegen, mußten ſchleunig die Spitzen der Minaritten beſteigen, um das Volk in die Moſkeen zu verſammeln. Man wollte dem Allmächtigen und dem groſen Propheten

pheten danken, denn das Reich der Moſlems hatte den Mann wieder bekommen, dem es ſeinen ganzen Glanz ſchuldig war. Verminderung der Abgaben, reichliches Almoſen, Freylaſſung der Gefangenen, kriegeriſche Feſte bezeugten öffentlich die Freude des Befehlshabers der Gläubigen, und vermehrten das Entzücken des Volks das ſeinen Helden endlich wieder ſah.

Der indiſche Prinz erzählte ſeiner Familie, durch welches Abentheuer er unglücklicherweiſe ſo weit von Bagdad entfernt worden ſey; er geſtund ein, wie unrecht er that, daß er den übernatürlichen Beyſtand vernachläſſigte, womit ſeine Beſchützerin und der perſiſche Philoſoph ihn ausgerüſtet hatten, und nun ließ er ſich weitläuftig über die Art und Weiſe heraus, wie die wohlthätige Fee ihn aus allen den gefährlichen Lagen rettete, worein ihn ſeine Unvorſichtigkeit geſtürzt hatte. Er hielt ſich bey den kleinſten Umſtänden auf, und ſprach mit einem Feuer davon, welches Zobeiden beunruhigte. Sie ergrif die erſte Gelegenheit, die ihr aufſtieß, um mit ihrer Tochter darüber zu ſprechen. „Macht dich, ſagte ſie zu ihr, der große Antheil, den die Königin der Geiſter an deinen Mann nimmt, und die übertriebene Dankbarkeit, von der er ganz voll zu ſeyn ſcheint?“ „¿Ich, Mutter, antwortete Ilſetilſone, ich ſollte eiferſüchtig über die Gütigkeiten ſeyn, womit uns die Königin überhäuft? Ach, wenn ſie auch nicht ſo mächtig, ſo liebenswürdig wäre, wenn ſie in meinen Augen weiter kein Verdienſt hätte, als Simuſtaphas Verdienſten Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, ſo würde ſie das ſchon zum Abgotte meines Herzens machen. Wenn am Firmamente ein Stern ſtünde, der von den Reizen und Tugenden meines Gemahls entzückt wäre, ſo ſollte er meine Sonne werden!“ — „Entweder hat die Liebe eine ſonderbare Wirkung auf meine Tochter gehabt, murmelte Zobeide für ſich, oder ſie hat weit weniger von mir als von ihrem Vater; denn an ihrer Stelle würde ich mir ſo was nicht gefallen laſſen!“

Der Kaliſe hatte der Erzählung von Simuſtaphas leztern Begebenheiten mit großer Aufmerkſamkeit zugehört; er ließ ſich noch einmal die Abentheuer wiederhohlen, welche dem Prinzen vorher und ſeit der Vermählung mit ſeiner Tochter begegnet waren, und befohl, daß man ſie aufzeichnen und in ſeinem Archive verwahrlich niederlegen ſolle. Der indiſche Prinz nahm wieder ſeine Stelle im geheimen Rathe des Kaliſen und im Divan ein. Er fuhr fort, mit ſeinen gewöhnlichen Beſchäftigungen das angenehme Vergnügen zu verbinden, der liebenswürdigen Königin der Geiſter ſeine Ergebenheit zu bezeigen. Nie bekam ſie einen Beſuch von den beyden Gatten, ohne ihn nicht gleich in der nächſten Nacht zu erwiedern. Beſtändig ſonn ſie drauf, ſie mit neuen Beweiſen ihrer Güte zu überſchütten. Sie wünſchte, daß Ilſetilſone einige Tage in ihrem Palaſte zubringen möchte; man mußte aber erſt die Erlaubniß dazu beym Kaliſen auswirken, der ſie auch mit Vergnügen zugeſtand.

Harun wollte nicht, daß ſeine Tochter, die von der Freygebigkeit der Königin der Geiſter ſo reichlich beſchenkt worden war, mit leeren Händen vor ihr erſcheinen ſollte; er wollte eben ſo wenig, daß ſie von ſeinem Hofe durch die Wirkung der Magie verſchwänden, welches das Volk in Unruhe geſezt und ihm die Augen über Dinge geöfnet haben würde, deren Unwiſſenheit wohlthätig für daſſelbe iſt. Der Kalife befohl alſo, daß man dem Simuſtapha ſeine Schatzkammer öffnen und zugleich die nöthigen Anſtalten zur Abreiſe ſeiner Tochter treffen ſolle, welche die ſchöne Jahreszeit zu Raſſer-il-Harais, des Kalifens Landhauſe, drey Tagereiſen von Bagdad, zubringen würde. Raſſer-il Harais iſt ein prächtige Schloß am Ufer des Uggiala-Fluſſes. Der

groß

große Prophet legte ſelbſt den erſten Grundſtein; die Faſade, die nach den Gärten geht, hat 365 Fenſter; von auſſen iſt der Palaſt mit Alabaſter und Marmor bekleidet und mit Guirlanden vom koſtbarſten Jaſpis bekränzt. Die Thüren ſind von Aloe- und Sandel-Holz und drehen ſich in goldenen Angeln. Inwendig ſind die Fußboden und Wände mit Roſenholze ausgelegt und getäfelt. Der Pracht der Meubeln und dem Reichthume der Zimmer kommt nichts gleich; Rubinen, Smaragden, Topaſen ſind daran verſchwendet. Mohamed unternahm und vollendete den Bau dieſes herrlichen Palaſtes, bey Gelegenheit der Verheyrathung ſeiner Tochter Fatmeh mit Omar-il-Alab. In den lezten Zeiten wo dieſer Prophet noch auf der Erde weilte, pflegte er ſich öfters in dieſem Palaſte aufzuhalten, um durch die Vermittelung des Engel Gabriels hier die Eingebungen von oben zu empfangen. Die Feder, womit er die zwölf lezten Kapitel des Korans ſchrieb, wird hier noch in einer Kapſel von Bergkryſtall mit Diamanten beſezt, aufbewahrt. Der Garten, welcher an dieſen Palaſt ſtieß, übertraf an Schönheit alle andere Gärten des Erdbodens. An dieſem Orte des ewigen Seegens war die Luft immer heiter und kein Gewölke verdunkelte die Sonne. Die Bäume behielten eine ewige Jugend und wurden nie vom ätzenden Mooſe gefreſſen: keine Schmarotzerpflanze entzog ihren Aeſten die Wohlthaten des Nahrungsſaftes. Laub, Blüthen und Früchte nahmen Theil an der Unſterblichkeit des Hauptſtammes und verneueten ſich unaufhörlich ohne abzufallen und zu verdorren. Der Wohlgeruch, welchen die Blumen dufteten, erſchöpfte nie ihren Kelch; die Luft war damit balſamirt, und kein ſchädliches Inſekt, kein giftiges Ungeziefer konnte ihnen ſchaden. Wohlthätige Gewäſſer unterhielten die Fruchtbarkeit und Kühle dieſes bezauberten Aufenthalts. Vögel mit dem glänzendſten Federſchmucke erfüllten die Luft mit den lieblichſten Melodien und was alle dieſe Wunder noch mehr erhöhte, war, daß ſie täglich, ohne die geringſte Veränderung der Sitten, oder Veränderung in den Arten, abwechſelten. Der Zutritt zu dieſem Garten war jeder andern Perſon als Mohameds rechtmäßigen Nachfolgern und ſeiner Familie, unterſagt. Hätte ein Profaner es gewagt, ihn zu betreten, ſo hätte er nur eine abſcheuliche Einöde erblickt, aus welcher ihn das Brüllen der wilden Thiere bald würde verſcheucht haben.

Hieher ſollten Sinuſtapha und ſeine Gemahlin ſich begeben. Hier ſtand es ihnen frey, die Königin der Geiſter zu beſuchen, ſo oft ſie wollten, ohne daß jemand ahnden konnte, daß ſie den Palaſt verlaſſen hätte. Jedermann würde ſie vielmehr beſchäftigt glauben, ſich dem Genuſſe des prächtigen Gartens zu überlaſſen, ſich mit Ambroſia zu nähren und mit Nektar zu tränken. Setelpedur beſchäftigte ſich unterdeſſen mit den Anſtalten zu ihrem Empfange. Aber ſie hatte Urſach zu fürchten, Bahliſbull möchte die glücklichen Augenblicke ſtören, welche ſie nach ihrem Wunſche bey ihr zubringen ſollten. Dieß Ungeheuer war zwar in die entlegenſten Wüſten Oberegyptens verwieſen worden, aber ſie hatte ihm nicht ſeine ganze Macht nehmen können. Er war vom Fürſten-Stamme und genoß überall, ob er gleich deſſen unwürdig war, der Vorrechte ſeiner erlauchten Geburt. Oberegypten war mit bösartigen Geiſtern, dem Auswurfe des Ginniſtans bevölkert, die der Abſcheu des Himmels und der Erde waren. Sie hatten ſich mit Freuden unter den Befehlen eines Geiſtes verſammelt, der recht dazu geſchaffen ſchien, ſie anzuführen. Zwar war ihr erſtes Unternehmen, das ſie Kraft ſeines Befehls, am Kaukaſus verſucht hatten, nicht gelungen; aber ſie würden ſelbſt durch eine gänzliche Niederlage den Muth nicht haben ſinken laſſen. Die Wuth unterſtüzte ſie, und machte ſie blind gegen alle Gefahren.

Da ihnen der Drang von Thätigkeit und Geſchäftigſeyn angebohren iſt, ſo wurden ſie ſelbſt durch dieſen Drang zu Unternehmungen gezwungen. Setelpedur, welche die neuen Hülfsmittel ihres Feindes kannte, ſuchte ihm eine Falle zu legen, worinn er ſich ſelbſt fangen müßte. Sie ließ die Dürre der ſchon verfluchten Gegend verdoppeln, wo Bahliſbull ſeinen Aufenthalt gewählt hatte; er war gezwungen, ſie zu verlaſſen und ſich eine andere Wohnung, in einer andern noch wüſtern Gegend zu ſuchen, und nirgends fand er Ruhe. Endlich wurde er ein Fleckchen grünen Raſen im Schatten einer Granitſäule gewahr, die es vor den brennenden Sonnenſtrahlen ſchützte; er näherte und ſezte ſich hier nieder. Sechs Fuß hoch von der Erde, erblickte er am Fußgeſtelle des Monuments eine Hieroglyphe, und las: Säule vollziehe den Befehl der Königin Setelpedur! Kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen, als eine eiſerne Kette ſich um ſeinen Leib ſchlang, und ihn an die Säule feſſelte. Bald ertönte die Wüſte von ſeinem Gebrüll, ſo daß ihre Einwohner, die Ungeheuer, ſich darob entſezten und ſchüchtern aus ihren Löchern flohen. Die Geiſter ſeines Gefolges entfernten ſich desfalls voll Schrecken und er blieb allein in dieſer abſcheulichen Einöde. Auf ſeine ohnmächtige Wuth erfolgte eine ſtupide Stille; er blickte auf ſeine Feſſeln und auf die fatale Inſchrift, deren Wirkung ihm Ketten angelegt hatte. Noch hatte er nicht alle die Hieroglyphen geleſen, aber als er ſich auch die übrigen erklärt, gerieth er vollends in die äuſſerſte Verzweifelung. Sie enthielten folgenden niederſchlagenden Urtheilsſpruch: **Niemand kann dich befreyen, als ein Geiſt, der noch boshafter iſt als du! Und wenn die Welt wieder aus dem Chaos hervorgienge, wenn der Schlund des Abgrunds ſich wieder öfnete, würde wohl ein zweyter Bahliſbull entſtehen? Würde man noch einen Rokopileſobeh finden, der nicht der Aeltervater und Beſchützer des Geſtirns der ſieben Meere wäre?**

Als Setelpedur ſo ihre Ruhe befeſtigt hatte, dachte ſie daran, den Dienſt zu vergelten, welchen ihr die alte Gnomin leiſtete. Sie ließ ſie rufen; „ſage mir Babak, ſprach ſie, ¿was kann ich für dich thun?" „Königin, antwortete die Alte, du könnteſt gar manches thun, und was du gethan hätteſt, könnte gar manches Unangenehme nach ſich ziehen. Kein Menſch fällt darauf, daß ich es war, die dir das Ding geoffenbaret hat, weil man wohl weiß, daß ich, ſo gern ich auch ſchwazte, doch im Grunde verſchwiegen bin, und gar nichts oder doch ſehr wenig ſage. Indeſſen könnteſt du mir doch eine kleine Freude machen, die gar nicht von Folgen ſeyn würde; aus Mangel an Zähnen ſpreche ich ein wenig unverſtändlich, ſo daß ich nicht einmal das Vergnügen habe, mich ſelbſt zu verſtehen. Schenke mir zwey und dreyßig Zähne!“ „Das Geſchenk würde zu ſehr in die Augen fallen, antwortete die Königin, und dir alle die Feinde über den Hals ziehen, die du fürchteſt; ich kann dir nach allen Regeln der Klugheit nicht mehr als vier Zähne, und zwar recht feſte, ganz hinten im Munde einſetzen.“ „Immer her damit, ſprach die Alte, du kannſt dich darauf verlaſſen, daß dieſe vier Zähne dich nie beißen ſollen. Doch wir wollen die alte Babak, ſtatt zu den gewöhnlichen Kunſtgriffen der Toilette, ihre Zuflucht zur Zauberey nehmen laſſen, und uns nach den Anſtalten zu der Reiſe umſehen, welche Simuſtapha mit ſeiner Gemahlinn antreten ſoll. Des Kalifen Schätze waren den Augen des Prinzen vorgelegt worden; die vereinigten Reichthümer aller Monarchen der Erde würden nicht was Aehnliches haben aufweiſen können, und doch fand der Prinz nichts darunter, was in Vergleich mit dem kam, was er im Ginniſtan geſehen hatte. Er bemerkte einen Säbel, deſſen Griff mit ſo ſchönen und ſo vortreflich gefaßten Diamanten beſezt war, daß ſie nur ein einziges Stück auszumachen ſchienen. Doch, ihm fiel weniger ſeine Pracht als ſeine Größe auf. Dieſes Gewehr mußte nothwendig einem Krieger zugehört haben, welcher die gewöhnliche Menſchengröße weit überſtiegen hatte. Der Prinz wollte verſuchen, ob er den Säbel führen konnte; er zog ihn aus der Scheide, focht einen Augenblick damit und ſchien ganz in Blitze gehüllt, ſo ſehr funkelte der Stahl der Klinge. Er ſahe nach dem Zeichen und entdeckte hieroglyphiſche Züge, die ihm unverſtändlich waren. Sogleich rief er den Geiſt der Doſe um ſie ihm zu erklären. Jemal erſchien; „betrachte dieſe Züge!“ ſagte der Prinz. „Nur unſere Königin, antwortete der Geiſt, kann dir dieſe Figuren erklären, es ſind Zeichen der Macht. Aber wir kennen den Säbel, er entfiel den furchtbaren Händen des Rokopileſobeh in der groſſen Schlacht, welche er gegen Mohamed verlor; dieſer hinterließ ihn ſeinem Nachfolger.“

Der Prinz von Indien nahm den Säbel, und überbrachte ihn dem Kalifen, als das einzige Geſchenk, welches werth wäre der Königin der Geiſter überreicht zu werden. Unterdeſſen kündigte die Bedeckung, welche das Fürſtenpaar bis zum Palaſte Kaſſer-il-Harais begleiten ſollte, durch das Getöſe ſeiner kriegeriſchen Muſik, ſeine Ankunft vor den Thoren des Palaſtes des Kaliſen an. Man zählte 2000 Mann Reiter die aus der glänzendſten Jugend der Heere Haruns ausgehoben worden waren; 600 Ritter mit voller Rüſtung folgten ihnen mit emporgetragener Lanze und dem breiten Schilde am Arme und begleiteten den Wagen der Prinzeſſin, der von ſechs der ſchönſten Elephanten gezogen wurde, die je in Indien geſehen worden waren. Zwölf Kameele trugen das Gepäcke und die Verſchnittenen ſchloſſen den Zug.

Simuſtapha auf ſeinem ſchönen Pferde ſitzend, ritt neben dem Wagen; er war mit einem Harniſch bedeckt, deſſen Schuppen mit Goldſtreifen eingelegt und mit Diamanten beſetzt waren. Sein Pferd, das von zwey Stallmeiſtern geführt wurde, wieherte für Freude und ſchüttelte ſeine prächtige Mähne. Ilſetilſone bewunderte den ſtattlichen Anſtand ihres Gemahls, und mit welcher Geſchicklichkeit er ſeinen Renner lenkte, der ſtolz auf die Laſt war, die er trug. Dieſer glänzende Zug nahm den Weg nach dem Palaſte. Die Straßen waren geebent worden und kein Hinderniß konnte ihren Marſch verzögern. Die unermeßlichen zum Schloße gehörigen Gebäude reichten zur bequemen Beherbergung des ganzen Gefolgs hin; aber Simuſtapha und die Prinzeſſin waren die einzigen, welche in den Garten gehen durften. Die Schönheiten, von welchen er wimmelte, machten den Gegenſtand ihres Entzückens aus; aber eine Merkwürdigkeit zog vorzüglich die Aufmerkſamkeit der Prinzeſſin auf ſich; der Baum, deſſen fatale Frucht für das ganze menſchliche Geſchlecht ſo traurige Folgen gehabt hatte. Eine Schlange wand ſich um den Stamm, von dem ſie ſich nie entfernen konnte: denn dichtes Dunkel bedeckte ihre Augen. Ein laſurfarbener Vogel mit goldfarbigem Kopfe und Fußen flog unaufhörlich um den Baum, und ſetzte ſich reiheherum auf alle Aeſte; er konnte nicht ſingen, aber er drückte ſeine Gedanken in dem reinſten Arabiſchen aus. Sobald der Vogel die beyden Gatten gewahr worden war, breitete er ſeinen Schweif zum Zeichen der Freude aus, und bewillkommte ſie mit dem gewöhnlichen Gruſſe. **Gegrüſſet ſey das Geſchlecht der Menſchen; es iſt nur ein Gott, und Mohamed iſt ſein Prophet.** Ilſetilſone war entzückt von der Reinheit ſeines Accents, und der Deutlichkeit ſeines Ausdrucks, ſie brannte für Begierde allerhand Fragen an ihn zu thun. „¿Lieber Vogel ſagte ſie zu ihm, iſt dir's lieb, uns hier zu ſehen?“ **Ihr ſeyd Kinder des Propheten, ihr ſeyd zur guten Thüre herein gegangen: den Ausweg** muß man durch die Pforte nehmen, die zum Himmel führt.“ — „Aber wir reiſen nach dem Ginniſtan.“ — „Dieſe Reiſe, thut der Menſch täglich auf Erden“ — „¿ Mißbilligſt du die Meinige?“ — „Nein, weil du mir mein Weib mitbringen wirſt; dann können wir beyde zuſammen unſern Sohn abhohlen, den du im Schloſſe gelaſſen haſt.“ — „¿ Wie, du biſt der Vater des ſchönen Vogels, den ich habe, und der ſo gut iſt?“ — „Er muß es noch mehr werden.“ — „¿ Warum ſpricht er nicht ſo gut wie du?“ — Weil er ſich nicht die Zeit nahm zu lernen; weil er dem Lichte den Rücken kehrte, als er dem großen Auserwählten Gottes die Huldigung verweigerte.“ — „¿ Und dein Weib?“ — „Mein Weib iſt im Ginniſtan; ſie war zu vorwitzig, jetzt leidet ſie die Strafe dafür. Man kommt leichter dahin, als man will, aber man kommt nicht wieder weg, wenn man will.“ — „¿ Alſo iſt ſie bey Setelpedur?“ — „Ganz recht.“ — „¿ Liebſt du die Setelpedur?“ — „Ich liebe alles, was rein und lauter aus den Händen des Allmächtigen hervorgegangen iſt; ich werde Setelpedur ſehen, wenn ſie aufgehört hat Fee zu ſeyn.“ — „¿ Kann ſie aufhören, es zu ſeyn?“ — „Sie braucht es nur zu wollen“ — „¿ Thu' ich Unrecht, daß ich zu ihr gehe?“ — „Du gehorchſt, ohne es zu wiſſen, einer ewigen Fügung.“ — „Du entzückſt mich, ſchöner Vogel,

gel, laß mich dir dein Kind bringen." — „Es iſt Fee, ich würde es tödten, ich kann es nur zu einer gewiſſen Zeit und in Geſellſchaft ſeiner Mutter ſehn.„ — „Laß mich von der Frucht dieſes Baums eſſen." — „Das iſt eine Weibergrille, die dich anwandelt; ſo zog deine erſte Mutter ſich und dir den Zorn des Himmels zu." Dieſe Frucht hat überdieſes nur den Anſchein einer Frucht, du würdeſt nichts eſſen, und die Schlange, die du hier ſiehſt würde dich in die Ferſe ſtechen; du würdeſt alſo keinen Genuß, ſondern nur ein wirkliches Uebel davon tragen." „¿ Das iſt alſo der Baum des Erkenntniſſes?" „Sein Sinnbild." — „¿ Wo iſt der Baum des Lebens?" — „Im Garten des großen Propheten." — „Schöner Vogel, da du alles weißt, ſage mir, warum das Meer und zu welcher Zeit es geſchaffen wurde?" — „Der Schöpfer allein weiß alles! das Meer wurde an dem Tage der Empörung und Beſtrafung des Rokopileſobeh geſchaffen; die Rebellen muſten des Meeres Bette graben." — „¿ Liebenswürdiger Vogel, darf ich von den andern Früchten eſſen, die ich hier ſehe?" — „Gehe in den Pavillon am Ende dieſes Gangs, dort wirſt du Erfriſchungen aufgetragen finden; es iſt der Ort, wo Mohamed ſein Gebet und ſeine Reinigung zu verrichten pflegte."

Aus dieſer ganzen Unterredung hatte Simuſtapha mit Mißvergnügen bemerkt, daß Setelpedur, als Königin der Geiſter, dem großen Propheten nicht angenehm ſeyn könne. Die Liebe zur Religion kämpfte mächtig in ſeinem Herzen mit der Liebe, die er für dieſe Königin empfand. Die beyden Gatten verfügten ſich in den Pavillon Mohameds; ſie traſen hier alle mögliche Früchte an, die mit der gröſten Schönheit den ausgeſuchteſten Wohlgeſchmack vereinigten. Sobald ſie ſich ſatt gegeſſen hatten, gieng Simuſtapha, während Ilſetilſone ſich mit dem ſchönen Vogel in ein neues Geſpräch einließ, in den Palaſt zurück, um dem Oberſten der Verſchnittenen zu ſagen, daß er ſich mit ſeiner Gemahlin ſechs Tage in den Pavillon des Gartens einſchließen würde, und daß er während dieſer Zeit weiter nichts benöthigt ſey. Eine Sache, die aus Frömmigkeit geſchieht, iſt immer löblich, und ſeine Sklaven waren weit entfernt, einen andern Bewegungsgrund, als dieſen zu vermuthen.

Simuſtpha gieng wieder zu ſeiner Gemahlin, die noch beym Baume ſtand. Er wollte des Vogels Rath wegen ſeiner Reiſe vernehmen. „Soll ich, fragt' er ihn, mich des Geiſtes des Rings oder des Geiſtes der Doſe bedienen?" „Etwas, das ſo gar ungewiß iſt, antwortete der weiſe Vogel, kann hier keine Art von Macht ausüben; das gröſte Glück, das ihm begegnen könnte, wäre, hier Sklave zu werden. Aber du brauchſt keine Hülfe von dieſer Art; nimm eine von meinen Federn, ſie wird dich allein zur Setelpedur tragen; gieb die Feder meiner Frau, ſie wird ſie an mich erinnern und ihr die Mittel verſchaffen, wieder zu mir zu gelangen. Sie muß ſie aber ſorgfältig in ihren Schwanz verbergen, denn alles, was von mir kömmt, erregt Verdacht an dem Orte wo du hingehſt. Was ich dir gebe, wird dir zwar eine ſehr ſchwache Hülfe dünken, aber in den Händen des Schöpfers iſt nichts vergeblich.

Der Vogel breitete ſeinen ſchönen Schweif aus und es fiel eine Feder heraus, die in dem nemlichen Augenblicke ſich in einen bequemlichen prächtigen Wagen verwandelte. Das Paar ſtieg hinein, und befand ſich bald zu den Füſſen von Setelpedur's Throne. Sie ſprang eilig herab um ſie zu umarmen und beurlaubte ihren Divan, mit dem ſie eben nicht Urſach hatte zufrieden zu ſeyn. Die Geiſter entfernten ſich, und warfen verächtliche Blicke auf den Prinz und die Prinzeſſin. Die Königin wurde es gewahr, aber ſie hielt einen Augenblick die Aufwallung ihres Zorns zurück.

„Ich würde euch auf meinen Thron ſitzen laſſen, ſagte ſie zu dem Prinzen und der Prinzeſſin: aber ich fürchte, es möchte euch da ſo übel behagen, als mir. Meine Unterthanen brüten Aufruhr im Herzen; meine Anhänglichkeit an euch kränkt ſie; ſie ſchreiben ihr alles zu, was ich aus eignem Antriebe befehle. Wenn ich ſie abhalte, die Erde um und um zu kehren, auf welcher ſie durch Gewaltthätigkeiten herrſchen zu dürfen wähnen; wenn meine Klugheit Krieg und Ungewitter verhindert, ſo ſoll meine Liebe für Simuſtapha Schuld an den Hinderniſſen ſeyn, die ich der Ausführung ihrer Plane in den Weg lege. Ich habe den Bahliſbull in einer Einöde in Feſſeln ſchmieden laſſen, aber ſein Einfluß wüthet noch hier gegen mich. Doch dieſe Schwürigkeiten ſollen mir euer Hierſeyn nicht verbittern oder euch mir minder werth machen; ich will alle die Bande löſen, die mich an ſie feſſelten; ich will ſie zerreißen; ſie ſind geſchändet worden; und mich darf nichts mehr mit ihnen verbinden. Ich ſehne mich nach dem Augenblicke, meine Theuren! welcher unſer Band feſter knüpfen wird. Mein Herz hat ſich ſchon jener andern Feſſeln zu entledigen gewußt, aber von euch erwarte ich nun Beyſtand, mir auch meine angebohrne Unart zähmen zu helfen. Heiſt mir durch eure zärtliche und unſchuldige

Liebkoſungen eine Seele wieder aufrichten, welche durch die Unordnungen, von denen ich umringt bin, und die Kämpfe welche ich zu kämpfen habe, erſchöpft iſt. Ich weiß, daß ihr von Kaſſer-Il-Harais kommt. Die Wunder des Ginniſtans ſind nicht im Stande, euch für die unſchuldigen Freuden ſchadlos zu halten, die ihr dort verlaſſen habt. Die Gefährtin des Vogels, den ihr ſaht, unterhält mich unaufhörlich von den herzerhebenden Wundern des Gartens von Kaſſer-il-Harais. Von dort, ſagt ſie, gieng die Fackel der Wahrheit aus, welche die Welt erleuchtete, ſie ſtrahlt daſelbſt noch unaufhörlich unter den mannichfaltigſten Sinnbildern. Warum kann ich nicht heute mit euch von hinnen gehen! Warum kann ich nicht mit euch dieſen angenehmen Aufenthalt aufſuchen! Wenn ich in Gegenwart meines Vogels von Glückſeligkeit ſpreche, ſo hat er immer das Wort Kaſſer-il Harais auf der Zunge, aber er verſichert mich, daß der Eingang des Gartens nur einer Moſlemin ſich öfnen kann, die mit dem Stellvertreter Gottes auf Erden verwandt iſt. Es iſt alſo dazu nicht hinreichend, daß Simuſtapha mir ſeine Hand giebt; wenn die Großmüthige Ilſetilſone ſich nicht mit mir vermählt, ſo werden Erkenntniß, Glück und Ruhe ewig von mir entfernt bleiben.“ — „Ich ſollte mich weigern, dich an Schweſter Statt anzunehmen? antwortete Ilſetilſone; deine Zweifel verwunden mein Herz; du haſt es dir erobert, es iſt dein, wie es des Simuſtaphas iſt; wie glücklich bin ich, dir die Hälfte meiner ſelbſt geben zu können, um zu fühlen, wie viel das Ganze dir ſchuldig iſt!" —

„Lieben Freunde, erwiederte Setelpedur, wir ſind zwar in Vielem ſchon weit vorwärts gekommen, aber alles iſt drum noch nicht vollbracht; noch bin ich Regentin, noch habe ich weder meinen Zauberſtab, der mir ſtatt Scepters iſt, noch den Talisman zerbrochen, den ich von meinem Ahnherrn erhalten habe. Hier muß ich meiner Macht und Würde entſagen, hier muß ich meine Krone mit Füßen von mir ſtoßen. Wollte ich dieſe Handlung an einem andern Orte vornehmen, ſo würde ihr das Gepränge und Aufſehen fehlen, das ich ihr geben muß, und ich würde dadurch in die äuſſerſte Verlegenheit geſezt werden; ich würde gezwungen ſeyn, den Bahlisbull in Freyheit zu ſetzen, und auf die Säule zu ſtellen, an welcher ich ihn in der Thebaiſchen Wüſte gefeſſelt halte; ich würde mich der Rache aller meiner Unterthanen Preiß geben. Aber wenn ich dieſes, mein großes Vorhaben ausgeführt habe, wer wird dann im Stande ſeyn, mich aus dieſem gefährlichen Auffenthalte zu befreyen und mich nach Kaſſer-il-Harais zu bringen? — „Ich! erwiederte die Prinzeſſin, indem ſie die ſchöne Feder des Vogels vorzeigte, die ſie in der Hand hielt. Dies iſt der Wagen, auf dem wir hier angekommen ſind; dieſe Feder empfieng ich von dem Männchen des Vogels der bey dir ſeyn muß, und den ich noch nicht geſehen habe.“ — „Er iſt wirklich hier, antwortete die Königin, er iſt eben ſo unterrichtet wie der den du zu Kaſſer-il-Harais geſehen haſt, und deſſen Gatte er iſt und ewig bleiben wird. Die Urſach ihrer Trennung iſt mir unbekannt. Ihr Sohn, den ich dir geſchenkt habe, ſuchte mich nach ſeinem Ungehorſam auf; ich beluſtige mich an ſeinem lakoniſchen aber immer wahrhaften Geſchwätz. Er würde nicht zur Familie gehören, wenn er nicht wenigſtens etwas wüßte; allein ungeachtet ſeiner Kenntniſſe, die ſich über das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige erſtrecken, weiß er doch von jedem Dinge nur ein Wort. Wahrſcheinlich kam ſeine Mutter ins Ginniſtan, um ihn aufzuſuchen und ihm Unterricht zu geben, denn ſie redete unaufhörlich mit ihm. Ich gab oft auf ihre Unterredungen Achtung, aber ich begriff ſie nicht; gewöhnlich endigten ſie ſich von ſeiner Seite mit der Antwort, Nichts! Nichts! Nichts! die ſo viel ausdrücken ſollte, daß er's nicht verſtanden habe: Vermuthlich, daß Empörung gegen Weisheit die Fähigkeit der Begriffe verhärtet. Endlich wurde die Mutter ungeduldig. Ich hatte dir unterdeſſen den Sohn geſchenkt, weil ſeine Gegenwart, dir nützlich ſeyn konnte; ſeine Mutter grämte ſich nicht über ſeine Abweſenheit. Seit ich den geheimen Reiz empfinde, der mich an euch feſſelt, habe ich vielmals gewünſcht, mich zu belehren, und oft dieſen göttlichen Vogel um Unterricht gebeten, aber er gab mir dann immer zur Antwort, wenn deine Stirn nicht mehr ſo ſtrahlend ſeyn wird, und wenn ich meinen ſchönen Schwanz wieder habe, dann wollen wir von Erkenntniß und Unterricht ſprechen. Ich ſchloß daraus, daß meine Krone ihn abſchrecke, und ihn zum Schweigen zwinge. Was ſeinen Schwanz betraf, ſo hatte ich ſchon bemerkt, daß er ſich im Fluge nicht wie bey andern Vögeln ſpitzig endigte; ich wünſchte ihm deßwegen immer ein ſtattlicheres Anſehen; vielleicht mangelt ihm gerade die Feder, die du mitgebracht haſt, wir wollen ſie ihm bringen, und verſuchen, ob wir ihn können zum Reden bewegen." —

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Trotz dieſes langen Geſprächs, die Königin bereits allen Bedürfniſſen ihrer Gäſte zuvorgekommen war. Die Unterredung hatte mitunter große Intervallen gehabt, und alles was wir gehört haben, war theils im Saal des Divans, theils an der Tafel, theils im Garten geſprochen worden, wo Setelpedur ſchon kein Vergnügen mehr fand; endlich kündigte die Nacht ihre Ankunft durch die Dämrung, ihren gewöhnlichen Vorboten, an. „Dieß iſt die Zeit, die mein Vogel liebt, ſagte die Königin; ſonſt ſcheut er die Dunkelheit, und hier iſt ihm das Licht des Tages läſtig; aber ich fange an, ſeine Bewegungsgründe zu begreifen.“ Sie lies den Käfig des Vogels- hohlen und Ilſetilſone trat zu ihm. „Mein ſchöner Vogel redete ſie ihn an, dein Gatte hat mir ſeine ſchönſte Feder gegeben, um ſie dir zu bringen. „Gegrüßt ſey die Tochter des Propheten, ſagte der Vogel, gegrüßt die Abkömmlingin des Geſandten Gottes, gegrüßt die Erbin der Tugenden ſeines Stellvertreters auf Erden! Die Vögel des Himmels müſſen ihr dienen und mein Gatte hat nur ſeine Schuldigkeit gethan. Seine ſchöne Feder iſt mir, was einer Königin die Krone iſt.“ Als er das geſagt hatte, nahm ſie der Vogel mit dem Schnabel und ſteckte ſie in ſeinen Schwanz, der nun weit länger und prächtiger ausſahe.

„¿Warum biſt du nicht bey deinen Gatten? fragte die Prinzeſſin." — „Jedes von uns hat ſeinen Auftrag." — ¿„Iſt der Deinige bald vollbracht?" — „Es ſind eurer drey hier." „¿Wirſt du heute der Königin antworten, wenn ſie Fragen an dich um Unterricht und Belehrung thun wird?" — „Es iſt erſt die Hälfte geſchehen." — „¿Von wem hängt die andere ab?" — „Von oben und von unten." „¿Wirſt du mir ſagen, kluger Vogel, was ich dich fragen werde?" — „Ich bin Wahrheit ſchuldig, wenn ich ſie weiß." — „¿Dein Mann hat mich belehret, wann das Meer geſchaffen worden iſt, aber zu welcher Zeit wurden die Sterne geſchaffen?" — „Zu eben der Zeit, um am Himmel die Zahl der verbannten Rebellen zu erſetzen." — „¿Was iſt das für ein glänzender Stern, den 10 kleinere umgeben?" — „Der große Stern iſt Mohamed die andern ſind zehn ausgezeichnete Propheten!"

Setelpedur weit entfernt, durch die Antworten des Vogels beleidigt zu werden, ſchien ihnen vielmehr Beyfall zuzulächeln. Simuſtapha bemerkte es, und wagte es, ihr das mitgebracht Geſchenk, Kokopileſobehs Schwerdt zu überreichen. „Lieber Prinz antwortete die Königin, dazumal als ich noch Herrin meines Herzens war, und mein Vertrauen allein auf mich geſetzt hatte, dazumal würde ich gern den Werth eines Reichs um den Beſitz dieſer furchtbaren Waffe gegeben haben, aber jetzt kann ſie nur noch in deinen Händen mein Schutz ſeyn und ſie wird mir bloß ſchäzbar, weil ſie mir zugleich für deine eigene Sicherheit bürgt. Bringe nie dieß Schwerdt von deiner Seite, bis die ſtürmiſchen Zeiten vorüber ſeyn werden, womit wir jezt bedrohet ſind. O liebe Ilſetilſone, wann wird die Zeit kommen, wo wir alle drey nur den Zauber der Liebe kennen werden!" — Unſere Liebenden brachten drey Tage in dieſen ſüßen Ergießungen des Herzens zu, aber dieſe lieblichen Augenblicke wurden durch Sorgen verbittert, deren Grund keine Schimäre war. Die ſo mächtige Setelpedur, mächtig, weil ſie über die Legionen des Kokopileſobeh herrſchte, regierte nur in ſeinem Namen. Ihr Betragen ſtritt ganz gegen die konventionellen, und im Ginniſtan durch das Herkommen eingeführten und geheiligten Geſetze. Niemand konnte hier befehlen, ohne ſich nicht dem Kokopileſobeh oder dem Bahlisbull unterworfen zu haben. Und doch hatte Setelpedur eigenmächtig dem Moſlem Ben-Alab, der ſeine Knie vor niemand als vor Gott und dem Propheten gebeugt hatte, eine ſo große Gewalt verliehen. Sie herrſchte übrigens ſo glorreich und glänzte von ſo vielen ausgezeichneten Eigenſchaften, daß die Geiſter in ihrem Enthuſiasmus ſie das Geſtirn der ſieben Meere nannten, und ſie Mohameds ſtrahlendem Sterne entgegenſezten. Sie ſagten in ihrem Stolze: Rokopileſobeh iſt der Monarch der Monarchen, aber Setelpedur iſt die, welche ihn erſezt! Der weiſe Ben-e-Allah hatte von ſeiner Gewalt keinen andern als einen vorſichtigen Gebrauch gemacht; die Königin war nicht in ihn verliebt geweſen; ſie hatte ihn nicht zu allen Feſten, und zu allen Geheimniſſen ihres Hofs und des Staats zugelaſſen; ſie hatte ihn nicht zu ihrem Gebieter erhoben; dem Simuſtapha hingegen opferte ſie alles auf, und ſogar that ſie jezt etwas, das noch weit auſſerordentlicher war. Sie nahm ein ſterbliches Weib an ihrem Hofe auf, und begnügte ſich nicht, ſie als ihres gleichen zu behandeln, ſondern ſie nöthigte ſie auch bey allen Gelegenheiten, ſich zu ihrer Rechten zu ſetzen; und um ungerügt ſolche ſterbliche Weſen triumphieren zu laſſen, hatte ſie Bahlisbull und Aſmonſchar verbannt und den mächtigſten der Geiſter nach Rokopileſobeh in Ketten legen laſſen. Dieſe Zeitungen waren bis in die tiefen Höhlen gedrungen, wo der ſtolze Monarch der Geiſter ſich aufhielt. Die Revolution war auf dem Punkte auszubrechen. Setelpedur war viel zu einſichtsvoll, um den Sturm nicht vorher zu ſehen, und ihm zuvor zu kommen. Sie umarmte das junge Paar, welches ihr Vorhaben mit Angſt erfüllte. „Entfernt euch, ſagte ſie, kehrt nach Kaſſer-il-Harais zurück, ich werde mich bald bey euch auf ewig einfinden; nur halte Simuſtapha ſich bereit, mir auf den erſten Wink zu Hülfe zu eilen, zu eurer Rückreiſe bedient euch der Feder des Vogels und laßt uns von nun an Verzicht auf jede Hülfe thun, die ſich auf die Macht des Kokopileſobeh gründet!“

Simuſtapha und ſeine Gemahlin langten im Garten Kaſſer-il-Harais an, und erwarteten hier mit Ungedult den Ausgang dieſer großen Begebenheit. Sie gaben dem Vogel ſeine Feder wieder; „meine Frau hat ihre Schuldigkeit gethan, ſagte er, und meine Feder ſteht euch immer zu Dienſten. Halte dich bereit Simuſtapha, du wirſt ſie bald nöthig haben.“

Die Königin der Geiſter hatte viel zu viel Klugheit, um das Ungewitter immer näher und näher ziehen zu laſſen, und nicht bey Zeiten auf ihre Sicherheit bedacht zu ſeyn. — Schon hatten die alte Bakbak und ihr Neffe Jazzel für Schrecken über die Drohungen, die man ſich unbeſonnener Weiſe gegen ſie hatte verlauten laſſen, ſich zur Königin geflüchtet. Setelpedur ſahe, daß ſie keine Zeit mehr zu verliehren hatte. Gleich den Tag nach der Abreiſe der beyden Gatten berief ſie einen allgemeinen Divan zuſammen, und ſchickte durch Jazzel, der ſich zu ſeiner Reiſe einer andern Feder des Vogels bediente, dem Simuſtapha folgendes Billet zu:

„Lieber Prinz, mache dich ſogleich auf den Weg und bediene dich eben dieſes Feder-Wagens; bringe den Koran und das Schwerdt meines Ahnherrn mit dir. Du wirſt mein Vorhaben errathen, und mein Betragen ſoll es dir vollends erklären. Unſere liebe Ilſetilſone kann uns bey dem Baume erwarten, von dem ſie mir erzählt hat. Der kluge Vogel wird nicht zugeben, daß ſie ſich vergeblich ängſtige.“

Simuſtaphas Seele war viel zu groß und erhaben, als daß er einen Augenblick hätte in Zweifel ſtehen ſollen. Er nahm das göttliche Buch, und wafnete ſich mit dem furchtbaren Schwerdte. Und hätte die Feenfeder nicht ſchon ſeine Reiſe ſo ſchnell gefördert, ſo würde er auf den Flügeln der Liebe nach dem Ginniſtan haben eilen können.

Der Divan war verſammlet, Setelpedur ſaß auf ihrem Throne; die Geiſter gaben voll Unruhe auf ihre Faſſung Acht, und erſtaunten, ſie ſo entſchloſſen zu erblicken. Sie hielt folgende Rede an ſie:

„Ich weiß, das man meine Handlungen und Betragen tadelt, und ſchwarze Komplotte gegen mich ſchmiedet. Ich habe öffentlich ſtrenge Strafen auferlegt, aber ich verabſcheue jede Rache die im Finſtern ſchleicht. Wenn ihr euch erniedrigt glaubt, daß ihr meinem Willen gehorſam ſeyn müßt, ſo fühle ich mich noch weit mehr erniedrigt, Grundſätzen unterworfen zu ſeyn, deren Weiſheit ich nicht einſehe. Ich will lieber Sklavin der Wahrheit ſeyn, als durch Lügen über Unterthanen herrſchen, die ſo verderbt ſind, wie ihr.“ —

Simuſtapha erſchien in dieſem Augenblicke zum großen Erſtaunen der ganzen Verſammlung. Die Königin rief ihn zu ſich, und ließ ihn neben ſich ſetzen. Ihre Unerſchrockenheit ſchien in dem Augenblicke noch mehr zuzunehmen; „komm, ſagte ſie zu Simuſtapha, hilf mir dieſen letzten Divan halten, und ihr, Rebellen, hört mich an. Ich will euch keine Vorwürfe machen, daß ihr euch gegen mich aufgelehnt habt; ihr folgtet darinne nur der augeangebohrnen Unart eurer Herzen. Aber wenn ich eure Empörung vergeſſen ſoll, ſo ſchwört mit mir die Macht ab, die wir von Rokopileſobeh erhalten haben. Wir wollen die Verbrechen meines Ahnherrn und die, zu welchen er uns verleitet hat, den traurigen Fügungen eines Verhängniſſes zurechnen, das uns hinriß. Schwört, wie ich, auf dem heiligen Koran, daß ihr Diener Gottes und des großen Propheten Mohameds ſeyn wollet!“ —

Wäre die Wolke, die in ihrem Schooſe den Donner brütet, mitten im Divan geborſten, ſo könnte ihre Wirkung nicht gräßlicher geweſen ſeyn, als Setelpedurs unerwartete Anrede. Das Schrecken benahm einen Augenblick allen die Sprache, und brennender Schwefel dampfte aus aller Munde: ſein Geſtank erfüllte den Saal. Plötzlich vernahm man ein fürchterliches Getöſe, das durch Bahliſbulls Ankunft verurſachet wurde, den Rokopileſobeh ſelbſt von ſeinen Ketten befreyt hatte. Dieſer furchtbare Geiſt, von gräßlicher Geſtalt und ſcheußlichem Anſehen, ſtürzte mit einem glühenden Harniſch angethan, in den Saal und ſtieß mit einer feurigen Lanze nach Setelpedur. Aber Simuſtapha zog ſein Schwerdt und wendete den tödtlichen Stoß ab. Der Blitz des Stahls des indiſchen Prinzen, blendete augenblicklich ſeinen Gegner und ſeine Mitverſchwornen; es war als ob ſie alle vom Donner getroffen wären. Eine fürchterliche Nacht überzog plötzlich ganz Ginniſtan, denn nie hatte die Sonne dieſe verfluchte Gegend erleuchtet; das Licht, das vor dieſem hier ſtrahlte, war die Wirkung eines ewigen Zaubers geweſen, deſſen Urſtoff in der Krone lag, die Setelpedur jezt mit Füßen getreten hatte.

Mühſam fanden ſich Simuſtapha und Setelpedur durch die dicke Finſterniß; ſie kamen endlich in das Zimmer, wo ſich der Vogel des Paradieſes befand, deſſen ſchimmernder Kopf alles um ihn erhellte. So oft er ihn bewegte, oder ſeine Flügel ſchüttelte, ſtrahlte er neue Klarheit von ſich. „Komm, liebe Gebieterin, ſagte der ſchöne Vogel, wir wollen unſere Reiſe antreten; alle meine Federn ſtehen dir zu Dienſten, aber nimm die alte Bakbak und ihren Neffen mit; ſie ſind beyde halb todt für Furcht; ich weiß nicht, wer ihnen geſagt hat, ſich unter meinen Käfig zu flüchten, aber der Rath war gut!“ — Bakbak und Jazzel lagen in Ohnmacht. Man band ſie vorne auf den Wagen, der aus den Federn des Vogels entſtanden war, und unſere Sieger kehrten, ohne weiter eine Gefahr beſorgen zu dürfen, nach Raſſer-il-Harais zurück. Die Feder, welche den Simuſtapha nach Ginniſtan gebracht hatte, löſte ſich ab, um Ilſetilſonen ſeine Ankunft zu melden. Sie kam in Geſtalt einer weißen Taube zu der jungen Prinzeſſin, ſetzte ſich auf ihre Schulter und ſagte zu ihr: „Prinzeſſin, Simuſtapha und Setelpedür werden im Augenblicke da ſeyn; aber du kannſt die Königin nicht im Garten empfangen, weil ſie noch nicht hinein darf. Komm in den großen Saal des Palaſtes, dort wirſt du ſie finden.“ Die Prinzeſſin eilte dahin und der Vogel des Baums begleitete ſie. Die drey Liebenden umarmten ſich, ſie konnten nicht Ausdrücke genug finden, um ihr Entzücken zu ſchildern und der Gedanke an eine Vereinigung, die von keinem Hinderniſſe mehr unterbrochen werden konnte, erhob ſie auf den Gipfel ihres Glücks. Ein anderer Auftritt der Wiedererkennung gieng auf einem Gueridon vor ſich, auf welchen Simuſtapha den Koran gelegt hatte. Die beyden Vögel hatten, jeder, ſeinen Käfig verlaſſen und waren einander entgegen geflogen, indem ſie ſich auf den Rand des heiligen Buchs nieder ſetzten. Nachdem ſie es ehrerbietig mit dem Schnabel und Flügeln begrüßt hatten, erwieſen ſie ſich die zärtlichſten Liebkoſungen. Plötzlich kam auch der kleine Vogel herein, den Setelpedür der Tochter des Kaliſen geſchenkt hatte, und der beſtändig im Schloſſe geblieben war, weil er nicht in den Garten durfte. Er blieb auf dem Gueridon ſitzen und wagte es nicht, ſich auf dem Koran nieder zu laſſen; er wartete hier, bis ſein Vater und ſeine Mutter ihn zu ſich rufen würden. Sie halfen ihm hinauf, ſchmeichelten ihn und das kleine Thier rief in ſeiner Sprache, die bisher leider nur zu lakoniſch geweſen war, wahr! wahr! allein wahr! Dieſes mal konnte er zwey Worte auf einmal ausſprechen. Der Fluch, der ihn betroffen hatte, war in dieſem Augenblicke aufgehoben worden und jezt, wo er rechtgläubig wie ſeine Eltern geworden war, und von ihnen unterrichtet werden konnte, trat er wieder in alle Vorrechte der Vögel des Paradieſes ein. Dies kleine intereſſante Seltengemählde diente unſern Liebenden zu einer angenehmen Augenweide; aber es war Zeit, daß ſie ſich von dem unterhielten, was ſie perſönlich angieng. Setelpedur erzählte Ilſetilſonen ihre Entſagung des Throns, und Simuſtaphas Heldenmuth, mit welchem er ſie gegen den Angriff des ſcheußlichen Bahliſbull vertheidigt hatte. Die Erinnerung dieſes Auftritts belebte ihre Blicke, ſie ſchien ſtralend von Glorie. Ilſetilſone wollte ihre neue Gefährtin bewegen, die Annehmlichkeiten des Gartens und des Palaſts, mit ihr zu theilen;

aber Setelpedur antwortete; „liebe Prinzeſſin, weder du noch Simuſtapha iſt im Stande, mir allein die Thüre dieſes bezauberten Aufenthalts zu öfnen; ſelbſt als Simuſtaphas Gattin iſt mir der Eingang verſagt, bis Gottes Statthalter auf Erden, der große Harun-al-Raſchid mich durch die Annahme an Tochter Statt in den Beſitz geſetzt hat, Anſpruch auf dieſes Vorrecht machen zu dürfen. Ich verdanke dem Simuſtapha das Glück, eine Moslemin zu ſeyn; du Prinzeſſin mußt der, welche Königin der Abgötter war, zur Vollendung ihrer Bekehrung die Hand bieten, damit ſie durch ſie auf ewig die Dienerin Gottes und Verkündigerin des Zerſtöhrers der Götzen werde. Ich will mich jezt bemühen, das heilige Buch zu ſtudiren, von welchem ich bisher meine Augen abgewendet hatte; die Engels-Stimme der Vögel, die hier zurückbleiben, wird mein Dolmetſcher ſeyn. Eilt in die Arme der Eltern zurück, deren Glück ihr ſeyd, und in die Umarmungen der Kinder, die ihr Glück von euch erwarten. Erwähnt meiner gegen den Kalifen; ſagt ihm, daß Setelpedur, ſo lang ſie nicht Simuſtaphas Gemahlin iſt, wie die Rebe vom Ulmenbaume getrennt, ſchmachtet, und daß der Prinz von Indien nur die an Kindesſtatt angenommene Tochter des Befehlshabers der Gläubigen

gen ehligen kann. Aber vergebens wird Setelpedur ſtolz auf dieſen Titel ſeyn; ſie wird doch immer an Tugenden und Reizen tief unter der liebenswürdigen Iſetilſone ſtehen." — „Große Königin, erwiederte die Prinzeſſin, ich ſinke zu deinen Fußen." Ich bin nicht Königin mehr, ſagte Setelpedur und hob ſie auf; mein Thron iſt künftig in deinem und Simuſtaphas Herzen. — Die zärtlichſten Liebkoſungen verſiegelten die Geſtändniſſe der drey Liebenden und ſo oft ſie damit inne halten wollten, rief der jüngſte Vogel, **Nochmals! Nochmals! Nochmals!**

Simuſtapha und Ilſetilſone traten endlich die Rückreiſe nach Bagdad mit demſelben Gefolge an, das ſie dahin begleitet hatte. Bey ihrer Ankunft im Palaſte unterhielten ſie Harun und Zobeiden mit der Erzählung der Wunder, die ſie geſehen hatten, und von den Geſinnungen von welchen ſie ſich durchdrungen fühlten. Die großmüthige Prinzeſſin bewegte ihren Vater, die Setelpedur zu ſeiner Tochter anzunehmen, damit ſie ſich mit Simuſtapha vermählen könnte. Zobeide konnte gar nicht die Verblendung ihrer Tochter begreifen, die ſo eifrig um eine Nebenbuhlerin zu bitten ſchien. „Ach Mutter, antwortete Ilſetilſone, eine Frau, die Simuſtapha ſo ſehr liebt wie ich, kann nicht meine Rivalin werden; ſie wird mir nur helfen, ſein Glück befeſtigen!" Der Kalife, der beſſer von der Sache unterrichtet war, als Zobeide, begriff ſehr gut die Bewegungsgründe ſeiner Tochter; überdieß hegte er die gröſte Hochachtung für Setelpedurs Charakter und entſchloß ſich daher eine Reiſe nach ſeinem Schloſſe Kaſſer-il-Harais zu thun, ſobald es ihm die Staatsgeſchäfte erlauben würden.

Unterdeſſen hatte Setelpedur aus allen Kräften an der Beſſerung gearbeitet, die erſt bey ihr vorhergehen muſte, ehe ſie das Geſetz des göttlichen Propheten annehmen konnte. Sie ſuchte ſich die neuen Lehren einzuprägen, die ihr bis hieher unbekannt geweſen waren; ſie dämpfte ihren ſtolzen und herrſchſüchtigen Charaker; ſie war ſchon großmüthig, aber ſie bemühte ſich jezt eine weit einfachere und lauterere Tugend zu erlangen, die jeden eigennützigen Bewegungsgrund verwirft, und jede Selbſtliebe verbannt, welche dem gemeinen Wohl ſo nachtheilig wird.... Mildthätigkeit! Sie erſtreckt ſich über gar mancherley Gegenſtände und giebt ſich auf alle mögliche Art zu erkennen: oft hat man nicht nöthig die Hand aufzuthun, um viel zu geben.

Setelpedur hatte dem Grimme der Geiſter die alte Bakbak und ihren Neffen Jazzel entriſſen. ¿Aber was ſollte nun aus ihnen werden, die Fremdlinge auf Erden, aus dem Ginniſtan verbannt, und vom Himmel verworfen waren? Sie beſchloß, ſie eben dem Schutze zu übergeben, den ſie ſich ſelbſt erwählt hatte. Die alte Gnomin ſahe ihre Königin immer mit Leſen beſchäftigt. — ¿„Du ließeſt im Koran? ſagte ſie." — „Ja, Bakbak, ich wollte du könnteſt ihn auch leſen. ¿Wünſcheſt du die Erkenntniß des Guten und willſt du dich mit deinem Neffen den Wahrheiten unterwerfen, die er enthält?" — „Niemand liebt mehr, als ich, die Wahrheit; ich habe mich in einen übeln Ruf gebracht, daß ich Wahrheit überall ſuchte, und von Morgen bis in die Nacht beſtändig im Munde führte. Nie habe ich gelitten, daß man ſie mir ſtreitig machte. Zwar läuft bey dem, was man Wahrheit nennt, gar manches für und wider mit unter, aber man braucht nur dieß für und dieß wider zu ſagen, und ſo iſt alles geſagt." — „¿Kannſt du leſen Bakbak?" „Ja, Königin, wenn's nicht zu klein geſchrieben iſt!" und zu gleicher Zeit that ſie einen Blick auf die erſte Seite.

Man muß wiſſen, daß man ſich im Ginniſtan weit von der reinen Ausſprache entfernte, und daß dort ein verdorbenes Arabiſch geſprochen wurde; die alte Gnomin konnte alſo auch kein anderes, als dieſes reden. Setelpedur gab ſich die Mühe, ſie die Worte der erſten Zeile buchſtabieren zu laſſen: **Es iſt nur Ein Gott und Mohamed iſt ſein Prophet.** Als **Bakbak** dieſe Worte genug wiederholt hatte, rief ſie aus: o wie iſt das ſo ſchön! das will ich ſtets im Munde führen! damit will ich Aufſehen machen; ich bürge dafür! Da unten im Vorzimmer ſind die beyden Taugenichtſe, die Geiſter des Rings und der Doſe, zwey Tagediebe die beſtändig die Arme über einander geſchlagen haben, und nie die Naſe in ein Buch ſteckten; o denen will ich ſie aufzurathen geben..... Komm, wir wollen's noch einmal zuſammen überleſen.... Es iſt nur Ein.... o wie iſt das ſo ſchön geſezt.... Es iſt nur Ein.... Genug, ich will ihnen nicht eher von der Seite gehen, bis ich ſie habe ſo gut leſen gelehrt, wie du mich." — Setelpedur lächelte über den Bekehrungseifer der Gnomin und dieſe eilte ins Vorzimmer.

„Kommt her, kommt her, ſagte ſie, ihr Ungläubigen, die ihr bloß darum den Teuſein hold bleibt, weil ihr ſelbſt ein Paar ſeyd! Hier iſt das Buch, das unſere Königin ſo groß, ſo gut, ſo ſanft und zugleich ſo furchtbar gemacht hat, daß alle Geiſter darüber erſtaunt, und am hellen Tage mit Blindheit geſchlagen worden ſind. Da ſeht einmal, wie das geſchrieben iſt! Die Feder wär aus einem Engelsflügel genommen; ihr, mit euern Fledermausfittigen, ihr würdet nie eine ſolche Feder haben ſchaffen können; und dieſe Tinte iſt von der Tinktur des Auges des Rabens gemacht, der zuerſt aus **Noahs** Arche flog. Aber das iſt noch alles nichts, ihr müßt, wie ich, Wort für Wort leſen, was hier geſchrieben ſteht; es iſt nur.... es iſt nur Ein Gott, der iſt.... ein Gott nur.... und Ein **Mohamed** iſt nur.... ein **Prophet**.... ¿Was ſagt ihr dazu ihr Erz-Taugenichtſe? Ihr habt in eurem Leben nichts gethan, was gut geweſen wäre, und ihr werdet auch ſo fortfahren; aber man muß das Ende bedenken, denn wie das Buch ſagt, es iſt nur Ein Gott und Ein **Mohamed**, und die ſind **Propheten.**

Jemal, der voll von ſeiner traurigen Lage und der Unthätigkeit war, die ihm bevorſtand, ſeit ſeine Königin ihrem Throne entſagt hatte, beantwortete Bakbaks Anrede nicht, ſondern ſagte nur: „ich finde dich ſehr verfallen Bakbak, ſeit du hier biſt; du haſt nicht wohl daran gethan, daß du deine falſchen Zähne vergeſſen haſt.“ — „¿ Ich verfallen? antwortete ſie, was ſchwazt der Tagedieb? du biſt auch der Mann darnach, von falſch zu reden, du, an dem ſelbſt alles falſch, und nichts dein eigen iſt, nicht einmal dein Geſicht. Nimm dich in Acht, denn fluche Ich dir einmal recht, ſo wirſt du wieder Ranſakar, und beharrſt in deinem böſen Lebenswandel; aber bedenke, daß einmal alles ein Ende haben muß, denn wenn **Gott ſein Gott iſt, ſo iſt Mohamed ſein Prophet.**“ — Bakbak nahm den Koran mit ſich. — „¿ Nun, fragte Setelpedur, biſt du glücklich in deiner Bekehrung geweſen?“ „Ach Königin antwortete die Alte, man kann dieſe Taugenichtſe nicht zur Vernunft bringen; vergebens hab' ich ihnen beſtändig vorgeſagt, daß nur ein einziger Prophet, und nur Mohamed Gott ſey. — „Schweig Bakbak, ſagte Setelpedur du läſſeſt den Koran Unſinn ſchwatzen: **Es iſt nur ein Gott und Mohamed** iſt ſein Prophet!“

Dieſe Unterredung wurde durch einen intereſſanten Beſuch unterbrochen; es war der ſchöne Simuſtapha, der auf ſeinem treflichen Roſſe anlangte. Er war des Morgens von

Bagdad ausgeritten, aber niemand hatte ihm folgen können. Er traf Setelpedur bey ihrem Buche und ihren Vögeln an. Mit einem Entzücken, das ihre Stirn mit einer ſanften Röthe übergoß, vernahm ſie die frohe Zeitung, daß der Kalife ſie zu ſeiner Tochter, daß Ilſetilſone ſie zu ihrer Schweſter, und beide ſie für die Gattin des Ueberbringers dieſer freudigen Botſchaft anerkennen wollten, und daß Harun bald in Perſon eintreffen würde, um eine Verbindung zu vollziehen, die ihm ſo viel Freude verurſache. Man fragte die Vögel um Rath, um zu erfahren, ob dieſer Vermählung ſich keine Hinderniſſe in den Weg ſtellen würden. Setelpedurs Vogel antwortete: ſeine Anweſenheit im Ginniſtan habe blos die Beförderung dieſer Ehe zum Zwecke gehabt. Der Vogel des Baums verſicherte, daß dieſer glückliche Ausgang ihn für die lange Trennung von ſeinem Weibe ſchadlos halte; und ihr Kind, deſſen Zunge nun ganz geläufig war, behauptete, daß eine Vermählung, der er ſeine Glückſeligkeit verdanke, nicht anders als ebenfalls glücklich ſeyn könne. Die Liebenden ließen ſich dieſe Weiſſagungen hundert und hundertmal wiederholen.

Endlich verließ Simuſtapha wieder das Schloß Kaſſer-il-Harais, denn Pflicht und

Liebe riefen ihn nach Bagdad zurück, wo er noch einen Monat zubrachte, ehe er Setelpedurs Wünſche ganz erfüllen konnte. Endlich kam der ſehnlich gewünſchte Tag. Der Kaliſe, ſeine Gemahlin und ſeine Tochter traten den Weg nach dem Schloſſe an; 4000 Ritter, und 20000 Reiter machten ihre Bedeckung aus. Vorweg zog eine kriegeriſche Muſik und die Pracht des Ganzen entſprach dem großen Zwecke dieſer Reiſe. Am Morgen des lezten Tages ritt Simuſtapha voraus, um Setelpedur den Beſuch anzumelden, den ſie empfangen ſollte. Dieſe ſchöne Königin kam den Sänften im erſten Schloßhof entgegen, und da ſie den Ehrenbezeugungen, die man ihr erwieß, nicht mehr vorbeugen konnte, ſo war ſie gezwungen ſie anzunehmen. Ihre Schönheit ſetzte den Kaliſen in Erſtaunen; ſie machte Zobeiden bekümmert, aber entzückte Ilſetilſonen und Simuſtapha, und war die Bewunderung des ganzen Hof-Staats des Befehlshabers der Gläubigen. Wir wollen uns nicht bey dem Ceremoniel der prächtigen Aufnahme verweilen, wo alle Schätze des Kaliſen aufgethan wurden, und wo die auserleſenſten Früchte des Gartens zur Verherrlichung des köſtlichen Mahls auf die Tafel kamen. Eben ſo wenig wollen wir uns bey den Ceremonien des Mufti und der Verlegenheit der Geſezverſtändigen aufhalten, oder die Freuden einer Hochzeitfeyer ſchildern, die zum erſtenmale drey Herzen in einem vereinigte. Wir wollen uns in keine Betrachtungen über das Glück und die Wonne herauslaſſen, welche im Palaſte des Kalifen, in der Familie des Indiſchen Prinzen und im Schloſſe Kaſſer-il-Harais herrſchte; die Mannigfaltigkeit und Menge der Ereigniſſe hat uns ſo ſchon zu weit geführt, und wir haben uns noch mit Gegenſtänden zu beſchäftigen, die zu wichtig ſind, als daß wir ſie aus der Acht laſſen dürfen.

Harun-al-Raſchids Bart war ſeit einiger Zeit weit ehrwürdiger geworden; zwar beſeelte noch eben das Feuer ſeine Blicke, aber tiefe Runzeln furchten ſeine erlauchte Stirn. Seit 10 Jahren hatte er jenen nächtlichen Streifereyen durch Bagdad entſagt, die für ihn von ſo großem Nutzen geweſen waren, um ſich über das Betragen ſeiner Miniſter zu belehren, und über das Glück der Moslems zu wachen. Aber er bemerkte die ſchnellen Schritte des herannahenden Todes-Engels und ſahe ſich in der liebenswürdigſten Nachkommenſchaft wieder aufleben. Sein Enkel Harun-Ben-al-Raſchid vereinigte in einem Alter von 10 Jahren ſchon alle Vollkommenheiten, welche wir an dem Prinzen von Indien und an ſeiner Gemahlin bewundert haben. Andere eben ſo vollkomne Enkel waren der Troſt ſeines Alters, und er ſahe ſich noch, durch die glückliche Niederkunft ſeiner adoptirten Tochter, in einem kleinen Simuſtapha wieder aufleben, der ſo ſchön, wie ſein Vater war. Aber alle Väter ſind nicht ſo glücklich. Der Vater des indiſchen Prinzen, weit entfernt die Freuden des Kalifen zu theilen, glaubte ſich höchſt unglücklich, und ſeine Gemahlin fühlte gleichen Schmerz. Zwölf Jahre waren nun bald verfloſſen, ſeit ſie ihren geliebten Sohn, ihre einzige Hoffnung, aus den Augen verlohren. Zum Glück für ſie, gieng der Roſenſtock nicht aus, den Ben-Alab hinterlaſſen hatte; er ſtand immer mehr und mehr in Blüthe und wurde täglich ſchöner. Der Anblick dieſes Stocks, des Unterpfandes des Wohlbefindens ihres Sohnes war ihr einziger Troſt und ſie erwarteten jeden Augenblick, ihn wieder zu ſehen. Simuſtapha, um ſeine erſten Plane zu verbergen, deren guter Ausgang ſo ungewiß war, hatte geglaubt ihnen ſeine Verſuche geheim halten zu müſſen, weil er nicht davon abwendig gemacht ſeyn wollte. Als ſie nach ſeinem Wunſche ausgeſchlagen waren, verſchob er es von einem Tage zum andern, ſeine Eltern davon zu unterrichten und ſo fuhr er immer fort aufzuſchieben, und ſich ſeines

Aufſchubs zu ſchämen, den, nach ſeiner eigenen Ueberzeugung, nichts entſchuldigen konnte. Aber, wie gefährlich iſt jeder Aufſchub! Simuſtaphas Stillſchweigen ſetzte ſeine Familie großem Kummer aus. In dem Augenblicke wo Setelpedur ſich dem Geſeze des großen Propheten unterwarf, und gänzlich dem Kokopilesobeh entſagte, verſchwanden alle die Zaubereyen, die von ihr herrührten. Der ſchöne Roſenſtrauch des Königs von Indien verdorrte, und Trauer und Verzweifelung erfüllten den Palaſt; der König und die Königin waren dem Tode nahe.

Ein Vogel, der den Eilboten der guten Geiſter machte, und aus Indien kam, flog über Kaſſer-il-Harais, und erzählte dieſe Neuigkeit den Vögeln des Paradieſes. Der Vogel des Baums ſagte zu ſeinem Weibchen: „hole mir aus dem Zimmer der Prinzeſſin ein ganz kleines Fläſchgen; füll' es mit Waſſer aus dem Becken des Gartens, und bind es mir mit einem kleinen Bande um den Hals. Ich reiſe in Begleitung meines Sohns nach Indien; wenn man frägt, wo wir ſind, ſo ſage, ich hätte meinen Sohn mit auf den Baum genommen um ihn zu unterrichten.“ — Das gute Weibchen befolgte pünktlich den Befehl ihres Männchens.

Die Vögel beſchleunigten ihre Reiſe, und als Simuſtaphas Eltern den andern Morgen aufſtanden, fanden ſie den Roſenſtock verjüngt und blühender als jemals. Ein neuer Stamm war aufgeſchoſſen und ſchien aus dem erſtern zu entſprießen; beyde vereinigten ſich, und man war zweifelhaft, welcher von ihnen die ſchönen Blumen, von denen ſie ſo voll hiengen, trüge. Beym Anblicke dieſes Wunders wurde die Hoffnung der troſtloſen Eltern von neuem belebt; der König und die Königin ließen ihre Sterndeuter kommen, um ſich das Phänomen von dem plötzlichen Tode und Wiederaufleben des Roſenſtocks erklären zu laſſen. Die Sterndeuter gaben folgende Auslegung: der Prinz müßte ſich in großer Lebensgefahr befunden haben, aber glücklich daraus errettet worden ſeyn; die Roſen, welche der Stock trüge, wären die Tugenden und Kentniſſe, die er ſich erwürbe; eine Tugend entſpringe aus der andern; alle dieſe Zierden der Seele, vereinigten ſich dann in Eins, und dies ſey die Erklärung des doppelten Stammes. Dieſe Deutung, die eben ſo klar als richtig zu ſeyn ſchien, gründete ſich auf das erſte Horoſkop, das gleich im Augenblicke der Geburt des Prinzen Simuſtapha geſtellt worden war, und aus welchem man ſchon damals erſehen hatte, daß er dereinſt das vollkommene Muſter aller

Fürſten der Erde werden würde. Welch ein tröſtliches Sinnbild war alſo dieſer geheimnisreiche Roſenſtock, aber wie weit übertraf noch die Wirklichkeit ſein magiſches Gemählde!

Der König und die Königin von Indien, wurden es endlich überdrüßig, daß die Perſonen, welche ſie nach allen vier Gegenden der Welt ausgeſchickt hatten, um etwas von ihrem Sohne in Erfahrung zu bringen, ſtets fruchtlos in ihren Bemühungen waren, und beſchloſſen, ihn ſelbſt aufzuſuchen. Sollte man Simuſtaphas Stillſchweigen gegen Perſonen, welche ihm ſo werth ſeyn muſſen, außerordentlich finden; ſo beherzige man, daß, wenn er früher von ſich Nachricht gegeben hätte, ſein Vater ihn nach ſeiner Vermählung mit Ilſetilſonen zurück in ſeine Staaten berufen haben würde, und daß alsdann Setelvedur, die doch ein beſſeres Schickſal verdiente, Königin des abſcheulichen Ginniſtan hätte bleiben müſſen.

Zu Bagdad und zu Kaſſer-il-Harais dauerte unterdeſſen die Fülle der Glückſeligkeit fort, welche die Familie des Kalifen und Simuſtaphas genoß. Die kluge Zobeide die nun einſa, daß das Glück ihrer Tochter keinen Abbruch gelitten hatte, ſeit ſie mit Setelpedur Simuſtaphas Herz theilte, geſtand nun ſelbſt ein, daß ein Mann zwey Weiber haben, und aus dieſer Verbindung, für alle drey ein großer Vortheil erwachſen könne, wenn eine von beyden die Gabe der Feerey beſäße. Ein kriegeriſches Gerüchte drohte, der liebenswürdigen Familie mit Trennung. Man meldete von Balſora, daß eine zahlreiche Flotte die Küſte mit Landung bedrohe. Der Kalife wähnte, daß die Ungläubigen ihre Niederlage vor Damaſk rächen wollten, und ließ ein allgemeines Aufgebot durch ſeine Straßen ergehen; 200,000 Mann ſollten Balſora und den bedrohten Städten zu Hülfe eilen, und Simuſtapha ſollte ſie anführen. Das Heer verſammelte ſich und trat den Marſch nach Balſora an. Man befeſtigte die Gegenden, wo eine Landung geſchehen konnte; und beobachtete die Bewegung der Flotte, die ein günſtiger Wind gerade auf die Rhede von Balſora zu führen ſchien. Unterdeſſen hatte ſie noch nicht die geringſte Feindſeligkeit ausgeübt, und den Fiſchern, welche ſich in ihrer Nähe befunden hatten, war von ihr nicht das geringſte Leid wiederfahren. Endlich ſahe man die indiſche Flagge auf der Flotte wehen. Bey dieſem Anblicke ſchlug Simuſtapha das Herz für Freuden.

Eine Schaluppe ruderte von dem gröſten Schiffe nach dem Lande ab. Simuſtapha ſtieg mit ſeinem Sohne Harun in eine von den ſeinigen und fuhr ihr entgegen. Als ſie ſich einander errufen konnten, bat der Indiſche Officier um Erlaubniß, zu Balſora landen zu dürfen; er ſezte hinzu, der König und die Königin welche ihr Land verlaſſen hätten, um ihren Sohn Simuſtapha aufzuſuchen, befänden ſich am Borde eines der Schiffe, und der König wünſchte bey Gelegenheit dieſer Reiſe ſeinem Freunde und Bundsgenoſſen, dem Kalifen Harun-al-Raſchid, ſeinen Beſuch abzuſtatten. Simuſtapha ſuchte ſeine Freude und ſeine Thränen zu verbergen; kehre zum Schiffe zurück, ſagte er zum Offizier, ich will in deine Schaluppe ſteigen, und dich dahin begleiten. Zu gleicher Zeit befohl er ſeinem Sohne die Schaluppe des Kalifen zurecht machen, und ſie durch alle andere Schaluppen begleiten zu laſſen, welche im Hafen wären. Hierauf fuhr er in der Indiſchen Schaluppe nach dem Schiffe ſeines Vaters. Der König von Indien hatte vom Bord beobachtet, was bey der Zuſammenkunft der beyden Schaluppen vorgegangen war. Er ſahe daß ein Krieger in glänzender Rüſtung in ſeine Schaluppe ſtieg, und daß dieſe umwendete: er lies Leute an die Treppe treten, um dem Fremden das Hinaufſteigen zu erleichtern, und erwartete ihn ſelbſt auf dem Verdecke. Simuſtapha ſtürzte ſich ſeinem Vater zu Füſſen, von dem er nicht erkannt wurde. Der Monarch voll Verwunderung über eine ſolche Bezeigung der Ehrfurcht von einem Ausländer, hob ihn auf, aber vergebens verhüllten ihm die häufigen Thränen die Züge, welche ſeinem Herzen und ſeiner Seele ſo gegenwärtig waren; die Natur ſprach, und die Ueberraſchung wirkte ſo ſtark auf ſeine Sinne daß er an den Maſt ſeines Schiffs ſank, und ausrief: ah! es iſt mein Sohn. Dieß Wort und der Zufall, der dem Könige begegnet war, lokten die Königin herbey, die nun ihre Thränen und Umarmungen des Gatten und Sohnes vermiſchte. Alle drey überließen ſich dem ſüßen Gefühle der Natur; ihr Entzücken ſtieg, als ſie ihren Enkel erblickten. Der junge und liebenswürdige Harun, der ſchon im eilften Jahre, in voller Rüſtung erſchien, wurde von den vornehmſten Offizieren der Armee des Moslems, an Bord gebracht, und befand ſich in den Armen eben der Aeltern, von welchen ihn Simuſtapha ſo oft unterhalten hatte. Wer vermag nun die Freude dieſer glücklichen Familie zu ſchildern! Der König von Indien ſtieg zu Balſora ans Land. Die Hoffnung, ſeinen alten Freund wieder zu ſehen, erheiterte die alten Tage des Kaliſen; die frohe Nachricht erſcholl bis

Kaſ-

Raſſer-il-Harais und die Freude pflanzte ſich aus den Herzen der Prinzeſſinnen in die Herzen ihrer Kinder über. Es ſchien, als ob die Vögel ſelbſt Theil daran nähmen, und das Entzücken war allgemein. Das Heer des Kalifen wurde beurlaubt, die Truppen des Monarchen von Indien lagerten ſich zu Balſora, und er ſelbſt begab ſich mit ſeinem Sohne Simuſtapha unter Begleitung von 4000 Rittern nach Bagdad. Der Kalife holte ihn in eigner Perſon mit einem prächtigen Gefolge ein. Bagdad ſchien ganz ſeine Geſtalt verändert zu haben; der Einzug geſchahe unter lauter Triumphbögen, denn der Kalife hatte ſeine ganze Herrlichkeit aufgeboten, um ſeinen Freund und Bundesgenoſſen würdig zu empfangen: religiöſe Feyerlichkeiten und öffentliche Luſtbarkeiten beſchloſſen den feſtlichen Tag.

Dem Könige und der Königin von Indien ſtand aber noch eine andere, weit intereſſantere Reiſe bevor, nehmlich die nach Raſſer-il-Harais, wo ſich Simuſtaphas Gemahlinnen mit ihren liebenswürdigen Kindern befanden. Der Kalife ließ eilig alle Anſtalten dazu treffen, und es währte nicht lange, ſo ſahe man ſeine und des indiſchen Königs Panniere im Winde wehen. Leichte Reiter eilten vorher, um die Ankunft zu verkündigen, und als ſie endlich angelangt waren, erkannte die Königin von Indien in ihren Enkeln bald alle Blumen des erſten Roſenſtocks, und konnte ſich nicht genug an der Freude ſättigen, ſie zu betrachten und zärtlich an ihre Bruſt zu drücken. Nach der Tafel gieng man in den bezauberten Garten, wo ſie ein eben ſo reizendes als unerwartetes Feſt erwartete. Auf Befehl der drey Vögel des Paradieſes hatten ſich alle andere Vögel verſammelt, und ließen das ſchönſte harmoniereichſte Konzert ertönen, das je von Menſchen-Ohren gehört worden war. Wenn ſich ihre bunte Schaar einen Augenblick auf dem Raſen niederließ, ſo ſchien es, als ob ſich ein lebendiges Blumenbeet bewegte. Die Gazellen und andere Thiere kamen, wie nach dem Takt, herbeygeeilt, und bildeten fröhliche Tänze. Die Silberfiſche der Waſſerbecken ſtiegen auf die Oberfläche empor, hupften und ſpiegelten ihre Schuppen in den glänzenden Strahlen der Sonne; das Waſſer ſchien dann ein flüſſiger Regenbogen, deſſen mannigfaltige Schattirungen das Auge bezauberten.

Doch, es war Zeit, daß der König von Indien darauf dachte, nach ſeinen Staaten zurückzukehren, und ſeine Unterthanen Theil an dem glücklichen Ausgange ſeiner Reiſe nehmen dien zu laſſen. Simuſtapha und ſeine beyden Gemahlinnen ſollten ihn begleiten und zur Entſchädigung für dieſe Trennung blieb der junge Harun-Ben-Raſchid beym Kalifen zurück, der ihm die einzige Tochter eines ſeiner verſtorbenen Söhne zur Gemahlin gegeben, und ihn zu ſeinem Nachfolger erklärt hatte. Simuſtapha, Ilſetilſone und Setelpedur giengen mit allen ihren Kindern an Bord der indiſchen Schiffe. Häufige Thränen floſſen, als man Abſchied von dem jungen Harun nahm; er begleitete ſeine Eltern bis an die Seeküſte, und als er ſie umarmt hatte, ſagte er zu ſeinem Vater: „biete ein großes Heer auf, ich will den Kalifen bitten auch eine Armee zu verſammlen; wir wollen ſie dann zuſammenſtoßen laſſen, und alle Ungläubigen dem Islamiſmus unterwerfen. Ich werde die Freude haben, dich wieder zu ſehen; ich werde mein kleines Weib Jalida mit mir nehmen; wir werden uns ſehen, wir werden uns umarmen, ich werde meine Mutter und meine Schweſter liebkoſen, und wir werden alle glücklich ſeyn.“

Schon hatten die Schiffe die Rhede von Balſora verlaſſen, und ſeegelten nach den Küſten Indiens zu, wo ſie nach einer glücklichen Fahrt ankamen. Die Wünſche des Volks warey erfüllt, Setelpedur fand dort jenen Seelen-Frieden und jene Glückſeligkeit, die allen Kronen des Ginniſtans weit vorzuziehen ſind; und Simuſtapha erndtete endlich den Lohn der Tugenden ein, deren Keim der perſiſche Philoſoph in ſein Herz gelegt hatte.

II.

Abentheuer

des

Ali-Ben-Giad, Sultans von Herak, mit den falſchen Vögeln des Paradieſes.

Ali-Ben-Giad, der Sultan von Herak, ein Abkömmling des Ali, führte Krieg mit dem Kaliſen Moavia. Er wollte den Kaliſen in die Falle und in eine Bergenge locken, deren Anhöhen er beſezt hielt, aber Moavia ließ ſeine Armee langſam anrücken und beſtärkte ſeinen Feind in der Meynung, daß er die Liſt nicht ahnde, die er gegen ihn gebraucht habe, bis er ihn im Angriffe gänzlich in die Flucht ſchlug, und ſeine Armee in Stücken hieb.

Ali-Ben-Giad ſelbſt wurde gefangen genommen, und in einer Feſtung am Fluß Aggiala, einige Stunden von Kaſſer-il-Harais eingekerkert.

Dieſer Gefangene, der ein Mann von wilden rauhen Karakter war, hatte während ſeiner Regierung viele Leute unglücklich gemacht, aber er war nicht im Stande, ſein eigenes Unglück zu ertragen. Die feigſte Niedergeſchlagenheit wechſelte unaufhörlich bey ihm mit einer Wuth ab, die an Wahnſinn gränzte. Sein Geſellſchafter war ein junger funfzehnjähriger Verſchnittener, den man mit ihm eingeſperrt hatte. Er vertrieb ſich die Zeit damit, daß er mit dieſem Jünglinge, der eben ſo einfältig als unwiſſend war, plauderte. Der Sultan bezeugte ſeine Verwunderung, daß Moavia, der ſeine Zeit mit Beten zubrächte, in Schlachten plötzlich ſolche Anordnungen treffen könne, die ſeine Feinde in Beſtürzung ſetzten, und daß er ihre Anſchläge vereitele, ohne ſich die Zeit zu nehmen, ſie auszuſpähen. „Unſer Kaliſe, antwortete der Verſchnittene, hat nicht nöthig ſo viele Spione zu halten, oder ſich ſo viel Mühe zu geben. Wenn ihm gemeldet wird, daß die Feinde anrücken, ſo ſezt er ſich auf ſein Kameel, und ſein Paradiesvogel fliegt vorweg, und entdeckt ihm des

Feindes ſchwache Seiten, ſeine Anſchläge und ſeine Stärke. — „Was iſt das für ein Vogel? fragte Ali-Ben-Giad.“ — „Haſt du nie, erwiederte der Verſchnittene, von den Vögeln reden hören, die ſich in den Gärten von Kaſſer-il-Harais hier in der Nähe befinden. Mohamed hat ihr Geſchlecht in dieſes Schloß verpflanzt; ſie verlaſſen es nie, ausgenommen, wenn ſie einem Propheten einen Dienſt erzeigen ſollen. Im Palaſte wird oft von ihnen geſprochen, weil einige von den Sultaninnen ſie geſehen haben. Dieſe Vögel ſind heilig, ſie verſtehen den Koran vollkommen und reden ſehr deutlich. Man ſagt, daß ſie alles Mögliche thun könnten. Ich habe wohl hundert Geſchichten von ihnen erzählen hören, ſo daß ich oft von ihnen träume, aber ich habe ſie nie anders, als im Traume geſehen. Sie ſind ausnehmend ſchön, wenn ſie in der Luft ſchweben; man ſollte ſie für ein fliegendes Flöckchen Seide halten, ſo ſein und leicht ſind ihre Federn. Unſer großer Kalife hat gewiß einen ſolchen Vogel der ihm dient und mit ihm ſpricht. Aber er iſt der einzige der ihn ſieht und hört. Auch weiß er alles, was im Palaſte vorgeht. Einſtmals hatten wir einen Neger unter uns, der vorgab, er beſitze einen ſolchen Vogel, welcher ihm verlohrne Sachen wiederfinden helfe, aber trotz ſeines Vogels ertrank er doch im Ilſara.“

Des Sultans Kopf, der ohnehin ſchon ſehr ſchwach war, wurde bey Anhörung dieſer Wunder und ſo mancher andern, womit ihn der Verſchnittene beſtändig unterhielt, immer mehr und mehr verrückt: er dachte bey ſich ſelbſt; könnte ich nur eines ſolchen Vogels habhaſt werden, wie Moavia hat, ſo ſollte er mich bald aus dieſem Kerker ſchaffen. Ich käme durch ſeinen Beyſtand in mein Land zurück, ich brächte eine neue Armee auf die Beine, ich griff den Kalifen an, die natürlichen und übernatürlichen Kräfte würden zwiſchen uns gleich vertheilt ſeyn, und dann wollten wir ſehen, wer von uns beyden den Sieg davon tragen ſollte. Man ſagt, Kaſſer-il-Harais läge nicht weit von hier. Könnte meine Stimme bis dahin dringen, ſo wollte ich verſuchen einen von dieſen Bewohnern des Gartens zu erbitten, mir zu Hülfe zu eilen. Kommt, kommt zu mir! ſchrie dann der Sultan, in ſeiner ſchwärmeriſchen Begeiſterung, kommt ihr mächtigen himmliſchen Vögel, der Thron von Herak und das glänzendſte Reich, das ich erobern kann und werde, ſollen euer Käfig ſeyn!

Ali-Ben-Giad war ſo voll von dieſem Gedanken, daß er darüber ſein Morgen- und Abend-Gebet vergas. Ob er gleich ein Ungläubiger war, ſo pflegte er doch die Gebetszeit ſtreng zu beobachten; aber jezt richtete er ſein Gebet nur an die Wunder-Vögel und ſie allein beſchäftigten ſeine Seele.

„Dieſe Nacht habe ich einen geſehen, ſagte einsmal der Verſchnittene, es war mir, als ob er im Traume mit mir ſpräche“ — „Wie glücklich biſt du, antwortete der Sultan, ich gäbe gern die Hälfte meines Bluts darum, ſie nur im Traume ſehen zu können!“

Die ganze Nacht erhielt dieſer Gedanke den Sultan wach, was nun freylich nicht das beſte Mittel war, den Traum zu haben, den er wünſchte. Aber plötzlich hörte er gegen Mitternacht an ſein Fenſter pochen. Es war von auſſen auf 120 Fuß hoch von der Erde erhaben. Er blickte hin und es ſchien ihm ſo hell zu ſeyn, als ob es Tag wäre. Er unterſuchte dies Wunder mit Aufmerkſamkeit und ſah einen ſchönen Vogel auf dem Gitter ſitzend, womit das Fenſter von auſſen verwahrt war. Bey dieſem Anblicke wuſte ſich Ali-Ben-Giad für Freuden kaum zu faſſen. Er lud den Vogel höflichſt ein, hereinzukommen. „Ich kann nicht, antwortete das Wunderthier, und zwar ſo vernehmlich, daß es ihm war, als ob man ihm ins Ohr redete; wenn du aber begierig biſt, mich zu haben ſo können wir unſere Bedingungen machen. — Nach dieſen wenigen Worten, verſchwand der glänzende Vogel und Ali-Ben-Giad glaubte ſich auf dem Punkt, der glücklichſte der Menſchen zu werden.

Der Verſchnittene hatte geſchlafen und nichts geſehen. Der Sultan erzählte ihm ſein gutes Glück, und folgende Nacht waren beyde auf der Lauer; aber ſie hatten bloß das Vergnügen, eine ſchlafloſe Nacht zuzubringen. Es verſtrichen noch mehrere Tage in Erwartung, Ungedult und Schlafloſigkeit, endlich erſchien der Vogel wieder um Mitternacht. „Ich kam, ſagte er zum Sultan, aus eigner Bewegung zu dir, weil mich deine Bitte rührte, die ich im Garten von Kaſſer-il-Harais vernahm. Jezt habe ich die Erlaubniß erhalten, mit dir ſprechen zu dürfen. ¿ Wilſt du nun, daß wir miteinander unſere Bedingungen ausmachen?“ — „Von ganzem Herzen!“ antwortete Ali-Ben-Giad. — „Wenn das iſt, ſo ſtehe auf und laß mich hinein.“ — Der Sultan ſtand auf; „ſtelle dich mitten ins Zimmer,“ ſprach der Vogel, und ſage mir Wort für Wort nach, was ich dir vorſagen werde!" — Zimmer thue dich auf, ich befehle es dir durch Mohamed! Vogel komme zu mir, ich befehle es dir im Namen des Gottes des Erdkreiſes! — Ali-Ben-Giad voll Entzücken ſprach dieſe Worte nach, und der Vogel ſaß ihm auf der Schulter; der blitzende Glanz, den er von ſich ſtralte, verbreitete ein helles Licht durch das ganze Zimmer, und der erſchrockene Verſchnittene warf ſich mit dem Geſichte auf den Boden.

„Was verlangſt du von mir und meinem Herrn?" fragte nun der Vogel. — „Ich wünſchte aus dieſem Kerker befreyt zu ſeyn, antwortete der Sultan, nach Herak zurückzukehren, mich wieder in Beſitz meines Throns zu ſetzen und mich an Moavia zu rächen. „Das alles wird mit der Zeit geſchehen, aber fürs erſte müſſen wir damit den Anfang machen dich aus dieſem Kerker zu retten. Befiehl im Mohameds Namen dem eiſernen Gitter, das ſich unſerm Durchgange widerſetzt, abzufallen. Ali-Ben-Giad that, was der Vogel verlangte. „Befiehl mir im Namen des großen Gottes des Erdkreiſes, dir einen Wagen zu bauen, welcher dich, ehe noch der Tag ſich endet, bis ins Geſicht von Herak bringt! — Ali-Ben-

Giad ertheilte dieſen neuen Befehl, voll Freude und Hoffnung, denn das Gitter am Fenſter war bereits verſchwunden.

„Ich laſſe dir die Mütze von deinem Turban; aber die muſſelinene Binde wickle ab, und gib ſie mir, um den Wagen daraus zu machen, der dich und den Verſchnittenen von hinnen tragen ſoll.“ — Der Sultan vollzog eiligſt dieſen Befehl. — „Nun, ſagte der Vogel, will ich zu arbeiten anfangen.“ Er faßte mit ſeinem Schnabel das eine Ende des Muſſelins und flog mit dem ganzen Stück zum Fenſter hinaus. Einen Augenblick darauf wurde Ali-Ben-Giad vor dem Fenſter einen bequemen Wagen gewahr, an welchen der Vogel mit leichten, karmeſinen und goldenen Bändern geſpannt war. Der Sultan kletterte kühn ins Fenſter, bückte ſich und wollte in den Wagen ſteigen. „Warte einen Augenblick; ſagte der Vogel, wenn du deinen Fuß in Wagen ſetzeſt, mußt du erſt das Glaubensbekenntniß ablegen, das ich dir vorſagen werde.“ „Sehr gern;“ antwortete der Sultan, dem die Zeit lang wurde, bis die Reiſe fortgieng. — „Aber hüte dich ein einziges Wort auszulaſſen, wenn du nicht im Fluß Aggiala, die lezte deiner Abwaſchungen beſchließen willſt. Steig nur ein, und ſprich vernehmlich, ehe du dich ſetzeſt:

im Namen des groſſen Kokopileſobeh, des einzigen Gottes des Erdkreiſes, will ich von hier nach Herak reiſen.“ — „¿Was ſagſt du Vogel? fragte Ali-Ben-Giad beſtürzt: es iſt nur ein Gott und Mohamed iſt ſein Prophet!“ Kaum waren dieſe Worte aus ſeinem Munde, ſo löſete ſich der Wagen auf und wurde wieder Muſſelin; der Vogel flog davon und der Sultan den der leichte Stoff nicht tragen konnte, wurde durch die Schwere ſeines Körpers zur Erde hinabgeriſſen und fiel auf die Klippen des Fluſſes, deſſen Fluthen an den Fuß des Thurms ſchlugen; aber er wurde nicht zerſchmettert, denn ein Reſtchen von der Wundergabe war dem Muſſeline des Turbans noch geblieben. Unterdeſſen war Ali-Ben-Giad von ſeinem Falle ſo betäubt, daß er ſeinen übrigen wenigen Verſtand vollends verlor und blödſinnig wurde. Einige Fiſcher fanden ihn und brachten ihn zu Moavia. Der Kaliſe, welcher den ganzen Verlauf der Sache von dem jungen Verſchnittenen erfuhr, der noch nicht in den Wagen geſtiegen war, als er zerrann, glaubte den Finger Gottes und Mohameds Wink in der Schonung zu erkennen, womit der Sultan von Herak in der Büßung für ſeine Vermeſſenheit behandelt worden war. Er gab dem körperliche Freyheit, dem der Rathſchluß des Himmels die Freyheit des Geiſtes genommen hatte. Der Verſchnittene führte ihn zu Bagdad als eine Merkwürdigkeit zur Schau umher, und verdiente ſich Geld, indem er ihn den Fremden in den Kans als den Sultan des Vogels ſehen lies. Ali-Ben-Giad aber, der ganz gefühllos geworden war, beantwortete alle Fragen, die man an ihn that, mit einem dummen Lachen.

III.

Geſchichte

des

Sinkarib und ſeiner beyden Weßire.

Sinkarib regirte zu Ninive und Thor im Königreich Aſſyrien. Er hatte ſehr jung den Thron beſtiegen und war nicht ohne angebohrne Tugenden, aber ſein Hang zu Vergnügungen machte, daß er die Angelegenheiten des Staats vernachläſſigte. Sie waren ihm eine Laſt, und der Miniſter, welcher ihm dieſe Laſt erleichtern half, konnte darauf rechnen, alles über ihn zu vermögen. Zum Glück für den jungen Monarchen hatte er die Vorſicht gebraucht, die Stelle ſeines erſten Weßirs dem Manne zu laſſen, der eben dieſes Amt unter ſeinem Vater mit eben ſo viel Ruhme als Klugheit verwaltet hatte; Hicar war ſein Name. Niemand kam ihm an Gelehrſamkeit in allen bekannten Wiſſenſchaften bey; ſeine Klugheit, ſeine Standhaftigkeit, ſeine Hülfsmittel und der große Ruf, in dem er ſtand, waren das Glück des Volks und das Heil des Staats. Hicar beſaß unermeßliche Reichthümer. Sein Palaſt glich einer kleinen Stadt; er hatte 60 **Weiber** genommen, aber mehr aus Wunſch, um Nachkommenſchaft zu haben, als aus einer übel angebrachten Eitelkeit. Er hatte ihnen 60 **Makſſura's** *) bauen laſſen, wo in jedem eine von dieſen Weibern, abgeſondert von den übrigen, wohnte. Aber alle dieſe Ehen waren nicht mit Kindern geſeegnet worden, und unglücklicherweiſe grämte er ſich mehr darüber, als ein weiſer Mann, wie er, hätte thun ſollen.

Zeſagnie ſeine erſte Gemahlin, die ſtets im Beſitze ihrer alten Rechte auf ſein Herz geblieben war, ermahnte ihn vergeblich zur ruhigen Ergebung in den Willen des Verhängniſſes; „Kinder, ſagte ſie, ſind nicht immer eine

---

*) Ein kleiner iſolirter Palaſt, der nur von einem Frauenzimmer, und ohne daß es ihre Rivalinnen wiſſen, bewohnt wird.

eine Wohlthat des Himmels. Du weiſt, ich hatte eine Schweſter, an deren Tode der Gram über ihren Sohn Schuld war. Unterwirf dich, lieber Hicar einer Fügung, die dir wehe thut, aber dich vielleicht vor manchem wahren Kummer ſichert.“ Hicar hatte viele Achtung für dieſe Gemahlin; ſie war Sinkarib's Tante, und nie ſtolz auf das Zufällige ihrer hohen Geburt geweſen, ſie hatte ſich ſtets vortreflich betragen, und die gröſten Anſprüche auf ſeine Liebe und Verehrung. Hicar ſchämte ſich des Schritts, den er gethan hatte, und verhehlte ihr, daß er Sterndeuter um Rath gefragt habe, wie er es anfangen müſſe, Kinder zu bekommen.

Geſchmeichelt von dem Zutrauen einer Perſon von dem Range, ließen ihn die Sterndeuter nicht lange auf eine Antwort warten, ſondern riethen ihm, dem Bilelſanam *) zu opfern, von welchem allein die Wohlthat abhienge um die er flehe.

Hicar war im Lande Harons gebohren, und hatte aus ſeinem Vaterlande die Erkenntniß des wahren Gottes mitgebracht. Unter-

---

*) Das Orakel des Bel; der Gottheit der Aſſorer

deſſen lies er ſich doch von dem Drange nach der Erfüllung ſeines Wunſches hinreißen, ſuchte den Oberprieſter von Bilelſanam auf, verrichtete ſein Opfer und fragte das Orakel um Rath. Aber es blieb ſtumm und der Oberprieſter bat, voller Schrecken, den Weßir ſich zu entfernen. Kaum war der Weßir aus dem Tempel, kaum erblickte er wieder die Schönheiten der Natur, als ſein Gewiſſen von Reue gemartert wurde. Er machte ſich Vorwürfe, daß er den Schöpfer dieſes herrlichen Weltalls beleidigt habe, indem er ſein Vertrauen auf ein ohnmächtiges Götzenbild ſetzte, und Anbetung und Opfer an ihn verſchwendete. Er richtete ſeine Augen gen Himmel; „allmächtiges Weſen! betete er, Bilelſanam bleibt ſtumm und iſt dazu geſchaffen, ſtumm zu bleiben; er will mich nicht erhören, weil er nicht im Stande iſt, mir etwas zu gewähren, aber du, der du die Allmacht in deinen Händen haſt, du, der du mir bisher verſagteſt, warum ich dich ſo oft bat, erhöre und erfülle die lezte Bitte, die ich wage an dich zu thun; ſchenke mir einen Sohn!" — Als er dieſes Gebet verrichtet hatte, ſchlug der Weßir die Augen nieder, und blieb in andächtiger Verzückung ſtehen indem er die Hände kreuzweis über die Bruſt legte; plötzlich vernahm er eine himmliſche Stimme, die ihm zurief:

rief: „Hicar höre auf, den Himmel mit deinen Bitten zu beſtürmen; du wirſt nie Kinder bekommen, aber du kannſt Nadan, den Sohn deiner Schweſter, an Kindesſtatt annehmen und ihn zu deinem Erben ernennen.“ Hicar gieng nach Hauſe und ohne Zeſagnie etwas von den Opfern zu ſagen, die er dem Götzen gebracht hatte, entdeckte er ihr bloß den Befehl, den er wähnte vom Himmel empfangen zu haben. Die tugendhafte Sultanin unterwarf ſich willig den Befehlen Gottes und ihres Mannes und beyde nahmen ſogleich Nadan zu ihrem Kinde an.

Nadan, der von Natur mit den herrlichſten Gaben ausgerüſtet war, bezeigte ſich ſehr fleißig und arbeitſam; er ſchien vollkommen Hicars und Zeſagniens Güte zu entſprechen, und verſprach noch die Hoffnung zu übertreffen, die man von ihm gefaßt hatte. Er hatte einen lebhaften durchdringenden Geiſt, aber alle dieſe Eigenſchaften und Tugenden waren blos Verſtellung und er hatte es in dieſer Kunſt ſo weit gebracht, daß alles, was er gern ſcheinen wollte ihm auch wie angeboren ſtand. Mit dieſer gefährlichen Kunſt verband er noch viel Zurückhaltung; er hatte beſtändig auf ſich Acht und gab nie die geringſte Blöße. Oft ſagte Zeſagnie; „ich wünſchte, unſer Kind begienge einen Fehler um nur zu ſehen, wie er ihn wieder gut machen würde; ich finde ihn in allen Stücken zu vollkommen.“ Nadan trat nun in ſein 25 Jahr; er beſaß eine Menge Kentniſſe, und hatte in der Regierungskunſt und Politik, worin ihm ſein Onkel Unterricht gab, die höchſte Stufe der Vollkommenheit erreicht. Innerlich wurde er von Ehrgeiz gepeinigt, aber äuſſerlich ließ er ſich nicht das geringſte merken, und er mäßigte ſich ſo gut in allen ſeinen Leidenſchaften, daß man nie geargwöhnt haben würde, daß ſie die geringſte Gewalt über ihn haben könnten. Hicar, den der ſchöne Anſchein täuſchte, und der gerne den Reſt ſeines Lebens in Frieden und Ruhe beſchließen wollte, entſchloß ſich, den König zu bitten, daß er ihm ſeine Entlaſſung bewilligen und ſeinem Neffen Nadan ſeine Stelle geben möchte. „Es ſind nun bald 47 Jahre, ſagte er, daß ich die Ehre genoſſen habe, meine Dienſte dem glorreichen Monarchen, deinem Vater und deiner Majeſtät zu widmen. Mit dem Alter ſtellt ſich der Verfall der Kräfte ein, und es fehlt mir an der erforderlichen Thätigkeit, um das Amt, das ich noch verwalte, würdig zu begleiten. Weil ich ſchon lange Jahre vorherſahe, daß dereinſt eine Zeit kommen würde, wo meine Kräfte meinen Eifer nicht mehr würden unterſtützen können, ſo nahm ich einen Sohn von meiner

Schweſter an Kindesſtatt an. Ich gab ihm eine Erziehung, die ihn in Stand ſetzen wird, deiner Maj. würdig zu dienen. Eine glückliche Anlage hat meine Abſichten unterſtützt und ich ſchmeichele mir, einen Miniſter gebildet zu haben, der mich weit übertrift. Niemand kann mehr, als ich von der Gnade gerührt ſeyn, mit der deine Majeſtät mich beehrt hat; ihr Andenken wird nie aus meinem Gedächtniſſe verlöſchen; ich bitte dich jezt um meine Entlaſſung, aber meine Ergebenheit für dich kann nur mit meinem Leben aufhören. Ich hoffe jedoch, daß bey einem ſolchen Großweßir, wie Nadan, du nie meinen guten Rath bedürfen wirſt, und daß die Talente, die ihn ſchmücken, meine Erfahrung überflüßig machen werden."

Sinkarib verlangte den Mann zu ſehen, von dem ihn Hicar ſo große Lobserhebungen machte. Man konnte kein verführeriſches Aeuſſerliches haben, als Nadan hatte. Er beantwortete die Fragen, welche der König an ihn that, mit einer ſcheinbaren Beſcheidenheit, und zu gleicher Zeit mit einer Gründlichkeit, welche eine Reiſe der Kentniſſe verrieth, die den Monarchen in Erſtaunen ſezte. „Du drückſt, ſagte er zu Hicar, den Verbindlichkeiten, die ich dir ſchon ſchuldig bin, durch die Wohlthat die du mir heute erweiſeſt, das Siegel auf. Ich will dein Werk krönen und Nadan zu der Bedingung erheben, die du verlaſſen willſt, und der ich dich ſo ungerne entſagen ſahe. Aber mein Wille iſt, daß du ſtets der erſte von den Groſſen meines Reichs bleiben und alle die Ehren des erhabenen Poſtens fort genieſſen ſollſt, den du verläſſeſt. Der Zutritt zu meiner Perſon wird dir zu jeder Stunde offen ſtehen; mein Ohr wird ſtets auf die Weisheit deiner Rathſchläge merken." Zu gleicher Zeit befahl der König, daß man den Hicar mit dem ſchönſten Kaftan bekleiden und ihm eine goldne Halskette umhängen ſolle, in welcher ſein Name eingegraben, und die mit Diamanten von ſehr hohem Werthe beſezt war. Er ſtellte auch ein 8 tägiges Feſt, in allen ſeinen Staaten, zu Ehren ſeines alten Weſirs, und zu Einſetzung ſeines Nachfolgers an. Nadan empfing ſogleich das Schreibzeug *) und das Siegel. Der König ertheilte ihm ſeine Befehle in Anſehung verſchiedener Geſchäfte und Nadan kehrte nach Hicars Palaſte zurück.

„Guter Nadan, ſagte der Onkel, du wirſt nun keine Zeit mehr haben, dich bey dei-

---

*) Eine gewiſſe Art von Schreibzeugen, iſt ein Kennzeichen der Würde, und wird an dem Gürtel getragen.

deiner Mutter und bey mir Raths zu erholen; vergiß aber die guten Lehren nicht, die wir dir bisher gegeben haben; denn nur ihrer Befolgung verdankſt du die Gnade, die dir heute von unſerm Monarchen durch mein Vorwort, angediehen iſt. Aber wiſſe, daß dieſe Gnade, in eben dem Maaße, in dem ſie dich erhöht, gar Manchem ausſezt, und nimm daher einige Warnungen mit auf den Weg, die vor dem heutigen Tage zu frühzeitig geweſen ſeyn würden, die aber jezt für dich von der äuſſerſten Wichtigkeit ſind.

„Du wirſt eine groſe Gewalt in deine Hände bekommen; wende ſie ganz zum Beſten desjenigen an, aus deſſen Händen du ſie empfiengſt, und wiſſe, daß er eiferſüchtig auf ſie iſt. Entferne von dir durch Ehrerbietung, die zu groſe Vertraulichkeit deines Herrn, und halte durch Zurückhaltung das Gemeinmachen mit dem ab, der unter dir iſt. Du haſt niemand mehr, der deinesgleichen iſt, du darfſt alſo auch auf keinen Freund mehr rechnen. Laß dich nicht durch die Schmeicheleyen des Hofs täuſchen. Ein Baum, der voll Früchte hängt, lockt die Vögel herbey; ſie ſezzen ſich auf ſeine Zweige und ſpielen und ſcherzen; aber hat er keine Früchte mehr, ſo verlaſſen ſie ihn, er wird das Spiel der Winde, der Staub beſchmutzt ſeine Blätter und jedermann meidet ihn. Schmeicheley wird deinen Weg mit Blumen beſtreuen, überall wird dir Weyhrauch dampfen, aber verſtehe dich darauf, dieſe Huldigungen nach ihrem wahren Werthe zu ſchätzen. Der Mann, der dich ins Geſicht lobt, iſt nicht der gefährlichſte; fürchte mehr den, der dich ſtolz zu machen weiß, ohne daß er thut als ob er dich bewundere. Das Glück wird dich mit Leuten umringen, die ihm nachjagen: laß dem Glücke ſeine Anbeter; es wird ein Tag kommen, wo ſie gezwungen ſeyn werden, ſich von ihm zu trennen. Sey alleine mitten unter der Menge; beobachte ſie, aber folge ihr nicht. Suche nach deinen Geſchäften die Einſamkeit, du wirſt in ihr einen Geſpielen antreffen, der für dich gemacht iſt; das Nachdenken. Du wirſt dich in Ueberfluſſe befinden; hüte dich, dich damit zu überladen; Ueberfluß erſtickt den Geſchmack. Man iſt ſchon halb todt, wenn man nur von Ueberflüſſigen leben kann. Wolluſt jeder Art verirrt die Sinne und ſchwächt ſie.

„Unmäßigkeit würdigt den Menſchen herab; er wird feig und zuletzt blödſinnig.

„Der Zutritt ſey immer zu dir leicht, aber nie mache dich gemein; ſchon deine Gegenwart müſſe davon abſchrecken.

„Gebiete dem Plauderer Stillſchweigen; die Sonne endet ihren Lauf und noch hat ſein Mund nicht ſtill geſtanden, und was er ſprach war nichts; die Plauderer ſind die Diebe der Zeit.

„Nimm nie einen hohen Ton an; er verbirgt einen Unwiſſenden.

„Höre geduldig an; muntere die Blödigkeit auf; ſcheue kühne Antworten nicht; wiederſteht dir jemand ins Geſicht, ſo ſammle dich und prüfe mit kaltem Blute, ob es von ſeiner Seite Starrſinn oder Feſtigkeit ſey.

„Von Leuten mit verderbtem Herzen erwarte nichts Gutes. Wenn der Fluß bis zu ſeiner Quelle zurückſteigen, wenn das Meerwaſſer ſeine Bitterkeit verlieren, wenn der Rabe weis werden wird, dann kannſt du etwas Gutes von einem böſen Menſchen erwarten.

„Sey barmherzig. Der Menſch wird oft von Umſtänden und ſeinem Charakter regiert.

„Wenn du den Schuldigen ſtrafſt, ſo mäßige ſogar der Ausdruck deiner Blicke, denn du biſt das Organ des Geſetzes und nicht ſein Henker.

„Nimm Dürftige gütig auf, verſcheuche den Bettler, ſonderlich den Bettler im prächtigen Gewande, denn du würdeſt das ganze Land erſchöpfen und doch ſeine Habſucht nicht ſtillen.

„Meide den Geiz, er verſieht ſtets ſeinen eigenen Vortheil ſchlecht. Fliehe Verſchwendung, ſie ſäet mit vollen Händen aus und erndet lauter Reue. Wenn der wilde Strom verſiegt iſt, wandert der Reiſende trockenen Fußes durch ſein Bette und verachtet ihn. Selbſt die Erde die er tränkte, dankte ihm nicht für das Waſſer, daß er ausſpendete.

„Nur das allgemeine Wohl laß dir eifrig angelegen ſeyn, und du wirſt deine eigene und jedermanns Rechnung dabey finden.

„Wenn du über einem Entwurfe brüteſt, ſo verſchließe deine Lippen. Wenn du dich auf den Weg begiebſt, ihn auszuführen, ſo füttere deine Pantoffeln mit Wolle. Ein Geheimniß das entwiſcht, verbrennt die Zunge.

Ein Gerüchte, das der Vorläufer oder Begleiter eines Entwurfs iſt, zerſtört ihn.

„Schone das Leben der Menſchen, ſie ſind deine Brüder.

„Bezeige dich in deinem Anfange beſcheiden, und du wirſt hernach in einem deſto ſchönern Schimmer glänzen.

„Der Mandelbaum iſt der erſte der Bäume, welcher ſich mit Blüthen bedeckt und der lezte, welcher Früchte trägt. Ahme dem Maulbeerbaume *) nach; er trägt Früchte ehe er noch ſein Laub erhält.

„Siehe Hinderniſſe vorher. Ein Kahn, welcher dem Meere Preiß gegeben wird, kann wohl der erſten Welle Trotz bieten, aber er wird bald von den folgenden verſenkt werden.“

Hicar gab dieſe weiſen Ermahnungen dem jungen Miniſter, und wähnte, daß er ſich ihre Befolgung würde angelegen ſeyn laſſen; er ſtellte ihm der Zefagnia vor, und beyde umarmten und überhäuften ihn mit Seegens-

Wün-

---

*) In Arabien wächſt eine Art Maulbeerbäume welche lange vorher Früchte trägt, ehe ſie Blätter bekommt.

Wünſchen. Die Thore des Palaſtes öfneten ſich und er empfieng die gewöhnlichen Ehren-Begrüßungen, wegen des glorreichen Poſtens, zu welchem ihn Sinkarib erhoben hatte.

Nadan lies ſich von dem erſten Schimmer ſeines Glücks nicht blenden; ſein Karakter, deſſen Gebrechen der Scharfſicht ſeines Onkels entgangen waren, enthüllte ſich nicht ſo raſch, und ſeine Verſtellung war viel zu tief gegründet. Er begab ſich nach Sinkaribs Palaſte, um im Divan ſeinen Sitz einzunehmen, und ſchien ſelbſt in Hicars Augen des hohen Glücks würdig, zu welchem ihn dieſer ehrwürdige Greis verholfen hatte. Sinkarib, der ſich ſeiner Weichlichkeit überlies, bedurfte eines thätigen und einſichtsvollen Miniſters; er hatte dieſen in Nadan gefunden. Es währte nicht lange, ſo dünkte ihm der junge Weſir noch ungleich vorzüglicher als der alte; er nahm Theil an ſeinen Luſtbarkeiten, und zeigte ſich nicht als einen Haſſer der Freuden, denen Sinkarib ſich im Innern ſeines Palaſtes überlies. Der Monarch und ſein Miniſter wurden unzertrennlich, und alle Geſchäfte lagen. Es erhoben ſich Klagen und Murren; Hicars Ruhe wurde dadurch geſtört und er glaubte ſich verpflichtet, ſeinem Neffen ſeine Bekümmerniß darüber zu entdecken. Nadan hörte ihn ehrerbietig, aber mit vieler Kälte an; er verſprach, alles wieder gut zu machen, aber er hielt nicht Wort. Es entſtanden neue Unordnungen, der alte Weßir that neue Vorſtellungen, er wurde zudringlicher und beſtand nachdrücklicher darauf. Er theilte ſogar dem Könige ſeine Unruhe mit, aber er fand ihn ſchon eingenommen. Nadan hatte das Uebel vor ſeinen Augen bemäntelt, und angefangen, ein ſehr nachtheiliges Gemälde von ſeinem Onkel zu entwerfen. „Das Alter, ſagte er zum Könige, macht meinen Onkel Hicar argwöhniſch und furchtſam; er ſieht die Angelegenheiten des Staats nicht mehr in der Nähe und möchte ihnen doch noch immer gern die Leitung geben; ſeine Schwachheit und Kraftloſigkeit zwangen ihn wider Willen, ſeiner glänzenden Laufbahn zu entſagen, aber er vermißt ſie noch täglich. Seine übele Laune macht mir vielen Verdruß und wenn ich mich nach ihm richten wollte, ſo würde es mir unmöglich ſeyn, irgend ein Geſchäfte zu Ew. Maj. Beſten zu beendigen.“

Als Hicar dem Sinkarib aufwartete, ſo merkte er deutlich, daß man den König gegen ihn eingenommen hatte. Der Monarch empfieng ihn ſehr kalt, und als der Weßir von Staatsſachen reden wollte, unterbrach ihn der König und rieth ihm, ſich in Zukunft mit der Sorge für ſeine Geſundheit zu beſchäftigen.

Hicar kehrte beſtürzt und gekränkt nach Hauſe zurück und fiel weinend ſeiner Gemahlin in die Arme. „Liebe Zeſagnie, ſagte er, dieſer Nadan, dieſer Sohn, von dem wir glaubten, daß wir ihn aus Gottes Händen empfangen hätten, um unſer Troſt und die Vormauer Aſſyriens zu ſeyn, hat mir das Vertrauen des Königs geraubt; er wird den Staat ins Verderben ſtürzen und ich, ich werde Schuld daran ſeyn.“ — „Wir wollen uns tröſten Hicar, antwortete Zeſagnie, ich ließ mich, wie du, durch den Schein betrügen und ſpiegelte ſelbſt dir von Nadan die ſchmeichelhafteſten Ausſichten vor. Aber wir wollen nicht glauben, daß die göttliche Güte Theil an unſrer Schwachheit habe; die Stimme von der du wähnteſt, daß ſie von oben erſcholl, kam nicht vom Himmel, ſondern der Himmel geſtattete nur, daß ſie dich täuſchte, dich, der du aus Bilelſanams Tempel kamſt, um den ewigen Rathſchlüſſen eine Nachkommenſchaft abzutrotzen, die dir verweigert wurde. Schon lange dacht' ich über dieſen unglücklichen Umſtand nach. Hätte der Allmächtige uns einen Erben ſchenken wollen, ſo wäre ihm das eben ſo leicht geweſen, als dein

Ohr durch einen leeren Schall zu verführen; aber er wollte dich züchtigen, daß du in eine Abgötterey verfallen warſt, die einem Manne von deinen Kenntniſſen noch weniger zu verzeihen iſt, und ſo ließ er dich den Nadan an Kindesſtatt annehmen. Der Himmel gebe, daß er es dabey bewenden läßt. Die Larve der Scheinheiligkeit, die uns ſo lange betrogen hat, kann noch weit häßlichere Züge verbergen."

Zefagniens Betrachtungen waren weiſe und tief gedacht; aber Hicar, deſſen weiches Herz noch ſeinen Neffen liebte, glaubte nicht, daß er wirklich damit umgienge, die gerechten Ahndungen ſeiner Gemahlin zu beſtätigen. Doch Nadan, dem ſein Gewiſſen ſchon heimlich Vorwürfe über ſeine Undankbarkeit machte, bemühte ſich, den Sturz ſeines Wohlthäters zu beſchleunigen, deſſen Blicke und Ermahnungen er fürchtete und deſſen Ruhm ihm eine Laſt war.

Er beſchloß, eine anonymiſche Schmähſchrift gegen ſich ſelbſt aufzuſetzen und ſie ſo einzurichten, daß man die Schreibart ſeines Oheims darinn ſogleich erkennen mußte. Er füllte ſie mit falſchen und gewagten Beſchuldigungen an, die alle ſehr wahrſcheinlich, und vom Eifer fürs gemeine Beſte eingegeben ſchienen. Sinkarib empfing die Schrift, und theilte ſie ſogleich dem Nadan mit. Dem ſchlauen Miniſter war es etwas leichtes, in einem Augenblicke den Wirkungen vorzubauen, die ſein eigener Betrug erzeugt haben könnte. Er gab zu verſtehen, daß Hicar allein der Verfaſſer dieſer Schrift ſeyn könne, und indem er das that, ſtellte er ſich auch zugleich, als ob er bis zu Thränen gerührt wäre, und beſchwor den König, der Schwachheit und dem Alter ſeines Oheims zu verzeihen und nur auf Maasregeln zu ſinnen, einen Mann zu entfernen, der nicht mehr das wäre, was er vor dieſem geweſen ſey, und ſich ſogar zum Werkzeug der Kabale erniedrige. „Du läßt ihm, fuhr er fort, eine zahlreiche Leibwache; dieſer Prunk von Größe giebt ihm ein Anſehen im Staate, das die Misvergnügten ermuntert, ſich um ihn her zu verſammeln und ihn mit ihren Hirngeſpinſten zu verfolgen. Sie reizen ihn ſeinen ganzen Kredit aufzubieten, um ſeine Stelle wieder zu erlangen, und ſie werden nicht eher aufhören, uns zu beunruhigen, bis alle Hoffnung wieder in Gunſt zu kommen, für ihn verloren iſt.“ — „Ich würde mir wenig aus dem Tadel des Volks machen, erwiederte Sinkarib, dem ich keine Rechenſchaft von den Bewegungsgründen meiner Handlungen ſchuldig

dig bin und ich würde deinem Rathe folgen, wenn mich nicht ſtarke Rückſichten davon abhielten. Ich fürchte Zefagnien zu kränken, der ich, als der Schweſter meines Vaters Achtung ſchuldig bin, und ich kann die ehrenvolle Auszeichnung, die ich ihrem Manne gelaſſen habe, nicht zurücknehmen, wenn es auch nur blos ihrentwegen geſchähe.“

Nadan war zu ſehr Hofmann, um nicht den Gründen ſeinen Beyfall zu geben, die Sinkarib angeführt hatte, warum er ſeinem Oheim mit Schonung begegnen muſſe. Da er aber feſt entſchloſſen war, ſeinen Plan nicht aufzugeben, ſo ſah er ſich nun gezwungen, zu den gefährlichſten Ränken ſeine Zuflucht zu nehmen.

Der Aſſyriſche Hof war mit dem Perſiſchen wegen des Tauſches zweyer Gränzplätze in Unterhandlung. Alles war ſchon abgeſchloſſen und in Richtigkeit. Nadan allein hatte Nachricht davon und man erwartete erſt den Eilboten, der ſie auch dem Könige überbringen ſollte. Hicar empfieng einen, angeblich aus Perſien kommenden Brief, von einem Manne, deſſen Ergebenheit ihm bekannt war, worinne er ihm meldete, daß der König von Perſien hinterliſtig zu Werke gehe, und daß, ſobald die Truppen in den Platz, den die Aſſyrer ausliefern ſollten eingerückt ſeyn würden, ſich andere durch unterirdiſche Gänge in die Feſtung einſchleichen und Sinkaribs Beſatzung ermorden ſollten. Die Ausführung dieſes vermeintlichen Projekts ſey bis zu der Zeit verſchoben, wo die Geiſſeln von beyden Seiten ausgewechſelt werden würden.

Dieſen Brief hatte Nadan ſelbſt geſchrieben, und keinen Umſtand darinne vergeſſen, der die Entdeckung dieſer Verrätherey recht glaubwürdig machen konnte. Hicar ergrimmte als er ein ſolches Bubenſtück erfuhr. Nadan wohnte im königlichen Palaſte, den er nur höchſt ſelten verlies. Er erhielt von ſeinem Onkel eine dringende Einladung, unverzüglich zu ihm zu kommen, und eilte dem Scheine nach in der gröſten Beſtürzung zu ihm. „¿Was iſt vorgegangen lieber Onkel? ſagte er; nach der Weiſe, wie ich deine Befehle erhielt, glaubte ich nicht geſchwind genug hier ſeyn zu können, um noch deine lezten Seufzer zu empfangen. Aber jezt bin ich ruhiger, da ich das Glück genieſſe, dich noch bey ſo guter Geſundheit zu ſehen. ¿In welchen dringenden Angelegenheiten haſt du mich denn rufen laſſen?“ — „¿In deinen eignen, erwiederte Hicar; Sinkaribs und ganz Aſſyriens Wohl hängt davon ab.

Lies dieſen Brief!„ — Nadan, der ſich vorgenommen hatte, den Unwillen des Greiſes noch mehr durch ſein Betragen und ſeine Reden zu reizen, las den Brief mit einem kalten verächtlichen Weſen, und als er damit zu Ende war ſprach er; „lieber Onkel, du ſollteſt endlich einmal darauf denken, deine Tage in Ruhe zu beſchließen: dein Briefwechſel ſtört nur deine Ruhe. Ich kann mich auf die Klugheit der Maasregeln, die ich mit Sr. Maj. getroffen habe und auf die Treue unſerer Agenten verlaſſen. Leihe den unruhigen Köpfen, den Friedensſtöhrern die dich belagern, nicht mehr dein Ohr: der König, der um dein ſelbſt willen darüber bekümmert iſt, wird dir dein Stillſchweigen Dank wiſſen, und die Staatsgeſchäfte werden weit beſſer von Statten gehen, wenn du ihre Führung uns einmal ganz überlaſſen willſt.“ Nach dieſer beleidigenden Antwort machte Nadan einen tiefen Bückling und kehrte in den Palaſt des Königs zurück.

Der tugendhafte Hicar war ganz verſteinert über das, was er gehört hatte, und eilte, um ſeinen Gram und ſeine Thränen in Jeſagniens Schoos zu verbergen. Er klagte ihr die Undankbarkeit und Blindheit des Nadan und daß er durch Verachtung einer heilſamen Warnung, Aſſyrien vielleicht der Geiſſel des Kriegs und der Sklaverey ausſetzen würde. — „Gehe zu meinem Neffen Sinkarib, ſagte Zefagnie, bring ihm den Brief, den du aus Perſien erhalten haſt. So verblendet er auch von Nadans Verdienſten iſt, ſo kann ihm doch vielleicht ſein eigenes Intreſſe die Augen öfnen. Man muß nicht alles zu Grunde gehen laſſen, wenn man es durch einen ſo leichten Schritt verhüten kann.“ — „Ich will den Schritt thun, antwortete Hicar, ſo ſehr er mir auch insgeheim widerſteht.“ Zu gleicher Zeit verfügte er ſich in den Palaſt des Königs und bat um eine Privataudienz. — Ich will ſie dir in Nadans Gegenwart geben, erwiederte Sinkarib; er hat mich von dem Gegenſtande deiner Beſorgnis unterrichtet. Du läſſeſt dich durch falſche Vorſpiegelungen beunruhigen, zum Glück aber haben ſie auf mich nicht dieſelbe Wirkung hervorgebracht. Der Eilbote von meinem Geſandten in Perſien iſt in dieſem Augenblick angekommen, und hat mir die glücklichſten Nachrichten überbracht. Der unterirdiſche Gang, von dem in deinem Briefe ſteht, iſt eine Erſcheinung, und die vermeintliche Verrätherey des Königs meines Bruders eine ſtrafbare Erdichtung, für die dein Correſpondent gewiß büßen ſollte, wenn nicht mit demſelben Boten, die Nachricht von ſeinem Tode eingelaufen wäre, die ſeine Beſtrafung alſo unmöglich macht. Ich wünſchte, daß dieſes das Loos aller derer ſeyn möchte, welche dir über die gegenwärtige Verwaltung des Reichs nachtheilige Zweifel beyzubringen ſuchen, da doch dieſe Verwaltung ſo beſchaffen iſt, daß in ganz Aſſyrien niemand, als allein du, ihr ſeinen Beyfall zu verſagen wagt. Kehre nach deinem Palaſte zurück, lebe da ruhig und unbekümmert; das iſt alles, was ich von dir erwarte und verlange.“ Auf eine ſo ſchimpfliche und kalte Weiſe ſahe ſich Hicar, ohne Rückſicht auf ſeine geleiſteten Dienſte, oder auf ſein Alter, abgefertigt. Er vertraute ſeiner tugendhaften Gemahlin die Art, wie er empfangen worden war. „Nadans Geſtirn, ſagte ſie, hat einen ſchädlichen Einfluß auf dich, es macht dir deine Wohlthäter und Freunde abtrünnig und vergiftet ſogar meinen Rath. Zum Unglücke herrſcht dieſes Geſtirn über Aſſyrien, das mir in der größten Gefahr zu ſchweben ſcheint. ¿Wenn aber auch im Rathſchluſſe des Ewigen beſchloſſen wäre, daß es unter ſeiner jetzigen Regierung zu Grunde gehen ſollte, warum wollten wir uns über ein Schickſal härmen, das die Erſten des Staats nicht zu verhüten ſuchen? Nein, wir wollen uns darein fügen, und es Andern überlaſſen, ob ſie ihm vorbeugen, oder ſich über die wahre Beſchaffenheit der Lage der Sachen ein

Blendwerk machen wollen. Sinkarib befiehlt dir, dich nur nach Ruhe umzuſehen, und ich dächte, das wäre von allen Pflichten des Gehorſams gerade die, deren Erfullung in deinem Alter am wenigſten hart fiel. Du liebſt Wiſſenſchaften, beſchäftige dich mit ihnen und vergiß die Könige und ihre Weßire.“

Hicar nahm ſich vor, Zefagniens Rath zu befolgen, und um dem Sinkarib und Nadan keinen Anlaß zu Vorwurfen oder Eiferſucht mehr zu geben, ſo verſchloß er ſeine Thür allen Perſonen, die mit ihm von Staatsangelegenheiten reden wollten, und ſchränkte ſeinen Umgang bloß auf die Gelehrte verſchiedener Länder ein, mit denen er immer eine Verbindung unterhalten hatte. Er machte durch ſeine heitere und ſich immer gleiche Laune die Glückſeligkeit ſeines Hauſes, und lebte zufrieden und ruhig. Er fieng ſogar an, ſeinen Neffen zu vergeſſen, als dieſer, dem das Daſeyn dieſes großen Mannes die unerträglichſte Pein war, den Entſchluß faßte, ſich ihn durch die verruchteſte Liſt vom Halſe zu ſchaffen.

Als Hicar Sinkaribs Palaſt verlaſſen hatte, that es dieſem Monarchen leid, ihn ſo behandelt zu haben; er erinnerte ſich der wichtigen Dienſte, die er dem Staate geleiſtet, und der Anblick des ehrwürdigen Greiſes hatte einen Augenblick das Uebergewicht über Nadans tückiſche Einflüſterungen gewonnen. Allein es bedurfte nur eines Blicks des Nadans um dieſe guten Geſinnungen eines Regenten zu erſticken, der ſein Vertrauen eben ſo leicht wegſchenkte, als es ſich nehmen und ſich leiten lies. Unterdeſſen war der König von Ninive mit ſich ſelbſt misvergnügt. Einige Tage verſtrichen, daß er ſich heimlich Vorwürfe machte; endlich wurde ihm dieſer Zuſtand zu läſtig, und er ſprach zu Nadan; „wir haben deinen Onkel gar nicht zu ſeiner Zufriedenheit abgefertigt. ¿Wie hat er meinen Empfang aufgenommen? wie beträgt er ſich jezt? — Ziemlich ſtolz und ziemlich mißlaunig, erwiederte Nadan. Er hat ſich eingeſchloſſen, er läßt niemanden mehr vor ſich, aber wenn ſeine Thüre den Einwohnern von Ninive verſchloſſen bleibt, ſo hat er dagegen nicht dem Umgange mit Ausländern entſagt. Täglich fertigt er Eilboten nach Perſien und Egypten ab.“ — „¿Und was kann er darunter haben?“ fragte Sinkarib mit einiger Unruhe. — „Da ihn die Sucht, die Angelegenheiten des Staats zu lenken von neuem befallen hat, ſo iſt es mir unmöglich, zu errathen, zu welchen Mitteln er ſeine Zuflucht nimmt. Es iſt die Grille eines alten Mannes die mir unerklärbar dünkt. Aber deine Maj.

kann ſich von dem wahren Verlaufe der Sache leicht näher unterrichten. Ich will Nachricht von der Abreiſe ſeines nächſten Kuriers einziehen, du kannſt ihn unterwegens auffangen laſſen, und ſeine Briefſchaften werden uns dann den beſten Aufſchluß über die Beſchaffenheit oder Wichtigkeit ſeiner Plane geben können." Ich billige zum Theil deinen Vorſchlag, antwortete Sinkarib. „Aber wäre es nicht beſſer, der Eilbote ſchien beraubt worden zu ſeyn, um nicht vielleicht zur unrechten Zeit Mißtrauen zu verrathen?" — Deine Maj. urtheilt ſehr richtig; es wäre leicht möglich daß die Briefe eines Mannes von ſeinem Alter Träumereyen enthielten und dann würdeſt du, wenn du ihn anhalten ließeſt, dich ohne Urſache argwöhniſch bezeigt haben."

Nadan wuſte recht gut, von welcher Art die Korreſpondenzen ſeines Onkels waren. Er ſchrieb nach Perſien an einen Magier von ſeinen Freunden, nach Egypten an einen Prieſter des Oſiris, und ſeine Briefe betrafen bloß gelehrte Gegenſtände, über welche er Licht verlangte. Man muſte ihm alſo ein ganz anderes Verſtändniß andichten. Was that der treuloſe Miniſter. Vermittelſt des Siegels ſeines Onkels, das er gewuſt hatte in ſeine Gewalt zu bekommen, und der Leichtigkeit, mit welcher

cher er ſeine Hand nachmachen konnte, ſetzte er in ſeinem Namen einen Brief an Akis, den König von Perſien, und Sinkaribs gröſten Feind auf. Er lud darinne dieſen Monarchen ein, ſich des Königreichs zu bemächtigen, das von einem weibiſchen Tyrannen gedrückt würde, welcher der Gegenſtand der Verachtung und des Haſſes ſeines Volks geworden ſey. Er ſuchte ihn zu bewegen, ſich an der Spitze eines auserleſenen Corps Truppen in der Ebene von Nerrin einzufinden, wo er ſelbſt mit ſeiner Leibwache in den erſten Tagen des Mondes Niram zu ihm ſtoßen werde. Er benachrichtigte ferner den Akis, aber immer unter Hicars Nahmen, daß eins von den Hauptthoren der Stadt ihm geöffnet werden ſollte, und daß er die Großen und das Volk bereitwillig finden würde, des Tyrannen Joch abzuſchütteln und ihn in ſeine Hände zu liefern. In dieſem Briefe wurde zugleich auf ältere angeſpielt, worin Hicar ihm ſchon gemeldet haben ſollte, welche Mittel er angewendet habe, um die Revolution vorzubereiten.

Als Nadan ſeinem Betruge allen möglichen Anſchein von Wahrheit gegeben hatte, ſo ließ er den Beutel nachmachen, worinnen die Eilboten des Hicar die Packete ihres Herrn verwahrten und der an ihrem Gurt befeſtigt war. Kaum erfuhr er die Abreiſe eines derſelben, ſo lies er ihm vor den Thoren von Ninive durch einen vertrauten Menſchen aufpaſſen, der ſich mit ihm in Unterredung einlaſſen, und ihn bewegen muſte, in der erſten beſten Bude mit ihm zu zechen. Hier vertauſchte der Vertraute den Beutel des Eilboten gegen Nadans Beutel.

Der Miniſter begab ſich nun zum Könige; „großer König, ſagte er; der Eilbote meines Onkels iſt dieſen Morgen nach Perſien abgereiſt; ſchick ihm nun Leute nach, die ihm unter der Geſtalt von Straßenräubern ſeine Briefſchaften abnehmen. Was mich betrift, ſo verbieten mir, trotz der jetzigen Geſinnungen meines Onkels gegen mich, die alten Verbindlichkeiten die ich ihm ſchuldig bin, und die Bande des Bluts, das geringſte gegen ihn vorzunehmen. Schaffe dir ſelbſt Recht wenn du in den Fall kommen ſollteſt, es dir ſchuldig zu ſeyn; mir iſt es unmöglich, dir bey dieſer Gelegenheit zu dienen.“

Sinkarib billigte Nadans Delikateſſe. Er ließ fünf von ſeiner Leibwache ſich verkleiden, und dem Eilboten nachſetzen, den ſie bald eingeholt, und an dem Beutel erkannt hatten, welchen er am Gürtel trug. Sie griffen ihn an, zogen ihn aus und ließen ihn auf dem Weg liegen, kurz, ſie betrugen ſich wie ächte Straßenräuber, deren Rolle ſie ſpielten. Kaum hatte Sinkarib Hicars untergeſchobenen Brief geleſen, ſo gerieth er in Wuth. Er befahl, daß man unverzüglich den Eilboten aufſuchen und vor ihn bringen ſollte. Er hatte ſich in eine Hütte ohnweit dem Orte der Beraubung geflüchtet, wo ihn die Abgeſchickten des Königs fanden und nach dem Palaſte brachten. „¿Wem gehörſt du an, Sklave? fragte ihn der Monarch.“ — „Dem Hicar.“ — „Gab er dir dieſen Brief?“ — „Ja König!“ — ¿Wem ſollteſt du dieſe Briefſchaften überreichen?“ — „Seinen Freunden in Perſien!“ — „¡O ſchändlicher Verrath! rief der König, der Mann, den mein Vater und ich mit Wohlthaten überhäuft haben, will mich meinem Feinde überliefern, und den Untergang meines Reichs befördern? Man bemächtige ſich ſogleich des Hicars und bringe ihn hieher.“ — Die Leibwache eilte nach Hicars Palaſte, der ſich in dieſem Augenblick in einer kleinen Einſiedeley befand, welche er ſich im Gebirge, in einer kleinen Entfernung von der Stadt angelegt hatte.

Als die erſchrockene Zefagnie erfuhr, daß man ihren Gemahl des Hochverraths beſchuldige,

dige, flehte ſie mit emporgehobenen Händen den Himmel um Beyſtand an, und während ein Theil der Wache den Hicar in ſeiner Einſiedeley aufſuchte, eilte ſie nach dem Palaſte des Königs ihres Neffen, um ſich ihm zu Füßen zu werfen. Sinkarib hob ſie auf. „Von mir erwarte keine Begnadigung, ſchrie der König außer ſich für Wuth, ich habe die Beweiſe des ſchrecklichſten Verſchwörungsplans deines Mannes, gegen mich und ganz Aſſyrien, in Händen; das Blut, das in deinen Adern fließt, muß dir dieſen Staatsverbrecher in eben dem Grade verhaßt machen, in welchem er undankbar iſt.“

Zefagnie ließ ſich die Beſchuldigung erklären, die man gegen Hicar vorſchützte; ſie laß die vermeintlichen Beweiſe, aber ſie erkannte zu gleicher Zeit ſeine Unſchuld, und Nadans Bubenſtück, welcher allein die Handſchrift und das Siegel nachgemacht haben konnte. Doch des Königs Augen waren zu ſehr geblendet, als daß ſie ſich hätte ſchmeicheln dürfen, den Schleier wegzureißen, der ſie bedeckte. „Groſſer König, ſagte ſie, wenn du dich verpflichtet glaubſt, meinen Gemahl deiner Rache und deiner Sicherheit aufopfern zu müſſen, ſo bitte ich dich nur um eine Gnade. Er mag ſchuldig oder unſchuldig ſeyn, ſo iſt mir ſein Blut heilig und ich will auch nicht einen Tropfen davon miſſen. Er hat ſich ein Grab bauen laſſen, das uns beide dereinſt vereinigen ſollte; erlaube, daß ich ſeine Gebeine in dieſes Grab legen darf. Ich werde den Verluſt eines Mannes beweinen, mit dem dein Vater mich verband, aber ich werde auch deine Gerechtigkeit preiſen, ſobald dein Heil und das Heil deines Reichs dieſes Opfer von dir verlangte. Nur befiehl, daß es in ſeinem eigenen Palaſte vollzogen werde."

Sinkarib konnte Zeſagniens Bitte nicht abſchlagen, und gebot, daß man ſich ſogleich nach dem Palaſte des Hicar verfügen, und ihm den Kopf dieſes ehrwürdigen Greiſes bringen ſolle.

Zeſagnie war nach ihrer Wohnung zurückgekehrt; ſie ahndete, daß Hicar und ſeine Henker bald dort ſeyn würden; ſie ſuchte ihren Schmerz zu unterdrücken, und ganz Meiſterin ihres Verſtandes in dem Gewühle von Leuten zu bleiben, deren Geiſteskräfte zu beſtricken ſie ſich vorgenommen hatte. Sie lies ſogleich eine Menge Tiſche decken, und ſie mit den lekerſten Gerichten beſetzen, welche die Sinnlichkeit reizen konnten; die lieblichſten Getränke prangten auf den Schenktiſchen; die Kaſſolets ten waren mit dem ausgeſuchteſten Räucherwerk angefüllt; Blumen aller Arten erfüllten mit ihren Wohlgerüchen die Luft, und 60 ſchöne Sklavinnen ſtanden zur Aufwartung bereit. Mit dieſem verführeriſchen Prunke wollte Hicars Gemahlin die Offiziere des Sinkaribs empfangen; ſie erwartete ſie an dem Eingange des Palaſtes.

Als ſie ankamen, ſagte ſie zu ihnen; „ich weiß was euch hierher bringt, ihr ſeyd die Vollſtrecker der Gebote des Königs meines Neffen; aber eh ihr den mir ſo harten Befehl vollzieht, habe ich ihm und euch meine Erkenntlichkeit für die Gnade ausdrücken wollen, die er mir erzeigt, daß er meinen Gemahl keines grauſamen und ſchimpflichen Todes ſterben läßt. Tretet herein. Die Wache, welche den unglücklichen Hicar abholt, iſt noch nicht zurück. Meine Sklavinnen haben Befehl euch zu bedienen, denn der Zuſtand, in dem ich mich befinde, erlaubt mir nicht, es ſelbſt zu thun. Die Officiere dankten der Zefagnie, nahmen die Einladung an und begaben ſich in den Saal; ſie ſetzten ſich auf die Soffa's, hundert ſchöne Hände waren ſogleich beſchäftigt, ſie zu bedienen und über die Freuden des Schmauſes vergaßen ſie bald die ſtrengen Befehle, die ihnen aufgetragen worden waren. Zefagnie verlor unterdeſſen keinen Augenblick; ſie zog den Nachrichter bey Seite; „Napusmek, ſagte ſie zu ihm, erinnerſt du dich, daß der König Serkadum, mein Bruder, und Sinkaribs Vater, dich umbringen laſſen wollte, und daß ich Mittel fand, dich ſeinem Zorne zu entreißen? erinnerſt du dich auch, daß du deine Begnadigung dazumal dem Manne mit zu verdanken hatteſt, den du jetzt hinrichten willſt?“ — „Ja Sultanin, und nie werd' ich es vergeſſen!“ — „Gut, fuhr Zefagnie fort, jezt iſt der Augenblick gekommen, wo du deine Dankbarkeit beweiſen kannſt. Hicar iſt unſchuldig und du wirſt deine Hände nicht mit dem Blute eines tugendhaften und wohlthätigen Mannes beſudeln wollen. Ich habe aus dem unterirrdiſchen Kerker meines Palaſtes einen alten Sklaven und Zauberer heraufholen laſſen, der die größten Uebelthaten auf ſich bürdete, und der ohngefähr Hicars Geſtalt und Ausſehen hat. Deine Vorgeſezten ſind jezt außer Stand, auf dich Achtung zu geben. Der Zauberer iſt ganz wie mein Gemahl gekleidet. Sobald die Wache den Hicar überliefert, ſo nimm ihn aus ihren Händen, lege ihm die Feſſeln an, die du mitgebracht haſt, und verbinde ihm die Augen mit dieſem Schnupftuche. Führe ihn dann in dies Zimmer, wo ich mich befinden werde, als ob ich von ihm Abſchied nehmen wollte. Entferne alle Anweſende aus dem Zimmer, unter dem Vorwande, die lezte Zuſammenkunft zweyer Eheleute nicht zu ſtören. Ich werde dir einen Augenblick darauf den Sklaven, eben ſo gekleidet, eben ſo gefeſſelt und die Augen mit eben dem Schnupftuch verbunden überliefern, dann gieb das Zeichen zur Hinrichtung, ſchlage dem Sklaven den Kopf ab und überbringe dieſen dem Könige.“

„¡Gott laſſe deinen Anſchlag nach Wunſche gelingen! antwortete Napusmek; gern will ich mein Leben daran wagen, um das Leben zu retten, das dir ſo theuer iſt.“ — „Der Himmel wird es dir vergelten erwiederte Zefagnie, und von unſerer Seite kannſt du auf die reichlichſte Belohnung rechnen.“ — Kaum war dieſe Verabredung zwiſchen den Beyden getroffen, ſo langte die Wache mit Hicar an, und alles glückte nach Wunſche. Der Sklave und Zauberer der auf den Knien lag, wurde ſelbſt von der Wache die den Hicar gebracht hatte, für dieſen Weßir erkannt. Man benachrichtigte den Offizier des Sinkaribs, welchem vom König aufgetragen war, über die Vollziehung ſeines Befehls zu wachen, daß alles zur Hinrichtung bereit ſey; er kam und ſogleich flog das Haupt des Sklaven vom Rumyſe. Kapusmek hob es auf, und brachte es dem Könige.

Mit Mühe riſſen ſich die Offiziere Sinkaribs von den Freuden los, womit die liſtige Zefagnie ſie zu feſſeln gewußt hatte; aber ſie mußten darauf denken, zu thun was ihre Pflicht heiſchte. Hicars Gemahlin, ſahe ſich endlich in Freyheit, ließ die Thore des Palaſtes ſchließen, und die Anſtalten treffen, die noch zu treffen nöthig waren.

Sie ließ den Leichnam des Zauberers mit den gewöhnlichen Ceremonien wegſchaffen und ganz angekleidet und in Begleitung ihres ganzen Hausgeſindes in tiefer Trauer in das Grab legen, das für Hicar beſtimmt war.

So bald es Nacht wurde, führte ſie unter dem Beyſtande des Sklavens, der die Aufſicht über das Gefängniß ihres Palaſtes hatte, den Hicar in das unterirrdiſche Gewölbe, in welchem der hingerichtete Zauberer geſeſſen hatte. Sie ließ es mit allen Bequemlichkeiten verſehen, und dieſer traurige Auffenthalt dünkte Zefagniens Augen ein Zauber-Palaſt, weil er die Unſchuld von der Wuth des Neides gerettet hatte.

Während dieſer blutigen Scene hatte der ſcheinheilige Nadan ſich geſtellt, als ob er ſeinem Schmerz unterläge, und ſich in ſein Zimmer verſchloſſen, ungeachtet er innerlich für Freude triumphierte. „Tröſte dich, Nadan", ſagte Sinkarib zu ihm, indem er ihn ſelbſt aus ſeiner Einſamkeit abholte, dein Onkel war uns zur Laſt, ſeine übele Laune machte ihn uns zu gefährlich. Ich will dir ſein ganzes Vermögen ſchenken, ſobald ſeine Gemahlin geſtorben ſeyn wird, und die kann nicht lange mehr leben, denn der Verluſt ihres Gemahls wird ihren Tod beſchleunigen." — Nadan verlies ſein Zimmer mit dem Könige, und beyde bemühten ſich nun im Tumulte der Luſtbarkeiten und Vergnügungen, die Gewiſſensbiſſe und heimlichen Vorwürfe zu betäuben, welche ſie folterten. Sie vernachläßigten immer mehr und mehr ihre Pflichten, und Aſſyriens Glück.

Hicars Tod hatte ganz Ninive in Beſtürzung geſezt, und bald war die Trauer um ihn durch alle Provinzen allgemein. Die benachbarten Mächte erfuhren dieſe Nachricht, und konnten nicht begreifen, was Sinkarib hätte bewegen können, die Fackel Aſiens auszulöſchen, deren Licht die gröſte Stütze ſeiner Macht war. Seine Feinde triumphirten, und

ſuch

ſuchten einen Vorwand, Aſſyrien mit Kriege zu überziehen. Pharao der König von Egypten glaubte dieſen Umſtänd zu günſtig um ihn nicht zu nutzen. Ein Abgeſandter von ihm langte, faſt ohne Gefolge zu Ninive an, und überbrachte dem Sinkarib dieſen Brief.

„Pharao der Monarch des Monarchens der Flüſſe der Erde, welcher die Tiefen des Meeres mit ſeinem unermeßlichen Gewäſſer anfüllt, das er ihnen durch ſeine ſieben Mündungen zuſtrömt, an Sinkarib den König von Aſſyrien!

„Der Mann, deſſen Seele nicht mit Kenntniſſen geziert iſt, entſage dem Zepter!

„Wir wollen das Joch der Menſchheit veredeln und unſre Weisheit über die ganze Erde herrſchen laſſen. Steig von deinem Throne und komm mit allen deinen Großen und deinem Volke den Feſſeln entgegen, welche dir die Heere bringen werden, womit ich deine Sandwüſten überſchwemmen will. Warte nicht im Schooße deines Palaſtes Tod und Untergang ab. Unterdeſſen giebts noch ein Mittel, wie du mich bewegen kannſt, mit dir als Bruder zu handeln. Höre meine Bedingungen!

„Ich habe ſchwere Fragen aufzugeben. Schicke mir einen Mann, der im Stande iſt, ſie zu enträthſeln. Baue mir einen Palaſt, zwiſchen Himmel und Erden, deſſen Grundfeſten auf nichts ruhen, und deſſen Zinnen an nichts hängen. Ich ſuche Menſchen, die mir überlegen ſind, um ſie zu ehren. Wenn du dieſen Bedingungen eine Gnüge thun kannſt, ſo will ich dir vier Jahre lang das Zehntheil von Egyptens Einkünften zollen. Wird aber der Mann, den du mir ſchicken wirſt, überwunden, kann er das nicht erfüllen was ich verlange, ſo mache dich auf die ſtrengſten Behandlungen von meiner Seite gefaßt. Sie werden um ſo härter ſeyn, weil ich entweder über deinen Ungehorſam oder über deinen Eigendünkel zu zürnen Urſache haben werde.“

Sinkarib erſchrack über dieſen Brief und zeigte ihm Nadan; „wo finde ich Mittel, ſagte er, das Ungewitter abzuwenden, das meine Staaten bedroht? Laß alle Sterndeuter, alle Gelehrte, alle Weiſen meines Reichs zuſammen berufen; verſammle alle Bauverſtändige; laß uns von ihnen zu erfahren ſuchen, ob durch irgend eine Zauberkunſt es möglich iſt, den ſchimäriſchen Palaſt zu bauen, den Pharao von mir verlangt, und ob ſich einer unter ihnen findet, der ſich ſchmeichelt, die ſpitzfündigen Fragen des Königs von Egypten beantworten zu können.

Die Zuſammenberufung einer ſo auſſerordentlichen Verſammlung ſezte jedermann in Verwunderung. Pharaos Brief zirkulirte in ganz Ninive, Zefagnie bekam bald eine Abſchrift davon. Sobald es Nacht wurde, begab ſie ſich, wie gewöhnlich, zu Hicar, und erzählte ihm den Inhalt des Briefs, und die allgemeine Beſtürzung, die er verurſache. Hicar las ihn aufmerkſam, und fragte ſeine Gemahlin, welche Wirkung er auf ſie hervorgebracht habe.

„Er kommt mir wie eine, vom Winde getragene Wolke vor, die ein Nichts zerſtreuen kann. Wäre mein Hicar für die übrige Welt noch am Leben, ſo würde ich die ſchwülſtigen Fragen des Königs von Egypten für nichts weiter als leere Hirngeſpinſte halten. Ich habe bereits in meinem Kopfe den Plan zu dem Luſtſchloſſe ausgedacht, das er gebaut haben will. Unterdeſſen will ich lieber, daß er uns mit ſolchen Briefen bekriegt, als daß ſeine Heere wirklich unſere Grenzen bedecken.“

Während die beyden Gatten im Genuß ihres häuslichen Glücks, ſich ruhig von den Drohungen des Königs von Egypten unterhielten, war in Ninive alles wegen der Verſammlung in Bewegung, welche den Brief beantworten ſollte. Gieng jemand mit gebücktem Haupte, ſtarrem Blicke, tiefſinnigem Weſen auf der Gaſſe, ſo zupften Sinkaribs Offiziere den Träumer beym Aermel; „geſchwind komm, ſagten ſie zu ihm, ohne Zweifel biſt du ein Gelehrter, man erwartet dich im geheimen Rathe.“ Dieſe Zumuthungen wurden an Leute von allen Klaſſen und oft an ſolche gerichtet, die nichts weniger gewähnt hätten, als daß ſie für Gelehrte gehalten werden ſollten.

Der geheime Rath war endlich verſammelt, und alle, die wirkliche Kenntniſſe beſaßen, hatten ſich entfernt, um der Schande zu entgehen, ihre Ohnmacht und Unwiſſenheit bekennen zu müſſen. Der König lies die Egiptiſche Depeſche vorleſen, und als dieſes geſchehen war, riefen alle Anweſende einſtimmig, nur Hicar wäre im Stande, Pharaos Bedingungen zu erfüllen, für jeden andern iſt es Unmöglichkeit. Ach! ſeufzte Sinkarib in ſeinem Herzen, wo biſt du Hicar; meine Gewiſſensbiſſe ſtellen dich mir unaufhörlich als unſchuldig dar, obgleich der Schein wider dich war; wo werde ich einen andern Weßir antreffen, der mich aus dem ſchrecklichen Labyrinthe erlöſet, in welches ich gerathen bin?

Der unglückliche Monarch beurlaubte die Verſammlung, die ihm ſtatt Troſt nur Reue und Vorwürfe verurſacht hatte. Er flohe Nadans Umgang und Rath, er flohe ſelbſt Zerſtreuungen der Freunde ſeines Palaſtes. Er eilte zu ſeiner Täute Zefagnie, um ihr ſeine Unruhe und ſeinen Schmerz anzuvertrauen, um mit ihr den Mann zu beweinen, den ſie liebte.

Hicars weiſe Gemahlin liebte den König; er war zwar durch Wolluſt zur Weichlichkeit herabgeſunken, aber er beſaß die glücklichſten Naturanlagen, und ſein Hof, ſo verderbt er auch war, hatte ihm nie die Seele eines Tyrannen geben können. Er warf ſich der Zefagnie mit thränenden Augen zu Füßen; ſie ſchloß ihn in ihre Arme. „Neffe, ſagte ſie, ich nehme Theil an deinem Kummer; der König Pharao ſchreckt dich durch Drohungen, aber laß dich nicht durch ſie zu Boden ſchlagen. Wer im Stande iſt, einen nachdrücklichen Streich zu vollführen, beginnt nicht mit Drohungen. Indem er dich zu einem Wettkampfe von Weisheit und Kenntniſſen auffodert, erwekt er in mir große Zweifel gegen ſeine eigene. Du biſt Herr eines mächtigen Reichs; fühle deine Stärke; gebrauche ſie; eile nach deinen Grenzen, ehe ſie angegriffen werden.

„Ach Zefagnie, antwortete Sinkarib, die Drohung des Egyptiſchen Königs iſt nicht der einzige Grund meiner Unruhe; ich habe mich Hicars beraubt, deſſen Kenntniſſe, Rathſchläge und Einſichten meine wahre Stärke ausmachten. Welcher König der Welt dürfte es wagen, mich zu kränken, wenn er noch lebte. In meinem Herzen bin ich überzeugt, daß dieſer große Mann das Opfer einer ſchändlichen Kabale geweſen iſt, aber ich fürchte, der Quelle nachzugehen und die Anſtifter zu entdecken. Doch das Geſchrey des Volks hat die Vorwürfe meines Gewiſſens von neuen erweckt; ſelbſt in der Rathsverſammlung, die ich berief, um Pharaos Fragen zu deuten, ſcheute man ſich nicht, mir öffentlich ins Geſicht zu ſagen, ich hätte mir ſelbſt durch Hicars Tod alle Hülfe entzogen. Führe mich zu ſeinem Grabe, daß ich die ſchätzbaren Ueberbleibſel des weiſen Mannes mit meinen Thränen benetze. Ich will ſeine kalte Aſche um Rath fragen; vielleicht weilt die Seele des Führers meiner Jugend noch um ſie; vielleicht kann ich hoffen, dort einen Rath zu finden, den die vorgeblichen Weiſen meines Hofs, mir nicht zu geben vermögen!“

Zefagnie hatte den König nicht unterbrochen, um zu erfahren, von welcher Art ſeine Gewiſſensbiſſe wären. Als ſie ſich überzeugt hatte, daß die Furcht vor einem unvermeidlichen Kriege nicht die einzige Urſach ſeiner Unruhe war, ſondern daß ſie aus einem wahrhaft gerührten Herzen kam, ſo nahm ſie das Wort. Freylich, ſprach ſie, iſt mein unglücklicher Gemahl, der keines Verraths fähig war, das Opfer der Ränke einer niedrigen Eiferſucht geworden, aber die Feinde, die ſeinen guten Ruf nicht tödten konnten, vermochten eben ſo wenig, ihn aus der Reihe der Lebendigen zu tilgen. Die göttliche Vorſehung hat ihn ihrer Wuth entriſſen und ſein Haupt vor dem tödtlichen Streiche geſchüzt, der ihm drohte." — „Hicar lebt noch? rief Sinkarib voller Freude; welch ein Glück! Der Himmel hat mich alſo vor einem Verbrechen bewahret, und mir in ihm einen Beyſtand gegen Pharao's Liſt erhalten; aber wie hat das Wunder geſchehen können, und wo find' ich den ehrwürdigen Weiſen? Wie werde ich im Stande ſeyn, ſeinen Anblick zu ertragen, ich, der ich ihn mit ſo ſchwarzen Undank belohnt habe? Wird meine Beſchämung hinreichend ſeyn dieſe That wieder gut zu machen?" — „Faſſe dich, erwiederte Zefagnie, ich will verſuchen, ob ich ihn hierher bringen kann. Fürchte ſeine Gegenwart nicht, der Himmel, der ſeine Tage erhielt, erhielt ihm auch ſeine Tugenden, ja er krönte ſie, da er ihm noch die Ge-

Gedult in Widerwärtigkeiten verlieh, die er nie gekannt hatte.“

Sie entfernte, ſich um Hicar auf die glückliche Veränderung vorzubereiten, die in Sinkaribs Herzen vorgegangen war. Der Greis wurde davon gerühret, allein Zeſagne empfohl ihm, den Dienſt zu verſchweigen, welchen Xapusmek ihnen geleiſtet hatte. „Di Fürſten, ſagte ſie, verlangen Gehorſam; ſi mögen Recht oder Unrecht haben; und Sinka rib, ob er gleich ſeine Ruhe dem Ungehorſa dieſes Sklaven verdankt, würde es ihm doc nie verzeihen, ſeine Befehle nicht befolgt z haben; wir wollen ihn in dem Gedanken eine wunderbaren Rettung beſtärken, ohne un weiter darüber herauszulaſſen. Der Kön mag die Friſtung deines Lebens, als eine b ſondere Wohlthat des Gottes Bilelſana auslegen.“

Hicar begab ſich nun zu Sinkarib. D Troſt, den er aus Zeſagniens Munde, u aus ſeinen eigenen Betrachtungen geſchöpft h te, die Bequemlichkeiten aller Arten, wodu man ihm den Aufenthalt in ſeinem unterirr ſchen Kerker zu verſüſſen ſuchte, der Gebrau der Elixire, deren wunderthätige Wirkung Kräfte ſeines Geiſtes und Körpers ſtä te; alles dieſes ſchien den Greis gleichſam verjüngt zu haben. Sinkarib ſtürzte ſich ihm in die Arme und hatte Mühe, ſeine Freude zu mäßigen. „Faſſe dich Prinz, ſprach Hicar zu ihm, dein eigenes Intreſſe heiſcht es, daß meine Wiedererſcheinung noch ein Geheimniß bleibe. Ich weiß ſchon was der König von Egypten, von dir verlangt, aber er würde zu noch gefährlichern Mitteln ſchreiten, wenn er erführe, daß die Maasregeln, die man gegen ihn ergreift von mir herrührten. Sobald dein Hof und Nadan es erführen, daß ich noch am Leben bin, ſobald würde es auch den Egyptiſchen Abgeſandten nicht verſchwiegen bleiben. Uebrigens kannſt du wegen der Zumuthungen des Pharao außer Sorgen ſeyn; ich habe in meiner Einſamkeit bereits die Antwort aufgeſezt, die du ihm zuſchicken ſollſt, und ich ſelbſt will unter einem verſtellten Namen die Erfüllung der Verſprechen über mich nehmen, wozu du dich in dieſer Antwort anheiſchig machſt. Hier iſt ſie.“

„Sinkarib der König von Aſſyrien an Pharao den König von Egypten.

„Wen ein Wunder in Erſtaunen ſezt, wird nie ſelbſt etwas Auffallendes hervorbringen können.

„Dein Brief mein Bruder, hat mich durch den Umfang und die Tiefe der Kenntniſſe die er verräth und die hohe Meinung, die du darinne von Menſchen hegſt, mit Bewunderung erfüllt. Viele Gelehrte meines Hofs buhlen um die Ehre den Schimmer deiner Einſichten in der Nähe zu bewundern, und ihre Talente in Löſung der Schwierigkeiten und der Aufgaben zu üben, die du ihnen vorlegen wirſt. Die Bauverſtändigen, welche deinen Palaſt bauen ſollen ſind hier, aber ſie müſſen erſt die Arbeitsleute verſammlen, welche unter ihrer Anleitung arbeiten ſollen, und dieſes erfordert einen Aufſchub von drey Monaten. Ich theile die Ungeduld, welche dieſer Verzug dir verurſachen wird, aber es wird von deiner Seite nur darauf ankommen, Leute ausfindig zu machen, welche ihnen die nöthigen Baumaterialien zubringen können. Uebrigens gehe ich alle deine Bedingungen ein, und bin bereit, die Geiſſeln zu ſtellen, im Fall du dich auf mein Wort nicht ſo, wie ich mich auf das deinige, verlaſſen ſollteſt.“

Sinkarib erſtaunte nicht wenig über den Innhalt dieſes Briefs. Ich weiß wohl, ſagte er zu Hicar, daß du alle Fragen und Aufgaben des Pharao zu beantworten im Stande biſt. Aber wenn ich auch annehme, daß du der Baumeiſter dieſes Luſtpalaſtes ſeyn wollteſt ? wo würdeſt du in drey Monaten Arbeiter bekommen können, um unter deiner Anleitung zu bauen? du müſſeſt dich denn der Geiſter der Luft bedienen wollen." — „Meine Gemahlin, antwortete Hicar, hat die Erbauung dieſes ſonderbaren Gebäudes über ſich genommen; ſie behauptet, den **Pharao** zu zwingen, daß er ſelbſt ſein Unvermögen bekennen ſoll, die Bedingungen zu erfüllen, die ihm in dieſem Briefe vorgelegt werden. Zefagnie betrachtete dieſen Luſtpalaſt als ein Kinderſpielwerk, das man durch einen Weiberſchwank übern Haufen werfen muß. Kehre nach deinem Palaſte zurück, fertige die Abgeſandten des Königs von Egypten ab, ich will mich unterdeſſen in meine Einſamkeit begeben, und hier unbekannt, unter dem Namen Abicam, des chaldäiſchen Sterndeuters und unter Zefagniens Rath, mich nur mit deinen Angelegenheiten beſchäftigen. Sollte dir etwas von Wichtigkeit vorfallen, ſo kannſt du es mir leicht zu wiſſen thun laſſen. Aber ich habe dir noch einen Rath zu geben. Der Feind, dem es gelang, mich bey dir zu ſtürzen, iſt eben ſo ſehr dein als mein Feind. Sey auf deiner Huth; du kannſt es thun, ohne Aufſehen zu erregen, weil dir die Anmaßungen des Königs von Egypten einen ſehr guten Vorwand dazu geben.

ben. Verdoppele deine Wache, verſtärke ſie durch die meinige, die du der Prinzeſſin, deiner Tante, zu einer Ehrenwache ließeſt. Ihr Anführer iſt von unbeſtechlicher Treue, und alle ſeine Offiziere hat er ſich ſelbſt gewählt. Schenk' ihm dein Vertrauen, und du wirſt eine neue Schutzwehr zwiſchen dir und deinem Feinde haben."

Hicar ahndete Nadans Anſchlag. Dieſer undankbare Miniſter merkte zu gut, daß die häufigen Beſuche des Königs bey Zeſagnien nicht zu ſeinem Beſten gereichen könnten, und beſchloß Sinkaribs Leibwache zu beſtechen, den Kopf des Königs an Pharao zu ſchicken, und als ein Egyptiſcher Vaſall ſich ſelbſt auf den Thron von Aſſyrien zu ſchwingen.

Sinkarib theilte ihm den Brief mit, welchen er an den König von Egypten abſchicken wollte. Nadan erſtaunte über ſeinen Innhalt, aber er betrachtete ihn nur als ein Mittel, Zeit zu gewinnen. „Deine Maj. ſagte er zum Könige, weiß wohl, daß du auſſer Stand biſt, die Bedingungen zu erfüllen, die du dir darinne auferlegt haſt. Aber wahrſcheinlich willſt du dieſen Aufſchub nutzen, um dich zum Kriege zu rüſten." „Ja, antwortete Sinkarib, und ich werde alle Kräfte anſtrengen, um mich in

Stand zu ſetzen, mein Vorhaben auszuführen; ich werde 30000 Streit-Wagen aufbieten laſſen; aber erſt muß ich die Abreiſe der egyptiſchen Geſandten abwarten, um bey ihnen keinen Verdacht zu erwecken. Doch kann ich noch in ihrer Gegenwart und ohne das geringſte Aufſehn, die Leibwache, welche ich meiner Tante lies, zu der meinigen ſtoßen laſſen, um ſie einſtweilen abzuhärten, damit ſie mich mit ins Feld begleiten kann.“

Nadan glaubte nun die Urſache der Beſuche des Königs bey Hicars Witbe errathen zu haben, und ſein Mißtrauen lies nach, denn ſonſt hätte die Vermehrung der Leibwache und Sinkaribs ungewöhnliche Neigung, ſich ſelbſt um die Staatsangelegenheiten zu bekümmern, ihn in ſeiner Vermuthung beſtärken müſſen. Er billigte die weiſen Maasregeln ſeines Königs und verſprach, nichts zu vernachläſſigen, um die Macht des Königreichs auf einen reſpektablen Fuß zu ſetzen. Pharaos Abgeſandten verließen Ninive mit Sinkaribs Briefen, und in der feſten Ueberzeugung, daß ſelbſt nach dem öffentlichen Gerüchte, keiner von den Weiſen ſeines Hofs ſich ſo kühn fühlte, die geheimnisvollen Aufgaben des Egyptiſchen Monarchen deuten zu wollen. Zeſagnie hatte aus ihrem Palaſte nach und nach alle Sklaven entfernt, die ihren Gemahl gekannt hatten, den Gärtner ausgenommen, auf den ſie ſich vollkommen verlaſſen konnte; ſie hatte ihre Stelle durch andere Domeſtiken erſetzt, denen der geweſene Herr ganz fremd war. Hicar ſtellte ſich dem Gärtner, der ſchon unterrichtet war, als Abicam als den chaldäiſchen Sterndeuter dar, welcher um die Erlaubniß bäte, Gebrauch von den hinterlaſſenen phyſikaliſchen Inſtrumenten Hicars machen zu dürfen. Er beſchäftigte ſich nur mit Zefagniens Plan zum Bau des Luſtpalaſtes. Hicars Jäger hatten auf Befehl der Zefagnie die Wüſten und Einödden durchſtreichen müſſen, wo der ungeheure Vogel Rok *) zu niſten pflegt. Sie hatten Befehl zwey junge Rokke aus dem Neſt zu nehmen die noch ihre erſten Federn hätten, und ſie dem Gärtner der einſamen Wohnung zu überliefern. Hicar unter dem Namen Abicam, erzog zwey zwölfjährige Sklaven um ſie mit dieſen Vögeln vertraut zu machen, und beyde gleichſam mit einander aufwachſen zu laſſen. Dieſe Kinder warteten die jungen Vögel, und kamen ihnen Tag und Nacht nicht von der Seite; ſie aßen und ſchlie-

---

*) Ein fabelhafter Vogel, der in den arabiſchen Mährchen häufig vorkommt. Er ſoll in den Wüſten Afrikas leben und eine Laſt von vielen Zentnern tragen können

ſchliefen ſogar beyſammen. Bald entſtand unter ihnen Vieren die vertrauteſte Bekanntſchaft; die Rokke, die noch nicht fliegen konnten, liefen überall den Kindern nach, wie ſie ihrer Mutter nachgefolgt ſeyn würden. Die Kinder ſezten ſich den Rokken auf den Rücken, und wurden willig von ihnen getragen. Man legte ihnen kleine bequeme Sättel auf, worauf die kleinen Knaben recht ſtattlich ſaßen, und angebunden wurden, damit ſie nicht fallen könnten. Die Vögel verſuchten ihren erſten Flug im Garten. Hicar hielt ſie an einem langen Bande gefeſſelt, das ihnen um den einen Fuß gebunden war, damit ſie nicht fortfliegen konnten. Nach und nach wurden die Kinder mehr Herr über ſie, und hielten nun ſelbſt das Band, welches ſtatt des Zügels diente. Die Vögel gehorchten der Stimme ihrer kleinen Geſpielen, und ſchwungen ſich in die Höhe oder ließen ſich auf die Erde nieder, wie es die Kinder haben wollten. Dieſe Gelehrigkeit nahm mit ihren Kräften zu; und nun unterrichtete man auch die Kinder, was ſie ſagen und thun ſollten, wenn ſie in Egypten ſeyn würden. Weil ſie beyde guten Kopf beſaßen, ſo koſtete dieß wenig Mühe. Von Zeit zu Zeit weidete ſich Zefagnie an dem glücklichen Erfolge ihrer Erfindung, und gewöhnte die Kinder und die Rokke ihrem Befehle zu gehorchen. Sie ſprach dem Sinkarib,

rib, ſo oft er ſie zu beſuchen kam, Muth und Troſt ein, ohne ihm jedoch zu entdecken, auf welche Weiſe ſie ſeine Furcht und Unruhe zu ſtillen gedenke.

Der König, der aus dem Schlaf erwacht war, worein man ihn auf dem Throne gewiegt hatte, dachte mit Ernſte daran, wie er dem Verfalle ſeines Reichs wieder aufhelfen wolle. Er fand in Nadan eine große Stütze, weil dieſer insgeheim von Hicar beobachtet und genöthigt wurde, den Schatz von Kenntniſſen zu öffnen, womit ihn Hicar bereichert hatte. Nadan ſahe, daß die drey Monate ſich ihrem Ende näherten, ohne daß Zurüſtungen zum Kriege getroffen, oder jemand ernannt wurde, ſich an die Spitze der Geſandſchaft zu ſtellen. Er ſchmeichelte ſich nun, dem Augenblicke nahe zu kommen, wo ſeine ehrgeitzigen Projekte ausbrechen konnten. Die wehrloſen Gränzen waren den Streifereyen der Feinde ausgeſetzt, das Königreich wurde täglich mehr entvölkert, und die Aſſorer flüchteten nach Egypten, um der Knechtſchaft zu entgehen, womit ſie bedroht wurden.

Als der achte Mondwechſel ſeit Sinkaribs Brief an Pharao verſtrichen war, verlangte

Hicar unter dem Namen Abicam ſeine Reiſe anzutreten. Araber aus einer der entlegenſten Wüſte, machten ſeine Bedeckung aus. Erſt jetzt erfuhr Nadan, daß ein chaldäiſcher Philoſoph, der von Zeſagnien beſchützt werde, ſich anheiſchig gemacht habe, den König von Egypten in allen Stücken zu befriedigen. Seine Verwunderung ſtieg, als er hörte, daß Zeſagnie ſelbſt den Magus begleiten wollte, für deſſen Fähigkeit ſie Bürgſchaft geleiſtet habe. Nadan war dieſer ganz auſſerordentliche Schritt ein Räthſel, aber wenn der Erfolg ihren Wünſchen nicht entſprechen ſollte, ſo nahm ſich Nadan feſt vor, Zeſagnien, unter dieſem günſtigen Vorwande, reichlich dafür büßen zu laſſen. Alles war nun bereit, und das Gefolg der Geſandtſchaft verſammelte ſich bey Hicars einſamen Auffenthalte. Sinkarib entzog ſich einen Augenlick dem läſtigen Hofgedränge, um ſich mit ſeinem Geſandten zu beſprechen. „Sey ruhig König, tröſtete ihn der kluge Miniſter, ich bürge dir, nicht allein für die Sicherheit deiner Staaten, ſondern auch für die Wiederkunft der ausgewanderten Einwohner, für die vier Jahre Tribut und für den Erſatz aller aufgewendeten Koſten. Ich laſſe dir den Nadan, der ein geſchickter Mann iſt, und der dir nöthig ſeyn wird. Aber laß ihn nicht aus den Augen; bey meiner Wiederkunft will ich dir erklären, warum ich ihn für ſo gefährlich halte. Seit du dich den Staatsgeſchäften wiedmeſt, kommt ihr weniger mit einander durch eure Vergnügungen in Verbindung, und ſo wirſt du ihm deſto leichter deinen Verdacht verheimlichen können.“ Sinkaribs Geſandter trat nun ſeine Reiſe an; vier Elephanten machten ſein ganzes Gefolge aus. Hicar und ſeine Gemahlin befanden ſich in dem einen Thurme, mit zwey Verſchnittenen; die beyden Rokke und ihre jungen Führer hatten gleichfals jeder den ſeinigen und noch einen Sklaven zu ihrer Bedienung; vier Weiber und zwey Verſchnittene nahmen den Thurm des lezten Elephanten ein. Hundert Verſchnittene zu Pferd mit Säbel und Lanze bewafnet, geleiteten den kleinen Zug. Ein ſeidenes Netz bedeckte die Thürme, in welchen die Vögel verwahrt waren, denn Hicar wollte ſie vor den ſpähenden Augen der Vorwitzigen ſichern, und der Gegenſtand ihrer Beſtimmung ſollte für jedermann ein Geheimniß bleiben. Tag und Nacht patrullirten die Verſchnittenen um den geheimnißvollen Käfigen, um die Neugierigen zu entfernen, und zu verhindern, daß ſie ſich in ein Geſpräch mit ihren Führern einließen, ob gleich dieſe ſelbſt nichts anders wuſten, als daß die Elephanten mit auſſerordentlichen Geſchenken für Pharao beladen wären. Die Karavane langte zu Maſſer *) ohne den geringſten Unfall an. Hicar ſchlug ſein Lager in der Nähe der Stadt an einem bequemen Orte auf, und ließ beym Könige Pharao als Abgeſandter des Königs Sinkarib um Audienz bitten. Der Egyptiſche Monarch, der ſich auf die Nachrichten verließ, die er von den Prieſtern des Oſiris erhalten hatte, deren Tempel mitten in dem großen See Maron liegt, wußte zu gut, daß die Erfüllung ſeiner Aufgaben menſchlicherweiſe unmöglich wäre. Gegen alles zauberiſche Blendwerk war er auf ſeiner Huth und zum Voraus überzeugt, durch ſeine Fragen und Anträge die Einſichten des vermeintlichen Weiſen, den ihm der König von Aſſyrien geſchickt habe, in Verlegenheit zu ſetzen. Er ließ den Geſandten zu wiſſen thun, daß er bereit ſey, ihm Audienz zu ertheilen, und empfieng ihn, um ihn noch mehr zu blenden, immer in vollem Prunke und Glanze ſeines Hofs. Hicar hatte ſich auf eine ganz eigne und ſonderbare Weiſe gekleidet, die ſelbſt am Hofe Sinkaribs fremd und unbekannt war, und ſo erſchien er vor dem Monarchen. Sein zuverſichtlicher Gang und ſein majeſtätiſches Weſen, erregten die Bewun-

derung

---

*) Maſſer oder Mizraim, ſo heißt Groß-Kahira weil es von Mazraim Cham's Sohn erbaut ſeyn ſoll.

derung der ganzen Verſammlung. Er näherte ſich den Füßen des Thrones, warf ſich vor ihm nieder und hub nun alſo an zu reden:

„Mächtiger Monarch! du haſt dem Könige meinem Herrn einen Kampf anbieten laſſen, den er um ſo williger eingieng, weil dadurch weder die Ruhe, noch das Leben der beyden Nationen leiden. Dieſer Kampf iſt nur ein Wettſtreit von Kenntniſſen und Weisheit, und ich komme in ſeinem Namen, um deine Größe zu bewundern, aber dich auch zugleich die Größe meines Königs kennen zu lehren, und ihm auf immer deine Hochachtung zu erwerben. Bleib ich durch die Gnade des Himmels Sieger, (erlaube mir, o erhabener Monarch, dich an deine Bedingungen zu erinnern) ſo haben wir dein heiliges Wort, daß du uns vier Jahre lang von allem, was Egypten erzeugt, Tribut zollen willſt. Finde ich mich aber dahin gebracht, deinen Foderungen in den ausgemachten Punkten keine Gnüge leiſten zu können, ſo ſoll mein Kopf für meine Verwegenheit büßen, und der König von Aſſyrien, deſſen Ehrfurcht für tiefe Einſichten und Kenntniſſe keine Grenzen kennt, wird ſich nicht allein für deinen Vaſallen erklären, ſondern er macht ſich auch anheiſchig, jährlich deiner

Schatzkammer ein Löſegeld zu zahlen, wie du es ſelbſt beſtimmen wirſt.“

Der edle und beſcheidene Anſtand des aſſyriſchen Geſandten, die Ordnung und Deutlichkeit, und der Nachdruck, die in ſeiner Rede herſchten, ſetzten den Pharao in Erſtaunen. Er warf ſich insgeheim die Kühnheit ſeines Schrittes vor. „¿ Wie iſt es möglich, dachte er, daß ein Monarch, in Weichlichkeit verſunken, ganz der Sklave ſeiner Leidenſchaften ſeyn, und ſein Volk unter dem Joche der Tyranney ſeufzen laſſen kann, der ſolche Männer um ſich hat, wie dieſen, der ſich mit eben ſo viel Muthe als Weiſheit ausdrückt? Würden ſie ſich für das Wohl eines Fürſten aufopfern wollen, deſſen ganzes Leben ein Gewebe von Fehlern und Schwachheiten wäre? Hätte der alte Hicar, wenn er noch lebte, unter den gegenwärtigen Umſtänden als Abgeſandter des Königs von Aſſyrien wohl anders reden können?“

Dieſe Betrachtungen machten, daß Pharao mit ſeiner Antwort auf die Rede des Geſandten ein wenig zögerte; endlich brach er das Stillſchweigen — „¿ Geſandter des Sinkarib, wie iſt dein Name?“ — „Ich heiße Abicam und bin der lezte von den Sklaven meines Herrn, ich bin eins von den Würmlein, die unbemerkt bis jezt um ſeinen Thron krochen. Am Hofe meines Herrn ſind die Aemter und Ehrenſtellen weit geſchicktern Händen anvertraut, als den meinigen." — „In Wahrheit, erwiederte Pharao, deſſen Verwunderung immer mehr zunahm, wenn ich den geringſten der Sklaven des Königs von Aſſyrien vor mir ſehe, ſo muß ſein Land mit Göttern bevölkert ſeyn! Aber wenn du der kleinſte unter ihnen biſt, warum hat man dich vor ſo vielen großen Männern auserkohren, da doch, wie du ſagſt, der König Sinkarib ſo viele Achtung für mich hegt?" — „Großer König, antwortete der Geſandte, die Honig-Biene, die den Platz zwiſchen den Vögeln und den Inſekten einnimmt, iſt eins der kleinſten von den geflügelten Thieren und doch weiſt du, welch ein wunderbares Werk ſie baut; man ſchäzt es ſogar würdig auf der Tafel der gröſten Monarchen zu prangen. Vor Sinkarib finden die kleinen wie die großen Gnade; er ſchaut auf ſie alle von dem Gipfel ſeiner Höhe herab, auf welchen das Schickſal ihn geſtellt hat."

Diese Antwort entzückte den König von Egypten, der zwar von ſeiner eignen Größe eingenommen war, aber ſich nicht entbrechen konnte, ſolchen Verdienſten und Kenntniſſen ſeine Hochachtung zu zollen, die ſich ſo weit über die gewöhnlichen Gränzen zu erheben ſchienen. Er beurlaubte den Hicar und bot ihm zu ſeiner Wohnung den ſchönſten Palaſt in Maſſer an, aber Jeſagniens Gemahl zog ſein Läger vor, wo ihn Pharao mit allem, was er benöthigt ſeyn konnte, verſorgen lies.

Kaum war Hicar in ſeinem Zelte angelangt, ſo kam ein Miniſter des Königs und meldete ihm, daß er ſich in drey Tagen im Palaſte einſinden und ſich bereit halten ſollte, die Fragen zu beantworten, die ihm vorgelegt werden würden.

Der Weßir, der in der Kunſt der Höfe ausgelernt war, empſieng den egyptiſchen Miniſter auf eine Art, von der ſich dieſer keine Vorſtellung gemacht hatte. Auch gieng er mit der feſten Ueberzeugung hinweg, daß der, mit dem er geſprochen habe, ein Weſen ſey, das über alle andere Sterbliche erhaben wäre. Nach Verlauf dreyer Tage verfügte ſich Hicar in den königlichen Palaſt. Man erwartete ihn am Eingange, um ihn mit großer Feyerlichkeit vor den Thron zu führen, auf welchem Pharao ſaß, und mit einem purpurnen, goldgeſtickten und von Juwelen blitzenden Gewande bekleidet war. Alle Großen des Reichs bildeten um den König einen eben ſo glänzenden als prächtigen Hofſtaat. Der Aſſyrer, nachdem er ehrerbietig den König und die Verſammlung gegrüßt hatte, erwartete mit niedergeſchlagenen Augen und kreuzweis über die Bruſt gelegten Händen, die Anrede des Königs.

„Abicam, ſagte der König zu ihm, alles iſt Räthſel in der Welt; jeder anſchauliche Gegenſtand faßt eine wichtige Wahrheit in ſich. Blicke auf mich und auf die, welche meinen Thron umgeben. ¿Wem gleiche ich in der Mitte meines Hofſtaates?" — „Großer König, antwortetete Hicar, ich fühle mich von einer Bewunderung durchdrungen, als ob die Hülle fiele, welche die Götter meines Landes bedeckt, und ich vor meinen Augen Bilelſanam in ſeiner ganzen Glorie ſähe." — Der König von Egypten war mit dieſer Antwort zufrieden, und gab Befehl, daß man den Geſandten mit einem der ſchönſten Kleider, die in ſeinem Palaſte wären, bekleiden ſolle. Er verſchob auf Morgen die Fortſetzung ſeiner Fragen.

Der König war an dieſem Tage weiß gekleidet, und ſeine Hofleute trugen Kleider von verſchiedenen, aber nicht ſehr glänzenden Farben.

ben. — „¿Was ſiehſt du jezt Abicam?" fragte Pharao. — „Ich ſehe König, die Gefilde des fruchtbaren Egypten, aber öde und verdorret und des Lebens und Wachsthums beraubt. Sie ſind in banger Erwartung der Schätze, die auf den Gipfeln der äthiopiſchen Berge ſchmelzen und ſich ergießen ſollen. Siehe dies iſt das Bild des Hofs, der dich umringt, Dein großer Turban ſtellt dieſe belebenden, ernährenden Schneeberge vor, auf welchen das Gewölbe des Himmels zu ruhen ſcheint. Deine Augen und dein Mund ſind die wohlthätigſten Quellen, welche die befruchtenden Salze in die Ferne ausſpenden. Und deine Hände verbreiten wie die Ausflüſſe des Delta den Ueberfluß deiner Schäze, und alles, was lebt bekömmt neues Daſeyn."

Kaum hatte er geſchwiegen, ſo glänzte allgemeine Bewunderung in allen Blicken. Pharao lies dem aſſyriſchen Abgeſandten noch ein koſtbareres Kleid als das vorige reichen, und beſchied ihn auf morgen zur dritten Audienz.

Hicar traf bey dieſer Audienz den Monarchen ſo funkelnd von Edelſteinen an, daß es faſt unmöglich war, ihn anzuſchauen; ſeine Weßire waren ebenfalls damit bedekt. Der Schimmer dieſer Juwelen blendete den Geſandten und zwungen ihn, ſeine Augen auf den Boden zu heften. Pharao wollte dieſen Umſtand nützen; „¿weiſer Aſſyrer, ſagte er, was empfindeſt du?“ — „Ich erwachte ſpat, antwortete Hicar, und meine Augen noch matt von dem Dunkel, das ſie während des Schlafs umgab, vermögen noch nicht den Glanz der Sonne zu ertragen, von der deine Majeſtät mir das Bild darſtellt. Aber ich halte meine Hand vor meine Augen, und bin im Stande, die Zierden des Thierkreiſes und die ſieben Planeten zu betrachten und zu erkennen, welche ihr Licht von dem Geſtirne leihen, das die Welt erleuchtet.“

Dem Pharao entwiſchte ein lauter Ausruf von Bewunderung, aber noch war es nicht Zeit, ſich für überwunden zu erkennen, denn wenn Aſſyriens Geſandter alle die vorgelegten Fragen durch befriedigende Antworten erwiedern könnte, ſo blieb doch immer noch der Luftpalaſt zu bauen übrig, und dann war Pharao noch immer Herr, Geſetze vorzuſchreiben, und nicht ſie zu empfangen. Um jedoch Hicars Weisheit auf eine neue Probe zu ſetzen, redete er ihm folgender Geſtalt an. „Du haſt mir drey Antworten hintereinander gegeben, die mich vollkommen befriedigt haben, du haſt die Anſpielungen richtig erklärt, auf welche ich durch die Pracht meines Hofs deutete; aber mit was könnteſt du nun deinen König Sinkarib vergleichen?“ — „Großer König, antwortete Hicar, ich wagte es noch nie meine Gedanken ſo weit zu erheben; ein Unternehmen wie dieſes, würde meine Kräfte überſteigen. Es iſt mir faſt unmöglich, zu gleicher Zeit alle ſeine Verhältniſſe zu umfaſſen, denn ich könnte ihn unter jedem Bilde auf eine glorreiche Art darſtellen. Als Freund des Friedens, gleicht er dem Südwinde, der, wenn ihn nichts aufhält, kaum die Oberfläche der Gewäſſer kräuſelt. Will aber der Nordwind ſeine Herrſchaft ihm ſtreitig machen, dann ſtürmt er in Orkanen und im Gefühle ſeiner Stärke. Es ſchlängeln ſich Blitze durch Blitze, es rollt der mächtige Donner; die wüthenden Fluthen des Meeres erſchüttern die gröſten Felſen, und ſcheinen die Grundveſten der Erde untergraben zu wollen!“

Dieſe Worte Hicars, die dem Ungewitter glichen, das er ſchilderte, erfüllten alle Anweſenden mit Schrecken; der König von Egypten und ſein Hof fühlten ſich beſtürzt und zu Boden geſchlagen, und jeder ſah im Geiſte Sinkarib ſo hoch über ſich erhaben, wie die Gewölbe des Palaſtes von Waſſer. Tiefes Stillſchweigen zeugte von der Größe des Talents des Redners und der Beſtürzung ſeiner Zuhörer. Hicar hatte ſich ſeiner Begeiſterung überlaſſen, aber trotz der fürchterlichen Gröſſe, mit welcher er ſeinen Fürſten geſchildert hatte, doch keine perſönliche Beleidigung ſich erlaubt. Er war ein Bote der Worte des Friedens, und muſte vor Krieg warnen; man hatte ihm, ohne daß er es ahnden konnte, ſelbſt ein Mittel an die Hand gegeben, den König Pharao fühlen zu laſſen, daß die Macht ſeines Herrn nicht zu verachten ſey.

Pharao's Stolz empörte ſich, daß er auf der Welt einen Nebenbuhler haben ſollte; aber die Gegenwart des aſſyriſchen Geſandten bewieß ihm, daß es möglich ſey. „Man zähle die Menſchen nicht, wie man die Thiere zählt, dachte er bey ſich; ein Kameel iſt nie mehr werth als ein Kameel, aber der Mann, den ich vor Augen habe wiegt ein ganzes Kriegsheer auf. Was er eben geſagt hat, würde in jedes andern Munde die Fülle der höchſten Verwegenheit geweſen ſeyn, allein bey ihm war es nur das erhabene Gefühl des Muths." Als er dieſe Betrachtung bey ſich angeſtellt hatte, befahl er, dem Abicam ein noch reicheres Ehrenkleid zu geben. „Morgen Abicam, ſagte er, finde dich wieder zur Audienz bey mir ein, ich habe dir noch eine Frage vorzulegen, die du mir beantworten mußt. Ich weiche nicht von dem ab, was ich von Sinkarib gefodert habe; die Wärme deines Eifers ſoll mich nicht täuſchen, und mir vorſpiegeln, als ob er vermögend ſeyn ſollte, mir zu widerſtehn; bleibſt du in allen Stücken Sieger, ſo würde ich deinen Triumph als eine Gunſt des Himmels betrachten und ſie zu ehren wiſſen. Iſt aber der Vortheil in irgend einer Sache auf meiner Seite, ſo ſoll mich nichts von der Verfolgung meiner Rechte und Anſprüche abhalten. — „Und ich werde auf die meinigen dringen, antwortete Hicar, ſobald ſie hinlänglich ins Licht geſetzt ſeyn werden.“ Zum viertenmale wollte er ſich beym Könige beurlauben, als dem vermeintlichen Abicam Nachricht gebracht wurde daß ein Eilbote aus Aſſyrien mit Depeſchen für den König von Egypten angelangt ſey. Hicar bat um Erlaubniß, ihn eintreten laſſen zu dürfen. Er nahm den Brief, drückte ihn an ſein Herz und ſeine Stirne und überreichte ihn dem Könige, an den er gerichtet war. Pharao eröffnete ihn, und laß folgendes:

Sinkarib, der König von Aſſyrien an Pharao den König von Egypten.

„Wo Vernunft und Redlichkeit obwalten, kann jeder Zwiſt gütlich ausgeglichen werden.

„Ich habe meinen Knecht Abicam zu Dir geſandt, der ohne Zweifel deine Wünſche befriediget hat, und mit dem Du, wie ich glaube, eben ſo zufrieden geweſen ſeyn wirſt, als mit mir, der ich nichts mehr, als die Erhaltung des Friedens und Deiner Freundſchaft wünſche, und ſo feſt darauf rechne, als ob Du mir ſie ſchon gelobet hätteſt. Wie gern, mein Bruder, möchte ich auf eben dem Fuße mit allen meinen Nachbarn ſtehen, aber ich habe deren, die mehr ehrſüchtig, als weiſe ſind, denn das Licht des Verſtandes kann nicht überall durchdringen. Ich bin jezt beſchäftigt, die Macht meines Reichs auf einen ſo reſpektabeln Fuß zu ſetzen, daß ich im Stande bin, den geringſten Bruch der geſchloſſenen Verträge ſie bereuen zu machen; aber ich bin 900 Karars*) benöthigt, die mir noch an der Bezahlung von 60,000 Streitwagen fehlen, welche ich ausrüſten laſſe. Ich bitte Dich, mir dieſe Summe vorzuſchießen, und ſie meinem Geſandten einhändigen zu laſſen. Dieſer Beweis von Zutrauen wird dir noch größere Anſprüche auf meine Hochachtung erwerben."

Hicar hatte durch die Weisheit und Standhaftigkeit ſeiner Antworten den Pharao vom

Er=

---

*) Eine Goldmünze, ungefähr 50 Laubthaler am Werth.

Erſtaunen zur Bewunderung gebracht; Sinkarib vermehrte dies alles noch durch ſeinen Brief. Dieſer Brief war Beweis, wie ganz unbekümmert der Monarch wegen ſeines Geſandten und des Ausgangs ſeiner Sendung war, und daß er ſich ſchon zum voraus als Sieger in dem angebotnen Wettkampfe betrachtete. Ueberdieſes zeigte er ſich als einen König von furchtbarer Macht, der von 60,000 Streitwagen, als von einer bloßen Vermehrung ſeines Kriegsheers ſchrieb. So hatte es **Nadan** den Abgeſandten **Pharao's** nicht vorgeſtellt, er hatte ihnen nur geſagt, daß der König 40000 ſolcher Wagen wolle ausrüſten laſſen und daß er nicht vermögend ſey, auch nur die Hälfte zuſammen zu bringen, und jezt erwähnte Sinkarib in ſeinem Briefe deren noch ein Drittheil mehr und bat nur um einen Vorſchuß von 900 Katars, um dieſe ungeheuern Koſten zu beſtreiten, die er als Kleinigkeit behandelte. In jeden andern Verhältniſſen würde **Pharao** dieſe Aufſchneiderey als einen bloßen politiſchen Kunſtgrif betrachtet haben, aber Sinkaribs Abgeſandter hatte ihm eine ſolche Hochachtung für ſich eingeflößt, daß er dem Briefe vollkommen Glauben beymaß.

„Abicam! ſagte er zu ihm, ehe ich Sinkaribs Verlangen erfüllen kann, muſt du erſt den Bau des Palaſtes angefangen haben, zu dem ſich dein König anheiſchig gemacht hat. Von der Erfüllung dieſer Verbindlichkeit wird meine Antwort abhängen.“

„So bitte ich deine Majeſtät, antwortete Hicar, daß du mir einen Platz dazu anweiſen läſſeſt; denn obgleich dieſes, in ſeiner Art ſehr unbedeutende Wunderwerk, die Erde nicht berühren darf, ſo ſteht es doch mit ihr in gewiſſen Beziehungen, die genau beſtimmt werden müſſen. Es muß dem Baumeiſter, der ſich in meinem Gefolge befindet, der Riß dazu mitgetheilt, und die Materialien an einem Orte zuſammengebracht werden, wo ſie den Handlangern in der Nähe ſind, die ſie meinen Arbeitern zureichen ſollen.“ „Ich verlange bloß, antwortete der König einen Pavillon von 100 Fuß im Gevierten, mit einer Kuppel von verhältnismäſſiger Höhe; er ſoll mit einer Terraſſe von 20 Fuß im Umfange umgeben ſeyn, um welche ein Geländer $2\frac{1}{2}$ Fuß hoch läuft. Von der Terraſſe ſoll eine Treppe zur Erde herabführen, ſo daß man beym Abſteigen vom Kameele bequem mit dem Fuße darauf treten kann. Dieſer Pavillon, deſſen äuſſere Verzierung ich der Willkühr deines Architekten überlaſſe, muß

150

150 Fuß von der Erde erhoben ſeyn, und dem Hügel gegenüber ſchweben, wo du dein Lager aufgeſchlagen haſt. In vier Tagen ſollſt du mehr Materialien erhalten, als zu vier ſolchen Gebäuden erfodert werden, und ich will dir auch Handlanger und Taglöhner ſchicken, um dieſe Materialien deinen Arbeitern zuzutragen; aber erinnere dich unſerer Bedingungen!" — „Großer König, erwiederte Hicar ich würde die Ehre haben, dich ſelbſt daran zu erinnern, wenn es möglich wäre zu vergeſſen, was ſchriftlich aufgeſezt iſt. In vier Tagen wird deine Majeſtät Augenzeuge von der genauen Befolgung deiner Befehle ſeyn. „Die Pünktlichkeit und Kaltblütigkeit in Hicars Antworten ſezten den Pharao vollends in die größte Verlegenheit. Er zweifelte nun keinen Augenblick mehr, daß er es mit einem gewaltigen Magus zu thun habe, und ſobald der Aſſyriſche Geſandte ſich entfernt hatte, ließ er eiligſt die Prieſter des Oſiris und Anubis rufen, um ihren Rath zu vernehmen. Er verhehlte ihnen nicht, in welcher Verlegenheit er ſich ſelbſt fühle, ſtatt daß er gehofft habe den Sinkarib darein zu verſetzen. „Dieſer König, fuhr er fort, hat mir einen weiſen Sterndeuter geſchickt, der alle meine Gedanken erräth. Weit entfernt, ſo myſtiſch und dunkel zu ſeyn, wie dergleichen Leute immer zu ſeyn pflegen,

leihet er im Gegentheil meinen Ideen mehr Klarheit, und ſtellt ſie mir in einem weit deutlichern Lichte dar, als ich ſie ihm vortrug. Ihr, die ihr in allen Wiſſenſchaften erfahren ſeyd, belehret mich, wer iſt dieſer Mann? woher hat er ſeine Kenntniſſe? und auf welche Hülfsmittel verläßt er ſich, um vor meinen Augen einen Pavillon in der Luft zu erbauen, deſſen Riß und Ausmeſſung er ſich mit eben ſo viel Zuverſichtlichkeit von mir geben ließ, als ob kaum die Rede von einem Gebäude auf feſtem Boden geweſen wäre!“

„Großer König, antwortete der Aelteſte der Prieſter, ſeit ſich dieſer Abicam an deinem Hofe aufhält, haben wir auf alle mögliche Weiſe verſucht, die Beſchaffenheit ſeiner Konſtellation zu erforſchen; aber vergebens ſind wir mit dem Winkelmaas alle Konſtellationen des Thierkreiſes durchwandert, wir haben das Geſtirn nicht entdecken können, welches ſeine Conſtellation regiert. Wir vermuthen daher, daß es ſich in einem höhern Himmel befinden müſſe, als der, welcher der Gegenſtand unſerer Kunſt und unſerer Beobachtungen iſt. Chaldäa hat ſtets mächtige Schwarzkünſtler hervorgebracht, es wäre leicht möglich, daß er unter ihre Zahl gehörte. Aber wenn er auch noch ſo erfahren in ſeiner Kunſt iſt, ſo würde es ihm doch gänzlich unmöglich fallen, es ſo wenig durch Hülfe der Natur ins Werk zu ſetzen, als uns durch ein Blendwerk zu täuſchen, ſobald nur drey von uns bey der Anwendung und dem Gebrauche ſeiner verborgenen Hülfsmittel zugegen ſeyn können. Wir werden uns an dem Tage, wo er ſeinen Bau anfangen will, an dem beſtimmten Orte einfinden, und wir zweifeln ſehr, ob ſeine Arbeiter, wenn er deren hat, das durchdringende Feuer unſerer Blicke und die Beſchwörungen unſerer Magie auszuhalten im Stande ſeyn werden." —

Dieſe Rede beruhigte den König; er befohl, daß alles an dem ausgeſuchten Platze zum Bau des Pavillons in Bereitſchaft gehalten werden ſollte. Vier tauſend Aethiopier, 600 Wagen, 100 Elephanten, und die geſchickteſten Handwerker Egyptens wurden befehligt, die nöthigen Materialien herbey zu ſchaffen. Hicar und Zefagnie beobachteten ruhig dieſe großen Anſtalten. Die Mittel, deren ſie ſich bedienen wollten, waren ſo einfach, daß ihnen für ihrem glücklichen Ausſchlage nicht bange ſeyn konnte.

Die beſtimmte Zeit war unterdeſſen verſtrichen, und ein Ehrenherold meldete dem Hicar, daß der König von Egypten ihn im Palaſt erwartete. Er eilte ſogleich dahin.

„Weiſer Abicam, redete ihn Pharao an, was du verlangt haſt, iſt geſchehen. Auf dem angewieſenen Platze wirſt du alles antreffen, was zur Erbauung eines Palaſtes nöthig iſt. ¿Sind Sinkaribs Arbeiter nun bereit Hand ans Werk zu legen?“ — „Sie warten nur auf einen Wink von dir, antwortete Hicar, und wenn ſich deine Majeſtät in einer Stunde nach dieſem Platze verfügen will, ſo ſollen deine Wünſche erfüllt werden. Ich kehre nach meinem Lager zurück, um die Anſtalten zu beſchleunigen.“

Der Egyptiſche Monarch gerieth in eine neue Verwunderung, als er Abicam noch immer ſo ſorglos und der Erreichung ſeines Zwecks gewiß, erblickte. Er befohl, daß ſogleich 100 Wagen angeſpannt werden ſollten, damit ſein ganzer Hof Zeuge eines ſo auſſerordentlichen Schauſpiels ſeyn könne. Die Prieſter des Oſiris und Anubis vermehrten dieß Gefolge und Naſſer's ganze ungeheure Volksmenge ſtrömte ebenfalls dahin. Hicar und Zefagnie erwarteten den Pharao unter den Waffen. Hicar hatte ſeine ganze Bedekkung ausrücken laſſen und erſchien eben ſo furchtbar unter den Panieren des Kriegsgottes, als unter dem Schilde der Göttin der Weisheit. Die vier Elephanten mit ihren Thürmen, auf welchen Wimpeln flatterten, ſtanden vor der Fronte, und die Rocke und ihre Reiter befanden ſich jeder in ſeinem Thurme und warteten auf das verabredte Zeichen. Sobald Hicar von ferne Pharao's Wagen unterſcheiden konnte, ließ er Zefagnieu ſich in ihren Thurm begeben und befahl der Muſik, ſich hören zu laſſen. Er ſelbſt ſprengte in vollem Galloppe dem Könige entgegen, um ihn zu bewillkommen. Kaum konnte der König von Egypten ſeinen Augen trauen, daß dieſer ſo ſtattliche Reiter, von ſo kriegeriſchem Ausſehen, der aſſyriſche Geſandte von Perſien ſeyn ſolle? Hicar ſprang vom Pferde, gab ſich dem Könige zu erkennen, und bezeigte ihm ſeine Ehrerbietung. — „Wie? biſt du es Abicam? fragte ihn der erſtaunte Pharao. Wie haſt du's angefangen, dich von der Laſt der Jahre zu befreyen, dich eben ſo durch körperlichen Anſtand, und körperliche Kräfte auszuzeichnen, als du dich ſchon durch Weisheit auszeichneteſt?" — „Großer König, antwortete Hicar, deine Majeſtät erhebt zu ſehr die ſchwachen Talente, die du an Abicam zu bemerken geruhſt; ſie ſind Wirkungen des edeln Wetteifers, welchen der große König, mein

Herr, ſeinen Dienern einzuflößen weiß. Aber wir wollen nicht länger die Erfüllung der Verbindlichkeit verzögern, die mein Herr mit deiner Maj. eingegangen iſt. Meine Arbeiter ſind in Bereitſchaft, ſie brennen für Ungedult, die Beweiſe von ihrem Eifer und ihrer Geſchicklichkeit zu geben, und erwarten bloß deine Befehle.“ — „Laß ſie anfangen!“ antwortete Pharao. — Hicar näherte ſich den Elephanten und winkte mit der Hand, auf dieſes Zeichen ſchwanden die Netze, welche zwey von den Thürmen bedeckten. Eine Dame erſchien auf der Zinne des Thurms. Sie war in aſſyriſcher Tracht gekleidet; ein purpurner Rock, mit goldnen Sternen, war ihr Gewand; ein florner Schleyer wallte im Winde, und hieng von der Spitze einer Thiara herab, die mit Diamanten beſezt war, welche mit den Strahlen der Sonne zu wetteifern und ihren Glanz ſtreitig zu machen ſchien; ihre feurigen, durchdringenden Augen ſchoſſen Blicke, welche allem, was ſie umgab, Gehorſam und Unterwerfung geboten. Auf ihrem Geſichte glänzten zu gleicher Zeit der Stolz und die Reize ihres Geſchlechts. Sie ſchlug dreymal mit ihrem Stabe in die Luft, und rief mit vernehmlicher und feſter Stimme: —

Sklaven des mächtigen Königs Sinkarib, gehorchet den Befehlen des großen Königs Pharao!

Plötzlich vernahm man ein gewaltiges Getöſe; die Rokke ſtiegen aus ihren Thürmen empor, und entführten hoch in die Wolken zwey der ſchönſten Jünglinge, die je ein menſchliches Auge ſah. Trotz der Schnelligkeit des Flugs, der ſie fortriß, ſaßen ſie leicht und ſpielend auf dem Rücken ihrer ätheriſchen Roſſe, und ſchienen den Rückweg nach ihrem Vaterlande dem Himmel antreten zu wollen. Blumenkränze, deren lebhafter Glanz noch mehr die Schönheit ihres Antlitzes erhob, waren die einzigen Bande, die man ihren ſchönen Haaren angelegt hatte. Ihre Locken ſpielten im Winde, der ſie bald ausbreitete, bald flattern ließ, und ihnen die Macht der Fittige zu geben ſchien. Ihr Gewand von farbigtem Flor, der jeder Bewegung nachgab, bildete um ſie einen bunten und leuchtenden Kreis, gleich der bunten Binde der Regenbogengöttin. In der Hand hielten ſie eine goldene Kelle, die ſie nachläſſig bewegten. Ein naives Lächeln belebte ihre Züge und zeigte, daß ſie ohne Furcht ſich dem Elemente anvertrauten, in welchem ſie ſchwebten.

Die Ueberraſchung hatte dem Pharao, und der ganzen Menge der Zuſchauer den Gebrauch der Stimme geraubt, aber bald brachen ſie alle in einen lauten Ausruf der Bewunderung aus; ſelbſt Hicars Gefolge nicht ausgenommen, dem dieſe Geheimniſſe gleichfalls unbekannt waren. Die Offiziere von der egyptiſchen Leibwache näherten ſich den Offizieren des Hicar; „¿Was für ein Wunder ſtellt ſich unſern Augen dar?“ fragten ſie. — „Wir wiſſen nicht mehr davon, als ihr!“ antworteten die Aſſyrer.

Pharao war ganz entzückt; aber das Erſtaunen der Prieſter übertraf alle Vorſtellung. Endlich ſammelte der Monarch ſeine Sinne und fragte die Prieſter, was ſie von dieſem Wunder hielten. „Großer König, gaben ſie zur Antwort, es iſt die prachtvollſte Magie, ſie überſteigt alle menſchliche Kräfte und unſre Einſichten!“ — Der König wendete ſich nun zu Hicar — „Abicam ſagte er, ¿wie heißt die Zauberin, oder Göttin, die unſern Augen erſchienen iſt, wohin ſind die Geiſter geeilt, die ſie hervorgerufen hat?“ —

Großmächtigſter Monarch, erwiederte Hicar; hier ſind weder Göttin, noch Zauberin, noch Geiſt mit im Spiele; du ſahſt ein Frauenzimmer und zwey Kinder, Unterthanen des Königs Sinkarib. — ¿Werden ſie wieder kommen? — Sie werden deinen Pavillon bauen; das Frauenzimmer, das du geſehen haſt, iſt ſein Architekt. Schaue auf, deine Arbeiter ſteigen herab!" — Sobald Hicar die Vögel ſo nahe ſah, daß er ſie errufen konnte, ſchrie er ihnen zu; „Sklaven des Sinkarib, thut eure Pflicht!" Zu gleicher Zeit zeigte ſich die Dame von neuen, und mit einem Schlag ihres Stäbchens winkte ſie den Kindern, über ihrem Haupte zu ſchweben. „¡Arbeiter! ſagte ſie zu ihnen euer Fundament iſt gegraben, laßt euch nun die Materialien reichen, die ihr nöthig habt, um den Bau anzufangen! Hier habt ihr meine Ausmeſſungen." Sie warf ihnen einen Knaul Band zu; die Kinder fiengen es auf, und nahmen nun ihren Flug nach der Gegend, wo die Handlanger ſie mit den Baumaterialien erwarteten. Pharao begab ſich ebenfalls dahin und die Prieſter in Begleitung der Sterndeuter miſchten ſich unter die Handwerker.

Die Rokke ſchwebten einige Zeit über den Handlangern, und ſenkten ſich ſo weit herab, daß die klaren und ſilbernen Stimmen ihrer jungen Führer verſtanden werden konnten. — „Sklaven des Königs Pharao, riefen ſen die Kinder ihnen zu, reicht uns die Steine, den Sand, den Kalch, damit wir den Palaſt für euern Herrn bauen können!" — Die Sklaven des Königs von Egypten und die Handlanger ſtanden beſtürzt da, und ſperrten den Mund auf.

„Großer König, rief die Dame von der Höhe ihres Thurms herab, welche feige Elende haſt du in deinem Dienſte! bediene dich deiner Gewalt, um ihren Seelen Muth zu machen, welche die Sklaverey erſchlaft hat; befiehl daß man ihnen die Baſtonnade auf die Fußſohlen gebe!" Pharao blieb unbeweglich und ſtumm. Zeſagnie redete hierauf ihre geflügelten Arbeitsleute an: „Sklaven des Königs Sinkarib, euer Herr will ſich in allen Stücken dem König Pharao gefällig beweiſen. Wenn es euch unmöglich iſt, die Erde zu berühren, ſo ſtreicht wenigſtens tiefer an ihr weg damit ihr den Handlangern, die euch nicht erreichen können, näher kommt." Sie gab ein Zeichen mit ihrem Stabe, dem ſie gewohnt waren zu gehorchen, und die Rokke fiengen an ſich in einem kreisförmigen Fluge auf die Erde herabzulaſſen. Als die Aethiopier dieſes ſahen, warfen ſie ſich mit dem Bauche auf die Erde. Einige, welche aus Dummdreiſtigkeit ſtehen geblieben waren, wurden durch die Füſſe und gewaltigen Flügel der Vögel hart zu Boden geſtürzt. Die Prieſter des Oſiris hatten einen Kreis geſchloſſen, in deſſen Mitte ihr Oberhaupt ſtand. Weil ihre Abſicht war, durch ihre Blicke das Werk der Zauberey zu zerſtören die ſie hier verborgen wähnten, ſo hatten ſie ſich in dieſem magiſchen Kreiſe verſammelt. Aber ihr Oberhaupt hätte nicht Kopf und Faſſung verlieren ſollen. Als er die ſchönen Jünglinge vom Himmel kommen ſah, blieb er in Verzückung ſtehen und das Zeichen ſeiner Macht entwiſchte ihm aus den Händen. Sein ganzes Geſolge war eben ſo verſteinert, bis ein Schlag des immerthätigen Stäbchens der Dame, den Sturm nach ihrer Seite lenkte. Bey der Blitzesſchnelle und dem orkanähnlichen Getöſe des Flugs der **Rokke** ſtürzten alle Prieſter über einander her, verwickelten ſich in ihre eigenen Gewänder und krochen um der Gefahr zu entrinnen ſo ängſtlich zuſammen, daß dieſe ganze Verſammlung von Weiſen und Gelehrten einem unförmlichen lebloſen Klumpen glich. Die Ebene, die vorher mit einer unabſehbaren Menge Volks bedeckt war, ſchien nun eine Einöde voll Trümmern. **Pharaos** ſtolzer, aber ſtarker und erhabener Geiſt, war der einzige, den das Erſtaunen nicht zu Boden geſchlagen hatte. Er wendete ſich an **Hicar**, der ſtets ihm zur Seite geblieben war. „Abicam, ſagte er zu ihm, ich habe mich durch Schimären blenden laſſen, der Schein hat mich bethört; im Kreiſe meiner Weiſen verlies ich mich zu ſehr auf ihre Macht. Ich wähnte, daß ſeit Sicars des Chaldäers Tode, Aſſyrien nicht einen Mann beſäße, der ſich mit mir in Wettkampf einlaſſen könnte. Du haſt mich vom Gegentheile überführt, und mich gezwungen, dir meine Achtung zuzugeſtehen. Als Beherrſcher eines erfindungsreichen Volks hielt ich mich für mächtiger als Sinkarib. Er ſtellt mir ein bloſſes Weib entgegen, und ſie macht aus meinem Volke lebloſe Puppen. Ich muß durchaus der Freund und Bundgenoſſe deines Herrn werden. Sey du Mittelsmann. Finde dich morgen in meinem Palaſte ein; alle unſere Bedingungen ſollen aufs ſtrengſte befolgt werden.“

Man kann leicht denken, daß ungeachte dieſer ſchönen glatten Worte der König vo Egypten, indem er ſich beſiegt erklärte, innerlich den kränkendſten Mißmuth fühlte. Abe er war zu politiſch, und beſchloß, durch da edelſte Verfahren den wahren Bewegungsgrun ſeines Entſchluſſes zu verbergen. Er fürchtet ſich, daß Sinkarib ihm ſeine Rache fühle laſſen möchte.

D

Die Rokke und ihre Führer waren verſchwunden, ſobald die Dame, deren Befehlen alle dieſe Wunderdinge gehorchten, die Wirkung geſehen hatte, welche ſie hervorbrachten. Sie ſtieg in ihren Thurm hinab, der wieder mit dem geheimnißvollen Schleier verhüllt wurde. Die Ebene, die zur Einöde geworden war, fieng nach und nach an, ſich wieder zu bevölkern; Pharao kehrte in Begleitung ſeines ganzen Hofes nach ſeinem Palaſte zurück; und Hicar ſtieg vom Pferde und lies ſeine Bedeckung die Waffen niederlegen und ſich wieder in ihre Zelte begeben. Die Rokke und ihre Reiter, die ſich unterdeſſen in einem benachbarten Walde verſteckt hatten, flogen wieder in ihre Thürme und unter das Netz. Hicar und Zefagnie wünſchten ſich Glück zu dem guden Erfolge ihrer ſinnreichen Liſt, und berathſchlagten ſich, was nun weiter zu thun ſey.

„Ich werde von keiner einzigen Bedingung nachlaſſen, ſagte Hicar, und mit dem morgenden Tage muß alles in Richtigkeit ſeyn. Die Einbildungskraft des Königs von Egypten iſt auf das lebhafteſte erſchüttert, ſein Volk iſt in gleicher Beſtürzung, und ich werde dieſe Stimmung zu Sinkaribs Beſten zu nutzen ſuchen. Ich will die Schatzkammer wieder anfüllen, die Nadan erſchöpfte, ich will die

Macht des Königreichs auf den vorigen Fuß und die Grenzplätze in Vertheidigungsſtand ſetzen. Erfährt Pharao, daß er ſich auf eine ſolche grobe Art hat täuſchen laſſen, ſo konnen wir ſeinem Zorne nicht entrinnen; ich will daher, gleich nach meiner Rückkunft nach meiner einſamen Wohnung die Rokke durch einen vertrauten Jäger wieder in die Wüſte bringen und ihnen dort die Freyheit geben laſſen. Er ſoll bey Nachtzeit die jungen Kinder entfernen und ſie auf einem Kameel zu uns zurückbringen, denn ſonſt könnte Sinkaribs Neugier ihn leicht auf den Einfall verleiten, daſſelbe Schauſpiel vor ſich aufführen laſſen zu wollen, welches Egypten in Erſtaunen geſetzt hat; und es iſt beſſer, ja nothwendig, ſowohl den Pharao als ſelbſt die Aſſyrer bey der vorgefaßten Meynung vom Wunderbaren zu laſſen. Es wird unſerm Volke Muth machen, es wird es zurückhalten, ſich unſern Feinden in die Hände zu liefern und auszuwandern. Zwar, fuhr der weiſe Hicar fort, werde ich den König von Egypten nicht in allen Stücken täuſchen, aber die Wahrheiten, deren Verhehlung für ihm von Wichtigkeit iſt, ſoll er nie von mir erfahren. Doch mir ſelbſt und meinem Karakter als Geſandter bin ich es ſchuldig, ihm zu entdecken, wer Abicam geweſen ſey. Ich werde mich dabey derſelben Liſt bedienen, der ich mich ſchon einmal bediente, als ich mir durch einen falſchen Eilboten einen Brief von Sinkarib bringen ließ, den ich ſchon ganz fertig von Ninive mitgebracht hatte, um bey Gelegenheit davon Gebrauch zu machen." Ganz ruhig wartete alſo das Ehepaar den morgenden Tag ab. In der Stadt Mäſſer, und im königlichen Palaſte war unterdeſſen alles in Bereitſchaft geſezt worden, um den aſſyriſchen Abgeſandten auf das prächtigſte zu empfangen. Man behandelte ihn nicht mehr wie den Geſandten eines Fürſten, den man ſchon zum voraus als einen Vaſallen des Pharao anſahe. Eine Geſandtſchaft von den Großen des Hofs kam ihm bis vor die Stadtthore entgegen, und als er ſich dem Throne näherte, ſtieg der Monarch, nachdem er die Bezeugung ſeiner Ehrfurcht empfangen hatte, herab, um ihn zu umarmen.

„Lieber Abicam, Mann von ſo ſeltnen und ſchätzbaren Kenntniſſen! redete er ihn an, deine Gegenwart, deine Worte, deine Thaten haben mich gelehrt, wer Sinkarib iſt. Ich herrſche über tauſende von Sklaven und er, er herrſcht über Menſchen. Aſſyrien könnte ſtolz ſeyn, wenn es niemanden anders hervorgebracht hätte, als den Hicar und dich. Ohne Zweifel biſt du ein Schüler dieſes Weiſen und ſtandſt mit ihm in genauer Verbindung? —

„Großer König, antwortete Abicam, ich werde zu ſeiner Zeit deiner Majeſtät entdecken, in welcher Art von Verbindung ich mit einem Manne geweſen bin, für den du eine ſo große Achtung behalten haſt.“ — „Wenn ich gegen Sinkarib gewiſſe Grenzen der Achtung überſchritten habe, fuhr Pharao fort, ſo war es der Mord dieſes großen Mannes, was mich dazu bewegte. Ich betrachtete ſeitdem den König von Aſſyrien als einen Wüterich, von dem man die Erde befreyen müſſe.“ „Und wenn Hicar noch lebte, ſagte Abicam, ſo würde ſein einziges Beſtreben ſeyn, ſeinen Fürſten von den verhaßten Verleumdungen zu reinigen, die man wegen dieſes Vorfalls von ihm ausgeſprengt hatte. Verzeihe mir Herr König, wenn ich einen Augenblick deiner Denkungsart widerſtreite. Niemand kann mehr, al ich Antheil an dieſem Weßir und an ſeinem Ru ſe nehmen; dieſe Anhänglichkeit wird auc nicht eher als mit meinem Leben aufhören; aber ich weis, und du ſollſt es dereinſt erfa ren, daß er nicht immer vorwurfsfrey blie Sechzehn Jahre lang, ehe ihm jenes Unglü zuſtieß, ſchärfte er ſelbſt das Schwerdt, da ihn tödten ſollte und gab es ſelbſt dem Sink rib in die Hände, um es gegen ihn zu g brauchen.... Ich kann mich jezt nicht w ter darüber herauslaſſen. Ich bin zu dir g

ſe

ſendet worden, um der Dollmetſcher der Willensmeynung meines Herrn zu ſeyn, aber nicht um die Rolle ſeines Vertrauten zu ſpielen. Doch, um wieder auf Hicar zu kommen, ich kann mich nicht entbrechen, ihn zu tadeln; er erlaubte ſich zu frühzeitig Ruhe und Unthätigkeit. Der Menſch iſt zur Arbeit geſchaffen, und die Ruhe, der er nachjagt, iſt eine Schimäre. Wenn die Geſchäfte des Staats einem weiſen Manne anvertraut ſind, ſo muß er nicht ihre Führung einem unbeſonnenen Thoren übergeben." — „Ich fange an zu glauben, ſagte Pharao, daß Hicar gefehlt haben kann, weil die Weisheit, die aus deinem Munde ſpricht, mich darauf aufmerkſam macht; denn nach meiner Meynung biſt du zu weit über ihn erhaben, als daß du ihm Vergehen andichten könnteſt, wenn er keine verſchuldet hätte." —

„Du wirſt bald überzeugt werden, König, daß ich den Hicar in nichts übertreffe. Unglücklicherweiſe muß ich mich ſelbſt eben ſo vieler Fehler anklagen, als ich an ihm getadelt habe."

„Aber, ſprach Pharao, ehe wir uns über unſere Bedingungen beſprechen, die ich ſchon als gänzlich ausgemacht und abgeſchloſſen anſehe, kannſt du mir nicht ſagen, was das für ein erhabenes Weſen war, das ſich

uns

uns unter der Geſtalt eines Frauenzimmers zeigte, und das du mir für den Architekten des Sinkaribs ausgabſt? — „Ich will es dir ſagen, Herr König, aber das Haupt deiner Weßire darf's nicht erfahren. Es iſt die Schweſter des verſtorbenen Königs und zugleich die Tante des jeztregierenden. Sie hat ſich von ſelbſt erbothen, deine Bedingungen zu erfüllen, aber ſich ausbedungen, unerkannt zu bleiben." — „Ich kann ihr keine beſſern Beweiſe von meiner Bewunderung geben, ſprach der König, als wenn ich mich in dieſen ihren Wunſch füge. Aber es koſtet mir große Ueberwindung, ihrer Geburt, ihren Verdienſten und ſonderlich der auſſerordentlichen Macht, die ſie uns gezeigt hat, nicht alle die Ehre widerfahren zu laſſen, die ihnen gebühren." „Ja Herr König, ſie verdient in mehr als in einem Stücke Vorzüge und Bewunderung, aber ihre Macht iſt eben nicht das, was deine Majeſtät am meiſten preiſen ſollte; denn ſie theilt ſie mit dem ganzen ſchönen Geſchlechte von Aſſyrien!"

„Wir wollen unſere Tracktaten unterſchreiben Abicam, du muſt ſie mir darlegen und entwerfen. Ich werbe um Sinkaribs Freundſchaft; ich will ihn zu Ninive beſuchen und Augenzeuge ſeiner Glorie ſeyn. Ich habe bereits Befehl gegeben, dir den Zehenden der vierjährigen Einkünfte Egyptens zu bezahlen. Ich füge die 900 Katars hinzu, die dein König von mir verlangt hat, um die Ausrüſtung ſeiner Streitwagen zu vollenden. Sage ihm, daß ich ſie mit ihm beſteigen, und ſeine Feinde mit bekämpfen will. Alle ſeine Unterthanen, die nach Egypten ausgewandert waren, werde ich ihm zurückſchicken und hier iſt ein Brief, den du ihm in meinem Namen überreichen wirſt.„

Pharao, der König von Egypten, an Sinkarib den König von Aſſyrien.

„Ehre ſey den Mächten, von denen die Wohlthaten kommen, welche ſich auf die Erde ergießen! Ehre dem, der mit Ehre gekrönt iſt!

„Ich wollte, mein Bruder, mit dir einen Wettkampf der Weisheit kämpfen, und beſtimmte ſelbſt die Bedingungen; aber ich habe unterlegen, und willig zahlte ich meine Schuld, denn ich hörte und ſahe ſchöne Dinge. Du verlangſt 900 Katars von mir um einige auſſerordentliche Ausgaben davon zu beſtreiten, und ich ſchätze mich glücklich, dir damit dienen zu können. Ich verlange keine andere Wiedererſtattung dafür, als daß du dieß Of- und Defenſiv-Bündnis mit mir ſchlieſeſt, das dir mein weiſer Abgeſandter mit meinem großen Siegel beſiegelt überbringen wird.“

Abicam mit Ehre und Geſchenken überhäuft, und Zeſagnie, der Pharao eine Sonne von Brillanten zum Geſchenke geſchickt hatte, traten nun den Rückweg nach Ninive an. Zwey Große von dem Hofe des Königs von Egypten begleiteten die Geſandtſchaft, an der Spitze eines Corps Reiterey, bis an die erſten Grenzplätze Aſſyriens.

Dieſe Ehre beunruhigte ein wenig den Hicar. Er ſah es nicht gern, daß ſo viele Augen auf die Käfige gerichtet waren, worinn ſich ſeine Vögel befanden. Als ein guter Politikus hätte er ſie gerne umbringen und in ſeinem Zelte verſcharren laſſen, aber es war ihm unmöglich, dieſen Thieren die guten Dienſte, die ſie ihm geleiſtet hatten, auf dieſe Art zu vergelten. Er begnügte ſich, ſie mit einer ſtarken Wache zu umringen, die Tag und Nacht, auf dem Marſche und Lager, ihnen nie von der Seite wich. Und ſo blieb ſein unſchuldige Liſt immer unentdeckt.

Indeſſen hatte er einen von ſeinen Leute an den Sinkarib mit einem Briefe vorausgeſendet, der Abicam unterſchrieben war, un dem Könige einſtweilen nur überhaupt Nac richt gab, daß alles nach Wunſch ausgefalle ſey, daß ſeine ausgewanderten Unterthan in ſein Land zurückkehren würden, und daß

nic

nicht allein die 900 Katars, ſondern auch den vierjährigen Tribut überbringe.

Nadan las dieſen Brief und waſte gar nicht, was er denken ſollte. „¿Wer muß dieſer Abicam, dieſer Günſtling Zefagniens ſeyn der in ſehr kurzer Zeit ſo große Dinge gethan hat? Sinkarib hätte ſich im höchſten Flor ſeines Ruhms noch allzuglücklich ſchätzen müſſen, wenn ihn der König von Egypten als ſeines gleichen hätte behandeln wollen, und jezt erklärt ſich Pharao zu ſeinem Vaſallen, wo es nur auf ihn angekommen wäre, ſich zu zeigen und ganz Aſſyrien wegzunehmen?“ Nadan der dieſen Fremdling viel zu gefährlich für ſich fand, ſonn ſchon auf Mittel, wie er ſich ihn vom Halſe ſchaffen wollte. Sinkarib dankte unterdeſſen dem Himmel, daß er ihm ſeinen alten Weßir erhalten habe, um ihn aus einer Verlegenheit zu reißen, in welche er durch ſeine Nachläßigkeit gerathen war.

Das öffentliche Gerüchte poſaunte überall die Wunder aus, die zu Naſſer geſchehen waren. — „¿Iſt der Mann, deſſen du dich bedient haſt ein Zauberer?“ fragte Nadan den Sinkarib. — „Nein, antwortete der König, aber ein höchſt auſſerordentlicher Mann!“ Während dieſer Vorfall Hof und Stadt beſchäftigte, war Zefagnie wieder in ihrem Palaſte angelangt und der vorgebliche Abicam lies den König erſuchen, daß er ihm erlauben möge, zwey Tage in ſeiner Einſamkeit auszuruhen, bevor er ihm Rechenſchaft von ſeiner Sendung ablege.

Sinkarib flog in den Palaſt ſeiner Tante, und erfuhr von ihr den glücklichen Erfolg einer Liſt, die man ihm bisher verſchwiegen hatte. Er wünſchte ſich dann Glück, aber er wünſchte auch, wie der weiſe Hicar dieſes vorherſahe, die Vögel und die Kinder in Augenſchein zu nehmen, welche Pharaos Stolz gedemüthiget hatten. „Das iſt nicht mehr möglich, antwortete Zefagnie; Hicar verſprach ihnen die Freyheit, als er ſie für deinen Dienſt anwarb, und er hat ihnen ſein Wort halten müſſen. Reiße den Pharao nicht aus ſeiner Täuſchung und laß ſie auch in der Seele deines Volks fortdauern. Ich bin erfreut, dich zu ſprechen, ehe mein Mann ſich wieder im Palaſte zeigt: er kann dort unter keinem andern Namen erſcheinen, als unter dem ſeinigen, und der undankbare Nadan kann weder ſein Kollege noch ſein Untergebener werden. Dieſer Elende iſt der Urheber aller der Anſchwärzungen welche meinen Gemahl bey dir herabgewürdigt hatten. So lange du den Nadan brauchteſt, mußteſt du ſeine Gegenwart dulten, aber jezt, wo dir Gott deinen alten Weßir wiederſchenkte, darfſt du den gefährlichen

Mi

Miniſter nicht länger um dich leiden, der ihn ins Verderben ſtürzen und auch dich zu Grunde richten wollte. Sein Kopf ſollte für ſeine Miſſethat auf einem Blutgerüſte büſſen, aber ich bitte dich um die Gnade, ihn Hicars Willkühr zu überlaſſen. Der unwürdige Nadan iſt ſein Vetter und er muß von der Hand des Wohlthäters gezüchtiget werden, den er verkannt hat.“

Sinkarib willigte in Zefagniens Verlangen und kehrte ſogleich nach ſeinem Palaſte zurück, wo ihn Nadan in groſſer Unruhe erwartete. Der König ſelbſt war nicht frey davon; ſobald er den Nadan erblickte, wendete er ſich zu dem Hauptmanne der Leibwache des Hicars, welcher im Innern des Palaſtes den Dienſt verſah, und ſagte zu ihm, indem er auf den Weßir wies: „laß dieſen Uebelthäter in Feſſeln legen, und ihn in den Palaſt ſeines Onkels, des Großweßir Hicars bringen. Ueberliefere ihn den Händen der Prinzeſſin Zefagnie, und tritt nebſt deinen Leuten bey ihr dein altes Amt wieder an.“ Nadan wurde alsbald in Verhaft genommen und in denſelben Kerker geſteckt, wo ſein Oheim ſich vor ſeiner Wuth verborgen gehalten hatte.

Sinkarib verſammelte ſeinen Divan und hinterbrachte ihm, wie er ſo glücklich geweſen ſey, ſeinen alten Weßir Hicar wieder zu finden. Er ſchilderte die Dienſte, die er ihm in Egypten geleiſtet habe, und weiſſagte Aſſyrien unter der Verwaltung eines ſo weiſen Miniſters, den er wieder in alle ſeine Funktionen einſezte, die ſeegenvollſten Ausſichten.

Hicar hielt ſeinen Einzug in die Stadt unter dem Freudengeſchrey des Volks, das ihn im Triumphe zu Sinkaribs Throne begleitete, wo ihn die Schmeichler des Hofs, wie man leicht denken kann, ebenfals auf das ausgezeichnetſte bewillkommten. Der Weßir händigte dem Sinkarib den Brief ein, den er ihm zu übergeben hatte; es koſtete ihm weniger Mühe dieſen Monarchen zu bereden, das angetragene Freundſchaftsbündniß anzunehmen und es dem Könige Pharao mit einer verbindlichen Antwort, und unterzeichnet zurück zu ſchicken. Ein Eilbote gieng ſogleich nach Egypten mit dieſen Depeſchen ab, denen Hicar nach folgenden Brief beyſchloß.

„An den mächtigen König Pharao, den oberſten Beherrſcher des geſeegneten Egyptens.

„Großer König! Hicar kehrte ins Leben zurück, um unter dem Namen Abicam, die Kenntniſſe und Tugenden zu bewundern, die dich ſchmücken. Wenn er ſich deiner Maj. nicht zu erkennen gab, als deine Güte ihn dazu auffoderte, ſo bittet er dich, dieſe Weigerung der Nothwendigkeit zuzuſchreiben, den Karakter zu behaupten, in welchem er an deinem Hofe erſchien. Nun wird ſich deine Maj. ſelbſt Abicams Rede zu Hicars Nachtheil erklären können."

Als der Weſir ſo öffentlich, und zu allgemeiner Zufriedenheit, das Ruder des Staats wieder ergriffen hatte, kehrte er in ſeinen Palaſt zurück, wo ihn Nadan in Ketten erwartete. Er beſchloß, ihn zu ſprechen, ſo leid es ihm auch that. Unter keiner Bedingung konnt' er ihn ganz begnadigen, aber er dürſtete auch nicht nach ſeinem Blute. Er lies ſich die unterirrdiſche Gruft öffnen, die der ſchwache Schimmer einer Lampe erleuchtete. Hier erblickte er ſeinen meineidigen Vetter auf einem Strohlager. Nadan, redete er ihn an, erinnerſt du dich, was du wareſt, was du thateſt, und was du nun biſt? kannſt du einen Blick auf dich ſelbſt fallen laſſen?" — „Ich kann es nicht, ohne zu erröthen!" antwortete Nadan. — Der Tyger, fuhr Hicar fort, mit Mord und Blute befleckt, lief bey einem Brunnen vorüber; er erblickte ſein Bild und entſezte ſich vor ſich ſelbſt. Du gabſt den Vorwürfen deines Gewiſſens nicht Gehör, als du noch im Schooſe des Verbrechens lebteſt, ſchmecke nun ſeine ganze Bitterkeit!" — „Ach ich ſchmecke ſie nur zu ſehr!" „Nein, du empfin pfindeſt ſie noch nicht genug. Wenn dein Schmerz der Größe deiner Uebelthaten angemeſſen wäre, ſo würde er dich verzehrt haben.“ — „Vergib mir, Oheim! bedenke, daß einerley Blut in unſern Adern fließt. —

„Der Ganges trat aus, und ein Theil ſeines Waſſers blieb zwiſchen zwey Bergen in einer Vertiefung ſtehn. Es gieng in Fäulniß über und erzeugte anſteckende Seuchen. Die Einwohner der benachbarten Hügel fluchten ihm. „Wie, ſagte das Waſſer, könnt ihr den Fluthen eines wohlthätigen Fluſſes fluchen, ohne welchen ihr Menſchen verdurſten und umkommen müßtet!“ — „Verpeſteter Sumpf! antwortete ein Geiſt; der Ganges erkennt dich nicht mehr für ſein Waſſer, ſeitdem du tödliche Dünſte verbreiteſt! Du Nadan, nenne mich nicht mehr deinen Oheim, du biſt nicht mehr mein Vetter!“ „Hicar, du biſt edeldenkend und großmüthig, behandle mich als Menſch.“ — „Dann dürfte ich nicht die Menſchheit in dir ehren, ſondern müßte deine Abſcheulichkeiten an ihr rächen. Ein Wolf wurde unter Lämmern gefangen, die ein Prieſter des Oſiris hütete. Verſchone mich, ſagte er zu dem Hüter der Heerde, ſiehe meinen Rachen, meine Klauen, es iſt augenſcheinlich, daß ich unſchuldig bin. Das Laſter ſteckt in deinem Herzen, antwortete der Hüter. Aber, erwiederte der Wolf, du haſt dich einem friedlichen

lichen Stande gewidmet; du faſſeſt nur das Meſſer, um Opfer zu ſchlachten, und ich bin nicht werth ein Opferthier zu ſeyn; mein Blut wird dein Gewand und deine Hände beſudeln. — Nur das Blut des Gerechten befleckt, antwortete der Prieſter, indem er ihm das Meſſer in die Gurgel ſtieß; ſtirb Nichtswürdiger; ich opfere dich der Ruhe der Heerden dieſer Triften.“ — „¿Du willſt mich alſo als Richter behandeln?“ ſprach Nadan. — „Böſewicht, ſprich nicht von Gerechtigkeit, du machſt, daß ich zittere. ¿Iſt es mir möglich, ſie dir wiederfahren zu laſſen? Erinnere dich meiner Wohlthaten und deiner Verrätherey, meiner Liebe und deiner Grauſamkeit. Das Geſetz hat nichts gegen den Undank verordnet; es fühlte ſeine Ohnmacht; der Himmel ſelbſt aber hat ſich ſeine Züchtigung vorbehalten.“ — „¡Laß mich in eine Wüſte bringen!“ ſagte Nadan. — „Die Furien würden dich dort verfolgen; ſie würden ſelbſt nach deinem Tode nicht von dir laſſen. Dies iſt die Marter, die du verdienſt, und ich bin nicht ſo grauſam, dich ihr Preis zu geben. Ich wünſchte nur, daß die Gewiſſensbiſſe dein laſterhaftes Herz zernagten und dich zur Reue bewegten, damit du deine Verbrechen durch Thränen abwüſcheſt.“ — „¡Ach du ſiehſt, wie ich weine!“ — „Ja, Treuloſer, du weinſt; aber du weinſt, weil mein Leben deinen Nachſtellungen entging; weil du dich in Ketten erblickſt und deine Ohnmacht fühlſt, dich zu rächen. ¡Du mußt Strafen dulden, die nicht deine Verbrechen ſondern deinen Stolz züchtigen!" —

Mit dieſen Worten verließ ihn Hicar und beklagte einen Verwandten, der ſelbſt für die Reue verloren war. Er beſuchte ihn einige Tage darauf von neuem, aber er fand ihn todt; er hatte ſich mit ſeinen Haaren an einen Nagel erhängt, der in der Mauer ſtack.

Hiçar und Zefagnie tröſteten ſich leicht über ſeinen Verluſt. Sinkaribs Liebe entſchädigte ſie reichlich für den Kummer, den Nadan ihnen gemacht hatte. Der Monarch war durch die Gefahren, denen er durch einen boshaften Miniſter ausgeſetzt worden war, klüger geworden und wiedmete ſich ganz den Geſchäften; er erwarb ſich die Liebe ſeines Volcks und die Bewunderung ſeiner Nachbarn.

IV.

Die Familie
des
Schebandads von Surate.

Ein Schebandad, oder Vorſteher der Kaufleute, zu Surate hatte in ſeiner Ehe vier Söhne gezeugt, und ſie alle vortheilhaft verheyrathet und verſorgt. Durch eine beſondere Fügung des Verhängniſſes hatten, nach Verlauffe von 20 Jahren, jeder von dieſen vier Brüdern nur noch ein Kind am Leben. Die drey älteſten hatten Söhne, und der jüngſte eine Tochter, Nahmens Waſumeh. Natur und Erziehung hatten dieß junge Mädchen zum vollkommenſten Frauenzimmer gemacht. In ganz Surate ſprach man von ihrer Schönheit, ihren Talenten und ihrem Verſtande. Ihre drey Vettern hatten ſich auf das heftigſte in ſie verliebt, und ſtrebten alle drey nach dem Beſitze ihrer Hand. Dieſe Rivalität konnte gefährliche Folgen haben. Der Schebandad, der ſie vorherſahe, rief die ganze Familie zuſammen, und hielt als Altvater folgende Rede an die jungen Leute.

„Kinder, ſagte er, Waſumeh kann nur Einen Mann nehmen. Ihr Vater und ich halten euch alle drey für gleich würdig, ihre Hand zu beſitzen; aber da hierbey hauptſächlich das Glück eurer liebenswürdigen Muhme im Spiele iſt, ſo glaub' ich, iſt das Beſte, ihr laßt es auf eigne Wahl ankommen. Wen ſie von euch dreyen vorziehen wird, ſoll auch unſere Einwilligung haben."

Die drey Vettern konnten dieſen Vorſchlag nicht anders als billig finden. Der Schebandad erhielt den Auftrag, deswegen mit ſeinen Enkeln zu ſprechen. Waſumeh ſchien verlegen. Lieber Großvater, ſagte ſie, ich habe meine drey Vettern gleich lieb, und es ſollte mir leid thun, einen von ihnen zu kränken. Ich will einen Vorſchlag thun. Meine Vettern beſitzen viel Verſtand, und da mir die Wahl überlaſſen iſt, und ich kein beſſeres Mittel weiß, mich in meiner Ungewißheit zu beſtimmen, ſo ſoll mir jeder von ihnen ein Mährchen erzählen, und derjenige, der mir das anmuthigſte erzählt haben wird, ſoll meine Hand haben. „Ich will ihnen deinen Vorſchlag hinterbringen, antwortete der Schebandad, und da ſie nicht

Zeit gehabt haben, ſich vorzubereiten, ſo kannſt du die Fähigkeiten ihres Geiſtes und ihrer Einbildungskraft deſto richtiger beurtheilen. Ich kenne ihre Talente, und der Preis, der ſie krönen ſoll, wird ſie anſpornen alles zu wagen und alle Schwierigkeiten zu überwinden.“

Der Schebandad hinterbrachte dieſe Nachricht ſeinen Enkeln und trat bald darauf in Begleitung des Vaters und der drey Liebhaber wieder in Waſumehs Zimmer. Die ganze Geſellſchaft nahm Platz und der Wettſtreit ſollte ſeinen Anfang nehmen. Der Aelteſte begonn bereits ſeine Erzählung, als die ſchöne Indianerin ihn unterbrach.

„Vor allen Dingen, meine lieben Vettern, ſagte ſie, bitt' ich euch um Erlaubniß, noch eine Perſon rufen zu laſſen, die mich in meinem Urtheile leiten ſoll. Es iſt meine gute Naneh, meine Amme. Ihren artigen Mährchen, die ſie mir vorzeiten erzählte, verdanke ich einen guten Theil von dem, was ich weiß. Keiner von euch kann dieſen Richter beſtechen oder verführen, denn er iſt blind. Ihre Entſcheidung kann alſo nur zum Vortheile des wahren Talentes ausfallen.“

Die Amme wurde gerufen. Komm näher, gute Amme, ſagte ſie zu Naneh, die hereintrat; laß dich zu mir führen, und mache dich bereit, mit allen deinen Ohren zu hören.

Mein Vater iſt in guter Geſellſchaft hier, und man will dir allerley Hiſtörchen erzählen. Setze dich her auf meinen Sofa.“

Naneh ſetzte ſich tappend neben Waſumeh die ſie an der Stimme erkannt hatte, und Kabil-Haſen, welcher zuerſt reden ſollte, fieng ſeine Erzählung folgendergeſtalt an.

* * *

1.

Der Liebhaber der Sterne.

Mährchen des Kabil-Haſen.

Dalhuk, ein Töpfer zu Bagdad, war in ziemlich guten Umſtänden. Nach einer ſiebzenjährigen Ehe verlor er ſeine Frau, die aus Verdruſſe kränklich geworden war, und ihm einen Sohn von 16 Jahren hinterließ.

Der Töpfer beſuchte nach ihrem Tode fleißig das Hauß einer Wittbe, die jünger als er war; und Narilha hieß. Dieſe Frau machte und verkaufte Salben, welche Haut und Farbe friſch erhalten und die Jugend zu verewigen ſchienen. Ihre künſtlichen Schminken hatten ihr den Zutritt ins Innere des Palaſtes des Kalifen und in die vornehmſten Harems dieſer Hauptſtadt verſchaft. Aber ihr Ruf war nicht von langer Dauer. Einige von den Damen, ihre Kunden, ſahen ihre Reize nach einem kurzen flüchtigen Schimmer, noch ſchneller verblühen; die Zeit drückte ihre Runzeln auf dieſe übertünchten Geſichter und unſre Witbe, die täglich weniger abſetzte, beſchloß, ſich durch eine Heyrath das kleine Vermögen ihres guten Freundes des Töpfers zuzueignen.

Dalhuk war ſchon zu ſehr in ihren Feſſeln, als daß er dieſen Antrag hätte ablehnen ſollen. Alſo Kraft ihrer alten Rechte, und des Heyraths-Kontracts, nahm die Salbenhändlerin als umſchränckte Gebieterin Beſitz von **Dalhuks** Wohnung.

Narilha, hatte einen Sohn, der mit **Dalhuks** Sohne von gleichem Alter war. Er war der dümmſte und täppiſchſte Junge in Bagdad, aber drum doch das liebe Herzblättchen ſeiner Mutter. **Badur**, ſo hieß der Tölpel, der ſich auf die Schwachheit **Dalhuks** für ſeine Mutter ſteifte, ſuchte Händel an dem Sohne ſeines Stiefvaters, der ſeine angeborne Sanftmuth vergas und ſich für die Mißhandlungen durch Schläge an ihm rächte. Die Mutter ergrimmte und jagte ihren Stief-Sohn aus dem Hauſe, und der Arme war gezwungen, faſt nackend und bloß ſich zu einem Bruder ſeiner Mutter zu flüchten. Als Narilha ſich dieſen läſtigen Zeugen vom Halſe geſchaft hatte, und ſich

ſich ſchmeichelte, die wenigen Bekanntſchaften, die ihr noch von ihrem Salbenhandel übrig geblieben waren, nützen zu können, ſo beredete ſie ihren Mann, einen Garten vor der Stadt zu kaufen; ſie legte eine Obſtbude an, und wurde durch Vermittelung des Hof-Lieferanten, die Obſthändlerin des Kalifen.

Der arme Dalhuk, der aus ſeinem väterlichen Hauſe hatte weichen müſſen, nahm wie geſagt ſeine Zuflucht zu ſeinem Oheim Raſſanak. Dieſer Mann war einer der ehrlichſten und verſtändigſten Leute von Bagdad, er hatte aber ſelbſt zu viel Familie, um ſeinen Neffen ſo halten zu können, als er wünſchte. Er wurde äuſſerſt aufgebracht über die Beleidigungen ſeines Neffen, und beſchloß, die Hülfe eines Freundes anzuflehen, der ſehr erfahren in der ſchwarzen Kunſt war. „Welche Art Rache willſt du an der Stiefmutter deines Neffen nehmen?“ fragte ihn der Schwarzkünſtler.

„Ich wünſchte dieſe ſtolze Frau zu demüthigen, ſagte Raſſanak, und das Vermögen, um das ſie dem Dalhuk gebracht hat, ihr zu entreißen und es zur Verſorgung meines Neffen anzuwenden.“ — Dieſer junge Menſch war mit der einzigen Tochter eines reichen Barbiers verſprochen; er liebte ſie, und glaubte ſich von ihr wieder geliebt, aber Narilha hatte ſeinen Vater umzuſtimmen gewußt und die junge Schöne war jezt dem Badur beſtimmt „Ich wünſchte, fuhr Kaſſanak fort, ſie vor den Augen ihres Mannes zu entlarven.“

„Deine Wünſche ſollen in allen Stücken erfüllt werden; erwiederte der Schwarzkünſtler und ich bürge dir dafür. Du ſelbſt ſollſt die ganze Ausführung übernehmen und ich will ſie nur dirigiren. Gehe ſogleich hin und miethe dir in der Gegend des Kayſerlichen Palaſtes die ſchönſte Bude, die du dort finden kannſt, um einen Obſtkram darinn anzulegen. Iſt der Handel gemacht, ſo komme wieder zu mir, und du ſollſt alles parat und fertig finden.“ Kaſſanak voll Freude, die Gelegenheit gefunden zu haben, ſich an Narilha zu rächen, eilte in vollem Springen dahin. Er miethete eine Bude, gab Geld darauf und kam hurtig wieder zurück. „Du biſt ſehr raſch in deiner Sache, wie ich ſehe, ſagte der Schwarzkünſtler, ich meiner Seits bin auch nicht müßig geweſen, und hier haſt du alles, was du brauchſt, deinen Plan auszuführen. Hier iſt fürs erſte ein armeniſcher Rock und eine ſpitzige Mütze. Hier iſt auch ein Papier, worauf alles umſtändlich verzeichnet und beſchrieben ſteht, was du morgen früh zu thun haſt; merke wohl die Worte, die du ganz leiſe ausſprechen mußt, und haſt du ein Wunderwerk nöthig, ſo befiehl nur kühnlich, denn ich habe dich

gut ausgerüſtet, und werde dich auch gu
unterſtützen. Morgen, ſobald du dein Hau
verlaſſeſt, muß ſich dein Neffe in die Bud
ſetzen, die du gemiethet haſt; ſchärfe ihm ab
wohl ein, über nichts beſtürzt zu werde
was er in der Bude vorgehen ſieht, damit
nicht die Blicke der Neugierigen reize, d
man zu vermeiden ſuchen muß.“

Kaſſanak begab ſich nach Hauſe und verſchl
ſich, um deſto ungeſtörter die Rolle zu ſtudiere
die er morgen ſpielen ſollte. Sobald d
Morgen erſchien, that er ſeinen magiſchen R
und ſeine ſpitzige Mütze an und nachdem
Daihuk auf ſeinen Poſten geſchickt hat
nahm er den Weg nach Marilhas Hauſe.
trat in ihre Bude und fand das Obſt
künſtlich zur Schau ausgeſtellt. Er bew
derte die Schönheit der Früchte. „Ey bel
ſie nur zu koſten, mein lieber fremder H
ſagte die Obſthändlerin, ſie ſchmecken
weit beſſer, als ſie ausſehen.“ Kaſſa
lies ſich nicht lange bitten, und fand in
That, daß ſie Recht habe. „Ich war wil
liebe Frau, ſagte er, eine Reiſe nach
maſk zu thun, und mir dort Obſt zu ka
aber hier find ich alles, was ich brauche,
wenn wir des Handels einig werden kön
ſo kann ich mir dieſe Reiſe erſparen.“ —
will eben meine Waaren nicht loben, ei

nete Narilha, aber ſo ſchmackhaftes Obſt wie dieſes, wächſt ſelbſt in den Gärten des Kalifen nicht; auch iſt alles was du hier ſiehſt zum Theil für ſeine Tafel und für ſeinen Palaſt beſtimmt; aber um mich einem ſo feinen Herrn wie dir, gefällig zu beweiſen, will ich dir etwas davon ablaſſen." — „Liebe Frau, ſagte Kaſſanak, ich bin ganz beſchämt von deiner Güte, aber du ſollſt auch gewiß nicht Urſache haben, dich deine Gefälligkeit reuen zu laſſen. Ja wahrhaftig das ſind Früchte, wonach ſelbſt die Engel lüſtern möchte. Ueberlaß mir ein Paar von dieſen Granatäpfeln, und ſage nur, was ſie koſten ſollen." Narilha war ſehr betroffen, daß nach allen ſo verſchwenderiſchen Lobeserhebungen der Fremde nur ein Paar Granatäpfel kaufen wollte und beſchloß ſich dadurch zu rächen, daß ſie einen übertrieben hohen Preis dafür foderte. Der Armenier bezahlte ihn auf der Stelle; „wenn man erſt deine Früchte gekoſtet haben wird, ſagte er ſo hoffe ich mit dir einen anſehnlichen Kauf ſchlieſſen zu können." Indem er dieß ſagte, ſtellte er ſich mitten in die Butike, warf aus allen ſeinen Kräften die Granatäpfel in die Luft, und ſie verſchwanden auf der Stelle. Narilha und ihr Sohn ſchrien laut auf für Verwunderung. Der vorgebliche Armenier zog hierauf eine kleine ſilberne Röhre aus der Taſche, und that, als ob er mit leiſer Stimme einige Worte hinein murmelte. Einen Augenblick darauf hielt er ein ſilbernes Horn ans Ohr, und ſtellte ſich, als ob er auf etwas hörte, was ihm geſagt würde; dann ſteckte er ſeine Inſtrumente wieder zu ſich, und nahm eine vergnügte Mine an.

„Frau Obſthändlerin, ſagte er, man hat deine Früchte gekoſtet und ſie ſehr gut gefunden, ich habe Befehl, dir alles abzukaufen, und es auf der Stelle zu überſenden. Es wird nicht viel Zeit wegnehmen, denn man hat nur genug Helfershelfer geſchickt. Hier iſt mein Beutel, nimm ſo viel Geld heraus, als du glaubſt, daß der Werth deines Obſtes beträgt.“ — Beym Anblicke des Goldes erwachte Narilhas Geiz und Habſucht. Gern hätte ſie den ganzen Beutel behalten, doch ſie begnügte ſich an 30 Zechinen, ungeachtet der ganze Kram keine fünf oder ſechs werth war.

Weit entfernt, das geringſte Mißvergnügen zu äuſſern, that der Armenier vielmehr, als ob er gar nicht darauf geachtet hätte. Er ergriff nun das Obſt, warf bald rechts eine Melone, bald lincks einen Apfel, in die Luft, und fuhr damit fort, bis alle Früchte der Bude in die Luft ſpatziert und davon geeilt waren, als ob ſie Flügel gehabt hätten. Badur und Narilha ſtaunten mit großen Augen dieſe neumodiſche Verſchickung an. „¿Wie machſt du das? Wohin verſchickſt du dieſe Früchte, und durch wen? fragte Narilha den Armenier.“ — „Frau Obſthändlerin, antwortete dieſer, ich bin der Oberlieferant der Sterne; denn weil es da beſtändig zu heiß oder zu kalt, zu naß oder zu dürre iſt, ſo kann dort nichts zu ſeiner Reiſe kommen. Ich war auf die Erde herabgeſtiegen, um einzukaufen, und ich muß dir geſtehen, ich war Willens, mich nach Damaſk zu begeben, weil mir das Obſt dieſer Stadt vorzüglich gerühmt wurde, aber als ich von ungefehr vor deiner Bude vorbeygieng, verführte mich der Anblick deiner Früchte; ihr lieblicher Geruch reizte mich noch mehr, und ihr Wohlgeſchmack entzückte mich vollends. Ich fertigte zwey Granatäpfel zur Probe ab, und ſogleich erhielt ich Befehl, alles aufzukaufen. Wenn morgen und die folgenden Tage deine Bude wieder ſo gut verſehen iſt, ſo wirſt du nicht eine Schaale übrig behalten, und die Obſtlieferantin des Firmaments werden.“

Narilha rieb ſich die Augen und wußte nicht, ob ſie wachte oder träumte. Der Dummkopf Badur ſperrte das Maul auf, gaffte bald ſeine Mutter, bald den Armenier, und bald die Decke an. — „¡Ein feiner, junger Menſch! ſagte der boshafte Oberlieferant der Sterne; ¿ohne Zweifel dein Bruder? Er ſieht dir ſehr gleich.“

gleich." — „Mein Herr, es iſt mein Sohn!" erwiederte Narilha. — „¿Wie? in deinem Alter haſt du ſchon einen ſo groſſen Sohn? das iſt nicht glaublich. Du ſollteſt darauf dencken, ihm eine Frau zu geben." — „Eben gehe ich damit um. Er iſt mit der Tochter eines reichen Barbiers von meiner Bekanntſchaft gewiſſermaßen ſchon verſprochen." — „¿Ein Barbier, und ein reicher Barbier? . . . Es giebt manche Erſcheinung am Himmel, aber ſo was ſahe man dort noch nie. ¿Sollt' er vielleicht auch kein Plaudermaul ſeyn? Dann wäre das Wunder vollkommen! Weiſt du wohl, liebe Frau, daß ſchon was du aus deinem Obſte in einem Jahre löſen wirſt, dich in den Stand ſetzen kann, um eine Weßirs-Tochter für deinen Sohn zu werben? und das wäre obendrein immer noch der ſchlimmſte Fall; denn da oben haben wir heyrathbare Mädchen, die es für ein wahres Glück halten würden, deinen Sohn zum Manne zu bekommen." — „Wie Herr, heyrathet man denn auch da oben bey den Sternen?" — „¿Ey warum denn nicht? glaubſt du denn, daß der Himmel von ſich ſelbſt entſtanden ſey? Alles, was du dort funkeln ſiehſt, hat Vater und Mutter. Würde man wohl täglich neue Sterne entdecken können, wenn keine gebohren würden? Woher hat denn die Milchſtraſſe ihren Namen?

Weil die Sternen-Ammen da wohnen. Laß mich nur machen: ich habe was mit deinem Sohne vor. Ich will ihm die jüngſte, die friſcheſte und glänzendſte von allen unſern Schönen freyen helfen." „¿Und wer wäre denn die?" — „Ey die Dame Morgenſtern" — „¿Glänzend? ja das iſt ſie; friſch? das mag ſie auch ſeyn, denn ſie wandelt nur bey Nachtzeit; ¿aber jung? das iſt ſie unmöglich mehr, denn ich kenne ſie ſchon ſeitdem ich auf der Welt bin, und als ich ſie das erſtemal ſahe, hatte ſie ſchon ihre volle Größe." — „Liebe Frau, ſagte Kaſſanak, die du gekannt haſt, hat ſchon ſeit vielen Jahren ihren Abtritt genommen; aber ihr Weiber, ihr laßt die Sterne ihre Wege gehen ohne zu fragen wohin. Zwar, man ſieht ihrer auch ſo viele, daß man die fehlenden eben nicht vermißt. Aber in Ernſt geſprochen, ¿willſt du deinen Sohn mit der erſten Sternſchönheit verheyrathen?" — „Ach, Herr, wenn das möglich wäre, ich wüßte mich nicht für Freuden zu laſſen; aber wird er dann auch am Firmamente glänzen müſſen?" — „Wenigſtens wird er dort auf niemanden Schatten werfen, dafür ſtehe ich dir. Aber ſeine Geliebte nähert ſich täglich der Erde, und wenn du es zufrieden biſt, ſo wollen wir zuſehen, ob wir die Sache in Richtigkeit bringen können. Verſchließe die Thüre deiner Bude und laß einen großen Kübel mit Waſſer in die Mitte ſetzen.“

Des Armeniers Befehl wurde befolgt, man brachte den Kübel voll Waſſer; „tritt her, junger Menſch, ſagte er zu Badur; beſchaue dich in dieſem Waſſer; du wirſt dich recht ſchön finden. Suche hübſch vergnügt auszuſehen, damit dein Geſicht mehr Anmuth bekommt.... Schön; ſo iſt es recht.... Nun kannſt du wieder gehen!“

Kaum hatte Badur ſich entfernt, ſo faßte der Armenier den Kübel, und ſprengte das Waſſer in die Luft, ohne daß ein Tropfen auf den Boden fiel. „¿Was machſt du Herr?“ fragte Marilha ganz beſtürzt, weil ihr Anfangs vor einer Sündfluth in ihrer Bude bange war, und ſie ſich hernach deſto mehr wunderte, als alles Waſſer aus dem Kübel auf einmal verſchwunden war. — „Ich ſchicke, antwortete der Armenier, das Portrait deines Sohnes an die Schönſte unter den Geſtirnen. Wir wollen Platz nehmen, es wird nicht lange dauern, ſo werden wir erfahren, was für Würkung das Portrait gethan hat.“ — Während dieſer Zwiſchenzeit fieng der Armenier ein Geſpräch von ganz gleichgültigen Dingen an. Mit einemmale ſprang er auf, legte ſein Rohr an den Mund und das Horn ans Ohr, und ſahe äußerſt vergnügt aus. Dein Sohn, ſprach er, gefällt ſehr; ich ſage dir, außerordentlich! Er iſt zu einem großen Glücke auserſehen; aber er muß ſich nach meiner Angabe ausſtaffiren laſſen. Ich verſtehe mich auf den Geſchmack unſerer Damen. Basdur hat eine friſche, muntere Farbe, aber ſie muß nicht unter dieſem ſtrappigten Barte verſteckt bleiben, der ihm bis an die Augenbraunen geht: auch dieſe Augenbraunen verdunkeln zu ſehr ſeine Augen, deren Blicke ſonſt noch mehr Reiz haben würden. Man muß ſie ein wenig auslichten und dann den Wald von Barte etwas zuſammenhauen. Kurz dein Sohn muß ſich bis an die Unterlippe glatt ſcheeren laſſen, und dann verſprech' ich ihm den glücklichſten Ausgang ſeiner Liebſchaft. Morgen werd ich mich darüber noch beſtimmter erklären können, als heute. Ich wünſchte dein Sohn machte ſeiner Geliebten eine kleine Galanterie. Er muß ſich mit einem Strauſſe von den ſchönſten Blumen verſehen und du, liebe Frau, mußt dafür ſorgen, daß deine Bude Morgen wieder eben ſo ſchön und reichlich aufgeputzt iſt. Heute habe ich dir nur Handgeld auf den morgenden Kauf gegeben. Eine einzige Sache beding ich mir aus, nemlich, daß du unſern Handel, den wir in Zukunft täglich mit einander machen werden, auf das ſtrengſte verſchwiegen hältſt. Wenn du das geringſte

das

davon ausſchwatzeſt, ſo könnteſt du dich um dein ganzes Glück bringen; denn die Geſtirne kommen ſo ſchon zu häufig in der Menſchen Mäuler, die ſie bey ihren kleinſten Angelegenheiten immer mit einmiſchen. Das iſt für ſolche himmliſche Weſen äuſſerſt läſtig und unlöſlich. Du ſiehſt, ich rede offenherzig mit dir. Lebe wohl; ich muß in Geſchäften noch einen Gang thun; Morgen will ich bey guter Zeit hier ſeyn!" — Kaſſanak empfohl ſich und gieng.

„Wahrhaftig, ſagte Narilha zu ihrem Sohne, ich dächte ich hätte geträumt, wenn ich nicht die ſchönen 30 Zechinen da in meiner Hand hielt, die mir wichtig und gut ſcheinen." — „¿Aber warum, fragte Badur ſeine Mutter, warum ſoll ich mich denn gleich auf der Stelle barbieren laſſen? — „Es iſt nicht nöthig, daß du es gleich thuſt; ſagte Narilha, am Tage ſehen ja ſo die Sterne nicht gut, wie ich glaube, und wenn du nur morgen friſch geſchoren biſt, ſo wird es dir deſto beſſer ſtehn. Aber wirklich fuhr Narilha fort, ich kan noch gar nicht von der Geſchichte zu mir ſelber kommen. Der Armenier meint's doch recht ehrlich, denn ſo gut er unſer Obſt wegpraktizieren kann, ſo könnte er uns auch um unſere Bezahlung prellen, ohne uns ſo ſchönes Geld und einen ſo theuern Preis dafür geben zu dürfen. Aber jezt mein Sohn, ſtatt dir den Bart ſcheeren zu laſſen, lauf lieber hin und hole noch einige Körbe mit ſchönem Obſt, damit der Lieferant des Kalifen was finder. Man muß nie um einen großen Gewinſt auch die kleinen vernachläſſigen!" Indem ſie das ſagte, trat der Lieferant herein.

„Ey, ey, rief er, ich brauche heute alle dein Obſt, und finde nichts!" — „Herr, verſezte Narilha, habe nur einen Augenblick Geduld, unſere Eſel ſind noch nicht da; Badur ſoll ihnen gleich entgegen laufen. Wenn du nicht Zeit haſt, zu warten, ſo gehe nur hin, ich will dir alles nachſchicken, was du brauchſt." — „Ich mag nichts nachgeſchickt haben, antwortete der Aufkäufer; ich leſe mir meine Waare ſelbſt aus: eben ſo wenig ſteht mir auch an, von der Ankunft deiner Eſel abzuhängen!" Mit dieſen Worten kehrte er ihr den Rücken zu und gieng ſeiner Wege. Narilha wurde empfindlich über dieſe beiſſenden Reden; ſie fühlte ihre Eitelkeit gekränkt. Es dünkte ihr unſchicklich und auſſerordentlich, daß man ſo wenig Achtung für die Obſthändlerin der Sterne hätte. „Du ſiehſt Badur, ſagte ſie, wie ſich die Sklaven der Großen vergeſſen. ¡Ach, wenn wir erſt unſerm Glücke im Schooſe ſitzen werden, dann will ich allen dieſen Kreaturen ihr Nichts empfinden laſſen!" Es ſtellten ſich noch mehrere Aufkäufer ein; „¿Wie? riefen ſie alle, du haſt kein Obſt mehr? ¡Wenn man einen Handel aufgiebt, ſo benachrichtiget man doch fein ſeine Kunden vorher davon!" — „Nein, gab ſie bitterböſe zur Antwort, ich habe kein Obſt mehr, und für ſolche grobe Leute wie ihr ſeyd, werd' ich auch nie wieder welches haben. ¡Thut ihr doch, als ob ihr Leute vor euch hättet, die von euren Almoſen leben müſten!" — „¡Wahrhaftig, ſagten die Aufkäufer im Fortgehen, auf die Art wirſt du nicht dein Glück machen!"

Da das Obſt aus Narilhas Bude, ſich ſogleich von ſelbſt in der Bude von Dalhuk's Sohne in der ſchönſten Ordnung rangirt hatte, ſo fanden hier die Aufkäufer eine reiche Entſchädigung für ihren vergeblichen Gang zu der Obſthändlerin. Kaſſanak hatte ſeinen armeniſchen Rock ausgezogen und half ſeinem Neffen, bey der Eröffnung ſeines neuen Handels. Alles, was in der Bude war, wurde weggekauft, es mochte koſten, was es wollte; denn die Konkurrenz der Käufer ſteigerte die Waare.

Man wunderte ſich, wo Dalhuk in ſo kurzer Zeit eine ſo wohl verſehene Bude mit Obſt hätte auftreiben können. „Ich verdanke dieſes Glück der Gütigkeit meines Onkels!" antwortete der junge Dalhuk. „Vermuthlich, ſagte einer von den Aufkäufern, iſt deine Stiefmutter darüber zur Närrin geworden, denn übermüthiger Troz iſt jezt alles, was man bey ihr antrift. Setze nur deinen Handel ſo gut fort, wie du ihn angefangen haſt, und wir wollen bey niemand anders kaufen, als bey dir!"

Während Dalhuks Obſthandel einen ſo guten Anfang nahm, verwahrte ſeine Stiefmutter ihre Zechinen ſorgfältig in einem Winkel, den niemand als nur ſie wußte. Sie ſchmeichelte ſich, mit der Zeit einen Schatz zu ſammeln, der ſie ganz unabhängig machen ſollte. Nimm dich in Acht, ſagte ſie zu Badur, und ſage nur meinem Manne, nicht ein Wort von dem guten Handel, den wir gemacht haben, und was uns in Zukunft noch bevorſteht. Es iſt ein Mann, der nicht mehr im Stande iſt ein Geheimnis zu bewahren; er iſt zu ſehr zum Faullenzen und Zechen geneigt; er würde dieſen Laſtern noch ärger nachhängen, und wir würden immer ärmer werden, je mehr wir gewönnen. Ueberdieß iſt er neugierig, und ſagt man ihm das geringſte von dem Manne, der morgen wiederkommen will, ſo würde er im Hauſe bleiben und ihn ſehen wollen, und dann wäre alles entdeckt. Es iſt auch ſo nöthig daß er Obſt abnimmt, wenn wir welches verkaufen ſollen, deswegen müſſen wir ihn morgen noch früher als gewöhnlich fortſchicken. Du wirſt wohlthun, wenn du in die Vorſtädte gehſt, und zur Vorſicht, für dieſe Zechine, zwey Ladungen Obſt mehr kaufſt; denn ich habe eine glückliche Ahndung, daß wir morgen recht viel abſetzen werden. Ueber dieß brauchſt du ja auch einen Blumen-Strauß!" —

Badur machte ſich gleich auf den Weg, um ſeiner Mutter zu gehorchen. Kaſſanak beſuchte ſeinen Freund den Schwarzkünſtler, und erzählte ihm, was heute vorgefallen war: beyde trafen wegen morgen Abrede.

Sobald der Tag graute eilte Badur mit einem ungeheuern Blumenſtrauße zu dem Barbier, und zwar zu demſelben, deſſen Tochter er hatte heirathen ſollen, um ſich Bart und Augenbraunen nach der Mode der Sterne ſtutzen zu laſſen. Er fiel den Lehrburſchen in die Hände, die ihn, als ſie hörten, auf welche ungewöhnliche Art Badur raſirt ſeyn wollte, nach der Urſach fragten. „Was kümmert das euch, ſprach Badur; thut, was ich euch heiße; ich muß meiner Mutter gehorchen, ſie will haben, daß ich den Sternen zum Spiegel dienen ſoll!" Die jungen Burſche konnten ſich nicht entbrechen laut aufzulachen. Ihr Gelächter lockte die Vorübergehenden herbey, und alle waren neugierig, den Spiegel der Sterne kennen zu lernen. Als Narilhas Sohn mit der neuen Aufſtutzung ſeines Barts und ſeiner Augenbranen zufrieden war, grif er nach ſeinem großen Strauße und wollte weggehen. „¿Wo willſt du mit dem Bündel Blumen hin? fragten ihn die Lehrburſche; hatteſt du ſie denn nicht für unſers Herren Tochter mitgebracht? willſt du ſie nicht da laſſen?" — „Nein, ſagte Badur, ich bringe ſie meiner Mutter." — „¿Hat denn deine Mutter einen andern Handel angefangen? verkauft ſie jezt Blumen?"—„Nein, es iſt ein Geſchenk, das wir machen wollen." „¿Wem denn? wir ſind ja nicht mehr in der Haraphatszeit, denn mit den Blumen da könnte man ja alle die Opferkühe bedecken." — „Nu ja, das ſind auch Blumen für Kühe! ſagte Badur halb böſe; meine Mutter weiß ihre Geſchenke beſſer anzubringen!" und damit lief er zur Bude hinaus.

Kurze Zeit darauf kam der Barbier nach Hauſe. Man erzählte ihm **Badurs** ſeltſame Erſcheinung. „Es geht ein böſes Gerüchte von ſeiner Mutter; gab er zur Antwort. Nach meiner Meynung ſind dieſe Leute behext. Ich mag meine Tochter nicht in ihre Familie verheirathen; ich werde mein Wort zurücknehmen!

Badur, der ſich nun für eben ſo ſchön hielt, als den Stern, auf deſſen Eroberung er ausgieng, war nach ſeiner Mutter Bude zurückgekehrt. Er fand ſie ohne ihren Mann und ſtolz auf die Schönheit ihres Obſtes und die herrliche Ordnung, in welcher ſie ſolches aufgeſtellt hatte. Es fehlte nichts mehr, als der Käufer: und der Armenier blieb nicht aus.

„Wir wollen uns kurz expedieren, Frau Obſthändlerin, ſagte er, ich habe Geſchäfte. Wie viel ſoll ich im Ganzen für Alles geben, was ich hier ſehe!“ — „Das ſchöne Obſt iſt rar, ſagte Marilha, alle dieſe Früchte ſind ausgeſucht; es iſt nicht ein einziges Stück Ausſchuß darunter; es ſind ihrer auch ein Viertel mehr als geſtern, und folglich ſollſt du mir 40 Zechinen dafür geben!“ — „Das iſt ein wenig theuer erwiederte Raſſanak, aber ich habe mich anheiſchig gemacht, und ich muß Wort halten. Morgen wirſt du ohne Zweifel dich billiger finden laſſen: hier ſind einſtweilen deine 40 Zechinen!“

Sobald das Geld aufgezählt war, nahm der Käufer wie geſtern von jeder Sorte ein Stück, warf es in die Luft, und es verſchwand. Die unſichtbaren Hände ſchienen nur dieſes Signal erwartet zu haben, um ſich alles des Obſtes zu bemächtigen, das in der Bude war. In einem Nu war ſie ausgeräumt, und ſelbſt die Blätter, womit die Früchte aufgeputzt waren, verſchwanden mit, um in Dalhuks Bude wieder zu erſcheinen. Nach Verrichtung dieſes neuen Wunders erkundigte ſich der Armenier nach dem einfältigen Badur, der in einem neuen ſchönen Kleide, mit drey Vierteln von Augenbranen und Bart weniger, und einem ganz kleinen

Zwickelchen auf der Spitze des Kinns, dem Blicke ſeines neuen Beſchützers ſehnlich entgegen harrte.

„So iſt es recht, mein Freund, ſagte Kaſſanak; ſo biſt du wunderſchön! ¿Haſt du aber auch für einen Blumenſtrauß geſorgt?“ — „Ey, daran hab' ich's nicht fehlen laſſen, antwortete Badur, und zeigte ihm den Strauß.“ — „O, das ſind viel zu viel Blumen; man muß eine Wahl von den ſchönſten, friſcheſten und wohlriechendſten treffen. — So, das iſt genug, binde es zuſammen und gieb es mir.“ Der Armenier nahm das Buket, warf es in die Luft, und es verſchwand auf eben dem Wege, den das Obſt genommen hatte. —

„¡Ach! fuhr er fort, wenn ihr nur die Sprache der Sterne verſtündet, ſo könnte ich euch vermittelſt meines Rohrs und meines Horns eine allerliebſte Unterredung verſchaffen; aber dieſe Sprache iſt ſo äuſſerſt ſchwer auszuſprechen, weil ſie keine Vokalen hat. Doch Geduld Badur, du wirſt mit der Zeit eine Lehrmeiſterin bekommen, die ſie dir leichter beybringen wird, als ich. Unterdeſſen und damit du fortfährſt dich beliebt zu machen, mußt du, wenn es dir beliebt, deiner Geliebten ein ähnlicheres und hübſcheres Poetrait von dir ſchicken, als das geſtrige war. Das zumal verſtellten dich noch dein dicker Bart und die buſchigten Augenbranen dein Geſicht; jezt aber iſt die Schönheit deiner Züge nicht mehr verdunkelt; laß den Kübel mit Waſſer wieder bringen!

Badur befolgte gleich dieſen Befehl, und ſobald der Kübel in der Bude ſtand, bückte er ſein Geſicht ſo nahe zum Waſſer, als möglich, um ſeine Züge ihm deſto beſſer einzuprägen; aber zwey unſichtbare Hände backten ihn bey ſeinen Zwickelbärtgen, und zogen ſeinen Kopf unter das Waſſer; ja ſie würden den ganzen Badur hineingezogen haben, wenn er ſich nicht mit den Händen an den Rand des Kübels geſtemmt hätte. Die Mutter that einen lauten Schrey, Badur richtete ſich ängſtlich in die Höhe, und der Armenier lachte aus vollen Halſe; „über den artigen Scherz! rief er; du kennſt die Verſchmiztheit unſerer Damen noch nicht; ſie zogen deinen Sohn auf den Boden des Kübels, bloß damit ſie ihm einen ſüſſen Kuß rauben könnten. ¿Iſt es nicht, als ob ſein Geſicht mit Perlen überſäet wäre, und als ob lauter Ambra von ſeinen Lippen duftete? Friſch mein Sohn, ſagte er zu Badur, nähere dich doch noch einmal einem Orte, wo lauter Liebkoſungen deiner warten. Mach' ein recht lachendes Geſicht, und recht verliebte Augen; denn da man jezt dein Bildnis, ſo wie es iſt, wird behalten wollen, ſo wird man ſich hübſch in Acht nehmen, ſeine Grazie wieder durch einen Scherz zu zerſtören.“ — „Ja lieber Sohn, ſezte Narilha hinzu, indem ſie ihm mit der Hand über das Geſicht fuhr, der Herr hat Recht; man hat dir ſchön gethan, und du biſt es nicht gewahr geworden: von deinen Lippen duftet noch der Roſen- und Veilchen-Geruch, den ihre Küſſe zurückgelaſſen haben. Komm und verderbe den Himmels-Damen den Spaß nicht; thue hübſch gefällig, damit ſie dich lieb bekommen. Spiegle dich im Waſſer und lache herzlich, um zu zeigen, daß du recht vergnügt biſt.“

Der Blödſinnige, um ſeiner Mutter zu gehorchen, kniete vor dem Kübel, und hielt ſeine Fratze dem Spiegel dar, in welchem ſie ſich abmahlen ſollte; dazu lachte er, als ob man eine Ziege meckern hörte.

„Schön, recht ſchön, rief **Kaſſanak**, fahre nur ſo fort: du ſieheſt, man bereitet dir kein Waſſerbad mehr. Lache immer ſtärker und ſtärker und ſtärker. Dies Lachen entwickelt nicht allein ganz eigene Annehmlichkeiten in deinem Geſichte, ſondern es wird auch eine recht vortheilhafte Idee von deiner muntern Laune beybringen.“ Badur ſtrengte nun alle Kräfte an um noch lauter zu lachen, als vorher. Man hörte ſein Gekreiſche auf der Gaſſe. Der Hoflieferant des Kaliſen, der vorbeygieng, wurde de dadurch neugierig gemacht, und klopfte an die Thüre. Marilha gieng ſie zu öffnen und ihr Sohn ſprang vom Kübel weg. Der Hoflieferant trat herein: „¿was bedeutet denn das? ſagte er, biſt du keine Obſthändlerin mehr? machſt du aus deinem Hauſe einen Stall? da ſteht ja ſchon die Tränke! . . . Ich habe gehört daß du viel Obſt bekommen haſt, kannſt du mir nichts davon ablaſſen?" — „Du ſtehſt nicht früh genug auf, gab Marilha bitter zur Antwort; einer der beſſer bezahlt, als du, iſt ſchon da geweſen, und mein Haus gleicht nicht eher einem Stalle, als bis du darinne biſt!" — „¿ Was ſind das für beleidigende Reden? antwortete der Lieferant; haſt du vergeſſen daß ich dem Kalifen angehöre?" — „¿Und haſt du vergeſſen, daß meine Bude auf dem Markte iſt, und daß ich das Publikum ohne Unterſchied bedienen muß? und das die es ſich ſelbſt zuzuſchreiben haben, die zu ſpät kommen?" — ¿„O Adieu! gnädige Frau Obſthändlerin; verſetzte der Lieferant; die Leute haben Recht, wenn ſie ſagen, daß es mit dir übergeſchnappt hat; ich werde keinen Fuß wieder über deine Schwelle ſetzen." — Adieu geſtrenger Herr Aufkäuſer, antwortete Marilha bitter; halte nur Wort, und jedermann wird ſagen, daß du deine Sachen geſcheid machſt!" — „Nu gut, ich gehe Madam, aber ich werde es ſchon gehörigen Orts zu melden wiſſen!" — „Pak dich nur, ich werde auch von deinen Streichen genug zu erzählen haben."

Der Hoflieferant verließ in voller Wuth die Bude, und Narilha war auſſer ſich vor Zorn. Der Armenier ſuchte ſie zu beſänftigen: „denke nicht mehr an den Grobian; ich verſpreche dir, daß du nicht wieder in den Fall kommen ſollſt, mit ihm zu thun zu haben. Aber wir müſſen vollenden, was wir angefangen haben. Berede deinen Sohn, daß er noch einmal in das Kübel guckt; aber er ſoll nicht zu vielen Lärm machen damit er uns nicht wieder Neugierige herbeyzieht." Badur nahm ſeine vorige Poſitur ein, und ſobald der Armenier glaubte, daß das Portrait fertig ſey, ſchickte er es der ſchönen Dame Morgenſtern auf eben die Art zu, wie das erſtere; hierauf bediente er ſich ſeines Rohrs und Horns wie gewöhnlich und ſprach zur Narilha:

„Dein Sohn iſt ſo glücklich, als man nur ſeyn kann. Wahrhaftig, ſein Schickſal iſt beneidenswerth, aber wenn er einmal da oben iſt, muß er ſich ja recht klug aufführen und keinen Mißbrauch von ſeinen vorzüglichen Gaben machen! Morgen hab' ich dir vielleicht noch angenehmere Dinge zu hinterbringen, aber vergiß nicht, mich auch mit ſo gutem Obſte, wie heute, und recht reichlich zu verſehen!" — Mit dieſen

Worten nahm er Abſchied. „Haſt du's gehört Bedur? ſagte Narilha zu ihrem Sohne, wir müſſen darauf denken, wo wir noch mehr Obſt auftreiben, denn unſer Garten, ſo groß er auch iſt, iſt nicht hinreichend. Bringe zugleich ein Bucket für deine Geliebte mit; ich will es ihr Morgen in meinem Namen ſchicken."

Kaſſanak war zu ſeinem Neffen gegangen, um Rock und Mütze abzulegen. Er fand ihn beſchäftigt, ſein Obſt dem Hof-Lieferanten des Kalifen und den Küchenmeiſtern der Weßire und der vornehmſten Emirs zu verkaufen. Da er ſahe, daß er ihm nicht nöthig war, ſo eilte er zu ſeinem Freunde, dem Schwarzkünſtler. „Jezt bleibt uns nichts weiter zu thun übrig, ſprach der weiſe Mann, als was ich dir gleich ſagen werde. Die Bude deines Neffen hat nun Kundſchaft genug bekommen, aber wir können nicht mehr die Früchte ſo enorm theuer von der Narilha kaufen. Einer der ſchönſten Gärten in der ganzen Gegend von Bagdad iſt zum Verkaufe ausgeboten; du mußt ſogleich hingehen und den Handel baar ſchlieſſen. Es wird dir nicht mehr, als 500 Zechinen, und den Ankauf von einem alten Neger und 4 Mauleſeln zur Arbeit, koſten. Du wirſt dort einen guten Gärtner antreffen, den du in deinem Dienſte behalten mußt, und da dein Neffe nicht mehr von den unſichtbaren Händen bedient werden wird, die ihm das Obſt brachten und auch in Ordnung ſtellten, ſo mußt du ihm noch einen Sklaven kaufen; aber das alles muß gleich auf der Stelle geſchehen.“ — „¿Wo ſoll ich aber ſo viel Geld hernehmen? erwiederte Raſſanak; ich bin ja nicht einmal im Stande, dir die Zechinen wieder zu geben, die du mir ſchon geborgt haſt?“ — „Du biſt mir nichts ſchuldig, verſetzte der Schwarzkünſtler; der Schatz, der uns die 600 Zechinen, die wir brauchen, ſchaffen wird, hat mir ſchon alles wieder erſezt. Es iſt das Schatzkäſtchen der Stiefmutter Narilha. Sie hat mehr als 1200 Goldſtücke darinne, wovon ſie über die Hälfte dem Dalhuk ſtahl, ſeit er das Unglück hatte, ſie zu heirathen. All das gehört deinen Neffen von rechtswegen und den Vater wollen wir ſchon ein Mittel lehren, wie er auch das Uebrige in ſeine Gewalt bekommen ſoll. Die Zechinen, die du der Narilha von mir gabeſt, haben die Gabe daß ſie zu gleicher Zeit ſtehlen und verſchwinden. (*) Kaum hatte ſie Naril-

---

*) Daraus iſt wahrſcheinlich unſer gemeiner Aberglaube von den ſogenannten Hecke- und Raube-Thalern entſtanden. Ueberhaupt führet uns dieß neue Stück der Tauſend und einen Nacht, auf eine höchſt merkwürdige Art an die Quelle aller unſerer religiöſen Mythologie, Traditionen und Volksaberglauben.

ha ins Schatzkäſtchen gebracht, ſo flogen ſie davon, nahmen noch eben ſo viel Stücke zur Geſellſchaft mit, und kehrten mit ihnen in meine Schatulle zurück. Wenn ich wollte, ſo ſollte nicht eine Zechine in ihrem Schatze bleiben, aber ich will nicht mehr herausnehmen, als was Dalhuk ſeinem Sohn hätte geben müſſen, um ſeinen Handel anzufangen. Hier haſt du das Geld, lieber Raſſanak; gehe hin und ſchlieſſe deinen Kauf. Morgen ſollſt du zum leztenmale zur Obſthändlerin gehen: es iſt nöthig, daß du ſie und ihren Sohn noch in der Täuſchung erhältſt, bis die Heirath deines Neffen mit der Tochter des Barbierers in Richtigkeit iſt.“

Während die beyden Freunde die weitere nöthige Abrede trafen, that der Barbier ſeiner Seits einen Schritt, der ganz ihren Abſichten entſprach. Er ſuchte die Narilha in ihrer Wohnung auf. „Sage mir nur, fieng er an, was den Badur anſicht? warum läßt er ſich denn ſo lächerlich raſieren und herausputzen? haſt du ihn zum Narren, oder willſt du ihn beſchneiden laſſen? Er ſtolziert beſtändig mit einem großen Blumenſtrauſſe einher, und giebt doch meiner Tochter nicht eine einzige Blume davon? Ich ſehe er liegt zu deinen Füſſen, biſt du vielleicht jezt ſein Liebchen? denn der Junge iſt ſo ſtockdumm, daß du mit ihm machen kannſt, was du willſt; ich mag keinen ſolchen Tölpel zu meinem Schwiegerſohne; wenn's meinem Schwiegerſohne ja im Kopfe fehlt, und wenn er ja am Seilchen geführt werden muß, ſo ſolls wenigſtens ſeine eigene Frau thun, und ſich kein andrer hineinmiſchen!" — Der Barbier, der dieß alles mit der Geläufigkeit einer Barbierszunge herauspolterte, wurde gewahr, daß Narilha wechſelsweiſe für Zorn roth und blaß wurde. Er nahm ſich vor, ſie aufs äuſſerſte zu treiben. "¿Haſt du mich verſtanden?" ſprach er, indem er zwey Schritte auf ſie zu that. — "¿Ob ich dich verſtanden habe, Satan von Bartputzer, unverſchämter Beſchnittener! ob ich dich verſtanden habe? Wenn du Narren am Seilchen führen willſt, ſo ſuche ſie dir nach deinem Muſter aus. Behalte dein Bankbein von Tochter für dich, mein Sohn iſt viel zu gut für ſie; ihr ſeyd Volck, mit dem man ſich ſchämen muß, nur den geringſten Verkehr zu haben." — "¿Du giebſt mir alſo dein Wort zurück?" antwortete der Barbierer, der ſich alle Mühe gab an ſich zu halten; ich bin dir höchlich dafür verbunden, und werd'es gewiß nie wieder ſo wegwerfen. Aber es ſind nun ſchon zwey Jahre, daß dein Mann und Sohn ſich in meiner Bude barbieren laſſen, ohne je einen Aſper dafür gezahlt zu haben; wenigſtens können meine Lehrburſche ihr Trinkgeld nicht einbüſſen." — "¿Und wer hat denn ge-

geſagt, daß du dein Raſiergeld, oder dein Trinkgeld nicht haben ſollſt? antwortete Narilha; kann in ganz Bagdad ein Menſch auftreten und uns als ſchlechte Bezahler anklagen? Hier, fuhr ſie fort, und warf verächtlich 6 Zechinen auf den Tiſch, hier Herr Bartputzer, iſt was für den Herrn und ſeine Geſellen; man kann dergleichen Pack nicht gut genug bezahlen, um es ſich nur ſchnell genug vom Halſe zu ſchaffen; aber nun triff auch gleich die Thüre!" Bey Erblickung des Goldes machte der Barbier groſſe Augen; „dieſe Frau iſt ſicher verrückt, dachte er bey ſich; ſie wirft mir ihr Geld an den Kopf, und wer weiß, wenn ich ſie noch weiter in Harniſch bringe, ob ihre Hände nicht nach was ärgern greifen; das beſte iſt, ich gehe." Er drehte ſich raſch um und eilte fort, ohne Abſchied zu nehmen.

Unterwegens begegnete er dem Kaſſanak, der eben Beſitz von ſeinem Garten genommen, und die nöthigen Einrichtungen zum Beſten des neuen Handels ſeines Neffen getroffen hatte. Der Barbier, dem der Kopf noch voll von ſeinem Abentheuer war, redete den Kaſſanak an. „Stehſt du noch in Verbindung mit deinem alten Schwager Dalhuk." — Nein nicht im geringſten mehr, ſeitdem er auf Anſtiften ſeines böſen Weibes meinen Neffen, den ich ſo zärtlich liebe, und der meine Liebe ſo ſehr verdient, aus ſeinem Hauſe gejagt hat.“ „Weiſt du wohl fuhr der Barbier fort, daß es bey dieſem Weibe jetzt ganz und gar übergeſchnappt hat?“ — „Ich kenne ſie ſchon lange verſetzte Kaſſanak; ſie iſt nie recht geſcheidt geweſen; aber es iſt wahr, ſeit einiger Zeit iſt eine wunderbare Kriſe mit ihr vorgegangen, die alle Kunden aus ihrer Bude verſcheucht hat. Ich habe den Umſtand genüzt, und meinen Neffen etablirt: ich hoffe, ſein Handel ſoll noch blühender werden, als der ſeines Vaters war. Er hat jezt ſeine Bude an der Ecke des großen Platzes eröffnet und alle Kundleute der Narilha an ſich gezogen. Sie ſcheinen ſämmtlich mit meinem Neffen zufrieden, der auch gewiß der beſte Junge in ganz Bagdad iſt.“ „Aber ſagte der Barbier, wenn dein Neffe das Obſt erſt kaufen muß, das er feil hat, ſo wird er ſich eben nicht ſonderlich dabey ſtehen. „Mein Neffe nimmt alles von ſeinem eigenen Grund und Boden, antwortete Kaſſanak. Der ſchönſte Garten in der ganzen Gegend iſt jezt ſein; hier iſt der Kaufkontrakt und die Quittung über die baare Zahlung. Es intereſſirt ſich jedermann für den jungen Menſchen und es haben ſich gute Freunde gefunden, die ihn unterſtüzt haben, es fehlt ihm jezt an weiter nichts, als eine gute Heirath zu treffen; denn allein kann er ſeinem Handel nicht vorſtehen, da er von Tag zu Tag immer weitläufiger wird. Er braucht nothwendig jemand, der ſeinen Haushalt beſorge.“ Ich erinnere mich, antwortete der Barbier, daß es einmal eine Zeit war, wo er Neigung zu meiner Tochter zeigte, der er ebenfals nicht mißfiel; auch ich war ihm von Herzen gut. Dalhuk und ich, wir hätten die Sache gern richtig gemacht, aber ſeine Frau wollte durchaus mit keiner einzigen Zechine herausrükken. Du biſt Vater, und weiſt ſo gut, wie ich, daß unſere erſte Pflicht iſt, unſere Kinder zu verſorgen. Meine Tochter iſt nicht mehr verſprochen; dein Neffe hat jezt ſein Auskommen und will er die Hand meiner Tochter, ſo ſoll er ſie haben.“ — „Ich ſchlage in ſeinem Namen ein, antwortete Kaſſanak und reichte dem Barbier die Hand, morgen Vormittag will ich zu Dalhuk gehen und ihm melden, daß ſein Sohn ein Bräutigam iſt; ich habe ihm ſo eine Nachricht zu bringen, die gewiß machen wird, daß er in alles willigt. Ich will ihn dann mit mir nach der Stadt nehmen; unterwegens wollen wir beym Kadi einſprechen; die Heyrath ſoll auf der Stelle zur Richtigkeit gebracht werden, und noch den Abend ſoll Hochzeit ſeyn. Narilha ſoll nicht eher ein Wort davon erfahren, als bis alles vorbey iſt, und ſie kein Hinderniß mehr in den Weg legen kann.“

Der Barbier konnte ſich kaum für Freude laſſen, als er nach Hauſe kam. Geiz war der einzige mächtige Bewegungsgrund geweſen, der ihn überredet hatte, in die Heirath des dummen Badurs mit ſeiner Tochter zu willigen. Aber die neue vorgeſchlagene Parthie ſchien ihm noch weit vortheilhafter, er benachrichtigte ſeine Tochter davon und dieſer koſtete es nicht viel Ueberwindung, ſich für ihren erſten Liebhaber zu erklären.

Während dieſe Heyrath gemacht wurde, ſchwindelte Marilha und Badur der Kopf von den ſeltſamſten Schimären. Beyde waren höchſt vergnügt darüber, mit dem Barbier gebrochen zu haben: „ſolch Pöbelpack! ſolch Lumpen-Geſindel!“ rief die Mutter. — „O, ſagte Badur, ich gehöre nun nicht mehr unter ſolch Volk; und man wird mir in Zukunft gewiß nicht mehr unter die Naſe lachen, wie ſonſt!“ — „Ach, ſagte Marilha, kann ich nun alle Tage mein Obſt ſo theuer los werden, ſo ſoll mein kleiner Schatz bald voll ſeyn. Ich werde mir noch eine recht große Schatulle anſchaffen müſſen. ¿Aber, wo verſtecke ich die nun? Doch wir werden nicht ewig in dem kleinen Häußgen bleiben, und anderswo werden wir ſchon mehr Platz haben. — Aber wenn man in Bagdad merkt: daß meine Früchte verſchwinden, ohne daß jemand in der Stadt ſie kauft, ſo wird man argwöhnen, daß es nicht mit rechten Dingen zugeht; wenn ich gleich kein Wörtchen davon mukſe, ſo wird man's doch herausbringen, daß ich die Generalobſthändlerin des Firmaments bin.... Ein ſchönes einträgliches Aemtchen! Ich werde einen ſchönen Palaſt beziehen, und ſtatt meine Waare unter einem Zelte und vor meiner Thüre feil zu haben, das Obſt in Pyramiden zwiſchen den Säulen der Vorhalle meines Palaſtes aufſchichten laſſen. Es iſt mir ſchon, als ob ich alle die ſchönen Früchte bis an die Decke emporragen ſähe? .... Ach, welch ein herrlicher Anblick! Was für prächtige Pyramiden! Man könnte von Saphyren, Smaragden, Topaſen und Ruinen keine prachtvollere aufführen.... Ganz gewiß wird der Kaliſe ſelbſt dieſe Augenweide ſehen wollen; er wird ſeine Favorit-Sultaninnen mitbringen, und die werden ſich ſchon glücklich zu preiſen haben, wenn ſie aus meinen Händen nur ein Paar von den Früchten empfangen, die für die Sterne beſtimmt ſind.... Ueberall wird von nichts andern geſprochen werden, als von der Obſthändlerin des Himmels. Alle Obſthändlerinnen in Damaſk werden für Neid berſten wollen. Nun wird man auch erfahren, daß mein Sohn mit dem Morgenſterne vermählt iſt. Und da bekantlich die Sterne einen ſo groſſen

Einfluß auf die Schickſale der Menſchen haben, ſo werden mir alle Großen des Reichs die Aufwartung machen; unter dem Gedränge werden ſich gewiß auch einige Könige befinden; denn ſo mächtig die auch ſind, ſo ſind ſie doch ſelten mit ihrem Looſe zufrieden.... Ich werde mit ihnen akkordiren, und, weil es für mich zu niedrig wäre, eine bloße Töpfers-Frau zu bleiben, will ich meinem Manne eine hohe Ehrenſtelle geben laſſen. Er verſteht zwar nichts, der Tropf, aber mit ein wenig Staate und Prunke wird er ſeine Rolle ſchon ſo gut ſpielen können, wie ein anderer.... Ja, in kurzem muß ich wenigſtens die Frau eines Emirs ſeyn. Wenn ich mich dann in den Palaſt tragen laſſe, wird mir der Hof-Lieferant begegnen, der ſich gegen mich ſo vergeſſen hat; ich werde den Schleyer von meiner Sänfte ein wenig aufheben und ihn mit einem Blicke für ſeine Grobheit züchtigen. Er wird dann einſehen lernen was für ein Unterſchied zwiſchen dem Lieferanten eines Kalifen und der Generalobſthändlerin des Firmaments iſt. Denn auch als Gemahlin eines Emirs will ich doch immer den Himmel zum Kundmanne behalten; das Geld, das von oben kommt, iſt ſo gut mit zu nehmen.... Was meinen Sohn betrift, den macht ſeine Gemahlin wenigſtens zu einem Prinzen, vielleicht ſezt ſie ihn gar wo auf einen königlichen Thron.

Er hat zwar nicht ſehr viel Verſtand, aber ſeine Weßire werden ſchon welchen für ihn haben!“ — So träumte Narilha.

„Morgen, dachte Badur ſeiner Seite, morgen laß ich mich wieder ſchön barbieren, denn ich gefalle mir ſo unendlich beſſer. . . . ¿Da wäre ich alſo in einen Stern verliebt? Aber wie werd' ich's anfangen, um zu meinem Liebchen zu kommen? . . . Steigt ſie herab, oder muß ich hinauf? Ich habe geſehen, wie die Melonen durch die Luſt ſchnurren; und wären es auch die größten Kürbiße geweſen, ſo würde die Reiſe doch eben ſo fix gegangen ſeyn. . . . Ich will als Kürbis hinauf! Meine Mutter lehrte mich allerhand ſchöne Dinge die ich der Barbiers-Tochter vorſagen ſollte, wenn ich ſie heirathete; ¿aber was werde ich nun meinem Sternliebchen ſagen? . . . Ey, wie du ſo ſchön, rund und weiß und glänzend biſt! ja, ja, ſo will ich ſagen, ſo glaube ich wird's recht ſeyn. . . . Auf allen Fall kann ich mich beym Herrn Armenier Raths erholen.“

Unterdeſſen Badur ſich ſo ſeinen Gedanken überließ, war es Nacht geworden, und der Himmel funkelte von Sternen, wo immer einer ſchöner als der andere ſchimmerte. . . . „Wo iſt nun mein Sternliebchen? fragte der alberne Liebhaber; jemehr ich mich nach ihr umgucke, je weniger kann ich ſie finden. . . .

Aber da ſie da oben wie man ſagt, ſo gerne ſehen, daß man guter Laune iſt, ſo will ich ihnen allen zulachen; mein Sternliebchen wirds ſchon wiſſen, wenn ich lache, daß es ihr zu Gefallen geſchieht.“ Und hierauf zwang er ſich zu einem lauten Gelächter, dem Dalhuks Packeſel, die er eben zurück in den Stall trieb, im Chorus antworteten. „Schön, ſagte ſein Stiefvater, du haſt meinen armen müden Thieren einen Spaß gemacht, der ihnen wohl bekommen wird!“

Aber der folgende Morgen ſollte alles entwickeln. Die Obſthändlerin, die heute noch beſſer verſehen war, als gewöhnlich, erwartete den himmliſchen Aufkäufer mit Ungeduld. Er kam und ſie verkaufte ihm ihre Früchte noch theurer, als das vorigemal und wurde eben ſo großmüthig bezahlt. Sie ſchien ſchon zum voraus über die Schätze zu triumphieren, die ſie ſich verſprach und gab ſich ſchon Mühe, ein vornehmes Weſen anzunehmen. Der Armenier der es gewahr wurde, machte ſich heimlich luſtig darüber, und ſpedirte zu gleicher Zeit ſeine Waare auf die gewöhnliche Art. Der dumme Badur warf auch Granatäpfel in die Luft, und weil er ſahe, daß ſie nicht wieder herunterfielen, ſo wähnte er ſich ſchon im Umgange mit dem Himmel, und warf ſo lange fort bis er von Schweiſe troff. „Immer zu, mein

Freund, rief der Armenier, deine Bedienung wie ich ſehe, wird ob'en immer willkommener." „¿Glaubſt du das? fragte Badur" — „¿Ob ich es glaube? du biſt ohne allen Zweifel der Glücklichſte der Sterblichen, und in kurzen wirſt du den Beweiß davon haben." — „Ich möchte wohl wiſſen, ſagte Badur, wie dieß Glück ausſehen wird, denn mir ſcheint mein Liebchen ſo klein, daß ich ſie in meiner holen Hand tragen könnte." — „Die Entfernung täuſcht dich, antwortete der Armenier; ſie iſt eben ſo groß, wie du." — „Aber wenn das iſt, ſagte Badur, ſo muß ſie nur ganz Geſicht ſeyn, wie der Mond." — „Nein, nein, ſie hat auch Arme, Hände, Beine, Füſſe, wie du; du mußt dir vorſtellen, als ob du bey Nacht ein junges hübſches Mädchen ſäheſt, die ein großes Johanneswürmchen auf ihrem Blumenſtrauſſe ſitzen hätte." — „Ach, nun verſteh ich's, ſagte Badur, meine Frau, braucht nur ihre Haube abzunehmen, ſo iſt ſie ein Weibſen wie eine andere, und ich, ich brauche bloß auch ein Johanniswürmchen auf meinen Turban zu ſetzen, und da bin ich ein Stern." „Wahrhaftig, du erräthſt ſo gut, wie's im Himmel zugeht, als ob du dort gezogen und geboren wärſt." — „Es fällt mir was ein, fuhr Badur fort; ¿wie fange ich's aber an, wenn ich dort in der Luft bin, um in der Luft zu gehen?" — „Das Gehen iſt dort leichter als auf der Erde, antwortete der Armenier, denn dort ſind die Wege weit beſſer gebahnt. Nun Frau Obſthändlerin, ſetzte er hinzu in dem er ſich zur Narilha wendete, du ſiehſt, was dein Sohn für Fortſchritte macht; in einem Augenblicke hat er mehr gelernt, als die berühmteſten Sterngucker, die ſich ganz blind nach den Sternen geſehn haben."

„Ob es gleich der Narilha eben nicht an Verſtande fehlte, ſo war ſie doch ſehr unwiſſend, und blind gegen ihren Sohn; ſie hatte in der Zerſtreuung nicht recht zugehört und glaubte es ohne Mühe, daß Badur wie ein Buch geſprochen habe, und daß es mit der Entwickelung ſeines Verſtandes raſch zugehn werde. Sie wollte nun auch für ſich ihre Neugier wegen der Himmels-Bewohner, befriedigen und fragte den Kaſſanak, ob ſie recht ſchön geputzt wären. — „Ihre Kleidung, ſagte er, gleicht einem angenehmen, leichten Dunſte; man ſollte glauben, daß ihre Gewänder mit Thamarenes-Staube überpudert wären; dieſes und der liebliche natürliche Wohlgeruch ihrer Körper, macht, daß ich die Empfindung, wenn man ſich ihnen nähert, mit nichts beſſers vergleichen kann, als mit dem Dufte eines Bukets von Roſen, Jonquillen und Orangeblüthen." — „Das iſt vortreflich, ſagte Badur; in Blumen bin ich vernarret. Ich werde immer mit der Naſe auf dem Strauße liegen... ¿Aber wann werd' ich wohl dieſen ſchönen Wöhlgeruch riechen können?" — „Noch dieſen Abend, wenn du willſt; ſprach der Armenier. Schlafe vor den Thoren von Bagdad, im Garten deines Vaters. Gegen Eilf Uhr in der Nacht wird deine Geliebte ein Bad in dem ſchönen Kanal nehmen, der am Garten hinfließt. Ziehe dich aus, und ſchwimme deinem ſchönen Sternliebchen nach. Liebkoſe das Waſſer worinne du ſie erblicken wirſt; aber ja nur leicht und ſittſam, denn wenn du es zu plump machteſt, ſo könnteſt du das Johanniswürmchen herunterwerfen, und die Dame würde verſchwinden. Folge ihr bis ans Ende des Kanals, und ſpringe ans Land, ſobald du es erreicht haſt; ſie wird, noch flinker als du, dir auf den Strand nachhüpfen. Was du weiter zu thun haſt, lieber Badur, darüber bedarfſt du von mir keines Unterrichts; genug, daß du weißt, daß du zu deiner Heirath weder einen Kadi noch Zeugen brauchſt, denn die Himmels-Damen ſind nicht ceremoniös." — „So ſpar' ich mein Geld, ſagte Badur, ich muß ſo welches heute ausgeben, um mir den Bart wieder ſcheeren zu laſſen. ¿Aber wer zeigt mir denn mein Sternliebchen unter ſo vielen Sternen?" „Dein Gärtner! ſagte Kaſſanak; bitte ihn, daß er dir den Morgenſtern im Euphrath zeiget, und er wird es auf der Stelle thun; denn am Himmel mußt du dein Liebchen nicht ſuchen.“ — Raſſanak nahm nun Abſchied von Mutter und Sohn, und verſprach morgen wieder zu kommen.

Als er weg war, dachte Narilha über das nach, was ſie gehört hatte, und war nicht wenig verwundert; aber das Gold, das ſie in der Hand hielt, beruhigte ſie; ſie verwahrte es bey dem übrigen, und ſo wie ihr kleiner Schatz ſich füllte, wurde ihr Kopf leerer und ihr Verſtand verflog. Sie gab von Herzen ihre Einwilligung dazu, daß ihr Sohn im Euphrath ſein verliebtes Abentheuer beſtehen ſollte.

Während ſie auf eine ſo lächerliche Weiſe beſchäftigt waren, ihr Glück zu machen, ſuchte Raſſanak ſeinen Schwager Dalhuk in ſeinem Garten vor der Stadt auf, wo er ihn in voller Arbeit antraf, Obſt abzunehmen. Er fand, daß man ihn gegen ſeinen Sohn ſehr eingenommen hätte, aber als er erfuhr, was er für einen guten Handel angefangen, und wie nachdrücklich er wegen ſeines guten Betragens von Fremden unterſtützt worden ſey, und als er den Kaufkontrakt von dem baar bezahlten Garten erblickte, ſo änderte ſich ſeine Meinung und er mußte ſelbſt geſtehen, daß ihn Narilha in Anſehung ſeiner betrogen habe. Zu gleicher Zeit ſagte ihm Raſſanak, daß der Barbier ſein alter Freund, ſein Wort bey Narilha zurückgenommen habe, und ſeine Tochter dem jungen Dalhuk geben wolle, und daß man blos ihn, den Vater, erwarte, um den Ehekontrakt aufzuſetzen. Er war ſehr vergnügt über dieſe Nachricht; überließ dem Gärtner das übrige Abnehmen; und machte ſich mit Kaſſanak auf den Weg, zum Kadi. Unterwegens erfuhr er noch gar manches. Kaſſanak erzählte ihm, ſeine Frau habe einen Schatz, den ſie für ihn geheim halte, und den ſie ſich von dem ſammele, was ſie ihm ſchon entwendet habe, und noch täglich entwende. Sie habe an einen Armenier in drey Tagen für 150 Zechinen Obſt verkauft, und ſich mit allen Aufkäufern zu Bagdad überworfen, die nun alle des jungen Dalhuks Kundleute geworden wären. — „Du ſiehſt, lieber Dalhuk, ſetzte der Schwager hinzu, wie ſehr dieſe Frau dein Vertrauen mißbraucht; ſie hielt alles vor dir geheim, und plagte dich halb todt mit Arbeit, um ſich einen Schatz zu ſammeln, den ſie für ſich allein behalten wollte. Ich weiß, wo ſie ihn verſteckt hat, und wir können ihn leicht in unſere Gewalt bekommen. Haben wir ihn, dann ſcheide dich von dem böſen Weibe, und verſtoße ſie vor dem Kadi. Du wirſt in ihrem Schatze viermal mehr Geld antreffen, als du brauchſt, um ihr die Mitgift zu geben, zu der du dich anheiſchig gemacht haſt. Da ſie ſich geſtellt hat, als ob ſie nackt und blos in dein Haus gekommen wäre, ſo mußt du ſie auch wieder eben ſo fortſchicken.

Alle dieſe Entdeckungen brachten den Dalhuk aufs äuſſerſte gegen Narilha auf; aber weniger wurde auch nicht erfodert, wenn ihm die Augen aufgehen ſollten. Sie giengen nun zum Kadi, und von da in das Haus des Barbiers, wo die Hochzeit mit allen Merkmalen einer lautern und ungeſtörten Freude gefeyert wurde.

In Narilhas Hauſe herrſchte während dieſer Zeit lauter Unruhe. Es war Nacht worden und Badur war aufs Rendezvous im Euphrat gewandert. Kein Dalhuk ſtellte ſich mit dem Obſte ein, und Narilha wußte gar nicht, was ihm begegnet ſeyn könnte. ¿Wie ſollte ſie morgen dem Firmamente das Fruchtſtück liefern, wenn das Obſt ausblieb? Endlich, kurz vor dem Thorſchluſſe der Stadt, kam Dalhuks Gärtner mit einer halben Ladung Früchte an, und erzählte, daß ſein Herr ſchon des Morgens um zehn Uhr mit einem Manne, der ihn abgeholt hatte, weggegangen ſey. ¿Was ſollte nun Narilha anfangen, die nicht einmal ihren Sohn Badur bey ſich hatte, um ihn in Bagdad nach den übrig gebliebenen Früchten von geſtern herum zu ſchicken? Nach ihrer Meynung ſahe ſie ſich in Gefahr, ihr Glück auf immer zu verſcherzen. Aber welches Ungewitter drohte dem armen Dalhuk! „Ja, ſagte ſie, wenn er auch noch ſo ſpät nach Hauſe kommt, ſo ſoll er mir doch auf der Stelle fort, und mehr Früchte auftreiben; und giebts keine in Bagdad mehr, ſo ſoll er mir eher über die Stadt-Mauer ſpringen, weil die Thore ſchon geſchloſſen ſind, als daß ich einen einzigen Tag den Obſtkauf der Sterne verſäumen wollte." Die halbe Nacht war ſchon verſtrichen, als mitten unter Narilha's Klagen und Ausbrüchen von Ungedult, Dalhuk an die Hauß-Thüre klopfte und zwar nicht als ein Mann, der Vorwürfe wegen ſeines Auſſenbleibens fürchtet, ſondern zum erſtenmal in ſeinem Leben, als Herr vom Hauſe. „Gewiß, iſt er betrunken, ſagte Narilha, aber er ſoll mir ſein Saufgelag theuer büßen!" Zu gleicher Zeit öfnete ſie die Thüre und ſtieß einen Strom von Scheltworten aus; „du Trunkenbold, ſagte ſie; willſt du uns an den Bettelſtab bringen? was haſt du angefangen? wo haſt du geſteckt? läſſeſt du ſo deine Frau und dein Kind im Stiche, um deinen Laſtern nachzuhängen? Ich werde beym Kadi klagen; der ſoll mir Recht verſchaffen, du ſchändlicher, lüderlicher Menſch! Bildeſt du dir ein, daß ich dich ruhig deinen Rauſch werde ausſchlafen laſſen, ehe die Bude auf Morgen mit Obſt verſehen iſt? Ich weiß nicht, was mich davon abhält, die Arme und Beine entzwey zu ſchlagen." Dalhuk hatte zwar einen kleinen Rauſch, aber Kaſſanak und der Barbier hatten ihm ſeine Lektion ſo gut gelehrt, daß er, ob er gleich mit einem großen Prügel bewaffnet und entſchloßen war, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, doch die Gegenwart des Geiſtes hatte, keine Gewaltthätigkeit zu begehen. „Frau, du raſeſt, ſagte er; ſetze dich und komme zu dir ſelbſt. Wir ſind uns beyde wechſelſeitig Rechenſchaft von unſern Handlungen ſchuldig, ich will mit der meinigen anfangen."

„Geſtern war ich in meinem Garten, da kam mein Schwager Kaſſanak, und ſagte mir, daß mein Freund, der Barbier ſeine Tochter meinem Sohn Dalhuk zur Frau gäbe, und daß ich ſogleich mit ihm auf die Hochzeit gehn müſſe. Alles das iſt nun heute in Richtigkeit gebracht, und ich komme eben daher."

„Und du haſt die Unverſchämtheit, erwiederte Narilha, mir ins Geſicht zu ſagen, daß du alle meine Arbeit haſt liegen und ſtehen laſſen, um deinen Einfaltspinſel von Sohne mit der Tochter eines Grobians zu verheirathen, der geſtern meinem Sohne und mir auf das ſchimpflichſte begegnet hat?" — „Stille, ſtille, Frau! verſetzte Dalhuk, der Barbier iſt mein Freund und kein Grobian, und wenn es hier einen Einfaltspinſel giebt, ſo iſt dein Sohn gewiß der einzige auf den das paßt.“ Dalhuks Standhaftigkeit und kaltes Blut ärgerte die Narilha dergeſtalt, daß ſie gerne zu den heftigſten Mitteln geſchritten wäre, um ſich für dieſe Mishandlung zu rächen, aber es fehlte ihr an Waffen und Entſchließung und ihre ohnmächtige Wuth verwandelte ſich bald in Verzweiflung! ſie wälzte ſich auf der Erde; ſie rang die Hände; ſie ſtieß ein ſchreckliches Geſchrey aus; und zulezt fieng ſie zu weinen an und fiel in Ohnmacht.

Dalhuk war auf alle dieſe Geſchichten ſchon vorbereitet; alles war ihm gleichgültig, wenn ihm nur die Zechinen nicht entwiſchten; wenn er nur dadurch in Stand geſetzt wurde aufs baldigſte ſeine Frau los zu werden, von deren Falſchheit er nun überzeugt war. Er legte ſich nicht zu Bette, ſondern wartete ruhig das Ende des Auftritts ab. Die Stunden vergiengen und der Tag brach an. Narilha, die von ihrer Ohnmacht ſich wieder ein wenig erholt hatte, lauerte nur auf eine Anwandlung von Mitleid und Schwachheit bey ihrem Manne, um ſogleich davon Gebrauch zu machen, aber ſie lauerte vergebens. Dalhuk behielt ſeine Ruhe, und blieb mit dem Kinne auf ſeinen Stock geſtüzt, ihr gegenüber ſitzen. „Der

Mann, dachte ſie bey ſich, iſt plötzlich ganz anders geworden. Raſſanak und der verwünſchte Barbier haben ihn ſo hart und unbiegſam gemacht. ¿Wie gewinne ich meinen Mann wieder?... Und wie mache ich's, um den Sternlieferanten hier zu empfangen, mit dem ich mich im Geheim zu beſprechen habe?.. Er iſt der einzige, der mir dienen könnte; er hat ſo mächtige Freunde, daß es ihm eine Kleinigkeit ſeyn wird, meine Widerſacher zu Schande zu machen. Ich will mich ganz ſanftmüthig und gelaſſen anſtellen und meinen Mann von hier wegzubringen ſuchen. Mit einer Honigſüſſen Freundlichkeit, und dem lieblichſten Tone der Stimme, ſagte ſie nun zu Dalhuk; „lieber Freund, du wirſt müde ſeyn, und mir iſt bange, du möchteſt krank werden; geh doch zu Bette; ich meiner Seits will das wenige Obſt, das wir haben, ſo gut als möglich in Ordnung bringen!" — „¿Und für wen? erwiederte Dalhuk, ich weiß, daß niemand in Bagdad mehr bey dir kauft; du haſt alle Kunden verſcheucht." — „Es hat nichts zu ſagen, antwortete ſie, ich habe mein Obſt an Fremde verkauft, die es mir weit beſſer bezahlen." Zu gleicher Zeit zeigte ſie ihm fünf oder ſechs Zechinen und etwas kleine Münze; „hier iſt Geld, ſetzte ſie hinzu; dem Haußhalte iſt an nichts abgegangen und mein Obſt iſt verkauft!"

Dalhuk war nicht wenig verwundert, als ſeine Frau ihm dieß Geld zeigte; es war das erſtemal, daß ihr das einfiel; vorher hatte ſie immer behauptet, was ſie eingenommen, ſey ſchon zum voraus ausgegeben geweſen. Aber er war auf alles vorbereitet und merkte die Falle und wie hinterliſtig ſie es meynte. Er nahm die Zechinen nicht an, verharrte ruhig auf ſeinem Platze und ſahe Marilha zu, die ſich zu lächeln zwang, und unterdeſſen, ſo gut es gehen wollte, das Obſt zurecht legte, das ihr der Gärtner geſtern gebracht hatte. „Du gehſt nicht zu Bette, lieber Mann? ſagte ſie; du wirſt dir etwas zuziehen." — „Nein, nein, gab er zur Antwort, ich habe keinen Schlaf nöthig." — „Aber wenn das iſt, mein Lieber, ſo thäteſt du beſſer, ſtatt hier müßig zu ſitzen, wenn du in einen Garten giengſt und etwas Obſt holteſt, um unſer Sortiment vollſtändig zu machen; denn ich habe einen Kundmann, wo es unſer Vortheil erfodert, daß er immer aufs beſte bedient wird. Er hat mir zwar eingeſchärft, daß es ein Geheimniß bleiben ſoll, aber wenn du thuſt, was ich ſage, ſo ſollſt du bey deiner Wiederkunft erfahren, wer er iſt." — „Ich will's ſchon von ihm ſelbſt erfahren, verſetzte Dalhuk, behalte dein Geheimniß für dich." — „Der abſcheuliche Menſch! murmelte Marilha zwiſchen den Zähnen,

nen, er wird alles verderben; warum hatt' ich nur ſechs Zechinen zu mir geſteckt; wenn ich ihm 30 oder 40 gewieſen hätte, ſo würde er gewiß nicht ſo hartherzig geblieben ſeyn. Da du nicht ausgehen willſt, ſagte ſie laut, ſo will ich ſelbſt einen Korb nehmen, und Früchte holen!“ — „Nein, fuhr Dalhuk auf, ich verbiete dir, von der Stelle zu gehen. Du ſolſt bleiben um mir die Geſellſchaft empfangen zu helfen, die unverzüglich hier ſeyn wird.“ — „Gewiß will er den Armenier abwarten, fuhr ſie fort in ſich ſelbſt zu murmeln. Ach, dann werde ich nicht die Zeit haben, ihn insgeheim zu benachrichtigen, was vorgefallen iſt. . . . Doch ich hoffe, daß die unſichtbaren Hände, die ihm ſo gut zu Dienſte ſtehen, uns, wenn er will, von einem Ueberläſtigen befreyen ſollen, der unſer Glück zu Waſſer machen will. . . Ich bin von einer Ungedult; . . . wenig fehlt, daß ich ihm nicht die Augen auskratze. . . . ich möchte ihn“ —

Narilhas Wuth drohte gefährlich zu werden, aber die Sonne war unterdeſſen ſchon weit am Horizonte herauf, und die Stunde, die Bude zu öffnen, war da; plötzlich wurde ſtark an die Hausthür geklöpft. „O, Himmel, rief ſie, da kommt der Amonier!“ Sie eilte hinaus, ihm entgegen, aber Dalhuk war ihr ſchon zuvorgekommen, und öffnete ſelbſt die Thür.

Der Anklopfer war zwar ein Mann in einem langen Gewande, aber dieß Gewand war der Faragi des Kadi, der den Heirathskontrakt des jungen Dalhuk mit der Tochter des Barbiers aufgeſezt hatte. Er kam nicht allein; ſondern Raſſanak begleitete ihn, und mit ihm verſchiedene Gerichtsdiener. „¿Was gehet bey dir vor, Dalhuk? fragte der Kadi beym Eintritte, ¿du wilſt deine Frau verſtoßen? Ich komme deine Gründe zu vernehmen, und die Scheidung rechtskräftig zu machen, wenn ich deine Urſachen geſetzmäßig finde.

„Geſtrenger Herr, antwortete Dalhuk, ich habe dieß Weib geheirathet, um meinen Haußhalt zu führen, und mir in meinem Handel beyzuſtehen. Aber ſeit ſie in meinem Hauße iſt, hat ſie lauter Unfug angeſtiftet; ſie hat mit meinem Sohne einen Zweck ohne Urſach angefangen, und ihn gezwungen, ganz nackt und blos ſeine Zuflucht auſſer dem Hauße zu ſuchen. Ich hatte einen Obſtkram angelegt, der recht gut zu werden verſprach. Sie hat ſich nicht daran begnügt, allen Gewinn für ſich zu behalten, ſondern auch noch durch ein Betragen, das von Verrücktſeyn zeugt, meine Kundleute verſcheucht, und ihnen einen Mann vorgezogen, den niemand kennt, und der

wi

wie vom Himmel gefallen iſt. — „¡Ja, recht ſo, vom Himmel gefallen! unterbrach ihn Narilha, er wird auch ſchon wieder hinauf zu kommen, und dich gottloſen und unverſchämten Mann zu züchtigen wiſſen! Weil man mich doch einmal zwingt, alles heraus zu ſagen, ſo will ich nur frey und frank geſtehn, ich werde ihn bitten, daß er mich räche; er wird mir's auch gewiß nicht abſchlagen, ſondern jedermann zeigen, wer er iſt, und wer ich bin!“ — „¿Hörſt du's, Herr Richter? ſagte Dalhuk!“ — „Ja, antwortete der Kadi, ihr Kopf iſt ganz verrückt. Aus dieſem Geſichtspunkte will ich's auch nicht ſo genau mit dem nehmen, was ſie da geſagt hat, und ſie nicht der Strenge der Geſetze überantworten.“ — Er ſezte ſich und protokollirte. „¿Was? rief Narilha mit Augen die von Zorne funkelten, ſo begegnet man der Generalobſthändlerin der Sterne, und das einem ſolchen Dummkopfe, wie mein Mann, zu Gefallen? Ach, wenn der himmliſche Oberlieferante doch da wäre! oder wenn nur mein Sohn käme, ſo wollte ich mit Hülfe des mächtigen Morgenſterns, den er dieſe Nacht geheirathet hat, euch alle zu Schanden machen, die ihr euch erfrecht, den Reſpekt gegen mich ſo aus den Augen zu ſetzen!“ — „¿Hörſt du's, Herr Richter? wiederholte Dalhuk.“ — „Ja, leider! hör ich's, ſprach der Kadi; thue, was du dir zu thun vorgenommen haſt; du biſt mehr, als zu ſehr dazu berechtigt!" — er protokollirte weiter.

„Narilha, fing nun Dalhuk an, große Favoritin des Oberlieferanten der Sterne, und Frau Schwiegermutter des Morgenſterns; ich verſtoſſe dich einmal, zweymal, dreymal!" — Während dieſer Zeit war die Urkunde aufgeſezt; Dalhuk unterſchrieb ſie und händigte ſie der Verſtoſſenen ein, nachdem er ſie vorher hatte in Duplo ausfertigen laſſen. Dieſe Vorſicht war ſehr klug, denn ſie zerriß gleich das Papier in tauſend Stücken. „Gut, ſagte ſie, aber wo iſt mein Brautſchaz? Ich muß ihn auf der Stelle haben; es ſind 200 Zechinen, und wenn mein gottvergeſſener Mann ſie nicht gleich baar ſchaffen kann, ſo verlange ich, daß mir der Garten zugeſchlagen wird, den ich mit meinem ſauern Schweiß und Blute gedüngt habe!" — „Gut, ſprach Dalhuk, aber vorher lege mir Rechnung von dem Obſte ab, das du ſeit drey Tagen an den Fremden verkauft haſt." — „Hier haſt du deine Rechnung ſagte ſie, und warf ihm die ſechs Zechinen und das kleine Geld an Kopf. Kaſſanak nahm nun das Wort. „Das iſt nicht einmal das Achtel von dem, was du eingenommen haſt. Ich habe das Geld vorgeſchoſſen, es beläuft ſich auf 140 Zechinen, der Armenier, dem ich ſie geborgt habe, hat mir dafür dieſen ſeinen Rock und ſeine Mütze zum Pfande eingeſezt.“ Bey dieſem unvermutheten Anblick verſtummte Narilha; ihre Beſtürzung nahm noch mehr zu, als Badur hereintrat. Er war fürchterlich durch einen Fluß verunſtaltet; ſein halbes Geſicht war aufgelaufen; der Hals war ihm geſchwollen und er redete ſo heiſer, daß man ihn kaum verſtehen konnte; nur ſoviel vernahm man, daß er die Sterne von ganzen Herzen verwünſchte. „Wenn ich jemals wieder in einen Stern verliebt werde, ſagte er, ſo will ich, daß man mich noch dreymal ärger mit Ruthen hauen ſoll, als dieſe Nacht geſchehen iſt. — „¿ Was iſt dir begegnet? fragte der Kadi; wenn du geſchlagen worden biſt, ſo bin ich da, um dir Recht zu ſchaffen.“ — „Geſtrenger Herr, antwortete Badur, ſo mußt du den Sternen die Baſtonade geben laſſen. Eine von den Sterninnen wollte meine Frau werden, ich ſchickte ihr ein Bucket, und in einem Kübel mit Waſſer mein Portrait; ſie beſtellte mich in den Euphrath, wo es entſezlich kalt war. Wohl zwanzigmal fand ich keinen Grund im Fluſſe, als ich ihr nachgehn wollte, und war gezwungen, über eine halbe Stunde lang zu ſchwimmen; endlich, als ich glaubte, ſie würde mit mir ans Land ſteigen, hatte ich kaum den Fuß auf den Strand geſezt, als ich von hintenzu mit Ruthen geſtrichen wurde; ich drehte mich um und ſah niemand; ich bekam

wieder Streiche, und drehte mich wieder um,
aber alles vergebens. Die mich peitſchten,
hielten ſich immer hinter meinem Rücken. Ich
fieng endlich an auszureiſſen, aber ſie verfolg-
ten mich unter beſtändigem Zuſchlagen, bis an
die Gartenthür. Es iſt eine ganz ſchöne Sache
um das Gold des Firmaments, aber die Lieb-
koſungen von da oben will ich gern einem an-
dern überlaſſen; die ganze Nacht habe ich das
Fieber gehabt.“

Durch diese Erzählung wurde Narilha
Stolz gar ſehr gedemüthigt, denn ſie merkt
daß ſie angeführet worden war, und ſahe ſi
gänzlich entlarvt. Der Kadi lies 70 Zechine
auf dem Tiſche aufzählen und Narilha ſa
wohl, daß ſie nichts mehr, als dieſe Summ
zum Brautſchatze erhalten würde. „Weni
ſtens, ſprach ſie, wird man mir doch erlaube
daß ich meine Sachen mitnehmen darf?“ –
„Ja, antwortete der Kadi, und einer von m
nen Gerichtsbedienten ſoll, nebſt Dalhuk u
Kaſſanak mit dir gehen. Als Narilha m
te, daß es ihr unmöglich ſeyn würde, ih
Schatz mitzunehmen, ſo wollte ſie wenigſt
den Dalhuk darum bringen. Sie raſte
Sachen zuſammen und that gar nicht, als
ſie nach dem Orte ſchiele, wo ihr Schatz
ſteckt lag. „Geſtrenger Herr, ſagte ſie hie
zum Kadi, als ich noch Dalhuks Frau

mußte ich ihm gehorſam ſeyn, aber jezt wo er mich verſtoßen hat, trete ich in alle meine Rechte wieder ein. Er hatte mir verboten, zu ſagen, daß er einen Schatz in einem alten eiſernen Topfe gefunden habe; er ſteht noch an dem Flecke, wo er vergraben war. Dieſer Fund gehört dem Beherrſcher der Gläubigen, und meine Gottesfurcht erlaubt mir nicht, dieſen Diebſtahl zu verſchweigen; ſey ſo gut, mir zu folgen, ſo kannſt du ihn gleich fortſchaffen laſſen." — Der Kalife weiß von dieſem Schatze, antwortete der Kadi und er findet für gut, ihn dem Dalhuk, als eine Sache die ihm entwendet worden iſt, zuzuſprechen. Bey dieſer Antwort gerieth Narilha auſſer ſich für Raſerey; ihr Zuſtand konnte ſogar ſehr gefährlich werden. Da ſie nun fortlaufen wollte, rief ihr der Kadi zu; „halt! wo willſt du hin? du bedarfſt jezt Pflege und Aufſicht: man wird dich und deinen Sohn an einen Ort bringen, wo man mit euch die Kur vornehmen wird, die ihr nöthig habt." Sogleich bemächtigten ſich ihrer die Gerichtsdiener und führten ſie mit ihrem Sohne aus dem Hauſe. Dalhuk blieb mit Raſſanak allein zurück, dem er von neuen ſeine Dankbarkeit bezeigte.

* * *

Hiermit ſchloß Nabil-Haſen ſein Mährchen. Während ſeiner Erzählung hatte die ſchöne Waſumeh nicht aufgehört zu lächeln; ſelbſt die gute Naneh hatte von Zeit zu Zeit laut auflachen müſſen; auch der Schebandad und der Vater der Waſumeh ſchienen ganz vergnügt; nur die Nebenbuhler des Erzählers verriethen einige Unruhe. Alle erwarteten ſtillſchweigend Waſumehs Entſcheidung.

„Liebe Tochter, redete ſie der Schebandad an, mir dünkt, das Mährchen hat dich beluſtigt.“ — „Ja, lieber Vater, und wie es mir ſcheint, iſt jedermann damit zufrieden; ſelbſt meine gute Amme hat es zu lachen gebracht.“ — „Man lacht ja oft, ohne eben ſo viel Urſach zu haben, antwortete Naneh; ich habe aufmerkſam zugehört, und mir manches daraus gemerkt, und ich hoffe meine Mährchen-Sammlung mit dieſem zu bereichern. Doch ſtille, denn ich brenne für Ungeduld, das zweyte zu hören!“ — Die Amme ſchwieg, und der zweyte Vetter nuzte die Aufmerkſamkeit, die man ihm ſchenkte, und begonn ſein Mährchen.

* * *

2.

Thaten und Tod des Hauptmanns Bergſpalter *) und ſeiner tapfern Kumpanen.

Mährchen des Dobil-Haſen **)

Hauptmann Bergſpalter, nachdem er manches Land durchſtrichen und manche Heldenthat verrichtet hatte, befand ſich endlich in Egypten, an der Grenze der Gebirge. Seine ungeheuere Gefräßigkeit konnte kaum geſtillt werden, und der Schrecken, der vor ihm hergieng verſcheuchte alle Menſchen und Thiere, ſo daß es ihm zu Leibesnahrung und Nothdurft gebrach.

Als er einſtmal durch eine Wüſte zog, führte ihn das Ohngefehr zur Grotte eines Derwiſches. „Heiliger Mann, redete er ihn an, du ſiehſt hier einen Krieger vor dir, der Hungers ſtirbt; ¿ ſollteſt du nicht ein Paar hundert Nüſſe aufzuknacken haben?“ — „Die Ratten

ha-

---

*) Auf Arabiſch Raggate.

**) Unſre Leſer ſehen, daß die Mährchen à la Münchhauſen ſchon bey den Arabern Mode waren.

d. H.

haben gute Zähne, antwortete der Derwiſch ohne aufzuſtehen, oder das Leſen in ſeinem Buche zu unterbrechen: ſie haben alle Nüſſe gefreſſen, die ich von der Mildthätigkeit der Gläubigen empfangen hatte, und mir blos die Schaalen übrig gelaſſen. Mein ganzer Vorrath beſteht in jenem Zuckerbrode aus dem Nil, das du vor meiner Thür liegen ſiehſt.“ Er zeigte auf einen Stein, der 6 Fuß lang und 3 Fuß hoch war.

„Iſt das dein Leckerbiſſen? erwiederte Bergſpalter: bey meinem Schwerdte, du biſt kein Koſtverächter. Ich kenne dieß Backwerk; die Pyramiden ſind davon gemacht, und ich bitte mich darauf zu Gaſte; es iſt eine Speiſe, die andern Magen, als den unſrigen, etwas ſchwer zu verdauen ankommt. Erlaube, daß ich mir davon ein Schnittgen nehmen darf.“ Zu gleicher Zeit zog er ſeinen Säbel, und hieb mit einem einzigen Streich ein Stück herunter, das die Dicke von drey Palmblättern hatte; er zerbrach es in kleine Brocken, zermalmte es zwiſchen den Zähnen und ſchluckte es hinter.“

„Welch ein Säbel! Welch ein Arm! Welche Zähne! dachte der Klausner bey ſich ſelbſt, mein Hausgeräthe iſt feſt und dauerhaft; aber für dieſen Eiſenfreſſer würden es nur vier Biſſen ſeyn! Ich muß mir ihn zum Freunde machen. Herr, ſagte er laut, ich bewundere zugleich die

Stärke deines Arms und deine Geſchicklichkeit; ich finde, daß du ganz auſſerordentliche Gaben beſitzeſt. Ich wünſche mit dir Bekanntſchaft zu machen, und ſchmeichele mir, du wirſt mich dieſer Ehre nicht unwerth ſchätzen. Landſtreichern traut man ſonſt nicht über den Weg, aber für einen Mann wie du, habe ich keine Geheimniſſe noch Ausflüchte mehr. Komm mit mir in meine Grotte; ich habe da einen kleinen Vorrath von Ziegenkäſen und Kuchen, die ich mit Vergnügen mit dir theilen werde. Wir wollen ſie mit Muße verzehren und dabey frey von der Leber weg mit einander reden.“ — „Von Herzen gern, antwortete Bergſpalter, ich liebe die Leute von deinem Stande. Ich habe mehr als einen deines Gleichen gekannt, der nicht ſein ganzes Leben damit zubrachte, über den Büchern zu verſauern. Ich will gern bey dir Buſe für meine begangenen Sünden mit dem Becher in der Hand thun.“ — „Ich habe weder Becher noch Trinkſchaalen, ich trinke blos aus Krügen!“ antwortete der Derwiſch. — „Und ich, ich mag lieber keine Krüge, als keinen Wein haben!“ — „Wein? rief der Einſiedler, ein Derwiſch Wein? Du wirſt machen, daß mir die Haare meines Barts zu Berge ſtehen! Bedenke doch, daß ich mich in dieſe Grotte begeben habe, um ein busfertiges Leben zu führen. Ich trinke nichts, als klares Waſſer mit etwas Honig vermiſcht

miſcht und bereite mir daraus ein Getränke, das ziemlich gut iſt."

Der Hauptmann ſchüttelte den Kopf, aber er muſte ſich in die Umſtände ſchicken; er half ſeinem Wirthe die Haufen Käſe und Kuchen auf dem Tiſche aufſchichten. Der Vorrath hätte für acht Menſchen hingereicht, aber für die beyden Schmauſer war's nicht zu viel. Sie ſezten ſich auf ſteinerne Bänke und jeder hatte einen ungeheuern Krug mit Hydromel neben ſich ſtehen. Der Schmauß nahm ſeinen Anfang. Als der Derwiſch den erſten Käſe, ſo wie er war, und ohne ihn abzuſchaben hintergeſchluckt hatte, rief er: „Bruder laß uns einen Schluck thun!" Er nahm ſeinen Krug und leerte ihn auf einen Zug aus." Nun iſt die Reihe an dir! „ſagte er zu Bergſpalter, der ihm voll Erſtaunen zugeſehen hatte. — „Wahrſcheinlich, antwortete dieſer, biſt du vom Wirbel bis zum Fußzehen hohl, daß du den Krug ohne abzuſetzen ausleeren konnteſt, wäre dein Magen wie meiner mit Steinen gepflaſtert, ſo könnte ein Fluß in aller Form aus deinem Leibe ſtrömen." — „Ach, Bruder, ſprach der Derwiſch, jezt habe ich mich um ein Großes gebeſſert; eben weil ich ſonſt zu viel trunk, bin ich gezwungen worden, dieß bußfertige Leben zu ergreifen. Jezt löſche ich mir nur blos den Durſt, und bin äuſſerſt mäſſig. Du ſezteſt mich in Erſtaunen, als du mein Zuckerbrod ſo hübſch anzuſchneiden und zu zerbröckeln wußteſt; mache dich nun auch deiner Seits auf Verwunderung gefaßt, wenn du die Erzählung meiner Geſchichte hören wirſt.“

Ich heiſe Immerdurſt *). Hätte mir das Waſſer nicht zu ſchlecht geſchmeckt, als ich noch in der Welt lebte, ſo würde ich alle Flüſſe ausgetrunken haben; unterdeſſen hätte man mir nicht dürfen das Meer zu trinken geben, denn ſeine Salzigkeit wäre vielleicht ein Reiz mehr für mich geworden, auch nicht den Tropfen darinne zu laſſen.“

Einsmals, als ich mich in Georgien bey einem Manne aufhielt, der mir großmüthig ſein Haus geöffnet hatte, war eben die Weinleſe zu Ende gegangen, und er hatte ſeinen Moſt nach Hauße geſchaft. Zum Unglück ſtand mein Bette nicht weit von dem Orte, und ich wurde durch einen ſo angenehmen Geruch aufgeweckt, daß es mir unmöglich war, der Verſuchung zu wiederſtehen, mich den Gefäßen zu nähern, die einen ſo lieblichen Duft von ſich gaben. Ich wagte es, davon zu koſten, und der Wohlgeſchmack wirkte mit ſolcher Gewalt auf mich, daß ich in dieſer einzigen Nacht zehn

Kro-

---

*) Auf Arabiſch Ballajah.

Aroben *) austrank, ungefähr ſo viel, als die ganze Weinleſe gegeben hatte. Demungeachtet hatte ich wirklich nicht mehr, als zehn Schlückgen gethan. Mein Wirth kam dazu und ſcholt mich einen Trunkenbold; ich wollte das nicht leiden und ſchlug ihn todt. Ich bereuete jedoch dieſe Uebereilung, wurde ein Derwiſch und legte mir zur Buße auf, nichts anders als Hydromel zu trinken; ſo irrte ich von Land zu Lande, bis ich endlich hierher kam wo ich meine Zeit damit zubringe, Kräuter zu ſuchen, und die Sterne zu ſtudieren.“ — „Mein guter Heiliger, antwortete Bergſpalter, da du aus einem Trunkenbolde ein Sternkundiger geworden biſt, ſo muß ich dir ein Wörtchen von meiner Fehde mit den Sternen ſagen. Ich bin auf meinen Stern ein wenig übel zu ſprechen und würde es gern ſehen, wenn du mich ihm ſo nahe brächteſt, daß ich ihm und noch einigen von ſeinen Kameraden einige Fuchteln mit meinem Säbel zuzählen könnte, um ihn zu lehren, ein andermal mich nicht ſo nach ſeiner Laune zu behandeln. Ich heiße Bergſpalter und bin in der Hauptſtadt Cirkaßiens geboren. Nach der Erzählung eines Sterndeuters, der ein guter Freund meines Vaters war, befanden ſich am Tage meiner Geburt zwey Sterne

mit

---

*) Eine Arobe hält 25 Kannen.

mit einer Ladung guter und böſer Gaben auf der Reiſe; der Stern, der von den Böſen am meiſten geladen hatte, gieng voran. Drey Weiber waren an eben dem Tage, jede mit einem Knaben niedergekommen; ſie bewohnten drey Häuſer, welche einen Winkel der Straße bildeten, die nach dem königlichen Palaſte führt. Wir wollen unſern Weg dahin nehmen, ſagten die Sterne, und uns unſerer Laſt, zum Beſten dieſer Neugebornen entledigen. Unterwegens ſtrich der erſte Stern an dem Hauſe meiner Mutter in dem Augenblicke an, da ſie mich zur Welt brachte; dieß machte, daß er einen Augenblick ſtille hielt. — „Weiter komme ich nicht; ſprach er, meine Laſt iſt mir zu ſchwer, ich muß ſie hier fallen laſſen! und ſie fiel gerade auf mich. Ich kann dir nicht ſagen, was dem Sterne Alles in dieſem Augenblicke entfiel. Es iſt eine Bürde, die ich zuweilen mit vieler Ungedult trage, und unter der oft Andere mit leiden! Es hat mich zum ſtärkſten, aber auch zum mindergedultigſten der Menſchen gemacht. Ich darf nichts Eigenes haben, ſondern muß beſtändig von Raub und Plünderung leben. Meinem Säbel mag nichts widerſtehen, als nur die Ohnmacht des Furchtſamen und Feigen, auch greif' ich einen ſolchen nie anders, als mit Fauſtſchlägen an, und du kannſt leicht denken, daß mir da keiner entrinnt.

Dieß, guter Derwiſch, waren die Geſchenke, die ich in meiner Wiege empfieng. Der andere Stern, der auf den meinigen folgte, war nun gezwungen, das, was mir eigentlich beſtimmt war, auf einen anſtoßenden Palaſt herabzuwerfen! ¿Und was war es? denk einmal, eine Krone! Du ſieheſt alſo, und ich darf es ohne Prahlerey ſagen, daß ich den Thron nur um eine Thüre verfehlt habe. Der Sterndeuter behauptete gegen meinen Vater, es wäre dieſes eine unglükliche Schickung geweſen, aber ich behaupte es war bloße Laune. Mein glänzender Beſchützer hätte wohl mit ſeinen Gunſtbezeugungen um eine Thüre früher niederkommen können.... Beym Propheten! ¿weißt du wohl, Bruder Heiliger, daß ich darüber von Sinnen kommen möchte; und daß ich ſchon Mittel über Mittel verſucht habe, um mein Horoſkop Lügen zu ſtrafen? Ich habe Armeen zuſammengebracht; ich kommandirte gut, und ſchlug mich noch beſſer; aber meine Soldaten waren lauter Memmen; wenn's etwas zu freſſen gab, da drängten ſie ſich alle, wenn's aber ans Schlagen gieng ließ ſich keiner ſehen. Einſtmals drang ich in eine Stadt, ohne zu wiſſen, daß mir meine Soldaten nicht nachfolgten. Ich hieb alles in Stücken, was ſich mir widerſetzte, und ich verfolgte und tödtete alles, was vor mir lief; und was ich durchs Schwerdt nicht vertilgen konnte, zerſtörte ich durch Feuer und Flamme. Meine Armee glaubte mich verlohren, und weil ſie nicht mehr auf mich rechnete, ſo wurde ſie von einem ſo paniſchen Schrecken überfallen daß ſie die Flucht ergriff. ¿ Was geſchah? Da ich das ganze Land verheert und niemanden verſchont hatte, und da meine Armee auch zerſtoben war, ſo fand ſich's am Ende, daß ich, der ich durch die Stärke meines Arms und meinen Säbel König geworden war, keine Unterthanen mehr hatte und über nichts regierte." — „¿ Wie, ſagte Immerdurſt, du hatteſt nicht einmal die Weiber leben laſſen?" — „Beym Mohamed; antwortete der Hauptmann, ich habe die Weiber ſonſt freylich, aber die in der Stadt, als ſie mich ſahen, ſchrien, als ob man ihnen das Fell über die Ohren zöge; ſie warfen mit Steinen von ihren Häuſern nach mir, und hezten ihre Männer und Hunde auf mich: mein Helm und mein Schild bekamen wohl an zehn Orten Tellen und ein großer Ketten-Hund riß mir ein ganzes Stück aus der Wade. Ich liebe das ſchöne Geſchlecht, aber nicht wenn es raſet, dann zertret' ich ihrer ſo viele als mir aufſtoſſen, ſie mögen alt oder jung, häßlich oder hübſch ſeyn; vor mir findet nichts Gnade, was Widerſtand thut." — „Du haſt ein wenig heißes Blut, Herr General, erwiederte der Derwiſch; du ſelteſt es wie ich machen und nichts, als Hydromel trinken.“ — „Beym Propheten! sagte Bergſpalter, dein Hydromel kleiſtert mir die Kehle zuſammen; ſtatt mir den Durſt zu löſchen; mein böſes Geſtirn würde triumphiren, wenn es ſähe, daß es mich dahin gebracht hätte. Laß uns lieber darauf denken wie wir es auf beſſere Gedanken ſtimmen können, wenn es möglich iſt. Könnt' ich nur da hinauf kommen, ich wolte es ſchon zur Vernunft bringen; höre einmal, Sterngucker, könnteſt du mich nicht mit deinen Maſchinen in den Stand ſetzen, mir eigenmächtig Recht zu verſchaffen?“

Du kannſt eine andere Rache nehmen, erwiederte Immerdurſt, und deinem Geſtirn denſelben Streich ſpielen, den ich dem meinigen geſpielt habe. Nach ſeinem Willen ſollt' ich ein Landſtreicher, ein Taugenichts werden, und ſaufen wie ein Loch; aber ich, ich fieng es gan anders an; ich wurde ein Einſiedler und trink Hydromel, aber mit Maaßen, und ſo hab' ich' ihm zum Poſſen dahin gebracht, daß ich doc wenigſtens etwas tauge. Du, als ein Kriegsmann, mußt einen andern Weg einſchlagen. Ur die böſen Folgen zu verhüten, welche mit deine Heer-Zügen verbunden zu ſeyn ſcheinen, mu du ſuchen General ohne Armee zu werden, un eine Veſtung erobern, die weder Thore, no Graben, noch Mauern hat, damit die Mül die du dir geben mußt, alle dieſe Hinderni zu überwinden, dich nicht ſo übelgelaunt macht, daß dir hernach die Luſt anwandelt, alles umzubringen." — „Mein lieber kleiner Heiliger! ſagte Bergſpalter, halte einmal ein bischen inne. ¿Weiſt du wohl, daß du mich mit deinen Reden toll machen willſt? Biſt du verrückt? oder biſt du ſo tiefdenkend, daß man dich nicht verſtehen kann? Was iſt ein General, ohne Armee? Wo findet man eine Veſtung ohne Gräben und Mauern?" —

„¿Ein General ohne Armee? verſezte Jimmerdurſt; das wird morgen, aufs allerſpäteſte, der Hauptmann Bergſpalter ſeyn, wenn er morgen ohne Soldaten und Troß zu Felde ziehn wird, um 10 Stunden von hier die Stadt Kallacahabalabah zu erobern, die ſehr feſt, obgleich nicht durch Kunſt iſt." — „¿Und woraus ſoll die Armee beſtehn, die unter meinen Fahnen ſtreiten wird?" — „Aus 8 Generalen, von welchen jeder in ſeiner Art im Stande iſt die Veſten eines Reichs zu erſchüttern. Um dir einen kleinen Vorſchmack von ihnen zu geben, will ich dir ſagen, daß ich ſelbſt nur der ſchwächeſte dieſer Achte bin, ob es gleich bloß an mir gelegen hätte, mich Meiſter von Damaſk zu machen. Damaſk iſt eine gutgewäſſerte Stadt, aber in acht Tagen hätte ſie nicht ſo viel Waſſer mehr haben ſollen, daß eine Henne ſich hätte ſatt ſaufen können."

„Mein guter Derwiſch, ſprach Bergſpalter, du heiſt mit Recht der Immerdurſt. Jezt, da ich deine Macht kenne, finde ich dich äuſſerſt mäſſig; du beſitzeſt da ein allgewaltiges Talent; es kommt nur auf dich an, ganz Egypten zu Grunde zu richten.“ — „Dann müßte ich den Nil an der Quelle austrinken, erwiederte Immerdurſt, und die Reiſe iſt mir zu lang.“ — ¿„Werden meine andern Kumpanen auch ſo auſſerordentliche Leute ſeyn, wie du? fuhr Bergſpalter fort; ich brenne für Verlangen, ſie kennen zu lernen.“ — „Morgen ſollſt du ſie ſehen, ſprach der Derwiſch; ſie ſollen in deiner Gegenwart ihre Proben ablegen; ſie brauchen einen geſcheiden Mann zum Führer, denn ſie haben alle mehr Talent als Verſtand. Sie bedürfen ein Oberhaupt, das über ſie mit Nachdruck herrſcht, und ihnen mit Beyſpielen vorgeht; und das biſt du!“

„¡Beym Mohamed! rief der Hauptmann und blickte gen Himmel, ich gerathe jezt faſt in Verſuchung, meinem hundsvöttiſchen Geſtirne den Weg zu verzeihen, auf den es mich zeither herumgeſchleppt hat, weil ich vielleicht dadurch das Glück genieſſe, meines Gleichen zu kommandiren. ¿Aber was iſt das für eine Feſtung? und wer iſt Befehlshaber darinne?“ — „Sie gehört einem fremden Tyrannen der Bygſtaf heißt, und den du bezwingen wirſt. Der Tyrann dann wird durch einen andern erſezt, und dein Geſtirn ſoll Lügen geſtraft werden, und du wirſt ſo gut regieren, wie ein anderer und vielleicht beſſer; weil du kein ander Geſetz kennſt, als deinen Willen. … ¿Haſt du Religion?“ — „Nicht viel, unterdeſſen, ich bin beſchnitten.“ — „Das iſt ſchon genug.“ „Lieber Immerdurſt, du biſt ein toleranter Heiliger, kurz ſo wie ich ſie liebe; gern möchte ich mich an deinen Hydromel gewöhnen, um mich mit dir betrinken zu können. Unterdeſſen ehe wir ſchlafen gehen muß ich noch einen deutlichern Begriff von deiner Stadt Kallacahabalabah haben, denn im Bette pflege ich gewöhnlich meine Angriffsplane zu machen.“

„Kallacahabalabah, antwortete der Derwiſch, liegt auf einem hohen iſolirten Berg, der ringsherum auf 60 Fuß hoch ſenkrecht abgehauen iſt; nur eine Schnecke kann hinaufkriechen. — „¿Und wie fangen es die Einwohner an, um herunter zu kommen?“ — „Sie ſteigen nicht herunter; man läßt ſie in Körben herab, die an eiſernen Ketten hängen. Dieſe Maſchienen ſind ſo eingerichtet, daß ſie auf einmal 100 Körbe, und in jeden 10 Mann mit Waffen und Gebäcke auf die Erde laſſen können. Das geſchieht ſehr raſch und ohne die mindeſte Verwirrung. Die Einwohner des Landes, ſind auf 20 Meilen im Umkreiſe, durch dieſen Regen von Kriegsknechten ſo in Furcht geſezt, daß ſie ihren Tribut bis an den Fuß des Berges bringen, und die Körbe damit anfüllen, die zu dieſem Behufe dort ſtehen." „Bey meinem Barte! ſagte der Hauptmann, entweder ich komme um mein bischen Ruhm, oder ich will ein Einſehen in dieß Unweſen haben.... ¿Aber was iſt das für ein Mann, der Bigſtaf, von dem du mir geſagt haſt? Iſt es ein Held von einem gewiſſen Range, und wird er gern den Vorſchlag annehmen, ſich mit mir allein zu meſſen. — „Er iſt von etwas rieſenmäßigen Wuchſe, und beſtändig von Kopfe bis zu den Füßen mit dicken Eiſen geharniſcht, aber das ficht ihn ſo wenig an, als wären es nur Pflaumen-Federn: er ſpielt mit einer Keule von vergoldeten Erze, die nicht mehr, als 75 Pfund wiegt, als ob es ein Stäbchen von Aloeholz wäre, und ich glaube, daß er zwar einen Zweykampf eingehen wird, aber mit niemand, der ihm nicht gleiche Waffen biethen kann." — Ach! erwiederte Bergſpalter, was ſoll mir das für eine Freude ſeyn, wenn ich nur ſo weit von ihm ſtehe, daß ich ihn mit meinem Arm erreichen kann; ich will ihn mit meiner Klinge nur bis zur Naſenkuppe ſpalten, um das Vergnügen zu haben, ihn noch die Zähne fletſchen zu ſehen, ehe unter meinen Streichen ſein Lebenslicht auslöſcht! Ich bin darum auf der Welt, um unter dem Schutze meines Säbels zu ſiegen oder zu ſterben; mag die Keule brauchen wer Ochſen und Rinder todt zu ſchlagen hat… ¿Macht ſich denn dieſer König nie alleine aus ſeiner Stadt? könnte man ihn nicht überfallen und angreifen, ohne ihm Zeit zu laſſen, ſeinen Vortheil zu gebrauchen?“ — „Er geht nie aus, erwiederte der Derwiſch, als bis er erfährt, daß jemand auf ſeinem Gebiete Unfug treibt. Ach! es hat zweyen von meinen Kameraden, dem Eiſenarm und dem Stahlzahn *), das Leben gekoſtet, als ſie es wagten in ſeinem Gehäge zu jagen! Niemand anders hätte ſie bezwingen können. Aber als er ſie durch ſeine Kriegsknechte hatte umzingeln laſſen, von denen Eiſenarm eine gute Anzahl mit der Fauſt erſchlug, während Stahlzahn die übrigen die ungeheuere Kraft ſeiner Kinnbacken empfinden ließ, kam er ſelbſt, und zerſchmetterte ſie beyde mit ſeiner Keule!“ — „¡Tod und Blut! rief der Hauptmann Bergſpalter, ich will ihr Rächer ſeyn; deine Erzählung macht mir das Blut in den Adern kochen, als ob ich meine Brüder ermordet hätte. Ich brenne für Ungedult, alle deine Leute kennen zu lernen. Ich will mich ſchlafen legen, um dieſe Ungedult zu mäßigen, denn ich kenne kein anderes Hülfsmittel dafür!“

---

*) Auf arabiſch Zenhadib und Senbulade.

Immerdurſt folgte dieſer Einladung, und beyde legten ſich auf ein Lager von Laub und Fellen im Hintergrunde der Grotte. Sie erwachten mit den erſten Stralen der Morgenröthe und verlieſen ihre Höhle, um ein wenig ſpatzieren zu gehen; indem ſahe der Derwiſch von ferne drey Männer kommen. „¡Da kommen unſere Leute!“ rief er. — „¿Wie heiſen ſie?“ „Ihre Namen bezeichnen ihre Talente: der erſte iſt Scharfblick; er würde auf 10 Meilen weit eine Nadel auf der Erde erkennen können; es iſt unſer Spion. Der zweyte iſt Zieltreffer; er ſchießt mit ſeinem Pfeile in eben dieſer Weite einen Apfel herunter; und Luftdurchſchneider *), der ihm folgt, kann den Pfeil in fünf Minuten wieder zurückbringen. Sie ſollen unter deinen Augen arbeiten, und du ſelbſt ſollſt beurtheilen, wozu du ſie brauchen kannſt. Während dieſer Zeit waren die drey Herren angelangt.

„Freuet euch Kammeraden, redete ſie Immerdurſt an; das Schickſal hat uns in der Perſon dieſes braven Ritters weit mehr wieder geſchenkt, als es uns im Eiſenarm und Stahlzahn geraubt hat. Ihr ſeht hier den furchtbaren Hauptmann Bergſpalter, deſſen Arm, Säbel und Kopf, uns Mittel verſchaffen werden,

Rache

---

*) Die arabiſchen Namen dieſer drey Perſonen ſind: Guillatiſch, Madherdawill, Karanewek.

Rache an unſern grauſamen Feinde zu üben, und in Frieden und Freude auf Erden zu leben! Aber ihr wißt, daß wir heute Mittag eſſen müſſen; habt ihr für Proviant geſorgt? Ja, antwortete Zieltreffer, wir werden eine gute Mahlzeit halten können, wenn du Kuchen zu backen haſt. Gutrücken*) begleitete uns, er hatte ein Kalb von ſechs Monaten auf den Buckel und zwey Fäſſer Wein unter dem Arm genommen; aber unterwegens wandelte ihn die Luſt an, in einen Garten zu gehen, und einen Salat zu pflücken; da er aber einen guten Schritt geht, ſo muß er gleich hier ſeyn, wenn ihm unterwegens nichts zugeſtoßen iſt." Kaum hatte er dieß geſagt, ſo kam Gutrücken mit ſeinem Salate an, den er um den Hals gehängt hatte. Es waren drey ungeheure Kohl-Häupter, die an einen Strick gereiht waren, und ſeinen Körper von allen drey Seiten verſteckten. Ungeachtet er wie ein Saumthier bepackt war, ſo gieng er doch ſo leicht und flink einher, als ob er nur einen Sack Nüſſe getragen hätte. Er ſetzte nun ſeine Fracht ab. Immerdurſt ſtellte ihn Bergſpaltern vor. „Herr General, ſagte er, indem er Gutrücken auf die Achſel klopfte, hier iſt unſer Rüſtwagen. Wenn du Städte zerſtörſt, Armeen ſchlägſt, Beute machſt, ſo wird der Rücken, den du vor dir ſiehſt, nicht ein

---

*) Auf arabiſch Bälamiſch.

ein Stückchen zurücklaſſen, denn er würde ſich ſelbſt unter der Laſt von Salomons Schätzen nicht biegen!" — „Bisher, ſagte Bergſpalter, gabs bey meinem Beutemachen nicht viel mitzunehmen, und kein Rücken würde ſich lange unter ihrer Laſt gebogen haben. Denn kaum habe ich etwas erbeutet, ſo ſetz' ich mich in eine Ecke, verzehre es, und laſſe nichts übrig. Wenn man mich ſo gierig ſchlucken ſieht, ſo ſollte man ſchwören, Räuber oder Mordbrenner wären mir immer auf der Fährte. Aber daran iſt mein hundsvöttiſches Geſtirn Schuld, es zwingt mich, faſt immer an allem Mangel zu leiden, um mich in den Fall zu bringen, nichts zu ſchonen; aber dir lieber Sterngucker, ſey's gedankt, jetzt hoffe ich, daß wir uns von ihm Recht verſchaffen wollen! ... z. B. was doch ein Ueberreſt von Gewohnheit thut; ich ſehe da ein kleines Kalb, das wohl ſeine 180 Pfund haben mag, und kann nicht ruhen und raſten, bis es verzehrt iſt!" — „Ey dazu haben wir es ja; erwiederte Immerdurſt. He! rief er ſeinen Leuten zu, Gutrücken ziehe dem Kalbe das Fell ab, und mache einen Bratſpieß zurecht, Scharfblick! Luftdurchſchneider! wo ſteckt unſer Koch?" —

Scharfblick ſchaute ſich auf der ganzen Erde herum, und entdeckte endlich, was kein menſchliches Auge mit dem beſten Fernrohre entdeckt haben würde. „Aha! ſagte er, ich werde ihn gewahr, er iſt nicht weit von hier; aber er macht ſich den Spaß, die Wachteln zu braten, die über ſeinen Kopf wegfliegen; er rupft ſie im Fluge und ſpeißt ſie!“ — „Der lüderliche Purſche, rief Immerdurſt, ¿iſt das eine Beſchäftigung an einem Tage der Muſterung? Wachteln in der Luft zu braten, damit ſie ihm fertig gebraten ins Maul fallen! ... ¿und wo ſteckt denn der Faullenzer Immerſchlummer *), um unſre Leute zuſammen zu trommeln, und ſie anzuhalten, Ordre zu pariren?“ — — „Ich ſeh' ihn, ſprach Scharfblick, er ſchläft im Schatten von Heidekraut, und ſchnarcht, daß die Erde zittert; ich begreife nicht, wie ihr es hier nicht hört.“ — „Da ſeht ihr Freunde, fuhr Immerdurſt fort, wie höchſtnöthig uns Mannszucht iſt; und ob wir nicht von Glücke zu ſagen haben, daß uns das Ungefähr einen ſolchen Anführer zugeſchickt hat .... Friſch! Luftsdurchſchneider! laß dir den Ort zeigen, wo der Wachtelfreſſer und der Schnarcher ſtecken, damit ſie ſich unverzüglich einſtellen. .... Du wirſt ſehen, ſprach Immerdurſt zu dem Hauptmanne, was das für vortrefliche Geſellen ſind. Der Koch Blaſefeuer **) wird dir ein Pröbchen geben, was er vermag; er wäre im Stande, de, mitten im Schooße der Erde einen ganzen Erzgang zu ſchmelzen. Was den Immerſchlummer anbetrift, ſo will ſein Talent nicht viel ſagen, aber er beſitzt noch ein andres, das in einem Treffen von großem Vortheil für uns iſt, und das alles in Furcht und Schrecken ſetzt; denn wenn er auf ſeinen Bauch ſchlägt, ſo bringt er ein Getöſe hervor, als wenn 40 Trommelſchläger zu gleicher Zeit die Trommel rührten; er reibt ſeine zehn Finger an einander, und ſtößt ein ſo fürchterliches Geheul aus, daß alle Mauern davon zuſammen ſtürzen."

---

*) Auf arabiſch Batteniltabur.

**) Auf arabiſch Bazzaknar.

Während **Bergſpalter** ſich die Talente dieſer beyden erklären ließ, langten **Immerſchlummer** und **Blaſefeuer** im Lager an. „Tambour, ſagte der Derwiſch zu erſtern, ſchlag' Apell! du Blaſefeuer, brate das Kalb, das Gutrücken ſchon an den Spieß geſteckt hat, und Herr General, fuhr er zu Bergſpaltern fort, zeige dieſen braven Leuten, was du zu thun im Stande biſt. Das Kalb ſteckt am Spieße, der Kohl iſt zerhackt, aber wir haben nichts, um die Bratenbrühe aufzufangen, und keine Schüſſel um unſer Gemüſſe aufzutragen. Haue ſauber, der Länge nach ein dünnes Schnittchen von dem Zuckerbrod ab, das vor meiner Thür liegt, und mach uns ſo das nöthige Geſchirr zu unſerer Brühe und unſerm Zugemüſe." — Der Hauptmann ergriff begierig die Gelegenheit, ſeine Geſchicklichkeit zu beweiſen: er zog von Leder und ſäbelte mit dem erſten Hiebe eine Scheibe, einen Zoll dick, nach der ganzen Länge von der ſteinernen Bank ab; er drückte hierauf eine Vertiefung zur Bratenbrühe in die Bank, und die abgehauene Scheibe diente zur Schüſſel für das Zugemüße. Die Zuſchauer, deren Bewunderung um ſo mehr bedeutete, weil jeder von ihnen in ſeiner Art ſelbſt bewundernswürdig war, ließen der Leichtigkeit und Nettigkeit womit das alles verrichtet worden, volle Gerechtigkeit wiederfahren.

Unterdeſſen war Bergſpalter ſeiner Seits nicht minder neugierig, ein Kalb an einem Orte braten zu ſehen, wo er weder Feuer noch Kohlen, noch Holz zum Feuer-Anmachen gewahr wurde. Gutrücken drehte den Bratſpieß; dieſer ruhte auf zwey großen Steinen, die mitten auf einem grünen Raſen lagen. „Friſch, **Blaſefeuer**, rief **Immerdurſt**, thue deine Schuldigkeit; aber laß den Braten nicht verbrennen; wir brauchen nur ein gelindes und durchdringendes Feuer; verfahre ſäuberlich damit.“ — Blaſefeuer war ein Mann von That und wenig Worten; er wußte ſeinen Flammenathem ſo gut abzumeſſen und zu mäßigen, daß er den ungeheuern Braten, der ſich vor ihm am Spieſſe drehte, nicht zu braten, ſondern gleichſam nur zu vergolden ſchien; ſo wie die Brühe auf das Zu-

Zugemüße träufelte ſchickte er dem leztern von Zeit zu Zeit ein Paar Feuertheilchen zu, um es auch gahr zu kochen. Der Hauptmann ſchien äuſſerſt zufrieden mit dem Talente ſeines Bratenkochs und ſein Ehrgeiz wurde rege, immer mehr Beweiſe abzulegen, was er ſelbſt vermögend ſey. Er ſahe, daß es unmöglich war, in der Grotte des Derwiſches ſich zu Tiſche zu ſetzen, weil ein 6 Fuß hoher und eben ſo breiter Granitfelſen im Wege ſtand. — „Tretet ein wenig bey Seite, ſagte er zu den Andern, ich will von dieſem Steinchen ein paar Spähne abhauen, die euch in die Augen ſpringen könnten; wir brauchen Platz, unſern Tiſch zu ſetzen." — Zu gleicher Zeit fieng er an, mit ſeinem Säbel den Felſen zu ſpalten, aber ſo nett und genau, daß jedes abgehauene Stück einer Marmorplatte glich, der bloß die Politur fehlte. — „Welch ein furchtbarer Arm! Welch ein unüberwindlicher Säbel!" rieſen die Augenzeugen. — „Kameraden, ſagte Immerdurſt, der ſoll uns den Weg zu Ehre und Beute bahnen." Man ſäuberte nun den Platz, der durch dieſen unförmlichen und unbequemen Block nicht mehr verſperrt wurde. Die ſchönſten abgehauenen Spähne wurden zu Bänken um den Tiſch gelegt, den der Hauptmann durch vier oder fünf Säbelhiebe zu einem vollkommenen Vierecke und unten ſo geräumig ausgehöhlt hatte, daß die Beine bequem Platz fanden.

„Nie haben wir einen Gefährten unſerer Arbeiten gehabt, ſagte Immerdurſt, der ſein Meiſterſtück mit ſolcher Gewandheit und Leichtigkeit verrichtet hätte! „Immerſchlummer ſtrich ſich den Bauch zum Zeichen der Verwunderung und dieſe leichte Berührung machte ſchon das Echo der Höhle von einem fürchterlichen Getöſe ertönen. Unterdeſſen wurde gedeckt; Blaſefeuer trug den Braten auf. „Wein her!“ ſchrie Immerdurſt, indem er einen Sack mit 50 Pfund Kuchen herbeyſchleppte. Gutrücken holte die Weinfäſſer, aber Bergſpalter, weil er ſich vor dem Durſte des Derwiſches fürchtete, glaubte, ihn an ſein Gelübde erinnern zu müſſen; „Iſt deine Buße ſchon zu Ende, heiliger Mann?“ ſagte er — „Noch nicht, erwiederte Immerdurſt, ich werde wohl noch einige Schlucke Hydromel thun müſſen; aber ich hebe mir einen Trunk Wein zum Mundausſpülen auf!“

Man ſetzte ſich zu Tiſche, und jeder von den Gäſten machte dem Schmauße Ehre. Es wurde wenig geſprochen, aber von Zeit zu Zeit unterhielt einer von den Gäſten die andern mit einem Streiche von ſeiner Art, der immer wie ein Wunderwerk klang. Gegen die Mitte der Mahlzeit, als Immerdurſt ſeinen erſten Hunger ein wenig geſtillt hatte, fieng er an, ſich umzuſchauen: „Brüder! rief er, wir ſind nicht vollzählig; es fehlen noch Wolkenpacker und Allvergrößrer*). Unterdeſſen haben ſie doch den Befehl erhalten, und Immerſchlummer hat Apell auf eine Art geſchlagen, daß man ihn wohl hätte in der Ferne hören können.“ Indem der Derwiſch dieſe Bemerkung machte, erſchienen die beyden Vermißten am Eingange der Höhle. „Ihr verdientet, ſagte der Derwiſch, daß man euch keinen Biſſen zu eſſen gäbe; ich liebe brauchbare Leute, aber ſie müſſen auch pünktlich in ihren Pflichten ſeyn; verſäumt ihr Morgen euern Dienſt, ſo habt ihr einem geſchicktern Generale, als ich, dafür Rechenſchaft zu geben. Unterdeſſen ſetzt euch und trinkt. Nach Tiſche ſollt ihr Wunderdinge erfahren; ihr ſteht vor einem ſehr großen Meiſter, dem erlauchten Hauptmann Bergſpalter; wir haben ihn zu unſerm General erwählt, und werden die Muſterung vor ihm paſſiren. Was mich betrift, ſo leg' ich, wie ihr ſeht, meine Probe ab!“ — Indem er das ſagte, leerte er auf einen Zug ſeinen Krug mit Weine aus.

Die Neuangekommenen, die nichts darauf zu antworten hatten, beugten ſich beſcheiden, und man fuhr fort, ſich's wohl ſchmecken zu laſſen.

---

*) Auf arabiſch Thalahawa und Jlnaſaeh.

„Nun Brüder! ſagte Immerdurſt, als man fertig mit eſſen war, nun müſſen wir die Muſterung paſſiren und damit den Anfang machen, für unſer Abendbrod zu ſorgen. Scharfblick, Zieltreffer, Luftdurchſchneider, Achtung! .... Scharfblick, ich verlange 100 Pfund Wildpret von viererley Sorten. Sieh dich an entlegenen Plätzen der Ufer der Flüſſe um; ſpüre uns junge Rehböcke, junge Damhirſche und Gazellen auf; es muß alles zart und leicht zu verdauen ſeyn.“ — Scharfblick machte ſich fertig. Anfangs ſchienen ſeine Blicke am Boden der umliegenden Gegend wegzuſtreichen; unmerklich erhoben ſie ſich in die Ferne, und ſchwebten über den ganzen Erdkreis. „Ha! rief er, ich habe gefunden, was du verlangſt; es befindet ſich 10 Meilen von hier, hinter jenen Bergen!“ — „Zieltreffer, ſagte der Derwiſch, ſpanne deinen Bogen!“ — Zieltreffer pflanzte eine Stange vor Scharfblick hin, ſpannte ſeinen Bogen, und machte ſich fertig, ſeinen Pfeil abzudrücken. „Zehn Meilen weit?“ fragte er den Scharfblick. — „Ja, und 30 Schritte!“ — Der Pfeil flog; Scharfblick verfolgte ihn mit den Augen. „Der Damhirſch iſt getroffen! ſchrie er.“ — „Friſch, Luftdurchſchneider, ziehe deine Babuſchen an, und hole uns das geſchoſſene Wild!“ Der Befehl wurde ſogleich vollzogen. Immerdurſt wiederholte ihn noch dreymal, und in einer halben Stunde Zeit waren die vier Stücke Wild erlegt. Man brachte ſie dem **Gutrücken**, der ſie auswirkte und an den Spieß ſteckte.

Immerdurſt guckte in den Brodſack; „Ey, rief er, wir haben keine 30 Pfund mehr vorräthig; **Scharfblick**, geſchwind! ſieh dich nach friſchem Brode um!“ — „Zu Naſſer iſt eben ein ganzes Friſchbacken aus dem Ofen geſchoben, und noch warm. Der Bäcker wendete eben den Rücken, um den Ofen zu reinigen.“ — „Eine ſchöne Gelegenheit, Brod zu kaufen, ohne ein Asper dafür auszugeben! mache dich auf den Weg **Luftdurchſchneider**, nimm den Sack mit, und triff den Handel.“ — Dem Befehle wurde auf der Stelle nachgelebt, und das Brod war in der Grotte, ehe es der Bäcker noch gewahr worden war. „Du ſiehſt, Herr General, ſagte der Derwiſch, daß unſere Speiſekammer verſorgt iſt. Ach! wenn Gutrücken Flügel hätte, ſo könnten wir auch Wein haben; doch wir wollen darum nicht verdurſten. Friſch, **Wolkenpacker**, angle dieſe vorüberziehende Wolke und zwinge ſie, ihr trauriges Naß in unſern Schooß zu ſchütten; iſt Hagel darunter, deſto beſſer, denn ich trinke gerne über Eis!“ — Die Wolke war ziemlich hoch, **Wolkenpacker** holte aus der Taſche einen Knäuel Seide und warf ihn in die Wolke;

der Knäuel wickelte ſich auf und hieng mit dem Ende ſo weit herab, daß man es mit der Hand haſchen konnte. Wolkenpacker hieng ſich daran, und wurde von der Wolke mit erſtaunender Schnelligkeit angezogen. „Kameraden! ſchrie Immerdurſt, laßt uns unſere Kruge hinaus ſetzen, und das Waſſer auffangen: aber da wir keine Mäntel zu wechſeln haben, ſo wollen wir einſtweilen in der Grotte untertreten.“ — Der ganze Trupp gehorchte; die Wolke ſank tiefer herab, Wolkenpacker drückte ſie aus, und ſtieg mit dem Regen und mit Hülfe ſeines ſeidenen Fadens wieder herab auf die Erde.

Bergſpalter ſahe voll Erſtaunen der Ausführung aller dieſer Wunder zu. „Geſtehe, Herr General, ſagte Immerdurſt, daß mit ſolchen Leuten unter deinem Kommando etwas auszurichten iſt.“ — „Nie, antwortete Bergſpalter, nie ſah ich ſo viele ſeltene und gut in einander paſſende Talente beyſammen, es giebt nichts auf der Welt, das wir nicht zu unternehmen wagen durften. Ich brüte ſchon an manchem Plane.“ — „Warte damit noch einen Augenblick, ſage mir jetzt noch nichts davon, du konnteſt machen; daß ich Diſtractionen bekäme und ich habe ſchon etwas ſehr Weſentliches vergeſſen. Wir haben nichts als Waſſer, um unſern Durſt zu löſchen; wir ſollten wenigſtens auch ein Paar Flaſchen Liqueurs haben. Es iſt noch drey Stunden Tag, wir müſſen darauf denken, daß es uns an nichts fehlt.“ — Hierauf rief der Derwiſch ſeine Leute:

„Scharfblick, ſagte er, und du Luftdurchſchneider, ihr müßt uns ein Paar Flaſchen Liqueurs verſchaffen. Ihr wißt, daß man ſie gewöhnlich auf die Terraſſen der Häuſer ſetzt, um ſie in der Mittagsſonne zu deſtilliren. Macht einen Streifzug dahin; was ihr auf einmal nicht mitnehmen könnt, holt ihr auf zweymal.“ — Der Befehl wurde befolgt, und in einer Viertelſtunde war der Schenktiſch mit vier groſſen Flaſchen Liqueurs geziert. „Luftdurchſchneider iſt doch ein gewandter, flinker abgefeimter Purſche! ſagte Immerdurſt, Jammerſchade, daß er nicht ſtärker von Lenden iſt, man könnte ſonſt einen unendlichen Vortheil aus ihm ziehen!“ — „Beym Mohamed! ſprach Bergſpalter, ohne dieſen kleinen Beyſtand würde es mir die ganze Nacht im Leibe gekollert haben; ¿aber lieber Derwiſch, könnteſt du mir keine Feigen verſchaffen?“ — „O ja, verſetzte dieſer. Du haſt die Wahl auf dem ganzen Erdboden!“ — „Ich halte dich beym Worte, erwiederte der Hauptmann:. mich lüſtert nach den ſchönſten Feigen, die in Afrika wachſen.“ — „Luftdurchſchneider mache dich fertig; du hörſt, was unſer General wünſcht; hänge einen Korb am Arm, pflücke mit Wahl, und ſey ſpäteſtens in einer halben Stunde wieder da, denn man könnte deiner nöthig haben." — Luſtdurchſchneider verſchwand.

Das Wildpret ſtack am Spieße; Gutrücken war Bratenwender; Blaſefeuer bratete es; und Immerſchlummer ſchnarchte einige tauſend Schritte davon, um niemanden zu inkommodiren; unterdeſſen hörte man ihn doch. „Höre, ſagte Bergſpalter, du haſt da einen Schnarcher, der ein wenig läſtig iſt." — „Laß ihn ſchlafen, antwortete Immerdurſt, in der gemäſteten Völligkeit ſeines Leibes beſteht ſein ganzes Verdienſt; das erhält ſeinen Bauch geſpannt, und überdieß macht er uns zuweilen Muſik, wenn er, auf ſeine Backen ſchlagend, den Tamburin nachahmt; das macht uns gute Laune; man muß alle Talente zu nutzen wiſſen." — „Du haſt Recht; aber ſag' mir einmal, ¿ wer iſt der Menſch, den ich hier ſitzen ſehe, der die Hände in den Schooß legt? ich kenne ſeine Talente noch nicht?" — „Es iſt unſer Quartiermeiſter; wenn wir zu Felde ziehen: er weiß aus ſehr kleinen Hülfemitteln einen ſehr großen Vortheil zu ziehen; er heißt Allvergrößer. Er treibt eine ziemlich fatigante Profeſſion; du wirſt es am beſten beurtheilen, wenn du ihn arbeiten ſehen wirſt."

Während dieſes Geſprächs neigte ſich der Tag immer mehr zu Ende, und Luftdurchſchneider kam noch nicht zurück. Immerdurſt wurde unruhig: „he! Scharfblick, ſieh dich in den Gärten von Afrika um, und ſuche den Luftdurchſchneider: er hat ſich gewiß verirrt, oder das Wiederkommen vergeſſen! Scharfblick forſchte überall ſorgfältig, „ach! rief er, ich ſehe den lockern Geſellen! er hat mehr Feigen in ſeinen Bauch, als in den Korb geladen; er iſt ganz nahe bey Damaſk, und ſchläſt neben ſeinem Korbe; die Araber, die in der Gegend herumſtreifen, werden ihm den Korb und ſeine Babuſchen ſtehlen, und wir werden ihn nie wieder ſehen. Ein großer Vogel ſitzt auf einem Aſte des Baums, unter welchem er ſchlummert; wenn Zieltreffer den Vogel herunterſchießen will, ſo wird ſein Fall den Luftdurchſchneider aufwecken." — „Wie weit ſitzt der Vogel von hier?" fragte Zieltreffer — „Gerade 75 Meilen!" — Zieltreffer pflanzte ſeine Stange, drückte ſeinen Pfeil ab und Scharfblick ſah zu, ob der Schuß getroffen hatte. „Der Vogel iſt gefallen; ſchrie er, der Schlafratz iſt aufgewacht; er kommt!" Einen Augenblick darauf trat er mit den Feigen in die Grotte. „Schmäle nicht mit unſerm Proviantmeiſter, ſagte Bergſpalter zu Immerdurſt, dieſer Vorfall hat uns einen neuen Beweis von

Scharfblicks und Zieltreffers Nützlichkeit gegeben. Aber ich glaube, unſere Abendmahlzeit iſt nun fertig, und wir können uns zu Tiſche ſetzen." — "Vorher aber, wenn dir's gefällig iſt, antwortete Immerdurſt, will ich unſer Lager aufſchlagen und nach Kriegsgebrauch den Zapfenſtreich ſchlagen laſſen." Er rief den Allvergrößrer.

"¿Haſt du dein Maas genommen und dein Terrain gewählt? wir ſchlafen dieſe Nacht unter Zelten, wir wollen aber gern recht geräumlich ſeyn." — "Das Terrain liegt vor deinen Augen, erwiederte Allvergrößrer; das Zelt ſteckt in meiner Bruſt und ſein Umfang in meinen Lungenflügeln!" — ¡"Beym Mohamed! rief der General, das iſt das ſeltſamſte Räthſel, das ich in meinem Leben gehört habe!" — "Es iſt kein Räthſel, erwiederte der Derwiſch, oder wenigſtens wird es ſich dir gleich aufklären; komm und ſiehe unſern Arbeiter zu."

Allvergrößrer hatte einen kleinen Beutel, ungefähr ſo groß wie ein Ey, an einem Gürtel hängen, womit ſeine Bruſt umgürtet war; er ſchien mit vier kleinen Schnuren zugezogen, an deren Ende kleine ſtählerne Nadeln waren. Er machte den Beutel auf, hauchte hinein, und er wurde ſo groß wie eine Melone; er hauchte noch einmal, und konnte nun den Kopf hineinſtecken. Er that es, und blieſs immer ſtärker und ſtärker in die Mütze, die er ſich gemacht hatte, bis ihr Volumen mit jedem Augenblicke anſchwoll, auf die Erde herabſank, und den ganzen Körper des Blaſers hinein verbarg. Nun faßten ſeine Kammeraden die kleinen Schnuren des Beutels die zu Seilen geworden waren, zogen ſie auf den vier Seiten ſtraff an; und der obere Theil des Ballons bekam die Geſtalt eines Zeltes, und ruhte auf vier Stangen, die Allvergrößrer auf der Reiſe beſtändig bey ſich trug. Allvergrößrer ſetzte ſeine Arbeit fort, und das Zelt dehnte ſich dergeſtalt aus, daß 20 Perſonen bequem darunter wohnen konnten. „Aus den kleinen ſtählernen Nadeln wurden große eiſerne Zelt-Pflöcke, die in der Erde ſtacken, und dieſem Zelte alle mögliche Feſtigkeit gäben. ¡Beym Mohamed! rief Bergſpalter in der Fülle ſeines Entzückens, ich ſehe den Gott, den König aller Schwämme! Es iſt eine unglaubliche Sache!“ — „Herr General, antwortete Immerdurſt, ich muß dir ſagen, ohne dir zu ſchmeicheln, daß, wer deine Thaten geſehen hat, nichts mehr unglaublich findet, und auf nichts mehr ſtolz ſeyn darf. Aber Allvergrößrer ſchont ſich, denn er wäre im Stande ein Zelt aufzublaſen, worunter die Karavane von Mekka mit allen ihren Pilgern und der ganzen Bedeckung Platz hätte.“ In eben dem Augenblicke vernahm man in der Entfernung ein ſtarkes Trommeln; man hätte ſchwören ſollen, es müßten wenigſtens 50 Tambours ſeyn, wenn es nicht immer Ein Schlag geweſen wäre. „Was iſt das für ein Lärm?" fragte Bergſpalter. — „Ach, es hat nichts zu ſagen, ſprach der Derwiſch, Immerſchlummer ſchlägt den Zapfenſtreich, das iſt, er ſtreichelt ſich den Bauch. O es iſt ein tapferer Mann, wenn es drauf ankommt, Lärm zu machen!" — „Guter Derwiſch, du haſt hier auſſerordentliche Leute zu deinen Bußgefährten!" „Sie ſind wie ich, gezwungen, in der Eingezogenheit zu leben, ſprach Immerdurſt, weil das Publikum ſie falſch beurtheilt. Aber nun können wir durch dich unſerer Einſamkeit gute Nacht geben, und den Bigſtaf aus ſeinem Neſte verjagen, der ſein mit Eiſen geſpicktes Geflügel, uns korbweiſe auf den Hals ſchickt, und unſere kleine Geſellſchaft beſtändig in Allarm erhält!"

„Und wenn ſeine Cidatelle mit einem dreyfachen Graben voll Waſſer umgeben wäre, fiel ihm Bergſpalter ins Wort, ſo würdeſt du ihn doch bald ausgetrunken haben, ſobald man es mit einem Bischen Honig verſezt hätte. Dann würd' ich die Mauer mit meinem Säbel angreifen, und beym Mohamed! ihr wißt, ob mein Säbel Spähne giebt! ich würde mich unter die Veſtung eingraben, ehe man mich mit Steinen todtwerfen könnte; Gutrücken ſollte mir den Schutt in dem Graben räumen, und ſo wollte ich ehe in dem Platze ſeyn, als man mich darinne vermuthet hätte; ihr ſolltet dann ſehen, wie ich an die roſtigen Panzer von dieſem Schelmengeſindel anklopfen wollte!“ – „Herr General, erwiederte Immerdurſt, der Plan iſt deiner würdig, aber der Tyrann iſt für ſolchen Unternehmungen zu gut geſichert.“ — „Ich ſchwöre bey Deinem Buche, ehrwürdiger Einſiedler, daß ich etwas erſinnen will, vor dem ihn gewiß nichts ſchützen ſoll.... doch jezt wollen wir unſer Abendbrod verzehren“ — „Das iſt das beſte, was wir jezt thun können, ſagte der Derwiſch; der Braten würde längſt kalt geworden ſeyn, wenn Blaſefeuer ihn nicht warm erhielt.“

Die ganze Armee tafelte nun an dem wohlbeſezten Tiſche der von einer Lampe mit dre Dochten erhellt wurde; man ſprach von dem künftigen Abentheuer. „Kameraden, ſprac Bergſpalter, verlaßt euch darauf, daß ic alle meine Kräfte aufbieten werde, um eur Lobſpruche zu verdienen. Aber da ihr mich z euren Kommandeur erwählt habt, ſo verkündige ich euch, daß unſer Marſch ſehr geſchwin und in der gröſten Ordnung geſchehen ſoll... Ich habe nur einem einzigen Schluck Waſſe gethan, und ſchon ſtoßt es mir auf!... Mo gen mit Tages Anbruche halte ich Muſterung

ge

gebe meine Ordres und laſſe Marſch ſchlagen; während der Muſterung wird dekampirt.... Wir wollen nun einen Schluck Liqueur darauf ſetzen, uns ſchlafen legen, und uns von den Siegen träumen laſſen, die auf uns warten... Und wäre mein Magen hohl wie ein Brunnen, ſo wollte ich auf dieſem Steine ſo ſüß ſchlafen, als ob ich auf Roſen läge.... Aber hier muß nicht ein Biſſen übrig bleiben, denn da wir Morgen mit einem ſo großen Plane im Kopfe ausrücken, ſo müſſen wir damit den Anfang machen, alle Ratten hier auszuhungern und ihnen nicht einmal eine Rinde zu benagen übrig zu laſſen.... So wäre alſo unſer Banket geſchloſſen. Folgt mir alle nach und begebt euch ins Lager. Es iſt ſchicklicher, daß wir im Zelte ſchlafen.... Scharfblick, kannſt du bey Nacht ſchauen?" — „Wie bey Tage, Herr General!" — „Deſto beſſer, du ſollſt die Nacht Wache um das Lager halten, und dafür Morgen auf dem Marſche ein Schläfgen auf Gutrückens Buckel machen. Wolkenpacker, angele mit deinem Knäuel die Wolke, die über unſerm Haupte iſt, und zwing ſie durch einen kleinen Sprühregen, die Luft zu erfriſchen.... Immerſchlummer ſoll auſſer dem Lager in der Nähe von Scharfblick ſchnarchen, um Lärm machen zu können, wenn etwas vorfallen ſollte.... Nun friſch ihr Freunde, jeder von euch nehme eins von dieſem Fellen zum Kopfküſſen mit, denn Soldaten entſagen nicht eher den Bequemlichkeiten des Lebens, als bis ſie ſolche nicht haben!“ — „O! der tapfere, der große, der weiſe General!“ rief Immerdurſt, indem er dem Befehl gehorchte, und an der Spitze der übrigen ins Zelt zog. Als der Trupp vorbey defilirt war, begab ſich Bergſpalter zulezt in das Zelt, und legte ſich in die Mitte. Jeder nahm in einer ehrerbietigen Entfernung vom Generale den Platz ein, der ihm der bequemſte dünkte. Der Derwiſch hielt das Gebet, und alle entſchlieſen ruhig.

Sobald der Morgenſtern am Horizonte erſchien, weckte Scharfblick den Immerſchlummer, der, hoch aufgähnend, einen Schlag auf ſeinen Bauch that, deſſen Getöße in allen Höhlen der umliegenden Gegend wiederſchallte. Sogleich war Bergſpalter auf den Beinen, und weckte ſeine Leute; „auf Kameraden, auf! ſchrie er, der Tag muß uns ſchon unterm Gewehr finden; Allvergrößrer brich das Lager ab.“ — Auf dieſen Befehl verließ jederman das Zelt, und Allvergrößrer blieb allein zurück, um Hand ans Werk zu legen, während die Zeltpflöcke ausgeriſſen wurden. Ehe noch die Sonne am Himmel ſich zeigte, war ſchon das Zelt zuſammengelegt, und hieng wieder am Gürtel.

Alle hatten ſich nun zur Hauptmuſterung verſammelt. Immerdurſt ſchloß das Bataillon. „Bruder, ſagte Bergſpalter, du biſt nicht an deinem Platze, denn als unſer geheimer Rath ſollſt du dich im Zentrum aufhalten. Aber die Taktik hat ſich ein wenig geändert; man weiſt dir deinen Platz im letzten Gliede an, und oft, wenn der Vortrab die Aktion ſchon begonnen hat, kommt der gute Rath zu ſpat. Doch da unſere Linien nicht ſehr ſtark ſind, ſo wird dich nichts verhindern, im Nothfalle zu mir zu eilen. ¿ Dein Buch iſt doch in gutem Stande, es fehlt doch kein Blatt darinnen?" — ¡ Beym Mohamed! ich weiß nicht, wie viel Blatter es halten muß; aber das thut nichts zur Sache, im Nothfall will ich den Defekt ſchon erſetzen."

„Kamerad Scharfblick, ſagte Bergſpalter, deine Augen ſind ein wenig roth; bade ſie mit kaltem Waſſer; man muß vor Flüſſen auf ſeiner Huth ſeyn.... ¿ Sind Zieltreffers Bogen und Pfeile in gutem Stande?" — „In gutem Stande, Herr General!" — „Es wird mir die Zeit lang, bis ich in den Fall komme, deine Geſchicklichkeit zu probiren und eine Bothſchaft an das Auge unſers Feindes zu ſchicken. Zeig' einmal deinen Knäuel, Wollenpacker; er iſt hübſch rund und dick, der Faden gut gezwirnt: du könnt'ſt es mit den Spinnen aufnehmen. Aber mein lieber Kamerad, wenn du auf den guten Rath eines alten Soldaten, wie ich, hören willſt, ſo ſollſt du bald einſehen lernen, daß ein ſo koſtbares Talent wie das deinige, ſich nicht blos darauf einſchränken muß, die Luft zu erfriſchen, und das Tafelgeſchirr abzukühlen.... Blaſefeuer, ich kann den Feuerheerd nicht in Augenſchein nehmen, den du in deinem Magen haſt, aber ich ſetze voraus, daß du für dieſen Feldzug einen hinreichenden Vorrath an Schwefel und Pech bey dir führſt. Aber da wir in andrer Leute Kuchen einfallen wollen, ſo werden wir deine nicht nöthig haben, um uns zu ſpeiſen. Dafür will ich dir den Auftrag geben, alle die Köpfe zu braten, die uns im Wege ſeyn können.... Luftdurchſchneider, deine Babuſchen ſcheinen mir in gutem Stande zu ſeyn: aber ſey vor deiner Lüſternheit nach Feigen auf deiner Huth: du biſt in Gefahr geweſen, baarfus gehen zu müſſen, das hätte dir, auf einem ſo weiten Wege, leicht einen garſtigen Schnupfen zuziehen können.... Allvergrößerer, du haſt das Zelt wieder zuſammengelegt; aber wir wollen nachſehen, ob die Pflöcke auch feſt, und die Stricke noch gut ſind, und ob der Zeuch nicht gelitten hat.... Nein, es iſt alles in gutem Stande. Sage mir einmal, wenn du in eine Meloneblieſeſt, ¿würdeſt du ſie auch ſo groß machen können, wie einen Kürbis?“ — „¡Nein, Herr General!“

ral!“ — „Man hat wohl Recht zu ſagen, daß es keine Univerſal-Genies giebt!... Tritt vor, **Gutrücken**, man muß dir lederne Tragbänder machen laſſen, damit du deine Laſten beſſer ſchauren kannſt. Wahrhaftig, das iſt ein Rücken, dem's blos daran fehlt, daß er nicht Waſſerpaß iſt, um eine Pyramide darauf zu ſetzen... ¿Du ſchneideſt dir die Nägel ab? das iſt ein Fehler; du weiſt wohl, daß, um zuzugreifen, man nie die Hand lang genug haben kann.... Hierher **Immerſchlummer**; ¿iſt deine Trommel ſtraff angezogen? Aber netze ſie mir ja nicht inwendig zu viel mit heißen Getränken; das könnte machen, daß das Fell dürre würde.... ¡Apropos! laß mir doch einige gedämpfte Töne aus deiner Poſaune hören.“ — Immerſchlummer gehorchte, und gab einige halbe Schläge mit gedämpfter Stimme an, aber das war hinreichend, die ganze Armee in Angſt und Schrecken zu ſetzen. **Luftdurchſchneider** wäre 100 Meilen weit gerennt, wenn er ſeine Beine gleich hätte finden können; **Gutrücken** fühlte ſeine Knie unter ſich erſchlaffen; **Scharfblick** ſah keinen Stich mehr; **Zieltreffer** ließ Bogen und Pfeile fallen; **Wolkenpacker** ſchaute ſich nach einer Wolke um, um hinein zu kriechen; **Allvergrößrer** wurde der Athem zu kurz, und **Blaſefeuer** fühlte ſich ſo kalt wie Eis. „¡Beym Mohamed! rief **Bergſpalter**, indem er den Im-

Immerdurſt, welcher den Schlucken bekommen hatte, bey der Hand ergriff, das iſt ein zartes Stimmchen! Ich bin kein Weichling, und doch zittere ich wie Eſpenlaub. Kamerad Immerſchlummer, du beſitzeſt ein herrliches Talent, aber wenn dir's gefällig wäre, ſo wollen wir nicht eher davon Gebrauch machen, als im äuſſerſten Nothfalle. Tritt wieder ins Glied, und ihr meine Freunde, die ihr mich zu eurem General erwählt habt, laßt euch den Plan zu der Bataille mittheilen, die wir Morgen liefern wollen."

„Ihr wißt, daß unſere Abſicht iſt, Ralakahabalabah zu erobern, und den Tyrann Bigſtaf aus der Welt zu bannen. Aber er iſt zu klug, um ſich einzulaſſen; er wird uns ſein Geſindel über den Hals ſchicken, das wir zwar todtſchlagen, aber deßhalb nicht weiter kommen werden. Wir müſſen ihn durch Hunger zur Kapitulation zwingen, und die Gegend verheeren aus welcher er ſich verproviantirt; wir müſſen ihn dahin bringen, ſeinen Felſen zu freſſen, wenn er das Leben friſten will. Alle Elemente ſtehen uns zu Gebote. Sengen, brennen, erſäufen, rauben, morden, verheeren! ¿wo giebt es beſſere Mittel, als dieſe, in kurzer Zeit aus einem Lande eine Wüſte zu machen? Ein gemäßigter Krieg könnte in der Folge verderblicher werden, ſtatt daß für Schrecken drey Viertel von den Einwohnern ihr Heil in der Flucht ſuchen werden. Nun kömmt's nur darauf an, daß wir wiſſen, wo wir zuerſt mit dem Verwüſten anfangen."

„Scharfblick, ſagte der General zu dieſem vortreflichen Spione, ſieh dich einmal gegen die vier Hauptwinde um. Wir brauchen jetzt eine leichte Arbeit, die uns faſt in die Hände läuft. ¿Was erblickſt du gegen Abend?" — Herr General, ich erblicke zwanzig Meilen von hier eine Karavane, die gerade auf uns zu kommt" — „Und wenn wir ſie auch im Nachtlager erreichten, antwortete Bergſpalter, ſo würden wir müde und mit leerem Bauche anlangen, und durch ihre Plünderung dem Bigſtaf keinen Schaden thun. Nein, das iſt nichts für uns. Suche in Oſten." — „Herr General, ich werde eine fette Trift mit ſchönem Vieh und einigen Hirten gewahr." — „Das wäre etwas, worauf ſich in der Folge ein Anſchlag machen ließe; aber es iſt nichts, was wir gleich ins Maul ſtecken können, und da wir nüchtern aufbrechen, ſo müſſen wir unſern Tiſch ſchon gedeckt finden." — „¡Ha! rief Scharfblick, jetzt wird gegen Mittag etwas für uns zurechte gemacht; ich werde dort alle Zubereitungen zu einem herrlichen Hochzeitſchmauße gewahr." — „¿Wie viel Meilen von hier?" — „Zehn Meilen," — „¿In einem Dorfe?" — „Ja, und das ſtark bewohnt iſt" — „Deſto beſſer, ſo haben wir Gelegenheit, deſto mehr Schaden und Lärm anzurichten; und wenn ihrer noch ſo viele ſind, ſo werden ſie uns doch nicht abhalten, zu thun, was wir wollen. Doch erſt muſſen wir unſern Angriff entwerfen. Blaſefeuer rückt mit mir ins Dorf, und zündet alle die Häuſer auf der Gegen-Seite vom Hochzeithauſe an. Ich begebe mich ins Hochzeithaus, und bemächtige mich der Braut; wollen der Mann, der Vater, oder die Verwandten ſauer dazu ſehen, ſo theile ich ein Paar Ohrfeigen aus; und beſänftigt ſie das noch nicht, ſo ſoll ihnen Immerſchlummer in meinem Nahmen ein Wörtchen ins Ohr flüſtern, und ich hoffe, daß ſie es ſich nicht zum zweytenmale werden ſagen laſſen. Blaſefeuer ſoll alles niederbrennen, ausgenommen das Haus, wo wir es uns ruhig wollen ſchmecken laſſen. Weil das Bauernpack ſich zuſammen rotten und uns mit Steinen werfen könnte, ſo befehle ich dem Wolkenpacker, ſich auf die erſte beſte Wolke zu ſetzen, die er antrifft, noch mehrere Wolken zuſammen zu haſchen, an einander zu kuppeln, und uns mit ſeinem Wolkenhaufen zu folgen: er ſoll ſo ein tauſend Fuder Hagel den Bauern auf die Köpfe ſchütteln, und dafür wollen wir ihm ſeine gute Portion vom Banket ſchon aufheben."

„¡Beym Mohamed! erwiederte Immerdurſt, nie iſt eine Unternehmung klüger und vorſichtiger ausgedacht worden!“ — „¿Du biſt alſo zufrieden lieber Derwiſch? — ſagte Bergſpalter. Ich denke, daß es jedermann ſeyn ſoll. Nun marſch, angerückt! Immerſchlummer, trommele ein angenehmes Stückchen, als ob es zur Hochzeit gienge.“ — Der Trommelſchläger gehorchte, und die Armee zog in guter Ordnung fort. Als ſie noch zwey Meilen vom Flecken war, befahl Bergſpalter dem Luftdurchſchneider, hinzulaufen, und zuzuſehen, was bey der Hochzeit vorgienge, und ob das Eſſen nicht zu bald aufgetragen würde. In drey Minuten war der Bothe wieder da. „Es ſind Götzenanbeter, ſagte er, ſie opfern vor einem hölzernen Götzenbilde eine ſchöne junge Kuh mit vergoldeten Hörnern, die höchſtens erſt in einer Stunde gar ſeyn wird.“ — ¡Beym Mohamed! ſagte Bergſpalter zu Immerdurſt, das iſt Waſſer auf deine Mühle, denn wir wollen die Abgötterey mit Stumpf und Stiele ausrotten. Du ſollſt den Auftrag bekommen, das Götzenbild herunter zu werfen; beſchwöre es wohl mit deinem Buche, ich empfehle es dir.... ¡Eine Heyrath vor einem Götzenbilde, und ohne Kadi ſchließen zu wollen! das taugt nichts; ich will dieſe Braut auf moſlemiſch heyrathen, um ſie auf den Weg des Heils zu bringen.“

Wäh-

Während dieſem Geſpräche wurde immer vorwärts marſchirt, und endlich langte man im Dorfe gerade vor dem Hochzeithauſe an. Bergſpalter gieng hinein, als ob er hier zu Hauſe wäre.

„¿Was? ſchrie er, ihr macht hier Hochzeit, ohne mir ein Wort zu ſagen, und ſetzt euch ohne mich zu Tiſche?" — Man ſtelle ſich das Erſtaunen dieſer guten Landleute vor; ſie ſahen ſich alle einander an, ohne ein Wort zu ſprechen, und betrachteten zitternd den geharniſchten Mann, der ſo zu ihnen redete. „¡Ach! Wir ſind verlohren, das iſt Bigſtaf, es iſt der Tyrann in eigner Perſon!" — „Das lügt ihr, ihr Lumpenpack! ¿Für wen haltet ihr mich? Ihr ſollt wiſſen, daß ich der Bräutigam dieſer Schönen bin, und daß ſie keinen andern haben ſoll." Indem er das ſagte, ergriff er ſie bey dem Arme. Der Mann und die Verwandten wollten ſie ihm aus den Händen reißen, aber mit einer einzigen Ohrfeige und zwey Schlägen mit der verkehrten Hand, ſtreckte er ſie alle zu Boden. Es entſtand ein gewaltiger Lärm, jeder griff zu Stöcken, Meſſern, Stühlen, und was ihm in die Hand fiel, um auf den Brauträuber loszuſchlagen, aber plötzlich nießte Immerſchlummer. Das war wieder ein Talent, das Bergſpalter noch nicht kannte. Er wurde ſo betäubt davon, daß er ſeine Beute wär-

de

ße haben fahren laſſen, wenn er nicht ſo erpicht darauf geweſen wäre. Aber Männer und Weiber und alles, was lebendiges im Hauſe war, lag auf der Naſe; ſelbſt das Haus, das nicht unter die feſteſten gehörte, wurde bis auf den Grund erſchüttert. Als Bergſpalter ſich von ſeinem Erſtaunen erholt hatte, ſprach er zu ſeinem lärmreichen Kumpan; „¡Friſch! Befreye mich von dieſem Packe! wirf, was zu weit von der Thüre iſt, zum Fenſter hinaus.“ — Immerſchlummer gehorchte und das Haus wurde augenblicklich von allen Hochzeitgäſten geſäubert; es blieb niemand zurück, als die junge Braut, die, ohnmächtig vor Schrecken war. Unterdeſſen hörte man im ganzen Dorfe Feuer rufen, und vernahm ein erbärmliches Geheul und Gewinſel.“ Jetzt iſt es nicht Zeit zu ſchnarchen, ſagte Bergſpalter zu Immerſchlummer, unſere Kameraden können ſich in dem Getümmel verliehren; ſchlag Appell!“ Der Trommelſchläger befolgte den Befehl, die Armee ſtieß wieder zuſammen, und das Hochzeitmahl wurde verzehrt.

Die junge Braut, die gezwungen war, in dieſer Geſellſchaft zu bleiben, und ſich Bergſpalters plumpe Liebkoſungen gefallen zu laſſen, vergoß unaufhörlich Thränen. „¡Was wird es mir für Freude machen, mein ſchönes Kind, ſagte der Hauptmann, wenn ich dich tröſten werde! Laß eine von deinen Thränen in meinen Becher fallen, ſo wird mir der Trank noch einmal ſo gut ſchmecken. — Aber ſie wendete den Kopf mit ſichtlichem Abſcheu und Betrübniß hinweg. Unterdeſſen dieſe ſeinen Geſellen hochlebten, und ſichs ſonder Maaß ſchmecken ließen, hatte man einem kleinen, 15 Mann ſtarken, Kommando der Beſatzung von Kalakahabalah davon Nachricht gegeben, welches gewöhnlich ſeine Runde in dieſer Gegend zu machen pflegte; man beſchrieb ihnen den Anführer der Räuberbande. Bergſpalter ſchien ihnen nach dieſer Beſchreibung eben kein furchtbarer Held zu ſeyn; ſie umzingelten das Haus, worin er ſich mit ſeinen Leuten befand, und machten ſich zum Angriffe fertig. Der Anführer des Kommando's trat ins Zimmer, und führte einen Hieb nach Immerſchlummer, der nießend dem Streiche auswich. Bergſpalter fuhr ganz betäubt von dieſem Lärm in die Höhe und ſetzte ſich zur Gegenwehr. Mit einem Streiche ſeines Säbels ſpaltete er den kühnſten von oben bis unten; und mit einem Rückhiebe haute er den nächſtfolgenden mitten voneinander; der dritte verlohr eine Schulter; der vierte den halben Arm: der fünfte den Kopf, und der ſechſte ließ beyde Beine im Stiche. Als die übrigen Soldaten Bigſtafs dieſe Metzeley ſahen, gab ihnen das Schrecken Flügel. Sie warfen ihre

Waffen und Schilder von ſich um deſto leichter laufen zu können. Als Bergſpalters Kameraden ſie auf der Flucht erblickten, ſetzten ſie ihnen hitzig nach. Wolckenpacker ließ hageln: Blaſefeuer bratete ihrer ſo viel, als er habhaft werden konnte; Jmmerſchlummer nieſte ihnen in die Ohren; und ſelbſt Jmmerdurſt ſchlug einige mit ſeinem Buche zu Boden. Alle ſunken betäubt nieder, und waren dem Säbel Bergſpalters Preis gegeben, der ihnen den Garaus machte, ſo daß nicht ein Einziger übrig blieb, der die Zeitung von dieſer totalen Niederlage hätte überbringen können.

Der Sieger kehrte nun nach dem Hochzeithauſe zurück, um in den Armen ſeiner Eroberung den Lohn des Sieges zu genießen; aber während des Treffens war ſie entwiſcht; er gerieth in Wuth und rief **Scharfblick**; „Wirſt du zugeben, ſagte er, daß dein General aller Freuden beraubt ſeyn ſoll, die er ſich verſprach? ſuche mir die Ungetreue. Beym Mohamed! wehe dem, der ſie verſteckt!“ — **Scharfblick** bot ſeine ganze Geſchicklichkeit und Forſchungskraft auf; „Herr General, ich ſehe ſie nicht; ich erblicke wohl einen Trupp Weiber, drey Meilen von hier, die mit ihren Kindern und Sachen fliehen, aber die Braut iſt nicht darunter.... Die Mauern des Dorfs können ſie nicht verbergen, denn ſie waren von

Holz und ſind verbrannt; ſie muß alſo unter der Erde ſtecken, und da ſehe ich keinen Stich.“

¡Beym Mohamed! ſchrie Bergſpalter, es iſt hart, zu ſiegen, und ſeinen Triumph nicht feyern zu können! Das iſt wieder ein Streich von meinem hundsfottiſchen Geſtirn; ¡Blut und Tod! es macht mir jede Art von Eroberung zunichte: ich bin in Verzweifelung.... ſage dem Immerſchlummer, daß er Apell ſchlägt; wir wollen uns wieder zu Tiſche ſetzen; es giebt hier noch mehr zu zechen und mein Gram iſt von der Sorte, die vertrunken werden muß!“..

Die kleine Armee hatte ſich bald um ihren General verſammelt und nahm Theil an ſeiner Betrübniß, ſo wie an ſeiner Art ſich zu tröſten.

„Ach! lieber Gutrücken, ſagte Bergſpalter, was würdeſt du für ein Paar hübſche Beinchen um deinen Hals pampeln gehabt haben! du hätteſt noch in deinen Leben nicht eine ſo ſuße Laſt getragen! aber wir ſind nun gezwungen, wie der Derwiſch, ein bußfertiges Leben zu führen: wir wollen es wenigſtens bis Mitternacht fortſetzen, damit es deſto verdienſtlicher werde..... Immerſchlummer ich habe ein groſſes Vertrauen auf dein Talent; ich trage dir auf, bis zu Sonnen-Aufgang unſere Ruhe zu ſichern. Rühre die Trommel gleich 80 Trommelſchlägern, und ſtoße ein wenig ſtark in deine Poſaune, wenn du Vorwitzige gewahr werden ſollteſt!“ — Immerſchlummer gehorchte, während ſeine Kammeraden fortfuhren, ſich wohl ſeyn zu laſſen und unmäßig zu zechen, bis alle unter den Tiſch fielen.

Nicht alle Tage iſt Hochzeittag, daß man den Tiſch ſchon gedeckt antreffen könnte, ohne ſich ſelbſt die Mühe gegeben zu haben. Den andern Tag ſezten Bergſpalters Truppen ihre Verwüſtung auf allen Seiten mit deſto größerer Kekheit fort, weil ſie unter einem ſolchen Anführer ſich ſchmeichelten, es ungeahndet thun zu können. Aber ſie waren gezwungen, ſelbſt zu kochen, wenn ſie eſſen wollten. Alle Nachte kampirten ſie unter ihrem Zelte, deſſen Standpunkt man nie wußte, weil es nicht ehe aufgeſchlagen wurde, als bis es finſter war. Am Tage gab es zuweilen kleine Scharmüzel, weil man auf kleine Streifparthien ſtieß, wie die im Dorfe geweſen war; aber die wurden allezeit todtgeſchlagen, oder von einander geſäbelt, und was dem Schwerdte und Feuer entrann, fiel vor Immerſchlummers Stimme, der ihnen vollends das Trommelfell zerſprengte, indem er ihnen ins Ohr raunte. Um die allgemeine Landplage und Verheerung vollkommen zu machen, verwüſtete Wolkenpacker alles durch ſeine Hagelſchauer.

Unterdeſſen hatte doch ein Mann ein Mittel ausgedacht, wie das Land von dieſer ſchrecklichen Geiſſel befreyet werden könnte: er ſchlug nemlich vor, ſich mit Schleudern zu bewafnen, und die Anſtifter ſo vieles Unglücks, mit Steinen todt zu werfen. Scharfblick beobachtete dieſen Mann, wie er die neuen Waffen, die er in Vorſchlag bringen wollte, probirte; er ſahe ihn im Begriffe, den Umſtehenden ſeine Entdeckung mitzutheilen, aber in eben dem Augenblicke, wo er den Mund aufthat, fuhr ihm ein Pfeil von Zieltreffers Bogen in den Hals, und erſchoß ſeinen guten Rath noch im Maule. Die ganze Gegend gerieth in Angſt und Verzweifelung; hundert Pfeile wurden von allen Seiten mit dieſer Nachricht in Ralakahabalabah hinein geſchoſſen, denn ſo pflegte man dem Bigſtaf die Bittſchriften zu überreichen, oder ihm Beſchwerden und Warnungen zukommen zu laſſen.

Der Tyrann verſammelte ſeinen geheimen Rath; er beſtand aus einem Sternſeher, der in der ſchwarzen Kunſt ſehr erfahren war. „Du ſiehſt den Zuſtand, ſagte er, in welchen wir gebracht ſind; zwar kann uns niemand hier in unſerm Felſenſitze etwas anhaben, aber nichts ſchützt uns auch für dem Hunger, der uns droht. Bisher hatten meine Waffen die wunderbaren Räuber, welche mein Land verpeſten, mit Vortheile bekämpft, aber ihre Kühnheit iſt ohne Zweifel mit ihrer Macht geſtiegen. Sie haben einen Anführer an ihrer Spitze, deſſen Arm allein viele von meinen Soldaten in Stücken gehauen hat. In den Berichten und Beſchwerden, die ich empfangen habe, ſieht viel Uebernatürliches; ſinne auf Mittel, für unſere Sicherheit.“ — „Ich beſchäftige mich ſchon ſeit einiger Zeit damit, antwortete der weiſe Sternſeher; ich habe ſchon das Planeten-Quadrat von allen dieſen Leuten verfertigt, um ihre Nativität zu ſtellen. Mit gewöhnlichen Waffen wirſt du nichts gegen ſie ausrichten. Die Talente, die ſie ſo übel anwenden, ſind alle mehr oder weniger magiſch; aber dieſe Kunſt hat das fehlerhafte, daß das allergrößte von ihren Zauberſtückchen durch das allerkleinſte Mittel, das ihm entgegen geſetzt iſt, entkräftet werden kann. Zum Beyſpiele, ich nähere mich dem Immerſchlummer mit Baumwolle in den Ohren, und ſeine Trommel thut keine Würkung mehr; ich ſpucke dem **Blaſefeuer** ins Maul, und ſein Brennſtoff erlöſcht: **Scharfblicks** Talent wird unnütz, ſo wie die Gefahr näher rückt; **Zieltreffers** Pfeil ſtumpft ſich am Stahle ab; **Luftdurchſchneider** iſt bloß ein Laufer, den man leicht auffangen kann; **Wolkenpackers** Kunſt hängt von dem Faden ſeines Knäuels ab, der bald zerſchnitten iſt;

Immerdurſt iſt ſo memmenhaft feig, wie ein Derwiſch, und wo es kein Waſſer zu ſaufen giebt, ganz ohne Nutzen; aber man muß ſich vor ſeinem Buche in Acht nehmen. Allvergrößrer und Gutrücken gehören zur Bagage und ſind nicht furchtbar. Aber der größte Feind, den wir zu bekämpfen haben, iſt Hauptmann Bergſpalter, der Anführer dieſes Geſindels: er iſt ein Mann, der von den Sternen ſo ſchlimm als möglich ausgeſteuert, und verflucht worden iſt, alles mögliche Böſe, aber nie etwas Gutes zu ſtiften: er hat einen ſcharfen ſchöpferiſchen Verſtand, einen unerſchrockenen Geiſt, und eine ungewöhnliche Leibesſtärke, aber er wird immer das Opfer ſeiner Hitze. Er führt einen Säbel, der unter gewiſſen Himmelszeichen geſchmiedet iſt, und dem ſelbſt der Diamant nicht wiederſtehen kann; er würde deine eherne Keule in tauſend Stückchen zerhauen, und dich entwafnen; ſeine gewöhnliche Manier iſt, Aufforderungen zuzuſchicken, aber man hat ihm ſchon geſagt, daß du den Zweykampf nicht anders, als unter Bedingungen eingehen würdeſt, die ihm nicht anſtehen. Unterdeſſen Herr König, wenn du dich und deine Soldaten nach meinem Einfalle bewafnen willſt, ſo wage ich es, dir den vollkommenſten Sieg über ihn und ſeine Bande zu verſprechen.“ — „Gehe in mein Zeughaus, antwortete Bigſtaf und laß alles zurecht machen, was du für die beſte Rüſtung für mich und meine Soldaten hältſt. Ich ſchätze deinen Rath zu ſehr um ihm nicht blindlings zu folgen.“ — „Ich wiederhole dir noch einmal, erwiederte der Sternſeher, daß dieſe Waffen ſehr ungewöhnlich ſeyn werden.“ — „Immerhin; deſto beſſer werden ſie ſeyn, um den Feind zu beſtreiten; dem Wunderbaren muß man das Wunderbare entgegen ſetzen.“

Hauptmann Bergſpalter fuhr fort, alles in der Ebene zu verheeren. Bigſtaf im Einverſtändniſſe mit ſeinem Schwarzkünſtler ſezte die kleine Armee, mit welcher er gegen den Feind zu Felde ziehen wollte in Bereitſchaft, und lies im größten Geheim in ſeinen Zeughäuſern die Waffen und neumodiſchen Kriegsmaſchinen verfertigen, womit ſie ausgerüſtet werden ſollte. Als alles im Stande war, wurde ein Corps von 300 Mann, das über und über von Stahl funkelte, mit Hülfe der Krahne und Körbe aus der Feſtung herabgelaſſen, und bedeckte das Blachfeld.

„¡Der Feind iſt da! rief Scharfblick. — „¿Iſt er von den Minaretthürmen gefallen?“ fragte Bergſpalter. — „Ja, Herr General, jezt werden die Körbe ausgeleert, 300 Mann ſind herausgeſtiegen und ſie haben einen Anführer an ihrer Spitze.... es iſt der Tyrann in eigner Perſon, ich erkenne ihn an ſeiner Statur, er ſcheint größer als gewöhnlich.... Ach! was er für einen ſonderbaren Helm auf dem Kopfe hat! ein eiſerner Kochtopf! den muß Blaſefeuer kochen laſſen!.... Er führt einen Schild, fünf Finger dick, ſeine Augen funkeln, als ob ſie brennten.... Herr General, ſoll ich die Stange vor dem Zieltreffer hinſetzen, damit er ſeinem linken Auge in deinem Namen ein Kompliment überſchicke?" — „Du gehſt zu weit in deinem Dienſteifer, Soldat, erwiederte Bergſpalter, dein Amt iſt, zu ſehen, aber nicht Rath zu geben.... ¿Alſo mein Feind iſt ins Blachfeld herabgekommen, und hat ſich gegen meine Streiche ſo lächerlich zu rüſten geſucht?.... friſch, Immerſchlummer, trommele meine Armee zuſammen, wir wollen auf den Feind losrücken!"

Die beyden Armeen trafen bald in der Weite eines Pfeilſchuſſes auf einander. Bergſpalter nahm ſeinen Platz im Zentrum zwiſchen Immerſchlummer und Blaſefeuer; Immerdurſt und Scharfblick ſtanden auf dem rechten Flügel; Luftdurchſchneider und Zieltreffer auf dem linken, Gutrücken und Allvergrößrer im Nachtrabe. Wolkenpacker hatte einen Haufen Hagelwolken geſammelt und lauerte in der Luft den Augenblick ab, wo er ihn den Feinden auf die Köpfe fallen laſſen könnte.

Big=

Bigſtaf ſeiner Seits traf ebenfalls ſeine Anſtalten; er ſtellte ſeine Armee in eine Linie, drey Mann hoch; die Soldaten des erſten Glieds waren mit Schwerdtern bewafnet, die im zweyten mit Feuer-Spritzen, und die im dritten mit Scheeren. Alle waren mit Rüſtungen von erprobter Güte, vom Kopfe bis zum Fuße gepanzert. Bergſpalter als er dieſe drey Glieder aufmarſchiren ſahe, und ſich auf ſeine Macht verließ, rückte im gröſten Selbſtvertrauen auf ſie an, und wähnte den Sieg ſchon in ſeiner Hand. Hitzig gieng er zehn Schritte vor ſeiner Truppe voraus, als ob er den Feind zu einem einzelnen Kampfe herausfordern wollte. Bigſtaf trat ſogleich vor, um die Ausforderung anzunehmen. Beyde Armeen blieben unterdeſſen müßige Zuſchauer, und Bergſpalter befohl dem Immerſchlummer zum Angriffe zu blaſen; aber nur dieſer Befehl wurde gehörig befolgt, denn Ereigniſſe, die Bergſpalter nicht geahndet hatte, vereitelten alle ſeine übrigen Plane.

Sobald Bergſpalter mit ſeinem Widerſacher Schild an Schilde war, wollte er auf Bigſtafs Haupt einen von jenen entſcheidenden Streichen herabſchmettern laſſen, durch welche er ſo oft die Stärke ſeines Arms und die Güte ſeines Säbels verherrlicht hatte. Aber vorher glaubte er ſeinen Feind, den er ſchon unter die Todten zählte, noch verhöhnen zu müſſen. „Bigſtaf, König der Küchenjungen, redete er ihn an, ¿ſchämſt du dich nicht, mit einem Kochtopfe auf dem Kopfe im Kampfe zu erſcheinen? wähnſt du, daß er dich vor meinem Säbel ſchützen werde? oder hat dir mein böſes Geſtirn eingeflüſtert, mir dieſe lächerliche Wehre entgegen zu ſtellen, damit ich bey meinem Siege weiter nichts, als den Schimpf erbeute, über den Commandeur der Köche triumphirt zu haben? Sollen Bergſpalters tapfere Krieger mit Apothekerburſchen und Schaafſcheerern ſtreiten? Wohlan! ſchwinge deine Keule gegen mich! aber du hätteſt beſſer gethan, ſtatt ihrer einen Bratſpieß in die Hände zu nehmen; er würde ſich treflich zu deinem Helm und Schilde ausgenommen haben!“

„Bergſpalter! antwortete Bigſtaf, deine Worte gleichen deinen Thaten; ich bin nicht herabgekommen, um in dir einen Krieger, ſondern einen Fleiſcher von Handwerk zu bekämpfen; mir geziemt es, in allen Stücken edel und groß zu handeln, aber dein Loos iſt, eines unedeln Todes zu ſterben. Du foderſt mich auf, den erſten Streich zu führen, aber thue ihn nur ſelbſt!“ — „Beym Mohamed, du ſollſt nicht gelogen haben!“ erwiederte

Bergſpalter, und ſchneller als der Blitz niederfährt, pfiff mit dieſen Worten ſein Säbel auf den Topf herab, den ſein Feind auf dem Kopfe trug; aber kaum berührte ihn die Klinge, ſo prallte ſie, ſtatt einzudringen, mit ſolcher Gewalt zurück, daß die ſtarke Fauſt, die ſie führte, durch und durch erſchüttert wurde. Bergſpalter, den dieſer Widerſtand nicht wenig beſtürzte, wollte mit einem andern Hiebe Arm und Schild ſeines Gegners ſpalten, aber die Klinge ſeines Säbels ſprang in Stücken, und ſtatt, wie er glaubte, auf Eiſen gehauen zu haben, war die magiſche Kraft ſeines Säbels an einem hohlen Kürbis, und an einem verſchimmelten Käſe zerſtoßen!

„Potz tauſend Schwadronen! rief Bergſpalter, indem er vier Schritte zurück ſprang, geſchwind Blaſefeuer, verkohle mir dieſen Kopf! mache ein Höllenfeuer!“ Blaſefeuer wollte gehorchen, aber ſogleich waren 100 Feuerſpritzen gegen ſein Maul gerichtet, und goſſen eine ſolche Sündfluth von Waſſer hinein, daß weiter nichts, als ein dicker Rauch herausfuhr. Der General, der alle Faſſung verlor, als er ſich auch dieſes Beyſtands beraubt ſah, rief Wolkenpacker zur Hülfe, der mit einer Ladung Hagel und Donner über dem Feinde ſchwebte; aber alle die Scheeren des dritten Glieds von Bigſtafs Soldaten richteten ſich in die Höhe, zerſchnitten die unſichtbaren Fäden, und das Ungewitter brach über Bergſpalters eigene Armee los.

Bergſpalter wollte nun auf einen ehrenvollen Rückzug denken, und glaubte ſein leztes Hülfsmittel dazu anwenden zu müſſen; er ließ durch Immerſchlummer fürchterlich Lärm ſchlagen; aber das ſezte Bigſtafs Soldaten nicht in Schrecken, denn ſie hatten ihre Ohren mit Baumwolle verſtopft. Sie umzingelten den Bergſpalter; vergebens pauckte Immerſchlummer in wiederholten Wirbeln auf ſeinem ungeheuern Bauche; das gräßliche Getöſe verbreitete das Entſetzen nur unter ſeinen eigenen Kameraden, die eiligſt davon liefen. Bergſpalter mußte für ſeine Verwegenheit büßen der König von Kalakahabalabah erſchlug ih mit ſeiner Keule; Immerſchlummer platzte i ſeiner eigenen Haut; Blaſefeuer erſtickte i Rauche; die übrigen retteten ſich ſo gut ſ konnten, und ſuchten ihre Sicherheit in de Höhlen, die ihnen zum Aufenthalte dienten.

* * *

Tobil-Haſen ſchloß hiermit ſein Mährche Die Aufmerkſamkeit, mit der man ihm zug hört hatte, und die zufriedene Miene, die an ſeinen Zuhörern bemerkte, gaben ihm ei ſehr gute Meynung von der Wirkung ſei

Erzählung. „Ich habe ſehr außerordentliche Dinge erzählt, ſagte er, aber die Bedingungen, denen wir uns unterworfen haben, ſoderten von mir die Verfertigung eines Mährchens, deſſen Begebenheiten völlig neu wären. Ich habe ſie unbekannten Perſonen zuſtoßen laſſen. Mein gröſter Wunſch war, meiner liebenswürdigen Muhme Erwartung zu befriedigen, und ich weiß nicht, ob ich ſo glücklich geweſen bin.“ — „O gewiß, antwortete Waſumeh, dein Mährchen hat uns das gröſte Vergnügen gemacht, meine gute Naneh wird ſelbſt eingeſtehen müſſen, daß ſie brav gelacht hat.“ — „Ich geſtehe es gern, antwortete die Amme; ich war ganz Ohr, und erwartete jeden Augenblick eine neue Poſſe. Dieſe Art Mährchen war mir noch ganz unbekannt und für mich völlig neu.... „Aber iſt das alles, was wir zu hören bekommen werden?“ — „Nein, meine Gute, erwiederte Waſumeh; wir haben noch auf eins Anſprüche zu machen und wir warten mit Ungedult, daß Walid-Haſen an dem nun die Reihe iſt, damit den Anfang macht!“ — Indem ſie das ſagte, blickte ſie den jüngſten von ihren Vettern an, dem Blödigkeit noch den Mund verſchloß.

Walid-Haſen liebte ſeine Muhme noch leidenſchaftlicher, als ſeine Brüder; ein feinerere und minder eigennützigere Neigung herrſchte in ſeiner Liebe; er zog ſie den vortheilhafteſten Parthien von Surate vor, und die Furcht, ſie zu verliehren, verſcheuchte in dieſem Augenblicke alle Hülfsmittel der Einbildungskraft aus ſeiner Seele. Ob er gleich mit einem vorzüglichen Gedächtniſſe und Verſtande begabt war, ſo wollte ſich doch nichts ſeinem Geiſte darbieten, was ihm nicht ſchon alt und abgenüzt ſchien. Vielleicht auch, daß ſeine Eigenliebe mit im Spiele war. Genug, man bemerkte ſeine Verlegenheit; ſeine Lippen zitterten, eine unwillkührliche Röthe bedeckte ſeine Stirn; und dieſe Ungewißheit beunruhigte die ſchöne Waſumeh, die ſich für dieſen ihren jüngſten Vetter vorzüglich intreſſirte und heimlich ſeinen Triumph wünſchte. Die gute Naneh hingegen erwartete nur ein Mährchen. Endlich ermannte ſich Walid-Haſen und wagte den gefürchteten Schritt, indem er alſo begonn.

* * *

3.

Traum des Walid-Haſen.

Nach den beyden angenehmen Mährchen, von welchen ich Zuhörer war, würde es von meiner Seite ſehr kühn ſeyn, wenn ich mir anmaßen wollte, es ihnen durch die bloßen Hülfsmittel meiner Einbildungskraft gleich zu thun. Unterdeſſen behauptet man, daß die Träume oft etwas göttliches haben. Der Traum, den ich dieſe Nacht träumte, iſt ſo außerordentlich, daß ich gezwungen bin, alle Achtung für ihn zu hegen, ob ich ihn gleich nicht zu begreifen vermag. Aber eben dieſe Wirkung, die er auf mich hatte, muntert mich auf, ihn hier zu erzählen.

Als ich mich, wie ich täglich zu thun pflegte, dem Studiren und den gelehrten Nachforſchungen überlaſſen hatte, von welchen ich dereinſt die Früchte einzuerndten hoffte, ſchlief ich ermüdet vom Leſen einer Streitſchrift, an meinem Tiſche ein, den Kopf auf meine beyde Hände geſtüzt. Kaum war ich völlig eingeſchlafen, ſo wähnte ich mich in eine wüſte Ebene verſezt, wo mich der Durſt peinigte. Ich forſchte überall mit den Augen nach einer wohlthätigen Quelle, aber wie ſollte ich ſie mitten in dieſem brennenden Sande finden, der mich umgab? Endlich wurde ich eine ſchöne Melone auf einem ſchon verdorrten Stengel gewahr. Ich nahm mein Meſſer und bückte mich über die Frucht um ſie abzuſchneiden, aber kaum war die Klinge eingedrungen, ſo folgte der Griff, und zog Hand, Arme, Ellenbogen, Schulter, kurz meinen ganzen Körper hinein, ohne daß mein Kopf ſo viel Zeit hatte, die geringſte Betrachtung darüber anzuſtellen. Einen Augenblick nachher ſaß ich, ohne zu wiſſen worauf, in der Mitte der Melone, deren Innwendiges meinen Augen wie ein dicker Nebel vorkam, die faſt an gänzliche Finſterniß gränzte. Mir war es, als ob ich mühſam mit den Händen arbeitete, um ihn zu zertheilen, als er plötzlich von ſelbſt in Geſtalt der leichten Dunſtwolken verſchwand, welche der Wind über die Spitzen hoher Berge führt. Endlich verlohr er ſich ganz und ich hatte Muße, die Gegenſtände um mich her zu betrachten.

Ich ſaß auf einem ſchönen mit Blumen und Kräutern geſchmückten Raſen, wo immer eine Pflanze merkwürdiger als die andere war. Der Himmel war über mir, und die Sonne im Oſten beſchien mich mit ihren Strahlen; ein einiger Gegenſtand zog beſtändig meinen Blick auf ſich. Ein prächtiger Nußbaum, ſo groß und ſchön, daß ſein Wipfel an das Gewölke des Himmels zu reichen ſchien, während ſein Schatten die ganze Gegend, wo ich ſaß, überdeckte. Dieſer majeſtätiſche Baum hatte ſo viel Aeſte, und ihr Umfang war ſo ungeheuer, daß 500 Menſchen, von denen jeder auf einem Aſte ſaß, und die Nüſſe abſchlugen, ſich einander nicht verſtehen konnten, ob ſie ſich gleich einander zuſchrien. Nur ſo viel begriff ich aus dem Drohen mit dem Stocke, daß ſie ſich die Nüſſe ſtreitig machten, die auf der Erde lagen und die denen gehörten, welche ſie abgeſchlagen hatten. Unterdeſſen zankten ſie ſich, nur zu gewiſſen Zeiten, und die Arbeit gieng immer ihren Gang fort. Ich hob zwey Nüſſe auf, öffnete ſie und fand nur leere Schaalen. Wozu der Lärm, dacht' ich bey mir, und wozu alle dieſe Mühe, wenns nur taube Nüſſe ſind, um die man ſich zankt, und die man vom Baume ſchlägt! Unterdeſſen gerieth ich bey dieſem Nußhagel, der auf meinen Kopf fiel, in einige Gefahr; ich ſuchte mir daher eine andere Stelle aus, wo ich weiter entfernt war, und wo nur Laub abgeſchlagen wurde, aber man ſchien hier eben ſo neidiſch auf dieß Laub, als dort auf die Nüſſe.

Wie ich den Baum umgieng, wurde ich gewahr, daß in ſeinem Gipfel noch eine einzige Nuß hieng. Sie ſchien nicht mehr Werth zu haben, als die andern, aber ihre ungeheuere Höhe täuſchte das Auge. Kein Stock und kein Arbeiter konnte hinanreichen, ja die leztern ſahen ſie nicht einmal. Ich fühlte eine Art von Ehrgeiz in mir, die letzte noch übrige Nuß herabzuſchlagen; ¿aber wie ſollt' ich das anfangen? ich hatte ja keinen Stock und konnte nicht einmal am Stamme hinaufklettern? Ich erinnerte mich junge Leute mit Schleudern werfen geſehn zu haben. Ich kam auf den Einfall, eine Schleuder aus meinem Schnupftuche zu machen, ich legte einen runden Kieſelſtein hinein, der ein halbes Pfund ſchwer ſeyn mochte, und ſchleuderte meinen Stein ohne faſt zu zielen. Ich traf die Nuß; ſie fiel und that einen ſo ſtarken Fall, daß es die Aufmerkſamkeit der Leute erregte, die auf dem Baume ſaßen.

Voll Verwunderung über dieſen glücklichen Erfolg hob ich die Nuß auf und öffnete ſie; o Wunder! die Schaale enthielt Millionen kleine Bäumchen, die faſt alle eben ſo vollkommen in ihrer Art waren, als der große Nußbaum. Kaum hatte ich dieſen Fund gemacht, ſo hatten die Arbeiter, die auf mich Acht gaben, ſich auf meine Schultern geſetzt; ſie nahmen mir die kleinen Bäumchen weg, und jeder rief: ſchaut her, was ich ſchönes gefunden habe! Vergebens wollte ich mein erſtes Recht auf dieſe Entdeckung geltend machen. „Wie, ſagten ſie, du, du wollteſt dieſe Nuß abgeſchlagen haben? Du biſt ja mit keinem Fuße auf den Baum gekommen! Aber, gab ich zur Antwort, ich habe die Nuß mit einem Steine heruntergeworfen, den ich aus meinem Schnupftuche ſchleuderte, das ihr noch in den Aeſten hängen ſehen könnt.“ — Meine Nebenbuhler zuckten die Achſeln, und ich, ich war voll Verdruß, mir einen Schatz geraubt zu ſehen, den ich meiner Geſchicklichkeit und dem Ungefähr verdankte, und ganz beſchämt weiter nichts mehr als eine leere Schaale in den Händen zu halten. Ich wachte auf, und fühlte mich ſehr unruhig über einen Traum, der ſeine Bedeutung haben muß. Ich bitte jeden inſtändigſt darum der ſie aufzufinden im Stande iſt.“ —

* * *

„Das gereicht zum Lobe des Erzählers, erwiederte Waſumeh, und ich geſtehe, daß er's verdient; wenn man ſo angenehm träumt, wacht man ungern auf.“ — „Nun, ſagte Naneh, nun laßt uns die Ohren zu einem neuen Mährchen ſpitzen, denn über die, welche ich hier höre, vergeſſe ich Eſſen-und Trinken.“ — „Es giebt keine Mährchen mehr zu erzählen, liebe Amme, ſagte die ſchöne Indianerin. Ich ließ dich rufen, um die drey Mährchen anzuhören, die ſchon erzählt ſind. Bey allen hatte ich Neuheit zur Bedingung vorausgeſetzt, und jetzt ſollſt du mir ſagen, ob dieſe Bedingung gut erfüllt worden iſt.“ — „Vollkommen! erwiederte die Blinde, ich habe in meinem Leben genug Mährchen gehört, auch ſelbſt welche gemacht, aber ich kenne keine, die ſowohl dem Stoffe als dem Vortrage nach, ſo original geweſen wären!“ —

„¿Aber gute Naneh, fuhr Waſumeh fort, Welchem von den dreyen würdeſt du den Vorzug geben? Dein Ausſpruch ſoll entſcheiden.“

Recht gern will ich meine Meynung da
über ſagen, liebe Tochter, antwortete die A
me; und dieß iſt mein Urtheil vom erſten Mäh
chen. „Die Art, wie der vermeintliche Arme
er die Marilha und ihren Sohn hinterge
iſt äuſſerſt ſinnreich. ¿ Aber hat man nicht
viel Witz verſchwendet, um eine Thörin u
einen Dummkopf zu täuſchen? und hat m
nicht zu viel Umſtände gemacht damit die B
biers⸗Tochter den Töpfers Sohn heyrath
Man machte mich auf eine Hochzeit neugier
für die ich mich intereſſiren ſollte und ich ler
die Braut nicht kennen und hörte nur ein P
Worte vom Bräutigam. Mir dünkte fern
man hätte nicht das Gold ſo mit vollen H
den und ſo wunderbar wegzuwerfen gebrau
da eine Hand voll Zechinen ſchon hinreich
geweſen ſeyn würde. Auch liebe ich die
ſtrafungen nicht, womit ſich das Mährc
endigt: ich hätte lieber bis am Schluß fortl
en mögen; denn übrigens geſtehe ich, troß
ſer kleiner Flecken, habe ich das Mährchen
lerliebſt gefunden, und es that mir leid,
das Ende minder luſtig war.

„Das zweyte Mährchen hat mich unter
ne Menge auſſerordentlicher, und wunderb
Weſen verſezt. Ich habe zwar über die Po
und drolligten Einfälle von allen Arten,
mit eingeflochten ſind, weidlich lachen mü

und mich unendlich beluſtigt, aber das iſt auch alles. Ich ſahe dieſe ſchimäriſchen Geſchöpfe verſchwinden, ohne daß es mir leid that und das Mährchen ließ mich leer an Empfindungen und Ideen. Wenn ich viel gelacht habe, liebe Tochter, ſo mag ich gern, daß die Veranlaſſung meiner muntern Laune, mir eine freudige Rückerinnerung laſſe.

„Das dritte Mährchen iſt nur ein kurzer Traum, der aber ſehr viel Stoff zum Nachdenken giebt. Ich glaube unterdeſſen das Vornehmſte begriffen zu haben.

„Der in der Sandwüſte irrende Träumer, ſtellte mir einen fleißigen Menſchen dar, welcher nach Kenntniſſen und Wiſſenſchaften lechzet. Die Natur ſteckt in der Schale der Melone, die er anſchnitt; ſein Körper folgt der Klinge des Meſſers, weil er ſich ohne Rückhalt dem Forſchen nach Wahrheit überließ. Anfangs tappte er im Finſtern, aber nachher kam der Augenblick, wo er ſich erkennen konnte. Der ſchöne Nußbaum iſt der Gegenſtand, nach deſſen Erkenntniß ſein Ehrgeiz ſtrebt; er iſt mit Neugierigen bedeckt, die nicht die beſte Arbeit machen, nur leere Schaalen und Laub abſchlagen, und ſich doch ſtolz um die Früchte ihrer ſchlechten Arbeit zanken. Ein geſchickterer Mann wirft mit einem Steine die Nuß herab, die im Gipfel des Baumes hieng. Er macht ſie auf und die Wahrheit ſteckt unter dem Bilde einer Million kleiner Nußbäumchen darinne, die alle aus einem Keime entſtanden waren. Man verdankt dieſe Entdeckung dem Ungefähr, dem Vater aller nützlichen Funde. Ich geſtehe, meine Tochter, daß dieſer kleine Traum mir mehr Vergnügen gemacht hat, als die erſten beyden Mährchen, und daß dieſe unendlich von ihrem Werth verlieren, ſo oft ich an die ſinnreiche Allegorie mit dem Nußbaume denke.“

Waſumeh war der Meinung ihrer Amme. Ein gutes Mährchen, ſagte ſie, muß zugleic beluſtigen und belehren und das Nüzliche mi dem Angenehmen verbinden. Sie erkannte ihrem Vetter dem Walid-Haſen den Preis zu ihre Hochzeit wurde mit großer Pracht zu Surate gefeyert, und ihr Glück war kein Traum

Ende des zweyten Theils.

Inhalt
der
Blauen Bibliothek
aller Nationen.

Erſter Band.

Ankündigung und Plan dieſer Sammlung.
Ueber die Literatur der Feen-Mährchen.
Einleitung zum erſten Bande.

Feen-Mährchen von Charles Perrault.

1) Rothkäppchen 2) Die Feen. 3) Blaubart. 4) Die ſchlafende Schöne. 5) Die geſtiefelte Katze. 6) Fräulein Aſchenbrödel oder das Glaspantöffelchen. 7) Ruprecht mit der Kuppe. 8) Der kleine Däumling. 9) Abentheuer der Prinzeſſin Sinnreich. 10) Eſelshaut.

Feen-Mährchen der Frau von Lintot.

1) Kornblümchen. 2) Prinz Offenherz. 3) Zartbraun und Conſtanze.

Das einzige Feen-Mährchen von J. J. Rouſſeau.

Königin Grille.

Zweyter Band.

Feen-Mährchen des Grafen A. Hamilton.

Einleitung. 1) Der Widder. 2) Dorn-Röschen. 3) Die vier Facardine.

Dritter Band.

Feen-Mährchen der Frau Gräſin v. Aulnoy.

Einleitung. 1) Graziose und Percinet. 2) Schönchen Goldhaar. 3) Der blaue Vogel. 4) Prinz Kobold. 5) Prinzeſſin Frühlingsſchön. 6) Prinzeſſin Röschen. 7) Der goldne Zweig. 8) Der Orangenbaum und die Biene.

Vierter Band.

Fortſetzung der Feen-Mährchen der Fr
Gräſin v. Aulnoy.

1) Das gute Männchen. 2) Don Gabriel Po
de Leon. 3) Der Widder. 4) Finette Aſchenbr
5) Fortunate. 6) Babiole. 7) Don Fernando
Toledo. 8) Der gelbe Zwerg. 9) Der grune Serpen

Fünfter Band.

Aechte Ergänzung der Tauſend und ei
Nacht. 1r Theil.

1) Il Bondocani, der Räuber-Hauptmann.
Die Macht des Schickſals. 3) Die unbekannte T
4) Der Blödſinnige.

Sechſter Band.

Fortſetzung der ächten Tauſend und e
Nacht. 2r Theil.

I. Begebenheiten des Simuſtapha und der Prinzeſſin Iſetilſone.
II. Abentheuer des Ali-Ben-Giad, Sultans von Herak, mit den falſchen Vögeln des Paradieſes.
III. Geſchichte des Sinkarib und ſeiner beyden Weßire.
IV. Die Familie des Schebandads von Surate.
  1. Der Liebhaber der Sterne.
  2. Thaten und Tod des Hauptmanns Bergſpalter und ſeiner tapfern Kumpanen.
  3. Traum des Walid-Haſen.

nau

nce
del.
ven
tin.

zen

2)
vame.

anen

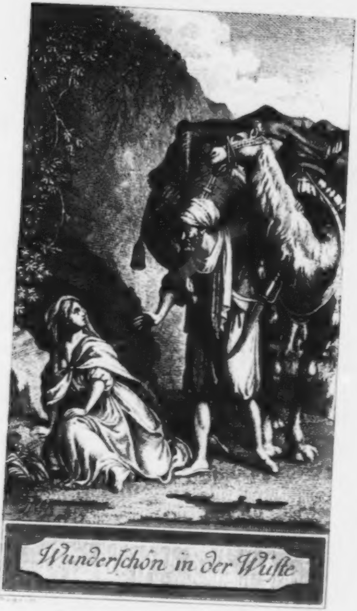
S. 3

— 261

— 271

— 367
— 370

— 425
— 484



Wunderſchön in der Wüſte

Die
Blaue Bibliothek
aller Nationen.

Si Peau d'Ane m'étoit conté
J'y prendrois un plaiſir extrême.

LAFONTAINE.

Siebenter Band.

Gotha
in der Ettingerſchen Buchhandlung. 1791.

U. LANDESBIBLIO
HALLE
(SAALE)

Goc 305 (7)

Einleitung.

Dieſer Band iſt, wegen eines Umſtandes, der für die Aechtheit dieſer Arabiſchen **Mährchen** einen ſtarken Beweis giebt, zu wichtig, als daß ich ihn ohne dieſe kurze Vorerinnerung den Leſern übergeben könnte. Es betrifft nemlich die hierinne befindliche lange Erzählung, **Geſchichte Bohetzads und ſeiner zehen Weßire**, darinnen der unſchuldig angeklagte und zum Tode verurtheilte **Aladin** ſeine Unſchuld gegen die zehen Weßire vertheidigt, und durch **eilf** nach einander dem Könige erzählte Geſchichten, die ihm alle die Lehre geben, **ſich nicht zu übereilen**, ſeine zehn Tage nach einander angeſtellte Hinrichtung, bis zu ſeiner Rettung aufhält. — Merkwürdig iſts, daß die meiſten eben dieſer eilf Geſchichten ſich auch in einer Sammlung von Bruchſtücken aus der Arabiſchen Literatur befinden, die der Abbee *** im J. 1788 unter folgendem Titel:

> Nouveaux Contes Arabes, ou Supplement aux Mille et une Nuits; ſuivis de Melanges de Literature orientale, par Mr. l'Abbé *** Paris. 1788. *)

herausgab. In dieſen liefert er, wie gedacht, die meiſten dieſer eilf Erzählungen, aber durchaus nicht in der ſchönen Ordnung, in der ſie hier aufgeführt, und einer einzigen größern, nemlich der Geſchichte Bohetzads und Aladins untergeordnet ſind, ſondern verworfen, zerriſſen, auf mancherley Art ver-

---

*) Von dieſem und einem andern ihm gleichen intereſſanten Werke iſt auch eine teutſche recht gute Ueberſetzung, unter dem Titel: **Die eilf Tage**; neue Arabiſche Mährchen, nebſt andern Blumen der Aſiatiſchen Literatur. Jena bey Maucke 1789. erſchienen, die einen intereſſanten Ueberblick über dieſen Zweig der Orientaliſchen Literatur giebt.

ſtümmelt, und ſo wohl in den Namen als Sachen mit einer Menge Varianten durchwebt, ſo daß man nur aus den gleichen Gegenſtänden ihres Inhalts ſehen kann, daß beyde Lieferungen aus Einer Quelle, nemlich aus Arabien herkommen, jene des Abbee *** aber wahrſcheinlich nur aus mündlicher Tradition niedergeſchrieben und ſehr verſtümmelt worden ſey. Er nennt die Folge dieſer eilf Erzählungen, den **Roman der eilf Tage**, und bekennt in der Vorrede, daß er bey der Ueberſetzung dem Arabiſchen Originale — das er doch auch eine **Fortſetzung der Tauſend und Einen Nacht** nennt — nicht immer treu geblieben ſey. Höchſtwahrſcheinlich hatte der Herr Abbee ***, als er dieß Bruchſtück bearbeitete, nur ein ſehr verſtümmeltes arabiſches Manuſcript von dieſem einzigen Stückchen der Tauſend und Einen Nacht in den Händen, und kannte die wahre ächte und ganze Fortſetzung derſelben, davon das Manuſcript erſt ſpäter und ganz neuerlich durch Herrn Don **Denis Chavis** aus Syrien nach Paris in die Königliche Bibliothek kam, gar nicht. Indeſſen ſey dem, wie ihm ſey, ſo ſpricht gerade dieſe corrupte Uebereinſtimmung des Inhalts beyder dieſer Werke, dächt' ich, unwiderleglich für den ächten Arabiſchen Urſprung unſrer Fortſetzung der Tauſend und einen Nacht, wenn man auch nicht ſchon in Form, Inhalt, Gegenſtänden und Erzählungsmanier derſelben unverkennbare Spuhren ihrer Aechtheit fände. Und dieß iſt es, worauf ich hier dem Leſer einen Fingerzeig geben zu müſſen glaubte.

Der Herausgeber.

Fortſetzung
der ächten
Tauſend und einen Nacht.

Dritter Theil.

Geſchichte
Bohetzad's und ſeiner zehen Weßire.

Das Königreich Dineruz umfaßte ganz Syrien und die Inſeln Indiens, welche am Eingange des perſiſchen Meerbuſens liegen. Vorzeiten war dieſer mächtige Staat der Herrſchaft des Königs Bohetzad unterworfen, welcher in der Stadt Iſſeſſara reſidirte. Der Macht dieſes Monarchen kam nichts gleich; ſeine Heere waren zahllos, ſeine Schätze unerſchöpflich und die Bevölkerung ſeiner Staaten glich ihrer Fruchtbarkeit; ſein ganzes Reich war in zehn Statthalterſchaften abgetheilt, und der Verwaltung von zehn Weßiren übergeben, aus welchen ſein Divan beſtand. Dieſer Monarch ſuchte öfters in der Jagd Erholung von ſeinen Staatsgeſchäften. Eines Tags, da er dieſem Vergnügen mit ſeiner gewöhnlichen Hitze nachhieng, ließ

ließ er ſich von der Verfolgung eines Hirſches, den er in einem Walde aufgejagt hatte, ſo weit führen, daß er ſich von ſeinem Gefolge entfernte, und am Ende des Waldes keinen von ſeinen Leuten mehr gewahr wurde. Auch den Hirſch hatte er aus den Augen verloren. Während er ſich bemühte, ſich zu recht zu finden, wurde er von weiten einen ziemlich anſehnlichen Zug Menſchen gewahr, er näherte ſich demſelben, und ſo wie er näher kam, entdeckte er einen Trupp von vierzig Rittern *), welche eine prächtige Sänfte umringten, deren Schimmer durch die Strahlen der Sonne noch mehr erhoben wurde. Die Sänfte war von Bergkryſtall, die Leiſten und Gewinde von getriebnem Golde; und der Himmel, in Form einer Krone, war von Aloeholz, und mit maſſiv ſilbernen Rahmen eingefaßt. Dieſe Tarteruane oder Sänfte **) hatte die Form eines kleinen antiken Tempels, und war ſo glänzend, daß ihr Anblick das Auge blendete. Ein Wunder von der Art, mitten in einer Einöde, ſetzte den Monarchen eben ſo ſehr in Erſtaunen, als es ſeine Neugier rege machte. Er ritt zu der Bedeckung, grüßte ſie und redete den Ritter an, welcher die Zügel der Maulthiere hielt. „Meine Freunde, ſagte er, ſeyd ſo gütig und ſagt mir, ¿was iſt das für ein Aufzug, und wie heißt die Perſon, der dieſes gehört?“ — So höflich und verbindlich auch der Ton des Monarchen war, ſo bekam er doch ein ſprödes, was geht das dich an! zur Antwort, denn ſein Jagdkleid ließ ſeine hohe Würde nicht ahnden. Eine ſo trockene Abfertigung ſchreckte Bohetzad nicht ab, er wiederholte ſeine Frage noch höflicher und ſogar bittweiſe, um eine befriedigendere Antwort zu erhalten. Aber derjenige, welcher der Anführer des Zugs zu ſeyn ſchien, legte die Lanze auf ihn ein und rief ihm zu: „Verwegener, packe dich, oder wiſſe, daß es dir das Leben koſten ſoll, wenn dein Vorwitz noch zudringlicher wird.

---

*) Die Ritterſchaft, die in Oſtindien ſehr alt iſt, dauert noch daſelbſt fort. Man lieſt in den Denkwürdigkeiten des Hyder-Ali-Chan, daß die Perſonen, welche ſich dieſem Stande gewidmet haben, den verſchiedenen Mächten ihre Dienſte in voller Rüſtung anbieten.

**) Man nennt dieſe Arten von Tragſänften auf Arabiſch *Tarteruana*.

Dieſe Grobheit erregte des Königs Zorn. Er näherte ſich dem Ritter, der ihm ſo drohete, mit der zuverſichtlichen Mine und dem imponirenden Tone, der ihm durch die Ausübung der unumſchränkten Macht zur Gewohnheit geworden war; „Sclave meines Throns, rief er ihm zu, erkennſt du den Bobetzad nicht? doch wär' ich auch nur ein gemeiner Mann geweſen, ¿mußteſt du mir mit dem Tode drohen, mir, der ich mit dir ſo beſcheiden und freundlich ſprach?" Bey dem bloßen Namen Bobetzad ſtiegen alle Ritter von den Pferden und warfen ſich nieder auf die Erde: „Deine Majeſtät, ſagte einer der älteſten, muß uns eine Antwort verzeihn, die wir nicht an den größten Monarchen der Erde zu richten glaubten, aber ſo im Jagdkleide und ohne Gefolge konnteſt du leicht verkannt werden." — „Steht auf, ſagte der König, und befriedigt meine Neugier. ¿Wer iſt die Perſon in dieſer Sänfte, und wo bringt ihr ſie hin?" — „Mächtiger König, fuhr der Ritter fort, es iſt die Tochter deines Großweßirs Aſphand; ſie iſt dem Prinzen von Babylon zur Gemahlin beſtimmt und wir führen ſie zu ihm. Während dieſes vorgieng, ſteckte die Tochter des Weßirs voll Ungeduld über dieſen verdrießlichen Aufenthalt ihren Kopf zum Schlage heraus, um ſich nach der Urſache zu erkundigen. Bobetzad wurde ſie gewahr, ſo viel Vorſicht ſie auch gebraucht hatte, nicht geſehen zu werden. Ihre außerordentliche Schönheit bezauberte die Blicke des Monarchen; ſein Herz wurde tief verwundet und ſeine Leidenſchaft, welche ſogleich die höchſte Staffel erreicht hatte, heiſchte auch gleich im Augenblicke ihrer Entſtehung Befriedigung. Bohetzad, feſt entſchloſſen, ſich ihren Gegenſtand nicht entwiſchen zu laſſen, machte Gebrauch von ſeiner großen Macht, und befahl dem Führer der Sänfte den Weg nach Iſſeſſara zu nehmen und die Tochter ſeines erſten Weßirs in ſeinen Palaſt zu bringen.

Das Haupt der Ritter glaubte Sr. Majeſtät Vorſtellungen machen zu müſſen. „Großer König, ſagte er, der Weßir iſt dein Sclave, wie wir deine Sclaven ſind, erlaube, daß wir ſeine Tochter in ſeinen Palaſt zurückbringen, ſie wird dort deinem Willen nicht weniger unterthan bleiben, als in dem deinigen.“ — „Mein Weßir hat ſeine Tochter ohne meine Einwilligung verheyrathet und ich bin ihm die Schonung nicht ſchuldig, die du mir anträgſt, für ihm zu haben.“ — „Großer König, fuhr der Ritter fort, dein Großweßir Aſphand hat ſtets deiner höchſten Achtung und der Ehre des Vertrauens von deiner Majeſtät genoſſen. Eine ſolche an ihn verübte Gewaltthätigkeit würde auf ſeinen Ruf einen nachtheiligen Einfluß haben und in der Meynung des Publikums dem Anſehen ſchaden, das er ſelbſt um deines eigenen Vortheils willen nothwendig haben muß.“ — „Sein Anſehen, ſprach Bohetzad, hängt bloß von mir ab, und ich vermehre es um ein Großes, wenn ich ihm die Ehre erzeige, ſeine

Tochter zu heyrathen." — Der älteſte und zugleich der erfahrenſte der Ritter wagte es noch einmal und nahm das Wort; „Großer Fürſt! ſagte er, Uebereilung iſt gefährlich, ſie zieht oft Reue nach ſich; deine Sclaven bitten deine Maj. es reiflich zu überlegen." — „Aber die Könige fordern Gehorſam: Ich habe ſchon alles überlegt, verwegener Alter, erwiederte unwillig der Monarch; was brauch ich viel Umſtände mit meinen Sclaven zu machen; gehorcht!" — Er ergrif hiermit ſelbſt die Zügel der Maulthiere, weil er faſt nicht Herr mehr über ſeine Ungeduld war, und leitete ſie nach der Gegend des Waldes, wo er vermuthete, daß ſeine Leute, der Verabredung gemäß, ſich verſammelt haben würden. Er erreichte bald das Zelt, das ſie aufgeſchlagen hatten, und befahl ſeinem ganzen Gefolge die Prinzeſſin in der Sänfte nach ſeinem Palaſte zu geleiten. Sie langten daſelbſt an; der König ließ ſogleich durch den Oberſten ſeiner Verſchnittenen einen Kadi rufen, welcher den Heyrathskontrakt zwiſchen Bobetzad und der Prinzeſſin Baberica, der Tochter des Weßirs Aſphand, aufſetzen mußte. Während der König mit den Hochzeitsfeyerlichkeiten ſich beſchäftigte, nahmen die vierzig Ritter den Rückweg nach dem Palaſte des Großweßirs. Eine ſo ſchnelle Wiederkunft beunruhigte den Miniſter; ¿wie konnten ſie ſchon von Babylon zurück ſeyn, da ſie erſt geſtern von Jſſeſſara aufgebrochen waren? Er beſorgte gleich, daß ihnen was Außerordentliches zugeſtoßen ſeyn müſſe. Einer von den Rittern ſtattete ihm Bericht von dem ganzen Vorgange ab. Er übertrieb Bobezads gewaltſames Verfahren und deſpotiſchen Ton, und erfüllte das Herz des Miniſters mit Bitterkeit und Unwillen, ob er ihm gleich verſicherte, daß ſeine Tochter noch in dieſer Nacht des Monarchen Gemahlin geworden ſeyn würde.

„Sich meinen Familieneinrichtungen zu widerſetzen! Mir meine Tochter zu entführen! Sie wider meinen Willen zu heyrathen, meine Dienſte ſo zu vergelten!" — rief der Weßir im Ausbruch ſeines Zorns. Voll Durſt nach Rache ließ er ſogleich durch Eilboten ſeine Freunde, die Prinzen und Großen ſeiner Familie zuſammen berufen; und ſchilderte ihnen die Beleidigung, welche der König an ſeiner Tochter, an dem Prinzen von Babylon und an ihm ſelbſt verübt habe. Aller Herzen nahmen Theil an dieſem Schimpfe und an dem Zorne des Vaters. Aſphand merkte aus der Wirkung, welche ſeine Schilderung gehabt hatte, daß es ihm etwas Leichtes ſeyn würde, die Anweſenden mit in ſeinen Rächungsplan zu verflechten.

„Ihr Fürſten und Großen, redete er ſie an, der König ſinnt nur darauf, wie er ſich ſtets in neuen Freuden berauſchen will, und ihm ſind alle Mittel gleich, wenn er nur ſeine Lüſte befriedigen kann. ¿Iſt das die Vergeltung meiner geleiſteten Dienſte, daß er ſich nicht ſcheut, mir eine ſolche Beſchimpfung anzuthun, die nichts wieder gut machen kann? Aber in ſeinen Augen bin ich nur ein elender Sclave. ¿Glaubt er, daß meine Tochter dazu da ſey, die Grillen ſeiner Leidenſchaft und ſeine zügelloſen Begierden zu befriedigen? Ihr ſelbſt werdet in Zukunft vor dergleichen entehrenden Eingriffen nicht mehr ſicher ſeyn; er wird eure Töchter und eure Weiber eben mit nicht mehr Schonung behandeln. Dieſer Strom von Ungerechtigkeiten wird in ſeinem Laufe euch ſelbſt mit fortreißen, wenn wir nicht bey Zeiten darauf denken, ihm einen Damm entgegen zu ſetzen.“

Die Freunde und Verwandte des Weßirs ließen ſich ſogleich bereitwillig finden; man rathſchlagte über die Art und Weiſe, wie man es angreifen müſſe und einer von ihnen, ein Meiſter in der Politik, ließ ſich folgendergeſtalt darüber heraus:

„Weßir, du mußt an den König ſchreiben, und ihm betheuren, wie gerührt du von der unerwarteten Ehre ſey'ſt, die er dir erwieſen hat, und auf die du nie gewagt haben würdeſt, Anſprüche zu machen. Dieſem Briefe mußt du noch einen andern an deine Tochter beyſchließen, worinne du dich ſtelleſt, als ob du ganz berauſcht von ihrem Glücke wäreſt. Rufe mit ihr den Himmel an, daß er einen ſolchen Monarchen, die Freude ſeines Volks, mit der Fülle ſeiner Glückſeligkeit ſeegnen möge. Begleite dieſe Briefe mit prächtigen Geſchenken, Behezad wird, von ſeiner Leidenſchaft geblendet, gern Allem Glauben beymeſſen, was dieſe Leidenſchaft ſchmeicheln kann. Nütze dieſes Sicherſeyn, um dich von ihm bey erſter Gelegenheit zu entfernen, und ſo bald du keiner Ueberrumpelung von ſeiner Seite mehr ausgeſetzt biſt, ſo laß an alle Prinzen, Statthalter und Finanzverwalter des Reichs einen Umlauf ausgehen, worinne du ihnen die beunruhigende Lage des Staates ſchilderſt und ihnen die Gefahren vorſpiegelſt, welcher das Königreich in den Händen eines ſo jungen Monarchen bloßgeſtellt iſt, der ſich ſeinen Leidenſchaften überläßt, und ſich ſo unfähig zeigt, Verdienſte zu erkennen, ſondern ſie nur mit Gewaltthätigkeiten und Beſchimpfung vergilt, und dabey keinem andern Geſetze gehorcht, als der Willkühr ſeines unumſchränkten und ſündigen Willens."

Der Großweßir und die übrigen von der Verſammlung gaben dieſem Plan ihren Beyfall; ſie wurden einig, jede Gelegenheit zu nützen, um die Gemüther im Stillen vorzubereiten, und zu Iſſeſſara zurück zu bleiben, wenn Aſphand ſich entfernt hätte, um ihm die nöthigen Nachrichten zu geben und ihm melden zu können, was er zu thun und vorzunehmen habe. Nach dieſem getroffenen Entſchluſſe gieng die Verſammlung ſchleunig auseinander, um keinen Anlaß zum Verdacht zu geben, und Aſphand ſchrieb folgendergeſtalt an den König:

„Mächtiger König, Monarch der beyden Meere! Nie konnte ſich dein Sclave, den du ſchon zur Stelle eines Großweßirs erhoben und mit der Würde eines Prinzen beglückt hatteſt, nie konnte er ſich mit der ausgezeichneten Ehre ſchmeicheln, ſogar mit dir verwandt zu werden. In der Fülle meiner Freude über dieſe Gnade thue ich unaufhörlich zum Himmel die heißeſten Wünſche, daß er deine Majeſtät ſtets mit neuen Gunſtbezeugungen ſeegnen möge, daß er deine Tage verlängere, und dein Leben mit allen Glückſeligkeiten einer Regierung erfreue, die bis in das ſpäteſte Glied durch keinen Unfall geſtört werden müſſe. Bisher forderte meine Pflicht, in deinen Staaten durch meinen Eifer den innern und äußern Frieden zu erhalten, die Gerechtigkeit ſtets weiſe zu verwalten und von deinen Grenzen den Feind zu entfernen. Ich verſahe das Amt deines erſten Weßirs: aber wie weit heiliger werden mir jetzt meine Verrichtungen, ſeitdem die Ehre deiner Freundſchaft mich gleichſam perſönlichen Antheil an ihren glücklichen Ausgang nehmen läßt; denn meine Tochter und ich ſind dadurch deine treueſten Sclaven geworden, und niemand kann deiner Perſon und deinem Wohl ergebener ſeyn als wir!" —

Der Brief an Baherjoa enthielt Glückwünſche und war eben ſo liſtig abgefaßt, als der Brief an ihren Gemahl. Aſphand ließ dieſe Briefe durch ſeinen vornehmſten Hausoffizier überbringen, und begleitete ſie mit einem prächtigen Geſchenke. Der junge Sohn des Weßirs reiſte mit dem Ueberbringer ab, und beyde begaben ſich in den Palaſt des Königs und warfen ſich vor ſeinem Throne nieder.

Bohetzad ſetzte in dem Taumel, worein ihn der Genuß ſeines Glücks wiegte, kein Mißtrauen in die falſchen Freundſchaftsverſicherungen des Weßirs. Er ließ den Sohn mit einem reichen Kaftan bekleiden und dem Ueberbringer der Briefe tauſend Goldſtücke auszahlen. Kaum hatten ſie die Audienz verlaſſen, ſo fand ſich der älteſte ſie der Weßire beym König ein, um ihm ſeine Aufwartung zu machen. Der Monarch empfieng ihn mit der Herablaſſung, die ihm ſo gewöhnlich war. Er ließ ihn in ſeiner Gegenwart ſich ſetzen und erzählte ihm, welches Glück er in dem Beſitze ſeiner liebenswürdigen Gemahlin ſich zu genießen ſchmeichele, denn ob er ſie gleich einer kleinen Gewaltthätigkeit zu verdanken habe, ſo glaubte er doch nicht, daß ſeine Glückſeligkeit durch irgend einen Unfall getrübt werden könnte. „Die Ergebenheit, welche Aſphand für mich zeigt, beruhigt mich über die Empfindlichkeit, die ich von ihm erwarten konnte. Hier ſind ſeine Briefe, lies ſie; du wirſt ſehen, wie zufrieden er mit dieſer Verbindung iſt: aber die Pracht ſeiner Geſchenke überſteigt noch den Nachdruck ſeiner Worte.“ Der alte Weßir, als er die Briefe geleſen hatte, wurde ganz tiefſinnig, und heftete die Augen auf den Boden. — „Gefällt dir ihr Innhalt nicht,“ fragte der König. — „Wenn giftiges Schlangengezüchte ſich wo einſchleichen will, antwortete der Miniſter, ſo verbreitet es nicht Schrecken durch ſein Ziſchen. Es ſchlüpfet leiſe in geſchmeidigen Windungen fort: ſeine Schuppen ſind gleiſend und glatt; ſein Blick iſt ſanft und ſchmeichelnd, es hütet ſich wohl ſeinen treuloſen, giftigen Stachel zu zeigen. Aſphands Briefe ſind auf Schrauben ge-

geſtellt; ſey verſichert, daß er von dir beleidigt iſt. Die verſtellte Süßigkeit ſeiner Worte verbirgt einen Anſchlag zur Rache, den deine Majeſtät fürchten und ihm vorzubeugen ſuchen muß." — Aber Bohezad dachte nur an ſeine Liebe; er glaubte der alte Weßir ſpreche vielleicht aus Neid und Eiferſucht ſo; er vernachläßigte einen Rath, den wahre Ergebenheit, Eifer und Klugheit eingegeben hatten; er blieb blind gegen Aſpbands Argliſt. Dieſer verfolgte ſeinen Plan und entfernte ſich einige Monate darauf mit ſeinem ganzen Gefolge aus der Hauptſtadt, unter dem Vorwande, daß er in einigen Gegenden des Königreichs einige ausgebrochene Unruhen ſtillen wolle. Kaum war er ſo weit weg, daß er Bohezads Macht nicht mehr fürchten durfte, ſo meldete er den Statthaltern in den Provinzen, welche Beleidigung ihm widerfahren ſey, und hetzte ſie auf, ſich zu empören, indem er ihnen vorſtellte, daß ſie alle gleiche Behandlung wie die ſeinige zu befürchten hätten. Um ſie deſto beſſer dazu aufzuwiegeln, verläumdete er in allen Stücken Behezads Perſon und Regierung.

Als die Eilboten des Großweßirs bey den Großen des Reichs ankamen, wurden alle gegen einen Monarchen erbittert, deſſen Regierung man ihnen mit ſo verhaßten Farben abmalte. Sie verabredeten ſich von einer Provinz zur andern und verſicherten den Aſphand, daß ſie auf den erſten Wink von ihm ſich mit den Truppen, die unter ihrem Kommando ſtünden, zu Felde begeben würden. Zu gleicher Zeit benachrichtigte der Weßir die Prinzen, welche zu Iſſeſſara geblieben waren, daß ſie ſich an dem Tage in Bereitſchaft halten möchten, wo er ſeine Rache vollziehen, und den Staat von einem in Weichlichkeit verſunkenen Tyrannen befreyen würde. Die Verſchwörung brach aus, ohne daß Bohetzad den geringſten Argwohn davon gehabt hätte: die Stadt Iſſeſſara ſah ſich von allen Seiten von den Heeren umringt, welche Aſphand anführte. Auf dieſe Nachricht rüſtete ſich der König eiligſt, und befahl den Truppen, die er zuſammenraffen konnte, mit ihm dem Feinde entgegen zu ziehn. Allein ſie waren alle ſchon beſtochen, und auf die Seite ſeines Widerſachers getreten. Der König ſattelte ſelbſt ſein beſtes Rennpferd, nahm Baherjoa hinter ſich, und bahnte ſich einen Weg durch die Aufrührer, um ſich in die Wüſte zu flüchten. Der junge Held, deſſen Muth die Liebe ſtärkte, brach wie ein reißender Strom durch das Gedränge der Feinde, die ihn in ſeinem Lauf aufhalten wollten; ſeine furchtbare Lanze ſchonte keines Rebellen, und ſein eben ſo ſtarkes als ſchnelles Roß trug ihn bald aus dem Geſicht ſeiner Feinde.

Er befand ſich nun mitten in der Wüſte. Die Nacht zwang ihn, ſeiner Gemahlin einige Ruhe zu gönnen, welche vom Schrecken und der eiligen Flucht zu ſehr abgemattet war. Er machte am Fuße eines fürchterlichen Gebirges Halt. Die Königin, von Müdigkeit erſchöpft, war ihrer Niederkunft nahe; die Wehen der Entbindung ſtellten ſich ein, und kurze Zeit darauf hielt der König ein köſtliches Pfand der Liebe in ſeinen Armen; es war ein junger Knabe, der ſo ſchön war, wie ſeine Mutter. Die zärtlichen Gatten überhäuften ihn mit Liebkoſungen, ſie vergaßen bey dieſen ſüßen Empfindungen ihre Müdigkeit und das Schreckliche ihrer Lage; ſie wickelten das Kind in einen Theil des Gewands der Königin und ſchlieſen ruhig in dieſer Einöde einander in den Armen ein. Der anbrechende Tag foderte ſie auf, ihre Reiſe fortzuſetzen. Die zärtliche Mutter ſtillte ihren Säugling; aber da ſie nur von wilden Früchten lebte, ſo war ihre Bruſt bald außer Stande, ihm die nöthige Nahrung zu reichen. Das Kind verſchmachtete; Boherjoas Leben ſelbſt kam in Gefahr und Bobetzad ſahe ſich in der grauſamen Nothwendigkeit, die Natur der Pflicht aufzuopfern. Er wurde eine klare Quelle gewahr, deren Rand ein weicher Raſen polſterte, den nahe Weidenbäume vor der brennenden Sonne ſchützten. Hier übergaben die unglücklichen Eltern den Gegenſtand ihrer Zärtlichkeit dem Schutze der Vorſehung, nachdem ſie ihn mit ihren Thränen benetzt hatten. „Großer Gott, ſagte die betrübte Mutter, du, der du vorzeiten über den jungen Ismall wachteſt, laß dir dieſes unſchuldige Geſchöpf empfohlen ſeyn; ſende deinen ſchützenden Engel zu ihm herab, denn wir vertrauen allein auf deine Hülfe.“ — Seufzer und Thränen verhinderten ſie, weiter zu reden; beyde riſſen ſich von dieſem traurigen Orte los und überließen das heilige Pfand den Händen ſeines Schöpfers.

Das Geräuſch ihrer Ankunft hatte von der Quelle eine junge Hirſchkuh verſcheucht, die mit ihren Jungen ihren Durſt an dem wohlthätigen Waſſer löſchte. So bald die Beyden ſich entfernt hatten, kam ſie zurück, und näherte ſich dem kleinen Weſen, dem ſeine wenigen noch übrig gebliebenen Kräfte auf ewig zu entgehen ſchienen. Von einem mächtigen Inſtinkte geleitet, gab dieſes Thier dem Kinde ſein Euter, das nur für ſeine Jungen beſtimmt war; ſie weidete ruhig um ihren Säugling und verließ dieſe Gegend nicht mehr. Es ſchien als ob die wilden Thiere der Wüſte den Genuß dieſes glücklichen Plätzchens im Schooße der brennenden und öden Sandwüſten ihr abgetreten und allein überlaſſen hätten. Aber Menſchen ſtöhrten dieſe Ruhe.

Eine Räuberbande kam, vom Durſte getrieben, an dieſen Ort; ſie erblickten ein Kind, das in ein reiches Gewand gewickelt war, und durch ſeine Schönheit Bewunderung erregte. Das Haupt der Räuber nahm es von der Erde auf und ſchickte ſeiner Frau, um es zu pflegen und es aufzuziehen, als ob es ihr eigenes Kind wäre. Die Frau wurde von der Schönheit des Kleinen gerührt und nahm von ganzen Herzen Theil an den wohlthätigen Abſichten ihres Mannes. Sie verſchafte ihrem angenommenen Söhnchen ſogleich die beſte Amme der Horde; und jetzt, wo wir etwas ruhiger über das Schickſal der Frucht von Bobezads Liebe ſeyn können, wollen wir ſehen, was aus unſern erlauchten Reiſenden geworden iſt.

Voll Gram und Wehmuth über das Opfer, zu welchem ſie die harte Nothwendigkeit gezwungen hatte, verfolgten der König und die Königin ihre Reiſe bis zu der Hauptſtadt des Königreichs Perſien, wo damals Kaſſera herrſchte. Dieſer mächtige Monarch nahm den flüchtigen König und ſeine ſchöne Gemahlin mit aller der Achtung auf, welche ein gekröntes Haupt einem großen Monarchen, ſeinem Bundesgenoſſen ſchuldig iſt, gegen den ſich ſeine Unterthanen unter den Fahnen eines ſtrafbaren Thronenräubers empört haben. Er räumte dem Bohezad ein Appartement in ſeinem Palaſt ein, das an Pracht ſeinem eigenen gleich war; auch Baherſoas Zimmer waren denen vollkommen ähnlich, welche die Lieblingsſultanin bewohnte. So groß war der Reichthum und der Umfang des Palaſtes, in welchem ſich der König von Dinoruz und ſeine Gemahlin befanden, daß außer dieſen prunkvollen Zimmern man noch vier und zwanzig andere zählte, worinnen eben ſo viel Sultaninnen des Königs **Kaſſera** wohnten, deren jede funfzig Sklavinnen von der erſten Schönheit und der volleſten Jugendblüthe zur Bedienung hatte. Die Schätze des Morgenlands ſchienen zur Verſchönerung dieſes Palaſtes erſchöpft werden zu ſeyn. Die Gärten wimmelten von den ſeltenſten und prächtigſten Blumen. Sie hatten einen Ueberfluß an Waſſer, deſſen Strom künſtlich geleitet war und einen herrlichen Blick gewährte, und die Bäume ſtellten durch die Schönheit ihres Obſtes und die Dichtheit ihres Laubgewölbes zugleich das Bild des Ueberfluſſes und der Süßigkeit der Ruhe dar. Unzählige Vögel entzückten durch die Mannichfaltigkeit ihres Gefieders und den Zauber ihres Geſangs. Alles zeugte von der Macht und Größe des großen perſiſchen Monarchen, der bloß zu ſeiner Leibwache ein Heer von 200,000 Mann hatte. Man kann leicht denken, daß ein ſo mächtiger und prächtiger Fürſt es an nichts wird haben fehlen laſſen, um die erlauchten Gaſtfreunde, die er in ſeinem Palaſte aufgenommen hatte, auf eine ſeiner Größe angemeſſene Art zu bewirthen. Während er Befehl ertheilte, daß ſich ſogleich an den Grenzen eine furchtbare Armee mit allen erforderlichen Kriegsmaſchinen und übrigen Bedürfniſſen eines Feldzugs verſammeln ſollten, bemühte er ſich die Schwermuth des königlichen Paares durch die glänzendſten und abwechſelndſten Feſte zu zerſtreuen. Doch Großmuth und Seelengröße waren nicht die einzigen Bewegungsgründe, die ihn dazu aufforderten. Ein minder edles und weit herrſchſüchtigeres Gefühl hatte ſich ſeines Herzens bemächtigt. Er war der Sclave der Baherjoa geworden, deren Schönheit alle Schönheiten ſeines Serails verdunkelte. Seine Leidenſchaft verbarg ſich zwar unter dem Schleier der Freundſchaft, aber an der Verſchwendung, die er bey jeder Gelegenheit zeigte, an der Feinheit und dem Zuvorkommenden in ſeinem Betragen konnte man leicht die Liebe erkennen. Die traurige Baherjoa, die ſich einzig mit dem Verluſte ihres Sohnes, und dem Unglücke ihres Gemahls beſchäftigte, war weit entfernt, die Großmuth des Königs von Perſien einem ſolchen Bewegungsgrunde zuzuſchreiben. Ihre niedergebeugte Seele konnte an allen dieſen Luſtbarkeiten keine Freude finden.

den. Ihr Sohn, den ſie in einer Wüſte dem Schutze der Vorſehung überlaſſen mußte, ihr Gemahl, den ihr Vater in die Nothwendigkeit geſetzt hatte, die Hülfe eines fremden Königs erbetteln zu müſſen: das waren die einzigen Gedanken, die ihr Herz erfüllten. Unterdeſſen hatte das Heer, das **Bohetzad** anführen ſollte, ſich marſchfertig gemacht; er nahm Abſchied von **Kaſſera**, um ſich an die Spitze dieſer furchtbaren Krieger zu ſtellen, und drang bald darauf in Syrien ein. Der Thronräuber **Asphand** meldete die Gefahr, die ihn bedrohete, ſeinen Mitverſchwornen, und zog mit ihnen und 200000 Streitern dem Könige **Bohetzad** entgegen. Die Armeen geriethen bald an einander. Ein erfahrner Weßir des Königs von Perſien kommandirte den Mittelpunkt von **Bohetzads** Heer; er ſelbſt, an der Spitze eines auserleſenen Trupps Ritter ertheilte überall ſeine Befehle. Er fieng die Schlacht mit ſeinem rechten Flügel an, indem er den linken Flügel des Feindes mit ſolcher Wuth angrif, daß er geſchlagen, und auf das Centrum geworfen wurde, wo er alles in Verwirrung und Unordnung brachte. Der König von **Dinoruz** verlor keinen Augenblick; er lies ſogleich ſein Centrum auf das Centrum des Feindes anrücken, als wenn er es angreifen wollte, allein da er das Blut ſeiner Unterthanen zu ſchonen ſuchte, ſo ließ er zu gleicher Zeit ſeinen linken Flügel den rechten Flügel des Feindes anfallen, und ihn ebenfals in die Flucht ſchlagen, ſo daß nun drey Viertheile von Asphands Heere ſich umzingelt befanden. Vergebens bemühte ſich dieſer Thronräuber Ordnung und Muth unter ſeinen Truppen herzuſtellen; ſie waren durch dieſen eben ſo herzhaften als klugen Angrif, muthlos geworden; die Furcht und ſonderlich die Reue hatten ſie entwafnet. Man bot ihnen Begnadigung; ſie nahmen ſie an, und um ſich ihrer würdig zu machen, lieferten ſie einſtimmig die Anſtifter der Empörung aus. Asphand, ſeine Verwandte, und die vornehmſten Mitſchuldigen wurden auf dem Schlachtfelde hingerichtet. Dieſer Sieg entſchied von neuem das Schickſal des Königreichs Dinorutz, das ſich der Botmäßigkeit ſeines rechtmäßigen Fürſten unterwarf. Der Monarch zog wieder in ſeine Hauptſtadt ein, ſtellte die Ordnung in ſeinem ganzen Reiche her, und dachte nun darauf, wie er ſeine Dankbarkeit dem Könige von Perſien bezeigen wollte, der ihn ſo mächtig unterſtützt hatte.

Er wählte den klügſten ſeiner Weßire, um an der Spitze von 12000 Mann nach Perſien zu ziehen. In ſeinem Gefolge befanden ſich 20 Elephanten, welche mit den prächtigſten Geſchenken beladen waren, aber zu gleicher Zeit erhielt der Weßir noch einen andern weit intereſſanteren Auftrag. Er ſollte ſeinen Marſch durch die Wüſte nehmen, wo der Sohn der Baherjoah zurückgelaſſen worden war, und den Platz bey der Quelle aufſuchen, der ihm zur Wiege diente. Er ſollte auf ſeinem Wege bey Allem was Leben und Oden hat, Erkundigung vom Schickſale dieſes koſtbaren Pfandes einzuziehen ſuchen, und wenn er es wieder gefunden, es den Armen ſeiner zärtlichen Mutter überliefern, und ſie nach Iſſeſſara zurückbringen. Aber den Abgeſchickten erwarteten große Schwierigkeiten: vergebens durchſtreifte er die Wüſte, er konnte das Kind nicht ausfindig machen, und bald wäre er auch ohne die Mutter nach Iſſeſſara zurückgekehrt. Raſſera war aufs heftigſte in dieſe Prinzeſſin verliebt worden, und fühlte, daß es ihm unmöglich ſey, ſich von ihr zu trennen. Bey der Ankunft des Abgeſandten mit den Geſchenken des Königs von Dinoruz und dem Auftrage, die Königin abzuholen, empfand zwar Raſſera einigen Kampf in ſeinem Herzen, aber die Liebe behielt die Oberhand. Dieſe gebieteriſche Leidenſchaft verleitete ihn einen zu hohen Werth auf ſeine Wohlthaten zu ſetzen. Ihm ſchien die Abtretung eines Weibes nur eine ſchwache

Vergütung dafür zu ſeyn. Mit einem Worte, er entſagte dem rühmlichen Titel eines großmüthigen Beſchützers, und ſetzte ſich dem Schimpfe aus, der feige Räuber der Gattin ſeines Bundesgenoſſen zu werden. Unterdeſſen ſchien er doch die Botſchaft des **Bohetzads** und ſeine Geſchenke mit vieler Erkenntlichkeit aufzunehmen. Zu gleicher Zeit wurde ihm gemeldet, daß die Hülfstruppen, welche er dieſem Fürſten mitgegeben hatte, wieder in Perſien eingerückt wären. Ihre Befehlshaber erhoben **Bohetzads** Muth, Talente und Pracht bis in den Himmel; ſie kamen bezaubert von ſeiner Perſon, überhäuft mit ſeinen Geſchenken, und voll Verwunderung über ſeine Macht und den geſegneten Zuſtand ſeiner Staaten zurück. Dieſe einſtimmigen Erzählungen erregten in **Raſſeras** Seele, die voll von ſeiner Leidenſchaft war, einen neuen heftigen Kampf. Er war nicht gewohnt ſeine Neigungen zu zähmen; er hatte ihnen bisher ſtets gefrohnt, und jetzt kam es darauf an, entweder eine heftige Leidenſchaft zu beſiegen, oder der Ehre zu entſagen, der Wohlthäter eines Königs genannt zu werden, der ihm an Würde und Macht gleich war; vielleicht Perſien der Geiſel eines grauſamen Kriegs auszuſetzen, und ſich in ganz Aſien verabſcheut ſehen. „Erröthe, ſagte er bey ſich ſelbſt, erröthe, **Raſſera**, über die ſtrafwürdigen Wünſche, die du insgeheim nährſt: danke deinem Glücke für die Gnade, die es dir erzeigt, dir die Augen über einen ſo unſinnigen Schritt zu öfnen. Laß den König von Dinoruz nie erfahren, daß du vergaßeſt, was du dir ſelbſt und ihm ſchuldig wareſt, und daß du ein Gut begehrteſt, das ihm ſo theuer war. Erinnre dich, daß du erſt durch Hinderniſſe zu deiner Pflicht zurückgerufen werden müßteſt. O unumſchränkte Gewalt, wie gefährlich wirſt du dem, der nicht weiß, Herr über ſich ſelbſt zu ſeyn! Hätte ich mich von meinen Begierden hinreißen laſſen, ſo wäre ich zum Verbrecher und unwürdig meiner Krone geworden. Aber ich werde meine Leidenſchaften zu unterdrücken, und meine Lüſte zu zähmen wiſſen!" —

Der König von Perſien blieb ſtandhaft bey dieſem Entſchluſſe und ließ ſogleich ſeinen Großſchatzmeiſter rufen; er befahl, daß zu Baherjoas Rückreiſe nach den Staaten ihres Gemahls eine Sänfte verfertiget werden ſollte, die an Pracht noch nie ihres Gleichen gehabt hätte; man beſetzte ſie über und über mit Juwelen. Eine anſehnliche Geſandſchaft ſollte ſie begleiten und die reichen Gegengeſchenke überbringen. So trat Baherjoa den Rückweg nach Syrien an, und nahm die wärmſten Verſicherungen der Ehrfurcht und Ergebenheit von einem Fürſten mit ſich, der ſich ſo ungern von ihr trennte. Bobetzad kam ſeiner Gemahlin entgegen, ehe ſie ihren Einzug zu Iſſeſſara hielt. Das Entzücken der beyden Gatten bey dieſer Zuſammenkunft läßt ſich unmöglich beſchreiben, aber die zärtlichen Beſorgniſſe der Mutter über das Schickſal ihres Sohnes trübten gar bald ihre Freude. Baherjoa beſchwor ihren Gemahl, es koſte, was ès wolle, Erkundigung von ihrem Sohne einzuziehen, und Bobetzad ertheilte neue Befehle, die Wüſte zu durchſuchen. Es war einige Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß die Frucht ihrer Liebe kein Raub der wilden Thiere geworden ſey, denn man müßte ſonſt gleich bey den erſten Nachforſchungen noch Ueberbleibſel von dem Gewande gefunden haben, worein es gewickelt geweſen war. Tauſend Reiter wurden alſo von neuem nach der Wüſte abgeſchickt, um ſich ſonderlich in der Gegend der Quelle nach allen Seiten zu zerſtreuen, allein leider! blieben alle ihre Bemühungen vergebens. Bobetzad ſuchte ſeiner Gemahlin die Fruchtloſigkeit fernerer Nachforſchungen zu verhehlen und gab ſich Mühe, ihren Kummer zu beſänftigen. „Wir dürfen noch nicht verzweifeln, ſagte er zu ihr, die Gnade des Himmels, die uns in den ſchrecklichen Gefahren nicht verließ, denen wir ausgeſetzt waren, und die uns die Krone wieder verliehen hat, die unſer Haupt ziert; dieſe Gnade des Himmels wird auch für die Erhaltung des Kindes gewacht haben, das unſern Herzen ſo lieb iſt. Das gütige Verhängniß wird es uns unvermuthet zuführen, ſobald wir dieſe Gunſt durch unſere Ergebung in ſeinen Willen verdient haben werden. Zwar iſt dieſe Trennung ſchmerzhaft, aber wir ſind noch von einem Alter, worinne wir auf Troſt warten können. Trockne deine Thränen, Baherjoa, ſie ſind die Qual meines Lebens!" — Die Königin ſchien ruhiger, aber die Wunde, die ihrem Herzen geſchlagen war, konnte ſich ſo bald nicht ſchließen.

Dieſer zarte Gegenſtand ihrer Unruhe und Bekümmerniß, den das Haupt der Räuber dem Tode entriſſen hatte, und der von ſeinem Weibe mit aller Sorgfalt der zärtlichſten Mutte erzogen worden war, nahm unterdeſſen a Schönheit wie an Stärke zu. Man beſchäfftigte ſeine Kinderjahre mit Leſen und Unterrichte und bald konnte er ſich ſolchen Uebungen überlaſſen die auch ſeinen Körper ſtärkten. Er tha es allen Kindern der Horde durch frühzeitig Talente, und durch eine Geſchicklichkeit, Stä ke und Unerſchrockenheit zuvor, die für se Alter erſtaunenswürdig waren. Er ſtrebte na Erlangung von Kenntniſſen mit einem Eife der ihm die glücklichſten Früchte einärndte

U

ließ, und eben ſo zeichnete er ſich durch ſeine Pünktlichkeit in den Pflichten aus, die ſo wenig für ihn geſchaffen, deren Mitglied er aber durch das Ohngefähr geworden war. Als das Haupt der Räuber ihn in Führung der Waffen und Leitung ſeines Roſſes erblickte, nahm er ihn mit ſich auf die Streifereyen gegen die Reiſenden, die ihre Geſchäfte durch dieſe Gegenden führten, welche ſeine Plünderungen ſo unſicher machten. Der junge Aladin (ſo hatte man ihn genannt) bewies ſich eben ſo verſchlagen, als herzhaft. Einsmal griff die Bande eine Karavane an, welche aus Indien zurückkehrte und große Reichthümer bey ſich führte, die durch eine furchtbare Eſcorte gegen alle Anfälle gedeckt wurden. Die Sucht nach Beute erlaubte den Räubern nicht, über die Gefahr nachzudenken, welcher ſie ſich ausſetzen würden; ſie griffen die Bedeckung mit unerſchrockener Kühnheit an, aber ſie wurden bald zurückgeſchlagen. Zwey Drittheile von ihnen blieben auf dem Platze und der Reſt ergriff die Flucht. Aladin, der noch jung und ohne Erfahrung war, ließ ſich von ſeinem Muthe zu weit fortreißen; er wurde umringt und zum Gefangenen gemacht. Das Geſetz befahl, daß jeder Räuber, welcher mit den Waffen in der Hand gefangen würde, auf der Stelle enthauptet werden ſollte. Aber das einnehmende Weſen, die Annehmlichkeiten und die Schönheit des jungen Prinzen ſtimmten die ganze Karavane zur Schonung, und entzogen ihn dem allgemeinen Looſe. Man glaubte ſogar der Offenherzigkeit ſeiner Antworten nicht, als er auf die Frage nach ſeiner Herkunft und ſeinem Handwerke ſich geradezu für den Sohn des Hauptes der Räuber angab. Man konnte nicht begreifen, wie deſſen Kind mit ſo vielen natürlichen Vorzügen ein ſo ausgezeichnetes Weſen vereinigen könnte. Er wurde mit der Karavane nach Iſſeſſara gebracht, wo ſein Vater Bohetzad ſeine Hofhaltung hatte.

Weil die Ankunft der Karavane vielleicht Gelegenheit zu Zerſtreuungen für die Königin geben konnte, die nicht aufhörte, ſich über den Verluſt ihres Sohnes zu betrüben, ſo ſchickte der Monarch den Oberſten ſeiner Verſchnittenen ab, um unter den Waaren und Koſtbarkeiten das beſte für Baherjoa auszuſuchen. Die Kaufleute bemühten ſich, alles was ſie bey ſich hatten, vor den Augen des Verſchnittenen auszukramen, aber Aladin, der als Sclave zugegen war, ſchien ihm von einer ſo entzückenden Schönheit, daß er faſt ganz ſeine Aufmerkſamkeit feſſelte. Er beſchloß, ihn mit ſich in den Palaſt zu nehmen, in Hofnung, daß der Monarch ihn ſeiner Dienſte würdig finden würde. Nachdem er alſo eingehandelt hatte, was er brauchte, ſo begab er ſich mit Aladin in den Palaſt zurück, wo der König mit ſeinem Kaufe ſehr zufrieden war. „Großer König, ſagte der Verſchnittene, du ſcheinſt zufrieden mit meinem Kaufe, aber die ſchönſte Waare im ganzen Kane *) war ein Jüngling von ſo vollkommener Schönheit, daß ich ihn für das treue Bild des Jünglings halte, von dem uns der Koran ſagt, daß die eilf Sterne ſich vor ihm, wie vor Sonne und Mond, neigten.“ — Der König wurde neugierig, ihn zu ſehen, und befohl, daß er mit ſeinem Herrn vor ihm erſcheinen ſolle. Der Anblick des jungen Fremdlings beſtättigte die vortheilhafte Meinung, welche das Haupt der Verſchnittenen von ihm gemacht hatte. Der Monarch konnte ſich nicht überreden, daß dieſer ſchöne Sclav ſeine Geburt Leuten von der gemeinen Klaſſe zu verdanken haben ſollte, aus welchen die Karavane beſtand. Er befragte den Anführer der Karavane darüber, und verſchwieg ihm ſeine Zweifel nicht. „Ew. Maj., antwortete der Kaufmann, dieſer Jüngling gehört wirklich keinem von uns an, und wir kennen weder ſeine Familie, noch ſeine Herkunft. Wir wurden in der Wüſte von einer Räuberbande

---

*) Der Kan iſt der den fremden Kaufleuten angewieſene Platz, wo ſie ihre Buden aufſchlagen und ihre Waaren feil halten.

bande angegriffen; wir vertheidigten uns herzhaft; ein Theil blieb auf dem Platze und der Reſt nahm die Flucht und ließ dieſen jungen Gefangenen in unſern Händen zurück. Geſetz und Herkommen verdammten ihn zum Tode, aber wir haben uns nicht entſchließen können, ihn umzubringen; wir fragten ihn nach ſeinem Stande und ſeiner Familie, und er antwortete, er ſey der Sohn des Anführers der Räuber. Weiter wiſſen wir nichts von ihm und können deiner Majeſtät auch nichts weiter von ihm ſagen.“ — „Ueberlaßt ihn mir, erwiederte der König, ich will ihn in meine Dienſte nehmen.“ — „Deine Maj., antwortete der Anführer der Karavane, iſt unumſchränkter Herr von allen, was den Sclaven deines Throns gehört.“ Zu gleicher Zeit warf ſich Aladin zu den Füßen des Monarchen nieder, küßte den Saum ſeines Kleides und berührte mit ſeiner Stirne den Boden. Der König befohl dem Oberſten der Verſchnittenen, ihn unter den Sclaven anzuſtellen, welche ſich am öfterſten ſeiner Perſon nahen. Die Stimme der Natur ſprach in dem Herzen des Monarchen für ſeinen neuen Pagen, er ſah ihn nie, ohne ſich aufs innigſte bewegt zu fühlen, was er ſich ſelbſt nicht zu erklären im Stande war. Er wollte ihn beſtändig um ſich haben, und was im Anfange nur eine Anwandlung von Wohlgewogenheit ſchien, verwandelte ſich bald in die lebhafteſte Zuneigung. Freudig und mit dem wärmſten Antheil bemerkte er die Fortſchritte, welche der Verſtand des jungen Aladins, ſo wie ſeine körperlichen Vorzüge, machten. Er bewunderte ſeinen Fleiß, ſeine Klugheit, ſeine Zurückhaltung, ſeine Treue und betrachtete ſeine ſeltenen Eigenſchaften als Früchte der Sorgfalt, die er auf ihn verwendete. Nachdem er ſein Talent und ſeine Thätigkeit lange geprüft hatte, gieng er ſo weit, ihn die Oberaufſicht über ſeine Finanzen anzuvertrauen, und ſeinen Weßiren einen Zweig der öffentlichen Verwaltung zu entziehn, die ſie ihm verdächtig gemacht hatte. Zuletzt unterwarf er der Scharfſicht des jungen Aladins ſogar die Entſcheidung der wichtigſten Angelegenheiten. Das Zutrauen des Monarchen wurde nicht getäuſcht, je mehr er ſich auf die Einſichten ſeines Günſtlings verließ, je mehr wuchſen ſeine Einkünfte, ſo wie das Glück ſeines Volks und das Gedeihen ſeiner Staaten. Bald kannte ſein Vertrauen keine Grenzen mehr. Aladin wurde eben ſo ſehr von ſeinem Vater geliebt, als ob er ihn für ſeinen Sohn anerkannt hätte, und das Anſehen der Weßire ſchwand vor dem Credit des neuen Miniſters; ſie fiengen an, eiferſüchtig auf ihn zu werden, der ſie um ihr Anſehen brachte, und die zehn Weßire verſammelten ſich insgeheim, um unter ſich die Mittel zu verabreden, wie ſie ihre Ehrſucht und ihren Geiz an ihm rächen wollten. Sie beſchloſſen, es koſte was es wolle, den Sturz eines ſo verhaßten Nebenbuhlers zu beſchleunigen, aber unglücklicherweiſe bot er ſelbſt die günſtigſte Gelegenheit dar.

Man hatte in dem Palaſt ein großes Feſt veranſtaltet. Aladin war von Natur nüchtern, um aber ſeinen Antheil an den Freuden der Gäſte zu bezeigen, überließ er ſich den geiſtigen Getränken mit deſto größerer Sicherheit, weil er ſie vorher nie gekoſtet hatte und ihre Wirkungen nicht kannte. Gegen das Ende des Schmauſes wollte er ſich in ſein Zimmer begeben; aber ſeine Füße wankten, die Dünſte des Rauſches benebelten ſeine Augen, er verlor den Gebrauch ſeiner Sinne und glaubte, daß das erſte Zimmer, das er auf ſeinem Weg fand, ſein Zimmer ſey. Es war mit der größten Pracht aufgeputzt; eine Menge Kerzen auf Kronleuchtern erhellten es, aber Aladin ſah nichts und ſuchte bloß Ruhe; er fand einen Soffa, warf ſich darauf und ſchlief ein.

Zum Unglück waren keine Sclaven zugegen, die ihn von ſeinem Irrthume hätten benachrichtigen können. Sie hatten ſich entfernt, um Theil an den Luſtbarkeiten zu nehmen, und kamen

men nicht eher in das offen gelaſſene Zimmer zurück, als um die Kaſſoletten mit wohlriechenden Räucherwerk zu füllen und eine Kollation von verſchiedenen Sorbeten und trocknen Konfituren zu bereiten. Der Soffa, auf welchem Aladin lag, wurde durch Vorhänge verſteckt. Als alles in Bereitſchaft war, begaben ſich der König und die Königin in dieſes Zimmer. Bobezad näherte ſich dem Soffa, ſchlug die Vorhänge auf, und erblickte ſeinen Oberaufſeher, der hier lag und ſchlief. Sogleich ergriff ihn die Wuth der Eiferſucht. „Welch' eine ſchändliche Aufführung, ſagte er zu Baherjoa; unmöglich hat dieſer Sclave ohne dein Vorwiſſen ſich in dieſes Zimmer ſchleichen und hier Platz nehmen können.“ — „Großer König, erwiederte Baherjoa, voll Erſtaunen aber ohne Verwirrung, ich ſchwöre bey dem Namen des großen Propheten, daß ich nie das geringſte Verſtändniß mit dieſem jungen Menſchen gehabt habe; ich ſehe ihn jetzt zum erſtenmale und ich habe ſeine Kühnheit durch nichts veranlaßt.“ — Bey dieſem Lärm, der ſich um den Soffa erhob, erwachte Aladin; beſtürzt und verlegen über den Zuſtand, in welchem er ſich gewahr wurde, ſprang er eiligſt auf. „Verräther, ſchrie der König ganz außer ſich, Undankbarer! vergiltſt du ſo meine Güte? Du erfrechſt dich, in mein Frauenzimmer-Gemach einzudringen, Böſewicht? aber du ſollſt der Züchtigung nicht entrinnen, die ein ſolcher Frevel verdient.“ Vom Zorn entbrannt gebot Bohetzad dem Oberſten ſeiner Verſchnittenen, die Königin und den Oberaufſeher, jedes in ein abgeſondertes Gefängniß zu ſperren. Der Monarch konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun, ſo groß war in ſeiner Seele der Aufruhr der heftigſten und entgegengeſetzteſten Leidenſchaften. Mit Anbruche des Tages ließ er den erſten ſeiner Weßire rufen, den er ſchon ſeit langer Zeit nicht mehr vor ſich gelaſſen hatte. Er erzählte ihm die Schmach, die ihm, nach ſeiner Meynung, zugefügt worden ſey, und an welcher, wie er glaubte, die Königin mit Theil habe. Bey dieſer Erzählung verbarg der Weßir ſeine geheime Freude: denn ſein Neid, Haß und gereizte Empfindlichkeit ſahen nun ihrem Triumph entgegen. Es war kein gemeines Opfer, es war ein Allmächtiger Nebenbuhler, welcher aus dem Wege geſchaft werden ſollte. Der alte Hofmann faßte alle Kräfte ſeines Verſtands zuſammen und bemühte ſich ſeinen Fürſten noch mehr aufzubringen, und ihn zu einer recht auffallenden Rache zu bewegen. Mit einem traurigen Geſichte begann er alſo folgendergeſtalt ſeine Antwort:

„Schon längſt waren die getreuen Unterthanen deiner Maj. äußerſt bekümmert, daß ſie dich dein Vertrauen dem Sohne eines Räuber Hauptmanns ſchenken ſahen. Es war viel zu viel Gnade von deiner Maj., daß du einen Sprößling von einem ſo verworfenen Stamme würdigteſt, um deiner geheiligten Perſon zu ſeyn: ¿was konnteſt du anders von ihm erwarten, als Verrath und Schandthaten? Es iſt noch ein Glück, daß er ſich in der Verblendung ſeiner Leidenſchaft von der Keckheit ſeiner Begierden bis zu einem ſo hohen Grade des Frevels hat verleiten laſſen. Aber der Himmel bewahre mich, daß ich der Königin zutrauen ſollte, ſeine Kühnheit unterſtützt zu haben; ihre tadelloſe Aufführung, ihre Klugheit, ihre Tugenden ſprechen ſie ſelbſt von dem geringſten Verdachte frey. Erlaube mir, daß ich eine Unterredung mit ihr haben darf, und ich wage es, deiner Maj. dann Erläuterungen zu verſprechen, welche den Kummer, worein dich dieſe verdrüßliche Begebenheit verſetzt hat, um ein großes vermindern werden." —

Der König willigte in dieß Begehren und der alte Weßir begab ſich zu Baberjoa ins Gefängniß. Er fand die Prinzeſſin in Thränen ſchwimmend. „Nein, Weßir, ſagte ſie gleich bey der erſten Frage, die er an ihr that, ich habe dieſen jungen Mann keinen Anlaß gegeben, mir eine ſolche Beſchimpfung zu erweiſen.

Ich habe von ihm reden hören, aber ich habe ihn nie gekannt. Nie ließ ich meine Blicke auf ihn fallen, wenn es das Ohngefähr fügte, daß ich ihn gewahr werden konnte, und ſelbſt in dem unglücklichen Augenblicke, wo wir ihn in meinem Zimmer angetroffen haben, wendete ich meine Augen von ihm weg.“ —

Aus dieſem Geſtändniſſe, welches ganz das Gepräge der reinſten Unſchuld führte, erſah der Weßir mit leichter Mühe, daß die Königin keinesweges Theil an dem Schimpf habe, über welchen ſich der Monarch beklagte, und er hielt es für ſeine Pflicht, dieſes dem Fürſten zu hinterbringen. Aber weil dadurch das Verbrechen des Feindes, den er ſtürzen wollte, etwas gemindert werden konnte, ſo ſuchte der liſtige Hofmann **Aladins** Fehler aus einem Geſichtspunkt darzuſtellen, der ihn mit dem Schein der unverzeihlichſten Schandthat brandmarke.

„Ohne Zweifel, Königin, ſagte er zu **Baherjoa**, iſt dieſer junge Verwegene zu dem Schritt, den er gethan hat, in einem Anfall von Wahnſinn verleitet worden, aber man wird Mühe haben, ſich dieſes zu überreden. Aladin iſt nun einmal als ein Menſch zu betrachten, der durch die Größe und Publicität ſeiner Unbeſonnenheit ohne Rettung verloren iſt. Aller Wahrſcheinlichkeit nach wird der König nach dem Bericht, den ich ihn abſtatten werde, dich vor ſich fordern laſſen, und dir verſchiedene Fragen vorlegen; beantworte ſie ja auf die Art, wie meine ehrfurchtsvolle Ergebenheit für dich es mir in dieſem Augenblick eingiebt; und ſo wirſt du dem Könige Frieden der Seele und Ruhe wieder ſchaffen können. Gieb vor, der junge Menſch habe dir durch eine unbekannte Sclavin den Antrag thun laſſen, ihn in dein Zimmer aufzunehmen, mit dem Verſprechen, dir für dieſe Gefälligkeit ein Geſchenk von hundert Diamanten von unſchätzbarem Werthe zu machen. Du hätteſt dieſen Antrag mit Verachtung verworfen, und die Sclavin ſey verſchwunden; er habe hierauf noch eine zweyte Botſchaft an dich abgeſchickt, und dir ſagen laſſen, wenn du fortführſt ihm ſo ſpröde zu begegnen, ſo ſey er entſchloſſen zu ſterben, und dich mit in ſein Verderben zu verwickeln, indem er ſchon Mittel finden wolle, ſich in dein Zimmer einzuſchleichen und dich in einem eben ſo ſtraffälligen Licht darzuſtellen, als ſich ſelbſt." — — Die Königin, welche die wahren Bewegungsgründe dieſes Raths nicht ahndete, dankte dem Weßir dafür. Dieſer entfernte ſich, um dem Bebetzad Bericht von ſeiner Unterredung abzuſtatten. „Großer König, ſagte er, als er ihm die Antworten hinterbrachte, die er der Königin ſelbſt in den Mund gelegt hatte, du ſiehſt, welche Schlange deine Maj. im Buſen genährt hat. Aber der Schierling trug nie wohlthätige Früchte und der Sohn eines Räubers konnte kein ehrlicher Mann ſeyn.“

Die Augen des Monarchen funkelten vor Zorn; ohne das Geſtändniß der Königin zu erwarten, befahl er auf der Stelle, daß der Jüngling in Ketten vor ihn geführt werden ſollte. „Böſewicht, ſagte er zu ihm, als er vor ihm ſtand, bedenke, wie groß meine Güte, und wie groß deine Undankbarkeit war. Dieß Andenken und deine Gewiſſensbiſſe mögen die Vorboten der Strafe ſeyn, die deiner harrt! dein Kopf ſoll für deine Schandthat auf dem Blutgerüſte büßen!“ — Des Königs Zorn und Drohungen erſchütterten die gelaſſene Faſſung des unſchuldigen und unglücklichen Aladins nicht; keine Beſtürzung entſtellte die Schönheit ſeiner Züge, er behielt jenes ſanfte, ſittſame und ſtandhafte Weſen, das ihm bis zu dieſem Augenblicke die Wohlgewogenheit des Monarchen erworben hatte. Die Sprache unbefangener Unſchuld ertönte von ſeinen Lippen. „Die Wahrſcheinlichkeit iſt gegen mich, ſagte er, aber der Fehler, den ich begieng, war unwillkührlich. Unvorſichtigkeit auf meiner Seite konnte mich in einem Augenblick der Gefahr ausſetzen, des Gebrauchs meiner Vernunft nicht mehr mächtig zu ſeyn, und mich verleiten, in einen groben Irrthum zu fallen, aber alles übrige war die Wirkung der Fügungen eines unglücklichen Verhängniſſes. Mein Herz, das du dir durch deine Wohlthaten ganz zu eigen gemacht hatteſt, und das dir ganz ergeben iſt, fand seine Zufriedenheit allein in dem Glücke, dir zu dienen. Aber ach, was vermögen die beſten Abſichten, was vermögen alle Bemühungen unſers Eifers, wenn ein höheres Geſetz, das unſere Schickſale lenkt, der Lauterkeit unſerer Handlungen einen ganz andern Anſtrich geben kann; wenn eine einzige That, die aus der augenblicklichen Verirrung der Werkzeuge unſerer Sinne entſprang, uns eines Verbrechens in dem Augenblick ſtrafwürdig zeiht, wo alle unſere Neigungen der Tugend heilig ſind. Ich bin vom Gipfel meines Glücks geſtürzt, und allem Schrecklichen meiner Lage Preis gegeben; aber ich muß mich dem Looſe, das mich trifft, nach dem Beyſpiele jenes Kaufmanns unterwerfen, deſſen merkwürdige Geſchichte ſelbſt im Palaſt deiner Maj. bekannt iſt.“ —

„¿ Was iſt das für ein Kaufmann, fragte der König, was haben ſeine Geſchichte und dein Verbrechen mit einander gemein? rede, ich erlaub' es dir.“

Geſchichte des Kaſkas oder des Halsſtarrigen.

Es war einmal, fuhr Aladin fort, zu Bagdad ein ſehr reicher Kaufmann, den die Reinigkeit ſeiner Sitten und ſeine Einſichten des allgemeinen Vertrauens würdig machten; er hieß Kaſkas. Bisher hatte das Glück ſeine Unternehmungen ſo gut begünſtigt, daß er ſich ſtets eines guten Ausgangs rühmen konnte; aber plötzlich wurde ihm das Schickſal zuwider; und er mußte bey allen ſeinen Verſendungen oder Rimeſſen beſtändig ſehr beträchtliche Einbußen leiden. Endlich beſchloß er, ſich eine andere Art von Handel zu wählen. Er verkaufte ſein Waarenlager und wendete die Hälfte von dem, was er daraus löſte, zum Einkauf von Getraide an, in Hoffnung, daß im nächſten Winter das Getraide zu einem höhern Preiße ſteigen würde. Aber verſchiedene Umſtände täuſchten ihn in ſeiner Spekulation, und der Preiß des Getraides fiel ſogar. Er verſchloß alſo ſeine Vorrathshäuſer, um keinen Verluſt zu leiden, und nahm ſich vor, eine günſtigere Gelegenheit abzuwarten.

Einer von ſeinen Freunden, der ihn beſuchte, wollte ihn bereden, ſeinen neuen Handel

del aufzugeben, aber er achtete nicht auf dieſen guten Rath, ſondern blieb hartnäckig dabey, ſein Getraide bis ins dritte Jahr liegen zu laſſen. Einsmals kam ein ſo heftiges Ungewitter, daß ganz Bagdad unter Waſſer geſetzt wurde. Als die Ueberſchwemmung ſich verlaufen hatte, wollte Kaſkas nachſehen, ob ſein Getraide nicht gelitten habe, und fand, daß es alles ausgewachſen und verdorben war. Er mußte noch fünfhundert Goldſtücke erlegen, um nicht geſtraft zu werden und in den Fluß werfen laſſen, was er mit ſo großen Koſten in ſein Magazin aufgeſchüttet hatte. Sein Freund beſuchte ihn von neuem; „du haſt meinen guten „Rath aus der Acht gelaſſen, ſagte er zu ihm. „Traue dem Glücke nicht, es ſcheint ſich gegen „dich verſchworen zu haben, in Zukunft thue „nichts, ohne vorher erfahrne Sterndeuter um „Rath zu fragen.“ An dergleichen Leuten war zu Bagdad kein Mangel, und Kaſkas, den ſein Unglück klug gemacht hatte, glaubte diesmal dem Rathe ſeines Freundes folgen zu müſſen. Der Sterndeuter ſtellte ſein Horoſkop und verſicherte ihn, der Einfluß ſeines Geſtirns ſey ſo bösartig, daß er nie werde den Verluſt der Gelder vermeiden können, die er in den Handel ſtecken würde. Kaſkas wurde ſehr unwillig über eine Prophezeyhung, die ſeinen Neigungen ſo ſchnurſtracks zuwider lief, und nahm ſich vor, die Sterndeuterkunſt Lügen zu ſtrafen. Er wendete den übrigen Theil ſeines Vermögens an, ein Schiff zu befrachten, und begab ſich mit allem, was er noch beſaß am Bord. Vier Tage war die Fahrt günſtig und ruhig, aber plötzlich erhob ſich ein fürchterlicher Sturm, der die Maſte zerbrach, die Seegel zerriß, das Steuerruder wegführte und Schiff und Ladung verſenkte. Kaſkas ſahe den ganzen Ueberreſt ſeines Vermögens zu Grunde gehen und rettete ſich allein vom Schiffbruche auf einer Trümmer des Schiffs auf ein ſandiges Ufer, welches er mit vieler Gefahr und Beſchwerlichkeit erreichte. Nakt und blos kam er in der Nähe eines Dorfes an, das am Strand des Meeres lag; er ging in das Dorf, um die Einwohner um Beyſtand anzuſprechen, und dem Himmel zu danken, daß er allein von ſeinen unglücklichen Gefährten dem Tode entronnen ſey. Am Eingange des Dorfes traf er einen Greis an, deſſen Züge und Kleidung Ehrfurcht und Vertrauen einflößten. Dieſer Mann, den Kaſkas Zuſtand rührte, bedeckte ihn mit ſeinem Mantel und nahm ihn mit ſich nach ſeiner Wohnung, wo er ihm allen Beyſtand leiſtete, den ſeine erſchöpften Kräfte bedurften, und ihn anſtändig kleiden ließ. Es war natürlich, daß Kaſkas die Neugier ſeines Wirths durch die Erzählung ſeiner Begebenheiten befriefriedigte; und er that es mit einer Freymüthigkeit, die über ihre Wahrheit nicht den mindeſten Zweifel ließ. Dieſer Greis hatte eben ſeinen Verwalter verloren; er glaubte, daß Raſkas ſeine Stelle erſetzen könnte und bot ſie ihm mit einem täglichen Gehalt von zwei Goldſtücken an. Es gab bey dieſem Amte ſehr viel zu thun; er mußte ein Menge Felder beſtellen laſſen, die Aufſicht über die Arbeiter und die Ausſaat führen, die Einärndtung, die ſehr beträchtlich war, beſorgen; über die Heerden wachen, und ſonderlich am Ende des Jahres eine treue und deutliche Rechnung ablegen. Der arme Raſkas dankte der Vorſicht, daß ſie ihm einen Weg gezeigt hatte, von ſeiner Arbeit leben zu können, zumahl da ihm in der Welt keine andre Ausflucht übrig geblieben war, und trat ſogleich die Verrichtungen ſeiner neuen Stelle an. Er beſorgte ſie mit der größten Genauigkeit, Eifer und Einſicht, bis zu den Augenblicke, wo die verſchiedenen eingeärndteten Produkte in den Vorrathshäuſern aufbewahrt werden ſollten. Weil ſein Herr ihm bis jetzt noch nichts von ſeinem Gehalte ausgezahlt hatte, ſo fieng Raſkas an, Verdacht zu bekommen, er möchte ihm ſein Wort nicht halten, und um ſich ſeines verdienten und verſprochenen Lohns zu verſichern, that er ſo viel Getraide bey Seite, als ohngefähr die Summe betrug, ließ das übrige in

Verwahrung bringen, und legte ſeinem Herrn ſeine Rechnung ab. Dieſer voll Vertrauen zu ſeinem neuen Verwalter, empfing die Rechnung, zahlte ihm den Gehalt, den er ihm ſchuldig war, auf einem Brete aus, und verſicherte ihm, daß er alle Jahre eben ſo richtig bezahlt werden ſollte. Kaſkas ſchämte ſich innerlich, daß er einen ſo entehrenden Verdacht gegen ſeinen Herrn gefaßt, und eine ſo niedrige Vorſicht gebraucht hätte. Er lief zu ſeinem kleinen Schatz, um ſeine Ungerechtigkeit gut zu machen, indem es noch Zeit ſey, aber wie groß war ſein Schrecken als er nichts mehr fand, was er da verwahrt hatte. Er glaubte in dieſem Diebſtahl die gerechte Strafe des Himmels zu erkennen, und nahm ſich vor, die That, die er begangen hatte, ſeinen Herrn zu geſtehen. Den Gram im Herzen und auf der Stirne kehrte er zu ihm zurück.

Du ſcheinſt bekümmert, fragte der Greis, was iſt dir begegnet? — Kaſkas, der ſich ſchmeichelte durch ſeine Aufrichtigkeit Verzeihung ſeines Fehltritts zu erhalten, bekannte demüthig ſeinem Herrn die Veranlaſſung mit allen Umſtänden, und verſchwieg ihm ſogar die Entwendung des zurückgelegten Getraides nicht, und daß es ihm ohnmöglich geweſen ſey, die Diebe ausſündig zu machen. Der Greis erkannte in dieſem Vorfall ein neues Merkmal des Einfluſſes des böſen Geſtirns ſeines Verwalters, und glaubte, daß es unvorſichtig gehandelt ſey, ihn länger in ſeinen Dienſten zu behalten. Er gab ihm auf der Stelle den Abſchied. „Wir ſchicken uns nicht für einander, ſagte er, es iſt beſſer, wir trennen uns; da es aber unbillig ſeyn würde, wenn ich den Verluſt des Getraides tragen ſollte, das du ſo ungerechter Weiſe mir vorenthalten haſt, ſo gieb mir das Gold zurück, das ich dir für deinen Lohn bezahlt habe, und ſuche dich aus dem Verkauf des Getraides, das du bey Seite ſchaffteſt, und das ich dir hiermit abtrete, für deine geleiſteten Dienſte zu entſchädigen. „Der unglückliche **Kaſkas** ſah die Gerechtigkeit dieſes Befehls ein, unterwarf ſich ihm, ohne zu murren und verließ ſeinen Herrn zwar nicht ſo nackend, als er zu ihm gekommen war, aber ohne einen Heller Geld in der Taſche und in der tiefſten Traurigkeit verſenkt. Er wandelte Gedankenvoll, ein Spiel ſeines traurigen Schickſals, am Ufer des Meeres, als er ein Zelt gewahr wurde, und darauf zuging. Er fand 4 Perſonen darinnen; dieſe als ſie auf ſeinen, für ſich einnehmenden Geſichte, die Spuren eines heftigen Kummers entdeckten, drangen in ihn, ihnen die Urſach deſſelben zu entdecken. So wie er ihnen das offenherzige Bekenntniß ſeiner Unglücksfälle ablegte, ſchien der eine von den vier Männern, welcher eine Art von Anſehen über die andern zu haben ſchien, ſeine Erzählung mit noch größerer Aufmerkſamkeit zuzuhören. Bald erkannte er in Kaſkas einen von ſeinen Bagdader Korreſpondenten, mit dem er vor dieſem ſehr einträgliche und anſehnliche Geſchäfte gemacht hatte. Dieſer Kaufmann fühlte ſich von Mitleid bewegt; er befand ſich hier um Perlen zu fiſchen, und war der Herr der drey Perlentäucher die bey ihm waren. „Springt ins Meer ſagte er zu den Täuchern, und die erſten Perlen, die ihr fiſchen werdet, ſollen dieſem unglücklichen Reiſenden gehören!“ Die drey Täucher, die, wie ihr Herr, von Kaſkas Unglück gerührt wurden, tauchten unter und brachten in den Muſcheln 10 Perlen herauf, die wegen ihrer Größe und Schönheit von unſchätzbarem Werthe waren. Der Kaufman freute ſich über das kleine Glück, das er ſeinem alten Korreſpondenten verſchaffen konnte; „nimm dieſe Perlen, ſagte er zu ihm, und verkaufe zwey davon, wenn du in die Hauptſtadt kommſt. Was du daraus löſeſt, wird hinreichend ſeyn, dich in eine neue Handelsſpekulation einlaſſen zu können. Die acht übrigen hebe ſorgfältig auf, um ſie an Handelsplätzen zu verkaufen, wo du ſie weit vortheilhafter losſchlagen kannſt als hier.“ Kaſkas, dankte ſeinem Wohlthäter und nahm den Weg nach der Hauptſtadt. Er war ſchon drey Tage unterwegens geweſen, als er von weitem Reiter erblickte; aus Furcht, daß es Räuber ſeyn möchten, brauchte er die Vorſicht, acht Perlen zwiſchen das Futter ſeiner Weſte zu ſtecken, und die zwey, die er verkaufen wollte, in Mund zu faſſen. Er hatte ſich auch nicht in ſeiner Meynung von den Reitern geirrt; denn es waren wirklich Räuber. Sie umringten ihn, zogen ihn aus, und ließen ihm nichts weiter, als ſeine Unterhoſen.

Der unglückliche **Raſkas** erkannte in dieſem neuen Streich ſeines widrigen Schickſals die Wirkung des böſen Verhängniſſes, das ihn verfolgte. Indeſſen freute er ſich doch, wenigſtens die zwey ſchönſten Perlen gerettet zu haben, die hinlänglich waren, ihn in Stand zu ſetzen, wieder einen neuen Handel anzufangen, und ſeine Angelegenheiten auf einen beſſern Fuß zu ſetzen. Die Hauptſtadt war nicht weit mehr entfernt, **Raſkas** langte daſelbſt an und vertraute dem **Dellal**, oder öffentlichen Ausrufer, die beyden Perlen an, um ſie zum Verkauf auszurufen. Der **Dellal** rief ſie mit lauter Stimme auf dem Marktplatze aus, und lud die Käufer ein, ſie in Augenſchein zu nehmen. Zum Unglück waren vor einigen Tagen einem der reichſten Juwelierer der Stadt Perlen geſtohlen worden, dieſer bekam Verdacht, die ausgebotenen Perlen möchten welche von den geſtohlenen ſeyn, und verlangte den vorgeblichen Eigenthümer dieſer Perlen zu ſehen. Als er ihn ſo elend bekleidet erblickte, glaubte er gewiß ſeinen Dieb gefunden zu haben; „es ſind nur zwey Perlen, ſagte er; du mußt ihrer zehen gehabt haben, wo ſind die acht übrigen? Kaſkas glaubte, der Juwelierer wiſſe um das Geſchenk, das ihm der Perlenfiſcher gemacht habe, und antwortete ganz treuherzig: „es iſt wahr, ich hatte deren zehne, aber Straßenräuber haben mir unterwegens die übrigen achte mit meiner Veſte genommen, worein ich ſie verſteckt hatte.“

Bey dieſem Geſtändniſſe, das der Juwelierer für einen überzeugenden Beweis annahm, ergrif er den **Kaſkas** beym Arme, ſchleppte ihn zum Kadi und klagte ihn als den Thäter ſeines Perlendiebſtahls an. Der Richter, der ſich von dem Anſchein blenden ließ und der Beſchuldigung des reichen Mannes Glauben beymaß, verurtheilte den armen Kaſkas zur Baſtonade, und daß er ſo lange im Gefängniß bleiben ſollte, als es ſeinem Ankläger belieben würde, ihn darin zu laſſen. Dieſer Unſchuldige, der das Spiel des Verhängniſſes und der

Ungerechtigkeit der Menſchen war, litte ſeine Strafe und war gezwungen, ein ganzes Jahr lang in der härteſten Gefangenſchaft zu ſchmachten, bis endlich das Ohngefähr einen Mann von ſeiner Bekanntſchaft in daſſelbe Gefängniß führte. Es war einer von den drey Tauchern vom perſiſchen Meerbuſen, deren Bemühungen **Kaſkas** Glück gegründet zu haben ſchienen. Der Taucher wunderte ſich, ihn in dieſem Zuſtand zu erblicken und erkundigte ſich nach der Veranlaſſung. Hierauf erzählte ihm **Kaſkas** alles, was ihm ſeit ihrer Trennung begegnet war. Der Taucher ſetzte ſogleich ein Bittſchreiben an den König auf und bat darinn, daß er ihm die Gnade wiederfahren, und ihn vor ſich laſſen möchte, weil er ihm ein Geheimniß von der äußerſten Wichtigkeit zu vertrauen habe. Der König ließ den Taucher vor ſich kommen, der ſich vor ſeinem Thron auf ſein Antlitz niederwarf. Der Monarch befahl ihm aufzuſtehen und ihm das Geheimniß zu entdecken, das er zu offenbaren habe. „Großer König, ſagte der Taucher, deine Seelengröße und deine Gerechtigkeitsliebe ſind allein deinen Unterthanen bekannt, ich wage es heute, dieſe erhabene Tugenden zum Beſten eines armen unſchuldigen Fremdlings anzuflehn, welcher für ein Verbrechen, das er nicht beging, eine ungerechte Strafe hat erdulden müſſen und noch in dem Kerker ſchmachtet, in welchen ich wegen eines kleinen Vergehens geſetzt worden bin. Wenn du die Böſen ſtrafeſt, ſo ſtrafſt du ſie um gute Ordnung zu erhalten und Gerechtigkeit zu handhaben; denn deine Maj. wünſcht, daß der Wolf und das Schaaf in deinem Reich friedlich mit einander wandeln möchten. Dein Sclave macht es ſich daher zur Pflicht, deine wohlthätigen Abſichten zu unterſtützen und dich in den Stand zu ſetzen, eine Ungerechtigkeit wieder gut zu machen, die an einem Menſchen begangen worden iſt, den ſein böſes Geſtirn verfolgt, und der dein ganzes Mitleiden verdient." — Hierauf fuhr der Taucher fort, dem Könige was mit Raſkas an der Perlenküſte vorgegangen war und den ſträflichen Irrthum des Juweliers und Polizeyrichters umſtändlich zu erzählen. „Wenn deine Maj. an der Wahrheit meiner Erzählung zweifeln ſollte, fuhr er fort, ſo brauchſt du nur den Aufſeher der Perlenfiſcherey und die Taucher meine Kameraden verhören zu laſſen."

Der Taucher, der dieſe Sache ganz ohne Eigennutz betrieb, und bloß vom Mitleiden für einen unglücklichen ſchuldloſen Menſchen beſeelt wurde, ſprach mit der Freymüthigkeit und Zuverſicht, welche Wahrheit einzuflößen pflegt. Es gelang ihm, den Monarchen von der Unſchuld

ſchuld des unglücklichen Raſkas zu überzeugen. Er befahl ſogleich den Oberſten ſeiner Verſchnittenen, ihn aus dem Gefängniſſe zu holen, in ein Bad zu führen und dann vor ihn zu bringen, nachdem er ihn zuvor habe anſtändig kleiden laſſen. Der Verſchnittene gehorchte; und Raſkas, als er vor dem Könige erſchien, beſtätigte die Worte des Tauchers. Er erzählte, wie viel Mühe er ſich gegeben habe, um den Juwelierer eines beſſern zu überführen und das Vorurtheil des Richters zu heben; kurz, er flößte dem Könige durch alle Umſtände ſeiner Lebensgeſchichte ſo vieles Theilnehmen ein, daß er ihm eine Wohnung im Palaſte, eine Bedienung, die ihn ſtets ſeiner Perſon näherte, und einen anſehnlichen Gehalt gab. Der Juwelierer wurde gezwungen, die Perlen herauszugeben und empfieng zweyhundert Stockſchläge. Der Richter empfieng doppelt ſo viel und wurde abgeſetzt. Raſkas, mit Wohlthaten überhäuft, glaubte ſich nun auf immer mit dem Verhängniße ausgeſöhnt und wußte es ſich Dank, ſeinem böſen Geſtirn mit feſter Stirne Trotz geboten zu haben. Schon entwarf er eine Menge Plane, wie er in ſeinem neuen Amte ſein Glück von neuem gründen wollte, als ſeine Neugier ihn wieder ins Unglück brachte. Er wurde einsmal in dem Zimmer, das man ihm eingeräumt hatte, eine Thür gewahr, die mit einem Mörtel ſo leicht zugemauert, und dieſer Mörtel ſo zerfreſſen von der Zeit war, daß er bey der geringſten Berührung zerfiel. Die Thüre gieng auf, ohne daß Raſkas Gewalt angewendet hätte. Ohne weiter darüber nachzudenken gieng er hinein und kam in ein reich geputztes Zimmer, das ihm gänzlich unbekannt war. Er befand ſich, ohne es zu wiſſen, in den innern Gemächern des Palaſtes. Kaum hatte er einige Schritte gethan, ſo wurde er von dem Oberſten der Verſchnittenen entdeckt, der es unverzüglich dem König meldete. Der Monarch kam ſelbſt und die Ueberbleibſel des Mörtels, welche auf dem Boden lagen, ſchienen zu beweiſen, daß die Thür mit Gewalt erbrochen worden ſey. Raſkas Beſtürzung gab dieſem Beweiſe noch mehr Gewicht. „Elender, rief der König, erkennſt du ſo meine Güte und was du mir ſchuldig biſt? Meine Gerechtigkeit rettete dich, als ſie dich unſchuldig glaubte, und jetzt, wo du überwieſen biſt, verurtheilt ſie dich, das Geſicht zu verlieren." Der Unvorſichtige wagte es nicht einmal etwas zu ſeiner Rechtfertigung vorzubringen. Er wurde ſogleich dem Nachrichter überliefert, und bat ſich nur zur Gnade aus, daß man ihm ſeine ausgeſtochenen Augen in die Hand geben möchte. In dieſem Aufzuge tappte er durch die Straßen der Hauptſtadt und rief: „O ihr, die ihr mich hört, ſeht was der unglückliche Kaſkas dabey gewonnen hat, daß er ſich zur unrechten Zeit gegen die Fügungen des Verhängniſſes ſträubte und den Rath ſeiner Freunde nicht achtete! Seht, dieß iſt das Loos der Halsſtarrigen!" —

* * *

Aladin endigte die Geſchichte des Kaufmanns und fuhr alſo fort: „Du ſiehſt hier, mein König und Herr, welche Wirkung der Einfluß des Schickſals auf den Mann hatte, deſſen Abentheuer ich dir erzählt habe. So lange ihm ſein Geſtirn günſtig blieb, glückte ihm alles, ſobald es ſich gegen ihn erklärte, bemühte er ſich vergebens, ſeine Bösartigkeit zu beſſern. Mein Schickſal hat leider! nur zu viel Aehnlichkeit mit dem Seinigen, das Glück war mir hold, als ich der Gnade deiner Maj. genoß; aber ſeine verborgenen Triebfedern gruben zu gleicher Zeit unter meinen Füßen den Abgrund, in welchen ich geſtürzt bin."

Der Jüngling hatte mit ſo viel Natur und Anmuth die Begebenheiten des unglücklichen Kaufmanns von Bagdad erzählt, daß dieß Beyſpiel einer zu raſchen Uebereilung in Fällung eines Urtheils auf Bobetzad wirkte, der ſchon ohnehin zum Vortheile eines Menſchen eingenommen

nommen war, welchen er ſo ſehr geliebt hatte; er ließ die befohlne Hinrichtung bis auf Morgen verſchieben unter dem Vorwande, daß es zu ſpät am Tage ſey, um ſie noch heute vollziehen zu laſſen. „Geh wieder in dein Gefängniß, ſagte der König zu ihm, ich erlaube dir noch bis morgen zu leben; bis dahin ſey die gerechte Strafe aufgeſchoben, die du verdient haſt."

Der erſte Weßir erwartete unterdeſſen mit Ungeduld die Nachricht von **Aladins** Hinrichtung, und erfuhr, daß ſie aufgeſchoben ſey; er verſammelte ſeine Kollegen und ſagte zum zweyten Weßir:

„Der Günſtling hat Mittel gefunden, die Hinrichtung aufſchieben zu laſſen. Ich that meine Pflicht als ich den König zu dieſer Handlung der Gerechtigkeit beredete: jetzt iſt es deine Pflicht, ihm vorzuſtellen, wie ſehr er ſich ſelbſt ſchade, indem er die Pflichten des Throns vergißt, und ſo lange zögert, ein überwieſenes Verbrechen ſtrafen zu laſſen. Ich habe dir erzählt, welcher Liſt ich mich bedient habe, und wie ich mich ſtellte, als ob ich der Ueberbringer der eigenen Antworten der Königin ſey, da ich ſie ihr doch in Mund gelegt hatte. Du fühlſt, wie nothwendig es für dieſe Prinzeſſin iſt, daß man ihr immer einerley Rede andichte. Ihre Anklage hebt jede Art von Zweifel und ſpricht ſie ſelbſt von dem Verdachte frey die Mitſchuldige des Thäters geweſen zu ſeyn. Mache dem Könige Vorſtellungen und thue dieß mit all dem Nachdrucke, welchen dein perſönliches Intereſſe und das unſrige heiſcht."

Den andern Morgen, ſobald Bohetzad ſichtbar war, erſchien Babaron, ſo hieß der zweyte Weßir, vor dem Könige. Großer König, ſagte der Miniſter, ich habe in der Einſamkeit meines Kabinets und im Schooße der großen mir anvertrauten Geſchäffte erfahren, daß deine Majeſtät Kummer habe. Deine Unglücksfälle, — wenn ein Fürſt wie du Unglücksfälle haben darf, ſind allen deinen Unterthanen gemein. Verzeih dem Eifer, der mich beſeelt, dieſe Zudringlichkeit, mit welcher ich es wage, mich nach den Urſachen deiner Betrübniß zu erkundigen und deiner Majeſtät alle die Dienſte anzubieten, welche meine Erfahrung und Ergebenheit vermögen, um deine Niedergeſchlagenheit aufzurichten." — Der König glaubte wirklich, daß dem Babaron ein Vorfall unbekannt geblieben ſeyn könne, der im innern des Palaſtes geſchehen war, und erzählte ihm alſo das Verbrechen, das Aladin begangen haben ſollte.

Der Weßir ſtellte ſich, als ob dieſe Erzählung ihn ſchaudern mache. Großer König, antwortete er, ſobald Bohetzad aufgehört hatte zu reden, es würde eine wahre Erſcheinung ſeyn, die wider alle Erfahrung ſtritte, wenn der Sohn eines Räuber Hauptmanns, der in den Laſtern gebohren und erzogen wurde, tugendhafte Empfindungen hegen könnte. Ich wage es, deiner Maj. eine Fabel ins Gedächtniß zurückzurufen, welche von unſern Vorfahren durch mündliche Ueberlieferung auf uns gekommen iſt. Ein junger Wolf wurde in die Schule gethan, um zu verſuchen, ob man nicht durch guten Unterricht ſeinen angebohrnen Hang zur Gefräßigkeit beſſern könne. Sein Lehrmeiſter, um ihm leſen zu lehren, ſchrieb ihm die Buchſtaben des Alphabets mit großen Karakteren an die Tafel, und bemühte ſich, ihm dieſe Zeichen begreiflich zu machen, aber ſtatt, zum Beyſpiel L. S. Z. zu leſen, las das böſe Thier ſtets: Lamm, Schaaf, Ziege. Der Inſtinkt war bey ihm zu mächtig und ſeine angebohrne Unart widerſtrebte aller Beſſerung. Der Sohn eines Räubers befindet ſich in demſelben Falle; das Laſter iſt ſeiner Seele eingeimpft, er iſt gleichſam eine Maſſe, die ſchon vom Urſtoff an verderbt iſt, und die man ohnmöglich reinigen kann. Aber das wundert mich am meiſten, daß ein Verbrecher von dieſer Art noch lebt, und nicht in demſelben Augenblick die Schandthat gebüßt hat, über die man ihn antraf.“

Die Vorſtellungen des zwenten Weßirs erbitterten von neuem den Monarchen, er befahl, daß der Gefangene in Ketten und Banden vor ihn gebracht werden ſollte, und es geſchahe. Aladin erſchien, der König that den Empfindungen, die ſich in ſeinem Herzen zum Vortheil des Verbrechers regten, Gewalt an und drang mit harten Worten auf ihn ein. „Verräther, ſagte er, deine Hinrichtung kann nichts mehr verzögern und die Welt ſoll dein Verbrechen und meine Rache erfahren!“ Sogleich gab er dem Nachrichter das tödtliche Zeichen. „Großer König, unterbrach ihn Aladin, deſſen feſte und beſcheidene Standhaftigkeit von ſeinem Muthe und Unſchuld zeugte, „ mein Kopf iſt in deiner Majeſtät Händen: Aber ich beſchwöre dich noch einmal, übereile ſeinen Fall nicht; wer nur auf das Gegenwärtige ſieht, ohne die Zukunft zu prüfen, ſetzt ſich einer eben ſo bittern Reue aus, als die Reue des Kaufmanns war, deſſen Geſchichte man mich gelehrt hat. Wer aber in der Zukunft lieſt, wird ſich eben ſo ſeiner Klugheit einſt freuen können, wie der Sohn deſſelben Kaufmanns that.

Bohetzad fühlte wider ſeinen Willen ſeine Neugier von neuem gereitzt, und wünſchte die Geſchichte zu wiſſen, welcher **Aladin** erwähnte. „Ich bin es zufrieden, ſagte der Monarch, auch noch die Geſchichte dieſes Kaufmanns anzuhören, aber rechne auf keine weitere Nachſicht dieſer Art.“ — „O wohlthätiger Monarch! erwiederte **Aladin**, befiehl daß der Mann, deſſen Schwert über meinem Haupte ſchwebt, ſich entferne. Ich wähne den Engel des Todes zu ſehen.“ Der Nachrichter entfernte ſich auf das Geheiß des Königs und **Aladin** fieng an folgendergeſtalt zu reden:

2.

Geſchichte des Illage-Mohammed und ſeiner Söhne, oder der Unbeſonnene.

In der Stadt **Maka**, in der Tartarey, lebte ein Kaufmann, welcher **Illage-Mohammed** hieß. Er wollte ſeinen Handel bis an das entfernteſte Ende der Erde ausbreiten und ließ ein Schiff bauen, das im Stande war, eine lange Fahrt auszuhalten und eine beträchtliche Ladung einzunehmen. Als das Schiff ſeegelfertig war, befrachtete er es mit ſeinen Waaren, nahm Abſchied von ſeiner Gattin, umarmte ſeine drey Kinder, gieng an Bord und ſchiffte mit günſtigem Wind nach Indien. Die Fahrt war ſo glücklich, daß er in kurzer Zeit im Hafen der Hauptſtadt Indiens anlangte. Er nahm ſeine Wohnung im Kane, wohin er auch ſeine Waaren bringen ließ, und als er für ihre Sicherheit geſorgt hatte, begab er ſich in Begleitung von vier Sklaven in die verſchiedenen Viertel der Stadt, und wurde bald mit den berühmteſten Kaufleuten dieſes Handelsplatzes bekannt. Da ſeine Leute Befehl hatten, ſeine Waaren auszubieten, und Proben davon auszutheilen, ſo fanden ſich bald eine Menge von Käufern in ſeinem Gewölbe ein.

Der König von Indien pflegte öfters verkleidet ſeinen Palaſt zu verlaſſen, in der Stadt umher zu wandern, und Erkundigung einzuziehen, was vorgehe. Von ungefähr kam er in die Nähe des Kans und wurde neugierig zu wiſſen, was ſo viele Leute dahin locke. Er ſahe den fremden Kaufmann, den eine glückliche und einnehmende Phiſiognomie und ſein angenehmes Betragen, auf eine ſehr vortheilhafte Weiſe auszeichnete. Der König hörte wie er die Fragen, die man an ihn that, auf das gefälligſte und deutlichſte beantwortete, und ſahe ihn ſeine Geſchäfte mit einer Unbefangenheit treiben, die ihm jedermanns Zutrauen erwarb. Er wünſchte ſich mit ihm zu unterhalten, weil er jedoch fürchtete entdeckt zu werden, ſo verſchob er es für dieſen Augenblick, kehrte aber eilig nach ſeinem Palaſt zurück, kleidete ſich ſeiner Würde gemäß, und ſchickte nach dem ehrlichen Kaufmanne. Dieſer gehorchte ſogleich den Befehlen des Monarchen und der König bezeigte ihm ſein Verlangen, ihn näher kennen zu lernen. Ew. Majeſtät antwortete der Kaufmann, ich bin zu Naka am Kaukaſus gebohren und anſeſſig: ich treibe die Kaufmannſchaft: die Unterſtützung, die der Handel in den Landen deiner Majeſtät genießt, reizte mich deine Staaten zu beſuchen, und der Himmel hat mir eine glückliche Reiſe verliehen.“ Der König war mit dieſer einfachen und edeln Antwort des Fremdlings zufrieden, aber er wollte auch ſeine Kenntniß auf die Probe ſtellen und gab ihm wechſelsweiſe, bald ſeine Wißbegier, bald ſeine Zweifel über dieſe und jene Sache zu erkennen. Allein er hatte Urſache, eben ſo zufrieden wie zuvor mit allen ſeinen Antworten zu ſeyn. Er überzeugte ſich endlich durch alles, was er gehört hatte, daß der Kaufmann weit mehr Talente beſitze als in ſeinem Fache erfordert würde, und beſchloß, ihm eine anſehnliche Bedienung zu geben, und ihn in ſeine Dienſte zu nehmen. Zwar war des Königs

Abſicht nicht, den Fremdling durch die Lockſpeiſe der Ehre in Verſuchung zu führen, aber da er wußte, daß ein ausgezeichnetes Verdienſt, ganz unnütz und oft nur der Gegenſtand des Neides werden kann, ſo bot er ihm die Stelle ſeines Großweßirs an, damit ihn dieſes erhabene Amt Gelegenheit verſchaffe, ſeine Kenntniſſe und Fähigkeiten mit deſto größerem Vortheile entwickeln zu können. Illage empfing dieſe Gnade mit den lebhafteſten Bezeugungen der Ehrfurcht und des Danks. „Ich würde mich ſchon zu geehrt halten, wenn ich nur einer von den Sklaven werden könnte, die deinen Thron umringen. Die Würde des glorreichen Poſtens, zu welchem mich jetzt deine Majeſtät beruft, überwiegt mein Verdienſt und meine ſtolzeſten Anſprüche; aber die hohe Vorſtellung, die ich von deiner Majeſtät habe, flößt mir den grenzenloſeſten Eifer für deinen Dienſt, und mit ihm das Vertrauen ein, mich ihm zu weihen.“

Der Monarch, der mit ſeinem neuen Miniſter immer mehr und mehr zufrieden wurde, ließ ihn mit einem prächtigen Kaftan bekleiden, wies ihm zur Wohnung einen Palaſt in der Nachbarſchaft des Seinigen an, und ſetzte ihn in ſeine neue Würde ein. Dieſer Fürſt hatte nicht Urſache, ſich die Wahl reuen zu laſſen, die er, dem Anſchein nach, zu raſch getroffen

hatte. Der neue Weßir, der im Divan z
Rechten ſeines Herrn ſaß, war niemals ver
gen, wie er ſelbſt die verwickeltſten und kitzli
ſten Angelegenheiten entſcheiden ſollte; er dur
ſchaute mit ſcharfem Blicke alle ihre Verhä
niſſe; Gerechtigkeit und Billigkeit leiteten ſtets ſ
ne Ausſprüche, und das Volk und der Monar
genoſſen unter der Verwaltung dieſes erleuch
ten Staatsmannes die Süßigkeiten einer weiſ
Regierung. Zwey Jahre waren unter Arbeit u
Beſorgung der wichtigſten Staatsgeſchäfte v
ſtrichen; aber endlich trat die Natur wieder
ihre Rechte. Der Weßir, der ſchon ſo lan
von ſeiner Familie getrennet geweſen war, d
er zärtlich liebte, wünſchte ſie wieder zu ſehe
Als er dieſen Wunſch gegen den Monarch
äußerte, war dieſer nicht wenig darüber b
kümmert, aber er hatte ein weiches Herz u
vermogte nicht lange der Stimme der Nat
zu widerſtehen; er erlaubte ſeinem Miniſt
dieſe Reiſe zu unternehmen, und beſtimmte ih
eine gewiſſe Zeit dazu; doch legte er ih
die Bedingung auf, daß er ſeine Familie m
zurückbringen, und ſich dadurch den Kumme
einer neuen Trennung erſparen ſolle. M
dieſer Erlaubniß ſchiffte ſich der Weßir nac
Naka auf einem Kriegesſchiff ein, das unte
ſeinem Befehl ſtand. Seit der Abreiſe de
tartariſchen Kaufmanns war ſeine Familie, di

nich

nicht wußte was aus ihm geworden ſey, ſeinetwegen in großen Aengſten geweſen; zum Glück erhielt ſie durch einen Landsmann, welcher aus Indien zurückkam, Nachrichten von ihm, und ihre Unruhe und Betrübniß, verwandelte ſich nun in Freude, als ſie ſein Glück und ſeine Erhöhung zu einer ſo glänzenden Würde erfuhr. Die Frau des Illage nahm ſich ſogleich vor, zu ihrem Manne zu reiſen; ſie brachte ihre Angelegenheiten in Ordnung, und nachdem ſie alle nöthigen Maaßregeln getroffen hatte, gieng ſie mit eben dem Kaufmanne, der ihr dieſe tröſtliche Botſchaft überbrachte, an den Bord eines Schiffs. Als ſie einige Tage zur See geweſen waren, ließ das Schiff, auf welchem ſie ſich befanden, den Anker bey einer Inſel fallen, wo einige Waaren ausgeſchifft und gegen andere umgeſetzt werden ſollten. Widrige Winde hatten den Illage gezwungen, ebenfalls hier einzulaufen. Er hatte ſeine Wohnung ziemlich nahe am Hafen genommen und ſich ermüdet von den ausgeſtandenen Beſchwerlichkeiten ſeiner Fahrt, auf einen Sopha geworfen, um der Ruhe zu pflegen. Seine Frau, die in einer entfernten Gegend wohnte, erfuhr bald, daß ein Schiff aus Indien und zwar aus der Hauptſtadt angelangt ſey. Sie ſchickte ihre Kinder ab, um bey dem Schiffsvolk Nachrichten vom Großweßir einzuziehn, die ſie hier am beſten und gewiſſeſten zu erfahren hoffte. Die Kinder verließen die Karvanſeray, wo ihre Mutter wohnte, neckten, und jagten ſich unterwegens, und kamen ſo unter das Fenſter des Zimmers, wo der Weßir ſchlief; das Zimmer ging auf eine Anhöhe, wo verſchiedene Waaren-Ballen aufgeſchichtet worden waren, damit ſie im trockenen lägen. Dieſe muthwilligen Jungen kletterten auf die Ballen und wetteiferten, wer den andern herunter werfen könnte. In der Fröhligkeit ihrer Neckereyen und Spiele verkündigten ſie ihre Siege oder Niederlagen durch ein ſo durchdringendes Geſchrey, daß der Weßir davon aufgeweckt wurde.

Der Weßir verlohr die Geduld; er ſahe zum Fenſter hinaus, um Ruhe zu gebieten, und indem er die Hand hinausſtreckte, fielen ihm drey diamantene Ringe vom Finger, welche er vom Könige geſchenkt bekommen hatte. Die heftige Bewegung der See hatte die Galle des Miniſters erhitzt. Ein Mann, der gewohnt iſt, zu befehlen, pflegt überhaupt nicht viel Geduld zu haben etwas zu ertragen, und die Inſel, auf welcher er ſich befand, ſtand noch unter ſeinem Befehl. Er gebot alſo, daß man die ungezogenen Kinder beym Kopfe nehmen ſollte und gieng ſelbſt hinunter, um ſeine Ringe zu ſuchen; aber alles Suchen war vergebens.

Sein Verdruß ſtieg nach und nach bis zur Wuth, er beſchuldigte die jungen Leute, nicht allein Urſach an dem Verluſte ſeiner Juwelen zu ſeyn, ſondern auch ſie geſtohlen zu haben. Ihre Unſchuld konnte ſie nicht vor dieſer vorgefaßten Meinung ſchützen. Er ließ ihnen die Baſtonade geben, ließ jedes auf ein Brett binden, und ſie ins Meer werfen. Und ſo wurden dieſe Unſchuldigen, in Erwartung eines grauſamen Todes, das Spiel der Wellen und der Fluthen.

Indeſſen brach die Nacht ein, und Illages Gattin, die ihre Kinder nicht wieder kommen ſahe, eilte voller Unruhe und Beſorgniß aus der Karvanſeray, um ſie aufzuſuchen. Die Nachbarn konnten ihr nicht ſagen, was aus ihnen geworden ſey. Sie lief Gaſſe auf Gaſſe ab, ohne Jemanden anzutreffen, der ihre gerechte Ungeduld befriedigen konnte. Endlich kam die zärtliche Mutter an den Hafen. Als ſie die drey Perſonen beſchrieb, welche der Gegenſtand ihres Forſchens und ihrer Unruhe waren, antwortete ein Matroſe: „den Jungen, nach denen du frägſt, hat ein mächtiger Herr, der vor kurzem aus Indien angelangt iſt, durch ſeine Sclaven wegen eines Diebſtahls den er ihnen Schuld gab, die Baſtonade geben; ſie auf Bretter binden und ins Meer wer-

fen

ſen laſſen.“ Bey dieſen Worten erfüllte die unglückliche Mutter die Luſt mit ihrem Geheul und Jammergeſchrey, ſie raufte ſich die Haare aus und zerriß ihre Kleider; „o! meine Söhne, rief ſie, o! wäre der Weßir euer Vater hier, um mich an euern Mörder zu rächen!“ Das Geſchrey ihrer Verzweiflung erſcholl bis zu den Ohren ihres Mannes; die Stimme ſchien ihm bekannt; er erfuhr daß es die untröſtliche Mutter ſey, deren Kinder er zum Tode verurtheilt habe. Der Ruf der Natur ertönte in ſeinem Herzen; er fieng an zu fürchten, daß dieſe Kinder ſeine eigene Kinder geweſen ſeyn möchten; voll trauriger Ahndung eilte er zu der Unglücklichen, die er elend gemacht hatte, und erkannte ſie ſogleich. „Ich, Barbar, ſchrie er, ich bin der Mörder unſrer Kinder; verflucht ſeyſt du, o Macht mit der ich bekleidet bin, ſie hat mich blind gemacht, ſie hat mir nicht Zeit gelaſſen, gerecht zu ſeyn, ich bin der Henker meiner eigenen Kinder geweſen.“ — Die heftigſte Verzweiflung mahlte ſich in ſeinem Geſichte, und drückte ſich in allen ſeinen Handlungen aus; ſeine Frau unterlag zu ſeinen Füßen der Laſt ihres Schmerzes. „Nein, du kannſt mir nie verzeihen, fuhr er fort, ich bin ein Ungeheuer und deſto ſtrafbarer, da ich in dieſem Augenblicke ſelbſt über das Geſetz geſetzt war. Ewig ſollen mich meine Gewiſſensbiſſe verfolgen und ewig deine Vorwürfe mich foltern; Ich wähnte mich beleidigt, ich übereilte meine Rache, ohne mir Zeit zu laſſen, darüber nachzudenken, ich ſahe Verbrechen, wo kein Verbrechen war, und ſtrafte die Unſchuld, ohne zu ahnden, daß dieſe Strafe ſelbſt auf mich zurückfallen würde.

„Du ſiehſt, großer König, ſetzte Aladin hinzu, wie ſehr es dieſer Weſir zu bereuen hatte, die Kinder, eines bloßen Scheins wegen, für ſchuldig gehalten zu haben, und ſo raſch in Vollziehung einer ſtrengen Strafe geweſen zu ſeyn. Er hatte vergeſſen, daß ſtets Rückſicht auf das Zukünftige, unſere Führerin im Gegenwärtigen ſeyn ſoll.

„Dem unglücklichen Miniſter wurde ſein Stand und Reichthum verhaßt; er bemühte ſich nicht mehr, die verlohrnen Diamanten wieder zu finden, er ließ Schiff und Ladung im Stiche, und indem er die wankenden Schritte der verzweiflungsvollen Mutter unterſtützte, ſchlichen beyde am Ufer des Meeres hin und forderten, traurig von ſeinen Wellen ihr Kleinod zurück.

„Deine Maj. wird mir verzeihen, fuhr Aladin fort, wenn ich einige Augenblicke dieß troſtloſe

loſe Paar dir aus den Augen rücke, und deine Aufmerkſamkeit auf ihre unglücklichen Kinder lenke.

„Die Wellen, deren Ungeſtüm ſie überlaſſen waren, tobten dergeſtalt, daß ſie bald gänzlich von einander getrennt wurden. Der eine Knabe, nachdem er noch zwey Tage lang mit den Fluthen gekämpft hatte und nur mit Mühe der Gefahr entgangen war, an den Klippen zerſchmettert zu werden, ſtrandete endlich auf der Küſte eines benachbarten Königreichs. Der Sand hatte die Bande, womit er an das Brett gebunden war, zerrieben; und ohngeachtet der ausgeſtandenen Beſchwerden und des Hungers waren ihm doch noch Kräfte genug übrig geblieben, um ſich loszumachen und vollends ans Land zu helfen. Hier fand er einen Offizier, der ſein Pferd aus einem nahen Bache tränkte. Der Anblick des unglücklichen Kindes rührte dieſen Mann; er gab ihm einen Theil von ſeinen Kleidern, ſetzte ihn hinter ſich auf's Pferd und nahm ihn mit ſich nach Hauſe. Hier erſetzten nahrhafte Speiſen und Ruhe gar bald die verlornen Kräfte des jungen Schiffbrüchigen. Sein Wohlthäter ließ ihn anſtändig kleiden und ſtellte ihn dem Könige vor, der ſchon von dieſer Begebenheit unterrichtet war.

Die glückliche Geſichtsbildung dieſes jungen Menſchen machte Eindruck auf den Monarchen, und ſeine Antworten brachten ihm vollends die vortheilhafteſte Meinung von ihm bey; er wurde zum Haus- und Tiſchgenoſſen des Palaſtes angenommen, vor den andern ausgezeichnet, und ſein Betragen erwarb ihm ganz die Achtung und das Vertrauen ſeines Fürſten. Dieſer Prinz, dem der Himmel keine Kinder geſchenkt hatte, glaubte ſeinem Volke keinen größern Dienſt erweiſen zu können, als wenn er den Jüngling, den ihm ein Ohngefähr in die Arme lieferte an Kindes Statt annähme. Seine Wahl erhielt den Beyfall des ganzen Hofs und wurde vom Divan bekräftigt. Das Volk ſahe ſich durch ihn glücklich, und die Talente des jungen Prinzen wieſen ihm bald einen Platz unter Aſiens vorzüglichſten Fürſten an. Alter und Kränklichkeit erlaubten dem Könige nicht die Laſt der Krone länger zu tragen; er legte den Scepter nieder, vermählte ſeinen angenommenen Sohn, und beſchloß ſo ruhig ſein Leben in den Armen ſeines Schöpfers.

„Der junge Monarch beweinte den Verluſt ſeines Wohlthäters und überließ ſich ſeinem gerechten Schmerze. Er wollte die Pflichten der Dankbarkeit und Frömmigkeit erfüllen und die Aſche ſeines Vorfahren durch Gebete und religiöſe Feyerlichkeiten ehren; er berief den Divan zuſammen, und begab ſich mit ihnen, mit den Derwiſchen und allen Dienern der Religion, in die Moſkee. Hierauf theilte er reichliche Allmoſen an die Armen und in alle Spitäler des Reiches aus. Alles dieſes ließ frühzeitig die Güte ſeiner Regierung ahnden, und dieſe Ahndungen wurden in der Folge nicht getäuſcht. Er blieb ſtets ein gerechter und arbeitſamer König und beherrſchte ſein Volk mit der Liebe eines Vaters.

„So entriß das Schickſal eins der Kinder des Weßirs der Wuth der Wellen, um es auf die höchſte Staffel der Größe zu erheben. Dieſer unglückliche Vater beſeufzte noch immer den Verluſt ſeiner Kinder. Einsmals hörte er auf einer von den Inſeln, wo er ſeinen Aufenthalt genommen hatte, daß der Dellal mit lauter Stimme einen Sclaven zum Verkauf ausrief, und die Kaufluſtigen einlud, ihn in Augenſchein zu nehmen. Illage blieb ſtehen, betrachtete den Jüngling und fühlte ſich für ihn von einer Theilnahme hingeriſſen, die er ſich nicht erklären konnte. Er beſchloß ihn zu kaufen. Das Alter dieſes Unbekannten war ungefähr daſſelbe, welches eins von ſeinen Kindern jetzt haben mußte, und wenn Schönheit der Züge ein Spiegel der Schönheit der Seele iſt, ſo ſchmeichelte er ſich, daß dieſer junge Sclav ihm vielleicht die Stelle des Verlornen erſetzen könnte. Er nahm ihn mit ſich nach Hauſe. Seine Gemahlin wurde ihn von ferne gewahr, erkannte ſogleich den Jüngling, und flog in ſeine Arme. Sie erlag dieſer plötzlichen Ueberraſchung; ihre Freude raubte ihr den Gebrauch der Sinne, und kaum konnte ſie den Namen ihres Sohnes nennen. Die Sorgfalt ihres Mannes, die Bemühungen des jungen Menſchen, der ſie mit ſeinen Thränen benetzte, riefen ſie endlich wieder ins Leben zurück. Der Vater, der von dieſem Auftritte innigſt gerührt wurde, erkannte die Stimme der Natur und dankte dem Himmel für dieſe unerwartete Gnade. Er vermiſchte ſeine Thränen und Liebkoſungen mit den Liebkoſungen ſeiner Gattin und ſeines wiedergefundenen Sohnes, und theilte mit ihnen die Freuden dieſes unverhofften Glücks. Unterdeſſen ergrif ihn eine neue Beängſtigung, denn die Gegenwart ſeines Sohnes erinnerte ihn an ſeinen Bruder und er fragte ihn, was aus ihm geworden ſey. — „Ach, antwortete der Jüngling, die Wellen hatten bald die Bretter, auf welche wir gebunden waren, von einander getrennt, und ich weiß nicht, was ihn für ein Loos getroffen hat.“ — Dieſe Antwort verdoppelte die Betrübniß der beyden Gatten, aber ſie richteten ſich mit der Hoffnung auf, daß der

Himmel ſie vielleicht wegen dieſes Kindes dereinſt durch einen eben ſo glücklichen und unverhoſten Zufall, wie der gegenwärtige, tröſten könne, und in dieſer glücklichen Erwartung verſchwendeten ſie einſtweilen ihre ganze Zärtlichkeit an den Sohn, der ihnen wieder geſchenkt worden war.

Es vergiengen viele Jahre. Achib, Illagens Sohn, nahm von Tage zu Tage immer mehr an Kenntniſſen zu, und befand ſich bald im Stande, die Kaufmannſchaft zu treiben, worinne ihn ſein Vater unterwieſen hatte. Der Vater kaufte ihm ein Schiff, belud es mit Waaren, und ließ ihn damit eine Fahrt nach der Hauptſtadt der Inſeln thun, wo ſie ſich niedergelaſſen hatten. Achib legte bey ſeiner Ankunft ſeine Waaren in ein Gewölbe des Kans, und hielt ſich verſchiedene Tage auf, um ſie mit Vortheile abzuſetzen. Das Ramazan-Feſt brach an, und der junge Achib als ein gläubiger Moslem, der die Lehren des Korans von Jugend auf eingeſogen, und ſeine vornehmſte Beſchäftigung daraus gemacht hatte, beſaß auch die Kunſt des Geſanges in einer ſo hohen Vollkommenheit, daß er im Stande war, würdig das Amt eines Vorſängers des Korans zu bekleiden. Er zog ſein Faragi oder Feyerkleid an, und begab ſich in die Hauptmoſkee,

moſkee, wo der König mit ſeinem ganzen Hofſtaate und den Großen ſeines Reichs dem Mittagsgebete beywohnte. Der Jüngling ſetzte ſich neben den Fürſten und als der Athib *) auf ſeine Tribune geſtiegen war, und das Falhea oder Glaubensbekenntniß der Moslems intonirte, antwortete Achib zu dreymalen: Allah-ak-par!

Die ganze Verſammlung, ſelbſt der König, hatten ſich verwundert, daß dieſer Fremdling ſich ſo nahe neben Se. Maj. geſetzt habe, aber die Anmuth ſeiner melodiſchen und rührenden Stimme entzückte jedermann ſo ſehr, daß man ſeine Kühnheit darüber vergaß. Man bekannte einſtimmig, daß man nie etwas ſo ſchönes und vollkommenes gehört habe. Der Athib wurde neidiſch darüber und glaubte, daß keine Stimme in der Welt die ſeinige übertreffe; aber vor Aerger darüber verlor er ganz ihren Gebrauch, und fühlte ſie auf ſeinen Lippen erſterben. Achib ließ ihm nicht Zeit, wieder zu ſich ſelbſt zu kommen, ſondern ſetzte das Gebet mit einer Stärke und Leichtigkeit fort, welche alle Anſtrengungen des Athib nicht würden haben überſchreyen können, wenn er auch den Muth gehabt hätte, es zu thun. Als der König nach

geen-

---

*) Der Vorleſer, welcher das Gebet intonirt.

geendigtem Gebete aus der Moſkee gieng, befahl er ſeinen Offizieren, auf den neuen Vorſänger zu warten, ihm ein Pferd zu geben, und ihn nach dem Palaſte zu bringen, wo Se. Maj. ihn zu ſprechen verlangten. Achib empfieng dieſe Einladung mit Ehrfurcht und gehorchte dem Befehle des Monarchen. Er wurde ſehr gnädig empfangen; der König ertheilte ſeinen Talenten die größten Lobſprüche, und fühlte für dieſen Fremdling eine Simpathie, deren Grund ihm ein Räthſel war. Achib war erſt ſiebenzehn Jahre alt und beſaß viele körperliche Vorzüge, alles ſchien ſich alſo zu vereinigen, den König für ihn einzunehmen. Entweder aus innerlicher Neigung, oder um eine Handlung der Wohlthätigkeit auszuüben, gab er ihm ſogleich eine Wohnung in ſeinem Palaſte und räumte ihm einen ausgezeichneten Vorzug vor allen ſeinen Pagen und übrigen Hofgeſinde ein. Dieſe machten bald gemeinſchaftliche Sache, um einen ſolchen Nebenbuhler zu ſtürzen. Der tugendhafte Achib, nachdem er ziemlich lange hier geweſen war, wünſchte zu ſeinen Eltern zurückzukehren und ihnen Rechenſchaft von den ihm anvertrauten Waaren abzulegen. Aber aus Furcht, der Monarch möchte ihm die Erlaubniß dazu abſchlagen, ſchrieb er an ſeine Eltern und gab ihnen Nachricht von der Gnade, in welcher er beym Könige ſtände. Er bat ſie zugleich, ſich aufs baldigſte auf den Weg zu machen, und zu ihm zu kommen. Illage und ſeine Gemahlin drückten dieſen Brief an ihr Herz, und geſchmeichelt von der Ehre einen Sohn zu haben, der ſchon ſo jung ſich die Gunſt eines Königs zu erwerben gewußt hätte, beſchloſſen ſie auf der Stelle zu ihm zu reiſen; Sie ſchrieben ihm dieſen Entſchluß. Kaum erfuhr Achib die frohe Botſchaft, ſo kaufte er ein Haus, richtete es anſtändig ein, und hatte bald das Vergnügen, hier ſeine Eltern zu umarmen, denen der König köſtliche Geſchenke ſchickte, und durch ihre Pracht zu erkennen gab, daß ſie für die Familie ſeines Günſtlings beſtimmt wären.

„Die ſchöne Jahrszeit reizte den König, ſich auf eins von ſeinen Landhäuſern zu begeben; hier ſtellte er zur Ergötzlichkeit ſeines Hofs eine Menge Luſtbarkeiten an. An einem Abende, wo er ſich wider ſeine Gewohnheit den Freuden der Tafel zu ſehr überlaſſen hatte, trank er viel von einem fremden Getränke, deſſen Stärke er noch nicht kannte, und kurze Zeit darauf fühlte er ſich ſo betäubt, daß er ſich auf einen Soffa werfen mußte, wo er bald in einen tiefen Schlaf gerieth. Alle Perſonen von der Aufwartung hatten ſich entfernt: nur der einzige Achib, der aus perſönlicher Neigung ſorgfältig über ſeinen Herrn und Wohlthäter wachte, gieng in das Zimmer und fand ihn ſchlummernd. Er ſtellte ſich inwendig an die Thüre, zog ſeinen Säbel und hielt ſo Wache. Einer von den Pagen, welcher auch nach dem Zimmer zurückgekehrt war, wunderte ſich, ihn in dieſer Stellung zu erblicken, und fragte ihn nach der Urſache? „Ich wache, antwortete Adib, über die Sicherheit meines Königs; mich feſſeln hier Ergebenheit und Pflicht.“ — Der Page eilte zu ſeinen Kameraden, und erzählte ihnen, was er geſehen hatte. Sie beſchloſſen dieſen Vorfall zu ſeinem Verderben zu nutzen. Sie begaben ſich insgeſamt zum Könige. Der Zeuge ſagte aus, er habe den Adib im Zimmer Sr. Maj. und während daß ſie geſchlafen, mit dem bloßen Säbel in der Hand angetroffen; er beſchuldigte den treuen Wächter der ſträflichſten Abſicht, und behauptete, daß er bloß durch ein plötzliches Schrecken von Vollziehung ſeines Anſchlags auf des Königs Leben müſſe zurück gehalten worden ſeyn. „Sollte deine Maj., fuhr er fort, einen Zweifel in die Richtigkeit unſerer Anklage ſetzen, ſo brauchſt du dich nur heute zu ſtellen, als ob du dich wieder ſorgenlos dem Schlafe überließeſt, und wir ſind überzeugt, daß der Frevler ſein abſcheuliches Vorhaben verfolgen, und ſeinen Verſuch von neuem wiederholen wird.

„Dieſe Beſchuldigung erſchütterte den König aufs heftigſte; unterdeſſen traute er doch der Anklage ſeiner Pagen nicht ganz, ſondern hielt es für ſeine Schuldigkeit, ſich von der Wahrheit mit eignen Augen zu überführen.

„Die Pagen hatten unterdeſſen den jungen Günſtling aufgeſucht; „der König, ſagten ſie zu ihm, iſt ungemein mit dem Eifer zufrieden, mit welchem du für ſeine Sicherheit gewacht haſt. Achib, ſagte er, iſt mein Schirm und mein Schild und unter ſeinem Schutze kann ich ohne Furcht ſchlafen.“ Die Nacht brach ein, und der König, nachdem er ſich bey der Tafel ſehr aufgeräumt und frohgelaunt bezeigt hatte, ſtieg mit einemmale auf, warf ſich auf einen Soffa, und befand ſich dem Anſcheine nach in demſelben ſinnloſen Zuſtande, wie geſtern. Achib, der ihn keinen Augenblick aus dem Geſichte verlor, wähnte ihn ſchlafend, und trat in das Zimmer, um ihn mit bloßem Säbel zu bewachen. Kaum ſah der König die Klinge des Säbels blinken, ſo ergrif ihn ein tödtliches Schrecken, er ſchrie laut auf und alle Offiziere ſeiner Leibwache ſtürzten ins Zimmer. Achib wurde auf ſeinen Befehl gefangen genommen, mit Ketten beladen und in einen Kerker geworfen.

„Des andern Morgens, nach dem erſten Gebete, ließ der König ſeinen Divan zuſammen berufen und den Achib, den Verläumdung und trügeriſcher Anſchein des ſchwärzeſten Bubenſtücks beſchuldigten, vor ſeinen Thron bringen. Undankbarer, ſagte er zu ihm, du willſt mich ermorden, um mir deine Dankbarkeit zu bezeigen und mir meine Wohlthaten zu vergelten? Aber ich werde dieß ſchwarze Verbrechen nachdrücklich zu rächen wiſſen. Achib antwortete auf dieſe Vorwürfe durch bloßes Stillſchweigen, und wurde ins Gefängniß zurückgeführt. Kaum war er fort, ſo näherten ſich dem Könige zwey von den Hofleuten, die auf ſein Verderben am meiſten erpicht waren. Dein ganzer Hof verwundert ſich, ſagten ſie, daß du die Hinrichtung dieſes Verbrechers aufſchiebſt; die Schandthat, die er begehen wollte, überſteigt jede andere, und du ſollteſt zu deiner eigenen perſönlichen Sicherheit und zur Beruhigung deines Volks das ſchleunigſte Beyſpiel der Handhabung der Gerechtigkeit geben. — Wir wollen uns, antwortete der König, den Fällung eines Urtheils von der Art nicht übereilen. Der Thäter iſt in Ketten und Banden, er kann uns nicht entwiſchen und die öffentliche Genugthuung wird immer noch zeitig genug befriedigt werden. Man kann einem Menſchen leicht das Leben nehmen, aber nie es ihm wiedergeben.

ben. Es iſt ein Geſchenk des Himmels, das wir in Ehren halten und es unſerm Nächſten nicht ohne die reifſte Ueberlegung rauben müſſen. Ich will nicht, daß mir die Zukunft vorwerfen ſoll, einen ſchlechten Gebrauch von der Gegenwart gemacht zu haben." — Der König hob den Divan auf, gab Befehl, daß man ſeine Jagd-Equipage zurechte machen ſolle, und überließ ſich einige Tage dem Vergnügen der Jagd.

„Bey ſeiner Wiederkunft drangen Achibs Widerſacher von neuem in ihm; ſie ſchützten vor, daß das Volk durch dieſe Verzögerung immer ſchwieriger und ſchwieriger werde. Gnade und Mäßigung hörten auf Tugenden zu ſeyn, ſobald ſie dergleichen Uebelthaken verſchonen wollten. Dieſe neue Vorſtellungen ſetzten den König in große Verlegenheit, denn er konnte nichts dagegen einwenden, und der Aufſchub von einigen Tagen hatte ihm kein weiteres Licht in der Sache gegeben. Er beſchloß alſo, die Strafe an ihm vollziehen zu laſſen, und befohl, daß der Verräther in Begleitung der Gerichtsbeamten und des Henkers vor ihm gebracht werden ſollte.

„Achib kniete mit verbundenen Augen vor dem Throne, und der Henker mit dem Schwert in der Hand erwartete nur den Wink des Königs; aber in eben dem Augenblicke vernahm man einen Lärm. Ein Fremder machte ſich Platz durch das Gedräng, und warf ſich dem Könige zu Füßen. Es war der unglückliche Illage. „Gnade, König! Gnade! rief er, erbarme dich des einzigen Kindes, das der Himmel mir wieder ſchenkte, mein Sohn kann dir nicht nach dem Leben geſtanden haben, er ſchätzt es höher, als das ſeinige. Hier ſind ſeine Briefe, ſie riefen mich in die Staaten deiner Majeſtät, um deine Tugenden, die ich verehre, in der Nähe zu bewundern. Aber, o Monarch, deſſen glorreiche Eigenſchaften der Ruf bis in die entfernteſten Gegenden der Welt verkündet, rechtfertige die allgemeine Bewunderung durch einen neuen Zug deiner Weisheit; beſiege die Eingebungen deiner Rache, zu der dich ein trügeriſcher Schein antreibt; erſchrick vor den ſchrecklichen Folgen eines zu raſchen Urtheilsſpruchs. Siehe in mir ſelbſt ein fürchterliches Beyſpiel, wenn wir uns von unſern Leidenſchaften hinreißen laſſen und uns ohne Nachdenken unſerer Hitze Preis geben. Der Himmel hatte mir Kinder verliehen; ich hatte ſie in ihrer zarteſten Kindheit verlaſſen, und endlich kam der Tag, wo wir uns wieder ſehen ſollten. Ich kannte ſie nicht, und blind für Zorn mißbrauchte ich die Gewalt, die in meinen Händen war: ich ließ ſie auf Bretter binden und ins Meer werfen. Der, dem hier das Schwert deines Henkers droht, war der einzige, welcher dem Tode entrann. ¿ Soll ich jetzt Zeuge ſeyn, wie ſein Blut fließt? Aber das iſt der Lohn für meine ſtrafwürdige Uebereilung, mein Herz iſt voll Kummer und meine Augen werden nicht aufhören zu weinen, bis der Tod ſie ſchließt.

„Während Illage ſo ſprach, war der König unbeweglich für Erſtaunen, denn es war ſeine eigene Geſchichte, die man ihm erzählte; dieſer Mann war ſein Vater, dieſer vermeyntliche Miſſethäter ſein Bruder: aber glücklicherweiſe hatte er gelernt, ſich zu mäßigen, und ſich Gewalt anzuthun; er wußte ſtufenweiſe den Gefahren einer zu plötzlichen Wiedererkennung vorzubeugen, bis er endlich den ſüßen Empfindungen der Natur nicht mehr widerſtehn konnte, und liebevoll den Urheber ſeiner Tage um den Hals fiel. Seinem Bruder ließ er die ſchimpflichen Ketten abnehmen, womit ihn Neid und Verleumdung gefeſſelt hatte: er gab ſich beyden zu erkennen, nachdem ſie ſich wechſelſeitig getröſtet, wendete er ſich zu ſeinem Divan, und ſprach: Ihr ſeht, welches entſetzliche Unglück ich auf mich geladen haben würde, wenn ich euern verläumderiſchen Anklagen zu leichtſinnig Glauben beygemeſſen, und durch eure liſtige Verhetzungen mich mit der Strafe übereilt hätte. Geht, und erröthet! ¿ War wohl ein einziger unter euch, der ſich der Unſchuld annahm?“ — Nach dieſen wenigen Worten begab ſich der König mit ſeinem Vater und Bruder in den Palaſt, und ließ ſeine Mutter durch zwanzig prächtig gekleidete Sclaven abholen. Die wieder vereinigte Familie lebte voll Dankbarkeit gegen den Allmächtigen, und den Geſetzen ſeines großen Propheten getreu, im Genuſſe der Süßigkeiten der zärtlichſten und glücklichſten Eintracht, bis ſie der Schluß des Schickſals aus dieſem Leben in ein anderes beſſeres abrief.“

* * *

Aladin endigte die Geſchichte Illages des Unbeſonnenen, und ſetzte noch einige Betrachtungen hinzu, welche nothwendig Eindruck auf den König machen mußten, deſſen Aufmerkſamkeit zu feſſeln er das Glück gehabt hatte. Er ſchloß mit den Worten: daß man beym Zaudern immer gewinne.

Als der Jüngling aufgehört hatte zu reden, wendete ſich Bohetzad zu ſeinen Miniſtern; „mein Wille iſt nicht, ſagte er, daß das Laſter ungeſtraft bleiben ſoll, aber die Wahrheit, und wenn wir ſie auch aus dem Munde des Feindes hörten, muß uns immer ſchätzbar bleiben. Dieſer Verbrecher hat ſehr triftig bewieſen, daß man nichts dabey verliert, wenn man ſich Zeit zum Nachdenken läßt. Man bringe ihn wieder in ſein Gefängniß."

Die Weßire ſchäumten für Wuth, denn dieſer neue Aufſchub konnte leicht die Wolken zerſtreuen, worein ſie die Wahrheit verhüllt hatten. Da ihnen allen daran lag, daß ihre Bosheit nicht an Tag kommen möchte, ſo erſchien der dritte Weßir des andern Morgens frühzeitig im Audienzzimmer. Der König erkundigte ſich, ob man in der Zwiſchenzeit nicht mehr Licht bekommen hätte. Der Miniſter antwortete: „Großer König, die gute Polizey, welche wir unter den Befehlen deiner Maj. handhaben, erhält den Frieden in deiner Hauptſtadt, und alles würde vollkommen ruhig ſeyn, wenn dein Thron und dein königliches Bette für den Schimpf gerächt würden, den ihm der Sohn des Straſſenräubers angethan hat, deſſen Beſtrafung deine Maj. noch immer aufſchiebt; das Volk iſt ungehalten darüber und ich würde gegen meine Pflicht zu handeln glauben, wenn ich deiner Maj. verſchwiege, daß dieß Mißvergnügen vielleicht gefährliche Folgen haben könne. Man kann Empörungen nicht immer verhüten, und der Aufruhr, der unter der Aſche glimmt, könnte höchſt nachtheilig ausfallen.“ Dieſe Vorſtellung wirkte auf den König, und er ließ den Angeklagten von neuen vor ſich führen. „Unglücklicher, redete er ihn an, wenigſtens wirſt du mich vor dem Richterſtuhle des Höchſten nicht anklagen können, daß ich mit deiner Beſtrafung zu raſch verfahren ſey. Ich habe deiner Vertheidigung Gehör gegeben, ſo ſchwach und abgefeimt ſie auch war; ich habe ihren Werth erwogen; aber Schonung und Behutſamkeit haben auch ihr Ziel. Mein Volk murrt; ſeine Geduld und die meinige iſt am Ende. Himmel und Erde erwarten Gerechtigkeit von mir, und du biſt endlich dem letzten Augenblicke deines Lebens nahe.“ —

„Großer König, antwortete der ſittſame Aladin, das Volk, ſagſt du, erwartet ein Beyſpiel von deiner Gerechtigkeitsliebe, und wird ungeduldig; das iſt ſein gewöhnlicher Fehler. Aber Geduld muß auf dem Throne unter den Tugenden ſitzen, die ſeine Stützen und Schutzwehr ſind. Dieſe uns allen ſo unentbehrliche Tugend, ſie, die uns zur Ergebung in die Fügungen des Ewigen ſtimmt, ſie war es, welche den geduldigen Aboſaber aus der Tiefe eines Brunnens auf den Thron hob.“

„Wer iſt dieſer Aboſaber? fragte der König, erzähle mir mit kurzen Worten ſeine Geſchichte.“

3.

Geſchichte Aboſabers, des Geduldigen.

„Großer König, ſprach Aladin, Aboſaber, mit dem Beynamen der Geduldige, war ein wohlhabender und edelmüthiger Mann, und wohnte in einem Dorfe, das ſeine milde Freygebigkeit glücklich machte. Er war gaſtfrey und gutthätig gegen Arme, und gegen jedermann, der ſich an ihn wendete. Seine Scheuern waren angefüllt, ſeine Pflüge roſteten nie und ſeine Heerden bedeckten die Felder; er erhielt im ganzen Lande Wohlſtand und Ueberfluß. Er hatte ein Weib und zwey Kinder und das Glück dieſer Familie wurde nur durch die Verheerungen eines ungeheuren Löwens geſtört, welcher die Ställe und Schaafhorden der friedlichen Bewohner dieſer glücklichen Gegend verwüſtete. Aboſabers Weib verlangte von ihm, daß er ſich an die Spitze ſeiner Leute ſtellen, und Jagd auf dieſes Thier machen ſollte. „Liebe Frau, ſagte Aboſaber, laß uns Geduld haben; mit Geduld erlangt man alles. Der Löwe, dem du nach dem Leben trachteſt, folgt blos ſeiner angebornen Wildheit, und wir ſind nicht die einzigen, die darunter leiden. Er greift auch das Eigenthum unſerer Nachbarn an, und wird früh oder ſpät ihr Opfer werden, ohne daß wir uns darein zu miſchen brauchen. Wir wollen dem Himmel die Sorge anheimſtellen, uns zu rächen; er läßt nie Böſes ungeſtraft.

„Der König hörte von den Verwüſtungen, welche dieſer Löwe anrichtete und verordnete eine allgemeine Jagd; man bewafnete ſich ſogleich, ſuchte ihn auf, und er ſahe ſich bald von allen Seiten umringt. Ein Pfeilhagel wurde auf ihn abgedrückt, er gerieth in Wuth, ſeine Mähne ſträubte ſich empor, ſeine Augen funkelten, er ſchlug ſich die Seiten mit ſeinem fürchterlichen Schweife, und ſtieß ein gräßliches Gebrüll aus. Plötzlich ſtürzte er auf den Jäger los, der ihm am nächſten hielt. Es war ein junger neunzehnjähriger Menſch, welcher ein ſtarkes Pferd ritt.

„Bey dem Gebrüll des Löwens wurde der Gaul von einem tödtlichen Schrecken ergriffen; alle ſeine Kräfte erſchlafften, er ſank zu Boden und ſtarb, als ob er vom Blitze gerührt worden wäre. Sein unerſchrockener Reuter rafte ſich ſchnell wieder auf, rief den Namen des großen Propheten an, und ſtieß ſein Schwert in den ungeheuren Rachen, der ſich aufthat, um ihn zu verſchlingen. Dieſer Zug von Herzhaftigkeit und Standhaftigkeit erwarb ihm den lauten Beyfall ſeines Herrn, und die Stelle eines Oberbefehlshabers ſeiner Heere.

„Als Aboſaber den Tod des Löwen erfuhr, ſagte er zu ſeiner Frau; „ſiehſt du nun, daß die Strafe dem Verbrecher beſtändig auf der Ferſe folgt, und daß es gut für uns war, daß wir Geduld hatten? Hätte ich deinem Rathe gefolgt, ſo wäre ich gewiß mit allen meinen Leuten zerriſſen worden, da dieſes Thier kaum von einer ſo großen Macht hat bezwungen werden können.“ —

„Der gefährliche Löwe ſtörte aber nicht allein Aboſabers friedlichen Aufenthalt; die Bewohner ſeines Dorfs ſtanden nicht alle in gleich gutem Rufe. Einer von ihnen verübte einen beträchtlichen Diebſtahl in der Hauptſtadt, und entwiſchte, nachdem er den Herrn des beſtohlnen Hauſes ermordet hatte. Als der König dieſes zweyfache Bubenſtück erfuhr, ließ er die Verwandten und Sklaven des Ermordeten vor ſich kommen. Ihr Verdacht fiel einſtimmig auf die Einwohner des Dorfs, wo Aboſaber ſich aufhielt, weil ſie ſehr übel berüchtigt waren und öfters in das Haus kamen, wo der Mord und Raub begangen worden war. Auf dieſe bloße Ausſage und ohne erſt andere Beweiſe abzuwarten, befahl der erzürnte Monarch, daß ein Offizier an der Spitze einiger Truppen, das Dorf zerſtören und die Einwohner gefeſſelt vor ihn bringen ſollte. Gewöhnlich übertreiben Leute, welchen die Vollziehung ſcharfer Befehle aufgetragen iſt, dieſelben. Dieſe Truppen, die ziemlich ſchlecht diſciplinirt waren, verheerten nicht nur die Felder des Dorfs, ſondern auch alle umliegende Gegenden. Nur Aboſabers Wohnung und ſechs Perſonen von ſeinem Hauſe wurden verſchont, aber ſeine Erndte und Aecker wurden ſo gut zu Grunde gerichtet, als die der übrigen Einwohner.

„Aboſabers Frau bejammerte dieſes neue Unglück: man ruinirt uns, ſagte ſie zu ihrem Manne, du ſiehſt, daß man unſere Heerden, mit den Heerden der Schuldigen wegtreibt, obgleich Befehl gegeben worden iſt, unſer Eigenthum zu ſchonen. Sieh, mit welcher Ungerechtigkeit man uns behandelt! So rede doch mit den Offizieren des Königs — Ich habe ſchon mit ihnen geredet, antwortete Aboſaber aber ſie hatten nicht Zeit mich anzuhören; wir müſſen Geduld haben, das Böſe ſtraft ſich ſelbſt. Wehe dem Manne, der ſtrenge und dringende Befehle zugleich giebt, wehe ihm, denn er handelt ohne Ueberlegung: ich fürchte die Uebel, die uns der König verurſacht, werden bald auf ſein eigenes Haupt zurückfallen.

„Ein Feind des Aboſabers hörte dieſe Worte, und hinterbrachte ſie dem Könige; ſo ſpricht der, ſagte er, den die Gnade deiner Maj. verſchont hat! Sogleich gebot der Monarch, daß Aboſaber, ſeine Frau und ſeine beyden Kinder aus dem Dorfe gejagt, und aus ſeinen Staaten verbannt werden ſollten.

„Die Frau des weiſen und geduldigen Moslems brach in lautes Klagen und Murren und in die bitterſten Schmähungen gegen den König aus. Habe Geduld Frau, ſagte Aboſaber; Geduld iſt in Widerwärtigkeiten ein heilender Balſam; ſie flößt guten Rath ein; Hoffnung und Troſt gehen vor ihr her. Wir wollen uns in die Wüſte flüchten, wenn man uns hier nicht mehr dulden will. — Der gute Aboſaber ſchlug ſeine Augen gen Himmel, prieß den Allmächtigen, und trat ſeinen Weg mit ſeiner Familie an. Kaum aber waren ſie in der Wüſte, ſo wurden ſie von einer Räuberbande angefallen, die ſie plünderte, ihnen ihre Kinder wegnahm, und ſie nackt und blos und aller menſchlichen Hülfe beraubt, der Vorſorge der Vorſehung überließ.

„Bey dieſem neuen Streiche des Schickſals ließ die Frau, die nun auch ihr Liebſtes verlohren hatte, ihrem Schmerze freyen Lauf, und ſtieß ein lautes Jammergeſchrey aus. Unempfindlicher Kloß, ſagte ſie zu ihrem Manne, entſage einmal deiner Gleichgültigkeit; laß uns den Räubern nacheilen, und wenn ſie noch einen Funken Gefühl im Herzen haben, ſo werden ſie uns unſere Kinder wiedergeben! — Habe Geduld, antwortete Aboſaber; Geduld iſt das einzige Hülfsmittel in Unglücksfällen, wo kein andres anſchlagen will: die Räuber ſind gut beritten, und es iſt nicht wahrſcheinlich, daß wir nackte und matte Leute ſie einholen werden; und geſetzt auch es gelänge uns, ſo würden vielleicht dieſe Böſewichter uns umbringen, um ſich unſer Geſchrey vom Halſe zu ſchaffen. Die Frau gab ſich zufrieden, weil ihre Kraftloſigkeit ihr ſo nicht erlaubte, ihre Klagen fortzuſetzen und beyde gelangten nun an das Ufer eines Fluſſes, und ſahn in der Nähe ein Dorf liegen. — Setze dich hier hin, ſagte Aboſaber zu ſeiner Frau, ich will mich nach einer Wohnung umſehen, und einige Kleidungsſtücke für uns zu betteln ſuchen, um unſere Blöße zu bedecken; hierauf entfernte er ſich und nahm ſeinen Weg nach dem Dorfe. Kaum war Aboſaber ſeiner Frau aus dem Geſichte, ſo kam ein Reiter geritten und blieb voll

Verwunderung haltend, als er ein ziemlich ſchönes Weib entkleidet und allein, auf einer ſo abgelegenen Straße ſitzend antraf. Dieſer Anblick reizte ſeine Neugier und machte ſeine Begierden rege. Er that einige Fragen an ſie, wozu ihn ihre Lage zuberechtigen ſchien, und ſie beantwortete ſie ziemlich naiv. Dieſe Antworten gaben dem jungen Manne noch mehr Hoffnung. Liebes Weib, ſagte er zu ihr, du ſcheinſt mir eines beſſern Schickſals würdig und wenn du dich mir überlaſſen willſt, ſo komm mit mir; ich biete dir mit meinen Herzen und meiner Hand ein Loos an, das du ſelbſt beneidungswerth finden ſollſt. — Ich habe ſchon einen Mann antwortete **Aboſabers** Frau, und ob er gleich ſehr unglücklich iſt, ſo bin ich doch auf mein ganzes Leben an ihn gebunden. — Ich habe nicht Zeit fuhr der Reiter fort, dir zu beweiſen, daß deine Weigerung in der Lage in der du dich befindeſt, Thorheit iſt; ich liebe dich! ſetze dich gleich ohne weitere Widerrede auf mein Pferd, oder ich mache mit einem einzigen Säbelhiebe allem deinem Unglücke mit deinem Leben ein Ende. **Aboſabers** Frau, die ſich gezwungen ſahe, ihrem Entführer zu gehorchen, ſchrieb noch in den Sand die Worte; **Aboſaber**! deine Geduld koſtet dir dein Vermögen, deine Kinder und dein Weib, die man dir entführt; der Himmel gebe, daß ſie dich nicht in noch ein größeres Unglück ſtürzt! Während ſie dieſes ſchrieb, zäumte der Reiter ſein Pferd auf, und als er fertig war, faßte er ſeine Beute und verſchwand.

Aboſaber kam bald wieder zurück, und ſuchte und rief ſeine Frau, aber vergebens: endlich blickte er auf den Sand und erfuhr ſein Unglück. Der Schmerz überwältigte ihn, er raufte ſich die Haare aus, zerriß und zerſchlug ſich die Bruſt. Doch endlich bekam er ſeine vorige Faſſung wieder; „Habe Geduld! Aboſaber ſagte er zu ſich ſelbſt, du liebſt deine Frau und ſie liebt dich; ohne Zweifel iſt es Gottes Wille geweſen, daß ſie in die Lage kommen ſollte, worinne ſie ſich befindet, um ſie vor noch ſchrecklichern Uebeln zu bewahren. ¿Kommt es dir zu, die Geheimniſſe der Vorſehung ergründen zu wollen? Unterwirf dich ihr und höre auf den Himmel durch deine Klagen und dein Murren zu beleidigen und zu ermüden. Dieſe Betrachtungen hatten ihn vollends beruhigt, er kehrte nicht in das Dorf zurück, woher er gekommen war, ſondern gieng auf eine Stadt zu, deren Minaretthürme er von weitem erblickt hatte. Wie er der Stadt nahe kam, wurde er eine Menge Arbeiter gewahr, die beſchäftigt waren, an dem Palaſte des Königs zu arbeiten. Der Aufſeher des

Baus erwiſchte ihn beym Arme, und zwang ihn, mit ſeinen Tagelöhnern zu fröhnen, bey Strafe ins Gefängniß zu wandern. Aboſaber war genöthigt Geduld zu haben, und ſich ſo gut als möglich fortzuhelfen, denn ſein ganzer Lohn beſtand in einem wenig Brod und Waſſer. Er hatte ſich einen Monat lang in dieſer beſchwerlichen und verdienſtloſen Lage befunden, als ein Arbeiter von der Leiter fiel und das Bein brach. Der arme Unglückliche ſtieß ein ſchreckliches Klaggeſchrey mit Flüchen und Verwünſchungen vermiſcht aus. Aboſaber trat zu ihm; Kamerad, ſagte er, du verbitterſt dir dein Unglück, ſtatt es dir zu erleichtern; habe Geduld! die Wirkung dieſer Tugend iſt immer wohlthätig; ſie macht die Widerwärtigkeiten erträglich, und ihre Macht iſt ſo groß, daß ſie einen Menſchen auf den Thron ſetzen kann, und wenn er in die Tiefe eines Brunnens hinabgeſtürzt worden wäre.

Der König des Landes ſchaute eben an einem Fenſter ſeines Palaſts, wohin ihn das Geſchrey des verunglückten Arbeiters gelockt hatte; er vernahm, was Aboſaber ſagte und ergrimmte: greif dieſen Menſchen, ſagte er, zu einem von ſeinen Offizieren und bringe ihn ſogleich her! Der Offizier gehorchte und Aboſaber wurde vor den Tyrannen geführt, deſſen

Stolz er, ohne ſein Wiſſen, gekränkt hatte, Frevler! ſagte der König zu ihm, ¿du glaubſt alſo, daß Geduld im Stande wäre, einen Menſchen aus der Tiefe eines Brunnens auf einen Thron zu erheben? gleich ſollſt du ſelbſt die Probe von deiner unverſchämten Behauptung machen! Zu gleicher Zeit befohl er, daß man ihn in einen trockenen tiefen Brunnen hinablaſſen ſollte, der im Innern des Palaſtes war. Hier beſuchte er ihn regelmäßig alle Tage, und brachte ihm ſelbſt zwey Stücken Brod. Aboſaber, ſagte er ſpottend zu ihm, es dünkt mich, als ob du immer noch in dem Brunnen wäreſt; ¿wann wird deine Geduld dich auf einen Thron ſetzen?'

Jemehr der Monarch des Gefangenen ſpottete, je mehr ergab ſich dieſer in ſein Schickſal; habe Geduld, dachte er bey ſich ſelbſt; erwiedere dieſen Spott nicht durch Vorwürfe; uns iſt keine Art von Rache erlaubt. Laß das Maaß des Laſters voll werden, der Himmel ſieht uns, und Gott iſt Richter! habe Geduld!

Der König hatte einen Bruder, den er an einem heimlichen Orte ſeines Palaſtes vor jedermann zu verbergen ſuchte. Aber aus Mißtrauen und Unruhe ſtand er beſtändig in Furcht, man möchte dieſen Bruder mit der Zeit hervorziehen,

ziehen, und auf den Thron ſetzen. Er warf ihn alſo, insgeheim in den Brunnen hinab, deſſen wir erwähnt haben. Dieſes unglückliche Opfer der Politik unterlag bald ſeinen vielen Leiden; er ſtarb, aber man erfuhr ſeinen Tod nicht; hingegen das Geheimniß ſeiner Gefangenſchaft im Brunnen, war unter der Hand laut geworden.

„Alle Großen des Reichs und das ganze Volk wurden über eine Grauſamkeit erbittert, die ſie alle mit gleicher Gefahr bedrohte; ſie empörten ſich gegen den Tyrannen und brachten ihn ums Leben. Aboſabers Begebenheit war ſchon ſeit langer Zeit aus dem Gedächtniſſe verſchwunden. Einer von den Bedienten des Palaſtes erzählte, daß der König täglich einen Menſchen, der in einem Brunnen ſäße, Brod gebracht, und ſich mit ihm unterhalten habe. Jedermann glaubte ſogleich, es ſey der Bruder, von dem man wußte, daß er in den Brunnen geworfen worden war. Man eilte zum Brunnen, ſtieg hinab, fand den geduldigen Aboſaber, und hielt ihn für den Thronerben. Ohne ihm Zeit zu laſſen zum Worte zu kommen, zog man ihn heraus, brachte ihn in ein Bad, bekleidete ihn mit dem königlichen Purpur, und ſezte ihn auf den Thron.

Der neue König, der ſeinen Grundſätzen immer getreu blieb, ließ den Himmel zu ſeinem Beſten ſchalten und faßte ſich in Geduld. Aus ſeinem äuſſerlichen Betragen, ſeiner Zurückhaltung und ſeiner Gelaſſenheit, ahndete man bereits eine glückliche Regierung, und die Folge rechtfertigte dieſe Erwartung. Er begnügte ſich nicht daran mit unerſchöpflicher Geduld, jedes entſcheidende Urtheil zu prüfen, ſondern er war auch, ſo viel ihm möglich, bey allen Verhandlungen und Geſchäften in Perſon zugegen. „Ihr Weßire, ihr Kadis, ihr Diener der Gerechtigkeit, pflegte er zu ſagen, habt Geduld! prüfet alles wohl, damit ihr euch in euern Urtheilen nicht übereilt!“ Man bewunderte ſeine Klugheit und gehorchte ihm in allen Stücken.

„Ein Monarch in der Nachbarſchaft von **Aboſabers** Königreiche, wurde durch einen mächtigen Feind überwunden und aus ſeinen Staaten vertrieben. Er flüchtete ſich mit einem kleinen Gefolge zu Aboſaber, der durch ſeine Tugenden, und ſonderlich durch ſeine Geduld allgemein berühmt war, und flehete kniend ſeine Gaſtfreundſchaft, ſeinen Beyſtand und ſeine Wohlthaten an. Aboſaber beurlaubte den Divan, um ſich mit dem flüchtigen Prinzen zu unterhalten. “Erkenne, ſagte er zu ihm, als er allein mit ihm war, erkenne den Abosaber, deinen geweſenen Unterthan, den du ungerechterweiſe ſeines ganzen Vermögens beraubteſt, und aus deinen Staaten verbannteſt. Siehe wie verſchieden uns der Himmel nach ſeiner Gerechtigkeit behandelt hat. Ich mußte durch dich an den Bettelſtab gebracht, mein Vaterland mit dem Rücken anſehen, aber ich ergab mich in mein Schickſal; ich hätte Geduld, und die Vorſehung ſetzte mich auf den Thron, da hingegen dein ungeſtümes, grauſames und übereiltes Betragen, dich von dem deinigen ſtürzte. Wenn ich dich ſo meiner Willkühr Preis gegeben ſehe, ſo iſt's mir, als ob ich bevollmächtigt wäre, andern Böſen zur Lehre an dir den Schluß des Himmels zu erfüllen."

„Nach dieſem Verweiſe und ohne eine Antwort abzuwarten, befahl Abosaber ſeinen Offizieren den flüchtigen König und ſein ganzes Gefolge auszuziehen und aus der Stadt zu führen. Die Befehle wurden auf der Stelle vollzogen, aber ſie verurſachten einiges Murren. ¿Wie konnte man einen unglücklichen, um Hülfe flehenden Fürſten mit einer ſolchen Härte behandeln? Es ſchien wider alle Geſetze der Menſchlichkeit und Politik zu ſtreiten.

„Einige Zeit darauf erfuhr Abosaber, daß eine Räuberbande einen Theil ſeiner Staaten unſicher machte, und ließ ſie durch Soldaten verfolgen. Sie wurde eingehohlt, umringt und vor ihm gebracht. Der König erkannte ſie für die Räuber, welche ihm ſeine Kinder entführt hatten; er verhörte ihren Anführer, ohne Gegenwart von Zeugen. Zu der und der Zeit, ſagte er, in der und der Wüſte, traft ihr einen Mann, eine Frau und zwey Kinder an; ihr plündertet Vater und Mutter und nahmt die Kinder mit euch; ¿was habt ihr mit ihnen angefangen, und wo ſind ſie? — Großer König, antwortete das Haupt der Räuber, die jungen Leute befinden ſich bey uns, und wir wollen ſie deiner Maj. übergeben, damit du mit ihnen macheſt was dir gut dünkt. Wir ſind auch bereit, dir alles auszuliefern, was wir bey dem Handwerk, das wir treiben, zuſammengeſcharrt haben; nur bitten wir dich, begnadige uns und ſchenke uns das Leben. Nimm uns unter die Zahl deiner Unterthanen auf; wir wollen uns beſſern und deine Maj. ſoll nie treuere und ergebenere Soldaten in ihren Dienſten gehabt haben! — Der König ließ ſich die jungen Leute ausliefern, bemächtigte ſich der Schätze der Räuber und ließ ihnen allen auf der Stelle den Kopf vor die Füße legen, ohne auf ihr Bitten und ihre Reue zu achten.

„Als Abofabers Unterthanen dieſe ſchnelle Hinrichtung ſahen, und ſich erinnerten wie der flüchtige König aufgenommen worden war, erkannten ſie ihren Monarchen nicht mehr. Welche Uebereilungen! ſagten ſie, ¿ iſt das der mitleidige König, der, wenn der Kadi jemand ſtrafen wollte, ihm beſtändig zurief: warte, prüfe, übereile nichts, habe Geduld? — Sie konnten ſich von ihrer Verwunderung gar nicht erhohlen; und ein neuer Vorfall ſezte ſie noch mehr in Erſtaunen. Ein Reiter verklagte ſein Weib; Abofaber, gab zur Antwort: bringe mir dein Weib, es iſt billig, daß ich dich anhöre, aber es iſt nicht minder billig, daß ich auch ihre Gründe vernehme. — Der Reiter entfernte ſich und kam einige Augenblicke darauf mit ſeinem Weibe zurück. Kaum hatte ſie der König betrachtet, ſo gebot er, daß man ſie in ſeinen Harem führen, und dem Reiter, welcher gegen ſie geklagt hatte, den Kopf abſchlagen ſollte. Der Befehl wurde vollzogen, aber die Weßire, die Kriegsbeamten und der ganze Divan murreten ſo laut, daß Abofaber es in ſeine Ohren hören konnte. Nein, murmelten ſie unter einander, nie ſahe man ſo viel Gewaltthätigkeit ſich häufen. Es iſt ein Barbar ſonder gleichen. Der König, den wir umgebracht haben, hat nie etwas gethan, was einen ſo gerechten Unwillen erzeugt hätte, und dieſer Bruder, den wir aus dem Brunnen zogen, und der Anfangs ſo viel Klugheit und Weisheit verrieth, verübt mit kaltem Blute jetzt Greuel, die faſt von Verrücktheit zeugen! Abosaber hörte dieſe Worte, und faßte ſich in Geduld, endlich winkte er Stillſchweigen und fieng alſo zu reden an:

„Ihr Weſire, ihr Kadi's, ihr Diener der Gerechtigkeit und ihr alle, die ihr Vaſallen dieſer Krone ſeyd und mir zuhört, ich habe euch ſo oft gebeten, euch nicht in euerm Urtheil zu übereilen; auch mir ſeyd ihr dieſe Nachſicht ſchuldig, und ich bitte euch, mich anzuhören.

„Ich habe die Stufe eines Glücks erſtiegen, das ich nie würde gewagt haben, zum Ziel meiner kühnſten Wünſche zu wählen, ſo ſchwer, ja faſt unmöglich ſchien die Zuſammentreffung aller der Umſtände, welche dazu erfodert wurden. Die Krone, die ich trage, iſt mir gleichgültig, denn ich hatte nach meiner Abkunft kein Recht auf ſie; mir bleibt nichts mehr übrig, als mir eure Hochachtung zu erwerben, indem ich vor euern Augen die Bewegungsgründe meiner Handlungen rechtfertige, und mich euch zu erkennen gebe. Ich bin nicht der Bruder des Königs, den ihr des Scepters unwerth hieltet, ich bin ein Menſch von ganz gemeinem Herkommen; ich wurde verfolgt, zu Grunde gerichtet, aus meinem Vaterlande verjagt, und flüchtete mich in dieſes Königreich, nachdem mir unterwegens meine beyden Kinder und mein Weib geraubt worden waren: aber ich beugte gottesfürchtig mein Haupt unter die Schläge des Schickſals. Ich wurde beym Eingang dieſer Stadt mit Gewalt weggenommen und gezwungen an dem Bau dieſes Palaſtes zu arbeiten. In der feſten Ueberzeugung, in der ich war, daß Geduld des Menſchen nothwendigſte Tugend ſey, ermahnte ich einsmal einen meiner Kameraden, der ſein Bein gebrochen hatte, ſich in ſein hartes Schickſal zu ergeben. Geduld, ſagte ich zu ihm, iſt eine ſo große Tugend, daß ſie einen Mann auf den Thron ſetzen könnte, ſelbſt wenn er in der Tiefe eines Brunnens ſchmachtete. Der König, mein Vorfahr, hörte es, meine Behauptung ärgerte ihn, und er ließ mich augenblicklich in den Brunnen werfen, aus welchem ihr mich gezogen und auf den Thron geſetzt habt.

„Der benachbarte Regent, den ein Thronräuber aus ſeinem Reiche vertrieb, und der meinen Beyſtand anflehte, war mein voriger König, der mich ſo ungerechterweiſe verbannt und meines Eigenthums beraubt hatte. Ich war nicht der einzige Gegenſtand ſeiner Launen und ſeiner Grauſamkeit geweſen, ſondern alle ſeine Unterthanen hatten unter meinen Augen Urſach gehabt, über ihn zu ſeufzen. Die Räuber, die ich ſtrafen ließ, waren die Räuber meiner Kinder, und hatten das Maas meines Elends vollgemacht: und der enthauptete Reiter war der Entführer meiner Frau, die er mir mit Gewalt nahm.

„Es war nicht meine Abſicht, durch dieſe Verurtheilungen meine Privatbeleidigungen zu rächen. Aber als euer erwählter König, als das Werkzeug Gottes auf Erden, hielt ich es mir nicht erlaubt, mich einer willkührlichen Gnade zu überlaſſen, die eure Macht ſchwächen konnte; ich glaubte den Willen der Vorſehung erfüllen zu müſſen und die menſchliche Geſellſchaft von Verbrechern zu reinigen, die überführt und für ſie gefährlich waren. Ein tyranniſcher König, der die Geſetze nicht mehr achtet, der nur ſeiner Leidenſchaft und ſeinen Launen frohnt, iſt die Geiſel ſeines Volks; und ſo wie es nicht erlaubt iſt, ihm nach dem Leben zu ſtehen, ſo iſt es noch weniger erlaubt, ihm einen Beyſtand zu leiſten, der ihn berechtigen würde, ſeiner Rache den Zügel, und ſich der Ungerechtigkeit und Wildheit ſeines Karakters zu überlaſſen: es iſt ſogar Pflicht der Klugheit, ihm die Mittel dazu zu benehmen. Straſenräuber, deren einzige Beſchäftigung iſt, Karawanen anzugreifen und Reiſende zu plündern, und die keinen andern Hang kennen, als Hang zur Unordnung, können niemals nützliche und wackere Bürger des Staats werden, vielweniger verdienen ſie, daß man ſie an der Ehre der Vertheidigung des Vaterlandes Theil nehmen laſſe. Sie mit Verbannung ſtrafen wollen, würde ſo viel heißen, ſie wieder ihrem erſten Zuſtande zu überliefern, ihre Zahl zu vermehren, und die Uebel fortzupflanzen, welche ſie in der Welt anrichten. Der Räuber eines Weibes iſt ein Ungeheuer in der menſchlichen Geſellſchaft, man muß ſie von ihm befreyen, denn wer ſich dieſe Schandthat erlaubt, kann ſich auch jede andere erlauben.

„Dieß, ihr Mitglieder des Divans, ſind die Bewegungsgründe meines Verfahrens geweſen. Strenge koſtet mir mehr Ueberwindung, als irgend einem, aber ich würde des Vertrauens meines Volkes unwürdig ſeyn, und gegen die Pflichten des Thrones fehlen, wenn ich nicht bey dieſer Gelegenheit Strenge bewieſen hätte.

„Hab' ich die Grenzen der oberſten Gewalt überſchritten, ſo bin ich bereit, ſie in eure Hände nieder zu legen. Mit meinem Weibe und meinen Kindern wieder vereinigt, und durch ſie im Beſitze der höchſten Güter, die der Allmächtige den Menſchen gewähren kann, bleibt mir alsdenn nichts übrig, als euch glückliche Tage unter einer weiſern Regierung als die meinige zu wünſchen!

„Als Abosaber ſeine Rechtfertigung geendigt hatte, hielten Verwunderung und Ehrfurcht die ganze Verſammlung in einem tiefen Schweigen gefeſſelt. Aber bald erſcholl Ein Zuruf im Divan von tauſend andern begleitet: „es lebe Abosaber! es lebe unſer König! es lebe der geduldige Monarch! Möchte er ewig leben! möchte ſeine Regierung ewig dauern! — Als der König ſich wieder auf ſein Zimmer begeben hatte, ließ er ſein Weib und ſeine Kinder vor ſich kommen, und überließ ſich den ſanften Regungen der Natur. ¿Siehſt du, ſagte er zu ſeiner Gemahlin, die Früchte der Geduld und die Folgen der Uebereilung? Komm' endlich von deinen Vorurtheilen zurück, und präge dieſe großen Wahrheiten den Seelen unſerer Kinder ein: Gutes und Böſes geſchehen unter den Augen der Vorſehung, und ihre göttliche Weisheit ſpendet unfehlbar Belohnung oder Strafe aus. Der Geduldige, der ſich ſeinem Schickſale unterwirft, wird früh oder ſpät mit Ehre gekrönt!“ —

• • •

Als Aladin ſeine Geſchichte erzählt hatte, hielt er ſich in den Schranken eines ehrfurchtsvollen Stillſchweigens. Bohetzad ſchien nachdenkend; „wie iſt es möglich, ſagte er, daß ſolche Lehren der Weisheit aus dem Munde eines Menſchen kommen können, deſſen Herz ſo verderbt und ſeine Seele ſo laſterhaft ſeyn muß? Jüngling, fuhr er fort und kehrte ſich zu dem vermeyntlichen Verbrecher, ich will noch einmal deine Hinrichtung bis morgen verſchieben. Die Warnungen, die du mir gegeben haſt, ſollen nicht fruchtlos bleiben. Ein Gauner von Handwerk muß aus der Klaſſe der Bürger des Staats und der Vertheidiger des Vaterlands ausgeſchloſſen, und die Erde von ihm geſäubert werden. Da du mich aber zu gleicher Zeit belehrt haſt, gegen die Uebereilung in Fällung eines Urtheils auf meiner Huth zu ſeyn, ſo ſey dir noch heute und die kommende Nacht dein Leben gefriſtet.“

Die Weßire blieben ihren Maaßregeln treu, den Sturz des Günſtlings nicht zu verfehlen, und der vierte Weßir fand ſich den andern Morgen mit neuen, dringenden Vorſtellungen gegen dieſen abermaligen Aufſchub einer gerechten Strafe beym Könige ein. Er wußte künſtlich das Gift der Schmeicheley mit ſeinen Warnungen zu vereinigen, die bisher, uneigennütziger

Dienſteifer ihm einzugeben ſchien. Auch war der Eindruck, den er auf den König machte, ſehr groß, und er ließ von neuem den unglücklichen Aladin vor ſich bringen und alle Anſtalten zu ſeiner Hinrichtung treffen. „Großer König, ſprach Aladin mit ſeiner gewöhnlichen Ehrfurcht und unerſchütterlichen Ruhe, ich unterwerfe mich willig meinem Todesurtheile. Die Umſtände ſcheinen meinen Tod zu heiſchen, und wäre auch dieſes nicht, ſo fühle ich, daß das Unglück, deine Ungnade auf mich geladen zu haben, ärger für mich als der Tod ſeyn würde. Iſt das Opfer einmal vollzogen, ſo werde ich es mir nicht reuen laſſen können, aber ein Tag wird kommen, wo deiner Maj. dein raſches Verfahren reuen wird, daß du wie Bhazad, der Sohn des Königs Cyrus, die Regeln der Klugheit nicht um Rath fragteſt.“

4.

Geſchichte Bhazads des Ungeduldigen.

Prinz Bhazad beſaß alle äußerliche Vollkommenheiten; ſeine Schönheit, die von den Dichtern beſungen wurde, war bey allen Nationen zum Sprüchworte geworden; er war die Zierde aller Geſellſchaften, die ſich faſt bloß mit ihm beſchäftigten. Einsmal unterhielt man ſich in einer Geſellſchaft von ſeiner Schönheit, ohne ſeine Anweſenheit bemerkt zu haben, man ſprach mit den größten Lobeserhebungen davon, bis einer von den Zuhörern, welcher bisher geſchwiegen hatte, ſein Stillſchweigen brach. Prinz **Bhazad**, ſagte er, iſt ohne Zweifel eine der ſchönſten Mannsperſonen auf der Welt, aber ich kenne ein Frauenzimmer, das in dieſem Stücke noch mehr Vorzüge von den Perſonen ihres Geſchlechts beſitzt, als er vor dem ſeinigen.

Dieſe Rede reizte **Bhazads** Neugierde mehr als ſeinen Stolz; er wendete ſich insgeheim an den, welcher dieß geſagt hatte; „könnte man nicht den Namen der Schönheit erfahren, fragte er ihn, deren Lob du eben geprieſen haſt?“ — „Prinz, antwortete dieſer, ſie iſt die Tochter eines der größten Vaſallen des Throns von Syrien; ſie entzückt die Augen durch ihre äußere Reize, aber die Eigenſchaften des Herzens und Geiſtes erhöhen noch ihre Vollkommenheiten!“ — Dieſe wenigen Worte machten auf **Bhazads** Herz einen lebhaften Eindruck, er war nun bloß mit dem Gegenſtande beſchäftigt, deſſen Lob er gehört hatte, und geizte nach ihrem Beſitze. Das Feuer, das ihn verzehrte, untergrub ſeine Geſundheit; ſeine Leidenſchaft machte ihn tiefſinnig, und die Einſamkeit bebend, und der König, ſein Vater, der über dieſe Veränderung erſtaunte, forſchte nach der Urſache und erfuhr ſie.

Bhazad geſtand dem **Cyrus** ſeine Leidenſchaft, und empfieng einige gelinde Verweiſe, daß er ſie ihm ſo lange verſchwiegen habe. „Weißt du nicht, ſagte er, daß der Prinz, deſſen Tochter du zur Gemahlin verlangſt, mein Vaſall iſt? und glaubſt du nicht, daß er ſich eine Verbindung mit mir für die gröſte Ehre ſchätzen würde?“ **Cyrus** ließ ſogleich den Vater der jungen Schöne zu ſich rufen, warb um ſie für ſeinen Sohn, und die beyden Väter wurden einig, daß **Bhazad** der Dame ein Heyrathsgut von 300,000 Goldſtücken mitbringen ſolle. Der künftige Schwiegervater bedingte ſich aber aus, daß die Vollziehung der Vermählung noch neun Monate aufgeſchoben werde. — „Neun Monate ſie nicht ſehen! Neun Monate ohne ihren Beſitz zubringen! nein, das halte ich nicht aus!“ rief der ungeduldige **Bhazad** und faßte zugleich den Entſchluß, ſeine Schöne aufzuſuchen. Er ſetzte ſich auf das beſte Pferd aus ſeinem Stalle, verſahe ſich mit allem Nothwendigen, bewafnete ſich mit Bogen, Lanze und Säbel, und trat unverzüglich die Reiſe an. Er war nicht weit von der Hauptſtadt Syriens entfernt, als er ſich von einer Räuberbande angegriffen ſahe; ſein ſtandhaftes Betragen und ſein martialiſches Weſen prägten den Räubern Ehrfurcht ein. Sie brachten ihn, als ſie ihn beſtohlen hatten, nicht ums Leben, wie es ſonſt ihre Gewohnheit war, ſondern ſie ſchlugen ihm vor, mit ihnen gemeinſchaftliche Sache zu machen, wenn er ſein Leben friſten wolle. Hätte Bhazad Verzicht auf ſein Leben gethan, ſo hätte er auch Verzicht auf ſeine Liebe thun müſſen, und doch widerſtritt das Handwerk eines Räubers ſeiner Denkungsart: er glaubte alſo, das klügſte wäre, wenn er den Räubern ſeinen Stand, den Bewegungsgrund ſeiner Reiſe und ſonderlich den fatalen Aufſchub von neun Monaten entdeckte, den ſeine Ungeduld ihm ſo unerträglich geſchildert hatte. — „Die neun Monate wollen wir dir bald abkürzen, antwortete das Haupt der Räuber; wir kennen das Schloß, worinne der Gegenſtand deiner Liebe wohnt. Stelle dich an unſere Spitze, wir wollen es angreifen, und wir ſind überzeugt, den Sieg davon zu tragen; für dieſen wichtigen Dienſt verlangen wir weiter nichts von dir, als die Theilung des Brautſchatzes, deinen Schutz für die Zukunft und einen Verzug von einigen Tagen, um uns zu dieſer Unternehmung rüſten zu können.“

„Bhazad in ſeiner Ungeduld wähnte ſich ſchon am Ziele ſeines Glücks; jedes Mittel dünkte ihm recht, ſobald es nur ſeine Leidenſchaft befriedigte, und er war nichts weniger als delikat in der Wahl. Er beſonn ſich keinen Augenblick, und ſetzte ſeinen Weg an der Spitze der Räuber fort.

„Sie ſtießen bald auf eine zahlreiche Karavane. Die Räuber ließen ſich von ihrer angebornen Raubſucht hinreißen, und griffen ſie an, aber ſie wurden mit Verluſt vieler Todten und Geſangenen zurückgeſchlagen; unter den letztern befand ſich auch Bhazad. Man brachte ihn nach der Hauptſtadt, wohin ſich die Karavane begab. Ihr Anführer ſtattete dem Könige Bericht von dem Vorfalle ab, und überlieferte ihm den Bhazad. Dieſer Jüngling, ſagte er, ſchien uns einen Vorzug vor den andern zu verdienen; wir bitten deine Majeſtät, mit ihm zu machen, was dir gut dünkt. Das vortheilhafte Aeußerliche des Geſangenen erregte die Aufmerkſamkeit des Monarchen. ¿Wer biſt du, junger Menſch, fragte ihn der König, du ſcheinſt mir nicht für das ſtrafbare Handwerk geboren, das du treibſt? wie biſt du in die Hände der Karavane gerathen. — Aus Furcht, ſeinen wahren Namen zu entehren, wollte ſich Bhazad nicht zu erkennen geben.

„Großer König, antwortete er, mein Aeußerliches darf deine Maj. nicht täuſchen; ich bin und war nie etwas anders, als ein Räuber von Handwerk. — Deine Antwort, erwiederte der König, ſpricht dir dein Todesurtheil. — Unterdeſſen, dachte er bey ſich ſelbſt, will ich mich nicht übereilen, man muß Schonung mit ſeiner Jugend und Achtung für die Vorzüge und Eigenſchaften haben, die ihn von Andern ſeiner Profeſſion auszeichnen. Iſt dieſer junge Menſch wirklich ein Räuber, ſo verdient er ſeine Strafe; iſt er aber ein unglücklicher Ball des Schickſals, der den Tod ſucht, um ſeinen Leiden ein Ende zu machen, ſo würde ich ein Mitſchuldiger ſeiner That werden, wenn ich ſeinem Lebensekel ein Gnüge thäte. So dachte der weiſe Monarch, und ließ den Bhazad in einem feſten Gefängniß verwahren, bis er nähere Erläuterungen eingezogen haben würde.

„Cyrus, nachdem er ſeinen Sohn in ſeinen Staaten vergebens hatte aufſuchen laſſen, ſchrieb in ſeinem Kummer an alle Fürſten Aſiens, um Nachrichten von ſeinem Sohne zu erhalten. Ein ſolcher Brief kam auch an den König, deſſen Gefangener Bhazad war. Aus der Beſchreibung erkannte er ſogleich, daß der junge Abentheurer im Gefängniſſe niemand anders, als der vielgeliebte Sohn des mächtigen Coriſchen Monarchen ſey. Wie freute er ſich jetzt über ſeine Mäßigung, und daß er nicht zu raſch in Vollſtreckung ſeines Urtheils geweſen war!

— „Er ließ ſogleich den Gefangenen vor ſich bringen, und drang in ihn, ihm ſeinen Namen zu ſagen. Ich heiße Bhazad, antwortete der Jüngling! — ¿Du biſt alſo der Sohn des Königs Cyrus; aber was bewog dich, deine hohe Abkunft zu verheimlichen? Hätte ich nicht mit deiner Hinrichtung gezögert, ſo hätte es dir das Leben und mir den ewigen Vorwurf gekoſtet, dich als einen verworfenen Mörder und Räuber behandelt zu haben. — Großer König, erwiederte Bhazad, nachdem er ihm den ganzen Verlauf ſeiner Geſchichte erzählt hatte, ich zog den Tod der Schande vor, und wollte nicht einen berühmten Namen beflecken. — Mein Sohn, erwiederte der weiſe Monarch, es herrſcht ſehr viel Unbeſonnenheit in deinem Betragen. Siehe, wozu dich deine verwegene Ungeduld verleitet hat, und in welchen Abgrund von Verderben ſie dich ſtürzen konnte! Zähme dieß Ungeſtüm und mäßige deine Ungeduld. Ich will auf Mittel ſinnen, wie du früher zu dem Beſitze deiner Braut gelangen kannſt; aber wir wollen nichts übereilen und alles auf eine, deinem Range anſtändige, Art, zu bewerkſtelligen ſuchen.

„Der König ließ den Bhazad prächtig kleiden, gab ihm eine Wohnung in ſeinem Palaſte, und er mußte mit ihm an einer Tafel ſpeiſen. Er ſchrieb an Cyrus, daß er ſich über das Schickſal ſeines Sohnes beruhigen möchte und unterdeſſen ließ er die nöthigen Anſtalten treffen, damit Bhazad mit dem erfoderlichen Glanze an dem Hofe des Prinzen erſcheinen könne, mit deſſen Tochter er ſich vermählen ſollte. Dem ungeduldigen Bhazad deuchteten alle dieſe Anſtalten äußerſt läſtig, weil ſie ſein Glück verzögerten, aber endlich wurde der Befehl zum Aufbruche gegeben und er konnte ſeinen Weg antreten. Eine kleine Armee diente ihm zur Bedeckung und jeder Raſttag, den der Zug machte, dünkte dem verliebten Prinzen ein Jahrhundert.

„Der Vater der Prinzeſſin war durch Vorläufer von der Ankunft ſeines Eidams benachrichtiget worden; er empfieng ihn mit ſeiner Tochter, die verſchleyert war, am Eingange ſeines Schloßes; und räumte ihm ein prächtiges Zimmer neben dem Zimmer ſeiner künftigen Gemahlin ein. Die beyden Väter hatten bereits vorher die nöthigen Einrichtungen und Verabredungen getroffen, und da in drey Tagen die Zeit der neun Monate um war, ſo wurde alles zu den Vermählungs-Feyerlichkeiten in Bereitſchaft geſetzt.

„Bhazad war von dem Gegenſtande ſeiner Wünſche nur durch eine dünne Wand getrennt; in drey Tagen ſollt' er ſie ſehen und als Gemahlin umarmen; aber dieſe Wand war für ihn der Berg Araphat, und dieſe drey Tage ſchienen ihm eine Ewigkeit. Weil er ſich unaufhörlich erkundigte, was ſie mache; ſo erfuhr er einsmals, daß ſie ſich vor ihrem Putztiſche, unter den Händen ihrer Sclavinnen befinde. Sogleich regte ſich in ihm ein heftiges Verlangen, ſie ſo und ohne Schleyer zu belauſchen und ſich mit Muße an ihrem Anſchauen zu weiden. Er durchſuchte ſein ganzes Zimmer, um ein Mittel ausfindig zu machen, wie er ſeine Ungeduld und Neugierde ſtillen könnte. Zu ſeinem Unglück entdeckte er hinter einem Verſchlage ein kleines Gitterfenſter, und guckte durch, aber ein Verſchnittener, der hier Wache ſtand, wurde den Vorwitzigen gewahr, und ſtieß ihm, ohne ihn zu kennen, mit der Spitze ſeines Säbels beyde Augen aus. Der Prinz erhob ein klägliches Geſchrey: man ſtürzte von allen Seiten herzu; man umringte den Verwundeten; man forſchte, was ihn in den kläglichen Zuſtand verſetzt habe, worinne man ihn erblickte. — Meine Ungeduld! antwortete der Prinz mit bitterem Schmerze, ich vergaß zu bald den weiſen Rath des Königs, meines Wohlthäters. In drey Tagen würd' ich die geſehen

[illegible]

und beſeſſen haben, die mein Glück vollkommen machen ſollte, aber ich vermochte nicht, dieſen kleinen Aufſchub geduldig abzuwarten; meine Augen wollten zum voraus das Entzücken genießen, ſie zu ſehen und nun ſind ſie für ihren Vorwitz durch die gänzliche Beraubung beſtraft! — —

„So, fuhr Aladin fort, büßte Bhazad der Ungeduldige in dem Augenblicke, wo er im Begriffe ſtand, glücklich zu werden, dieſe Hofnung auf ewig ein, und mußte ſich dem ſchmerzhafteſten Verluſte unterwerfen. Er hätte eingedenk ſeyn ſollen, welchen Gefahren ihn ſeine erſten Unbeſonnenheiten ausgeſetzt hatten, und mit welcher weiſen Langmuth ſich der König gegen ihn betrug, dem er Glück und Leben ſchuldig war; aber wer ohne Ueberlegung handelt, muß ſelbſt durch Erfahrung klug werden, und nur ein weiſer Mann weiß die Erfahrung anderer zu nützen!“

* * *

Dieſe neue Geſchichte erweckte in Bohetzad mancherley Betrachtungen; er hob den Divan auf und ließ den Aladin wieder ins Gefängniß zurückführen.

Der folgende Tag war der Arbeitstag des fünften Weſirs. Er verfügte ſich in den Palaſt, feſt entſchloſſen, der Sache endlich einmal den Ausſchlag zu geben. „Großer König, ſagte er zu dem Monarchen, ehe ich deiner Majeſtät etwas anderes vortrage, iſt es meine Schuldigkeit, dir die große Gefahr vorzuſtellen, der du dich durch den ſteten Aufſchub der Beſtrafung des Sohnes des Räuberhauptmannes ausſetzeſt. Das Geſetz, das ihm ſein Urtheil ſpricht, iſt klar und deutlich; jeder Unterthan, der ſeine verwegenen Blicke auf ein Frauenzimmer zu heften wagt, macht ſich ſchon des Todes ſchuldig, und nicht ohne Schaudern kann ich daran denken, daß dieſer Frevler es gewagt hat, ſeine ſchändlichen Abſichten auf die Königin ſelbſt zu richten. Welches Geſetz wird nicht in Zukunft übertreten werden können, wenn dieſe Beleidigung ungeſtraft bleibt! Das Volk, das über die böſen Folgen bekümmert iſt, fodert von deiner Maj. das Beyſpiel einer ausgezeichneten Strenge, und die Stimme des Volks iſt die Stimme Gottes. Dieſes weiſe Geſetz wurde von jeher in Ehren gehalten und erlangt ſonderlich in dieſem Augenblicke die Kraft eines göttlichen Gebots."

Bohezad fühlte ſeinen Unwillen über den Schimpf, der ihm, wie er glaubte, angethan worden war, von neuem erwacht, und machte ſich Vorwürfe, daß er ſo lange angeſtanden ſey, ſich Genugthuung zu verſchaffen. Aladin wurde mit dem feſten Entſchluße, aus ſeinem Gefängniſſe abgeholt, dießmal ſeine Strafe zu leiden. „Ich habe dir zu lange mein Ohr geliehen, ſagte Bohezad, als er vor ihm erſchien; deine Worte ſind lauter Argliſt und Betrug; aber dein Verbrechen iſt klar und erwieſen, und du ſollſt jetzt deinen Kopf verlieren.“ — „Ich habe kein Verbrechen auf mich geladen, antwortete Aladin, und meine Unſchuld verſichert mir den Schutz des Himmels. Strafbare mögen zittern, ich bleibe ruhig. Jenen iſt es unmöglich der Rüge ihrer Schandthaten zu entfliehn, und ſo ſehr ſich vielleicht auch ihre Bosheit in dieſem Augenblicke mit einem Ausgang nach Wunſche ſchmeichelt, ſo prophezeihe ich ihnen doch daß ſie früh oder ſpät das Schickſal des Königs Dabdin und ſeines Weßirs erfahren werden.“

„Ich bin doch begierig zu hören, ſagte Bohezad, welche Belehrungen uns die Geſchichte dieſer beyden Perſonen in deiner Sache geben kann?“

5.

Geſchichte der Wunderſchön, die ſich in ihr Schickſal fügte.

„Dabdin, ein mächtiger König, fieng Aladin ſeine Erzählung an, hatte zwey Weſire, von welchen der eine Zoraſchan und der andere Baradan hieß. Zoraſchan hatte eine Tochter, die zum Entzucken ſchön war, und der er deswegen den Namen Wunderſchön gab. Ihre Tugenden kamen ihren übrigen Vollkommenheiten gleich; ſie war eine gute Moſlemin, wiedmete ſich vorzüglich dem Studium des göttlichen Korans, war gottesfürchtig und beobachtete ſtreng die Gebetzeit. König Dabdin verliebte ſich auf den bloßen Ruf in ſie, und warb bey Zoraſchan ihrem Vater um ihre Hand. Der Weſir bat um Erlaubniß, mit ſeiner Tochter darüber ſprechen zu dürfen, und der König bewilligte es ihm, doch unter der Bedingung, daß die Sache ſchleunig zu Stande gebracht werde.

„Der Weſir entdeckte ſeiner Tochter die Abſichten des Monarchens, aber Wunderſchön gab ihm zur Antwort: Vater, ich fühle keine Neigung zum Heirathen, und geſchähen mir zwey ungleiche Heyrathsanträge, ſo würde ich immer den Vorzug demjenigen geben, welcher mich zu erniedrigen ſchien, weil ich überzeugt wäre, da wenigſtens einen Mann zu bekommen, der kein anders Weib hätte, als mich. Als Gemahlin des Königs aber genieße ich blos die Ehre ſein Bette zu theilen, und mich in die Sklavin meines Mannes verwandelt zu ſehen. Ich geſtehe dir Vater, daß ich nicht Stärke genug in mir empfinde, eine ſolche Demüthigung und Nebenbuhlerinnen zu ertragen. Dabdin lächelte als ihm Zoraſchan dieſe Antwort hinterbrachte, denn ſie war ganz den natürlichen Empfindungen eines Frauenzimmers angemeſſen, der man Delikateſſe und Ueberlegung zutrauen kann. Die Entdeckung dieſer ſchätzbaren Eigenſchaften mußten die Leidenſchaft des Monarchen noch mehr entflammen als ſchwächen. Sage deiner Tochter, ſprach er zum Weſir, daß ich ſie liebe und daß meine Liebe und meine Zärtlichkeit ihre Unruhe zu beſänftigen wiſſen werde, daß ich ſie aber durchaus zu meiner Frau haben wolle. Zoraſchan meldete der Wunderſchön den Befehl des Königs. Mein Vater, antwortete ſie betrübt und erſchrocken, ich ziehe den Tod dem Opfer vor, das du von mir verlangſt, lieber will ich in Wüſten die Nahrung der wilden Thiere theilen, als einer ſolchen Tyranney mich unterwerfen. Laß mich dort meine Zuflucht ſuchen; der große Prophet wird über meine Tage wachen!

„Zoraſchan, der die Standhaftigkeit ſeiner Tochter ſahe, und den Starrſinn ſeines Königs kannte, wußte nicht, wozu er ſich entſchließen ſollte. Endlich ſiegte die väterliche Liebe, er nahm ſich vor, mit **Wunderſchön** in ein fremdes Land zu fliehen, und ſeine koſtbarſten Habſeligkeiten mit ſich zu nehmen. Sie beſtiegen die beſten Pferde aus ihrem Stalle und flohen in Begleitung einiger Sklaven der Wüſte zu. Sobald **Dabdin** ihre Entweichung erfuhr, ſetzte er ihnen mit einer zahlreichen Bedeckung nach. Einige Offiziere auf vortrefflichen Rennpferden machten die Vorläufer, und ungeachtet der Weßir und ſeine Tochter ihre Flucht ſo viel möglich beſchleunigt hatten, ſo wurden ſie doch eingeholt und gefangen genommen. **Dabdin** kam dazu und zerſchmetterte mit einem Schlage ſeines **Daburs** *) Zoraſchans Hirnſchädel; er entführte **Wunderſchön**, ſperrete ſie in ſeinen Palaſt und zwang ſie, die Hand des Mörders ihres Vaters anzunehmen.

---

*) Eine Art von morgenländiſchen Scepter: eine goldene Streitkolbe, deren Knopf gerieft iſt, und Stacheln hat. Die Fürſten des Morgenlandes pflegen dieſe Waffen zu führen.

„Die traurige Wunderſchön ergab ſich in ihr Schickſal, und verbarg in ihrem Herzen den Gram, der ſie peinigte. Ihre Gottesfurcht, ihre Frömmigkeit, ihr Eifer in Erfüllung ihrer Pflichten, waren ihr Troſt, und ungeachtet ihrer ſteten Schwermuth, erwarb ſie ſich doch durch die Sanftmuth ihres Karakters, verbunden mit ihrer ſchönen Geſicht, immer mehr und mehr die Liebe ihres barbariſchen Eheherrn, der faſt ohne ſie nicht mehr leben konnte. Unterdeſſen mußte er ſich doch auf einige Zeit von ihr trennen. Der Feind zeigte ſich an den Grenzen und drohete mit einem Einbruche. Dabdin voll kriegeriſchem Muth, ſtellte ſich an die Spitze ſeiner Armee, und zog dem Feinde entgegen. Vor ſeinem Abmarſche übergab er das Ruder des Staats ſeinem Weßir Karadan, auf den er ſein ganzes Vertrauen geſetzt hatte. „Ich empfehle dir auch, ſprach er die Königin, meine Gemahlin; du weißt, ſie iſt mein Liebſtes auf der Welt. Komme allen ihren Wünſchen zuvor, und ſuche ſie zu befriedigen. Du ſollſt mir mit deinem Kopfe für die geringſte Klage ſtehen, die ſie über dich führen könnte. Ich trage dir auf, in meiner Abweſenheit zu regieren und ich untergebe alles deinen Befehlen!

„Karadan war äuſſerſt von einem ſo ehrenvollen Zutrauen, ſonderlich was die Königin betraf, geſchmeichelt, aber er war begierig, ſich mit ſeinen Augen von dieſem Wunder von Schönheit zu überzeugen, auf welches der König ſo neidiſch ſchien. Da ihm alles in deſſen Abweſenheit zu Gebote ſtand, ſo fand er bald Gelegenheit ſeinem Willen zu gnügen, aber kaum hatte er die Gemahlin ſeines Herrn erblickt, ſo verliebte er ſich ſo heftig in ſie, daß er den Verſtand und die Ruhe verlor. Dieſe Königin, ſagte er, muß mit dem Firmament geboren ſeyn: ihre Schönheiten ſind himmliſch, und ſtrahlender als die Sterne des Himmels. Kein Preiß iſt zu theuer um ihre Liebe zu gewinnen! doch ſie iſt ja ein Weib, und wird gewiß ſo gut einer Leidenſchaft fähig ſeyn, als jede andere; laß uns verſuchen, ob wir ihr Herz rühren können! — Er ſetzte ſich und ſchrieb folgendes:

„Königin, die Liebe, die du mir eingeflößt haſt, verſetzt mich in einen ſchrecklichen Zuſtand, ich bitte dich, erlaube mir, dich nur einen Augenblick ſprechen zu dürfen: wenn dein Mitleiden ſich weigert, mir dieſe Gnade anzugedeihen, ſo ſtirbt der unglückliche Karadan.„

„Die Königin ärgerte ſich über den unverſchämten Brief und ſchickte ihn auf der Stelle mit folgender Antwort zurück: „Weſir, der

König hat ſein ganzes Vertrauen auf dich geſetzt, und dein Herz ſollte voll heiliger Treue und Gehorſam ſeyn. Briefe von dem Inhalte mußt du an deine Gemahlin, nicht an mich, ſchreiben. Erfülle gegen ſie die Pflichten eines treuen Gatten und ſey verſichert, daß eine neue Unbeſonnenheit von der Art, dich unfehlbar deinen Kopf koſten wird.“ — Dieſe Antwort dämpfte Karadans Liebesgluth, aber das weiſe Betragen der Königin, ſtatt ihn zu beſänftigen, ſetzte ihn in die lebhafteſte Unruhe. Sie iſt zu gottesfürchtig, dachte er; aus lauter Frömmigkeit wird ſie dem König meine Verwegenheit entdecken und mein Kopf ſteht in Gefahr. Sie hat mir meinen Brief zurückgeſchickt; ich will den Ueberbringer aus der Welt ſchaffen, und da ſie keinen Beweis gegen mich anführen kann, zu meiner Sicherheit ſie ſelbſt ins Verderben ſtürzen. Indem er dieſen Entſchluß faßte, hatte die Königin aus einem Ueberreſt von Achtung und Güte ſich noch der Geſundheit des Weßirs erkundigen laſſen. Sie erhielt zur Antwort, er ſey genöthigt, das Bette zu hüten. Aber die Prinzeſſin ahndete nicht, daß dieſe Unpäßlichkeit nur die Wirkung der Beängſtigung über den Ausgang des Anſchlags war, den dieſer Miniſter gegen ſie im Sinne führte.

„Dabdin hatte ſeine Feinde geſchlagen und kehrte triumphirend nach ſeiner Reſidenz zurück. Karadan war einer der erſten, welcher ihm Glück zu ſeinen Siegen wünſchte und ihm zugleich Rechenſchaft von der Verwaltung des Reichs, zu ſeiner Zufriedenheit, ablegte. Nur über einen einzigen Punkt beobachtete der liſtige Karadan das Stillſchweigen, und reizte dadurch den König, deswegen in ihn zu dringen. Ich würde mich, ſagte endlich Karadan, des Vertrauens, womit du mich beehret haſt. unwürdig halten, wenn ich Trotz meiner Ehrerbietung für die Königin, nicht der Nothwendigkeit nachgäbe, über ihre Aufführung die bitterſten Klagen zu führen. Unter dem Deckmantel falſcher Andacht, hat ſie ſich an ihren Pflichten und an der Religion verſündigt, und ohne Erkenntlichkeit gegen den ſchmeichelhaften Vorzug, deß du ſie gewürdigt hatteſt, dein königliches Ehebette befleckt. — ¿Haſt du Zeugen? fragte Dabdin zitternd. — Anfangs wollte ich, antwortete der Miniſter, es ſelbſt nicht glauben, aber unglücklicherweiſe überführten mich meine eigenen Augen. Kurz nach der Abreiſe deiner Majeſtät warnte mich heimlich eine von den Sklavinnen der Königin, und führte mich durch eine verborgene Thür in das Innerſte des Palaſtes. Hier ſtellte ſie mich bey ein Fenſter, das in Wunderſchöns Schlafge-

mach

nach gieng. Ich gab aufmerkſam hinter den Gittern Acht und wurde Augenzeuge ihrer Untreue und wie ſie dir den elenden Aboilkar, den Sklaven ihres Vaters Zoraſchan vorzog. — Bey dieſer Erzählung verdoppelte ſich die Wuth des Königs, indem er ſich Gewalt anthat, ſie zu verbergen — Weßir, ſagte er zum Karadan, mein Wille iſt, daß alle Umſtände von dieſer ſchändlichen Verrätherey ein ewiges Geheimniß bleiben ſollen. Laß den Aboilkar in einen Kerker werfen, und ſchicke mir den Oberſten meiner Verſchnittenen.

„Der Weßir erfüllte den Befehl ſeines Herrn und brachte ihm den Verſchnittenen. Sklave, ſagte der König zu ihm, thue was ich dir befehle, und bringe mir auf der Stelle das Haupt der Königin! Bey dieſem unerwarteten Befehle fühlte ſich der Verſchnittene, deſſen ganz leidende Lage keine Widerrede erlaubte, von einer Bewegung hingeriſſen, über die er nicht Herr war. Großer König, ſagte er, es gebührt mir nicht, die Urſache eines ſo ſtrengen Befehls zu ergründen, ich darf keinen Zweifel in ſeine Gerechtigkeit ſetzen: aber Wunderſchön iſt deine Favoritſultanin; ſie iſt Königin; dieſe Todesart würde deinen Ruhm beflecken, ihr Blut würde auf dich fallen, und du würdeſt zu allerhand Gerüchten Anlaß geben, der für dich entehrend ſeyn würde. Verbanne ſie lieber in die Wüſte. Ich nehme es auf mich, ſie dahin zu bringen. Sie kann dort ohne ein Wunder nicht am Leben bleiben, und der Himmel thut keine Wunder zum Beſten der Boſen!.

„Der König billigte dieſe Bewegungsgründe, und befahl dem Oberſten der Verſchnittenen, dieſen Entſchluß auszuführen. Der Verſchnittene ſetzte die Königin auf ein Kamel, das er ſelbſt leitete und begab ſich mit ihr nach der Wüſte; doch vergaß er nicht, ſich mit einigen Lebensmitteln zu verſehen.

„Der Verſchnittene war ein guter Moſlem; er kannte die Gottesfurcht der Konigin, und ihren Eifer in Erfüllung ihrer Pflichten; er konnte ſich ohnmöglich überreden, daß ſie etwas Böſes begangen haben ſollte, er war von ihrer Unſchuld überzeugt und behandelte ſie mit aller der Ehrfurcht und Schonung, welche ihre Tugenden einflößten. Nachdem ſie ihre Reiſe einige Tage fortgeſetzt hatten, gelangten ſie in eine kleine Ebene, am Fuß eines Felſens, aus welchem ein Bach ſtrömte, der in einer kleinen Hölung des Felſens ſein Waſſer zu einem kleinen Becken ſammelte. Der Verſchnittene glaubte, daß dieſer Ort noch der beſte und leidlichſte in der ganzen Wüſte ſey, um ſeinen ſtrengen Befehl zu erfüllen, und die Königin hier der Vorſehung zu überlaſſen. Er ließ ſie vom Kameel ſteigen, machte ihr eine kleine Wohnung in einer Felſenhöhle zurecht, legte die wenigen Lebensmittel hinein, die er mit ſich gebracht hatte und nahm Abſchied von der Unglücklichen, indem er häufige Thränen vergoß. Verzieh noch einen Augenblick, ſagte **Wunderſchön,**" die während der ganzen Reiſe das Stillſchweigen beobachtet hatte, verlaß mich nicht ohne mir die Urſachen zu entdecken, warum ich in dieſe Wüſte unter die wilden Thiere verbannt bin. Hierauf erzählte ihr der Verſchnittene, was ihm der König aufgetragen habe; zugleich verbarg er ihr nicht, daß die erſten Befehle noch weit ſtrenger gelautet hätten, daß er aber ſo glücklich geweſen ſey, ihren Widerruf zu bewirken. — ¿Hat man dir nicht geſagt, weſſen man mich beſchuldigt? fragte ſie weiter. — Der Verſchnittene antwortete, man habe es ihm verſchwiegen.

„Die Königin dankte ihm für ſeine Aufmerkſamkeit, für ſeine Sorgfalt und Achtung, und daß er für die Erhaltung ihres Lebens gewacht habe. Ich will dieß Leben, fuhr ſie fort, das du mir friſteteſt, anwenden, um für dich zu beten. Ohne Zweifel bin ich verläumdet worden, aber wenn einſt der Schleier fallen wird, der jetzt die Augen des Königs verfinſtert, ſo ſage ihm, weiſer Sterblicher, daß er ſein Haupt in Staub und Aſche hülle, um den Mord meines Vaters zu büßen. Sage ihm, daß die göttliche Gerechtigkeit ihn früh oder ſpät treffen werde, wenn er nicht darauf denkt, ſie zu entwaffnen. Daß er mich in dieſe ſchreckliche Wüſte verbannte, das rettete mich aus den Armen eines Vatermörders. Ich beklage ihn, ihn und alle, die ihn zu den barbariſchen Entſchluße verleitet haben. Aber bey meinem Unglücke dank' ich ihm noch daß er mir Gelegenheit verſchafft hat, nun mit Muße die Wunder Gottes betrachten zu können, die man in den Paläſten der Könige ſo ſelten ſieht. Sie ſchwieg, und der Sklave entfernte ſich, ſchmerzlich vom harten Schickſale ſeiner Königin gerührt.

„Wunderſchön, befand ſich nun allein in der Wüſte, aber wo kann es eine wahre Einöde für eine Seele, wie die ihrige geben, welche Geduld und Ergebung in Gottes Willen zu Begleitern hat, und ſich durch Gebet und gottesfürchtige Betrachtungen unaufhörlich mit ihrem Schöpfer unterhält. Dieſe fromme Schönheit bewohnte wechſelsweiſe die verſchiedenen Hölen des Felſens; ſie vermehrte die wenigen Lebensmittel, die man ihr gelaſſen hatte, durch Wurzeln und wildes Obſt, und ſchien ungeachtet es ihr an allem gebrach, an Nichts Mangel zu leiden. Wenn ein wildes Thier ſie anfallen wollte, ſo flüchtete ſie ſich ruhig in die unterirdiſchen Grüfte, deren Zugänge ſie ſo ſchmal und mühſam gemacht hatte, daß das reiſſende Thier ihr nicht folgen konnte. Während es ſeinen Unmuth, ſeine Beute verfehlt zu haben, in ohnmächtigen Gebrülle aushauchte, ſeegnete die unglückliche Königin den Himmel, der dem Menſchen in Widerwärtigkeiten Muth, Stärke und Erfindungskraft verlieh. Als ſie einſtmal in einer von ihren Hölen, die ihren Ausgang gen Mittag hatte, dem Schöpfer ihre Ehrfurcht und Anbetung zollte, wurde ſie von weitem von dem Kameeltreiber des Königs Raſſera erblickt, der in dieſem Theil der Wüſte, einigen von ſeinen verirrten Kameelen nachſpürte. Dieſer Mann erſtaunte nicht wenig, eine ſo ſchöne Dame in einem ſolchen Zuſtande, anzutreffen und fragte ſie, wer ſie ſey und was ſie in dieſe Einöde gebracht habe. Moſlem, antwortete ſie, du ſiehſt vor dir die Sklavin Gottes und des heil. Propheten; ihr Wille war es daß ich in dieſe Wüſte verbannt werden ſollte, ich unterwerfe mich alſo ihren Willen und werde ihnen mein ganzes Leben durch dienen. Der Kameeltreiber fühlte ſein Herz von Liebe für dieſe fromme Schönheit entglüht, und bot ihr, mit ſeiner

Hand, die Hälfte ſeines kleinen Glücks und alle Hülfe an, die in ſeinen Kräften ſtünde. Edelmüthiger Mann, antwortete **Wunderſchön**, ich will Gott und nicht den Menſchen dienen. Nur eins will ich mir von deiner Wohlthätigkeit erbitten, die Felſen, die mich hier umgeben, gewähren mir zwar einen ſichern und bequemen Schlupfwinkel, aber es wird mir in wenig Tagen an Waſſer fehlen, denn dieſer Bach wird bald vertrocknet ſeyn. Bringe mich an einen Ort, wo ich dieſelben Bequemlichkeiten zu meiner Wohnung und zu gleicher Zeit eine lebendige unverſiegbare Quelle antreffe, die mir Waſſer giebt, und meine täglichen, im Geſetz vorgeſchriebenen Reinigungen zu verrichten und meinen Durſt zu löſchen. — Ich kenne einen Ort, wie du ihn wünſcheſt, antwortete der Kameeltreiber, aber er liegt weit von hier und du wirſt die Beſchwerlichkeiten des Wegs nicht aushalten können, wenn du nicht mein Kameel beſteigſt. **Wunderſchön** nahm den Vorſchlag an; ſie begaben ſich mit einander nach dieſer Gegend und erreichten ſie nach einigen Stunden.

„Der Kameeltreiber ließ ſein Kameel niederknien, und **Wunderſchön** ſtieg ab. Er zeigte ihr eine ſchöne Quelle und daneben verſchiedene unterirdiſche Klüfte, die noch weit bequemer, als die im alten Felſen waren. Er gab ihr hierauf alles, was er von Lebensmitteln bey ſich hatte; Ich bin, ſagte er, der Kameeltreiber des Königs Raſſera, des mächtigſten Monarchens des Orients. Er liebt ſeine Kameele ſo leidenſchaftlich, daß ihnen niemand als er ſelbſt ihr Futter reichen darf. Ich habe das Unglück gehabt, daß drey von dieſen Kameelen, und juſt die, welche er am liebſten hatte, ſich verirrt haben, ich wage es nicht, mich ohne ſie vor ihm ſehen zu laſſen, aus Furcht, am Leben geſtraft zu werden. Du, deren brünſtiges Gebet dort oben Erhörung gewiß findet, bitte den Himmel, daß er mich wieder finden läßt, was ich verloren habe.

Ehrlicher Mann, antwortete Wunderſchön, du haſt an mir eine milde That ausgeübt, und du wirſt dafür belohnt werden. Suche deine Kameele, du wirſt ſie finden.

Voll Vertrauen begab ſich der Kameeltreiber hinweg, um ſeine Kameele zu ſuchen, und wurde in ſeiner Erwartung nicht betrogen, denn in einer kleinen Entfernung traf er ſie an, und nahm freudig mit ihnen den Weg nach der Stadt; dankbar dachte er darüber nach, wie glücklich er geweſen ſey, die ſchöne Unbekannte angetroffen zu haben.

„Kaſſera beſuchte wie gewöhnlich ſeine Kameele. Der Kameeltreiber erzählte ihm ſeine Begebenheit und wie er die verirrten Kameele durch Vermittelung der frommen Unbekannten wieder fand. Der Monarch wurde begierig, ſich mit eigenen Augen von einer ſo außerordentlichen Sache zu überzeugen: er ſetzte ſich zu Pferde und ließ ſich, wohl begleitet, durch den Kameeltreiber in die Wüſte an den Ort bringen, wo dieſer die Wunderſchön verlaſſen hatte.

„Es war um die Mittagsſtunde; Wunderſchön ſaß an der Quelle, auf dem Raſenteppich ihres Ufers, und verrichtete ihr Gebet; ſie hatte die Augen und Hände gen Himmel erhaben und ihre ſchönen Haare rollten über ihre Schultern. Sie glänzte in ihrer Schönheit, wie die Lilie auf einem Blumenbeete. Sie war ſo vertieft in ihre Gottesbetrachtung, daß der König Zeit hatte, ſich ihr zu nähern, ohne von ihr bemerkt zu werden, und ſie nach Muße betrachten konnte. Er fand, daß ſie weit über die Lobeserhebungen erhaben war, welche der plumpe Kameeltreiber von ihr gemacht hatte, und redete ſie ehrerbietig an. ¿Schöne Dame, ſagte er, ich bitte dich, wenn es nicht unbeſcheiden iſt, mir zu ſagen, wer du biſt und was du hier machſt? — Herr! antwortete ſie, du ſiehſt vor dir eine fromme Einſiedlerin, Gottes Magd, die ihm in dieſer Wüſte dient. — Du willſt dich mir nicht zu erkennen geben, fuhr der Monarch fort, aber ich will weniger zurückhaltend gegen dich ſeyn, und ich ſchmeichele mir, daß du nach dieſem Beweiſe meines Vertrauens dich nicht weigern wirſt, meinen Vorſchlag anzunehmen. Ich bin Kaſſera, der König der Könige des Orients, ich biete dir mein Herz und meine Hand an, und ich glaube dir dadurch eine Ehre zu bezeigen, die deiner und meiner würdig iſt. — Großer König, antwortete Wunderſchön, unmöglich kann ich glauben, daß der mächtigſte unter den Königen der Erde ſich ſo weit herablaſſen wird, ein armes, in der Wüſte irrendes Weib zu ſeiner Gemahlin zu nehmen, deren Dürftigkeit und niedrige Abkunft alles verräth. Ich habe zu viel Achtung für menſchliche Hoheit und Größe, um meine Augen bis zu einem Throne zu erheben. — Schlage mir deine Hand nicht ab, ſchöne Dame, ſagte Kaſſera, du haſt von meiner Seite nicht die geringſte Gewaltthätigkeit zu befürchten; aber deine Tugenden und deine Schönheit haben den lebhafteſten Eindruck auf mein Herz gemacht. Du verachteſt meine Größe; von dieſem Augenblicke an opfere ich ſie freywillig auf, um mit dir mein Leben in dieſer Einöde zuzubringen, und da dem Ewigen und ſeinem göttlichen Propheten zu dienen!

„Kaſſera meynte es aufrichtig; die Befehle, die er gab, bezeugten es. Er ließ zwey Gezelte, eins für ſich, das andere für Wunderſchön aufſchlagen, und füllte ſie mit allen den Nothwendigkeiten und Proviſion an, die er mit genommen hatte.

„Wunderſchön fühlte den Werth von Kaſſeras Opfer, und das Schonende und Feine in ſeinem Betragen. Sie überdachte welchen Verluſt ſeine Unterthanen leiden würden, wenn er der Regierung entſagte, und ſuchte den Monarchen von dieſem traurigen Vorſatze abwendig zu machen. Sie ſagte zu dem Sclaven, welcher den Auftrag hatte, ihr das Eſſen zu bringen; der König erweiſt mir zu viel Ehre, aber ich kann ſeinen Antrag nicht annehmen. Mein Ehrgeiz iſt befriedigt, ſeit ich dem Ewigen diene; allein Kaſſera hat andere Pflichten auf ſich: er iſt auf dem Throne der Stellvertreter des Allmächtigen, den ich anbete; der Handhaber ſeiner Gerechtigkeit und ſeiner Gnade; ihm liegt ob, ſich die Liebe und Furcht ſeiner Unterthanen zu erwerben, deren Glückſeeligkeit von der Weisheit ſeiner Regierung abhängt. Er hat überdieß noch mehr Weiber und Kinder, die ihm noch weit heiligere Pflichten auferlegen, und es iſt ihm nicht erlaubt, ohne die Geſetze der Natur und Billigkeit zu kränken, ſich mit mir in dieſer Wüſte zu vergraben. Du ſcheinſt mir ſein Vertrauen zu beſitzen, ſage ihm, wie leid es mir thut, und ſtelle ihm vor, zu welchen Weigerungen gegen ihn mich die Religion berechtigt.

„Der Sclave richtete beym Könige aus, was ihm aufgetragen worden war, und brachte die Antwort zurück, daß dieſer Fürſt ſein Gewiſſen mit manchen Sünden beſchwert fühle und deswegen Willens ſey, durch Ergreifung des Lebens eines Büßenden ſich ihre Vergebung auszuwirken.

„**Wunderſchön** war nicht wenig verlegen, was ſie nun für eine Partie ergreifen ſollte, als ſie dieſen letzten Entſchluß des **Kaſſera** erfuhr. Endlich, nachdem ſie es reiflich überlegt hatte, glaubte ſie ſich der Wohlfahrt einer Nation aufopfern zu müſſen, deren Untergang gewiß war, wenn ſie ein eben ſo weiſes als verehrungswürdiges Oberhaupt verlieren ſollte. Sie ließ den König bitten, ſich in ihr Zelt zu begeben. **Kaſſera** that es, und ſagte, ich erwarte deine Befehle. — Großer König, antwortete die ſchöne Unbekannte, es geſchah nicht aus Mißtrauen, daß ich deiner Maj. ein Geheimniß aus meinem Namen machte, ſondern weil ich ernſtlich wünſchte, meine Tage in dieſer Einöde zu beſchließen; doch dein Entſchluß macht, daß ich den meinigen ändern muß. Ein ſo großer, ſo berühmter, von ſeinen Unterthanen ſo geliebter Monarch, ein ſo zärtlicher und liebevoller Vater, kann ſich nicht ſeinen Pflichten und Verbindlichkeiten entziehen, ohne eine Sünde zu begehen, und ich würde mir durch meine Widerſpenſtigkeit das Unglück deines Landes und deiner Familie beyzumeſſen haben. Ich muß den König ſeinem Volke wiedergeben, und ich nehme deine Hand an, ſobald dieſe Verbindung das Glück deiner Unterthanen befeſtigt. Doch es iſt Zeit, mich zu erkennen zu geben. Hierauf machte ſie dem Könige eine getreue Erzählung von ihrem ganzen Lebenslaufe und allen ihren Widerwärtigkeiten, von ihrer erſten Flucht mit ihrem Vater an, bis zu ihrer Verbannung in dieſer Wüſte. In meiner Einöde, fuhr ſie fort, kümmerte ich mich wenig, was für einen Ruf ich zurückließ; aber jetzt, wo ich die Gemahlin eines ſo großen Königs werden ſoll, iſt es für ſeine Ehre, und für uns beyde wichtig, daß meine Unſchuld vor den Menſchen an Tag komme und deine Wahl gerechtfertigt werde. König Tabdin iſt ein zinsbarer Fürſt, und Vaſall deiner Krone; befiehl ihm, ſich mit ſeinem Weßir Karadan und dem Oberſten ſeiner Verſchnittenen an deinem Hofe einzufinden. Ich kann nicht eher deinen Thron be-

beſteigen, bis ich von den gehäſſigen Beſchuldigungen gereinigt bin, die mich in ſo großes Unglück geſtürzt haben.

„**Kaſſera** fühlte, wie gerecht ihr Verlangen war, und billigte ihre feine Denkungsart. Er befohl, daß aus ſeiner Hauptſtadt die prächtigſte Sänfte geholt werden ſollte, und kehrte mit **Wunderſchön** nach ſeinem Palaſte zurück. Er räumte ihr eine prächtige und bequeme Wohnung ein, die größer war, als die Wohnungen ſeiner andern Favorittinnen und gab ihr eine Menge Offiziere und Sclaven von beyderley Geſchlechte zu ihrer Aufwartung.

„Gleich nach ſeiner Zurückkunft fertigte **Kaſſera** dem Könige **Dabdin** den Befehl zu, mit ſeinem Weſir und dem Oberſten ſeiner Verſchnittenen zu ihm zu kommen. Der Offizier, welcher Ueberbringer dieſer Botſchaft war, wurde von einem ſtarken Korps Truppen begleitet, um ſich ſchleunigen Gehorſam zu verſchaffen.

„Während **Wunderſchön** in einer fürchterlichen Wüſte Ruhe und Frieden der Seele fand, genoß der unglückliche **Dabdin** im Schooße des Vergnügens keins von beyden; das Leben hatte für ihn keine Annehmlichkeiten mehr, ſeitdem er ſeine Gemahlin ſo grauſam behandelt

hat=

hatte, und Karadans Schlaf wurde ſtets von ängſtlichen Träumen und Schreckbildern unterbrochen. In dieſem Zuſtande befanden ſich beyde, als Kafferas Befehl anlangte. Karadan gerleth in die äuſſerſte Beſtürzung und ſeine Gewiſſensbiſſe mehrten ſich. Indeſſen ward er gezwungen, ſeinen Herrn zu begleiten, deſſen Angſt der ſeinigen glich, weil er eben ſo wenig errathen konnte, was ihm einen ſo ſtrengen Befehl zugezogen habe. Der Oberſte der Verſchnittenen war der einzige, welcher dieſe Reiſe in völliger Ruhe des Gemüths that. Endlich gelangten ſie an Kafferas Hofe an. Dieſer Monarch erwartete ſie mit Ungeduld in ſeinem Zimmer; Wunderſchön, die auch zugegen war, redete den Karadan folgendergeſtalt an.

„Weßir, du wirſt mich kennen; ich bin Wunderſchön; die geweſene Gemahlin deines Herrn, die du durch deine Verläumdungen ſo niedrig angeſchwärzt haſt. Du haſt deine Pflichten gegen Gott, gegen deinen König, deſſen Vertrauen du genoſſeſt, und gegen mich aus den Augen geſetzt, für die du deſto mehr Achtung hätteſt haben ſollen, weil ſie die Kühnheit deiner Anträge in Vergeſſenheit begraben wollte. Du allein haſt alle dieſe Uebelthaten auf dich gehäuſt; gieb der Wahrheit die Ehre, wenn du noch die Stärke und den Muth dazu haſt, und ſuche nicht durch vergebliche Ausflüchte den göttlichen Zorn noch mehr zu reizen. — Karadan rief in ſeiner Beſtürzung und in ſeinem Schmerz aus: deine Unſchuld, Königin, ſteht auf deiner Stirne geſchrieben, wie mein Verbrechen auf der meinigen ſteht! Als ich vergebens dich zu bereden geſucht hatte, meiner ſtrafbaren Leidenſchaft Gehör zu geben, kam ein böſer Geiſt über mich und — o Böſewicht, unterbrach ihn Dabdin, welche Strafe iſt hart genug für dein Verbrechen! die Rache des Himmels kann dich nicht verſchonen.

„Kaſſera weidete ſich an dem Triumpfe der unſchuldigen Wunderſchön, aber nun wendete er ſich zu Dabdin, der noch immer Verwünſchungen gegen den Karadan ausſtieß. Prinz, ſagte er, dein Weßir iſt hier nicht der einzige Verbrecher; du ſelbſt biſt ſtrafbar. Wer über andere zum Regenten geſetzt iſt, muß ſich ſelbſt zu regieren wiſſen. Er muß ſich nicht in ſeinem Urtheil, noch weniger in ſeiner Privatrache übereilen; er muß ſäuberlich mit den Beklagten verfahren, und ſie nie ungehört verdammen; er muß ſorgfältig die Ankläger und Zeugen prüfen, und die Beweiſe mit Billigkeit wägen; er muß niemand trauen, um deſto beſſer hinter die Wahrheit zu kommen. Du haſt dich auf eine ſehr ſtrafwürdige Art betragen; deine Aufführung ſchändet die Königswürde. Aber ob ich gleich dein Herr bin, ſo darf ich doch nicht dein Richter ſeyn. Hier iſt jemand, der weit aufgeklärter und klüger iſt, und dem ich die Unterſuchung deiner und deines Weßirs Verbrechen anheim ſtelle. — — Das biſt du, Königin, fuhr er fort, indem er ſich zu **Wunderſchön** wendete; das Geſetz, das du ſo gut verſtehſt, ſoll aus deinem Munde ſprechen.

„Großer König, antwortete **Wunderſchön** die Pflicht, die du mir auflegſt, iſt ſchwer zu erfüllen, aber wenn das Geſetz hier den Ausſpruch thun ſoll, ſo will ich dir ſagen, wie ſeine Worte im heiligen Koran lauten. Jeder vorſätzliche Mörder ſoll auf die Art hingerichtet werden, wie er den Mord begangen hat. König **Dabdin**, der hier vor deiner Maj. ſteht, hat mit einem Streiche ſeines **Daburs** das Haupt meines Vaters, ſeines alten und treuen Dieners, zerſchmettert; mich gab er dem Tode Preis, ohne ſich Zeit zu nehmen, und zu prüfen, ob ich die That auch wirklich begangen hätte. Die Anwendung des Geſetzes findet alſo bey ihm ſtatt. Der Weßir **Karadan** wünſchte meinen Tod, damit niemand auf der Welt ſey, der von ſeiner ſtraffälligen Kühnheit Zeugniß ablegen könnte. Auf ſeine verläumderiſche Anklage wurde ich in einer Wüſte meinem Schickſale überlaſſen. Das Geſetz verlangt, daß er dort meine Stelle einnehme. Seiner Züchtigung kann kein Strafbarer entrinnen, aber wer Gutes thut, wird früh oder ſpät dafür den Lohn empfangen. Der Oberſte der Verſchnittenen des Königs Dabdin war nur das Werkzeug des Willens ſeines Herrn, aber nach dem Geſetze hat er Anſprüche auf Belohnung. Er war edel und großmüthig; er bewirkte es, daß meine Todesſtrafe in eine Verbannung verwandelt wurde; er leiſtete mir mit Gefahr ſeines eigenen Lebens, Hülfe, und behandelte mich menſchlich und mitleidig. Ich habe nun den Verlauf der Sache und die Worte des Geſetzes erklärt, aber mir kommt es nicht zu, ein Urtheil zu fällen.

„Kaſſara nahm hierauf das Wort und befahl, daß Dabdin durch einen Schlag mit einem Dabur hingerichtet und Karadan in eine Wüſte ausgeſetzt werden ſolte. Der Oberſte der Verſchnittenen bekam den Titel Emir und wurde mit einem Orden geziert, der ihm zu Ehren geſtiftet war, und auf welchem man die Worte las; dem wohlthätigen Manne! Er wurde vom Könige und der Königin mit Wohlthaten und Gnade überhäuſt, wohnte beſtändig im Palaſte, und genoß ein allgemeines Vertrauen. Kaſſera begieng ſogleich ſein Vermählungsfeſt mit der liebenswürdigen Wunderſchön.

ſchön. Das Volk feyerte es durch öffentliche Luſtbarkeiten, die Auflagen wurden vermindert, und reichliches Almoſen durch ganz Perſien ausgetheilt. Einige Zeit darauf erfuhr man, daß der unglückliche Karadan von wilden Thieren zerriſſen worden war.“

* * *

Aladin endigte ſeine Erzählung, und ſchloß mit dieſer Anrede an Bohetzad: „Großer König, Wunderſchöns Geſchichte giebt dir ein Beyſpiel von der Gerechtigkeit in Vertheilung der Strafen und Belohnungen, und wie nothwendig es für einen König iſt, ſein Urtheil wohl zu erwägen, und die Vollziehung einer Todesſtrafe lange zu verzögern. Jetzt erwarte ich ſchweigend deine weitern Befehle!“

Der Monarch, der in ſeiner Entſchließung immer mehr wankend gemacht wurde, und nichts ohne die reifſte Ueberlegung wagen wollte, verſchob von neuen die Hinrichtung. Die zehen Weßire hielten einen Rath, und fertigten den andern Morgen drey aus ihren Mitteln ab, um den Bohezad gemeinſchaftlich die gefährlichen Folgen ſeines Mittleidens vorzuſtellen; daß andere Verbrecher ſich ſchon auf dieß Beyſpiel von Gnade zu berufen anfiengen und daß die Obrigkeit nicht länger im Stande wäre, die Zügelloſigloſigkeit des Volks zurückzuhalten. Der König ließ den Aladin aus dem Gefängniße vor ſich bringen, und kündigte ihm ſein Todesurtheil an, weil alle Stimmen gegen ihn zeugten, und nicht eine ihn zu entſchuldigen wagte. — „Die Menſchen verfolgen mich, unterbrach ihn Aladin ganz gefaßt; ich bin der Gegenſtand ihres Haßes und ihrer Verläumdung; aber wenn der Ewige und ſein Prophet ſich meiner annehmen, ſo habe ich nichts in dieſer Welt zu fürchten. Ich habe mein Vertrauen auf Gott geſetzt, wie König Bazmant, als er ſich von ſo vielen Widerwärtigkeiten umringt ſahe.

6.

Geſchichte

Bazmants, der auf Gott vertraute.

„Dieſer Monarch liebte zu ſehr die Freuden der Tafel. Als er ſich einsmals der unmäßigen Schwelgerey eines prächtigen Büffets überließ, benachrichtigte ihn ſein Weßir, daß ſeine Feinde die Hauptſtadt belagerten — ¿ Habe ich nicht, antwortete der König, gute Generale und gute Truppen? Man treffe Anſtalten zur Vertheidigung und ſtöre mich nicht in meinem

Vergnügen! — Ich will gehorchen Herr König, antwortete der Weßir, aber bedenke, daß der Allmächtige über Kron' und Scepter ſchaltet, und daß dich ohne ſeinen Schutz, deine Macht und deine Schätze nicht auf dm Throne werden ſchützen können.

„Ohne auf dieſen weiſen Rath zu achten, ſchlummerte Bazmant im Arme der Wolluſt ein und war bey ſeinem Erwachen gezwungen, ſein Land mit dem Rücken anzuſehen. Die Feinde hatten die Tapferkeit ſeiner Soldaten überwältigt und ſich Meiſter von der Stadt gemacht.

„Der beſiegte König flohe zu einem von ſeinen Bundesgenoſſen, der ſein Schwiegervater und Freund war: dieſer übergab ihm ein mächtiges Heer, mit welchem er ſein Land bald wieder zu erobern hoffte. Voll Vertrauen auf dieſe Macht, marſchierte er nach ſeiner Hauptſtadt, aber der Sieg erklärte ſich von neuem für den unrechtmäßigen Thronbeſitzer. Sein Heer wurde geſchlagen, und er ſelbſt verdankte ſeine Rettung nur der Schnelligkeit ſeines Pferdes, das, von den Feinden verfolgt, durch einen Arm des Meers ſetzte, und nach dem gegenſeitigen Ufer ſchwomm.

„Nicht weit von dieſer Küſte lag eine feſte Stadt Karaſſin genannt, die dem König Abadid gehörte. Bazmant begab ſich dahin, und flehte in der Fremdlingsherberge um ein Obdach. Er erfuhr, daß König Abadid zu Metinet-Jlaht, ſeiner Hauptſtadt, reſidiere, und reißte dahin. Er bat bey ſeiner Ankunft um eine Audienz und ſie wurde ihm bewilligt. Sein Aeuſſerliches nahm den Monarchen zu ſeinem Vortheil ein, er erkundigte ſich nach ſeinem Stande, ſeinem Vaterlande und warum er hierher gekommen ſey.

„Ich war, antwortete Bazmant einer der erſten Offiziere am Hofe des Königs Bazmant dem ich ſehr ergeben war. Allein, wahrſcheinlich hat dieſer unglückliche Fürſt ſein Leben in der letzten Schlacht eingebüßt, die er gegen ſeinen Thronräuber verlor; und da mir Pflicht und Dankbarkeit nicht erlaubten, mich in die Dienſte ſeines Feindes zu begeben, ſo bin ich hierher gereißt, um deiner Majeſtät, vor andern Herrn, meine Perſon, und meine Dienſte anzubieten.

„Abadid, ein kluger und einſichtsvoller Fürſt, faßte die vortheilhafteſte Meinung von dem Fremdling, der ihm ſeine Dienſte mit ſo viel Freymüthigkeit antrug. Er überhäufte ihn mit Geſchenken und gab ihm eine anſehnliche Stelle. Bazmant würde mit ſeinem neuen

Stande ſehr zufrieden geweſen ſeyn, wenn er aus ſeinem Gedächtniſſe das Andenken an ſein voriges Glück hätte verbannen können, und wenn er nicht immer mit dem Verluſte ſeines Königreichs beſchäftigt geweſen wäre.

„Ein mächtiger Feind bedrohte den Abadid mit einem Einfall in ſeine Staaten. Dieſer König rüſtete ſich zur Vertheidigung, ergriff ſelbſt die Waffen, und zog an der Spitze eines furchtbaren Heeres aus. Bazmant kommandirte die Vorhut und die Schlacht nahm bald ihren Anfang. Abadid und Bazmant betrugen ſich als erfahrne Anführer, und zeichneten ſich durch ihre Unerſchrockenheit und Tapferkeit aus. Der Feind wurde gänzlich geſchlagen und zurück getrieben. Bazmant prieß laut die Thaten und weiſen Anſtalten des Abadid im Treffen. Großer König, ſagte er zu ihm, mit einem diſciplinirten Heere, und mit ſo viel Klugheit und Tapferkeit, würde es dir ein Leichtes ſeyn, die furchtbarſten Nationen zu beſiegen!

„Du irrſt dich, antwortete der weiſe Monarch; ohne Gottes Hülfe würde ich nicht vermögend ſeyn dem ſchwächſten Atome der Schöpfung zu widerſtehen. Unſer Vertrauen auf ihn giebt uns allein Kraft, unſere Stärke vortheilhaft zu gebrauchen, unſere Plane klüglich auszuführen und jene Gegenwart des Geiſtes zu behalten, welche die Richtſchnur aller unſerer Handlungen ſeyn muß. Hätt' ich nicht auf Gott vertraut, ſo würde alle meine Macht unter meinen Händen zerſtoben ſeyn. — Niemand kann weniger an dieſer Wahrheit zweifeln als ich, erwiederte **Bazmant**; die Unglücksfälle, die ich ſelbſt empfunden habe, ſind ein Beweis davon. Aus falſcher Vorſicht verbarg ich dir meinen Namen und meine Widerwärtigkeiten, aber deine Tugenden entreiſſen mir mein Geheimnis. Du ſiehſt den unglücklichen **Bazmant** vor dir, den zu viel Vertrauen auf ſeine eigene Kräfte um ſeinen Thron brachte.

„Der verwunderte **Abadid** wollte dem **Bazmant** Entſchuldigungen machen, daß er ihn nicht ſeiner Würde gemäß empfangen habe. ¿ Wie hätteſt du mich erkennen ſollen, erwiederte der entthronte Fürſt, da Schaam und Verwirrung mich zu ſchweigen zwang? Wie konnteſt du auf meiner Stirne leſen, was die göttliche Gerechtigkeit davon weggetilgt hatte? Großer König, fuhr er fort, und umarmte ihn, ich bin deiner Großmuth eine umſtändliche Erzählung meiner Fehler ſchuldig, leihe mir ein aufmerkſames Ohr! — und **Bazmant** begonn die umſtändliche Erzählung ſeiner Geſchichte.

„Lieber Bruder, erwiederte Abadid, als er ihn angehört hatte, demüthige dich nicht vor einem Manne, der noch vor kurzem eben dieſen Grundſätzen folgte, und den endlich eine Reihe von Unglücksfällen, wie die deinigen, von ſeinem Irrthume zurückgebracht haben. Ich war nicht weiſer, als du, und faſt ſollte man glauben, daß Unglück unſer Lehrmeiſter ſeyn müſſe. Voll Selbſtvertrauen wie du, ſtellt' ich mich an die Spitze eines zahlreichen Heers und wurde von einer Handvoll Feinde geſchlagen. Ich flohe mit 50 Mann, die mir treu geblieben waren, ins Gebirge. Die Vorſehung fügte es, daß ich einen Derwiſch in ſeiner Klauſe antraf, der mir die Urſache meines Unglücks entdeckte und mich belehrte, daß mein Feind, weil er ſein Vertrauen allein auf Gott geſetzt habe, ſeiner Obermacht über mich gewiß ſey; daß hingegen ich, der ich mich blos auf meine Lanze, und die Stärke meiner Kriegshaufen verließ, in meinem frechen Stolze meine Pflicht vernachläſſigt und das Glück von mir geſcheucht hätte. Setze, fuhr der Derwiſch fort, deine Zuverſicht allein auf den, der alles auf Erden lenkt, und wenn ſein Arm dich beſchützt, ſo werden 50 Mann hinreichend ſeyn, dir dein ganzes Reich wieder zu erobern. Die Worte dieſes Weiſen machten einen lebhaften Eindruck auf mich. Ich blickte gen Himmel, und trat voll des feſteſten Vertrauens auf den Allerhöchſten, den Weg nach meiner Hauptſtadt an. Das Glück hatte meinen Feind verblendet, er hatte im Schooße der Wolluſt die weiſen Grundſätze vergeſſen, denen er ſeinen Triumph verdankte; alles dünkte ihm ruhig in ſeinen neuen Staaten; er wähnte ſich ſchon in ihrem ungeſtörten Beſitze, und hatte ſeine Truppen auseinander gehen laſſen. Ich langte unvermuthet beym Anbruche der Nacht an; ich eilte nach dem Palaſte mit meiner ſchwachen Begleitung, welche die Neugier unterwegens verſtärkte. Im Innern des Palaſtes war dieſe immer zunehmende Menge von Neugierigen ſchon zu einem fürchterlichen Heere angewachſen. Schrecken und Entſetzen gieng vor mir her, der Thronräuber hatte kaum ſo viel Zeit, ſein Heil in der Flucht zu ſuchen, und den andern Tag ſaß ich auf meinem Throne und war wieder im ruhigen Beſitze meines Reichs.

„Die Erzählung der Abentheuer des Abadid ſchuf vollends das Herz des Bazmant um. Du haſt mir, ſagte dieſer Fürſt, ein eben ſo großes Vertrauen eingeflößt, als du ſelbſt damals beſaßeſt. Gott allein und ſein großer Prophet können mir meine Krone wiedergeben, und ich werde, um ſie wieder zu erlangen, keinen andern Weg gehen, als den du gegangen biſt. Mit dieſen Worten nahm er Abſchied von Abadid und begab ſich in eine Wüſte, durch die er reiſen mußte, um in ſeine Staaten zu kommen. Voll feſter Zuverſicht auf den oberſten Regierer der Schickſale der Menſchen, und unter dem brünſtigen Gebete um ſeinen Beyſtand, langte er auf dem Gipfel eines Bergs an. Ermüdet ſchlief er ein, und hatte im Traume ein Geſicht.

„Es war ihm als ob ihm eine Stimme zurief: Bazmant, Gott hat dein Gebet erhöret, er hat Gefallen an deiner Reue gefunden, du kannſt nun ohne Furcht deinem Ziele dich nähern. Der König glaubte die Stimme ſeines Schutzengels gehört zu haben und beſchleunigte ſeine Reiſe nach ſeiner Hauptſtadt. Kaum war er auf der Grenze angekommen, ſo ſtieß er auf einen Haufen von ſeinen Unterthanen, die ihm ſtets getreu geweſen waren. Sie lebten unter Zeltern und waren beſtändig unſtät und flüchtig, um ſich vor der Tyranney des Thronräubers nach einem andern Winkel der Erde zu retten. Bazmant ließ ſich mit ihnen in eine Unterredung ein, ohne ſich jedoch zu erkennen zu geben, und ſagte ihnen, daß er ſeinen Weg nach der Hauptſtadt nehmen wolle. Man ſuchte ihn von ſeinem Vorhaben abzubringen; man beſchrieb ihm die Reiſe nach dieſer Stadt als höchſt gefährlich; Furcht und Argwohn, ſagten ſie, ſäßen auf dem Throne; jeder Fremdling würde für einen Abgeſchickten des Bazmant gehalten, und der Tyrann ließ ihnen allen ohne Unterſchied den Kopf abſchlagen. — ¿So wird er wohl dadurch bewirken, daß man ſich nach dem alten König ſehnt? fragte der Prinz, der gewiß war, daß man ihn nicht kannte. Ach, antworteten ſie, wollte der Himmel, daß unſer alter Monarch wieder zurückkäme, er würde in den Herzen ſeiner Unterthanen ſichern Schutz finden, und hundert tauſend Arme würden bereit ſeyn, ſich für ihn zu waffnen. Das Ungeheuer, das ihn entthront hat, verläßt ſich auf ſeine Stärke, und opfert alles ſeinen zügelloſen Lüſten auf. — Er hat großes Unrecht, daß er auf ſein Heer pocht, erwiederte Bazmant, der wahre Schutz der Könige iſt die Gnade des Himmels. Was mich betrift, der ich aus keiner andern Abſicht hierher kam, als mich auf Reiſen zu belehren, ich weiß, daß unter dem Schirme des Höchſten niemand mir etwas zu Leide thun kann, und ich werde mich ohne Furcht nach dieſer Stadt begeben, welche durch die unnütze Vorſicht eures Herrn für ſo gefährlich ausgeſchrien iſt. — Wir beſchwören dich es nicht zu thun, ſprachen dieſe Leute im Ton der wärmſten Theilnahme, laß uns nicht auch deinen Tod beweinen; wenn du ein ſo guter Moſlem biſt, ſo warte es geduldig ab, bis die himmliſche Gerechtigkeit den Tyrannen ſtraft; dieſer Augenblick kann nicht mehr fern ſeyn, denn er hat ſein Maas voll gemacht, und wenn die Menſchen ihn nicht züchtigen wollen, ſo werden die Säulen ſeines Palaſtes über ihn einſtürzen.

„Bey dieſen Worten fühlte **Bazmant** ſeine Hoffnung von neuem erwacht; er entſagte der Verſtellung und gab ſich als den Monarchen zu erkennen, den ſie vermißten. Seine getreuen Unterthanen, die ihr Vaterland ſeinetwegen verlaſſen hatten, fielen ihm zu Füßen und küßten ſeine Hände, die ſie mit ihren Thränen benetzten. Einige Ritter, die ſich unter ihnen befanden, erboten ſich ſogleich zu ſeiner Leibwache, und die übrigen verbreiteten ſich in die umliegende Gegend, um dieſe frohe Wiederkunft zu verkündigen und alle treue Unterthanen zu ermahnen, ſich auf einem beſtimmten Sammelplatz einzufinden. **Bazmant** ſah ſich bald an der Spitze eines furchtbaren Heeres, womit er nach der Hauptſtadt marſchirte, den Tyrannen überwand und unter dem freudigen Zurufe ſeines Volks die Krone ſich wieder auf's Haupt ſetzte.“

* * *

Aladin fügte nach ſeiner Gewohnheit dem Schluſſe dieſer Erzählung wieder einige Anwendungen auf ſeinen eigenen Zuſtand bey und der Monarch, deſſen Aufmerkſamkeit er ſich zu erwerben gewußt hatte, fühlte ſeinen Zorn durch Anhörung der lehrreichen Wahrheiten, womit der Jüngling ſeine Erzählungen würzte, immer mehr und mehr abnehmen. Die Hinrichtung wurde wie geſtern verſchoben.

Der ſiebente Weßir, an dem nun die Reihe war, gab am folgenden Morgen ſeinen Vorſtellungen ſo vielen Anſtrich von Uneigennützigkeit und Treue, daß er den **Bohegad** von neuem umſtimmte, und dieſer ſich feſt vorſetzte, dießmal Rache für die vermeintliche zugefügte Beleidigung zu nehmen. Aber **Aladin**, als er vor ihm erſchien, wußte ihm neue Gründe entgegen zu ſtellen. „Die Könige, ſagte er, haben ein ſchönes Recht vom Himmel empfangen, das Recht, Gnade wiederfahren zu laſſen. Wir wollen annehmen, daß du durch reifliche Prüfung und ein wenig Aufſchub einen Unſchuldigen von einem ungerechten Tode errettet hätteſt, ¿ würde deine Majeſtät dadurch nicht eben ſo viel gethan haben, als wenn du einen Todten aus dem Grabe auferweckteſt? Eine That kann oft gerecht ſcheinen, die im Grunde nur deſpotiſche Tyranney iſt, und wie rühmlich iſt es nicht, Beleidigungen zu verzeihen! Wer über ſich ſo viel Macht beſitzet, dieß zu thun, wird wie Bahar-Kan, früh oder ſpat, dafür belohnt werden.“

Aladin, als er ſahe, daß Bohetzad geneigt war, ihn anzuhören, fuhr folgendergeſtalt fort:

7.

Geſchichte Bahar-Kans.

Bahar-Kan war ein Fürſt, der ſich nicht zu mäßigen wußte, der alles ſeinen Leidenſchaften aufopferte, und der ſich nicht ſcheute, wenn es auf ihre Befriedigung ankam, ſich allen Zügelloſigkeiten der Tyranney zu überlaſſen. Er verzieh ſelbſt den Schein eines Verbrechens nicht, und die unwillkührlichſten Vergehen wurden wie die überführteſten Miſſethaten geahndet. Als er einſtmal auf der Jagd war, gieng von ungefähr einem ſeiner Offiziere der Bogen los; der Pfeil traf das Ohr des Königs und riß es ihm ab. Bahar-Kan außer ſich für Wuth, befahl, daß der Thäter vor ihn gebracht und enthauptet werden ſollte. Der Jüngling, als er dieſes Urtheil vernahm, ſuchte den Monarchen zu erweichen. Großer König, ſagte er, was ich that, geſchah nicht aus Vorſatz. Die Schuld liegt an der unglücklichen Fügung meines Verhängniſſes. Ich nehme meine Zuflucht zu deiner Gnade und flehe dich um Verzeihung an; du wirſt ein verdienſtliches Werk vor Gott thun und die Menſchen werden dich loben und ſeegnen. Im Namen der göttlichen Allmacht, der du deinen Scepter verdankeſt, flehe ich deine Maj. um Gnade an; du wirſt die Belohnung dafür dereinſt empfangen! Das unbewegliche Herz des Königs wurde erweicht, und der junge Offizier wider alle Erwartung begnadigt. Er hieß **Tir-Kan**; er war der Sohn eines Königs, und heimlich vom Hofe ſeines Vaters entwichen, um der Strafe für einen unbedeutenden Jugendfehler zu entgehen. Nachdem er lange unbekannt von Land zu Lande geirrt war, begab er ſich endlich an den Hof des Königs **Babar-Kan**, und trat bey ihm in Dienſte. Nach dem Vorgange mit dem Pfeile verweilte er noch einige Zeit daſelbſt, aber ſein Vater, der den Ort ſeines Aufenthalts endlich ausfindig gemacht hatte, ließ ihm melden, daß ihm alles verziehen ſey, und daß er wieder zurückkommen möchte. Er that dieſes in ſo zärtlichen und väterlichen Ausdrücken, daß **Tir-Kan** ſich ſogleich auf den Weg machte. Sein Vater nahm ihn ſehr gütig auf und ſetzte ihn wieder in alle ſeine Rechte ein.

„König Babar-Kan wollte ſich an einem Tage mit der Perlenfiſcherey erluſtigen, ließ ein Schiff ausrüſten, und beſtieg es, um an den Küſten ſeines Reichs Perlen zu fiſchen. Plötzlich erhob ſich ein Sturm und verſchlug das Schiff auf die hohe See. Wind und Wellen warfen es hin und her, es verlor alle ſeine Maſten und ſein Tackelwerk, und ſcheiterte an den Klippen einer unbekannten Küſte. Alle Mannſchaft ertrank; Bahar-Kan allein entgieng dem Schiffbruche und rettete ſich auf einem Brete, das er glücklicherweiſe ergriffen hatte. Durch ein anderes Glück landete er im Gebiete des Fürſten, deſſen Sohn ihm das Ohr abſchoß und dem er dieſes unvorſetzliche Vergehen verzieh. Die Nacht brach ein, als Bahar-Kan das Land erreichte; es fehlte ihm weder an Muth noch Stärke, er ſchlug den erſten Weg ein, der ſich ihm darbot, und dieſer führte ihn zu einer großen befeſtigten Stadt, deren Thore verſchloſſen waren. Er mußte ſich alſo bis morgen gedulden und die Nacht auf einem Todtenhofe zubringen.

„Mit Anbruche des Tages wurden die Thore geöfnet; die erſten Perſonen, die aus der Stadt gingen, trafen am Eingange des Todtenhofs einen ermordeten Menſchen an. In eben dem Augenblicke kam auch Bahar-Kan heraus. Er hatte, als er mit dem Brette gegen die Klippen geworfen wurde, einige leichte Verwundungen bekommen, die noch bluteten. Dieſes ſchien den Anweſenden ein hinreichender Beweis, ihn für den Mörder zu halten, und ſie führten ihn ins Gefängniß.

„Der unglückliche Fürſt war hier ſeinen eigenen Betrachtungen überlaſſen, und ſagte zu ſich: der Himmel ſtraft dich **Bahar-Kan.** Du warſt grauſam, rachſüchtig, unerbittlich; die Menſchheit hatte für dich keinen Werth; du opferteſt deine Brüder dem geringſten Verdachte auf; jetzt biſt du unter die Klaſſe der verworfenſten Menſchen erniedrigt, und es geht dir, wie du's verdient haſt. — Indem er ſich ſo ſelbſt dieſe harte Gerechtigkeit wiederfahren ließ, wurde er in der Luft einen Geyer gewahr, der über dem Gefängniß ſchwebte, in deſſen Hof er auf und nieder ſpatzierte. Er ergrif maſchinenmäßig einen Stein, und ſchleuderte ihn nach dem Vogel, der dem Wurf auswich; aber der Stein traf im Herabfallen denſelben Prinzen **Tir-Kan**, der ihm vorzeiten durch einen Pfeilſchuß um ſein Ohr gebracht hatte. Der Stein verwundete ihn ebenfalls am Ohre, doch nicht ſo unglücklich, wie den **Bahar-Kan.** Der Schmerz preßte dem Prinzen einen Schrey aus, der alle ſeine Begleiter um ihn her verſammelte. Man rief die Wundärzte, welche die leichte Wunde verbanden.

„Der König befahl die ſtrengſten Nachforſchungen anzuſtellen, um zu entdecken, wer den Wurf gethan habe. Die Kerkergenoſſen des Bahar-Kans zeigten an, daß er es geweſen ſey. Man führte ihn vor den Monarchen, der ihn verurtheilte, den Kopf zu verlieren, zumal da man ihn für den Mörder des Menſchen hielt, der bey dem Begräbnißplatze war ermordet gefunden worden. Der Scharfrichter hatte ihm ſchon den Turban abgenommen, und zog ſein Schwert aus der Scheide, als der König bey Betrachtung dieſes entblößten Hauptes entdeckte, daß ihm ein Ohr fehle. ¿Es ſcheint, ſagte er zu dem vermeyntlichen Verbrecher, daß dieſes nicht dein erſter Verſuch war: welche Uebelthat hat dich um ein Ohr gebracht? Bahar-Kan, der ſeit ſeinen Widerwärtigkeiten wieder Menſch geworden war, antwortete getroſt: König, wenn ich etwas Böſes that, ſo bin ich Niemand Rechenſchaft davon ſchuldig, als dem Himmel, und ehe er mir meine Strafe zuerkannte, hatte keine menſchliche Gerechtigkeit das Recht, ſie an mir zu vollziehen. Denn du mußt wiſſen, ich war deines Gleichen, war König, wie du: und das Ohr, das mir fehlt, wurde mir durch einen Pfeil abgeſchoſſen, als der von dem Bogen eines meiner Offiziere, der Tir-Kan hieß, unverſehends losgieng. In der erſten Anwandlung von Zorn wollte ich ihn umbringen laſſen, aber er bat mich um Gnade und ich ertheile ſie ihm. Mein Name iſt Bahar-Kan . . . . Tir-Kan, ohne ihm Zeit zu laſſen, auszureden, flog in ſeine Arme und erkannte in ihm ſeinen alten Herrn und Wohlthäter. Bahar-Kan, ſtatt als ein Miſſethäter beſtraft zu werden, wurde als König und als unglücklicher König behandelt. Er erzählte, durch welchen Zufall er in dieſes Land des Vaters des Tir-Kan gekommen ſey. Und Tir-Kan erzählte ſeiner Seits ſeine eigene Begebenheiten und ſonderlich die Begebenheit mit dem unglücklichen Pfeilſchuß. Erinnere dich, König, ſagte er zu Bahar-Kan, daß ich, als ich um meine Begnadigung bat, dir dieſelbe Gnade von Gott verhieß, die ich von dir erwartete. Jetzt hat er ſie dir unter gleichen Umſtänden durch meinen Vater wiederfahren laſſen. Die beyden Könige umarmten ſich unter den lebhafteſten Bezeugungen von Achtung und Freundſchaft. Und kurze Zeit darauf kehrte Bahar-Kan nach ſeinem Reiche auf einer wohl ausgerüſteten Flotte, und an der Spitze von 50,000 Mann zurück, welche Prinz Tir-Kan anführte.

„So, fuhr Aladin fort, wurde Babar-Kan belohnt, der ſich hatte gnädig finden laſſen, als er ſich perſönlich beleidigt ſahe. Der Himmel ſchränkte ſeine Wohlthaten nicht blos darauf ein, ihm unter ähnlichen Umſtänden eine ähnliche Behandlung angedeihen, und ihn ſeinen Unterthanen wieder geben zu laſſen, ſondern er verlieh ihm alle Tugenden, die einem guten Könige unentbehrlich ſind, und mit der Herrſchaft über ſeine Staaten, auch die Herrſchaft über ſich ſelbſt.

* * *

Bohetzad fühlte ſich durch dieſe Geſchichte von neuem wankend gemacht. Er ſchickte, ohne die Hinrichtung vollſtrecken zu laſſen, den Jüngling ins Gefängniß zurück, ja er ertheilte dieſen letzten Befehl mit ſo zitternder Stimme, daß die anweſenden Weßire darüber in die äußerſte Unruhe geriethen. Die ganze Verſchwörung gegen Aladin verdoppelte ihre Kräfte und man beſchloß, daß die zehen Weßire ſich zuſammen zum Könige zur Audienz begeben ſollten. Die Gefahr war zu groß, die ihnen drohete, wenn es dem Aladin gelingen ſollte, ſich zu rechtfertigen, und ſie boten daher alles zu ſeinem Untergange auf.

Den andern Morgen fanden ſie ſich ſämtlich im Palaſte ein, und einer von ihnen, der die meiſte Beredſamkeit beſaß, nahm das Wort. Er ſuchte den Monarchen zu überzeugen, daß der geſchwätzige Räuberſohn, deſſen Talente ein ſo günſtiges Vorurtheil beym Könige erweckt hätten, ſie bloß ſeiner großen Wiſſenſchaft in der ſchwarzen Kunſt zu verdanken habe. Aber fuhr er fort, es iſt Zeit, ſich von einer Täuſchung nicht länger blenden zu laſſen, die zu gleicher Zeit Geſetze, Religion, Sitten, die Ehre des Throns und die allgemeine Wohlfarth in Gefahr bringt. Alle die andern Weßire unterſtützten mit ihrem Beyfalle dieſe liſtigen Vorſtellungen, und jeder berief ſich auf ſeine eigene Uneigennützigkeit, ſeinen Eifer und ſeine Treue. **Bohetzad** vermochte nicht, ſo vielen einſtimmigen Warnungen zu widerſtehen, ſeine Eiferſucht erwachte mit ſeinem Zorne, und er befohl, daß der Verbrecher aus dem Gefängniße geholt werden ſollte. **Aladin** erſchien in Ketten. Sobald ihn der König erblickte, ſchrie er: hauet dieſem Elenden den Kopf ab! Die zehn Weßire ſchienem ſich gleichſam auf das Schwert des Henkers zu ſtürzen und ſich um die Verrichtung ſeines Amtes zu ſtreiten. Dieß verſchafte dem Aladin Zeit, zum Worte zu kommen. „Großer König, rief er, ſiehe die Erbitterung deiner Weßire und ihren Durſt nach dem Blute der Unſchuld! Die Gerechtigkeit verfolgt das Laſter, aber ſie ſtürzt ſich nicht über den Verbrecher her. Dienſteifer muß wie jede andere Tugend ſein Maas haben. Zurück, ihr gierigen und boshaften Menſchen! ich ſtehe unter der Gerechtigkeit des Königs, und nicht unter der eurigen, ihr vermöget nichts über mein Leben, es iſt euch heilig, denn ihr ſeyd weder die Sprecher noch die Vollſtrekker des Urtheils. Ich beleidigte euch, weil ich eurer Raubſucht Gränzen ſetzte, ihr ſeyd meine Feinde, ihr ſeyd niederträchtige Verläumder.“ — „Du läſterſt meine Weßire, unterbrach ihn der König, weil die Wahrheit, die aus ihrem Munde geht, dich zu Schanden macht.“ — „Nein, erwiederte Aladin, ſie haben mich in die Nothwendigkeit geſetzt, mich zu vertheidigen, und jetzt iſt die Reihe an mir, ihnen Fragen vorzulegen, die ſie beantworten mögen. ¿Befiehlt nicht das Geſetz, daß jeder Ankläger oder Angeber Augenzeuge der That geweſen ſeyn muß? Iſt alſo ihr Zeugniß nicht hier verwerflich? Das Geſetz erkennt es nicht an, denn Neid und eiferſüchtige Rache ſprachen aus ihren Herzen. — König, blicke auf ſie und auf mich; das Schwert ſchwebt über meinem Haupte, und ich wage doch, es empor zu heben, indeſſen ihre Augen deine und meine Augen vermeiden. Der Himmel ſchützt mich, und verdammt nur ſie: unſer Urtheil ſteht auf unſerer Stirne geſchrieben. O großer König, der du würdig biſt, beſſere Diener um dich zu haben, hüte dich, von dem ſtrafbaren Komplotte dich blenden zu laſſen, das ſie geſchmiedet haben. Olenſa bereute es ſein ganzes Leben hindurch, daß er der Anklage ſeiner Weßire, gegen einen ſeiner Günſtlinge, Glauben beymaß." —

„Wahrhaftig, ſagte Bohetzad, das nimmt eine auſſerordentliche Wendung .... Aber ich bin doch neugierig zu hören, wie Olenſas Reue beſchaffen war. Erzähle:"

8.

Geſchichte
Abaltamants, oder des Klugen.

„In Egypten, (ſo begann Aladin ſeine Erzählung), lebte ein Mann, den man Abaltamant den Klugen nennte. Er war ſittſam, weiſe, und ſehr reich. Die Provinz worin er wohnte, ſtand unter der Botmäßigkeit eines tyranniſchen Herrn und die Einwohner wanderten aus, um ihr Leben und ihre Güter vor den Plackereyen des Deſpoten zu ſichern. Abaltamant war unter ihrer Anzahl. Nachdem er alle Vorſicht gebraucht hatte, um ſich mit ſeinem Vermömögen und ſeiner Familie flüchten zu können, begab er ſich in das Reich des Königs Olenſa, das er wegen des guten Rufs des Fürſten, andern Länder vorgezogen hatte. Er hielt um Audienz bey ſeinem neuen Herrn an, und überreichte ihm anſehnliche Geſchenke. Olenſa fühlte ſich gleich für den Fremdling eingenommen, gab ihm einen ſehr ſchönen Kaftan und ließ ihm einen Platz anweiſen, um ſich anbauen zu können. Abaltamant führte einen Palaſt auf, der ſeinem Range angemeſſen war. Er lebte mit vielem Anſtande, und an ſeiner Tafel ſpeiſeten die fremden und vornehmſten Perſonen des Landes. Er betrug ſich ſo, daß er ſich allgemeines Zutrauen erwarb; ſelbſt der Monarch hatte ſo viel Vertrauen zu ihm, daß er ihm anbieten ließ, in ſeine Dienſte zu treten.

„Großer König, antwortete Abaltamant, ich bin ſehr von dieſer Ehre geſchmeichelt, und fühle mich von Dankbarkeit für deine Güte durchdrungen; mein Leben und was ich habe, iſt in den Händen deiner Majeſtät; aber wenn du geruhen wollteſt, mir zu erlauben, nach meiner Neigung zu handeln, ſo würde ich dich bitten, mich meine Tage in Ruhe und fern vom Getümmel des Hofs beſchließen zu laſſen. Ich nähre keinen Ehrgeiz: die Gnade deiner Majeſtät würde mich kaum mit ihrem Schatten bedeckt

deckt haben, ſo würden tauſend neidiſche und eiferſüchtige Hofleute ſie mir zu rauben ſuchen, ohne meine Schuld mir allerhand Unrecht andichten und mich um deine Wohlgewogenheit bringen. — Sey unbeſorgt deswegen, antwortete Olenſa, man weiß, daß ich gegen Ränke und Verläumder auf meiner Hut bin; opfere mir für die Ruhe meines Throns und meines Volks die deinige auf, und ich bürge dir für dein Leben.

„Abaltamant ließ ſich bereden. Sein Betragen und ſeine weiſen Rathſchläge erwarben ihm bald vollends die Gnade des Monarchen; er ernannte ihn zu ſeinem Weßir und die wichtigſten Geſchäffte des Staats wurden ſeinen Händen anvertraut. Seine Kollegen wurden ihm überall nachgeſetzt, und dieß erregte bald ihre Eiferſucht. Sie vereinigten ſich, um einen ſo gefährlichen Rival zu ſtürzen und weil ſie wußten, daß es ihnen durch Verläumdung nicht glücken würde, ſo beſchloſſen ſie, den Weg des Lob'es und der Schmeicheley zu ergreifen.

„Des Monarchen größter Fehler war eine zu ſtarke Liebe fürs Frauenzimmer; er verliebte ſich ſehr leicht, und was bey andern nur eine bald vorübergehende Neigung war, wurde bey ihm zur heftigſten Leidenſchaft. Einer von den Weßiren brachte einen Maler nach Hofe, der eine Sammlung von den Bildniſſen der größten Schönheiten Aſiens beſaß. Sein Talent hatte ihm das Mittel erleichtert, ſich dieſe Sammlung zu verſchaffen. Der König wollte ſie ſehen und gieng ſelbſt in die Falle, die man ihm gelegt hatte. Vor allen dieſen reizenden Gemälden zeichnete ſich das Portrait einer Prinzeſſin aus, welches alle die andern an Schönheit übertraf, ſo daß man die Augen nicht von ihr wegbringen konnte. Der König fragte nach dem Namen dieſer Dame; der Maler nannte ſie ihm, und ſetzte zugleich hinzu, daß ſein Pinſel nicht im Stande geweſen ſey, ihre Reize ſo auszudrücken, wie ſie im Originale entzückten. Der König ihr Vater, fuhr er fort, bildet ſich mehr auf die Schönheit ſeiner Tochter, als auf ſeine Krone ein, und ſucht ſeinen größten Stolz darinne, ſie gezeugt zu haben. Er hält jede Werbung um ihre Hand für eine Beleidigung, und läßt den Geſandten, die kühn genug ſind, ihm einen ſolchen Antrag zu thun, die Köpfe vor die Füße legen. Von Tauris bis Samarkand trafen in dieſem Freyergeſchäfte Geſandte an ſeinem Hofe ein, aber ihre, auf den Thoren der Hauptſtadt aufgeſteckte Köpfe, erfüllen die Bevollmächtigten, die ſich noch von allen Seiten einfinden, mit Furcht und Entſetzen.

„Die Erzählung des Malers, weit entfernt, die feurigen Begierden des Olenſa zu dämpfen, entflammte vielmehr ſeine Leidenſchaft noch ſtärker, und reizte ſeine Neugier. Hätte er ſein Volk weniger lieb gehabt, ſo würde er ſich ſelbſt in eigener Perſon auf den Weg gemacht haben, aber ſo ſchmeichelte er ſich, an ſeinem Hofe Jemanden zu finden, der es wagen würde dieſe gefährliche Botſchaft zu übernehmen. Die Hofleute an die er ſich wendete, geſtanden zwar nicht öffentlich ihre Furcht ein, aber jeder entſchuldigte ſich mit ſeiner Unwürdigkeit. Die Weßire ſtellten einſtimmig dem Könige die Sache unter politiſchen Rückſichten vor. Ein Unterthan, ſagten ſie, iſt allzuglücklich wenn er Gelegenheit findet, ſein Leben für die Ehre ſeines Königs zu wagen, aber ſcheitert er in ſeinem Unternehmen, ſo widerfährt dem Könige in der Perſon ſeines Miniſters eine Beſchimpfung, und er muß wegen der Entlegenheit ſeines Landes alle Hoffnung aufgeben, ſich dafür zu rächen.

„Ich bin überzeugt, antwortete der König, daß Abaltamant ſeinen Kopf und die Ehre ſeines Fürſten retten und der Prinzeſſin Hand erhalten würde. — Großer König, erwiederten die Miniſter, Abaltamants Leben iſt uns eben ſo unſchätzbar, als deiner Majeſtät und deinem Volke. Er iſt das Licht, das uns in den Staatsgeſchäften leuchtet, und wir würden ihn höchſt ungern aus unſerer Mitte verlieren. Aber ihm, deſſen Talenten ſelbſt der Neid ſeine Bewunderung zollt, ihm müſſen wir, die wir ihn lieben, vollends die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß noch niemand, ſo wie er, die Gabe der Ueberredung beſeſſen hat. Sie fließt von ſeinen Lippen, und man fühlt bey ihm, daß man den überwiegenden Gründen der Vernunft und nicht der Verſchmitztheit der Verführung nachgab. Wir ſind gewiß verſichert, daß der König von Kochinchina, deſſen Tochter deine Maj. heyrathen will, ihm nicht wird widerſtehen können, zumal da die Verbindung mit dir ſo glorreich und vortheilhaft für ihn iſt!

„Dieſe liſtigen Worte beſtärkten den Olenſa in ſeiner Meinung, den Abaltamant dieſes gefährliche Geſchäft zu übertragen. Abaltamant ſahe zwar ſehr gut die wahren Bewegungsgründe der Weßire ein; unterdeſſen ſtellte er ſich doch als ein kluger Mann, als ob er von dieſem neuen Beweiſe des Zutrauens ſeines Herrns äuſſerſt gerührt wäre: er nahm ſich aber zugleich vor, ſich dabey auf eine Art zu benehmen, die ſeinen Kopf nicht der barbariſchen Behandlung ſeiner Vorgänger ausſetzte.

„Es wurden ſogleich Anſtalten zu ſeiner Abreiſe getroffen. Abaltamant richtete alles ſo ein, daß ſein ganzer Aufzug und ſein Gefolg dem Reichthume, der Macht und dem Ruhme ſeines Monarchen entſprach. Er trat die Reiſe an, und ließ unterwegens ſeine Truppen die ſtrengſte Mannszucht beobachten. Sobald er auf dem Gebiete von Kochinchina angelangt war, verdoppelte er ſeine Vorſicht, und erwarb ſich durch ſeine Freygebigkeit und die reichlichen Almoſen die er austheilte, die Liebe des Volks und die Hochachtung der obrigkeitlichen Perſonen und der Befehlshaber. Er kam endlich in der Hauptſtadt an, wo ſein Ruf ſchon vor ihm her erſchollen war.

„Bey der erſten Audienz überreichte er dem Könige ſeine Beglaubigungsbriefe und die prächtigen Geſchenke, die er mitgebracht hatte. Er wurde auf das ſchmeichelhafteſte und ausgezeichnetſte empfangen, mit einem ſchönen Pelze bekleidet und ihm und ſeinem Gefolge ein eigener Palaſt zur Wohnung angewieſen. In drey Tagen ſollte er wieder vor dem Monarchen erſcheinen, und Antwort empfangen.

„Die Prinzeßin hatte durch das öffentliche Gerücht die Veranlaſſung dieſer neuen Geſandtſchaft erfahren. Nach geendigter Audienz gab ihr der König, ihr Vater, auch ſelbſt davon

Nachricht und ließ ihr zugleich merken, daß er ſich geneigt fühle, die gethanen Vorſchläge ernſtſich zu erwägen. Mein Vater, antwortete die Prinzeſſin, ich erwarte von der Güte deiner Majeſtät die Erlaubniß, mit dieſem Geſandten eine Privatunterredung haben zu dürfen. Man kann gewöhnlich den Charakter eines Fürſten nach der Wahl ſeiner Miniſter beurtheilen. Bis jetzt ſtimmt alles in das Lob dieſes Abaltamant ein, und du ſelbſt ſcheinſt ſehr mit ihm zufrieden zu ſeyn; geſtatte mir ſo viel Zeit, daß ich prüfen kann, ob er in ſeinem Privatleben eben ſo viel Lob verdient, als in der Verwaltung der öffentlichen Staatsgeſchäfte. Ich habe mir vorgenommen, ihn auf einige Proben zu ſtellen. — Was die Prinzeſſin verlangte, war eben ſo vernünftig und billig. Die drey Tage verſtrichen, und Abaltamant hatte wieder Audienz beym Könige. Nach den gewöhnlichen Höflichkeiten bat man ihn, ſich einen Augenblick zur Prinzeſſin zu verfügen, die ihn zu ſprechen wünſche. Der Oberſte der Verſchnittenen erbot ſich, ihn dahin zu bringen. Die Entfernung vom Audienzſaale bis zu ihrem Zimmer war nicht lang, unterdeſſen nutzte der weiſe Geſandte dieſe kurze Zwiſchenzeit, ſeine Sinne zu ſammeln und ſich die Lehren des egyptiſchen Weiſen einzuprägen, der ihn erzogen hatte: **Wer ſeine Augen ſchließt**, darf für ſein Geſicht

ſicht nicht fürchten; wer der Bewegungen ſeiner Zunge Meiſter iſt, wird ſich keine unbeſonnene Rede vorzuwerfen haben; und wer die Hände kreuzweis über ſeine Bruſt legt, wird ſie nie abgehauen ſehen.

„Kaum hatt' er ſich dieſe Lehren wieder eingeſchärft, ſo ſtand er vor der Prinzeſſin. Sie empfieng ihn ohne Schleyer und mit entblößtem Geſichte; ſie war ſehr ſimpel gekleidet und von Sclaven ihres Geſchlechts umringt, von denen jede Anſprüche auf Schönheit machen konnte; aber die Prinzeſſin verdunkelte ſie alle. Der Geſandte, mit über die Bruſt gekreuzten Händen und auf den Boden gehefteten Blicken, bezeigte ihr ſeine tiefe Ehrerbietung. Sie befahl ihm ſich niederzuſetzen, und er nahm in einiger Entfernung auf einem Soffa Platz.

„„Was iſt die Abſicht deiner Sendung an den König, meinen Vater? fragte ihn die junge Schöne. — Der König, mein Herr, antwortete Abaltamant, geizt nach der Ehre, dein Gemahl zu werden; er ſucht ſeine ganze Glückſeligkeit in dem Beſitze deiner Hand; und ich habe den Auftrag, in ſeinem Namen um dich anzuhalten. Die Prinzeſſin ſchlug die Augen nieder, und befahl, daß man den Geſandten die koſtbare Juwele vorzeigen ſolle, womit ſie ihn be-

beſchenke: ſorgfältig forſchte ſie in ſeinen Blicken und Betragen, welche Wirkung die Pracht und Schönheit dieſes Edelſteins auf ihn hervorbringen würde. Eine Seele, die Habſucht und Geiz entehrt, verräth ſich durch einen einzigen Blick, eine einzige Bewegung. Sie hatte eben dieſe Prüfung mit den Geſandten der andern Fürſten vorgenommen, die um ihre Hand warben, und alle hatten ihr unterlegen.

„Ich nehme deine Geſchenke mit Ehrfurcht und Dankbarkeit an, ſagte Abaltamant, aber ohne das unſchätzbare Kleinod, nach welchem der König, mein Herr, ſtrebt, werden ſie nie mein ſeyn können. Dein Herz und deine Hand, Prinzeſſin, ſind der einzige Gegenſtand meiner Wünſche und der Glückſeligkeit des Olenſa. Beehre meine Sendung mit einer günſtigen Antwort, und du wirſt mich zum glücklichſten Manne machen. — Dieſe ehrerbietige und weiſe Antwort entzückte die Prinzeſſin. Suche, ſagte ſie, die Einwilligung meines Vaters zu erhalten; ich wünſche, daß er ſie dir geben mag; ich glaube, daß dir dieſer Wunſch meine Geſinnungen zur Gnüge erklärt. — Abaltamant hatte in der Fülle ſeiner Freude kaum ſo viel Kraft, ſich zu faſſen; er nahm Abſchied, und begab ſich nach ſeinem Palaſte.

„Der König beſuchte noch dieſen Abend ſeine Tochter. Wir ſind überwunden, mein Vater, ſagte ſie, du wollteſt mir einen Gemahl geben, der mich glücklich machte, Olenſa verdienet, daß die Wahl auf ihn falle. Ein König ohne innern Werth der Seele würde keinen Miniſter, wie Abaltamant in ſeinen Dienſten dulden: er würde eiferſüchtig auf ihn ſeyn und ihm nicht ſein Vertrauen geſchenkt haben. Auf dieſes Geſtändniß der Prinzeſſin beſchloß der König, den Olenſa zu ſeinem Eidame zu wählen; unterdeſſen wollte er ſich doch mit ſeinem Geſandten noch einmal beſprechen, und ließ ihn nach dem Palaſte entbieten. Abaltamant erſchien ſogleich, und der König fragte ihn, welche Wirkung der Anblick ſeiner Tochter auf ihn gethan habe. Großer König, antwortete er, ich bin nicht an den Hof deiner Majeſtät gekommen, um die Dame zu ſchauen, um deren Hand ich werben ſollte. Der König, mein Herr, den das Gerüchte und das Lob der Dichter, die ihre Vollkommenheiten beſangen, hinlänglich von ihrer Schönheit überzeugt hatte, trug mir nicht auf, meine Blicke bis zu der Schönheit zu erheben, die der Gegenſtand ſeiner Liebe iſt. Als die Prinzeſſin mir die Ehre erwies, mich vor ſich zu laſſen, war ich der Ehrfurcht eingedenk, welche ich der Tochter eines großen Königs und der künftigen Gemahlin eines mächtigen Monarchen ſchuldig bin. Ich erinnerte mich der Lehren des weiſen Abailaſſan: ſiehe nicht in die Sonne, der Glanz ihrer Strahlen würde das Cryſtall deiner Augen ſchmelzen. — ¿Aber, erwiederte der König, ſie bot dir Geſchenke an, warum wollteſt du ſie nicht mit dir nehmen? — Großer König, ich kann ſie nicht eher für mein Eigenthum halten, als bis der Erfolg meiner Sendung entſchieden iſt. Die Antwort deiner Majeſtät wird mir beſtimmen, wie ich mich zu betragen habe; entſprichſt du den Wünſchen des Königs meines Herrn, ſo kann ich mir vielleicht das Verdienſt dieſes glücklichen Ausgangs zuſchreiben und dann erſt werd' ich mich der Geſchenke würdig halten, die mir auf eine ſo einnehmende Art angeboten wurden. — Ich habe, antwortete der Prinz, ſchon vielen gekrönten Häuptern das Kleinod abgeſchlagen, das du mir rauben wirſt. Ihre Geſandten waren lauter eingebildete Thoren, die von andern Thoren abgeſchickt wurden, welche ſich auf die vermeintliche Würde ihres Rangs ſtützten. Sie gaben mir nicht allein die auffallendſten Beweiſe von Niederträchtigkeit und Habſucht, ſondern ſie vergaſſen ſich auch ſo weit, ihre Augen frevelhaft auf meine Tochter zu werfen, und dieſe Keckheit brachte mich dergeſtalt auf, daß ich Rache an ihnen nahm, und um mich in Zukunft vor dergleichen Beleidigungen zu ſichern, öffentlich bekannt machen ließ, daß derjenige ſein Leben verlieren ſollte, der es von neuem wagen würde, um die Hand meiner Tochter für einen unſinnigen Gecken zu freyen, welcher zu ſeinen Geſandten Leute wählte, deren Unverſchämtheit und Geiz ich züchtigen müßte. Die Wahl, die dein Monarch in dir getroffen hat, legt einen ſo augenſcheinlichen Beweis von ſeiner Weisheit und ſeiner aufgeklärten Denkungsart ab, daß ich fürchten würde, das Glück meiner Tochter zu verſcherzen, wenn ich die Verbindung mit ihm ausſchlüge. Ich vertraue ſie dir an, bringe ſie zu ihrem Gemahl; ich werde ihr eine reiche Ausſtattung mitgeben: und du, Abaltamant, nimm zum Unterpfande meiner Hochachtung dieſes Smaragdenhalsband an, das ich dich als ein Andenken der Freundſchaft zu tragen bitte, welche ich dem weiſen Miniſter des großen Olenſa gewiedmet habe. Der heilige Prophet geleite dich!

„Der König ließ die Prinzeſſin durch ein auserleſenes Korps ſeiner Leibwache begleiten und ſie reiſte mit Abaltamant ab.

„Der glückliche Abgeſandte wurde bey ſeiner Nachhauſekunft dem Könige durch dieſen Ausgang ſeiner Botſchaft noch werther, und täglich mehr das Organ aller ſeiner Handlungen und Entſchlüſſe. Es ſchien ihm nichts den Schutz ſeines Herrn rauben zu können, er genoß zugleich das Vertrauen des Königs und der Königin, die in dem ſeeligſten und zärtlichſten Einverſtändniſſe nur einen Willen hatten, weil ſie alles nur mit einerley Augen ſahen. ¿Wer ſollte bey ſo glücklichen Ausſichten den Abaltamant nicht vor jedem Sturm des Unglücks ſicher wähnen? Aber oft tobt er mitten im Hafen und ſelbſt der ſchützende Zufluchtsort iſt mit den Klippen der Gefahr umringt!

„Eiferſucht iſt unzertrennbar von Liebe und wir haben geſehen, daß Olenſas Herz von einer Art war, daß jede dieſer Leidenſchaften ſeiner Ruhe gefährlich werden konnte. Die Weßire, deren Haß um ſo gefährlicher war, weil ſie ihn unter dem Gift der Schmeicheley verſteckten, hatten zwey junge Kammerpagen des Königs gewonnen. Dieſe Kinder waren im Palaſt erzogen und geboren, und pflegten beſtändig in den innern Gemächern zu bleiben. Der König, der nichts Arges darunter wähnte, erlaubte ihnen, zu jeder Stunde um ihn zu ſpielen, ſelbſt wenn er arbeitete, oder ſeine Nachmittagsruhe hielt. Er war ihr kleines Geplappere gewohnt und es gereichte ihm nicht zur Laſt, im Gegentheil fand er oft Vergnügen daran und nie hatte er ihnen noch Stillſchweigen geboten. Dieſe Kinder erſahen die Feinde des Abaltamants zu den unſchuldigen Werkzeugen ihrer Verläumdung und Ränke. Die Spione der Weßire gaben ihnen unter den Fuß, ſie ſollten, ſobald ſie ſehen würden, daß der König einſchlafen wolle, ſich von irgend einem intereſſanten und merkwürdigen Vorfall im Palaſte unterreden, den man ihnen heimlich ſagen würde. Hört der König euch zu, fuhren ſie fort, ohne euch Stillſchweigen zu gebieten, ſo iſt es ein Beweis, daß ihr ihm Vergnügen mit der Geſchichte gemacht habt, und daß er euch nun noch lieber haben wird. Als alles abgeredet war, überließ man die Pagen ihrem eigenen Talente, und gleich den Tag darauf fiengen ſie an, den vorgeſchlagenen Plan und zwar mit dem beſten Erfolge in Ausübung zu bringen.

„Indem der König ſich ſtellte, als ob er ſchliefe, hörte er aus ihrem Munde, daß einer ſeiner alten Verſchnittenen, der in eine junge Sclavin verliebt war, ſtatt des gehofften Rendezvous mit ſeiner Schöne, die Nacht mit der älteſten Vettel des Serails zugebracht habe, und ein Gegenſtand des allgemeinen Gelächters geworden ſey, weil man ihn abgeredtermaßen in den Armen der Alten überraſchte. Dem Könige mißfiel dieſes Abentheuer nicht und er fand es ſogar gut, daß man die Fehler in ſeinem Palaſt durchs Ridikül zu beſſern ſuchte.

„Kaum lag er den andern Nachmittag auf dem Sofa, ſo lauſchte er, ob er nicht wieder etwas zu hören bekommen würde, allein er vernahm nichts, das ihn intereſſirte, weil man die Pagen nichts Neues gelehrt hatte. Am dritten Tage begegnete der Aelteſte von dieſen Kindern einem Weßir und ſagte ſehr naif zu ihm: geſtern haben wir nichts in des Königs Zimmer erzählen können, weil wir nichts wußten, aber ob er gleich ſchlief, ſo merkten wir doch, daß er große Luſt hatte, etwas zu hören; ſey ſo gut, und lehre uns wieder ſo ein kleines Geſchichtchen! — Recht gerne, antwortete der Weßir; die alte Favoritin hat ihren Diamantring verloren; der Sclave Abdalla hat ihn geſtohlen; das könnt ihr denn folgendergeſtalt in ein Geſpräch einkleiden. Dein Geſpiele muß dich fragen, ob du nicht erräthſt, wer den Ring genommen hat; und denn giebſt du zur Antwort, das hat gewiß Abdalla gethan, denn er ſtellt ſich viel zu griesgrämig an, und ſchreyt ſtärker über ſeine Unſchuld, als alle die andern. Der Page dankte dem Weßir, und den nächſten Nachmittag wurde der König mit der Geſchichte vom Diamantring unterhalten. Noch denſelben Abend wurde Abdalla dieſes Diebſtähls angeklagt; der Weßir hatte es aber ſchon den Morgen von einem Juden erfahren, dem der Ring zum Verkaufe gebracht worden war. Olenia erſtaunte nicht wenig über die richtige Beurtheilungskraft dieſer Kinder und fieng an, ihren Erzählungen die größte Glaubwürdigkeit beyzumeſſen.

„Nun war der Augenblick gekommen, wo die Triebfedern, die man zu Abaltamants Sturze in Bewegung ſetzen wollte, nicht länger ungenützt bleiben durften. Die beyden Weßire ließen die Kinder kommen, wünſchten ihnen Glück, daß es ihnen ſo gut gelungen ſey, ſeiner Maj. Vergnügen zu machen, und verſicherten ſie, daß ſie der König ſeit der Zeit ſchon weit gnädiger als gewöhnlich behandelte. Wenn ihr uns folgt, guten Kinder, ſetzten ſie hinzu, ſo ſoll niemand im Palaſte reicher und angeſehener werden, als ihr. Hier habt ihr einſtweilen einen ſchönen Beutel mit zehen Goldſtücken, als eine Belohnung für das, was ihr ſchon gethan habt. Allein verbergt ihn ja ſorgfältig, denn da iſt der neidiſche Abaltamant, der nicht leiden kann, daß man reich wird, und der, wenn es ihm nachgienge, gern im ganzen Palaſte beſtändig Faſttag, wie zur Zeit des Ramadansfeſtes ſeyn ließe. Ja ich glaube, er bließe bey öffentlichen Freudenfeſten die Lampen aus, um das Oel zu ſparen. ¿Sagt ſelber, hat er euch je die kleinſte Gefälligkeit erwieſen? — Nein! erwiederten die Kinder ganz offenherzig. — Nun gut, ſprachen die beyden Weßire, man muß ihn vom Hofe weg und aufs Land zu ſchaffen ſuchen; da mag er ſich dann immer nach Herzensluſt zu Tode knickern. Wir wollen zu dem Behuf ein kleines Mährchen ausdenken, das ihr ſo wie die vorigen dem Könige anzuhören geben müßt; und denn ſollt ihr noch hundert Beutel wie dieſer bekommen.

„Ein ſolches Verſprechen machte den lebhafteſten Eindruck auf die Kinder. Die Weßire nützten dieſe Stimmung, um ihrem Gedächtniß die ganze Erzählung recht deutlich einzuprägen. Sie ließen ſie ihnen mehr als einmal wiederholen, und das unſchuldige Pärchen, das ſich durch den Reiz des Geldes blenden ließ, kam mit dem feſten Entſchluße in den Palaſt zurück, alles zu thun, um die hundert Beutel bald zu beſitzen.

„Das Ohngefähr fügte es, daß Olenſa heute an der Tafel nicht ſo mäßig wie gewöhnlich geweſen war; der Kopf war ihm von Dünſten ſchwer, als er in ſein Zimmer trat; er warf ſich auf den Sofa und ſchlief ein. Aber dieſer unruhige Schlummer wurde bald durch das gewöhnliche Geplauder der kleinen Pagen geſtört; er hörte Abaltamants Namen nennen und wurde aufmerkſam. Der Oberſte der Verſchnittenen, ſagte das eine Kind, hat mir einen ſchönen Gürtel verſprochen, wenn ich mich recht klug betrage: und um den Gürtel zu bekommen, will ich ſo weiſe werden wie Abaltamant. — Ja, antwortete der andere, wenn du ſo weiſe ſeyn wirſt, wie er, ſo wird dich auch die Königin ſo liebkoſen. — ¿ Du haſt ihnen alſo zugeſehen? — Freylich hab' ich ihnen zugeſehn. Sobald der König auf die Jagd iſt, ſtell ich mich an die Kabinetsthüre auf die Lauer, gucke durchs Schlüſſelloch, und gebe Achtung, wie ſie ſich ſo zärtlich umarmen, das thun ſie ſchon, ſeit ſie von Kochinchina hier ſind.

„Olenſas Kopf, wie ich ſchon erzählt habe, litte von den Folgen ſeiner Unmäßigkeit; und er liebte die Königin ſo heftig. Bey Anhörung dieſer Reden regte ſich ſeine Eiferſucht und gieng in Wuth über. Er hatte nicht den geringſten Argwohn, daß die unſchuldigen Lippen dieſer Kinder durch Betrug entheiligt werden könnten, und glaubte ihnen vollkommen. Er ſprang vom Sofa auf, gieng in das Zimmer, wo er gewöhnlich ſeine Privataudienzen ertheilte, und befahl, daß man auf der Stelle den Abaltamant holen ſollte. Dieſer Günſtling eilte ſogleich zum König, und warf ſich nach der Gewohnheit zum Zeichen der Ehrfurcht und des Gehorſams auf die Erde nieder; aber kaum ließ ihm der König ſo viel Zeit, wieder aufzuſtehen. ¿Abaltamant, ſagte er, welche Strafe verdient der Mann, der die Frau ſeines Nächſten verführt? — Das Geſetz, antwortete der Miniſter, verordnet, daß man dem Manne thun ſoll, wie er ſeinem Nächſten gethan hat. — Es ſollte ſich noch deutlicher ausdrücken, erwiederte Olenſa, und auch beſtimmen, welche Strafe dem Frevler zu Theil werden müſſe, der des Königs Ehre in der Perſon ſeiner Gemahlin befleckte. — Ein ſolcher Verbrecher muß ſo ſchleunig von der Erde vertilgt werden, ſprach Abaltamant, daß zwiſchen ſeinem Verbrechen und ſeiner Strafe nicht ein Augenblick verſtreicht! — Ungeheuer von Undankbarkeit, rief der König, du haſt dein Urtheil geſprochen! zugleich ſtieß er ihm ſeinen Kanjar ins Herz und ließ ſeinen Körper in den Brunnen werfen, der den hingerichteten Miſſethätern zum Begräbniß diente.

„Als der König von ſeinem Lager aufſprang, erſchracken die Kinder, liefen davon, und ließen den Beutel und die zehn Goldſtücke im Stiche, die ſie von den Weſiren empfangen hatten. Olenſa verfügte ſich nach befriedigter

Rache wieder in ſein Gemach, und das erſte, was er erblickte, war der Beutel und die zehn Goldſtücke, die auf dem Boden lagen. Er rief einen Sclaven und fragte ihn, woher dieſes Geld käme. Der Sclave antwortete, er habe den Beutel am Gürtel eines der Kinder geſehen, und ihn für ein Geſchenk ſeiner Majeſtät gehalten. Ich habe dieſen Kindern kein Geld gegeben, ſprach Olenſa, man rufe ſie ſogleich. Die Kinder erſchienen zitternd und beſtürzt; wer hat euch dieß Gold gegeben? fragte ſie der König zornig. — Bey dieſer Frage und ſonderlich bey dem Ton, in welchem ſie geſchah, brachen die armen Kinder in Thränen aus; ſie nannten die beyden Weſire und erzählten haarklein den ganzen Vorgang, und welche Belohnung ihnen verſprochen worden war. Sie hatten nicht geglaubt, daß der König den Abaltamant ſo geſchwind umbringen würde, und waren nun überzeugt, daß die Weſire Böſewichter wären, die ihre Unſchuld gemißbraucht und ſie zum Böſen verleitet hätten. Ach! rief dieſer Fürſt, gepeinigt von den nagendſten Gewiſſensbiſſen, aus, Abaltamant hatte wohl Recht, meinen Hof meiden zu wollen. Ich verſprach ihm, keiner Verläumdung Gehör zu geben; er traute meinem Worte, und ich glaubte, es ihm zu halten, wenn ich mein Ohr gegen alle Einflüſterungen ſeiner Nebenbuhler verſtopfte; aber ſie haben mich durch Kinder zu betrügen gewußt und ein einziger Augenblick hat mich zum Meineidigen, zum Undankbaren und zum Mörder gemacht. O Abaltamant, ich beklage nichts mehr, als daß ich dich nicht an mir rächen kann; aber wenigſtens will ich die Vorwürfe meines Gewiſſens beruhigen, und Gerechtigkeit an deinen Feinden üben!" —

Clenſa ließ die Weßire vor ſich bringen. Ihr ſchändlichen Verführer, redete er ſie an, ihr betrügeriſchen Verräther! ¿wie konntet ihr euch ſchmeicheln, daß der Himmel das verborgene Laſter ungeſtraft laſſen, und die Unſchuld ungerächt bleiben würde? Wer einem andern eine Grube gräbt, wird ſelbſt hineinfallen. Abaltamant haßte eure Abſcheulichkeiten, jetzt iſt er von den Sorgen des Lebens entbunden, und ruht in den Armen des göttlichen Propheten. Aber eure Seelen erwarten ewige Martern, die nimmer ein Ende nehmen; die böſen Geiſter werden ſie in tiefe Abgründe ſtürzen, um dort vom ewigen Feuer gepeinigt und nie verzehrt zu werden! — Er ließ den beiden Weßiren die Köpfe abſchlagen und ihre Leichname den wilden Thieren vorwerfen. Abaltamants Körper wurde in einem prächtigen Mauſoläum begraben. Der König und die Königin beteten oft an ſeinem Grabe, und benetzten mit ihren Thränen den Marmor, der ihn bedeckte. Olenſa verzieh ſich, ſo lang er lebte, den Mord nie, den er aus zu großer Uebereilung gethan hatte.

„Der Himmel gebe, ſetzte Aladin hinzu, daß das Herz deiner Maj. nicht ähnliche Gewiſſensbiſſe einſt empfinden mag! Lebend oder tod ſtehe ich, Unſchuldiger, unter dem Schutze Gottes. Aber wie viel Thränen, wie viel bittere Reue würde es dich koſten, wenn du mich umbringen ließeſt!“

* * *

Bohetzad, den dieſe Reden, dieſe Betrachtungen und die nützlichen Wahrheiten womit alle dieſe Erzählungen gewürzt waren, immer ſtärker rührten und erſchütterten, fühlte ſich auch dieſesmal auſſer Stande das Todesurtheil an Aladin vollſtrecken zu laſſen. Man brachte ihn wieder in ſein Gefängniß.

Die Miniſter, die dieſen neuen Zug von Güte, nach ihrer Gewohnheit als eine Schwachheit auslegten, verſammleten ſich von neuem und beredeten ſich, den letzten Verſuch zu wagen. Sie verlangten Audienz bey der Königin und wurden vorgelaſſen. „Große Königin, ſagte einer von ihnen, dein Gemahl läßt ſich durch die Zauberworte des Frevlers verführen, der euch beide beleidiget hat, und ſchiebt ſeine

Strafe ohne hinlänglichen Grund auf. Das Volk giebt dieſe Nachſicht der Wirkung deines Vorworts Schuld und überläßt ſich einem Verdacht, der für dich höchſt ehrenrührig iſt. Aladin, ſchreit es, iſt höchſt ſtrafbar, aber er wird ohne Strafe durchwiſchen, weil ihn die Königin beſchützt!“

Die Königin in der Ueberzeugung, daß ihre Ehre durch dieſe wiederhohlten Verzüge litte, beſchwerte ſich ſelbſt drüber bey dem Könige, und dieſer Monarch beſchloß, endlich, auf dieſe ſo mächtige Vorſtellungen, ſeiner Unentſchlüſſigkeit ein Ende zu machen. Er begab ſich in ſeinen Divan, und befahl mit ſtrenger Geberde, daß man den Aladin vorführen ſolle. Bey dieſem kalten und ſtrengen Weſen des Königs wünſchten ſich die Weßire ſchon Glück zu dem guten Erfolge ihres bey der Königin gethanen Schritts, und ſobald der Gefangene erſchien, überhäuften ſie ihn alle zu gleicher Zeit mit den ſchmählichſten Schimpfworten. Unglücklicher, riefen ſie ihm zu, die Erde dürſtet nach deinem Blute, die Würmer hungern nach deinem Leichname! — Sie glaubten dadurch noch mehr den Monarchen in ſeinem Vorſatz zu beſtätigen, aber Aladin, ohne zu erſchrecken, ohne ſie einer Antwort zu würdigen, nahm alſo das Wort. „Alle die ſchimpflichen Beſchuldigungen,

gen, womit man mich überhäuft, ſchwinden und laſſen keine Spur zurück; eine unſichtbare Hand prägt meiner Stirne die Ruhe der Unſchuld auf. Ein inneres Gefühl ſagt mir, daß ich, der ich immer das Laſter flohe, auch nie mit den Laſterhaften vermengt werden kann. Wehe dem Manne, gegen den ſein Gewiſſen ein andres Zeugniß ablegt: er wird ſich bemühen vergebens dem Streiche zu entrinnen, der ihm droht. Die Geſchichte des Sultans Hebraim und ſeines Sohnes iſt ein Beweiß davon.“

Bohetzad gerieth über dieſe kühne Unerſchrockenheit des Aladin und die Erbitterung ſeiner Miniſter gegen dieſen Unglücklichen in die größte Verwunderung, und verfiel unvermerkt in ſeine vorige Unentſchlüſſigkeit. Die Folge war, daß er dem Aladin erlaubte, ihm die Abentheuer des Hebraim noch zu erzählen.

9.

Geſchichte

des Sultans Hebraim und ſeines Sohnes; oder der Prädeſtinirte.

Sultan Hebraim, den ſchon ſeine Geburt zum Regenten eines großen Reichs berief, hatte ſeine Herrſchaft noch durch die Waffen ausgebreitet. Aber der Mangel eines Thronerben verbitterte ihm den Genuß ſeines Ruhms. Vergebens hatte er ſeinen Harem mit den ſchönſten Sklavinnen bevölkert; ſeine Begierden wurden befriedigt, aber nicht ſeine Hoffnungen. Endlich entdeckten ſich an einer von den Sultaninnen Merkmale der Schwangerſchaft.

Bey dieſer unerwarteten Nachricht überhäufte Hebraim, voll Freude, die Sultanin mit Geſchenken, verordnete, daß in allen Moskeen Gebete angeſtellt werden ſollten, und ließ die erfahrenſten Sterndeuter das Schickſal des Prinzen, deſſen Geburt er erwartete, um Rath fragen. Wirklich gebahr dieſe Sultanin zur geſetzten Zeit einen Sohn, deſſen Geburt man durch öffentliche Freudenbezeugungen und Feſte feierte, die ganzer 40 Tage lang dem Volke die Glückſeligkeit ſeines Regenten verkündigten. Während dieſer Zeit waren die Sterndeuter beſchäftigt, Rechenſchaft von ihren Beobachtungen abzulegen; aber als ſie damit fertig waren, befanden ſie ſich in keiner geringen Unruhe und Verlegenheit. Sie ſahen ſich gezwungen, dem Sultan zu entdecken, daß der Einfluß des Geſtirns, unter welchem ſein Sohn gebohren ſey, von ſehr bösartiger Eigenſchaft wäre, und daß die ſchwarze und mit Blut gefärbte

Bahn ſeines Planeten, Unglücksfälle verkündige denen er ſchwerlich würde widerſtehen können. Sie geſtanden einſtimmig, daß vor dem ſiebenden Jahre daß Kind in Gefahr ſeyn werde, von einem Löwen zerriſſen zu werde; ſollte es aber in dieſem beſtimmten Zeitraum, dieſem ſeinem Schickſal entrinnen, ſo würde es ſeine Hand gegen die Urheber ſeines Daſeyns aufheben, und deſſen Leben in Gefahr bringen. Uebrigens könne das Kind dem ihm drohenden Unglücke auf keine andre Weiſe entgehen, als wenn es durch die Erziehung zu einem aufgeklärten, weiſen und tugendhaften Prinzen gebildet würde.

Dieſe unglückliche Weiſſagung trübte gar ſehr Hebraims Freude, und die Tage der allgemeinen Fröhlichkeit wurden für ihn zu Tagen der Thränen und des Kummers. Aber da Unglück nie ohne Hoffnung iſt, ſo ſchmeichelt' er ſich, ja er weidete ſich an dem Gedanken, daß der Erbe ſeiner Macht durch menſchliche Vorſicht den Fügungen des Schickſals entzogen werde könne. Es dünkte ihm nicht unmöglich, ihn bis zum Zeitpunkte der ſieben Jahre vor dem Anfalle eines Löwen zu ſichern, und wenn ſo die erſten Ausſprüche des Verhängniſſes von ihm abgewendet worden wären, durch eine ſorgfältige Erziehung in ihm die Geſinnungen der Weisheit und Liebe zur Tugend aufkeimen zu laſſen, und das Horoſkop der Sternſeher Lügen zu ſtrafen.

Dieſen Betrachtungen gemäs ließ der Sultan auf dem Gipfel eines Berges einen Schutzort anlegen, wo er ſeinen Sohn die erſten ſieben Jahre vor dem Löwen in Verwahrung zu bringen hoffte. Eine Menge Arbeiter höhlten im Innern des Felſen eine Grotte aus, die 100 Fuß tief, 150 lang und 30 breit war, man baute daſelbſt bequeme Zimmer; man entdeckte auch eine Quelle, der man einen Abfluß, ſo wie dem Regenwaſſer verſchaffte, das ſich hier durch die Oefnung ſammeln könnte; man brachte Erde dahin, und legte einen kleinen niedlichen Garten an, deſſen Gewächſe ſehr gut gediehen. Nachdem der kleine Pallaſt aufs beſte ausmeublirt worden war, ließ man den Peinzen und ſeine Amme vermittelſt eines Krahns hinunter, und gab ihnen Lebensmitteln auf einen Monat mit. Am Schluſſe jedes Mondlaufs beſuchte Hebraim ſeinen Sohn; ja man ſetzte dann das Kind in ein Körbchen von Rohr, das bis an die Mündung der Grotte hinauf gezogen wurde! und während der Sultan ſich den ſüßeſten Eingebung der Natur überließ und ſein Kind liebkoſte, verſcheuchte eine zahlreiche Wache durch den lärmenden

Schall der Inſtrumente, die wilden Thiere die in der Nähe ſeyn konnten. Sobald der Beſuch vorbey war, wurden neue Lebensmittel hinabgelaſſen, und das Seil am Krahn, rollte ſanſt mit dem Körbchen und dem Säugling wieder auf den Boden der Grotte hinunter.

Der junge Prinz wuchs und nahm in dieſer einſamen Wohnung an Kräften und Jahren zu; der von den Sternſehern beſtimmte, fatale Zeitpunkt, war faſt verſtrichen und es mangelten nur noch 20 Tage an den ſieben Jahren, als ein Trupp fremder Jäger, welche einem ungeheuern Löwen nachſetzten, den ſie ſchon verwundet hatten, bis auf den Gipfel dieſes Berges kamen und ihre Beute nicht aus dem Geſicht verloren. Daß wüthende Thier das durch das Geſchrei der Jäger geängſtigt und von den Pfeilen, welche ſie von allen Seiten abſchoſſen, getroffen wurde, fand auf ſeiner Flucht die Mündung der Höhle und ſtürtzte ſich aus Blindheit, Schrecken oder Verzweifelung hinab; er fiel auf einen Baum, der ſich unter der Laſt bog und ſo zum Theil die Stärke des Falls minderte, der ſonſt das Thier auf dem Boden der Höhle zerſchmettert haben würde. Die erſchrockene Amme ſuchte ſich zu verbergen; das Ungeheuer fand das Kind und verwundete es gefährlich an der Schulter; auf ſein

Geſchrey lief die Amme nun herbey, und vergaß ihre eigene Gefahr und flog dem Säuglinge zu Hülfe. Aber der Löwe fiel über ſie her und zerriß ſie in Stücken; er wollte ſie verſchlingen, allein die Jäger die in eben dem Augenblick an dem Rande der Oefnung anlangten, ſchoſſen einen ſolchen Hagel von Pfeilen auf ihn ab, daß ſein ganzer Leib damit geſpickt wurde, und ſein Blut von allen Seiten ſtrömte: ein ungeheuerer Stein, den man von oben auf ſeinen Kopf fallen ließ, machte ihm vollends den Garaus.

„Die Jäger waren neugierig, woher das Kindergeſchrey käme, das ſie in dieſer Kluft vernahmen, und ließen ſich hinab. Wie groß war ihr Erſtaunen, als ſie einen ſchönen reich gekleideten Knaben antrafen, der in ſeinem Blute neben einem todten Weibe lag. Ihre erſte Sorge war, dem unſchuldigen Geſchöpfe, das noch Athem holte, beyzuſtehen; ſie wuſchen ſeine Wunde, und legten einen Umſchlag von heilenden Kräutern darauf. Sobald das Kind ruhiger ſchien, begruben ſie die Amme, und unterſuchten dieſe unterirrdiſche Wohnung, die ihnen äuſſerſt ſonderbar vorkam. Die Meubeln des kleinen Hauſes verriethen die größte Pracht und den größten Reichthum. Sie fanden auch eine Menge vortreflicher Lebensmittel von allen

Arten, die wie vom Himmel hinein gefallen zu ſeyn ſchienen. Die Jäger bemächtigten ſich dieſes alles, als einer rechtmäſſigen Beute, und dachten auf Mittel, wie ſie es aus dieſem Abgrunde herausſchaffen wollten. Zuerſt zogen ſie in dem Rohrkorbe den Knaben hinauf, und ſo nach und nach alle die Effekten, Meubeln und Lebensmittel, was ſie vermittelſt des oben an der Oefnung befeſtigten Krahns leicht bewerkſtelligen konnten. Als alles aus der Höhle geſchaft war, theilten ſie die Beute; der vornehmſte von den Jägern nahm das Kind zu ſich, für deſſen Erhaltung er ſich lebhaft intereſſirte, und brachte es mit ſich nach ſeiner Heimath.

Der einzige Sohn des Sultans Hebraim war in ſehr gute Hände gefallen. Sein Wohlthäter war ein Mann von Stande, reich und der keinen andern Fehler, als einen unmäßigen Hang zur Jagd hatte. Er war entzückt über die Schönheit und Sanftmuth ſeines jungen Fündlings, und ließ ſich ſeine Heilung aufs eifrigſte angelegen ſeyn. Als er im Stande war, ſeine Fragen zu beantworten, ſuchte er von ihm zu erfahren, wer er ſey, und aus was für Urſachen man ihn eine ſo auſſerordentliche Wohnung gegeben habe. „Ich weiß es ſelbſt nicht, antwortete der Knaben, ich lebte mit der

Frau, die du todt gefunden haſt; ſie reichte mir, was ich brauchte und pflegte mich. Von Zeit zu Zeit kam ein Herr, der vornehmer war, als du, oben an den Eingang der Wohnung, wo du mich gefunden haſt; man ſetzte mich in den Korb und zog mich zu ihm in die Höhe. Er erwies mir viele Liebkoſungen und nannte mich ſein liebes Kind; ich hieß die Frau, Amme, und ſie hieß mich ebenfalls ihr liebes Kind. Mehr kann ich dir nicht ſagen.“ Der Jäger ſchloß aus dieſer naiven Erzählung, daß das Kind ſein Daſeyn Eltern von einem hohen Stande zu verdanken haben müßte, daß aber irgend eine auſſerordentliche Urſache, die er nicht zu errathen vermochte, ſie gezwungen habe, ſeine Exiſtenz durch ein noch weit auſſerordentlicheres Mittel zu verhehlen. Er nahm ſich vor, bis zu der Zeit, wo ſich dieſes Geheimniß enträthſeln würde, alle mögliche Sorgfalt für das Kind zu tragen. Er ließ es daher in allen Wiſſenſchaften unterrichten und ihm überhaupt eine Erziehung geben, wie ſie einem Kinde vom höchſten Range angemeſſen war. Der junge Zögling entſprach frühzeitig den Hoffnungen ſeines Freundes; er that ſich vorzüglich in der Reitkunſt hervor; er wußte ein Pferd gut zu regieren und mit allen Arten von Waffen geſchickt umzugehen, kurz, er zeichnete ſich in allen den Eigenſchaften aus, welche zu einem entſchloſſenen Krieger und Jäger erfordert werden.

Einsmals als beyde mit der Tigerjagd beyſchäftigt waren, wurden ſie plötzlich von einem Trupp Räuber umringt. Abaquir, (dieſen Namen hatte man dem Jüngling gegeben,) that, wie ſein Herr, Wunder der Tapferkeit, aber ſie wurden von der Menge überwältigt und geplündert. Abaquir's Beſchützer büßte dabey das Leben ein. Er ſelbſt empfieng einige leichte Wunden und die Ohnmacht, welche darauf erfolgte, war mehr die Wirkung der Entkräftung, als der erhaltenen Wunden. Kaum hatten ſich die Räuber entfernt, ſo erhohlte ſich Abaquir wieder. Da er von Natur herzhaft und entſchloſſen war, ſo nahm er ſich vor; ob er ſich gleich von allem Beyſtand entblößt ſahe, die Wüſte zu durchziehen und zu verſuchen, ob er einen bewohnten Ort erreichen könnte; er hatte nichts zu ſeiner Wehre, als einen Jägerſpieß, der auf dem Kampfplatze vergeſſen worden war.

Kaum war er einige Stunden gegangen, ſo wurde er einen Mann in Derwiſch Kleidung gewahr. Er eilte auf ihn zu und grüßte ihn. Der Derwiſch redete ihn ſelbſt zuerſt an. Schöner Jüngling, ſagte er, du biſt nackt und verwundet; wer hat dich in den elenden Zuſtand verſetzt, in dem ich dich erblicke? „Abaquir ſtand keinen Augenblick bey ſich an, dieſem Manne, den er für einen heiligen Klausner hielt, ſeinen Unfall zu erzählen." — „Es ſtehet geſchrieben, antwortete der Derwiſch, beraube dich deines Gewands, um deinen Bruder zu kleiden, theile deine Nahrung mit ihm, um ihm ſein Leben zu friſten." Zugleich hieng er dem Jünglinge ſeinen Mantel um, ließ ihn ſich ſetzen, und holte aus einer Art von Schnapſack einige Datteln, etwas Brodt, das mit Kameelsmilch eingemengt war, und einen Schlauch von Ziegenfell, hervor, der 5 bis 6 Kannen Waſſer enthielt. „Nimm, ſagte er, du wirſt zwar nur das Faſtenmahl eines Büßenden halten, denn ich führe dieß nur zu meinem eigenen Bedürfniß, und um andern beyſtehn zu können, bey mir, aber komm mit in meine Grotte, dort wirſt du dich beſſer erhohlen können, und ein reichlicheres Mahl antreffen."

Abaquir dankte, ehe er zu eſſen anfieng, dem heiligen Propheten für dieſe ihm ſo zur rechten Zeit zugeſchickte Hülfe, und als der erſte Hunger geſtillt war, trat er mit dem Derwiſche den Weg nach der Grotte an, die nicht weit davon lag.

Abaquir wurde daſelbſt mit allen Merkmalen der Leutſeligkeit und Wohlthätigkeit empfangen, man wuſch ſeine Wunden verband ſie, und gab ihm kräftigere Speiſen. In dieſer wilden Wohnung beſtanden die Tiſche und Sitze aus rohen aufeinandergelegten Steinen, und die Lagerſtätte aus einem Haufen Moos; aber für Abaquir, der alles hatte entbehren müſſen, war das ſehr viel. Ueberdieß bezeigte ſich der Derwiſch ſo höflich und gaſtfreundlich daß der Mangel an Bequemlichkeiten dadurch erſetzt wurde. Der Jüngling machte ſich nun einen ſehr hohen Begriff von dem Stande eines Derwiſches, weil er ſahe, daß er ihm ſo viel Menſchlichkeit einflößte. „Liebes Kind, ſagte der Derwiſch ſchmeichelnd zu Abaquir, es macht mir unendliches Vergnügen, dir dieſe kleine Dienſtgefälligkeiten erweiſen zu können, aber du mußt nicht alles auf Rechnung der Pflichten der Religion ſchreiben. Du flößeſt mir ſelbſt den größten Antheil ein; und wenn du mich wieder verlaſſen willſt, ſo werde ich das nicht eher zugeben, als bis du völlig von deinen Wunden geneſen biſt; denn der Ausweg aus dieſer Wüſte iſt höchſt beſchwerlich."

Der Jüngling wußte nicht, wie er ſeine Dankbarkeit für ſo viel Vorſorge genug an Tag legen wollte, in der er jedoch gar nichts auſſer ordentliches erblickte. Denn da er an die zärtlichen Liebkoſungen ſeiner Amme, ſeines Vaters und des groſmüthigen Mannes, der ſeine Erziehung ausgebildet hatte, gewohnt war, ſo ſchien ihm das liebreiche Betragen des vorgeblichen Derwiſches, natürlich und wohlmeinend. Nach und nach erfuhr dieſer aus Abaquirs Munde alle ſeine übrigen Abentheuer und ſchien ſich immer mehr für ihn zu intereſſiren.

„Entweder betrüge ich mich ſehr, ſagte der Klauſner, oder du biſt, liebes Kind, zu ſehr großen Beſtimmungen auserſehen, und ich mache mich anheiſchig, auf dieſer glücklichen Bahn dein Führer zu werden. Ich will dich den Vater wieder finden laſſen, dem es ſo viel Freude machte, wenn er dich liebkoſte!“ — „Ach! wenn du das könnteſt! erwiederte Abaquir; o, bringe mich auf der Stelle zu ihm!“ — „¿In dieſem Zuſtande? Nein, mein Kind, du kennſt die Menſchen noch nicht; bey den Großen erhebt die Natur nicht ihre Stimme zu Gunſten eines Unbekannten, den der alte Mantel eines Derwiſches bedeckt. Ehe es dir gelänge, dich zu erkennen zu geben, würde man dich als einen Betrüger behandeln, und eine Menge Leute würde ein Intereſſe dabey finden dir allen Zutritt zu verwehren. Aber du biſt bey einem Manne, der dich liebt und ſo lange du bey ihm biſt, kann es dir nie an Hülfsmitteln gebrechen. Zwar hat der Ekel vor den Reichthümern und Eitelkeiten dieſer Welt, mich zur Ergreifung dieſes eingezogenen Lebens bewogen, aber Morgen, wenn ich will, kann ich mehr Schätze beſitzen, als erfordert wird, den Ehrgeiz der reichſten Potentaten der Erde zu befriedigen. Ich kann dich einen Theil davon mit Augen ſehen laſſen; die Erde verſchließt eine Menge Reichthümer und ich kann ſie zwingen, ſie mir heraus zu geben. Nicht weit von hier liegt ein ſolcher anſehnlicher Schatz: ich will dich dahin führen. Du ſollſt ſo viel davon nehmen, als du brauchſt, um an den Hof deines Vaters anſtändig zu erſcheinen. Hundert Kameele mit dem reichſten Stoffen des Orients beladen und jedes von einem Sklaven geführt, ſollen vor dir her ziehen und du ſollſt von einer Leibwache umringt werden, die überall wo du durchreiſeſt, Ehrfurcht einflößen wird.“

Abaquir war ganz Bewunderung; er konnte ſich die Erfüllung ſolcher prächtiger Verſprechungen gar nicht vorſtellen, wenn er einen Blick auf den Mantel von grobem Tuch, der ihn deckte und auf das ſeltſame Hausgeräthe ſeines Wirthes warf. Dieſer, als er ihm einige Augenblicke ſeinen Betrachtungen überlaſſen hatte, nahm wieder alſo das Wort. „O! mein Kind, laß nie den Anſchein dich trügen! Je älter du wirſt, jemehr wirſt du lernen den Täuſchungen nicht zu trauen. Ich bin Derwiſch aus Neigung; aber unter meinem Mantel ſteckt ein andrer Mann, er hat dich lieb gewonnen und will dein Glück befördern. Alle Kleidungsſtücke, die ich trage, ſind nicht ſo ſchlecht und verworfen, wie du glaubſt; hier erblickſt du eins, womit nur ſtarke und mächtige Menſchen ſich bekleiden können. „Er ſchlug ſeinen Rock auf und zeigte ihm einen Gürtel von rother und grüner Seide.“ „Setze Vertrauen in mich Jüngling, fuhr er fort, Morgen will ich dich große Dinge ſehen laſſen, und mich mit deinem Glücke beſchäftigen, ich werde, ohne nöthig zu haben erſt viele und weite Wege anzutreten, die ſonderbare Höhle ausfindig zu machen wiſſen, worin du erzogen wurdeſt, und erfahren, wer ihr Erbauer war; nach Verlauf eines Monats, wenn wir mit allen unſern Anſtalten fertig ſind, wollen wir dann nach dem Hoflager deines Vaters mit einem Gefolge aufbrechen, das jedermann zwingen ſoll, uns ehrfurchtsvoll entgegen zu kommen.“

Die Erblickung dieſes ſchönen Gürtels unter dieſen Lumpen, hatte den Abaquir in Erſtaunen geſetzt; er baute nunmehr auf die Verſprechungen ſeines neuen Beſchützers und nahm ſeine Anerbietungen an. „Aber eins bedinge ich mir noch aus, ſetzte dieſer auſſerordentliche Derwiſch hinzu, daß du mich, wenn du wieder bey deinem Vater ſeyn wirſt, ſo ſchwer dir auch die Trennung von mir ankommen mag, nach meiner Einſamkeit zurückkehren läſſeſt“ — „Ich verſpreche es, erwiederte Abaquir, doch mit der Bedingung, daß ich dich ſelbſt wieder dahin bringen darf.“

„Des andern Morgens bepackte der Derwiſch den Jüngling mit einem Korbe mit Lebensmitteln zum Frühſtücke und einem Bündel Stricken, und beyde verfügten ſich an den Fuß eines ſteilen Gebirgs. Als ſie daſelbſt angelangt waren, ermahnte ihn Abaquirs Gefährte, vorher nur neue Kräfte zu ſammeln. Du wirſt, ſagte er, ein wenig von den Beſchwerlichkeiten zu leiden haben, die damit verknüpft ſeyn werden, aber du mußt immer daran denken, welche Früchte du dafür einärndten ſollſt; das wird deinen Muth ſtärken. Erſtaune über nichts, was du erblicken wirſt. Dieſes Gebürg enthält in ſeinem Schooße Reichthümer, die nicht zu ſchätzen ſind; ſie ſind ſolchen Magiern, wie ich Preiß gegeben, aber wir verſchmähen es, ſelbſt davon Gebrauch zu machen. Halte dich nicht dabey auf, das Gold aufzuraffen, das du in großer Menge da finden wirſt; nimm nur

Edelſteine; daß iſt das beſte Mittel um ſchnell reich zu werden.“

„Nach dieſer Ermahnung warf der Derwiſch ſeinen Mantel ab und erſchien als Zauberer. Er war blos mit ſeinem breiten buntſchäckigen Gurt bekleidet, der ihm Bruſt und Lenden bedeckte und deſſen Enden auf ſeine Beine herabhiengen; er nahm aus einem Beutel, welcher an dieſem Gürtel befeſtigt war, ein Werkzeug zum Feuer anmachen, zündete eine Kerze an, verbrannte einiges Rauchwerk, las in einem Buche, das er auf der Bruſt trug, und ſagte mit ſtarker Stimme, eine magiſche Beſchwörung her. Kaum hatt’ er ſie geendigt, ſo erbebte die Erde unter ſeinen Füßen; ſie that ſich vor ihm auf und zeigte in einer Vertiefung von vier Fuß einen viereckigten marmornen Stein, auf welchen der Zauberer ſogleich Räucherwerk ſtreute. Als er glaubte, daß die Luft dadurch gereinigt und erfriſcht worden wäre, umgürtete er Abaquir mit einem Strick unter den Armen, gab ihm eine Kerze in die Hand und ließ ihn in die Oeffnung hinab.“

„Kaum befand ſich Abaquir darinne, ſo wurden ſeine Augen von dem Glanze der Schätze geblendet, die er um ſich her erblickte; aber er befolgte treulich den Rath des Zauberers, hob nur die Edelſteine auf, und füllte den Korb damit an, den der Derwiſch an einem Stricke ihm nachgelaſſen hatte. Als der Korb angefüllt und aus der Kluft wieder hinaufgezogen war, nahm ihn der Zauberer in Empfang und ſogleich ließ ſich ein fürchterliches Getöſe hören. Die Oefnung ſchloß ſich wieder zu, und der junge Abaquir befand ſich im Schooße der Erde vergraben, und aller Hofnung beraubt, je wieder heraus zukommen."

„Er glaubte ſich vom Zauberer verrathen, und ohne die Stärke ſeiner Seele würde er ſich der Verzweifelung überlaſſen haben; aber ſo vergoß er nur einige Thränen und richtete ſich durch die Erinnerung an die vorigen Begebenheiten ſeines Lebens auf. In ſeiner zarteſten Kindheit war er der Gefahr ausgeſetzt geweſen, die Beute eines Löwen zu werden, und die göttliche Vorſehung hatte ihn errettet; dieſelbe Vorſehung hatte ihn beſchützt, als er unter die Räuber gefallen war. „Nein, ſagte er, die Hand, die mich zweimal beſchirmte, wird auch jetzt mich Unſchuldigen und Betrogenen nicht verlaſſen!" Voll von dieſer Zuverſicht warf er ſich vor dem nieder, welcher den Schlüſſel zu den Tiefen der Erde in ſeiner Hand hält, und traute ganz auf ſeinen Beyſtand. Beym Schein ſeiner Kerze, die noch nicht verloſchen war, betrachtete er die ungeheuere Höhle, die ihm zum Gefängniße diente und glaubte im Hintergrunde einen Ausgang zu entdecken, der aber ſo niedrig war, daß man ſich darinnen nicht aufrecht halten konnte. Er näherte ſich ihm mit dem Lichte, allein es fuhr ein ſo ſtarker Luftzug heraus, daß es ſogleich auslöſchte. Weit entfernt, ſeine Hoffnung dadurch geſchwächt zu ſehen, ſchien ſie vielmehr belebt zu werden. Ein ſo ſtarker Windzug dünkte ihm eine äuſſere Oefnung anzudeuten. Er ſchlüpfte mühſam hinein, und kroch in dieſer Finſterniß fort; als er weiter kam, vernahm er ein dumpfes Getöſe, deſſen Gemurmel ihn etwas auſſerordentliches verkündigte: er merkte bald, daß er mit Händen und Knieen in einer Waſſer-Quelle badete. Er richtete den Kopf auf und ſetzte ſich, um auszuruhen, auf einen Stein, der in der Mitte von verſchiedenen rieſelnden Quellen lag, welche aus dieſen tiefen Höhlungen hervorſtrömten. Er ſchöpfte mit der hohlen Hand von dieſem friſchen und lieblichen Waſſer, trank davon und nachdem er neue Kräfte geſammelt hatte, verfolgte er ſeinen beſchwerlichen Weg. Aber die kleinen Bäche, welche bisher über die Oberfläche des Bodens nur leicht weggerollt waren, hatten ſich nach und nach ein Bette gegraben, in welchem Abaquir fortſchreiten mußte; es wurde bald ſo tief, daß er gezwungen war, ſeine Zuflucht zum Schwimmen zu nehmen. Endlich fieng die Finſterniß an, ſich um ihn aufzuklären; die Höhle erweiterte ſich, und er bemerkte allmählig einen ſchwachen Schimmer vom Tageslicht, das die Kräfte des Schwimmers, und ſeine Hoffnung vermehrte; bald darauf befand er ſich im Freyen, unter dem weiten Gewölbe des Himmels, als eben die Sonne der Göttin der Nacht Platz machte.

Es war Zeit, daß Abaquir unbekümmert ſich der Ruhe überlaſſen konnte; ſeine Kräfte waren erſchöpft; er legte ſich auf den Boden und ſchlief von den überſtandenen Mühſeligkeiten ermüdet, ein. Er hatte nicht nöthig, die wenigen durchnäßten Kleidungsſtücken auszuziehen, die er vom Zauberer empfangen hatte, die Kieſel hatten ſchon einen guten Theil davon abgeſcheuert, und der Ueberreſt war in lauter Lumpen zerſetzt worden. Unterdeſſen verkündigte der Geſang der Vögel die Wiederkunft des Tages, und die erſten Strahlen der Sonne weckten den Abaquir. Der junge Prinz erinnerte ſich beym Erwachen der Gefährlichkeiten, denen er jetzt entgangen war, und rief alle Umſtände in ſein Gedächtniß zurück. Es fiel ihm ein, daß er in der ſchrecklichen unterirrdiſchen Gruft Ueberbleibſel von den Leichnamen der

Schlachtopfer des Ehrgeizes des böſen Zauberers gefunden hatte. Dieſe Rückerinnerung erfüllte ſeine Seele mit Schrecken und Entſetzen, aber zu gleicher Zeit fühlte er den Werth der Wohlthaten der allmächtigen Hand, die ihn ſo wunderbar aus ſeinem Grabe rettete. Seine gen Himmel geſchlagenen, thränennaſſen Augen drückten ſeine Dankbarkeit aus und ſeine Lippen prieſſen das Lob Gottes und ſeines Propheten.

Als er dieſe erſten Pflichten erfüllt hatte, ſuchte er etwas Nahrung, um ſeinen nagenden Hunger zu ſtillen. Indem er den Rand des kleinen Sees, an welchem er ſaß, unterſuchte wurde er Schilf gewahr, das er ausſaugte und die Wurzeln mit ſeinen Zähnen zermalte. Er wühlte überall die Erde auf, und verſchafte ſich Befriedigung ſeiner erſten Bedürfniſſe. Durch Sorgfalt und Geduld bekam er endlich ſeine Kräfte und ſeinen Muth wieder; er raſte die Lumpen von ſeiner Kleidung zuſammen, die er an der Sonne getrocknet hatte, befeſtigte ſie mittelſt eines Gurts, den er ſich aus Schilfblättern verfertigte, verſahe ſich mit einem Prügel, der ihm zu gleicher Zeit zur Stutze und Wehre diente, und erreichte mit vieler Mühe eine kleine Ebene, wo er eine Stadt in der Ferne gewahr wurde und ſeinen Weg darauf zu nahm.

„Kaum wurde er von den Einwohnern erblickt, ſo lief einer davon ihm entgegen, und ſchien ein Glück darin zu finden, ihm allen Beyſtand zu leiſten, deſſen er, wie ſein Aeuſſerliches verrieth, ſo bedürftig war. Er nöthigte ihn in ſein Haus, wo er aufs freundlichſte aufgenommen wurde und wo man die Erzählung ſeiner Abentheuer mit der lebhafteſten Theilnahme vernahm. Doch wir wollen uns in dieſem Augenblick nicht weiter um das Schickſal des jungen Prinzen bekümmern, ſondern zu Sultan Hebraim, ſeinem Vater, zurückkehren, der durch die Erfüllung der traurigen Verkündigung weit mehr litt, als er. Der Tag noch dem Tode des Löwens, war der Tag des von den Sterndeutern anberaumte Termins. Der Sultan, der endlich die Frucht ſeiner Vorſorge und Klugheit einzuärndten hoffte, eilte nach der Oefnung der Höhle, und verkündigte wie gewöhnlich ſeine Gegenwart durch Blaſen auf Waldhörnern, aber als niemand dieſes Signal beantworten wollte, ſo ließ Hebraim, voll Unruhe, einige Offiziere in die Höhle ſteigen, die nach vielem vergeblichen Suchen nichts weiter als eine Löwentatze fanden. Der unglückliche Vater zweifelte nicht länger an dem Verluſte ſeines Sohnes, er kehrte eiligſt nach ſeinem Pallaſte zurück und ließ die Sterndeuter rufen, die er vorher über das Schickſal ſeines

Sohnes um Rath gefragt hatte." „Ich Unglücklicher! ſagte er zu ihnen, eure traurige Verkündigung hat ſich beſtätigt; mein Sohn iſt vor Verlauf der ſieben Jahre von einem wilden Thiere zerriſſen worden, denn ich habe in der Wohnung, die ich ihm anlegen ließ, nichts weiter als die Tatze eines ungeheuern Löwen gefunden."

„Unüberwindlicher Sultan, antworteten die Sterndeuter, da der Ausgang dich zwingt, die Wahrheit unſers Horoſkops einzugeſtehen, ſo müſſen wir dir vielmehr Glück wünſchen, einem unvermeidlichen Tod entgangen zu ſeyn, den du von der Hand des Sohnes, den du beweineſt, empfangen haben würdeſt. Dein Sohn, der ſeinem Verhängniß unterlag, ſtarb unſchuldig und dein Leben iſt erhalten." Dieſe Betrachtung ſtillte etwas den gerechten Schmerz des Sultans und die Zeit tilgte ihn vollends.

„Unterdeſſen wurde dem Abaquir, den wir nicht aus den Augen verlieren dürfen, ſein Müſſigſeyn in der kleinen Stadt, wo man ihn ſo gut aufgenommen hatte, zur Laſt. Sein Wirth hatte eine zahlreiche Familie und wenig Auskommen. Der junge Prinz, der ſein Brod nicht umſonſt eſſen wollte, gieng oft auf die

Jagd. Einſtmal als er ein Reh erlegt hatte, und es auf ſeinen Schultern forttragen wollte, ſah er ſich plötzlich von einem Haufen Räuber umringt und befand ſich, ohne es zu wiſſen, unter einer Räuberbande. „¿ Kamerad, ſagte der Anführer zu ihm, du jagſt zu Fuß, und biſt nur mit einem Bogen bewafnet, und doch giebts in dieſen Einöden viel Löwen und Tiger und du könnteſt von einem dieſer Thiere angefallen werden, ohne dich wegen Mangel an Waffen vertheidigen zu können?“

Abaquir, der ſo ſchon eine große Neigung zur Jagd hatte, glaubte hier die beſte Gelegenheit gefunden zu haben, ſeinen Hang zu befriedigen und ſeinen Wirthsleuten einen reichlichern Unterhalt zu verſchaffen. Er beantwortete dieſes Anerbieten ſehr naiv, und ſagte, er nähme mit Dank den Dienſt an, den ſie ihm erweiſen wollten, ihn unter ſich aufzunehmen. Das Haupt der Bande begrif aus dieſer Antwort, daß der junge Menſch als ein Neuling den wahren Sinn ſeines Vorſchlags nicht gefaßt hätte. Da du zu unſerer Geſellſchaft treten willſt, fuhr er fort, ſo wollen wir zuſammen frühſtücken und Bekanntſchaft machen. Hierauf ſtiegen die übrigen vom Pferde, man öfnete die Schnapſäcke und jeder ſetzte ſich in Stand, ſeinen Apetit zu ſtillen.

„Du biſt nun einer von den unſrigen geworden, ſagte der Anführer, und ich muß dir die Geſetze erklären, denen wir gehorchen. Wir lieben und ſtehen uns einander als Brüder bey, wir theilen unſere Beute zu gleichen Theilen und ſchwören uns ewige Treue im Leben und Tod.“ — „Ich habe ſchon mit Jägern gelebt, erwiederte Abaquir, ich liebe dieſen Stand und wenn ich gleich nicht darinnen geboren bin, ſo bin ich ihm doch wenigſtens das Leben ſchuldig; eure Geſetze ſcheinen mir ſehr billig.“ — „In dieſem Fall, antwortete der Anführer, brauche ich dich nur noch von unſerer Polizey zu belehren. Ob ich gleich nicht mehr als die andern bin, ſo leiſtet mir doch alles hier als Oberhaupt Gehorſam, und da es nöthig iſt, daß man mich fürchtet und Reſpeckt vor mir hat, ſo verfahre ich gegen die Ungehorſamen auf das ſtrengſte.“ — „Subordination iſt nöthig, ſprach Abaquir, ſo bald man in ganzen Haufen zuſammen iſt.“ — „Schwöre mir auf den Koran und bey dem Namen des heiligen Propheten, fuhr der Anführer der Räuber fort, dich in allen unſern Geſetzen ohne Ausnahme zu unterwerfen.“ — „Kaum hörte Abaquir das heilige Buch nennen, ſo glaubte er unter Heiligen zu ſeyn; er ergriff ohne Bedenken den Koran, drückte ihn dreymal an ſein Herz, auf ſeinen Kopf und an ſeine Lippen und verſprach mehr, als man von ihm foderte und ſo wurde er, ohne es zu wiſſen, unter die größten Böſewichter und Gauner der Wüſte angeworben. Alle ſeine neuen Kameraden umarmten ihn voll Freuden, man gab ihm ein ſchönes Pferd, man bedeckte ihn mit einem Mantel, und bewafnete ihn mit Säbel, Bogen und Lanze. Abaquir war ſehr vergnügt, und erſt den Tag darauf wurde er inne, in was für eine böſe Geſellſchaft er gerathen ſey.

Dieſe Räuber durchſtreiſten die ganze Wüſte und beraubten und plünderten die Reiſenden und Karavanen. Durch das Glück ihrer böſen Thaten wuchs täglich ihre Anzahl, und ſie richteten ſo viel Unheil und Verwüſtung an, daß der Beherrſcher dieſes Landes ſich ſelbſt an die Spitze einiger Truppen ſtellte, um ſie zu verfolgen. Dieſer Monarch war eben der Sultan Hebraim. Es gelang ihm, die Räuber von allen Seiten zu umringen. Abaquir, der ſich an der Spitze der Bande befand, wurde von dem Sultan in eigner Perſon verfolgt, aber der Jüngling ſuchte der Gefahr zuvor zu kommen, die ihm drohte und verwundete ſeinen Gegner durch einen Pfeilſchuß; die Soldaten des Fürſten bemächtigten ſich aber aller der Räu-

ber.

ber. Was nicht durchs Schwerd umkam, wurde gefangen genommen und ſie befreyeten die Wüſte von dieſen gefährlichen Abentheurern.

Der Sultan war gefährlich verwundet worden. Als er nach ſeiner Hauptſtadt zurückkam und ſich hatte verbinden laſſen, ließ er die Sterndeuter rufen, und fuhr ſie mit harten Worten an. „Ihr Betrüger, ſagte er zu ihnen, ihr habt nicht vorher geſehen, daß ich von der Hand eines Räubers ſterben würde. Ihr bedrohtet mich nur mit der Hand meines Sohnes." — „Sultan, antworteten die Sternſeher, alles, was wir vorher geſagt haben, iſt leider nur allzuwahr eingetroffen. Deine Hoheit verhöre erſt den Verbrecher und belehre ſich, von welcher Hand der unglückliche Pfeil abgedrückt wurde, und dann erſt richte uns." Hebraim ließ alle die Gefangenen vor ſich führen, und verſprach ihnen Leben und Freyheit, wenn ſie ihm den Mann entdecken würden, der ihn verwundet habe. — „Ich bin es, ſprach herzhaft Abaquir, ich habe das Unglück gehabt, meinen Landesherrn, den ich nicht kannte, nach dem Leben zu trachten, und ich verdiene den Tod." — „Beruhige dich, Jüngling, ſagte der erſtaunte Sultan, entdecke mir nur, wer du biſt, und wer dein Vater iſt. Auf dieſe Frage erzählte Abaquir alle die Umſtände, die ihm von der Geſchichte

ſchichte ſeiner Jugend bekannt waren, er vergaß, wie man leicht denken kann, des Löwen nicht, der ihn verwundet und ſeine Amme zerriſſen hatte. Seine Erzählung wurde bey dieſer Stelle durch die ſichtliche Beſtürzung unterbrochen, welche ſich auf dem Geſichte des Sultans verrieth. Hebraim, als er ſich von dieſer erſten Anwandlung ein wenig erholt hatte, bat ihn inſtändigſt, in der Erzählung ſeiner Begebenheiten fortzufahren. Der junge Prinz that es und endigte mit der Schilderung des Entſetzens, das ihn überfallen hätte, als er den Sultan in eigner Perſon hätte bekämpfen müſſen. „Halt ein, rief Hebraim mit thränenden Augen, tritt her, und zeige mir den Biß des Löwens.“ Abaquir gehorchte. „Ich berühre die Wahrheit, rief der Sultan, indem er die Narbe betaſtete; komm, lieber Sohn, komm in meine Arme; laß mich wenigſtens, ehe ich in die Grube fahre, den Troſt genieſſen, meinen einzigen Sohn wieder gefunden zu haben. Ihr Sternkundigen, fuhr er fort, indem er ſich zu ihnen wendete, ihr offenbartet mir die Wahrheit, ſo weit es in eurer Macht ſtand, ſie mir zu entdecken; aber ich that Unrecht, euch über mein künftiges Schickſal um Rath zu fragen; wir alle ſollten uns im Stillen in das fügen, was über uns beſchloſſen iſt; indem wir ihm auszuweichen ſuchen, erſchweren wir uns nur noch ſeine Laſt! Hierauf wandte an ſich zu ſeinen Hof. Ihr Weßire und Großen meines Reichs, ſagte er, erkennt für euern rechtmäßigen Beherrſcher **Ben-Hebraim**, meinen einzigen Sohn, und helft ihm würdiglich die mühſamen Pflichten des Throns erfüllen.“

Abaquir wurde auf der Stelle unter dem Namen **Abaquir Ben-Hebraim** gekrönt. Sein Vater machte ſich auf ſein nahes Ende gefaßt. Er ließ nun den Pfeil aus dem Leibe ziehen, und ſein Leben entfloh mit dem Blute, das aus der tiefen Wunde ſtrömte; aber noch ſterbend ehrte er die Fügungen des Höchſten, die an ihm vollſtreckt worden waren, und ſeegnete Gott, daß er einen würdigen Erben ſeiner Krone hinterließ.

Ben-Hebraim, der zwar frühzeitig zur Regierung ſeiner Staaten gelangte, aber durch Unglück klug geworden, in Thätigkeit auferzogen und aus Grundſatze tugendhaft war, bewieß ſich ganz des öffentlichen Vertrauens würdig. Die Abentheuer mit dem Zauberer und den Räubern hatten ihn gelehrt, gegen den äußerlichen Schein auf ſeiner Hut zu ſeyn. Er begnadigte die letztern, aber er wünſchte nichts ſehnlicher, als daß ihm der Himmel den Schwarzkünſtler in die Hände liefern möchte, um an ihm ein Beyſpiel der Gerechtigkeit zu üben.

Einsmal als der junge Sultan die Marktplätze der Stadt, verkleidet, durchſtrich, wurde er in einem Kan einen Fremden gewahr, um dem ſich eine Menge Neugieriger drängten. Man bewunderte die Diamanten und Juwelen von der gröſsten Schönheit, welche dieſer Fremdling beſaſs. **Ben-Hebraim** betrachtete ihn aufmerkſam und erkannte in der reichen armeniſchen Tracht ſeinen unglücklichen Derwiſch. Sein Ton der Stimme und ſein emphatiſches Weſen zeichneten ihn auf eine Art aus, daſs man ſich gar nicht darinn irren konnte. Der Sultan kehrte ſogleich nach ſeinem Palaſte zurück, und lieſs heimlich den jüngſten der Räuber zu ſich kommen, den er bey ſich behalten hatte, theils weil er an ihm die glücklichſten Anlagen entdeckte, und theils weil er ſchon als Räuber eine Abneigung gegen das Räuberhandwerk hatte blicken laſſen, das er nur aus Zwang ergriff.

„**Margam**, ſagte er zu ihm, ich brauche deine Hülfe, um die Erde von einem gefährlichen Böſewichte zu befreyen.“ Zugleich beſchrieb er ihm, wie er ſich dem Plan gemäſs, den ſie unter einander verabredeten, betragen ſolle. Zwey Tage darauf ſchickte **Ben-Hebraim** den Oberſten ſeiner Verſchnittenen in Begleitung von vier Offizieren des Palaſtes und mit einem

Gefolge von Sclaven nach dem Kan, um den armeniſchen Juwelirer Tobul, im Namen des Sultans, nach dem Palaſte einzuladen. Man führte ihm zu dieſem Behuf eines der ſchönſten Pferde aus des Sultans Stalle vor. Der falſche Armenier erſtaunte nicht wenig über dieſe große Ehre und bildete ſich ein, daß bloße Neugier an dieſer Einladung Schuld ſey. Er ſteckte ſeine koſtbarſten Sachen zu ſich und nahm ſich vor, aller Augen durch die Pracht des Geſchenks zu blenden, das er dem Sultan überreichen wollte und das zwey von ſeinen eigenen Sclaven trugen. Hierauf folgte er dem Oberſten der Verſchnittenen. Als er an das Thor des Palaſtes kam, überreichten ihm einige Abgeordnete des Sultans, mit einem Offizier an der Spitze, eine reich beſetzte Betel-Büchſe. *) Alle Säle des Palaſtes, durch die er gieng, waren mit Aloe und Sandelholz durchräuchert, und ſo wurde er bis in das entlegenſte Zimmer des Sultans geführt.

Mar=

---

*) Eine Pflanze, die in Indien wächſt. Sie ſchlingt ſich wie Epheu um die Bäume. Die Aſiaten halten ſie im großem Werth, und ſchreiben ihr die Kraft zu, das Zahnfleiſch und den Magen zu ſtärken; daher ſie auch ihr Kraut beſtändig kauen, und eben ſo ihre Beteldoſen, als wir unſere Tobackdoſen, führen.

Margam, als Sultan gekleidet, ſaß auf einem hohen Sofa, und erwartete den Fremdling. Vorher hatte Ben-Hebraim ſich über das magiſche Koſtum belehren laſſen, wovon er, wie wir bald ſehen werden, Gebrauch machen wollte. Als er den Dobul erblickte, ſtand Margam von ſeinem Sofa auf, kam dem falſchen Armenier entgegen, und ließ ihn, ohne ihm Zeit zu laſſen, die gewöhnlichen Kniebeugungen zu verrichten, neben ſich auf den Sofa und zwar zur rechten Hand ſetzen. Geſtatte mir, ſprach er, dieſe Reſpektsbezeigung; der junge Magier iſt ſie ſeinem Meiſter ſchuldig. Der verwunderte Dobul beobachtete ein tiefes Stillſchweigen. Hier ſind meine Beweiſe! fuhr Margam fort; er machte ſeinen Dolman auf und zeigte den rothen, gelben und grünen Gurt, den er um ſeine Bruſt hatte. Ich ſehne mich, ſagte der falſche Sultan, in nähere Bekanntſchaft mit einem Manne zu kommen, für den mir die außerordentlichen Geheimniſſe, die er beſitzt, eben ſo viel Ehrfurcht als Neugier eingeflößt haben; der Augenblick iſt da und ich wünſche mir dazu Glück.“ — „Sultan! antwortete Dobul, wo Kenntniſſe und irrdiſche Gewalt mit einander verbunden ſind, muß ſich alles unterwerfen; und du ſiehſt mich voll Bewunderung die Füße eines zweyten Salomons küſſen zu können!“ — „Laß uns, ſagte Margam, es gemeinen Menſchen überlaſſen, Gefallen an äuſſerlichen Bezeugungen der Achtung zu finden, ich ſtrebe nach neuen Einſichten und nicht nach eitlen Ehrenbezeugungen. ¿ Und was iſt überhaupt eine irrdiſche Gewalt, die mit ſo vielen Mühſeligkeiten und Gefahren verbunden iſt, in Vergleichung mit der, die du beſitzeſt? ¡ Welch ein Glück, ungeheuere Reichthümer erlangen, und milde Gaben davon austheilen zu können, ohne jemand beeinträchtigen zu dürfen. !" — „O weiſer Sultan! erwiederte **Dobul**, dieſer edle Ehrgeiz und dieſe tugendhaften Geſinnungen heiſchen meinen ganzen Beyfall. Wir können uns freylich mit Leichtigkeit zu Herren von vielen Dingen machen, ohne ganze Völker dem Elend und dem Schrecken einer Schlacht ausſetzen zu müſſen: wir opfern lieber nur Einen Menſchen auf." — „Eben das, unterbrach ihn **Margam**, eben das wünſchte ich zu vermeiden; ich möchte gerne auch dieſen Menſchen retten können und eben über dieſen Punkt wünſchte ich deinen Rath zu hören." — „¿Ihn retten? ſagte **Dobul**, ſobald er dazu prädeſtinirt iſt, würde man ihn nicht davor ſchützen können, und wenn man ſich an ſeine Stelle ſetzte." — „Wenn das iſt, ſo muß man ihn ſeinem Schickſale überlaſſen; aber wenigſtens wünſchte ich, daß es nur ein gemeiner Sclave wäre." — „Sultan, denn würdeſt du nichts ausrichten;

das Opfer muß nothwendig von Werth und von vornehmer Geburt ſeyn.“ — „Aber mich dünkt, ſagte **Margam**, daß man ſich bey einer ſolchen Wahl gefährlichen Ahndungen ausſetzt.“ — „Man kann ſich vorher darüber befragen; antwortete der Zauberer; ich that das auch bey meinem letzten Verſuch, von der Art, und bekam zur Antwort; **Dabul wird nicht eher im Gefahr ſeyn, als bis er ſich mit ſeinem Opfer wieder auf der Oberfläche der Erde** antrift. Da ich ihn nun mehr denn 200 Toiſen tief verſcharrt habe, ſo ſiehſt du wohl, daß ich wegen der Gefahr ſeiner Wiederkunft unbeſorgt ſeyn kann.“

Margam ſtellte ſich, als ob er nachdächte, und ſagte endlich; „ich ſehe wohl, ich werde meine Skrupel überwinden müſſen, es bleibt mir nur noch eine Bitte an dich zu thun übrig. Wir können während deines Aufenthalts unſre Arbeiten zuſammen vornehmen. Hier iſt das Buch, das ich auf meiner Bruſt trage; zeige mir auch das deinige. Dobu konnte das nicht gut abſchlagen; **Margam** nahm das Buch, näherte ſich unvermerkt einem Kohlbecken und warf es hinein. Der Schwarzkünſtler wollte es herausreißen, aber in eben dem Augenblick trat der wahre Sultan hinter einem Vorhange hervor, hielt ihn zurück und bemächtigte ſich ſeiner.

ner. Böſewicht, rief er, deine Stunde iſt gekommen; du ſtehſt vor Abaquir deinem Opfer und vor **Ben-Hebraim**, dem Beherrſcher dieſes Landes. Hierauf wendete er ſich zu ſeinem Pagen; **Margam**, ſagte er, lege deinen königlichen Schmuck ab, und laß meine Verſchnittene hereinkommen! Schändlicher Zauberer! fuhr er fort, ſiehe wie die falſchen Täuſchungen deiner Kunſt dich ſelbſt der Schärfe des Schwerdts überliefert haben, das deine Schandthaten ſtrafen ſoll. Wo vermag das Laſter ſich hinzuflüchten, wenn der Himmel es verfolgt, und wenn die göttliche Rache aus dem Eingeweide der Erde emporſteigt, um es zu züchtigen? Bey dieſen Worten blieb der Zauberer wie verſteinert, aber bald ſchienen die ſchrecklichen Gewiſſensbiße, die ihn peinigten, bey ihm die Wirkung des glühenden Kohlbeckens zu thun, das ſein abſcheuliches Buch verzehrte. Ich brenne! Ich brenne! rief er zu wiederhohlten malen mit ſchrecklichem Angſtgeſchrey aus. Führt ihn aus dem Pallaſt, rief der Sultan, und ſchlagt ihm ſein Haupt in Gegenwart ſeiner Sklaven und des verſammelten Volks ab!“

* * *

Aladin endigte hiermit die Geſchichte des Sultan Hebraims und ſeines Sohns. Er ſchwieg einige Augenblicke: „Großer König, fuhr er dann fort, ich könnte auf mich ſelbſt die Bemerkungen anwenden, zu welchen die Geſchichte, die ich eben erzählt habe, den Stoff giebt: aber wenn im Rathe des Himmels meine Befreyung nicht beſchloſſen iſt, ſo wird nichts im Stande ſeyn, mich aus der Gefahr zu retten, worinne ich mich befinde. Die Züge, die meiner Stirne aufgeprägt ſind, entſcheiden über meine Erhaltung, und über den Triumph oder die Beſchämung meiner Feinde; aber auf jeden Fall wird meine Unſchuld rein bleiben und früh oder ſpät ſiegen.“ Behezad war unentſchloſſener, als jemals. Er winkte daß man den Aladin zurück ins Gefängniß führen ſolle.

Der zehnte Tag brach an, ſeit dem des jungen Aladins Beſtrafung von Zeit zu Zeit aufgeſchoben worden war; dieſer zehnte Tag war ein Feſttag. Die Großen, der ganze Hof und Adel des Königreichs mußten ſich an dieſem Tage, aus Pflicht, bey Hofe verſammeln. Die meiſten von ihnen waren Anhänger und Kreaturen der zehn Weßire und einige, welche ihr Amt dazu berechtigte, eiferten von neuem gegen den wiederhohlten Aufſchub. Die Einſtimmigkeit ihrer, dem Anſcheine nach ſo uneigennütziger Warnungen, wirkten von neuem auf den Monarchen. Er hielt ſich für verpflichtet, ſeine Unentſchlüſſigkeit zu rechtfertigen. „Ich will nicht, ſagte er daß das Verbrechen ungeahndet bleiben ſoll, aber ich wünſchte, daß der Verbrecher ſelbſt überzeugt würde, daß er den Tod verdient habe, und die Billigkeit des Urtheils, das ihn dazu verdammt, einſähe.“ — Er befohl daß Aladin aus dem Gefängniſſe geholt werden ſollte. „Kühner Jüngling, ſagte er, du erblickſt um mich die Repräſentanten der Nation verſammelt, denen die längere Dauer deines Lebens ein Aergerniß iſt, nur dein Tod kann das Geſchrey der Mißbilligung bey meinem Volke ſtillen.“ — „Großer König, antwortete Aladin mit ſeiner gewöhnlichen Würde und Ehrerbietung, wenn die Nation hier würdigere Stellvertreter hätte, ſo würde ihre Stimme die Stimme Gottes ſeyn und ſie würden ſich meiner Unſchuld annehmen. Aber dieſe Stimme, für die in dieſem Augenblick jedes Ohr taub iſt, läßt ſich doch im Herzen deiner Majeſtät hören. Du brauchſt weniger Macht, mir das Leben zu nehmen, als der Vogelſteller um in ſeinen Händen das ſchwache Vögelchen zu erſticken, das er gefangen hat. Aus bloßer Gnade würdeſt du nicht ſo lange gezögert haben, das Urtheil vollſtrecken zu laſſen, wenn nicht Gottes Finger in deinem Herzen den ſchweren Beſchuldigungen, die man mir aufbürdet, die Waage hielte und wenn nicht die Macht des Geſtirns, das mein Schickſal regiert, meinen Untergang verhinderte. Ich finde in den Begebenheiten der Familie des Seliman-Schah eine Menge Uebereinſtimmungen mit meinem Schickſale. **Balawan**, ſein Sohn, erfuhr, als er ſeinen Neffen umbringen wollte, daß alle menſchliche Macht nicht im Stande ſey, das Ziel des Todes, das die Vorſehung dem Menſchen ſetzte, um einen Augenblick vorwärts zu rücken.“ —

„Ich bin neugierig, antwortete **Bohetzad**, ob du uns in der Geſchichte dieſer Familie ein Beyſpiel von Undankbarkeit aufſtellen kannſt, die der deinigen gleicht.“

* * *

10.

Geſchichte des Seliman-Schah und ſeiner Familie.

Großer König! begonn Aladin ſeine Erzählung, die Geſchichte hat uns das Andenken eines Königs von Perſien aufbewahrt, der Seliman-Schah hieß und alle Eigenſchaften eines großen Regenten beſaß; ſeine Familie beſtand aus zwey Prinzen, aber ſie wurde durch die einzige Tochter ſeines Bruders **Kaliſla** vermehrt, welcher ſie auf dem Todbette ſeiner Vorſorge empfahl. Seliman-Schah von dieſem Beweiſe des Vertrauens gerührt, ließ es an nichts fehlen, um es zu erwiedern; brüderliche Liebe und ſeine tugendhaften Geſinnungen bewogen ihn, auf die Erziehung der Prinzeſſin, die er als ſeine eigene Tochter anſahe, alle mögliche Sorgfalt zu wenden. Die glücklichſten Anlagen entſprachen bey ſeiner jungen Pflegetochter ſeinen Bemühungen, und machten bald ein Meiſterſtück der Vollkommenheit aus ihr.

Gleich mit dem zwölften Jahre zeichnete ſie ſich durch die Annehmlichkeiten und Grazie ihres Körpers und ihrer Seele vor allen Perſonen ihres Geſchlechts aus, wie der Morgenſtern am Firmamente. Ihr Gedächtniß, mit allen Kenntniſſen geſchmückt, war unerſchöpflich an Hülfsmitteln, um zur Bewunderung der Gründlichkeit ihrer Einſichten zu reizen. Sie hatte den Koran ſo vollkommen inne, daß ſie nach Willkühr ganze Kapitel daraus herſagen konnte und ſie wußte ihren moraliſchen Sinn mit einer ſo treffenden Pünktlichkeit zu erklären, daß alle Zuhörer davon bezaubert wurden.

Als Seliman-Schah ſeine liebenswürdige Nichte in dem Alter ſahe, wo ſie verheyrathet werden konnte, ſo glaubte er ihre Hand niemand

mand beſſer, als einem ſeiner Söhne geben zu können. Er that der Prinzeſſin den Antrag und überließ ihr die freye Wahl. „Ich ſuche nur dein Glück, ſagte er, meine Tochter; entſcheide, und mein Wille wird ſich ganz nach dem deinigen richten.“ — „Wem kann ich dieſe Entſcheidung beſſer anheim ſtellen, als dir? antwortete Schamſada, ich überlaſſe mich ganz der Zärtlichkeit, von der mir der geliebteſte der Väter täglich ſo rührende Beweiſe giebt, und ich unterwerfe mich mit Vergnügen allem, was deine Weißheit über mich beſchließen wird.“ — „Dein Zutrauen ſchmeichelt mir, antwortete der gute Monarch, und ich würde dich nun noch zärtlicher lieben, wenn das möglich wäre. Weil du mir die Freyheit läſſeſt, über deine Hand zu entſcheiden, ſo beſtimme ich ſie meinem zweyten Sohne. Die glückliche Uebereinſtimmung, die ich zwiſchen euren beyden Karaktern bemerke, macht mich glauben, daß ihr ganz für einander gebohren ſeyd; ich bemerke Tugenden an ihm, die, wenn ſie ſich entwickeln, es bald den deinigen gleich thun werden. Du biſt geboren, um Reiche zu beherrſchen und in ihm glaub' ich ebenfalls die Eigenſchaften zu entdecken, die des Thrones würdig ſind. Ich mache dein, ſein und meiner Völker Glück, indem ich ihm mit deiner Hand meine Krone gebe. Die liebenswürdige Prinzeſſin ſchlug die Augen nieder und dankte ihrem Onkel für ſeine überſchwengliche Güte, und Seliman-Schah ließ augenblicklich alle Anſtalten zur Vermählung treffen.

Die öffentlichen Luſtbarkeiten dauerten ſechzig Tage, nach deren Verlauf Seliman-Schah dem Throne entſagte und ſeine Krone dem Sohne aufs Haupt ſetzte, mit dem er die liebenswürdige Schamſada vermählt hatte.

Balawan, der älteſte von Seliman-Schahs Söhnen hatte ſich geſchmeichelt, nach dem Tode ſeines Vaters den Thron zu beſteigen. Er war aufs heftigſte in ſeine ſchöne Muhme verliebt und hatte ſich vorgenommen, ihr dann ſeine Hand anzubieten und ſie Theil an ſeinem Glücke nehmen zu laſſen. Aerger über die fehlgeſchlagene Hofnung und Eiferſucht bemächtigten ſich nun ſeines Herzens, als er ſeinen Bruder in dem Beſitze eines Rangs und Glücks ſahe, auf die er als Aelterer näheren Anſpruch zu haben wähnte. Zwar wußte er, daß in dieſem Theile des Morgenlandes es den Königen frey ſtund, ſich ihre Nachfolger aus ihrer Familie ſelbſt zu wählen, ohne dabey Rückſicht auf die Erſtgeburt zu nehmen. Allein der ungeſtüme Balawan glaubte, daß man ihm zum Beſten ſich nicht an dieſen Gebrauch binden, ſondern nach der Sitte anderer Völker richten müſſe.

Die Geburt eines Sohnes, womit die Königin glücklich nieder kam, vermehrte **Balawans** Unmuth und wurde für ſeine Anſprüche ein Hinderniß mehr. Voll Verzweifelung fand er Mittel, ſich heimlich in das Zimmer des Königs ſeines Bruders zu ſchleichen und ihm den Dolch ins Herz zu ſtoßen. In gleicher Abſicht und mit gleicher Vorſicht ſchlich er ſich auch in das Zimmer, wo das Kind ſchlief, aber als er den Schleyer aufhob, welcher den jungen Prinzen bedeckte, der ſchöner als der Tag war, ſo ſchien eine übernatürliche Empfindung ſeinen Arm zu lähmen. „Du wäreſt mein Sohn, wenn Ungerechtigkeit mir nicht **Schamſadas** Herz und Hand geraubt hätte!“ dachte er bey ſich. Zugleich erkannte er in dem unſchuldigen Opfer die Züge der Schönen, die er anbetete, und in ſeiner unwillkührlichen Rührung führte er einen unſichern Stoß. Der Dolch zitterte in ſeiner bebenden Hand, und verwundete das Kind nicht tödtlich.

Balawan würde ſeine Schwägerin nicht verſchont haben, wenn er ſich nicht geſchmeichelt hätte, ſie noch zu beſitzen; nur dieſe Hoffnung hielt ſeine meuchelmörderiſche Hand zurück. **Seliman-Schah** entgieng dem Ungeheuer durch die Wachſamkeit ſeiner Leibwache. In dem Augenblicke, wo **Balawan** ſich dem

Schlafgemache ſeines Vaters mit dem abſcheulichen Vorſatze näherte, ſeine Schandthaten durch einen Vatermord zu krönen, wurde er von einem Sclaven erblickt, der, mit Beyhülfe der Verſchnittenen von der Wache, den Mörder zwang, Verzicht auf die Hoffnung zu thun, welche ihm der glückliche Ausgang des Bubenſtücks verſprach. Als er ſahe, daß nun aller Verdacht auf ihn fallen würde, ergrif er die Flucht und verbarg ſich an der Gränze, in einem Schloſſe, das durch Natur und Kunſt feſt war. Der anbrechende Tag verrieth bald die Abſcheulichkeiten dieſer blutigen Nacht. Als die Amme mit den erſten Strahlen der Morgendämmerung ihrem zarten Säugling die Bruſt reichen wollte, fand ſie ihn in ſeiner Wiege im Blute ſchwimmen. Vor Entſetzen auſſer ſich ſtürzte ſie mit der traurigen Botſchaft in das Schlafzimmer des Königs und der Königin, das Angſtgeſchrey, das ſie in ihrer Verzweiflung ausſtieß, erſcholl vor ihr her, und weckte Schamſada. Die unglückliche Königin öfnete die Augen, und erblickte ihren Gemal tod neben ihr liegen. Sie ahndete bey dem Geſchrey der Amme noch ſchrecklichere Unglücksfälle. Sie eilte mit der Beſorgniß einer Mutter zur Wiege ihres Sohnes, und nahm ihn auf ihre Arme; er lebte noch! Sie ſchöpfte nun einige Hoffnung, ihn noch retten zu können; der ganze

Palaſt gerieth in Aufruhr. Seliman-Schah kam mit ſeinen Verſchnittenen, man rief die Wundärzte, und alle Kunſt und Sorgfalt wurde aufgeboten, dem kleinen unſchuldigen Geſchöpfe das Leben wieder zu geben; aber bey dem jungen Könige, deſſen Verluſt die unglückliche Schamſada beweinte, waren alle Bemühungen vergebens.

Die kräftigen Wundkräuter und köſtlichen Balſame des Orients heilten die Wunde des Kinds. Es trank wieder an der Bruſt ſeiner Amme und Seliman-Schahs Thronerbe befand ſich endlich auſſer Gefahr. Indeſſen bemühte ſich der alte Monarch, dem Mörder ſeiner Kinder auf die Spur zu kommen. Balawans übereilte Flucht, ſein mit Blut gefärbter Dolch, den man im Zimmer fand, beſtätigten bald den Verdacht, der wegen ſeines laſterhaſten Karakters ſogleich auf ihn gefallen war. Der unglückliche Greis vermochte kaum dem Uebermaaſe ſeines Schmerzes zu widerſtehen; „o Gott! rief er, entferne von mir den Engel des Todes, weil dein Wille iſt, daß ich auf Erden noch Nutzen ſchaffen ſoll!“ Hierauf verſammelte er die Großen und Weßire, und machte ihnen bekannt, daß er das Ruder der Regierung wieder übernehmen wolle. Seine erſte Sorge war, die traurige Schamſada zu tröſten und mit ihr über das liebenswürdige Kind zu wachen, das die Vorſehung erhalten hatte. Man ſtärkte ſeinen Körper, und bildete ſeinen Geiſt und ſein Herz. Die Mutter erklärte ihm die Stellen des Geſetzes, deſſen Vorſchriften ihm in ſeinem Betragen und Wandel zur Richtſchnur dienen ſollten und der Greis unterrichtete ihn in der großen Kenntniß der Welt und der Menſchen. Schon im achten Jahre war der junge Prinz ſo ſtark von Körper, daß er im Stande war, die Waffen zu führen, und die Beſchwerlichkeiten des Reitens auszuhalten. Nach Verlauf einiger Jahre entwickelten ſich alle ſeine moraliſchen Vollkommenheiten und er verſprach es darinne noch dem Könige ſeinem Vater zuvor zu thun. Seliman-Schab glaubte nun, daß ſein Enkel unter dem Beyſtande guter Rathgeber im Stande ſey, ſelbſt die Laſt der Regierung zu tragen. Er übergab ihm im verſammelten Divan die Krone und ließ ihn unter dem Namen Schab-Seliman und unter dem Frohlocken des ganzen Reichs zum Könige ausrufen. Das Volk, das noch den ſchrecklichen Streich fühlte, der ihm ſeinen angebeteten Beherrſcher geraubt hatte, ſchien ſeinem Erben gleiche Ergebenheit zu geloben, und ſich gleiche liebevolle Behandlung von ihm zu verſprechen.

Der neue König, der von weiſen Rathſchlägen geleitet wurde, täuſchte die günſtige Meinung nicht, die ſeine Unterthanen von ihm hegten. Die Kadis und Weßire erfüllten die Pflichten ihres Amtes und machten, daß das Volk ihre Geſetze lieb gewonn, deren weiſe und ſchnelle Handhabung das Glück des ganzen Landes befeſtigte. **Schah-Seliman**, welcher die Pflichten der Religion eben ſo heilig beobachtete, als die Pflichten des Throns, verrichtete regelmäßig die im Geſetze verordneten Reinigungen, wohnte den Gebeten in der Moſkee bey, und hielt wöchentlich drey Divans; er arbeitete täglich mit ſeinen Miniſtern und verfügte ſich unverzüglich nach allen Orten, wo ſeine Gegenwart zur Herſtellung der Ruhe und guten Ordnung nöthig war. Das Volk war unter ſeiner Regierung glücklich und genoß im Frieden dieſes Glücks, als neue ſchwarze Verbrechen dieſen Frieden ſtöhrten, und die Hoffnung einer dauerhaften Glückſeligkeit vereitelten.

Der Böſewicht Balaman, der wegen ſeines abſcheulichen Verbrechens von Gewiſſensbiſſen gemartert wurde, und ſich bey einem Volke, dem er ſich ſo verhaßt gemacht hatte, nicht in Sicherheit glaubte, verließ die feſte Burg ſeinen Zufluchtsort und begab ſich nach Egypten um den Schutz des Beherrſchers dieſes weitkünftigen Reichs anzuflehen. Hier verſchwieg er ſeine Uebelthaten und ſchilderte ſich als einen unglücklichen Prinzen, welcher von ſeinem Vater, den ſein hohes Alter ſchwach an Verſtande mache, einem Weibe aufgeopfert worden ſey. Der König von Egypten nahm ihn gütig auf, und verſprach ihm Unterſtützung, als ein Abgeordneter des Seliman-Schah anlangte und um Audienz bat. Der alte Monarch, der durch ſeine Kundſchafter erfahren hatte, welchen Weg Balawan genommen habe, fertigte ſogleich an alle Höfe, wo dieſer Böſewicht um Schutz und Unterſtützung betteln könnte, Briefe ab, worinne er und ſeine ſchwarze That aufs genaueſte geſchildert waren. Der Sultan von Egypten las dem Balawan dieſe Depeſchen vor, und befahl daß er ſogleich in ſtrenge Verwahrung gebracht werden ſollte, bis ihm ſein mit recht erzürnter Vater ſelbſt das Urtheil geſprochen haben würde. Dieſer Befehl wurde vollzogen und der Sultan von Egypten meldete dem König Seliman-Schah, daß der Verbrecher ſein Gefangener ſey. Aber dieſer zu ſchwache und zu zärtliche Vater begieng zwey Hauptfehler der Politik zugleich. Um den Zorn des Königs von Egypten gegen ſeinen Sohn deſto mehr zu entrüſten, hatte er ihm verſchwiegen, daß der junge Schah-Selliman dem Tode, der ihm bedrohet hatte, entgangen war.

Jn

In ſeinem zweyten Briefe berichtigte er dieſen Umſtand nicht, und bat den König, den Verbrecher wieder in Freyheit zu ſetzen. „Ich bin ſchon allzu unglücklich, ſchrieb er, und will nicht meine Hand durch Unterſchreibung des Todesurtheils meines Sohns beflecken; er irre unſtet und flüchtig umher, ſey aller Hülfe und Beyſtands beraubt, habe ſeine Gewiſſensbiſſe zu Gefährten, und zur Geſellſchaft die Tiger, die minder unmenſchlich ſind, als er. Von Schmerze gepeinigt, von Bedürfnißen gedrängt und jedermann verhaßt, werde er ſelbſt das Werkzeug meiner Rache, die ich dem König der Könige anheim ſtelle.“ Auf dieſen Brief ließ der Sultan den **Balawan** aus dem Gefängniſſe und verbannte ihn auf ewig aus Egypten. Er benachrichtigte den **Seliman-Schah** davon, mit dem er ſich zugleich in eine Unterhandlung von angenehmern Innhalte einließ.

Der Ruf von **Schamſadas** Schönheit und vortreflichen Eigenſchaften war bis nach Egypten erſchollen. **Ben-Sirak**, der eben gedachte König von Egypten, glaubte, daß dieſes der Zeitpunkt ſey, wo er vielleicht ihre Hand erhalten könnte, und warb bey **Seliman-Schah**, in den dringenſten und ehrerbietigſten Ausdrücken um ſie. Er bat ihn, ihm die Einwilligung der Prinzeſſin auszuwirken, die Natur und

Blutsverwandtſchaft als Nichte und Schwiegertochter von ihm abhängig gemacht habe. Der alte König von Perſien war ſehr vergnügt über dieſen Antrag, der ſeiner liebenswürdigen Nichte ſo vortheilhafte Ausſichten öffnete, und machte ihn ihr auf der Stelle bekannt. Die gefühlvolle Schamſada vergoß bey dieſer Nachricht Thränen, denn ihr Herz hieng noch zu ſehr an ihrem verſtorbenen Gemahl, und es that ihr wehe ſich aus den Armen ihres Onkels und Kindes zu reißen, um ihre Seele den Eindrücken einer neuen Zärtlichkeit zu öfnen. Sie verſchwieg ihrem Onkel auch ihren Widerwillen gegen dieſe Verbindung nicht. — „Liebe Tochter, erwiederte Seliman-Schab, du haſt einen der mächtigſten Monarchen der Welt zum Werber; man ertheilt ſeinen Tugenden großes Lob und ſpricht ſehr vortheilhaft von ſeiner Perſon. Dein Sohn, dem ich meinen Thron überließ bedarf einen thätigern und dauerhaftern Beſchützer, als ich. Du wirſt zwiſchen beiden Reichen durch die Klugheit deines Verſtandes ein enges Bündniß ſtiften können; aber vergiß nicht, daß ich Balawan des zweyfachen Verbrechens anklagte, ſeinen Bruder und ſeinen Neffen ermordet zu haben. Schab-Seliman herrſcht in Perſien als ein Abkömmling meines Hauſes, und ſeine Mutter muß dem Ben-Sirak unbekannt bleiben; du wirſt ihm lieber werden, wenn er hoffen darf, deine Neigung mit niemanden als den Kindern zu theilen, denen deine Vermählung mit ihm das Daſeyn geben wird. Meine Erfahrung hat mich die Schwachheiten des menſchlichen Herzens kennen gelehrt. Der Mächtige mißtraut immer dem Fürworte des perſönlichen Intereſſe. Du kannſt deinem Sohne auf Perſiens Throne, als einem weitläuftigen Verwandten, wichtigere Dienſte leiſten, ohne daß man dich in dem Verdacht haben kann, das Intereſſe deines Mannes und deiner Kinder aufgeopfert zu haben. Wollteſt du dich aber für einen Sohn verwenden, ſo würde man dich im Verdachte haben, du wäreſt eine Mutter, die das Uebermaas von Liebe verblendete. Wir müſſen uns überhaupt allzuglücklich ſchätzen, daß **Ben-Sirak**, der in dich verliebt iſt, von unſerer Gefälligkeit erſt erwarten will, was ſeine Macht uns ſo abtrotzen könnte. Wir wollen nicht durch eine abſchlägliche Antwort unſer Volk der Geißel des Kriegs ausſetzen, ſondern ſeiner Ruhe und ſeinem Vortheile das Vergnügen aufopfern, länger beyſammen zu leben.

Schamſada machte gegen dieſe, mehr ſcheinbare als gründliche Vorſtellungen, keine Einwendungen, und Seliman-Schah antwortete ſogleich dem Sultane, daß ſeine Nichte ſich durch die Wahl des mächtigen Monarchens von Egypten ſehr geehrt finde, und bereit ſey, ſich mit ihm zu vermählen. Der Sultan, voll Freude über dieſe fröhliche Botſchaft, ſchickte einen Geſandten mit einem prächtigen Gefolge ab, um ſeine Gemahlin abzuholen. Als Seliman-Schah die Ankunft des egyptiſchen Bevollmächtigten in ſeinen Staaten erfuhr, gieng er ihm 20 Stunden weit von ſeiner Hauptſtadt entgegen, empfieng ihn in einem prachtvollen Lager, und nachdem er ihn zwey Tage lang auf das herrlichſte bewirthet hatte, übergab er ihm ſeine Nichte. Man kürzte die Feyerlichkeiten um ein großes ab, theils um die Ungeduld des egyptiſchen Sultans nicht zu lange zu quälen, und theils auch um ſeinem Geſandten das Geheimniß der Exiſtenz des Sohnes der Schamſada zu verhehlen. Der alte Monarch gab ſich für den Bevollmächtigten des Königs von Perſien aus, der den Auftrag habe die Bedingungen des Traktats zu erfüllen. Die Prinzeſſin wurde in das hochzeitliche Gemach geführt; eine Menge Sklavinnen von der gröſten Schönheit und prächtig gekleidet, brachten ſie in das Bad, und trugen Rauchfäſſer vor ihr her, worinne das köſtlichſte Räucherwerk brannte. Als ſie aus dem Bade kam, zog man ihr ein Gewand an, deſſen Schimmer die Lichter des Gemachs verdunkelte; ſo wie ihre Schönheit alles überſtralte, was ſie umringte;

te; endlich führte man die reizende Braut zum Sultan.

Der Monarch empfieng ſie mit den zärtlichſten Beweiſen von Liebe; er ließ ſie neben ſich ſetzen, genoß mit ihr ein Mahl, wo die Köſtlichkeit der Gerichte mit dem Ueberfluße wetteiferte, und beſchenkte ſeine Braut mit verſchiedenen Schmuckkäſtchen, die mit den ſeltenſten Juwelen angefüllt waren. Endlich krönte er dieſen ſchönen Tag durch die Erfüllung der ſüßen Pflichten, welche ihm das Band der Ehe auferlegte. Aber mitten im Rauſche dieſer Freuden und Luſtbarkeiten wurde Schamſada ſtatt die allgemeine Fröhlichkeit und das Glück ihres Gemahls zu theilen, insgeheim von Kummer und Grame gepeinigt. Sie ſahe ſich von ihrem Sohne getrennt und beſchäftigte ſich bloß mit ihm, an dem ihr Herz wahrhaftig hieng. Um die politiſchen und ſchimäriſchen Abſichten ihres Onkels zu unterſtützen, erlaubte ſie ſich bey dem Sultane nichts, was den Karakter dieſes ehrwürdigen Greiſes in ein falſches Licht hätte ſetzen können, und wagte es alſo nicht, von ihrem Söhne zu ſprechen. Aber wie vielen Uebeln würde ein ſolches rechtmäßiges Geſtändniß vorgebeugt haben, und was hätte ſie nicht von Ben-Siraks Liebe erwarten dürfen, die mit jedem Tage ſtieg!

Das Schickſal rechtfertigte bald die zärtlichen Beſorgniſſe der Königin um ihren Sohn. Als Balawan die Vermählung ſeiner Schwägerin mit dem Sultan von Egypten erfuhr und daß Schah-Seliman in Perſien regiere, ſo fühlte er ſich von neuen rachſüchtigen Entwürfen entflammt; er ſahe ſich aller Früchte ſeines Bubenſtücks, des Thrones von Perſien, welcher der Gegenſtand ſeines Ehrgeizes war, und der Geliebten ſeines Herzens beraubt. Der Böſewicht überließ ſich nun ganz ſeinen angebohrnen Neigungen, und beunruhigte durch ſeine Streifereyen das Land, das er nach dem Tode ſeines Vaters ſich vorgenommen hatte zu erobern. Er lebte von Raube und Plunderung. Endlich unterlag Seliman-Schah der Laſt der Jahre und gab ſeine Seele zu die Hände ſeines Schöpfers zuruck. Sobald Balawan dieſes erfuhr, eilte er an der Spitze der Räuberbande, deren Anfuhrer er war, nach Perſien; er wiegelte das Volk auf, warb neue Truppen, gewann einen Theil der Armee durch prächtige Verſprechungen, verfuhrte die übrigen durch den Reiz des Geldes, das er ſich von ſeinem Raube geſammelt hatte, entthronte ſeinen Neffen, ſperrte ihn in einen Kerker, und ließ ſich an ſeiner Stelle zum Könige ausrufen. Der Barbar begnügte ſich nicht an dieſem glücklichen Ausgange, er beſchloß noch, das un unſchuldige Opfer erwürgen zu laſſen, das in ſeiner zarten Kindheit ſeinem mörderiſchen Arme ſo wunderbar entwiſcht war. Aber das Mitleiden, das ſeine Seele nicht kannte, erfüllte das Herz der Böſewichter ſeiner Gefahrten. „Wir können unmöglich in den Mord eines Jünglings willigen, ſagten ſie zu Balawan, der niemand etwas zu Leide that. Verſichere dich ſeiner, wenn du deinen Einfluß fürchteſt, aber friſte ihm ſein Leben.“ Balawan war gezwungen, ihnen nachzugeben und ließ den Prinzen in ein unterirdiſches Loch werfen.

Schamſada, als ſie dieſe traurige Nachricht erfuhr, vermogte ſich für Wehmuth nicht zu faſſen. Aber ſie konnte ihrem Gemahl das Unglück ihres Sohnes nicht entdecken, ohne das Andenken ihres Onkels Seliman-Schah zu beflecken und ihn als einen Lügner zu brandmarken, weil er ausdrücklich geſchrieben hatte, daß der junge Schah-Seliman ermordet worden ſey. Sie ſetzte alſo ihr Vertrauen und Hoffnung allein auf Gott. Der Thronräuber Balawan hatte unterdeſſen ganz Perſien erobert und alle Großen des Reichs hatten ihm gehuldigt. Der junge Schah-Seliman ſchmachtete nun ſchon vier Jahre im Gefängniße, wo man ihm kaum die nöthigen Nahrungsmittel reichte. Das Unglück drückte ihn zu Boden, er nahm zuſehends ab und ſeine Schönheit erinnerte nicht mehr an die Schönheit ſeiner Mutter, der ſie ſonſt ſo vollkommen geglichen hatte. Endlich beſchloß die Vorſehung, die über ihn wachte, ihn auf einen Augenblick ſo vieler Leiden zu entreißen.

Balawan hielt einſtmals einen Divan; ein glänzender Hofſtaat umringte ihn, und er ſchien im Frieden eines Anſehens und einer Macht zu genießen, die jedem Unfalle trotzte. Plötzlich erhob ſich aus der Mitte der Großen, deren Ergebenheit er zu beſitzen wähnte, und der Hofleute, deren Weihrauch er empfieng, eine Stimme, die der Wahrheit geheiligt und dem Andenken des Seliman-Schah noch treu geblieben war.

„Großer König ſprach die Stimme, der Himmel hat dich mit Glückſeligkeit geſegnet; er hat dir mit dieſem Reiche das Herz deines Volkes zugewandt, und dein Thron ſcheint auf einer unerſchütterlichen Grundfeſte zu ſtehen. Zeige dich immer mehr und mehr der Gnade des Königs der Könige würdig. Laß einen Blick des Mitleides auf den ohnmächtigen Jüngling fallen, deſſen einzige Stütze ſeine Unſchuld iſt, der ſeine Augen nur dem Tageslicht öfnete um Thränen zu vergießen, und dem alle Augenblicke ſeines Daſeyns mit Leiden und Unglück bezeichnet waren. Der unglückliche Schah-Seliman konnte dich nie beleidigen, gieb ihm ſeine Freyheit wieder.“ — „Ich würde gerne in deine Bitte willigen, antwortete Balawan, wenn ich nicht Urſache hätte zu fürchten, daß er ſich einen Anhang machen und zum Haupte der Mißvergnügten aufwerfen mögte, die ein König, ſo gut ers auch mit ſeinem Volke meynt, ſtets in ſeinem Lande zu fürchten hat.“ — „Ach, großer König, erwieder der Hoffmann, welcher das Wort genommen hatte, wer könnte ſich zum Anhänger eines jungen Menſchen aufwerfen, deſſen Natur zum Theil durch ſeine Leiden zu Grunde gerichtet, und deſſen Seele erſchlafft iſt. Deine Unterthanen ſind dir alle ergeben; und wo würde er Thoren finden, die ehrſüchtige Anſchläge gegen dich ſchmieden könnten?“ — Balawan ergab ſich dieſen Bewegungegründen, und nahm vor den Augen ſeines Hofs die Maſke des Mitleidens vor. Er ließ den jungen Schah-Seliman aus dem Gefängniße holen, bekleidete ihn mit einem prächtigen Kaſtan und machte ihn zum Statthalter einer entfernten Provinz. Aber ſeine wahre Abſicht dabey war nicht, dem unglücklichen Prinzen ein beſſeres Loos zu verſchaffen, ſondern vielmehr ſich ſeiner zu entledigen, indem er ihm die Vertheidigung eines Landes übertrug, das von jeher den Anfällen der Ungläubigen ausgeſetzt geweſen war. Er ſchmeichelte ſich mit gutem Grunde, daß er dabey ſein Leben einbüßen ſollte, da noch keiner von ſeinen Vorgängern den Gefahren entgangen war, welche dieſen Strich von Perſien unaufhörlich bedrohten. Der junge Prinz reißte mit einer ſchwachen Bedeckung ab. Kaum war er an den Ort ſeiner Beſtimmung angelangt, ſo ſchienen die Ahndungen ſeines Onkels zum Theil in Erfüllung zu gehen. Die Ungläubigen thaten einen Einfall, Schah-Seliman, der ihnen nur eine Handvoll Leute entgegen ſetzen konnte, war gezwungen der Menge zu weichen und gerieth ſelbſt in die Hände der Feinde. Gerührt von ſeiner großen Jugend und Schönheit, machten die Feinde eine Ausnahme von ihrer grauſamen Gewohnheit, die Gefangene auf der Stelle nieder zu hauen, und begnügten ſich, ihn in einen tiefen Brunnen hinab zu laſſen, wo ſchon mehrere Moſlems als Gefangene eingeſperrt waren. Der unglückliche Prinz brachte, als Opfer des unerbittlichen Schickſals, ein ganzes Jahr in dieſer Gefangenſchaft zu. Dieſe Barbaren hatten noch einen andern ſchrecklichen Gebrauch. Sie pflegten alle Jahre an einem beſtimmten Tage die Gefangenen, die ſie aufbewahrten, auf einen hohen Thurm zu führen und herabzuſtürzen. Schah-Seliman wurde aus dem Brunnen gezogen, auf die Spitze des Thurms ge-

gebracht und wie die andern herabgeſtürzt. Aber die Vorſehung, die über ſeine Tage wachte, fügte es ſo, daß er auf den Körper eines ſeiner Unglücksgefährten in demſelben Augenblicke fiel, wo derſelbe herabgeworfen worden war. Dieſer Körper, der ihn zum Theil aufhielt, und dann die Luft die ſich in ſeinen Kleidern fieng, ſchützten ihn, daß er keinen tödtlichen Fall that; er wurde zwar von der Geſchwindigkeit des Sturzes betäubt, aber er litte nicht die mindeſte Beſchädigung und eine lange Ohnmacht war das einzige, was er davon trug. Er kam endlich mitten unter den Unglücklichen die hier ihr Leben verlohren hatten, wieder zu ſich ſelbſt, und das erſte, was er that, war, ſeine Seele zu Gotte zu erheben, und ihm durch die Vermittelung des großen Propheten ſeine Dankbarkeit abzuſtatten. Er ſahe, daß er ſich in einem ungeheuern Walde befand. Die Leichname, die um ihn her lagen, mußten nothwendig die wilden Thiere herbeyziehen; er entfernte ſich alſo von dieſem gefährlichen Orte, gieng die ganze Nacht, und ſo bald er ſich vor den Nachſtellungen der Menſchen und Thiere in Sicherheit wähnte, ſtieg er auf einen Baum, verſteckte ſich in ſeinem Laube vor den Blicken der Vorübergehenden, und nährte ſich von wilden Früchten. Auf dieſe

Art ſetzte er ſeine Reiſe bis in die Staaten ſeines Onkels Balawan fort.

Er war eben im Begriffe, in die erſte perſiſche Stadt zu gehen, die er antraf, als er fünf oder ſechs Menſchen gewahr wurde, die ſich zuſammen beſprachen. Er erkannte ſie für Moſlems, redete ſie an, und erzählte ihnen, wie ihm von den Ungläubigen begegnet worden ſey, und auf welche wunderbare Weiſe er ſich gerettet habe. Die Naivetät ſeiner Erzählung bürgte für die Wahrheit. Sie erbarmten ſich ſeiner und nahmen ihn mit ſich in ihre Wohnung, wo ſie ihn auf das gaſtfreyeſte bewirtheten. Nachdem er hier einige Tage ausgeruhet hatte, nahm er Abſchied von ſeinen Wohlthätern und ſetzte ſeinen Weg nach der Hauptſtadt fort, wo ſein Onkel Balawan herrſchte. Seine freundlichen Bewirther verſahen ihn nicht allein mit allem, was er brauchte, ſondern zeigten ihm auch den Weg, ohne ſich es einfallen zu laſſen, daß der Jüngling, den ſie ſo gütig aufgenommen hatten, der Neffe ihres Landesherrn ſey.

Der junge Prinz wanderte Tag und Nacht fort. Ermüdet, abgemattet und Füße und Beine von den Dornen und Kieſeln zerfleiſcht, langte er endlich unter den Mauern von Iſpahan an, und ſetzte ſich bey einem Waſſerbecken, worein ſich eine nahe Quelle ergoß, nieder. Kaum hatte er Zeit gehabt, ſich wieder etwas zu erhohlen, ſo ſah er viele Reiter auf ſich zukommen. Es waren königliche Officiere und Bediente, welche von der Jagd zurückkehrten und ihre Pferde hier tränken wollten. Sie erblickten den jungen Schah-Seliman und ungeachtet der Unordnung, die in ſeinem ganzen Anzuge herrſchte und der Veränderung, welche ſeine Leiden und ſeine Erſchöpfung in den natürlichen Annehmlichkeiten ſeines Geſichts nothwendig hatte hervorbringen müſſen, zeichnete ſich ihnen doch ſeine Sanftmuth und Schönheit aus, und ſie konnten ihn nicht anſehen, ohne den zärtlichſten Antheil für ihn zu fühlen.

„Was machſt du hier, junger Menſch?" fragte einer von den Offizieren. — „Mein Bruder, ſagte Schah-Seliman, du kennſt das Sprüchwort: frage den Fremdling nicht, der nackt und blos iſt, wo iſt dein Kleid? Dieſes Sprüchwort mag dir für mich antworten. Ich leide Hunger und Durſt, ich bin ſchwach und aller Hülfe beraubt." — Auf dieſe Antwort eilte einer von den Offizieren nach ſeinem Mantelſack, zog ein Stück Wildpret und Brod heraus und brachte es ihm. Als Schah-Seliman damit ſeinen Hunger geſtillt und dem Anſehen nach ſo viel Kräfte geſammelt hatte, die Unterredung fortſetzen zu können, fragte ihn einer von den Vornehmſten des Haufens: „Bruder, dein Schickſal erregt unſere Theilnehmung. ¿würdeſt du es unbeſcheiden finden, wenn wir dich bäten, uns darüber nähere Aufſchlüſſe zu geben?“ — „Ehe ich dein Verlangen befriedigen kann, erwiederte der unglückliche Prinz, mußt du mir erſt eine Frage beantworten, die äußerſt wichtig für mich iſt. ¿Lebt König Balawan, euer Landesherr noch?“ — „Kennſt du den König?“ — „Ja, und ihr ſeht ſeinen Neffen Schah-Seliman vor euch.“ — „¿Wie kannſt du Schah-Seliman ſeyn? antwortete der Offizier: wir wiſſen, daß ſein Onkel nach ſeiner Befreyung aus dem vierjährigen Gefängniß ihn zum Statthalter einer Provinz ernannt hat, wo es faſt unmöglich war, daß er nicht von den Ungläubigen ermordet werden ſollte; ſie haben ihn gefangen, und mit vielen andern Moslems von einem Thurme herabgeſtürzt.“ — Der junge Prinz, um ſie zu überzeugen, erzählte ihnen nun umſtändlich alles, was ihm begegnet war und beſchrieb ihnen, durch welches Wunder die Vorſehung ſein Leben erhalten hätte. Dieſe Erzählung rührte alle Zuhörer auf das innigſte, und erfüllte ſie mit Bewunderung. Sie warfen ſich ihm zu Füßen und benetzten ſeine Hand mit ihren Thränen. „Du biſt von königlichem Geblüte, Herr! ſagten ſie zu ihm, du biſt der Sohn unſers rechtmäßigen Monarchen, und eines beſſern Schickſals würdig; aber ach! ¿was willſt du an einem Hofe machen, wo du nichts anders, als den Tod finden kannſt? Erinnere dich der Grauſamkeiten, deren Opfer du ſchon geweſen biſt, der Behandlungen, die du ſchon ausgeſtanden haſt, und der gefährlichen Falle, die man dir legte, als man dich, unter dem Schein der Ehre, einem gewiſſen Tode an dem Poſten überlieferte, den man dir anvertraute. Fliehe und ſuche das Land auf, wo die ſchöne Schamſada unumſchränkt über das Herz des Sultans von Egypten gebietet; dort wirſt du das Glück finden!“ — „¿Wie könnt' ich meine Zuflucht nach Egypten nehmen? Seliman-Schah, mein Großvater, täuſchte den Beherrſcher dieſes Reichs durch die Verſicherung meines Todes; meine Mutter und er würden für Betrüger gehalten werden, wenn ich es wagen wollte, dort zu erſcheinen.“ — „Du haſt Recht, antwortete der Offizier, aber wenn du auch gezwungen wäreſt, in Egypten im Verborgenen und in einem niedrigen Zuſtande zu leben, ſo würdeſt du doch wenigſtens dort ſicher vor den Nachſtellungen deines Onkels ſeyn, deſſen Grauſamkeiten du nie entgehen könnteſt, wenn er je erfahren ſollte, daß du noch am Leben wäreſt.“ — Der älteſte von dieſen Offizieren

zieren vereinigte nun ebenfalls ſeine Bitten mit den Bitten ſeiner Kameraden und ſtellte dem Prinzen vor, daß er ſein Heil nur in Befolgung dieſes Raths finden werde. Jeder von ihnen bemühte ſich, den dringendſten Bedürfniſſen des Schah-Seliman abzuhelfen. Der eine zog einen Theil ſeiner Kleider aus, um ſie ihm zu geben, der andere theilte ſeinen kleinen Mundvorrath mit ihm und alle ſchoſſen eine kleine Summe Geldes zur Beſtreitung der Reiſekoſten zuſammen. Der junge Prinz nahm ihre Wohlthaten und ihren guten Rath mit Danke an; er empfahl ſich Gott und ſeinem großen Propheten, und begab ſich auf den Weg nach Egypten. Nach einer langen und beſchwerlichen Reiſe erreichte er endlich dieſes Reich, wo Schamſada ſeine Mutter regierte. Als er vor Groß-Kahiro anlangte, ſcheute er ſich in dieſe Stadt zu gehen, um ſich nicht der Gefahr auszuſetzen, erkannt zu werden; er verweilte in einem Dorfe, das von der Landſtraße etwas abwärts lag, und beſchloß, ſich bey einem Einwohner dieſes Dorfs in Dienſte zu begeben. Er both ſich einem Pachter zum Hirten ſeiner Heerde an und weil er mit dem geringen Lohne ſogleich zufrieden war, ſo trat er unverzüglich ſein Amt an und lebte nun in einem verborgenen und elenden Zuſtande, wo er ſich kaum von den Brocken, die von ſeines Herren Tiſche fielen, das Leben friſten konnte.

¿ Aber was that die Königin Schamſada, während der muthmaßliche Erbe des Throns von Perſien ſich in einer ſolchen Lage befand? Täglich fühlte dieſe untröſtliche Mutter ihre Unruhe wachſen: ſie war in ſtetem Kampfe zwiſchen der Zärtlichkeit für ihren Sohn und dem Geheimniſſe begriffen, das ſie der Ehre ihres Onkels wegen, gegen ihren Gemahl beobachten mußte. Ihre Lage war eben ſo peinlich, wie Schah-Sellimans Lage. Es befand ſich am Hofe des Ben-Sirak ein alter Sclave des Seliman-Schah, welcher die Königin nach Egypten begleitet hatte, und noch in ihren Dienſten ſtand. Er beſaß ihr ganzes Vertrauen und oft klagte ihm die zärtliche Mutter ihren Gram. Sie wurde ihn einsmals allein gewahr, und winkte ihm, näher zu kommen. „Du kennſt meine Liebe zu meinem Sohne, ſagte ſie, du weißt, was ich ſeinetwegen für Unruhe leide, und doch giebſt du dir nicht die geringſte Mühe zu erfahren, was aus ihm geworden ſey?“ — „Königin, antwortete der Sclave, was du verlangſt, iſt ſchwer ins Werk zu ſetzen und ich kenne kein Mittel, wie ich es erfahren ſoll. Du weißt, daß du ſelbſt das Gerücht von ſeinem Tode, das Seliman-Schah bekräftigte, für wahr ausgegeben haſt, und du würdeſt nicht im Stande ſeyn, die Meynung des Publikums eines Beſſern zu überführen, wenn das Ohngefähr dir deinen Sohn hierher führen ſollte.“ — „Ach wollte Gott! mein Sohn befände ſich in dieſen Gegenden! wäre ich gleich des Vergnügens beraubt, ihn zu ſehen, ſo würde ich mich doch daran begnügen, zu wiſſen, daß er noch lebt, und dann ruhig und glücklich ſeyn!“ — „Königin, erwiederte der Sclave, ich bin bereit dir mein Leben aufzuopfern; was verlangſt du von mir?“ — „Nimm aus meinem Schatze, ſagte die Königin, ſo viel Geld, als du zur Reiſe brauchſt, gehe nach Perſien und bringe meinen Sohn hieher.“ — Es kommt hier weniger auf Gold, als auf Klugheit an; man muß der Reiſe, die deine Majeſtät mir vorſchlägt, einen ſchicklichen Vorwand unterſchieben können; du weißt, daß der Sultan mich mit ſeiner Gnade beehrt, und daß ich in ſeinen Dienſten ſtehe und ohne ſeine ausdrückliche Erlaubniß mich nicht von ſeinem Hof entfernen darf. Um dieſe Erlaubniß mußt du ſelbſt bey ihm anhalten, und dieſe Bitte durch einen ſcheinbaren Bewegungsgrund, der allen Argwohn entfernt, zu bemänteln ſuchen. Gieb vor, du habeſt bey den Unruhen, die ſich vor dem Tode deines Gemahls ereigneten, an einem Orte, der nur mir bekannt ſey, ein Kiſtchen mit Juwelen vergraben laſſen und bäteſt Ew. Maj. dir zu erlauben, daß du mich nach Perſien ſenden dürfteſt, um heimlich dieſen Schatz abzuholen, das Uebrige iſt meine Sache.“ Die Königin, ſehr vergnügt Ueber die Willfährigkeit und Treue ihres Sclaven, that, was er ihr gerathen hatte, und es koſtete ihr wenig Mühe, den gebetenen Urlaub auszuwirken.

Der getreue Abgeordnete verkleidete ſich als einen Kaufmann, um in Perſien nicht erkannt zu werden und trat ſogleich die Reiſe an. Nach vielen ausgeſtandenen Mühſeligkeiten kam er nach Iſpahan und zog heimlich Erkundigung von Schah-Selimans Schickſal ein. Die erſten Nachrichten lauteten für ihn ſehr betrübt. Aber einige Tage darauf, als er in der Gegend des Palaſtes ſpatzieren gieng, traf er den alten Offizier an, welcher einer von den Jägern geweſen war, die den jungen Prinzen, als ſie ihn bey der Quelle ſitzen fanden, mit Rath und Beyſtand unterſtützt hatten. Beyde hatten unter Seliman Schah gedient, ſie erkannten und umarmten ſich und geriethen bald mit einander ins Geſpräch. „¿ Du kommſt aus Egypten, ſagte der Offizier, haſt du vielleicht dem Prinzen Schah-Seliman begegnet?“ — „? Schah-Seliman ¡ erwiederte der Sklave,“ wie? ſollt' er, nach allen den ſchrecklichen Gerüchten, die man hier von ihm ausſtreut, noch am Leben ſeyn?" — „Ja, er lebt, und ich will dir unter dem Siegel der Verſchwiegenheit vertrauen wie ich hinter dieß Geheimniß gekommen bin." Hierauf erzählte er ihm, was ihm und den andern Offizieren mit dem Prinzen begegnet war, und daß der Prinz auf ihren Rath ſeinen Weg nach Egypten genommen habe.

Der verſtellte Kaufmann, voller Freuden, wollte nun auch ſeiner Seits daß Vertrauen ſeines Kameraden erwiedern und entdeckte ihm die wahre Urſäche, ſeiner Reiſe nach Perſien. Er nahm ſogleich Abſchied, und kehrte nach Egypten zurück. Ueberall, wo er durchkam, erkundigte er ſich nach dem jungen Prinzen, indem er ſein Auſſehen ſo beſchrieb, wie der alte Offizier es ihm geſchildert hatte. Als er endlich von Spur zu Spur, in dem Dorfe anlangte, wo er ihn gewiß zu finden hoffte, war er nicht wenig beſtürzt, daß niemand ihm ſagen konnte, wo er hingekommen ſey. Traurig ſetzte er ſeinen Weg fort, und traf beym Ausgange des Dorfs einen jungen Menſchen an, der unter einem Baume ſchlief und neben welchem ruhig einige Schafe weideten; er warf einen mitleidigen Blick auf den armen Jüngling, deſſen lumpigte Kleidung ſein Elend verrieth." Unmöglich dachte er, kann das der Prinz ſeyn, den ich ſuche. Ohne Zweifel iſt es der Sohn eines unglücklichen Hirten. Alle meine angewendete Mühe wird nun vergebens ſeyn. ¿Aber was wage ich, wenn ich den jungen Menſchen aufwecke und mich bey ihm nach der Perſon erkundige, der ich nachſpüre? Ich darf dieß letzte ſchwache Hülfsmittel nicht unverſucht laſſen.“ „Er weckte ihn alſo, und that die Frage an ihn, die er bisher an jeden gethan hatte.“ „Ich bin fremd an dieſem Orte;“ erwiederte Schah-Seliman, den der Bewegungsgrund einer ſolchen Neugier zwar Räthſel blieb, dem aber bange war, daß er erkannt werden möchte. „Allein, fuhr er fort, wenn ich mich nicht in der Beſchreibung irre, die du mir gemacht haſt, ſo glaube ich du ſuchſt Schah-Seliman, den jungen König von Perſien und den Enkel des Seliman-Schah. Sein Vater wurde durch ſeinen Bruder Balawan ermordet, welcher jetzt unrechtmäßiger Weiſe den Thron beſitzt, er wollte auch ſeinen Sohn in der Wiege tödten, aber Gott ſchützte das Leben dieſes unglücklichen Kindes.“ — „O Himmel, rief der Sclave, welches Glück! Wie freue ich mich, von Schah-Seliman reden zu hören! ¿Aber wie konnteſt du, junger Menſch, errathen, warum ich Perſien verließ und nach Egypten eilte? Wer konnte dich davon unterrichten? Du weißt alſo wohl; was aus dieſem unglücklichen Prinzen

zen geworden iſt! Hilf mir die Früchte meiner vielen Bemühungen und ausgeſtandenen Mühſeligkeiten einärndten, und ſage mir wo ich ihn finden kann."

Seliman, als er ſich überzeugt hatte, daß dieſer Sclave ein Abgeſchickter ſeiner Mutter ſey, glaubte ſich ihm entdecken zu können. „Du würdeſt vergebens die ganze Erde nach Schah-Seliman durchſtreichen, gab er zur Antwort, denn er iſt es ſelbſt, der mit dir ſpricht!" Bey dieſen Worten fiel der Sklave ſeinem Fürſten zu Füßen und bedeckte ſeine Hände mit Thränen und Küßen. „Ach! rief er, wie groß wird Schamſadas Freude ſeyn! Und welche glückliche Nachricht werde ich ihr überbringen können! erwarte mich lieber Prinz, ich will ins Dorf eilen und hohlen, was du brauchſt, um mit mir die Reiſe anzutreten." Er ritt nach dem Dorfe zurück und kam bald mit einem Reitpferde und einer anſtändigen Kleidung für Schah-Seliman zurück; beyde begaben ſich nun auf den Weg nach Groß-Kahiro. Ein unvorhergeſehener Zufall unterbrach die Fortſetzung ihrer Reiſe. Als ſie durch die Wüſte zogen, wurden ſie von Räubern angefallen, geplündert und in einen tiefen Brunnen geworfen. In dieſem ſchrecklichen Gefängniſſe überließ ſich der Sclave ſeiner Verzweifelung.

„¿Warum betrübſt du dich ſo? ſagte der Prinz, fürchteſt du dich vor der Annäherung des Todes?“ — „Den Tod fürcht' ich nicht, antwortete der Sclave, ¿aber ſoll ich nicht über die Strenge des Schickſals trauern, das dich verfolgt? kann ich gelaſſen ahnden, welcher unerſätzliche Verluſt der traurigen Schamſada droht?“ — „Ermanne dich, ſprach Schah-Seliman, und füge dich in das, was Gott über uns beſchloſſen hat; alles was mir begegnen ſoll, ſteht in dem Buche des Lebens geſchrieben, und iſt es der Wille des Verhängniſſes, daß ich meine Tage in dieſer ſcheußlichen Grube beſchließen ſoll, ſo vermag mich keine menſchliche Macht daraus zu befreyen. Ich bin voll Unterwerfung und Ergebung in mein Schickſal.“ Mit dieſen Geſinnungen, und in dieſer ſchrecklichen Lage brachte der tugendhafte Prinz und der Sclave zwey Tage und zwey Nächte zu.

Aber das Auge der Vorſehung wachte unaufhörlich über Schah-Seliman. Durch ihre Schickung verirrte ſich der König von Egypten, als er ein Reh verfolgte, bis in die Gegend des Brunnens, in welchen der Prinz geworfen worden war. Das Thier wurde von einem Pfeilſchuße getroffen und ſank am Rande dieſes Brunnens nieder. Ein Jäger, der vor dem Gefolge des Königs vorausritt, und ſich der Beute bemächtigen wollte, vernahm aus der Tiefe eine klagende Stimme. Er neigte horchend ſein Ohr, und als er überzeugt war, daß er ſich nicht geirrt habe, eilte er, es dem Monarchen zu melden, der ſogleich mit ſeinem ganzen Gefolge herbeykam und befahl, daß man in den Brunnen ſteigen ſollte. Man zog Schah-Seliman und den Sclaven heraus; man zerſchnitt die Bande, womit ſie gebunden waren, und brachte ſie durch geiſtige Waſſer wieder ins Leben zurück. Der Monarch erkannte den Sclaven; „biſt du nicht, ſagte er zu ihm, Schamſadas vertrauter Sclave?" — „Ja, großer König, ich bin es." — „Und wer hat dich in dieſen Zuſtand geſetzt?" — „Ich kam, ſagte der Sclave, mit dem Schatze zurück, den ich auf Befehl der Königin aus Perſien hohlen mußte; ich wurde von Räubern überfallen, geplündert und lebendig in dies offene Grab geſtürzt." — „Und wer iſt dieſer Jüngling?" — „Es iſt der Sohn der Amme der erlauchten Gemahlin deiner Majeſtät; ich nahm ihn mit mir an deinen Hof, um ihm dort Dienſte zu verſchaffen."

Man reichte dieſen beyden Unglücklichen etwas Speiſe, und der König kehrte nach ſeinem Paläſte zurück. Er begab ſich ſogleich zu Schamſaden, um ihr die Rückkunft ihres Sclaven

ven mit einem jungen Menſchen zu verkündigen. Dieſe Nachricht erfüllte das Herz der Königin mit Freude. Aber als ſie vernahm, daß ſie in einen Brunnen geworfen worden waren, verſchwand ihre Fröhlichkeit; der Kummer bemächtigte ſich ihrer Seele; und ob ſie ſich gleich alle Mühe gab, ſeinen Ausbruch unter dem Anſchein von Ruhe zu verbergen und ihre Verwirrung zu verhehlen, ſo verrieth es ſich doch durch die merkliche Veränderung ihres Geſichts nur zu deutlich. Der König, der ſie beobachtete, bemerkte den Zwang, den ſie ſich anthat und war neugierig, die Urſach ihrer Beunruhigung zu wiſſen. „Was fehlt dir, Schamſada? fragte er ſie, ſchlägt dich der Verluſt deines Schatzes ſo nieder? ſteht dir nicht meine ganze Schatzkammer offen?“ — „Ich ſchwöre bey meinem Haupte, glorreicher Sultan, antwortete die Königin, daß ich weniger den Verluſt meiner Schätze, als den Tod des armen Sclaven bedaure, an dem ich Schuld geweſen bin; ich habe ein weiches Herz, und du weißt, welchen Eindruck fremdes Unglück auf mich macht.“ Als nun der König in ſeiner Erzählung fortfuhr, und ſie vernahm, daß der Sclave und der junge Menſch glücklich aus dem Brunnen gezogen worden wären, faßte ſie ſich wieder, und war zuletzt gänzlich beruhigt. „Tröſte dich, liebe Schamſada, ſagte der König, wenn alles, was ich beſitze, nicht hinreichend iſt, den Verluſt deines Schatzes zu erſetzen, ſo erinnere dich wenigſtens, daß du in meinem Herzen einen Schatz an Zärtlichkeit beſitzeſt, der unerſchöpflich iſt.“ Mit dieſen Worten verließ er die Königin.

Kaum ſahe ſich Schamſada allein, ſo ließ ſie ihren Sclaven rufen. Er erzählte ihr, auf welche Art er von dem Prinzen Nachricht bekommen, und durch welche wunderbare Mittel die Vorſehung ihn vor den Grauſamkeiten und Nachſtellungen ſeines Onkels, vor der Barbarey der Ungläubigen, und ſelbſt vor den Folgen ſeines eigenen zu großen Zutrauens geſchützt habe, als er in Begriffe ſtand, ſich von neuem den Händen des barbariſchen Balawans zu überliefern. Er ſchloß ſeine Erzählung mit der Befreyung aus dem Brunnen und wie der Prinz die Neugier des egyptiſchen Sultans erregte. Hier unterbrach ihn die Königin ängſtlich: „Was gabſt du meinem Gemahl für eine Antwort, als er dich fragte, wer dieſer Jüngling ſey?“ — „Ich nahm meine Zuflucht zu einer Lüge, antwortete der Sclave, aber wirſt du mir ſie verzeihen können? Ich ſagte, er ſey der Sohn deiner Amme und ſuche Dienſte am Hofe deiner Majeſtät!“ — „Weiſer, treuer Freund, rief Schamſada mit naſſen Augen und tief gerührtem Herzen, „welche Dankbarkeit kann dir je die Dienſte vergelten, die du der zärtlichſten Mutter erwieſen haſt? Wache über meinen Sohn: ich vertraue ihn deinem Eifer und deiner Klugheit an! Rechne auf meine ewige Verbindlichkeit für Alles, was du ſchon für ihn gethan haſt, und noch für ihn thun wirſt!" — „Königin, es bedarf keiner Empfehlung! ich weiß, was ich dem Blute meines Landesherrn ſchuldig bin: für deine Majeſtät bin ich zu jedem Opfer bereit!" —

Dieß waren keine leeren Verſprechungen; der Sclave war dazu nicht Hofmann genug. Er gieng mit ſich zu Rathe, wie viel Sorgfalt und Schonung erfoderlich ſeyn würden, um eine Geſundheit und einen Körper wieder herzuſtellen, die durch Leiden und Mühſeligkeiten aller Art erſchöpft worden waren; er ließ nun dieſes ſein einziges Trachten ſeyn. Geſunde und leichte Nahrungsmittel, Gebrauch der Bäder, mäßige Bewegung ſtärkten ſtufenweiſe die Kräfte des jungen Prinzen. Die Natur trat in ihre Rechte von neuem ein, Körper und Geiſt bekamen ihre Spannkraft wieder und die ſchönſte der Königinnen ſah wieder die Reize des ſchönſten Prinzen der Erde aufblühen. Eine glückliche Sympathie gewann ihm das Herz des Monarchen; er zeichnete dieſen Pagen vor allen andern aus; er wurde ihm bald ſo unentbehrlich, daß er ſogar allein die Erlaubniß des Zutritts im Innern des Palaſtes erhielt. Der Monarch hörte nicht auf, ſeine Eigenſchaften zu lobpreiſen und den neuen Günſtling in Gegenwart der Großen ſeines Hofs herauszuſtreichen, weil er wünſchte, daß ſie ihn eben ſo lieb gewinnen mögten, als er ihn ſelbſt liebte.

Man ſtelle ſich vor, welchen Kampf von Zärtlichkeit die gerührte Mutter zu kämpfen hatte, ſie, die alle dieſe ſchmeichelhafte Lobeserhebungen täglich hörte und ſich doch der Liebe zu ihrem eigenen Sohne nicht überlaſſen durfte. Sie wurde ihn oft gewahr, aber ſie wagte es nicht, ſich den geringſten ſchmeichelhaften Blick gegen ihn zu erlauben. Sie mußte ihre Zärtlichkeit in ihrem Herzen verſchließen, ohne ihr durch äußere Zeichen Luft machen zu dürfen. Täglich beobachtete ſie alle ſeine Schritte, und ſehnte ſich insgeheim nach dem Augenblicke, wo ſie ihre Seele in ſeinen Umarmungen ausſchütten könnte. Als er einsmal vor der Thür ihres Zimmers vorbeygieng und ſie wähnte von niemand bemerkt zu werden, überließ ſie ſich ganz dem Entzücken der Mutterliebe; ſie fiel ihm um den Hals, und vergaß in dieſem glücklichen Augenblicke viele Jahre des Kummers. Aber während dieſe zärtliche Mutter den ſüßen

Trieben der Natur gehorchte, drohte ihr ein neues Unglück. Einer von den Weßiren des Sultans kam von ungefähr aus einem benachbarten Zimmer; und wurde, ohne es zu wollen, ein Zeuge dieſes Auftritts, der ihn in die größte Beſtürzung ſetzte. Weil Schamſada verſchleyert war, ſo glaubte er anfangs, er könne ſich geirrt haben, aber als er ſich bey dem Verſchnittenen nach dem Namen der Dame erkundigte, welche dieſes Zimmer bewohne, wurde er nur zu gut überzeugt und kam zitternd zum Monarchen, um ihm das Geheimniß zu entdecken, das ihm das Ohngefähr verrathen hatte. Der ſchöne Page ſtand ſchon neben dem Throne. „Erhabene Majeſtät, ſagte der Weßir, du ſiehſt mich mit Schrecken über das Verbrechen erfüllt, das eben begangen worden iſt, und von dem meine Augen Zeugen waren. Verzeihe mir, König, wenn ich gezwungen bin, dir die Untreue einer Gemahlin zu entdecken, welche du deiner Liebe würdigteſt. Als ich vor ihrem Zimmer vorbey gieng, erblickt' ich ſie in den Armen des verworfenen Sclaven, der neben dir ſteht, und ſahe, wie ſie die zärtlichſten Liebkoſungen an ihm verſchwendete, und ſich von ihm gefallen ließ."

Der kennt die Macht der Leidenſchaften nicht, der die ſchnelle Veränderung nicht ahndet, welche dieſe Erzählung in der Seele des verliebten Sultans wirkte. Schah-Selimans Verwirrung ſchien die Wahrheit der Anklage nur zu ſehr zu beſtätigen. Sogleich befahl der Sultan, daß der Page und der Sclave, der ihn aus Perſien gebracht hatte, in einen Kerker geworfen werden ſollten. „Schreckliche Verrätherey! rief Ben-Sirak; ¿der vorgebliche Schatz war alſo nichts anders, als ein Sclave, den man ausdrücklich aus Perſien kommen ließ, um mich auf daß empfindlichſte zu kränken und meinen Thron und mein Bette zu ſchänden?“ Er eilte in Schamſadas Zimmer; „¿Was iſt aus der Königin geworden, ſchrie er, mit drohender Stimme, deren Tugenden zu preiſen das Gerüchte nicht Zungen genug hatte, und deren Klugheit, Weißheit und Liebe, die Glorie meines Hofs und des Muſter der Gattinen war? Wie hat ſich dieſer Spiegel der Vollkommenheit in einem Augenblicke ſo beflecken können? Der Schein hat mich betrogen, aber von nun an ſoll mein Herz in jedem Weibe der vergangenen und gegenwärtigen wieder kommenden Geſchlechter nur eine Betrügerin ahnden.“ Der König verließ das Zimmer, als er dieß geſagt hatte, und ſeine Seele, die von Liebe und Eiferſucht, Wuth und Verzweifelung bekämpft wurde, konnte keinen feſten Entſchluß faſſen. Schamſada war äuſſerſt beſtürzt über dieſe Vorwürfe und über den falſchen Argwohn, der ihren Gemahl peinigte, den ſie doch ſo ſehr liebte. ¿Aber wie ſollte ſie ihn von der Unwahrheit ſeines Verdachts überzeugen? Sie hatte den Sultan beſtändig in der Meynung gelaſſen, daß ihr Sohn ums Leben gekommen, wie es ihr Vater **Seliman-Schah**, aus falſcher Staatsklugheit, vorgeſchützt hatte. Jetzt durfte ſie es noch weniger wagen, dieſe Täuſchung zu geſtehen, ohne ihn der größten Gefahr auszuſetzen. ¿Wie iſt es möglich zur Wahrheit zurückzukehren, wenn man ſich zu lange von ihr entfernt hat? Wie kann man ſich ein Vertrauen erwerben, wenn man es durch ein aufrichtiges, zur rechten Zeit gethanes Geſtändniß nicht zu verdienen wußte? „Nein ſagte ſie, ich wollte, und ich mußte den Nachruhm meines Onkels ſchonen, und jetzt würde es vollends vergeblich ſeyn, wenn ich anders handeln wollte. O! ewige Weisheit, göttliche Güte, einzige Zuflucht des Unſchuldigen! zu dir heb' ich mein Herz und meine Hände empor; befreye uns o Gott von den Schrecken des Verdachts und du großer Prophet, wenn du die rechtgläubigen Moslems in deinem Herzen trägſt, wenn dein Gebet für ſie Erhörung findet, ſo laß das unſrige vor den Thron des Gottes der Gerechtigkeit gelangen. Alle Klugheit der Welt vermag nicht, den Knoten zu löſen; löſe du in doch ſelbſt durch deine gewaltige Hand!“ Als ſie dieſes Gebet verrichtet hatte, ſetzte ſie ihr Vertrauen auf Gott und wartete den Ausgang in ruhiger Ergebung ab. Unterdeſſen ſchwebte des Sultans unſchlüſſige Seele in der ſchrecklichſten Ungewißheit. Seine Liebe zu Schamſada ſchien immer noch mehr zu wachſen, je mehr er ſie zu verbannen ſuchte, er wußte nicht, welche Parthey er ergreifen, wie er ſich an dem Schuldigen rächen, wie er erfahren ſollte, ob beyde gleich ſtrafbar wären, oder ob eins mehr Entſchuldigung verdiene als das andre. Er verlohr Ruhe und Schlaf, ſeine Geſundheit nahm merklich ab und ſeine Amme, die im Serail wohnte, gerieth darüber in Unruhe; dieſe Frau, die Alter und Erfahrung mit Klugheit begabt hatten, und die das Vertrauen ihres Monarchen beſaß, hatte das Recht ſich ihm und ſeiner Gemahlin frey nähern zu dürfen. Sie ſuchte den Sultan auf. „¿Was fehlt dir mein Sohn, fragte ſie, du biſt nicht wie du ſonſt warſt? du fliehest Vergnügungen die dir bisher gefielen; das Reiten, die Promenade, die Jagd machen dir nicht mehr Freude; du verſammelſt deinen Hofſtatt nicht mehr; du giebſt keine Feſte und Luſtbarkeiten; ich weiß, daß du ſogar faſt keine Speiſe zu dir nimmſt. ¿Was für ein geheimer Gram nagt an deinem Herzen? Oefne mir dieß Herz, mein Sohn, du weiſt, wie zärtlich ich dich liebe, und

und daß du dich mir gänzlich anvertrauen kannſt. Wir laſſen uns oft durch Trugbilder unſerer Einbildungskraft blenden, und vielleicht kann ich die, welche dich quälen in einem Augenblick verbannen.

So viel Vertrauen auch der Sultan zu ſeiner guten Amme hatte, und ſo ſehr er ihre vortreflichen Eigenſchaften ſchäzte, ſo fand er es doch nicht für rathſam, ihr ſein Herz aufzuſchließen. Er hätte Schamſada anklagen müſſen, und dieſe Erinnerung machte die Wunde von neuem bluten, die ſie ſeinem Herzen geſchlagen hatte. Die kluge Alte ließ ſich den ſchlechten Erfolg dieſes ihres Verſuchs nicht abſchrecken, ſie paßte jede Gelegenheit ab, ſich den Augen des Sultans zu zeigen und die Zärtlichkeit, mit welcher ſie ihn anblickte, ſchien ihm zuzurufen: lieber Sohn, rede, öfne deiner guten Amme dein Herz. Aber alle dieſe Mühe blieb vergebens.

Die gute Alte, welche ſahe, daß es ihr ſo nicht glücken wollte, und glaubte daß Schamſada um den Kummer des Sultans wiſſen müßte, und als Frauenzimmer weniger Schwierigkeiten machen würde, mit dem Geheimniße herauszurücken, begab ſich zur Königin und traf ſie dem Anſchein nach in einer eben ſo großen Niedergeſchlagenheit an, als den Sultan. Sie bot alles auf, was Liſt und Erfahrung ihr in den Mund gaben um Schamſada's Vertrauen zu gewinnen und ſie zur Erfüllung ihres Verlangens zu bewegen. Aber die Sultanin beobachtete ein tiefes Stillſchweigen. ¿Warum ſo zurückhaltend gegen mich? ſagte endlich die gute Amme; ſiehe Tochter, ſieh meine grauen Haare; Alter und Zeit drücken meiner Stirn ihre Runzeln ein aber ſie gaben mir auch Erfahrung. Die Leidenſchaften vermögen nichts mehr über mich und mein' Rath iſt der Rath der Klugheit.“ Schamſada wurde durch dieſe Bewegungsgründe etwas wankend gemacht und antwortete: „Mein Geheimniß liebe Amme iſt ſehr drückend; es zermalt mein Herz; aber ich kann es unmöglich jemand mittheilen bevor ich nicht überzeugt bin, daß es nie über ſeine Lippen kommen werde.“ — „Ich bin verſchwiegen antwortete die Alte, und nie haben meine Lippen ein Geheimniß ausgeſchwatzt; vertraue das deinige mir an; du weißt, welchen lebhaften Antheil ich an deinem Glück nehme.“ Schamſada weigerte ſich nicht länger, und erzählte ihr den ganzen Vorfall; ſie entdeckte ihr auch daß der junge Menſch, welcher die Eiferſucht des Sultans erregt habe, ihr für todt gehaltener Sohn Schah-Seliman ſey. „Dem großen Propheten ſey Dank, rief die Amme, ſo werden wir nur Schimären zu bekämpfen haben! Tröſte dich Tochter, der Sturm wird vorübergehen, ich ſehe ſchon den Aufgang des ſchönen Tags der wieder leuchten wird!" — „O gute Mutter, erwiederte Schamſada, wir ſind beyde noch nicht ſo weit, ¿denn wer wird glauben wollen, daß dieſer junge Menſch mein Sohn ſey? Man wird uns des Betrugs beſchuldigen; lieber will ich und er ſterben, als mit dem Verdacht einer ſolchen Niederträchtigkeit gebrandmarkt werden." — „Ich lobe deine feine Denkungsart, antwortete die Amme, aber ich werde es ſchon ſo einzurichten wiſſen, daß deine Delikateſſe keine Kränkung leide." Sie eilte von der Königin weg und in das Zimmer des Sultans, den ſie noch in demſelbem Zuſtand von Niedergeſchlagenheit und Kummer antraf, worinne ſie ihn verlaſſen hatte. Sie umarmte ihn und ergriff ihn bey der Hand. „Mein Sohn, ſagte ſie, du überläſſeſt dich zu ſehr deiner Traurigkeit; wenn du ein guter Moſlem biſt, ſo beſchwöre ich dich im Namen des großen Propheten, und bey dem göttlichen Maſchbuarblathaſarſurah, *) mir die wahre Urſache deiner Betrübniß zu entdecken." — Der Sultan, der dem Nachdruck dieſer Bitte nicht widerſtehen konnte, ſahe ſich gezwungen, ſein Leid zu bekennen. Ich liebe die Schamſada von ganzem

---

*) Der arabiſche Name der 114 Kapitel des Korans, die Gott dem Mohamed durch den Engel Gabriel ſchickte.

zem Herzen, ſagte er, und ihre Schönheit, ihre Klugheit und ihre Tugenden, kurz alle die Reize die ſie ſchmücken, ſcheinen mir ein köſtlicher Garten, wo meine Gedanken angenehm luſtwandeln. Jetzt hat ſich alles für mich in eine ſcheußliche Einöde verkehrt, wo wilde Thiere und fürchterliche Abgründe mich umringen. Schamſada iſt falſch und ungetreu. Schamſada, die ich anbetete und noch liebe, verräth mich. Sie hat ihr Herz einem elenden Sklaven geſchenkt. Ich bin vom Gipfel eines eingebildeten Glücks in eine Hölle hinabgeſunken, wo alle Qualen mich martern. Die beyden Strafbaren ſollen ihr Verbrechen mit dem Leben büſſen. Aber erſt will ich unterſuchen, welche Züchtigung ihrem Bubenſtück am angemeſſenſten iſt, und welchen von beyden die Strenge meiner Gerechtigkeit am ſchärfſten treffen muß. Doch ach wie viel wird es mich koſten, dieſes Todesurtheil auszuſprechen! Der Streich der das Herz meiner angebeteten Schamſada durchbohrt, wird auch mein Herz durchbohren!" — „Sohn übereile dich nicht, antwortete die gute Amme, du könnteſt dich ewigen Gewiſſensbiſſen ausſetzen. Die welche du für ſtrafbar hältſt, ſind in deinen Händen; ſie können deiner Rache nicht entgehen: nur nimm dir Zeit, der Sache genauer nachzuforſchen. Die Zeit, ſagt das Sprüchwort iſt der weiſeſte Rathgeber, ſie und die Geduld enthüllen uns manches!" — „Aber gute Amme, was kann ich noch für Erläuterungen erwarten? Iſt wohl eine einzige im Stande mir ſolche erwieſene Thatſachen ungeſchehn zu machen? Schamſada liebt dieſen jungen Menſchen; ſie wendete vor, daß ſie in Perſien einen Schatz zurückgelaſſen habe, und mißbrauchte mein Zutrauen und meine Zärtlichkeit, um von mir die Erlaubniß auszuwirken, den Ehebrecher aus Perſien hohlen zu laſſen, der meine Ehre beflecken ſollte." — Lieber Sohn, beruhige dich, ſagte die Alte, ich weiß ein Mittel, wie du in Schamſadas Herz wie in einem Buche leſen kannſt. Befiehl, daß deine Jäger mir einen weiſen Reiger bringen; ich werde dieſen Vogel das Herz ausreißen und es dir geben. Wenn Schamſada ſchläft ſo lege dieſes Herz auf das ihrige, dann wird ſie dir jedes Geheimniß offenbaren müſſen, daß ſie bey ſich verwahrt."

Der König war entzückt, auf eine ſo leichte Art hinter das Geheimniß zu kommen, daß ihn ſo ſehr ängſtigte, und befahl ſogleich ſeinen Jägern, ihm einen Reiger in ſeinen Garten zu fangen. Man brachte ihm einem, den er der alten Amme übergab. Dieſe riß ihm das Herz aus, und ermangelte nicht zu dieſer an ſich ſo unbedeutenden Handlung eine magiſche Beſchwörung zu murmeln.

meln. Hierauf händigte ſie dem Sultan das noch warme Herz des Vogels ein.

Indem der Prinz über die wunderbaren Eigenſchaften dieſes Zaubermittels nachdachte, war die Amme nach Schamſadas Zimmer geſchlichen. „Es geht alles gut, ſagte ſie; öffne dein Herz der Hoffnung, laß deinen Mund ſich bereit halten, die Wahrheit ohne Zurückhaltung zu geſtehen; du wirſt dieſe Nacht einen geheimnißvollen Beſuch empfangen: es wird der Sultan in eigener Perſon mit einem Reigerherzen in der Hand ſeyn. Wenn du wahrnimmſt, daß er dieſes Herz dem deinigen nähert, ſo antwortete, indem du dich immerfort ſchlafend ſtellſt, auf alle ſeine Fragen klar und deutlich, und laß die Wahrheit aus deinem Munde gehn, ohne durch den geringſten Skrupel entſtellt zu werden.“ Schamſada dankte der Amme auf das zärtlichſte und flehte zum heiligen Propheten, daß er ihr die Gnade der Ueberzeugung ihres Gemahls angedeihen laſſen möchte. Kaum verbreitete die Nacht ihren Schatten, ſo gab Schamſada, wider ihre Gewohnheit, zu erkennen, daß ſie der Ruhe bedürfe. Sie ſchickte ihre Sclaven fort und warf ſich auf einen Soffa; ſie hatte noch keine zwey Stunden da zugebracht, als der Sultan voll Ungeduld das Arkanum ſeiner Amme zu probieren,

ren, vor dem Zimmer der Favoritin erſchien. Er fand hier den Oberſten ſeiner Verſchnittenen; ¿ Was macht Schamſada?" fragte er? — „Sie bedurfte der Ruhe, antwortete der Verſchnittene, und ich glaube ſie ſchläft auf ihrem Soffa.„ Der Sultan begab ſich in ihr Schlafgemach, ohne ein Geräuſch zu machen, und traf ſie ſchlummernd an. Er trat ganz nahe zu ihr um die Stärke ihres Schlafs beſſer beurtheilen zu können, und weil er glaubte, daß ſie im tiefſten Schlummer läge, beſchloß er ſein Experiment zu machen, und legte ſachte das Vogelherz auf Schamſadas Bruſt. „¿Schamſada, fragte er, wer iſt der Jüngling, den du liebkoſteſt, als einer meiner Weßire dich überraſchte?" — „Es iſt Schah-Seliman, antwortete ſie immer fortſchlafend, die einzige Frucht meiner erſten Ehe mit dem jüngſten Sohne meines Onkels Seliman-Schah." — „¿Aber dieſes Kind iſt in der Wiege ermordet worden, ich weiß dieſes ſelbſt aus den Briefen deines Onkels?' — „Das Kind wurde verwundet, aber die Verwundung war nicht tödlich; durch die Kunſt der Wundärzte wurde ihm das Leben wiedergegeben, aber ſeine Geneſung wurde vor dem Mörder meines Mannes geheim gehalten." — „¿Warum machteſt du mir ein Geheimniß daraus, mir, der ich dich ſo zärtlich liebe?" — „Weil mein Onkel, den ich ſchätze, und deſſen Andenken ich in Ehren erhalten wollte, aus politiſchen Gründen, dich mit Unwahrheit hintergangen hatte. Wenn dir das, was ich dir ſage, unmöglich dünkt, ſo brauchſt du nur den Jüngling zu verhören und ſein Mund wird es beſtätigen.“ Der Sultan endigte hiemit ſein Fragen, verließ ſeine Gemahlin, die er ſchlafen glaubte, gieng auf ſein Zimmer, und befahl, daß der Jüngling und der Sclave aus ihrem Kerker, vor ihm gebracht werden ſollten.

Der Unglückliche, im Gefängniße ſchmachtende Schah-Seliman, als er die Gewölber von dem Geraſſel der Schlöſſer und Riegel wiederhallen hörte, glaubte, daß ſeine Stunde gekommen ſey, und daß eine ſchmähliche Hinrichtung ſein Leben enden werde. „Großer Gott, rief er, indem er ſeine unſchuldigen Hände gen Himmel erhob, mein Leben ſteht in deiner Hand; ich übergebe es dir; aber wache über das Leben meiner Mutter!“ Schah-Seliman und der Sclave erſchienen vor dem Sultan. Dieſer Fürſt wollte niemanden anders, als ſich ſelbſt die Sorge anvertrauen, eine für ſeine Ehre und ſeiner Ruhe ſo wichtige Sache aufzuklären. Er näherte ſich dem Jüngling und ſuchte auf ſeiner Bruſt die Narbe von Balawans Dolche; er fand ſie, und rief im Entzücken ſeiner Freude aus: „Gelobet ſey Gott, daß er von mir den Mord abgewendet hat, den ich im Begriffe war zu begehen! und du, ſein großer Prophet, dem ich durch Schamſadens Tugenden dieſen Beweiß ſeines ſo ausgezeichneten Schutzes zu verdanken habe, gieb mir ſo viel Gewalt und Macht, daß ich durch meine Wohlthaten den Kummer, den ich verurſachte und die Erinnerung an die Ungerechtigkeiten, deren ich mich ſchuldig machen wollte, auslöſchen kann!“ Er warf ſich dem Schah-Seliman in die Arme: „komm an mein Herz, liebes unglückliches Kind, theile es mit meiner lieben Schamſada; aber ſtille erſt meine Neugier. ¿Durch welche Kette von Begebenheiten biſt du hierher gekommen, und aller Welt unbekannt geblieben? wie haſt du gelebt? rede Prinz, ich bin begierig, den näher zu kennen, der mir mein Glück wieder giebt.“

Schah-Seliman, den ſo viele Güte aufs innigſte rührte und ihm Muth machte, verſchwieg keinen einzigen Umſtand von ſeiner Lebens-Geſchichte, von dem Augenblicke an, wo er vom Throne geſtürzt und in ein Loch geworfen wurde, bis zu ſeiner Gefangenſchaft im Brunnen, aus welchem ihn der Sultan ſelbſt mit dem Abgeſchickten ſeiner Mutter befreyt hatte.

Während dieſe Erzählung Ben-Siraks Aufmerkſamkeit beſchäftigte, war Schamſada ſeine Gemahlin zwar etwas weniger ängſtlich als die vorhergehenden Tage, aber doch noch immer nicht ganz ruhig; ſie bemühte ſich zu errathen aus welcher Abſicht ſie der Sultan nach den gethanen Fragen ſo plötzlich verlaſſen hatte. Sie blieb in ihren Betrachtungen vertieft, und lag noch auf demſelben Soffa, wo der Sultan ſie verlaſſen hatte. Plötzlich erleuchteten 20 Sclaven mit Fackeln ihr Zimmer, und giengen vor dem Sultan her, welcher an der Hand den geliebten Sohn der tugendhaften Mutter führte; Entzücken und Liebe ſtrahlten aus ſeinen Augen. Er hatte dem Schab-Seliman die prächtigſten Kleider anziehen laſſen, und ihn mit den ſchönſten Juwelen geſchmückt, die Ben-Sirak ſelbſt an feyerlichen Tagen zu tragen pflegte. „Stille deinen Kummer ſagte er, liebe Schamſada; die Gnade des Himmels giebt dir deinen Gemahl und deinen Sohn wieder, deſſen edle Geſinnungen und Zärtlichkeit dein Glück auf ewig befeſtigen werden.“ Er umarmte ſeine Gemahlin, und Schab-Seliman bedeckte zu ihren Füßen die Hand ſeiner Mutter mit Küſſen.

Sobald nach dieſer glücklichen Nacht der Tag anbrach, verſammelte der Sultan den Kern ſeiner Armee, und ſtellte ſich in Begleitung des Schah-Selimans an die Spitze; er nahm ſeinen Weg nach Perſien und ſchickte Waffenherolde vor ſich her, welche dem Volke dieſes Reichs verkündigen mußten, daß er ihren rechtmäßigen, verfolgten, entthronten König wieder auf den Thron ſetzen wolle. Kaum langten ſie auf der Grenze von Perſien an, ſo ſtieß ein großer Theil der getreuen Unterthanen des alten Königs Seliman-Schah, die immer dem Blute dieſer erlauchten Familie ergeben geblieben waren, zu den Fahnen des egyptiſchen Sultans und Schah-Selimans. Balawan, der Verräther wollte auf dieſe Nachricht ſeine Armee verſammeln und dem mächtigen Feinde der ſich näherte, entgegen ziehn, aber niemand fand ſich zu ſeiner Fahne ein, und er ſahe ſich gezwungen, ſich mit ſeiner gewöhnlichen Leibwache und den wenigen Einwohnern, auf deren Anhänglichkeit er ſich verlaſſen konnte, in ſeine Hauptſtadt einzuſperren. ¿ Aber wenn ſelbſt Tugend ſich oft bey der Verfolgung durch eine ſtärkere Macht, verlaßen ſehen muß, welche Zuflucht kann wohl dem Laſter übrig bleiben? Iſpahan wurde belagert, Balawan von ſeinen Weſiren verrathen und dem Sultan Ben-Sirak überliefert, der ſeine Blicke von einem Ungeheuer wegwendete, das den Thron durch die ruchloſeſten Thaten geſchändet hatte. Mein Sohn, ſagte der Sultan zu Schah-Seliman,

liman, ich übergebe dir hier den Mörder deines Vaters, der dir ſelbſt nach dem Leben ſtand; er war die Peſt deines Landes. Gebiete über ſein Schickſal und befiehl ſeine Hinrichtung." — „¡O mein Wohlthäter! o mein Vater! erwiederte Schah-Seliman, mir gebührt dieſe Entſcheidung nicht, die Rache muß von oben kommen. Er ſoll auf der Gränze der Gebirge denſelben gefährlichen Poſten einnehmen, den er mir auftrug; iſt er unſchuldig, ſo wird er am Leben erhalten werden, wie ich erhalten wurde; iſt er ſtrafbar, ſo erwartet ihn ſein Urtheil, und nichts wird deſſen Vollſtreckung hindern können." Der Sultan billigte Schah-Selimans Ausſpruch und Balawan reiſte ab, um den Ungläubigen die Spitze zu bieten. Aber hier traf ihn die Rüge der göttlichen Gerechtigkeit. Er wurde gefangen genommen, gefeſſelt, und in den Brunnen geworfen, wo die peinlichſten Vorwürfe und die fürchterlichſte Verzweifelung ihn nicht eher, als mit dem Augenblicke verließen, wo ſein zerſchmetterter Körper die Felſen mit Blute färbte, von deren Gipfel er herabgeſtürzt wurde.

Indeſſen empfieng der rechtmäßige Kronerbe von Perſien, der glückliche Schah-Seliman auf dem Throne ſeiner Ahnherrn ſitzend von ſeinem Volke den Schwur der Treue und begonn eine Regierung, deren erſte Grundfeſten die Weisheit und Frommigkeit war, und welche die Perſer an die erhabenen Eigenſchaften des groſſen Kalifen Moavia erinnerten. Der Sultan von Egypten, nachdem er dieſen jungen Monarchen im Glanze der ſeltenſten Tugenden ſtrahlen ſehen und ihn zärtlich umarmt hatte, kehrte in ſein Land zurück, und überhäufte durch ſeine Gegenwart die geliebte Schamſada mit Freude. Nichts ſtörte wieder die Ruhe dieſer glücklichen Gatten, und als ſie das Ziel der menſchlichen Größe erreicht hatten, ſchlieſen ſie in den Armen des Friedens ein, welcher der Antheil der rechtgläubigen Moſlems iſt.

* * *

„Großer König, ſagte Aladin zum Könige Bohetzad, als er ſeine Geſchichte geendigt hatte, du ſiehſt wie die Vorſehung den Schah-Seliman den Händen ſeiner Verfolger entriß und Balawan in die Grube ſtürzte, die er andern grub. Nie wird Gott zugeben, daß das Laſter triumphire und die Unſchuld falle. Seiner Wachſamkeit und Gerechtigkeit entgehet nichts, und ſpat oder früh wird er den Schleyer zerreißen, in welchen ſich der Böſe hüllt. Was mich betrifft, großer König, ſo ſchützet mich mein Gewiſſen; ich bin überzeugt, daß kein Menſch die Schlüſſe meines Schickſals verändern kann, und dieß macht mich ſtandhaft und hoffnungsvoll. Ich fürchte deine Gerechtigkeit nicht, aber die Weſire, meine Ankläger, mögen ſie fürchten!" —

Dieſe feſte, edle und beſcheidene Rede machte den König unentſchloſſener, als jemals. „Die Hinrichtung ſoll aufgeſchoben, der Gefangene in ſein Gefängniß zurück gebracht werden! ſagte er. Vielleicht, daß die Betrachtungen, welche ſeine Erzählung in der Stille der Nacht bey mir erzeugt, mich in meinem Urtheil erleuchten und es mir morgen leichter machen werden, einen Entſchluß zu faſſen."

Kaum war Aladin weggebracht worden, ſo nahm einer von den Weſiren das Wort. „Großer König, deine Majeſtät läßt ſich durch die Zauberworte dieſes jungen Betrügers blenden; der große Prophet verhüte es ja, daß du noch länger ſo nachſichtsvoll gegen ihn handelſt! Wo das Verbrechen ungeſtraft bleibt, wird der Glanz des Thrones verdunkelt. Du ſitzeſt auf dem Throne, um Gerechtigkeit zu handhaben. Das Verbrechen dieſes Räubers liegt deutlich am Tage; ſeine Beſtrafung muß eben ſo auffallend ſeyn, als ſeine Ruchloſigkeit, und muß ſeines Gleichens zur Warnung dienen!"

— „Ich befehle, unterbrach ihn Bohetzad mit Hitze, daß vor den Mauern der Stadt an der höchſten Stelle ein Kreuz errichtet und der Verbrecher an dieſes Kreuz geſchlagen werden ſoll, um allen, die in ſeinen Fußſtapfen wandeln, ein warnendes Bild des Schreckens zu werden! Dieß iſt mein letzter Wille; man mache ihn dem Volke durch den Mund der öffentlichen Ausrufer bekannt!“ —

Die zehn Weßire frohlockten über dieſen Befehl, und den andern Morgen, als am eilften Tage ſeit Aladins Gefangenſchaft, verfügten ſie ſich zum Könige. „Großer König, redeten ſie ihn an, deine Befehle ſind erfüllt, deine gerechten Willensmeynungen ſind bekannt, und die Menge des Volks, die ſich bey dem Kreuze verſammelt hat, erwartet den Verbrecher, der daran ſterben ſoll!“ — Bohetzad befahl, den Aladin vor ihm zu bringen. Sobald er erſchien, überhäuften ihn die Weßire mit Schmähungen; „Böſewicht, Abkömmling der Räuber, ſagten ſie, das Schwerd des Todes-Engels ſchwebt über deinem Haupte, deine Ränke ſind erſchöpft und du ſollſt nun den Lohn deiner Schandthaten und deiner Frechheit empfangen!“ —

„Ihr boshaften Weßire, antwortete Aladin, indem er einen feſten aber beſcheidenen

Blick auf ſie heftete, ihr werdet meiner Stirne das Todesſiegel nicht aufdrücken! Wenn das, was über mich waltet, nicht vom Himmel beſchloſſen iſt, ſo vermögen alle eure Anſchläge nichts! Der Miſſethäter mag davor erbeben, aber wenn ich mir nichts vorzuwerfen habe, ſo wird ſelbſt unter dem Schwerde des Henkers der Todesſtreich von meinem Haupte abgewendet werden, wie er von dem gefangenen unſchuldigen Sclaven abgewendet wurde.“ . . . . — „Großer König, unterbrachen ihn die Weſire zu gleicher Zeit, gebiete dieſem Frevler Stillſchweigen; er will deine Majeſtät von neuem durch ein Mährchen betrügen.“ — „Ich will den König nicht betrügen, erwiederte Aladin, ihr ſeyd es, die Lügen und Betrug brüten!“ — „Schweig, rief Bohetzad, ich will meine Geduld noch einmal mißbrauchen laſſen, und meine Einwilligung zur Anhörung der Geſchichte deines Sclaven und ſeiner Befreyung geben.“ — „O Gnade meines Königs! ſprach Aladin, möchte das Herz deiner Majeſtät endlich die Wahrheit enträthſeln, der an deinem Hofe der Zutritt ſo ſchwer iſt; ich will deine Maj. nicht durch eine falſche Erzählung täuſchen, die Geſchichte, die ich erzählen will, iſt in ganz Chaldäa bekannt.

* * *

11.

Geſchichte des Königs von Haram und ſeines Sclaven.

Der König von Haram trug Verlangen, ſich ſelbſt zu überzeugen, wie ſeine Weßire und Kadis die Gerechtigkeit in ſeinen Staaten handhabten; er verließ an einem Abend verkleidet und bloß von zwey Verſchnittenen bewacht, ſeinen Palaſt. Von ungefähr gieng er an einem Luftloche vorbey und vernahm eine klägliche und jammernde Stimme; er erfuhr, daß dieſer Ort einen Zuſammenhang mit dem Gefängniß habe, wo die zum Tode verurtheilten Miſſethäter aufbewahrt würden. Er trat näher zum Luftloche, um die klagenden Töne deutlicher zu vernehmen, die aus dem Schooße der Erde zu kommen ſchienen; und folgende Worte erſchallten in ſein Ohr. „Mächtiger Monarch, der du unaufhörlich über den Unglücklichen wachſt, welcher unter der Laſt des Elends erliegt; wirſt du zugeben, daß fälſchlich angeklagte Unſchuld das Opfer von Vermuthungen werde, die ein böſes Verhängniß wider mich häuft? O unendliche Barmherzigkeit, in deinen Augen iſt keins deiner Geſchöpfe verächtlich, du höreſt auf die

Klagen des Würmchens; höre auch auf die Klagen deines Sclaven; Gott der Güte! Und wenn mein Tod nicht der Wille deiner Vorsehung ist, ſo wende den Streich ab, der mir droht." Eine tiefe Stille, von Seufzern unterbrochen, erfolgte auf dieſes Gebet.

Der König von Zaram kehrte nach ſeinem Palaſte zurück. Sein Herz war von dieſen Klagen gerührt und ſein Geiſt unruhig über dieſen Vorfall. Vergebens ſuchte er Ruhe; der Gedanke, daß ein Unſchuldiger ſterben ſollte, folterte ihn und er wartete ſehnlichſt auf die Wiederkehr der Morgenröthe, um dieſes Geheimniß aufzuklären. Sobald die Sonne die Erde erleuchtete, ließ er ſeine Weſire rufen und bezeichnete ihnen den Ort, wo er die Klagen hörte, die ſein Mitleiden rührten. Er erfuhr, daß der Gefangene in dieſem Kerker beſtimmt ſey, noch heute auf dem Blutgerüſte zu ſterben, man legte ihm die gerichtliche Unterſuchung vor; ſein Verbrechen ſchien darinne klar erwieſen und zwey Zeugen hatten ausgeſagt, daß der Sclave wirklich der Thäter ſey. Der König von Zaram glaubte demjenigen, was die menſchliche Gerechtigkeit augenſcheinliche Gewißheit nennt, und beſtätigte auf der Stelle den Befehl zur Hinrichtung.

Man holte den Sclaven, der des Verbrechens überwieſen ſchien, aus ſeinem Kerker und er näherte ſich dem Richtplatze in ſtandhafter und beſcheidener Faſſung; die Hände waren ihm gebunden und er richtete ſeine Augen gen Himmel, der nun ſeine einzige Hoffnung war. Er ſtand am Fuße des Kreuzes und die Henkersknechte wollten ihm eben ſeine Kleider abreißen, als ein plötzlicher Lärm dieſes Schauſpiel des Todes auf einmal unterbrach. Eine feindliche Streifpartie hatte einen Anſchlag gemacht, ſich der Stadt zu bemeiſtern, und lauerte auf den Augenblick, wo das Volk aus Neugier die Hinrichtung anzuſehen, die Stadt verlaſſen würde. Der Feind ſtürzte aus ſeinem Hinterhalte, griff die Wache an und zerſtreute ſie, wer ſich vertheidigen wollte, kam durch das Schwerd der Feinde um, oder gerieth in ihre Gefangenſchaft. Niemand blieb frey und verſchont, als der Unglückliche, den zwar ein ſchmählicher Tod erwartet hatte, dem er aber nicht Ehre und Unſchuld hatte rauben können.

Die Feinde, welche fürchteten, daß der König mit ſeinen übrigen Soldaten einen Ausfall thun möchte, entfernten ſich mit der Beute, die ſie gemacht hatten, um mehr Verſtärkung an ſich zu ziehen und verſchoben die Vollziehung ihres Plans auf eine andere Zeit.

Der arme Sclave, den der Feind ſeiner Bande entledigt hatte, der aber immer fürchtete, daß man ihm nachſetzen möchte, ſuchte das Weite zu gewinnen und irrte raſtlos Tag und Nacht fort. Endlich zwang ihn die Müdigkeit, unter dem Schatten eines Lorbeerbaums auszuruhen, der nach ſeiner Dicke und Höhe ſo alt wie die Welt ſchien. Dieſem Baume gegenüber zeigte ſich der Eingang einer düſteren Höhle, in der zwey dunkle Flammen einen düſternen Schein verbreiteten, ohne jedoch die Dunkelheit erhellen zu können. Die Augen des Sclaven hefteten ſich verwunderungsvoll auf dieſe Erſcheinung und ſein Entſetzen nahm zu, als er die beyden glänzenden Flecken ſich bewegen und auf ihn zu kommen ſahe. Es waren die funkelnden Augen eines ungeheuern Löwen, der aus der Höhle trat, und ſich mit langſamen Schritten dem unglücklichen Sclaven näherte, welcher ganz wehrlos war. Das Thier umſchlung ihn mit ſeinem Schwanze, ohne ihm etwas zu Leide zu thun, lud ihn auf ſeinen Rücken und trug ihn in ſeine Höhle, die er ſogleich wieder verließ, um mit einem Schlage des Schwanzes den ungeheuern Lorbeerbaum zu fällen, unter welchem der Sclave geſeſſen hatte. Er verſperrte damit den Eingang der Höhle, und das Ungeheuer eilte nun in die Wüſte, um ſeine Löwin aufzuſuchen, welche aus Mangel an Futter für ihre Jungen ſich aus ihrer Wohnung entfernt hatte.

Der Stamm des Baums verſperrte den Eingang der Höhle gänzlich und keine menſchliche Kraft war vermögend, ihn wegzuſchaffen; unterdeſſen fiel noch ſo viel Tageslicht hinein, daß der Sclave das Innere dieſes ſchrecklichen Aufenthalts, ſeine Bewohner und die Ueberbleibſel von Knochen und zerriſſenen Körpern erkennen konnte, womit der Boden bedeckt war. Zwey junge Löwen, die über ſeine Gegenwart nicht furchtſam ſchienen, lagen auf einem Lager von Moos, und in einem Winkel wurde er einen Haufen Menſchenknochen gewahr; die traurigen Ueberreſte der Unglücklichen, welche mit ihm gleiches Schickſal in dieſer Höhle betroffen hatte. Unterdeſſen ließ er doch ſeinen Muth nicht ſinken; er wendete ſich gegen Mittag und betete, als ein getreuer Moſlem, zu den großen Propheten, mit eben ſo vieler Inbrunſt und Andacht, als ob er ſich in der glänzendſten Moskee, und an dem ſicherſten Schutzorte befunden hätte. Voll Vertrauen auf den, deſſen Hand das Schickſal lenkt, und ganz durch die Wirkung dieſer frommen Handlung ermannt, und ſich ſelbſt wieder gegeben, fuhr er fort, ſich in den düſtern Winkeln dieſer Wohnung des Todes umzuſchauen; er erblickte verſchiedene

Kleidungsſtücke, griff in eine von den Taſchen, und fand darinne einen Stein und ein Stück Stahl zum Feuer-Anſchlagen. Die Erde war mit einem dürren Mooſe bedeckt, das den wilden Bewohnern dieſer Grotte zur Lagerſtätte diente. Die Möglichkeit ſich zu retten, fuhr wie ein Blitzſtral durch ſeine Seele: und kaum war der Gedanke gefaßt, ſo führte er ihn auch aus. Er trug das Moos am Eingange der Höhle auf einen Haufen und zündete es an; die Flamme ergriff die Rinde der Wurzeln des Lorbeerbaums, ſie nahm immer mehr überhand, bis der Fuß des Baumes abbrannte, er keine Stütze mehr hatte, mit ſchrecklichem Gepraſſel niederſtürzte, und den Eingang frey ließ. Der Sclave hatte bey Beſichtigung der Höhle einen Bogen, Säbel und Dolch entdeckt, die er zu ſeiner Vertheidigung brauchen konnte, er erblickte auch bey dem Scheine des Brandes gemünztes und rohes Gold und verſchiedene Juwelen und Edelgeſteine. Er verſahe ſich mit allem, was ihm zu ſeiner Vertheidigung und Flucht behülflich ſeyn konnte, hieb mit ſeinem Säbel die noch brennenden Aeſte des Baums ab, die ihm im Wege waren, und befand ſich endlich, Gott dankend, wieder in Freyheit.

Kaum hatte der Sclave die gefährliche Höhle verlaſſen, ſo wurde er vier Bogenſchüſſe von ſich den Löwen, und noch weiter hin die Löwin in der Ebene gewahr. Er ſpannte ſogleich ſeinen Bogen, und als der Löwe auf ihn als auf eine ſichere Beute zuſtürzen wollte, durchbohrte der Pfeil das Herz des Ungeheuers und es ſtürzte wie eine unbehülfliche Maſſe zu Boden. Kaum hatte der Sclave dieſen Feind erlegt, ſo fand er ſich von einem neuen angefallen; die Löwin näherte ſich ihm wüthend; er ſchoß einen Pfeil auf ſie ab, der ſie aber nur leicht verwundete. Das Thier, deſſen Wuth noch dadurch vermehrt wurde, ſprang auf ihn zu, um ihn zu Boden zu reißen, allein der Sclave ſtieß ihr ſeinen Dolch in die Seite. Brüllend verſuchte die Löwin nun einen neuen Angriff, doch mit ſeinem Säbel hieb er ihr eine Vordertatze ab, und machte ſie unfähig ihm weiter zu ſchaden. Der Sieger verſicherte ſich ſeines Siegs, indem er ſie an den empfindlichſten Theilen durchbohrte. Sie erlag endlich der Stärke ſeines Arms und nun tödtete er auch die jungen Löwen und ſchleppte ſie aus der Höhle. Nach dieſer tapfern That ſahe er ſich im Felde nach einem Baume um, deſſen Früchte ihn ſpeiſen könnten, und nach einem Bache, um ſeinen Durſt zu löſchen. Die ſchützende Vorſehung befriedigte ſeine Wünſche auch darinn, und alles, was er verlangte, bot ſich ihm dar. Er ſtärkte ſeine erſchöpften Kräfte, kehrten in die Höhle zurück, deren wilde Bewohner er vertilgt hatte und machte ſich zum Herrn der Schätze, die er hier antraf verwahrte den Eingang mit Aeſten und Zweigen, nahm ſo viel Gold und Edelgeſteine zu ſich, als er tragen konnte und trat den Rückweg nach ſeinem Vaterlande an. Er erreichte es ohne weitern Unfall und erzählte ſeinen Verwandten, was ihm begegnet ſey. Man fertigte Kameele und Sclaven ab, um die übrigen Koſtbarkeiten abzuholen, die der Sclave in der Löwenhöhle zurückgelaſſen hatte. Als der Sclave ſich im Beſitze ſo vieler Reichthümer ſah, theilte er ſie wohlthätig mit den Dürftigen; er ließ nicht weit von der Höhle einen Kan für die Karavanen und Reiſenden bauen, welche ihr Weg durch dieſe Gegend führte und verwandelte den Aufenthalt der Ungeheuer in ein Heiligthum der Milthätigkeit.

* * *

„Großer König, fuhr Aladin fort, du ſiehſt wie wunderbarlich dieſer Sclave, der auf das falſche Zeugniß ſeiner Feinde den Kreuzestod ſterben ſollte, und dann in die Klauen des Löwen fiel, aus allen dieſen Gefährlichkeiten errettet worden iſt, während ſeine Ankläger und Feinde, die ſich an dem Anblicke ſei-

nes

ner Marter weiden wollten, ihr Leben und ihre Freyheit einbüßten und vom Feinde niedergehauen oder gefangen wurden. Der König von Harem wurde durch den Verluſt eines großen Theils ſeiner Unterthanen für ſeine Nachläſſigkeit geſtraft, daß er nicht ſelbſt prüfte und der Klagen zu bald vergaß, die zwar ſein Mitleiden erſchütterten, aber ſeine Gerechtigkeit nicht in Thätigkeit ſetzten."

Bobetzad befand ſich noch immer in der vorigen Unentſchlüſſigkeit; **Aladins** Erzählungen und die Nutzanwendungen, die er daraus herzuleiten wußte, wirkten von der einen Seite auf ihn, und die dringenden Vorſtellungen ſeiner Miniſter beſtürmten ihn von der andern. Eine innere Stimme erhob ſich nachdrücklich in ſeinem Herzen gegen das Todesurtheil das er gefällt hatte Aber die Publizität ſeiner ertheilten letzten Befehle; das vor den Stadtmauern ſchon aufgerichtete Kreuz; die Ungeduld des verſammelten Volks, das auf die Vollſtreckung der ſo oft verſchobenen Hinrichtung lauerte; dieß alles ſchien des Königs Verlegenheit noch zu vermehren. Seine Weßire, die ihn ſo ungewiß und ſchwankend ſahen, verdoppelten ihr Zureden und gaben ihm zuverſtehen, daß er durch längere Nachſicht ſeine Krone in Gefahr ſetzen würde. „Wohl ſagte endlich der König, ich fühle zwar, Troz euren dringenden Gründen in meinem Herzen etwas, das dem widerſtrebt, was ich thue, aber weil das Verbrechen mir klar und erwieſen ſcheint, und weil, wie ihr ſagt, die Sicherheit meiner Krone von meinem Entſchluße abhängt, ſo geb' ich euern Gründen nach, und befehle daß der Miſſethäter zum Richtplatze geführt werden ſoll!"

Sogleich bemächtigte ſich die Wache des Aladino; er wurde gebunden, mit Ketten belegt, und vor die Stadt an den Ort geſchleppt, wo er ſeinen Geiſt unter Martern aufgeben ſollte; der König ſelbſt, auf einem Elephanten ſitzend, und von ſeinem ganzen Hofe begleitet, begab ſich nach der Schädelſtätte und nahm Platz auf einem Throne, wo er Zeuge der Hinrichtung ſeyn konnte. Schon entledigte man den unglücklichen Aladin ſeiner Kleider, als plötzlich ein Fremder ſich Platz durch das Gedräng machte, die Wache und alles, was ihm Wege war auf die Seite ſtieß, und ſich in Aladins Arme warf. „O Sohn, lieber Sohn!" rief er, indem er einen Strom Thränen vergoß. Der Schmerz erſtickte ſeine Stimme und er konnte nichts mehr hervorbringen. Dieſer unvermuthete Vorfall rührte alle Zuſchauer und der König verlangte den Fremdling zu ſprechen.

„Großer König, ſagte er, indem er ſeine Knie umfaßte, rette einem jungen Unglücklichen das Leben, den dem Ausſpruch zum Tode verdammt hat. Wenn das Blut eines Schuldigen fließen ſoll, ſo befiehl meinen Tod, ich erwarte ihn zu deinen Füßen!“ — ¿Wer biſt du antwortete der König, und was bewegt dich, einen ſolchen Antheil an dieſem Miſſethäter zu nehmen?“ — „König, ich bin das Haupt einer Räuberbande; als ich einſt in der Wüſte meinen Durſt aus einer Quelle löſchen wollte, fand ich auf dem Raſen, am Rande des Brunnens, unter dem Schatten von fünf Palmenbäumen, ein Stück reiches Zeug und reiche Windeln, auf welchen ein Kind lag, das ſeine Augen kaum dem Tageslichte geöfnet hatte. Ich erbarmte mich des unſchuldigen Geſchöpfs und nahm es mit mir; meine Frau ſtillte es und zog es auf. Zwar war es nicht unſer leibliches Kind, aber es war ein Geſchenk, das uns der Himmel gegeben hatte, und wir liebten es mehr als unſere Kinder. Der Knabe wuchs auf und beſaß ſo viele ſchöne Eigenſchaften und ſo viele Tugenden, daß unſer Handwerk uns nicht erlaubte ſeinen tugendhaften Beyſpielen zu folgen, denn, ich muß es zu unſrer Schande wiederhohlen, wir waren Räuber. Er begleitete uns auf unſern Streifereien und gab uns bey jeder Gelegenheit Beweiſe von Tapferkeit und

Menſchlichkeit. Wir verloren ihn bey einem Angriffe, wo wir durch die Menge überwältigt .... — Der König ließ ihn nicht ausreden; er ſahe, daß der vermeintliche Verbrecher, welchen er hinrichten laſſen wollte, ſein lang beweintes Kind war. Er ſprang vom Throne, eilte auf Aladin zu, zerſchnitt ſelbſt mit ſeinem Dolche die Bande, und drückte ihn mit allen Zeichen der lebhafteſten Zärtlichkeit in ſeine Arme. „Ach mein Sohn, rief er, ich ſtand im Begriffe, auf ewig in mein Herz das Schwerdt der Reue zu ſtoßen! O Gott, wie groß iſt die Tiefe deiner Weisheit und wie unermeßlich deine Macht! du haſt dieß Schauſpiel des Todes in ein Schauſpiel des Triumphs und der Freude verwandelt, deſſen Glanz meine Seele kaum zu ertragen vermag!" — Er umarmte von neuem den Aladin, ließ ihn auf ſeinen Elephanten ſteigen, und kehrte unter dem Schalle der Muſik und dem Gejauchze des Volkes nach ſeinem Palaſte zurück. **Baherjoa** hatte ſchon Nachricht bekommen, welches unerwartete Glück ihrer harre und daß das Kind wieder gefunden ſey, deſſen Verluſt ihr ſo viel Thränen gekoſtet hatte. Bald erſchien der König, und ſtellte ihr ſelbſt dieſen geliebten Sohn vor, der mit ſo prächtigen Kleider angethan war, daß man faſt die Veränderung nicht bemerken konnte, welche ſeine lange Gefangenſchaft in ſeinen Zügen hervorgebracht hatte. Die Freude über dieſe Begebenheit theilte ſich bald allen Ständen und Klaſſen, vom Hofmanne bis zum Handwerker mit; alle Moſkeen wurden geöfnet, das Volk ſtrömte haufenweiſe hinein, um Gott und ſeinem großen Propheten zu danken, und öffentliche Luſtbarkeiten bezeugten das allgemeine Entzücken. Die Stadt Iſſeſſara wurde an dieſem Tage in ein Eden verwandelt; alles, ſogar die Vögel des Himmels, feyerten den Ruhm des Monarchen und Aladins Befreyung.

Nur die zehn Weßire ſtatt an der allgemeinen Glückſeligkeit Theil zu nehmen wurden in einen unterirrdiſchen Kerker geworfen, wo die Vorwürfe des Gewiſſens ſie ſchon zum voraus die Martern der Strafe empfinden ließen, die ſie nach Verlaufe der 30 angeſetzten Feiertage erdulden ſollten. Endlich wurden ſie auf Befehl des Monarchen zu den Füßen des Throns gebracht, der für ſie nun furchtbar geworden war. Aladin ſaß zur Rechten ſeines Vaters, und ſie vermochten ihre ſtrafbaren Blicke nicht aufzuheben. Nach einem tiefen Stillſchweigen, das Ehrfurcht und Entſetzen erzeugte, redete ſie Bohezad folgendermaſen an:

„Ihr vorgeblichen Stützen meines Throns, ihr Weſire, denen meine Ehre ſo ſehr am Herzen lag; ihr ſehet hier den Verbrecher, den euer Eifer mit ſolcher Erbitterung, und mit einem ſo ausgezeichneten Haſſe verfolgte: ihr wolltet ich ſollte ihn ungehört zum Richtplatze ſchicken; ich ſetzte meine Ehre, meinen Ruhm, die Sicherheit, die Wohlfarth meines Reichs aufs Spiel, wenn ich ihm mein Ohr liehe. Rechtfertiget euch, wenn ihr könnt, ich erlaube euch, zu ſprechen!“ — Aber vergebens bemühete ſich der König, dieſen ruchloſen Dienern des Neides den Mund zu öffnen; Todesſchrecken hatte ihr Blut erſtarrt, ihre Blicke klebten an der Erde und vermochten nicht, ſich loszureißen; ihre Lippen zitterten; ihre wankenden Füße wichen unter ihren Knieen, und ſchienen in den Boden zu ſinken. „Redet ſagte Aladin; ¿wo iſt euer Eifer für die Pflichten der Gerechtigkeit hingeſchwunden, der euch ſo beredt gegen den Sohn eines Räuberhauptmannes machte? Wo ſind nun die Zeugen des Verbrechens, das ich begangen haben ſollte, indem ich die Königin durch Geſchenke zu verführen und durch Drohungen zu erſchrecken ſuchte? Aber eure Schandthat ruht ſchwer auf euch; eure Gewiſſensbiſſe drücken euch zu Boden und die Schaam macht euch ſtumm!“ —

„Eu

„Euer Urtheil ſteht ſchon im Himmel geſchrieben, ſprach Bobetzad, und nun ſoll es auch auf Erden vollzogen werden. Man errichte nach neun Kreuze neben dem das für meinen Sohn beſtimmt war; dieſe zehn Böſewichter ſollen ihr Leben daran beſchließen. Laßt durch die öffentlichen Ausrufer dieß mein Urtheil dem Volke bekannt machen!“ — Der Befehl wurde alsbald vollzogen.

Bobetzad kehrte mit ſeinem Sohne nach ſeinem Palaſte zurück und hörte nicht auf, ihm die zärtlichſten Beweiſe von ſeiner Liebe zu geben. „Lieber Sohn ſagte er zu ihm, wie konnteſt du unter den Zurüſtungen des Todes die dich umgaben dich ſo bey Faſſung erhalten? und dein Gedächtniß noch an alle die Geſchichten erinnern, die du mir erzählt haſt? Wo ſammelteſt du dieſen Schatz von ſinnreichen Betrachtungen und treflichen Grundſätzen, die nur die Frucht der Erfahrung und des Fleißes ſeyn können?“ — „Mein Vater antwortete Aladin, ich war es nicht, der ſprach, ich redete durch Eingebung von oben! Ich war in meiner Kindheit nicht vernachläſſigt worden und hatte fortgefahren, mich noch mehr in Weisheit und Kenntniſſen von dem glücklichen Augenblicke an auszubilden, wo ich bey deiner Majeſtät in

Dienſte trat. Das Weib, das ich für meine Mutter hielt, richtete frühzeitig meine Aufmerkſamkeit auf den heiligen Koran, deſſen Lehren und Grundſätze die Richtſchnur meines Lebens ſeyn ſollten. Aber, was dir noch ausserordentlicher vorkommen wird, iſt daß ihr Mann, der aus Gewohnheit und weil er von Kindheit an in dieſem böſen Geſchäfte aufgewachſen war, ſich kein Gewiſſen machte, die Karavanen zu plündern, doch um keinen Preis in der Welt ſein Wort gebrochen haben würde. Er war ein guter Gatte, ein guter Herr gegen ſeine Sclaven, ein mehr als zu zärtlicher Vater gegen mich, und dabey der minder habſüchtigſte der Räuber; er liebte mich und ich ehrte ihn damals in meiner Unwiſſenheit als einen Wohlthäter und liebte ihn als einen Vater." — „Genug, mein Sohn! antwortete der König. Das Volk, wenn es von der exemplariſchen Beſtrafung deiner falſchen Ankläger zurückkehrt, wird ſich auf den Ruf der Muezins von den Minarethürmen, in den Moſkeen verſammlen; begieb dich mit meinem Schatzmeiſter dahin, und laß die reichlichſten Almoſen und die freygebigſte Mildthätigkeit überall deine Schritte begleiten; kündige würdiglich den Thronerben an, den der Himmel mir zum Wohl meines Reiches wiedergegeben hat!" —

Als die gottesdienſtlichen Feyerlichkeiten zu Ende waren, befahl der König, daß der Räuberhauptmann, der ſich noch zu Iſſeſſara aufhielt, in ein Bad geführt, anſtändig gekleidet und nach dem Palaſte gebracht werden ſolle, um ſich des Triumphs ſeines adoptirten Kindes zu freuen. Der König machte ihm keine Vorwürfe wegen des Handwerks, das er bisher getrieben hatte, er urtheilte auf das günſtigſte von den natürlichen Grundſätzen dieſes Mannes, wenn er nicht mehr durch Beyſpiele, Gelegenheit und Noth verführt werden würde: Er ernannte ihn alſo zum Befehlshaber einer Provinz an der Gränze, wo er nothwendig durch ſeine Thätigkeit und militäriſchen Talente den größten Nutzen ſchaffen mußte.

Bohetzad, **Baherjoa** und **Aladin**, die durch die Bande des Bluts, der Liebe und Freundſchaft wieder vereinigt waren, lebten lange Jahre in der ungeſtöhrteſten Glückſeligkeit beyſammen, bis Alter und Abnahme der Kräfte den Monarchen benachrichtigten, daß es Zeit ſey, ſeinen Scepter rüſtigern Händen zu übergeben. Er verſammelte ſeinen Divan, ſeine Miniſter, Weßire, Kadis, Geſezverſtändige, Prinzen, Herren und Große des Reichs. „Die Natur, ſo redete er ſie an, hat meinen

Sohn zu meinem Nachfolger beſtimmt, aber der Himmel, als er ihn auch durch ein Wunder erhielt, hat dieſen ſeinen Willen noch deutlicher an den Tag gelegt. Indem ich ihm heute meine Krone aufſetze, erfülle ich nur ſeinen Rathſchluß, und gebe euch einen Herrn, der würdiger iſt über euch zu herrſchen, als ich!" —

II.

Geſchichte des fahrenden Ritters.

Der Stamm Ben-Hilac, der zahlreichſte und tapferſte von ganz Arabien, hatte vorzeiten den Ben-Hilac-Salamis zum Emir, der wegen ſeines Muths, ſeiner kriegeriſchen Talente, ſeiner Gottesfurcht und Rechtſchaffenheit, kurz wegen aller Tugenden berühmt war, welche den Staatsmann und Krieger auszeichnen. So viele vereinigte Vorzüge hatten ihn zum Oberhaupt von 66 Stämmen gemacht, die er weiſe beherrſchte, und deren Vertrauen er beſaß. Glück und Wohlfahrt, oft die Früchte einer guten Regierung, begleiteten ihn im Treffen, und verließen ihn nicht im Frieden. Als er zu gewiſſen Jahren kommen war, wünſchte dieſer Fürſt, um ſeine Glückſeligkeit zu krönen, nichts ſehnlicher als einen Erben.

Während des Haraphat-Feſtes hörte Salamis nicht auf, am Altare Opfer auf Opfer zu häufen; er lag auf den Stufen des Tabernakels, betete zu den heiligen Propheten und erwartete von ihm voll Ergebung und Ehrfurcht, eine Gnade, die zu ſeinem Glücke ſo unentbehrlich war. Als er einſtmals den Dampf ſeiner Opfer verdoppelt hatte, empfand er plötzlich in ſeiner Seele eine heilſame Tröſtung, welche ihn mit den ſchmeichelhafteſten Hoffnungen erfüllte. Dieſe Hoffnungen wurden nicht getäuſcht; die Schwangerſchaft ſeiner Gemahlin Amirala offenbarte ſich bald darauf, und nach neun Monaten gebahr die Prinzeſſin einen Sohn, der an Schönheit dem glänzenden Geſtirn glich, welches uns in den Sommernächten für die Abweſenheit der Sonne entſchädigt. Amirala nahm ihr Kind auf den Arm und liebkoſete es voll ſchwärmeriſcher Zärtlichkeit.

„Liebenswürdiges Kind, ſagte ſie, treues Ebenbild des ſchönen Baums, deſſen Frucht du biſt, laß die Küſſe meines Mundes dir gedeihen, wie die Strahlen der Sonne dem jungen Sprößling gedeihen, der eben aufgekeimt iſt! Komm an meine Bruſt und ſchmecke die Erſtlinge meiner Zärtlichkeit. Und du, großer Prophet, du, dem der Allerhöchſte den Schlüſſel zu den himmliſchen Gnadenbezeugungen übergab, du, dem wir das köſtliche Pfand zu verdanken haben! laß auf ihn den Einfluß deines göttlichen Geiſtes herabkommen! laß auch dein mächtiges Gebot das ſtärkſte, glänzendſte, und ſanfteſte der Geſtirne, die Führung ſeines Schickſals übernehmen! Glückliche Stämme der lachenden Gefilde Arabiens! für euch wurde uns unſer Habib geboren: kommt und ſchaut das Haupt dieſer jungen Zeder; und wünſchet euch Glück, einſt wird euch ihr Schatten bedecken!"

Während Ankrala ſo die Wohlthat des Allmächtigen prieß, hatte der Emir alle Magier verſammelt, um die Geſtirne wegen des Schickſals ſeines Sohnes um Rath zu fragen. Zur beſtimmten Stunde waren alle Augen der Sternkundiger an das Gewölbe des Himmels geheftet. Der Himmel ſchien eine Art von Schlacht vorzuſtellen, es war, als ob ein Geſtirn mit dem Andern im Kampfe begriffen ſey; als ob eins der glänzendſten verdunkelt würde, und gleich jenen Meteoren verſchwände, die zuweilen vom Firmamente herab zu fallen ſcheinen. Aber es behauptete ſeinen Platz und einige Augenblicke darauf ſtralte es im neuen Schimmer, und zeigte ſich unter den günſtigſten Konjunktionen. Der älteſte der Sterndeuter nahm nun das Wort. „Emir! ſagte er, dein Sohn wird ein ruhmvolles und bewunderungswürdiges Leben führen, doch nie wird ein Sterblicher mehrern Gefährlichkeiten unterworfen geweſen ſeyn, als er! Widerwärtigkeiten aller Arten erwarten ihn; aber ihn unterſtützen mächtigere Kräfte, und Liebe und Ehre werden ſeine Thaten krönen, wenn ſein Muth und die Stärke ſeiner Seele alle dieſe Prüfungen zu überwinden im Stande ſind." — „Ein höchſt aufferordentliches Schickſal! rief der Emir, könnte man nicht ſeiner Strenge entgegenarbeiten?" — „Emir, verſetzte der Sternſeher, wir ſahn den großen Planeten und ſeine ſieben Begleiter nicht übereinſtimmend; ſie ſchienen uns alle ihre Kräfte aufzubieten, um dem Geſtirne deines Sohnes zu Hülfe zu eilen, oder ſeine böſen Einflüſſe zu mildern. Der Anblick dieſes Kampfes war ſchrecklich, aber da Habibs Geſtirn wieder zum Vorſcheine gekommen iſt, ſo kannſt du Hoffnung ſchöpfen. Habibs Tugenden werden die böſen Einflüſſe ſeines Verhängniſſes mildern, und ſein Geſtirn zwingen ihm günſtig zu ſeyn."

Salamis war der muthvolleſte und zugleich der gottesfürchtigſte und gefaßteſte Mann. „Die Widerwärtigkeiten, welche meinen Sohn erwarten, dachte er bey ſich, werden das Maas der menſchlichen Kräfte nie überſteigen können. Man muß einen Mann aus ihm bilden und in ihm den Keim aller Tugenden legen. Amirala wird mich darinn unterſtützen und unſer Beyſpiel und unſere Lehren werden ihm die Gefahren beſiegen helfen, die ihm drohen!"

Kaum war Habib beſchnitten und konnte einige Worte ſprechen, als ſeine zarten Organe ſtatt Töne ohne Sinn zu lallen, ſein Glaubensbekenntniß ablegten. Schon prieß er den Schöpfer, Mohamed ſeinen Apoſtel, den Himmel, die Erde, die Geſchöpfe, die ſie bewohnen und die ungeheuern Räume, die ſie trennen. Die Buchſtaben des Alphabets wurden ſein Spielwerk, er legte ſie zuſammen, um Worte daraus zu bilden, die bald durch einen Sinn verbunden wurden; ſtatt aus Schilfrohr, wie andere Kinder, ſich kleine Hütten zu bauen, baute er ſich Moſkeen. Kurz ſeine Spiele, ſeine Neigungen, ſein Geſchmack verriethen frühzeitig eine Seele, die über den gemeinen Haufen erhaben war. Sobald ſein Körper Kräfte erlangt hatte, ließ man ihm ſeine Mahlzeiten zu keiner geſetzten Stunde halten. Er ſollte ſich mit den Tyrannen der Menſchheit, den Bedürfniſſen, vertraut machen. Man fieng daher an, ihn ihre erſten Ungemächlichkeiten empfinden zu laſſen, um ſie ihn ohne Murren ertragen zu lehren. Er mußte ſich an alles gewöhnen: die Matte, auf welcher er ſchlief, wurde ihm weggenommen, und er ſchlief eben ſo ruhig auf der harten Erde. Man ſtellte ihn der rauheſten Witterung bloß, damit ſein Körper nie von ihrer Strenge leiden könne. Man ſetzte ihn auf junge unbändige Pferde, aber ſeine Gewandtheit, die ſchon in minder gefährlichen Spielen erprobt worden war, half ihm ſogleich das Gleichgewicht finden; fiel er je durch einen Zufall herab, ſo ſprang ſein flinker und leichter Körper bald wieder aufrecht.

So bildete Amirala den Körper ihres Zöglings aus. Im ſiebenten Jahre übertraf er an Stärke und Flinkheit alle andere Kinder. Sein Herz und ſein Verſtand wurden dabey nicht vernachläßigt; er konnte alle Kapitel des Korans herſagen und ihren Sinn auslegen. Seine Mutter hatte ihn gewöhnt, die Wunder der Natur mit einer Art von Begeiſterung zu betrachten und er ſchilderte ihre Schönheiten in eben dem Tone.

Es war Zeit, daß Salamis darauf dachte, eine ſo glücklich angefangene Erziehung zu vervollkommnen; ¿aber wo ſollte er einen Erzieher finden der für die Jugend das wäre, was Amirala für die Kindheit geweſen war? In ſeinem Lager lebte ein Greis, der weiſe Jlſakis, der in allen Wiſſenſchaften erfahren und von tadelloſem Wandel war. Aber er lag an einer Krankheit darnieder, die ihn langſam dem Grabe näherte. „Ach wenn Gott mir den weiſen Jlſakis wiedergeben wollte!“ ſeufzte der Emir einſt in Gegenwart eines ſeiner Weßire. —

„Zu welchem Behufe? fragte dieſer; ich komme eben aus ſeinem Zelte. Er ſagte mir, er habe ein Elixir eingenommen, das wunderbar auf ihn gewirkt habe. Ich fand ihn auf; er that einige Schritte vor mir und ſein Gang war wieder feſt und ſtark; ich zweifle nicht, daß er im Stande ſeyn wird, ſich hierher zu begeben, wenn du ihn zu ſprechen wünſcheſt.“ — „Bitte ihn in meinem Namen darum, ſagte der Emir; ich betrachte ſeine Wiederkunft ins Leben als ein Wunder, das noch mehr zu meinem als ſeinem Beſten geſchehen iſt.“

Ilſakis gehorchte dem Befehle des Emirs, und nahm den Antrag an, den dieſer ihm that. Der junge Habib begab ſich mit ſeinem neuen Lehrmeiſter hinweg und beyde wohnten zuſammen unter einem Zelte. Die Bemühungen *) ſeines Hofmeiſters fanden in ihm einen guten Boden, wo alles ohne Schwierigkeit Wurzel ſchlug und fortkam. Habib konnte ſchon alle Sterne des Himmels nennen, den Lauf der

---

*) Die Araber haben uns zuerſt die Wunder der Natur kennen und ergründen gelehrt. Wir verdanken ihnen die Ueberſetzungen der griechiſchen Weltweiſen. Habibs Fortſchritte in den Wiſſenſchaften dürfen alſo niemand Wunder nehmen.

Planeten beſchreiben, ihre Größe und Entfernung berechnen; er kannte die verſchiedenen Arten der Bäume und Kräuter, und bezeichnete ihre Eigenſchaften; wenn er vom Wachsthume ſprach, ſo wußte er, wie Wärme und Feuchtigkeit die Fruchtbarkeit erzeugen; ſprach er vom Meere, ſo wußte er, woher die Flüſſe entſtehen; er verfolgte die Dünſte, welche die Sonne aus ihnen zum Gipfel der Berge emporſaugt, um ſie von da als fruchtbare Quellen wieder herabrieſeln zu laſſen, und ſo die wundernswürdigen Arbeiten der Natur fortzuſetzen. Da war kein Thier, dem er nicht ſeine Klaſſe anweiſen konnte: oft erſtaunte er über die Wunder, welche ihr Inſtinkt hervorbringt, aber ſtets erblickte er ſie den größern Wundern untergeordnet, welche die menſchliche Vernunft ſchafft. Indem er ſo unter Ilſakis Beyſtande bemüht war, dieſe Menge von Begriffen in ſeiner Seele zu ordnen, arbeitete er auch zu gleicher Zeit, ſie aufzubewahren; und er hatte die Kunſt gelernt, mit Federn zu ſchreiben, die auf *) ſiebenerley Art geſchnitten waren.

Sala.

---

*) Die Schreibefedern der Araber ſind von Schilfrohr. Worinne das Verdienſt beſteht, ſie auf ſiebenerley Art zu ſchneiden zu wiſſen, iſt uns unbekannt; aber das wiſſen wir, daß dieſes Volk ein

groſſes

Salamis verlangte einſtmals, daß ſein Sohn ihm Rechenſchaft von ſeinen Kenntniſſen ablegen ſollte. „Mein Vater, antwortete er, von meinem Lehrer mußt du ſie fodern; nur er kann davon ſprechen. Was mich betrifft, ſo muß ich noch lange ganz Auge, ganz Ohr ſeyn, und lange zuvor erſt meine Hand zu gebrauchen wiſſen, ehe ich meine Zunge gebrauche. Die Züge, welche ich bilde, müſſen aus meiner Hand ſo rein hervorgehen, als Perlen im Waſſer!“ — „Salamis wurde über dieſe Antwort entzückt und fragte den weiſen Hofmeiſter, ob er ſeinen Sohn noch etwas zu lehren wiſſe. „Dein Sohn, gab Ilſakis zur Antwort, könnte ſich ſchon ſelbſt alle die Fragen beantworten, die er an mich thut; ich habe ſeinen Augen das große Buch der Welt aufgeſchlagen; jeder Schritt, den er jetzt allein darinne thut, wird ihm um eine Stadie weiter bringen. Ein fernerer Unterricht, der oft die große Arbeit der Anwendung ausſchließt, würde ſeine Fortſchritte nur aufhalten. Emir, es iſt Zeit, daß mein Zögling ſich Beſchäftigungen wiedme, die dem Manne unentbehrlich ſind, welcher dereinſt über ſechs und ſechzig kriegeriſche Stämme herrſchen ſoll; meine Hülfe kann ihm in dieſem Fache nichts

großes Verdienſt darinne ſucht, recht ſchön und deutlich zu ſchreiben.

nichts mehr nützen, und mein Leib, den die Erde zurückverlangt, ſehnet ſich nach dem Orte ſeiner Ruhe!“ — „Welche ſchwarze Ahndung! erwiederte der Emir, du kannſt dir noch lange Jahre verſprechen, und meine Schätze ſollen ſie dir in Fülle des Ueberfluſſes genießen laſſen!“ — „Emir, antwortete der Weiſe, ein Sandkorn und die Schätze der Erde ſind in meinen Augen Eins! Ich bin ſchon lange allen Bedürfniſſen abgeſtorben. Dieſe elende Hülle meiner Seele, die ich nicht länger erhalten mag, verdankt die Verlängerung ihrer Exiſtenz den geheimen Abſichten der Vorſehung, die zu Salamis Beſten abzweckten. Die Zeit meiner Auflöſung iſt gekommen. Ich habe meine Belohnung in Erfüllung meiner Pflichten gefunden, und verlange keine andere, als dieſe!“ — „So lebe wohl, tugendhafter Ilfakis,“ ſprach der Emir, komm noch einmal in meine und meines Sohnes Arme! Deine Abweſenheit wird uns viel Thränen koſten, aber wir werden oft in dein Zelt gehn, um ihre Bitterkeit zu verſüßen.“ — „Nie werdet ihr wieder dahin gehn, erwiederte Ilfakis; mein Zelt iſt wie der Dunſt, den der Wind zerſtreut und ich gleiche dem Staube, den er verweht. Leb' wohl, Salamis, leb' wohl, lieber Habib! erinnere dich meiner im Gedränge der Leiden, die dich bald beſtürmen werden!“ —

Dem jungen Habib gieng dieſe Trennung äußerſt nahe, aber den folgenden Morgen wurde ſeine Empfindlichkeit auf eine noch härtere Probe geſetzt; ſein Hofmeiſter ſtarb, als er in ſein Zelt kam; ſein Körper mußte unverzüglich begraben werden, um das Lager nicht anzuſtecken, weil er augenblicklich in Verweſung übergieng, als die Seele ihn verlaſſen hatte. Sein junger Zögling weinte Thränen im Schooße ſeiner Mutter; Amirala freute ſich über ſein weiches Herz und ſuchte ihn zu tröſten. Sie ſtellte ihm vor, daß er ſeine Blicke über dieſe Erde hinaus ſchwingen müſſe, die zu unſerer Glückſeligkeit nicht hinreiche. Dieſe Worte des Troſtes beruhigten den jungen Habib, aber er wollte ſeinem Wohlthäter die letzte Pflicht erweiſen, Blumen auf ſein Grab ſtreuen und ein Gebet dem Allerhöchſten darbringen. Er kam zu Ilſakis Zelte mit drey Kränzen in der Hand, von ſinnbildlichen Blumen geflochten. Sanfte Schwermuth bemächtigte ſich ſeiner Seele, ſie machte den Thränen Luft, die über ſeine Wangen ſtrömten. Einen Augenblick beobachtete er das Stillſchweigen, um ſich ganz dem Genuſſe ſeiner Traurigkeit zu überlaſſen. Endlich erhob er die Stimme:

„Ich wandle auf der Erde, unter welcher der Leichnam meines geliebten Ilſakis ruht:

„Engel des Todes, als ihr zu ihm tratet und ſeine Seele von ihm nahmt, ergriff euch da nicht die Rührung, die mich ergreift? Großer Prophet! du haſt dieſen tugendhaften Moſlem in deinem Schooße aufgenommen, du haſt ihm Kronen aufgeſetzt, die nicht vergänglich ſind; gieb auch dieſen Kränzen, die ich ſeiner Aſche weihe, Unvergänglichkeit! Die Seele meines geliebten Jſakis irrt nicht in dieſer Gegend; ſie würde ſonſt aus dieſem wüſten Boden Pflanzen und Blumen aufkeimen laſſen, wie ein einziger ſeiner Blicke und Ein Wort aus ſeinem Munde, in meinem Herzen die Schätze der Weisheit und die Reitzungen der Tugend aufkeimen ließ.“

„Schlummere und ruhe in Frieden, wohlthätiger Geiſt! Empfange die Huldigungen meiner Dankbarkeit; ich wallfahrtete hierher, um deine kalten Ueberreſte mit Blumen zu kränzen. Du lehrteſt mich die Vernunft erkennen, du lehrteſt mich meine Pflichten lieben, und die Süßigkeiten der Freundſchaft ſchmecken; empfange hier den Dank der meinigen!“ —

Salamis wartete auf die Wiederkunft ſeines Sohnes; „Habib, ſagte er, du haſt nun die Pflichten deiner Dankbarkeit erfüllt; jetzt denke auf Erlangung von Kenntniſſen, die deinem Stande unmittelbar nützlicher ſeyn können:

Du biſt mein Sohn; der Himmel beſtimmt dich nach mir zum Befehlshaber der tapfern Stämme, die unter meinem Gebote ſtehen. Dein Beruf iſt, bey allen kriegeriſchen Unternehmungen an ihrer Spitze zu ſeyn. Aber du mußt lernen, wie du ſie anführen ſollſt, du mußt dich zu Strapatzen abhärten und dich in Stand ſetzen, den Feind zu Boden zu werfen, der es wagen würde, ſich dir entgegen zu ſtellen. Stärke, mit Geſchicklichkeit verbunden, müſſen aus dir den unerſchrockenſten Krieger deines Heeres bilden. Du haſt angefangen, dich an Führung den Waffen zu gewöhnen. Nur der Feige unterliegt ihrer Laſt; der Herzhafte macht ſich damit vertraut. Ach, warum kann ich nicht einen aus meinen Kriegern wählen, der fähig wäre, dich ſo in den Waffen zu unterrichten, wie Ilſakis dich in den Wiſſenſchaften unterrichtete! Ein vollkommner Krieger iſt ein Phönix, der ſchwer zu finden iſt. Der große Prophet that ein Wunder zu unſerm Beſten, als er uns den Ilſakis erhielt; auch er vermag nur uns den auſſerordentlichen Mann zu ſenden, den ich dir zum Führer auf der Bahn der Waffen zu geben wünſchte.“ — „Mein Vater, erwiederte Habib, ich wage mich bey meinen Spielen an deine unbändigſten Roſſe; Stärke und Muth weichen nie von mir. Verwandele dieß leinene Gewand, das mich bedeckt, in einen eiſernen Harniſch; gieb mir den dickſten Schild, bewafne mich mit der ſtärkſten Lanze und du ſollſt in mir einen würdigen Waffengefährten finden. Ach wann werd' ich dieſe Kleider ablegen dürfen, die faſt mein Geſchlecht zweydeutig machen und die Stärke und Kräfte nicht ahnden laſſen, womit mich die Natur ausgerüſtet hat. Sie bedürfen einer Leitung und ich ſtrebe nach nichts mehr, als nach Erlernung der Kunſt ihres Gebrauchs." — „O würdiges Geſchenk des Himmels, ſagte der Emir, indem er ſeinen Sohn umarmte, glückliches Kind! Hoffnung meines Stamms! der, welcher in dich dieſe rühmlichen Keime legte, wird uns auch die Mittel zu ihrer Ausbildung entdecken laſſen."

Kaum war dieß Geſpräch zu Ende, ſo meldete man die Ankunft eines Kriegers vor den Schranken von Salamis Lager; er bat um die Ehre, vor den Emir gelaſſen zu werden. Laßt ihn herein kommen! ſagte der Emir, mein Herz, das nichts mehr wünſcht, als auf Erden überall Gerechtigkeit und Frieden herrſchen zu ſehen, ſehnt ſich nach der Geſellſchaft der Tapfern, die ihre Handhaber und Beſchützer ſind!" — Der Fremdling näherte ſich dem Zelte.

Das ſtolze Roß, das ihn trug, deckte ihn faſt ganz mit ſeinen ſchönen Mähnen, und man unterſchied bloß das Oberſte ſeines Helms und den hohen Federbuſch, der darauf wallte. Er näherte ſich dem Zelte und ſtieg von ſeinem Roſſe ab. Habib, der ihm entgegen gegangen war, hielt den Zügel des Pferds und übergab es dann einem von den Stallmeiſtern ſeines Vaters. „Tapferer Ritter, redete ihn der Emir an, was führt dich hierher?“ — „Ich komme, antwortete der Unbekannte, den Tugenden, dem Muth und der Macht des großen Emirs Ben-Hilac-Salamis zu huldigen, und den jungen Habib zu bitten, mit mir die Gunſtbezeugungen des liebenswürdigſten Mädchens von Jemen zu theilen. Der Krieger, der ſie aus ſeiner Hand empfangen kann, wird bald, im Rauſche des Genuſſes, die Gefahren vergeſſen, denen er ausgeſetzt war!“

Der Emir, der nichts von dieſer Rede verſtand, fragte ſeinen Sohn nach ihrer Erklärung. „Mein Vater, erwiederte Habib voll zärtlicher Theilnahme, dieſer edele Ritter bittet, dich begrüßen und eine Taſſe Kaffee mit mir theilen zu dürfen.“ Hierauf wendete er ſich zum Fremden. „Krieger, ſagte er, um die Gunſtbezeugungen des Mädchens von Jemen buhlen, heißt ſich der Freuden würdig zeigen, womit ſie die Herzen der Liebhaber der Ehre erfüllt. Alles, was du verlangſt, wird dir hier gewähret werden;

den; der Held, den du vor dir ſiehſt, iſt Emir Salamis und ich bin Habib, ſein Sohn." Nun bewillkommten ſich die beyden Helden. Nie hatte Salamis einen Mann von ſchönerm Wuchſe und von majeſtätiſcherer und anmuthigerer Geſtalt geſehen, der Stahl ſeiner Rüſtung ſpiegelte ſo lebhaft die Strahlen der Sonne zurück, daß er den Glanz ihr mehr zu nehmen, als von ihr zu borgen ſchien. Gleich den Meteoren, die am Firmamente funkeln, flammte ſein Helm eine Feuerflamme. Die Klinge ſeines Säbels blitzte von Ferne. Aber Gold und Edelgeſteine ſchmückten nicht ſeine Rüſtung, und ſie verdankte ihren ganzen Glanz nur ihrer edeln Simplizität und des Kriegers ſorgfältiger Pflege. Während der Unbekannte den Kaffee trank, war Salamis neugierig, aus ſeinem Munde zu hören, was für Bewegungsgründe ihn in ſein Lager gebracht hätten.

„Glorreicher und mächtiger Emir, ſprach der Ritter, ich bin ein Parther von Geburt, und tief in Indien entſproſſen. Von Jugend auf liebte ich Ehre und Ruhm, und ſuchte ſie im Stande der Waffen auf. Der Ruhm, den du in ganz Arabien erlangt haſt, hat meinen Wetteifer rege gemacht, ich wünſchte den näher kennen zu lernen, deſſen Ruf mir zum Vorbilde diente. Als ich in dem erſten Stamm deines Ge-

Gebiets anlangte, erfuhr ich, daß du einen Lehrmeiſter in der Kriegswiſſenſchaft für deinen Sohn Habib ſuchteſt, und obgleich unter der Anweiſung ſeines Vaters Salamis es ihm nie an Unterrichte gebrechen kann, ſo glaubte ich doch, daß meine Dienſte ihm vielleicht nützlich ſeyn könnten, da er bey ſeinen Uebungen nicht ohne Aufſicht ſeyn darf; ich komme alſo mich dir anzubieten."

„Ritter, ſprach der Emir, dein Verfahren rührt mich, und die Biederheit deines Karakters beſtimmt meinen Entſchluß; aber wenn mein Sohn im Stande ſeyn ſoll, dereinſt über die Staaten meiner Herrſchaft zu befehlen, die ich durch meine Tapferkeit mir unterwarf, ſo kann nur der, welcher mein Meiſter im Zweykampfe blieb, darauf Anſprüche machen, der ſeinige zu werden. Laß uns unſere Kräfte gegen einander verſuchen, laß uns ehrlich um den Sieg kämpfen; ich wünſche überwunden zu werden, um den Mann zu finden, dem ich meinen Sohn anvertrauen kann." — „Dieſes iſt eine Ehre, gab der Unbekannte zur Antwort, nach welcher die größten Helden geizen würden; ich nehme die Ausforderung des großen Salamis an und werde, ohne zu erröthen, den für meinen Beſieger erkennen, der noch nie einen fand." — Die Weßire, die bey dieſer Ausforderung zuge-

gen

gegen waren, wollten den Salamis davon abrathen, und ſtellten ihm vor, wie unrecht er thue, ſich mit einem Unbekannten einzulaſſen, deſſen Stand und Geburt er nicht kenne. „Was kümmern mich Rang und Geburt, antwortete der Emir, ich ſuche einen Krieger und keinen König; wenn dieſen Ritter eine zu hohe Meynung von ſich blendet, ſo kann mich das nicht entehren und gleicht ſein Muth ſeiner edeln Dreiſtigkeit, ſo werden wir beyde Ehre erlegen, und ich werde mit meines Gleichen gekämpft haben!" Er wendete ſich zu dem Fremden; „Ritter, genieße jetzt einige Erholung und laß dein Roß ausruhen; ich will dich nicht in den Fall bringen, mit Nachtheile zu kämpfen. Ich wünſche mich mit dir zu meſſen, nicht, um dir meine Achtung zu verſagen, ſondern um dich in Stand zu ſetzen, ſie zu erwerben. Uebermorgen wollen wir den Kampfplatz betreten!"

Habib führte den Unbekannten in das Zelt, das für ihn zurechtgemacht war; voll Rührung über ſo viel Güte und achtungsvolle Aufnahme, blickte ihn der Ritter an, und ſprach: „Die junge Rebe, mit Trauben behangen, fleht zu dem vorübergehenden Wanderer, ihr eine Stütze zu geben; wenn ihre Beeren zur Reife gelangen, dann wird ſie ſelbſt ſie ſeinen Händen anbieten." — Sie grüßten ſich, und Habib begab ſich wieder in das Zelt ſeines Vaters zurück. Kaum graute der Tag, ſo eilte er in das Zelt des Fremden, der in ſeinem Herzen ſchon den Platz einzunehmen anfieng, welchen Ilfakis beſeſſen hatte. Er fand ihn beſchäftigt, ſeine Waffen zu putzen, und das Zeug ſeines Roſſes zu unterſuchen. „¿Wie, ſagte der junge Prinz, du thuſt das ſelbſt?“ — „Ja, mein Prinz; wenn man eiferſüchtig auf ſeinen Ruhm iſt, ſo darf man nichts vernachläſſigen, was dazu beytragen kann. Ein ächter Rittersmann hat keinen andern Spiegel, als ſeine Waffen.“

Unterdeſſen war der Kampfplatz bereitet worden, wo Salamis und der Unbekannte fechten ſollten. Schon ertönte der Ruf der kriegeriſchen Trompeten: unzähliche Zuſchauer umgaben die Schranken; die Kämpfer erſchienen, und wenn man ſie ſchaute, war es unmöglich zu ahnden, auf weſſen Seite die Waage den Ausſchlag geben würde. Ihre Lanzen waren gleich an Schwere, ihre Streitroſſe gleich an Wuchs und Kraft, blitzſchnell flogen ſie auf einander zu, aber trotz dieſem erſten ſchrecklichen Zuſammentreffen, blieben die Ritter unbeweglich im Sattel, und ihre Lanzen zerſtoben in Splitter. Salamis, der noch nie einen ähnlichen Widerſtand empfunden hatte, war voll Verwunderung, einen ſo mächtigen Stoß vergebens geführt zu haben; und ſein Gegner, befand ſich aus andern Gründen, die es noch nicht Zeit iſt, zu entwickeln, in einem ähnlichen Erſtaunen. Der Emir winkte, daß er mit ihm zu ſprechen verlange; der Unbekannte ſtieg vom Roſſe und näherte ſich ihm.

„Tapferer Ritter, ſagte der Emir, du haſt mir einen großen Beweis von deinen kriegeriſchen Talenten gegeben; ich darf nun hoffen, Morgen mit dem Säbel in der Hand einen Nebenbuhler zu finden, der meiner würdig iſt.“ — „Großer Fürſt, erwiederte der Unbekannte, noch nie hat ein Sterblicher einen Vortheil über mich erkämpft; zum erſtenmale fühle ich jetzt zu meiner großen Verwunderung, daß es Männer giebt, die mir widerſtehen können. Ich ſchätze die Ehre zu hoch, die du mir erweiſeſt, um nicht deine neue Ausforderung auf Morgen anzunehmen!“ Hierauf drückten ſich die beyden Krieger die Hände, ſchieden von einander und ließen ſich entwaſnen. Habib begab ſich in das Zelt ſeines Vaters, um die Pflichten zu erfüllen, welche die kindliche Liebe ihm bey dieſer Gelegenheit auferlegte; aber gleich darauf gab er den Empfindungen der Freundſchaft nach und kehrte zu dem Zelte des Fremdlings zurück, der ſich durch die ihm zur Aufwartung zugegebene Sclaven, entwafnen ließ. Endlich, ſagte Habib, endlich verwirfſt du nicht mehr die Dienſte der Sclaven die deine Befehle warten!" — „Prinz, ſagte der Ritter, ich will dir durch einen Apolog antworten. Geht die Sonne auf; ſo bedient ſie ſich keiner andern Hände, als der ihrigen, um die Strahlen zu ſondern, die ſie ſchmücken ſollen; aber geht ſie unter, ſo überläßt ſie den Wellen des Meeres in das ſie hinabſinkt, die Sorge ſie auszulöſchen." — „Erlaube, ſagte Habib, daß ich deinem Apolog einen andern, oder vielmehr eine Wahrheit, entgegenſtelle, von der du mich durchdrungen ſiehſt. Der Held, der unerſchütterlich das ſchwere Gewicht der Lanze meines Vaters auszuhalten vermochte, blendete meine Augen durch ſeinen Schimmer: nie können ſeine Strahlen verlöſchen, denn noch ſehe ich ihn von ihnen glänzen."

„Ein junger Adler, erwiederte der Unbekannte, deſſen Leib kaum der erſte Pflaum bedeckte, öfnete ſeine Augen zum erſtenmale dem Lichte. Er würde ſein leuchtendes Würmchen auf einem Blatte gewahr und von ſeinem Glanze geblendet. Aber der Fürſt der Vögel ahndete nicht, daß er dereinſt ungeblendet in die Sonne ſchauen würde." — „Vermuthlich, ſagte Habib, iſt der Phönix, der mit mir ſpricht, erſt neu aus ſeiner Aſche auferſtanden, und kennt noch ſeine Vorzüge nicht." — „Ich habe keine Vorzüge vor dir, lieber Habib, es wäre denn in der Liebe und Freundſchaft, die ich für dich hege." — „Könnteſt du in mein Herz ſchauen, ſprach Habib, ſo würdeſt du dich zum erſtenmale darinn übertroffen erblicken. Aber laß meinen Vater nicht länger des Vergnügens beraubt ſeyn, dich zu ſehen. Ich weiß, daß er Helden liebt und das biſt du: ob du es gleich nicht geſtehen willſt. — Indem ſie ſo mit einander wetteiferten, einander in verbindlichen Ausdrücken zu übertreffen, näherten ſie ſich Salamis Zelte und hatten ſich bey der Hand gefaßt. Mit Vergnügen ſahe der Emir die Entſtehung dieſer wechſelſeitigen Neigung, die er ſich zu befeſtigen vornahm.

Sobald Salamis den unbekannten Ritter gewahr wurde, näherte er ſich ihm unter den Bezeugungen der vollkommenſten Hochachtung. „Die hohe Meynung die ich von dir gefaßt habe, ſagte er, bedürfte keines neuen Beweiſes; aber wenn ich deinen Muth und deine Kräfte noch auf eine Probe zu ſetzen wünſche, ſo thue ich dieſes, weil ich über ein kriegeriſches Volk herrſche, das eiferſüchtig auf ſeinen Ruhm iſt, und weil ich dieſem Volke auch nicht den geringſten Zweifel über die erhabenen Verdienſte des Mannes laſſen will, dem ich Vorzüge einräume. Laß uns den gegenwärtigen Augenblick genießen; morgen wollen wir dem Neide ſelbſt Bewunderung abzwingen."

Am folgenden Tage begonn ein Kampf, der ſchrecklichſte, der je in Arabien geſehen worden war. Die beyden Helden, Schild gegen Schild, führten die fürchterlichſten Schwerdtſtreiche auf einander, aber ſie wurden eben ſo ſchnell abgewendet als geführt, und ſtets fieng einer ſchnell den andern noch im Niederfallen auf. Endlich warfen ſie Schild und Schwerdt von ſich, und fiengen an mit einander zu ringen. So ſieht man die Sturmwinde ſich vergebens anſtrengen, die Zedern des Libanons zu erſchüttern; unter ihnen erbebt die Erde, aber ihre Wuth iſt ohnmächtig ſie zu entwurzeln.

Emir Salamis wollte das Erſtaunen der Zuſchauer nicht länger dauern laſſen. Er war eben ſo vergnügt, ſeines Gleichen gefunden zu haben, als er es über den glänzendſten Sieg geweſen ſeyn würde. „Laß uns einen Augenblick Stilleſtand machen, tapferer Ritter, ſagte er; meine Verwunderung nimmt mit jedem Augenblicke zu; noch hab' ich niemanden gefunden, der mir widerſtehen konnte und ich war weniger ſtolz auf meine Triumphe, als beſchämt,

ſchämt, daß die Schwäche der menſchlichen Natur den Vorzügen gewiſſer Thiere nachſtehen mußte. Doch jetzt komme ich von meinem Vorurtheile zurück und ſchätze die Stärke des Löwen nicht mehr ſo hoch, ſeit ich die deinige erprobt habe. Laß uns einen Augenblick ausruhen, unſere Roſſe ſatteln, und das Gefecht mit dem Wurfpfeil anfangen." — Auch dieſer neue Kampf war ein neuer Triumph für die beyden Streiter. Alles was Geſchicklichkeit, Liſt und Stärke vermögen, wurde hier aufgeboten. Unterdeſſen fieng der Emir an, ſeine Vortheile zu verlieren; die Jugend ſeines Gegners war ein Hinderniß, das er Trotz aller ſeiner Tapferkeit nicht zu überwinden vermogte. Und da er ſich überdieß überzeugt hatte, daß der Unbekannte im höchſten Grade die erforderlichen Eigenſchaften beſäße, ſo rieth ihm die Klugheit dem Gefechte ein Ende zu machen. Er hielt inne und winkte dem Unbekannten ein Gleiches zu thun. Sie nahmen ſich bey der Hand und kehrten ins Lager zurück.

„Ritter, ſagte Salamis, mein Sohn wird in dir einen zweyten Vater finden. Du wirſt wiſſen, wie deine Kräfte ſich durch ununterbrochene Uebung geſtärkt haben, was es dich gekoſtet hat, ſo viel Geſchicklichkeit damit zu verbinden, und wie ſehr man an Gefährlichkeiten ge-

gewöhnt ſeyn müſſe; damit man nie das kalte Blut verliere. Ich übergebe dir den einzigen Gegenſtand meiner Hoffnung; lehre ihn die wahre Ehre und die Bahn kennen, auf welcher der Krieger wandeln muß, um ſie zu erlangen.“

Des jungen Habibs Wünſche und Neigung waren ſchon lange den Abſichten ſeines Vaters zuvorgekommen und mit Entzücken folgte er ſeinem neuen Lehrmeiſter. „Endlich, ſagte er, kann ich dem Unterricht deiner Lehren gehorchen Ich ſoll meinem Vater und dir nachahmen? o, möcht' ich nie unter meinen Vorbildern bleiben!“

„Wir wollen unſere Beſchäftigungen theilen, lieber Habib, ſagte Il. Habul; ſo hieß der Indiſche Ritter; den Tag wollen wir dazu anwenden, dich in jener Kunſt zu vervollkommen, die dich eben ſo ſtark und geſchickt, als tapfer machen ſoll. Am Abend wollen wir uns von den Gaben unterhalten, die dir nöthig ſeyn werden, um über das unabhängigſte Volk der Welt zu herrſchen. Von jeher opferte es die Weichlichkeiten des Luxus der Freyheit auf; Herzhaftigkeit von Klugheit geleitet, iſt ſein Idol, und beyde erwarben dem Emir, deinem Vater, die Herrſchaft über die 66 Stämme. Du kannſt nicht eher der Erbe ſeiner Macht werden,

den, als bis du auch der Erbe ſeiner Tugenden geworden biſt. Il-Habuls weiſer Erziehungsplan des jungen Habibs, erzeugte bald die glücklichſten Früchte. Emir Salamis mußte einen Krieg führen, in welchem der junge Prinz Wunder der Tapferkeit that. Man trug ihm eine Unternehmung auf, die Feinheit und Klugheit vorausſetzte, und er zeichnete ſich durch ſeine Unerſchrockenheit aus. Sein Vater ließ ihn Platz in ſeinem Divan nehmen und er ſetzte die Weßire durch die Weisheit ſeiner Meynungen in Erſtaunen. Il-Habuls Werk war nun geendigt und er ſahe ſich durch eine unumgängliche Nothwendigkeit gezwungen, ſeinen theuern Zögling zu verlaſſen. „Mein Sohn, ſagte er, ich muß von dir ſcheiden; höhere Befehle rufen mich in ein andres Land.“ — „¿Wie, du verläſſeſt mich? antwortete Habib.“ — „Ich bin dir hier nicht mehr nöthig, und überdieß muß ich dem Rufe des Verhängniſſes gehorchen.“ — „Ich Unglücklicher! erwiederte der junge Habib, der Tod raubte mir meinen erſten Lehrer Ilſakis, noch kann ich mich nicht über ſeinen Verluſt tröſten, und jetzt trennen harte Befehle auch dich von mir; ¿aber werden wir ewig getrennt ſeyn? Kann ich nicht die Urſach wiſſen? Kann mein Vater deine Entſchließungen nicht ändern?“ — „Menſchliche Macht vermag hier nichts, ſprach Il-Habul, aber ich hoffe, daß wir uns einſt wieder ſehen ſollen. Unterdeſſen lieber Habib, kann ich deinen Kummer zum Theil lindern. Der, welchen du unter dem Namen Ilſakis liebteſt, wacht noch immer über dich; er iſt nicht todt." — „Unmöglich antwortete Habib, ich ſelbſt war ja bey ſeinem Leichenbegängniße zugegen; ich ſelbſt vergoß Thränen auf ſeinem Grabe." — „Mein Sohn, gab Il-Habul zur Antwort, dieſer Tod iſt noch mit vielen andern Nebenumſtänden, die dich angehn, vielleicht ſelbſt mit deiner und meiner Geſchichte verwebt. Merke aufmerkſam auf das, was ich dir erzählen werde. Erinnere dich deines Horoſcops, und dann wirſt du vielleicht nicht über das erſtaunen, was du aus meinem Munde vernehmen wirſt. Wiſſe, daß der, der dich liebte, und der jetzt mit dir ſpricht, kein ſterblicher Menſch, ſondern ein Geiſt iſt, welcher den Auftrag erhielt, deine erſten Schritte auf der Bahn zu leiten, die dein erhabenes Verhängniß dir vorzeichnete.

* * *

* * *

Geſchichte

des Illabuſatru, des Königs Schal-Goaſe und der Camarilzaman.

„Du weißt, lieber Prinz, daß verſchiedene Geiſter von dem Geſchlechte der Eblis, ihre Knie vor dem großen Salomon gebeugt haben. Illabuſatru iſt einer der vornehmſten dieſer Geiſter. Ich bin auch aus dieſem Geſchlechte, und habe ein Gleiches gethan; ich bin durch Gottes und Salomons Gnade das unter den Meinigen, was man einen Kadi nennt. Um uns der Erbitterung und Rache der Gegenparthey zu entziehen, die wir verlaſſen haben, und um den Propheten, dem wir uns unterwarfen, zu bewegen, das Joch, das man uns auflegt, zu erleichtern, ſo pflegen wir uns mit den Kindern Adams in Verbindung einzulaſſen, um durch ſie der irrdiſchen Glückſeligkeiten zu genießen.

„Illabuſatru hatte mit einer Sterblichen eine Tochter von großer Schönheit, Namens Camarilzaman, erzeugt. Er wünſchte durch eine Vermählung mit einem der größten Potentaten der Erde ihre Ruhe und Glückſeligkeit zu befeſtigen. Um dieſe Zeit herrſchte über die Inſeln, die am Ende von Oſten, in der Mitſe der ſieben Meere liegen, ein mächtiger Monarch, Schal-Goaſe mit Namen. Illabuſatru erſchien ihm unter der Geſtalt eines Greiſes, und trug ihn ein Bündniß an, deſſen Unterpfand die ſchöne Camarilzaman ſeyn ſollte. Der Monarch ſahe die Prinzeſſin, verliebte ſich, und heyrathete ſie. Die Geiſter welche Unterthanen des Illabuſatru waren, ließen ſich größtentheils im Gebiete von Schal-Goaſe nieder. Das Meer der umliegenden Gegend wurde von ihnen bevölkert, und nirgends lebten unter dem Himmel die Geiſter und Kinder der Menſchen in größeren Einverſtändniſſe. Dieß Glück ſchien noch durch die Geburt der ſchönen Dorathil-Goaſe zuzunehmen, welche die erſte Frucht der Ehe des Schal-Goaſe mit Camarilzaman war.

„Wären auf dieſer Welt die Geſchenke des Himmels ein ſtetes Unterpfand der Glückſeligkeit, ſo würde niemand vollkommnere genoſſen haben, als dieſe liebenswürdige Prinzeſſin. Sie ſchien ſchon in der Wiege ein Licht der Welt. Jeder Tag entwickelte in ihr eine neue Vollkommenheit; aber als ihr Vater und Großvater die Geſtirne über ihr Schickſal um Rath fragten, zeigte ſich eben die Zerrüttung und eben der Kampf, welcher das Firmament bey deiner Geburt zu verwirren ſchien. Die Beziehung eirer Horoſcope war ſo groß, daß man deutlich ſahe, du ſeyſt der arabiſche aus des großen Propheten Lieblingsſtamme entſproſſene Prinz, welchem ſie das Schickſal, unter den größten Gefährlichkeiten, zum Gemahl beſtimme, und daß nur dieſe Verbindung ihre Ruhe, ihr Glück und das deinige befeſtigen könne.

„Von dem Augenblicke an trug mir Illabuſatru die Sorge für deine Erziehung auf; aber Salomons Befehle erlaubten mir noch nicht, mich dir nähern zu dürfen. Erſt in dem Augenblicke, wo man für dich einen Lehrer ſuchte, wurde es mir geſtattet. Ilſakis, auf welchen dein Vater, der Emir, ſein Augenmerk vergeblich gerichtet hatte, war im Begriffe zu ſterben. Ich trat zu ihm, ich paßte den Augenblick ab, wo der Todesengel ſeine Seele von ihm nahm und erſetzte ihre Stelle durch meinen Geiſt. Mit Hülfe eines ſtarken Elixirs belebte ich ſeinen Körper, deſſen ich mich bemächtigt hatte, und dieſem erſten Wunder hatteſt du deinen erſten Hofmeiſter zu verdanken. Als ich ſahe, daß es Zeit ſey, die andern Beſchäftigungen aufzugeben, trug ich Ilſakis Körper in ſein Gezelt zurück; ich übergab ihm wieder der Wirkung der menſchlichen Natur, die bis dahin unterbrochen worden war, und er wurde in einem Augenblicke vernichtet. Ich beſchäftige mich nun mit der Sorge, dir einen tapfern Ritter aufzuſuchen. Ich fand einen, der eben ſeine Seele auf dem Schlachtfelde aufgab, das er mit Leichen beſät hatte; ich bemächtigte mich ſeines Körpers, ich ſtillte das Blut, das aus ſeinen Wunden ſtrömte, ich heilte ſie mit einem Balſam, der noch wirkſamer iſt, als der Balſam von Mekka; kurz, ich ſtellte ihn in ſeiner ganzen erſten Kraft wieder her, bewafnete ihn mit Salomo's Säbel und dieß iſt der Ritter, den du vor dir ſiehſt. Ich zeigte mich unter dieſer Geſtalt dem Emir Salamis, ich bat dich, mit mir die Gunſtbezeugungen des Mädchens von Jemen zu theilen, und du wurdeſt mein Zögling.

„Lieber Habib, du haſt unter beyderley Geſtalten die zärtlichſte Freundſchaft für mich gehegt; und dein Herz hat dich nicht betrogen; denn nie hat ein Weſen von meiner Natur für ein Kind Adams eine zärtlichere Freundſchaft gefühlt, als ich für dich fühle. Du kannſt dich mir ohne das geringſte Mißtrauen überlaſſen. Erinnere dich der Lehren, die ich dir unter dem Namen Ilfakis gab. Beym Unterricht in der Kenntniß der Taliſmanne erklärte ich dir ihren Gebrauch, aber ich warnte dich, gegen die Geiſter auf deiner Hut zu ſeyn, die dich ihnen unterwürfig machen könnten. Das Geſchlecht der

Eblis iſt von Natur tückiſch und verderbt. Glücklich die, welche der große Salomo mit ſeinem Stempel gezeichnet hat; die andern ſind bloß beſchäftigt, uns und euch zu ſchaden. So verfolgen ſie die ſchöne **Dorathil-Goaſe**, die doch allein vermögend wäre, als Tochter eines Menſchen und eines Geiſtes, den Fluch von ihnen zu nehmen, der ſie getroffen hat. Auch du biſt ihnen äußerſt verhaßt, weil du ein getreuer Moſlem und der Held biſt, der vom Schickſal auserſehen iſt, die **Dorathil-Goaſe** an ihnen zu rächen.

„Dieſe Prinzeſſin führt ſeit dem Tode ihres Vaters den Scepter. Illabuſatru, ihr Großvater, hat ihr die erfahrenſten Geiſter als Weſire zugeordnet. Allein die Inſel, auf welcher ihre Hauptſtadt liegt, iſt allein noch im Stande der Ruhe; die ſechs andern und die ſieben Meere, aus welchen ihr Reich beſteht, haben ſich entweder empört, oder ſind in den Händen der böſen Geiſter. Ein einziges Hülfsmittel iſt ihr noch übrig, und die Konſtellationen werden ſeinen Zeitpunkt bald näher bringen; dieß iſt nemlich der Augenblick, wo der junge Habib, dem ſie ihr Herz gab, bis zu ihr dringen und ſie von ihren Feinden befreyen kann.“ —

⁂

Während dieſer Erzählung des Il-Habuls war der junge Sultan wechſelsweiſe von Hoffnung zur Furcht, von Ueberraſchung zu Ueberraſchung, und von Wundern zu Wundern übergegangen; ſein Auge blieb ſtarr auf den Geiſt geheftet, er ſchöpfte nicht Athem, und unbekannte Regungen, die er vorher nie empfunden hatte, beſtürmten ſein Herz und ſeinen Geiſt. Er ſahe ſich vom Schickſale beſtimmt, den Thron der ſieben Meere zu beſteigen und die Hand einer Prinzeſſin zu empfangen, deren Glückſeligkeit auf ihm allein beruhte. Er empfand eine unwillkührliche Rührung. Er brannte ſchon vor Begierde, ſich allen dieſen Gefahren auszuſetzen. Das Feuer der Liebe und der Durſt nach Ruhm ſpornten ihn an, Unternehmungen zu wagen, deren glücklicher Ausgang ihm zwey Kronen verſprach.

„Mächtiger und geliebter Geiſt, ſagte er zu ſeinem Beſchützer, welchen Weg ſoll ich ergreifen? Lehre mich, ich bitte dich, ehe du von mir ſcheideſt, welches die wirkſamſten Mittel ſind, der Schönheit zu Hülfe zu eilen, die von meiner Tapferkeit alles erwartet? Die Aufopferung meiner Ruhe und meines Lebens ſind viel zu wenig, um die Neigung, die ſie bewogen hat, mich zu wählen und den Schluß des Schickſals zu rechtfertigen, der uns mit einander verbinden will." — „An dieſer Aufwallung von edlen Ehrgeiz, ſagte Il-Habul, ererkenne ich meinen Zögling und den Sohn des großen Emirs Salamis. Aber vergiß nicht, lieber Habib, daß die Geiſter, deine Nebenbuhler um Dorathil-Goaſe, und deine erklärten Feinde, gegen dich arbeiten werden: ſie werden die verworfenen Menſchen empören, die, ohne es zu wiſſen, ihnen gehorchen; Thiere und Elemente, die ganze Natur, werden ihre gehäßigen Anſchläge unterſtützen." — „Gott, und mein Muth ſollen mich nicht verlaſſen, antwortete Habib, und du ſelbſt wirſt mir deinen Beyſtand nicht verſagen." — „Gewiß nicht; erwiederte der Geiſt: ich würde dir vielleicht von großer Hülfe ſeyn können, aber ich bin gezwungen, der Erde die ſterbliche Hülle des Indiſchen Ritters wiederzugeben, und mich einem ſtrengen Geſetze zu unterwerfen, dem ich nicht ausweichen kann. Beharre muthig bey deinen edlen Vorſätzen; erwarte nicht, daß ich dir jetzt den Weg zeige, dem du folgen ſollſt, du biſt von deiner Geliebten der ganzen Länge der Erde nach getrennt, und nur der Befehl des Verhängniſſes kann dir den Eingang zu ihren Staaten öfnen, welchen die Bosheit ihrer Feinde dir unzugänglich macht." — „Ich erinnere mich, daß du mir einſtmals ſagteſt, lieber Il' Habul, daß der Herzhafte das Schickſal zwingen könne?“ — „Nimm nur dann deine Zuflucht zu den äußerſten Mitteln, wenn dir keine andern zu wählen übrig bleiben; erwarte erſt, daß irgend ein Ereigniß dich belehre, was du zu thun haſt. Alles, was du jetzt unternehmen könnteſt, würde nach meiner Meynung ganz zu deinem Schaden ausſchlagen. Gehe auf die Löwenjagd; du erlegteſt ſchon einen ohne mich, und bloß mit dem Dolche: mache dich ſo mit den Gefahren vertraut, um dich zum voraus auf die zu rüſten, welche dich erwarten. . . . . Lebe wohl, lieber Halib, ich kehre nicht in Salamis Lager zurück; ich muß jede Erklärung mit ihm zu vermeiden ſuchen, und wenn er von dir erfährt, wer ich war, und wer ich bin, ſo darf dieß ſonſt niemand wiſſen. Rechne ſtets auf die Liebe eines Geiſtes, welcher nicht immer Freund deines Gleichen war, den aber du mit den Kindern der Menſchen ausgeſöhnt haſt. Umarme mich.“ — Mit dieſen Worten ſtieg er auf ſein Roß und entfernte ſich.

Sobald er den Prinzen aus dem Geſichte verloren hatte, vertiefte er ſich in die Wüſte, und machte am Fuße eines Hügels Halt. Hier verließ er das Pferd, das er ritte, grub ſich eine tiefe Grube und legte den irrdiſchen Körper hinein, womit er bekleidet war. Als er ſich dieſer ſterblichen Hülle entledigt hatte, nützte er die beyden letzten Tage, die ihm Salomos Urlaub noch verſtattete und begab ſich ſo gleich auf die Gränze der Staaten der Prinzeſſin Doratbil-Goaſe. Ein ſchwarzes Heer verwehrte ihm den Zugang; aber er erfuhr durch einen Ueberläufer von den Geiſtern, daß die weiße, die gelbe, die grüne, die rothe und blaue Inſel durch den rebelliſchen Geiſt Abarikaf unterjocht worden wären, der Anfangs nur Meiſter der ſchwarzen Inſel geweſen war, und ſich nun auch der übrigen und der dazwiſchen liegenden Meere bemächtigt hatte. Die Prinzeſſin war in Medinazilbalor *) ihrer Hauptſtadt, eingeſchloſſen und nur noch Beherrſcherin des Bezirks dieſer Stadt. Mehr hatten der Schutz ihres Großvaters Illabuſatru und die Bemühungen der Geiſter, die ihr zu Weßiren dienten, vor den Angriffen des Rebellen, der aus den Tiefen der Meere eine ganze Legion aufrühreriſcher Geiſter zuſammengebracht hätte, ihr nicht retten können. Die ſechs Inſeln, welche ſich in der Gewalt dieſer Böſewichter befanden, wurden von boßhaften und tyranniſchen Häuptern regiert. Die Einwohner waren das Opfer ihrer Laſter und das ſtete Spiel ihrer ſchwarzen Zauberſtücke. Dorathil-Goaſe harrte vergebens

---

*) Die kryſtallne Stadt.

gebens der Ankunft des Befreyers entgegen, den ihr das Schickſal verkündigt hatte; alle Zugänge waren bewacht und den Menſchen ihre Annäherung unmöglich: die ganze Natur ſchien dieſen böſen Geiſtern unterthan zu ſeyn.

Il-Habul ſeufzte insgeheim über die gefährlichen Hinderniſſe, welche ſich der Tapferkeit ſeines Zöglings entgegen ſetzten, aber da er ſich jetzt zur Unthätigkeit und zum Stillſchweigen verurtheilt ſahe, ſo blieb ihm nichts übrig, als ungeduldig den Augenblick abzuwarten, wo ſein Schutz dem jungen Habib nöthig ſeyn würde. Er kehrte zu ſeinen vorigen Obliegenheiten und gewöhnlichen Poſten zurück, und gab acht, was ſich ereignen würde. Habib, ſobald ſein Hofmeiſter ſich entfernt hatte, war zu Salamis und Amirala geeilt, um ihnen die wunderbaren Dinge zu erzählen, die er erfahren. Das Feuer ſeiner Blicke, die Bewegung ſeiner Stimme, die Unordnung ſeiner Worte, ſchilderten zugleich die Gefahren und Reize der Dorathil-Goaſe, ſeine Verlegenheit und ſeine Hoffnungen. „Ich allein kann ihr helfen, ſagte er mit edlem Selbſtvertrauen; und für mich iſt keine Ruhe mehr, bis ich ſie befreyt habe. Die Augenblicke ſind ſo koſtbar, und doch kann niemand mir den Weg bahnen, der zu ihr führt . . . . Was ſoll ich in dieſer Ungewißheit anfangen?“

Seine Eltern merkten wohl, daß dieſe auſſerordentliche Leidenſchaft nicht ſowohl die Wirkung der Sympathie, als der Macht der Geſtirne ſey, die ſie nicht verhindern konnten. Weit entfernt alſo, ihn in ſeinem Entſchluße wankend zu machen, begnügten ſie ſich, ihn an ſeine Pflichten und an die weiſen Rathſchläge ſeines Führers zu erinnern und der junge Prinz, theils um ihm zu gehorchen, theils um eine Geſchäftloſigkeit zu vermeiden, die ihm verhaßt war, verließ das Lager, ſuchte das einſame Plätzchen auf, das er ſich mit Il-Habul in einem kleinen ſchönen Thale, welches von den benachbarten Gebirgen umringt wurde, bereitet hatte. Hier hatten ſie ſich immer von ihren kriegeriſchen Arbeiten durch eine ſanftere Beſchäftigung erholt, durch einen Damm den Lauf eines kleinen Fluſſes gehemmt, und ſein Waſſer in einem Becken geſammelt, das von der Hand der Natur gebildet war; die Bäume verbreiteten hier einen lieblichen Schatten und ihre dichtbelaubten Aeſte ließen nur hier und da kleine Lücken fürs Auge, um auf den umliegenden Hügeln auszuruhn. Die mannichfaltigſten Blumen, die ſeltenſten Gewächſe, die gewürzreichſten Kräuter wuchſen im Ueberfluſſe am Rande des Bachs; und der Boden, der für den Sonnenbrand durch die Kühle des Waſſers geſchützt wurde, prangte mit den üppigſten Schätzen der

Natur. Weiter hin lag eine Hütte oder vielmehr ein Palaſt von Baumäſten geflochten, mit Schilfe bedeckt und mit Matten bekleidet; die Felle wilder Thiere, die ſie ſelbſt erlegt hatten, waren die Decken der Soffa's; außen zog ſich eine Einfaſſung von dicht gedrängten Palliſaden herum, und ſchützte dieſen Zufluchtsort vor feindlichen Anfällen. Il-Habul hatte durch Anlegung dieſes Plätzchens den Habib lehren wollen, wie er dereinſt in ſich alles finden und ſich ſelbſt genug ſeyn müſſe. Wenn ſie in der Thüre mit einander ſaßen, ſo machte er ihn auf das ſchöne Amphitheater aufmerkſam, das ſie überſchauten. „Findeſt du nicht ein Vergnügen, ſagte er zu ihm, nur dir ſelbſt die kleinen Freuden zu verdanken zu haben, die wir hier ſchmecken? Siehe, ſo können wir nie vollkommen glücklich ſeyn, als durch uns ſelbſt!“ — Dieß Plätzchen, an dem Habibs Herz hieng, war recht dazu gemacht, ſeine entſtehende Leidenſchaft zu nähren. Hier verſchloß er ſich, um ſich mit dem einzigen Gegenſtande ſeiner Gedanken und den Mitteln zu beſchäftigen, zu ihr zu gelangen.

Einſtmal, als er ſich ſeinem Nachdenken überließ, die Augen auf den Koran gerichtet hatte, ohne darinn zu leſen, und ſeine Einbildungskraft mit verliebten und kriegeriſchen Gedanken beſchäftigt war, hörte er plötzlich ein ungewöhnliches Getöſe in der Luft; er kniete nieder, beugte ſachte die Zweige auf die Seite, welche ihm die Ausſicht verſperrten, und wurde einen großen Schatten über dem Waſſerbecken gewahr, der von oben zu kommen ſchien. Nachdem es noch eine Strecke fortgeſchwebt war, ließ ſich der Gegenſtand, welcher dieſen Schatten machte, am Ufer des Waſſers nieder. Es war ein ſchwarz und grau gefiederter Vogel von ungeheuerer Größe; er trug auf ſeinem Rücken ein Zelt, deſſen Wände von Flor zu ſeyn ſchienen, die Thür und Fenſter waren mit Blumen eingefaßt. Als ſich der Vogel nieder gelaſſen hatte, öffnete ſich das Zelt und es fiel eine goldene Leiter herab, auf deren oberſter Sproſſe eine weibliche Geſtalt erſchien, die von andern Frauenzimmern, welche ſich nicht minder durch ihre Schönheit auszeichneten, unterſtützt wurde; auf ihrem Haupte hatte ſie eine Tiara, die aus den Locken ihrer Haare und Perlenſchnüren gebildet war. Wenn Lilien mit Roſen ſchattirt wären, ſo könnte man mit ihnen die Schönheit ihrer Farbe vergleichen. Der Glanz ihrer Augen und die Grübchen neben ihren Korallen-Lippen ſchienen wechſelsweiſe von der Grazie des Lächelns und dem Feuer ſanfter Empfindung beſeelt. Ihre Augen blickten gen Himmel und die Sonne fühlte ſich verdundunkelt; ſie heftete ſie auf die Erde, und überall ſproßten Blumen auf. ſie lächelte und die ganze Natur lachte um ſie her. ¿ Aber was empfand Habib, als er ſie gehen und handeln und jede ihrer Bewegungen von einer eben ſo edeln als rührenden Anmuth begleitet ſahe? Auf den Arm einer ihrer ſchönen Gefährtinnen geſtüzt, näherte ſie ſich dem Orte, wo der Prinz ſich verborgen hielt, und ſetzte ſich zwey Schritte von ihm auf eine Raſenbank, ohne ihn gewahr zu werden.

Sie blickte von einer Seite zur andern und ſeufzte. „Er iſt nicht hier, ſagte ſie, man hat mich betrogen, er weilt hier nicht .... — Aber dieſe lachenden Gebüſche, das ſanfte Kieſeln dieſer Bäche und dieſe Blumen, die Kunſt und Natur pflegen; dieß alles iſt ſein Werk ... und er iſt nicht hier! O ihr, ihr Raſen und Gebüſche, die ihr der Sorgfalt meines lieben Habibs eure Schönheit verdankt, o möget ihr Ohren haben, um mich zu hören, und Stimmen, um meinem Liebhaber zu ſagen, wenn ſeine Schritte ihn wieder in dieſe liebenswürdige Einſamkeit bringen, daß die zärtliche Dorathil-Goaze ihren Helden im Schooße Arabiens aufzuſuchen kam, um ihm den Thron und ihr Herz anzubieten, und ſo ihr Schickſal zu erfüllen .... ¿ Und nun ſoll ſie ſich aus dieſen Gegenden entfernen:

fernen, ohne den Abgott ihrer Seele geſehen zu haben?" — So ſprach die troſtloſe Prinzeſſin und fuhr mit der Hand nach den Augen, als ob ſie die hervorbrechenden Thränen zurückhalten wollte. Habib nützte dieſen Augenblick, um ſich ihr zu Füßen zu werfen; er benetzte ſie mit ſeinen Thränen, ehe ſie es noch hatte wahrnehmen und verhüten können.

„¿Biſt du es wirklich, den ich ſehe? rief ſie, indem ſie wechſelsweiſe die Augen auf den, der vor ihr kniete und auf das Bildniß warf, das ſie immer an ihrem Buſen trug. — Iſt es keine Täuſchung mehr, geliebter Habib?" — „Ja, es iſt dein Geliebter, dein Befreyer, o Königin meines Lebens! antwortete Habib, und bedeckte ihre Hand mit ſeinen Kuſſen. Ein tiefes Stillſchweigen erfolgte, der Ausdruck ihrer Liebe und Bewunderung; aber dieſer ſo ſanfte und lautere Genuß dauerte nur einen Augenblick. Man vernahm ein plötzliches Geräuſch; ein Vogel erſchien in der Luft, näherte und verwandelte ſich ſchnell, und ein Geiſt unter menſchlicher Geſtalt ſtand vor ihnen. „¿Biſt du es Albaracas? fragte ihn Durathil-Goaſe. ¿Welche dringende Urſache hat dich ſo ſchnell Medinazilbalor zu verlaſſen gezwungen, um mich hier aufzuſuchen?"

„Königin, antwortete der Geiſt, deine Abweſenheit ſetzt dich dem gänzlichen Verluſte deiner Staaten aus. Der Rebell Abarikaf hat ſie genutzt, um die einzige Inſel anzugreifen, die dir noch übrig iſt: vergebens ſtellt dein Großweßir den unzähligen Feinden, welche deine Küſten bedecken, den herzhafteſten Widerſtand entgegen. Alle aufrühreriſche Geiſter haben ſich unter den Fahnen deines Gegners verſammelt; das Meer iſt ganz ſchwarz von ihnen, und das Geſtade wimmelt von ihren Schaaren; das Brüllen der Seelöwen, der Seeſtiere und der Walroſſe jagt deinen Unterthanen banges Entſetzen ein und der Wiederhall verbreitet den Schrecken bis in deine Hauptſtadt. Eile und ſetze den Zauber deines Talismans dieſer Wuth entgegen; nütze den einzigen Zugang, der dir noch offen ſteht und ſchwinge dich über die mittlere Luftregion in die Höhe.“ Bey dieſer Nachricht kochte das Blut in Habibs Adern; ſeine Blicke ſchoſſen Flammen; ſein Wuchs ſchien ſich über das Maas ſeiner gewöhnlichen Größe auszudehnen; ſeine rauhe und feurige Stimme verbreitete Schrecken, er rief: führe mich dahin, damit ich Erde und Meer von dieſen Ungeheuern reinige, und den Himmel und die Königin räche.“ — „Prinz, antwortete Ilbaracas, du würdeſt gewiß dieß Abentheuer mit Ehre beſtehen, aber du müßteſt erſt ſo gewafnet und gerüſtet ſeyn, wie dazu nöthig iſt. Die Feinde des großen Salomo können nur durch Salomos Waffen bezwungen werden; du mußt ſie auf den Höhen des Kaukaſus aufſuchen und tauſend ſchreckliche Gefahren erwarten auf dieſem Wege den Kühnen, der dieß wagt.“ Hierauf wendete er ſich zur Königin: „eile, ſagte er, die Augenblicke ſind koſtbar; ein einziger, in Unthätigkeit vernachläßigter, kann machen, daß der ſtrafbare Abarikaf triumphirt.

Die beyden Liebenden umarmten ſich zärtlich und ſchieden mit einer Herzhaftigkeit und einem Muthe von einander, der ihrer großen Herzen würdig war. Dorathil-Goaſe begab ſich wieder in ihr Zelt, der Vogel Rok ſchwang ſich damit empor und verſchwand. Habib verfolgte ihn lange mit den Augen und überließ ſich dann leidenſchaftlicher als jemals dem Feuer der Liebe und den Begeiſterungen des Ehrgeizes. „Lebe wohl, ſeegnende Quelle, rief er, die mich mit ihren Fluthen tränkte und mir heilſame Bäder gab; jetzt kannſt du mir nicht mehr helfen, denn mein Herz, mein Blut und mein Innerſtes glühen von einem Feuer, das du nie löſchen wirſt. Lebe wohl, Raſenplan, auf dem meine Geliebte wandelte; o bewahre die Spur ihrer Schritte, wenn je meine Augen dich wieder erblicken ſollen!

„Leb wohl zartes Gebüſche, die du ſie in deinen Schatten hüllteſt; rühme dich ewig, ſo viele Reize verborgen zu haben!“ „Lebe wohl ſüßes Plätzchen, Zeuge meiner Glückſeligkeit; fürchte nie, daß Habib dich je vergißt, die Paläſte der Erde werden ſtets in meinen Augen nichts in Vergleichung mit dir ſeyn; hier ſchloß ſich meine Seele dem Glück auf, hier fühlte ich zum erſtenmal die Gluth der Liebe.... Aber hier empfand ich auch den Schmerz harter Trennung; hier wurde Dorathil-Goaſe mir wieder entriſſen..... Ja, ich will der Hölle trotzen, die ſie mir ſtreitig macht. Großer Prophet bahne mir den Weg zu ihren Feinden; ich will das Herz des Verräthers Abarikaf durchbohren! Und du großer Salomo, wenn du mich nicht unwürdig findeſt, mir die Werkzeuge deines Ruhms anzuvertrauen, ſo leihe mir Flügel, um auf den Kaukaſus zu fliegen. Laß mich unter deinem Schilde die Feinde der Königin meines Herzens zu Boden werfen!“

Habib verrichtete hierauf ſein Gebet, und die im Geſetz vorgeſchriebene Reinigung, und kehrte zu den Zelten ſeines Vaters in dem feſten Vorſatz zurück, die Reiſe nach dem Kaukaſus anzutreten, ſobald er die Erlaubniß dazu ausgewirkt haben würde. Man kann ſich vorſtellen mit welchem Feuer er dem Salamis und der

Amirala die Umſtände ſeiner letzten Abentheuer ſchilderte; ſeine Worte waren ſo viele lebende Gemälde. Aber wie groß war die Beſtürzung ſeiner Eltern, als er in ihrer Gegenwart das förmliche Gelübde that, ſein Haupt nie wieder unter ein Zelt zu legen, als bis er das ſeinige auf dem Kaukaſus aufgeſchlagen haben würde. — „Sohn, welch ein verzweifeltes Unternehmen, ſagte der Emir, ¿ weißt du nicht, daß dieſes Gebirge am äuſſerſten Ende des Erdkreiſes liegt und daß der Weg dahin durch fürchterliche Wüſten geht? Menſchen kannſt du überwinden, aber wie willſt du die Strenge und Ungemächlichkeiten eines Klima's aushalten, das du noch nicht kennſt? wie willſt du dich gegen den allgemeinen Mangel und die Hungersnoth ſchützen, welche die Geißel der ungeheuern Strecken ſind, die du durchreiſen mußt? lauter Feinde, welche du nie überwinden kannſt!" — „Ach mein Vater! erwiederte Habib, wo iſt eine Furcht im Stande, mich aufzuhalten, wenn Liebe, Ruhm und Verhängniß mir winken. Wenn mein Herz auch nicht dieſe mächtigen Gebieter kennte, ſo iſt doch ſchon der Haß der Tyrannen viel zu tief in ihm eingewurzelt, und ich würde bis in den Mittelpunkt der Erde wühlen, um den Abarikaf zu finden!"

Salamis war gezwungen, den Geſinnungen nachzugeben, die er ſelbſt in dem Herzen ſeines Sohns gepflegt hatte. Was hätte er antworten können, als was ſeinen eigenen Grundſätzen ſchnurſtracks widerſtritten hätte? Er wählte 20 Perſonen zu Gefährten ſeines Sohnes, deren Muth und Klugheit ihm bekannt waren; er rüſtete ſie mit allen Nothwendigkeiten aus, doch ohne ſie durch zu viele Dinge zu belåſtigen; er gab ihnen blos zwey Kameele mit, um das Zelt und das Gepåck zu tragen. Als der Tag der Abreiſe kam, war der Abſchied ſchmerzhaft und traurig. Die zärtliche Amirala klagte weinend:

„Meine Zeder übertraf an Schönheit die Zedern des Libanons; ſtark waren ihre Wurzeln; die Vögel des Himmels niſteten in ihren Zweigen, unſere Heerden weideten in ihrem Schatten: nun iſt ſie plötzlich in öde Sandwüſten verſetzt.“

„Ihr heulenden Winde des Sturms, ſucht ſie nicht zu erſchüttern, denn ſie war gemacht, eurer Wuth zu trotzen!“

„Ihr düſternen Wolken, ihr Blitze und Ungewitter, Vorboten des Donners, ſchonet den Stamm, der das Siegel des großen Propheten trägt!“

„Genug, liebe Amirala, ſagte S-lamis, der Vorſatz unſers Sohnes iſt edel; und ſein

Gelübde bindet ihn, das Unternehmen zu wagen. Die Löwin ſäugt nicht ihre Jungen für ſich; wenn ihr Alter und der Feind ſie zum Streit auffodern, ſo läßt ſie ſie ſelbſt gegen die Tiger los.“ Endlich brach die Karavane auf. Habib war mit einem Zahudi-Harniſche *) bedeckt; ſein Schild das ihm nur leicht dünkte, würde den ſtärkſten Arm ermüden; ein Baum, deſſen Stamm die Stärke ſeiner Lanze hatte, würde ſchon Schatten geben können, und das Gewicht ſeines Säbels würde den Körper zerſchmettern, den ſeine Schneide nicht von einander ſpaltete. Wer dem Ruhme und Doratbil-Goaſen entgegen eilt, der fühlt die Beſchwerlichkeiten der Reiſe nicht, dem dünken die Wege mit Blumen beſäet! Und doch befand ſich Habib mitten in der Wüſte, wo es ihm an allen gebrach und wo er die Strenge des Durſtes und Hungers fühlte. Von Zeit zu Zeit ließ ihm das Ohngefehr etwas wilde Früchte oder einige Quellen antreffen; dieſe kleinen Hülfsmittel machten ihm denn bald alles ausgeſtandene Ungemach vergeſſen. Aber die Krieger, welche den jungen Sultan begleiteten, waren weder verliebt noch Helden. Zwey Monate Mühſeligkeiten aller Arten, fiengen

---

*) Die ſchwereſte und zugleich ſtärkſte Art von Harniſch.

gen an, ſie mürbe zu machen. Ihre erſten Beſchwerden waren gemäßigt. Durch einen glücklichen Zufall hatten ſie einen Ort angetroffen wo Hirten wohnten und wo ſie ihre Schläuche mit Milch füllen konnten.

Habib bildete ſich ein, daß dieſe unerwartete Hülfe ihren Muth von neuem beſeelen, und ihren Unmuth verſcheuchen würde, aber ſeine Begleiter hielten einſtimmig dafür, es ſey unmöglich, den Kaukaſus zu erreichen, ohne für Hunger und Kummer umzukommen und ſie machten dem jungen Prinzen Vorſtellungen deswegen.

„Ich wähnte, ſagte er, daß mein Vater mir Männer zu Begleitern gegeben hätte, aber ich ſehe wohl, ihr ſeyd nur Weiber in männlicher Rüſtung. Ich will die Schwäche eures Geſchlechts nicht mißbrauchen; ich will euch nur zu Gemüthe führen, daß ihr ſchon ſo weit von eurer Heimath entfernt ſeyd, daß noch manche Gefahren auf eurer Umkehr euch erwarten werden; ſollet ihr aber die Gefahren die mir bevorſtehen, für noch ſchwerer zu überwinden halten, ſo gebt mir meinen Antheil von dem Schatze heraus, den mein Vater euch anvertrauet hat und nehmt euer Gepäcke und eure Kameele mit euch. Ich kann unter freiem Himmel wohnen und ſchlafen. Nicht zu meinem Beyſtand habe ich euch mit mir genommen: ich ſtand in der Meinung, daß ihr für die Ehre geboren wäret und ſie liebtet; ich war eiferſüchtig darauf mit tapfern Arabern und Brüdern meinen Ruhm zu theilen; aber dieſer Titel kommt euch nicht mehr zu, und es iſt beſſer, wir trennen uns. Kehrt zu Salamis zurück, ſagt ihm, daß ihr ſeinen Sohn mit Muth und Stärke ausgerüſtet, vom großen Propheten beſchützt und voll der Hoffnung des glücklichſten Erfolgs, auf dem Wege des Ruhms verlaſſen habt." — Die Standhaftigkeit dieſer Rede ſetzte die Reiſegefährten Habibs in Verwunderung, aber machte ſie in ihren Entſchluſſe nicht wankend. Habib war in ihren Augen ein halsſtarriger Wagehals, der alles ſeinen Schimären aufopferte; „wir ſind, ſagten ſie unter ſich, unſern Weibern und Kindern Rechenſchaft von unſerm Leben ſchuldig; wir würden unſinnig ſeyn, wenn wir dem Eigenſinn eines Jünglings folgen wollten, der in ſeinen gewiſſen Tod rennt, indem er einen Berg Kaukaſus nachläuft, der vor uns zu fliehen ſcheint. Unſere Rüſtungen nutzen ſich ab, unſere Roſſe ſind entkräftet; wir werden in dieſen Wüſten ohne Rettung verlohren ſeyn. Allein, ſetzten ſie hinzu, kehren wir ohne ihn nach Arabien zurück, ſo wird Salamis uns als Memmen behandeln, die ſeinen Sohn im Stiche gelaſſen haben, und wir werden ſeiner

ner Rache nicht entgehen können — ... Ach wenn Habib doch ſterben wollte! .... Es fehlt hier nicht an Kräutern, um ihn einzubalſamiren; wir wollten ihn auf eins von unſern Kameelen legen und ihn ruhig ſeinem Vater wiederbringen.“ — Feigheit führt zu Undank, und Undank iſt immer der Vorbote des Laſters. Dieſe Treuloſen dachten ſich bald das ſchwärzſte Bubenſtück aus, aber wie ſollten ſie es anfangen um den wachſamen Habib zu überfallen? Er war beſtändig bewafnet, beſtändig in Bereitſchaft ſein Leben jeden theuer zu verkaufen, die ſich erkühnen würden, es ihm rauben zu wollen. Des Nachts ſchlief er auf ſeinem Schild, und wurde wach vom geringſten Geräuſche: ſeine Tapferkeit und Thätigkeit verließen ihn ſelbſt in den Stunden der Erhohlung nicht.

Unter den Verſchwornen war einer, der einen Abſcheu vor der Schandthat hatte, aber ſeine wahren Geſinnungen nicht zu geſtehen wagte, um ſich nicht der Rache der übrigen auszuſetzen, zumal da er ſchon ſeinen Unwillen hatte merken laſſen. Hätte er auch dem Habib dieſes Komplot entdecken wollen, ſo würde er dadurch ſeine Gefehrten nur ſeiner Rache Preiß gegeben, und ſein eignes Leben mit aufs Spiel geſetzt haben. Und blieb der

Held Sieger, ſo mußte er ihn allein begleiten. In dieſer Ungewißheit redete er folgendergeſtalt zu ſeinen Gefehrten.

„Warum wollt ihr einen ſolchen gefährlichen Kampf wagen? Habib legt nie ſeinen Dolch von ſich, und ehe ihr ihn auſer Stand ſetzet euch zu ſchaden, würde ſeine Hand ſelbſt durch eure Panzer den Weg zu eurem Herzen finden. Aber es giebt ein minder blutiges und weit ſichereres Mittel. Ich kenne ein Kraut, das in dieſer Gegend wächſt; ſeine Blätter ſind mit einem weißen Staub bedeckt, der kräftiger wirkt, als das ſtärkſte Opium. Ich will davon ſammeln, und da mir die Sorge für unſer Abendeſſen aufgetragen iſt, ſchon die Zeit abpaſſen, wo ich ihm dieſes einſchläfernde Mittel beybringen kann: denn werdet ihr eher im Stande ſeyn, euer Vorhaben ohne Gefahr auszuführen. Können wir ihn einſchläfern und unſere Abſicht ſo erreichen, warum ſollten wir unſere Hände in ſein Blut tauchen? Er beleidigte ja nie einen von uns. Wenn er uns gleich zwingt, unſer Leben ohne Noth zu wagen, um einer Schimäre nachzujagen, ſo ſchont er das ſeinige doch ebenfalls nicht beſſer. Er wird bey dem wahnſinnigen Projekte, dem er nachſtrebt, ſeinen unvermeidlichen Verderben nicht entrinnen, und ſo können wir für unſere Sicherheit ſorgen, ohne ihm nach dem Leben zu trachten. Er iſt der Sohn des tapfern Salamis; unſere Weiber und Kinder ſchlafen in Frieden in ſeinen Staaten; unſere Heerden weiden in Sicherheit, im Schatten ſeines Schilds. Er war ſtets ein guter Vater gegen uns. ¿Iſt ein Einziger unter euch, mit dem er nicht in der Noth ſein Brodt bis auf das letzte Stück getheilt hätte? Laßt uns alſo unſere Hände nicht mit unſchuldigem Blute beſudeln; der große Prophet könnte es einſt von uns wieder fodern; laßt uns lieber den Habib in dieſer Wüſte verlaſſen. Wenn wir ihn ſeiner Waffen und aller Unterſtützung beraubt haben werden, ſo können wir unbeſorgt ſeyn, daß er uns nie unſern Undank wird vorrücken können." — Die Verſchwornen gaben Kabirs Rathe, ihren Beyfall und trugen ihm die Ausfuhrung auf. Er ſammelte auf dem Kraute, das er kannte, den gefährlichen Gift, machte ſorgfältig die Portion nur ſo ſtark, daß ſie an ihm ſelbſt ihre Wirkung that, ohne den unfehlbaren Tod nach ſich zu ziehen, und hob es auf um es bey erſter Gelegenheit zu brauchen. Dieſe Gelegenheit zeigte ſich noch denſelben Abend.

Sie kamen in eine Ebene, wo ein kleiner Bach, eine vortrefliche Vieh-Weide wäſſerte. Habib folgte ihrem Rathe, hier einen Halt zu machen, was er mehr aus Klugheit als aus Bedürfniſſe that. Er begab ſich in aller Sicherheit unter das Zelt, nahm etwas Speiſe zu ſich und verſchluckte auf Einen Zug den Gift, den man ihm in eine Schaale Milch gethan hatte. Die Verſchwornen nutzten augenblicklich den tiefen Schlaf, worein ihr Oberhaupt gefallen war, nahmen alles mit, was ſie mitnehmen konnten und machten ſich eiligſt davon. Sie ließen dem Habib nichts weiter als ſeinen Schild, der unter ſeinem Haupte lag, den Mantel, auf welchem er ſchlief und den Dolch, der ſich in ſeinem Gürtel verwickelt hatte. So verließen die zwanzig Ritter, welche Salamis zu Begleitung ſeines Sohnes auserkohren hatte, den jungen Helden feigerweiſe, und richteten ihren Weg nach Arabien, wo ſie endlich nach vielem ausgeſtandenen Ungemache die Wimpel der Gezelte des Emirs wieder flattern ſahen.

Dieſer Augenblick, der für ſie der Augenblick der Freude und des erfüllten Wunſches hätte ſeyn ſollen, wurde für ſie ein Augenblick der Verlegenheit, der Unruhe und des Vorwurfs. „Wie können wir dem Salamis unter die Augen treten, ſagten ſie, und was ſollen wir ihm ſagen, wo ſein Sohn geblieben iſt? Kabir, du haſt unſern Plan ſo gut angefangen, und ausgeführt, hilf uns nun auch ihn glücklich beſchließen." — „Ihr habt euch in dem wahren Bewegungsgrunde meiner Abſicht geirrt, antwortete Kabir. Als ich euch entſchloſſen ſahe, Habibs Blut zu vergießen, ſuchte ich euch dieſes Verbrechen zu erſpahren, indem ich mich ſtellte, als ob ich euch ſelbſt dazu behülflich ſeyn wollte. Aber jetzt peinigen mich Gewiſſensbiſſe, und ich werde nicht im Stande ſeyn, eine Lüge zu erſinnen, um unſere Verrätherey zu bemänteln. Alles würde mich verrathen, meine Blicke, meine Verwirrung, mein Betragen, ſelbſt mein Stillſchweigen. Denkt euch ſelbſt ein Mährchen aus und der Keckſte von euch mag es dem Emir aufzubürden wagen; ich werde euch nicht Lügen zeihen, aber es iſt mir unmöglich, euch darinne beyzuſtehen.“ — „Gut, ſprach einer, ich nehm es auf mich.“

Die Karavane langte im Lager an: der Emir und ſeine Gemahlin Amirala eilten ihr voll Sehnſucht entgegen, ihren Sohn wieder zu ſehen; aber wie groß war ihre Beſtürzung, als ſie nur Thränen fließen ſahn, und nur Schluchzen und Seufzer vernahmen. Derjenige, welcher ſich zum Wortführer aufgeworfen hatte, trat nun zum Salamis, und ſagte:

„Mächtiger Emir, du ſiehſt uns von bittern Schmerz durchdrungen, daß wir dir eine ſo traurige Nachricht überbringen müſſen, aber was würde es helfen, wenn wir ſie dir auch verbergen wollten? Du ſuchſt deinen Sohn, und der Himmel hat ihn deinen Hoffnungen geraubt. Die Einöden, durch welche unſer Weg gieng, ſind voll giftiger Schlangen, die ſich in dem Sande verbergen. Als an einem Abende dein Sohn ſein Gebet verrichten wollte, und ſeinen Mantel auf die Erde breitete, um darauf zu knieen, fuhr in dem Augenblick, wo er ſich bückte, eine Schlange auf ihn zu und biß ihn ins Geſicht; er erlag den ſchrecklichſten Zufällen, bis der Tod ihnen ein Ende machte. Wir wollten ſeinen Körper mit uns nehmen, und ihn einbalſamiren, aber die Stärke des Gifts war ſo groß, und hatte ihn dergeſtalt entſtellt, daß wir gezwungen waren, ihn in den Sand zu ſcharren, damit er nicht eine Peſt unter uns verbreite.“ — Auf dieſe Nachricht zerriß der Emir ſein Kleid, raufte ſich den Bart aus und ſtreute Staub auf ſeinen Leib. Die troſtloſe Amirala erfüllte das Lager mit ihrem Jammergeſchrey und die ſechs und ſechszig Stämme des Salamis waren in die tiefſte Betrübniß verſenkt.

„Aber wie gieng es dem Habib? Schloß er ſeine Augen wieder dem Tageslichte auf, oder hatte die Wirkſamkeit des Giftes die Königin der ſieben Meere ihrer ſüßeſten Hofnungen beraubt?

raubt? Die Sonne gieng im Oſten in ihrer ganzen Pracht auf. Der Horizont war ganz frey von Dünſten, und ihre brennenden Strahlen fielen auf Habibs Augen. Die Vögel, die durch ſie erwacht worden waren, ließen ihren Geſang von den Gipfeln der Bäume erſchallen, welche die Wieſen beſchatteten; der Duft der Blumen reizte die Geruchnerven des jungen Helden, während ein leichter Zephir mit ſeinen Locken ſpielte, und ſeine Wangen ſanft abkühlte. Die ganze erwachte Natur foderte ihn ſelbſt zum Erwachen auf, und die Macht des Schlaftrunks verſchwand. Er öfnete die Augen und das entzückende Schauſpiel, das er um ſich her erblickte, rührte ihn ſo ſehr, daß er ſich noch in den Täuſchungen eines zauberiſchen Traumes vertieft wähnte. Aber bald überzeugte er ſich von ſeinem Irrthume, er ſprang auf, faßte ſeine Sinne und ſeine Erinnerungskräfte zuſammen und ſuchte ſich zu belehren, wo er ſey. Rings um ihn her herrſchte tieſe Stille; er blickte in die Ferne und wurde nichts als eine große Wüſte gewahr; er rief ſeinen Gefehrten; aber ſie, ſeine Waffen und ſein Roß waren verſchwunden. „Abſcheuliche Verrätherey! ſchrie er; o meine unglückliches Arabien, deine Ritter ſind ſonder Tugend, ſie fürchten Arbeit und Tod, und um ſich der Furcht zu entziehen, verfielen ſie auf Schandthaten.

Nein, du biſt nicht mehr das glorreiche, ehrenvolle Land! zerrauffe dein Haar, hülle dich in Staub und Aſche, bade dich in deinen Thränen; klage, ſeufze, heule, daß deine Wehklage die Tiger und Panterthiere erſchrecken: denn in deinem Schooße iſt das ſchreckliche Laſter der Treuloſigkeit ausgebrütet worden. Ach! wer wird noch auf Erden an Treue und Biederheit glauben dürfen, wenn ſelbſt Arabiens Ritter aufhören, treu und bieder zu ſeyn! Ihr Männer, ihr ſeyd nun ewig die Verworfenen! Der große Prophet hat die Seinigen mit Verachtung geſtraft! Ihr geſeegneten Gefilde unſers Mutterlandes, eure Saaten werden nicht gedeihen; nur wilden Früchten werdet ihr in Zukunft das Daſeyn geben. O ihr zahlreichen Heerden unſerer Thäler, der Ueberfluß eurer geſegneten Euter wird verſiegen! —

„Emſiges Volk, mit dir kam Ueberfluß bis in die öden Gefilde von Heſoban und Philarioth; ihr ſagtet zur Wüſte, du ſollſt nicht mehr Wüſte ſeyn! ¿Seht ihr die Wimpeln eurer Zelte im Winde flattern? o genießt eures Glücks! Und ihr, ihr Völker, die ihr vorzeiten ſo glücklich waret, verbannt euch aus der Gegend, wo ihr alles beſaßet! Werft eure Waffen weg! Eure Schilder und Lanzen belaſten vergebens eure Arme; macht euch auf Flucht oder Knechtſchaft

ſchaft gefaßt. Der Wurfſpieß, den eure Hand ſchleudert, der Pfeil, welcher von euren Bogen fliegt, ſind ſchwaches Schilfrohr geworden, ſeit aus Arabien die Ehre verſchwand. Reicht eure Hände den Banden dar. Wo Tugend nicht mehr herrſcht, hat auch Freyheit keine Gewalt mehr.

„Spottet der Weichlichkeit Egyptens nicht mehr; lacht des Syrers nicht, der ſich der Unbeſtändigkeit der Wogen Preis giebt, um Reichthümer zu gewinnen. Bedenkt, daß ihr keine Vertheidiger mehr haben werdet!

„O Salamis, o mein Vater, wenn du von dieſen Feigherzigen den Schatz zurückfordern wirſt, den du ihnen anvertrauet haſt, wenn deine furchtbare Stimme ſie fragen wird: wo iſt mein Sohn? o welches Schrecken wird dann über ſie kommen! Der Abgrund der Erde wird ſich zu ſpat aufthun, um ſie zu verſchlingen! Nein, Feige, kehrt nicht nach Arabien zurück; betrübt nicht durch eure verhaßte Gegenwart die, welche ihr ſchändet. Ihr ſcheutet als meine Begleiter Mühe, Mangel und Tod: o möchte Tod, Mangel und Mühe euch von Wüſte zu Wüſte verfolgen!

„Geſtirn, das bey Habibs Geburt leuchtete, du riefſt ihn zu hohen Beſtimmungen, von tauſend Gefährlichkeiten umringt! O blicke jetzt auf ihn herab! Er verachtet die gegenwärtige Gefahr und eilt noch anderſt drohendern entgegen. Möchte ſo dein Einfluß allen Hinderniſſen trotzen, und ihn auf ſeiner Bahn ſtärken! Bollwerk der Moſlem! falle zu ſeinen Füßen!" —

Bey dieſen Worten kniete Habib nieder neben der Quelle; er wuſch ſich und betete zu Gott und dem groſſen Propheten, vielleicht inbrünſtiger, aber gewiß eben ſo ruhig, als ob er unter den Zelten ſeines Vaters geweſen wäre. Er warf ſeine Augen nach der Gegend des nördlichen Geſtirns, das von nun an ſein Wegweiſer ſeyn ſollte. Er wurde ein hohes ſteiles Gebirge gewahr und nahm ſich vor, es zu überſteigen. Er erblickte neben ſich ſeinen Mantel und Schild. „Theure Geſchenke des Himmels, rief er, ihr wurdet den Händen der Treuloſigkeit entriſſen; ihr ſollt meine Schutzwehr und meine Vertheidigung ſeyn!" Er fand ſeinen Dolch am Gürtel; „o, fürchte nichts mehr, geliebte Dorathil-Goaſe, fuhr er fort, dein Ritter iſt nicht mehr wehrlos, man hat ihm Waffen gelaſſen, womit er dich an deinen Feinden rächen kann!"

Ehe er ſeinen Weg antrat, verſah er ſich mit einigen wilden Kräutern, die Il-Habul ihm kennen gelehrt hatte und deren Wurzeln ihm zur Nahrung dienen konnten. Nun näherte er ſich dem Ziele ſeiner Reiſe, und faſt unbeſorgter, als damals, wo er noch zwanzig Mißvergnügte zu Gefährten hatte. Mit bloßem Haupte ertrug er den Sonnenbrand, und trotzte ſeiner Pein. Leichtigkeit mit Stärke verbunden förderte ſchnell ſeinen Weg; er machte nur zur Zeit der drey Gebete Halt, und erquickte ſich dann und wann den Mund mit den Wurzeln, die er zu ſich geſteckt hatte. Er erreichte vor der Nacht ein Drittheil des Gebirgs, das er am Morgen wahrgenommen. Hier ſah er einen Graben voll Waſſer, aber ſo tief, daß er nicht anders, als durch irgend einen Kunſtgriff zu ihm hinabkommen konnte. Ein Baum neigte ſich über die Höhle, welche durch den ſchnellen Fall des Waſſers gebildet worden war; er entwurzelte noch einen andern mit ſeinem Dolche, verband ihn mit dieſem, und ließ ſich ſachte an beyden bis auf den Grund des Waſſergrabens hinab, um den brennenden Durſt zu löſchen, der ihn marterte. Dieſe unerwartete Gnade rührte ihn ſo ſehr, daß er ſein Bedürfniß nicht eher ſtillte, als bis er die geſetzmäßige Reinigung verrichtet und dem Schöpfer der Natur und ſeinem Propheten Mohamed gedankt hatte. Hierauf kletterte er aus dem Waſſergraben wieder hinauf. Er wollte die

Nacht an dieſem Orte zubringen, und mußte ſich vor den wilden Thieren in Sicherheit zu ſetzen ſuchen. Er wurde einige Schritte von ſich einen Felſen gewahr, den das Waſſer ausgehöhlt hatte: er trug große Steine zuſammen und baute ſich eine Art Höhle, wo er in völliger Sicherheit ſchlafen konnte. Hier breitete er ſeinen Mantel aus, legte ſeinen Schild unter ſein Haupt und überließ ſich dem Schlummer, indem er über ſeine Lage nachdachte.

*) „Der Herzhafte, ſagte er zu ſich ſelbſt, findet überall ſein Zelt, wenn der feige Verworfene nicht weiß, wo er ſein Haupt hinlegen ſoll.

„O glücklich der, welcher im Lager lernte beym Schalle der Trompeten zu ſchlafen; er wird nicht vom Rollen des Donners erwachen. Il-Habul und mein Vater lehrten mich, ein Mann ſeyn und ich bin hier der Mann, den Salamis und Il-Habul bildeten.

„Salamis, Il-Habul, Dorathil-Goaſe! ſchaut euren Sohn, euren Zögling, euren

---

*) Dieſe Art von Geſängen, welche der Dichter dem Habib von Zeit zu Zeit anſtimmen läßt, ſind ganz orientaliſch.

Liebhaber! er ſchläft in Frieden auf einem Felſen, um zu Ehre und Ruhm zu erwachen!

„Ihr feindlichen Geſtirne unſers Glücks, widerſetzt euch nicht dem Rathſchluſſe des Himmels; es wird ein Tag kommen, wo ihr am Himmel nicht mehr gefunden werdet. Im Schutze der ungeheuern Maſſe die mich deckt, biete ich euch Trotz, ein Zelt von Menſchenhänden würde mich euern Tücken bloß geſtellt haben!“

So ſprach Habib und entſchlummerte. Die wilden Bewohner der Wälder kamen zum Felſen von der Spur des Wanderers gelockt, und irrten um ſeine Höhle her; ſie ſtießen ein fürchterliches Gebrülle aus, und ſtritten zum voraus um den Raub den ſie ſchon in ihrer Gewalt zu haben wähnten. Liebe vermochte wohl Dorathil-Goaiens Geliebten wach zu erhalten, aber keine Furcht war im Stande, ſeinen Schlummer zu ſtören. Er bedurfte der Ruhe, und Trotz des fürchterlichen Tobens der Löwen und Tiger, ſchloß die wohlthätige Natur ſeine Augen. Kaum ſchien die Sonne durch die Spalten des ungeheuern Steinwalls, womit Habib ſich verſchanzt hatte, ſo wachte er auf, verließ die Höhle, ſtieg in den Waſſergraben hinab; verrichtete ſeine Abwaſchung und ſein Gebet,

friſchte

feiſchte den kleinen Ueberreſt von Wurzeln an; nahm Schild und Mantel und ſetzte ſeinen Weg fort. Aber kaum hatte er die Spitze des einen Bergs erreicht, ſo thürmte ſich ſchon ein neuer noch unzugänglicherer vor ihm auf, wo kein Pfad, kein gebahnter Weg ſich dem ſpähenden Auge zeigte. Er mußte über Felſen klettern, über Klüfte ſpringen, und wo der Boden eben war, in dicken brennenden Sande waden. Da war nirgends ein Grashälmchen zu erblicken, ſelbſt auf den Plätzen nicht, die vor dem Brande der Sonne beſchirmt waren. Kein Tropfen Waſſer zeigte ſich weit und breit. Die Natur hatte dieſe ſchreckliche Gegend verödet und ausgedörrt, und ſie dem Wanderer zum Wege der Hölle gemacht. Habib von den ausgeſtandenen Beſchwerlichkeiten entkräftet; von Durſt und Hunger gepeiniget ſahe ſeinen Vorrath von Wurzeln immer mehr auf die Neige gehen. Er verdoppelte ſeine Schritte, um noch vor Einbruche der Nacht das Gebirge vor ihm zu erreichen. Endlich langte er mit großer Mühe auf der Spitze an, aber er fand weder Quelle noch Waſſergraben. Er baute ſich in Eile eine Hütte von Steinen und begab ſich von Ermüdung und Noth bedrängt, hinein. Unterdeſſen verſuchte er das einzige Mittel, das ihm noch übrig blieb, ſeine Zunge und Gaumen zu erfriſchen, welche die Sonnengluth und der

Staub vertrocknet hatten. Er bemerkte, daß der Thau in dieſer Gegend ſehr ſtark fiel; er breitete ſein Schnupftuch auf einen Felſen vor ſeiner Hohle aus, und beſchloß, es auszuringen, ſobald es vom Thaue naß wäre. Nach dieſer Vorſicht, die ihn für einem ſo großen Uebel ſchützte, legte er ſich nieder, vorher aber erfüllte er die Pflichten eines guten Moslems. Doch er würde nicht einſchlafen können, wenn er nicht zuvor ſein Selbſtgeſpräch gehalten hätte.

„Rede, Habib, ſprach er, antworte! ¿hatte das Schickſal dir verſprochen, auf der Bahn des Ruhms, in der Mitte von tauſend Gefahren, dir alle Bequemlichkeiten des Lebens antreffen zu laſſen?

„Du irrſt in Wüſten; frage Mahomed, warum er nicht dem Moſes befahl, Honig und Manna vom Himmel auf dich fallen zu laſſen, wie er den Kindern Abrahams that.

„Du biſt gebohren, zu kämpfen; kämpfe! halte ſtandhaft aus, Habib; der Himmel iſt für dich, aber du mußt ihn unterſtützen. Der Beyfall des Salamis, der Amirala, des Il-Habul, der Beyfall des Himmels ſelbſt, das Herz und die Hand der Dorathil-Goaſe, der Thron der ſieben Meere, ſind der Lohn deiner Arbeiten! Wandle, ohne zu ſtraucheln, durch Flammen; denn du wandelſt dem Ruhme entgegen!“

So rief Habib ſeine Geduld und ſeinen Muth zurück und ſchlief ruhig ein. Er erwachte mit der Morgenröthe, verließ ſeine Verſchanzung und hob ſein Schnupftuch auf. O Vorſehung! o Wohlthat! dieſes feuchte Tuch, das er ausdrückte, verwandelte ihm einen hohlen Kieſelſtein in eine Schaale des Seegens, die ihm mit dem köſtlichſten Labe-Trank gefüllt ſchien, weil Noth ihn würzte.

Voll Dank rief er aus, indem er ſeinen Weg geſtärkter als jemals fortſetzte:

„Der Geber des Thaus lehrte mich ihn einſammeln; geſegnet ſey der Urheber der Welt!

„Ihr ſchroffen, von der Sonne verbrannten Felſen, der Schöpfer gebietet, und ihr werdet zu rieſelnden Quellen!

„Durſt und Hunger fliehen vor dem Herrn der Natur; die Schätze des Ueberfluſſes thun ſich auf ſeinen Wink auf.“

Unſer Wanderer traf zwiſchen zwey Klippen eine Tigerhöhle an; die Tigerin hatte eben ihre Jungen geworfen. Beym Anblick eines Fremden funkelten ihre Augen von doppelter Wuth; ihr Haar borſtete ſich, ſie peitſchte die Luft mit ihrem Schwanze, und der Wiederhall erbebte von ihrem Gebrüll; ſie ſtürzte auf den Helden zu, der ihr ſeinen Schild entgegen hielt, ſeinen Dolch ergriff, und ihn mit feſter und ſtarker Hand dem Thier ins Herz ſtieß. Die Tigerin ſank zu Boden und Habib nützte die Gabe, die ihm der Himmel in ihr geſandt hatte; er machte ſich eine Decke aus ihrem Fell; ſchnitt von ihr die Stücken ab, die ihm zur Speiſe dienen konnten, und dankte dem Himmel und dem Mohamed für ſeinen Sieg. Es war ſpat und er mußte auf eine Zuflucht für die Nacht bedacht ſeyn. Die Tigerhöhle bot ihm einen ſchon fertigen Schutzort an. Als er die Jungen umgebracht und das innere aufgeräumt hatte, verdämmte er den Eingang durch einen ungeheuren Kieſelſtein, breitete ſein Schnupftuch darauf, um den Thau aufzufangen, und legte ſich in die Höhle auf das Fell der Tigerin. Die Abenddämmerung neigte ſich zu Ende und das Schnupftuch hatte ſich ſchon voll Thau geſogen. Er drückte es in die Hirnſchale der Tigerin aus, und hielt von einigen Stücken Fleiſch, die er am Tage an der Sonne getrocknet hatte, ein köſtliches Mahl. So ſtillte er reichlich ſeine dringendſte Bedürfniſſe;

legte ſich nieder und ſchlief ein, nachdem er vorher ſeine Seele durch erhabene Gedanken empor geſchwungen hatte.

„Des Allmächtigen Wohlthaten, ſagte er, ſind durch die ganze Natur verbreitet, ſie wollte es wagen, damit zu geizen, aber der erfindungsreiche Menſch zwang ſie, ihm Rechnung davon abzulegen.“

„Dank ſey dir, o Mohamed, du warfſt deine Augen auf Habib, den die Seinigen verließen; du gabſt ihm einen von den Geiſtern zur Begleitung, die dir zu Gebote ſtehen.

„Alles iſt mir leicht geworden; der Feind, der mich angriff, fiel vom erſten Streiche; ſeine Beute dient mir zur Kleidung, ſein Eingeweide giebt mir Speiſe, und ich löſche meinen Durſt aus ſeinem Hirnſchädel.

„Zittert, kühne Widerſacher der Dorathil-Goaſe; unbewaffnet ſiegte ihr Ritter. Er geht unter dem Schutze des Propheten dem Beſitz von Salomos Waffen entgegen.“

Habib, voll Kraft und Muth kam ſchon dem Anbruche des Tages zuvor und ſetzte ſeine Reiſe ämſiger, als jemals fort. Unterdeſſen wurde er noch nicht das Ziel ſeiner Mühſeligligkeiten gewahr, und mit jedem neuen Schritte ſchienen neue Hinderniſſe und Gefahren zu entſtehen. Steile Gebirge ſtiegen empor, wo das Auge keinen Ausgang wahrnehmen konnte; von ihren ſchrecklichen jähen Gipfeln entdeckte der Blick in der Ferne nur ſchauerliche Einöden. Auf dieſen Pfaden, die noch nie ein menſchlicher Fuß betreten hatte, begegneten ihm nur wilde Thiere, die vor ihm flohen, oder die er mit ſeinem Dolche bekämpfen mußte; und ungeheuere Schlangen, die er durch geſchleuderte Felſenſtücke zermalmte. Sein Muth erloſch; die Ungewißheit des Erfolgs entmannte ihn, und die phyſiſchen Kräfte des Helden nahmen ab.

Als er einen der höchſten Berge hinabſtieg, die er noch erklettert hatte, und ſein ganzer Vorrath nur noch in wenigen Wurzeln beſtand, wurde er eine ſandigte Ebene gewahr, die ſich ganz hinten am Horizonte verlor. Dieſe ungeheure Strecke mußte er zurücklegen, ohne ſich mit der Hoffnung ſchmeicheln zu dürfen, irgend eine Art von Hülfe hier anzutreffen. Einen Menſchen von gewöhnlichem Schlage würde dieß in die entſetzlichſte Verzweiflung geſtürzt haben. Aber Habib beſchäftigte ſich bloß mit Mitteln, dieß neue Hinderniß zu überwinden. Wollte er ſeine Reiſe bey Tage fortſetzen, ſo würden ihn die Strahlen der Sonne verſengt und er durch die Hitze des brennenden Sandes den Gebrauch ſeiner Füße verloren haben; ¿wo ſollte er überdieß Waſſer, ſeinen Durſt zu löſchen, und wo bey Nacht einen Zufluchtsort in dieſem Sande finden? Die Tiger und Panther, welche des Nachts am liebſten umherirren, würden ihn im Schlafe überfallen und zerriſſen haben. Habib beſchloß alſo, am Tage auszuruhn und ſeine Reiſe des Nachts beym Sternenlichte fortzuſetzen, das ihm zum Führer dienen ſollte. Im Geſichte des Sand-Oceans, den er vor Augen hatte, und der hochſtehenden Mittagsſonne machte er Halt. Mit Hülfe ſeines Dolchs machte er ſeinen Schild ſo zurecht, daß er ſeinen Kopf vor der Sonne ſchützte; er legte ſich auf ſeine Tigerhaut und ſchlief ein. Kaum breitete die Nacht ihren Schleyer aus, ſo entriß er ſich dem Schlummer und begab ſich auf den Weg. Er band ſein Schnupftuch, mit dem er den Thau auffangen wollte, ſich um den Hals und ließ es über ſeine Schultern flattern. Vor dem Durſte war er alſo gewiſſermaßen geſichert; ¿aber wie ſollte er ſeinen Hunger ſtillen? Er hatte nur noch zwey Wurzeln und wußte nicht, ob die Vorſehung ihm wieder eine andere Hülfe zukommen laſſen würde. Unterdeſſen überließ er ſich auf ſeinem Wege der Bewunderung des Schauſpiels, das der Himmel vor ſeinen Blicken aufthat.

„Das prächtige Gewölbe des Firmaments, ſagte Habib zu ſich ſelbſt, umſpannt die ganze Natur, und deckt die Nacktheit der Wüſte.

„Giebt es einen Winkel auf dem Erdkreiſe, wo der Menſch nicht gezwungen wäre, die Wunder der Schöpfung anzubeten? Wollte ich in ihrem Schooße wühlen, ſo würde ich Gold und Rubinen finden, und Steine, die noch köſtlicher ſind, als Gold.

„Der Mond geht am Horizonte auf und erſetzt die Sonne; ſchon waren die thauſpendenden Zeichen ſeine Vorboten.

„Du wirſt erquickt werden, unfruchtbarer Sand; aber die Sonne, die ihre Strahlen auf dich ſchoß, hat dir kein Leben geben können; nichts vermag je dich zu befruchten.

„Das Herz des Undankbaren iſt wie der Sand der Wüſte; der Segen des Himmels fällt auf ihn herab, ohne eine Spur ſeiner Wohlthätigkeit zu hinterlaſſen.

„Ermanne dich, Habib, wie haſt du undankbar verkannt, was für dich geſchehen iſt. Siehſt du die Bewegungen am Himmel? Dort wird in dieſem Augenblick dem Schickſal gewogen. Entferne alſo jede Art von Kleinmuth, ſteige mit feſtem und ſtarkem Schritte in die Waagſchaale, und ſie wird auf deine Seite ſinken.

„Siehſt du die ſchauerliche Stille in jener höhern Region? Dort ſind deine Richter, Mohamed und ſeine ſieben Propheten bitten dort für dich.“

„Freund Gottes, großer Prophet, ein Moſlem ruft zu dir in der Wüſte; merke auf ſeine Stimme und erhöre ſie.

„Heldenmäßig iſt ſein Zweck, und du warſt das Muſter der Helden; Ruhm und Liebe entflammen ſein Herz, und auch du verachteteſt, als du noch auf Erden wandelſt, nur das, was nicht der Tugend größtes Gepräge führte.“ —

So ſuchte Habib auf ſeinem Wege die Mühſeligkeit und den Drang der Bedürfniſſe zu vergeſſen. Gegen Anbruch des Morgens, als er in der Ferne den Horizont beobachtete, glaubte er einen kleinen ſchwarzen Punkt gewahr zu werden. „Endlich, rief er, endlich hat die Ebene, durch die ich wallfahrte, Gränzen! Endlich werde ich ein Ziel gewahr! Wahrſcheinlich iſt es ein Berg, oder ein Haufen Dunſtwolken, die über bewohnten Gegenden empor ſteigen.

gen. Habib du wirſt wieder Menſchen ſehen! Vergebens bewafnen die Leidenſchaften uns gegen einander, der Menſch wird ſich doch immer beym Anblicke ſeines Gleichen freuen. Vielleicht ſahn dieſe noch nie ein Kind der Vorſehung? Ich will es ihnen zeigen und ſie zwingen, an Vorſehung zu glauben. Ich werde nicht zu ihnen ſagen: ich brauche Gold und Silber, Heerden, Zelte und Sclaven! ich werde ſie nur um einen Trunk Waſſer, eine Handvoll Reis und um Weiſung des Wegs nach dem Kaukaſus bitten!“

Aber vergebens both Habib alle Kräfte auf, um dieſem ſchwarzen Punkte näher zu kommen. Er ſchien immer in gleicher Entfernung zu bleiben. Durſt und Hunger peinigten ihn, er erlag einer verzehrenden Hitze; er machte Halt und legte ſich nieder. Seine Einbildungskraft wiegte ſich in ſchimäriſchen Hoffnungen ein, und verſchaffte ihm bald einen wohlthätigen Schlaf. Die Kühle der Nacht weckte ihn wieder. Schwere Träume hatten ihn geängſtiget; es war ihm geweſen, als ob ein Bach wieder zu ſeiner Quelle zurückträte, um ſeinen brennenden Lippen eine Labung zu verſagen; als ob ein reichliches Mahl ihm aufgetiſcht und durch unſichtbare Hände ihm plötzlich wieder genommen würde. Ermattet ſtand er auf und ſchmeichelte ſich, wenn er die ganze Nacht durch gienge, mit Aufgange der Morgenröthe das Ziel erreicht zu haben, auf welches ſeine Augen unaufhörlich gerichtet waren, und auf welches ſein Herz ſeine Hoffnung geſetzt hatte. Alle Kräfte ſeines Körpers ſtrengte er an, alle Hülfsmittel both er auf, um ſo vielen Beſchwerlichkeiten Trotz zu bieten, durch ſeinen Muth geſtärkt, übertraf er ſich ſelbſt. Es wurde Tag und er ſahe, welchen großen, faſt menſchliche Kräfte überſteigenden, Weg er zurückgelegt hatte. Unterdeſſen ſtand der ſchwarze Punkt doch immer noch in derſelben Entfernung, in welcher er ihn zum erſtenmale erblickt hatte. Habibs Schuhe waren abgenützt und zerriſſen; der von der Sonnenhitze glühende Sand verbrannte ſeine nackenden Fußſohlen; ſeine Bahn war heißer Staub; ſeine Kräfte erſchöpften ſich gänzlich; es ſchien ihm an allem zu gebrechen, nur an Hoffnung nicht. Er breitete ſein Tigerfell auf den Sand, kniete darauf, verrichtete mit Sande die geſetzmäßige Abwaſchung, hob ſeine Hände empor, und ſchickte, im gemiſchten Ton des Schmerzes und Vertrauens, ſein brünſtiges Gebet zum Himmel.

„Ich irre auf einem Oceane von Sand, deſſen Ende meine Blicke nicht abzuſehen vermögen; die Erde flieht vor mir wie ein Gewölke.

Ich befohl dem brennenden Sande, mir Waſſerſtelle zu vertreten, um meine Reinigung zu verrichten; er gehorchte und ich bin gereinigt! So wird der Schöpfer auch die Erde zwingen, meinen Bedürfniſſen abzuhelfen.

„Meine Füße verſagen mir ihre Stütze, meine Beine wanken; meine Knie ſinken unter mir ein; aber auf dem Bauche will ich bis dahin kriechen, wohin mich die Rathſchlüſſe meines Verhängniſſes rufen. ¿Was wirſt du ſagen, großer Prophet, wenn du ein Kind deines Stammes wie einen Wurm wandern ſiehſt?“ —

Indem er ſo ſprach und ſeine Augen immer auf den Gegenſtand geheftet hatte, dem er vergeblich ſich zu nähern ſtrebte, wurde er ein Pünktchen gewahr, das ſich davon abzuſondern und hoch durch die Luft zu ihm zu kommen ſchien. Es ließ ſich nieder und war ein Vogel Rok von ungeheurer Größe, der funfzig Schritte von ihm ſich auf die Erde ſetzte und unbeweglich blieb. Habib ſtieg auf, gieng nach dem Vogel zu: „Vogel, ſagte er, du biſt ein Geſchöpf des Herrn, und ich ehre dich als ein Werk ſeiner Vorſehung. Wann du geſendet wurdeſt, um einem unglücklichen aber treuen Moſlem beyzuſtehen, den ſeine Brüder ſchändlich

lich verlaſſen haben, ſo befehle ich dir im Namen Gottes und ſeines Propheten, gieb ein Zeichen von dir, woran ich deine Sendung erkennen kann." — Sogleich breitete der Vogel Rok ſeine Flügel aus, ſchlug dreymal damit und neigte ſein Haupt vor Habib. Der Prinz trat näher; er ſah, daß er mit ſeinen Krallen an ſeidenen Stricken ein ſeidenes Kiſſen hielt; er ſetzte ſich darauf, hielt ſich an den Stricken an, und kaum hatt' er Platz genommen, ſo ſtieg der Vogel hoch in die Luft empor.

„Jetzt ſchwindet unter meinen Füßen die Erde, die erſt vor mir flohe — rief Habib, hoch über den Wolken getragen.

„Ihr furchtbaren Sandſtrecken, ihr ſeyd jetzt in meinen Augen nur ein Körnchen Staub. Ihr mögt Tod und Mangel den Ungeheuern und den giftigen Gewürmen drohn, aber gegen den Sclaven Gottes und den Diener des großen Propheten vermögt ihr nichts mehr; ihm iſt ein Weg durch die Luft gebahnt worden.

„O Vogel, Bote des Allerhöchſten, gehorche den Befehlen eines treuen Moslems; trage ihn auf den Berg Kaukaſus, an die Stätte, wo die Waffen des weiſen und mächtigen Salomo verwahrt liegen."

Der gehorſame Rok trug Habib auf den Berg, der das Ziel ſeiner Reiſe war. Die Schnelligkeit des Flugs hatte ſeine Sinne betäubt und ſeine Kraftloſigkeit vermehrt. Aber Il-Habul empfieng ihn, und brachte ihn an einen Ort, wo eine ſanfte und durchdringende Wärme ihn bald wieder belebte. Mit dem Gefühl der Wiederkunft ſeiner Kräfte flog auch der Ausdruck der Dankbarkeit auf ſeine Lippen. „Wie? du biſts, theurer Il-Habul? alſo haſt du mich nicht verlaſſen?“

„Höhere Befehle, als die meinige, o tapferer Prinz, erwiederte der Geiſt, haben dich hierher gebracht. Ein Vogel des großen Salomos half dir dieſe Reiſe vollenden: meine Pflicht iſt, dich hier zu empfangen; ſchließe nun ſelbſt, mit welchem Vergnügen ich ſie erfülle! Ich weiß die Verrätherey, die an dir begangen worden iſt; die Beſchwerlichkeiten, die du in der Wüſte überſtanden haſt, die ſchreckliche Verzweifelung, in der ſich Salamis, dein Vater, befindet. Als Hüter der Schätze Salomos, die hier im Schooße der Erde verſchloſſen ſind, habe ich mich von hier ohne ſeinen Befehl nicht entfernen und dir keinen Beyſtand leiſten können. Der Himmel will, daß die Tugend durch Widerwärtigkeiten geprüft werde und du haſt die außerordentlichſten ausgeſtanden. Die Leiden des Emirs Salamis und der Amirala kommen den deinigen gleich; doch Ehrenkronen erwarten euch, aber ihr müßt ſie euch erringen: dieß iſt das Loos der Auserwählten der Kinder Adams!“

Während er ſo ſprach, ſammelte ſich auf einem Tiſche ein Mahl aus lauter Gerichten, welche einen Magen, der durch die ſtrengſte Enthaltſamkeit gelitten hatte, nicht zu ſehr beſchweren konnten. Habib machte davon Gebrauch und verwunderte ſich einen ſolchen Ueberfluß von Delikateſſen in der ſchrecklichſten Einöde der ganzen Natur anzutreffen. „Du biſt in dem Aufenthalte der Bezauberungen, ſagte Il-Habul. Dem groſſen Salomo, der ſich die ganze Natur durch ſeine tiefe Weisheit unterwürfig gemacht hat, kann es an keinem Hülfsmittel gebrechen. Ehe er neben dem erſten der Propheten ſeinen Platz einnahm, vergrub er hier ſeine Schätze, um ſie der kühnen Habſucht des Menſchen zu entreißen, der nur in Mißbräuchen Genuß findet. Hier werden die Waffen verwahrt, mit welchen er die Menſchen und aufrühreriſchen Geiſter bezwang. Illabuſatru, der Vater der Dorathil-Goaſe, ich und die Geiſter von dem Geſchlecht Eblis, wir empfanden frühzeitig unſere Schwäche, und unterwarfen uns ihm ohne Widerſtand. Andere handelten weniger weiſe, und nicht weit von hier ſind die Kerker, in welchen ſie gefangen gehalten werden. Der furchtbare Abarikaf, den du bekämpfen ſollſt, und mehrere Geiſter entronnen der Sclaverey, durch Flucht, Liſt oder Gewalt. Bis hierher, lieber Habib, haſt du eine unerſchütterliche Standhaftigkeit verrathen; herzhaft haſt du die Angriffe der wilden Thiere vereitelt, und alle Hinderniſſe und Bedrängniſſe haben deine Tapferkeit nicht wankend machen können; das Auge, das über dich wachte, kam dir zu Hülfe, als du nichts mehr durch dich allein auszurichten vermogteſt. Als der Vogel Rok dir erſchien, hatteſt du noch fünf Eisberge zu überſteigen, bevor du auf den Gipfel des Kaukaſus gelangteſt, den du in einer Entfernung von zweyhundert Meilen erblickt hatteſt. Allein die Gefahren, die dich jetzt erwarten, ſind von einer ganz andern Art. Hier bedarf es keiner Anſtrengung deiner Kräfte mehr. Nur durch ruhige Kaltblütigkeit und durch einen Muth, der allen Schreckniſſen Trotz bietet, mußt du dich in Salomos Schatze in Beſitz der furchtbaren Waffen ſetzen, denen keine Macht zu widerſtehen vermag. Sobald dein Leib durch Erholung folgends geſtärkt ſeyn wird, will ich dich in den Pflichten, die dir obliegen, und in den Mitteln unterrichten, die„ du anwenden mußt.“ Hierauf führte Il-Habul ſeinen Zögling in ſeine Höhle und verſah ihn hier mit allem, was er zur Erhohlung von ſeinen ausgeſtandenen Beſchwerlichkeiten bedürftig war. Habib war ſo erſchöpft, daß er mehr als einen Tag brauchte, um wieder hergeſtellt und in Stand geſetzt zu werden, ſein Mühſames Unternehmen zu vollführen. Ohne die Herrſchaft, welche der Geiſt von ſeiner erſten Jugend an, über ihn erlangt hatte, würde es ihm ſehr ſchwer geworden ſeyn, einen ſo leidenſchaftlichen Liebhaber zurück zu halten; aber ſo nützte der weiſe Il-Habul ſeinen Einfluß auf Habib, und beredete ihn, ſich nicht eher neuen Prüfungen auszuſetzen, als bis er alle ſeine Kräfte wieder geſammelt haben werde. In dieſer Zwiſchenzeit unterrichtete er ihn in dem, was er zu thun habe, um den Gegenſtand zu erfüllen, welcher der Zweck ſeiner Reiſe auf den Kaukaſus geweſen war.

„Lieber Habib, ſagte er zu ihm, das Schickſal hat dich berufen, die Dorathil-Goaſe an der Empörung des grimmigen Abarikaf zu rächen. Die Staaten dieſer Königin liegen in einer unermeßlichen Entfernung von hier; eben ſolche ungeheuere Wüſteneyen wie die, durch welche du gekommen biſt, trennen dich von den Meeren, die ihre Länder umgeben und wollteſt du von hier ans Meer reiſen, um dich dort einzuſchiffen, ſo würdeſt du die Wege ebenfalls nicht kürzer oder leichter finden. Um in das Reich der Prinzeſſin zu kommen, mußt du deinen Weg durch den Mittelpunkt der Erde nehmen. Aber wie viel Sorgfalt wird bey dieſer Reiſe erfordert! wie viel Stärke der Seele, lieber Habib wird bey dem vorausgeſetzt, der dieſe gefährliche Wallfahrt nicht fruchtlos unternehmen will! Wenn 40 eherne Thore von böſen Geiſtern bewacht, die mit ungewöhnlicher Stärke und Macht begabt ſind, dich einen Augenblick aufhalten; wenn ein einziger Augenblick der Vergeſſenheit und Zerſtreuung dich überraſcht, ſo biſt du den größten Unglücksfällen unterworfen. Du wirſt durch alle die Säle gehen, in welchen Salomo ſeine Schätze verſchloß. In dem erſten befinden ſich die koſtbarſten und wahren Waſſen, durch welche er zu dem hohen Grad von Macht gelangte, der die Erde in Erſtaunen ſetzte. Dieſer Theil des Schatzes iſt am wenigſten bewacht und den Nachforſchungen der Menſchen am meiſten ausgeſetzt. Wie glücklich würden ſie ſeyn, wenn ſie bis dahin kommen könnten, und ſich an dieſem ihrem Beſitze begnügten, ohne weiter dringen zu wollen. Salomo übertraf an Weisheit und Wiſſenſchaft alle Menſchen der Welt; er hüllte ihre Grundſätze und Erklärungen in 366 Hieroglyphen ein, wo jeder, ſelbſt von dem geübteſten Geiſte, einen ganzen

Tag Nachdenken und Studium erfordert, um ſeinen geheimnißvollen Sinn zu errathen. Willſt du dir ſo viel Zeit nehmen, ihr Räthſel zu durchdringen?" — „Ich liebe Dorathil-Goaſe, erwiederte Habib, ſie iſt in Gefahr und ich brauche Waffen, um den Abarikaf zu bekämpfen; erſt will ich ſiegen und dann an meine Belehrung denken!" — „Du biſt ſehr zu entſchuldigen, antwortete der Geiſt, aber ſeit Salomon von der Erde verſchwand, ſind 500 Ritter in dieſe Wüſte gedrungen, alle haben das Studium vernachläſſigt, das ich dir vorſchlage, und ſind den Schätzen nachgelaufen, welche in den Höhlen dieſes ungeheuern unterirrdiſchen Palaſtes verwahrt werden." Sie wollten vor allen Dingen erſt ihre Leidenſchaften befriedigen, ſo wie auch du deiner Leidenſchaft nachgiebſt; aber kein einziger von ihnen kam zurück, Unwiſſenheit war Schuld daß ſie den Gefahren unterlagen. Ich will verſuchen, ob ich dich vor dieſem Unfalle behüten kann. Ich will dich zur erſten Thüre bringen; du wirſt zu deinem Füßen einen goldnen Schlüſſel finden, den du aufheben und die Thüre damit öffnen mußt. Die Feder des Schloſſes wird der geringſten Berührung nachgeben; aber nimm dich wohl in Acht, und halte die Thüre an, damit ſie ſich hinter dir ohne Geräuſch zuſchließt. In dieſem erſten Saale wirſt du einen ſchwarzen

Sclaven von rieſenmäßiger Geſtalt finden; die 40 Schlüſſel zu den folgenden Sälen, durch welche du gehen mußt, ſind an eine diamantene Kette gereiht, welche an ſeiner linken Hand hängt. Bey deinem Anblicke wird der Sclave in ein ſchreckliches Geſchrey ausbrechen, daß die Gewölber des Palaſtes davon wiederhallen werden; er wird ein ungeheueres Schwert gegen dich zücken: aber entferne aus deiner Seele jede Art von Furcht, ſchaue auf die Klinge ſeines Säbels; du biſt von mir zur Gnuge in der Talismanniſchen Schrift unterrichtet worden; ſprich laut aus, was du auf dieſer ſtahlernen Klinge leſen wirſt, präge dir aber dieſe Worte tief in dem Gedächtniß ein, damit ſie dir nie wieder entfallen, ſo viel Beſtürzung dich auch überraſchen könnte; deine ganze Sicherheit hängt davon ab. Der Sclave wird ſich dir nun unterwerfen; du wirſt ihn entwafnen und dich der Schlüſſel und des Säbels des großen Salomons bemächtigen. Aber vergebens wirſt du auf der Klinge nach dem Talisman ſpähen; denn du haſt ihn verſchwinden gemacht, indem du die Worte ausſpracheſt, aus welchen er beſtand. Oefne nun die erſte von den 40 Thüren und mache ſie mit eben der Vorſicht wieder zu. Hier wirſt du Salomons Rüſtung gewahr werden; aber rühre weder ſeinen Helm noch ſeinen Harniſch, noch ſein Schild an; du beſitzeſt ja ſein Schwerd und du mußt dich mit andern Waffen als mit Eiſen und Stahl wappnen. Salomon wurde durch ſeinen Muth ſeine Stärke, ſeine Geduld und ſeine Klugheit Sieger; viele Statüen mit Hieroglyphen überdeckt, bilden dieſe vier Tugenden ab. Denke lange über dieſe weiſen Sinnbilder nach, und bemühe dich, ihren Sinn dir einzuprägen; es ſind Waffen, die dir niemand jemals wird rauben können. Prüfe daher ſorgfältig die Sinnbilder des Propheten, ſo wie die Schriftzüge auf dem Säbel des Sclaven, das Licht, das ſie dir anzünden werden, wird dich in Stand ſetzen, alle deine Feinde zu beſiegen, doch ſollteſt du ſie, oder die Worte vergeſſen die auf dem Säbel eingegraben ſtanden, ſo würdeſt du weiter nichts, als eine Klinge in der Hand halten, die Roſt und Zeit bald verzehren würden.

Wenn du dich in dieſem erſten Saal ſo lange aufgehalten haſt, als du es nöthig finden wirſt, ſo ſetze in einem Sprunge über die Kluft, die zum zweyten Saale führt, öfne und ſchließe deſſen Thüre mit eben der Vorſicht wie die vorige. Der Säbel, den du führſt, die Worte, die du ausſprechen wirſt, werden dich zum Gebieter der Sclaven machen, welche die Hüter dieſes Saales ſind. Ich will mich hier nicht in das Detail der ungeheuern Reichthümer einlaſſen, die du hier antreffen wirſt. In Salomons Augen waren Gold und Edelſteine nur das ſchlechteſte und verworfenſte und ob er ſich gleich ihrer zu Arbeiten bedient hat, deren Andenken ewig dauern wird, ſo gab er ſie doch gern dem Schoos der Erde wieder zurück, dem ſeine Wiſſenſchaft ſie entriſſen hatte, und hielt ſie für das Glück der Sterblichen nicht nothwendig. Sollte dir bey der Wanderung durch dieſe 40 Säle ein Gegenſtand aufſtoßen, deſſen Erklärung deiner Einſicht unmöglich fiele, ſo brauchſt du nur die Klinge deines Säbels zu reiben und dazu die Worte zu wiederhohlen, die du auswendig gelernt haſt, und ſogleich wirſt du den Sinn der Räthſel ergründen, die du vor Augen haſt."

„Ich habe nicht nöthig, tugendhafter Prinz, dich vor Habſucht und Vorwitze zu warnen, was immer die erſte Urſache des Verderbens der Ritter war, welche vor dir dieſes gefährliche Abentheuer beſtehen wollten; du wirſt unter den Zelten des Emirs Salamis gelernt haben, worinn der wahre Reichthum und die wahre Macht beſteht. Gold erhob nicht den Glanz ſeines Lagers; er war nicht gezwungen es mühſam zu ſammeln, und ihm nachzutrachten. Ein furchtbares Heer ſtand auf ſeinen erſten Wink marſchfertig; ſein Anſehen und ſein Wohlſtand beſtanden in einer guten

Wahl nützlicher Dinge und in der Verachtung des Ueberflüſſigen. Vorwitz iſt auch ein Fehler, den man vermeiden muß. Erinnere dich, daß alles, was ihn auf der Wallfarth erregen könnte, die du antreten willſt, dem Manne durchaus gefährlich iſt, der nicht genau die 366 Wahrheiten kennt, welche ſo zu ſagen die einzige Grundlage von Salomons Weisheit waren; vorzüglich aber dann, wenn du die vierzigſte Thüre aufgemacht haben wirſt, jenſeits welcher das Ziel deiner unterirrdiſchen Reiſe iſt, dann hüte dich, einen Blick auf das zu werfen, was ſich deinen Augen darſtellen wird; ein ſeidener Vorhang mit goldenen und erhabenen Schriftzügen wird deine Blicke in Verwunderung ſetzen; aber wende ſie ſchnell davon weg, denn du würdeſt darinn dein Todesurtheil leſen und es würde auf der Stelle an dir vollzogen werden. Hebe den Vorhang auf und dich wird das ſchönſte Schauſpiel in Entzücken ſetzen, wenn du die Klugheits Regeln, die ich dir gelehrt habe, aufs genaueſte befolgt haſt. Du wirſt das erſte der ſieben Meere erblicken, über welches du hinüber mußt, um zur Prinzeſſin Dorathil-Goaſe zu gelangen. Alle nöthige Erleichterungen zu dieſer Reiſe werden ſich dir von ſelbſt anbieten. Sollteſt du aber gegen eine einzige von den Lehren, die ich dir gab, gefehlt haben, ſo wirſt du den ſchrecklichſten Gefahren

ren Preiß gegeben werden." — „Es iſt vielleicht ein Unglück für mich, erwiederte Habib, daß ich nicht weiß, was Furcht iſt; daran iſt niemand Schuld, als du, Salamis und Amirala, denn ihr bemühtet euch, mich gegen jede Art von Schrecken zu wappnen, und mich zu lehren vielleicht zu ſehr auf mich ſelbſt zu bauen. Doch ich werde mir alle Mühe geben, deinem weiſen Unterricht auf das genaueſte nachzuleben."

„So tritt dann deine Reiſe an, tapferer Held, tritt ſie an unter des großen Salomos Aegide! ſein Geiſt möge dich begleiten! Ich thue die wärmſten Wünſche für den glücklichen Ausgang deiner Unternehmung, und ich werde darinne den ſüßeſten Lohn aller meiner Bemühungen finden." Il-Habul verwahrte nun in ſeiner Höhle die Tigerhaut, den Schild und Dolch des jungen Helden: er kleidete ihn einfach und bequem zu der Reiſe, die er beginnen wollte, und führte ihn, durch einen ſich krümmenden Gang der Höhlen bis an die erſte eherne Pforte, deren Schlüſſel ſie liegen ſahen. „Nimm dieſen Schlüſſel, ſagte der Geiſt, aber vergiß nicht, ſobald du den Säbel des erſten Sclaven gegen dich aufgehoben ſiehſt, ganz laut die Worte auszuſprechen, welche du mit talismanniſcher Schrift auf der Klinge leſen wirſt; merke ſie dir ſorgfältig, damit ſie dir ja nie aus dem Gedächtniß entwiſchen. Sprich ſie bey jedem Anſchein von Gefahr aus, die dir inner oder auſſerhalb der ungeheuern Höhle durch welche dein Weg geht drohen könnte. Oefne und verſchließe die Thüren mit der größten Vorſicht; bedenke, daß alles in dieſer Höhle ſymboliſch iſt, und daß die Handlungen ſich darauf beziehen müſſen. Vergiß auch die übrigen guten Rathſchläge nicht, die ich dir gegeben habe: aber ich wiederhohle und ſchärfe dir ſonderlich nur dieſe Warnungen ein, weil ſie für dich am wichtigſten ſind. Umarme mich lieber Habib, ich kehre zurück, wohin mich meine Pflicht ruft.“

Il-Habul entfernte ſich; Habib öfnete behutſam die erſte Pforte und machte ſie eben ſo leiſe wieder zu. Er wurde einen ſchwarzen Rieſen von gräßlicher Geſtalt gewahr, der, als er ihn erblickte, einen ſo fürchterlichen Schrey that daß die Gewölber dieſer Grotte davon erbebten. Das Ungeheuer zuckte den fürchterlichen Säbel, aber der aufmerkſame Habib ſchaute auf die Klinge und ſprach laut das Wort: Macht aus, das mit goldenen Zügen darauf eingeäzt ſtand. Der Sclave wurde entwafnet; Säbel und Schlüſſel fielen ihm zugleich aus der Hand und er bückte ſich vor ſeinem Sieger.

Der Prinz bemächtigte ſich des furchtbaren Säbels und näherte ſich der zweyten Pforte. Er ſchloß ſie auf, ſieben verſchiedene Gänge zeigten ſich ſeinen Augen und nicht Einer war erleuchtet. Unſchlüſſig, welchen er wählen ſollte, ſprach er mit ſtarker Stimme das Zauberwort, und ein blaſſes flackerndes Flämmchen erſchien am Eingange des vierten Gangs. Er folgte dieſem Wege und ſtieg 1490 Stufen auf einer halberleuchteten Treppe hinab. Er kam nun zur dritten Pforte, indem er ſich immer mit derſelben Klugheit betrug. Hier empfiengen ihn zwey Ungeheuer die halb Mann, halb Weib waren, und warfen zwey ungeheuere eiſerne Haaken nach ihm, aber er rief: Macht! und das Eiſen wurde weich wie Wachs und die Ungeheuer entflohen. Hier genoß Habib eines entzückenden Anblicks. Ein Krenleuchter von Karfunkel erleuchtete einen runden Saal, der auf Jaſpis Säulen ruhte. Des großen Salons Rüſtung ſtand als eine Trophäe in der Mitte; der Vogel Phönix, mit allen ſeinen koſtbaren Federn geſchmückt, krönte den Helm; das Auge vermochte nicht, den ſtrahlenden Glanz des Harniſches und Schildes zu ertragen; und das Eiſen der Lanze flammte wie Feuer; der Säbel fehlte, aber Habib bemerkte mit Vergnügen, daß der, deſſen er ſich bemächtigt hatte, zu den übrigen Stücken der Trophäe vollkommen paßte. Alle dieſe Waffen waren mit einer geheimnißvollen Schrift bedeckt, deren Sinn Habib zu enträthſeln ſich bemühte. Er las auf dem Harniſch: **Stärke der Seele iſt der wahre Panzer des Menſchen.** Er fuhr fort, und fand auf den übrigen Stücken der Rüſtung die Sprüche; **Geduld ſey ſein Schild. — Seine Zunge ſey ſeine ſtärkſte Lanze. — Weisheit ſey ſein Helm. — Ohne Tapferkeit ſind ſeine Arme nackend. — Ohne Standhaftigkeit ſind ſeine Füße ihm unnütz.** —

„O großer Salomo, rief der Held, der Phönix breitet noch ſtolz ſein Gefieder auf dem Gipfel deines Helms aus!

„Mächtige Krieger der Erde, bepanzert euch mit Eiſen und Stahl; der Prophet des Allmächtigen gieng ſeinen Siegen gerüſtet mit Tugend entgegen."

Habib betrachtete hierauf die 366 Hieroglyphen, welche die Zierde der Wände des Saals waren. Eine war darunter, die einzig in ihrer Simplizität war, zu deren Erklärung aber Habibs Einſicht nicht hinreichte. Eine andere weit zuſammengeſetztere Hieroglyphe ließ hingegen ihr Geheimniß augenblicklich enthüllen und die 365 übrigen hatten ihre Deutung und konnten nur durch eine einzige gedeutet werden. „O Wiſſenſchaft, ſprach Habib, ich fühle es, du warſt für mein Herz gemacht, aber mein Geiſt iſt fern von dir. Wer wird mir die Augen des Luchſes geben, um deine Geheimniſſe zu durchſchauen? Schon der Glanz, in welchem du vor meinen Augen ſtrahlſt, zwingt ſie jetzt ſich auf den Boden zu heften. Habib gehe, wohin dich dein Verhängniß ruft; es verſprach dir Ehre und Ruhm. Von dem höchſten der Himmel kommt Weisheit herab; wünſche immer mehr und wandle weiter auf deiner Bahn, unter dem Schutze deines Geſtirns!“

Indem er ſo ſprach, kam er zu der Pforte, welche ihm den Eingang zu den Gewölbern aufſchließen ſollte, wo Salomos Reichthümer verwahrt wurden. Er mußte beſtändig neue Treppen hinabſteigen, neuen ſich krümmende Gänge folgen, und ſo gelangte er zu verſchiedenen Thüren, welche er ohne Geräuſch öfnete und zumachte. Ueberall traf er Ungeheuer an, welche ihn durch ihre Mißgeſtalt, ihr Geſchrey oder ihre Drohungen Entſetzen einzuprägen ſuchten. Der Kopf des einen war ein Menſchenſchädel mit Hörnern und einem Adlers-Schnabel; ein anderes Monſtrum vereinigte die Theile des Löwen, Tigers und Elephanten; ein drittes hatte einen Krokodillrachen auf Menſchenſchultern;

und eine Hyder mit drey Weiberköpfen, deren Haare Schlangen waren, hielt dem Helden ihren ſcheußlichen Kopfſchmuck entgegen. Aber Habib, voll feſten Muths und eingedenk des Raths des Geiſtes, ſchlug mit dem Zauberwort dieſe drohenden Schreckgeſtalten alle zu Boden, und blickte kalt auf die Klumpen von Gold und Edelſteinen und auf die zertrümmerten Idole, die hier lagen. Er wandelte ſchnell von einer Pforte zur andern, ſobald die Gegenſtände, die ihm aufſtießen, ihm kein ſymboliſches Zeichen der Siege des Propheten darſtellten. Er verweilte ſich nur an einem einzigen Orte. Es war ein ungeheuerer Saal, in welchem im Kreiſe umher eine große Anzahl von Weſen ſaßen, welche menſchliche Geſtalt hatten; ſie ſchienen aufmerkſam der Vorleſung des Ehrwürdigſten von ihnen zuzuhören, der auf einem erhabnern Sitz vor einem Pulte ſaß. Als Habib hereintrat, ſtand die Verſammlung auf, bückte ſich gegen den Helden; und unterbrach aus Ehrfurcht ihre Vorleſung. Der Prinz wendete ſich zu dem Vorſitzenden und ſagte: „Wenn es dir erlaubt iſt, mich zu belehren, ſo ſage mir, wer biſt du und was lieſeſt du?“ — „Ich bin ein Geiſt und Sclave des Salomo, antwortete der Vorleſer, ich habe von ihm den Auftrag, die Brüder zu unterrichten, die du hier ſiehſt; ſie werden frey ſeyn, ſo bald ſie die Kenntniſſe erlangt haben werden, die ſie brauchen, um ihren Wandel darnach zu richten. Das Buch, aus welchem ich ihnen vorleſe, iſt der Koran; aber ach! es ſind ſchon viele Jahrhunderte verfloſſen, ſeit ich ihnen dieß heilige Buch erkläre und noch hat nicht ein Achttheil von meinen Zuhörern auch nur die erſte Zeile begriffen! Setze deinen Weg fort, junger Moslem, du haſt nichts weder von ihnen noch von mir zu lernen; gehe der Bahn nach, auf welche dich dein Verhängniß ruft und bleibe immer ſo vorſichtig, wie du bisher geweſen biſt!"

„Habib verließ dieſe Schule und dachte über die Schwierigkeiten nach, die Wahrheit zu faſſen, wenn man nicht geneigt iſt, ſie zu verſtehen. Er prieß Gott und ſeinen Propheten, daß er frühzeitig in den Wahrheiten des Korans unterrichtet worden ſey.

Der junge Prinz hatte ſchon neun und dreyßig Pforten auf- und zugeſchloſſen. Er irrte nun ſchon fünf Tage in dieſen unterirrdiſchen Wohnungen umher, wo die Sonne die Stunden nicht bezeichnet, wo die Zeit, die nichts abtheilt, verſtreicht, ohne daß man ſie einer Berechnung unterwerfen kann; wo ſich Jahrhunderte über Jahrhunderte thürmen, ohne daß man ihren Hingang bemerkt; wo die wohlthätigen Geiſter wohnen, deren thätige Seele nur mit dem Glücke der Rechtgläubigen beſchäftigt iſt, und die nicht die Macht der Bedürfniſſe kennen. Habib drang nicht in die andern Kerker, in die finſtern Höhlen, wo die böſen Geiſter unter der Herrſchaft ganz entgegengeſetzter und weit drückenderer Geſetze leben; dort liegt die Laſt der Zeit ſchwer auf ihnen; alle Laſter der Welt keimen und gähren in ihren verderbten Seelen; und es giebt keine Art von Bedürfniß, deren Tyrannen ſie nicht empfinden ſollten. Unſer Held hatte nicht gezählt, wie viel Pforten er ſchon geöfnet hatte. So wie er eine neue gewahr wurde, ſonderte ſich der Schlüſſel, der ſie aufſchließen ſollte, von ſelbſt von dem Schlüſſelbunde ab und ſteckte ſich ans Schloß. Endlich gelangte er an die vierzigſte Pforte. Sie that ſich auf und er wurde den Todbringenden ſeidenen Vorhang gewahr, vor dem ihn der Geiſt gewarnt hatte. Die ſchimmernden Schriftzüge, die er nicht leſen durfte, funkelten vor ſeinen Augen, aber er hob ſchnell den Vorhang auf und erblickte das Meer, welches ihn endlich zum Ziele ſo vieler Gefahren und Beſchwerlichkeiten bringen ſollte. Raſch eilte er dem Ufer zu! — Aber in eben dem Augenblick drehete ſich dieſe vierzigſte Pforte, die er zuzuſchließen vergaß, mit einem ſo fürchterlichen Getöſe in ihren Angeln, daß der Kaukaſus bis in ſeinen Grundfeſten erzitterte. Alle die Thüren, durch welche er ſchon gekommen war, und alle die Pforten der Gefängniſſe ſtürzten zuſammen, und zertrümmerten mit einem ſo furchtbaren Krachen, daß ſelbſt die Gewölber des Himmels davon zu erbeben ſchienen. Legionen von Geiſtern, von den ſcheußlichſten Geſtalten entflohen aus ihren Kerkern und ſtürzten auf Habib zu; die ſchrecklichſten Fratzen, die fürchterlichſten Drohungen begleiteten ihren Angrif. Habib drehte ſich, um ihnen die Spitze zu bieten, und wäre er eben ſo furchtſam geweſen, als er in dem Augenblick zerſtreut geweſen war, ſo hätte nichts ihn retten können; aber die Größe der Gefahr gab ihm kaltes Blut; er erinnerte ſich des furchtbaren Wortes; er entblößte Salomons Schwerdt und ſprach mit feſter Stimme das magiſche **Macht** aus. Sogleich bebte die erſchrockene Menge in den Kaukaſus zurück; die Pforte, welche nach dem Meere führte, ſchlug ſich mit Ungeſtüm zu, aber leider! waren dieſe böſen Geiſter nicht alle in die Berghöhlen zurück gekehrt; ein Theil hatte ſich in das Meer geſtürzt und ſetzte es bis in ſeinen tiefſten Klüften in Aufruhr; ſeine Fluthen ſtiegen bis an den Himmel empor. Die übrigen Geiſter trieben die Dünſte der Luft zuſammen und thürmten ſie in ſchrecklichen Wetterwolken auf. Das Tageslicht verſchwand; die Sonne verfinſterte ſich; der Donner brüllte; die auf einander gedrängten Wolken kämpften gegen die Wuth der losgelaſſenen Stürme; und die Wellen des bis in ſeinen Tiefen empörten Meers, wälzten ſich furchtbar über einander; das Feuer der Blitze ſchien ihre ſchwarze Oberfläche mit Blut zu färben. Das ſchrecklichſte Ungewitter brach von allen Seiten los; die im Schooße der Wolken mit dem Blitz eingekerkerten Sturmwinde ſtürzten durch die Oefnungen, welche ſich der Blitz geſpalten hatte; das Meer floh vor ihnen in die Abgründe zurück, die es ſich gegraben; das Brüllen der Wogen, das Geheul der Winde erſchütterten die Grundfeſten der Felſen, und das verdoppelte Krächen des Donners ſchien dieſem Theile des Erdkreiſes den Zuſtand des erſten Chaos zu drohen. Bey dieſer allgemeinen Empörung der Elemente war nicht alles natürlich. Il-Habul, dem die Bewahrung der Waffen und Schätze des Propheten übertragen war, hatte in dem Augenblicke, wo die rebelliſchen Geiſter aus ihren Kerkern entflohen waren, ſich an die Spitze der Geiſter geſtellt, die ſeinem Befehl untergeben waren, und Erde, Meer und Luft war der Schauplatz dreyer hartnäckiger und wüthender Kämpfe geworden. Habib, voll Erſtaunen über den Aufruhr, den er um ſich her erblickte, konnte die Schuld nichts anderm, als ſeiner eigenen Unvorſichtigkeit zuſchreiben, denn als er den Vorhang wegſchob, hatten Erde und Himmel ein lachendes Anſehen, und das Meer war ruhig. Er warf ſich mit dem Geſichte auf die Erde und rief:

„¿Wo iſt der, welcher ſich weiſe glaubt? er ſchaue auf mich und zittere vor ſeinem Dunkel: ¿wo iſt der, der ſich ſtets für klug hält? er trete zu mir und beſchäme mich! Meine Augen hatten das Glück geſehen und es iſt verſchwunden; ich hielt den Schlüſſel meines Schickſals in der Hand, und er entfiel mir. Dorathil-Goaſe, dein Liebhaber liebt dich wie ein Wahnſinniger, er iſt deiner nicht werth. Wie ſoll ich in der Lage, in der ich mich befinde, meine Stimme erheben, um die irrdiſchen Mächte zu meinem Beyſtande aufzurufen? Wenn ich den Himmel zu rühren ſuche, ſo ruft mir eine Stimme aus der Tiefe meines Herzens zu: lege ihm Rechnung von ſeinen Wohlthaten ab! Die Araber von unſern Stämmen haben mich verrathen; ¿kann ich ihnen Vorwürfe machen, da ich mich ſelbſt verrathen habe? Salamis, Amirala, Il-Habul, ihr habt auf einen ſchlechten Boden geſät, ¿wie wollt ihr erndten? Ich werde Thränen vergießen, wie furchtſame Seelen; Verwirrung wird meine Augen bedecken, wenn ich die Binde des Stolzes abgenommen haben werde. ¡O großer Prophet! der Schuldige wagt es nicht, ſeine Stimme zum Himmel zu erheben; aber du zeichneteſt dich ja durch deine Güte gegen Habib aus, als er noch nichts verdiente; verzeih ihm auch jetzt, wo er ſeine Fehler erkennt und wirf deine Blicke auf ihn!"

Als er dieß Gebet verrichtet hatte, ſtand Habib auf und ſchaute um ſich her, um zu ſehen, wie die Gegend beſchaffen ſey, wo er ſich befinde. Er war auf der Spitze hoher Klippen, an deren Fuß ſich das Meer mit Ungeſtüm brach; er wurde von einem ſenkrecht abgeſchnittenen Gebirge umgeben, das ihn von der übrigen Welt zu ſondern ſchien. Wenn man von einem Felſen auf den andern ſprang, ſo konnte man ungefähr eine Strecke von tauſend Schritten lang weiter kommen; dicke Wolken fiengen das Sonnenlicht auf und die Blitze, die aus ihrer Mitte fuhren, gaben allen Gegenſtänden, die ſie erleuchteten, eine feurige Kupferfarbe; ein peſtilenzartiger, ſalzigter Nebel bildete die gefährliche Atmoſphäre, in welcher man athmen mußte. Habib betrachtete einige Zeit das Chaos, das er vor Augen hatte; dann that er einen Blick auf ſeinen Säbel und ſah glänzender als jemals die eingegrabene talismanniſche Schrift funkeln. Il-Habul hatte ihm vor Zeiten gelehrt, daß die Vorſehung nie Wunder ohne Urſache thue. Der neue Glanz des Talismanns mußte alſo ſeinen Beſitzer auffodern, ſeine Kraft zu verſuchen und den Aufruhr der verſchwornen Elemente zu ſtillen. Habib ergriff die geheimnißvolle Waffe, und rief, indem er dreymal die Luft durchhieb:

„¡**Macht des Feuers, der Erde, der Luft und des Waſſers**! ich befehle dir, kehre zu deiner gewohnten Ordnung zurück, wo du nicht von mir zu gänzlicher Unthätigkeit verdammt ſeyn willſt!“ In eben dem Augenblicke gab die Klinge einen Schein von ſich, vor welchem der Schein der Blitze erbleichte; man vernahm ein verwirrtes Getöſe, wie Berge Sand, die in einander zuſammen ſtürzen; das Meer wurde ruhig und ſtill; der Sturm legte ſich; der Hauch eines gelinden Weſtwinds trat an die Stelle des Brüllens des ſchwarzen Nordſturms; und das glänzende Geſtirn des Tages vergoldete wieder mit ſeinen Strahlen die Klippen, deren Gipfel dem Helden zum Zufluchtsorte dienten. Beym Anblick dieſes großen Wunders konnte ſich Habib nicht einer Anwandlung von Entſetzen erwehren, welche von Freude begleitet wurde.

„¿Welche Gewalt, rief er, hat meine ſchwachen und ſtrafbaren Hände gebraucht, um hier ihre kraftvolle Stärke zu zeigen? nie haben die Elemente meiner Stimme gehorchen können."

„O Schöpfer der Welt, du haſt dein Antlitz nicht von mir gewendet."

„Großer Prophet, Habib iſt noch in deinen Augen ein Kind des Stammes Ben-Hilac."

Als er dieſes, mit auf die Erde geworfenem Geſicht, geſagt hatte, vernahm er ein Rauſchen neben ſich; er hob den Kopf auf und erblickte den Il-Habul. „O mein Beſchützer! o mein Meiſter! ſagte er, ohne Zweifel warſt du es, der alle die Wunder wirkte, die ich eben ſah?" — „Nein, lieber Habib, erwiederte der Geiſt, ſie ſind die Wirkung der Tugenden der Macht des großen Salomos, deſſen Werkzeug du geweſen biſt. Du weißt nicht, welches Unglück deine Vergeſſenheit meines Raths und deine Nachläßigkeit angerichtet haben; ohne dich wäre das Uebel ſchwerlich wieder gut zu machen geweſen. Als du, ſtatt die vierzigſte Pforte hinter dir zuzuſchließen, zum Meere eilteſt, öffneten ſich alle Pforten der Gefängniſſe der rebelliſchen Sclaven; ſie ſtürzten in Menge heraus, und du würdeſt ihr erſtes Opfer geweſen ſeyn, wenn du nicht Gebrauch von dem Talismanne gemacht hätteſt, deſſen Namen ſie vorzeiten

zeiten unterthan waren. Sie entſetzten ſich vor ſeinem Anblicke, fuhren in die Luft empor, ſtürzten ſich in die Waſſertiefen und erzeugten das heftige Ungewitter, das du mit angeſehen haſt. Ich verfolgte ſie an der Spitze meiner Geiſter, und nun begonn der heftige Kampf, von deſſen Wirkung du Augenzeuge warſt, ohne es zu begreifen; du gebrauchteſt das einzige Mittel, das in deiner Gewalt war, aber das in den Händen eines rechtgläubigen Moslems von ungezweifeltem Erfolge ſeyn mußte. So gleich fielen ihnen die Waffen aus der Hand, und von einer plötzlichen Betäubung ergriffen, plumpten ſie wie unbehülfliche irrdiſche Maſſen zu Boden; unſere Krieger legten ſie in Ketten und kerkerten ſie wieder in die Gefängniſſe ein, aus welchen ſie geflohen waren. Ohne deinen Beyſtand würde der Kampf noch jetzt dauern. Ich will dir keine Vorwürfe über die Zerſtreuung machen, welche den glücklichen Ausgang deines Unternehmens entfernt, und dich unerhörten Gefahren ausſetzt. Es iſt mehr der Fehler der Liebe, als dein Fehler, und deine Leidenſchaft iſt die Wirkung des Einfluſſes deines Geſtirns. Rufe dir die Kenntniſſe zurück, welche du bey Beſuchung der Schätze des großen Salomons dir geſammelt haben mußt, und du wirſt überall und in dir ſelbſt die Waffen finden, welche dem ächten Ritter des Siegs vergewiſſern; er weiß, daß ſie ſich ihm mehr in widerwärtigen als günſtigen Zeitläuften an die Hand bieten. Aber dieß ſind die letzten Rathſchläge, die du von mir empfangen wirſt, du wandelſt nun auf einer Bahn, wo man erröthen muß, den glücklichen Ausſchlag kleinen Mitteln zu verdanken zu haben; nur von Himmel kann man Beyſtand ohne Schande erhalten, und ſich von ihm erflehen, wenn man nur weiſe in ſeinen Planen iſt, und nicht in Uebermuthe triumphiren will. Lebe wohl, lieber Habib, ich verlaſſe dich im Gedränge von Bedürfniſſen und auf der Bahn neuer Abentheuer; aber ich hoffe, daß du den Muth haben wirſt, durch dich ſelbſt allem Trotz bieten zu können!“

Il-Habul verließ den Habib auf ſeinem Felſen; das Meer hatte ſich zurückgezogen und brach nicht mehr ſeine Wellen zu ſeinen Füßen: er konnte herabſteigen und in einem ziemlich kurzen Raum von einem Felſen zum andern wandern, aber er fand nirgends einen Schutzort vor der Nacht, und nichts, womit er ſich vor Durſt und Hunger ſchützen konnte: In dieſer ſchrecklichen Lage befand ſich der Held, als ſein Schutzgeiſt verſchwand. Eine Seele, die nicht ſo groß als die ſeinige geweſen wäre, würde ſich ängſtlichen Vorſtellungen Preis gegeben haben, aber des großen Salomons Säbel hieng noch an ſeiner Seite und drohte noch den Feinden des Allerhöchſten; er hatte keinen Gegner mehr zu fürchten, als ſich ſelbſt.

„Mein Fehltritt hatte mich zu Boden geworfen, rief er, aber Gottes Hand hob mich wieder auf.

„Sey nicht ſtolz, Kaukaſus, auf deinen ungeheuern Umfang und auf die Härte deiner Felſen. Gott wollte es, und ich drang bis in dein Herz.

„Erde, du liegſt hinter mir, wie eine ſchreckliche Mauer; du ſcheinſt ohne Ende; du bieteſt meinen Blicken nur Abgründe und tiefe Klüfte dar; aber die Hoffnung ſchwimmt oben auf deinem Gewäſſer, und zeigt mir ihr holdes Antlitz durch die dicken Dunſtwolken, die dich verhüllen.“

Wirklich ſah Habib in dieſem Augenblicke Land, ohne daß er es ſelbſt wußte. Es war eine Spitze der weißen Inſel, welche einen Theil der Staaten der Dorathil-Goaſe ausmachte. Unterdeſſen brach' die Nacht ein und um ihrer Kälte nicht ausgeſetzt zu ſeyn, machte er ſich ein Lager zwiſchen drey Felſen zurecht, um den kalten Wind abzuhalten, deſſen durchdringender Hauch ſeinen Körper erſtarrt haben würde.

Mit Anbruche des Tages verrichtete der edle Moſlem ſeine Reinigung und ſein Gebet, hierauf durchſuchte er eiligſt die ganze Gegend, und forſchte, ob er nicht etwas Speiſe ausfindig machen könnte. Er traf die Klüfte voller Muſcheln an; die Wellen hatten auch Stücken von Gewächſen und Kräutern angetrieben, welche er ſich dörrte, und ſo half er allen ſeinen Bedürfniſſen aus, bis das Schickſal ihn zu intereſſantern Ereigniſſen aufrufen würde.

An einem Morgen, wo Habib auf einen Felſen geklettert war, der am weiteſten ins Meer vorſtand, wurde er von einem leichten Schlafe überfallen. Drey Meermädchen ſteckten ſogleich den Kopf aus dem Waſſer empor. „Er ſchläft, Schweſtern, ſagte die eine dieſer Najaden zu den beyden andern; wir wollen näher zu ihm gehen, und zu erfahren ſuchen, wer er iſt. Es wird euch freuen, wenn ihr ihn ſeht. Er iſt ſchön, wie der erſte Strahl des Tages; geſtern ſah ich ihn ſich über das Waſſer bücken, um ſeine Reinigung zu verrichten und er ſchien den Fluten eine höhere Farbe zu geben; es war, als ob der Boden des Meeres mit Roſen beſtreut wäre. Um ihn aber recht mit Muße zu betrachten, wollen wir ihn ſo einſchläfern, daß er von unſerm Geräuſche nicht erwachen kann; gebt mir die Hand, wir wollen uns im

Kreiſe drehen, bis er feſt eingeſchlafen ſeyn wird.“

So bald die Meermädchen ſich von der Wirkung ihrer Bezauberung überzeugt hatten, ſtiegen ſie aus dem Waſſer. Ihre blonden Haare, in Flechten geſchlagen, wallten auf ihren Schultern, ein Spiel der Weſte; ein Stoff, ſo fein wie Flohr und aus Seepflanzen gewebt, hieng von ihren Schultern herab, und ſchlang ſich um ihre Lenden; Halbſtiefeln von Perlen zierten ihre Füße; Armbänder von Korallen ſchmückten ihre Arme und alle drey waren eben ſo ſchön, als verführeriſch. Sie beguckten ſich ſeitwärts im Waſſer, und umringten, in ſüßer Selbſtzufriedenheit mit ſich und ihrem Putze, den Ritter.

„Welch ein ſchöner junger Mann! ſagte die älteſte von den dreyen; wenn es ein Ritter wäre?“ — „O es iſt gewiß einer, ſagte die jüngſte; betrachte nur ſeinen Säbel, aber rühre ihn nicht an; denn ich habe die Hand auf den Griff legen wollen, und er hat mich verbrannt.“ — „Ilzaide, ſagte die älteſte zur jüngſten, wir müſſen zu erfahren ſuchen, wer er iſt und woher er kommt. Vielleicht hat ihn der Sturm hierher verſchlagen; unterdeſſen ſieht er doch gar nicht wie ein Schiffbrüchiger aus. Bringe mir eine von den größten Muſchelſchaalen, die auf dem Strande liegen und fülle ſie mit Waſſer." — Ilzaide gehorchte, die Muſchel wurde gebracht und das älteſte von den Meermädchen riß ſachte dem Habib ein Haar aus. „Dieſes Haar, ſagte ſie, wollen wir zum Sprechen bringen; und es ſoll uns alle Geheimniſſe des Kopfes ausſchwatzen, an welchem es geſeſſen hat." Sie tauchte es ſogleich ins Waſſer, und fuhr damit im Zirkel um die Muſchel herum: „Rühret das Waſſer wohl durch einander, ſagte ſie zu ihren Schweſtern, je trüber es iſt, deſto beſſer kann ich darinne ſehen." — „Sieh einmal, ſagte Ilzaide, ich glaube das Haar iſt zerfloſſen, das Waſſer hat die Farbe des Firmaments bekommen; es ſind Sterne darinne, und man wird den Boden der Muſchel nicht mehr gewahr." — „Deſto beſſer, antwortete die älteſte; auf Nacht kommt Tag; bückt euch; ¿ſeht ihr die Landſchaft, die ſich bildet? Hier ſind Gefilde mit Bäumen, in deren Schatten Heerden weiden. . . . Hier ſind Gezelte. . . . Er iſt in Arabien geboren!" — „¿In Arabien? rief die, welche noch nicht geſprochen hatte; aus dem Lande erwartet ja unſere Königin Dorathil-Goaſe ihren Befreyer. Wie glücklich wären wir, Schweſtern, wenn wir ihren tapfern Ritter hier gefunden hätten; er würde uns gewiß von Rakaſchik und ſeinem ganzen Anhange befreyen .... Aber das Waſſer ſchweigt von dem allen; wir wollen es noch mehr trüben, um zu erfahren, wie und woher er ſeine Reiſe gethan hat.“ — „Ach, Schweſter, ſagte Ilzaide, das Waſſer wird ſchwarz, ganz ſchwarz!“ — „Deſto beſſer, erwiederte die älteſte, deſto heller und klärer wird die Wahrheit daraus hervorgehen; rührt es noch ſtärker!“ — „Schweſter, ſprach die zweyte, das Waſſer wird weißlich; o welch ein trauriger Anblick!“ „Es ſind Berge, Sandwüſten und Einöden, ſetzte die älteſte hinzu, er hat das alles ohne Begleiter durchreiſet; denn ich ſehe ihn allein. Er muß viel Muth und Stärke haben.... Trübe! trübe das Waſſer, denn der Weg, den ich ihn nehmen ſehe, kann ihn nicht hierher geführt haben“ .... „O Himmel! rief ſie, ich erblicke das Eingeweide der Erde! Doch, wir wollens dabey ſeyn laſſen, liebe Schweſtern, denn das Waſſer, wie ich ſehe, kann uns von den Geheimniſſen ſeines Herzens nichts verrathen. Doch ich kenne ein natürlicheres Mittel hinter dieſe Geheimniſſe zu kommen. Uns iſt, wie ihr wißt, an ihrer Kundſchaft äußerſt gelegen, denn wir wiſſen, daß wir von unſern Leiden und unſern Tyrannen durch einen vollkommenen Liebhaber befreyt werden ſollen, der aber nicht unſer Liebhaber ſeyn darf.“ — „Ohnmöglich, gab Ilzaide lebhaft zur Antwort, kann dieſer Ritter, wer er auch iſt, unſer Liebhaber ſeyn; wir haben ihn ja nie geſehen.“ — „Aber wenn er die Augen aufthun wird, antwortete die älteſte, wird er uns ſehen, und dann bitte ich dich, liebe Schweſter, ſchlage ja deine nieder, denn du haſt einen weit mächtigern Zauber darinne, als wir. und wenn er dich liebte, ſo wäre alle unſere Hoffnung verloren!“ — „Liebe Schweſter, er wird dich eher lieben, als mich; antwortete Ilzaide.“ — „Salomon mag uns alle drey davor bewahren! ſetzte die älteſte hinzu. Aber da wir ſuchen müſſen, uns bey ihm beliebt zu machen, um ein Recht auf ſeine Dienſtleiſtungen zu bekommen, ſo wollen wir alle unſere Kräfte dazu aufbieten. Fürs erſte ſehe ich, daß es ihm hier an allem gebricht; er hat auf dieſem Strande nur einige Meerpflanzen und Muſcheln gefunden, die er roh verzehrt hat; wir wollen ihm, wenn er erwachen wird, ein Mahl bereiten, ſo gut, als es in dieſer Wüſte zu finden iſt. Ilzaide, du biſt flinker, als die Ziege, die dort von einer Klippe zur andern ſpringt; ſetze ihr nach und zwinge ſie, dir von ihrer Milch zu geben; fülle damit eine Seeſchnecke, aber verſtopfe ſie ja wohl, unten und oben, mit aromatiſchen Kräutern. Durchſuche dann die Thäler des Bergs, du wirſt in verſteckten Winkeln vielleicht Blumen und Früchte finden, wähle, was dir für Geſchmack, Auge und Geruch das wohlgefälligſte dünkt; meine Schweſter und ich wir wollen unterdeſſen das übrige beſorgen. Wir haben vollauf zu thun, wenn wir ihm eine Kollation auftiſchen wollen, wie er ſie in dieſer Wüſte nicht vermuthen wird.“ — Ilzaide machte ſich auf den Weg und die älteſte von den Schweſtern ſagte zu der zurück gebliebenen:

„Ich weiß, wo auf dem Boden des Meeres einige große Korallenzinken ſtehen, von denen zwey wohl die völlige Ladung eines Kameels ausmachten; wir wollen viere davon holen, ſie hier ins Gevierte ſtellen, und ſie mit eben dem Zeuche überdecken, von welchen unſere Gewänder gemacht ſind. Wenn wir nun ſo eine Art von Zelt gemacht haben, ſo wollen wir Meermoos ſammeln, es trocknen und wohlriechend machen und einen Soffa davon machen. Aus Steinen wollen wir einen Tiſch bauen, und ihn mit einer Binſenmatte bedecken; wir wollen den Tiſch mit den beſten Seefiſchen, die wir an der Sonne gedörrt und gebraten haben, und mit Vögeleyern beſetzen, die ich aus ihren Neſtern holen will; und die Milch und Früchte, die unſere gute Schweſter bringen wird, ſollen das leckere Mahl vollkommen machen.

„Sobald ein Geiſt ſich außer ſeinem Elemente befindet, iſt ſeine Macht eingeſchränkt. Hier muß Induſtrie die Macht, Ordnung und Geſchmack den Ueberfluß erſetzen; Bedürfniß wird alles würzen und Erkenntlichkeit dem kleinſten Dinge Werth geben.“

Ilzaide war nun wieder gekommen, das Zelt war aufgeſchlagen und ausgeputzt und der Tiſch gedeckt; es kam jetzt nur darauf an, den Zauber zu löſen, welcher den Habib noch im Schlaf feſſelte; aber er ſollte auf dem Soffa erwachen, vor welchem ſie den Tiſch aufgerichtet hatten, und die drey Schweſtern wollten ſich ihm gegenüber ſtellen.

„Nun, liebe Schweſtern, ſagte die älteſte, wollen wir gleich ſehen, ob es der Arabiſche Ritter und Dorathil-Göaſens Geliebter iſt, ich will mich eines Zaubers bedienen, der nicht fehlſchlagen kann. Hebet die Hände in die Höhe und bewegt ſie, während ich die Worte ausſpreche: Ritter, ich wecke dich im Namen des großen Propheten Salomons und im Namen der Dorathil-Goaſe!“ — „Dorathil-Goaſe! rief Habib, der plötzlich aufwachte und ſich aufrichtete. Er ſah um ſich her und war voll Verwunderung und Erſtaunen. Der Anblick dreyer junger halb nackender Schönheiten und dieſe Tafel mit den appetitlichſten Gerichten, mit Früchten und Blumen bedeckt; und dieſes Zelts, wo alles von Purpur und Korallen glänzte und dann Dorathil-Goaſens Name! Dieſes Alles mußte nothwendig den Ritter in Verwunderung und Erſtaunen ſetzen. — „Dorathil-Goaſe, rief er von neuem, indem er ſich wieder hinſetzte und um ſich her ſchaute, wo iſt meine liebe Dorathil-Goaſe?“ — „Sie iſt nicht hier, Herr Ritter, antwortete die älteſte von den Schweſtern, aber du haſt eine von den Inſeln im Geſichte, welche die rebelliſchen Geiſter ihr geraubt haben. Du kannſt das Land jenſeits dieſes Arms des Meers erkennen; ſiehſt du jenen blaulichten Dunſt am Ende des Horizonts?“ — „Seyd ihr von ihrem Gefolge? Wo habt ihr mich hin verſetzt?“ fragte der Prinz noch immer voll Erſtaunen. — „Wir ſind, antwortete die älteſte, drey Meermädchen, im Grunde des Herzens zwar noch ihre Unterthanen; aber jetzt wider unſern Willen den Geſetzen des Rebellen Abarikaf unterworfen und unter der unmittelbaren Botmäßigkeit des Ungeheuers Rakaſchik.“ — „Wo ſind ſie? ſprach Habib, und glühete vor Zorn, wo ſind ſie, daß ich die Erde von ihnen befreye?“ „Herr, erwiederte die älteſte der Meermädchen, beyde können nicht von deinem Schwerd erreicht werden; Abarikaf iſt auf der ſchwarzen

Inſel, und du mußt erſt durch ſechs andere Inſeln, ehe du zu ihm gelangen kannſt; Rakaſchik aber befindet ſich auf der weißen Inſel, die man von hier aus gewahr wird.“ — „Ich will ihn ſogleich angreifen! ſagte Habib.“ — „In dem Falle mußt du deine Zuflucht zu neuen Hülfsmitteln nehmen.“ — „Die werden leicht zu finden ſeyn, ſagte unſer Held; denn alles um mich her iſt ja Zauberey, und ohne Zweifel habe ich es Il-Habuls oder Dorathil-Goaſens Güte zu verdanken. Aber wo bin ich?“ — „Auf eben dem Felſen, auf welchem du geſtern eingeſchlafen wareſt, wir haben uns nur bemüht, ihn dir etwas bequemer zu machen.“ — „Ich danke euch, erwiederte Habib, eure Macht ſcheint ſich auf Zaubereyen von mehr als einer Art zu gründen; aber wenn ihr in eurer Güte gegen mich fortfahren wollt, ſo wünſchte ich, ihr machtet Gebrauch von dem kleinſten Zauber, der euch zu Gebote ſteht, um dieſes Zelt in eine Barke zu verwandeln, die mich auf der Stelle nach der Inſel brächte, wo der Feind der Königin Dorathil-Goaſe gebietet.“ — „Ritter, antwortete die älteſte der Meermädchen, ob wir gleich alle drey Schweſtern Töchter von Geiſtern und ſelbſt Geiſter ſind, ſo iſt doch hier nicht das geringſte von Zauberey oder magiſcher Kunſt im Spiele geweſen. Dieß Zelt und dieſes kleine

Mahl iſt durch ſehr natürliche Mittel hervorgebracht worden. Die Beſchwerlichkeiten aller Arten, die du ausgeſtanden haſt, ſeit du Arabien verließeſt, haben nothwendig deine Kräfte erſchöpfen müſſen; genieße alſo ohne Mißtrauen von dieſen Gerichten, die von Freundes Händen für dich bereitet worden ſind; du kannſt um ſo weniger einen Zweifel in unſern Eifer ſetzen, wenn du hörſt, daß du durch Rache an der Tyranney des Rakaſchik mehr für uns thun wirſt, als wenn du uns Freyheit und Ruhe wieder gäbeſt .... Aber ich ſage kein Wort weiter, wenn du die Gerichte nicht koſteſt, die wir dir aufgetiſcht haben.“ Habib gab ihren Bitten nach, und das Meermädchen fuhr alſo fort:

„Seit Abarikaf ſein Bubenſtück vollendet und alle Provinzen von Dorathil-Goaſens Herrſchaft mit Aufruhr angeſteckt hat, vertraute er den Befehl über die weiße Inſel, welche die Gränze ſeines Reichs ausmacht, dem Geiſte Rakaſchik, dem verruchteſten und grauſamſten aller Böſewichter von ſeinem Anhange. Ehe ſich dieſes Ungeheuer unter die Fahnen des Abarikafs begab, durchſtrich es die Meere unter der Geſtalt eines ungeheuren Hayfiſches; er verfolgte die Schiffe und bezauberte durch den Gift ſeiner Blicke die Matroſen und Reiſenden.

Wehe denen, auf welche er ſein Zauberauge heften konnte; ein Schwindel ergriff ſie; ſie fielen ins Meer, und das Ungeheuer zog ſie unter das Waſſer und fraß ſie. Noch iſt er von gleicher ſcheußlichen Wuth beſeſſen und findet er nicht Fremdlinge genug, um ſeine Gefräßigkeit zu ſtillen, ſo ſättigt er ſich mit den Unterthanen der Königin. Der Tyrann Abarikaf hat ihm volle Macht und Gewalt gegeben und beyde haben ein Gelübde gethan, das Geſchlecht Adams auszurotten. Was uns betrifft, ſo kann er uns zwar nicht umbringen, aber es warten andere Leiden auf uns, die grauſamer ſind, als der Tod; er wählte ſich aus uns ſeine Kebsweiber und Sclavinnen, und wechſelt ſie mit jedem Monde. An meinen Schweſtern und mir iſt jetzt die Reihe, und wir müſſen uns in drey Tagen in einen großen Behälter voll Salzwaſſer begeben, der ihm zum Harem dient. Urtheile nun ſelbſt, welche heiße Wünſche wir für das Glück deiner Waffen thun werden, wenn du das Ungeheuer angreifſt; unterdeſſen können wir dir nicht verbergen, daß große Gefahren damit verbunden ſind.

„Um auf dem feſten Lande zu wohnen, hat er einen menſchlichen Körper angenommen, aber ſeinen Hayenkopf, der dreyfachen Reihe großer Zähne wegen, beybehalten, womit er verſehen iſt; gern würde er ihn umtauſchen, wenn er ein ſchärferes und fleiſchfreſſenderes Gebiß finden könnte; ſein Rieſenkörper iſt mit bezauberten Schuppen bedeckt, welche ihm zum Panzer dienen; er führt das Schild einer ungeheuern Schildkröte; eine große Muſchel iſt ſein Helm, und ein ſechs Ellen langes Schwerd eines Schwerdfiſches ſeine Lanze; er reitet ein Seepferd, das eben ſo furchtbar iſt, wie er ſelbſt; wenn ſie ſich einander zum Kampfe aufmuntern, ſo iſt das Geſchrey des Reiters noch gräßlicher, als das ſeines Roſſes. Eine Wallroßribbe, die er ſchneidender als Stahl gemacht hat, iſt ſein Säbel, und ſeine Arme und Waffen ſind ſo ſtark und gewichtig, daß ein jeder Streich von ihm tödtet; menſchliche Kraft vermag nichts gegen ihn, denn alles, was er an ſich hat, und alles, deſſen er ſich bedient, iſt bezaubert." — „„Liebes Meerfräulein, unterbrach ſie Habib ungeduldig, könnte ich nicht noch vor den dreyen Tagen auf der Inſel ſeyn, wo Rakaſchik ſein Unweſen treibt? Ich beſchwöre dich, verſchaffe mir ſchleunig Mittel, mein Vorhaben auszuführen, denn ich ſtehe hiermit auf und thue das Gelübde, mich nicht ehe wieder zu ſetzen, bis ich des Himmels Rache an dieſem grauſamen Feinde der Menſchheit vollſtreckt habe!" — Indem Habib dieſen Schwur that, belebte ſich ſein ganzes Geſicht und er bekam ſo etwas Großes und Erhabenes, daß er einem ganzen Heere Vertrauen eingeflößt haben würde. Er gieng einige mal im Zelte auf und ab; die Majeſtät ſeines Anſtandes und das Edle und Stolze in allen ſeinen Bewegungen erhoben den Ausdruck ſeiner Geſichtszüge noch mehr. — **Kayde** verbarg ihren Kopf hinter dem Kopf ihrer älteſten Schweſter; „das iſt ein Held, Schweſter, ſagte ſie zu ihr, wie meine Augen noch nie einen ſahen! ach was iſt es doch für eine ſchöne Sache um einen Helden! .... ich zittere .... ihn zu lieben!“ — „Ich beſorge, antwortete die älteſte, daß dieſe Furcht bey dir zu ſpät kommt. Tapferer Ritter, fuhr ſie fort, indem ſie ſich zu dem Prinzen wendete, uns iſt noch mehr, als dir daran gelegen, dir Mittel zu verſchaffen, uns von unſerm Unterdrücker zu befreyen. In einer von den Buchten dieſes Bergs iſt ein Moraſt voll Schilfrohr von außerordentlicher Länge und Dicke; wir wollen dir ein Floß davon bauen, die Meerſtille nützen und dich darauf zur weißen Inſel bringen. Aber erhole dich erſt noch ein wenig und genieße in Ruhe von dieſen Speiſen! Schweſter, ſagte ſie hierauf zu **Kayden**, komm, wir wollen das Floß bauen.“ — „Ich will mit euch gehen, ſprach Habib, es mangelt mir weder an Geſchicklichkeit noch Kräften, und ich kann euch bey eurer Arbeit helfen!" — „Meine Schweſtern und ich ſind dazu hinreichend, gab die älteſte zur Antwort, wir müſſen an einer Stelle durchs Waſſer, wo du uns nicht folgen könnteſt. Es ſoll nicht lange dauern, ſo wollen wir wieder bey dir ſeyn. Wir brennen vor Begierde, dich deines gethanen Gelübdes zu entledigen, und morgen früh wollen wir die Reiſe nach der weißen Inſel antreten." — Sie entfernten ſich bey dieſen Worten, ſprangen von Klippe zu Klippe und kamen auf eine kleine Anhöhe am Meer; hier machten ſie ihre Kleider zurecht und flochten ihre Haare von neuem, um ſich ins Waſſer zu ſtürzen. Die jüngſte Schweſter ſagte zu ihren Gefährtinnen: „¡Er wird Langeweile haben, wenn er ſo alleine iſt!" — „¿So? antwortete die älteſte; du hätteſt ihm alſo wohl gern Geſellſchaft geleiſtet, und während wir das Floß gebaut, daran gearbeitet, es ſcheitern zu machen? Schweſter, du haſt ſchon manches Meer durchſtrichen, aber du kennſt noch nicht alle ſeine Klippen; komm mit, wohin uns unſre Pflicht ruft!" — Sie warfen ſich alle drey ins Meer und beſchäftigten ſich mit Erbauung des Floſſes.

Als Habib ſeine Mahlzeit geendigt hatte und den Abend einbrechen ſahe, verrichtete er ſeine Reinigung und ſein Gebet und ſchlief ruhig ein, in Erwartung, daß die Meermädchen Wort halten und wieder kommen würden. Kaum trafen die erſten Sonnenſtrahlen ſeine Augen, ſo maßen ſeine Blicke begierig den Raum, der ihn noch von der weißen Inſel trennte; plötzlich wurde er auf dem Waſſer, das ein ſanfter Weſt ein wenig kräuſelte, etwas gewahr, das ſich bewegte, und ſchnell dem Ufer näherte; verſchiedene Köpfe guckten aus dem Waſſer empor und riefen ihm zu: „Komm Ritter, beſteige das Floß!" Er erkannte die Stimmen der Meermädchen, beſtieg das zerbrechliche Gebäude, und trieb nun auf den Fluthen hin. Acht Delphine waren an das Floß geſpannt: die älteſte der Schweſtern ragte mit halbem Leibe aus dem Waſſer empor, hielt ſich mit beyden Händen an dem Hintertheile des Floſſes an, und vertrat Steuerruderſtelle; die beyden andern Schweſtern ſchwammen neben her zu beyden Seiten, und hielten das Floß mit einer Hand im Gleichgewichte. Habib, den Kopf von ſeinem Vorhaben voll, ſtand mitten auf dem Floſſe. Bald entdeckte man die ganze weiße Inſel; der Palaſt des Tyrannen, von Korallen und Muſcheln gebaut, zeigte ſich auf der hervorragendſten Landſpitze. Als die Schildwachen den Krieger von fern gewahr wurden, machten ſie Lärm, und meldeten ſeine Ankunft dem **Rakaſchik**, der ſchon eine neue

Beute in ſeiner Gewalt zu haben wähnte; „laßt ihn heran kommen, ſagte er, und fragt ihn, was er verlangt? Er ſoll auf ſeine Koſten lernen, daß kein Fremder hier landen kann, ohne ſich mit mir zu meſſen. Ich will mich unterdeſſen wafnen, um ihn zu empfangen, wie ers verdient!“

Das Floß war unterdeſſen ans Land gekommen, und Habib ſprung ſchnell ans Ufer. Eine Schildwache, eine Art von amphibiſchen Ungeheuer, kam auf ihn zu und that die befohlnen Fragen an ihn: „Sage deinem Herrn, gab Habib zur Antwort, daß ich hierher gekommen bin; um mit ihm zu kämpfen!“ — „Du biſt nicht bewafnet, antwortete das Monſtrum, und haſt kein Streitroß.“ — „Du verſtehſt dich ſchlecht darauf, war des Prinzens Gegenrede, mein Turban iſt ſo viel werth, als ein Helm; mein Säbel dient mir ſtatt Schild und Panzer, und ich habe kein Streitroß nöthig. Dein Herr ſoll es wagen, mich anzugreifen, ich biete ihm und ſeiner ganzen Macht zugleich Trotz!“ — Die Botſchaft wurde überbracht und Rakaſchik gerieth in ſchreckliche Wuth. Mit ſeinen Schuppen bedeckt, ſprengte er auf ſeinem fürchterlichen Seepferde, deſſen ſchwerfälliger Galopp Wolken von Staub empor trieb, ans Ufer und erblickte den Helden. „¡Verächtliches Adamsgeſchmeiß! ſagte er, Knecht des Mohameds! ¿iſt dein Kopf ſo ſtolz, weil du nicht wie die andern Gewürme kriechſt, ſondern ihn drey Ellen hoch über den Kothhaufen, aus welchem er gebildet wurde, trägſt? ¿Du wagſt es, den Geiſt Rakaſchik zu ſchmähen und zu trotzen? empfange die Züchtigung deines Frevels!“ Zugleich ſpornte er ſein Pferd auf Habib an und machte ſich fertig, ihn mit ſeiner ſchrecklichen Lanze zu durchbohren, aber der junge Held zog ſeinen Säbel und die Lanze ſeines Gegners zerſtob in Splitter, ehe ihn noch ihr Stoß erreichen konnte. Von der Gewalt der Erſchütterung wurde der Arm des Tyrannen ganz gelähmt; ſein Pferd bäumte ſich, und gehorchte nicht mehr dem Zügel; es gieng durch und ſtürzte mit ihm am Ufer. Rakaſchik, der jetzt die ganze Größe der Gefahr einſah, die über ihm ſchwebte, rief alle ihm untergebene Mächte zu Hülfe. Sogleich empörte ſich das Meer und ſpie ſie ans Licht; ganze Schaaren von Seekälbern und Seelöwen bedeckten das Ufer, Geſchwader von Wallfiſchen belagerten den Strand und ergoſſen ganze Waſſerſtröme, die zwiſchen dem jungen Helden und ſeinem Feinde eine Scheidewand bildeten. Das Ufer erſcholl von dem fürchterlichen Geſchrey dieſer, von Rakaſchik aufgebotenen, Ungeheuer, die den Helden alle zugleich angriffen. Einige

Zeit bekämpfte er ſie mit ſeinem Schwerd, aber ihre Anzahl war zu groß und er ſahe bald ein, daß alle ſeine Bemühungen hier fruchtlos ſeyn würden. Er durchhieb alſo dreymal die Luft mit ſeinem Säbel und ſprach mit feſter Zuverſicht das furchtbare Zauberwort Macht aus. Die Wirkung dieſes magiſchen Worts war augenblicklich; die Ungeheuer, welche dem Schwerde widerſtanden hatten, wurden von einer höhern Gewalt fortgeriſſen, und ſtürzten ſich wieder in die Abgründe, aus welchen ſie gekommen waren. Rakaſchik erfrechte ſich zwar, an Gegenwehr zu denken und die Wallroßribbe, die ihm zum Schwerde diente, Salomons fürchterlichen Waffen entgegen zu ſetzen, aber ſie zerflog in tauſend Stücken; ſein ſchuppiger Leib, ſeine magiſche Rüſtung wurden in Staub verwandelt; „geh, Elender, rief ihm Habib zu, geh' und ſeufze Ewigkeiten hindurch in den Kerkern des Kaukaſus!" Sogleich verſchwanden alle Ueberbleibſel des Ungeheuers; das Ufer war frey und einſam und Rakaſchik lebte nur noch im Andenken der Rebellen. Eine tiefe Stille war auf den Tumult dieſes ſchrecklichen Gefechts erfolgt. Der Sieger Habib erkannte den Fingerzeig ſeines erhabnen Verhängniſſes und warf ſich auf ſeine Knie vor dem Weſen nieder, das ihn erleuchtet und geſchützt hatte.

„¡O Macht, rief er, der nichts zu widerſtehn vermag! deine Widerſacher ſind zu Boden geworfen, dein Athem hat ſie weggeblaſen, und es wird keine Spur mehr von ihnen gefunden.

„Die Flamme, welche das Stroh der Ernde verzehrt, läßt eine Spur hinter ſich; die Feinde ſind vertilgt, ¿aber wo iſt ihre Aſche?

„Das ſchwache Rohr hat in den Händen des Knechtes Gottes mehr Stärke, als die Eiche in den Händen des Böſen!

„Ich legte mich auf den Bogen Mohameds und Salomons, ſie ſchoſſen mich auf dieſe Verfluchten ab und ich habe ſie vernichtet!“

Habib ſtand dankbar für die erhaltene Gnade des Himmels auf und ahndete die Falle nicht, welche die Erkenntlichkeit ſeiner Beſcheidenheit legen würde. Das Ufer wimmelte von Meermädchen; ſie hatten ſich mit Meerpflanzen gekrönt, mit Kränzen gegürtet, ſie huldigten ihrem Befreyer und legten zu ſeinen Füßen die Schätze ihres Elements nieder. Der Wohlklang ihrer Stimmen, die Grazie ihres Anſtands, würden das rauheſte Herz bewegt haben. Sie umringten den Helden, ſie warfen ſich vor ihm nieder und keine trieb es eifriger, als Ilzaide und ihre Schweſter. Aber Habib entzog ſich beſchämt ihrer Verehrung. „Ich habe nichts für euch gethan, ſagte er, und ihr ſeyd einem Manne nichts ſchuldig, der kaum ſeine Pflicht erfüllt hat. ¿Giebt es hier keine Moſkeen, wo man den wahren Gott anbetet? ich will mich mit euch dahin begeben. ¿Iſt hier kein treuer Unterthan eurer Königin **Dorathil-Goaſe**? Ich will ihm die Geſchenke überliefern, die ich nur für ſie in Empfang nehmen kann." — Sogleich trat ein Geiſt in ſeiner natürlichen Geſtalt hervor; ſein Haupt neigte ſich unter der Laſt der Jahrhunderte; ſeine Flügel waren zerknickt und ſein Körper wund von den Feſſeln, womit ihn der Tyrann belegt hatte; er nannte ſich **Balazam**: „Herr, ſagte er, zur Zeit der Regierung der Königin **Camarilzaman** zählten wir hier drey Moſkeen, aber **Rakaſchik** hat ſie entweiht und zerſtöhrt. Jener Haufen Schutt, den du erblickſt, ſind die Trümmern einer Stadt, die er zu Grunde richtete und deren Einwohner er fraß: die Inſel blieb ohne Handel und Anbau; Illabuſatru hatte mir die Statthalterſchaft derſelben anvertraut; aber **Rakaſchik** ließ mich in den Kerker ſperren, aus welchem mich deine Macht erlöſet hat. Ich komme, dem Abgeſandten Salomons zu huldigen, der auf dieſem Ufer das Schwerd dieſes Propheten blitzen läßt, und mich dem Befreyer der Kinder Gottes und dem Rächer Dorathil-Goaſens zu unterwerfen!" — „Balazan, antwortete Habib, ich bekleide dich im Namen des großen Propheten und der Königin Dorathil-Goaſe, deren Ritter ich bin, mit allem den Anſehen und aller der Gewalt, welche du vorher beſeſſen haſt; nimm dieſe Schätze, welche du zu meinen Füßen ſiehſt, baue die Moſkeen davon auf und laß den Muezim an der Spitze der Minareten die Rechtgläubigen wieder zuſammen berufen, welche die Furcht zerſtreut hatte. Herrſche hier im Namen Mohameds, des großen Salomo und der Königin! Stelle überall die Ordnung wieder her, und erleichtre mir die Mittel, nach Medinazilbalor zu gelangen." —

„Edler und tapferer Ritter, erwiederte Balazan, ich empfange deine Befehle voll Zuverſicht und unterwerfe mich ihnen im Namen des mächtigen Schöpfers aller Dinge. Aber, Herr Ritter, es iſt mir unmöglich, dir Beyſtand zu leiſten, um nach den Ort zu kommen, wohin dein Verhängniß dich ruft. Auf dieſer Inſel fehlt es an allem, was zu einer Waſſerfahrt erfodert wird, und der Weg durch die Luft iſt vergebens, denn meine Flügel ſind, wie du ſiehſt, beſchnitten und geknickt. Aber wenn ſie auch noch alle ihre Stärke hätten, ſo ſind doch durch Abarikaf alle Zugänge von oben ſo gut verwahrt, daß meine Hülfe zu Nichts fruchten würde. Es bleibt dir nichts übrig, als von Inſel zu Inſel auf eben die Art, wie du hierher gekommen biſt, deinen Weg fortzuſetzen. Nütze den Enthuſiasmus, den deine Perſon und deine Tugenden den Geiſtern des Meers eingeflößt haben; mache ihnen die Gefahren vergeſſend, denen ſie ſich ausſetzen, wenn ſie mit dir gemeinſchaftliche Sache machen und vielleicht iſt es dann möglich, daß ſie dich bis in das Herz des Reichs unſers Feindes bringen können. Das übrige wird das Werk deiner Tapferkeit und der Fügungen des Verhängniſſes ſeyn. Schon hat ſich das Schrecken bis in die gelbe und rothe Inſel verbreitet, Mokilras, der Meertiger, beherrſcht ſie beyde; er iſt der Sohn des abſcheulichen Wüterichs, von welchem du uns befreyet haſt. Auf die Zeitung von der Niederlage ſeines Vaters hat er bereits alle Vorſicht getroffen, zu welcher die Furcht berechtigt. Es erwarten dich große Schwierigkeiten, aber wenn du Sieger biſt, ſo bemächtige dich des Fells des Ungeheuers, brauche es ſtatt eines Panniers, und bey ſeinem Anblicke wird die rothe Inſel ſich dir unterwerfen."

Habib ſprach zum älteſten der Meermädchen: „Könnte ich hier eine Fiſcherbarke oder einen kleinen Kahn finden, ſo wollte ich ſogleich darinn nach der gelben Inſel überſchiffen; aber da es mir, wie ihr hört, daran gebricht, ſo hoffe ich, die Geiſter deines Elements werden mir ihren Beyſtand nicht verſagen!“ — Wenn Furcht ſie von dieſer Unternehmung abſchrecken, und ſie nicht einſehen ſollten, welchen Grad von Zutrauen ein Ritter wie du verdient, antwortete das Meerfräulein, ſo werden meine Schweſtern und ich ſie ihre Pflicht lehren. Die Delphine können dein Floß noch bis eine Stunde weit von der Inſel bringen; wegen der Anſtalten, die Mokilras getroffen haben wird, würde es für ſie gefährlich ſeyn, wenn ſie dich weiter begleiten wollten.“ — — „Einem Manne, der entſchloſſen iſt, Alles zu wagen, um ſeine Pflicht zu thun, iſt eine Stunde weit ſchwimmen, eine Kleinigkeit!“ gab Habib zur Antwort. — „¡O edler Ritter, ſprach das Meerfräulein, wer könnte wohl ſich weigern, dir zu folgen und wäre es auch nur, um dich zu ſehen, dich zu hören und zu bewundern! ¿Aber iſt dir nicht ſelbſt bange, von den Seeungeheuern gefreſſen zu werden?“ — „Mir iſt für nichts bange, als mein Geſtirn nicht recht zu unterſtützen, und deiner Königin nicht ſo zu dienen, wie ich ſollte!“ — „Verlaſſe dich auf uns, tapferer Held, meine Schweſtern und ich laſſen uns die Ehre nicht rauben, deine Gehülfen zu ſeyn!“

Das Floß ſtieß ſogleich vom Lande und ſchien auf dem Waſſer zu fliegen: ſchon konnte man die Bewegungen unterſcheiden, welche auf der gelben Inſel vorgiengen. Das Floß war nur noch eine Stunde davon entfernt, als die Delphine von ihrem Inſtinkt gewarnt, plötzlich Halt machten, und alle ihre Kräfte anſtrengten, um die Bande zu zerreißen, womit ſie an das Floß geſpannt waren. Eine von den Schweſtern ſchwamm herbey, und zerſchnitt ſie; das Floß blieb nun unbeweglich; aber bald ſahe man eine Welle gewälzt kommen, welche die Seeungeheuer hoch aufthürmten und welche das Floß zu verſchlingen drohte. Habib ſah, daß er keinen Augenblick zu verlieren hatte, um ſeine liebenswürdigen Gefährtinnen von der Gefahr zu befreyen, die ihnen drohte; er nahm den Säbel in die Hand, begab ſich aufs Schwimmen und ſprach das furchtbare Wort des Talismans aus. Gleich theilte ſich das Waſſer von ſelbſt, um ihm einen ſichern Weg zu bahnen; die Wellen ſchwanden, die Fläche des Meeres wurde wieder zum glatten Spiegel, und der Held fand ſich ſanft auf den Strand an eine Stelle getragen, wo kein Hinderniß ſich ſeiner Landung widerſetzte. Die hier und da in Haufen vertheilten Feinde ſchienen nur ſeine Blicke zu erwarten, um die Flucht zu ergreifen. Wo das Gedränge am dickſten war, da ſtürzte er ſich, wie der Vorbote des herabſchmetternden Blitzes, mit dem Säbel in der Fauſt unter ſie, und was der Schärfe ſeines Schwerds widerſtand, zerſtreute ſich vor ſeinem Arm. **Mokilras**, ein ungeheurer Tiger, hielt Stand, auf ſeine Hinterfüße ſich bäumend, und ſchleuderte nach dem Helden die ſchwere Keule, womit er bewafnet war; aber ſchnell nahm er ſeinen natürlichen Gang wieder an, und ergriff auf allen Vieren die Flucht. Habib verfolgte ihn, als er aber ſah, daß menſchliche Kräfte ihn nicht einzuholen vermochten, ſo ſprach er mit lauter Stimme das magiſche Wort aus und rief zu gleicher Zeit: **Mokilras, ich gebiete dir im Namen Salomons ſtill zu ſtehen!** Das Ungeheuer blieb unbeweglich, ein Säbelhieb trennte ſeinen Kopf vom Rumpfe und ſogleich wurde ihm auch ſein Fell abgezogen. Sobald der Tyrann der gelben Inſel erlegt war, kehrten alle Elemente in ihre vorige Ordnung zurück und tiefe Stille folgte auf den Tumult, der ſie vorher empört hatte. Die drey Meerfräulein hatten ſich unterdeſſen wieder um das Floß verſammelt; die junge Ilzaide ſtieg hinauf, blies auf einer langen Seetrompete und rief die erſchrockenen Delphine zurück. Sie folgten in Menge, gehorſam ihrem Rufe und zu ihnen geſellten ſich alle Bewohner des Waſſers; die Luft ertönte von Freudengeſchrey und Siegsgeſängen und die ganze Schaar näherte ſich dem Ufer in eben dem Augenblicke, wo der Held dem Mokilras ſein Fell nahm. Habib wendete ſich um, und wies alle dieſe Ehrenbezeugungen, die an Anbetung gränzten, von ſich. „Ihr Geſchöpfe des Allerhöchſten, ſprach er, hebt eure Augen gen Himmel, dort thront der, dem ihr danken müßt! Ihr Unterthanen der Dorathil-Oaſe, nur ihr ſeyd ihr Ehrerbietung, Huldigung und Unterthänigkeit ſchuldig: ihr Ritter behält ſich bloß das Recht vor, ſeine frommen Wünſche mit den eurigen zu vereinigen, und ſich mit euch über eure Befreyung zu freuen!“ Ganze Schaaren von Einwohnern der Inſel näherten ſich von allen Seiten ſeinem Triumphe und vermehrten ſeine Verlegenheit. Alle wollten ihm Gehorſam und Treue ſchwören, alle verlangten von ihm neue Geſetze. Zum Glücke erſchien der alte Balazan Denn ſobald auf der weißen Inſel alles wieder unter die Botmäßigkeit dieſes Geiſtes zurückgekehrt war, verſuchte er, ſich in die Luft zu erheben, um wo möglich von den Siegen des jungen Habib Zeuge zu ſeyn, aber mit vieler Mühe konnte er ihn erſt in dem Augenblicke erreichen, wo das Volk der gelben Inſel ihm huldigen wollte. „Ihr Unterthanen der Dorathil-Oaſe, ſagte der alte Geiſt, kehrt zu euern Beſitzungen zurück, denn von heute an ſeyd ihr wieder unter den Geſetzen und der Herrſchaft unſerer Königin, und du, tapferer Ritter, ſprach er zu Habib, pflege einen Augenblick der Ruhe: die Unterwerfung der rothen Inſel iſt keine That, die deiner würdig wäre, ich will allein das Floß beſteigen, das dich hierher gebracht hat, und das Fell des Mokilras und ſeine Waffen mit mir nehmen, beym Anblicke dieſer ſchrecklichen Trophäen werden die Rebellen ihre Hände ſelbſt den Feſſeln darbieten, die ich ihnen anlegen will; ſpare deine Kräfte für den Angriff der grünen und blauen, und ſonderlich zur Eroberung der ſchwarzen Inſel.

Habib verachtete jeden Sieg, der nicht mit Gefahr verknüpft war, er überließ alſo gern dieſe Unternehmung dem Balazan und ſuchte neue Kräfte zu den künftigen Arbeiten zu ſammeln, die ihn erwarteten. Er ſchlief noch, als Balazan von der rothen Inſel anlangte und in ſeiner Hand zwey Schläuche von Bockfell trug. „Ritter, ſagte er zu Habib, indem er ihn weckte, dieß iſt der Ueberreſt der einzigen gefährlichen Feinde, die ſich noch in dem Lande befanden, welches ſich den Geſetzen ſeiner Königin unterworfen hat. Ich habe ſie in dieſe Schläuche gebannt und will ſie unverzüglich nach den Kerkern des Kaukaſus abfertigen. Morgen kannſt du dich ohne Hinderniß nach der rothen

Inſel begeben und auf Mittel ſinnen, wie du von dort aus den Lauf deiner Siege verfolgen willſt; aber es iſt unmöglich, dir die Gefahren zu beſtimmen, denen du entgegen gehſt. Niſabie iſt der Statthalter der grünen Inſel und ſein Reich erſtreckt ſich auch über die blaue; es iſt ein Geiſt, der an Stärke in der Zauberkunſt faſt dem Abarikaf gleich kommt; man ahndet nie die Anſtalten, die er den Angriffen ſeiner Feinde entgegen ſetzt, weil er ſie beſtändig verändert: und ſollten wo ihre Wirkungen ſichtbar ſeyn, ſo mußt du deſto mehr vor denen auf deiner Hut ſtehn, welche er dir verbirgt, für uns würde dieſes alles eine Unmöglichkeit ſeyn; aber Dorathil-Goaſens Ritter darf nichts unmöglich fallen!".

Hinderniſſe und Schwierigkeiten entflammten ſtets den Muth des arabiſchen Prinzen noch mehr! Mit den erſten Strahlen des Tages reiſte er ab und die Delphine brachten ihn nach der rothen Inſel. Er fuhr über dieſe Inſel hinaus, um der grünen Inſel deſto näher zu kommen, die er ſich vorgenommen hatte, morgen anzugreifen. Die Meerfräulein waren ihrem Befreyer nicht von der Seite gewichen und ſorgten unermüdet für alle ſeine Bedürfniſſe. Als der Held ſeinen Gedanken überlaſſen war, erinnerte er ſich der Worte des weiſen Il-Habul,

bul, der ihm geſagt hatte, daß Argliſt für ihn gefährlicher ſeyn würde, als Gewalt. Er rüſtete ſich alſo gegen die Ränke des Geiſtes, den er bekämpfen ſollte, ſchlummerte ruhig in den Armen der Vorſehung ein und erwachte den andern Morgen mit einem Herzen voll Feuer und Hoffnung.

Der Held trieb auf ſeinem Floſſe ruhig fort, als ihn plötzlich das Geſchrey der drey Schweſtern erſchreckte. Der Kopf und die Hände der Ilzaide, die neben dem Floße ſchwamm, waren verſchwunden; Habib zog ſeinen Säbel und begab ſich aufs Schwimmen. Auf einmal befand er ſich in verborgnen Netzen verſtrickt; aber er ſprach das furchtbare Wort aus, bediente ſich der Schneide ſeines Säbels, und die Maſchen löſeten ſich von allen Seiten; er ergriff Ilzaiden und trug ſie auf das Floß, denn eilte er ihren Schweſtern zu Hülfe und als er auch dieſe gerettet hatte, bemerkte er, daß das Floß ſich zwar bewegte, aber nicht vom Platze wich, und daß die Delphine in eben den Netzen verwickelt waren. Er ſchwamm zu ihnen und machte ſie frey. Nun beſtieg er den erſten von dieſen Delphinen und ſchwomm auf ihm dem Ufer zu, indem er zur Rechten und Linken die ausgeſpannten Netze zerhieb.

Von der Spitze eines der höchſten Thürme ſeines ſtählernen Palaſtes beobachtete der Tyrann das Ding, das ſich ſeinem Ufer näherte; und das durch das magiſche Netz, womit er das Meer beſtrickt hatte, nicht aufgehalten worden war: er wurde den arabiſchen Prinzen nicht gewahr, ſondern erblickte nur auf einem Floße, das ſehr ſchnell daher ſchwomm, eine Gruppe von drey halb nackenden Mädchen und konnte ſich gar nicht denken, vor welcher Art von Gefahr er ſich vorzuſehn habe. Unmöglich konnte man ſeine Vertheidigungsanſtalten ſo falſch beurtheilt und ſich geſchmeichelt haben, ihn durch Schönheit zu verführen; überdieſes ſchützte ihn die Vorſicht, die er angewendet hatte, vor jeder Art von Zauberkraft. Der Palaſt, den er bewohnte, war von Stahl, und um bis dahin zu gelangen, mußte man durch einen gewölbten Gang gehen, der in den Felſen gehauen und mit eiſernen Spitzen geſpickt war, und durch einen Schlußſtein zuſammen gehalten wurde, der nur an einem Faden hing. Dieſe Schutzwehre both allen Zauberſtücken und allen Einflüſſen der Magie Trotz. Niſabic, der ſich alſo ganz auf ſeine Macht und Stärke verließ, begab ſich durch das furchtbare Gewölbe aus ſeinem Palaſte und dem Feinde entgegen. Die Gruppe, die er entdeckt hatte, landete und der Ritter ſprang ans Ufer. Der Wüterich verachtete einen ſo winzigen Gegner. Er, der vom Kopfe bis zur Ferſe geharniſcht war, vertraute auf den Ausſpruch der Sterne, die auf ſeine Befragung ausdrücklich geantwortet hatten, daß man ſich ſeiner nicht ehe würde bemächtigen können, bis man ſein ſtählernes Haus erobert habe. Es dünkte ihm unmöglich, daß ſein Feind den Gefahren des geheimnißvollen Gewölbes entgehn könne, und ſollte er auch ſo glücklich ſeyn, ſo würde er doch nicht vermögen, die Burg ſelbſt zu zerſtören, die er nach dem Durchgange des gefährlichen Gewölbes noch zu erobern hätte.

Niſabic, mit einer ſtählernen Keule von ungeheurer Schwere bewafnet, ſtellte ſich alſo dem Habib entgegen; „wer biſt du, Wagehals, fragte er ihn, und welche Tollkühnheit führt dich in mein Land, um hier dein Leben zu endigen?“ — „Ich bin der Ritter der Torathil-Goaſe, antworte Habib, ich komme hierher, um die zu züchtigen, die ſich gegen Gott und den großen Salomon aufgelehnt haben.“ — „Elender Wurm, antwortete der wüthende Geiſt, du haſt nur Ein Leben zu verlieren und du erkühnſt dich ohne Waffen dem Niſabic Hohn zu ſprechen? Stirb den Tod, den ich nur meinen Sclaven beſtimme!“ — Zu gleicher Zeit ſchwang er mit unglaublicher Schnelligkeit ſeine Keule und ließ ſie auf das Haupt des Helden niederſtürzen. Aber Habib ſetzte dieſem ſchrecklichen Falle die Klinge ſeines Säbels entgegen: die Wirkung davon war ſchrecklich. Die Keule entwiſchte der Hand des Niſabic und riß ihn mit ſich zu Boden. Der Taliſman blendete ihn, er ſahe, daß er in die Gewalt ſeines Feindes fallen ſollte, und murmelte ſchreckliche Beſchwörungsformeln. Habib näherte ſich, um den zu Boden geſtürzten Geiſt zu durchboren, aber er fand bloß ſeinen Harniſch und ſahe, daß er nur der leeren Schaale eines Kriegers ſich bemächtigt hatte.

Niſabics Körper war verſchwunden und der arabiſche Prinz ahndete nicht, daß dieſer Sieg für ihn wichtiger ſey, als wenn er den Leib des Geiſtes in ſeiner Gewalt hätte; es war ganz die Erfüllung der Weißagung, daß man, um den Rebellen zu bezwingen, ſich ſeines ſtählernen Hauſes bemächtigen müſſe. Das Orakel hatte die Rüſtung im Sinne gehabt, worin ſein Körper ſtack und auf welche der Geiſt ſein ganzes Vertrauen geſetzt zu haben ſchien. Habib trat dieſe rieſenmäßige Rüſtung mit Füßen. Mit vier Säbelhieben hatte er alle ihre Bänder gelöſet und zerſtückt; er warf die Trümmer umher und erfüllte ſo einen andern Ausſpruch des Orakels: die Mächte, die dem Niſabic unterthan ſind, werden entfeſſelt und zerſtreut werden.

Das Ungeheuer hatte ſich unſichtbar gemacht und ſich unter das Eingangsgewölbe ſeiner Burg verſteckt. Dieß war der letzte Verſuch ſeiner Macht. Er erſchien in ſeiner natürlichen Geſtalt mit dem Säbel in der Fauſt an der Pforte des Gewölbes, als ob er den Habib zum einzelnen Kampfe herausfodern wollte. Der junge Prinz gieng in die gelegte Falle; der Geiſt wich zwey Schritte zurück, durchſchnitt den Faden, an welchem der Schlußſtein des Gewölbes hieng und die Felſen ſtürzten ſogleich mit fürchterlichem Gepraſſel zuſammen. Kaum vernahm Habib das erſte Krachen, ſo ſprach er mit Nachdruck das furchtbare Wort des Talisſmans aus; und ſetzte dem Sturz der Felſenſtücke die blinkende Klinge ſeines Säbels entgegen. Gleich ordneten ſich die Trümmern im Fallen, zu ſeiner Rechten und Linken, ohne ihm den geringſten Schaden zuzufügen: ein gräßlicher Staub umgab ihn und er hörte um ſich her ein Wimmern und Wehklagen. Es war Niſabic ſelbſt, der ſo ächzte. „Araber, ſprach der Geiſt, ich bin nun durch mein Unglück klug geworden; ich habe jetzt dein und mein Schickſal kennen gelernt; ich traute den Orakelſprüchen zu ſehr. Ich erwartete dich ſchon lange und erkannte dich nicht, denn du verbargſt deine Macht unter dem Scheine von Schwäche; ich gab mich dir unbeſonnen Preis und du haſt mich überwunden! Mißbrauche deinen Sieg nicht, ich bin von dieſen Ruinen verſchüttet; unter ihnen fort zu leben würde für mich das Entſetzlichſte ſeyn: verbanne mich in die Kerker des Kaukaſus; dort werde ich wenigſtens nicht alleine ſeufzen!" — „Geiſt, antwortete Habib, du haſt ſchwere Sünden auf dich geladen, aber ich habe die Seele eines Ritters, und mein Feind kann mich um Gnade bitten! Doch ehe ich mich Raths erhole, kann ich keinen Entſchluß deinetwegen faſſen, und ich werde dir nicht ehe antworten, bis ich drey Gebete verrichtet habe!"

Habib war zwiſchen den Felſenſtücken gleichſam wie in einem Loche begraben; kaum hatte ſich der Staub etwas gelegt, ſo ſahe er über ſeinem Haupte wie zwey Sterne blinken: es waren die ſchönen Augen der jüngſten der Meerfräulein. — „¿Biſt du es Herr, fragte ſie? Wie glücklich ſind wir; wir haben für dein Leben gezittert, als wir dieſen Berg über dir zuſammenſtürzen ſahen. Faſſe meine Haare, Ritter, und fürchte nicht, mir wehe zu thun; ich habe Stärke und Muth!" Sie ließ hierauf ihren langen Haarzopf bis zu ihm hinunter.

Habib band ſich daran feſt, und das Meermädchen zog ihn ſo aus dem Loche herauf. Habibs erſte Sorge war, ſeiner Befreyerin zu danken. „Danke mir nicht, ſprach ſie, ich habe nichts für dich gethan; aber gern möchte ich dich zum glücklichſten der Menſchen machen können!“ Zugleich reichte ſie ihm die Hand, um ihn von Felſen zu Felſen fortzuhelfen, bis ſie endlich auf dem äußeren Wall der Gräben des ſtählernen Palaſtes anlangten, wo der Geiſt Niſabic gewöhnlich reſidirt hatte. Kaum waren ſie hier, ſo wurden ſie die beyden andern Schweſtern auf den benachbarten Hügeln gewahr. „Kommt, Schweſtern, rief Ilzaide, hier iſt er!“ — Nur eine ſtärkere und wahre Liebe hatte unſern Helden in dieſem Augenblicke vor den Eindrücken von Ilzaidens Reizen ſchirmen können, deren Angriffe um ſo gefährlicher waren, weil ſie ſolche ganz in ihrer Unſchuld that. Aber er war ſchon durch ſein Verhängniß beſiegt, und die Königin brauchte nicht für ſeine Treue zu fürchten!

Unterdeſſen war die Eroberung der grünen Inſel noch nicht vollendet; die ſtählerne Burg war unzugänglich, ihre Wälle gut bewacht und ihre Brücken und Thore aufgezogen und verſchloſſen. „Ich kann nicht einſehen, ſagte Habib, wie ich, der ich ganz allein bin, ein ſo kühnes Abentheuer beſtehen will. Dieſe Burg iſt vor allen Angriffen geſichert, und alle menſchliche Kräfte ſind zu ohnmächtig gegen ſie. Aber ich ſetze mein Vertrauen nicht auf mich, ſondern auf die Schlüſſe des Verhängniſſes, das über mich waltet. Es wäre möglich, daß Niſabics Geſtändniß ſeiner Niederlage nur eine neue Falle wäre, und daß vielleicht hier neue Gefahren auf mich warten, die ihr auf keine Weiſe mit mir theilen ſollt. Schweſtern, kehrt in euer Element zurück und thut dort Gelübde für den Ritter der Dorathil-Goaſe; ſo kann ich wenigſtens durch eure Entfernung euretwegen ruhig ſeyn!" — „Wir weichen nicht von dir, antworteten die Meerfräulein, man läuft mit dir nie Gefahr!" — „Wärſt du immer mir zur Seite, ſetzte die jüngſte hinzu, ſo wollte ich ſelbſt den Stürmen Troß bieten, welche die Klippen zermalmen!"

Habib näherte ſich der Zugbrücke mit dem Säbel in der Hand. „Im Namen Salomons und durch die Kraft ſeines Talismans befehle ich dir Brücke, laſſe dich nieder!" Sogleich drehte ſich die Brücke in ihren Angeln und öfnete den Zugang. Der Held hieb mit ſeinem Säbel die beyden Zugketten ab, und drang in den Hof der Feſtung. Mitten in dieſem Hofe ſtand eine Säule mit einem eiſernen Käfige auf ihrer

Spitze. Die Säule war ganz mit Taliſmanen überdeckt und hatte die Aufſchrift: Ich kann nur durch Arabiens Stärke vernichtet werden. Habib hieb mit ſeinem Schwerde auf alle die Taliſmane, und ein plötzliches dumpfes Getöſe ertönte aus der Tiefe der unterirrdiſchen Klüfte bis an die Decke der Gewölber hinan. Die Säule zerfiel in Stücken und die Unterthanen der Dorathil-Goaſe kamen, ihrer Ketten entledigt, aus den Kerkern hervor. Der Käfig lag auf der Erde. Habib wurde darinne etwas gewahr, das er anfangs nicht recht unterſcheiden konnte. Es war ein nackendes Frauenzimmer, deren Geſicht ganz in ihre Haare gehüllt war. „Dame, wer biſt du?“ fragte der Held. — „Herr, antwortete ſie, befreye mich aus meinem Gefängniſſe und gieb mir ein Gewand, damit ich mit Anſtande vor dir erſcheinen kann. Dieſer Käfig wird durch einen Taliſman verſchloſſen, den der grauſame Niſabic beſtändig bey ſich trägt. Gieb mir die Freyheit, und ich werde nicht aufhören, Gott, Mohamed und dich zu ſeegnen!“ — „Und auch den großen Propheten Salomon, antwortete der Ritter, in deſſen Namen ich alle dieſe eiſernen Stangen zertrümmere!“ Zu gleicher Zeit zerhieb er ſie mit ſeinem Säbel.

Die drey Meerfräulein riſſen Stücken von ihren Gewändern und bedeckten die Gefangene damit, ſo daß ſie vor den Augen des Ritters erſcheinen konnte, ohne daß ihre Sittſamkeit darunter litt. Sobald die Unterthanen der Dorathil-Goaſe von ihren Banden befreyt waren, warfen ſie ſich vor der unbekannten Dame nieder, und ſetzten durch die Ehrfurcht und den Reſpekt, den ſie ihr erzeigten, den Habib in Verwunderung. „¿Wer iſt dieſe Dame, fragte er, daß ihr ſo ehrenvoll ihr begegnet?“ — „Ach Herr, antwortete einer, es iſt die Dame mit den ſchönen Haaren. Vor Abarikafs Empörung war ſie unſere Königin; ſie iſt eine Blutsverwandte der ſchönen Dorathil-Goaſe.“ — „O Himmel! ſchrie der arabiſche Prinz, eine Königin, eine Blutsfreundin der ſchönen Dorathil-Goaſe! ¿Wie werde ich im Stande ſeyn, ihr alles wieder zu erſetzen, was ſie verloren hat?“ — „Nichts iſt leichter, antwortete der Befragte, der Tyrann hat in dieſer Burg alle Schätze der Königin und die geraubten Reichthümer der ganzen Inſel verwahrt; da du hier Herr biſt, ſo wirſt du Alles den rechtmäßigen Beſitzern leicht wieder erſtatten können. Die Weiber, die du hinten im Hofe erblickſt, und die ihr Zuſtand verhindert, ſich dir zu nähern, waren in den Dienſten der Königin. weil ſie aber nach ihrem Unglücke noch zu viel Anhänglichkeit an ihr verriethen, ſo lohnte der Tyrann ihre Treue mit Gefangenſchaft.“ — „Suche hier alle die Leute auf, welche im Dienſte deiner Königin waren, ſprach Habib, denn ich will ſie wieder in Beſitz des Palaſtes und aller der Rechte einſetzen, auf welche ſie ſo gegründete Anſprüche hat.“ — „Ich ſelbſt war in ihrem Dienſte, verſetzte der Andere, und genoß ihres beſondern Vertrauens.“ — „Du ſollſt wieder dein altes Amt antreten, wenn ſie es für gut befindet, antwortete Habib; indeſſen bemühe dich, ihr alle mögliche Bequemlichkeit zu verſchaffen, und wenn dir die Zimmer der Burg bekannt ſind, ſo begleite mich dahin, damit ich der Königin das prächtigſte anweiſen kann.“

In einem Augenblicke war das ſämmtliche Hofgeſinde der Dame mit den ſchönen Haaren verſammelt; Habib ſtellte ſie ihr vor und bat ſie, ſeinen Arm anzunehmen. „Du trittſt in alle deine Rechte wieder ein, ſagte er, und biſt hier Königin; erlaube, daß der Ritter von Dorathil-Goaſe die Ehre hat, dich von neuem in deinen Palaſt einzuführen!“ Die Dame mit den ſchönen Haaren ſchlug die Augen nieder und wurde in ein Zimmer gebracht, das Niſas bie ehemals für ſie hatte zurecht machen laſſen, deſſen Herrlichkeit aber ihre Keuſchheit und Tugend

gend die Gefangenſchaft und den Käfig vorgezogen hatte. In dieſem Zimmer waren Schätze und Reichthümer von allen Arten aufgehäuft, und die Dame fand hier mehr, als ſie brauchte, um ſich und ihren Hofſtaat ſogleich anſtändig zu kleiden. Die drey Meerfräulein waren ihr gefolgt und baten ſich von ihr, als Gefährtinnen des arabiſchen Ritters, die Gnade aus, ihre ſchönen Haare in Ordnung bringen zu dürfen. „Ach! antwortete die Dame, ſie waren die Urſache meines Unglücks; unterdeſſen da ſie ſelbſt in meinen Widerwärtigkeiten meine einzige Hülfe geweſen ſind, ſo kann ich mir die zu große Liebe, die ich für ſie gehegt habe, wohl zu keinem Vorwurfe machen, und ich überlaſſe euch alſo ihren Putz mit Vergnügen.“ Als die Dame mit den ſchönen Haaren von ihrer Toilette aufſtand, war ein Theil ihrer Locken auf ihrem Haupte in Form einer Tiara zuſammen geflochten und mit Schnüren von Perlen und Rubinen geziert; zwey andere Flechten hiengen ihr über den Rücken und bis über den Gürtel herab. Ihre Edelknaben meldeten ihr nun, daß die Tafel gedeckt ſey. Habib führte ſie in den Speiſeſaal und die Dame lud die liebenswürdigen Meerfräulein ein, ihr die Ehre ihrer Geſellſchaft bey der Tafel zu gönnen. Zum erſtenmale in ſeinem Leben befand ſich der arabiſche Ritter mit lauter Damen an einer

Tafel, und zum erſtenmale genoß er wieder ſeit ſechs Monaten ein Mahl, das nicht das Nothwerk ſeiner Erfindungskraft oder der Induſtrie anderer geweſen war. Die Küchen und Offizen des Mißakobbe waren mit allen aufs reichlichſte verſorgt geweſen.

Die Dame mit den ſchönen Haaren war jung, vortreflich gewachſen und vollkommen ſchön, überdieß hatten ihre feurigen Blicke etwas ſchmachtendes und rührendes. Ein Herz, das nicht ſchon eingenommen geweſen wäre, hätte nothwendig die heftigſte Leidenſchaft für ſie empfinden müſſen, aber dem Antheil, den ihre Perſon und ihre Widerwärtigkeiten einflößten, konnte vollends niemand widerſtehn. Habib heftete gerührte Blicke auf ſie; Ilzaide überraſchte dieſe Blicke, ohne es zu wollen und wurde eiferſüchtig, ohne es zu wiſſen. Das Banket verſtrich unter wechſelſeitigen Bezeigungen von Achtung und Höflichkeit. Nach abgehobener Tafel verfügte ſich die Geſellſchaft in einen Saal und Habib bat die Dame, im Falle es ihr nicht zu läſtig wäre, um eine Erzählung ihrer Unfälle. Die Dame ſeufzte, fuhr mit der Hand über ihre ſchöne Augen, als ob ſie Thränen wegwiſchen wollte, und fieng alſo an:

* * *

Geſchichte

der Dame mit den ſchönen Haaren.

„Mein Vater hatte die Herrſchaft über die grüne und blaue Inſel von der Güte ſeines Bruders, des Vaters der Dorathil-Goaſe, empfangen, dem er dafür jährlich huldigen und einen Tribut bezahlen mußte. Ich war, wie meine Cuſine, das einzige Kind der Ehe eines Prinzen mit einer Tochter vom Stamme der Geiſter. Illabuſatru, der Vater meiner Tante Camarilzaman, hatte beſchloſſen, dieſes Land zum Sammelplatze aller Geiſter zu machen, welche ſich dem Salomon unterwarfen und zu deren Oberhaupte ihn der Prophet ernannt hatte. Um ihrer Unbeſtändigkeit und Abtrünnigkeit vorzubeugen, ſuchte er ſie zu bereden, ſich mit den Kindern Adams zu verheirathen; aber viele von ihnen weigerten ſich; unter andern Abarikaf, Mokilreſchan und ſeine Familie und Miſakobhe. Sie ſuchten ihre wahren Bewegungsgründe zu beſchönigen, aber im Grunde hatte der Vorſatz zur Empörung ſchon in ihren Herzen Wurzel gefaßt, und ſie wollten ſie ausbrechen laſſen, ſo bald ſie ſich würden ſchmeicheln dürfen, ſich mächtiger durch ſie zu machen. Ich verlor meine Eltern faſt zu eben der Zeit, als meine Cuſine Dorathil-Goaſe die ihrigen. Ich wurde Königin unter der Vormundſchaft eines alten Weßirs, den mein Vater dazu erwählt hatte. Der unverſchämte Miſakobhe, einer von Abarikafs Günſtlingen, hatte ſich nicht in mich, ſondern in meine Haare verliebt. Er war beſtändig mit Zauberey und Erforſchung künftiger Dinge beſchäftigt, und feſt überzeugt, daß er durch ſeine Vermählung mit mir ſich ſo viel Geiſter unterthan machen würde, als ich Haare auf meinem Haupte hätte. Ein jedes von dieſen Haaren ſollte einen von dieſen Geiſtern feſſeln. Ich weiß dieſes ausſchweifende Projekt aus ſeinem eigenen Munde, weil er die Verwegenheit hatte, es mir zu offenbaren, um zu verſuchen, ob er mich durch die Schilderung des Anſehens, zu dem ich dadurch gelangen würde, nicht bewegen könnte, ſeine Hand anzunehmen. Aber ich ſchlug ihn aus und vermählte mich mit dem Prinzen Dal-Ils-ha, der ſchon mein Herz beſaß. Kaum waren wir verheirathet, ſo brach die Empörung des Abarikafs aus. Die ſämmtlichen Bewohner der ſchwarzen Inſel, über die er als Weßir geſetzt war, nahmen daran Theil; ganze Legionen aufrühreriſcher Geiſter ſtießen aus den entfernteſten Theilen des Erdkreiſes zu ihm, Illabuſatru war kaum im Stande, ſich mit ſeiner Enkelin telin auf der Inſel Medinazilbalor zu behaupten, und konnte der unſrigen nicht zu Hülfe kommen, welche Mokilraſcham und Miſakobhe, unter Abarikafs Befehlen, mit Krieg überzogen. Mein Gemahl Dal-Ils-ba wurde überwunden und auf die ſchwarze Inſel gebracht, wo der Verräther Abarikaf ihn noch als Geiſel in Verwahrung hält; der Böſewicht Miſakobhe both mir von neuem ſeine verhaßte Hand an. Königin, ſagte er, deine Hand iſt wieder frey; mein Sclave kann keine Anſprüche mehr darauf haben, du mußt ſie in die Hand deines Siegers legen. — Elender Rebell, gab ich zur Antwort, die Sterne werden dir dereinſt dein Urtheil ſprechen, wie ſie jetzt für dich gekämpft haben. — Er entfernte ſich voll Grimm und hielt mich in meinem Palaſte gefangen. Täglich kam er, und wiederholte ſeine läſtigen Anträge und täglich ſtrafte ich ihn durch Verachtung und abſchlägige Antworten; aber er beſtand hartnäckig darauf, mich zur Gemahlin zu bekommen, weil ihn ſein Horoſkop ganz verblendet hatte. Als er endlich zweifelte, mich in Güte zu ſeinen Willen zu bewegen, ſo beſchloß er gegen mich Gewalt zu brauchen; aber ich drohte ihm, mir alle dieſe Haare einzeln auszuraufen. Er ſchäumte für Wuth. „Ich will dich wohl daran verhindern, ſagte er, denn ſie ſollen dein einziges Zufluchtsmittel werden. Hierauf zauberte mich der Wüterich in dieſen Käfig, aus welchem du mich befreyet haſt, wo Luft meine einzige Speiſe, und meine Thränen mein einziger Labetrunk waren; ich mußte mich in meine Haare hüllen, weil mir keine andere Bedeckung erlaubt wurde, um mich vor den Anfällen der Witterung zu ſchützen und meiner Sittſamkeit die Kränkung zu erſparen, allen Blicken in meiner Nacktheit und Blöße ausgeſetzt zu ſeyn. Ich kämmte ſie mit meinen Fingern und ſo zwang er mich, ſelbſt für die Erhaltung meiner Haare zu ſorgen, welche die Urſache meines Unglücks und der Grund ſeiner thörichten Hoffnung waren. Alle Morgen kam er an den Fuß der Säule, mich zu fragen, ob ich meiner Drangſale überdrüßig ſey, und ihm endlich die Hand geben wollte. Dann bat ich mir von ihm den Tod als eine Gnade aus; aber ſeine Antwort war immer dieſe, daß er Waſſer mit ſeiner Hand in die Luft ſpritzte, und die Worte dazu ſprach: lebe, leide, ſeufze, weine und kämme dich! Jeden Abend drang er von neuem in mich, ſein Bett mit ihm zu theilen und wiederholte dieſelbe Ceremonie und dieſelben Worte.

„Dieß, Herr Ritter, iſt meine traurige Geſchichte. Es iſt mir unmöglich, dir zu ſagen, wie lange ich dieſes alles habe dulden müſſen, denn ich war ganz in meine Traurigkeit verſenkt, und durch ſie gegen alles andere fühllos gemacht. Du haſt einen Theil meiner Leiden geendigt, aber ich bin noch von einem Gatten getrennt, den ich zärtlich liebe. Der Gedanke an die ſtrengen Behandlungen, die er ohne Zweifel ausſtehen muß, verfolgt mich, und ich kann mich alſo unmöglich der Freude überlaſſen, die mir der Anblick meines Befreyers und die Veränderung meines Zuſtands gewähren ſollte."

Indem ſie das ſagte, vergoß die Dame mit den ſchönen Haaren einen Strom von Thränen und fuhr, durch eine unwillkührliche und angewöhnte Bewegung, mit der Hand nach den Haaren, um ſie zu kämmen. Habib hatte nie ein anderes Unglück gekannt, als das ſeinige. Die Erzählung der Widerwärtigkeiten der Dame durchdrang ihn mit einer Empfindung, die ganz neu für ihn war; ſeine Seele wurde bewegt, ſeine Augen füllten ſich mit Thränen. Ilzaide fieng an zu ſchluchzen und ſtieg von der Tafel auf; ihre älteſte Schweſter gieng ihr nach. „Was fehlt dir, ſagte ſie, faſſe dich!" — „Ich kann nicht, antwortete die junge Schweſter, dieſe Dame verurſacht dem arabiſchen Ritter zu viel Kummer; du denkſt nicht wie ich, Schweſter, ich wünſchte, daß man ihm nichts als Vergnügen machte." Die

Schweſter führte Ilzaiden wieder zur Tafel zurück, die Dame mit den ſchönen Haaren merkte den Eindruck, den ſie verurſacht hatte, ſie faßte ſich, und Habib, welcher ſeiner eigenen Rührung Meiſter geworden war, konnte nun reden. „Königin, ſagte er, ich ſchwöre bey dem Säbel, der mir anvertraut iſt, daß du deinen Gatten wieder bekommen ſollſt, und daß ich die Beleidigungen, die Dorathil-Goaſen und dir wiederfahren ſind, bis an den letzten der Rebellen rächen will! Miſakobbe empfindet ſchon, wenn ich ſeinen Klagen Glauben beymeſſen darf, einen Theil ſeiner verdienten Strafe unter dem Haufen von Felſenſtücken, unter welchen er mich begraben wollte. Ich bin hinlänglich für das Böſe gerächt, das er mir anzuthun gedachte, aber der Himmel, Dorathil-Goaſe und du Königin, ihr ſeyd es noch nicht. Wir wollen uns zuſammen an den Fuß dieſes Schutthaufens verfügen, durch den er mich zerſchmettern wollte, und dort will ich zu ſeiner Züchtigung mich deſſelben Mittels bedienen, das er ſich nach ſeinem Horoſkop ausgeſonnen hatte, um ſich über alle andern zu erheben. Komm mit mir, Königin! Unterdeſſen bis der Schutz des Himmels und ſeiner Günſtlinge mich in Stand ſetzt, allem deinem Unglücke ein Ende zu machen, will ich dich wenigſtens des Vergnügens der Rache genießen laſſen!“

Er begab ſich mit der Dame und den drey Meerfräuleins nach den eingeſtürzten Felſen, die den Gang verſperrten, durch welchen man ſonſt von der Eſplanade der Burg an das Meergeſtade kam. Habib zog ſeinen Säbel, berührte dreymal die Felſentrümmer damit, und erhob dann ſeine Stimme. **Miſakobbe**, rief er, wenn du unter dieſem Steinklumpen ſeufzeſt, ſo gieb ein Zeichen von dir; der arabiſche Ritter iſt da, um dir Wort zu halten!" Sogleich war es, als ob die Felſenmaſſen ſich ein wenig empor höben und es drang ein fürchterliches Gewimmer aus ihnen hervor. Die Dame mit den ſchönen Haaren erkannte ſeine Stimme und bebte. Habib nahm wieder das Wort: „Rebelliſcher Geiſt! deine Verbrechen waren mir noch nicht alle bekannt. Ehe ich dich in die Kerker des Kaukaſus banne, um dort dafür zu büßen, mußt du erſt vor den Augen einer Königin gedemüthigt werden, die du ſo niederträchtig beleidigt haſt." Der Ritter wendete ſich hierauf zur Königin; „dieſer Ruchloſe, ſagte er, wollte ſich deiner Haare bedienen, um die andern Geiſter zu feſſeln und ſich unterthänig zu machen; ſein Ehrgeiz und ſein tollkühnes Verlangen ſollen nun durch eben das geſtraft werden, was er ſich zu ihrem Mittel und Zweck erwählt hatte. Habib berührte von neuem den Felſen und erhob die Stimme: „Du ſollſt drey dieſer Haare haben, die du ſo ſehnlich verlangteſt, elender Verbrecher! ſprach er, aber ſie ſollen dir drey eiſerne Bande werden, welche dich an Hals, Händen und Füßen feſſeln!" Habib warf die drey Haare in die Luft und ſetzte mit gravitätiſcher und ſtärkerer Stimme hinzu: „Ihr edeln Geſchöpfe Gottes, ihr Schutzgeiſter der Elemente, ihr Diener des großen Propheten und Freunde Salomons! feſſelt dieſen Uebelthäter, bringt ihn zu den Füßen der Dame, die er beleidigt hat und werft ihn dann in die unterirrdiſchen Klüfte des Kaukaſus!"

Man vernahm ein gräßliches Geſchrey, der Felſenklumpen öfnete ſich und Miſakobhe mit Ketten beladen zeigte ſich einen Augenblick, mit zur Erde gebeugtem Geſichte, der Dame mit den ſchönen Haaren, und ſogleich war auch die Erſcheinung wieder verſchwunden. Während der Geiſt ſo zur Schau ausgeſtellt war, verſteckte ſich Ilzalde hinter dem Ritter. Die Dame mit den ſchönen Haaren konnte ſich nicht entbrechen, Furcht und Ekel blicken zu laſſen. Habib tröſtete ſie; „faſſe dich, Königin, ſagte er, du ſiehſt, welch ein köſtlicher Schatz deine Haare ſind, ſie werden dich dieſen Abend von allen deinen Feinden befreyet haben, welche die Kerker deiner Burg durch ihren unreinen Hauch verpeſten, ja ſelbſt von denen, welche ihre Flucht

vor

von meiner Rache ſicherte, wenn ſie ſo unbeſonnen geweſen ſind, noch auf dieſer Inſel zu weilen. Ich glaube ſogar, darinne ein ſicheres Mittel zu finden, alle Rebellen der blauen Inſel zu bezwingen, ohne daß ich mir die Mühe zu geben brauche, ſie dort aufzuſuchen. Warum darf ich mir nicht ſchmeicheln, mich ihrer gegen Abarikaf ſelbſt bedienen zu können, und ſo auf Koſten deiner Feinde und Dorathil-Goaſens Widerſacher, das Horoſkop in Erfüllung zu bringen, das dein Haar beſtimmte, ganzen Legionen böſer Geiſter zu Feſſeln zu dienen? Schone deine Locken nicht, Königin, übergieb ſie ihrer Beſtimmung; ſie werden dich dann noch ſchöner ſchmücken.“

Die Dame mit den ſchönen Haaren begab ſich in ihr Zimmer zurück, und die drey Meerfräuleins begleiteten ſie dahin, um ihre Nachttollette zu beſorgen. Voll Vertrauen auf die Klugheit des Ritters riß ſich die Dame eine ganze Hand voll ihrer Haare aus und war ſtolz, daß ſie zu einer ſo edeln Beſtimmung gebraucht werden ſollten. Ilzaide nahm ſie und überbrachte ſie dem Habib. Er ließ ſich zu den Gefängniſſen führen, und wiederholte daſelbſt dieſelbe Beſchwörung, die er bey den eingeſtürzten Felſentrümmern vorgenommen hatte. Alsbald wurden alle dieſe Rebellen weggeführt und in die unterirrdiſchen Klüfte des Kaukaſus geſtürzt. Nun ſtieg der Ritter auf die Terraſſe, die rings um die Burg gieng, warf von dieſen Haaren in die Luft und überlieferte ſie den vertrauten Dienern der beyden Propheten, damit ihre Wirkung auch an dem Ueberreſte der Feinde auf der grünen Inſel, und an den rebelliſchen Geiſtern vollzogen werde, welche die blaue Inſel noch in ihrem Beſitze hatten. Man vernahm bald darauf ein Getöſe, wie ein entferntes Klaggeſchrey und Wimmern, welches den Habib überzeugte, daß alles nach ſeinem Wunſche vollzogen worden ſey. Habib blieb noch einen Augenblick ſtehen, um ſich dem Genuße ſeines Siegs und ſeiner Gedanken zu überlaſſen.

„Wenn ich jetzt vor dir erſcheine, lieber Il-Habul, ſprach er zu ſich ſelbſt, ſo würde ich zwar weniger gedemüthigt, aber doch nicht eitler ſeyn.

„Worte ſchollen von meinen Lippen, Wunder erfolgten darauf; ich ſiegte, aber ſoll ich über meinen Sieg ſtolzieren?

„Meine Worte ſind Wind, ich habe nicht die Gewalt eines einzigen dieſer Haare, die ich in meiner Hand halte.“

Er verbarg ſorgfältig den Ueberreſt der Locken der Dame mit den ſchönen Haaren in ſeinem Buſen, und begab ſich zu ihr in den Saal, wo ſie ſich mit den drey Meerfräulein befand. Sey ruhig, Königin, ſagte er, du biſt nun von allen deinen Feinden befreyt; du bedurfteſt vorher des Beyſtands meines Arms, aber nun würde mein Rath dir, zum Throne Gebohrnen, gänzlich unnütz ſeyn; mein Geſtirn und meine Pflicht fordern mich auf, morgen von dir zu ſcheiden; aber verlaß dich darauf, daß wenn der Himmel meine Waffen beſchützt, ich das, was dir am meiſten am Herzen liegt, nie aus den Augen verlieren werde. Ich will morgen deine Befehle nach der blauen Inſel überbringen, wenn du mich damit beehren willſt; ich entführe dir deine liebenswürdige Gefährtinnen, aber ich habe noch zwey Meere zu bereiſen, und in einem Lande, wo die Tyranney alle Schifffahrt vernichtet hat, bedarf ich ihres dienſtfertigen Beyſtands.“

Die Dame mit den ſchönen Haaren ſah es höchſt ungern, daß der junge Held, dem ſie ſo viele Verbindlichkeiten ſchuldig war, ſie ſo ſchnell verlaſſen wollte; aber ſie glaubte ſich darein fügen zu müſſen, da ſie ſeine Bewegungsgründe nicht anders als billigen konnte. Sie nahmen beyde, unter der Bezeigung der vollkommenſten Hochachtung von einander Abſchied. Mit dem anbrechenden Tage waren Habib und ſeine Gefährtinnen ſchon auf der Reiſe; ſie ſchienen auf den Fluthen zu fliegen und erreichten gegen Mittag die Küſten der blauen Inſel. Die Einwohner hatten ſich verſammelt und überließen ſich der Freude über ihre unvermuthete Befreyung; ihre Tyrannen waren vor ihren Augen faſt ſichtlich überwunden und weggeſchleppt worden. Habib vermehrte ihr Vergnügen, als er ihnen die glückliche Befreyung ihrer ſchönen Königin erzählte und weil ſie die nächſten Nachbarn von der ſchwarzen Inſel waren, ſo ſuchte er von ihnen zu vernehmen, ob ſie nicht erfahren hätten, was dort vorgehe und ob Abarikaf ſeinen Angriff auf die einzige, der Dorathil-Goaſe noch getreue, Inſel ausgeführt habe.“ — „Herr, erwiederten die Einwohner, ſeit die Rebellen ſich dieſer Inſel bemächtigten, haben ſie nicht einmal einen Fiſcherkahn übrig gelaſſen. Da es ihnen nicht an Mitteln gebricht, unter ſich in Verbindung zu bleiben, ſo haben ſie uns aller Hülfsmittel beraubt, mit lebendigen Geſchöpfen unſers Gleichen die geringſte Gemeinſchaft zu haben. Wir ſind nicht einmal im Stande, uns von unſerer Küſte zu entfernen und es iſt uns gänzlich unmöglich, zu wiſſen, was auf der ihrigen vorgeht, aber der Arm der See, welcher die beyden Inſeln von einander trennt, iſt ſeit einigen Tagen ſchwärzer als gewöhnlich geworden, ohne daß dieſes die Wirkung eines nahen oder fernen Orkans ſeyn konnte: die Wellen, die von keinem Winde oder Strom empört werden, ſind in einer heftigen, ungleichen Bewegung, und wir ſchließen daraus, ohne jedoch die wahre Urſache errathen zu können, daß die Ueberfahrt von hier nach der ſchwarzen Inſel unendlich gefährlich ſeyn muß, wenn auch die Wuth des Ungeheuers, das dort herrſcht, nicht jedermann abſchreckte, ſie zu wagen."

Der arabiſche Held beſchloß, ſich morgen mit eigenen Augen davon zu überzeugen. Er nahm die gaſtfreye Bewirthung an, die ihm angeboten wurde und überließ ſich, ohne ſich etwas von dem merken zu laſſen, was er Willens ſey, den Vergnügungen eines Feſtes, welches zur Feyer der Befreyung der Inſel angeſtellt worden war. Ehe noch die Sonne aufgieng, entzog er ſich den Süßigkeiten der Ruhe, beſtieg ſein Floß, fuhr längs den Küſten der blauen Inſel hin, bis er ſie gänzlich hinter ſich gelaſſen hatte, und bemühte ſich, in der Meerenge, welche ſie von der ſchwarzen Inſel ſchied, immer weiter zu kommen; aber das Meer wurde ſo ungeſtüm vor ihm, daß den Delphinen, welche vor ſein Floß geſpannt waren,

ren, ein Entſetzen anwandelte und ſie an dem Ufer der blauen Inſel ſtrandeten. Vergebens hieb Habib mit ſeinem Säbel in die Wellen, vergebens ſprach er das Wort aus, dem bisher keine Zauberey hatte widerſtehen können. Es war hier nicht die Rede von Zauberey, und das Ungeſtüm der Wellen, von welchen ſein Floß auf den Strand verſchlagen wurde, war an ſich ganz natürlich, obgleich durch eine widernatürliche Urſache erzeugt. Die Fiſche und Seeungeheuer der ganzen umliegenden Gegend waren in dieſen Seearm, welchen er beſchiffen mußte, zuſammen gedrängt worden; er wimmelte davon und ihre ungeheuern Maſſen, welche in der heftigſten Bewegung waren, würden ſelbſt ein großes Schiff der Gefahr ausgeſetzt haben, zu Grunde zu gehen; denn die Fluthen, in welchen ſie ſich zerarbeiteten, tobten furchtbar. So ſehr auch die Meerfräulein an den Anblick der gräßlichſten Seeungeheuer gewöhnt waren, und ob ſie gleich die Gegenwart eines Helden beherzt machte, der ſelbſt der Unerfahrenheit und Furchtſamkeit Muth eingeflößt haben würde, ſo geriethen ſie doch über dieſes fremde, ſonderbare und ihnen ganz neue Schauſpiel, ſo in Beſtürzung, daß ſie ſich ſchnell ans Land begaben und den arabiſchen Ritter umringten, der in tiefen Betrachtungen verloren ſchien.

„¿Welche Gefahr ſchreckte die Delphine und meine Begleiterinnen zurück? ſagte er bey ſich ſelbſt. ¿Welches Hinderniß widerſtand dem mächtigen Worte, das mir geboten wurde, auszuſprechen? Salomons Schwerd iſt kraftlos in der Hand des Mannes, der ſeine Weisheit nicht beſitzt; ¿o lieber Il-Habul, wo biſt du? Begeiſtre mich! Man muß die Gefahr in der Nähe ſehen, um ſie beurtheilen zu können; nur durch den Gebrauch der Mittel lernt man ihren Umfang kennen. Schwerd des Salomon! öfne mir die Klüfte des Meers, wenn ich in ſie dringen ſoll! laß mich die Fluthen überwältigen, wenn es mein Schickſal will!“

Der Held ſtand auf der Spitze einer jähen Klippe, er ſtürzte ſich mit dem Kopfe zuerſt ins Meer und fand ſich von allen Seiten von Fiſchen umringt, die ihn drängten, aber keinen Schaden zufügten. Was das Schwerd erreichte, tödtete es und das Meer wurde bald mit Blute gefärbt, aber die Menge dieſer großen Fiſche, weit entfernt abzunehmen, wuchs vielmehr immer ſtärker und ſtärker; er ſahe ſich von allen Seiten von ihnen eingeſchloſſen, denn ſie ſelbſt fanden ſich in enge Schranken eingeſperrt, die ſie verhinderten, die Flucht zu ergreifen. Der Held füllte das Meer mit ſchwimmenden Leichnamen an, und entkräftete ſich, während die ſchuppigten Legionen, die ihn umzingelten, mit jedem Augenblicke wachſen. Endlich erhob er ſich aus dem Waſſer empor und rief: „Ich befehle im Namen Salomons dieſen Fiſchen, welche Kraft ſie auch hier zurückhalten mag, daß ſie ſich in die entfernteſten Gewäſſer dieſes Theils der Welt zurück ziehen ſollen!“ — Dieſer Befehl wurde auf das ſchleunigſte befolgt; es entſtand unter dem Waſſer ein fürchterliches Getümmel, und alle dieſe unzähligen Seeungeheuer zerſtreuten ſich. Der Ritter ſchwomm nun ungehindert in einem freyen und ruhigen Gewäſſer, auf welchem nur hie und da noch todte Körper trieben, denn alles, was Leben und Athem hatte, war geflohen. Die drey Meerfräulein bemerkten von der Spitze des Felſens, was vorgieng. Ilzaide hatte zu wiederholten malen das Meer ſich mit Blute färben ſehen, und jedesmal ein ängſtliches Geſchrey ausgeſtoßen. Als des Helden Arm und Säbel über dem Waſſer zum Vorſcheine kam, faßte ſie ſich wieder. „Es iſt viel Blut gefloſſen, ſagte ſie, aber es war nicht ſein Blut!“ Endlich ſchien es ihr, als ob das Meer weit ruhiger würde und ſie ſahe den Helden hinaus in die offene See ſchwimmen. „Er iſt es, ſchrie ſie, er will ſchwimmend über den Meerarm ſetzen, er wird ertrinken!“ — und ſie ſprang ihm nach in die Fluth. Vergebens riefen ſie ihre Schweſtern zurück; ſie waren gezwungen, ſich ſelbſt ihr nach ins Meer zu ſtürzen, aber ſie verfolgten ſie nicht allein; zwey von den Delphinen, die ſich vom Floße los gemacht hatten und gewohnt waren, mit Ilzaiden zu ſpielen, ſchwommen neben ihr: ſie folgten ihr aus Inſtinkte, und die ruhigern Wellen ſetzten ſo geübten Schwimmern keine Hinderniſſe mehr entgegen. Ilzaide glaubte, bald ſo nahe zu ſeyn, dem Ritter, für deſſen Schickſal ihr ſo bange war, Beyſtand zu leiſten, aber plötzlich ſahe ſie ihn verſinken und verſchwinden; ſie tauchte unter und wurde Augenzeuge eines fürchterlichen Kampfs.

Habib war mit Abarikaf ſelbſt, der ſich in einem Wallfiſche verborgen hatte, im Handgemenge begriffen. Wenn der Held auf das Ungeheuer eindrang, ſo riß es ſeinen fürchterlichen Rachen auf und ſpie einen Strom Waſſer von ſich, der den Ritter weit zurück warf; aber Habib kam wieder über dem Waſſer empor, tauchte von neuem unter, ſchwang ſich auf den Rücken des Monſtrums, und ſein Säbel, dem nichts zu widerſtehen vermochte, drang zwiſchen den Ribben bis ins Innere des gewaltigen lebenden Klumpens. Der Seekoloß kämpfte und ſträubte ſich, er bedeckte das Meer mit Blute und Schaume, und ſank zuletzt auf den Meeresgrund hinab. Habib war gezwungen, ſich wieder in die Höhe zu machen, und über dem flüſſigen Elemente friſchen Athem zu ſchöpfen, doch verlor er die Spur des Bluts nicht aus dem Geſichte, das aus den Wunden des Ungeheuers ſtrömte. Aber ſeine Kräfte fiengen an, ihn zu verlaſſen, als er Ilzalden ſich nähern ſahe. „Beſteige dieſen Delphin, Herr Ritter, rief ſie ihm zu; wie kannſt du, der du nur ein Menſch biſt, dich auf die offene See wagen, und thun, was ich dich thun ſah?“ — Der arabiſche Ritter erkannte in dieſem, ihm zugeſchickten, Beyſtande die ſchützende Hand des Himmels, er folgte Ilzaidens Rathe und beobachtete nun durch ihre Hülfe, und auf dem Delphine ſitzend, mit größerer Gemächlichkeit die Folgen des ſchrecklichen Kampfs, in welchem er Sieger geblieben war. Als Abarikaf ihn angriff, war dieſer Rebelle von andern ihm ähnlichen und noch ſchrecklicher geſtalteten Ungeheuern umringt geweſen, die von den Geiſtern, ſeinen Vaſallen und Mitſchuldigen beſeſſen waren; aber ſeine Gefahr hatte ſie alle von ihm geſcheucht; ſie glaubten, ihre eigene Sicherheit, von Schrecken geblendet, in einer ſchnellen Flucht zu finden, und ſuchten ſogar wieder aus den Körpern der Seelöwen, der Schwerdfiſche und Sturmfiſche zu fahren, in welche ſie ſich erſt durch Zauberey gebannt hatten. Aber ein noch weit mächtigerer Zauber der hielt ſie darinnen gefangen; es waren die Haare der Königin der grünen und blauen Inſeln, von welchen Habib, in einer Anwandelung von Ungeduld, einen Theil ins Meer geworfen hatte. „Möchteſt dieſe Haare, rief er, indem er ſie ins Waſſer warf, durch Salomons Gewalt eben ſo viele Sclaven Gottes machen, als der ruchloſe Miſakobhe ſich Sclaven zur Vermehrung ſeiner eigenen Macht durch ſie verſchaffen wollte!“ Die Zaubermacht, welche in dieſen Haaren ſteckte, that ſogleich ihre volle Wirkung. Denn von dem Augenblicke an blieben dieſe Geiſter in den Körpern der Seeungeheuer eingekerkert, in welche ſie durch Bezauberung gefahren waren. Der Wallfiſch, in welchem Abarikaf ſtack, trieb, durch den gänzlichen Verluſt ſeines Blutes erſchöpft, wie ein lebloſer Körper oben auf dem Waſſer, und glich einem kleinen Eilande. Der arabiſche Ritter ſprang von ſeinem Delphine, ſtieg auf den Rücken ſeines überwundenen Feindes und ſtattete hier dem höchſten Weſen Preiß und Dank ab, welches ihm dieſen Sieg gewähret hatte.

„Ich ſetzte mein Vertrauen auf ihn, ſagte er, und ſcheute mich nicht, in die Tiefen des Meeres mich hinab zu laſſen. Gott erhielt mir die Augen offen und gab mir den freyen Gebrauch meiner Hände; ich griff ein Ungeheuer von unmäßiger Größe an, und mein Stahl drang durch ſeine Hülfe bis in das Herz meines Feindes. Als meine Kräfte erſchöpft wurden, ſchickte er mir Ilzalden zu Hülfe; denn ſelbſt ein Kind, in ſeinem Namen geſandt, vermag mehr allein, als Legionen."

Ilzaide, durch das Beyſpiel des tapfern Ritters angefriſcht, ſtieg ebenfalls auf den Rücken des ungeheuern Fiſches; ihre Schweſtern erblickten ſie, eilten in Begleitung der ſechs übrigen Delphine herbey, und folgten ihrem Beyſpiele. Unterdeſſen war die lebloſe Maſſe, welche ſie trug, durch den Strom fortgeriſſen und aus dem Kanal und über die ſchwarze Inſel hinaus geführt worden. Habib als er dankbar und beſcheiden die Glückwünſche der Gefährtinnen ſeiner Abentheuer empfangen hatte, fragte ſie, was das für ein Land ſey, das von weitem am Horizonte aufſteige. „Es iſt die Inſel Medinazilbalor, antwortete die älteſte, in deren Hauptſtadt unſre Königin reſidirt!" Auf dieſe Nachricht konnte Habib ſich kaum für Freude laſſen. „¿Wie? rief er, bin ich endlich ſo glücklich, dieſes Land meiner Sehnſucht zu ſehen? O, wenn es doch möglich wäre, daß ich auf dem Ungeheuer dahin gelangen könnte, das wir unter unſern Füßen haben! Welch ein angenehmer Anblick müßte das für eure Königin

gin ſeyn, denn ich bin keinen Augenblick in Zweifel, daß der Rebelle Abarikaf in dem Eingeweide dieſes Wallfiſches eingekerkert iſt!“ — „Das kannſt du leicht; antworteten die drey Schweſtern; es wird zwar ein etwas ſchwerfälliges Floß ſeyn, aber wir wollen auf dem Grunde der See Pflanzen ſuchen, und Zugſtricke für unſere Delphine daraus verfertigen.“ Alsbald tauchten ſie unter und verſchwanden. In einem Augenblicke hatten ſie vollendet, was ſie verſprochen hatten; die Delphine wurden angeſpannt, der Körper des Wallfiſches hörte auf, dem Laufe des Stromes zu gehorchen, und nahm nun den Weg nach dem großen Hafen von Medinazilbalor. Jetzt vernahm man aus dem Innern des Wallfiſches ein Geheule, gleich dem Gebrülle der Fluthen, wenn ſie ſich in eine tiefe Höhlung der Strandklippen verfangen; denn Abarikaf ſah, daß er der Rache des Illabuſatrus und der Dorathil-Goaſe überliefert werden würde, wo er wenig Schonung zu gewarten hatte. Indeſſen hatte die Annäherung der ungeheuern ſchwimmenden Maſſe, welche nach der Inſel Medinazilbalor zuſteuerte, die Blicke des Il-Baccaras auf ſich gezogen, dem das Amt aufgetragen war, über die ganze Strecke des Landes und Meers der ſchwarzen Inſel, aus Vorſorge für Dorathil-Goaſens Wohl die ſtrengſte Wache zu halten. Dieſer

Weſir hatte, in einen Vogel verwandelt, ſeinen Poſten ganz oben in der mittlern Region genommen, weil die untere, rings um Medinazilbalor, von den Patrullen der Rebellen wimmelte. Er bemerkte einige Bewegung auf dem Meere und konnte aus der großen Höhe, zu welcher er ſich empor geſchwungen hatte, nicht mit Gewißheit erkennen, was dazu die Veranlaſſung gebe. Plötzlich ſahe er einen Punkt ſich abſondern, und auf dem Waſſer treiben. Er wagte es, ſeinen Poſten mit Vorſicht zu verlaſſen und die Luft ſchien ihm gänzlich frey, und nicht mehr unſicher von Abarikas Anhange; er näherte ſich der Erde noch mehr, indem er gegen alle, ihm geſtellte, Fallen auf ſeiner Hut war. Er bemerkte, daß die Nebel, welche ſonſt das Geſtade von Medinazilbalor und das Meer belagerten, ſich alle auf die ſchwarze Inſel geworfen hatten, wo ſie hoch über einander geſchichtet lagen und die Inſel gleichſam zu erdrücken ſchienen. Nach und nach ſah er, daß der Punkt, den er mit den Augen verfolgte, ſich ausgebreitet hatte, und einem kleinen ſchwimmenden Eilande glich, das vermögend wäre, den ganzen Hafen von Medinazilbalor auszufüllen, wohin es von den Meerſtrömen ſeiner Meynung nach getrieben wurde. Das Eiland ſchien ihm nicht unbewohnt, ob es gleich übrigens gänzlich nackt und bloß war. Er eilte in ſchnellem Flug zu Dorathil-Goaſen, um ihr die Nachricht von ſeiner gemachten Entdeckung zu überbringen.

„Groſse Königin, ſagte er, ich habe dir ſchon gemeldet, welche ungewöhnliche Bewegungen ich auf der ſchwarzen Inſel und in dem Meere, das uns von ihr trennt, wahrgenommen habe. Heute mit Aufgange der Sonne bemerkte ich, daß die See ſehr unruhig und bewegt war, ungeachtet kein Wind gieng; ihre Bewegungen ſchienen ſelbſt gegen einander zu ſtreiten. Plötzlich kam ein Eiland aus ihrem Schoos hervor; dieſes Eiland nähert ſich jetzt, ich weiß nicht wie, deinen Küſten und deinem Hafen, der ganz dadurch verſperrt werden könnte; ich habe menſchliche Geſtalten darauf erblickt. Abarikaf hat überdieß alle ſeine Poſten eingezogen, und ſcheint ſich mit ſeiner ganzen Macht nach der ſchwarzen Inſel begeben zu haben, die durch das Nebelgewölke, das auf ihr ruht, gänzlich des Lichts des Tages beraubt ſeyn muß. Die Inſel, welche nach deinem Hafen ſchwimmt, verbirgt vielleicht einen unvermutheten Angriff; dem Anſcheine nach kann dieſer zwar nicht ſehr furchtbar ſeyn; doch da vielleicht Zauberey dabey im Spiele iſt, ſo darf deine Klugheit nichts außer Acht laſſen, um ihren Wirkungen vorzubeugen.“ Sogleich ließ

Dorathil-Goaſe ihren beyden Weßiren und ihrem Großvater Illabuſatru davon Nachricht geben und in einem Augenblicke war die Küſte von allen Kriegern der Inſel beſetzt. Illabuſatru verſammelte um ſich her die Geiſter, die ihm treu geblieben waren, um im Stande zu ſeyn, den Angriffen zu begegnen, welche Abariſkaf an der Spitze ſeiner Rebellen wagen könnte. Alles war in Medinazilbalor in der größten Bewegung, und rüſtete ſich zur tapferſten Vertheidigung, im Falle die ungeheuere Maſſe, die man heran kommen ſahe, in ihrem Schooße ein zahlreiches Heer verbergen und plötzlich die Küſte damit überſchwemmen wollte.

Habib, der beſtändig die Augen auf dieſe Inſel gerichtet hatte, die der Gegenſtand ſeiner heißeſten Wünſche war, erkannte bald an den Anſtalten, die er treffen ſahe, welche Beſorgniß ſeine Ankunft erregte. Von ungefähr trieb er ziemlich nahe bey einer Inſel vorbey, auf welcher viele Mangelbäume ſtanden; er erwiſchte einen Aſt, hieb ihn mit ſeinem Säbel ab, und gab ihn der Ilzaide. „Begieb dich ans Land, ſchönes Kind, ſagte er, und nimm zum Zeichen des Friedens dieſen Zweig in die Hand; laß dich zur Königin Dorathil-Goaſe führen, und melde ihr, daß ein arabiſcher Ritter, der ihr ſein ganzes Leben geweihet hat, um die Erlaublaubniß bittet, ſich ihr zu Füßen legen zu dürfen.“ Ilzaide nahm den Aſt, ſchwomm unter dem Waſſer bis zu einem Felſen am Eingange des Haſens, brachte hier ihren Putz etwas in Ordnung und erſchien nun plötzlich mit ihrem Friedenszweige in der Hand vor der nächſten Küſtenwache, und bat, ſie unverzüglich zur Königin zu bringen. Man denke ſich das freudige Entzücken, das Dorathil-Goaſen bey der Erblickung und der Botſchaft dieſer liebenswürdigen Abgeſandtin ergriff. Gern wäre ſie augenblicklich nach dem Ufer geflogen, aber ihr erſter Weßir hielt ſie zurück. „Königin, ſagte er, dein Feind weiß, daß dir von den Sternen die Hülfe eines arabiſchen Ritters geweiſſagt iſt, vielleicht lieh dein Widerſacher dieſen naiven Mund, um dich durch Unwahrheiten zu hintergehen und zu überliſten. Das Fahrzeug, auf welchem dein Ritter kommt, iſt ſehr ungewöhnlich; laß mich ſeinem Bothſchafter erſt einige Fragen vorlegen.“

„¿Junges Meerfräulein, denn ich ſehe wohl, daß du eins biſt, kannſt du uns wohl ſagen, auf welche Art der Ritter, den du anmeldeſt, bey uns zu landen gedenkt? denn auf dem Eiſlande, das ihn trägt, kann er ſich unſerer Inſel nicht nähern, ohne Gefahr zu laufen, den ganzen Haſen auszufüllen.“ — „¿Du hältſt alſo, ſo, antwortete Ilzaide, einen großen, garſtigen Wallfiſch, den ich ihn tödten ſahe, und auf welchem wir, meine beyden Schweſtern und ich mit ihm geſtiegen ſind, für eine Inſel? Wiſſe, daß der Ritter überzeugt iſt, daß dieß Ungeheuer der Königin größter Feind war, und daß er Willens iſt, ihn ihr zu Füßen zu legen." — „¿Und du erkennſt nicht Habib an dieſer That?" ſagte die Königin äußerſt lebhaft zu ihrem Miniſter. — Noch nicht, Königin, erwiederte der Weſir. Abarikaf kann ſich Meiſter von deinem Hafen in Geſtalt eines Wallfiſches machen wollen, um dir hernach unter ſeiner eigenen Geſetze vorzuſchreiben." „¿Abarikaf? fragte Ilzaide lebhaft. Er und ſein Anhang haben uns manches zu Leide gethan, aber ich hoffe, es ſoll nie wieder geſchehn: denn ich glaube gewiß, er iſt es ſelbſt, den man in dem Bauche des Fiſches klagen hört; wenigſtens hat es der Held geſagt!" — „Und wer iſt dieſer Held, mein ſchönes Meerfräulein," erwiederte der Weſir. „Es iſt, antwortete Ilzaide feurig, der, welcher über den böſen Hayfiſch, Ilraſcham-Scham, über ſeinen Sohn, den Tiger, und über einen großen Rieſen ſiegte, welcher ganz von Eiſen war; es iſt der Befreyer der Dame mit den ſchönen Haaren. Er hat alle die Ungeheuer ausgerottet, welche die Geißel unſerer Meere und Inſeln waren, und er thut dieſes alles im Namen unſerer Königin Dorathil-Goaſe. Meine Schweſtern ſagen, es wäre ein Held, ich weiß nicht, was das iſt, ein Held; aber wenn du dieſen ſo lieb hätteſt, wie ich, ſo würdeſt du eilen, dich ſeines Anblicks zu freuen. — Dorathil-Goaſe mußte ſich, trotz ihrer Ungeduld, dem ſüßeſten Entzücken bey Anhörung dieſer Lobſprüche überlaſſen, welche dem Abgotte ihres Herzens ertheilt wurden. Sie wendete ſich zu Il-Baccaras: „Schwinge dich empor, ſagte ſie; du kennſt den Habib; ſuche ihn auf, ſtelle dich ihm unter deiner natürlichen Geſtalt dar; und laß ihn durch zwey von deinen Geiſtern bequem hierher bringen: den Wallfiſch laß auf dem Ufer ſtranden.“ — „¿Und meine Schweſtern, Königin? ſagte Ilzaide: Du mußt ſie auch mit kommen laſſen! Sie waren immer bey dem Helden und werden ihn nicht verlaſſen wollen!“ — „Ja, liebes Kind, ſagte die Königin; deine Schweſtern ſollen uns hier ſo willkommen ſeyn, wie du!“ Il-Baccaras flog fort, und war etwas beruhigter, als er ſahe, daß die artige Abgeſandtin als Geißel zurück blieb; er zweifelte nun nicht länger an der Wahrheit ihrer Erzählung. — Illabuſatru langte in dem Augenblicke an. „Es iſt dein arabiſcher Ritter, liebe Tochter, ſagte er, den wir bewillkommen werden. Ich habe mich ſelbſt davon überzeugt, und ich weiß, daß er deinem Haupte alle die Kronen wieder aufgeſetzt hat, welche man dir geraubt hatte!" Die ſchöne Königin empfand ein Entzücken der Freude, das ſie faſt außer ſich ſelbſt brachte. Sie bat ihren Großvater, alles zum triumphmäßigen Empfange des Mannes zu veranſtalten, der ihr Ritter, ihr Rächer, ihr Held, ihr Liebhaber, ihr Gemahl war. Die naive Ilzaide mußte ihr alle Umſtände erzählen, und ihre Freude gieng in Rührung über.

Il-Baccaras verfügte ſich zu dem Helden und ſchlug ihm vor, ihn unverzüglich nach dem Palaſte der Königin bringen zu laſſen. „Ich bin, antwortete Habib, dieſen Augenblick noch der Wohlfahrt der Königin ſchuldig. Du haſt den Auftrag, dieſen Wallfiſch am Ufer ſtranden zu laſſen, aber es iſt nothwendig, daß ich dabey zugegen bin; ich habe es einmal an Klugheit fehlen laſſen, und dieſes hat mir für die ganze Zukunft zur Lehre gedient. Ich argwohne, daß der grauſame Feind deiner Königin noch in dem Bauche des Ungeheuers, deſſen er ſich gegen mich bedient hat, lebt; es iſt meine Pflicht, mich davon zu überzeugen: ich muß mich gegen ihn als das Werkzeug Salomons betragen, gegen den er ſich empört hatte, und ſo die Ruhe deiner Königin auf immer befeſtigen." Il-Baccaras ließ den Wallfiſch nach

einem

einen Ort der Rheede bringen, wo es leicht war, ihn aufs Land zu ziehen. Habib näherte ſich ihm nun und erhob ſeine Stimme: „Elender Feind Gottes, redete er das Ungeheuer an, du, der du dich ſo ſchwer an ihm und ſeinen Propheten verſündigt haſt; Abtrünniger des Geſetzes, dem du dich unterwarfſt! ¿ Verweilſt du in dieſer Hülle?“ — Man vernahm ein gräßliches Zähneknirſchen, das aus dem Bauche des todten Monſtrums zu kommen ſchien. „Rede, fuhr Habib fort, oder ich weihe dich den grauſamſten Strafen!“ Nun hörte man aus dem Rachen des Ungeheuers ein wehmüthiges und klägliches Ja ertönen. Der Ritter zog aus ſeinem Buſen das Päcktchen Haare, das er noch übrig hatte. „Die Projekte der Unſinnigen, ſagte er, müſſen an ihnen ſelbſt in Erfüllung gehen! Dieſe Haare ſollen eiſerne Feſſeln werden, die dich aller Bewegung berauben; ſey nebſt allen den Deinigen Salomons Dienern und Sclaven übergeben, und in die Tiefen der Höhlen des Kaukaſus gebannt!“ — Indem er das ſprach, band Habib die Barten des Wallfiſches mit den Haaren. Die ungeheuere Maſſe ſchien noch einmal alle ihre Kräfte anzuſtrengen, als ob ſie ſich in die Höhe richten wollte, aber es war ihr letzter Verſuch, und die Haare der Dame, die ohne Zweifel anderswo gebraucht wurden, verſchwanden.

„Nun iſt meine Königin gerettet! ſagte Habib zu Il-Baccaras, und nun kann ich mich dem Vergnügen überlaſſen, ſie zu ſuchen; ich bitte dich, bringe mich zu ihr.

(Der Beſchluß im nächſten Bande.)

Ende des dritten Theils.

Inhalt
der
Blauen Bibliothek
aller Nationen.

Erſter Band.

Ankündigung und Plan dieſer Sammlung.
Ueber die Literatur der Feen-Mährchen.
Einleitung zum erſten Bande.

Feen-Mährchen von Charles Perrault.

1) Rothkäppchen. 2) Die Feen. 3) Blaubart. 4) Die ſchlafende Schöne 5) Die geſtiefelte Katze. 6) Fräulein Aſchenbrödel oder das Glaspantöffelchen. 7) Ruprecht mit der Kuppe. 8) Der kleine Däumling. 9) Abentheuer der Prinzeſſin Sinnreich. 10) Eſelshaut.

Feen-Mährchen der Frau von Lintot.

1) Kornblümchen. 2) Prinz Offenherz. 3) Zartbraun und Conſtanze.

Das einzige Feen-Mährchen von J. J. Rouſſeau.

Königin Grille.

Zweyter Band.

Feen-Mährchen des Grafen A. Hamilton.

Einleitung. 1) Der Widder. 2) Dorn-Röschen. 3) Die vier Facardine.

Dritter

Dritter Band.

Feen-Mährchen der Frau Gräfin v. Aulnoy.

Einleitung. 1) Grazioſe und Percinet, 2) Schönchen Goldhaar. 3) Der blaue Vogel. 4) Prinz Kobold. 5) Prinzeſſin Frühlingsſchön. 6) Prinzeſſin Röschen. 7) Der goldne Zweig. 8) Der Orangenbaum und die Biene.

Vierter Band.

Fortſetzung der Feen-Mährchen der Frau Gräfin v. Aulnoy.

1) Das gute Mäuschen. 2) Don Gabriel Ponce de Leon. 3) Der Widder. 4) Finette Aſchenbrödel. 5) Fortunate. 6) Babiole. 7) Don Fernando von Toledo. 8) Der gelbe Zwerg. 9) Der grüne Serpentin.

Fünfter Band.

Aechte Ergänzung der Tauſend und einen Nacht. 1r Theil.

1) Il Bondocani, der Räuber-Hauptmann. 2) Die Macht des Schickſals. 3) Die unbekannte Dame. 4) Der Blödſinnige.

Sechſter Band.

Fortſetzung der ächten Tauſend und einen Nacht. 2r Theil.

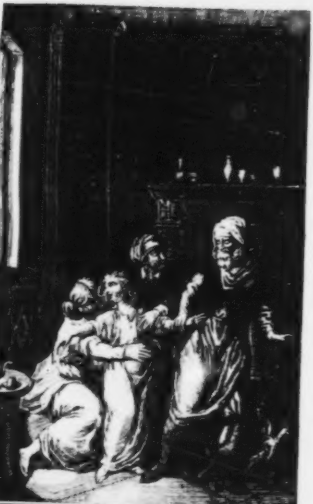
I) Begebenheiten des Simuſtapha und der Prinzeſſin Ilſetilſone. II) Abentheuer des Ali-Ben-Giad, Sultans von Herak, mit den falſchen Vögeln des Paradieſes.

radieſes. III) Geſchichte des Sinkarib und ſeiner beyden Weſire. IV) Die Familie des Schebandads von Surate. 1) Der Liebhaber der Sterne. 2) Thaten und Tod des Hauptmanns Bergſpalter und ſeiner tapfern Kumpanen. 3) Traum des Walid-Haſen.

Siebenter Band.

Fortſetzung der ächten Tauſend und einen Nacht. 3r Theil.

I) Geſchichte Bohezads und ſeiner zehen Weſire. S. 3
  1) Geſchichte des Kaſſas, oder der Halsſtarrige. 42
  2) Geſchichte des Illage-Mohammed und ſeiner Söhne; oder der Unbeſonnene. 60
  3) Geſchichte Aboſabers; oder der Geduldige. 87
  4) Geſchichte Bhazads, des Ungeduldigen. 108
  5) Geſchichte der Königin Wunderſchön, die ſich in ihr Schickſal fügte. 120
  6) Geſchichte Bazmants, der auf Gott vertraute. 145
  7) Geſchichte Babar-Kans. 156
  8) Geſchichte Abeltaments, oder der Kluge. 163
  9) Geſchichte des Sultans Hebraim und ſeines Sohnes, oder der Prädeſtinirte. 189
  10) Geſchichte des Soliman-Schah und ſeiner Familie 225
  11) Geſchichte des Königs von Haram und ſeines Sklaven. 283
II) Geſchichte des fahrenden Ritters. 300



Prinz Badwildinn.

Die

Blaue Bibliothek
aller Nationen.

Si Peau d'Ane m'étoit conté
J'y prendrois un plaisir extrême.
LAFONTAINE.

Achter Band.

Gotha
in der Ettingerſchen Buchhandlung. 1791.

Bibliothek [illegible]

LANDESBIBLIOTHEK
HALLE
(SAALE)

Goe 305 (8)

Fortſetzung
der ächten
Tauſend und Einen Nacht.

Vierter Theil.

1.

Fortſetzung
der
Geſchichte des fahrenden Ritters.

Während der arabiſche Ritter beſchäftigt war, die Ruhe in den Staaten der Dorathil-Goaſe wieder herzuſtellen und zu befeſtigen, ſetzte man in dem Palaſte und in der Stadt Medina-Ilpalor alles zu dem triumphirenden Empfange des ſiegreichen Befreyers in Bereitſchaft, welcher bald König dieſes ganzen Reichs werden ſollte. Die liebenswürdige Prinzeſſin vertrieb ſich ihre zärtliche Ungeduld durch Anhörung der Beſchreibungen, welche ihr Ilzaide von den Thaten des Helden machen muſte, von denen ſie Augenzeuge geweſen war; ſie ließ ſich ſogar die geringſten Worte wiederholen, welche das Meerfräulein von ihrem lieben Ritter noch im Gedächtniſſe behalten hatte. Die Nacht brach ein und bey dem Scheine einer prächtigen Erleuchtung kam Habib in dem Zimmer an, wo er erwartet wurde. Der königliche Prunk, der rings um ihn her glänzte, würde ſich noch durch Worte ſchildern laſſen, aber ſeine zärtlichen und ehrerbietigen Regungen, und die Beweiſe der Liebe der empfindſamen Prinzeſſin überſteigen alle Ausdrücke. Noch nie wurde eine Leidenſchaft, die das Werk des Verhängniſſes war, Herzen eingeimpft, die für einander mehr geſchaffen waren, als dieſe. Noch nie waren ſo viel Schönheit und äußerliche Vorzüge mit ſo vielem Verdienſte und Tugend in Bund getreten. Habib war entzückt von der Fülle ſeines Glücks, und Dorathil-Goaſe rief; „lieber Habib, ich kann dir nicht mehr geben, als mein Herz, meine Krone und meine Hand; ſchwache Vergeltung ſo vieler wichtigen Dienſte! ſchwache Belohnung ſo vieler Arbeiten und Helden-Tugenden!“ —

Derſelbe Abend, welcher Zeuge ihrer erſten Zuſammenkunft war, wurde auch Zeuge der Begehung der Ceremonie, welche ihr Bündniß beſiegeln ſollte. Eine Nacht ſah ſie als Verliebte und glückliche Gatten, und den andern, Morgen beſchien die Sonne mit dem Ausbruche ihrer Glückſeligkeit auch die Freudensbezeugungen der ganzen Inſel **Medina**. Aber **Habib** verlor über ſein Glück die Verbindlichkeiten nicht aus den Augen, zu welchen er ſich anheiſchig gemacht hatte. Der Prinz **Dal-Ilsha**, der Gemahl der Dame mit den ſchönen Haaren, ſchmachtete noch in den Gefängniſſen der ſchwarzen Inſel, und dieſes unglückliche Land, wenn es gleich nicht mehr durch die Schandthat und Gegenwart des **Abarikaff** verpeſtet wurde, muſte doch noch den gröſten Unordnungen Preiß gegeben ſeyn. **Habib** hatte der Dame mit den ſchönen Haaren ſein Wort gegeben, daß er ihren Gemahl befreyen wollte und als der, von den Sternen auserſehene, Herſteller des Friedens in allen Staaten der **Dorathil**-Goaſe, wollte er ſich dazu keiner andern Mittel bedienen, als die das Verhängniß ihm ſelbſt in die Hände gegeben hatte. Die drey Meerfräulein befanden ſich bey **Dorathil**-Goaſe, welche ſie mit Wohlthaten überhäufte; er wendete ſich an die älteſte. „Wir haben zwar hier, ſagte er, Schiffe, auf welchen ich mich nach der ſchwarzen Inſel begeben könnte, aber ich ziehe eure Erfindung vor, welche uns bisher ſo gute Dienſte geleiſtet hat; ſobald das Schickſal eine Sache entſchieden hat, ſo findet es Behagen daran, ihren Erfolg von der Anwendung ſehr geringfügiger Mittel abhängen zu laſſen, damit der Menſch wiſſe, wem er die Ehre davon zuzuſchreiben habe. Bemüht euch, unſer Floß wieder zu finden, wenn es euch nicht leichter iſt, ein neues zu bauen. Ich kann nicht eher raſten noch ruhen, bis ich die Thränen der Dame mit den ſchönen Haaren getrocknet und den Unordnungen geſteuert habe, welche die Ruhe meiner Unterthanen auf der ſchwarzen Inſel ſtöhren.“ Die drey Schweſtern giengen den Vorſchlag mit Freuden ein, und waren ſtolz, Theil an dem Ruhme zu nehmen, deſſen Habib genoß. Ilzaide war ſeit der Heyrath unſers Helden ein wenig ernſthaft geworden, da ſie ihm aber von Grunde des Herzens gut war, ſo liebte ſie ihn noch immer inbrünſtig, ob ſie gleich nun wohl ſahe, d[illegible] er einer andern zugehöre, der ſie weichen müſſe. Habib ließ ſeine ſchöne Gemahlin Theil an dieſem geheimen Rathe nehmen, den er mit den liebenswürdigen Gefährtinnen ſeiner Abentheuer hielt. Es wurde beſchloſſen, daß er ſich auf den Weg begeben ſollte, ſobald das Floß wieder in Stand seyn würde, aber Dorathil-Goaſe auf ihrem Vogel Rok nahm ſich vor, über dem Floſſe zu ſchweben, auf ſeine Fahrt Achtung zu geben, vor den Gefahren zu warnen, die ſich ihm entgegen ſtellen könnten, und ſich von Il-Baccaras dem treueſten ihrer Geiſter begleiten zu laſſen; noch zwey andere Geiſter aber ſollten des Il-Baccaras Gefährten ſeyn. Mit Tages Anbruche war das Floß wieder im Stande, und Habib trat ſeine Fahrt an; das Geſpann der Delphine ſchien ſeine Stärke und Geſchwindigkeit zu verdoppeln und man entdeckte bald die ganze Küſte der ſchwarzen Inſel.

Il-Baccaras bemerkte mit Vergnügen und ließ es auch der Dorathil-Goaſe bemerken, daß die Küſte nicht mehr in den ſchwarzen Nebel eingehüllt war, welcher vorher ihren Anblick ſo ſcheußlich gemacht hatte. Habib landete mit der größten Leichtigkeit und erblickte einige Einwohner, die am Ufer irrten und hager und abgezehrt waren, er rufte ſie nun, und fragte ſie, was ſie für Nachrichten von ihrem Tyrannen Abarikaf hätten. „Er muß beſiegt worden ſeyn, antworteten ſie, wenigſtens haben wir es aus dem gewaltigen Klaggeſchrey geſchloſſen, das alle die Seinigen ausgeſtoßen haben. Vorgeſtern waren wir gezwungen, in die Gebürge zu flüchten, denn mit einemmale bedeckten die fürchterlichſten See-Ungeheuer überall unſere Küſten; in der Wuth, die ſie befallen hatte, zerriſſen ſie ſich ſelbſt einander, und der Strand wurde von ihrem eigenen Blute gefärbt. Wir Elenden, die wir ſchon ſeit ſo langer Zeit die Sklaven dieſer Ungeheuer ſind; flohen erſchrocken vor dieſem gräßlichen Anblicke und ihrer Raſerey. Ihr Brüllen, und Geheul wiederholte das Echo und vermehrte unſer Entſetzen; aber plötzlich glaubten wir, ein Leuchten wie das der Blitze zu ſehen, und der Lärm hörte auf. Die Nacht brachten wir noch in der Unruhe und dem Schrecken zu, worein wir geſezt worden waren, aber dieſen Morgen erblickten wir nur einen ſtinkenden Dunſt der von dem vielen vergoſſenen Blute dieſer Ungeheuer aufſtieg. Zum Glücke hatte ihn die Sonne in die Höhe gezogen, und der Wind verwehet, ſonſt würde dieſe Inſel nicht mehr zu bewohnen ſeyn."

Während Habib dieſe Unterredung mit den Einwohnern hielt, ſchwebte der Vogel Rok in einer gewiſſen Entfernung über der Inſel, und dieſe Unglücklichen, die noch durch alle dieſe Wunder in Furcht und Schrecken geſezt waren, blickten mit einer Art von Aengſtlichkeit nach dem ungeheuern Vogel.

Der Ritter beruhigte ſie; „ihr ſeht hier nichts, ſagte er, was feindlich gegen euch geſinnt wäre; ich bin der Gemahl der Dorathil-Goaſe, eurer Königin, und jezt euer Beherrſcher. Was ihr da in der Luft erblickt, iſt ein Vogel Rok, auf deſſen Rücken meine Gemahlin ſizt, die mit mir hierhergekommen iſt, um euch allen Beyſtand zu leiſten, den ihr nöthig haben könnt, und Friede und Ordnung unter euch herzuſtellen. ¿Aber wo iſt der Palaſt, den Abarikaf bewohnte?"

„Herr, antworteten die Einwohner, du findeſt uns deswegen in der größten Verwunderung; er lag hier auf dieſer Ebene, und wir entdecken jezt nicht einmal ſeine Trümmern. Er war alſo eben ſo gut ein bloßes Zauberwerk, als die Geſtalten, welche Abarikaf ſelbſt täglich annahm; denn zu Lande erſchien er zuweilen als eine Dogge von fürchterlicher Größe, in der Luft war er ein ungeheurer Vogel, und im Waſſer ein Wallfiſch." — „Er hatte Gefangene, fuhr Habib fort, die er in ſeinen Kerkern ſchmachten ließ; ¿wo ſind ſie hingekommen?" — „Herr, antworteten die Einwohner, wenn ſie ſich noch hier befinden, ſo müſſen ſie in einem ſehr kraftloſen und elenden Zuſtande ſeyn, denn der Tyrann verhinderte ſie zwar zu ſterben, aber er ließ ihnen auch nichts zum Unterhalte ihres Lebens reichen." — „¿Kennt ihr den Prinzen Dal-Ilsha?" fragte Habib. — „Wir haben von ihm reden hören: Abarikaf hatte ihn in Ketten ſchmieden laſſen, um ihn zu zwingen, die ſchönen Haare ſeiner Frau heraus zu geben, welche Abarikaf und die Seinigen in ihrem Beſitze zu haben wünſchten; aber der Prinz hat nie darein willigen wollen. Geht, ſagte Habib, ſucht überall nach, wer den unglücklichen Prinzen ausfindig macht, ſoll von mir eine Belohnung erhalten.“ — Die Einwohner gehorchten, und fanden bald den Dal-Ilsha, der auf dem Raſen nicht weit von dem Orte lag, wo ſonſt die Kerker waren, welche Abarikafs Zauber in der Nähe ſeines Palaſtes erbaut hatte. Sie machten eiligſt eine Tragebaare und brachten den ausgezehrten und halbtodten Prinzen zu Habib. Die Meermädchen drängten ſich um dieſen rührenden Gegenſtand des Mitleidens; Dorathil-Goaſe bemerkte den Auflauf, welchen dieſes verurſachte; ſie war neugierig, die Urſach zu wiſſen; und da ſie die Gegenwart ihres Helden gegen jede Anwandelung von Furcht ſicherte, ſo ließ ſie ihren Vogel Rok ſich auf die Erde herabſenken.

Sie vereinigte ihre Bemühungen den Prinzen wieder zu beleben, mit den der drey Schweſtern. Il-Baccaras both ebenfalls ſeine Kunſt auf, und bald gaben wirkſame Elixire dem Gemahl der Dame mit den ſchönen Haaren ſo viel Kräfte wieder, daß er ſich wieder aufrichten und für den geleiſteten Beyſtand danken konnte. Er erfuhr nun die Befreyung ſeiner Gemahlin und ſeiner Unterthanen; man ſagte ihm, daß er ſie dem Ritter, der vor ihm ſtehe, zu verdanken habe, welcher der Gemahl ſeiner Verwandte Dorathil-Goaſe ſey. Er bezeigte ihnen beyden auf das gerührteſte ſeine Dankbarkeit und welches Vergnügen er fühle, die Prinzeſſin wiederzuſehen, aber zugleich verrieth er auch ſeine Ungeduld, ſich bald wieder in den Armen ſeiner geliebten Gemahlin zu befinden.

Dorathil-Goaſe und Habib mußten nun einen Statthalter für die ſchwarze Inſel ernennen, und übertrugen dieſes Amt dem Il-Baccaras. Aber es ereignete ſich zugleich dadurch eine Gelegenheit, ſich für die Dienſte der Meermädchen erkenntlich zu bezeigen; der arabiſche Ritter nüzte ſie und gab die älteſte dem neuen Vice-Könige zur Gemahlin. Ilzaide freute ſich zwar über das Glück ihrer Schweſter, aber ohne daß es ihren Neid rege gemacht hätte. Es war ihr unbegreiflich, wie man Luſt haben könne, ſich zu verheyrathen, wenn der Mann kein Held und Ritter wäre. Sie überlies ſich von ganzem Herzen auf der Hochzeit ihrer Schweſter dem Gefühle der Fröhlichkeit, aber nährte immer ihr Lieblingsprojekt, ſich dereinſt nur mit einem Helden zu vermählen.

mählen. Die Inſel war während der Herrſchaft der rebelliſchen Geiſter ſehr zu Grunde gerichtet worden; das königliche Paar pflog Rath mit dem neuen Statthalter, wie bey dem Volke Glück und Zutrauen wieder empor gebracht werden könne. Dorathil-Goaſe nahm ſich nun vor, auch die andern eroberten Inſeln zu beſuchen, und den Prinzen Dal-Ilsha ſelbſt zur grünen Inſel zurück zu bringen. Den andern Morgen ſchwomm Habib auf ſeinem Floſſe im Geleite der beyden Schweſtern nach dieſer Inſel; der Vogel Rok trug die Königin und den Dal-Ilsha durch die Luft, und ſo wurde die Reiſe ſehr ſchnell zurückgelegt. Sie hatten ihren Weg über die blaue Inſel genommen, wo ſie die Einwohner in voller Thätigkeit antrafen, ihre Wohnungen wieder aufzubauen, und ſich von den ausgeſtandenen Unruhen zu erholen. Eine Fiſcherbarke, die einzige, welche ſich auf der grünen Inſel befand, war von der Dame mit den ſchönen Haaren an die Einwohner mit dem Verſprechen abgeſendet worden, daß ſie mit ihnen alle die Schätze theilen wollte, welche ſie in dem ſtählernen Schloß des Tyrannen gefunden habe; ſobald das Schiff, welches ſie erbauen würde, im fertigen Stande ſey. Dal-Ilsha erkannte darin die vorſichtige Klugheit ſeiner Gemählin. Habib und Dorathil-Goaſe ertheilten ihren

Beyfall, und alle beſchloſſen ohne Verzug nach der grünen Inſel den Weg anzutreten. Die Thränen der Dame mit den ſchönen Haaren wurden getrocknet; ſie ſahe den Gemahl wieder, der ihr ſo grauſam geraubt worden war. Die beyden liebenswürdigen Muhmen, umarmten ſich, vergoſſen Thränen der Freude, und theilten das Gefühl das ſie belebten, ihrem tapfern Befreyer mit. Die Reiſe gieng nun nach der weißen und gelben Inſel. Die beyden Muhmen wollten ſich nicht trennen, und dieß ſollte das Ziel ihrer Reiſe ſeyn.

Aber als die Reiſenden auf der weißen Inſel waren, wurde Dorathil-Goaſe, die ſich von Habib beſtändig alle Umſtände ſeiner Abentheuer und Thaten wiederhohlen ließ, den Gipfel des Caucaſus gewahr, der ſich hoch in den Wolken verlohr. „¿ Hier wohnt alſo unſer treuer Il Habul? ſagte ſie. Ach, Habib, du hätteſt mich nicht ſo weit mitnehmen, mir nicht den Aufenthalt unſers beſten Freundes zeigen ſollen, wenn wir wieder umkehren, und ihm nicht die Dankbarkeit zollen wollen, die wir ihm für ſo viele geleiſtete Dienſte ſchuldig ſind. Ueberlaſſe dein Floß den Meerfräulein; beſteig mit uns den Vogel Rok, und laß uns, zur Vermehrung unſrer Freude, die Süßigkeiten der Freundſchaft ſchmecken.“ —

Der Wunſch der ſchönen Königin, war auch der Wünſch ihres Gemahls, und ſo wurde die Reiſe alsbald fortgeſezt.

So wie ſie dem jähen Ufer näher kamen, welches das Meer von der Seite des Caucaſus umgiebt, zeigte Habib der Königin die Stelle, wo ihm, nach ſeinem Ausgange aus den unterirrdiſchen Gewölbern, die Meermädchen beyſtanden. Die zärtliche Dorathil-Goaſe zitterte als ſie ſich die Lage ihres Geliebten, auf dieſen wüſten ſchreklichen Klippen dachte. Da ſie höher noch als der Caucaſus, in der Luft ſchwebten, konnten ſie einen Theil der Wüſteneyen erblicken, welche der Ritter durchwandert war. „Ich bin erfreut, ſagte Habib daß meine Geliebte ſich mit ihren Augen überzeugen kann, um welchen Preiß ich mein jetziges Glück erkauft habe; ſeine Fülle aber ſo groß iſt, daß ich vergaß, was es mich koſtete.“

Unterdeſſen war das ätheriſche Fuhrwerk über den Caucaſus weggeſchwebt, und der Rok ließ ſich am Eingange der Höhle Il-Haſbuls nieder. Dieſer guter Geiſt hatte bereits Nachricht empfangen, daß man in der Luft etwas gewahr werde, welches zu ihm zu kommen ſchien. ¿Denn wem anders als ihm konnte ein Beſuch an dieſem Orte gelten, st dem Menſchen unzugänglich, und unbewo Stirne war? Er befand ſich bey dem Felſen, welc ſeine Höhle verſteckte. Nach ſeiner Gewohnheit durchräucherte er die Luft mit einem Zauber-Rauche der dazu diente, ihr die zu große Strenge in dieſer Region der ewigen Kälte zu benehmen. Er erfuhr bald, durch eine ſeiner Abgeſchikten, daß Habib und **Dorathil**-Goasſa die Beſuchenden wären, und dieß war ihm Beweiß von der vollendeten glücklichen Vereinigung der beyden Liebenden.

Er hieng der Königin entgegen, half ihr von ihrem Vogel **Rok** a bſteigen, drückte zärtlich dem Habib die Hand, bezeigte dem Prinzen Dal-Ilsha und ſeiner Gemahlin, ſeine Freude ſie zu ſehen, lud ſie in ſeine Höhle ein, und ließ ſie Platz an einer Tafel nehmen, die ſchon für ſie bereit ſtand.

Selbſt der Vogel **Rok** deſſen Vaterland eigentlich der Caucaſus war, fand ſich hier nicht fremd. Il-Habul wußte ſchon den größten Theil der ſiegreichen Thaten ſeines jungen Zöglings gegen die rebelliſchen Geiſter, denn, ſeit einiger Zeit, hatten die Pforten der Höhlen nach dem Meere zu, ſehr oft geöffnet werden müſſen, um die Gefangenen

auf-

Dieſe Nachricht würde im Habibs Seele, wo die heftigſten ſo wie die edelſten Leidenſchaften ihren Sitz hatten, die fürchterlichſte Revolution erzeugt haben, wenn er nicht zum voraus dagegen auf ſeiner Hut geweſen wäre. „Rathe mir lieber Schutzgeiſt, rief er, und du ſollſt ſehen, daß ich meinen Pflichten zu gehorchen weiß." — „Mein Rath iſt dieſer; gab Il-Habul zur Antwort. Es fehlt dir nicht an Mitteln, deine Reiſe zu beſchleunigen, begieb dich alſo ohne Verzug nach Arabien. Dein Vater ſieht zwar nicht mehr, aber ſeine Augen haben nicht ohne Rettung gelitten. Allein das Mittel, das ihm das Geſicht wiedergeben ſoll, muß ihm von eben der Hand aufgelegt werden, welche die Veranlaſſung zu ſeinem Unglücke war, von der Hand deiner Gemahlin. Dieſes Arkanum, wird in Salomons Schatze verwahrt, und du ſollſt und mußt es da hohlen. Der Zugang iſt jezt für dich nicht mehr mit Gefahr noch Schwierigkeiten verbunden; du haſt den Schlüſſel, auf der Zunge. Es iſt das dir bekannte Wort des Talismans; und überdieß genießt der Arbeiter des Propheten, in ſeinem Hauſe alle Vorrechte und Freyheiten."

„Aber, erwiederte Habib, was ſoll aus Dal-Ilsha und ſeiner Gemahlin werden, wenn ich mit Dorathil-Goaſe nach Arabien reiſe? ¿Sollen ſie uns begleiten? Ihre Gegenwart iſt in ihren Staaten ſo nöthig. ¿Und wer wird meinen Unterthanen die Unruhe über meine Abweſenheit benehmen?" —

„¿Als du ſo mühſam den Caucaſus erklimmteſt, lieber Habib, wen ſchickte ich dir zum Beyſtande? Noch ſtehen eben dieſe Mittel in meiner Macht, um die Dame mit den ſchönen Haaren und ihren Gemahl nach der grünen Inſel zurück bringen zu laſſen. Derſelbe Sclave des Propheten, der ſie auf einem Vogel Rok dahin bringen wird, ſoll deinem Großvater Ilhabuſatru, und deinen Weſiren Nachricht von dir geben, und ſo kannſt du ruhig die Reiſe nach Arabien antreten. Ich ſelbſt kann dich nicht dahin begleiten; meine Pflicht feſſelt mich hier, und ſeit deiner glorreichen Unternehmung habe ich überhaupt noch einmal ſo viel zu thun bekommen. Es iſt mir ſogar unmöglich geweſen, die Beſorgniſſe deines tugendhaften Vaters, durch eine Nachricht von dir zu ſtillen. Da du aber meinen Rath verlangſt, fuhr Il-Habul fort, ſo bitte ich dich, nicht unmittelbar bey dem Lager deines Vaters abzuſteigen. Bringe deine Gemahlin nach unſerer kleinen, ländlichen Hütte.

te. Weil ſie nichts enthält, was die Habſucht reizen konnte, ſo wurde ſie in den Unruhen von den Aufrührern verſchont. Die Meublen welche Dorathil-Goaſe in ihrem Zelte bey ſich führet, werden zu ihrer Bequemlichkeit hinreichen, und übrigens brauchſt du nicht beſorgt zu ſeyn, wie die Enkelin eines Geiſtes, an einem Orte leben will, wo es Fiſche, Wildprät und Obſt giebt.“

„Wenn du in die Gewölber kommen wirſt, wo Salomos Schatz verwahrt iſt, ſo hänge an der Trophäe den Säbel wieder auf, deſſen du dich, mit der Erlaubniß des Propheten, gegen ſeine Feinde bedient haſt. Es iſt kein gewöhnliches Schwerd, und du denkſt zu groß als daß du gegen deinesgleichen Gebrauch von andern Vortheilen machen wollteſt, als welche dir Anſtrengung, Erfahrung und Stärke, die Früchte des Muths und der Arbeit gewähren. Deswegen ſollſt du aber nicht wehrlos, zu den Zelten deiner Ahnen zurückkehren. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß du gezwungen ſeyn wirſt zu kämpfen, und ich will dich daher mit zwey vollſtändigen Rüſtungen, auf Art der Parther, verſehen, ungefähr wie die war, in welcher ich vor dem Lager deines Vaters erſchien. Ich werde auch das Pferdezeug hinzufügen, und du kannſt dich ihrer, nach Anleitung deiner Klugheit, beidienen."

„Lieber Il-Habul, ſagte Habib, mein ganzes Herz iſt bewegt. Ich werde nicht eher wieder zu leben anfangen, als bis ich meinem Vater Hülfe geleiſtet habe. Oefne mir noch einmal die Thüre, welche mich zu dem Talisman bringen ſoll, der dem theuren Geber meines Daſeyns, das Licht des Tages wiederſehn laſſen wird. Jeder Augenblick Verzug iſt eine ungeheure Laſt für mein Herz, und ich zweifle nicht, daß meine liebe Dorathil-Goaſe von gleichen Gefühlen, und gleicher Ungedult beſeelt ſeyn wird."

Die ſchöne Königin billigte allerdings, die kindliche Sehnſucht eines Gemahls, mit dem ſie Ein Herz und Eine Seele war, und alle Anſtalten zur Reiſe wurden ſogleich getroffen.

Habib begab ſich in die Höhle, wo Salemos Waffen hiengen. Niemand machte ihm diesmal den Zugang ſtreitig. Als er zu der Trophäe trat, um den Säbel aufzuhängen, wurde er am Viſir des Helms, zwey flache, ovale Steine gewahr, die ungefähr in der Weite zweyer Menſchenaugen, mit einem Goldfaden an einander gereiht waren. Sie funkel-

ten

ten von einem blendenden Glanze. Er erkannte ſie für den beſchriebenen Talisman, nahm ſie, und entfernte ſich, innig betrübt, daß ihm nicht erlaubt ſey, länger an einem Orte zu weilen, wo er ſich ſo manche Belehrung ſammeln konnte. Aber die Empfindung kindlicher Liebe, erſtickte in dem Augenblicke jede andere Leidenſchaft in ihm. Er harrte bloß noch auf die Abreiſe von Dal-Ilsha und ſeiner Gemahlin, um unverzüglich dahin zu eilen, wohin ihn Pflicht und ſein Herz riefen. Die Meermädchen waren auf der weißen Inſel geblieben, allein die beyden Gatten, verſprachen ſie dort abzuholen, und mit ſich zurückzunehmen.

Die Morgenröthe des nächſten Tages, ſah beyde Rokke ſich in die Luft emporſchwingen, und nach zwey ganz entgegengeſetzten Richtungen fliegen. Schon gegen den Abend des dritten Tages, entdeckten Salomos Kinder die väterlichen Zelte. Der Vogel Rok der ſie trug, ließ ſich vor den Paliſſaden nieder, welche den Eingang von Il-Habuls und Habibs ehemaligen Lieblingsaufenthalte umſchloſſen. Das glückliche Paar gieng hinein: der Geiſt, der Führer des Roks, entledigte das Thier ſeiner Bürde, und überließ es ſeinem Inſtinkte ſein Futter zu ſuchen. Habib und Dorathil-

Goaſe warteten die Ankunft des Tages ab, um ihre weitern Maasregeln zu ergreifen.

Es war nöthig, daß Habib unbekannt in das Zelt ſeines Vaters kam, und ihm die Gefahr einer zu raſchen Erkennung erſparte. In einem Augenblicke hatte er ſeine Verkleidung in Stande. Er fand von ungefähr unter ſeinen alten Sachen ein Paar alte Babuſchen, deren er ſich vor dieſen beym arbeiten bedient hatte. Dieſe zog er an ſeine Füße. Eine Gemſenhaut bedeckte ſeine Schultern, eine andre umgürtete ſeinen Leib; das war ſeine Kleidung. Geſicht und Hals rieb er ſich mit einer dunkelgelben Erde, welche ſein ganzes Kolorit verſtellte; Bart und Haare machte er ſtruppigt und borſtend, und ſo gieng er, mit dem Dolche am Gürtel, einen Stab in der Hand, einem Korb mit Obſte am Arm, durch's Lager, bis an den Eingang der Zelte der Sklavinnen ſeiner Mutter.

Hier fand er einen breiten bequemen Stein. Er nahm ſeinen Korb zwiſchen die Beine, ſetzte ſich nieder, als ob er ausruhen wollte, und endlich ſtellte er ſich gar, als ſchlief er.

Es giengen viele Sklavinnen vorüber, aber er wurde nicht die gewahr, die er zu ſeiner Vertrauten zu machen beſchloſſen hatte. Doch endlich kam ſie, und er rief ſie bey ihrem Namen; ſie war ſeine Hofmeiſterin geweſen. „Eſekka!“ — „¿Kennſt du mich, junger Menſch?“ fragte die Alte. — „Ja, antwortete Habib, und wenn du mit mir hinter jenen dicken Baum kommen willſt, ſo will ich dir eine Neuigkeit ſagen, die unſrer Herrſchaft große Freude machen wird. Setze einſtweilen meinen Korb in dein Zelt, und er ſoll dein mitſamt dem Obſte ſeyn, wenn das, was ich dir ſagen will, dich nicht für Freude entzückt.“ Die Sclavin, die mehr nach der verſprochenen Neuigkeit als nach dem Obſte lüſtern war, ſetzte den Korb ins Zelt, und gieng hinter den Baum, der ſo nahe am Zelte ſtand, daß die beyden Sprechenden, dadurch, den Vorübergehenden ganz verſteckt wurden. „¿Nun, ſagte ſie, was haſt du mir dann zu erzählen?“ „Verſprich mir erſt, keinen Lärm zu machen, und deine Freude nicht zu heftig ausbrechen zu laſſen!“ — „Ueber den Schwätzer! ¿Glaubſt du denn ein ſo verführeriſches Maul zu haben? Man ſollte es doch weder aus deinem Mantel, noch aus deinen Babuſchen ſchlieſſen. ¿Haſt du ſchon viele Weiber, durch bloße Worte zum Kreiſchen gebracht?“ — „Nein, meine Liebe, ſagte Habib, wenn du dich aber nicht in Acht nimmſt, ſo wirſt du die erſte ſeyn.“ — „¡Ey

ſehr

ſeht doch, ſagte die Alte, über den Landläufer, mit ſeinem Korbe Pflaumen! der mich ſeine Liebe nennt, und mir auch eben nicht mißfälle! ¿Nun wirſt du bald anfangen mir die große Freude zu machen, auf die du mich ſo lange warten läſſeſt?" — „Du liebteſt den armen Habib?" — „¿Iſt das deine Freude, daß du mir Thränen auspreſſen willſt?" — „Im Gegentheil; tröſte dich, denn er iſt nicht todt. Indem er das ſagte, hielt er ihr die Hände und verhinderte ſie, daß ſie nicht ſchreyen konnte. Stille, gute Alte, fuhr er fort, mache keinen Lärm, ich bin ſelbſt Habib, ich will dir das Mahl an meinem Halſe und auf meiner Bruſt zeigen, ich will dir das kleine Liedchen ſingen, das ich für dich gemacht hatte." — „¿Wie! Wie? ſchrie die gute Alte, welche der Ton ſeiner Stimme durchdrang. Aber Habib hielt ihr den Mund mit ſeiner Hand zu. „Nimm dich nur in Acht, ſagte er, daß meine Mutter nicht durch die zu ſchnelle Ueberraſchung des Todes iſt. Ich bin gekommen, um meinen Vater aus den Händen ſeiner Feinde zu befreyen und du vereitelſt mir meinen ganzen Plan, wenn man vorher erfähret, daß ich hier bin. Ich beſchwöre dich in dem Namen Gottes, ſey auf deiner Huth und faſſe dich. Damit die Nachricht von meiner Wiederkunft keine ſchädliche Wirckung bey meinen Eltern verurſacht. Sie muß unter uns Vieren ein Geheimniß bleiben: das iſt zur Sicherheit von uns allen, so viel unſerer ſind, unumgänglich nothwendig."

Die gute Matrone war halb erſtickt, aber jezt konnte ſie ſo kein Wort vorbringen, denn Thränen der Freude verwehrten ihr den Gebrauch der Stimme. Es war niemand in ihrem Zelte; ſie führte ihren ehemaligen Zögling hinein und lies ſich von ihm unterrichten, wie ſie ſeiner Mutter ſeine Ankunft beybringen ſollte. Habib verſteckte ſich hierauf im Zelte und ſeine alte Hofmeiſterin begab ſich hinweg, um den Augenblick abzupaſſen, wo ſie mit Amirala ſprechen könnte, die dem Salamis faſt nicht mehr von der Seite kam. Habib blieb allein und dachte wehmüthig nach, in welchem furchtbaren Zuſtande er das Lager ſeines Vaters verlaſſen hatte, und wie geſunken und ſchwach er es wieder antraf; es war wenigſtens um drey Viertel geſchmolzen; es wurde nicht mehr durch bloße Schranken verwahret, ſondern durch Verſchanzungen und Palliſaden vertheidigt. Hier und da ſahe er wohl, daß man ſich mit kriegeriſchen Zurüſtungen beſchäftigte, aber dieſe waren augenſcheinlich zu einem bloßen Vertheidigungs-Kriege beſtimmt. Es iſt faſt unmöglich, ſich die Ungedult unſers

Helden vorzuſtellen, und wie er ſich ſehnte, ſeinen Vater und Mutter zu tröſten, dem ehrwürdigen Urheber ſeines Daſeyns ſein Geſicht wieder zu ſchenken, und die Undankbaren und Niederträchtigen zu züchtigen, welche die Kraftloſigkeit ihres Fürſtens dazu gemißbraucht hatten, ſich zu empören und ſich ſogar zu erfrechen, ſeine Freyheit zu bedrohen. Zum Glück machte die Wiederkunft der guten Hofmeiſterin dieſen niederſchlagenden Betrachtungen ein Ende.

Der Emir war eingeſchlafen und Amirala in ihr eigenes Zelt gegangen, um einige Erfriſchungen zu ſich zu nehmen und der Ruhe zu pflegen, die Hofmeiſterin folgte ihr und ſchloß ſich mit ihr ein. Du haſt, ſagte ſie, immer viel Vertrauen in meine Träume geſetzt; leider! hab' ich ſeit langer Zeit nur Träume von traurigen Inhalte geträumt und die unglücklicherweiſe nur zu gut eingetroffen ſind. Doch der Traum, den ich jezt erzählen will, hat mich mit Troſt und Hoffnung erfüllt. Die zwanzig Ritter, welche unſern Habib in die Wüſte begleiteten, waren feige Memmen und Lügner; unſer lieber Habib iſt nicht todt. Er befindet ſich wohl auf, ich habe die Mahle auf ſeiner Bruſt und ſeinem Halſe geküßt." — „Und wenn du ſie auch im Traum küßteſt, unterbrach ſie Amirala, folgte daraus, daß die Ritter Lügner ſind, und daß unſer Kind noch am Leben iſt?" — Und doch, meine Sultanin, antwortete die Matrone, denn ich drückte meine Lippen recht feſt auf, und er, er drückte mich eben ſo feſt an ſein Herz, das hoch aufſchlug. Es war nicht das Herz eines Todten, Sultanin, das verſichere ich dir!" — „¿Aber wo und wenn haſt du dieſen Traum geträumt?" — „Vor wenigen Augenblicken; doch trinke erſt dieſe Schaale friſches Waſſer und dann will ich dir mehr ſagen." — Amirala hatte ſo viel Gefälligkeit, ſie zu trinken. „Gut, ſagte die Alte, nun wage ich nichts mehr, wenn ich deutlicher mit dir ſpreche; aber faſſe dich Sultanin, damit du nicht für Freude ſtirbſt.... Ich habe nicht geträumt, ich habe unſern Habib wirklich geſehen und umarmt; er iſt hier, er iſt in ſeiner kleinen Bauernhütte abgetreten und dieſen Korb mit Pflaumen hat er von dort mitgebracht; er iſt als ein Armer verkleidet ins Lager gekommen und hat ſich das Geſicht mit Farbe beſchmiert; er will ſich niemand zu erkennen geben, als ſeinem Vater und uns; dieß, ſagte er, wäre unumgänglich nothwendig, um das Wohl ſeines Vaters wieder herzuſtellen, und du weiſt, unſer Habib iſt klug; wir müſſen es genau ſo machen, wie er es haben will!"

Ungeachtet der Vorſicht mit dem friſchen Waſſer, wäre Amirala doch beynahe in Ohnmacht geſunken. Sie warf einen Blick auf den Korb mit Obſt und konnte nur die Worte hervorbringen: ja das ſind Pflaumen aus ſeinem Garten! Die Alte ließ ſie an Eſſenzen riechen; „faſſe dich, ſagte ſie, wir werden uns eines großen Glücks zu freuen haben und für alle unſere Leiden belohnt werden; mein Habib hat mirs geſagt, dieſen Abend würdeſt du am ganzen Himmel nicht einen Stern ſehen, der uns nicht günſtig wäre!“ — „¿Aber wo iſt er?“ ſagte Amirala, die ſich wieder ein wenig erholt hatte. — „In meinem Zelte hinter dem großen Binſenkorbe, worinne die Stoffe waren, die du von Schiras bekamſt. Ermanne dich; ſammle deine Kräfte; komm mit mir zu ihm; wir wollen uns mit ihm einſchließen; wir wollen ihm die Haare kämmen, das Geſicht waſchen und ich müſte mich ſehr irren, oder wir werden ihn ſchöner als jemals finden.“ — Amirala verſuchte ihre Kräfte, und war im Stande bis in das Zelt der guten Hofmeiſterin zu ſchleichen. Nachdem ſie hier alle Vorſicht getroffen hatten, um nicht geſtöhrt oder überraſcht zu werden, wurde die Binſen-Wanne weggeſchoben und Habib warf ſich ſeiner Mutter, die auf dem Bette der Hofmeiſterin ſaß, zu Füßen. Mutter und Sohn waren in

Entzücken verſunken. Endlich kamen beyde, ſich umarmt haltend, wieder zu ſich. „¿Welche Gnade des Himmels ſchenkt dich uns wieder, lieber Habib?“ fragte Amirala. — „Die Gnade, liebe Mutter, die uns durch die Sterne geweiſſagt worden iſt: du ſiehſt den glücklichen Gemahl der Dorathil-Goaſe vor dir, den König der ſieben Meere, das unwürdige Werkzeug des großen Salomo, den Besieger der Feinde Gottes und ſeines Propheten, aber der über all' ſein großes Glück Thränen vergießen würde, wenn er nicht in ſeinem Gefolge den Arzt hätte, welcher ſeinem Vater ſein Geſicht wieder ſchenken ſolle.“ — „¿Meinem Salamis ſein Geſicht wieder ſchenken?“ rief Amirala. — „Ja Mutter, antwortete Habib, und dieſer Arzt iſt meine Gemahlin ſelbſt, die von dem Himmel auserſehen iſt, dieſes Wunder unausbleiblich zu wirken.“ — „¿Deine Gemahlin iſt hier?“ ſprach Amirala, ¿Und wo iſt ſie?“ — „In meiner Gartenhütte; ſie erwartet dort eine arabiſche Kleidung, du muſt ihr und mir zwey dergleichen verſchaffen, damit ſie ihr Geſchlecht verſtellen und ich unerkannt bleiben kann. Im Angeſicht des ganzen Lagers wollen wir als ein arabiſcher Arzt und ſein Sklave uns zu meinem Vater begeben. Befiehl einem von den Stallmeiſtern des Emirs, auf deſſen Verſchwiegenheit du am meiſten bauſt, mit drey Maulthieren ſich nach meiner Hütte zu begeben, wohin ich ſogleich zurückkehren werde; er muß es aber am Eingange des Lagers hinterlaſſen, daß es ihm bey der Rückkunſt geöfnet werde. Sage deinen Sklavinnen, du habeſt nach einem Arzte geſchickt und beſiehl, ein Zelt für ihn auf die Nacht bereit zu halten. Mit Untergange der Sonne werden wir anlangen, und du mußt niemand, als meine alte Hofmeiſterin zu unſerer Aufwartung beſtellen. Unterdeſſen liebe Mutter, bemühe dich, meinen Vater durch irgend ein Mährchen vorzubereiten, welches ſeine Hoffnung in Abſicht meiner von neuen beleben kann. Flöße ihm Vertrauen zu einem geſchickten Arzte ein, der ſeine Augen nur zu ſehen und leicht mit den Fingern zu berühren wünſcht, und der ſich ſchmeichelt, ihm unverzüglich das Geſicht wieder zu geben; was mich betrift, ſo werde ich mich nicht eher, als nach der Operation ihm entdecken.".

Alles geſchahe wie es Habib verlangt hatte und er kehrte ſogleich nach ſeiner Hütte zurück und gieng ſtillſchweigend vor dem Stallmeiſter ſeines Vaters her. Als ſie an die Paliſaden der Hütte kamen, rief er ihn bey ſeinen Namen. Der Ton dieſer Stimme ſezte den Stallmeiſter in Erſtaunen. — „Erhole dich von deiner Verwunderung, ſagte der Prinz, ich rede zu dir mit Habibs Stimme, weil ich Habib ſelbſt bin; du wirſt jezt noch etwas ſehen, was dein Erſtaunen verdoppeln wird, nemlich die Königin, meine Gemahlin; aber halte dich bereit, alles zu thun, was wir dir zum Beſten und in dem Dienſte deines Emirs, meines Vaters, auftragen werden. — Der Stallmeiſter wähnte zu träumen, doch das was man ihm auftrug, überzeugte ihn bald, daß er nicht durch die Täuſchungen eines Traums hintergangen werde. Habib lies ihn auf die Maulthiere die Rüſtung und das Pferdezeug packen, das er von Il-Habul erhalten hatte; er und Dorothil-Goaſe kleideten ſich unterdeſſen um; die Königin, als junger Arzt beſtieg das beſte der Maulthiere, Habib ihr Sclave führte zu Fuße eins von den bepackten und der Stallmeiſter das dritte. Die Rüſtungen waren mit den Löwen und Tigerhäuten bedeckt, welche ſich in der Hütte befanden, und die kleine Karavane langte mit ſinkender Nacht vor der Verſchanzung des Lagers an, und wurde eingelaſſen.

Amirala und die alte Hofmeiſterin hatten ſich unterdeſſen zu Salamis verfügt, der von ſeinem Schlafe erwacht war. Sie näherten ſich ihm in einer nicht ſo traurigen Stimmung wie gewöhnlich. Der gute Emir ſchien darüber ſehr vergnügt. „Der Himmel hat mich gedemüthigt, ſagte er; ich war zu ſtolz auf ſeine Wohlthaten, er hat ſie mir alle entzogen, damit ich mein Nichts kennen lerne; aber ich will ihn dafür ſeegnen. O liebe Amirala, wenn ich dich eben ſo ergeben in ſeine Fügungen fände, als mich. Alles iſt mir geraubt, meine Ehre, meine Macht, ſogar der Genuß des Tageslichts, aber ich fühle Muth, ſelbſt der Sklaverey zu trotzen, womit man mir droht, ſobald du mir nur alles ertragen hilfſt. Meine feigen Widerſacher fürchten meine Lanze nicht mehr; doch ſie werden der Lanze des großen Propheten nicht entrinnen, und wir werden gerächt werden; er wird uns wieder mit unſern Habib vereinigen und wir werden alle glücklich ſeyn!" — „O ja, ſprach die Hofmeiſterin, denn ſeit dem Traume, den Amirala und ich geträumt haben, bin ich feſt überzeugt, daß wir unſern Habib wieder bekommen werden." — „¿Was iſt das für ein Traum? fragte Salamis; wer hörte je von einem Traume, den zwey Menſchen zuſammen träumen?" — „Und doch haben wir ihn zuſammen geträumt, verſetzte die Hofmeiſterin; wir haben den Habib geſehen, er war wunderſchön, war König und hatte eine Gemahlin, ſchöner als alle Huris; er liebte ſeinen Vater und uns von ganzem Herzen und nahm ſich vor ſich dir zu zeigen und....“ — „Sich mir zu zeigen? unterbrach ſie Salamis traurig; das wird alſo auf Erden nicht geſchehen, denn meine Augen ſind auf ewig geſchloſſen.“ — Vielleicht lieber Herr, fuhr die Hofmeiſterin fort, wirſt du auch in dieſem Stücke auf eine angenehme Art überraſcht werden, denn man hat uns einen Arzt angemeldet, der in ſeiner Art einzig iſt; ſobald der Augapfel nicht ganz erloſchen iſt, giebt er dir das Geſicht in einem Augenblicke und ohne Verurſachung des geringſten Schmerzes wieder.“ — „Ach, ich bin nur zu oft das Spiel der Quackſalber und Sterngucker geweſen, verſetzte Salamis!“ „Dieſer iſt keines von beyden; er erbietet ſich 1000 Goldſtücke zum Pfande einzuſetzen, ehe er Hand anlegt; ſchlägt ihm die Operation fehl, oder verurſacht er dir das geringſte Weh, ſo erklärt er ſich der Summe verluſtig.“ — „Nun gut, ſprach Salamis, ſo mag er kommen und ſein Geld verpfänden, ich will die 1000 Goldſtücke, die ich gewinnen werde, unter meine armen Unterthanen austheilen, denen ihre Heerden geraubt worden ſind. Es wird mich nichts mehr als ein wenig Geduld koſten, und der Mann wird für ſeine Großſprecherey geſtraft ſeyn!“ —

Mehr als dieſe Gefälligkeit verlangte Amirala von Salamis nicht. Habib und Dorathil-Goaſe wurden in das Zelt des Emirs geführt und der Stallmeiſter trug auch die Rüſtungen hinein und bedeckte ſie mit den Häuten, in welche ſie gehüllt geweſen waren. Die Operation an den Augen des Emirs ſollte nun ihren Anfang nehmen, aber man hatte ſorgfältig alle neugierige Ueberläſtige entfernt; nur die einzige Hofmeiſterin ſollte bey dem Abendeſſen aufwarten und der Stallmeiſter hielt am Eingange Wache, und ließ niemand ins Zelt. Amirala benachrichtigte ihren Gemahl von der Gegenwart des Arztes und gab ihm zu gleicher Zeit einen Beutel mit Goldſtücken in die Hand. „Wiege ihn, Salamis, ſagte ſie, ſiehe ob das Unterpfand des Arztes hinreichend iſt; behalte es, um darüber zu ſchalten, wenn die Operation mißlingen ſollte. Aber weil du ein Fürſt biſt, ſo findet er, daß deine Perſon um einen ſo elenden Preis, wie dieſer, nicht aufs Spiel geſezt werden könnte, um eine Art von Verhältniß hervorzubringen, bittet er dich, zu erlauben, daß er ſeinen Kopf zum Pfande einſetze." — „Liebe Amirala, ſagte Salamis, ¿willſt du mich nicht etwa auch träumen laſſen, wie du und die Hofmeiſterin geträumt haben? ¿Iſt das vielleicht ein Traum zu dreyen?" — „Ich hoffe lieber Emir, daß es bald ein Traum zu [illegible] werden ſoll, und zwar der angenehmſte und minder trügeriſchſte Traum, der je geträumt worden iſt. Doch, da kommt der Arzt.“ — „Tritt näher, ſprach der Emir zu ihm. ¿Iſt es wahr, daß du deiner Sache ſo gewiß biſt?“ „So gewiß als ich lebe!“ — „Du haſt die Stimme eines Engels und nicht eines Arztes, fuhr Salamis fort; ¿bringſt du mir vielleicht eine Gnade des Himmels? Nur von ihm kann ich welche erwarten.“ — „Du betrügſt dich in der Natur meiner Eſſenz; verſetzte Dorathil-Goaſe; aber du haſt meinen Auftrag gut erklärt.“ — „Ich weiß nicht, ſprach Salamis, aber deine Worte bezaubern mich und erfüllen mich mit Hoffnung. Betrachte meine Augen.“ — „Ich habe ſie betrachtet; erlaube, daß ich ſie berühren und die Daumen meiner Hände darauf drücken darf.“ — „Ich fühle eine angenehme Wärme, ſagte Salamis.... O! welche ſüße Empfindung! Es geht eine Art Verwandlung in meinem Kopfe vor; ſie theilt ſich allen meinen Nerven mit, mir iſts, als ob alle meine Sinnen, mein ganzer Körper von neuem belebt würden!“ —

„Herr, die Operation iſt vollbracht; ſprach Dorathil-Goaſe; öffne ohne Furcht die Augen! Die Strahlen der Sonne werden ihnen ſo wenig empfindlich fallen, als ſie ihnen in deiner Jugend waren." — „O Himmel! ich ſehe!" rief der gute Emir; aber ehe er weitern Gebrauch von ſeinem wiedergeſchenkten Geſichte machte, warf er ſich nieder, um dem Allmächtigen zu danken. Als er ſein Gebet verrichtet hatte, ſtand er auf. „¿Wo iſt mein Arzt, rief er in einer Art von Entzücken, wo iſt der Bote Gottes?" — „Ich bin es; ſagte Dorathil-Goaſe." — „Himmliſches Geſchöpf! rief der Emir." — „Ich bin kein himmliſches Geſchöpf; o mein tugendhafter Vater, ich bin Dorathil-Goaſe, deine Tochter, der das Schickſal dich aufopferte; ich bin die Gemahlin deines lieben Habibs." — „¿Gemahlin meines Habibs?.... Ach komm zu mir.... Amirala halte mich.... ¿Mein Sohn iſt vermählt? lebt? ¿wo iſt er?" — Wo iſt er?" — „Zu deinen Füßen!" rief Habib, indem er ſeine Knie umarmte." „O Himmel, ſchrie Salamis, ich fühle, du haſt mir meine Kräfte wieder gegeben, aber ich bedarf ihrer, um das Uebermaaß meines Glücks zu ertragen!" — Der Emir ſank faſt ohne Empfindung ſeinen Kindern in die Arme. Aber es war nur die Kriſis eines Augenblicks, ſie verſchwand, ſobald ſich Thränen der Zärtlichkeit bey ihm Luft gemacht hatten; ſie vermiſchten ſich mit den Thränen, die über die Wangen ſeiner Kinder ſtrömten; mit den Thränen

Amiralas und der guten alten Hofmeiſterin! Die Natur machte Gebrauch von allen ihren Rechten und die Empfindungen der Liebe und Zärtlichkeit hemmten lange Zeit den Ausbruch der Neugier. Endlich dachte Amirala daran, daß es Zeit ſey etwas Speiſe zu ſich zu nehmen, und die Hofmeiſterin beſorgte den Tiſch. Der Vater ſaß zwiſchen ſeinen beyden Kindern; Amirala ſaß ihm gegenüber und weidete ſich an dem Bilde dieſer glücklichen und wiedervereinigten Gegenſtände ihrer Zärtlichkeit, das ſie vor Augen hatte. So lange war ihr der Athem durch Seufzer beklemmt worden; ſo lange hatte ihr Mund ſich nur zu Klagen geöfnet; ſo lange war ihr Herz in Bitterkeit verſenkt, ihr Geiſt von Schreckbildern geängſtigt, und ſie für jede Art Freude todt geweſen, und ſie hatte nur gelebt, damit ſie den Stachel des Schmerzes ſchmecke; und jezt war das alles in einem Nu verſchwunden, und der Strom von Thränen, den ſie vergoß, war nicht mehr herzzerreißend, ſondern liebliche Wolluſt. Begeiſterung ergrif ſie, und ſie fieng an zu ſingen:

„Oeffne dich der Freude, mein Herz; du brauchſt dich nicht mehr Eindrücken zu verſchließen, die du zu entfernen ſuchen mußt; öffne dich, und ergieße dich mild in Thränen.

„Als mir jede Thräne, die aus den Augen quoll, das Geſchrey des Schmerzes auspreßte, wie hätte ich da glauben können, daß ein Tag kommen würde, wo ich ſo viel Freuden in meinen Thränen finden könnte!

„O Lachen, wie trügeriſch biſt du! Nein, du vermagſt nicht die Glückſeligkeit der Seele zu ſchildern; Gefühl des Herzens erzeugt dich nicht. Gehe und bezeichne thörigte Freude auf den Geſichtern der ſeelenleeren Weſen, die ihr nachjagen; aber fleuch das Geſicht derer, welche die Süßigkeit der Thränen kennen.

„O Dorathil-Goaſe, o Habib, wie ſchön ſind eure Thränen! wie ehren ſie die himmliſchen Züge eures Antlitzes!“ —

Amirala würde noch länger fortgefahren haben, Verſe zu dichten; denn die Zufriedenheit, die ſie durchdrang, gab ihr Feuer und Geiſt ihrer erſten Jugend wieder; aber die Mahlzeit dauerte nicht lange; die Hofmeiſterin entfernte ſich und es war Zeit, daß Salamis aus dem eigenem Munde ſeines Sohnes erfuhr auf welche Art ihn der Himmel ihm wieder geſchenkt habe. Der junge Held erzählte nun die Geſchichte aller ſeiner Begebenheiten, von dem Augenblicke an, wo ihn die 20 Ritter verließen bis zu ſeiner Vermählung mit Dorathil-Goaſen und bis zu der traurigen Nachricht die er aus Jl-Habuls Munde von dem kläglichen Unfalle ſeines Vaters empfieng. „Salamis hörte ihm aufmerkſam zu, ,ohne ihn zu unterbrechen, als er mit ſeiner Erzählung zu Ende war, ſagte er: „¿ lieber Sohn, wirſt du dich nicht an dem Verrathe dieſer feigen Ritter rächen, die ſich zu deinem Untergange verſchworen hatten?“ — „Mein Vater, antwortete Habib, ich glaube, daß dieß ganz vergeblich iſt; ich überlaſſe ſie ihren eigenen Gewiſſensbiſſen und der Rüge des Himmels. Solche Ungeheuer der Menſchheit ſind zu tief unter mir, ich würde mich durch die Rache entehren die ich an ihnen nehmen könnte.“ — „Was du da ſagſt, ſprach Salamis, iſt erhaben und groß, du denkſt wie ein Held, aber du mußt als Fürſt denken. Du biſt der gebohrne Rächer der Uebelthaten, und Böſewichten dürfen keine Schonung vor deinen Augen finden. Wiſſe, daß ſeit ihrem ſchändlichen Verrathe ihre Feigherzigkeit, nach dem Verluſte meines Geſichts, die wahre Urſache von dem Verfalle geweſen iſt, in welchem ſich unſer Stamm befindet. Nicht einer hat dem Feinde die Spitze zu bieten gewagt, und ſie haben ſich durch eine Menge Ungerechtigkeiten befleckt; das Bubenſtück, das ſie an dir und mir verübten, iſt und herrſcht noch in ihren Herzen, und du ſetzeſt den Stamm großer Gefahr aus wenn du ihr Verbrechen ungeſtraft hingehen läſſeſt. Ueberdieß wird ihre Felonie gegen uns, ſobald du dich dem Volke zeigſt an den Tag kommen und du biſt dann ſeine Rüge dem Geſetze ſchuldig. Wüßte ich nicht, wie weit dein Herz über jede Furcht erhaben iſt, ſo könnte ich noch hinzuſetzen, daß ſie dir ſelbſt furchtbare Feinde werden könnten.“

Habib gab dieſen Gründen nach, und bath nun ſeinen Vater, ihm von den Umſtänden der Revolution zu unterrichten, die in Arabien vorgegangen war, weil ihm Il-Habul nur weitläuftig davon erzählt hatte.

„O mein Sohn, gab der tugendhafte Emir zur Antwort, ich fodere dich zur Strafe der Böſewichter auf, derer Daſeyn für die Menſchheit von nachtheiligen Folgen ſeyn würde; ich zwinge dich, deinem Karakter Gewalt anzuthun, um die Ruhe deiner künftigen Unterthanen zu befeſtigen; aber wie weh thut es mir von dieſen leztern dir ein ſo empörendes Bild entwerfen zu müſſen, das aus deinem Herzen nothwendig alles Gefühl von Wohlwollen, das den ächten Moſlem beſeelen muß, verbannen wird. Als meine Augen des Tageslichts beraubt waren, als die Araber ſich nicht mehr ſchmeicheln konnten, mit mir und durch mich zu ſiegen, dünkte ich ihren Augen nur eine verächtliche Laſt der Erde. Die Emirs, meine Vaſallen, vergaßen, daß ſie mir ihre Erhöhung zu verdanken hatten, und verließen mich; die Zwietracht miſchte ſich unter ſie und ſie verachteten ſogar meinen guten Rath. Unter meiner Anführung, durch meine Sorgfalt und meine Thaten, war es ihnen gelungen, den zahlreichen und furchtbaren Stamm Kleb ſich zu unterwerfen,, der ganz aus Ungläubigen beſteht, welche Anbeter der Sonne und Geſtirne ſind. Wir waren gezwungen, ſie zu Sklaven zu machen und ihnen einen ſtarken Tribut aufzulegen, den ſie ſehr ungern ertrugen. Es ſtand ein Krieger, Namens Zir, unter ihnen auf, ein Mann von ungeheurem Wuchſe, und wunderbarer Stärke, aber ehrſüchtig, aufwiegleriſch, unternehmend, tapfer und grauſam. Dieſer Zir reizte ſeine Brüder zur Empörung; ſie ergriffen die Waffen, und die Emirs, die unter ſich in Fehden verwickelt waren, und ſich um die eitele Ehre der Befehlshaberſtelle zankten, wurden von ihm überwunden und zerſtreut, ihre Heerden weggetrieben, und die, welche er ſich nicht ganz unterthan gemacht hat, irren verſcheucht in den Wüſten umher. Als Zir die Feinde, die ihm die furchtbarſten waren, auf dieſe Art ſich vom Halſe geſchaft hatte, griff er mein Lager an, um den wichtigſten Theil ſeines Plans auszuführen. Der Stamm Ben-Il-Helal, der unſerm heiligen Propheten ſo wichtige Dienſte leiſtete, war von je her den Ungläubigen am verhaßteſten. Er wollte ihn eben der Sklaverey unterwerfen, von welcher er den ſeinigen befreyt hatte, und wo möglich ſeine Spur von der Erde vertilgen. Bisher hatte die vortheilhafte Lage unſers Lagers zwiſchen zwey jähen Hügeln, die ſtrenge Ordnung, die ich darinne beobachten laſſe, und die Mittel die ich angebe um jeden Anfall zu erſchweren und jede Ueberrumpelung unmöglich zu machen, meine Niederlage verzögert; aber wir zehren uns täglich mehr auf, und was wir von Heerden noch übrig haben, findet kaum um das Lager her das nothdürftige Futter. Wir befanden uns vor deiner Ankunft, lieber Sohn und vor der Wiedergabe meines Geſichts, die ich des Himmels Gnade verdanke, in ſteter Erwartung des Todes, oder der demüthigendſten Knechtſchaft. Zwar wagte es unſer Feind, der unſer feſtes Lager kennt, nicht, es zu ſtürmen, aber täglich zeigt er ſich vor unſern Verſchanzungen und ſpottet durch ſeine Ausfoderungen der Feigherzigkeit meiner Krieger. Nicht einer, ja nicht einer von ihnen hat dieſe Schmach zu rächen geſucht, man ſollte glauben, daß der Stamm Ben-Il-Helal nur noch aus Kindern und Weibern beſtände.“

Die Wirkung, welche dieſe Erzählung auf Habibs Herz hervorbrachte, war äußerſt kränkend und niederſchlagend. Seinen Vater verlaſſen, ſeinen Stamm erniedrigt zu wiſſen, waren Gedanken für ihn, die er nicht zu ertragen vermochte. Der empörende Mißbrauch, den ihr Feind das Haupt des Stammes Kleb von der Schwäche ſeiner Familie machte, erfüllte ihn mit edeln Unwillen. „O mein Vater, rief er, ich hoffe, daß die erſten Straßlen der Sonne, meinen erſten Kampf zur Vollziehung unſerer Rache erleuchten ſollen. Unter jenen Tigerhäuten, welche du noch nicht bemerkt haſt, liegen Rüſtungen von fremder Art verborgen, welche ich auf meiner lezten Reiſe über den Kaukaſus von Il-Habul erhielt. Laß deinen Stallmeiſter mir ein Streitroß bereit halten; und ich will mich an die Verſchanzungen begeben, und die Ausforderung dieſer Frevler annehmen, wenn ſie ſich von neuem einſtellen ſollten; erſcheinen ſie nicht, ſo will ich mich bis an die Gezelte des Zir begeben und ihn ſelbſt herausforbern.“

„¿Was müßte aus Salamis geworden seyn, erwiederte der edelmüthige Alte, wenn er nicht der Begleiter seines Sohnes bey einer so edeln Unternehmung seyn wollte? Ich erblicke zwey Rüstungen unter jenen Tigerhäuten, ¿War also diese zweyte für deine Gemahlin oder, für deine Mutter bestimmt, daß man sie dir mit gab? Giebt es unter allen unsern Arabern einen, der würdig wäre, sie zu führen? Welcher von ihnen würde im Stande seyn, diese Lanze zu heben?“ — Indem er das sagte, ergrif Salamis die Lanze und schwung sie furchtbar. Troz ihrer Schwere war sie nur in seinen Händen, wie ein Schilfrohr in der Hand des Kindes. „O Mohamed, sprach er, du hast deinem Lieblingsstamme zwey Häupter wieder geschenkt! du wirst ihm auch Tapferkeit und Stärke wieder geben!“

Amirala und Dorathil-Goase, statt sich Besorgnissen zu überlassen, freueten sich vielmehr, als sie ihre Gatten einander mit diesen Rüstungen waffnen, und wechselsweise ihr Gewicht und ihre Güte erproben sahen. Als sie völlig geharnischt waren, umarmten sie sich. Du wärest mein Sohn, sprach Salamis ich war dein Vater; jezt Habib sind wir Waffenbrüder und Nebenbuhler um Ehre und Waffenruhm; ¿warum müssen wir nur gegen niedrige Sklaven kämpfen? Doch wir wollen uns tröſten, denn wir ſtreiten für unſern großen Propheten, und wir werden unſere Ehre in der ſeinigen finden!“

Salamis ließ ſeinen Stallmeiſter rufen; „nimm, ſagte er, zwey meiner beſten Streitroſſe, lege ihnen dieß Zeug auf und führe ſie in dein Zelt; dort wollen wir ſie mit Tagesanbruche beſteigen. Du ſiehſt, daß Gott mir meine Kräfte mit meinem Geſichte wiedergegeben hat; mein Sohn und ich wollen morgen den Afterrittern von Zirs Heere die Spitze bieten. Wenn wir von deinem Zelte wegreiten, ſo folge uns in einiger Entfernung und frägt man dich im Lager, wer wir ſind? ſo antworte, wir wären zwey fremde Ritter, welche dem Emir ihre Dienſte anbieten wollten.“ Der Stallmeiſter entfernte ſich, dieſen Befehl zu befolgen, und die Dunkelheit der Nacht und die Ruhe, die im Lager herrſchte, unterſtützte alles ſo gut, daß man nichts von allen ſeinen Anſtalten gewahr wurde. Die Wache um Salamis Zelte ſahe zwar die zwey Roſſe wegführen, da ſie aber den Stallmeiſter kannten, ſo erregte dieß nicht das geringſte Aufſehen.

Mit Aufgange der Morgenröthe ſchlichen ſich die beyden Krieger im vollen Harniſche nachdem ſie ihre Gemahlinnen umarmt hatten, unentdeckt zu dem Zelte des Stallmeiſters; hier beſtiegen ſie ihre Pferde und erwarteten bey den Verſchanzungen, daß Zirs abgeſchickte Krieger ihr gewöhnliches Hohnſprechen erneuern würden. Dieſe ließen auch nicht lange auf ſich harren; es erſchienen ihrer ſechſe in voller Rüſtung, und von einem kleinen Haufen Leuten begleitet, der wahrſcheinlich zu ihrem Dienſt beſtellt war. Sie näherten ſich den Verſchanzungen des Lagers; einer von ihnen ſtieg ab und redete die Wache am Eingange an.

„Araber, habt ihr den Verſtand verlohren, daß ihr hier ſo ſchimpflich eingeſchloſſen bleiben wollt, wie euer Vieh, das ihr vollends aufgezehrt? wollt ihr hier mit eurem Blinden Hungers ſterben? Die Feſſeln, die wir euch anbieten, ſind ehrenvoll, wir beſtimmen ſie den tapferſten Völkern der Erde, und ihr werdet einerley Schickſal mit ihnen theilen, wenn ihr euch uns unterwerft; eilet, eure Hände den Ketten darzubieten und den Vortheil zu genießen, einer von den Fußſchemeln des Throns des großmächtigen Emirs Zir, unſers glorreichen Beherrſchers zu werden. Verlaßt euern ohnmächtigen Greiß, der nichts, mit euch als Hinfälligkeit, Bedürfniſſe und Schmach zu theilen hat; wir wollen euch unter unſere

Stämme vertheilen und ihr ſollt unter ihnen die Schande des eurigen vergeſſen. ¿Was macht ihr bey einem Schwächlinge, der ſo ganz von aller Welt verlaſſen iſt, daß er nicht einmal einen einzigen Ritter ſtellen kann, welcher dem geringſten von uns die Spitze zu bieten vermögte?

„Das lügſt du, elender Sklave eines rebelliſchen Sklaven!“ rief Habib, indem er plötzlich hinter den Palliſaden vorſprengte: zugleich ſchleuderte er aus allen Kräften, einen ſeiner Handſchuhe dem Feinde ans Helm-Viſir. „Hier iſt mein Unterpfand des Kampfs,“ fuhr Habib fort; wage es nun zu Fuße oder zu Roſſe einen Ritter des großen Emirs Salamis zu erwarten!“ Zugleich ſtürzte der tapfere Gemahl der Dorathil-Goaſe auf ſeinen Gegner zu, ehe dieſer noch die Zeit gehabt hatte, ſich wieder auf ſein Roß zu ſchwingen, oder ſeinen Schild zu ergreifen. Habib warf gleichfalls den ſeinigen weg, um ſeinen Vortheil vor ihm voraus zu haben und nun begonn der Kampf auf der Stelle, aber er gieng eben ſo ſchnell zu Ende, denn jeder Streich des Sohns des Salamis drung durch den Harniſch ſeines Widerſachers, und dieſer lag todt zu ſeinen Füßen, ehe noch die andern Ritter des Stammes Kleb ihren Waffenbruder zu Hülfe kommen konnten. Der erſte von ihnen, welcher den Kampfplatz erreichte, vergaß die Kampf-Geſeze, ſprengte auf Habib zu, der zu Fuße war, und wollte ihn zu Boden reiten, aber Salamis tapferer Sohn wich dem Stoße aus, verwunde ſeinen Gegner tödtlich und riß ihn vom Roße. Der Emir Salamis kam ſeinem Sohne zu Hülfe; er brach auf den dritten ein und warf ihn zu Boden. Habib, dem ſein Stallmeiſter unterdeſſen ſein Pferd gebracht hatte, ſezte ſich auf, und beide ſprengten nun den drey übrigen Kriegern entgegen. Dieſe wären gerne geflohen, wenn ſie ſich nicht vor der Gegenwart ihrer Leute geſchämt hätten. Entſetzen hatte ſie ergriffen, ſie waren ſich ſelbſt nicht mehr bewußt, und die ſchrecklichen Streiche, die auf ſie losſtürmten, machten bald ihrem Leben ein Ende.

Salamis und ſein Sohn ritten ſiegreich ins Lager zurück, alles was ſich in dem Stamme Ben-Il-Helal Ritter nannte, umringte ſie halb gewaffnet, und Freude, mit Neid und Beſchämung vermiſcht, bedeckte die Geſichter dieſer muthloſen Krieger. Sie ſuchten zu erfahren, wer die Tapfern wären, die ihre Stelle mit ſo vieler Zuverſicht und Herzhaftigkeit vertreten, und zwey gegen ſechs, einen ſo ſchnellen Sieg in ungleichem Gefechte, davon getragen hatten Die beyden Helden hoben aber die Viſire ihrer Helme nicht auf; ſondern erwiederten nur durch höfliche Verbeugungen dieſe Lobſprüche; ihr Mund blieb ſtumm. Der Stallmeiſter antwortete für ſie und erzählte, es wären zwey edele und tapfere Fremdlinge, welche gekommen wären, ihre Dienſte dem Emir anzubieten, zu deſſen Zelte ſie ſich jezt begäben, um ſich ihm zu erkennen zu geben und ſich von ihm zu ſeinen Rittern annehmen zu laſſen.

Als die beyden Helden vor Eglamis Zelt kamen, gieng der Stallmeiſter hinein, als ob er ſie anmelden wollte, und gleich darauf wurden ſie geheimnißvoll hinein geführt. Hier erwarteten ſie Amirala und Dorathil Goaſe. Es war als wenn das Eiſen, das ſie bedeckte, ſich erweichte und der Stärke und Zärtlichkeit dieſer Umarmungen nachgäbe. Ein ſiegender Ritter iſt für ſeine Dame ſtets ein Gegenſtand des Entzückens; ¿aber wie viele Anſprüche hatten dieſe nicht auf die ſüſſeſten Liebkoſungen? Die beyden glücklichen Paare überließen ſich ihrer Zärtlichkeit in dieſem Augenblicke ohne Furcht; denn Liebe von Tugend geläutert kann alle Gränzen überſchreiten, ohne je in Ausſchweifung auszuarten. Unſere Helden ließen ſich von ihren Gemahlinnen entwaffnen

nen und man trug ihnen ein reichliches Mahl auf, deſſen ſie ſehr benöthigt waren. Salamis erfuhr, daß ſein Zelt von einer Menge Neugieriger aus allen Ständen umringt wurde. Er lies ihnen ſagen, daß er eine ſchlechte Nacht gehabt habe und deßwegen Ruhe bedürfe, zugleich befahl er, daß im ganzen Lager bekannt gemacht werden ſollte, er wolle nach dem Mittags-Gebete mit ſeiner geſammten Ritterſchaft einen Divan halten.

Es war zwar durchs Lager ein Gerücht gegangen, daß ein Augenarzt angekommen ſey, aber dieſer Arzt und ſein Sklave waren wieder verſchwunden und man glaubte, der Emir habe kein Vertrauen zu der vorgeſchlagenen Operation gehabt, und dem Augenarzte den Abſchied gegeben. Hingegen konnte niemand begreifen, und einer fragte den andern, zu welcher Stunde und durch welchen Eingang zwey Ritter in voller Rüſtung ſich in ein ſo verwahrtes Lager hätten ſchleichen und bis in das Quartier des Emirs dringen können, ohne von jemand, ſelbſt von der Wache nicht, wahrgenommen zu werden.

Indeſſen man über dieſe beyden Vorfälle plauderte, und ſich in Muthmaßungen erſchöpfte, genoſſen Salamis und Amirala, Habib und Dorathil-Goaſe der Süſſigkeiten einer Ruhe, die ihnen unentbehrlich war. Aber die Mitglieder des angekündigten Divans ſtanden in der ſehnlichen Erwartung einer großen Neuigkeit, und niemand verſäumte ſich zur geſetzten Stunde einzufinden.

Salamis empfieng ſeine Ritter auf dem Sofa ſitzend, und den Kopf in ſeine Hand gelegt, um das neubelebte Feuer ſeiner Blicke ihnen zu verbergen. Sobald die Verſammlung völlig war, und jeder ſeinen Sitz eingenommen hatte, redete er ſie alſo an:

„Ihr Emirs und Ritter, die ihr der Stolz des Stammes Ben-Il-Helal waret, ehe der Zorn des großen Propheten ihn traf; ¿wie hätte ich mir ſchmeicheln können, je die Urſach zu erfahren, welche ſo vieles Unglück über uns gebracht hat, oder hoffen dürfen, dieſe Widerwärtigkeiten ihre Endſchaft erreichen zu ſehen? Aber ich ſezte mein Vertrauen auf Gott, ergab mich in ſeinen Willen und er offenbarete mir, welches ſchändliche Bubenſtück einige Kinder dieſes Stammes verſchuldet haben und wie ſie dadurch auf uns den Zorn des Himmels luden. Ihr Emirs und ſonderlich ihr, Ritter Arabiens, die ihr auf mich hört, es giebt unter euch feige und falſche Seelen, die ſich durch die ſchwärzeſte aller Verräthereyen und die ſtrafbarſte aller Felonien brandmarkten; ſeit dieſer ihrer Schandthat wendete Mohamed ſeine Augen von uns ab; die Sterne wurden feindſelig gegen uns geſinnet, und wir fanden uns den Händen der Ungläubigen Preiß gegeben. Ich ſelbſt, ob ich gleich unſchuldig war, wurde doch als euer Oberhaupt mit Blindheit geſtraft, damit ich bey meiner Unthätigkeit ſogar meinen guten Rath verachtet ſähe. Das Vertrauen auf eure eigene Kräfte wurde euch genommen; ihr wagtet es nicht mehr, euch dem Feinde entgegen zu ſtellen; ihr wurdet ſein Spott und die, welche ſich vorher auf die Macht ihrer Stärke verließen, fühlten nun ihre Knie unter ſich wanken, und verkrochen ſich hinter Verſchanzungen. Die Stämme die uns unterworfen waren, trennten ſich von uns; wir ſahen unſere Brüder unter dem Schwerdte aufrühreriſcher Sklaven fallen, und wer nicht bey dieſer Empörung im Trüben zu fiſchen hoffte, ſuchte in ſchrecklichen Einöden das elende Hülfsmittel einer unedeln Sicherheit auf. Als unſer Unglück faſt ſeinen Gipfel erreicht hatte, zog es endlich das Mitleiden des Himmels auf uns, und nun erwartet die göttliche Gerechtigkeit von uns die Beſtrafung des Verbrechens, das ſie ſo ungern an unſchuldigen Völkern heimſucht, um uns wieder zu Siegern unſrer Feinde zu machen. ¿ Seyd ihr es zufrieden, daß wir hier ſogleich die zur verdienten Strafe ziehen, welche überführt werden, daß ſie über die rechtglaubigen Moslems, das Unglück gebracht haben, das ſie verfolgt?“

Der Emir hatte dieſe Rede in einem feſten und nachdrücklichen Tone gehalten, den man ſich in dem Zuſtande der Niedergeſchlagenheit, in welchem man ihn wähnte, gar nicht von ihm vermuthen geweſen war. Die Verſammlung gerieth darüber in ein großes Erſtaunen, einige Augen hefteten ſich auf die Erde; aber ein, dem Anſchein nach, einſtimmiger Zuruf, äußerte, daß das ſchreckliche Verbrechen, deſſen Rache der Himmel heiſchte, auf der Stelle und mit dem Verluſte des Lebens der Verbrecher gebüßt werden müſſe, die deſſelben überwieſen werden würden.

„¿ Ihr verlangt Beweiſe?“ ſagte der Emir, indem er aufſtand und den Habib hinter dem Vorhange hervortreten ließ, wo er ſich verborgen hielt; „komm mein Sohn, komm und überführe die 19 Ritter, welche gegenwärtig ſind, von der Falſchheit ihrer Erzählung von deinem Tode, womit ſie mich und den ganzen Stamm belogen haben.“ Hierauf wendete er ſich zu den 19 Schuldigen: „ihr feigen Betrüger, rief er, wagt es zu läugnen, daß ihr, die ich vor allen andern auserkohr, und mit dem Auftrage beehrte, euern Fürſten zu beſchützen und zu vertheidigen, wagt es, ſage ich, zu läugnen, daß ihr von der Kleinmuth zum ſchändlichſten Bubenſtücke übergegangen ſeyd, daß ihr ihn, um euch vor der Schande und unſerer Rache zu ſichern, in der Wüſte verlaſſen, ihm im Schlafe jeder Art von Hülfe beraubt, ihm ſogar ſeine Waffen geſtohlen, und dem Hunger, dem Durſte und der Wuth der wilden Thiere und Elemente Preiß gegeben habt?“ — Habib zeigte ſich der Verſammlung; die ſtrafbaren Ritter waren wie vom Donner getroffen, und Salamis fuhr alſo fort: „Ihr Ritter vom Stamme Ben-Il-Helal, die Verurtheilung und Beſtrafung dieſer Verbrecher liegt euch ob; ihr müßt die Kinder Mohameds an den Feigen rächen, welche mit Schande das Herz ſeines Lieblingsſtammes befleckten, und des Himmels Züchtigung auf ihn und auf alle übrige herabriefen.“

Die Verbrecher konnten nicht ein einziges Wort zu ihrer Vertheidigung hervorbringen; man umringte ſie, man band ſie, und ließ ihnen Stück vor Stück ihre ritterliche Rüſtung vom Leibe reißen. Der Nachrichter ergriff ſie, und ſchlug ihnen außerhalb des Lagers die Häupter ab; ihre Leichname aber wurden den wilden Thieren zur Speiſe hingeworfen. Nadir war dieſer ſchimpflichen Hinrichtung durch ſeinen Tod entgangen, der kurz nach ſeiner Wiederkunft ſeinem Leben ein Ende gemacht hatte. Die ſtete Vorſtellung der Schandthat, zu welcher er ſeine Einwilligung gab, hatte ihm weder Ruhe noch Raſt gelaſſen, und war die Urſach ſeines frühen Todes geweſen."

Nachdem die Ritter auf dieſe Art ihrem Beherrſcher die Gerechtigkeit hatten wiederfahren laſſen, die von ihnen abhieng, eilten ſie zurück, um ihre Freude über Habibs Wiederkunft an den Tag zu legen.

Während Salamis zu ihnen redete hatte die Wichtigkeit ſeiner Rede ihre Aufmerkſamkeit allein gefeſſelt und ihnen nicht erlaubt, das Feuer zu bemerken, das aus ſeinen Augen ſtrahlte; aber als ſie von der Hinrichtung der Verräther zurückkamen, ſprach Salamis mit jedem einzeln, und jezt erſt wurden ſie mit Erſtaunen gewahr, daß er ſein Geſicht wieder bekommen hatte. „Das Gerücht wird euch von einem Arzte geſagt haben, fuhr der Emir fort, der durch Gottes und des Propheten Gnade zu mir kam; ſein Arkanum iſt nach

Wunſche angeſchlagen, aber das iſt nicht die einzige Gunſt, die wir vom Himmel uns rühmen können. Der Sieg, den mein Sohn und ich dieſen Morgen erkämpften, iſt uns das Unterpfand vieler künftigen Siege. Tapfere Araber, euch brandmarkt die Makel jener Schandthat nicht mehr; ruft, mit neuem Vertrauen auf eure Kräfte, auch eure Tapferkeit und euern gewöhnlichen Dienſteifer zurück; macht euch fertig, Zirs Lager anzugreifen. Nur meine Ritterſchaft ſoll mich begleiten; meine übrigen Krieger ſollen die Heerden auf den entlegenen Weideplätzen hüten, wohin ich ſie werde treiben laſſen, und im Lager ſoll ebenfalls eine hinlängliche Wache zurückbleiben. Benachrichtigt die von unſern Stämmen, welche in der Wüſte umherirren, daß morgen das Schrecken nur unter den Zelten unſerer Feinde wohnen ſoll, und daß es auf ewig aus den Herzen derer verbannt bleiben wird, welche ſich unter Salamis Panier verſammeln werden. Unterdeſſen wollen wir uns der Freude überlaſſen und alle Araber, die dem Dienſte des wahren Gottes treu geblieben ſind, Theil an den Gnadenbezeugungen nehmen laſſen, die ich von ihm empfangen habe. Habibs Rückkehr und die Wiedergabe meines Geſichts ſind nicht das einzige, was ich der Gnade des Himmels zu verdanken habe. Die Königin der ſieben Meere, welche an der Grenze von Oſten liegen, die ſchöne Dorathil-Goaſe, die Gemahlin, welche die Geſtirne meinem Sohne verſprachen, war es ſelbſt, welche von Gott den Auftrag erhielt mir mit der Stärke meiner blühendſten Jahre die Kraft wieder zu verleihen, meine Augen, frey von der Nacht, die ſie verfinſterte, gegen das Firmament wieder aufſchlagen zu können. Laßt die frohe Botſchaft in alle Gegenden erſchallen, welche den Geſetzen des Korans gehorchen, damit Gott und ſeinem Propheten Ehre und Preiß dafür in Ewigkeit ſey! Das Entzücken unſerer Dankbarkeit muſſe bis in Zirs Lager ertönen und alle Herzen wankend machen, die noch an ihm hängen!“

* * *

Sogleich wurde öffentlich und einſtimmig durch Salamis ganzes Lager dem Höchſten Dank für ſeine Wohlthaten mit aller der Feyerlichkeit und alle dem Prunke abgeſtattet, zu welchem die Umſtände berechtigten. Dorathil-Goaſe empfieng die Huldigung des ganzen Stammes Ben Il-Helal und das Lager erſcholl vom freudigen Zurufe und von dem frohen Lärmen der Feſte und Luſtbarkeiten. Salamis Lager bekam wieder das Anſehn des höchſten Wohlſtands; die glückliche Zeitung hatte ſich in der ganzen Gegend verbreitet und nach und nach ſtellten ſich alle die Ritter der andern Stämme ein, welche das Unglück von ihm entfernt hatte. Salamis nahm ſie höflich auf und bewegte auch Habib und ſeine Gemahlin, ſie mit Güte zu empfangen. Er ſelbſt kam allen ihren Entſchuldigungen zuvor, um ihnen eine Verlegenheit zu erſparen und ſchob ihr voriges Betragen gegen ihn, lediglich auf den Zorn des Himmels. In 14 Tagen ſahe ſich der Emir von einer zahlreichen Ritterſchaft umringt, die für Begierde brannte, durch tapfere Thaten die Schande abzuwaſchen, womit ſie Abfall und Unthätigkeit befleckt hatte.

Zir erfuhr die Verwunderung, die in Salamis Lager vorgieng, und auf welche ihn die Niederlage ſeiner ſechs Ritter ſchon vorbereitet hatte. Drey derſelben waren auf dem Platze todt geblieben und drey gefangen in Salamis Lager gebracht worden: dieſe leztern ließen ihrem Stamme die wunderbaren Neuigkeiten verkündigen, welche bis in ihr Gefängniß gedrungen waren. Zir gieng von einem Erſtaunen zum andern über, als er Salamis plötzliche Geneſung und die Zurückkunft ſeines Sohnes Habib in Geſellſchaft einer mächtigen Königin erfuhr, deren Gemahl er geworden ſey. Er wußte nun, wer die beyden Ritter geweſen

was

waren, welche die Seinigen bekämpft hatten und er machte ſich Vorwürfe, daß er nicht ſelbſt auf dem Kampfplatz erſchienen ſey, und einem Unfalle Trotz geboten habe, der für die Seininigen ſo demüthigend abgelaufen war. Er hatte eine ſo hohe Meinung von ſich, daß er feſt glaubte, der Sieg würde auf ſeiner Seite geweſen ſeyn, aber er beſchloß die Scharte ſeiner Waffen wieder auszuwetzen, und Salamis ſelbſt vor ſeinem Lager heraus zu fordern. Remana, ſeine Schweſter, eine ſchöne und kluge Prinzeſſin, ob ſie gleich auf die übermenſchlichen Kräfte und den Muth ihres Bruders ebenfalls zu ſehr vertraute, war nicht ſeiner Meynung. „Bruder, ſagte ſie, du wirſt vielleicht meine Warnung als eine Folge meiner Anhänglichkeit an Grundſätzen auslegen, die nicht die Deinigen ſind. Aber wenn die Macht des Emirs, den wir ſo lange den großen Salamis genannt haben, nur vom bloßen Glücke abhienge, ſo würde ich dich im Stande glauben, es zu zwingen, zwiſchen euch beyden zweifelhaft zu ſeyn: allein ſo ſchreibe ich das meiſte dem Einfluſſe der Geſtirne zu. Als ſie feindſelig gegen den Stamm Ben-Il-Helal geſinnt waren, wurde dieſer Stamm und alles, was von ihm abhieng, dir gleichſam Preis gegeben und du warſt Sieger. Aber lieber Bruder, der Himmel dreht ſich und der Einfluß der Sterne dreht ſich mit ihm. Ein Unglück zieht immer ein anders nach ſich, und auch ein Glücksfall iſt nie ohne Begleiter; aber man denkt darüber nicht nach und ſteigt nie, um den Grund zu wiſſen, bis zur wahren Quelle zurück. Ueberlege ſelbſt jezt die glücklichen, faſt an Wunder gränzende Begebenheiten, welche ſich zum Beſten deiner Feinde gehäuft haben und bedenke, ob du mit deinem Schickſal auch das Schickſal des Stammes Kleb, deſſen einzige und wahre Stärke du biſt, vor Unfall, ohne Nachtheil deiner Ehre ſichern kannſt.“

„Ich will es überlegen, Schweſter, antwortete Zir, ſobald ich den Salamis gedemüthigt haben werde; ſein Ruhm iſt mir mehr zur Laſt, als ſeine Macht; ich ſahe ihn im Staub gebeugt und jezt ſteht er aus ſeiner Aſche wieder auf, und was noch mehr iſt, neben ihm erhebt ſich ſein Sohn, um wenn's möglich wäre, ein neues Hindernis der Ausbreitung meines Ruhms zu werden. Ganz Arabien iſt mir ſchon zu enge; ſchließe nun ſelbſt, ob ich den Gedanken aushalten kann zwey Nebenbuhler zu haben. Liebe Schweſter, deine Geſtirne mögen eine Parthey ergreifen, welche ſie wollen, aber ſind ſie mir zuwider, ſo will ich ſie zwingen, aus lauter Beſorgniß, für die Kämpfer zu erblaſſen, die ſie mir vorgezogen haben.“ — Während Remana und ihr Bruder dieſe Unterredung mit einander hielten, ruckte Emir **Salamis** an der Spitze ſeiner Vaſallen auf das Lager des Stammes Kleb an, das von dem ſeinigen nur drey Stunden entfernt war. Als Zir ihre Annäherung erfuhr, lies er ſeine Krieger, die jenen an Anzahl faſt gleich waren, ſich ebenfalls zum Streite fertig machen, und beyde Treffen befanden ſich nicht weiter, als über einen Bogenſchuß von einander entfernt. Zir, der an ſeiner Größe kenntlich war, tummelte ſtolz ſein Roß vor der Fronte ſeiner Schwadronen. **Salamis** wollte ihn zum einzelnen Kampfe herauszufordern, aber Habib ſezte ſich dagegen. „Nein mein Vater, nein, rief er; als der Himmel mein Leben friſtete, als er mich dich wieder ſehen ließ, ſo that er es um mir die Sorge deiner Rache aufzutragen.“ — „Du biſt zu jung Habib, erwiederte der zärtliche Vater, deine Glieder haben noch nicht ihre gehörige Stärke erlangt, als daß du dich mit einem Rieſen meſſen könnteſt.“ — „Tapferer Vater, ſprach **Dorathil** Goaſe, wie könnteſt du zweifeln, daß der Held, den du erzeugteſt, deiner nicht würdig ſey; ruhe aus unter den Lorbeern, die du dir ſchon geſammelt haſt, übertrage deine Fehde meinem Habib und du wirſt ſehen, daß es für ihn keine Rieſen giebt.“

Habibs, Amiralas, und Dorathil Goaſens vereinigte Bitten bewegten endlich den tapfern Emir, die Ehre des Kampfs ſeinem Sohne zu überlaſſen. Habib vertauſchte die parthiſche Lanze mit einer arabiſchen, damit er auf gleiche Art mit ſeinem Feinde bewaffnet ſey. Er ritt auf Zir in einem ſachten Schritt und mit aufgezogenem Viſir los, und that den Ausforderungsruf. Zir näherte ſich und fragte ihn im ſpöttiſchen Tone: „bist du vielleicht ein Weib, weil du ein ſo ſilberhelles Stimmchen haſt?" „Du wirſt bald erkennen lernen wer ich bin!" antwortete Habib ſtolz. — „Ach jezt kenne ich dich ſchönes Kind; ſagte Zir ſpottend; ich ſahe dich auf Amiralas Schooße; du warſt ein recht artiger Knabe. Dein Vater hat dich nicht geſchickt um mit mir zu kämpfen; er weiß, daß ich der Jugend hold bin; gehe und melde ihm, daß ich ihn erwarte, und daß ich mich nur mit Männern meſſe." — „Mein Vater, ſprach Habib, iſt zu erhaben, als daß er mit einem rebelliſchen Sklaven kämpfen ſollte; ich lernte auf dem Schooße meiner Mutter übermüthigen Hohn verachten!" — „Aber Jüngling, ich würde Schuld ſeyn, daß deine Mutter zum zweytenmale um dich trauerte, und nie dieſe Trauer wieder ablegte: geh, ſag' ich dir, und hole deinen Vater; ſo eitel er auch auf ſeine alte Siege ſeyn mag, ſo wird er doch geſtehen müſſen, daß die Trophäe von meinen Waffen, wenn er ſie ſich erſiegen kann ein prächtiger Schmuck ſeines Zeltes ſeyn werde.“ — „Ich habe dir ſchon einmal geſagt, Sklave, daß mein Vater dir nicht die Ehre erweiſen kann, Aufforderung anzunehmen; dreißigmal biſt du von ihm in Kampf, unter Anſtimmung der Geſänge ſeiner Siege geführt worden, die er über Tapferere als dich erfochten hatte. Deine Niederlage wurde zu ſeinem Ruhme nichts hinzuſetzen. Du wirſt nicht nöthig haben, meiner Mutter ein Trauergewand zu ſchicken; ich zwar, ich kann der deinigen dieſes Geſchenk nicht machen, denn du ſelbſt haſt nie gewußt, wer deine Mutter war; aber dafür verſpreche ich deiner Schweſter Remana ein deſto ſchöneres Trauerkleid!“ — „Tollkühner, rief Zir indem er ſich wie wüthend auf ſeinem Roße gebärdete, es iſt wahr, man führte mich unter den Siegsgeſängen deines Vaters zur Schlacht, denn mein Stamm war Sklave, und man zwingt die Sklaven, das Lob ihrer Herren zu preiſen. Aber deine Mutter und deine Landſtreicherin, die Königin, die du in der Wüſte aufliaſeſt, ſollen morgen ebenfalls meinen Sieg feyern; ſie ſollen meine Feſſeln tragen und meinem Willen gehorchen, oder ich will mit ihrem Blute dieſelbe Erde tränken, die dein und deines Vaters Blut trinken wird!“ — Indem er das ſagte, warf er aus allen Kräften ſeine Lanze nach Habib; der junge Krieger ſah vorher, wo die Lanze hintreffen würde, er wendete ſchnell ſein Pferd, buckte ſich, und die Lanze flog über ihn weg und fiel 30 Schritte von ihm zur Erde. Habib näherte ſich dem Zir mit aufrechtgetragener Lanze. „Du haſt, ſagte er, dich erfrecht, den Namen meiner Mutter und meiner Gemahlin in deinen Mund zu nehmen; du haſt ſie geſchmäht, wie ein Feigherziger Weiber ſchmäht. Deine Schweſter iſt ſchwach, und wird es nach deinem Tode noch mehr ſeyn, aber ſelbſt dieſes erwirbt ihr ein Recht auf mein Mitleiden.“ — Hierauf klopfte er drey kleine Schläge mit ſeiner Lanze auf Zirs Schulter und ſetzte hinzu; „geh, hole dir deine Lanze wieder, wo du ſie durch deine Ungeſchicklichkeit verloren haſt; binde ſie lieber an die Hand, da du deinen Stößen ſo wenig Maaß und Ziel zu geben weißt; bewafnet biſt du in meinen Augen ein Gegenſtand der Verachtung, und wehrlos ein Gegenſtand der Verhöhnung!“ — Zir, auſſer ſich für Wuth, rennte nach ſeiner Lanze, riß ſie aus dem Boden und ſchleuderte ſie von neuem nach Habib, mit aller der Gewalt, welche die Wuth mit ſeiner natürlichen Stärke vermochte, die für übermenſchlich galt. Habib beugte durch eine geſchickte Bewegung ſeines

Körpers aus, indem er ſein Bein unter das Bein ſeines Pferdes ſchwang, die Lanze ſtrich einen halben Fuß hoch über den Sattel weg, und die Spitze durchbohrte wenige Schritte davon einen Baumſtamm. Nun lies Habib ſeine eigene Lanze fallen und Zir, der durch dieſe Schonung, die er für einen neuen Beweis von Verachtung auslegte, immer wüthender wurde, zog ſeinen Säbel, um einen Hagel ungezielter Streiche auf ſeinen Feind niederſchmettern zu laſſen. In dieſer Art von Gefecht waren die Kräfte der beyden Kämpfer ſich einander faſt gleich, doch das galt weder von ihrer Kaltblütigkeit noch Geſchicklichkeit, denn jeder Hieb des Zir wurde von Habib vorher geſehen und abgewendet; hingegen that Salamis Sohn keinen Hieb der nicht große Lücken in Zirs ſtarkem Harniſch hinterlaſſen hätte, ſo daß er von allen Seiten Blößen gab. In dem Augenblicke wo Zir den Arm aufhob, um Salamis Sohn zu ſpalten, kam ihm ein Querhieb von der Hand des jungen Helden zuvor und hieb ihm die Fauſt ab. Nun wollte Zir ſein Heil in der Flucht ſuchen, aber ſein Kopf flog von einem zweyten Hiebe mit verkehrter Hand, vor die Füße ſeines Siegers.

Die beyden Jäger und ſelbſt die Weiber waren Augenzeugen von Habibs und Zirs

Zweykampfe geweſen. Die Ritterſchaft von beyden Theilen hatte mit inniger Bewunderung die Reden, die Thaten und das Betragen des tapfern Sohns, des Emirs Salamis angeſtaunt. „Welche Freymüthigkeit! riefen alle; welche Mäſſigung! welcher Inbegriff von Stärke und Anmuth! dieſem Helden kann nichts widerſtehen.“ Der Stamm Kleb gerieth in die äuſerſte Beſtürzung und betrachtete ſich in dem einzigen Manne und durch einen einzigen Krieger für überwunden; alle Ritter des Stamms eilten in ihr Lager zurück, um ihre beſten Sachen vor der Plünderung zu retten, welche ſie als die unausbleibliche Folge der gänzlichen Niederlage zu erwarten hatten. Schon zerſtreute ſich das gemeine Volk haufenweiſe durchs Feld, um durch eine ſchleunige Flucht ſich einer Sklaverey zu entziehen, von der es fürchtete, daß ſie dieſmal härter als das vorigemal ſeyn würde. Salamis Heer zog unterdeſſen in guter Ordnung heran, um den Sieg welchen der Sohn des Emirs erfochten hatte, und die Verwirrung zu nützen, in welcher man den Feind erblickte. Habib, voll Vertrauen auf ſein Glück, ſeine Stärke und ſeinen Muth, folgte in das Lager des Stammes Kleb den fliehenden Rittern nach, von denen nicht einer das Herz hatte, ſich umzuwenden, und ihm die Spitze zu bieten: er ließ ſich zu dem Zelte der Prinzeſſin Remana bringen.

Die Prinzeſſin von einer Leibwache von 50 Mann begleitet, hatte dem Gefechte von weiten auf ihrem Hodage *) ſtehend den man auf ihrer Hernacka für ſie, ſehr hoch und bequem zurecht gemacht hatte, zugeſehen. Kaum ſahe ſie ihren Bruder zu Boden geſtreckt, ſo kehrte ſie nach dem Lager und zu ihrem Zelte zurück, um ihre Koſtbarkeiten mit ſich zu nehmen: Ihre Leute reichten ſie ihr eben zu, als Habib kam. Die Wache, welche ſie umringte, ſchickte ſich an ſie gegen ihn zu vertheidigen; „wer ſeyd ihr, rief ſie, dem Sieger meines Bruders, dem Lieblinge des Himmels widerſtehen zu wollen? Erhaltet euer Leben, das ihr vergebens aufs Spiel ſetzen würdet; ich will lieber freywillig ſeine Sklavin, als eine Prinzeſſin ſeyn, die ſich, durch Gewalt gezwungen, unterwerfen müßte.“ Hierauf wendete ſie ſich zu Habib: „tapferer Emir, du deſſen Hand, die hohe Ceder zu Boden ſtürzte, wirſt

---

*) Die Damen reiten Kameelſtuten, welche Hernacka heiſen; man rollt auf ihrem Buckel Teppich-Wulſte zuſammen, in deren Mitte ein bequemer Sitz für die Dame und ihre Sklavin iſt; dies heißt man ein Hodage.

wirſt es verſchmähen, ſie nach dem kleinſten der Aeſte des majeſtätiſchen Baums auszuſtrecken, den ſie fällte!" Sie ſtieg auf ihren Stallmeiſter geſtützt, von ihrer Hetnacka, faßte Habibs Hand, und ſagte: „Prinz, du ſiehſt ein troſtloſes Weib vor dir, das auf deine Tugenden vertraut, und ſich dir auf Gnade und Ungnade ergiebt!" Der Held empfing ſie mit den größten Beweiſen von Ehrfurcht und Achtung; „nie Prinzeſſin, antwortete er ihr, nie hat Salamis Sohn von ſeinem großmüthigen Vater gelernt, das Unglück einer Dame zu misbrauchen. Ich gebe dir in ſeinem Namen deine Herrſchaft wieder, und ſchmeichele mir, mich durch dieſe That alles Beyfalls würdig zu machen. Du biſt frey, Prinzeſſin und Regentin deines Stammes; der Himmel hat dich mit allen Eigenſchaften ausgerüſtet, dieſes Volk zu beherrſchen; befreye es von ſeiner Unruhe; kläre es über ſeine Pflichten auf; denn mein Vater, ich ſage es mit einigem Entzücken, iſt ein tugendhafter Moſlem und wünſcht nichts mehr, als ſeine Unterthanen und ſelbſt die glücklich zu machen, welche ſich aus Verblendung gegen ihn empört hatten."

Aber hilf mir Prinzeſſin der Unordnung ſteuren, die ich hier überall erblicke, ſie würde die Plünderung begünſtigen, die ich verhüten will. Befiehl deiner Wache indeſſen alle deine Krieger und ſelbſt die Weiber um dich her zu verſammeln, welche das Schrecken verſcheucht hat; gebiete als Beherrſcherin und laß deinen Zelten ihren Glanz, ihre Würde und alle die Zierrathen wiedergeben, die man von ihnen abgenommen hat.“ Remana, die über ein ſo heroiſches Betragen zwar ganz beſchämt, aber doch weniger verwundert, als ein anderer war, weil ſie ſelbſt einen hohen Geiſt hatte, nahm den Ton der Gebieterin an, wie Habib ſelbſt ſie dazu berechtigte und ertheilte die nöthigen Befehle zur Wiederherſtellung der Ruhe im Lager. Die Krieger, welche den Vortrab von Salamis Heere machten, langten bey ihrem jungen Emir an. Er gab einige der Remana zur Leibwache zu, und ſchickte die andern ab, um die Plünderung zu verhindern, und denen von ſeinem Heere, welche ſich ſchon zum Rauben hatten verleiten laſſen, die geraubten Sachen abzunehmen. Salamis ſahe die flüchtigen zerſtreuten Haufen des Stammes Kleb, in dem Augenblicke wo er zu ihrer Verfolgung Befehl geben wollte, friedlich zu ihren Zelten zuruckkehren. Er erfuhr, daß dies die Würkung der guten Ordnung ſey, die ſein Sohn in dem überwundenen Lager hergeſtellt habe, und begab ſich mit Amirala und Dorathil-Goaſe zu Remanas Zelten. Als die

Prin

Prinzeſſin von Kleb ſie kommen ſahe, ſtand ſie auf und gieng ihnen in einer flehenden Stellung entgegen. Aber Habib hielt ſie ab, ſich zu demüthigen und näherte ſich ſeinem Vater; „o mein glorreicher Gebieter, ſprach er, ich habe der Nemana, der Fürſtin des Stammes Kleb, deine Gnade zugeſagt! ſie beſitzt alle große Eigenſchaften, die erfodert werden, dieſem Stamme vorzuſtehen, wenn ihr Bruder ſeine Pflicht vergas und uns beleidigte, ſo nahm ſie nie den geringſten Theil daran und ich muß dir bekennen, daß ſie ſo viel Anſprüche auf deinen Schutz hat, daß ich ihr ihn bereits in deinem, meiner Mutter und meiner lieben Dorathil-Goaſe Nahmen verſprochen habe.“

Salamis, der ſchon eine ſehr günſtige Meynung von Nemana hegte, billigte alles, was ſein Sohn für dieſe Prinzeſſin gethan hatte. Er wußte, das ſie keinen von den Fehlern ihres Bruders beſaß, daß ſie ſogar geneigt war ſich den im Koran vorgeſchriebenen Geſetzen zu unterwerfen; „ich beſtätige mit Freuden, ſagte er zur Prinzeſſin, alles, was mein Sohn zu deinem Beſten bewilligt hat und halte dich einer ſolchen Behandlung ſo werth, daß ich mich bemühen werde, wo möglich noch mehr für dich zu thun!“ — Zugleich umarmte Amivala und Dorathil-Goaſe die neue Regentin des Stammes Kleb mit allen Beweiſen der aufrichtigſten Zuneigung. Man hätte gewünſcht, daß ſie ſich gleich mit ihnen zu den Zelten von Ben-Il-Helal begeben hätte, um ihr dort durch das liebkoſendſte Betragen den Verluſt eines Bruders vergeſſen zu machen, den ſie ſo ſehr liebte, aber ſie mußte die Anſtalten zu ſeinem Leichenbegängniß beſorgen, und die Trauerceremonien begehen, die bey ihrem Stamme Sitte waren; ſie mußte auch dafür ſorgen, daß die Ruhe unter den Ihrigen wieder hergeſtellt würde, da ihr aufgetragen war, über ihre Erhaltung zu wachen. Habib lies 100 Ritter bey ihr, um ihr bey allen dieſen Obliegenheiten an die Hand zu gehn, und der ehrwürdige Emir, nachdem er von ihr Abſchied genommen hatte, kehrte zu ſeiner Familie und zu Ben-Il-Helals Zelten zurück, wo er unter lauten Siegesgeſängen empfangen wurde. Ueberall hörte man den Namen Habib in den Geſängen ertönen, deren Gegenſtand ſein Sieg über Zir war.

„Aber was hat denn mein Gemahl gethan fragte Dorathil-Goaſe, was man nicht von dem Sohne des großen Salamis erwarten durfte? o ihr Kinder des Stammes Ben-Il-Helal, ihr irrt euch in eurem Lobe! Wer im

Genuſſe einer köſtlichen Frucht ſchwelgt, preißt nur das Lob des Baums der ſie hervorbrachte!

Zehn Tage lang dauerten in Ben-Il-Helals Lager die Feſte und Luſtbarkeiten. Alle Araber, welche die Furcht, unter Zirs Tyranney zu fallen, verſcheucht hatte, ſammelten ſich wieder um das Zelt ihres alten Emirs; ihre Läger erſtreckten ſich weit um ihn her und er ſah ſich von neuen an der Spitze der 66 Stämme. Der Himmel der ihm ſeine vorigen Kräfte wieder verlieh, hatte ihn auch in Stand geſetzt, mit größerem Anſehen als jemals über ſie zu herrſchen.

Als die zehn Tage verſtrichen waren, erſchien Yemana an der Spitze der vornehmſten ihres Stammes, um ihrem Beherrſcher ihre Huldigung zu bezeigen. Sie war noch in Trauer, das ihre Schönheit noch mehr erhob; ſie wurde vom Emir und Habib mit aller der Achtung empfangen, welche ihrem Geſchlecht und Range gebührten und von Amiral- und Dorathil-Goaſe mit dem lebhafteſten Antheil und Herzlichkeit aufgenommen.

Salamis hatte einen Neffen, einen Sohn ſeines Bruders, der Sapheh hieß und ein junger Krieger von der gröſten Hoffnung war. Der Emir beſchloß, ihn mit Nemana zu vermählen und ihn zum Emir von Kleb zu machen. Nemana nahm dieſe neue Wohlthat mit Danke an und der Erlaß des jährlichen Tributs wurde das Hochzeitgeſchenk. Dieſe Vermählung, welche nun jeden Anſchein von Sclaverey vom Stamme Kleb entfernte, veranlaßte neue Luſtbarkeiten. Die Ritter von Kleb, welche ihre Prinzeſſin begleitet hatten, erſtaunten über eine ſolche unerwartete Gnade. „So rächt ſich der wahre Moſlem!“ ſagte die neue Beherrſcherin. Von dem Augenblicke an bezeigten ihre Unterthanen weniger Abneigung gegen ein Geſez, das zu ſolchen tugendhaften Handlungen begeiſterte. Der Stamm Kleb entſagte ſeiner Unwiſſenheit und Wildheit, man bewunderte nicht mehr Helden, wie Zir, deren ganzes Verdienſt nur in Stärke und Gewaltthätigkeit beſtand, und die in dem Wahne ſchwebten, daß man nur in dem Maaße groß ſey, in welchem man gefürchtet werde.

Als Nemana und ihr neuer Gemahl ſich in ihr Lager begeben hatten, fühlten Dorathil-Goaſe und Habib auch wieder ein Verlangen in ihre Länder zurückzukehren und ihren Unterthanen Beyſtand zu leiſten, die ſeit Abarkaſs Niederlage kaum anfiengen der Ruhe zu genießen. Salamis kannte die Pflichten eines Regenten zu gut, als daß er von ihnen verlangt hätte, daß ſie das Glück ihres Volks ſeiner eigenen Zufriedenheit aufopfern ſollten. Habibs und ſeiner Gemahlin Abreiſe wurde alſo feſtgeſetzt; ſie ſollten ſich nach ihrer kleinen einſamen Hütte begeben um die Reiſe dort insgeheim und auf dieſelbe Weiſe anzutreten, wie ſie dahin gekommen waren.

Salamis und Amirala wollten ſie dahin begleiten, um ſie ſpäter aus dem Geſichte zu verliehren, aber ſie würden ſo vieler Augen nach ſich gezogen haben und es giebt gar viele Dinge, die dem Pöbel unbekannt bleiben müſſen; er hängt ſich zu leicht an die außerordentlichen und verliehrt ſeine Pflichten aus dem Geſichte. Das junge Ehepaar trennte ſich mit Thränen in den Augen von dem tugendhaften Emir und ſeiner Gemahlin. Nachdem ſie mit einander verabredet hatten, wie ſie ſich wiederſehn und ſich dadurch dieſe Trennung erträglicher machen wollten, beſtiegen ſie ein Kameel und begaben ſich unter Leitung des getreuen Stallmeiſters nach der kleinen einſamen Wohnung, von wo des andern Morgens, vor Tage, der Vogel Rok ſeinen Flug mit ihnen nach dem Kaukaſus nahm. Sie ſahen ihren treuen Il-Habul wieder und erfüllten ihn durch die Erzählung ihrer glücklichen Abentheuer mit Freude. Habib brachte den Taliſman wieder in Salomons Schatz. Als er dieſen geheimnisvollen Ort betrat, zog eine Hieroglyphe, welche er vorher nicht bemerkt hatte, ſeine Blicke auf ſich, und verſetzte ihn in ein tiefes Nachdenken. Sie war aus folgenden Bildern zuſammengeſetzt. An einem reinen und ſtrahlenreichen Himmel ſchien ein Adler bis in die Sonnenſcheibe zu dringen, während auf der Erde eine Schlange ſich bis zu dem Neſte des Vogels wand, und ſeine Eyer fraß. Gedankenvoll kehrte Habib zu ſeinem Hofmeiſter zurück und erzählte ihm das Bild, das ſeine Blicke und ſeinen Geiſt beſchäftigt hatte. „Du beſchreibſt mir wohl das Bild, ſagte Il-Habul, aber haſt du auch ſeinen Sinn ausgelegt?“ — „Ich glaube ihn errathen zu haben, ſagte Habib; wer ſich zu ſehr erhöht, läuft Gefahr, durch ſein Glück verblendet zu werden und ſein wahres Wohl aus dem Geſichte zu verliehren.“

„Ich erkenne meinen alten Zögling, ſprach Il-Habul, nie wird er ohne Gewinn durch die Thüre eingehen, welche Salomons Schätze verwahrt; nur Schade, daß man dort die Wahrheiten erſt eine nach der andern erlernt, weil man ſie nicht ganz von oben anfangen kann!“ —

Als dieſe beyden glücklichen Gatten bey dem ehrwürdigen Kaſtellan des Propheten zwey Tage der Freundſchaft gewiedmet hatten, nahm der Vogel Rek ſeinen Flug wieder nach der weißen und gelben Inſel, wo durch die Sorgfalt des alten Geiſtes, den ſie zum Statthalter beſtellt hatten, alles wieder allmählig in Flor zu kommen anfieng. Beyde gelangten endlich an den kleinen Hof der Dame mit den ſchönen Haaren und des Dal-Ilsha an, wo der Ueberfluß herrſchte; die beyden Meermädchen waren noch daſelbſt, und erwarteten mit großer Ungedult die Wiederkehr des Helden, deſſen Dienſte ſie ſich auf eine ſo verbindliche Art gewiedmet hatten. Ilzaide, die bisher nicht gewußt hatte, was Langeweile ſey, wunderte ſich jezt ſie überall zu finden, ſo eifrig ſie ſich's auch angelegen ſeyn ließ, ſie zu meiden. Habib und Dorathil-Goaſe brachten einige Tage bey ihren Verwandten zu, und begaben ſich von da nach Medina-Filpalor, wohin ſie Ilzaiden und ihre Schweſtern mit ſich nahmen. Alles hatte das Anſehen von Wohlſtand und Glückſeligkeit in Dorathil-Goaſens Reſidenz bekommen und die Wiederkunft ihrer Beherrſcher machte dieſes Glück vollkommen.

Die beyden Gatten, die auch als Eheleute noch immer Verliebte blieben, bemühten ſich, zur Vermehrung ihrer eigenen Zufriedenheit, neue Quellen der Glückſeligkeit ihren Unterthanen zu öfnen. Jlabuſacru ſeiner Seits genoß das Glück ſeiner Familie und ſahe mit Vergnügen ſeinen großen Plan ſich der Vollendung nähern. Jeden Tag war er Zeuge von der geſezmäßigen Verbindung eines ſeiner Geiſter mit einem Kinde Adams. Er ſahe ſie ſich einem Geſetze unterwerfen, das für ſie äuſſerſt vortheilhaft war, ob es gleich dem Anſcheine nach zum Nachtheile ihrer Macht gereichte. Bald darauf vermählte ſich eine von den Meerfräulein mit einem Verwandten der Dorathil-Goaſe. Man fragte Jlzaiden, ob ſie nicht auch heyrathen wolle. — „¿Und wen?“ gab ſie zur Antwort; es giebt ja hier keinen Ritter; bringt mich nach Arabien, wo das Vaterland der Ritter iſt!“ — „Schönes Kind, antwortete Dorathil-Goaſe, wir wollen dich mit dahin nehmen, wenn wir wieder unſere guten Eltern beſuchen werden, aber du biſt im Meere gebohren und an dieß Element gewöhnt; ¿wie wollteſt du es anfangen, um es in einem Lande zu entbehren, wo nichts als heiße Sandwüſten ſind?“ — „Liebe, erwiederte Jlzaide lebhaft, Liebe begnügt ſich mit allem; ſelbſt Elemente weichen ihrer Herrſchaft; hätte der

Ritter, dein liebenswürdiger Gemahl ſich geſcheut, ihnen zu trotzen, ſo würdeſt du ihn jezt nicht beſitzen: und ich, ich will es an Herzhaftigkeit und Großmuth mit allen Rittern der Welt aufnehmen, ſobald es darauf ankommt, mir einen Gatten zu erwerben, der ihm gleicht!“ —

II.

Der Schwarzkünſtler.

Mograby war das abſcheulichſte Geſchöpf, das je auf der Erde gelebt hat. Satanas, dem er ſich ganz zu eigen ergeben, hatte ihm die Schätze ſeiner Reichthümer wie ſeiner Tücke geöfnet und ihn ſehr mächtig in Werken der Bosheit gemacht. Auch hatte er nie einen getreuern Knecht gehabt, als ihn; und ſein Nahme, der in ſeinem Leben Schrecken verbreitete, iſt noch bis auf dieſen Tag verflucht *). Dieſer Böſewicht durchſtrich den ganzen Erdkreis, um für ſeinen Herrn und Meiſter neue Beute und Eroberungen zu machen, indem er ſich der ſchänd-

---

*) Man ſchwört noch heut zu Tage in der Provence Languedoc und Gaſcogne bey ſeinem Namen Maugraby! ſo viel als Barbar oder barbariſch.

ſchändlichſten Tücke und Ränke und der ausſtudierteſten Liſten bediente. Gab es wo eine Ehe, ſonderlich unter reichen Leuten, die kinderlos war, ſo fand Mograby Mittel, ſich bey ihnen einzuſchleichen, und ſeinen Beyſtand annehmlich zu machen, um dieſe Unfruchtbarkeit zu heben. Wenn in einem Fürſtenhauſe ein Thronerbe gebohren werden ſollte, ſo verdoppelte er alsdann ſeinen Eifer und ſeine Liſt. Habed-il-Kalib herrſchte damals in Syrien und hielt ſein Hoflager zu Tadmor, ſeiner Reſidenzſtadt. Ben-Habes-Mortazer-Billaz, der achte Kalife, hatte ihm das Licht der moſlemiſchen Religion angezündet, und ihm ſeinen Namen Sankir-Ballayp gegen ſeinen jetzigen Habed-il-Kalib vertauſchen laſſen. Dieſer Monarch konnte 300,000 Reiter unter ſeinen Panieren ins Feld führen, und hatte deren immer 70,000 zu ſeiner Leibwache um ſich; ſeine Reſidenz war mit den Meiſterſtücken der Baukunſt geſchmückt; Ueppigkeit und Pracht glänzte in ſeinem Palaſte, und alle Bäume, auf welche die reichen Geſilde von Damaſk ſtolz ſind, verſchönerten ſeine Gärten. Er hatte 60 Weiber, die er unter den ſchönſten des Orients ſich auserleſen hatte, aber ſeine Macht und die Gegenſtände des Genuſſes und des Wohllebens um ihn her waren ihm zuwider geworden. Er näherte ſich immer mehr dem Ende ſeiner Laufbahn, und ſein Gebet um Kinder blieb unerhört. Mograby ergriff die Gelegenheit, ihm ſeine eigennützigen Dienſte anzubieten. Er erſchien am Eingange des Palaſtes als ein Landmann verkleidet, auf dem rechten Auge blind, auf dem linken triefig, kurz höchſt widrig von Anblicke. Er trug ein kleines Körbchen unter dem Arme und rief mit ſtarker Stimme: ¡Aepfel, Aepfel! wer kauft Aepfel! Aepfel, die Weiber fruchtbar zu machen! Die Sklaven des Palaſtes ſpotteten des Ein- und Triefäugigen: „¿warum rufſt du nicht lieber Pflaumen ſtatt Aepfeln aus? ſagten ſie zu ihm, die würden vielleicht noch beſſer thun!“ Indem das vorgieng, kam der Großweßir nach dem Palaſte, um ſich mit dem Könige von Regierungsgeſchäften zu unterhalten. Er hörte, was Mograby ausrief, und winkte ihn zu ſich; „¿was haſt du zu verkaufen?“ fragte er ihn. „Herr, antwortete er, es ſind Aepfel, welche die Weiber fruchtbar machen. — „¡Du würdeſt bald reicher, als alle Monarchen der Erde ſeyn, erwiederte der Weßir, wenn du wirklich ſolche Früchte hätteſt!“ — „¡Nicht ſo reich, wie du glaubſt, entgegnete der Mograby; mein Baum trägt des Jahrs nur einen Apfel; aber er iſt vortreflich und ſchön!“ — „¿Ohne Zweifel haſt du ihn in dem Korbe, unter dem Arme? ſprach der Weſir, laß mich ihn doch ſehen!" — Mograby gehorchte und deckte den Apfel auf, den er mit Blättern belegt hatte und der Weſir ſchien ihn mit Vernügen zu betrachten. Ein Verſchnittener, welcher den Hofnarren des Palaſtes machte, nahm das Wort — „Herr, ſagte er zum Miniſter, kaufe nichts von dieſem garſtigen Kerl, er ſieht alles nur mit einem Auge, und ſchielt's überzwerg mit dem andern an; ¿ſiehſt du nicht, daß er triefäugigt iſt? Sein Auge bringt allem Unglück was es anſieht!" — Hierauf wendete er ſich zu dem Einäugigen; „¿höre du Wundermann, haſt du nicht vielleicht auch ein Arkanum, um mich zum Kinderzeugen tüchtig zu machen? mich?" „Nein, ſprach der Mograby, aber du haſt eine ſchöne Naſe und ich weiß ein Mittel, ſie zu ¡befruchten; willſt du die Probe machen?" „¡Recht gern; gab der Verſchnittene zur Antwort, denn ich bin meines Zuſtands überdrüſſig!" — „So nimm dieſe Haſelnuß, fuhr der Obſthändler fort, halt ſie dir an die Naſenſpitze wo du willſt, daß ſie ſitzen ſoll, und ſage: um den Preis, den ſie mich koſtet und im Namen deſſen von dem ich ſie bekommen habe, nehme ich von ganzem Herzen dieß Geſchenk des Mograby an! Du mußt wiſſen, das iſt mein Name. Da

Anſprüche aufs Kurzweilen machſt, ſo wirſt du dadurch noch weit kurzweiliger werden!" — Der Verſchnittene, der ſich einbildete, eine neue Gelegenheit zu bekommen, mit dem Einäugigten ſeinen Spas zu treiben, nahm die Nuß und legte ſie vorne auf ſeine Naſenkuppe; aber ſie blieb kleben und bildete eine kleine Naſe, die gleichſam aus der großen herausgewachſen zu ſeyn ſchien. Alle Zuſchauer brachen in ein lautes Gelächter aus, denn die Nuß war fleiſchern geworden und auf derſelben Stelle eingewurzelt, wo ſie der Verſchnittene angeſetzt hatte, der ſich nun als Gegenſtand des allgemeinen Spottes ſahe.

Der Weßir der Augenzeuge der Begebenheit mit der Haſelnuß geweſen war, prieß ſeinem Monarchen die untrüglichen Eigenſchaften des Apfels an, den man ſich um jeden Preis zu verſchaffen ſuchen müſſe. „Es iſt nicht das erſtemal, ſetzte er hinzu, großer König, daß die Könige ihre Zuflucht zur Hülfe der Magie genommen haben, um ſich das zu verſchaffen, was ſie auf keine andere Art erlangen konnten. Die Wichtigkeit deines Bewegungsgrundes würde ſogar einen unüberlegten Schritt hier entſchuldigen. Vergebens haſt du ſchon die Kenntniſſe der Sterndeuter deines Hofs aufgeboten; ihre Bemühungen ſind fruchtlos geblieben; jezt

eri

erſcheint ein Mann, der geſchickter als ſie iſt, und deſſen Dienſte man nicht vernachläſſigen darf. Das Intereſſe des Staats macht es dir zur Pflicht, da es hier drauf ankommt deine Thronfolge zu befeſtigen.“

Die Rede des Großweſirs machte einen mächtigen Eindruck auf **Hobed-il-Kalib**, er ſahe ſich endlich mit der Erfüllung ſeiner eifrigſten Wünſche geſchmeichelt. Er befahl, daß man den Apfelverkäufer und den Hofnarren ſogleich zu ihm rufen ſolle. Der Hofnarr trat zu erſt ins Zimmer; „groſſer König, ſagte er zum Monarchen, wir bringen dir hier ein böſes Stück von Einäugigten: geſagt und gethan iſt bey ihm eins! Hätte er ſeinen Korb ganz voll Aepfel, ſo könnten alle deine Damen ſich nun immer bald nach Ammen umthun!“ Das Geſicht des Hofnarren, das, ſeit ſeine Naſe gebohren hatte, noch einmal ſo lächerlich geworden war und dieſe ſeine Anrede brachten den König eine ganze Zeit aus ſeiner Faſſung. Als er ſich endlich ſatt gelacht hatte, ließ er den **Mograby** in ein Seitenzimmer kommen, wo niemand, als der König und der Großweßir zugegen waren.

Kaufmann ſagte der König, zeige mir deinen Apfel.“ — „Hier iſt er, Herr König.“

Der Monarch mußte geſtehen, daß er nie an Form, Feinheit, Durchſichtigkeit der Schaale, Farbe und Geruch einen ſo ſchönen Apfel geſehen hätte. — „Wer eine ſolche Seltenheit zu verkaufen hat, fuhr der König fort, muß ſich auch äuſſerlich auf eine Art ankündigen, die Achtung für ihn einflößt; Weßir, befiehl meinem Grosſchatzmeiſter, mir ein Kleid und einen Turban für dieſen Mann zu ſchicken, der mit mir handeln will!“ — Der Befehl wurde unverzüglich befolgt und der Mograby in ein anders Kabinet geführt, wo man ihn ſo kleidete, wie ein Mann von Wichtigkeit gekleidet ſeyn muß, welcher von einem großen Monarchen einer Privataudienz gewürdigt wird.“ Nun laß uns unſern Handel ſchließen, ſagte Habed-il-Kalib; gieb mir deinen Apfel und ſobald du mir dafür bürgſt, daß ich dadurch Kinder bekommen werde, ſo will ich dir 4000 Zechinen dafür auszahlen laſſen.“ — Ich ſetze deiner Majeſtät einen Diamant von 10000 Zechinen an Werth zum Unterpfand ein, gab der Mograby zur Antwort. Thut der Apfel die verſprochene Wirkung, nicht, ſo habe ich den Diamant verloren, aber für Gold kann ich meinen Apfel nicht überlaſſen; denn ich habe es nicht nöthig.“ — „Und was verlangſt du ſonſt für einen Preiß dafür?“ erwiederte der König. — „Deine Majeſtät weiß, woran es dir gebricht, und ich, ich weiß, woran es mir fehlt; ich hinterlaſſe einſt eine große und wichtige Erbſchaft, und habe keinen Erben; die Mittel, durch welche ich dir einen verſchaffen kann, ſchlagen bey mir nicht an. Meine Bedingung iſt alſo dieſe, die ich nicht zu läſtig finde; iſt das erſte Kind, das du bekommen wirſt, eine Tochter, ſo mache ich keine Anſprüche auf ſie; iſt es aber ein Knabe, ſo iſt er mein!“

Es fehlte wenig, ſo hätte der König bey dieſem unverſchämten Vorſchlage ſich ſeinem ganzen Grimm überlaſſen; aber der Großweſir drückte ihm ſanft die Hand, und bat ihn, ſich mit ihm zu einem Soffa zu entfernen, der im Hintergrunde des Zimmers ſtand. Hier, ohne daß er von den Fremden gehört werden konnte, ſuchte er ihn durch folgende Vorſtellungen zu beſänftigen: „Großer König, der Vorſchlag dieſes Fremdlings iſt äußerſt kühn und beleidigend und verdient allerdings Ahndung, aber er bietet dir ein Mittel an, das einzige, das dir übrig bleibt, um nicht ohne Nachkommenſchaft zu ſterben; geſetzt auch, du willigeſt darein, deinen Sohn dieſem Manne zu überlaſſen, ſo ſehe ich doch nicht ein, durch welche Gewalt er im vorkommenden Falle einen König zum Worthalten zwingen will, der das Feld mit einer Armee von 300,000 Reitern bedecken kann? Will er dann einen Erben haben, ſo mag er ihn hier ſuchen, und gewinnt er dein Kind lieb, ſo haſt du gewiß nichts dawider einzuwenden, daß er ihm einſt alle die Schätze vermache, wegen welcher er, wie er ſagt, ſo verlegen iſt. Verſtelle dich alſo, Herr König, und thue, was dein Vortheil heiſcht. „Verſprechungen der Mächtigen, ſind ja immer nur leere Worte!"

Habed-il-Kalib durch ſeine eigenen Wünſche geblendet, ließ ſich überreden, den Handel mit Mograby richtig zu machen; er willigte ein, ihm die erſte männliche Frucht zu überlaſſen, die er durch die Kraft des Apfels bekommen würde und ſogleich wurde ihm der Apfel überliefert, aber vorher muſte er ſich erſt belehren laſſen, wie er zu brauchen ſey. „Grosſer König, ſagte der Mograby, wenn die Frucht ihre Wirkung thun ſoll, ſo muß deine Majeſtät ſich mit einer Jungfrau vermählen, die in der erſten Blüthe der Jugend iſt; du begiebſt dich mit ihr ins Bad, und wenn du das Hochzeitbett beſteigen willſt, ſo ſchneideſt du den Apfel von einander, giebſt die eine Hälfte deiner Braut und ſprichſt mit lauter Stimme, indem du die andere Hälfte verzehrſt: „Unumſchränkte Macht, die du in dieſen Apfel dieſe Kraft legteſt, mache, daß ſie ſich zu unſerm Beſten entwickele und ſchenke uns ein Kind. — Als der Mograby dieſes geſagt hatte, bückte er ſich tief, als ob er Abſchied nehmen wollte, und ſezte noch hinzu: „großer König, wenn du nur eine Tochter bekommen ſollteſt, ſo verſpreche ich dir einen zweyten Apfel; du kannſt auf mein Wort vertrauen, wie ich auf das vertraue, das deine Majeſtät mir gegeben hat."

Habed-il-Kalib, wurde ſchon vom Anblicke und Wohlgeruch dieſes Apfels wie berauſcht. „Siehe König, ſagte der Weßir, welchen vortheilhaften Kauf du verfehlt haben würdeſt, wenn man, wie viele andere minder Kluge an deiner Stelle, gehandelt haben würden, einen Mann hätte umbringen laſſen, deſſen Antrag dem äußern Scheine nach ſo kühn dünkte. Du würdeſt durch dieſe Gewaltthätigkeit zwar den Apfel in deine Gewalt bekommen haben, aber da du ſeine Gebrauch-Weiſe nicht gewußt, ihn nicht haben nützen können." — Der König geſtand, daß er ſich jezt glücklich ſchätze, ſich ſo gefaßt zu haben. Doch da ihm jetzt ſehnlichſt darnach verlangte, das Arkanum zu probieren, ſo ertheilte er auf der Stelle dem Oberhaupte ſeiner Verſchnittenen Befehl, ihm in Tadmor ein Frauenzimmer aufzuſuchen, das die von dem Fremden angegebenen Eigenſchaften beſäße. — „¡Sie iſt ſchon gefunden, antwortete der Verſchnittene, denn in deinem ganzen Reiche giebt es keine junge Dame, die ſchöner, weiſer und würdiger wäre, deiner Krone einen Erben zu geben, als Elmennur, die Tochter deines Großweßirs!“ — „Ich bin entzückt, ſagte der Monarch zu ſeinem Weßir, daß du einen Schatz beſitzeſt, der mir ſo unentbehrlich iſt; gehe und melde deiner Tochter, daß ich ihre Hand verlange. Ich werde noch nie eine Vermählung geſchloſſen haben, die mich zu ſchmeichelhaftern Hoffnungen berechtigte, als dieſe!“ — Der Weßir legte zum Zeichen ſeines Gehorſams ſeine Hände auf den Kopf und gieng. Der Mograby befand ſich noch am Eingange des Palaſtes, wo ſich eine Menge Volks um ihn und den Hofnarren verſammelt hatte, der ihn beſchwor, ſeine Naſe von ihrer neumodiſchen Bereicherung zu befreyen. — „Nein, das thue ich nicht, antwortete der Mograby, denn es würde dein eigener Schade ſeyn; ¿machſt du nicht Profeſſion davon, andere Leute zum Lachen zu bringen? Wie oft iſt es dir ſchon fehl geſchlagen; nun brauchſt du dich nur zu zeigen!“ — Da die Luſtigmacher von Handwerk eben nicht ſehr beliebt ſind, ſo entſtand unter den Zuſchauern ein ſo gewaltiges Gelächter, daß der **Mograby** ſich wegſchleichen, und der Hofnarr mit ſeiner zinkenförmigen Naſe in den Palaſt flüchten konnte.

Der Groswezir langte in ſeinem Palaſte an und war nicht wenig über den Auftrag ſeines Herrn betrübt. **Elmennur** war ſeine einzige Tochter und er hatte ihr ein beſſeres Loos, als die Vermählung mit einem alten Könige beſtimt, deſſen ein und ſechzigſte Gemahlin ſie werden ſollte. Er fürchtete, ſie innigſt zu kränken, wenn er ihr entdeckte, wozu ſie ſich, aus Zwang, entſchlieſſen müſſe. Seine Unruhe, ſeine Beängſtigung, ſeine Verlegenheit, ſein Kummer ſtanden auf ſeinem Geſichte geſchrieben. **Elmennur**, die ihren Vater kannte, bemerkte gleich, daß er das Opfer eines geheimen Grams ſey, und entlockte ihm das Geſtändniß. „Wie, mein Vater, ſagte ſie, du biſt über eine Verbindung traurig, in der ich nichts, als Ehre und Vortheil für dich und mich ſehe? Habed-il-Kalib iſt zwar dreymal älter als ich, aber er beſitzt Tugenden, die ich hochſchätze; mein Herz iſt frey und wird ſich ihm ganz zu eigen ergeben. Verhilft uns dieſer Wunderapfel, von dem du mir erzählt haſt, zu einem Kinde, ſo werde ich aus der ein und ſechzigſten ſeiner Weiber, als Mutter des Thronerben, die erſte und vornehmſte von allen werden,

den; und das Vergnügen haben, dich zum Schwieger- und Großvater von Königen gemacht zu haben. Dein Glück wird alsdann befeſtigt und du vor allen den Unfällen geſichert ſeyn, denen ein Hofmann und Miniſter beſtändig ausgeſetzt iſt. Melde dem Könige, daß deine Tochter Elmennur ſich durch die Ehre ſehr geſchmeichelt findet, die er ihr durch dieſen Vorzug angedeihen läßt.“

Der Weßir war froh, ſeine Tochter in dieſer Stimmung zu finden. Er eilte zum Könige, ihm zu ſagen, mit welcher Bereitwilligkeit ſie ſich ſeinem Befehle unterworfen habe. Nun wurden mit königlicher Pracht alle Anſtalten zum Vermählungsfeſte getroffen, und als endlich am Schluſſe aller der Zeremonien und Luſtbarkeiten, die Stunde kam, wo ſich die Neuvermählten zu Bette begeben ſollten, ſo ſchnitt der König Mograbys Apfel ſorgfältig von einander, und aß mit ſeiner neuen Gemahlin die Hälften indem er die Worte dazu ausſprach, welche die Wirkung ſeiner Wunderkraft unfehlbar machen ſollten. Kaum waren die Feſtivitäten zur Feyer der königlichen Vermählung der ſchönen Elmennur vorbey, ſo ſtellten ſich auch ſchon die erſten Symptomen der Schwangerſchaft bey ihr ein, und nach neun Monaten kam Elmennur mit einem Prinzen nieder, der ſo ſchön war wie der Tag. Das Kind wurde einer Amme übergeben, die von den Aerzten mit der gröſten Sorgfalt gewählt wurde; es genoß der beſten Geſundheit, wuchs zuſehends und blieb von allen Krankheiten frey, welche Kinder, faſt gleich bey ihrem Eintritte in die Welt, in Lebensgefahr ſetzen; kurz, alles berechtigte an dieſem Kinde zu den gröſten Hoffnungen, und zu des Königs Zufriedenheit würde nichts gefehlt haben, wenn ihm und dem Weßir nicht zuweilen ein beunruhigender Gedanke an Mograby geſpukt hätte, den die Naſe des Hofnarren von Zeit zu Zeit in friſches Andenken brachte. Doch, als ein Jahr nach dem andern verſtrich und man ſahe, daß der Prinz, welcher beſchnitten und Habed-il-Ruman genannt worden war, täglich mehr an Vollkommenheiten des Geiſtes und Körpers zunahm, ſo fieng man endlich an, den lächerlichen Anblick des Geſichts des Verſchnittenen luſtig zu finden, ohne ſich mehr an den zu kehren, der Schuld an dieſer Verunſtaltung geweſen war. Dachte man ja an ihn, ſo dachte man ſich ihn als einen Mann, der bey ſeinem hohen Alter längſt aus der Zahl der Lebendigen verſchwunden ſeyn müſſe. Es war nun Zeit, daß Habed-il-Ruman in die Schule gethan wurde. Man vertraute ihn einem Scheich an, welcher als der gelehrteſte des ganzen Reichs berühmt, Amama der groſſen Moſkee und Oberlehrer zu Tadmor war. Dieſer ehrwürdige Greis nahm den jungen Sultan zu ſich, und ließ ihn mit niemand anders umgehen, als mit Prinzen, welche Söhne der Kronvaſallen ſeines Vaters und der andern Großen des Reichs waren.

Der junge Habed hatte ſein vierzehntes Jahr erreicht; er übertraf alle ſeine Schulkameraden an Kenntniſſen in allen Fächern, und eben ſo ſehr zeichnete er ſich an Stärke, Wuchs, und andern körperlichen Vorzügen aus; er war der Liebling ſeines Vaters und ſeiner Mutter, und die Hoffnung des ganzen Volks, wegen der glücklichen Eigenſchaften, die man ſich in ihm entwickeln ſahe. Plötzlich untergrub ein höchſtwidriger Zufall dieſe Zufriedenheit und Hoffnungen.

Mograby erſchien ſehr anſtändig, und faſt auf Art der Geſetz-Ausleger und Diener der Moſkeen gekleidet, bat um Audienz bey Habed-il-Kalib, der den Zutritt zu ſich niemanden erſchwerte. Er hielt ſich mit der Hand ſein blindes Auge zu, und der Thürhüter, der noch Neuling in ſeinem Amte war, kannte ihn nicht. Nachdem er den Fremdling angemeldet, und die Erlaubnis erhalten, führte er ihn zum Könige,

nige, der eben auf ſeinem Throne ſaß, ſeinen Großweßir neben ſich, und den Oberſten der Verſchnittenen mit der gewöhnlichen Wache des Palaſtes hinter ſich hatte. **Mograby** näherte ſich, bückte ſich dreymal tief, ſtand auf, und entblößte ſein verhaßtes Geſicht, bey deſſen Erblickung der Monarch für Entſetzen und Verwunderung laut aufſchrie — „¿Wer biſt du? Was willſt du? ſagte **Habed-il-Kalib** zu ihm, der ſich in einer Verwirrung befand, die ſich nicht beſchreiben läßt, ¿wer hat dir Erlaubnis gegeben, vor mir unangemeldet zu erſcheinen?"

„Ich weiß, antwortete der **Mograby**, daß die, deren Recht erwieſen und klar iſt, vor dir Gerechtigkeit finden, und wenn ihr Ausſpruch gleich gegen dich ſelbſt ausfallen ſollte. Es ſind nun ſchon über 13 Jahre, daß du mein Schuldner biſt; das Kind, das dir **Elmennur** gebahr, gehört mir zu; ich habe es dir lange genug überlaſſen, du haſt's nach deiner Weiſe erzogen, jetzt iſt die Reihe an mir, es nach der meinigen zu unterrichten, und wenn ich meine Pflicht als Lehrmeiſter erfüllt haben werde, wie du die deinige als Vater erfüllteſt, ſo ſchick' ich es dir vielleicht wieder zurück." — Der König biß ſich in die Lippen, und ſeine Augen glühten vor Zorn, der Weßir winkte ihm, ſich zu faſſen, und nahm das Wort. „Wer du auch ſeyn magſt, Fremdling, ſagte er, ſo wiſſe, du machſt dich einer ſehr ſtrafwürdigen Unbeſonnenheit ſchuldig. ¿Wie kannſt du dich erfrechen, einem mächtigen Monarchen den Antrag zu thun, daß er dir ſeinen Sohn anvertrauen ſoll, der dem Staate gehört?...“ — „Weßir, antwortete der Mograby, ſpare deine Worte, ich rede mit dem Könige und nicht mit dir!“ — „¡Verwegener! rief der Weßir; Wachen! greift ihn, und ſchlagt ihm auf der Stelle ſein Haupt ab!“ — Die Wache umringte den Mograby, band ihn, und führte ihn in den Hof des Paläſtes, wo die Hinrichtungen zu geſchehen pflegten. Habed-il-Kalib trat an ein Fenſter, um den Kopf fliegen zu ſehen, der ihm ſo verhaßt war; ein Säbelhieb trennte ihn von Rumpfe, er rollte auf dem Boden, aber als der König ſich am Anblicke eines todten Feindes zu weiden gedachte, erblickte er nur einen hohlen Kürbis, der von einander gehauen war. Man näherte ſich dem Körper und fand nicht einen Tropfen Blut; es war nicht einmal ein menſchlicher Körper, ſondern ein Sack voll Reisſtroh, das mit Schwefel beſtrichen war, in Brand gerieth, kniſterte und den ganzen Hof mit einem ſtinkenden Rauch erfüllte. Bald darauf verſchwand alles, und es blieb auch nicht die geringſte Spur von der Erſcheinung übrig. Man denke ſich die Beſtürzung des

Habed-il-Kalib und ſeines Miniſters. Der ganze Tag verſtrich unter leeren Berathſchlagungen, und der König beſchloß endlich des andern Morgens in die Moſkee zu gehen, und zu Gott und ſeinem Propheten um Hülfe zu beten. Als der König mit den erſten Strahlen der Morgenröthe zu Fuße, und zum größern Zeichen ſeiner Demuth, ohne Babuſchen aus ſeinem Palaſte gieng, trat ihm plötzlich ein Derwiſch in den Weg und hielt ihn auf, ungeachtet er von ſeiner Leibwache umringt war. „König, ſagte er, erkenne mich, ich bin Mograby, ich fodere mein Kind von dir!“ — „Verfluchter Schwarzkünſtler! rief Habed-il-Kalib, möchte der Himmel mich von dir erlöſen!“ zugleich befahl er ſeiner Leibwache, über den falſchen Derwiſch herzufallen, und ihn zu erſticken. Die Wache gehorchte, es war nicht Platz genug auf des Derwiſchen Körper, für alle die Schläge und Stöße, die von allen Seiten auf ihn los hagelten; aber bald wurde man gewahr, daß der vermeintliche Körper, den man zermalmen wollte, nur ein an beyden Enden aufgebundener Sack mit Erbſen, und daß der ganze Platz mit den herausgelaufenen Erbſen beſäet war; aber bald verſchwunden alle dieſe Erbſen, und nicht eine einzige war mehr zu ſehen. Der König wurde durch dieſen letztern Anblick noch furchtſamer gemacht, und kehrte ſtatt in die Moſkee zu gehen, nach ſeinem Palaſte zurück. Hier rathſchlagte er von neuem mit ſeinem Wßir, und beyde wurden einig, einen Sterndeuter holen zu laſſen, der zu Tadmor wohnte, und als ſehr erfahren in der Magie berufen war, um dieſe Kunſt durch ſich ſelbſt zu bekämpfen. Man zwung ihn, ſeine Studierſtube zu verlaſſen, und unverzüglich in den Palaſt zu kommen. Hier erfuhr er die Wunder, die er durch andre Wunder beſtreiten und vernichten ſollte. Dieſer Sterndeuter beſaß einen großen Eigendünkel; „König, ſagte er zum Monarchen, ich will eine Schlinge bezaubern; wenn der Schwarzkünſtler ſich wieder erfrecht vor deiner Majeſtät zu erſcheinen, ſo muß ihm eine geſchickte Hand dieſe Schlinge um den Hals werfen; iſt die Hand flink genug, um einen zweyten Knoten hinein zu knüpfen, ehe der Schwarzkünſtler drey Worte ſprechen kann, ſo iſt er in deiner Gewalt. Gehe Morgen wieder in die Moſkee und ich will dich ſelbſt begleiten."

Der König hatte bald einen Mann gefunden, der ſich anheiſchig machte, den Strick mit dem laufenden Knoten über zu werfen, und in einem Nu einen zweyten Knoten zu knüpfen. Es war der Hofnarr, ein großer Taſchenſpieler von Handwerk. Ein Sklave, den man vorher davon unterrichtet hatte, und der ſich auf alle mögliche Art davor zu ſichern ſuchte, wurde demungeachtet gefangen und mit den Knoten gebunden, ehe er den Nahmen **Mohamed** ausſprechen konnte. Niemand zweifelte alſo mehr, daß der Anſchlag Morgen gelingen würde. **Habed-il-Kalib** zu Pferde begab ſich nach der Moſkee, der Sterndeuter und der Hofnarr befanden ſich neben ihm, keine menſchliche Geſtalt ließ ſich blicken, aber plötzlich fuhr ein ſtarker, großer Eſel aus einem Stalle, vor welchen der König vorbey ritt, blieb vor ihm ſtehen und ſchrie mit ſchrecklicher Stimme: „Gieb mir mein Kind, ich bin **Mograby**!“ Der flinke Hofnarr warf zwar die Schlinge über, und gab den Strick dem Sterndeuter zu halten, aber in eben dem Augenblicke verſank der große Eſel in die Erde, und man erblickte ſtatt ſeiner den Hofnarren, der in einen kleinen ſchäbigten Eſel, ohne Ohren und Schwanz, verwandelt war, welche am Kopfe und Hintern des Sterndeuters ſaßen, der in der Hand das Ende der vorgeblichen magiſchen Schlinge hielt, die das ſchäbige Eſelein um ſeinen Hals trug. Der König war zu beſtürzt, und die Wache und das Volk zu ſehr erſchrocken, als daß jemanden die Luſt angekommen wäre, über dieſe eben ſo ſchnelle als ſonderbare Verwandlung zu lachen. Unterdeſſen bekam der Hofnarr allmählig ſeine vorige Geſtalt wieder, ohne daß es jemand bemerkte, denn der Staub, der von ſeinem Trampeln mit den Füßen aufſtieg, entzog die Operation der Verwandlung dem Auge. Schwanz und Ohren des gelehrten Sternguckers waren gleichfalls verſchwunden.

Der ſyriſche Sterndeuter, ſagte Scheherazade, indem ſie ihre Erzählung unterbrach und das Wort an den Sultan von Indien richtete, hatte ſich, wie deine Majeſtät gehört hat, unterſtanden, es, ohne es zu wiſſen, mit dem gelehrteſten und gefährlichſten aller Schwarzkünſtler der Erde aufzunehmen; denn dieß war der Mograby. Satanai, deſſen getreuer Sklave er war, hatte ihm ſelbſt die 48 Pforten der Wiſſenſchaft der Magie aufgeſchloſſen, deren Schatz man im Dom-Daniel zu Tunis aufbewahrte, ehe dieſer durch ganz Afrika berühmte Ort, mit allem, was darinnen war von Zanate Kaliſeh*) zerſtört und den Flammen Preis gegeben wurde. Der Mograby, fuhr

---

*) Zanate-Kaliſeh wurde von den arabiſchen Kalifen abgeſchickt, um Mauritanien und die barbariſche Küſte zu erobern. Dieſe abgöttiſchen Völker waren gänzlich dem Aberglauben der Zauberkünſte ergeben, die in dem Dom-Daniel öffentlich gelehrt wurden.

die Sultanin fort, war alſo unter den geſchickteſten Zauberern ſeiner Zeit, was der Mond bey Nacht unter den bläſſern Sternen iſt. Er wollte den Sterndeuter züchtigen, der es mit ihm hatte aufnehmen wollen, und auch dem Hofnarren ſeinem Gefährten ein Notabene geben, das beyde lächerlich aber nicht klüger machte. Während der augenblicklichen Verwandlung, die er mit ihnen vornahm, hatten alle Zuſchauer Zeit gehabt, ſich zu überzeugen, daß er ſie wie Eſel behandelt habe, aber ſie ſelbſt merkten den Schimpf nicht, der ihnen angethan wurde, und behaupteten gegen alle, die davon ſprachen, daß ihre Augen behext geweſen ſeyn müßten.

Habed-il-Kalib war durch den unglücklichen Ausgang dieſes letzten Verſuchs, ſich von Mograbys Nachſtellungen zu befreyen, äußerſt traurig und niedergeſchlagen. Er nahm ſich aber vor, ſeinen Weg nach der Moſkee fortzuſetzen, und dort den Beyſtand Gottes und ſeines Propheten anzuflehen. Einer von den Thürhütern ſeines Palaſtes eilte voraus, um das Oberhaupt der Amamas zu benachrichtigen, daß er alle Schriftgelehrten verſammeln möchte, um dem Gebete dadurch noch mehr Feyerlichkeit und Nachdruck zu geben. Dieß Oberhaupt der Amamas war der ehrwürdige Schech, welchem die Erziehung des Prinzen Habed-il-Ruman anvertraut worden war. Der Schech gehorchte dem Befehle des Königs, zog ſein Zeremonienkleid an, und verfügte ſich nach der Moſkee. Er ließ ſeinen Zögling zu einem Hofe zurück, wo alle Thüren ſorgfältig verwahrt waren, und wo er mit einigen von ſeinen Spielkameraden ſpielte. Dieſe Vorſicht war viel zu ſchwach gegen Mograby, der ſchon auf einem großen Baume in der Mitte des Hofs, in Geſtalt einer Nachteule ſaß; er paßte den Augenblick ab, wenn die Reihe an den jungen Prinzen kommen würde, ſich bey dem Baume zu verbergen, während ſeine Kameraden ein Schnupftuch verſteckten, das er ſuchen ſollte. Kaum war der Prinz bey dem Baume, ſo ließ der gefährliche Nachtvogel ihm einen einzigen Tropfen Waſſer aus einer kleinen Phiole auf den Kopf fallen, die er im Schnabel hielt, und verwandelte ihn dadurch in eine Maus. Das kleine Thierchen, vom Naturinſtinkt getrieben, kam erſchrocken hinter dem Baum hervorgelaufen, und ſuchte ein Loch, wo es ſich hinein flüchten könnte; und nun ſahen alle Spielkameraden des Habed-il-Ruman wie eine große Nachteule auf eine fliehende Maus ſtieß, und ſie forttrug. Habed-il-Ralib von Furcht und Unruhe gemartert, war wieder nach ſeinem Palaſte zurückgekehrt; er ſchickte nach ſeinem Großweſir, um mit ihm Rath zu pflegen, was in der kritiſchen Lage, in der er ſich befinde, anzufangen ſey. Indem that er einen Blick auf einen Schreibtiſch ſeines Cabinets, und ſah hier ein ausgebreitetes und beſchriebenes Stück Papier liegen; er las:

„Mograby an Habed-il-Kalib, König von Syrien! Wortbrüchiger Prinz, nicht mir wollteſt du das rauben, was du mir ſchuldig warſt, indem du mir das Kind verweigerteſt, das du mir abgetreten hatteſt, ſondern der Macht, die du anriefeſt, als du den Apfel aſeſt. Ihr gehört dein Sohn, und ich habe ihn entführt, um ihn ihr zu überliefern.“

Der König hielt noch das ſchreckliche Papier in der Hand, als der Großweſir hereintrat, und es mit ihm las. Beyder Beſtürzung war gleich groß; ſie befahlen in der erſten Angſt dem Oberſten der Verſchnittenen, den jungen Prinzen mit der Wache in dem Hauſe des Schechs abzuholen, dem er anvertraut war. Man traf in dieſem Hauſe alles in der größten Verwirrung an. Der ehrwürdige Lehrer des Habed-il-Kuman raufte ſich ganze Hände voll von ſeinem Bart und ſeinen grauen Haaren aus, als er von den jungen Spielkameraden des Prinzen die Art und Weiſe ſich erzählen lies, wie er vor ihren Augen verſchwunden ſey, und wie plötzlich eine groſſe Nachteule und eine kleine Maus zum Vorſchein gekommen wären, welche der Vogel mit ſich fortgeführt hatte. Der Schech begab ſich in den Palaſt und vermiſchte ſeine Thränen mit den Thränen des Königs, des Weſirs und der untröſtlichen Elmennur, das Papier mit der erſten fatalen Nachricht, fand ſich zwar nicht mehr, aber ſein Inhalt, der ihnen ihren unerſetzlichen Verluſt vergewiſſerte, war tief in ihrem Gedächtniß eingeprägt geblieben. „O Himmel, rief der König; welcher barbariſchen Rache hatte ich meinen Sohn abgetreten! welchem ſchrecklichen Unglücke hat meine Unvorſichtigkeit ihn Preis gegeben!“ Der Groſſweſir machte ſich ſelbſt innerlich die bitterſten Vorwürfe. „Ich bin es, ſagte er, der dieſem verruchten Zauberer den Zutritt verſchafft und zu dem Gebrauche ſeines verfluchten Geheimniſſes gerathen hat; ich bin Schuld an dem Unglücke meines Herrn, meiner Tochter, an meinem eigenen Unglücke und dem Unglücke eines unſchuldigen Geſchöpfes! Elmennur konnte für Schluchzen und Seufzen kein anderes Wort hervorbringen, als, mein Sohn! mein Sohn! mein lieber Sohn! Der Schech widerſetzte ſich dieſen erſten Ausbrüchen des Schmerzens nicht;

endlich nützte er einen Augenblick, um ſie zu tröſten. „Wir waren alle ſtrafbar, ſagte er, und der Himmel hat uns dafür gezüchtigt; ¿aber glaubt ihr, daß ſeine Gerechtigkeit zugeben werde, daß ein Moſlem, der den Geſetzen treu iſt, die ihm durch ſeine Beſchneidung auferlegt worden, in eines Andern, als des großen Propheten, Gewalt falle, deſſen Siegel er trägt? Mein lieber Zögling Habed-il-Ruman nährte in ſeinem Herzen den Keim aller Tugenden; es iſt ein Stämmchen von guter Art, das ſich beſtrebt ſeine Zweige gen Himmel zu erheben: ſein Thau wird es befruchten, wo es auch ſeyn mag. ¿Wer kann es den Augen des Ewigen entziehen, der es für ſeinen Dienſt bezeichnen ließ? Man muß alle Moſkeen öffnen, und gegen eine übernatürliche und hölliſche Gewalt, die Macht zu Hülfe nehmen, der nichts zu widerſtehen vermag.“ — Die Rede des Schech gewährte einigen Troſt und richtete ein wenig die Hofnung der traurigen Familie auf. Oeffentliche Gebete wurden in Tadmor und ganz Syrien verordnet.

Während dieſes vorgieng, war der junge Habed-il-Ruman gar ſehr zu beklagen; der barbariſche Mograby hatte ihn in eine Wüſteney verſetzt; hier gab er ihm ſeine Geſtalt wieder und zeigte ſich ihm ſo ein- und triefäugigt und ſo ekelhaft häßlich, wie er das erſtemal am Eingange des Palaſtes zu Tadmor erſchienen war. „¿Kennſt du mich, fragte er den erſchrockenen Prinzen?“ Habed-il-Ruman, der von Natur ſanftmüthig war, antwortete auf dieſe brutale Frage; „nein, ich weiß nicht, wer du biſt!“ — „Das ſollſt du gleich erfahren!“ erwiederte der barbariſche Schwarzkünſtler, indem er ihm eine Ohrfeige gab; „ich bin der Mograby, haſt du niemals von mir reden gehört?“ Als Habed ſich zum erſtenmale in ſeinem Leben geſchlagen fühlte, er, der Königsſohn, er, an dem man nie ein Wort anders, als mit der größten Schonung gerichtet hatte, ſelbſt wenn es die Zurechtweiſung eines Fehlers betraf, ſo gerieth er in die größte Verwunderung und rieb ſich die Augen, um den böſen Traum zu verſcheuchen, den er zu träumen wähnte. Der Mograby errieth ſeine Meynung. — „Du ſchläfſt nicht, ſagte er; höre auf die Frage, die ich an dich thue; ich bin der Mograby, ¿haſt du nie von mir reden hören?“ — „Ich habe wohl, antwortete der Prinz, von meiner Mutter und noch öfterer von meiner Hofmeiſterin die Geſchichte eines Apfels erzählen hören, den der Mograby meinem Vater gebracht hatte!“ — „¿Was ſchwatzeſt du da von Vater und Mutter? du biſt aus dem Kerne meines Apfels gebohren!" ſagte der Zauberer. — „Ich verſichre dich, ſprach der Prinz, daß ich von meiner Mutter gebohren bin, und daß Habed-il-Kalib mein Vater iſt; jedermann hat es mir geſagt!" — „Jedermann hat gelogen, war des Mograby Antwort, indem er ihm eine zweyte, noch ſtärkere Ohrfeige als die erſte verſetzte; dein vorgeblicher Vater und deine vorgebliche Mutter taugen zu nichts, als Maulthiere für meinen Stall zu zeugen: laß ſehen, ob du von der Race biſt, zu welcher du gehören willſt."

Zu gleicher Zeit ſchöpfte der Mograby, von einem Felſen, Regenwaſſer mit der hohlen Hand, ſpritzte es ihm ins Geſicht und verwandelte ihn in ein Maulthier, welches er ſogleich beſtieg. Nun mußte der arme Prinz aus allen Kräften laufen, denn ſein Reiter trieb ihn unbarmherzig mit einem Hagel von Schlägen fort. Habed-il-Kuman wollte die ganze Erde und ſonderlich den großen Propheten um Hülfe anrufen, aber er konnte nichts als Töne hervorbringen, die ihn ſelbſt entſetzten; unterdeſſen geſtattete ihm der grauſame Zauberer, weder Tag noch Nacht einen Augenblick Raſt, bis ſie an dem Orte angekommen waren, welchen der Mograby zum Ziele ſeines Ritts beſtimmt hatte. Sie befanden ſich am Fuße eines ſcheußlichen Gebirges,

deſ

deſſen Gipfel bis in die Wolken zu ragen ſchien; eine Einöde, ſchrecklicher als alle die, durch welche ſie gekommen waren, umgab es von allen Seiten. Hier ſtieg der Schwarzkünſtler ab und band ſein Reitthier an einen Dornenſtrauch, der am Rande einer Quelle gewachſen war, die aus den Ritzen des Berges floß. „Elende Beſtie, ſagte er, indem er auf den Rücken des unglücklichen Jünglings eine neue Tracht Schläge fallen lies, deine Erziehung hat dich entnervt, jezt wollen wir gleich ſehen, ob ich aus dir etwas beſſeres ziehen kann.“ Er gieng mit dieſen Worten zur Quelle, um Waſſer zu ſchöpfen. Die vier Füße vermochten nicht mehr für Schwäche den ausgemergelten, mit Wunden bedeckten Körper zu tragen, in welchem der unglückliche Prinz von Syrien ſtak, und er ſank zu Boden. Der Mograby trat zu ihm, goß ihm Waſſer auf das Haupt und ſprach laut: „Unterthan des Satanai, im Namen des Satanai, nimm deine Geſtalt wieder an!“ Unverzüglich fühlte Habed-il-Kuman daß er wieder Arme und Hände bekam, ob ſie gleich durch das Blut und die Wunden, die ſie bedeckten, ganz entſtellt waren. Der Zauberer tauchte ihn in den Bach, deſſen Kühlung die Kräfte des armen Sterbenden wieder ein wenig belebte. Er ſetzte ihn darauf auf den Boden mit dem Rücken an den

Felſen gelehnt und fragte ihn in einem etwas minder harten Tone: „ſprich Habed, weſſen Sohn biſt du?“ „Ach, antwortete der junge Prinz mit ſchwacher Stimme, ich bin das Kind des Apfels und der Kerne, von welchen du mir geſagt haſt; ich bin dein Kind; möchte dein Herz Mitleiden für mich fühlen!“ — „Du haſt ſehr wohl gethan, ſprach der Mograby mir eine Antwort wie dieſe zu geben; ich habe in den Bach den letzten Tropfen des verhaßten Bluts austriefen laſſen, das du von dem undankbaren und meineidigen Manne und Weibe noch in deinen Adern hatteſt, die zum Lohn für das Gute, das ich ihnen gethan, mir dreymal nach dem Leben ſtanden; du haſt für ihre Ruchloſigkeit gegen mich gebüſſet; du biſt nach dem allgemeinen Geſetze behandelt worden, das an den Kindern die Sünden der Väter heimſucht. Ungern ſeh ich mich gezwungen, an dir einen Theil der Rache zu vollziehen, welche ihre Untreue treffen wird; ſey geſcheut und folgſam und du ſollſt in mir einen Vater finden der dich ohne Schwachheit lieben und ohne Vernachläſſigung erziehen wird; der dir nicht den Kopf mit den Poſten von Hoheit und Anſehen anfüllen will, an die dich zu Tadmor alles was dich umgab, unaufhörlich erinnerte, der dich aber mit einer Macht beglücken und ausrüſten kann, welche ſelbſt die Monarchen

den

der Erde beneiden. ¿Willſt du unter dieſen Bedingungen mein Sohn ſeyn, Habed?" „Ach! ja antwortete der junge Prinz, welcher fürchtete bald gar nichts mehr zu ſeyn, weil er den Zuſtand von gänzlicher Hinfälligkeit, in welchem er ſich befand, für den Vorböten des Todes hielt. — „So wollen wir denn liebes Kind, ſprach der Zauberer, nachdem wir durch die Strenge, mit der ich dir begegnet, die unumſchränkte Macht beſänftigt haben, welche dein vermeintlicher Vater gegen ſich und gegen dich ſelbſt erzürnt hatte, ſie gemeinſchaftlich anrufen damit in ihrem Namen ſich dieſer Berg öfne, und uns einen bequemen Zugang zu dem ſeeligen Paradieſe öfne, wo du allen Beyſtand finden wirſt, um dich wieder zu erhohlen: dort wirſt du die Vergnügungen deines Alters und einen Unterricht antreffen, wie du ihn nie von dem unwiſſenden Schech empfangen haben würdeſt, welcher es ſich zum Geſetze gemacht hatte, zu glauben, daß alle Geheimniſſe der Natur in einem einzigen Buche enthalten wären, das nur ein Gewebe von ſeltſamen Grillen iſt. Habed-il-Ruman fühlte den Tod auf ſeinen Lippen und wünſchte doch zu leben; „ich will alles thun, was du verlangſt!„ ſprach er zu dem Manne, der, nachdem er ſich ſo hart und furchtbar gegen ihn bezeigt hatte, auf einmal ſanftere Geſinnungen anzunehmen ſchien.

Nun ſtand der Schwarzkünſtler auf, zog aus dem Beutel; der an ſeinem Gürtel hieng, ein kleines Buch, eine kleine Kerze und ein Feuerzeug, trug dürres Laub zuſammen, machte ein Feuer an, warf wohlriechendes Rauchwerk hinein, und ſprach mit leiſer Stimme einige Anrufungs- und Beſchwörungsworte. Endlich ſagte er ganz laut: „Allmächtiger Satanai; König des ganzen Erdkreiſes! zwey von deinen Kindern wünſchen der Ruhe in dem ſeeligen Aufenthalt zu pflegen, welchen ſie deiner Herrlichkeit verdanken; laß in deinem Namen die Erde ſich aufthun und ihnen einen Eingang öffnen!“

Der Prinz, der in ſeiner gänzlichen Kraftloſigkeit kaum in Gedanken die Worte nachſagen konnte, die in ſeine Ohren ſchollen, fühlte plötzlich die Erde unter ſich erbeben und ſank in Ohnmacht. Aber der Schwarzkünſtler ließ ihn an einer Eſſenz riechen, die ihm auf der Stelle einen Theil ſeiner Kräfte wieder verlieh. Er gab ihm die Hand, um ihn aufſtehen zu helfen, und führte ihn nach einer Grotte, die mitten im Schooße des Gebirges ſich geöffnet hatte. Die Kerze, welche der Schwarzkünſtler in der Hand hielt, leitete ſie durch die dunkeln gewundenen Gänge, bis ſie endlich auf eine prächtige Terraſſe kamen, wo ſie einen

nen heitern und ſanften Himmel über ſich, und vor ſich einen Strich Landes hatten, von deſſen Fruchtbarkeit die Stärke und Schönheit der Gewächſe, und die vielen kleinen Bäche zeugten, welche ihn wäſſerten; man genoß nach allen Seiten die angenehmſten Ausſichten; Thiere weideten hier und da, und liefen von einem Orte zum andern; Vögel ſchwebten durch die Luft, aber keins von dieſen Geſchöpfen ſchien Furcht oder Schüchternheit zu kennen, ſondern nur von Vergnügen oder Bedürfniß in Bewegung geſetzt zu werden. „¿Wie findeſt du das Land, das du vor Augen haſt?“ fragte der Mograby den jungen Prinzen. — „Sehr ſchön!“ antwortete Habed-il-Ruman. — „Nun gut, mein Sohn, ſagte der Zauberer, es iſt dein, wie es mein iſt, wenn du dich klug beträgſt. Doch was du ſiehſt, will noch am wenigſten bedeuten.“ In eben dem Augenblicke entdeckten ſie einen Palaſt von außerordentlicher Größe und Herrlichkeit. „¿Wem glaubſt du, daß dieſer Palaſt gehört?“ fragte der Zauberer? — „Sonder Zweifel dir!“ antwortete der junge Prinz. — „Ja, erwiederte ſein Führer, er gehört dem Mograby, deinem Vater, und er wird dein Eigenthum werden, wenn du deinem Vater Freude machſt. Als ich dir ſo übel begegnete, mein Kind, hätteſt du wohl nicht geglaubt, daß ich dich ſo lieb hätte und ſo viele ſchöne Sachen für dich aufbewahrte. Die Kinder pflegen immer die, welche mit ihnen ſchön thun, für ihre beſten Freunde zu halten. Aber ſo muß man nicht gleich mit der Jugend anfangen; ſie muß erſt fürchten lernen, ehe ſie kennen lernt, was ſie lieben ſoll. Als du noch bey dem Könige von Syrien wareſt, hätte man dir alle deine Grillen hingehen laſſen, und wäreſt du ein gemachter Mann geworden, ſo hätteſt du in der feſten Ueberzeugung geſtanden, daß du das ganze Königreich über den Haufen werfen, und noch dafür Anſprüche auf Dank machen dürfteſt; aber hier ſey überzeugt, daß man dir keinen Fehler ungeſtraft hingehen laſſen, hingegen aber dir das Gute, das du thuſt, jeden Tag durch Belohnungen vergelten wird. Siehe ſo behandelt man Kinder, wenn man ſie lieb hat. Ungehorſam darf ſo wenig Verzeihung finden, als Mangel an Zutrauen. ¿Vielleicht bildeſt du dir ein, liebes Kind, daß wir in dieſem großen Palaſte, den du vor Augen haſt, viele Geſellſchaft antreffen werden? aber als ich vorher ſahe, daß ich meinen Sohn dahin bringen würde, um ihn bey mir zu erziehen, ſo jagte ich zuvor alles heraus, was darinnen war, damit auch nicht ein Schmeichler zurückbliebe. Es wird dir an nichts fehlen, weil ich alles durch mich

ſelbſt

ſelbſt zu verrichten weiß. Ich liebte dich von deiner erſten Geburt an, ohne daß du es ahnden konnteſt, und ſetzte mich in Stand, wenn du in den Fall kommen würdeſt, meinen Unterricht genießen zu können, die Stelle aller der Diener zu vertreten, deren ich dich berauben zu müſſen glaubte, damit du deſto beſſer bedient würdeſt.“

Es iſt unmöglich, ſich vorzuſtellen, was dieſe Miſchung von Strenge, Schmeicheley, Drohungen und Verſprechungen, womit der Mograby ſeine Rede würzte, in Habed-il-Rumans Seele erzeugte, ſonderlich aber der widrige Anſtrich, den er der Erziehungsart im königlichen Palaſte zu Tadmor zu geben wußte. Alles war neu für den jungen Prinzen; er gehorchte mehr aus Furcht, als aus Ueberzeugung und ſuchte ſeine Verlegenheit, ſo gut es ihm möglich war, zu verbergen. Dieſer Zuſtand würde bey ihm noch länger gedauert haben, wenn ſie nicht in dem Augenblicke in den Palaſt des Mograby getreten wären, der dem Anſcheine nach ganz öde und einſam war. Seine Bauart war gros, edel, einfach und prächtig zugleich; doch das konnte die Augen eines jungen Prinzen weniger in Erſtaunen ſetzen, die an Pracht gewöhnt waren; er wunderte ſich mehr, die Thüren offen und niemanden zu finden,

den, der ſie bewachte. Der Zauberer führte ihn durch Kolonaden und Periſtilen in den Vorhof und von Sälen zu Sälen, bis ſie zu einem Pavillon kamen, deſſen vier Ecken vier Springbrunnen zierten, deren Waſſer ſo hell war als Kriſtall. Eine Waſſergarbe ſtieg aus einer Tafel von Jaſpis empor, die in der Mitte des Pavillons ſtand, und verlor ſich unten durch die Oefnungen, die ſie auffingen, nachdem ſie vorher an dem Schmelzwerk ihres Beckens geſpielt hatte. Eine Thüre, von einer der Gröſſe des Gebäudes angemeſſenen Höhe, erlaubte der Sonne ſich in der Waſſergarbe zu ſpiegeln, die einem beweglichen Regenbogen glich. Rings um den Pavillon ſtunden prächtige Sofa's; vier große Fenſter, durch welche er ſein Licht empfieng enthielten jedes ein Vogelhaus von Golddrate, mit Vögeln von dem glänzendſten und mannigfaltigſten Gefieder, und dem entzückendſten Geſange bevölkert. Sie ſpielten unter Blumen und wohlriechenden Geſträuchen, womit der Boden dieſer Vogelbauer beſetzet war.

„Dieß, mein Kind, ſagte der **Mograby** zu ſeinem Zöglinge, ſoll dein Studierkabinet werden, wenn es dir anſteht; und da ich dich hier zum Herrn und Meiſter von allem mache, ſo haſt du die Wahl. Setze dich auf einen von dieſen Sofa's; du mußt Ruhe bedürftig ſeyn. Unterdeſſen will ich dein Abendeſſen zurechtmachen, und du ſollſt bald wieder Kräfte bekommen. Hier neben an iſt ein Bad, ich will hingehen und es heizen; du trägſt ohne Zweifel an deinen Händen und deinem Körper noch Ueberbleibſel von den Quetſchungen, den Folgen der Behandlung, die du von mir erduldet haſt; wir wollen unſer möglichſtes thun, um nach und nach ſowohl dieſen Schmerz als die Spuren zu heben, und wegzuſchaffen. Aber mein Sohn, es iſt kein Unglück, wenn mitten unter dem Guten, das man empfängt, uns etwas an das Böſe erinnert, dem wir ausgeſetzt geweſen ſind; ich laſſe dich einen Augenblick allein, um für alles zu ſorgen, was du brauchſt. Der Mograby verließ ihn mit dieſen Worten und Habed-il-Kuman blieb auf dem Sofa liegen, wo er gar manche Betrachtung angeſtellt haben würde, wenn nicht die harmoniſchen Melodien der Vögel, welche noch den Untergang der Sonne begrüßten, ihn zur Zerſtreuung gezwungen hätten. Sein Lehrmeiſter kam mit einem Körbchen des treflichſten Obſtes zurück; „wählet ſagte er, — was dir ſchmeckt!“ Hierauf verſchwand er von neuen. Einige Zeit darauf erſchien er wieder: „dein Bad iſt in Bereitſchaft, komm, nimm es!“ Er führte ihn in den anſtoſſenden Saal, der auf das wollüſtigſte eingerichtet war, und nachdem er ihn ſelbſt entkleidet hatte, ließ er ihn in ein Bad von mäßiger Wärme ſteigen: rings um ihn her war die Luft mit den Wohlgerüchen der lieblichſten aromatiſchen Kräuter erfüllt. Der Mograby ſtieg nun ſelbſt ins Bad und wickelte den Prinzen in ein ſeidenes Zeuch von der größten Feinheit; er drückte ſanft die Quetſchungen, die ihn noch ſchmerzen konnten, und in kurzer Zeit hatte er nicht allein jede ſchmerzhafte Empfindung, ſondern ſelbſt jede Entzündung vertrieben, ſo daß man kaum mehr die Narben bemerkte. „Wäre mein Kind zu Tadmor, ſagte der Zauberer, ſo würde man es der Wartung eines Sklaven überlaſſen; ach! die Hand eines Vaters hat weit mehr Kraft, und verfährt weit ſäuberlicher. Du befindeſt dich nun beſſer, lieber Sohn, jezt wollen wir in den Speiſeſaal gehen!“ Er zog ihm ſeidene Unterhoſen und einen ſeidenen Rock an, kämmte und parfumirte ihm ſein Haupt auf das ſorgfältigſte und führte ihn in ein anderes Zimmer, das von 100 Kerzen auf prächtigen Girandolen erleuchtet wurde und wo er ſich auf einen der weichſten und wollüſtigſten Sofas legen mußte. „Ich werde dir nicht immer ſolche bequeme Sitze geben, ſagte der Zauberer, aber ich mag auf eine große Ermüdung gern eine angemeſſene Erholung folgen laſſen; ſchlaf einen Augenblick, ich will unterdeſſen unſere Mahlzeit zurechte machen, ich habe ſchon alles bey der Hand; ich ſelbſt habe das Gemüß ausgeſucht und in meiner Menagerie geſchlachtet, was wir brauchen; ich bin ein ſehr fertiger Koch, und du ſollſt es auch lernen, für dich zu werden. Wie er das geſagt hatte, entfernte er ſich. **Habed il-Kuman** gerieth über alles, was er ſah, mehr als jemals in Verwunderung; doch Ermüdung und Bad hatten ihn ſchläfrig gemacht und er ſchlummerte ein. Während ſeines Schlafs deckte ſich eine Tafel vor ihm mit den köſtlichſten Gerichten von Wildpret, Fiſchen und Reis zubereitet und ein Schenktiſch neben der Tafel war mit Obſt, Confect und den herrlichſten Weinen beſetzt. Der **Mograby** weckte ihn; „auf **Habed**! ſagte er, es iſt Zeit zu eſſen!" Der junge Prinz richtete ſich auf, denn in ſeinem Alter fühlt man die Bedürfniſſe des Magens ſtärker, als in jedem andern; ſein Bewirther ſtand ihm gegenüber und bediente ihn mit der gröſten Aufmerkſamkeit, wobey er ihm immer die angenehmſten Dinge, und zwar auf eine Art vorzuſagen wußte, daß ſie ſelbſt durch den Ton der Stimme ſchmeichelhaft wurden. Dieſe Veränderung, die mit den Sprachorganen ſeines Entführers vorgegangen war, fiel dem jungen Prinzen von Syrien zuerſt auf; nach und nach heftete er ſeine Augen auf die Phyſiognomie des Mannes, der mit ihm ſprach, und fand ſie noch ungleich vortheilhafter verſchönert als die Stimme. Es war das Antlitz eines ehrwürdigen Greiſes, deſſen Augen von einem ungewöhnlichen Feuer funkelten, deſſen Züge aber übrigens ſanft und angenehm waren. — „¿Aber, ſagte plötzlich Habed-il-Ruman ſehr naif, du biſt gewiß nicht der garſtige Einäugige, der mich entführt, in einen Mauleſel verwandelt und ſo geſchlagen hat?“ — „O mein Kind, ich bin recht häßlich, recht einäugig, ſprach der Mograby; aber nur für die, welche ich mit einem böſen Auge anſehen muß; hingegen für gehorſame Söhne, wie du einer ſeyn wirſt, bin ich immer ſo, wie du mich jetzt ſiehſt. ¿Erkennſt du mich nun für deinen rechten Vater?“ — Der Blitz der in eben dem Augenblick aus Mograbys Augen fuhr, warnte den Habed, nicht einen Augenblick in ſeiner Antwort zu ſtocken. „O gewiß, ſagte er, du biſt mein Vater!“ Bey dieſer Antwort lief der Zauberer auf ihn zu und umarmte ihn voll warmer Zärtlichkeit. „Ach! rief er, das wußt ich wohl, daß mein Blut endlich aus dir reden würde. Gehe in das Zimmer, lieber Sohn, das ich dir zum Schlafen beſtimmt habe; von dir erwarte ich den größten Troſt meines Alters, ich werde nun nicht ſterben dürfen, ohne einen Erben zu hinterlaſſen, deſſen Macht die Macht aller Potentaten der Erde überſteigt!'' indem er das ſagte, nahm der Mograby den jungen Prinzen bey der Hand, und brachte ihn in ein Zimmer, wo ein Bette von der größten Pracht, für ihn bereit ſtund. „Schlaf wohl, ſagte er zu ihm. Morgen will ich dir meine kleinen Einrichtungen zeigen; und wenn du recht ausgeruht haben wirſt, wollen wir uns über das beſprechen, was deinen künftigen Unterricht betrift. —

Die ſchöne Scheherazade unterbrach ſich hier noch einmal; „bewunderſt du nicht, ſagte ſie zum Sultan von Indien, die hölliſche Argliſt des abſcheulichen Mograby? Wer ſollte nicht glauben, daß er den Prinzen wirklich liebte und aufrichtig ſein Glück wünſchte? aber er wollte ihn nur durch Furcht ſich unterthänig machen, ihn durch wollüſtigen Genuß an ſich kirren, und wenn er gänzlich Herr über ihn geworden, ſeine Seele verderben, und aus ihm einen eben ſo boshaften und dem Satan ganz zu eigen ergebenen Menſchen machen, wie er war.

Der junge Prinz von Syrien, der den Wein nicht gewohnt war, wurde davon ganz betäubt und ſchlief ein. Als die Sonne aufgieng

gieng zog ſein Gaſtfreund, immer voll der feinſten Attentionen, die Vorhänge ſeines Bettes auf. „Friſch! mein Sohn, ſagte er zu ihm, der ſchöne Morgen ladet dich zum Spatziergange ein; wir laſſen ihn hier nicht ungenoſſen verſtreichen, wir wollen jeder einen Bogen und Pfeile mit nehmen; du biſt ein Araber und ich ein Maure, wir müſſen beyde damit umzugehen wiſſen. Während wir einige Merkwürdigkeiten meiner Einſiedeley beſehen, wollen wir in der Luft, auf der Erde und ſelbſt im Waſſer etwas für unſern Appetit zu erbeuten ſuchen, und ſo mit Annehmlichkeit lernen, uns ſelbſt genug ſeyn.“ Während der **Mograby** ſo ſprach, half er den **Habed-il-Kuman** ein bequemes Kleid anziehen, und nun begaben ſie ſich auf den Weg. Der Himmel zeigte ſich in der gröſten Reinheit und Klarheit, dicke Wolken ruhten auf einer Kette von Bergen und begränzten von allen Seiten den Horizont; aber weiter als das Auge reichte, ſchien die Sonne alles zu beleben, ohne daß ihre Strahlen zu brennend waren; der Wind bewegte die Luft, aber nur um ſie noch leichter und angenehmer zu machen.

„Ich muß dir entdecken, lieber Sohn, ſprach der **Mograby**, an welchem Orte der Erde wir uns befinden. Dieſe kleine Ebene wird von allen Seiten durch die Gipfel des Gebirges Atlas eingeſchloſſen; ſie war wüſte, unfruchtbar und unwohnbar. Als ich beſchloß, ſie fruchtbar und aus ihr meinen gewöhnlichen Auſenthalt zu machen, erblickte man hier nichts, als eine Sandwüſte, auf welcher ſchwere Nebel und Dünſte ſich lagerten, wie die, welche du dort noch am Horizonte erblickſt; jede Art von Vegetation war daraus verbannt, man traf hier nicht das geringſte Gewürm noch die kleinſte Pflanze an; die Winde tobten hier mit Ungeſtüm und umwühlten den Sand; das Klima war unerträglich; man fand auch nicht einen Tropfen Waſſer und die vereinte Macht aller Monarchen der Erde würde nicht im Stande geweſen ſeyn, dieſe Gegend für irgend einen Menſchen zur Wohnung umzuſchaffen. Aber nichts iſt den Auserwählten unmöglich, die wie du und ich das Glück gehabt haben, gleich vom erſten Augenblicke ihrer Geburt an, Unterthanen des großen Geiſtes zu werden, der über die Schätze der Natur ſchaltet; und die ſich aller der Wiſſenſchaften befleißigten, durch welche der Menſch ſich zur Erkenntniß ſeiner Geheimniſſe empor ſchwingen kann.“ Durch einen ſo mächtigen Beyſtand hatte ich bald aus den fruchtbareſten Thälern der Erde alles weggenommen, was ich benöthigt war, um dieſe Wüſte mit allen Wundern der Vegetation zu ſchmücken, und Quellen ſie zu wäſſern, aus der Erde entſpringen zu laſſen, durch eben dieſe Mittel verſchafte ich mir auch die Vorzüge aller Art, deren Genuß uns jezt beglückt.“

Während der **Mograby** ſo die Aufmerkſamkeit ſeines Zöglings durch Erzählung der Wunder feſſelte, von welchen er ihn unterhielt, kamen ſie an den Rand eines klaren und durchſichtigen Fluſſes, der ſehr fiſchreich zu ſeyn ſchien. Eine Gazelle zeigte ſich an ſeinen Ufern, der **Mograby** machte eine Bewegung mit der Hand, die ſie fortſcheuchte, und ſchoß ihr im Lauf einen Pfeil nach, der ſie auf den Raſen ſtreckte. **Habed-il-Ruman** vom Wetteifer getrieben erblickte einen jungen Rehbock, welcher in vollem Sprüngen von einem Gebüſch zum andern eilte. Er zielte und traf ihn. Das verwundete Wild that nur noch wenige Sätze, und fiel. „Vortreflich mein Sohn!“ ſagte der Zauberer; zu gleicher Zeit näherte er ſich dem Fluſſe, und durchbohrte einen Fiſch, der oben auf ſchwamm. Habed ſtürzte ſich in den Fluß und fieng geſchickt den Fiſch, welchen der Strom mit fort riß. „Wir wollen unſere Beute hier liegen laſſen, ſagte er, ich werde wieder hierher kommen und ſie abholen; jezt haben wir nicht nöthig, uns damit zu beläſtigen, es würde uns auf unſerm

Spa.

Spatziergange zu beſchwerlich fallen. Ich will, fuhr er fort, dir etwas zeigen, was hauptſächlich zu unſerm Nutzen beſtimmt iſt, den Hüner-Hof. Da ich in dem Falle bin, oft von hier abweſend zu ſeyn, ſo wirſt du dort antreffen, was du zur Beſorgung deines Tiſches nöthig haſt, im Fall dich das Studieren ſo ſehr beſchäftigen ſollte, daß es dir nicht erlaubte, dich dem Vergnügen der Jagd zu überlaſſen, heute wollen wir uns blos mit dieſem Gegenſtande beſchäftigen; wir werden ſo mehr als einen Spatziergang noch zuſammen machen und es iſt gut wenn ihn jeden Tag eine neue Art von Intereſſe würzt." Bey dieſen Worten führte der liebkoſende Zauberer den Prinzen zu einem Vogelhauſe, welches mitten in einem Gehölze lag, das aus Bäumen von allerhand Arten beſtand, die Miſchung und Mannichfaltigkeit der Blüten und Saamenhülſen, womit ſie bedeckt waren, that eine ſehr angenehme Wirkung. Das Vogelhaus hielt 100 Schritte ins Gevierte und war eben ſo hoch; es wurde durch ein goldenes Dratgitter verſchloſſen, das grün emaillirt, und ſo fein gearbeitet war, daß man ſehr nahe ſeyn muſte, um erkennen zu können, daß es ein Gitter ſey, und man hatte lauter ſolche Gewächſe und Bäume gewählt, deren Obſt und Saamen für die hier aus allen Welttheilen verſammelte Vögel ein Lieblingsfutter waren. An den Bäumen, von ſo beträchtlicher Höhe, daß das Suchen der Vogelneſter mit vieler Beſchwerlichkeit verknüpft geweſen ſeyn würde, waren bequeme ſich herumdrehende Leitern angebracht, auf welchen man bis in die Gipfel ſteigen konnte; ein Waſſerſprung ſtieg mitten im Vogelhauße in die Luft und fiel in ein großes am Rand mit Raſen belegtes Becken, aus welchem es ſich durch kleine, dem Boden gleiche Kanäle nach allen Gegenden des Vogelhauſes vertheilte. Durch dieſe beſtändige Wäſſerung und die ſchöne Sonnenwärme, ſchmückte ſich der an ſich fruchtbare Boden, aufs üppigſte mit allen Gewächſen, welche den verſchiedenen hier aufbewahrten Vögeln zur Nahrung dienen konnten.

Mit Vergnügen beobachtete der Zauberer den Eindruck, den dieſes Schauſpiel auf die noch ganz neue Seele ſeines Zöglings machte, denn er bemühte ſich, alle Erinnerungen daraus zu verbannen, die noch zurück geblieben ſeyn könnten, und um ihm ſeine eigenen Ideen deſto leichter einzuflößen und ihn ſich völlig unterthänig zu machen, damit er ſich auf alle ſeine gefährlichen Plane einlaſſen möchte. Von einem Jugendtriebe hingeriſſen, kletterte Habed-il-Ruman bis in den Gipfel einer Zeder,

der, um ein Neſt Ringeltauben auszunehmen. Er ſteckte zwey Paar in ſeinen Buſen, und ſtieg ſehr vergnügt mit ſeinem Fange wieder herab. Hätte er daſſelbe zu Tadmor thun können, ſo würde er von Herzen froh geweſen ſeyn, aber Trotz den Liebkoſungen des Mograby fühlte ſich der junge Prinz doch immer ein wenig beklommen. „Es ſcheint, ſagte der Zauberer, liebes Kind, daß du mit deinem Fange zufrieden biſt; als du im Gipfel der Zeder warſt, wirſt du den Palaſt gewahr worden ſeyn; er liegt hier ganz in der Nähe; trage deine Ringeltauben dahin. Ziehe dieß Kleid aus, das dir den Tag über läſtig ſeyn würde, ich will unterdeſſen was wir auf der Jagd erbeutet haben, abholen, und den Augenblick wieder da ſeyn, um unſer Eſſen zurecht zu machen.“ Habed-il-Kuman kam allein zurück und würde vielleicht ſich manchen Gedanken überlaſſen haben, aber der Weg nach dem Palaſte führte ihn durch einen Garten voll unbekannter Bäume, an welchem verſchiedene Gattungen Obſt von reizender Schönheit hiengen. Er pflückte von dieſem Obſte, und fand es vortreflich; er aß welches und konnte ſich nicht ſatt eſſen; er bepackte ſich mit einer Menge von dieſen Früchten, gieng wieder in den Pavillon der Springbrunnen und legte dort ſeine Bürde ab. Es war, als ob die Vögel in den Fenſterbauern ſich freuten, ihn wieder zu ſehen, ſo viel Munterkeit verriethen ſie, und ſo viel Mannichfaltigkeit und Anmuth miſchten ſie in ihre Geſänge. Der Prinz von Syrien fand hier ein reiches ſchönes Kleid; er legte das ab, welches er an hatte, und zog dieß an. Indeſſen kam der Zauberer wieder; „ach Kind, ſagte er, du haſt dich ohne mich angezogen; es iſt zwar gut, daß du dich gewöhnſt ſo was allein zu verrichten, aber es thut mir doch leid, daß ich dich nicht dieſer Mühe habe überheben können.“ So gewöhnt auch Habed-il-Kuman an Schmeicheleyen war, ſo zwang ihm doch dieſe ein Erröthen ab; denn ſeine Seele, voll Anhänglichkeit an ſeine Eltern, konnte ſich noch nicht in die Liebkoſungen und Zuvorkommungen eines Fremden ſchicken. Der Zauberer wurde das Obſt auf dem Tiſche gewahr: „ach, ſagte er, da iſt Obſt, ich wette du haſt davon gegeſſen?“ Der Prinz wurde roth. „Glaubſt du, fuhr der Zauberer fort, daß ich deswegen mit dir ſchmälen würde? Du biſt mein Kind, alles, was hier mein iſt, iſt auch dein; ich bin nicht wie die Väter, die alles, was ſie haben, für ſich behalten, und ihre Kinder unter dem Vorwande, ſie beſſer unterrichten und erziehen zu laſſen, von ſich thun, um ſich im Grunde der Mühe ihrer Wartung und Zucht zu überheben und ihre Vergnügungen nicht mit ihnen theilen zu dürfen. Mein Sohn iſt hier eben ſo gut König, als ich es ſelbſt bin; ſoll er ſtets nach meinem Willen handeln, ſo iſt es meine Obliegenheit, ihn ſeine Pflichten zu lehren und ihm ihre Ausübung zu verſüßen. Höre mich an, Habed, ich verbiete dir, von dieſen Früchten zu eſſen, weil ſie dir den Appetit benehmen würden, welches die erſte und beſte Würze der Mahlzeit iſt, die wir bald zuſammen halten wollen. Ruhe auf einem Soffa aus; es iſt heute nicht Arbeitstag; beluſtige dich an den Geſängen dieſer Vögel; dein Koch wünſcht viel zu ſehnlich, dich zu bedienen als daß er dich lange warten laſſen ſollte." — Der unſchlüſſige zerſtreute Jüngling, der gleichſam wider Willen allen den Dingen nachdachte, die man ihm vorſagte, gieng aus Zeitvertreib zu den Vogelbauern und lies ſich von den Vögeln in die Finger picken. Kaum war eine halbe Stunde verſtrichen, ſo war ſchon das Eſſen aufgetragen. Fiſch, Gazelle, Rehbock, Ringeltauben, alles war vortreflich. Der Zauberer bewieß ſich ſo aufmerkſam, ſo verbindlich, ſo einſchmeichelnd, daß das Angenehme in ſeinen Reden, Handlungen und Manieren endlich anfieng über das unſchuldige Geſchöpf zu triumphiren, das er in ſeine Netze verwikkelt hatte. Der junge Prinz fühlte ſich geneigt zu glauben, daß der Mann, der ihn ſein Kind nennt, wirklich mittelſt des Apfels, von dem ihm ſo viel vorgeſagt worden war, ſein Vater ſeyn könnte und ehe ſie noch von der Tafel aufſtanden, trank er die Geſundheit des Nograby und nannte ihn Vater. „Aber, ſetzte er hinzu, Elmennur iſt meine Mutter.“ — So wenig als deine Amme deine Mutter war; antwortete der Zauberer. „Ich verbiete dir, an dieſe Leute zu denken, die, um deiner los zu werden, dich einem alten Träumer Preiß gaben, welcher dich unter beſtändigem Zwange hielt und dich nichts als Abgeſchmacktheiten lehrte. Schenkte man dir einen einzigen armſeeligen Vogel, lieber Sohn, ſo glaubte man Wunder, was man dir für ein Geſchenk gemacht hätte, und ich, ich gebe dir deren 100,000. Man ſagte dir unaufhörlich vor, daß du gebohren ſeyſt zu befehlen, und doch mußteſt du beſtändig einem Graubarte gehorchen, der dich immer und ewig die Naſe in ein Buch ſtecken ließ, worinne nichts, als einfältiges Zeug ſtand. Dein vorgeblicher Vater ließ ſich von 7000 Leibwächtern umringen, als ob er, ich weiß nicht welch' ein wichtiger Mann wäre, und dich armen Kleinen ließ man unter einem Haufen Kinder, wo ich dich weggenommen habe. O liebes Kind, ich bin auf dieſe beyden Kreaturen, die du für deinen Vater und deine Mutter hielteſt, mehr aufgebracht: wegen des Böſen das ſie an dir thun wollten, als wegen ihres eidbrüchigen und treuloſen Betragens und ihrer ſchändlichen Undankbarkeit gegen mich. Ich hatte ſie mit Wohlthaten überhäuft, und dreymal haben ſie mir nach dem Leben geſtanden; es würde mir vielleicht Mühe koſten, deine Rache zurückzuhalten, wenn du ſie dereinſt wirſt recht kennen gelernt haben.“

Ungeachtet dieſer ſcheinbaren Gründe mußte es doch der Mograby etwas zu weit getrieben haben, denn ob er gleich in einem eben ſo rührenden als heftigen Tone ſprach, ſo fühlte doch der junge Prinz eine Herzbeklemmniß, welche machte, daß er die Augen niederſchlug und einige Thränen weinte. Der liſtige Zauberer merkte es und ſuchte die Gedanken, die er rege gemacht, und die Natur, die er empört hatte, wieder zu erſticken und zu betäuben. Ein Glas mit einem vortreflichen, und eben ſo lieblichen als neuen Getränke gefüllt, war die Liſt, deren er ſich dazu bediente. Es ſtieg bald dem jungen Menſchen zu Kopfe und der vorgebliche Vater trug das Opfer ſeiner Liſt auf einen Soffa. Bey ſeinem Erwachen beſtürmten den unſchuldigen Jüngling von neuen die ſchmeichelhafteſten Liebkoſungen; er gieng wieder von den Freuden eines leckern Schmauſes

ſes in die Arme eines betäubenden Schlafs über, in den er auf mehr als eine Art eingewiegt wurde, und mit jedem neuaufgehendem Morgen erwartete ihn ein neuer Zeitvertreib. Bald war es ein Spatziergang, bald beſuchte er die Menagerie der zahmen Thiere, bald den Park der ſogenannten wilden, und bald den Ort, wo die reißenden und grimmigen Beſtien aufbewahrt wurden. Jene erzeigten ihm tauſend Liebloſungen; dieſe folgten ſeiner Stimme, und die letzten, die ſonſt gewöhnlich nur Gegenſtände des Grauſens und Schreckens zu ſeyn pflegen, krochen demüthig zu ſeinen Füßen. „¿Siehſt du, mein Sohn, den Vorzug, den der kenntnißreiche Mann genießt? ſagte der Zauberer, alle Weſen der Natur hören auf ſeine Stimme. Der Hund, welcher ihm die Thür deines Schechs mit dem weißen Barte hütete, würde ihn gebiſſen haben, ſobald er zu nahe gekommen wäre, und wenn er gleich den ganzen Koran hergeſagt hätte. Aber ich, ich will dich ein einziges Wort lehren, welches machen ſoll, daß ſich ſelbſt die Zeder, der ſtolzeſte der Bäume, vor dir bückt. Bekenne jezt ſelbſt, daß man dich manch unnützes Zeug gelehrt hat.“

Habed-il-Kuman kehrte in den Pavillon der Springbrunnen zurück und war voll

Erſtaunen und Verwunderung über alles, was er geſehen hatte. Man trug ihm das reichlichſte Mahl auf, man verfuhr in allen Stücken auf das ſäuberlichſte mit ihm, die Bemühungen und Aufmerkſamkeit, ihm gefällig zu ſeyn, ließen nie nach, und dieſe abgerechnet, war er übrigens ſo gut als ſich ſelbſt überlaſſen. Den Nachmittag beſchäftigte man ihn in der Bibliothek. Hier zeigte man ihm alle die Hülfsmittel, wie er die Zeit ſeiner Muße nützlich anwenden könne. Von der Muſik an bis zum Studium der Aſtrologie und der geheimen Wiſſenſchaften, gab es nicht ein Fach der Gelehrſamkeit, zu deren gründlichen Erlernung ihm nicht der ungeheuere Saal, den er beſah, Hülfsquellen geöffnet hätte. „Der Menſch iſt nichts ohne Wiſſenſchaft; ſagte der Zauberer, er ſteht an Stärke und Geſchicklichkeit den Thieren nach, und hat nur den geringen Vorzug vor ihnen voraus, ſeine Empfindungen auf mancherley Art ausdrücken zu können, ohne die meiſte Zeit zu wiſſen, was er ſagt, während das, was er ein Thier nennt, ſich immer einförmig und richtig ausdrückt. Hier ſollſt du den Anfang mit deinem Studieren machen; hier ſollſt du zur Ausbildung deines Verſtandes alles anwenden, was ich weiß und an Hülfsquellen geſammelt habe. Bin ich mit deinen Fortſchritten zufrieden, ſo will ich dir ſagen, wo du aufhören ſollſt. Fürs erſte aber mußt du dich mit Leichtigkeit ausdrücken, und hernach die Kunſt lernen, deine Ideen klar und in gehöriger Ordnung aus einander zu ſetzen; alle mögliche Gegenſtände werden ſich hier nach einander deinen Augen darſtellen, um dieſe Ideen zu erzeugen: aber liebes Kind, du kannſt zu dieſen Kenntniſſen nicht anders, als durch meine Gegenwart und durch meine Vermittelung gelangen, bis du dich durch deine gänzliche Unterwürfigkeit, deinen Fleiß und Arbeitſamkeit, dem ganz gefällig gemacht haſt, der hier mit allen Weſen ſein Spiel und zwar leichter treibt, als du einſt mit den Fangſteinchen, die dir in dem häßlichen Loche, wo dich dein alter Schech gefangen hielt, zum Zeitvertreibe dienten. Erſchrick nicht vor der Menge von Gegenſtänden, deren Erkenntniß und Entdeckung dir bevorſteht. Wiſſenſchaft iſt nicht ſo ſchwer zu erlangen, als man glaubt, ſobald nur die Anfangsgründe einfach und die Gegenſtände, die ſie begreift, der Prüfung fähig ſind. Die Natur iſt nur für diejenigen ein unergründliches Geheimniß, welche nicht, wie wir thun wollen, den Schlüſſel dazu ihr zu entwenden gewußt haben."

Habed-il-Kuman hatte eine lebhafte Faſſungskraft und beſaß ſonderlich viel Applikazion; ſeine Neugierde wurde durch dieſes alles geſpornt und angereizt, und eilte ſelbſt den gefährlichen Bemühungen entgegen, die man ſich zu ſeinem Unterrichte gab. Nun beredeten ſich der Lehrmeiſter und Schüler, welche Ordnung ſie in den vorzunehmenden Materien beobachten und wie ſie die Stunden eintheilen wollten, und nun widmeten ſie ſich mit unglaublicher Hitze von beyden Theilen dem Studieren. Man muſte den jungen Prinz mit Gewalt von den Büchern losreiſſen um ihn das Vergnügen der Jagd oder des Fiſchfangs genießen zu laſſen. Sein Geiſt war durch ſeine natürliche Stärke und die Folge ſeiner Applikation heißhungrig nach Kenntniſſen geworden; ſonderlich machte er in der Mathematik die erſtaunlichſten Fortſchritte. Der Mograby freute ſich endlich ein Subjekt gefunden zu haben, welches ihn bey ſeinen Projekten unterſtützen könnte, deren Umfang zu entwickeln noch nicht Zeit war. Er hatte ſich vorgenommen, nach und nach ſeinen Schüler ſo böſe als er ſelbſt zu machen, aber dabey wurde erfordert, daß er ihn immer in einem gewiſſen untergeordneten Grade an Wiſſen und Macht lies; wenn er daher merkte, daß der ſich ſelbſt überlaſſene Habed zu weit drang, ſo warf er ihm einen Gegenſtand der Zerſtreuung in den Weg. „Komm liebes Kind, ſagte er, laß das Aſtrolabium und den Zirkel liegen; wir haben genug gearbeitet; wir wollen unſere Ställe beſuchen! Habed-il-Ruman gehorchte und war verwundert, an einem ſo abgelegenen Orte ſo ſchöne Pferde und in größerer Anzahl zu finden, als ſelbſt im Palaſte zu Tadmor. „¿Hätteſt du vielleicht Luſt, lieber Sohn, fuhr der Zauberer fort, einen Spatzirritt zu machen? Suche dir eins von dieſen Pferden aus; wir wollen zuſammen reiten. „Sobald der Prinz ſeine Wahl getroffen hatte, ſattelte und zäumte der Zauberer ſein Pferd, und zog dem Seinigen, ſtatt Zaums und Gebiſſes, nur einen grünſeidenen Faden durchs Maul, und beyde galoppirten davon. Schon ſeit drey Jahren hatte man den jungen Prinzen zu Tadmor täglich Unterricht im Reiten gegeben. Er ſaß feſt und mit Anſtande zu Pferde; ſein neuer Lehrmeiſter aber lehrte ihn noch weit natürlichere Hülfen und weit leichtere Mittel, ſein Roß zu lenken; denn er lehrte ihn mit dem Pferde zu ſprechen und ſich ihm verſtändlich zu machen. Dieß brachte den Habed-il-Ruman ein wenig von dem Studio der Mathematik ab, in welcher er ſo ungeheuere Fortſchritte gemacht hatte. Doch da ihn ſeine Meynung immer wieder zu dieſem Studio zurück rief, ſo mußte man auf andere Zerſtreuungen denken. Der Mograby hatte in ſeinen Ställen ſogar Elephanten und zwar in Menge; beym Anblicke dieſer majeſtätiſchen Thiere wünſchte der Prinz ſich an den Wundern ihres Inſtincts zu weiden: und als er ſich auch an den Beweiſen von dem Verſtande und Gehorſam des Elephanten ſatt geſehen hatte, führte ihn der **Mograby** in ſeine Küche, in deren geheimnißvollen Künſten er ihn jezt einweihen konnte, ohne fürchten zu dürfen, ihn in Erſtaunen zu ſetzen.

Nichts war einfacher, als ſeine Kocherey. Er befohl zum Beyſpiel einer todten Gazelle ſich das Fell abzuziehen und ſich in Viertel zu zerlegen; er ſagte nur ein Wort und berührte ſie mit einem Stäbchen und ſogleich war alles geſchehen. Er legte ein Stück, welches er wollte in ein Kaſſerol und ſagte: Kaſſero thue deine Pflicht, ſo gehorchte das Feuer dem Befehle. Mit einem Worte, es ſah aus, als ob alles ſeiner Hände Arbeit wäre und er hätte keine Hand angelegt. „Liebes Kind, ſagte er, ich zeige dir hier eine Kunſt, die du nöthig haben wirſt; denn wenn ich nicht mehr hier ſeyn werde, ſo wirſt du thun müſſen, was du mich jezt thun ſiehſt, du brauchſt nur die Worte auszuſprechen: im Namen des großen Geiſtes des Herrn der Geiſter! gehorche dem Kind vom Hauſe. Morgen beym Erwachen wirſt du mich nicht mehr finden; ich habe Pflichten

ten auf mir, die ich erfüllen muß und die über mich gebieten; auf Erden erkennt alles eine Subordination an, und nur eine von dieſen Subordinationen iſt ſüß, nemlich die Deinige, die kindliche Unterwürfigkeit. Doch jezt befiehlt mir die Meinige, dich hier allein zu laſſen; aber meine Gedanken werden beſtändig bey dir ſeyn; verlaß dich darauf. Stelle dir immer vor, als ob ſie dir befohlen zu thun, was du zu deiner eigenen Vervollkommnung thun mußt. Setze emſig dein Studieren und die Uebungen deines Geiſtes fort, laß ſie durch Zeitvertreibe und Vergnügungen abwechſeln, und furchte, daß zu groſe Anſpannung des Geiſtes deiner Geſundheit zu einer Zeit ſchaden könnte, wo ich nicht zugegen bin, um dein Arzt zu werden. Uebrigens kannſt du dich in dieſer ganzen Gegend umſehen, deren Beſitzer wir ſind; in dem Namen, den ich dir gegeben habe, werden ſich dir alle Thüren aufthun. Wenn du auf der Jagd biſt, ſo wird das Waſſer, welches ſich deinem Durchgange zu widerſetzen ſchien, ſich vor dir öfnen. Denn das Kind vom Hauſe iſt Herr vom Hauſe. Indem er dieß ſagte, nahm er den Prinz in ſein Bett, umarmte ihn auf das zärtlichſte und that, als ob er den zum Herrn ſeines ganzen Eigenthums machte, den er ſich vorgenommen hatte, zu ſeinem eigenen Nutzen mit den Feſſeln der härteſten Sklaverey zu belegen. Des andern Morgens ſtand Habed-il Kuman allein auf und theilte genau ſeinen Tag ſo ein, wie ihm vorgeſchrieben worden war. Er verließ ſeine Berechnungen und aſtronomiſchen Inſtrumente, und nahm dafür ein muſikaliſches zur Hand. Bald darauf gieng er auf die Jagd, denn er wollte lieber von der Beute ſeines Bogens leben, als Vögel ihrer unſchuldigen Jungen berauben. Er ſammelte ſich Gemüße und Obſt, und da er ein ſo gutes Gedächtniß, als leichtfaſſenden Verſtand hatte, ſo ließ er ſich eben ſo gut und ſchnell bedienen, als der Zauberer ſelbſt.

Der junge Prinz war ſo mannichfach beſchäftigt, ſeine Neugier wurde durch ſo viele abwechſelnde Gegenſtände ſo angenehm gereizt und befriedigt, daß, wenn gleich in ſeinem Herzen noch eine kleine Erinnerung an Tadmor zurückgeblieben war, ſie doch gleichſam nur ſchlummerte. Sonderlich konnte er ſich nicht entbrechen verächtlich auf ſeine Beſchäftigungen beym Schech, und auf den wenigen Nutzen zurück zu blicken, den er von ſeinem Unterrichte gehabt hatte; Zwar verweigerte ſich die Natur den ſüßen Anwandlungen von Zärtlichkeit gegen den Zauberer, aber die Ueberlegung redete deſto nachdrücklicher den Verbindlichkeiten das Wort welche der Prinz ſeiner unabläſſigen, eifrigen Sorgfalt, und ſeinem ganzen Betragen gegen ihn ſchuldig war, das völlig das Gepräg des Wohlmeinens und der Wohlthätigkeit führte. Wie war es möglich, ihm ſeine Dankbarkeit anders dafür, als durch den genaueſten Gehorſam zu erkennen zu geben, indem er ſich ganz nach dem Plane richtete, den er ihm vorgezeichnet hatte? Dieß that auch Habed-il-Ruman aufs pünktlichſte, indem er überlaut zu ſich ſagte: „du mögteſt zwar gern beſtändig Mathematik und Phyſik ſtudiren, aber man hat es dir verboten, und du kannſt ſo viel Güte, die man für dich hat, nicht anders als durch blinden Gehorſam erkennen!“

Wie wohl that der junge Prinz ſo zu denken und es laut zu ſagen! Sein gefährlicher Spion, der Mograby, war unſichtbar um und neben ihm: er hatte ſich nur geſtellt, als ob er ſich entfernte, um die Geſinnungen ſeines Zöglings zu erproben. Als er ihn genug erforſcht zu haben glaubte, kam er wieder zum Vorſcheine. Es war an einem Morgen, als Habed-il Ruman ſeine Augen den erſten Strahlen des Tages aufſchloß, welche der Geſang der Vögel begrüßte. Sein ſchlauer Lehrmeiſter half ihm ſich ankleiden, indem er ihn mit den zärtlichſten Liebkoſungen überhäufte, welche der Prinz ſo gut erwiederte als es ihm möglich war. Man nahm nun wieder den Schlendrian der täglichen Beſchäftigungen zur Hand. Der Schüler ſchwieg von den Fortſchritten, die er in ſeinen Studien gemacht hatte, und erlaubte ſich nur das Vergnügen, zu zeigen, wie gut er ſeine Erholungsſtunden angewendet hatte. Der Pfeil, den er von ſeinem Bogen ſchoß, erreichte jetzt ſicherer ſein Ziel; wenn er ein Pferd ritte, ſo war er Herr über alle ſeine Bewegungen; ſeine Lanze traf ſo fern oder nahe als er wollte; und mit einem Streiche ſeines Säbels hieb er einen Apfel im vollen Rennen von einander. Ueberdieß hatte er ſich alle die Oerter geöffnet, die er neugierig geweſen war zu beſehen, und die Kleiderkammer gezwungen, ihm ſeine Kleidung zu erneuern, ſo oft er es thunlich glaubte. Mit Einem Worte, er hatte von allem Gebrauch und von nichts Mißbrauch gemacht. Niemand wußte das beſſer, als der verſchlagene Schwarzkünſtler; aber er ſtellte ſich, als wenn er mit Vergnügen erſt alles jetzt ſähe oder erführe.

Es giengen zwey Monate hin, und der Mograby ſprach von keiner neuen Abweſenheit wieder; aber endlich kam der Augenblick näher, wo er ſein großes Unternehmen zu Ende bringen ſollte. Ein Umſtand, (und es war un-

unmöglich, ſie alle vorher zu ſehen) konnte ihn zwingen ſeine Maſke ablegen zu müſſen, und wurde er erkannt, ſo würde entweder Habed auf der Stelle alle die Bande, die ihn an ihn feſſelten, zerriſſen, oder aufgehört haben, das unſchuldige Opfer zu ſeyn, welches der Zauberer dem Satanat, ſeinem Herrn, darbringen mußte, wenn er von ihm noch größerer Gnade gewürdigt ſeyn wollte. Er mußte alſo eilen, den Prinzen in Stand zu ſetzen, an dem Orte dargebracht werden zu können, wo dieſer böſe Geiſt den Tribut empfängt; den ſeine gottloſen Anbeter ihm an Seelen zollen müſſen, welche ſie dem Dienſte des allmächtigen Schöpfers und dem Schutze Mohameds durch Liſt entwendet haben. Der Tempel, der zu dieſen gottesläſterlichen Verehrungen beſtimmt iſt, liegt unter dem Meere, das die Küſte bey der Stadt Tunis beſpühlt; man kommt zu dieſen Tempel durch neun der Pforten, welche ſich in dem Dom Daniel befinden, und jeder dieſer Eingänge enthält eine Treppe von vierzehnhundert Stufen, welche hinunter führt. Alle die Zauberer, welche einmal die Abwege einer dieſer neuen Pforten betreten haben, ſind gezwungen, ſich zu gewiſſen beſtimmten Zeiten hier einzufinden. Jeder begiebt ſich durch die Pforte an den Tempel, die ihm bekannt iſt, aber der Mograby genoß das Vorrecht, ſich aller Eingänge bedienen zu dürfen. Hier hält Satanai, oder ſein Stellvertreter, mit ſeinen Getreuen den Diwan, und rathſchlagt über die Mittel, wie man, unter dem Anſcheine des Guten, noch mehr Gottloſigkeit auf der Erde verbreiten könne. Zun Füßen dieſes abſcheulichen Thrones ſollte nun der unſchuldige Habid-il-Ruman dargebracht werden, um hier den Reſt ſeiner Unſchuld aufzuopfern, den göttlichen Geſetzen zu entſagen, und ein gezwungenes und blindes Werkzeug der grauſamſten und gehäſſigſten Tyranney zu werden, indem er ſich einbildete, die Bahn des Lichts und des Guten zu wandeln. Aber um zu dem Throne des Satanai zu gelangen, muſte man nothwendig durch den Dom Daniel eingehen, und um den Dom-Daniel betreten zu dürfen, wurde erfodert eine Kentnis von den zwölf erſten Büchern zu haben, welche einen Theil der 40 ausmachen, die man die Pforten der geheimen Wiſſenſchaften zu nennen pflegt. Kein Menſch kann ſie ſeinem Nebenmenſchen erklären; dieſer muß von ſelbſt den Schlüſſel dazu finden. Dieſe zwölf erſten Bücher lehren Zauberey treiben, das heißt, Böſes thun; doch keins von dieſen Büchern lehrt, wie dieſe Bezauberungen wieder zu löſen ſind. Dieß leztere Geheimniß iſt in dem dreyzehnten Buche enthalten, das nur ſolchen ausgelegt werden kann, welche bald Böſes bald ſcheinbares Gutes zum Nutzen des Böſen Geiſtes verrichten ſollen, dem ſie ſich zu eigen ergeben haben. Es wird ausdrücklich dazu erfodert, daß man entweder einem ſolchem den Schlüſſel dazu gebe, oder ihm doch wenigſtens die Mittel zeige, wie er ihn finden ſoll.

Der Zauberer mußte bald eine wirkliche Reiſe antreten, die ihn ſo weit von ſeiner Wohnung entfernte, daß es ihm unmöglich war, über das zu wachen, was darinne vorgieng. Doch er glaubte deswegen ganz ruhig ſeyn zu können, denn da hier alles nur durch Zauberey ſubſiſtirt, ſo war auch alles der Zauberey unterthan, und ſelbſt der unſchuldige Habed-il-Kuman ſchien dieß mehr, als alles Uebrige zu ſeyn. Seine Freymuthigkeit und ſeine Unwiſſenheit bürgten für eine nachtheilige Anwendung ſeines übrigens fertigen Verſtandes, und Genies. Zwar wollte ihr Mograby in Stand ſetzen, in der Wiſſenſchaft der Zauberkunſt einige Fortſchritte zu thun, aber an einem Orte, wo alles ſchon bezaubert war, konnte der Prinz doch keinen Gebrauch davon machen.

„Lieber Sohn, ſagte er, ich muß dich verlaſſen, und zwar ſo lange verlaſſen, daß ich ſelbſt die Dauer nicht beſtimmen kann; meiner zärtlichen Freundſchaft gegen dich wird dieſe Zeit immer ſehr lange dünken. Aber ich gehe wohin ich wolle, ſo werde ich immer mit dir beſchäftiget ſeyn. Sey, als ob ich gegenwärtig wäre, der Lehren und Warnungen eingedenk, die mir meine Zärtlichkeit für dich eingab; ſie iſt eben ſo eiferſüchtig, als ſie groß iſt; den Rath den ſie giebt, will ſie durchaus befolgt wiſſen, und der Gedanke von Ungehorſam fällt ihr unerträglich. Ueberlaß dich, wie du bisher gethan haſt, dem vollen Genuſſe von allem, was du hier findeſt; du kennſt die Hülfsmittel des Aufenthaltes noch nicht alle, den du bewohnſt. Was du noch nicht geſehen haſt, iſt vielleicht merkwürdiger als Alles, was du ſchon zu Geſichte bekamſt; aber mein Wille iſt, daß dir das Ohngefähr dieß alles ausfindig machen ſoll, um deinen Promenaden einen pikanten Zweck zu laſſen. Bis hieher mein Kind, hab ich dich zurückgehalten, wenn du dich mit zu vieler Hitze dem Studieren wiedmeteſt, ich fürchtete, du möchteſt dich zu ſehr an eine ſitzende Lebensart gewöhnen, aber jezt, wo dein Körper, den ich ſchonen wollte, geſtärkt iſt, ermuntere ich dich ſelbſt deinen Fleis zu verdoppeln; denn bey meiner Rückkunſt werde ich dich an einen Ort bringen, deren Thüren du dir durch deine Wiſſenſchaft und Gelehrtheit öfnen mußt. Jezt wollen wir uns in die Bibliothek begeben, zu welcher ich dir die Schlüſſel überliefern will. „Siehſt du jene Reihe von Büchern, die aus 40 Bänden beſteht? Ich empfehle dir das Studium der zwölf erſten Bände; aber du mußt ſie dir ſo zu eigen machen, als ob du ſie ſelber geſchrieben hätteſt; ſie werden dir eine Menge Geheimniſſe aufdecken, deren Kenntniß du durch dich ſelbſt erlangen mußt, aber ich verbiete dir ausdrücklich, ohne mich davon Gebrauch zu machen und ich heiſche dein Wort, daß du dieß nicht thun willſt.“

Habed-il-Ruman verſprach alles zu thun, was man von ihm verlangte, und der Zauberer verließ ihn, nachdem er ihn zärtlich umarmt hatte. Bald darauf empfand man ein kleines Erdbeben, welches jedem andern als dem jungen Lehrling ein Zeichen war, daß ſein Lehrmeiſter dieſem Elemente Gewalt anthat, um ihm einen Ausgang aus ſeinem Wohnſitze zu öfnen. Nun war der junge Prinz von Syrien von neuem allein; aber durch den Befehl, ſich aufs Studiren zu legen, hatte man ihm das beſte Mittel an die Hand gegeben, der Langenweile der Einſamkeit zu entfliehn. Er nahm das erſte der zwölf Bücher zur Hand; der Anfang war ihm unverſtändlich, aber er entdeckte bald, daß man nur durch Berechnungen ſich ſeinen Innhalt enträthſeln konnte. Er that dieſes, und ſahe ſeine erſten Bemühungen durch die ausgezeichnetſten Fortſchritte gekrönt. Je mehr er arbeitete, je leichter wurde es ihm. Was für einen Menſchen, ſelbſt von mehr als gewöhnlicher Geiſteskraft, das Werk eines Jahres geweſen ſeyn würde, war für ihn ein Werk weniger Tage. Als er mit den zwölf erſten Büchern fertig war, wollte er das dreyzehnte vornehmen; aber es war ihm unmöglich in dieſem eine einzige Zeile zu entziffern. Alle ſeine Geſchicklichkeit, die er ſich in der Berechnungskunſt erworben hatte, blieb hier fruchtlos. Vergebens plagte und marterte er ſich, um einen Sinn heraus zu finden, es war ihm ſchlechterdings unmöglich. Endlich fiel ihm ein, daß, als er noch bey ſeinem alten Lehrmeiſter, dem Schech in die Schule gieng, dieſer zu ihm zu ſagen pflegte: zerbrich dir nicht den Kopf, liebes Kind, wende dich an den großen Propheten, bitte ihn, dir den Verſtand zu erhellen, und dann mache dich wieder an die Arbeit. Er hatte nie ermangelt dieſes zu thun, und es war ihm immer geglückt.

Seit Habed-il-Ruman mit dem Zauberer lebte, waren alle dergleichen religiöſe Gedanken durch die Reden, Handlungen und Verſchlagenheit des Schwarzkünſtlers gänzlich aus ſeiner Seele verbannt worden. Eine glückliche Nothwendigkeit bewegte jetzt den jungen Prinzen ſeine Zuflucht zu ſeiner alten Methode zu nehmen; er erinnerte ſich der Formel des Gebets, die ihm der Schech gelehrt hatte, und that dieſes Gebet von ganzem Herzen. Er war eben im Begriffe, ſich zu Bette zu begeben und er legte ſich hin und entſchlief. Indem er noch halb wachend, halb ſchlafend war, erſchien ihm ein Geiſt in menſchlicher Geſtalt; „mein Kind, ſagte die Erſcheinung mit ſanfter Stimme zu ihm, alle Mühe die du dir giebſt, um das Buch, das du lieſeſt, zu verſtehen, iſt vergeblich; hier iſt der Schlüſſel dazu. Wenn du die erſte Zeile von der Linken zur Rechten lieſeſt, ſo lautet ſie folgendergeſtalt: **Dieſes erſte Kapitel wurde in dem dritten Mond des Monats Niſan** verfertigt; die Zeile ſcheint einen Sinn zu haben, aber das iſt nicht ihr wahrer Nutzen. Zähle zuförderſt die Buchſtaben, aus welcher ſie beſteht, und berechne jeden derſelben; die gegebene Zahl wird dich auf die Zeile verweiſen, die du aufſuchen ſollſt; ordne dieſe Zeilen dann unter einander, und ſo wirſt du den Sinn des ganzen Kapitels erhalten, das nur ſo viel Zeilen hat, als die erſte Zeile Buchſtaben enthält. Nach derſelben Methode mußt du mit allen den folgenden Kapiteln bis zu Ende des Buchs verfahren; alsdann laß es mit deinem Studieren dabey bewenden, denn das, was du hier lernen wirſt, iſt für dich, zu dem, was du zu thun haſt, ſchon brauchbar. Biſt du mit deiner Arbeit zu Ende, ſo gehe in das Zimmer des Schwarzkünſtlers, dort wirſt du eine Statue von weißem Marmor finden; gieb ihr mit der Hand einen Streich auf den rechten Backen, und ſprich dazu: thue deine Pflicht für das Kind vom Hauſe. Sie wird ſich auf die Seite begeben, die Wand wird ſich hinter ihr aufthun, und du wirſt Dinge zu Geſichte bekommen, deren Kenntniß dir nöthig iſt.“

Habed-il-Ruman hörte dieſer langen Rede mit der größten Aufmerkſamkeit zu, und fand ſich nun ſo vollkommen wach und munter, daß es ihm unmöglich geweſen wäre, wieder einzuſchlafen. Es brannten noch Lichter im Saale; er eilte dahin, gieng in die Bibliothek, holte ſich den dreyzehnten Band, und fieng auf der Stelle mit ſolcher Emſigkeit und mit ſo gutem Erfolge an darinn zu ſtudieren, daß er mit Anbruche des Tages ſchon alles vollkommen begriffen hatte. Eins von den Kapiteln hatte ſonderlich ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen; es handelte von der Art und Weiſe, wie man erfahren ſollte, ob ein Thier ein verwandelter Menſch ſey; auch war deutlich angemerkt, wie man einem ſolchen die Sprache wieder geben könne.

Der ſyriſche Prinz dachte an die vielen Thiere, die er in den Menagerien geſehen hatte; „ach! rief er, dieſe Löwen, dieſe Tiger, die mir ſo ſchön thaten, ſind vielleicht ſo gut Menſchen, wie ich! Ich will verſuchen, ob ich eins von ihnen zum Sprechen bringen kann. Dieſe Operation ſteht ja nicht in den zwölf erſten Büchern, und nur von ihren Geheimniſſen habe ich gelobt, keinen Gebrauch zu machen; aber zuvor will ich dem wohlthätigen Geiſte gehorchen, der mir befohl, in des Mograbys Zimmer zu gehn.“

Mit dieſen Worten ſtand er auf, und nahm aus Vorſicht ein Feuerzeug, eine Kerze und wohlriechendes Räucherwerk mit ſich, ehe er ſich dem Zimmer ſeines gefährlichen Meiſters nahte. Er fand die Statüe und ließ ſich von ihr die Thüre öffnen. Er erblickte ein Vogelhaus, das voll Papageyen, Häger, Elſtern, Staare und Amſeln war, die alle, jedes in einem andern Ton anfiengen zu ſchreyen: **Wer da! Wer da!** Hierauf ſprach der eine Vogel dieſes, der andere jenes Wort, aber aus allen dieſen Wörtern war kein Sinn heraus zu bringen. „Gewiß, ſagte Habed, hier kann es keine bezauberte Menſchen geben; denn alle dieſe Vögel ſprechen!“ Unterdeſſen ſaß auf einer Stange ein großer Ara*) aus Indien, der an

---

*) Eine Art Papagey, auf arabiſch Darra.

der Kralle mit einer ſtählernen Kette gefeſſelt war. Dieſer Vogel allein ſchwieg ganz ſtill. Der junge Prinz näherte ſich ihm, und redete ihn an: „¿Warum hat man dich an eine Kette gelegt, ſagte er zu ihm, biſt du vielleicht ſo böſe?“ Der Vogel neigte traurig den Kopf. „Rede doch auch wie die andern; fuhr der Prinz fort; ¿biſt du etwa ein Menſch, der in einen Ara verwandelt wurde?“ — Der Vogel neigte von neuem ſeinen Kopf, und ſah aus, als ob er Mitleiden erregen wollte — „Ach, ſchrie Habed-il-Kuman, Mohamed hat mich nicht vergebens hierher geſendet, er wird mich nicht täuſchen wollen — Mohamed! Mohamed! Mohamed! riefen alle Vögel und ſchlugen mit den Flügeln. Der Ara rief nicht, aber er bewegte ſich heftiger, als alle die andern. „Das iſt doch auſſerordentlich, ſagte der Prinz, ich muß einen Verſuch machen, ob ich den Ara zum Sprechen bringen und von ihm erfahren kann, ob er ein Menſch iſt. „Komm Vogel, ſprach er, laß mich dir drey Federn auf deinem Kopfe ausrupfen!“ ſogleich reckte ihm der Ara den Kopf hin. Habed-il-Kuman ſteckte die drey Federn in ſeinen Buſen, machte Feuer, zündete ſeine Kerze an, ſetzte das wohlriechende Rauchwerk, das er mitgebracht hatte, in Brand, warf die drey Federn ins Feuer, und ſagte dazu die Worte:

„Wenn du eine menſchliche Kreatur biſt, ſo gebe ich dir die Sprache wieder" — „Leider ja! ich bin eine menſchliche Kreatur, antwortete der Ara in einem traurigen Tone, und zwar eine die höchſt ſtrafwürdig iſt, weil ich mich habe verleiten laſſen, mit dem Teufelskinde Mograby Gottloſigkeiten auszuüben: aber ich ſchätze mich noch allzuglücklich, daß Gott ſich meiner erbarmt, und Mohamed uns allen einen Boten ſeiner Güte geſendet hat." —. Mohamed! Mohamed! Mohamed! ſchrien von neuem die übrigen Bewohner des Vogelhauſes.

„¿Sage mir du Menſch, weil du einer biſt, (fuhr der Prinz fort,) kann ich dir deine Geſtalt wieder geben?" — „Du kannſt es, ſprach der Ara, wenn Gott dich über den Böſewicht, der mich hier gefangen hält, die Oberhand erhalten läßt, aber ich bin durch meinen Willen, der mit dem Willen meines Feindes im engſten Verein ſteht, angekettet worden, du muſt erſt Herr über ſeine Macht werden, ehe ich hoffen darf, meine natürliche Geſtalt wieder zu bekommen. ¿Ach junger Abgeſandter des Propheten, es ſcheint mir, als wüßteſt du nicht, wo du biſt? Auf welchem Wege hat dich Mohamed hierher abgeordnet, um ſchon ein Wunder zu meinem Beſten zu würken?" — Der Prinz erzählte mit wenigen Worten ſeine

Geſchichte, und ſchloß mit dem Traumgeſicht das er gehabt hatte. „O Vorſehung! rief der Vogel, du bedienſt dich eines der Opfer, das ſich der gröſte Böſewicht der Erde auserſehen hatte, um den Tag der Rache über ihn einbrechen zu laſſen! Junger Prinz, meine Sklaverey dauert zwar ſchon ſehr lange, aber die Hoffnung, ſie endigen zu ſehen, wird mir Gedult verleihen, mein Unglück noch mehr als einen Tag zu ertragen; allein es giebt hier Menſchen, die weit beklagenswürdiger ſind, als ich; Gott gebe, daß ihrer noch genug übrig ſind, um dir die Feſſeln zerbrechen zu helfen, die mich gefangen halten, denn jeden Tag ſehen einige von ihnen ihrem Leiden durch den Tod ein Ende machen. Dieß iſt der Schauplatz der vieljährigen Grauſamkeiten des Mograby, aber er verübt anderwärts noch weit ſchrecklichere. Lieber Prinz bereite unverzüglich ein Mahl von ſehr leichten Speiſen zu; du wirſt unter deinen Zeitverkürzungen gelernt haben, einen Wagen zu lenken; denn ich weiß ſehr gut, was unſer grauſamer Feind anzuwenden pflegt, um ſeine vorgeblichen Lehrlinge zu betrügen und im Irrthume zu erhalten. Spanne Pferde an deinen Wagen, verſieh dich mit einer Phiole Elixir; und nimm deinen Weg gegen Oſten bis an den Fuß des Berges. Dort wirſt du eine Statüe von ſchwarzem Marmor antreffen; gieb ihr einen Streich mit der Hand auf den linken Backen; ſie wird ſich auf die Seite begeben und eine Fallthür öffnen; du wirſt eine Höhle erblicken, in die du mit deinem Lichte hinabſteigen mußt; was du dann zu thun haſt das überlaſſe ich deinem Mitleiden und deiner Klugheit; vielleicht biſt du ſo glücklich, einigen von den Unglücklichen das Leben zu retten, deren trauriges Loos du ſonder Zweifel würdeſt haben theilen müſſen. Sind deren noch viere am Leben, ſo biſt du im Stande mich zu befreyen und den Mograby zu überwinden.“

Dieſe lezten Worte preßten dem Habed-il-Kuman einen Schauer aus, der ſein Innerſtes erſchütterte; er war nicht Herr über dieſe Empfindung, die ſie in ihm erzeugten, aber er nahm ſich nicht die Zeit, Betrachtungen anzuſtellen. Er verließ die traurige Menagerie und den armen gefeſſelten Ara, flog nach dem Kabinette, wo die Spezereyen aufbewahrt wurden, und von da in die Küche, um eine Mahlzeit zurecht zu machen; er verſahe ſich mit wohlriechendem Rauchwerke, und wählte ſich in den Wagenſchoppen des Palaſtes einen Wagen; denn hier fand man alles, was man ſuchte. Da hier alles im Namen des Herrn und für das Kind vom Hauſe geſchahe, ſo waren

die

die Pferde bald angeſpannt. Aber indem er dieſe Worte ausſprach, konnte er ſich nicht entbrechen, innerlich zu ſich ſelbſt zu ſagen: „O großer Prophet! was hab ich für einen ſchändlichen Herrn, und von welchem abſcheulichen Hauſe bin ich Kind!“

Unterdeſſen entflammten dieſe Betrachtungen ſeinen Eifer noch mehr, nach dem Orte zu eilen, der ihm beſchrieben worden war: er mußte der Wiederkunft des Schwarzkünſtlers vorzukommen ſuchen, oder von ſeiner Seite einer Rache gewärtig ſeyn, wovon ihm der Gedanke allein Zittern auspreßte. In kurzer Zeit war Habed-il-Kuman, Troz der ziemlich beträchtlichen Entfernung, an dem Orte angelangt, den der Ara ihm angezeigt hatte; er fand die Statüe, und gab ihr den Backenſtreich; ſie drehte ſich wie auf einem Zapfen herum, ſchob ſich auf die Seite, und man erblickte, da wo ſie geſtanden hatte, den Eingang eines unterirrdiſchen Gewölbes, in welches eine Treppe hinab führte. Er machte Feuer an, und ſtieg mit einer brennenden Kerze in der Hand die Stufen hinunter. Bald vernahm er ein Aechzen und mattes Wimmern, das durch die Heftigkeit der Schmerzen ausgepreßt ſchien. Endlich gelangte er zur Oefnung einer Art Brunnen ohne Geländer; hier waren todte

Leichname und Menſchen, in denen nur noch ein Funken von Leben zu ſeyn ſchien, bey den Füßen, den Kopf zu unterſt, aufgehangen. Er zog eiligſt einen herauf, aber er war ſchon todt, in ſeinen Kleidern verdorrt, und faſt nichts mehr, als ein entfleiſchtes Geripp. Er hatte einen zweyten ab; dieſer lebte noch. Der junge Prinz öffnete ihm den Mund, goß ihm einen Tropfen von dem Elixir ein, und bemerkte mit Vergnügen, daß etwas Leben in ihm war. Endlich, als er den ganzen Brunnen durchſucht hatte, fand er deren fünfe, bey welchen Hülfe anſchlug, und die wieder ins Leben zurück gerufen werden konnten. Er trug ſie, einen nach dem andern, an die freye Luft, legte ſie auf den Wagen, und fuhr ſchleunigſt nach dem Palaſte zurück. Das Elixier hatte unterwegens gewirkt, die Lebensgeiſter waren durch die freye Luft wieder angefacht worden, ſo daß die, welche noch die meiſten Kräfte hatten, ſich ſelbſt vom Wagen helfen konnten; die andern trug der Prinz unter die Vorhalle des Palaſts. Habed-il-Ruman eilte in das Kabinet der Spezereyen, und ſchafte mit Hülfe des gewöhnlichen Befehls: bedient das Rind vom Hauſe, alles was er nöthig hatte an Ort und Stelle. Hier an dieſem Orte, wo alles bezaubert war, wirkten die Spezereyen augenblicklich, und dieſe dem Tode ſo nahe geweſenen Erlöſten kehrten ins Leben zurück, und bekamen alle Kräfte ihres Geiſtes und Leibes wieder. Aber ſie empfanden einen nagenden Hunger. Ihr Befreyer führte ſie in den Saal, wo ein reichliches Mahl ſie erwartete. Ihre heißhungrigen Mägen, die zu lange Zeit aller Nahrungsmittel hatten entbehren müſſen, würden ſie allen den Gefährlichkeiten ausgeſetzt haben, welche mit Ausſchweifungen im Eſſen und Trinken verbunden ſind; aber die gegebenen Arzeneyen wirkten kräftig, und am Ende der Mahlzeit waren die Gäſte des Habed-il-Ruman, Bläſſe und Magerheit abgerechnet, wieder lebendigen Weſen ſehr ähnlich geworden. Als ſie ihre Eßluſt geſättigt hatten, begaben ſie ſich mit Habed-il-Ruman in den Pavillon der Springbrunnen. Hier ließ ſie der Prinz von Syrien ihre abgenuzten und beſudelten Kleider gegen neuere und bequemere vertauſchen, und bat ſie, ſeine Neugier zu befriedigen. „¿Wie und warum fragte er ſie, ſeyd ihr in den abſcheulichen Kerker gebannt worden, aus welchem ich euch befreyt habe?“ — „Ach, antwortete einer von ihnen, ehe wir dein Verlangen befriedigen können, mußt du ſelbſt erſt die Güte für uns haben, uns zu endecken, wer du biſt, was du hier machſt, und was du für eine Stelle bey dem ruchloſen Böſewicht vertrittſt, der hier ſo unumſchränkt herrſcht, damit wir Vertrauen zu dir bekommen, und uns überzeugen können, daß auf dieſen Augenblick der Erholung, den wir genießen, nicht noch ſchrecklichere Quaalen folgen, als die, welche uns ſchon ſeit ſo langer Zeit gemartert haben; du haſt uns, fuhr er fort, aus einer gräßlichen Lage befreyt, wo wir in einem Mittelzuſtande von Wachen und Schlaf und in ſchreckliche Träume verſenkt, tauſend Arten des Todes litten, ohne ſterben zu können. Aber vielleicht iſt der gegenwärtige Augenblick nur ein angenehmer Wahn, welchen der Zauberer als ein Mittel brauchen will, uns das Unglück, womit er uns von neuem heimzuſuchen gedenkt, deſto empfindlicher fühlen zu laſſen. Zwar flößt dein Geſicht Vertrauen und was du für uns gethan haſt, Dankbarkeit ein. Aber wir haben mit einem Böſewichte zu thun gehabt, dem jedes Mittel gleich war, uns zu überliſten.“ —

„Er iſt gewiß ſo gut mein, als euer Feind, antwortete Habed-il-Ruman. — Und nun entwarf er ihnen unverzüglich ein ſchnelles Gemälde aller ſeiner Abentheuer, vom Augenblicke ſeiner Geburt an, bis zu dem geheimnisvollen Traume; wie dieſer ihn unterrichtet habe, was ihm zu thun obliege, und wie er auf den Rath eines menſchlichen Geſchöpfes, das in einen

Ara verwandelt worden war, ihnen zu Hülfe geeilt ſey.

„Ehre und Preis ſey Gott, und Mohamed, ſeinem großen Propheten! rief der junge Menſch, welcher eben geredet hatte, ich ſehe, daß ein Sonnenſtrahl der Gerechtigkeit durch die Dunkelheit dringt, welche die Schandthaten deckt, die hier begangen werden; ich ſehe, daß du, den der Mograby wie uns, zu ſeinem Opfer auserkohr, dein und unſer Retter ſeyn wirſt. Ach, wenn doch das Schickſal uns die Wohlthat erzeigte, daß wir die Erde von dieſem Verruchten befreyen könnten. Ich will dir meine Geſchichte erzählen, damit du überzeugt wirſt, daß das, was ich eben geſagt habe, die Wahrheit iſt.“

1.

Geſchichte

des Halajaddin, Prinzen von Perſien.

Birminwan-Schah, mein Vater, beſtieg ſchon in ſeinem 17ten Jahre den perſiſchen Thron; denn mein Großvater war ſehr frühzeitig geſtorben. Während er mit den Anſtalten zu ſeiner Vermählung mit der Tochter des Sultans der Kurden beſchäftigt war, belagerte ſein erſter Weßir, der unter der Hand eine Empörung angeſponnen hatte, den Palaſt meines

nes Vaters, deſſen Leibwache von ihm beſtochen war; kaum hatte mein Vater ſo viel Zeit, ſich zu verkleiden und auf dem beſten Pferde, das in ſeinem Marſtalle war, in die Wüſte zu fliehen. Da er leicht denken konnte, daß man ihm nachſetzen würde, ſo ſtrengte er den Tag und die Nacht ſein Roß über ſeine Kräfte an, bis es endlich von Müdigkeit erſchöpft bey einer Grotte niederſank, die in einen Felſen gegraben war. Mein Vater bemühte ſich, dem Pferde wieder aufzuhelfen und es in die Grotte zu führen, um ihm vor den Sonnenſtrahlen ein Obdach zu geben. Ein Mann, der wie die gemeinen Leute gekleidet war, welche mit den Karavanen die Pilgerreiſen nach Mekka zu thun pflegen, ſchlief in dieſer Grotte; er erwachte beym Geräuſche des Pferdes, rieb ſich die Augen, und redete meinen Vater an: „Wo willſt du hin, Wanderer in der Wüſte wie ich? Du kanſt dich glücklich ſchätzen, daß du einen Ruheplatz fandſt; denn 20 Stunden in der Runde kenne ich keinen andern Schutz-Ort, und du ſcheinſt mir ſehr abgemattet.“ — „Ich habe kein beſtimmtes Ziel meiner Reiſe, ſagte mein Vater, der ſich einem Menſchen, welcher allein war, wohl glaubte entdecken zu dürfen; ich bin auf der Flucht; noch vorgeſtern war ich König, mein erſter Weßir hat ſich meiner Krone bemächtigt und ich ſuche mein Leben zu retten.“ — „Es iſt hier in Sicherheit;“ erwiederte der Pilger. — „Ja, entgegnete mein Vater, wenn ich nur, da ich ganz ausgehungert bin, auch etwas Speiſe für mich und mein Pferd hier finden könnte!“ — „Daran ſolls nicht fehlen, ſagte der Pilger; ich habe etwas Teig von Reis und Gerſtenmehl, Brod, Zwiebeln, Datteln und eine Phiole mit einem vortreflichen Tranke, bey mir; ruhe aus, ich kenne einen Platz, wo dein Pferd graſen kann; ich will es dahin führen, und einen Schlauch voll Waſſer mit zurück bringen; wir wollen mit einander leben, wie Reiſende zuſammen leben können.“

Mein Vater freute ſich über die guten Geſinnungen des Pilgers und überließ ſich ihm ganz. Dieſer Mann brachte Waſſer und holte aus einem Winkel der Grotte einen Schnapſack, in welchem wider Verhoffen auch noch ein Ziegenkäſe, Nüſſe, kurz alles ſich befand, was in einer Gegend, wo die Erde nichts hervorbringt, das Mahl eines Einſiedlers erträglich machen konnte. — „Erzähle mir deine Geſchichte, armer Flüchtling von König, ſagte der Pilger zu Birminwan-Schah, vielleicht kann ich dir einigen Troſt geben. Ich haſſe die unrechtmäſſigen Thronbeſitzer. Deiner iſt ſicher ein Böſewicht, denn du biſt noch viel zu jung, als daß du Zeit gehabt hätteſt, Böſes zu thun, du biſt ein Opfer der Ehrſucht und nicht des gemeinen Wohls geworden."

„Du haſt es errathen Pilgrim, ſagte mein Vater; ich regierte erſt 14 Tage, als mein erſter Weſſir, dem mein Vater die Macht des Landes anvertraute, ſeine Gewalt mißbrauchte, um mich von meinem Thron zu ſtürzen. Es iſt ein Ehrgeiziger, der ſeine Leidenſchaft unter der Maſke der gehäßigſten Heucheley zu verhüllen wußte." — „¡O die Heucheley! die Heucheley, mein Prinz, iſt ein abſcheuliches Laſter! meine Augen ſollen nie die Kuppel der heiligen Moſkee ſehen, ſagte der Pilgrim, wenn ich dich nicht ein Mittel lehre, dich an dem Heuchler zu rächen!" — „¿Wie wollteſt du das anfangen?" fragte mein Vater. — „Höre mich an; fuhr der Andre fort; kehre ſogleich nach deiner Hauptſtadt zurück, wir wollen unſere Kleider wechſeln, und du ſollſt in der Karawanſerey herbergen, die gleich am Eingange iſt. — „Aber Pilger, mein Pferd wird mich verrathen." — „¿War dein Pferd nicht ein Rappe? Ich will, daß es von dieſem Augenblicke an, ein Schimmel mit ſchwarzem Schweif und Mähnen ſeyn ſoll." — „¿Du willſt es; aber iſt das hinreichend?" — „O, mein König, du haſt nicht lange genug regiert, um zu wiſſen, was das heißt, wenn ein König will: das iſt ohngefähr ſo viel als wenn ich etwas will; denn was ich will, das will ich, und dein Pferd iſt jezt ein Schimmel geworden; ich habe ihm aber ſeine ſchwarzen Augen gelaſſen, und ſo verliert es durch ſeine neue Farbe nichts. Wir wollen's einmal in Augenſchein nehmen.“ —

Mein Vater folgte dem Pilger und erblickte einen Schimmel, der am Rande einer Quelle, in einer Art Ebene, zwiſchen zwey ſteilen Felſen graſete; er wagte es, das Pferd bey dem Namen zu rufen, den er ihm gegeben hatte und das Thier gehorchte unverzüglich dem Rufe. Wir wollen uns hier niederſetzen, ſagte mein Vater zu ſeinem Wohlthäter, ich merke Pilger, du biſt nicht das, wofür du dich mir ausgegeben haſt. Mein Vater hat immer viel auf deinesgleichen gehalten, und meine Abſicht war auch, ſie zu begünſtigen. Aber in der Lage, in der ich mich befinde, und ſo verlaſſen wie ich jezt bin, würde ich gern den Beyſtand der Zauberkunſt anflehen.“ — „Mein König, erwiederte der Pilger, ſobald es darauf ankommt ſich an einem Heuchler zu rächen, iſt nichts verboten; ſie ſind bis in der Hölle verhaßt. O es iſt ein abſcheulicher Karakter, ganz das Entgegengeſezte von dem mei meinigen. Wo mir welche aufſtoßen, ſo vertilge ich ſie von der Erde. ¿Du ſetzeſt alſo einiges Vertrauen auf meine Macht? Du betrügſt dich nicht; deine gedemüthigten Feinde werden kommen und dich bitten, die Krone wieder anzunehmen, und werden zum Schemel deiner Füße dienen." — „¿Aber wenn darf ich die Erfüllung deines Verſprechens hoffen?" — „In drey Tagen, gab der Pilger zur Antwort, ſobald ich mir Rechnung auf eine gute Belohnung machen kann; denn ein guter Arbeiter will auch gut bezahlt ſeyn." — „Ich gebe dir alle meine Schätze Preiß!" — „Pfui, antwortete der Pilger, ¿was ſoll ich mit Schätzen anfangen, ich, der ich nur von Käſe und trockenen Früchten lebe? Ich bin alt, ich brauche Troſt und Hülfe in meinem Alter; nur die Geburt eines Sohnes kann mir beydes gewähren, aber ich darf mir nicht ſchmeicheln, je einen zu bekommen; du hingegen kannſt 60 Weiber heyrathen und einer zahlreichen Nachkommenſchaft entgegen ſehen. Tritt mir dein erſtes männliches Kind ab; es ſoll mein Kind ſeyn; ich will auch nicht damit eilen, dich ſeiner zu berauben. Muß es ja einige Tage mit mir in der Wüſte faſten, ſo wird es ihm ergehen, wie dir; es wird nicht davon ſterben und ſich nur deſto beſſer befinden."

Mein Vater erinnerte ſich, daß ihm in dem Augenblicke, wo er die Flucht ergreifen muſte, gemeldet wurde, der Geſandte der Kurden wäre bereits zufrieden, daß Laila, ſeine Prinzeſſin, den Sohn des Thronräubers heyrathe. Berminwan-Schah war in dieſe Prinzeſſin heftig verliebt, und in der Lage, in welcher er ſich befand, waren ihm alle Weiber auf der Welt und alle Kinder, die er mit ihnen bekommen könnte, gleichgültig. ¿Was iſt ein Kind, das man noch nicht kennt, und dem man ſchon zum voraus entſagen muß, in Vergleichung mit einer Krone und dem Vergnügen ſich zu rächen?

Er gieng alſo den Vorſchlag ein, der ihm gethan wurde. „In dieſem Falle, ſagte der Pilger, will ich alles für dich wagen und ſelbſt meine Wallfahrt um deinetwillen aufſchieben; morgen früh wollen wir aufbrechen, und um die Strapazen der Reiſe deſto beſſer aushalten zu können, vorher eine ganze Flaſche Schiras-Wein ausſtechen.“ — Der Tag vergieng ſchnell, ohne daß ihm einen Augenblick die Zeit lang geworden wäre. Der Pilger hatte vielen Verſtand und wuſte von allem ſehr unterhaltend zu ſprechen. Gegen Abend war die Grotte in einen weit bequemern Stand geſezt; die Steine, welche zu Seſſas dienten, waren mit Mooſe bedeckt und drey Lampen verbreiteten darinne eine ſanfte Hellung. Der Pilger holte nun ſeinen Proviantſack hervor, Berminwan-Schah glaubte, daß, wie zu Mittag, lauter Zwiebeln und dergleichen daraus zum Vorſcheine kommen würden; aber ſtatt ihrer erſchienen ein Faſan, Rebhüner und andere kalte Leckerbiſſen. „Unſer Proviantmeiſter von dieſem Abend, ſagte der Pilger, iſt nicht ſo knickrig, wie der von Mittag; wir müſſen der Mühe, die er ſich gegeben hat, Ehre machen." — Indem er das ſprach, zerlegte er die Speiſen ſehr geſchickt, und bat meinen Vater es ſich ſchmecken zu laſſen, der ſich auch nicht lange bitten ließ. Die Flaſche Schiras-Wein war in zwey Zügen ausgeleert; eine friſche nahm ihre Stelle ein, bis endlich der Schlaf den Gaſt und ſeinen Wirth überwältigte. Der erſte Strahl der Sonne weckte beyde von ihrem Mooslager. „Auf Herr König, rief der Pilger, dein Pferd iſt geſattelt, wir müſſen uns auf den Weg nach deiner Hauptſtadt machen!" — „¿Willſt du zu Fuße gehen, fragte Berminwan-Schah ſeinen Gefährten?" — „Nein, antwortete dieſer, ich würde deine Reiſe zu ſehr aufhalten; dein Pferd ſoll mir ſeine Gruppe leihen." — „Aber du wirſt da erbärmlich ſitzen." — „Nicht ſo ſchlecht, als du glaubſt. Friſch Blitz, ſagte der Pilger zum Pferde, denn ſo heißeſt du mit Namen, werde nur um zwey Rippen länger, damit der Stallmeiſter deines Herrn Platz hat! Der Mograby befiehlt es dir!“ — „¿Wer iſt dieſer Mograby, fragte mein Vater?“ — „Dein Knecht, der vor dir ſteht. Vielleicht haſt du von mir reden hören, aber mit der Zeit wirſt du erfahren, daß man von jedermann Böſes ſpricht. Uebrigens erkennt man die Leute aus ihren Werken und du ſollſt ſehen, wie ich mit Heuchlern umſpringe; ich will dir nicht einen von den Streichen verhehlen, die ich ihnen zu ſpielen pflege, und ſie müſſen verwünſcht hartköpfig ſeyn, wenn ſie ſich weigern ſollten, nach meiner Pfeife zu tanzen.“ — Unterdeſſen war das Pferd wirklich länger geworden und trug ſie wie der Wind nach der Hauptſtadt, ſo daß Berminwan-Schah und ſein Pilger, die mit Aufgang der Sonne abgereiſet waren, ſich ſchon gegen Abend vor dem Stadtthore befanden. Der Pilger ſtieg ab; er hatte das Stallknechtskleid an, in welchem ſich mein Vater fünf Tage vorher geflüchtet hatte, und führte das Pferd am Zügel in die erſte Karawanſerey. Aus der Schönheit des Pferdes meines Vaters ſchloß jedermann, daß der Herr ein Pilger von Stande ſeyn müſſe, der ſich unter eine mehr als beſcheidene Kleidung verſteckt habe. Der verſchlagene Mograby hatte ihm ſchon ein Zimmer zurechte gemacht, ließ ihm zu eſſen bringen, aß ſelbſt in Eile nur einige Biſſen, und ſagte zu meinem Vater, daß er nun ausgehen wollte. „Begieb dich unterdeſſen zur Ruhe, Herr König, fuhr er fort, ich will im Palaſte und in der Stadt horchen, den Hang der Herzen und die Stimmung der Gemüther erforſchen, und aus dem, was man thut, auf das ſchließen, was man thun will.“ Er gieng mit dieſen Worten fort, und kam erſt gegen Abend zurück.

„¿Was ſagſt du von deinem dummen Volke? redete er meinen Vater an; es läßt ſich durch Luſtbarkeiten bethören, die wegen der Vermählung des Sohns des Thronräubers, mit der Prinzeſſin Lailah angeſtellt worden ſind; es iſt zufrieden, ſchwelgt und tanzt; es hat dich vergeſſen! Wüßten wir nicht, wie ſchwachköpfig es iſt, ſo wollten wir auf Rache denken; aber man muß ſich nie weder für noch wider ſolches Geſindel ereifern, denn es lohnt der Mühe nicht. Doch wenigſtens heuchelt es nicht, denn ich, ich haſſe nichts mehr, als die Larve der Weisheit. Dieſen Abend ſchreite ich für dich zum Werke; aber vorher muß ich Sicherheit haben. ¿Was giebſt du mir zum Unterpfande deines Verſprechens, das ich von dir fodere, und das du mir hier erneuern mußt?“

Mein Vater war in dem Augenblicke ganz dem Kummer Preis gegeben, Lailah in den Armen eines Andern zu wiſſen; Eiferſucht peinigte ihn. Dieſe Prinzeſſin war ſeine erſte Liebe und überdieß machte ihn die Rachſucht blind. „Ich weiß, was du verlangſt, ſagte er zum Mograby, du willſt den Erſtgebohrnen haben, den ich mit einer rechtmäßigen Gemahlin erzeugen werde. Ich trete ihn dir von neuem aufs feyerlichſte ab und laſſe dir, wenn du willſt, mein Pferd zum Pfande; es iſt das Einzige, worüber ich alleweile Herr bin.“ — „¿Dein Pferd? es iſt ein braves Thier; ich bin's zufrieden, morgen will ich drauf ausreiten und unſere Angelegenheiten beſorgen; jezt wollen wir eſſen und uns ſchlafen legen; ich vermuthe ſtark, daß nicht jedermann in der Stadt eine ſo gute Nacht haben wird, wie wir.“

Den andern Morgen ritt der Mograby weg, und ließ ſich den ganzen Tag nicht ſehen; gegen Abend erſchien er wieder. „Ich bringe gute Botſchaft, ſagte er zu meinem Vater; der König, ſeine Weßire, ſeine Emirs, haben in der vergangnen Nacht die fürchterlichſten Träume gehabt. Geſpenſter haben ihnen ihre Treuloſigkeit vorgeworfen und ſie mit den gräßlichſten Drohungen geſchreckt. Es war heut der groſſe Divan; du hätteſt über ihre Beſtürzung lachen müſſen, als ſie ſich einander ihre Träume mittheilten. Der Thronräuber, als der Politiſcheſte von ihnen, war auch der Zurückhaltendſte aber demungeachtet beſtürzter und erſchrockener als Alle. Ich weiß nicht was ſie für einen Schluß gefaßt haben werden; wir werden es morgen hören, und übermorgen wollen wir unſere Maasregeln ins Werk ſetzen. Die einzige Neuigkeit, die ich übrigens erfahren habe, iſt ein Befehl, das die Luſtbarkeiten wegen der Vermählung des Sohns des unrechtmäßigen Thronbeſitzers mit der kurdiſchen Prinzeſſin eingeſtellt werden ſollen; und ſie ſollten doch acht Tage länger dauern. Das iſt ſchon eine kleine Einleitung zur Revolution; wir werden mit Nachdruck verfahren müſſen, um alle dieſe Leute zu bewegen, wieder zu ihrer Schuldigkeit zurück zu kehren. Wir wollen morgen zuſammen darüber rathſchlagen.“ Der Morgen kam und der Mograby war, dem Anſehen nach, ſehr übler Laune, als er ſeiner Gewohnheit nach gegen Abend meinem Vater Bericht abſtattete. „Wir haben mit Leuten zu ſchaffen, ſagte er, die in nichts beſtändig ſind, ausgenommen im Böſen. Weil ſie eine ſchlechte Nacht zugebracht hatten, ſo waren ſie alle im Begriffe ſich wieder zu ihrer Pflicht zu bekehren. Nun haben ſie eine gute

Nacht gehabt und ihre guten Entſchlüſſe ſind verſchwunden. Ich ſehe, man muß ihnen mit Ernſte zuſetzen, wenn man ſie auf den guten Weg bringen will. Wenn es dir Vergnügen macht, deine ärgſten Feinde geängſtigt zu ſehen, ſo ſollſt du dich hier daran weiden, denn ich will ſie in deiner Gegenwart träumen laſſen, ohne daß ſie dich oder mich gewahr werden. Damit gleich der erſte Blick ihren Augen deſto mehr auffalle, will ich dieß ganze Zimmer ſchwarz ausſchlagen laſſen, und meinen Sklaven anbefehlen, ſie, ſo bald ſie ſich zu Bette gelegt haben, hierher zu bringen; wir wollen auf dieſem Sofa und hinter dieſem Vorhange verborgen, alles was vorgehet, mit anſehen.“ Kaum war Mograby mit ſeinen Anſtalten fertig, ſo erſchien ein großer Mohr von ſchrecklichem wilden Ausſehen: „Herr, ſagte er zum Mograby, der König legt ſich zu Bette, um die Nacht mit einer Cirkaſſerin zuzubringen, die wunderſchön iſt, und die ihm dieſen Morgen ein Sklavenhändler verkauft hat; deine Sklaven haben das Frauenzimmer eingeſchläfert, und den König entführt, den ſie dir ganz ſchlaftrunken bringen.“ — „Ilage Cadahe, ſagte der Mograby, mache dich gefaßt deine Rolle gut zu ſpielen, der König ſoll hierher gebracht und auf dieſen hölzernen Seſſel geſetzt werden; zünde Feuer an, um es im Nothfall bey der Hand zu haben." — Der Neger holte eine groſe Feuerpfanne voll glühende Kohlen, die er durch ſeinen Hauch noch mehr in Gluth ſetzte. Kaum ſaß der Thronräuber auf dem Stuhle, ſo redete ihn der Neger mit einer Donnerſtimme an: „Elender, ¿wer biſt du?" — Der Thronräuber, als er ſich mit ſo drohender Stimme fragen hörte, ſuchte ſich zu ſammeln und ſich zu beſinnen, ob er wache oder träume. Hierauf gab er in einem Tone, welcher ſein Entſetzen verrieth, zur Antwort: „¿Bin ich nicht König von Perſien?" — „¿Du, König von Perſien? Sklaven, ſagte der Neger zu den vieren, welche den Thronräuber gebracht hatten, gebt dieſem Sklaven des Vaters des Berminwan-Schah 100 Stock-Prügel auf die Fußſohlen, denn er hat ſeinen Herrn durch eine ſchändliche Heucheley betrogen, und ſich der Macht des Staats, die ihm anvertrauet war, bedient, um ſie gegen den Sohn ſeines Wohlthäters zu brauchen. So befiehlt es der Nakaronkir*)" — Der Unglückliche als er die Baſtonnade empfieng, ſtieß ein fürchterliches Geheul aus, welches die ganze Karawanſerey in Aufruhr geſetzt haben würde, wenn der Mograby nicht alle

---

*) Ein Geiſt, den Mohamed den Böſen im Traume ſendet, um ſie zur Reue zu bewegen.

Ohren verſtopft hätte. Als er dieſe Strafe ausgeſtanden hatte, wartete eine neue Marter auf ihn. Der Neger befohl, daß man ihn wieder auf ſeinen Stuhl ſetzen ſollte; „¿ dieſer heuchleriſche Böſewicht will König ſeyn? ſprach er, gebt ihm einen Scepter, ſetzt ihm ſeine Krone aufs Haupt!“ — Beyde waren von Eiſen, und im Feuer glühend gemacht. — „Er will den Scepter nicht annehmen, rief der Neger, ſetzt ihm die Krone auf!“ — Man hielt die Krone ihm ſo nahe auf den Kopf, daß ſie ihm die Haare verſengte, er ſtreckte nun die Hand nach dem Scepter aus, um das kleinere Uebel zu wählen, und verbrannte ſich heftig. „Ach, Gnade, Gnade, Gnade! ſchrie er: Nakaronkir, ich will nicht länger mehr König ſeyn!“ — „So viele Stunden du noch regieren wirſt, ſo viele feurige Kohlen wirſt du dir auf dein Haupt ſammeln;“ erwiederte der Neger — „Ich will nicht länger regieren Nakaronkir, ich will nicht länger König ſeyn! ¿ wo iſt Berminwan-Schah, daß ich ihm ſeinen Thron wieder gebe?“ — „Es iſt deine Sache, ihn aufzuſuchen, antwortete der Neger, laß deinen ganzen Hof, deine Hauptſtadt, dein Reich ſich in Trauer kleiden, laß überall in deinem Lande dieſen großen Prinzen aufſuchen, und ſobald man ihn gefunden hat, ſo wallfahrte baarfuß und mit bloßem Haupte zu ihm und wirf dich mit allen deinen niederträchtigen Hofſchranzen ihm zu Füßen." — „Ach laß dieſe glühende Eiſen weg thun!" ſagte der Thronräuber, den die Furcht ärger als wirkliches Leiden peinigte, und ich will alles thun, was Nakaronkir haben will! — „Für heute mag es genug ſeyn!" ſagte der Neger Ilage Cadaheh. Die vier Sklaven ergriffen den König, ſchläferten ihn ein und legten ihn wieder neben die cirkaſſiſchen Schöne, die nun aus ihrem Schlafe erwachte und nicht begreifen konnte, warum man ſie ſo lange habe ſchlafen laſſen, und woher der garſtige brandige Geruch käme.

Als der Mograby mit meinem Vater allein war, brachte er zuförderſt alles im Zimmer wieder in vorigen Stand; „ich habe dir nur zeigen wollen, ſagte er, wie ich meinen Freunden zu dienen weiß. Dieſem König iſt ſehr übel mitgeſpielt worden, aber ſeinen Weßieren und den Befehlshabern der Truppen iſts ebenfalls nicht beſſer ergangen. Einen einzigen habe ich verſchont, weil die ſchöne Lailah ihn ſchon gezüchtigt, und er ſich ſehr ehrerbietig gegen ſie betragen hat." Hier wurde meines Vaters Neugier rege: „¿was hat denn Lailah gethan, ſagte er, daß du ſo zufrieden mit ihr biſt?" — Es iſt ſchon eine alte Neuigkeit, antwortete der Mograby, aber bisher iſt ſie noch nicht außer dem Palaſt erſchollen, und nur zu meinen Ohren, und erſt heute gekommen. Am Hochzeitabend, als der junge Bräutigam ſich in die Arme ſeiner Braut werfen wollte, ließ ſie ihn ganz nahe kommen und ſpuckte ihm dann ins Geſicht; verwegener Sklave, ſagte ſie, du haſt dich erfrecht, die Hand der Gemahlin deines Monarchen zu nehmen; hier erwarte ich dich, um dir deinen Lohn zu geben! Der Sohn des Tyrannen, der nichts ähnliches von ſeinem Vater hatte, trat ganz beſchämt zurück, und verhielt ſich ganz ruhig und beſcheiden; erlaube Prinzeſſin, ſagte er, daß ich zu deinen Füßen ſchlafe; ich ehre deinen Unwillen und das Zeichen, das ich davon trage, demüthigt mich, aber ſchändet mich nicht in meinen Augen: ich ertrage dieſe Schmach ohne Murren; aber ich fürchte meinen Vater, und wollte lieber ſterben, als dir einen ſo gefährlichen Feind auf den Hals laden. — Du haſt eine edle Seele, gab Lailah zur Antwort, ich verzeihe dir; verzeihe mir auch und ſchlafe. Alle die folgenden Nächte ſind auf eben die Art verſtrichen, und deine Gemahlin iſt deiner noch werth. Ich glaube, das war die beſte Neuigkeit, die ich dir in Erwartung der morgenden bringen konnte: dieſe letzteren werden ſehr drolligt klingen, denn ich habe nicht allen den Schuldigen die Baſtonnade geben laſſen. Ich wollte, daß ſie im Divan erſcheinen könnten, wo ſie mich unter irgend einer Geſtalt zum Zeugen haben werden; ich hoffe dir dann gute Bothſchaft zu bringen, aber die Nacht bricht ein, und du wirſt wohlthun, wenn du dich zu Bette begiebſt.“

Mein Vater befolgte dieſen Rath um ſo williger! weil das, was er eben von der Curdiſchen Prinzeſſin und ihrem Betragen gegen den Sohn des Thronräubers gehört hatte, ihm Stoff zu angenehmen Träumen darbot. Was den Uiograby betrift, der mußte glaube ich, nur mit einem Auge ſchlafen; denn ob er ſich gleich ſehr ſpat niedergelegt hatte, ſo war er doch ſchon vor Tage auf, und aus der Karawanſerey verſchwunden, ehe noch das Thor aufgieng. Er kam dießmal frühzeitiger, als gewöhnlich zurück. „O Birminwan-Schah, ſagte er, was würde es dir für Spaß gemacht haben, wenn du, wie ich dem Divan hätteſt beywohnen, und alle die Geſpräche eines nach dem andern, mit anhören können, wie ich. Die vier Weßire, welche das Schrecken zutraulich und offenherzig machte, erzählten ſich einander ihre vier Träume, ehe ſie ihre Plätze einnahmen. Entſetzen und Erſtaunen mahlte ſich auf ihren Geſichtern über die Gleichförmigkeit dieſer Träume ab. Sie beriefen die vornehmſten von den Schriftgelehrten zuſammen, und ließen ſie insgeheim mit Seſſion halten. Das Erſtaunen von dieſen über das was ſie hörten, war nicht minder groß, denn das verfallene und beſtürzte Ausſehen der Erzähler dieſer wunderbaren Begebenheiten bürgte ihnen für ihre Glaubwürdigkeit, und die Ankunft der Emirs und der Befehlshaber der Truppen bekräftigte es bald noch mehr. Nun hätteſt du ſehen ſollen, wie die ganze Verſammlung, welche, die Thürſteher und Unterbedienten mitgerechnet, wohl 100 Perſonen ſtark war, ſich truppweiſe zerſtreute, und von nichts, als von den Träumen und dem Nakaronkir ſchwazte. Wenn dieſer Geiſt einen Gefallen daran findet, ſich furchtbar zu machen, ſo hat ihm gewiß niemand beſſer darinne gedient, als ich. Endlich, fuhr der Niograby fort, als die Vornehmſten der Verſamlung nebſt den Aelteſten in der gröſten Verwirrung Rath gepflogen hatten, ſo fiel ihr Vorſatz dahin aus, die Thüren des Divans verſchloſſen zu halten und eine Entſchließung zu faſſen, welche ganz dem Willen des Nakaronkir angemeſſen wäre, der ſeine Meynung auf eine ſo gute Art zu verſtehen zu geben wiſſe. Man erfuhr, daß der König krank ſey, und argwöhnte gleich, daß ihn der Himmel ebenfalls den Plagen des Nakaronkir werde

Preiß gegeben haben: weil in dem Augenblick jede andere Furcht und Scheu der, welche dieſer Geiſt einzuflößen wuſte, nachſtand, ſo fertigte man drey Bevollmächtigte ab, um dem Thronräuber zu verkündigen, daß der Divan es unumgänglich nöthig finde, daß er überall den Birminwan-Schah aufſuchen laſſe, um ihn wieder auf den Thron zu ſetzen.“

„Ich begleitete die Deputirten. Aber wäre der Monarch nicht durch die Warnung der vorigen Nacht, auf dieſe Botſchaft ſo nachdrücklich vorbereitet worden, ſo würden die Herren Abgeordneten gewiß ſehr übel empfangen worden ſeyn. Doch bewundere, wie weit Verſtellung und Heucheley geht! Ihm ſind die Haare, die Stirne und die Fingerkuppen verbrannt, er empfindet die lebhafteſten Schmerzen, und Nakaronkirs Wille iſt niemand ſo deutlich zu erkennen gegeben worden, wie ihm; demungeachtet hörte er mit unglaublicher Geduld die Geſchichte und Abentheuer an, die ſich mit den andern zugetragen hatten, verbarg ſeine eigene Unruhe und Schrecken, und gab ihnen folgende Antwort:

„Ich habe lediglich das Ruder des Staats ergriffen, weil ich fürchtete, daß Birminwars Schahs zu große Jugend ſeiner Laſt nicht gewachſen ſeyn möchte. Mein Vorſaz war, es ihm wieder zu überliefern, wenn das Alter und mein Beyſpiel ihn gebildet haben würden; aber er ergriff die Flucht, und entzog ſich meinen guten Abſichten. Doch da ihn der Himmel, der ihn beſſer kennt als ich, für fähig hält, zu regieren, ſo bin ich bereit, die Würde abzugeben, die ich nur um ſeinetwillen mir auferlegte, und er ſoll erfahren, daß wenn ich eine Art von Gewaltthätigkeit habe brauchen müſſen um die öffentlichen Angelegenheiten aus Händen zu reißen, die zu jung und ſchwach ſie zu führen waren, ich alles mögliche aufbieten werde, um ihn wieder auf den Thron zu rufen, von den er ſich entfernt hat. Ich habe befohlen, fuhr er fort, daß in meinem ganzen Palaſte ſich alles in Trauer kleiden und ein Faſten beobachten ſoll, das nicht ehe aufhören wird, bis der König wieder gefunden iſt, deſſen Organ ich nur ſeyn wollte; dieſer Befehl ſoll ſich auch auf die Stadt und das ganze Reich erſtrecken, und demjenigen ſoll eine anſehnliche Belohnung ausgeſezt werden, welcher anzeigen kann, in welchem Theile der Erde ſich Birminwan-Schah aufhält. Dieß war ſchon meine Willensmeynung, ehe ich noch die unangenehmen Nachrichten erfuhr, von welchen ihr mir jezt Bericht abgeſtattet habt; ſie vermehren die Bekümmerniß, in der ich mich befinde.

finde. Meldet dem Divan, daß ich, wenn ich mein Bette verlaſſe, ſelbſt, wie alle meine Unterthanen die Trauer anlegen, und noch tiefer und ſtrenger trauern werde, als ſie, denn ich will ſo lange mit geſchornem Haupthaar und Barte gehn, bis ich das Vergnügen genieße, euern rechtmäßigen Fürſten wieder auf den Thron ſetzen zu können. In dieſem Zuſtande werde ich mich aller Staatsgeſchäfte enthalten und ihr werdet in meinem Namen ihre Beſorgung den Weßiren anempfehlen." Dieß lieber König, ſagte der Mograby zu meinem Vater, war der lezte Zug von Heucheley des Thronräubers, deſſen Beſtrafung dir nun überlaſſen iſt. Sieh, mit welcher Kunſt er ſonderlich dem Publikum die Wirkung des Feuers an ſeinem Haar und ſelbſt an ſeinem Barte zu verbergen ſucht! o es iſt ein abgefeimter Böſewicht! Jezt ſey ganz unbeſorgt. Laß das Volk von ſelbſt in Bewegung kommen, dich wünſchen und verlangen und an allen Thoren dich erwarten. Iſt die Revolution ſo gut vorbereitet, daß überall nur Eine Stimme nach dir verlangt, ſo will ich dir das Pferd leihen, das du mir zum Pfande gabſt, und du ſollſt darauf in anſtändiger Kleidung deinen Einzug halten; Illage-Cadahe mein Mohr, ſoll deinen erſten Verſchnittenen und ich will deinen Sklaven vorſtellen. Habe nur noch vier Tage Geduld; zumal, da ich nichts verabſäume, um dir zu dienen! Uebrigens läuft durch dieſe Verzögerung nichts Gefahr, denn deiner Gemahlin wird noch immer mit ſo ehrerbietiger Schonung wie vorher begegnet.“

Mein Vater ſtellte alles dem Mograby anheim, und richtete ſich ganz nach ihm. Am fünften Tage rieth ihm der Zauberer die Stadt durch das eine Thor auf einem Schimmel mit ſchwarzen Mähnen und in Pilgerkleidern zu verlaſſen und ließ ihn zu einem andern Thore auf einem Rappen, der gerade ſo ausſahe, wie das Pferd, auf welchen mein Vater die Flucht ergriff, wieder herein reiten. Ein Rock und Turban beyde ganz rechtlich, ohne prächtig zu ſeyn, hatten die Stelle der Pilgerkleidung erſetzt. Illage-Cadahe und der Zauberer giengen zur Rechten und Linken nebenher, und hatten die Hand auf die Gruppe des Pferdes gelegt. Die erſten Perſonen, welche meinen Vater gewahr wurden, warfen ſich vor ihm nieder: die Wache an den Thoren gerieth in Alarm, und in einem Augenblicke ſammelte ſich ein ſolches Volksgedränge, daß mein Vater gezwungen war, ſich in das Hauß eines Emirs zu begeben. Es erſcholl ein allgemeiner Zuruf: es lebe unſer König Birminwan-Schah! Dieß Geſchrey drang bald bis zu dem Thore des Palaſtes, wo der Divan verſammelt war. Der Thronräuber, deſſen Brandmahle ein wenig unmerklicher geworden waren, begab ſich mit entblößten und geſchorenem Haupte, und ohne Babuſchen, an der Spitze der Weſire und Emirs zu meinem Vater, und bat ihn flehentlich, den Thron wieder zu beſteigen.

Ich übergehe die Beſchreibung der Feyerlichkeiten bey der Vermählung meines Vaters mit der getreuen Lailah und wie er ſich an dem Thronräuber und ſeinen Anhängern rächte. Der Sohn dieſes Böſewichts wurde allein verſchont, weil er der kurdiſchen Prinzeſſin, ungeachtet ſie ihn ſo empfindlich beleidigte, ſtets mit ſo viel Ehrerbietung begegnet hatte. Ich komme auf die Abreiſe des Mograby. Als dieß Ungeheuer, das ſtets Verwünſchungen gegen die Heucheley ausſtieß, das Blut der Schuldigen hatte fließen ſehen, ſtellte er ſich, als ob er nun über das Schickſal meines Vaters ganz beruhigt ſey. „Du biſt wieder auf deinem Throne, ſagte er zu ihm, und brauchſt meinen Beyſtand nicht mehr; ich verlaſſe dich; erinnere dich aber meiner, wenn dir ein Sohn gebohren wird; gedenke denn, daß der mein iſt. Dieſen Lohn hab' ich wohl verdient; ich habe viel in meinem Leben gearbeitet, werde ſchwach und hinfällig und brauche eine Stütze meines Alters; erziehe ihn gut, damit er einſt, nach mir, auch der Schutz deines Alters werden könne!" Mit Endigung dieſer Worte ließ er ſich ſein Pferd bringen, und verſchwand. Mein Vater, vom Strom der Geſchäfte fortgeriſſen und durch die, von ſeinem Stande unzertrennliche Arbeiten und Vergnügungen zerſtreut, dachte damals nicht an die Bedingungen, unter welchen er ſeinen Thron wieder erlangt hatte; die Nachwehen kamen nicht eher, als wie ich gebohren wurde.

Er geſtand ſelbſt, daß ihm meine Geburt Thränen auspreßte, wenn er überlegte daß die erſte Frucht ſeiner Liebe mit der ſchönen Lailah von ihm ſelbſt den Mograby, einem Manne überlaſſen worden war, der ihm Trotz ſeines Eiferns gegen die Heucheley doch äuſſerſt verdächtig und boshaft vorkommen mußte. So oft er mich auf ſeine Arme nahm, floſſen ſeine Thränen von neuen. Anfangs legte ſie meine Mutter für Anwandlungen von Zärtlichkeit aus; aber ſie führten ein Gepräge von beunruhigender Bekümmerniß.

„Warum weinſt du über dieß Kind? fragte ihn die Königin; warum kömmt dir ſein Schickſal ſo traurig vor? Er iſt ſchön wie der Tag, Sohn eines Königs und beſtimmt zu regieren!

gieren!" — „Laß uns nicht von ſeinen Beſtimmungen reden, antwortete mein Vater; ſo oft ich daran denke, erbebt mein Herz, ich beſitze dich, beſitze mein Reich wieder, das iſt freylich ein großes Glück; aber es kommt uns theuer zu ſtehen!" Und nun erzählte er ihr ſein ganzes Abentheuer.

Meine Mutter Lailah erſchrack nicht ſo ſehr darüber, als er geglaubt hatte; vermuthlich weil bey den Kurden die Kunſt der Zauberey in Ruf und Anſehen iſt. „Nun gut; ſagte ſie, ¿was kann der Mograby darunter verſtanden haben, als er ſich deinen Sohn zur Stütze ſeines Alters ausbedingte? Wahrſcheinlich will er einen Zauberer aus ihm machen, wie er ſelbſt iſt. ¿Iſt das ein ſo großes Unglück für einen Prinzen? und braucht er ihn deswegen uns von der Seite zu nehmen? Es wird mich freuen; wenn unſer Kind ſo ſchöne Kenntniſſe beſitzt, denn ſo wird er bey manchen Gelegenheiten nicht gezwungen ſeyn, um den Beyſtand Anderer zu betteln. Ich finde daß die Würde eines Fürſten ſehr herabgeſetzt wird, wenn er gezwungen iſt, die Hülfe eines Sternguckers anzuflehen."

Mein Vater ließ ſich durch dieſe Betrachtungen blenden; erzog mich mit aller möglichſten Sorgfalt, und ſorgte ſonderlich dafür, daß ich von allen Umſtänden ſeiner Geſchichte unterrichtet wurde, ſo bald ich nur im Stande war, ſie zu begreifen, und ihre Geheimhaltung zu verſprechen. Ob ich es mir gleich nicht merken lies, ſo konnte ich doch nie, ohne Herzbeklemmung, von dem **Mograby** reden hören. Unterdeſſen hatte ich faſt mein 15des Jahr erreicht und die Unruhe meiner Eltern, ſo wie meine eigene Angſt fingen an, zu ſchwinden, als einsmals der Oberſtallmeiſter meines Vaters in den Palaſt kam, und ihm das Prächtigſte und Beſte aller möglichen Pferde anrühmte, deſſen Beſitz nur auf ſeinen Willen beruhe. Mein Vater hatte eine übertriebene Leidenſchaft für Pferde. „Wo iſt das Pferd?“ fragte er den Stallmeiſter. „Herr König, fuhr dieſer fort, als ich bey der großen Tränke vorbey ritt, führte ein Mann einen Apfelſchimmel ans Waſſer, der ſchwarzen Schweif und Mähnen und einen Ringel von gleicher Farbe um die Augen hatte. Ich ſtieg ab, um dies prächtige Thier in der Nähe zu beſehen. Ich bezeigte ſogar ein Verlangen, es zu reiten; der Eigenthümer ſchien es mir mit Vergnügen zu gewähren. Noch nie iſt mir etwas ſo folgſames, ſo kraftvolles, ſo verſtändiges und ſo gewandtes vorgekommen! Ich ſprach mit ihm, und es gehorchte aufs Wort: man ſollte ſchwören, daß das Perſiſche ſeine angebohrne Sprache wäre. Ich wollte es kaufen; der Eigenthümer antwortete mir aber, es ſey ihm nicht feil. Ich will es für den König haben, ſagte ich. — Wenn das iſt, antwortete er, der kann es bekommen! Ich hielt den Mann beym Worte und er iſt mit ſeinem Pferde im Vor-Hof. „Ich war eben bey meinem Vater, als der Oberſtallmeiſter ihm dieß meldete. Ich empfand eine große Begierde, das ſchöne Pferd zu ſehen, aber **Birminwan-Schah**, der keinen Augenblick länger in Zweifel ſtand, daß es der **Mograby** in Perſon ſey, welcher ihm ſein Pferd zurückbringen wolle, nahm mich bey der Hand und führte mich zu meiner Mutter. „Liebe Lailah, ſagte er, dies iſt der Augenblick der Prüfung; der **Mograby** hat uns nicht vergeſſen, wie wir uns ſchmeichelten; er fodert unſer Kind zurück, und eine abſchlägige Antwort würde uns Gefahren ohne Zahl ausſetzen.“ Wir wollen ihn hier empfangen, ſagte Lailah, ich fürchte mich vor keinen Zauberer; man hatte meine Amme in Verdacht, daß ſie in Magiſchen Künſten erfahren ſey. Sie hat mir nie etwas zu Leide gethan und doch erzählten die Sklavinnen meiner Mutter, daß ſie geſehen hätten, wie ſie Haare in ein Kübel geworfen und Fröſche daraus gemacht hätte. Ich will mit ihm ſprechen — Man führte den **Mogra-**

by herein, der mit der größten Ehrerbietung erſchien. Mein Vater erwiederte ſeine Begrüſſung ſo freundlich und höflich als möglich, aber es blickte doch überall durch, daß er ſich Gewalt anthat.

„Freund, Sterndeuter oder Zauberer, ſagte ſie zu ihm, denn es iſt kein Zweifel daß du eins von beyden biſt; du haſt unſer Kind unter deinen Schutz genommen, haſt uns verſprochen, ſein zweyter Vater zu ſeyn, haſt dich aber ziemlich lange nicht um daſſelbe bekümmert, und doch iſt unſer Kind nun in dem Alter, wo man Unterricht empfangen muß. Aber du wirſt es recht gut vorbereitet finden; und wir hoffen, wenn du dich ſeiner Ausbildung in unſerm Palaſte unterziehn wirſt, daß du jeden Tag mit der Mühe zufrieden ſeyn ſollſt, die wir auf ſeine Erziehung gewendet haben. Uebrigens wirſt du auch bey uns von jedermann gern geſehen werden, und von niemand mehr, als mir, weil ich immer die Gelehrten geliebt habe: wir wollen dich zum Weſir machen, um dich nicht in unſern, ſondern in den Augen anderer zu erhöhen.“ — Der Mograby lehnte höflichſt alle dieſe Gnadenbezeugungen von ſich ab, und ſchloß mit den Worten: „er ſey gekommen, nicht um an meiner Erziehung zu arbeiten, oder ein fremdes Kind abzuholen, ſondern ſein eigenes abzufodern, das ihm Kraft eines ausdrücklichen Vertrags gehöre, deſſen Bedingungen er von ſeiner Seite erfüllt, und ein Pfand darauf bekommen habe." Es giebt jezt nichts als Undank und Betrug auf der Welt, fuhr er fort, und die Leute glauben, ihre Schuld abgetragen zu haben, wenn ſie ihren Wohlthäter mit einem leeren Titel beehren, und mit honigſüßen Worten abſpeiſen!" Bey Endigung dieſer Worte ergrif er mich bey der Hand; ich wollte mich von ihm losreißen, und meine untröſtliche Mutter faßte mich beym Rokke, aber ſie behielt ihn in der Hand. Ich flüchtete, als Windſpiel verwandelt, durch ein Fenſter, aber der **Mograby** folgte mir durch dieſelbe Oefnung, und wir befanden uns beyde im freyen Felde; er hielt eine Peitſche in der Hand, womit er mich unmenſchlich ſchlug, und die in eben dem Maaße länger zu werden ſchien, in welchem ich mein Laufen verdoppelte, um ſeinen Hieben zu entrinnen. Ich kann nicht ſagen, ob, während ich ſo vor meinem Verfolger floh, das Licht des Mondes auf Erden das Licht der Sonne erſezt hat. Für Hunger und Durſt halb todt, an allen Theilen meines Körpers wund, und immer laufend, ob ich gleich von Müdigkeit ganz kraftlos war, fiel ich endlich in den Brunnen, den du am Fuße des Berges angetroffen haben wirſt, und färbte te ihn mit dem Blute, das aus den Wunden der Peitſchenhiebe floß. Er zwang mich in dieſem Brunnen eine Zeitlang zu bleiben, und zog mich erſt in dem Augenblicke heraus, wo mir von der Kälte des Waſſers alle Adern erſtarrt waren. Er gab mir nun meine erſte Geſtalt wieder. Ich will dir weder die Schmähungen wiederholen, welche er in dieſem Augenblicke gegen mich und meinem Vater ausſpie, noch die Schmeichelworte, die er in der Folge, als er mich hierher gebracht hatte, an mir verſchwendete, um mich zu bewegen, die übrige Welt zu vergeſſen, und mich ihm ganz zu überlaſſen. Du haſt ſeine Pfiffe und Ränke ſelbſt kennen lernen, wahrſcheinlich weiß er ſie nach den Umſtänden und nach der Beſchaffenheit der Grundſätze und Ideen zu wechſeln, die er ausrotten, umſchaffen, oder irre leiten will. Unterdeſſen fieng ich an, mich in Geduld zu faſſen, als er mir das Studium der Bücher, die du auch kennſt, empfohlen, und mich allein gelaſſen hatte; denn ich ſah, daß ich Dinge lernte, welche mir nützlich ſeyn konnten. Ich triumphirte ſchon, und glaubte, ihm bey ſeiner Wiederkunft zeigen zu können, daß ich den Innhalt der zwölf erſten Bücher völlig begriffen hätte und daß ich im Stande ſey, jede darinne beſchriebene Operation anzuſtellen, als er plötzlich wieder zum Vorſchein kam. Ich näherte mich ihm in voller Zuverſicht, und kramte ihm meine ganze Gelehrſamkeit aus: aber er gab mir eine Ohrfeige. „Unwiſſender Faullenzer, ſagte er zu mir, du legſt dich auf die faule Bärenhaut, wenn du dir ſelbſt überlaſſen biſt! ¿glaubſt du, daß ich die Zeit habe, dir wie einem Schüler alles einzutrichtern?“ Ich fühlte, daß ich mir nichts vorzuwerfen hatte; ich wollte ihm Vorſtellungen machen und ihm zeigen, wie unrecht er mir thäte; aber er verſetzte mir noch eine zweyte Ohrfeige, die mich faſt zu Boden warf. „Man widerſpricht mir nicht, gab er zur Antwort; ich bin nur auf kurze Zeit zurück gekommen, und entferne mich ſogleich wieder. Wenn bey meiner Rückkehr ich nicht Urſach habe, zufriedener mit dir zu ſeyn, ſo werde ich meine Zuflucht zu nachdrücklichern Züchtigungen nehmen.“ Mit dieſen Worten gieng er in ſeinen Palaſt, that, als ob er darinnen das ſuche, was er brauche; winkte mir, als ob er Abſchied nehmen wollte, und ich ſah ihn nicht mehr.

Ich warf mich auf mein Bett und benezte es mit meinen Thränen; ich übergab meinen Verfolger dem Nakaronkir, von dem ich meinen Vater, und Mutter ſo oft hatte reden hören, und fühlte mich von einem heftigen Verlanlangen entflammt, mich wieder in den Armen dieſer geliebten Perſonen zu befinden, von welchen ich ſo viel Liebkoſungen empfangen hatte. Mir fiel ein, was ich aus den Büchern gelernt hatte; ich wußte, wie ich mich in einen Vogel verwandeln konnte, aber ich nahm mir vor ein Raubvogel zu werden, um deſto höher in die Luft mich empor ſchwingen zu können, und nicht den andern Vögeln zur Beute zu dienen. Ich beſchloß, die Geſtalt eines Adlers anzunehmen; ich will, dachte ich, mich vor den Blicken der Jäger verbergen, und mich nicht ehr auf die Erde niederlaſſen, als wenn mich der Hunger dazu nöthigt. So will ich meine Reiſe bis nach Perſiens Hauptſtadt fortſetzen, zu Nachtzeit in das Schloß meines Vaters fliegen, und mich den Morgen auf die Terraſſe ſeines Zimmers zeigen, und in meinem Schnabel ein Stück Rinde halten, worauf mein Name geſchrieben ſteht. Ich brachte die ganze Nacht mit meinem Plane zu, ſtand mit Sonnen-Aufgang auf, und ſchrieb auf das Stück Rinde, das ich in den Schnabel nehmen wollte, die Worte: der arme Halajaddin, Prinz von Perſien. Und nun beſchäftigte ich mich mit meiner Verwandlung, denn ich wollte lieber mein ganzes Leben durch Vogel bleiben, als länger der Brutalität des Zauberers unterworfen ſeyn.

Das Zauberſtückchen, deſſen Anwendung ich an mir verſuchte, that ſeine ganze Wirkung. Schon fühlte ich meine Naſe zum Schnabel, meine Arme zu Flügeln werden, und meinen Leib ſich mit Federn bedecken. Voll Freude und Hofnung faßte ich das Stückchen Rinde in eine von meinen Krallen, und ſchwang mich in die Höhe; — aber ich fühlte mich ſehr unſanft beym Schwanz zurückgehalten, und man bläuete ſo derb auf meinen Rücken, als ob man ihn in Stücken ſchlagen wollte. Es war der Zauberer in eigener Perſon; er hob kaltblütig das Stück Rinde auf, das meinen Krallen entfallen war und las es; der arme Halajaddin: „Ja wohl arm, ſagte er, wie ſein Vater und ſeine Mutter, aber arm an Gefühl, an Dankbarkeit und jeder Art von Tugend. Du haſt dich in einen Vogel verwandelt, Undankbarer, aber Raubthiere kommen nicht in mein Vogelhaus; ich will dir einen andern Platz anweiſen.“ Ich war mehr todt als lebendig; als ich meine Beſinnungskraft wieder bekam, fand ich mich an den Füſſen zwiſchen Todten und Sterbenden, und an dem Orte aufgehangen, wo du uns gefunden haſt. Hier verblieb ich, in einem ſchmerzhaften Zuſtande verſenkt, ohne mir von meinen Leiden ſelbſt Rechenſchaft ablegen zu können. Ich träumte der Mograby, mehr einem Teufel als Menſchen ähnlich, verfolgte mich mit einer Geiſel mit eiſernen Stacheln geſpickt, die mich unaufhörlich traf, während ich dem Geſpenſte des Todes nachlief und es nie erreichen konnte. Ich erwachte nicht ehr, als in dem Augenblicke, wo du mich aus dieſer Grube befreyt haſt.

Man kann leicht denken, welche Wirkung die Erzählung des perſiſchen Prinzen auf Habed-il-Rumans Herz und Seele machen muſte. Aber er bemühte ſich, dieſen Eindruck zu verbergen. Er wendete ſich an einen andern Gefährten ſeines Unglücks, und bat um die Erzählung ſeiner Abentheuer. Dieſer Jüngling, der ohngefehr 19 Jahr alt ſeyn mochte, erfüllte ſogleich ſein Verlangen.

2.

Geſchichte

des Prinzen Yamaladdin, von Groß-Katay.

Mein Großvater war Barbier zu Schiras. Da er arbeitſam und geſchickt war, ſo nährte er ſich reichlich von ſeiner Arbeit. Er hatte mehr Verſtand, als Leute von ſeinem Stande gewöhnlich zu haben pflegen, deßwegen wurde ſein Umgang ſelbſt von ſolchen Perſonen geſucht, welche durch ihren Rang oder Glücksumſtände weit über ihm ſtanden. Ein geſchickter Sterndeuter, der in der Nachbarſchaft wohnte, pflegte öfters unſer Hauß zu beſuchen. Einſtmals ſah er ſeine Frau eiligſt ihren Schleier nehmen, um auszugehen. „¿Wo willſt du hin, fragte er ſie?“ — „Ich will der Frau unſers Freundes des Barbiers beyſtehen, die niederkommen wird!“ — „Bringe mir doch, antwortete ihr Mann, die Namen des Kindes, des Vaters, der Mutter und der Großeltern mit; man frägt unſersgleichen nur bey den Geburten der Großen um Rath, als ob die allein von Wichtigkeit auf Erden wären; unſer Freund, der Barbier, hat manchmal ſehr glückliche Genie-Einfälle; es wäre wohl möglich, daß er ein Kind erzeugen könnte, welches nicht unter die alltäglichen Menſchen gehörte.“ Die Frau verſprach, den Auftrag ihres Mannes zu erfüllen. Meine Großmutter kam glücklich mit einem Sohne nieder, der Schaſkar genannt wurde, und unſere Nachbarin berichtete dem Sterndeuter, was er zu wiſſen verlangt hatte. Der Sterndeuter machte ſich ſogleich an die Arbeit und nahm pünktlich die Conſtellation der Geburtsſtunde auf. Mein Vater wurde unter dem Planeten Il-Marlik, [*] als ſeinem Glücksſtern gebohren, und in dieſem Augenblicke zeigte ſich der Planet, als er mit Hülfe des Aſtrolabiums betrachtet wurde, ganz erleuchtet. Wie der Sterndeuter das Facit der Buchſtaben berechnete, welche er vor Augen hatte, ſo las er darinne eine Weiſſagung, daß das Kind König werden würde, und zugleich bemerkte er, daß der glänzende Stern ſeine Strahlen auf einen großen Diſtrickt des Reichs China fallen ließ. Aber der Stern bekam einen röthlichen Schein; dieß war ein Zeichen, daß die Perſon, auf welche ſein Einfluß würkte, auf dem Wege zu ihrem hohen Glücke, große Hinderniſſe antreffen würde. „Das hatte ich wohl geſagt, ſprach der Sterndeuter zu ſeiner Frau; das Kind unſers Nachbars des Barbiers wird dereinſt ein großes Glück machen; wir wollen hingehen und ſeinem Vater und Mutter dazu Glück wünſchen.“

Mein Großvater war ſehr von dem Horoskop geſchmeichelt, das ſein Nachbar geſtellt hatte, und er und ſeine Frau wendeten alle mögliche Sorgfalt auf die Erziehung meines Vaters. Der Sterndeuter vereinigte mit ihren

---

[*] Der Saturn.

Bemühungen die ſeinigen, und in ſeinem ſechzehenden Jahre kam meinem Vater in ganz Schiras kein Jüngling an Kenntniſſen bey. Man ſtellte ihn den Kindern aus den beſten Häuſern zum Muſter vor; „ſpiegelt euch an Schaſkar, dem Barbiers-Sohn!" pflegte man nur zu ſagen. Wahr iſts, daß mit ſeinen Talenten auch eine ſchöne Geſtalt und ſehr glückliche Geſichtsbildung verbunden war. Weil er wuſte, was für ein Loos ihm beſtimmt war, ſo ſuchte er ſich deſſelben durch ſein Betragen würdig zu machen. Einſtmals als Schaſkar ins Bad kam, war er der erſte im Badhauſe; er gieng durch den Saal, wo man ſeine Kleidung ablegt, und als er auch durch den zweyten gehen wollte, um ins Bad zu ſteigen, glitſchte ihm der Fuß auf einer polierten und naſſen Marmorplatte aus, ungeachtet er ſonſt ſehr feſt auf ſeinen Beinen war. Er trat ſtark mit dem Fuße auf dieſe Platte, um ſich das Gleichgewicht wieder zu geben und in dem Augenblicke hob ſich die Platte in die Höhe, und es ſtieg ein Dunſt aus der Oeffnung empor, der ſich an einander fügte, und Schaſkars Augen einen Geiſt in menſchlicher Geſtalt darſtellte. „Laß Alltagsmenſchen ſich baden; ſagte der Geiſt; reiſe du nach China! Nimm deinen Weg durch die groſe Mauer; du wirſt zu Aſtracan eine Karawane finden, zu der du dich geſellen kanſt; nimm deine Kleider wieder, wo du ſie gelaſſen haſt; man hat eine Summe Geld dazu gelegt, die im Nothfall durch friſches erſezt werden wird. Sobald du dich am Fuße der großen Mauer befindeſt, wird dir noch mehr Unterſtützung geleiſtet werden, aber vertraue niemanden das Geheimniß deiner Abreiſe.“

Mein Vater zog ſeine Kleider wieder an, und fand einen Beutel mit 200 Goldſtücken; er verbarg 20 davon unter dem Kopfkiſſen ſeiner Mutter, verließ die Stadt, traf einen Mann an, der auf eben dem Wege, den er nehmen mußte, Kameele trieb, kaufte eins von dieſen Thieren, und begab ſich ſo ſchnell als möglich nach Aſtracan. Die Karawane kam an, er geſellte ſich zu derſelben, und war feſt entſchloſſen, ſich nicht von ihr zu trennen; aber an eben dem Tage, wo man rechnete, am Fuße der großen Mauer anzulangen, ſchlief er des Morgens auf ſeinem Kameel ein. Sein Thier kam von den übrigen ab, wahrſcheinlich ohne daß es jemand gewahr wurde. Als er aufwachte, fand er ſich in der Wüſte allein. Er beſchleunigte den Gang ſeines Kameels und hofte ſeine Reiſegefährten wieder anzutreffen; aber als es Nacht wurde, und er die Geſtirne beobachtete, bemerkte er, daß er einen ganz entgegengeſetzten Weg genommen, und ritt die ganze Nacht, um wieder in die Straſſe zu kommen, die er verloren hatte. Der Tag brach an; kaum geſtattete er ſeinem Kameele einen Augenblick Ruhe, kaum ließ er ihm ſo viel Zeit, ein wenig von dem Futter zu freſſen, das er noch übrig hatte; er trieb es raſtlos den ganzen Tag und die ganze folgende Nacht fort, und befand ſich, als die Morgenröthe die Dunkelheit vertrieb, zwar am Fuße der großen Mauer, allein an einem Orte, wo kein Thor iſt. Müdigkeit und Strapaze hatten ihn ganz kraftlos gemacht und ſein Kameel war nicht im Stande, ihn länger zu tragen. Er war im Begriffe ſich der Verzweiflung zu überlaſſen, als er einen Derwiſch gewahr wurde, der hinter einigem Strauchwerke mit einem Buche in der Hand hervorkam. Bey dieſem Anblicke fühlte er ſich neu belebt, ſtieg von ſeinem Kameele und gieng gerade auf ihn zu. „Heiliger Mann, redete er ihn an, ich bin ein Perſer, meines Gewerbes ein Kaufmann; ich habe mich von meiner Karawane verirrt, die nach China gieng; ¿kannſt du mir nicht ſagen, ob ich nahe bey dem Thore bin, welches auf der Seite von der großen Tartarey iſt? „Du biſt fünf gute Tagereiſen davon entfernt, antwortete der Derwiſch; ja du wirſt noch weit mehr Zeit nöthig haben, um dahin zu kommen, weil du nicht längs der Mauer hinreiſen kannſt. Du muſt die Landſtraße aufſuchen, ſonſt würdeſt du Gefahr laufen, in den Moräſten ſtecken zu bleiben, die zu deiner Rechten und Linken ſind und dann, ¿ biſt du mit einem Paſſe verſehen? „Nein antwortete mein Vater.“ — „In dem Falle, erwiederte der Derwiſch, wird man dich nicht durchlaſſen. Kein Fremder darf China betreten, wenn er nicht mit der Karawane ankommt, oder mit den nöthigen Päſſen verſehen iſt.“ — „So bin ich ſehr zu beklagen, gab Schaſkar ſeufzend zur Antwort.“ „Mein Bruder, ſagte der Derwiſch, es giebt, wie du weißt, gegen alles Hülfsmittel, nur gegen den Tod nicht; komm in meine Hütte, die nicht weit von hier liegt; du wirſt ganz nahe dabey eine kleine Quelle und Graſung für dein Kameel finden. Ich thue hier Buße, du wirſt ſie mit mir thun, und wenn du mir dein Herz öfneſt, ſo können wir vielleicht etwas zuſammen ausſinnen, um dir aus der Noth zu helfen.“ — Mein Vater folgte dem Derwiſch und zog das Kameel an der Halfter hinter ſich her. Sie kamen zur Hütte; ſie beſtand aus einer Grotte, welche nicht ſehr tief und von auſſen durch ein Laubdach bedeckt war. " Dein Magen bedarf Nahrung mein lieber Gaſt, ſagte der Derwiſch; hier iſt Milch von einer Ziege die ich ſelbſt füttere; hier eine Scheibe friſches Honig, das ich heute in einem Baume fand;

und hier etwas gewelltes Obſt; das iſt mein ganzer Vorrath." — Indem er das ſagte, trug er auf einem Steine, der ihm zum Tiſche diente, die genannten Gerichte auf.

Zwar ſtand mein Vater in dem Augenblicke in dem feſten Wahne, daß ſein Geſtirn ihn irre geführt habe, unterdeſſen muſte er ihm doch Dank für dieſe Rettung wiſſen. Er aß und trank und ſah dem Derwiſch zu, der das Kameel ſchränkte, um es im Freyen weiden zu laſſen. Als der geſchäftige Derwiſch für die Fütterung des Thiers geſorgt hatte, kam er eiligſt zu meinem Vater zurück, und ſagte: du hältſt hier freylich nur ein ſehr mageres Mahl; ohne Zweifel biſt du eine weit beſſere Tafel gewohnt, denn du haſt ſo etwas Edeles in deinem ganzen Ausſehen, daß man wohl merkt, daß du nicht von gemeiner Herkunft biſt." — „Ach nein," antwortete mein Vater, der von Natur ſehr offenherzig war; aber du handelſt ſo gütig an mir; dein Stand flößt mir ſo viel Zutrauen ein; und ich fühle es überhaupt, wie nöthig es mir iſt, mein Herz aufzuſchließen, daß ich glaube keinen Augenblick anſtehen zu dürfen, dir meine ganze Geſchichte zu entdecken. Du ſiehſt in mir das, was die Gelehrten, die ſich mit der Sterndeuter-Kunſt abgeben, ein Glücksſtern-Kind nennen. Mein

Stern weiſſagte mir, laut ihrem Horoſkope, nichts weniger als einen Thron; und hätte ich dich nicht angetroffen, ſo würde ich vielleicht morgen meinen Geiſt aufgegeben, und die Krone davon getragen haben, welche Mohamed den Moslems verheißt, die unter dem Uebermaaß ihrer Widerwärtigkeiten erliegen. Ich heiße Schaſkar und bin nur ein Barbiers Sohn von Schiras.“ Mein Vater erzählte hierauf treulich den ganzen Verlauf ſeiner Geſchichte, ließ keinen einzigen Umſtand aus; und als er auf den Beutel mit den 200 Zechinen kam, legte er ihn auf den Tiſch. „Hier iſt er, ſagte er, ich habe deren wohl 400 auf meiner Reiſe bis hierher ausgegeben, und alle Morgen finde ich ihn beym Erwachen wieder voll.“ Der Derwiſch hörte meinem Vater mit der größten Aufmerkſamkeit zu; ich kenne dieſen Beutel, ſagte er, ich weiß, von wem du ihn haſt; er belehrt mich, daß ich gegen dich noch andere und größere Pflichten zu erfüllen habe, als die man einem gewöhnlichen Gaſte ſchuldig iſt. Du haſt dich mir zu erkennen gegeben, und ich muß mich dir entdecken. Du, lieber Schaſkar, biſt ein Glücksſtern-Kind, und ich, ich bin von Amts wegen zum Dienſte aller derer verpflichtet, welche von den Sternen begünſtigt werden. Dich führte dein Stern hierher, und mir gab er den Befehl, dich hier zu erwarten.

Du befreyeſt mich von einer groſſen Unruhe, denn weil in den Befehlen, die wir erhalten, ſtets etwas Dunkelheit herrſcht, ſo befand ich mich ſeit vier Tagen ſchon, ſo ſchlecht bekleidet und beköſtigt, an dieſem Orte, um pünktlich dem Befehle nachzuleben, den ich empfangen hatte, nemlich, daß ich mich in Derwiſch-Kleidern, am Fuße der Chineſiſchen Mauer an einen Ort begeben ſollte, der von einer Landſtraße ganz abgelegen wäre. Die Urſache meines Auftrags fieng an, mich zu beunruhigen, aber jezt ſehe ich ſeine Wichtigkeit ein. Es kömmt darauf an, dem Reiche Groß-Katay einen König zu geben; und dieſe Krone, Herr Schaſkar, iſt für dein Haupt beſtimmt.“ — Der falſche Derwiſch zog hierauf ein kleines Ebenholz-Stäbchen aus ſeinem Sacke, den er unter dem Arme trug, und ließ es auf ſeinen Fingerſpitzen ſo geſchickt herumtanzen, als ob es von einer zur andern geflogen wäre. „Friſch! rief er, Megine, thue deine Pflicht! ſogleich vernahm mein Vater ein zartes Stimmchen voll unbeſchreiblicher Anmuth, welches ſagte: ¿Was verlangt Seine Geſtrengen der mächtige Mograby von ſeiner Magd? — „¿Hatt' ich dir erlaubt, mich zu nennen, kleine Schmeichlerin? antwortete der falſche Derwiſch; du ſiehſt daß mein Gaſt ein Mann von der gröſten Wichtigkeit iſt, er hat elend gefrühſtückt, und befindet ſich hier ſehr ſchlecht, und erbärmlich: rufe alle meine Leute zuſammen, und laß ſchleunig einen Platz für uns zurecht machen, wo wir mit Bequemlichkeit unſer Mittagsmahl einnehmen können: vergiß nicht, daß mein Gaſt ein edler Perſer iſt, und daß wir eine Flaſche Schiras-Wein haben müſſen.“ Das zarte Stimmchen ließ ſich wieder hören: geſtrenger Herr, ſagte ſie, dein Wille ſoll geſchehen!

Mein Vater war ein wenig erſtaunt, doch nicht ſo ſehr, als es vielleicht ein anderer geweſen ſeyn würde, der nicht ſchon durch ein Wunder an den Fuß der chineſiſchen Mauer geführt worden wäre. Der falſche Derwiſch gab auf ihn Acht. Meine kleine Werkmeiſterin hat dir meinen Namen ausgeplaudert, ſagte er, aber ich hoffe, ich will dir Gelegenheit geben, Herr Schaſkar, daß du ihn in deinem Leben nicht vergeſſen ſollſt. Während unſer Mittagsmahl bereitet wird, muß ich dir einige Erläuterung über das verſchaffen, was von deinem Verhängniß dir beſtimmt iſt. Wenn du nicht ſelbſt den Gunſtbezeugungen des Glücks widerſtrebſt, die deiner harren, denn unglücklicher Weiſe iſt der Menſch immer Herr und Meiſter, ſich ſelbſt Hinderniſſe in den Weg zu legen, und ich habe welche gekannt, die das

Verhängniß, durch die Schwachheit mit der ſie ſich betrugen, Lügen geſtraft haben. Ich ſage dir zum voraus, daß du dich zu einigen Aufopferungen wirſt entſchließen müſſen. Der Thron von Groß-Katay iſt durch den Tod des Monarchen, welcher den Scepter führete und keinen männlichen Erben hinterließ, erledigt worden; in fünf Tagen will man zur Wahl eines neuen Regenten durch eine Ceremonie, und nach einem alten im Lande üblichen Herkommen, ſchreiten. Es wird nur von dir abhängen, König von Groß-Katay und Gemahl der ſchönſten Prinzeſſin des Erdbodens, der einzigen Tochter des leztverſtorbenen Königs, zu werden. Ihre Anmuth, ihre Reize, ihre Schönheit, ihre Tugenden übertreffen bey weitem alle die Schätze, die ihre Hand begleiten; es koſtet dich nur ein Wort, und alles iſt dein.

Man kann ſich denken, welche Wirkung eine ſolche Eröffnung auf meinen Vater machen mußte, der von Kindheit an mit lauter ehrgeizigen Gedanken genähret worden war, und ſich nun ihrem Ziele ſo nahe ſahe. Zwar war es ein Mann in Derwiſch-Kleidern, der ihm einen ſo glänzenden Antrag that, aber er hatte das kleine Stäbchen tanzen ſehen und Megonens Stimmchen gehört. „Herr Mograby ſagte er zu ſeinem Wirthe, ich habe dieſe beſchwerliche Reiſe nicht darum angetreten, um am Fuße der chineſiſchen Mauer, wie ein Narr ſtehen zu bleiben, und mich nicht in das zu fügen, was von mir verlangt werden könnte, vorausgeſetzt, daß es kein Bubenſtück iſt." — „Weit entfernt, antwortete der Mograby, daß das was ich von dir fordere, ein Bubenſtück ſeyn ſollte, iſt es vielmehr in gar mancher Rückſicht, wie du ſelbſt einſehen wirſt, eine tugendhafte Handlung, und ein leichtes Opfer, ſogar ein Zeichen deiner Dankbarkeit gegen den, der dir die wichtigſten Dienſte geleiſtet hat." — Als der Mograby dieß ſagte, erſchien ein Mohr in rieſenmäßiger Statur und prächtig gekleidet; er hielt eine ſilberne Keule in der Hand: „ihr Herren ſagte er, indem er ſich zu dem Herrn der Hütte und zu meinem Vater wandte, es iſt aufgetragen! Beyde ſtanden auf, um ihm zu folgen. Sie kamen in ein Zelt, das mit einem ſchönen großblumigen ſeidnen Stoffe überhangen war. Das Innere war noch weit zierlicher ausgeſchmückt; den Boden bedeckte ein grüner Teppich, und ihn kühlte eine natürliche Quelle an deren Rande das Zelt aufgeſchlagen ſtand. Es war ein kleiner Raum gelaſſen, um die Blumen nicht zu verdecken, welche das Ufer ſchmückten. Die Tafel war mehr mit Geſchmacke als Ueberfluſſe beſetzt; die Gerichte entzückten zu gleicher Zeit, Augen und Geruch. Die beyden Gäſte ſetzten ſich auf Soffas von einer Weichheit und Bequemlichkeit, über die nichts gieng, und auf ein Zeichen, welches der Mohr mit dem goldenen Halsbande, mit ſeiner ſilbernen Keule gab, erſchienen vier Sclaven, von welchen ſich zwey neben meinen Vater und die beyden übrigen neben den Herrn des Zeltes ſtellten. Das Gaſtmahl verſtrich unter angenehmen Geſprächen, und unter dem Lobe der guten Wahl der Schüſſeln die auf der Tafel ſtanden, und der Feinheit ihrer Zubereitung. Als der letzte Gang abgetragen war, ſagte der Mograby zu ſeinem Neger: „Illage Radaheh! wir befinden uns hier hübſch im Kühlen; wir wollen hier Mittagsruh halten; aber mein Gaſt und ich ſind auf der Reiſe; ein Bad würde uns Erholung ſeyn; laß eins zu rechte machen; und dieſen Abend ſorge dafür, daß das Abendeſſen beſſer ausfällt als das Mittagsmahl, das du uns gegeben haſt; benachrichtige auch Meginen, daß ich wünſchte, meinem Gaſte eine angenehme Geſellſchaft zu verſchaffen.“ Der Neger entfernte ſich; der Schlaf überwältigte meinen Vater, und er überließ ſich ihm auf ſeinem Soffa ohne Zeit zu haben, über das nachzudenken, was er geſehen, gethan und gehört hatte. Zwey

Stunden darauf weckte ihn ein Lärm; ſein Wirth war ſchon auf den Beinen; Herr Schaſkar, ſagte er, das Bad erwartet uns, wir werden nicht weit darnach zu gehen brauchen, denn es iſt gleich in dem anſtoßenden Gemache.“ Die Oefnung des Zelts, die nach dem Felde gieng, hatte ſich verſchloſſen, und es zeigte ſich ein anderer Eingang, durch welche man in ein Gemach trat, das mit Wachskerzen erleuchtet war, und worin zwey kleine marmorne Kübel ſtanden, in welchen zwey Löwenrachen, auf der einen Seite kaltes, auf der andern warmes Waſſer ſpieen. „Wir wollen hier unſere Kleider ablegen, ſagte der Mograby, und hinein ſteigen.“ Mein Vater folgte ſeinem Beyſpiele. Als beyde im Bade waren, kamen vier junge Mohrinnen ins Zimmer, welche Räucherpfannen mit Wohlgerüchen und Büchſen mit Salben trugen. Der Mograby und mein Vater verließen endlich das Bad. Die Mohrinnen waren verſchwunden, und vier weiße Verſchnittene, welche prächtige und geſchmackvolle Kleider in ihren Händen hielten, hatten ihre Stelle eingenommen. In dem Anzuge, welchen der falſche Derwiſch wählte, war er den Augen meines Vaters faſt ganz unkenntlich geworden, ſo viel Edles hatte ſeine Geſichtsbildung bekommen. Er ſchien ſehr bejahrt, aber ſein langer weißer

Bart gab ihm ein ehrwürdiges Anſehen. Er nahm eine ſehr zufriedene Miene an. „Ich ſchließe, ſagte er zu meinem Vater, aus deinem friſchen Ausſehen, daß das Bad dir wohl gethan hat; ich kann dir nicht ſagen, wie entzückt ich bin, daß die Wahl mich traf, dir dieſe kleinen Annehmlichkeiten zu verſchaffen; ich wünſchte nur, daß du noch größere Dienſtgefälligkeiten von mir verlangteſt. Wir treffen nicht alle Tage Glücksſternkinder an; es iſt für uns das gröſte Vergnügen, wenn wir zu ihrem Glücke beytragen können. Du mußt, fuhr er fort, jetzt friſche Luft ſchöpfen; die Promenade hier herum iſt nicht die angenehmſte, aber hinter dieſem Hügel iſt ein kleines Thal, wo dein Kameel graſet, und ein ziemlich ſanfter Raſenplan führt bis dahin. Man geht der Quelle nach, die uns hier mit Waſſer verſorgt; und kommt in das Thal; hier bietet die Ausſicht in eine beſchränkte Weite, eine ziemlich große Mannichfaltigkeit von Gegenſtänden dar, und Perſonen, die ein Lager im weichen Graſe nicht verſchmähen, finden hier ein bequemes Ruheplätzchen, und wenn ſie ſich nicht vor der Schwatzhaftigkeit der Vögel fürchten, einen Ort wo man ſich manches vertrauen kann.“

„Während er ſo meinem Vater den Spaziergang ſchilderte, auf welchen er ihn begierig machen wollte, kamen ſie unvermerkt dahin. Das Thal war nicht ſehr tief; ein hoher Felſen ſchloß es im Hintergrunde; ein Bach ſtürzte ſich in Waſſerfällen durch unförmliche Klumpen von rohen Marmorſtücken, welche die Zeit hier aufgethürmt zu haben ſchien. Einige darunter boten einen bequemen Sitzplatz. Zwiſchen beyden Wanderern begann nun ein Geſpräch, das der Mograby faſt ganz allein führte. Er nöthigte meinen Vater, die Annehmlichkeiten dieſer ſchönen Wildniß zu bewundern. „Du glaubſt nicht, ſagte er, wie ſehr ich euch Leute beklage, die ihr vom Schickſale zu Regierung großer Reiche auserſehen ſeyd; ihr entſaget gewiſſermaßen dem Genuſſe der Schönheiten der Natur und der Ruhe. Betrachte dieſe Einſamkeit, die vor der ganzen Welt verſteckt iſt; ſie hat meine Wünſche nicht wenig gereizt, ſeit ich in dieſem kleinen Kanton bin, um dich zu erwarten. Sie hat mich in meinem Vorhaben beſtärkt, dereinſt wieder zu ihr zurück zu kehren, und das Derwiſchkleid wirklich anzunehmen, unter welchem ich mich verborgen hatte, um dein Zutrauen zu gewinnen. Bin ich ſo glücklich, je dieſes Kleid wieder zu tragen, ſo will ich es gewiß in meinem Leben nicht wieder ablegen.

Siehe! dort auf jenem Plätzchen will ich mir meine kleine Hütte bauen; die Strahlen der Morgen-Sonne ſollen ſie gleich bey ihrem Aufgange begrüßen; jenes Gebüſch werde ich ein wenig aushauen, das mir den Platz zu feucht machen würde, und ſtatt ſeiner den Rand des Bachs mit mannichfaltigern und angenehmern Geſträuchen beſetzen! dort ſoll meine kleine Ziegenheerde weiden, und hier ſollen meine Bienenkörbe ſtehen; ſo werde ich ruhig unter meinen Büchern und im Schooße der ſchönen Natur leben, während daß Schmeicheley und Trug dich auf deinem Throne belagern werden. Es iſt meine Abſicht nicht, dir ein unangenehmes Bild von deinem künftigen Stande darzuſtellen, oder dir einen Widerwillen dafür einzuflößen; die Welt braucht Könige und Beherrſcher; du biſt gebohren, einer davon zu ſeyn; überdieß biſt du jung und mußt deine Schuld gegen die menſchliche Geſellſchaft gutwillig abtragen, aber, lieber Gaſtfreund, in dieſem Augenblicke macht die Liebe für mein eigenes Wohl, daß ich einen Blick auf mich ſelbſt thue. Ich arbeite ſchon ſo lange, und bin es ſatt, für Andere die Wunder zu verrichten, deren Zauber auf mich ſelbſt keine Wirkung mehr macht; ich wünſchte, mir würde erlaubt, auszuruhen zu dürfen!" — „Kannſt du dieſe Erlaubniß, ſagte mein Vater, die nicht bey dem übernatürlichen Weſen auswirken, über deren Macht du zu ſchalten und zu walten ſcheinſt?" — „O Schaſkar, erwiederte der Andere, du wirſt es noch ſelbſt erfahren, man erhält von ihnen alles nur durch Aufopferungen. Ich werde mich nicht eher in meine ſtille und ruhige Einſamkeit zurückziehn dürfen bis ich ein anderes Subjekt unterrichtet und gebildet habe, das eben ſo fähig iſt als ich, die Pflichten zu erfüllen, die mir obliegen. Um einer Sache von dieſer Wichtigkeit vorſtehen zu können, wird ein Kind erfordert, das, ſo zu ſagen von der Bruſt ſeiner Amme darauf vorbereitet worden iſt; es muß bis in die Jahre des mannbaren Alters in der gröſten Unſchuld erzogen, und durch alle mögliche körperliche Uebungen gewöhnt worden ſeyn, die Beſchwerlichkeiten aushalten zu können, denen eine Mannsperſon ausgeſezt iſt. Es muß durch Studium und Unterricht in allen Künſten, ſchon die Vorbereitung auf die Kentniſſe empfangen, welche es unter mir lernen ſoll; es muß ferner unter glücklichen Ausſichten gebohren ſeyn. Die Wahl des Blutes, aus welchem es entſpringen ſoll, iſt alſo nicht gleichgültig; das ſind ſchon lauter ſchwer zu erfüllende Bedingungen, aber die ſchwerſte von allen iſt ohnſtreitig die; es muß ein Königs Sohn ſeyn!"

Bey Endigung dieſer Worte ſtand der vorgebliche Einſiedler mit einem tiefen Seufzer auf, der ihm aus dem Innern des Herzens zu dringen ſchien: „wir werden uns über den Punkt wieder ſprechen, lieber Schaſkar!“ ſagte er zu meinem Vater, und nun bath er ihn, den Spaziergang in das Thal fortzuſetzen. Mein Vater glaubte blindlings alles, was der Mograby ihm geſagt hatte; denn er hielt ihn für einen Heiligen. Als ſie aus dem Thale wieder hinab giengen, um auf die kleine Ebene zu kommen, wo das Zelt ſtand, wurde es Nacht, und mein Vater bemerkte eine Gegend, die durch Illumination erleuchtet zu werden anfieng. Er bezeigte ſeine Verwunderung darüber. „Mein Bruder, ſagte ſein Gefährte, ſeit ich meinem Amte vorſtehe, habe ich gelernt, die Menſchen, mit welchen ich umgehen muß, jeden nach ſeinem Stande zu behandeln. Mache du hier den Anfang, dich an das zu gewöhnen, was dir in Zukunft begegnen und wiederfahren wird. In 14 Tagen wirſt du keinen Schritt thun können, ohne um dich her flüſtern zu hören: das iſt der König. Du wirſt nicht den Fuß in ein fremdes Hauß ſetzen dürfen, ohne daß man es nicht dir zu Ehren ſogleich erleuchtet und mit Wohlgerüchen erfüllt, und in deinem Palaſte ſelbſt wirſt du eben ſo wenig vom Ceremoniel verſchont bleiben. Ich will noch einem andern Gegenſtande des Erſtaunens zuvorzukommen ſuchen; du ſollſt heute Abend mit Frauenzimmern ſpeiſen. Größere Schönheiten trift man nicht in Georgien an, und ſie ſind aus dieſem Lande. Ein ſchönes Weib iſt etwas ſehr angenehmes; aber ich gehe mit ihnen um, wie mit Blumen, die ich auch ſehr liebe, aber ungepflückt ſtehen laſſe; auf dieſe Art fällt es ihnen unmöglich, meine Grundſätze in Verwirrung und Unordnung zu bringen.“ Während dieſes Geſprächs war es immer dunkler und dunkler geworden. Der Mohr mit dem goldenen Halsbande und der ſilbernen Keule, erſchien mit 20 Fackelträgern, die vor ihm her giengen, und ſagte: meine Herren, es iſt alles in Bereitſchaft. — „Sind die Damen ſchon da?“ fragte der gaſtfreye Bewirther meines Vaters. — „Sie ſitzen auf den Sofas antwortete Illage-Radahe; man unterhielt ſie mit Muſik.“ — „Ich miſche mich nicht in dieſe Dinge, ſprach der Mograby, meine kleine Megine beſorgt das alles; ſie kennt meine Leute und läßt es an nichts fehlen.“ Beyde kamen nun zu einem großen Pavillon, deſſen Pracht meinen Vater in Erſtaunen ſezte; die Tafel ſtand unter einem prächtigen Thronhimmel, auf einem erhabenen Auftritte; zwey große Sofas von unſchäzbaren

Reichthume ſtanden einander gegenüber, worauf zwey Damen von einander abgeſondert, auf jedem eine, ſaßen. Als ſie den Herrn des Zeltes kommen ſahen, ſtanden ſie auf, aber der Mograby eilte ihnen ſchnell entgegen: „meine Damen, ſagte er, ich ſtelle ihnen hier den Prinzen Schaſkar, einen meiner Freunde vor, deſſen Bekanntſchaft ihnen gewiß ſehr angenehm ſeyn wird; ſo glänzende Sterne wie Sie, ſind recht dazu geſchaffen, einen Perſer, und Günſtling der Sterne mit Wonne zu beglücken!“ Mein Vater verſicherte, daß dieſe Damen eben ſo ſchön, als prächtig geputzt geweſen wären. Sein Wirth bat ihn, ſich zu der einen zu ſetzen; während er ſelbſt Platz neben der andern nahm. Achtzehn Sklavinnen, alle wunderſchön, warteten bey Tiſche auf; ſieben und zwanzig ſtanden auf einer Art von Amphitheatern; ſie waren in drey Chöre abgetheilt und führten ein Concert auf, die Luft war von Wohlgerüchen ſchwanger, und noch vor Ende der Mahlzeit bedeckten Weine und Liqueurs im Ueberfluß die Tafel. Der Mograby bezeigte ſich voller Aufmerkſamkeit gegen ſeine Dame; mein Vater folgte ſeinem Beyſpiele; er ſuchte mit der ſeinigen ein Geſpräch anzufangen, aber er konnte nichts als einzelne Sylben von ihr herausbringen, dagegen waren ihre Blicke deſto läſterner und anlockender; ſie trank und reizte meinen Vater gleichfalls zu trinken. Mein Vater vermogte nicht ſich zu erinnern, was noch weiter an dieſem Abende vorgegangen ſey; der Kopf war ihm von den mancherley griechiſchen und perſiſchen Weinen, die er getrunken hatte, ganz betäubt, und ſchwindlich geworden; er erwachte erſt den Tag darauf und ziemlich ſpat, und fand ſich auf dem Sofa liegend, auf welchem er in ſo prächtiger Geſellſchaft geſpeiſt hatte; ſein Wirth lag ihm gegenüber und ſchien gleichfalls noch zu ſchlafen. Mein Vater ſchlich ſich ganz leiſe hinaus, um friſche Luft zu ſchöpfen, aber der Mograby fand ſich bald bey ihm ein. „Junger Mann, ſagte er, du weißt dich mit Frauenzimmern mäßig zu betragen, und du wirſt ein würdiger Gemahl der ſchönen Prinzeſſin von Katay werden. Ich muß dir bekennen, daß ich dich nur auf die Probe ſtellen wollte; aber werde deswegen nicht unwillig auf mich, meine Schuldigkeit brachte es ſo mit ſich. Wir wollen denſelben Spatziergang mit einander machen, den wir geſtern gemacht haben, und an meinem lieben heimlichen Plätzchen überlegen, was weiter anzufangen iſt.“

Meinem Vater war der Kopf noch von den Dünſten des geſtrigen Abendſchmauſes ſchwer und der Spatziergang war ganz nach ſeinem Wunſche. Beyde ſetzten ſich wieder bey der Kaſkade und auf derſelben Stelle nieder, wo ſie geſtern geſeſſen hatten, und erſt hier ſieng der Mograby die entſcheidende Unterredung an. „¿Schaſkar, ſagte er, willſt du dich nicht auf den Weg nach Katay machen? Du weißt, daß in fünf Tagen zur Wahl geſchritten wird.“ — „Erlaube mir, dir vorzuſtellen, entgegnete mein Vater, daß ich weder weiß, wie ich durch die Mauer kommen ſoll, noch wie viel Tagereiſen ich von der Hauptſtadt Katay noch entfernt bin, noch wie ichs anfangen muß, um mich wählen zu laſſen, da ich gänzlich fremd bin und alle Großen des Reichs meine Mitwerber ſeyn werden.“ — Die Paſſage der Mauer, erwiederte der Mograby, iſt auf Schleifwegen, die mir bekannt ſind, etwa 50 Stunden von hier entfernt; von da kannſt du ohngefähr in 14 Tagen die Hauptſtadt deines Königreichs, auf einem guten Kameele erreichen. Unter deinen Mitwerbern um die Krone werden ſich ſogar Königs-Söhne befinden. Aber wenn du mir in einer gewiſſen Sache, die ich mir von dir ausbitten will, dein Wort geben wirſt, ſo ſollſt du morgen ſchon auf dem Platze ſeyn, wo die Wahl vor ſich geht, und morgen ſchon in einem Pallaſte wohnen, der an dieſem Platze liegt, und dich drey Tage darauf mitten unter deinen Rivalen befinden; und wenn du dich nicht vor ihnen allen auf das auffallendſte ausgezeichnet findeſt, ſo ſage, daß ich nicht der Mograby bin, und behandele mich wie deinen Sklaven; ich ſchwöre es dir bey dem Herrn der Geiſter, dem alle irrdiſche Mächte unterthan ſind! Gelingt es mir nun, wie ich gewiß hoffe, dich auf den Thron zu heben, und dir zum Gemahl die ſchönſte Prinzeſſin des ganzen Erdbodens zu verſchaffen, ſo bedinge ich mir dafür das erſte männliche Kind, was dir von dieſer Prinzeſſin gebohren werden wird. Ich habe dir geſtern an dieſer Stelle meine Bewegungsgründe entdeckt, warum ich ein ſolches Kind zu haben wünſche, und du mußt mir bey deinem fürſtlichen Worte und beym Mohamed ſchwören, daß du dein Verſprechen halten willſt!“

Mein Vater, dem, wie ich ſchon geſagt habe, der Kopf noch ganz betäubt von dem geſtrigen Schmauſe war; der ſich durch die künſtlichen Reden als Mograby ganz hatte hinreiſſen laſſen, und dem überdieß von Kindheit an eine groſſe Ehrfurcht vor der Sterndeuterkunſt anklebte, deren Leitung er ſich jetzt übergeben glaubte, und die er mit der Magie verwechſelte; der vielleicht auch von dem Wunſche zu herrſchen und dem Durſte nach dem Throne begeiſtert wurde, von dem man ihm unaufhörlich vorgeſagt hatte, — kurz mein Vater that den Schwur, den man von ihm verlangte.

Des Mograby's Augen funkelten vor Freude. „Umarme mich, ſagte er, Monarch des großen Reichs Katay!“ „Hierauf wendete er ſich gegen das Thal, das ſie verlieſſen, und redete es an: „¿So werde ich dich alſo einmal wieder ſehen, Lieblingsplätzchen meiner Seele? aber dann will ich mich auch nie wieder von dir trennen!“ — Indem er dieſe Ausrufung endigte, erſchien der Mohr und meldete, daß das Frühſtück fertig ſey. „Recht gut Illage-Radaheh, ſagte der Zauberer, aber überlaß die Sorge der Aufwartung heute Meginen, und reiſe du nach Nantaka; beſprich dort einen Pallaſt in der Nachbarſchaft des Wahlplatzes, kaufe ihn im Nothfalle, wenn du ihn nicht zur Miethe bekommen kanſt, und erwarte uns dieſen Abend daſelbſt. — Sogleich verſchwand Illage-Radaheh. Die beyden Reiſenden ſezten ſich zum Frühſtücke, und lieſſen es ſich wohl ſchmecken. ¿„Wie findeſt du den Soffa, auf welchem du ſizeſt?“ — fragte der Mograby. „Vortreflich! antwortete mein Vater.“ — „Ich habe Luſt, ſagte der Zauberer, ihn zu unſerm Reiſewagen zu machen; wir werden uns recht bequem darauf befinden.“ Wie er das ſagte, ſezte er ſich verbey meinen Vater, zog das kleine Stäbchen hervor, lies es auf ſeinen Fingerſpitzen tanzen, und rief: „Hurtig, Megine, laß anſpannen und tummele dich!“ — Einen Augenblick darauf fuhr der Soſſa mit den beyden Reiſenden zum Zelte hinaus, und erhob ſich hoch über der Mauer in die Luft. Mein Vater ſchlief ein, und erwächte erſt von einem hellen Gelächter, das ſein Beſchützer aufſchlug. — „¿Wo biſt du, fragte ihn dieſer?“ — Mein Vater ſperrte die Augen auf und erblickte ſich in einem ſchönen Zimmer, das ihm aber ganz unbekannt war — „Stecke den Kopf aus Fenſter, und verſuche, ob du errathen kanſt, wo du biſt?“ — Mein Vater gehorchte und wurde bey dem hellen Mondſcheine, (denn es war jetzt Nacht,) einen großen öffentlichen Platz und eine Menge Volks gewahr, das der Abendkühle unter den Bäumen genoß. — „Du biſt bey dir, Schaſkar; ſprach ſein Führer; dieſer Pallaſt, wo du wohnſt, iſt bezahlt, und dieß iſt der große Platz deiner Hauptſtadt. Wenn es jemanden gelüſten ſollte, einen Strich durch deine Wahl machen zu wollen, ſo verlaß dich wegen ſeiner Züchtigung ganz auf mich; jetzt wird aufgetragen werden, wir wollen zu Abend eſſen und morgen früh will ich ausgehen und ſehen, wie es hier ſteht.“

Den andern Morgen befand ſich mein Vater ganz allein, und vertrieb ſich die Zeit damit, aus einem Fenſter des Pallaſtes das Volk und ſeine Sitten und Gebräuche zu beobachten, die für ihn ganz neu waren. Weil er allein war und den Kopf voll hatte, ſo aß er ſehr wenig und erwartete mit einer Art von Ungedult die Zurückkunft ſeines Beſchützers. Endlich erſchien dieſer. Der Mograby ſtellte ſich, als ob er ſehr ermattet und müde wäre. „Man erfährt nichts ohne Mühe! ſagte er; ach! wie viel Mittel und Triebfedern, Kabale, Geiz und Heucheley in Bewegung ſetzen! Es iſt alles auf das beſte eingefädelt. Morgen werden dem Dago und ſeinem Sohne dem Bil-il-ſaman, die feyerlichen Opfer gebracht, und übermorgen wird der Flug des Vogels um Rath gefragt: er wird über dem Haupte des Großweſiers verweilen, und dieſer wird König ſeyn. — „¿ Und was iſt das für ein Vogel? fragte mein Vater.“ — „Es iſt, gab der Mograby zur Antwort, ein Ter-il-bas *), den die Prieſter des Dago, ſeit dem Tode des letzten Königs wild zu machen ſich bemühen. Man hat heimlich ſeinem Kameraden, den das Landvolk vor einigen Tagen mit großer Feyerlichkeit überbracht

---

*) Eine Pfauen Art.

bracht hat, den Hals umgedreht, weil er nicht die erfoderlichen Talente beſaß. Die Pflicht dieſer guten Landleute iſt, Nacht und Tag das Thier, das ſie gebracht haben, zu bewachen: Das Volk verläßt ſich auf ihre Ehrlichkeit, und hat Recht, denn ſie wachen, ſo gut ſie können; aber ſie haben einen Fehler, ſie merken es nicht daß man ſie betrinkt. Doch ich will den Dago und Bil rächen und dieſe Kabale zu Schanden machen, ſo wahr ich der Mograby bin! Morgen Prinz, fuhr er fort, verfüge dich in den Tempel, denn man muß dich wo, und vorzüglich an dieſem Orte geſehen haben. Der Dago darf nicht beſchuldigt werden können, daß er einen Mann gewählt hätte, dem er unbekannt wäre. Du wirſt dort Prinzen aus Korea, Tunkin, und Cochinchina antreffen, und demungeachtet wirſt du bemerket werden. Illage-Radaheh wird davor ſorgen, daß du anſtändig gekleidet erſcheinſt, und ein deinem Range angemeſſenes Gefolg haſt; was mich anbetrift, ich habe mit den Ceremonien nichts zu ſchaffen, und werde dir anderswo nüzlich ſeyn."

Den Tag darauf begab ſich mein Vater in den Tempel des Dago, um in jedem Stücke dem Rathe ſeines Beſchützers nachzuleben. Er wurde wirklich gewahr, daß vieler Augen auf ihn gerichtet waren; die Prieſter ſchienen nichts zu unterlaſſen, um die Gottheit zu erweichen. Man opferte Rinder, Kühe, Schaafe, Tauben, Sperlinge; jede Klaſſe des Volks wurde durch ihr Opfer vorgeſtellt. Wenn man die gottesfürchtige Ergebung der Opferprieſter ſahe und die Gebete hörte, welche das Chor zu Dago und zu Bil-il-ſaman ſchickte, ſo hätte man ſchwören ſollen, daß ſie im Ernſt die Wahl des Monarchen, der morgen gekrönt werden ſollte, ganz allein von dieſen Götzen erwartet hätten. Das Volk übrigens war feſt davon überzeugt, aber mein Vater, der die wahren Bewegungsgründe von dem allen, kannte, und dawider eingenommen war, entfernte ſich voll böſer Laune über ſo viel Heucheley; ſein treuer Rathgeber ſtellte ſich bald ein. „Du haſt geſehen, ſagte er, was vorgeht; morgen ſollen alle dieſe Opferer nicht wenig in Verlegenheit gerathen, wenn ſie ſehen, daß ihr Vogel alles, was ſie ihn gelehrt haben, vergeſſen hat. Sey nur ſtandhaft Prinz, und beunruhige dich über nichts, was dir zuſtoßen könnte; ich werde dir immer zur Seite ſtehn, um die Streiche deines Gegners von dir abzuwenden, und auf jeden Fall wirſt du auch die kleine Regine zum Beyſtande haben.“

Endlich kam der Augenblick, wo die Wahl vor ſich gehen ſollte. Mitten auf dem großen Platze von Nantaka war ein hoher Altar aufgerichtet, rings herum waren Stufen zum Sitzen angebracht, welche ohngefähr 1000 Perſonen faſſen konten; ſie bildeten einen Kreis, welcher aus verſchiedenen Reihen hintereinander beſtand. Der Großweßir und alle Staatsbeamte nach ihm, die Prinzen, die Emirs und die vornehmſten Perſonen des Reichs, nahmen die nächſten Plätze beym Altare ein. Die Opferprieſter ſtanden und waren mit den Verrichtungen ihres Amts beſchäftigt. Der Ter-il-bas, in einem vergoldeten mit Blumenguirlanden behangenen Käfige, und von dem Landvolke bewacht, das ihn nach der Stadt gebracht hatte, erwartete den Augenblick, wo man ihm den Käfig öfnen würde. Man räucherte ſo ſtark, daß die Luft faſt davon verfinſtert wurde. Plötzlich verkündigte das Schmettern der geweihten Trompeten daß der Dago und Bil zur Wahl des neuen Regenten ſchreiten wollten. Der Hoheprieſter näherte ſich dem Käfige, um die Thüre dem Ter-il-bas, von dem man in dieſem Augenblicke glaubt, daß er inſpirirt ſey, zu öfnen. Kaum ſahe der Vogel die Thür halb offen, ſo bahnt er ſich ſelbſt mit Gewalt einen Ausgang, flog dem Hohenprieſter ins Geſicht, hackte ihn mit dem Schnabel, ſchlug ihn mit ſeinen Fittigen, und ſtieg in die Luft empor. Er ließ ſich wieder herab, begonn einen Kreisflug und ſchwebte ganz nahe über den Häuptern der Perſonen weg, welche auf den erſten Sitzen ſaßen. Wenn man ihn ſo auf und nieder fliegen ſahe, ſo war es als ob er mit ſich zu Rathe gieng, und eine Auswahl treffen wollte. Endlich entfernte er ſich von den erſten Sitzen und ſetzte daſſelbe Spiel bey den übrigen, und bis zur allerhinterſten Reihe fort. Er ſchien was zu ſuchen, und das nicht zu finden, was er ſuchte. Das Volk war in Bewunderung und Erſtaunen verlohren, als es die Emſigkeit und Geſchäftigkeit des Ter-il-das erblickte. Die Prieſter hingegen geriethen in die äuſſerſte Verlegenheit. Der Hoheprieſter und der Großweſir konnten auf ihren Sitzen ihre Unruhe und Beſtürzung nicht bergen. Von Zeit zu Zeit ſtanden ſie auf, und machten ſich einander Zeichen, um ſich ihr Erſtaunen und Schrecken zu erkennen zu geben. Mein Vater ſtand hinter den Sitzreihen; der Ter-il-das kreiſete von Zeit zu Zeit, in einer gewiſſen Höhe, um ſein Haupt. Einige junge Prieſter, welche vom Altare weggegangen waren, um dem Vogel zu folgen und ſeine Bewegungen zu beobachten, gaben ſich alle Mühe um den Ter-il-das von meinem Vater wegzuſcheuchen und ihn zu zwingen, ſich in die Nähe des Altars zu begeben, aber er gehorchte allen ihren Zeichen und Winken nicht, ſondern ſchien plötzlich ſeinen Entſchluß zu faſſen, und ſezte ſich auf den Kopf, um welchen er ſo lange im Kreiſe geflogen war. Hier breitete er ſeine Flügel aus, und ſchlug ein Rad mit ſeinem Schweife. Das Volk rief! Wunder! Wunder! aber die Prieſter und Weßire ſchrien über Entheiligung. Die Arme der Altardiener bewegten ſich aus allen Kräften, den Vogel von meines Vaters Haupte wegzubringen; allein er hielt ſich feſt angeklammert. Endlich riß man meinem Vater den Turban vom Kopfe; und nun mußte ihn der Vogel zwar los laſſen, doch er ſchwung ſich wieder in die Höhe, und nahm von neuen ſeinen Platz auf meines Vaters bloßem Haupte. Zwanzig Arme fuhren auf ihn los, um ihn fortzujagen, aber das Volk ſchrie: „Das iſt der König, den der große Dago uns gegeben hat.“ — „Nein das iſt nicht wahr! nicht wahr!“ riefen die Prieſter und die Diener des Altars, die ſich unter die Menge gemiſcht hatten. Einer von ihnen näherte ſich meinem Vater, und ſagte zu ihm: „man kennt dich nicht; aus welcher Gegend von China biſt du?“ — „Ich bin nicht aus China, antwortete mein Vater, ich bin ein Perſer.“ — „Ein Perſer! ein Perſer!“ riefen 10 oder 12 Stimmen zugleich, macht das unter dem Volke bekannt; Dago hat keinen Fremdling zu unſerm Könige wählen können; es geht hier nicht mit rechten Dingen zu!“ — Der Vogel war unterdeſſen verſchwunden; mein Vater hatte ſeinen Turban wieder aufgehoben, und man ſieng an, ſich um ihn zu verſammeln; plötzlich ſtand der Mograby neben ihm. — „Komm, wir wollen in deinen Palaſt gehen; ſagte er zu ihm; es giebt hier einige Köpfe, die anfangen warm zu werden; du biſt vom Dago und ſeinem Sohne Bil augenſcheinlich erwählt worden, und beym Dago und ſeinem Sohne! du ſollſt König werden, oder ich bin nicht der Mograby! Ich will dieſe Leute lehren, wem man ſich ausſetzt, wenn man den Namen der Götter zu Beſchönigung ſeines Betrugs mißbrauchen will, und dem deutlichen und offenbaren Willen derer widerſtrebt, in deren Dienſte man ſteht; dieſe Prieſter ſind alle falſch, betrügeriſch, geizig, heuchleriſch und ungehorſam; ſie ſind dem erſten beſten Ehrgeizigen feil; aber ich will durch ihren Handel und Wandel einen Quer-Strich machen; und du, lieber König, denn das biſt du, laß dich nichts anfechten, was dir begegnen kann; ſey verſichert, daß alles zur gröſten Beſchämung deiner Feinde ausſchlagen ſoll.“ — Mein Vater blieb heute in ſeinem Palaſte, aber er bemerkte den ganzen Tag über verſchiedene Perſonen die das Ausſehen hatten, als ob ſie um ſeine Wohnung auf der Lauer ſtünden. Den andern Morgen war er noch keine zwey Stunden aufgeſtanden, als er einen Trupp Bewafneter ſeinen Palaſt umzingeln ſah; ein Oberhaupt der Juſtiz kam auf ſein Zimmer und redete ihn mit einer Donnerſtimme an: „Elender Fremdling! Verruchter Hexenmeiſter! Schändlicher Gottesläſterer! ich will dich in einen Kerker werfen laſſen, wo man dir bald durch die Folter das Geſtändniß deiner Bubenſtücke und Laſterthaten auspreſſen wird!“ Alsbald ergriff man meinen Vater und ſchleppte ihn ins Gefängniß. Die Veranlaſſung zu dieſer Gewaltthätigkeit, war der Umſtand, daß die Prieſter, als ſie ſich zur gewöhnlichen Stunde in den Tempel begaben, die Götzenbilder des Dago und des Bil-il-Sanam von ihren Plätzen geſtürzt und in Stücken zerſchlagen fanden. Voll Entſetzen eilten ſie zum Großweßir und meldeten den Vorfall. Dieſer Miniſter verſammelte ſogleich den Divan. Der Hoheprieſter ſtattete ihm Bericht von dieſer Entheiligung ab, und alle Stimmen gaben einhellig dieſes Verbrechen dem Perſer ſchuld, deſſen Zauberkünſte den Flug des Ter-il-Bas irre gemacht hätten, und der ſich durch Hülſe der Magie in den Tempel geſchlichen, um durch eine neue und himmelſchreyende Gottloſigkeit ſeinen übrigen Schandthaten das Siegel aufzudrücken.

Es wurde auf der Stelle Rath gepflogen und beſchloſſen, den Fremdling ins Gefängniß zu ſetzen. Der Großweßir begab ſich in ſein Zimmer, um ein Urtheil ausfertigen zu laſſen, und zu unterzeichnen, wodurch er verdammt wurde, den Tag darauf lebendig verbrannt zu werden. Er ſetzte ſich auf ſeinen Staats-Sofa und befahl, daß man ihm ſeine Pfeife bringen ſollte, welche eine kleine emallirte Schlange vorſtellte, die ſich in Schneewaſſer badete, das in einem prächtigen Gefäß von Bergkryſtall befindlich war; eben als er rauchen wollte, überreichte ihm einer von den Thürhütern ſeine Feder und ſein Schreibzeug, um das Todesurtheil zu unterſchreiben, welches den fremden Zauberer zum Feuer verdammte; er tauchte die Feder recht tief ein, um ſie recht voll zu bekommen und unterſchrieb; aber die Züge, ſtatt ſchwarz zu ſeyn, erſchienen alle hochroth. Schrecken überfiel ihn, er ſtieß ſein Tintenfaß um, das mit Hünerblut angefüllt war; und beſchüttete damit das Todesurtheil und ſeinen Aermel. „¡O Himmel, rief er, das iſt wieder ein neuer Streich von dem vermaledeyten Perſer! ¿Was wird noch daraus werden?“ Er gieng weg, um ein anderes Kleid anzuziehen.

Der Thürhüter blieb voll Erſtaunen mit dem Papier und Schreibzeuge in der Hand ſtehen, und hatte das Geſicht nach der Thüre des Zimmers gewendet, wo der Weßir hinein gegangen war. Dieſer kam einen Augenblick darauf wieder heraus, um ſeine Pfeiſe auszurauchen, wozu ihm troz ſeiner Unruhe, die Macht der Gewohnheit trieb, aber der Tiſch von Sandelholz mit Saphiren und Smaragden ausgelegt, der Pokal von Bergkryſtall, und die kleine Schlange, waren verſchwunden. Der Thürhüter ſtand noch in ſeiner vorigen Stellung da, mit dem Schreibzeuge und blutigen Papier in der Hand. „¿Was willſt du damit machen? ſagte der Weßir; wirf den Unrath ins Feuer" — Der Thürhüter war im Begriffe wegzugehen; „warte, rief ihm der Miniſter nach, ¿wo iſt mein Tiſch und meine Pfeiſe?" — „Ich weiß es nicht, antwortete der Thürhüter; aber ich ſehe auch den Baldachin, den Sofa und ſeinen Fußſchemmel nicht mehr. Geſtrenger Herr, hier muß jemand ſeyn, der ſich das Vergnügen macht, bey dir auszuräumen: was mich betrift, ich zittere für Schrekken wie Eſpenlaub!" — „¡O Dago, o Bil! ſchrie der Weßir, was geht mit uns vor! Ich will mich auf mein Bette werfen; melde den Mitgliedern des Divans, daß ſie ſich morgen bey Zeiten hier einſtellen. Der Hoheprieſter und die vier Häupter der Geiſtlichkeit ſollen ſich ebenfalls dabey einfinden; wir ſind in einer ganz ungewöhnlichen und vielleicht äußerſt kritiſchen Lage.“

Während der Großweßir ſich ſo abängſtigte, genoß mein Vater auf Koſten des Miniſters alle mögliche Bequemlichkeiten. Man hatte ihn auf halb verfaultes Stroh, in ein Kerkerloch geworfen, das in einer Ecke des Gefängnißhofes angebracht und von allen übrigen abgeſondert war. Ein Sklave des Kerkermeiſters ließ ihm auf einem halb vermoderten Klotze, der zum Tiſche diente, einen irdenen Krug mit Waſſer, und ein Stück ſchimmliges Brod zurück; aber nicht einmal die Augen des Gefangenen wurden durch dieſen traurigen Anblick gekränkt, denn mein Vater war wie ſchlaftrunken, als er in das Gefängniß geſchleppt wurde, und ſchlief ein, ſobald er auf dem Stroh lag; bey ſeinem Erwachen ſaß er weich und bequem auf dem Staats-Sofa des Großweßirs, ſeine Arme ruhten auf zwey Eyderdunen-Kiſſen, ein prächtig geſtickter Thronhimmel beſchattete ſein Haupt, und ſeine Füße lagen auf einem Schemmel, den ein koſtbarer Teppich bedeckte; vor ihm befand ſich die Pfeiffe, auf dem mit Saphiren ausgelegten Tiſche; eine goldene, Wohlgerüche verbreitende Rauchpfanne ſtand darneben, nebſt ihren kleinen Zangen, und eine kleine Chineſiſche Pagode, ungefehr 8 Zoll groß machte dazu den Pendant aus. „¿Prinz, redete ihn die kleine Pagode mit einem Stimmchen an, deſſen Silberklang meinem Vater bekannt vorkam, kennſt du mich nicht? Ich bin Meginna, die kleine Magd des Mograby deines Wohlthäters; man hat dich ins Gefängniß geſetzt, und mein Herr hat mich hierher geſchickt, um dich zu tröſten und deinen Kerker auf Koſten des Großweßirs, deines ärgſten Feindes, auszuſchmükken; rauche aus ſeiner Pfeife; hier iſt ſie; ſie iſt mit dem köſtlichſten Opium gefüllt; welches die Braminen am Ufer des Ganges bereiten. Der Weßir bedient ſich deſſelben, um ſich angenehme Träume zu verſchaffen, aber jezt hat mein Herr die Mühe auf ſich genommen, ihn träumen zu laſſen. Du ſitzeſt auf ſeinem Staats-Sofa, und um dir die Zeit zu vertreiben, biete ich dir die Wahl unter allem an, was er beſitzt, ſelbſt ſeine Weiber mit eingeſchloſſen.“ Mein Vater dankte der Pagode; „dein Herr, ſagte er, beſtimmt mir eine liebenswürdige Gemahlin, der ich mein Herz ſchon ſchenkte, und ich mag keine andern Weiber haben; ¿aber entdecke mir, was man mir Schuld giebt, und warum man mich ins Gefängniß geſetzt hat?“ — „Mein Herr, ant-

wor

wortete die Pagode, hat, um deine Feinde zu erſchrecken, die Götzen des Landes umgeworfen und zerſchlagen, und man ſchreibt dieſes der Wirkung deiner Zaubereyen zu. ¡Siehe, wie gut man hier iſt! morgen würdeſt du verbrannt, wenn mein Herr nicht ein Einſehen darein hätte. ¡Erinnere dich deſſen, wenn du König ſeyn wirſt! Doch alles Böſe, was ſie dir anthun können, ſchränkt ſich blos auf dieſe Gefangenſchaft ein; aber du wirſt hier an nichts Mangel leiden, weil ich ganz zu deinem Befehle bin. Deine Gefangenſchaft wird auch nicht lange dauern, denn noch dieſen Abend verlaſſen wir dieſen Kerker und kehren in deinen Palaſt zurück.“

Dieſe Rede der kleinen Pagode beruhigte meinen Vater gänzlich; er wollte noch einige Fragen an ſie wegen des Mograby thun. — „Herr, gab ſie zur Antwort, ich habe Befehl, dir in allem gefällig zu ſeyn, aber ich bin ſo jung, daß du meinen Herrn beſſer kennen mußt als ich; ich kann dir nichts von ihm ſagen. ¿Kann man wohl ernſtliche Fragen an ein Püppchen, wie mich thun? Man hat mich meinem Herrn geſchenkt, ich diene ihm von ganzem Herzen; und er behandelt mich gütig: das iſt alles, was ich weiß.“

Mein Vater glaubte wider ſeinen Willen daß die Pagode ein ärgerer Schalk wäre, als ſie ſcheinen wollte; der Mograby wurde ihm nach allen den Geſtalten, die er angenommen hatte ein wenig verdächtig; aber er hatte nur noch einen Schritt zu thun, um den Thron zu beſteigen, und ſich im Beſitze der ſchönſten Prinzeſſin der Welt zu ſehen. ¡Welche Verſuchung für den achtzehnjährigen Sohn eines Barbiers! Ich erinnere mich, wie er meinem Großvater den kleinen Kampf erzählte, der damals in ihm vorgieng. Er brach die Unterredung mit der Pagode ab und verlangte zu eſſen, um ſich zu zerſtreuen, und als es Nacht wurde, ſagte die Pagode zu ihm: „¡ſetze mich auf deine Hand, wünſche dich in deinen Palaſt, und alsbald werden wir dort ſeyn!“ — Mein Vater thats und fühlte ſich aus dem Kerker und in ſein Bett getragen, wo er in einen tiefen Schlaf verfiel. Er lag noch zu Mittag darinnen, als der Mograby zu ſeinem Haupte trat.

„Ich komme, ſagte er, dir Bericht abzuſtatten, was im Divan vorgegangen und beſchloſſen worden iſt. Als der Großweſir dahin kam, war alles in der größten Verwirrung und Beſtürzung. Der Kerkermeiſter deines Gefängniſſes meldete zwey höchſt ſonderbare

Vorfälle, die er durch eine Menge Augenzeugen bewieß. Den Morgen, als er ſelbſt dich viſitiren und dir Brod und friſches Waſſer bringen wollte, ſuchte er vergebens deinen Kerker; er fand ſtatt ſeiner einen alten offenen Pferdeſtall, wo 30 Menſchen, als ſo viel Eſel, mit den Halftern an die Raufe gebunden waren und mit ihrem Anführer an der Spitze, auf einer ſchlechten Streu ſchliefen. Der Kerkermeiſter war gezwungen, zu den ausſerordentlichſten Mitteln ſeine Zuflucht zu nehmen; um ſie aus dem Schlafe zu wecken, und weil er die Halftern weder aufbinden noch zerreißen konnte, ſo muſte er ſie in Stücken ſchneiden. Wie die Eſel wieder auf ihren Beinen ſtanden, fand ſichs, daß es die Wache war, welche man abgeſchickt hatte, um Beſitz von deinem Palaſte zu nehmen, und welche mit langer Naſe und leeren Händen und ganz wider ihren Willen, ohne zu wiſſen wie, daraus hatte abziehen müſſen. „¡Die Leute ſind verrückt! riefen einige Mitglieder des Divans; ſie lügen! riefen andere; ¿wie iſt es wahrſcheinlich, ſagte der Hoheprieſter zum Großweßir, daß man einen Kerker geſtohlen haben könne? ¿Hat man je in ſeinem Leben von einem geſtohlenen Gefängniſſe gehört? Und zwar einem Gefängniſſe, deſſen Mauern 10 Fuß in der Dicke hielten?" — „Hat man doch, ſprach der Großweßir, mir meine Pfeiſe vor der Naſe weg praktizirt, auch meinen ausgelegten Tiſch, meinen Sofa, meinen Fußſchemmel, meinen Thronhimmel und die zwey ſchönſten Kopfkiſſen von Eyderdunen, die in ganz China anzutreffen waren!" — „Warum läſſeſt du deine Sklaven nicht ans Kreuz ſchlagen, wenn ſie dich beſtehlen, gab der Hoheprieſter zur Antwort?" — „Da würde ich eine große Ungerechtigkeit begehen, erwiederte der Großweßir, wenn ich meinen Sklaven die Streiche entgelten laſſen wollte, die uns hier ein boshafter Hexenmeiſter ſpielt. Du, ehrwürdiger Oberprieſter, glaubſt zwar nicht an die Wirkung der Magie, und du ſchreibſt alle dieſe außerordentlichen Ereigniſſe, Geheimniſſen von der Art der deinigen zu; aber ich verſichere dich, daß derſelbe Perſer, der deinen Ter-il-Bas irre machte, deine metallenen Götzenbilder umwarf, und deine ganze Wache von einem Ende der Stadt ans andere, und aus einem Palaſte in einen Stall verſetzte, auch das Gefängniß geſtohlen hat, wie er mir meine Pfeiſe ſtahl. Du ſuchſt was darinne, nicht leichtgläubig zu ſeyn, aber ich halte es für ein Unglück, ſonderlich in dieſem Augenblicke, wo ein verſchmitzter Böſewicht uns verfolgt, und wo er, vielleicht in dieſem Augenblicke beſchäftigt iſt, nachdem er unſere Soldaten wie Eſel an Halſtern

tern gelegt hat, uns ſelbſt Maulkörbe anzumachen.“ — „Aber was iſt anzufangen? antwortete der Hoheprieſter, deſſen Unglaube etwas wankend wurde.“ — „Wir wollen in unſern Archiven nachſchlagen, antwortete der Großweßir, vielleicht finden wir da Auskunft. Vor Alters wurde dieſes Reich ſchon von einem Zauberer geplagt, und man nahm ſeine Zuflucht zu gewiſſen Zeremonien, deren Beſchreibung in unſerm oder eurem Archive aufbewahrt ſeyn muß. Ich bin überzeugt, daß bey dem, was vorgegangen iſt, nichts Göttliches im Spiele ſeyn konnte, denn eine Gottheit würde ſich nicht damit abgegeben haben, eine Pfeife ſtehlen zu laſſen; ein gottloſer Zauberer hingegen, vergreift ſich eher an den Göttern, die in den Tempeln verehrt werden. Und das iſt meine Meinung.“

„Der Hoheprieſter war gezwungen, den Gründen des Weßirs nachzugeben, und verſprach, den Prieſtern aufzutragen, alsbald die Nachſuchung in ihren Archiven vorzunehmen. Beyde theilten ihre angeſtellten Betrachtungen den drey andern Weßiren, und hierauf dem Divan mit, welcher nun aus einander gieng.“

„Dieß, lieber König, iſt der Vertheidigungsplan deiner Feinde; ich halte ihn aber nicht für gefährlich und er wird zunichte werden, ehe ſie noch die Mittel zu ſeiner Ausführung zu Stande haben. Wundere dich nicht, wenn ich dieſen Abend dich verlaſſe, denn ich werde dieſe ganze Nacht für dich ſtreiten.“ Der Mograby hielt Wort. Kaum hatten die vier Weßire ſich zu Bette gelegt, ſo ließ er ſie durch die Geiſter, die ſeinem Stäbchen gehorchten, auf die höchſte Spitze des Kaukaſus verſetzen. Hier waren ſie, ganz nackend an Pfähle, und einander gegen über gebunden; ein düſterer Schein erleuchtete ihre Geſichter, und machte, daß ſie ſich einander ganz bleichgelb vorkamen, wenn auch die Martern die ihrer warteten, ihnen nicht dieſe Farbe bald ſelbſt gegeben hätten. Ein Mark und Bein durchſchneidender Wind, der alle Eisſchauer des Nordens mit ſich führte, weckte ſie jezt plötzlich. Bezauberung ſchützte ſie vor dem Tode, aber ließ ihnen zugleich Gefühl für alle ſeine Beängſtigungen. Plötzlich zeigte ſich der Mograby mitten unter ihnen in einer glänzen Geſtalt: „¿ kennt ihr mich unglückliche Verbrecher? Ich bin Bil-il-Sanam, der Sohn eures Gottes Dago: du wollteſt König werden, redete er den Großweßir an, deine habſüchtigen Kollegen hätten dann mit dir Anſehen und die Schätze deines Vorfahren getheilt. Ihr habt den König ausgeſchlagen, den wir gewählt hatten und ich habe mein Bild und das Bild meines Vaters umgeſtürzt, weil wir nicht länger unter einem Volke weilen wollen, das ihr verführt habt. ; Bleibt hier, ihr Böſewichter, bis eure Ehrſucht und euer Geiz ſich abgekühlt haben werden!" — Hierauf verſchwand er und überließ ſie ihren Gewiſſensbiſſen. Ein allgemeiner Fieberfroſt, der ſie ſichtbar ſchüttelte verrieth ihr Entſetzen. Bald darauf ließ der Zauberer den Hoheprieſter und die drey Vorſteher des Kollegiums der Prieſter in Lybiens brennendſte Sandwüſte verſetzen. Hier waren ſie gleichsfalls nackend und an Pfähle gebunden, und der Gluth der Sonnenhitze ausgeſetzt, die ihrem Leben bald ein Ende gemacht haben würde, wenn man ſie blos den Kräften der Natur überlaſſen hätte; aber der Mograby erhielt ſie am Leben, um ſie die grauſamſten Quaalen leiden zu laſſen. Er erſchien ihnen, wie den Weßiren. Verworfene Diener unſerer Altäre, redete er ſie an, ihr opfert nur meinem Vater und mir; um euch mit dem Fleiſche der Opfer zu mäſten; ihr gebt euch für das Organ unſerer Willensmeynungen aus, und erfrecht euch, ihnen zu widerſtreben; ihr verkauft die Wahl eines Thiers, deſſen Inſtinkt ihr verdorben habt; aber ihr Heuchler, ihr Tagdiebe und Erzbetrüger, ich will unſere Tempel zerſtören, damit ſie euch nicht mehr zur Zuflucht dienen können: und dann erkühnt euch wieder, für unſern Namen über Menſchen herrſchen zu wollen! Lernt, daß der Mann, den wir der Krone würdig finden, nirgends Fremdling iſt!“

Die Prieſter ſtießen ein Geheul aus, aber ihre Zungen, die ausgetrocknet waren und an ihren Gaumen klebten, vermochten nicht ein einziges Wort zu lallen. Als der Mograby die, deren Willen er nach ſeinen Abſichten ſtimmen und zähmen muſte, zur Gnüge gepeiniget glaubte, ließ er die ſchreckliche Viſion aufhören, die er ihnen verurſachet hatte. Denn alles war für ſie nur Viſion geweſen; ihre Körper waren nicht aus ihren Betten gekommen, und doch trugen ſie die Spuren der Martern, die man ihnen angethan hatte. Die Haut der Weßire war von der Strenge der Kälte aufgeſprungen, und die Haut der Prieſter ſchien über glühenden Kohlen eingeſchrumpft zu ſeyn. Der Mograby verſenkte ſie nun in einen tiefen Schlaf, denn er wollte, daß ſie wieder ſoviel Kräfte ſammlen ſollten, daß ſie ſich die Wirkung, welche dieſe fürchterliche Kataſtrophe in ihrer Seele erzeugt hatte, einander mittheilen könnten. Als ſie zuſammen Rath gepflogen, waren alle achte einſtimmig der Meynung, daß der Hoheprieſter ſich in den verſammelten Divan begeben und ihn folgendergeſtalt anreden ſollte.

„Ihr Gewaltigen, ihr Prinzen, Emirs und Schriftgelehrten, aus welchen dieſe Verſammlung beſteht! wir fehlten aus Irrthum als wir die Wahl verkannten, welche unſere Götter in der Perſon eines Fremdlings zu unſerm Regenten getroffen haben. Unſere Götter haben ihren Unwillen darüber uns zu erkennen gegeben, indem ſie ſelbſt ihre Bild-Säulen umwarfen; ſie haben uns mit ſchrecklichen Geſichtern heimgeſucht und uns und euch noch fürchterlichere Uebel angedroht, wenn wir einen Augenblick länger zögern würden, uns ihrem Willen zu unterwerfen. Von ihnen rühren alle die Wunder her, welche euch in Erſtaunen geſetzt haben. Wir wollen uns alſo hüten, ihre furchtbare Rache zu reizen; wir wollen hingehen und den Fremdling aufſuchen den ſie zu unſerm Könige und zum Gemahle der Tochter unſers verſtorbenen Monarchen auserſehen haben.“

Als der Hoheprieſter ſeine Rede endigte, wurde dem Divan gemeldet, daß der Ter-il Bas auf dem Palaſte meines Vaters ſäße, und ein Rad ſchlüge. Das Volk hatte ſich verſammelt, um dieſes Wunder anzuſtaunen, und fieng ſchon an, ſeinen Unwillen über den Divan durch Murren zu erkennen zu geben, als es ihn endlich verſammelt ankommen ſah, um dem Fremdling, den ganz Kätay zu ſeinem Könige wünſchte, den Zepter und die Krone zu überbringen. Ich übergehe die Krönungs- und Vermählungs-Feyerlichkeiten meines Vaters, weil ich mich deren weniger, als der übrigen Umſtände erinnere, die mir wohl hundertmal erzählt worden ſind. Sobald alles zu Ende war, verſchwand der Mograby, nachdem er zuvor meinen Vater noch einmal an die Bedingungen ihres Vertrags erinnert hatte.

Meine Mutter wurde ſchwanger und brachte mich zur Welt; ich weiß, daß bey meiner Geburt mein Vater Thränen über mich weinte, weil er ſich erinnerte, wozu er ſich anheiſchig gemacht habe. Ob er gleich nur der Sohn eines Barbiers war, ſo ließ er ſich doch nicht durch ſein großes Glück blenden, auf welches man ihn ſchon frühzeitig vorbereitet hatte. Die Kriege die er führte, endigte er mit Ruhm und Ehre, ſeine Regierung war gerecht, und ſeine Unterthanen liebten ihn. Als er ſahe, daß er das Herz ſeines Volks beſaß, von ſeinen Feinden gefürchtet und in ſeinem

nem Reiche geehrt wurde, ſo verſagte er ſich nicht länger den Troſt, meinen Großvater zu ſich kommen zu laſſen. Er ſchickte eine Geſandtſchaft nach Perſien, um ſich ihn vom Könige auszubitten. Die Geſandtſchaft wurde ſehr gut empfangen; mein Großvater und meine Großmutter waren noch nicht in einem ſo hohen Alter, daß ihnen vor einer ſo weiten Reiſe hätte grauen dürfen; ihr Freund der Sterndeuter verſicherte ihnen, daß ſie ſehr glücklich ſeyn würden, und erbot ſich ſelbſt ſie zu begleiten, ob er gleich weit älter, als ſie war; aber er war Wittwer geworden, und hatte keine Kinder; ſie langten alſo alle drey zu Nantaka an. Der Glückſeligkeit meines Vaters und meiner Mutter würde es in dieſem Augenblick an nichts mehr gefehlt haben, wenn die Erinnerung deſſen, wozu er ſich gegen den Mograby meinetwegen verbindlich gemacht, meine Eltern nicht geängſtigt hätte. Sie hatten keine andern Kinder als mich, und ſahen ſich mächtig und geehrt, und Alles um ſich her verſammelt, was ihnen das liebſte auf der Welt war. Ich war acht Jahre alt, als meine Familie ſich ſo beyſammen befand. Mein Vater und meine Mutter waren ſelbſt meine Lehrmeiſter, ſo ſehr liebten ſie mich; ich war zugegen, als erſterer dem alten Aſtrologen insgeheim erzählte, was der Mograby ſich von ihm ausbedungen hatte, um ihn auf den Thron zu ſetzen; denn er hatte dieſen fatalen Umſtand meinem Groß vater verborgen, um ſeine Zufriedenheit nicht zu ſtöhren. „Ich fühle, ſagte mein Vater zu ſeinem alten Freunde, wie unüberlegt ich gehandelt habe, aber der Beutel, den man mir damals gab, und der auf der ganzen Reiſe unerſchöpflich blieb, fieng in eben dem Augenblicke an leer zu werden, und ich befand mich an dem Fuße der Mauer, über die ich nothwendig mußte, wenn ich den Thron beſteigen wollte. Es ſchien mir unmöglich, dem Glücke zu entſagen, zu welchem mein Geſtirn mich berufen hatte, und ſo ſchändlich in dieſem Augenblicke auf die Hinterbeine zu treten: du ſelbſt Freund würdeſt mir abgerathen haben, es nicht zu thun.“ — „Damals war es auch nicht mehr Zeit, mich um Rath zu fragen, gab der Sterndeuter zur Antwort; du hätteſt zu mir kommen ſollen, da der Geiſt dir im Bade erſchien, dir befahl, die Reiſe anzutreten, und dir den Beutel gab, deſſen du erwähneſt: ich würde den Beutel genommen, ihn vermittelſt meines Sandes unterſucht und ſo herausgebracht haben, von wem er kam. Mein Horoſkop wegen deiner Königswürde war untrüglich: die böſen Geiſter wußten darum, und wahrſcheinlich biſt du in die Falle gerathen, die ſie dir gelegt hatten, um dich irre zu leiten. Aber gieb mir dieſen Beutel,

tel, der mir verdächtig vorkömmt, weil er angefüllt blieb, um dich bis an den Fuß der Mauer zu locken, und der gewiß gänzlich leer geworden ſeyn würde, wenn du den Entſchluß gefaßt hätteſt, wieder umzukehren. Ich werde ihn nach den Regeln der Kunſt prüfen. Wir wollen auf Mittel denken, dein Kind wieder los zu machen, wenn die zu große Bosheit, die ich leider ahnde, nicht alle Hülfe ſchon zum voraus fruchtlos zu machen gewußt hat. O Schaſkar, Schaſkar, fuhr der gute Sterndeuter fort, ; mußteſt du abreiſen, ohne deinem Vater und Mutter lebewohl zu ſagen, und mir, der dich von ganzen Herzen liebt, mußteſt du wie ein Thor einem Throne nachjagen, der dir ſo theuer zu ſtehen kommen ſollte!" —

Mein Vater zerfloß bey dieſem Verweiße in Thränen. Ich warf mich in ſeine Arme, um ihn durch meine Liebkoſungen zu tröſten, aber dieſes verdoppelte nur noch ſeinen Schmerz; meine Mutter kam dazu, und vermiſchte ihre Thränen mit den Thränen ihres Gemahls. Der Aſtrolog that, was er konnte, um ſie zu beruhigen, er ließ ſich den Beutel geben und verfügte ſich auf ſein Studierzimmer, um die günſtige Stunde zu ſeiner Arbeit abzuwarten, aber leider bekam er nur ſehr traurige Aufſchlüſſe, und die meine zärtlichen Eltern in die äuſſerſte Betrübniß verſetzten. „Der Mograby, ſagte er, iſt der gefährlichſte und mächtigſte Zauberer auf dem ganzen Erdboden; das Kind iſt ihm in Mohameds Namen abgetreten worden, und es iſt eine Unmöglichkeit, die Wirkung dieſes Vertrags zu brechen. Man würde alles wagen, wenn man den Unwillen des furchtbaren Mannes reizen wollte, mit welchem die Bedingung eingegangen iſt; erinnere dich, wie er mit deinen Feinden umſprang. Aber es iſt dir nicht verboten, deinen Sohn beſchneiden zu laſſen, was du noch nicht gethan haſt, und ihn dem Mohamed in deinem Herzen zu empfehlen, wenn ſein ruchloſer Herr ihn dir abfordern wird. Der große Prophet wird ihn gewiß nie verlaſſen, denn er weiß die Seinigen ſelbſt aus dem Abgrunde der Hölle zu retten!“

Weil die Unterthanen meines Vaters Abgötter waren, ſo wurde ich von meinem Großvater insgeheim beſchnitten und meine Familie wurde nun meinetwegen etwas ruhiger. Unterdeſſen nahm ich an Alter zu, und ſahe mich von Eltern und Verwandten umgeben, deren ganzes Beſtreben dahin gieng, mich durch guten Unterricht auszubilden. Weil ich mir alle Mühe gab, ihren Bemühungen zu entſprechen, ſo kann ich wohl ſagen, daß ich zu den ſchmeichelhafteſten Hoffnungen berechtigte. Aber der Tod raubte mir meine Lehrer, einen nach dem andern; im zwölften verlor ich meinen Großvater und den Aſtrologen; im dreyzehnten meine Großmutter; endlich als ich mein vierzehentes Jahr erreicht hatte, erſchien der Mograby. Ich konnte dieſem Ungeheuer die Herzbeklemmniß nicht verhehlen, die mich in ſeiner Gegenwart überfiel. Mein Vater, der mehr gewohnt war, ſich zu zwingen, empfieng ihn ſo freundlich und höflich, als möglich. ¿Sollteſt du wohl glauben, daß der Barbar ſich ſtellte, als ob er dieß alles für wahr annähme? Er überhäufte meinen Vater und mich mit Liebkoſungen. Er ſaß zu Pferde und hatte ein noch weit ſchöneres an der Hand; dieß war für mich beſtimmt; er brachte es mir, und machte meinen Stallmeiſter. Alle dieſe Höflichkeit und Aufmerkſamkeit ſchienen meinen Eltern wieder etwas Muth zu machen, ſie umarmten mich und ich ſchied von ihnen. Mein Begleiter ritt vor mir her, und wir verließen die Stadt, ohne ein Wort mit einander zu ſprechen. Sobald wir an einen abgelegenen Ort kamen, fühlte ich plötzlich mein Pferd unter mir zergehen; ich fiel hart zu Boden, und ſtand auf meinen Fußen. Vor mir ſtand der Mograby und ſah mich mit Augen an, wie er ſie, wie du weißt, zu haben pflegt, wenn ihn ſeine ſcheußliche Wuth, anwandelt. Entſetzen ergriff mich ich ſchrie überlaut, und er verſetzte mir die derbſte Maulſchelle, die je gegeben wurde. „¿Wie? rief er, du ſchreyſt? ¿Biſt du nicht beſchnitten? ¿Was haſt du bey mir zu fürchten?“ — Zugleich packte er mich beym Halſe, ſchleuderte mich unter ſeine Arme, als ob ich ein Knäuel Baumwolle geweſen wäre, und nun fühlte ich mich mit unglaublicher Geſchwindigkeit fortgeriſſen. Endlich warf er mich den Berg hinab, und in daſſelbe Waſſer, in welches er dich getaucht hat. Unter ſeinem Arme war ich federleicht geweſen, aber in meinem Falle wurde ich ſchwer wie Bley, und ich fühlte, daß mein ganzer Körper zerſchmettert war; er hob mich auf, breitete mich faſt leblos auf den Raſen und begonn ſein gewöhnliches Räuchern. Endlich brachte er mich hierher. Ich übergehe eine Schilderung, deren Züge für dich und mich entbehrlich ſeyn würden; wie er 8 Tage lang alle mögliche Sorge an mich verſchwendete, um mir das Leben wieder zu geben, das mir dieſes Ungeheuer durch ſeine Grauſamkeit faſt genommen hatte. Er ſchlief an meiner Seite auf Matten, und ſprang mir in allen meinen Bedürfniſſen mit Erleichterung und Hülfe bey; zwar hätte es in ſeiner Macht geſtanden, alle die Leiden, die er mir abſichtlich zugefügt hatte, in einem Augenblicke zu heben, aber er ließ ſie mit Fleiß dauern, um ſich das Anſehen zu geben, als ob er ſie mit Theilnahme zu lindern bemüht wäre, damit ich durch dieſe ſcheinbare Güte und Sorgfalt betrogen, ihm deſto leichter Glauben beymäße, wenn er mir in der Folge von ſeiner Liebe für mich vorſchwatzen würde. Doch ſeine Ränke und Tücke ſind ſchon von dir und meinem Unglücksgefährten zu gut geſchildert worden, als daß ich zu dieſem Gemählde noch etwas hinzu zu ſetzen im Stande wäre. Ihm gelang es auf dieſe Art, mich glauben zu machen, als wenn er nicht ſo ganz unrecht gehabt hätte, daß er mir ſo hart begegnet habe, und daß ich nur Beweiſe ſeiner Güte von ihm empfangen haben würde, wenn nicht mein Vater mit Hülfe eines Schwarzkünſtlers mit meinem Körper Dinge vorgenommen hätte, die ſeine Erneuerung und Umſchaffung unumgänglich nöthig machten.“ Der Barbiersſohn, den ich zum Könige erhob, ſagte er zu mir, wenn er von meinem Vater ſprach, war ſo undankbar, ſo unnatürlich, ſo kühn, daß er gegen mich, ſeinen Wohlthäter, Kabalen ſchmiedete! Er wollte mich um meinen Sohn bringen, den ich durch ſo viele Arbeit und Mühe mir verdient hatte, denn du biſt wohl Kamaleddin, das Kind der Prinzeſſin von Katay, aber nicht der Enkel eines elenden Handwerksmanns; du biſt, Dank ſey es den Planeten! mein Enkel, und die, welche ſich erfrechten, dich um deine Rechte auf einen weit höhern Stand, als der Stand der Könige iſt, bringen zu wollen, ſollen mir dafür büßen!" — So bemühte er ſich, die Gefühle der Natur zu erſticken, bis er Gelegenheit fände, die guten Grundſätze auszurotten, die man mir beygebracht hatte, damit ihm in mir alles unterthan würde. Als ich hergeſtellt war, zeigte er mir nach und nach alle die Werke der Zauberey, die er auch dir gezeigt hat, und ließ mich, wie dich, die vermeintlichen Vorrechte des Kindes vom Hauße genießen.

Als er glaubte, daß ich ganz an ihn gewöhnt worden ſey, gab er mir die Bücher in die Hand, deren Studium er dir gleichfalls empfohl. Ich verſchlang faſt ihren Inhalt, und trachtete deſto emſiger darnach, ſie zu verſtehen, weil ich ſahe, daß ſie mich eine Menge Geheimniſſe lehrten, deren Kenntniß mir brauchbar und nützlich vorkam. Das dreyzehnte Buch hingegen ſchien mir ganz unverſtändlich und ich gab mir alſo keine Mühe weiter, es zu enträthſeln; aber als mein Herr und Meiſter wieder zurück kam, wurde ich über dieſe Vernachläſſigung mit einer Ohrfeige beſtraft,

ſtraft, die mich zu Boden warf. — „Unge- horſamer Nichtsthuer! elender Tagedieb! werth, der Enkel eines Barbiers zu bleiben!“ — Mit ſolchen Vorwürfen ſetzte er meine Geduld und meine Unterwürfigkeit auf die Probe; ich raffte mich beſchämt und voll heimlicher Verzweiflung auf. Der Mograby nahm ſein voriges kaltes Weſen wieder an, führte mich in das Studierzimmer, und gab mir das dunkele Buch in die Hand, deſſen Sinn ich herauszubringen ſuchen ſollte. „Ich bin nicht Herr über meine erſten Anwandlungen, ſagte er, ſobald ich ſehe, daß der, den ich bilden will, es in dem fehlen läßt, was er ſich und mir ſelbſt ſchuldig iſt. Ich bin gezwungen, fuhr er fort, mich auf einen Monat von hier zu entfernen; ich empfehle deinem Studium ein einziges Buch; du haſt alles zu hoffen, oder alles zu fürchten, nachdem du fleißig oder nicht fleißig geweſen ſeyn wirſt.“ Als er dieſes geſagt hatte, verließ er mich. „O Ungeheuer von Grauſamkeit und Ungerechtigkeit, rief ich aus, als ich mich allein glaubte, du ſelbſt mich nicht wieder finden, oder alles, was ich aus deinen Büchern zu lernen glaubte, iſt Lug und Trug! Ich brauche ja nur drey Karaktere zu zeichnen und drey Worte auszuſprechen, die ich auswendig gelernt habe, um mich hin zu verſetzen, wohin ich will; ja, ich will mich aus dieſer Gefangenſchaft erlöſen, und ſchon den Weg zu finden wiſſen, der nach dem Reiche meines Vaters führt!“ — Als ich dieſen Entſchluß gefaßt hatte, gieng ich in den Marſtall, nahm eins von den Pferden, das am beſten ausſahe, zog einen Kreis um daſſelbe, in deſſen Mitte ſich die, meinem Gedächtniſſe einverleibten Karaktere befanden, und ſprach die gelernten Worte aus. In eben dem Augenblick glaubte ich mich außerhalb dem fatalen Bezirke zu befinden, dem ich entfliehen wollte; ich ritt nach meinen Gedanken auf einer Heerſtraße, die mein Pferd mit der größten Geſchwindigkeit zurückzulegen ſchien; die Nacht brach endlich ein, und ich wurde von ferne eine Hütte gewahr; ich eilte, ſie zu erreichen, um den Bewohner um ein Obdach zu bitten. Als ich näher kam, fand ich, daß es ein ruinirtes Gemäuer war, aber nicht weit davon floß ein kleiner Bach, und mein Pferd konnte ſicher auf einem kleinen eingeſchloſſenen Platze weiden, deſſen Einfaſſung noch nicht ganz verfallen war. Ich richtete mich, ſo gut es gehen wollte ein, um die Nacht in dieſem alten Mauerwerk zuzubringen, und verfiel in einen tiefen Schlaf. Wie groß war mein Erſtaunen beym Erwachen, als ich ſahe, daß die Herberge, die ich mir gewählt hatte, ein niedriges gewölbtes Kerkerloch ohne Eingang war, das ſein Tageslicht durch ein Kerkerfenſter bekam, welches durch ein dreyfaches Gitter verwahrt wurde, und mir die ungeheuere Dicke der Mauern deutlich ſehen ließ; ich konnte keinen einzigen von den Gegenſtänden, die ich geſtern gewahr worden war, wieder erkennen, ausgenommen einen großen bemooßten Stein, der mir zum Kopfkiſſen gedient hatte, und mein Pferd, das ich durch das Fenſter ruhig auf ſeinem eingeſchloſſenen Platze weiden ſahe Ich fieng heftig an zu weinen, und überließ mich ganz der Verzweiflung. Ich nahm mir vor, ehe ich ſo traurig mein Leben endigen wollte, lieber mich ſelbſt wieder in die Hände des Zauberers zu liefern, es möchte mir auch begegnen was wollte. Ich zeichnete mit meinen Fingern einen Kreis um mich, ſchrieb die Karaktere hinein, ſagte die Worte her, die mir bekannt waren und wünſchte mich hierher zurück. Kaum hatt' ich die Worte ausgeſprochen, ſo ſaß ich wieder auf demſelben Pferde und war wieder in demſelben Zauberkreiſe, aus welchem ich abgereiſet war; ich wollte ihn mit meinen Füßen auslöſchen, als ich den Zauberer erblickte. Hätte der Bliz mein Haupt getroffen, ich würde weniger erſchrocken ſeyn; zerſtöre dein Werk nicht, ſagte er in einem ſpöttiſchen Tone, es iſt dauerhaft; es hat dich viel Land ſehen laſſen und doch biſt du nicht einen Schritt aus deinem Kreiſe weiter gekommen. Würdiger Enkel eines elenden Bartputzers aus Schiras! Du wärſt allzuglücklich, wenn ich dir erlaubte, wieder in die Barbierſtube deines Großvaters zurückkehren zu dürfen; aber ich bin mir ſelbſt eine Rache von anderer Art und zugleich demjenigen ein Opfer ſchuldig, den ich beleidigte, als ich ein ſo verworſenes Geſchöpf wie dich wählte, um es ihm zu heiligen!"

Indem er das ſagte, ergrif mich der Barbar bey den Haaren, wickelte ſie vier oder fünfmal um ſeine Finger und trug mich fort, ohne daß mir ſo viel Kraft übrig blieb zu ſchreien. Du weißt Prinz das übrige meiner Geſchichte. Ich kann mich nicht einmal erinnern, wie lange ich unter den tyranniſchen Geſetzen der gräßlichſten aller Bezauberungen geſchmachtet habe.

Kaum hatte Ramaleddin ſeine Erzählung geendigt, ſo nahm der Nächſte nach ihm das Wort.

3.

Geſchichte,

des Baha-Ildin, Prinzen von Cynigaeh.

Ich ſehe, ihr Prinzen, redete er ſeine Zuhörer an, daß unſere Unglücksfälle einander faſt ähnlich, und unſere Eltern durch gleiche Argliſt betrogen worden ſind. Ich heiße Baha-Ildin und bin Sohn des Königs von Cynigaeh, ein Land, das zwiſchen Egypten und Aethiopien liegt. Mein Vater wurde in ſeinem ſechzehenden Jahre durch den ſeinigen, der ſchon ſehr alt war, mit der Tochter einer meiner Oheime vermählt. Sie war vier Jahr jünger, als er; er liebte ſie innigſt und ſahe ſich auf dem Gipfel ſeines Glücks, als er ihr Gemahl wurde. Kurz nach der Vermählung zeigten ſich ſchon Spuren der Schwangerſchaft an meiner Mutter. Sie war Anfangs ſehr glücklich, aber als die Zeit der Niederkunft kam, war meine Mutter zu jung, und nachdem ſie zehn Tage in den Geburts-Wehen und unter unſäglichen Schmerzen zugebracht hatte, ſchien ihr Leben in der äuſſerſten Gefahr zu ſchweben. Vergebens rief man die Hülfe aller Aerzte des Landes, und ſelbſt den Beyſtand eines Arabers an, der ſich durch ſeine glücklichen Kuren einen Ruf erworben hatte. Ach! alle ihre Kunſt blieb ohnmächtig, und die Natur drohete zu unterliegen. Vermuthlich war die Bosheit und die ſchwarze Tücke, welche dabey mit im Spiele waren Schuld, daß das Uebel ſo fürchterlich wurde. Gleich in den erſten Augenblicken, wo meine Mutter in Lebensgefahr zu ſeyn ſchien, hatte ein Kaufmann, der mit Fliegenwedeln von Reigerfedern handelte, durch die Schönheit ſeiner Waare ſich Zugang in den Palaſt zu verſchaffen gewußt, und hörte nicht auf, den Sklavinnen meiner Mutter, mit denen er als Kaufmann bekannt geworden war, vorzuſchwatzen, es gäbe einen Mann hier in der Stadt, welcher der Prinzeſſin helfen könnte, nemlich einen afrikaniſchen Arzt, den er ſchon große Wunder bey gefährlichen Niederkünften hätte thun ſehen. „Er wohnte damals, fuhr er fort, zu Maſſer, wo ich ihn in großen Ehren und Rufe ſtehen ſah; er beſitzt ein Elixier, dem, wie man behauptet, keine Krankheit widerſtehen kann; man glaubt, daß er dieſem Arkanum ſein hohes Alter verdankt, denn er iſt wenigſtens anderthalb hundert Jahre alt.“

Die Reden des Fliegenwedel-Händlers machten Anfangs keinen großen Eindruck, aber er fand ſich immer wieder von neuem in dem Palaſte ein, als ob ihn innige Theilnahme und Mitleiden mit der jungen kranken Prinzeſſin dahin triebe; er ließ dann immer dieſelben Reden von ſich hören; „ach, wenn nur der afrikaniſche Doktor nicht zu alt wäre! ach, wenn er nur hieher kommen könnte! Die Gefahr ſtieg endlich aufs höchſte. Die Amme der Prinzeſſin ſahe, daß keine Rettung mehr vorhanden ſey, und wagte es, von dem afrikaniſchen Doktor mit meinen Eltern zu ſprechen. Dieſe redeten mit dem Könige davon, der die Kranke wie ſein eigenes Kind liebte. Man ließ den Fliegenwedelhändler rufen, und fragte ihn, wo der Afrikaner ſich aufhalte? „Er wohnt, ſagte er, hier in der Stadt, auf dem großen Platze, aber er kann nicht mehr gehen.“ Ein Weßir wurde ſogleich abgefertigt, um ihn in den Palaſt zu bringen. Der Dokter ſchien das wahre Bild der Hinfälligkeit; ein Mann mußte ihn auf den Rücken nach dem Palaſte tragen, und er lies ſich auf einem Hauſen Kiſſen neben das Bett der Kranken legen. Ach ſagte er, nachdem er ihren Puls einige Zeit gefühlt hatte, ſie iſt noch ſehr jung; wenn man ihr aber nicht bald hilft, ſo wird ſie in dem Augenblicke ſo alt ſeyn, wie ich!“ Er zog hierauf aus ſeiner Taſche ein Flakon in welchem nicht mehr, als noch ungefähr zwölf Tropfen von dem ſo gerühmten Elixier waren. „Ich habe mich, ſagte er mit der Stimme eines Mannes, dem der Tod auf der Zunge ſitzt, aus Waſſer in dieſe Stadt geflüchtet, damit man mir nicht dieſe zwölf letzten Tropfen meines Elixiers rauben möchte, welches ein Extrakt aus der Subſtanz der Balſame aller Theile der Welt iſt; ich kann jezt nicht mehr die Welt durchreiſen, um es von neuem zu verfertigen, und nur in dieſen Tropfen beſteht die Friſtung meines Lebens. Doch ich will ſie mit der Kranken theilen, und das iſt alles, was ich thun kann. ¡Betrachtet mein Flakon, es beſteht aus einem einzigen Edelſtein, und doch iſt es nicht ſo viel werth, als ein einziger von den Tropfen, die es enthält!" Während er ſo ſprach, machte er ſein Flakon mit zitternder Hand auf, ließ einen Tropfen in den Löffel fallen, und reichte ihn ſelbſt dem Munde der Prinzeſſin, welche die kleine Doſis einnahm. In der Zwiſchenzeit bemerkte man ſchon daß die Kranke augenſcheinlich neue Kräfte bekam; ſie gab einen deutlichen Beweis davon, indem ſie ſich begierig auf den Löffel warf beym ſechſten Tropfen hörten die Schmerzen auf, ſie bekam die Sprache wieder, und rief: ¡ach wie wohl iſt mir! Vater, Mutter, Gatte, alles gerieth in Entzücken; „du haſt ſie uns wiedergegeben," ſagte der König zum Arzte. „Ja, ſie wird nun lebend bleiben, ich bürge dafür!" antwortete der alte Afrikaner. „¿Aber das Kind?" fuhr der König fort. —

O für das kann ich nicht bürgen, gab der Doktor zur Antwort. Du kannſt nicht von mir verlangen, daß ich auch meine ſechs lezten Tropfen aufopfern und mein Leben für das Leben eines Kindes hingeben ſoll, das noch nicht einmal gebohren und deſſen Geſchlecht noch unbekannt iſt.“ — „¡Ach guter Greis, rief mein Vater, gieb, da du es kannſt, gieb meinem Kinde das Leben! es ſey von welchem Geſchlecht es wolle, und ſollte ich es dir überlaſſen!“ — „¿Mir es überlaſſen? erwiederte der Afrikaner; ja, das gieng wohl an, das könnte uns beyden helfen; du kannſt alle neun Monate einen Erben haben, aber ich, ich werde keinen bekommen, wenn du mich zwingſt, um dir zu dienen ſechs Monate früher zur Grube zu fahren. ¡Wehe dem Manne, fuhr er fort, der keinen Erben hinterläßt! Ich habe immer darauf geſonnen, wie ich dieſem Fluch entgehen möchte, denn meine Erbſchaft iſt nicht zu verachten! Iſt dein Kind ein Knabe, und willſt du es mir für die Aufopferung der ſechs lezten Tropfen meines Flakons abtreten, ſo will ich dieſes Flakon meinem kleinen Erben zum Spielzeuge laſſen; denn es iſt noch das Schlechteſte von den Kleinodien, die mir meine Wiſſenſchaft verſchaft hat, und dann will ich ihm einſt ſagen, wo meine übrigen Schätze aufbewahrt ſind. Doch, um der Sache ein

Ende zu machen, ¿ſoll der Neugebohrne mein ſeyn? — Die Prinzeſſin, der das Elixir unausſprechlich wohl that, wünſchte nichts mehr, als ein Kind wieder zu beleben, das ſich nun ſchon ſeit ſieben Tagen nicht mehr geregt hatte. „¡Laß uns, ſagte ſie zu ihrem Gemahl, dem guten Manne einen Erben geben! Mein Vater wird es auch zufrieden ſeyn.“ — Mein Großvater und mein Oheim, in der Meynung, daß man vielleicht dieſem ſchon halb im Grabe liegenden Manne, nur ein todtes Kind überlaſſe, willigten in die Bedingung. Meine Mutter nahm die ſechs lezten Tropfen ein, und eine halbe Stunde darauf kam ich, ohne die mindeſten Verzuckung oder Wehen zu verurſachen, auf die Welt. Der alte Afrikaner nahm mich auf ſeine Arme und hieng mir an einem Bande das kleine Flakon, deſſen Elixir mir das Leben gerettet hatte, um den Hals. „Komm, ſagte er zu meinem Vater, indem er ſeine Hand verlangte, ſchlag ein, hier iſt Mograbys Hand, mit dem du einen guten Handel getroffen haſt; es iſt nicht wahrſcheinlich, daß du mich wieder ſehen wirſt, es wäre denn, daß ich wieder käme; aber erziehe unſern Sohn ſo gut, als ob du mich täglich erwarteteſt; ich ſage dir zum voraus, daß ich ihn nur nach dem Maaße ſeines Gehorſams, ſeiner Klugheit und Kenntniſſe gebrauchen kann.

Ich bin auf alles gefaßt, was mir begegnen könnte, ſogar aufs Sterben, wenns geſtorben ſeyn muß; ich weiß doch, daß ich einen guten Tauſch mit meinem Elixir getroffen habe.“ — Als er dieſes geſagt hatte, verlangte der häßliche Betrüger wieder auf den Rücken des ſtarken Aethiopiers gepackt zu werden, der ihn in den Palaſt gebracht hatte, und machte ſich den Spaß, ſich beym Nachhauſetragen noch dreymal ſchwerer zu machen, um den armen Träger zu Schanden zu drücken, der unter ſeiner Bürde an der Thüre erlag, und gezwungen war, ſie fallen zu laſſen.

Von dem Augenblicke an, waren der afrikaniſche Arzt und der Fliegenwedel-Händler aus Cynigaeh verſchwunden. Was mich betrift, ich wuchs zuſehends heran; im ſechſten Jahre hätte man mich ſchon neun Jahre alt geglaubt; im eilften konnte ich ſchon die angreifendſten Leibesübungen aushalten, und mein Gedächtniß und alle Kräfte meiner Seele wurden auf das ſorgfältigſte ausgebildet. Mein Großvater war geſtorben; mein Vater regierte und man erinnerte ſich der Geſchichte des Handels mit dem **Mograby** nur dunkel und als einen ſonderbaren Fall, der bey Gelegenheit irgend einer außerordentlichen Begebenheit wieder ins Gedächtniß kömmt. Meine Amme war die einzige, welche den Namen des alten Doktors behalten hatte. Einſtmals kam ein gelehrter Araber, der zu den Quellen des Nils reiſte, in den Hof meines Vaters. Er erzählte von den außerordentlichen Dingen von welchen er in den verſchiedenen Ländern, die er bereiſet hätte, durch ein glückliches Ungefähr Augenzeuge geweſen wäre, und von den nüzlichen Entdeckungen, die er, ſonderlich in der Arzneykunde gemacht habe. Dieſes Geſpräch brachte meinen Vater ganz natürlich auf die Erinnerung an den afrikaniſchen Doktor und auf ſein Elixir, das meiner Mutter und mir das Leben rettete. Meine Mutter, die bey der Unterredung zugegen war, ſezte hinzu, daß der Beſitzer dieſes wunderbaren Elixirs ſich ſogar der ſechs lezten Tropfen beraubt hätte, um das Leben ihres Sohnes zu friſten, allein unter einer ſehr ſonderbaren Bedingung, nemlich, daß man ihm dieß Kind überlaſſen, und es ſein Erbe werden ſollte. „Wir ſchickten uns in dieſe Grille, fuhr meine Mutter fort, und willigten ein; zwar kann ſeine Erbſchaft nicht unbeträchtlich ſeyn, denn nach dem Flakon zu ſchließen, das er uns da gelaſſen hat, und das aus einem einzigen Diamanten beſteht, muß er ſehr große Schätze beſitzen; wahrſcheinlich iſt aber dieſe Erbſchaft ſchon den Tag darauf erledigt worden; denn der arme

Greis, als er bey uns war, hatte kaum noch ſo viel Kräfte, Athem zu holen, und als man ihn nach Hauſe trug, war er ſo ſchwer und unbehülflich, wie ein todter Leichnam; vermuthlich ſtarb er gleich darauf, weil er von ſeinem Elixir nichts mehr einnehmen konnte.“

Ich kam eben dazu, als meine Mutter mit ihrer Erzählung fertig war, „Baba-Ildin, ſagte ſie zu mir, hohle das Flakon, das dir der alte Afrikaner geſchenkt hat, und frage deine Amme, wie ſein Name war, denn dein Vater und ich haben es vergeſſen.“ — „Liebe Mutter, ſprach ich, als ich mit dem Flakon zurück kam, meine Amme ſagte, der alte Doktor, der dir und mir das Leben rettete, habe der **Mograby** geheißen.“ — Der arabiſche Gelehrte hatte meinem Vater und Mutter mit der gröſten Aufmerkſamkeit zugehört. Mein Vater bemerkte einige Unruhe in ſeinen Augen, aber als der weiſe Mann dieſen fatalen Namen vernahm, konnte er ſich nicht entbrechen, auszurufen: ¡Gerechter Himmel, der **Mograby**! — Dieſe Ausrufung machte meine Eltern beſtürzt. „¿Warum, ſagten ſie, warum flößt dir der Name dieſes unglücklichen Greiſes ein ſolches Entſetzen ein?“ — „Ihr werdet es ſelbſt erfahren, gab der Araber zur Antwort; ſeine Schwäche und Kraftloſigkeit, die er annahm, um eure Augen zu täuſchen, waren nur ein Blendwerk, damit er euch in ſeine Falle locken könnte. Dieſer Böſewicht, der Gott und Menſchen ein Abſcheu iſt, iſt nicht todt, und vielleicht fodern in dieſem Augenblick zehn Monarchen der Erde ihre Söhne von ihm zurück. Ohne Zweifel bringt er ſie nach Tunis in den Dom-Daniel, von dem er eins der vornehmſten Rüſtzeuge iſt, um ſie in den Geheimniſſen der verruchten Kunſt zu unterrichten, die er treibt. ¡Die Tiger, die Krokodille und giftigſten Schlangen von Afrika, ſind nicht ſo gefährlich, als die Zauberer, welche dieß Land hervorbringt und deren Wiege, Rüſthaus und Schlupfwinkel der Dom-Daniel iſt! Ach wann wird unſer großer Prophet die Erde von dieſer Werkſtätte der Bosheit ſäubern!

„Komm liebes Kind, ſagte der Araber, indem er mich zu ſich rief, und mir die Hand auf den Kopf legte, ich übergebe dich dem Schutze Mohameds!“

Mein Vater und meine Mutter widerſetzten ſich nicht dieſer Handlung des arabiſchen Gelehrten, aber ſie theilten ſeinen Eifer und ſeine Beſorgniß nicht. Als er weg war, verſchwand aus ihrer Seele mit ihm alle die Aengſtlichkeiten, welche ſeine Worte ihnen eingeflößt geſtößt hatten. Sie dachten, wenn der Mograby mich hätte zurückfordern wollen, ſo würde er ſich längſt eingeſtellt haben; überdieß ſchien Zauberey in ihren Augen nicht ſo etwas Böſes und Gottloſes, wozu es der Araber hatte machen wollen, und es dünkte ihnen überhaupt, als ob dieſer Gelehrte ein zu ungünſtiges Vorurtheil gegen Afrika gehegt hätte; ſie legten es ihm als eine vorgefaßte Meynung aus, die vielleicht ihren Grund in der Religion habe, zu der er ſich bekenne, denn Mohameds göttliche Lehre iſt noch nicht zu Cynigaeh bekannt, aber ich thue hiermit den feyerlichen Schwur, ſie dort einzuführen, wenn wir ſo glücklich ſeyn ſollten, der Gefahr zu entrinnen, in der wir jetzt hier ſchweben. Man hat mich unter Mohameds Schutz gegeben, und ich flehe ihn hier von Grunde meines ganzen Herzens an.

Ich erreichte ruhig im Schooße der älterlichen Fürſorge das Alter von vierzehn Jahren, in welchem unſer Tyrann, wie ich ſehe, uns reif zu ſeinen Abſichten findet. Eines Tages, als ich mit meinem Vater in einer Unterredung begriffen war, erſchien plötzlich der Mograby ohne ſich anmelden zu laſſen. Auf ſeinem Geſichte trug er noch die nemlichen Runzeln, die ihm das erſtemal zur Maſke dienten;

er ſaß zuſammengekrümmt in einem Zuber von Rohr, den ſeine beyde Hände, mit zwey hölzernen Krücken bewaffnet, mit unglaublicher Schnelligkeit fortſchoben. „Hier bin ich wider alle Erwartung, ſagte er; ich komme wieder, und bin noch nicht todt.“ — Die Standhaftigkeit meines Vaters und meiner Mutter verſchwand bey dieſem verhaßten Anblicke, und machte allen den Aengſtlichkeiten Platz, welche des Arabers Reden ihnen beygebracht hatten; ſie wollten mit dem Mograby ſich in Vergleich einlaſſen, und ihn bewegen, im Palaſte zu bleiben, er ſollte, ſagten ſie, in ſeinen alten Tagen da die beſte Pflege und Wartung finden, und das Vergnügen genießen, täglich ſeinen Erben vor Augen zu haben, aber unmöglich könnten ſie ihr Kind von ſich laſſen. Die Augen des Zauberers ſchoſſen bey Anhörung dieſer Worte gleichſam Blitze; er warf die beyden Krücken, die er in der Hand hielt, meinem Vater und Mutter an Kopf, ſo daß ich wähnte, er habe ſie getödtet. Während dieſer Zeit fühlte ich mich zergehn, und in ein Nichts aufgelößt werden. Einen Augenblick darauf wurde ich gewahr, daß ich in dem Zimmer in der Geſtalt eines Schmetterlings herum flatterte. Der Mograby in derſelben Geſtalt, aber noch kleiner als ich, ſaß mir auf den Rücken. Ich flog zum Fenſter

ſter hinaus und ſo wie ich mich höher ſchwang, fühlte ich, daß mein Körper immer größer und größer wurde; endlich wurde ich zu einem ungeheuern Hahne, aber wenigſtens um die Hälfte größer, als ein gewöhnlicher Puder-Hahn, der in der Menagerie meines Vaters war, und auf welchem ich täglich zu meiner Kurzweil zu reiten pflegte; doch dießmal diente ich unſerm unbarmherzigen Feinde ſelbſt zum Reitthiere. Er ſtieß mich mit ſeinen Füßen, er ſtach mich mit einer langen Nadel ſo, daß das Blut aus allen Theilen meines Leibes drang, und überhäufte mich mit Schmähungen und Vorwürfen. Gern hätte ich mich aus Müdigkeit und wegen der heftigen Schmerzen, zur Erde nieder gelaſſen, aber ſeine Grauſamkeit und der Zauber, der auf mich würkte, zwangen mich, ſtets meinen Flug mit gedoppelter Anſtrengung fortzuſetzen. So kamen wir zu demſelben Brunnen, in den man euch getaucht hat; er wurde ebenfalls mit meinem Blute gefärbt, und ich wurde, wie ihr, das Opfer des erkünſtelten Mitleidens und der andern Ränke unſers Entführers und Verderbers. Auch ich wollte ihm entfliehen und mich, wie ihr durch die Flucht retten. Ich wählte dazu die Verwandelung in einen Vogel; aber weil ich mich über die dicken Dünſte erheben wollte, welche auf den

Hügeln, die uns umzingeln, liegen, um dann auf das ſchleunigſte nach dem Reiche meines Vaters abzureiſen, ſo wählte ich die Geſtalt eines Loys-el-Teraz, *) weil ich wußte, daß er jedes Jahr ſo leicht die Reiſe von Arabien nach Aethiopien thut. Ich erhob mich mit auſſerordentlicher Leichtigkeit in die Luft. Ich ſah unter meinem Fluge die Dunſtwolken, über welche ich mich hatte empor ſchwingen wollen, und fand mich nun in freyer heiterer Luft. Ich bemühte mich jetzt mich zu orientiren, um zu wiſſen, wohin ich meinen Flug richten müßte, als plötzlich ein Adler zum Vorſchein kam, und auf mich Jagd machte; ich wollte mich in den Wolken verbergen, aber er ſtieg noch höher als ich empor; ich ließ mich auf die Erde hinab, und ſuchte mich im Geſträuche zu verkriechen, allein mein Verfolger ſtieß auf mich, und ich fühlte ſeine grauſamen Krallen, die mir bis ins Herz drangen. Der ſchreckliche Raubvogel ſchleppte mich zu den andern Opfern ſeiner Wuth und geſellte mich zu den Unglücksgefährten, welche jetzt die Güte des Himmels mit mir einen Augenblick frey von Martern athmen läßt." — So ſchloß der Prinz von Cynigaeh ſeine Erzählung.

„Ich

---

*) Eine Art wilde Gans.

„Ich hoffe, ſagte der vierte von den fünfen, welche durch den Prinzen von Syrien befreyet worden waren, daß wir noch alle aus dieſem Aufenthalte der Qual errettet werden ſollen, und daß uns der Himmel die Rache angedeihen laſſen wird, die er uns ſchuldig iſt. Mein Großvater mütterlicher Seite, und der mich wohl zwey Jahre lang wiegte, pflegte immer zu ſagen, daß man im Unglücke nicht verzagen müſſe. Als der Zauberer mich in ſeinen Brunnen warf, war mein letztes Wort, ehe ich ganz den Gebrauch meines Kopfs verlohr, welcher hieng, wo meine Füße ſtehen ſollten, daß ich dem Böſewichte, der mich in dieſen Kloak ſtürzte, Trotz bot. „Begrabe mich wenn du willſt, ſagte ich, zwanzig Fuß tief unter der Erde, mir ſagt doch mein Herz, daß ich mich daraus befreyen werde.“ Meine Geſchichte iſt folgende.

4.

Geſchichte

des Badvildin, des Prinzen der Tartarey.

In einer von den Vorſtädten von Samarkand wohnte ein Holzhauer Schamakda, der eine Frau und drey Kinder zu ernähren hatte. Seine Haabe und Gut beſtand in einem

Häuschen mit Stroh gedeckt, einer Holzaxt und einem Paar der nervigſten Arme, die es in der ganzen Tartarey gab; alle Morgen weckte er die Hähne durch ſeinen Geſang, zog mit ſeinen Eſeln in den Wald und brachte ſein Holz ſchon zu Kauf, wenn Andere kaum mit der Hälfte ihrer Arbeit fertig waren; man ſahe ihn immer froh und luſtig in die Stadt zurückkommen, wo ihn jedermann kannte. „Ach, rief man, da kommt Schamakda! und alles drängte ſich, ihm Holz abzukaufen, um eins von ſeinen Späßchen zu hören; denn er war ein Erz-Spaßvogel. Bey Vornehmen iſt ein ſolcher Ton ſelbſt unter ſeines Gleichen ein Fehler, aber bey dem Armen iſt es eine gar vorzügliche Gabe und ein Beweiß, daß er über ſeinen Zuſtand erhaben iſt, oder wenigſtens ihm nicht unterlieget.

Einſtmals als Schamakda mit ſeinen drey Eſeln zu Walde zog, bemerkte er, daß das leicht zu fällende Holz in der Nähe der Stadt immer ſeltener würde, und daß hingegen überall noch Bäume von ungeheuerem Wuchſe auf ſeinem Wege ſtanden, die aber deſto ſchwerer zu fällen waren. „Meine Kameraden, die andern Holzhauer, dachte er bey ſich ſelbſt opfern ihre Zeit und Beine auf, um ihre Arme zu ſchonen. Ich will mit meiner Axt einen von dieſen Baum-Rieſen angreifen, und wenn er auf der Erde liegen wird, ſo habe ich an ſeinen Zweigen einen ganzen Wald und doch Gewinn von meiner Arbeit, und wenn auch der Stamm von Eiſen wäre.“ Sogleich that er ſeine Eſel auf die Weide, ſtreifte ſeine Ermel auf, und fieng an, den Fuß des einen Baums mit ſo derben Axthieben zu begrüßen, daß die dicken Spähne weit umher flogen und der ganze Wald wiederhallte. Plötzlich ſchien der Stamm des Baums heftig zu zittern, und es bildete ſich eine Oefnung darinne, welche zu einer 20 Fuß hohen Thür wurde. Ein ſchwarzer Rieſe kam, ſich bückend, in Hemde, Pantoffeln und der Nachtmütze heraus, und rief mit einer fürchterlichen und aufgebrachten Stimme: „Wer klopft ſo? Was verlangt man von mir um dieſe Zeit? Soll ich denn nicht einen Augenblick ruhig ſchlafen? Ich hatte mich kaum niedergelegt, und es ſind noch keine 300 Stunden, daß ich mich zu Bette begeben habe.“ Indem er das ſagte, rieb er ſich die Augen, um den Schlaf daraus zu vertreiben. Der Holzhacker ein Mann von unerſchrockener Seele, betrachtete das Ungeheuer, das vor ihm ſtand, und hörte ihm ganz ruhig zu; er merkte gleich, daß es ein Geiſt ſey, eine Art Weſen, in deren Launen man ſich ſchicken muß, wenn man nicht ihren Unwillen reizen will.

Sein Anblick wäre wirklich für jeden andern ſchreckenvoll geweſen, denn ſein Körper war ſo dick, wie einer von den Thürmen zu Bagdad, und ſeine Mütze glich der Kuppel des Haupt-Minaretthurms von Rahme-Jlaſarhr, der groſſen Moſkee zu Maſſer. „¿Wer biſt du, was willſt du?" ſagte der Rieſe zum Schamakda, der ſich ſtellte, als ob er ihn gar nicht gewahr würde; weiſt du nicht, daß der 313. Theil eines Tages, eine ungebührliche Zeit iſt, um an anderer Leute Thüre ſo anzuklopfen, wie du thuſt?" — „¡Geſtrenger Herr, antwortete der Holzhacker es ſind ſchon 1516 Minuten drüber, du kannſt es an dem Mond und Sternen ſehen, denn es iſt heller Tag!" — „Ihr Pöbelpack antwortete der Geiſt, ihr wißt nicht, was das heißt, ſäuberlich zu Werke zu gehen; wenn euch die Grille anwandelt, ſo ſtöhrt ihr Leute, wie uns in ihrer Ruh; unſer Schlaf wird immer durch eure abgeſchmackten Einfälle unterbrochen. ¿Doch laß hören, was iſt dein Begehren?" — „Geſtrenger Herr, ich wußte nicht, daß dieſes dein Haus wäre, und daß ein ſo groſſer Prinz wie du, keinen Thürſteher hätte. Ich wollte Holz holen, um meine drey Eſel damit zu bepacken." — „Warum fälleſt du Holz?" „Damit für ſolche vornehme Herrn, wie du biſt, Brod gebacken werden kann." — „¿Glaubſt du, daß es uns an Brod gebrechen wird? Haben die Bäcker nicht ſchon welches gebacken?„ — ¿„Aber Morgen, geſtrenger Herr?“ — ¿„Was iſt Morgen? Morgen iſt für Leute deines Gleichen gut; wir, wir wiſſen nur von Heute! „Ihr ſeyd unerträglich mit euern kleinen Bedürfniſſen; Holz! Holz! als ob nicht alle Wälder davon voll wären; und was willſt du mit dieſem Holze anfangen?“ „Meine drey Eſel damit bepacken; und Geld daraus löſen, damit ich meine Familie ernähren kann.“ „¿Und warum ernährt ſich deine Familie nicht? ſie braucht ja nur zu eſſen, um ſich zu ernähren? Ich, ich ernähre mich auf keine andere Art, als daß ich mirs wohlſchmekken laſſe. Aber was ihr für ein Schlag von Menſchen ſeyd! ihr habt auch nicht die mindeſte Induſtrie!“ — „Du haſt recht geſtrenger Herr, wir ſind Schwachköpfe; aber wenn ich meine drey Eſel nicht mit einer Holzladung in die Stadt bringe, ſo werde ich kein Geld haben und meine Familie und ich, wir können nicht ohne Geld leben.“ — „¿Warum ſagteſt du mir das nicht gleich, ſtatt ſo anzupochen, als ob du taub wäreſt? Du brauchſt Geld? Nun gut, damit ich dich mir vom Halſe ſchaffe ſo ſollſt du ſo viel Geld haben, als deine Eſel tragen können; komm mit!“ Der Rieſe kehrte in ſeinen Baum zurück und Schamakda folgte ihm. Der Holzhacker ſahe ſich in einer prächtigen

tigen Vorhalle, welche oval war und auf Jaſpisſäulen ruhte, zwiſchen denen Urnen von vergoldetem Metalle und prächtige Statuen ſtanden. Schamakda mußte laufen, um dem Rieſen nachzukommen, und konnte ſich alſo weder in dieſem Vorhofe noch in einer Menge anderer Gemächer aufhalten welche noch weit reicher ausgeſchmückt waren. Endlich kamen ſie in ein Kabinet; hier lagen Pyramiden von Geldſäcken aufgethürmt, deren jede an ihrem Fuß einen Raum von 6 Schuh ins Gevierte einnahm, und von einer verhältnißmäßigen Höhe war.

„¿Wollteſt du nicht Geld haben?" fragte der Rieſe, indem er einen Beutel aufmachte. — „Das iſt aber Gold!" erwiederte der Holzhauer. — „¿Gold oder Geld, ſprach der Mohr, iſt das nicht einerley? Aber das Pöbelpack iſt ſo ſtockdumm, daß man ſich nicht genug darüber wundern kann. Nimm davon, was du brauchſt, und tummele dich, denn ich falle faſt um für Schlaf." — Schamakda nahm ein Goldſtück. — „¿Willſt du etwa die Ladung ſolcher drey Eſel wie du biſt, Stück für Stück und hübſch einzeln dir zuzählen? rief der Mohr, indem er für Ungedult mit den Füßen ſtampfte; willſt du gleich fort machen! Dummkopf?" — Der Holzhauer packte fünf Beutel an, und ließ zwey davon fallen. „Hat man je einen ungeſchicktern Tölpel geſehen, ſchrie der Rieſe, du wirſt machen, daß ich mir den Tod 2000 Jahr früher an den Hals ärgere!“ Er eilte in ein Vorrathsgewölbe, kam mit einer großen Kiſte zurück und füllte ſie mit einer Ungedult an, welche von ſeinem Verdruß zeugte. Hierauf trug er die Kiſte mit einer ſo unglaublichen Haſtigkeit fort, daß man hätte Flügel haben müſſen, um ihm folgen zu können und warf ſie mitten aufs Feld. „Hier, ſagte er zum Holzhacker, einmal für allemal, nimm und packe dich! Wenn deine Eſel und du nicht alles fortſchaffen können, ſo verſcharre den Reſt. Ich habe nicht meine Zeit damit verlieren wollen, deine Rechnung zu machen. Nach meiner Meynung haſt du aber nun nichts mehr hier zu ſchaffen. Merke dir meine Thüre wohl, und wenn du binnen hier und 900 Jahren dich erfrechſt, den geringſten Lärm in meinem Diſtrikte zu machen, und das Unglück haſt, mich aufzuwecken, ſo wahre dich vor meinen Fäuſten!“ — „Geſtrenger Herr, antwortete **Schamakda**, du biſt meines Gehorſams gegen deine Befehle verſichert: ich wünſche dir wohl zu ſchlafen!“ — „Das gebe der Himmel!“ gab der ungeheure Mohr zur Antwort, indem er ſeine großen Arme ausſtreckte, und gähnend ein ſolches Maul aufriß, daß die ganze auf dem Boden liegende Kiſte darinnen Platz gehabt hätte.

Wenn Geiſter ſo verſchwenderiſch freygebig ſind, wie dieſer gegen den Holzhauer geweſen war, ſo wiſſen wir alle aus Erfahrung, ſo viel unſerer hier ſind, daß ſie eine Abſicht darunter haben, vor der man auf ſeiner Hut ſeyn muß. Ihr werdet hören, wie das plötzliche Glück des Holzhauers Schamakda der Grund zu der gefährlichen Ehre war, daß er mein Großvater wurde. Der ſtarke, geſchickte und flinke Holzhauer hatte bald die leeren Säcke abgebunden, welche auf den Rücken ſeiner Eſel lagen, damit ſie von dem Holze nicht geſchunden werden möchten; er füllte ſie mit dem, was in der Kiſte war, und befeſtigte ſie ſorgfältig. Es blieben noch drey volle Ladungen zurück. Er grub eine Grube, ſcharrte ſie hinein, bedeckte ſie mit einem Haufen Steine und trat nun fröhlich den Rückweg nach ſeiner Hütte an. Als er nach Hauſe kam, vertraute er, was ihm begegnet war, ſeiner Frau an, die ein kluges Weib war, und beyde wählten die Zeit, wo ihre Kinder ſchliefen, um ihren Schatz zu verbergen, und beſchloſſen, den Reſt noch in der nächſten Nacht beym Mondſcheine abzuholen. Sie bewerkſtelligten es glücklich. Nun waren ſie reich, aber ſie wußten ihren Wohlſtand zu verbergen; ſie ließen ihn nur allmählig und nach und nach merken, ſo, daß er mehr die Frucht ihrer Emſigkeit ſchien; und da ſie einen beſcheidenen Gebrauch davon machten, ſo erregten ſie niemandes Neid. Sie ſparten nichts an der Erziehung ihrer vier Kinder; drey derſelben wurden als Kaufleute, anſtändig etablirt. Sie hatten auch eine Tochter, die ſchön wie der Tag war, und jedem, der ſie ſahe, die heftigſte Leidenſchaft einflößen mußte; aber keine Mannsperſon bekam ſie zu Geſichte, und ſie gieng nie anders als verſchleiert und unter Begleitung aus. Sie hieß Billah-Dadill.

Einſtmals, als die ſchöne Billah-Dadill ſich in Begleitung ihrer Sklavinnen ins Bad begab, war ſie gezwungen, ſich hinter einen großen Pfeiler zu flüchten, der das Thor eines großen Palaſtes ſtützte, um nicht von den Füßen der Kameele und Pferde beſchädigt zu werden, welche die Straße verſperrten. Der ſchöne Sultan Schazza-Nickdin, der Sohn des Königs von Samarkand, wollte eben mit ſeinem Gefolge auf die Jagd reiten, und fand ſich wie ſie durch die Kameele einer ganzen Karawane aufgehalten. Die Mühe, die er ſich gab, den feurigen Muth ſeines Roſſes zu bändigen, verſchaſte ihm Gelegenheit, ſeine Geſchicklichkeit und ſeinen Anſtand vor den Augen der Tochter des Schamakda glänzen zu laſſen, auf welche er von dem Augenblicke an einen ſolchen Eindruck machte, daß ſie ihre Ruhe und Freyheit verlohr. ¿War es bloße Wirkung der Sympathie? Das kann ich nicht glauben, denn alles muß mir bey einer Geſchichte nothwendig verdächtig vorkommen, wo unſer abſcheulicher Verfolger bald unter einer neuen Vermummung auftreten wird. Billah-Dadill, die von einer Leidenſchaft verzehrt wurde die ſie ihren Eltern nicht zu geſtehen wagte, vergieng zuſehends, zehrte aus und nahm vergebens ihre Zuflucht zu den geſchickteſten Aerzten zu Samarland, welche ſie bereits als ein Opfer des Todes anſahen. Ihre Eltern und ihre Brüder waren untröſtlich. Seit ſechs Monaten hatte ſich in Schamakdas Hauſe eine Krämerin eingeſchlichen, die mit Salben, Pommade, wohlriechenden Sachen, Schminke und andern weiblichen Toilettenbedürfniſſen handelte. Sie gab vor, ſie ſey von Muſſul. Ihre Waaren hatten ſtarken Abgang und ſie ſelbſt war bey allen Damen der Stadt wohl gelitten. Ihr Alter machte ſie ehrwürdig. Sie hatte einen liebkoſenden Blick, ſie konnte die verbindlichſten Dinge auf eine Art ſagen, daß ſie gar nicht nach Schmeicheley ſchmeckten; ſie wußte eine Menge Mährchen oder wirkliche Begebenheiten zu erzählen, nachdem man an dem einen oder andern Gefallen fand, und wenn ſie irgend einen ſatyriſchen Zug mit unterlaufen lies, ſo war er doch ſo verſteckt, daß es ſchien, als ob es ohne Vorſatz geſchehen ſey. Gegen die Sklavinnen war ſie äuſſerſt gefällig und überlies ihnen faſt halb geſchenkt, was ſie ihren Herrſchaften ſo theuer verkaufte; ſie hörte ihre kleinen Vertraulichkeiten mit einem Anſchein von Eifer und Theilnahme an, und leiſtete ihnen im Nothfall Dienſte. Die Krämerin von Muſſul war mit der ſchönen Billah-Dadil ſehr bekannt, und beſuchte ſie in ihrer Krankheit alle Tage.

Sie ſetzte ſich in einen Winkel des Zimmers während die Aerzte ihre Berathſchlagungen hielten und wenn ſie ihre Meynung geſagt hatten, ſo zukte ſie gegen die Sklavinnen der ſchönen Kranken die Achſeln, und ſagte: „Die Herrn verſtehen davon nichts, ſie werden noch machen, das eure ſchöne Gebieterin ſtirbt. Doch ſobald ich merke, daß es mit ihrem Wiſſen am Ende iſt, ſo will ich ein Arkanum probieren, daß ich beſitze; ich habe nicht gelernt, ſo nützliche und gute Salben und Pommaden zu verfertigen, ohne nicht auch ein wenig in die Medizin zu pfuſchen, und was gewiſſe Frauenzimmer Krankheiten betriſt, da verſtehe ich mich beſſer darauf, als alle dieſe gelehrten Herrn.“

Billah-Dadils Zuſtand verſchlimmerte ſich unterdeſſen von Tage zu Tage: eine Neuigkeit, die man in ihrer Gegenwart erzählte hatte ihn, ohne daß man es wußte, weit ärger gemacht. Sie betraf einen Geſandten aus China, welcher gekommen war, eine Allianz zwiſchen beyden Nationen zu ſchließen, und die Hand der Prinzeſſin, der Tochter ſeines Herrn, dem Prinzen Schazza-Rickdin anzubieten. Dieſe Nachricht drohte der Kranken den Garaus zu machen; ſie bekam eine Ohnmacht, die das Ende ihres Lebens zu ſeyn ſchien. Das ganze Haus gerieth in Aufruhr, und als man durch alle mögliche Mittel die ſchöne Ohnmächtige wieder ins Leben zurück gerufen hatte, blieb die Pommade-Händlerin von Muſſul da, um mit den beyden Sklavinnen, an welchen die Reihe der Wartung war, dieſe Nacht bey der Kranken zu wachen. Indem ſie ſo mit geſchränkten Beinen auf dem Teppich ſaßen, ſagte ſie zu den beyden Sklavinnen: „nein, länger gebe ichs nicht zu, daß dieſe Doktoren durch ihre Quakſalbereyen und Unwiſſenheit die größte Schönheit von Samarkand und in der ganzen

Tartarey, zu Tode kuriren. So bald ſie was verlangen wird, laßt mich zu ihr gehen und es ihr bringen, und verlaſſe ich ſie, ohne ihr einige Erleichterung verſchaft zu haben, ſo ſoll dieſe ganze Schachtel, die ihr hier ſeht, eure ſeyn, und ihr wißt, daß ich immer nur meine koſtbarſten Eſſenzen mit hierher nehme." Die Sklavinnen waren es zufrieden, und auf das erſte Zeichen näherte ſich die Krämerin dem Bette der Kranken: „du kennſt mich recht gut ſchönes Kind, ſagte ſie zu ihr, deine Mutter kann dich nicht zärtlicher lieben, als ich; laß mich deine Haut anfühlen.... O, ſie iſt brennend heiß; du haſt eine große Glut in dir, eine Glut die du verbirgſt; dein Puls ſtockt; das iſt ein Beweiß, daß du dir Gewalt anthuſt, um zu ſchweigen. Selbſt deine Augen, wenn ich ſie betrachte, ſie die ſo ſchön, ſo voll der Treuherzigkeit ſind, welche deine Seele athmet, laſſen eine Art von Verlegenheit ſpüren, welche gegen die Unſchuld des gewöhnlichen Ausdrucks deiner Blicke ſonderbar abſticht. ¿ Wollteſt du mir, die dich lieber hat als ihre eigene Tochter mir die noch heute Morgen für dich am Fuße des Bilds des großen Aſtaroth eine Taube unſchuldig wie du opferte, wollteſt du mir ein wenig Zutrauen abſchlagen? Ach wenn du gegen mich mit der Sprache herausgehſt, ſo wirſt du mir nur geſtehen, was ich ſchon längſt weiß, und was ich aufs wirkſamſte unterſtützen und dir dabey behülflich ſeyn kann.... Du biſt verliebt!... ¿Du wirſt roth? ich ſehe, ich habe recht gerathen! Aber roth werden iſt noch nicht genug, wenn ich das vortrefliche Hülfsmittel gebrauchen ſoll, das ich im Sinne habe; ich muß auch wiſſen, in wen du verliebt biſt.“ — „Ich wage nicht, es zu bekennen.“ — „Gewiß werden wir hören, daß du einen ſchönen Prinzen liebſt. ¿Wie? du ſollteſt ſtolz auf deine Liebe ſeyn, und du läßt dirs einfallen, dich ihrer zu ſchämen!“ — „¿Aber gute alte Mutter, weil du doch ſo gut errathen haſt, wo es mir fehlt, ſo ſage ſelbſt, wie iſt es möglich, daß er mich ſieht, und in mich verliebt wird. Wenn er ſich nun vermählt?“ — „Das ſind drey Dinge, antwortete die Krämerin, die ich alle drey auf mich nehme. ¡Ich will es ſchon machen, daß der, dem du gut biſt, dich ſieht und ich biete ihm Troz, wenn er dich ſieht daß er dich nicht liebte! Was die Chineſer anbetrift, die gekommen ſind, ihm eine Gemahlin anzutragen, ſo will ich ſie mit Rauchwerk abſpeiſen, und wieder nach Hauſe ſchicken. Weg, ſchönes Kind, weg mit den Alfanzereyen deiner Aerzte; Hoffnung iſt der Balſam, den dein Herz vonnöthen hat; laß Zufriedenheit der Seele die Lilien und Roſen deiner Wangen wieder auffriſchen, und wenn du nicht in drey Monaten, ſobald du meinem Rathe folgſt, die glücklichſte Sterbliche wirſt, ſo ſollen alle Salben meines Krams ſogleich in Rauch verfliegen, und ich will nie meine liebe Vaterſtadt Muſſul wieder ſehen!... Aber ich merke, du fängſt ſchon an, dich ein wenig zu erholen; du wirſt gleich wieder etwas Appetit bekommen, du wirſt eſſen wollen, aber es würde dir nicht bekommen, wenn du nicht vorher einige Vorſicht brauchteſt; ich will dir drey Tropfen von meinem Elixier geben, und es in deiner Gegenwart ſelbſt kredenzen; es wird dir den Magen ſtärken, ſo, daß dir das Eſſen und wenn du es auch in Menge genöſſeſt, keinen Schaden thun kann. Sey verſichert; daß ich dir keine Arzney gebe, die ich nicht durchaus kenne; denn ich verfertige ſie ſelber.“

Die ſchöne Kranke überließ ſich ganz der Krämerin von Muſſul; das Elixier wirkte ſo gut, wie ihr Rath; und nie gieng eine Geneſung ſchneller als die ihrige von ſtatten, denn drey Tage nach dieſer Unterredung hatte ſie nicht allein ihr voriges blühendes Ausſehen wieder, ſondern ſich ſogar noch verſchönert. Die Aerzte konnten für Erſtaunen darüber gar nicht zu ſich ſelbſt kommen, und der Kredit, in welchen die Krämerin von Muſſul ſich im Hauſe geſetzt hatte, verbannte ſie gänzlich daraus.

aus. Unterdeſſen erzählte man ſich täglich im Hauſe von der Chineſiſchen Geſandſchaft; und wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, die Müßiggänger von Samarkand hatten ſchon alle Artickel haarklein berichtigt, ehe noch der Geſandte die Unterhandlung wirklich angefangen hatte. Die Krämerin kam dazu. „¿Wie? ſchönes Kind, ſagte ſie zu Billah-Dadil, ſo was kann dich unruhig machen? ¿Zweifelſt du an meinem Eifer, meiner Ergebenheit für dich und meiner Geſchicklichkeit? Der Geſandte hat noch alle Hände vollauf zu thun, um ſeine Stoffe auszupacken, ſeine Pagoden aus ihren Schachteln zu kramen, und doch ſind die Leute im Stande, dir vorzuſchwatzen, daß er ſchon das Herz deines Prinzen für ſeine Chineſiſche Prinzeſſin erobert habe? Wahrhaftig ein ſchönes Ding von einer Prinzeſſin! Mit dem Flitterkram, der ihr in ihrer Naſe, ihren Lippen, und ihren geſchlitzten Ohrläppchen pampelt, gleicht ſie einem Juwelier-Laden, und eine ſolche Rivalin ſollte dir deinen ſchönen Prinzen rauben können? Der Prinz ſpielt ja ſchon ſeit acht Jahren nicht mehr mit Puppen! Sey ruhig und ſage kein Wort, ich will deiner vergeblichen Furcht mit einemmale ein Ende machen, und ihn dir vielleicht ſchon morgen in Perſon bringen.“ — Bey dieſer Verſicherung ſchlug Billah-Dadil die Augen nieder, wurde roth und ſtammelte: aber meine Mutter und meine Sklavinnen?" — „Die alle, antwortete die verſchlagene Krämerin, werden ſchon zum voraus eingeſchläfert; ¿glaubſt du wohl, daß ich dich der Gefahr ausſetzen würde, die geringſte Unannehmlichkeit zu riskiren, dich, die ich mehr als mich ſelbſt liebe? Noch einmal ſchönes Kind, dieſen Abend erwarte mich, ich mag kommen auf welche Art ich will, und mache dich auf einen ſehr angenehmen Beſuch gefaßt, vergiß nicht, daß dir jemand dient, dem noch nie ein Unternehmen ſcheiterte."

Hier unterbrach Badvildin den Faden ſeiner Erzählung. Ihr errathet es ſchon ihr Prinzen, ſagte er zu ſeinen Zuhörern, wer die Perſon war, die ſich in Schamakdas Hauſe eingeniſtelt hatte; es war eben der Böſewicht, welcher als Rieſe geſtaltet, ihm eben ſo thörigt als verſchwenderiſch ſeine Schätze geöffnet hatte. Kurz, der, dem alle Geſtalten gleich ſind, ſobald ſie nur zu ſeinen Ränken und Betrügereyen taugen; mit Einem Worte, der ruchloſe Mograby! Während er in Schamakdas Hauſe dieſe Rolle ſpielte, war er auch im Palaſte nicht müßig. Unter ſeiner Verkleidung als Krämerin von Muſſul, hatte er das Zutrauen aller Weiber und aller Verſchnittenen gewonnen, er war die Herzensfreundin der Amme und Hofmeiſterin des Prinzen und hatte ihnen ein ſo lächerliches Bild von der Prinzeſſin von China entworfen, daß ſie alle vor dieſer Heyrath den größten Widerwillen hegten.

„Ich kenne ſie recht gut, ſagte der gefährliche Schalk, denn ich habe ihr eine Salbe verkauft, womit ſie ſich den rothen Ausſchlag vertreiben wollte, den ſie unter der Naſe hat. Ich will ſie euch einmal recht nach dem Leben darſtellen; aber vorher muß ich mich einer von meinen Pommaden bedienen, um meine Augenlieder aufzuſchwellen, damit ſie dicht an einander kleben, und um das Tageslicht in die Augen zu laſſen, das Ende der kleinen winzigen Oeffnung recht weit zurückzerren.“ — Wenn nun die Krämerin ſich ſo verſtellt hatte, ſo ſteckte ſie die Hände in die Ermel, reckte den Hals recht lang in die Höhe, ließ den Kopf hängen und watſchelte auf den Fußknöcheln in dem Zimmer auf und nieder. Die Sklavinnen und übrigen Weibsleute des Palaſtes brachen bey dieſem Anblicke in ein unmäßiges Gelächter aus; der Prinz kam dazu und fragte nach der Urſache? „Hier, riefen ſie, hier kannſt du deine ſchöne Braut, die liebenswürdige Prinzeſſin von China ſehen!“ — Schazza-Rickdin fand die Sache ſelbſt ſo kurzweilig, daß er ſich nicht enthalten konnte, mit zu lachen. Die vorgebliche Krämerin von Muſſul ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein. Er kannte ſie ſchon. „¿Was ſpielſt du da für eine Komödie? fragte er ſie, indem er ſie auf die Seite zog; ¿kennſt du die Prinzeſſin von China? — „¿Ob ich ſie kenne? ſagte die verſtellte Matrone, ich verſichere dich Prinz, das iſt keine Prinzeſſin für dich; du biſt ſchlank, wie ein Rohr im Nil, und zum Entzücken ſchön; du blühſt wie eine Roſe, und glänzeſt wie der Schmetterling, du wirſt auch gerne Kinder haben wollen, die dir gleichen, und ſo ein breites Fratzengeſichte kann es wagen, dir den Antrag zu thun, dein Blut mit dem Blute einer Gattung von Halbaffen zu verunreinigen? Und warum, ſchöner Prinz, mußt du eben eine Königstochter heyrathen, um glücklich zu ſeyn? Wenn die Vorhänge zugezogen ſind, ſo will man ſich nicht auf Scepter und Krone wälzen, und glaubſt du, daß man ſeinem Manne gehorſam iſt, wenn man von königlichen Blut abſtammt? folge mir, und mache das ſchönſte Mädchen glücklich, das in deinem ganzen Reiche iſt, und das ihren Ruhm allein in der Ehre ſuchen kann, deine Gemahlin zu ſeyn; ich kenne eins, das die Stralen der Sonne noch nie beſchienen, aber das ſie ſtolz ſeyn würden in ihrem vollen Glanze prangen

gen zu laſſen, wenn du ſie neben dir auf deinen Thron erhoben haben wirſt. Kein Täubchen iſt ſo ſanft, wie ſie, und doch gleicht die Lebhaftigkeit ihres Geiſtes dem Feuer ihrer Augen; ſie hat eine gefühlvolle und ſtarke Seele; kurz Prinz, ſo wie ich euch beyde kenne, und je mehr ich euch betrachte, je mehr ſehe ich, daß das Verhängniß euch beyde nur darum ſo vorzüglich ausgezeichnet hat, um aus euch ein Paar zu machen. Ich bin die ganze Welt durchſtrichen und du kannſt dich darin auf mich verlaſſen; ich kenne nur die ſchöne Billah-Dadil, die Tochter eines der anſehnlichſten Einwohner von Samarkand, welche würdig wäre, die Augen des großen Prinzen Schäza-Rickdin auf ſich zu ziehen."

Das Lob welches die verſtellte Krämerin der ſchönen Billah-Dadil ertheilte war nicht übertrieben; überdieſes lag in dem Ton ihrer Stimme, in ihrer Figur und Geberde etwas verführiſches. Der Prinz fühlte ſich bewegt, aber es war nicht bloße Neugierde, was ihn anwandelte, ſondern die heftigſte Leidenſchaft, die ſeltene Schönheit zu ſehen, deren Bild man ihm entworfen hatte. ¿Er fragte die Krämerin von Muſſul, ob ſie ihm zu dieſem Glücke behülflich ſeyn könnte? Sie that zwar, als ob es mit vielen Schwierigkeiten verknüpft ſeyn würde; aber zulezt bewies ſie ſich doch bereitwillig, alles zu verſuchen und zu wagen, um die Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen, und verſprach, bald Bericht abzuſtatten, wie ihre Verſuche ausgefallen ſeyn würden.

Kurz nach dieſem Geſpräche mit dem Prinzen, war ſie eben zu der ſchönen Kranken gegangen, um ihre Hoffnung von neuen anzufachen. Sobald ſie die Schöne beredet hatte, einen Beſuch vom Prinzen anzunehmen, ſo ſorgte ſie auch gleich für die Verkleidung, in welche ſich der junge verliebte Prinz verſtecken ſollte. Den andern Tag erſchien ſie im Palaſte, ſchäkerte wie gewöhnlich mit der Hofmeiſterin und Amme, und fand Mittel, den Prinzen zu ſprechen, der die Krämerin ebenfals ſuchte. „Es iſt alles richtig, ſagte ſie, es koſtet mich nichts weiter, als eine kleine Lüge und ein Opfer. In keinem Hauſe von ganz Samarkand genieſſe ich einer ſo gütigen und freundſchaftlichen Aufnahme, als in eben den Hauſe, wo ich dich dieſen Abend hinbringen will. Ich ſchüzte vor, ich erwartete eine Tochter, welche zwey Tagereiſen von hier, bey einer meiner Schweſtern wohne, und man bezeigte ein groſſes Verlangen, ſie zu ſehen. Die Schöne, die ich dir geprieſen habe, iſt eben erſt von einer Krankheit geneſen und ihre Familie iſt es zufriefrieden, daß mein vorgebliches Kind einen groſſen Theil des Abends in ihrem Hauſe, bey ihrer lieben Tochter zubringe; ich habe in meinem Korbe einen weiblichen Anzug für dich bereit, er wird dir treflich ſtehen und du mußt es ſo einzurichten ſuchen, daß wir, ſobald es Nacht wird, uns durch eine heimliche Thüre wegſchleichen können. Wir wollen in das Haus gehen, und geſezt den Fall ich hätte mich in dem Gemälde geirrt, das ich dir von dieſer Perſon entworfen habe, die mir ſo lieb, wie mein eigenes Kind iſt, ſo bleibſt du dort meine Tochter, und kannſt wieder weggehen, ohne dich zu erkennen zu geben.“

Alles geſchah dieſer Abrede gemäs, und die Zuſammenkunſt hatte ſtatt. Schazza-Rickdin wurde eben ſo heftig in Billah-Dadil verliebt, als er von ihr geliebt wurde. Bald wurde ihm ſeine Verkleidung zur Laſt; doch die allzuliſtige Vertraute wußte ihm Gelegenheit zu verſchaffen, ſich zu erkennen zu geben, und die beyden jungen Verliebten ſchwuren ſich ewige Liebe und Treue. Der Prinz erfuhr jezt, daß die junge Schöne bald aus Liebe zu ihm geſtorben wäre; was den Anlaß zu tauſend zärtlichen Reden gab; mit einem Wort, ſie würden gar nicht daran gedacht haben, von einander zu ſcheiden, wenn ihnen nicht die

Vertraute zu Gemüthe geführt hätte, welche ſchwere Behutſamkeit ſie ſich einander ſelbſt ſchuldig wären. Der Prinz der Tartarey war der Liebling ſeines Vaters und ſtand keinen Augenblick an, ihm die Geſinnungen ſeines Herzens zu entdecken, und den Anträgen des chineſiſchen Geſandten zuvor zu kommen. „Du haſt, ſagte er zu dem Könige, dem Geſandten des Königs von China zwey Audienzen gegeben und er hat dir noch nicht die ganze Abſicht ſeines Hierſeyns offenbart; aber ſein Gefolg, das nicht ſo zurückhaltend iſt, redet laut davon. Er thut dir Anträge, die mit Schwierigkeiten verbunden ſind, weil er darauf rechnet, dir für mich die Hand der Tochter des Königs ſeines Herrn anzubieten, um ſich vortheilhaftere Bedingungen zu verſchaffen; denn kleindenkende Leute haben einen falſchen Begrif von Größe, und glauben, daß ein Mann eine Ehre in der Verbindung mit einem Weibe ſuchen müßte, als ob unſere Tartarn dereinſt mehr Ehrfurcht für mich haben würden, weil ich einen König zum Schwiegervater hätte. König, wir wollen mit dieſem Volke, das ſo knickerig, ſo an Kleinigkeiten klebend und ſo weibiſch iſt, in Frieden leben, aber nicht zugeben, daß ihr verächtliches Blut den Adel des unſrigen ſchände; es würde nur ein verworfenes ausgeartetes Geſchlecht daraus entſtehn. Durch mich muß die Gemahlin, die ich mir wählen werde, Anſprüche auf die Verehrung des Volks bekommen.

Der König ſchien die Gründe des Prinzen, ſeines Sohnes, zu billigen; „lieber Schazza-Rickdin ſagte er zu ihm, du denkſt wie ein ächter Tartar; und ich werde mich wohl hüten, deiner Wahl aus irgend einer politiſchen Rückſicht vorzugreifen. Aber es iſt Zeit, auf deine Vermählung bedacht zu ſeyn, und ich wünſchte in meinem weiten Reiche die Schöne kennen zu lernen, die dein Glück befeſtigen könnte!“ „Ich kann ſie dir zeigen, mein Vater, und bin zum voraus verſichert, daß meine Wahl deinen Beyfall haben wird!“ — Der König war äußerſt begierig, und Schazza-Rickdin verſchafte ihm die Bekanntſchaft mit der Billah-Dadil. Der Monarch wurde von den Reizen und dem Verſtande der Tochter des Schamakda bezaubert, und machte ſeinem ganzen Hofe bekannt, daß der Prinz ſein Sohn mit ihr ſich nächſtens vermählen werde. Der Chineſiſche Abgeſandte ſahe nun ein, daß ſeine Unterhandlungen ſo gut als abgebrochen wären, weil man dem Preiß, den man für vortheilhaftere Bedingungen hatte anbieten ſollen, auf eine ſolche Art ausgewichen ſey, um nicht in den Fall zu kommen, ihn durch eine abſchlägliche Antwort beleidigen zu müſſen.

Prinzen, ich habe euch die Geſchichte aller der beſondern Umſtände, welche vor der Verheyrathung meines Vaters und meiner Mutter ſich zutrugen, mit Fleiß recht im Detail erzählen wollen, denn ich bin der Sohn des Schazza-Rickdlin und der Billah-Dadil. Obgleich ohne Zweifel bey der Leidenſchaft welche meine Eltern für einander gefaßt hatten, viel Unnatürliches mit im Spiele war, da der Mograby ſelbſt dieſe Intriguen eingefädelt und geleitet hatte, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß auch dabey viel Sympathie mit unterlief. Als meine Eltern ſich mit einander verbunden ſahen, hielten ſie ſich für die glücklichſten Perſonen der Welt, aber ſie waren, ohne es zu wiſſen, das Spiel unſers Feindes, der ſich ſchon lange durch ſie ſein Opfer auserkohren hatte; ich wurde es von dem Augenblicke an, da ich das Licht des Tages erblickte. Sein gottloſer Einfluß beraubte mich gleich im Anfange der ſanften Liebkoſungen, deren ich mich in dem elterlichen Schooße hätte erfreuen ſollen. Ach wenn euer Haß gegen dieſen Verruchten noch nicht ſtark genug wäre, ſo müßtet ihr in der Bitterkeit, womit ſeine ſchändlichen Ränke meines Lebens ſchönſte Tage vergiftet haben, neue Bewegungsgründe finden ihn zu verabſcheuen. Um euch dieß deutlicher zu machen, muß ich euch ein Bild entwerfen, das mich noch empört, und wider meinen Willen die Geheimniſſe des Ehebetts der Urheber meines Daſeyns verletzen; vergebens blühte volle Jugendkraft in meinem Vater, vergebens glühte heiße Liebe in ſeinem Buſen: ſchändliche Bezauberung entkräftete die Stärke ſeiner Jugend und das Feuer der Leidenſchaft: ſie machte ihn kalt wie Eis und erſtorben, ſobald er das hochzeitliche Lager beſtieg. Man kann leicht denken, daß die treuloſe Krämerin von Muſſul gleich den Morgen darauf ſich einfand, um ſich an dem Erfolge ihres Triumphs über Natur und Liebe zu weiden: ſie wurde dieſen Triumph deutlich in den beſtürzten Blicken der beyden Liebenden gewahr, aber ſie lies ſich nichts davon merken: ſie wartete noch einige Tage bis man ihr ſelbſt im Uebermaaſe der Verzweifelung und Betrübniß mit dem Geſtändniße entgegen kommen würde. Sie ſchloß ganz recht, denn mein Vater ſahe ſich bald zu dieſer ſchimpflichen Entdeckung gezwungen. „O Aſtaroth! rief die treuloſe Vertraute, indem ſie ihre kreuzweis gelegten Hände gen Himmel hob, das iſt ein Streich von den verwünſchten Chineſen; ich erkenne ſie an dieſem Zuge: dergleichen Werke der Boßheit pflegen ſie immer mit ihrem großen Drachen zu treiben. Mit Recht iſt dieſes Gezüchte verflucht. Man darf ſie nur anſehen, wie ſie die Natur verkrüppelt hat; ſie ſind, wenn man ſie gegen andere Menſchen hält, was der Erdſchwamm gegen die Melone iſt. Auch hat ſich der Geſandte ſchnell aus dem Staube gemacht, nachdem er ſeine Tücke ausgelaſſen hat; doch, Aſtaroth iſt entweder kein Gott, oder es ſoll Alles ſelbſt über ihr Haupt kommen. Zwar könteſt du Prinz ſie noch einhohlen, aber allein kanſt du doch nicht Rache an einem Geſandten nehmen, der 4000 Mann zur Begleitung hat. Wir wollen lieber jezt einen Augenblick die Rachſucht ruhen laſſen, und uns das dringendſte vom Halſe ſchaffen. Als deine Gemahlin aus Liebe zu dir bald geſtorben wäre, brachte ich dem Aſtaroth Sühn-Opfer dar, und er machte ſie wieder geſund. Dieſe Nacht habe ich mir vorgenommen, in ſeinem Tempel zu ſchlafen; ſeine Prieſter kennen mich, und ſetzen kein Mistrauen in meine Andacht, die mich täglich zu den Füßen ihres großen Gottes führt. Ich will mein koſtbarſtes Räucherwerk mit mir nehmen, und wenn ich es verbrannt habe, meinen Kopf auf ein Kiſſen voll weißer Mohnkörner legen. Sey ruhig, Prinz verlaſſe dich auf den Kredit, die Kenntniſſe und Hülfsmittel der Krämerin von Muſſul!“

Mein Vater erzählte es meiner Mutter und beyde erwarteten, in ihrer Blindheit, mit gleicher Ungeduld die Wiederkunft der Krämerin von Muſſul. Den andern Morgen in aller Frühe kam ſie mit einer triumphierenden Miene zurück: „freut euch Kinder, rief ſie, ich habe das Räucherwerk nicht geſpart, aber es hat mir auch herrliche Dienſte geleiſtet. Mir träumte ich einen Traum, der mir angenehmer geweſen wäre; der groſſe Drache wirds auf ſeine Fittige und ſeinen Buckel bekommen: doch müßt ihr euch gegen Niemanden als nur gegen dem Könige, eurem Vater etwas merken laſſen, denn es giebt Dinge, die nicht für den gemeinen Mann gemacht ſind. Es war nicht Aſtaroth ſelbſt, der mir erſchien, ſondern der groſſe Niograby, ſein Stellvertreter auf Erden. ¡O was iſt das für ein edler, ehrwürdiger Mann! ihr werdet ihn einſt ſelbſt zu Geſicht bekommen; nein es läßt ſich nichts ehrwürdigeres denken! Er war ganz in Pergament, von einer unglaublichen Weiße und Feinheit gekleidet; das Rauſchen, von dem Aneinanderreiben der Falten ſeines Gewands, machte daß ich den Kopf nach ſeiner Seite wendete. Er nannte mir ſeinen Namen; Aſtaroth, ſagte er, hat dein Rauch-Opfer wohlgefällig aufgenommen. Der Prinz der Tartarey wird von den Wirkungen des bösartigen Einfluſſes des großen Drachen befreyt und an ſeinen Feinden gerächt werden, er wird eine zahlreiche Nachkommenſchaft bekommen und ein hohes Alter erreichen. Aber die große Gottheit, die du anrufſt, verlangt mehr, als bloßes Räucherwerk, ſie verlangt ein Herz, das ihr ganz zu eigen gehöre und heiſcht dafür ein ſicheres Unterpfand. „Der Prinz und die Prinzeſſin von der Tartarey ſollen dem Aſtaroth den männlichen Erſtgebohrnen weihen, der die Frucht ihrer Umarmungen ſeyn wird, und du ſollſt mir darüber ein ſchriftliches durch ihren Schwur beſiegeltes Verſprechen bringen! Indem er das ſagte, ſchnitt er ein Stück von ſeinem Gewande, vorne auf der Bruſt ab, gab es mir, und ich bringe es euch hier. Jezt wollen wir auf das Zimmer der Prinzeſſin deiner Gemahlin gehen; ſtelle ihr recht bündig vor, welche Ehre dir Aſtaroth erweiſt, und welch ein großer Vorzug es für dein Kind iſt, der adoptirte Sohn einer ſo mächtigen Gottheit zu werden!"

Freylich war mein Vater, der auf eine, ihm ſo läſtige Art bezaubert worden, ſehr zu entſchuldigen, daß er ſuchte von dieſer unangenehmen Neſtelknüpferey befreyt zu werden. Meine Mutter war nicht weniger ungeduldig, dieß alles ein Ende nehmen zu ſehen; und beyde waren überdieß von Kindheit an, ſo wie ich, in den Vorurtheilen des Götzendienſtes des Aſtaroth aufgewachſen. Ihre Vertraute ſagte ihnen den Inhalt der Verſchreibung in die Feder, zapfte jedem einen Tropfen Blut aus dem Arme, vermiſchte es mit dem ihrigen und ließ ſie damit das feyerliche Verſprechen unterzeichnen, das mich den Händen unſers größten Feindes überliefert hat. Ihr werdet nun ſelbſt errathen, wer der vorgebliche Gott Aſtaroth war, deſſen anerkanter Stellvertreter der verhaßte Mograby iſt. Neun Monat nach dieſem unglücklichen Vertrage kam ich auf die Welt, und meine Eltern in der feſten Ueberzeugung, daß ich ihnen nicht mehr angehöre, ſchickten mich ihrem Gotte. Der Hohepriеſter empfieng mich mit großer Pracht, und wickelte mich feyerlich in eine leinene Windel, die einen Saum von Purpur hatte, womit meine beyden Würden als Prieſter und Königsſohn ausgedrückt wurden. Eine Amme ſtillte mich im Tempel, und von Zeit zu Zeit brachte man mich in den Palaſt, wo mich meine Eltern mit Liebkoſungen überhäuften, aber der Prieſter, der mich begleitete, erlaubte mir nicht, mich ihnen zu überlaſſen.

Sobald ich im Stande war, am Altare ſtehen zu können, ließ man mich allen Opfern beywohnen, aber ein unüberwindlicher Widerwille machte mir ſchon damals die Pflichten zuwider, die man mir aufzulegen ſuchte. Unterdeſſen ſchien mein Vater und meine Mutter in ihrer Ehe des glücklichſten Schickſals zu genießen und hatten einen Seegen von Kindern. Ich habe noch drey Brüder, die von Geſundheit ſtrotzen und mein Vater durfte nicht in Sorgen ſeyn, ohne Thronfolger zu ſterben, weil ich, als Aſtaroths Geweihter, keine Anſprüche mehr auf den Thron hatte. Was mich betrift, ſo war mir, wie ich ſchon geſagt habe, dieſer gezwungene Beruf ſehr zur Laſt. Ich legte mich auf nichts, was meinem Prieſterſtande angemeſſen war, und wenn ich auch behalten zu haben ſchien, was man mich lehrte, ſo hatte ich dieß blos der Güte der Natur zu verdanken, die mich mit einer großen Faßlichkeit begabt hatte. Sobald ich den Händen meiner Wächter entwiſchen konnte, beſtieg ich das erſte beſte Pferd, das ich antraf, oder ſtrich mit dem Bogen in der Hand im Felde umher. Unter dieſen verſchiedenen Beſchäftigungen, die ich theils mit Luſt, theils mit Unluſt trieb, erreichte ich mein vierzehentes Jahr. Einſtmals, als ich in meinem leinenen Gewande, mit Blumen gekränzt dem Hohenprieſter, der eben opferte, den Weyhrauch reichte, meldete man mir, daß mein Vater und meine Mutter mich im Palaſte zu ſprechen verlangten. Ich warf hurtig das Rauchfaß weg, und eilte ſo gekleidet wie ich war, an den Ort, wo ich erwartet wurde. Ich traf im Zimmer meiner Mutter, den Greis mit dem weißen Barte und dem pergamentenen Kleide an, den ich ſo oft hatte beſchreiben hören, wenn man mir die Bewegungsgründe erklärte, warum man mich aus dem Palaſte meines Vaters verwieſen habe. Bey meiner Ankunft ſtand er auf, und ich ſahe, daß er um einen halben Kopf größer war, als mein Vater. Man kann ſich keine edlere, ſtolzere und mehr Ehrerbietung einprägende Geſtalt denken, als der Mograby angenommen hatte. Ich fand meinen Vater ſehr ernſthaft ausſehend, und bemerkte ein Paar Thränen in den Augen meiner Mutter. Mein Sohn, ſagte Schazza-Rickdin, der Stellvertreter der Gottheit, der du geheiligt biſt, iſt hier, um dich abzuholen, und dich an den Ort zu bringen, wo du eins geweyht werden ſollſt." — „Herr, ſagte der Mograby, du hältſt mir dein Wort, und ich gebe dir hier deine Verſchreibung zurück; wenn ich auch mit dieſem und jenem nicht Urſache habe zufrieden zu ſeyn, ſo kann ich wenigſtens dir nicht die Schuld davon geben. Jüngling, ſprach er, indem er ſich zu mir wendete, du wirſt dich nunmehro ernſthafter beſchäftigen müſſen, als du zeither gethan haſt.“ Indem er das ſagte, faßte er mich bey der Hand, die er nicht wieder losließ, während mein Vater und meine Mutter mich umarmt hielten. Bald darauf gieng er fort und nahm mich mit ſich. Vor dem Palaſte fanden wir ein Kameel, das zu unſerer Reiſe beſtimmt war; man ließ mich den bequemſten Sitz einnehmen; ein großer Negerſklave gieng vor uns her, und leitete das Kameel an der Halſter. Als wir aus der Stadt an einen abgelegenen Ort kamen, rief mein Herr und Meiſter ſeinem Sklaven zu: „Illage-Radaheh halt ſtill! wir wollen uns eine andere Art zu reiſen wählen; dieſe geht für uns zu langſam!“ Mit dieſen Worten ſprang er flink vom Kameele und der Sclave reichte mir die Arme, um mich herunter zu heben. Ehe mich aber der Neger auf die Erde ſezte, ſagte mein Tyrann: „kleide ihn bequem zur Reiſe, weil du ihn einmal in Händen haſt!“ Der Neger ſtrich hierauf leicht mit ſeinen beyden Händen über meinen ganzen Leib, und verweilte bey der Stirne, die er hart knätete; kurz darauf gieng in mir eine ſo ſonderbare Veränderung vor, daß es mir unmöglich iſt ſie zu beſchreiben. Sie fieng mit einem ſo heftigen Schwindel des Kopfes an, daß ich das Gleichgewicht verlor, und auf die Seite fiel. Aber wie groß war meine Ueberraſchberraſchung, als ich zu bemerken glaubte, daß ich nicht mehr ein Menſch, ſondern ein kleines kegelartig zugeſchnittenes, oben ſpitziges, Stück Holz war, in deſſen Spitze ein ſtarker goldener Nagel ſtak. Ich ſage mit Fleiß, ich glaubte zu bemerken, denn aus den Büchern die ich in der Folge las, lernte ich den wahren Gehalt von drey Viertheilen der Täuſchungen kennen, welche durch die Magie bewirkt werden, und bin nun überzeugt, daß ich nicht ſahe, was ich war, und nicht war, was ich ſahe. Ich träumte nur einen Traum ſtärker, als ein gewöhnlicher Traum, aber es lief viel Wirkliches mit unter, wie ihr gleich hören werdet, und die Organe der ſinnlichen Empfindungen waren nicht erſtorben. „Friſch, Illage-Radaheh, rief mein Herr, der ſeinen Bart und ſeinen Rock abgelegt und ſein ſcheußliches Anſehen angenommen hatte, nimm dieſe Peitſche und gieb mir die andere; laß uns dieſen ſchlafenden Kreiſel aufwecken, das wird uns einen Zeitvertreib auf dem Wege machen!“ Alsbald fühlte ich einen Hagel von Peitſchen-Hieben auf mich fallen, der mich empfindlich belehrte, daß ich nicht von Holze ſey. Die Hiebe mit ledernen Riemen ſchleuderten mich wohl hundert Schritte weit, aber meine Spieler hatten mich im Augenblicke wieder erreicht. Zu ihrer Grauſamkeit geſellte ſich Spott; „das war ein ſchöner Hieb, Illage-Redaheb, rief mein Verfolger, aber unſer Kreiſel iſt vortreflich! ich wuſſte wohl, daß es manche Kreiſel in dem Orden unſerer Prieſter gäbe, aber dieſer da übertrift alle Vorſtellung von Vollkommenheit!" — Mehr konnte ich nicht verſtehen, ich wurde ohnmächtig, und kam nicht eher wieder zu mir ſelbſt, als in dem Bache, wo meine Wunden gewaſchen wurden; denn jeder Hieb auf den Kreiſel machte, daß das Blut darnach floß. Doch dieſe Barbarey war noch nichts in Vergleichung mit der, die ich euch jetzt gleich erzählen werde, und deren Opfer ich unglücklicherweiſe ein ganzes Jahr geweſen bin. Ich hatte noch ſo viel Beſinnungskraft, daß ich alles hören konnte, was ſie ſprachen, aber ich war zu ſchwach, um es mir merken zu laſſen. „Illage-Radaheb, ſprach der Betrüger, wir haben den Befehlen gehorcht, denen wir gehorchen mußten, indem wir dieſen jungen Prieſter des Tempels des Aſtaroth züchtigten, welcher ohne Fleiß, ohne Andacht, ſelbſt plan- und abſichtlos geweſen war; aber ich unglücklicher Vater, werde für meinen Ungehorſam theuer büßen müſſen; denn ich werde meinen lieben Sohn, mein einziges Kind verliehren. Niemand iſt das beſſer bekannt, als dir, Illage-Radaheb, fuhr er unter heftigen Schluchzen, fort, denn du warſt es ja, der den Schazza-Rickihn aus dem Bette der Billah-Dadil nahm, und mich an ſeine Stelle legte, weil kein anderes Mittel möglich war, die Bezauberung des großen Drachen zu löſen. So lange ſchon trug ich dieſen Jüngling in meinem Herzen und ſehnte mich nach dem Zeitpunkt, wo es mir frey ſtehen würde, ſeiner Erziehung die zärtlichſte Fürſorge zu widmen. Aber dahin, wohin ich gehe, darf nichts unreines kommen; ¡die Befehle der Götter ſind unwandelbar und ihre Befolgung wird mir vielleicht meine ganze übrige Lebenszeit Thränen auspreſſen!“ — Indem er das ſagte, weinte der Böſewicht ſo heftig daß es einen Stein hätte erweichen mögen. Man hatte mich auf die Erde und auf einen Haufen Moos gelegt; beyde fuhren mir hier mit der Hand über den Mund. „Er lebt noch ſagten ſie.“ — Sie fühlten meinen Puls, und fanden ihn ſehr ſchwach. — „¡Wenn du es mit einem Tropfen von deinem Lebenselixier verſuchen wollteſt!“ ſagte der Neger. — „Es iſt ſehr ſtark, ſprach mein vorgeblicher Vater; ich habe daheim weit gelindere; aber ein Tropfen iſt ja nur ein Tropfen. Wir wollen einen Verſuch machen.“ — Man hob mir den Kopf in die Höhe. Die Böſewichter kannten recht gut die Stärke des Mittels das ſie bey mir gebrauchten. Es gab mir mit meinen Kräften auch Gefühl für alle die Schmerzen wieder, die ſie mir verurſacht hatten. Zwar hätte es nur bey ihnen geſtanden, dieſen beyden gleich ein Ende zu machen, aber es gehörte mit in ihren Plan, mich die ganze Heftigkeit und Bitterkeit dieſer Schmerzen recht lange empfinden zu laſſen. Ich brach in ein lautes Jammergeſchrey aus. „Ach er leidet, er fühlt!“ ſchrie der Mograby gleichſam voller Freuden; ich will ihn mit mir an den Ort nehmen, wo der Tod nicht hindringen kann. Entferne dich Illage-Radaheh, denn du weißt, du kannſt mich nicht dahin begleiten, ſtatte von meinem Gehorſam als getreuer Sclave Bericht ab.“

Ich brauche mich nicht weiter über das Verfahren dieſes eingefleiſchten Teufels gegen mich herauszulaſſen, ihr wißt ja ohnedem, wie gut er ſeine Mährchen zu nutzen weiß, ſobald er einmal Mittel gefunden hat, ſie jemanden glaublich zu machen. Er überredete mich alſo, daß mein Vater nicht mein Vater wäre, und unglücklicherweiſe war die Zärtlichkeit meines Vaters gegen mich immer von etwas Zurückhaltung begleitet geweſen. Allein, ungeachtet dieſer Ueberzeugung, weil theils meine Erziehung mir nicht ſo ſchien, wie ſie ſich mit meiner Geburt vertrug und theils es mir unmöglich fiel, mich auf irgend eine Arbeit zu legen, welche Applikation heiſchte, ſo war ich, zumal da ein Geiſt der Unabhängigkeit mir angeboren war, höchſt läſſig in dem, was er mir zu thun befahl, und zuweilen ganz widerſpenſtig; ich muſte dann eine grobe unanſtändige Behandlung erdulden, von der ihr euch ſelbſt die Vorſtellung machen könnt. Einſtmals blieb mir von einer Maulſchelle der Mund acht Tage lang aufgelaufen; ich bekam ſie, weil ich in einer von ſeinen vorgeblichen Abweſenheiten, ſtatt an einem Rechnungsexempel zu arbeiten, das er mir aufgegeben hatte, ein Buch von ſeiner Kunſt aus einem Winkel nahm, wo er es wahrſcheinlich abſichtlich hinverſteckt hatte, damit ich es ſehen möchte. Plötzlich kam er zum Vorſchein, riß mir das Buch aus der Hand und ſchlug mich. Sechs Tage vergiengen ſeit dieſem Vorfalle und er behandelte mich, dem äuſſeren Scheine nach mit ſeinem angenommenen Gutmeinen, und ſogar mit etwas mehr Zutraulichkeit. Er gieng mit mir auf die Damhirſchjagd. Wir waren beyde mit Lanzen bewaffnet, und ich hatte um ſo eher mit dieſem Gewehr umgehen gelernt, da man mir ſeine Führung ſchon in dem Ordens-Hauſe der Prieſter erlaubt hatte. Mein Widerſacher gieng vor mir her; er trat auf den ſtachlichten Klotz eines Baums, der unter dem Graſe verborgen lag, und ein groſſer Dorn drang durch das dünne Leder ſeines Schuhes, und ſtach ihn durch den Fuß. Er that einen Schrey, blieb ſtehen und ſetzte ſich nieder; ich bezeigte einige Verwunderung; „es wird nichts zu bedeuten haben, lieber Sohn!“ ſagte er. Zwar legte er die Bewegung meiner Seele ſehr unrecht aus, wenn er ſie dem Mitleiden zuſchrieb, aber ohne Zweifel wollte er ſie mit Fleiße ſo auslegen. „Beunruhige dich nicht, fuhr er fort, ich gehe nie aus, ohne einen gewiſſen Balſam bey mir zu haben. Nicht weit davon war ein Erd-Haufen mit Raſen bewachſen, der eine Art von Sitze ausmachte; er ſetzte ſich darauf, entblößte den Fuß, und zog aus der Taſche zwey Fläſchgen Balſam, um mit dem einen die Wunde zu bähen, mit dem andern ſie zu verbinden. Sie blutete ſtark; flugs fuhr mir der Gedanke durch den Kopf: „es iſt ein Menſch wie du; ein Dorn verwundet ihn, eine Lanze würde ihn tödten!“ Die Erinnerung ſeiner erſten grauſamen Begegnung fiel mir in ihrer ganzen Stärke ein, und wie verhaßt und abſcheulich er mir damals vorgekommen war, als er mich mit Schlägen, Schmähungen und bittern Spott überhäuft hatte; „er giebt ſich für meinen Vater aus, dachte ich bey mir, er erweiſet mir übertriebene Liebkoſungen, und ſchreckt mich mit den fürchterlichſten Drohungen, wenn ich ihm nicht gehorche; ſein Aſtaroth ſpricht er, würde mich von der Erde vertilgen;

gen; aber wenigſtens ſoll das nicht durch ihn geſchehen, denn ich ſelbſt will die Erde von ihm befreyen und ihn wohl hindern, ſich ſeines Balſams zu bedienen!“ — Er hatte mir in dem Augenblicke den Rücken zugekehrt; ich zielte mit meiner Lanze nach ihm, traf ihn zwiſchen beyden Schultern, daß er mit dem Geſichte auf die Erde fiel und wie angenagelt auf dem Sande lag. In dieſem Augenblicke überlegte ich nicht einmal, was aus mir werden würde, wenn ich nun hier allein wäre; mein einziger Gedanke war die Furcht, er möchte wieder aufſtehen und mich ſeine ſchreckliche Rache empfinden laſſen. Ich näherte mich ihm alſo, um ihm den Garaus zu machen, aber indem ich über den Raſenſitz ſchreiten wollte, der zwiſchen uns war, glitſchte mir der Fuß aus und ich fiel; ich wollte wieder aufſtehen und fand mich an Händen und Füßen gebunden; der Mograby ſtand mir gegenüber mit jenem gräßlichen Blicke im Auge, der ſein rechter Blick iſt, ſobald er ſich nicht verſtellen will. „Nichtswürdiger Meuchelmörder, rief er, ¿du ſcheueſt dich ſogar nicht einen Vatermord zu begehen? Ich habe dich entlarvt, aber du ſollſt keine Bosheit mehr auf dieſer Erde verüben!“

Mich hatte ein ſolches Entſetzen ergriffen, daß ich nicht einmal recht Achtung auf die beißenden Spöttereyen gab, womit er ſich über mich und meine ganze Familie luſtig machte. Mein Großvater, der Holzhauer wurde dabey nicht verſchont, und das Ungeheuer rühmte ſich, der Stifter des ganzen Glücks zu ſeyn, das die Familie und meine Mutter gemacht hätte. Er ſchleppte mich in ſeine fürchterliche Todtengrube; ich weiß nicht, wie lange ich darinnen gelebt habe, wenn man anders, leiden ohne zu denken, leben nennen kann.

Die fünf Prinzen hatten der Geſchichte Badvildins mit der größten Aufmerkſamkeit zugehört. Als er damit fertig war, hefteten ſich ihre Blicke auf den einzigen von ihnen, der ſeine Lebensgeſchichte noch nicht mitgetheilt hatte. Er befriedigte ſogleich ihre Ungedult.

5.

Geſchichte

des Prinzen Schah-Adildin, von Damaſk.

¡ O meine Brüder, ihr edeln und traurigen Gefährten meines Unglücks, begonn dieſer, welche Gefühle habt ihr in meinem Herzen erweckt, und welches Licht habt ihr meiner Seele aufgeſteckt, um ſich ihre eigenen Begebenheiten zu erklären! Jezt errathe ich alle die Dinge, die mir ein Räthſel ſchienen; ich erkenne in den verſchiedenen Perſonen, deren Rollenſpiel ich euch zergliedern will, denſelben Böſewicht, der ſo geſchickt uns ins Verderben zu ziehen gewußt hat. Um die verſchiedenen Umſtände nicht zu verwirren, die mir alle nothwendig mit einander verbunden zu ſeyn ſcheinen, will ich, nach dem Beyſpiele des tartariſchen Prinzen, mit meiner Erzählung ein wenig weit ausholen.

Meine Mutter verlohr in ihrem vierzehenden Jahre die ihrige, welche als ſie ſtarb 35 Jahr alt war, und blieb unter der Vormundſchaft ihrer Großmutter, einer ſehr bejahrten Matrone, die ich nur Großmütterchen zu nennen pflegte. Um dieſe Zeit ließ ſie ſich mein Beſtes ſehr angelegen ſeyn und ich wähnte, daß ich ihr große Verbindlichkeit ſchuldig wäre, aber jezt, da ich über eure Ezählungen nachdenke, die ich mit angehört habe, ſehe ich deutlich, daß ich ihr all mein Unglück zu verdanken habe. Gegen mich ſelbſt mochte ſie wohl ganz unſchuldig ſeyn, aber ſie war in Rückſicht meiner ſo wie ihrer ſelbſt gewaltig irre geleitet und geblendet worden. Ich muß euch eine treue Schilderung von meiner ſogenannten Großmutter liefern, aber in dem Geſichtspunkte, aus welchen ihr mich jezt in Stand geſezt habt, ſie zu betrachten, das heißt, als Helfershelferin des Mograby, zu meinem und vielleicht zu meiner ganzen Familie gegenwärtigem Unglücke. Sie hieß Hameneh. Sie hatte nur eine Tochter gehabt, war mit einem Kaufmanne von Damaſk verheyrathet geweſen, und ſehr frühzeitig Wittwe geworden. Ich erinnere mich, daß ein junger Edelknabe, der von dem Könige, meinem Großvater ſehr geliebt wurde, zu mir ſagte: „ſieh dich vor, daß die Großmutter dich nicht für lauter Heiligkeit unter die Erde bringt, wie ſie ihren Mann und Schwiegerſohn auch unter die Erde gebracht hat!" Wahrſcheinlich hatte der junge Edelknabe dergleichen Reden von meiner Großmutter führen hören, denn man hieß ſie nur, Hameneh die Heilige, oder, die Heilige von Damaſk; und nie hat jemand den Schein der Heiligkeit weiter getrieben, als ſie. Sie gieng nie anders als verſchleyert aus, und ihr Schleyer war größer und dichter, als aller andern Weiber. Aber ihr Anzug, der immer ſehr dunkelfarbig war, ihr großer, hagerer und ungeachtet ihres Alters gerader Wuchs, würden ſchon allein ſie kenntlich gemacht haben, wenn der Koran, den ſie immer unter dem Arme trug und ein Roſenkranz *), deſſen Korallen ſo groß wie die Eyer waren, ſie nicht zur Gnüge ausgezeichnet hätten. Sie kleidete ſich in Trauer, wenn jemand wo geſtorben war, um mit zur Leiche zu gehen; ſie miſchte ſich unter die Verwandten, und dieſer ihr wirklicher Schmerz war gar nichts im Vergleich mit dem Schmerze, den meine Großmutter zeigte; wenn man daher die Betrübniß eines Weibes ſchildern wollte, die ihren Mann verlohren hatte, ſo pflegte man nur im Sprichworte zu ſagen: ſie weint ſo herzlich um ihn, wie die Heilige!

Als ſie ſich einſtmals bey dem Begräbniſſe eines Kadi ganz abgeheult und abgehärmt hatte, ungeachtet jedermann von dieſem Kadi nichts als Böſes ſprach, ſo konnte ſich meine Mutter nicht entbrechen, zu ihr zu ſagen: „¿aber Großmütterchen, warum betrübſt du dich denn über den Tod eines ſo böſen Mannes?“ Eben deswegen, gab ſie zur Antwort, that ich es, weil er kein guter Mann war, denn wenn ich nur die guten beweinen wollte, ſo würde ich nicht eine Thräne zu vergießen brauchen. ¡Doch höre,

---

*) Die Derwiſche, Santons ꝛc. tragen am Halſe einen Roſenkranz, den ſie Moſphabe nennen.

höre, die Männer ſind ſchlimm, aber die Weiber ſind noch hundertmal ſchlimmer! das alles ſtirbt dahin wie die Fliegen, und verſinkt in dem Unflate der Sünden wie die Säue; dann kommt der Todes-Engel und bringt ſie an einen Ort, wo Mohamed ſie nicht herausholen kann; ſprich ſelbſt, ¿ob man da nicht weinen ſoll? ¡Die am böſeſten ſind, ſind auch am meiſten zu beklagen, und daher thut's Noth bey ihnen, daß man an ihrem Grabe bete, um die Vögel der Hölle von ihnen zu verſcheuchen, die ihnen Herz und Eingeweide freſſen, ohne daß man's gewahr wird!" — Auch fühlte ſie ſo innig, wie ſehr die Todten ihres Gebets benöthigt wären, daß ſie nicht ehe zu Bette gieng, bis ſie vorher auf die Todtenhöfe geſchlichen war, und unter den Gräbern verweilt hatte, um, wie ſie ſagte, ſich der einzigen wahren Pflicht zu entledigen, welche denen obliege, die noch auf der Erde wandeln. Hier erbaute ſie das Volk durch die Frömmigkeit und das gottſeelige Weſen, womit ſie gewöhnlich ihre Gebete verrichtete. Die Fakiren und Derwiſche, denen ſie ins Amt grif, als ſie ſahen, daß man ſich lieber an dieſe Matrone, als an ſie wendete, um für ſich beten zu laſſen, und daß ſie auch nicht die kleinen baaren Erkenntlichkeiten dafür verſchmähte, gaben, von Neid und Eigennutze getrieben, eine Klage wider ſie beym Ilnakib *) ein. Die Häupter der beyden Orden kamen nicht mit leeren Händen zum Richter und ſobald ſie ihm ſo verſtändlich gemacht hatten, daß ſie eines günſtigen Ausſpruchs von ihm bedürften, beſtieg er pathetiſch ſeinen Richtſtuhl, und bat ſie ſich über die Urſach ihres Beſuchs herauszulaſſen. „Herr, ſagten ſie, ein altes Weib, der deine Weisheit das Handwerk legen muß, begnügt ſich nicht, ganz wie von Sinnen und mit zerſtreuten Haaren hinter allen Leichenbegängniſſen herzulaufen, und ein Geheul auszuſtoßen, welches alle Aufmerkſamkeit von unſeren Gebeten abzieht, kurz ein Scheuſal mehr im Gefolge des Todes zu ſeyn; ſondern ſie irrt auch auf den Todtenhöfen von Damaſk umher, ſchleicht in die Gräber und hat die Keckheit, dort ganz laut das El-Fathea und El-Rathmeh **) herzubeten, ungeachtet das eigentlich unſers Amts iſt. Das Volk, das ſich durch ihre Grimaſſen und Verzuckungen täuſchen läßt, verſchmäht den Beyſtand, den wir den geſtorbenen Gläubigen leiſten können, und ſezt ſein ganzes Vertrauen auf die andächtigen Poſſen dieſes ſcheinheiligen Weibes. Wir bitten dich daher, geſtrenger Herr, du wolleſt der alten Hameneh, die man nur ſpottweiſe und nie im Ernſte die Heilige nennen kann, verbieten, ſich mit heiligen Werken abzugeben; du wirſt Gott und ſeinem großen Propheten dadurch einen wohlgefälligen Dienſt erweiſen und zugleich die Ehrfurcht befeſtigen, welche man den gottesdienſtlichen Ceremonien ſchuldig iſt.“

---

*) Das Oberhaupt der Kadis.

**) Der Eingang des Gebets, und das Gebet für die Todten.

Ich bin jetzt überzeugt, daß wenn der Ilnakib auch nicht beſtochen geweſen wäre und ſogar die waren Bewegungsgründe der Bittenden geahndet hätte, er doch eine ſo billige und vernünftige Foderung wie dieſe nicht hätte abſchlagen dürfen. Aber der Richter hatte noch einen überzeugendern Bewegungsgrund nöthig, ehe er ſich entſchließen konnte, das Volk zu beleidigen, wenn er es der öffentlichen Gebete der Heiligen beraubte. Dieſen überzeugenden Bewegungsgrund fand er dann in dem Golde, das man ihm in die Hände gedrückt hatte, und deſſen Gewicht der Waage der Gerechtigkeit ganz den Ausſchlag gegen die Hameneh gab. Sie erhielt ein förmliches Verbot, in Zukunft ſich in die Gebete zu miſchen, welche die Fakire und Derwiſche in den Gräbern verrichteten, bey Strafe auf das ſtrengſte gezüchtigt zu werden, wenn ſie die Verwegenheit hätte, ſich auch nur dort blicken zu laſſen. Dieſer Befehl war ein Donnerſchlag für ſie; ſie hatte Anfangs Luſt das Volk aufzuwiegeln, über den Ilnakib und ſeine Creaturen zu ſchreyen, und zwar ſo laut zu ſchreyen, daß es bis zu den Ohren des Königs von Damaſk erſchölle; allein in dieſem Vorhaben wurde ſie durch eine ſehr einladende Botſchaft geſtört.

„¿ Biſt du nicht die gute Heilige, Hameneh, fragte ſie eine wohlbekleidete Sklavin von ſehr gutem Anſehn? — „Ja, antwortete ſie.“ — „Wenn das iſt, fuhr die andere fort, ſo wirſt du meinen Herrn, einen reichen armeniſchen Kaufmanne, der ſich hier in der Nähe, in dem Kan aufhält, unendlich verbinden, wenn du geruhen wollteſt ihn zu beſuchen; er hat deines Gebers ſehr vonnöthen und wird ſich für dieſe Gefälligkeit dankbar zu bezeigen wiſſen.“ „Den Kundmann müſſen wir uns nicht aus den Händen gehen laſſen, dachte Großmütterchen bey ſich, damit nicht die Fackirs ihn uns vor der Naſe wegfiſchen. Die Läden und Vorrathsgewölber des Kans von Damaſk ſind wohl ſo viel werth als die Gräber auf den Todtenhöfen und in Erwartung, bis ich mich anderswo und auf eine andere Art rächen kann, will ich meinen Feinden bey den Kaufleuten, wenn ſie mir wie ſie thun müſſen Gehör verleihen,

hen, ſchon genug einbrocken. Dieß ganze Pfaffengeſchmeiß würde mein Freund geweſen ſeyn, wenn ich mit ihnen hätte theilen und meine Thür ihnen öfnen wollen; aber ich habe eine Tochter zu erziehen, und zu verheyrathen und ſie würden mein Haus in übeln Geruch gebracht haben; ich gewinne mehr für meinen Ruf, wenn ich in meinem Viertel einige gutangebrachte Allmoſen ausſpende, als wenn ich täglich 30 ſolche Tagediebe, wie ſie, fütterte!“

Indem Hameneh ſo mit ſich ſchwatzte, kam ſie im Kan an, hier fand ſie auf einem weichen, wohlausgepolſterten Sofa, einen, dem Anſcheine nach ſchon ſehr bejahrten Mann ſitzen. Er war groß von Statur, hatte einen weiſſen, dicken, langen, ehrwürdigen Bart, einen ungeheuern groſſen Turban, und ein Armeniſches Kleid mit weiten Falten an. Dieſer Mann, ſobald er Groſmütterchen gewahr wurde, kam ihr bis an die Thür des Gewölbes auf das ehrerbietigſte entgegen. „Ich danke, ehrwürdige Matrone, redete er ſie an, indem er ihr die Hand gab, um ſie auf dem Sofa Platz nehmen zu laſſen, ich danke meinem günſtigen Geſchicke, das mich nach Damaſk geführt hat, um hier ein Hülfsmittel für mein Anliegen in dem Beyſtande der heiligen Perſon zu finden, die mich jezt mit ihrem Beſuche zu beglücken ge-

geruht." — „Nicht Jedermann, lieber fremder Herr, denkt ſo wie du, erwiederte Hameneh; — die Fackiren, die Santons!" — „Wir wollen uns jezt nicht über die Art und Weiſe ärgern, fiel ihr der Armenier ins Wort, wie dieſe Leute die Sachen zu beurtheilen pflegen; man weiß im Kan, was für Ränke ſie gegen dich geſchmiedet haben; ſie haben ihren bekannten Karakter behauptet, ohne dem Deinigen ſchaden zu können, und das allgemeine Zutrauen, wovon ich dir jezt ein neues Beyſpiel gebe, iſt Beweiß davon. Ich habe das Unglück gehabt einen Bruder zu verliehren; er hat mich zu ſeinem Erben eingeſetzt, mich, der ich ſelbſt keinen Erben habe; ſein Grab liegt weit von hier, tief in den Armeniſchen Gebirgen; aber man kann ja überall beten und ich habe dich erſuchen laſſen, hier das gute Fürwort deines Gebets für ihn bey Gott einzulegen!" — „Herr, erwiederte Hameneh, ich habe ſchon meine Abwaſchungen und meine zwey Morgengebete verrichtet; aber ich bin bereit, zu thun, was du verlangſt; nur wünſchte ich zu erfahren, welches Gewerbe der Verſtorbene trieb, und zu welchem Fehler er am meiſten geneigt zu ſeyn ſchien." — „Er war, ehrwürdige Frau, ein Kaufmann, wie ich; hier ſind ſeine Handlungsbücher; vielleicht war er ein wenig dem ſchönen Geſchlechte zu hold, und ich glaube be ſogar, daß ihn das vor der Zeit ins Grab gebracht hat, aber ich habe die Hoffnung, daß Mohamed es ihm verzeihen werde!" — „Das hoffe ich auch!" dachte ohne Zweifel die fromme Hameneh bey ſich; „gieb dieſe Handlungsbücher her, ſprach ſie, ich will meinen Roſenkranz darum binden; der Menſch unterliegt in ſeinen Geſchäften beſtändigen Verſuchungen, die ihn zu Ueberſchreitung ſeiner Pflichten verleiten. Iſt der Verſtorbene in dieſem Falle geweſen, ſo wollen wir Vergebung für ihn vom Himmel auswirken; denn was den Tod betrift, der hält immer ſeine Stunde; weder Schickſale noch Feindes-Schwerd, noch Frauenliebe, können ſein Ziel um ein Haar breit verrücken!" — „Schön geſagt! rief der Armeniſche Kaufmann; hier ſind die Handlungsbücher!" —

Hameneh nahm hierauf allerhand kleine Ceremonien vor, kniete nieder, öfnete ihren Koran und that laut ihr Gebet. Der Armenier, während ſie ſo beſchäftigt war, ſchien ganz mit Ehrfurcht erfüllt, und in gottſelige Betrachtungen vertieft zu ſeyn. Als das Gebet zu Ende war, zog er zwey Goldſtücke aus ſeinem Beutel, und gab ſie der Hameneh mit den Worten: „Heilige Frau, in dem Zuſtande in welchem ſich mein Herz und meine Seele befinden, würde mir deine Geſellſchaft ein groſſer Troſt ſeyn; erzeige mir die Ehre und ſpeiſe bey mir!“ — Eine ſo verbindliche Einladung konnte Hameneh unmöglich von ſich weiſen und ſie fand bald Urſach, es ſich nicht reuen zu laſſen, denn das Eſſen war vortreflich. „Das iſt ſo mein gewöhnlicher Tiſch, ſagte der Armenier; aber leider bin ich nicht immer ſo glücklich, wie heute, mich ſo erbaulich unterhalten zu können, wie iezt mit dir; denn bitte ich jemand aus dem Kan zu Tiſche, ſo wird von nichts als Handelsſachen geſprochen, und ich bekenne offenherzig, daß es mir wohl thut, wenn ich mir zuweilen meine gewöhnlichen Berufsgeſchäfte aus dem Sinne ſchlagen kann. Aber ich bin mit niemand zu Damaſk bekannt, und auch in Knüpfung neuer Bekanntſchaften ein wenig furchtſam.“ — „Du haſt ganz recht, lieber Herr, ſagte Großmütterchen; es würde dir ſehr ſchwer, vielleicht unmöglich fallen, jemanden zu Damaſk zu finden, der deines Umgangs werth wäre. Der Fluch ruht auf dieſer Stadt, und wäre das Gebet einer guten Seele nicht, die ich nicht nennen will, das aber Tag und Nacht gen Himmel ſteigt, ſo würde es ſchon längſt Feuer und Schwefel auf Damaſk geregnet haben. Es giebt hier keine andere Religion, als die des Goldes, keine andere Gerechtigkeit, als die des Eigennutzes; Handel und Wandel iſt offenbare Spitzbüberey. Wenn Einwohner aus Damaſk in dein Gewölbe kommen, ſo habe ja die Augen überall; denn ſie haben ſo viel krumme Diebesfinger, um dir deine Koſtbarkeiten zu mauſen, als die Spinne Füße hat. Willſt du mit ihnen Tauſchhandel treiben, ſo werden ſie dir gefärbtes Glas für einen Karfunkel auflügen; kömmſt du in ihre Gewölbe, um einen Stoff zu kaufen, ſo ſind's lauter Grüſſe und Höflichkeiten, und Höflichkeiten und Grüſſe, und ſo laſſen ſie dich die Runde vom ganzen Zimmer machen, bis ſie mit einem Ruck des Arms das Fenſter verſchloſſen haben, welches auf die Mängel des Stücks Zeuch, das ſie dir weiſen wollen, zu helles Licht geworfen haben würde. So ſind die hieſigen Männer beſchaffen, vor denen man ſich nicht genug hüten kann. Und vertrauſt du dich den Weibern an, ſo wirſt du dich noch weit übler betten.“ — „Ich habe ſagen hören, erwiederte der Armenier, daß ſie ſehr zuthunlich und ſehr ſchön wären.“ — ¿ Zuthunlich? gab Großmütterchen zur Antwort; ¿warum ſagſt du nicht lieber verbuhlt? Aber alles iſt bey ihnen nur Verſtellung, man weiß ſchon, wo ſie damit hinaus wollen; und wenn ſie ſchön ausſehen, ſo iſt es mehr der Kunſt als der Natur zuzuſchreiben; ihr Geſicht iſt unten bleich und oben mit Schminke übertüncht, und die kleinen ſchwarzen Flecken, *) die ſie ſo kokett hier und da anzubringen wiſſen, um die Weiße ihrer Haut zu heben, ſind mit Fleiß aufgelegt, um die zurückgebliebenen Maale von gewiſſen Krankheiten zu verbergen: alles, ſogar ihre Launen, ſind ſtudiert. -- Ueberdieß giebt es kein einziges Spiel, worinnen ſie nicht betrügen ſollten. Sie würden es dahin bringen, daß ich mich ſchämte, mit ihnen von einerley Geſchlechte zu ſeyn, wenn ich mich nicht frühzeitig bemüht hätte, mich von allen ihren Mängeln zu beſſern."

„Ehrwürdige Matrone, ſagte der Kaufmann, du giebſt mir durch die Stärke des Eindrucks, welchen die Fehler Anderer auf dich machen, einen ſehr hohen Begrif von deiner Tugend. Ich trenne mich ungern von dir, und nur in der Hoffnung, daß wenn du dir dieſen Abend die Angelegenheiten von weiland meinem armen Bruder wirſt haben empfohlen ſeyn laſſen, du dich morgen wieder hier einfindeſt, um deine guten Werke von neuem fortzuſetzen."

Die

---

*) Die Mode der Schönpfläſterchen haben unſere Damen zur Zeit der Kreuzzüge aus Arabien bekommen.

Die alte Heilige verließ den Kan und fühlte ſich ſchon zum Theil über das Verbot des Oberkadis getröſtet. „Ich lobe mir, ſagte ſie bey ſich im Weggehen, ich lobe mir doch einen Armeniſchen Kaufmann; dieſe Leute haben ſolide Grundſätze in der Religion und wiſſen die Tugend zu ehren, wie ſie geehrt werden muß. „Den andern Morgen fand ſie ſich noch vor der beſtimmten Stunde im Kan ein, und wurde noch höflicher empfangen. Die Gebete wurden mit einer ſichtlichen Verdoppelung von Eifer und Innbrunſt wiederholt. „Mein armer Bruder! ſeufzte von Zeit zu Zeit der Armenier mit gerührter Miene. Nein, nie hätte ich erwartet, ſolche gottſeelige Unterſtützung in einer ſo ſittenverrufenen Stadt, wie Damaſk, zu finden!“ — Hameneh, die dieſes alles hörte, vervielfachte ihre Beweiſe von Frömmigkeit. Endlich wurde es Tiſchzeit und die Speiſen waren noch leckerer und ausgeſuchter als geſtern; gegen das Ende der Mahlzeit begieng ein großer Sklave die Unbeſonnenheit, eine Flaſche Wein auf den Tiſch zu ſetzen. Ilage-Kadaheh, ſagte ſein Herr zu ihm; du fehlſt gegen die ſchuldige Achtung; du wirſt dieſer würdigen Matrone ein Aergerniß geben.“ Der Neger that, als ob er die Flaſche wieder wegnehmen wollte; „nein, rief Großmütterchen, laß ſie nur ſtehen. Wehe dem! lieber Herr der ein Aergerniß nimmt! Mohameds Verbot geht nicht auf Leute von deinem Alter, ſondern trift nur ſolche, die von unordentlichen Leidenſchaften aufbrauſen. Mein Arzt hat mir den Wein als eine Arzney verordnet, ſeit ich an Magenſchwäche leide; doch in der Ramaſans-Zeit rühre ich ihn nicht an, und wenn es mir das Leben koſten ſollte; denn dann wäre es beſſer zu ſterben, als die Faſten zu brechen!“ — „Du beruhigſt mich, heilige Frau, ſagte der Armenier, und ich will es wagen, mit dir davon zu trinken, in der Zuverſicht, daß ich nicht gegen das Geſetz ſündige. Ich bewundere immer mehr und mehr, welch ein Gewinn es iſt, mit Leuten von Einſicht umzugehen, und von ungegründeten Skrupeln befreyt zu werden!“

Während dieſes Geſprächs wurde die Flaſche leer, und man ſtärkte noch die vorgeſchriebene Diät des Arztes durch ein Glas vortreflichen Liqueur; man hatte ſich länger, als geſtern bey Tiſche verweilt, dafür wurde aber auch die Seſſion gedoppelt bezahlt, denn die alte Heilige empfieng vier Goldſtücke und eine neue verbindliche Einladung auf morgen. Man kann leicht denken, daß Großmütterchen ſich noch pünktlicher als pünktlich einſtellte und ihre Obliegenheiten mit einer Innbrunſt ſonder gleichen erfüllte, denn ſo wie jeden Tag der

Eifer ihres Gebets zunahm, ſo nahm auch die Sorgfalt des Armeniers in der Bewirthung und Belohnung zu, und man ſchmälte nicht mehr mit Jllage-Kadaheh, wenn er ſchon gegen die Mitte des Bankets Wein aufſetzte. Die verbindlichen Ausdrücke, die man von beyden Seiten an einander verſchwendete, nahmen kein Ende, und noch verbindlicher war der Schluß, als der Armenier aus ſeinem Beutel acht Goldſtücke ſtatt der vier geſtrigen hervorzog. Großmütterchen, die wieder auf Morgen gebeten war, gieng nach Hauſe und ihr Kopf war halb verrückt. „Nein es iſt nicht anders möglich, ſagte ſie, der Mann hat ſich in mich verliebt. Wenn er mich heyrathete? ... Ey nun, ich würde ihn heyrathen, nicht meinetwegen, ſondern des Beſten meiner Enkelin wegen.“ Als ſie den andern Morgen ihre kleinen Geſchäfte im Kan wieder anfieng, hatte ſie ſich ſorgfältiger angezogen und die widerwärtigſten Runzeln wegzubringen geſucht. Nothwendig mußte der Armenier merken, wie man ſich es hatte angelegen ſeyn laſſen, ihm zu gefallen. Seine höflichen Reden, ſein reichlich beſetzter Tiſch und 16 Goldſtücke ſchienen zu beweiſen, wie ſehr er davon gerührt ſey, aber es entwiſchte ihm kein Wörtchen von dem Geſtändniſſe, das man von ſeinen Lippen ſo ſehnlich zu vernehmen wünſchte. Fünf Tage verſtrichen, ohne daß in dem wechſelſeitigen Betragen auf beyden Seiten die geringſte Aenderung vorgieng, den einzigen Punkt ausgenommen, daß von Tag zu Tage das Hoch- und Wohlleben und die Goldſtücke ſich vervier- und verfünffachten, ſo daß am fünften Tage, mein gutes Großmütterchen, welcher der Wein ein wenig in die Beine gekommen war, beym nach Hauſe gehen, unter der Summe, die ſie mit ſich ſchleppte, faſt zu Boden ſank. „Sieh! ſagte ſie zu ihrer Enkelin, der ſie ihr gutes Glück und ihre Hoffnung nicht hatte verbergen können, ſieh, ob er mich nicht heyrathen wird? Er hat mir nach und nach eine volle Ausſtattung in die Hände zu ſpielen gewußt, und es wird nicht lange währen, ſo wirſt du den Armenier zum Stiefgroßpapa bekommen.“

Oft habe ich meine Mutter mit meinem Vater über die Thorheiten lachen hören, welche Großmütterchen dieſen Abend begieng; ich hörte ſie damals ſagen, was mich jezt wundert; und doch iſt ſie eine Heilige; ganz Damaſk ſagt es und ſie hat es bewieſen, denn ihr Roſenkranz thut Wunder. Nach Verlauf von neun Tagen war Großmütterchens Rolle zu Ende, und nun die Reihe an dem vorgeblichen Armenier, die ſeinige zu ſpielen; als ſie in den Kan trat, kam er ihr mit einem freudigen Geſichte entgegen. „Komm heilige Frau, empfange den Tribut meiner Dankbarkeit; nimm Platz; meines Bruders Angelegenheiten ſind durch dein Gebet nun völlig in Ordnung gebracht. Ich will dir jetzt nicht verhehlen, fuhr er fort, daß ich dir Anfangs, um dich nicht durch die Ausſicht ſo vieler Schwierigkeiten abzuſchrecken, manche mir ſehr ſchmerzhafte Umſtände verſchwiegen habe. Dreymal hatte ich nach einander im Traum meinen unglücklichen Bruder geſehn, wie er mit Ketten gefeſſelt war, und von ſchrecklichen Quaalen gemartert wurde. Ich wußte nicht, welchen Ausweg ich ergreifen ſollte, um ihm Linderung zu verſchaffen; eine geheime Stimme rief mich nach Damaſk und ich glaubte immer, daß ich die große Wallfahrt würde antreten müſſen. Aber ich erhielt zu Damaſk mehr, als ich nie durch dieſe Pilgerreiſe bewirkt haben würde, denn dieſe Nacht hatt' ich ein Geſicht, und mein Bruder erſchien mir in einem leinenen Gewande von blendender Feinheit und Weiße; dein Roſenkranz machte einen Heiligen-Schein um ſein Haupt, und die Korallen glänzten wie ſo viel Sterne. Gebiete nur über meine Erkenntlichkeit ehrwürdige Matrone, und fodere alles, was dir gefällig ſeyn wird; der ganze Nachlaß meines Bruders ſoll dein ſeyn, und wir werden uns beyde glücklich ſchätzen, wenn wir da-

dadurch im Stande ſind, dem Himmel, deſſen Werkzeug du biſt, einen Theil unſerer Schuld abzutragen.“

Großmütterchen geſtand nachher ihrer Enkelin offenherzig, daß ſie ſich vorher nicht geſchmeichelt habe, ſo gut bey dem Himmel angeſchrieben zu ſtehn. „Sieh, ſagte ſie, was das thut, wenn man hier demüthig iſt; man bildet ſich dann immer ein, daß man gar nicht in Betrachtung kommt.“ Obgleich ihr gutes Glück ſie ein wenig betäubt hatte, ſo faßte ſie doch ~~den Entſchluß~~, ſich ſo gut als möglich in das zu ſchicken, was ihr hier auf Erden ſchon beſcheert werden ſollte, ſie legte mit einem ungezwungenen Weſen ihren Roſenkranz und ihren Schleier auf einen Tiſch. „Herr, ſagte ſie, Gott iſt ein gütiger Gott, und er läßt Gnade wiederfahren, wem er will; daß er ſo gnädig an deinen Bruder gehandelt hat, das ſehe ich ſchon als einen großen Theil meiner Belohnung an: aber jetzt wollen wir uns erſt zu Tiſche ſetzen, und überlegen, was wir noch weiter zu thun haben.“

Man ſchmauſete prächtig und Illage-Nadahey wagte es, einige Flaſchen Wein auf den Tiſch zu ſetzen, ohne deswegen ausgeſcholten zu werden. Großmütterchen aß und zechte ſo gut es gehen wollte, und ohne Zweifel beluſtigte es ihren freundlichen Bewirther nicht wenig, ſie ſo artig und flink ſich ſtellen zu ſehen; aber endlich kam der Augenblick der nähern Erklärung als der Tiſch abgeräumt wurde. Der Armenier nahm Hameneh ehrerbietig bey beyden Händen, und lies ſie auf dem Sofa nieder ſetzen. „Heilige Frau, ſagte er, gieb mir ein Mittel an, wie ich die Verbindlichkeiten erkennen kann, die ich mit dir eingegangen bin." — „Aber, antwortete Großmütterchen, wenn die Jahre ſich einander faſt gleich ſind, wenn die Stimmungen des Gemüths zu einander paſſen, wenn man einerley Grundſätze hat" — „¿Was willſt du mir zu verſtehen geben, würdige Matrone? du wirſt meine betrübte Reue vermehren, ja gewiß, das wirſt du, denn ſonſt würde ich dir längſt zuvorgekommen ſeyn. Vernimm mein Unglück. Als ich den Zuſtand erfuhr, in welchem ſich mein Bruder befand, und die Büßungen, die er ſich zugezogen hatte, lediglich ſeiner übertriebenen Liebe zu dem Frauenzimmer zuſchrieb, mir auch ſelbſt in dieſem Stücke Vorwürfe zu machen hatte, ſo that ich das Gelübde, nie zu heyrathen, ſobald es mir gelingen ſollte, ihn aus ſeiner Verdammniß zu erlöſen." — „Das iſt freylich ſehr ernſtlich gemeint, erwiederte Hameneh, aber es giebt doch noch ein Hülfsmittel dagegen. Man wallfahrtet nach Mekka, um ſich von einem Gelübde wie dieſes, losſprechen zu laſſen, und kann dann ohne Skrupel zu einer ehelichen Verbindung ſchreiten, ſobald nur dieſe anſtändig und vernünftig iſt.“ — „¡O, ſehr vernünftig!“ antwortete der Armenier. — „Ich will dich begleiten.“ — „Dich und deinen Roſenkranz, würde ich auch bey dieſer Wallfahrt nicht von mir laſſen: aber unglücklicherweiſe können wir in dieſem Jahre nicht mehr daran denken, denn die Karawane iſt ſchon abgereiſet. Wir müſſen nun die vom künftigen Jahre abwarten, und unterdeſſen ſehen, liebe Heilige, was ich für dich thun kann.“ — „Hilf mir, mich an den Fakiren, den Derwiſchen, ihren Obern und dem Ilnakib rächen.“ — „¿Soll ich dich etwa von allen dieſen Leuten auf einmal befreyen? Das würde das Anſehen eines allgemeinen Sterbens haben, und die Geiſſel der Peſt ſteht mir nicht zu Gebote. Doch glaube nicht, als ob ich deinen Durſt nach Rache mißbilligte, im Gegentheil, Rache iſt zur Ruhe der Menſchen nöthig, und ich will dir das mit vier Worten beweiſen. ¿Nicht wahr, wenn heute jeder ſeinen Feind mordete, ſo würde morgen ein allgemeiner Friede auf Erden herrſchen? und was iſt wünſchenswerther als ein ſolcher Friede? Ich ſage nicht, daß ich deine Feinde ſchonen werde, wenn es in meiner Gewalt ſtünde, die zu ſchonen, welche nicht gefährlich ſind; überdieß brauchte ich zu dieſer Art von Dienſtleiſtung einige Zeit, um Maaßregeln zu nehmen. ¿Wäre es nicht möglich, etwas Anderes für dich zu thun, das blos auf dich Beziehung hätte? Haſt du kein Kind?" — „Ach Herr, ich habe nur noch eine Enkelin am Leben." — „¿Wie alt iſt ſie?" — „Sechzehn Jahr." — ¿Sechzehn Jahr? Ein ſchönes Alter! ſie muß viel von dir haben und eben ſo liebenswürdig ſeyn!" — „Schmeichler! aber die Wahrheit zu ſagen, ich glaube nicht, daß es auf dem ganzen Erdboden noch eine giebt, die ihr an Schönheit und klugem Betragen gleich kommt.

Der Kaufmann ſtund ganz gelaſſen von ſeinem Sofa auf, ſtieg auf einen Tritt, hohlte eine Schachtel herunter, die ganz oben ſtund, machte ſie auf und zog ein Halsband von Perlen heraus, die ihr Waſſer, ihre Form und Gleichheit unſchätzbar machte. „Dieß, ſagte er, ſoll der Roſenkranz meiner ſchönen und frommen Enkelin werden, berühre ihn mit dem deinigen, um ihm einen Werth zu geben, und dann wollen wir hingehen und ihr ihn bringen!" — Hameneh deren Mann ein Perlenhändler geweſen war, und die ſich alſo auf dieſe Waare verſtund, erblickte hier ein Geſchenk, das einer Königin würdig geweſen wäre. Sie überlegte, daß ein Mann, der ein Präſent von dieſem Werthe einer jungen Perſon mache, die er nicht kenne, und auf deren Hand er keine Anſprüche machen könne, auch keinen Augenblick anſtehen würde, die Wallfahrt nach Mecca anzutreten. Freude funkelten aus ihren Augen. „Du weißt deine Geſchenke, ſagte ſie, mit einer ſo guten Art anzubieten, daß es unmöglich iſt, dir etwas abzuſchlagen. Du wirſt die erſte Mannsperſon ſeyn, welche meine liebe kleine Natiſſa zu Geſicht bekommen hat.“

Man kann ſich leicht vorſtellen, wie ſich der Armenier in dem Hauſe meiner Großmutter betrug; er überhäufte Hameneh und ihre Enkelin mit Höflichkeiten und Achtung; beyde waren über ihn entzückt, und er lud beym Abſchiede Großmütterchen ein, dem morgenden Tag bey ihm zuzubringen. Die Alte nahm mit Freuden eine Einladung an, von der ſie glaubte, daß ſie ſchon auf Abſchlag der künftigen Wallfahrt wäre. Sie gieng ſehr frühzeitig hin und fand den Armenier eben beſchäftigt, einen Juwelen-Kauf abzuſchließen. „Ich bin gleich zu deinem Befehle, heilige Frau,“ ſagte er; und augenblicklich ſchickte er ſeine Käufer fort, machte ſeine Käſtgen zu und ſagte zu ſeinem erſten Sklaven: „Illage-Radaheh, du wirſt wiſſen, daß wenn dieſe würdige Matrone bey mir iſt, ich durch keine Ueberläſtige geſtöhrt ſeyn will.“

Sie nahmen Platz auf dem Sofa; du haſt mir, ſagte der Armenier die Bekanntſchaft eines ſehr liebenswürdigen Mädchens verſchaft. Ich habe für ſie gleiche Geſinnungen wie für dich; der Gedanke, ihr Glück zu machen, iſt mir faſt die ganze Nacht nicht aus dem Kopfe gekommen, und nach Tiſche will ich dir meinen Plan mittheilen.“ Die ſchmeichelhaften Hoffnungen, welche eine ſolche Anrede in dem Herzen der Hameneh erzeugte, mußten nothwendig auf ihre heitere Laune und guten Appetit die beſte Wirkung haben, auch that ſie ſich in beyden hervor, doch bemerkte man an ihr eine gewiſſe ängſtliche Sehnſucht, daß die Mahlzeit zu Ende ſeyn möchte.“ Wir wollen von unſerer lieben kleinen Enkelin ſprechen, ſagte der Armenier. ¿Weißt du wohl, daß ſie würdig wäre die Gemahlin eines einzigen Königs-Sohns zu werden?“ — „Freylich glaube ich das auch, antwortete ſie; aber die Könige werden darauf Verzicht thun müſſen, weil wir nicht bis zu ihnen hinanreichen könnten.“ „Liebe Heilige, mir ſtehen mehr Hülfsmittel zu

Befehle, als du dir nicht träumen läſſeſt. Du vermagſt viel im Himmel, und ich, ich vermag etwas auf Erden. ¿Was giebſt du mir, wenn durch meine Vermittelung deine Tochter die Gemahlin des Thronerben eines mächtigen Monarchen wird?“ — „Ich gäbe dir.... Doch du wirſt ja ſo Herr über meinen Leib nach der Mekka-Reiſe; ich kann dir alſo jezt nichts mehr geben, als meine Seele.“ — „¿Deine Seele, gute Heilige? Ich kenne ſie. Ich nehme das Geſchenk im Namen deſſen an, für den alles geſchieht, was ich thue und dem ich alles ſchuldig bin, was ich beſitze und was ich vermag! Gieb mir eine Koralle von deinem Roſenkranze, ich will ſie ſchnell durch eine andere erſezt haben.... ¡So, nun bin ich zufrieden, nun werden wir dich ganz beſitzen! Schlafe ruhig; deine Enkelin gehört in Zukunft uns beyden allein; ich reiſe ab, um unſere Angelegenheiten zu beſorgen; ich laſſe mich nicht weiter über meinen Plan heraus, aber du wirſt mich nicht eher wieder ſehen, als bis er ſeiner Vollendung ganz nahe iſt.

Großmütterchen kam nach Hauſe, und hatte den Kopf ſo voll der ſchmeichelhafteſten Hoffnungen, daß es hinreichend geweſen wäre, ſie um ihren Verſtand zu bringen. „Liebe Nariſſa, ſagte ſie zu meiner Mutter, von der ich euch bald mehr, als bisher, zu erzählen haben werde, gieb hübſch Achtung auf dich; iß kein unreifes Obſt, damit du deine ſchöne Farbe nicht verliehrſt; lege zwey Kiſſen unter deine Arme, wenn du ſchläfſt, damit deine Hände hoch liegen und ihre Weiße behalten; morgen will ich dir eine Haarpommade geben, daß dein Haar darnach wachſen ſoll, wie das Gras nach dem Mayenthau. Stelle dir vor, du biſt dereinſt einem Königsſohne zur Gemahlin beſtimmt. Sieh, hier bring ich dir ein Halsband, ſchöner als das Halsband der Königin von Damaſk; wir werden zuſammen die Pilgerreiſe nach Mekka thun und ich werde dich, wie eine Prinzeſſin aus Indien auf einem weißen Elephanten dahin wallfahrten laſſen; ſey nur recht fromm liebes Kind; verrichte pünktlich deine fünf Gebete; ſtelle dir vor, daß du das Alles der Inbrunſt meines Gebets zu verdanken haſt. Gieb acht, ob der Ilnakib und die Fakiren, die mich vom Gebete abhalten, nicht werden gezüchtigt werden, wie ſie es verdienen.... Ja, ja, das werden ſie, verlaß dich nur darauf!" — Dieß alles ſagte ſie in der Verwirrung, in welche ſie die Freude verſetzte, und dann fieng ſie wieder von vorne bey allen den kleinen Details an. Während dieſen Unterredungen, die einige Tage dauerten, ſchafte der armeniſche Kaufmann-

nach

nachdem er ſeine Rechnungen berichtigt hatte, ſein kleines Waarenlager fort und verließ Damaſk. Damaſk iſt eine Stadt, wo ein ſteter Zuſammenfluß von Fremden aus allen Weltgegenden iſt. Während der armeniſche Kaufmann die Stadt durch eins ihrer Thore verlaſſen zu haben ſchien, kam zu einem andern ein Fremder von einem noch weit ehrwürdigern Anſehen herein, der aber nicht von der Beſchaffenheit war, um mit der Heiligen von Damaſk in Verbindung zu kommen. Es war ein jüdiſcher Rabbiner, dem man an ſeinen bis an die Schläfe geſchoknen Haupte, und an dem großen Thaleb *) erkannte, der ihm den Kopf bedeckte und bis auf die Schultern gieng; ſeine Haare, welche er über den Ohren wachſen ließ, fielen ihm auf die Bruſt und vermiſchten ſich mit dem Barte, der ſchneeweiß, wie ſie, den Magen bis an den Gürtel verhüllte; ein Kameel, das von einem Neger von mehr als gewöhnlicher Größe, geleitet wurde, trug in abgemeſſenem Schritte den hochwürdigen Mann. Sobald er innerhalb des Thors der Stadt gekommen war, ſagte er zu ſeinem Mohr:

„Illa

---

*) Ein Stück Zeuch, womit ſich die jüdiſchen Rabbinen den Kopf ſtatt des Turbans oder Huts bedecken.

„¿Illage-Radaheh erkundige dich, wo Herr Samuel, der Schatzmeiſter des Königs von Damaſk wohnt?“ — „Samuel war ein Jude, welcher vom Könige zum Ober-Einnehmer ſeiner ſämtlichen Einkünfte beſtellt war. Die Wohnung eines Mannes von ſolcher Wichtigkeit mußte nothwendig jedermann bekannt ſeyn, und der Rabbiner wurde bald zu ſeiner Thüre gewieſen. „Illage-Radaheh, ſprach der Rabbiner, melde dem Juden Samuel, daß **Ben-Moſes** der demüthige Knecht der Synagoge von Saphad *) ſeine Brüder, die Heerde von Damaſk, auf einige Tage zu beſuchen gekommen iſt, und ihn um ein Obdach bitten läßt.“

Samuel eilte vor ſeine Hausthür, um dieſen ehrenvollen Beſuch zu empfangen, auf den er ſich nie würdig geglaubt hätte, Anſprüche zu machen; „ich bin nicht bey dem Rabbiner von Damaſk abgeſtiegen, ſagte der Rabbiner von Saphadnora, weil ich hier keine Verrichtung meines Amts vornehmen, noch ihn in dem ſeinigen ſtöhren will; die Aerzte haben mir zu meiner Geſundheit eine Reiſe verordnet, und da die Vortreflichkeit der Luft zu Damaſk auf

---

*) Der Rabbiner von Saphad oder Raphernaom iſt der vornehmſte Rabbiner des Erdkreiſes.

der ganzen Erde berühmt iſt, ſo bin ich hierher gekommen, um im Genuſſe dieſer wohlthätigen Luft mich von der Laſt meiner Berufsarbeiten zu erhohlen. Dein gutes Gerücht iſt Schuld daß ich dir den Vorzug vor allen Andern gegeben habe.“ — Der Schatzmeiſter war ganz entzückt über die große Gnade und Ehre, welche ihm durch den erſten und vornehmſten aller Rabbiner der Erde erwieſen wurde. Er vergaß, daß er ein Jude war, um auf einmal prachtvoll zu werden und ſich in Stand zu ſetzen, einen Gaſt von dieſer Wichtigkeit würdiglich zu bewirthen. Er bat die vornehmſten von ſeiner Religion zu ſich, um ihm deſto mehr Ehre zu erweiſen. Einige dieſer leztern glaubten ihn zu Saphadnora geſehen zu haben, aber keiner kannte ihn perſönlich. Er ſtellte ſich, als ob er etwas auf der Bruſt beklommen wäre, welches von der Strapaze der Reiſe herrühre; und ſprach nur ſehr wenig, aber immer ſehr treffend. Er bat ſeinen Wirth, ihm in Zukunft blos ſeine Geſellſchaft zu gönnen. „Ich bin nicht hierher gekommen, ſagte er, um meine Lunge anders als durch Spatzirengehen in Bewegung zu ſetzen; bringe mich nicht in den Fall, zu viel reden, und ſonderlich die Stimme erheben zu müſſen. Morgen wollen wir ausgehen; ich will unſere Brüder beſuchen, die krank oder in der Noth ſind, um ihnen Erleichterung

terung

lerung oder Unterſtützung zu leiſten. Der Jude Samuel war gar nicht böſe darüber, daß man ihm einen Aufwand erſpahren und der Mann, welcher von den Kindern Abrahams am höchſten geehrt wird, ſich an ſeiner Geſellſchaft begnügen wollte. „Du haſt viel zu thun, ſagte ſein ehrwürdiger Gaſt, aber du ſollſt deine Geſchäfte meinetwegen nicht vernachläſſigen; gieb mir einen von den Unſrigen mit, der mich überall herum führen kann, denn ich will hier Alles in Augenſchein nehmen. „Den Abend kam der Rabbiner ins Haus zurück und beſprach ſich mit Samuel von dem, was er geſehen und gethan hatte. Dieſer wünſchte über einige dunkle Stellen des Talmuds Erläuterungen zu haben und Moſes gab ſie ihm auf eine ſehr befriedigende Weiſe. „Ich ſehe manch Schönes, ich erlange manche Kenntniſſe, ſagte ſein Gaſt, ich will dir von allen den Anmerkungen und Notizen, die ich zu meinem und unſerm gemeinſchaftlichen Nutzen mache, dereinſt Abſchriften geben, denn du weißt, daß wir unter den Kindern der Menſchen wie ein fremdes Unkraut ausgeſäet ſind, das man überall auszurotten ſucht; man muß alſo bey Gelegenheit etwas zum Rückenhalte aufheben, womit man ſich vertheidigen kann, und wir müſſen, wenn wir perſönlich nicht Achtung gebieten können, uns wenigſtens durch unſere Kenntniſſe furchtbar machen.“ — Samuel konnte ſich gar nicht vorſtellen, worinn dieſe Anmerkungen und Notizen beſtehen könnten; und erfuhr es nicht eher, als am Tage vor der Abreiſe des Rabbiners. Illage-Radaheh, welcher das Amt des Kameeltreibers verſahe, fand ſich an der Thür ein, um die Befehle zur Abreiſe zu empfangen. — „Morgen früh bring uns das Kameel, gab der Rabbiner zur Antwort;“ hierauf wendete er ſich zu dem Obereinnehmer des Königs, und zog unter ſeinem langen und weitfaltigen Gewande eine ziemlich dicke Rolle hervor, die er ihm einhändigte. „Hier, ſagte er, wirſt du eine Notiz von der allgemeinen und beſondern Verwaltung eurer Spitäler und Moſkeen finden, bey welchen unſere Brüder nur ſehr wenig intereſſirt ſind. Man würde ſie gern ganz und gar entbehren, wenn man es anderswo nur wohlfeilern Kaufs bekommen könnte; aber wenn unſere Brüder wenig bey dieſer Sache gewinnen, ſo haben ſie dagegen unzählige Mittel, ſich gar mancherley Aufſchlüſſe über die Gewinne Anderer zu verſchaffen. Ich übergebe dir hier etwas, was für den König von Damaſk ein wahrer Schatz iſt. Weiß er es recht zu nutzen, ſo wird er Aſiens reichſter Monarch werden. Eure Spitäler ſind prachtvoll; die Reichthümer, welche zu ihrer Unterhaltung beſtimmt ſind, übertref-

fen

ſen alles, was von dem Enthuſiasmus der Moſlems für ihr Geſez bekannt iſt. Das einzige Spital der Auſſätzigen *) hat allein ſo viel Einkünfte, daß 300000 Mann Reuterey davon gehalten werden könnten, und doch iſt Güte der Luft und gezwungene Enthaltſamkeit und Diät die einzige Hülfe, welche die armen Kranken, ſelbſt die Kranken der Karawanen, dort empfangen, für die doch dieſe Stiftungen hauptſächlich beſtimmt ſind. Alles wird bezwackt und unter die Aufſeher und ihre Unterbeamten mit einer Frechheit ſonder gleichen vertheilt. Du haſt von ihren Veruntreuungen die klarſten Beweiſe in Händen, theils an erdichteten Kaufnoten, die man als geſchloſſen in Rechnung führt, und theils an würklichen, die aber in ihren eigenen Beutel fallen. Ich will dich nicht an die neuerlich abgeſchloſſenen Kaufcontracte erinnern, ſondern nur an die, welche ſich bey den vorhergehenden Rechnungen befinden und den klaren Beweis enthalten, daß die Richter eine Veruntreuung gebilligt

---

*) Man erzählt Wunderdinge von dem Spital der Auſſätzigen, welches Omar-el-Aſchab, Mohameds Nachfolger ſtiftete: es ſollen daſelbſt außerordentliche und höchſt auffallende Kuren geſchehn ſeyn, deren Erzählung aber hier nicht an Ort und Stelle ſeyn würde.

haben, an deren Ertrage ſie, wie man ſieht, Theil nahmen. Ilyatameh *), die große Moſkee und die übrigen ſo reich bepfründeten, werden ebenfalls nicht beſſer verwaltet. Du wirſt das alles hierinne erörtert und bewieſen finden, ſo wie den Grund warum die Fakiren und Derwiſche die Zahl der Armen in einer Stadt vermehren, wo man von rechtswegen nicht einen Dürftigen antreffen ſollte, der nicht durch die reichen Stiftungen verſorgt wäre. Ein König, welcher dieſe Räuber und Diebe züchtigen ließe, und ihnen ihr unrechtes Gut wieder abjagte, würde nicht allein ungeheuere Reichthümer erwerben, und zu gleicher Zeit Gerechtigkeit handhaben, ſondern er könnte auch, wenn er die Verwaltung der frommen Stiftungen uneigennützigern Händen anvertraute, viermal mehr thun, als jezt geſchieht, und doch ſeine Einkünfte verdoppeln. Die Karawanen würden ſeinen Ruhm bis über die entfernteſten Gebirge Armeniens ausbreiten." — Als der vorgebliche Rabbiner dieſes geſagt und die Role dem **Samuel** eingehändigt hatte, umarmte er ihn und ſprach: „gehab dich wohl, mein Bruder; meine Herde erwartet mich mit Ungedult zu Saphad."

---

*) Name der großen von Omar geſtifteten Moſkee.

Den Samuel auf dergleichen Gedanken bringen, hieß ſo viel, als ſeine Habſucht rege machen. Er durchlas haſtig den Aufſatz, der ſo bündig, ſo gut und ſo überzeugend abgefaßt war, daß man unmöglich den Gründen, womit alles darinn dargeſtellt und belegt wurde, Glauben verſagen konnte; zumal, da die eigene Unterſchrift der Schuldigen alle die Fakta bewieß, auf welche ſich der Aufſatz berufte. O! wie viel Reichthümer ſahe Samuel ſchon im Geiſte in den königlichen Schatz fließen, deſſen Aufſicht ihm anvertraut war; wie viele Konfiſcirungen ſah er beſchloſſen, wo er ſich ſchmeicheln durfte, daß auch etwas mit für ihn abfallen würde: nicht zu rechnen, was ihm der Einfluß eintragen könnte, den er bey der neuen Adminiſtration haben würde; er würde ſogar des Vergnügens genießen, an einigen ſeiner Feinde Rache nehmen zu können.

Dem Hebräer ſchwindelte der Kopf. Das nächſtemal als der König einiges Misvergnügen über die Kargheit der Hülfsquellen ſeines Schatzes blicken ließ, weil er dadurch nicht allein abgehalten wurde, größere Plane auszuführen, ſondern ſich auch gezwungen ſahe, ſparſam in ſeinen Belohnungen zu ſeyn, ſo legte Samuel ihm ſogleich die Ueberſicht und Beweiſe der Veruntreuungen vor, die in der Hauptſtadt begangen würden und zeigte, welche unermeßliche Reichthümer der König ſich verſchaffen könne, wenn er eine neue Einrichtung damit träfe. Beydes war klar und deutlich dargethan. **Zineb-el Murath**, König von Damaſk ließ ſich dadurch verführen, und die Veruntreuer der öffentlichen Gelder herbeyhohlen. Er foderte ihre Rechnungen; ſie legten ſie nach falſchen Urkunden ab, welche ſie ſchon ſeit langer Zeit auf einem ſolchen Fall in Bereitſchaft hatten; aber der König widerlegte ſie durch richtigere, aus ihren eigenen Brieftaſchen, aus welchen ſehr gewandte Hände ſie wider ihren Willen wegzupraktiziren gewußt hatten. Ihre Beſtürzung bey Erblickung dieſer Dokumente verrieth ſie und ſie verſtummten. Nun flogen Köpfe; es hagelte Baſtonnaden; überall wurden Güther konfiſcirt; und in allen Ecken von Damaſk Häuſer geſchleiſt. Die Gründe und Veranlaſſung dieſer harten Rüge konnte man an allen Straßenecken angeſchlagen leſen; die Kranken in den Spitälern freuten ſich ſo ſehr darüber, als ſich Leute freuen können, deren Körper durch die gezwungene Diät gänzlich ausgemergelt waren, und das Volk, dem die Reichen immer ein Dorn im Auge ſind, weidete ſich an den Verfolgungen, die über ſie ergiengen. Mein Großmütterchen hatte die Freude, den Ilnakib und die Vorſteher der Fakiren und Derwiſche mit in den allgemeinen Ruin verwikkelt zu ſehen. Froh durchſtrich ſie mit ihrem Roſenkranze die Gaſſen. „¡Seht, ſagte ſie zu allen, die ihr begegneten, ſeht wie die Rache des Himmels die Böſen heimſucht, welche die guten Seelen abhalten wollen, für die Todten zu beten! aber hütet euch, ein Gebet für die zu thun, welche der König ſtraft!“

Der Jude Samuel triumphirte; ganze Wagen voll Gold und Koſtbarkeiten wurden in den Schatz gefahren, aber während dieſer Zeit zog ſich ein Ungewitter zu Bagdad zuſammen, das bald allen ſeinen Planen den Garaus machen ſollte. Die Fakiren und Derwiſche hatten ihre Klagen in corpore dem Kaliſen zu Füßen gelegt; unter den Geiſtlichen dieſes leztern Ordens befanden ſich ſogar Prinzen; ſie hatten eine Bittſchrift von den Armen unterſchreiben laſſen, welche ſich wegen Krankheit oder auch ohne Krankheit in den Spitälern von Damaſk befanden; die verhungertſten hatten ihre Unterſchrift nicht verweigert; und Privatperſonen vom angeſehenſten Range hatten die ihrige hinzugefügt. Sie ſtellten vor, daß die prächtigen Stiftungen des heiligen Omar-el-Aſchab, zur Unterhaltung der großen Moſkee und der Spitäler, ihrem Untergange nahe wären

ren, wenn ein König von Damaſk eigenmächtig ſich das Recht anmaßen könnte, über die Einkünfte zu ſchalten, welche der heilige Kalife Ihnen angewieſen hätte. Die Urkunde dieſer Stiftung ſpreche den Fluch über jeden aus, welcher es wagen würde, die vorgeſchriebenen Einrichtungen ihrer Verwaltung zu verletzen; nur der Kalife allein ſey berechtigt, ſich Rechenſchaft von der Verwaltung dieſer Inſtitute ablegen zu laſſen, die zum Beſten aller Gläubigen des Erdkreiſes geſtiftet worden ſeyen.

Schon dieſe Klage allein wäre im Stande geweſen den **Zineb-el-Murath** in die größte Verlegenheit zu ſetzen; aber ſeinem Kopfe drohte noch eine weit größere Gefahr, weil einer ſeiner Verwandten eine Tochter des Großweſirs geheyrathet hatte, und der neue Ehemann eine Krone brauchte. Bisher hatte Zineb-el-Murath nur Verbrecher beſtrafen laſſen, deren Uebelthaten augenſcheinlich und erwieſen waren; er mochte ſich wohl innerlich vorgenommen haben, in der Folge ſich ſelbſt einige Misbräuche zu erlauben, aber noch war das nicht geſchehen; er ließ alſo eine ſehr bündige Rechtfertigung beym Kalifen einreichen, aber der Weſir unterſtützte nur die Klage gegen ihn, und übergieng ſeine Rechtfertigung mit Stillſchweigen. Es brütete ein ſolches Ungewitter über ſeinem Haupte, daß Zineb-el-Muraths Untergang faſt unvermeidlich ſchien. Seine Freunde zu Bagdad warnten ihn, aber hätte er ſich auch in die Wüſte flüchten wollen, ſo würden ſeine Feinde, die ihn nicht aus den Augen ließen, ihn doch ſelbſt dort zu finden gewußt haben. Alles war zu Damaſk in der gröſten Verwirrung; man wiegelte das Volk gegen die Juden auf, und dieſe ließen es wieder dem Schatzmeiſter Samuel entgelten. „¿Was konnte dich bewegen, ſagten ſie, in ein ſolches Weſpenneſt zu ſtöhren?“ — „Unſer großer Rabbiner von Saphad, antwortete er, hat mich dazu beredet.“ — „Ey, erwiederten die Juden, der hat Damaſk nie betreten; wir wiſſen ganz gewiß, daß der Groß-Rabbiner nie aus Saphad gekommen iſt; du haſt uns einem Betrüger aufgeopfert.“ — Indem Samuel ſich noch gegen dieſe Vorwürfe zu vertheidigen ſuchte, ließ der König, um das aufrühreriſche Volk wo möglich etwas zu beſänftigen, ihm ſein Haupt abſchlagen; allein ſelbſt dieſes Opfer konnte den Monarchen nicht aus der Verlegenheit reißen. Plötzlich aber kam Großmütterchen in den Palaſt gelaufen, und warf ſich ihm, mit ihrem koſtbaren Roſenkranze um den Hals, zu Füßen.

Prinzen, ich muß euch erklären, was für ein Bewegungsgrund die Heilige, die ich euch geſchildert habe, zu den Füßen des unglücklichen Königs trieb. Eben war ſie triumphirend über die Hinrichtung ihrer Feinde von einem frommen Spatziergange auf dem Todtenhofe nach Hauſe gekommen; eben legte ſie ihren großen Schleyer und den Koran auf den Tiſch und wollte auch ihren Roſenkranz dazu legen, — als der Pilger zu ihr hereintrat. — „¿Schon wieder da?“ fragte ſie ihn. — „Freylich aus großem Triebe und Verlangen dir zu dienen, weil ſich eben eine Gelegenheit dazu findet, wo es gewiß glücken wird. Lege deinen Roſenkranz nicht weg, heilige Frau, wir werden ſeiner nöthig haben; erlaube, daß ich mit der Scheere ein Endchen von der Schnure abſchneiden darf, woran er gereiht iſt und das oben vorragt. Du ſollſt ſehen, daß alles, was an ſich gut iſt, auch ſeine Nutzbarkeit hat. Wir wollen uns ſetzen, denn ich habe dir noch mancherley zu ſagen. Der König von Damaſk iſt verlohren, wenn du ihm nicht zu Hülfe eilſt; ¡aber wenn er ſeinen Sohn deiner Tochter zum Gemahl geben will, ſo kannſt du ihm nicht allein für ſeinen Kopf und ſeine Krone, ſondern auch für volle Rache an ſeinen Feinden bürgen!“ — „¿Und wie ſoll ich ihm dieſe Bürgſchaft leiſten? antwortete

Großmütterchen. — „Du mußt zu ihm ſagen: ſo wie er dich an deinen Feinden, dem Ilnakib und dem Oberſten der Fakiren und Derwiſche gerächt hätte, ſo hätte der Himmel dich zum Werkzeug ſeiner Rache auserſehen; mein Gebet, mußt du fortfahren und ſonderlich mein Roſenkranz, den du hier ſiehſt, ſind die Rüſtzeuge, welche alles zu Boden ſchlagen werden, was dir zu ſchaden trachtet. Ich laſſe meinen Roſenkranz in den Händen deiner Majeſtät; drücke dein Siegel auf jede Koralle; laß ihn 10 Fuß tief in die Erde ſcharren und eine Mauer von gleicher Dicke auf ihn bauen, und doch, wenn ich morgen nicht vor dir erſcheine und denſelben Roſenkranz um meinen Hals habe, ſo ſollſt du mich als eine Wahnſinnige ins Irrenhaus ſperren laſſen. Erſcheine ich hingegen vor dir mit dieſem Roſenkranze ohne daß eine Koralle daran fehlt und ſchlägſt du mir eine höfliche Bitte nicht ab, die ich dann an dich thun werde; ſo ſtehe ich dir mit meinem Kopfe dafür, daß das Glück deiner Regierung ſelbſt deine Hoffnungen überſteigen ſoll. Siehe, das iſt es, heilige Frau, was du zu thun und zu ſagen haſt. Gehe getroſt hin, gute Heilige, ich bleibe hier zum Pfande zurück; ſchließe mich ein, und behandelt man dich als einen Kopf in dem es ſpukt, ſo ſollſt du den meinigen mit Preiß geben.“

Auf dieſe Ermahnung und auf dieß dringende Zureden des geliebten Armeniers hatte ſich Großmütterchen, wie ihr gehört habt, auf den Weg gemacht, und dem Zineb-el-Murath zu Füßen geworfen. Hier befolgte ſie Punkt für Punkt, die Inſtruktion die man ihr gegeben hatte; der König, der von höchſter Unruhe geängſtiget wurde, ergriff begierig den kleinſten Schein von Hoffnung, den man ihm zeigte; er nahm den Roſenkranz, begab ſich in ein abgelegenes Kabinet, und machte daſelbſt beſondere Zeichen auf alle Korallen mit der Spitze ſeines kleinen Dolchs. Er brachte einen ganzen Abend damit zu, und verſchloß zulezt dieß Pfand, das man ihm anvertraut hatte, in einem kleinen goldnen Kiſtgen mit drey ſtählernen Schlöſſern verwahrt' das neben ſeinem Bette ſtand, und welches er die ganze Nacht durch nicht aus den Augen zu verlieren beſchloß. Während dieſer Zeit hatten der Pilger und die Heilige ſich mit einander zu einem leckern Abendſchmauße niedergeſezt, den der von ſeinem Herrn unzertrennliche Illage-Radahehi beſorgt hatte. Meine Mutter Naliſa wurde ebenfalls dazu eingeladen und der Armenier betrug ſich in ihrer Gegenwart auf eine ſo feine Art, daß ich ſie nachher öfters habe ſagen hören, ſie könne nicht begreifen, wie ein Mann der dem Schein nach ſo viele Verdienſte beſäße, ſich hätte für ein ſo altes Mütterchen als Hameneh von Liebe einnehmen laſſen können, es müßte denn ſeyn, daß der Geruch der Heiligkeit jede andere Betrachtung bey ihm überwogen hätte. Wie die Mahlzeit zu Ende war, ſtand der Armenier auf. Meine gute Dame, ſagte er zu Großmütterchen, wir haben noch ein kleines Werk vor uns, um unſere Angelegenheiten in Gang zu bringen. Wir wollen aber deswegen unſer Kind nicht fortſchicken, gewöhnlich pflegen zwar andere Eltern ihre Kinder von Dingen zu entfernen, welche ihre Einſicht überſteigen, aber meine Art iſt, ſie damit, ſo viel wie möglich, bekannt zu machen. Unſere ſchöne Naliſa iſt ein geſcheidtes Kind und lieber wollte ich, daß ſie ausſchwatzen, als daß ſie eine Ignorantin bleiben ſollte. Hohle, fuhr er fort, ein Kohlenbecken und Feuer; du mußt auch hier etwas Räucherwerk haben; nimm ein paar Fingerſpitzen davon, wirf ſie mit dem Endchen der Roſenkranzſchnur, das ich abgeſchnitten habe, auf die Kohlen und ſprich mit lauter und feſter Stimme: im Namen deſſen, der alles hier, und zur Beförderung unſerer Abſichten thut, verlange ich, daß mein Roſenkranz von dem Orte, wo er iſt, zurück in meine Hände kehre. Während Hameneh dieſe Worte ausſprach, deren Sinn uns jezt allen verſtändlich iſt, war ſie ganz in den Dampf des Räucherwerks gehüllt, und ſobald er ſich zertheilt hatte, ſahe man wieder an ihrem Halſe den Roſenkranz hängen. Der Armenier lies ſie an den Korallen die Zeichen bemerken, welche der König darauf gekritzelt hatte, um den Roſenkranz deſto ſichrer wieder zu erkennen. „¡Siehe, ſagte er zu Großmütterchen, wie alle Vorſicht zu unſerm Beſten ausſchlagen muß! Nun biſt du gehörig gerüſtet und gewappnet um deinen König gegen männiglich zu vertheidigen. Morgen ehe er noch aufſteht, begieb dich zu ihm, und ſey nicht beſorgt, ihn im Schlafe zu ſtöhren, denn er ſchläft nicht; mache nicht viel Worte, ſondern ſprich: Mein Roſenkranz, den du hier ſiehſt, könnte allen deinen Feinden den Hals zuſchnüren, wenn Mohamed ihn den Händen der rächenden Geiſter übergäbe; aber du ſollſt mit Ehren dich aus einem Handel ziehen, in welchen dich deine Gerechtigkeitsliebe verwickelt hat. Deine Hand züchtigte nur Betrüger und Räuber. ¿Wünſcheſt du in Frieden über Damaſk fortzuherrſchen, und deine Krone auf deine Nachfolger zu bringen? — Wahrſcheinlich wird der König dieſes mit Ja beantworten. Dann fahre fort; ich will dir aus allen Kräften meiner Seele dienen, ich will deinen Thron, dir und deiner ganzen Nachkommenſchaft verſichern, aber dafür hoffe ich, daß du mir die Bitte nicht abſchlagen wirſt, meiner Enkelin Naliſa, dem ſchönſten und klügſten aller Mädchen von Damaſk, deinen Prinzen zur Gemahlin zu geben; ſchicke den Oberſten der Verſchnittenen in mein Haus; er wird dort einen ehrwürdigen Greis finden, der unſer Verwandter iſt. Der Verſchnittene ſoll meine Tochter verſchleyert in einer Sänfte hierher bringen, und der Verwandte ſoll ſie begleiten dürfen; laß zu gleicher Zeit einen Kadi hohlen, und gefallen ſich unſere Kinder, ſo iſt alles in Richtigkeit. Aber dieſe Sache iſt für mich zu wichtig, als daß ich mich anders als unter dieſen Bedingungen auf etwas einlaſſen könnte. Vergiß nicht, ſprach der Armenier weiter zu Großmütterchen, dieß alles, wie ich es dir hier vorgeſagt habe, dem Könige vorzuſtellen, und befiehl, daß man mich in deiner Abweſenheit in dein Haus läßt wenn ich es nöthig finden ſollte."

Die Alte befolgte alles aufs pünktlichſte, was ihr aufgetragen worden war. Zineb-el-Murath voll Erſtaunen, ſie den andern Morgen mit demſelben Roſenkranze wieder vor ſich zu ſehen, den er gezeichnet und unter drey Schlöſſer verwahrt hatte; heftete die Augen bald auf die wunderbare Halsſchnur und bald auf das Kiſtgen, in welchem er ſie mit eignen

Händen verſchloß. Dieß Wunder beſtimmte ihn vollends, ſich ganz der Leitung der Heiligen von Damaſk zu überlaſſen, für die er bisher eben nicht die größte Ehrfurcht gehegt hatte, weil er nun wohl einſahe, daß er ſeinen Feinden und den Nachſtellern ſeiner Krone nicht anders, als durch ein Wunder entgehen könne. Er gieng alle die vorgeſchlagenen Bedingungen ein. Der Verſchnittene holte in großem Pompe meine Mutter Raliſa ab, deren Anblick jedes Reſtchen von Skrupel vollends hob; ſie trug ihre prächtige Perlenſchnur um den Hals und als ſie aus ihrer Sänfte ſtieg, und die erſten Stufen des Palaſtes hinaufgieng, ſo gab, ob ſie gleich verſchleyert war, ſchon ihr vorzüglicher Wuchs, ihr das Anſehen als ob ſie nur von einem Throne geſtiegen wäre, um ſich auf einen andern zu ſetzen. Der Kadi that die Pflicht ſeines Amts; der Armenier wurde mit einem ſchönen Kaſtan bekleidet; und die Vermählung wurde vollzogen. Die Umſtände erlaubten nicht, ſie durch Prunk und öffentliche Feſte zu verherrlichen, aber während das junge Ehepaar, auf einem Sofa beym Könige ſitzend, mit einander Bekanntſchaft machten, und man an einer Tafel den Kadi und die Zeugen bewirthete, unterhielten ſich der Pilger und die Pilgerin in einem Fenſter mit einander.

„Die Angelegenheiten deiner Tochter wären alſo berichtigt, ſagte der Armenier, und was die Sache des Königs von Damaſk betrift die nehme ich auf mich. Du wirſt in der Folge ſehen, daß ich mit euch umgehe, als ob ihr alle von meiner Familie wäret. Doch wir beyde haben für uns nichts davon getragen; aber wir wollen nicht ſo einfältig ſeyn, und leer ausgehn. Wenn wir von unſerer Wallfahrt zurück kommen, ſo werden wir alt und abgelebt, und ohne Kinder und Troſt ſeyn, thue alſo, was ich dir ſagen will. Wenn Braut und Bräutigam zu Bette ſeyn werden, ſo ſtecke beyden die Köpfe durch deinen Roſenkranz, und ſage dazu; Lieben Kinder, ich verbinde euch unter euch und mit uns durch das, was uns allen unſer Glück gemacht hat; bewilligt mir eine Bitte, gebt mir und dem, dem ich mich gegeben habe, den Erſtgebohrnen, den ihr in eurer Ehe erzeugen werdet, ich werde bey euch bleiben, und ihn erziehen. Antworten ſie Ja, ſo umarme ſie und ſage mir es wieder, denn nur dieſes liegt mir noch am Herzen, und dann machen wir die Wallfahrt nach Mekka.

Großmütterchen war weit entfernt, den Befehl eines Mannes nicht zu befolgen, der ſich eine ſo unumſchränkte Herrſchaft über ihren

Willen erworben hatte, und mein Vater und meine Mutter, als ſie ſich in der Schlinge des fatalen Roſenkranzes befanden ſprachen alles nach, was ihre Großmutter ihnen vorſagte. Des Armeniers Geſchäfte war nun zu Damaſt geendigt, und ihr könnt leicht glauben, daß die Zeit ſeiner Verſchwindung nicht mehr fern blieb; aber wir werden ihn bald in einer ganz andern Geſtalt wieder auftreten ſehen.

Während man zu Damaſk eine ziemlich traurige Hochzeit hielt, arbeitete der Großweſſir zu Bagdad an dem Sturze des Königs Zineb-el-Murath. Der, welcher bereits zu ſeinem Nachfolger erkohren war, lies ſchon ſein Gepäck und Gefolg in Stand ſetzen, und als Ueberbringer des Firmans, welcher das Verdammungsurtheil des Königs enthielt, ſollte ihn die Hälfte der Leibwache des Kaliſen begleiten. Niemand erhob die Stimme zu Zineb-el-Muraths Vertheidigung, und er hatte zu Bagdad alles wider ſich, vom Mufti an, bis zu den Muczins, und von dem Oberaufſeher der Polizey bis zum geringſten ſeiner Unterbeamten. Der Kaliſe, ein ganz friedliebender und zur Billigkeit geneigter Herr, lies ſich von dem Strome der Leidenſchaften fortreiſſen, die um ihn her an ſeinem Hofe ihr Spiel trieben. Aufs Innere ſeines Palaſtes eingeſchränkt,

ſchränkt, deſſen kleine Vorfallenheiten hinreichten ſeine Aufmerkſamkeit zu beſchäftigen, bedürfte es immer irgend eines auſſerordentlichen Falls, um ihn aus ſeinem Schlummer zu wekken und ſeiner Seele die Spannkraft wieder zu geben. Seine einzige Tochter war nicht ſo wohl krank, als kränkelnd; ſonderlich fehlte es ihr an Appetite. — „Aber, liebe Tochter, du ſollteſt eſſen, ſagte ihr Vater; ¿ weißt du denn gar nichts wozu du Luſt hätteſt?“ — „Ich wäre nicht vermögend einen andern Biſſen als Karmut zu eſſen, und niemand kann mir einen Karmut verſchaffen.“ — Die Lieferanten des Palaſtes ließen ſchon ſeit geraumer Zeit in allen zehn Flüſſen *) fiſchen, ohne den Fiſch habhaft werden zu können, nach welchem der Prinzeſſin lüſterte; denn es war nicht die Zeit wo dieſer Fiſch in die Flüſſe zu treten pflegt und die Erwartung der Hoflieferanten ſahe ſich beſtändig getäuſcht; endlich traſen ſie am Rande des Waſſers einen großen Mann an, der eine Angelruthe auf der Achſel trug und die Augen ſo unverwandt auf das Waſſer geheftet hatte, als ob er jede vorüber-

---

*) Man hatte den beyden Flüſſen, welche die Stadt wäſſern, zehn verſchiedene Betten oder Kanäle gegraben.

rauſchende Welle zählen wollte. „¿Was machſt du da?“ fragten ſie; warum wirſſt du deine Angel nicht aus? — „Erſt muß ich wiſſen, antwortete der Fiſcher, was ihr für einen Fiſch verlangt, denn ſie beißen nicht alle an einerley Köder an.“ — „Wir brauchen einen Karmut;“ antworteten die Lieferanten. — „Giebt es einen in dem Fluſſe, ſo ſollt ihr ihn haben; ſagte der Fiſcher; ¿aber für wen iſt dieſer Fiſch beſtimmt?“ — „Für des Kalifen Tochter, für die Prinzeſſin Zad-il-Draide“ — „Gut ich ködere, und werfe meine Angel aus im Namen der Prinzeſſin Zad-il-Draide!“ Ein Paar Minuten darauf bemerkte man ein Plätſchern im Waſſer an der Angelſchnur; der Fiſcher zog ſie heraus und hatte den ſchönſten Karmut geangelt, der je in Bagdad geſehen worden wor. Die Lieferanten ſchrien für Verwunderung laut auf. — „Das muß euch nicht Wunder nehmen, daß er ſo ſchön iſt, ſagte der Fiſcher; wenn man um dieſe Jahrszeit noch einen Fiſch von dieſer Gattung im Fluſſe antrift, ſo iſt es ein träger, der nur darauf denkt, ſich zu mäſten; deswegen ſind ſie allezeit vortreflich, wenn man ſie habhaft werden kann.“ — Die Hoflieferanten wollten den Fiſcher bezahlen. — „Nein, ſagte er, wenn die Prinzeſſin noch nach einem zweyten Luſt hat, ſo werdet ihr mich morgen wieder hier antreffen:

ſen: wir wollen unſer Glück verſuchen und gelingt's mir zum zweytenmale, ſo ſollt ihr mir beyde zuſammen bezahlen." Die Küchenmeiſter des Palaſtes, voll Freuden der Prinzeſſin Verlangen befriedigen zu können, giengen weg, ohne den Fiſch zu bezahlen, und bedachten nicht, daß man nie etwas unentgeldlich aus einer Hand annehmen muß, die man nicht kennt. Das iſt ein Sprüchwort, welches Großmütterchen oft im Munde führte, die zuweilen manches ſagte, das weiſer war als ihre Handlungen. Was aber den Fiſcher betrift, von dem ich euch eben erzählt habe, ſo bin ich nun gewiß überzeugt, daß er und der Armenier und der Rabbiner **Ben-Moſes** einerley Perſon waren. Kaum hatte er das Geſtade des Fluſſes verlaſſen, ſo verfügte er ſich, weil er vermuthlich alles, was er zur neuen Vermummung brauchte, ſchon bey der Hand hatte, nach dem Palaſte, und kam faſt eben ſo ſchnell dahin, als der Fiſch, den er eben gefangen hatte. Dießmal war er wie ein kleines Männchen geſtaltet; ſeine Phyſiognomie war mehr poſſirlich als angenehm; ſein ganzer Körper war leicht, flink und gewandt, und ſein Aeußerliches, ſeine Reden und ſein ganzer Aufzug verkündigten in ihm einen von den luſtigen Balſamkrämern, welche den Karawanen nachzuziehen pflegen, und deren Hauptgeſchäfte

ſchäfte iſt, die Reiſenden durch ihren Hokus-Pokus zu beluſtigen, und den Arzt der Kameele und der andern Laſtthiere zu machen; oft verrichten aber auch dieſe Leute Wunderkuren in abgelegenen Karawanſereyen, wo die Natur ihnen oft eben ſo gut zu Hülfe kommt, als andern Aerzten, die geſchickter ſind, als ſie. Der Balſamhändler, der ſeine Leute kennte, verſchafte ſich durch ein Goldſtück bey der Wache des erſten Vorhofs des Palaſtes den Eingang. In einem Augenblicke hatte er ein ſchönes haarſchlechtiges Pferd kurirt, das im Stalle blos zur Parade ſtand; zwey Hunden die Ohren, und zwey Katzen die Schwänze abgeſchnitten und einem Papagey etwas eingegeben, welcher mit der fallenden Sucht behaftet war. Ein alter Verſchnittener ließ ſich drey alte Zahnſtifte von ihm ausreißen und der Operateur hielt ſie in der Hand, zeigte ſie den Umſtehenden, und rief im äußerſt komiſchen Tone: Holla! wer hat ihrer zu viel, dem kann ich ſie abnehmen; wer hat welche vonnöthen, dem kann ich damit aushelfen! Als der Fiſch, nachdem er dem Kalifen gezeigt worden war, ſich in den Händen des Kochs befand, hatte ſich der verſchlagene Quackſalber ſchon durch eine Menge kleiner glücklicher Unternehmungen den Weg bis in den dritten Vorhof gebahnt. Hier wurde er auf der Stelle der Gegenſtand des Kurzweils

weils der jungen Edelknaben. Sie warfen alle die Ballen, mit welchen ſie eben ſpielten, nach ihm, aber er fieng ſie in der Luft auf und ſammelte ſie in ſeiner Mütze; ſie thaten, als ob ſie ihm die Ballen nehmen wollten, und ſteckten ihm eine lange Feder auf den Rücken. Das war ſein Triumpf; er nahm die Feder, ſtellte ſie auf die Stirn und balancirte ſie, während er den Händen die ihn fangen wollten beſtändig entwiſchte und die Ballen in ſeiner Mütze trug. Das Gelächter, welches er erregte, erſcholl mit dem Gerüchte von ſeinen kleinen Talenten bis ins Innere des Palaſtes. Ein ſchwarzer Verſchnittener zupfte ihn beym Aermel, öfnete ihm eine kleine Thüre, und ließ ihn in ein ſauber geputztes Zimmer treten.

Hier kam eine wohlgebildete und ſehr gut gekleidete Sklavin zu ihm, die noch einige Anſprüche auf Jugend machen konnte. „¿Führſt du nicht etwa auch fertige falſche Zähne zum Einſetzen?“ — ¿Ob ich welche führe? antwortete der geſchickte Tauſendkünſtler; o in meinem Kaſten ſind alle mögliche Toilettenbedürfniſſe für eine Dame; aber dir mein ſchönes Kind, dir ſcheint nichts dergleichen zu mangeln?“ — „O das macht, weil ich ſo volle runde Backen habe, aber ein Fluß hat mich um alle meine Zähne gebracht; das ärgert mich; denn ich bin ſonſt ſehr luſtig, und jezt wage ich es nicht mehr zu lachen." — Du ſollſt deinen guten Humor und ſeine ganze Anmuth wieder bekommen; zwey und dreyßig Zähne wie Perlen ſollen jeden Ausbruch deiner guten Laune verſchönern. Laß mich mit dem Finger in deinen Mund fühlen.... ¡O welches Glück! Auch nicht ein Stift iſt zurück geblieben. Nie fand ich eine günſtigere Gelegenheit, meiner Geſchicklichkeit Ehre zu machen. Setze dich." — Er zog aus einer Schachtel drey oder vier Reihen falſche Zähne. — „Hier hab ich, was du brauchſt. Als ich dieſe Reihe verfertigte, dachte ich mir gerade ein ſo hübſches Mündchen wie das deinige. Du ſiehſt, ich habe zuweilen angenehme Ideen!" Indem er ſo ſchwazte, ſetzte er ihr geſchickt eine ganze Reihe falſche Zähne ein, die ſo vollkommen paßten, als ob ſie ausdrücklich für ſie gemacht geweſen wären; man hätte ſchwören ſollen, ſie wären auf der Stelle gewachſen, ſo feſt ſchienen ſie zu ſitzen. Die Sklavin nahm einen Spiegel, beſah ſich den Mund und war entzückt; „¿Wie? ſagte ſie, und ich könnte auch damit eſſen?" — „Verſuche es nur; hier ſteht Obſt und Kuchen auf dem Tiſche." — „Aber.... Wirklich, ich kann eſſen; ach, das iſt vortreflich; ach, ſo oft ich ſache werde ich an dich denken!" — „¡Das ſoll mir lieb ſeyn, denn man denkt nicht immer mit Lachen an mich!" — „Ich bezahle dich nicht, denn ich verlange durchaus, daß du wieder hierher kommen ſollſt; ſage nur dem Thürhüter von Verſchnittenen, daß du die Thalideh ſprechen willſt: ich bin die erſte Kammerfrau der Tochter des Kalifen, und werde allen Thürhütern Befehl geben, dich zu mir zu laſſen. Jezt muß ich gehen, denn meine Gebieterin ſezt ſich zur Tafel und ich habe eben den Dienſt."

Geld wollte der ſchlaue Zahnarzt auch nicht haben, er wollte ſich bloß Zutritt ins Innere des Palaſtes verſchaffen. Es war ihm geglückt, er wußte, daß man ſogar Verlangen nach ihm tragen würde; doch, das war ihm nicht genug, er nahm ſich vor, auch noch auf ſich warten zu laſſen.

Als Thalideh zu ihrer jungen Gebieterin kam, wurde das Eſſen aufgetragen und der Karmutſ kam auf die Tafel. Die Sklavinnen erzählten der Prinzeſſin die Poſſen des kurzweiligen Arztes, der den Morgen der Jugend des Palaſtes zu lachen gegeben hatte. Thalideh, die eben ihrer Gebieterin gegenüber ſtand, als ſie die Geſchichte mit der balancirten Feder erzählen hörte, platzte mit einem ſo unmäßigen Gelächter los, daß es ihr Gelegenheit gab, plötzlich die neuen Schätze ſehn zu laſſen, womit ihr Mund ſeit wenigen Augenblicken prangte. — „¿Was iſt das, Thalide? fragte die Prinzeſſin, ¿haſt du dieſe Nacht junge Zähne bekommen? — Nicht dieſe Nacht, ſondern am Tage. — „¡Tritt näher! Wirklich es ſind Zähne! Beiß mich einmal in den Finger! Wahrhaftig, man fühlt ſie! Das iſt außerordentlich! Sage mir, ¿wie iſt das zugegangen?" — „Eben der Mann, gnädige Prinzeſſin, mit dem man ſeine Kurzweil trieb, hat mich in einem Augenblick mit dieſem Geſchenke angebunden, das aber ein wenig feſter ſizt, als die Feder, die man ihm auf die Achſel ſteckte." Die Neugierde der Prinzeſſin würde ohne Zweifel noch weiter gegangen ſeyn; aber eine Gräte von dem Fiſche, den ſie ſo ganz vortreflich fand, und von dem ſie zu begierig aß, blieb ihr im Halſe ſtecken, und zwang ſie vom Tiſche aufzuſtehen. Anfangs ſtrengte die Natur alle ihre Kräfte an, um den fremden Körper auszuſtoßen, aber ſie waren vergebens. Nun nahm man ſeine Zuflucht zu den kleinen in ſolchen Fällen gewöhnlichen Hülfsmitteln, doch auch ohne Erfolg. Der Verſchnittene, welcher der Leib-Wundarzt der Prinzeſſin war, verſuchte ſeine Geſchicklichkeit und Inſtrumente; allein er vermehrte nur die Schmerzen und verſchafte keine Erleichterung. Der Kalife erſchien endlich in Perſon und in Begleitung der ganzen medizíniſchen Fakultät, die ebenfalls fruchtlos ihre ganze Kunſt erſchöpfte. Kurz, der Kalife ſahe ſich in Gefahr, ſeine Tochter zu verlieren und war untröſtlich. Seine Gemahlin, die Mutter der Zad-ils-Draide vermehrte durch das Uebermaas ihres Schmerzes die Betrübniß; in welche jedermann der verzweiflungsvolle Zuſtand der ſchönen jungen Prinzeſſin verſezte. „¡Ach! Gebietende Frau, ſagte Thalideh zur Gemahlin des Kaliſen, wäre nur jezt der Zahnarzt da, welcher dieſen Morgen hier war und gleich nach Tiſche wieder zu kommen verſprach, er würde gewiß der lieben Prinzeſſin bald zu helfen und alle unſere Beſorgniſſe zu heben wiſſen!“ — „¿Wie iſt das wahrſcheinlich, Thalideh? antwortete die troſtloſe Mutter; ¿wie kann dieſer Mann mehr wiſſen, als die Leibärzte des Palaſtes und die Aerzte von Damaſk, die man ausdrücklich hat kommen laſſen? Mit welchem Inſtrnmente will er die Gräte da faſſen wo ſie ſteckt?“ — „Mit ſeiner Hand, gebietende Frau; ſie iſt ſo winzig klein, daß ſie ſich in einem Ey umwenden könnte; er hat ſo zarte Fingerchen, daß man ſie wie ſeidene Faden in Nadeln fädeln könnte, und ſeine Haut iſt ſo ſanft, daß ſie alles, was ſie berührt, zu liebkoſen ſcheint. Der Mann muß gar keine Kuechen haben!" — „¿Aber wo iſt denn dieſer ſonderbare Mann, fragte die Sultanin?" — Schon vor vier Stunden, antwortete Talideh, verließ er mich; aber er iſt ſelbſt dabey intereſſirt, bald wieder zu kommen. Doch, damit er nicht etwa an der Thüre des innern Palaſtes abgewieſen würde, ſo will ich hingehen und ſagen, daß man ihn einlaſſen ſoll."

Mit dieſen Worten eilte oder flog vielmehr Thalideh aus dem Zimmer, und kam wenig Augenblicke darauf mit dem Künſtler an der Hand zurück, den ſie ſo ſehr geprieſen hatte. Zwar war es noch eben die gewandte und leichte Figur von dieſem Morgen, aber ſein Betragen hatte etwas Gravitätiſches bekommen und ſeine Phiſiognomie, ſtatt des komiſchen Poſſenmachers, verkündigte einen Kopf, der eines ernſthaften Nachdenkens fähig war. „¿Jſt das der Mann, fragte der Kalife die Thalideh, von welchem du mir ſprachſt?" — „Ja, erwiederte Thalideh, und ich wollte mit meinem Kopfe dafür haften, daß er der Prinzeſſin hilft." „Es würde nöthig ſeyn, antwortete der Kalife daß dieſer Wundarzt, da er einer iſt, mit dem ſeinigen ſelbſt dafür ſtände." — „Befehlshaber der Gläubigen, ſprach Thalideh, Günſtling, Mein Kopf iſt für mich etwas ſehr Ernſtliches, ob ihn gleich viele Perſonen von deinem Hofe für nichts beſſeres als den Kopf eines Schalksnarrens hielten; ich bitte deine Majeſtät, zu erlauben, daß ich mich der Prinzeſſin nähern und ſehen darf, wie tief die Fiſchgräte ſitzt.“ — „Und wenn du es geſehen haben wirſt, entgegnete der Kalife, ſo wirſt du eben die Sprache führen, welche die Andern führten.“ — „Befehlshaber der Gläubigen, ich werde meine eigne Sprache führen; denn ich kopiere niemanden.“ Wie er dieß geantwortet hatte, näherte ſich der liſtige Wundermann der Prinzeſſin, und als er Alles unterſucht hatte, kehrte er zum Kalifen zurück. „¿Darf ich hoffen, ſagte er, wenn ich meinen Kopf dem mächtigſten Monarchen der Erde dafür verpfände, daß in einem Augenblicke ſeine einzige Tochter gerettet ſeyn ſoll? darf ich hoffen, daß ſeine Gnade mir Kopf für Kopf zugeſtehen wird, und daß ich dem Tode einen Kopf werde entreißen dürfen, der mir eben ſo lieb iſt, als der meinige?“ — „Ja, rief der Kalife, und ſollte es ſelbſt der Kopf eines Verbrechers ſeyn, der ſich erkühnt hätte, die Hand gegen mich aufzuheben!“ — „Wir ſind weit entfernt, fuhr der Fremdling fort, einem Strafbaren das Leben retten zu wollen; aber erhabene Majeſtät, das iſt noch nicht Alles; wenn in einem Augenblicke die gerettete Prinzeſſin ihre Blüthe, ihre Munterkeit, ihren Appetit wieder bekommt, ¿ſoll es mir dann erlaubt ſeyn, zu bitten, daß der Mann, für deſſen Erhaltung ich mich intereſſire, ſich deiner Gnade wieder erfreuen dürfe, um die ihn eine Kabale gebracht hat, vorausgeſezt, daß ich dir Beweiſe davon geben kann?“ — „Ich kann mir gar nicht denken, ſagte der Kalife, wen du meynſt, und von wem du mit mir ſprichſt. Hilf meiner Tochter und ich verſpreche dir alles.“

Prinzen, ihr werdet ſo wie ich überzeugt ſeyn, fuhr der Prinz von Damaſk fort, indem er ſich hier unterbrach, daß dieſem Manne nichts leichter war, als die Fiſchgräte da herauszuziehen, wo er ſie ſelbſt hatte ſich feſtſetzen laſſen; denn auf ihn, der als Fiſcher geſtaltet den Karmut in den Palaſt lieferte, fälle natürlich der Verdacht, daß er durch ſeine Künſte Schuld an dem Zufalle war, welcher ihn in den Stand ſezte, ſich zu gleicher Zeit ſo geſchickt und dienſtfertig zu bezeigen. In einem Augenblicke hatte er die Gräte in der Hand; es war, als ob ſie ihr von ſelbſt entgegen gekommen wäre, ſo wenig Schmerzen hatte die Prinzeſſin bey dieſer Operation empfunden. Ein Glas Waſſer und drey Tropfen von einem ſehr wirkſamen Elixier beſchloſſen die ſchnelle Kur. — Ein Tuch, in dieſelbe Mixtur getaucht, vertrieb die Geſchwulſt der Augenlieder und die Röthe der Augen, und gab der Haut ihr ganzes friſches Kolorit wieder. Die Prinzeſſin ſchien ſchöner als jemals und fühlte ihren Appetit wieder erwachen, den ſie durch den Zufall verlohren hatte. Thalideh triumphirte wegen ihres Günſtlings; der Kalife und die Sultanin Mutter waren entzückt, und die Leibärzte ſchlichen ſich beſchämt von dannen. Ein allgemeines Freudengeſchrey ertönte durch den Palaſt.

Ein einziger Mann nur, er, deſſen glückliche Operation alle Köpfe für Freude ſchwindlig machte ſchien nicht von dem allgemeinen Taumel hingeriſſen. Er wartete bis der Kalife, zu wiederholtenmalen ſeine Tochter umarmt, und ihr Glück gewünſcht hatte; und warf ſich ihm plötzlich zu Füſſen, ſobald er die Gelegenheit dazu günſtig ſahe.

„Beherrſcher der Gläubigen, ſprach er, du haſt mir die Begnadigung eines Menſchen verſprochen, aber du ſollſt ſie mir nicht auf Koſten deiner Gerechtigkeitsliebe ertheilen; geruhe nur die Augen auf die Rechtfertigung des Fürſten zu werfen, dem eine ſchändliche Kabale deinen ganzen Unwillen zugezogen hat: hier ſind die Aktenſtücke, von welchen das Duplikat deinem Großweſir eingereicht worden iſt; aber dieſer Miniſter ſuchte zum Beſten ſeines Schwiegerſohns über den Thron von Damaſk zu ſchalten. Mein Herr, der König von Damaſk, ſtrafte nur untreue Verwalter, welche ſich in die Einkünfte der milden Stiftungen theilten, die von tugendhaften Moſlems zur Erleichterung der Armen, und zur Verherrlichung des öffentlichen Gottesdienſtes gemacht worden wären. Er mußte ſich die Rechnungsbücher vorlegen laſſen, und die Veruntreuer abſetzen, um alles wieder in die vorige geſetzliche Ordnung zu leiten, und eben dieſes hat man zu nutzen gewußt, um ihn zu verläumden. Du wirſt in dieſen Urkunden die Unterſchrift der Perſonen, die ſich dieſes zu thun erfrecht haben, gerade unter den Unterſchriften der ausgezeichnetſten Veruntreuer antreffen. Ich lege ſie im Originale zu deinen Füßen und ſie werden dich völlig überzeugen. Gerechtigkeit! großer Monarch, Gerechtigkeit, für meinen Herrn, den König von Damaſk! Der lezte ſeiner Sklaven, der allzuglücklich iſt, daß er im Stande war, dir dienen zu können, verlangt dafür kein andern Lohn als dieſen!“

Der Kalife war ganz erſtaunt; man hatte ihm eine Art von Poſſenreißer angekündigt, und dieſer Poſſenreißer hatte ihn durch ein Wort zu binden gewußt. Er hatte die Krone von Damaſk dem Schwiegerſohne ſeines Weßirs verſprochen, und ihr jetziger Beſitzer konnte ſie nicht anders, als mit dem Leben verlieren. Man hatte ihm zu verſtehen gegeben, daß er ein wenig zu übereilt verfahren ſeyn könne; man hatte ihm ſogar Urkunden eingehändigt, die dieſes beweiſen ſollten und die er jezt durchzugehen beſchäftigt war. Er erblickte die empörendſten Spitzbübereyen und Betruge, die man nicht für gut befunden hatte, ihm bekannt zu machen; er begab ſich in ſein Zimmer und befahl dem Wiederherſteller ſeiner Tochter, ihm dahin zu folgen. Als er ſich in ſeinem Kabinette befand, fragte er den Unbekannten nach ſeinem Namen. „Befehlshaber der Gläubigen, antwortete dieſer, ich heiße **Bekamar**, und bin der Sklave und Wundarzt des **Zineb-el-Murath**.“ — „¿Warum hat er dich hierher geſandt? Und wie konnte er Papiere von der Wichtigkeit ſeinem Wundarzte anvertrauen?“ — „Mein Herr hat mich nicht hierher geſandt, noch mir dieſe Papiere gegeben; ich war vorher Wundarzt bey einem Juden, Namens Samuel. Man wiegelte gegen ihn das Volk auf, und er ſahe, daß der

Verluſt ſeines Kopfs ein nothwendiges Opfer zur Wiederherſtellung der Ruhe war; er ſtellte mir vor ſeiner Hinrichtung dieſen Aufſatz und dieſe Schriften zu; der König, ſagte er, hat die Duplikate davon, aber hebe ſie wohl auf, denn es konnte eine Zeit kommen, wo ſie ihm von großem Nutzen ſeyn möchten. Als ich erfuhr, daß die Feinde meines Herrn ihn bey deiner Majeſtät ſtürzen wollten, ſo blieb ich anfangs ganz unbeſorgt, weil ich auf ſeine Unſchuld und deine Gerechtigkeit baute; doch bald ließen mich der Uebermuth und die Zuverſicht ſeiner Widerſacher mit Gewißheit ahnden, daß ſie ihres Triumphs verſichert ſeyn müßten. Ich eilte hierher und ſpielte eine Role, die mich in Stand ſetzen konnte, mir am leichteſten Zutritt und Erläuterung zu verſchaffen. Ihr verdanke ich das Glück, deiner Majeſtät einen Dienſt haben leiſten zu können, und wenn ich mir von dir die Gnade erflehe, daß mein guter Herr Zineb-el-Musrath ſich wieder deines Schutzes und Wohlwollens erfreuen darf, ſo werde ich mich, über mein Verdienſt und meine Erwartung, belohnt finden."

„Bekamar, ſagte der Kaliſe, dein König iſt glücklich, einen ſo geſchickten und ihm ſo ergebenen Unterthan zu haben, wie du biſt!

Ich würde dir an meinem Hofe die vortheilhafteſten Bedingungen antragen, wenn ich nicht ahndete, daß deine Neigung zu Zineb-el-Murath dich unauflöslich an ihn feſſelte. Fürchte nicht, daß ich mich in dem Endurtheile wegen der Beſchwerden übereilen werde, die von Damaſk aus bey mir angebracht worden ſind; ich werde mich nicht eher zu etwas entſchließen, bis ich die Sache reiflich unterſucht, und meinen Divan von dem Unkraute gereinigt habe, das ſich eingeſchlichen hat. Der König von Damaſk ſoll erfahren, was du für ihn gethan haſt. ¿Aber was für eine Anweiſung ſoll ich dir auf meinen Schatzmeiſter geben? — „Ich bitte nur um den leichteſten von den Ringen, welche deine Majeſtät getragen hat, antwortete Bekamar; jede andere Belohnung würde meine Zufriedenheit vermindern, daß ich im Stande war, dir einen Dienſt zu erzeigen." — Der Kalife zog von ſeinem kleinen Finger einen prächtigen Ring. „O Befehlshaber der Gläubigen, rief Bekamar indem er ſich tief verbückte, wäre er minder ſchön, ſo würde er ſich ganz für mich geſchickt haben, aber ſo belehrt mich die Koſtbarkeit des Geſchenks, welchen Gebrauch ich davon zu machen habe." Mit dieſen Worten beurlaubte er ſich.

Thalideh wartete auf ihn an der Thür des Zimmers des Kalifen, um ihm zu danken, ſich mit ihm zu freuen und nähere Bekanntſchaft zu machen. „Liebenswürdige Dame, ſagte er in einem Tone der nicht mehr der Ton des Zahnarztes war, der Kaliſe, nachdem er mir alles zugeſtanden hatte, was ich mir von ſeiner Gnade auszubitten wagte, ſtellte mir noch dieſes Geſchenk zu, um es der Perſon einzuhändigen, welche der Prinzeſſin wirklich das Leben rettete. Dieſe Perſon biſt du; ich that nichts, als nur meine Hand dazu leihen; dieſer Ring hier iſt alſo dein!“

Indem Thalideh noch im Anſtaunen der Koſtbarkeit des Brillanten vertieft war, ſchlich ſich der freygebige Fremdling weg und paßte in einem Winkel von Bagdad den fernern Verlauf ab. Der Großweſir, welcher überwieſen wurde, daß er nicht redlich zu Werke gegangen ſey, verlor den Kopf; der Oberthürſteher des Palaſtes wurde nach Damaſk mit einem ſehr gnädigen und huldreichen Schreiben an den König und dem Befehle abgeſendet, die Schuldigen, welche noch verſchont worden wären ebenfalls hinrichten zu laſſen. Ein beſonderes Schreiben enthielt tauſend Lobeserhebungen von den Talenten und der Ergebenheit des Wundarztes Bekamar.

Der König von Damaſk konnte gar nicht begreifen, wer dieſer Mann ſeyn müſſe, von dem ihm der Bagdadſche Geſandte und ſein Gefolge tauſend Geſchichten erzählten, und an welchen ſie noch ein Handbriefchen von Thalideh, vermuthlich zärtlichen Innhalts, abzugeben hatten, ohne zu wiſſen, wem ſie es zuſtellen ſollten. Mein Vater und meine Mutter ſprachen mit Großmütterchen davon, aber dieſe kannte ihren Pilgrim nicht genau genug, und hatte ihn daher nicht im Verdachte, mehr als ein Geſicht in Vorrathe zu haben; es würde auch für des Pilgrims eigenes Intereſſe zu gefährlich geweſen ſeyn, wenn er hätte wollen merken laſſen, was er zu thun im Stande wäre; unterdeſſen antwortete ſie doch, wie durch Eingebung: „lieben Kinder, dieſer Bekamar, von dem euch der König geſagt hat, der Pilgrim und ich, das iſt alles nur Eins. ¿Steht der König nicht wieder bey dem Kaliſen obenangeſchrieben? Ohne Vermittelung konnte das nicht bewerkſtelliget werden, und er ſieht wohl ein, daß, da er gegen uns ſeine Schuldigkeit gethan hat, man auch von ihm nichts weiter verlangt, ſelbſt das Geſchenk des Kaliſen hat man nicht annehmen wollen, ¿iſt dieſer Zug nicht deutlicher Fingerzeig?"

Der König von Damaſk, der von ſeinen Feinden und ſeiner Furcht befreyt war, und die Herſtellung ſeines Glücks ſonderlich dem Gebete der Großmutter ſchuldig zu ſeyn glaubte, räumte ihr ein Zimmer im Palaſte neben dem Zimmer ſeiner Schwiegertochter ein, und ließ ihr Freyheit, ſo viel ſie wollte, den Leichenbegängniſſen nachzulaufen, und auf den Gräbern zu beten; ſie hatte ihren Eifer in dieſem lezten Punkte noch verdoppelt; was man ihr gab, das nahm ſie an, als ob ſie an allem Mangel gelitten hätte, ſpendete es aber wieder unter die Armen aus. Wenn die Heilige auf den Gaſſen erſchien, ſo drängte ſich alles um ſie her. Dieſer Triumph, und die Hoffnung mit der nächſten Karawane nach Mekka zu wallfahrten, machten ſie zur glücklichſten Frau auf der Welt. Jeden Tag that ſie einen Spaziergang in den Kan, um zu ſpioniren, ob der Pilger noch nicht wieder zurük ſey. Meine Mutter wurde ſchwanger und ſehr glücklich von mir entbunden; aber ich kam wahrſcheinlich unter einem ſehr bösartigen Geſtirne auf die Welt, weil ich gleich von meiner Geburt an, unſerm abſcheuligen Feinde Preis gegeben war. Großmütterchen ſchlich und murmelte beſtändig um meine Wiege her, und kam mir weniger von der Seite, als meine Amme. Sobald ich zu laufen anfing, führte ſie mich; ſobald ich die

Augen aufſchlug, ſuchte ſie ſolche durch angenehme Gegenſtände und meine Ohren durch Mährchen zu ergötzen, kurz, ſie bemächtigte ſich meiner ſo ganz, daß es unmöglich war, uns zu trennen. Die Familie meines Vaters und meiner Mutter vermehrte ſich von Jahren zu Jahren; meine Brüder und Schweſtern wurden von meinen Eltern erzogen, aber ich, ich wurde ganz der Sorgfalt meiner Großmutter überlaſſen. Sie lehrte mich ſelbſt leſen und ſchreiben, und da ſie ſich geübt hatte, Verſe aus dem Koran auf Stücken Pergament nachzumalen, ſo hatte ſie ſich eine Geſchicklichkeit erworben, die Züge mit der größten Feinheit zu zeichnen. Um dieſe Zeit hielt ſie ſich für eine Wittwe. „Ach mein armer Pilger! jammerte ſie oft: er war ſchon ſo hoch in die Jahre; er wird ſich zu ſtark angegriffen haben. Liebes Kind, du haſt einen herzguten Großpapa verlohren, der dich gar manche ſchöne Sachen gelehrt haben würde, von welchen ich ſelbſt Augenzeuge geweſen bin.“ — „Aber Großmütterchen gab ich zur Antwort, in den Mährchen die du mir erzählſt, verrichten ja die Zauberer eben ſolche Dinge? war er denn ein Zauberer?“ „Zauberer lieben die Frauenzimmer nicht ſo züchtiglich, wie dieſer theure Mann mich liebte, liebes Kind ſagte ſie; aus großer Ehrfurcht rührte er nicht einmal meine Fingerſpitzen an! Zauderer thun auch nie die Wallfahrt nach Mekka; ſie wiſſen, daß ſie im Koran verflucht ſind.“

Als ich ſo alt war, daß ich Groſmütterchen auf ihren frommen Wanderungen begleiten konnte, ſo vertraute ſie mich, damit ich mich nicht in dem Gedränge bey Leichenkondukten verlieren ſollte, der Obhut meiner Amme und zweyer ſtarken Sklaven an, und ſtellte mich an einen Ort, wo ich mit anſehen und bewundern konnte, wie gut ſie Schmerz und Betrübniß nachzuäffen wußte. Darauf führte ſie mich zu den Gräbern und lies mich ganz laut nach ihr Ileſathea und Ileathmeh beten. Ich gab ſehr wenig Achtung auf alle dieſe Ceremonien; weil ich von Natur ſehr wenig Applikation hatte; aber dafür war ich deſto aufmerkſamer bey den Mährchen, die ſie mir vorſagte, wenn wir nach Hauſe kamen, und die ich ſehr unterhaltend fand. Das iſt die einzige Bildung, welche ſie meinem Geiſte hat geben können; übrigens war ſie nur gegen mich und meine Mutter gut: denn mit ihren eigenen Sklaven gieng ſie unbarmherzig um. Da ich ſie, vom gemeinen Manne, die Heilige nennen hörte, ſo gab mir das einen ſonderbaren Begriff von der Heiligkeit.“

Die Jahre verſtrichen und endlich kam die Zeit, wo mir die Augen zum Theil über mein Schickſal geöffnet werden und meine Eltern, ohne zu wiſſen, durch wen, und wie, für die thörigte Aufopferung meiner büſſen ſollten; vorausgeſetzt, daß dieſe Aufopferung von ihrer Seite ganz freywillig geweſen war. Ich hatte beynahe mein vierzehntes Jahr erreicht. Da man mich an dem Hofe meines Großvaters als einen Prinzen betrachtete, der ſich dem Derwiſchſtande gewiedmet habe, ſo gab ſich niemand mit mir ab, und man überlies mich ganz der Geſellſchaft von Großmütterchen. Einſtmals, als wir, ſie und ich, ganz allein aus einem Grabe kamen, erſchien uns etwas, das noch ſchrecklicher war, als ein Geſpenſt: nemlich der Armeniſche Kaufmann, den ich nur aus der Schilderung kannte, welche Großmütterchen mir von ihm gemacht hatte, deſſen Ausſehen und Geſichtsbildung aber mir eben ſo unglückweißagend ſchien, als ſein Bart weiß war. Bey dieſem Anblicke wollte Großmütterchen in Ohnmacht ſinken. „Es iſt ein Todter, ein Todter!“ rief ſie. — „Nein, es iſt kein Todter, antwortete der verſtellte Armenier, indem er ſie derb beym Arme ſchüttelte, aber du ſelbſt kannſt auf der Stelle des Todes ſeyn, wenn du dich nicht in Acht nimmeſt!“ — „¿Wo kömmſt du her, ſchändlicher Böſewicht? ſchrie ſie; mich 14 ganzer Jahre warten zu laſſen! eine ſo tugendhafte Frau, wie mich, zu betrügen!“ — „Schweig tolle Heilige, oder ich feſſele mit Einem Wort deine Zunge an deinen Gaumen; ich habe keine Zeit hier zu verlieren, ich komme meinen Sohn abzuholen — „¿ Deinen Sohn? Wenn haſt du mich geheyrathet, Natterzunge, daß du ein Kind mit mir erzeugt haben willſt? Komm mit mir vor den Kadi, und halte erſt, was du verſprochen haſt; und dann ſollſt du das Kind haben.“ — ¿ „Ich dich heyrathen? Dich, alte Närrin? Dich klapperdürres Gerippe? Skandal der Schöpfung! aus dem Schlamme der Sündfluth erzeugtes Ungeziefer.... gieb mir mein Kind!“ — „Ehe ſollſt du mein Leben haben, Böſewicht! und ich will dich, als meinen und deines vorgeblichen Sohnes Mörder, ans Creutz ſchlagen laſſen!“ Indem ſie das ſagte, hielt ſie mich feſt in ihre Arme geſchloſſen.

Das Schrecken hatte mich ganz ſtarr gemacht. Plötzlich flammten die Blicke des Armeniers, ſein Bart rauchte, er gab meiner Großmutter eine Ohrfeige, die uns beyde zu Boden warf, ohne daß wir von einander getrennt wurden. Meine Augen waren nur einen Augenblick Zeuge unſers Unglücks. Großmütterchen wurde in einen Weidenkorb verwanwandelt, der ſo lang war, daß ich darinn ausgeſtreckt liegen konnte; ihre Arme und Beine formirten die Bande, welche mich darinn gefeſſelt hielten, und ihr Roſenkranz, in zwey Stücke getheilt, machte die beyden Handhaben davon. Unſer Verfolger gab dem Korbe einen ſo derben Tritt mit dem Fuße, der hinreichend geweſen wäre einen ganzen Berg von der Stelle zu ſchleudern. Wir flogen durch die Luft, und kamen nicht eher wieder zur Erde als bis wir in den fatalen Brunnen ſtürzten. Ich bekam im Fallen einen ſo entſetzlichen Schlag, daß alle Theile meines Körpers faſt zermalmt wurden, aber man lies mir die Beſinnungskraft, damit ich mein armes Großmütterchen über und über blutig, an einen Baum, den Raben zum Fraße, hängen ſehen konnte. Bald darauf ſank ich in Ohnmacht. Ich würde nur eure Leiden zu vermehren glauben, liebe Unglücks-Gefährten, wenn ich mich in eine umſtändliche Erzählung aller der Grauſamkeiten einlaſſen wollte, die ich von dieſem Ungeheuer erdulten mußte. Nachdem er mich hierher gebracht, lies er mich drey ganzer Wochen zwiſchen Leben und Tode ſchweben, wo ich unſägliche Schmerzen an allen den Wunden und Quetſchungen ausſtand, die er mir ſelbſt an verſchiedenen Theilen meines Leibes gemacht hatte. Dem Anſcheine nach war ich ohne Empfindung; ich konnte weder ſprechen noch mich durch die geringſte Geberde verſtändlich machen. Dieſer Zeit bediente er ſich um mich zu überreden, daß er wirklich mein rechter Vater ſey, daß er mich nur aus den Händen von Perſonen befreyt habe, die mir höchſt gefährlich geweſen wären und mir eine ſo ſchlechte Erziehung gegeben und ſo falſche Grundſätze beygebracht hätten, daß es unumgänglich nöthig geweſen ſey, mich in den Zuſtand zu verſetzen, um mich ganz von neuem umzuformen. Alle dieſe Reden brachte er auf eine unzuſammenhängende Art, und in Selbſtgeſprächen vor, indem er bittere Klagen mit einmiſchte, daß er mich ſolche Schmerzen leiden ſehen müßte. Uebrigens wich er mir Tag und Nacht nicht von der Seite, er verband und pflegte mich mit allem Anſcheine der größten Zärtlichkeit; aber er konnte mich doch nicht hinter das Licht führen, denn die Geſchichte meiner armen Großmutter hatte mich das Ungeheuer zu gut kennen gelehrt. Es mag wohl wahr geweſen ſeyn, daß meine Erziehung ſehr vernachläſſigt worden, und daß ich ihm alſo in dieſem Stücke wirklich einige Verbindlichkeiten ſchuldig war; aber ich hatte einen natürlichen Starrſinn, der, weil er noch niemals gebrochen worden, mir nicht erlaubte, von der Meynung, die ich einmal gefaßt, zurück zu kommen, ich war zu ſehr Sklave meines Eigenwillens. Als mir daher mein vermeintlicher Vater das Leben wieder gegeben und mich vorher durch eine Reihe von Begegnungen die dem äuſſerlichen nach gut gemeint, aber eine immer ſchmerzhafter, als die andere waren, auf die Probe geſtellt hatte, ſo könnt ihr euch nun leicht vorſtellen, wie ich ſeine Sorgfalt und Bemühungen aufnahm. Es war mir in allen Stücken unmöglich, mich nach ſeinem Willen zu fügen; liebkoſete er mich, ſo ſchmollte ich; und züchtigte er mich, ſo war ich unempfindlich geworden, weil ich zu viel ausgeſtanden hatte. Er wollte mich arbeiten machen, und ich wollte nichts thun. „¿Was habe ich nöthig, Rechnen zu lernen? ſagte ich; ich bin ein Königs Sohn; Andere werden ſchon für mich rechnen.“ — Er gab mir eine Ohrfeige, „gieb mir noch eine ſtärkere, rief ich, behandele mich wie du die Großmutter behandelt haſt. ¿Erinnerſt du dich ihrer nicht mehr? ¿Warſt du nicht ihr Pilger?“ Vermuthlich hatte er ſchon mein Schickſal beſchloſſen, denn er gab mir unverzüglich zur Antwort: „du läſſeſt dir Gerechtigkeit wiederfahren; du biſt nicht mehr werth als ſie; und daher ſoll es dir auch ergehen wie ihr!“ Mit dieſen Worten gab er mir eine zweyte Ohrfeige, deren Folge eine Ohnmacht war, während welcher er mich in ſeine abſcheuliche Mordgrube ſchleppte. Ich kann; ſo wenig wie ihr, liebe Prinzen, beſtimmen, wie lange ich darinn zugebracht habe; weil ich aber keinen Bart hatte, als er mich dahin verbannte, und ich jezt mit einem ziemlich langen Barte aufgewacht bin, ſo muß mein Todesſchlummer nicht kurz geweſen ſeyn; er hat wie ich merke, den Fähigkeiten meiner Seele nicht geſchadet; zwar hat mir mein Gedächtniß nur Bilder der Kindheit wieder dargeſtellt aber meine Seele hat aufgehört, ſie mit den Augen eines Kindes zu betrachten. Nicht einen Fall habt ihr erzählt, der euch begegnet iſt, welcher nicht in mir eine Betrachtung erzeugt hätte; ihr habt mir in zwey Stunden die Erfahrung der ſechs Jahre verſchaft, die ich vielleicht hier zugebracht haben mag. Ich ſehe nun ein, worinnen unſere Eltern ſämtlich gefehlt haben und ihr könnet euch aus meinem Beyſpiele ihr Betragen, wie ich mir Großmütterchens Betragen, erklären. Sie wurde in einen Weidenkorb verwandelt; ich lag darinn, und ihre Arme und Beine dienten mir zu Banden, und ihr Roſenkranz zu Handhaben des Korbes. Bey Unterſuchung dieſes Bildes erkenne ich deutlich, daß meine Großmutter, mich an Händen und Füßen gebunden, dem Mograby überliefert hat, und daß der Roſenkranz das Mittel dazu war. Das alte Weib murmelte beſtändig etwas in ſich her, aber es iſt nichts gefährlicher, als Zeichen zu machen und Worte auszuſprechen, ohne zu wiſſen, was man thut und was man ſagt. Uebrigens, lieben Prinzen, hat uns hier ein gemeinſchaftliches Unglück vereinigt. Nachdem, was der Himmel ſchon für uns gethan hat, können wir voll des feſten Vertrauens ſeyn, daß er uns aus den Händen unſers Tyrannen erretten werde, und wenn er auch gleich in dieſem Augenblicke gerüſtet mit aller der Macht erſcheinen ſollte, die ihm zu Gebote ſteht; ſobald wir nur alle Sechſe in Mohameds Namen uns ſeinem Beginnen widerſetzen, muß er gewiß ſogleich kraftlos und beſchämt zurückweichen: aber das würde uns weder rächen, noch uns unſeren Familie wiederſchenken, was doch unſer aller Beſtreben ſeyn muß. Der Prinz Habed-il-Kuman hat uns erzählt, daß er auf den Rath eines Ara, der an dem einen Fuße gefeſſelt war, uns zu Hülfe geeilt ſey. Wir müſſen dieſem wohlthätigen Rathgeber nun ſelbſt zu Hülfe kommen, der uns gewiß noch manche Aufſchlüſſe geben und ſich mit uns gegen unſern gemeinſchaftlichen Feind vereinigen wird."

* * *

Habed-il-Kuman und die vier übrigen Prinzen befolgten mit Freuden den Rath des

Prinzen von Damaſk. Sie giengen in das Zimmer des Mograby, drangen in das groſſe Vogelhaus und ſtellten ſich um den Ara her der für Freude mit den Flügeln ſchlug, als er ſie erblickte. Sie wollten ihm ſeine Ketten abnehmen. „Das ſteht nicht in euren Kräften, ſagte der großmüthige Vogel, den das Unglück duldſam gemacht hatte; ich will mich willig in dieß mein Schickſal ſchicken, nur befreyt mich aus dieſem unangenehmen Gefängniſſe; tragt mich auf meiner Stange weg, und laßt uns an einen Ort begeben, der bequemer iſt, und wo ich euch durch Mittheilung meiner Unglücksfälle, die unfehlbaren Mittel andeuten kann, wie ihr die Abweſenheit unſers Tyrannen nutzen könnt, um von uns die Gefahren abzuwenden, welche uns bedrohen.

Die ſechs Prinzen trugen den Ara nach dem Pavillon der Springbrunnen und als ſie ſich hier alle dem Vogel gegenüber geſetzt hatten, begonn er folgendergeſtalt die Erzählung ſeiner eigenen Begebenheiten.

6.

Geſchichte

der Liebſchaft des Mograby mit Planeten-Schweſter *), der Tochter des Königs von Egypten.

Ich bin ein Frauenzimmer und von Geburt eine Prinzeſſin; mein Vater war Beherrſcher des mächtigen Königreichs Egypten. Er regierte mit Weisheit und Güte, aber er hatte eine ſolche Verehrung gegen den Götzen Baal, daß er ſeinen Schatz erſchöpfte, um ihm in ſeinem eigenen Palaſte einen Tempel erbauen zu laſſen, deſſen Pracht nichts auf der Welt gleich kam; das rieſenmäſige Bild des Götzen war von maſſiven Golde, und mit Edelſteinen von unſchätzbaren Werthe bedeckt; zwey Karfunkel in Diamanten gefaßt ſtellten die Augen vor; täglich befleckte das Blut neuer Opfer den Altar des Baals.

Ich war das einzige Kind, das mein Vater am Leben behalten hatte. Im neunten Jahre raubte mir der Tod zu gleicher Zeit meine Mutter und meine Hofmeiſterin. Die leztere war eine geborne Mohamedanerin, und ihrer Religion im Grunde ihres Herzens ergeben.

---

*) Auf Arabiſch Anheta el Kanakib.

ben. Sie verſuchte es heimlich mich in ihren Lehrſätzen zu unterrichten und mir Geſchmack zu ihren Treflichkeiten beyzubringen. Als ſie merkte, daß ihr Ende nahe war, ſagte ſie zu mir: „liebes Kind, ich laſſe dich ungern allen den Gefährlichkeiten ausgeſetzt, die dir drohen; man wird dich zu den Abſcheulichkeiten des Götzendienſtes zu verleiten ſuchen. Nimm dieſes Buch von mir, verbirg es ſo ſorgfältig, wie ich gethan habe, und ſo oft du dich meiner erinnerſt, lies ein Kapitel darinne; nimm dich aber in Acht daß es niemand gewahr wird.“

Ich empfing den Koran aus ihren Händen und verſchloß ihn in einem Käſtchen, wozu ich allein den Schlüſſel hatte; aber unglucklicherweiſe erloſch bald bey mir die Luſt, Wahrheiten in dieſem Buche aufzuſuchen. Die Stelle meiner Hofmeiſterin wurde durch eine perſiſche Sklavin erſezt, die mit allen Arten natürlicher und erlernter Vorzüge begabt war, und die mein Vater erſt ſeit kurzem gekauft hatte. Sie gab ſich auſſerordentliche Mühe, meine Zuneigung zu gewinnen und mich zu unterrichten. Im zwölften Jahre hatte ſie ſchon aus mir eine Art von Wunder in allen den Kenntniſſen gemacht, deren Perſonen meines Geſchlechts fähig ſind. Welch Glück wäre es für mich geweſen,

weſen, wenn ſie's hätte dabey bewenden laſſen; aber ſie machte meine Neugierde zur Geomantie, wie ſie es nannte, rege, und wußte es mit unendlicher Geſchicklichkeit anzufangen, mir einen Geſchmack an dieſer gefährlichen Wiſſenſchaft beyzubringen.

Ich war oft unangenehmen Träumen unterworfen, die mich ſehr angriffen; ich beklagte mich darüber gegen ſie, und ſie ſchlug mir vor, mich davon ohne Arzney zu befreyen. „Du ſollſt, ſagte ſie, ſo angenehm träumen, als dir ſelbſt gefällig iſt, und doch nur zu ganz ſimpeln Mitteln deine Zuflucht nehmen. Du bindeſt z. B. einen Strauß *) aus verſchiedenen Blumen zuſammen, die ich dir ſagen, und mit deren Bedeutung ich dich bekannt machen will, du bindeſt ſie ſo, daß immer eine Blume unter der andern ſteht, und daſelbſt gleichſam angefeſſelt bleibt. Du legeſt dann dieſen Strauß gegen Abend dem Gotte Baal zu Füſſen, zu dem du durch die Thüre eines deiner Zimmer kommen kannſt, das in den Tempel führt. Ich will dich begleiten und mich mit Weyhrauch für die Gottheit verſehen; ich will

---

*) Dieſe ſinnbildliche Art ſeine Gedanken durch Blumen auszudrücken, iſt in einigen Gegenden Aſiens ſehr üblich.

dich auch zwey Worte lehren, die du laut ausſprechen mußt, und welche die Stelle des Gebets vertreten, das gewiß erhört werden wird; du kehrſt dann auf dein Zimmer zurück und nimmſt deinen Strauß wieder mit dir, legſt ihn unter dein Kopfkiſſen, und wirſt ſtatt eines widrigen Traums gewiß einen ſehr angenehmen haben. Aber Prinzeſſin, du wirſt noch mehr erſtaunen, wenn ich dir morgen, was du geträumt haſt, Wort fur Wort wieder erzählen werde; allein nichts dabey wird wunderbar ſeyn, als die Güte und Macht des Gottes, der dich wird haben ſehen oder hören laſſen, was in dem Blumenſtrauße geſchrieben ſtand. Gelingt dieſer erſte Verſuch, ſo will ich dich auch die Art lehren, wie du deine Gedanken vermittelſt Zuſammenſetzung und Ordnung der Blumen ſo gut ausdrücken kannſt, als ob du ſie mit der Feder ſchriebeſt. Dieß iſt eine weit liebenswurdigere Schrift, und zugleich ein ſehr angenehmer Gegenſtand der Unterhaltung. Wir Frauenzimmer in Perſien werfen, wenn wir einen Liebhaber haben, einen Strauß aus dem Fenſter, und er erkennt aus ſeiner Zuſammenſetzung gleich die Gedanken unſerer Seele."

Durch die Lehre dieſes Geheimniſſes vergiſſete die perſiſche Sklavin mein Herz, ich ruhte nicht, bis ich den Verſuch mit dem Blumenſtrauße gemacht hatte; der Erfolg entſprach ganz meiner Erwartung. Des andern Morgens, als ich noch im Bette lag, kam meine Hofmeiſterin in mein Schlafzimmer: ich war noch ganz entzückt über die Nacht, die ich zugebracht hatte. Sie fuhr mit der Hand unter mein Kopfkiſſen, zog den Blumenſtrauß hervor den ich dahin gelegt hatte, und ſchien ihn aufmerkſam zu ſtudiren. Als ſie alles gethan hatte, was erfodert wurde, um ſich die Kenntniß zu verſchaffen, die ſie verlangte, ſagte ſie; „du haſt geträumt, du befändeſt dich auf einem der angenehmſten Plätzchen welche ſich in der Gegend von Waſſer, am Rande des großen Kanals, befinden; du ſaſſeſt auf einem weichen mit Blumen bedeckten Raſen; du weideteſt dich am Anblick der Fahrzeuge, welche den Kanal auf und abführen; neben dir ſtand ein Birnbaum, voll der herrlichſten Früchte, deſſen ſchwer beladene Aeſte ſich bis zu dir beugten; du pflückteſt von ſeinen Birnen und fandeſt ſie vortreflich. Dir gegenüber ſtand ein großer Bienenkorb; Schwärme von Bienen flogen heraus, erhoben ſich in die Luft und erfüllten ſie mit ihrem Geſumme; zuletzt begonnen ſie unter ſich einen Kampf, der dich ſehr beluſtigt hat und als er zu Ende war, wachteſt du auf.“

Man kann denken, mit welchem Vergnügen ich mir ſo meinen Traum mit allen ſeinen Umſtänden vorerzählen hörte. Von dem Augenblicke an wurde ich gleichſam die Sklavin meiner Sklavin. Ich lernte begierig alles, was ſie mich lehren wollte. Unter dem Vorwande, mich in der Kunſt der Geomantie zu vervollkommnen, wurde ich durch ſie eine Zauberin von der erſten Größe, ſo daß ich ſolche Bücher, wie die, welche ſich hier befinden, nicht allein geläufig erklären, ſondern auch alle darinnen vorgeſchriebene Operationen mit der größten Vollkommenheit machen konnte, ſonderlich aber war ich den ganzen Tag ſorgfältig mit der Zuſammenſetzung des Straußes beſchäftigt der mir eine angenehme Nacht verſchaffen ſollte. Ach wie theuer habe ich dieſe Nächte büßen müſſen, ſonderlich ſeitdem ich mich von Verirrungen zu Verirrungen hinreißen ließ; meiner gefährlichen Hofmeiſterin mein ganzes Vertrauen ſchenkte; Herz und Ohr an die Geſchichten hieng, die ſie mir erzählte; mich von der Vorſtellung der Geiſter als Liebhaber, deren Begebenheiten ſie mir erzählte, bethören ließ, und der wahnſinnigen Neugierde nachgab, in einem von meinen Sträußern, die Blumen ſo zu binden, daß ſie mir auch einen ſolchen Geiſt zum Liebhaber verſchaffen ſollten. Ich legte dieſen fatalen Strauß gleichfalls zu den Füſſen des Götzen nieder. Es iſt mir unmöglich, die Täuſchung zu beſchreiben, welche für mich die gefährliche Folge dieſer Unbeſonnenheit wurde. Alle meine Sinnen wurden dadurch in Entzücken geſetzt und unter andern Gegenſtänden, welche dieſes angenehme Traumbild meiner Seele, darſtellte, beſchleunigte vollends mein Verderben, die Erſcheinung eines Weſens, das ich für eine Mannsperſon gehalten haben würde, wenn ſein Körper mir nicht ganz ſtrahlenreich vorgekommen wäre. Dieſe Erſcheinung warf ſich mir zu Füßen und überreichte mir einen Blumenſtrauß, durch welchen die zärtlichſten Empfindungen der Liebe ausgedrückt wurden. Ich band die Blumen voneinander, um zu verſuchen, ob ich meine Antwort durch ſie zuſammenſetzen könnte; aber einen Augenblick darauf fügten ſie ſich von ſelbſt wieder und zwar auf eine Art zuſammen, welche mir noch ſchmeichelhaftere und rührendere Dinge ſagte, als die, welche ſchon ſo vielen Eindruck auf mein Herz gemacht hatten. Ich wachte auf, und glübte von Liebe für das fantaſtiſche Weſen, um deſſen Erſcheinung ich zu Baals Füßen gefleht hatte; es war viele Tage meine einzige Beſchäftigung. Ich nahm mir vor, meinen geiſtigen Liebhaber durch einen neuen Blumenſtrauß zu mir zu rufen, als ich in einer Nacht, wo ich gezwungen geweſen war, ohne Blumen unter meinem Kiſſen zu Bette zu gehen, durch einen Traum erſchrekt wurde, der gar nicht denen glich, welche ich mir verſchaft hatte; meine alte Hofmeiſterin erſchien mir im Traume, ſie nahm in meiner Gegenwart alle die Bücher, welche mir die perſiſche Sklavin empfohlen, warf ſie in einen Abgrund, aus welchem eine verzehrende Flamme ſchlug, führte mich zu dem Käſtchen und zwang mich, den Koran herauszuhohlen. Ich öfnete das Buch und war nicht einmal im Stande, die erſte Zeile zu leſen. Die alte Hofmeiſterin ſchien die Augen gen Himmel zu ſchlagen und rief: „O Gott! Liebe Tochter du biſt verloren, du haſt den Baal zum Herrn über dich gemacht!“

Die perſiſche Sklavin trat in dem Augenblicke herein und fand mich heftig bewegt und über und über ſchwitzend. Ich erzählte ihr meine Geſchichte; ſie brach in ein großes Gelächter aus. „Liebe Prinzeſſin, ſagte ſie, das iſt ein Streich von dem Nakaronkir einem der böſeſten Geiſter, welche die Schöpfung erzeugt hat, und einem der verworfenſten Sklaven des Mohameds, welcher, um die Erde zu bekehren, die eine Hälfte derſelben mit Feuer und Schwerdt verwüſtete. Wenn man wie du und ich, liebe Prinzeſſin, durch den Beyſtand der höhern Wiſſenſchaften und durch die Hülſe der vermittelnden Geiſter, ſich den erhabenen Sphären zu nähern bemüht iſt, ſo bleibt man den Angriffen dieſes Böſewichts von Mohamed und ſeines Makaronkirs ausgeſetzt, die uns durch Träume zu erſchrecken und ſo von dem guten Wege abzubringen ſuchen, den ſie ſelbſt nicht zu wandeln wußten. Ich will einen Strauß und ein Räucherwerk verfertigen, das dich für ihren Verſuchen ſchützen ſoll, und da du, wie du ſageſt einen Koran in deiner Verwahrung haſt, ſo wollen wir ihn dieſen Abend zu Baals Füßen verbrennen, und das wird beſſer wirken, als alle mögliche Wohlgerüche.

Meine ſchändliche Hofmeiſterin hatte mich ganz verblendet; ich ließ ihr das Bukett verfertigen, ohne es genau zu unterſuchen, um ſeinen Sinn zu erfahren; ich händigte ihr den Koran ein, ohne das Buch einmal aufzuſchlagen und wir giengen in den Tempel. Ein Schauer ergriff mich, als ich hineintrat, aber ich ſchrieb es der großen Kühle des Gebäudes zu. Wir legten unſere Blumen zu den Füßen des Altars, und die Gottloſe ließ mich das heilige Buch des moſlemiſchen Geſetzes auf eine Rauchpfanne werfen, worinne ein ſtarkes Feuer loderte. „Fluche dem Mohamed mit mir,

ſagte

ſagte ſie, fluche ſeiner gottloſen Sekte, ſie müſſe in Rauch verfliegen, wie das unſinnige Buch das ſeine Träumereyen enthält." — Ach, ich gehorchte leider! Indem das Buch verbrannte, verbreitete es den lieblichſten Wohlgeruch; „ſiehe, ſagte die frevelhafte Perſerin, wie angenehm dem Baal das Opfer ſeyn muß, das wir ihm bringen!" Aber als der Rauch anfieng ſich bis zur Höhe des Kopfs des Götzenbildes zu erheben, da erbebte plötzlich der Erdboden unter unſern Füßen. „Wir dürfen alles von dem glücklichen Erfolge unſers Opfers erwarten rief voller Freuden die Betrügerin; wenn ein Gott zum Zeichen ſeiner Zufriedenheit mit dem Kopf nickt, erzittert der Erdkreis. Komm liebe Prinzeſſin, unſer Sieg iſt uns gewiß.

Mein blinder Glaube an alles, was dieſe Frau ſagte, erlaubte mir nicht, das Gezwungene in ihrer Erklärung der Ereigniſſe zu bemerken, von welchen wir eben Zeugen geweſen waren. Aber in der Folge habe ich mich etwas erinnert, was mir damals gar nicht auffiel. Mein Bucket, als ich es aufhob, war verwelkt. Kaum war ich auf meinem Zimmer, ſo legte ich es hurtig unter mein Kopfkiſſen und es verſchafte mir in dieſer Nacht eine Erſcheinung, die meine Verirrung vollendete. Sobald der Schlaf meine Augen ſchloß, erblickte ich einen großen Mann, der auf einer Art von Throne ſaß; er trug einen ungeheuern Turban von weißen Muſſelin; eine ſeiner Hände ruhte auf einem Haufen über einander geſchichteter Bücher, die andere legte er auf einen Klumpen bloßer blutiger Säbel; neben ihm war ein Maulthier an einen Pfahl gebunden. Männer in verſchiedenen Trachten kamen und knieten vor ihn nieder und beteten ihn an; er gab jedem ein Buch und einen Säbel, fertigte ſie mit einer wilden Miene ab, und gab ihnen durch Geberden zu verſtehen, daß ſie hingehen und alles mit dem Schwerde verheeren möchten. Das Wort Koran ſtand auf dem Rücken der Bücher geſchrieben, und dieſer ganze Auftritt zeigte ſich mir wie in einen Nebel gehüllt. Plötzlich entſtand ein heller Schein in Oſten; den ein leuchtendes Weſen erzeugte, das ſich dort herab auf die Erde lies. Ich erkannte es für den Geiſt, der mir vorher im Traum erſchienen war. Bey ſeinem Anblicke war es, als ob der Mann auf dem Throne in Unruhe gerieth; er ſtand haſtig auf, ſein Turban entfiel ihm, und zeigte ſeinen Kahlkopf; er band ſein Maulthier los, um ſich darauf zu ſchwingen und zu entfliehen, aber in der Beſtürzung ſetzte er ſich verkehrt auf, mit dem Kopfe nach dem Schwanze gewendet, und ſpornte unbarmherzig mit ſeinen Ferſen die klapperdürren

Wams

Wampen ſeines Thiers; aber er konnte nicht ſo ſchnell entfliehen, daß nicht ein ſchwarzer Sklave, der ihn verfolgte, ihn eingeholt, und ihm ins Geſicht geſpuckt hätte: von allen Seiten vernahm ich, das Jauchzen des Spottes und der Verhöhnung: es weckte mich aus meinem Schlafe und tönte noch in meinen Ohren als ich ſchon völlig wach war. So verwundert ich auch über dieß Getöſe wurde, ſo ſchlief ich doch augenblicklich wieder ein und fand mich durch neue Geſichter eingewiegt, die mir aber nicht anders, als höchſt ſchmeichelhaft ſeyn konnten; ich erinnere mich nur noch eines einzigen. Mein Fantom von Liebhaber, als er mir ein Buket gegeben hatte, deſſen Bedeutung mir äuſſerſt angenehm ſeyn mußte, ſchwang ſich plötzlich in eine Art Luftwagen; er wurde in die Luft empor getragen und verſchwand. Doch alles verſchwand nicht mit ihm, denn am Morgen, als ich das Buket von geſtern ſuchen wollte, das ich ſo ſorgfältig unter mein Kopfkiſſen gelegt hatte, fand ich es nicht mehr ſondern an ſeiner Stelle das Buket, das mir im Traume gegeben worden war.

Allein, liebe Prinzen, wir haben uns viel zu wichtige Dinge mitzutheilen, als daß ich euch hier mit allen Umſtänden der Argliſt meines Verführers aufhalten ſollte. Er wußte mit unendlicher Geſchicklichkeit alle Mittel zu nutzen, meinen Kopf zu verwirren, mein Herz in Unordnung zu ſetzen, und ſich zum Herrn meiner Seele zu machen, bis ſich eine Gelegenheit ereignen würde, die mich nöthigen könnte, ihm meine Perſon und meine Freyheit zu verpfänden. Dieſe Gelegenheit ereignete ſich bald.

Da ich das einzige Kind des Königs meines Vaters war, ſo wollte er mir einen Gemahl geben, der im Stande wäre Egypten zu beherrſchen. Er warf die Augen auf einen von meinen Vettern, einen Mann von reifen Alter und der wegen ſeiner Tapferkeit, und ſeiner Aufführung von allen Egyptern hochgeachtet wurde; er hoffte, wenn er aus uns ein Paar machte, ihm dann ganz die Macht der Regierung übertragen zu können. Der ſo ernſthafte Karakter meines Vetters hatte ihm zwar meine Achtung erworben, aber mich abgehalten eine andere Art von Empfindung für ihn zu hegen. Seine Geſtalt, ob ſie gleich etwas edeles und ehrwürdiges hatte, machte zwar einen ehrfurchtsvollen Eindruck auf mich, aber vermochte nicht meine Sinne zu verführen, und in dem Zuſtande, worinn mich meine gefährliche Viſionen verſetzt hatten, würde ich meine Hand nicht dem ſchönſten Prinzen auf der ganzen Welt geben

geben haben. Als ich erfuhr, daß meine Verheyrathung mit meinem Vetter beſchloſſen ſey, zerfloß ich in Thränen und warf mich in die Arme meiner Hofmeiſterin. „Nein rief ſie, liebe Prinzeſſin, das geht nicht an, daß man über dich, die du ſo reich an Kenntniſſen und von den Geiſtern ſo geliebt und begünſtigt biſt, und vom Gotte Baal eines ſo beſondern Schutzes gewürdigt wirſt, daß man, ſage ich, über dich ſo ſchalten und walten will, als ob du eine von den alltäglichen Perſonen deines Geſchlechts wärſt. Ich will ſogleich eine geomantiſche Arbeit vornehmen und zu erfahren ſuchen, wer der himmliſche Liebhaber iſt, den deine Reize zu feſſeln gewußt haben. Ich will die Abſichten, die er auf dich hat, zu enträthſeln ſuchen, und vielleicht werde ich im Stande ſeyn, dir zu beweiſen, daß die Krone Egyptens noch viel zu wenig für dich iſt; wir wollen, fuhr ſie fort, zuſammen einen Strauß verfertigen, wir wollen ihn zu den Füſſen Baals legen, ich will ihn dann unter mein Kopfkiſſen ſtecken, und er wird mir gewiß einen Beſuch von deinem Liebhaber verſchaffen. Vielleicht erfahre ich dann von ihm manche Dinge, über die ihn die Lauterkeit ſeiner Abſichten und die Feinheit ſeiner Liebe, nicht erlaubt haben, ſich frey gegen dich herauszulaſſen."

Ich gieng blindlings in dieſe Falle; — den andern Morgen in aller Frühe kam meine Hofmeiſterin zu mir, als ob ſie das Herz ſo voll von Vergnügen hätte, und es nicht länger bey ſich behalten könnte: ſie ſetzte ſich zu den Füſſen meines Bettes.“ O! höre, höre! ſagte ſie, keine glücklichere, mächtigere und größere Sterbliche wirds auf Erden geben, als dich! Nein, ſo eine hohe Meynung ich auch von deinen Reizen, deinen Talenten und deinen Tugenden, liebe Prinzeſſin, hatte, ſo würde ich doch nie geglaubt haben, daß ſie das Weſen dir feſſeln würden, welches der gröſte Günſtling des Himmels iſt. ¿ Wie hätten wir uns ſchmeicheln dürfen, liebe Prinzeſſin, daß der große Mograby, der einzige Sohn der himmliſchen Nandar, der Enkelin des Rokopileſobeh, des gebietenden Monarchen der Geiſter, welche die Erde regieren, daß der große Mograby für dich die innigſte und wahrhafteſte Leidenſchaft empfinde, die je empfunden wurde? Als du durch deine Blumenſträuſſer und dein Räuchern bemüht warſt, einen Geiſt von himmliſchen Urſprunge an dich zu locken, ſo hat dieſer, der zu gleicher Zeit an der Macht der körperloſen Weſen und an der, welche Menſchen zu erlangen in Stande ſind, Theil hat, zu Baals Füßen ſich um das Glück beworben, dir erſcheinen zu dürfen. Er brante vor Liebe für dich, ehe du noch die mindeſte Ahndung davon haben konnteſt, und wenn du dich ihm ganz ergiebſt, ſo wird er gleichfalls ganz der deinige werden. Alle Anſtalten zu deiner Vermählung mit deinem Vetter, ſind bereits getroffen; ſie wird an dem Altare vollzogen werden, welcher zu den Füſſen der Bildſäule des Gottes Baal ſteht. Zwey Prinzeſſinnen, deine Tanten, in Begleitung der jungen Perſonen deines Geſchlechts, welche ihre Nacken noch nicht unter das Joch der Ehe gebeugt haben, werden dich, nach Landes Sitte, dem Hohenprieſter zuführen; du wirſt mit Blumen bekränzt ſeyn, aber dieſen Blumenkranz werde ich binden. Dein Vetter, welcher ſich vergebens ſchmeichelt, dein Gemahl zu werden, wird an der Spitze eines glänzenden Gefolgs, das aus der blühendſten Jugend des Hofs beſteht, zu gleicher Zeit in den Tempel treten; aber ehe er noch ſich dir nähern kann, wird dein geiſtiger Liebhaber dir erſcheinen, die Blumen-Guirlande, die ihn umgürtet, abnehmen, und ſie dir überreichen; du wirſt ſie annehmen, und ihm dafür deinen Kranz ſchenken. Der Sinn dieſer Blumenguirlande wird dir ſagen, daß Mograby ſich mit dir durch unauflöſliche Bande vereinigt; und dein Kranz wird ihm dieſelbe Verſicherung von deiner Seite geben; Baal ſelbſt wird eure Verbindung beſtätigen; ihr werdet beyde vor den Augen der Verſammlung verſchwinden, und kurz darauf werden wir uns alle in dem paradiſiſchen Auſſenthalte befinden, wo man dich erwartet!

Da die Perſerin mich vom Abend bis zum Morgen mit lauter Zaubergeſchichten unterhielt, und da ich durch die kleinen Zauberſtücke, die wir zuſammen vornahmen, vertraut mit Allem geworden war, was bey meiner Entführung wunderbares vorgehen ſollte, ſo zweifelte ich nicht im geringſten an der Möglichkeit und der Erfüllung dieſer Entführung. Während ſich im Palaſte alles mit den Anſtalten und Feyerlichkeiten meiner Hochzeit beſchäftigte, traf ich meiner Seits ſelbſt meine kleinen Vorkehrungen und half mit aller meiner Geſchicklichkeit den fatalen ſinnbildlichen Kranz winden, durch welchen ich mich meinem Entführer gänzlich zu eigen übergab. In dem Augenblicke wo ich zu den Füſſen des Götzen Baals meinem Vetter meine Hand reichen ſollte, erſchien mir plötzlich der Mograby; wir tauſchten unſere Blumen, und die Guirlande, die er mir gab, hob mich leichter als der Wind einen Strohhalm von der Erde in die Höhe, ich fand mich in einen Wagen geſezt, der von Laſur, Gold und Rubinen ſtrahlte; mein Entführer, ſchimmernder als der Stern des Morgens, ſaß neben mir, und ſechs Roße, die ganz Feuer zu ſeyn ſchienen und von der Perſerin geleitet wurden, welche durch die Macht der Zauberey große weiße Flügel bekommen hatte, brachten uns mit Blitzesſchnelle bis an den Fuß des Gebirges, wohin ihr alle, die ihr hier verſammelt ſeyd, ebenfalls gebracht wurdet. Der Wagen, der an ſich ſelbſt leuchtend war, trug mich bis in dieſen Palaſt und verbreitete auf meinem unterirrdiſchen Weg, ein Licht, das mit dem Lichte des Tages zu wetteifern ſchien. Ich wurde in ein Zimmer geführt, deſſen Pracht meine Augen blendete, ſo ſehr ſie auch an den Prunk des Palaſtes meines Vaters gewöhnt waren. Weil die Thüren und Fenſter dieſes Zimmers, ſeit man mich es zu verlaſſen zwang, vermauert worden ſind, ſo zweifle ich, ob ihr es geſehen habt, ob es gleich vor dieſem eine Kommunikation mit dem Vogelhauſe hatte, wo ihr mich angetroffen habt. Ein herrliches Banket erwartete mich; mein Gemahl lies mich neben ſich, auf einen Sofa von der größten Koſtbarkeit, und unter einen Thronhimmel ſetzen, der ſo ſchimmernd und funkelnd war, daß meine Augen davon geblendet wurden. Ich bemerkte daß wir allein waren. „Du brauchſt nur zu wünſchen, ſagte der Schwarzkünſtler, und unſichtbare Hände werden dich bedienen, fürchte nie Einſamkeit, wo du biſt; und ſonderlich,

ge

geliebte Planeten-Schweſter finde ſie nie da, wo ich bin, und wo du für mich Welt und Alles ſeyn wirſt!" — Doch, Prinzen, ich will euch nicht mit Wiederholung aller der Schmeicheleyen und ſüſſen Worte ermüden, womit dieſer Betrüger, den euch euer Unglück zur Gnüge hat kennen lehren, mich in meinen Wahn eingewiegt erhielt. Durch Blumen hatte er mich verführt und er fuhr fort, alles um mich her mit Blumen zu beſtreuen. Es entfuhr mir als ich mit ihm ſprach, daß ich eine Liebhaberin von Muſik wäre, ſogleich entzückte eine herrliche Simfonie, die aus einem anſtoßenden Zimmer zu kommen ſchien, mein Ohr. Bald darauf ließen ſich Männer- und Weiberſtimmen hören, und bildeten ein Konzert, das alles übertraf, was mir jemals von der Art zu Ohren gekommen war. Derjenige, welchem ich dieſe Galanterie zu verdanken hatte, ſchien entzückt, mich ſo viel Vergnügen daran finden zu ſehen, ich bemerkte, daß er von Zeit zu Zeit, um dieſer angenehmen Zeitverkürzung mehr Mannigfaltigkeit zu geben, ein kleines Stäbchen auf ſeine Fingerſpitzen legte, und das ſich mit unglaublicher Geſchwindigkeit darauf herumdrehte, ohne daß er es anrührte. Ich hatte zwar mein Zauberſtäbchen auch in meinem Kleide verborgen, aber es kam mir nicht in den Sinn, einen Wettkampf an Geſchicklichkeit darinnen mit ihm zu wagen. Unter allen dieſen Ergötzlichkeiten und Zerſtreuungen kam endlich der Augenblick, wo das hochzeitliche Bett uns aufnehmen ſollte. Er gab mir die Hand und führte mich ins Brautgemach. Ich wurde entkleidet, ohne faſt die unſichtbaren Hände zu fühlen, die dieſes Geſchäft verrichteten. Sobald wir uns niedergelegt hatten, zog man die Vorhänge zu.

Ihr werdet nicht erwarten, Prinzen, daß ich euch hier das verliebte Entzücken und die Beweiſe der Zärtlichkeit eines Ungeheuers ſchildern ſoll, an dem nichts wahr iſt, als das Böſe; aber ich darf euch einen auſſerordentlichen Traum nicht verſchweigen, den ich träumte, ſobald der Schlaf meine Augenlieder geſchloſſen hatte, vorausgeſetzt, daß es nicht mehr geweſen iſt, als ein Traum. Ich befand mich in einen Palaſt von einer ſo kühnen und erſtaunenswürdigen Bauart verſetzt, daß keine Einbildungskraft vermögend iſt, ſich eine Vorſtellung davon zu machen. Sobald ich vor dem Eingange erſchien, kamen eine Menge prächtig gekleidete Männer, in der ſchönſten Ordnung mir entgegen, und bezeigten mir und meinem Gemahl durch die ausdrucksvollſten Stellungen, die tiefſte Ehrerbietung; hierauf giengen ſie vor uns her, und wir kamen durch ungeheuere Zimmer, wo Herren und Damen ſaßen, die noch weit koſtbarer gekleidet und von großer Schönheit waren. Sobald ſie uns erblickten, ſtanden ſie auf, und verbeugten ſich, bis wir vorüber waren. Doch ich möchte nicht fertig werden, wenn ich euch all den Staat und Pomp beſchreiben wollte, der meine Blicke in Erſtaunen ſetzte, bis ich endlich in den Saal kam, wo auf einem Throne ein Weſen in menſchlicher Geſtalt, aber ſo ſtrahlend von Glanz, daß die Augen ſeinen Anblick faſt nicht aushalten konnten, ſaß; ſeine Krone, die ganz aus Diamanten beſtund, funkelte von einem Schimmer, den der Schimmer ſeines Antlitzes noch übertraf; der ganze zahlreiche Hofſtaat, der ihn umringte, ſchien dadurch in Licht und Klarheit gehüllt. Ich blickte zu der gewölbten Decke des Saals auf; ſie beſtand aus lauter Regenbogen, deren Halbzirkel ſich kreutzten und ein blendendes Licht ſtrahlten. Als wir zu den Füſſen des Thrones kamen, ſagte der **Mograby** zu mir: „dieß iſt nicht Baals Bildſäule, ſondern Baal ſelbſt; beuge dein Knie vor ihm!“ — Er kniete hierauf ſelbſt nieder: „Herr der Welt, redete er ihn an, Höchſte über alle Geiſter herrſchende Macht! dieß iſt die Gemahlin, die du mir gegeben haſt!“ „**Mograby**, antwortete der vorgebliche Gott Baal, du biſt mein Weſir auf Erden und der erſte von allen meinen Unterthanen; ich wünſche, daß deine Gemahlin ſich fähig machen möge, Theil an der Macht zu nehmen, die ich dir zugeſtanden habe; aber eure Vermählung muß für meinen ganzen Hof ein Feſt ſeyn. Weil das Ceremoniel von deiner Seite ſchon erfüllt iſt, ſo bleibt uns nichts übrig, als uns der Freude zu überlaſſen, dich mit dem geliebten Gegenſtande vereinigt zu ſehen!" — Bey dieſen Worten ſchlug der Monarch in die Hände; und ſtand auf; alle Gegenwärtigen folgten ſeinem Beyſpiele und Manns- und Weibsperſonen verließen, bunt unter einander gemiſcht, den Saal des Throns und zerſtreuten ſich ohne Ordnung in die zehn folgenden Säle. Es erſcholl von allen Seiten ein verwirrtes Geplauder; man überließ ſich einem unmäßigen Gelächter; mein Gemahl bemerkte einige Verwunderung in meinen Augen. „Du erkennſt hier nicht, ſagte er, den ernſthaften und zurückhaltenden Hof des Königs deines Vaters. Um auf Erden zu herrſchen, muß man durch Ehrfurcht zu imponiren ſuchen, aber unſer Allmächtiger, über alle Furcht erhabener Monarch braucht ſich weder mit Zurückhaltung zu umſchanzen, noch welche einzuflößen; die Bande, die ſeine Unterthanen an ihn feſſeln, ſind Freude und Freyheit; doch jezt ſetzen wir uns zu Tiſche."

Wir näherten uns einer ungeheuren Tafel, welche unverzüglich mit Speiſen und Leckereyen beſetzt wurde; der Monarch, ſaß unter einem Thronhimmel allein an einem Tiſche; der Mograby und ich, wir ſaßen an der gemeinſchaftlichen Tafel, aber wir waren ihm, er zur Rechten und ich zur Linken, die nächſten. Nie hatt' ich eine Tafel ſo reichlich und prächtig bedient geſehen; und beſtändig kamen neue Gänge. Alle Anweſende aßen mit dem größten Heißhunger; ſo daß ſie die Speiſen mehr zu verſchlingen, als zu eſſen ſchienen. Was mich betrift, ſo reizte der Anblick ſo vieler unbekannter Gerichte meine Neugier; es ſchien überhaupt, als ob der Sinn des Sehens mehr Befriedigung dabey fände, als der Sinn des Geſchmacks, denn alles, was ich aß, ſchien zu vergehen, ſobald ich es hinter geſchluckt hatte, und der Wein machte mir ebenfalls nicht mehr Wirkung noch Empfindung. Ich überließ mich der Unmäßigkeit, der ich die andern ſich überlaſſen ſahe, und fand mich nur durch die verwirrten ſich kreuzenden Diſcurſe und durch die Ausbrüche eines heftigen Gelächters zerſtreut, deſſen Bewegungsgrund ich nicht errathen konnte. Unterdeſſen folgten neue Trachten von Speiſen und Gerichten in ſolcher Menge auf einander, daß ich nicht mehr im Stande war, ſie zu zählen. Endlich ward man es überdrüſſig, zu reden ohne etwas zu ſagen, und zu lachen, ohne Urſache dazu zu haben. Es wollte mir gar nicht recht mehr hier behagen; ich ahmte zwar die andern, bis auf das Plaudern und Lachen nach, aber ich fieng an zu fühlen, daß wir ein wenig lange zu Tafel ſaßen. Indem ſtand der Monarch auf, ſchlug in die Hände, und alle folgten ſeinem Beyſpiele. Der Banketſaal führte zu einer unermeßlichen Galerie, die zum Bal eingerichtet war. Mein gefälliger Gemahl führte mich dahin, die Lacher tanzten und geberdeten ſich hier, als ob ſie von Sinnen wären, und die Frauenzimmer fehlten, wie mir dünkte, auf eine höchſtärgerliche Weiſe, gegen allen Wohlſtand. Dieß machte einen höchſt widrigen Eindruck auf mich, und ich ließ mir darüber ein Wort entfallen. „Wohlſtand, antwortete mein Gemahl, iſt ein Geſetz, das Neigungen, welche gefährlich werden können, in Feſſeln halten ſoll; aber es würde hier nur ein vergeblicher Zwang ſeyn. Du erblickſt hier lauter glückliche Paare, wie du und ich ſind, deren Glück niemand ein Aergerniß ſeyn kann. Man genießt hier ohne Vorwurf, weil man hier für ſich, und für Andere unbeſorgt iſt, und je mehr man Glückliche ſieht, deſto glücklicher wird man ſelbſt. Schamhaftigkeit iſt überdieß da eine Schimäre, wo es kein Laſter geben kann. Wie unglücklich macht ihr euch, ihr Menſchen, durch das, was ihr Wohlanſtändigkeit nennt! Komm geliebte Planeten-Schweſter, laß uns ganz uns dem Taumel des Genuſſes überlaſſen! Komm tanze mit mir, und laß deine Anmuth in ihrem ganzen Glanze ſchimmern!“ — „Ich fühle mich, gab ich zur Antwort, ſo ſchwerfällig, daß ich mich kaum von der Stelle ſchleppen kann; die Luft muß auch hier nicht ſehr gut ſeyn, denn es iſt mir, als ob ſie mir den Athem verſetzte!“ — „Du haſt dich geſtern zu ſtark angegriffen, erwiederte er; du haſt eine zu große Reiſe gemacht, das kann vielleicht einen widrigen Einfluß auf deinen Körper gehabt haben. Wir wollen uns wieder zu Bette begeben.“

Kaum hatte er dieß geſagt, ſo wachte ich plötzlich auf, und befand mich in meinem Bette; mein Gemahl lag neben mir, und ſchien zu ſchlafen. Ich blieb ganz ſtille, ohne mich zu rühren, und ſtellte manche Betrachtung über die Sonderbarkeit meines vorgeblichen Traums bey mir an. Ich übergehe alle die Bemühungen, Luſtbarkeiten, Zeitvertreibe, Schmeicheleyen, wodurch man mich bey meinem Erwachen vollends verführen wollte. Ich will mich nur bey einem einzigen Umſtande aufhalten, der mich in Stand ſetzte, eine Bemerkung zu machen, die mir mein Unglück hätte ahnden laſſen ſollen.

Lieben Prinzen, wir wiſſen alle, daß unſer Tyrann kein Geſicht hat, das ſein eigen iſt, und folglich auch keine Phyſiognomie, die ſein wäre; er kann nur die Phyſiognomie der Leidenſchaft haben, die ihn beherrſcht, deswegen iſt er im Grimme, in der Wuth, in der Rache, ſchrecklicher und abſcheulicher, als dieſe Leidenſchaften ſelbſt. Wenn er ein Bubenſtück begeht, ſo ſieht man es ihm an, daß Laſter und Bosheit aus ihm athmet. Was ſeine irrdiſche Hülle betrifft, die iſt längſt vom Alter verzehrt. Seine unreine Seele geht unaufhörlich von einem Phantom ſeiner Schöpfung ins andere über. Mein vermeintlicher Traum hatte auf mich eine höchſt widrige Wirkung gegen die Abſicht des Mannes gemacht, der mir alle dieſe Gegenſtände dargeſtellt hatte. Weil ich von Kindheit an eine Erziehung bekommen ſollte, die meinem künftigen Stande als Königin angemeſſen war, ſo wurden mir, auf Befehl meines Vaters, auch nur lauter damit ſich vertragende Grundſätze eingeprägt. Die Zügelloſigkeit, von welcher ich Zeuge geweſen war, hatte mich empört; der, den man mir für einen Gott ausgegeben hatte, dünkte mir bloß den äuſſern Glanz ſeiner hohen Würde zu ha-

haben. Sobald ich mich daher allein in meinem Bette befand, fuhr ich mit der Hand unter mein Kopfkiſſen, um den ſonderbaren Blumenſtrauß hervorzulangen, der mir eine ſo ausſchweifende Viſion gemacht hatte; und weil ich keinen fand, ſo ſchrieb ich alles der Unordnung meiner Einbildungskraft zu. Ich hatte ſagen hören, daß man, nach dem natürlichen Laufe der Dinge, nur von Sachen träume, mit denen man ſich zu ſehr beſchäftigt habe, ich nahm mir daher feſt vor, mich nie wieder aus freyen Willen ſolchen unordentlichen Phantaſien zu überlaſſen, und meinen Traum jedermann zu verheimlichen. Der Zauberer kam, und erkundigte ſich im liebreichſten Tone, ¿wie ich die Nacht zugebracht hätte? „¡Nicht zum beſten, gab ich zur Antwort, ich bin durch Träume gequält worden, die nicht ſehr angenehm waren!“ Bey dieſen Worten verzog Verdruß ſein ganzes Geſicht, doch nur einen Augenblick, denn er nahm ſogleich eine heitere Miene wieder an. „Die Strapaze von geſtern, gab er faſt in demſelben Nu zur Antwort, iſt daran Schuld; ¿kannſt du dich nicht erinnern, was dir an deinem Traume misfallen hat?“ — Als er dieß ſagte, deckte er ſich die Augen mit der Hand, aber ſeine Blicke blieben feſt auf die meinigen geheftet. Ich antwortete mit einem ſo ungezwungenen und offenen Weſen, als mir nur möglich war; „es habe ſich mir alles in einer ſolchen Verwirrung dargeſtellt, daß mir weiter nichts davon im Gedächtniß geblieben ſey, als daß ich gewähnt hätte viel zu eſſen und zu trinken. In meiner Kindheit ſagte ich, war ich den Träumen ſehr unterworfen, und mein Magen litt dabey viel. Zum Glück fühle ich jezt nicht im Geringſten, daß lezterer gelitten hätte. „Ruhe, antwortete mein verkappter Wüterich, ein Spatziergang und geſunde Speiſen, werden dieſe Zerrüttung ſchon wieder heben; ich will dir deine Hofmeiſterin ſchicken, die ſich noch hier befindet; unterdeſſen, daß du dich mit ihr unterhältſt, will ich die Geſchenke zuſammen ſuchen, womit ich ihr, das unſchätzbare Glück lohnen will, das ich ihr verdanke. Aber alsdann ſchick ich ſie fort, das ſag ich dir zum voraus; wir ſind ihr Verbindlichkeiten ſchuldig, allein ſie iſt eine Zauberin, und hier iſt mir auſſer der deinigen und der meinigen, jede andere Macht verdächtig; überdieß müſſen wir immer einſtimmig handeln.“ Ich ſchlug die Augen nieder und es that mir auch gar nicht Leid, daß ich die Geſellſchaft meiner Vertrauten, entbehren ſollte. Ich liebte meinen Verführer noch heftig, und mein Wille hing noch an dem ſeinigen. Bald darauf kam die Perſerin und ſetzte ſich auf mein

Bette. „Steh auf meine Gebieterin, ſagte ſie, athme die gute Luft dieſes Paradieſes und komme dadurch einer Unpäßlichkeit zuvor!“ — „¿Aber du wirſt mich verlaſſen ſagte ich?“ — „Ja erwiederte ſie, die Klugheit verlangt, daß wir uns trennen; allein es wird nicht auf immer ſeyn; mein Herz würde empfindlich gekränkt werden, wenn ich mir nicht ſchmeichelte, daß wir noch öfters Gelegenheit haben würden uns wieder zu ſehen. Ueberdieß ſteht dir hier alles zu Gebote, und du wirſt nicht Urſach haben, meine Gegenwart zu vermiſſen. ¿Aber, fuhr ſie fort, was hat man mir denn geſagt? du ſollteſt einen ſo unruhigen Schlaf gehabt haben? Du weißt, ich verſtehe mich gut auf Deutung der Träume, verſuche doch, ob dir der Deinige nicht wieder beyfällt.“ — Schon ſchwebte er mir ganz auf der Zunge, als mich plötzlich der Gedanke zurückhielt, daß, weil ich mich geweigert hätte, ihn dem Mograby zu entdecken, dem ich doch eine ſolche Entdeckung am erſten ſchuldig geweſen wäre, ſo dürfte ich mir noch weniger erlauben, ihn einer dritten anzuvertrauen. „Ich habe ihn gänzlich vergeſſen, ſagte ich, er iſt wie eine Nebelwolke vor mir vorbeygehuſcht und wieder verflogen; aber ich bin gar nicht böſe darüber, daß ich mir nicht mehr Dinge erinnern kann die mir ſo unangenehm und falſch vorkamen.“

Es entwiſchte der Perſerin ein kleiner Ausbruch von Verwunderung, den ich mir habe nachher ſehr gut erklären können. Man hatte geglaubt mich dadurch vollends zu verführen und mich mit einer gänzlichen Verderbniß der Sitten zu vergiften, aber es hatte ganz ſeine Wirkung verfehlt. Herz und Kopf waren zwar betäubt und meine Sinne in Unordnung gebracht worden; aber der Gift war nicht bis in die Seele gedrungen, und ich war beſſer dafür geſchützt geblieben, als ich es im Grunde verdiente.

Ich verlies nun mein Bett. Zwanzig Deshabilles, immer eins galanter, als das andere, wurden mir zur Wahl vorgelegt, und ich ſuchte mir das aus, was mir am beſten gefiel. „O wie ſchön biſt du! meine Königin, rief die Perſerin, niemand wird rathen, daß du eine ſo ſchlimme Nacht zugebracht haſt: aber gieb Befehl, daß man die Pferde und Wagen zum Spatzierenfahren bereit hält: vergiß nicht, daß hier, wo du biſt, hunderttauſend Hände zu deinem Dienſte in Bereitſchaft ſind, und daß die Wände Ohren haben!“ — Ich gab Befehl, und ſogleich wiederholte eine Stimme von unendlicher Anmuth ganz deutlich: Wagen und Pferde für unſere Königin! In einem Augenblicke hielt ein angeſpannter Wagen vor der Thüre meines Palaſtes. Da ich nie-

mand

manden ſahe, welcher die Pferde regieren ſollte, ſo fragte ich, „wer wird uns fahren?" Die Perſerin antwortetete; „zwar hängen die Zügel noch ſchlaff auf dem Halſe der Pferde, aber ſobald du geäuſſert haben wirſt, wohin du gebracht ſeyn willſt, ſo werden ſie unverzüglich dem Geſpanne die nöthige Lenkung zu geben wiſſen." — „Ich will friſche Luft ſchöpfen" ſagte ich maſchienenmäßig. — Die Zügel ſchienen ſogleich angezogen zu werden und der Wagen rollte durch Gefilde, die mir ſehr anmuthig vorkamen. Ich erblickte einige große Gebäude und Bezirke und fragte, wozu ſie dienten. „Hier, ſagte die Perſerin, werden deine Elephanten aufbewahrt; dort ſtehen deine Kameele; hier ſind die Ställe für die Pferde, weiterhin die Ställe für das andere Vieh." — „Aber antwortetete ich, wenn hier keine menſchlichen Geſchöpfe ſind, wozu nutzen alle dieſe Thiere?" — „Es befinden ſich hier, ſagte ſie, ſo viel Menſchen als Thiere, aber ſie ſind hier nicht in ihrer natürlichen Geſtalt; man giebt ſie ihnen nur im Nothfalle wieder; die übrige Zeit bleiben ſie, unter dieſer, oder einer andern Thiergeſtalt verborgen. — „Aber welche Barbarey!" rief ich aus. — „Nein, meine Königin, unterbrach mich lebhaft die Perſerin; ſage das nicht; du biſt jezt zum Range der Geiſter erhoben, und du mußt die Menſchen nun mit einem andern Auge betrachten lernen, als du zeithero gethan haſt; glaubſt du nicht, daß drey Viertheile von ihnen, ſich ſehr glücklich ſchätzen müſſen, daß ſie in ihren Verwandlungen von einem ſichern Inſtinkte geleitet werden, der ſie vor allen den Unglücksfällen bewahrt, in welche ſie ihre falſche Vernunftſchlüſſe ſtürzen würden? In dem Zuſtande, in welchem ſie ſich jezt befinden, wo es ihnen an nichts gebricht, ſind ſie von den Erinnerungen der Vergangenheit, den Quaalen der Gegenwart, und der Furcht vor der Zukunft befreyt. Sie genieſen, ohne durch Denken im Genuße geſtöhrt zu werden. Glaube mir, es giebt keine wünſchenswerthere Exiſtenz, als die Exiſtenz eines Geiſtes oder eines Thieres. Die Zwiſchengeſchöpfe ſchmachten in einem traurigen Zuſtande, und ſind für erleuchtete Weſen wahre Gegenſtände des Mitleidens; ſie ſind gar zu leicht der Gefahr ausgeſetzt, das Spiel der Böſen zu werden!"

Meine Seele vertiefte ſich in Ergründung des Wahren oder Falſchen dieſer ſonderbaren Folge, als mein Verführer, ſchön wie der Tag der ihn beſchien, auf einem prächtigen Pferde geritten kam, das er mit unglaublicher Anmuth regierte. Er hatte bald unſern Wagen eingeholt; ſprang von ſeinem Roß, und ſchwang ſich wie ein Bliß zu uns. Mein Taumel war noch nicht verſchwunden; er ſuchte ihn durch das Verbindliche in ſeinem Betragen, das Schmeichelhafte in ſeinen Reden, das Leidenſchaftliche und Zärtliche in ſeinen Blicken immer mehr zu nähren und zu verdoppeln. Ich vergaß alle meine Betrachtungen und meinen Traum, um mich ganz dem Zauber zu überlaſſen, der mich fortriß. Wir kehrten nach dem Palaſte zurück. Ob ich gleich einen Theil der vorigen Nacht mit Eſſen zugebracht hatte, ſo fühlte ich doch einen nagenden Hunger: die Tafel wurde ſo reichlich beſeßt, und alles war ſo lecker und vortreflich zugerichtet, daß ich mich ganz dem Vergnügen des Hoch- und Gutſchmeckens überlies, wie ich bey dem nächtlichen Schmauſe gethan hatte, den ich aber nur für ein bloßes Trugbild auslegte. Ich betäubte meine Vernunft und nährte nur meine thörigte und unglückliche Liebe; aber mit dem Ueberreſte dieſes Tages und der folgenden Nacht ſollte ſich leider das Angenehme und Bezaubernde meiner jeßigen Lebensart ändern, und ich, durch Ströme von Thränen, meinen Fehltritt und die Paar vergnügten Augenblicke büßen, die er mir verſchafft hatte.

Den andern Morgen erfuhr ich die Abreiſe der Perſerin. Mein Kerkermeiſter, den ich noch immer als meinen Liebhaber betrachtete, überbrachte mir dieſe Nachricht; zu gleicher Zeit meldete er mir, daß er ſich ſelbſt gezwungen ſähe, mich auf ein Paar Tage zu verlaſſen. Er machte mir eine Beſchreibung von allen den Vergnügungen die ich mir unterdeſſen zu meinem Zeitvertreibe verſchaffen könnte. Sie wechſelten bis ins Unendliche; ich war ganz die Frau vom Hauſe, und meine Stimme konnte alles beleben und ſelbſt einer Bildſäule im Nothfalle die Sprache geben. „Du mußt mir, fuhr er fort, in Zukunft bey meinen Arbeiten an die Hand gehen; hier ſind Bücher, die dich die Mittel dazu lehren werden. Weil du ſchon ſo viele Einſicht davon beſitzeſt, ſo wird der kleinſte Fleiß hinreichend ſeyn, deine Fortſchritte zu beſchleunigen und dich vollkommen zu machen; aber vergiß nicht in meiner Abweſenheit, daß wir beyde einander angehören, und daß du nichts ohne mich thun darfſt, ſo wahr du alles hier in meinem Namen vermagſt!"

Wir brachten noch einen Theil des Tages mit einander zu; mit Untergang der Sonne verſchwand er. Ich fühlte den Boden erbeben und vernahm das Getöſe eines unterirrdiſchen Donners, wie in dem Augenblicke wo der Berg ſich aufgethan hatte, um uns einen Weg durch ſeinen Schoos zu öffnen. Als ich mich allein ſahe, hatt' ich nicht das Herz, in der Einſamkeit, die mich umgab, das geringſte zu beleben; im Gegentheil, ich fand dieſe Einſamkeit der jetzigen Lage meiner Seele und meines Geiſtes angemeſſen, und überließ mich ganz Betrachtungen, die ich bisher von mir entfernt hatte. Jener Zug vorgeblicher Klugheit, welcher die Perſerin gezwungen hatte, ſich von mir zu entfernen, kam mir höchſt ſeltſam vor. ¿ Wie konnte eine Zauberin mehr ihm gefährlich werden, ſie, die mir zur Geſellſchafterin, zur Tröſterin, zur Rathgeberin an einem Orte gedient haben würde, wo alles prächtig war, und deſſen Eigenthümer ſo allmächtig ſchien? Mir fielen die Reden wieder ein, welche dieſe Perſerin gegen mich geführt hatte, und die alle dahin zweckten, mir die Menſchen verächtlich zu machen, ſtatt daß ſie vor dieſem geſucht hatte, mir eine weit erhabnere Idée von ihnen beyzubringen. Ich rief in mein Gedächtniß alle die verſchiedenen Bilder zurück, welche mir in meinem Traume gezeigt worden waren, unter andern jenes Bild des Baals, welcher meinen Gemahl den Mograby für ſeinen Weßir anerkannt hatte Ich hatte mir eine ganz andere Vorſtellung von der Gottheit gemacht, und dieß Bild paßte gar nicht zu meiner Vorſtellung; ich erinnerte mich der Geſpräche, die ich mit angehört hatte, der Unanſtändigkeiten, von welchen ich Zeuge geweſen war, und der Wendungen, welche mein Mann gebraucht hatte, um dieß alles zu bemänteln. — Zum Glück, ſo dachte ich, iſt das Alles ſo gut Täuſchung geweſen, wie mein Eſſen, denn als ich aufwachte, hatt' ich Hunger. Demungeachtet fand ich in dem Ganzen dieſes Traums, die Handlungen und Worte ſo innig mit einander verbunden, daß ſie plötzlich für mich einen Anſchein von Wahrheit gewonnen, die mich in große Verlegenheit ſetzte.

Ermüdet von dem Kampfe meiner eigenen Gedanken und Vorſtellungen, eilte ich, mich zu Bette zu begeben und ſuchte meine Unruhe über das Würkliche meiner Lage, durch den Schlaf zu beſänftigen. Wider meinen Willen fiel mir der mehr als finſtere Blick ein, der dem Mograby entwiſcht war, als ich ihm mein Mißvergnügen über den Traum zu erkennen gegeben hatte. „O Himmel! ſagte ich zu mir ſelbſt, Licht und Finſterniß ſind weniger im Gegenſatz mit einander, als die Blicke dieſes Weſens! Einer ſeiner Blicke entflammte mich von Liebe zu ihm, und ein andere hätte mir den Tod bringen können!" — Zuletzt ſchlief ich ein.

Die Bilder, die ſich mir im Traume darſtellten, rührten Anfangs von der Verwirrung her, worinne ſich meine Seele befand. Ich ſah den Mograby, der wie die Sonne ſtrahlte und von Liebe für mich glühte; ich überließ mich dem Ungeſtüm ſeiner Liebkoſungen; er biß mich in den Backen; ich fühlte einen heftigen Schmerz und wollte mich gegen ihn beklagen, daß er mir ſo wehe gethan habe; aber ich ſah ihn nicht mehr, ſondern nur ein ſcheußliches Geſpenſt, deſſen Blicke mich mit Entſetzen erfüllten, und das ſich in einen Tiger verwandelte, um mich zu verſchlingen. Einen Augenblick darauf wurde es zu einer fürchterlichen Schlange, die ihren giftigen Leib um mich wand und mir tauſend Wunden verſezte. Mich überfiel eine Angſt, die ſich nicht beſchreiben läßt; das Blut erſtarrte mir in den Adern; meine alte Hofmeiſterin erſchien mir. „Ach unglückliche Prinzeſſin, rief ſie; du biſt verlohren; du haſt den Koran verbrannt, um dich deinem grauſamſten Feinde zu überliefern: erinnere dich, wenn du es noch kannſt, der erſten Zeile dieſes heiligen Buchs; es iſt nur ein Gott und Mohamed iſt ſein Prophet! Sie verſchwand, als ſie dieſe Worte geſagt hatte. Ich ſprach ſie ihr nach und fühlte mich von meinem ſchrecklichen Geſichte befreyt; zu gleicher Zeit wachte ich auf und fand mich ganz in einem kalten Schweiße gebadet. Es iſt unmöglich, ſich eine Vorſtellung von dem Schrekſen zu machen, das mich ergriffen hatte. Meine erſte Bewegung war, jemand zu Hülfe zu rufen; aber ich überlegte, daß ich doch nur von lauter Feinden umringt ſeyn könnte. Ich ſprach von neuem in meinem Herzen die Worte aus, an welche meine Hofmeiſterin mich erinnert hatte, und nachdem ich ſie verſchiedenemal wiederholt, konnte ich zum Glücke wieder einſchlafen. Kaum brach der Tag an, ſo ſtand ich auf; der erſte beſte Anzug, den ich fand, war mir recht, und ich ſuchte, allein und ohne Hülfe, in das freye Feld zu kommen; mein Zauberſtäbchen, von dem ich mir vornahm, Gebrauch zu machen, war meine einzige Geſellſchaft, meine einzige Zuflucht. Der **Mograby**, dachte ich, hat mir zwar verboten, ohne ihn zu zaubern, aber das Verbot eines Feindes verdient nicht mehr Achtung, als ſeine Rathſchläge. Wenn ich Urſach habe, Alles zu fürchten, ſo iſt mir auch erlaubt, Alles anzuwenden, um mich aus einer Gefahr zu reiſſen, in welche meine Unbeſonnenheit mich geſtürzt hat. Ich erinnerte mich, daß mir meine Zauberkraft als ich noch in Egypten war, einen Geiſt der Erde unterthan gemacht hatte, der mir aber von Seiten ſeines Verſtands und ſeiner Klugheit ſo wenig brauchbar ſchien, daß ich ihm nie einen andern Auftrag zu geben pflegte als mir Blumen zu ſammeln; ich will von ihm nichts weiter verlangen, dachte ich, als daß er mich augenblicklich von hier wegführen ſoll; das iſt für einen Geiſt keine große Mühe, und er wird ſie gerne für mich übernehmen, denn er iſt mir nie hämiſch vorgekommen; im Gegentheil, ich habe ihn ſogar gefällig gefunden. — Sobald ich dieſen Entſchluß gefaßt hatte, begab ich mich mit ſchnellen Schritten nach dem einſamſten Plätzchen, das ich ausfindig machen konnte. Als ich ein ſolches gefunden zu haben glaubte, erhob ich, ehe ich mein Zauberſtäbchen ergrif, meine Stimme und rief: „ſind hier Augen und Ohren um mich, ſo ſollen ſie wiſſen, daß nur ein Gott und Mohamed ſein Prophet iſt!“ Sogleich vernahm ich um mich her ein dumpfes Geräuſch entſtehen, das mit Aechzen und ängſtlichen Seufzen vermiſcht war; ich ſahe, daß meine Arbeit gedeihen würde, und hoffte alles von ihr.

Ich zog mit meinem Stäbchen einen groſſen Kreis um mich, und ſchrieb rings um dieſen Kreis die Worte, welche ich ſo keck ausgeſprochen hatte; ich trat darauf in den Mittelpunkt, zog noch einen andern kleinern Kreis in den ich mich ſtellte, und fing an zu dreyenmalen den Rathety zu citiren, indem ich in meinen Händen das Zauberſtäbchen herumtanzen ließ, dem ich ihn unterwürfig gemacht hatte. Voll Ungeduld ſtampfte ich mit dem Fuße auf die Erde, als ich ſahe, daß mir nicht Gehorſam geleiſtet wurde. Ich wiederholte meinen Befehl ohne beſſere Wirkung, und endlich beſchwor ich, faſt auſſer mir für Unmuth, den wiederſpenſtigen Geiſt in **Mohameds** Namen. Da entſtand eine hohe Wolke über meinem Haupte, die ſich plötzlich herabſenkte, und mit einem Krachen wie das Krachen eines Donners, zerplatzte. Sie warf in meinen großen Zauberkreis einen ſchweren Dunſtklumpen, aus welchem Rathekys gewöhnliche Geſtalt hervortrat, der aber ſo erſchrocken war, daß ihm die Haare emporſtanden und ſeine Augen ganz verwirrt ausſahen. — „Ungehorſamer, redete ich ihn an, ¿was hat dich taub gegen meine Stimme gemacht?“ — „Gebieterin, antwortete das zitternde Weſen, das vor mir ſtand, ich gehorchte ſelbſt jezt nicht aus eigner Bewegung, ſondern eine höhere Macht hat mich hierher geführt. ¿Wie hätte ich die Schranken durchbrechen können, welche den Zugang zu dieſem Auffenthalte jedem Geiſte verwahren, den **Mograby** nicht unter ſeine Botmäßigkeit gezwungen hat? wie hätte ich mich, der ich erſt kurz vorher aus der Gefangenſchaft erlöſet worden war, worinn mich ſeine Mutter ſo lange gehalten hatte, wie hätte ich mich der Gefahr ausſetzen können, wieder unter das Joch der härteſten und gehäſſigſten Sklaverey zu gerathen; denn dieß iſt Mograbys Sklavereyen, der du dich, unbeſonnene und unglückliche Prinzeſſin, unterworfen haſt?“

Ich war ganz verwundert, den Rathety ſo reden zu hören, dem ich gar nicht zugetraut hatte, zwey Gedanken zuſammenſetzen zu können. „Elender erwiederte ich, warum warnteſt du mich nicht vor der Gefahr, der ich mich ausſetzte, als ich auf den Rath der perſiſchen Sklavin die Blumenſträußer band, welche die Quelle meines Unglücks ſind?“ — „Ich würde mir dann das Unglück zugezogen haben, erwiederte Rathety, von ihr dem Mograby ausgeliefert zu werden; ¿weißt du noch nicht daß ſie ſeine Sklavin iſt? Sie iſt die Tochter eines Königs und einer Königin, wie du, und ſchon ſeit langer Zeit das Spiel derſelben Launen geworden, denen du dich ausgeſetzt haſt. Ich machte in ihrer Gegenwart den Blödſinnigen, damit ſie deſto weniger auf mich achten möchte. „Nun gut, antwortete ich, da du es alſo nicht biſt, ſo befreye mich augenblicklich von hier, und zwar durch eben den Weg, den du gekommen biſt.“ — „Mohameds Sklaven, ſprach der Geiſt, haben mich in eine Wolke gehüllt, und in dieſen Kreis geſchleudert: zwar bin ich meiner Natur nach im Stande, wieder allein von hier weg zu kommen, aber ich bin nicht vermögend, ein einziges Strohhälmchen mit wegzunehmen, das dem Mograby gehört. Prinzeſſin, fuhr er fort, meine Sklaverey und meine Dienſte ſind dir von nun an, von keinem Nutzen mehr, aber die Warnungen und Winke, die ich dir geben kann, können dir höchſt nützlich ſeyn. Ich war bey der Grundung und Einrichtung dieſes Orts zugegen, wo du dich jezt befindeſt; ich war damals Sklave der Kandar, der Geiſtin-Mutter des Mograby; kann ich dich gleich nicht den Gefahren entziehen, denen du dich Preis gegeben haſt, ſo kann ich ſie doch wenigſtens dir zeigen, und dich bewegen, ſie deſto muthvoller zu ertragen, weil es ſcheint, als ob Mohamed dich nicht, wie ſo viele Andere, verlaſſen habe. Gieb mir meine Freyheit wieder, ich verſpreche dir, nur einen guten Gebrauch davon zu machen; ich bin müde durch Böſes thun, ſelbſt mehr Böſes zu leiden, als ich Andern zufüge. In dem ſtrengen Gefängniſſe, in welchem man mich eingekerkert hielt, hatte ich Zeit nachzudenken, und kaum hatte ich es verlaſſen, ſo fielen deine Augen durch ein Ungefähr auf mein Zeichen und du zauberteſt mich unter deine Botmäßigkeit. Großmüthige und unglückliche Prinzeſſin, nenne mich nicht mehr Kathery, nenne mich Kardaſch, das iſt mein rechter Name. Sprich, indem du mich mit deinem Stäbchen auf die Stirne klopfſt: Kardaſch, ich gebe dir die Freyheit wieder, und überliefere dich den Händen, die dich hierher gebracht haben. Von dem Augenblicke an, werde ich von aller Furcht befreyt werden und dir Alles erzählen, was dir Aufſchlüſſe und Erläuterung geben kann.“

Ich war ſo aufgebracht gegen die Magie, deren Kenntniß und Studium mich in dieß Unglück gebracht hatten, daß ich keinen Augenblick anſtand, des Geiſtes Bitte zu erfüllen. Ich ſtreckte den Arm aus, berührte mit meinen Stäbchen des Kardaſch Kopf, und ſprach die Worte, die er mir vorgeſagt hatte.

„Jetzt, ſagte der Geiſt, will ich dir die Fülle meiner Dankbarkeit beweiſen. Fürs erſte, Prinzeſſin, wünſche ich dir Glück, daß du durch ein glückliches Ungefehr mich an einem Freytag citirteſt, weil das gerade der Tag iſt, wo der Mograby und die Seinigen ganz ohne Macht ſind, ohne daß wir uns die Urſache davon angeben können. An dieſem Tage kann er ſich nicht wieder hieher zurück verſetzen, weil er ſeiner Gewohnheit nach, dieſen Ort durch eine, der Natur angethane Gewalt verlaſſen hat; ich habe alſo volle Muße, dich von ihm zu unterhalten, und du haſt ebenfalls hinlängliche Zeit, darüber nachzudenken. Ich will mit der Geſchichte ſeiner Geburt anfangen.

7.

Geſchichte

der Geburt des Mograby.

In der Stadt Harenay in Afrika, lebte ein junger Wayſe, der ein anſtändiges Vermögen beſaß. Er war von Geſtalt ſehr ſchön, und ſonderlich ſein Geſicht nicht ſo von der Sonne verbrannt, wie die andern Afrikaner; er liebte eine ſitzende Lebensart, liebte Lektüre, und hatte bisher keine Neigung zum Frauenzimmer blicken laſſen. Er ſuchte ſein Vergnügen darinne, ſein väterliches Erbe zu bauen, und ſonderlich eine ſehr anſehnliche Pflanzung von Oelbäumen zu warten, welche um ein artiges kleines Landhauß lag, das von Harenay eine halbe Tagereiſe entfernt war. Zweymal in der Woche beſtieg Hal-el-Mograby des Morgens ſein Kameel, nahm Lebensmittel auf den ganzen Tag mit ſich, und brachte den Tag damit zu, ſeine Bäume zu warten, oder die Oliven abzunehmen. Wenn die Hitze des Tages ihm zu läſtig fiel, flüchtete er ſich unter eine Weinrebenlaube, die innerhalb von einer reichlichen Quelle gekühlt wurde, welche ſich in einem breiten und tiefen Becken ſammelte.

Einsmal, als er unter dieſer Laube ſchlummerte, erſchien ihm eine Dame von ſeltener Schönheit im Traume; die Reize womit ſie prangte, wirkten deſto lebhafter auf ihn, weil ſie in der Vollkommenheit nur ſelten bey Afrikanerinnen angetroffen werden. Dieſe Schöne beugte ſich über ihn, um ihn zu umarmen, und machte einen ſo ſchnellen und heftigen Eindruck auf die Sinne des Schläfers, daß er ſich von ſeinem Lager aufrichtete, um den Liebkoſungen dieſer ſchönen Dame entgegen zu eilen. Er wachte auf und wähnte, ſie in ſeinen Armen zu halten, aber er umarmte nur Luft, doch war es ihm, als ob er ein kleines, ſchwaches Flämmchen gewahr würde, das in die Höhe ſtieg, und ſogleich vergieng. Von dieſem Augenblicke an wurde Hal-el-Mograby aufs heftigſte verliebt, und konnte aus ſeinen Gedanken das bezaubernde Bild nicht verbannen, das ſich ſeines Herzens bemächtigt hatte; „du lebſt, göttliche Schöne, rief er, du biſt kein Trug-Bild der Täuſchung, du ſtreckteſt deine ſchönen Arme gegen mich aus; deine Augen ſchienen von Liebe erfüllt, und du haſt mir eine Leidenſchaft eingeflößt, die mir das Leben koſten wird, wenn du mich nicht wurwürdigſt, mir wieder zu erſcheinen. Das Kameel des Hal-el-Mograby, weidete ruhig auf der Wieſe, aber ſein Herr hatte alle Luſt zum Trinken und Eſſen verlohren. Die Augen unverwandt auf den Ort gerichtet, wo er das Flämmchen hatte leuchten ſehen, hörte er nicht auf, mit dem bezauberten Phantom zu ſprechen, das ſich ſeiner Seele bemächtigt hatte, und ließ zuletzt ſeinen Seufzern und Thränen freyen Lauf. Drey Tage verſtrichen ſo, ohne daß er die geringſte Nahrung zu ſich genommen, oder ein Auge geſchloſſen hätte. Endlich fiel er durch ſeine Erſchöpfung in eine Art von Betäubung, und vernahm eine ſanfte und wohlklingende Stimme, die zu ihm ſagte: „Xandar, die Königin der Geiſter, kann ſich einem Anbeter des falſchen Propheten Mohameds nicht zeigen; verbanne und verfluche dieſen Koran, in dem du beſtändig lieſeſt, bete das Weſen, welches nach Gott das mächtigſte iſt, meinen Anherrn, den großen Kokopilesobeh an. Und ſchwöreſt du, mir bis in den Tod getreu zu bleiben, ſo kann ich deine Gemahlin werden!"

Hal-el-Mograby wachte auf und ſchrie: „ja theures Weſen, das mich entzückt hat, ich will thun, was du mir befiehlſt; ich verfluche von nun an den Betrüger Mohamed und

ſei

ſeine Werke!“ — „Nun gut, antwortete die unbekannte Stimme, aber mit einem Tone, der bis ins Herz drang, geliebter Hal-el-Mograby, kehre nach Harenay zurück, errichte in deinem Hauſe einen Altar; opfere am nächſten Freytage dem großen Rokopilesobeh eine Kuh; wirf den Koran in das ſtärkſte Glut-Feuer das du anzünden kannſt; verſprich der zärtlichen Nandar treu zu ſeyn, und ſobald die Aſche des vermaledeiten Korans in alle vier Winde zerſtreut iſt, wird Nandar dein ſeyn!“ — Der Afrikaner fand noch ſo viel Kräfte, um ſich von dem Lager, auf welchem ihn ſeine Ermattung wie angekettet hielt, zu erheben; er verſchluckte begierig etwas Speiſe, die er mit ſich genommen hatte; kehrte eiligſt nach Harenay zurück; errichtete einen Altar im heimlichſten Winkel ſeines Hauſes; brachte das Opfer, das ihm befohlen worden war; und kaum war die letzte Hand voll Aſche, die er zerſtreuen ſollte, in der Luft zerflogen, ſo wurde er in einen prächtigen Palaſt entführt, und mit Nandar vermählt. Jetzt wendete er den Fleiß und Eifer, den er vor dieſem dem Studium des Korans und dem Landbau gewiedmet hatte, auf ganz andere Gegenſtände. Nandar war ſeine Lehrmeiſterin, und er wurde bald einer der gefährlichſten Schwarzkünſtler der Erde. Nie haben wir härtere Gebieter ge-

habt,

haßt, als ſeine Gemahlin und ihn, und nie hatte Kokopileſobeh, ihm ergebnere Knechte. Ich ſelbſt habe die traurige Erfahrung davon gemacht; ich war von Natur boshaft, aber ſie ſtraften mich, daß ich es noch nicht genug ſey. Sie ſind die Stifter jenes furchtbaren Dom-Daniel in Afrika, jener hohen Schule der Magie, welche die Geiſter meiner unglücklichen Gattung tyranniſirt und die Welt verheert; ſie ſind es, welche Afrika mit gräßlichen Ungeheuren bevölkert haben. Aber alle Bemühungen der grauſamen Xandar und ihres Gemahls, würden doch nicht ihr gefährliches Inſtitut, deſſen Hauptwurzeln unter dem Meere ſind, zu ſeiner Vollkommenheit gebracht haben, wenn ſie nicht zum Nachfolger den Mograby gehabt hätten, den du dir zum Gemahl erwählt haſt. Er verbindet Bosheit und Falſchheit mit allen den abſcheulichen Eigenſchaften, die ihm angebohren ſind; auf ihn vererbten ſein Vater und ſeine Mutter alle Greuel und Bosheiten, die ihnen eigen waren, und ſorgten dafür, daß dieſe gräßlichen Geſchenke bey ihm unverſehrt, in ihrer ganzen Stärke blieben.

Ich hatte die unglückliche Gelegenheit, ſonderlich nach dem Tode des Hal-el-Mograby davon die traurige Erfahrung zu machen en und kann mich nicht anders dafür rächen, als wenn ich dir ſeine Geheimniſſe offenbare, in der Hoffnung, daß bey dem Schutze, den du genießeſt, du dereinſt das Gebäude ſeiner Bosheit wirſt zu Grunde richten können.

* * *

So viel Mühe ſich auch Xandar gab, das Leben eines Gemahls zu friſten, der ihrer ſo würdig war, ſo konnte ſie doch nicht ſeine Tage über ihr beſtimmtes Ziel hinaus verlängern. Sie hatte ihn zum Herrn von halb Afrika gemacht; ſie ließ ihm zu Harenay, das ſeine Hauptſtadt geworden war, ein Leichenbegängniß halten, welches eines großen Königs würdig geweſen wäre, und bewahrte ſeine Aſche auf, um ſie mit der Aſche des Körpers zu vermiſchen, den ſie ſelbſt bald den Elementen würde zurückgeben müſſen, weil ſie ſolchen nur aus Liebe zu ihm angenommen hatte. Sie ließ durch uns Geiſter das Grabmahl oder die Urne verfertigen, worinne die Miſchung ihrer beyden Aſchen aufbewahrt werden ſollte. Unglücklicherweiſe war ich einer von den Aufſehern bey dieſem Werke; und es waren noch nicht zwey Drittel davon vollendet, als ein leichtes Verſehen von meiner Seite, mir den Zorn meiner abſcheulichen Gebieterin zuzog. Ich will dir nicht die Art des Verſehns erzählen, ſondern nur die Strafe beſchreiben, die ſie mir auferlegte. Sie probierte die Maſſe einer Urne, welche die Miſchung dieſer Aſche enthalten ſollte, um ſie ganz unverletzt zu bewahren; ſie zwang mich, in eine ſolche Urne zu kriechen, verſchloß mich darinne, und verpetſchirte ſie mit Kokopileſobelys Namen. Hierauf ließ ſie die Urne in den perſiſchen Meerbuſen werfen, wo ich in der peinigendſten und gezwungenſten Lage den Verlauf vieler Jahrhunderte hätte abwarten müſſen, wenn nicht von ungefähr Perlenfiſcher an einem Ort Perlen geſucht hätten, wo ſie eigentlich wegen der großen Tiefe keine vermuthen konnten. Sie fanden mich, zerſchlugen die Urne, in welcher ich ſtak, und ich kam wider alles Verhoffen wieder an des Tages Licht.

Ich geſtehe, mein Erſtes war, mich zu erkundigen was aus meiner grauſamen Feindin und ihrem Sohne geworden ſey. Ich erfuhr von andern Geiſtern, welche zur Vollendung ihres Werks hatten beytragen müſſen, aufs umſtändlichſte jede Vorſicht, die ſie gebraucht hatte, um die Bezauberung zur Vollkommenheit zu bringen, welche dem Mograby die Oberherrſchaft zuſichert, die er jezt zu unſerm und ſo vieler Ander Unglücke, ausübt. Ich hörte, daß er ſelbſt die lezte Hand an die magiſche Einrichtung des Ortes gelegt hat, wo wir uns jezt befinden: daß er ſchon faſt über ganz Afrika herrſcht, deſſen Könige nur ſeine Statthalter ſind; und daß er damit umgeht, Gewalt und Macht von aller Art hier zuſammen zu häufen, um wo möglich, ſich der ganzen Erde zu bemeiſtern. Ich erfuhr, worinnen die Hauptbezauberungen dieſes Orts beſtänden, und man gab mir einen ſehr vollſtändigen Begriff von des **Mograbys** Plane und Hülfsmitteln. Er ſucht, ſo viel er kann, die Könige der Erde zu bewegen, ihm ihre Erſtgebohrnen abzutreten, um aus ihnen Werkzeuge zu machen, deren er ſich mit nachdrücklichem Erfolge bedienen könne. Um aber Unterthanen aller Art zu bekommen, ſo belauert er beſtändig alle Perſonen, welche ihm unzufrieden oder mißvergnügt dünken. Trägt ſichs z. B. zu, daß ein Vater, den ſeine Kinder unglücklich machen, ſie verflucht, ſo nimmt er die Kinder, als ſeine Leute in Empfang; kommt hingegen der Fluch von einem Kinde, das über ſeinen Vater erboſt iſt, ſo bemächtigt er ſich ebenfalls wieder des Kindes. Lebt ein Mann mit ſeiner Frau uneinig, ſo hütet ſich der **Mograby** wohl, ſich gleich hineinzumiſchen, ſondern er wartet, bis der Mann im Uebermaaſe ſeines Verdruſſes, ſich ſelbſt verfluchen, und ihm ergeben muß. Begiebt ſich eine Karawane zu Schiffe, um durch brennende Sandwüſen nach Oberegypten zu ziehen, ſo beſteigt er den Wind Schirak, damit ſie deſto ſchneller in Egypten anlangen, und er ſie dann zur Verzweiflung bringen kann. Iſt es mit den unglücklichen Reiſenden auf das Aeuſſerſte gekommen, ſo erſcheint er ihnen, als ein wohlthätiger, aber auch als ein ſo eigennütziger Helfers-Helfer, daß man ſich erſt ihm, oder dem Satanai, oder ſeinem Herrn, dem Kokopileſobeh verſchreiben muß, wenn man Hülfe erhalten und aus der Wüſte errettet werden will. Aber die Karawane kommt nie weiter, als bis in ſein Gebiet, und ſobald ſie da angelangt iſt, ſo zählt man ſtatt zwey oder drey hundert Laſtthiere, aus welchen ſie beſtand, nun deren 400, weil er auch die Treiber und Kaufleute in Thiere verwandelt hat. Kann er einem Monarchen ſeinen Sohn oder ſeine Tochter entführen, und ſie eben ſo verderbt machen, als er ſelbſt iſt, ſo macht er ſie zu ſeinen Sclaven. Sein Illage-Kadaheh, ſeine Megine, die Perſerin, die bey dir war, ſind lauter ſolche Königs-Söhne und Königs-Töchter; und ich könnte davon noch mehrere nennen. Diejenigen aber, welche er nicht verführen, und verderben kann, wirft er in einen Brunnen, deſſen Bezauberung ich dir, ſo wie die andern Zauberwerke erklären will.

Als er auf die Welt kam, war er ſchön geſtaltet, aber nun iſt er ſo ſcheußlich geworden, wie ſeine Seele; ſein Alter überſteigt ſchon anderthalb Jahrhunderte, und ſein menſchlicher Körper iſt eine bloße Schimäre; allein er kann mit unglaublicher Leichtigkeit alle Arten von Geſtalten annehmen, und nur ſeine Blicke können ihn verrathen. Dieß, Prinzeſſin iſt das abſcheuliche aber treue Bild des Ungeheuers, in deſſen Hände du gefallen biſt, und von dem du der ſchrecklichſten Behandlung gewärtig ſeyn kannſt. Doch ich habe das feſteſte Vertrauen auf deinen Planeten und deinen Muth und ich empfehle dir unſer aller Rache.“

Kardaſch ſchwieg jezt einen Augenblick, und darauf unterrichtete er mich auf das umſtändlichſte und genaueſte in dem Geheimniſſe, alle Bezäuberungen des Ungeheuers zu löſen und zu zerſtören, wenn ich ſo glücklich ſeyn würde, einen Beyſtand zu bekommen. Er bat mich, ihn zu beurlauben, aber ich verlangte noch vorher von ihm eine Erklärung, warum er, der ſo unterrichtet und erfahren ſey, ſich mir ſo blödſinnig und von ſo eingeſchränktem Verſtande verſtellte, und einen falſchen Namen angenommen habe. — „Prinzeſſin, gab er zur Antwort, es ergriff mich ein Entſetzen, als ich mich von einer Schülerin der Neakia, der geweſenen Prinzeſſin von Aderbigian und jezt der Sklavin des Mograby, beſchworen ſahe; hätte ſie mich erkannt, hätte ſie ihrem Herrn entdecken können, daß ein Ungefähr mein Gefängniß geöffnet habe; ſo hätte er mich auf der Stelle verfolgt, um mich in einen noch härtern Kerker einzuſperren, aus Furcht, daß ich ſeine und ſeiner Mutter Geheimniſſe offenbaren möchte, wie ich jezt wirklich thue. Indem du deine Bücher durchblätterteſt, hefteten ſich deine Augen von ungefähr auf mein Zeichen; du ſchriebſt es in den Zauberkreis, du beſchworſt den Geiſt, der an dieſes Zeichen gebunden iſt, vor dir zu erſcheinen; und ich war gezwungen, zu gehorchen. Aber doch um zu verſuchen, ob ich der Gefahr nicht entgehen könnte, die mich bedrohte, nahm ich den Namen und das Betragen eines der blödſinnigſten von uns Geiſtern, des Rathety an, der auf der Erde kriecht und ſich bloß damit abgiebt, die mit Träumen zu verſehen, welchen ihr Gedächtniß, oder ihre Einbildungskraft ſelbſt nicht damit aushelfen kann. Ich ahmte ſeine Einfalt ſo gut nach, daß Neakia, der du mich beſchriebſt, dadurch getäuſcht wurde. Du beſchäftigteſt dich um dieſe Zeit, Blumenſträuße zuſammenzuſetzen; und deine Hofmeiſterin fand mich recht brauchbar dazu, die Materialien zu ſammeln, deren ſie dich bedienen laſſen wollte; doch legte ſie mir die Bedingungen auf, daß ich ſchlechterdings nichts von dem Meinigen zu den Kompoſitionen hinzu thun ſollte, die ſie dich verfertigen laſſen mußte. Dieſes unglückliche Geſchöpf hat viel Böſes an dir gethan. ¿Erinnerſt du dich des Kranzes, den du dem Mograby gabſt und der Blumenguirlande, womit er dich umwand? Er hat ſie dir beyde ſchnell wiedergenommen, denn es ſind die zwey Sinnbilder des fatalen Bandes, welches dich an ihn knüpft; du wirſt ſie aber gewiß beyde wieder zu Geſichte bekommen, und dann gieb Acht was er mit ihnen machen wird.“

„¿Aber Kardaſch, ſprach ich, kannſt du mir nicht ein Mittel an die Hand geben, wie ich den Bezauberungen, die mir drohen, entrinnen kann?“ — „Nein Prinzeſſin, weil es mir unmöglich iſt, vorauszuſehen, was unſer grauſamer Feind thun wird. Was die Bezauberungen anbetrift, die hier durch ſeine Mutter und durch ihn ſelbſt zu Stande gebracht worden ſind, und welche mit denen bey der Stadt Harenay in Verbindung ſtehen, ſo will ich dir ſie alle, ſo wie die Mittel entdecken, wie ſie geſöſet und zerſtört werden müſſen. Sollte dir etwas ſchwer zu behalten fallen, ſo laß es mich lieber dir zweymal wiederholen, als daß du dich der Gefahr ausſetzeſt, ein einziges Wort davon zu vergeſſen, denn jedes iſt dabey weſentlich und unentbehrlich.“ — Er fieng nun an mir alle Myſterien dieſes Auſſenthalts, ſo wie die Geheimniſſe des großen Zauberwerks zu beſchreiben, das ſich bey der Stadt Harenay befindet; und bey jeder Enthüllung dieſer, des erſten Weßirs des Fürſten der Finſterniß würdigen, Arbeiten, wandelte mich ein Schauer an. Endlich hatte ich doch das Herz, eine lezte Frage an Kardaſch, zu thun, und ihm den Traum zu erzählen, der mich ſo außerordentliche Dinge hatte ſehen und hören laſſen. „Du haſt nicht geträumt, erwiederte Kardaſch, ſondern er hat dich unter das Meer, und in die Höhlen verſetzt, welche mit dem Dom-Daniel zu Tunis zuſammenhängen; du haſt den Aſmodius, einen von Kokopileſobehs Mächten, und eine Verſammlung von Schwarzkünſtlern geſehen, wie ſie daſelbſt gehalten zu werden pflegen, wenn der Mond im Abnehmen iſt; er hat einen Verſuch gemacht, dich in ihren ſchändlichen Sitten und Gebräuchen einzuweihen und dir einen Geſchmack daran beyzubringen.“

Meine Unterredung mit Kardaſch hatte bereits ſehr lange gedauert; ich hörte ihm ſtehend zu, und meine Knie fiengen an unter mir zu wanken. „Es wandelt dich eine Schwachheit an, Prinzeſſin, ſagte er, allein rufe deinen Muth zurück; wir können verſichert ſeyn, daß unſere Unterredung wenigſtens 100000 entfernte Zeugen hat, aber ſie können nichts von dem hören, was ich dir ſage, weil der Zauberkreis, der uns einſchließt, unſern Worten nicht geſtattet, bis zu ihren Ohren zu dringen; allein du wirſt von allen den Sklaven und Mitſchuldigen verrathen werden, die dem Mograby hier zu Gebote ſtehen, und ich würde verlohren ſeyn, wenn es nicht in deiner Macht wäre, mich zu retten. Vergilt mir den wichtigen Dienſt, den ich dir durch meine Entdekkungen geleiſtet habe, indem du ganz laut dieſe Anrufung und dieſen Befehl ausſprichſt: **Ihr Geiſter und Sklaven des großen Mohameds, die ihr den Kardaſch gezwungen habt hierher zu kommen, bringt dieſen Sklaven zu den Füßen der Mächte des groſſen Salomo.** Sobald ich weg ſeyn werde, ſo vertilge deine Zauberkreiſe, und zerbrich, was noch beſſer gethan ſeyn wird, dein Zauberſtäbchen; es würde dir ſo genommen werden.″

Ich that ohne Anſtand, was Kardaſch von mir verlangte. Ich ſah ihn durch dieſelbe Wolke fortgeführt werden, aus welcher er ſo plötzlich herabgefallen war; ich löſchte meine Kreiſe aus, brach mein Stäbchen in Stükken und kehrte nach meinem Zimmer zurück, indem ich zu meiner Stärkung die erſte Zeile aus dem Koran wiederholte, die meine alte Hofmeiſterin mir wieder ins Gedächtniß zurück gerufen hatte.

Vielleicht war meine beunruhigte Einbildungskraft daran Schuld, aber ſo, wie ich mich meinem Bette näherte, dünkte es mir, als ob ich vor meinen Ohren ein Geräuſch hörte, das einem ſpöttiſchen Gemurmel glich. Ich warf mich ſo gekleidet, wie ich war und ohne jemandes Hülfe aufzufordern, auf mein Bett. Hier ſuchte ich meine ganze Zuflucht darinne, mein zerknirſchtes und buſsfertiges Herz zu Gott und ſeinem großen Propheten zu erheben; aber der niederſchlagende Gedanke von meiner Untreue, drückte mein Herz wie eine ungeheure Laſt zu Boden. Es war mir nicht möglich, die Augen aufzuſchlagen, und die Hände gen Himmel auszuſtrecken. Ich war ohne Bewegung; bald umringten mich die Schatten der Nacht, und nie waren ſie mir ſchrecklicher vorgekommen als dießmal. Die Stille, die um mich herrſchte, vermehrte meine Beängſtigung; die ganze Natur ſchien mich meiner Furcht, meinen Gewiſſensbiſſen, und meinen Vorwürfen überlaſſen zu haben. Ich habe in der Folge unendlich durch die Grauſamkeiten gelitten die man an mir verübt hat, aber nie ſtand ich mehr aus, als in dieſer ſchrecklichen Nacht. Endlich kam der Tag, und milderte in etwas meine traurige Lage. Der Anblick der Gegenſtände, die er um mich her erleuchtete, zerſtreute ein wenig meine Seele. Aber bald betrachtete ich alle dieſe Reichthümer und Schätze, die vielleicht mit zur Verführung ſo vieler anderer Perſonen beygetragen hatten, mit Abſcheu. Es kam mir in den Sinn, alles, was ich ſahe, mit meinem Zauberſtabe zu berühren; mein Zimmer in ein düſternes Begräbniß, und mein Bett in ein Grab zu verwandeln, und die Rache meines Tyrannen zu verhöhnen, indem ich ihr ſelbſt zuvor käme!

Ich ſtand auf, um dieſen Gedanken auszuführen, und erinnerte mich erſt jezt, daß ich meinen Zauberſtab zerbrochen hatte. Eine Betrachtung riß mich aus dieſer gewaltſamen Stimmung. **Kardaſch** hatte mir Geheimniſſe anvertraut, deren Anwendung einſt die Rache des Himmels, und der Erde, durch Beförderung des Untergangs des Ungeheuers unterſtützen könnte. „Ich will, ſprach ich zu mir, ich will allen den Grauſamkeiten Trotz bieten, die mein barbariſcher Feind an mir ausüben wird; ich will mein Leben zu erhalten ſuchen, um dereinſt das Werkzeug ſeines Verderbens zu werden; ich will ſorgſältig meinem Gedächtniſſe einprägen, was mir gelehrt worden iſt, damit es durch nichts daraus vertilgt werden kann!“ — Augenblicklich fieng ich an den Unterricht des Geiſtes mir beſtändig, und mit ſo angeſtrengter Aufmerkſamkeit zu wiederholen, daß die Worte der Beſchwörungsformeln, die ich gelernt hatte, ſich gleichſam an einander ketteten. Der Tag neigte ſich zu Ende, und noch war ich damit beſchäftigt, als das Erbeben der Erde mit Mograbys Rückkunft verkündigte. Ich glaubte, er würde ſogleich, ſchnell wie der Blitz zu mir eilen, aber ich betrog mich; vermuthlich hielten ihn die Rapporte auf, die ihm ſeine Spione machten. Endlich erſchien er. Man kann ſich keinen ſchrecklichern und auffallendern Kontraſt denken, als den Kontraſt des Glänzenden und Ausgezeichneten, das er ſeiner Geſtalt geben wollte, mit der Verwirrung und Verzweiflung, in welche ihn die ſchreckliche Leidenſchaft verſezt hatte, welche ihn beherrſchte. „Ungetreues Weib, ſagte er, du machſt Gemeinſchaft mit meinen Feinden? du verfertigſt Zauberkreiſe, um Mohameds unſaubere Geiſter in meine Wohnung zu bannen? Empfange die Züchtigung für deinen Frevel. Zu gleicher Zeit warf er mir den

Blumenkranz um den Hals, den ich ihm am Tage unſrer fatalen Vermählung gegeben hatte; und ſchlang um mein Bein jene Blumenguirlande, mit welcher er mich damals geſchmückt hatte. Ich war nicht im Stande, mich im geringſten ihm zu widerſetzen. Hierauf hauchte er mich an, und ich wurde in den Vogel verwandelt, der ich noch jezt bin; dieß Halsband von grünen rothen und gelben Federn, iſt mein Blumenkranz, und aus der Guirlande iſt dieſe Kette geworden, die meinen Fuß feſſelt. Mein Tyrann zog mich an dieſer Kette bis in das Zimmer, das euch bekannt iſt. Er ſchlug die Statüe, die daſelbſt ſteht, ins Geſicht, ließ ſich die Thüre von dem Vogelhauſe aufmachen, und befeſtigte die Kette an der Stange, auf der ich noch bin. Nach den Kenntniſſen, die ich beſitze, weiß ich, daß es mir unmöglich iſt, die menſchliche Geſtalt und Freyheit eher, als nach ſeinem Tode wieder zu erhalten. Dieß iſt die Folge des Fehltritts, den ich begangen habe, als ich ihn aus eigner Bewegung zum Herrn über meine Perſon machte; weil er noch, wie ihr gleich hören werdet, in mich heftig verliebt iſt, ſo hat er mich nicht wie die andern Geſchöpfe, mit denen ich lebe, meiner Vernunft berauben wollen; denn er hoffte mich durch die ſchreckliche Langeweile meines Zuſtandes zu nöthigen, ihn um Gnade zu bitten, und wieder mit ihm als Gattin zu leben; und daher wär es dem Prinzen von Syrien möglich, mir die Sprache wieder zu geben.

Als der Mograby mich in dem Vogelhauſe unter den übrigen Vögeln alleine gelaſſen hatte, wollte ich Gott und Mohamed preißen, daß er mich von der Gegenwart meines Tyrannen befreyt habe. Aber ich gab nur den natürlichen Laut des Vogels von mir, deſſen Geſtalt man mich hatte annehmen laſſen; ich ſprach ganz deutlich das Wort Arra aus. Sogleich wiederholten es alle Vögel, die im Vogelhauſe waren. Ich glaubte ſie mit Vernunft begabt, wie mich, ungeachtet mir Kardaſch geſagt hatte, daß hier alle menſchliche Weſen von ihm, ſeit ihrer Verwandlung in den Stand thieriſcher Dummheit verſezt worden wären; aber ich habe mich nachher überzeugt, daß ihnen blos die unnütze Fähigkeit gelaſſen, das Wort das eben geſprochen worden, oder das, welches ſie am öfteren gehört hatten, zu wiederholen.

Ich ſaß nun auf meiner Stange und dachte über meinen Zuſtand nach; ich glaubte, daß er, meine Kette abgerechnet, vollkommen ſo beſchaffen ſey, wie der Zuſtand der armen Thiere, unter denen ich mich befand. Ich fand ihn weit erträglicher, als meine vorige

Lage, wo ich von Angſt und Furcht gepeinigt wurde; weit vorzüglicher als der abſcheuliche Zwang mich den Liebkoſungen meines grauſamen und ruchloſen Entführers Preiß gegeben zu ſehen; aber leider ich betrog mich, denn ich war noch nicht davon befreyt. Zwey Tage verſtrichen, ohne daß er meine Augen durch ſeine verhaßte Gegenwart kränkte; am Ende des dritten Tages kam er ins Vogelhaus, indem er, ſo viel wie möglich war, ſein Aeuſſerliches und dieſe Geſtalt, die mich verführt hatte, zur Sanftmuth verſtellte. „Planeten-Schweſter redete er mich an, du haſt dich an mir und an Baal ſehr ſchwer verſündigt; aber mein Herz blutet über die Buße, die ich gezwungen war, dir aufzuerlegen; ich gebe dir deine menſchliche Geſtalt wieder; komm, theile mein Bette mit mir; betrage dich gegen mich wie ein gehorſames Weib, und wenn du dein Unrecht recht lebhaft eingeſehen haben wirſt; wenn du mir verſprichſt, allem zu entſagen, was die Ruchloſe, die man dir zuerſt zur Hofmeiſterin gab, dich gelehrt hat; ſo will ich einen Verſuch machen, ob ich den Gott erweichen kann, den du beleidigt haſt. „Als er dieß geſagt hatte, warf er einige Weihrauch-Körner auf ein Kohlenbecken, und lößte die Kette von der Stange ab, auf welcher ich ſaß; ich ſtand ganz nackend und aufrecht vor ihm. „Grauſamer-Mograby, war meine Antwort, ich mag nichts mehr, weder von dir noch von deinem Baal hören, der mich dir überliefert hat; gieb mich meinem Vater wieder, und laß mich dich vergeſſen!“ Dieſe trockene und ruhige Antwort machte meinen Tyrannen wüthend; „komm, folge mir, rief er Weib, das grauſamer iſt, als ich! und ſo zog er mich bey der Kette fort, die noch an meinem Fuße war. Ich wollte mich widerſetzen, aber er erdroſſelte mich mit einer andern Kette, die ich um den Hals hatte, er verurſachte mir unglaubliche Schmerzen, und ich fand mich auf ſein Bett geworfen. Er näherte ſich mir, um mich zu liebkoſen; ich wollte ihm ins Geſicht ſpucken, doch alle meine Kräfte waren mir genommen. Man hatte mir nichts frey gelaſſen, als die Sinnen des Geſichts, des Geruchs und des Gehörs, und alle dieſe drey Sinne waren auf der Folter. Ich ſahe das ſcheußlichſte Monſtrum vor mir, das je eine wahnſinnige Einbildungskraft ſich erſchaffen hat. Ich fühlte mich von ſeinen Liebkoſungen beſudelt, und mein Ohr kränkte ein Strohm von Schmähungen und Gottesläſterungen. In dieſem Zuſtande war ich gezwungen, Alles zu leiden, was der Barbar mit mir vornehmen wollte, dem ich durch die Erſchlaffung meiner Körperlichen Kräfte, gänzlich Preiß gegeben war.

Dieſe entſetzliche Scene, wie ich ſie euch beſchrieben, erneuert ſich nun ſeit fünf Jahren täglich, und zwar von noch grauſamern Umſtänden begleitet; nur in den Augenblicken habe ich Ruhe, wo er gezwungen iſt, ſich zu entfernen, um ſich mit der Ausführung eines ſeiner verhaßten Plane zu beſchäftigen oder ſich unter das Meer zu begeben, und ſich dort in dem Unflate ſeines abſcheulichen Aſmodius herum zu wälzen. Wenn die Erde erbebet, und mir die Rückkunft meines Tyrannen verkündigt; ſo möchte ich meinen Schnabel wenn er ein Schwerdt wäre mir ins Herz ſtoßen; aber jezt erkenne ich erſt die Wohlthat der Vorſehung, die mich der Mittel beraubte, mich ſelbſt umzubringen, damit ich mit unüberwindlichen Waffen die Hände des Beſchützers ausrüſten könne, den mir der Himmel in Mohameds Günſtlinge, in dem Prinzen Habed-il-Ruman ſendete. Jüngling, führ die Prinzeſſin von Egypten fort, indem ſie ſich an den Prinzen von Syrien wendete, du biſt vom Himmel erkohren, um der Rächer der Menſchheit zu werden; begieb dich unverzüglich von hinnen, um dich der Aſche des Hal-il-Mograby und der Randar zu bemächtigen, welche unter der Ebene aufbewahret wird, die vor dem Eingange der Stadt Harrenay gegen Oſten liegt. Ich will dir ſagen, wie du dieſe Reiſe mit der erforderlichen Geſchwierigkeit zurück legen kannſt. In dem Garten, den du kennſt, befindet ſich ein Vogel Feſſefzeh genannt. Salomon ſchickte ihn vorzeiten in die Wälder des Libanons, um ihm das Holz zu holen, aus welchem er ſeinen Kommando-Stab verfertigte. Seitdem hat dieſer Prophet den Vogel immer liebbehalten, und aus Wohlgefallen ſeinem Herzen und ſeinen Federn gewiſſe wunderbare Eigenſchaften beygelegt. Dieſer Vogel iſt ſehr ſchwerfällig und kann ſich, eben ſo wie der Strauß, nicht vertheidigen. Die fünf Prinzen müſſen dich begleiten; ihr müßt ihn umringen und alle ſechs zu gleicher Zeit zu ihm ſagen: Laß dich im Namen Salomos zum Dienſte des großen Propheten fangen!" Er wird ſich in eure Arme werfen; macht euch kein Gewiſſen daraus, ihn zu tödten; das Leben iſt ihm unerträglich, ſeitdem er durch ſchwere Bezauberung hierher verſezt worden iſt; hebt ſeine Federn auf; verbrennt ſein Herz und ſeinen Körper, jedes beſonders, und bewahrt die Aſche ſorgfältig. Die Aſche des Herzens, wenn ihr ſolche auf ein Räucherwerk von Bernſtein werft, wird euch den Weg durch den Berg bahnen, wo der einzige Ausgang iſt; ihr müßt aber einen Theil von dieſer Aſche für eure Wiederkunft, aufheben. Den Gebrauch von der Aſche des Körpers werde ich euch ebenfalls lehren."

Sobald der Berg ſich geöfnet, und euch einen Durchgang verſchafft hat, ſo muß ein jeder von euch, eine Feder aus dem Schwanze, zwey aus den Flügeln und zwey von dem Kopfe des Vogels in die Hand nehmen, und dieſe Federn zu gleicher Zeit über den Dampf des Räucherwerks halten; dann muß der Prinz Habed-il-Kuman allein die Worte ausſprechen. **Ihr Federn der Boten Salomos, bringet die Arbeiter der Propheten Gottes an die Arbeit!** Sogleich werdet ihr an dem Eingange der Stadt Harenay in eine Allee von Oelbäumen verſetzt werden, welche Hal-il-Mograby daſelbſt gepflanzt hat. Ihr werdet hier einen einzeln ſtehenden Oelbaum finden, welcher an Höhe alle übrigen übertrift; unter der Wurzel dieſes Baums iſt die Pforte zu dem bezauberten Begräbniſſe, aber die Stelle des Eingangs verändert ſich mit jedem Neumonde, und dieſes iſt eine neue Vorſicht welche Nandar gebraucht hat, um dies Zauberwerk unzugänglich zu machen. Ihr müßt nun einen Kreis von 30 Fuß im Durchmeſſer um den Baum ziehen, euch in gleichen Entfernungen, in dieſen Kreis ſtellen, und jeder auf eine Räucherpfanne, die ihr mit euch genommen habt, die Aſche des Körpers des Vogels ſtreuen. Dann wird die Erde unter euren Füßen erbeben, und ſich an dem Orte ſpalten, wo der Eingang iſt. Habed-il-Ruman muß nun einen von den Prinzen, mit bloßem Säbel vorn in dieſe Oefnung ſtellen und zu ihm ſagen, **Soldat des Mohameds thue deine Pflicht und vertheidige den Eingang.** Befehlt hierauf, alle zugleich, den Federn des Vogels ihre fernere Pflicht zu thun. Laßt eure Neugier nicht einen Augenblick durch die Schönheiten aller Art gereizt werden, zwiſchen welcher ihr durchgehen müßt; verſchließt euer Ohr dem verführeriſchen Geſange der Vögel, und ſolltet ihr von einem heftigen Durſte überfallen werden, ſo trinket nicht von dem Waſſer, deſſen ſcheinbare Labung und Lieblichkeit euch in Verſuchung führen könnte. Wißt, was ihr hier erblickt, droht euch Gefahr. Der Prinz Habed-il-Ruman muß euch anführen und ihr müßt alle den bloßen Säbel in der Hand haben, und euch ſo dem Fuße der Terraſſe nähern, welche die prächtige Kuppel umgiebt, unter welcher ſich der fatale Aſchenkrug befindet, deſſen Eroberung der Zweck eures Unternehmens iſt. Ein Graben, hundert Fuß breit deſſen Tiefe kein menſchliches Auge zu ergründen vermag, läuft rings um dieſe Terraſſe, aber über dieſen Graben werdet ihr, mit leichter Mühe, durch Hülfe der Federn des Vogels gelangen. Vier Treppen werden ſich euch zeigen, ihr beſteigt die, welche um dieſe Zeit in dauerhaften Zuſtande ſeyn wird. Um dieſes zu erfahren, müßt ihr ſie vorher proben, indem ihr auf der erſten Stufe von jeder Räucherwerk anzündet, und ein Paar Fingerſpitzen von der Aſche des Körpers des Vogels in das Räucherwerk werft; ihr müßt alle fünf dabey Hand anlegen, aber nur Habed-il-Kuman allein muß die Worte ausſprechen; Halle entdecke dich! Dann wird die rechte Treppe ſtehen bleiben und die drey andern werden verſchwinden.

„Sobald ihr euch auf der Terraſſe befindet müßt ihr einen Umgang um das Gebäude halten. Achtet nicht auf ſeine Zierrathen und auf ſeine Bauart; vergeßt auch nicht daß, um ins Innere zu dringen, ihr euch zuförderſt an die Pforte wenden müßt, die gegen Oſten iſt, und daß das falſche obgleich prächtige Tageslicht, welches euch zu leuchten ſcheint, nur dient euch zu blenden. Der Prinz Habed-il-Kuman wird gezwungen ſeyn, vor allen vier Pforten neues Räucherwerk anzuzünden und Aſche von dem Vogel darauf zu werfen, und dann wird die Pforte, welche gegen Oſten iſt, ſtatt goldfarbig, weiß werden, die gegen Abend wird roth, die gegen Mittag ſchwarz und die gegen Mitternacht gelb ſeyn. Vor jeder Thür muß eine Schildwache mit bloßem Säbel geſtellt bleiben, und der Prinz Habed-il-Kuman muß allein zur Thüre im Oſten gehen. Er muß dreymal mit der Klinge ſeines Säbels anklopfen; die Thüre wird ſich aufthun, aber ich kann jezt nicht beſtimmen, was für eine Erſcheinung ihm den Eingang zu verwehren ſuchen wird, weil die Hauptvertheidigung dieſes mit Wundern angefüllten Ortes, in einem beſtändigen Wechſel beſteht; doch welche Erſcheinung ſich auch dem Habed-il-Ruman bey Eröfnung der weißen Thüre zeigen mag, ſo muß er ſie bey den 24 Büchern des Ananias beſchwören. Wenn die Erſcheinung verſchwunden iſt, ſtellt er eine Schildwache auf die Schwelle der Pforte, zwiſchen den zwey Flügelthüren. Er begiebt ſich nun zur rothen Pforte, und ſobald ſie ſich geöfnet hat, beſchwört er die Dinge die ihm erſcheinen werden, um ihn zu erſchrecken und zu vernichten, bey dem mächtigen Siegel, das auf Salomos Ringe ſteht. Die Erſcheinung wird ihm gleichfals den Eingang frey laſſen, aber er muß ſich nur begnügen, ſich deſſelben durch eine Schildwache zu verſichern und zur ſchwarzen Pforte fortſchreiten, deren Beſchwörung bey den Zeichen welche auf Mohameds Säbel eingegraben ſind, geſchieht; die vierte Pforte wird bey der Macht des Stabs Moſis beſchworen.

„Haſt du dich, Prinz, von allen vier Pförten Meiſter gemacht, ſo tritt nun durch die öſtliche in das Gebäude, und du wirſt dich in einem Grabmale befinden, wo die Aſche des Vaters und der Mutter des Nograby, in einer Urne verwahrt liegt, die mit dem Siegel des Rokobileſobeh verpetſchirt iſt, und auf dem Schooſe einer Statue ruht, welche dieſes Oberhaupt der Geiſter, die ſich gegen Gott und ſeinen Propheten empörten, vorſtellt. Die Statue hält in ihrer Hand einen goldnen Bogen, der ſtets geſpannt und mit einem feurigen zum Abdrücken fertigen, Pfeile gerüſtet iſt. Dieſe Gefahr iſt die gröſte von allen und ſie muß bey den heiligen Worten, welche auf der Kopfbinde des Hohenprieſters der Juden ſtand beſchworen werden. Sogleich wird der Pfeil in Rauch verfliegen, die Statue wird entwafnet ſeyn, und du mußt ihr nun vom Finger Kandars Ring abziehen, und ihn an den kleinen Finger deiner linken Hand ſtecken. Bemächtige dich der kleinen goldenen Urne, welche die Statue auf ihren Knien hat, ſtecke ſie in deinen Gurt und dann biſt du Herr über die ganze Macht des Nograby. Berühre die Statüe mit dem Ringe, durch deſſen Zauberkraft ſie gebildet wurde, und dieſer goldene Koloß, ſo wie der Thron, auf welchem er ſaß, wird in Rauch zergehen.

„Um meine Ketten zu zerbrechen, mußt du drey von den Federn, aus welchen mein Halsband beſteht, auf ein angezündetes Räucherwerk werfen und die Worte dazu ſprechen: Menſchliches Geſchöpf, ich gebe dir in Mohameds Namen deine Freyheit wieder. Iſt dieſes alles vollbracht ſo befiehl den Federn des Vogels Seſſefzeh, dich wieder zu mir zu verſetzen. Du wirſt mich frey finden und ich werde unterdeſſen ein wachſames Auge auf alles haben, was ſich deiner glücklichen Wiederkunft widerſetzen könnte. Prinz! Präge dir alles wohl ein, was ich dir geſagt habe. Ich betrachte es als eine beſondere Gnade des Himmels, daß ich im Stande geweſen bin, den Unterricht den mir Rardaſch gab, ſo gut im Gedächtniße zu behalten; aber ſeitdem ich mich in meiner jetzigen Lage befinde, habe ich mir ihn immer unverdroſſen zweymal des Tages, des Morgens und Abends, wiederholt; denn die Hofnung, daß ich dadurch dereinſt dem menſchlichen Geſchlechte und mir ſelbſt nützlich werden könnte, war mein einziger Troſt.“

Da Habed-il-Ruman, mit eben ſo viel Gedächtnißkraft, als Verſtande begabt war, ſo hatte ſich Alles, was ihm Planetenſchweſter gelehret, ſeinem Geiſte feſt eingedruckt. Er ſahe, daß bey der allgemeinen Gefahr, in welcher ſie alle, durch Mograbys noch unzerſtörte Macht, ſchwebten, kein Augenblick zu verliehren ſey. Er gieng unverzüglich mit ſeinen Unglücksgefährten auf den Fang des Vogels Heſſefzeh aus. Sie machten ſich ſeiner bald Meiſter, tödteten ihn, nahmen ſeine Federn, theilten ſie unter ſich, verbrannten ſeinen Körper und ſein Herz, jedes beſonders, und hoben die Aſche zu dem angezeigten Gebrauche auf. Hierauf bewafneten ſie ſich, verſahen ſich mit Räucherwerk, und ſobald ſie gehörig ausgerüſtet waren, verfügten ſie ſich an den Fuß des Berges und zwangen ihn, ſich ihnen zum Durchgange zu öfnen. Als ſie auſſerhalb des Berges waren, befohlen ſie einſtimmig den Federn des Vogels Heſſefzeh, was man ſie gelehrt hatte, und fühlten ſich von der Erde empor gehoben und mit Vogelsleichtigkeit durch die Lüfte geführt. Endlich ließen ſie ſich bey einer groſſen Stadt nieder, die ſie in der Mitte einer Ebene gewahr wurden und zwar im Mittel der Pflanzung von Oelbäumen, die man ihnen beſchrieben hatte.

Habed⸗il⸗Kuman erkannte bald den Oelbaum, an deſſen Fuße er die vorgeſchriebene Operation vornehmen ſollte. Er that es und da zeigte ſich ihm der wahre Eingang, welcher zu dem, unter der Erde befindlichen

Zauberwerke führte; eine Platte von ſchwarzem Marmor bedeckte ihn; aber in der Mitte war ein Ring, an welchem ſie die Platte in die Höhe hoben. Nun befand ſich der Prinz von Syrien an der Spitze ſeiner Gefährten, in der dicken Finſterniß eines unterirrdiſchen Ganges, auf den Federn des Vogels Feſſefzeh fortgetragen. Jeden Augenblick rief Habed-il-Ruman ſeine Begleiter bey ihren Namen, und fand, daß alle ihm folgten, ausgenommen der, welcher am Eingange der Höhle als Wache zurück geblieben war. Bald folgte auf die Finſterniß, die ſie umgab, das hellſte Tageslicht; ſie befanden ſich unter einem ſtrahlenreichen Himmel, und ein lachendes Gefilde ſtellte ſich ihren Blicken dar. Hunger und Durſt fiengen zugleich an, ſie empfindlich zu peinigen. Sie wandelten auf einem Pfade, in deſſen Nähe das hellſte und friſcheſte Waſſer floß; kleine Terraſſen mit Melonen von allen möglichen Gattungen bedeckt, ſchmückten das Geſtade des Bachs; Aepfel, Birnen und Pommeranzen-Bäume ſtanden am Wege und ſie mußten die Aeſte, die voll des ſchönſten Obſtes hiengen, und ſie im Fortgehen hinderten, mit ihren Händen auf die Seite beugen. — Soldaten Mohameds, rief Habed-il-Ruman, von Zeit zu Zeit, wir ſind nicht hier, um zu trinken und zu eſſen; unſer Hunger und Durſt und dieſe Mittel, die uns zu ihrer Stillung angeboten werden, ſind lauter Verrath! Gelüſtet nicht nach dieſem Waſſer! ſtoßt dieſe Früchte mit Füßen von euch, zertretet ſie; wir haben ja leiden gelernt: laßt uns ruhig und gelaſſen erdulden, was uns jezt peinigt! Doch ein Ungemach von neuer Art geſellte ſich noch zu dem, das ſie bereits empfanden. Sie wandelten auf einem ſandigten Boden, und die Sonne, welche gerade über ihrem Scheitel zu ſtehen ſchien, gab dem Sande eine ſo brennende Hitze, daß ſie auf glühenden Kohlen zu gehen glaubten; zur Rechten und Linken des Wegs, den ſie verfolgten, erblickten ſie zwey ſchattige, von Bäumen überwölbte, und mit einem ſo weichen und kühlen Raſen gepolſterte Gänge, daß ſie nothwendig die Sehnſucht ſolcher nach Schatten lächzenden Wanderer, reizen mußten. „Verachtet dieſe verſtellten Bequemlichkeiten, rief ihnen der ſyriſche Prinz zu, dieß alles gleicht den liebkoſenden Worten und Blicken unſers unverſöhnlichen Feindes. — In Wahrheit, die jungen Prinzen, die Gefährten Habed-il-Kumans, bedurften eines ſo muthigen Anführers, der gegen die Ränke ſeines Feindes ſo gut auf ſeiner Huth war. Die letzte Liſt war die gefährlichſte, und die unvorhergeſehenſte. Sie kamen auf einen Pfad, der voller Mohn ſtand, und der Schlaf überwältigte wider ihren Willen ihre Augenlieder. Der Prinz von Syrien errieth ſogleich dieſes neue Zauberſtückchen, und rief: Soldaten Mohameds, verweilt einen Augenblick, und zertretet in ſeinem Namen dieſe Blumen! Alle gehorchten und die Schläfrigkeit verſchwand. Sie ſetzten ihren Marſch fort, und entdeckten mitten in der Ebene, die Kuppel des Gebäudes, das ſie vernichten ſollte. Wir wollen uns nicht bey Schilderung jener magiſchen Schönheiten aufhalten, an denen alles Trug und Täuſchung iſt; wir wollen Habed-il-Kuman auf ſeinem kühnen Abentheuer begleiten, das er mit ſeinen Gefährten ſo muthig beſtund.

Sie waren an dem Rande des ungeheuren Grabens angelangt. Die Federn des Vogels brachten ſie bald hinüber, und ſie ſtanden nun auf der Terraſſe. Sie waren bemüht, ſich von der Lage der vier Pforten zu belehren, und richteten ſich in Allem auf das genaueſte nach dem was ihnen vorgeſchrieben war. Als die Pforten ihre wahren Farben wieder bekommen hatten, und Habed-il-Kuman an der weißen anklopfte, that ſie ſich mit einem fürchterlichen Geraſſel auf. Ein Rieſe von ſcheußlicher Geſtalt erſchien, und wollte den Prinzen mit der Lanze, die er in ſeiner Fauſt führte, zu Boden ſtoßen; aber als er im Namen der 22 Bücher des Ananias beſchworen wurde, verwandelte ſich das Ungeheuer in einen ſchwarzen Dampf, der ſich zertheilte und verflog. Habed-il-Kuman nachdem er an dieſe erſte Pforte eine Wache geſtellt hatte, begab ſich zur zweyten. Zwey Löwen mit aufgeſperrten Rachen ſtürzten auf ihn zu, allein ſchon bey Nennung des Siegels in Salomos Ringe, vergieng dieſe Erſcheinung noch ſchneller, als die erſtere. Die Beſchwörung im Namen der Zeichen die auf Mohameds Säbel eingegraben ſtehen, erſtickte eine gräßliche, dreyköpfigte Schlange, welche die Hüterin der dritten Pforte war, und die Beſchwörung bey dem Stabe Moſis, erweichte den Stahl eines ſcharfen Beils von einem ungeheuren Gewicht beſchwert, welches auf den Hals des jungen Prinzen von Syrien in dem Augenblick niederſtürzte, wo ſich auf deſſen Befehl die letzte Pforte aufthat. Nun war er Herr von allen den Zugängen die zu der furchtbaren Statue führten. Ueberall hatte er Wachen ausgeſtellt, welche die Sorge für ihre eigene Erhaltung um ſo aufmerkſamer machte. Sie hatten Befehl, bey dem geringſten Geräuſche, das ſie auſſerhalb vernehmen würden, im Namen Mohameds den Säbel empor zu ſchwingen, und dieſe Vorſicht machte der Klugheit des Prinzen Ehre, denn ſobald er den Fuß auf die Schwelle der weißen Pforte ſetzte, und ſich der Mitte der Kuppel näherte, wurden die Geiſter der vier Elemente losgelaſſen, um der Bildſäule des Rotopileſobeh zu Hülfe zu eilen. Wären die Zugänge frey geweſen, ſo würden dieſe Geiſter durch die vier Pforten eingedrungen ſeyn, und nebſt der Bildſäule die Urne mit der Aſche des Hal-il-Mograby und der Pandar entführt haben. Habed-il-Kuman ſtand nun dem goldenen Koloß gegenüber; der auf einem Throne von demſelben Metalle ſaß, und deſſen Haupt faſt an das Gewölbe des Gebäudes ſtieß; ſeine Augen glichen der Materie des Blitzes, als ob ſie in einem kleinen Raum zuſammen gedrängt, und in beſtändigem Kampfe mit ſich ſelbſt wäre, um ſich einen Ausweg zu bahnen. Der Feuerpfeil, auf Habed-il-Kumans Bruſt gerichtet, war im Begriffe vom Bogen zu ſchnellen; aber als er ihn bey dem heiligen Namen beſchwor, welcher auf der Kopfbinde des Hohenprieſters der Juden ſteht, ſank der Pfeil; der Bogen entſchlüpfte den Händen der Bildſäule, und fiel mit ihm auf die Erde. Der Prinz näherte ſich nun kühnlich dem Throne und zog der Statüe ihren Ring ab, deſſen ungeheurer Reif ſich ſogleich ſeinem Finger anpaßte; er bemächtigte ſich der Urne, deren Beſitz der eigentliche Gegenſtand ſeines Unternehmens geweſen war, und indem er, wie in einem Anfalle der Begeiſterung, die Statüe mit der verkehrten Hand ſchlug, an welcher der Ring ſtak, rief er; ſchändliches Ebenbild des ruchloſeſten aller Weſen! werde eben ſo vernichtet, wie du erzeugt wurdeſt.

Die Statüe des Rokopileſobeh war durch die Geiſter verfertigt worden, welche Sklaven des Ringes waren. Dieſer Befehl, den der Prinz vermuthlich aus himmliſcher Eingebung ertheilte, zwang ſie, ihr eigenes Werk zu zerſtören. Ein fürchterliches Krachen verkündigte ſeinen Fall und ſeine Zerſtörung, eine dicke Finſterniß geſellte ſich zu dieſem Getöſe, und vermehrte das Entſetzen. Die ganze Kraft des Zauberwerks beruhte auf dieſer Statüe. Sobald dieſer Taliſmann vernichtet war, hörten auch die Täuſchungen aller Arten auf, welche dieſen Ort geſchmückt hatten, der in einer von den ungeheuren Höhlen angelegt war, die ſich im Schooße der Erde befinden. Aber ſie erreichten ihre Endſchaft nicht ohne eine gewaltige Erſchütterung der Erde, die ſie bedeckte, und wäre der Zugang zu dieſer ſchrecklichen Einöde nicht durch einen von den ſechs Waffengefährten des Habed-il-Kumans bewacht werden, ſo würde er verſchüttet worden ſeyn.

Habed-il-Ruman empfohl ſich und ſeine Waffenbrüder Gotte und ſeinem großen Propheten, und behielt mitten in dem allgemeinen Umſturze und der Dunkelheit, in welcher er gleichſam wie vergraben war, die größte Gegenwart des Geiſtes bey. Er bemerkte bey einer Bewegung die er machte, daß der Ring den er am Finger trug, einen Schein von ſich gab; er rieb ihn, ob er nicht irgend eine Hülfleiſtung durch ihn erhalten könnte. Sogleich ſieng der Ring zu funkeln an, und ein Geiſt in menſchlicher Geſtalt erſchien ihm in Begleitung von vier andern Geiſtern, von welchem der eine ein Tiger, der andere ein Fiſch, der dritte ein Vogel, und der vierte ein Salamander war. „Gebieter der vier Elemente! ſagte der Geiſt zu ihm, denn du, der Herr des Ringes des großen Kokopileſobeh, biſt auch ihr Herr! — „Ich befehle, antwortete Habed-il-Ruman in einem feſten Tone, daß dieſer Ort erleuchtet werde, damit ich weiß, wo ich bin, und wo die Prinzen meine Gefährten ſind.“ — „Salamander, ſagte der Geiſt, thue deine Pflicht.“ Augenblicklich wurde dieſe ganze unermeßliche Höhle durch tauſend künſtliche

Fak-

Fackeln erleuchtet, die ſich in die Höhlungen der Felſen ſtellten, und die ſechs Prinzen, die nur durch einen ſehr kleinen Raum von einander geſchieden wurden, konnten wieder zu einander kommen, und Rath halten. Es blieb ihnen jezt noch übrig, hier auf dieſer Stelle ſelbſt, die Feſſeln der Prinzeſſin von Egypten zu zerbrechen. Habed-il-Ruman zündete Feuer an, räucherte, warf die ihm gegebene Federn des Halsbandes hinein, und ſprach die Worte aus, welche die Bezauberung löſen ſollten. Die Spezereyen, womit er geräuchert hatte, verbreiteten einen ſo lieblichen Wohlgeruch, daß er die günſtigſte Ahndung von dem ganzen Erfolg daraus zog. Nun beſchloß er, ſich nach der Wohnung des Schwarzkünſtlers durch eben die Mittel wieder verſetzen zu laſſen, durch welche er ſie verlaſſen hatte. „¿Wo denkſt du hin? entgegneten die Prinzen, ſollen wir uns der Gefahr Preiß geben, zum zweytenmale in die Hände unſers unverſöhnlichen Feindes zu fallen, da die Federn des Vogels Heſſefzeh jeden von uns in den Stand ſetzen, in ſein Vaterland zurückzukehren; und der Ring den du beſitzeſt, dir das Recht giebt, den Geiſtern der vier Elemente zu befehlen?“ — „Und hätte ich auch nur die Prinzeſſin von Egypten zu befreyen, antwortete Habed-il-Ruman, ſo würde ich glauben, das meine Pflicht als Moſlem [illegible] Rettung gebothe, wenn ich auch nicht auf die Stimme der Menſchlichkeit und Dankbarkeit hören wollte. Aber meine Brüder, die Federn des Vogels Salomos ſind nur dazu da, um die Diener des Propheten zu unterſtützen: Rokopileſobehs Ring taugt nur an den Finger eines Schwarzkünſtlers; und eure eigene Erfahrung hat euch die Magie kennen gelehrt. Wenn ich Gebrauch von ihrer Kraft machte, ſo that ich es, um ihr durch ſich ſelbſt zu ſchaden und ich würde mich für ſtrafbar halten, wenn ich nur mein eigenes Intreſſe dabey zum Zwecke gehabt hätte. Ihr ſeht, meine Brüder, fuhr er fort, aus dem, was uns zu thun geſtattet wurde, daß unſere Pflichten uns im Buche des Schickſals vorgezeichnet ſind. Wir haben uns des Talismans bemächtigt, von welchem die Macht des Mograby abhängt: wir müſſen uns auch zu Herren ſeines Lebens machen; wir würden ein Verbrechen begehen, wenn wir es ihm ließen und früh oder ſpat würden wir dafür beſtraft, und er vielleicht ein Werkzeug werden, deſſen ſich die göttliche Rache gegen uns bediente. Wir müſſen alle die unglücklichen Menſchen befreyen, welche er in Thiere verwandelt hat, und allen ſeinen Zaubereyen den Garaus machen.“ Die Prinzen fühlten ſich etwas beſchämt, daß ſie nicht von ſelbſt dieſen großmüthigen Entſchluß gefaßt hatten, und verſprachen dem Syriſchen Prinzen, ihn aus allen ihren Kräften bey ſeinem Unternehmen zu unterſtützen.

Sie beſchloſſen auf der Stelle, mittelſt der Seſſezeh-Federn zur egyptiſchen Prinzeſſin zurückzukehren. Die Federn dem empfangenen Befehle gehorſam, trugen ſie mit unglaublicher Schnelligkeit aus den Höhlen, welche der Schauplatz des Zauberwerks der Randar geweſen waren. Das magiſche Licht, von welchem ſie erleuchtet wurden, zeigte ihnen jezt die Gegenſtände in ihrer natürlichen Geſtalt; und endlich erreichten ſie die Oeffnung, wo der Ausgang auf die Ebene war. Es war ſchon Nacht; Habed-il-Kuman that den Vorſchlag, unverzüglich die Reiſe nach dem Palaſt des Mograby fortzuſetzen, und die Federn des Vogels fuhrten ſie durch die Luft dahin. Mit Tages Anbruche befanden ſie ſich am Rande des Brunnens, in welchen ſie alle ſechs getaucht worden waren. „Ich erkenne, ſagte der Prinz von Damaſk, den Baum, an welchen das Ungeheuer meine arme Großmutter aufhieng; es iſt auch nicht die geringſte Spur von ihrem Leichnam übrig geblieben!“ Beym Anblick der Stelle, die für ſie alle der Schauplatz ſo vieler Quaalen geweſen war, wurden die fünf Prinzen, welche Habed-il-Ku-

Kuman befreyt hatte, in ihrem Haſſe und ihrer Erbitterung gegen den Mograby noch mehr beſtärkt. Habed-il-Kuman beſchäftigte ſich unterdeſſen, wieder in die Wohnung ſeines grauſamen Feindes zu dringen, um ſeine Rache an ihm zu vollziehen. Er zündete ein Feuer an verbrannte wohlriechendes Räucherwerk, ſtreute Aſche von dem Vogelherzen darauf, und der Fuß des Berges ſpaltete ſich zum Durchgange, und nahm ihn und ſeine Begleiter auf.

Der Tag fieng an zu dämmern und die Prinzeſſin von Egypten vernahm im Innern des Palaſtes, wo ſie die Nacht auf ihrer Stange zugebracht hatte, das gewöhnliche Getöſe, welches verkündigte, daß man der Natur Gewalt angethan habe, um ſich den Eingang zu öffnen; ſie war jezt frey von ihren Ketten, und flog zu einem Fenſter des Palaſtes hinaus und den Ankömmlingen entgegen. Sie fürchtete nicht daß es der Mograby ſeyn könne, denn ſie zweifelte keinen Augenblick, daß Habed-il-Kuman, dem ſie ihre Befreyung verdankte, nicht triumphiert habe. Sie ſchwang ſich in die Luft; doch gebrauchte ſie die Vorſicht ihren Flug ziemlich hoch zu nehmen, um erſtlich auszuſpähen was aus der Höhle hervortreten würde. Bald ſahen die Prinzen einen Vogel

gel über ihren Häuptern ſchweben, der ihnen nicht fremd war. Eine ihnen allen wohl bekannte Stimme, die aus der Höhe, als ob ſie vom Himmel käme, erſcholl, rief dem Habed-il-Kuman zu: „Prinz von Syrien, haſt du die Urne und den Ring?" — „Ja, ich habe ſie!" antwortete der Prinz dem Vogel, der ſich nicht weit von ihm herablies. — „Wenn das iſt, erwiederte der Ara, indem er für Freuden mit den Flügeln ſchlug, ſo reibe den Ring, den du am Finger haſt und befiehl dem Geiſte, welcher erſcheinen wird, daß er dir das älteſte und räudigſte Schaaf der Heerde bringen ſoll, welches ſich hier befindet; wir haben ein Opfer hier zu verrichten, und wollen uns in den Pallaſt begeben, wohin dich deine Geſchäfte rufen. Du kannſt dich ihrer ohne Sorge entledigen, denn du biſt hier unumſchränkter Herr; dein Feind iſt ſchon unter deine Füße gebracht, du trägſt in deinem Buſen den Talisman, auf welchem ſeine ganze Macht beruht, und bald wirſt du auch im Beſitze des andern Talismans ſeyn, von welchem ſein Leben abhängt." Die Prinzen hatten nun ſchon zwey ganze Tage keine Speiſe zu ſich genommen, aber ſie fühlten einen Widerwillen von dem Fleiſche der Thiere zu eſſen, welche ſie um ſich her erblickten; „wir können nicht wiſſen, ſagte der ſyriſche Prinz, ob wir nicht unglückliche Menſchen, die in Thiere re verwandelt ſind, des Lebens berauben; wenigſtens ſind uns das Obſt und die Wurzeln nicht ſo verdächtig." — „Du kannſt dich aller Vögel, und alles Rothwildprets, das du hier erblickſt, bedienen, antwortete Planeten-Schweſter, denn es ſind wirklich Thiere, ſo wie die im großen Vogelhauße. Gebiete hier durch die Macht des Ringes, der an deinem Finger ſteckt oder durch die Macht des Talismans den du auf deiner Bruſt trägſt; hier iſt Alles dir Gehorſam ſchuldig." — Habed-il-Kuman berührte die kleine goldene Urne, die er in ſeinem Buſen trug und ſogleich ſtand ein Mohr mit goldenem Halsbande vor ihm da. „Ach, das iſt Illage-Radaheh, rief der Prinz der Tartarey: ſprich, verabſcheuungswürdiger Schwärzer, der ſo grauſam mich mißhandelte! ¿was konnte deinen ſchändlichen Herrn bewegen, ſich von dir zu trennen, von dir, der du ſo treu ihm dienteſt? — „Ich habe keinen andern Herrn, erwiederte der Mohr, als den Herrn der Urne, der ich unterthan bin; hier iſt mein Herr! und ich komme, ſeine Befehle zu vernehmen." Hierauf wendete er ſich zu dem Prinzen von Syrien; „¿Was befiehlſt du, ſagte er, dem Sklaven der Aſche des Hal-el-Mograby und der Randar?" — „Laß uns zu eſſen bringen, Sklav!" gab der Prinz zur Antwort. „Ich gehorche!" antwortete der

Mohr, und verſchwand. — In eben dem Augenblicke brachte der Geiſt des Rings zu den Füßen des Habed-il-Ruman ein altes räudiges Schaaf, das auch nicht ein Härchen Wolle mehr auf dem Leibe hatte; alle vier Beine waren ihm gebunden; und eins der Hinterfüße war kürzer, als die andern; der Schenkel dieſes Fußes hatte eine große Geſchwulſt. — „Das vermaledeite Thier! rief der Geiſt, ich fürchtete immer, wir würden es nicht haſchen können, ob es gleich von allen Seiten umringt war. Randar, als ſie ihm in dieſen Schenkel den Talisman einſchloß, an welchem das Leben ihres Sohnes hängt, hatte ihm Feenkraft gegeben. Es ſprang mit gleicher Geſchwindigkeit vor- rück- und ſeitwärts; eine Mücke würde kaum durchſchlüpfen können, wo es ſich mit leichter Mühe durchzuwinden wußte; und mit Kopf und Füßen theilte es Stöße und Streiche aus, die ſelbſt einen Marmorſtein zermalmen würden.“ — „Geiſt, ſprach Habed-il-Ruman, ich befehle dir dieſes Thier zu tödten!“ — „Das ſteht nicht in meiner Gewalt, erwiederte der Geiſt, du mußt es ſelbſt mit deinem Ringe ſchlagen.“ — Habed-il-Ruman that, was der Geiſt ihm geſagt hatte; das Thier ächzete fürchterlich und regte ſich nicht mehr. Nun berührte der Prinz von Syrien den geſchwollenen Schenkel mit dem Ring und befohl dem Taliſman, zu erſcheinen. Der Schenkel öffnete ſich, und es kam ein Goldblech heraus, welches mit magiſchen Karaktern beſchrieben war. Habed-il-Kuman, betrachtete es aufmerkſam, und erblickte darauf dieſelben Karakter wiederholt, welche auf dem Ringe an ſeinem Finger eingegraben ſtanden. Nun war er alſo Herr von der Gewalt und dem Leben des Böſewichts, und nun wollte er unverzüglich zu Rathe gehen, auf welche Art man die Erde von ihm befreyen müßte; aber indem er den übrigen ſeinen Plan bekannt zu machen im Begriffe ſtand, vernahm man das gewöhnliche Getöſe und die Erſchütterung, welche immer die Vorboten der Rükkunſt des Schwarzkünſtlers in ſeinen Palaſt zu ſeyn pflegten.

Der Mograby war von ſeinem Unglücke durch die Untreue ſeines Stäbchens benachrichtiget worden. Er war eben zu Mussul mit einer von ſeinen gewöhnlichen Unternehmungen beſchäftigt, und wollte der Megine, ſeiner gewöhnlichen Helfers-Helferin etwas ſehr weſentliches anbefehlen, als das Stäbchen, ſtatt auf ſeinem Finger ſich herumzudrehen, auf die Erde fiel und in Stücken gieng. Entſetzen ergriff ihn und er beſchloß, ſich unverzüglich in den gewöhnlichen Mittelpunkt ſeiner Bezauberungen zu flüchten, und ſeine Bücher um Rath zu fragen. Seine perſönliche Macht war zwar vernichtet, aber da die Mittel, deren er ſich bediente, nicht von ihm herkamen, ſo leiſteten ſie ihm die Dienſte, die er von ihnen verlangte. Es waren Federn des Vogels Jeſſeſzch, die der Ruchloſe bey ſich trug, und von denen er ſich erkühnte, Gebrauch zu machen, indem er ſie in Salomos Namen beſchwor, dem ſie Gehorſam ſchuldig waren. Sie brachten ihn augenblicklich an den Fuß des Gebirgs, das ſich nach der gewöhnlichen Räucherceremonie, zum Durchgang öffnete. Als er in ſeiner Wohnung anlangte, kam ihm nichts entgegen, um ihn zu bewillkommen, ſelbſt Illage-Radahel nicht, der unterwürfigſte und furchtſamſte ſeiner Sklaven. Gern hätte er hier verweilet, um ſeine Sinne zu ſammeln, und Betrachtungen anzuſtellen, aber die Federn riſſen ihn mit Gewalt fort, und ſchleuderten ihn durch ein Fenſter in das Zimmer, wo die Prinzen an der Tafel ſaßen und ſich über ſein Schickſal berathſchlagten. Die Prinzeſſin ſaß auf ihrer Stange dem Fenſter gegenüber; ſie ſah eine ſchreckliche Geſtalt, in einem Klumpen hereinfallen, und erkannte ihn, Trotz ſeines lächerlichen Anzugs am Geruch. „Ach! da iſt unſer Wütrich! rief ſie.“

Der Mograby hatte ſich zu Muſſul in einen Fakir verkleidet; ein elendes Schaaf-Fell, von dem die Wolle abgeſchabt, und das ganz zerriſſen war, bedeckte zur Hälfte ſeinen Körper, der durch ſchreckliche Narben entſtellt wurde, von denen einige noch bluteten; ſein Haupt bedeckten rothfüchſigte Haarborſten, die, ſo wie ſein gleichfarbiger Bart, mit dem eckelhafteſten Unflate beſudelt waren; ſeine Augen waren die Augen eines Beſeſſenen; ſeine Züge drückten Wuth, Schrecken und Verzweifelung zugleich aus; in der Hand hielt er das Meſſer, deſſen er ſich bedient hatte, ſeinen Körper zu zerſetzen; und um den Hals trug er den Roſenkranz von Großmütterchen, den er ſich zugeeignet, und von welchem er ohne Zweifel hatte Gebrauch machen wollen.

Aber wen hatte er in dieſer ſcheußlichen Verkleidung zu Muſſul verführen wollen? Das hat man nicht erfahren; aber er war in dem Augenblicke ſo gräßlich, daß ſein Anblick minder unerſchrockene Seelen, als die, vor denen er gezwungen war zu erſcheinen, mit Entſetzen erfüllt haben würde; er hatte noch ſo viel Kraft, ſich von ſeinem Falle aufzurichten. Er erblickte die Prinzeſſin, und erkannte ſie; er holte drohend mit dem Meſſer aus, womit ſeine Hand bewafnet war, und rief: „ihr Federn des Vogels Feſſiſeh, ich befehle euch, ſchleudert mich gegen dieſe verruchte Zauberin!“ Habed-il-Ruman ſtand auf, machte eine Bewegung mit der Hand, und ſprach: „Ihr Geiſter des Ringes, feſſelt dieſen Wüthenden.“ — „¡Ach! Schlange, die ich in meinem Buſen nährte und zu ſehr ſchonte, ſchrie der Schwarzkünſtler, du biſt es, die ſich gegen mich bewafnet hat!“ — „Höre auf zu ſchmähen und zu drohen, Verworfener, ſagte der Prinz von Syrien; das Maaß deiner Schandthaten iſt voll und der Tod ſoll dich den Straſen überliefern, die du ſo ſehr verdient haſt; mit der Angſt vor den Quaalen, welche deiner harren, müſſe ſchon hier deine Marter beginnen! Bedenke, wie boshaft du warſt und daß du in die Gewalt eines Weſens fallen wirſt, das eben ſo boshaft iſt, wie du! und zittere! Was mich betrift, verruchter Zauberer, ſo wiſſe, daß der große Prophet mich zum Herrn über deine Macht und dein Leben gemacht hat!“ —

„¡Ich verfluche deinen Propheten! ſchrie der Mograby im Tone eines Raſenden.“ — „¡Ihr Geiſter des Rings, ſteckt dieſem Läſterer einen Knebel in Mund!“ ſprach der Prinz von Syrien ganz kaltblütig; tragt ihn mitten in den Hof des Palaſtes; ſchmiedet ihn dort an vier Ketten, und errichtet um ihn den Scheiterhaufen, der ihn lebendig verbrennen ſoll; erinnert euch, daß ich euch durch dieſen Ring, der an meinem Finger ſteckt, aber im Namen Mohameds befehle, und daß ich, ſelbſt den Schein des Ungehorſams auf das ſtrengſte zu ahnden wiſſen werde!" Auf dieſen Befehl führten die Geiſter, die für ſich ſelbſt zitterten, den Mograby fort, und feſſelten ihn mit vier eiſernen Ketten an eine Säule von Stahl, die in der Mitte des Hofs aufgerichtet wurde. Sobald der Schwarzkünſtler weggebracht war, wendete ſich Habed-il-Kuman zu der Prinzeſſin von Egypten. „Prinzeſſin, ſagte er, ſollten wir nicht unverzüglich daran arbeiten, die menſchlichen Geſchöpfe, die ſich hier befinden, von dem Zauber zu befreyen, in welchem ſie ſchmachten, damit ſie ſich an dem Schauſpiele der Hinrichtung ihres Tyrannen weiden könten?" — „Prinz, erwiederte Planetens Schweſter, zu dieſer Entzauberung wird die Vermiſchung der Aſche des Mograby mit der Aſche der Urne erfordert; befiehl, daß man ihn ſo verbrennen ſoll, daß ſeine Aſche ſich nicht mit der Aſche des Scheiterhaufens vermiſcht. Du würdeſt überhaupt in große Verlegenheit gerathen, was du mit allen dieſen Leuten anfangen wollteſt, denn ob wir gleich einen ſo reichlichen Vorrath hier haben, ſo mußt du dich doch nicht in die Nothwendigkeit ſetzen, dieſes Heer einen Tag länger zu ernähren als nöthig iſt, bevor jeder wieder in ſeine Heymath zurückkehren kann. Die bewohnten Gegenden ſind auf zwanzig Stunden Wegs von dieſem Berge entfernt; und weder die Männer noch Weiber, die ſich hier befinden, haben die geringſte Idee von der Gewaltthätigkeit, welche an ihnen verübt worden iſt. Die Hinrichtung des Verbrechers würde ſie erſchrecken, ohne ſie zu belehren. Man muß ſogar die Zauberwerke, die uns umgeben, zerſtören, ehe man ihnen die Augen öfnet. Viele von ihnen, Prinz, ſind ſeit langer Zeit ſchon von ihren Familien getrennt, ſie müſſen, wenn ſie zu ihnen zurückkehren, ihnen Wohlhabenheit und beſſere Glücksumſtände mitbringen können. Du beſitzeſt hier unerſchöpfliche Schätze, die dich in Stand ſetzen, mit großmüthiger Freygebigkeit an ihnen zu handeln.“

Kaum hatte die Prinzeſſin von Egypten dieſes geſagt, als der Geiſt, der Sklav des Ringes erſchien, und dem Prinzen meldete, daß der Scheiterhaufen fertig ſey; „ſteckt ihn in Brand, ſagte Habed-il-Kuman, aber nehmt dem Böſewicht den Knebel nicht aus dem Munde, denn ich will, daß alle ſeine Läſterungen bey ihm bleiben ſollen.“ — „Du wirſt gezwungen ſeyn, durch deine Gegenwart ſeine Marter zu vermehren; du muſt den Talisman, von welchem ſein Leben abhängt mitten in die Gluth werfen, ich rathe dir, ein Gleiches mit dem Ringe zu thun; man muß ſich einer ſo gefährlichen Macht als die iſt, welche er dir giebt, zu entledigen ſuchen; wäre ſie im Stande, Prinz, den Dom-Daniel zu zerſtöhren, ſo würde ich dich bitten, den Ring zu behalten; doch dieſes iſt nur Mohameds Macht vorbehalten. Suche mit den Prinzen, deinen Waffengefährten, alle Bücher des Schwarzkünſtlers zuſammen; er ſoll die Früchte ſeiner Nachtwachen mit ſich vergehen ſehen. ¡O könnte doch ſeine ſchreckliche Kunſt mit ihnen zugleich vernichtet werden!“

Der Prinz von Syrien befolgte dieſen Rath, den die Klugheit gab; die Talismanne, die Bücher, die Elixiere, alle die Werkzeuge, deren ſich der Mograby bey ſeinen Zauber-Arbeiten bedient hatte, wurden von dem Prinzen in die Gluth geworfen, welche den Schwarzkünſtler von allen Seiten umringte, aber ihn verließ das Leben nicht eher, als bis der Talisman, den Habed aus dem Schenkel des räudigen Schaafs genommen hatte, durch die Gewalt des Feuers zu ſchmelzen anfing.

Als auch der Ring geſchmolzen war, ſahe man den Palaſt und alle Gebäude und Anlagen ringsumher ſich in Rauch auflöſen. Die vierfüßigen Thiere und die Vögel, die darinnen eingeſchloſſen geweſen waren, kamen von allen Seiten zum Vorſcheine, und vermiſchten ſich mit dem Wilde und mit den andern frey umherlaufenden Thieren. Allein ein höherer Inſtinkt verſammelte in kurzer Zeit um den Prinzen, ihren Befreyer, die in Thiere verwandelten Menſchen. Die Prinzen ſahen ſich von Pferden, Kameelen, Elephanten umringt, unter welchen ſich ſogar Löwen und Tiger befanden, die ihre Wildheit verlohren hatten.

Der Körper des Schwarzkünſtlers war nun in Aſche verwandelt, aber wegen der zu großen Hitze der Brandſtädte konnte man ſich ihm noch nicht nähern, um die Aſche zu ſammeln. Die Prinzeſſin von Egypten nützte ihre Vogelleichtigkeit, ſchwang ſich in die Luft über dieſe neubeſeelte Menge empor, betrachtete ſie, und kehrte darauf zu Habed zurück. „Prinz, ſagte ſie, das ſind die unglücklichen Geſchöpfe, die du ihrer Heymath, ihren Familien und ſo zu ſagen ihrem Leben wiedergeben wirſt; ſie werden nicht ſo leicht zu regieren ſeyn, wenn du ihnen ihre natürliche Geſtalt wieder verliehen haben wirſt, als ſie es jetzt ſcheinen; aber

Mohamed und dein Geſtirn geben dir ein Recht über ſie alle zu befehlen. Sie erwarten hier, daß die Vermiſchung der Aſche des Schwarzkünſtlers mit der Aſche ſeines Vaters und ſeiner Mutter geſchehe, damit du durch ſie die Bezauberung löſeſt, welche ſie von ihrer Menſchheit herabgewürdigt hat. Unterdeſſen, bis du dieſe wohlthätige Arbeit vornehmen kannſt, begieb dich in Begleitung deiner Gefährten in die Vorrathshäußer, die Schätze in Augenſchein zu nehmen, die der Schwarzkünſtler durch Gewalt an ſich gebracht hatte; jeder wird ſein Eigenthum leicht herausfinden, aber was keinen Herrn hat, iſt dein allein.

Die Prinzen verfügten ſich alſo gleich unter der Leitung des Vogels nach **Mograbys** Vorrathshäußern, wo die reichſten und ſeltenſten Koſtbarkeiten und Waaren über einander gethürmt waren. Man erblickte hier ganze Haufen von Gold- und Silber-Geſchirren, ganze aufgeſchichtete Lagen von gemünzten Golde in Beuteln, und Gefäße von koſtbaren Steinen, mit Juwelen und Diamanten von der gröſten Schönheit angefüllt; auch fand man hier ſo viel Proviant und Lebensmittel, daß ein ganzes Heer damit hätte verſorgt werden können. „Wie viele Gegenſtände der Habſucht für Prinzen, die nicht ſo edel dächten als ihr!“ ſagte die Prinzeſſin, „aber jeder von euch wird hier Unterthanen und Landsleute finden, und der Prinz Habed-il-Ruman wird ihnen befehlen, ſich unter die Anführung ihrer natürlichen Oberhäupter zu begeben; dann werden die Rechte eines jeden reſpectirt werden. Doch ehe wir zum Scheiterhaufen des Schwarzkünſtlers zurückkehren, will ich meinen Antheil von der Beute nehmen.“ Mit dieſen Worten flog die Prinzeſſin von Egypten auf ein Stück Flor, trug es in ihrem Schnabel fort, faßte es in eine von ihren Krallen, und ſchwang ſich wieder in die Luft. Alle kehrten zu dem Orte zurück, wo die Hand voll Aſche ruhte, in welche der ganze Körper des Mograby verwandelt worden war. Habed-il-Ruman bemächtigte ſich ihrer, zerbrach die goldene Urne, die er in ſeinem Buſen trug, und vollzog die Miſchung. „Es iſt noch nicht alles geſchehen, ſprach der Vogel, der auf dem Florſtücke ſaß, welches er aus dem Vorrathshauße mit ſich genommen hatte; zünde Rauchwerk an, Prinz, und wirf alle die Federn hinein, die du und deine Gefährten von dem Vogel Seſſefzeh behalten haben; und befiehl ihnen dann im Namen Salomos die Aſche, welche du in die Luft werfen wirſt, in die vier Winde zu ſtreuen.“ Der Prinz von Syrien gehorchte, und kaum war die Aſche zerſtreut, ſo vernahm man ein außerordentliches Geräuſch, und ein lautes Geſchrey des Erſtaunens, welches mehr denn zehn tauſend Perſonen zugleich ausſtießen, die ſich ſo ganz unvermuthet die menſchliche Geſtalt wiedergegeben ſahen. Habed-il-Ruman verlohr keinen Augenblick; „Syrer, ſchrie er, ſtellt euch hinter mich; Tartarn, hier iſt euer Prinz! Chineſer, hier iſt der eurige! Ihr Leute aus Damaſk aus Einigaeh, begebt euch unter die Befehle eurer Oberhäupter!“

Auf dieſes deutliche und mit feſter Stimme ertheilte Gebot, ſahe man dieß ganze Gedränge, wo jeder ſich die Augen rieb, als ob er aus einem tiefen Schlafe erwacht wäre, ſich von einander ſondern, und mit einer außerordentlichen Geſchwindigkeit gehorchen. Als jedermann an ſeinem Platze war, benachrichtigten die Prinzen ihre Unterthanen, daß ihre Abreiſe von hier auf morgen feſtgeſetzt ſey, und daß ſie ſich dazu bereit halten möchten. Nun gerieth alles in Bewegung, und alles lief im Felde nach ſeinen Kameelen, Pferden und Elephanten umher, Weiber nahmen Kinder bey der Hand, die ſie nicht kannten, und ein jedes ſuchte ſeine Sachen zuſammen. Zwey Stunden darauf hatten alle ihr Eigenthum und ihre Habſeligkeiten wieder, und es herrſchte die allgemeinſte und vollkommenſte Subordination.

Alle fragten ſich unter einander, ¿wo ſind wir? und niemand konnte ſich die Frage beantworten; aber Alle ſtanden in dem Wahne, daß ſie erſt geſtern an dieſem Orte angelangt wären. Habed-il-Kuman wurde Beſitzer von 30 Elephanten, 60 Kameelen und einer beträchtlichen Anzahl Pferde und Maulthiere; ſeine Unterthanen ſorgten für den Transport der ihm zugefallenen und nicht zurückgefoderten Schätze des Mograby, und vertheilten ſie auf die Laſtthiere. Die Weiber und die Kinder, welche noch zu ſchwach wären, um die Reiſeſtrapazen auszuhalten, that man in die Thürme, welche die Elephanten auf ihren Rücken trugen, und die ſechs Prinzen beſtiegen prächtige Pferde.

Mitten in dem allgemeinen Wirrwarr und Tumulte hatte man den Ara aus dem Geſichte verloren. Plötzlich wurde Habed-il-Kuman ein vom Kopfe bis zu den Füßen verſchleyertes Frauenzimmer gewahr, das auf der Erde ſaß und ſich einige Schritte von ihm an einen Baum lehnte. Er näherte ſich ihr, und fragte ſie, „¿wer biſt du?“ — „Eine arme Egypterin!“ gab das Frauenzimmer zur Antwort. — Bey dieſen wenigen Worten erkannte ſie der Prinz an der Stimme, und wollte ſeine Gefährten rufen, um ihr den Reſpekt und die

Achtung zu bezeigen, die ſie ihr ſo ſehr ſchuldig waren. — „Große Prinzeſſin, ſagte er, — „Ich bin nichts! fiel ihm die Dame ins Wort; mein Ungehorſam hat mich um meine Anſprüche auf die Krone, und was noch trauriger iſt, um die Liebe meiner Eltern gebracht. Ich bin aus eigener Wahl die Frau des Mograby geworden, und meine Augen wagen es nicht, weder gen Himmel zu blicken, noch ſich ohne Verwirrung auf den Boden zu heften; Beſchämung iſt mein Loos und bittere Reue meine Zuflucht! Großmüthiger Prinz, ſey du meine Stütze, jezt, wo es mir an allem gebricht; weiſe mir einen von deinen Elephanten an; gieb mich Weibern zur Gefährtin, die meine Geſellſchaft nicht erniedrigen kann; ſey du der Beſchützer der Egypter, die ſich etwa hier befinden; ich gehöre ganz meinem Wohlthäter, ich gehöre nicht mehr Egypten an. Ich wünſche, daß meinem Vater auf ewig das ſchreckliche Schickſal verſchwiegen bliebe, das ich mir ſelbſt zugezogen habe: aber ich habe ihn in der Blindheit der Abgötterey gelaſſen und ich muß ein bußfertiges Leben zu Mekka führen, bis ich vom großen Propheten die Gnade ausgewirkt habe, den unglücklichen und ehrwürdigen Urheber meiner Tage, den verabſcheuungswürdigen Irrthümern entreißen zu können, in welche er verſunken iſt."

Dieſe Worte rührten den Prinzen Kabedil-Ruman bis zu Thränen; der junge Prinz hatte nie ein anderes Frauenzimmer als die Königin ſeine Mutter gekannt, und Liebe war für ihn eine ganz fremde und neue Leidenſchaft. Die Erzählung, welche ihm die Prinzeſſin von Egypten von ihren Abentheuern gemacht, hatte ihm die gröſte Hochachtung und die lebhafteſte Theilnahme für ſie eingeflöſt; ihre Klugheit, ihre Kenntniſſe und ihr ganzes Betragen, von welchem ſie ſo glänzende und aufeinander folgende Beweiſe gegeben hatte, vermehrten noch dieſe Empfindung, die ihn ſchon für ſie durchdrang. Mit Einem Worte, ohne ſie geſehen zu haben, ohne es ſelbſt zu wiſſen, war er auf das heftigſte in ſie verliebt.

„Groſse Prinzeſſin, ſagte er, wie kannſt du einen Augenblick zweifeln, daß du nicht die unumſchränkte Gebieterin von allem biſt, was du hier um dich erblickſt? Wie kannſt du glauben, daß wir dieſem Volke, wenn es von ſeiner Betäubung ein wenig zu ſich ſelbſt gekommen ſeyn wird, nicht bekannt machen ſollten, wie vielen Dank es dir ſchuldig iſt? Wie kannſt du uns zutrauen, daß ein einziger von uns Prinzen die Pflichten vergeſſen könnte, die ihm dieß Gefühl der Dankbarkeit für dich auferlegt? Der Thurm, in welchem du ſeyn wirſt, wird für uns ein Gegenſtand der Ehrfurcht und der herzlichſten und ſorgfältigſten Aufmerkſamkeit werden; deine geringſten Wünſche werden für uns Befehle ſeyn, und unſer Gehorſam wird keine Grenzen kennen!“

„Ach Prinz, erwiederte Planeten Schweſter, du bedenkſt nicht, daß du mit einer Perſon ſprichſt, die ſich einer thörigten Leidenſchaft überlies, und darüber die heiligſte aller Pflichten hintenanſetzte!“

Aber je mehr ſich die ſchöne Prinzeſſin von Egypten demüthigte, je größer wurde ſie in Zabed-il-Rumans Augen; unterdeſſen ließ ſich der junge Prinz durch ſeine aufkeimende Liebe nicht von ſeinen Obliegenheiten abwendig machen. Er ſahe ſich als das Haupt von einer Art Armee, und muſte dafür ſorgen, über Ordnung zu wachen, den Marſch zu regulieren und allen Bedürfniſſen abzuhelfen. Er wußte, daß die Aſche des Vogels den Berg zwar zwingen würde, einen Durchgang zu öffnen, aber er begriff nicht, wie die Elephanten mit ihren Thürmen in den unterirrdiſchen Gängen, die er kannte, durchkommen wollten. Er ſetzte alle ſeine Hoffnung auf den begünſtigenden Schutz Salomos, und ſchmeichelte ſich, daß dieſer große Prophet den Auszug dieſer zahlreichen Karawane erleichtern würde, die durch ſo viel Wunderwerke erhalten worden war. Er beſprach ſich darüber mit Planeten-Schweſter, ehe ſie ſich in ihren Thurm ſetzte. Der Prinz von Syrien theilte ihr zugleich eine Bemerkung mit, die er gemacht hatte. Die Temperatur des Himmelsſtrichs, unter welchem ſie ſich befanden, hatte ſich gänzlich verändert; die Hitze, die man jezt empfand war weit drükkender und heftiger geworden; die Sandhauſen, die bisher auf den Höhen der Berge aufgethürmt und zurückgehalten worden waren, droheten durch die Winde fortgeführt und in die Ebene geweht zu werden, die dadurch ganz unfruchtbar, und aus Mangel an Fütterung, zum Grabe der Thiere werden würde, welche ſich jezt hier befanden; man muſte dieſen alſo einen Weg offen laſſen, durch welchen ſie ſich aus dieſer Wüſte retten könnten. Indem er ſich noch mit dieſen Gedanken beſchäftigte, verſtrich die Nacht, und die kriegeriſche Muſik, die aus den ſechs kleinen Lagern erſcholl, verkündigte, daß Alles mit Tages-Anbruche zum Abmarſche bereit ſeyn werde. Der Morgen kam, und die Syrer unter Habed-il-Kumans Anführung machten den Vortrab. Der Prinz ſprengte mit ſeinem Pferde voraus, um den Berg zu zwingen ſich zu öffnen, weil er keinen Zeugen bey dieſer Arbeit haben wollte. Bey der heftigen Erſchütterung, von welcher der Boden erbebte, wandelte der kleinen Armee, die ihm nachzog, ein Schrecken an, aber die Prinzen ritten durch die Glieder und beruhigten bald jedermann wieder. Eine einzige Sache ſetzte ſie ſelber in Verwunderung, nemlich das Herabrollen des Sandes, welcher plötzlich von den Höhen der Berge in das Thal ſchoß und es verſchüttete. Die darüber erſchrockenen Thiere folgten dem Heere nach. Der Prinz von Syrien befahl der Erde, ſich zu einem bequemen Durchgange aufzuthun; ſie gehorchte, und nirgends ſtieß man auf ein Hinderniß, ſelbſt nicht in der Dunkelheit. Man langte an dem Rande der Quelle an, die vorzeiten ſo furchtbar war, und während man ſich hier erfriſchte, verbot Habed-il-Rumman im Namen Salomos dem Berge, ſich wieder zu ſchließen, damit die Thiere, welche der Armee nachzogen, einen freyen Paß finden möchten. Der Weg, den die Prinzen nahmen, führte an die Gränzen des Königreichs Tafilet. Sie muſten 20 Stunden durch eine Wüſte marſchiren, ehe ſie zu einem bewohnten Orte kamen. Von da konnte man in drey Tagen Mareka, die Hauptſtadt des Landes und die Reſidenz des Monarchen erreichen. Die Prinzen brauchten zu dieſem Marſche fünf Tage, ohne daß ihnen ein widriger Zufall begegnet wäre. Man meldete dem

Könige von Tafilet die Annäherung der zahlreichſten und ſonderbarſten Karawane, die je ſeine Staaten betreten hatte. Er ſchickte ihr einige Offiziere entgegen, welche Habed-il-Ruman beſchenkte, und ſich die Erlaubniß erbat, ſeine Truppen kampiren zu laſſen und die Waaren, welche ſie geleiteten, außerhalb den Mauern der Hauptſtadt in Verwahrung bringen zu dürfen. Er hatte mit den Prinzen die Abrede getroffen, daß ſie vorgeben wollten, ſie kämen aus dem Königreiche Tombut und zögen nach der Meerküſte, um ſich einzuſchiffen. Das edle Anſehen des Anführers und der Prinzen, welche mit ihm die königlichen Abgeordneten empfiengen, flößte die große Achtung ein, und die prächtigen Waffen, womit man alle wehrhafte Perſonen der Karawane verſehen hatte, gaben einen ſehr hohen Begriff von dieſem kleinen Heere. Die zahmen Elephanten mit ihren Thürmen waren ebenfalls ein neues Schauſpiel für ein Volk, das gewohnt war, ſie nur in der Wildheit zu ſehen.

Bey ihrer Ankunft zu Nareka warteten die Prinzen dem Monarchen auf, der von ihnen keine andere Antwort erhalten konnte, als daß ſie zu ihrer Belehrung reiſten und den einſichtsvollſten von ihnen zu ihrem Oberhaupte erwählt hätten. Die prächtigſten Geſchenke begleiteten dieſe Antwort und gaben ihr ein Gewicht. Nach einigen Raſttagen ſetzten ſie ihren Weg fort und kamen an die Küſte, wo jeder für ſich und die Seinigen Transport-Fahrzeuge fand. Sie mußten ſich nun von einander trennen, aber vorher überhäufte Habed-il-Kuman ſeine Gefährten mit Reichthümern, und bezeigte ſich gegen Alle freygebig, welche ſeiner Wohlthaten zu bedürfen ſchienen. Die kluge und leutſeelige Planeten Schweſter hatte unter der Hand Erkundigungen von dem Zuſtande und der Lage eines jeden Mitglieds der Karawane einzuziehen gewußt, und war Allen zuvor gekommen. Sie zeigte ſich nie ohne Schleyer und leitete den Prinzen von Syrien in ſeinen Handlungen der Wohlthätigkeit; ſie verſchafte ihm in der Ausübung dieſer Tugend, den Genuß der reinſten Zufriedenheit, zumal, da ſie ihn dadurch in den Stand ſetzte, ſich ihre Achtung noch mehr zu erwerben, nach welcher er ſo ſehr zu geizen anfieng. Die Prinzen ſchieden mit den größten Beweißen der Zärtlichkeit von einander und verſprachen ſich, einander bey jeder Gelegenheit, die thätigſten Beweiſe davon zu geben. Sie ſchifften ſich nach den Königreichen ihrer Väter ein, wo ihre Ankunft und die Geſchichte ihrer Abentheuer nothwendig alles in ein angenehmes Erſtaunen verſetzen, und ſogar eine Revolution in der Art zu denken hervorbringen mußte.

Aber es iſt uns nicht möglich die Geſchichte eines jeden weiter zu verfolgen, da wir es hier hauptſächlich mit dem Prinzen von Syrien, dem Vernichter der Macht des Mograby und dem fernern Verlaufe ſeiner Abentheuer zu thun haben. Weil ihn ſeine Schätze in Stand ſetzten bey ſeinen Einrichtungen nicht kärglich verfahren zu dürfen, ſo kaufte er ſich zwölf Schiffe zum Transporte ſeiner Begleitung, und nahm von allen den Thieren, die er mitgebracht hatte, nur den Elephanten der Prinzeſſin und ſein eigenes Pferd mit ſich. Er erreichte die Küſte von Syrien nach einer glücklichen Fahrt.

Sobald Habed-il-Kuman in den Staaten des Königs ſeines Vaters gelandet war, ſchickte er einen vornehmen Syrer mit einem Briefe voraus, um ſeine Eltern von ſeiner Ankunft zu benachrichtigen, und ihr Leben nicht durch eine zu plötzliche Ueberraſchung aufs Spiel zu ſetzen.

Die Kette der Begebenheiten hat uns von dem Syriſchen Hofe ſo weit entfernt, daß es uns unmöglich geweſen iſt, einen Blick dahin zu thun, und zu ſehen, wie es dem Habed-il-Kalib und der El-Menur, die wir über die Entführung ihres Sohnes ſo tief gebeugt verließen,

ließen, weiter ergangen iſt. Sie zerfloſſen faſt in Thränen: aber der gute Rath des Schechs, des Hofmeiſters des Abed-il-Rusman verhütete, daß dieſe zärtlichen Eltern ſich nicht ganz der Verzweiflung überließen. Er bat den König, öffentliche Gebete anordnen zu laſſen, damit kein Augenblick weder bey Tage noch bey Nacht verſtreiche, wo nicht ein Moſlem in der großen Moſkee Mohameds Schutz für den jungen und unglücklichen Prinzen anflehe. „Wiſſe König, ſagte der tugendhafte Schech, daß dem Satanai zu gewiſſen Stunden eine ſehr große Macht auf Erden zugeſtanden iſt, und daß wir alſo beſtändig ihm entgegen arbeiten müſſen, damit ihm nicht ein einziger Augenblick frey bleibe, wo er deinem Sohne ſchaden könne; wir werden dann gewiß den Sieg über ihn davon tragen.“

Der König brachte ein Drittel des Tages in der großen Moſkee zu und Elmenur hätte Tag und Nacht weinen und daſelbſt für ihren Sohn wachen und beten mögen.

In dieſem Zuſtande befand ſich Alles am Hofe von Syrien und noch hatte Nichts einige Linderung dieſer traurigen Lage gewirkt, als der Hofnarr in eben dem Augenblicke, wo ſeine Naſe ihn einmal dem allgemeinen Gelächter

Preis gab, plötzlich die ungeheuere Warze verſchwinden fühlte, die ſie entſtellte. Jedermann erſtaunte über dieſen Vorfall; der alte Schech erfuhr ihn und verfügte ſich unverzüglich zum Könige. "König ſagte er, ein Glück kommt nie allein; der Mograby hatte deinen Hofnarren durch dieſe Verunſtaltung bitterlich gekränkt; die Bosheit dieſes Verruchten vermag nichts zu erreichen, und doch hat eine von ihren Wirkungen aufgehört; ich ahnde daraus eine Verminderung ſeiner Macht; und wir wollen uns in die Moſkee begeben und dem Himmel dafür danken." — Einen Monat darauf erhielt Habed-il-Kalib den Brief ſeines Sohnes, und befahl ſogleich, daß 1000 Mann von ſeiner Reiterey dem Habed-il-Ruman entgegen ziehen ſollten. Jedermann im Palaſte und in der Stadt legte die Trauer ab; Elmenur war entzückt für Freude; der alte Weßir, ihr Vater übernahm ſelbſt die Anführung des Detaſchements der Leibwache, und der alte Schech begleitete ihn auf einem Kameele. Die neue Eſcorte, die dem Prinzen von Syrien entgegen geſchickt wurde, war nicht wenig über die ſchöne Ordnung verwundert, in welcher ſie ihn mit ſeinen Leuten ſich nähern ſah. Er ſelbſt, auf ſeinem ſchönen Pferde reitend, ſprengte voraus und warf ſich in die Arme ſeines Hofmeiſters; alle traten nun vereint den Marſch nach der Hauptſtadt an. Das Volk gieng haufenweiſe aus der Stadt dem künftigen Thronerben entgegen. Unter frohem Jauchzen zog es vor ihm her und beſtreute den Weg nach dem Palaſte mit Blumen. Habed-il-Kalib und Elmenur empfiengen ihn hier als den einzigen Gegenſtand ihrer Zärtlichkeit, und den theuern Beweis einer beſondern Gnade, die ihnen der Himmel wiederfahren laſſe. Sie benetzten ihn mit Thränen der Freude und Liebe, ſo wie er ſie mit den ſeinigen. Habed-il-Ruman bat ſeine Mutter, das Oberhaupt der Verſchnittenen mit einer Sänfte der Prinzeſſin von Egypten entgegen zu ſchicken, ſie in ihrem Palaſte aufzunehmen und ihr als der Perſon zu begegnen, welcher er, nächſt Gott und Mohamed ſeine Befreyung zu verdanken habe: er erzählte hierauf in Gegenwart des Weſirs und des Schechs ſeine Geſchichte, und die Geſchichte der intereſſanten Prinzeſſin Planeten-Schweſter, und Mitleiden, Furcht und Theilnahme verurſachten wechſelsweiſe, daß neue Thränen floßen. Elmenur eilte zu der Prinzeſſin, deren Ankunft ihr gemeldet wurde, und führte ſie augenblicklich ſo wie ſie es verlangte, nach dem für ſie beſtimmten Gemache.

– Hier legte Prinzeſſin Planeten-Schweſter den Schleyer, mit dem ſie ſich auf dem Gipfel des Atlas-Gebirges verhüllt hatte, zum erſtenmale wieder von ſich. Sie hatte ſich nicht einmal vor den Syriſchen Weibern unverſchleiert ſehen laſſen, die Habed-il-Ruman ihr zur Bedienung gegeben hatte, denn ſie wollte ſogar dem Gerüchte von ihrer auſſerordentlichen Schönheit vorbeugen. Almenur, die ſie zärtlich umarmte, gerieth darüber ganz in Erſtaunen; „ach! Königin, ſagte die Prinzeſſin in einem wehmüthigen Tone, rühme nicht, was der Grund meines Unglücks war; ohne dieß traurige Geſchenk der Schönheit, würde ich gehorſam meinem Vater, geehrt und tugendhaft geblieben ſeyn; ich würde noch die Tochter eines Königs, und für den Thron beſtimmt ſeyn, ſtatt daß ich jezt nur die ſtrafbare Wittwe eines Ungeheuers, und mein ganzes übriges Leben durch, dem Schmerz und der Reue-Preis gegeben bin! Auf alles muß ich Verzicht thun, nur auf Gebet und Eingezogenheit nicht. Hilf mir, Königin, fuhr die troſtloſe Schöne fort, hilf mir durch einen Brief, Verzeihung bey meinem Vater auswirken; leihe mir einen von deinen Eilboten. Die Ehre deines Schutzes allein giebt mir Muth, dieſen Schritt zu wagen, den ich nicht bald genug thun kann, um mein Herz von der drückendſten aller Bürden zu befreyen.“ — Die gerührte Elmenur erbot ſich zu allem, was ſie nur von ihr verlangen könnte, und die Prinzeſſin ſchrieb folgendergeſtalt an ihren Vater.

An den König von Egypten.

Herr König! eine ungehorſame Sklavin, die das Recht verlohren hat, dich ihren Vater zu nennen, fleht dein Mitleiden an. Ihre Widerwärtigkeiten haben ſie ihre Pflichten kennen gelehrt; ſie hat ſich zum Moslemiſchen Glauben bekannt, und iſt durch den ausgezeichneten Schutz des großen Propheten dem Unglücke entriſſen worden, das ſie ſich ſelbſt zugezogen hatte: ſie bittet dich um Erlaubniß, zu dem Grabe dieſes großen Propheten wallfahrten zu dürfen. König, durch meine ſtraffällige und unglückliche Einwilligung wurde ich dir von einem Zauberer entführt, welcher der größte Böſewicht der Erde, und deſſen Mitſchuldiger der ſchändliche Gott Baal war. Ich habe Gelegenheit gehabt, die falſchen Gottheiten ſeiner Art, ihre Günſtlinge und ihre Diener kennen zu lernen; die Kühnheit, mit der ich es wage, an dich zu ſchreiben, dünkt mir darum verzeihlich, weil ich es thue, dich ſelbſt vor denen zu warnen, die mich ins Verderben geſtürzt haben, und ein Gleiches mit dir Willens ſind. Sollte die Zauberin, die du mir zur Hofmeiſterin gabſt, ſich wieder an deinem Hofe blicken laſſen, ſo laß ſie mit dem Bilde ihres Gottes verbrennen. Ich ſchreibe dir, mein Vater, vom Hofe des Königs von Syrien, der mich ſo wie die Königin, ſeine Gemahlin und ſein Thronerbe, nur mit zu vieler Güte aufgenommen hat; hier erwarte ich deine Befehle. Ich beſchwöre dich, ſtehe keinen Augenblick länger an, den Koran in die Hand zu nehmen. — Nur dieß Buch enthält Wahrheit, die Bücher deiner Prieſter enthalten lauter Lug und Trug; eine einzige Zeile dieſer heiligen Schrift hat deine ſtrafbare Tochter von einer Marter befreyt, von der es unmöglich iſt, ſich eine Vorſtellung zu machen. Möchteſt du dieſe Zeile mit Vertrauen und Ueberzeugung leſen! Sie lautet alſo: **Es iſt nur ein Gott, und Mohamed iſt ſein Prophet.**" —

Prinzeſſin Planeten-Schweſter händigte dieſen Brief der **Elmenur** ein. Die ſchöne Königin und Zabed-il-Kalib ſchloſſen ihn ihren Briefen bey, und fertigten damit einen Eilboten an den König von Egypten ab.

Unterdeſſen wurden zu Thadmor alle Anſtalten zur Wallfahrt der Prinzeſſin von Egypten

ten getroffen; zehntauſend auserleſene Reiter machten die Begleitung aus, und Habed-il-Ruman, von eigener Andacht, und einem ſehr ehrerbietigen aber auch ſehr zärtlichen Gefühl für ein Frauenzimmer getrieben, das er nie geſehen hatte und nie zu ſehen hoffte, bat um die Ehre der Anführer der Begleitung zu ſeyn.

Elmenur war von dem Zuſtande des Herzens ihres Sohnes beſſer unterrichtet, als er ſelbſt; ſie fand die ſchöne Prinzeſſin-Planeten-Schweſter zu reizend, als daß ſie ihren Sohn wegen ſeiner Liebe, hätte tadeln können; aber ſie verzweifelte, ob es ihm je gelingen würde, dieſe Prinzeſſin von ihrem Entſchluſſe abwendig zu machen, ſich ganz dem büſſenden Leben zu weihen. „Ach Prinzeſſin, ſagte ſie, willſt du dich in deinem ein und zwanzigſten Jahre lebendig begraben? willſt du die Erde ihrer ſchönſten Zierde berauben? und deinen Vater den König von Egypten in dem Augenblicke, wo er ſich ſo glücklich fühlt, dich wieder gefunden zu haben, um das Vergnügen bringen, dich auf den Thron zu ſetzen, für den du gebohren biſt? Du fällſt ein zu ſtrenges Verdammungsurtheil über dich, denn deine Jugend, deine Unerfahrenheit und die faſt unwiderwiderſtehliche Gewalt der übernatürlichen zu deiner Verführung angewendeten Mittel, Alles rechtfertigt dich." — „Nein Königin, antwortete die Prinzeſſin und könnte ich glauben, was du mir ſagſt, ſo würde ich zittern, deinen Augen eben ſo verächtlich vorzukommen, als ich in den Meinigen bin; ich habe den Gift mit Wohlgefallen in mich geſaugt, der ſich in mein Herz ſchlich; ich furchtete mich vor dem Ernſte des Gemahls, den der König mein Vater mir zu meinem und ſeines Volks Beſten beſtimmt hatte; mein Blut empörte ſich in meinen Adern, als ich mich meinem Verführer überließ; und ich achtete nicht auf dieſe übernatürliche Warnung; ich trotzte dem wohlgemeinten Rathe, der mir im Traume gegeben wurde, und dem geheimen Triebe meiner Seele, der mir Mißtrauen gebot. Unwiſſenheit verdient Entſchuldigung, aber ich, ich war nicht unwiſſend; ¿und wo wird auf Erden der Prinz ſeyn, welcher, wenn er Erhabenheit der Seele beſitzet, die Hand der Wittbe des Mograby, des Weibes annehmen wollte, die ſich mit dem Laſter ſelbſt vermählt hatte?" — „Ach Prinzeſſin, erwiederte Elmenur, gieb mir dieſe ſchöne Hand, daß ich ſie auf mein Herz lege. Wenn alle Menſchen ſich ſo prüften, wie du thuſt, ſo würden ſie von den

Gerichten des Himmels nichts zu fürchten haben.

Alles war unterdeſſen zu Thadmor wegen der Abreiſe der erlauchten Wallfahrerin in Bewegung. Eine unzählige Menge geſellte ſich zu ihrer Karawane. Die Syrer, welche den Händen des Mograby durch die mächtige Vermittelung Mohameds entronnen waren, traten dieſe Wallfahrt aus Pflicht an, und 30000 Unterthanen des Königs von Syrien thaten ſie aus Dankbarkeit für die Wohlthat, daß ſie ihren liebenswürdigen Prinzen vom Himmel wiedergeſchenkt erhielten. Das Gerücht, das ſich in den umliegenden Gegenden von der Schönheit und Sicherheit dieſer Karawane verbreitete, deren Eſcorte von dem einzigen Sohne eines mächtigen Königs ſelbſt angeführt wurde, bot der Andacht der Moſlems eine ſo ſchöne Gelegenheit an, daß von allen Seiten Wallfahrer herbeyſtrömten; aber unter dieſen befand ſich einer von wichtiger Bedeutung; der König von Egypten ſelbſt.

Dieſer Monarch, der ſeit der ihm unerklärbaren Entführung ſeiner Tochter, ſich des Lieblings ſeines Herzens beraubt ſahe, wurde von Kummer und Gram gefoltert. Vergebens verſicherten ihm die Prieſter des Götzenbildes, daß er es als die allerglücklichſte Begebenheit anſehen müſſe, weil ſeine Tochter ſich jezt in den Händen des Gottes ſelbſt befände, und Theil an allen den Ehren und der Wonne nähme, die er ſeinen Günſtlingen angedeihen laſſe. Ein inneres Gefühl widerſtrebte in ihm dieſen Behauptungen, und in dieſem Widerſpruche ſeiner Seele wurde er noch beſtändig durch Träume beſtärkt. Man denke ſich nun, welche Wirkung auf dieſen Monarchen der Brief ſeiner Tochter machen muſte. Sie wiedergefunden zu haben erfüllte ſeine Seele in dem erſten Augenblicke mit Freude; aber ſie klagte ſich als Schuldige an; ſie ſchrieb von einem Entführer, deſſen Mitſchuldiger Baal geweſen ſey; von der Verrätherey ihrer Hofmeiſterin, die ſie in das ſchrecklichſte Unglück geſtürzt habe, aus welchem ſie nur durch eine einzige Zeile des Korans errettet worden. Er überlas zu wiederholtenmalen dieſe Zeile; „ganz Aſien, dachte er bey ſich, gehorcht dem Geſetze Mohameds, das nur einen einzigen Gott anerkennt; ¿ſollte Baal nur ein Phantom ſeyn? Aber ein Phantom kann nicht Theil an Schandthaten nehmen!“ —

Alle dieſe Betrachtungen verſetzten ihn in eine ängſtliche Verlegenheit; er erbrach nun auch die Depeſchen des Königs und der Königin von Syrien, die ſich Glück wünſchten, ihm einen Schatz von Schönheit, Kenntniſſen, Klugheit und Tugend erhalten zu haben; und dieſer Schatz iſt die liebenswürdige Planeten-Schweſter, iſt ſeine Tochter, der man eine Eſcorte mitgiebt, wie ſie einer Perſon von ihrem Range und ihrer Geburt angemeſſen iſt? Der Monarch wähnte zu träumen. Er beſchloß, bey dem Abgeſchickten ſelbſt Erläuterung einzuziehen, der die Briefe überbracht hatte. Er erfuhr aus ſeinem Munde, daß die Prinzeſſin in Syrien mit dem Prinzen Habed-il-Kuman und 3000 Syrern und Syrerinnen angelangt ſey, welche, ſo wie ſie, durch die Gnade Gottes und ſeines Propheten aus der Gefangenſchaft eines Zauberers, Namens Mograby, erlöſet worden wären, welcher der Sklav und Günſtling aller böſen Geiſter der Hölle geweſen ſey. Nun erlaubte Ungedult und Sehnſucht dem Könige nicht, länger zu Waſſer zu verweilen. Er ließ ſeinen Neffen und künftigen Thronfolger rufen, der jezt das Amt ſeines Großweſirs verſahe, den er mit einer ſeiner Verwandtinnen vermählt, und ihm ſein ganzes Vertrauen geſchenkt hatte. Er theilte ihm alle dieſe Neuigkeiten und ſein Vorhaben mit, augenblicklich die Reiſe nach Syrien anzutreten. Die

Anſtalten wurden ſchleunig gemacht, und der König reiſete in größter Geſchwindigkeit ab. Prinzeſſin Planeten Schweſter ſahe, ſtatt einer Antwort auf ihren Brief, ihren Vater ſelbſt in ihre Arme eilen, und dieſe zärtliche Zuſammenkunft hatte den König und die Königin von Syrien zu Zeugen.

Die ſchöne Sünderin fand leichter Gnade in den Augen ihres Vaters, als in ihren eigenen. Er umarmte ſie mit Entzücken, und rechnete ſich ſelbſt alle Fehler zu. Er verlangte begierig den Prinzen Habed-il-Kuman zu ſprechen, dem ſeine Tochter ſo viele Verbindlichkeiten ſchuldig war. Zum erſtenmal erſchien Planeten-Schweſter vor dem Prinzen ohne Schleyer. Sie ſchlug die Augen nieder, als er hereintrat, aber die lebhafte Röthe, welche beyder Geſicht überzog, zeugte zur Gnüge, daß ihre Herzen längſt einverſtanden waren, wenn gleich ihre Lippen es nie ausgedrückt hatten.

Der König von Egypten überhäufte den jungen Prinzen mit Liebkoſungen, und machte bekannt, daß er ſelbſt die Karawane nach Mekka zu begleiten Willens ſey. Dieſes machte die Freude ſeiner ſchönen Tochter vollkommen. Die Wallfahrt nach Mekka iſt eine gar wichtige und verdienſtliche Handlung, mit der eine Menge Indulgenzen und Gnadenbezeugungen des Himmels verbunden ſind. Die ſchöne Prinzeſſin von Egypten überzeugte ſich auf dieſer Reiſe von dem Ungrunde ihrer Skrupel wegen einer neuen Verbindung. Sie entſchloß ſich, den Wünſchen des Prinzen Habed, ihres Gefährtens der Andacht, Gehör zu geben. Sie that wohl daran; aber ſie hatte auch Zeit gehabt, beſſer als Großmütterchen, den Pilger kennen zu lernen.

Ende
der achten Tauſend und Einen Nacht.

Inhalt.

Inhalt
der
Blauen Bibliothek
aller Nationen.

Erſter Band.

Ankündigung und Plan dieſer Sammlung.
Ueber die Literatur der Feen-Mährchen.
Einleitung zum erſten Bande.

Feen-Mährchen von Charles Perrault.

1) Rothkäppchen. 2) Die Feen. 3) Blaubart. 4) Die ſchlafende Schöne. 5) Die geſtiefelte Katze. 6) Fräulein Aſchenbrödel oder das Glaspantöffelchen. 7) Ruprecht mit der Kuppe. 8) Der kleine Däumling. 9) Abentheuer der Prinzeſſin Sinnreich. 10) Eſelshaut.

Feen-Mährchen der Frau von Lintot.

1) Kornblümchen. 2) Prinz Offenherz. 3) Zartbraun und Conſtanze.

Das einzige Feen-Mährchen von J. J. Rouſſeau.

Königin Grille.

Zweyter Band.

Feen Mährchen des Grafen A. Hamilton.

Einleitung. 1) Der Widder. 2) Dorn-Röschen. 3) Die vier Facardine.

Drit-

Dritter Band.

Feen-Mährchen der Frau Gräſin v. Aulnoy. 1r Theil.

Einleitung. 1) Grazioſe und Percinet. 2) Schönchen Goldhaar. 3) Der blaue Vogel. 4) Prinz Kobold. 5) Prinzeſſin Frühlingsſchön. 6) Prinzeſſin Röschen. 7) Der goldne Zweig. 8) Der Orangenbaum und die Biene.

Vierter Band.

Feen-Mährchen der Frau Gräſin v. Aulnoy. 2r Theil.

1) Das gute Männchen. 2) Don Gabriel Ponce de Leon. 3) Der Widder. 4) Finette Aſchenbrödel. 5) Fortunate. 6) Babiole. 7) Don Fernando von Toledo. 8) Der gelbe Zwerg. 9) Der grüne Serpentin.

Fünſter Band.

Aechte Ergänzung der Tauſend und einen Nacht. 1r Theil.

1) Il Bondocani, der Räuber-Hauptmann. 2) Die Macht des Schickſals. 3) Die unbekannte Dame. 4) Der Blödſinnige.

Sechſter Band.

Fortſetzung der ächten Tauſend und einen Nacht. 2r Theil.

I) Begebenheiten des Simuſtapha und der Prinzeſſin Ilſetilſone. II) Abentheuer des Ali-Ben-Giad, Sultans von Herak, mit den falſchen Vögeln des Paradieſes. III) Geſchichte des Sinbarib und ſeiner beyden Weſire. IV) Die Familie des Schebandads von Surate. 1) Der Liebhaber der Sterne. 2) Thaten und Tod des Hauptmanns Bergſpalter und ſeiner tapfern Kumpanen. 3) Traum des Wald-Haſen.

Sie-

Siebenter Band.

Fortſetzung der ächten Tauſend einen Nacht, 3ter Theil.

I) Geſchichte Beherads und ſeiner zehen Weſire. 1) Geſchichte des Kaskas, oder der Halsſtarrige. 2) Geſchichte des Illage-Mohammed und ſeiner Söhne; oder der Unbeſonnene. 3) Geſchichte Aboſabers; oder der Geduldige. 4) Geſchichte Bhazads, des Ungeduldigen. 5) Geſchichte der Königin Wunderſchön, die ſich in ihr Schickſal fügte. 6) Geſchichte Baxmants, der auf Gott vertraute. 7) Geſchichte Bahar-Kans. 8) Geſchichte Abaltamants, oder der Kluge. 9) Geſchichte des Sultans Hebraim und ſeines Sohnes, oder der Prädeſtinirte. 10) Geſchichte des Soliman-Schah und ſeiner Familie. 11) Geſchichte des Königs von Haram und ſeines Sklaven. 12) Geſchichte des fahrenden Ritters.

Achter Band.

Fortſetzung der ächten Tauſend und einen Nacht, 4ter u. letzter Theil.

I) Fortſetzung der Geſchichte des fahrenden Ritters. S. 3
II) Der Schwarzkünſtler. 80
  1) Geſchichte des Halaiaddin von Perſien. 158
  2) Geſchichte des Prinzen Zanciaedin von Groß-Katay. 192
  3) Geſchichte des Baha Ildin, Prinzen von Ennigaeh. 253
  4) Geſchichte des Badrildin, Prinzen der Tartarey. 267
  5) Geſchichte des Prinzen Schah-Adildin, von Damaſk. 302
  6) Geſchichte der Liebſchaft des Mograby mit Planeten-Schweſter, der Tochter des Königs von Egypten. 385
  7) Geſchichte der Geburt des Mograby. 428

Nachricht.

Wir machten gleich zu Anfange in der Ankündigung der Blauen Bibliothek aller Nationen bekannt, daß nach Schluſſe eines Jahrgangs die darinne enthaltenen einzelnen Werke, wenn ſie vollendet wären, auch einzeln an Liebhaber verlaſſen werden ſollten. Da nun mit dem 6ten Bande der erſte Jahrgang von 1790 bereits geſchloſſen, und mit dem VIII. Bande die ächte Fortſetzung der Tauſend und Einen Nacht vollendet iſt, ſo zeigen wir hierdurch an, daß nunmehr folgende einzelne Werke daraus, unter ihrem eignen Titel, um den für jeden Band zu 1 Rthlr. feſtgeſetzten Laden-Preiß bey uns zu haben ſind:

1. Feen-Mährchen von Perrault, Mad. Lintot und J. J. Rouſſeau. , , 1 Rthlr.

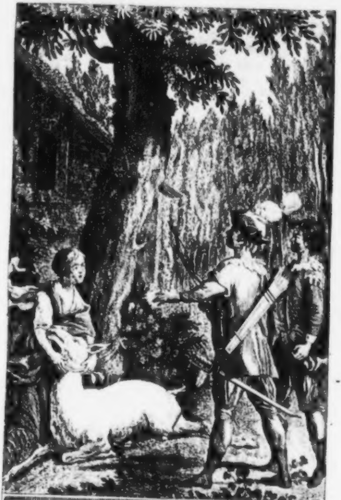
2. F. M. des Grafen A. Hamilton 1 —

3. F. M. der Gräſin von Aulnoy, 1ſter und 2ter Band. , , , 2 —

4. Aechte Fortſetzung der Tauſend und Einen Nacht; aus dem Arabiſchen 1. 2. 3. und 4ter Theil. complet. 4 —

Da wir auch für Kinderſtuben und minder reiche Leſer, von dieſer großen und angenehmen Sammlung der ſchönſten Blumen und Spiele der ſchöpferiſchen Phantaſie aller Nationen, deren Werth durch die Beyfallsvolle Aufnahme des Publikums nun entſchieden zu ſeyn ſcheint, eine wohlfeilere Ausgabe auf geringer Papier, und ohne Titel-Kupfer, für die Hälfte des obgedachten Preißes veranſtaltet haben, ſo zeigen wir hierdurch zugleich an, daß obſtehende Werke, und in der Folge auch immer jedes vollendete einzelne Werk der Sammlung in dieſer wohlfeileren Ausgabe zu 12 Gr. jeder Band, bey uns zu haben ſey.

Die Ettingeriſche Buchhandlung.



Die Hindin.

Die
Blaue Bibliothek
aller Nationen.

Si Peau d'Ane m'étoit conté
J'y prendrois un plaisir extrême.
Lafontaine.

Neunter Band.

Gotha
in der Ettingerſchen Buchhandlung. 1791.

[illegible]

Feen-Mährchen

der

Frau Gräſin von Aulnoy.

Dritter Theil.

I.

Prinzeſſin Kärpchen.

Es war einmal ein alter König. Um ſich für ſeinen langen Wittberſtand ſchadlos zu halten, nahm er ſich eine ſchöne Prinzeſſin zur Gemahlin, in die er ſehr verliebt war. Er hatte von ſeiner erſten Frau einen Sohn, der dieſe zweyte Vermählung mit ſcheelen Augen anſah. So lange ich der einzige Sohn war, dachte er, ſo mußte man mich fürchten; wenn aber meine Stiefmutter Kinder bekömmt, ſo läßt ſich mein Vater etwa verleiten, und enterbt mich um ihrentwillen. Dieſe Betrachtungen veranlaßten ihn, eine Fee um Rath zu fragen, die man für außerordentlich geſchickt hielt.

Der Prinz war buckligt und ſcheel; und am Geiſte nicht weniger verkehrt als am Leibe. Ehrgeitzig und kriechend; boshaft und tückiſch; niemand konnte ihn leiden, ſo wie er jedermann haßte; und doch verlangte er geliebt zu ſeyn. — Sobald er zu der Fee hineintrat, errieth ſie ſeinen Nahmen, ſeinen Stand und ſein Anbringen. Prinz Buckelſtolz, redete ſie ihn an, denn ſo hieß er wirklich, Ihr kommt ein wenig zu ſpät. Eure Stiefmutter geht mit einem Sohne ſchwanger, und das kann ich nicht hindern. Wenn er aber ſtirbt oder ihm ſonſt etwas zuſtößt, ſo verſpreche ich Euch, daß ſie keinen andern bekommen ſoll. Dieſes Verſprechen war dem Prinzen ein kleiner Troſt; er beſchwur alſo die Fee, ihn nicht zu vergeſſen, und beſchloß ſeinem Bruder einen ſchlimmen Streich zu ſpielen, wenn er gebohren wäre.

Nicht lange darauf kam die Königin mit einem wunderſchönen Prinzen nieder, an deſſen Arme man das Zeichen eines Pfeils eingedruckt fand. Die Mutter beſchloß ihr Kind ſelbſt zu ſäugen, womit Buckelſtolz gar nicht zufrieden war; denn die Wachſamkeit einer Mutter iſt nicht ſo leicht zu betrügen als die Wachſamkeit einer Amme.

Buckelſtolz gab indeß ſeinen Plan nicht auf. Er bezeigte eine außerordentliche Neigung und Ergebenheit gegen ſeine Stiefmutter; und eine Zärtlichkeit gegen den kleinen Prinzen, die den König entzückte. Ich hätte niemals geglaubt, ſagte er, daß mein älteſter Sohn ein ſo gutes Herz hätte, und wenn er ſo fortfährt, ſo werde ich ihm den anſehnlichſten Theil meines Reichs vermachen. Dieſe Verſprechungen genugten dem Prinzen nicht. Er dachte, ein Sperling in der Hand iſt beſſer als eine Taube auf dem Dache; und ſo gelang es ihm eines Abends die Königin mit Confekt, in welchem Opium war, einzuſchläfern, und das kleine Kind zu entführen. An ſeine Stelle legte er eine große Katze, die er vorher gut eingewickelt hatte, damit die Kinderfrau den Diebſtahl nicht gleich merken ſollte. Die Katze ſchrie, die Kinderfrau wiegte; endlich aber war jene ſo unruhig, daß man meynte, ſie verlange nach der Bruſt. Sie weckten die Königin auf und gaben ihr das vermeinliche Kind. Aber ſie hatte es nicht ſobald angelegt, als die Katze zu beißen anfieng und die Verwandlung entdeckt ward. Die Königin wäre beynahe in Ohnmacht gefallen; im ganzen Hauſe entſtand ein erſchrecklicher Lärm; der König kam in ſeinem Schlafrock ins Zimmer gelaufen; und da er die Katze in ſeines Sohnes Windeln auf der Erde liegen ſah, fragte te er was das bedeuten ſollte? Man antwortete ihm ſie wüßten es ſelber nicht; aber der kleine Prinz wäre nicht da; die Katze hätte die Königin gebiſſen, und es müſſe Hexerey im Spiele ſeyn. Der König gieng hierauf zu ſeiner Gemahlin, und da er ſie in der äußerſten Verzweiflung ſah, ſuchte er ſeinen eigenen Schmerz zu vergeſſen, um die troſtloſe Mutter zu beruhigen.

Unterdeſſen hatte Prinz Buckelſtolz ſeinen kleinen Bruder einem Menſchen anvertraut, der ihm gänzlich ergeben war. Trage ihn in einen entfernten Wald, ſagte er zu ihm, und lege ihn ganz nackend in eine Gegend, wo die meiſten wilden Thiere hinkommen, damit ſie ihn freſſen, und man nichts mehr von ihm höre. Ich trüge ihn lieber gleich ſelbſt hin, ſo wäre ich meiner Sache gewiß; aber es würde Verdacht geben, wenn ich mich nicht vor dem Könige ſehen ließe. Geh' und richte meinen Auftrag getreulich aus; du ſollſt mich nicht undankbar finden. — Hierauf legte er das arme Kind in einen bedeckten Korb, und das Kind, das ihn kannte, lächelte ihn an, als wenn es um Mitleid flehte. Aber Buckelſtolz hatte ein Herz wie einen Felſen; er rannte halb angekleidet in das Zimmer der Königin; rieb ſich die Augen, wie ein ſchlaftrunkener Menſch; fragte, was es gäbe, und als man ihm die Urſache der allgemeinen Betrübniß entdeckte, fieng er ſo unmäßig an zu weinen, daß er ſich kaum wieder beſänftigen ließ. Dann fiel er über die Katze her und drehte ihr wüthend den Hals um, weil ſie wie er ſagte, ſeine geliebte Stiefmutter gebiſſen hätte.

So ſehr die Bosheit dieſes Prinzen bekannt war, ſo wagte es doch niemand, ihn wegen eines ſo abſcheulichen Bubenſtücks in Verdacht zu haben. Der König und die Königin dankten ihm für ſeine auſſerordentliche Theilnahme, und baten ihn, bey allen Feen nachzufragen, was aus dem Kinde geworden wäre. Er brachte ihnen auch in der That faſt täglich Antworten zurück, die er aber insgeſammt ſelbſt erfunden hatte, um den weitern Nachforſchungen Einhalt zu thun, und in dunkeln Ausdrücken ungefähr ſo viel enthielten, daß der Prinz nicht geſtorben wäre, daß man ihn aber auch nicht aufſuchen ſollte, und daß er dereinſt zur Freude ſeiner Eltern zurückkehren würde. — Durch dieſen Kunſtgriff beruhigte er ſie in der That; ſie ſchmeichelten ſich ihren Sohn dereinſt wieder zu ſehen; aber während ſie ſich mit dieſen ſüßen Hoffnungen nährten, ward die Wunde der Königin ſo gefährlich, daß ſie ſtarb. Der König wäre ihr beynahe nachgefolgt: ſo heftig war ſein Schmerz über ihren Verluſt. Er ſchloß ſich ein ganzes Jahr auf ſeinen Zimmer ein, und hieng ſeinem Kummer nach. Täglich erwartete er Nachrichten von ſeinem Prinzen, aber dieſe blieben immer aus.

Der Menſch, welchem Bückelſtolz ſeinen Stiefbruder anvertraut hatte, gieng die ganze Nacht, ohne ſich aufzuhalten; und als der Morgen anbrach, öffnete er den Korb und das liebenswürdige Kind lächelte ihn an, als wenn es nichts zu fürchten gehabt hätte. Armes Kind, ſagte er, wie unglücklich du biſt, und warum hat mich Prinz Buckelſtolz gewählt, um dich zu tödten? — Und als es dann aus Hunger zu weinen anfieng, brach er einige Feigen ab, und ſteckte ſie ihm in den Mund, und ſtillte es ſo. Dann machte er den Korb wieder zu und trug ihn den ganzen Tag fort, bis er gegen Abend an einen großen Wald kam. Er getraute ſich um dieſe Zeit nicht hinein; darum ruhte er in einiger Entfernung davon aus, und den andern Morgen ſuchte er einen Weg, der ihn in denſelben führen ſollte.

Er war ſchon ziemlich weit gegangen, als er ſeitwärts einen Felſen erblickte, der ſich bis an den Himmel erhob, und rund um mit hundertjährigen Eichen beſchattet war. Hier dachte ſe er, muß das Lager von wilden Thieren ſeyn; und da er das Kind nicht retten konnte, beſchloß er, es hier auszuſetzen. Zu gleicher Zeit ſah er einen Adler um den Felſen herumfliegen. Er ſtieg alſo hinauf, fand das Adler-Neſt mit drey Jungen, und legte das Kind mitten unter ſie; gieng dann betrübt weiter und als er den Adler einen Augenblick darauf auf ſein Neſt los ſchießen ſah, meinte er, es ſey um den Knaben gethan, und lief ſo geſchwind er konnte davon, um nur ſein Geſchrey nicht zu hören. Als er nach Hauſe kam, verſicherte er den Prinzen Buckelſtolz, daß er keinen Bruder mehr habe.

Aber er irrte ſich. Der Adler kam in ſein Neſt zurück und wunderte ſich vielleicht über den neuen Gaſt, aber er rührte ihn nicht an. Im Gegentheil ſchien er ſich über ihn zu freuen, breitete ſeine Flügel über ihn aus und wärmte ihn. Dann ſuchte er Früchte, hakte ſie aus, und träufelte den Saft in den Mund des Kindes. Mit einem Wort, er ſorgte ſo gut für ihn, als ſeine Mutter nur immer hätte thun können.

Als die jungen Adler größer geworden waren, nahm die Alte einen nach dem andern bald auf die Fittiche, bald in die Krallen und gewöhnte ſie in die Sonne zu ſehn, ohne die Augen zuzumachen. Die Jungen verließen ihre Mutter bisweilen und ſchwebten um ſie herum, aber der kleine Prinz konnte das nicht, und wenn ihn die Alte mit ſich nahm, war er immer in großer Gefahr Arm und Beine zu brechen. Aber das Glück, das ihn in dieß Neſt geführt hatte, verließ ihn dann auch nicht, wenn er auf den Flügeln des Adlers ſchwankte.

So vergiengen vier ganzer Jahre; die jungen Adler entfernten ſich einer nach dem andern und kamen nicht wieder. Aber der kleine Prinz der nicht Kräfte genug hatte, um weit zu gehen, blieb immer auf dem Felſen, deſſen Höhe und Steilheit ihn gegen die reißenden Thiere ſchützte.

Er war ſchön, wie ein Liebesgott. Die Strahlen der Sonne hatten die Lilien und Roſen ſeines Teints nicht wegbrennen können; ſeine Züge waren regulär; ſein Blick kühn und lebhaft. Lange Haare ſchwammen auf ſeinen Schultern. Der Adler liebte ihn mit einer Art von Leidenſchaft. Während er ſeine Jungen mit rohem Fleiſche fütterte, und in den umliegenden Gegenden Lämmer und Schafe raubte; ſuchte er für den Knaben die ſaftigſten und ſchönſten Früchte, mit denen er ſich bis in ſein viertes Jahr ausſchließend nährte. Um dieſe Zeit beſchloſſen die Hirten und Landleute den Räubereyen dieſes Adlers ein Ende zu machen, ſein Neſt aufzuſuchen und es zu zerſtöhren.

Sie theilten ſich deshalb in mehrere Partien, durchſtrichen Berg und Thal, und erblickten endlich den Adler, wie er ſich auf den Felſen niederläßt. Sie warten, bis er wieder davon fliegt; dann ſteigen die Kühnſten hinauf, finden das Neſt und fangen an es in Stücken zu reiſſen. Wie auſſerordentlich war ihre Verwunderung, als ſie einen ſchlafenden Knaben darinnen liegen ſahn.

Sie nehmen den Knaben und tragen ihn fort; er weint und der Adler hört ihn. In dem Augenblicke ſchießt er herab, um den Räubern ihre Beute abzunehmen. Aber einer von ihnen ergreift ſeinen Bogen und durchbohrt ihn mit ſeinem Pfeil. Der Prinz weinte bitterlich, als er ſeinen geliebten Adler todt zur Erde fallen ſah. Die Hirten kamen in ihre Hütten zurück, wo man mit Zurüſtungen zu einer grauſamen Ceremonie auf den andern Tag beſchäfftigt war.

Dieſe Gegend hatte lange Zeit den Popanzen zum Auffenthalt gedient. Man hatte alles verſuchten, um dieſe gefährlichen Nachbarn zu entfernen; aber umſonſt. Die ſchrecklichen Popanzen verdoppelten ihre Grauſamkeit, und fraßen ohne Unterſchied alles was ihnen in die Hände fiel.

Eines Tages verſammelten ſich die Schäfer, um Rath zu halten, was ſie in ihrem Unglücke thun konnten; und da ſie ſo bey einander ſaßen, erſchien auf einmal ein Mann von ungeheuerer Größe mitten unter ihnen. Zur Hälfte ſchien er ein Menſch: aber ſein Leib endigte ſich in einem Hirſch, der über und über mit blauen Haaren bedeckt war. Auf ſeinen Schultern trug er eine große Keule und ein Schild an ſeinem Arm. Er redete die erſtaunten Hirten zuerſt an: Schäfer, ſagte er, ich bin der blaue Centauer; wenn ihr mir alle drey Jahre ein Kind verſprechen wollt, ſo verſpreche ich euch hundert von meinen Brüdern hierherzubringen, die Popanzen zu bekriegen und euch von ihrer Tyranney zu befreyen.

Die Schäfer beſannen ſich lange, ehe ſie einen Entſchluß faßten, denn der Vorſchlag kam ihnen grauſam vor. Endlich trat einer von dem älteſten unter ihnen auf und ſagte: meine Freunde, laßt uns von zwey Uebeln das Kleinſte wählen. ¿ Müſſen wir nicht jetzo alle

Tag

Tage fürchten, unſre Weiber, Kinder und Anverwandten zu verliehren, ohne daß wir es hindern können? Laßt uns das Opfer bringen, das der Centauer von uns verlangt, um ein ſchwereres Unglück damit abzukaufen. — Alle ſtimmten ihm bey, und alle ſchwuren die heiligſten Eide, ihr Verſprechen zu erfüllen. Der Centauer blieb nicht lange aus. Er kam mit einem Heer ſeiner Brüder zurück, die alle ſolche Ungeheuer waren als er. Es kam zum Gefecht mit den Popanzen, und in mehrern Schlachten waren die Centauern immer ſiegreich; endlich ergriffen jene die Flucht und räumten das Land. Der blaue Centauer verlangte nun ſeinen Lohn. Jedermann fand ſeine Foderung billig und gegründet; aber da es darauf ankam, ein Kind auszuliefern, ſo verſteckte jede Mutter das ihrige ſo ſorgfältig ſie nur konnte. Der Centauer verſtand keinen Spaß, und nachdem er zweymal vier und zwanzig Stunden gewartet hatte, verlangte er ſo viel Kinder, als Tage er warten mußte, und ſo kamen damals nicht weniger als ſechs Knaben und ſechs Mädchen um. Seit der Zeit führte man eine beſſere Ordnung ein, und feyerte alle drey Jahre das Feſt der Auslieferung eines Kindes an den blauen Centauer.

Dieſes fiel nun gerade den Tag nachdem man den Prinzen in dem Adlers-Neſte gefunden hatte, und die Hirten ſahen dieſen Fund als ein Geſchenk der Götter an, die ihre Kinder verſchonen wollten. Die Ungewißheit ſeiner Geburt, und ſeine Schönheit brachten ſie zu dem feſten Entſchluſſe, ihn dem Centauer auszuliefern; denn er war ſehr delicat, und fraß keine Kinder, wenn ſie nicht ſehr hübſch waren. Die Mutter des Knaben, der ſchon zum Tode beſtimmt war, mußte den kleinen Prinzen putzen, als wenn er ihr Sohn wäre. Sie kämmte ſeine langen Haare aus, machte ihm eine Krone von weißen und rothen Roſen, zog ihm ein langes weißes Kleid an, das mit einer Blumen-Guirlande um die Hüften befeſtigt war, und in dieſem Aufzug gieng er an der Spitze mehrerer Knaben einher, die ihn begleiteten. Niemand konnte ihn ohne Bewunderung und Mitleiden ſehen. Ach! ſagten die Schäfer, das arme Kind! Warum können wir es nicht retten? Es iſt ſo ſchön und liebenswürdig und ſcheint keine Gefahr zu ahnden. — Die meiſten weinten, aber was wollten ſie thun?

Der Centauer pflegte an dem beſtimmten Tage auf der Höhe eines Berges zu erſcheinen, und die Hirten zur Auslieferung ihres Tributs aufzufordern. So wie er dießmal den ſchönen Knaben erblickte, dem man ihm zuführte, rief er mit ſchrecklicher Stimme, daß die Berge davon erbebten: in meinem Leben habe ich kein beſſer Frühſtück gemacht. Komm Junge daß ich dich verſchlinge. — Hirten und Hirtinnen ſahen den kleinen Knaben mitleidig an. Der Adler hat ihn verſchont, ſagten ſie, und dieſes Ungeheuer frißt ihn auf. Die älteſten unter den Hirten, faßten ihn in die Arme, küßten ihn und weinten. Es war ein trauriger Anblick. Aber der Centauer ſaß auf ſeinem Felſen und dachte nur an den Wohlgeſchmack der Speiſe, und als es ihm zu lange währte, drohte er, herunter zu kommen und ſie alle todt zu ſchlagen.

Während er ſo da ſtand und ſeine Keule ſchwang, erſchien in der Luft eine feurige Kugel, die mit einer azurnen Wolke umgeben war. Die Wolke ſenkte ſich nach und nach herab, öffnete ſich und ein diamantner Wagen mit Schwänen beſpannt, auf dem eine ſchöne Dame ſaß, kam heraus. Auf ihrem Haupte trug ſie einen goldnen Helm, mit weiſſen Federn geſchmückt, ihre Augen glänzten, wie die Sonne; ein reicher Panzer bedeckte ihren Leib; eine feurige Lanze bewafnete ihre Hand und ſie ſtand da, wie eine Amazone.

Wie, ihr Hirten, rief ſie aus, könnt ihr ſo grauſam ſeyn, dies Kind dem unmenſchlichen Centauer aufzuopfern? Es iſt Zeit, Euch eures Verſprechens zu entledigen, deſſen Erfüllung ſich Vernunft und Gerechtigkeit widerſetzen. Fürchtet die Rückkehr der Popanzen nicht; ich will euch vertheidigen; ich, die Fee Amazone, Eure Vertheidigerin. — Kaum hatten die Schäfer Zeit, ihr zu danken, als der Centauer ſie wüthend zum Kampf aufforderte. Sie ſtellten ſich gegen einander; die Amazone griff muthig an, der Centauer wehrte ſich tapfer, aber er konnte der Macht der feurigen Lanze nicht widerſtehen, die alles entzündete, was ſie berührte. Endlich ſtürzte er wie ein Felſen zur Erde, und hauchte ſein Leben unter ſchrecklichen Schmerzen aus. Während des Gefechts hatten ſich die furchtſamen Hirten in dem Dickicht der Wälder und in den Hölen der Felſen verſteckt.

Die Amazone kündigte die Niederlage ihres Gegners mit einer Trompete an, die einen ſo melodiſchen Ton von ſich gab, daß die Kranken davon geſund wurden; die Kleinmüthigen Muth faßten, und alle andere in dem innerſten ihres Herzens ein unbeſchreibliches Entzücken fühlten.

Bey dem Schalle dieſer Trompete verließen Schäfer und Schäferinnen ihre Schlupfwinkel und verſammelten ſich um die Fee. Dieſe näherte ſich ihnen auf ihrem diamantnen Wagen, der in einer kleinen Entfernung von der Erde auf einer Wolke ſchwebte, die glänzender und durchſichtiger war als Cryſtall. Ein alter Schäfer, dem ſie den Nahmen Großherz gegeben hatten, hatte den Prinzen in Sicherheit gebracht, und brachte ihn nun auf ſeinen Armen getragen. Tritt näher Großherz, rief ihm die Fee zu, du haſt nichts mehr zu fürchten. Der Friede wird künftig in euern Hütten wohnen, und keine Furcht ſoll eure Ruhe ſtöhren. Aber gieb mir dieß arme Kind, deſſen Schickſale ſo auſſerordentlich ſind. — Der Alte näherte ſich und überreichte ihr das Kind. Sie nahm es in ihre Arme, ſchmeichelte ihm, ſetzte es auf ihren Schooß und ſprach mit ihm, aber der arme Knabe verſtand keine Sprache: er kannte nichts als den Ausdruck der Freude und des Schmerzes; und ſeine ganze Sprache beſtand in Schreyen und Seufzen.

Er ſchien von dem Glanze der Waffen, welche die Fee Amazone trug, geblendet zu ſeyn, er ſtieg auf ihren Schooß, um ihren Helm zu betrachten, und ihn zu berühren. Die Fee lächelte ihn an und ſagte: wenn du groß genug biſt, die Waffen zu tragen, ſo ſoll es dir nicht daran fehlen. — Hierauf gab ſie ihn dem Hirten zurück: Weiſer Alter, ſagte ſie zu ihm, deine Tugenden ſind mir nicht unbekannt; ſuche ſie dieſem Kinde einzuflößen; lehre ihn irdiſchen Glanz und Größe verachten; mache ihn geſchickt, über die Streiche des Glücks erhaben zu ſeyn. Vielleicht beſtimmt es ihn, eine hohe Stufe zu beſteigen; aber auch dann wird er glücklicher ſeyn, wenn er weiſe, klug und tugendhaft iſt. — Dann wendete ſie ſich zu den andern Hirten; lebt wohl, meine Freunde, ſagte ſie, rufet mich um Beyſtand an, wenn ihr meiner Hülfe bedürftig ſeyd. Dieſe Lanze und dieſe Hand, die den blauen Centauer erlegt hat, wird ſtets bereit ſeyn, euch zu beſchützen und zu vertheidigen.

Die Hirten waren nicht im Stande, etwas zu antworten; ihre Herzen waren zu voll von Dankbarkeit und Freude; und das höchſte Entzücken iſt ſtumm. Sie warfen ſich vor der Fee auf die Erde; der Wagen erhob ſich auf ſeiner goldenen Wolke und verſchwand in den mittlern Regionen der Luft.

Großherz trug nun den kleinen Prinzen in ſeine Hände und brachte ihn ſeiner Frau. Ich bringe euch hier, ſagte er zu ſeiner Frau und ſeinen beyden Töchtern, ein Kind das die Götter lieben und das die Fee Amazone ihres Schuzes würdigt. Ich betrachte ihn von dieſem Augenblick an, als meinen Sohn, und wir müſſen Sorge tragen ihn glücklich zu machen. Ich werde ihn lieben, wie mein eigen Kind, antwortete die Hirtin; und dann kamen auch die beyden Mädchen herzugelaufen, und da ſie ihn ſo ſchön fanden, ſchloſſen ſie ihn in ihre Arme und ſchmeichelten ihm, wie ihrem Bruder.

Der Knabe lernte und begriff mit vieler Leichtigkeit; und ſo verſtand er ihre Sprache gar bald. Sein Unterricht war das angenehmſte Geſchäft ſeines Pflege-Vaters und niemand war mehr im Stande als dieſer, ihn der Vorſchrift der Fee gemäs zu erziehen. Denn er war ſelbſt König eines ſchönen und blühenden Reiches geweſen. Aber einer ſeiner feindſeligen Nachbarn, erweckte den Geiſt des Aufruhrs bey ſeinen Unterthanen, fiel in ſein Gebiet ein, und bekam den König mit ſeiner ganzen Familie gefangen.

Sie wurden auf das unwürdigſte behandelt und in eine Feſtung geſteckt; aber ihre Tugend unterlag ihren Leiden nicht. Die Königin kam mit einer Tochter nieder, und ihre beyden ältern Töchter ſtanden ihr in der Erziehung des Kindes bey, ſo viel ihre Kräfte vermochten. Nach Verlauf von drey Jahren, gelang es endlich dem König, einen ſeiner Wächter zu gewinnen, der ihm verſprach, eine Barke bereit zu halten, die ihn aus ſeinem Gefängniß, das rund um von Waſſer umgeben war, an das entgegengeſetzte Ufer bringen ſollte. Er verſchafte ihnen Feilen, um ihre Ketten los zu machen, und Stricke, um ſich herab zu laſſen; in einer dunkeln Nacht ergriffen ſie die Flucht. Zuerſt ließ der Wächter den König hinab; dann ſeine beyden Töchter, endlich die Königin, und zu aller lezt, die kleine Prinzeſſin, die man in einen großen Korb gelegt hatte. Aber ach! der Korb war nicht feſt genung angebunden: er riß los und ſtürzte mitten in die See. Die Königin fiel ſogleich in Ohnmacht, und dieſe hinderte ſie glücklicher Weiſe durch ihr Geſchrey die Garniſon der Feſtung aufzuwecken. Der König ſuchte ſo lang er konnte in der Dunkelheit der Nacht: er fand auch den Korb, und glaubte ſich ſchon wieder in dem Beſitz ſeines geliebten Kindes, aber ſie war fort; und ſo blieb ihm nichts mehr übrig als aus Leibeskräften zu rudern, um wenigſtens die übrige Familie zu retten. Sie gelangten bald an das Ufer des Sees, wo ſie Pferde fanden, die ſie ſogleich weiter bringen ſollten.

Während ihrer Einſamkeit, in der Schule des Unglücks, hatten der König und die Königin gelernt, daß alles Erdenglück eitel ſey, und daß ſelbſt von den größten Gütern nur ſehr wenig übrig bleibt, wenn man ſie auf ihren wahren Werth zurückbringt. Sie beſchloſſen alſo allem äuſſern Glanz zu entſagen, und ihre Wohnung in einem einſamen Thale aufzuſchlagen. Hier vertauſchte der König ſeinen Zepter mit einem Hirtenſtab, kaufte ſich eine anſehnliche Heerde, und wurde Schäfer; ſein Palaſt war eine kleine Hütte, die mit dem Rücken an einem Felſen lehnte, von dem ſich ein fiſchreicher Bach ergoß. Hier genoſſen ſie die Ruhe, die ſie auf keinem Throne gefunden hätten; niemand beneidete ſie hier um ihre Armuth; ſie hatten keine Schmeicheler, keine Verräther zu fürchten; ihre Tage verfloſſen ohne Kummer, ſanfte wie der Bach, der ihre Hütte beſpülte. Ach! ſagte der König oft zu ſeiner Familie, wenn die Menſchen ſich entſchlieſſen könnten, dem Ehrgeize zu entſagen, ſie könnten alle glücklich ſeyn: ich war König, jezt bin ich Schäfer; niemals würde ich meine Hütte verlaſſen, um einen Thron zu beſteigen.

Dieſer Mann war es, deſſen Erziehung der Prinz genoß; er kannte den Rang ſeines Pflegevaters nicht, ſo wenig dieſer die Geburt ſeines Schülers kannte. Indeß fand er in ihm die herrlichſten Anlagen und den Saamen eines edlen Charakters. Er bemerkte mit Vergnügen, daß er ſich immer an die Spitze ſeiner Geſpielen ſtellte; ſie aufmunterte, ihnen Muth einflößte, und bey ihren jugendlichen Streitigkeiten immer dem Schwächern beyſtand und den Stärkern angriff. Er liebte die Jagd und trozte allen Gefahren. Er ſchien zum Befehlen gebohren zu ſeyn. — Aber wir wollen zuſehn, was ſich an dem Hofe ſeines Vaters zutrug, während er unter Hirten empor wuchs und ſich unter der Aufſicht des weiſen Großherz bildete.

Der Prinz Großbuckel bezeigte ſeinem Vater faſt nicht die geringſte Achtung mehr, weil ihm die Zeit lang wurde, bis er ſtürbe. Von ungefähr bot ſich ihm eine Gelegenheit dar, noch vorher regierender Herr zu werden, indem ihm die aufrühriſchen Bewohner eines benachbarten Reichs die Hände zur Eroberung deſſelben boten. Er verlangte von ſeinem Vater eine Armee, und dieſer geſtand ihm ſeine Bitte unter der Bedingung zu, daß er eine Akte unterſchreiben, und von allen Großen des Reichs bekräftigen laſſen mußte, vermöge deren er ſich aller Anſprüche auf die väterliche Krone begäbe, im Fall ſein jüngerer Bruder zurückkehre.

ren ſollte. Man kann ſich vorſtellen, daß Großbuckel nicht die mindeſte Schwierigkeit fand, dieſe Bedingungen einzugehn, da er von dem Tode ſeines jüngern Bruders vollkommen überzeugt zu ſeyn glaubte. Dieſer Beweiß von Ergebenheit machte dem armen betrogenen Vater eine ſeiner angenehmſten Stunden. Die Akte ward unterzeichnet, in dem königlichen Archive niedergelegt, und mehrere Abſchriften deſſelben verbreitet.

Als dieſes vorüber war, nahm Großbuckel von ſeinem Vater Abſchied, ſtellte ſich an die Spitze einer Armee, und fiel in das feindliche Gebiet ein. Nach einigen glücklichen Schlachten erlegte er den König mit eigner Hand, eroberte die Hauptſtadt mit Sturm und nachdem er in alle feſten Plätze Beſatzungen gelegt hatte, kehrte er zu ſeinem Vater zurück und ſtellte ihm eine junge Prinzeſſin, Nahmens Kärpchen vor, die er zur Gefangenen gemacht hatte.

Sie war auſſerordentlich ſchön; der König ſah ſie mit Entzücken, und Großbuckel der ſie nun ſchon länger geſehn hatte, ward ſo ſehr in ſie verliebt, daß er keinen Augenblick Ruhe hatte. Aber ſo heftig er ſie liebte, ſo heftig haßte ſie ihn; nicht nur weil er entſetzlich häßlich war, ſondern weil er ſie immer wie ſeine Sklavin behandelte.

Der König räumte ihr ein Zimmer ſeines Schloſſes ein, gab ihr einige Kammerfrauen zur Bedienung, und behandelte ſie überhaupt mit großer Achtung und Freundlichkeit. Endlich ſagte ihm Großbuckel, daß er ſie heyrathen wollte. — Ich habe nichts dagegen, antwortete der König, wenn ſie nur nichts dagegen hat. Aber es kömmt mir vor, als wenn ſie immer ſehr niedergeſchlagen wäre, wenn Du bey ihr biſt. — Weil ſie mich liebt, verſetzte Großbuckel, und weil ſie nicht wagt, mir ihre Neigung zu erkennen zu geben. Dieſer Zwang iſt ihr natürlicherweiſe unangenehm. Wenn ſie erſt meine Frau iſt, wird ſie ſchon vergnügt werden. — Ich will das recht gerne glauben, erwiederte der König, aber ſchmeichelſt du dir nicht vielleicht zu viel in dieſem Punct? — Großbuckel war über die Zweifel ſeines Vaters ſehr aufgebracht. Sie ſind Schuld, ſagte er zu der Prinzeſſin, daß mir mein Vater mit einer Härte begegnet, die ihm nicht natürlich iſt. Er liebt ſie vielleicht; entdecken Sie mir es aufrichtig, und wählen Sie dann. Ich werde mit allem zufrieden ſeyn, wenn ich Sie nur auf dem Throne ſehe. — Das war nun freylich ſein Ernſt nicht; er wollte ſie ausforſchen; und die junge unerfahrne Prinzeſſin fiel wirklich in dieſe Schlinge. — Ich geſtehe Ihnen, antwortete ſie, daß wenn ich Freyheit hätte zu thun und zu laſſen, was ich wollte, ich weder Sie noch Ihren Vater wählen würde. Aber wenn mich mein unglückliches Schickſal zu wählen zwingt, ſo ziehe ich den König ihren Vater vor. — ¿Und warum? verſetzte Großbuckel, mit erzwungener Ruhe. — Weil er gefälliger iſt als Sie; weil er König iſt, weil er nicht ſo lange leben wird. — So, ſo, rief Großbuckel aus, ſie möchten alſo meinen Vater heyrathen, um bald ſeine Wittwe zu ſeyn. Sie werden ſich das vergehen laſſen müſſen; denn, Ihnen die Wahrheit zu geſtehen, er denkt nicht daran, ſie zu nehmen. Ich werde die Güte haben, Sie auf den Thron zu erheben; eine Güte, die Sie nicht erkennen wollen, die Sie mit Undank belohnen. Aber wären Sie auch noch tauſendmal undankbarer, ſo ſollen Sie doch meine Frau werden.

Die Prinzeſſin ſah nun zu ſpät ein, daß es bisweilen gefährlich iſt, alles zu ſagen, was man denkt, und ſuchte wieder gut zu machen, was ſie unvorſichtigerweiſe verdorben hatte. Ich wollte ihre Gedanken erforſchen, hub Sie an; und ich freue mich, daß Ihre Liebe zu mir ſtark genug iſt, um ſelbſt der Härte zu widerſtehen, mit der ich Sie behandelte. Ich hege ſchon die größte Hochachtung für Sie; es hängt von Ihnen ab, ob ich noch mehr als dieſes für Sie fühlen ſoll. — So grob der Betrug war, ſo merkte ihn der Prinz dennoch nicht; denn es iſt nichts ſeltnes, daß die Liebe einfältig macht. Großbuckel ward ſo ſanft, wie ein Lamm, er lächelte, und drückte ihr die Hände, daß ſie braun und blau wurden.

Er hatte ſie kaum verlaſſen, als ſie zu beim Könige eilte, ſich ihm zu Füßen warf, und ihn anflehte, Sie vor der Liebe des Prinzen zu ſchützen. Er will mich heyrathen, ſagte ſie, und ich haſſe ihn. Seyn Sie nicht ſo ungerecht als er. — Meine Jugend, mein Rang und mein Unglück, verdienen Ihr Mitleid. — Schöne Prinzeſſin, antwortete der König, ich wundere mich nicht, daß mein Sohn Sie liebt; aber ich werde ihm niemals verzeihen, daß er die Achtung aus den Augen ſetzt, die er Ihnen ſchuldig iſt. — Ach! gnädigſter König, erwiederte Sie, er betrachtet mich als ſeine Gefangene, und behandelt mich als ſeine Sclavin. — Er hat mit meiner Armee geſiegt, fiel der König ein, und wenn Sie eine Gefangene ſind, ſo ſind Sie die Meinige. Ich ſchenke Ihnen die Freyheit wieder, und ich ſchätze mich glücklich, daß mein Alter und meine grauen Haare mich vor der Thorheit ſichern, Ihr Sclave zu werden. — Die Prinzeſſin dankte dem Könige tauſendmal für ſeine Güte, und begab ſich mit ihren Kammerfrauen weg.

Großbuckel erfuhr ſogleich den ganzen Vorgang, und ward wüthend, als ſein Vater ihm verbot, eher an die Prinzeſſin zu denken, bis er ihr durch weſentliche Dienſte, Zuneigung und Liebe abgenöthigt hätte. — Dazu wird vielleicht mein ganzes Leben nicht hinreichen, antwortete er: und ich mag meine Zeit nicht umſonſt verlieren. — Das thut mir um Deinetwillen leid, verſetzte der König, aber es kann nun einmal nicht anders ſeyn. — Wir wollen ſehen, erwiederte Großbuckel trozig, indem er das Zimmer verließ. Sie wollen mir meine Gefangene rauben, aber eher will ich das Leben verlieren. — Sie iſt meine Gefangene, rief ihm der König nach, nicht die Deinige. Ich habe ihr die Freyheit geſchenkt; ſie ſoll ſelbſt wählen.

In dieſem Augenblicke faßte Großbuckel den Entſchluß, ſich des Königreichs und der Prinzeſſin auf einmal zu bemächtigen. Die Armee war auf ſeiner Seite, und die aufrühreriſchen Köpfe waren bereit, ihm in ſeinem Unternehmen beyzuſtehen. Dem Könige blieben die Machinationen ſeines Sohnes nicht lange unbekannt. Er erfuhr, daß er daran arbeite, ihn vom Throne zu ſtoßen, und da er der Stärkere war, ſo hatte der König keinen andern Weg, als den Weg der Sanftmüth. Er ließ ihn zu ſich kommen, und ſagte zu ihm: ¿Iſt es möglich mein Sohn, daß du ſo undankbar biſt, mich vom Throne ſtürzen zu wollen? Du ſiehſt mich an dem Rande des Grabes; beſchleunige das Ende meines Lebens nicht noch mehr. ¿Hab' ich nicht ſchon genug Kummer über den Verluſt meiner Gemahlin und meines Kindes erdultet? Es iſt zwar wahr, ich habe mich deinen Abſichten auf die Prinzeſſin entgegen geſetzt; aber ich nahm daben nicht weniger Rückſicht auf dich als auf Sie. ¿Denn wie kann man mit einer Frau glücklich ſeyn, die uns nicht liebt? Wenn du dich dieſer Gefahr ausſetzen willſt, ich bin es zufrieden. Laß mir Zeit, mit ihr zu reden; ich will ſehen, ob ich ſie zu ihrer Einwilligung bewegen kann.

Dem Prinzen war mehr an der Prinzeſſin als an dem Königreiche gelegen, und ſo antwortete er ſeinem Vater: Er könnte wohl überzeugt ſeyn, daß ihm an einer Krone ſoviel nicht gelegen ſey, da er ja ſogar eine Akte unterzeichnet hätte, die ihn enterbte, im Fall, daß ſein jüngerer Bruder zurückkäme. Er würde ſeiner Seits niemals die Achtung aus den Augen ſetzen, die er ſeinem Vater ſchuldig wäre, aber er bäte ihn, ſein Verſprechen zu erfällen und ihm die Prinzeſſin zu geben. — Der König umarmte ihn und begab ſich ſogleich zu der armen Prinzeſſin, die in der größten Angſt war. ¿ Wäre es möglich, ſagte ſie, daß der König, nach allen den Verſprechungen, die er mir gemacht hat, die Grauſamkeit haben ſollte, mich dem Prinzen aufzuopfern? Wenn ich gezwungen werde, ihn zu heyrathen, ſo ſoll mein Hochzeittag der lezte Tag meines Lebens ſeyn. Denn ich haſſe ihn eben ſo ſehr wegen ſeiner Häßlichkeit als wegen ſeines ſchwarzen Herzens.

Als nun der König in ihr Zimmer trat, merkte ſie ſogleich die Abſicht ſeines Beſuchs, und ehe er ſich erklären konnte, rief ſie ihm entgegen: ¿ Ach mein König, was für eine ſchreckliche Nachricht bringen Sie mir? — Schöne Prinzeſſin, antwortete er, ich beſchwöre Sie, ſehen Sie die Verbindung mit meinem Sohne nicht als ein Unglück an; er liebt Sie gewiß; wenn er ſie weniger liebte, ſo würde es ihm leicht werden, eine andere Prinzeſſin zu finden, die ſich glücklich ſchätzen würde, ihm ihre Hand zu geben. Aber er will keine andere, als Sie: ihre Verachtung und Härte hat ihn nicht zurückſchrecken können, und Sie können hieraus ſchlieſſen, daß er niemals etwas unterlaſſen wird ſich Ihnen gefällig zu machen. Ach! erwiederte ſie mit Thränen, ich ſchmeichelte mir einen Beſchützer an Ihnen gefunden zu haben, aber ich irrte mich; auch Sie verlaſſen mich; aber die Götter werden mich nicht verlaſſen. — Wenn Sie es wüßten, antwortete der König, was ich gethan habe, um Sie vor dieſer Verbindung zu bewahren, ſo würden Sie gewiß von meiner Freundſchaft überzeugt ſeyn. Ach! ich hatte einen Sohn den ich zärtlich liebte; aber er ward mir geſtohlen und eine Katze an ſeine Stelle gelegt, die die Königin biß, ſo daß ſie an der Wunde ſtarb. Wäre mir dieß liebenswürdige Kind nicht entriſſen worden, es würde jezt den Troſt meines Alters machen; er würde mein Nachfolger auf dem Thron und ihr Gemahl werden. — Großbuckel der jezt den Herrn ſpielt, würde ſich glücklich geſchätzt haben, wenn man ihn am Hofe geduldet hätte. Aber ich habe dieſen liebenswürdigen Sohn verlohren und dieß Unglück erſtreckt ſich bis auf Sie. Vermehren Sie meinen Kummer nicht; entſchließen Sie ſich, die Hand meines Sohnes anzunehmen. Er iſt der Stärkere geworden, und es hängt nur von Ihnen ab, die blutigſten Scenen von meinem Reiche abzuwenden. — Die Prinzeſſin antwortete mit ihren Thränen. Der König verließ ſie, und brachte ſeinem Sohne die Antwort, daß die Prinzeſſin einwillige; er ſollte nur Anſtalten zur Hochzeit machen. — Der Prinz war auſſer ſich für Freude und lies auf der Stelle alle Juwelier und Kaufleute zu ſich kommen: kaufte die ſchönſten Sachen für ſeine Geliebte, und ſchickte es ihr in ſchönen goldenen Körbchen, die ſie mit ſcheinbarer Freude annahm. Als Prinz Großbuckel ſelbſt zu ihr kam ſagte er zu ihr: ¿Sehen Sie wohl nun ein, wie thörigt es war, die Ehre auszuſchlagen, die ich ihnen erzeigen wollte? Ich habe Anmuth und Verſtand; und ich will Ihnen ſo viel ſchöne Kleider machen laſſen, daß keine Königin in der Welt ſo geputzt ſeyn ſoll, wie Sie.

Die Prinzeſſin antwortete ganz trocken, daß die Unglücksfälle ihrer Familie ihr gerade am wenigſten erlaubten, an großen Pracht zu denken, und daß ſie ihn bäte ſie nicht ſo mit Geſchenken zu überhäufen. — Sie würden recht thun, ſich nicht zu putzen, verſetzte der Prinz, wenn ich Ihnen nicht die Erlaubniß dazu gäbe. Aber ſie müſſen darauf bedacht ſeyn, mir zu gefallen; in vier Tagen wird alles zu unſrer

Hochzeit fertig ſeyn. Laſſen ſie ſich nichts abgehn; ſeyn ſie luſtig, und befehlen Sie was Sie wollen; denn Sie ſind hier unumſchränkte Gebieterin.

Als der Prinz ſie verlaſſen hatte, ſchloß ſie ſich mit ihrer Oberhofmeiſterin ein, und beſchwor ſie, ihr zur Flucht behülflich zu ſeyn. Dieſe machte ihr zwar anfänglich ſehr ernſthafte Vorſtellungen; aber als dieſe keinen Eingang fänden, und die Prinzeſſin drohte ihren Hochzeit-Tag nicht zu erleben, warf ſie ſich vor ihr auf die Knie und ſagte zu ihr: wohlan denn, was wollen Sie daß ich thun ſoll. Ich werde Ihnen gehorchen, ſollte es gleich mein Leben koſten. Die Prinzeſſin hob ſie auf, umarmte ſie, und ſagte ihr, daß ſie einen Schäferhabit und eine Kuh zu haben wünſchte, daß ſie fliehen wollte, ſo weit ſie könnte, und daß es umſonſt wäre, ihr einen Plan auszureden, den ſie feſt entſchloſſen wäre auszuführen, es möchte koſten was es wollte. Endlich mußten ſie auch noch eine Puppe anputzen, ſie ins Bett legen, und ſagen, daß ſie krank wäre.

Sie ſehen, erwiederte die arme Oberhofmeiſterin, welcher Gefahr ich mich ausſetze. Der Prinz wird keinen Augenblick zweifeln daß ich Ihnen zur Flucht behülflich geweſen

ſey,

ſeyn, er wird mir alle erſinnliche Quaalen anthun um ihm zu entdecken, wo Sie hingekommen ſind, und endlich wird er mich zum Lohn meiner Treue verbrennen laſſen. Aber dieß ſoll mich nicht abhalten Ihnen beyzuſtehen, und Sie ſollen ſehn, ob ich Sie liebe.

Die Prinzeſſin gerieth über dieſe Antwort in große Verlegenheit. Ich will, antwortete ſie, daß Sie zwey Tage nach mir ebenfalls die Flucht ergreifen, und bis dahin wird es leicht ſeyn, den Hof zu täuſchen. — Endlich wurden ſie einig, und noch in derſelben Nacht bekam die Prinzeſſin ein Schäferkleid und eine Kuh.

Alle Göttinnen des Olympš konnten nicht ſo reizend ſeyn als die Prinzeſſin in ihrem ländlichen Anzuge. Sie gieng ganz allein im Mondſchein fort: führte bald ihre Kuh am Stricke, bald ſetzte ſie ſich darauf; ſie gieng auf gut Glück immer weiter, und ſtarb beynahe vor Furcht. Bey dem geringſten Geräuſch der Blätter, wenn ein Vogel aus ſeinem Neſt aufflatterte oder ein Haaſe aus ſeinem Lager aufſprang, glaubte ſie den Prinz Grosbuckel hinter ſich zu ſehen.

Sie ging die ganze Nacht und wäre auch gerne noch den ganzen andern Tag gegangen; aber ihre Kuh wollte nicht fort, ſondern blieb auf einer Wieſe ſtehen und weidete. Die Prinzeſſin war auch ziemlich müde geworden, von ihren großen Holzſchuhen und ihren Rock von grünem Buffel zu tragen, legte ſich an einen Bach auf das Gras, und nahm ihre Mütze ab um ſich die Haare zuſammen zu binden. Dieſe fielen ihr in langen Locken bis auf die Füſſe herunter, und ſie ſah ſich immer ſorgfältig um, ob nicht jemand käme. Aller ihrer Vorſicht ungeachtet wurde ſie von einer Dame überraſcht, welche über und über bewaffnet war, den Kopf ausgenommen; denn ſie trug den Helm in der Hand. Schäferin, ſagte die Dame zu ihr, ich bin durſtig, willſt du wohl deine Kuh melken und mir zu trinken geben. — Von Herzen gern, antwortete die Prinzeſſin, wenn ich nur ein Geſchirr hätte. — Hier haſt du eine Taſſe, verſetzte die Dame; indem ſie ihr eine ſchöne Schaale von Porzellan reichte; aber nun wußte die arme Prinzeſſin nicht wie ſie ſich anſtellen ſollte, um die Kuh zu melken. Da die Dame dieß ſah, fragte ſie: Nun giebt deine Kuh keine Milch oder kannſt du nicht melken? Die Prinzeſſin fing über ihre Ungeſchicklichkeit zu weinen an; ich muß ihnen geſtehn, ſagte ſie, daß ich erſt ſeit kurzem Schäferin bin, mein ganzes Geſchäfte iſt, die Kuh auf die Weide zu treiben und meine Mutter beſorgt das übrige. — ¿ Du haſt alſo eine Mutter? fragte die Dame. ¿ Was iſt ſie denn? — Sie iſt eine Pächterin, war die Antwort. ¿ Weit von hier? fuhr jene fort. — Nein, ganz nahe. So führe mich doch zu ihr; ich möchte wohl die Mutter einer ſo ſchönen Tochter kennen lernen. Die Prinzeſſin wußte nun nicht mehr, was ſie antworten ſollte. Sie war nicht gewohnt, Unwahrheiten zu ſagen, und ſie wußte nicht daß ſie mit einer Fee ſprach. Endlich ſagte ſie: wenn ich einmal aufs Feld gehe, ſo gehe ich nicht eher als den Abend wieder nach Hauſe; und wenn ich jezt nach Hauſe käme, ſo würde meine Mutter ſchmälen.

Meine liebe Prinzeſſin, ſagte die Fee lächelnd, es ſollte Ihnen ſchwer werden, Ihre Rolle durchzuſpielen, wenn ich Ihnen nicht beyſtände. Ich will Ihnen hier einen Strauß von Nelken geben; ſo lange ſie ihn behalten, wird Großbuckel ſie niemals erkennen. Wenn Sie in den großen Wald kommen, ſo erkundigen Sie ſich bey den Hirten, die dort weiden, wo Großherz wohnt; dieſen ſuchen Sie auf und ſagen ihm, daß die Fee Amazone Sie abſchickt und ihn bitten läßt, Sie in ſeinem Hauſe aufzunehmen. Adieu ſchöne Prinzeſſin, ich bin ſchon ſeit langer Zeit ihre Freundinn. — Ach! rief die Prinzeſſinn aus, ſie ſagen daß Sie mich lieben, und gleichwohl verlaſſen Sie mich jezt, da ich Ihres Beyſtands ſo ſehr bedarf. — Der Nelkenſtrauß wird Sie nicht verlaſſen, antwortete die Fee; aber jeder Augenblick iſt mir koſtbar, und Sie müſſen nun ſelbſt die Schöpferin ihres Schickſals ſeyn.

Mit dieſen Worten verſchwand ſie und die Prinzeſſin ſtand da wie im Traum. Als ſie ſich ein wenig erholt hatte, ſetzte ſie ihren Weg fort, ohne zu wiſſen, wo der große Wald wäre; aber ſie ſagte immer zu ſich ſelbſt, dieſe geſchickte Fee wird mich ſchon führen, daß ich an Ort und Stelle komme. Sie hielt den Strauß dabey immer feſt, aber ſie kam nicht weit vorwärts, denn ſie war nicht gewohnt ſo lange zu gehen; ſie fiel oft über die Steine hin, die ihr in dem Wege lagen, und ihre Füße waren am Ende ganz blutig. Sie mußte daher oft unter den Bäumen ausruhn, und da dachte ſie denn oft mit Angſt und Zittern an ihre Oberhofmeiſterin.

Dieſe hatte noch in derſelben Nacht, da die Prinzeſſin entflohen war, eine große Puppe angeputzt, ihr die Haube der Prinzeſſin aufgeſetzt und ihr ſchöne weiſe Wäſche angezogen. Dann ſchlich ſie ſich ganz ſachte in ihre Kammer, aus Furcht ſie zu beunruhigen, und wenn man das geringſte Geräuſch machte, ſo zankte und ſchmälte ſie die ganze Welt aus. Als der König aufgeſtanden war, ließ ſie ihm ſagen, die Prinzeſſin befände ſich nicht ganz wohl. Den König nahm dieß nicht ſehr Wunder, weil er wußte, wie ſchrecklich ihr der Gedanke an die Verbindung mit ſeinem Sohne war; aber Großbuckel hatte dieſe Nachricht kaum erhalten, als er zu ihr gelaſſen zu werden verlangte. Die Oberhofmeiſterin hatte alle Mühe von der Welt, ihn abzuhalten; aber nun wollte er ihr ſeinen Arzt ſchicken. Mein Gott, rief die Oberhofmeiſterin, das wäre gerade das rechte Mittel, ſie todt zu machen. Sie haßt die Aerzte und ihre Arzneyen ärger als den Tod. Seyn ſie nur auſſer Sorgen, fuhr ſie fort. Es wird ſich ſchon geben, wenn ſie nur einige Tage Ruhe hat. — So beruhigte ſie ihn endlich, und ließ die Puppe immer im Bette. Aber den zweyten Abend, da ſie Anſtalten zur Flucht machte, hörte ſie den Prinzen vor der Thüre wüthen, und kurz darauf trat er ſie ein.

Die Kammerfrauen der Prinzeſſin hatten nemlich den Betrug gemerkt, und ihn aus Furcht vor der Strafe dem Prinzen angezeigt. Es iſt unmöglich ſeinen Zorn zu beſchreiben; er lief zu dem König, in der Meynung, daß dieſer Antheil an ihrer Flucht habe; aber aus ſeinem Erſtaunen ſah er gar wohl, daß er noch nichts davon wußte. Nun lief er in das Zimmer der Prinzeſſin, ſtürzte auf die Oberhofmeiſterin los, ergriff ſie bey den Haaren und ſchrie einmal über das anderemal: gieb mir die Prinzeſſin wieder, oder ich reiſſe dir das Herz aus dem Leibe. — Sie antwortete nur mit ihren Thränen, warf ſich vor ihm auf die Knie, und beſchwor ihn umſonſt, ſie anzuhören. Er ſchleppte ſie mit eigner Hand in ein Gefängniß, und er würde ſie ganz gewiß ermordet haben, wenn der König ſie nicht unter ſeinen Schutz genommen hätte,

Nun aber gab der Prinz ſogleich Befehl, ſeiner Geliebten zu Waſſer und zu Lande nachzuſetzen; er beſtieg ſelbſt ein Pferd und ſprengte wie unſinnig davon. Eines Tages als ſich die Prinzeſſin mit ihrer Kuh unter einem Felſen verborgen hatte, weil ein ſchreckliches Ungewitter am Himmel ſtand, kam Prinz Großbukkel mit ſeinen Gefährten bis auf die Knochen durchnäßt in dieſelbe Höle. Da ſie ihn ſo nahe bey ſich ſah, erſchrack ſie weit mehr vor ihm als vor dem Blitze und dem Donner; ſie faßte ihren Nelkenſtrauß mit beyden Händen und betete heimlich zu der Fee: Fee Amazone verlaß mich nicht. Großbuckel warf die Augen auf ſie und ſagte: warum zitterſt du ſo, alte Hexe? Was wär' es denn für ein Unglück, wenn dich der Donner erſchlüge? — Die Prinzeſſin war ſehr vergnügt, ſich eine alte Hexe nennen zu hören, und um nicht mit dem Prinzen ſprechen zu müſſen, ſtellte ſie ſich taub. Das Wetter zog indeß vorüber, und Großbuckel jagte wieder davon, und Kärpchen dankte der Fee für ihren Schutz. Sie ſezte nun ihre Reiſe weiter fort und kam in eine Ebene, in welcher die Hirten der Gegend ſich angebaut hatten. Ihre kleinen Häußer waren allerliebſt; jedes hatte ſeinen Garten und ſeinen Brunnen. Die Schäferinnen waren faſt alle ſchön, und die Schäfer faſt alle verliebt. Als ſie die Prinzeſſin kommen ſahn, verließen ſie alle ihre Heerden und folgten ihr nach; denn ihre Schönheit und ihr Anſtand flößte ihnen Ehrfurcht ein.

Die Prinzeſſin bat ſie, ihr die Wohnung des Schäfers Großherz zu zeigen; jeder wollte der erſte ſeyn, ſie zurecht zu weiſen. Sie fand ihn in einem Thale mit ſeiner Frau und ſeinen Töchtern ſitzend; ein kleiner murmelnder Bach floß zu ihren Füßen. Er hatte Rohrſtäbe in ſeiner Hand, aus denen er einen Korb flocht, um Früchte darinnen aufzubewahren; ſeine Frau ſpann, und ſeine beyden Töchter angelten.

Als die Prinzeſſin ſich ihm näherte; fühlte ſie Regungen der Ehrfurcht und Zärtlichkeit die ihr bis dahin unbekannt geweſen waren; und die Hirten-Familie ſchien ihrer Seits nicht weniger bey ihrem Anblick gerührt zu ſeyn. Ich bin eine arme Schäferin, hub die Prinzeſſin an, die Fee Amazone ſchickt mich zu euch und läßt euch bitten, mich aufzunehmen. — Meine Tochter, antwortete der König, indem er aufſtand und ſie grüßte, die Fee Amazone weiß, wie ſehr wir ſie ehren. Du biſt willkommen bey uns: mein Haus ſteht dir offen und ich werde dich wie mein Kind behandeln. — Komm zu mir, ſchönes Kind, ſagte nun auch die Königin, und ſtreckte ihre Arme nach ihr aus; ich hoffe, daß du mich als deine Mutter, und meine Töchter als deine Schweſtern betrachten wirſt. — Ach! meine gute Mutter, erwiederte die Prinzeſſin, ich verdiene dieſe Güte nicht. Wenn ich nur Eure Schäferin ſeyn und eure Heerden weiden darf. — Meine Tochter, fiel der König ein, wir ſind hier alle gleich und ich werde keinen Unterſchied zwiſchen dir und meinen Kindern machen; komm, ſetze dich zu uns und laß deine Kuh mit unſern Schaafen weiden.

Je länger der König und die Königin ſie anſahn, deſto größer ward ihr Erſtaunen und ihre Bewunderung. Kömmſt du weit her? fragten ſie. Sehr weit, antwortete die Prinzeſſin; — Haſt du noch Vater und Mutter? — Nein. — Und ſo fragten ſie noch mehr und die Prinzeſſin antwortete immer ganz einſylbig. Und wie heißt du denn? fragte endlich die Königin. — Man nennt mich Kärpchen, war die Antwort. — Der Nahme iſt ſonderbar, ſagte der König, wenn nicht ein beſonderes Abentheuer dazu Veranlaſſung gegeben hat. Die Prinzeſſin antwortete nichts; ſondern nahm die Spindel der Königin, um ſie abzuwickeln, und da ſie ihre ſchönen weißen Händchen ſehen ließ, winkten ſich der König und die Königin zu, und ſagten zu ihr: dein Kleid iſt für die jetzige Jahreszeit ſehr warm, und deine Holzſchuhe ſind zu ſchwer für ein ſo junges Mädchen: du mußt dich nach unſrer Mode kleiden. — Liebe Mutter, antwortete ſie; ich trage mich wie es in meinem Lande Mode iſt; aber wenn ihr wollt, ſo will ich mich anders anziehn.

Als der Abend heran kam, ſtanden ſie alle auf, und gingen nach Hauſe. Hier bereiteten ſie ein ländliches Mahl von Fiſchen, Eyern und Milch. Als ſie bey Tiſche ſaſſen, fing der König an: ich wundre mich, daß mein Sohn noch nicht zurück iſt; ſeine Jagdbegierde treibt ihn manchmal weiter als ich gern ſehe, und es iſt mir immer bange, daß ihm ein Unglück begegnet.

Endlich kam der Prinz, er trug ein Reh auf ſeinem Rücken, ſeine Haare hingen zerſtreut über ſeine Schultern herab und ſein Geſicht war mit Staube bedeckt. Er ſtüzte ſich auf einen kleinen Wurfſpies, an ſeiner Seite hingen Pfeil und Bogen. In dieſem Aufzuge hatte er etwas ſo edles und einnehmendes daß man ihn nicht ſehn konnte, ohne ihn zu bewundern.

Liebe Mutter, ſagte er zu der Königin, ich wollte euch gerne ein Wildpret in die Küche bringen, und das hat mich weiter geführt als ich wollte. — Mein Sohn, antwortete ihm der König mit einem ernſthaften Tone, du weißt alles was ich dir über deine Leidenſchaft für die Jagd geſagt habe, aber du willſt dich nicht daran kehren, und es iſt dir gleichgültig ob du uns Unruhe machſt oder Freude. — Der Prinz erröthete; er antwortete, daß er künftig früher nach Hauſe kommen, oder daß er der Jagd ganz entſagen wollte, wenn ſein Vater es verlangte. — Es iſt gut, ſagte die Königin, die ihn auf das zärtlichſte liebte, ich danke dir für dein Geſchenk; jezt komm und ſetze dich zu uns; du wirſt Hunger haben.

Der Prinz ſetzte ſich ſeiner Mutter gegen über und warf ſeine Augen auf die Fremde, die nicht ſo lange gewartet hatte ihn anzuſehn. Ihre Blicke begegneten ſich und ſie fühlten dabey eine ſo auſſerordentliche Gemüthsbewegung daß ſie nicht wußten, wie ihnen geſchah. Die Prinzeſſin erröthete, und ſchlug die Augen nieder; der Prinz fuhr fort, ſie anzuſehn; dann blickte ſie wieder verſtohlen nach ihm auf. Beyde glaubten, nie etwas vollkommneres geſehen zu haben. ¿Iſt es möglich, dachte die Prinzeſſin, daß von allen den Herrn, die ich am Hofe geſehen habe, keiner dieſem jungen Schäfer glich? — ¿Wie kömmt es, dachte er ſeiner Seits, daß dieß ſchöne Mädchen nichts weiter als eine Schäferin iſt? O daß ich ein König wäre, um ſie auf den Thron zu ſetzen, und ihr meine Staaten zu unterwerfen, ſo wie mein Herz ihr unterworfen iſt.

Nach dem Abendeſſen begaben ſich der König und die Königin weg und die Prinzeſſinnen beſorgten ihrer Gewohnheit gemäß, was noch in der Wirthſchaft zu beſorgen war. Die Eine melkte die Kühe: die andre machte Käſe. Kärpchen wollte auch arbeiten, aber ſie wußte nicht, wie ſie es angreifen ſollte und machte nichts recht. Aber der Prinz half ihr. Er gieng mit ihr an den Brunnen; er trug ihren Krug,

ſchöpf=

ſchöpfte ihr das Waſſer und ſchleppte es auch ins Hauß; denn er gab nicht zu, daß ſie etwas tragen ſollte. — Aber was meynt ihr wohl, ſagte ſie, daß ich hier die Dame ſpielen ſoll. Ich habe mein ganzes Leben über gearbeitet; bin ich denn hieher gekommen, um die Hände in den Schoos zu legen? — Thue was du willſt, ſchöne Schäferin, antwortete der Prinz, aber gönne mir das Vergnügen, dir zu helfen. — Sie kamen eher nach Hauſe als er wünſchte; denn ob er es gleich kaum wagte, mit ihr zu ſprechen, ſo fühlte er doch ein unſägliches Vergnügen bey ihr zu ſeyn.

Sie brachten beyde eine ſehr unruhige Nacht zu: dem Prinzen wurde die Zeit lang, bis er die Schäferin wieder ſah, und ſie fürchtete beynah, ihn wieder zu ſehn. Aber ſie dachte ſo oft an ihn, daß ſie die Furcht vor dem Prinz Großbuckel beynahe ganz vergaß. Warum, ſagte ſie zuweilen zu ſich ſelbſt, warum hat doch das Glück ſoviel Vollkommenheiten an dieſen Hirten verſchwendet und hat dafür einen Prinzen, der beſtimmt iſt, ein ganzes Volk zu regieren, ſo übel bedacht.

Kärpchen hatte ſich ſeit ihrer Verwandlung in eine Schäferin noch nicht ein einziges mal im Spiegel beſehn. Jezt erſt fiel es ihr ein zu ſehn, wie ſie ihr Anzug kleidete. Sie fand ſich abſcheulich. Nein, ſagte ſie, ich kann unmoglich länger in dieſen groben Zeug eingepackt bleiben. — Dann wuſch ſie ſich Geſicht und Hände die weißer wurden als Lilien; dann gieng ſie zu der Königin und bot ihr einen koſtbaren Diamanten-Ring an, den ſie mitgebracht hatte, um ihr dafür Wäſche und Kleider zu kaufen, wie die Schäferinnen in dieſer Gegend trugen.

Die Königin erſtaunte, einen ſo ſchönen Ring in den Händen dieſes Mädchens zu ſehn. Ich will dir ihn aufheben, ſagte ſie, und morgen ſollſt du haben, was du brauchſt. Dann ſchickte ſie gleich in ein benachbartes Städtchen, und ließ einen allerliebſten Schäferhabit hohlen, der die Prinzeſſin vortreflich kleidete. Aber der Prinz hatte auch nicht vergeſſen, ſich zu putzen. Er hatte ſeinen Huth mit Blumen geſchmückt; ein ſchönes Band hieng von ſeiner Schulter herab und an dieſem eine Kürbisflaſche; auch an ſeinem Schäferſtabe flatterten Bänder und Blumen. Er hatte einen ſchönen Strauß geſucht, den er ſeiner Prinzeſſin mit aller Furchtſamkeit eines Liebhabers anbot, und den ſie mit aller Verlegenheit einer jungen Schäferin annahm. Sie wünſchten immer zuſammen zu ſeyn, und doch waren ſie oft glücklicher, wenn ſie getrennt, an einander denken konnten. Die Vögel und das Wild bekamen jezt gute Tage: denn wenn der Prinz auch auf die Jagd ging, ließ er ſeinen Bogen ruhn und dachte an ſeine Geliebte und erzählte dem Echo ſeine Leiden.

Indeſſen merkte er endlich gar wohl, daß ihm ſeine Geliebte wohl wollte, nur wußte er nicht, wie er ſich ihr entdecken ſollte. Er begab ſich daher eines Tages an das Ufer eines Bachs, der von Weiden und Erlen beſchattet war, wohin die Prinzeſſin täglich ihre Heerde führte, und ſchrieb mit einer Nadel folgende Worte in die Rinde eines Baums.

Der Friede herrſcht in dieſen ſtillen Hainen,
In ihren Schatten thront das Glück;
Warum ach! hat mein Misgeſchick
Nur mich verdammt, mein Leben zu verweinen!

Die Prinzeſſin überraſchte ihn, da er noch beſchäftigt war, dieſe Worte einzugraben. Er ſchien darüber verlegen zu ſeyn, und nach einigen Augenblicken Stillſchweigens ſagte er, du ſiehſt einen unglücklichen Schäfer, der ſich gegen fühlloſe Dinge über die Leiden beklagt, die du ihm verurſachſt. — Sie antwortete nichts, ſondern ließ ihm volle Zeit, ihr ſeine Empfindung und Wünſche zu entdecken.

Schäfer, ſagte ſie zu ihm, als er ausgeredet hatte, ich beklage dich, das iſt aber auch alles was ich für dich thun kann. Ach! ich bin ſchon ſo unglücklich, warum ſollt ich noch das Unglück haben, zu lieben? — Sage vielmehr, rief der Prinz aus, daß du deine Leiden durch die Liebe erleichtern willſt; ich will ſie mit dir theilen, ich will mit dir leiden; mein einziges Beſtreben ſoll ſeyn, dir zu gefallen. Die ganze Sorge deiner Heerde ſoll auf mir liegen.... Wollte der Himmel, unterbrach ihn die Prinzeſſin; daß ich keine andre Veranlaſſung zur Unruhe hätte als meine Heerde. — Aber was könnteſt du ſonſt haben, fiel der Prinz ein, da du ſo jung, ſo ſchön, ſo fern von den Gefahren biſt, mit denen die Städte drohen, vor denen mein Vater mir ſo viel erzählt hat? Aber ach! ich fürchte, ein Nebenbuhler macht dich gegen mein Flehen unerbittlich... Bey dieſen Worten änderte er die Farbe, und ſah zur Erde, mit Thränen in den Augen. Dieſer Gedanke war ihm ſchrecklich. Ja antwortete ſie, du haſt einen Nebenbuhler, den ich haſſe und verabſcheue; du würdeſt mich nie geſehen haben, wenn mich ſeine Verfolgungen nicht gezwungen hätten, zu fliehn. So wirſt du mich vielleicht auch fliehn, verſetzte der Prinz; denn wenn du jenen verabſcheuteſt, weil er dich liebte, ſo muß ich dir der verabſcheuungswürdigſte Menſch ſcheinen. — Jezt hätte die Prinzeſſin gerne ihren Empfindungen freyen Lauf gelaſſen; aber ſie hielt ſich zurück. Ich würde ſchwerlich einen ſo weiten Weg machen, um mich von dir zu entfernen, ſagte ſie, als ich gemacht habe, um jenem zu entgehen.

Dieſe Worte waren doch wenigſtens einiger Troſt für den armen Schäfer, der nun alle Sorgfalt aufbot, ſich ſeiner Geliebten gefällig zu machen. Jeden Morgen ſuchte er die ſchönſten Blumen, um ihr Kränze zu flechten; wo ſie ihre Heerden weidete, flocht er die Zweige in einander, daß ſie natürliche Lauben bildeten, und machte Sitze von Gras und beſtreute ſie mit Blumen. Die Prinzeſſin bemerkte dieſe Beweiße ſeiner Leidenſchaft bald mit Vergnügen, bald mit Unruhe. Sie liebte ihn, ohne es ſich ſelbſt zu geſtehn; ſie wagte es nicht, ihr Herz darum zu fragen.

Aber die Neigung des jungen Hirten blieb auch andern nicht verborgen, jedermann bemerkte ſie, und jedermann gab ihr Beyfall. Sie ſchienen für einander gebohren zu ſeyn; beyde gleich vollkommen, gleich ſchön und tugendhaft. Die Prinzeſſin freute ſich, wenn ſie ihren Hirten loben hörte; aber wenn ſie dann wieder dachte, daß ſie ihn doch nicht lieben dürfte, ſo ward ſie niedergeſchlagen, und beſchloß, ihre Neigung nicht zu verrathen.

Der König und die Königin, die ihre neue Pflegtochter wie ihr eignes Kind liebten, ſahen dieſe keimende Leidenſchaft mit Vergnügen. ¿Iſt es nicht Amazone, die ſie zu uns geſchickt hat; iſt ſie es nicht, die den Centauer bekämpfte, um den Knaben zu retten? Ganz gewiß hat dieſe weiſe Fee ſie für einander beſtimmt.

So ſtanden die Sachen; der Prinz beklagte ſich ohn' Unterlaß über den Kaltſinn ſeiner Schönen, und ſie that ſich ſtets neue Gewalt an, ihre Neigung zu verbergen; als der Prinz eines Tages auf die Jagd gieng und mit einem Bären Handgemein ward, der ſich aus ſeiner Höle hervor auf ihn geworfen hatte. Nachdem ſie einige Zeit auf dem Gipfel des Bergs mit einander gekämpft hatten, ſtürzten ſie zuſammen in das Thal herab, wo die Prinzeſſin mit einigen von ihren Geſpielinnen weidete. Wie erſchraken ſie, als ſie einen Mann ſahen, den ein Bär zu überwältigen drohte! Die Prinzeſſinn erkannte ſogleich ihren Schäfer, und ſtieß ein ſchreckliches Geſchrey aus. Ihre Geſpielinnen lieſen davon, ſie blieb allein zurück; ja ſie hatte den Muth, das Eiſen ihres Schäferſtabs dem

Bären in den Rachen zu ſtoßen, und ſo ihren Geliebten, aus ſeinen Klauen zu retten. Als dieſer ſie erblickte, verdoppelte der Gedanke der Gefahr, welcher er ſie ausgeſetzt ſah, ſeinen Muth; er dachte nicht mehr daran, ſein Leben zu erhalten, ſondern das ihrige zu ſchützen. In der That ſtürzte auch das Thier todt zur Erde, aber einen Augenblick darauf ſtürzte er ſelbſt ohnmächtig nieder, denn er hatte zwey heftige Wunden bekommen, aus denen das Blut ſtromweis hervor quoll. Die arme Prinzeſſin war für Schrecken auſſer ſich. Sie konnte nicht reden; aber heiße Thränen ſtürzten über ihre Wangen herab. Sie kniete neben ihm nieder und ſuchte das Blut zu ſtillen, das immer ſtärker floß. Ach! ſagte ſie endlich, wenn du ſtirbſt, ſo ſterbe ich mit dir. Vergebens habe ich dir meine geheimen Empfindungen zu verbergen geſucht. Mein Leben iſt an das Deinige geknüpft. — Dieſe Worte brachten den armen Hirten einen Augenblick zu ſich ſelbſt zurück. Er ſchlug ſeine Augen auf und ſchien ihr mit einem zärtlichen Blicke zu danken.

In dieſem Augenblick kamen die Hirtinnen zurück, die vorhin geflohen waren, und brachten einige Hirten mit, denen ſie den Vorgang erzählt hatten. Sie eilten dem Prinzen beyzuſtehn. Aber während ſie Zweige von den Bäumen hieben, um eine Trage für ihn zu machen, erſchien die Fee Amazone mitten unter ihnen. Seyd ohne Sorgen, ſagte ſie, der junge Schäfer wird nicht ſterben. Dann ergriff ſie ihn bey der Hand, und ſetzte ihren goldenen Helm auf ſein Haupt, und ſagte: ich verbiete dir, Schäfer, länger krank zu ſeyn. In dem Augenblick ſtand er auf und das Feuer ſeiner Augen ſtrahlte durch das Viſir hindurch. Er war eben ſo erſtaunt über ſeine ſchnelle Heilung als über den Anblick der erhabenen Dame, die er vor ſich ſah. Von Bewunderung, Freude und Dankbarkeit hingeriſſen warf er ſich zu ihren Füßen. Große Königin, ſagte er, ich war heftig verwundet und ein einziger von deinen Blicken hat mich geheilt. Aber ich! ich trage eine Wunde in meinem Herzen, von der ich nicht geheilt zu werden verlange; ſtehe mit bey; lindre meine Leiden, und mache meine Schäferin meinen Bitten geneigt. — Die Prinzeſſin erröthete, da ſie ihn ſo ſprechen hörte; ſie wagte es nicht, die Augen aufzuſchlagen, aber ihre erſtickten Seufzer erregten das Mitleiden der Fee. — Dieſer Hirte, ſagte ſie zu ihr, iſt deiner Liebe nicht unwerth. Es ſtehen euch noch wichtige Dinge bevor. Ich werde euch nie vergeſſen und euch meinen Schutz nie entziehen. — Mit dieſen Worten verſchwand ſie. Die Schäfer und Schäferinnen umringten die beyden Verliebten, zu deren Rettung ſie herbeygeeilt waren und führten ſie im Triumph in das Dorf. Sie krönten ſie mit Blumen, zum Zeichen ihres Siegs, und den ſchrecklichen Bären trugen ſie hinter ihnen her. Das ganze Dorf lief zuſammen um dieſen Aufzug zu ſehn, der endlich an der Hütte von Großherz ankam.

Jedermann drängte ſich nun dem alten Hirten den Vorgang zu erzählen; wie ſein Sohn mit dem Bären gekämpft, wie ihm die Schäferin beygeſtanden habe, und auf welche wunderbare Weiſe er von der Fee Amazone geheilt worden ſey. Der König war über dieſe Nachricht ſehr vergnügt und theilte ſie ſogleich der Königin mit. Ganz gewiß, ſagte er zu ihr, iſt dieſer Knabe und dieſes Mädchen nicht von gemeinem Stand; ihre Vollkommenheiten, ihre Schönheit, die Sorge, welche die Fee für ſie trägt, laſſen uns etwas auſſerordentliches ahnden. — In dieſem Augenblick erinnerte ſich die Königin des Rings, den ſie von Kärpchen bekommen hatte. Ich habe immer vergeſſen, ſagte ſie, dir einen Ring zu zeigen, den mir die Schäferin aufzuheben gegeben, und der mir auſſerordentlich koſtbar ſcheint. — Sie holte nun den Ring und kaum bekam ihn der König zu Geſicht, als er ausrief: Was ſehe ich? Iſt es möglich, daß du dieſes Kleinod nicht erkannt haſt, das ich aus deinen Händen bekommen habe? Zu gleicher Zeit druckte er an eine kleine Feder, der Stein hob ſich auf, und die Königin erblickte ihr Bildniß, das ſie hatte mahlen laſſen, um es dem Könige zu ſchenken. Dieſen Ring hatte ſie ihrer jüngſten Tochter bisweilen an den Hals gebunden, um ſie damit ſpielen zu laſſen. — Sie erſtaunten bey dieſem Anblick; ſie wußten nicht, was ſie von dieſem ſonderbaren Ereigniß denken ſollten; indeſſen beſchloſſen ſie, die Schäferin zu rufen, und ſie über dieſen Ring zu befragen.

Meine Tochter, ſagte die Königin zu ihr, ich habe bis jezt ruhig ein Geſtändniß von dir erwartet, das uns viel Vergnügen gemacht haben würde, wenn du es uns unaufgefordert gemacht hätteſt. Aber da du fortfährſt uns ein Geheimniß aus deiner Abkunft zu machen, ſo muß ich dir ſagen, daß wir es wiſſen, und daß der Ring, den du mir gegeben haſt, uns das Räthſel hat errathen laſſen. — Ach! meine Mutter, antwortete die Prinzeſſin, indem ſie ſich vor ihr auf die Knie warf, es iſt nicht Mangel an Zutraun, was mich abgehalten hat, euch meinen Stand zu entdecken. Ich fürchtete daß es euch allzuviel Kummer machen würde, eine Prinzeſſin in dieſem Zuſtande zu ſehn.

Mein Vater, fuhr ſie fort, war König der friedfertigen Inſeln. Ich erinnere mich, daß mir meine Mutter oftmals erzählt hat, einer ſeiner Feinde habe ihn vertrieben, und in den Thurm geſperrt in welchem ich bis in mein drittes Jahr lebte. Um dieſe Zeit fanden meine Eltern ein Mittel ſich zu retten. Sie legten mich in einen Korb und ließen mich an einem Stricke herab; aber der Strick zerriß und ich fiel in den See. Ich weiß nicht, wie es zugegangen iſt, daß ich nicht ertrunken bin. Fiſcher fanden mich den andern Morgen in den Netzen, die ſie ausgehängt hatten, um Karpfen zu fangen, und trugen mich zu dem Tyrannen, der die Flucht meiner Eltern ſchon erfahren hatte, und nun leicht errieth, wer ich war. Seine Gemahlin, welche keine Kinder hatte, empfand Mitleiden für mich, und zog mich unter dem Nahmen Kärpchen auf.

Einſtmals entſpann ſich eine Verſchwörung in dem Königreich, die der Prinz Großbuckel unterhielt, der endlich auch das Königreich eroberte, mich in Triumph aufführte, und mich dann wider meinen Willen heyrathen wollte. In meiner Angſt ergriff ich die Flucht, in der Kleidung einer Schäferin. Die Fee Amazone erſchien mir auf meinem Wege und machte mich dem Prinzen, der mich verfolgte, unkenntlich.

Einen eben ſo großen Dienſt erzeigte ſie mir dadurch, daß ſie mich zu euch ſchickte und wenn ich euch meine Abkunft verborgen habe, ſo geſchah es einzig und allein, weil ich euch den Kummer erſparen wollte, den euch mein Schickſal verurſacht haben würde. Ich beklage mich nicht, fuhr ſie fort, daß mich der Himmel aus einem Palaſt in dieſe Hütte geführt hat. Im Gegentheil; ich habe die Ruhe erſt in dieſem ſtillen Thale kennen gelernt, und ich würde mich kaum entſchließen können, zu meinem vorigen Stande zurückzukehren.

Da ſie mit großer Lebhaftigkeit und Schnelligkeit ſprach, ſo bemerkte ſie nicht, daß die Königin in Thränen zerfloß, und der König nicht weniger gerührt war. Aber kaum hatte ſie aufgehört zu reden, als beyde ſie in ihre Arme ſchloſſen, ohne ein Wort ſprechen zu können. Endlich brach die Königinn das Stillſchweigen: ¿Iſt es möglich, ſagte ſie, meine geliebte Tochter, daß dich die Götter wieder in meine Arme führen, nachdem ich ſo viele Thränen um dich vergoſſen habe? Ja, meine Tochter, ich habe dich unter meinem Herzen getragen, ich habe dich als verlohren beweint. ¿Wie ſoll ich dem Himmel genug für das Glück danken, das er mir heute gewährt? — und ich meine theuerſte Mutter, meine Königinn, rief die Prinzeſſin aus, indem ſie zu ihren Füßen fiel, mit welchen Worten ſoll ich Ihnen die Ehrfurcht und Liebe ausdrücken, die ich für Sie beyde empfinde. ¿ So finde ich Sie alſo wieder, nachdem ich ſchon längſt alle Hofnung aufgegeben hatte, Sie noch einmal zu ſehn? — Hierauf fingen die Umarmungen und Thränen von neuem an; bis ſich endlich die Prinzeſſinn wegbegab. Ihre Eltern verboten ihr, ſich gegen irgend jemand etwas von dieſem Vorfalle merken zu laſſen.

Dieſem Verbot kam ſie treulich nach, aber gegen ihren Schäfer zu ſchweigen, das war ihr unmöglich. Sie ſuchte ihn, um ihm ihr Geheimniß mitzutheilen; und als ſie in tiefe Gedanken verſunken, längſt dem Bach hinabging und ſich in den Büſchen verlohr, ſah ſie ihn auf einmal, wie er zu ihren Füßen ſank und ihr einen Blumenkranz darreichte. ¿ Wo kommſt du her, ſchöne Schäferinn, ſagte er zu ihr? ich ſuche dich ſchon ſeit mehrern Stunden. Ich habe dich mit Ungedult erwartet. — Schäfer, antwortete ſie, eine unerwartete Begebenheit hat mich aufgehalten, die ich Dir nicht verſchweigen kann. Aber erinnere dich, daß dieſes Zeichen meines Zutrauens ein ewiges Stillſchweigen erfordert. Ich bin Prinzeſſinn; mein Vater war ein König, und ich habe ihn jezt in dem Schäfer Großherz wieder gefunden.

Man kann ſich das Erſtaunen des Prinzen bey dieſen Neuigkeiten leicht vorſtellen. Indeß hörte er ihre Geſchichte mit ſcheinbarer Ruhe an. Endlich rief er traurig aus: So bin ich denn verlohren, ich Unglücklicher, weil Sie auf einem Throne gebohren ſind? Sie haben Ihre Eltern wieder gefunden; ich irre ohne Vaterland, ohne Verwandten umher. Die Menſchen hatten mich verlaſſen, und Adler haben mich ernährt, und ihr Neſt hat mir zur Wiege gedient. Sie werden mich nun mit Gleichgültigkeit anſehn. Sie werden mich ihrer Gunſt nicht mehr würdig achten.

Ohne zu antworten ergriff die Prinzeſſinn eine Nadel, und ſchrieb in die Rinde eines Baums:

Liebſt du ein Herz, das dich o Schäfer liebt?

Sogleich ſchrieb der Prinz darunter:

Du fragſt, da meine Bruſt ein ewig Feuer nähret?

Und die Prinzeſſinn ſezte hinzu:

Wohl, ſo genieß das Glück, das Amor dir gewähret,
Das ſeltne Glück, das Wechſelliebe giebt!

Der Prinz warf ſich ihr entzückt zu Füßen und ergriff ihre Hand. Anbetungswürdige Prinzeſſinn, rief er aus, Sie richten mein bekümmertes Herz wieder auf; Sie erhalten mir das Leben, durch dieſe erneuerte Güte. Ach! vergeſſen Sie die Zuſage nie, die Sie mir in dieſem Augenblicke gethan haben. — ¿ Vergeſſen? antwortete ſie mit dem ſüßeſten Ton von der Welt; ach! du weißt nicht, wie geſchäftig mein Herz iſt, zu deinem Vortheil zu ſprechen.

Während dieſer Geſpräche kam der Abend heran. Sie riefen ihre Heerden zuſammen, und leiteten ſie nach ihren Horden.

Der König und die Königinn hatten unterdeſſen Rath gepflogen, was ſie mit Kärpchen und dem jungen Schäfer anfangen ſollten. Bisher hatten ſie die keimende Leidenſchaft dieſes ſchönen Paars mit Vergnügen bemerkt, und ſie hatten gewünſcht, dieſe Reize, dieſen Verſtand, dieſe Tugenden auf ewig zu vereinigen. Jezt erſchien ihnen die Sache in einem andern Licht. Kärpchen war ihre Tochter, und der Schäfer wahrſcheinlich nichts weiter als der Sohn armer unglücklicher Eltern, die ihn den wilden Thieren ausgeſezt hatten, um der Mühe für ihn zu ſorgen überhoben zu ſeyn. Sie beſchloſſen daher, ihrer Tochter zu befehlen, ſeinen Hofnungen nicht länger zu ſchmeicheln, und ihm geradezu zu erklären, daß ſie keine Luſt hätte, ſich in dieſem Lande zu verheyrathen.

Die Königinn rief ſie gleich nach ihrer Rückkehr herein, und machte ihr den gefaßten Entſchluß bekannt. Man ſtelle ſich das Schrecken der unglücklichen Prinzeſſinn, bey dieſem Befehle vor. Die Güte ihrer Mutter, die ſanften Worte, deren ſie ſich bediente, waren nicht im Stande, ihren Schmerz zu lindern. Sie ſuchte ſich zu zwingen; aber umſonſt. Das Feuer ihrer Augen erſtarb; und eine tödtliche Bläſſe bedeckte ihre Wangen. Ach! wie oft reute ſie nun das Geſtändniß, das ſie ihrem Geliebten gethan hatte! Sie verſprach ihrer Mutter Gehorſam; aber ihr Herz war mit ihrem Munde nicht im Einverſtändniß.

Den andern Morgen führte ſie ihre Heerde auf die Weide, aber anſtatt ſie nach dem Bache zu treibkn, verlohr ſie ſich in dem Wald. Hier ſetzte ſie ſich nieder, legte ihren Kopf in die Hand, und überließ ſich ihrem Schmerz und ihren Betrachtungen. Der Prinz hatte ſie aufgeſucht; er fand ſie an dieſer einſamen Stelle und trat plötzlich vor ſie hin. Als ſie ihn ſah, ſtieß ſie einen lauten Schrey aus, ſtand eilfertig auf und entfernte ſich, ohne ihn anzuſehn. Er blieb wie verſteinert ſtehn; ein ſolches Betragen ſchien ihm unerklärbar zu ſeyn. Endlich entſchloß er ſich ihr zu folgen, und holte ſie ein. Schäferinn, ſagte er zu ihr, du giebſt mir den

Tod, laß mich wenigſtens vor deinen Augen ſterben. Du liebſt mich nicht mehr; du haſt vergeſſen, was du mir noch geſtern verſprachſt. — ¿Ich liebe dich nicht mehr? antwortete die Prinzeſſinn mit Blicken, die dieſen Vorwurf widerlegten. Ich bin unglücklich, aber nicht treulos. Beklage mein Schickſal, und vermeide mich. Erfülle eine Bitte, die mir die Nothwendigkeit zu thun auferlegt. — Die Nothwendigkeit? rief der Schäfer mit dem Ton der heftigſten Verzweiflung aus. ¿ Ich ſoll dich fliehen, und deine Lippen können dieſe grauſamen Worte ausſprechen? Ach! warum überließ ſich mein Herz den ſüßen Hofnungen, mit denen du ihm ſchmeicheltеſt.

Die Heftigkeit der Leidenſchaften, die in der Bruſt der armen Prinzeſſinn tobten, war über ihre Kräfte. Sie ſank ohne Bewußtſeyn zur Erde, und ihr Leben ſchien von ihr zu fliehn. Der Prinz war bey dieſem Anblick außer ſich; aber er wurde zugleich überzeugt, daß ſeine Geliebte nicht den Eingebungen ihres Herzens folgte, wenn ſie ihm verbot ſie zu ſehn.

Er verlohr keinen Augenblick, ihr beyzuſtehn. Er ſchöpfte Waſſer aus einer nahen Quelle, und rief ſie damit ins Leben zurück. Aber als ſie die Augen aufſchlug, ſtieß ſie den Schäfer zurück. ¿Laß mich, laß mich, rief ſie, was würde meine Mutter ſagen, wenn ſie uns zuſammen fände? — ¿Wie? antwortete er, ich ſollte Dich den wilden Thieren überlaſſen, oder ich ſollte Dich der Gefahr ausſetzen, von giftigen Schlangen geſtochen zu werden? Ach! antwortete die Prinzeſſin mit einem tiefen Seufzer, ich fürchte den Zorn der Königin mehr als jede Gefahr.

Während dieſer zärtlichen Unterhaltung der beyden Verliebten, war die Fee, ihre Beſchützerinn, auf einmal in dem Zimmer des Königs erſchienen. Ihre Augen funkelten heller als die Diamanten, mit denen ihr Panzer bedeckt war. So wandt ſie ſich zu der Königin: Sie ſind ſehr undankbar, ſagte ſie zu ihr, für das Geſchenk, das ich Ihnen mit Ihrer Tochter gemacht habe. Sie verbieten ihr zu lieben und laſſen den armen Schäfer, den ich Ihrer Sorgfalt anvertraut habe, für Kummer ſterben. Vergeſſen Sie den Unterſchied, der ſich vielleicht zwiſchen der Geburt ihrer Tochter und ihres Geliebten befindet. Es iſt Zeit, ſie zu verheyrathen; ich wünſche es; und Ihr könnt überzeugt ſeyn, daß es euch nicht gereuen wird, mir auch dießmal folgſam geweſen zu ſeyn.

So ſprach ſie und verſchwand, ohne eine Antwort zu erwarten. Der König und die Königin ſah'n noch lange auf den Ort, wo ſie geſtanden hatte; und dann fühlten ſie eine innige Freude über die Erſcheinung und den Befehl ihrer Beſchützerin. Wir dürfen nicht zweifeln, hub der König endlich an, daß das was die Fee befiehlt zu dem Beſten unſerer Tochter ſey. Sie hat ſie uns wiedergegeben; nachdem wir ſie längſt für verlohren hielten; ſie wird auch jezt für ihr wahres Glück weißlich geſorgt haben.

Noch ſprachen ſie über dieſen Vorfall, als die Prinzeſſin nach Hauſe kam. Sie ſah niedergeſchlagen und ſchmachtend aus. Der Prinz kam ſpäter als ſie. Man brauchte beyde nur anzuſehn, um zu errathen, was in ihrem Innern vorgieng. Während der ganzen Mahlzeit ſprachen beyde kein Wort; ſie wagten es kaum ihre Augen aufzuſchlagen.

Als die Mahlzeit vorüber war, begab ſich der König in ſeinen kleinen Garten und befahl dem Schäfer, ihn zu begleiten. Bey dieſem Befehl ward er blaß wie der Tod und ein kalter Schauer lief durch alle ſeine Adern. Die Prinzeſſin glaubte, ihr Vater wollte ihn fortſchicken und war nicht weniger ängſtlich als er. Als ſie in den Garten gekommen waren, ſetzte ſich Großherz in eine Laube nieder und redete den Schäfer mit dieſen Worten an.

Mein Sohn, du weißt, mit welcher Zärtlichkeit ich dich erzogen habe. Ich habe dich als ein Geſchenk angeſehn, das die Götter mir machten, um in dir eine Stütze meines ſinkenden Alters zu finden. Ich will dir noch einen Beweiß meiner Liebe geben, den größten der in meinen Kräften ſteht. Ich habe dich zum Mann für meine Tochter gewählt. Ich hatte ſie im Schiffbruch verlohren; der Himmel giebt ſie mir wieder; er will, daß ſie die Deinige werde, und mein Herz ſtimmt in ſeinen Willen ein. Frage das Deinige, ob es mit dieſem Vorſchlage zufrieden iſt.

Ach! mein Vater, rief der Prinz aus, der nicht wußte, ob er recht hörte, iſt es wahr, was ich zu vernehmen glaubte? Bin ich der Glückliche, auf den Eure Wahl gefallen iſt? oder wollt ihr blos die Empfindungen erforſchen, die mein Herz gegen dieſe ſchöne Schäferin hegt?

Nein, mein Sohn, antwortete der König, in meinen Worten iſt kein Betrug; Eure Hochzeit wird in wenigen Wochen gefeyert werden. Ihr überhäuft mich mit Wohlthaten, erwiederte der Prinz, indem er die Knie des Alten umfaßte; meine Worte ſind nicht im Stande, meine Dankbarkeit auszudrücken. — Der

Kö

König hub ihn auf, und umarmte ihn auf das zärtlichſte.

Die Prinzeſſin ſchwebte unterdeſſen in der größten Angſt, und ihre Unruhe trieb ſie in den Garten, ihrem Vater und ihrem Liebhaber nach. Sie ward ſie von ferne gewahr und verbarg ſich hinter den Bäumen; aber als ſie den Prinzen dem Könige zu Füßen fallen ſah, glaubte ſie, er flehe ihn um Mitleiden an, und ohne etwas weiteres abzuwarten, floh ſie in das Dickicht des Waldes, von ihrer Verzweiflung getrieben, ohne die wilden Thiere zu fürchten, noch die Dornen zu fühlen, die ihre zarte Haut zerritzten. Das Echo wiederholte ihre traurigen Klagen, und ſie ſchien den Tod zu ſuchen, während ihr Schäfer umherirrte, ihr die fröhliche Nachricht von ſeinem Glücke zu bringen.

Lange war er durch die Gebüſche geſtrichen, indem er immer ihren Nahmen rief, als er ſie in einem Thale erblickte, von einer Schaar Jäger umgeben, die ſich bemühten, ſie hinter einen kleinen bucklichten Reuter auf das Pferd zu ſetzen. Sie bot ihre letzten Kräfte auf, ihnen zu widerſtehn, ſie rief mit lauter Stimme um Hülfe, und ſchon verzweifelte ſie an der Rettung, als der Schäfer ſchneller als ein Pfeil herbey ſchoß', und von ſeiner Schleuder einen Stein auf den Räuber ſchleuderte, der ihn vom Pferde warf und ihm eine große Wunde am Kopf beybrachte.

Kärpchen ſank ohnmächtig zur Erde, und nun begann ein neuer Kampf, indem der Prinz mit den Jägern handgemein ward. Er kämpfte wie ein Löwe, aber alle ſeine Mühe war umſonſt. Er ward gefangen, und man würde ihn auf der Stelle ermordet haben, wenn nicht Prinz Großbuckel, — denn der verwundete Reiter war kein andrer als er — ſeinen Leuten ein Zeichen gegeben hätte, ihn für jetzt zu ſchonen, um ihn wie er ſagte, unter den ſchrecklichſten Martern umkommen zu laſſen. — Sie banden ihn alſo mit ſtarken Stricken, und an ihn feſſelten ſie die Prinzeſſin, ſo daß beyde ſich ſprechen konnten.

Nun machte man auch eine Trage, um den boshaften Großbuckel fortzuſchaffen; und da alles fertig war, gieng die Reiſe fort, ohne daß jemand aus dem Dorfe etwas davon erfuhr, der den alten Großherz davon hätte benachrichtigen können. Man kann ſich leicht die Unruhe vorſtellen, in die er gerieth, als die Nacht hereinbrach und er ſeine Kinder nicht zurückkommen ſah. Die Königin war nicht minder beſtürzt. Die folgenden Tage wurden mit vergeblichen Suchen und Nachforſchen. zugebracht.

Man muß wiſſen, daß der Prinz Großbuckel, Kärpchen noch nicht vergeſſen hatte; aber die Länge der Zeit hatte ihr Bild ein wenig in ſeinem Gedächtniß verwiſcht. Indeß erkannte er ſie den Augenblick wieder, als er ſie in dem Wald erblickte, wo ſie in Schmerz verſunken umherirrte, ohne zu ſehn noch zu hören. Sie hatte den Nelkenſtrauß nicht bey ſich, und ſo erſchien ſie dem Prinzen, wie ſie wirklich war.

So ſind wir denn zu ewigen Mißgeſchick verurtheilt, flüſterte der Schäfer ſeiner Schäferin zu: Ach! wir waren dem Augenblick ſo nah, der uns auf ewig vereinigen ſollte! — Nun erzählte er ihr alles, was zwiſchen ihm und ihrem Vater vorgefallen war; und Kärpchen war dadurch nicht getröſtet, ja ihr Schmerz ward nur noch heftiger, und ſie machte ſich Vorwürfe wegen des Unglücks, in das ſie ihren Geliebten verwickelt ſah.

Unter mannigfaltigen Geſprächen, deren einziger Innhalt die Liebe war, kamen ſie bis an die Stadt, wo der gute alte Vater des boshaften Großbuckel regierte. Man brachte ihm die Nachricht, daß ſein Sohn von einem Hirten ſchwer verwundet worden, der ſeine Schäferin gegen ihn habe vertheidigen wollen. Der König erſchrak über dieſe Nachricht, und befahl den Hirten ins Gefängniß zu werfen. Großbuckel verordnete, die Schäferin auf die nemliche Art zu behandeln; denn er war feſt entſchloſſen, ſie entweder zu heyrathen, oder ſie unter den ſchrecklichſten Quaalen ſterben zu laſſen. Die beyden Verliebten waren nur durch eine Thüre von einander getrennt, durch deren Ritzen ſie ſich zuweilen ſehn und ſprechen konnten.

Die Vertrauten des Prinzen kamen alle Tage zu der Prinzeſſin, um ſie mit einem nahen Tode zu bedrohen, wenn ſie nicht ihr Leben auf die einzige mögliche Weiſe erkaufen wolle. Sie hörte dieſe Vorſchläge mit Verachtung an, und ſie verſicherte ihren Geliebten zu wiederholtenmalen, daß ſie ſich durch keine Drohung und Gefahr zu einer Untreue bewegen laſſen werde. Wir wollen wenigſtens zuſammen ſterben, ſetzte ſie hinzu, wenn wir nicht zuſammen leben können.

Die Wunde des Prinzen hatte ſich ein wenig gebeſſert und er beſchloß ſie und den Hirten ſeinem Zorne aufzuopfern. Der Tag der

Exekution war beſtimmt; der König und alle Großen des Reichs waren zur Theilnahme an dieſem Schauſpiele eingeladen; der Prinz ſelbſt erſchien in einer Sänfte, um ſeine Augen an den Quaalen ſeiner Geliebten zu weiden. Der gute alte König wußte kein Wörtchen davon, daß Kärpchen ſeine Gefangene war; und als er ſie erblickte, wie ſie mit ihrer armen Gouvernante — denn auch dieſe hatte Großbuckel zum Tode verurtheilt — vorgeführt wurde, befahl er dieſe unſchuldigen Schlachtopfer ſogleich vor ihn auf die Terraſſe zu bringen, wo er von ſeinen Hoflingen umgeben ſaß.

* * *

Ehe noch die Prinzeſſin den Mund zu klagen öffnete, befahl der König ihre Ketten zu löſen. Dann warf er einen Blick auf den Schäfer, der neben ihr ſtand, und er fühlte ſein Herz in ſeinem Innerſten bewegt. Doch gab er ſich Mühe, härter zu ſcheinen als er war. ¿Thörichter Jüngling, redete er ihn an, wie konnteſt du es wagen einen Prinzen anzugreifen und ihn an den Rand des Grabes zu bringen? — Großer König, antwortete der Schäfer, der ſich durch den Anblick des ehrwürdigen Alten geſtärkt fühlte, großer König, die Gefahr, in welcher ich dieſe ſchöne Prinzeſſin erblickte, war die Veranlaſſung meiner That. Euern Sohn hab' ich nicht gekannt,

„ und wie hätte ich einen großen Prinzen einer ſo unwürdigen Handlung fähig glauben können?

Indem er ſo ſprach, wurden ſeine Stimme und ſeine Bewegungen ſo lebhaft, daß ſein nackter Arm und der Pfeil, der darauf ſichtbar war, dem König in die Augen fiel. „ Mein Gott, rief er aus, iſt es Betrug, oder finde ich meinen verlohrnen Sohn wirklich wieder? Nein, du betrügſt dich nicht, antwortete die Fee Amazone, aus den Wolken herab, wo ſie auf einem geflügelten Zelter erſchien; du betrügſt dich nicht. Du ſiehſt deinen Sohn, den ſein Bruder dem Tode beſtimmte, und den ein Adler in ſeinem Neſte ernährte. Er wird die Stütze deines Alters ſeyn, er wird dir reichlich erſetzen, was du in jenem Ungeheuer verlierſt. Bey dieſen Worten ſtürzte ſie auf den abſcheulichen Großbuckel los, und durchbohrte ihn mit ihrer brennenden Lanze, die ihn augenblicklich zu Boden ſtürzte.

Nun trat ſie auf die Terraſſe, und übergab dem Prinzen eine Rüſtung. Ich habe ſie dir verſprochen, ſagte ſie, du wirſt unverwundbar ſeyn, dein Nahme und dein Ruhm werden bis an die Sterne fliegen. — In dieſem Augenblick vernahm man die Muſik von unzähligen

Trompeten und andern kriegeriſchen Inſtrumenten, welcher eine reizende Symphonie folgte, in der das Lob des Prinzen und der Prinzeſſin beſungen wurde. Hierauf ſtieg die Amazone von ihrem Zelter ab und bat den König, Befehl zum Hochzeitsfeſte zu geben, und zu gleicher Zeit ſchickte ſie einen ihrer dienſtbaren Geiſter zu dem Könige und der Königin, um an dem Feſt der Prinzeſſin Theil zu nehmen. Sie erſchienen kurz darauf. Welche Freude, als ſie ihre geliebten Kinder wiederſahn! Welche Belohnung für ihre Mühe, ihren Kummer und ihre Thränen! Der Palaſt erſchallte von dem Jauchzen der Menge, die an dem Schickſal dieſer Familie Theil nahm. Nie waren Könige glücklicher geweſen als dieſe.

Die Fee Amazone ordnete alles an. Ein Wort von ihr wirkte mehr als tauſend Hände. Die Hochzeit wurde mit der größten Pracht gefeyert. Der König Großherz kehrte in ſeine Staaten zurück; und Kärpchen hatte das Vergnügen, ihren Gemahl mit ſich in ihr Vaterland zu bringen. Den alten König verjüngte die Freude über einen ſo wohlgerathenen Sohn und er lebte noch mehrere Jahre in einer ungeſtörten Zufriedenheit.

II.

II.

Der Froſch mit dem rothen Käppchen

oder

Geſchichte der Prinzeſſin Muffette.

Es war einmal ein König, der einen langwierigen Krieg mit ſeinen Nachbarn führte. Nachdem mehrere Schlachten geliefert worden waren, belagerte der Feind die Hauptſtadt. Dem König wurde für ſeine Gemahlin bange, die hoch ſchwanger war, und er bat ſie, ſich auf ein Schloß zu begeben, das er hatte befeſtigen laſſen, und wo er nur ein einzigesmal in ſeinem Leben geweſen war. Die Königin ſuchte nun zwar ihren Gemahl durch Bitten und Thränen zu bewegen, ſie bey ſich zu behalten; aber er konnte ſich nicht entſchlieſſen, ſie ſo vielen Gefahren auszuſetzen. Sie ſtieg alſo unter tauſend Thränen in ihren

Wagen, von der Leibwache des Königs begleitet, der ihr verſprach, ſie, ſo bald es möglich wäre, heimlich zu beſuchen. Mit dieſem Verſprechen ſuchte er ſie zu beruhigen; aber ſein Ernſt war es wohl ſchwerlich; denn das Schloß war weit entlegen, und von einem dicken Walde umgeben, ſo daß man den Weg ſehr gut wiſſen mußte, um es zu finden.

Die Königin reißte alſo mit dem größten Widerwillen ab, und langte, nach mehrern Tagereiſen, in dem Schloſſe an. Als ſie ſich ein wenig erholt hatte, wünſchte ſie die umliegenden Gegenden zu ſehn, aber ſie fand nichts, was ihr Vergnügen machte; wohin ſie ihre Augen warf, ſah ſie dunkle Wälder und traurige Einöden, die ihre Melancholie vermehrten. Sie ſeufzte nach ihrem vorigen Aufenthalt, und alle Gefahren einer Belagerung ſchienen ihr nichts zu ſeyn, in Vergleichung mit dem Verdruß, den ihr die Einſamkeit gab.

Alle Tage erhielt ſie Briefe von ihrem Gemahl, der ihr die beſten Nachrichten gab. Aber in der Entfernung von ihm fand ſie keinen Troſt, ſie ward immer ſchwermüthiger und faßte endlich den feſten Vorſatz, zu dem Könige zurückzukehren. Nun hatten aber alle ihre Bedienten den gemeſſenſten Befehl, ſie nicht eher zurück

zu

zubringen, als bis es der König erlaubte. Sie ließ alſo gar nichts von ihrer Abſicht merken, ſondern befahl ihr einen kleinen einſitzigen Wagen zurechte zu machen, um, wie ſie ſagte, bisweilen auf die Jagd zu fahren. Sie lenkte den Wagen ſelbſt, und folgte den Hunden mit ſo großer Geſchwindigkeit, daß die Jäger ihr niemals nachkommen konnten. Auf dieſe Weiſe hofte ſie der Aufſicht ihrer Begleiter zu entgehen. Nur eine Schwierigkeit war noch übrig; ſie wußte den Weg nicht durch den Wald; indeß hofte ſie, die Götter würden ihr ja wohl beyſtehn und ſie in den Hafen, nach dem ſie verlangte, führen. Nachdem ſie ihnen alſo einige kleine Opfer dargebracht hatte, befahl ſie, eine große Jagd anzuſtellen, und alles dabey zu verſammeln, ſo daß man den ganzen Wald umzingeln konnte, ohne daß etwas entwiſchte. Ihr Befehl ward befolgt. Jedermann vertheilte ſich durch das Gebüſch, und auch die Königin, voll Hofnung ihren Gemahl im kurzen wiederzuſehn, nahm einen eignen Weg. Sie hatte ſich auf das herrlichſte geſchmückt; wer ſie ſah, vergaß, daß ſie eine Sterbliche war, und verglich ſie mit der Göttin der Wälder.

Als ſie jedermann mit der Jagd beſchäftigt ſah, ließ ſie ihren Pferden den Zügel ſchießen, und hieb ſie an. Sie gingen eine Zeitlang raſch einher, aber bald nahmen ſie die Stange zwiſchen die Zähne, ſezten ſich in Gallop, und gingen durch. Die Königin gerieth in die größte Angſt. ¿Ach! fing ſie an, was hab' ich unternommen? Dieſe ſchwachen Hände ſind nicht vermögend dieſe unbändigen Thiere zu lenken. Ach! wenn der König es wüßte, daß ich ſeine zärtliche Fürſorge auf dieſe Weiſe belohne! daß ich mich und das unſchuldige Kind, das ich in meinem Schooße trage, den größten Gefahren ausſetze! Wie reut mich nun meine Unbeſonnenheit! ¿Was wird aus mir werden? — So ſprach die erſchrockene Königin zu ſich ſelbſt, und die Luft tönte von ihren Klagen wieder. Sie rief Götter und Feen zu Hülfe; aber Götter und Feen ſchienen ſie zu verlaſſen. Endlich fiel der Wagen um; die Königin klemmte den Fuß zwiſchen dem Rade und der Achſe; und es bedurfte nicht viel weniger als ein Wunder, um ſie aus dieſer Gefahr zu retten.

Die Pferde ſchleppten den Wagen fort, und die Königin blieb ohnmächtig liegen, ihr ganzes Geſicht war mit Blute befleckt. Lange Zeit hatte ſie in dieſem Zuſtande zugebracht; als ſie endlich die Augen aufſchlug, und eine Frau in rieſenmäßiger Größe neben ſich ſtehn ſah, die blos mit einer Löwenhaut bedeckt war. Ihre Arme und Beine waren nackt, ihre Haare mit einer troknen Schlangenhaut gebunden, deren Kopf auf ihre Schultern fiel, eine ſteinerne Keule in der Hand, und einen Köcher mit Pfeilen an ihrer Seite. Als die Konigin dieſe ſchreckliche Figur neben ſich ſah, glaubte ſie ſteif und feſt todt zu ſeyn, und ſagte ganz ſachte: Ich wundre mich nicht mehr, daß man ſo ungern ſtirbt. Was man in der andern Welt ſieht, iſt fürwahr nicht einladend. — Die Rieſin hörte dieß, und konnte ſich nicht enthalten, über den Irthum der Königin laut zu lachen. Sey klug, hub ſie an, und ſiehe, daß Du noch lebſt. Aber wiſſe zu gleicher Zeit, daß Dir Dein Leben wenig helfen wird. Ich bin die Fee Lionne und wohne hier ganz in der Nähe; Du wirſt Dir gefallen laſſen, zu mir zu ziehn. Die Königin blickte ſie traurig an, und ſagte zu ihr: Fee Lionne, wenn Sie mich in mein Schloß zurückbringen wollen, ſo können Sie von meinem Gemahl was Sie wollen zum Löſegeld fordern, und er wird es Ihnen mit Freuden zugeſtehn. Ja gewiß; er würde die Hälfte ſeines Königreichs daran ſetzen, um mich zu retten. — Nein, nein, erwiederte die Fee, ich bin reich genug, und mich gelüſtet nicht nach Deinem Königreich. Aber zu Hauſe hab' ich Langeweile wenn ich alleine bin, und vielleicht kannſt Du mir die Zeit vertreiben helfen. — Bey dieſen Worte nahm ſie die Geſtalt einer Löwin an, ſetzte die Königin auf ihren Rücken, und trug ſie in eine ſchreckliche Höhle, die ihr zur Wohnung diente. Sobald ſie hier angekommen war, ſtrich ſie ihre Wunden mit einer heilſamen Salbe, worauf ſie ſich augenblicklich ſchloſſen.

Die Königin wurde vom Schmerz faſt erdrückt, da ſie ſich in dieſem ſchrecklichen Aufenthalt ſah. Zehntauſend Stufen führeten hier bis in den Mittelpunkt der Erde hinab; kein Strahl der Sonne drang in dieſe Tiefen ein, die von dem bloßen Licht großer Lampen erleuchtet wurden. Von allen Seiten umgaben gräßliche Ungeheuer die Königin; allenthalben ertönten die Stimmen der Uhu und Eulen, die ſich mit dem dumpfen Gemurmel eines Baches miſchten, der aus einem Felſen hervor ſchlich. Die Bäume ſtanden kahl, ohne Blätter und Früchte; die Erde war mit Dornen und Diſteln bedeckt.

Sobald die Königin im Stande war zu arbeiten, ſagte ihr die Fee, ſie müßte ſich eine Hütte bauen, weil ſie ihre ganze Lebenszeit mit ihr zubringen würde. Als ſie dieß hörte, ſtürzten ihr die hellen Thränen aus den Augen. Was hab' ich Ihnen gethan, rief ſie aus, daß Sie mich hier einkerkern wollen? Wenn Ihnen das Ende meines traurigen Lebens Vergnügen machte, wohlan, ſo tödten ſie mich, dieß iſt die einzige Wohlthat, die ich von Ihnen erwarte; aber verurtheilen Sie mich nicht, zu einer Entfernung von meinem Gemahl, die mir ſchrecklicher iſt als der Tod. — Die Fee lachte über ihren Kummer und befahl ihr, ſtille zu ſeyn, und nicht zu weinen, wenn ſie ihre Gnade haben wollte. Suche Dich mir gefällig zu machen, ſezte ſie hinzu, oder es wird Dir nicht gut gehn. — ¿Was muß ich denn thun, erwiederte die Königin, um Ihr Herz zu rühren? Das will ich dir ſagen, verſezte die Fee, ich bin eine auſſerordentliche Freundin von Fliegen-Paſteten; da kannſt du Dich ſehr in meine Gunſt ſetzen, wenn Du mir eine machſt, die recht groß und ſchön iſt. — Aber, mein Gott, erwiederte die Königin, ich ſehe hier nirgends eine Fliege ſitzen; und wenn auch welche da wären, wie ſoll ich ſie denn fangen; es iſt ja ſo dunkel, daß man nicht das mindeſte erkennen kann. Ueber dieß hab' ich auch in meinem Leben keine Paſteten gebacken, und Sie verlangen alſo etwas ganz unmögliches von mir. — Was kümmert mich das, erwiederte die Fee; genug, ich will eine Fliegen-Paſtete.

Die Königin ſchwieg ſtille. Sie hatte nur Ein Leben zu verliehren, das ihr bey dieſen Umſtänden ſehr wenig werth war. Anſtatt alſo auf die Fliegenſagd zu gehn, ſezte ſie ſich auf einen Taxusſtrauch, weinte und ſagte: ach! mein geliebter Gemahl, wie groß wird Dein Schmerz ſeyn; wenn Du mich ſucheſt und nicht mehr findeſt! Du wirſt mich für todt oder ungetreu halten! vielleicht wirſt Du dann einer andern Dein Herz ſchenken; das mir angehörte; und mein einziger Troſt wird ſeyn, daß ich in dieſem ſchrecklichen Grabe mein Unglück nicht erfahren werde.

So ſprach ſie, und ſie würde noch mehr geſagt haben, wenn ſie nicht das traurige Krächzen eines Raben über ihrem Haupte unterbrochen hätte. Sie ſchlug die Augen auf und ſah in der That einen großen Raben, der einen Froſch in den Krallen hielt, und eben im Begriff war, ihn zu verſchlingen. Bey dieſem Anblick fühlte die Königin eine Regung des Mitleids. Sie ergriff den erſten beſten Stock und ſchlug nach dem Raben, der ſeine Beute fahren ließ. Der Froſch fiel auf die Erde und blieb einige Zeit ohne Bewußtſeyn; endlich kam er wieder zu ſich ſelbſt, und ſah die Königin dankbarlich an. Schöne Königin, ſprach er, Du biſt die einzige mitleidige Perſon, die ich in dieſer ganzen Gegend gefunden habe, ſeitdem ich aus Neugierde dieſe unterirdiſchen Gefilde durchirre. — ¿Wie? rief die Königin, ein ſprechender Froſch! ¿Wie iſt

aber

aller Welt kömmſt du zu der menſchlichen Sprache, und wer ſind die Perſonen von denen du redeſt? Ich habe ja noch keine Seele hier geſehn. — Alle die Ungeheuer, erwiederte der Froſch, mit denen dieſe Sümpfe bedeckt ſind, waren einſt Bewohner der Oberwelt. Einige ſaßen auf dem Thron; andre ſtanden dem Throne nah; du ſiehſt hier Miniſter und Maitreſſen großer Könige, die den Schweiß ihrer Unterthanen verzehrten. Dieſe ſind insgeſammt in Blutigel verwandelt, und das Schickſal hat ſie auf eine Zeitlang hierher gebannt; aber da iſt keiner der ſich hier beſſerte, um vollkommener zurückzukehren. — Das kann ich wohl glauben, antwortete die Königin; es wäre ein Wunder, wenn ſie nicht noch ſchlimmer würden, als ſie zuvor waren. — ¿Aber wie kömmſt du denn hieher? — Die Neugierde hat mich hergetrieben, verſetzte der Froſch. Ich bin eine Art von Fee; aber meine Macht iſt in manchen Stücken eben ſo eingeſchränkt, wie ſie in andern ausgedehnt iſt. Wenn die Fee Lionne wüßte, daß ich in ihren Staaten bin, ſo würde dieß der lezte Tag meines Lebens ſeyn.

Aber mein Gott, ſagte die Königin, wie iſt es nur in aller Welt möglich, daß, wenn du eine Art von Fee biſt, ein Rabe dich freſſen wollte? — Du wirſt dieſes Räthſel den Augenblick begreifen, erwiederte der Froſch, wenn ich Dir ſage, daß alle meine Gewalt in einem kleinem Roſenkäppchen beſteht, das mich gegen jede Gefahr ſichert, ſo lange ich es auf dem Kopfe trage. Nun hatte ich dieſes Käppchen unglücklicherweiſe in dem Sumpfe gelaſſen, als dieſer Rabe auf mich ſtieß. Ich geſtehe Dir, daß ich ohne Deine Hülfe verlohren geweſen wäre. Wenn ich daher etwas thun kann, Dein Schickſal zu erleichtern, ſo darfſt Du nur befehlen, ich will Dir in allem beyſtehn. — Ach! meine Liebe Freundin, antwortete die Königin, die böſe Fee, die mich gefangen hält, will mit aller Gewalt eine Fliegen-Päſtete eſſen, und gleichwohl giebt es hier keine Fliegen; ja, wenn es auch welche gäbe, ſo iſt es doch unmöglich, ſie in der Dunkelheit zu fangen. — Sey nur getroſt, verſezte der Froſch, eh' lang vergeht, ſollſt Du Fliegen in Menge haben. — Hierauf rieb er ſich mit Zucker, und mehr als ſechstauſend andre Fröſche von ſeiner Bekanntſchaft thaten daſſelbe, und begaben ſich denn zuſammen an einen Ort, wo die boshafte Fee ein ganzes Magazin Fliegen angelegt hatte, um einige unglückliche Schlachtopfer ihrer Rache zu quälen. Sobald ſie den Zucker merkten, ſezten ſie ſich auf die Fröſche, die nun in vollem Gallop zur Königin zurückkehrten. Nirgends in der Welt ſind ſo viel Fliegen gefangen, und nie eine beſſere Fliegen-Paſtete gemacht worden, als die Paſtete, die die Königin für die Fee verfertigte. Die Fee war ganz erſtaunt, als ſie dieſes ſchmackhafte Gerichte bekam, und konnte nicht begreifen, wie die Königin dieſe ungeheure Menge von Fliegen hätte fangen können.

Die Königin, die den ganzen Tag über der rauhen und verpeſteten Luft ausgeſetzt war, fieng nun auch an, einige Cypreßen zu hauen, um ſich eine Wohnung zurechte zu machen. Der Froſch bot ihr auch dießmal ſeine Hülfe an; und er mit ſeiner ganzen Geſellſchaft halfen der Königin ein Haus bauen, das allerliebſt eingerichtet war. Aber kaum hatte ſie ſich zur Ruhe gelegt, als die Ungeheuer, die in den Sümpfen wohnten, dieſelben verließen und das Haus der Königin mit ſchrecklichem Geheul umringten. Sie ſtand beſtürzt auf und entfloh; und das war den Ungeheuern eben recht. Ein Drache, der ehemals Tyrann eines blühenden Königreichs geweſen war, nahm ſogleich Beſitz von dem Hauſe.

Die arme Königin wollte ſich über dieſe Ungerechtigkeit beklagen, aber die Ungeheuer höhnten ſie aus und die Fee Lionne ſchwur ihr hoch und heilig, daß wenn ſie ihr die Ohren noch einmal vollwinſelte, ſo ſollte ſie für Schläge nicht zu ſorgen haben. Sie mußte ſich alſo darein ergeben und ſchweigen; und es war niemand, dem ſie ihr Leid klagen konnte, als der Froſch, der in der That das beſte Herz von der Welt hatte. Er weinte die bitterſten Thränen über das Schickſal ſeiner armen Freundin und beſchloß ihr ein neues Haus zu bauen, es möchte koſten was es wollte. Auf der Stelle wurde nun das Holz gefällt, und der kleine Palaſt ſtand in ſo kurzer Zeit fertig da, daß ihn die Königin noch in derſelben Nacht beziehen konnte.

Der Froſch that noch mehr. Da er ſah, daß die arme Königin auf der bloſen Erde ſchlafen mußte, machte er ihr ein Bett von Melißen und Thymian. Die boshafte Fee bekam Nachricht davon. Sie lies ſie kommen. Bekenne mir, redete ſie dieſelbe an, wer die Menſchen oder Götter ſind, die dir beyſtehn. Nie hat dieſes Land, welches ein ewiger Regen von Feuer und Schwefel benezt, etwas anders als Dornen und Diſteln erzeugt; gleichwohl erfahre ich daß duftende Kräuter unter deinen Fußtritten aufſprießen. Ich weiß nicht, wie das kömmt, antwortete die Königin. Aber ich ſchreibe die Urſache davon dem Kinde zu, das ich in meinem Schooſe trage, und das vielleicht einſt weniger unglücklich ſeyn wird als ich.

Ich bekomme Luſt, hub die Fee an, einen Strauß von den ſeltenſten Blumen zu haben. Sieh zu, ob das gute Geſtirn deines Kindes dir welche verſchaft. Wo nicht, ſo haſt du nicht für Schläge zu ſorgen. Du kannſt ſo dem Himmel danken, daß du meine ſchwere Hand noch nicht gefühlt haſt. — Die Königin weinte, denn ſie wußte nicht, wo ſie Blumen hernehmen ſollte; und mit naſſen Augen kehrete ſie in ihre Wohnung zurück. Der Froſch blieb nicht lange aus. ¿Warum biſt du denn ſo betrübt? ſieng er an. — Ach! meine liebe Freundin, antwortete die Königin, wer ſollte auch nicht betrübt ſeyn? Die Fee will einen Strauß von den ſeltenſten Blumen; und wo ſoll ich ſie in aller Welt finden? Du weißt, daß in dieſer ganzen Gegend keine einzige blüht. Gleichwohl ſteht mein Leben in Gefahr, wenn ich ihr Verlangen nicht befriedige. — Laß dir darum nicht bange ſeyn, ſchöne Königin, erwiederte der Froſch: Ich will verſuchen, dich aus deiner Verlegenheit zu ziehn. Ich kenne eine Fledermaus, die mir ein gutes Herz zu haben ſcheint; der will ich mein Roſenkäppchen geben, und ich hoffe, daß ſie Blumen finden ſoll. Die Königin dankte ihrer Freundin auf das zärtlichſte für alle dieſe Liebe und Güte.

Der Froſch nahm ſogleich Abrede mit der Fledermaus; dieſe flog fort und kam nach Verlauf weniger Stunden mit den ſchönſten Blumen zurück. Die Königin brachte ſie auf der Stelle ihrer Gebieterin, die ſie mit der größten Verwunderung nahm; weil ſie gar nicht begreifen konnte wie ſie zu dieſen Blumen gekommen wäre.

Die Königin ſann indeß Tag und Nacht auf Mittel zur Flucht. Sie theilte ihren Wunſch dem Froſche mit, der ſogleich ſein Käppchen um Rath fragte. Er ſezte nemlich das Käppchen auf einen Strohhalm, verbrannte von demſelben einige Wachholderbeere, einige Kapern, und zwey grüne Erbſen, quakte fünfmal mit großer Feyerlichkeit; und nachdem dieß alles geſchehn war, ſezte er das Käppchen auf und fing an, wie ein Orakel zu ſprechen.

Das mit eiſernem Zügel die Welten regiert, das Schickſal,
hat dir aus dieſen Gefilden den Ausgang verweigert. Ein Mädchen
ſchöner als die Mutter der Liebesgötter entwindet
ſich deinem Schoos; das übrige hüllt das Verhängniß in Dunkel.
Aber wiſſe, die Zeit wird deine Leiden vermindern.

Die Königin ſchlug die Augen zur Erde, und einige Thränen entfielen ihr; aber ſie faßte den Entſchluß, ihrer Freundin zu folgen. Wenn Du mich nur nicht verläßt, ſagte ſie zu dem Froſche. Stehe mir bey meiner Niederkunft bey, weil ich doch einmal verdammt bin, meine Wochen hier zu halten. — Der Froſch verſprach alles und tröſtete ſie, ſo gut er konnte.

Doch es iſt Zeit, uns nach dem Könige umzuſehn. Während ſeine Hauptſtadt belagert wurde, war es ihm nicht immer möglich, Couriere an die Königin zu ſchicken; indeß war er ſo glücklich, die Feinde endlich zu ſchlagen und ſie zum Rückzug zu zwingen. Nun hofte er endlich, ſeine geliebte Gemahlin wieder zu ſehn, und er beſchloß ernſtlich ſie wieder zu holen. Noch wußte er von ſeinem Unſtern nichts; denn von allen ſeinen Bedienten hatte keiner es gewagt, ihm die traurige Bothſchaft zu bringen. Sie hatten den zerbrochnen Wagen im Gebüſch gefunden, und einen Theil ihrer Kleider; ſie hatten alſo ganz gewiß geglaubt, ſie ſey todt, und von reiſſenden Thieren gefreſſen worden. Jezt beſchloſſen ſie endlich, dem Könige zu ſagen, ſie ſey an einem Schlagfluß geſtorben. Man denke ſich das Schrecken und den Schmerz des zärtlichen Gemahls, der ſich ſchon auf die Umarmungen ſeiner geliebten Gatein freut. Er glaubte zu ſterben als er die ſchreckliche Nachricht vernahm.

Nachdem er einige Tage in der Einſamkeit unter weinen und ſeufzen zugebracht hatte, kehrte er in ſeine Reſidenz zurück. Alle Abgeſandten der benachbarten Könige condolirten ihm; und als dieſe Ceremonien vorbey waren, wendete er alle ſeine Bemühungen darauf, die Spuren des Kriegs in ſeinem Lande zu verwiſchen, den Ackerbau zu befördern und den Handel blühend zu machen.

Die Königin erfuhr natürlicherweiſe von alle dem nichts. Die Zeit ihrer Niederkunft kam herbey; ſie brachte glücklich eine Prinzeſſin zur Welt, die noch ſchöner war, als der Froſch geweiſſagt hatte. Sie nannten ſie Muſſette: aber die Königin erlangte mit vieler Mühe die Erlaubniß, ſie zu erziehn, denn Lionne hatte große Luſt, ſie zu freſſen.

Muſſette war nun ſchon ein halbes Jahr alt, und die Königin ſagte immer zu ihr: Ach! wenn Dich Dein Vater zu Geſicht bekäme, wie würde er ſich freun, wie lieb würde er Dich haben! aber ach! vielleicht hat er mich ſchon vergeſſen, vielleicht hat ſchon eine andre von ſeinem Herzen Beſitz genommen.

Dieſe traurigen Betrachtungen koſteten ihr viele Thränen, und der Froſch weinete gemeiniglich mit, wenn er ſie ſo niedergeſchlagen ſah. Eines Tags, da ſie auch recht herzlich betrübt war, ſagte er zu ihr: Es thut mir gar zu weh, wenn ich Dich weinen ſehe; und wenn du es gerne ſiehſt, ſo will ich Deinen Gemahl aufſuchen. Die Reiſe iſt zwar weit, und ich gehe langſam; indeßen hoff ich doch über lang oder kurz anzukommen. — Die Königin nahm dieſen Vorſchlag mit der größten Freude an, und dankte dem Froſch auf das verbindlichſte. Der König iſt nicht undankbar, ſagte ſie; aber ach! was wird es ihm helfen, wenn er meinen traurigen Aufenthalt erfähret? Wird es ihm möglich ſeyn, mich zu retten? — Ueberlaß den Göttern dieſe Sorge, verſezte der Froſch. Wir wollen von unſerer Seite ſo viel thun, als in unſern Kräften ſteht.

Sie nahmen Abſchied von einander. Die Königin ſchrieb ihrem Gemahl mit ihrem eignen Blute auf ein Stückchen Leinwand, denn ſie hatte weder Dinte noch Papier. Sie bat ihn, dem Froſch in allen Stücken Glauben beyzumeßen, der ihn von allen ihren Schickſalen unterrichten würde.

Ein Jahr und vier Tage brauchte der Froſch, um die zehntauſend Stuſen zu ſteigen, die aus den Gefilden der Nacht, wo er die Königin zurückließ, bis auf die Erde führten. Dann brauchte er wieder ein Jahr, um ſeine Equipage zurechte machen zu laſſen, denn er ſchämte ſich an einem großen Hofe, wie ein gemeiner Froſch zu erſcheinen. Eine prächtige Sänfte wurde angeſchaft, auswendig mit Schildplatt bedeckt, inwendig mit Eydechſenhaut gefüttert. Dieſe beſtieg er, und funfzig Begleiterinnen folgten ihm, auf Schnecken reitend, nach. Voraus giengen einige Waſſerratten, welche die Leibwache vorſtellten. Alles war auf das ſchönſte und niedlichſte zurechtgemacht; der Froſch zog einher wie eine Königin, und auf den Wieſen und an den Sümpfen blieben alle Fröſche ſtehn, und ſahn dem bewundernswürdigen Zug mit Erſtaunen nach.

Die Reiſe dauerte ſieben Jahre; eine ſchreckliche Zeit für die arme Königin, welche unendlich viel von ihrer Feindin zu leiden hatte. Nichts hielt ſie aufrecht als die ſchöne Muſſette, ohne die ſie tauſendmal geſtorben wäre. Muſſette ward mit jedem Tage liebenswürdiger; und was ſie ſagte, entzückte ihre Mutter. Ihre Gutmüthigkeit, ihre Geduld und Sanftmuth zähmten ſelbſt die Wildheit der Fee Lionne; die im ſechsſten Jahre, nachdem die Königin in ihre Hände gefallen war, den Entſchluß faßte, ſie mit auf die Jagd zu nehmen; jedoch unter der Bedingung, daß ſie nichts von dem was ſie erlegte, für ſich behielte.

Welche Freude für die Königin, als ſie nach ſo langer Zeit das Tageslicht wieder ſah! Für Muſſetten war alles was ſie hier oben erblickte, ein Gegenſtand des Intereſſe und der Bewunderung. Die Jagd war glücklich; und das ſechsjährige Kind führte den Bogen mit ſolcher Geſchicklichkeit, daß kein Wild, worauf ſie zielte, ihren Pfeilen entgieng. Die Fee ſah, daß ihr Muſſette nüzlich war, und dieß machte ſie ein wenig zahmer.

Tag und Nacht reiſte der Froſch unterdeſſen über Berg und Thal, durch Seen und Flüſſe, bis er endlich in die Nähe der Hauptſtadt kam. Hier ſchien jedermann zur Freude geſtimmt; allenthalben ſah man Truppen tanzender Jünglinge und Mädchen; die Häuſer waren mit Blumenkränzen behangen, die Straſſen mit Blumen beſtreut. Die ganze Stadt ſchien Ein groſſes Feſt zu feyern. Die Equipage des Froſches zog bald aller Augen auf ſich. Jedermann folgte ihr nach; und das Gewühl wurde ſo groß, daß ſie kaum an den Palaſt des Königs gelangen konnte. Hier ſchien der Mittelpunkt des Feſtes zu ſeyn, und dieſes war kein anderes, als die Vermählungsfeyer des Königes.

Neun Jahre hatte er als Wittber gelebt, und ſeine Unterthanen ſahn mit Bekümmerniß, daß er daran nicht dachte, ihnen einen Nachfolger, und Erben ſeiner Tugenden zu geben. Endlich erreichten ihre Wünſche ſein Ohr, und er war eben im Begriff, eine Prinzeßin zu heyrathen, die zwar weniger ſchön war, als ſeine erſte Gemahlin, aber doch ſehr viel Reize und Anmuth beſaß.

Der gute Froſch ſtieg aus ſeiner Sänfte aus und begab ſich mit ſeinem ganzen Gefolge in das königliche Gemach. Der König und ſeine Braut hatten ſchon Nachricht von dem Zuge bekommen, und erwarteten den Ausgang dieſes Abentheuers mit der größten Begierde. Jezt trat der Froſch vor ihn hin und hub alſo zu reden an:

Ich weiß nicht, o König, ob die Nachricht die ich bringe, dir Freude oder Verdruß verurſachen wird; du biſt im Begriff eine Untreue an deiner Gemahlin zu begehn, indem du dein Bette mit einer andern theilſt. — Das Andenken meiner vorigen Gemahlin wird mir ewig theuer ſeyn, antwortete der König mit Thränen in den Augen, aber die Könige ſind nicht immer Herren ihrer Handlungen. Meine Unterthanen dringen in mich; die Wohlfarth meines Reichs erheiſcht einen Nachfolger; darum habe ich meine Augen auf dieſe reizende Prinzeſſin geworfen. — Ich rathe Dir nicht ſie zu heyrathen, fiel der Froſch ihm ins Wort. Du weißt, daß die Polygamie verboten iſt; und deine erſte Gemahlin iſt nicht todt, wie du fälſchlich glaubſt. Siehe hier dieſen Brief, der mit ihrem Blute geſchrieben iſt, und dich von der Wahrheit meiner Verſicherung überzeugen kann. Sie iſt von einer Prinzeſſin entbunden worden, die ſie Ruſſette genannt hat, und die ſelbſt ihre Mutter an Schönheit und Reiz übertrift.

Der König ergriff den Brief ſeiner Gemahlin, küßte und benezte ihn mit ſeinen Thränen. Er zeigte ihn der ganzen Verſammlung, verſicherte die Züge der Königin zu erkennen, und fragte nun den Froſch nach allen Umſtänden aus. Jeder neue Umſtand, den er vernahm, vermehrte ſeine Freude und ſeinen Schmerz. Aber ſeine Braut und die Abgeſandten ſeines Schwiegervaters ſahen ſauer zu dieſer Verhandlung, und wurden über das lange Fragen ganz ungedultig. ¿Wie iſt es nur möglich, ſagte der eine von ihnen, daß Ihre Majeſtät daran denken können, auf die Verſicherung einer ſo elenden Kröte einen ſo feyerlich geſchloßnen Contrakt zu brechen? Mein Herr Ambaßadeur, verſetzte der Froſch, wiſſen ſie, daß ich keine elende Kröte bin, und weil ſie mich zwingen, meine Gewalt zu zeigen, wohlan, ihr Feen, ſo erſcheint, und laßt meine Macht ihm fühlen. Bey dieſen Worten zeigten ſich die Fröſche, Ratten, Eidechſen und Schnecken, in einem ganz andern Lichte. Sie blieben zwar, was ſie waren, aber ihre Taille wurde majeſtätiſch und groß, ihre Augen funkelten wie die Sterne, ihre Mienen waren angenehm und ſanft. Auf ihren Häuptern funkelten goldne Kronen; von ihren Schultern floßen Mäntel von Hermelin, die von Zwergen getragen wurden. Zu gleicher Zeit erſchallten Trompeten, Zymbeln und Trommeln, und der ganze Feenſchwarm fieng einen Tanz an, der dem Tanze des Dädalus glich. Mit Erſtaunen und Bewunderung ſahen der König und ſeine Braut den leichten Sprüngen dieſer ſeltſamen Tänzer zu, die ſich in einem Nu in Jaſminen, Veilchen, Roſen und Narziſſen verwahdelten, und immer fortfuhren zu tanzen wie zuvor.

Einen Augenblick darauf verſchwanden die Blumen; an ihre Stelle erhuben ſich eine Menge Waſſerſtrahlen, die in einen breiten Canal

fies

ſtellen, der ſich an dem Fuße des Schloſſes bildete, und mit einemmal mit goldnen Kähnen und Galeeren bedeckt erſchien. Die Prinzeſſin bekam Luſt zu einer Waſſerfahrt und bat die Geſandten, ſie zu begleiten. Sie folgten ihr mit Vergnügen; denn ſie hielten dieß alles für eine bloße Kurzweil, die mit einer fröhlichen Hochzeit endigen würde.

Kaum aber hatten ſie die Galeere beſtiegen, als Fahrzeug, Fontainen und Fluß verſchwand und nichts als Fröſche an ihrer Stelle erſchienen. Der König fragte nach der Prinzeſſin; aber der Froſch antwortete: Ihre Majeſtät können in keiner andern Ehe leben als mit ihrer rechtmäßigen Gemahlin. Ich bin eine gute Freundin von ihr, ſonſt würde ich mich in den ganzen Handel nicht eingelaſſen haben. Wir dürfen keinen Augenblick verſäumen, die Königin und ihre reizende Tochter zu befreyen. Ich muß dir geſtehen, antwortete der König, daß wenn ich von dem Leben meiner Gemahlin überzeugt wäre, ich alles aufbieten würde ſie wieder zu erhalten. — Ich ſollte meynen, erwiederte der Froſch, daß nach den Wundern, die ich in deiner Gegenwart verrichtet habe, alle Zweifel an der Wahrheit meiner Nachrichten übel angebracht wären. Folge mir und reiſe ab, hier haſt du einen Ring, der dir Mittel verſchaffen wird, die Königin zu ſehen, und mit der Fee Lionne zu ſprechen.

Der König war leicht zu bereden. Seine alte Leidenſchaft für ſeine Gemahlin erwachte, und an ſeine Braut dachte er ſchon nicht mehr. Er beſchenkte den Froſch, der ihm Muth einſprach, ſich durch die Schwierigkeiten nicht abhalten zu laſſen, die ſich ſeinem Unternehmen wiederſetzen würden; und machte ſich auf die Reiſe.

Niemand begleitete den König; er wollte bloß unter dem Schutze des Ringes reiſen, den der Froſch ihm gegeben hatte. Von dieſem geleitet, kam er in einen Wald, wo die Fee Lionne, in Geſellſchaft der Königin und ihrer Tochter jagte. Wie ein Pfeil, der von der Sehne abgeſchnellt worden, flogen ſie vor ihm vorbey. Er ward nicht bemerkt, und ihm war es unmöglich, ihnen nachzueilen; denn in demſelben Augenblick waren ſie verſchwunden.

Er hatte ſeine Gemahlin erkannt. Alle ihre Leiden hatten ihre Schönheit nicht vermindert; ſie ſchien ihm liebenswürdiger als je. Das ganze Feuer ſeiner Leidenſchaft erwachte; und er beſchloß, eher umzukommen,

men, als den Plan ihrer Befreyung aufzugeben.

Der Ring führte ihn nun in die dunkle Wohnung der Königin hinab. Er erſtaunte über die Menge der Stufen, die ihn in das Eingeweide der Erde führten, aber noch weit mehr erſtaunte er über das, was er in dieſen unterirdiſchen Gegenden ſah. Die Fee Lionne hatte den Tag und die Stunde ſeiner Ankunft lange vorher gewußt; ſie hatte alles gethan, um den Willen des Schickſals rückgängig zu machen; da aber dieß unmöglich war, ſo beſchloß ſie, ſeine Macht wenigſtens aus allen Kräften zu bekämpfen.

Zuerſt baute ſie alſo auf einen Teich von Queckſilber einen cryſtallnen Palaſt, mit dem die Wellen, wie mit einem Fahrzeuge ſpielten. Hier ſchloß ſie die arme Königin mit ihrer Tochter ein. Dann wendete ſie ſich an die Ungeheuer, welche dieſe Gegenden bewohnten, und insgeſammt ſterblich in die ſchöne Muſſette verliebt waren. Ihr werdet dieſe ſchöne Prinzeſſin verliehren, ſagte ſie zu ihnen, wenn ihr nicht gemeine Sache mit mir macht, um ſie gegen einen Ritter zu vertheidigen, der ſie uns entführen will. — Die Ungeheuer verſprachen, ſie aus allen Kräften zu ſchüzen; ſie umringten den cryſtallnen Palaſt; die leichteſten ſchwangen ſich auf das Dach und auf die Mauern; andere poſtirten ſich an die Thüre; die übrigen nahmen ihren Platz auf dem See.

* * *

Der König, der in allen Stücken der Leitung ſeines treuen Rings folgte, gelangte zuerſt in die Höhle der Fee. Dieſe erwartete ihn in der Geſtalt einer Löwin, und er hatte kaum den Fuß in ihre Wohnung geſetzt, als ſie auf ihn einſprang. Der König blieb in ſeiner Faſſung, griff nach dem Schwerd, und hieb ihr mit der größten Kaltblütigkeit die Pfote ab, die ſie nach ihm ausſtreckte. Sie ſtieß ein ſchreckliches Geſchrey aus, und fiel zur Erde; er trat auf ſie zu, ſetzte ihr den Fuß auf die Kehle, und ſchwur ſie zu tödten. Die Fee erſchrak. „Was willſt du von mir, ſagte ſie zu ihm, was verlangſt Du? — Strafe und Rache für deine Bosheit, antwortete der König. Du haſt mir meine Gemahlin entführt, und ich erwürge Dich mit meinen Händen, wenn ich ſie nicht ſogleich wieder bekomme. — „Deine Gemahlin? verſetzte die Fee; richte Deine Augen auf jenen Teich, und ſiehe, ob ſie in meiner Gewalt iſt? Der König ſahe ſich bey dieſen Worten um, und erblickte den Teich, und auf demſelben das cryſtallene Schloß, das wie eine Galleere ſchwamm, und in dem Schloſſe ſeine Gemahlin und Tochter.

Er meynte vor Schmerz und Freude zu vergehen; er rief ſie aus allen Kräften: ſie hörten ihn, aber da war kein Mittel, näher zuſammenzukommen. Während der König um den Teich herumgieng, und einen Weg zu dem Palaſte ſuchte, war die Fee Lionne verſchwunden; aber der Zauber blieb in ſeiner ganzen Kraft. Der Palaſt entfernte ſich immer weiter von dem Könige, und wenn er ihn an einem Ufer erreicht zu haben glaubte, ſegelte er mit unglaublicher Geſchwindigkeit an die gegenüberliegende Seite. Die Königin rief ihrem Gemahle zu und munterte ihn auf, den Muth nicht zu verlieren; die Fee will dich müde machen, aber die wahre Liebe wird durch keine Schwierigkeiten zurückgeſchreckt. Als er dieſen Zuruf hörte, und die bittende Stellung der Königin und ſeiner Tochter ſah, die ihre Arme nach ihm ausſtreckten, erhob er ſeine Stimme, und ſchwur bey dem Styx und dem Acheron, lieber den Reſt ſeines Lebens in dieſen traurigen Gegenden zuzubringen, als ohne ſie, an das Tageslicht zurückzukehren.

In der That ward auch ſeine Beharrlichkeit auf die größten Proben geſezt. Sein Bett war die mit Dornen und Diſteln bedeckte Erde, ſeine Nahrung waren wilde Früchte, und bey jedem Schritt hatte er mit den Ungeheuern zu kämpfen, die den cryſtallnen Palaſt bewachten.

So verfloſſen drey Jahre, ehe der König die mindeſte Hoffnung bekam, ſein Abentheuer glücklich zu endigen. Bisweilen war er der Verzweiflung nah. Hundertmal war er im Begriff, ſich in den See zu ſtürzen, wenn er hätte hoffen können, auf dieſe Weiſe, der Gefangenſchaft ſeiner Gemahlin und Tochter ein Ende zu machen. Eines Tags, als er, wie gewöhnlich, um den See herumlief, rief ihn ein ſcheußlicher Drache und ſagte zu ihm: wenn du mir bey deiner Krone und deinem Zepter, bey deiner Gemahlin und deiner Tochter ſchwören willſt, mir etwas zu freſſen zu geben, wornach ich ſehr lüſtern bin, und was ich fordern darf, wenn ich Luſt dazu habe; ſo will ich dich auf meine Flügel nehmen, und dich allen den Ungeheuern zum Trotz, die dieſen Teich bewachen, in das Schloß bringen, und ich verſpreche dir, die Königin und ihre Prinzeſſin unfehlbar daraus zu retten.

Liebſter Drache, Drache meines Lebens, rief der König aus, ich ſchwöre bey allem was mir heilig iſt, Dich und deine ganze Sippſchaft nach Herzensluſt zu füttern, und Dir Zeit meines ganzen Lebens zu Dienſt und Willen zu ſeyn. — Ich bitte dich, erwiederte der Drache, mache dich zu nichts anheiſchig, was du nicht Luſt haſt zu halten; es könnte großes Unglück daraus entſtehen das du ſo lange du lebſt nicht vergeſſen würdeſt. — Der König ſtarb beynahe für Ungeduld bey dieſen Einwendungen, und wiederholte ſein Verſprechen auf das feyerlichſte. Er beſtieg alſo den Rucken des Drachen, und erhob ſich mit ihm in die Luft. Kaum ſahen die Ungeheuer des Sees dieß Unternehmen, als ſie insgeſammt in den größten Aufruhr geriethen, und ſich ihm entgegen ſtellten. Es kam zum Gefecht; allenthalben hörte man das Ziſchen der Schlangen, und das Geſchrey der Uhu und Eulen. Fürchterliche Blitze durchkreuzten die Luft; ein Feuerregen ſchien auf den König herabzuträufeln. Endlich kömmt er bey dem Schloſſe an. Das Gefecht wird noch hitziger. Raben, Fledermäuſe und Eulen verbieten ihm den Eingang; aber die Zähne und Krallen des Drachen machen überall Platz. Auch die Königin kämpfte ihrer Seits mit Stücken von Cryſtall, die ſie in ihrem Palaſte losbricht. Endlich entſcheidet ſich die Schlacht für den König. Er tritt in das Hauß; die beyden Gatten umarmen ſich, und der

Zauber endigt ſich mit einem Donnerſchlag, der in den See fährt und ihn mit einemmal austroknet.

Der hülfreiche Drache war verſchwunden, wie die übrigen Ungeheuer auch, und der König fand ſich auf einmal, ohne zu wiſſen wie, in ſeiner Hauptſtadt, in ſeinem ſchönſten Saale, an einer koſtbar beſezten Tafel, und ihm gegenüber ſeine Gemahlin und ſeine Tochter. Nichts gleicht ihrem Erſtaunen und ihrer Freude, als etwa die Freude der Unterthanen, die ihren geliebten König und ihre Königin nach einer ſo langen Entfernung wiederſehn.

Die nächſten Tage waren eine Reihe von Feſten und Luſtbarkeiten. Redouten, Turniere, Carouſſell, eines folgte auf das andre, und die größten Prinzen zogen aus allen Gegenden herbey, um an dieſen Feyerlichkeiten Theil zu nehmen. Alle waren von der reizenden Muſſette entzückt; alle waren werth ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehn, aber keiner mehr als Prinz Mouſy, der ſchönſte, wohlgewachſenſte und behendeſte Ritter unter allen, die ſich auf dem Kampfplatze zeigten. Alle Augen waren auf ihn gerichtet; jedermann klatſchte ihm Beyfall zu, und die Prinzeſſin, die bisher bloß unter Drachen und Schlangen gelebt hatte, konnte ſich nicht enthalten, dem Verdienſten dieſes wackern Ritters Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Augenſcheinlich beeiferte ſich aber auch der Prinz, ihr zu gefallen, und er gab dem König und der Königin zu verſtehn, daß ſeine Beſitzungen nicht unwerth wären, unter dem Zepter der ſchönen Muſſette zu ſtehen.

Der König verſicherte dem Prinzen, daß er Muſſetten vollkommene Freyheit ließe, ihre Hand zu verſchenken, an wen ſie wollte; daß er ſie niemals zwingen würde, und daß man alſo ihr Herz gewinnen müſſe, um ihre Hand zu erhalten. Der Prinz war mit dieſer Antwort ſehr wohl zufrieden. Er hatte bey mehrern Gelegenheiten bemerkt, daß er Muſſetten nicht gleichgültig war. Es kam bald zu einer nähern Erklärung; Sie verſicherte ihm, daß ſie keinen andern Gemahl wählen würde als ihn. Der Prinz beſchwur ſie, dieſe Zuſage nie zu vergeſſen, und eilte ſogleich zu dem König und der Königin, ihnen ſein Glück mitzutheilen und ſie um die Beſtätigung der Wahl ihrer Tochter zu bitten. Sie bewilligten ihm ſein Verlangen mit der größten Freude; denn er hatte ſchon längſt ihre Stimme, und unter allen Freyern der Prinzeſſin ſchien keiner ihrer ſo werth zu ſeyn als er.

Nachdem die Verlobung vorüber. war, kehrte der Prinz in ſeine Staaten zuruck, um Anſtalten zu ſeiner Vermählung zu treffen. Die beyden Verliebten nahmen unter tauſend Thränen Abſchied von einander, vornehmlich ſchien Muſſette ganz untröſtlich zu ſeyn; eine geheime Ahndung ſchien ihr Herz zu beklemmen und alles was ſie ſich ſelbſt und was ihre Eltern ihr ſagten, war nicht im Stande, ihre Betrübniß zu lindern und den Strom ihrer Thränen zu hemmen.

Als ſie ſich eines Tages in dem Zimmer der Königin befand, trat ihr Vater mit verſtörten Mienen herein, und ſchloß ſie mit einer ängſtlichen Zärtlichkeit in ſeine Arme. Ach! mein Kind! ach! ich unglücklicher Vater! war alles was er vorbringen konnte. Seufzer erſtickten ſeine Stimme, und Thränen rollten von ſeinen Augen — Die Königin und ihre Tochter waren auſſer ſich, da ſie ihn in dieſem ängſtlichen Zuſtande ſahn. Sie fragten ihn was ihm fehlte, und erfuhren zulezt, daß ein ungeheurer Rieſe am Hof angekommen wäre, der ſich für einen Ambaſſadeur des Drachen von dem See ausgäbe, und für ſeinen Herrn, Kraft des gegebenen Verſprechens die Auslieferung der Prinzeſſin Muſſette verlangte, die er in einer Paſtete ſpeiſen wollte.

Die Königin ſtieß bey dieſer traurigen Nachricht ein klägliches Geſchrey aus und ſchloß die Prinzeſſin in ihre Arme. Nein, rief ſie, ehe ſoll man mir das Leben nehmen ehe man dich dem grauſamen Drachen ausliefert. Er nehme alles was wir beſitzen, er nehme ſelbſt unſer Königreich dahin! Grauſamer Gemahl! könnteſt du deine geliebte Tochter einem Ungeheuer dahingeben, das ihr den Tod droht? Unmöglich! Ich will den Geſandten ſelbſt ſehn. Vielleicht daß meine Bitten, und meine Thränen ihn rühren.

Der König antwortete nichts; aber er ſprach mit dem Rieſen, und führte ihn ſeiner Gemahlin zu. Dieſe warf ſich ihm zu Füßen, ſie beſchwor ihn um Mitleid, ſie bot ihm alles an, um ihre Tochter loszukaufen. Der Rieſe aber antwortete ganz trocken, bloß ſey nicht ſein Auftrag und der Drache, ſein Herr, wäre ein großer Freund von Paſteten, mit jungen Damen gefüllt.

Die Nachricht von dem was auf dem Schloſſe vorgieng verbreitete ſich bald durch die ganze Stadt. Welche Beſtürzung! welches allgemeine Wehklagen! Alles lief zuſammen, und beweinte das Schickſal der angebeteten Prinzeſſin. Der König konnte ſich nicht entſchließen, ſie dem Rieſen auszuliefern, und der Rieſe, der ſchon einige Tage gewartet hatte, wollte ſich ſchlechterdings nicht länger hinhalten laſſen, ſondern fieng an, auf das fürchterlichſte zu drohn. Dieſe Drohungen aber erſchreckten den König nicht ſehr; denn was konnte ihm ſchlimmers begegnen als der Verluſt ſeiner Tochter? Er verſicherte daher den Rieſen, daß er ſein eignes Leben für nichts achte, wenn er das Leben der Prinzeſſin aufopfern müßte. Der Rieſe verſetzte hierauf, er habe neue Orders von ſeinem Herrn erhalten, welche die mildeſten Bedingungen enthielten. Die Prinzeſſin ſollte einwilligen, einen ſeiner Neffen zu heyrathen, ſo wollte er ſie nicht freſſen. Dieſer Neffe wäre übrigens ein Prinz und ſehr ſchön, daß ſie alſo wahrſcheinlich nicht die mindeſte Schwierigkeit machen wurde, ihm ihre Hand zu geben.

Dieſer Vorſchlag linderte den Schmerz der königlichen Eltern ungemein; aber als man ihn der Prinzeſſin that, machte ſie noch weit größere Schwierigkeiten, dieſe Bedingung einzugehn als die Vorige. Ich würde mich ſelbſt verachten, ſagte ſie, wenn ich im Stande wäre mein Leben durch eine Treuloſigkeit zu erkaufen. Ich habe meine Hand dem Prinzen Mouſy verſprochen; und ſie wird niemals einem

nem andern angehören. Laſſen ſie mich ſterben, das Ende meines Lebens wird der Anfang ihrer Ruhe ſeyn.

Die Prinzeſſin ſagte dieß mit einer ſolchen Feſtigkeit, daß man gar nicht hoffen konnte, ſie von ihrem Vorſatze abzubringen. Man beſchloß alſo, ſie auf die Spitze eines Berges zu führen, von wo ſie der Drache abholen ſollte.

Alles wurde nun zu dieſem traurigen Opfer zurechte gemacht; und niemals hat man ein ganzes Volk, bey einer öffentlichen Calamität, in einen ſo tiefen Kummer verſunken geſehn, als die Unterthanen des Königs, bey den Vorbereitungen zu dieſem ſchrecklichen Auftrit. Vierhundert junge Mädchen vom erſten Rang in langen weiſſen Kleidern und mit Cypreſſen bekränzt waren zu ihrer Begleitung beſtimmt. Sie ſelbſt trug man in einer offnen Sänfte von ſchwarzem Sammt; ihre Haare hingen zerſtreut auf ihre Schultern herab, und ein Kranz von weiſen Roſen war nachläſſig durch ihre Locken geſchlungen. Der König und die Königin folgten in tiefer Traurigkeit nach; der Rieſe gieng neben der Sänſte einher und verſchlang ſchon das Opfer mit ſeinen Augen. Die Luft ertönte von Seufzen und Klagen; der ganze

Weg ward von den Thränen der Begleitenden feucht.

Ach! rief die Königin aus, Froſch, meine Freundin, warum verläßt du mich jezt? Ach! warum ſtandſt du mir in den dunkeln Regionen der Unterwelt bey, da du mir jezt deine Hülfe verſagſt? Wie glücklich würde ich ſeyn, wenn ich damals geſtorben wäre! ich würde meine geliebte Muſſette nicht in den Klauen eines Ungeheuers ſehn!

Während dieſer Klagen langte der Zug, ſo langſam er auch gieng, endlich doch auf dem Gipfel des Berges an. Hier verdoppelte ſich das Klaggeſchrey und die Thränen! jedermann wollte noch Abſchied von der unglücklichen Prinzeſſin nehmen, und dieß dauerte ſo lange, daß der Rieſe endlich ungedultig wurde und die ganze Geſellſchaft erſuchte, ihn mit der Prinzeſſin allein zu laſſen. Es blieb nichts übrig, als ihm zu gehorchen.

Der König und die Königin entfernten ſich alſo mit ihrem ganzen Hof und begaben ſich auf einen andern benachbarten Berg, von wo aus ſie das Schickſal der Prinzeſſin beobachten konnten. Es dauerte gar nicht lange, ſo erſchien ein ungeheurer Drache in der Luft, der ungeachtet ſeiner ſechs Flügel, ſich doch nur mit Mühe in der Luft erhielt. Sein Körper war ſchwerfällig und dick, über und über mit dichten blauen Schuppen bedeckt; ſein Schwanz kräuſelte ſich in mehr als funfzig Verſchlingungen; jede ſeiner Pfoten ſchien einer Windmühle gleich, und in ſeinem geöffneten Rachen ſah man drey Reihen Zähne, jeder ſo lang als ein Elephantenzahn.

So groß die Gefahr jetzo ſchien, ſo war die Hülfe doch nicht mehr weit. Der Froſch, welcher ganz in der Stille alles beobachtet hatte, beſtieg einen Sperber und flog eiligſt zu dem Prinzen Mouſy, der in ſeiner Reſidenz mit Zurüſtungen zu ſeiner Vermählung beſchäftigt war. Der Froſch trat in ſein verſchloßnes Zimmer und redete ihn ſogleich an: unglücklicher Prinz, was machſt du hier? Man raubt dir deine Braut, und du eilſt ihr nicht zu Hülfe? — Siehe dieß Roſenblatt; durch einen Hauch verwandle ich es in ein ſtattliches Roß. Kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen als ein grünes Pferd mit zwölf Füßen, und drey Köpfen erſchien. Dieſe Köpfe waren eine Art von Batterie. Aus dem einen ſpie es Bomben, aus dem andern Kanonenkugeln, aus dem dritten Feuer. Ferner gab der Froſch dem Prinzen einen ſechzehn Ellen langen Degen, welcher leichter war als eine Feder; ein Panzer bekleidete ihn, der aus einem einzigen Diamant gemacht ſchien, gar nicht drückte, und härter war als ein Fels. — Eile, fliege, Deine Geliebte zu retten, rief er ihm zu. Dieſes Pferd wird dich leiten, und wenn du ſie befreyt haſt, ſo ſage ihr, wer es war, der dich ſendete.

Grosmüthige Fee, rief der Prinz, indem er eiligſt das Pferd beſtieg, wie ſoll ich dir meine Dankbarkeit zu erkennen geben? Ich erkenne mich auf immer für deinen Sclaven. — Mit dieſen Worten galoppirte er fort; und in wenig Minuten, fand er ſich auf dem Gipfel des Berges, auf dem die Prinzeſſin ganz allein die Ankunft des Drachen erwartete. Das grüne Pferd ließ ſogleich alle ſeine Batterien ſpielen die das Ungeheuer in kein geringes Erſtaunen ſetzten. Mehr als zwanzig Kugeln trafen auf ſeinen Hals und verletzten ſeine Schuppen ein wenig; eine Bombe wühlte ſich in ſein Aug ein. Dieß machte ihn wüthend. Er wollte auf den Prinzen losſtürzen; aber der ſechzehn Ellen lange Degen that trefliche Dienſte, und der Prinz ſtieß ihn dem Drachen einigemal bis an das Stichblatt in den Leib.

Muſſette hatte ihren Beſchützer, ſchon von weiten erkannt; und die heftigſte Angſt bemächtigte ſich ihrer, als ſie ihn den Drachen zum Kampfe auffordern ſah. In dem Herzen ihrer Eltern aber erwachte ein Strahl von Hoffnung, als ſie den tapfern Prinzen erblickten. Der König hing ſeinen Hut auf den Stock, und hob ihn in die Höhe; die Königin ſchwang ihr Schnupftuch, um dem Prinzen ein Zeichen ihrer Gegenwart zu geben und ihm Muth einzuflößen. Aber fürwahr ſein Herz allein und die Gefahr, in welcher er ſeine Geliebte ſah, war genug, ſeinen Muth zu beleben und ihn zur Ausdauer aufzufordern.

Der Kampf wurde immer mit der größten Anſtrengung von beyden Seiten fortgeführt. Die Erde war mit den Schuppen, den Krallen und Flügeln des Ungeheuers bedeckt. Sein Blut ſtrömte aus tauſend Wunden, und dieſes Blut war blau und machte eine ſeltſame Miſchung mit dem grünen Blute des Pferds. Fünfmal fiel der Prinz zur Erde herab; aber immer ſtand er wieder auf und beſtieg ſein Pferd von neuem und fing den Kampf noch hitziger wieder an. Endlich verlohr der Drache die Kräfte, er fiel herab, und der Prinz verſetzte ihm noch eine ungeheure Wunde in den Bauch. Wer würde nun rathen, was geſchah? Man wird es vielleicht für ein Mährchen halten, wenn ich ſage, daß aus dieſer Wunde ein Prinz hervortrat, ſo ſchön und liebenswürdig, als je eine Fee begabt haben mag. Ein azurner Talar ſchwamm von ſeinen Schultern herab, und ein goldner Helm von weißen Federn beſchattet, ſtrahlte auf ſeinem Haupte. Er eilte mit offnen Armen auf den Prinz Mouſy zu: wie viel Dank bin ich ihnen ſchuldig, mein grosmüthiger Erretter, rief er aus. Sie befreyen mich aus dem ſchrecklichſten Kerker, in welchem jemals ein Prinz geſchmachtet hat. Seit ſechzehn Jahren bin ich von der Fee Lionne in den Leib dieſes Drachen gebannt; und ſo groß war ihre Gewalt, daß ſie mich zwang, dieſe reizende Prinzeſſin zu meiner Mahlzeit zu fordern. Führen ſie mich zu ihren Füßen, damit ich ſie um Verzeihung bitte, und ihr mein Unglück erzähle.

Erſtaunt und entzückt über dieſes ſeltſame Abentheuer eilte Prinz Muſy den geretteten Fürſten ſeiner Geliebten vorzuſtellen, die dem Himmel den wärmſten Dank wegen dieſes unverhoft glücklichen Ausganges darbrachte. Der König, die Königin und der ganze Hof waren indeſſen herbeygekommen; alle ſprachen auf einmal, niemand verſtand ſich; und man weinte nun vor Freuden, wie man vorhin vor Betrübniß geweint hatte. Damit niemand fehlen möchte, erſchien auch der wohlthätige Froſch in der Luft, auf einem Sperber mit goldnen Schellen an den Füßen, die einen ſehr harmoniſchen Ton von ſich gaben. Alles hob die Augen empor, und man erblickte das Roſen-Käppchen, das wie ein Stern glänzte, und den Froſch ſtrahlend wie die Morgenröthe. Die Königin gieng auf ihn los und faßte ihn bey ſeinen kleinen Pfötchen. In dem Augenblick verwandelte ſich der Froſch, und an ſeiner Stelle ſtand eine ſchöne Königin da. Ich komme, ſagte ſie, die Treue der Prinzeſſin Muſſette zu belohnen, welche den Tod einer Untreue vorzog. Dieß iſt ein ſeltnes Beyſpiel in unſern Tagen, aber es wird in Zukunft noch ſeltner ſeyn. Mit dieſen Worten ſetzte ſie zwey Myrthenkronen auf das Haupt der beyden Verliebten, und that einen Schlag mit dem Zauberſtabe, worauf ſich aus den Gebeinen des Drachen ein Triumphbogen erhob, der das Andenken dieſer Begebenheit bis auf unſre Zeiten erhalten hat.

Alles zog nun nach der Stadt zurück, unter lautem Jubelgeſchrey und Freudengeſängen, und der Weg, der kurzvorher von Seufzern ertönt hatte, erſchallte jezt von dem Ausdrucke des lebhafteſten Vergnügens. Die Hochzeit der Prinzeſſin wurde den folgenden Tag gefeyert, und man kann ſich die Glückſeligkeit vorſtellen, welche dieſe Verbindung begleitete.

III.

Die Hindinn.

Es war einmal ein König und eine Königin die ſehr glücklich zuſammen lebten, die ſich auf das zärtlichſte liebten, von ihren Unterthanen angebetet wurden; und denen nichts zu ihrer Glückſeligkeit als ein Erbe fehlte. Die Königin glaubte, ihr Gemahl würde ſie noch weit mehr lieben; wenn ſie ihm Kinder brächte, und deshalb unterließ ſie keinen Frühling ins Bad zu gehn und den Brunnen zu trinken. Das Bad war dann immer ſehr beſucht, und nicht bloß die Unterthanen der Königin, ſondern auch eine große Menge Fremden kamen um dieſe Zeit dahin, und nahmen Theil an den Luſtbarkeiten, welche daſelbſt angeſtellt wurden.

Das Waſſer ſprang aus mehrern Quellen in einem großen Walde, in welchem die Geſellſchaft den Brunnen zu trinken pflegte. Als nun die Königin eines Tags an dem Rande eines ſolchen Brunnen ſaß, befahl ſie ihren Damen, ſich zu entfernen, und ſie ihren Betrachtungen zu überlaſſen. Dann ließ ſie ihren Klagen freyen Lauf, die immer auf eins hinausliefen: „wie unglücklich bin ich, ſagte ſie, daß ich keine Kinder habe! Fünf Jahre bitte ich nun den Himmel ohne Unterlaß um dieſe Gabe, die er den ärmſten Weibern gewährt. Aber meine Bitten rühren ihn nicht, und ich werde wahrſcheinlich ſterben, ohne ſie jemals erhört zu ſehen.“

Während ſie ſo ſprach, bemerkte ſie eine ſtarke Bewegung auf dem Waſſer und ſiehe da, ein großer Krebs reckte den Kopf empor und ſagte: „große Königin, dein Wunſch wird erfüllet werden. Hier in der Nähe iſt ein prächtiger Palaſt, den die Feen gebaut haben. Kein menſchliches Auge vermag ihn zu finden; denn er iſt mit dichten Wolken umhüllt. Wenn du dich aber der Leitung eines armen Krebſes anvertrauen willſt, ſo erbiete ich mich, dich dahin zu bringen.“

Die Königin hörte dieſe Worte mit Verwunderung an, denn noch nie hatte ſie einen Krebs ſprechen hören, und als ſie ſich ein wenig von ihrem Erſtaunen erholt hatte, antwortete ſie, ſie wollte ſich ihm von Herzen gern anvertrauen, aber ſie könnte nicht rückwärts gehn. Der Krebs lächelte über dieſe Antwort und verwandelte ſich ſogleich in ein ſchönes altes Mütterchen. „Nein, nein, Madam, ſagte ſie; wir wollen nicht rückwärts gehn. Aber ich bitte Sie, ſehn Sie mich als ihre beſte Freundin an, denn ich wünſche in der That nichts als Ihr Beſtes.“

Jezt ſtieg ſie aus dem Waſſer heraus ohne naß zu ſeyn. Ihr Kleid war weiß, mit carmoiſin gefüttert, und ihre grauen Haare waren mit grünen Bändern aufgebunden; in ihrem ganzen Weſen herrſchte etwas angenehmes, und gefälliges. Sie machte der Königin ihr Compliment, und dieſe umarmte ſie. Hierauf machten ſie ſich ohne Zeitverluſt auf den Weg; und zwar gieng dieſer durch eine Allee, welche die Königin noch niemals bemerkt hatte, ſo oft ſie auch in dieſem Walde geweſen war. Es war der Weg der Feen. Gemeinen Augen ſchien er mit Dornen und Diſteln verwachſen; aber wenn eine Fee ihn betrat, ſo ſproßten Roſen auf den Dornen,

nen, und Jaſminen verſchlangen ihre Zweige, um ſchattigte Lauben zu bilden. Dann ſchien der Boden mit Blumen beſtreut; und unzählige bunte Vögel flatterten in den Zweigen, und wetteiferten in ſüſſen Geſängen.

Die Königin war noch nicht von ihrem Erſtaunen zurückgekommen, als die Fronte eines diamantnen Palaſtes ihr entgegenſtrahlte. Sie ſtieß einen lauten Schrey aus, und fragte ihre Begleiterin, ob das was ſie ſähe ein Phantom ihrer Einbildungskraft oder Wirklichkeit ſey. — „Ihre Zweifel ſollen Ihnen ſogleich benommen werden, antwortete die Fee;“ und ſogleich öffneten ſich die Pforten des Palaſtes, und ſechs Feen, eine immer ſchöner als die andre, traten hervor. Sie giengen der Königin entgegen, umarmten ſie, und jede bot ihr eine Blume von Diamanten und Edelſteinen an; die eine gab ihr eine Roſe, die andre eine Tulpe, die dritte eine Anemone, die vierte eine Ranunkel, die fünfte eine Nelke, die ſechſte eine Granatblüthe. „Das größte Zeichen unſrer Achtung, das wir Ihnen geben können, ſagte ſie, iſt der Zutritt, den wir Ihnen in dieſen Palaſt verſtatten; und wir machen uns das Vergnügen, Ihnen die Nachricht zu geben, daß Ihr Wunſch erfüllt werden, und Sie Mutter einer ſchönen Tochter werden ſollen, welche Vielgeliebt heißen wird.

Vergeſſen ſie nicht, uns gleich nach ihrer Geburt zu ſich zu rufen, damit wir ihre Tochter mit allen guten Eigenſchaften, die in unſrer Gewalt ſtehn, begaben können. Sie brauchen nur den Strauß zu nehmen, den wir Ihnen jezt gegeben haben, und eine Blume nach der andern zu nennen. Wir werden nicht ermangeln, auf dieß Zeichen ſogleich in Ihrem Zimmer zu erſcheinen.“

Außer ſich für Freude fiel ihnen die Königin um den Hals und dankte ihnen mit der größten Innigkeit. Dann begab ſie ſich mit der Fee in den Palaſt, deſſen Inneres ſeinem Aeuſſerlichen vollkommen entſprach, und über alle Beſchreibung prächtig war. Dann ging es in den Garten, der mit den herrlichſten Früchten prangte. Die Königin genoß einige davon, und fand ſie ſo köſtlich, daß ſie beynahe die Luſt verlohr, jemals Früchte zu eſſen, die nicht in dem Garten der Fee gewachſen wären.

Es würde vergebens ſeyn, den Zuſtand beſchreiben zu wollen, in dem ſich die Königin befand. Sie war in einem Taumel von Glückſeligkeit; ohne Unterlaß ſprach ſie von der Freude, die die Feen ihr verſprochen hatten; dann dankte ſie den Feen, dann fiel ſie ihnen um den Hals, denn alle Ausdrücke der Zärtlichkeit drückten nicht die Hälfte der Empfindungen aus, die ihre Bruſt erfüllten. Sie blieb bis auf den Abend in dem Palaſte; und erſt als die Sonne unterging, kehrte ſie unter der Begleitung einer himmliſchen Muſik und mit Geſchenken überhäuft nach dem Brunnen zurück.

Ihr ganzes Haus befand ſich in der größten Unruhe. Man hatte ſie den ganzen Tag geſucht, und kein Ort war noch denkbar, wo ſie hätte ſeyn können. Man hatte eine Entführung gefürchtet, denn ſie war noch jung und ſchön. Wie froh war man; als man ſie zurückkommen ſah. Noch nie hatte man ſie ſo reizend gefunden; denn die freudige Hoffnung die ſie in ihrem Herzen nährte belebte ihren Trieb, und gab ihren Worten eine unglaubliche Anmuth.

Nach einiger Zeit verließ die Königin das Bad, und kurz darauf zeigte ſich die Wirkung von den Verſprechungen der Feen. Sie brachte eine Prinzeſſin zur Welt, der ſie den Nahmen Vielgeliebt gab. Sie erinnerte ſich des Befehls der Feen, griff nach ihrem Bouquet, nannte eine Blume nach der andern, und die Feen zauderten nicht. Jede erſchien auf einem Wagen von eigner Form und eignem Geſpann; jede zeigte Freude und Theilnahme auf ihrem

Geſichte. Sie umarmten die Königin, küßten die kleine Prinzeſſin, und zogen nun das Kinderzeug hervor, das ſie mitgebracht hatten, und das ihrer eignen Hände Arbeit war. Dann nahmen ſie das Kind auf ihre Knie, wickelten es ein, und küßten es tauſendmal; denn es war ſchon ſo ſchön, daß man es nicht ſehn konnte ohne es zu lieben. Als dieß vorbey war, ſchlugen ſie mit dem Stabe auf die Erde, und es erſchien eine Amme, die beynahe ſelbſt ſo ſchön war, als eine Fee. Nun war nichts mehr übrig, als das Kind zu beſchenken, und auch daran ließen es die Feen nicht fehlen. Die eine ſchenkte ihm Tugend, die andre Verſtand, die dritte Schönheit, die vierte Glück; die fünfte Geſundheit, und die ſechſte, guten Erfolg in allen Unternehmungen.

Die Königin war noch damit beſchäftigt, ihren Freundinnen für dieſe wiederholten Wohlthaten zu danken, als ein ungeheurer Krebs in das Zimmer gekrochen kam, und ſich dem Bette der Wöchnerin näherte. — „Undankbare, hub der Krebs an, du haſt alſo nicht für gut gefunden, dich meiner zu erinnern? Du haſt die Fee der Quelle vergeſſen, der du gerade die größte Verbindlichkeit ſchuldig biſt? Ich ſahe deine Undankbarkeit zum voraus, und darum erſchien ich dir unter der Geſtalt eines Krebſes, um anzuzeigen, daß deine Freundſchaft rückwärts gehen würde, anſtatt zu wachſen.“

Die Königin ſahe ihren Fehler ein und war untröſtlich. Sie bat ſie tauſendmal um Vergebung; ſie hätte in der feſten Ueberzeugung geſtanden, ihre Blume ſo wie die Blumen der andern genannt zu haben; das Bouquet wäre an allem Schuld und ſie wäre ſchlechterdinges nicht fähig, die Wohlthaten zu vergeſſen, die ſie ihr erwieſen hätte. Sie bat ſie endlich, ihr ihre Freundſchaft nicht zu entziehen, und der kleinen Prinzeſſin ihre Gunſt zu ſchenken. Alle Feen vereinigten ihre Bitten mit den Bitten der Königin. „Liebſte Schweſter, ſagten ſie zu ihr; laß deinen Zorn gegen eine Königin fahren, die gewiß nie die Abſicht gehabt hat, Dich zu beleidigen. Lege dieſe Geſtalt ab, die uns hindert deine wahren Reize zu ſehen, und gönne uns den Anblick deiner Majeſtät und Schönheit.“

Die Fee der Quelle war ein wenig eitel, und ſo linderten dann die Schmeicheleyen der Feen ihren Zorn wirklich etwas. „Gut, ſagte ſie, ich will der Prinzeſſin auf eure Bitten, einen Theil des Unglücks erlaſſen, das ich ihr zugedacht hatte. Aber ich ſchwöre euch, daß wenn die Prinzeſſin vor ihrem funfzehnten Jahre das Tageslicht erblickt, ſo kann es ihr das Leben koſten.“ — Die Thränen der Königin und die Bitten der übrigen Feen, konnte den Entſchluß ihrer Mitſchweſter nicht wankend machen, und ſie kroch rückwärts zur Thüre hinaus, denn ſie hatte keine Luſt ihre Krebsgeſtalt zu verlaſſen.

Als ſie zur Thüre hinaus war, ging die Königin mit den Feen zu Rathe, wie ſie ihre Tochter gegen das Unglück bewahren könnte, womit ſie bedroht worden war. Jede ſagte ihre Meynung, und nachdem mehrere Vorſchläge gethan worden waren, kamen ſie darinne überein, daß ein Palaſt gebaut werden ſollte, ohne Fenſter und Thüren, mit einem Eingang unter der Erde. Hier wollte man die Prinzeſſin bis zu dem beſtimmten Alter erziehen.

Drey Schläge mit dem Zauberſtabe brachten dieß groſe Werk zu Stande. Er war von auſſen mit weißen Marmor bekleidet; die Dekken und der Fußboden von Diamanten und Schmaragden, alles mit den ſchönſten Figuren auf das künſtlichſte eingelegt. Alle Wände waren mit Sammet und Seide bedeckt; und auf dieſe Tapeten hatten die Feen die ſchönſten und merkwürdigſten Begebenheiten aus der Geſchichte aller Nationen geſtickt. Aber kein

Strahl der Sonne beleuchtete dieſe herrlichen Werke. Eine groſe Menge von Wachskerzen erſetzten dieſen Mangel, und verbreiteten überall einen immerwährenden Tag. Hier brachte die Prinzeſſin ihre erſten Jahre, unter der Aufſicht der geſchickteſten Lehrer zu, die ihren Verſtand bildeten, und nicht ſelten über die Fähigkeiten erſtaunten, die ſich bey dieſem Kinde mit einer unglaublichen Schnelligkeit entwikkelten.

Ihre Schönheit blieb nicht hinter dem Verſtande zurück. Sie entzückte jedermann, der ſie ſahe, und die unempfindlichſten Herzen erkannten die Macht ihrer Reize. Sie erhielt von Zeit zu Zeit einen Beſuch von den guten Feen, die ihr die ſchönſten Sachen brachten, und ſich einander mit ihren Geſchenken zu übertreffen ſuchten. Aber von allen Feen ſchien Tulipane die meiſte Liebe für die Prinzeſſin zu haben; und ſie vergaß niemals, der Königin einzubinden, ihre Tochter ja nicht vor dem funfzehnten Jahre an des Tageslicht kommen zu laſſen. Die Königin verſprach ihr jedesmal, keine Sorgfalt zu ſparen; und die funfzehn Jahre waren ſchon beynahe verſtrichen, ohne daß der Prinzeſſin das mindeſte zugeſtoßen war.

Als nun die Zeit herannahete, wo ſie das Schloß verlaſſen ſollte, ließ die Königin ihr Bildniß machen, und ſchickte es an den größten Höfen umher. Jedermann ſah es mit Bewunderung und Wohlgefallen; ein Prinz aber ſah es vorzüglich mit ſolchem Wohlgefallen, daß er ſich nicht wieder davon trennen konnte. Er ſtellte es in ſein Kabinet, ſchloß ſich mit ihm ein, und unterhielt es ſtundenlang von ſeiner Zärtlichkeit und Liebe.

Der König vermißte oft ſeinen Sohn, wenn der ganze Hof verſammelt war; und wenn er erſchien, war er zerſtreut und niedergeſchlagen. Dann fragte er ſeine Höflinge, was dem Prinzen wohl fehlen möchte? und ſie ſagten was ſie wußten, daß er ſich oft in ſein Zimmer einſchlöſſe und dann perorirte, als wenn jemand bey ihm wäre. Man vermuthete, der Prinz habe etwas von ſeinem Verſtande eingebüßt.

Der Vater erſchrak, ließ ihn auf ſein Zimmer kommen, und fieng von gleichgültigen Dingen zu reden an. Da der Sohn nicht Achtung gab und einigemal wie im Traume antwortete, fragte ihn der König nach der Urſache ſeiner Veränderung, ſeiner Unruhe und ſeiner Zerſtreuung. Der Prinz fiel ihm zu Füßen: „Ach liebſter Vater, hub er an, könnten ſie in meinem Herzen den Kampf der Pflicht und der Liebe ſehn, ſie würden mit ihrem Sohne Mitleiden haben. Sie haben mir die Prinzeſſin Nachtſchatten zur Gemahlin beſtimmt, und ich geſtehe ihnen, daß dieſe Verbindung nicht ohne Vortheil iſt. Aber ach die Reitze der Prinzeſſin Vielgeliebt machen mich gegen jeden Vortheil blind, und ich kenne kein Glück ohne ſie.“ „Haſt du ſie denn ſchon beyde geſehn, fragte der König? — „Ich habe die Porträts von beyden erhalten, antwortete jener; und ich verſichere Sie, daß es mich das Leben koſten wird, wenn Sie mich nöthigen, die Verſprechungen zu erfüllen, die Sie der Prinzeſſin Nachtſchatten gegeben haben.“

Der König war unwillig. „Ich hätte mir nie eingebildet, ſagte er mit einem etwas ſtrengen Tone, daß du der Thorheit fähig wärſt, dich in ein Porträt zu verlieben, und mit dieſem Comedien zu ſpielen, die dich in den Augen der ganzen Welt lächerlich machen.“ — „Ich glaube noch nicht Urſache zu haben, mich meiner Leidenſchaft zu ſchämen; ich wage ſogar zu hoffen, daß ſie eben ſo urtheilen werden, wenn ſie das Bild der reizenden Prinzeſſin geſehen haben; verſetzte der Prinz.“

Der König befahl ihm das Bildniß zu holen; der Sohn eilte, den Vater von der Wahrheit ſeiner Verſicherungen zu überzeugen. Er hatte ſich nicht geirrt. „Dein Wunſch ſey dir gewährt, hub der Vater an. Mit dieſen Mienen muß ein ſanftes Herz und ein liebenswürdiger Charakter gepaart ſeyn. Ich kann deine Wahl nicht mißbilligen, wenn ich nicht gegen meine innigſten Empfindungen urtheilen ſoll. Sogleich ſollen Geſandten abreiſen, um meinen Vertrag mit Nachtſchatten zu vernichten; und andre ſollen für dich um Vielgeliebt anhalten.“

Der Prinz umarmte ſeinen Vater und dankte ihm für ſeine Güte, mit dem Feuer eines Verliebten. Die Anſtalten zur Abreiſe der Geſandten waren bald gemacht; und an Vielgeliebt wurde der ſchönſte, reichſte und beredteſte Cavalier am ganzen Hofe, abgeordnet.

Die Pracht, mit welcher der Geſandte reiſte, war auſſerordentlich, und das Gerücht von ſeiner Ankunft, gieng vor ihm her. Der König und die Königin waren vor Freude auſſer ſich. Der Ruhm des Prinzen Siegreich, (dieß war der Nahme, den ihm ſein Volk wegen mehrerer erfochtenen Siege gegeben hatte) war auch zu ihnen gelangt; und ſeine vortreflichen Eigenſchaften waren allenthalben ſo bekannt, daß die größten Könige es ſich zur Ehre gerechnet haben würden, ihre Töchter an ihn zu verheyrathen.“

Der König und die Königin hatten die Abſicht gehabt, dem Geſandten ihre Tochter ſehen zu laſſen. Aber die Fee Tulipane rieth es ihnen ab. Folgen ſie mir, ſagte ſie. Er darf ſie ſobald nicht ſehen; auch dem Könige, der ſie für ſeinen Sohn verlangt, darf ſie nicht eher geſchickt werden, bis die funfzehn Jahre vorüber ſind. Es geht zuverläſſig nicht ohne ihren Nachtheil ab, wenn ſie früher abreiſt. — Die Königin umarmte die gute Fee, und verſprach, ihrem Rathe Folge zu leiſten. Hierauf begaben ſie ſich zu der Prinzeſſin.

Es währte nicht lange, ſo kam der Geſandte an. Sein Zug dauerte drey und zwanzig Stunden, denn er hatte nicht weniger als ſechsmalhunderttauſend Maulthiere bey ſich, die mit den prächtigſten Sammetdecken und mit goldnen Schellen und Hufen geſchmückt waren. In der Stadt lief eins gegen das andre, denn jedermann wollte den Geſandten ſehn, und in den Straßen, durch die er zog, konnte kein Apfel auf die Erde kommen. Selbſt der König und die Königin giengen ihm entgegen. Mit Erzählung der gegenſeitigen Ceremonien wollen wir den Leſer verſchonen, und ihn, wenn er ja neugierig ſeyn ſollte, ſie umſtändlich zu erfahren, deshalb an das Frankfurter Riſtretto von damals verwieſen haben.

Nachdem die erſten Complimente vorüber waren, bat der Geſandte um die Erlaubniß, der Prinzeſſin aufwarten zu dürfen, und dieſe Bitte — wurde ihm abgeſchlagen. Der Geſandte erſtaunte. „Verzeihn ſie, ſagte der König. Glauben ſie nicht etwa, daß wir nach Laune und Eigeſinnn handeln. Das Schickſal zwingt uns Ihnen einen Wunſch zu verſagen der beym erſten Anblicke, nicht mehr als gerecht iſt.

Eine Fee, fuhr er fort, warf einen tödtlichen Haß auf meine Tochter, als ſie noch in der Wiege lag, und bedrohte ſie mit dem ſchrecklichſten Unglücke, wenn ſie vor ihrem funfzehnten Jahre das Tageslicht erblicken würde. Um dieſem zu entgehn haben wir ſie in einen Palaſt eingeſchloßen, deſſen ſchönſte Zimmer unter der Erde ſind. Wir waren anfänglich entſchloſſen, ſie zu ihr zu bringen, aber die Fee Tulipane hat es uns ernſtlich widerrathen.“ — „¿Wie? fiel ihm der Geſandte ins Wort. Ich ſollte ohne die Prinzeſſin zurückreiſen? Sie willigen in das Verlangen meines Herren, Sie beglücken ihn mit der Hand ihrer Tochter, und überlaſſen ihn der quälenden Sehnſucht, nach dem Gegenſtanſtande ſeiner Leidenſchaft? Ich habe Befehl ihnen das Bildniß des Prinzen Siegreich zu zeigen. Es iſt vollkommen ähnlich.“ — Bey dieſen Worten zog er das Bildniß heraus, und zeigte es den königlichen Eltern, die es bewunderten, und es ſich ausbaten, um es der Prinzeſſin ſehen zu laſſen.

Die Königin hatte bis jezt ihrer Tochter noch kein Wort von allen dieſen Vorgängen geſagt, und auch den Hofdamen war verboten, davon zu ſprechen. Indeß hatten dieſe nicht ganz reinen Mund gehalten, und die Prinzeſſin erfuhr, daß ſie verheyrathet werden ſollte. Doch ließ ſie ihrer Mutter nichts davon merken. Als aber die Königin in ihr Zimmer trat, und ihr das Bildniß des Prinzen zeigte, errieth ſie auf der Stelle, daß dieß der beſtimmte Bräutigam wäre, und ſie geſtand mit einiger Verlegenheit, daß ſie das Original dieſes ſchönen Porträts zu kennen wünſchte. — „¿In der That, meine Tochter, ſagte die Königin, würdeſt du wünſchen einen Mann zu beſitzen, der dieſem Bilde gliche?“ — Es kömmt mir nicht zu, zu wählen, antwortete die Prinzeſſin, und wurde dabey bis an die Augen roth; ich werde immer mit ihrer Wahl zufrieden ſeyn.“ — „Nun wohl; wenn aber gerade meine Wahl auf dieſen fiele? ¿Würdeſt du dich nicht glücklich ſchätzen?“ —

Die Prinzeſſin ſchlug die Augen nieder und antwortete nichts; dann fiel ſie ihrer Mutter in die Arme, die ſie mit ihren Küſſen bedeckte, und ihr alles erzählte, was vorgegangen war. Sie ließ die Geſchenke hereinbringen, welche der Geſandte für ſie mitgebracht hatte, und ſie auf dem Tiſche auskramen. Die Prinzeſſin bewunderte ſie, aber mit getheilter Aufmerkſamkeit; denn immer glitten ihre Blicke auf das Bildniß des liebenswürdigen Prinzen.

Da der Geſandte fand, daß ſeine Bitten, die Prinzeſſin zu ſehn, unnütz waren, ſo begnügte er ſich, den Ehecontrakt auf das feyerlichſte zu ſchließen, und kehrte nach einem kurzen Aufenthalte eiligſt zu ſeinem Herrn zurück, um ihm Nachricht von ſeinen Geſchäften zu bringen.

Der Prinz gerieth in eine wahre Verzweiflung, als er erfuhr, daß er noch drey ganze Monate warten müßte, ehe er ſeine Geliebte zu ſehen bekäme, und dann fiel er in eine Schwermuth, die den ganzen Hof in die größte Bekümmerniß ſetzte. Er aß und trank nicht; ſein lebhafter Teint erbleichte, das Feuer ſeiner Augen erloſch; ganze Tage blieb er auf ſeinem Zimmer und betrachtete das Bildniß ſeiner Prinzeſſin mit unverwandten Blicken. Endlich wurde er ganz krank, und obgleich jedermann wußte was ihm fehlte, ſo wußte doch niemand wie man ihm helfen ſollte.

Der Schmerz des Königs über den unglücklichen Zuſtand ſeines Sohnes war ſo groß, daß er beynahe entſchloſſen war, ſelbſt eine Reiſe zu den Eltern der Prinzeſſin Vielgeliebt zu thun, um ſie zu einer Veränderung in ihren Geſinnungen zu bereden. Aber jedermann widerrieth ihm dieſes Unternehmen, als einem alten Manne, der den Mühſeligkeiten einer ſo weiten Reiſe leicht unterliegen könnte. Es ward alſo beſchloſſen, den vorigen Geſandten noch einmal abzuordnen und ihm die rührendſten Briefe mit zu geben.

Während dieſer Zeit hatte die Prinzeſſin kein anderes Vergnügen gekannt, als mit dem Bildniſſe ihres Bräutigams zu liebäugeln. Alle Augenblicke gieng ſie hin und ſah es an, und ſo ſehr ſie auch ihre Empfindungen zu verbergen ſuchte, ſo offen lagen ſie doch jedem, der ſie nur kurze Zeit beobachten konnte. Zuerſt wurden ihre Hofdamen, Nelkenblüth und Dornſtrauch ihre Veränderung gewahr. Nelkenblüth liebte die Prinzeſſin auf das zärtlichſte; Dornſtrauch hingegen hegte einen heimlichen Groll gegen ſie, der mit jedem Tage wuchs. Ihre Mutter war die Oberhofmeiſterin der

Prinzeſſin, und hatte alle mögliche Urſache ſie zu lieben; aber ſie war in ihre eigne Tochter vernarrt, deren Launen ihr Geſetze gaben, und die ſie mit ihrem Grolle gegen die Prinzeſſin anſteckte.

Indeß Prinz Siegreichs Geſandter unterwegs iſt, wollen wir ſehen, was ſich in einer andern Gegend der Welt ereignet, über welche Prinzeſſin Nachtſchatten ihren Zepter ausſtreckt. Auch an dieſe hatte man einen Abgeordneten geſchickt, um ſie von den veränderten Geſinnungen des Prinzen zu benachrichtigen. Die Prinzeſſin hatte ſich in das Bildniß des Prinzen verliebt, ſie war ſo heftig in allen ihren Leidenſchaften, und zur Rache wie zur Liebe geneigt. Sie jagte den Geſandten mit Ungeſtüm fort; und nachdem ſie einige Augenblicke über die zu ergreifende Maasregeln nachgedacht hatte, beſtieg ſie einen elfenbeinernen Wagen, welchen ſechs Strauße zogen, und begab ſich in den Palaſt der Fee der Quelle, die ihre Pathe war, und ſie von ihrer Jugend an auf das zärtlichſte geliebt hatte. Sie erzählte ihr die Beleidigung, die Prinz Siegreich ihr anthäte, und bat ſie auf das inſtändigſte, ihr zur Ausführung ihrer rachſüchtigen Plane beyzuſtehn. Die Fee wurde gerührt, ſie ſchlug in ihren Büchern nach, und fand, daß Siegreich die Prinzeſſin Nachtſchatten aus Liebe zu Vielgeliebt nachgeſetzt habe, daß er dieſe auf das zärtlichſte liebe, daß er im Begriffe ſey, aus Sehnſucht nach ihr zu ſterben. Dieſe Entdeckung entzündete ihren faſt ſchon erloſchnen Zorn. „Wie? rief ſie aus, wird dieſe Elende nie aufhören mich zu beleidigen! Nein, liebſtes Kind, nie werde ich es zugeben, daß man dich einer andern nachſetze; der Himmel begünſtigt deine Wünſche; kehre nach Hauſe zurück und verlaß dich auf meinen Beyſtand.“

Während dieſer Zeit war Siegreichs Geſandter glücklich an Ort und Stelle gekommen; er warf ſich den königlichen Eltern zu Füßen, er benetzte ſie mit ſeinen Thränen, er flehte ſie mit den rührendſten Ausdrücken an, das Glück ſeines Herrn nicht zu verſchieben, der für Sehnſucht ſtürbe. Er ſuchte ihren Glauben an die Vorherſagungen der Feen zu ſchwächen, und ihnen wenigſtens begreiflich zu machen, daß in der kurzen Zeit von drey Monaten, die die Prinzeſſin noch bis zu ihrem funfzehnten Jahre zu leben habe, unmöglich etwas Widerwärtiges vorfallen könnte. Mit Einem Worte, er haranguirte ſo gut, daß man geneigt war, ihm Beyfall zu geben, und ſich nur einige Tage Bedenkzeit ausbat. Er antwortete, daß der Prinz in einigen Tagen todt ſeyn würde, wenn er ſo lange auf eine tröſtliche Antwort warten müßte; weil er ſich einbilde, die Prinzeſſin haſſe ihn, und ſuche einen Vorwand die Vermählung aufzuſchieben. — Auf dieſe Vorſtellung verſprachen König und Königin ihm gegen Abend ihre letzte Entſchließung wiſſen zu laſſen.

Die Königin eilte in den Palaſt ihrer Tochter und gab ihr Nachricht von allem, was vorgefallen war; von der Krankheit des Prinzen, von ſeinem Wunſche, ſie bey ſich zu ſehn. Vielgeliebt hörte ſie an, erblaßte, und ſank ohnmächtig in ihre Arme. Sey ruhig liebes Kind, ſagte die Königin zu ihr. Der Prinz kann wieder durch dich geneſen; aber ich fürchte die Drohungen der feindſeeligen Fee. — Mir fällt etwas bey, unterbrach ſie Vielgeliebt, und wenn wir es recht anfangen, können wir dem Prinzen helfen, ohne daß uns die Fee etwas anhaben kann. ¿ Könnte ich nicht in einem feſt verſchloßnen Wagen reiſen? Wir hielten dann nur des Nachts an, und ich könnte zu Siegreich gelangen, ohne das Tageslicht geſehen zu haben.

Die Königin fand dieſen Einfall vortreflich, und theilte ihn auf der Stelle dem Könige mit, der ihn ebenfalls vortreflich fand. Der Geſandte ward gerufen, die Abreiſe der Prinzeſſin feſtgeſetzt, und er ſelbſt vorausgeſchickt, um dem Prinzen die erwünſchte Nachricht zu bringen.

Der Wagen für die Prinzeſſin war bald fertig, und er war ſo feſt verſchloſſen, daß kein Sonnenſtrahl in ſein Inneres dringen konnte. Die Equipage wurde zurecht gemacht; die Begleiter ernannt, und die Prinzeſſin nach tauſend Umarmungen und unzähligen Thränen, mit ihrer Oberhofmeiſterin und ihren beyden Hofdamen, Nelkenblüth und Dornſtrauch in den dunkeln Wagen geſetzt.

Man erinnert ſich, daß Dornſtrauch die Prinzeſſin Vielgeliebt haßte, aber ganz anders war ſie gegen Prinz Siegreich geſinnt. Sie hatte ſein Bildniß geſehn und es reizend gefunden. Je öfter ſie es anſah, deſto verliebter wurde ſie, und ihre Leidenſchaft ſtieg endlich ſo hoch, daß ſie ihre Mutter verſicherte, ſie würde ſterben, wenn ſie die Prinzeſſin in den Armen des Prinzen erblicken ſollte. Erfinden Sie ein Mittel, ſetzte ſie hinzu, dieſe verhaßte Heyrath zu ſtöhren, oder Sie ſehen Ihre Tochter nicht wieder. — Die Mutter verſprach alles zu thun, was in ihren Kräften ſtünde.

Indeß verließen ſich der König und die Königin einzig und allein auf die Gouvernante, die ſie mit Geſchenken überhäuften, um nur recht genaue Sorge für die Prinzeſſin zu tragen. Aber dieſe brütete über einem gottloſen Plane. Als ſie nicht mehr weit von der Reſidenz des Prinzen entfernt waren, riß die Gouvernante am hellen Mittag den Wagen auf, ſo daß die Stralen der Sonne der Prinzeſſin gerade in die Augen fielen. Jezt ſah ſie das Tageslicht zum erſtenmal: ſie ſtieß einen lauten Seufzer aus, ſprang aus dem Wagen, und verlohr ſich im Walde, wo ſie in eine weiße Hindinn verwandelt wurde.

Die Fee der Quelle, welche die Urheberin dieſer ganzen Begebenheit war, ſahe nicht ſobald, daß die Begleiter der Prinzeſſin ſich auf den Weg machten, theils um ihr nachzueilen, theils um dem Prinzen von ſeinem Unglücke Nachricht zu bringen; als ſie die ganze Natur in Aufruhr brachte, den Himmel mit ſchwarzen Wolken bedeckte, und ein Gewitter heraufführte, das nie fürchterlicher geſehen worden war. Durch dieſes Mittel zerſtreute ſie die Leute der Prinzeſſin, von denen keiner in die Stadt des Prinzen Siegreich gelangte.

Niemand war mehr übrig als die Oberhofmeiſterin, Dornſtrauch und Nelkenblüth. Die leztere lief ihrer Gebieterin nach, und ließ die Wälder von ihrem Namen wiederhallen. Die beyden andern verlohren keinen Augenblick, um von ihrer gegenwärtigen Lage Nutzen zu ziehen. Dornſtrauch legte ſogleich die koſtbarſten Kleider der Prinzeſſin an, und begab ſich, von ihrer Mutter begleitet, die die Schleppe ihres Gewandes trug, nach der Stadt. Sie waren noch nicht lange gegangen, als ihnen ein Trupp Reuter entgegen kam, die in ihrer Mitte zwey koſtbare Sänften hatten. Der König, welcher in der einen, und der kranke Prinz, welcher in der andern ſaß, wußten gar nicht, was ſie aus den Damen machen ſollten, die ihnen ſo ſtattlich entgegen kämen. Sie ſchickten alſo einige Reuter voraus, um Erkundigung einzuziehn. Dornſtrauch rief ihnen entgegen: „¿wem gehören denn die Sänften an, die uns dort entgegen kommen?“ — „Es iſt der König und ſein Sohn, war die Antwort, die der Prinzeſſinn Vielgeliebt entgegen reiſen.“ — Nun wohl, verſetzte Dornſtrauch, geht und meldet eurem Herrn, daß ich die Prinzeſſin ſey; eine eiferſüchtige Fee hat meine Begleiter zerſtreut, und mir niemanden als meine Oberhofmeiſterin übrig gelaſſen, die die Briefe meines Vaters bey ſich hat.

Als die Reuter dieſe Worte hörten, ſtiegen ſie ab, und küßten den Saum ihres Kleides, ſleſen dann in vollem Jagen zum Könige zurück, und meldeten ihm, daß die Prinzeßin im Anzuge wäre. „¿Wie? rief er aus, zu Fuße, am hellen Tage?" Die Reuter antworteten, wie Dornſtrauch ihnen angegeben hatte. Hierauf rief ſie der Prinz ebenfalls zu ſich: und, ſagte er, iſt ſie nicht ein Wunder von Schönheit? Die Reuter ſchwiegen ſtill. „¿Ihr glaubt ſie nicht nach Würden preiſen zu können, verſetzte der Prinz, darum ſchweigt ihr?" — „Ihro Majeſtät werden ſie ſogleich ſelbſt ſehen, hub endlich der beherzteſte an. Wahrſcheinlich haben die Beſchwerden der Reiſe ſie ein wenig verändert." — Der Prinz war betroffen; er hätte ſich um alles in der Welt willen gern ſogleich ſelbſt unterrichten mögen, aber ſeine Krankheit hinderte ihn ſchlechterdings die Sänfte zu verlaſſen. An ſeiner Statt ſtieg der König aus, und gieng der vorgeblichen Prinzeſſin mit ſeinem ganzen Hofſtaate entgegen. Wie groß war ſein Erſtaunen, als er ſie ins Geſicht bekam! Aber die Oberhofmeiſterin ließ ihm keine Zeit, lange Betrachtungen anzuſtellen, ſondern gieng beherzt auf ihn zu und ſagte: „Ich habe die Gnade, Eurer Majeſtät hier die Prinzeſſin Vielgeliebt vorzuſtellen; hier ſind die Briefe des Königs und der Königin. Hier iſt auch ein Käſtchen mit Schmuck; das ſie mir bey der Abreiſe anvertraut haben."

Der König ſtand da, und wußte nicht, was er ſagen ſollte. Ein ſolcher Betrug war ihm noch niemals vorgekommen. Nun näherte ſich auch Prinz Siegreich mit ungeduldigem Verlangen, und — war noch weit mehr aus den Wolken gefallen als ſein Vater; denn Dornſtrauch war widerwärtig und häßlich; von einer ungeheuern Taille, ſo daß ihr die Kleider der Prinzeſſin nur bis an die Knie giengen; von einer Magerkeit, einer Phyſiognomie, einem Teint! — mit Einem Worte, gerade eben ſo häßlich als Vielgeliebt ſchön war.

Der Prinz war voll von dem Bilde ſeiner Schönen herbeygekommen, und als er dieſen Vogelſchen vor ſich ſahe, blieb er verſteinert, und ſeine Zunge ſchien gelähmt. „¡Ach! mein Vater, rief er aus, ich bin betrogen, ich bin ſchändlich betrogen! Jenes Bildniß, das mich um meine Vernunft und um meine Freyheit brachte, iſt ein Ideal aus dem Gehirn eines Mahlers, welcher Reize vereinigte, wie die Natur ſie vielleicht noch niemals vereinigt hat. Man hat meine Schwachheit benutzt, und meine Leichtglaubigkeit wird mich das Leben koſten.“

„¿Was wollen ſie damit ſagen, hub Dornſtrauch endlich an, daß man ſie betrogen habe? ¿Hat man jemals eine Dame von meinem Range ſo unwürdig behandelt? ¿Iſt ein ſolches Betragen

gen jemals erhört worden? Ich werde nicht unterlaſſen, meinem Vater davon Nachricht zu geben, und er wird es zu ahnden wiſſen.“ — „Zu ahnden? verſetzte der König. Ich dächte die Reihe wäre zuerſt an uns zu zürnen. Er verſpricht uns eine ſchöne Prinzeſſin, und ſchickt uns eine Mumie;“ er hatte wohl Urſache, ſie funfzehn Jahre einzuſperren, um jemanden mit ihr anzuführen. Das Loos hat uns getroffen; aber es giebt Mittel ſich zu rächen!“ —

„Iſt es möglich! rief die angebliche Prinzeſſin aus. ¿Kann man die Unverſchämtheit weiter treiben? Wie unglücklich bin ich, unter ſolche Leute gerathen zu ſeyn! Aber Sie haben recht, es giebt Mittel ſich zu rächen!“

Der König und ſein Sohn würdigten ſie keiner Antwort, ſondern ſtiegen in ihre Sänften und kehrten nach der Stadt zurück. Dornſtrauch mußte ſich hinter einen Gardiſten auf die Gruppe ſetzen, und eben ſo die Oberhofmeiſterin. Sobald ſie in die Stadt gekommen waren, wurden ſie auf königlichen Befehl, in das Schloß von den drey Thürmen eingeſperrt.

Der arme Prinz war über die Täuſchung ſeiner Hoffnungen ſo niedergeſchlagen, daß er den Entſchluß faßte, den Hof zu verlaſſen, und den Reſt ſeines traurigen Lebens an einem einſamen Orte zuzubringen. Er theilte ſeinen Plan einem Vertrauten mit, der ihn begleiten ſollte, und kaum hatte er wieder einige Kräfte geſammelt, ſo reißte er ab, und hinterließ ſeinem Vater einen Brief, in welchem er ihm ſein Vorhaben entdeckte, und ihn bat, auf ein Mittel zur Rache zu denken.

Als der König dieſen Brief erhielt, war der Prinz mit ſeinem Vertrauten ſchon eine gute Strecke entfernt. Sie kamen in einen großen Wald, deſſen dunkler Schatten kaum durch einen Strahl der Sonne unterbrochen wurde, und welchen herrliche Bäche von allen Seiten durchſtrömten, die eine liebliche Kühle um ſich verbreiteten. Der Prinz ſtieg ab, und wagte ſich auf die Erde, den Kopf auf ſeine Hand geſtützt, und ſo kraftlos, daß er kaum den Mund zu öffnen im Stande war. — „Ruhen ſie aus, ſagte der Vertraute, ich will Früchte für ſie ſuchen, und ſehen wo wir ſind.“ Der Prinz nickte mit dem Kopfe und der Vertraute gieng fort.

Schon lange haben wir die weiße Hindinn aus den Augen gelaſſen; es iſt Zeit, wieder auf ſie zurück zu kommen. Sie war noch nicht weit gelaufen, als ſie an einen Teich kam, aus dem ihre Geſtalt zurück ſtrahlte. ¿Wie groß war ihr Schrecken? ¿Wie groß ihre Betrübniß? — ¡Ach! dachte ſie, ¿was iſt aus mir geworden? ¿was wird noch aus mir werden? Vielleicht bin ich in wenigen Stunden ein Raub der Wölfe!

Die Fee Tulipane, die getreue Freundinn und Beſchützerinn von Vielgeliebt, konnte es nicht über ihr Herz bringen, ſie in dieſem Zuſtande zu verlaſſen, ohnerachtet ſie über die wenige Achtung, die man gegen ihren Rath bezeigt hatte, etwas empfindlich war. Sie leitete alſo die Schritte von Nelkenblüth nach dem Walde, um die arme Prinzeſſin zu tröſten, und ihr im Nothfalle beyzuſtehen.

Als Nelkenblüth ſo müde vom Laufen war, daß ſie nicht weiter konnte, warf ſie ſich an einem Bache nieder, an welchem die Hindinn in einiger Entfernung weidete. Voll Grams über das Schickſal ihrer unglücklichen Gebieterin, ſtieß ſie einen lauten Seufzer aus, auf den die Hindinn ſich umwendete, und die getreue Nelkenblüth erblickte. Sogleich ſprang ſie über den breiten Bach, warf ſich vor ihr nieder, und ſuchte ihr auf alle Art zu ſchmeicheln. Nelkenblüth wußte nicht, was ſie davon denken ſollte, aber ſie freute ſich über das allerliebſte Thierchen, das ſo ſchön und ſo zahm war.

Während ſie ſo mit der Hindinn ſpielte, ſahe ſie mit Erſtaunen große Thränen von ihren Augen rollen, und eine geheime Ahndung ſagte ihr, daß ihre Gebieterin unter dieſer Geſtalt verborgen wäre. Sie redete ſie an, und die Hindinn verſtand ſie; ſie antwortete mit Seufzern und Thränen, denn der Gebrauch der Zunge war ihr verſagt. Nelkenblüth verſprach ihr, ſie nie zu verlaſſen, und die Hindinn ſchien über dieſes Verſprechen höchlich vergnügt.

Sie brachten itzt den ganzen Tag mit einander zu, aber als der Abend einbrach, fieng Nelkenblüth an, über und über zu zittern, wenn ſie dachte, daß ſie dieſe Nacht unter freyem Himmel zubringen ſollte. Keine Hütte, kein Obdach war in der Nähe! Wie ſollten ſie ſich gegen die wilden Thiere ſchützen, von deren Stimmen der Wald ertönte. — Da ſie nichts anders thun konnten, fiengen ſie an, vor Furcht mit einander zu weinen.

Ihre Thränen rührten die Fee-Tulipane. Unſichtbar hatte ſie immer über ſie gewacht, und jetzt trat ſie vor ſie hin. Ich will dir deinen Ungehorſam nicht vorwerfen, ſagte ſie zu der Prinzeſſin. Du biſt hinlänglich dafür beſtraft. Dein Zuſtand betrübt mich. Es ſteht zwar nicht in meiner Gewalt, dich aus demſelben zu reiſſen, aber ich kann die Zeit deiner Buße abkürzen, und deine Schmerzen lindern. So bald die Nacht hereinbricht, wirſt du deine natürliche Geſtalt wieder bekommen, aber mit dem Anbruche des Tages mußt du wieder als Hindinn die Wieſen und Wälder durchſtreichen.

Das war ſchon ein großer Troſt für die arme Prinzeßin, daß ſie wenigſtens bey Nachte ihre natürliche Geſtalt wieder bekommen ſollte. Sie dankte der Fee durch ihre Thränen, und Nelkenblüth küßte ihr tauſendmal die Hand. Geht auf dieſem ſchmalen Fußſteige fort, ſagte Tulipane, ſo werdet ihr an eine Hütte kommen, in der ihr bey Nachte bleiben könnt. Mit dieſen Worten verſchwand ſie. Die beyden Freundinnen folgten ihrem Rathe, und kamen bald in die Hütte, an deren Thür ein altes Mütterchen ſaß, die ein Körbchen von zarten Weiden flochte. — „Gutes Mütterchen, ſagte Nelkenblüth, wollte ſie mich wohl mit meiner Hindinn in ihrer Hütte aufnehmen?" — „Von Herzen gern, antwortete jene, kommen ſie nur herein. „Bey dieſen Worten ſtand ſie auf, und führte ſie in ein artiges kleines Zimmerchen, das für ſie zurecht gemacht ſchien. Zwey kleine Betten, ein Sopha, und alles ſo reinlich, daß man ſeine Freude daran ſah.

Sie waren nicht lange hier, als die Verwandlung vor ſich gieng. ¡Welche Freude, welches Entzücken! Sie umarmte ihre geliebte Nelkenblüth mit unausſprechlicher Zärtlichkeit; ſie dankte ihr für ihre Liebe, ſie verſprach, ſie glücklich zu machen, wenn die Zeit ihrer Buße vorüber ſeyn würde. So brachten ſie einen guten Theil der Nacht zu, und als es Tag würde, nahm Vielgeliebt ihre Geſtalt als Hindinn wieder an, und eilte in das Dickicht des Waldes wieder zurück.

Ich habe ſchon erzählt, daß Prinz Siegreich ſich in dieſem Walde niedergelegt hatte, um auszuruhen, und daß ſein Vertrauter umherirrte, Früchte zu ſuchen. Es war ſchon ziemlich ſpät, als er an das Haus der guten Alten kam. Er redete ſie freundlich an, und bat ſie um einige Nahrungsmittel, die ſein Herr nöthig hätte. Die Alte war gleich bereit; ſie füllte ein Körbchen mit auserleſenen Früchten an, und, indem ſie es ihm gab, ſagte ſie: Ich fürchte, daß wenn Sie die Nacht im Walde zubringen, Ihnen etwas zuſtoßen möge. Ich biete Ihnen meinen armſeligen Aufenthalt an; er kann Sie wenigſtens gegen die Löwen ſchützen. Er dankte ihr, und ſagte, er müßte vorher die Einwilligung eines ſeiner Freunde haben, den er in dem Walde zurück gelaſſen hätte. In der That wußte er auch den Prinzen zu überreden, daß er ſich zu der Hütte der Alten fahren ließ. Sie ſtand noch an der Thüre, und führte ſie in aller Stille in ein Zimmer, das dem der Prinzeſſin vollkommen ähnlich und von dieſem nur durch einen Verſchlag geſchieden war.

Der Prinz brachte die Nacht, wie gewöhnlich, ſehr unruhig zu, und bey den erſten Strahlen der Sonne ſtand er auf, und begab ſich in den Wald, ohne ſich von ſeinem Freunde begleiten zu laſſen. Er gieng lange Zeit, in ſeinen Schmerz verſunken, und kam endlich auf einen freyen Platz, der rundum von hohen Bäumen beſchattet war. So wie er hinein trat, ſprang eine Hindinn auf. Er ſetzte ihr nach; denn die Jagd war ſeine Leidenſchaft. Von Zeit zu Zeit ſchoß er Pfeile auf ſie ab, die ſie zwar nicht verwundeten, — denn die Fee Tulipane wendete auch diesmal die Gefahr von ihr ab, aber ihr doch ein tödtliches Schrecken verurſachten. So verfolgte ſie der Prinz lange Zeit, bis ſie glücklicherweiſe einen Pfad einſchlug, auf dem ſie ſeinen Augen entgieng.

Wie froh war die Prinzeſſin, als der Abend heran kam, und ſie wieder in ihr Zimmer trat, wo Nelkenblüthe ſie ungeduldig erwartete. Sie warf ſich athemlos auf ihr Bette, und als die Stunde der Verwandlung gekommen war, erzählte ſie ihrer Freundin ihr ſchreckliches Abentheuer, wie ein junger Jäger ſie verfolgt, und mehrmalen nach ihr geſchoſſen habe. „Ich ſahe meinem Tode entgegen, ſagte ſie, und ich weiß noch nicht, durch welchen glücklichen Zufall ich ihm habe entgehen können.“ — „Liebe Prinzeſſin, ſagte Nelkenblüth, Sie müſſen nicht mehr ausſehen. Bleiben Sie den Tag über in Ihrem Zimmer, und ſetzen Sie, ſich der Gefahr nicht wieder aus, mit der Ihnen die Jäger und die reißenden Thiere drohn.“ — „Ach! erwiederte jene, wie kann ich deinem Rathe folgen? Mit der Geſtalt einer Hindinn nehme ich auch ihre Neigungen an; es verlangt mich nach grünen Wieſen und friſchen Quellen; und ein Zimmer würde mir in dieſem Zuſtande unerträglich ſeyn.“ — Nach dieſer Unterredung ſchlief ſie ein, und kehrte den andern Morgen als Hindinn in den Wald zurück.

Auch der Prinz war den Abend zu ſeinem Vertrauten zurück gekommen. „Ich habe gejagt, ſagte er, und nichts gefangen. Eine wunderſchöne Hindinn hat mich den ganzen Tag geneckt; ich habe ſie kein einzigesmal treffen können, ſo gut ich auch zielte, und endlich iſt ſie mir aus dem Geſichte gekommen. Mit Anbruche des Tages will ich von neuem nach ihr ausgehen, vielleicht daß ich morgen glücklicher bin.“

In der That graute der Tag kaum, als er an den Ort zurückkehrte, wo die Hindinn aufgesprungen war. Er ſah ſich allenthalben um, und verlohr ſich am Ende in einem Boſket, wo er einige Bäume mit wohlſchmeckenden Früchten fand. Er pflückte davon, und ſchlief auf dem ſanften Mooſe, unter dem Geſange der Vögel ein.

Er hatte ſchon eine geraume Zeit geſchlafen, als die Hindinn in dieſe Gegend kam. Sie wurde ihn nicht eher gewahr, als bis ſie vor ihm ſtand, und ſein Schlaf war ſo tief, daß ſie ſich Zeit nehmen konnte, ihn zu betrachten. Das Bild des Prinzen war ihrem Herzen zu tief eingeprägt, um ihn zu verkennen; in dieſen Augenblick vergaß ſie alle Gefahr, und nur von der Freude beſeelt, dem Gegenſtande ihrer Wünſche ſo nahe zu ſeyn, legte ſie ſich einige Schritte von ihm nieder, ſah ihn mit unverwandten Augen an, ſeufzte, und kam ihm endlich ſo nah, daß ſie ihn berührte und aufweckte.

Das Erſtaunen und die Freude des Prinzen, die Hindinn zu finden, die er ſo lange geſucht hatte, und ſie ſo zahm zu ſehen, waren

ſich

ſich gleich. Aber ſie erwartete ſeine Annäherung nicht, ſondern floh aus Leibeskräften und er folgte ihr aus Leibeskräften nach. Von Zeit zu Zeit ruhten ſie aus, um Athem zu ſchöpfen, und dann ſahe ſich die Hindinn immer zärtlich nach ihm um, gleich als wenn ſie ihn um Schonung bäte. Und wenn ſie dann wieder von neuem forteilte, dann lief er ihr nach: „Ach! wenn du mich verſtündeſt, kleines Reh, ſagte er, du würdeſt nicht ſo fliehn. Ich wollte dich füttern, dich liebkoſen, dich den ganzen Tag bey mir haben.“ — Aber der Wind zerſtreute ſeine Worte und ſie kamen nicht bis zu ihren Ohren.

Endlich war die Hindinn vom Laufen ermüdet, ſie fieng an, langſamer zu fliehn und der Prinz holte ſie zu ſeiner größten Freude ein. Sie ſchien ganz erſchöpft den Tod von ſeinen Händen zu erwarten. Er aber neigte ſich zu ihr herab und liebkoſete ſie. Schöne Hindinn, ſagte er, fürchte nichts, ich will dich mit mir nehmen, und du ſollſt mir allenthalben folgen. Dann hieb er Zweige von den Bäumen, flocht ſie künſtlich in einander, und bedeckte ſie mit weichem Mooſe. Nachdem er die Hindinn auf dieſes Lager gebracht hatte, ſuchte er zartes Gras und wohlriechende Kräuter, reichte ſie ihr, und fütterte ſie aus ſeinen Händen.

Der Abend brach heran und die Prinzeſſin ward unruhig. Was ſoll das werden, dachte ſie, wenn die Zeit meiner Verwandlung kömmt, und der Prinz mich auf einmal eine andre Geſtalt annehmen ſieht. Ganz gewiß wird er erſchrecken und fliehn, oder wenn er nicht flieht, was hab' ich nicht alles in der Einſamkeit dieſes Waldes zu fürchten! — Sie dachte alſo auf ein Mittel zu fliehn; und da der Prinz fortgieng eine Quelle zu ſuchen, an welcher er ſie tränken könnte, machte ſie ſich auf, und lief pfeilſchnell dem Hauſe zu, wo Nelkenblüth ſie erwartete. Sie warf ſich auf ihr Bett. Die Nacht kam, und ihre Verwandlung erfolgte, wie gewöhnlich.

„Wirſt du es glauben, liebſte Freundin, hub ſie an, daß ich meinen Prinzen geſehen habe? Daß er in dieſem Walde iſt. Daß er mich ſeit zwey Tagen verfolgt, und mich endlich gefangen hat. Ach! ſein Bildniß iſt ſehr ungetreu; er iſt hundertmal ſchöner; es iſt der liebenswürdigſte Mann. Wie unglücklich bin ich, daß ich den fliehn muß, den ich liebe, der mich liebt, dem mich meine Eltern beſtimmt haben!" — Nelkenblüth ſuchte die unglückliche Prinzeſſin mit der Hoffnung glücklicherer Zeiten zu tröſten, und ihre Thränen zu trocknen.

Als der Prinz von der Quelle zurückkehrte, fand er ſeine geliebte Hindinn nicht mehr und war für Verdruß außer ſich. Er ſuchte ſie allenthalben, aber ſie war fort. Voll Unwillens kehrte er in ſeine Wohnung zurück. Er erzählte ſeinem Vertrauten die Urſache ſeines Verdruſſes, und ſchwor, die Hindinn wegen ihres Eigenſinns zu ſtrafen, ſo bald er ſie wieder antreffen würde.

Der Tag kam; die Hindinn und der Prinz begaben ſich wieder in den Wald, und fanden ſich wieder. Die Hindinn war entſchloſſen, ihn zu vermeiden, ſprang über die Büſche leicht wie ein Vogel, und floh, als wenn ſie ſeine Drohung gehört hätte. Der Prinz ſetzte ihr nach, und da ſie quer über den Weg lief, ſpannte er ſeinen Bogen und zielte ſo gut, daß er ſie unten in dem Fuß verwundete. Der Schmerz benahm ihr die Kraft zu fliehen, und ſie ſank zur Erde.

Dieſe traurige Cataſtrophe war unvermeidlich, denn die Fee der Quelle hatte hieran das Ende des Abentheuers geknüpft. Der Prinz lief herbey, und als er das Blut der Hindinn fließen ſahe, reute ihn ſeine That. Er ſuchte ſchmerzſtillende Kräuter, zerdrückte ſie, und legte ſie auf die Wunde. Dann machte er ein

Bett von Zweigen, wie den Tag vorher. Er liebkoſete ihr, er machte ihr Vorwürfe über ihre Flucht, und daß ſie ſich dieſe Schmerzen ſelbſt muthwilligerweiſe zugezogen hätte. Du wirſt mich haſſen, ſagte er, weil ich dich verwundet habe, und doch wollte ich ſo gern, daß du mich liebteſt.

Es war Zeit, nach Hauſe zurückzukehren; aber wie ſollte er allein die Hindinn fortſchaffen, die nicht auftreten konnte. Er entſchloß ſich alſo, ſeinen Freund zu holen, um ihm zu helfen; aber ehe er ſeine Beute verließ, band er ſie mit vielen Bändern an den Stamm eines Baums, ſo daß ſie durchaus nicht davon laufen konnte.

Alles Beſtreben der armen Hindinn ſich los zu machen, war umſonſt; und ſie war im Begriff, ſich in einer Schlinge zu würgen, als Nelkenblüth dazu kam, die ihrer Freundinn entgegen gegangen war. Wie erſchrack ſie, als ſie ihre Gebieterin in dieſem Zuſtand erblickte! Sie eilte, ſie los zu binden, und während ſie an dem Knoten zog, kam der Prinz mit ſeinem Vertrauten zurück.

„Verzeihen Sie, Madam, ſagte der Prinz zu Nelkenblüthe, als er ſie in dieſer Beſchäftigung ſah, daß ich mir die Freyheit nehme, mein Eigenthum zu ſchützen. Ich habe dieſe Hindinn verwundet, ich liebe ſie, und ich bitte Sie inſtändig, mir mein Recht nicht ſtreitig zu machen.“ — Mein Herr, antwortete Nelkenblüth, mit der größten Höflichkeit, dieſe Hindinn gehört mir ſeit langer Zeit, und ich wollte ehe mein Leben als ſie einbüßen. Wenn Sie ihr einen Augenblick Freyheit erlauben wollen, ſo ſollen Sie gleich ſehen, wie gut ſie mich kennt. Komm Kleine, fuhr ſie fort, umarme mich. Die Hindinn ſprang ihr an den Hals. Küſſe mir die rechte Wange; ſie that es. Seufze; ſie ſeufzte. Der Prinz konnte an Nelkenblüthens Worten nicht mehr zweifeln. „Ich gebe Ihnen ihr Eigenthum zurück, ſagte er, aber ich muß geſtehen, daß es ungern geſchieht.“

Nelkenblüth gieng mit der Hindinn fort, und der Prinz folgte ihr mit ſeinem Vertrauten in einiger Entfernung nach. Sie wußten nicht was ſie denken ſollten, da ſie ſie in das Haus der Alten gehen ſahen, denn bisher hatten ſie nicht anders geglaubt, als ſie wohnten alleine da. Sobald ſie nach Hauſe kamen, fragten ſie die Alte, wer denn die junge Dame wäre, die ſie hätten herein gehen ſehn. — „Ich kenne ſie nicht, antwortete dieſe. Ich habe ſie vor einigen Tagen mit ihrer Hindinn bey mir aufgenommen; ſie bezahlt mich gut, und ſo bekümmere ich mich nicht weiter um ſie.“ — Zu gleicher Zeit ſagte ſie ihnen, daß das Zimmer der Dame zunächſt an das ihrige ſtieße.

Ich müßte mich ſehr irren, ſagte der Vertraute des Prinzen, als ſie wieder allein waren, oder ich habe dieſe Dame an dem Hofe der Prinzeſſin Vielgeliebt geſehen, da ich als Geſandter um ſie anhielt. Ich wünſchte ſie noch einmal zu ſehen, um meiner Sache gewiß zu ſeyn; und, da uns nur ein Verſchlag von uns trennt, ſo will ich ein Loch machen, und ſie dadurch beobachten. — „Unnütze Neugierde!“ ſagte der Prinz mit ſchwacher Stimme, und verſank wieder in ſeine gewöhnliche Melancholie, indem die Worte ſeines Vertrauten das Andenken an ſeine unglückliche Begebenheit in ſeinem Herzen erneuerten.

Dieſer ließ ſich indeſſen nicht abhalten, und er hatte bald eine Oeffnung in die Wand gemacht, die groß genug war, um zu ſehen, daß mehr als eine Dame im Zimmer war. Nelkenblüth lag auf den Knieen vor ihrer Gebieterin, und verband ihr den Arm, aus dem das Blut ſtromweiſe quoll. Sie ſchienen beyde über dieſe Wunde in großer Verlegenheit. „Laß mich ſterben, ſagte die Prinzeſſin, der Tod wird mir wünſchenswerther ſeyn, als dieſes unglückliche Leben. Lohnt es ſich wohl der Mühe zu leben, wenn man täglich in einer fremden Geſtalt, den größten Gefahren ausgeſetzt iſt, wenn man den Geliebten ſeines Herzens ſieht, ohne ihn ſprechen, ohne ihm die Urſache ſo mannichfaltiger Leiden klagen zu können? Ach! wenn Du wüßteſt, wie er mich während meiner Verwandlung geliebkoſt, mit welcher ſanften Stimme er zu mir geſprochen hat; du würdeſt mich noch mehr beklagen, daß ich nicht im Stande bin, ihm mein Schickſal bekannt zu machen.“

Alles dieß ſahe und hörte der Vertraute des Prinzen, mit nicht geringem Erſtaunen. Er lief zu dem Prinzen, der in Traurigkeit verſenkt, an dem Fenſter ſtand, riß ihn weg, und ſagte ihm mit dem Ausdrucke der lebhafteſten Freude: Kommen Sie, kommen Sie, wenn Sie das wahre Original des Bildniſſes, ſehen wollen, in das Sie verliebt ſind. — Er ſtellte den Prinzen mit dieſen Worten an die Oeffnung, und dieſer erkannte ſogleich den Gegenſtand ſeiner Flammen. Er konnte ſein Glück nicht glauben; er hielt ſich für bezaubert, und alles was er ſahe, für ein Blendwerk.

Aber leicht beredet man ſich von dem, was man wünſcht. Der Prinz mußte wenigſtens

wiſ

wiſſen, woran er war, und ſo entſchloß er ſich, an die Thüre des Zimmers zu gehen, in welchem die Damen waren, und ganz leiſe anzuklopfen. Nelkenblüth glaubte, es ſey die Alte, öffnete die Thüre, und der Prinz trat herein, und warf ſich zu den Füßen der Prinzeſſin Vielgeliebt. Sein Entzücken war ohne Gränzen, und er fand keine Worte es auszudrücken. Einzelne Worte waren alles, was er vorbringen konnte; aber die Prinzeſſin verſtand dieſe Sprache, und antwortete ihm in derſelben, denn ihre Freude war nicht geringer als die Freude ihres Liebhabers. So verſtrich die Nacht, und als der Tag heranbrach, ſahe Vielgeliebt, daß ſie nicht verwandelt wurde. Sie theilte ihre Freude darüber ihrem Prinzen mit, und erzählte ihm die ganze Geſchichte ihrer traurigen Verwandlung.

„Wie? rief er aus, ich habe Sie verwundet? ich habe Ihnen Schmerzen verurſacht? Wie kann ich dieſes Verbrechen abbüßen? — Vielgeliebt verſicherte ihn, daß ihre Wunde nichts zu bedeuten habe, und daß ſie gar nicht böſe über einen Zufall wäre, dem ſie ihr gegenwärtiges Glück zu verdanken habe.

Die ganze Betrügerey der Oberhofmeiſterin und ihrer Tochter kam nun an den Tag. Es ward beſchloſſen, ſogleich an den Vater des Prinzen zu ſchreiben, und ihm das glückliche Ereigniß ſeines Sohnes zu melden; und der Vertraute war ſchon im Begriffe abzureiſen, als eine laute Janitſcharen-Muſick durch den Wald erſchallte, und ſie ein Getöſe von Menſchen hörten, die nah an ihrem Hauſe vorüber zogen. Der Prinz ſah hinaus, und erkannte einige ſeiner Offiziere, und die Fahnen ſeiner Armee. Er rief ſie an, und erfuhr, daß der König, ſein Vater, an der Spitze eines zahlreichen Heers gegen den Vater der Prinzeſſin Vielgeliebt zu Felde zöge, um wegen des angethanen Schimpfs, Rache an ihm zu nehmen. Bald darauf kam der König ſelbſt in einer Säufte an, welcher eine andere mit der Oberhofmeiſterin und ihrer Tochter folgte. Die Freude des alten Vaters kann man ſich leicht vorſtellen, als er ſeinen Sohn wieder in ſeine Arme ſchloß. Er wollte ihm Vorwürfe über ſeine Entfernung machen, aber die Erzählung des Prinzen von ſeinem glücklichen Abentheuer ſchloß ihm den Mund.

„Nun dem Himmel ſey Dank!“ ſagte der alte König und hob ſeine Hände empor. In dem Augenblick kam Vielgeliebt ihm entgegen, ſchöner und ſtrahlender als die Geſtirne des Himmels. Sie ſaß auf einem koſtbaren Zelter, als

Amazone gekleidet, von einem Federbuſche beſchattet, der ſich auf ihrem Hute erhob. Nelkenblüth folgte ihr in einem ähnlichen Aufzuge nach. Alles Wirkungen des Schutzes der gütigen Tulipane, welche das ganze Abentheuer auf dieſe Weiſe geleitet hatte. Sie hatte das Haus am Walde gebaut; ſie hatte ſie unter der Geſtalt einer alten Frau bedient; ſie hatte auch jetzt ihre Wunde geheilt.

Der König war über den Anblick ſeiner reizenden Schwiegertochter ganz entzückt. Er ſagte ihr die verbindlichſten Dinge von der Welt, und beſchwor ſie, das Glück ſeines Sohnes nicht länger aufzuſchieben. Ich will ihm mein Königreich abtreten, ſetzte er hinzu, um ihn ihrer Hand würdiger zu machen. — Sie antwortete ihm mit Rührung und Ehrfurcht; dann warf ſie ihre Blicke auf die beyden Gefangenen, die ihr Geſicht hinter ihren Händen verbargen, und für Schaam zu ſterben meynten. Sie bat um Gnade, und um die Erlaubniß für ſie, ſich hinfahren zu laſſen, wo ſie wollten. Der König ſchlug ſeiner Schwiegertochter ihre erſte Bitte nicht ab, und lobte ſie wegen ihres guten Herzens.

Die Armee wurde nun zurück geſchickt. Der Prinz ſetzte ſich zu Pferde, um die Prinzeſſin zu begleiten, und ſo kamen ſie in der Hauptſtadt an, wo man ſie mit lautem Freudengeſchrey empfieng. Die Hochzeit wurde nicht lange aufgeſchoben. Die ſechs Feen, welche die Prinzeſſin bey ihrer Geburt begabt hatten, fanden ſich auch ein, und beſchenkten das Brautpaar. Nelkenblüth gab dem Vertrauten des Prinzen ihre Hand, und ward von der Fee Tulipane für ihre Treue belohnt. Die Pracht der Vermählung, und die Zufriedenheit der vier Brautleute iſt nicht zu beſchreiben.

IV.

IV.

Der bürgerliche Edelmann.

Zu Paris, in der Straße St. Denis, wohnte ein Edelmann, deſſen Vater ſich ein anſehnliches Vermögen durch Handel erworben hatte. Da er ſahe, daß man in ſeinem Viertheil, wo jedermann ſeinen Vater hatte Leinewand meſſen ſehen, wenig auf ſeinen neuen Adel gab, beſchloß er in die Provinz zu ziehen, ein Gelehrter zu ſeyn, Geſchmack zu haben, und ſo ſeine Verdienſte geltend zu machen. Er kaufte daher in aller Eile die Bibliothek eines berühmten Gelehrten, der eben geſtorben war; und glaubte ſich nun in dem Beſitze der Gelehrſamkeit; ſo wie er, um den Muth zu bekommen, der einem Edelmanne geziemt, fechten lernte.

Zu ſeinem neuen Aufenthalte wählte er die Normandie; er begab ſich nach Rouen. Hier fand er eine Menge Correſpondenten ſeines verſtorbenen Vaters, die mit einander wetteiferten, ihn zu bewirthen. Aber leider waren das lauter Kaufleute, und alſo in jeder Rückſicht unter ihm. Er erkundigte ſich nach den Landgütern, die in der Gegend zu verkaufen wären. Man ſchlug ihm eines vor, das am Meere gelegen war, und eine ſehr reizende Ausſicht hatte. Er beſah es und wurde des Handels einig. Nur das Haus war ihm für einen Edelmann noch nicht ſchön genug. Er ließ es alſo niederreißen, und da er ſich einbildete, ein großer Architekt zu ſeyn, ſo beſchloß er, in eigner Perſon den Bau ſeines neuen Schloſſes zu dirigiren.

Die Wahl des Platzes war nicht übel. Das Haus kam an das Ufer des Meeres zu ſtehen, deſſen Wellen an die Mauern ſchlugen, ſo bald der Wind nur ein wenig wehte. Rechter Hand ergoß ſich ein breiter Strom in das Meer. Hier ließ er eine Arkade aufführen, und auf dieſe ſeinen Pallaſt ſetzen, zu dem hinauf ſechzig ſteinerne Stufen führten. Dieſe zu ſteigen war im Regen und Sonnenſchein gleich unangenehm; mit einer ſchwachen Bruſt kam man gar nicht hinauf. Indeſſen war es niemanden zu rathen, etwas dagegen einzuwenden, oder darüber zu lachen.

Unſer bürgerlicher Edelmann hatte ſeinem väterlichen Nahmen entſagt, und ließ ſich Herr von Dandinardiere nennen. Dieſer Nahme muß Aufſehn machen, dachte er, er iſt lang, und klingt gut. Wenn ich mich nur noch ein Dutzend anſehnlicher Bekanntſchaften in der Hauptſtadt rühmen könnte, ſo wäre mein Anſehen befeſtigt. Nichts iſt leichter als dieß. Ich ſchreibe mit jedem Poſttage einige Briefe von den Miniſtern und andern Großen, in denen ſie mir die wichtigſten Neuigkeiten melden. Außerdem habe ich noch ein Koppel Jagdhunde nöthig, und einen Titel für meinen Lakay; dann will ich wetten, daß es in der ganzen Normandie keinen anſehnlichern Edelmann giebt als mich.

Dieſer herrliche Plan wurde vollſtändig ausgeführt. Der Lakay, welcher bald Secretair, bald Haushofmeiſter, bald Koch, bald Jäger war, jagte bisweilen auf dem Gebiete der benachbarten Guthsbeſitzer, und der Herr von Dandinardiere glaubte nicht anders, als ſeinen Nachbarn eine große Ehre damit zu thun. Einigemal gieng es ihm wirklich ſo hin; aber als Johann eines Tags Rebhühner ſchoß, wo er ſie nicht ſchießen ſollte, kam ihm der Edelmann über den Hals, und ſchlug ihm mit dem Stocke über den Kopf. Johann ſchrie, und drohte mit der Rache ſeines Herrn. „Geh, geh, erwiederte jener, ich kenne den Herrn von Dandinardiere ſchon; bring ihm dieſe Schläge von mir mit, und frage ihn, ob er wohl noch jemanden ſo mit der Elle ausgemeſſen hat.“

Johann trug ſeine Schläge nach Hauße, und erzählte ſeinem Herrn das betrübte Abentheuer, und die Spöttereyen des Herrn von Villeville, dieß war der Nahme des Edelmanns. Dandinardiere gerieth in einen fürchterlichen Zorn. „Ich habe fechten gelernt, ſchrie er, und ich will mich rächen. ¿Wie? einen Mann wie mich ſo zu beleidigen? Was unterſteht ſich der Krautjunker, der Paris in ſeinem Leben nicht mit Augen geſehen hat.?“

Er gieng wüthend auf und ab, und fecht mit den Händen, und ſchimpfte auf ſeinen Gegner, als der Baron von St. Thomas ankam; ein Mann, der in der ganzen Gegend wegen ſeines guten Charakters, ſeiner feinen Sitten, und ſeines treflichen Verſtandes beliebt war. Er war von guter Geburt, aber ſein Vermögen war gering, und gleichwohl hatte er eine kleine ſchwarze und magere Frau, die mit aller Gewalt ſchön ſeyn und Aufwand machen wollte, es mochte herkommen, wo es wollte. Sie hatte zwey Töchter, die ſehr gut ausſahn, die ſie aber nicht liebte, weil ſie zu geſchwinde groß worden waren, und die Augen der Kenner mehr auf ſich zogen als die Mutter. Sie wurden deswegen faſt nie in Geſellſchaft gezeigt, ſondern ſie waren den ganzen Tag in einem kleinen Pavillon eingeſperrt, der an dem Ende des Gartens lag. Hier beſchäftigten ſie ſich mit Leſen, und verglichen ihr Schickſal mit dem Schickſale der unglücklichen Romanen-Prinzeſſinnen, die auf einen Befreyer aus ihrem bezauberten Schloſſe warten.

Der Baron war ganz erſtaunt, als er ins Zimmer trat, und den Herrn von Dandinardiere in ſolcher Wuth auf und abrennen ſah. „Um Gotteswillen, ſagte er zu ihm, was haben Sie vor? man kennt Sie nicht mehr.“ — „Was ich vor habe? antwortete dieſer; Sie ſollen es hören, und wenn Sie der Schlag nicht auf der Stelle rührt, ſo weiß ich nicht was ich ſagen ſoll. Der Herr von Villeville inſultirt mich, er inſultirt mich, ſage ich Ihnen, erſchießt meine Hunde, ermordet meinen Jäger, und ſchlägt mir ein Schnippchen; — wenn ich ihn nur hier hätte! ich ſage nichts weiter; wir ſprechen uns aber: ja, ja, wir ſprechen uns.“ — „Wie? fiel ihm der Baron ins Wort, Sie wollen ſich doch nicht gar mit ihm ſchlagen?“ — „Ob ich will, Herr Baron? ſchrie Dandinardiere; ob ich will? ich will ihm den Degen durch den Leib rennen, ich will“ … Sie müſſen ſich mäßigen, ſagte der Baron; Sie kennen die Strenge des Duell-Mandats, Sie würden das Königreich räumen müſſen, wenn einer Ihrer Feinde Ihr Vorhaben erführe und anzeigte.“ — „Die Ehre iſt mir theurer als mein Leben, verſetzte der Edelmann, und wenn ich mir Alles gefallen ließe, ſie würden mich bald von meinem Schloſſe verjagen. Die Hunde von Normannen — Verzeyhen Sie, Herr Baron, ich meyne Sie nicht damit, ſondern nur den vermaledeyten Villeville.“ — „O! ich nehme die Sachen nicht ſo genau, antwortete der Baron, und damit Sie ſehen, daß ich Ihr Freund bin, ſo erbiete ich mich zu Ihrem Secundanten.“

Dandinardiere war über dieſes Anerbieten nicht wenig betroffen; denn je näher die Gefahr ihm kam, deſto mehr verlohr ſich ſein Muth. — „¿Glauben Sie im Ernſte, ſagte er zu dem Baron, daß mir ein Duell am Hofe ſchaden könne?“ — „Sie müſſen vorſichtig zu Werke gehen, antwortete dieſer, ich kenne Ihren Gegner, er wird ſich leicht bereden laſſen“ … „So? verſetzte der Edelmann mit ſichtbarer Unruhe. ¿Hat er Muth?“ — „Oft mehr als gut iſt, antwortete der Baron, er hat mehr Menſchen umgebracht, als ein andrer Fliegen.“ — „Vortreflich, rief jener mit wahrer Herzensangſt, das iſt mein Mann. Ich werd' es Zeit meines Lebens nicht vergeſſen, wie ich, bey meiner ſechſten Schlägerey, einen Bramarbas niederſetzte, dem noch niemand was hatte anhaben können." — „O! man ſieht's Ihnen an, ſagte der Baron, daß Sie kein Neuling ſind. Aber entſchließen Sie ſich; ich wünſchte Ihnen nützlich zu ſeyn." — „Ich bin vollkommen entſchloſſen, antwortete Dandinardiere. Indeſſen muß man nichts übereilen, und in einigen Tagen werde ich die Ehre haben, Sie ſelbſt zu beſuchen." — Hiermit brach er dieſes Geſpräch plötzlich ab, und kam auf die Neuigkeiten, die ihm vom Hofe und von der Armee gemeldet worden waren.

Der Baron von St. Thomas ſah in dieſem Vorfall eine herrliche Gelegenheit, ſich luſtig zu machen. Er hatte die Verlegenheit des Herrn von Dandinardiere gar wohl gemerkt, und es war gar nicht ſchwer zu ſehen geweſen, daß es ihm leid that, den Affront, den ihm Villeville angethan hatte, bekannt gemacht zu haben. Er beſchloß, die Sache noch etwas weiter zu treiben. Er hatte einen Bedienten, einen gebohrnen Gaſcogner, dem er ſeine Rolle treflich einſtudiette, und den er einige Tage darauf zum Herrn von Dandinardiere ſchickte. Er trug ein ledernes Collet, eine ſchwarze Halsbinde, einen ungeheuern Huth; einen breiten ledernen Gürtel, und den längſten Degen, der ſeit Wilhelm des Eroberers Zeiten im Lande geſehen worden war.

Dandinardiere gieng eben voll Grillen und Sorgen, am Ufer des Meeres auf und ab, als ihm dieſer Bramarbas über den Hals kam. „¿ Sind ſie nicht der Herr von Dandinardiere?“ rief er ihn an. — „Je nachdem....“ War die Antwort des erſchrockenen Edelmanns. — „¿ Je nachdem? Was wollen ſie damit ſagen?“ — „Ich will damit ſagen, verſetzte jener, daß ich ſie nicht kenne, und daß ich kein Freund von neuen Bekanntſchaften bin. Ich muß ihnen alſo mit zwey Worten ſagen, daß ich vielleicht der Herr von Dandinardiere bin, vielleicht auch nicht?“ — „Und ich ſage ihnen ganz kurz, erwiederte der Bramarbas, daß der Herr von Villeville ſie in drey Tagen in dem benachbarten Wäldchen zu ſprechen begehrt, um ſich bey ihnen wegen der guten Geſinnungen zu bedanken, die ſie gegen ihn hegen. Ich werde ſein Secundant ſeyn; Sie werden ebenfalls dafür ſorgen, jemand mitzubringen.“

Dandinardiere war ſo erſchrocken, daß er kein Wort vorzubringen wußte, und dem Eiſenfreſſer alle nur mögliche Zeit ließ, ſich zu entfernen.

nen. Als er wieder zu ſich ſelbſt gekommen war, ſah er ſich allenthalben nach ihm um, und da er ihn nirgends gewahr wurde, glaubte er, der böſe Geiſt habe ihm einen Streich geſpielt, und ihn mit einer Viſion getäuſcht. Dieſer Einfall ſchien ihm vortreflich. Er kehrte ſogleich nach Hauſe zurück, ſo verſtört und blaß, daß es ihm jedermann anſahe, es müßte etwas auſſerordentliches mit ihm vorgegangen ſeyn. In ſeinem Zimmer fand er den Prior von Richecourt und den Vicomte von Berginville, die ihn beſuchen wollten. „Mein Gott, ſchrie der Vicomte, als er ihn anſichtig wurde, wie ſehen ſie aus! Bleich wie die Wand, als wenn ſie aus dem Grabe kämen."

„Nach dem Vorfalle, den ich eben gehabt habe, antwortete er, iſt es ein Wunder, daß ich noch am Leben bin. Hätte ich weniger Muth, ich würde auf der Stelle geſtorben ſeyn. Stellen ſie ſich vor, meine Herren, wie einem Manne zu Muthe ſeyn muß, der ſich von einem böſen Geiſte angefallen ſieht." — Nun erzählte er ihnen den ganzen Vorfall an dem Ufer des Meeres; eine Erzählung, bey welcher der Prior und der Vicomte alle ihre Ernſthaftigkeit zuſammennehmen mußten, um nicht überlaut auszulachen. Als er damit fertig war, bewunderten ſie ſeinen Muth, und die Sonderbarkeit des Abentheuers, und riethen ihm, zur Ader zu laſſen, was er um deſto lieber annahm, weil er auf dieſe Weiſe wenigſtens einige Tage Friſt bekam.

Es wurde nach dem Wundarzte geſchickt und indeſſen man ihn erwartete, ward das Eſſen aufgetragen. Dandinardiere hatte ſehr guten Appetit; aber er wollte ſich Gewalt anthun nicht zu eſſen. „Eſſen ſie, Eſſen ſie, ſagte der Prior zu ihm; ¿wiſſen ſie nicht, daß eine Aderlaß bey leerem Magen tödtlich werden kann? Und überdieß brauchen ſie Kräfte, um die Anfechtungen der böſen Geiſter abzuhalten. — Dandinardiere ließ ſich das nicht zweymal ſagen, und aß mit mehr Appetit, als irgend jemand in ſeinem ganzen Hauſe.

Der Wundarzt wohnte in einer entfernten Nachbarſchaft, und ſo konten die Gäſte unſers Edelmanns ſeine Ankunft nicht erwarten. Der ganze Vorfall war ihnen noch immer räthſelhaft; ſie vermutheten, daß etwas darunter verborgen läge, und daß niemand dieß Geheimniß beſſer zu erklären wiſſen würde, als der Baron von Saint-Thomas. Sie fuhren alſo zu ihm, und erzählten ihm, woher ſie kämen; und es währte nicht lange, ſo erfuhren ſie den ganzen Zuſammenhang der Geſchichte, die ihnen unſägliches Vergnügen machte. Auch der Baron lachte nicht wenig über die Feinheit unſers Helden, und über die gute Manier, mit der er ſich aus dem Handel zu ziehen geſucht hatte. Er beſchloß, ihn den andern Tag bey guter Zeit zu beſuchen.

Als der Wundarzt erſchien, hatte der Herr von Dandinardiere nicht die mindeſte Luſt, zur Ader zu laſſen; und es war ihm zu ſeiner Abſicht ſchon genug, daß man glaubte, es wäre geſchehn. Er bat ihn, dieß Gerücht zu verbreiten, und bezahlte ihn reichlich für ſeinen Weg. Alle ſeine Leute mußten daſſelbe ſagen, und ſo legte er ſich mit verbundenem Arme zu Bette, und ſchlief ein, ohne ſich weiter vor den Anfechtungen der Geiſter bange ſeyn zu laſſen.

Er ſchlief noch, als der Baron von Saint-Thomas ankam. Sein getreuer Johann wollte ihn zwar anfänglich nicht zu ſeinem Herrn einlaſſen, weil er krank wäre; aber der Baron verſicherte, daß er ihm Dinge zu ſagen hätte, die durchaus keinen Aufſchub litten, und ſo wurde ihm aufgemacht. — „¿Liebſter Freund, rief er ihm entgegen, ſie ſchlafen, während der Baron von Villeville ſie erwartete, um Ihnen das Lebenslicht auszublaſen? Er hat geſtern allenthalben geſagt, daß er Ihnen eine

Ausforderung zugeſchickt habe, und daß er ſich morgen mit ihnen ſchlagen würde. Ich glaube nicht, daß ſie es ihm abſchlagen können.“ — Dandinardiere erſchrack bey dieſen Worten, daß er erblaßte. — „Ich muß Ihnen ſagen, hub er endlich an, daß ich nicht hierher gekommen bin, um mir die Kehle abſchneiden zu laſſen; da hätte ich in Paris bleiben können, wo es auch Leute giebt, gegen die man ſeinen Muth zeigen kann. Ich habe die Ruhe in der Provinz geſucht; ich habe Vermögen und keine Luſt, mich ſobald davon zu trennen. ¿Warum rathen ſie mir alſo, mein Leben und meine Habe ſo unnüzer weiſe aufs Spiel zu ſetzen?“ — „Ich rathe es ihnen, als ihr Freund, erwiederte der Baron. ¿Wollen ſie, um einiger lumpigſten Wunden willen, ihre Ehre aufs Spiel ſetzen? Wollen ſie den Pfad verlaſſen, den ihre Ahnen mit ſo vielem Ruhme gewandelt haben? Ich erbiete mich zu ihrem Secundanten; ich will ihnen beyſtehn, und wenn es gegen den Teufel ſelbſt gienge.“

Da ihm der Baron ſo hart zuſetzte, wußte Dandinardiere keinen andern Ausweg, als in Ohnmacht zu fallen. Der Baron goß ihm ein Glas Waſſer ins Geſichte, und rufte ihn ins Leben zurück. „Ihre Arzneyen ſind ſtark, Herr Baron, rief der Edelmann. Wenn ſie mich

wie

wieder ohnmächtig werden ſehen, ſo bitte ich Sie, Ihren Eifer etwas zu mäſigen." — Sie erkennen meine Freundſchaft nicht, antwortete der Baron; aber ich bleibe demungeachtet Ihr Freund; und ich bin vollkommen zufrieden, wenn Sie ſich nur entſchließen, dem Herrn von Villeville Genugthuung zu geben." — „Laſſen ſie mir doch wenigſtens Zeit wieder zu mir ſelbſt zu kommen; rief unſer Held ganz ungeduldig aus. Sie plagen mich mit dem elenden Duell, als wenn Ihnen noch mehr an meinem Tode gelegen wäre, als dem ungeſtümen Villeville." „Alles zu ihrem Beſten, antwortete jener. ¿ Wiſſen Sie wohl, daß ſchon mehr als Einer ganz ſtillſchweigend aus der Welt geſchafft worden iſt, der ſich weigerte, im Duell Genugthuung zu geben?"

Dieſer Wink beunruhigte den furchtſamen Edelmann. „Laſſen Sie mich reiflich über die Sache nachdenken, antwortete er; ich will Ihnen beſtimmte Antwort ſagen laſſen." Der Baron fand es nicht für gut, ihm für dießmal noch weiter zuzuſetzen, ſondern umarmte ihn, ſetzte ſich auf ſein Pferd und ritt davon.

Sobald Dandinardiere allein war, ſtellte er ſich die ganze Gefahr eines Zweykampfs und auf der andern Seite die Schande vor, als ein

Mann ohne Muth verachtet zu werden, lebhaft vor Augen. Er dachte eine Zeit lang nach, und ſprang endlich voll Freude von ſeinem Stuhle auf, weil er ein ſichers Mittel gefunden hatte, ſeine Ehre zu retten, ohne ſeine Haut zu Markte zu tragen. Er rief ſeinen getreuen Johann. Du weißt Johann, ſagte er zu ihm, daß ich einen verdrüßlichen Handel mit dem Baron von Bilieville habe. Er hat mich herausgefordert; aber der Mann dauert mich; wenn ich die Ausfoderung annehme, ſo iſt es um ſein Leben gethan. Es wäre mir auch ſehr verdrüßlich, meine Güter mit dem Rücken anſehen zu müſſen, und noch verdrüßlicher, wenn er mir etwa den Degen durch den Leib jagte, ehe ich ihn daran hindern konnte. Das einzige Mittel, mich aus allen dieſen Verlegenheiten zu ziehn, iſt, daß du dich ihm ſtatt meiner entgegenſtellſt, und in meinem Nahmen die Sache mit ihm ausmachſt.

Johann war ſo ſanftmüthig wie ein Lamm, und ſo kam ihm der Vorſchlag ſeines Herrn grauſam und unvernünftig vor. „Aber mein Herr, antwortete er, wenn Sie mir nicht ihr Geſicht und ihre ganze Figur borgen, ſo wird kein Menſch in der Welt mich mit Ihnen verwechſeln können.“ — „Wirklich; verſetzte Dandinardiere; wenn ich aber dieſe Schwierigkeit aus dem Wege räumte, wollteſt du dich dann für mich ſchlagen?“ Johann hielt die Sache für unmöglich und ſagte ja. — „Nun gut, fuhr der Edelmann fort, in kurzen wird ſich zeigen, ob du Muth und Ehrliebe haſt“... Jezt fiel dem armen Johann die Geſchichte mit dem Geiſte ein, der ſeinem Herrn erſchienen war, und es fieng ihm an wahrſcheinlich zu werden, daß es mit ihm auf eine Verwandlung angeſehn ſey. Dieſer Gedanke wurde bald ſo lebhaft in ihm, daß er am ganzen Leibe zu zittern anfing. „Nein, nein, mein Herr ſchrie er, ſie haben einen Bund mit dem Teufel, und damit will ich nichts zu thun haben. Machen ſie ihre Händel ſelbſt aus; ich nehme keinen Theil daran, und wenn ich hundert Piſtolen damit gewinnen könnte. — „Hundert Prägel! ſchrie Dandinardiere, wüthend, über die Poltronnerie ſeines Bedienten, hob den Stock auf und jagte ihn mit Schlägen die Treppe hinab. Du darfſt alle Tage eine ähnliche Behandlung erwarten, rief er ihm nach, bis du dich zum Gehorſam bequemſt.“

Dandinardiere war voller Bekümmerniß. Die Zeit des Rendezvous kam heran, und er hatte noch immer keine Maasregeln ergriffen, es zu vermeiden. Er beſaß zwey Cuiraſſe, zwey Helme, Handſchuhe, und die übrige

Equipage eines Ritters; mit dieſer gedachte er ſeinen Bedienten auszuſtaffieren, ſo daß ihn niemand erkennen konnte, wenn das Viſir herabgelaſſen wäre. Er wollte noch einen Verſuch machen, ob ſich Johann bequemen wollte. Er ſuchte ihn auf und fand ihn im Keller, wo er ſeine Schläge bey einer Flaſche Wein zu vergeſſen bemüht war. „Komm heran, Schlingel, rief er ihm zu, du ſollſt ſehen, ob ich ein Zaubrer bin, oder ob du den Verſtand verlohren haſt. Johann leerte ſeine Flaſche in der Eile aus und ſtieg die Treppe weit vergnügter hinan als er ſie herabgeſtiegen war. Er folgte ihm in ſein Cabinet, und wäre beynahe wieder rückwärts hinausgeſtürzt als er die fürchterlichen eiſernen Rüſtungen ſahe. Sein Herr befahl ihm einen davon anzulegen, und da er nicht damit zu Rande kommen konnte, holf er ihm ſelbſt. Als er mit ſeinem Bedienten fertig war, zog er die andere an, und trat mit ihm vor den Spiegel. „¿Nun wer biſt du? ſagte er zu Johann.“ — „Ich bin Johann, antwortete dieſer.“ — Ein Pinſel magſt du ſeyn. ¿Siehſt du nicht, daß du der Herr von Dandinardiere biſt? Wenn das Viſir von unſern Helmen herunter gelaſſen iſt, ſo möchte ich wiſſen: wer uns unterſcheiden könnte. Faſſe alſo Muth. Du ſollſt dich nicht umſonſt für mich ſchlagen; du magſt nun mit dem Leben davon kommen oder nicht, ſo verſpreche ich dir eine gute Belohnung. Stirbſt du, ſo laß ich dich wie einen vornehmen Herrn begraben; kömmeſt du davon ſo ſollſt du die Margot heyrathen, der du ſchon ſo lange nachläufſt. Hier haſt du indeß drey Kopfſtücke auf Abſchlag; halte dich brav, und du ſollſt ſehn, daß ich dein Glück machen will.

Johann hatte ſich im Keller Muth geholt, und da er das Geld ſahe, und die ſchönen Verſprechungen hörte, rief er mit einem heldenmüthigen Tone; ich will mich ſchlagen, wie ein Löwe, weil ich dann Geld bekomme und meine Margot heyrathe.“ — Dandinardiere war für Freuden auſſer ſich.

Unterdeſſen war der Baron von Saint Thomas wieder nach Hauſe gekommen, wo der Viscomte und der Prior ihn mit Ungedult erwarteten. Er beſchrieb ihnen die Verlegenheit des bürgerlichen Edelmanns, und ſie beſchloſſen unter einander, daß es ihm noch etwas koſten ſollte, den Frieden zu erhalten. Kurz darauf machte er ſich ſelbſt auf den Weg. Seines Johanns gewiß, eilte er in ſeiner ganzen Rüſtung zu dem Baron, und hinter ihm drein ſein Johann, nicht ohne Furcht dem vermaledeyten Billeville, der ſo viele Menſchen ſchon angeſpießt

ſpießt hatte, unterwegs zu begegnen. Mich wird er zwar nicht kennen, dachte er bey ſich ſelbſt. ¿Aber wie? wenn er Johann erkennte? Dieſe Idee machte ihm bang. Er fand für das beſte, ſeinen Bedienten zurückzuſchicken. Wenn ich nicht zurückkommen ſollte, ſo laß dir nicht bange ſeyn; ich ſchlafe vielleicht bey dem Baron. Aber auf alle Fälle, übe dich im Fechten, denn es könnte ſeyn, daß du es im Kurzen nöthig hätteſt. — Johann welcher Zeit gehabt hatte, ſeinen Muth in freyer Luft verdampfen zu laſſen, ſchüttelte den Kopf, und war feſt entſchloſſen, ſich nicht zu ſchlagen. Aber er nahm ſich wohl in acht, etwas davon merken zu laſſen, da ihm die Schläge ſeines Herrn noch in friſchem Andenken ſchwebten.

Dandinardiere ſetzte nun ſeinen Weg allein an dem Ufer des Meeres fort, als er auf einmal in einem Pavillon, der an dem Ende eines großen Gartens lag, eine Weiberſtimme hörte, welche rief; Adelheid, liebe Schweſter, komm geſchwind, ein Ritter nähert ſich unſerm Garten.

Unſer Held zweifelte keinen Augenblick, daß er gemeynt ſey, und voll Zufriedenheit ſich durch ſeinen Aufzug bemerkbar gemacht zu haben, hob er den Kopf gravitätiſch in die Höhe, und erblickte zu ſeinem großen Erſtaunen, zwey junge und ſchöne Damen an einem Gitterfenſter des Pavillons. Er machte ihnen eine tiefe Verbeugung und die Damen dankten ihm. Unſre Leſer werden vielleicht ſchon errathen haben, daß es niemand anders war, als die Töchter des Baron von Saint-Thomas, welche Dandinardiere noch niemals zu ſehn bekommen hatte, ohnerachtet er den Baron ſchon mehrmalen beſucht hatte.

Dandinardiere hatte von Natur ein zärtliches Herz, und das Unerwartete dieſer Bekantſchaft ſetzte ihn in eine romantiſche Stimmung. Die beyden Damen aber hatten den Kopf ſo voll Geſchichten, von irrenden Rittern, Helden und Prinzen, daß ſie ſich weit weniger verwunderten, unſern Edelmann in ſeinem komiſchen Anzuge zu ſehn, als er verwundert war, in einer einſamen Gegend an dem Ufer des Meers, zwey ſo reizende Damen gefunden zu haben.

Virginie, die älteſte von den beyden Schweſtern, welche eigentlich Marie hieß, ſo wie die andere Catharina, brach das Stillſchweigen zuerſt. „Verzeihen ſie mein Herr, ſagte ſie, wenn wir ſie einen Augenblick hindern, das Abentheuer zu beſtehn, dem ſie wahrſcheinlich entgegengehn. Erlauben ſie uns nur die Frage ¿ durch was für ein ſonderbares Ohngefähr ſie vor unſerm Fenſter vorüber kommen?" — Dandinardiere war über dieſe Anrede entzückt. „Göttliches Fräulein, antwortete er, da ſie ihre Augen auf einen unglücklichen Sterblichen zu richten würdigen, ſo kann ich die Ehre haben, ihnen zu ſagen, daß eine Ehrenſache mich hier vorbeyzureiſen nöthigt." — „¿ Wie ? edler Ritter, unterbrach ihn Adelheit, Sie wollen ſich ſchlagen? Und wer iſt, der es wagt, mit Ihnen Lanzen zu brechen?" — „Wichtige Gründe hindern mich, Ihnen ſeinen Nahmen zu nennen, antwortete jener. Aber ich ſchwöre Ihnen, daß ich ſeinen Kopf an ihrem Fenſter aufhängen will, als ein Zeichen der Ehrfurcht, die ihre Schönheit mir einflößt." — „Um Gottes willen nicht, Herr Ritter, rief Virginie, wir ſind gar keine Freundinnen von todten Köpfen; wir würden für Furcht ſterben." Er verſicherte ihnen, daß er lieber ſelbſt ſterben als ihnen mißfallen wollte, und nachdem er ihnen die zärtlichſten Sachen von der Welt zugerufen hatte, nahm er Abſchied, um ſeinen Weg weiter fortzuſetzen.

Aber der Menſch denkt, Gott lenkt; ſagt das Sprüchwort. Dandinardiere wollte ſein Pferd einige Courbetten machen laſſen, ſetzte ihm die Sporn in die Seite und zog den Zügel gewaltſam an. Sein Pferd war ſo wenig ſchulrecht als er; es bäumte ſich, und als ihm Dandinardiere noch einmal mit den Sporen zuſetzte, überſchlug es ſich mit ihm.

Die beyden Damen ſchrien überlaut, als ſie ihren Ritter in dieſer Lebensgefahr erblickten. Das Pferd lag auf ihm, und er lag auf einem unſanften Bette von Kieſelſteinen, die ihm die Rippen faſt entzweydruckten. Sein Helm war von ſeinem Haupte geflogen, mit dem er gegen eine kleine Klippe gefallen war. Bey dieſem traurigen Anblicke verlohr Adelheid allen Muth, bat ihre Schweſter am Fenſter zu bleiben, und lief ſelbſt weg, um Leute zur Hülfe zu rufen.

Sie trat ganz verſtört in das Zimmer ihres Vaters, der mit dem Vicomte und dem Prior beym Caffee ſaß. „Ach! liebſter Vater, rief ſie, gehen ſie doch geſchwind an das Ufer. Ein irrender Ritter, ein Held, der vom Kopfe bis auf die Füße gewaffnet iſt, liegt dort tödtlich verwundet, und bedarf ihrer Hülfe." — Der Baron glaubte ſeine Tochter hätte wie gewöhnlich Viſionen, und fragte ſie lächelnd, „iſt es ein Ritter von der runden Tafel, oder einer von dem zwölf Pairs Carls des Großen?" — Ich kenne ihn nicht, antwortete ſie mit einem haften und niedergeſchlagenen Weſen, aber er reitet eine kleine Falbe, deren Mähnen mit grünen Bändern aufgeflochten ſind.“ — An dieſen Zeichen erkennte die ganze Geſellſchaft den bürgerlichen Edelmann; ſie ſahen ſich verwundrungsvoll an, und ohne ſich weiter mit Fragen aufzuhalten, eilten ſie dem Orte zu, den Adelheid ihnen bezeichnet hatte.

Sie fanden den unglücklichen Dandinardiere dießmal in einer wirklichen Ohnmacht. Sein ungewöhnlicher Aufzug ſetzte ſie in Erſtaunen. Sie konnten gar nicht begreifen, wie er zu dieſer Metamorphoſe gekommen wäre. Vor allen Dingen, ſuchten ſie ihn wieder zu ſich ſelbſt zu bringen, um dann ſein Abentheuer aus ſeinem eignen Munde zu hören. Als er die Augen aufſchlug, erſtaunte er nicht wenig über die Geſellſchaft, in der er ſich fand, und ganz beſchämt über ſeinen Unfall; begab er ſich nach dem Hauſe des Barons, der ihn nebſt dem Vicomte unterſtützte.

Virginie und Adelheide hatten ihren Platz am Fenſter wieder eingenommen, und fragten ſich wechſelſeitig, durch was für ein ſonderbares Ungefähr, ihr Vater dieſen edeln Ritter kennte, der doch wahrſcheinlich aus fernen Landen käme. Um ihre Neugierde über dieſen

Punkt zu befriedigen, begaben ſie ſich auf das Zimmer ihrer Mutter, wo der Baron gerade den Unfall ihres guten Nachbars erzählte. ¿Wiſſen ſie, ſagte er zu ihr, was der Vicomte und der Prior für eine Idee haben? Es würde gar nicht übel ſeyn, wenn Dandinardiere eine von unſern Töchtern heyrathete. Ich kann ihnen nicht viel mitgeben, und er iſt reich. Es ſollte mich freuen, wenn er in unſern Plan eingienge.

Die Madam von Saint-Thomas, die mit ihrem Gemahle niemals einerley Meinung war, hatte gegen dieſen Vorſchlag unglaublich viel einzuwenden. Sie erinnerte ihn an dem alten Adel ihres Geſchlechts, der durch eine ſo ungleiche Heyrath befleckt werden würde; er erinnerte dagegen, daß Adel ohne Geld eine elende Figur ſpiele. — Nein, nein, ſchrie ſie, meine Tochter ſoll niemand als ein Marquis oder ein Graf von ſechszehn Ahnen bekommen. — Meinetwegen, antwortete der Baron, ganz trocken, ſo behalten ſie ihre Tochter noch funfzig Jahre auf dem Halſe, bis ſich ein Schwiegerſohn von ſechzehn Ahnen findet. Aber hier kömmt der Vicomte und der Prior. Laſſen Sie dieſe Herrn ihre Meynung ſagen.

Gegen Leute von hohem Adel war die Baronin etwas geſchmeidiger, als gegen ihren Gemahl. Die beyden Herrn ſtellten ihr ganz kaltblütig vor, daß ſie wohlthun würde, in dieſer Sache ohne alle Leidenſchaft zu verfahren; daß ſie allenfalls für die gute Geburt des Herrn von Dandinardiere ſtehn wollten, da ſie in ſeinem Saal eine Menge Portraits von ſeinen Ahnen geſehen hätten, von denen einige Leute von Bedeutung ſchienen. — Die Baroninn verſprach in dieſem Falle, ſich nicht zu widerſetzen; und die fremden Herren riethen ihr, den armen Verwundeten zu beſuchen und ihm ihre Hülfe anzubieten.

Sie warf ſich in die Kleider und gieng zu ihm. Sie fand ihn mehr unruhig als krank, denn ſeine Wunde war nicht ſo groß, als man geglaubt hatte; ſie bot ihm ihre Hülfe an. „Erlauben Sie mir, ſagte ſie, daß ich Ihnen mit meinen Töchtern während ihrer Cur Geſellſchaft leiſte, und ſie zu unterhalten ſuche. Meine Töchter haben Verſtand und Geſchmack. Sie lieben die Lektüre, und ich verſichere Ihnen, ſie wiſſen den Amadis ganz auswendig.“ — „Madam, antwortete Dandinardiere, ich bin Ihnen für ihre Güte unendlich verbunden; aber ich habe vor kurzem die Bekanntſchaft von zwey Prinzeſſinnen gemacht, die mich ſo ſehr beſchäftigen,

tigen, daß ich kein anderes Frauenzimmer zu ſehn wünſche, die ihr Andenken in meinem Herzen auslöſchen könnte." — Die Baronin ward vor Aerger bis unter die Augen roth. Sie haben ihren freyen Willen, antwortete ſie; ich glaubte Ihnen ein Vergnügen zu machen, aber ich finde es jezt auch ſelbſt unſchicklich daß meine Töchter hieherkämen." — Mit dieſen Worten verließ ſie das Zimmer, warf die Thüre zu, und ließ an ihrem Manne den Aerger aus, den Dandinardiere ihr verurſacht hatte.

Den andern Morgen bezeigte der Kranke ein Verlangen den Baron allein zu ſprechen. Er erſchien, und ſetzte ſich neben ihn. „Sind Sie mein Freund? hub Dandinardiere an, und faßte ihn bey der Hand; kann ich auf Sie rechnen? kann ich meine Geheimniſſe in Ihren Schoos ausſchütten?" — „Zweifeln ſie nicht an meiner Freundſchaft, antwortete der Baron, Sie werden ſie unveränderlich finden." — Wohlan denn, fieng der Kranke von neuen an, ſo wiſſen Sie dann, daß ich mich zu dem Zweykampfe mit Villeville entſchloſſen hatte, und geſtern im Begriffe war, Ihnen von meinem Entſchluſſe Nachricht zu geben. Ich ritt in meiner Rüſtung einher, denn ich habe mich nie anders als in voller Rüſtung geſchlagen, als mir ein Abentheuer aufſtieß, bey welchem ich meine Ruhe auf ewig verlohren habe. Ich bin verliebt, lieber Baron... „Sie ſind verliebt! rief dieſer aus: ſeit wann denn?“ — Seit vier und zwanzig Stunden, antwortete der Kranke. Als ich längſt dem Ufer des Meeres hinritt, hörte ich die Stimme zweyer Damen, die ſich von mir unterhielten. Ich ſahe mich um, und erblickte einen kleinen Pavillon, deſſen Fenſter nach dem Meere zu gingen und mit Gittern verſchloſſen waren. Hier ſahe ich zwey Prinzeſſinnen, die mich entzückten, vorzüglich aber die eine, welche weiß iſt wie der Schnee, und zart wie ein Lamm war. Sie redeten mich mit einer Höflichkeit, einer Anmuth, einer Liebenswürdigkeit an, — für die ich keine Worte zu finden weiß. Ihre Reize und ihre Güte entführten mein Herz, wie der Habicht die Taube entführt, und in den Aufwallungen von Ehrfurcht, Bewegung und Liebe wußte ich ſo wenig, was ich that, daß ich vom Pferde ſtürzte, und in die unglückliche Lage gerieth, in der Sie mich geſtern am Ufer fanden. So bin ich denn alſo zu gleicher Zeit von der Liebe, meinen Wunden und einem Duel gepeinigt und folglich der unglücklichſte Menſch von der Welt.“

Hier ſchwieg Dandinardiere, um ſeinem Herzen mit zwey oder drey tiefen Seufzern Luft zu machen. Der Baron aber hob Augen und Hände gen Himmel, um ſein Erſtaunen über alle dieſe wundervollen Ereigniſſe an den Tag zu legen. „Schöpfen Sie Muth, lieber Freund, ſagte er zu ihm, Sie müſſen alles von der Zeit hoffen.“ — „Vor der Hand, fuhr der Kranke fort, liegt mir nichts ſo ſehr am Herzen als meine Geſundheit und meine Liebe. Schicken Sie nach einem beſſern Wundarzte als der geſtrige war, und haben ſie die Güte, in meinem Nahmen ein Billet an die Königinnen meines Herzens zu ſchreiben.“ — Von Herzen gern, antwortete der Baron, wenn Sie nur die Gefälligkeit haben wollen, es mir zu dictiren. Ihr Herz iſt von Zärtlichkeit durchdrungen und ſie werden ſich ſelbſt am beſten über Ihre Herzens-Angelegenheiten ausdrücken können.“ — Zu gleicher Zeit ſetzte er ſich zum ſchreiben zurecht und Dandinardiere dictirte ihm, nach einer kleinen Pauſe, während welcher er an ſeinen Nägeln gekaut hatte — wie folgt.

„Königinnen meines Herzens! ich vergleiche Sie zwey Sonnen, deren Strahlen den Brennſpiegel meiner Augen getroffen, und mein Herz in Aſche und Kohlen verwandelt haben. Ja, ich bin zu Aſche und Kohlen gebrannt, ſeit dem glücklichen Augenblicke, da ich Sie, reizende Prinzeſſinnen, an dem Gitter ihres Fenſters leuchten ſahe; meine Vernunft iſt verdampft, und mein Herz flieht zu Ihren Füßen. An der Mauer ihres Palaſtes hab ich mein Blut vergoſſen, aber gern würde ich Ihnen mein Leben opfern, wenn Ihnen dieſes Opfer gefällig wäre. Mit dieſen Geſinnungen, meine Königinnen, bin ich ihr unterthänigſter Sclave; Georg von Dandinardiere, Enkel des berühmten Hans von Dandinardiere, der ein Liebling Carls VIII. und Connetable von Frankreich war."

Die Freude unſers kranken Helden, als dieſer Brief geendigt war, war unausſprechlich. Er hatte ſich ſelbſt nie ſo viel Witz und Feinheit zugetraut. Der Baron ſchrie bey jeder Phraſe vor Verwunderung auf, und verſicherte ihn, daß ein ſolches Meiſterſtück die Bewunderung des ganzen Hofes auf ſich ziehen würde. „Ja, ja, ſagte Dandinardiere, Sie ſind nicht der erſte, der mir Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Als ich noch am Hofe war, hat dieſer Stil manche Dame ſchwach gemacht. — Doch jetzt laſſen Sie uns den Brief ſiegeln. Aber auch dieß muß auf eine galante Art geſchehen, damit das Aeuſſere dem Innern entſpreche. Ich habe hier ein Petſchaft, das ſich treflich dazu ſchickt, eine Weibsperſon die ſich auf einen Anker ſtützt, und einem kleinen Amor die Bruſt reicht. Wenn ich nun noch einen Faden

den grüne Seide hätte, ſo wäre die Sache gemacht. — Der Baron gieng hinaus, um nach Seide zu ſchicken. Man fand keine im ganzen Hauſe. Endlich frug man auch bey den Fräuleins nach. Da ſie hörten, daß es für den verwundeten Herrn ſey, benutzten ſie dieſe Gelegenheit, ihn ſelbſt zu ſehen. Sie verſicherten keine zu haben, und ſchickten den Bedienten fort. Aber kaum war er zur Thüre hinaus, als ſie ſich durch die bedeckten Gänge des Gartens ſchlichen, um nicht von ihrer Mutter geſehen zu ſeyn.. Sie traten in das Zimmer des Kranken, jede mit einem kleinen Käſtchen von Schildkrott, in welchem Siegellack, Seide und Streuſand war. Als ſie ſich ſeinem Bette näherten, ſtieß er einen lauten Schrey aus, und rief: Platz für die Prinzeſſinnen. Jetzt glaubte der Baron, der mit dem Geſichte nach dem Fenſter zu ſtand, nicht anders, als ſein Gaſt habe ſeinen wenigen Verſtand vollends verlohren, ſahe ſich um, und erblickte zu ſeinem Erſtaunen, ſeine eignen Töchter.

Ich ſtelle Ihnen hier meine Töchter, Virginie und Adelheid vor, die Ihnen ihren Beſuch machen wollen, ſagte der Baron. Sie haben ohne Zweifel gewußt, daß ich auf ihrem Zimmer wäre. — Lieber Vater, antwortete die älteſte, man ſagte uns, daß Sie Seide für dieſen Herrn verlangten, hier bringen wir ſie. — Dandinardiere wußte bey dieſem Vorfalle nicht, wie er ſich nehmen ſollte; er hatte ſich eingebildet, eine Prinzeſſin zu lieben, und ſahe nun, daß er um einige Stufen herabſteigen mußte. Für Damen aus der Provinz ſchien ihm ſein Brief nun nicht mehr zu paſſen; und gleichwohl that es ihm leid, daß dieſes herrliche Product ſeines Geiſtes unbenuzt bleiben ſollte. Seine Eitelkeit war auf der einen Seite zwar gekränkt, aber auf der andern that es ihm wohl, die ſchönen Unbekannten wieder zu ſehen, und den Eifer zu bemerken, mit dem ſie ihm zu dienen ſuchten. Dieſe verſchiedenen Empfindungen theilten ſein Herz und beunruhigten ihn ſo ſehr, daß er kein Wort vorbringen konnte.

Der Baron hatte ſchon vorher vermuthet, daß die Prinzeſſinnen ſeines Nachbars niemand anders als ſeine Töchter wären, und ſuchte ihn nun aus der Verlegenheit zu ziehen, in der er ihn ſah.″ „Es giebt mir eine gute Idee von meinen Töchtern, ſagte er mit ſeinem leichten ſcherzhaften Tone, daß ſie einen ſo ſtarken Eindruck auf Ihr Herz gemacht haben. Laſſen Sie ſie immer das Billet leſen, das Sie eben geſchrieben haben. Ich traue meinen Töchtern

Geſchmack genug zu, um die Schönheiten davon zu fühlen.“ — Die beyden Schönen an den ausſchweifenden Styl der alten Ritter-Romane gewöhnt, laſen das Billet, und rieſen einmal über das andere: „Wie ſchön! wie ſinnreich! wie fein gewendet! Es iſt unmöglich, beſſer zu ſchreiben.“ — Dieſer Beyfall betäubte den armen Dandinardiere. In ſeinem Leben hatte er ſich nicht eingebildet, etwas machen zu können, das ſo einmüthig geprieſen wurde. Er ſagte tauſend lächerliche Dinge, die den beyden Damen gar nicht misfielen. Endlich fand der Baron für gut, dieſer Scene ein Ende zu machen. „Sie haben ſchon ſo viel geſprochen, lieber Freund, ſagte er, daß mir für Ihre Geſundheit bange wird. Sie haben Ruhe nöthig. Sorgen Sie für ſich; einen beſſern Wundarzt will ich Ihnen auch verſchaffen.“

Noch eine Bitte, rief Dandinardiere ihnen nach, als ſie eben das Zimmer verlaſſen wollten. Laſſen Sie mir einige zeitverkürzende Bücher zukommen; ich bin nicht ſo krank, daß ich nicht einmal leſen könnte.“ — „Ich will ihnen ein Mährchen ſchicken, ſagte Adelheid, das meine Schweſter geſtern Abend geendiget hat.“ „Es würde mir Freude machen, wenn es Ihnen gefiele, ſetzte Virginie hinzu. Ich würde dann des Beyfalls der Kenner gewiß ſeyn.“ —

„Ich gebe Ihnen meinen Beyfall zum voraus, anbetungswürdige Virginie, rief der Kranke, und wenn Sie es für gut finden, ſo ſchicke ich Ihr Mährchen ſogleich nach Hofe, um dort Ihre Talente bekannt zu machen.“ — Die Familie machte einen Knix, und wollte antworten, aber ihr Vater ſchob ſie zur Thüre hinaus.“

Kaum waren ſie in ihren Pavillon zurückgekommen, als ſie ihre Kammerfrau mit den Mährchen an den irrenden Ritter abſendeten. Er war entzückt über dieſe Gefälligkeit; da er aber nicht gewohnt war, lange in einem fort zu leſen, ſchickte er zu dem Prior, und ließ ihn inſtändig um einen Beſuch bitten. Die Geſellſchaft erſchrak; ſie glaubten, der arme Ritter ſey ſchlimmer geworden, und alle liefen herbey, zu ſehn, was er machte. Sie fanden ihn ganz ruhig auf ſeinem Bette. Der Prior fragte ihn nach ſeinem Begehren. Er zeigte ihm den Heft, den er eben erhalten hatte, und bat ihn, die Mühe über ſich zu nehmen, und vorzuleſen. Der Prior war es zufrieden und las der Geſellſchaft folgendes Mährchen vor:

* * *

I.

Die weiße Katze.

Es war einmal ein König, welcher drey ſchöne und muthige Prinzen hatte, von denen das Gerüchte gieng, ſie ſuchten ſich Anhänger zu machen, um das Königreich an ſich zu ziehn. Der König war alt, aber ſeine Lebensgeiſter waren noch munter, und ſein Verſtand noch ungeſchwächt; auch hatte er noch gar keine Luſt einen Thron zu verlaſſen, auf dem er ſein Anſehen noch immer behauptete. Die Abſichten ſeiner Söhne waren ihm indeß nicht unbekannt; und er glaubte, das beſte Mittel, ſein Leben in Ruhe zu endigen, ſey, ſie mit leeren Verſprechungen hinzuhalten.

Er ließ ſie alſo eines Tages in ſein Zimmer kommen und nachdem er ſich ſehr gnädig mit ihnen unterhalten hatte, ſagte er: Ihr werdet ſelbſt ſehen, meine lieben Kinder, daß mir mein hohes Alter nicht mehr erlaubt, die Angelegenheiten des Staats mit dem Eifer und der Thätigkeit zu verwalten, die ich ehemals hatte. Ich wünſche das Glück meiner Unterthanen, und ich glaube, ich werde beſſer thun meine Krone einem von euch aufzuſetzen. Indeſſen iſt es billig, daß ihr euch für dieß Geſchenk dankbar gegen mich bezeugt, und mir meine Entfernung aus dem Geräuſche der Welt zu erleichtern ſucht. Ich glaube, daß mir ein artiger, geſchickter und treuer Hund gute Geſellſchaft leiſten würde. Meine Meynung geht alſo dahin, denjenigen von euch zu meinem Thronerben zu erklären, der mir den ſchönſten kleinen Hund bringt. Die jungen Prinzen hörten dieſen Vorſchlag mit Vergnügen, und der älteſte wagte es nicht, Vorſtellungen dagegen zu thun. Sie empfohlen ſich alſo dem Könige, der ſie mit Geld und Edelſteinen verſah, und ihnen befahl, ſich nach Verlauf eines Jahres, zu der nehmlichen Stunde und an dem nehmlichen Tage, mit ihrem Hunde bey ihm einzufinden.

Ehe ſie abreiſten, verſprachen ſich die drey Brüder ewige Freundſchaft, der Erfolg ihrer Nachforſchungen möchte ſeyn, welcher er wollte, und machten aus, nach Verlauf des Jahres in einem Schloſſe zuſammenzukommen, welches eine Stunde von der Stadt lag, und von wo aus ſie ihre Reiſe antraten. Sie machten ſich hierauf auf den Weg, der eine da der andere dorthin, ohne Begleiter, und mit veränderten Nahmen.

Ich werde mich nur bey den Abentheuern des jüngſten Bruders verweilen. Dieſer war ſchön, groß, wohlgemacht, munter, voll Witz und Laune, in allen Leibesübungen geſchickt. Er hatte eine angenehme Stimme, und ſpielte die Laute und Theorbe mit eben ſo viel Anſtande als Geſchicklichkeit. Er zeichnete und mahlte; er beſaß Gegenwart des Geiſtes und Muth; mit Einem Worte, er war ein vollkommener Mann.

Kein Tag vergieng, wo er nicht einen Hund kaufte. Wenn er glaubte, einen recht ſchönen zu haben, ſo fand er bald einen noch ſchönern. So reiſte er eine geraume Zeit, als er eines Tags gegen Einbruch der Nacht in einem Walde von einem Ungewitter überraſcht wurde.

Er ſahe weder Weg noch Steg und ſo blieb ihm nichts übrig, als auf Gerathewohl durch die Büſche durchzubrechen. Er war lange Zeit gegangen, als er endlich ein Licht in der Ferne ſchimmern ſah. Er gieng darauf los, und kam an das Thor eines Schloſſes, das mit Carfunkel gedeckt war, und ein helles und reines Licht auf die ganze Gegend umherwarf. Die Mauern waren von durchſichtigen Porzellain, und mit den ſchönſten Gemälden geziert, welche die Begebenheiten der Feen darſtellten. Der Prinz hatte keine Luſt, ſich lange mit Betrachtung dieſer Wunder aufzuhalten; denn der Regen hatte ihn bis auf die Knochen durchnezt, und er ſehnte ſich nach einem Obdache, wo er dem Ungewitter entgehen könnte. Er ſah an dem Thore einen Rehfuß, der an einer diamantnen Kette hieng; hieran zog er, und hörte den Klang einer ſilbernen Schelle, die mit dem Rehfuße zuſammenhieng. In dem Augenblicke öffnete ſich das Thor. Ein Dutzend Hände erſchienen in der Luft, davon jede eine Fackel hielt. Dieſes Schauſpiel ſetzte den Prinzen in Erſtaunen. Er bedachte ſich einen Augenblick, ob er hineingehen ſollte, als ihn andere Hände mit Gewalt hineinſtießen. Er gieng nun auf gut Glück weiter, und kam bald in ein Vorhaus, das mit Porphir, und Lapis-Lazuli bekleidet war. Hier hörte er zwey reizende Stimmen, welche folgende Worte ſangen:

Der Zauber, der o! Prinz, mit Staunen dich erfüllet,
Droht keinem Heldenherz Gefahr;
Doch hüte dich vor einem Augenpaar,
In welchem ſich der liebe Gott verhüllet.

Wenn es weiter nichts iſt, dachte der Prinz und folgte nun unbeſorgt den ſanften Stößen, die er von Zeit zu Zeit von den geiſtigen Händen in den Rücken bekam. Dieſe trieben ihn

in

zunächſt an ein großes Portal von Corallen, das ſich bey ſeiner Annäherung ſogleich öffnete, und in einen Saal führte, der mit Perlenmutter bekleidet war. Von hier gieng es durch mehrere Zimmer alle mit den herrlichſten Gemälden ausgeſchmückt. Der Prinz glaubte bezaubert zu ſeyn. Unzählige Lichter bedeckten die Wände und das Gewölbe der Säle, und verbreiteten einen Glanz, der den Glanz der Sonne übertraf.

Sechzig Zimmer war der Prinz durchwandert, als die Hände ihn aufhielten. Er ſah umher, und erblickte einen Lehnſtuhl der ſich von ſelbſt dem Camin näherte, ſo wie ſich in dem Camine das Feuer von ſelbſt anzündete. Eine Menge weiße kleine und niedliche Hände waren nun beſchäftigt den Prinzen auszukleiden, denn er war, wie geſagt, durch und durch naß. Man brachte ihm ein feines Spitzenhemd, einen ſeidenen Schlafrock, mit Chiffern von kleinen Schmaragden geſtickt. Eine Toilette wurde vor ihn gerückt, und die Hände kämmten ihn mit einer Leichtigkeit und Geſchicklichkeit, von der man keine Vorſtellung hat. Als man damit fertig war, erſchien ein anderer koſtbarer Anzug, den man ihm anlegte; und in kurzem war er vollkommen gekleidet und ſo ſchön wie ein Adonis.

Nun gieng die Reiſe weiter. Die Hände führten ihn in einen koſtbaren Saal, der auf das ſchönſte decorirt und möblirt war. An allen Wänden ſahe man die Begebenheiten der berühmteſten Katzen, welche jemals in der Geſchichte aufgetreten ſind; Rodillardus, auf Angeben der Ratten an den Beinen aufgehängt: die geſtiefelte Katze des Marquis von Carabas; die Katze welche zur Frau wird; und der Zauberer welcher zur Katze wird; alles auf das ſchönſte und natürlichſte abgebildet.

In dieſem Saale ſtand eine Tafel mit zwey Couverts einem Büffet, mit den ſchönſten Gefäſſen von Bergcryſtall aufgeputzt, und auſſerdem noch eine Menge goldne und ſilberne Becher und Vaſen. Er war kaum hineingetreten, als ein ganzer Zug Katzen erſchien, und ſeinen Platz auf dem Orcheſter nahm. Sie bemächtigten ſich der Inſtrumente, legten Noten auf, und fiengen eine Muſik an, über die ſich der Prinz beynahe todt lachte. Etwas närriſchers als ihre Grimaſſen kann man unmöglich ſehn, ſo wie man auch wohl unmöglich eine abſcheulichere Muſik wird hören können.

Der Prinz war ganz mit Betrachtung der Wunder beſchäfftigt, die ihm in dieſem Palaſte aufgeſtoßen waren, als eine Figur hereintrat die nicht gröſſer als eine Elle war. Dieſe Marionette war in einen langen ſchwarzen Schleyer eingehüllt. Zwey Katzen führten ſie. Sie waren ebenfalls in Trauer und ſchwarzen Mänteln. Ihnen folgte ein anſehnlicher Zug von Katzen, die zum Theil Ratten und Mauſe-Fallen trugen.

Der Prinz wußte nicht, was er von dieſem närriſchen Aufzuge denken ſollte, als die Hauptperſon ſich ihm näherte, den Schleyer aufhob, und ihm das niedlichſte Katzen-Geſichtchen zeigte, das jemals mit grünen Augen gebohren worden iſt. Sie war ganz weiß, und dem Anſcheine nach, noch ſehr jung; aber in ihren Mienen war ein unverkennbarer Zug von Melancholie. Sie fieng an zu miauen, und ihre Töne waren ſo rührend, ſo einſchmeichelnd, daß ſie gerade zum Herzen giengen. „Sey mir gegrüßt, Königs-Sohn, ſagte ſie zu ihm, ich ſehe dich mit Vergnügen bey mir.“ „Sie ſind ſehr gnädig, Madam, antwortete der Prinz, mich auf dieſe Art aufzunehmen. Sie ſcheinen mir gar keine Katze von gewöhnlichem Schlage. Das Talent zu ſprechen, mit welchem Sie begabt ſind, und das herrliche Schloß, daß Sie bewohnen, ſpricht für ihre auſſerordentliche Geburt.“ — „Du biſt ein Schmeichler, antwortete die Katze. Ich bin nicht gewohnt, mir Complimente ſagen zu laſſen, oder ſie zu erwiedern: ich liebe Simplizität und Herzlichkeit. — Man laſſe auftragen, fuhr ſie fort und die Muſik ſoll aufhören; der Prinz verſteht doch nicht, was geſungen wird.“ — „¿Geſungen? fragte der Prinz ganz erſtaunt.“ — „Allerdings, antwortete die Katze. Wir haben hier Dichter von ſehr vielem Geiſt; und wenn Sie länger bey Uns bleiben, ſo werden ſie ſelbſt Gelegenheit finden, die Wahrheit meines Urtheils einzuſehen.“

Man trug das Eſſen auf, und unſichtbare Hände bedienten ſie. Zuerſt erſchienen zwey Paſteten, die eine von Tauben, die andre von Mäuſen. Bey dieſem Anblicke vergieng dem Prinzen aller Appetit. „Sie dürfen ſich nicht ſcheuen, ſagte die Katze, von dieſer Paſtete zu genieſſen. Ihre Küche iſt apart und Sie können verſichert ſeyn, daß nichts von meiner Koſt unter die Ihrige gekommen iſt.“

Der Prinz ließ ſich dieß nicht zweymal ſagen und es gereute ihn nicht, dem Rath der ſchönen Katze gefolgt zu haben, die ihm gegenüber ſaß. Er bemerkte, wenn ſie ihre kleinen Pfötchen auf den Tiſch brachte, daß ſie ein Porträt an einer derſelben trug; dies wunderte ihn; und da er vollends ſahe, daß es nicht das Porträt eines Katers, ſondern eines ſchönen jungen Mannes war, ſo wunderte ihn das noch weit mehr. Aber das allerſonderbarſte war, daß ihm dieß Bildniß glich. Die Sache kam ihm auſſerordentlich vor; indeß da er ſahe, daß die Katze tiefſinnig wurde und einigemal ganz vernehmlich ſeufzte, ſo wagte er es nicht weiter nachzuforſchen. Er unterhielt ſie vielmehr, von allen möglichen Neuigkeiten, die er wußte und fand, daß ſie mit allen Welthändeln ſehr genau bekannt war.

Nach der Tafel bat die weiße Katze ihren Gaſt, ſich mit ihr in einen Saal zu begeben, wo er ein Theater fand, auf welchem ein Duzend Katzen und Affen ein Ballet tanzten. Einige von ihnen trugen mauriſche, andre chineſiſche Kleidung, alle aber machten die wunderlichſten Sprünge, mit einem ſichtbaren Beſtreben, ihre Gebieterin aufzuheitern. Als auch dieß vorbey war, wünſchte die weiße Katze dem Prinzen gute Nacht, und die ſchönen Hände führten ihn fort, in ein Apartement, welches dem erſten gerade gegenüber lag. Es war nicht ſo prächtig, aber ſehr elegant. Die Tapeten beſtanden aus Schmetterlingsflügeln, welche die niedlichſten Figuren bildeten. Die Betten waren von Flor mit ſchönen Bändern geſchmückt und große Spiegel hiengen ihnen gegenüber, in denen man ſich vom Kopf bis auf die Füße beſehen konnte.

Der Prinz legte ſich nieder, ohne ein Wort zu reden, denn mit den Händen, die ihn bedienten, war wenig anzufangen. Man ließ ihn nicht lange ſchlafen. Ein dumpfes Geräuſch weckte ihn auf, und als er die Augen öffnete, hoben ihn die Hände aus dem Bette, und zogen ihm ein Jagdkleid an. Nun ſah er zum Fenſter hinaus auf den Schloßhof, wo er eine Menge Katzen erblickte, welche zum Theil ins Horn ſtießen, zum Theil Jagdhunde an der Leine führten. Die weiße Katze wollte auf die Jagd gehn und den Prinzen zur Geſellſchaft haben. Man präſentirt ihm ein hölzernes Pferd, das mit unglaublicher Schnelligkeit lief. Er machte zwar einige Umſtände es zu beſteigen, aber es half nichts; er wurde hienaufgehoben. Die weiße Katze ritt einen ſchönen Affen, von ungemeiner Größe. Für heute, hatte ſie ihren Schleyer abgelegt, und einen Hut aufgeſezt der ihr ein ſehr entſchloſſenes Anſehn gab. Die Jagd fiel reichlich aus: die Katzen fingen die Haſen mit einer Geſchicklichkeit, die ihres gleichen ſuchte; und ſelbſt die Vögel waren nicht ſicher vor ihnen. Der Affe trug die weiße Katze bis hinauf zu den Neſtern der Adler, die ſie ausnahm. Die andern Katzen machten es ebenſo. Der Prinz hatte ſich nicht leicht auf einer Jagd ſo vergnügt.

Als ſie zu Ende war nahm die weiße Katze ein kleines Waldhorn, und ſtieß hinein. Es gab einen durchdringenden Schall von ſich, den man auf zehn Stunden in Umkreiße hörte. Die Wirkung davon fiel bald in die Augen. Alle Katzen aus dem ganzen Lande eilten herbey; die einen kamen auf Wagen durch die Luft, die andern auf kleinen Barken zu Waſſer. Sie waren alle verſchieden gekleidet, und machten der weißen Katze ihre Verbeugung. Dieſe kehrte mit der ganzen anſehnlichen Geſellſchaft nach ihrem Schloſſe zurück und bat den Prinzen auch mit ihr umzukehren.

So wie ſie in ihr Zimmer trat, hieng man ihr den ſchwarzen Schleyer wieder um. Sie ſpeiſte mit dem Prinzen, und dieſer vergaß in ihrer Geſellſchaft den Zweck ſeiner Reiſe ſo ganz und gar, daß er kein größer Vergnügen kannte als der weißen Katze Geſellſchaft zu leiſten. Alle Tage waren neue Feten. Aber nichts ergözte ihn ſo ſehr, als die Unterhaltung ſeiner Wirthin, mit der er zu ganzen Tagen plauderte. „Ach! ſagte er bisweilen, wie werde ich mich entſchließen können, Sie zu verlaſſen? Ich liebe ſie ſo zärtlich. Sie haben mir ſo angenehme Tage verſchaft. O! daß ich Sie zum Weibe hätte, oder ich zur Katze würde, um mein ganzes Leben mit Ihnen zuzubringen.“ — Auf dieſe Reden antwortete ſie nie anders als in dunkeln Ausdrücken, deren Sinn er nie ganz begriff.

Ein Jahr vergeht geſchwinde, wenn man weder Kummer noch Sorgen hat, und ſich ſo gut amüſirt. Die weiße Katze wußte die Zeit, in der er zurückkehren ſollte, und da er ſelbſt nicht daran dachte, nahm ſie es auf ſich ihn daran zu erinnern. Weißt du wohl, ſagte ſie eines Tages, daß du nur noch drey Tage übrig haſt, um den Hund zu ſuchen, den dein Vater zu haben wünſcht? „¿ Weißt du auch, daß deine Brüder ſehr ſchöne Hunde gefunden haben? — Bey dieſen Worten kam der Prinz wieder zu ſich ſelbſt. „Mein Gott ſagte er, wie iſt es möglich, daß ich eine Sache habe vergeſſen können, die mir ſo unendlich wichtig iſt! Mein Glück und meine Ehre hängen davon ab. ¿ Wo ſoll ich nun einen ſolchen Hund herbekommen? und wo ſoll ich ein Pferd hernehmen, das einen ſo weiten Weg in drey Tagen zurücklegt?“

„Ich will mich deiner annehmen, ſagte die Katze. Du kannſt noch einen ganzen Tag hier bleiben und das hölzerne Pferd wird dich doch zu rechter Zeit an Ort und Stelle bringen.“ — „Das iſt recht gut, antwortete der Prinz; aber was hilft es mir, wenn ich mit leeren Händen ankomme?" — „Auch dafür habe ich geſorgt, verſetzte jene. In dieſer Eichel ſteckt ein ſo niedlicher Hund, daß deine Brüder ſchwerlich einen ähnlichen aufzeigen werden." — „Sie ſcherzen, erwiederte der Prinz." — „Ich ſcherze nicht, war die Antwort; halte nur die Eichel ans Ohr und du wirſt ihn bellen hören." — „Der Prinz hielt die Eichel ans Ohr und der Hund bellte." Wie freute ſich der Prinz. Er wollte die Eichel öffnen; aber die Katze hielt ihn zurück. „Erwarte die Zeit, ſagte ſie, bis du zu deinem Vater kömmſt. Das Hündchen könnte ſich unterwegs verkälten.

Die Zeit des Abſchieds kam herbey. Er war von beyden Seiten ſehr zärtlich; und die arme Katze war ſehr betrübt. Der Prinz dankte ihr für die Güte, mit der ſie ihn bewirthet hätte. „Ich verſichere Sie, ſagte er, daß mir die Zeit nie ſchneller als in Ihrer Geſellſchaft vergangen iſt. Es thut mir Leid, Sie hier zurücklaſſen zu müſſen; und gleichwohl wage ich es nicht, Sie zu bitten, dieſes Schloß zu verlaſſen, in welchem Sie als Königin herrſchen, und wo Sie freylich mehr Unterhaltung finden, als ich Ihnen in irgend einer Gegend der Welt verſprechen könnte." — Die Katze antwortete auf dieſen Vorſchlag mit einem tiefen Seufzer.

Der Prinz reiſte ab, und war der erſte von ſeinen Brüdern, der auf dem beſtimmten Schloſſe ankam. Die andern kamen kurz darauf auch, und wunderten ſich nicht wenig, ein hölzernes Pferd auf dem Hofe zu finden, das an Leichtigkeit und Geſchicklichkeit dem beſten Schulpferde nichts nachgab.

Die drey Brüder umarmten ſich mit großer Zärtlichkeit, und erzählten ſich die Abentheuer, die ihnen unterwegs aufgeſtoßen waren; aber der jüngſte verhelte die Wahrheit, und zeigte ihnen einen häßlichen Hund, den man zum Bratenwender brauchte, indem er verſicherte, er habe keinen niedlichern Hund auftreiben können. So groß nun auch die Liebe der beyden ältern für den jüngern Bruder war, ſo empfanden ſie doch eine heimliche Freude über ſeine ſchlechte Wahl, durch die ſie ſich eines Theils ihrer Furcht entledigt ſahen.

Den andern Tag reiſten ſie zuſammen in Einem Wagen ab, und kamen bald in dem Palaſte ihres Vaters an, wo alles ſie umringte, um ſich über ihre Ankunft zu freuen. Sie traten in das Zimmer des Königs. Die beyden älteſten zeigten ihm ihre Hunde, und dieſe waren beyde ſo klein und niedlich, daß er nicht wußte, für welchen er ſich entſcheiden ſollte.

Der jüngſte half ihm aus dieſer Verlegenheit. Er zog die Eichel aus der Taſche, die ihm die weiſe Katze gegeben hatte, öffnete ſie ſchnell, und ließ ein Hündchen heraus, das ohne Anſtoß durch einen Ring gieng. Dann ſetzte er ihn auf die Erde, wo er eine Sarabande tanzte. Es hatte alle nur mögliche Farben; ſein Haar und ſeine Ohren hiengen bis auf die Erde. Der König war betroffen; denn es war unmöglich, etwas an dieſem niedlichen Geſchöpfe auszuſetzen. Gleichwohl hatte er noch keine Luſt, ſich von ſeiner Krone zu trennen, deren kleinſter Zierrath ihm lieber war, als alle Hunde auf der Welt.

Er dankte daher ſeinen Söhnen für die Mühe, die ſie ſich ſeinetwegen gegeben hätten, und ſetzte hinzu, da ihnen das erſtemal ihre Nachforſchungen ſo gut gelungen wären, ſo wünſchte er ihre Geſchicklichkeit noch einmal auf die Probe zu ſtellen, ehe er ihnen Wort hielte. Er trüge ihnen alſo auf, in Zeit eines Jahres ein Stück feine Leinwand zu ſuchen, die durch das Oehr einer engliſchen Nähnadel gienge. Die beyden älteſten Prinzen waren dieß ganz wohl zufrieden; und der jüngſte mußte wohl einwilligen. Sie reiſten alſo wieder ab, ohne ſo zärtlichen Abſchied von einander zu nehmen, als das erſtemal; denn der Scherz mit dem

Bratenwender hatte ihrer Freundſchaft einen kleinen Stoß gegeben.

Unſer Prinz beſtieg ſeinen hölzernen Gaul, und kehrte, im feſten Vertrauen auf den Beyſtand der weißen Katze, gerades wegs nach ihrem Schloſſe zurück. Alle Thore ſtanden offen; das Dach, die Fenſter, die Thüren, alles war auf das ſchönſte erleuchtet. Die luſtigen Hände erſchienen wieder, ergriffen das hölzerne Pferd beym Zaume, und führten es in den Stall, während der Prinz ſich in das Zimmer der weißen Katze begab.

Sie lag in einem Körbchen auf einem Küſſen von weißen Atlas, und ſchien etwas niedergeſchlagen und matt zu ſeyn. Kaum aber erblickte ſie den Prinzen als ſie aufſprang, ihm entgegen gieng, und ihm ihre Freude über ſeine Rückkehr bezeugte. „Ich muß Dir geſtehn, ſagte ſie unter andern, daß ich es kaum wagte, deine Rückkehr zu hoffen, ſo viel Urſache ich auch dazu haben mochte. Ich bin immer in meinen Wünſchen ſo unglücklich geweſen, daß es mich überraſcht, dieſen erfüllt zu ſehn.“

Der Prinz erzählte ihr nun den Ausgang ſeiner Reiſe, und den neuen Auftrag ſeines Vaters, deſſen Erfüllung er für unmöglich halten würde, wenn er nicht auf ihre Freundſchaft und ihren Beyſtand rechnete. „Die weiße Katze antwortete mit großer Ernſthaftigkeit, daß ſie daran denken wollte, ſeinen Wunſch zu befriedigen; wenigſtens, ſagte ſie, wird es ſchwer halten, ſolche Leinwand, wie dein Vater verlangt, irgendwo anders als in meinem Schloſſe aufzutreiben. Ich habe Katzen, welche ſehr fein ſpinnen, und ich werde im Nothfall ſelbſt Hand anlegen. Du brauchſt alſo nicht weiter zu gehn, ſondern Du kannſt hier mit der größten Ruhe den Ablauf des Jahres erwarten.

Dieſes Jahr verſtrich, wie das vorhergehende. Der Prinz hatte alles was er wünſchte, und die Unterhaltung mit der Katze riß niemals ab. Seine glücklichſten Augenblicke genoß er in ihrem Umgange, den ſie durch die mannichfaltigſten Kenntniſſe, den reichſten Witz, die treffendſten Urtheile immer neu zu machen wußte. Endlich erſchien die Zeit der Abreiſe. Die weiße Katze, auf alles aufmerkſam, was den Prinzen betraf, erinnerte ihn ſelbſt, daß es Zeit wäre, ſich auf den Weg zu machen, und daß ein Stück Leinwand bereit läge, welches die erforderlichen Eigenſchaften beſäße. Sie ſagte ihm auch, daß ſie dieſesmal für eine beſſere Equipage geſorgt habe. Bey dieſen Worten führte ſie ihn an ein Fenſter das in den Hof gieng, und zeigte ihm einen ſchönen offnen Wagen, der auf das ſchönſte lackirt war, und in den Strahlen der Sonne funkelte. Zwölf Pferde, weiß wie der Schnee, mit dem prächtigſten Zeuge bedeckt, zogen ihn. Außerdem ſtanden hundert achtſpännige Wagen bereit, welche das Gefolge des Prinzen einnehmen ſollten; und tauſend Gardiſten erwarteten den Befehl zum Aufbruch. Alle waren auf das reichſte gekleidet; das ſonderbarſte dabey war aber, daß man überall, in den Deviſen, auf der Stickerey, an dem Pferdezeug, das Bildniß der weißen Katze erblickte.

Geh, ſagte ſie zu dem Prinzen, geh und zeige dich in dieſer Pracht an dem Hofe deines Vaters, damit er dir nicht länger die Krone verſage, die du ſo ſehr verdienſt. Nimm dieſe Nuß; in ihr iſt die verlangte Leinwand enthalten; aber öffne ſie nicht eher, als bis du vor dem Könige erſcheinſt. Der Prinz dankte ihr auf das verbindlichſte; er bezeigte ihr ſeinen Verdruß über ſeine Abreiſe; er verſicherte Sie, daß er ihren Umgang allen Kronen der Erde vorzöge. Mit Einem Worte: der Abſchied war noch zärtlicher und rührender als das erſtemal.

Der Prinz legte den weiten Weg bis zu ſeinem Vater in kurzer Zeit zurück; denn dieſe neue Equipage gab an Schnelligkeit dem hölzernen Pferde nichts nach. Die beyden ältern Brüder waren ſchon angekommen; und ſchmeichelten ſich, daß ihr Bruder vielleicht gar nicht wiederkommen würde. Sie hatten ſchon ihre Leinewand aufgezeigt, die in der That ſo fein war, daß ſie durch ein großes Nadelöhr gieng. Aber der König hatte mehr verlangt. Die Nadel, welche er ihnen bey der Abreiſe vorgezeigt hatte, war viel kleiner; und da der Verſuch mit dieſer durchaus nicht angeſtellt werden konnte, ſo hatte ihr Vater einen guten Vorwand, die Erfüllung ſeines Verſprechens aufzuſchieben.

Die Prinzen und ihre Anhänger waren voll Unmuths über die Ausflucht des Königs, und es waren ſchon einige unangenehme Auftritte vorgekommen, als der jüngſte Prinz mit ſeinem prächtigen Gefolge erſchien. Er begab ſich ſogleich zu ſeinem Vater, grüßte ihn auf das ehrerbietigſte, umarmte ſeine Brüder, und zog die Nuß heraus. Er zerbrach ſie und glaubte hier die verſprochne Leinwand zu finden; aber ſtatt deſſen fand er eine Haſelnuß; auch dieſe zerbrach er, und ein Kirſchkern fiel ihm in die Hände. Jedermann ſahe ſich an und der König lächelte über die Leichtgläubigkeit ſeines

Sohns. Dieſer verlohr den Muth noch nicht. Er zerbrach den Kirſchkern, und in ihm lag, was in allen Kirſchkernen liegt. Jetzt erhob ſich ein großes Geräuſch im Saale; die meiſten lachten und gaben die Sache des Prinzen verſpielt. Der Prinz antwortete keine Sylbe, ſuchte weiter, und fand ein Gerſtenkorn, und in dieſem ein Hirſenkorn. Jetzt gieng ihm ſelbſt die Gedult aus. Du haſt mich betrogen, murmelte er; und in dem Augenblick fühlte er eine Katzenpfote auf ſeiner Hand, die ihn bis aufs Blut krazte. Nun öffnete er auch das Hirſenkorn, und wie groß war das Erſtaunen der ganzen Verſammlung als er ein Stück Leinwand von vierhundert Ellen herauszog, auf welchem alle Thiere, Vögel und Inſekten; alle Pflanzen und Muſcheln; Sonne, Mond und Sterne; alle Könige und Fürſten mit ihrer ganzen Famillie abgebildet waren. Als der König dieſe wundervolle Leinwand ſahe, ward er eben ſo blaß als ſein Sohn während dem Suchen roth worden war. Man holte die Nadel und das ganze Stück gieng ohne Anſtoß durch. Alles war voll Bewunderung und Erſtaunen; und ſo verdrüßlich auch dem Könige und den ältern Prinzen der Anblick dieſer Leinwand war, ſo konnten ſie ſich dennoch nicht enthalten, von Zeit zu Zeit auszurufen, daß alle Wunder der Welt dieſem nicht gleich kämen.

Der König ſtieß einen tiefen Seufzer aus, wendete ſich zu ſeinen Söhnen und ſagte: meine Söhne, nichts kann mir in meinem hohen Alter zu größerm Troſte gereichen, als Euer Gehorſam und Eure Ergebenheit gegen mich. Ich wünſche daher, daß ihr euch noch einer und zwar der letzten Probe unterwerfen möget. Geht, reiſet noch ein Jahr, und wer nach Verlauf deſſelben das ſchönſte Mädchen nach Hauſe bringt, ſoll ſie heyrathen, und an ſeinem Hochzeittage meine Krone empfangen. Ich ſchwöre euch, die Erfüllung meines Verſprechens dann nicht länger aufzuſchieben.

Die beyden ältern Brüder hatten gegen dieſen Vorſchlag nichts einzuwenden; nur der jüngſte hatte Urſache, über die Ungerechtigkeit ſeines Vaters Klage zu führen. Aber er hatte Grundſätze und Charakter, und ſo ſtieg er ohne Verzug in ſeinen Wagen und kehrte zu ſeiner geliebten Katze zurück.

Dieſe hatte den Augenblick ſeiner Rückkehr gewußt, und alles im Hauſe darauf zugerichtet. Sie ſelbſt ſaß auf einem Balkon unter einem goldnen Zelte, und ſah ihm entgegen. Er zögerte keinen Augenblick, ſich ihr vorzuſtellen. „Nun, ſagte ſie zu ihm, du kömmſt alſo auch dießmal ohne Krone zurück?“ — „Ach! antwor ſete er, Sie haben mich nun zweymal in den Stand geſetzt, darauf Anſpruch zu machen; aber es ſcheint, daß es meinem Vater mehr Kummer macht, ſich davon zu trennen, als es mir Freude machen würde, ſie zu beſitzen.“ — „Laß dich das nicht kümmern, antwortete ſie. Ich will dir auch das nächſtemal dienen, und für ein ſchönes Mädchen ſorgen, das ganz ſicher den Preiß gewinnen ſoll. Sey indeſſen unbeſorgt; bleibe dieſes Jahr noch bey uns und genieße dein Leben in dem Schooſe der Ruhe und Zufriedenheit.

Der Prinz wünſchte nichts Beſſers, und dieß Jahr verſtrich wiederum wie das vorhergehende, eben ſo angenehm, eben ſo ſchnell. In der Bewunderung über den Verſtand und die Kenntniſſe ſeiner Wirthin, konnte er ſich bisweilen nicht enthalten neugierige Fragen zu thun. Er bat ſie, ihm zu ſagen, ob ſie vielleicht eine Fee wäre, oder ob ſie durch die Gewalt des Zaubers in eine Katze verwandelt worden; aber niemals gab ſie beſtimmte Antworten auf dieſe Fragen; und da ſie dieſe Art von Geſprächen immer plötzlich abzubrechen pflegte, ſo ſchloß er hieraus, daß ſie keine Luſt habe, ihm ihr Geheimniß anzuvertrauen.

Nach Ablaufe des Jahres erinnerte die Katze den Prinzen wiederum, daß es Zeit ſey, an den Hof ſeines Vaters zurückzukehren. „Es wird nur von dir abhängen, ſagte ſie, eine der ſchönſten Prinzeſſinnen mit dir zu nehmen. Die Zeit iſt endlich gekommen, wo der Zauber der Feen zerſtört werden kann, wenn du dich entſchlieſſeſt, mir Kopf und Schwanz abzuhauen, und beydes auf der Stelle ins Feuer zu werfen.“ — Der Prinz zitterte bey dieſem Vorſchlag. „Wie? ſagte er, ich ſollte ſo grauſam ſeyn, dich zu tödten, dich, meine einzige Freundin; dich, die Freude und das Glück meines Lebens? Ganz gewiß willſt du mein Herz auf die Probe ſtellen, um zu verſuchen ob ich des ſchändlichſten Undanks fähig bin.“—„Nein nein, antwortete ſie, ich kenne dein Herz und ich weiß daß es frey von allem Undanke iſt. Ich kenne deine Verdienſte: aber weder du noch ich können den Willen des Schickſals hemmen. Thue was ich wünſche, und wir werden glücklich ſeyn; du wirſt ſehn, daß ich deine wahre Freundin bin.“

Dem Prinzen traten die Thränen in die Augen. Schon der Gedanke, ſeine geliebte Katze zu tödten, war ihm unerträglich. Er that alles, um ſie von der Idee abzubringen. Sie aber war unerbittlich. Sie ſtellte ihm vor, daß ihr Glück, daß ſein Glück einzig und allein von dieſer Handlung abhienge; endlich entſchloß ſich der Prinz. Mit zitternder Hand verrichtete er die Operation, und in dem Augenblicke ſah er ſeinen Entſchluß belohnt. Der Rumpf der Katze verwandelte ſich, und ein reitzendes Mädchen ſtand vor ihm, von dem ſchönſten Wuchſe, den edelſten Minen und den ſanfteſten Augen. Aus jedem ihrer Züge, aus allen ihren Bewegungen leuchtete der Geiſt und die Herzensgüte hervor, die der Prinz ſo oft an ihr unter der Geſtalt der Katze bewundert hatte. Man wird leicht glauben, daß ſie durch dieſe Verwandlung nichts bey ihm verlohr. Er war wie bezaubert. Seine Zunge war gebunden; er war nicht im Stande, die Fülle ſeines Entzückens und ſeiner Bewunderung an den Tag zu legen. Sein Erſtaunen ward noch vermehrt, als er eine große Menge Herrn und Damen in das Zimmer treten ſahe, von denen jedes ein Katzenfell auf der Schulter trug. Alle näherten ſich ihrer Königin mit ehrfurchtsvollen Geberden, und wünſchten ihr zu ihrer Verwandlung Glück. Sie empfieng ſie mit allen Zeichen der Güte und Theilnahme. Hierauf entließ ſie dieſe Geſellſchaft und blieb mit dem Prinzen allein.

Glauben Sie nicht etwa, liebſter Prinz, ſagte ſie zu ihm, daß ich Zeit meines Lebens die Geſtalt gehabt habe, von der Sie mich vor wenig Augenblicken befreyt haben. Mein Vater war König von ſieben Reichen. Er liebte meine Mutter auf das zärtlichſte und ließ ihr die vollkommenſte Freyheit in allen ihren Handlungen. Ihre herſchende Neigung war zu reiſen. Als ſie mit mir ſchwanger war, fiel ihr ein, einen Berg zu beſehen, von dem man ihr die ſonderbarſten Dinge erzählt hatte. Sie machte ſich alſo auf den Weg, und unterwegs erfuhr ſie, daß ſich in der Nähe ein wunderſchönes Feenſchloß befände, in welches niemand hinein gehn dürfte; und daß bey demſelben ein Garten läge, in dem die ſchönſten und wohlſchmeckendeſten Früchte gezogen würden.

Nun bekam meine Mutter eine ſo heftige Luſt zu dieſen Früchten, daß ſie von ihrem Wege nach dem Feenſchloſſe ablenkte. Sie kam an das Thor dieſes unvergleichlichen Palaſtes, der auf allen Seiten von Gold und Azur glänzte; aber ſie klopfte vergebens an. Niemand erſchien, das ganze Haus war wie ausgeſtorben. Dieſe Schwierigkeiten vermehrten ihre Begierde noch mehr. Sie befahl Leitern zu holen, um über die Mauern in den Garten zu ſteigen; aber dieſe Mauern wurden zuſehends höher, und wiewohl man eine Leiter an die andre band und ein halbes Dutzend Menſchen bey dieſer Operation die Hälſe brachen, ſo war es doch unmöglich, zum Zwecke zu gelangen.

Die Königin war vor Verdruß außer ſich. Sie ſahe die herrlichſten Bäume mit den ſchönſten Früchten über die Mauer hervorragen; ihre Begierde wuchs mit jedem Augenblicke, und gleichwohl war ſie nicht im Stande, ſie zu befriedigen. Sie ließ Zelte vor dem Schloſſe aufſchlagen, und blieb ſechs Wochen mit ihrem ganzen Hoofſtaate hier. Sie verlohr Schlaf und Appetit; ſie ſeufzte ohn' Unterlaß; ſie ſprach von nichts als von den Früchten des unzugänglichen Gartens. Endlich wurde ſie tödtlich krank, ohne daß ihr jemand helfen konnte; denn die grauſamen Feen, denen das Schloß gehörte, hatten ſich während der ganzen Zeit nicht einmal ſehen laſſen. Jedermann war in der größten Unruhe; man hörte nichts als Seufzer und Klagen, während dem die Königin ohne Unterlaß Früchte verlangte, und zwar keine andern, als die ſie nicht bekommen konnte.

Als ſie einſtmals während dieſer Krankheit des Nachts aufwachte, ſah ſie eine kleine, häßliche, abgelebte Frau ihr zum Haupte auf einem

nem Lehnſtuhle ſitzen, und ſie war ſchon im Begriffe, mit ihren Leuten zu ſchmälen, daß ſie eine Unbekannte ihr ſo nahe hatten kommen laſſen, als dieſe den Mund öffnete und ſagte: „du biſt ſehr unbeſcheiden, Königin, mit ſolcher Hartnäkkigkeit eine Wohlthat von uns zu fodern. Weil indeß dein koſtbares Leben dabey auf dem Spiele ſteht, ſo bin ich und meine Schweſtern zufrieden, daß du ſo viel von dieſen Früchten bekömmſt, als du fortbringen kannſt; vorausgeſetzt, daß du uns ein angemeſſenes Geſchenk dafür machſt.“ — „Ach! meine gute Mutter, rief die Königin, ich gebe Euch mein Königreich, meine Seele, mein Leben, alles in der Welt, wenn ich nur von Euern Früchten bekomme. Gieb uns, antwortete die Fee, gieb uns die Tochter, die du unter deinem Herzen trägſt; wir wollen ſie abholen, ſobald ſie das Licht der Welt erblickt hat. Wir wollen ſie erziehn und ſie mit allen Tugenden, Kenntniſſen und Vollkommenheiten begaben; mit Einem Worte, wir wollen ſie als unſer Kind anſehn, und ſie glücklich machen. Hiermit aber iſt noch dieſes verbunden, daß du ſie nicht eher zu ſehen bekömmſt, als bis ſie verheyrathet iſt. Wenn dir dieſe Vorſchläge gefallen, ſetzte ſie hinzu, ſo will ich dich auf der Stelle geſund machen und dich in unſern Garten führen. Haſt du keine Luſt, ſie anzunehmen, ſo ſchlafe wohl, und ſiehe zu, wer dir hilft.“ — So hart die Bedingungen ſind, die Sie mir auflegen, antwortete die Königin, ſo muß ich mich doch darein fügen, wenn ich nicht ſterben will. Mit meinem Leben errette ich zugleich das Leben meines Kindes. Geben Sie mir alſo meine Geſundheit wieder, weiſe Fee, und ſäumen Sie nicht, die Verſprechung zu erfüllen, die Sie mir gethan haben.“

Die Fee berührte ſie mit einem goldnen Stäbchen, und in dem Augenblicke war es der Königin, als wenn ihr ein ſchwerer Pack von dem Leibe fiele; und ihre Krankheit war verſchwunden. Sie ließ ſogleich alle ihre Damen rufen; ſie ſagte ihnen, daß ſie ſich außerordentlich wohl befände, und daß die verriegelten Thore des Palaſtes, und die Gärten mit ſammt ihren Früchten, ſich ihr öffnen würden.

Die Damen waren anfänglich alle bey ſich überzeugt, daß die Königin im Wahnſinne ſpräche, und fiengen bitterlich an zu weinen. Jeder Augenblick Verzugs machte die Königin ungeduldiger. Sie verlangte ihre Kleider; man gab ſie ihr nicht; ſie ward roth vor Zorn; man hielt dieſes für eine Wirkung der Fieberhitze. Unterdeſſen kamen auch die Aerzte, fühlten ihr den Puls, und fanden, daß ſie vollkommen geſund ſey. Die Damen ſuchten nun ihren Fehler gut zu machen; ſie kleideten die Königin in aller Eile an, baten ſie tauſendmal um Verzeihung, und in wenig Augenblicken war ſie im Stande, der alten Fee zu folgen, die ſie bis jezt erwartet hatte.

Sie trat in den Palaſt, und ihre Ueberraſchung bey dem Anblicke ſeiner Pracht, war nicht geringer als die ihrige, da ſie ihn zum erſtenmale ſahe. Zwey Feen, weniger alt als die Führerin meiner Mutter, empfiengen ſie beym Eingange und führten ſie ſogleich in den Garten zu den beſten Bäumen. Sie waren mit Früchten aller Art beladen, und jede Gattung drängte ſich hier hervor, ohne die Jahreszeit zu erwarten, die ſie in andern Gegenden zur Reiſe bringt. Meine Mutter war unerſättlich. „Erinnere dich aber auch deines Verſprechens, ſagten die Feen. Es iſt dir nun nicht mehr vergönnt, dein Wort zurück zu nehmen.“ — „Ich bin überzeugt, antwortete die Königin, daß man nirgends beſſer aufgehoben ſeyn kann, als bey Ihnen, und dieſer Palaſt ſcheint mir ſo ſchön, daß ich Sie bitten würde, mich hier zu behalten, wenn ich meinen Gemahl nicht allzuſehr liebte. Ich werde mir alſo gewiß nicht einfallen laſſen, mein Wort zurück zu nehmen.“ Die Feen waren mit dieſer Antwort ſehr wohl zufrieden. Meine Mutter blieb drey Tage und drey Nächte in ihrem Palaſte, dann ſammelte ſie ſich einen Vorrath von Früchten, und da ſie die Eigenſchaft haben, niemals zu faulen, ſo ließ ſie viertauſend Maulthiere mit denſelben beladen und reiſte ab. Die Feen ſchenkten ihr zum Abſchiede noch einen goldenen Korb, von ungemeiner Arbeit und mehrere Koſtbarkeiten, deren Werth unſchätzbar war. Sie verſprachen ihr, mich als Prinzeſſin zu erziehn, mir alle Vollkommenheiten mitzutheilen und mir einen Gemahl auszuſuchen. Vor der Hochzeit ſollte ſie Nachricht erhalten, und ſie hofften, daß ſie ſich dabey einfinden würde.

Der König freute ſich außerordentlich über die Rückkehr ſeiner Gemahlin und ſtellte eine Menge Feyerlichkeiten an, wo jederzeit die Früchte der Königin, als etwas ganz vorzügliches, aufgeſetzt wurden. Der König zog ſie allen andern Speiſen vor; aber er wußte nicht eigentlich, wo ſie her waren, und unter welcher Bedingung ſeine Gemahlin ſie bekommen hatte. Wenn er darnach fragte, antwortete ſie ihm bald dieß bald das, ſo daß er niemals hinter das Geheimniß kommen konnte. Als aber die Königin die Zeit ihrer Niederkunft herannahen ſahe, wurde ſie ganz ſchwermüthig, ſeufzte ohn Unterlaß, und veränderte ihre Geſtalt ſichtbarlich. Der König wurde hierüber unruhig und drang in ſeine Gemahlin, ihm die Urſache ihres Kummers zu entdecken; und da ſie ſeinen Bitten nicht länger wiederſtehen konnte, eröffnete ſie ihm das ganze Abentheuer mit den Feen und das Verſprechen, das ſie ihnen gegeben hatte. — „Wie? ſagte der König, Sie haben für ein Paar elende Aepfel ihre Tochter aufopfern können, ohnerachtet Sie meinen Wunſch kennen, Kinder zu beſitzen? Sie müſſen auch nicht die mindeſte Liebe für mich haben.“ Hierauf überhäufte er ſie mit Vorwürfen; ſo daß meine arme Mutter vor Schmerz zu ſterben meinte. Aber damit begnügte er ſich noch nicht; ſondern ließ ſie in einen Thurm einſperren, und umgab dieſen mit Garden, die niemanden einließen, als wem der König vollkommen traute.

Der ganze Hof gerieth über dieſen Vorfall in Beſtürzung. Die Königin war ſehr beliebt, und ſo legte jedermann aus Betrübniß über ihr Schickſal Trauer an. Der König aber ſchien unerbittlich. Er beſuchte ſeine Gemahlin nicht ein einziges mal und ſobald ich gebohren war, ließ er mich von ihr nehmen und in ſeinen Palaſt bringen. Die Feen waren von allem wohl unterrichtet. Sie ſahen mich als ihr Eigenthum an, das man ihnen nicht vorenthal-

ten

chen dürfe. Das Betragen meines Vaters forderte ſie zur Rache auf. Vorher aber wollten ſie den Weg der Güte einſchlagen. Sie ſchickten eine Geſandtſchaft an ihn ab, welche ihn zur Befreyung der Königin und zur Auslieferung ihres Kindes auffodern ſollte. Unglücklicher weiſe waren die Geſandten ſo häßlich und verwachſen — denn ſie waren insgeſammt Zwerge — daß ihre Vorſtellungen wenig Eindruck auf den König machten. Er ſchlug ihnen ihr Geſuch mit harten Worten ab, und vielleicht wäre noch etwas Schlimmers erfolgt, wenn ſie ſich nicht bald auf den Weg gemacht hätten.

Die Feen geriethen über das Betragen meines Vaters in den heftigſten Unwillen. Sie ſtreuten in ſeinen ſechs Königreichen den Saamen des Unglücks aus, und ſchickten noch zum Ueberfluſſe einen ungeheuern Drachen ab, welcher alles auffras, was ihm in den Weg kam, und die ganze Luft mit ſeinen ſchädlichen Aushauch vergiftete.

Mein Vater wußte ſich gar nicht mehr zu rathen, als eine unglückliche Botſchaft nach der andern aus ſeinen Reichen kam. Er berief die Weiſeſten ſeiner Nation, und berathſchlagte ſich mit ihnen über die Mittel, die man zur

Abwendung dieſes Unglücks wählen könnte. Alle Vorſchläge die man that, alle Einrichtungen, die man traf, wurden unwirkſam gefunden; die Sterblichkeit dauerte fort, und wer ſich an den Drachen wagte, wurde ohne Barmherzigkeit verſchlungen. Nun nahm der König ſeine Zuflucht zu einer Fee, die ihm ſeit ſeiner zarteſten Jugend ihren Schutz hatte angedeihen laſſen. Er begab ſich zu ihr, und machte ihr Vorwürfe über die Sorgloſigkeit, mit der ſie ſeine Staaten zu Grunde gehen ſähe. — „Was hätte ich denn für Sie thun können? antwortete die Fee. Sie haben meine Schweſter beleidigt; meine Macht iſt zu wenig, um mich dieſer entgegen zu ſtellen. Auſſerdem haben Sie auch das Recht nicht auf Ihrer Seite. Liefern ſie ihnen die Prinzeſſin aus; ſie iſt das Eigenthum der Feen; laſſen ſie die Königin frey; und entſchlieſſen ſich zu der Erfüllung ihrer Verſprechungen. Sie werden ſehen, daß mein Rath Ihnen nützlich werden wird.

Mein Vater liebte mich zwar auf das zärtlichſte; da er aber ſahe, daß es kein anderes Mittel gab, ſeine Staaten zu retten, und ſie von den Verwüſtungen des häßlichen Drachen zu befreyen, ſo verſprach er der Fee, ſich von mir zu trennen, wenn er nur überzeugt wäre, daß ich meinem Stande gemäß behandelt und

er

erzogen würde. Sie möchte ihm nur ſagen, wie er es anzufangen habe, mich den Feen in die Hände zu liefern. — „Sie brauchen nichts weiter zu thun, antwortete die Fee, als die Prinzeſſin in ihrer Wiege auf den Blumenberg zu ſetzen. Sie können ſich in der Nähe aufhalten, um ein Zeuge der Fete zu ſeyn, die ſich dann zeigen wird. Wegen der Erziehung Ihrer Tochter können Sie ganz auſſer Sorge ſeyn.„

Sobald mein Vater nach Hauſe kam, ließ er die Königin ſogleich mit großem Pompe aus dem Gefängniſſe holen, und empfing ſie mit der größten Zärtlichkeit. Sie ſelbſt war auſſerordentlich verändert, ſo daß man Mühe hatte ſie zu erkennen. Er bat ſie mit Thränen in den Augen, den Verdruß zu vergeſſen, den er ihr verurſacht hätte; und verſicherte ſie, daß dieß das erſte und leztemal ſeyn ſollte. — Sie nahm ſeine Entſchuldigungen mit der größten Zärtlichkeit an; ſie gab ſich ſelbſt einen Theil der Schuld; und ihre Verſöhnung war vollkommen. Jezt war die Königin ſelbſt der Meinung, mich den Feen nicht auszuliefern: aber auf die Bitten und Vorſtellungen des Königs, der die ſchrecklichen Folgen einer nochmaligen Weigerung zum voraus ſahe, willigte ſie ein, und die Anſtalten zu der Ceremonie wurden ſogleich gemacht.

Man legte mich in eine Wiege von Perlenmutter, die auf das koſtbarſte verziert war. Rundum hiengen Guirlanden von Blumen und Kränzen; und dieſe Blumen waren von herrlichen Steinen, die mit allen Farben des Regenbogens ſpielten. Die Pracht meines Anzugs übertraf noch die Pracht der Wiege, die von vier und zwanzig Prinzeſſinnen von Geblüt getragen wurde. Der ganze Hofſtaat begleitete mich.

Während unſer Zug den Berg hinauf gieng, hörte man die Annäherung einer melodiſchen Symphonie. Bald darauf erſchienen auch die Feen, ſechs und dreyßig an der Zahl; jede in einer Perlenmuſchel, die von Meerpferden gezogen wurde. Sie waren insgeſammt alt und häßlich. Ein Oelzweig in ihren Händen war das Zeichen der Ausſöhnung mit meinen Eltern; und mich umarmten ſie mit einer ſo außerordentlichen Zärtlichkeit, daß es ſchien, ſie würden alles für mich thun, um mich ſo glücklich als möglich zu machen.

Der Drache, welcher die Reiche meines Vaters verheert hatte, war mitten unter ihnen, an eine diamantene Kette gefeſſelt. Die Feen begabten mich der Reihe nach und fiengen hierauf den Feentanz an; mitten in dieſem Tanze ſprungen die drey Schweſtern, denen mich meine Mutter eigentlich verſprochen hatte, auf den Drachen, nahmen die Wiege vor ſich, und traten die Reiſe nach dem Schloſſe durch die Wolken an. Meine Mutter erſchrak als ſie mich auf dem Rücken des ſchrecklichen Drachen in der Luft ſahe, und ſtieß einen lauten Schrey aus; aber mein Vater ſprach ihr Muth zu, und erinnerte ſie an die Verſprechungen der Feen, für mich Sorge zu tragen. Traurig kehrte ſie nach Hauſe zurück; ſie warf ſich die Unbeſonnenheit vor, eine Tochter für einige Früchte hinzugeben; und es vergieng eine geraume Zeit, ehe ſie ſich wieder in etwas beruhigen konnte.

Meine Beſchützerinnen hatten ausdrücklich für mich einen Thurm gebaut, in welchem die herrlichſten Zimmer für alle Jahreszeiten waren. Nichts fehlte dieſem Gebäude, als eine Thür, denn man mußte durch die Fenſter hineingehen, die zu dieſer Abſicht ſehr hoch waren. Auf dem Dache befand ſich ein ſchöner Garten, in welchem Jahr aus Jahr ein die ſchönſten Blumen blühten, und Lauben und Springbrunnen in Menge angebracht waren. Hier erzogen mich die Feen mit unglaublicher Sorgfalt. Sie lehrten mich alles, was meinem Alter angemeſſen war; und ich koſtete ihnen hierinnen keine große Mühe, indem ich ſehr ſchnell begriff.

Ich war ſanft und meine Lehrerinnen gefällig, und da ich nichts von der Welt kannte, als dieſen Winkel derſelben, ſo würde ich vielleicht mein ganzes Leben hindurch ſehr vergnügt in dieſem Thurme zugebracht haben.

Die Feen beſuchten mich nie anders als auf dem ungeheuern Drachen, von dem ich ihnen ſchon geſagt habe. Sie erzählten mir nie etwas von meinen Eltern, ſondern nannten mich ihre Tochter und ich glaubte es zu ſeyn. Außerdem hatte ich in meinem Thurme keine Geſellſchaft, als einen Papagey und einen kleinen Hund, welche beyde Vernunft beſaßen und vortreflich ſprachen.

Der Thurm war auf der einen Seite an einen holen Weg gebaut, der mit Büſchen und Dornen ſo verwachſen war, daß ich noch niemals ein menſchliches Weſen in demſelben geſehen hatte. Eines Tags aber, da ich mit meinem Papagey und meinem Hunde am Fenſter plauderte, hörte ich ein Geräuſch; ich ſah hinaus, und wurde einen jungen Ritter gewahr, der hier ſtille gehalten hatte, um mein Geſpräch anzuhören. Noch hatte ich keinen Mann geſehen, und ich freute mich, eine Gelegenheit zu finden, meine Neugierde zu befriedigen. Ich betrachtete ihn mit der größten

Bequemlichkeit, und je länger ich ihn anſah, deſto mehr gefiel er mir. Er machte mir eine tiefe Verbeugung, ſchien aber ſehr in Verlegenheit, wie er mich unterhalten ſollte. Denn mein Fenſter war ſehr hoch, und er wollte nicht gehört ſeyn, denn er wußte wohl, daß dieſer Thurm bezaubert wäre.

Indeſſen kam die Nacht heran, ehe wir es vermuthet hatten. Der Ritter ſtieß dreymal ins Horn, und ritt davon, ohne daß ich wahrnehmen konnte, nach welcher Seite zu er ſeinen Weg nahm, ſo dunkel war es ſchon. Ich blieb noch lange gedankenvoll am Fenſter und ich hatte gar keine Luſt mir die Zeit mit meinem Papagey und meinem Hunde zu verplaudern, wie ich ſonſt zu thun gewohnt war. Sie ſagten mir zwar die ſchönſten und ſinnreichſten Dinge, aber ich war viel zu beſchäftigt, um ſie anzuhören. Der Papagey war fein; er ſahe was mir fehlte, aber er ließ ſich nichts merken.

Ich ſtand mit dem Anbruche des Tages auf und trat an das Fenſter. Mit Vergnügen ſah' ich meinen Ritter ſchon auf ſeinem Poſten; ſehr ſchön angezogen, was mir ebenfalls Freude machte, denn ich ſchrieb ſeine Sorgfalt im Anzug auf meine Rechnung. Er unterhielt mich vermittelſt eines Sprachrohres, und ſagte mir, daß er bisher gegen die Reize aller Schönen unempfindlich geweſen wäre; aber ſeitdem er mich geſehen, hätte die heftigſte Leidenſchaft die Stelle ſeiner ehemaligen Gleichgültigkeit eingenommen. Ich war mit dieſer Erklärung ſehr wohl zufrieden; aber ich konnte ihm nicht antworten, ohne von den Feen gehört zu werden. Ich hatte einige Blumen in der Hand, die ich ihm zuwarf. Er nahm ſie mit Entzücken auf, und drückte ſie an ſeinen Mund. Hierauf fragte er mich, ob ich ihm erlaubte, mich alle Tage zu derſelben Stunde unter meinem Fenſter zu beſuchen; und wenn ich ihm dieſe Erlaubniß gäbe, möchte ich etwas herabwerfen. Ich trug einen Ring mit einen Türkis; dieſen zog ich eilig vom Finger und warf ihn hinab, indem ich ihm zu gleicher Zeit ein Zeichen gab, ſich zu entfernen; denn ich hörte, daß die Fee Ungeſtüm von der andern Seite her auf ihrem Drachen kam, um mir das Frühſtück zu bringen.

Dieſe hatte kaum den Fuß zum Fenſter hineingeſetzt, als ſie ſich forſchend umſah und ſagte; „ich wittre die Stimme eines Mannes; geh, Drache, ſuche.“ — Ich glaubte vor Schrecken zur Erde ſinken zu müſſen, indeſſen nahm ich mich zuſammen ſoviel ich konnte, um die Verfolgung des Ritters zu hindern, für den ich mich nicht wenig intereſſirte. „Sie ſcherzen liebe Mamma, ſagte ich zu der Fee; ¿wie kann man die Stimme eines Menſchen wittern? und wenn auch, wer würde ſo tollkühn ſeyn, in dieſen Thurm zu ſteigen?“ — Du haſt Recht mein Kind, antwortete die Fee, und ich freue mich, dich ſo klug reden zu hören. Ich glaube faſt ſelbſt, daß mein großer Haß gegen die Männer verurſacht, daß ich bisweilen einen in der Nähe glaube.“ — Mit dieſen Worten gab ſie mir mein Frühſtück und meinen Rocken.“ Wenn du gegeſſen haſt, ſagte ſie, ſo vergiß nicht zu ſpinnen. Meine Schweſtern würden ſonſt böſe werden.“ — In der That hatte ich den Tag vorher meinen Rocken nicht angerührt.

Doch ſie war kaum zum Fenſter hinaus, als ich meinen Rocken hinwarf und auf das Dach in dem Garten gieng, um mich beſſer umzuſehen. Ich hatte ein vortrefliches Fernrohr, mit welchem ich die entfernteſten Gegenſtände genau erkennen konnte. Ich ſahe mich allenthalben um, und bald erblickte ich meinen Ritter auf der Höhe eines Berges. Er gieng eben in ein koſtbares Zelt von Goldſtoff, wo ihn ein zahlreicher Hofſtaat umgab. Ganz gewiß, dachte ich, iſt er der Sohn eines benachbarten

Königs. Ach! wenn ihn der ſchreckliche Drache entdeckte.... Dieſe Idee war mir unerträglich. Ich nahm alſo meinen Papagey und befahl ihm auf den Berg zu fliegen, und dem Ritter, der mit mir geſprochen hätte, zu ſagen, er möchte ja nicht wieder zurückkommen, weil ihm ſonſt ein großes Unglück bevorſtünde.

Der Papagey richtete ſeinen Auftrag getreulich aus, flog auf den Berg, ſuchte ſeinen Mann auf und ſagte ihm meine Worte ins Ohr. Der Ritter hörte ihn zugleich mit Freude und mit Betrübniß an. Die Sorge, die ich für ihn trug, ſchmeichelte ſeinem Herzen; aber die Schwierigkeiten, die er fand mich zu ſprechen, ſchlugen ihn nieder, ohne daß er gleichwohl den Entſchluß faſſen konnte, mich nicht wiederzuſehn. Er that hundert Fragen an den Papagey, der ihm die Antwort nicht ſchuldig blieb. Endlich gab er ihm einen Ring für mich mit, welches ebenfalls ein Türkis, aber viel ſchöner als der Meinige war. Auch dir, ſchöner Vogel, gebührt ein Geſchenk, ſetzte er hinzu. Hier haſt du mein Bildniß; laß es niemanden ſehn, als deiner Gebieterinn. Er band ihm das Bildniß an die Flügel und den Ring gab er ihm in den Schnabel.

Ich erwartete die Rückkehr meines Abgeſandten mit der größten Ungedult. Er erzählte mir, daß der Ritter, an den ich ihn geſchickt hätte, ein großer König wäre, welcher nichts mehr wünſchte, als für mich zu leben; und daß alle Gefahren ihn nicht abhalten ſollten, an dem Fuße des Thurms zu erſcheinen. Dieſe Nachricht machte mir große Unruhe. Ich fieng an zu weinen; und der Papagey und mein Hündchen Tutu thaten alles Mögliche, mich zu tröſten. Endlich gab mir der Papagey auch den Ring und das Porträt des Königs. Ich muß geſtehn, daß ich mich nicht wenig freute, ſeine Phyſiognomie in der Nähe betrachten zu können; und wenn ich ihn ſchon vorher hübſch gefunden hatte, ſo kam er mir nun noch tauſendmal liebenswürdiger vor. Tauſenderley Gedanken gingen mir durch den Kopf und beunruhigten mich. Die Feen fanden mich verändert. Sie wird wahrſcheinlich Langeweile haben, ſagten ſie untereinander und das Beſte wird ſeyn, ſie an einen Mann aus dem Stamme der Feen zu verheyrathen. Hierauf muſterten ſie einige durch, und vereinigten ſich endlich über den kleinen König Migonnet, deſſen Reich fünfmalhunderttauſend Meilen von ihrem Palaſte lag. Für Feen war dieſe Entfernung eine Kleinigkeit. Der Papagey hörte ihre Berathſchlagung und theilte mir das Reſultat davon mit. „Ich beklage Sie, ſetzte er hinzu, wenn Sie den König Migonnet heyrathen müſſen; es iſt der häßlichſte Zwerg, den ich weit und breit geſehen habe; und die Wahrheit zu ſagen, er iſt nicht werth dem Könige, der Sie gegenwärtig liebt, die Schuhriemen aufzulöſen.“ „¿Kenneſt du ihn denn?“ fragte ich den Papagey. „Das will ich meinen, antwortete dieſer, ich bin mit ihm auf Einem Zweige groß geworden. „¿Wie ſo? auf Einem Zweige?“ — „Je nu! weil er Adlersklauen hat.“

Sie können leicht glauben, welchen Eindruck dieſe Erzählung auf mich machen mußte. Ich betrachtete das reizende Bild meines Liebhabers, und wenn ich ihm mit Migonnet verglich, ſo war es mir, als wenn ich in die Erde ſinken müßte. Ich war feſt entſchloſſen, eher zu ſterben, als ihm meine Hand zu geben.

Die ganze Nacht über that ich kein Auge zu. Tutu und mein Papagey verplauderten mir die Zeit und erſt gegen Morgen ſchlief ich ein. Tutu der eine ſehr feine Naſe hatte, roch daß der König am Fuße des Thurms war. Er weckte den Papagey auf, und ſagte zu ihm: Was willſt du wetten, der König iſt unten? Ey ſtill, antwortete der Papagey, du kannſt einen auch keinen Augenblick ſchlafen laſſen.

Wer weiß, was du dir einbildeſt. — Nun, was wetteſt du, fuhr jener fort, ich weiß gewiß, daß er da iſt. — Und ich weiß gewiß, daß er nicht da iſt, antwortete der Papagey: hat ihm ſeine Schöne nicht verboten hierher zu kommen? — Schöner Grund! rief Tutu; ein Verliebter fragt nur ſein Herz, und kümmert ſich viel um die Gefahr, die ihn bedroht. Das Plaudern meiner Thiere weckte mich auf; und ich hatte kaum den Gegenſtand ihres Geſprächs erfahren, als ich an das Fenſter flog. Ich erblickte den König, der die Arme nach mir ausſtreckte und mir durch ſein Sprachrohr zurief, er könne nicht länger ohne mich leben; ich möchte ein Mittel ausfindig machen, aus meinem Thurm zu entkommen, oder ihn hineinzulaſſen, und zugleich ſchwor er mir bey allen Göttern und allen Elementen, daß er mich auf der Stelle heyrathen und mich zu einer der größten Königinnen der Erde machen wollte.

Ich befahl hierauf dem Papagey, ihm zu ſagen, daß mir die Erfüllung ſeiner Wünſche unmöglich ſchien; daß ich indeß, auf ſein gegebnes Wort und ſeine Eidſchwüre, auf Mittel denken wollte. Aber vor allen Dingen, ſetzte ich hinzu, kommen Sie nicht mehr alle Tage hieher. Sie ſind verlohren, wenn die Feen Sie gewahr werden.

Der König entfernte ſich mit einem Herzen voll Hoffnung und Freude; ich aber befand mich in der größten Verlegenheit, wenn ich überlegte, wozu ich mich verpflichtet hatte. „¿ Wie iſt es möglich, aus dieſem Thurme zu entkommen, ſagte ich zu mir ſelbſt? Wer ſoll mir denn beyſtehn, als Tutu und der Papagey? Nein, nein! ich darf nicht daran denken! Ich muß ihm das Herz brechen, ich muß mein Wort zurücknehmen.“ — Ich ſchickte den Papagey an den König, ihm meinen Entſchluß zu melden. Er gerieth in die heftigſte Verzweiflung, wie ich es vorausgeſehn hatte; er wollte Hand an ſein Leben legen. Der Papagey hielt ihn ab. Seyn Sie verſichert, ſagte er zu ihm, daß meine Gebieterin alles für Sie thun würde, wenn es ihr nicht an Mitteln fehlte, ihren Vorſaz auszuführen.

Als mir der Papagey den ganzen Verlauf ſeiner Geſandtſchaft erzählte, fiel ich in eine noch tiefere Betrübniß als vorher. Die Fee Ungeſtüm kam, und ſahe daß ich geweint hatte. Sie fragte nach der Urſache meiner Thränen, und drohte mir, wenn ich ihr nicht die Wahrheit ſagte. Ach! antwortete ich zitternd, ich habe das Spinnen ſo ſatt; und ich wünſchte mir ein Netz, um die kleinen Vögel zu fangen, die die Früchte in meinem Garten freſſen.

„Wenn du ſonſt nichts willſt, antwortete die Fee, ſo brauchſt du nicht zu weinen. Du ſollſt Schnüre bekommen, ſo viel du verlangſt. Vor allen Dingen aber, ſetzte ſie hinzu, denke darauf, deine Schönheit zu erhalten; denn in kurzem wird der König Migonnet hierher kommen, der dich heyrathen ſoll." — Bey dieſer Nachricht überlief mich ein kalter Schauer und ich antwortete nichts.

Sobald ich die Schnüre bekam, fieng ich in der That an zwey oder drey Netzen zu ſtricken an; aber meine Hauptbeſchäftigung war eine Strickleiter, die mir ſehr gut gerieth, unerachtet ich noch niemals eine geſehn hatte. Ich brauchte aber ſo viel Schnüre dazu, daß die Fee mehr als einmal zu mir ſagte: „aber mein Kind, es geht dir, wie der Penelope, du arbeiteſt ohn' Unterlaß, und deine Arbeit kömmt nie zu Ende." — „Ach! liebe Mama antwortete ich dann, Sie haben gut reden. ¿ Sehn Sie denn nicht, daß ich noch ſehr ungeſchickt in dieſer Art von Arbeiten bin, und immer mehr verbrennen muß, als ich behalten kann? Es iſt Ihnen gewiß bange, daß ich Sie arm an Schnüren mache?" — Der Ton der Einfalt, den ich dabey annahm, täuſchte ſie, und ſie gab mir Schnüre, ſo viel ich verlangte.

Sobald mein Werk fertig war, gab ich dem Könige Nachricht davon. Er erſchien; ich machte die Strickleiter feſt, und war im Begriffe hinabzuſteigen, als er eilfertig herauf kam, in mein Zimmer trat und mich umarmte.

Seine Gegenwart verurſachte mir ſo viel Freude, daß ich alle Gefahr vergaß, die damit verbunden war. Er erneuerte ſeine Schwüre, und bat mich, ſein Glück nicht länger aufzuſchieben, ſondern ihn auf der Stelle zum Gemahl anzunehmen. Ich war es zufrieden. Tuta und Papchen waren unſere Zeugen; und nie iſt eine Hochzeit unter Perſonen von ſo hohem Range unter ſo wenigem Geräuſche und Ceremonien begangen worden, als die unſrige.

Der Tag war noch nicht angebrochen, als mich der König verließ, und kaum war er fort, als mich die entſetzlichſte Langeweile ergriff. Ich lief an das Fenſter; ich verfolgte ihn mit meinen Augen; und ich ſtand noch in tiefe Gedanken verſunken da, als ich in der Luft einen feurigen Wagen erblickte, von Salamandern gezogen, die ſich mit einer ſolchen Schnelligkeit bewegten, daß ihnen das Auge kaum folgen konnte. Dieſer Wagen war von Garden umgeben, die auf Straußen ritten; aber wer in dem Wagen ſaß, konnte ich nicht recht ſehn;

wiewohl ich nicht zweifelte, es müßte eine Fee oder ein Zauberer ſeyn.

Wenig Augenblicke darauf trat die Fee Ungeſtüm in mein Zimmer. „Ich bringe dir gute Nachricht, ſagte ſie; dein Liebhaber iſt angekommen; ſetze dich an deine Toilette, um ihn gehörig zu empfangen. Hier haſt du Kleider und Schmuck.“ — „Aber mein Gott, hub ich an, ¿wer hat Ihnen denn geſagt, daß ich Luſt hätte, mich zu verheyrathen? Schicken Sie ihren König Migonnet immer wieder nach Hauſe. Ob er mich ſchön oder häßlich findet, darum gebe ich nicht dieſer Stecknadel werth. Ich will und mag ihn nicht...“ — „Nun, nun, ſagte die Fee, was fehlt dir denn? Ich rathe dir dem Scherz ein Ende zu machen, ſonſt weißt du“.... „Nun! ¿was wollen Sie mir denn thun? antwortete ich. ¿Kann man denn noch ein elenderes Leben führen, als ich ſchon jetzt thue? Machen Sie mit mir was Sie wollen; aber Ihren König heyrathe ich nicht.“ — Die Fee verließ mich in dem heftigſten Zorne, und gieng auf der Stelle zu ihren Schweſtern, um ihnen mein Betragen zu erzählen und ſich über meine Undankbarkeit zu beklagen.

Als ſie fort war, machten mir Tutu und der Papagey ernſthafte Vorſtellungen über meinen

nen Trotz, und ließen mir die unangenehmen Folgen zum voraus ſehn, die er haben konnte. Mir war alles gleichgültig; ich war ſo ſtolz, das Herz meines Königs zu beſitzen, daß ich die Anſchläge der Feen und den Rath meiner Geſellſchafter verachtete; ich zog mich nicht an und ſetzte mich ungeſchickt auf, damit auch der König Migonnet mich häßlich finden möchte. Er ließ ſich nicht lange erwarten. Einen kleinern und häßlichern Zwerg hat es wohl nie gegeben. Er konnte nicht auf ſeinen Adlerfüßen ſtehn, ſondern ſchleppte ſich mühſelig auf zwey diamantnen Krücken einher. Sein königlicher Mantel war zwar nur eine halbe Elle lang, ſchleppte ihm aber doch um ein Drittel nach. Sein Kopf war ſo groß wie ein Scheffel; er hatte einen ungeheuern Bart, und ſeine Ohren giengen eine halbe Elle über ſeinen Kopf hinaus. Er kam mit offnen Armen auf mich los. Da ich aber ganz gerade ſtehen blieb, ſo mußte ihn ſein erſter Stallmeiſter in die Höhe heben, um mich zu erreichen. So wie er mir aber nahe kam, lief ich davon, ſchloß mich in meine Kammer ein, und riegelte Thür und Fenſter zu, ſo daß er unverrichteter Sache wieder zu den Feen zurückkehren mußte.

Die Feen ſuchten ſeinen Zorn zu beſänftigen, und verſprachen ihm, daß ſie ihn des Nachts in mein Zimmer laſſen, mir Hände und Füße binden und mich ſo mit Gewalt in einen Wagen ſetzen wollten. Sie waren hiebey ihrer Sache ſo gewiß, daß ſie ſich gar nicht die Mühe nahmen, mit mir zu ſchmählen; ſondern mir nur ganz kurz ſagten, ich müßte darauf denken, meinen Fehler wieder gut zu machen. Tutu und der Papagey konnten dieſe Gelindigkeit nicht begreifen. „Nehmen ſie ſich wohl in Acht, ſagten ſie zu mir, dieſe Stille verkündigt Sturm.“ — Ich lachte über ihre Furcht; denn ich dachte nur an das Vergnügen, meinen Gemahl wiederzuſehn, der nicht lange zögerte, ſich an dem Fuße des Thurms einzuſtellen. Ich ließ die Leiter hinab; und in einigen Augenblicken lag er in meinen Armen und ſagte mir ſo viel Schönes und Zärtliches, daß ich noch jetzo mit einigem Wohlgefallen daran denke.

Während wir uns ſo mit der größten Gemüthsruhe unterhielten, fuhren die Fenſter auf, und die Feen erſchienen auf ihrem fürchterlichen Drachen. Migonnet folgte ihnen auf ſeinem feurigen Wagen nach. Der König fuhr nach dem Degen und dachte nur daran, mich zu vertheidigen. Aber ach! was half ihm ſein Muth? Die Feen hetzten den Drachen auf ihn an, und in demſelben Augenblicke war er verſchlungen.

Ich war meiner nicht mehr mächtig; ich ſtürzte mich meinem Gemahl nach in den Rachen des Ungeheuers; aber die grauſamen Feen wollten mich zu längern Qualen aufbewahren. Sie berührten mich mit ihrem Zauberſtabe, und gaben mir die Geſtalt einer Katze, von der Sie mich vor wenigen Augenblicken befreyet haben. Hierauf führten ſie mich in dieſen Palaſt, der jetzt meinem Vater gehört, und verwandelten den ganzen Hof in Kater und Katzen; nur einige ließen ſie übrig, von denen man aber nichts als die Hände ſahe. Dieß war ihnen noch nicht genug. Um meine Schmerzen zu vermehren, entdeckten ſie mir das Geheimniß meiner Geburt, und gaben mir Nachricht von dem Tode meiner Eltern. Sie ſagten mir endlich, daß ich meine Geſtalt nicht eher wieder bekommen würde, als bis ich einen Mann gefunden hätte, der mich liebte, und meinem Gemahl vollkommen ähnlich ſähe. Sie, mein Herr, beſitzen dieſe Aehnlichkeit im höchſten Grade; dieſelben Züge, derſelbe Anſtand, derſelbe Ton der Stimme. Dem Himmel ſey Dank, daß ich von meinen Leiden befreyt bin; und nun einer glücklichen Zukunft entgegen ſehen kann." — „Und werden Sie auch mich bald von meinen Leiden befreyen?" ſagte der Prinz, indem er ſich ihr zu Füßen warf. — Ich liebe Sie ſchon mehr als mein Leben, antwortete die Königin. Jezt laſſen Sie uns zu Ihrem Vater reiſen, um ſein Urtheil über mich zu vernehmen, und zu ſehn, ob er in Ihre Wünſche einwilligt.

Der Prinz küßte ihr dankbar die Hand und hob ſie in den Wagen, der auf dem Hofe bereit ſtand. Für dieſesmal war der Aufzug noch koſtbarer und reicher als das vorigemal. Die Reiſe dauerte nicht lange; die Verliebten wenigſtens glaubten nur einige Minuten mit einander zugebracht zu haben.

Als ſie ſich dem Schloſſe näherten, das den drey Brüdern zum Rendezvous diente, ſetzte ſich die Königin in eine Sänfte, die aus einem einzigen Cryſtall verfertigt, und rundum mit Vorhängen umgeben war. Der Prinz blieb in ſeinem Wagen, und ſahe ſchon von weiten ſeine Brüder, die mit zwey Prinzeſſinnen von außerordentlicher Schönheit ſpazieren giengen. Als ſie ihn erblickten, kamen ſie ihm entgegen und fragten ihn, ¿wo er ſeine Braut hätte? Ich bin ſo unglücklich geweſen, ſagte er, auf meiner ganzen Reiſe nichts als häßliche Geſchöpfe anzutreffen; und das ſchönſte, was ich meinem Vater mitbringen kann, iſt eine niedliche weiße Katze. — Die Brüder lachten über ſeine Einfalt; und der Prinz lachte ſelbſt mit. Hierauf ſetzte ſich jeder in ſeinen Wagen und fuhr nach der Stadt.

Der Ruf von ihrer Ankunft war ſchon am Hofe erſchollen; und man hatte dem Könige verſichert, daß die Schönheit der Prinzeſſinnen welche ſeine Söhne begleiteten, alles überträfe, was man hier zu Lande jemals geſehn hätte. Die beyden älteſten Prinzen kamen zuerſt. Der König empfieng ſie ſehr gut; aber als es darauf ankam, zu entſcheiden, welchem der Preiß gebühre, gerieth er in große Verlegenheit. Er warf die Augen auf ſeinen jüngſten Sohn: „kömmſt du denn dießmal mit leeren Händen zurück?“ fragte er ihn. „Ich bringe nichts mit, antwortete er, als eine ſchöne weiße Kaze, die ſo allerliebſt miaut, daß ſie Ihnen gefallen wird.“ Sie können ſie in dieſem Cryſtalle ſehn. Der König lächelte und gieng auf den Cryſtallfelſen los; in dem Augenblick aber, da er ihn öffnen wollte, fiel er in Stücken, und die Königin trat hervor, gleich der Sonne, die ſich hinter einer Wolke verſteckt hatte. Ihre blonden Haare hiengen in reichen Locken auf ihrem Buſen, dem ſchönſten Buſen von der Welt! und floſſen über den Rücken bis auf die Erde herab. Ein Roſenkranz ſchmückte ihren Scheitel; und durch die leichte Hülle eines taften Gewands, blickte der ſchönſte Contour, den je die Einbildungskraft eines Bildhauers geſchaffen hat.

Der König war wie vom Blitze gerühret. „Dieſer, rief er aus, nur dieſer gebühret meine Krone.“

„Nein, mein König, antwortete ſie mit himmliſcher Beſcheidenheit; ich bin nicht gekommen, Ihnen eine Krone zu entreißen, die kein würdigeres Haupt tragen kann als das Ihrige. Sechs Reiche ſind meinem Zepter unterthan; erlauben Sie mir, Ihnen und Ihren beyden älteſten Söhnen drey derſelben abzutreten. Zur Vergeltung begehre ich nichts als Ihre Freundſchaft, und die Hand Ihres jüngſten Sohnes. Drey Königreiche werden uns hinreichend ſeyn.“ — Der ganze Saal ſchallte bey dieſem Vortrag von Ausrufungen der Freude und Bewunderung wieder. Die Hochzeiten der drey königlichen Prinzen wurden noch denſelben Tag gefeyert. Nach Endigung der Feſtins reiſte jeder in ſein Königreich ab; und die weiße Katze wurde durch ihre Schönheit, ihre Güte und Freygebigkeit in der ganzen Welt berühmt.

* * *

Als der Prior bis hieher geleſen hatte, warf er ſeine Augen auf den Kranken und ſahe, daß er kein Glied regte. „Mein Gott, ſchrie er ihm zu, ¿ſind Sie denn noch in dieſer oder in der andern Welt?" — Dandinardiere ſchlug die Augen auf und ſahe ihn ſtarr an. Die Reize der weißen Katze, ſagte er endlich, haben mich ſo bezaubert, daß ich bey ihrer Hochzeit zu ſeyn und ihren koſtbaren Schmuck zu ſehen glaubte." „¿Sie lieben alſo dieſe Art von Erdichtungen?" fuhr der Prior fort. — „¿Erdichtungen nennen Sie das? antwortete der Edelmann. Glauben Sie mir; dies und noch weit mehreres hat ſich ehemals zugetragen; und man würde dergleichen Dinge noch heut zu Tage ſehen, wenn ſie nicht aus der Mode gekommen wären. Wollte Gott, ich hätte damals gelebt! ich würde gewiß mein Glück gemacht haben." — „Ganz gewiß würden Sie eine Fee geheyrathet haben, verſetzte der Prior." — „Ich liebe die Feen nicht ſonderlich, antwortete Dandinardiere. Sie ſind mir zu häßlich; und wenn ich heyrathe, ſo muß mein Herz die erſte Stimme bey der Wahl haben. — Das heißt, unterbrach ihn der Prior, Sie ſuchen eine Frau von Verſtand, guten Herzen und Talenten; ohne eben auf den Reichthum zu ſehn. Ich lobe Sie darum, und ſchätze Sie wegen dieſer Geſinnungen um deſto höher." — „Sie verſtehen mich nicht, erwiederte Dandinardiere; ein Frauenzimmer, das ich heyrathen ſoll, muß alle die genannten Vorzüge beſitzen, aber ſie muß dabey auch reich ſeyn. In den Zeiten der Feen würde es mir nicht an Mitteln gefehlt haben, eine Königin zu erbeuten; alles war damals ſo leicht; mit drey Worten und einem Zauberſtabe, war man Alles was man ſeyn wollte. Jezt muß man es ſich ſauer werden laſſen, um zu etwas zu kommen, und mancher arbeitet ſein ganzes Leben hindurch, und hinterläßt nach ſeinem Tode kaum ſo viel, daß man ihn begraben kann.“ —

Die Einbildungskraft des bürgerlichen Edelmanns war durch das Mährchen der Fräulein von St. Thomas ſo exaltirt, daß er eine lebhafte Begierde fühlte, ebenfalls ein Mährchen zu verfertigen, und dadurch ſeinen Namen unſterblich zu machen. Er bat alſo, daß man ſeinem Bedienten von ſeinem Unfalle Nachricht geben laſſen möchte, dankte dem Prior für ſeine Gefälligkeit, und ſtellte ſich müde, um vollkommene Freyheit zu erhalten, in der Einſamkeit nachzuſinnen.

Er dachte auch in der That, aber nicht auf ein Mährchen, ſondern an Virginien. Mein Gott, rief er aus, welch' eine Fülle des Genies und der Talente in einem Mädchen, das an dem Ufer des Meeres erzogen iſt! Ich habe Geſchmack, und wenn ich einer Sache meinen Beyfall gebe, ſo muß ſie gut ſeyn. Folglich muß die weiße Katze ein vortrefliches Mährchen ſeyn! Dieß will ich gegen die ganze Welt behaupten. Ich will ein Turnier deshalb anſtellen; und Johann, von Kopf bis auf die Füße bewafnet, ſoll als Ritter der weißen Katze aufſtreten und ſich mit jedem herumſchlagen, der es leugnen wird. —

Wer in dem Vorzimmer den armen Kranken ſchreyen und lärmen hörte, glaubte er habe einen neuen Anfall von Fieber, und der Baron verbot jemanden zu ihm zu laſſen, damit er keine Veranlaſſung hätte, zu ſprechen und ſich zu erhitzen. Dandinardiere war die ganze Nacht mit ſeinem Mährchen beſchäftigt; er konnte nicht ſchlafen; er wünſchte ſich einen Secretair, und war des andern Morgens ſehr glücklich, als er ſeinen getreuen Johann in das Zimmer treten ſah.

„Johann, rief er ihm entgegen, kehre ſchnell wieder zurück in mein Haus, packe alle meine Bücher auf einen Karn und ſchaffe ſie hierher.“ — „¿Wollen Sie denn ihre Wohnung hier aufſchlagen?“ ſagte Johann. — „Das nicht, antwortete der Kranke: ich werde nur ſo lange hierbleiben, bis meine Wunde geheilt iſt; aber ich will ein groſes und ſchönes Werk ſchreiben; dazu brauch' ich Bücher. Alſo eile, beſorge meinen Auftrag und komm bald wieder zurück.“

Johann gieng und begegnete unterwegs dem Baron mit ſeinen Gäſten: ſie riefen ihn an: „wohin ſo eilig Johann?“ Du ſcheinſt ſehr viel zu thun zu haben.“ – „Ich will meinem Herrn ſeine Gelehrſamkeit holen, antwortete dieſer. Er hat willens ein ſchönes und groſſes Werk zu ſchreiben; Sie werden ihm einen großen Gefallen thun, wenn Sie ihm helfen wollen.“ — „Das glaub' ich, verſetzte der Baron. Aber um Bücher zu holen, brauchſt du nicht fortzugehn. Ich habe Bücher genug im Hauſe.“ — „O! nein, ſagte Johann, ich will mich wohl hüten, meinem Herrn ungehorſam zu ſeyn; er läßt nicht viel mit ſich ſpaßen, und wenn er böſe wird, ſo ſchlägt er nicht ſanft zu. Ich weiß wohl, wie er mich neulich ſeiner Händel wegen traktirt hat. — Du kömmſt nicht fort, ſagte der Vicomte, und trat ihm in den Weg, wenn du uns nicht erſt ſagſt, warum dich dein Herr geſchlagen hat.“ — Johann war ein Liebhaber von plaudern; er ließ ſich alſo nicht lange bitten, die ganze Geſchichte von ſeiner Bewaffnung umſtändlich zu erzählen.

Die Herrn ſahn einander voll Verwundrung an, und Johann lief ſo ſchnell er konnte, um die Bibliothek ſeines Herrn herbeyzuſchaffen. „¿ Was meinen Sie, ſagte der Baron von Saint Thomas, als er weg war, ſoll ich einem ſolchen Narren meine Tochter geben? Sie hat zwar auch Viſionen, wie er; aber was ſoll das für ein Haushalt werden?“ — „Laſſen Sie ſich das nicht irren, verſetzte der Prior. Er iſt ein Don-Quichotte, aber er hat Geld, und wenn er ſich dazu verſtehen ſollte, bey ihnen zu wohnen, ſo können Sie ihn vielleicht noch beſſern. Ich würde es Ihnen niemals verzeihen, wenn Sie ihn aus dem Garne ließen. Aber ich will doch zu ihm gehn und ſehen, was er ſchreibt.“

Er gieng zu ihm, erkundigte ſich nach ſeinem Befinden und bot ſich an, die Stelle ſeines Secretairs zu vertreten. — „Sie könnten mir kein größeres Vergnügen machen; als mit dieſem Anerbieten, antwortete Dandinardiere; denn mein Johann ſchreibt ſo abſcheulich, daß ich wieder jemand haben müßte, um ſein Gekrizele zu entziffern. Und dann verſteht er nicht das mindeſte, von dem was man ihm diktirt.“ — „Gut, ſagte der Prior; ich hoffe, daß Sie mit mir beſſer fahren ſollen. „¿ Aber was haben Sie denn eigentlich vor; wollen Sie denn in Verſen oder in Proſe ſchreiben?“ — „Das iſt mir gleichviel, antwortete jener; wenn es nur ein Mährchen iſt, um Virginien zu überzeugen, daß ich nicht weniger wizig bin, als ſie. Mein einziger Kummer iſt, daß ich nie eine Fee geſehen habe, ja nicht einmal ihren Auffenthalt weiß." — „Dieß braucht Sie nicht in Verlegenheit zu ſetzen, antwortete der Prior. Ich kann Ihnen hierinnen die beſte Hülfe leiſten, ohne daß es Ihnen das mindeſte Kopfbrechen koſtet. Ich habe hier gerade ein Mährchen in der Taſche, das ich eben geendigt habe und niemand noch geſehen hat." — „Ach! mein theuerſter Freund, rief Dandinardiere aus, wollten Sie wohl die Gefälligkeit haben, es mir zu verkaufen, und mir zuzuſchwören, daß Sie es niemanden ſagen wollen?" — „Es ſoll Ihnen nichts koſten, antwortete der Prior;" und zeigte ihm einen dicken Heft, über den der Kranke ſo entzückt war, daß er aus dem Bette aufſtehn, und ſich dem Prior aus Dankbarkeit zu Füßen werfen wollte.

Dem Leſer dient zur Nachricht, daß der Prior dies Mährchen den Fräulein Saint-Thomas von ihrem Zimmer genommen hatte; ſie hatten es nicht gemerkt, eine ſolche Menge von Schreibereyen hatten ſie auf ihrem Tiſche. Jener aber mußte es für ein Werk des Priors halten; der ſich ſchon im Voraus auf die Folgen ſeines Einfalls freute. Dandinarbiere war ſo begierig, den Innhalt des Heftes kennen zu lernen, daß er den Prior bat, es ihm ſogleich vorzuleſen; und dieſer hub folgendermaſen an:

* * *

2.

Schönchen;

oder

der Ritter Fortunat.

Es war einmal ein ſehr liebenswürdiger, gnädiger und mächtiger König; aber ſein Nachbar, der Kaiſer Matapa, war noch mächtiger als er. Sie hatten ohn' Unterlaß Händel mit einander, und in dem letzten Feldzuge gewann der Kaiſer eine ſo entſcheidende Schlacht, daß er ſogleich bis vor die Hauptſtadt dringen konnte. Sie wurde belagert und erobert; der Kaiſer bemächtigte ſich aller darinne befindlicher Schätze, und der König hatte kaum ſo viel Zeit, durch die Flucht zu entgehen. Seine Schweſter, eine junge Wittwe, begleitete ihn. Dieſe Wittwe war ſchön und geiſtreich; aber ſie war zugleich ſtolz, heftig, und nicht leicht zu behandeln.

Der Kaiſer nahm allen Schmuck und Möbeln des Königs mit in ſeinen Palaſt, in den er mit einer großen Begleitung von gefangnen Soldaten, Weibern und Kindern triumphirend einzog. Seine Gemahlin und ſeine Tochter kamen ihm entgegen, wünſchten ihm Glück und bezeigten ihm ihre Freude auf tauſendfache Weiſe.

Der König gab indeß die Hoffnung nicht auf, ſich wieder in den Beſitz ſeines Reichs zu ſetzen. Er zog eine kleine Armee zuſammen und ließ einen Befehl ausgehn, daß jeder ſeiner Vaſallen in eigner Perſon gerüſtet bey ihm erſcheine oder eines von ſeinen Kinder ſchicken ſolle.

An der Gränze des Reichs lebte ein achzigjähriger Edelmann, dem der Himmel Verſtand und Weiſheit in großem Maaſe zugetheilt, aber alle Glücksgüter verſagt hatte. Er für ſeine Perſon würde ſeine Armuth mit Gleichmüthigkeit ertragen haben, wenn er ſie nicht mit drey Töchtern hätte theilen müſſen, deren Schickſal ihm den Reſt ſeiner Tage verbitterte. Sie ſelbſt aber klagten niemals, und erwähnten ihre Armuth mit keinem Worte, wenn ſie nicht etwa ihren bekümmerten Vater aufrichten und tröſten wollten.

So lebten ſie unter ihrem Strohdache ein ſtilles und einförmiges Leben, als der Befehl des Königs dem Alten zu Ohren kam. Er theilte ihn ſeinen Töchtern mit. "Was iſt hier anzufangen, ſagte er? Der König befiehlt bey hoher Strafe bey ſeiner Armee zu erſcheinen. Ich bin alt und kraftlos; ihr habt keinen Schutz als mich; die Strafe bin ich nicht zu bezahlen im Stande. Wir ſind verlohren, meine Kinder, wenn der Himmel kein Wunder thut." — Die armen Mädchen weinten mit ihm; zugleich aber baten ſie ihn, ſich nicht ſo zu bekümmern; es wäre noch nicht alles verlohren; es könnte noch alles gut gehn.

Als der Alte den andern Morgen ganz betrübt in ſeinem Garten auf und abſchlich, kam ſeine älteſte Tochter vergnügt ihm entgegen gelaufen. Lieber Vater, ſagte ſie, "das Mittel iſt gefunden; wenn ſie es nur erlauben wollen. Schicken Sie mich zur Armee. Ich bin groß genug zum Soldaten; an Kräften fehlt es mir auch nicht. Ich ziehe Mannskleider an, und gebe mich für Ihren Sohn aus. Wenn ich auch keine Heldenthaten thue, ſo erſpahre ich Ihnen doch die Strafe, und das iſt ſchon Gewinn genug." — Der Alte umarmte ſie, und ſeine Thränen floſſen über ihre Wangen. Er lobte ihren Entſchluß; er widerſetzte ſich ihm, und willigte endlich doch ein.

Sie rüſtete ſich nun eilig zum Kriege. Sie zog die Waffen ihres Vaters an, nahm ſein beſtes Acker-Pferd, und ritt nach einem zärtlichen Abſchiede davon. Als ſie einige Tagreiſen zurück gelegt hatte, kam ſie an eine Wieſe, welche mit lebendigen Hecken umzäunt war. Hier fand ſie eine Schäferin, die ein Schaaf aus einem Graben ziehen wollte, in den es gefallen war, und es ſich ſehr ſauer dabey werden ließ. ¿Was macht ihr da? fragte ſie die Schäferin. Ach! antwortete jene, da will ich ein Schaaf retten, das beynahe ſchon erſoffen iſt, aber ich bin nicht im Stande es heraus zu ziehn. — Es thut mir Leid, ſagte ſie, und ritt davon. Adieu, ſchöne Ritterin, rief ihr die Schäferin nach... „¿Wie? ſagte unſre Heldin zu ſich ſelbſt, ſchöne Ritterin? Die Alte hat mich kaum einen Augenblick geſehen, und erkennt mich gleichwohl für das was ich bin! ¿Wenn es mir bey der Armee eben ſo gienge? Würde der König meinen Vater nicht für einen feigherzigen Mann halten, der ſich nicht in den Krieg wagt? — Nein, nein, es iſt beſſer, daß ich gerades Wegs wieder umkehre.“

Der Alte und ſeine Tochter ſprachen eben von ihr, als ſie angeritten kam. Sie erzählte ihr Abentheuer, und was ſie bewogen habe, ihren Vorſatz fahren zu laſſen. Ihr Vater fand das ſehr natürlich. „Wenn du mir gefolgt hätteſt, ſo würdeſt du es gar nicht übernommen haben. Ein verkleidetes Mädchen bleibt immer kenntlich.“ — Indeß befanden ſie ſich nun alle wieder in der vorigen Verlegenheit; als die zweyte Tochter zu ihrem Vater kam, und ihn um die Erlaubniß bat, an die Stelle ihrer Schweſter zu treten. „Meine Schweſter, ſagte ſie, hat noch niemals zu Pferde geſeſſen; alſo iſt es ſehr natürlich, daß man ſie erkannt hat. Ich bin des Reitens mehr gewohnt. Und wenn Sie mir erlauben, zur Armee zu gehn, ſo verſpreche ich Ihnen, daß Sie mit mir zufrieden ſeyn ſollen.“

Der Alte gab ſich alle Mühe, ihr dieſe Idee auszureden; es war umſonſt. Sie nahm andere Kleider, andere Waffen, ein anderes Pferd; umarmte ihren Vater und ihre Schweſtern, und ritt davon. Als ſie an die Wieſe kam, fand ſie die nemliche Scene; ein Schaaf im Graben, und eine Schäferin, die es herausziehn wollte. „Ich Unglückliche, ſagte die Schäferin, meine halbe Heerde iſt mir ſo zu Grunde gegangen. Und wenn mir nur noch jemand Beyſtand leiſtete, ſo könnte ich das arme Thier hier retten; aber alle Welt geht vor mir vorbey....“ „Warum ſorgt Ihr auch ſo wenig für Eure Heerde, ſagte unſre Heldin, daß Ihr Eure Schaafe ins

Waſſer fallen läßt ...“ und mit dieſen Worten gab ſie ihren Pferden die Sporn und ritt davon.

„Adieu, ſchöne Ritterin!“ rief ihr die Schäferin nach. — Die Amazone erſchrak; da wäre ich alſo auch erkannt, dachte ſie. Es geht mir nicht beſſer als meiner Schweſter. Ich müßte eine Thörin ſeyn, wenn ich zur Armee gienge. Die ganze Welt würde mich erkennen — Traurig lenkte ſie ihr Pferd um, und kehrte wieder nach Hauſe zurück.

Ihr Vater empfieng ſie mit großer Zärtlichkeit, und lobte ſie wegen ihrer Klugheit. Aber er war nun wieder auf dem vorigen Flecke, und hatte die Koſten für die Equipage ſeiner Tochter vergeblich aufgewendet. Der gute Alte grämte ſich heimlich darüber; aber wiewohl er ſeine Töchter nicht mit ſeinem Kummer betrüben wollte, ſo merkten ſie es doch, und die jüngſte kam zu ihm, und bat ihn nun auch um die Erlaubniß, an ſeiner Stelle zur Armee zu gehen. Ich hoffe, ſagte ſie, es ſoll mir beſſer glücken als meinen Schweſtern. Ich bin größer als ſie, und Sie wiſſen, daß ich im Reiten und Jagen nicht ungeſchickt bin. Das Verlangen, Sie aus Ihrer Verlegenheit zu ziehn, haucht mir ungewöhnlichen Muth und Zuverſicht ein. — Der Alte liebte dieſes Kind mehr als die andern; ſie trug auch die meiſte Sorge für ihn; ſie wartete ihn am fleißigſten wenn er krank war; ſie las ihm vor; ſie machte ihm die beſten Speiſen, und ſchoß ihm das beſte Wildpret. — Er ſuchte daher alle nur möglichen Gründe auf, um ſie von ihrem Vorſatze abzubringen. Aber umſonſt. Sie ließ ſich ein ganz ſchlechtes Kleid machen; nahm ein ſchlechtes Pferd, denn ihre Schweſtern hatten die guten Pferde lahm geritten, umarmte ihren Vater und ihre Schweſtern und ritt davon.

Als ſie an die Wieſe kam, fand ſie die alte Schäferin noch immer in voller Arbeit mit ihrem Schaafe. „¿Was macht ihr da, Schäferin? ſagte Schönchen, (ſo hieß ſie)." — „Ach! mein Herr, antwortete die Schäferin, ſchon den ganzen Tag plag' ich mich mit dieſem Schaafe, und kann es nicht aus dem Graben herausbringen. Ich bin ſo müde, daß ich kein Glied mehr regen kann. Faſt alle Tage begegnet mir ſo ein Unfall und niemand hilft mir.

In der That, ihr thut mir Leid, ſagte Schönchen, aber ich will ſehen, ob ich euch helfen kann. Sie ſtieg ab vom Pferde, ſprang über die Hecken und trat in den Gräben.

Nach einiger Mühe zog ſie das Schaaf heraus. „Da habt ihr euer Schaaf, ſagte ſie; dafür daß es den ganzen Tag im Waſſer gelegen hat, iſt es noch ziemlich munter.“

„Sie haben mir einen großen Dienſt geleiſtet, antwortete die Schäferin, und ich will dankbar dafür ſeyn. Ich kenne Sie, ich weiß wo Sie hingedenken, und alle ihre Plane ſind mir bekannt. Ihre Schweſtern ſind bey eben dieſer Wieſe vorbeygekommen; ich kannte ſie recht gut; aber ſie waren nicht artig gegen mich, und ſo fand ich für gut, ſie wieder nach Hauſe zu ſchicken. Ihre Güte verdient eine Belohnung; ich bin eine Fee, und es iſt meine Leidenſchaft, denen Gutes zu thun, die es verdienen. Sie haben hier ein häßliches Pferd ich will Ihnen ein beſſeres geben.“ — Bey dieſen Worten berührte ſie die Erde mit ihrem Schäferſtab; Schönchen hörte wiehern, ſahe ſich um, und erblickte einen koſtbaren Hengſt der über die Wieſe gallopirte. Die Fee rief ihn herbey: komm komm, ſagte ſie, und rüſte dich ſchöner als das beſte Pferd des Kaiſer Matapa. In dem Augenblicke war der Hengſt über und über auf das koſtbarſte gerüſtet; nie hatte Schönchen ein ſo herrliches Zeug geſehen denn die ſilbernen Bukeln und die Brillanten, mit denen es verziert war, blendeten ihr beynahe die Augen.

„Die Schönheit dieſes Pferds, ſagte die Fee, iſt ſein kleinſter Vorzug; denn an Tugend und Geſchicklichkeit hat es ſeines gleichen nicht. Es frißt alle acht Tage nur einmal: es iſt immer glatt, ohne daß man es zu ſtriegeln braucht; es weiß das Vergangene, das Gegenwärtige und das Zukünftige; es iſt ſeit langer Zeit in meinem Dienſte, und ich habe es eigentlich für mich zugeritten. Wenn ſie alſo eine Nachricht oder meinen guten Rath nöthig haben, ſo fragen ſie nur dieſes Pferd, und es wird ihnen in allen Fällen die beſte Auskunft geben. Sie können es als ihren Freund betrachten, denn mancher Fürſt würde glücklich ſeyn, einen ſolchen Miniſter zu haben. Aber ſie haben auch noch Kleider nöthig; ich will Sie damit verſorgen.“ Sie ſchlug mit dem Schäferſtabe auf die Erde und ſolgeich erhob ſich aus ihr ein Koffer, mit Saffian überzogen, und mit goldenen Nägeln beſchlagen. Die Fee holte einen goldenen Schlüſſel unter dem Graſe hervor, und ſchloß den Koffer auf. Da lagen zwölf geſtickte Kleider, eines immer ſchöner als das andere, ein Duzend Hemden, ein Dutzend Halstücher, und ſo noch mehrerley alles duzendweis. „Wählen Sie ſich eins von den Kleidern, ſagte die Fee die übrigen werden Ihnen allenthalben folgen.“

Wenn Sie etwas nöthig haben, ſtoſſen Sie nur mit dem Fuße auf die Erde und ſagen: Koffer, Koffer komm hervor, mit Kleidern, mit Wäſche, mit Spitzen, mit Gold und Edelſteinen; er wird gleich kommen: er mag ſeyn wo er will. — Nun müſſen Sie auch für allen Dingen einen Nahmen haben; denn Schönchen geht für einen Kriegsmann nicht. Ich dächte ſie nennten ſich den Ritter Fortunat. Endlich iſt es auch billig, daß Sie mich kennen lernen. Zugleich ließ ſie ihre alte Haut zur Erde fallen und erſchien Schönchens Augen ſo jung und blühend als ein Mädchen von achtzehn Jahren. Sie trug eine Robe von blauen Sammet, mit Hermelin aufgeſchlagen, ihre Haare waren mit Perlen durchflochten, und auf dem Kopfe trug ſie eine koſtbare Krone.

Schönchen warf ſich ihr von Bewunderung und Dankbarkeit durchdrungen zu Füßen. — Die Fee hob ſie auf, umarmte ſie, und verſicherte ſie ihres fernern Schutzes. Hierauf ſtieg Schönchen aufs Pferd und ſetzte ihre Reiſe fort, voll von dem, was ihr begegnet war, und mit tauſend Planen beſchäftigt, wie ſie ihren armen Vater glücklich machen und ihm ſein Alter erleichtern wollte.

So war ſie nicht lange geritten, als ſie in eine volkreiche Stadt kam. Sie zog aller Augen auf ſich; man folgte ihr nach, man umringte ſie; man fragte ſich wer das wohl ſeyn könnte; denn noch nie hatte man einen ſo ſchönen, wohlgewachſenen, und reich gekleideten Ritter geſehn; nie ein ſchöneres Pferd, nie ein prächtigeres Zeug.

Schönchen wollte in einem Gaſthofe abſteigen, aber der Commandant, der ſie hatte kommen ſehn, ließ ihr ein Zimmer in ſeinem Schloſſe anbieten. Sie ſchlug es auf eine höfliche Art aus: verſprach ihm aufzuwarten, und ließ ihn um einen von ſeinen Bedienten bitten, dem ſie eine Sache von Wichtigkeit an ihren Vater anvertrauen könnte. Der Commandant ſchickte ihr unverzüglich einen ſichern Mann; worauf ſich unſer Ritter in ein Zimmer einſchloß, und den Koffer mit Gold und Diamanten zu ſich kommen hieß.

Der Koffer erſchien, aber ohne Schlüſſel. Sie probirte einige, die ſie bey ſich trug; keiner wollte paſſen. Sie dachte daran, das Schloß aufbrechen zu laſſen, aber der Schloſſer konnte ſie verrathen, wenn er dieſe Reichthümer bey ihr entdeckte. Sie ſuchte überall, aber ſie fand überall nichts. „Wie unglücklich bin ich! sagte ſie. „Was helfen mir die Geſchenke der Fee, wenn ſie in dieſem Koffer verſchloſſen bleiben?" — Jezt fiel ihr ein, daß ſie ihr Pferd um Rath fragen könnte. Sie eilte ſogleich in den Stall. „Liebes Pferdchen, ſagte ſie ganz leiſe zu ihm, weißt du vielleicht, wo ich den Schlüſſel zu meinem Koffer finde?" — „In meinem Ohr, antwortete das Pferd. Fortunat ſah in das Ohr, und erblickte ein grünes Band. Er zog daran, und zog den Schlüſſel heraus. Der Koffer öffnete ſich und zeigte ſeine Schätze. Der Ritter füllte drey Käſtchen mit Diamanten und Goldſtücken an, eines für den Alten und zwey für die Schweſtern; gab ſie dann dem Bedienten und bat ihn, ſich weder Tag noch Nacht aufzuhalten, bis er das Hauß des alten Grafen erreicht hätte.

Der Bote verweilte keinen Augenblick. Als er zu dem guten Alten kam und ihm ſagte, ſein Sohn habe ihn abgeſchickt und er bringe einen ſchweren Kaſten an ihn, kam es dem Alten ganz unbegreiflich vor, daß ihm ſeine Tochter etwas ſchicken ſollte, da ſie mit einer ſo kleinen Baarſchaft abgereiſt war, daß ſie kaum den Boten hätte bezahlen können. Aber er erſtaunte noch weit mehr, als er das Käſtchen ſelbſt öffnete und die Reichthümer ſah, die es enthielt. Das ſonderbarſte dabey war dieſes, daß als ſeine Töchter die ihrigen aufmachten, ſie nichts darinne fanden, als bunte Glasſteine und Zahlpfennige. Sie glaubten nicht anders, als ihre Schweſter wollte ſie zum Beſten haben und ſchimpften auf ſie; der Graf ſuchte ſie zu beruhigen, und gab ihnen eine große Menge Diamanten von den ſeinigen; aber ſo wie ſie dieſelben anrührten, verwandelten ſie ſich in Glas. Sie ſchloßen hieraus, daß eine unbekannte Macht ſie anfeinde und baten ihren Vater, das Uebrige für ſich allein zu behalten.

Der ſchöne Fortunat erwartete die Rückkehr des Boten nicht, ſondern reiſte ab, um deſto eher in das Lager des Königs zu kommen. Unterwegs ſprach er mit ſeinem Pferde, und dieſes erzählte ihm ſo vielerley, daß ihm die Zeit nicht einen Augenblick lang wurde. Sie kamen in einen Wald. „Hier wirſt du einen Holzhacker finden, ſagte das Pferd, der uns von großen Nutzen ſeyn kann. Er iſt begabt.“ „Was meinſt du damit, ſagte Fortunat?“ — „Die Feen, antwortete das Pferd, haben ihn mit mancherley Talenten beſchenkt. Suche ihn zu bereden, daß er mit uns geht.“ — Es währte nicht lange, ſo kamen ſie an den Ort, wo der Holzhauer arbeitete. Der Ritter näherte ſich ihm, mit einem ſanften Weſen, und that verſchiedene Fragen an ihn, die er mit Verſtand und Klugheit beantwortete. „¿Wo ſind denn eure Gehülfen hingegangen, ſagte Fortunat, unter andern, ich ſehe ja hier eine Menge gefällte Bäume?“ — Der Holzhauer antwortete, er hätte ſie alle allein in wenigen Stunden gefällt, und es wären ihrer noch nicht genug zu einer Laſt. — „¿Wie? ſagte der Ritter, ihr wollt doch nicht etwa alles das Holz auf einmal aufhocken?“ — Warum nicht, antwortete der Holzhauer? Dieß und noch mehr dazu, darum heiß ich auch Mark-im-Buckel.“ — „Wenn ihr ſo ſtark ſeyd; ſagte Fortunat, ſo müßt ihr wohl ſehr viel verdienen?“ — „Das eben nicht, verſetzte jener. Die Leute ſind hier zu Lande ſehr arm; jeder thut ſeine Arbeit, und man braucht nicht leicht den Arm eines andern anzuſprechen.“ — „Da dem ſo iſt, erwiederte Fortunat, ſo dächt' ich, ihr ſuchtet euer Glück auswärts zu machen. Geht mit mir, und es ſoll euch an nichts fehlen. Wenn ihr aber Luſt bekommt, wieder nach Hauſe zurückzukehren, ſo verſpreche ich euch ſoviel Geld zu geben, als ihr dazu nöthig habt.“ — Der Holzhauer beſann ſich nicht lange, verließ ſeine Axt und folgte ſeinem neuen Herrn.

Kaum hatten ſie das Ende des Waldes erreicht, als ſie auf der Ebene einen Menſchen fanden, der ſich die Füße zuſammenband, und nur etwa ſo viel Raum ließ, daß er nothdürftig ſchreiten konnte. Das Pferd ſtand ſtille, und ſagte zu ſeinem Herrn: dieſer Menſch iſt hier ebenfalls begabt; du kannſt ihn brauchen nimm ihn mit. Fortunat näherte ſich ihm, und fragte mit ſeiner gewöhnlichen Leutſeligkeit, warum er ſich die Beine zuſammenſchnürte. „Ich rüſte mich zur Jagd, antwortete jener. „Wie? verſetzte der Ritter, glaubt ihr denn beſſer laufen zu können, wenn ihr euch einſchnürt? „Das eben nicht, antwortete er; ich laufe weniger ſchnell, aber das iſt auch meine Abſicht. Wenn ich das nicht thue, ſo laufe ich über alle Haaſen und Hirſche hin, und bekomme keinen.“ — „Ihr ſcheint mir ein außerordentlicher Menſch zu ſeyn, ſagte Fortunat, wie heißt ihr?“ — „**Wie der Wind**, antwortete der Jäger; unter dieſem Nahmen bin ich hier zu Lande bekannt.“ — „Wenn ihr Luſt habt, auch andere Länder zu ſehn, ſo folgt mir; es ſoll euch an nichts fehlen, und viel zu thun werdet ihr auch nicht haben.“ — **Wie der Wind** hatte in ſeinem Vaterlande wenig zu verliehren, und trug alſo kein Bedenken, Fortunats Vorſchlag anzunehmen, welcher dann ſeine Reiſe mit ſeinen Begleitern weiter fortſetzte.

Den folgenden Tag fand er an dem Ufer eines Sees einen Menſchen, der ſich die Augen verband; und das Pferd ſagte zu ſeinem Herrn: ich rathe dir dieſen Menſchen in deine Dienſte zu nehmen. — Fortunat fragte ihn ſogleich, warum er ſich die Augen verbände. „Weil ich ſonſt gar zu hell ſehe, antwortete er. Ich entdecke alles Wildpret in einer Strecke von vier Stunden, und ich thue keinen Schuß, ohne mehr zu erlegen, als ich brauchen kann. Ich muß mir alſo die Augen verbinden, und gleichwohl iſt kein Vogelneſt vor mir ſicher. Es iſt mir ein leichtes, in weniger als zwey Stunden, ein ganzes Land davon zu reinigen.“

„Ihr ſeyd ein geſchickter Mann, ſagte Fortunat. Wie heißt ihr denn?“ — „Sie heißen mich den guten Jäger, antwortete er, und Jagen iſt mein Leben; ich möchte um alles in der Welt willen nichts anders treiben.“ — „Gleichwohl hab' ich große Luſt, euch vorzuſchlagen, in meine Dienſte zu treten, ſagte Fortunat. Ihr könnt dabey immer Gelegenheit finden eure Kunſt zu üben.“ — Der gute Jäger machte anfänglich Schwierigkeiten, und der Ritter hatte Mühe, ihn zu bereden. Endlich gelangte er zu ſeinem Zwecke und entfernte ſich von dem Ufer des Sees.

Als er eines Tags an einer Wieſe hinritt, ward er einen Menſchen gewahr, der auf einem Ohre lag, und auf etwas zu lauern ſchien. „Herr, hub das Pferd an, dieſer Menſch iſt eben auch begabt. Nimm ihn in deine Dienſte; er wird dir von großen Nutzen ſeyn.“ — Fortunat ritt auf die Wieſe, und fragte den Menſchen, was er hier machte. „Ich habe einige Kräuter nöthig, antwortete er, und da horche ich; ob das was wächſt zu meiner Abſicht dienlich iſt.“ „Habt ihr denn ein ſo leiſes Gehör, daß ihr das Gras wachſen hört?“ — „Allerdings; antwortete der Mann: darum heiß' ich auch Feinohr.“ — „Nun gut, Feinohr, fuhr der Ritter fort, hätteſt du wohl Luſt in meine Dienſte zu treten? ich will dir einen Lohn geben, mit dem du zufrieden ſeyn ſollſt.“ — Feinohr nahm dieſen Vorſchlag auf der Stelle an und folgte ſeinem liebenswürdigen Herrn.

Dieſer ſetzte ſeinen Weg immer weiter fort, und ſahe einen Mann an der Straße ſtehen, mit aufgeblaſenen Backen. Vor ihm in einer Entfernung von zwey Meilen, lag ein Berg, auf welchem funfzig bis ſechzig Windmühlen ſtanden. Das Pferd ſtand ſtill, und ſagte zu ſeinem Herrn: „Dieſer Menſch iſt begabt; nimm ihn in Deine Dienſte.“ — Fortunat näherte ſich ihm, und fragte ihn, was er machte. — „Ich blaſe da ein wenig, antwortete er, um die Windmühlen dort in Bewegung zu ſetzen.“

zen." — „Seyd ihr denn nicht zu weit davon entfernt?" fuhr der Ritter fort. — „Im Gegentheil, war die Antwort, wenn ich nicht die Hälfte meines Athems zurückhielte, ſo hätte ich längſt die Windmühlen mit ſamt dem Berge umgeworfen. Ich bin auf dieſe Weiſe an manchem Unglücke ſchuld, ohne es zu wollen. Neulich hatte mich mein Herr geſchlagen, und da ich darüber ſeufzte und ſtöhnte, ſtürzte ich einen ganzen Wald über den Haufen. Darum haben ſie mir in der ganzen Gegend den Nahmen Sturmwind gegeben." — „Wenn es euch hier nicht gefällt, und Ihr den Leuten nicht anſteht, ſo kommt mit mir. Ihr habt gute Geſellſchaft. Meine Uebrigen ſind ebenfalls mit auſſerordentlichen Talenten begabt." — „Ich bin ein Freund vom Auſſerordentlichen, antwortete Sturmwind, und ich trage kein Bedenken, Ihren Vorſchlag anzunehmen.

Fortunat verließ dieſe Gegend mit ſeinen Acquiſitionen, und war wieder eine ziemliche Strecke gereiſt, als er einen großen Teich erblickte, in dem ſich mehrere Quellen ergoſſen. An dem Ufer deſſelben ſtand ein Menſch, der ſehr aufmerkſam hinein ſahe. „Herr, ſagte das Pferd zu dem Ritter, dieſer Menſch fehlte noch zu Deiner Equipage, und wenn Du ihn bereden könnteſt, mit uns zu gehen, ſo

hät=

hätteſt Du die Glück zu wünſchen. Der Ritter näherte ſich ihm zugleich, und fragte ihn, was er hier machte. — „Das ſollen Sie gleich ſehen,“ antwortete der Menſch. Sobald der Teich voll iſt, trink ich ihn gleich mit einem Zuge aus: ich habe ihn zwar ſchon zweymal ausgetrunken, aber gleichwohl habe ich noch entſetzlichen Durſt. — Während der Zeit hatte ſich der Teich gefüllt, und jener trank ihn rein aus. Fortunat und alle ſeine Begleiter ſahen ihm mit Erſtaunen zu. — „¿Habt ihr immer ſo argen Durſt? fragte ihn der Ritter; — Nicht immer, antwortete jener, nur wenn ich zuviel Eingeſalzenes gegeſſen habe, oder wenn es auf eine Wette ankömmt. Um dieſes Talentes willen, nennt man mich auch Glu-Glu.“ — „Wißt Ihr was, Glu-Glu, verſetzte der Ritter, kommt mit mir, ich will Euch Wein zu trinken geben, der euch beſſer ſchmecken ſoll, als das trübe Waſſer.“ Mit Freuden, antwortete Glu-Glu, und auf der Stelle folgte er ſeinem neuen Herrn nach.

Schon erblickten Sie in der Ferne das Lager des Königs, als ein Menſch ihnen aufſtieß, der mit einer unzähligen Menge von Broden umringt war, und mit einem ſolchen Heißhunger aß, als wenn er entſchloſſen wäre, kein einziges von allen dieſen Broden übrig zu

laſ

laſſen. „Herr, ſagte das Pferd zu Fortunat, ſuche dieſen Menſchen zu gewinnen, er fehlt uns noch.“ — Der Ritter näherte ſich ihm und ſagte lächelnd: „wollt ihr alles das Brod zu eurem Frühſtück eſſen?“ — Natürlich, antwortete jener. Mein einziger Kummer iſt, daß ich nicht mehr habe; aber die Becker ſind ſo faule Kerls, daß ſie ſich den Henker drum bekümmern, ob unſer eins Hunger hat oder nicht.“ — „Wenn Ihr aber alle Tage ſo viel braucht, ſagte Fortunat, ſo müßt Ihr in kurzer Zeit ein ganzes Land aushungern können.“ — „Das wäre mir nicht lieb, antwortete Schluck-Schluck, (ſo hieß er) wenn ich alle Tage ſolchen Appetit hätte. Das kömmt nur ſo von Zeit zu Zeit.“ — Freund Schluck-Schluck, fuhr der Ritter fort, komm mit mir, und es ſoll dir nie fehlen. Eſſen genug, einen leichten Dienſt, — mit Einem Wort, es ſoll dich nicht gereuen, in meine Dienſte getreten zu ſeyn.“

Es bedurfte wenig Beredung und Schluck-Schluck gieng mit. Das Pferd hatte nun die Vorſicht, ſeinem Herrn zu ſagen, er möchte allen ſeinen Leuten verbieten, ſich ihrer auſſerordentlichen Gaben zu rühmen. Er rief ſie alſo zuſammen, und legte ihnen ein unverbrüchliches Stillſchweigen auf, indem er ihnen ſeiner Seits verſprach, ſie alle glücklich zu machen. Jeder ſchwur ihm, ſeinen Befehlen gemäs zu handeln; und kurz darauf kamen ſie in die Stadt, wo der König ſein Hoflager hielte. Fortunats Schönheit und die Pracht ſeines Aufzugs machte auch hier großes Aufſehn, und der König, der ſogleich von dem ſchönen Ritter Nachricht bekommen hatte, konnte kaum die Zeit erwarten, wo er ihn ſehen ſollte.

Endlich erſchien der Tag der Revüe, die auf einer großen Ebene vor der Stadt gehalten wurde; und mit Aufgang der Sonne begab ſich der König mit ſeiner Schweſter und mit ſeinem ganzen prächtigen Hofſtaate dahin. Fortunat war nicht der letzte, welcher erſchien. Jedermann warf die Augen auf ihn; jedermann fragte, wer er wäre; und als der König bey ihm vorüber kam, gab er ihm ein Zeichen, ſich zu nähern.

Fortunat ſtieg ſogleich vom Pferde und trat vor den König. Eine lebhafte Röthe überzog ſeine Wangen, als er merkte, wie aufmerkſam er betrachtet würde, und dieſe Röthe erhöhete den Glanz ſeiner Schönheit noch mehr. — „Ich freue mich, redete der König ihn an, von Ihnen ſelbſt zu erfahren, wer Sie ſind, und wie Sie ſich nennen.“ — Sire, antwortete der

Ritter, ich heiße Fortunat, und in dieſem Augenblick führe ich dieſen Nahmen zum erſtenmal in der That. Denn mein Vater der Graf von O... iſt eben ſo arm, als er edel und vornehm iſt.“ — Nun, antwortete der König, Madam Fortuna, die Sie Ihre Pathe nennen, hat es nicht übel mit Ihnen gemeint, ſie hieher zu bringen. Ich erinnere mich, daß Ihr Vater dem Meinigen wichtige Dienſte geleiſtet hat, und ich werde ſie ihm an Ihnen zu vergelten ſuchen.“ — Das iſt nicht mehr als billig, ſetzte die Königin Wittwe hinzu. Ich erinnere mich des Grafen von O... ſehr genau, und Sie können mir ohne Bedenken die Sorge überlaſſen, auf die Belohnung ſeines Sohnes zu denken.

Fortunat war über dieſe Aufnahme entzückt, dankte dem König und ſeiner Schweſter mit wenigen Worten, aber mit der beſten Manier von der Welt. Er beſtieg hierauf ſein Pferd, und miſchte ſich unter den Adel, der den König begleitete. Die Königin ſahe ſich alſo nach ihm um; und die Hofdamen folgten dem Beyſpiel ihrer Gebieterin.

Fortunat konnte ſich ſeiner Seits nicht enthalten, ſeine Augen auf den König zu heften, der der ſchönſte und liebenswürdigſte

Mann ſeiner Zeit war. Schönchen hatte mit dem Unterrocke ihr Geſchlecht nicht abgelegt, und ſie fühlte ihr Herz unruhig ſchlagen, wenn der König ſeine Augen von ohngefähr auf ſie warf. Nach der Revüe ernannte ihn dieſer zu ſeinem Stallmeiſter.

Faſt täglich rief Fortunat ſeinen Koffer, und nahm ein neues Kleid heraus. Er war immer viel prächtiger gekleidet als die Prinzen, die ſich an dem Hofe aufhielten, ſo daß ihn die Königin einigemal fragte, wie er bey den geringen Mitteln ſeines Vaters dieſen Aufwand beſtreiten könnte. — „Geſtehn Sie nur die Wahrheit, ſagte ſie bisweilen zu ihm. Sie haben eine Geliebte, die Sie mit allen den ſchönen Sachen verſieht, die wir an Ihnen ſehen.“ — Dann erröthete Fortunat, und antwortete immer ehrfurchtsvoll, aber unbeſtimmt auf die Fragen, welche die Königin an ihn that.

Seinen Dienſt verſahe Fortunat auf das pünktlichſte, denn er that ihn mit Freuden, ſeinem Herrn zu Liebe, zu dem er ſich von Tage zu Tage ſtärker hingezogen fühlte. Bisweilen erſchrak der arme Ritter, wenn er an ſeine Lage dachte. „¿Was ſoll mein Schickſal ſeyn? ſagte er dann zu ſich ſelbſt. Ich liebe einen mächtigen König, ohne jemals auf Gegenliebe rechnen zu dürfen. ¡Ach! er wird mir meine

Leidenſchaft nicht einmal Dank wiſſen." — Der König überhäufte ihn ſeiner Seits mit Gunſtbezeugungen, und die Königin dachte in allem Ernſte darauf, ſich heimlich mit ihm zu verheyrathen. Aber ſie war nicht die einzige, welche Neigung und Liebe für ihn fühlte. Die ſchönſten Damen ihres Hofes waren eben ſo geſinnt als ſie; alle wetteiferten ihm zu gefallen; jede ſuchte ſeine Gunſt zu erringen, und ihre Nebenbuhlerin auszuſtechen. ¡Aber ach! Fortunat blieb bey allen ihren Schmeicheleyen, ihren Billetten, ihren Geſchenken, kalt und fühllos. Sie ſchmollten; auch das half nichts. Sie ſchmachteten; er ſchien es nicht zu bemerken. Mit Einem Worte; Fortunat that Alles, um die armen Weiber in Verzweifſung zu bringen, die vor Verlangen brannten, ſich ihm auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

Die Königin war am allerübelſten dran. Sie wollte ſich gerne die Verlegenheit erſpahren, ihm ihre Neigung zu geſtehen; aber Fortunat kam ihr keinen Schritt entgegen, ſondern hielt ſich immer in einer ehrfurchtsvollen Entfernung. Endlich trug ſie ihrer vertrauten Fiorinde auf, ihm zu verſtehen zu geben, daß ſo viele Zeichen der Gewogenheit, die ihm eine junge und ſchöne Königin gäbe, wohl etwas mehr als bloſe Gnade zum Grunde haben möchten.

ten. — Florinde war bey dieſem Auftrage in großer Verlegenheit. Sie war dem Schickſal der übrigen Damen nicht entgangen, und Fortunat ſchien ihr ſelbſt viel zu liebenswürdig, als daß ſie die Plane der Königin hätte befördern wollen. Statt alſo die Aufträge ihrer Gebieterin auszurichten, unterhielt ſie den Ritter mit Erzählungen von der übeln Laune, und dem Eigenſinne der Königin, von ihren Ungerechtigkeiten und dem Misbrauche, den ſie mit der Gunſt des Königs trieb. „Ich ſollte Königin ſeyn, ſagte ſie dann: ich wollte anders handeln, denn die Großmuth iſt meine Leidenſchaft. Wie wollte ich dann den ſchönen Fortunat glücklich machen! Er würde mich aus Dankbarkeit lieben, wenn er mich nicht aus Neigung liebte.“

Dem Ritter misfiel dieſe Art von Unterhaltung, denn ſie ſetzte ihn in Verlegenheit; und er vermied Florinden ſo gut er konnte. Dieſe brachte der Königin keine tröſtlichen Nachrichten. Der Ritter iſt ſo furchtſam, ſagte ſie, daß er kein Wort von alle dem glauben will, was ich ihm von Ihrer Neigung geſagt habe; wenigſtens ſtellte er ſich ſo, denn ich kann mich nicht enthalten zu glauben, daß er irgend eine geheime Leidenſchaft in ſeinem Herzen nährt. — „Ich vermuthe ſelbſt ſo etwas, ſagte die Königin.

gin. ¿Könnten wir denn aber nicht ſeinen Ehrgeiz rege machen, und ſo ſeine Leidenſchaft einſchläfern?" — „¿Wie? antwortete Florinde, wollen Sie ſein Herz ihrer Krone danken? Wenn man ſo jung und ſchön iſt, wie Sie, wenn man ſich ſo vieler herrlichen Eigenſchaften und Talente rühmen kann; ſollte man da ſeine Zuflucht zu einem Diadem nehmen?" — „Man nimmt ſeine Zuflucht zu allem, antwortete die Königin, wenn man verliebt iſt, und ein widerſpänſtiges Herz zu bezwingen trachtet."

Florinde wagte es nicht, ihr zu antworten, und die Königin ſuchte nun ſelbſt ein Mittel, ſich mit Fortunat zu unterhalten und ihn auf beſſere Wege zu bringen. Sie wußte, daß er alle Morgen ganz früh in einem kleinen Wäldchen ſpatzieren gieng, das unter ihrem Fenſter lag. Sie ſtand alſo mit der Morgenröthe auf, und ſtellte ſich an das Fenſter, ihre Augen nach der Gegend gerichtet, in welcher er erſcheinen mußte. Es währte auch gar nicht lange, ſo kam er niedergeſchlagen und langſam einher. Die Königin rief Florinden: du haſt ganz Recht, ſagte ſie zu ihr, Fortunat muß verliebt ſeyn; ſieh nur, wie traurig er ausſieht! Laß uns hinabſteigen und ihm folgen, vielleicht, daß wir eine Entdeckung machen." — Florinde wollte ihr nicht widerſprechen, ſo große Luſt ſie auch hatte; ſie giengen hinunter, und kaum hatten ſie den Fuß in das Wäldchen geſetzt, als ſie den Ritter folgende Worte ſingen hörten:

Wo Amor wohnt, flieht die Zufriedenheit;
Zwar ſcheint das Glück mich lächelnd liebzukoſen;
Doch ach! wie bald verwelken nicht die Roſen,
die ſeine Hand auf unſre Pfade ſtreut!

Die Königin lieh diesen Worten einen ganz andern Sinn, als der Ritter hineingelegt hatte. „¿Wie? ſagte ſie. Dieſer Undankbare fürchtet die Liebe, und zittert vor dem Glück, das ich ihm zubereite! Er prahlt mit ſeiner Eroberung zu ſtolz, ſich ſelbſt beſiegen zu laſſen, und zu übermüthig, meine leiſen Wünſche zu hören!" „Er iſt noch zu jung, ſagte Florinde, um der Vernunft Gehör zu geben. Wenn ich es wagen dürfte Ihnen zu rathen, ſo ſuchten ſie einen Menſchen zu vergeſſen, der ihre Gnade ſo wenig zu ſchätzen weiß." — Die Königinn ſchoß einen zornigen Blick auf ihre Vertraute, eilte nach der Laube zu, in welcher ſich der Ritter befand, und ſtellte ſich betroffen, ihn an einem Orte zu ſehn, wo ſie ſich ganz allein geglaubt hätte.

Der Ritter verbeugte ſich ehrerbietigſt und war im Begriffe ſich zu entfernen, als die Königin ihm befohl, ihr Geſellſchaft zu leiſten.

Der Geſang der Vögel, ſagte ſie, hatte mich dieſen Morgen ſo angenehm aufgeweckt; und das heitre Wetter lud mich ein, herauszugehn, um ſie einmal in der Nähe zu hören. Wie glücklich ſind ſie! Wie ſorgenfrey! Ihre Fröhlichkeit tönt in ihren Liedern, und der Kummer naht ſich ihrem Herzen nicht!" „Und doch, verſetzte Fortunat, ſind Sie nicht ſo ganz von Sorgen frey, als Ihre Majeſtät zu glauben ſcheinen. Sie haben die Nachſtellungen der Jäger, die Netze, und Raubvögel zu fürchten; wenn der rauhe Winter hereinbricht und die Erde mit Schnee bedeckt, ſo ſterben ſie oft vor Hunger; und alle Jahre ſind ſie wenigſtens in der Verlegenheit, ſich ein Weibchen zu ſuchen." — „¿ Halten ſie denn das für eine große Verlegenheit? fiel die Königin lächelnd ein. Es giebt Männer, die alle Monate wechſeln. — ¿ Oder haben Sie noch nie eine ſolche Erfahrung gemacht? Sollten Sie unter allen unbeſtändigen Männern vielleicht die einzige Ausnahme ſeyn?" — „¿ Ich weiß nicht, wozu ich fähig bin, antwortete der Ritter; denn ich habe noch niemals geliebt. Ich glaube aber, daß wenn ſich mein Herz einmal in die Feſſeln der Liebe begäbe, ich nicht die Kräfte haben würde, ſie jemals zu brechen." — „¿ Sie haben noch niemals geliebt? rief die Königin aus, und ſah den armen Ritter ſtarr an, der bald roth bald blaß wurde; Sie ha-

haben noch niemals geliebt? Ritter; können Sie ihrer Königin eine Unwahrheit ſagen? Ihre Augen, und die Verſe, die ſie vorhin ſangen, beweiſen, dünkt mich, das Gegentheil." „Ich kann nicht läugnen, dieſe Verſe geſungen zu haben, antwortete Fortunat; aber das war ganz ohne Abſicht, ich verſichere Ihnen, ganz ohne Abſicht." — „Ich will Ihnen glauben, verſetzte die Königin, in deren Herzen ein Strahl der Hoffnung zu ſchimmern begonn; aber es iſt mir unbegreiflich, daß Sie bis jezt an unſerm Hofe noch keine Dame gefunden haben ſollten, die Ihrer Liebe würdig wäre." — „Die Erfüllung meiner Pflichten, antwortete Fortunat, liegt mir ſo ſehr am Herzen, daß ich keine Zeit übrig behalte, zu ſeufzen." — „Sie lieben alſo gar nichts? ſagte die Königin mit ſichtbarer Lebhaftigkeit." — „Nein Madame. Ich bin nicht für die Damen gemacht; ich liebe die Freyheit, und ich möchte ſie um keinen Preiß in der Welt verliehren, ſelbſt um die Liebe nicht." — „Die Königinn ſah ihn zärtlich an: „es giebt ſo ſchöne und glorreiche Ketten, daß man ſich glücklich ſchätzen muß, ſie zu tragen. Hätte Ihnen das Schickſal ſolche Ketten beſtimmt, ich würde Ihnen rathen, der ſchimäriſchen Freyheit zu entſegen, auf die Sie ſo viel halten." — Fortunat verſtand den Sinn ihrer Worte nur allzugut; aber nach ihren Wünſchen konnte er ihr nun einmal nicht antworten, und er mußte ein Geſpräch abbrechen, das ihn in die größte Verlegenheit ſetzte. Er bat alſo um die Erlaubniß ſich entfernen zu dürfen, weil er bey dem Lever des Königs gegenwärtig ſeyn müßte.

Die Königin verfolgte ihn mit ihren Augen, ſo weit ſie konnte; als ſie ihn aber nicht mehr ſahe, und Zeit bekam, das Geſchehene zu überlegen, fühlte ſie ihr Herz mit Verdruß, Scham und Unwillen erfüllt. Florinde, welche bey der ganzen Unterredung gegenwärtig geweſen war, ſpielte ihre Role ſo gut es ihr möglich war; tröſtete die Königin, ſuchte ihr Hoffnung zu machen und den Ritter mit ſeiner Blödigkeit zu entſchuldigen; denn Florinde war feſt überzeugt, daß der Ritter eine unüberwindliche Abneigung gegen die Königin hegte; ſie wünſchte aber, ſie zu noch deutlichern Erklärungen zu bewegen, und ihrem Ritter Veranlaſſung zu noch beſtimmtern Antworten zu geben.

Fortunat befand ſich in einer ſehr übeln Lage, und er würde den Hof ohne Bedenken verlaſſen haben, wenn ihn nicht ſeine Neigung für den König zurückgehalten hätte. Indeß vermied er die Königin überall, und dieſes abſichtliche Vermeiden blieb nicht unbemerkt. Sie beſchloß indeß noch einen Sturm zu wagen, und ergriff die Gelegenheit, da ſie ihn im Garten fand. Sie rufte ihn, und da er fürchtete ſich ihren Zorn zuzuziehn, wenn er ſich ſtellte als hätte er es nicht gehört, ſo näherte er ſich ihr furchtſam und ehrerbietig.

„¿Erinnern Sie ſich noch der Unterredung, ſagte ſie zu ihm, die wir neulich in der Laube zuſammen hatten? Die Fragen, die ich an Sie that, müſſen Ihnen ſehr unangenehm geweſen ſeyn, da Sie mich ſeit dem Tage nicht wieder in den Fall geſetzt haben, ähnliche Fragen an Sie zu thun?“ — „Es würde Kühnheit geweſen ſeyn, antwortete der Ritter, das gefliſſentlich zu ſuchen, was mir damals das Ungefähr verſchafte.“ — „Sagen Sie lieber, verſezte die Königin, daß Sie meine Gegenwart vermieden haben. Sie kennen meine Geſinnungen nur allzugut.“ — „Fortunat ſchlug die Augen mit ſichtbarer Verlegenheit nieder, und da er ihr nicht antwortete, fuhr ſie fort: „geben Sie ſich nicht die Mühe auf eine Antwort zu ſinnen. Ihr Stillſchweigen ſagt mir am deutlichſten, was Sie denken.“

In dieſem Augenblicke bemerkte ſie den König. Er gieng traurig auf und ab; irgend ein wichtiger Gegenſtand ſchien ſeinen Geiſt zu beſchäftigen. Die Königin eilte auf ihn zu, und beſchwor ihn, ihr die Quelle ſeiner Unruhe nicht zu verbergen. — „Du weißt, liebe Schweſter,“ antwortete der König, daß ich vor einigen Wochen die Nachricht erhielt, wie ein ungeheurer Drache das ganze Land verwüſte. Ich hoffte, daß man Mittel finden würde, ihn zu tödten; ich gab alle nöthigen Befehle; aber man hat alles vergeblich verſucht. Er verſchlingt Menſchen und Heerden; er vergiftet Flüſſe und Quellen, und auf ſeinem Wege vertrocknet Gras und Kraut.“ — Während der König ſo ſprach, faßte die Königin einen Anſchlag, den Ritter ihrer Rache aufzuopfern.

„Dieſe traurigen Nachrichten ſind mir nicht unbekannt, antwortete ſie; Fortunat, den du bey mir geſehen haben wirſt, hat mir ſie eben hinterbracht; und — was dich vielleicht wundern wird, er hat mich auf das dringendſte gebeten, ihm die Erlaubniß auszuwirken, den Drachen zu bekämpfen. Ich glaube auch, daß er der Mann iſt, der noch am erſten mit ihm fertig werden könnte; denn an Geſchicklichkeit und Muth kömmt ihm nicht leicht jemand gleich. Er hat mir noch überdieß geſagt, daß er ein Mittel hat, die wildeſten Drachen einzuſchläfern. Indeß muß man davon nicht reden, um ſeinen Ruhm nicht zu ſchmälern, wenn er den Kampf beſteht.“ — „Er mag den Kampf beſtehen, auf welche Weiſe er will, ſo wird es ruhmvoll für ihn, und nützlich für uns ſeyn; ſagte der König. Aber ich fürchte, ſein Eifer uns zu dienen, führt ihn zu weit. Ich mag ihn nicht gern verlieren, am wenigſten um einer Don Quixotiade willen." — „Ich glaube nicht, lieber Bruder, daß du deswegen beſorgt zu ſeyn brauchſt, antwortete die Königin. Er hat mir Wunderdinge erzählt, und du weißt, daß er nicht prahlt. Ich habe ihm auch wirklich verſprochen, ihm die Erlaubniß bey dir auszuwirken; und ich glaube, daß es ihn ſehr kränken würde, wenn er eine abſchlägige Antwort bekäme."

„Nun ſo ſey es, verſetzte der König; ich gebe ſie ihm zwar ungern, aber ich will ſeinem Muthe keine Schranken ſetzen. Wir wollen ihn rufen." — Fortunat erſchien; und der König ſagte auf eine ſehr verbindliche Weiſe zu ihm: „die Königin hat mir von dem Verlangen geſagt, das Ihr hegt, den Drachen zu bekämpfen, der mein Königreich verwüſtet; und ich habe eine ſo hohe Meynung von euerm Muthe, daß ich euch nicht abhalten will, Ruhm und Ehre einzuärndten. Aber ich hoffe, daß Ihr die Gefahr wohl überlegt habt, in die ihr euch begebt." — „Ich habe ſie ihm ſo lebhaft als möglich vor Augen zu ſtellen geſucht, fiel die Königin ein; aber ſein Eifer, dir zu dienen, und ſeine Begierde, ſich auszuzeichnen, iſt ſo groß, daß er keinen Vorſtellungen Gehör geben will."

Fortunat war wie aus den Wolken gefallen. Er errieth die boshafte Abſicht der Königin, aber er antwortete nichts; und der König glaubte in ſeinem Stillſchweigen die Unveränderlichkeit ſeines Vorſatzes zu leſen. „So geht denn, fuhr er mit einem tiefen Seufzer fort; ich kenne eure Geſchicklichkeit und euren Muth, und ich hoffe, daß Ihr ſiegreich zurückkehren werdet." — „Sire, antwortete der Ritter, der Kampf mag ausfallen wie er will, ſo werde ich mit meinem Schickſal zufrieden ſeyn. Ich befreye Sie entweder von einer verheerenden Landplage, oder ich ſterbe für Sie. Beydes wird für mich ſüß und glorreich ſeyn. Aber ich wage es, vorher um eine Gnade zu bitten." — „Bittet was Ihr wollt, antwortete der König." „Ich wage es um Ihr Bildniß zu bitten." — „Eure Bitte ſoll euch gewähret ſeyn, verſetzte der König."

Fortunat befand ſich über ſein gegebnes Verſprechen in keiner geringen Verlegenheit. Er begab ſich ſogleich in den Stall zu ſeinem Pferde, es um Rath zu fragen. — „Ich weiß ſchon was du willſt, ſagte das Pferd, als er zu ihm trat." — „¿Sag' was fangen wir an?" — „Wir reiſen ſo geſchwind als möglich ab; war die Antwort. Laß dir vom Könige eine Ordre ausſtellen den Drachen umzubringen; wir wollen dann ſchon unſre Schuldigkeit thun." — Dieſe wenigen Worte flößten dem jungen Ritter Muth ein; er begab ſich den andern Morgen zum Könige und bat um die Erlaubniß zur Abreiſe.

Als ihn der König ſahe, rief er aus: „¿Wie? ihr wollt ſchon fort? — Man kann nicht eilfertig genug ſeyn, ihre Befehle zu vollſtrecken, antwortete Fortunat." Der König war gerührt. Er ſah ihn ungern reiſen, aber er wollte ihn nicht hindern, ſeinen Muth zu zeigen und Lorbeern zu brechen. Er umarmte ihn alſo, ſchenkte ihm ſein Bildniß, und ſtellte ihm einen Befehl aus, in welchem alle ſeine Unterthanen ermahnt wurden, dem Ritter alle Hülfe zu leiſten, deren er etwa benöthigt ſeyn dürfte. Fortunat nahm hierauf Abſchied vom Könige und gieng auch zu der Königin, die von Damen umgeben, an ihrem Nachttiſche ſaß. Sie verfärbte ſich, als ſie ihn ſahe; er aber grüßte ſie ehrfurchtsvoll, und bat um ihre Befehle, weil er im Begriffe ſey, ſeine Reiſe anzutreten. Florinde gerieth bey dieſer Nachricht beynahe auſſer ſich. Auch die Königin war beſtürzt, aber ſie faßte ſich: „Ich bitte den Himmel, ſagte ſie, Euch ſiegreich zurückzubringen.“ — Ich hoffe es, antwortete Fortunat. Sie kennen die Gefahr, die mit meinem Unternehmen verbunden iſt; mir iſt ſie auch nicht unbekannt; gleichwohl bin ich voll Muths und Zuverſicht. Vielleicht bin ich jezt an ihrem Hofe der Einzige der ſo gute Hoffnungen hegt.“ — Die Königin verſtand was er damit ſagen wollte; aber ſie fand nicht für gut, darauf zu antworten.

Endlich kehrte Fortunat nach Hauſe zurück, und befahl ſeinen ſieben Bedienten ſich zu Pferde zu ſetzen und ihm zu folgen, weil ſich jezt eine Gelegenheit zeige, wo er ihre Talente nuzzen könne. Alle waren vergnügt, ihrem Herrn einen Dienſt leiſten zu können, machten ihre Pferde zurecht, und in weniger als einer Stunde ſaß der Ritter mit ſeiner ganzen Dienerſchaft auf.

Sie waren noch nicht weit geritten, als ſie das Gekreiſche einiger Menſchen vernahmen, die den Drachen in die Klauen gefallen waren. Bald darauf kamen einige andere ihnen in den Weg gerannt, die dem Ungeheuer entflohn, und von denen ſie erfuhren daß es nicht weit entfernt wäre. Sie erzählten ihm unter andern, daß, da das Waſſer, in ihrem Lande ſelten wäre, ſie einen Teich gemacht hätten um den Regen aufzufangen. An dieſem Teiche ließe ſich der Drache bisweilen nieder, und wenn er käme, erhübe er ein ſolches Geſchrey, daß man ihn eine Stunde weit hören könnte.

Als der Ritter dieſe Nachrichten eingezogen hatte, begab er ſich in ein Wirthshauß, um mit ſeinem getreuen Pferde Rath zu pflegen. „Nun ſagte er zu ihm, was hätten wir wohl anzufangen, um über den Drachen Herr zu werden.“ — „Ich will dieſe Nacht darüber nachdenken, antwortete das Pferd, und morgenfrüh ſollſt du meinen Rath vernehmen.“ — Als der Ritter den andern Morgen wieder in den Stall kam, um die Meinung ſeines Meiſters zu hören, ſagte das Pferd zu ihm: „mein Rath iſt, daß Feinohr horche, wenn ſich der Drache nähert.“ Feinohr legte ſich ſogleich auf die Erde und horchte. Es währte gar nicht lange, ſo hörte er das Geſchrey des Drachen, der noch ſieben Meilen entfernt war. Nun ſagte das Pferd, muß Schluk-ſchluk den Teich austrinken und Mark-im-Buckel muß eine Ladung Wein hineintragen. Um das Ufer herum legt Roſinen, Pfeffer und andere Durſterregende Dinge. Alle Einwohner der Gegend ſollen ſich in ihren Häuſern verborgen halten, und auch du, mein Herr, darfſt das Deinige nicht verlaſſen. Du wirſt ſehen, daß du den Drachen in deine Gewalt bekömmſt. —

Dieſe Anſtalten waren in kurzer Zeit gemacht: Fortunat ſchloß ſich mit ſeinen Leuten in ein Haus ein, das die Ausſicht auf den Teich hatte; und kurz darauf ließ ſich der Drache an ſeinem Ufer nieder. Er fraß und trank, und trank ſo lange bis er trunken war. Er ſank auf die Seite und die Augen fielen ihm zu. Fortunat verſäumte dieſen glücklichen Augenblick nicht. Er verließ ſeine Wohnung, mit dem Degen in der Fauſt und durchbohrte den Drachen. Dieſer ſtieß ein ſchreckliches Geſchrey aus, und drang auf den Ritter ein; aber das Blut floß ſchon in Strömen aus ſeiner Wunde, die Kräfte verließen ihn, und er ſank todt darnieder. Fortunat rief ſeine Leute herbey, um ihn zu binden, und ihn nach der Stadt zu ſchleppen. Alle machten ſich auf den Weg, um dem Könige das Schauſpiel des beſiegten Ungeheuers ſo bald als möglich zu verſchaffen.

Wie = der = Wind hatte die Nachricht von dem Siege lange vorher gebracht, ehe der Ritter ſelbſt ankam. Der König gieng ihm entgegen, umarmte ihm, und wünſchte ihm Glück. Der ganze Hof und die ganze Stadt verſammelte ſich um den ſeltenen Mann, der das Land von dem verderblichen Ungeheuer befreyt hatte. Jedermann dankte ihm; alle wären von der lebhafteſten Freude beſeelt. Nur die Königin, in deren Herzen noch immer Liebe und Rachſucht kämpften, war ungewiß, ob ſie ſich mehr zu freuen oder zu betrüben habe.

Sie lag noch mit ſich ſelbſt im Streit, als der König mit dem Ritter in ihr Zimmer träte „hier bringe ich dir den Sieger des Drachen, ſagte er zu ihr, er hat mir den größten und herrlichſten Dienſt geleiſtet, den ich von einem getreuen Unterthanen erwarten konnte. Da du ihm die Erlaubniß dazu ausgewirkt haſt, ſo iſt es auch deine Pflicht, ihn für die Gefahr zu belohnen, welcher er ſich ausgeſetzt hat.“ — Die Königin ſuchte ihre Verlegenheit ſo gut als möglich zu verbergen, empfing den Ritter mit ſehr gnädigen Ausdrücken, überhäufte ihn mit Lob, und fühlte jeden Augenblick lebhafter, daß ſie ſich ſelbſt betrogen hatte, als ſie den Ritter zu haſſen glaubte.

Je öfterer ſie ihn ſah, deſto heftiger wurde ihre Leidenſchaft. Eines Tags befand ſie ſich mit ihm auf der Jagd, und ſie glaubte dieſe Gelegenheit nicht vorüberlaſſen zu dürfen, ſich mit Fortunat auszuſöhnen. Sie ſtellte ſich unpaß, blieb zurück und bat den Ritter, ihr Geſellſchaft zu leiſten. Er gehorchte. Die Königin, Florinde und Fortunat ſtiegen vom Pferde, und ſetzten ſich an den Rand eines Bachs, ohne daß eins von allen dreyen den Mund zum Reden geöffnet hätte.

Endlich brach die Königin das Stillſchweigen und heftete ihre Augen auf den Ritter. „Die beſten Abſichten, hub ſie an, werden am leichteſten verkannt. Ich habe Urſache zu glauben, daß auch Sie meinen Handlungen eine ganz falſche Deutung gegeben haben: Als ich in den König drang, Sie gegen den Drachen zu ſenden, ſagte mir eine untrügliche Ahndung, daß Sie ſiegreich aus dieſem Kampfe zurückkehren würden. Ich muß Ihnen ſagen, daß ihre Neider bisweilen übel von ihrem Muthe geſprochen haben, weil Sie nicht mit zur Armee gegangen ſind. Dieß that mir weh, und ich glaubte ein Mittel gefunden zu haben, ihnen den Mund zu ſtopfen. Es ſollte mir Leid thun, wenn Sie mich anders verſtanden hätten.“ — „Der Abſtand, welcher uns von einander trennet, gnädige Königin, antwortete der Ritter, iſt ſo groß, daß ich dieſe Erklärung ſo wenig als die Sorgfalt verdiene, die Sie für meine Ehre getragen haben. Der Himmel hat ſich meiner beſſer angenommen, als meine Feinde wünſchten; und ich werde es immer für ein Glück achten, mein Leben für meinen König und meine Königin auf das Spiel ſetzen zu können.“

Glücklicherweiſe wurde das Geſpräch durch das Getön der Hörner unterbrochen, welche die Ankunft des Königs verkündigten. Fortunat gieng ihm entgegen, um ihn zu ſeiner Schweſter zu bringen, und — um ihren weitern Zudringlichkeiten auszuweichen. Sie hatte den Vorwurf gar wohl verſtanden, den der Ritter ihr machte, und ſie bemerkte nur allzugut, daß ſie ſeinen Kaltſinn nie überwältigen würde. Als der König zu ihr kam, und ihr ſeine Unruhe über ihre Unpäßlichkeit an den Tag legte, antwortete ſie ihm: es iſt wahr, ich befand mich nicht wohl; aber Fortunat beſitzt vortrefliche Mittel, einen Kranken auf der Stelle zu kuriren. Er hat die luſtigſten Einfälle von der Welt. Sollteſt du wohl glauben, daß er wieder auf ein neues Abentheuer ſinnt?“ — „Doch nicht einen Drachen zu bekämpfen? ſagte der König.“ — „Zehn auf einmal, antwortete die Königin. ¿Soll ich dirs ſagen? er will den Käyſer Matapa nöthigen, uns alle unſre Schätze herauszugeben; und zwar ganz allein, ohne Hülfe einer Armee, und er bittet mich inſtändig, ihm die Erlaubniß dazu auszuwirken. Er hatte den Drachen beſiegt; vielleicht beſiegt er auch den Kayſer. Ich dächte du gäbſt ihm die Erlaubniß. — ¿Was wagſt du viel dabey?" — „Ich wage ſein Leben, antwortete der König, und ſein Leben iſt mir ſehr werth. Es ſollte mir Leid thun, ihn zu verliehren." — „Du magſt es nun machen wie du willſt, verſetzte die Königin; ſo iſt er verlohren. Denn ſeine Begierde nach dieſem Abentheuer iſt ſo unglaublich, daß er für Kummer ſterben wird, wenn er die Erlaubniß dazu nicht bekömmt. Ich habe ihm ſchon alles Mögliche vorgeſtellt, aber er iſt ſo hartnäckig, daß ich feſt überzeugt bin, er iſt von dieſer tollen Idee auf keine Weiſe abzubringen." — „Nun meinethalben, ſo mag er reiſen, ſagte der König endlich." — Die Königin ließ ihrem Bruder keine Zeit, ſich eines andern zu beſinnen, ſondern rief den Ritter auf der Stelle zu ſich. „Fortunat, ſagte Sie, danken Sie dem Könige; er willigt in ihr Verlangen, dem Kayſer Matapa unſre Schätze mit Gewalt oder Güte abzunehmen. Gehn' Sie und rüſten ſich zu dieſem Abentheuer und kommen Sie bald ſiegreich zurück."

Fortunat war betroffen, aber dieſer Streich kam ihm weder unerwartet, noch unerwünſcht. Er freute ſich, eine neue Gelegenheit zu finden, ſein

ſein Leben für ſeinen König zu wagen, vor den er ſich auf die Knie warf, um ihm für ſeine Gnade zu danken. Der König war gerührt, und ſelbſt die Königin fühlte eine Art von Schaam, als ſie den Muth und die Entſchloſſenheit ſahe, mit welcher der Ritter dem Tode entgegengieng.

Als der Ritter nach Hauſe kam, hielt er Rath mit ſeinem getreuen Roſſe, das ihm die beſten Hoffnungen wegen des Ausgangs ſeiner Unternehmung machte. Er ordnete alles zur Abreiſe an, und verlangte Befehle und Beglaubigungsſcheine von dem Könige, ſeinem Herrn. „Sagt dem Kayſer, antwortete ihm der König, daß ich meine Unterthanen und Soldaten, die er zu Sclaven gemacht hat, meine Pferde und alle erbeuteten Schätze zurück verlange.“ — „Und was ſoll ich ihm zur Entſchädigung anbieten? fragte Fortunat.“ — „Meine Freundſchaft; verſetzte der König.“ Mit dieſer Inſtruction begab ſich der Ritter hinweg, nahm aus ſeinem Koffer für ſich und ſeine Bedienten die koſtbarſten Kleider; kaufte ihnen die ſchnellſten und ſchönſten Pferde, und reiſte ab, ohne vorher von der Königin Abſchied zu nehmen.

Die Reiſe gieng ſehr ſchnell, und ſie kamen daher in kurzer Zeit an die Reſidenz des Kayſers Matapa, welche größer war als Paris, Rom und Conſtantinopel zuſammengenommen, und ſo volkreich, daß jeder Keller und jeder Winkel bewohnt war.

Fortunat bat um Audienz und erhielt ſie. Der Kaiſer bezeigte ſich ſehr gnädig gegen ihn, als er aber ſeinen Vortrag gethan hatte, konnte er ſich nicht enthalten zu lächeln. — „Es möchte noch hingehen, antwortete er, wenn ihr dieſe Forderung an der Spitze von fünfmal hunderttauſend Mann machtet; aber wie man mir ſagt, ſo beſteht eure Armee nur aus ſieben Mann.“ — „Meine Abſicht iſt nicht geweſen, antwortete Fortunat, mit dem ihm eigenen Anſtande, Euer Majeſtät durch Gewalt, ſondern durch meine unterthänigſten Vorſtellungen zur Herausgabe dieſer Schätze zu bewegen.“ — „Dieß wird euch wohl ſchwerlich gelingen, antwortete der Kayſer, weder auf dem einen noch auf dem andern Wege; es müßte denn ſeyn, daß ihr einen Menſchen fändet, der zu ſeinem Frühſtück alles Brod aufäße, das an Einem Tage für alle Einwohner meiner Reſidenz gebacken wird.“ — „Man ſtelle ſich die Freude vor, welche der Ritter bey dieſem Vorſchlage empfand. Er nahm ihn auf der Stelle an. Befehlen Euer Majeſtät, ſagte er, daß Morgen alles friſchgebackene Brod auf dem Markte zuſammengebracht wird, und Sie ſollen das Vergnügen haben zu ſehn daß nichts davon übrig bleibt. Der Kayſer hielt ſich die Seiten vor Lachen; und den ganzen Reſt des Tages ſprach man bey Hofe und in der Stadt von nichts andern, als des Abgeſandten ſeiner Thorheit, und dem morgenden Schauſpiele, das wahrſcheinlich mit der Execution des Herrn Ambaßadeurs endigen werde.

Der andere Tag erſchien; eine ungeheure Menge Volks verſammelte ſich auf dem Markte, wo man ſieben Berge von Brod aufgethürmt hatte. Der Kaiſer, ſeine Gemahlin und ſeine Tochter nahmen Platz auf einem Balcon, von wo aus ſie den Markt überſehn konnten. Fortunat erſchien mit einem kleinen Gefolge, und erblaßte, als er den unüberſehbaren Vorrath von Brod in die Augen bekam. Bey Schluck-Schluck aber erregte dieſer Anblick ganz andere Gefühle; er ſchlug ſich mit Zuverſicht und Freude auf den Bauch, und bat um Befehl, ſein Dejeuner anzufangen. Trompeten und Pauken erklangen; Schluck-Schluck fiel über das Brod her, und in wenigen Stunden war der ganze Vorrath von Brode aufgezehrt.

Fortunat näherte ſich nun dem Kaiſer, der ſich, ſo wie das ganze Volk, gar nicht von ſeinem Erſtaunen erholen konnte, und bat ihn mit der größten Ehrerbietung, ſein gethanes Verſprechen zu erfüllen. Der Kaiſer gab verdrüßlich zur Antwort: „es iſt nicht genug zu eſſen, man muß auch trinken können. Alſo Herr Ambaſſadeur müſſen Sie oder einer von Ihren Leuten ſich entſchließen, alles Waſſer aus den Fontainen und Ciſternen der Stadt, und allen Wein, der in unſern Kellern liegt, auszutrinken.“ — „Eure Majeſtät, antwortete Fortunat, ſcheinen mich nöthigen zu wollen, Ihren Befehlen ungehorſam zu ſeyn; indeß will ich mein Möglichſtes thun, Ihren Willen auch hierinne zu erfüllen, ſo bald ich nur überzeugt bin, daß Sie geneigt ſind, dem Könige meinem Herrn ſeine Schätze herauszugeben.“ — „Ich verſpreche es euch!“ antwortete der Kaiſer.

Der Ritter begab ſich nun mit der kaiſerlichen Familie und einer unzählbaren Menge von Zuſchauern, zu der Löwen-Fontaine. Sieben marmorne Löwen ſpien hier Ströme von Waſſer aus ihrem Rachen, und verſahn alle Brunnen der Stadt. Ein breiter Strom ergoß ſich aus dem Baſſin mitten durch die Stadt, den man mit kleinen Gondeln befuhr.

Glu-Glu näherte ſich dem Baſſin und trank es aus, ohne Athem zu ſchöpfen. Mit eben der Leichtigkeit trank er auch die übrigen Brunnen und Ciſternen aus, und bat nun um den Wein, weil er ſich den Magen etwas erkältet hätte. Er wurde auch damit fertig; und nun näherte ſich Fortunat dem Kaiſer, um ihn an die Erfüllung ſeines Verſprechens zu erinnern. „Ich will die Sache in Erwägung ziehn, antwortete der Kaiſer.“

In der That verſammelte er ſeine geheimen Räthe, um ihnen ſeinen Kummer mitzutheilen, und fragte ſie, ob ſie nicht irgend ein Mittel wüßten, die Auslieferung der Schätze auf eine anſtändige Weiſe abzuſchlagen. Aber die geheimen Räthe wußten nichts zu ſagen, und der Kaiſer blieb in ſeiner Verlegenheit. Da ſeine Tochter dieß ſahe, nahm ſie das Wort und ſagte: „lieber Vater, Sie wiſſen, daß mir bis jetzt noch niemand im Laufen hat gleichkommen können. Wie wär es wenn Sie dem Abgeſandten auflegten, jemand zu ſtellen, der mich im Wettlauf beſiegte; und ihm verſprächen, in dieſem Falle, die Schätze ſeines Königs auszuliefern.

Der Kaiſer umarmte ſeine Tochter, prieß ihre Klugheit, und ließ den Ritter auf den folgenden Tag vor ſich fordern.

Als der Ritter erſchien, hub er alſo an: „ihr habt bishero gezeigt, daß ihr im Stande ſeyd, alles zu leiſten, was ihr verſprecht. Ich habe alſo noch einen Wunſch, den ihr ohne Zweifel zu erfüllen im Stande ſeyd. Ich möchte nemlich wiſſen, ob es irgend einen Menſchen auf der Welt gebe, der meine Tochter im Laufen beſiegen könnte. Schaft ihr mir einen ſolchen Laufer, ſo ſchwöre ich euch bey allen Elementen, daß ich die Erfüllung meines Verſprechens nicht länger aufſchieben will.“ — Fortunat beſann ſich nicht dieſen Vorſchlag anzunehmen; und verlangte, daß der Wettlauf noch denſelben Morgen vor ſich gehen ſollte. Die kaiſerliche Familie begab ſich in eine Allee von Orangenbäumen, welche drey Meilen lang und zu einer Rennbahn eingerichtet war. Die Prinzeſſin erſchien in einem leichten Gewande von roſenfarbenen Taſt, mit ſilbernen Sternen beſtreut; ihre Haare floſſen lang über ihre Schultern herab; ein ſilberner Gürtel ſchlang ſich um ihre Hüften; und in dieſem Aufzuge ſchien ſie der Atalante oder der Diane ähnlich.

Fortunat erſchien gleich darauf von ſeinem getreuen Wie-der-Wind und ſeinen übrigen Bedienten begleitet, und ſtellte dem Kaiſer den Laufer vor, der in ſeiner leichten weißen Jacke und ſeinem Federhute eine ſehr gute Figur ſpielte. Ehe der Wettſtreit angieng, nahm die Prinzeſſin einen Liquor, der ſie behender und ſtärker machte. Wie der Wind wollte ihr keinen Vortheil über ſich laſſen, und trank ebenfalls. Aber nicht an dieſes ſtarke Getränke gewohnt, fühlte er ſogleich die nachtheilige Wirkung davon. Es ſtieg ihm zu Kopfe, er taumelte, ſank an den Stamm eines großen Orangenbaums nieder und fiel in einen tiefen Schlaf.

Unterdeſſen gab man das Zeichen zum Anfange des Wettlaufs. Die Prinzeſſin erwartete, daß Wie der Wind aufwachen ſollte; aber umſonſt. Endlich lief ſie allein. Fortunat, welcher ſich an das Zelt geſtellt hatte, und von allem dem nichts wußte, was in den Schranken vorgefallen war, erſchrak nicht wenig, als er die Prinzeſſin ungefähr eine Minute vom Ziele allein kommen ſah. „Um Gottes willen, rief er, wir ſind verlohren. Ich ſehe nichts von Wie-der-Wind.“ — „Mein Herr, hub das Pferd an, laß doch Feinohr horchen, was Wie-der-Wind macht.“ Feinohr horchte und hörte ihn ſchnarchen. „Nun wahrlich, ſagte er, der nimmt ſich Zeit, er ſchnarcht wie ein Murmelthier.“ — „¿Was iſt nun anzufangen? rief Fortunat ängſtlich aus.“ — „Laß ihm den guten Jäger einen Pfeil in das rechte Ohrläppchen ſchießen, ſagte das Pferd, da wird er ſchon aufwachen.“ — Der gute Jäger, nahm ſeinen Bogen und traf ihn gerade ins Ohrläppchen. Wie-der-Wind ſprang auf, rieb ſich die Augen, und ſah die Prinzeſſin nah am Ziele. Man wird glauben, er ſey nun darüber wer weis wie ſehr erſchrocken; nichts weniger; er ſetzte ſich ſogleich in Bewegung; die Winde ſchienen ihn zu tragen; und in wenigen Minuten war er vor der Prinzeſſin voraus am Ziele.

Der König war durch das dreyfache Wunder, das der Geſandte ihm gezeigt hatte, in ſolches Erſtaunen geſetzt, daß er nicht mehr zweifelte, Fortunat ſtehe unter dem ganz beſondern Schutze des Himmels, und es ſey ihm nichts zu ſchwer, was er nicht ausführen könnte. Er glaubte alſo, die Erfüllung ſeines Verſprechens nicht länger aufſchieben zu können, rief den Ritter herbey, und ſagte zu ihm: „ihr habt Wort gehalten, es iſt billig, daß ich daſſelbe thue. Nehmt von den Schätzen eures Herrn ſo viel mit euch, als ihr oder einer von euren Leuten forttragen kann; ich bin feſt entſchloſſen, nicht mehr herzugeben, als ſo viel.“ Der Geſandte machte eine tiefe Verbeugung, dankte dem Kaiſer und bat ihn, die nöthigen Ordres deswegen zu ſtellen.

Matapa ſprach mit ſeinem Schatzmeiſter und reiſte voll Verdruß auf das Land. Kaum war er weg, ſo verlangte Fortunat und ſeine Leute in den Palaſt eingelaſſen zu werden; man ſchloß ihnen alles auf, erinnerte ihn aber noch einmal an die Bedingung, daß er nicht mehr mitnehmen dürfe, als ein einziger Menſch tragen könnte. Er ſtellte dem Haushofmeiſter den wackern Mat. im Buckel als ſeinen Träger vor; und mit ſeiner Hülfe wurde bald der ganze Palaſt von Meubeln, Statuen, Caroſſen, mit Einem Worte, von allem was darinne war, leer gemacht.

Die Miniſter des Kaiſers ſahen nicht gleichgültig zu, wie man den Palaſt ihres Herrn ausräumte, ſondern begaben ſich auf das Landhaus und meldeten ihm dieſes neue Wunder. Der Kaiſer gerieth außer ſich für Verwunderung und Zorn. Er ſchrie, daß er einen ſolchen Raub nimmermehr geſchehen laſſen würde, und ließ ſogleich einen Theil ſeiner Armee ausrücken, um dem Geſandten nachzuſetzen.

Fortunat war ſchon eine gute Strecke von der Reſidenz entfernt, als ihm Feinohr ſagte, er hörte das Galoppiren von Pferden, und der gute Jäger wurde ſie bald in weiter Entfernung gewahr. Sie befanden ſich eben an dem

Ufer eines Fluſſes, und da ſie keine Fahrzeuge hatten ſagte Fortunat zu Glu-Glu: jezt könnteſt du uns großen Vortheil ſchaffen, wenn du das Waſſer ein wenig abtränkeſt, damit wir durchſetzen könnten. — Glu-Glu that ſogleich ſeine Schuldigkeit. Die Feinde erſchienen nicht lange darauf ebenfalls an dem Ufer des Fluſſes und da ſie wußten, wo die Fiſcher ihre Kähne zu haben pflegten, ſchifften ſie ſich mit der größten Eilfertigkeit ein, und ruderten aus Leibeskräften. Jezt kam auch die Reihe an Sturm-Wind ſeinem Herrn einen Dienſt zu leiſten. Er fing an zu blaſen, und es entſtand ein ſolcher Orcan, daß die Fahrzeuge untergiengen, und von der ganzen Armee des Kayſers Matapa kein einziger übrig blieb, welcher Botſchaft hätte bringen können.

Fortunats ganze Dienerſchaft betrachtete den Ausgang dieſes Abentheuers als den Zeitpunkt, wo ſie mit Recht eine ihren Dienſten angemeßne Belohnung fordern könnten. Sie fiengen ſchon an ſich über die Theilung der Schätze zu ſtreiten, die ſie dem Kayſer entführt hatten. „Wenn ich nicht dem Preiß davon getragen hätte, ſagte Wie-der-Wind, ſo hättet ihr alle nichts.“ — „¿Und was wäre denn aus dir geworden? wenn ich dich nicht hätte ſchnarchen hören? ſagte Feinohr.“ — „¿Und wer hätte dich denn aufwecken ſollen, wenn ich nicht geweſen wäre?“ ſetzte der gute Jäger hinzu. — „Ich weiß nicht, wie ihr euch ſtreiten könnt, fiel Mark-im-Buckel ein, da ich doch den ganzen Plunder davon getragen habe?“ Ohne mich würdet ihr wenig zu theilen haben.“ — „Sagt vielmehr ohne mich: unterbrach ihn Glu-Glu, ich möchte wiſſen, was aus der ganzen Geſchichte geworden wäre, wenn ich den Fluß nicht ausgetrunken hätte.“ — „Oder vielmehr, wenn ich die Schiffe nicht umgeblaſen hätte; fiel Sturmwind ein.“ — „Ich habe euch ſtreiten laſſen, fing Schluck-Schluck jetzo an, denn ihr habt alle Unrecht; mir gebührt der Preiß; denn ich habe die Scene eröffnet, und es wäre aus der ganzen Ambaſſade wenig herausgekommen, wenn ich nur ein Krümchen übrig gelaſſen hätte.“

Fortunat fand für gut, dieſem Streite ein Ende zu machen, welcher leicht eine unangenehme Wendung nehmen konnte. Ihr habt euch alle brav gehalten, ſagte er mit einem Tone, in welchem ſich Ernſt und Güte miſchten; aber dem Könige allein ſteht das Recht zu, euch zu belohnen. Laßt uns alles ſeinem Willen anheim ſtellen, und ihm die Schätze, die er uns zu holen geſendet hat, unverlezt überliefern.“

Die Bedienten des Ritters kamen durch dieſe Vorſtellungen wieder zu ſich, warfen ſich ihm zu Füßen, und verſprachen ihm, in allen Stücken ſeinen Willen zu thun. Sie ſetzten ihre Reiſe weiter fort, und ſahen in kurzem die Stadt vor ihren Augen liegen. Mannichfaltige Empfindungen beſtürmten das Herz des zärtlichen Ritters. Die Freude ſeinem geliebten Könige einen ſo wichtigen Dienſt erzeigt zu haben; die Hoffnung ihn wiederzuſehn: die Erwartung einer günſtigen Aufnahme: alles dieſes wechſelte mit der Furcht und Bekümmerniß ab, die ihm die Leidenſchaft der Königin verurſachte. In dieſer Stimmung kam er an und wurde von dem erſtaunten Volke begrüßt, deſſen Freudengeſchrey bis zu dem Palaſte des Königs drang.

Der König und ſeine Schweſter konnten ſich noch nicht von der Wahrheit der Nachricht überreden, daß Fortunat glücklich zurückgekommen ſey; als er ſelbſt in das Zimmer trat, ſie von dem glücklichen Ausgange ſeines Unternehmens zu benachrichtigen, und ihnen zu ſagen, daß er die mitgebrachten Schätze in den Park habe ſchaffen laſſen, weil ſie an keinem andern Orte Raum hatten. — Die Freude des Königs, ſein Erſtaunen und ſeine Dankbarkeit, iſt leichter zu begreifen als zu ſchildern.

Die Gegenwart des Ritters riſſen die Wunden der Königin wieder auf; ſie fand ihn liebenswürdiger als je. Sie entdeckte Florinden daß ſie entſchloſſen ſey, ihn heimlich zu heyrathen. „Ihn zu heyrathen? rief Florinde. Iſt es möglich? hab' ich auch recht gehört?“ Ja, ja, antwortete die Königin, und du mußt mir beyſtehn, mein Projekt auszuführen. Bringe den Ritter dieſen Abend in mein Cabinet; da will ich ihm meine Geſinnungen und meine Abſichten entdecken.“ — Florinde bot alles auf, um die Königin von dieſem Vorhaben abzubringen; ſie ſtellte ihr den Zorn des Königs, die Gefahr des Ritters vor. Es war alles umſonſt. Die Königin blieb hartnäckig auf ihrem Sinne und befahl ihr zu gehorchen.

Florinde fand den Ritter auf einer Galerie des Palaſtes, wo er die goldenen Bildſäulen aufſtellen ließ, die er von Matapa mitgebracht hatte; ſie richtete den Befehl der Königin aus; er verſprach zu gehorchen. Den Abend ſtellte er ſich ein; höchſt nachläſſig gekleidet, aber nur deſto reizender und liebenswürdiger.

Die Königin hatte alles gethan, um ihre Reize durch die Pracht ihres Anzugs in das hellſte Licht zu ſetzen. Sie bemerkte mit Vergnügen, daß Fortunet darüber betroffen war. „Der Schein betrügt, redete ſie ihn an, und ich bin Ihnen wegen meines Verfahrens eine Rechtfertigung ſchuldig. Als ich den König beredete, Ihnen eine Geſandtſchaft an den Kaiſer Matapa aufzutragen, konnten Sie vielleicht glauben, daß ich Sie aufopfern wollte. Lernen Sie anders von meinem Herzen urtheilen. Ich ſahe den glücklichen Ausgang gar wohl vorher, und ſo ergriff ich dieſe Gelegenheit, Ihnen einen unſterblichen Ruhm zu verſchaffen.“ — „Ich finde mein Glück in der Erfüllung meiner Pflichten, antwortete der Ritter, und was auch Ihre Bewegungsgründe geweſen ſeyn mögen, ſo bin ich zufrieden, meinem Könige gehorcht zu haben.“ — „Ihre Gleichgültigkeit, lieber Ritter, antwortete die Königin, geht bis zur Beleidigung. Aber die Zeit iſt gekommen, Sie von der Aufrichtigkeit meiner Geſinnungen zu überzeugen; kommen Sie, empfangen Sie meine Hand zum Zeichen meiner ewigen Treue.“

Der arme Ritter war wie vom Blitze getroffen. Zehnmal war er im Begriffe der Königin ſein Geheimniß zu offenbahren; aber jedesmal ſchloß ihm Schaam und Furcht den Mund. Er antwortete auf alle ihre Beweiſe von Freundſchaft mit Trockenheit und Kälte; er ſtellte ihr den Zorn des Königs vor, wenn er erführe, daß einer ſeiner Unterthanen es gewagt hätte, ſich in ſeine Familie einzudrängen. — Nachdem die Königin es lange umſonſt verſucht hatte, ſeine Gründe zu widerlegen und ihn von ſeiner Furcht zu heilen, nahm ſie die Stimme und die Geberden einer Furie an; ſie überhäufte ihn mit Drohungen; ſie fiel über ihn her, ſie zerkratzte ihm das Geſicht; dann kehrte ſie ihre Wuth gegen ſich ſelbſt; zerriß ihre Haare und ihren Schleyer, zerſchlug ſich Geſicht und Bruſt, und rief die Wache, den Verräther in ein unterirdiſches Gefängniß in Ketten und Banden zu werfen.

Nun eilte ſie auch zu dem Könige, den unglücklichen Fortunat bey ihm anzuklagen. Sie erzählte ihm, daß er ſchon ſeit langer Zeit die Kühnheit gehabt hätte, ihr ſeine Liebe zu erklären; daß ſie in der Meynung ihn zu ſchonen und ſeine Leidenſchaft durch die Abweſenheit zu heilen, keine Gelegenheit verſäumt hätte, ihn zu entfernen; alles aber wäre umſonſt geweſen; er ſey in ihr Zimmer eingedrungen, und habe ſie behandelt, wie eine gemeine Bühlerin. Sie verlange, daß man ihm den Proceß mache.

Der König war über dieſen Vortrag nicht wenig erſtaunt. Er kannte die Heftigkeit ſeines

Schweſter; und er hatte Urſache ſie zu ſchonen. Fortunats Kühnheit, forderte eine exemplariſche Strafe. Der Vorfall war ſchon überall bekannt, und es muſte dem Könige ſelbſt daran gelegen ſeyn, die Ehre ſeiner Schweſter zu retten, und ſie zu rächen. Aber ach! an wem ſollte er dieſe Rache ausüben? an einem Ritter, der ſich für ihn den größten Gefahren ausgeſetzt, der ihm noch heute einen Beweiß ſeiner uneingeſchränkten Ergebenheit gegeben hatte; an einem Ritter den er liebte, für deſſen Leben er ſelbſt die Hälfte des ſeinigen gegeben hätte? Er ſtellte dieß auch der Königin vor; er ſuchte ſie zu erweichen; aber ſie war unerbittlich, und er war gezwungen, der Gerechtigkeit ihren Lauf zu laſſen.

Die Richter wurden vom Könige ernannt und von der Königin beſtochen. Sie verdammten den armen Fortunat ohne ſeine Vertheidigung anzuhören. Drey Dolchſtiche ins Herz ſollten ſeinem unglücklichen Leben ein Ende machen. Der Tag der Execution erſchien, und Fortunat, der noch gar nicht wußte, weswegen er angeklagt wär, wurde aus dem Gefängniſſe herausgeführt; und das erſte was ihm in die Augen fiel, war die Königin, die auf den Richtplatz gefahren war, um das Schlachtopfer ihrer Leidenſchaft, unter den Händen des

Henkers bluſen zu ſehn. Man band ihn an einen Pfahl, riß ihm die Kleider aus, und ſahe — zum Erſtaunen der ganzen zahlreichen Verſammlung — den bebenden Buſen eines Mädchens. Die Falſchheit der Anklage war mit einemmal offenbar; das Volk drängte ſich hinzu; ſchnitt die Stricke los, und befreyte den weiblichen Ritter unter einem lauten Freudengeſchrey. Die Königin hielt dieſen Anblick nicht aus. Wuth, Schaam und Rachſucht wirkten ſo gewaltſam auf ihr Herz, daß ſie todt darnieder ſank. Die Nachricht von Fortunats Rettung und dem Tode der Königin kam zu gleicher Zeit zu den Ohren des Königs.

Freude und Schmerz kämpften nicht lange in ſeinem Herzen; die erſte bekam bald die Oberhand. Er beſchloß Schönchen zu heyrathen, und durch ſeine Krone die Dienſte zu belohnen die ſie ihm erzeugt hatte. Sein Antrag krönte die Wünſche dieſes ſchönen und tugendhaften Mädchens, nicht weil ſie ſich durch einen Thron glücklicher glaubte, ſondern weil ſie den König liebte.

Als der Tag der Hochzeit feſtgeſetzt war, zog Schönchen wieder Weiberkleider an, und ſchien in dieſer Tracht noch tauſendmal reizender. Sie fragte das Pferd über ihr folgendes Schickſal und dieſes verkündigte ihr nichts als frohe Tage. Aber dieß war auch das letzte was ſie von ihrem getreuen Roſſe erfuhr. Denn kurz darauf war es fort, und niemand wußte zu ſagen wohin.

Da Schönchen dieſen Verluſt erfuhr, war ſie ſehr betrübt, und lief allenthalben umher und rief das Pferd. Sie gieng auch in den Garten und rief und bekümmerte ſich, als ſie plötzlich ein Meteor am Himmel erblickte, das ſich ihr langſam zu nähern ſchien. Wie groß war ihre Freude, als ſie ihr Pferd erkannte, das mit Perlen und Edelſteinen bedeckt vor einem Wagen her galopirte, den vier und zwanzig Schaafe zogen, deren Wolle zarter als Seide und weiſer als Schnee war. In dem Wagen ſaß die Fee und neben ihr Schönchens Vater und ihre beyden Schweſtern, die in die Hände klatſchten und ihr zuriefen, und ihre Freude auf tauſenderley weiſe an den Tag legten. Endlich kamen ſie auf die Erde herab. Das war eine Freude! eine Zärtlichkeit! Der gute Alte weinte, ſeine Töchter weinten, und Thränen netzten ſelbſt das Auge der wohlthätigen Fee. Sie giengen nun alle zuſammen in den Palaſt, wo die Zurüſtungen zu Schönchens Vermählung ſchon gemacht waren; und noch an dieſem Tage wurde das ſchönſte und zärtlichſte

Paar verbunden, das nun ununterbrochen des reinſten Glücks genoß.

* * *

Dandinardiere hatte dieß Mährchen mit großer Aufmerkſamkeit angehört, und als es zu Ende war, ſahe der Prior daß er in Thränen ſchwamm. „¿ Um Gottes willen warum weinen Sie denn?“ — „¿Wer ſollte ſich da der Thränen enthalten können, antwortete jener? Sie müſſen ein Felſenherz haben, um bey allen dem Unglück gelaſſen zu bleiben.“ — „Ich würde es mir gefallen laſſen, verſetzte der Prior, wenn Schönchen umgekommen wäre. Aber Sie hören ja, daß ſie glücklich wird, daß ſie einen König heyrathet. Sie ſollten billigermaſſen ihre Freude mit ihr theilen.“ — „Nun ſo laſſen Sie uns lachen, rief Dandinardiere und trocknete ſich die Augen; ich habe auch für meinen Theil alle mögliche Urſache mich zu freuen, da Sie die Großmuth haben, mir mit dieſem ſchönen Mährchen ein Geſchenk zu machen. Meine Dankbarkeit iſt ſo lebhaft, daß ich im Stande wäre, ihnen mein Leben aufzuopfern. „Sie ſind gar zu gütig, antwortete der Prior. Der einzige Dank, den ich dafür verlange, iſt, Sie mit dieſem Werke glänzen zu ſehn. Ich will ſogleich die Fräulein von Saint-Thomas be-

beſuchen und ihnen ſagen, daß Sie ihnen den Rang abgelaufen haben, und daß ſie ſich dieſen Nachmittag ſelbſt davon überzeugen können.“

Dandinardiere ſchloß den Prior zärtlich in ſeine Arme. „Ich bin überzeugt, ſagte er, daß dieſes Werk meinen Nahmen unſterblich machen wird, und das einzige was mir leid dabey thut, iſt der Kummer der Fräulein, wenn Sie ſehn werden, daß ich hundertmal ſinnreicher bin als ſie.“

Der Prior begab ſich auf das Zimmer der Fräulein von Saint Thomas, und brachte ihnen die Nachricht, daß Dandinardiere ein Meiſterſtück verfertigt habe, worauf er ſie dieſen Nachmittag einladen laſſe. — „In der That ſagte Adelheide, man ſieht es ihm an, daß er im Stande iſt, etwas gutes zu machen.“ Es iſt auffallend, ſetzte Virginie hinzu, daß ein Mann der einen guten Theil ſeines Lebens unter Morden und Blutvergießen zugebracht, und eine ſo ausgezeichnete Rolle in den wichtigſten Kriegen geſpielt hat, ſoviel Geſchmeidigkeit des Geiſtes und ſoviel weiches Gefühl hat erhalten können.“

Der Prior glaubte vor Lachen ſterben zu müſſen, da er die Fräulein in dieſem Tone von

Dandinardiere ſprechen hörte. Er fand keinen Beruf, ſie aus ihren Irrthume zu ziehn, ſondern begab ſich zum Vicomte und ſagte ihm, daß noch vor Ende des Tags eine heſtige Bataille zwiſchen den Fräulein von St. Thomas und dem Edelmanne geliefert werden würde. — „Iſt es möglich ſagte der Vicomte; Sie wiſſen ja, daß man ihm eine von den Fräulein beſtimmt hat; warum wollen Sie ſie mit einander entzweyen?“ Ich habe Unrecht, antwortete der Prior, ich weiß es wohl. Aber die Idee ſcheint mir ſo luſtig! Stellen Sie ſich nur vor, wenn ſie von beyden Seiten das Recht der Autorſchaft behaupten werden, ſich darüber zanken und Zeugen ſtellen. — „Nein, nein, verſetzte der Vicomte, das geht unmöglich an. Ihr Einfall iſt unvergleichlich; aber es würde eine Todfeindſchaft geben.“ — „Sagen Sie mir aber in aller Welt, erwiederte der Prior lachend, wie wir es nun verhindern wollen? Das Mährchen liegt unter ſeinem Kopfkiſſen, und ich glaube er lieſe ſich eher die Seele aus dem Leibe reiſen, als er den Heſt hergäbe.“

„So laſſen Sie es uns ſtehlen, ſagte der Vicomte.“ „Dann hängt er ſich auf, verſetzte der Prior. Er kann die Zeit nicht erwarten, ſeine Schöne von ſeinen Talenten zu überzeugen; und wenn die Geſellſchaft zuſammen käme, und er fände ſeine Beweiße nicht. Dann ſtehe ich nicht für ſein Leben. — Es fällt mir etwas ein, erwiederte der Vicomte. Ich habe zu Hauſe ein Mährchen, das mir eine von meinen Freundinnen zugeſchickt hat. Dieß will ich holen laſſen. Ich bin überzeugt, daß er das Mährchen von heute früh längſt vergeſſen hat; und wenn nur etwas von Feen darinne vorkömmt, ſo iſt es genug, um ihn zu betrügen." Nun, ich bin es zufrieden, verſetzte der Prior. Aber richten Sie Ihre Sachen gut ein, ſonſt wiſſen Sie Dandinardiere iſt ein gefährlicher Menſch."

Der Vicomte ſchickte nach dem Mährchen; die Fräulein von St. Thomas kleideten ſich an und nach Tiſche begab ſich die ganze Geſellſchaft, die Frau Baronin nicht ausgenommen, auf das Zimmer des Kranken. Dandinardiere war für Freuden auſſer ſich. Er wußte nicht was er that; und zehnmal war er im Begriffe aus dem Bette zu ſpringen, um ſeine Gäſte zu bewillkommen.

Kaum waren die erſten Höflichkeiten vorüber, und kaum hatte ſich die Geſellſchaft geſetzt, als man einen unſinnigen Lärmen auf dem Hofe hörte. Es war Johann, der mit der Bibliothek ſeines Herrn ankam, die er auf einen Karn und drey Eſel geladen hatte, und ſich mit dem Fuhrmann herumſchlug, dem er ſchuld gab, er hätte ein Geſangbuch geſtohlen. Der Fuhrmann wollte dieſen Schimpf nicht auf ſich ſitzen laſſen, fuhr ſeinem Ankläger in die Haare, und ſo rauften ſie ſich auf dem Hofe herum.

Die ganze Geſellſchaft fuhr ans Fenſter und auch Dandinardiere konnte ſich nicht enthalten in das Betttuch eingehüllt, von ſeinem Lager aufzuſpringen, um die Heldenthaten ſeines Johann mit anzuſehn. Dieſer kam bey ſeiner Schlägerey ſehr übel weg; für einen Schlag bekam er richtig ſechs, von den derben Fäuſten des Fuhrmanns, und er war ſchon auf einen ehrenvollen Rückzug bedacht als Madam de Saint-Thomas Leute hinabſchickte, die Kämpfer auseinander zu bringen. Aber bald wäre es wieder zu einer neuen Schlacht gekommen, als der Fuhrmann ſeinen Schimpf bezahlt verlangte. Johann zeigte ſeine blutige Naſe und die blauen Flecken an ſeinem Leibe. Aber es half nichts; er mußte ſich abfinden.

Endlich war der Friede wieder hergeſtellt, der Karn und die Eſel fortgeſchickt, und die Bücher lagen in bunter Ordnung auf dem Graſe. Unglücklicherweiſe fiel ein heftiger Platzregen,

gen, der ſie alle durchweichte, ehe man Zeit hatte ſie in Sicherheit zu bringen. Nichts war luſtiger, als Dandinardierens Klagen bey dieſer traurigen Scene. „Ach ihr erhabenen Scribenten des Alterthums, rief er aus, ihr Griechen und Römer; ihr Gefährten meiner einſamen Stunden! Ach! mein Homer, deſſen Tiefſinn mich ſo oft ergözte; mein Plato, du Sänger der Vorzeit! da liegt ihr von Regen ertränkt! Wärt ihr doch in dem Meer umgekommen, oder hätte die Flamme des Blitzes euch verzehrt, ſo würde mir euer Verluſt erträglicher ſeyn. Aber von einem elenden Regen! mitten auf einem Hofe! nein, ich werde mich nie zufrieden geben!“ — Virginie wurde von dieſen Klagen gerührt; ſie ſuchte den Kranken zu tröſten; ſie bat ihn, ſeinen Verluſt ſtandhaft zu ertragen, und ihr wenigſtens nicht mit ſeinen Klagen das Herz zu brechen. Sie verſprach ihm, daß man alles anwenden ſollte, ſeine Bücher zu trocknen. Mit Einem Worte ſie beſänftigte den armen Kranken, dem die Theilnahme der reizenden Virginie ſo wohl that, daß ſein Verluſt ihn zu freuen anfieng. — Der Prior erinnerte die Geſellſchaft an die Abſicht ihrer Zuſammenkunft; bat um geneigtes Gehör und fieng ſein Mährchen zu leſen an:

* * *

3.

Der Räuber und die Taube.

Es war einmal ein König und eine Königin, die einander ſo zärtlich liebten, daß ihre Eintracht allen Familien zum Muſter diente, und daß es eine große Seltenheit war, in ihrem Lande eine mißvergnügte Ehe anzutreffen. Dieß Land hieß das Königreich der Einöden.

Die Königin hatte mehrere Kinder gehabt, aber von allen war ihr nur eine Tochter übrig geblieben, deren Reiz und Liebenswürdigkeit ſie über den Verluſt ihrer andern Kinder tröſtete. Die königlichen Eltern, erzogen ſie als ihre einzige Hoffnung, aber leider war ihr Glück von kurzer Dauer. Der König ritt eines Tags auf die Jagd; ſein Pferd wurde bey einem Schuſſe ſcheu, nahm den Zügel zwiſchen die Zähne und gieng mit ſeinem Reiter durch. Am Rande eines Abgrundes wollte er es aufhalten; es bäumte ſich, warf den König ab, ſtürzte auf ihn, und tödtete ihn.

Die Königin gerieth über dieſe ſchreckliche Nachricht in Verzweiflung; ſie konnte ihren Schmerz nicht mäſigen, und alles was ſie im Stande war zu thun, beſtand darinne, daß ſie für ihre Tochter ſorgte, um wenigſtens ruhig zu ſterben. Sie hatte eine Freundin, die Fee Souveraine, welche in allen Reichen auſſerordentliche Achtung genoß und großen Einfluß beſaß. An dieſe ſchrieb ſie mit ſterbender Hand ſie bat ſie, noch einmal zu ihr kommen, um ihre letzten Wünſche zu hören; ſie hätte ihr Dinge von Wichtigkeit zu ſagen.

Die Fee ließ alles liegen und ſtehen und eilte zu ihrer ſterbenden Freundin, die gerade noch Kräfte genug hatte, ſie zu bitten, die Regentſchaft in ihrem Königreiche zu übernehmen und für ihre arme Conſtanze Sorge zu tragen. „Die Hoffnung daß Sie dieſen Wunſch erfüllen werden, ſetzte ſie hinzu, iſt mein einziger Troſt. Sie werden ſie glücklicher und vollkommner machen; Sie werden ihr einen Gemahl ſuchen, der ihre Liebe verdient. — „Ihre Wünſche ſind gerecht, antwortete die Fee; ich werde Conſtanzen nicht verlaſſen. Das arme Kind bedarf meinen Schutz. Sie wird ſehr unglücklich ſeyn.“ — Die arme Königin hörte dieſe traurigen Worte nicht mehr. Sie ſtreckte ihre Arme noch einmal nach ihrer Tochter aus; dann ſchloſſen ſich ihre Augen und ihre Seele wandelte hinunter in die Gefilde der Schatten.

Mit untrüglicher Zuverläſſigkeit las die Fee die Schickſale der Menſchen, in den Geſtirnen. Sie ſahe, daß die Prinzeſſin mit der Liebe eines Rieſen bedroht war, deſſen Staaten nicht weit von den ihrigen lagen. Sie beſchloß, ſie ſeinen Augen ſo viel möglich zu verbergen, und ſie in einem Winkel der Erde zu erziehn, der von den Ländern des Rieſen am weiteſten entfernt war.

Das erſte Geſchäfte der Fee war taugliche Miniſter zu erwählen, denen ſie die Verwaltung des Staats anvertrauen konnte, und weiſe Geſetze zu geben, nach denen die Verweſer des Reichs zu handeln hätten; und als ſie dieſer Pflicht Genüge geleiſtet hatte, gieng ſie um Mitternacht in Conſtanzens Zimmer, nahm ſie ſchlafend auf ihre Arme, und brachte ſie in ein reizendes, fruchtbares und glückliches Thal, welches von frohen Menſchen, von Schäfern und Schäferinnen bewohnt war. Hier wollte ſie die Prinzeſſin den Augen des Rieſen bis in ihr ſechzehntes Jahr verbergen — denn dann war die Gefahr vorbey — und deshalb kleidete ſie ſie als Schäferin und ſuchte den Glanz ihrer Reize unter einem einfachen Gewande, und einer tiefen Haube zu ſchwächen. Dieß gelang ihr nicht ſonderlich. Conſtanze war und blieb in jeder Tracht die ſchönſte ihres Geſchlechts, und aller Bemühungen der Feen ungeachtet ſprach man überall von Conſtanzen als einem Meiſterſtücke der Natur.

Sie hatte hier eine Zeitlang zugebracht, als die Fee für gut fand in das Königreich der Einöden zurückzukehren, um neue Einrichtungen zu treffen, und die Miniſter zur genauen Beobachtung ihrer Pflichten aufzumuntern. Sie reiſte ab, und befahl Conſtanzen, ſich bis zu ihrer Rückkehr ſorgfältig einzuſchließen.

Conſtanze hatte einen Widder den ſie auſſerordentlich liebte. Bald ſchmückte ſie ihn mit Blumenkränzen bald mit Bändern. Es war ihre einzige Freude und er ſchien ihrem Befehle mit Freude zu folgen. Er verließ ſie ſelten, er ſprang neben ihr her, und fras kein ander Futter, als das ſie ihm reichte, und trank kein anderes Waſſer, als das ihre Hand ihm both.

Indeß entſtand zwiſchen Conſtanzens Widder und einem Schaafe in der Nähe eine Liebſchaft, die ihn ſeiner Gebieterinn bisweilen untreu machte. Conſtanze warf ihm ſeine Treuloſigkeit vor: „ich habe dich ſo lieb, ſagte ſie, ich gäbe meine ganze Heerde für dich, und du läufſt von mir. Dann band ſie ihn mit Blumen-Kränzen, aber der Widder zerriß ſie und lief doch davon. Ach! ſagte Conſtanze; du biſt wie die Männer, von denen die Fee mir erzählt hat, daß ſie auch den ſchwächſten Schatten der Unterwürfigkeit fliehn. Geh, nur, geh und laufe deinem Schaafe nach; wenn der Wolf dich frißt, ſo kann ich dir nicht helfen.

Der Widder kehrte ſich wenig an dieſe Vorſtellungen; er blieb ſelten zu Hauſe. Als er eines Tags auch weggelaufen war, und Conſtanze allein zu Hauſe ſaß und ſpann, hörte ſie ihn laut und kläglich blöcken. Sie erſchrak, lief hinaus, und ſah einen häßlichen Wolf, der den armen Widder davontrug. In dem Augenblicke vergaß ſie den Befehl der Fee, und lief dem Räuber ihres geliebten Widders nach, warf ihn mit Steinen, rief um Hülfe; aber umſonſt; er ließ ſeine Beute nicht fahren. So war ſie ihm bis an den Wald nachgelaufen, als, o Himmel! ein Rieſe aus dem Gebüſche hervortrat. Conſtanze war beynahe des Todes für Schrecken. Sie bat den Himmel ihr zu helfen und die Erde, ſie zu verſchlingen. Aber der Himmel und die Erde waren bey ihren Bitten taub; ſie verdiente ihr Schickſal, denn ſie war dem Befehle der Fee ungehorſam geweſen.

Der Rieſe ſpreizte ſeine Arme aus, um ſie aufzuhalten; denn ſo ungeſtaltet er ſelbſt war, ſo blieb er doch bey ihren Reizen nicht ungerührt. — „Welchen Rang behaupteſt du unter den Göttinnen? hub er mit ſeiner Donnerſtimme an; denn deine Reize verkündigen mir, daß du keine gemeine Sterbliche biſt. Du kommſt mir gerade zur rechten Zeit in den Wurf; ich habe ſchon längſt gern eine Göttin zur Frau haben wollen.“ — Conſtanze war nicht im Stande zu antworten; ihre Zunge verſagte ihr den Dienſt, und die Worte ſtarben auf ihren Lippen.

Als der Rieſe ſahe, daß ſie auf ſeine galanten Fragen nicht antwortete, ſagte er lachend: „für eine Göttin haſt du verzweifelt wenig Verſtand: und mit dieſen Worten öffnete er einen groſſen Sack, den er auf dem Rücken hängend hatte, und ſteckte ſie, mir nichts, dir nichts, hinein.

Das erſte was Conſtanze in dem Sack erblickte war der Wolf und ihr geliebter Widder, die der Rieſe im Laufe gehaſcht hatte. Du wirſt mit mir ſterben, lieber Widder, ſagte ſie; dieß wird mir meinen Tod noch unerträglicher machen. Beſſer wär' es wohl, wir könnten zuſammen entfliehn.

Sie fieng an zu weinen und zu ſchluchzen; der Widder blöckte, der Wolf heulte; und dieſer Lärm, weckte einen Hund, eine Katze, einen Hahn und einen Papagey auf, die bis jezt im Sacke geſchlafen hatten. Sie vereinigten ihre Stimmen mit den Stimmen der übrigen. Nie hat man ein widerwärtigeres Getöſe gehört. Es beleidigte ſelbſt die dicken Ohren des Rieſen; er band den Sack zu, und warf ihn auf einen Baum, in der Abſicht, ihn bey Gelegenheit wieder zu holen.

Conſtanze hatte ſehr richtig ausgerechnet, daß er ſich mit wenigen Schritten ſehr weit entfernen mußte; denn ein gallopirendes Pferd kam ihm nicht gleich, wenn er auch nur Schritt für Schritt marſchirte. Sie zog alſo ihre Scheere heraus, ſchnitt den Sack auf und ließ zuerſt ihren Widder, den Hund, die Katze den Hahn und den Papagey heraus, den Wolf aber ließ ſie drinne. Sie ſelbſt verließ den Sack zuletzt. Es war ſchon tief in der Nacht. Mitten im Walde, in der dickſten Finſterniß, gieng ſie zitternd und zagend auf gut Glück, und in beſtändiger Angſt, dem fürchterlichen Rieſen noch einmal zu begegnen.

Die Thiere, welche ſie befreyt hatte, begleiteten ſie aus Dankbarkeit, und waren ihr bey ihrem Herumirren von großen Nutzen. Die funkelnden Augen der Katze, leuchteten ihr auf dem Wege; der Hund ſchlug vorſichtig an, wenn er in der Ferne ein Raubthier witterte; das Krähen des Hahns entfernte die Löwen, und das Plappern des Papageys die Räuber.

Beym Anbruche des Tages fand ſich Conſtanze an dem Ufer eines Bachs, welcher ſich durch eine reizende Wieſe ſchlang. Sie ſahe ſich um, und alle ihre Begleiter hatten ſie verlaſſen, den getreuen Widder ausgenommen. „Wo bin ich? ſagte ſie. Wer wird ſich hier meiner annehmen?“ — Dann blickte ſie auf den Widder und ſagte: du kömmſt mir theuer zu ſtehn. Wär ich dir nicht nachgelaufen, ſo wär' ich noch bey meiner lieben Fee, und würde mich nicht vor Rieſen zu fürchten haben. — Der Widder ſchien ſie zu verſtehen. Er hieng den Kopf und ſah traurig zur Erde, während ſeine Gebieterin von Müdigkeit überwältigt, im Schatten der Bäume, bey dem Murmeln des Bachs einſchlummerte.

Sie mochte eine ziemliche Zeit geſchlafen haben, als ſie erwachte und zu ihrem großen Erſtaunen einen jungen Menſchen hinter dem Geſträuche verborgen ſah. Er ſchien ſich zu verſtecken um ſie mit deſto größerer Bequemlichkeit betrachten zu können. Die Schönheit ſeines Wuchſes, ſeine Miene, ſein lebhaftes Aug, der Adel und Anſtand ſeiner Geberden, machte einen heftigen Eindruck auf Conſtanzens Herz. Sie ſtand auf, um ſich zu entfernen; aber ein geheimer Zauber hielt ſie zurück. Ihre Blicke fielen verſtohlen auf den Unbekannten, den ſie zu gleicher Zeit fürchtete und liebte.

Dieß Augenſpiel dauerte noch als der Wald von dem Schall der Hörner, und dem Bellen der Hunde wiedertönte. Conſtanze erſchrack und der Prinz, der alle ihre Bewegungen beobachtete, redete ſie an. „Fürchte nichts ſchöne Schäferin, ſagte er zu ihr, du biſt hier an einem ſichern Orte. Du biſt auſſer Gefahr, aber nicht ſo die, die dich ſehn.“ ... „Ach! mein Herr, antwortete Conſtanze, ich begebe mich in ihren Schutz. Ich bin eine arme Waiſe, und ich möchte gern eine Schäferin werden. Verſchaffen Sie mir eine Heerde, ich will ſie treulich warten.“ — „Glücklich ſind die Schaafe, antwortete der Prinz, die von deinen Händen gewartet werden! Wenn du willſt, ſo will ich es meiner Mutter der Königin ſagen, und ich mache mir ein Vergnügen daraus, dir zu dienen.“ —

Sie ſprachen noch eine Zeitlang mit einander, und der Prinz hatte Gelegenheit ihren guten Verſtand, ihren Wiz, die Feinheit ihrer Manieren, und die gute Art, mit der ſie ſeine Schmeicheleyen beantwortete, zu bewundern. Endlich erſchien ſein Gefolg auf der Spitze eines Hügels. „Ich verlaſſe dich, reizende Schäferin, ſagte er zu ihr; denn ich kann nicht zugeben, daß ſo viele Leute an dem Glück, dich zu ſehn, Theil nehmen ſollen. Am Ende dieſer Wieſe liegt ein kleines Haus, daß du ſicher bewohnen kannſt. Sage nur daß ich dich geſchickt habe, und man wird dich ſogleich aufnehmen.“ — Der Prinz Conſtanz, (ſo hieß er) entfernte ſich, und Conſtanze eilte nach dem Orte, den er ihr beſchrieben hatte.

Als der Prinz nach Hauſe kam, fand er ſeine Mutter ſehr erzurnt, auf eine alte Schäferin, die ſich in der Beſorgung ihrer Heerde ſehr nachläſſig bewieſen hatte, und deshalb abgedankt worden war. Der Prinz benutzte dieſe Gelegenheit. Er erzählte ſeiner Mutter, daß er unterwegs ein junges Mädchen angetroffen hätte, welche ſehr ängſtlich Dienſte ſuchte, und ihm in jeder Rückſicht die Perſon zu ſeyn ſchien, die ſie jetzo brauchen könnte. Die Königin, war mit ſeinem Vorſchlage zufrieden, und übertrug es ihm, ſie in ihrem Dienſte an-

anzuweiſen. Der Prinz war ſehr vergnügt; als er aber über die Urſache ſeiner Freude nachdachte, erröthete er. Er ließ Conſtanzen ihren Dienſt anweiſen, und beſchloß, ſie nicht wieder zu ſehn. Er ergab ſich der Jagd und dem Spiele; wenn er eine Heerde von weiten ſahe, wich er ihr aus. Schon dachte er ſeltner an Conſtanzen; ſchon glaubte er ſeine Leidenſchaft beſiegt zu haben, und er wünſchte ſich Glück zu dieſem Siege. Als er aber eines Tags, nach einer langen Jagd, an dem Ufer eines kühlen Bachs, in dem Schatten der Erlen, die ihre Aeſte traulich verſchlangen, luſtwandelte, hörte er auf einmal eine weibliche Stimme die mit unnachahmlichen Ausdruck folgende Worte ſang:

Du kleiner Bach, der ſeine Silberwellen
durch unſre Triſten murmelnd ſchlingt;
du blumenreiches Thal, ihr Hügel und ihr Quellen,
du ſtiller Wald, den Phöbus kaum durchdringt;
euch wählt ich mir zu Zeugen meiner Thränen,
euch klagt mein Herz die längſt verlohrne Ruh,
und rufet euch, mit ängſtlich bangen Sehnen
Conſtanzens theuern Nahmen zu.

Der ſchöne Geſang, und noch mehr der Nahme Conſtanz, den er ganz deutlich vernommen hatt, erregte ſeine Neugierde. Er beſtieg einen kleinen Hügel, der vor ihm lag; und ſah am Fuße deſſelben die reizende Conſtanze und neben ihr der geliebte Widder, dem ſie auf tauſenderley Art ſchmeichelte. „Ach! ſagte der Prinz ganz leiſe, wie glücklich wärſt du, wenn du den Werth dieſer Liebkoſungen kennteſt! ¿Iſt aber dieſe Schäferin nicht viel ſchöner als da ich ſie zum erſtenmal ſahe? O! Liebe, ich glaubte dich ſchon aus meinem Herzen verbannt. Ach! ich irrte mich. ¿Iſt es möglich ſie zu ſehn ohne ſie lieben? und kann man ſie lieben, ohne ihr ewig treu zu ſeyn?

Während er in dieſem Selbſtgeſpräche begriffen war, ſtand die Schäferin auf, ihre Heerde zuſammenzutreiben. Jetzt eilte der Prinz auf ſie zu; „liebenswürdige Schäferin, ſagte er zu ihr, darf ich dich fragen, ob dir der kleine Dienſt, den ich dir geleiſtet habe, angenehm geweſen iſt?“ — Conſtanze erröthete, als ſie den Prinzen ſahe. „Mein Herr, antwortete ſie mit ſichtbarer Verlegenheit, ich habe immer eine Gelegenheit erwartet, Ihnen zu danken; aber ſie hat ſich nicht eher als heute finden wollen. Ich bin gewiß nicht undankbar, und ich wünſche, daß der Himmel ihre Tage mit Glück überſchütten möge!“ — „Conſtanze antwortete er, wenn du wirklich dankbar biſt, ſo wird es dir leicht werden, deine guten Geſinnungen gegen mich zu zeigen.“ — „Sagen ſie mein Herr, was ich für Sie thun kann, verſetzte Conſtanze, mit zunehmender

Lebhaftigkeit.“ — „Du ſollſt mir ſagen, antwortete der Prinz, an wen die Worte gerichtet ſind, die du eben geſungen haſt? — „Conſtanze ſchien einen Augenblick verlegen, dann ſammelte ſie ſich und ſagte: „ich habe ſie nicht gemacht, alſo kann ich Ihnen hierüber auch keine Auskunft geben.“

Dem Prinzen war ihr Erröthen und ihre Verlegenheit nicht entgangen. „Warum, verbirgſt du mir deine Gedanken? ſagte er zu ihr. Deine Augen verrathen das Geheimniß deines Herzens: du liebſt.“ — Bey dieſen Worten faßte er ſie ſcharf in die Augen. „Ach! mein Herr, antwortete Conſtanze, die Angelegenheiten meines Herzens ſind ſo wenig werth, ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehn, und ich bin in der Geſellſchaft meiner Schafe ſo wenig gewohnt zu ſprechen, daß ich Sie bitte, nicht weiter in mich zu dringen.“.. Sie war kaum im Stande dieſe Worte vorzubringen, und entfernte ſich mit einer ſo großen Eilfertigkeit, daß der Prinz ſie nicht zurückhalten konnte.

Seine Eiferſucht war erregt und ſie gab ſeiner Liebe einen ſtärkern Schwung. Er konnte die reizende Schäferin nicht mehr vergeſſen, eine tiefe Traurigkeit bemächtigte ſich ſeiner Seele; ſeine gewöhnlichen Zerſtreuungen waren ihm verhaßt; er kannte kein Vergnügen, als an Conſtanzen zu denken.

Er beſchloß ihr Geheimniß zu erforſchen, es möchte koſten was es wolle. Eine unſchuldige Liſt ſollte ihm hierzu behülflich ſeyn. Er kannte einen ſchönen Knaben, von guter Geburt, und einnehmenden Sitten. Dieſen kleidete er als Schäfer, und ſchickte ihn mit einer kleinen Heerde in das Thal, wo Conſtanze weidete, um ihre Handlungen zu beobachten. Mirtill, ſo nannte er ſich, ward bald mit der Schäferin bekannt; ſie ſahen ihn alle gern, nur Conſtanze vermied ihn. Umſonſt gieng er ihr nach. Immer weidete ſie einſam in dem Schatten der Wälder, und ſang. Kein Schäfer wagte ſie zu lieben; ſie ehrten ſie alle; aber die Ehrfurcht paart ſich ſelten mit der zärtlichern Leidenſchaft.

Alle Abende brachte Mirtill dem Prinzen Nachricht von der Lage der Sache; aber immer war es daſſelbe und der Prinz erfuhr nichts. Er fieng an zu glauben, daß ſie einen Hirten ihres Vaterlands liebe. Aber warum ſollte ſie von ihrem Vaterlande und ihrem Geliebten fern in unbekannten Gegenden trauern? Tauſend Zweifel erhoben ſich in ſeiner Seele: wechſelſeitig bekämpften ſich Hoffnung und Furcht.

Doch gab er noch nicht alles verlohren. „Suche, ſprach er zu Mirtill, ihre Geſinnungen gegen mich zu erforſchen. Sage ihr Gutes und Böſes von mir, was du willſt, und höre was ſie von mir denkt.“

Mirtill fand bald eine Gelegenheit, Conſtanzen zu ſprechen. „¿ Was fehlt dir, ſchöne Schäferin, ſagte er zu ihr. Du ſcheinſt mir ſo traurig, und gleichwohl hätte niemand ſo viel Urſache vergnügt zu ſeyn als du.“ — „¿ Warum ſollte ich vergnügt ſeyn? antwortete ſie. Bin ich hier nicht fremd, in einem unbekannten Lande, und von meinen Verwandten getrennt? Ich habe nichts in der Welt, das mir Freude macht, als meine Heerde.“ — „Ich dächte doch noch etwas mehr, antwortete Mirtill. Wenn man ſoviel Verſtand, ſo viel Reize, ſo viel Liebenswürdigkeit beſitzt, wenn man ſo reizend ſingt, ſo hat man doch wohl Grund genug vergnügt zu ſeyn.“ — „Ach! antwortete Conſtanze, mit einem tiefen Seufzer; wenn ich auch all dieß beſäße, es würde mich doch nicht glücklich machen.“ — „¿ Wie ſo? fuhr jener fort. Glaubſt du vielleicht, daß man von dem Blute der Götter entſproſſen und auf einem Throne gebohren ſeyn müſſe, um glücklich zu ſeyn? Da irrſt du dich. Ich bin im Dienſte des Prinzen Conſtanz, der für einen der zärtlichſten Menſchen gilt. Aber weit gefehlt. Er iſt ſehr unglücklich.“ — „¿So? ſagte Conſtanze, was könnte denn ſeine Ruhe ſtören?“ — „Eine unglückliche Leidenſchaft, antwortete Mirtill.“ — „¿Er liebt? fiel die Prinzeſſin mit ſichtbarer Unruhe ein. Ach! wie beklage ich ihn.... Aber ein ſo liebenswürdiger Mann wird gewiß Gegenliebe finden.“... „Er wagt es nicht, ſich mit dieſer Hoffnung zu ſchmeicheln, ſchöne Schäferin, verſetzte Mirtill. Wenn du ihn hierüber beruhigen wollteſt, ſo würde er deinen Worten mehr Glauben beymeſſen als jeden andern.“— „Es ſchickt ſich nicht für mich, erwiederte ſie, mich in die Angelegenheiten der Großen zu miſchen. Adieu Mirtill, ſetzte ſie hinzu; wenn du mir einen Gefallen thun willſt, ſo ſage mir nichts wieder von den Liebſchaften deines Herrn.“

Conſtanze war wirklich in den Prinzen verliebt und alles was ſie that, um dieſe Leidenſchaft zu unterdrücken, war verlohrne Mühe. Die Nachricht von der Liebe des Prinzen war ihr alſo gar nicht gleichgültig; und der Antheil, den ſie daran nahm, hatte ſich allzudeutlich auf ihrem Geſichte ausgedrückt, um dem aufmerkſamen Mirtill zu entgehen. Noch keinen Abend war er ſo vergnügt nach Hauſe gekommen. Er eilte ſogleich zu dem

Prinzen, um ihm ſeine Beobachtungen mitzutheilen.

Der Prinz fand in Conſtanzens Betragen nicht ſoviel Urſachen zur Freude als ſein Vertrauter. Er glaubte, Kälte und Gleichgültigkeit wahrzunehmen, wo dieſer Spuren der Liebe ſahe. Doch ſuchte er ſie den andern Tag auf: Aber kaum hatte ſie ihn in der Entfernung erblickt, als ſie anfing zu entfliehn: denn dieß hielt ſie für das einzige Mittel ihrer Leidenſchaft auszuweichen. Nachdem ſie erfahren hatte, daß der Prinz liebte, glaubte ſie neue und kräftigere Verſuche machen zu müſſen, die Liebe aus ihrem Herzen zu verbannen.

Conſtanz glaubte nun den offenbaren Beweis ſeiner Vermuthungen in den Händen zu haben." „Das iſt ihre Liebe! Das iſt ihre Leidenſchaft! ſagte er bey ſich ſelbſt. Sie flieht mich, weil ſie mich haßt. Sie haßt mich, weil ſie einen andern liebt!"

Er entfernte ſich und Conſtanze kehrte um. Ohne es zu wollen, fand ſie ſich an der Stelle, die er verlaſſen hatte. „Hier ſtand er ſtill! Hier betrachtete er mich! Ohne Zweifel kam er hierher, um ungeſtört an ſeine Geliebte zu denken. — Ach! ich darf mich nicht beklagen;

fuhr ſie fort. „Was ſollte ihn an ein Mädchen ketten, die er ſo tief unter ſich glaubt?“ —

Kurz darauf ſuchte Mirtill eine neue Gelegenheit, ſie zu ſprechen, und machte ihr Vorwürfe, daß ſie den Prinzen geflohn hätte. Sie gab vor, ihn nicht bemerkt zu haben. „Aber, ſetzte ſie hinzu, da er mir die Ehre erzeigte auf mich zu achten, ſo werde ich auf ihn aufmerkſamer ſeyn.“ — Mirtill brachte ſeinem Herrn die Nachricht, und der Prinz fand ſich kurz darauf ein. Conſtänze flohe nicht, aber ſie war äuſſerſt beſtürzt; ſie wurde es noch mehr als er von ſeinen Geſinnungen gegen ſie ſprach. Sie fürchtete, daß er ſie täuſche, und einer armen Schäferin ſpotten wollte. Dieſes Gedanke gab ihr ihren ganzen Stolz wieder; ſie hörte ſeine Verſicherungen mit ſoviel Kälte an, daß er in ſeinem Verdachte beſtärkt wurde. Er gab es ihr zu verſtehn; und ſie antwortete, daß ſie eine unüberwindliche Gleichgültigkeit gegen das ganze männliche Geſchlecht in ihrem Herzen hege, und daß ſie ganz gewiß niemals lieben werde.

Der Prinz verließ ſie in tiefer Betrübniß, und ſein Kummer ſtieg ſo hoch, daß er in eine gefährliche Krankheit fiel. Die Aerzte, welche die Quelle ſeines Uebels nicht kannten, verzweifelten an ſeinem Aufkommen. Am Hofe und in der Stadt war alles in die tiefſte Trauer verſenkt. Mirtill verſäumte nicht, Conſtanzen davon zu benachrichtigen, die für Schrekken beynahe in Ohnmacht fiel. ¿ Weißt du denn gar kein Mittel gegen das Fieber und das Herzweh? ſagte Mirtill.“ — „O ja! antwortete ſie, ich kenne eines, das aus Kräutern und Blumen beſteht. Aber es kömmt dabey alles auf die Art an, wie man es auflegt.“ — „Wenn das iſt, verſetzte Mirtill, ſo komm in den Palaſt und heile meinen Herrn.“ — Conſtanze machte Schwierigkeiten; ſie fürchtete, es möchte nicht anſchlagen; und ſie ſcheute ſich vor den Blicken der Hofleute. Mirtill ſetzte ihr zu; er warf ihr ihre Grauſamkeit gegen ihren Wohlthäter vor; endlich gab ſie ſeinen Gründen nach, und verſprach zu kommen.

Mirtill brachte dem Prinzen ſogleich Nachricht von Conſtanzens Verſprechen, und von der Theilnahme, mit der ſie die Erzählung von ſeiner Krankheit angehört hatte. „Du ſuchſt mir zu ſchmeicheln, antwortete der Prinz, aber ich erkenne deinen guten Willen. Laß ſie kommen wenn es anders die Königin erlaubt. Eile, laufe; ich werde die Zeit nicht erwarten können, ſie zu ſehn.“

Die Königin nahm auf ſich die Schäferin holen zu laſſen. Die königlichen Weiden waren nahe bey der Stadt, und Conſtanze, von Ihrem Wunſche getrieben den Prinzen zu ſehn, betrat in kurzer Zeit das königliche Schloß. Die Königin ließ ihr ſagen, ſie verſprach ihr eine Belohnung, wenn ſie den Prinzen heilte; aber ſie möchte ſich wohl vorſehn, ſich keiner Kenntniſſe gerühmt zu haben, die ſie nicht beſäße, um das Uebel vielleicht noch ärger zu machen. In dem leztern Falle würde man ſie ohnfehlbar in einen ledernen Sack ſtecken und in das Meer werfen. — Conſtanze erblaßte bey dieſen Worten. Sie hatte in der That kein Mittel gegen ſeine Krankheit, und dieß Vorgeben ſollte ihr nur den Weg an ſein Krankenbett bahnen. Sie hob ihre Augen gen Himmel, und bat die Götter troſtloſer Liebe ihr ihren Schutz nicht zu verſagen. Und unter dem Geleite der Götter beſchloß ſie das Abentheuer zu vollbringen.

Sie bat um die Erlaubniß in den Garten zu gehn und die Kräuter zu pflücken, die ſie nöthig hätte. Sie nahm Myrthen, Klee, Tauſendſchönchen und Vergißmeinnicht, einige Taubenfedern und einige Tropfen Taubenblut. Dann betete ſie noch einmal zu den Göttern um Beyſtand, und ließ ſich zitternd in das

Zimmer des Prinzen führen. Er lag zu Bette; ſein Geſicht war blaß, ſeine Augen matt; aber kaum erblickte er ſeine reizende Conſtanze, als ſeine Farbe und ſeine Augen lebhafter wurden.

Sie trat näher. „Mein Prinz, ſagte ſie leiſe zu ihm, ſchon ſeit mehrern Tagen hab' ich Gelübde für die Rückkehr ihrer Geſundheit gethan. Mein heißer Wunſch, Sie wieder hergeſtellt zu ſehn, hat mich ſogar bewogen, einem Ihrer Hirten zu ſagen, daß ich ein Mittel gegen ihre Krankheit kenne, und daß ich mit Freuden ſeine Kräfte an Ihnen verſuchen wollte. Selbſt die Drohungen der Königin haben mich nicht abgeſchreckt. Urtheilen Sie ſelbſt, ob ich die Erhaltung Ihres Lebens wünſche, da ich das Meinige ſelbſt in Gefahr ſetze.“ — „Fürchte nichts, ſchöne Schäferin, antwortete der Prinz; ich fange an, mein Leben wieder zu achten, da du ſeine Erhaltung wünſcheſt. ¿Wie konnte ich froh und glücklich ſeyn, wie konnte ich wünſchen zu leben, da ich wußte daß dein Herz einem Andern als mir angehörte? Jene zärtlichen Worte, die ich dich einſt ſingen hörte, und deine Kälte haben mich in dieſen Zuſtand verſetzt. Aber du willſt, daß ich leben ſoll: es ſey; und der Reſt meiner Tage ſoll nur dir gewiedmet ſeyn.“

Conſtanze war kaum im Stande die Freude zu verbergen, die ihr dieſe Erklärung verurſachte. Sie bat den Prinzen um die Erlaubniß, ihm ihre Kräuter aufſchlagen, zu dürfen. Er hielt ihr den Arm hin, und ſie legte ſie auf. Kaum waren einige Augenblicke verſtrichen als er rief, er fühle eine Criſe, ſeine Krankheit habe ſich gebrochen, er habe wieder Hoffnung zum Leben. Man rief die Aerzte; ſie erſtaunten über die ſchnelle Wirkung ſo einfacher Mittel: als ſie aber die Schäferin ſahen, die ſie aufgelegt hatte, wunderten ſie ſich nicht mehr; denn die alten Herren fanden ſie ſelbſt ſo reizend, daß ſie ſagten: ein einziger von ihren Blicken ſey wirkſamer als ihr ganzer Arzneykram zuſammengenommen.

Die Schäferin blieb bey dem Kranken und fühlte ihm zuweilen den Puls, und jedesmal fand ſie den Prinzen beſſer. Ich hoffe, ſagte ſie, daß man den Sack nicht brauchen ſoll, den die Königin für mich hat machen laſſen. Ihre Geſundheit kehrt ſichtbarlich zurück. „Dieß danke ich dir, meine theuerſte Conſtanze, antwortete er, und ein kleiner Antheil an deinem Herzen wird die Ruhe meines ganzen Lebens befeſtigen.“

Der Prinz ſtand auf und begab ſich nach dem Zimmer der Königin. Als man ihr ſagte, der Prinz käme ſie zu beſuchen, wollte ſie es durchaus nicht glauben; aber ſiehe, er trat ſelbſt friſch und, geſund in das Zimmer. „Iſt es möglich? rief ſie ihm entgegen. Mein Sohn, mein geliebter Sohn, wem verdanke ich deine wundervolle Wiederherſtellung?“ — „Ihnen ſelbſt, antwortete der Prinz; Sie haben die Gnade gehabt, mir ein kluges und verſtändiges Mädchen zu ſchicken, die mich durch ihre Mittel geſund gemacht hat. Ich bitte Ihro Majeſtät, ſie auf eine den geleiſteten Dienſten angemeßne Art zu belohnen.“ — „Wir brauchen uns damit nicht zu übereilen, antwortete die Königin: ſie iſt eine arme Schäferin, die froh ſeyn muß, daß ich ihr meine Heerde anvertraue.“

In dieſem Augenblicke kam der König, dem man die Nachricht von der Wiederherſtellung des Prinzen gebracht hatte. Der erſte Gegenſtand, der ihm in die Augen fiel, als er in das Vorgemach trat, war Conſtanze, die hier den Ausgang ihres Abentheuers erwartete. Ihre Schönheit blendete ihn ſo, daß er einige Augenblicke brauchte, um die Umſtehenden fragen zu können, wer ſie ſey. Als er erfuhr, daß ſie das Wunder der Wiederherſtellung ſeines

Sohnes bewirkt hatte, gieng er auf ſie zu, umarmte ſie und befahl ihr zu folgen.

Die Königin ſahe ſie jezt zum erſtenmale. Ihr Erſtaunen war unbeſchreiblich. Sie ſtieß einen lauten Schrey aus und fiel ohnmächtig auf ihren Sopha zurück. Niemand wußte, wie er dieſe Erſcheinung erklären ſollte. Der König fragte ſie, als ſie wieder zu ſich kam, nach der Urſache ihres Schreckens; ſie gab vor krank zu ſeyn, und redete die Schäferin mit ſichtbarer Güte an. Sie befahl ihr, auf dem Schloſſe zu bleiben, und für ihre Blumen Sorge zu tragen. Conſtanze verneigte ſich, und freute ſich im Herzen, nun öfterer Gelegenheit zu haben, ihren geliebten Prinzen zu ſehn.

Als ſie ſich entfernt hatte, nahm der König ſeine Gemahlin mit ſich in ſein Kabinet und fragte ſie noch einmal um die Urſache ihres Erſtaunens bey dem Anblicke der Schäferin. „Ach denken ſie nur, antwortete ſie, ich träumte vor einiger Zeit, mein Sohn heyrathete eine Schäferin; und da ich nun Conſtanzen in die Augen bekomme, erkenne ich Zug für Zug die Schäferin, von der ich geträumt hatte. Geben ſie Achtung ob uns dieſe Bäuerin nicht noch vielen Kummer machen wird.“ — „Aber wie können Sie ſo viel auf einen Traum bauen?

verſetzte der König. Träume ſind Schäume, ſagt das Sprüchwort. Denken Sie nicht mehr daran. Schicken Sie die Schäferin zu ihrer Heerde zurück, und machen Sie ſich keinen vergeblichen Kummer.“ — „Die Königin war mit dieſem Rathe gar nicht zufrieden. Weit entfernt, ihm zu folgen, beſchloß ſie vielmehr, das Betragen ihres Sohns gegen Conſtanzen auf das ſorgfältigſte zu beobachten.

Der Peinz nuzte jeden Augenblick, ſie zu ſehen. Sie brachte die meiſte Zeit im Garten zu, die Blumen zu beſorgen, die unter ihren Händen weit ſchöner wurden als vorher. Ihr geliebter Widder leiſtete ihr Geſellſchaft und war der Vertraute ihrer Liebe. Dem Prinzen geſtand ihr Mund nichts, aber ihre Augen alles. Er verſtand dieſe Sprache; ſie entzückte ihn und er ſprach unaufhörlich mit ihr von ſeiner Leidenſchaft, in den zärtlichſten Ausdrücken.

Die Königin konnte nicht ruhig mehr ſchlafen; ihr Traum war ihr immer gegenwärtig, und Conſtanzens Schönheit vermehrte ihre Furcht. Sie ſtand vor Tages Anbruche auf, ſie verſteckte ſich in dem Garten; aber was ſie hörte und ſahe war doch nur wenig, denn die beyden Verliebten waren immer auf ihrer Hut. Indeſſen war es nicht ſchwer zu bemerken, daß der Prinz eine große Zuneigung gegen die ſchöne Gärtnerin hegte: und daß die ſchöne Gärtnerin gegen den Prinzen nicht gleichgültig ſey, ſchien den Hofleuten eine ausgemachte Sache.

In der That wuchs ihre Liebe mit jedem Tage. Conſtanze von der Aufrichtigkeit des Prinzen überzeugt, konnte es nicht mehr über ſich erhalten, ihm ein Geheimniß aus ihrer Geburt zu machen. Man kann ſich leicht vorſtellen, welchen Eindruck dieß Geſtändniß auf ſein Herz machte, und daß, wenn er die Schäferin geliebt hatte, die Prinzeſſin nun anbetete. Er ſchwur ihr ewige Treue; ſie erwiederte dieſen Schwur; und ſie verſprachen ſich zu heyrathen, ſo bald die Umſtände ihnen günſtig wären.

Die Königin entdeckte beynahe zu gleicher Zeit, daß Conſtanze alle Morgen ihren Widder zu dem Prinzen ſchickte; daß ſie ihm zwey Körbchen mit Blumen anhinge und daß Mirtill ihn führte. Sie beſchloß dieſe Nachricht zu benutzen. Sie erwartete den armen Widder, zog ihn in ihr Zimmer, nahm ihm die Blumen ab, und ſuchte ſo lange, bis ſie in einer Ranunkelknoſpe ein Stückchen Papier fand, welches Conſtanze ſehr geſchickt hineingeſteckt hatte. Es enthielt zärtliche Vorwürfe über die Jagdluſt

luſt des Prinzen, und über die Gefahren, denen er ſich ausſezte.

Mirtill hatte ſeinem Herrn ſogleich Nachricht von dieſen Vorfalle gebracht. Dieſer eilte in das Gemach ſeiner Mutter, aber ſie war ſchon bey dem Könige. „Hier ſehen Sie die edeln Neigungen Ihres Sohnes, ſagte ſie. Wie ich Ihnen geſagt habe, er iſt in die Schäferin verliebt, und mein Traum trift ein. ¿Was ſoll nun aus unſerm Projekte werden? Wird er meine Nichte heyrathen wollen, wenn er in ein Bauernmädchen vernarrt iſt?“ — „Sie ſind gar zu ſtrenge, antwortete der König. Sie müſſen ſeiner Jugend etwas nachſehen.“ — „Und Sie möchten ihm lieber in Allem nachſehn, fiel die Königin ein. Erlauben Sie wenigſtens, daß ich ihn eine Zeit lang von hier entferne. Die Abweſenheit iſt für ihn die beſte Arzney.“ Der König liebte den Frieden und willigte in das Verlangen ſeiner Gemahlin ein, die ſogleich wieder in ihr Gemach zurückkehrte.

Hier fand ſie den Prinzen, der ſie mit der gröſten Ungedult erwartete. Mein Sohn, redete ſie ihn an, ehe er ſelbſt den Mund öffnen konnte, der König hat mir ſo eben Briefe von ſeinem Bruder gezeigt, in denen er verlangt, daß du zu ihm kommen, und die Bekanntſchaft der Prinzeſſin machen möchteſt, die dir, wie du weißt, von Kindheit an zur Gemahlin beſtimmt iſt. Es iſt billig, daß du ſie kennen lernſt, um von ihren Verdienſten zu urtheilen, und daß du ihre Liebe gewinnſt, ehe du dich auf immer mit ihr verbindeſt. — Liebe Mutter, antwortete der Prinz, ich muß geſtehn, daß mich dieſe Forderung meines Onkels befremdet. Es iſt ſonſt nicht gewöhnlich, daß ſich die Groſſen in dieſer Abſicht beſuchen, oder bey einer Heyrath ihre Herzen zu Rathe ziehn, und ich verlange keine Ausnahme von der Regel zu machen.“ — „Ha! ich verſtehe dich, ungerathner Sohn, fuhr die Königin auf, du biſt in eine elende Schäferin verliebt, die du zu verlaſſen fürchteſt; aber du ſollſt ſie [illegible]laſſen, oder ſie ſoll vor deinen Augen ſterb[illegible] Wenn du dagegen ohne Verzug abreiſeſt, und dieſe unwürdige Liebe zu vergeſſen ſuchſt, ſo will ich Conſtanzen bey mir behalten, und ſie mit Wohlthaten überhäufen.“

Der arme Prinz war wie vom Blitze getroffen. Er ſchwankte welche Partie er ergreifen ſollte. Auf beyden Seiten drohte ihm Kummer und Elend. Er kannte die Heftigkeit ſeiner Mutter; er mußte alles für Conſtanzen fürchten, wenn er ſich ihrem Willen widerſetzte; gleichwohl ſchien ihm die Trennung von ſeiner

Ge

Geliebten ärger als der Tod. Endlich beſchloß er dem Befehle der Königin zu folgen und verſprach zu reiſen.

Traurig und mit beklemmten Herzen kehrte er auf ſein Zimmer zurück. Er erzählte ſeinem getreuen Mirtill den ganzen Vorgang, und ſuchte Conſtanzen auf, um ſeinen Kummer mit ihr zu theilen. Er fand ſie in einer Grotte, auf einer Raſenbank, an dem Rande eines Bachs der ſich von der Höhe eines Felſens herabſtürzte. Sie hatte die Flechten ihrer Haare aufgelöſt, und ihre ſilberblonden Locken floſſen über ihren Buſen herab. Das Murmeln des Bachs hatte ſie in einen ſanften Schlaf gewiegt, der die Schönheit ihrer Farbe erhöhte. Noch nie war ſie dem verliebten Prinzen ſo unausſprechlich liebenswürdig vorgekommen.

Er betrachtete ſie lange Zeit mit einer Zärtlichkeit, und einem Vergnügen, deſſen nur ſchöne Seelen fähig ſind, wenn ſich die Liebe ihres ganzen Weſens bemächtigt hat. Er ſank vor ihr auf die Knie, er ergriff ſie bey der Hand. Conſtanze erwachte, und eine ſanfte Schamröthe flog über ihre Wangen.

Sie bemerkte bald, daß ein geheimer Kummer die Zufriedenheit ihres Geliebten trübte, ſie verlangte ihn zu wiſſen. „Ach! wer ſollte nicht bekümmert ſeyn, ſagte der Prinz und heiſſe Thränen floſſen über ſeine Wangen, wer ſollte ſich nicht grämen, wenn er dich verlaſſen muß. Man will uns trennen. Ich muß reiſen, wenn ich dich nicht der Grauſamkeit meiner Mutter ausſetzen will. Sie weiß daß ich dich liebe; ſie hat das Billet geſehn, das du mir geſchrieben haſt, und ſie ſchickt mich ohne Barmherzigkeit zu meinem Onkel.“

Conſtanzens Betrübniß über dieſe Nachricht war unausſprechlich. Sie hielt es für unmöglich von ihrem Geliebten getrennt zu leben; und der Tod ſchien ihr minder ſchrecklich als die Trennung. Endlich ſchwuren ſie ſich ewige Treue; der Prinz verſprach ſobald als möglich wieder zu kommen, und ſeine Abweſenheit bloß dazu zu nutzen, ſich das Mißfallen der ihm beſtimmten Braut und ihrer Eltern zuzuziehn. Die Unterhaltung der beyden Verliebten hatte bis in die Nacht hineingedauert; die Königin verlangte ihren Sohn zu ſprechen. Mirtill ſuchte ihn auf, und fand ihn noch zu den Füßen ſeiner Schöne. Sie mußten ſich endlich trennen. Kaum konnten ſie ſich das letzte Lebwohl ſagen. Thränen erſtickten ihre Worte.

Die Königin kündigte ihrem Sohne an, daß alles zur Abreiſe fertig wäre, und daß er den folgenden Morgen abgehn ſollte. Der Prinz antwortete wenig oder nichts. Er brachte die ganze Nacht mit Mirtill zu, den er am Hofe zurückließ, um ihm von allem, was Conſtanzen beträfe, Nachricht zu geben; und als der Morgen anbrach nahm er von ſeinen Eltern Abſchied.

Die größte Sorge der Königin war nun, die Briefe aufzufangen, die man ihrem Sohne ſchreiben würde. Es gelang ihr. Sie erfuhr, daß Mirtill der Vertraute ſeiner Liebe war, und nun ließ ſie dieſen, unter einem nichtigen Vorwande, gefangen nehmen und auf ein entferntes Schloß bringen, wo er in ſtrenger Verwahrung gehalten wurde. Der Prinz gerieth über dieſe Nachricht in heftigen Zorn. Er ſchrieb an den König und die Königin, um die Freyheit ſeines Favoriten zu bewirken. Aber ſeine Vorſtellungen und Bitten waren ohne Erfolg.

Dieß war indeß nur der Anfang der Leiden, die man dem Prinzen zubereitete. Man hatte ihm ſeinen Vertrauten entriſſen, um ihn deſto leichter um ſeine Geliebte zu bringen. Als Conſtanze eines Tags beym Anbruch der Morgenröthe in den Garten gieng, ſahe ſie ſich auf ein einmal von Kröten, Scorpionen, Ottern und Schlangen umgeben, die ihr entgegenziſchten, in die Höhe ſprangen, um ſich auf ſie zu werfen, aber immer wieder auf den nemlichen Plaz zurückfielen.

Conſtanze bemerkte dieß Wunder mit Erſtaunen und ſchrieb es der Wirkung eines gefeyten Ringes zu, den ſie von ihrem Prinzen erhalten hatte. Aber wohin ſie ſich wendete, war ſie von giftigen Thieren umringt. Die Alleen waren davon angefüllt, Sie lagen unter den Blumen, in den Gebüſchen und auf den Bäumen. Conſtanze konnte gar nicht begreifen, was dieſe Ungeheuer in ſo großer Anzahl hervorgebracht habe, bis ſie die Königin am Fenſter erblickte, die ein ſchallendes Gelächter aufſchlug. Aber ſo wie Conſtanze vorwärts gieng, entfernten ſich die Schlangen von ihr, und ſie entgieng der Gefahr, zum großen Erſtaunen der Königin, die dieſe Thiere ſchon längſt hatte ſammeln laſſen, um durch ſie die Geliebte ihres Sohnes aus dem Wege zu räumen, und dann ihren Tod einer natürlichen Urſache zuzuſchreiben. Da ihr dieß Projekt fehl ſchlug, nahm ſie ihre Zuflucht zu einem andern.

An dem äuſſerſten Ende des Waldes lebte eine Fee, deren Wohnung von Elephanten umringt war, die alles was ihnen in den Weg kam, Menſchen und Pferde, mit Haut und Haar verzehrten. Die Königin war mit ihr übereingekommen, daß wenn ſie jemanden zu ihr ſchickte, und dieſer, durch einen unerwarteten Zufall bis in ihren Palaſt, kommen ſollte ſie ihm etwas mit auf dem Weg geben möchte, das ihm den Tod brächte.

Sie rufte Conſtanzen zu ſich, und befahl ihr, zu der Fee zu gehn. Conſtanze wußte, wie gefährlich es war, den bezauberten Wald zu betreten; aber ſie hatte von einer alten Schäferin gehört, daß ſie bey der Fee geweſen wäre. Ein Schaaf hätte ſie gegen die Grauſamkeit der Elephanten geſchützt; und da ihr die Fee einen brennenden Gürtel gegeben hätte, um ihn der Königin zu bringen, hätte ſie dieſen um einige Bäume geſchlungen, die davon verbrannt wären. Da ihr hierauf die Königin befohlen hätte, ihn umzubinden, hätte er ihr nicht den mindeſten Schaden gethan.

Conſtanze erinnerte ſich jezt dieſer Erzählung und beſchloß ſie zu nutzen. Sie machte ſich mit ihrem Widder auf den Weg und rief die Götter um Beyſtand an. Die Königin war für Freuden auſſer ſich, als ſie ſie fortgehn ſahe. Sie glaubte nunmehr ganz gewiß, ſich ihrer entledigt zu haben.

Indeß trat Conſtanze kaum in den Wald, als ſie ſich von einer Menge Elephanten umgeben ſahe, die den Widder mit ſichtbaren Vergnügen betrachteten, ihn mit ihren Rüſſeln befühlten und ihm zu ſchmeicheln ſchienen. Conſtanzen klopfte das Herz und um ganz ſicher zu ſeyn, nahm ſie den Widder unter den Arm.

So kam ſie an den Palaſt der Fee, die nicht wenig verwundert war, ein menſchliches Weſen bey ſich zu ſehen. Indeß ſuchte ſie ihr Erſtaunen ſo gut als möglich zu verbergen. „¿Was bringſt du ſchönes Kind? ſagte ſie zu ihr. Die Königin ſchickt mich zu Ihnen, antwortete Conſtanze, und läßt Sie um den Gürtel der Freundſchaft bitten." — „Ihre Bitte ſoll ihr gewährt ſeyn, antwortete die Fee. ¿Er iſt wahrſcheinlich für dich beſtimmt?" — „Ich weiß es nicht, ſagte Conſtanze." — „Ganz gewiß, erwiederte jene, und nahm einen blauen reichgeſtickten Gürtel aus einem Käſtchen. Nimm hin, ſagte ſie, und lege ihn an, ſobald du in dem Walde biſt."

Conſtanze dankte ihr und kehrte auf eben die Art zurück, wie ſie gekommen war. Die Elephanten waren ſo zahm wie die Lämmer, und verſtatteten ihr einen freyen Paß. Jezt ſchlang ſie den Gürtel der Freundſchaft um einen Baum, den er ſogleich in Aſche verwandelte, dann wieder um einen, und noch um einen, und ſo fort, bis er nicht mehr brannte.

Müde und matt kam ſie in den Palaſt der Königin, die nichts weniger gehofft hatte, als ſie wieder zu ſehn. „Du biſt nicht bey der Fee geweſen, ſagte ſie zu ihr.“ — „Verzeihen Ihre Majeſtät, antwortete die ſchöne Conſtanze, ich bringe Ihnen hier zum Beweiſe den Gürtel der Freundſchaft mit.“ — „¿Haſt du ihn nicht angelegt?“ fragte jene. — „Er iſt zu ſchön für eine arme Schäferin, wie ich, antwortete ſie.“ — „Nein, nein, verſetzte die Königin, ich ſchenke ihn dir, und befehle dir ihn umzuthun. Aber ſage mir doch, ¿iſt dir unterwegens niemand begegnet?“ — „Niemand, antwortete Conſtanze, als eine Schaar von Elephanten, die ſo zahm und ſo geſchickt ſind, daß man ſich gar nicht vor ihnen fürchtet.“ — Die Königin wußte nicht, was ſie aus dieſer Erzählung machen ſollte, aber ſie hoffte, daß wenn Conſtanze den Elephanten entgangen wäre, re, ſie die Kraft des Gürtels doch gewiß empfinden würde.

Mit Tages Anbruche gieng Conſtanze in den Garten, und hatte den blauen Gürtel umgelegt. Die Königin kam ans Fenſter und ſahe ſie Blumen pflücken, ſo unbekümmert, als wenn ihr nichts wiederfahren wäre. Man wird ſich ihren Verdruß nicht leicht vorſtellen können, wenn man nicht eben ſo boshaft iſt als ſie. „Welche geheime Macht ſchützt dieſe nichtswürdige Schäferin? dachte ſie bey ſich ſelbſt. Durch ein geheimes Mittel ruft ſie meinen Sohn ins Leben zurück; aus Dankbarkeit vernarrt er ſich in ſie, und ſie weiß ihn zu feſſeln; die Vipern kriechen zu ihren Füßen und ſtechen ſie nicht; die Elephanten werden bey ihrem Anblicke zu Lämmern; der brennende Gürtel verliehrt an ihren Hüften ſeine Kraft. Ich muß meine Zuflucht zu einem zuverläſſigen Mittel nehmen.“

Sie ſchickte hierauf den Hauptmann von der Garde, auf deſſen Treue ſie rechnete an den Hafen, um ſich zu erkundigen, ob kein Schiff vor Anker läge, das nach einer entfernten Gegend zu ſeegeln beſtimmt wäre. Er fand eins, das mit Anbruche der Nacht die Anker lichten ſollte; und die Königin auſſer ſich für Freuden, ließ ſogleich dem Patron ſagen, ob er eine ſchöne Sklavin kaufen wollte. Er kam in den Palaſt, ſahe Conſtanzen, fand ſie bezaubernd und ſchloß den Handel.

Gegen Abend, als Conſtanze in ihrem Kämmerchen ſaß, und an ihren geliebten Prinzen dachte, wurde plötzlich ihre Thür aufgeriſſen. Die Königin trat herein, von zwey Stummen und dem Hauptmann der Garde begleitet. Die Stummen verſtopften ihr den Mund mit einem Tuche, banden ihr die Hände und ſchleppten ſie fort. Der Widder wollte ſeiner Gebieterin folgen, aber die Königin hielt ihn zurück, weil ſie fürchtete, ſein Blöcken möchte ihr ihren ſchwarzen Plan verrathen, den ſie ganz insgeheim auszuführen wünſchte. So wurde Conſtanze von der ganzen Welt verlaſſen, an den Hafen geſchleppt, und dem Capitän übergeben, der nur auf ſie wartete um die Anker zu lichten.

Hier wollen wir ſie der Aufſicht der Fee Souveraine überlaſſen, die ihr allenthalben in einer dunkeln Wolke folgte, um Zeugin ihrer Schickſale zu ſeyn, die ſie zu ändern nicht vermochte, und zu dem Prinzen Conſtanz zurückkehren, der indeß an dem Hofe ſeines Onkels alles that, was in ſeinen Kräften ſtand, um die projektirte Heyrath rückgängig zu machen.

Er

Er war beynahe ſchon ſo glücklich, ſich mit der ganzen Familie zu überwerfen, als er einen Brief von ſeiner Mutter erhielt, die ihm meldete, Conſtanze läge in den letzten Zügen. Dieſe Nachricht übermannte ihn. Ohne einen Augenblick zu verweilen und ohne von jemand Abſchied zu nehmen, reiſte er ab, um ſeine Geliebte wenigſtens noch einmal vor ihrem Ende zu ſehn.

Aber ſo ſchnell er auch reiſte, ſo kam er doch zu ſpät. Die Königin, die ſeine Rückkehr zum voraus ſahe, ließ ausbreiten, Conſtanze liege ſehr krank darnieder, und würde wahrſcheinlich ſterben; bald darauf hieß es, ſie ſey wirklich todt, und man feyerte in der That das Leichenbegängniß — einer wächſernen Puppe. Mirtill wurde frey gelaſſen, um bey dem Begräbniß gegenwärtig zu ſeyn. Mit Einem Wort, man that alles, um den Prinzen von der Wahrheit dieſes Vorgebens zu überzeugen; die ganze Stadt beklagte den Verluſt des ſchönen Mädchens und die Königin ſelbſt ſtellte ſich über ihren Tod betrübt.

Der Prinz kam kurz darauf an, und er konnte ſich nicht enthalten, den erſten, den er begegnete, nach Conſtanzen zu fragen. Dieſer Menſch kannte ihn nicht und ſagte, ſie ſey tod.

Bey dieſer Nachricht war der Prinz nicht mehr Herr ſeines Schmerzes. Er ſank ohnmächtig vom Pferde herab. Man verſammelte ſich um ihn, man erkannte den Prinzen, und trug ihn ohne Leben in den königlichen Palaſt.

Der König fühlte den Schmerz ſeines Sohnes tief in ſeinem Herzen; aber die Königin war darauf vorbereitet und hoffte, daß die Zeit und ihre zärtliche Sorgfalt die Wunde des Prinzen heilen würde. Aber dieſe Wunde war leider zu tief. Sein Schmerz vermehrte ſich mit jedem Tage; er ſchloß ſich in ſein Zimmer ein und ließ niemanden zu ſich. So brachte er mehrere Tage zu. Dann kam er zu der Königin, mit Thränen in den Augen, mit zerſtreuten Haaren und naſſen Geſicht. Er warf ihr Conſtanzens Tod vor. Sie ſind ihre Mörderin, ſagte er zu ihr. Aber die Strafe wird nicht ausbleiben. Sie werden mich ſterben ſehn, und ich werde in Einem Grabe mit meiner Conſtanze ruhn.

Da ihm die Königin dieſe Idee nicht ausreden konnte, hielt ſie es für das Beſte, ſeinem Schmerze nachzugeben, und führte ihn in einen Cypreſſen-Hayn, wo ſie Conſtanzen hatte begraben laſſen. Als er an ihren Hügel kam, warf er ſich auf die Erde, und umfaßte das

Grab. Die Königin ſelbſt konnte ſich der Thränen nicht enthalten, und verdammte ihre eigene Grauſamkeit, die ihren Sohn in dieſen Zuſtand verſetzt hatte. Der Schmerz des unglücklichen Prinzen verwandelte ſich bald in Verzweifelung. Er zog ſeinen Degen, und war in Begriffe ſich zu durchbohren, als ihm die Königin und Mirtill in die Arme fielen. — Nein, rief er aus, nichts ſoll mich abhalten zu ſterben und meiner geliebten Prinzeſſin zu folgen. — Bey dieſen Worten ſah' ihn die Königin verwundrungsvoll an. Sie fragte ihn, warum er Conſtanzen eine Prinzeſſin nennte; und der Prinz entdeckte ihr das Geheimniß, das ihm ſeine Geliebte vertraut hatte.

„Aber mein Gott, ſagte die Königin, warum hab' ich das nicht eher gewuſt. Wenn Conſtanze keine Schäferin iſt, und wir uns ihrer Geburt nicht zu ſchämen haben, ſo habe ich nichts dawider, daß du ſie heyratheſt. Tröſte dich, Conſtanze iſt nicht todt. Sie haben ſie als Sclavin verkauft, und ihr Herr hat ſie über das Meer geführt.“

Der Prinz glaubte, ſeine Mutter ſuche ihn zu täuſchen, um ſeinen Schmerz zu lindern. Ich will dich mit deinen eigenen Augen überführen, ſagte ſie zu ihm, und befohl die

Wache,

Wachspuppe auszugraben. Es dauerte lange, ehe ſich der Prinz überzeugen konnte. Seine Mutter hatte ihn ſo oft getäuſcht, daß es ihm ſchwer wurde, ihr jezt zu glauben.

Wer ſeine Geliebte als todt beweint hat und erfährt daß ſie lebt, dem ſcheint jeder Schmerz unbedeutend, jede Schwierigkeit gering. Niemand wußte, wo Conſtanze hingekommen war, die Kaufleute, denen man ſie verkauft hatte, waren unbekannt; aber ſie lebte; es war Hoffnung ſie wiederzuſehn. Die heißen Wünſche eines zärtlich Verliebten verwandeln die Hoffnung in Gewißheit.

Der Prinz beſchloß Conſtanzen in der ganzen Welt aufzuſuchen. Die Thränen ſeiner Mutter, die Vorſtellungen ſeines Vaters, die ihm dieſen abentheuerlichen Vorſatz auszureden ſuchten; alles war umſonſt. Er verabredete mit Mirtill die Mittel ihm zu ſchreiben, ohne daß die Königin es erführe; vertraute dieſem die Hälfte ſeiner Juwelen an, und nahm die andre Hälfte mit. Mit Anbruche des Tages ſchwang er ſich auf ſein Pferd, und ritt ganz allein dem nächſten Hafen zu, wo er ſich einſchiffte, um, unter Leitung der Götter, ſeiner Geliebten zu folgen.

An allen Ufern erkundigte er ſich nach Conſtanzen, aber lange umſonſt. Als er einſtmals des Abends aus Land gegangen war, ſah er, nach langen Herumſtreichen, einen hellen Schein, und hörte ein lautes Getöſe, wie von Hämmern die mit großer Gewalt auf den Ambos fielen. Als er näher kam, ſah er, daß es eine Schmiede war, in welcher dreyßig Cyclopen mit großer Emſigkeit arbeiteten. Er näherte ſich ihnen und ſagte: wenn ihr des Mitleids und der Liebe fähig ſeyd, und wenn ihr vielleicht die ſchöne Conſtanze geſehn habt, ſo zeigt es mir an, und weißt mir den Weg, den ſie genommen hat. — So ſprach er, aber die Cyclopen hörten nicht auf ſeine Klagen ſondern ſetzten ihre Arbeit ununterbrochen fort.

Der Prinz war ſchon im Begriffe weiter zu gehn, als er eine herrliche Symphonie vernahm, die ihn entzückte. Auf einmal ſah er aus den Flammen der Schmiede einen Knaben hervorgehn; ſchön wie der Tag und ſtrahlender als das Feuer, aus dem er heraustrat. An ſeiner Hüfte hieng ein Köcher, in ſeiner Hand trug er Pfeil und Bogen. „Verweile hier, ſo redete er den Prinzen an; ich bin Amor, der Beſchützer tugendhafter Liebenden. Ich war es der Conſtanzen rettete, als der Rieſe ſie entführte: ich war es, der dich verwundete, als du ſie an dem Bache ſchlafend fandeſt. Ich beſchütze ſie auch jezt; aber ehe ich ſie dir wiedergebe, muß ich deine Liebe prüfen. — Lege mir auf, was du willſt, rief der Prinz, nur gieb mir Conſtanzen wieder. — Stürze dich in dieß Feuer, verſetzte der Gott; aber bedenke vorher, ob deine Liebe rein, und ob dein Herz Conſtanzen einzig ergeben iſt. — Ohne zu antworten, und ohne ſich zu bedenken, ſtürzte ſich der Prinz in die Flamme; und in dieſem Augenblick verlohr er alles Bewußtſeyn.

Er ſchlief dreyſig Stunden lang und als er aufwachte, fand er ſich in einen Täuber verwandelt. Er lag auf einem kleinen Neſte von Roſen, Jaſmienen und Geisblatt; er glaubte zu träumen; er ſchüttelte ſich, er betrachtete ſich überall, und bald wurde er von der Wahrheit ſeiner Verwandlung nur allzugewiß überzeugt. Er wollte ſich beklagen aber ach! der Gebrauch der Sprache war ihm verſagt. Nur ſein Gedächtniß und ſein Verſtand waren ihm zu ſeiner Pein erhalten worden.

In ſeiner Verzweifſung beſchloß er, ſich von einem Felſen herabzuſtürzen. Er verſuchte es; aber ſeine Flügel erhielten ihn in der Luft. Nun rupfte er ſich die Federn aus, und wollte dem Sprung von neuen verſuchen, als zwey

Mädchen dazu kamen und den armen nackten Vogel ſitzen ſahen. „¿ Wo muß dieſe Taube herkommen, ſagte die eine zu der andern. Wahrſcheinlich iſt ſie den Klauen eines Raubvogels entgangen, der ſie gerupft hat.“ — „Sie mag herkommen wo ſie will, ſagte die andre, ſo iſt es mir lieb, daß ich ſie finde. Sie ſoll den andern Tauben Geſellſchaft leiſten, von denen ich eine Paſtete für die Fee Souveraine machen will.“

Der unglückliche Conſtanz hörte dieſe Worte ohne Schrecken; er ließ ſich ſogleich fangen und war ſo artig und zahm, daß die beyden Mädchen beſchloſſen, ihn lebendig zu laſſen. Hierauf ſteckten ſie ihn in einen bedeckten Korb, und ſetzten ihren Spatziergang weiter fort.

Während ſie ſo gingen, ſagte die eine von ihnen: „unſre Gebieterin muß jezt ſehr viel zu thun haben; alle Augenblicke reitet ſie auf ihrem Kameel aus, und irrt von einem Thal zu dem andern.“ — „Wenn du verſchwiegen ſeyn willſt, verſetzte die andre, ſo will ich dir ſagen, was ſie treibt. Die Prinzeſſin Conſtanze die in ihrem Schutze ſteht, wird von einen Rieſen verfolgt der ſie heyrathen will. Er hat ſie in einen Thurm eingeſperrt, und ſie muß alle ihre Kräfte aufbieten, um zu verhindern, daß ſie den Rieſen nicht heyrathet.

Der Prinz verlohr in ſeinem Korbe kein Wort von dieſer Unterhaltung. Er hatte ſein Unglück keines weitern Zuwachſes fähig geglaubt aber jezt ſah er, daß er ſich geirrt hatte, und daß ihm das Schickſal keinen ſchlimmern Streich hätte ſpielen können, als ihn gerade jezt in eine Taube zu verwandeln, da Conſtanze ſeiner Hülfe am meiſten bedürfte.

Das Mädchen, welches ihn in ihrem Körbchen trug, war nicht ſo bald nach Hauſe gekommen, als ſie die Fee aufſuchte, in deren Dienſten ſie ſtand, und die ſie in einer Allee ihres Gartens fand. Sie ſank vor ihr auf ein Knie, und reichte ihr das Körbchen dar. „Hier große Königin, ſagte ſie, haben wir eine Taube gefangen, die ſo zahm iſt, daß wir ihr das Leben geſchenkt haben. Wenn ſie dir gefällt, ſo nimm ſie auf dein Zimmer.“ — Die Fee nahm das Körbchen, öffnete es, und erkannte den Prinzen, der ſich alle Mühe gab, durch ſeine unſchuldigen Schmeicheleyen ihre Gunſt zu erwerben. Sie trug ihn auf ihr Zimmer und ſagte zu ihm: „Prinz, ich habe dich erkannt und ich nehme Theil an deinem Schickſale, weil du der Geliebte meiner Conſtanze biſt. Ich bin

an

an deiner Verwandlung Schuld; ich habe deine Liebe geprüft und habe ſie bewährt gefunden. Darum gebührt dir auch allein der Ruhm Conſtanzens Abentheuer zu endigen. Deine Mutter, fuhr ſie fort, hat, wie du weißt, Conſtanzen verkauft. Das Schiff auf welches ſie gebracht wurde, war für Oſt-Indien beſtimmt, wo der Capitän ſicher darauf rechnete, ſie für einen hohen Preis abzuſetzen. Ihre Thränen, ihr Flehn, und ihre Verſicherungen, daß der Prinz Conſtanz ſie mit allen ſeinen Reichthümern loskaufen würde, dienten nur dazu, die Reiſe zu beſchleunigen, damit ihnen der Prinz nicht etwa ihre Beute entführen möchte. Nachdem ſie nun eine gute Weile geſeegelt waren, entſtand ein heftiger Sturm. Die Prinzeſſin war krank, und man war genöthigt, ſie ans Land zu bringen. Aber kaum hatten ſie ſich vor Anker gelegt, als eine Schaar von Rieſen an das Schiff kam. Ihr Anführer verlangte es zu beſehn; und bey dem erſten Schritt, den er darauf that, fiel ihm die reizende Conſtanze in die Augen. Sie erkannten ſich beym erſten Blicke. „Aha, ſagte er, kleine Landläuferinn, finden wir uns ſo wieder? Die gerechten und mitleidigen Götter führen dich ſelbſt mir zu. Erinnerſt du dich noch, wie du mir aus dem Sack entwiſcht biſt? Diesmal ſollſt du nicht ſo davon kommen.“ — Mit dieſen Worten ergriff er ſie; nahm ſie unter den Arm, und trug ſie, aller Vorſtellungen des Capitäns ungeachtet auf und davon.

„Der Rieſe hat auf einem hohen Berge einen Thurm, den Zauberer gebaut haben, und der an Schönheit und Kunſt ſeines gleichen nicht hat. Er hat keine Thür, ſondern man ſteigt zu den Fenſtern hinein, die ſehr hoch ſind. Seine diamantnen Mauern ſtrahlen wie die Sonne und ſind von undurchdringlicher Feſtigkeit. Hier quartirte der Rieſe Conſtanzen ein. Er ſagte ihr, daß er ſie mit ſeiner Hand beglücken, und zur Gebieterin aller ſeiner Schätze machen wollte. Conſtanze gab ihm ihre Verzweiflung nur durch Seufzer und Thränen zu erkennen. Ich flößte den Rieſen Empfindungen des Mitleids ein, die er bisher noch nicht gekannt hatte. Er gab ihr ein Jahr Bedenkzeit; wenn dieß aber verſtrichen iſt, ſetzte er hinzu, ſo werde ich dich heyrathen, du magſt wollen oder nicht, und dann deine Hartnäckigkeit mit dem Tode beſtrafen. — Hierauf ſtellte er Wachen um den Thurm, jedermann abzuhalten, und niemanden zu ſchonen, der die Frechheit hätte, ſeine Gefangne ſehn oder ſprechen zu wollen.

„Dieß Jahr iſt nun bis auf einen Tag verſtrichen, und Conſtanze iſt entſchloſſen, ſich von dem Thurm in das Meer zu ſtürzen. In dieſem Zuſtande befindet ſich deine Geliebte, und das einzige Mittel, das ich zu ihrer Rettung weiß, iſt mit dieſem Ringe im Schnabel zu ihr zu fliegen. Sobald ſie ihn an den Finger ſteckt, wird ſie in eine Taube verwandelt werden, und ihr könnt euch dann zuſammen aus dem Gefängniſſe des Rieſen retten.“ — Mit dieſen Worten gab ihm die Fee den Ring, und der ungedultige Prinz verſäumte keinen Augenblick, ſeine Geliebte wiederzuſehn und ſie zu befreyen.

Wir haben eben geſehn, daß ſich Conſtanz in der Verzweiflung die Federn ausgeriſſen hatte. Die Fee mußte dieſen Verluſt erſetzen. Sie rieb ihn alſo über und über mit einer trefflichen Eſſenz, von der ihm augenblicklich die ſchönſten, bunteſten und glänzendſten Federn wuchſen. Nun ſchwung er die Flügel, und mit Anbruche des Morgens kam er auf das Dach des Thurms, in welchem ſeine Geliebte eingeſchloſſen war. Auf dieſem Dache war ein Garten, und in dieſem ein Orangen-Baum. Der Prinz ließ ſich hier nieder und erwartete mit Ungedult die Ankunft der Prinzeſſin. Endlich erſchien ſie; ein langer ſchwarzer Schleyer bedeckte ihr Geſicht und hing bis auf die Füße herab. Dem Prinzen klopfte das Herz. Sie ſetzte ſich unter dem Orangen-Baume nieder und brach in folgende Worte aus:

„Ich Unglückliche! ſagte ſie, ſo ſind denn alle die Hoffnungen verſchwunden, die ich ein ganzes Jahr lang genährt habe? Der Zeitpunkt iſt erſchienen, an welchem ich zwiſchen dem Tode und dem was noch ſchlimmer iſt, als der Tod, der Hand des Rieſen, wählen muß. Iſt es möglich, daß mich meine Beſchüzerin, daß mich Conſtanz ſo vergeſſen habe? Was habe ich ihnen gethan? — Doch es iſt nicht mehr Zeit zu klagen. — Mit dieſen Worten ſtand ſie auf, um ſich von dem Thurme hinabzuſtürzen; aber in demſelben Augenblick flog Conſtanz auf ſie zu, und ließ den Ring auf ihren Buſen fallen. Dieſe Erſcheinung hielt ſie zurück. Sie bewunderte das ſchöne Gefieder des Vogels und den Ring, auf dem ſie einige geheimnißvolle Charactere bemerkte. Jezt trat der Rieſe in den Garten. Conſtanzens Sclavinnen hatten ihm von der Traurigkeit ihrer Gebieterin Nachricht gegeben, und er kam ſelbſt, ihren Entſchluß zu hören, und darnach ſeine Maasregeln zu ergreifen. Conſtanze und der Prinz erſchraken beyde gleich ſehr, als ſie ihn ſahen. Die Prinzeſſin, ſteckte eilig den Ring an den

Finger, und o Wunder! in dem Augenblick war ſie in eine Taube verwandelt und flog mit ihrem Geliebten davon. Ihre Rettung brachte den Rieſen den Untergang. Denn da er ſeine Schöne davon fliegen ſahe, wollte er ſie zurückhalten, griff fehl, verlohr das Gleichgewicht und ſtürzte Kopfwärts in das Meer, wo er erſoff.

Als die beyden Tauben eine gute Strecke Wegs zurückgelegt hatten, ließen ſie ſich in einem ſchattigten Hayne nieder, um von ihrer Reiſe auszuruhn. Conſtanze wußte noch nicht daß der Täuber ihr Geliebter war, und dieſer beklagte jezt mehr als je den Verluſt der Sprache. Er verſuchte es verſchiedenemal; er öffnete den Schnabel, und — neues Wunder! ſeine Zunge wurde gelöſt. „¿Hat dir dein Herz noch nicht geſagt, ſchöne Taube, hub er an, daß dein Conſtanz an deiner Seite ſizt?“ — „Mein Herz ahndete es, antwortete ſie, aber ich wagte es nicht, mir zu viel zu ſchmeicheln. ¿Wer hätte das jemals gedacht? Ich ſtand an dem Rande des Grabes; und du kömmſt mich zu retten und mich in das Leben zurückzurufen.“

Die Freude des Täubers war unausſprechlich, als er ſeine geliebte Täubin reden hörte, und ſie noch eben ſo gut, eben ſo zärtlich als vordem fand. Er ſagte ihr alles, was ihm die zärtlichſte Liebe eingab; er erzählte ihr ſeine Abentheuer, das Wunder ſeiner Verwandlung und den Antheil, den die Fee Souveraine an ihren Schickſalen nähme. Conſtanze freute ſich, nach ſo langer Zeit etwas von ihrer beſten Freundin zu hören. „Laß uns eilen, ſagte ſie, ihr unſern Dank zu ſagen; ſie wird uns hoffentlich unſre Geſtalt wiedergeben; und dann können wir vielleicht in dein oder mein Vaterland zurückkehren.“

So ſchwangen ſie ſich auf und langten in kurzen bey der Fee ihrer Wohlthäterin an. Die Zeit der Gefahr war für Conſtanzen vorbey; ſie hatte ihr ſechzehntes Jahr beſchritten, und eine Reihe froher Jahre, ſollten ihr nun, dem Willen des Schickſals gemäß, zu Theil werden. Die Fee berührte die beyden Liebenden mit ihrem Zauberſtabe; die Federn verſchwanden und ihre vorige Geſtalt kehrte ſchöner und glänzender zurück als vorher. Ihre Thränen, ihre Umarmungen, ihre abgebrochnen Worte wage ich nicht zu beſchreiben.

Die Fee beſtieg ihr feuerfarbnes Kameel, mit dem ſie durch die Lüfte ritt, nahm den Prinzen und ſeine Schöne mit darauf, und brachte ſie nach wenig Minuten, wohlbehalten in Conſtanzens Vaterland. Hier war die Königin, aus Gram über die Abweſenheit ihres Sohns, den ſie für verlohren hielt, unter ſchrecklichen Gewiſſensbiſſen geſtorben. Deſto gröſſer war die Freude des guten Königs, da er ſeinen geliebten Sohn, mit einer ſo ſchönen Braut zurückkommen ſah. Er hatte natürlicherweiſe gar nichts mehr gegen die Heyrath einzuwenden nachdem er Conſtanzens Geburt erfahren hatte. Sie wurde in kurzen vollzogen. Conſtanze gieng mit ihrem Gemahl in das Königreich der Einöden, wo ſie eines langen und vergnügten Lebens genoſſen. Ihre Liebe dauerte bis an ihren Tod, und kam an Zärtlichkeit und Treue der Liebe der Tauben gleich.

Inhalt
der
Blauen Bibliothek
aller Nationen.

Erſter Band.

Ankündigung und Plan dieſer Sammlung.
Ueber die Literatur der Feen-Mährchen.
Einleitung zum erſten Bande.

Feen-Mährchen von Charles Perrault.

1) Rothkäppchen. 2) Die Feen. 3) Blaubart. 4) Die ſchlafende Schöne. 5) Die geſtiefelte Katze. 6) Fräulein Aſchenbrödel oder das Glaspantöffelchen. 7) Ruprecht mit der Kuppe. 8) Der kleine Däumling. 9) Abentheuer der Prinzeſſin Sinnreich. 10) Eſelshaut.

Feen-Mährchen der Frau von Lintot.

1) Kornblümchen. 2) Prinz Offenherz. 3) Zartbraun und Conſtanze.

Das einzige Feen-Mährchen von J. J. Rouſſeau.

Königin Grille.

Zweyter Band.

Feen-Mährchen des Grafen A. Hamilton.

Einleitung. 1) Der Widder. 2) Dorn-Röschen. 3) Die vier Facardine.

Drit-

Dritter Band.

Feen-Mährchen der Frau Gräſin v. Aulnoy.
1r Theil.

Einleitung. 1) Graziose und Percinet. 2) Schönchen Goldhaar. 3) Der blaue Vogel. 4) Prinz Kobold. 5 Prinzeſſin Frühlingsſchön. 6) Prinzeſſin Röschen. 7) Der goldne Zweig. 8) Der Orangenbaum und die Biene.

Vierter Band.

Feen-Mährchen der Frau Gräſin v. Aulnoy.
2r Theil.

1) Das gute Männchen. 2) Don Gabriel Ponce de Leon. 3) Der Widder. 4) Finette Aſchenbrödel. 5) Fortunate. 6) Babiole. 7) Don Fernando von Toledo. 8) Der gelbe Zwerg. 9) Der grune Serpentin.

Fünfter Band.

Aechte Ergänzung der Tauſend und einen Nacht. 1r Theil.

1) Il Bondocani, der Räuber-Hauptmann. 2) Die Macht des Schickſals. 3) Die unbekannte Dame. 4) Der Blödſinnige.

Sechſter Band.

Fortſetzung der ächten Tauſend und einen Nacht. 2r Theil.

1) Begebenheiten des Simuſtapha und der Prinzeſſin Ilſetilſone. II) Abentheuer des Ali-Ben-Giad, Sultans von Herak, mit den falſchen Vögeln des Paradieſes. III) Geſchichte des Sinkarib und ſeiner beyden Weſire. IV) Die Familie des Schebandads von Surate. 1) Der Liebhaber der Sterne. 2) Thaten und Tod des Hauptmanns Bergſpalter und ſeiner tapfern Kumpanen. 3) Traum des Walid-Haſen.

Sie-

Siebenter Band.

Fortſetzung der ächten Tauſend einen Nacht, 3ter Theil.

1) Geſchichte Boherads und ſeiner zehen Weßire. 1) Geſchichte des Kaskas, oder der Halsſtarrige. 2) Geſchichte des Illate-Mohammed und ſeiner Söhne; oder der Unbeſonnene. 3) Geſchichte Aboſabers; oder der Geduldige. 4) Geſchichte Bhazads, des Ungeduldigen. 5) Geſchichte der Königin Wunderſchön, die ſich in ihr Schickſal fügte. 6) Geſchichte Bazmants, der auf Gott vertraute. 7) Geſchichte Bahar-Kans. 8) Geſchichte Abaltamants, oder der Kluge. 9) Geſchichte des Sultans Hebraim und ſeines Sohnes, oder der Prädeſtinirte. 10) Geſchichte des Soliman-Schah und ſeiner Familie. 11) Geſchichte des Königs von Haram und ſeines Sklaven. 11) Geſchichte des fahrenden Ritters.

Achter Band.

Fortſetzung der ächten Tauſend und einen Nacht, 4ter u. letzter Theil.

1) Fortſetzung der Geſchichte des fahrenden Ritters. 2) Der Schwarzkünſtler. 3) Geſchichte des Halajaddin von Perſien. 4) Geſchichte des Prinzen Namaladdin von Groß-Katay. 5) Geſchichte des Baha-Ildin, Prinzen von Cynigach. 6) Geſchichte des Badvildin, Prinzen der Tartarey. 7) Geſchichte des Prinzen Schah-Adildin, von Damaſk. 8) Geſchichte der Liebſchaft des Mograby mit Planeten-Schweſter, der Tochter des Königs von Egypten. 7) Geſchichte der Geburt des Mograby.

Neun-

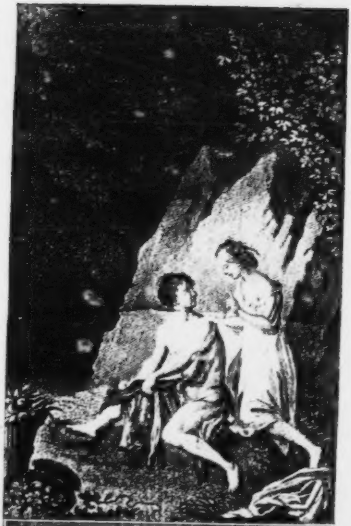
Neunter Band.

Feen-Mährchen der Frau Gräſin v. Aulnoy. 3r Theil.

I) Prinzeſſin Kärpchen. . . S. 1
II) Der Froſch mit dem rothen Käppchen. 71
III) Die Hindin. . . . 113
IV) Der bürgerliche Edelmann. . . 157
  1) Die weiße Katze. . . 191
  2) Schönchen, oder der Ritter Fortunat. 252
  3) Der Täuber und die Taube. . 317

Druckfehler.

Bey der letzten Erzählung, der Täuber und die Taube, iſt im Haupt- ſo wie in den Columnen-Titel immer Täuber ſtatt Räuber zu leſen.



Prinz Friſchling.

Die
Blaue Bibliothek
aller Nationen.

Si Peau d'Ane m'étoit contre
J' y prendrois un plaisir extrême.

LA FONTAINE.

Zehnter Band.

Mit einem Kupfer.

Weimar,
im Verlage des Induſtrie-Comptoirs
1796

Feen-Mährchen

der

Frau Gräfin von Aulnoy.

Vierter Theil.

Aus dem Franzöſiſchen.

Mit einem Kupfer.

Weimar,
im Verlage des Induſtrie-Comptoirs
1796.

Feen-Mährchen

der

Frau Gräfin von Aulnoy.

Vierter Theil.

Fortſetzung
des
bürgerlichen Edelmanns.

Das Mährchen war aus, und die beyden Fräulein klatſchten dem vermeinten Verfaſſer lauten Beyfall zu. Dandinardierens Kopf ſchwindelte von dem unverdienten Weyhrauch, den er einathmete; aber er hielt es für nothwendig, ſie zu bitten, ſeine Beſcheidenheit zu ſchonen und einen angehenden Schriftſteller durch ihre Lobſprüche nicht zu verderben. Ich muß Ihnen geſtehn, ſagte er unter andern, daß es mit einer ſo ungemeinen Eile geſchrieben iſt, daß ich jetzt ganz andre Dinge darinne finde, als ich wirklich habe ſchreiben wollen Zum Beyſpiel, gleich der Titel. Ich hätte darauf ſchwören wollen, er wäre: Schönchen, oder der Ritter Fortunat. Gleichwohl heißt es die Sperlinge. Die Tauben, wollen Sie ſagen, fiel der Prior ein. — Ja, ja, die Tauben, Sie haben recht, erwiederte Dandinardiere. Aber Sie müſſen wiſſen, daß ich alles geſiederte Vieh mit zwey Beinen, einen Sperling nenne, es mögen Hühner, Gänſe oder Enten ſeyn.

Die Unterhaltung dauerte eine gute Weile. Die Fräulein lobten; Dandinardiere vertheidigte ſich; der Prior und ſeine Freunde lachten. Jedermann war zufrieden; ſelbſt die Baronin, die unſer Edelmann mit den ausgeſuchteſten Schmeicheleyen überſchüttete.

Aber nichts in der Welt beſteht, am wenigſten die Zufriedenheit. Johann hatte ſich von ſeinem Gefecht wieder erholt und trat mit einem Korbe voll Bücher in das Zimmer, die er mit einem lauten Seufzer auf den Boden ausſchüttete. Ja, ja, ſagte er, meine Großmutter ſelige pflegte zu ſagen, die Geiſter wären ſo leicht wie der Wind. Mit den ſchönen Geiſtern muß es ein ander Ding ſeyn. Die ſind noch ſchwerer als den Karrenſchieber ſeine Fäuſte. — Schweig, rief ſein Herr ihm zu. Ich ſchäme mich noch über dein niederträchtiges Betragen. Iſt es in aller Welt erlaubt, daß ſich der Bediente eines Helden, wie ich bin, von einem nichtswürdigen Karrenſchieber ausprügeln läßt? — Nun da ſehe man, erwiederte Johann. Undank iſt der Welt Lohn; das bleibt doch immer und ewig wahr. Ich laſſe mich um Ihrentwillen ſchlagen, und Sie zanken

ken mich noch obendrein aus. Was kann ich denn dafür, daß der Kerl ſtärker iſt als ich? Aber mich ſoll der Henker holen, wenn ich mich um Ihrentwillen wieder in Händel ſtecke. — Schweig, ſag ich dir, verwünſchter Schwätzer! ſchrie Dandinardiere ganz entrüſtet. Wenn mich die Ehrfurcht vor dieſen Damen nicht zurück hielte, ſo wollt' ich dir zeigen; ... aber es ſoll dir nicht geſchenkt ſeyn.... O! ich will Ihnen die Mühe erſparen, ſich an mir zu vergreifen, antwortete Johann. Ich bin des Lebens müde. Entweder verſprechen Sie mir, mich in Frieden zu laſſen, oder ich ziehe den Augenblick meine Livree aus.

Hier riß dem Edelmann die Geduld. Er ſprang aus dem Bette und lief auf ſeinem Bedienten zu. Johann hatte die ſchweren Hände ſeines Herrn ſchon öfter gefühlt. Aber dieſes Mal entgieng er der Gefahr. Dandinardiere hob beyde Hände auf, und ſie ſanken ſchon auf den Kopf des armen Johann herab, als dieſer ſich bükte, auf die Seite ſprang, und unſern Helden der Länge lang auf die Erde fallen ließ.

Dieſe Scene gab dem Baron und ſeinen Freunden viel zu lachen, aber die Baroneſſe war ſo darüber ſcandaliſirt, daß ſie das Zimmer in dem Augenblicke verlaſſen haben würde, wenn der Haupt-Akteur nicht gerade vor der Thüre gelegen hätte. Als ſich dieſer wieder in das Bett geworfen hatte, bemerkte er die Unzufriedenheit der Baroneſſe, und bat den Prior, ſeine allzugroße Lebhaftigkeit bey ihr zu entſchuldigen. Die Fräulein vereinigten ſich mit ihm, und ſie verſprach endlich, ihm zu verzeihn, unter der Bedingung, daß er ſeinem Johann verzeihen wollte.

Dieſer war in ſeiner Gewiſſensangſt auf den Heuboden geflohen und hatte ſich ſo tief eingegraben, daß man Mühe hatte, ihn wieder zu finden. Wie froh war er, als er die Verſicherung erhielt, daß ihm ſein Herr verziehen habe! Er warf ſich an dem Lager ſeines Herrn nieder, er küßte ihm die Hände, und verſprach ihm, ſich, ſo oft er verlangte, für ihn zu ſchlagen und ſchlagen zu laſſen.

Um das Geſpräch auf etwas anderes zu bringen, hub jetzt Virginie an: ſo erlauben Sie mir, Ihnen ein Mährchen vorzuleſen, von dem ich mir ſchmeichle, daß es bey aller ſeiner Länge, doch nicht leicht jemanden Langeweile machen wird. — Wenn es von Ihnen iſt, fiel Dandinardiere ein, ſo bin ich zum voraus überzeugt, daß es den Beyfall der ganzen gegenwärtigen Geſellſchaft haben wird. — Ich kann Ihnen nicht ſagen von wem es iſt, antwortete Virginie, aber von mir iſt es nicht. —

Und von wem könnte es ſonſt ſeyn? verſetzte der Edelmann. Ich verſichere Ihnen, meine Fräulein, daß ich Ihre Arbeiten unter tauſenden erkennen würde; nichts macht mir mehr Vergnügen als Ihre Werke, und ich würde bis nach Rom gehn, wenn ich ſie dort aufſuchen müßte.

Virginie dankte dem Edelmann für die gute Meinung die er von ihr und ihren Werken hegte, und nachdem die übrige Geſellſchaft eingewilligt hatte, das Mährchen zu hören, gab ſie dem Prior ihre bekritzelten Papiere, und dieſer las, wie folgt:

* * *

4.

Geſchichte
der
Prinzeſſin Schöngeſtirn
und des
Prinzen Vielgeliebt.

Es war einmal eine Prinzeſſin, welcher von allen ihren Schätzen nichts übrig geblieben war, als ein Baldachin von Sammt mit Perlen geſtickt,

ſtickt, und ein Meſſergeſteck von Gold und Edelſteinen. Dieſe beyden Stücke ſuchte ſie zu erhalten, ſo lange es möglich war; aber ihre große Dürftigkeit zwang ſie bisweilen, hier eine Perle und dort einen Diamant los zu machen und zu verkaufen. Sie war Wittbe und hatte noch drey Töchter zu ernähren, die ſehr jung und auſſerordentlich liebenswürdig waren. Sie ſah wohl ein, daß, wenn ſie ihnen eine vornehme Erziehung gäbe, ſie in der Folge allzuviel würden leiden müſſen, wenn ſie nicht im Stande wären, dieſe Lebensart fortzuſetzen. Sie entſchloß ſich alſo, den Reſt ihrer Möbeln zu verkaufen, und mit ihren drey Töchtern weit, weit weg zu ziehn. Dieſer Vorſatz wurde ausgeführt. Sie packte ein und reiſte ab. Der Weg gieng durch einen berüchtigten Wald. Hier wurde ſie von Räubern angefallen, die ihr auch das wenige nahmen, was ſie noch übrig behalten hatte. Die arme Prinzeſſin ſah ſich nun in der Nothwendigkeit, ihr Brod mit ihrer Hände Arbeit zu verdienen oder Hungers zu ſterben. Sie hatte ehemals gerne etwas Gutes gegeſſen und war mit der Kocherey nicht unbekannt. Sie etablirte ſich alſo in einem artigen Häuschen, nahe bey einer großen Stadt; legte ſich auf's Kochen, und machte ſo vortrefliche Paſteten und Brühen, daß jedermann von ihr bedient ſeyn wollte. Indeſſen wuchſen ihre drey Töchter heran und wurden von Tag zu Tag ſchöner. Aber nur wenige Leute bekamen ſie zu ſehn; denn ihre Mutter hielt ſie faſt immer in einer Kammer eingeſperrt.

An einem ſchönen Sommertag kam ein kleines altes Weibchen zu ihnen, die krumm und gebückt an einer Krücke einher hinkte und ſehr ermüdet ſchien. Macht mir etwas Gutes zu eſſen, ſagte ſie: ich will mir vor meinem Ende noch etwas zu Gute thun; und hierauf nahm ſie einen Stuhl, ſetzte ſich an den Heerd und trieb die Prinzeſſin, zu eilen. Da dieſe nicht im Stande war alles allein zu machen, rufte ſie ihre Töchter herunter. Die älteſte hieß Rothköpfchen; die zweyte Braunchen; und die jüngſte Blondchen; ſo hatte ſie ihre Mutter wegen der Farbe ihrer Haare genennt. Sie waren wie Bauermädchen gekleidet, in röthe Mieder und kurze grüne Röckchen. Die jüngſte war die ſchönſte und einnehmendſte. Die Mutter gab einer jeden etwas zu thun; und in wenigen Augenblicken hatten ſie der Alten einen Tiſch gedeckt, und trugen ihr auf wie einer Königin. Die Alte ließ es ſich auch vortreflich ſchmecken; aß mit großen Appetit, trank ein Glas Wein nach dem andern aus, und ſprach dabey mit vielem Verſtand und Witz.

Nachdem die Mahlzeit vorbey war, ſtand die Alte auf und ſagte zu der Prinzeſſin: Meine gute Frau, wenn ich Geld hätte, ſo wollte ich ſie mit Vergnügen bezahlen; aber ich bin arm, und habe auf ihre Güte gerechnet, als ich hieher gieng. Aber ich verſpreche ihr, beſſere Kunden zu ſchicken als ich bin. — Die Prinzeſſin antwortete lächelnd: Meine gute Mutter, mache ſie ſich darüber keine Unruhe; ich habe ſie mit Vergnügen bewirthet .... und wenn ſie dieſen Abend mit uns vorlieb nehmen will, fiel Blondchen ein, ſo wollen wir es noch beſſer machen. Ich freue mich von Herzen, verſetzte die Alte, ſo gutherzige Leute gefunden zu haben. Der Himmel wird es euch vergelten, und der erſte Wunſch, den ihr thut, ohne an mich zu denken, ſoll in Erfüllung gehn. — Mit dieſen Worten verſchwand ſie, und ließ ihnen keinen Zweifel übrig, daß ſie mit einer Fee zu thun gehabt hätten.

Dieſer Vorfall beſchäftigte ſie lange Zeit. Fünf oder ſechs Monate verſtrichen, ohne daß ſie von etwas andern ſprachen als von der Fee, und ſo oft ſie ſich etwas wünſchten, dachten ſie an ſie. Eines Tags, als der König auf die Jagd gieng, kam er vor dem Hauſe der Prinzeſſin vorbey, und es fiel ihm ein, ſelbſt einen Verſuch zu machen, wie die Brühen dieſer

ſer berühmten Köchin ſchmeckten. Er kehrte alſo bey ihr ein; und da die drey Schweſtern, welche eben Erdbeeren im Garten pflückten, vernahmen, daß der König in ihrem Hauſe ſey, ſagte Rothköpfchen: ach, wenn ich ſo glücklich wäre den Admiral zu heyrathen; ich glaube, ich wollte ihm ſo viel ſpinnen, daß er kein einzigs Tau auf alle ſeine Schiffe zu kaufen brauchte. — Und wenn mir das Glück günſtig wäre, ſagte Braunchen, ſo möchte ich des Königs Bruder heyrathen; ich wollte ihm ſo viel Spitzen machen, daß er alles in ſeinem Hauſe damit beſetzen könnte. — Und wenn mich der König zur Frau nähme, ſagte Blondchen, ſo wollte ich nach neun Monaten zwey ſchöne Jungen und ein Mädchen mit langen blonden Locken haben, die einen goldnen Stern in ihren Haaren, und ein goldnes Band um ihren Hals tragen ſollten.

Einer von dem Gefolge des Königs hatte ſich in den Garten geſchlichen und hatte das Geſpräch der drey ſchönen Kinder gehört. Er erzählte es dem Könige wieder, welcher herzlich darüber lachte, und die Mädchen vor ihn zu bringen befahl.

Sie erſchienen ſogleich und näherten ſich ihm mit unbeſchreiblichen Anſtand, Grazie und

Ver-

Beſcheidenheit. Er fragte ſie: ob es wahr wäre, daß ſie ſich Männer gewünſcht hätten? und da ſie erröthеten und nicht antworten wollten, drang er in ſie, es zu geſtehn, und ſie geſtanden es endlich. — Ich weiß nicht, ſagte der König nach einigem Nachdenken, welche unſichtbare Macht auf mich wirkt, aber es iſt mir, als könnte ich nicht von hier wegkommen, ohne die ſchöne Blondchen zu heyrathen. — Und ich, fiel der Bruder des Königs ein, bitte um die Erlaubniß, Braunchen heyrathen zu dürfen. — Und wenn Ew. Majeſtät mir eine Gnade erzeigen wollen, ſagte der Admiral, ſo laſſen Sie mich Rothköpfchen zur Frau nehmen.

Der König geſtand dieſe Bitten mit Freuden zu und bat nun die Mutter, in aller Namen, um ihre Einwilligung. Sie antwortete, wie man denken kann, daß ſie kein größres Glück verlange, als ihre Töchter auf eine ſo vortheilhafte Weiſe zu verheyrathen. Der König umarmte ſie: und der Prinz und der Admiral thaten desgleichen.

Als die Zeit des Mittagseſſens herbey kam, erſchien aus dem Camin eine Tafel mit ſieben goldnen Couverts, und allem was zu einem ausgeſuchten Gaſtmahl erforderlich war. An der Seite des Zimmers ſtellte ſich ein Schenktiſch

tiſch mit den ſchönſten goldnen und kryſtallenen Gefäßen auf. Ein Schwarm von Bienen erſchien in gläſernen Bienenkörben und ließ den Saal von einer lieblichen Muſik ertönen. In kurzem war der ganze Saal mit Schnaken, Hummeln und Weſpen angefüllt, die den König mit einer übernatürlichen Geſchicklichkeit bedienten. Der Prinzeſſinn und ihren Töchtern ward es nicht ſchwer, die Urſache dieſes Wunders zu errathen. Sie ſahn, daß die Fee ihr Verſprechen hielt, und ſegneten die Stunde, in der ſie in ihr Haus getreten war.

Nach aufgehobner Tafel ſagte der König: Nun laßt uns dieſes Feſt mit Dank beſchlieſſen, womit es hätte anfangen ſollen; und bey dieſen Worten zog er einen Ring vom Finger und ſteckte ihm Blondchen an. Sein Bruder und der Admiral thaten ein Gleiches bey ihren Schönen. Die Bienen verdoppelten ihren Geſang. Man tanzte, man war luſtig und guter Dinge. So wohl war es den drey guten Mädchen noch nicht gegangen. Vornehmlich bezeigten die Höflinge der Braut des Königs und ſeines Bruders ſehr viel Achtung und Unterwürfigkeit. Weniger Umſtände machten ſie mit der Braut des Admirals, und dieſe bemerkte es, als die Aelteſte, nicht ohne Empfindlichkeit.

Der König ſchickte ſeinen Stallmeiſter ab, theils um der Königin-Mutter von dem Abentheuer des Tages Nachricht zu geben, theils um einige Staats-Caroſſen heraus zu ſchicken, in denen ſeine Braut und ihre Schweſtern in die Stadt fahren könnten. Die Königin-Mutter war eine ſehr heftige Frau. Als ſie erfuhr, daß ſich ihre Söhne ohne ihre Einwilligung mit gemeinen Mädchen verheyrathet hatten, gerieth ſie in einen Zorn, der den ganzen Hof in Schrecken ſetzte. Sie fragte den Stallmeiſter, was den König nur in aller Welt zu einer ſo unwürdigen und übereilten Handlung hätte bewegen können? Die Hoffnung, in neun Monaten zwey Söhne und eine Tochter zu bekommen; antwortete der Stallmeiſter. Dieſe Kinder werden mit langen blonden Locken, einem goldnen Stern auf dem Haupte, und goldnen Halsbändern gebohren werden. — Die Königin verſicherte, ihr Sohn habe den Verſtand verlohren.

Unterdeſſen kamen die Caroſſen vor dem Hauſe der Prinzeſſin an Der König bat ſeine Schwiegermutter ihm zu folgen, und verſprach ihr, daß ihr alle nur mögliche Achtung am Hofe erzeigt werden ſollte. Aber ſie ſchlug es ihm ab. Ich habe die Welt allzu gut kennen lernen, antwortete ſie, um mich ihren Wellen noch einmal anzuvertrauen, und der Ruhe zu entſagen, die ich mit ſo vieler Mühe errungen habe. Der König drang noch einigemal in ſie; aber ſie führte ihm ſo gute Gründe an, und ſie ſchien ſo feſt entſchloſſen zu ſeyn, ihre Einſamkeit nicht zu verlaſſen; daß er gezwungen war, ihren Willen nachzugeben.

Während der König ſeiner Schwiegermutter zuredete, ihm zu folgen, hatte die Admiralin die ſchönen Geſchirre vom Schenktiſch genommen und ſie in ihrem Wagen gepackt. Aber die Fee, welche alles ſah, ohne von jemand geſehen zu werden, verwandelte ſie in irdne Krüge; und als ſie nach Hauſe kam und ihre Schätze auspacken wollte, fand ſie nichts was der Mühe werth geweſen wäre.

Der König und die Königin umarmten die gute Mutter mit der größten Zärtlichkeit, und verſicherten ſie, daß ſie ihr ja keinen ihrer Wünſche verhehlen möchte; verließen hierauf ihre Wohnung, und kamen unter dem Schall der Trompeten und Pauken in der Stadt an. Man hatte der Königin-Mutter gerathen, ihre üble Laune zu verbergen, weil der König ſonſt ungnädig werden möchte; ſie that ſich alſo alle mögliche Gewalt an, freundlich gegen ihre beyden Schwiegertöchter zu ſeyn, ſchenkte ihnen

Edelſteine und Perlen, und überhäufte ſie mit Lobeserhebungen, ſie mochten thun was ſie wollten.

Dieſe Freundſchaft war nicht ſehr aufrichtig, und die Hofleute waren fein genug, um zu merken, daß die alte Königin bey Gelegenheit nicht unterlaſſen würde, ihren wahren Geſinnungen gemäß zu handeln. Blondchen und Braunchen lebten auf einem ſehr vertrauten Fuß zuſammen; aber Rothköpfchen glühte vor Eiferſucht, wenn ſie bedachte, daß ihre jüngern Schweſtern reicher und vornehmer waren als ſie. Dieſe Geſinnungen machten ſie unvermerkt der Königin-Mutter zur Freundin.

Die beyden jüngern Schweſtern wurden ſchwanger, und unglücklicherweiſe brach um dieſelbe Zeit ein Krieg aus, der dem König aus den Armen ſeiner Gemahlin riß. Sie hatte ihn um die Erlaubniß gebeten, mit Braunchen zu ihrer Mutter auf's Land zu gehn. Er hatte es ihr abgeſchlagen, und ihr verſichert, ſeine Mutter würde alles mögliche für ſie thun. In der That hatte er dieſe auf das inſtändigſte erſucht, ſich ſeiner Gemahlin auf's Beſte anzunehmen, und in ihren jetzigen Umſtänden doppelt für ſie zu ſorgen, da er die Hoffnung hatte, Vater von drey ſchönen Kindern zu werden.

Die alte Königin verſprach alles; aber in ihrem Herzen ſann ſie auf Rache. Der König reiſte ab; und noch vor ſeiner Rückkehr kam ſie, ihrem Wunſche gemäß, mit drey Kindern nieder, vollkommen ſo, wie ſie erwartet hatte. Auch Braunchen gebahr denſelben Tag einen ſchönen Prinzen, ſtarb aber unmittelbar nach ihrer Niederkunft.

Die Eiferſucht der Admiralin gewann durch das Glück ihrer jüngſten Schweſter neue Stärke. Drey ſo ſchöne Kinder auf einmal mußten die Liebe des Königs nur noch vermehren und ihrer Schweſter noch größre Gewalt über ſein Herz und noch mehr Anſehn am Hofe geben. Sie beſchloß, ihrer Wuth alles aufzuopfern und mit der alten Königin gemeinſchaftliche Sache zu machen. Sie begab ſich auf der Stelle zu ihr. Die Gnade, die Ihro Majeſtät mir täglich erzeigen, ſagte ſie unter andern, hat einen ſolchen Eindruck auf mein Herz gemacht, daß ich mein eignes Intereſſe dem Ihrigen willig aufopfre. Ich begreife, was für Mißvergnügen die ſtandswidrigen Verbindungen Ihrer Söhne einem edeln Herzen, wie das Ihrige, verurſacht haben müſſe. Meine Mutter iſt eine arme Bäuerin, die bisweilen nicht das liebe Brod hatte, ehe ſie ihre Garküche anlegte. Die Kinder meiner beyden

Schweſtern werden das Andenken des unglücklichen Augenblicks verewigen, wo ſich der König und ſein Bruder zu dem Fehltritte verleiten lieſſen, ihr königliches Blut durch eine ſolche Mißheyrath zu entehren. Wär' es nicht am beſten, eine Fricaſſee aus ihnen zu machen und ſie ſo mit guter Art aus der Welt weg zu ſchaffen, ehe ſie Ihnen noch mehr Verdruß machen können? — Ach! meine liebe Admiralin, antwortete die Königin und umarmte ſie, wie freu ich mich über dein gutes Herz, und daß du ſo großen Antheil an meinem gerechten Unwillen nimmſt. Ich bin ſchon vorhin auf dieſe Idee gerathen; um deſto angenehmer iſt es mir, daß du denſelben Plan haſt, und mir hülfreiche Hand zu leiſten verſprichſt. Aber ich muß geſtehn, ich bin noch in einiger Verlegenheit, wie wir es angreifen ſollen. — Seyn Sie darüber ganz auſſer Sorgen, erwiederte Rothköpfchen. Meine Hündin hat gerade drey Jungen geworfen, deren jedes einen Stern auf deñ Kopf und eine Art von Kette um den Hals hat Wir wollen der Königin weis machen ſie wäre mit dieſen Hunden niedergekommmen, und ihre wirklichen Kinder, und den Sohn der Prinzeſſin, wollen wir ſchon bey Seite ſchaffen.

Allerliebſt! rief die Königin aus, meine Hofdame hat ſchon Befehl, die Kinder fortzubringen, nun müßten wir nur die Hündchen haben. — Ich habe ſie aus Vorſorge mitgebracht, antwortete jene, und holte ſie aus ihrer Taſche heraus. Wir wollen ſie einwickeln und ſie dann meiner Schweſter ſehen laſſen. — Dieß geſchah; die Hunde wurden gewickelt, in einem Korb gelegt, und in das Wochenzimmer getragen. Ich komme, Ihnen meinen Dank für die Enkel abzuſtatten, mit denen Sie mich beſchenkt haben; hub die alte Königin an. Fürwahr, eine Krone müßte auf ſo einem Kopf nicht übel ſtehn! Nun wundre ich mich nicht mehr, daß Sie ihrem Gemahl zwey Söhne und eine Tochter mit Sternen, goldnen Halsketten und langen Haaren verſprechen konnten. Da ... ſäugen Sie ihre Kinder ſelbſt; in meinem Reiche giebt es keine Ammen für Hunde.

Mit dieſen Worten warf ſie ihr die Hunde aufs Bett. Die arme Königin, welcher die Schmerzen faſt alle Beſinnung genommen hatten, war beynahe des Todes für Schrecken, als ſie die drey Hunde mit allen den Zeichen ſah, die ſie an ihren Kindern erwartet hatte. Sie fieng bitterlich an zu weinen; wendete ſich hierauf zu ihrer Schwiegermutter und ſagte: Ach! Madam, vermehren Sie meinen Kummer nicht noch durch Ihre Vorwürfe. Hätte mich doch lieber der Tod hinweggeraft, ehe ich die Schmach erlebt hätte, Mutter von ſolchen Ungeheuern zu ſeyn! Ach! was wird mein Gemahl ſagen? wie wird er mich haſſen! wie wird er mich verabſcheuen!.. Seufzer und Thränen erſtickten ihre Worte; ſie konnte nicht weiter ſprechen. Die Königin-Mutter aber fuhr fort, ſie mit Vorwürfen zu überhäufen und ihres Unglücks zu ſpotten. In dieſer Geſellſchaft brachte ſie drey tödtliche Stunden zu.

Endlich gieng die Alte weg und Blondchen blieb mit ihrer Schweſter allein. Gieb dich doch zufrieden, ſagte Rothköpfchen; du biſt nicht die erſte, der ſo etwas begegnet. Man ſieht wohl, es iſt dieß ein Streich, den dir die alte Fee ſpielt, die uns Wunderdinge verſprach und nichts gehalten hat. Aber ich rathe dir, die Rückkunft des Königs nicht abzuwarten, ſondern mit deinen drey Bälgen aufs Land zu deiner Mutter zu gehn. Die Königin war nicht im Stande zu antworten. Sie verhüllte ihr Geſicht und weinte.

Ihre Schwiegermutter hatte unterdeſſen ihrer Hofdame Feindiſe befohlen, die Kinder der Königin und den Sohn der Prinzeſſin zu erdroſſeln und dann wo einzuſcharren, wo niemand

mand etwas von ihnen erführe. Der Befehl ſollte ſchon ausgeführt werden; ſchon hielt Feindiſe den Strick in ihren Händen, als ſie noch einmal ihre Augen auf die Kinder warf und ſie ſo bewundernswürdig ſchön, und die Zeichen an ihrer Stirn und Hals ſo auſſerordentlich fand, daß ſie es nicht wagte, ihre Hände mit ihrem Blute zu beflecken.

Um indeß den Befehl ihrer Gebieterin nicht ganz unausgeführt zu laſſen, legte ſie die vier Kinder in eine Wiege, und ſetzte dieſe in eine Barke, welche ſich am Ufer des Meeres befand. Ein ſtarker Wind trieb die Barke ſchnell ins Meer; aber bald darauf erhoben ſich die Wellen, die Sonne verbarg ſich, ein heftiges Ungewitter bedeckte den Himmel. Rings umher auf der Erde und dem Waſſer, ruhte eine fürchterliche Nacht, welche durch einzelne Blitze, von ſchrecklichen Donnerſchlägen begleitet, noch furchtbarer ward. Das Meer brauſte mit Ungeſtüm; und wahrſcheinlich öffnete es ſeinen Schlund, die Barke und die ihr anvertrauten Kinder darein zu begraben.

Kurz darauf fand der König, der ſich ohn Unterlaß mit dem Andenken an ſeine Gemahlin und den Hoffnungen, die ſie ihm gemacht hatte, beſchäftigte, einige Tage Zeit, ſich vom

Heere zu entfernen. Als die Königin-Mutter ſeine Ankunft erfuhr, gieng ſie ihm mit einer ſehr ernſthaften Miene entgegen, ſchloß ihn feſt in ihre Arme und benezte ſeine Wangen mit heiſſen Thränen. Sie wollte das Anſehn haben, als ob der Schmerz ſie zu reden hindre. Der König erſchrack, und wagte es kaum, nach der Urſache ihrer Betrübniß zu fragen. Endlich, mit einem tiefen Seufzer, erzählte ſie ihm, daß die Königin mit drey Hunden niedergekommen ſey. Sie wurden vorgezeigt, und um die Komödie vollſtändig zu machen, warf ſich die Admiralin dem Könige zu Füſſen und bat ihn, ihrer Schweſter nur das Leben zu ſchenken, und ſie mit dem Exil vom Hof zu begnadigen.

Der König war über dieſe ſchreckliche Neuigkeit beſtürzt und betäubt; er betrachtete die Hunde und erkannte das Zeichen des Sterns und das Halsband. Kraftlos ſank er auf einen Sopha, und tauſend Gedanken durchkreuzten ſich in ſeinem Kopf. Während dieſer ſchrecklichen Augenblicke ließ die Königin nicht ab, in ihn zu dringen, das Exil ſeiner Gemahlin zu beſchlieſſen, und ſie ihrer Mutter zurück zu ſenden. Er willigte ein, und ſogleich ſezte man ſie mit ſammt den drey Hunden in eine Sänfte, und brachte ſie halbtodt in das Haus ihrer Mutter.

Unterdeſſen hatten die Götter mit Erbarmen auf die Barke herabgeblickt, auf welcher ſich die wahren Kinder der armen Königin befanden. Die Fee, welche über ihr Leben wachte, ließ ſtatt des Regens Milch auf ſie herabträufeln, und ſie empfanden nichts von dem Sturm, der das Meer empörte und ihnen den Untergang drohte. So waren ſie ſieben Tage und ſieben Nächte umher geſchwommen, als ſie einen Corſaren begegneten, der ſchon in der Ferne den Glanz der Sterne auf den Köpfen der Kinder bemerkt hatte, und dadurch herbey gezogen worden war. Er ſtieg in die Barke, und fand ſeine Mühe durch eine Menge Edelſteine, die in der Wiege lagen, reichlich belohnt. Mehr aber noch, als dieſer Fund, freuten ihn die ſchönen Kinder, die er ſogleich auf ſein Schiff nahm, um ſie ſeiner Frau mitzubringen, die keine Kinder hatte, und doch ſehnlichſt welche zu haben wünſchte.

Die gute Frau erſchrack anfänglich, als ſie ihren Mann ſo ſchnell zurückkommen ſah — denn er hatte ſich auf eine weite Reiſe gerüſtet — aber ihr Schrecken wurde durch den herrlichen Schatz, den er in ihre Hände legte, reichlich vergütet. Die goldnen Sterne, die koſtbaren Halsketten, die ſchönen langen Haare der Kinder, alles erregte ihre Bewunderung und Freude! Jezt nahm ſie den Kamm, um ſie auszukämmen; und ſiehe! ein neues Wunder: bey jedem Strich, den ſie that, fielen Perlen, Diamanten, Rubinen von aller Art aus den Haaren herab.

Mag Corſar ſeyn, wer da will, ſagte der Mann, als er dieſes Wunder ſah. Dieſe reizenden Kinder werden mich ohne alle Gefahr reicher machen als alle meine Unternehmungen — Corſine — ſo hieß die Frau — war über dieſen Entſchluß ſehr vergnügt; und die vier Kinder wurden ihr dadurch noch lieber. Sie gab ihnen Nahmen. Die Prinzeſſin nannte ſie Schöngeſtirn; ihren älteſten Bruder, Sonnenkönig; den jüngſten, Glücklich; und den Sohn der Prinzeſſin, Vielgeliebt. Dieſer leztere war weit ſchöner als die beyden andern, ob er gleich weder Stern noch Halsband hatte; und Corſine war ihm mehr zugethan als den übrigen.

Corſine brauchte eine Amme für ihre kleinen Pfleg-Kinder. Sie bat ihren Mann, der ein großer Liebhaber von der Jagd war, ihr junge Rehe zu fangen. Dieß geſchah. Auf das Blöcken der kleinen Rehe kamen ihre Mütter herzu gelaufen, und da wußte ihnen Corſine die Kinder ſo geſchickt unterzuſchieben, daß ſie ihre Jungen zu ſäugen glaubten.

So wurden dieſe liebenswürdigen Kinder in ihren erſten Jahren auferzogen. Der Corſar und ſeine Frau liebten ſie mit der größten Zärtlichkeit, und wandten alle nur mögliche Sorgfalt auf ihre Erziehung. Die Perlen und Edelſteine, welche ihren Haaren entfielen, ſetzten die guten Leute in den Stand, geſchickte Lehrer anzunehmen; und die Kinder lernten mit einer ſolchen Leichtigkeit, daß jedermann darüber erſtaunte. Man ſchätzte die Eltern glücklich, die ſolche Kinder hatten; denn der Corſar und ſeine Frau hatten ihr Abentheuer niemanden erzählt, und die Kinder galten für die ihrigen.

Dieſe lebten unter ſich mit der größten Eintracht; ſie liebten ſich wechſelſeitig, aber am ſichtbarſten war dieſe Liebe zwiſchen Vielgeliebt und Schöngeſtirn. Wenn ſie etwas zu haben wünſchte, ſo ließ er ſich keine Mühe verdrießen, es ihr zu verſchaffen; er war beſtändig um ſie; er begleitete ſie auf die Jagd; und wenn die übrigen ausgiengen und Schöngeſtirn zu Hauſe blieb, ſo wußte er immer einen Grund zu finden, ihr Geſellſchaft zu leiſten.

So wie ſie ſelbſt heran wuchſen; ſo wuchs auch ihre Zärtlichkeit; und während die Liebe jeden Tag tiefere Wurzel in ihrem Herzen ſchlug, glaubte jedermann in ihnen ein Muſter einträchtiger Geſchwiſter zu ſehn. Sie ſelbſt kannten weder die Stärke noch die Art ihrer Leidenſchaft. Ein Ohngefähr klärte ſie auf. Schöngeſtirn fand viel Vergnügen an Lektüre, und wenn ſie arbeitete, las Vielgeliebt ihr vor. Eines Tags war ihnen die Geſchichte zweyer Liebenden in die Hände gefallen, die ſich anfänglich für Geſchwiſter hielten, ihren Irrthum in der Folge erfuhren, getrennt wurden, und ſich nach unſäglichen Gefahren heyratheten. Während Vielgeliebt las, bemerkte er mit einer geheimen Unruhe, daß in den Geſinnungen und Empfindungen des Liebhabers die ſeinigen mit einer auffallenden Wahrheit geſchildert wären. Schöngeſtirn war nicht weniger betroffen; denn alles ſchien ihr aus dem Herzen geſchrieben zu ſeyn. Je länger Vielgeliebt las, deſto mehr wurde er gerührt; je länger die Prinzeſſin zuhörte, deſto mehr klopfte ihr das Herz; Thränen füllten ihre Augen und rollten über ihre Wangen. Ach! meine Schweſter, rief Vielgeliebt endlich aus, da er den Strom ſeiner Empfindung nicht länger zurückhalten konnte, ach! wie glücklich war dieſer Mann, daß Julie nicht ſeine Schweſter war. — Uns wird dieſes Glück nicht zu Theil werden, fiel Schöngeſtirn ein; haben wir es weniger verdient? — Sie erröthete, als ſie dieſe Worte geſagt hatte, und von dieſem Augenblick an fielen die beyden verliebten Geſchwiſter in eine Schwermuth, die ſie für den Genuß des Lebens unfähig machten. Selten erleuchtete ein Strahl von Hoffnung den Trübſinn ihrer Herzen.

Eines Tags waren die drey Prinzen auf die Jagd gegangen; Schöngeſtirn war zu Hauſe geblieben, und ſaß in dem Winkel eines kleinen Cabinetts, wo ſie ihren Betrachtungen nachhieng. Dieſes Cabinett war nur durch eine dünne Wand von Corſinens Zimmer getrennt. Niemand wußte, daß die Prinzeſſin zu Hauſe war; und ſo hörte dieſe von Ohnfähr eine Unterredung ihrer vermeintlichen Eltern, wodurch ſie mit einem Geheimniß bekannt wurden, das man ihr bis jetzt auf das ſorgfältigſte verborgen hatte.

Wir müſſen doch nun darauf denken, ſagte Corſine zu ihrem Mann, unſre Tochter Schöngeſtirn zu verheyrathen. Wenn wir wüßten, wer ſie iſt, ſo könnten wir ihr eine standesmäßige Parthie ausſuchen; oder wenn ihre vermeintlichen Brüder nicht ihre Brüder wären, ſo könnten wir ſie an einen von dieſen verheyra rathen. Einen vollkommnern und ſchönern Mann könnte ſie doch nimmermehr bekommen.

Als ich ſie fand, antwortete der Corſar, hab' ich nichts bemerkt, was mir einen nähern Aufſchluß über ihre Herkunft hätte geben können. Aus den Diamanten, mit denen ihre Wiege beſetzt war, konnte man wohl ſo viel ſehn, daß ſie Kinder reicher Eltern ſeyn mußten. — Das ſonderbarſte dabey iſt, daß ſie alle von einem Alter ſchienen; und Vierlinge iſt etwas ſehr ſeltnes. — Ich vermuthe auch ſehr, fiel Corſine ein, daß Vielgeliebt kein Bruder iſt: denn er hat weder Stern noch Halsband. — Das iſt wahr, verſetzte der Mann; aber gleichwohl fallen aus ſeinen Haaren ſo gut Diamanten als aus den Haaren der übrigen: Ich muß geſtehn, daß ich nichts eifriger wünſche, als über die Herkunft dieſer Kinder näher unterrichtet zu ſeyn. — Wir müſſen die Götter walten laſſen, ſagte Corſine. Sie haben ſie uns anvertraut, und hoffentlich werden ſie mit der Zeit auch dieſes Geheimniß ans Licht bringen.

Schöngeſtirn hörte dieſem Geſpräch mit der größten Aufmerkſamkeit zu. Ihre Freude war unausſprechlich. Vielgeliebt war vielleicht nicht ihr Bruder. Es war ihr vielleicht erlaubt, ihn zu lieben. Sie brannte für Verlangen, ihm dieſe auſſerordentliche Neuigkeit mitzutheilen.

Sie ſetzte ſich eiligſt zu Pferde und ritt in den Wald ihren Brüdern nach. Das Bellen der Hunde und der Schall der Hörner leiteten ſie; in wenigen Augenblicken hatte ſie ihre Brüder erreicht. Vielgeliebt kam ihr entgegen, als er ſie ſah. Welche angenehme Ueberraſchung! rief er ihr zu. Wie kömmt es, daß du dich einmal von deinen Büchern haſt trennen können? — Ich habe dir ſo viel zu ſagen, antwortete ſie, daß ich dem Verlangen, dich aufzuſuchen, nicht widerſtehen konnte. — Jetzt kamen auch die andern Brüder heran. Schöngeſtirn ſtieg vom Pferd, und von ihren Brüdern begleitet, begab ſie ſich auf einen grünen Platz, der rund um von Bäumen beſchattet war. Hier wollen wir uns niederſetzen, ſagte ſie: Hört, was ich Euch zu erzählen habe.

Sie wiederholte ihnen Wort für Wort das Geſpräch des Corſaren und ſeiner Frau, die ſie bisher für ihre Eltern gehalten hatten. Die drey Prinzen waren nicht wenig erſtaunt, und ſie giengen mit einander zu Rathe, was wohl zu thun ſey. Der eine wollte davon gehn, ohne etwas zu ſagen; der andre wollte auch davon gehn, aber mit Wiſſen des Corſaren;

der dritte, wollte gar nicht davon gehn. Endlich wurden ſie einig, mit ihren Pflegeltern zu ſprechen, und mit ihrer Einwilligung dieſe Gegend zu verlaſſen, wo ſie ſchwerlich etwas von ihrer Geburt erfahren würden. Nachdem ſie dieſen Entſchluß gefaßt hatten, ſtiegen ſie zu Pferde und ritten nach Hauſe.

Ohne einen Augenblick zu verliehren begaben ſie ſich auf das Zimmer des Corſaren und ſeiner Frau. Sonnenkönig führte das Wort: Wir haben gehört, daß wir nicht Eure Kinder ſind, ſagte er; ihr habt uns auf dem Meere gefunden. Die Sorgfalt, mit der Ihr Euch unſre Erziehung habt angelegen ſeyn laſſen, die viele Güte und Liebe, die ihr uns erzeigt, fordert unſre ganze Dankbarkeit; und nichts in der Welt wird uns die Verpflichtungen vergeſſen machen, die wir für Euch haben. Wir kommen alſo, Euch unſern Dank abzuſtatten, Euch um die Erzählung der nähern Umſtände jenes Abentheuers, und um guten Rath zu bitten, wie wir es anfangen ſollen, unſre wahren Eltern wieder zu finden.

Der Corſar und ſeine Frau waren über dieſe Entdeckung erſtaunt. Sie erzählten ihnen was ſie ſelbſt wußten und vermutheten; als es aber darauf ankam, ihnen einen guten Rath zu geben, ſagten ſie: Wenn wir nur unſre Liebe zu Euch fragten, ſo würden wir Euch bitten, uns nie zu verlaſſen, ſondern die Stütze unſers Alters zu ſeyn, ſo wie wir die Beſchützer Eurer Kindheit geweſen ſind. Gefällt Euch dieſes Schloß und dieſe Gegend nicht mehr, ſo laßt uns einen andern Aufenthalt wählen, wo Ihr wollt, nur nicht in der Nähe des Hofs. Warum wellt ihr den Hafen verlaſſen, in welchem ihr ſo ruhig vor Anker liegt, um Euch einen ſtürmiſchen Meer anzuvertraun? Ihr kennt die Freuden der Welt noch nicht, wie flüchtig ſie ſind, und wie ihnen Verdruß und Leiden auf dem Fuße folgt! Der Schimmer des Reichthums, der Größe, der Wolluſt iſt Euch noch unbekannt! Wohl dem, der ihn niemals kennen lernt.

Dieſe Vorſtellungen machten wenig Eindruck auf das Herz der Prinzen, welche vor Begierde brannten, das Geheimniß ihrer Geburt zu enthüllen. Sie drangen von neuem in den Coſaren, ihnen die Erlaubniß zu reiſen nicht zu verſagen. Sie verſprachen zurückzukehren, und ihm von allen ihren Abentheuern einen getreuen Bericht abzuſtatten. Endlich wurde ihnen dieſe Erlaubniß mit weinenden Augen ertheilt.

Die Anſtalten zur Reiſe waren bald gemacht, und die vier Kinder ſchifften ſich ein. Jedes nahm ein Pferd für ſich mit, und Corſinen lieſſen ſie ſo viel Diamanten aus ihren Haaren zurück, als ſie nur wollte, und verſahen ſich nur mit diamantnen Ketten, die in ihrer Wiege gefunden worden waren.

Sie hatten eine ſehr angenehme Reiſe. Ein ſanfter Zephir ſchwellte die Seegel und kräuſelte die Oberfläche des Meers. Ein reiner Himmel ſpiegelte ſich in den Wellen, und das Licht der Sonne beſtrahlte das vergoldete Schiff und ſeine ſeidnen Flaggen, welche weit in die Lüfte wehten. Sie nahmen ihren Weg nach dem Orte zu, wo ſie von dem Corſaren gefunden worden waren, und brachten hier den Göttern ein Opfer für ihre Erhaltung. Eine Sirene erhob ſich aus den Fluthen und ſagte mit melodiſcher Stimme: Höret auf, euch zu bekümmern; die Götter werden Euer Fahrzeug lenken; tretet ans Land, wo es ſtille ſteht. Den Liebenden iſt es vergönnt, dem Hang ihrer Herzen zu folgen.

Schöngeſtirn und Vielgeliebt empfanden eine heimliche Freude über die Worte der Sirene; denn ſie zweifelten nicht, daß ſie gemeint wären. Das Schiff ſeegelte weiter und kein

Abentheuer ſtieß ihnen auf. Der Himmel war immer heiter, das Meer immer ruhig. So waren ſie drey Monate auf dem Waſſer. Eine glückliche Zeit für die beyden Verliebten, die ſich mit den ſchönſten Hoffnungen ſchmeichelten.

Eines Tags begab ſich die Prinzeſſin mit ihren Brüdern auf das Verdeck, um den Untergang der Sonne zu ſehn. Sie nahmen ihre Inſtrumente und machten Muſik. Das Schiff ſchien ſchneller und leichter zu gehn, und umſegelte auf einmal ein Vorgebürge, das eine der ſchönſten Städte der Welt verſteckte. Eine Reihe der herrlichſten Paläſte ſtellte ſich den Augen der erſtaunten Reiſenden dar. Die Häuſer waren von bunten Marmor, die Dächer von Gold. Reitzende Gärten erhöhten die Schönheit dieſes Anblicks. Die Geſellſchaft wünſchte ſo ſchnell als möglich in den Hafen einzulaufen; aber ſie fürchteten keinen Platz für ihr Fahrzeug zu finden, ſo viel Schiffe lagen ſchon in demſelben vor Anker.

Indeß ward ihr Wunſch erfüllt; ſie ſtiegen ans Land wo ſich ſchon eine Menge Volks verſammelt hatte, um das prächtige Schiff in Augenſchein zu nehmen. Bald aber zog die Schönheit und die Sterne der wunder Kinder allein die Augen der Menge auf ſich. Man brachte dem König Nachricht davon. Dieſer begab ſich ſogleich auf eine Terraſſe, von wo aus er den Hafen überſehen konnte. Hier erblickte er die ganze Geſellſchaft, die ſich kurz darauf, nachdem ſie ans Land geſtiegen war, zu Pferde ſetzte. Sonnenkönig ritt einen ſchwarzen Hengſt; Glücklich eine Falbe; Vielgeliebt hatte einen Schimmel, ſo weiß wie der Schnee; und Schöngeſtirn eine Iſabelle mit ſchwarzen Mähnen.

Als ſie vor der Terraſſe, wo der König ſtand, vorüber kamen, grüßten ſie ihn ehrerbietig und ritten langſam vorbey. Der König war über ihre Schönheit und ihrem Anſtande entzückt. Er ſendete ſeinen Stallmeiſter an ſie ab, ſie ſeiner Gnade zu verſichern und ihnen allen Schutz anzubieten, den ſie etwa in einem fremden Lande nöthig haben dürften. Sie ließen dem König danken, und baten, daß man ihnen ein Haus anweiſen möchte, wo ſie für ſich ſeyn könnten, und das, wo möglich, einige Stunden von der Stadt gelegen wäre, weil ſie große Liebhaber von Promenaden wären. Sogleich wieß ihnen der Stallmeiſter ein prächtiges Landhaus an, wo ſie mit ihrem Gefolge bequem logiren konnten.

Der König war von dem, was er geſehn hatte, ſo voll, daß er auf der Stelle zu ſeiner

Mutter gieng, und ihr alles erzählte. Da ſie von den Sternen hörte, die auf dem Haupte der Kinder ſtrahlten, ſchien ſie betroffen, und fragte, wie alt ſie wohl ſeyn könnten. Funfzehn bis ſechszehn Jahre, war die Antwort. Dieſe Nachricht beunruhigte ſie ungemein; doch ließ ſie ſich nichts merken. Indeſſen gieng der König mit großen Schritten auf und ab, und ſagte einmal über das andre: Wie glücklich iſt der Vater, der ſolche Kinder hat! Ich armer Mann! Drey Hunde ſind meine ganze Nachkommenſchaft!

Der Königin blieb faſt kein Zweifel übrig, daß Feintiſe ſie betrogen und die Kinder beym Leben erhalten habe. Sie verbarg ihre Unruhe auf das beſte. Den ganzen Tag ließ ſie verſtreichen, ohne nähere Erkundigung einzuziehn; aber den folgenden Tag ſchickte ſie ihren Secretair in das Haus, wo die Fremden wohnten, um ſich unter dem Vorwand für ihre Bequemlichkeit zu ſorgen, unter der Hand nach allem zu erkundigen.

Der Secretair machte ſich bey frühem Morgen auf dem Weg, und kam eben an, als ſich die Prinzeſſin an ihre Toilette ſezte. Man kämmte ſie; ihre blonden Haare fielen in langen Locken bis auf die Erde herab; einige Körbe ſtänden um ſie her, damit die Perlen und Diamanten, die aus ihren Haaren fielen, nicht verlohren giengen. Der Stern auf ihrem Haupte warf ſeine Strahlen rund umher; und die goldne Kette ſchmückte ihren Hals. Der Secretair wußte nicht, ob er ſeinen Augen trauen ſollte. Die Prinzeſſin ſuchte nun von den größten Perlen aus und bat ihn, ſie zu ihrem Andenken aufzuheben.

Nachdem er nun auch die Prinzen beſucht, und von allem, was ſeine Gebieterin verlangte, genaue Nachricht eingezogen hatte, kehrte er zurück, und ſein Rapport ließ die Königin nicht länger an der Wahrheit ihrer Vermuthungen zweifeln. Er ſagte ihr, daß Vielgeliebt weder Stern noch Kette trage, daß er aber, ſeinem Urtheile nach, von allen der ſchönſte ſey. Er hätte ferner erfahren, daß ſie ſehr weit herkämen, und daß ihnen ihre Aeltern nur eine gewiſſe Zeit erlaubt hätten, ſich in fremden Ländern umzuſehen. Dieſer letzte Umſtand machte ſie wieder ein wenig zweifelhaft, ſo, daß ſie bisweilen glaubte, es könnte doch wohl ſeyn, daß ſie nicht die Kinder des Königs wären.

Eines Tags ritt der König auf die Jagd und kam vor dem Hauſe vorbey, das der Stallmeiſter den Fremden angewieſen hatte. Er be-

beſchloß, ſie zu ſehn. Als die Prinzen ihn heran reiten ſahn, kamen ſie ihm entgegen und umfaßten ſeine Knie, und die Prinzeſſin küßte ihm die Hände, als wenn ſie ihren Vater in ihm erkannt hätten. Er fühlte ſein Herz bey ihrem Anblick unglaublich gerührt. Er bat ſie, ihn auf ſeinem Schloß zu beſuchen; er wünſchte das Vergnügen zu haben, ſie ſeiner Mutter vorzuſtellen. Sie dankten ihm für ſeine Gnade, und verſprachen ihre Schuldigkeit zu beobachten, ſobald ihre Kleider und Equipagen fertig ſeyn würden.

Als die Königin dieſen Beſuch erfuhr, ließ ſie ſogleich ihre Hofdame Feindiſe zu ſich kommen, ſchloß das Zimmer ab, faßte ſie bey den Haaren, und ſetzte ihr einen Dolch auf die Bruſt. Unglückliche, rief ſie aus, ich weiß nicht, was mich abhält, dich meinem gerechten Zorn aufzuopfern. Du haſt mich verrathen; du haſt die vier Kinder nicht getödtet, die ich dir übergeben hatte. Geſtehe mir wenigſtens dein Verbrechen; vielleicht verzeihe ich dir — Feintiſe warf ſich ihr halb todt zu Füſſen, und geſtand den ganzen Verlauf der Sache, und wie ſie es für eine Unmöglichkeit halte, daß die Kinder bey dem fürchterlichen Sturm und Hagelwetter hätten erhalten werden können. Sie bat um Gnade, und verſprach, ſie eines nach dem andern aus der Welt zu ſchaffen, ohne daß es jemand gewahr würde.

Die Königin wurde durch dieſes Verſprechen etwas beruhigt. Sie rieth ihr, keinen Augenblick zu verliehren, und die alte böſe Hofdame entwarf ſogleich einen Plan, ihr Verſprechen zu erfüllen. Sie wartete die Zeit ab, wo die Prinzen auf der Jagd waren, nahm eine Guitarre unter dem Arm, ſetzte ſich dem Fenſter der Prinzeſſin gegenüber und ſang folgende Worte:

Mädchen, wenn auf euren Wangen
noch der Jugend Blüthe lacht;
Reitz und Schönheit und Verlangen
euch umflattern, euch umfangen,
o! ſo nutzet eure Macht.
Flüchtig ſind der Jugend Stunden,
ſchnell verblüth die Roſenzeit;
braucht ſie, eh' es euch gereut,
daß ſie ungenutzt verſchwunden,
daß der Scepter euch entwunden,
der jetzt unumſchränkt gebeut,
Mädchen, wenn auf euren Wangen
noch der Jugend Blüthe lacht u. ſ. w.

Schöngeſtirn, die dieſes Lied ſehr artig fand, trat auf dem Balkon, um die Sängerin zu ſehn.

Feintiſe machte ihr ein ehrfurchtsvolles Kompliment; die Prinzeſſin erwiederte es, und da ſie ſehr guter Laune war, fragte ſie, ob denn das Lied auf ſie gemacht wäre. Auf wen denn anders als auf mich, ſchönes Kind? antwortete Feintiſe. Es wird auch einmal auf Sie paſſen, wenn ich mich Ihrer nicht annehme, und Ihnen einen Rath gebe, der Ihnen unendlich wichtig ſeyn muß. — Und der iſt? fragte Schöngeſtirn. — Erlauben Sie mir auf Ihr Zimmer zu kommen, und Sie ſollen ihn hören. — Von Herzen gern, war die Antwort.

Sie kam hinauf und ohne einen Augenblick zu verliehren, hub ſie alſo an: Mein ſchönes Kind, der Himmel hat Sie äuſſerſt liebenswürdig gebildet; er hat Sie mit einem glänzenden Stern auf dem Haupte begabt, und man erzählt noch andre Wunder von Ihnen; aber eines fehlt Ihnen noch, was Sie nicht entbehren können. Sie ſind zu beklagen, wenn Sie es nicht zu bekommen wiſſen. — Nun, was fehlt mir denn? verſetzte Schöngeſtirn. Das tanzende Waſſer; antwortete die verſchlagne Alte. Hätte ich das gehabt, ſo würden Sie keine grauen Haare auf meiner Scheitel, keine Runzeln auf meiner Stirne, keine Zahnlücken in meinem Munde ſehn; eine ewige Jugend würde auf meinen Wangen blühn; aber ach!

ich habe dieß Geheimniß zu ſpät erfahren, um meinen ſchon erloſchnen Reitzen wieder aufzuhelfen. Benutzen Sie mein Unglück; dieſes wird ein Troſt für mich ſeyn; denn ich fühle unwillkührliche Regungen der Zärtlichkeit gegen Sie. — Aber wo ſoll ich denn dieſes tanzende Waſſer herbekommen? fragte Schöngeſtirn. Aus dem erleuchteten Wald, war die Antwort. Sie haben drey Brüder, ſollte nicht einer davon die Gefälligkeit für Sie haben, es zu holen? — Meine Brüder lieben mich, erwiederte jene, und einer vorzüglich. Ich werde ihn bitten, mir dieſe Freundſchaft zu erzeigen, und ihn dafür zu belohnen ſuchen. — Die Alte entfernte ſich hierauf, vergnügt über die gut gelungene Liſt, und verſprach im kurzen wieder zu kommen.

Die Prinzen kamen bald darauf von der Jagd zurück und legten ihre Beute der Schweſter zu Füſſen. Sie fanden ſie unruhig und mit dem Gedanken an das tanzende Waſſer beſchäftigt. Was fehlt dir, Liebe? fragte ſie Prinz Vielgeliebt. Gefällt dir vielleicht unſer Aufenthalt nicht? Wenn das iſt, ſo können wir gleich abreiſen. Oder wünſcheſt du etwas zu haben? Sag' es nur, es ſoll ſogleich angeſchafft werden.

Deine Güte macht mir Muth, dir meine Wünſche zu entdecken, antwortete ſie. Ich muß dir geſtehn, daß ich nicht leben kann, wenn ich das *tanzende* Waſſer nicht bekomme; es befindet ſich in dem leuchtenden Wald; und wenn ich es bekomme, ſo habe ich nichts von der Zerſtörung der Zeit zu fürchten. — Ey, wenn es weiter nichts iſt, antwortete der Prinz, ſo ſey ohne Kummer. Ich bringe dir es entweder, oder du ſollſt durch meinen Tod erfahren, daß es nicht zu erhalten iſt. — Dieſe Worte machten einen tiefen Eindruck auf die Prinzeſſin. Nein, nein, ſagte ſie. Ich thue Verzicht anf meinen Wunſch. Lieber will ich häßlich werden, als dein Leben in Gefahr ſetzen. Ich beſchwöre dich, nicht weiter an das tanzende Waſſer zu denken; ja, ich verbiete dir es ausdrücklich, wenn ich anders einige Gewalt über deinen Willen habe.

Der Prinz ſtellte ſich, als wollte er gehorchen; ſobald er ſie aber mit etwas andern beſchäftigt ſah, beſtieg er ſeinen Schimmel und machte ſich ganz allein auf dem Weg. Seine Abweſenheit wurde nicht eher als gegen Abend bemerkt, da man ſich zu Tiſche ſetzte. Schöngeſtirn gerieth in eine ſolche Unruhe, daß ſie weder eſſen noch trinken konnte, ſie befahl, ihren Bruder Vielgeliebt allenthalben aufzuſuchen. Ihre Brüder, welche nichts von dem tanzenden Waſſer wußten, ſuchten ſie zwar zu tröſten; aber da es gegen Mitternacht kam, und man noch immer keine Nachricht von ihm erhielt, konnte die Prinzeſſin ihren Schmerz nicht länger verbergen. Sie geſtand ihren Brüdern, daß ſie die Urſache der Entfernung des Prinzen wäre. Man beſchloß, ihm noch mehrere Leute nachzuſchicken, die ihn im Namen der Prinzeſſin beſchwören ſolten, ſein Vorhaben aufzugeben.

Die Anſtifterin dieſes Unglücks erfuhr den Erfolg ihrer Liſt zur rechten Zeit, und gab der Königin Nachricht davon. Dieſe munterte ſie auf, eben ſo fortzufahren, und drohte ihr von neuem mit dem Tode, wenn ſie ihr Verſprechen nicht auf das genaueſte erfüllte.

Das Mittel, deſſen ſie ſich bedient hatte, den Prinzen Vielgeliebt aus dem Wege zu räumen, ſchien unfehlbar zu ſeyn. Das tanzende Waſſer war ſchwer zu ſchöpfen, und eine ſo groſſe Menge Abentheuer waren dabey umgekommen, daß man ſeinen Namen im ganzen Lande mit Schrecken hörte. Jedermann wußte den Weg dahin. Vielgeliebt eilte Tag und Nacht dem Walde zu und ließ ſeinem Pferde kaum ſo viel Zeit, auf den Wieſen zu weiden und täglich einige

nige Stunden auszuruhn. Acht Tage war er geritten, als er in ein Land kam, in welchem ihm eine brennende Hitze den Athem verſetzte. Er konnte anfänglich die Urſache dieſer Hitze nicht ergründen; als er aber auf einen Berg kam, erblickte er den leuchtenden Wald, deſſen Bäume brannten, ohne ſich zu verzehren, und ihre Flammen ſo weit verbreiteten, daß die umliegenden Fluren ganz dürr und verlaſſen waren. Zu gleicher Zeit drang aus dieſem Wald das Ziſchen der Schlangen und das Brüllen der Löwen in die Ohren des erſtaunten Prinzen, der nicht begreiffen konnte, wie es möglich ſey, daß ein Geſchöpf in dieſen Flammen lebe und athme.

Hier hielt er einige Zeit, nahm die Sonne im Augenſchein, und ſtieg endlich ab, voll Unruhe und Verlegenheit. Ihn quälte ein ſchrecklicher Durſt, der ſich mit jedem Schritte vermehrte, den er dem Walde näher kam. Glücklicherweiſe erblickte er eine Quelle, die aus einem Felſen ſprang, und in ein großes marmornes Becken fiel. Er näherte ſich derſelben und bückte ſich; um mit einem kleinen goldnen Gefäß, das er bey ſich trug, zu ſchöpfen, als er eine Turteltaube erblickte, die in der Quelle mit den Flügeln ſchlug. Ihre Schwingen waren ganz naß; ſie hatte ſchon alle Kräfte verlohren und war im Begriff unter zu ſinken. Vielgeliebt hatte Mitleiden mit ihr und rettete ſie. Er trocknete ihr die Flügel, wärmte ſie, und gab ihr in kurzer Zeit Leben und Munterkeit wieder.

Jetzt öffnete ſie den Schnabel: Prinz Vielgeliebt, ſagte ſie mit einer ſanften und melodiſchen Stimme; du haſt dich um mich verdient gemacht, und ich werde dankbar ſeyn. Du biſt nicht der erſte von deiner Familie, der mir weſentliche Dienſte erzeigt, und ich freue mich, eine Gelegenheit zu finden, dir nützlich zu ſeyn. Ich kenne die Abſicht deiner Reiſe, die du allzu unbedachtſam unternommen haſt: Unzählige ſind in dieſer Gegend umgekommen. Das tanzende Waſſer iſt das achte Wunder der Welt und der höchſte Wunſch des weiblichen Geſchlechts. Es macht ſchön, jung und reich; aber du wirſt nimmermehr dazu gelangen, wenn ich mich nicht deiner annehme. Mitten im Walde dringt dieſe Quelle in großen Blaſen aus der Erde, und ergießt ſich in einen Schlund; der Weg dahin iſt mit brennenden Zweigen dieſer Bäume bedeckt, und es giebt kein anderes Mittel dahin zu gelangen, als unter der Erde. Unterdeſſen ich das nöthige zu dieſem Unternehmen beſorge, kannſt du hier ohne Gefahr von deiner Reiſe ausruhn.

Mit dieſen Worten erhob ſich die Turteltaube in die Luft, ließ ſich wieder herab; flog weg, kam wieder; und gegen Abend ſagte ſie dem Prinzen, es ſey alles bereit. Er beſtieg ſein Pferd und folgte ihr nach. Kaum war er hundert Schritte geritten, als er zwey lange Reihen von Füchſen, Dächſen, Ameiſen und andern Thieren ſah, die ſich gewöhnlich unter der Erde aufzuhalten pflegen. Dieſe Thiere, ſagte die Taube, haben ſich auf meinem Befehl hier verſammelt, um für deinen Vortheil zu arbeiten. Sie haben ſich meinen Willen mit großem Eifer gefügt. Du wirſt mir einen Gefallen erzeigen, wenn du dich bey ihnen bedankſt. Der Prinz ſprach ihnen zu, und verſicherte ſie, daß wenn ſie ſich in einer fruchtbaren Gegend befänden, er ihnen Dankbarkeit auf eine thätigere Weiſe an den Tag legen wolle.

Jetzt kam der Prinz an den Eingang einer unterirrdiſchen Höhle; er ſtieg vom Pferde, und gelangte unter Führung der Taube in kurzem an die Quelle. Sie strömte mit einem unglaublichen Geräuſch. Das ſonderbarſte war, daß das Waſſer nach dem Geſange einiger in der Luft ſchwebenden Vögel, mit einer Geſchicklichkeit tanzte, die dem geſchickteſten Tänzer Ehre gemacht haben würde. Der Prinz füllte ſein goldnes Gefäß hier an, und that ſelbſt einige Züge, die ihn nicht nur verſchönerten, ſondern auch ſeine Kräfte ſo vollkommen herſtellten, daß er die Hitze des Orts, an dem er ſich befand, faſt gar nicht mehr ſpürte.

Er kehrte auf demſelben Weg wieder zurück, den er gekommen war. Sein Pferd hatte ſich entfernt; aber es kam, als er es rief. Er ſchwang ſich darauf, dankte der Taube für ihre Gefälligkeit, und ließ ſie fliegen: Ich ſchenke dir deine Freyheit, als das einzige und größte Gut, zum Beweiß meiner Dankbarkeit. Schnell und eilfertig flog ſie davon, als wenn ſie wider ihren Willen bey ihm verweilt hätte. Der Prinz bemerkte es. Sonderbar! dachte er bey ſich ſelbſt. Du verläugneſt deinen Charakter! du biſt unbeſtändig, wie ein Menſch. — — Weißt du denn etwa, wer ich bin? rief die Turteltaube aus der Luft herab.

Vielgeliebt wunderte ſich, daß eine Taube ſeine Gedanken errathen hatte, und es gereute ihm, ſie in Freyheit geſetzt zu haben. Er ritt weiter und dachte an nichts, als an ſeine liebe Schöngeſtirn, und an die Freude, die ſie haben würde, wenn ſie ihn mit der gewünſchten Gabe zurückkommen ſähe. Auf einmal ward er in der Ferne einige Reiter gewahr, die bey ſeinem Anblick laut auf ſchrien und mit Fingern auf ihn zeigten. Er wußte anfänglich nicht, was er aus ihnen machen ſollte, und war ſchon verdrüßlich, auf ſeinem Wege aufgehalten zu werden. Indeß ſprengte er auf ſie zu, und ſah zu ſeinem großen Vergnügen, daß es einige von ſeinen Bedienten waren, die Schöngeſtirn ihm nachgeſchickt hatte. Sie überreichten ihm ihr Billet, in welchem ſie ihn bat, ſich um ihrentwillen keiner Gefahr auszuſetzen. Er küßte die Schriftzüge ſeiner Geliebten, ſeufzte, und eilte noch ſchneller als vorher.

Endlich ſah er ihre Wohnung in der Ferne liegen, und ſein Herz klopfte ſtärker, je näher er kam. Er fand ſie unter dem Baume ſitzend, in Gedanken vertieft. Er warf ſich ihr zu Füßen; ſie vergaß ſeinen Ungehorſam und umarmte ihren geliebten Bruder.

Feintiſe erhielt ſehr bald Nachricht von der glücklichen Rückkehr des Prinzen Vielgeliebt, und daß die Prinzeſſin durch den Gebrauch des tanzenden Waſſers ſo ſchön geworden wäre, daß man ſie nicht anſehen könne, ohne vor Liebe zu ihr zu ſterben.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß ſie darüber in keine geringe Unruhe gerieth. Sie hat hatte ganz gewiß darauf gerechnet, daß die Prinzen bey dieſem Unternehmen umkommen ſollten; und da ihr dieſe Hoffnung fehl geſchlagen war, mußte ſie auf ein anderes Mittel denken. Sie benutzte den Augenblick, wo ſich die Prinzeſſin mit einer geringen Begleitung in einem Tempel der Diana begab; trat zu ihr und ſagte mit dem Tone der freundſchaftlichſten Theilnahme: Wie freue ich mich über den glücklichen Erfolg meines guten Raths! Man darf Sie nur ſehn, um zu wiſſen, daß Sie das tanzende Waſſer bekommen haben; aber wenn ich Ihnen noch einen Rath geben ſoll, ſo ſuchen Sie ſich nunmehro auch in den Beſitz des ſingenden Apfels zu ſetzen. Dieſer iſt noch mehr werth als jenes. Denn er erhöht die Kräfte des Geiſtes ſo ſehr, daß man zu allem fähig wird. Wollen Sie jemand zu etwas bereden? Sie brauchen nur den ſingenden Apfel zu hören. Wollen Sie Verſe machen, eine Geſellſchaft unterhalten, lachen oder weinen machen? Der ſingende Apfel verſchafft Ihnen alles das. Und er ſingt ſo ſchön und ſo laut, daß man ihn hundert Meilen weit hört, ohne davon taub zu werden.

Ich danke vor dieſen Apfel, ſagte die Prinzeſſin. Es hat wenig gefehlt, ſo wäre mein Bruder bey ſeinem vorigen Unternehmen umgekommen. Soll' ich ihn wieder in neue Gefahren ſtürzen? Nein, nein, Ihre Anſchläge ſind allzu gefährlich für meine Ruhe — wie? erwiederte Feintiſe. Sie haben alſo keine Luſt die geiſtreichſte und liebenswürdigſte Dame ihres Zeitalters zu werden? In der That, ſie wiſſen nicht was Sie thun. — Ach! wie unglücklich wäre ich geweſen, rief Schöngeſtirn aus, wenn man mir den Leichnam des guten Vielgeliebt zurükgebracht hätte! — Dieſesmal braucht Vielgeliebt nicht wieder zu gehn, verſetzte die Alte. Es iſt billig, daß die Reihe auch an die andern komme. — Ich habe auch die andern zu lieb, ſagte Schöngeſtirn, um ſie irgend einer Gefahr auszuſetzen. — In der That, ich beklage ſie, antwortete Feintiſe: daß ſie einen ſo guten Rath ungenuzt laſſen wollen. Aber ich hoffe, daß ſie darüber nachdenken werden — Mit dieſen Worten verließ ſie die Prinzeſſin zu den Füßen der Diana. Sie war unentſchloſſen, was ſie thun ſollte. Sie liebte ihre Brüder; ſie liebte ſich ſelbſt; und ſie ſah wohl ein, daß wenn ſie den ſingenden Apfel hätte, ihr auf der Welt nichts fehlen könne.

Sie ſetzte ſich in ein Winkelchen ſeufzte und weinte. Hier traf ſie ihr Bruder Sonnenkönig an; und ob ſie gleich ihr Geſicht mit dem Schleyer bedeckte, ſo wurde er doch gewahr, daß ſie geweint hatte. Er trat zu ihr und beſchwor ſie, ihm die Urſachen ihrer Thränen nicht zu verhehlen. Sie weigerte ſich anfänglich, ſie ſchämte ſich vor ſich ſelbſt; aber da ihn ihre Weigerung immer neugieriger machte und er immer mehr in ſie drang, ſo geſtand ſie ihm endlich ihre Begierde, den ſingenden Apfel zu haben, der die Gabe hätte, Verſtand und Witz zu verleihen. Sie fürchte nur die mit ſeiner Erobrung verknüpfte Gefahr. — Nun vor mir brauchſt du dir nicht bange ſeyn zu laſſen, antwortete Sonnenkönig lächelnd. Ich habe nicht die mindeſte Luſt nach dieſem Apfel in der Welt umher zu reiten. Ich bitte dich, liebe Schweſter, wozu willſt du noch mehr Verſtand als du ſchon haſt? Komm und trockne deine Thränen. Du haſt fürwahr keine Urſache dich zu grämen.

Schöngeſtirn folgte ihm beſchämt und niedergeſchlagen. Man ſezte ſich zu Tiſche; ſie konnte nicht eſſen. Vielgeliebt ſuchte ſie aufzumuntern; er bot ihr die ausgeſuchteſten Speiſen an; ſie verſuchte zu eſſen; aber ſie konnte nicht. Die Thränen traten ihr in die Augen und ſie gieng weinend vom Tiſch. Vielgeliebt begriff nicht was ſie haben konnte. Er bezeigte ſein Erſtaunen, ſeinen Kummer. Endlich ſagte ihm Sonnenkönig was ihm ſeine Schweſter vertraut hatte und ſezte hinzu: Er fange beynah' an zu glauben, daß ſeine Schweſter den Apfel nöthig habe.

Sogleich beſchloß Vielgeliebt ihren Wunſch zu erfüllen; aber er verbarg ſeinen Plan. Er wartete bis ſeine Brüder zu Bette waren, und beſtieg ſeinen Schimmel, ohne jemanden ein Wort zu ſagen. Nur an Schöngeſtirn ließ er einen Brief zurück, mit dem Befehl, ihr denſelben beym Aufſtehn zu geben. Die ganze Nacht ritt er auf gut Glük, ohne zu wiſſen, wo er den ſingenden Apfel ſuchen ſollte.

Kaum war die Prinzeſſin aufgeſtanden als man ihr den Brief ihres Bruders zuſtellte. Sie war in der äuſſerſten Angſt. Sie lief zu ihren Brüdern, und theilte ihnen dieſe Nachricht mit. Man beſchloß ihm ſogleich eine Menge Domeſtiken nachzuſchicken, um ihn wo möglich von ſeinem Vorhaben abzubringen.

Unterdeſſen hatte der König die ſchönen Kinder nicht vergeſſen. Immer führte ihn ſein Weg zu ihrer Wohnung, und wenn er ſie ſah, machte er ihnen Vorwürfe, daß ſie ihn nicht auf ſeinem Schloſſe beſuchten. Sie entſchuldigten ſich mit der Abweſenheit ihres Bruders, und verſicherten, daß ſie nach ſeiner Rückkehr von der Erlaubniß Gebrauch machen würden, die er die Gnade hätte ihnen zu ertheilen.

Vielgeliebt, von ſeiner Leidenſchaft getrieben, ritt ohne auszuruhen. Beym Anbruch des Tages fand er einen jungen, wohlgewachſenen Menſchen unter einen Baum liegen und leſen. Er näherte ſich ihm mit großer Höflichkeit und ſagte zu ihm: Verzeihen Sie, daß ich Sie unterbreche. Wiſſen Sie vielleicht, wo man den ſingenden Apfel antrift? — Der junge Menſch ſchlug die Augen auf und ſagte lächelnd: Was wollen Sie mit den ſingenden Apfel machen? haben Sie Luſt ihn zu erobern? — Wenn es möglich iſt, ja! erwiederte Vielgeliebt. — Ach! mein Herr, erwiederte der Fremdling: Sie kennen wahrſcheinlich die Gefahren noch nicht, die mit dieſer Eroberung verknüpft ſind. In dieſem Buche hier ſind ſie aufgezeichnet. Man erſchrickt darüber. — Die Gefahr ſchreckt mich nicht, antwortete Vielgeliebt. Haben Sie nur die Güte mir zu ſagen wo ich ihn finden kann. — Dieſes Buch, fuhr der junge Menſch fort, ſagt, er ſey in einer der ungeheuern Wüſten Libyens zu finden. Man hört ihn acht Meilen weit ſingen, und ein Drache, der ihn bewacht, hat ſchon fünfmal hundert Tauſend Menſchen verſchlungen; die die Verwegenheit gehabt haben, ihn erbeuten zu wollen. — Nun ſo wird e

a

an mir vielleicht noch einen mehr zu verſchlingen bekommen, antwortete der Prinz; grüßte den jungen Mann, ſpornte ſein Pferd und ritt davon, als wenn er auf den Flügeln des Windes getragen würde.

Er war ſchon lange gereiſt, ohne etwas von dem Geſang des Apfels zu hören; und er war über ſeine unnütze Unternehmung ſchon ganz verdrießlich, als er eines Tags eine arme verwundete Taube zu ſeinen Füßen niederfallen ſah. Sie war noch nicht ganz todt; aber ſie ſchien in den lezten Zügen zu ſeyn. Vielgeliebt hatte Mitleiden mit ihr, ſtieg vom Pferde und hob ſie auf. Hierauf zog er ein goldnes Flacon aus der Taſche, in welchem er einen koſtbaren Balſam aufbewahrte: und nachdem er einige Tropfen auf die Wunde gegoſſen hatte, ſchlug die Taube die Augen auf, ſpannte ihre Flügel aus, und brachte ihre Federn in Ordnung; ſah dann den Prinzen an und ſagte: Guten Tag, Prinz Vielgeliebt. Du biſt vom Schikſal beſtimmt, mir das Leben zu retten; und meine Beſtimmung ſcheint zu ſeyn, dir Dienſte zu leiſten.

Ich weiß, daß du auf die Eroberung des ſingenden Apfels ausgehſt; fuhr ſie fort. Die Unternehmung iſt ſchwer. Ein ſchrecklicher

Drache bewacht ihn, der drey Köpfe, ſechs Flügel und zwölf Füße hat. Sein Leib iſt von Erz und ſeine Kraft unbeſieglich. Ach! meine liebe Taube, verſezte der Prinz, wie freu' ich mich, dich wieder zu ſehn, und gerade zu einer Zeit, wo mir deine Hülfe ſo unentbehrlich iſt. Verſage mir deinen Beyſtand nicht; denn ich würde für Schaam und Kummer ſterben, wenn ich ohne den ſingenden Apfel nach Hauſe käme. — Ich will ſehn was ich thun kann, erwiederte die Taube Folge mir nach; ich will vor dir herfliegen; ich hoffe, daß alles gut gehn ſoll.

Der Prinz ließ ſie fliegen und ritt ihr nach. Sie kamen gegen Abend an einen Sandberg. Hier müſſen wir graben, ſagte die Taube; und der Prinz fieng mit ſeinen Händen und ſeinen Degen zu graben an. Nach Verlauf einiger Stunden fand er einen Helm, einen Harniſch, und was ſonſt zur Rüſtung für Mann und Pferd gehört. Alles war aus Spiegeln zuſammengeſetzt. Rüſte dich, ſagte die Taube und fürchte den Drachen nicht. Wenn er ſich ſelbſt in dieſen Spiegeln ſehen wird, wird er ſo erſchrecken, daß er die Flucht ergreifen wird.

Vielgeliebt fand dieſes Mittel vortreflich. Er rüſtete ſich, nahm die Taube in die Hand, und ritt die ganze Nacht. Beym Anbruch des Tags hörten ſie einen melodiſchen Geſang. Was iſt das? ſagte der Prinz. Was anders, als der ſingende Apfel; antwortete die Taube. Je mehr ſie ſich näherten, deſto reizender wurde die Muſik. Endlich hörte der Prinz ganz vernehmlich folgende Worte:

Jüngling, wenn Gefahren dräuen,
Höre nur der Liebe Ruf;
Leib' und Leben ihr zu weihen
Iſt des Liebenden Beruf.

Voll von ſüßen Vorgefühlen,
Kämpfe, Jüngling, um den Preiß;
Bald o! wird ein Lorbeerreiß
deine heiſſen Schläfe kühlen!

Jüngling, wenn Gefahren dräuen,
Höre nur der Liebe Ruf;
Leib' und Leben ihr zu weihen,
Iſt des Liebenden Beruf.

Der Prinz war über dieſe günſtige Prophezeyhung, die offenbar niemanden, als ihn anging, entzückt; und er ritt guten Muths vorwärts, als er auf einmal den ſchrecklichen Drachen erblickte, der ſich mit ſeinen hundert Klauen auf ihn loßſtürzte. Er bedeckte die Erde mit dem giftigen Geifer, der aus ſeinem Rachen floß. Ein ſchreckliches Feuer ſprühte umher; und eine Menge kleiner Drachen, die er ausſpie, ziſchten um den Ritter. Aber kaum erblickte er ſeine ſchreckliche Figur in der Rüſtung des Prinzen unzähligemal vervielfältigt, als er mit einemmal ſtille ſtand; die Menge Drachen, die vor ihm zu ſtehn ſchienen, mit Erſtaunen anſah, und endlich voll Entſetzens die Flucht ergriff. Vielgeliebt verfolgte ihn bis in den Eingang einer tiefen Höhle, in welche ſich der Drache hinabſtürzte. Der Prinz verſchloß die Höhle mit einen Stein, und eilte nach dem ſingenden Apfel.

Mit Bewunderung erblickte er den ſchönen Baum, an welchem die köſtliche Frucht hieng. Zwar war er mit einer Menge Aepfeln von Topaſen überſät; aber der Apfel, welchen der Prinz ſuchte, beſtand aus einen Rubin, auf welchem eine diamantne Krone ſtrahlte. Er hieng in dem oberſten Gipfel des Baums. Vielgeliebt ſtieg hinauf, brach den ganzen Zweig ab, und ſetzte ſich eiligſt wieder zu Pferde, um keinen Augenblick zu verliehren, ſeiner Geliebten das koſtbare Geſchenk zu bringen. Als er ſich aber nach ſeiner Taube umſah, war ſie fortgeflogen, und er mußte ſich in dieſem Verluſt ergeben; denn er hatte keine Zeit, ſie lange zu ſuchen.

Die arme Prinzeſſin hatte während Vielgeliebts Abweſenheit beynahe kein Auge zugethan. Sie warf ſich ohn' Unterlaß ihre unmäßige Begierde nach Verſtand vor; und fürchtete jeden Augenblik die Nachricht von dem Tode ihres geliebten Bruders zu erhalten. Einmal, des Nachts, als ſie ſich auf dieſe Art mit ihrem Kummer herumſchlug, hörte ſie eine ſo wundervolle Muſik, daß ſie aus dem Bette aufſtand und ans Fenſter trat. Kurz darauf kam der Prinz ſelbſt an. Es war heller Mondſchein. Er hielt unter dem Balkon der Prinzeſſin und der Apfel ſang:

Schöne Schläferin erwache!

Hierauf lief die Prinzeſſin auf den Balkon heraus, und als ſie ihren geliebten Bruder erkannte, war ſie im Begriff, ſich hinab in ſeine Arme zu ſtürzen. Sie bezeigte ihm ihre Freude und ihre Dankbarkeit ſo laut, daß ſich in kurzen das ganze Haus verſammelte und den Prinzen begrüßte. Jetzt trat er in das Zimmer der Prinzeſſin, den Zweig mit dem ſingenden Apfel in ſeiner Hand. Schöngeſtirn eilte ihm mit offnen Armen entgegen. Sie umarmten ſich; ſie weinten. Schöngeſtirn machte ſich wechſelweis Vorwürfe und dankte dann wieder ihrem Bruder und bewunderte ſeinen Muth,

ſeine Liebe, und die köſtliche Frucht, die er fü
ſie erbeutet hatte.

Gleich beym Anbruch des folgenden Tage
erfuhr Feintiſe die Rükkehr des Prinzen, un
daß ſie den ſchönen Kindern auch dieſesmal ei
Wohlthat erzeigt hatte, ſtatt ihnen ein Unglüc
zuzufügen. Sie hatte alle mögliche Müh
den Zorn der Königin noch einmal zu beſänft
gen um einen Aufſchub ihrer Strafe zu erhalte

Sie ließ einige Tage verſtreichen, oh
ſich von der Prinzeſſin ſehen zu laſſen Endli
begegnete ſie ihr, als ſie allein im Wald ſp
zieren gieng und ihre Brüder erwartete. D
Himmel überſchüttet Sie mit ſeiner Güte, red
te die Alte ſie an; Sie haben den ſingend
Apfel erhalten, und ich freue mich darüber, a
wenn mir ſelbſt dieſes Glück begegnet wär
Indeß, fuhr ſie fort, kann ich mich nicht er
halten, Ihnen einen neuen Rath zu geben.
Ach! rief die Prinzeſſin aus, behalten S
Ihre Rathſchläge für ſich. So glücklich mi
der Beſitz der Güter macht, die Sie mir v
ſchafft haben, ſo habe ich ſie doch durch mei
Unruhe theuer genug erkauft. — Die Unru
iſt kein ſo groſes Unglück, antwortete jen
Sie ſind jetzt das ſchönſte und geiſtreich
Frauenzimmer auf der Welt, und es fehlt J

n

nen nichts weiter, als der grüne Vogel, welcher alles ſagt: Die vergangnen und künftigen Schickſale Ihres Lebens würden Ihnen dann gleich bekannt ſeyn. Er würde Ihnen alles entdecken, Sie von allen unterrichten, und wenn man jetzo in der Welt ſagt: Schöngeſtirn hat das tanzende Waſſer und den ſingenden Apfel, ſo wird man zu gleicher Zeit ſagen: aber ſie hat den grünen Vogel nicht; und das wird beynah ſo viel ſeyn, als wenn man ſagte, ſie hat gar nichts.

Nach dieſem Vortrag ging ſie weg und überließ die Prinzeſſin ihren eignen Betrachtungen, die bald ſo ernſthaft wurden, daß ſie einmal über das andre ſeufzte. Dieſe Frau hat Recht, ſagte ſie endlich. Denn was helfen mir alle meine Vorzüge, wenn ich nicht weiß, wer ich bin, und wer meine Eltern ſind? Ein ſonderbares Verhängniß muß über uns gewaltet haben: daß man uns ſo hat verlaſſen können, und daß wir doch gleichwohl mitten in den Fluthen des Meeres gerettet worden ſind. Ach! wie glücklich würde ich ſeyn, wenn ich meinen Vater und meine Mutter kennen ſollte! Hier floſſen ihre Thränen und benezten ihre Wangen, wie der Thau, den der Morgen auf die Roſen und Lilien träufelt.

Vielgeliebt kam eher von der Jagd zurück als ſeine Brüder: die Prinzeſſin ſah ihn kommen und entfernte ſich in eine dunkle Allee, damit er die Spuren ihrer Thränen und ihres Kummers nicht gewahr werden ſollte Vielgeliebt eilte ihr nach; und bey aller Mühe, die ſie ſich gab, ihren Zuſtand zu verbergen, entdeckte er doch ſehr bald, daß ſie etwas auf ihrem Herzen habe. Er bat, er flehte, ſich ihm zu entdecken; umſonſt. Endlich kehrte er die Spitze eines Pfeils, den er in ſeiner Hand trug, gegen ſein Herz und rief aus: Du liebſt mich nicht mehr; wohlan. ſo verlang ich nicht mehr zu leben. — Schöngeſtirn erſchrak und verſprach, ihm ihr Geheimniß zu offenbaren, wenn er nie auf ein Mittel denken wollte, ihren Wunſch zu befriedigen. Vielgeliebt verſprach es und erfuhr den Gegenſtand des Kummers ſeiner Schönen.

Nach dem Abendeſſen, als ſich jedes auf ſein Zimmer begeben hatte, gieng Vielgeliebt in den Stall, ſattelte ſein Pferd, und ritt davon, ohne jemanden ein Wort zu ſagen. Seine Abweſenheit wurde bald bemerkt, und die ganze Familie gerieth in großes Schrecken. Der König ließ ſie den folgenden Tag zu Tiſche bitten; aber ſie lieſſen ſagen, ihr Bruder habe ſie eben verlaſſen, und ſie wären nicht im Stande, während ſeiner Abweſenheit das mindeſte Vergnügen zu genieſſen. Sie lieſſen bitten, daß der König ſie entſchuldigen möchte. — Die Prinzeſſin war untröſtlich. Das tanzende Waſſer und der ſingende Apfel machten ihr keine Freude mehr. Ohne Vielgeliebt war ihr alles gleichgültig.

Vielgeliebt irrte in der Welt umher und fragte überall nach dem grünen Vogel, der alles weiß. Die wenigſten wußten ihm etwas davon zu ſagen, endlich aber begegnete er einen ehrwürdigen Greiß, der ihn in ſein Haus führte und ihm auf der Landkarte den Weg zeigte, den er nehmen mußte, um zu den grünen Vogel zu kommen, der auf der Spitze eines ungeheuren Felſen horſte. Der Prinz ſchenkte dem Alten einen Beutel voll der ſchönſten Perlen, die er aus ſeinen Haaren ausgekemmt hatte.

Beym Aufgang der Sonne erblickte er den Felſen, der ſich ſteil bis zu den Wolken erhob, und auf ſeiner Spitze den grünen Vogel, der wie ein Orakel ſprach und die ſchönſten Dinge von der Welt ſagte. Er ſchien gar nicht ſcheu, ſondern gieng und kam, und hüpfte mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit von einer Felſenſpitze auf die andre. Der Prinz ſtieg vom Pferd, klimmte hinan, und glaubte ſchon nach dem Vogel greifen zu können; als ſich der Felſen mit einem einemmal öfnete, und er in einen geräumigen Saal hinabſtürzte, wo er unbeweglich, wie eine Bildſäule ſtehen blieb, ohne ſich regen und bewegen zu können. Dreyhundert Ritter, welche auf daſſelbe Abentheuer ausgegangen waren, befanden ſich in demſelben Zuſtand, und ihr einziger Troſt war, daß ſie alle ein gleiches Schickſal hatten.

Der armen Schöngeſtirn wurde unterdeſſen die Zeit ſo lang, daß ſie in eine gefährliche Krankheit fiel. Die Aerzte bemerkten, daß der Sitz ihres Uebels in ihrem Gemüthe ſey, und ihre Brüder, die ſie alle zärtlich liebten, drangen ſo lange in ſie, ihnen die Urſache ihrer Melancholie zu entdecken, daß ſie ihnen geſtand, ſie mache ſich Vorwürfe über die Abweſenheit ihres Bruders Vielgeliebt, die ſie nicht länger ertragen könne. Sonnenkönig beſchloß ſogleich, ihn aufzuſuchen, oder wenigſtens Nachricht von ihm einzuziehn, um ſeine arme Schweſter zu tröſten.

Auch er kam an den Felſen, den der grüne Vogel bewohnte, machte einen Verſuch ihn zu fangen, und fiel in den Saal hinab. Der erſte Gegenſtand, der ihm in die Augen fiel, war Vielgeliebt. Der Zuſtand der beyden Brüder, die ſich ſahn, ohne ſich ſprechen zu können, war unbeſchreiblich.

Schöngeſtirn beſſerte ſich etwas weniges und hofte jeden Augenblick ihre beyden Brüder zurückkehren zu ſehn Aber da ein Tag nach dem andern verſtrich, ohne daß ihre Hoffnung erfüllt wurde, hörte ſie nicht auf zu weinen und ſich ſelbſt anzuklagen, ſo daß Prinz Glücklich den Entſchluß faßte, ſeine Brüder aufzuſuchen. Schöngeſtirn widerſetzte ſich anfänglich; aber er führte ihr ſo viele Gründe an, daß ſie ihm endlich nachgeben mußte. Er nahm zärtlich Abſchied von ihr, und überließ ſie ihren nagenden Kummer.

Wer aber war froher als Feintiſe, da ſie die Abreiſe des dritten Prinzen erfuhr; Sie benachrichtigte ſogleich die Königin von dem Ausgang ihres Unternehmens, und verſprach ihr jetzt mit mehr Zuverſicht als je, die ganze Familie zu Grunde zu richten. In der That hatte Glücklich kein beſſeres Schickſal, als ſeine Brüder. Auch er ward zur Bildſäule und fand, wie ſie, ſeinen Platz in dem groſſen Saal, in einer cryſtallenen Niſche, wo er ungeſtört ſeinen Betrachtungen nachhängen konnte.

Als nun Schöngeſtirn wiederum eine geraume Zeit auf Nachrichten von ihren Brüdern geharrt hatte, blieb ihr nichts mehr übrig, als ſich ſelbſt auf den Weg zu machen. Sie gab ihren

Leuten Befehl, ein halbes Jahr auf ſie zu warten, und wenn ſie während dieſer Zeit nicht wieder käme und auch nichts von ſich hören ließe, ſo ſollten ſie dem Corſaren und ſeiner Frau die Nachricht von ihrem Tode bringen. Sie zog hierauf Mannskleider an und ritt davon. Feintiſe, die ſie abreiſen ſah, glaubte ſich nun auf dem Gipfel ihrer Wünſche, lief in den Pallaſt und brachte der Königin dieſe gute Zeitung.

Die Prinzeſſin hatte ſich blos mit einem Helm gerüſtet, deſſen Viſir ſie niemals aufzog, aus Furcht für ein Frauenzimmer erkannt zu werden. Es war im Winter als ſie reiſte, und das Land, in welchem der grüne Vogel wohnte, genoß niemals den milden Einfluß der Sonne.

Die heftige Kälte hielt die bekümmerte Schöne nicht auf; raſtlos eilte ſie dem Ziel ihrer Reiſe zu. Sie war nicht mehr weit davon entfernt, als ſie eine Taube, weis und kalt wie der Schnee, auf dem Wege liegen ſah. Das Mitleiden ergriff ſie und bey aller Ungeduld den Felſen zu erreichen, ſtieg ſie dennoch vom Pferde, nahm die Taube auf, wärmte ſie in ihren Händen, und an ihrer Bruſt. Alles ſchien umſonſt. Sie drückte ſie endlich an ihren Mund und ſuchte ihr Athem einzuhauchen. Jetzt ſchlug die Taube die Augen auf, ſah

Schöngeſtirn an und ſagte mit einer ſanften melodiſchen Stimme: Ich kenne dich, Schönſte, auch in deiner Verkleidung. Wiſſe, daß du ein Unternehmen vorhaſt, das dir ohne meine Hülfe niemals gelingen wird. Wenn du an den Berg gekommen biſt, ſo bleibe an dem Fuße deſſelben und ſinge das ſchönſte Lied, das du weißt. Der grüne Vogel wird dir zuhören, und die Stelle beobachten, von wo der Geſang kömmt. Stelle dich dann, als ob du ſchlieſſt; ich werde bey dir bleiben. Wann dann der grüne Vogel herunter kömmt, mich zu hacken, ſo wirſt du deine Zeit erſehn und ihn haſchen können.

Dieſe Worte waren für die Prinzeſſin ein großer Troſt. Sie kam an den Felſen, und fand hier die Pferde ihrer Brüder, die an dem Fuße deſſelben graſten. Dieſer Anblick erneuerte ihren Schmerz: ſie ſetzte ſich nieder und weinte. Aber der grüne Vogel ſagte ſo troſtreiche Dinge, daß ihr Herz wieder ganz leicht wurde. Sie trocknete ihre Thränen und begann mit lauter Stimme ein ſo ſchönes Lied, daß die Prinzen im Saal es vernahmen und ihr Herz von ſüßem Entzücken durchdrungen fühlten.

Der grüne Vogel wurde bald aufmerkſam. Er ſah ſich um, und erblickte die Prinzeſſin, die ihren Helm abnahm, um mit größrer Bequemlichkeit ſchlafen zu können;" und die Taube, die um ſie her flatterte. Bey dieſem Anblick hüpfte er leiſe herab und hackte auf die Taube; aber ehe er ihr drey Federn ausgehackt hatte, war er gefangen.

Ach! rief er aus, was willſt du von mir? Was hab' ich dir gethan, daß du ſo weit herkömmſt, mich unglücklich zu machen? Ich beſchwöre dich, ſchenke mir meine Freyheit und fodre dafür was du verlangſt, es ſoll dir gewährt ſeyn. — Ich verlange vor allen Dingen die Freyheit meiner Brüder, antwortete Schöngeſtirn, deren Pferde am Fuße dieſes Felſen weiden und die folglich auch nicht weit von hier entfernt ſeyn können. — Dein Wunſch ſoll erfüllt werden: antwortete der grüne Vogel. Reiſſe die rothe Feder aus, die ich unter meinen Flügel habe und berühre den Felſen damit. — Die Prinzeſſin ließ ſich dieß nicht zweymal ſagen; und in demſelben Augenblick rollte der Donner, helle Blitze leuchteten, der Sturm brauſte um ſie her. Immer aber hielt ſie den grünen Vogel feſt; dreymal berührte ſie den Felſen mit der rothen Feder, und mit einem entſetzlichen Krachen ſpaltete er ſich von oben bis unten. Der Saal, welcher die bezauberten Ritter in ſich faßte, lag offen vor ihren Augen; und der erſte Gegenſtand, den ſie erblickte, war

Wiel-

Vielgeliebt. Sie lief mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu, aber der arme Prinz konnte ihr nicht entgegen kommen und ihr die Freude nicht an den Tag legen, die ſein Herz bey ihrem Anblick empfand. Der grüne Vogel wurde von neuem beſtürmt, den Zauber aufzuheben. Er ſagte, man müſſe ihnen Mund und Augen mit der rothen Feder reiben; und kaum war dieſes an unſern drey Prinzen und noch einigen andern anweſenden Rittern geſchehn, als ſie ſich in ihre Arme warfen, ſie mit den zärtlichſten Namen nannten, und ihr für die Vernichtung eines ſo peinlichen Zaubers dankten.

Arm in Arm verließen ſie nun den traurigen Saal, um ſich wechſelſeitig ihre Abentheuer zu erzählen; aber vorher hatte der grüne Vogel auch noch ein Wort zu reden. Er bat noch einmal um ſeine Befreyung. Schöngeſtirn gieng nach der Taube, um ihren Rath zu vernehmen; aber ſie war nicht mehr da. Die Prinzeſſin gab alſo dem grünen Vogel zu verſtehn, daß ihr ſeine Eroberung allzuviel Mühe und Angſt gekoſtet habe, um die Früchte derſelben ſo leichtſinnig aus den Händen zu laſſen. Sie ſtiegen nun alle vier zu Pferde und machten ſich auf dem Weg.

Die Königin Mutter, welche ganz gewiß geglaubt hatte, daß ſie nun nie wieder etwas von den vier Kindern hören würde, erneuerte bey dem König ihre Vorſtellungen, daß er ſich wieder verheyrathen möchte, und ſie ſetzte ihm ſo zu, daß er ſich endlich entſchloß, eine ihr verwändte Prinzeſſin zur Gemahlin zu nehmen. Vorher mußte aber die Ehe mit der Königin Blondchen, die noch immer auf dem Lande bey ihrer Mutter wohnte, für nichtig erklärt werden. Um ſie recht zu demüthigen, ließ die alte Königin ſie an den Hof holen, wo ſie in tiefer Trauer erſchien.

Wiewohl die Zeit und der Kummer an ihren Reizen genagt hatte, war ſie doch noch die Schönſte des Hofs. Der König war über ihren Anblick gerührt, und wagte es nicht, ſeine Augen auf ſie zu richten.

Als der Tag der Hochzeit beſtimmt war, ließ der König alle Fremden, die ſich in ſeiner Reſidenz aufhielten, einladen, und er hatte ganz ausdrücklich befohlen, die vier ſchönen Kinder nicht zu vergeſſen. Dieſe kamen gerade den erſten Hochzeittag von ihrer Reiſe zurück. Man erzählte ihnen die Geſchichte des Königs, wie er vor langer Zeit ein armes aber ſchönes und tugendhaftes Mädchen geheyrathet, und nichts als drey Hunde mit ihr erzeugt habe. Er ſey hierauf gezwungen geweſen, ihr den Abſchied zu geben und nur erſt jetzt, nach Verlauf von funfzehn Jahren, habe er ſich entſchließen können, auf Zureden ſeiner Mutter, eine zweyte Gemahlin zu nehmen. Sie wären gebeten, bey ſeiner Vermählung gegenwärtig zu ſeyn, und ſie möchten keine Zeit verliehren, ſich anzukleiden.

Schöngeſtirn ſetzte ſich ſogleich an ihre Toilette, und ihre Kammerfrauen vergaßen nichts, um ihre Reize durch einen geſchmackvollen Anzug in ihren vollem Glanze zu zeigen. Ihre blonden Haare mit den ſchönſten Diamanten durchflochten, fielen in großen Locken bis zur Erde herab. Der goldne Stern ſtrahlte auf ihrem Haupte; ſie glich der Morgenröthe, wenn ſie aus den Thron des Olymps hervortritt. Ihre Brüder, vornehmlich Prinz Vielgeliebt, waren nicht weniger ſchön. Sie ſtiegen alle vier in einen prächtigen Wagen, welchen zwölf milchfarbne Schimmel zogen, deren Zeug über und über mit Gold und Diamanten bedeckt war. Der König kam ihnen bis an die Treppe entgegen. Der ſingende Apfel ließ ſeine ſüßen Melodien hören; das tanzende Waſſer tanzte wie Nowerre; der grüne Vogel ſprach wie ein Orakel. Der König war bey ihrem Anblick wie bezaubert. Er umarmte ſie und dankte ihnen für das Vergnügen, das ſie ihm durch ihre Gegenwart machten.

Jetzt kam die Königin Mutter, ihre künftige Schwiegertochter und die Admiralin Rothköpſchen in den Saal. Auch die vorige Königin, welche jetzt den Scheidebrief von ihrem Gemahl bekommen ſollte, wurde hereingeführt, mit einem ledernen Riemen um den Hals und neben ihr die drey Hunde, welche ſie gebohren haben ſollte. Man führte ſie bis mitten in den Saal und wieß ihr einen Platz an einem einzelnen Tiſchchen an, das mit den ſchlechteſten Speiſen beſetzt war.

Der König ſtellte ſeiner Mutter die vier ſchönen Kinder vor, von denen ſie geglaubt hatte, ſie wären längſt nicht mehr auf der Welt. Sie ſchoß einen wüthenden Blick auf Feintiſen, die nicht weniger betroffen war. Indeß wußte ſie ſich ſo gut zu verſtellen, daß niemand etwas von ihrer Verlegenheit merkte.

Gegen das Ende der Mahlzeit wendete ſich der König zu Schöngeſtirn und ſagte zu ihr: Ich habe gehört, daß Sie in dem Beſitz von drey unvergleichlichen Schätzen ſind; ich wünſche Ihnen Glück dazu, und Sie werden mir ein großes Vergnügen machen, wenn Sie mir erzählen, wie Sie dazu gelangt ſind. — Ich mache mir ein Vergnügen daraus, Ihnen zu gehorchen: antwortete ſie. Man hatte mir geſagt, daß das tanzende Waſſer ſchön mache, und daß der ſingende Apfel Verſtand und Witz verleihe. Ich wünſchte ſie alſo zu beſitzen. Den kleinen grünen Vogel, welcher alles ſagt, wünſchte ich aus einer andern Urſache zu haben. Wir ſind arme, verlaßne Kinder, die ihre Eltern nicht kennen; und ſo hofften wir, daß uns der grüne Vogel über einen Punkt Aufſchluß geben würde, der uns nicht gleichgültig ſeyn konnte — Nun? fragte der König; und was hat er Ihnen denn geſagt? — Ich muß Ew. Majeſtät geſtehn, erwiederte ſie, daß meine Brüder und ich einander auf dem ganzen Weg ſo viel von unſern Abentheuern zu erzählen hatten, daß wir noch keine Zeit gefunden haben, dem Vogel dieſe Frage vorzulegen. Aber wir haben die drey genannten Seltenheiten bey uns, und es hängt nur von Ew. Majeſtät ab . . . . . Mit Vergnügen, erwiederte der König; und wenn es Ihnen gefällig iſt auf der Stelle; Sie haben mich ſehr neugierig gemacht.

Aber mein Himmel, hub die Königin Mutter an, wie können Sie ihre Würde ſo vergeſſen, ſich mit Leuten einzulaſſen, deren Herkunft ſo dunkel iſt; und da Sie einmal die Unbeſonnenheit begangen haben, ſie an ihre Tafel einzuladen, ſo würden Sie wohlthun, nicht weiter nach ihrer Geburt zu forſchen, die aller Wahrſcheinlichkeit nach nicht weit her iſt. Und die Seltenheiten, die man Ihnen zeigen will . . . nun wahrhaftig, ich dächte Sie hätten Taſchenſpielerkünſte genug geſehn.

Schöngeſtirn und ihre Brüder erröthelen bey dieſen Worten, die ſo äußerſt beleidigend für ſie waren; aber der König bat ſeine Mutter, nicht zu vergeſſen, was ſie ſich und ihm ſchuldig wäre, bat die Kinder, ihr Verfahren nicht übel zu nehmen, und reichte ihnen die Hand, zum Zeichen der Freundſchaft. Hierauf nahm Schöngeſtirn ein cryſtallnes Becken, und goß das tanzende Waſſer hinein, das ſich anfänglich wie das ſtürmiſche Meer bewegte, dann ſich nach dem Takt erhob und ſenkte, tauſenderley Farben annahm, und das Becken auf der ganzen Tafel umhertrieb. Endlich fuhren einige Tropfen deſſelben dem Stallmeiſter in's Geſicht, der ſich immer ſehr freundſchaftlich gegen die Kinder betragen hatte, und der verdienſtvollſte und häßlichſte Mann am Hofe war. Sobald ihn das Waſſer berührte, verſchwand ſeine Häßlichkeit, und er wurde ſo ſchön, daß man ihn kaum noch erkannte. Jedermann ſchrie vor Verwunderung auf und wünſchte dem Stallmeiſter Glück. — Nachdem ſich das Getöſe ein wenig gelegt hatte, legte Schöngeſtirn den ſingenden Apfel auf das Waſſer, der ſogleich ein Conzert anſtimmte, dergleichen man noch nie an dieſem Hofe gehört hatte. Der König und der ganze Hof war darüber entzückt, und der ganze Saal erſchallte noch von Ausrufungen, als Schöngeſtirn einen kleinen goldnen Käficht hervorzog, in welchem der grüne Vogel ſaß, der ſich mit nichts als Diamantenſtaub und dem Waſſer aufgelöſter Perlen nährte. Sie nahm ihn mit der größten Sorgfalt heraus und ſetzte ihn auf den Apfel der aus Ehrfurcht ſchwieg, um den Vogel zum Wort kommen zu laſſen. Dieſer wendete ſich ſogleich an den König und fragte ihn, was er zu wiſſen verlange? — Wir wünſchen alle zu erfahren, antwortete dieſer, wer dieſe ſchönen Kinder ſind? — O! König, erwiederte der Vogel mit einer ſtarken und vernehmlichen Stimme: Schöngeſtirn iſt deine Tochter, Sonnenkönig und Glücklich ſind deine Söhne, und Vielgeliebt iſt der Sohn deines Bruders. Hierauf erzählte er die ganze Geſchichte mit der größten Genauigkeit.

Die arme verſtoßene Königin war während dieſer Erzählung herbeygeſchlichen, hatte die

Kinder betrachtet, und ſie ſogleich für die ihrigen erkannt. Der König zerfloß in Thränen; ſeine Kinder warfen ſich ihm zu Füßen und umfaßten ſeine Knie. Er drückte ſie mit der größten Zärtlichkeit an ſein Herz. Man hörte nichts als Schluchzen, und die unartikulirten Töne der Freude, der Verwundrung der Theilnahme. Der König gieng auf ſeine Gemahlin zu, die ſich noch in einiger Entfernung hielt, umarmte ſie und ließ ſie neben ſich niederſetzen.

Die Freude der Eltern und Kinder, ihre Thränen, ihre wechſelſeitigen Umarmungen will ich nicht beſchreiben. Der König dankte der Prinzeſſin, mit der er verſprochen war, für ihre Güte, und entſchädigte ſie mit einem koſtbaren Geſchenke von Edelſteinen. Seine Mutter verbannte er vom Hof und ließ ihr einen Thurm zum Aufenthalt anweiſen; die Admiralin und Feintiſe aber wurden in ein finſtres und feuchtes Gefängniß geworfen, wo ſie täglich mit den drey Hunden ſpeiſten, die ſie der Königin untergeſchoben hatten.

Niemand war vergnügter als Schöngeſtirn und Vielgeliebt; denn ſie ſahen dem Augenblick entgegen, wo ſie durch wechſelſeitigen Beſitz glücklich werden ſollten. Der König bot ſeinem Neffen ſelbſt die Hand ſeiner Tochter an, und wollte, daß die Hochzeit noch denſelben Tag gefeyert werden ſollte.

Nun war es aber auch billig, daß die alte Prinzeſſin, die ſeit ſo langer Zeit auf ihrem Landhauſe gelebt hatte, die Einſamkeit verließ, um an der öffentlichen Freude Theil zu nehmen. Die kleine alte Fee, die vor vielen Jahren bey ihr geſpeiſt hatte, kam auf einmal zu ihr, und erzählte ihr alles, was am Hofe vorgegangen war. Laſſen Sie uns hinfahren, ſagte ſie, unterwegs will ich Ihnen alles erzählen, was ich für Ihre Familie gethan habe. Sie ſtiegen hierauf zuſammen in einen Wagen von Gold und Azur, vor welchem eine Menge Gardiſten und viele Muſikanten umherzogen. Hier erzählte die Fee der Prinzeſſin die ganze Geſchichte ihrer Enkel, die ſie unter der Geſtalt einer Taube, ſo oft gerettet hatte.

Die gute Prinzeſſin dankte der wohlthätigen Fee unter tauſend Thränen für alle dieſe Wohlthaten, und unter mannichfaltigen Geſprächen kamen ſie an. Der König empfieng ſie mit vielen Freundſchaftsbezeugungen, und die Königin Blondchen, mit ihren Kindern, erſchöpften ſich in Dankſagungen gegen die Fee, der ſie ſo viele Verbindlichkeiten ſchuldig waren. Jetzt erfuhr auch der König zum erſtenmal, daß ſeine Schwiegermutter, die er immer für eine arme Bäuerin gehalten hatte, eine gebohrne Prinzeſſin war. Dieſes einzige hatte noch zu dem Glück des Monarchen gefehlt. Das Feſt endigte mit der Vermählung des Prinzen Vielgeliebt und der Prinzeſſin Schöngeſtirn. Man ließ auch nun den Corſaren und ſeine Frau kommen, um ſie für die Sorgfalt zu belohnen, mit der ſie die königlichen Kinder erzogen hatten; und ſo wurden ſie endlich nach langen Leiden insgeſammt glücklich.

* * *

Das Mährchen von Schöngeſtirn hatte unſern la Dandinardiere in ein ſolches Erſtaunen geſetzt, daß er ſich in Lobeserhebungen erſchöpfte, und gar nicht aufhören konnte, den Witz, die Einbildungskraft und das erhabne Genie der Verfaſſerin zu preiſen. In der Hitze ſeiner Begeiſterung ergriff er Virginien bey der Hand, und zog ſie ſo gewaltſam an ſich, daß ſie auf den Vicomte fiel und ihn zu Boden warf. La Dandinardiere ſchien über dieſen Unfall ganz außer ſich, klagte ſeinen Unſtern in prächtigen Ausdrücken an, und verſicherte, daß ihn ein feindſeliges Geſchick verfolge, das ſeinen Galanterien immer einen unglücklichen Ausgang gäbe. Es iſt ſonderbar, ſagte die ſchöne Amazone, daß man einer Dame den Arm ausreißt, um ihr zu gefallen; denn ich verſichre Ihnen, Sie haben mich auf einige Tage lahm gemacht. — Ich bin nicht beſſer weggekommen, fiel der Vicomte ein; und was mich am meiſten kränkt, iſt, daß ich im Fall meine Perücke verlohren und den Damen meine grauen Haare gezeigt habe.

Hören Sie auf, ſagte der Prior, ich ſehe, daß Sie den Kummer und die Verlegenheit unſers Freundes unnöthigerweiſe vermehren. Sie müſſen einige Schonung gegen einen verwundeten Ritter haben; und ich ſchwöre Ihnen, hätte er mir den Hals gebrochen, ich würde kein Wort ſagen. — Ich bin Ihnen unendlich verbunden, antwortete er; aber ach! die Damen haben andre Privilegien! Die Grauſamkeit iſt ihr Antheil und die ſchöne Virginie weiß ihr Recht zu behaupten. — Machen Sie mir meine Klagen nicht zum Vorwurf, antwortete ſie. Eine andre, als ich, hätte vielleicht noch lauter aufgeſchrien. Aber ich muß Ihnen offenherzig geſtehn, daß ich die Geſinnungen eines Alexander habe . . . Und die Härte einer Alexandrine, fiel la Dandinardiere ein, und ſah die ganze Geſellſchaft bey dieſen Worten an, die ihm unendlich geiſtreich ſchienen; höchlich verwunderte, daß ſie ihm nicht mit Beyfall und Bewunderung zuvorkam.

Es war ſchon ſpät, und die Baronin hielt es für gut, dem Kranken einige Ruhe zu laſſen; ſie wünſchte ihm gut zu ſchlafen, und die ganze Geſellſchaft entfernte ſich. Niemand als der treue Johann blieb da, der ſich ganz beſchämt und betrübt in eine Ecke des Zimmers gedrückt hatte. Sein Herr ſöhnte ſich noch denſelben Abend mit ihm aus.

Den andern Morgen, als la Dandinardiere noch in tiefem Schlafe lag, kam der Dorfchirurgus Robert und klopfte mit Händen und Füßen an die Thüre. — Ja, ja, rief er einmal über das andere, ich muß bezahlt werden, und ich laſſe mich nicht prellen. Man hat mir geſagt, der Herr wolle abmarſchieren, ohne Sang und Klang. Meinethalben, wenn ich nur erſt mein Geld habe. Ich will nicht ehrlich ſeyn, wenn ich nicht an der Thüre Schildwache ſtehe, bis mein Laus Deo berichtigt iſt. Ja, ja, man ſieht wohl, verſprechen iſt adelich, aber halten bürgerlich. Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keul, und wie man in Wald ruft, ſo ſchallt's wieder heraus.

La Dandinardiere war über allen den Lärm ganz beſtürzt, und hörte ihm eine Zeitlang zu, ohne ein Wörtchen zu ſagen. Endlich rief er ſeinen Johann zu ſich, und ſagte ganz leiſe: Hörſt du, was der grobe Barbier ſagt? ich ſoll ihn bezahlen, weil er mich beynahe ums Leben gebracht hat. Man ſollte meinen, ich wäre ihm noch ſo viel ſchuldig. Er verdient eine derbe Züchtigung für ſeine Inſolenz; aber ich bin nicht in der Laune, mich mit einem ſolchen Schurken einzulaſſen. Das iſt deine Sache. Thue einen muthigen und ſchnellen Ausfall auf ihn, wirf ihn zur Erde, und gieb ihm funfzig Prügel. Ich will dich decken ... Sie wollen mich decken? fragte Johann. Ja, antwortete der Edelmann, ich will dir nachſchleichen und die Thüre verriegeln; denn wenn du unglücklicherweiſe den kürzern ziehen ſollteſt; ſo würde er in mein Zimmer kommen; und ich habe dir ſchon geſagt, daß ich den Schurken allzuſehr verachte, um ihn zu ſchlagen.

Ach! mein lieber Herr, verſetzte Johann: ich verſichre Ihnen, daß ich ihn auch viel zu ſehr verachte, um mich von einem Menſchen, der ſo weit unter mir iſt, prügeln zu laſſen. — Du biſt ein Poltron, antwortete jener. Geh' und ſchaff mir den Kerl vom Hals oder . . . Ja, ich weiß wohl, daß Sie mich ſchlagen werden,

den, ſchrie Johann; aber ich will mich doch auf jeden Fall lieber mit ihren Fäuſten einlaſſen, deren Schwere ich einmal kenne, als hier eine ſo ganz neue Bekanntſchaft machen.

Während dieſes Streits ſetzte Robert ſeinen Lärm vor der Thüre immer fort, und la Dandinardiere, der ſeinen Bedienten zu keinem Ausfall bewegen konnte, und ſich ſelbſt in keine weitere Händel einlaſſen wollte, nahm ſeine Zuflucht zu einem ganz ſonderbaren Mittel, ſich zu rächen.

Unten an der Thüre war nemlich ein groſſes Loch, welches den Katzen zum Durchgang diente; der Edelmann erhob ſich von ſeinem Lager, zog ſeine Stiefeln an, denn er hatte weder Schuhe noch Pantoffeln mit, ergriff eine Zange, und packte durch das Loch das Bein des ehrlichen Barbiers. Dieſer glaubte wenigſtens von einer Schlange gepackt zu ſeyn und that einen fürchterlichen Schrey. Dandinardiere packte ihn noch feſter, und das Geſchrey des Barbiers, verbunden mit dem ſchallenden Gelächter des Edelmanns, machte ein ſolches Lärm, daß bald das ganze Haus vor der Thüre zuſammenlief.

Der Vicomte und der Prior, die in der Nähe ſchlieſen, und ſchon einen guten Theil von dem wußten, was vorgegangen war, denn niemand als ſie hatten es angeſtiftet, kamen herbey, und bemühten ſich, den ſchrecklichſten Tumult zu ſtillen der ſich jemals in einem ruhigen Dörfchen erhoben hat.

Robert war, wie alle ſeine Landsleute, ein groſſer Freund von Prozeſſiren, und rief ſogleich die ſämmtlichen Herren zu Zeugen an. La Dandinardiere ließ ſeine Zange noch immer nicht loß. Der Vicomte und der Prior konnte ſich nicht enthalten, über dieſes ganz neue Stratagem zu lachen, da es aber gegenwärtig darauf ankam, den Frieden unter den ſtreitenden Partheyen herzuſtellen, beredeten ſie den Edelmann, einen Waffenſtillſtand zu machen, die Zangen zurückzuziehn, und die Thüre zu öfnen. Sobald ſich Robert in Freyheit ſah, ergriff er die Flucht, und ſchwor hoch und heilig, dem böſen Bezahler einen Prozeß an den Hals zu werfen, der ihm ſein halbes Vermögen koſten ſollte.

Nochnie hatte Dandinardiere das Vergnügen gehabt, einen ſeiner Feinde das Feld räumen zu ſehn. Er glaubte alſo einen ſehr glorreichen Sieg erfochten zu haben, und war darüber ſo erfreut, daß er im Hemde, in Stiefeln, und die

Zange in der Hand, den beyden Herren den ganzen Vorfall mit einer luſtigen Lebhaftigkeit erzählte. Und als ſie ſich wieder wegbegeben hatten, um noch einige Stunden zu ſchlafen, konnte er nicht aufhören, gegen Johann ſeinen Muth, ſeine Entſchloſſenheit und Erfindungskraft zu rühmen. Du ſiehſt, ſagte er, wie ich die Inſolenz dieſes Schurken beſtraft habe; und wehe, wehe einem jeden, der es ſich einfallen läßt, mich zu beleidigen. — Ja, ja, brummte Johann, wehe einem jeden, der uns was zu Leide thut.

Endlich ſchlief Dandinardiere wieder ein und Johann ſtellte ſich an's Fenſter und ſah auf die Landſtraße hinaus, als er auf einmal den Herrn von Villeville vorbeykommen ſah, der von ohngefähr in die Höhe blickte und ihn erkannte. Villeville wußte wohl, in welche tödtliche Angſt ſein Name ſchon den armen Johann und ſeinen Herrn ſetzte; denn der Baron von Saint Thomas hatte ihm die ganze Geſchichte erzählt; und um dem einmal angenommenen Charakter treu zu bleiben, zog er ſeine Piſtole heraus und richtete ſie auf den armen Johann. — Ach! um Gottes willen, ſchrie dieſer und faltete die Hände, übereilen Sie ſich nicht. Sie haben mich zwar einmal arg geſchlagen, aber ich ſchwöre Ihnen, daß ich alles vergeben und vergeſſen habe. — Villeville antwortete nicht, ſondern fuhr fort zu zielen. Ich ſehe, daß Sie Luſt haben jemanden das Lebenslicht auszublaſen, ſagte Johann. Warten Sie einen Augenblick, ich will meinen Herrn wecken; der mag es mit Ihnen ausmachen.

Mit dieſen Worten lief er an das Bett, ergriff ſeinen Herrn beym Arm und weckte ihn auf. Stehn Sie auf, ſagte er, es iſt jemand unter dem Fenſter, der Sie ſprechen will. Er ſprang auf, warf ſeinen Schlafrock über, zog ſeine Stiefeln an, und lief an's Fenſter. Aber o! Himmel welche Erſcheinung für ihn. Sein ſchrecklichſter Feind drehte ihm mit der geſpannten Piſtole. Dieſer Anblick ſetzte ihn außer ſich. Ohne ein Wort zu verliehren, ſprang er zurück und kroch im Todesſchrecken unter ſein Bett.

Unglücklicherweiſe war das Bett ſo niedrig, daß Dandinardiere darunter hätte erſticken müſſen: gleichwohl konnte er ſich nicht wieder hervorarbeiten. Er rief ſeinen Johann um ihn zu helfen. Aber Johann hörte nicht, denn er hatte ſich in einen Schrank geſteckt, der des Nachts zum Bette diente, und den er jetzt in aller Geſchwindigkeit in die Höhe gerichtet hatte. Da Villeville ſeinen Feind nicht zurückkommen ſah, ſchoß er die Piſtole los, und Johann erſchrak ſo ſehr über den Schuß, daß er das Gleichgewicht verlohr und mit ſammt dem Schrank zur Erde fiel.

Der Baron von Saint-Thomas befand ſich mit ſeinen Gäſten gerade in einem Saal, der unter dem Zimmer des Edelmanns war, und hörten den ſchrecklichen Lärm, den das Fallen des Schrankes verurſachte. Sie ſtiegen in aller Eile hinauf, um Zeugen einer neuen Scene zu ſeyn. Sie fanden den Bedienten der Länge nach auf der Erde ausgeſtreckt, und hörten die erſtickte, klagende Stimme des Herrn. Sie konnten nicht errathen, woher ſie käme; und alles ihr Fragen war umſonſt, denn Johann wagte nicht ein Wort zu ſprechen, ſondern legte den Finger auf den Mund und zeigte auf das Fenſter, das auf die Straße gieng. Sie ſahn hinaus, aber Villeville war in der Zeit fortgeritten, und ſo war es ihnen unmöglich, etwas von dieſer ſonderbaren Scene zu begreifen, bis endlich der Baron unter das Bett ſah, und zu ſeinem großen Erſtaunen den armen Dandinarbiere in der peinlichſten Lage von der Welt erblickte.

Man gab ſich alle mögliche Mühe, ihn aus derſelben zu befreyen, aber lange umſonſt. Bald kam ein Bein, bald ein Arm zum Vorſchein, aber der Körper folgte nicht nach. End

lich

ſich warf man die Betten heraus, hob das Geſtelle in die Höhe, und befreyte ihn endlich aus ſeiner Gefangenſchaft. Er befand ſich in den elendeſten Umſtänden. Seine Naſe war eingedrückt, Geſicht und Hände geſchunden und der ganze Leib voll blauer Flecken. Man brachte ihn zu Bette; und dem Bedienten wurde befohlen, ſpaniſchen Wein zu holen und Brandewein, ſeinen Herrn zu waſchen. Um Verzeihung, antwortete Johann, ich möchte die Herrn wohl bitten, dieſe Mühe ſelbſt zu übernehmen; ſo lange der Herr von Villeville noch um's Haus herumreitet, bringt mich kein Menſch hinaus. — Schweig, Unverſchämter, ſchrie ſein Herr ihn an, wer hat dir geſagt, daß Villeville eine Piſtole unter meinen Fenſter losgeſchoſſen hat und daß ich darüber erſchrocken bin? — Das hab ich ja auch nicht geſagt, antwortete Johann; aber nun verplaudern ſie's ſelbſt. — Glauben Sie ja nichts von dieſem albernen Geſchwätze, fuhr Dandinardiere fort, ich würde mich vor dem Herkules ſelbſt nicht fürchten; am allerwenigſten aber vor dieſen armſeligen Edelmann, der ſicherlich nicht die Hälfte meiner Einnahmen hat. Der einfältige Johann hat bisweilen Erſcheinungen zum todt lachen.

Damit Sie aber doch erfahren, wie ich ſo unglücklicherweiſe unter das Bett gekommen bin, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß es mir im Traum vorkam, als ob ich mich mit meinem Feind herumſchlüge. Ich hatte ihn, in die Flucht geſchlagen; ich warf mich aus dem Bette um ihn zu verfolgen; er floh unter daſſelbe; ich ihm nach. Darüber wacht ich auf, und fand, daß mich mein unerſchütterlicher Muth zu weit getrieben hatte. Ich wunderte mich indeß nicht darüber; denn ich bin ein Nachtwandler und der ganze Hof weiß, daß ich mich mehrere Jahre lang alle Nacht im Schlafe badete.

Der Baron ſtellte ſich, als ob er alles buchſtäblich glaubte, und verſicherte, daß, ſo viel er wüßte, der Herr von Villeville nicht wohl wäre, und es auch ganz gewiß nicht gewagt haben würde, einen ſo gefährlichen Feind aufzuſuchen. Der Vicomte und der Prior wiederholten das nemliche, und zogen den armen Dandinardiere nach und nach aus ſeiner tödtlichen Verlegenheit.

Als ſie ſich hierauf entfernt hatten, und frey über dieſe neue Scene ſprechen konnten, kamen ſie alle darinne überein, daß Dandinardiere ein unheilbarer Menſch ſey, aber daß man ſein Geld in die Familie des Barons zu bringen ſuchen müſſe. Der Baron ſelbſt fand große Bedenklichkeiten; aber der Vicomte blieb feſt auf ſeiner Meinung und verſprach, die ganze Sache auf ſich zu nehmen.

Der Prior kehrte hierauf zu unſern Edelmann zurück, um ihm Geſellſchaft zu leiſten; als er aber an die Thüre kam, hörte er, daß er ein ſehr lebhaftes Geſpräch mit ſeinen Bedienten führte. Jeder andre hätte es an meiner Stelle eben ſo gemacht, ſagte Johann. Kann man denn wohl nicht ſagen, was man geſehn und gehört hat? Ich kroch in den Schrank, Sie krochen unter's Bett; wer war denn Schuld daran, als der verz . . . Villeville. Und bey meiner armen Seele, ich meyne noch immer, daß wir beyde ſehr wohl daran gethan haben. Wer weiß, wo wir jetzt wären? Denn der Schuß knallte ſo fürchterlich, daß es mir durch alle Glieder fuhr. — Schweig, Schlingel, fiel Dandinardiere ein. Ich habe noch immer auf deinen Muth gerechnet. aber ich kenne dich jetzt, und ſobald ich wieder auf mein Schloß zurückkomme, will ich dir deinen Abſchied in beſter Form ausſtellen. — Ach! mein lieber Herr, verſetzte Johann ganz wehmüthig, womit hab' ich denn das verſchuldet? Ich habe ja meinen Theil Angſt gehabt, ſo gut als Sie.

Wenn Sie noch von mir verlangt hätten, mich für Sie zu ſchlagen, und ich hätte es nicht thun wollen, ſo könnten Sie ſich noch eher über mich beſchweren. Aber davon iſt ja gar nicht die Rede geweſen . . . La Dandinardiere freute ſich, ſeinen Bedienten ſo gerührt zu ſehn. Nein, nieder, ſagte er, deine Reue ſöhnt mich mit dir aus. Johann warf ſich an dem Bette nieder. Ich verzeihe dir, fuhr jener fort, ja ich thue noch mehr, ich theile dir meinen Muth mit. Bey dieſen Worten blieſ er ihm aus Leibeskräften in die Ohren. Du kannſt nun gewiß ſeyn, daß du im Stande biſt, dich mit jedermann herumzuſchlagen. — Und ohne geſchlagen zu werden? rief Johann. — Ohne geſchlagen zu werden, antwortete ſein Herr. — Nun ſo danke ich Ihnen tauſendmal, ſagte Johann: wiewohl ich nicht glaube, daß mir dieſe Gabe viel helfen wird. Denn ich mag mit niemanden Händel haben.

Jetzt trat der Prior in's Zimmer, nachdem er dieſes erbauliche Geſpräch mit angehört hatte. Ich glaubte Sie ſchliefen, redete er ihn an. Sie legten ſich ja in der Abſicht nieder: Freylich, antwortete Dandinardiere, war es meine Abſicht; aber die Liebe iſt ein beſchwerlicher Schlafgeſelle. So wie ich die Augen zumache, ſo ſtehn Virginie und Adelheit vor mir. — Nun, verſetzte der Prior, ich hätte nicht gemeint, daß Ihnen die Liebe hart zuſetzen könnte. Sie haben uns ja erſt geſtern verſichert, daß Sie eine anſehnliche Mitgabe allen Tugenden und Reizen vorziehen würden. Ich muß Ihnen geſtehn, daß dieſe Geſinnung mit ihrer übrigen vortreflichen Denkungsart in einem ſonderbaren Contraſte ſteht. — Wie ſo? ſagte der Edelmann. Ich ſollte doch meinen .... Aber man muß die Geheimniſſe ſeines Herzens nicht allenthalben zur Schau tragen. — Wenn Sie aufrichtig ſeyn wollen, fuhr der Prior fort, ſo verſpreche ich Ihnen alles für Sie zu thun. Virginie iſt ein ſehr ſchätzbares Frauenzimmer. — Was kriegt ſie mit? unterbrach ihn jener. — Was ſie mitkriegt? verſetzte der Prior. Nun wiſſen Sie das nicht? Eine Mitgabe, welche mehr werth iſt, als die ſchönſte Beſitzung in dieſer Provinz. — Was Sie ſagen! antwortete Dandinardiere, und machte große Augen; wahrſcheinlich ein Haus zu Paris, oder eine anſehnliche Leibrente beym Hotel-de Ville. — Nichts von allen dem, war die Antwort. Ihre Mitgabe iſt das ſchöne Talent, Mährchen zu machen. Sie wiſſen nicht, wie viel das einbringen kann. — Dem guten Dandinardiere wollte dieß nicht einleuchten. Ja, ja, ſagte er, das iſt an ſich recht gut. Aber; wenn ſie ihrem Manne weiter nichts zubringt, ſo muß die Wirthſchaft zu Grunde gehn. — Ey, ey, verſetzte der Prior; ich hätte nicht geglaubt, daß Sie den Verſtand für ein ſo kleines Capital hielten. — Ich laſſe den Verſtand in ſeinen Würden, antworte er; aber er muß mit einer gewiſſen Mitgabe verbunden ſeyn. Um Mährchen ins Haus zu bekommen brauche ich keine Frau: die kann ich allenfalls ſelbſt machen. — Vielleicht auch nicht: antwortete der Prior. Die Sache iſt ſo leicht nicht als man denkt — Aber Sie ſollen ſehn, daß es mir leicht wird: fuhr der bürgerliche Edelmann auf. Ich will ein Mährchen machen, und wenn ich darüber zerplatzen ſollte; und dann wollen wir ſehen, was Sie dazu ſagen werden — Ich werde Ihnen nie meinen Beyfall verſagen; verſetzte der Prior, ich rathe Ihnen ſich noch heute daran zu machen. — Das will ich auch: ſagte Dandinardiere. Glauben Sie denn, daß ich meine Bibliothek umſonſt mit ſo vieler Mühe und Koſten habe hieherſchaffen laſſen? — Wenn Sie dabey etwa meiner Hülfe wieder nöthig haben ſollten, ſetzte der Prior hinzu: ſo ſeyn Sie verſichert, daß ich mir ein Vergnügen daraus machen werde, Sie zu unterſtützen.

Dieſer Vorſchlag machte den bürgerlichen Edelmann ſo zahm, wie ein Lamm. Er faßte den Prior bey der Hand, zog ihn zu ſich, und ſagte ihm in's Ohr: Ich muß Ihnen geſtehn, daß, wenn ich der Mühe, ſelbſt etwas zu componiren, überhoben ſeyn könnte, mir dieß ſehr angenehm ſeyn würde. Ich trage zwar eine Menge glücklicher Ideen mit mir herum; aber gerade dieſer große Vorrath würde mir die Arbeit unglaublich erſchweren. Sie wiſſen wohl, empfangen iſt ſüßer als gebähren; dichten ſüßer als darſtellen. Sie würden mich alſo ſehr verbinden, wenn Sie mir noch ein ſchönes Mährchen verſchaffen, womit ich Virginien beweiſen könnte, daß ich nicht weniger Talent beſitze als ſie.

Es war Mittagszeit; der Prior gieng zur Tafel und verließ den Kranken, mit dem Verſprechen, ſeinen Wunſch zu erfüllen.

Als er in den Saal trat, fand er zwey Damen von ſeiner Bekanntſchaft, welche einen Beſuch bey der Baronin machten. Sie waren erſt ſeit kurzer Zeit in der Provinz. Die eine war Wittwe und coquet; die andre hatte einen alten, reichen Edelmann geheyrathet, und ſchien mit nichts ſo beſchäftigt, als das Geld, das ihr Mann in langen Jahren geſammelt, in kurzer Zeit durchzubringen.

Die Wittwe, die ſich Madam du Rouet nannte, liebte das Spiel und die Freuden der Tafel. Dieß, und die Schminke, womit ſie ihr Geſicht übertünchte, waren ihre beträchtlichſten Ausgaben. Es war noch niemand im Saal; ſie hatte alſo dieſen Augenblick benutzt, ihre Farben zu verbeſſern, die von der Sonne gelitten hatten; denn die Damen waren genöthigt geweſen, einen Theil des Wegs zu Fuß zu machen, weil ihr Wagen zerbrochen war. Die Arbeit war mühſam und langwierig; und ſie war kaum zur Hälfte vollendet, als der Prior hineintrat. Ihr Geſicht ſah aus, wie ein Damenbret. Madam de Türe, ſo hieß die andre Dame, ſuchte ihre Freundin aus der Verlegenheit zu ziehn. Sie nahm den Prior bey Seite und ſagte zu ihm: Laſſen Sie meine Corſine ihre Coeffüre ausbeſſern; ich will Ihnen ein Mährchen mittheilen, das Ihnen unendliches Vergnügen machen wird. — Ich fürchte, daß wir keine Zeit haben, es noch vor Tiſche zu leſen; antwortete der Prior. — Hören Sie nur wenigſtens den Titel, fuhr ſie fort: Sie werden zuverläßig Luſt bekommen, auch das übrige zu hören. Es heißt Prinz Friſchling; was meinen Sie? — Ich bin in dieſer Art von Geiſtesprodukten ſo neu, verſetzte der Prior, daß ich nicht im Stande bin, über den Titel zu urtheilen. Die Dame machte über ſeine Unwiſwiſſenheit den Krieg; da ſie aber ſah, daß ihre Freundin mit ihrer Mahlerey fertig war, ſteckte ſie ihr Mährchen wieder ein.

Man hatte indeß dem Baron von Saint-Thomas die Ankunft der beyden Damen gemeldet, und er eilte mit dem V'comte herbey, ſie zu complimentiren. In der Küche wurden neue Befehle gegeben, und das Mittagseſſen wurde weiter hinausgeſchoben. Um die Zeit hinzubringen, ſchlug der Baron ſeinen Gäſten einen Spaziergang in ein benachbartes Hölzchen vor, wo ſie auf Betten von Moos, an reizenden Bächen, der Kühlung genießen könnten. Der Vorſchlag wurde mit Freuden angenommen, und nachdem ſie ſich an einem ſchattigen Ort niedergelaſſen hatten, bat der Prior die Madame de Lüre der Geſellſchaft ihr Mährchen mitzutheilen. Sie ließ ſich nicht lange bitten; erſuchte aber den Prior: die Mühe des Leſens über ſich nehmen, welcher ſogleich bereit war und folgendermaßen anhub:

5.

Prinz Friſchling.

Es war einmal ein König und eine Königin, die bey allem Glanz, der ſie umgab, dennoch ihres Lebens niemals froh wurden, weil ſie keine Kinder hatten. Die Königin war noch ſchön, aber nicht mehr jung, und ſie hatte alſo nur wenige Hoffnung, ihres Wunſches theilhaftig zu werden. Dieſer Gedanke ſchlug ſie auſſerordentlich nieder; ſie aß und trank nicht vor lauter Betrübniß, und bat alle Götter und Feen, ihr beyzuſtehn. Eines Tags gieng ſie in einem Wäldchen ſpazieren, und pflückte Blumen und Erdbeeren. Kaum hatte ſie einige von den Erdbeeren gegeſſen, als ſie eine ſo große Müdigkeit empfand, daß ſie ſich an den Fuß eines Baums legte und einſchlief.

Sie träumte, daß drey Feen über ihrem Haupte ſchwebten. Die eine ſah ſie mitleidig an und ſagte: Was für eine ſchöne Königin! Es iſt doch Schade, daß ſie keine Kinder hat; wir könnten ſie recht glücklich machen, wenn wir ihr dazu behülflich wären. Von ganzem Herzen, ſagte die andre. Begabe ſie damit;

du biſt ja die älteſte — Gut; verſetzte jene. Ich ſchenke ihr alſo den ſchönſten, liebenswürdigſten und beliebteſten Sohn, den je die Welt geſehn hat. — Und ich, fuhr die zweyte fort, mache dieſes Kind geiſtvoll, rechtſchaffen, mächtig, in allen Unternehmungen glücklich — Als die Reihe an die letzte kam, brach ſie in ein lautes Gelächter aus, und murmelte etwas zwiſchen den Zähnen, das die Königin nicht verſtand.

Einige Augenblicke darauf erwachte ſie aus ihrem Schlummer, ſah in die Höh, und erblickte nichts in der Luft. — Ach! ſagte ſie; wenn ich doch ſo glücklich wäre, daß mein Traum in Erfüllung gienge. Wie dankbar wollte ich gegen die gütigen Feen ſeyn, wenn ich einen Sohn bekäme — Sie pflückte im Gehn noch einige Blumen, und kam vergnügter nach Hauſe als gewöhnlich. Der König bemerkte es und fragte ſie um die Urſache; ſie wollte anfänglich nicht damit hervorrücken; da er aber in ſie drang, erzählte ſie ihm ihren Traum von einem Ende bis zu dem andern.

Dein Traum, ſagte der König, macht mir Vergnügen, nur mißfällt mir das Gelächter der dritten Fee. Denn wenn die Feen lachen, ſo iſt das nicht immer ein gutes Zeichen. — Ich mache mir darüber keinen Kummer, antwortete die Königin, denn ich fürchte, daß der ganze Traum nicht viel mehr iſt, als ein Hirngeſpinnſt meiner Phantaſie; mehr ein Wunſch meines bekümmerten Herzens, als eine Prophezeihung der Zukunft. Sollte ihm aber wirklich einige Wahrheit zum Grunde liegen, ſollte mich der Himmel mit einem Sohne beglücken was könnte ihm widriges begegnen, nachdem ihn zwey von den Feen ſo reichlich ausgeſteuert haben.

Nach einigen Monaten ſtellten ſich die Zeichen der Schwangerſchaft ein Das ganze Königreich nahm den lebhafteſten Antheil an dieſer glücklichen Begebenheit, und alle Altäre dampften von Opfern, die man für das Wohl der Königin brachte. Des gratulirens wurde kein Ende; und als der Tag der Niederkunft erſchien, ſtellten ſich ſämmtliche Prinzen von Geblüt, und alle Geſanden am Hofe ein. Die Königen hatte ſich die ganzen neun Monate über auſſerordentlich wohl befunden, und man hatte die gröſte Hoffnung, daß ihre Niederkunft glücklich ſeyn würde. — Aber ach! die allgemeine Freude verwandelte ſich bald in Herzeleid, als die Königin, ſtatt eines liebenswürdigen Prinzen, ein Ferkelchen zur Welt brachte. Alle Anweſenden ſtieſſen ein lautes Geſchrey aus. Die Königin fragte, was es gäbe?

aber man wagte es nicht, ihr die Wahrheit zu ſagen, ſondern meldete ihr, daß ſie mit einem ſchönen Knaben niedergekommen wäre.

Der König war über dieſe Begebenheit hoch betrübt. Er befahl, den Friſchling in einen Sack zu ſtecken und in das Meer zu werfen; als man aber ſeinen Befehl ausführen wollte, regte ſich das Mitleiden in ſeinem Herzen und er befahl, es zu unterhalten, bis er mit ſeiner Gemahlin zu Rathe gegangen wäre. Die Königin fragte täglich nach ihrem Kinde; aber man ſagte ihr, es ſey zu zart um aus einem Zimmer in das andre gebracht zu werden; und damit beruhigte ſie ſich.

Der Prinz Friſchling führte indeß ein herrliches Leben und ließ es ſich an nichts abgehn. Man gab ihm Wein und hitzige Getränke, die ihm vortrefflich bekamen, und er wurde von Tag zu Tag größer und ſchöner. Endlich konnte die Königin dem Verlangen den Prinzen in ihre Arme zu ſchließen, nicht länger widerſtehn. Sie verſicherte, daß ſie ſich ſehr wohl befände und wohl in das Zimmer des Kindes gehen könnte. Der König ſtieß einen tiefen Seufzer aus, und befahl, den Kronerben herzubringen. Er war gewickelt, wie ein Kind. Die Königin nahm ihn auf den Arm, hob den Schleyer auf, der ihn bedeckte, und erblaßte bey dem ſchrecklichen Anblick des Friſchlings, das ihr entgegen grunzte. Sie wünſchte, dieſer Augenblick möchte der letzte ihres Lebens ſeyn, und blickte, ohne ein Wort zu ſagen, den König mit dem Ausdruck des tiefſten Schmerzens an.

Beruhige dich, liebe Frau, ſagte der König; ich meſſe dir keine Schuld bey. Eine boshafte Fee hat uns dieſen Streich geſpielt, und, wenn du's zufrieden biſt, ſo wollen wir dieſes kleine Ungeheuer in's Waſſer werfen. — Die Königin ſchwieg einen Augenblick; dann ſagte ſie: Nein, mein König, ich kann mich zu einer ſo grauſamen Handlung nicht entſchlieſſen. Ich bin die Mutter dieſes unglücklichen Friſchlings, und ſeiner Häslichkeit ungeachtet, fühle ich eine gewiſſe Neigung zu ihm. Wir wollen es nicht noch unglücklicher machen! iſt es nicht ſchon unglücklich genug, ein Schwein und kein Menſch zu ſeyn?

Der König wurde von ihren Thränen gerührt, und gab ſeinen Vorſatz zum zweytenmal auf. Man trug für den Prinzen Friſchling noch mehr Sorge als vorher, da man ſah, daß ſeine Eltern ihn nicht verſtießen. An ſeine Geſtalt ward man bald gewöhnt, und ſeine Manieren gewannen ihm Zuneigung. Er hatte ſehr lebhafte und ſprechende Augen, und das Pfötchen wußte er mit eigner Artigkeit hinzureichen.

Die Königin konnte ſich nicht enthalten, ihn zu lieben. Sie trug ihn oft auf den Armen, und fand ihn allerliebſt, wiewohl ſie es nicht zu ſagen wagte. Sie putzte ihn auf alle mögliche Art, und für einen Friſchling faſt allzuſchön. Auch für ſeine moraliſche Bildung trug ſie Sorge; und wenn er unartig war, bekam er die Ruthe.

Als die Königin eines Abends ſpazieren gieng und den Prinzen auf dem Arme trug, kam ſie an den nämlichen Baum, wo ſie den oben erzählten Traum gehabt hatte. Das Andenken jener Begebenheit ergriff ſie mit der größten Stärke: Das iſt alſo, rief ſie aus, der ſchöne glückliche und liebenswürdige Prinz, der mir verſprochen ward? Trügeriſcher Traum! grauſame Feen, was that ich euch, daß ihr ſo euern Spott mit mir treibt? — Während ſie dieſe Worte ausſprach, ſah ſie einen Eichbaum aus der Erde hervorwachſen, aus welchem eine geputzte Dame hervortrat, die ſie mit vieler Gütigkeit anredete: Bekümmre dich nicht darüber, daß du dieſen Friſchling das Leben gegeben haſt. Es wird eine Zeit kommen, wo du ihn liebenswürdig finden wirſt. — Die Königin er-

erkannte die Dame für eine von den drey Feen, welche ihr einen Sohn versprochen hatten. — Es kostet mir Mühe, Ihnen zu glauben, versetzte die Königin. Wer wird meinen Sohn in seiner gegenwärtigen Gestalt lieben können, gesetzt auch, daß er noch so viel Verstand hätte? — Hierauf wiederholte die Fee die vorigen Worte, kehrte in dem Baum zurück, und der Baum kehrte in die Erde zurück, ohne daß die mindeste Spur von dieser Erscheinung übrig blieb.

Die Königin eilte schleunig nach dem Pallast, um ihren Gemahl dieß neue Abentheuer mitzutheilen; aber er glaubte, sie hätte diese Geschichte blos erfunden, um ihn für sein Söhnchen günstiger zu stimmen. Ich sehe aus deiner Miene gar wohl, sagte sie, daß du meinen Worten keinen Glauben beymessen willst; gleichwohl hab' ich dir nichts als die reine Wahrheit gesagt. — Die Feen haben dich zum Besten, erwiederte der König. Wie wollen sie's anfangen, daß aus einem Frischling etwas liebenswürdiges werde? Wenn ich denke, daß unser Sohn groß werden wird, so schlägt mich diß immer so nieder, daß ich weinen möchte. — Die Königin gieng betrübter weg, als sie gekommen war. Sie hatte gehoft, daß die Versprechungen der Feen den Kummer ihres

Gemahls lindern würden. Aber ſie fand gerade das Gegentheil; und ſie beſchloß nunmehr, dem König kein Wort wieder von ihrem Sohn zu ſagen, ſondern den Göttern die Sorge für ihn zu überlaſſen.

Prinz Friſchling fieng jetzt an, ganz vernehmlich zu ſtammeln, worüber ſeine Mutter eine unglaubliche Freude hatte, denn ſie fürchtete ſchon, er möchte in ſeinem Leben nicht reden lernen. In allem, was er that, zeigte er unglaublich viel Geiſt und Muth, und es währte nicht lange, ſo gewann ihn der König, wegen ſeiner vorzüglichen Eigenſchaften lieb. Er gab ihm Lehrer in allen Künſten und Wiſſenſchaften; und was er unternahm das gelang ihm. Gleichwohl fühlte er das Lächerliche ſeiner Figur und vermied in großen Geſellſchaften zu erſcheinen.

Er hatte bis jetzt ſein Leben in einer glücklichen Gleichgültigkeit zugebracht, als eines Tags in das Zimmer der Königin, wo er ſich gerade befand, eine Dame mit ihren drey Töchtern trat. Sie warf ſich der Königin zu Füßen und bat ſie, ihre Töchter, die alle drey ſehr jung und liebenswürdig waren, bey ſich aufzunehmen; weil der Tod ihres Mannes, und eine Menge andrer Unfälle, ſie in die äußerſte Armuth geſtürzt hätten. Die Königin kannte die Dame und ward von ihrem Unglück gerührt: Sie hob ſie auf, umarmte ſie, und verſprach ihr, alles an ihren Töchtern zu thun, was in ihren Kräften ſtehn würde. Die Mutter dankte ihr tauſendmal für ihre Gnade und ſchien jetzt die Freude wieder zu empfinden, die ſie ſeit langer Zeit geflohn hatte. Die älteſte von dieſen Fräulein hieß Iſmene, die zweyte Zelonide, die dritte Albanie. Iſmenens Schönheit machte bald großes Aufſehn am Hof, und gewann ihr vornemlich die Zuneigung eines ſchönen jungen Ritters, der den Namen Corydon führte, und eben ſo ſehr der Schmuck der Ritterſchaft, als ſie die Zierde der Damen war. Eine geheime Sympathie feſſelte ihre Herzen durch wechſelſeitige Banden. Der Ritter war unbeſchreiblich liebenswürdig; und da er eine ſehr gute Parthie für Iſmenen war, ſo that die Königin alles, ſeine Bewerbungen glücklich zu machen. Es kam bald ſo weit, daß man von ihrer Vermählung ſprach. Die beyden Verliebten ſchienen für einander gebohren und Corydon unterließ nichts, ſeiner Gebieterin zu gefallen.

Indeſſen hatte der Prinz Friſchling die Reize Iſmenens nicht ungeſtraft geſehn, ohne es doch zu wagen, ſeine Leidenſchaften merken zu laſſen. Ach! ſagte er oft, indem er ſich in dem Spiegel betrachtete, wie könnt' ich mir unter dieſer unglücklichen Geſtalt die Gunſt der göttlichen Iſmene verſprechen? Nein, ich muß dieſe Liebe zu unterdrücken ſuchen, die mich dem Spotte des Hofs Preiß geben würde. — Er vermied alſo Iſmenen zu ſehn, da er ſich aber nicht enthalten konnte, ohne Unterlaß an ſie zu denken, fiel [illegible] in eine fürchterliche Schwermuth, deren Wirkungen jedermann in die Augen fielen, ohne daß jemand ihre Urſache zu errathen im Stande war.

Als er erfuhr, daß alle Anſtalten zur Hochzeit gemacht würden, beſiegte die Verzweiflung ſeine Bedenklichkeiten und er fand einen glücklichen Augenblick, Iſmenen zu ſehn und ſie ungeſtört ſprechen zu können. Sie ſaß in dem Schatten eines Platanus, und ſang einige Verſe, welche ihr Ritter auf ſie verfertigt hatte, als der Prinz ſich ihr langſam und ſchwermüthig näherte, und ſie mit ſichtbarer Rührung fragte, ob es denn wahr wäre, daß ſie dem Ritter Corydon heyrathe? Sie antwortete, daß ſie dem Befehle der Königinn folgen würde. Iſmene, verſetzte der Prinz, Sie ſind ſo jung, daß ich mir nicht einbilden konnte, daß man ſchon an ihre Vermählung denken würde; ſonſt würde ich Ihnen den einzigen Sohn eines großen Königs zum Gemahl vorgeſchlagen haben, der Sie anbetet, und nichts mehr wünſcht, als ſie glücklich zu machen. Jimene erblaßte bey dieſen Worten. Sie hatte ſchon mehrmals bemerkt, daß der Prinz ſich gerne mit ihr unterhielt, und es ward ihr bange, er möchte ſelbſt der Liebhaber ſeyn, von welchem er ſprach. Ich freue mich, antwortete ſie, daß mir die Geſinnungen dieſes mächtigen Prinzen bis jetzt unbekannt geblieben ſind! vielleicht hätte mich meine Familie gezwungen ſeine Hand anzunehmen; und ich geſtehe Ihnen, mein Herz iſt allzuſehr für den Ritter Corydon eingenommen, als daß ich einen andern Gemahl als ihn wünſchen könnte. — Wie? verſetzte der Prinz. Sie wollten eine Krone ausſchlagen? — Ich würde den Beſitz der ganzen Welt ausſchlagen, erwiederte Jimene, wenn ich dem Beſitze des Ritters entſagen müßte. Ich bin nicht ehrgeizig; Zärtlichkeit und Liebe iſt das einzige Gut nach welchem mein Herz ſich ſehnt. Da Sie den Prinzen kennen, der dieſe gütigen Geſinnungen gegen mich hegt, ſo beſchwöre ich Sie, ihn zu bitten, durch ſeine Bewerbung meine Zufriedenheit nicht zu ſtören. — Ach! Grauſame, brach Friſchling aus, Sie kennen den Prinzen nur allzugut, deſſen Herz Sie verſchmähn. Seine Geſtalt mißfällt Ihnen! die Reize des glücklichen Ritters haben Sie gefeſſelt. Vergeſſen Sie aber nicht, daß wenn ich kein Adonis bin, ihn fürchterlich ſeyn kann. Iſmene, bringen Sie mich nicht zur Verzweiflung. — Bey dieſen Worten funkelten ſeine Augen; und ſeine Waffen ſchlugen ſo ſchrecklich gegen einander, daß die arme Iſmene erblaßte.

Der Prinz entfernte ſich und Corydon nahm wenige Augenblicke hernach ſeinen Platz ein. Die beyden Liebenden hatten bisher nur das Glück einer wechſelſeitigen Zärtlichkeit genoſſen; nichts hatte ſich ihren Wünſchen widerſetzt, und ſie ſahn ſchon das Ziel in der Nähe, wo ihre Hoffnungen gekrönt werden ſollten. Corydon fand ſeine Geliebte in Thränen; ſie entdeckte ihm die Urſache ihres Kummers. Er war wie vom Donner gerührt. Soll ich Ihr Glück dem meinigen aufopfern? ſagte er. Man bietet Ihnen eine Krone an; niemand iſt deren würdiger als Sie. — Wie? verſetzte Iſmene. Ich ſollte Ihnen entſagen, um einer elenden Krone willen, die auf dem Scheitel eines Ungeheuers ſitzt? Dieſer Rath kömmt nicht aus Ihren Herzen, oder Sie haben aufgehört mich zu lieben. — Corydon war gerührt, und Thränen rollten von ſeinen Wangen. Sie ſchworen ſich ewige Liebe. Corydon verſicherte ſeine Bereitwilligkeit, Ihr Glück mit Aufopferung ſeines

Lebens zu befördern; Iſmene ſchwor, daß ſie kein Glück kennen würde als in ſeinen Armen.

Während dieſes Streites der Großmuth und Liebe hatte ſich Prinz Friſchling zu ſeiner Mutter begeben, und ihr die Geſchichte ſeiner Liebe erzählt. Er würde es nicht überleben, Iſmenen in den Armen eines andern zu ſehn. Die Königin erſtaunte nicht wenig über dieſes Bekenntniß einer ſo heftigen Leidenſchaft in dem Herzen eines Friſchlings. Weißt du auch, was du ſagſt? antwortete ſie ihm. Welches Mädchen wird dich nehmen wollen? welche Kinder hoffſt du zu bekommen? — Iſmene iſt ſo ſchön, erwiederte er, daß ſie keine häßlichen Kinder bekommen kann. Aber geſetzt auch, daß ſie mir ähnlich würden — ich kann nicht ohne Iſmenen leben. —

Alle Vorſtellungen, die die Königin ihrem Sohne machte, hatten denſelben Erfolg. Der Refrain aller ſeiner Antworten war, es ſey ihm unmöglich, ohne Iſmenen zu leben, ſo daß die Königin am Ende genöthigt war, ihm ihren Beyſtand zuzuſagen. Sie ließ Iſmenens Mutter zu ſich kommen, eine Frau, deren Ehrgeiz ſie kannte, und die ihre Töchter weit geringern Vortheilen aufgeopfert haben würde. Als ihr die Königin den Antrag machte: warf ſie ſich ihr zu Füſſen, und dankte für eine Gnade, die ſie kaum zu hoffen gewagt hätte. — Aber, fuhr die Königin fort: Iſmenens Herz iſt nicht mehr frey. Wir haben ihr befohlen, den Ritter Corydon als ihren künftigen Gemahl zu betrachten. — Nun gut, verſetzte die Mutter, ſo wollen wir ihr nun befehlen, dieſe Idee fahren zu laſſen. — Das Herz iſt nicht immer geneigt, dem Befehl der Vernunft zu folgen, antwortete die Königin. Es iſt ſchwer, es umzuſtimmen, wenn es ſich einmal entſchieden hat. — Wenn das Herz meiner Tochter einen andern Willen hätte, als den meinigen, fuhr Iſmenens Mutter fort, ſo würde ich ſogleich aufhören, ſie als mein Kind zu betrachten.

Hierauf verabſchiedete ſie ſich und begab ſich auf Iſmenens Zimmer. Sie ſagte ihr ganz trocken und mit einem entſchloſſenen Ton: Die Königin hätte ihr die Ehre erzeigt, ſie zu ihrer Schwiegertochter zu erſehn; ſie müßte den Ritter vergeſſen und dem Befehl der Monarchin ohne Widerrede befolgen. — Iſmene antwortete mit ihren Thränen und ihre Mutter verließ ſie, ohne ihre Einwilligung abzuwarten; und es währte nicht lange, ſo ſagte man ſich überall in's Ohr, daß der häßliche Friſchling die reizende Iſmene heyrathen wolle.

Auf dieſe Nachricht eilte Corydon zu ſeiner Gebieterin, die er in Thränen fand. Ihre Unterredung war die zärtlichſte und leidenſchaftlichſte, als man jemals gehört haben mag. Liebe, Zärtlichkeit, Eiferſucht und Verzweiflung wechſelten in den Seelen der Liebenden ab. Friſchling unterbrach ſie. Er war zu Iſmenen geeilt, um ihr ſeine Freude über das ihm bevorſtehende Glück an den Tag zu legen. Corydons Gegenwart machte ihn verlegen und unruhig. Er befahl ihm, ſich zu entfernen und nie wieder am Hof zu erſcheinen. — Grauſamer Prinz, rief Iſmene aus und hielt ihren Geliebten zurück, was wollen Sie thun? Glauben ſie ihn aus meinem Herzen zu vertilgen, wenn Sie ihn vom Hofe verbannen? Sein Bild iſt hier allzutief eingegraben. Ich werde niemanden lieben als ihn! Sie verabſcheue ich, denn Sie machen mein Unglück. — Und ich werde niemanden lieben als dich, antwortete Friſchling. Verabſcheue mich, ſo viel als du willſt, ich werde dich nichts deſto weniger zu meiner Gemahlin machen.

Corydon, betrübt ſeiner Geliebten dieſen neuen Verdruß zugezogen zu haben, entfernte ſich in dem Augenblick, da Iſmenens Mutter in's Zimmer trat. Sie machte ihrer Tochter Vorwürfe, daß ſie Beſuche von ihrem ehemaligen Liebhaber annähme, und verſicherte den

Prinzen, daß ſie den Ritter auf immer vergeſſen ſollte. Jetzt war die Rede von dem Hochzeittage. Da ſich der König hatte merken laſſen, daß er dieſe Verbindung im höchſten Grade lächerlich fände, ſo eilte die Mutter und Friſchling, alles ſo ſchnell als möglich in Richtigkeit zu bringen, damit der König keine Zeit hätte, ſich ihren Planen zu widerſetzen. Der Tag der Hochzeit erſchien. Friſchling hatte ſich auf das ſchönſte herausgeputzt. Er gieng aufgerichtet. Ein Purpurmantel floß von ſeinen Schultern herab und eine blonde Perücke deckte ſeinen Scheitel. Iſmene ward wie ein Schlachtopfer zum Tempel geführt. Vergebens bat ſie ihr Bräutigam, die tiefe Traurigkeit zu verbannen, die man auf ihrem Geſichte leſe; vergebens verſprach er ihr, ſie ſo glücklich zu machen, als jemals eine Königin geweſen ſey. Ich gebe Ihnen zu, fuhr er fort, daß ich nicht ſchön bin; aber ich habe ein Herz voll Empfindung und Liebe, ein Herz, das Ihnen gänzlich ergeben iſt. Iſmene antwortete nichts. Sie dachte nur an den unglücklichen Ritter, dem ſie entriſſen wurde, und verglich ihn mit dem Ungeheuer, dem ſie der Ehrgeiz in die Arme führte. Mitten unter dem Jauchzen des Volks, an der glänzenden Tafel verließ ſie ihre Schwermuth nicht. Sie ſchien nicht den Tag ihrer Hochzeit, ſondern den Tag ihres Todes zu feyern.

Friſchling war bey den Kummer ſeiner Gemahlin nicht gleichgultig Es gab Augenblicke, wo er wünſchte, ſie nicht gezwungen zu haben; aber wenn er dann wieder dachte, ohne Iſmenen leben zu müſſen, ſo ſchien ihm dieß ärger als der Tod. Als der Ball vorüber war, wo die Braut mit ihrem Bräutigam tanzen mußte, führte man ſie in das Schlafzimmer, kleidete ſie aus, und ließ ſie allein Der verliebte Prinz legte ſich zuerſt nieder: Iſmene ſagte. ſie wollte mit ſeiner Erlaubniß noch einen Brief ſchreiben; begab ſich in ihr Cabinet und ſchloß ſich ein.

In dieſem Cabinet fand ſie zu ihrem groſſen Erſtaunen den unglücklichen Corydon, der ihre Kammerfrauen beſtochen hatte. Er hielt einen Dolch in der Hand. Ich komme nicht, Ihnen Vorwürfe zu machen, ſagte er; Sie haben mir zwar ewige Treue geſchworen; Sie haben zwar Ihren Schwur gebrochen; gleichwohl klage ich nicht Sie, ſondern die Götter an. Aber nichts kann mir Ihren Verluſt erträglich machen. Das Leben iſt mir eine Laſt, ſo lange ich Sie in den Armen eines andern weiß. Bey dieſen Worten ſtieß er ſich den Dolch in die Bruſt.

Iſmenens Beſtürzung war unbeſchreiblich. Du ſtirbſt, mein Geliebter, rief ſie mit dem Ton des tiefſten und entſchloſſenſten Schmerzens aus; Du ſtirbſt und ich folge dir nach. Ohne dich iſt mir die Welt ein Grab und das Licht des Tages iſt mir verhaßt. — Bey dieſen Worten riß ſie den Dolch aus der Bruſt des Ritters und ſtieß ihn noch rauchend in ihr eignes Herz.

Der Prinz hatte nun ſchon lange auf ſeine Gemahlin geharrt, und, da ſie ihm die Zeit gar zu lang machte, und auf ſein mehrmaliges Rufen nicht antwortete, ſtand er auf, rufte ſeine Leute, und ließ die Thüre des Cabinets einſchlagen. Er trat zuerſt hinein; und ſah die Leichname der beyden Geliebten, deren Blut ſich noch nach ihrem Tode miſchte. Sein Schmerz war ſeinem Schrecken gleich. Er betete Iſmenen an, und er hatte ſie fruchtlos aufgeopfert. Man benachrichtigte dem Könige und der Königin von dieſem Vorfall; der ganze Pallaſt ward wach; eine allgemeine Beſtürzung verbreitete ſich. Man ſchätzte den Ritter eben ſo ſehr als man Iſmenen liebte. Die Königin trug für die Erblichne Sorge.

Der Prinz, der von den mannichfaltigſten Empfindungen gefoltert wurde, ward zu Bette gebracht und ſeine Mutter ſuchte ſeinen Schmerz Einhalt zu thun. Sie ſtellte ihm vor, daß er ſich glücklich ſchätzen müßte, von einer Perſon befreyt zu ſeyn, die ihm allen Anſchein nach, niemals geliebt haben würde. — Ach! und wenn ſie mir ungetreu geweſen wäre, rief der Prinz aus, ich würde ſie dennoch geliebt haben. Sie hat mich nie durch erkünſtelte Zärtlichkeit zu täuſchen geſucht; ſie hat mich immer verabſcheut, und ſie hat es mir nicht verborgen, ich habe keine Entſchuldigung; ich bin die Urſache ihres Todes. — Da die Königin ſah, daß ſie nichts bey ihm ausrichtete, entfernten ſie ſich, und ließ ihn unter der Aufſicht ſeiner Leute.

Als ſie ſich zu Bette gelegt hatte, kehrte ihr das Abentheuer mit den drey Feen in das Gedächtniß zurück. Warum haben ſie mich zum Gegenſtand ihres Hohns auserſehn? ſagte ſie. Sie verſprachen mir einen reizenden Knaben und haben mir ein Ungeheuer gegeben, deſſen Umarmung der unglücklichen Iſmene fürchterlicher ſchien als der Tod. Seit er gebohren iſt, hat er dem König den Genuß des Lebens vergällt, und mich wird er noch in's Grab bringen.

Während ſie mit dieſen Gedanken beſchäftigt war, ſah ſie ihr Zimmer auf einmal erleuchtet, kel und erblickte die Fee, die ihr ſchon vor einiger Zeit in dem Wäldchen erſchienen war. Warum bekümmerſt du dich ſo? redete die Fee ſie an. Warum mißt du meinen Worten keinen Glauben bey? Zweifelſt du an meiner Wahrhaftigkeit? Wer ſollte auch nicht daran zweifeln?, verſetzte die Königin. Von allem, was Sie mir verſprochen haben, iſt auch noch nicht das mindeſte eingetroffen. Warum haben Sie mich nicht lieber ohne alle Kinder gelaſſen, als daß Sie mir einen Erben, wie dieſen, gegeben haben — Du haſt Unrecht, mir darüber Vorwürfe zu machen, antwortete die Fee. Wir ſind drey Schweſtern; zwey von uns ſind gut; die dritte aber verdirbt faſt immer, was die andern gut machen. Ohne ſie wärſt du glücklich geworden; aber ohne uns würden deine Leiden noch viel länger dauern. Sie werden ein Ende haben — Halte dich an dieſe Verſprechung und ſuche nicht weiter zu erforſchen, was ich dir aus guten Gründen verbergen muß. . . Mit dieſen Worten verſchwand ſie. Ein ſüßer Wohlgeruch blieb in dem Zimmer zurück und die Königin fieng von neuem an eine günſtige Veränderung in ihrem Schickſal zu hoffen.

Der Prinz nahm wegen ſeiner unglücklichen Gemahlin die Trauer und zeigte eine Betrübniß, die jedermann Wunder nahm. Nachdem er ſich eine geraume Zeit der Geſellſchaft entzogen hatte, kehrte er in dieſelbe zurück, und es währte nicht lange, ſo wurde ſein Herz von Zelonidens Reizen gerührt, die ihrer Schweſter Iſmene auſſerordentlich ähnlich war. Er unterhielt ſich oft mit ihr, und ihr Witz bezauberte ihn; er fieng an zu glauben, daß nichts als Zelonidens Beſitz ihn für den Verluſt ſeiner erſten Geliebten tröſten könnte. Eines Tags kam er mit einer ungewöhnlichen Heiterkeit auf das Zimmer ſeiner Mutter. Liebe Mutter, ſagte er zu ihr, ich komme mir eine Gnade von Ihnen auszubitten, die Sie mir nicht abſchlagen dürfen. Ich bin feſt entſchloſſen, mich wieder zu verheyrathen. Verſagen Sie mir Ihren Beyſtand nicht. Gewinnen Sie mir Zelonidens Herz, und verſchaffen Sie mir die Erlaubniß des Königs. — Ach! mein Sohn, erwiederte die Königin; was für ein unglücklicher Einfall! Haſt du Iſmenens Verzweiflung und ihren tragiſchen Tod ſchon vergeſſen? Glaubſt du vielleicht, daß ihre Schweſter dich mehr lieben wird? biſt du etwa minder häßlich als damals? lerne dich doch kennen, mein Sohn, und mache dich nicht von neuem zum Gelächter. In deiner Lage muß man ſich der Welt ſo viel als möglich entziehn. — Gut, ich will mich ihr entziehn, antwortete der Prinz; aber eben darum will ich eine Genoſſin meiner Einſamkeit.

Wohnt doch auch der Uhu und der Kauz bey ſeinen Weibchen; ſollte ich denn ſchlechter ſeyn als ſie? Aber Sie lieben mich nicht; Sie finden eine Freude daran mich zu betrüben.

Mein liebes Kind, antwortete ihm die Königin, der Himmel ſey mein Zeuge, daß ich dich liebe, und daß es mein größter Kummer iſt, dich in dieſer unglücklichen Geſtalt zu ſehn. Wenn ich mich deinem Wunſch widerſetze, ſo geſchieht es gewiß nicht, um dich zu betrüben, ſondern weil ich in der Erfüllung deſſelben neue Kränkungen und neuen Kummer für dich zum voraus ſehe. Ich wünſche von Herzen, dich glücklich verheyrathet zu ſehn; aber da muß man eine Frau haben, von der man geliebt wird.

Mein Entſchluß ſteht feſt, antwortete der Prinz. Ich beſchwöre Sie noch einmal, noch heute mit dem Könige und mit Zelonidens Mutter zu ſprechen. Die Königin konnt' es ihm nicht abſchlagen. Sie trug ihrem Gemahl die Sache vor und beſiegte ſeinen Widerſtand. Er willigte ein, ſobald Zelonide einwilligen würde; denn er wollte durchaus nicht, daß durch den Mißbrauch ſeiner Gewalt jemand unglücklich gemacht würde. Die Königin brachte ihrem Sohne die Nachricht, daß er die Erlaubniß habe, Zeloniden ſeine Liebe zu erkennen zu geben.

Der Prinz ließ ſich das nicht zweymal ſagen. Er begab ſich ſogleich in Zelonidens Zimmer, und da er ſie in ihrem Cabinet fand, umarmte er ſie, und ſagte zu ihr: Meine liebe Schwägerin, ich bringe dir eine Nachricht, die dir hoffentlich nicht mißfallen wird. Ich will dich verheyrathen. — Sie ſind ſehr gnädig, antwortete Zelonide, ſo vielen Antheil an mir zu nehmen, und ich zweifle nicht, daß Sie mein Glück machen werden. — Ja, ja, fuhr der Prinz fort, mit einem der vornehmſten Herrn im Lande; aber das muß ich dir ſagen, ſchön iſt er nicht. — Gleichviel, erwiederte Zelonide. Ich bin es müde unter der ſtrengen Herrſchaft meiner Mutter zu ſtehn. — Der Mann, den ich dir beſtimme, ſagte der Prinz, hat eine große Aehnlichkeit mit mir. — Zelonide ſah ihn verwunderungsvoll an. — Du ſchweigſt, meine liebe, fuhr er fort; aus Freude oder aus Verdruß? — Ich erinnere mich doch nicht, ſagte Zelonide, jemanden am Hof geſehn zu haben, der Ihnen ähnlich wäre. — Wie? antwortete der Prinz, du räthſt nicht, daß ich von mir ſpreche? ja, ſchöne Zelonide, ich liebe dich, und biete dir mein Herz und meine Krone an. — Ihr Götter, was höre ich? ſchrie Zelonide mit dem Tone des Schmerzes aus. — Was du hörſt, Undankbare? Den annehmungswürdigſten, den ehrenvollſten Antrag, den man dir machen kann? Schätzeſt du dich nicht glücklich eine Krone zu tragen, als mein Herz gewonnen zu haben? Geh' und mache dich meiner Liebe würdig, und ſey keine Thörin wie Iſmene. — Aber, mein Prinz, verſetzte Zelonide, es giebt ſo viele Fräulein an Ihrem Hof, die weit ſchöner und weit ehrgeiziger ſind als ich. Warum wählen Sie nicht eine von dieſen, die die Ehre, die Sie ihr erzeigen, beſſer zu ſchätzen wiſſen würde? Ich ſchätze Ruhe des Herzens und Zufriedenheit über alles, und ich weiß, daß dieſe Güter auf einem Throne nicht zu finden ſind. — Ich bitte dich, Zelonide, antwortete der Prinz, mache mir nicht viele Einwendungen. Eine innre Stimme ſagt mir: daß ich dich heyrathen ſoll, und ich muß dieſer Stimme gehorchen, ich mag wollen oder nicht. Zelonide antwortete durch ihre Thränen.

Der Prinz gieng verdrießlich von dannen und begab ſich zu ſeiner Schwiegermutter, ihr ſeine Geſinnungen zu entdecken und ſie um ihren Beyſtand zu bitten. Er erzählte ihr den ganzen Vorgang mit ihrer Tochter; und den Widerwillen, den ſie gegen ihn zu haben ſchiene, da er doch nichts mehr wünſche, als ihr und ihrer ganzen Familie Glück zu machen. — Die Mutter war für Freude auſſer ſich, daß die Neigung des Prinzen zum zweytenmal auf eine von ihren Töchtern gefallen ſey. Sie warf ſich ihm zu Füßen, umarmte ihn, und dankte ihm tauſendmal für ſeine gnädigen Geſinnungen gegen ihr niedriges Haus. Sie verſicherte ihm, daß Zelonide zuverläſſig gehorchen ſollte. — Ich geſtehe Ihnen, unterbrach ſie der Prinz, daß es mir leid thun ſollte, Gewalt brauchen zu müſſen. Aber, wenn ich warten wollte, bis man mir ein Herz entgegenträgt, ſo werde ich Zeit meines Lebens unverheyrathet bleiben. Alle Schönen finden mich häßlich, und gleichwohl bin ich entſchloſſen, eine ſchöne Frau zu haben. — Die Alte fand alles, was er ſagte, höchſt vernünftig, und verſprach ihm noch einmal, ihr ganzes Anſehn zu ſeiner Gunſt zu verwenden.

Sie hatte den Prinzen in ſeinen Geſinnungen ſo ſehr beſtärkt, daß er die Sache als ausgemacht anſah, und ſeiner Schwiegermutter verſicherte, er werde bey Zelonidens Thränen taub und unempfindlich ſeyn. Er gieng hierauf in ſein Zimmer und machte die koſtbarſten Geſchenke für ſeine Braut zurechte. Sie nahm ſie aus Furcht vor ihrer Mutter an; bezeigte aber gegen alles die höchſte Gleichgültigkeit, ausgenommen gegen einen Dolch, der an dem Griff mit den koſtbarſten Steinen beſetzt war. In dieſem Lande war es Mode, daß die Damen einen Dolch in dem Gürtel trugen.

Ich müßte mich ſehr irren, ſagte ſie hierauf, wenn dieß nicht der nemliche Dolch wäre, mit welchem ſich meine unglückliche Schweſter durchbohrt hat? — Wir wiſſen das nicht, war die Antwort. Aber wenn Sie es glauben, ſo müſſen Sie dieſen Dolch nicht behalten, der Ihnen täglich das traurige Andenken Ihrer Schweſter zurückrufen würde. — Ich bewundre Ihren Muth, erwiederte Zelonide. Glücklich wer ihr nachzuahmen im Stande iſt. — Ach! liebe Schweſter, rief Albanie, verbanne dieſe ſchrecklichen Ideen! könnteſt du die Thorheit begehen wollen, dein Leben abzukürzen? — Nein, antwortete Zelonide mit einem feſten und geſetzten Ton, der Altar iſt eines ſolchen Opfers nicht werth. Aber, ich ſchwöre bey den Göttern.... Hier erſtickten Thränen ihre Stimme und ſie konnte nicht weiter reden.

Als der verliebte Prinz vernahm, mit welcher Gleichgültigkeit Zelonide ſeine Geſchenke angenommen hatte, gerieth er in großen Unwillen, und war ſchon entſchloſſen, mit ihr zu brechen und ſie niemals wieder zu ſehn. Aber aus

Zärtlichkeit oder aus Ehrgeiz oder aus einer andern unbekannten Urſache, änderte er ſeinen Entſchluß, und nahm ſich vor, ſeinen Willen mit der größten Beharrlichkeit durchzuſetzen. Der König und die Königin überließen ihm die Anordnung dieſes Feſtes ganz allein, und es war von der äuſſerſten Pracht; wiewohl ſich doch in allem der angebohrne Geſchmack des Prinzen zeigte. Die Ceremonie gieng im Walde vor, und man hatte mehrere Tafeln mit Wildpret für die reiſenden Thiere angeordnet, die etwa Luſt bekommen ſollten, an dem Feſte Theil zu nehmen.

Zelonide verrieth ihren Unmuth und ihre Abneigung gegen den ihr beſtimmten Gemahl nur allzuſehr, ob ſie ſich gleich alle Mühe gab, das was in dem Innerſten ihres Herzens vorgieng zu verbergen. Der Prinz hoffte noch immer, daß ſeine Braut der Nothwendigkeit nachgeben und ihm ihre Liebe ſchenken ſollte. Dieſe Hoffnung belebte ſeine Laune auſſerordentlich. Ehe der Ball anfieng, verkleidete er ſich in einem Aſtrologen, und zwey Hofdamen leiſteten ihm in derſelben Maſke Geſellſchaft. Er hatte Sorge getragen, daß ſie alle vollkommen überein gekleidet waren; und nach vieler Mühe gelang es, die beyden Damen den Friſchling ähnlich zu machen.

Die eine von ihnen war Zelonidens Vertraute, und eben darum hatte der Prinz ſie gewählt. Nach einem kurzen Ballet näherte er ſich ſeiner Braut und deutete mit Zeichen auf eine von den Maſken, ſo daß Zelonide glaubte, ihre Freundin ſtehe neben ihr, und wollte ihr den Prinzen kenntlich machen. Ach! ſagte ſie heimlich zu ihr; ich verſtehe dich; die Maſke, auf welche du zeigſt; iſt das Ungeheuer, das mir die erzürnten Götter zum Gemahl gegeben haben. Aber wenn du mich liebſt, ſo wollen wir noch in dieſer Nacht die Erde von ihm reinigen. — Der Prinz erſchrack, aber er hatte ſich in ſeiner Gewalt. Er ſagte heimlich zu Zeloniden, er hänge von ihrem Willen ab. — So nimm denn dieſen Dolch, fuhr jene fort, verbirg dich in meinem Zimmer. und wenn ich dich rufe, ſo eile mir zur Hülfe. — Der Prinz antwortete mit wenigen Sylben, nahm den Dolch und entfernte ſich.

Einige Augenblicke darauf kehrte er ohne Maſke zurück und bezeigte ſich gegen ſeine Braut ſo zärtlich, als es mit ſeiner Figur möglich war. Zelonide befand ſich in großer Verlegenheit, wenn ſie an ihren Plan dachte, und er empfand in dem Innern ſeines Herzens nicht weniger Unruhe als ſie. Iſt es möglich, dachte er, daß eine ſo junge und liebenswürdige Perſon ſo bosheit seyn kann? Was hab ich ihr zu Leide gethan, daß ſie mir nach dem Leben ſteht? Es iſt wahr, ich bin nicht ſchön, ich habe manchen Fehler; aber welcher Menſch hat den nicht? Ich bin ein Menſch in Geſtalt eines Thieres; wie viel Thiere giebt es dagegen, die die Geſtalt von Menſchen haben! Iſt Zelonide nicht ſelbſt ſchlimmer als ein reiſſendes Thier? — Zelonide bemerkte, daß ihr Bräutigam nachdenkend geworden war. Was fehlt Ihnen? ſagte ſie zu ihm. Sie ſcheinen nicht aufgeräumet. Gereut es Ihnen etwa, mich zu Ihrer Gemahlin erhoben zu haben? — Ich bin nicht ſo wankelmüthig; erwiederte er. Ich dachte vielmehr auf Mittel, den Ball zu endigen. Denn ich bin ſchläfrig.

Die Prinzeſſin freute ſich, ihren Bräutigam ſchläfrig zu ſehn, weil ſie ſo ihren Mord leichter auszuführen hoffen durfte. Der Ball war zu Ende. Ein prächtiger Wagen brachte das Brautpaar nach Hauſe; man begab ſich in das Schlafzimmer. Zelonide feſt überzeugt, daß ihre Vertraute hinter der Tapete verborgen wäre, legte ſich mit einer ſeidnen Schnur in der Hand zu Bette, wo der Prinz ſchon ſo feſt ſchlief, als wenn es für ihn keine Braut in der Welt gegeben hätte. Schläfſt du, ſagte Zelonide ganz leiſe als ſie ihn ſchnarchen hörte. Es ſoll dein

Todesſchlummer ſeyn: Der Augenblick iſt gekommen, wo du für deine Gewaltthätigkeit beſtraft werden ſollſt. — Mit dieſen Worten erhob ſie ſich aus dem Bette und rufte ihre Vertraute; aber keine Antwort. — Undankbare Freundin, rief ſie aus. Du verläßt mich in dem wichtigſten Augenblick meines Lebens. Aber meine Entſchloſſenheit macht deinen Beyſtand entbehrlich — So ſchlich ſie ſich wieder nah an das Bett, ſchlang die Schnur um den Hals des Prinzen und war im Begriff, ſie zuzuziehn, als dieſer ihr mit ſeinen Zähnen zwey Wunden verſetzte, von denen ſie todt zur Erde fiel.

Dieſe Begenheit machte großes Aufſehn im Schloß. Jedermann lief herzu; man fand Zeloniden in ihrem Blute, man wollte ihr beyſtehn, aber der Prinz widerſetzte ſich mit den fürchterlichſten Drohungen. Auch die Königin kam, und erfuhr den ganzen Zuſammenhang der Sache aus ſeinem Munde.

Ach! ſagte die Königin, ich habe dieß Unglück nur allzugut voraus geſehn; möchte es doch wenigſtens dazu dienen, dich von deiner thörigten Neigung zum Eheſtande zu heilen. Schon zum zweytenmal ſchließt ſich dein Hochzeittag mit einem Leichenbegängniß. . . . Der Prinz antwortete nichts. Mannichfaltige Gedunkeln durchkreuzten ſich in ſeinem Gehirn. Er legte ſich nieder; aber der Schlaf floh ſeine Augen. Sein Unglück, und der Tod ſeiner Geliebten beſchäftigten ihn allzuſehr. Er machte ſich Vorwürfe und ſeine Liebe erwachte mit neuer Macht.

Ich Unglücklicher, ſagte er endlich zu einem Herrn, der ſein Vertrauen beſaß; ich habe niemals die Freuden des Lebens gekoſtet. Der Stand, in welchem ich gebohren bin, macht mich nicht glücklich; meine Unterthanen ſeufzen, wenn ſie daran denken: daß ein Ungeheuer auf dem Throne ihrer Könige ſitzen ſoll. Auch die Liebe verſagt mir ihre Freuden. Das ärmſte Mädchen, dem ich die Hälfte meiner Krone anbiete, ſchauderte vor dieſem Geſchenke zurück. Suche ich Troſt bey meinen Eltern, ſo ſehe ich ihre Augen mit Thränen erfüllt und ihr Herz voll Kummer über ihren unglücklichen Sohn. Ich will den Hof verlaſſen und den Anblick der Menſchen fliehn. Ich will mein Leben in den Wäldern beſchließen, die mir meine Geſtalt zum Aufenthalt anzuweiſen ſcheint. Die Thiere werden mir meine Häßlichkeit nicht zum Verbrechen machen; und ich werde in ihrer Geſellſchaft vielleicht die Zufriedenheit finden, die hier mich flieht. — —

Sein Vertrauter wollte ihn anfänglich von ſeinem Vorſatze abbringen, aber alle ſeine Gründe beſtärkten ihn nur noch mehr. Er entfloh des Nachts aus dem Pallaſt, als niemand auf ihn Achtung gab, und verbarg ſich in dem Dickicht des benachbarten Waldes.

Der König und die Königin fühlten bey der Nachricht von dieſer plötzlichen Entfernung die lebhafteſten Regungen elterlicher Zärtlichkeit. Es wurden eine Menge Jäger ausgeſchickt, ihn einzufangen. Aber wie war es möglich ihn von andern ſeines Gleichen zu unterſcheiden, denen er von auſſen vollkommen ähnlich war? Sie fiengen in der That zwey oder drey wüthende Eber ein; aber ſie kamen nicht ſo bald an den Hof, als man den Irrthum ſah. Man mußte ſich alſo damit begnügen, überhaupt einen Befehl zu geben, daß kein wildes Schwein mehr geſchoſſen werden ſollte.

Iſmenens und Zelonidens Mutter empfand den Verluſt ihrer Töchter auf das lebhafteſte. Alle ihre Plane künftiger Gröſte waren geſcheitert, und man machte ihr Vorwürfe, ihre Töchter zu einer Verbindung genöthigt zu haben, die ihnen das Leben gekoſtet hätte. Auch die Königin bezeigte ſich kälter gegen ſie. Sie beſchloß alſo, ſich mit ihrer jüngſten Tochter —

der Einzigen, die ihr noch übrig war — auf das Land zu begeben. Albanie war ſchöner als ihre ältern Schweſtern. Sie war die Liebenswürdigkeit und Sanftmuth ſelbſt, und es war unmöglich, ſie mit Gleichgültigkeit anzuſehn. Sie fand ſich bald in ihre einſame Lebensart. Eines Tages, da ſie in Begleitung zweyer ihrer Kammerfrauen in einem Walde ſpazieren ging, der dem Hauſe ihrer Mutter nahe lag, erblickte ſie wenige Schritte von ſich einen Eber von ungeheurer Größe, deſſen Anblick die beyden Kammerfrauen ſogleich in die Flucht jagten. Albanie ſelbſt erſchrak ſo ſehr, daß ſie alle Kräfte zur Flucht verlohr.

Der Eber war niemand anders als unſer Prinz. Er erkannte Albanien auf den erſten Blick und ſah, daß ſie von Schrecken halb todt war. Er blieb ſtehn, um ſie nicht noch mehr zu ängſtigen und ſagte zu ihr: Albanie, fürchte nichts; ich liebe dich viel zu ſehr, um dir etwas zu Leide zu thun Du kannſt errathen, wer ich bin. Du weißt, wie übel deine Schweſtern meine Zärtlichkeit belohnt haben; aber ich hatte ihren Haß durch die Hartnäckigkeit verdient, mit welcher ich ihre Liebe erzwingen wollte. Seitdem ich in den Wäldern wohne, habe ich eingeſehn, daß das Herz in ſeiner Wahl und in ſeinen Neigungen frey ſeyn muß. Denn ich ſehe, he; daß die Thiere nur darum ſo glücklich ſind, weil ſie von keinem Zwange wiſſen. Ich bereue meine ehemaligen Thorheiten von ganzem Herzen; aber ich geſtehe dir, daß wenn die Götter endlich gnädig auf mich herab ſehn und dein Herz zum Mitleiden gegen mich rühren wollten, ſo würde ich mich für das glücklichſte Weſen halten, ſo wie ich mich bisher für das unglücklichſte gehalten habe. Ach! aber du wirſt dich nie entſchließen können, mit einem Ungeheuer eine finſtre Höhle einzunehmen.

Während der Prinz dieſe Rede hielt, ſchöpfte Albanie Muth. Mein Gott, hub ſie an, wie iſt es möglich, daß ich Sie in dieſem Zuſtande finde, der ſich ſo wenig mit Ihrer Geburt zuſammenreimt; während die Königin Tag für Tag Ihr Unglück beweint? — Mein Unglück? fragte der Prinz. Wiſſe, daß ich jetzt glücklicher bin als je. Glaube nicht, daß es immer zum Genuß des Lebens eines glänzenden Hofes bedarf. Ach! du könnteſt mich ganz glücklich machen, wenn dir dein Herz ein Wörtchen zu meinem Beſten ſagte; wenn du dich entſchließen könnteſt, ein wildes Leben mit mir zu führen. — Aber warum wollen Sie denn nicht lieber an einen Ort zurückkehren, wo Sie noch immer geliebt ſind? verſetzte Albanie. — Ich geliebt? erwiederte der Prinz. Nein,

nein, man liebt die Unglücklichen nicht; man weicht ihnen aus, man haßt ſie ſogar.

Aber was beginne ich? fuhr er fort. Wenn die Bären und Löwen, die in dieſem Walde wohnen, meine Stimme hörten, ſo bin ich verlohren. Entſchließe dich doch, Albanie ohne eigennützige Abſichten, in der Geſellſchaft eines Ungeheuers zuzubringen, welches aufhören wird, unglücklich zu ſeyn, ſo bald es dich beſitzt. — Prinz, antwortete Albanie, ich habe bis jetzt noch keine Liebe für Sie gefühlt; ohne Sie würde ich noch zwey Schweſtern beſitzen, die mir unendlich theuer waren. Laſſen Sie mir wenigſtens Zeit, einen Entſchluß zu faſſen — Du verlangſt Zeit, um mich zu verrathen, erwiederte der Prinz. — Ich bin keiner Verrätherey fähig, verſetzte ſie, und ich ſchwöre Ihnen, daß niemand etwas von meiner Unterredung mit Ihnen erfahren ſoll. — Wirſt du wieder hieher kommen? fragte der Prinz. — Ich verſpreche es Ihnen, antwortete Albanie. — Aber deine Mutter wird es nicht erlauben; man wird ihr erzählen, daß du einem fürchterlichen Eber begegnet haſt; ſie wird dir den Wald verbieten, um dich keiner neuen Gefahr auszuſetzen. Komm, Albanie; zaudre nicht; entſchließe dich ſchnell. — Wo wollen Sie mich hinführen? fragte Albanie zitternd. In eine tiefe Grotte, war die Antwort, in welche noch nie der Fuß eines Menſchen gedrungen iſt. Ein cryſtallner Bach ergießt ſich in ihr; ſeine Ufer ſind mit ſanftern Moos und friſchen Kräutern bedeckt.

Albanie wankte, aber ſie konnte ſich nicht entſchließen. Sie machte dem Prinzen noch einmal Vorſtellungen; ſie bat ihn, an dem Hof ſeiner Eltern zurück zu kehren. Er war unerbittlich. Endlich verſprach ſie ihm eine aufrichtige Freundſchaft und einen baldigen Beſuch.

Man kann ſich leicht denken, daß es ihr ſchwer werden mußte, zu einem feſten Entſchluß zu gelangen. Wäre der Prinz auch wirklich ſo ſchön geweſen als er häßlich war, ſo hätte ſie doch nicht mehr für ihn thun können, als ihre ſchönſten Tage in einer fürchterlichen Einöde mit ihm zuzubringen. Indeß, Albaniens Herz war frey; ſie hatte noch nie geliebt: und ſo, nach vielen hin und herüberlegen, wurde ſie endlich, auf eine ihr ſelbſt unbegreifliche Art beſtimmt, den Prinzen zu heyrathen, wenn er ſich entſchließen wolle, den Wald zu verlaſſen.

Wenige Tage nach ihrer erſten Unterhaltung mit dem Prinzen, ſtahl ſie ſich heimlich aus ihrer Mutter Hauſe weg, und fand ihn an dem beſtimmten Ort in großer Erwartung, ſchwebend zwiſchen Hoffnung und Furcht.

„ Was darf ich von deinem Herzen hoffen? war ſeine erſte Frage. Alles was Sie wollen, antwortete Albanie, ſo bald ſie ſich entſchließen, an den Hof zurück zu kehren; aber ich geſtehe Ihnen, ich traue mir nicht Stärke des Geiſtes genug zu, in dieſer Einöde mit Ihnen zuzubringen. — Ach! erwiederte der Prinz; dieſe Antwort ſagt mir hinreichend, daß du mich nicht liebſt; es iſt wahr, ich bin nicht liebenswürdig; aber ich bin unglücklich, und wenn du ein Herz hätteſt, ſo würdeſt du aus Mitleiden thun, was du nicht aus Liebe thun könnteſt. — Und wer ſagt Ihnen denn, fuhr Albanie fort, daß dieſe Empfindungen nicht großen Antheil an der Freundſchaft haben, die ich Ihnen bezeige. Sind Sie noch nicht damit zu frieden, daß ich Ihnen an den Hof Ihres Vaters folgen will? — Folge mir in meine Grotte; ſagte der Prinz, und ich werde dich für aufrichtig halten. An den Hof kehre ich in dieſer Geſtalt nicht zurück.

Albanie zauderte. Endlich ließ ſie ſich verſprechen, daß er ſie nicht mit Gewalt zurückhalten wollte, und ſtieg mit ihm in die Höhle hinab. Hier lag eine Menge Wildpret, das der Prinz gefangen und für ſeinen Hochzeittag aufgehoben hatte. Albanie ſchauderte bey dieſem Anblick und wollte umkehren. Der Prinz vertrat ihr den Weg. Schönſte Albanie, hub er an, wenn dein Beſitz mir gleichgültig wäre, ſo würde ich dir die Freyheit laſſen, dich zu entfernen. Ich ſchwöre dir bey allen Göttern, daß du ewig die Gebieterin meines Herzens seyn ſollſt. Wichtige Gründe halten mich ab, zu meinen Eltern zurück zu kehren. Empfange hier meine Huldigungen, und das Verſprechen meiner ewigen Liebe. Dieſer murmelnde Bach, dieſe grünen Weinreben, dieſer Fels ſollen unſre Zeugen ſeyn.

Die arme Albanie mußte ſich in ihr Schickſal ergeben, denn ſie ſah wohl, daß aus dieſer Grotte keine Erlöſung war. Sie weinte zwar, und machte dem Prinzen wegen ſeiner Wortbrüchigkeit Vorwürfe; aber da ſie ſich in der unvermeidlichen Nothwendigkeit ſah, und der Prinz ſich ſo zärtlich entſchuldigte, und ſie ſo inſtändig um Mitleiden anflehte, entſchloß ſie ſich endlich, ihn zum Gemahl anzunehmen, und verſprach, ihn mit eben der Anhänglichkeit ergeben zu ſeyn, als wenn er der ſchönſte Prinz von der Welt wäre.

Nachdem ſie mit einander übereingekommen waren, bewirthete ſie der Prinz mit den ſchönſten und wohlſchmeckendſten Früchten, die ihm drey Igel zuführten, denn an dem Fleiſch der wilden Thiere fand Albanie keinen Geſchmack.

Sie ſchöpfte dazu Waſſer aus dem Bach mit der Hand, und trank auf die Geſundheit ihres Gemahls, der über dieſe Höflichkeit ganz entzückt war.

Nach dieſer frugalen Mahlzeit trug Albanie das Moos, und die Blumen zuſammen, welche der Prinz ihr gebracht hatte, und machte eine Streu daraus, auf die ſie ſich mit ihrem Gemahl niederlegte. Sie ſchlieſen ein. Als aber Albanie einige Stunden darauf wieder erwachte, kam es ihr vor, als wenn ihr Bett ſeine Natur verändert hätte. Sie griff nach ihrem Gemahl, und ſtatt eines wilden Schweinskopfes, fühlte ſie den Kopf eines Menſchen mit langen Haaren, Armen und Händen. Sie wußte nicht was ſie davon denken ſollte. Sie hoffte den andern Morgen darüber Auskunft zu erhalten; als aber der Morgen anbrach, fand ſie ihren Gemahl nicht um ein Haar verändert.

Dieſer Tag verfloß wie der vorige. Albanie ſagte nichts von ihrer Entdeckung; als er aber in der Nacht eingeſchlafen war, bemerkte ſie dieſelbe Veränderung. Dies ſetzte ſie in das größte Erſtaunen. Sie konnte nicht wieder einſchlafen. Häufige Seufzer ſtiegen aus ihrem Buſen auf. Ihr Gemahl hörte es mit tiefer Bekümmerniß. Ach! Albanie, ſagte er, du liebſt mich nicht; du verabſcheuſt meine Geſtalt, und dein Kummer wird mir den Todt verurſachen. — Wie? verſetzte Albanie; du beklagſt dich über mich, während ich allein Urſache habe, über deine Ungerechtigkeit Klage zu führen? weiß ich nicht, daß du alle Nacht deinen Platz einem Manne einräumſt? — Ich? einem Manne? antwortete der Prinz. Meine gute Albanie, du trauſt mir mehr Gutmüthigkeit zu, als ich beſitze. Verſcheuche dieſe Ideen, die dir ein täuſchender Traum zugeführt hat. — Albanie ſchwieg und glaubte, daß ſie durch einen Traum betrogen worden ſey.

So verſtrich ein halbes Jahr, ohne daß Albanie ihre Hütte auch nur ein einzigesmal verließ. Ihre Mutter war während dieſer Zeit in der größten Betrübniß. Sie kam oft in den Wald und ließ das Echo von dem Nahmen ihrer Tochter wiederhallen. Ihre Stimme kam oft zu Albaniens Ohren, und ſie ſeufzte dann, ihrer Mutter ſolche Schmerzen verurſacht zu haben. Aber der Prinz erlaubte ihr nicht ſie zu tröſten, und ſie fürchtete ſeine Drohungen.

Albanie hatte den ſchönſten und liebenswürdigſten Charakter von der Welt; ſie war ſo ſanft wie ein Lamm, und ſorgte mit einer Zärtlichkeit für ihren Gemahl, als wenn er ein

Adonis wäre. Gleichwohl war ſie ſehr betrübt, da ſie fühlte, daß ſie ſchwanger wäre.

In einer Nacht, wo ſie ſich mit traurigen Ideen beſchäftigte und ganz leiſe ihr Schickſal beweinte, hörte ſie nahe bey ſich reden, und ſo leiſe man auch ſprach, ſo verlohr ſie doch von der ganzen Unterhaltung kein Wort. Es war die Stimme ihres Gemahls, der jemanden bat, die Strenge ſeines Schickſals zu mildern, und ihm die längſt erbetene Erlaubniß zuzugeſtehn. — Die Antwort war immer verneinend. — Albanie war in der größten Unruhe. Wer kann nur in dieſe Grotte kommen? dachte ſie bey ſich ſelbſt. Mein Gemahl hat mir nie etwas von dieſem Geheimniß geſagt. — Als die Unterredung zu Ende war, hörte ſie, daß jemand zur Grotte hinaus gieng, und kurz darauf ſchlief der Prinz wieder ein. Albanie ſtand auf, um zu ſehn, ob die Grotte wie gewöhnlich verſchloſſen ſey. Alles war auf das Beſte verwahrt. Als ſie aber nach dem Bette zurückkehrte, fühlte ſie, daß ſie auf etwas trat, und da ſie dies näher unterſuchte, fand ſich, daß es die Haut eines wilden Schweines war. Albanie hob ſie auf, und verſteckte ſie, ohne ſelbſt recht zu wiſſen warum?

Das Morgenroth brach kaum an als der Prinz ſich erhob und in ſeiner Grotte umher tappte. Albanie merkte, daß er ängſtlich etwas ſuchte, und als es Tag ward, ſah ſie den ſchönſten und liebenswürdigen Mann, den ihre Augen jemals geſehn hatten. Ihr Erſtaunen war nicht geringer als das ſeinige. Ach! ſagte ſie, mache mir nicht länger ein Geheimniß aus meinem Glück! Durch welch ein glückliches Ohngefähr biſt du ſo ſchön geworden? — Der Prinz war anfänglich beſtürzt; als er aber ein wenig zu ſich kam, ſagte er: Reizende Albanie, ich will dir alles erzählen, und du wirſt ſehn, daß du es biſt, der ich meine Verwandlung danke.

Wiſſe alſo, daß meine Mutter einſtmals im Schatten eines Baums eingeſchlafen war, als drey Feen vorüberkamen, ſie erkannten, und bey ihr verweilten. Sie wußten, daß ſie Mutter zu werden wünſchte, und ſo gewährte ihr die älteſte ihren Wunſch und verſprach, ihr einen ſchönen und geiſtreichen Sohn. Die zweyte verbeſſerte dieſe Gabe, und fügte noch eine Menge andre gute Eigenſchaften hinzu; die dritte ſagte unter einem ſchallenden Gelächter: Ich muß doch von dem Meinigen unter dieſe Gaben miſchen; der Frühling würde wenig Reize haben, wenn der Winter nicht vor ihm hergienge; und damit dieſer reizende Prinz dereinſt in ſeinem ganzen Glanze auftreten könne, ſo mache ich ihn zum Friſchling, ſo lange, bis er drey Frauen geheyrathet, und die dritte ſeine Haut gefunden hat. Mit dieſen Worten verſchwanden die Feen. Die Königin hörte nur was die erſten ſagten; die Worte der dritten verſchallten unter ihrem Gelächter.

Alles, was ich dir hier erzähle, iſt mir ſelbſt erſt ſeit dem Tage unſrer Vermählung bekannt. Ich war ausgegangen, dich zu ſuchen, und ganz mit meiner Liebe beſchäftigt, verweilte ich an einem Bach, der nahe an meiner Grotte rieſelt. Ich ſah mein Bild, und fand mich in dieſem Augenblick häßlicher als je.

Ich war ſo niedergeſchlagen, daß ich den Entſchluß faßte, nicht weiter zu gehn. Ohne Liebe iſt kein Glück für mich, ſagte ich bey mir ſelbſt, und wie kann mich ein Mädchen lieben, wenn ſie nicht blind und gefühllos iſt. Während ich dieſe Worte murmelte, ſah ich eine ſchöne Dame, die ſich mir näherte. Ich erſtaunte über dieſe Kühnheit; denn nicht leicht hat mich jemand geſehn, ohne zu fliehn. Die Dame redete mich an: Prinz, ſagte ſie, deine glückliche Zeit bricht an, wenn du Albanie zum Weibe bekömmſt. Wenn ſie fähig iſt, dich in deiner jetzigen Geſtalt zu lieben, ſo wirſt du in kurzem eine andere Periode deines Lebens anfangen können. In deiner Hochzeitnacht ſchon wirſt du die fürchterliche Haut ablegen, die jetzo deine Glieder umhüllt; aber ich rathe dir, ſie vor Anbruch des Tages wieder umzunehmen, und deiner Frau dieſes Geheimniß nicht zu verrathen, bis ſich die ganze Sache von ſelbſt entwickelt.

Sie erzählte mir hierauf den Zuſammenhang meiner Schickſale von meiner Geburt; und ich dankte ihr für die guten Nachrichten, die ich jetzt am wenigſten erwartet hatte. Als ich nun glücklich genug war, Zeichen deiner Freundſchaft zu erhalten, und die übrigen Verſprechungen der Fee in Erfüllung giengen, brannte ich vor Begierde, dir mein Geheimniß mitzutheilen. Aber die Fee, die meine Geſinnungen kannte, kam jede Nacht, und drohte mir mit ihrem Zorn, wenn ich nicht zu ſchweigen wüßte. Und nun bitte ich dich, liebſte Albanie, mir meine Haut zurückzugeben, damit ich die Feen nicht erzürne, die mich bisher unverdienterweiſe ſo hart behandelt haben. Albanie verſicherte ihn der Fortdauer ihrer Liebe und gab ihm die Haut zurück. Aber alle Mühe, die er ſich gab, ſie wieder anzulegen, war umſonſt. Er mochte ſie rücken und drehen, wie er wollte, ſie war zu kurz und zu enge. Er wußte nicht was er davon denken ſollte. Lange ſchwankte er hin und her zwiſchen der Furcht, den Zorn der Feen auf ſich geladen zu haben, und der Hoffnung, die menſchliche Geſtalt auf immer zu behalten.

In dieſem Augenblick zitterte die Grotte; die Decke öfnete ſich, und ſechs Rocken fielen herab, deren drey mit weißer, drey mit ſchwarzer Seide umwickelt waren. Sie fiengen einen Tanz zuſammen an, und eine Stimme ſprach: Glücklich iſt der Prinz, und glücklich iſt Albanie wenn ſie rathen, was dieſe Rocken bedeuten. — Der Prinz dachte einen Augenblick nach und ſagte: Die drey weißen Rocken bedeuten die drey Feen, die mich bey meiner Geburt begabt haben. Und ich, ſagte Albanie, behaupte, daß die drey ſchwarzen Rocken meine beyden Schweſtern und Corydon ſind. Sogleich waren die Rocken verſchwunden und an ihrer Stelle ſtanden die Feen, Iſmene, Zelonide und Corydon. Die letzten nahmen das Wort. Du glaubſt vielleicht Weſen aus einer andern Welt zu ſehn, ſagten ſie zu Albanien, aber du irrſt dich. So weit kommen wir nicht her. Die gütigen Feen haben uns gegen den Tod geſchützt. Während du unſer unglückliches Ende beweinteſt,

teſt, führten ſie uns in eines ihrer Schlöſſer, wo uns nichts fehlte, als deine Geſellſchaft.

Wie? ſagte der Prinz. Ich hätte Iſmenen und ihren Geliebten nicht in ihrem Blute ſchwimmen ſehn? Ich hätte Zelonide nicht ermordet? — Nein, antworteten die Feen, wir hatten deine Augen durch einen heilſamen Zauber bethört, und was du, und die um dich waren, für Gewißheit hielten, war ein täuſchender Schein.

Der Prinz und ſeine Gemahlin dankten den Feen tauſendmal für ihre Güte und für die Erhaltung ſo theurer Perſonen. Darf ich hoffen, ſetzte Albanie hinzu: daß mein Gemahl fernerhin von ſeiner vorigen Geſtalt befreyt bleibt, und er die häßliche Haut nie wieder umnehmen muß? — Die Feen gaben ihr die heiligſten Verſicherungen. Aber es iſt Zeit an den Hof zurückzukehren, ſagten ſie. In dem Augenblick verwandelte ſich die Grotte in ein koſtbares Zelt, in welchem der Prinz einige Kammerdiener fand, die ihn auf das ſchönſte ankleideten. Albanie fand ihrer Seits ebenfalls einige Kammerfrauen, und eine reiche Toilette. Die Feen hatten für alles geſorgt. Nach dem Ankleiden nahm die ganze Geſellſchaft eine Mahlzeit, aus der Küche der Feen ein.

Nach der Tafel erſchienen einige Wagen, mit den ſchönſten Pferden beſpannt; alle ſtiegen ein, und die Pferde flogen nach der Stadt zu.

Hier war man ſehr erſtaunt, als man dieſe prächtige Equipage ankommen ſah; denn niemand fiel darauf zu rathen, daß Prinz Friſchfing und ſeine Weiber in dieſem Aufzuge zurückkehrten. Ein Herold machte dieſe fröhliche Nachricht bekannt. Das ganze Volk ſtrömte herzu, und niemand zweifelte an einem ſo wundervollen Abentheuer.

Als nun dieſe Neuigkeit auch zu den Ohren des Königs und der Königin kam, eilten ſie die Treppe herab in den Hof. Der Prinz kam ihnen entgegen, und er ſah ſeinem Vater ſo ähnlich, daß niemand an ſeiner Aechtheit zweifeln konnte. Man kann ſich leicht vorſtellen, mit welcher Freude Vater und Mutter dieſen wohlgeſtalten Sohn umarmten; wie ſehr ſie ihm und ſich Glück wünſchten, und mit welcher Zufriedenheit ſie nun in den Armen eines geliebten Erben und einer liebenswürdigen Schwiegertochter, den Reſt ihrer Tage verlebten.

* * *

Die ganze Geſellſchaft fand dieſes Mährchen unterhaltend genug, und man hatte vergeſſen, daß die gewöhnliche Mittagszeit ſchon verſtrichen war. Jetzt erſchien die Baronin von Saint-Thomas in Begleitung eines kleinen Mohren, wie man bisweilen auf Tapeten und Ofenſchirmen ſieht. Sie war eine Liebhaberin von allem ſonderbaren, und ſo hatte ſie auch den Einfall bekommen, den Sohn ihrer Pachterin, der etwas von der Negerphyſiognomie hatte, mit Ruß und Dinte ſchwarz zu färben. Seine Lippen waren roth geblieben und ſein Haar hieng ſchlicht auf ſeine Schultern herab. Er gieng hinter der Baronin her und trug ihr die Schleppe.

Zum erſtenmal ſah der Baron dieſe ſeltſame Geſtalt Jederman hielt das Schnupftuch vor das Geſicht um das Lachen zu verbergen; nur der Baron ſah bey den Thorheiten ſeiner Frau ſehr ernſthaft aus. Die fremden Damen, welche den freyen und familiären Pariſer Ton affectirten, ſtanden eilfertig auf, und liefen mit ofnen Armen auf ſie zu. Die Baronin fand dieſe freyen Manieren gar nicht nach ihrem Geſchmack und ſah die Freundſchaftsbezeigungen der Pariſerinnen als eine Beleidigung ihrer Würde an. Sie ließ ihnen dieß nicht undeutlich merken. Denn ſie mochten ſagen was ſie wollten, ſo fand ſie etwas zu tadeln und zu verbeſſern.

Der Herr von Saint-Thomas, der ſeine Frau auf dieſem Punkt kannte, und ſogleich bebemerkte, daß ſie ſich durch die Familiarität einer bürgerlichen, wie Madam dû Rouet war, beleidigt glaubte, brach ſogleich auf. gab der jungen Frau den Arm und bat den Vicomte die Wittbe zu führen. Der Prior bot der Baronin an: ihr gehen zu helfen. Mir gehen zu helfen? antwortete ſie. Ey ſeht doch! Meynen Sie denn, daß ich ſo alt wäre, um nicht mehr allein gehn zu können? — Der Prior fand für gut, hierauf mit Stillſchweigen zu antworten.

Da ich ſah, daß die fremden Damen ihren Mohren mit Verwunderung betrachteten, und ſich wechſelſeitig zu winkten, ſagte ſie: Sie ſcheinen ſich über meinen Mohren zu wundern; haben ſie noch nie dergleichen geſehn? — In der That; antwortete Madam dû Rouet, ich muß geſtehn, daß man in Paris ſo etwas nicht ſieht. — O! in Paris! erwiederte die Baronin. Die Pariſer glauben freylich, daß es auſſer der Hauptſtadt nichts ſehenswürdiges gäbe, und daß alles dorther kommen muß, um etwas zu taugen. — Aber Sie müſſen doch ſelbſt geſtehn, fuhr Madam de Lüre fort, daß dieſer Junge die ſeltſamſte Farbe von der Welt hat. — Ich muß Ihnen die Wahrheit ſagen, verſetzte die Baronin mit Lachen; jeder hat ſo ſeinen eignen Geſchmack; die einen mahlen ſich weiß, die andern ſchwarz.

Madam du Rouet fühlte den Stich, und gab ihn doppelt und dreyfach zurück. Der Baron fürchtete jeden Augenblick einen Ausbruch des Gewitters, und that ſein möglichſtes, die Satyren ſeiner Frau durch Complimente und Schmeicheleyen wieder gut zu machen. Die Damen waren eben ſo zufrieden mit ihrem Wirth, als ſie durch das Betragen ihrer Wirthin beleidigt waren. Dieſe entfernte ſich nach Tiſch, und das Geſpräch fiel auf den bürgerlichen Edelmann. Der Prior erzählte ſeine Abentheuer mit der ihm eignen Laune, vornehmlich die Thaten und Wunder des heutigen Tages; Man kam darin überein: daß ſich la Dandinardiere vollkommen zu einem zweyten Don Quichote, und ſein Johann zu einem zweyten Sancho — qualifizirt habe.

Die fremden Damen brannten vor Begierde, dieſen ſeltſamen Ritter zu ſehn. Nichts iſt leichter als das, ſagte der Baron. Sie dürfen ſich nur die Mühe nehmen, eine Treppe zu ſteigen, ſo können Sie ihn in ſeinem Zimmer finden. — Er würde ſelbſt herunter kommen können, ſetzte der Vicomte hinzu, wenn er nicht das unglückliche Abentheuer mit ſeinem Bette gehabt hätte, wobey er ſich die Haut vom ganzen Geſichte geſchunden hat — O! meine allerliebſte Couſine, rief Madam du Rouet, laſſen Sie uns die Gelegenheit nicht verſäumen, einen ſo auſſerordentlichen Charakter kennen zu lernen, dergleichen man ſicherlich weit und breit nicht findet.

Der Prior nahm es auf ſich, voraus zu gehn, um die fremden Damen anzumelden. Er muß doch vorher ein wenig gefaßt ſeyn, ſagte er, und muß Zeit haben ſich zu rüſten. — Wie ſo? fiel die Wittwe ein. Sind wir denn ſo gefährlich, daß man uns nicht ungerüſtet empfangen kann? — Zweifeln Sie daran? antwortete der Prior: aber laſſen Sie mich machen; und mit dieſen Worten gieng er fort und begab ſich auf das Zimmer des bürgerlichen Edelmanns.

Als er ihm die Abſicht ſeines Beſuchs gemeldet hatte, daß zwey Pariſer Damen das Vergnügen zu haben wünſchten, ſeine Bekanntſchaft zu machen, gerieth er in große Verlegenheit; denn er war noch gar nicht angekleidet. Wiß ſein Sie was? ſagte der Prior. Legen Sie in aller Geſchwindigkeit Ihren Harniſch an; ſo ſind Sie gleich fertig, und verbergen Ihr kränkliches Anſehn, was auf Damen nie einen guten Eindruck macht. Glauben Sie mir, einem Ritter, der in voller Rüſtung auf ſeinem Bette liegt, widerſteht keine Frau. Denn ſo furchtſam das ſchöne Geſchlecht iſt, ſo ſehr ſchätzt es den Muth und die männliche Stärke.

Johann, Johann, ſchrie la Dandinardiere, ohne einen Augenblick nachzudenken, ſo ſehr gefiel ihm der Vorſchlag des Prior, meine Rüſtung her. — Ihre Rüſtung? ſagte Johann. Was wollen Sie denn mit Ihrer Rüſtung machen? Sie wollen ſie mir doch nicht etwa wieder anziehn; daß ich mich ſtatt Ihrer mit dem Herrn von Villeville ſchlagen ſoll, der uns heute früh todt ſchießen wollte? — Dummkopf! ſchrie ſein Herr ihn an. Muſt du immer in den Tag hineinreden, ohne zu wiſſen, was du ſagſt. Ich will meine Rüſtung anziehn, um mich damit in's Bett zu legen. — Oho! antwortete Johann. Das iſt einmal ein geſcheiter Einfall. Wahrlich, wenn ſich einmal einer die Mühe nimmt, Ihre Lebensgeſchichte zu ſchreiben, ſo muß das voran kommen. — Sich die Mühe nimmt? ſagte der Edelmann ganz erboßt. Sich die Mühe nimmt? glaube mir, daß die größten Geiſter es ſich zur Ehre rechnen werden, das Leben eines Mannes zu beſchreiben: der ſie in Paris ſo oft zu Tiſche gebeten hat. Nicht wahr, Herr Prior, und ich muß Ihnen im Vertrauen ſagen, daß ſchon einige Akademiker Materialien dazu geſammelt haben; doch muß ich Ihnen auch geſtehn: daß ſie ſich über einen gewiſſen Punkt in einiger Verlegenheit befinden. Sie ſind gar zu ökonomiſch.

Wie? ſagte Dandinerdiere. Sollte mir das jemand zum Vorwurf machen können? Die Zeiten ſind ſchlecht; die Zinſen gering. Soll ich mein Geld zum Fenſter hinaus werfen, um mich dann hinterdrein zu ſtürzen. Helden, wie ich, Herr Prior, können weder ſtricken noch ſpinnen. Sie leben von ihren Renten, und müſſen folglich das, was Sie haben, zuſammenhalten. — Die Klugheit iſt eine ſchöne Tugend; antwortete der Prior, und Ihre Biographen werden dieſe Eigenſchaft nicht unberührt laſſen. Aber wenn ſie nun darauf zu reden kommen, ob Sie verheyrathet geweſen ſind? — Was ſollen ſie dann ſagen? — Sollen ſie ſagen, unſer Held war ſterblich in ein Fräulein von hohen Stand und ſeltnen Verdienſten verliebt; aber er wollte ſie nicht heyrathen, weil ſie kein Vermögen beſaß? Pfuy, wie häßlich würde das klingen! ich ſchäme mich zum Voraus in ihrem Namen. — Mein Herr Prior, antwortete Dandinardiere, wenn mir daran gelegen geweſen wäre, Lob einzuerndten, ſo wäre ich in Paris geblieben, wo man wohlfeil dazu kommen kann. Aber ich habe mich als ein Weiſer in die Provinz begeben, mein Leben in der Stille zu genießen, und nicht um mir Wahrheiten ſagen zu laſſen, die mir mißfallen. Wenn ich bisweilen ſo gut geweſen bin, mir etwas gefallen zu laſſen, ſo muß dieſes auf die Güte meines Charakters und die Zartheit meines Gewiſſens geſchoben werden, das mir Menſchenblut zu vergießen verbot. — Aber, a-propo: Sie vergeſſen die Damen, die Sie mir anmelden. Haben Sie doch die Güte, ſie heranzubringen, damit wir von etwas andern ſprechen.

Der Prior gieng fort, die Geſellſchaft heraufzuführen. Man erwartete ihn mit Ungeduld. Er erzählte einen Theil ſeiner Unterhaltung; denn alles fand er nicht für rathſam, ihnen mitzutheilen; und die Pariſer Damen begaben ſich nun auf das Zimmer des bürgerlichen Edelmanns, der ſie auf ſeinem Bette liegend, in voller Rüſtung empfieng. Madam du Rouet näherte ſich ihm zuerſt mit einer tiefen Verbeugung; aber wie erſtaunte ſie als ſie ihren Vetter Chriſtoph erkannte. Beyde ſtießen zu gleicher ßen einen lauten Schrey aus und fielen ſich in die Arme. Während dieſer Umarmung empfahlen ſie ſich ein wechſelſeitiges Stillſchweigen über ihren wahren Stande. Denn Madam du Rouet hätte eben ſo wenig Luſt in der Provinz, für das, was ſie war, bekannt zu ſeyn als ihr Vetter Chriſtoph.

In der That wußte ſie ſchon ſeit geraumer Zeit, daß er Viſionen hatte. Er hatte ſich kaum in einem gewiſſen Wohlſtand befunden, als ihm eingefallen war, ſeinen ehrlichen Verwandten zum Trotz, den Mann von Stande zu ſpielen; und Madam du Rouet war vielleicht von allen die einzige, die geneigt war, ihn darüber zu entſchuldigen. Sie war nicht viel klüger als er; und vom Morgen bis in die Nacht ſprach ſie von nichts als ihren Ahnen, und den Prinzen von Bredi-Breda, deren Thaten ſie vortreflich loben konnte, da ſie bloße Geſchöpfe ihrer Einbildungskraft waren.

Die ganze Geſellſchaft wunderte ſich über die große Vertraulichkeit, welche zwiſchen den beyden Leuten zu herrſchen ſchien; und der Baron glaubte wenigſtens die Geliebte ſeines Geiſtes vor ſich zu ſehn. Er hatte es noch nicht aufgegeben, eine ſeiner Töchter an Dandinardiere zu verheyrathen, und ſo war ihm dieſe

Entdeckung eben nicht ſehr erwünſcht. Aber er war ein Mann von Welt der ſich zu beherrſchen wußte. Er wünſchte ihnen Glück über eine ſo unerwartete Zuſammenkunft. Es iſt wahr, ſagte Dandinardiere, als ich mich vom Hofe entfernte, habe ich meinen vertrauteſten Freunden meinen neuen Aufenthalt ſorgfältig verhehlt. Ich wußte, daß ihnen meine Entfernung allzuweh thun würde, und ich ſelbſt fühlte mich nicht fähig, die Schmerzen des Abſchieds nicht auszuhalten. — Sie können leicht glauben, ſagte die Wittbe, welchen Eindruck es machte, als man erfuhr, Sie hätten Paris verlaſſen. Ich weiß mehr als eine Dame, die ſich lange Zeit allen Putz verſagte, und weder Spitzen noch bunte Bänder trug. — Ach! ſagte Dandinardiere mit einem tiefen Seufzer, die armen Weiber! es hat mir weh genug gethan, daß ich ſie ſo unglücklich machen mußte! — Sie trugen die Zeichen der tiefſten Traurigkeit auf ihrem Geſichte, fuhr die Wittbe fort; und ihre Liebeshändel wurden damals manchem Manne zuerſt bekannt. — Iſt es möglich? ſchrie Dandinardiere mit einer komiſchen Betrübniß. Die arme blöde Herzogin! Es ſollte mir unendlich leid thun, wenn ich die Ruhe ihres Hauſes geſtört haben ſollte Sie wiſſen ſelbſt, wie viele Mühe ich mir gegeben habe, unſer Einverſtändniß den Augen der Welt zu verbergen.

Dieſe ſchöne Unterredung wurde durch die Ankunft der Fräulein von Saint-Thomas unterbrochen, welche mit ihrer Toilette nicht bald genug hatten fertig werden können, um zur Tafel zu kommen. Sie waren in der That ſehr ſchön, und ohne die romantiſchen Ideen, die ihnen den Kopf verrückt hatten, würden ſie ſehr liebenswürdig geweſen ſeyn. Als Dandinardiere ſie erblickte, gab er ſeiner Couſine einen Wink; aus dem ſie ſchloß, daß Virginie ſein Herz tödtlich verwundet hatte. Sie richtete daher ihre Höflichkeiten vorzüglich an dieſe, während Madam de Lüre ſich mit Fräulein Adelheid beſchäftigte. Alle vier ſprachen auf einmal und überſchütteten ſich wechſelſeitig mit Lobeserhebungen. Dandinardiere ſchwamm in einem Meere von Entzücken; die ſchönſten Gedanken ſtrömten ihm zu, und ſein Mund floß von poetiſchen Phraſen über. Er wünſchte ſich Glück, daß ſeine Couſine ſeiner Liebe ihren Beyfall zu geben ſchien.

Jedermann freute ſich an dieſer ſchönen Converſation, die Baronin ausgenommen, die es ſehr unſchicklich fand, daß man ſie vergaß, und ſich nur mit ihren Töchtern beſchäftigte.

Als die gewöhnlichen Gegenſtände der Unterhaltung erſchöpft waren, erzählte der Vicomte der Baronin; daß ſie durch ihre Abweſenheit vor Tiſche die Lectüre eines allerliebſten Feenmährchens verſäumt hätte. Sie, gnädiges Fräulein, ſetzte er hinzu, indem er ſich an die Tochter wendete, werden ſich leichter darüber tröſten, da ſie in Ihrer Einbildungskraft ſelbſt eine ſo reiche Quelle der Erfindung haben.

Wie? ſagte die Wittwe, ſind die Fräulein mit dieſer Art von Unterhaltung bekannt? Iſt ſie ſchon bis in die Provinz gedrungen? — Ich bin Ihnen im Namen der Provinz für die gute Meinung verbunden, die Sie von ihr hegen, verſetzte Virginie. Glauben Sie mir, unſer Clima iſt ſo unfruchtbar nicht, daß es den Keim des Genies nicht zu entwickeln vermöchte. Unſer Horizont iſt ſo eingeſchränkt nicht als Sie glauben. Wir kennen die ganze Feenzunft; wir ſtellen ſie bisweilen ſelbſt auf der Bühne auf, und haben das Vergnügen, ſie beklatſchen zu ſehn. Ich muß Ihnen aufrichtig geſtehn, antwortete Madam de Lüre, daß ich nicht erwartet hatte, Muſen in der Normandie zu finden; ich würde mich freuen, wenn ich ſo glücklich wäre, ihre Stimme zu hören. — Adelheide erbot ſich ſogleich, ihr neuſtes Mährchen vorzuleſen. — Es iſt in der That ſo neu als möglich;

lich; ſetzte Virginie hinzu; denn ſie hat es erſt dieſe Nacht zu Ende gebracht. Die ganze Geſellſchaft nahm dieſen Vorſchlag mit Freuden an; Adelheid holte ihr Mährchen und fieng folgendermaßen an zu leſen:

* * *

6.

Der Delphin.

Es war einmal ein König und eine Königin, denen der Himmel mehrere Kinder gegeben hatte. Einige waren ſchön, andre häßlich. Die Eltern liebten nur die ſchönen und ſetzten die häßlichen nach. So konnten ſie ihren jüngſten Prinzen, Nahmens Alidor, der von Wuchs ſchön, aber von Geſicht ungeſtaltet war, durchaus nicht leiden und jagten ihn fort, ſo oft er ſich vor ihnen ſehen ließ. Da er ſah, daß man ihm ſo auszeichnend übel begegnete, während man mit ſeinen andern Geſchwiſtern ſchön that, faßte er den Entſchluß, ſich heimlich davon zu machen. Er nahm ſeine Maaßregeln ſo gut, daß Niemand ſeine Entfernung merkte, bis er über die Gränze wär. Vielleicht, dachte er, iſt mir der Himmel in der Fremde günſtiger als in meinem Vaterlande.

Als ſeine Eltern erfuhren, er ſey weg, ſchickten ſie ihm Couriere über Couriere nach, mit dem Befehle, ſogleich nach Hauſe zurück zu kommen. Denn ob ſie ihn gleich nicht liebten, ſo fürchteten ſie doch, es möchte ihnen einen übeln Ruf machen, wenn ſie ihren Sohn ſo in der Irre herumgehen ließen. Aber ihre Bemühungen waren vergebens. Alidor nahm ſo viele Umwege, daß ihn niemand antraf, und als die Couriere wieder zurück kamen, war er am Hof beynahe ſchon vergeſſen. Da die Höflinge die Geſinnungen ſeiner Eltern gegen ihn kannten, ſo bekümmerten ſie ſich wenig um ihn; denn Höflinge lächeln nur denen, denen das Glück lächelt.

Alidor gieng auf gut Glück immer fort, ohne zu wiſſen wohin, als er einen jungen wohlgewachſenen Reiter antraf, der ebenfalls auf Reiſen zu ſeyn ſchien. Sie grüßten ſich wechſelſeitig und redeten ſich mit Höflichkeit an; nachdem ſie ſich anfänglich blos über allgemeine Gegenſtände unterhalten hatten, fragte der Reiſende den Prinzen, wo ihn ſein Weg hinführe? Und wo führt Sie denn der Ihrige hin? verſetzte der Prinz. Mein Herr, antwortete jener, ich bin ein Stallmeiſter des Königs der Wälder, der mich nicht weit von hier nach Pferden ausgeſchickt hat. — Was iſt dies für ein König? fragte der Prinz. Sie nennen ihn den König der Wälder. Wohnt er vielleicht in einem Walde? — Seine Vorfahren, antwortete der Stallmeiſter, wohnten da; er ſelbſt aber hat einen anſehnlichen Hof; ſeine Gemahlin war eine der ſchönſten Damen ihrer Zeit, und ſeiner Tochter Liſorette kömmt zuverläſſig keine Prinzeſſin an Schönheit gleich. Sie iſt noch ſehr jung, aber gleichwohl kann niemand ſie ſehn, ohne ihren Reizen zu huldigen.

Sie machen mir Luſt, dieſen Hof zu beſuchen, ſagte der Prinz. Nimmt man aber auch Fremde gerne da auf! Ich weiß wohl, daß ich mir nicht ſchmeicheln darf, auf den erſten Blick zu gefallen, da die Natur mein Geſicht ſo wenig begünſtigt hat. Aber ſie hat mir dafür ein gutes Herz gegeben . . . Eine ſeltne Gabe! ſagte der Reiſende; die ſicher mehr werth iſt, als die Gaben der Schönheit. Sie können darauf rechnen, gut aufgenommen zu werden. — Er beſchrieb ihm hierauf den Weg, den er nehmen mußte, um in das Reich des Königs der Wälder zu kommen; und gab ihm Adreſſen an einige ſeiner Freunde mit, die ihn am Hofe vorſtellen ſollten.

Dem Prinzen freute die Höflichkeit des Stallmeiſters im Innerſten ſeines Herzens, und er faßte ſchon zum Voraus eine günſtige Meinung von dem Lande, dem er zureiſte. Er ſetzte nun ſeinen Weg weiter fort, und dachte an nichts, als an die ſchöne Prinzeſſin Livorette, auf die ihn der Stallmeiſter ſo neugierig gemacht hatte.

Als er in der Hauptſtadt ankam, gab er ſeine Adreſſen ab, ward allenthalben gut empfangen und dem Könige vorgeſtellt, der ſich auſſerordentlich gnädig bezeigte. Wie freute ſich Alidor ſein Vaterland verlaſſen zu haben, wo ihn niemand achtete, da man hier, wo ihn doch niemand kannte, ſo zuvorkommend gegen ihn war!

In dem Zimmer der Königin erfuhr er freylich eine Begegnung, deren er an einem ſo artigen Hof nicht gewärtig geweſen war. Denn kaum trat er hinein, und kaum bekamen ihn die Damen in's Geſicht, als ein allgemeines Gelächter entſtand. Die eine verſteckte ſich hinter ihrer Schürze; die andre lief davon; aber keine ſtellte ſich ſo närriſch an, als die kleine Livorette, die dem Prinzen ohne alle Zurückhaltung fühlen ließ, wie häßlich er war.

Der Prinz war, wie man leicht denken kann, in keiner geringen Verlegenheit. Er fand Lineretten eben ſo ſchön als unartig; die Art, wie ſie ihn aufnahm, machte ihm wenig Hoffnung. Nach und nach kamen die Damen etwas zu ſich. Die Königin befahl dem Fremden, ſich zu nähern, und, um ihr Verſehn wieder gut zu machen, redete ſie ihn mit der größten Güte an, fragte nach ſeinem Vaterlande, ſeinem Nahmen und ſeinen Abentheuern. Seine Antworten gefielen ihr. Sie fand, daß er ein Mann von Verſtand und Charakter war: und beym Weggehn ſagte ſie ihm, daß ſie ihn jederzeit mit Vergnügen in ihrer Geſellſchaft ſehen würde.

Je öfterer er den Hof beſuchte, deſto liebenswürdiger fand man ihn. Er hatte Anſtand und Würde, und die Gabe angenehm zu unterhalten. Jedermann urtheilte vortheilhaft von ihm. Nur die kleine Prinzeſſin konnte ſich nicht an ihn gewöhnen; ſo oft ſie ihn ſah, lachte ſie ihm gerade unter die Naſe. Jeder andern würde er dieſes unanſtändige Betragen gerne überſehen haben; aber bey der Prinzeſſin nahm er die Sache auf einen ernſthaftern Ton, und da er etwas näher mit ihr bekannt war, ſagte er zu ihr: Halten Sie es denn gar nicht für Unrecht, ſich über mich aufzuhalten? Dieſelben

Götter, die Sie ſo unendlich ſchön gemacht haben, haben mich ſo fürchterlich häßlich gemacht. Ich bin ihr Werk, ſo gut als Sie. — Wenn das wahr iſt, antwortete ſie; ſo ſchwöre ich Ihnen, daß Sie das unvollkommenſte Werk ſind, das je aus den Händen der Götter hervorgegangen iſt. — Hierauf heftete ſie ihre Augen feſt auf ſein Geſicht, und betrachtete ihn mit großer Aufmerkſamkeit, und lachte dann ſo unmäßig, daß man glaubte, ſie würde erſticken.

Der Prinz, der jetzt alle mögliche Zeit hatte, ſie zu betrachten, ſog das ſüße Gift der Liebe in langen Zügen ein. Ich muß ſterben, ſagte er bey ſich ſelbſt; ohne Hoffnung zu gefallen, kann ich doch ohne Livoretten nicht leben. Er wurde hierüber ganz tiefſinnig, und jedermann hatte Mitleid mit ihm. Auch die Königin bemerkte ſeinen Zuſtand; er war zerſtreut beym Spiel, und gab auf alles verkehrte Antworten. Sie fragte ihn, was ihm fehlte? und er antwortete: Er könne es ſelbſt nicht ſagen, aber er fühlte eine gänzliche Abſpannung in ſeinem Körper, und er glaube, daß ihm die Veränderung der Luft heilſam ſeyn würde; er habe ſich deßwegen vorgenommen, häufig auf das Land zu gehn. — In der That hielt er den Anblick der Prinzeſſin nicht länger aus. Er wünſchte von ſeiner hoffnungsloſen Liebe zu geneſen, und glaubte dies durch die Entfernung zu bewirken; aber wo er auch hingieng, da folgte ihm ſeine Leidenſchaft nach. Er ſuchte die Einſamkeit, und überließ ſich ſeinen traurigen Betrachtungen.

Die Nachbarſchaft des Meeres lud ihn bisweilen zum Fiſchfang ein; aber wenn er zu halben Tagen mit ſeiner Angel ſaß, und lauerte, hatte er am Ende doch nichts gefangen. Und wenn er dann wieder zurückkam, ſtand Liverette gemeiniglich am Fenſter und rufte ihm lachend zu: Nun, Alidor, bringen Sie mir ein gutes Gericht Fiſche mit? — Nein, Madam; pflegte er dann ganz unmuthig zu antworten; und Liverette lachte und höhnte ihn aus, daß er nicht einmal ſo viel Geſchicklichkeit beſäße, einen Gründling zu fangen.

Dieſe Neckereyen kränkten ihn ſo, daß er ſich keiner Mühe verdrießen ließ, etwas zu fangen, das der Prinzeſſin mit Anſtand dargeboten werden könnte. Oft fuhr er ganz allein in einer kleinen Barke auf's Meer, und warf ſeine Netze aus. Bin ich nicht recht unglücklich, dachte er dann bey ſich ſelbſt, daß ich in meinen Vergnügungen ſelbſt eine neue Quelle von Leiden finden muß. Ich ſuche das Andenken der Prinzeſſin aus meinem Herzen zu verbannen, und mache es nur immer feſter und unauslöſchlicher.

Eines Tags fuhr er weiter hinaus als gewöhnlich, und als er ſein Netz in die Höhe zog, fühlte er es ſo ſchwer, daß er fürchtete, es möchte zerriſſen. Mit Mühe bracht' er es herauf, blickte neugierig hinein und fand einen ſchönen Delphin, der alle ſeine Kräfte aufbot, um zu entkommen. Mein armer Delphin, redete Alidor ihn an, ſpare deine Mühe, ſie wird dir nicht helfen. Ich trage dich zur Prinzeſſin und du wirſt heute Abend die Ehre haben, auf der Tafel ſervirt zu werden. — Ich danke für dieſe Ehre, antwortete der Delphin, ich kann ihrer ſehr gut entrathen. — Wie? du kannſt ſprechen? rief Alidor voll Verwunderung aus. Welch' ein Wunder! — Wenn du ſo großmüthig ſeyn willſt, mir die Freiheit zu ſchenken, verſetzte der Delphin, ſo will ich dir Zeit deines Lebens ſo wichtige Dienſte erweiſen, daß es dich gewiß nicht gereuen ſoll. — Und was ſoll denn die Prinzeſſin heute Abend eſſen? fragte Alidor. Weißt du nicht, wie lächerlich ſie mich immer macht, wenn ich nichts mitbringe? Es thut mir leid, aber ich muß dich meiner Reputation aufopfern. — Du willſt Verſtand haben, erwiederte der Delphin, und glaubſt deine Ehre beleidigt, wenn ein Kind über dich lacht? Iſt denn die Fiſcherey eine ſo ſchwere Kunſt, daß die Reputation eines vernünftigen Mannes davon abhängen kann? Ich bitte dich, Alidor, laß mich leben; wirf deinen treuen Diener Delphin in's Waſſer und rechne auf ſeine Erkenntlichkeit.

Nun ſo geh, ſagte der Prinz, und ließ ihn ſchwimmen; ich rechne nicht viel auf deine Verſprechungen, die dir die Angſt abnöthigt Livorette wird mich heute Abend wieder auslachen. Aber es ſey darum. Ich kann es nicht über mein Herz bringen, dir etwas zu Leide zu thun. — Der Delphin verſchwand; und mit ihm Alidors Hoffnung, heute einen zweiten Fang zu thun Er zog ſein Geräthe in die Barke, nahm die Ruderſtange zwiſchen die Beine und ſaß da, mit übereinandergeſchlagnen Armen und geſenktem Haupte, in tiefe Betrachtungen verſunken, als ihn auf einmal eine liebliche Stimme weckte, die aus dem Meere, Alidor, Prinz Alidor! rief, ſieh doch deine guten Freunde an Der Prinz ſchaute auf und ſah den Delphin, der tauſend närriſche Sprünge auf dem Waſſer machte.

Du haſt mir vor einer halben Stunde einen weſentlichen Dienſt geleiſtet, ſagte der Delphin; jetzt iſt die Reihe an dir, etwas von mir zu verlangen, und du kannſt darauf rechnen, daß dein Wunſch erfüllt werden wird. — Gut, berichte der Prinz, ſchaffe mir den beſten Fiſch zur Vergeltung herbey. — In dem Augenblick ſprangen eine Menge Lachſe, Salmen, Muränen und Auſtern in die Barke, daß ſie ganz damit angefüllt war. Ho, ho, rief der Prinz, deine Güte beſchämt mich; aber du überhäufſt mich ſo damit, daß ich erſaufen werde, wenn du mir nicht zu Hülfe kömmſt.

Der Delphin trieb die Barke an's Land. Hier ſuchte der Prinz die beſten Fiſche aus, und der Delphin ſah zu. Biſt du mit mir zufrieden? ſagte er. Vollkommen, antwortete der Prinz. Nun wenn du mir außerdem etwas zu befehlen haſt, fuhr jener fort, ſo kannſt du jederzeit auf meine Bereitwilligkeit rechnen. Mache den Verſuch, wenn du Luſt haſt. — Ach! ſagte der Prinz, mein Wünſchen iſt umſonſt. Ich liebe eine Prinzeſſin, die mich haßt. — Willſt du vielleicht von deiner Liebe befreyt ſeyn? verſetzte der Delphin. Nein, erwiederte Alidor. Ich könnte mich eher von meinem Leben als von meiner Liebe trennen. Mache lieber, daß ſie mir günſtiger wird.

Willſt du mir verſprechen, nie eine andre Frau als Livorette zu lieben? ſagte der Delphin. — Mit Freuden; verſetzte der Prinz.

Ich habe ihr in meinem Herzen ewige Treue geſchworen, und nichts, nichts in der Welt ſoll mich meineidig machen. Ich will gewiß nicht unterlaſſen, was an mir liegt, um ihr zu gefallen. Wir müſſen ſie täuſchen, ſagte der Delphin. Denn ſo wie du jetzt biſt, wird ſie dich nicht heyrathen wollen, weil ſie dich häßlich findet und dich nicht kennt. — Ich bin es zufrieden, ſagte der Prinz, wiewohl ich feſt überzeugt bin, daß ſie bey dem Beſitz eines Herzens, wie das Meinige, nicht getäuſcht werden kann. — Ich hoffe, daß ſie die Zeit hievon ſelbſt überzeugen ſoll, verſetzte der Delphin; für jetzt aber wirſt du dir gefallen laſſen, zum Canarienvogel zu werden, doch mit der Freyheit, deine wirkliche Geſtalt ſo oft anzunehmen als du Luſt haſt. — Mit Vergnügen, erwiederte Alidor. — Wohlan, ſo werde jetzt zum Vogel, fuhr der Delphin fort; und in dem Augenblick ſah ſich Alidor mit Federn bekleidet, und mit dem Talent zu ſingen begabt. Nachdem er es eine Weile in dieſem neuen Zuſtand verſucht hatte, nahm er ſeine natürliche Geſtalt wieder an.

Er war vor Freuden außer ſich und brannte vor Verlangen, bey ſeiner geliebten Prinzeſſin zu ſeyn. Er rief ſeine Leute, die in der Nähe auf ihn warteten; belud ſie mit den Fiſchen und nahm den Weg nach der Stadt. Lu-

vareti

vorette ſtand, wie gewöhnlich, auf dem Balkon und rief ihm zu: Nun Alidor, ſind Sie heute glücklicher geweſen als gewöhnlich? — Ja, Madam, antwortete er, und zeigte ihr die Körbe mit den Fiſchen. — Das iſt ſchade; erwiederte Livorette; denn nun kann ich mich nicht mehr über Sie luſtig machen. — O! Sie werden dazu noch immer Stoff genug finden: antwortete der Prinz und gieng fort. Er ſchickte ihr hierauf die Fiſche; nahm die Geſtalt eines Canarienvogels an und flog an Livorettens Fenſter. Als dieſe ihn ſah, ſchlich ſie ſich ſachte heran, ſtreckte die Hand nach ihm aus, griff zu und — der Vogel entwiſchte.

Als er ſich in einiger Entfernung niedergelaſſen hatte, ſagte er: Ich habe um Ihrentwillen mein Vaterland verlaſſen, reizende Prinzeſſin, und ich komme von dem andern Ende der Erde um Sie in der Nähe zu ſehn. Es wäre alſo wohl unbillig, wenn Sie mich wie einen gemeinen Canarienvogel behandeln wollten. Verſprechen Sie mir, mich niemals einzuſperren; ſondern mir meine vollkommene Freyheit zu laſſen, zu kommen und fortzufliegen, wenn es mir beliebt. — Mache die Bedingungen wie du willſt, rief ihm Livorette zu, du biſt gar zu ſchön; ich verſpreche dir alles. Du ſollſt deine vollkommne Freyheit haben, aber ich hoffe, dir auch die Sclaverey angenehm zu machen. — Der Canarienvogel flatterte hernieder und ſetzte ſich auf Livorettens Kopf, dann auf ihre Hand. Er pfiff die ſchönſten Melodien und ſang die artigſten Lieder. Ach! wie freue ich mich, ſagte die Prinzeſſin, über den ſchönen Vogel, den mir das Glück zugeführt hat! Dann lief ſie in das Zimmer der Königin, und zeigte ihr den allerliebſten Fremdling. Die Königin hätte ihn gar zu gerne ſprechen hören, aber er war nur für Livorette beredt.

Als es Abend wurde gieng Livorette mit ihrem Vogel, den ſie Bibi nannte, auf ihr Zimmer zurück. Sie ſetzte ihn an ihre Toilette und Bibi war immer um ſie. Bald hüpfte er ihr auf die Hand, bald auf die Schultern. Die Prinzeſſin war vor Freuden außer ſich, und Alidor, wie man denken kann, war es nicht weniger. Die Nacht über ließ man ihn in dem Vorzimmer, ſo gerne er auch in der Schlafkammer zugebracht hätte. Sobald der Tag anbrach, flog er an das Ufer des Meers. Delphin, lieber Delphin, rief er: ich habe dir zwey Worte zu ſagen. Komm und laß dich nicht vergebens bitten. Der Delphin erſchien ohne Verzug. Als Bibi ihn erblickte, flog er auf ihn zu und ſetzte ſich auf ſeinen Kopf.

Ich weiß den ganzen Verlauf deiner Geſchichte, ſagte der Delphin: und was du jetzt von mir begehrſt. Du kannſt nicht in Livorettens Schlafkammer kommen, wenn ſie dich nicht mit Einwilligung ihrer Eltern heyrathet. Geſchieht dieſes, ſo will ich dich als ihren Gemahl betrachten, und dir ihr Schlafzimmer öfnen. Der Prinz ſetzte ein ſolches Vertrauen auf die Worte des Delphin, daß er nicht wagte, ihm Einwendungen zu machen, ſondern ihm für ſeine Freundſchaft dankte und um die Fortdauer derſelben bat.

Jetzt kehrte er in dem Pallaſt ſeiner Schöne zurück, die ihn ängſtlich ſuchte, und da ſie ihn nirgends fand, bittre Thränen vergoß. Ach! ſagte ſie, du kleiner Ungetreuer, warum haſt du mich ſchon verlaſſen? hab' ich dich nicht etwa gut genug aufgenommen? habe ich dich nicht auf alle nur mögliche Art geliebköſt? hab' ich dir nicht genug Zucker und Bonbon gegeben? — Ja, rief der Vogel zu einer Oefnung des Fenſters herein, du haſt mich mit eben ſo viel Freundſchaft als Gleichgültigkeit aufgenommen. Glaubſt du, daß es mir Vergnügen machen kann, in einem Zimmer mit deinem Affen, Papagayen und deiner häuslichen Katze zu ſchlafen? Ich habe die ganze Nacht kein Auge zugethan, aus Furcht in ihre Klauen zu gerathen.

chen. — Wie freute ſich Livorette, da ſie die Stimme ihres geliebten Bibi hörte! Sie ſah ihn zärtlich an, und hielt ihm den Finger hin. Komm, komm, Bibi, ſagte ſie, wir wollen wieder gute Freunde ſeyn. Ich bin ſo leicht nicht wieder gut zu machen, antwortete der Vogel. Wenn du mir nicht verſprichſt, daß der König und die Königin unſre Ausſöhnung garantiren, ſo komm ich niemals wieder. — O! von Herzen gern, verſetzte Livorette; ich will dich gleich in ihre Kammer tragen.

Nun ſetzte ſich Bibi auf ihren Finger, und ſie trug ihn zu ihren Eltern, die noch im Bette lagen und ſich über ihre Tochter und die Wahl eines Schwiegerſohns unterhielten. Was bringſt du ſchon ſo frühe, liebes Kind? ſagte die Königin. — Meinen kleinen Vogel, antwortete ſie, der um eine Audienz bey Ihnen bittet. — Der Einfall iſt nicht übel, verſetzte der König; aber wir ſind, wie du ſiehſt, auf ſo vornehmen Beſuch nicht eingerichtet? — Laſſen ſich Ihro Majeſtät das nicht irren, hub der Canarienvogel an; ob ich gleich nicht mit der gehörigen Pracht erſcheine, ſo kann ich mich doch nichts deſtoweniger rühmen, einer der anſehenſten Prinzen der canariſchen Inſeln zu ſeyn. Ich bin unumſchränkter Gebieter eines kleinen Orangewäldchens, welches der ſchönſte und reizendſte Aufenthalt meines Vaterlands iſt. Ich habe eine Menge Unterthanen, die mir einen anſehnlichen Tribut von Mücken und Würmern zahlen. An meinem Hofe wohnt Zufriedenheit und Freude. Tanz und Muſik hört hier niemals auf, und wenn die Prinzeſſinn eine Freundinn von Conzerten iſt, ſo kann ſie da ihren Geſchmack vollkommen befriedigen. Gefällt es ihr nicht mehr an meinem Hofe, ſo können wir an dem Ihrigen leben. Ich verlange dann nichts von Ihnen, als ein wenig Hanf, Mohnſaamen und von Zeit zu Zeit ein Stückchen Zucker Ich hoffe, Sie werden mit einem ſolchen Schwiegerſohn zufrieden ſeyn, und Ihre Tochter wird keinen beſſern Gemahl verlangen als mich.

Der König und die Königin lachten bey dieſer Rede überlaut. Mit Vergnügen, ſagten ſie beyde, geben wir dir Livoretten zur Frau. Aber es muß mit ihrer Einwilligung geſchehn. Was meinſt du, Livorette? Biſt du mit einem ſolchen Manne zufrieden? — Ich wünſche mir keinen beſſern, ſagte ſie. Ach! wie iſt das allerliebſt! Bibi iſt nun mein kleiner Mann! — Bibi riß ſich eine ſeiner beſten Federn aus und reichte ſie der Prinzeſſin dar. Sie nahm ſie lächelnd an und ſteckte ſie in ihre Haare.

Jetzt hüpfte ſie in ihr Zimmer zurück und fragte ihre Damen, ob ſie ſchon die große Neuigkeit wüßten, daß der König ſie verheyrathet hätte? — Als die Damen dies hörten, ſahen ſie die Prinzeſſin verwunderungsvoll an, und küßten ihr die Hände, und baten ſie um eine nähere Erklärung, und wer denn der glückliche Prinz ſey, dem ſie zu Theil werden ſollte? — Hier iſt er, ſagte ſie, und zog den Vogel aus ihren Ermel. Bey dieſem Anblick lachten die Damen, und ſcherzten über die Unſchuld ihrer Gebieterin.

Während die Prinzeſſin ſich anzog um ihrer Mutter aufzuwarten, flog Bibi davon und nahm ſeine gewöhnliche Geſtalt um am Hof zu erſcheinen. Als ihn die Königin anſichtig wurde, rief ſie ihm zu: Kommen Sie, kommen Sie, und wünſchen meiner Tochter zu ihrer Vermählung Glück. Bibi hat ihr Herz gewonnen. Finden Sie die Parthie nicht vortreflich. — Alidor nahm an dieſem Scherz Antheil, und brachte eine Menge guter Einfälle vor, die dem Hofe vieles Vergnügen machten. Livorette lachte zwar auch, aber aus einem andern Grunde als die übrigen. Denn ſich über den armen Alidor luſtig zu machen, das war noch immer ihre größte Freude.

Als die Prinzeſſin zu Bette gieng, wollte ſie den Vogel wieder in ihrem Vorzimmer laſſen. Aber er wußte es ſo geſchickt zu machen, daß er mit in ihr Schlafgemach eindrang. Hier ſetzte er ſich auf das Porzellain, wo man ihn nicht weg zu jagen wagte. Wenn du deinen Morgengeſang allzufrüh anſtimmſt, ſagte Livorette zu ihm, und wenn du mich aufweckſt, ſo werde ich dir in meinem Leben nicht wieder gut. — Er verſprach ihr, ſo ſtumm zu ſeyn, wie ein Fiſch, bis ſie ihm ſelbſt befehlen würde, zu ſingen. Bey dieſem Verſprechen beruhigte ſie ſich und Bibi blieb im Zimmer.

Kaum war die Prinzeſſin zu Bette, als ſie in einen ſo tiefen Schlaf fiel, daß man ihn wohl eher der Einwirkung des Delphin als natürlichen Urſachen zuſchreiben muß. Bibi hingegen nahm ſich wohl in Acht einzuſchlafen, ſondern ſo bald er merkte, daß ſeine Gebieterin ſich dem Schlafe überlaſſen hatte, verließ er ſeinen Platz, ſetzte ſich ſachte auf das Bett und brachte hier als Alidor ſeine Nacht ſehr angenehm zu. Als der Tag anbrach, verwandelte er ſich wieder in Bibi, flog an das Ufer des Meeres, und ſetzte ſich in ſeiner natürlichen Geſtalt auf einen Felſen, von wo aus er das Meer überſehen konnte. Er ſah nach ſeinen Freund Delphin aus und rufte ihn zu wieder-

Holtenmaſten. Während er ſeine Ankunft erwartete, überließ er ſich den angenehmſten Betrachtungen: O! Feen, rief er unter andern aus; man rühmt Eure Macht ſo ſehr; man ſagt, daß Euch nichts unmöglich ſey. Könntet Ihr wohl einen Sterblichen glücklicher machen als mich?

Er hatte dieſe Worte kaum ausgeſprochen, als er eine heftige Erſchütterung in dem Felſen ſpürte, der ſich gleich darauf öfnete, und ein kleines häßliches Weib herausſpie, das auf zwey Krücken umher hinkte. Es war die Fee Grognette, die Schweſter der Gregnon und ihr an Bosheit gleich. Ich weiß nicht, Herr Alidor, redete ſie ihn an, was du dich unterſtehſt, dich auf meinen Felſen zu ſetzen; du dürfteſt mich leicht erbitten, ſo würf ich dich gerade in's Meer hinab, damit du lerneteſt, daß wenn auch die Feen einen Menſchen nicht glücklicher machen können als du biſt, ſie ihn wenigſtens unglücklich machen können. — Madam, antwortete der Prinz, wenn ich gewußt hätte, daß Sie hier wohnen, ſo würde ich mich nicht unterſtanden haben, mich auf das Dach Ihres Hauſes zu ſetzen. — Deine Entſchuldigungen kommen zu ſpät, verſetzte die Fee; und du biſt ſo häßlich und eingebildet, daß ich feſt entſchloſſen bin, dich dafür leiden zu laſſen. — Aber mein Gott, was hab' ich Ihnen denn zu Leide gethan? ſagte der Prinz. — Als wenn ich das wüßte? erwiederte die Fee. Ich kann dich nicht leiden, und das iſt genug — Sie murmelte hierauf noch einige Worte und kehrte dann in ihren Felſen zurück.

Der Prinz war über dieſes Abentheuer ſehr verdrüßlich. Ich war ſo glücklich, ſagte er, und da muß mich die hinkende Hexe ſtören. Ihre Drohungen haben mich recht unruhig gemacht. Delphin, fuhr er fort, ich beſchwöre dich, mich nicht länger warten zu laſſen. Sogleich erſchien der Fiſch an dem Ufer. Nun was bringſt du? ſagte er. — Ich bringe dir tauſendfachen Dank, antwortete Alidor, für deinen Beyſtand. — Ich habe Livoretten geheyrathet und in dem Taumel meiner Freude kam ich hieher. Eine boshafte Fee . . . . Ich weiß alles, unterbrach ihn der Delphin. Es iſt Grognette, die boshafteſte, eigenſinnigſte Creatur von der Welt. Sie thut das Böſe aus bloſſem Vergnügen am Böſen. Sie quält und peinigt die Menſchen, ohne zu wiſſen warum. Ein vergnügtes Geſicht iſt ihr verhaßt und reizt ſie zur Rache.

Deſto ſchlimmer für mich, ſagte der Prinz, denn ich ſchwöre dir, mein Glück iſt unbeſchreibſich groß. Das einzige, was ich noch zu wiſſen wünſchte, iſt, ob Livorette niemals erfahren ſoll, daß ich ihr Mann bin. — Begnüge dich mit dem Gegenwärtigen, ſagte der Delphin, und forſche nicht nach der Zukunft. Mit dieſen Worten tauchte er unter; der Prinz ward zum Vogel und kehrte zu ſeiner Geliebten zurück.

Dieſe hatte ihn ſchon überall geſucht und fieng an zu ſchmählen als ſie ihn wieder in ihrer Gewalt ſah. Mußt du mir denn immer Sorgen und Kummer machen? Du weißt, wie lieb ich dich habe, und daß ich nicht ohne dich leben kann. — Habe nur keine Sorgen, antwortete der Vogel; ich fliege dir nicht davon. — Recht wohl; verſetzte Livorette. Aber kannſt du mir denn dafür ſtehn, daß du nicht in eine Schlinge geräthſt? Wenn du in die Hände eines ſchönen Mädchens fieleſt, wer weiß, ob du wieder kämſt. — Dieſer Verdacht beleidigt mich, erwiederte Bibi; du kennſt mein Herz nicht, wenn du ihn im Ernſte hegen kannſt. — Verzeihe mir, Bibi; ſagte ſie lächelnd. Ich habe gehört, daß die Männer ſich aus einer Untreue gegen ihre Frauen eben kein Gewiſſen machen; und ſeitdem du mein Mann biſt, fürchte ich deinen Leichtſinn.

Alidor fand großes Vergnügen an dieſer Art von Unterhaltung, weil er Livorettens Liebe zu ihm deutlich daraus erkannte; gleichwohl war er nur als Vogel geliebt. Es kamen Augenblicke, in denen ihm dieſer Gedanke unerträglich ward; und bisweilen machte er ſich ein Gewiſſen daraus, Livoretten zu täuſchen. Er theilte ſeine Bedenklichkeiten dem Delphin mit, der ſie ſo gut als möglich zu heben ſuchte, und ihm den Genuß ſeines gegenwärtigen Glücks empfahl, weil Zeiten kommen könnten, in denen er ſeine jetzige Lage vergebens zurück wünſchen würde.

Es dauerte nicht lange, ſo ſprach man überall von einer Vermählung der Prinzeſſin mit einem jungen und ſchönen Prinzen, deſſen Staaten in der Nähe lagen. Er ſchickte Geſanden ab, bey ihren Eltern um ſie anzuhalten; dieſe wurden ſehr gut aufgenommen. Alidor gerieth in die äuſſerſte Beſtürzung. Er eilte an das Ufer des Meeres, rief den Fiſch, der ihm ſchon ſo weſentliche Dienſte geleiſtet hatte, und theilte ihm die Urſache ſeiner Unruhe mit. Bedenke die Gefahr, in welcher ich ſchwebe, ſagte er unter andern zu ihm; entweder muß ich meine Frau in den Armen eines andern ſehn, oder wenn ich mich als ihren Gemahl zu erkennen gebe, ſo werde ich vielleicht auf ewig von ihr getrennt. — Ich begreiſe deine Verlegenheit, ſagte der Delphin, aber meine Macht iſt zu gering, um Grognettens Bosheit Einhalt zu thun. Ich werde alle meine Kräfte aufbieten, dich zu ſchützen; faſſe Muth, und rechne auf meine Freundſchaft, als auf ein Gut, das dir niemals entſtehn wird. — Der Prinz dankte dem guten Delphin und kehrte zu ſeiner Prinzeſſin zurück.

Er fand ſie von ihren Kammerfrauen umringt, auf einem Sopha, krank und ſchwach. Die eine hielt ihr den Kopf, die andre den Arm; ſie klagte über großes Uebelſeyn. Der Alidor in ſeiner natürlichen Geſtalt erſchien, wagte er es nicht, ſich ihr zu nähern; aber die Prinzeſſin rief ihn ſelbſt herbey, und ſagte lächelnd: Sie finden mich recht krank; ich glaube, ich werde ſterben; und das würde mir jetzt gerade recht ungelegen kommen. Man ſagt ſo viel Gutes von dem Prinzen, den ich heyrathen ſoll. — Wie, Madam? verſetzte Alidor mit einem gezwungenen Lächeln; haben Sie vergeſſen, daß Sie ſchon einen Mann haben? — Sie meinen den Kanarienvogel? antwortete Zworette. Der wird meine Untreue ſo übel nicht nehmen. Ich kann einen Mann haben und ihn doch zärtlich lieben — Ich glaube nicht, daß er mit einem getheilten Herzen vorlieb nimmt; erwiederte Alidor. — Gleichviel; antwortete Livorette; und er wird mich gewiß nicht an meinem Glück hindern wollen. Ich freue mich recht darauf, Königin eines großen Reichs zu werden. — Er hat Ihnen auch ein Reich angeboten; fiel Alidor ein. — Ha, ha, antwortete Livorette mit Lachen; ſeinen ſchönen Buſch von Orangen und Jaſminen. Das wäre ein recht ſchönes Reich für eine Biene oder eine Mücke. Mir aber iſt es doch etwas zu klein.

Die Kammerfrauen der Prinzeſſin fürchteten, zu vieles Reden möchte ihr ſchädlich ſeyn, und baten den Prinzen, ſich zu entfernen. Hierauf legten ſie ſie auf ihr Bett, wo ſich Bibi zu ihr ſetzte, und ihr Vorwürfe über ihre Untreue machte. Sie befand ſich bald wieder ziemlich wohl; aber ſeit der Zeit vergieng faſt kein Tag, wo ſie nicht einen neuen Anfall bekam. Sie verlohr ihre Farbe, ward mager und ſchwach; Niemand wußte, was er aus dieſer Krankheit machen ſollte, und die Leibärzte verlohren ihr Latein. Endlich erfuhr die Königin, daß ſich in der Nähe ein ſehr geſchickter Arzt befände. Sie ließ ihn holen und ihn zu Livoretten bringen, ohne ihm doch zu ſagen, wer ſie ſey. Er betrachtete ſie einige Augenblicke, dann ſagte er lächelnd: Iſt es möglich, daß man hier dieſe Krankheit nicht kennt? Ich hoffe, ſie wird keinen übelſt Ausgang nehmen, und dieſe junge Dame wird ihre Familie in kurzem mit einen allerliebſten Erben beglücken — Die Frauen, welche ſich um die Prinzeſſin befanden, waren über dieſe Inſolenz ſkandaliſirt, verboten dem Arzt noch ein Wort zu ſagen und jagten ihn mit großen Ungeſtüm die Treppe hinab.

Bibi war auch in dem Zimmer, und fand, daß der Arzt ſo Unrecht nicht haben dürfte; er war ſelbſt ſchon mehrmalen auf denſelben Gedanken gekommen. Die Königin, welche ohne geſehen zu werden, das Geſpräch des Arztes mit angehört hatte, theilte ihrem Gemahl das Reſultat derſelben mit. Sie ließen Livoretten zu ſich kommen; ſie fragten ſie aus, aber alle ihre Antworten bewieſen ihre Unwiſſenheit und ihre Unſchuld; und da auch die Kammerfrauen hoch und heilig verſicherten, daß ſie nie Gelegenheit gehabt hätten, auch nur den entfernteſten Verdacht zu hegen, ſo beruhigten ſich ihre Eltern, bis endlich die Prinzeſſinn, zu Erſtaunen der ganzen Welt, mit einen allerliebſten kleinen Knaben ins Kindbette kam. Der Zorn des Königs und der Schmerz der Königin waren unbeſchreiblich. Die Prinzeßin war außer ſich, Alidor unruhig, die Geſanden niedergeſchlagen. Wo kömmt das Kind her? wer iſt Vater dazu? das wußte niemand zu ſagen;

Livorette am wenigſten. Aber der König verſtand keinen Scherz, und die Thränen und Betheuerungen der armen Prinzeſſinn dienten zu nichts, als ihn nur noch mehr aufzubringen. Er beſchloß, ſie mit dem Kinde von einem Felſen herabſtürzen zu laſſen; da er aber der Königin dieſen Entſchluß mittheilte, fiel ſie halb todt zu ſeinen Füßen nieder, und bat ihn, einen ſo ſchrecklichen Befehl zu widerrufen. Sie bot ihm ihr Leben dar, nur möchte er die unglückliche Livorette und ihr unſchuldiges Kind verſchonen.

Die Thränen der Königin erweichten ihn zum Mitleiden; er warf ſich in einen Lehnſtuhl, bedeckte das Geſicht mit ſeinen Händen, ſann lange nach, ſeufzte tief, und ſagte endlich zu der Königin: er wolle Livorettens Strafe ihr zu Liebe noch aufſchieben — aber ſie ihr zu ſchenken, dazu könne er ſich nicht entſchließen. — Die Königin war froh, wenigſtens einen Aufſchub gewonnen zu haben; dankte dem König und widerſetzte ſich nicht weiter, als er befahl, Livoretten in einen finſtern Thurm einzuſperren. Hier beweinte ſie ihr trauriges Schickſal, und das einzige was ſie tröſtete, war das Bewußtſeyn ihrer Unſchuld. Ihr Kind bekam ſie nicht zu ſehn, und erfuhr auch nichts von ihm.

Den heftigſten Kummer machte dieſe Begebenheit dem unglücklichen Alidor, der die Entfernung von ſeiner Geliebten und das Bewußtſeyn, ihr alles dieſes Unglück zugezogen zu haben, nicht zu ertragen im Stande war. Er verfiel in eine tiefe Schwermuth, welche endlich zum Wahnſinn ward. Er warf ſein Geld und ſeine Koſtbarkeiten auf die Straße, lief in den Wäldern umher und zerriß ſeine Kleider. Wem er mit ſeinem langen Bart, ſeinen verwirrten Haaren entgegen kam, der entſetzte ſich vor ihm, und ſein trauriges Schickſal, deſſen Urſache freylich niemand errieth, ward von jedermann bemitleidet. Der Delphin begab ſich auf den Grund des Meeres und ließ der Bosheiten der Fee Grognette, welcher er keinen Widerſtand mehr thun konnte, freyes Feld.

Der kleine Prinz wurde unterdeſſen am Hofe erzogen; aber der König halte ihm ſein Leben nur darum erhalten, damit er durch ihn erfahren möchte, wer ſein Vater ſey. Eines Tags ließ er bekannt machen, daß alle Herrn vom Hofe ſeinem Enkel etwas zum Geſchenke bringen ſollten. Sie erſchienen ohne Verzug und überreichten dem kleinen Prinzen, in Gegenwart des Königs, ihre Geſchenke. Er nahm ſie alle gleichgültig an, und bey aller Aufmerkſamkeit konnte der König doch nicht wahrnehmen, daß er dem einen mehr als dem andern wohlwollte, oder ihn beſonders freundlich anlächelte.

Er ließ daher noch einmal bekannt machen, daß, wenn irgend ein Herr vom Hofe ermangeln würde zu erſcheinen, er als ſchuldig betrachtet und beſtraft werden würde. Jedermann war bereit, den Befehl des Königs zu erfüllen; nur Alidor würde auch von dieſer zweyten Aufforderung nichts erfahren haben, wenn nicht der Stallmeiſter — der ihn zuerſt am Hofe empfohlen hatte — ihn von ohngefähr in einer Höhle gefunden hätte. Nun Alidor, ſagte er; wollen Sie denn der Einzige ſeyn, der dem kleinen Prinzen nichts zum Geſchenke bringt? Haben Sie nichts von dem Edikte erfahren, das der König hat publiciren laſſen? Wollen Sie ſich dem ausſetzen, daß der König Sie als einen Verbrecher der beleidigten Majeſtät hinrichten läßt? — Meinethalben, antwortete der Prinz, ich habe nichts dagegen. Aber warum ſtörſt du mich in meiner Ruhe? — Aus der beſten Abſicht von der Welt, erwiederte der Stallmeiſter. Ich möchte Sie gern wieder an das Tageslicht hervorziehn. Sie müſſen mit mir an Hof gehn, und dem Prinzen Ihre Aufwartung machen? — Ich? rief Alidor, und ſah ſtarr vor ſich hin. Ich? dem Prinzen? Bedenken Sie doch — Ich bin auch gar nicht dazu angezogen. — Wenn es darauf ankömmt, ſagte der Stallmeiſter, ſo will ich Ihnen die beſten Kleider aus meiner Garderobe geben. — Gut, antwortete Alidor — ich habe mich lange nicht in Staat geſehn.

Sie verließen die Höhle und Alidor war ſehr folgſam. Der Stallmeiſter ließ ihm die Wahl unter ſeinen Kleidern; er wählte ſich einen ſchwarzen Anzug, war aber durch keine Vorſtellungen zu bewegen, ein Halstuch umzubinden, und Schuhe anzuziehn. Als er an die Thüre kam, fiel ihm ein, daß man dem Prinzen ein Geſchenk machen müßte. Eine Nadel lag auf der Erde, er hob ſie auf und näherte ſich dem Prinzen mit dieſem Geſchenk. Ob er nun gleich ſo fürchterlich ausſah, daß die Ammen in Begriff waren, mit dem Kinde davon zu laufen, ſo ward ihn dieſes doch kaum gewahr, als es die Arme nach ihm ausſtreckte und zu ihm verlangte. Dann fiel es ihm um den Hals, und konnte ſich eben ſo wenig von Alidor trennen als Alidor von dem Kinde.

Der König wußte nicht, ob er ſeinen Augen trauen ſollte, als er dieſe Wirkung des Inſtinktes ſah. Er ſuchte zwar ſeinen Zorn zu verbergen; aber kaum war er allein, als er, ohne der Königin ein Wort davon zu ſagen, zweyen ſeiner Cavaliere befahl, Livoretten aus ihrem Thurm, wo ſie nun vier Jahre geſchmachtet hatte, herauszulaſſen, ſie mit Alidor und dem kleinen Prinzen in eine Tonne zu ſtecken, ihnen einen Topf mit Milch, eine Flaſche Wein und ein Brödchen mitzugeben, und ſie ſo dem Meere zu übergeben.

Die beyden Cavaliere boten zwar alle ihre Beredſamkeit auf, Gnade für dieſe armen Schlachtopfer zu erflehen; aber der König war ſo aufgebracht, daß er gar nichts hören wollte, und ihnen zu wiederholtenmalen mit den härteſten Ausdrücken auferlegte, ſeinen Befehl auf das pünktlichſte zu erfüllen. Sie begaben ſich alſo in den Thurm, wo ſie die Prinzeſſin, an Händen und Füßen gefeſſelt, auf einem elenden Strohlager fanden. Sie verkündigten ihr unter Seufzern und Thränen den Befehl ihres Vaters und die Urſache ihrer Erſcheinung. Als ſie dieſes vernahm, weinte ſie bitterlich und ſagte: Die Götter ſind meine Zeugen, daß ich unſchuldig bin! In meinem ſechszehnten Jahre, zu den ſchönſten Hoffnungen gebohren, ſoll ich ein Raub der Wellen werden! Aber ich will Euch nicht mit meinen Klagen betrüben. Mein Vater hat mich gelehrt, den Todt als wünſchenswerth anzuſehn; ich will ihm gerne gehorchen. Nur mein Kind will ich zu retten ſuchen. Hat denn ſeine Unſchuld keine Gnade vor den Augen des Königs gefunden? Iſt es nicht an Einem Schlachtopfer genug?

Die beyden Abgeordneten konnten ihr hierauf nichts antworten. Sie mußten gehorchen. Nun wohl, ſagte die Prinzeſſin, es ſey. Nehmt mir meine Feſſeln ab, ich folge Euch nach — Der Kerkermeiſter kam und feilte ihre Ketten entzwey; wobey ſie groſe Schmerzen ausſtand? Aber ſie ertrug alles mit bewundernswürdiger Geduld. Sie trat aus ihrem Kerker, ſchön wie die Sonne, wenn ſie aus den Schatten der Nacht hervortritt, und wer ſie ſah, bewunderte ihren Muth und beklagte ihr Schickſal.

Alidor und der kleine Prinz erwarteten ſie an dem Ufer des Meeres, wohin ſie von der Wache geführt worden waren. Beyde waren noch ganz mit ihrer Beſtimmung unbekannt. Als die Prinzeſſin ihren Sohn ſah, ſtieß ſie einen ſchmerzlichen Schrey aus, nahm ihn in ihre Arme und küßte ihn auf das zärtlichſte. Jetzt erfuhr ſie, daß ſie mit Alidor erſäuft werden ſollte. Ihr Götter, rief ſie aus. Ihr verleiht mir noch den einzigen Troſt, mich vor den Augen der Welt zu rechtfertigen, indem ihr mich gerade mit dem Manne zu Grunde richtet, gegen den mein Herz immer den meiſten

Widerwillen empfand. — Alidor, ſeiner Seits lachte, als er die Prinzeſſin ſah. So wo kömmſt du denn her? ſagte er zu ihr. Haben ſie dir auch ein Mädchen genommen? Viel Neues hat ſich zugetragen, ſeitdem Livorette verreiſt iſt: Ich und die ganze königliche Familie ſind toll worden und liegen an Ketten. Ich will dir auf der Reiſe Wunderdinge erzählen. Denn wir reiſen zuſammen nach dem Meeresgrund. Hörſt du? Vergiß nicht, mich aufzuwecken, wenn ich ſchlafe. Denn ich ſchlafe bis an den hellen Mittag, wenn mich niemand weckt.

Livorette warf ſich mit ihren Knaben auf dem Arm in die Tonne und Alidor ſprang hinterdrein, jauchzend vor Freude, daßer eine Reiſe in das Königreich der Delphine und Salmen machen ſollte. Die Tonne wurde zugemacht, und von dem Felſen herab in das Meer geſtürzt. Das ganze verſammelte Volk ſtieß einen Schrey des Unwillens aus, als die Tonne hinabſtürzte, alles ſchluchzte und weinte, und ſah ihr ſo weit nach als es konnte. Alidor war ganz unbekümmert; er fand das Brod und den Wein, fing an mit dem größten Appetit zu eſſen und zu trinken, und ſang und plauderte dazu ohne aufzuhören — Endlich ſagte die Prinzeſſin: Alidor, laß mich doch wenigſtens in Frieden ſterben, und halte mit deiner unvernünftigen Luſtigkeit ein. — Was hab' ich dir denn gethan, antwortete Alidor, daß ich nicht luſtig ſeyn ſoll! Weißt du was? Ich habe hier einen Fiſch zum Freund, der mir alles zu Gefallen thut. Wenn du Hunger oder Durſt haſt, ſo kannſt du nur ganz unbeſorgt ſeyn; ich ruf' ihn und er bringt mir alles was ich will. Wenn wir hier das ſchöne Haus nicht hätten, ſo wollt' ich mir einen Pallaſt von ihm bauen laſſen, der ſeines Gleichen ſucht — Nun ſo ruf' ihn doch, ſagte Liverette. Warum zauderſt du ſo lange? Wenn du warten willſt, bis ich Hunger habe, ſo wird mir deine Hülfe zu ſpät kommen. Sieh', mein Kind ſtirbt; eile, ich bitte dich, damit ich ſehe, ob du die Wahrheit redeſt.

Alidor rief nun den Delphin ohne zu zaudern: der Delphin erſchien, und bat um Befehl. Biſt du da? ſagte der Prinz. Die Tonne iſt ſo gut verwahrt, daß ich keinen Stich ſehe. — Sage nur was du willſt? fuhr der Delphin fort. — Muſik; antwortete der Prinz, ohne ſich zu beſinnen. Sogleich ertönte die lieblichſte Muſik. — Aber mein Gott, rief die Prinzeſſin voll Ungeduld, was ſoll uns jetzt die Muſik helfen? — Nun ſo ſag' doch nur was du willſt, verſetzte Alidor: Du haſt weder Hunger noch Durſt; was ſoll ich dir denn ſchaffen? Willſt du vielleicht ſchöne Kleider? Delphin .... Livorette ließ ihn nicht ausreden. Uebertrage mir deine Gewalt über den Delphin; ſagte ſie, — von Herzen gern; antwortete jener. Warum haſt du denn das nicht lange ſchon geſagt? Delphin, ich befehle dir, der Prinzeſſin Livorette in allen Stücken pünktlichen Gehorſam zu leiſten. — Sie kann befehlen; ſagte der Delphin. Sogleich verlangte Livorette auf eine reizende Inſel in einen ſchönen Pallaſt gebracht zu werden. Den Pallaſt ſollten herrliche Gärten umgeben, von Bächen umfloßen; mitten in dem Garten ſollte ein Baum ſtehn, mit goldnem Stamm und ſilbernen Aeſten, und drey Orangen ſollten an dieſen Baume wachſen, die eine von Diamant, die andere von Rubin, die dritte von Schmaragd. Ueberdieß ſollte der Pallaſt vergoldet und ihre ganze Geſchichte darinnen abgemahlt ſeyn? — Mehr nicht als das? ſagte der Delphin. — Das iſt mehr als zu viel, antwortete die Prinzeſſin. — Ich ſollte nicht meynen; erwiederte der Delphin; denn es iſt ſchon alles bereit. — Nun wünſche ich noch, fuhr Livorette fort, einen Umſtand zu wiſſen, der mir vieles Nachdenken verurſacht hat, und der dir vielleicht nicht unbekannt iſt. — Ich verſtehe, ſagte der Delphin, du möchteſt wiſſen, wer Vater zu deinem Kinde iſt. Dieß iſt niemand anders als dein Canarienvogel Bibi, und dieſer

Bibi iſt Prinz Alidor, der hier neben dir ſizt. — Delphin, ſchrie Livorette, du ſpotteſt meines Unglücks! — Ich ſchwöre dir, antwortete der Delphin, bey dem Dreygott Neptuns und Amphitritens Spindel, ich ſchwöre bey deinen ſchönen Augen, daß ich ein Fiſch bin, welcher auf Ehre hält, und nie ein Wort ſage, das nicht die ſtrengſte Wahrheit iſt.

Aber mein Himmel, fuhr Livorette fort, wenn ich auch deinen Schwüren glauben wollte, ſo iſt mir doch unbegreiflich, wie mein Bibi und Alidor Eine Perſon ſeyn ſollen. Indeß befehle ich dir, den armen Alidor ſeine Vernunft wieder zu geben, ihn mit allen Reizen und aller Anmuth auszuſchmücken, und mir zu ſagen, warum du ihn einen Prinzen nennſt? — Der Delphin gehorchte auf der Stelle; und Livorette erfuhr den ganzen Verlauf ihrer ſonderbaren Schickſale.

Während ſie ſich mit dem gefälligen Fiſch unterhielt, landete die Tonne an einer Inſel; der Delphin warf ſie an's Land und ſie öffnete ſich. Alidor fiel Livoretten zu Füßen; er hatte ſeinen Verſtand wieder bekommen, und ſeine Züge hatten ſich ſo verändert, daß man ihn mit Mühe erkannte. Er bat ſie wegen ſeiner Verwandlung auf das zärtlichſte um Verzeihung, und ſie konnte nicht umhin, ihm ein Vergehn zu verzeihn, wozu ihn die heftigſte Leidenſchaft gezwungen hatte.

Die Prinzeſſin war ſehr vergnügt. Sie war den Augenblick der ſchrecklichſten Gefahr entgangen, und ſeit länger als vier Jahren hatte ſie das Tageslicht nicht anders als mit weinenden Augen geſehn. Sie dankte den Göttern für ihre Rettung, und dann dem Delphin, der ihr zur Hülfe geſendet worden war. Der Prinz war nicht weniger glücklich. Als ſie noch in dem erſten Genuß ihrer Freunde waren, hörten ſie den Schall von Trompeten, Pfeiffen und Trommeln, und ein lautes Wiehern von Pferden. Es waren die Equipagen des Prinzen und der Prinzeſſin, mit ihrer ſämmtlichen Leibgarde. Einige Damen kamen ihnen entgegen gefahren und ſtiegen aus, ſie zu bewillkommnen, und ihr zu ſagen, daß ſie Befehl von dem Delphin erhalten hätten, ſie als Häupter dieſer Inſel zu betrachten, und daß ſie eine große Anzahl treuer Unterthanen finden würden. Alidor und Livorette empfiengen ſie mit der größten Höflichkeit und freuten ſich, die Bekanntſchaft ſo artiger Perſonen zu machen. Sie ſetzten ſich hierauf in einem offnen Wagen, der von acht geflügelten Pferden gezogen wurde, die ſich von Zeit zu

Zeit in die Luft erhoben, und ſich dann ſanft wieder herunter ließen.

Sie befanden ſich noch in der mittlern Region, als ſie an dem Abhang eines Hügels, der die Ausſicht auf das Meer hatte, einen Palaſt entdeckten, deſſen Mauern von Silber, aber ſo durchſichtig waren, daß man bis tief in die Zimmer hineinſehn konnte. Die Gärten, welche ihn umgaben, waren mit dem größten Geſchmack angelegt. Dunkle Hayne waren mit blumichten Auen vermiſcht, durch welche cryſtallhelle Bäche rieſelten, die ſich bisweilen in hohen Fontainen erhoben, bisweilen ſchäumend von Felſen herabſtürzten. Als der Prinz und ſeine Gemahlin in dieſes Feenſchloß eintraten, hörten ſie von allen Seiten: Es lebe unſer König Alidor! hoch lebe Livorette! Möchten ſie Glück und Zufriedenheit in dieſer Wohnung finden!

Nachdem ſie ein wenig ausgeruht und geſpeiſt hatten, trat der königliche Schatzmeiſter in das Zimmer, und fragte ſie, ob es ihnen gefällig wäre, ſich in die nächſte Gallerie zu erheben. Sie folgten ihm und fanden hier, längs der Mauer, eine Reihe von Brunnen, mit Eymern von Saffian und mit goldnen Reifen eingefaßt. Sie fragten den Schatzmeiſter, was dieſe Brunnen bedeuteten. Er antwortete, daß in denſelben unverſiegbare Quellen von Reichthümern ſtrömten, und daß man, um Geld zu haben, nur den Eimer herab zu laſſen, und die Münzſorte zu beſtimmen brauche, welche man zu haben wünſche. Wer einen guten Gebrauch von dem Gelde zu machen wiſſe, der fände hier ſo viel er wollte; aber man hätte Beyſpiele, daß Geitzige, die das Geld nur in ihrem Kaſten zu verſchließen wünſchten, den Eymer voll Kröten und Schlangen heraufbrachten.

Der Prinz und die Prinzeſſin bewunderten dieſe Brunnen und ſtellten verſchiedne Verſuche an, welche die Wahrheit deſſen beſtätigten, was der Schatzmeiſter geſagt hatte. Sie beſahen hierauf noch andere Merkwürdigkeiten des Schloſſes, und als es Abend ward, begab ſich Alidor in ſein Schlafzimmer und die Prinzeſſin mit ihrem Sohn in das ihrige.

Livorette ſchlief bis um eilf Uhr an den hellen Mittag; Alidor aber war ſchon früh aufgeſtanden, um auf die Jagd zu gehn, und noch vor dem Erwachen ſeiner Geliebten zurück zu ſeyn. Als er hörte, daß er ihr aufwarten konnte, kam er in ihr Zimmer, von einigen Cavalieren begleitet, welche das geſchoſſene Wildpret auf goldnen Schüſſeln trugen und der Prinzeſſin zu Füßen legten. Zugleich bat ſie Alidor, indem er ſie in den lebhafteſten Ausdrücken ſeiner Liebe verſicherte, daß ſie eine Zeit beſtimmen möchte, wo ſie ſeine Treue krönen und ihm öffentlich ihre Hand geben wollte.

Mein Prinz, antwortete ſie, ich bin feſt entſchloſſen, hierinne durchaus nichts zu beſtimmen, bis ich die Erlaubniß meiner königlichen Eltern habe. Dieſe Antwort war ein Donnerſchlag für den zärtlichen Alidor. Wozu verdammen Sie mich? ſagte er. Wiſſen Sie nicht, daß es unmöglich iſt, ihre Bedingung zu erfüllen? Wir ſind kaum dem ſchrecklichſten Tode entgangen, den uns Ihre Eltern beſtimmt hatten; und Sie können glauben, daß ſie in unſer Glück einwilligen werden? Aber ich verſtehe Sie? Sie lieben mich nicht, und Sie ſuchen dieſe Ausflucht, um ſich auf immer von meiner beſchwerlichen Liebe loszumachen. — Sie beurtheilen mich unrecht, antwortete Livorette. Ich ſchätze Sie hoch, ich liebe Sie, und ich habe Ihnen alles das Unglück verziehn, das Ihre Verwandlung mir zugezogen hat. Sie hätten einen ſicherern Weg nehmen können. Denn es iſt nicht wahrſcheinlich, daß mein Vater ſeine Tochter dem Sohne eines großen Königes ſollte verweigert haben.

Die Leidenſchaft ſchließt die kalte Ueberlegung nur allzuoft aus; erwiederte Alidor. Ich wählte den Weg, der mich am ſchnellſten zum Glücke führte: Aber ich bin untröſtlich, wenn Sie den grauſamen Entſchluß nicht widerrufen, den Sie gefaßt haben. — Es iſt mir unmöglich, ihn zu widerrufen, antwortete Livorette; wiſſen Sie, daß als ich dieſe Nacht in tiefem Schlafe lag, jemand an mein Bett kam, und mich ſtark an dem Arme zog, ich ſchlug die Augen auf, und ſah bey dem düſtern Schein einer Fackel, eine kleine ſchreckliche Figur, die mich mit blitzenden Augen anſah. Kennſt du mich? ſagte ſie zu mir. Nein, Madam, war meine Antwort; ich kann auch nicht ſagen, daß ich Luſt hätte, Ihre Bekanntſchaft zu machen. — Du ſcherzeſt; verſetzte die Geſtalt. — Ich ſchwöre Ihnen zu, daß ich in vollem Ernſte rede. — Nun gut, antwortete jene, ich bin die Fee Grognette, und habe große Urſache, mit dem Prinzen Alidor unzufrieden zu ſeyn. Er hat ſich auf meinen Felſen geſetzt, und er hat etwas an ſich, das ich nicht leiden kann. Ich verbiete dir, ihn als deinen Gemahl zu betrachten, bis dein Vater und deine Mutter in Eure Verheyrathung willigen. Wenn du es wagſt, mein Verbot zu verachten, ſo werde ich mich an deinem Sohne rächen; er wird ſterben, und tauſendfältiges Unglück wird nach ſeinem

Tode dich treffen. — Be dieſen Worten blieſ ſie die Aſche der Fackel auf mich; ich erſchrack. Du fürchteſt dich? ſagte die Fee. Nun ich verzeihe dir, wenn du meine Befehle befolgſt.

Alidor erkannte die Geſinnungen ſeiner Feindin, und beklagte ſich bitterlich. Aber er mußte der unvermeidlichen Nothwendigkeit weichen, wenn er das, was ihm das liebſte auf der Welt war, Grognettens Zorn nicht ausſetzen wollte. Er hätte ſo glücklich ſeyn können; und eine Kleinigkeit mußte ſeinem Glück im Wege ſtehn. Die Einwohner der Inſel bewetteiferten ſich, ihrem Könige zu gefallen; und das Land ſelbſt bot ihm die mannichfaltigſten Vergnügungen dar. Von Livorettens Liebe wurde er täglich mehr überzeugt.

Von Zeit zu Zeit begaben ſie ſich an das Ufer des Meeres, um den Delphin zu ſprechen, der ſie iederzeit mit Vergnügen ſah; aber wenn ſie mit ihm von der Fee Grognette ſprachen, und ihn um ſeinen Beyſtand baten, ſuchte er zwar ihren Kummer mit Troſtgründen zu lindern, aber etwas Gewiſſes wollte er ihnen nie verſprechen. So verſtrichen zwey Jahre. Alidor faſte mehrmalen den Entſchluß, Geſanden an den König der Wälder zu ſchicken; aber der Delphin widerrieth es ihm, weil Grognette ſie zuverläſſig umbringen würde. —

Als Livorettens Mutter das traurige Schickſal ihrer Tochter, ihres Enkels und Alidors erfahren hatte, verfiel ſie in eine tiefe Schwermuth, welche ihre Geſundheit untergrub und ſie gegen alle Freuden des Lebens unempfindlich machte. Jede Kleinigkeit erinnerte ſie an ihre unglückliche Tochter, und in der Fülle ihres Schmerzens konnte ſie ſich nicht enthalten, dem Könige die bitterſten Vorwürfe zu machen. Grauſamer Vater, ſagte ſie, iſt es möglich, daß du einen ſo unmenſchlichen Entſchluß haſt faſſen können. Wir hatten nur dieſe einzige Tochter; die Götter hatten ſie uns gegeben; nur der Götter Wille hätte ſie uns entreiſſen ſollen. — Eine Zeitlang ertrug der König dieſe Vorwürfe mit einem philoſophiſchen Gleichmuth; endlich ergriff ihn das Gefühl ſeines Unglücks ſelbſt. Er hatte ſeine Tochter zu Grunde gerichtet; er hatte die Liebe ſeiner Gemahlin verlohren; er fühlte ſich allein und verlaſſen auf der Welt. Oft rief er aus, wenn er allein war: Meine Tochter, ach! meine geliebte Tochter, was iſt dein Schickſal geweſen? Einziger Troſt meines Alters, warum hab' ich dich einem unglücklichen Ehrgeize aufgeopfert? Ach! ich kann niemanden anklagen, als mich ſelbſt, und meine blinde Hitze.

Eines Tags, da er ganz vorzüglich niedergeſchlagen war, geſtand er der Königin, daß ſeit dem unglücklichen Tage, an dem er Livoretten in das Meer hätte ſtürzen laſſen, er keinen ruhigen Augenblick mehr genoſſen hätte. Ihr klagender Schatten verfolge ihn überall; er höre das Winſeln ihres Kindes, und er ſehe voraus, daß ſein Schmerz ihn verzehren würde. Dieſes Geſtändniß vermehrte den Schmerz der Königin. Ach! ſagte ſie, was fangen wir an, uns zu tröſten? Der König ſagte, er habe von einer Fee reden hören, die ſeit einiger Zeit in dem Walde der Bären wohne: dieſe wolle er um Rath fragen. Ich werde ſie beglücken, erwiederte die Königin, wie wohl ich nicht weiß, was wir bey ihr thun können. Denn der Tod unſerer geliebten Livorette und ihres Kindes iſt, leider! nur allzu gewiß.— Der König ordnete dem ohngeachtet die Reiſe an. Er fuhr mit ſeiner Gemahlin bey Anbruch des Tages fort, und die Fee, welche ſeine Ankunft in den Sternen geleſen hatte, kam ihm eine Strecke entgegen, um ihn zu empfangen.

Als die Reiſenden die Fee erblickten, ſtiegen ſie aus, umarmten ſie, und weinten bitterlich. Majeſtät, ſagte die Fee, die Veranlaſſung ihrer Reiſe iſt mir nicht unbekannt. Eine heftige Reue über den Tod ihrer Tochter verzehrt ſie; und ich weiß ihnen keinen andern Rath zu geben, als ein gutes Schiff zu beſteigen, und nach der Delphineninſel zu fahren Sie iſt ſehr weit von hier; aber Sie werden da eine Frucht finden, welche Sie Ihren Schmerz vergeſſen machen wird. Verliehren Sie keinen Augenblick. Es iſt dieſes das einzige Mittel ſie zu tröſten. — Der König und die Königin dankten der Fee für ihre Theilnahme und ihren guten Rath, überhäuften ſie mit Geſchenken. und baten ſie während ihrer Abweſenheit, für die Verwaltung des Reichs zu ſorgen. Die Fee verſprach es ihnen; und nun kehrten ſie mit etwas leichtern Herzen nach Hauſe zurück.

Das Schiff war bald ausgerüſtet, und ſie überließen ſich den Wellen unter Anführung eines Steuermanns, der auf der Delphineninſel geweſen war. Einige Tage über war der Wind ihnen günſtig. endlich aber wurde er ihnen ſo widrig, und der Sturm nahm ſo überhand, daß das Schiff an einen Felſen geworfen wurde und ſcheiterte. In einem Augenblick waren alle Paſſagire zerſtreut, und jeder ſuchte ſein Leben zu retten ſo gut er konnte.

Während dieſer Zeit dachte der König an nichts als an ſeine Tochter. Ich habe die Züchtigung verdient, die mir die Götter zuſchicken.

cken. Warum hab' ich Livoretten und ihren Sohn der Wuth der Wellen übergeben. — Dieſe Vorſtellung quälte ihn ſo, daß er das Ende ſeines Lebens als ein Glück zu betrachten anfieng: als er ganz unverhoft die Königin auf einem Delphin ſitzen ſah, der ſie beym Herausfallen aus dem Schiffe, aufgefangen hatte. Sie ſtreckte ihre Arme nach dem Könige aus, und betete zu den Göttern, daß der Delphin doch auch zu ihrem Gemahl gelangen und ihn retten möchte. Es geſchah. In dem Augenblick, da der König im Begriff war, unterzuſinken, näherte ſich ihm der Delphin und nahm ihn, mit Hülfe der Königin, auf den Rücken. Jetzt ſchöpften ſie beyde wieder einigen Muth, da ſie ſahen, daß ſich der Himmel ihrer ſo ſichtbarlich annahm. Gegen Abend ſetzte ſie der Fiſch an das Land.

Dieß war nun gerade die Inſel, auf welcher Livorette und Alidor lebten. Sie giengen an dem Ufer ſpazieren; Livorette führte ihren Sohn an der Hand und ein zahlreicher Hofſtaat begleitete ſie; als ſie zu ihrem großen Erſtaunen zwey Leute auf dem Rücken des Delphins heranſchwimmen ſahn. Sie giengen ihnen entgegen, um ſie in der Nähe zu ſehn und ſie willkommen zu heißen. — und, wie groß war ihre Ueberraſchung, als ſie den König und die Königin erkannten! Sie merkten bald, daß ſie ſelbſt nicht erkannt wurden; und dies war ſehr natürlich, da Livoretten ihre Eltern in ſechs Jahren ſie nicht geſehen hatten; und Alidor ſo ſehr zu ſeinem Vortheile verändert worden war. Der Prinz endlich war in dieſer Zeit auch viel gröſſer geworden, und ſo war es ſehr begreiflich, daß den beyden Majeſtäten gar der Gedanke nicht beyfiel, ihre Tochter und ihren Enkel vor ſich zu haben.

Livorette war kaum im Stande ihre Thränen zurückzuhalten; das Herz ſchwoll ihr ſo ſehr an, daß ſie faſt kein Wort vorbringen konnte. Ach! Madam, ſagte der König, ſie ſehen hier einen unglücklichen Monarchen und eine troſtloſe Königin; wir haben weit von hier Schiffbruch gelitten, unſre ganze Reiſegeſellſchaft iſt umgekommen, und wir haben nichts als unſer Leben gerettet, das ſelbſt nur noch einen geringen Werth hat. — Majeſtät, antwortete die Prinzeſſin, Sie hätten an keinen Ort kommen können, wo man ſich ein gröſſer Vergnügen daraus gemacht haben würde, ſie aufzunehmen und Ihnen ihre Unfälle vergeſſen zu machen. Erlauben Sie mir, ſagte ſie zu der Königin, daß ich Sie umarme. — Bey dieſen Worten fiel ſie ihr um den Hals, und die Königin drückte ſie feſt an ihre Bruſt, und ſie fand, daß ſie ihrer geliebten Livorette ähnlich ſah. Alibor bot ihnen ſeinen Wagen an und ſie fuhren zuſammen in das Schloß Hier that man alles, um den hohen Gäſten Vergnügen zu machen; aber was ihnen die meiſte Freude verurſachte war, daß die Schiffe des Prinzen, welche ſich nicht weit von dem Orte befunden hatten, wo der König Schiffbruch litt, die ſämmtliche Mannſchaft gerettet hatten, und ſie glücklich mit auf die Delphineninſel brachte.

Eines Tags erzählte die Königin Livorettken die Veranlaſſung ihrer Reiſe und bat ſie, ihr Mittel zu ſchaffen, wieder in ihr Reich zurückzukehren. Ach! ſagte ſie, die Fee hatte uns verſprochen, daß wir auf der Delphineninſel Troſt gegen unſre Leiden finden würden. Wir ſind durch ein ſonderbares Schickſal auf dieſelbe geführt worden, aber auſſer der gütigen Aufnahme, die ſie uns gemacht haben, haben wir für unſern Kummer keinen Troſt gefunden.

Livorettkens Herz hätte bey dieſer Erzählung zerſpringen mögen; Ströme von Thränen floſſen über ihre Wangen herab. Die Königin dankte ihr für ihre Theilnahme; umarmte ſie und bat die Götter, ſie mit ihrem Sohn zu erhalten

halten und ſie gegen alle widrigen Schickſale zu ſchützen.

Jetzt war das Schiff für den König und ſeine Gemahlin ausgerüſtet, und der folgende Tag zur Abreiſe beſtimmt. Noch hatten ſie eines der größten Würde des Pallaſtes nicht geſehn; dieß war der ſchöne goldne Baum mit ſilbernen Aeſten, und mit den drey Orangen von Diamant, Rubin und Smaragd. Drey Wächter bewachten ihn Tag und Nacht, damit ſich niemand unterfienge, ihn zu berauben. Den letzten Tag erſt wurden ſie zu dieſem Baum geführt; und ſie brachten lange Zeit damit zu, ihn mit der größten Aufmerkſamkeit zu betrachten.

Als ſie wieder in das Schloß zurückkamen, erwartete ſie eine prächtige Mahlzeit; aber in dem Speiſeſaal war nur für zwey Perſonen gedeckt. Der König fragte nach der Urſache, und man antwortete ihm, der Wirth und die Wirthin wollten heute die Ehre haben, ihre Gäſte ſelbſt zu bedienen. In der That baten ſie die Majeſtäten, ſich zu ſetzen, und Alidor, Livorette und der Prinz warteten ihnen auf. Als ſie mitten in der Mahlzeit waren, traten die Wächter des goldnen Baums in den Saal und meldeten mit erſchrocknen Mienen, daß der Baum ſeiner Zierde beraubt wäre, und daß niemand anders dieſen Diebſtahl begangen haben könnte, als die Perſonen, die ihn zuletzt beſucht hätten. Der König und die Königin, welche wohl merkten, daß auf ſie gezielt wurde, ſtanden beleidigt auf, und erboten ſich alle ihre Taſchen in Gegenwart des ganzen Hofs auszuleeren. Der König riß auch ſogleich ſeine Scherpe ab und die Königin öfnete ihr Corſet, als o! Wunder die Orangen hervorrollten. — Himmel, rief die Prinzeſſin aus, vergelten Sie uns die gute Aufnahme, die Sie bey uns empfangen haben, auf dieſe Art? — Der König und die Königin waren in der größten Verwirrung; ſuchten ſich zu rechtfertigen, und verſicherten hoch und heilig, daß ſie eine ſo niederträchtige Handlung nicht fähig wären.

Nachdem dieſes einige Augenblicke gedauert hatte, warf ſich Livorette ihren Eltern zu Füßen und ſagte zu ihnen: Sie ſehen hier ihre unglückliche Tochter zu ihren Füßen, die ſie mit Alidor und ihrem Sohn den Wellen übergeben haben. Sie verurtheilten mich wegen eines Verbrechens, in welches ich niemals gewilligt hatte, und das mir eben ſo unbekannt war, als Ihnen der Diebſtahl dieſer koſtbaren Früchte, die man in Ihren Kleidern zu verſtecken gewußt hat. Haben Sie die Gnade, meiner

ner Verſicherung zu glauben und mir zu verzeihen.

Dieſe Worte machten einen tiefen Eindruck auf das Herz des Königs und der Königin. Sie hoben ihre Tochter von der Erde auf und erſtickten ſie faſt mit ihren Küßen und Umarmungen. Alidor erhielt, wie man denken kann, leicht Verzeihung. Die Hochzeit des Prinzen und der Prinzeſſin wurde mit der größten Pracht gefeyert. Der Delphin erſchien dabey unter der Geſtalt eines ſchönen und geiſtreichen Prinzen, und empfieng den Dank der ſämmtlichen Anweſenden. An Alidors Vater wurde eine Geſandſchaft abgeſchickt, um ihm dieſe glücklichen Neuigkeiten zu melden, und ihm die Schickſale ſeines Sohns zu erzählen. Der Prinz und die Prinzeſſin kehrten in das Reich des Königs der Wälder zurück und lebten hier lange und glücklich. Ihrem Sohn blieb die Delphineninſel zum Eigenthum.

* * *

Als Adelheit ihr Mährchen geendigt hatte, beeiferte ſich jedermann, ihr etwas ſchönes zu ſagen. Der Delphin war einige Augenblicke der allgemeine Gegenſtand des Geſprächs. Der eine wünſchte ſeinen Freunden eben ſo nützlich ſeyn zu können; der andre hätte der Canarienvogel ſeyn mögen. Die einen intereſſirten ſich mehr für Livoretten; die andern mehr für Alidor. Endlich miſchte ſich auch Dandinardiere in's Geſpräch: Mein Gott, ſagte er, wie können Sie ſich nur alle bey dieſen Kleinigkeiten aufhalten? Denkt denn niemand an die wundervollen Brunnen, wo man das Geld in Eimern ſchöpft? Ich muß Ihnen geſtehn, daß dieſe Stelle des Mährchens mir das allerlebhafteſte Vergnügen verurſacht hat. Wenn ich den Weg nach dieſer bezaubernden Inſel wüßte, ich träte morgen eine Pilgerreiſe dahin an. Ey, mein Herr, fiel Johann ein, da nehmen Sie mich ja mit. Die ſchönen Sachen da haben mir den Mund mehr als einmal wäßrigt gemacht. Warlich eine ſchönere Reiſe läßt ſich gar nicht denken; und ich will den Eimer ſchon tüchtig voll packen — ich kann was tragen. — Geh, geh, unterbrach ihm ſein Herr; du biſt viel zu feig, um mir an einen ſo gefährlichen Ort zu folgen. — Ey, das können Sie doch, mein Seel, nicht ſagen, antwortete Johann, daß ich feig wäre. Hab' ich mich nicht mit dem Fuhrmann und mit zehn andern Leuten herumgeſchlagen, die's wahrlich meinem Buckel nicht geſchenkt haben. — Nun gut, verſetzte Dandinardiere; wir wollen nächſter Tage die Landkarte nachſehn, und dann wird ſich zeigen, wie viel ſich fiſchen läßt. — Was mich betrift, fiel Madam du Rouet ein, ſo geſtehe ich Ihnen, daß mich die ſinnreiche Wendung entzückt, welche Fräulein Adelheid ihrem Mährchen gegeben hat. . . Und ich, ſetzte ihre Freundin hinzu, ſchätze mich jetzt weniger unglücklich, in dies Land gekommen zu ſeyn, als vorher, weil ich mir nicht vorſtellen konnte, auch nur ein Quentchen geſunden Menſchenverſtand anzutreffen.

Wir danken Ihnen für die gute Meinung, die Sie von uns gehegt haben; verſetzte der Baron. Ich weiß zwar, daß der geſunde Menſchenverſtand eigentlich in Paris alleine quillt; indeß fließen bisweilen ſchwache Arme deſſelben nach der Provinz aus. Es müßte doch ſchlimm ſeyn, wenn wir von den Einwohnern der Hauptſtadt, die uns von Zeit zu Zeit die Ehre erzeigen, uns zu beſuchen, nicht ein wenig civiliſirt werden ſollten. Sie glauben nicht, welchen Einfluß der Aufenthalt des Herrn la Dandinardiere ſchon gehabt hat. — — Sie ſind ſehr gütig, ſagte Dandinardiere mit holden Mienen, mir ſo etwas zuzuſchreiben. Aber wenn dies wirklich wahr iſt, ſo muß ich mich doppelt freuen, durch das ſeltſamſte Abentheuer von der Welt Ihnen ſo nahe gekommen zu ſeyn. — Ja, liebe Couſine, fuhr er fort indem er ſich an Madam du Rouet wendete, durch das ſeltſamſte Abentheuer, das einem Manne von Stande begegnen kann, bin ich hieher verſchlagen worden. Ich werde mir einmal das Vergnügen machen, es Ihnen zu erzählen. Nur ſo viel will ich Ihnen jetzt ſagen, daß ich einen Feind in dieſer Gegend habe, der mich mit Feuer und Schwerd, mit Zaubermitteln und Teufeln verfolgt. — Iſt das wahr? ſagte die Wittwe. Sie erſchrecken mich. — Dieſe Damen und Herren, antwortete der Edelmann, können Ihnen die Wahrheit meiner Erzählung bezeugen, und können Ihnen ſagen, mit welchem Muthe ich dieſe Anfälle abgehalten habe. Jetzt ſucht er mich durch unerhörte Verrätherereyen zu Grunde zu richten. — In der That, ſagte Madam de Lüre, ich dürfte wünſchen, Sie gar nicht geſehn zu haben; ich werde die ganze Nacht nicht ſchlafen können, aus Furcht, es möchte Ihnen ein Unglück begegnen. — Mein Loos iſt ſehr beneidenswerth, antwortete Dandinardiere; und mich dünkt, ich hätte gar nichts mehr zu fürchten, da Sie an meinem Schickſale Antheil nehmen. — Hier ſind zwey Damen, ſagte der Vicomte und zeigte auf Virginien und Adelheid, die gewiß keinen geringern Antheil nehmen, und wenn Ihnen der Herr von Villeville etwas zu Leide thun wollte, ſo würden ſie gewiß im Stande ſeyn, ſeinen Gewaltthätigkeiten Einhalt zu thun. — Wen nannten Sie da? ſagte die Wittwe. — Einen Edelmann, antwortete der Vicomte, dem es nicht an Verdienſten fehlen würde, wenn er nicht der Feind unſers Freundes wäre. — Ich beſinne mich, ihn geſehn zu haben, erwiederte jene; und ich habe ihn damals ſehr liebenswürdig gefunden. — Liebenswürdig? fuhr Dandinardiere auf. Ich glaube, Couſine, Sie haben mich und ſich zum Beſten. Wie kann eine Frau von Ihrem Stande einen Menſchen, wie Villeville, liebenswürdig finden? — Madam du Rouet hegte eine geheime Neigung gegen Villeville, und fand ſich durch die Art, wie ihr Couſin von ihm ſprach, höchlich beleidigt. Und wer ſind Sie denn? fragte ſie bitter unb trocken. Glauben Sie denn, daß man dadurch ein andrer Menſch wird, wenn man aus Paris an das Ufer des Meers verſetzt worden iſt? Ich habe noch nie gehört, daß ein Rabe dadurch zum Adler geworden wäre. — Ey zum Teufel, Madam, fuhr Dandinardiere auf, Sie haben auch Urſache, Parthey gegen mich zu nehmen! Ich möchte wiſſen, was aus Ihrem Vater geworden wäre, wenn ihn mein Geld nicht dem Bankeroutte entriſſen hätte? — Iſt es möglich? ſchrie die Dame und hob ihre Hände gen Himmel; iſt es möglich, meinem Vater einen Bankeroutt vorzuwerfen, in dem ihn nichts anders als der Bankeroutt Ihres Vaters gezogen hatte! — Da der Streit ſo lebhaft wurde, hielt es jedermann für zuträglich, die aufgebrachten Gemüther zu beſänftigen, ehe noch etwas zum Vorſchein käme, das der Baronin einen Aufſchluß über die wahre Abkunft des bürgerlichen Edelmanns geben könnte. Madam de Küre war aus einem andern Grunde dabey intereſſirt; ſie wollte nicht, daß man wiſſen ſollte, daß ſie in der Geſellſchaft einer bürgerlichen Dame reiſte Jedermann redete ihnen zu. Sie ſchwiegen aus Höflichkeit, aber ihr Unwille war ſchon ſo hoch geſtiegen, daß ſie ſich alle Augenblicke feindſelig anſahn, und eines um das andere Anſpielungen machte, wobey ſie zwar niemanden nannten, die aber doch leicht genug zu deuten waren.

Der Baron hielt für das rathſamſte, ſie ganz von einander abzuſondern. Haben Sie nicht Luſt, meine Damen, den ſchönen Abend in dem Wäldchen zuzubringen, wo wir heute Mittag geweſen ſind? Mit Vergnügen, ſagte die Wittwe. Ich liebe das Meer auſſerordentlich. Kommen Sie meine Liebe, fuhr ſie fort, und faßte die Baronin unter den Arm, kommen Sie, um an dem Ufer des ungeſtümen Elements Athem zu ſchöpfen.

Die Baronin zog ihren Arm weg und verſicherte, daß ſie allein gehen könnte. Die Wittwe fand ſich beleidigt. In der That, ſagte ſie, es giebt Leute, bey denen man nicht als Dornen findet. — Ich verſtehe Sie, antwortete die Baronin, welche nie etwas auf die Erde fallen ließ; Sie glauben die Roſe zu ſeyn, und ich bin der Dorn. Erlauben Sie mir Ihnen die Wahrheit zu ſagen, daß die Roſe etwas abgeſchoſſen iſt. — Ihre Manieren ſind nicht die gefälligſten, verſetzte Madam du Rouet; wenn ich auf eine ſolche Begegnung gerechnet hätte, ſo würde ich mich gehütet haben, Ihnen die Ehre meines Beſuchs zu gönnen. — Und ich würde dieſe Ehre ſehr gern entbehrt haben, verſetzte die Baronin, die niemanden das letzte Wort ließ. — Aber mein Himmel, fiel Madam de Lüre ein, wie können Damen von Stand und Lebensart ſich mit ſolchen Armſeligkeiten herumtreiben. Sie haben beyde Unrecht, alles ſo hoch aufzunehmen, und ich rathe Ihnen .... Wir können Ihren Rath entbehren, fiel die Baronin ein.

Es iſt wahr, hub der Herr von Saint-Thomas an, liebe Frau, du haſt heute große Luſt, mir Verdruß zu machen. Ich finde nicht gut.... Und ich finde auch nicht gut, fiel ſie ihm ein, daß du immer Parthey gegen mich nimmſt, und die vertheidigſt, die mich ärgern und kränken. Ach! wenn mein Großvater noch lebte, blutige Thränen würde er weinen, mich einem ſolchen Manne gegeben zu haben — Hierauf fieng ſie ſo bitterlich an zu weinen, als wenn man alle ihre Freunde und Verwandten zu Grabe getragen hätte.

Die Göttin der Zwietracht ſchien ihre Wohnung in dem Hauſe des Barons von Saint-Thomas aufgeſchlagen zu haben; jedermann zankte und ſchmollte. Er fand nicht für gut ſeiner Frau zu antworten, um das Uebel nicht noch ärger zu machen. Dieſe hatte nun keine Luſt mehr, mit der übrigen Geſellſchaft in das Wäldchen zu gehn; ſondern blieb bey dem bürgerlichen Edelmann Der gemeinſchaftliche Groll gegen Madam du Rouet flößte ihnen in dieſem Augenblick ein wechſelſeitiges Zutrauen ein, das ihnen bisher ganz fremd geweſen war. Soll ich aufrichtig mit Ihnen reden? ſagte die Baronin? Ihre Couſine iſt eine Frau von einem ganz unerträglichen Hochmuth. — Meine Couſine? verſetzte Dandinardiere. Mit unſrer Verwandtſchaft hat es ſo viel nicht zu bedeuten. Das ſind ſo Couſinen ... Sie verſtehen mich. — Vollkommen; erwiederte die Baronin. Und gleichwohl ſehn Sie, mit welcher Achtung mein Mann ſie behandelt; ich muß Ihnen ſagen, mein Herr von Dandinardiere, es giebt keinen ſo ungefälligen Mann als ihn. Zwar nach dem äuſſerlichen Schein zu urtheilen, ſollte man glauben, Wunder wie gut er wäre; aber das Innre, mein Herr, das Innre! Es iſt mir eine gewiſſe Höflichkeit angebohren, die ſich ſchlechterdings nicht mit Grobheit und Uebermuth verträgt ... Dieß iſt gerade auch mein Fall, verſetzte Dandinardiere; es iſt nichts leichter als mich durch Höflichkeit zu gewinnen; aber wer auf einem andern Ton mit mir ſpricht, der findet, daß ich eine eiſerne Stirne habe; und wenn ich einmal meinen Kopf aufſetze, dann kömmt kein Teufel, kein Irrwiſch, kein Zaubrer und kein Währwolf mit mir aus ... Dieſe Geſinnungen entzücken mich, ſagte die Baronin; es ſind gerade auch die meinigen. Wir waren für einander geſchaffen; die Natur hat uns in eine Form gegoſſen, und dann dieſe Form zerbrochen. Aber ſagten Sie mir nicht eben, die Wittwe wäre nicht mit Ihnen verwandt? — Mein Gott, nein, antwortete er mit Ungeduld, ich habe es Ihnen geſagt und ſage es noch einmal, ſie geht mich gar nichts an. Sie hatte einen Onkel, den ich zu meinem Haushofmeiſter machte. Sie war jung und artig; ich war auch jung. Sie beſuchte ihren Onkel bisweilen, und da machte ich ſo ihren Liebhaber. — Pfuy, rief die Baronin aus, eine ſolche Frau ſoll ſich nicht rühmen, meine Bekanntſchaft zu haben. Ich werde ihr verbieten, meinen Namen je wieder über ihre Zunge gehen zu laſſen. — Sie nehmen die Sache gar zu buchſtäblich; antwortete Dandinardiere. Ich will durchaus nichts zum Nachtheil der Madam du Rouet geſagt haben; was ich ſage, bezieht ſich mehr auf den Unterſchied, der ſich zwiſchen ihrer und meiner Herkunft befindet. Denn wenn man es mit der weiblichen Tugend ſo ſtrenge nehmen wollte, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß die Zeiten ſo verdorben ſind, daß die tugendhaften Damen wahrſcheinlich ein ſehr einſames Leben führen würden. In dieſem Punkte muß man etwas nachſichtig ſeyn. — Unſre Maximen, antwortete die Baronin, ſind in dieſem Stücke ſehr verſchieden, und Sie werden mir erlauben, die Meinigen für beſſer zu halten, um mich nach ihnen zu richten. — Mein Gott. erwiederte jener, ich will nicht hoffen, daß Sie im Stande ſind, etwas zu thun, was Ihren Mann äuſſerſt kränkend ſeyn muß: Er? ... Ja, ja, antwortete ſie, ich will ihn kränken: Sie haben ſelbſt geſehn, wie er ſich der Frau gegen mich angenommen hat. Ich will mich meiner Galle entledigen; denn ich muß Ihnen aufrichtig ſagen, ich fange an zu glauben, daß er ſie ſchon ſeit langen Zeiten kennt —

Johann trat jetzt in das Zimmer und unterbrach dieſes freundſchaftliche Geſpräch. Er ſah verwirrt aus den Augen, näherte ſich ſeinem Herrn und ſagte ihm in's Ohr: Machen Sie ſich fertig zu einer Reiſe in die andre Welt. Willeville iſt bey der Geſellſchaft in dem Wäldchen, und ſchwatzt und lacht, als wäre ihm nichts drum. Ich hatte mich hinter einem Buſch geſteckt, wo ich ihn mit aller Bequemlichkeit ſehn konnte. Er iſt jetzt noch um eine Elle größer als ſonſt.

Die Baronin merkte, daß Dandinardiere unruhig zu werden anfieng und verließ ihn. Biſt du deiner Sache auch ganz gewiß? ſagte der Edelmann. — Ich werde ja antwortete Johann. Ich will Ihnen die ganze Geſchichte erzählen. Als die Damen ihr Zimmer verließen,

ließen, ſtand ich auf dem dunkeln Gange, und hörte, daß eine von ihnen ſagte: Der Ehrenmann war ſonſt mein Kaufmann. Ich habe mir manches Stück Zeug von ihm zumeſſen laſſen. Aber er hatte immer einen großen Hang, den Mann von Stande zu ſpielen; und das gab zu lächerlichen Scenen Veranlaſſung. Da ich viel bey ihm auf Credit nahm, ſo machte ich mir das Vergnügen, ihn meinen Couſin zu nennen; dafür gab er mir was ich wollte, ohne mich an die Bezahlung zu erinnern. Sie ſagte auſſerdem noch vielerley, das ich vergeſſen habe, denn ſie hat eine Zunge wie ein Elſter. — Ich ſchlich ihnen ganz ſachte nach, und verſteckte mich in ihrer Nähe, als auf einmal jemand angeritten kam. Alle ſahen ſich um, um zu ſehn, wer es wäre. Ja, wer war's anders als unſer Feind Villeville, der vom Pferde ſtieg, und der Geſellſchaft ſein Compliment machte. Ich erſchrak ſo, daß ich auf allen Vieren davon kroch, um Ihnen dieſe Schreckenspoſt zu bringen.

So wahr ich lebe, ſagte der Edelmann, dieſe Nachricht verdient Aufmerkſamkeit. Mein Todtfeind gewöhnt ſich ſeit einiger Zeit hierher. Erſt heute früh iſt er hier vorbey geritten; heute

Abend kömmt er ſchon wieder. Er iſt mit der Wittwe alliirt. und ſie griefen mich gemeinſchaftlich an. Johann, warum haſt du nicht mehr Herz? Deine Kleinmuth ſteht meinen kühnſten Entwürfen im Wege. Das beſte iſt auf den Rückzug zu denken. — Das iſt gar kein übler Einfall, ſagte Johann. Denn wir haben noch auſſerdem den verzweifelten Robert auf dem Halſe, der uns auch noch einen Streich ſpielen kann. — Wie fangen wir es aber nur an, fiel ihm jener ein. Denn wenn man uns unterwegs einen Hinterhalt legt, ſo ſind wir verlohren. — Das will ich Ihnen ſagen, antwortete Johann. Ich lege Sie auf den Wagen und Ihre Bücher oben drauf. Da ſucht Sie niemand. — Da haſt du Recht, verſetzte der Edelmann. Für jetzt aber geh' noch einmal in das Wäldchen und ſieh zu, ob Villeville noch da iſt. — Johann gieng fort und ſtahl ſich durch eine dunkle Allee bis nahe an die Geſellſchaft. Er guckte verſtohlen durch die Hecken, und ſah, daß der Feind ſeines Herrn verſchwunden war. Nun kehrte er wieder um und brachte ſeinem Herrn dieſe fröhliche Botſchaft.

Dandinardiere ſprang bey dieſer Nachricht auf und ſchrie: Johann, gieb mir meine Wafſen und meine Stiefeln; ſattle mir meinen Bücephalus; ich will ausreiten um neue Lorbeeren einzuerndten Der Unverſchämte! Er wagte es in meine Nähe zu kommen. Aber ich will ihn lehren! — Johann ſah ſeinen Herrn mit großem Erſtaunen an. Im Ernſt, mein Herr, Sie wollen ſich rüſten? Bedenken Sie doch, daß Sie von dem Abentheuer unter dem Bette noch am ganzen Leibe wie zerſchlagen ſind!

Dandinardiere ließ ſich nicht zureden, ſondern beſtieg in voller Rüſtung ſein Pferd, das muthig mit ihm davon trabte, denn es war ſeit einigen Tagen beſſer als gewöhnlich gefüttert worden. Er ritt mit gefällter Lanze nach dem Wäldchen zu, ſchlug an alle Bäume und warf die Maykäfer herab. Das Geräuſch, das er verurſachte, machte die ganze Geſellſchaft aufmerkſam. Kurz darauf ſahen ſie ihn ſelbſt, und niemand konnte ſich des Lachens enthalten, am wenigſten die Wittwe, welche in ein lautes Gelächter ausbrach. Dandinardiere fand ſich beleidigt, und theils um ſich zu rächen, theils um ſich durch eine That von Wichtigkeit auszuzeichnen, ritt er auf ſie los, und nahm ihr mit der Lanze die Haube vom Kopf.

Madam du Rouet war über dieſen Scherz empfindlich beleidigt. Bey ihrem Geſchrey und dem Anblick der Haube, die an der Lanze herabhieng, wurde das Pferd ſcheu, und ſetzte ſich mit ſeinem Reiter in Gallopp, ohne daß er im Stande war, es aufzuhalten. Dandinardiere ſchwebte in der größten Lebensgefahr, als Villeville ihn erblickte, der ſich unterwegs aufgehalten hatte, um mit Meiſter Robert zu ſprechen. Er war erſtaunt, den bürgerlichen Edelmann in dieſem Aufzuge zu ſehn; er fiel ſeinem Pferd in den Zügel, und zwang es, ſtille zu ſtehn. Zugleich hielt er dieſes Renncontre für eine bequeme Gelegenheit, das Proiekt auszuführen, das er mit dem Prior und dem Vicomte verabredet hatte. Mein Herr, ſagte er, indem er die Hand an den Degen legte, wir müſſen uns auf der Stelle ſchlagen.

Der arme Dandinardiere war ſchon ſo erſchrocken, daß er kein einziges Wort vorbringen konnte; aber bey dem Anblick des bloßen Degens glaubte er in Ohnmacht zu fallen. — Nach einer ziemlichen Zeit fand er endlich wieder Worte und ſagte: Ich ſchlage mich nicht, wenn ich gerüſtet bin. Ich würde allzu vielen Vortheil über Sie haben, und dazu bin ich ein zu braver Mann. — Das ſind Ausflüchte, ſagte Villeville, und ſetzte ihm den Degen auf die Bruſt. Auf der Stelle... Um Gotteswillen, ſchrie jener; Sie machen mich todt. Was haben Sie denn nur davon, einem ehrlichen Mann, dem das Leben lieb iſt, die Kehle abzuſchneiden — Es giebt nur Ein Mittel, antwortete Villeville, ſich meinem Zorn und meiner Rache zu entziehn; das iſt, wenn Sie mir auf der Stelle verſprechen, die Fräulein von Saint-Thomas zu heyrathen. — Welche? antwortete Dandinarbiere, ohne ſich zu bedenken. Ich nehme welche Sie wollen, ja alle beyde auf einmal, und Vater und Mutter obendrein. — Ich bin ſo großmüthig, Ihnen die Wahl zu laſſen, erwiederte Villeville. Aber wenn Sie Ihr Ehrenwort brechen, ſo rechnen Sie drauf, daß ich Sie mit meiner eignen Hand ohne Umſtände in die andre Welt ſchicke.

Dandinarbiere fand ſich ſehr glücklich, ſein Leben um einen ſo wohlfeilen Preiß erkauft zu haben. Er warf ſich ſeinem ſchrecklichen Feinde zu Füßen, und verſicherte ihm: daß er alles in der Welt thun würde, um ihm zu gehorchen. Ich will für Sie um Virginien anhalten, ſagte Villeville; der Baron wird geneigter ſeyn, ſie

Ihnen zu geben, wenn er ſieht, daß ich Ihnen verziehen habe, und daß wir Freunde geworden ſind. — Wie es Ihnen gefällig iſt, erwiederte der Edelmann, Sie können auf meine Bereitwilligkeit rechnen, Ihnen in allen Stücken zu Willen zu ſeyn.

Villeville kehrte nun zu der Geſellſchaft zurück; zog den Prior und den Vicomte bey Seite und ſagte ihnen, daß das Ohngefähr ihr Projekt begünſtigt und den bürgerlichen Edelmann in ſeine Hände geliefert hätte. Hierauf erzählte er ihnen das ganze Abentheuer. Vortreflich, ſagten ſie; nun laßt uns aber auch keinen Augenblick verliehren, dieſe Verbindung in Richtigkeit zu bringen Wenn uns nur die Wittwe nicht einen Streich ſpielt. — Fürchten Sie nichts, fiel Villeville ein. Ich vermag etwas über die Wittwe; wir wollen ſie in unſern Plan ziehn, und ſie wird uns mit Freuden unterſtützen.

Er hatte ſich nicht betrogen. Während er mit der Wittwe ſprach, machte der Vicomte dem Baron den Antrag. Dieſer nahm ihn mit Freuden an. Die Baronin hatte, nach ihrer neu errichteten Freundſchaft mit Daudinardiere, auch nichts dagegen; und Virginie ſagte mit Freuden zu einer Verbindung ja, die ihren romantiſchen Ideen ſchmeichelte. So war die ganze Geſellſchaft ſchon auf einen Ton geſtimmt, als der gute Daudinardiere noch ganz blaß zu ihr zurück kam. Er ward mit ofnen Armen empfangen. Jedermann bemühte ſich, ihm die Kataſtrophe ſeines Abentheuers vergeſſen zu machen, indem ſie derſelben nicht erwähnten, und nur von ſeinem Verſtand, ſeinen Talenten und Verdienſten ſprachen.

Man zauderte nicht lange, um nach Hauſe zu gehn, und den Contrakt zu unterzeichnen. Wie erſtaunte Johann, als er Wolf und Schaf, Villeville und ſeinen Herrn, zuſammen erblickte! als er ſah, daß ſie ſich alle Augenblicke umarmten, und als er hörte, daß Villeville ſeinem Herrn Virginiens Hand verſchaft hatte. Anfänglich machte er große Augen und ſtand wie verſteinert da. Als er aber ganz von der Wahrheit deſſen, was er ſah und hörte, überzeugt war, wußte er vor Freuden nicht, was er anfangen ſollte, und ſang und ſprang, wie ein kleines Kind.

Dandinardiere wurde von den Händen der Fräulein von Saint-Thomas entwafnet, und mit Roſen bekränzt. Sie nannten ihn den neuen Anakreon; den Schmuck der Geſellſchaft; die Zierde der Provinz. Ihm ſchwindelte der Kopf. Der Baron bat ſeine Gäſte, dem Herrn la Dandinardiere als ſeinen künftigen Schwiegerſohn zu betrachten und ihn zu ſchonen — Auf dem Hühnerhof wurde eine ſchreckliche Schlacht angeſtellt, und die Haſen und Rehe der Flur verwünſchten den Tag, an welchem der bürgerliche Edelmann Virginien ſeine Hand gab.

Wenige Tage darauf reiſte das Ehepaar ab und nahm Adelheiden mit. Den Karren mit den Büchern führte der Trupp. Dandinardiere ritt auf ſeinem kleinen Pferde und Johann folgte ihm mit ſeinen Waffen nach Hinter ihnen her ritten die beyden Schweſtern in Amazonentracht. Villeville und die Wittwe begleiteten ſie. Der übrige Theil der Geſellſchaft beſchloß den Zug.

Man erzählt, Virginie habe nach und nach ihre romantiſchen Ideen vergeſſen, und habe, ſtatt Mährchen zu ſchreiben, ihre Hauswesen beſorgt.

ſorgt. Sie bekam einige Kinder, die ſie gut erzog. Dandinardiere, dem ſanften Zepter ſeiner Gemahlin unterworfen, entſagte ſeinen Grillen, und brachte den Reſt ſeiner Tage in ſtiller Gemächlichkeit zu. Möchten doch alle Schwindelköpfe ein gleiches Schickſal erfahren; und möchten alle Schriftſtellerinnen, wie Virginie, zu rechter Zeit, die Feder mit der Spindel vertauſchen!

Ende

der Mährchen der Gräfin von Aulnoy.

Anhang.

Feen-Mährchen

des

Herrn von Preſhac.

I.

Prinz Unvergleichlich.

Es war einmal ein König und eine Königin, die ein ſehr ſtilles und eingezognes Leben führten, und ihre größte Freude in der Erziehung ihrer Kinder, eines Prinzen und einer liebenswürdigen Prinzeſſin, fanden. Dieſer Prinzeſſin hatte man den Nahmen Schönhändchen gegeben, weil ſie in der That ſehr ſchöne Hände hatte. In den Zeiten, wo dieſe Familie lebte, war es gewöhnlich: zu der Niederkunft vornehmer Damen Feen einzuladen; aber der König, der an Zauberey nicht glaubte, und es für unnütz oder ſchädlich hielt, die Zukunft zum voraus zu wiſſen, hatte durchaus nicht zugeben wollen, eine Fee einzuladen oder über Schönhändchens künftige Schickſale um Rath zu fragen. Die Königin war in dieſem Stücke mit der Denkungsart ihres Gemahls nicht zufrieden;

und da ſie ihre Tochter auf das zärtlichſte liebte, ſah ſie mit Schrecken der Zeit entgegen, wo dieſelbe verheyrathet, oder, wie ſie es nahm, einem höchſt ungewiſſen Geſchick überantwortet werden ſollte. Dieſer Gedanke ließ ihr Tag und Nacht keine Ruhe, und ſie entſchloß ſich endlich, ohnerachtet der Verbote ihres Gemahls, ganz im Geheim die Fee Ligurde zu beſuchen, die in dem benachbarten Gebirge wohnte. Dieſe Fee war höchſt boshaft und gegen den König aufgebracht. Sie erblickte in dem Beſuche der Königin eine erwünſchte Gelegenheit, ſich zu rächen, und hatte kaum ihre Bitte um einige Aufklärung über Schönhändchens Schickſale vernommen, als ſie ihr ganz trocken antwortete, daß alle Mühe, die Prinzeſſin glücklich machen zu wollen, vergeblich ſeyn würde. Sie wird, ſagte ſie, gegen eine andere Prinzeſſin ausgetauſcht werden; beyde werden ſehr unglücklich ſeyn, und Schönhändchens Leiden werden am längſten dauern. Man wird ſie an einen Prinzen verheyrathen, der eine ausſchweifende Liebe für Vögel, und beſonders für einen gewiſſen rothen Vogel hat, der ihr großen Verdruß machen wird. Sie wird lange Zeit unfruchtbar ſeyn; man wird ſie deshalb verachten, und ihre Unterthanen werden ſich gegen ſie aufelhnen; endlich wird ein Ungeheuer ihre Eingeweide zerfleiſchen und ſie auffreſſen. Jedes

Wort der Fee war ein Donnerſchlag für die unglückliche Königin. Sie fiel ohnmächtig zu Ligurdens Füßen nieder, die ſie in dieſem Zuſtande, kurz und gut, in das Bett des Königs, ihres Gemahls, legte.

Der König, welcher die Abweſenheit ſeiner Gemahlin nicht bemerkt hatte, erſtaunte nicht wenig, als er ſie ohnmächtig neben ſich liegen ſah. Mit vieler Mühe brachte er ſie in das Leben zurück, und befragte ſie um die Urſache dieſes Zufalls; konnte aber lange nichts von ihr erfahren, das einen vernünftigen Sinn gehabt hätte. Unter Strömen von Thränen und unter lautem Schluchzen rief ſie einmal über das andre, ſie wäre die unglücklichſte aller Mütter und würde ewig den Tag beweinen, an welchem ſie eine Tochter gebohren hätte. Als ſie endlich etwas zu ſich ſelbſt gekommen war, bekannte ſie ihrem Gemahl den Schritt, den ſie, wider ſein Wiſſen, um des Glückes ihrer Tochter und ihrer eigenen Ruhe willen, gethan hätte, und erzählte ihm alles, was ihr die Fee geſagt hatte. Der König fand, wie natürlich, dieſe ganze Erzählung höchſt abentheuerlich, und glaubte, ſeine Gemahlin habe dies alles geträumt. Aber die Königin beſtand auf ihrer Behauptung und war nicht zu tröſten. Sie ließ die Prinzeſſin zu ſich kommen, umarmte ſie mit Thränen in den

Augen und beſchwor ſie, ihr zu verſprechen, daß ſie ſich nie verheyrathen wolle. Schönhändchen antwortete, ſie würde immer eine gehorſame Tochter ſeyn. Die Königin hielt ſie in ihren Armen, überhäufte ſie mit Liebkoſungen und erzählte ihr einen Theil des Unglücks, womit ſie die boshafte Ligurde bedrohe. Aber, ſetzte ſie hinzu, es wird dir leicht ſeyn, ihre Plane ſcheitern zu machen: wenn du dich entſchlieſſeſt unverheyrathet zu bleiben.

Schönhändchens Reize und Tugenden wurden indeß überall ſo bekannt, daß mehrere mächtige Könige Geſandten ſchickten, und um ihre Hand werben ließen. So vortheilhaft und ehrenvoll ihre Anträge waren, ſo wußte doch die Königin immer Ausflüchte zu finden und den Bitten, die von allen Seiten an ſie gelangten, wenn auch nicht eben Gründe, doch einen hartnäckigen Widerſtand entgegenzuſetzen.

Die Prinzeſſin hatte etwas von der Denkungsart ihres Vaters und glaubte nicht ſonderlich an die Untrüglichkeit der Feen; da ſie aber ihre Mutter ſchlechterdings nicht auf andre Gedanken bringen konnte, beſchloß ſie mit der Fee Serene Bekanntſchaft zu machen, die für eine gutgeſinnte Dame galt, um, wo möglich, mit ihrer Hülfe das Unglück abzuwenden, womit

mit ſie Ligurde bedrohte. Sie hatte immer von ihrer Amme gehört, daß die Feen im Grunde ihres Herzens die Reichthümer verachteten, und daß man ihre Gunſt leichter durch einfache Geſchenke, als durch Gold und Silber gewinnen könnte. Sie ſuchte alſo neun Stücken der allerfeinſten Leinwand aus, und ſchickte ſie nebſt neun Rocken, eben ſo vielen Spindeln von Cedernholz und dreyzehn elfenbeinernen Weberſchiffchen durch ihre Amme an die Fee Serene, die ſie auf das allerverbindlichſte einladen ließ, ſie in ihrem Palaſte zu beſuchen.

Die Amme, eine Perſon von vielem Verſtande, richtete ihren Auftrag mit großer Geſchicklichkeit aus und Serene ließ der Prinzeſſin verſprechen, ihr im Kurzen, und wenn ſie es am wenigſten vermuthen würde, einen Beſuch zu machen.

Schönhändchen erwartete nun mit Ungeduld die Erfüllung dieſes Verſprechens, als ſie eines Tags mit ihrer Mutter im Garten ſpazieren gieng und ihr eine alte Frau begegnete, die an der Spindel ſpann und um ein Almoſen bat. Die Königin wurde böſe und zankte mit ihren Leuten, daß man die Alte in den Garten gelaſſen hätte; aber Schönhändchen war mitleidiger und ſchenkte ihr ein Goldſtück.

Sogleich ſchwang die Alte ihren Rocken dreymal im Kreiß um ſich her, und in demſelben Augenblicke ſtand ein andrer, weit ſchönerer Garten da, der mit den wohlriechendeſten Blumen angefüllt und von unabſehbaren Orangenalleen durchſchnitten war, in denen Springbrunnen und Waſſerfälle das Auge auf die angenehmſte Weiſe überraſchten. Es gereicht mir zu einer großen Beruhigung, ſagte die Alte, daß ich im Stande bin, die Prinzeſſin für ihre Freygebigkeit zu belohnen, und die Königin zu überzeugen, daß ſie nicht nöthig gehabt hätte, ſich um meinetwillen zu ereifern. Ich bin, fuhr ſie fort, nachdem ſie die Entſchuldigungen der Königin, die jetzt ihren Irrthum merkte, mit Güte angehört hatte, ich bin die Fee Serene und komme hieher, um mein Verſprechen gegen Schönhändchen zu erfüllen, die mir ein beſſeres Schickſal zu verdienen ſcheint, als ihr die boshafte Ligurde verſpricht. Zu gleicher Zeit betrachtete ſie die Augen, die Hände und die Geſichtszüge der Prinzeſſin mit großer Aufmerkſamkeit, und fuhr fort: Ligurde iſt in der That eine ſehr geſchickte Fee; aber ſie muß ſich entweder nicht deutlich erklärt, oder Sie müſſen ſie nicht recht verſtanden haben. Ich verſichere Ihnen, daß ſich Schönhändchen mit einem großen Könige verheyrathen, und ſie zwar allerdings einigen Kummer haben wird, aber daß dieſer zu ihrem Ruhm und Vortheil ausſchlagen ſoll. Sie wird einen Prinzen, ein wahres Wunder der Welt, bekommen, und dieſem wird die grauſame Ligurde nachſtellen, um ihn in ſeiner Tugend umzubringen. Aber wir wollen auf Mittel denken, ihn ihren Schlingen zu entziehn.

Mutter und Tochter beſchworen nun die Fee, Mitleiden mit ihnen zu haben und ſie gegen Ligurdens Nachſtellungen zu ſchützen; und in der That wußte ihr Schöndhändchen ſo gut zu ſchmeicheln, daß die Fee verſprach, ihr Zutrauen nicht zu täuſchen und ſie nie zu verlaſſen. Sie verſchwand hierauf und ihr ſchöner Garten ebenfalls. Die Königin und ihre Tochter aber konnten ſich lange nicht von ihrem Erſtaunen und ihrer Verwunderung erholen.

Kurze Zeit darauf kamen Geſandten eines benachbarten, mächtigen Monarchen an dem Hof des Königs, und baten, im Namen ihres Herrn, unter ſehr glänzenden Bedingungen, um die Hand ſeiner Tochter. Die Königin konnte ſich, des Schutzes ohngeachtet, welchen ihr Serene verſprochen hatte, nicht entſchlieſſen; aber der König war minder bedenklich; und da er hörte, daß ſein muthmaßlicher

Schwiegerſohn eine ſchöne Schweſter hätte, brachte er eine Wechſelheyrath im Vorſchlag, die auch ſogleich angenommen wurde. Während nun aber dieſe doppelte Vermählung mit aller nur denkbaren Pracht gefeyert wurde, war Ligurde nicht müßig, ſondern ordnete, gleich in der erſten Hochzeitnacht, das Schickſal der Schwiegertochter des Königes mit ſo vieler Bosheit an, daß ſie in der Folge äuſſerſt unglücklich wurde. Mit Schönhändchen gelang es ihr nicht ſo gut. Denn die Fee Serene, welche ſich unerkannt in Ligurdens Nähe aufhielt, machte alle ihre Plane zu nichte.

Indeſſen geriethen die beyden Feen mit einander in großen Streit. Beyde kamen darinne überein, daß die neue Königin einen Prinzen zur Welt bringen ſollte; aber Ligurde eilte Serenen mit ihren Wünſchen zuvorzukommen, und ſprach deren drey aus; das erſte war, der Prinz ſollte in ſeiner Jugend von vielen harten Krankheiten überfallen werden; der zweyte, er ſollte viele Feinde haben; der dritte, er ſollte ſich in eine ſo ſtrenge Schöne verlieben, daß er den beſten Theil ſeines Lebens der Befriedigung ihrer Wünſche aufopfern müßte. „Halt ein, boshafte, unterbrach ſie Serene, und warte, bis ich ebenfalls

falls drey Wünſche ausgeſprochen habe. Der erſte ſey, ein ſehr langes Leben; der zweyte, Sieg über alle ſeine Feinde; der dritte, unermeßliche Reichthümer." Ligurde ſchien durch dieſe Wünſche, die den ihrigen geradezu entgegengeſetzt waren, ſehr beleidigt, und konnte ſich nicht enthalten, Serenen zu ſagen, die Zeit würde entſcheiden, welche von ihnen beyden ihre Wünſche am beſten durchzuſetzen im Stande wäre. Serene that ſich Gewalt an, um mit Mäßigung zu antworten und Ligurden von ihren bosbaften Planen gegen die Königin abzubringen. Dieſe Bemühung war vergeblich und beyde Feen trennten ſich mit gegenſeitigem Unwillen.

Schönhändchen wurde indeſſen unter unglaublichen Freudensbezeugungen in die Staaten ihres Gemahls eingeführt. Dieſer liebte die Jagd und hielt eine Menge ſeltner Vögel, unter denen er ſeiner Gemahlin vorzüglich einen rothen Vogel, mit hohem Kopfe und ſehr gefährlichen Schnabel und Fingern, wegen ſeiner ſeltnen Eigenſchaften, anrühmte. Die Königin erinnerte ſich hiebey an Ligurdens Drohungen und fühlte eine geheime Furcht und Abneigung gegen dieſen ſo hoch geprieſenen rothen Vogel.

Schönhändchen hatte nun einige Zeit mit ihrem Gemahle gelebt, als ſie die Zeichen der Schwangerſchaft zu bemerken glaubte. Während ſie aber ſelbſt noch ungewiß war, meldete man ihr eines Tages, daß ein Papagey zu verkaufen da ſey, welcher unter mehreren Sprachen auch ihre Landesſprache redete. Dieſer Umſtand machte die Königin neugierig. Der Papagey ward in ihr Zimmer gebracht und redete ſie mit einer wohlgeſetzten Rede an. Die Königin that hierauf verſchiedene Fragen an ihn, die er mit großer Richtigkeit beantwortete. Die Freude der Königin war unbeſchreiblich. Sie kaufte den bewundernswürdigen Vogel auf der Stelle, als ein unfehlbares Mittel gegen die Langeweile, von der ſie nun nichts mehr befürchtete. Der ganze Hof ſtaunte ihn als ein Wunder an, und der König ſelbſt brachte manche Stunde in dem Zimmer der Königin zu um ihren Papagey ſprechen zu hören. Indeſſen dauerte dieſe Freude nicht allzulange. Man fragte den wunderbaren Papagey ſo viel und mancherley, daß er endlich müde wurde zu antworten, und gänzlich verſtummte. Sein Stillſchweigen ängſtigte die Königin; ſie hielt ihn für krank und verſchwendete alle Arten von Liebkoſungen an ihn. Ihr Kummer rührte endlich ſein Herz, und da ſie ſich in ihrem Zimmer allein befand, ſagte er folgendes zu ihr:

Setze deinem Kummer ein Ziel, ſchöne Königin; ich bin deine Freundin Serene und habe dieſe Geſtalt angenommen, um ungeſtört mit dir ſprechen zu können. Du biſt ſchwanger; aber die boshafte Ligurde geht mit dem Plane um, dein Kind in der Wiege zu erwürgen. Ich bin alſo hierher geeilt, um es zu retten, und es wird mir gelingen, ſo bald du mir nur, wie ich nicht zweifle, die Hand dazu bieten willſt. Wenn du ſchweigen kannſt und ein unbegränztes Vertrauen auf mich ſetzeſt, ſo überliefre mir deinen Sohn: ich will ihn gegen Ligurdens Nachſtellungen ſichern und ihm eine Erziehung geben, bey der er zuverläſſig ſeine Rechnung beſſer finden ſoll, als die meiſten Prinzen bey der ihrigen. Indeſſen kann ich dir nicht verſchweigen, daß, da Ligurdens Gewalt über ihn bis in ſein zwey und zwanzigſtes Jahr dauern wird, du mir ihn ſo lange anvertrauen und Geduld haben mußt, bis die beſtimmte Zeit vorüber iſt. Erſt dann darfſt du deinen Sohn wieder ſehn.

So gerührt und dankbar nun aber auch die Königin gegen die Sorgfalt der guten Serene war, ſo fand ſie es doch unmöglich, ihren Schmerz zu unterdrücken; Ströme von Thränen ſtürzten über ihre Wangen herab; ihre Zunge ſtockte; ſie vermochte nichts zu antworten. Trägſt du Bedenken, mir ihn anzuvertrauen? fuhr die Fee fort. Ach! antwortete die Königin; Sie wiſſen, daß ich mich Ihnen ganz hingegeben habe; aber nie wird der König, nie werden ſeine Unterthanen ihre Einwilligung geben. Die deinige iſt mir allein ſchon genug, erwiederte Serene; ich will deine Schwangerſchaft verbergen und du ſollſt deine Niederkunft ſelbſt nicht wiſſen. Ich werde für dein Kind, wie für mein eignes, ſorgen, und nach Ablauf der beſtimmten Zeit will ich dir es wohlbehalten zuſtellen, wo du dann von neuem, vor aller Welt Augen, damit niederkommen ſollſt. Vor allen Dingen aber bewahre dein Geheimniß, und faſſe den feſten Entſchluß, allen Kummer ſtandhaft zu ertragen, den dir deine vermeinte Unfruchtbarkeit verurſachen wird. Die Königin war von Serenens guten Abſichten ſo vollkommen überzeugt, daß ſie ohne Bedenken ihre Einwilligung zu allen ihren Vorſchlägen gab. Am Ende ihrer Unterredung mit der gütigen Fee, die ſie auf das inſtändigſte bat, in der Erziehung ihres Sohnes nichts zu verabſäumen, trat der König herein. Der Papagey ſtimmte ein reizendes Lied an, das dem König großes Vergnügen machte, hüpfte hierauf in das Fenſter und flog davon. Die Königin ſtellte ſich beſtürzt und ſetzte alle ihre Bedienten in Bewegung, um den Papagey einzufangen; aber er war fort und blieb fort, und alle Belohnungen, die man dem Wiederbringer verſprach, blieben unwirkſam. Der Königin that es leid, ihren Geſellſchafter verlohren zu haben, aber dem Könige, der ein ſo großer Liebhaber von Vögeln war, noch mehr.

Die Schwangerſchaft der Königin blieb indeß der ganzen Welt unbekannt, und ſie kam nieder, ohne daß es jemand gewahr wurde. Serene nahm den kleinen Prinzen zu ſich und nannte ihn Unvergleichlich. Sie wußte, daß er zu großen Dingen beſtimmt war, und ſo wendete ſie auf ſeine Erziehung eine Sorgfalt, als ſelten auf die Erziehung eines Prinzen gewendet wird. Da ſie bemerkte, daß, wenn er einmal aufgewacht war, es immer viele Mühe machte, ihn wieder einzuſchläfern, kam ſie auf den Einfall, eine Prinzeſſin von China bey ihm anzuſtellen, die die ſchönſte, aber auch zugleich die ſtolzeſte Perſon von der Welt und ſeit einigen Jahrhunderten bezaubert war. Dieſe Prinzeſſin beſaß eine ganz unvergleichliche Stimme, und deshalb befahl ihr die Fee, bey dem Kinde zu bleiben, und, wenn es erwachte, ihm ſo lange vorzuſingen, bis er wieder eingeſchlafen wäre.

Die auſſerordentliche Schönheit der Prinzeſſin hatte, vor ihrer Bezauberung, ſo vielen Lärmen in der Welt gemacht, daß ſich die größten Prinzen der Erde glücklich geſchätzt hatten, ihr Leben auf das Spiel zu ſetzen, um einen kleinen Antheil ihrer Achtung zu erhalten. Denn ſo einſchmeichelnd ihr Betragen war, ſo hatte ſie doch von ihren Verdienſten eine ſo hohe Meinung, daß ſie einen einzigen ihrer Blicke für eine hinreichende Belohnung für die großmüthigſten Unternehmungen hielt. Nur Helden durften in ihren Dienſten ſtehn, und von dieſen forderte ſie immer auſſerordentliche, oft ganz unmögliche Beweiſe ihrer Ergebenheit; und wenn die aufgetragnen Unternehmungen gelangen, ſo beſtand die ganze Belohnung in der Erlaubniß, ihre Bewerbungen fortſetzen zu dürfen; kamen ſie aber dabey um, ſo prieß ſie ihr Schickſal glücklich, weil ſie in ihrem Dienſte geſtorben wären. Dieſer Stolz und dieſe Ruhmbegierde verſchafte ihr den Nahmen Glorioſe. Endlich beſchloſſen die Feen, die längſt auf ihre Schönheit eiferſüchtig geweſen waren, ſie zu entführen und auf dreytauſend Jahre zu bezaubern. Serene widerſetzte ſich dieſem harten Entſchluſſe lange Zeit; aber da ſie ſah, daß

Glorioſe ſo viele Helden umkommen ließ, und keinem ſeine Mühe Dank wußte, willigte ſie endlich in ihre Bezauberung ein. Doch erhielt ſie von ihren Mitſchweſtern die Vergünſtigung, daß die Prinzeſſin in dieſer langen Zeit nicht altern, ſondern ihre Schönheit unverändert erhalten ſollte.

Die Feen hatten Glorioſen auferlegt, alle Tage eilf tauſend Knauel Zwirn abzuwinden; aber Serene befreyte ſie, aus Liebe zu dem Kinde, von dieſer mühſeligen Beſchäftigung, und befahl ihr, bey dem Prinzen zu bleiben, um ihn durch ihren Geſang einzuſchläfern. Dieſes Geſchäfte war viel leichter und angenehmer, als jenes; und die Freude, die ſie über den Tauſch empfand, trug nicht wenig dazu bey, in ihrem Herzen eine Neigung gegen Prinz Unvergleichlich aufkeimen zu laſſen, die ſie auch in der Folge beſtändig beybehielt. Unvergleichlich ſelbſt war nie zufrieden, als wenn er Glorioſen ſingen hörte. Dafür erhielt ſie denn auch einige gütige Worte von Serenen, die den kleinen Prinzen über allen Ausdruck liebte, und ihr verſprach, daß, wenn ſie ſich ihr Geſchäfte angelegen ſeyn ließe, ſie vielleicht lange Zeit in Unvergleichlichs Dienſten würde bleiben können. Dieſer wuchs nach und nach heran und wurde in allem unterwieſen, was einem Kinde von ſeiner Geburt zu wiſſen nöthig war, und zur Ausbildung ſeines Körpers und Geiſtes diente. Aber bey allem, was er that, mußte Glorioſe um ihn ſeyn, und er fühlte überall Langeweile, wo ſie nicht war. Dagegen fand Glorioſe in der Geſellſchaft des Prinzen, deſſen edle Denkungsart ſich immer mehr entwickelte, ſo viel Vergnügen, daß ſie ſeinen Wünſchen ſehr gerne Genüge leiſtete und alles aufbot, ihn auf die angenehmſte Weiſe zu beſchäftigen.

Der Prinz hatte von ſeiner zarten Jugend an, eine ausgezeichnete Neigung zu militairiſchen Beſchäftigungen gezeigt, und oft bewafnete er alle Frauenzimmer, die ihn bedienten, mit Piquen und Flinten, und ließ ſie exercieren; womit er Glorioſen ein großes Vergnügen zu machen glaubte. So wie er aber mit den Jahren zunahm, entzog ihm die ſtolze Prinzeſſin ihre Geſellſchaft immer mehr und mehr, und verhehlte ihm ſogar die Neigung, die ſie im Herzen gegen ihn hegte.

Serene, welche auf alles achtete, was ihren geliebten Pflegſohn angieng, hatte ſeine Neigung zum Militair ſehr gut bemerkt, und ſuchte ſie für ſeine künftige Beſtimmung auszubilden. Sie ſchenkte ihm deshalb ein elfenbeinernes Pfeifchen, das die Kraft hatte, Schaaren bewafneter Krieger aus der Erde hervor zu locken, die er dann mit großer Einſicht ordnete und manövriren ließ. Um ihn für die Regierungsgeſchäfte zu bilden, gab ſie ihm einige weiſe und erfahrne Männer zu, die mit ihm über politiſche Gegenſtände ſprachen, und ihm die Grundſätze der Menſchenliebe und Gerechtigkeit in Anwendung auf die Staatskunſt einprägten. Niemals hat es einen gelehrigern Prinzen gegeben, als Unvergleichlich. Er machte ſich alles zu eigen, was man ihm ſagte; und erlangte im kurzen eine Menſchenkenntniß, die ihm in dem Innerſten der Herzen zu leſen lehrte.

Indeß thaten dieſe Beſchäftigungen dem viel umfaſſenden Geiſte und der Thätigkeit des Prinzen noch kein Genüge. Seine Nebenſtunden füllte die Beſchäftigung mit den ſchönen Künſten aus, und erzeigte ſeinen Geſchmack und ſeine Erfindungskraft zuerſt an dem Palaſte ſeiner Wohlthäterin. Für die Gartenkunſt hatte er eine ganz eigne Liebhaberey, um ihn auch hierinne ſeiner Neigung gemäß zu beſchäftigen, ſchenkte ihm die Fee einen Zauberſtab, mit welchem er nur dreymal auf die Erde zu ſchlagen brauchte, um die Schöpfungen ſeiner Einbildungskraft zur Wirklichkeit zu bringen. Dieſes Geſchenk machte ihm viele Freude. Er baute, mit Hülfe deſſelben, einen Palaſt von auſſerordentlicher Größe, wo er im Nothfall, alle Offiziere ſeiner Truppen einquartieren konnte. In demſelben waren ſehr geräumige Höfe; Treppen von Marmor und Jaſpis, und lange Reihen von Zimmern, die auf das prächtigſte möblirt und mit den ſchönſten Gemälden geſchmückt waren. Alles war auf das reichſte und prächtigſte und in dem beſten Geſchmacke angeordnet. Beſonders aber zeichnete ſich eine lange Gallerie aus, die mit koſtbaren Spiegeln, ſchönen Statuen und bewundernswürdigen Gemählden ausgeſchmückt war, auf denen man wundervolle und unerhörte Thaten eines Helden geſchildert ſah. Wenn man ſich nun aber an allen dieſen Wundern der Kunſt faſt müde geſehn hatte, fand man in dem anſtoßenden Garten neue Veranlaſſung zur Bewundrung. Ungeheure Springbrunnen ergoſſen ſich in große marmorne Becken, nachdem ſie ſich bis zum Himmel erhoben hatten; reizende Blumenbeete wechſelten mit ſchattigen Orangenhaynen und langen Alleen ab; ſchimmernde Grotten und ſtille Lauben luden hier und da zur Ruhe und zur Erquickung ein; und, um die Unterhaltung noch mannichfaltiger zu machen, irrten Thiere aller Art, Löwen, Tiger und Leoparden, ja ſelbſt Schlangen und Drachen, harmlos und ſcherzend umher. Am Ende des Gartens zog ſich ein Arm des Meeres, wie ein Canal, tief in das Land hinein, welchen Gondeln und Barken bedeckten, die den Spaziergängen durch ihre Schönheit und die Luſtigkeit der Schiffer eine höchſt angenehme Unterhaltung verſchaffen. Als eines Tags Glorioſe, auf Serenens Befehl, mit dem Prinzen hier ſpazieren fuhr, fragte ſie Unvergleichlich: wie ihr ſeine Einrichtungen gefielen? ſie antwortete ihm ganz trocken, Pracht und Reichthum wäre in China etwas ſo gewöhnliches, daß ihr Vater den koſtbarſten Paläſten immer einfache und ſaubre Wohnungen vorgezogen hätte. Unvergleichlich befand ſich eben am andern Ende des Canals, als ihm Glorioſe dieſe Antwort ertheilte. Sogleich ſtieg er ans Land und ſchlug dreymal mit ſeinem Stab auf die Erde. In demſelben Augenblick erhob ſich ein Schloß von Porzelan, mit Roſen- und Jaſminen-Beeten umringt, in denen eine Menge kleiner Springbrunnen angebracht waren. Das Ganze bildete die artigſte Gruppe die man ſehen konnte. Glorioſe ſelbſt ſah ſie mit Vergnügen; aber ſie verſchloß ihre Empfindungen in ihrer Bruſt und machte dem Prinzen die Freude nicht, ſich mit ſeiner Aufmerkſamkeit zu frieden zu zeigen.

Serene hatte keine Urſache, ſo verſchloſſen zu ſeyn, und bezeigte dem Prinzen ihre große Zufriedenheit mit ſeinem Geſchmack. Zu gleicher Zeit befahl ſie, daß, ihm zu Ehren, alle bezauberten Perſonen die Freyheit haben ſollten, täglich drey Stunden in den Zimmern und Gärten des Palaſtes herum zu gehn, und daß man daſelbſt eine reizende Muſik und alles, was zur Unterhaltung guter Geſellſchaft gehört, finden ſolle. **Unvergleichlich** hörte dieſen Befehl mit Entzücken, weil er glaubte, daß dieſe Einrichtung **Glorioſen** Vergnügen machen würde; aber die Prinzeſſin hatte ſo ſonderbare Launen, daß man nie wußte, wie man mit ihr ſtand, und daß oft die Mühe, die man ſich gab, ſie vergnügt zu machen, gerade das Gegentheil bewirkten. Sie bildete ſich ein, der Prinz ſelbſt habe **Serenen** dieſe Einrichtung angegeben, um Gelegenheit zu haben, die vielen bezauberten Schönen, die in dem Palaſte der Fee waren, mit größrer Bequemlichkeit zu ſehn und zu ſprechen. Ob nun gleich jeder Schatten von unregelmäßigen Begierden aus dieſen bezauberten Gegenden verbannt und die Eiferſucht vollkommen unbekannt war, ſo konnte doch **Glorioſe** den Gedanken nicht ertragen, daß der Prinz einem andern Frauenzimmer als ihr, die mindeſte Aufmerkſamkeit erzeige. **Unvergleichlich**, der ein großer Liebhaber von Muſik war, verſäumte dieſe Verſammlungen nie; ſobald ihm aber Glorioſe ihre Unzufriedenheit damit zu erkennen gab, ſtand er keinen Augenblick an, ihr dieſes Opfer zu bringen, und den Palaſt zur Zeit der Aſſamblee zu meiden.

Der Prinz ſtand nun in ſeinem ein und zwanzigſten Jahre und hatte alle ſeine Talente mit bewundernswürdigem Erfolge ausgebildet. Nun erwartete ſeine Mutter mit Ungeduld den Augenblick, wo ihr die gütige Fee ihren Sohn wieder zuſtellen und den Leiden ein Ende machen würde, die ſie bis jetzt mit unglaublicher Standhaftigkeit ertragen hatte. Die Meinung von ihrer Unfruchtbarkeit hatte ihr eine Menge bittrer Verfolgungen von Seiten ihrer Feinde zugezogen; das Volk hatte angefangen zu murren und endlich ganz laut zu äuſſern, man müſſe die Königin in ihr Vaterland zurückſchicken und dem Könige eine Gemahlin zulegen, die dem Reiche Erben gäbe. Ihre Tugend und die Hoffnung zur beſtimmten Zeit ihre Feinde zum Schweigen bringen zu können, ließ ſie alles erdulden. Sie hatte ſich nicht geirrt. Als die beſtimmten ein und zwanzig Jahre verfloſſen waren, und Serene ſah, daß Unvergleichlich von Ligurdens Drohungen nichts mehr zu befürchten hätte, kündigte ſie ihm an, daß ſeine Bezauberung vorbey, und daß es nun Zeit ſey, ſeine Eltern zu tröſten. Unvergleichlich hatte ſich bis jetzt für Serenens Sohn gehalten, und war über die Nachrichten, die er erhielt, um deſtomehr betroffen, da er in ihr die Entfernung von Glorioſen als eine nothwendige Folge ſah. Indeſſen unterwarf er ſich dem Willen des Schickſals; bat aber zu gleicher Zeit ſeine Wohlthäterin auf das inſtändigſte, ihn ſo oft als möglich zu beſuchen und Glorioſen jedesmal mitzubringen. Serene verſprach es.

Auf einmal verſchwand der Prinz und die Königin befand ſich ſchwanger. Der König und das ganze Land ſahen mit ungeduldiger Erwartung ihrer Niederkunft entgegen, und als ſie einen Sohn zur Welt brachte, bemächtigte ſich eine allgemeine Freude des Hofes und aller Unterthanen. Mit Verwunderung fand man das Kind größer und gebildeter, als Kinder ihrer Geburt gewöhnlich zu ſeyn pflegen; aber was beynahe alles verdorben hätte, war der Umſtand, daß der Prinz Zähne mit auf die Welt brachte. Die Fee hatte vergeſſen, ihm dieſe zu bezaubern. Indeſſen nahm ſich, bey der allgemeinen Freude, niemand recht die Zeit, dieſes Wunder zu unterſuchen, bey welchem ſich die Ammen ſehr übel befanden. Die Königin liebte dieſes Kind mit einer ſo auſſerordentlichen Zärtlichkeit, daß ſie ſich kaum von ihm trennen konnte. Sie nannte es Unvergleichlich und jedermann fand, daß es dieſen Namen verdiente.

Als der Prinz ſo weit herangewachſen war, daß man anfieng, ihm Unterricht zu geben, erwachten die Ideen in ihm, die er in Serenens Palaſt empfangen hatte, und er erinnerte ſich ſehr leicht alles deſſen, was man ihm jetzt von neuem lehren wollte. Von Glorio ſen war ihm nur eine verwirrte Idee geblieben; aber dieſe war hinreichend, ihn gegen das ſchöne Geſchlecht überhaupt aufmerkſam und zärtlich zu machen. Man bemerkt, daß er wenig ſprach und lachte. Nur vernünftige Dinge fanden ſeinen Beyfall, und in allem, was er that, zeigte ſich viel Verſtand und eine reife Beurtheilungskraft. Die Königin verlohr ihm ſelten aus dem Geſichte und die Wahrnehmung ſeiner Talente, ſeiner edeln Denkungsart und ſeines ſanften Charakters war die größte Freude und die angenehmſte Unterhaltung, die ſie kannte.

Unvergleichlich war noch ſehr jung, als ſein Vater ſtarb, und er zur Regierung gelangte. Eine Schlacht, welche ſeine Generale in den erſten Tagen derſelben gewannen, vermehrte die Freude des Volks, das ſeinen neuen König verehrte und liebte, und wurde als ein glückliches Zeichen der Zukunft angeſehn. Da der Königin, als Vormünderin ihres Sohnes, die Laſt der Regierung zu ſchwer fiel, wählte ſie einen berühmten und in Staatsgeſchäften erfahrnen Druiden zu ihrem Miniſter. Dieſe Wahl fand vielen Anſtoß. Der Hof fand ſich beleidigt, machte Partheyen, und erregte im ganzen Lande Zwieſpalt und Unruhen. Ligurde, die ihren alten Groll gegen die königliche Familie nicht abgelegt hatte, benutzte dieſe Gelegenheit. Sie hetzte die Großen am Hofe auf und ruhte nicht eher, bis ſich mehrere von ihnen verbanden und die Waffen ergriffen, um ſich den ihnen entrißnen Theil der Regierungsgeſchäfte mit Gewalt zuzueignen. Die Königin hatte alle ihre Klugheit, ihren Muth und ihre Tugend nöthig, um die Cabalen zu vernichten und den Druiden auf dem Poſten zu erhalten, auf welchen ſie ihn geſtellt hatte.

Prinz Unvergleichlich, welcher mehr Einſicht und Klugheit beſaß, als man in ſeinem Alter zu haben pflegt, bemerkte ſehr bald, daß die Wahl ſeiner Mutter nicht glücklicher hätte ausfallen können und befolgte in allen Stücken den Rath des Druiden mit der größten Gelehrigkeit. Aus ſeinem erſten Leben hatte er eine entſchiedne Neigung für den Soldatenſtand herüber gebracht; er wohnte häufig ihren Uebungen bey, und commandirte ſie oft ſelbſt; und ob er gleich kein Pfeifchen mehr hatte, um gerüſtete Männer aus der Erde hervorzurufen, ſo ſorgte er doch unabläßig für die, welche in ſeinen Dienſten waren und gab die gemeſſenſten Befehle, es nie an etwas fehlen zu laſſen. Gern hätte er ſich einmal im Kriege verſucht; aber die weiſen Rathſchläge des Druiden hielten ihn ab, ſeiner Neigung den Zügel zu laſſen. Er begnügte ſich alſo, ſeine Truppen gut zu exerciren und ſie oft zu muſtern. Diejenigen, welche ihre Pflicht am beſten thaten, zeichnete er aus und erweckte dadurch einen Wetteifer, durch welchen ſich ſeine Armee zu einer ſelten und in dieſen Staaten bis dahin unerhörten Vollkommenheit erhob.

Während der Prinz mit der Ausführung mehrerer großer Plane umgieng, war Ligurde, die nicht begreifen konnte, wie er in ſeinen früheſten Jahren ihren Nachſtellungen habe entgehen können, nicht müßig, ſondern ſchafte einer ihrer Dienerinnen Hectick genannt, Eingang in ſeinen Palaſt, mit dem Befehl, den Prinzen umzubringen. Aber auch dieſer Plan ſchlug ihr fehl; denn Serene erhielt Nachricht davon, eilte herbey und ſagte Ligurdens Abgeordnete hinweg. Bisher hatte Serene ſorgfältig vermieden ſich dem Prinzen zu zeigen, weil ſie entdeckt hatte, daß Glorioſe die Schöne ſey, mit welcher Ligurde ſeine Ruhe bedrohte; aber die große Gefahr, in welcher ſich Unvergleichlich befand nöthigte ſie, einen Schritt zu thun, den ſie gern vermieden hätte. Sie begab ſich zu der Königin. Dieß, ſagte ſie, ſind die letzten Verſuche der boshaften Ligurde und ich ſtehe ihnen dafür, daß ihr Sohn ein langes Leben genießen wird. Die Königin dankte ihrer Wohlthäterin auf das verbindlichſte und ſtellte ſie ihrem Sohne als ſeine Beſchützerin vor. In dem Augenblicke, wo ihr Unvergleichlich ſeinen Dank abſtattete, erinnerte er ſich ihrer Geſtalt und alles deſſen, was er in ihrem Palaſte geſehen hatte. Er ergriff ſie bey der Hand, bedeckte ſie mit ſeinen Küßen und Thränen, und bezeigte ihr auf alle Weiſe ſeine Freude über ihr wiederſehn Da er den Geſchmack der Fee kannte, ließ er ihr Haſelnüſſe, ſchwarzes Brod, Honig und Brunnenwaſſer vorſetzen. Serene nahm dieſen Beweis ſeiner Aufmerkſamkeit gütig an, und ob ſie gleich ſonſt nie auſſer ihrem Hauſe ſpeiſte, ſo genoß ſie doch jetzt, aus Gefälligkeit gegen den Prinzen, etwas von dem, was er ihr vorſetzen ließ.

Während dieſer Scene ſtellten ſich Glorioſens Reize ſeinem Geiſte auf das lebhafteſte dar. Er brennte vor Begierde, Serenen nach ihr zu fragen, aber er wagte es nicht. Die Fee errieth ſeine Gedanken. Der Zuſtand, in welchem du dich befindeſt, ſagte ſie, hat mir nicht erlaubt, mein Verſprechen zu erfüllen und die Prinzeſſin von China hierher zu bringen. Leider habe ich allzu ſpät eingeſehen, daß ich dir dieſes Verſprechen gar nicht hätte thun ſollen. Ach! fuhr ſie fort, du wirſt Glorioſen nur allzu bald ſehn; mehr will ich nicht ſagen, denn es iſt unnütz, ſich um Dinge zu bekümmern, die man einmal nicht vermeiden kann. Die Wünſche der boshaften Ligurde werden nicht alle unerfüllt bleiben; aber da ich nicht im Stande bin, dich gegen die Folgen derſelben zu ſchützen, ſo vergönne mir wenigſtens, durch meine Entfernung zu zeigen, daß ich an den gefährlichen Anſchlägen, die ſie dir geben, und den ſchimäriſchen Hoffnungen, aus denen ſie dir ſchmeicheln wird, keinen Antheil nehme. Du wirſt ſie ſehen, weil ich dir es einmal verſprochen habe; und ſo oft die Sonne aus einem Zeichen des Thierkreiſes in das andre tritt, will ich ſie dir zuſchicken, und ſie wird dir allein ſichtbar ſeyn, damit nicht alle deine Unterthanen deine Nebenbuhler werden. Kein Sterblicher kann ſie ſehen, ohne ſich ihrem Dienſte zu verpflichten; und da es nicht in meiner Gewalt geſtanden hat, dein Schickſal in Rückſicht auf Glorioſen zu ändern, ſo will ich wenigſtens den Menſchen die Begierde einflößen, dir in allen Stücken zu willfahren. Dieß iſt alles, was ich für dich thun kann. Mit dieſen Worten verſchwand ſie. Der Gedanke, Glorioſen wieder zu ſehn, verdunkelte in dem Herzen des Prinzen alle Bedenklichkeiten Serenens, und er erwartete mit Ungeduld den beſtimmten Zeitpunkt. Dieſer erſchien und an denſelben Tage fand ſich Glorioſe auf einem Wagen ein, der die Geſtalt eines Thieres hatte und von zwölf Schwanen gezogen ward. Noch nie hatte ſie ſo ſchön und ſiegreich geſchienen, und der Glanz ihrer Augen würde jedermann verblendet haben, wenn ſie nicht jedermann unſichtbar geweſen wäre.

Der Prinz war entzückt, ſie zu ſehn. Er warf ſich ihr zu Füßen, und bezeigte ihr ſeine Freude; aber er wagte es nicht einmal, den Saum ihres Kleides zu küſſen, ſo groß war die Ehrfurcht, die ſie ihm einflößte. Ich freue mich, ſagte ſie zu ihm, zu ſehn, daß du auch auf dem Throne und in deiner Entzauberung noch die nemlichen Geſinnungen gegen mich hegeſt, die du in Serenens Palaſte hatteſt;

denn wenn du Tugend und Muth genug beſitzeſt, um mir nach meiner Weiſe zu dienen, und mir alles aufzuopfern, ſo wird vielleicht meine Bezauberung ſchneller endigen, und ich werde im Stande ſeyn, zu deiner ererbten Krone noch einige andere hinzu zu fügen. Glorioſe ſagte dies mit ſo vieler Anmuth und einer ſo rührenden Stimme, daß der Prinz nicht weniger thun konnte, als ſie ſeiner ewigen Treue zu verſichern und ihr zu ſchwören, daß er keine Gefahren und Schwierigkeiten ſcheuen würde, ihre Achtung zu verdienen. Glorioſe wagte es nicht, ihren Beſuch länger auszudehnen, aus Furcht, die Fee möchte ihr zur Strafe irgend eine peinliche Arbeit auferlegen. Indeß verſprach ſie beym Abſchied, von der Erlaubniß der Fee, ihn alle Monate einmal zu beſuchen, Gebrauch zu machen. Der Prinz gab ihr mit der größten Beſcheidenheit zu verſtehn, wie ſehr er wünſchte, ſie länger bey ſich zu behalten; aber ſie war unerbittlich, und ließ ihren Schwanen den Zügel ſchießen, die ſie in dem Augenblicke entführten. So ſchmerzhaft dieſe Entfernung dem Prinzen fiel, ſo wagte er es doch nicht, ſich auch nur zu beklagen, weil er ſichs zum heiligſten Geſetze machte, Glorioſens Befehle auf das pünktlichſte zu erfüllen. Die Freude, ſie geſehn zu haben gab ihm eine Lebhaftigkeit, die man nicht an ihm gewohnt war, und die er unter andern durch einige Feſte an den Tag legte, die er den Damen ſeines Hofs gab. Denn indem er alles auf ſeine Liebe bezog, glaubte er dem Geſchlechte ſeiner Gebieterin dieſe Huldigung ſchuldig zu ſeyn.

Nach langem Hoffen trat die Sonne in ein neues Zeichen und Glorioſe erſchien zum zweytenmal in dem Zimmer des Königs. Es iſt Zeit, ſagte ſie, den Vergnügungen zu entſagen, die einem Prinzen deines Nahmens und einem Diener Glorioſens nicht anſtehn. Du haſt bis jetzt noch nichts gethan, was deiner und meiner würdig wäre, und wenn ich dein großes Herz nicht kennte und nur nach deinen Handlungen urtheilte, ſo würde ich kaum glauben, daß du dich, deinem Verſprechen gemäß, mir ergeben wollteſt. Um Glorioſens Achtung zu verdienen, iſt es nicht genug, eine Krone zu tragen, ſie muß mit Lorbeeren geſchmückt ſeyn. Deine Höflinge nennen dich ſchöne und liebenswürdig, und, wenn du deine Armee exercirt haſt, halten dich die Damen für einen Helden; aber ich begehre blutige Opfer. Denke, daß du für Glorioſen gebohren biſt. Mit dieſen Worten trieb ſie ihre Schwäne an, ohne auf die Antwort des Königs zu warten, der über ihren Tadel beſchämt ſtand, ohnerachtet er ſich bewußt war, ihn nicht verdient zu haben. Denn noch hatte ihn ſeine groſſe Jugend und ſeine Achtung gegen den Rath des Druiden, der ihm noch immer in Verwaltung der Staatsangelegenheiten beyſtand, abgehalten, den Eingebungen ſeines Muthes zu folgen. Jetzt fieng er ernſtlich an, auf groſſe Plane zu ſinnen, deren Ausführung ihm die Achtung Glorioſens gewinnen ſollte; und jeder Beſuch, den er von ihr empfieng, beſtärkte ihn von neuem in dem Entſchluſſe, ſich ihrer würdig zu zeigen und ihren Willen auf alle Weiſe zu erfüllen.

Der weiſe Druide ſtarb um dieſe Zeit, und Unvergleichlich beſchloß jetzt, ſeine Staaten allein zu regieren und die Laſt der Geſchäfte auf ſeine Schultern zu nehmen; aber aus Furcht, der Prinzeſſin zu mißfallen, gab er ihr Rechenſchaft von ſeiner Lage und von der Nothwendigkeit, in welcher er ſich befände, alle ſeine Zeit der Sorge für den Staat zu widmen, bevor er einen auswärtigen Krieg unternähme. Glorioſe billigte ſeine Gründe und ſetzte hinzu, dies ſey der wahre Weg, ſich ihrer Gunſt würdig zu machen. Mehr bedurfte es nicht, um den König anzufeuern, ſelbſt das Unmögliche möglich zu machen. Er widmete ſich den Geſchäften mit unermüdlichem Eifer und brachte die Grundſätze in Ausübung, die er in Serenens ners Palaſte eingeſogen hatte. Der Eifer, den er hierbey zeigte, ſeine Emſigkeit und ſeine bewunderswürdige Beurtheilungskraft überraſchten jedermann, der ihn zu beobachten im Stande war, und er brachte in kurzer Zeit ein Chaos von verwickelten Geſchäften in Ordnung. Der Wunſch, Glorioſen zu gefallen, und ihren Forderungen ſo bald als möglich Genüge zu leiſten, trug auch das ſeinige dazu bey, ſeinen Eifer zu beſeelen und zu erhalten. In der That bezeigte ſich jetzt Glorioſe, die aus ſeinen gegenwärtigen Betragen auf ſeine Fähigkeit zu allen großen Unternehmungen ſchloß, weit freundlicher und gefälliger gegen ihn als jemals, und jedes ihrer Worte war eine Zauberformel, mit der ſie ihn feſter an ſich kettete und ſein Feuer vermehrte. Nachdem die Staatsgeſchäfte in Ordnung gebracht waren, ſetzte ſich Unvergleichlich an die Spitze einer großen, vortreflich disciplinirten Armee, und bemächtigte ſich einiger feſten Plätze, die mit großer Tapferkeit und vieler Mannſchaft vertheidigt wurden. Indeß war Glorioſe, die nie an dem Muthe des Prinzen gezweifelt hatte, mit dem Erfolge dieſes Feldzuges nicht ſonderlich zufrieden, und ſagte ihm, bey einer ihrer Beſuche, daß es eben nicht ſehr zu verwundern wäre, wenn ein kriegeriſcher Prinz, mit einer treflichen Armee und in der beſten Jahreszeit einige Feſtungen wegnähme; ein König, welcher ſich Unvergleichlich nennen ließe und auf Glorioſens Achtung Anſpruch mache, müſſe die Laufgräben mitten im Schnee und Eis eröfnen und nicht einmal warten, bis alle ſeine Truppen beyſammen wären. Dieſe ſchreckliche Forderung ſetzte den Prinzen nicht einmal in Erſtaunen; er kannte Glorioſens Denkungsart, und fand nichts zu ſchwer und zu gewagt, wenn es darauf ankam, ihr zu gefallen. Er marſchirte alſo wenige Tage darauf, mitten im Winter, mit einer kleinen Mannſchaft aus, und griff, ohnerachtet des tiefen Schnees, eine benachbarte Provinz an, die durch mehrere ſehr ſtark befeſtigte Plätze vertheidigt wurde. Die Mühſeligkeiten, die er bey ihrer Belagerung ertragen mußte, und die Gefahren, denen er ſich ausſetzte, waren unglaublich; indeß gelangen ihm alle ſeine Unternehmungen, und er kehrte ſiegreich in ſeine Staaten zurück. Damals erlaubte ihm Glorioſe zum erſtenmal, den Saum ihres Kleides zu küſſen.

Dieſe Gunſt ſchmeichelte dem Könige ſo ſehr, daß er ſogleich Anſtalten zu einem neuen Feldzuge machte. Seine Armee ſtand ſchon gerüſtet und marſchfertig da, der Plan der Eroberung war entworfen, und die glückliche Ausführung deſſelben ſchien ihm vollkommen gewiß zu ſeyn, als Glorioſe erſchien und ihn mit folgenden Worten anredete: Ich bin mit deinem Muthe zufrieden, und nehme deinen Willen dieſesmal für die That, denn ich bin überzeugt, daß deine Feinde, die jetzt, wo ſie durchaus nicht gerüſtet ſind, keinen Widerſtand leiſten könnten. Eroberungen dieſer Art haben in meinen Augen ein ſehr geringes Verdienſt. Ich liebe die leicht errungenen Siege nicht, und, wenn du dich mir alſo gefällig machen willſt, ſo zügle deinen Muth und warte bis ſich deine Feinde von ihrem Erſtaunen erholt haben, und im Stande ſeyn werden, dir eine beträchtliche Armee entgegen zu ſtellen. Der König hatte alle ſeine Mäßigung nöthig, um einem Plane zu entſagen, von dem er ſich ſo große Vortheile verſprochen hatte. Indeſſen gewann er auch dieſen Sieg über ſich und da er die Waffen um Glorioſens willen ergriffen hatte, ſo legte er ſie auch ihr zu gefallen, nieder.

Dieſes Opfer freute ſie ſehr, und ſie dankte dem Prinzen auf das verbindlichſte dafür. Da er für Begierde brannte, immer etwas zu thun, was den Beyfall ſeiner Gebieterin hätte, und ihm die Gelegenheit benommen war, ſich durch die Waffen auszuzeichnen, ergab er ſich von neuem der Sorge für den Staat; verbeſſerte die Geſetze und ſchafte eine Menge Mißbräuche ab, die ſich in die Verwaltung der Gerechtigkeit eingeſchlichen hatten. Glorioſe lobte ſeinen Eifer und ſeine Wachſamkeit, aber ſie verlangte einen neuen Beweiß ſeiner Ergebenheit. Du weißt, ſagte ſie zu ihm, daß ich hoffen darf, meine Bezauberung bald geendigt zu ſehn. Du haſt es gewagt, deine Wünſche bis zu mir zu erheben; du weißt auch, daß ich ſchöne Paläſte liebe; aber du beſitzeſt keinen einzigen, in den du mich mit Anſtand aufnehmen könnteſt. Der Prinz antwortete, daß er ihre Wünſche in kurzen befriedigen wolle, und ließ ſogleich aus allen Gegenden der Welt die geſchickteſten Baumeiſter kommen, die mitten in der Hauptſtadt einen Palaſt erbauten und Gärten anlegten, die auf der Erde ihres Gleichen nicht hatten. Aber ſchon war dieſes groſe Unternehmen beynahe zu Ende gebracht, als Glorioſe dem Prinzen zu erkennen gab, daß ſie den Aufenthalt in groſen Städten nicht liebte, und daß, wenn er ihr einen gefälligern Beweiß ſeiner Zuneigung geben wollte, er irgendwo auf dem Lande einen Palaſt und Gärten anlegen müßte, wie er ehemals in Serenens Reiche mit Hülfe ſeines Zauberſtabes angelegt hätte. Unvergleichlich war über dieſe Forderung nicht wenig beſtürzt. Er ſtellte ihr vor, daß jener Palaſt ein Werk der Zauberey geweſen ſey, und daß aller Marmor der Erde und alles Gold von

von Peru nicht hinreichen würde, um ein ähnliches Werk auszuführen. Umſonſt. Du weißt, erwiederte Glorioſe, daß ich an gewöhnlichen Dingen keinen Geſchmack finde, und daß mich nur das vergnügt, was an das Unmögliche gränzt. Ich habe dir meinen Wunſch geſagt; deine Sache iſt es nun, zu überlegen, ob du Muth haſt, ihn zu erfüllen, und Luſt, mir gefällig zu ſeyn. Mit dieſen Worten entfernte ſie ſich, ohne auf eine Antwort zu warten.

Nie hat ſich ein Menſch auf der Welt in einer größern Verlegenheit befunden, als Unvergleichlich, der keine Möglichkeit ſah, Glorioſens Verlangen zu erfüllen und ihr doch um keinen Preiß mißfallen wollte. Um indeß ſeinen guten Willen zu zeigen, ließ er die Arbeit anfangen; machte ſelbſt einen Riß, der ſich ſo viel als möglich dem Zauberſchloſſe näherte, und ordnete alles in eigner Perſon an. Das Werk wurde mit ſo vielem Eifer betrieben, daß es in Zeit von zwey Jahren ſchon um ein Beträchtliches vorgerückt war.

Dieſer Eifer gefiel Glorioſen auſſerordentlich, und Unvergleichlich, der alles um ihres Beyfalls willen that, verdoppelte ſeine Anſtrengung und hatte Tag und Nacht keine Ruhe bis der Palaſt und die dazu gehörigen

gen Gärten vollendet waren. Nie hatte man eine größere Verſchwendung des Goldes geſehn, und ob gleich ſeine Abſicht nur dahin gieng, den Zauberpalaſt nachzubilden, ſo war es ihm doch, wider alle ſeine Erwartung gelungen, ihn in vielen Stücken zu übertreffen.

Mit Ungeduld erwartete der König Glorioſens Ankunft, um ihr ſein Werk zu zeigen und ihre Meinung darüber zu vernehmen: aber wie groß war ſein Unmuth und ſeine Beſorgniß, als der beſtimmte Tag unter Hoffen und Harren verſtrichen und niemand gekommen war. Erſt den folgenden Tag erſchien Glorioſe auf einem mit Adlern beſpannten Wagen und erzählte dem Könige, daß der Glanz des Goldes, womit das Dach ſeines Palaſtes bedeckt ſey, ihre Schwäne verblendet hätte, daß ſie, ſtatt in ſein Zimmer zu gehn, ſich auf dem Canal niedergelaſſen und die Flügel ſo naß gemacht hätten, daß es ihnen unmöglich geweſen wäre, ſich von neuem in die Luft zu erheben. Die Fee wäre ihr hierauf zu Hülfe geeilt, hätte die Schwäne verurtheilt, ihr ganzes Leben hindurch auf dem Canale zu bleiben, und ihr jetzt ein Geſpann Adler gegeben, die ſie in Zukunft ziehen ſollten. Nachdem Glorioſe ihre Erklärung geendigt hatte, bewieß ſie dem Könige ihre Dankbarkeit über den Eifer, den er gezeigt

hätte,

hätte, ihren Wunſch zu erfüllen, und verſprach, ihn nie zu vergeſſen. Er bat ſie hierauf, die Einrichtung des Palaſtes in Augenſchein zu nehmen. Sie willigte ein und, da ſie alles betrachtet hatte, verſicherte ſie ihm, daß ſie hier mehr Pracht, ſchönere Muſik und eine ausgeſuchtere Geſellſchaft fände als in dem Palaſte der Fee.

Bey einem der folgenden Beſuche bat ſie der König, einen Spaziergang auf dem Canale zu machen, und ließ ihr ein reizendes Gebäude von Porzellan bemerken, daß an dem äuſſerſten Ende deſſelben ſtand. Glorioſe bemerkte, daß es ganz in dem beſten chineſiſchen Geſchmack gebaut wäre, und hatte die Gefälligkeit hinzuzuſetzen, daß es ihr noch vollkommener und netter ſchiene, als die ſchönſten Paläſte ihres Vaters, des Kaiſers von China. Gleichwohl verlangte ſie, daß der König es wieder einreiſſen und an deſſen Stelle ein Schloß von Marmor und Jaſpis aufführen laſſen möchte. Auch damit wurde wenige Tage darauf der Anfang gemacht.

Dieſe geſchmackvollen und prächtigen Anlagen vermehrten den Ruhm, den ſich Unvergleichlich ſchon durch ſeine Eroberungen erworben hatte. Von allen Gegenden der Erde kamen Fremde in ſein Reich und bewunderten die Reichthümer, die Seltenheiten, aber mehr als alles die auſſerordentlichen Eigenſchaften des Monarchen, der gleichwohl einen einzigen Blick ſeiner Gebieterin allem Beyfall der Welt vorzog. Als eines Tages Glorioſe zu ihm kam, beklagte er ſich gegen ſie, daß ſie ihm keine Gelegenheit mehr gäbe, ihr ſeinen Gehorſam und ſeinen Eifer ihr zu gefallen, an den Tag zu legen. Wohl, antwortete ſie; du haſt mir deinen Canal als etwas bewundernswürdiges gezeigt, indeß finde ich, daß mancher Privatmann dergleichen auch hat; du weißt, daß ich das Alltägliche nicht liebe; und wenn es dir wirklich ein Ernſt iſt, meine Achtung zu verdienen und dich meiner würdig zu machen, ſo wünſchte ich, daß du einen Canal führen lieſſeſt, der dein ganzes Land von einem Meere bis zum andern durchſchnitte. Mein Gott, rief der König aus, das iſt ein Unternehmen für eine Fee, nicht aber für einen Fürſten, wie ich bin.

So, antwortete Glorioſe ganz empfindlich, du wagſt es, auf meine Achtung Anſpruch zu machen, und meine Vorſchläge erſchrecken dich? Nichts iſt im Stande mich zurückzuſchrecken, erwiederte der König, ſobald es darauf ankömmt, Glorioſen zu dienen. Ihr Wille iſt mein Geſetz und weil ſie durchaus einen ſolchen Canal haben will, ſo werd ich ihn unternehmen, wenn ich auch darüber zu Grunde gehen ſollte. Die Prinzeſſin war mit dieſem Entſchluſſe ſehr wohl zufrieden, ob ſie gleich ſelbſt an der Möglichkeit der Ausführung zweifelte: Noch denſelben Tag machte der König Anſtalten, und befahl keine Koſten zu ſchonen, um das Werk zu Stande zu bringen. Die Schwierigkeiten, die ſich demſelben entgegenſetzten, waren unzählig und jeder andere als Unvergleichlich würde dadurch zurückgeſchreckt worden ſeyn; aber er wußte, daß große Schwierigkeiten das einzige Mittel waren, Glorioſen zu gefallen, und ſo ſetzte er das Unternehmen mit Standhaftigkeit fort und brachte es in der That durch eine unüberwindliche Geduld zu Stande. Glorioſe war ſelbſt ganz erſtaunt, da ſie ſah, daß auch dieſer Wunſch erfüllt wäre, und ſogleich bey dem erſten Beſuche verſicherte ſie ihn, daß niemand, als er, ihrer Achtung würdig wäre; daß ſie indeß wünſchte, er möchte von neuem auf dem Felde des Kriegsgottes Lorbeeren pflücken.

Mit Freuden hörte der König dieſen Befehl, der ſeinen Wünſchen ſo angemeſſen war, und zog ſogleich mit der größten Eile eine zahlreiche Armee zuſammen, mit welcher er in das feindliche Land einrückte und den Feldzug mit einer Belagerung eröfnete. Der Widerſtand war hartnäckig, aber endlich unterlag der Muth der Feinde dem Eifer des Königs. Da Glorioſe bemerkte, daß ihm kein Unternehmen mißlang, ſagte ſie eines Tages zu ihm, auch andere Helden hätten durch Geduld und Ausdauer wichtige Plätze eingenommen; wenn er ſich auszeichnen, und ihr ein neues Schauſpiel geben wollte, müßte er alle Tage eine Feſtung nehmen. Kaum hatte ſie ausgeredet, als Unvergleichlich wie ein reiſſender Strom in das feindliche Land eindrang und täglich eine Feſtung wegnahm. Dieſe ganz unerhörte Erſcheinung erſchreckte mehrere der benachbarten Könige, die ſich indeß durch einen breiten Fluß, der Unvergleichlichs Eroberungen von ihren Staaten trennte, hinlänglich geſichert glaubten. Aber für einen Feind wie Unvergleichlich war dieß nur ein ſchwacher Damm. Da er von Eifer glühte, ſich Glorioſen durch auſſerordentliche Handlungen würdig zu machen, und feſt entſchloſſen war, auf ſeiner Bahn vor keine Schwierigkeit oder Gefahr zurückzuweichen, ließ er ſeine Armee über den Strom ſchwimmen. Dieſes Unternehmen, welches mit der größten Unerſchrockenheit ausgeführt wurde, machte einen ſolchen Eindruck, daß ſogleich alle benachbarten Völker Geſandten ſchickten und ſich der Gnade des

Siegers unterwarfen. Glorioſe ſelbſt war erſtaunt, ihre Hoffnungen ſo weit übertroffen zu ſehn, und hemmte den Lauf ſeiner Siege durch die Bemerkung, daß, da er jetzt überall nur Furcht und Beſtürzung, aber keinen Feind mehr fände, ſie ihm ſeine weitern Eroberungen nicht zum Verdienſte anrechnen wurde.

Liaurde glühte für Wuth, da ſie das ununterbrochne Glück des Prinzen ſah, der ſich nun wieder in ſeine Staaten zurückgezogen hätte. Sie gieng überall umher und flößte ſeinen Feinden Muth ein, indem ſie ihnen ſagte, daß in ihrem Lande ein gelber Vogel wäre, den ſie auf mancherley Weiſe begabt hätte. Dieſer Vogel wäre zwar noch ſehr jung und ſeine Fittiche wären nicht ſtark genug, um weit zu fliegen, aber er würde ihnen bereits von großen Nutzen ſeyn, um ihre verlohrnen Beſitzungen wieder zu erobern. Dieſe Nachricht machte ſie auf den gelben Vogel ſehr aufmerkſam und belebte ihren Muth; aber ein Wort von Glorioſen machte Liaurdens boshafte Bemühungen unnütz. Bey dem erſten Beſuche, den ſie den Prinzen bey ſeiner Rückkehr aus dem Kriege machte, gab ſie ihm zu verſtehen, daß ſeine Großmuth von ihm fordere, ſo leichte Eroberungen zu verachten, und ſich mit den Beweiſen der Unterwürfigkeit zu begnügen, die ſeine Feinde ihm gegeben hätten. Unvergleichlich verſtand dieſen Wink und gab ſeine gemachten Eroberungen zurück; und dieſes edelmüthige Betragen erwarb ihm einige ſchmeichelhafte Complimente von Seiten ſeiner Gebieterin.

Während des Friedens und der Muße ſann Unvergleichlich ohne Unterlaß auf das, was Glorioſen gefallen könnte, und beeiferte ſich, die Künſte und Wiſſenſchaften in Flor zu bringen, indem er in allen Theilen ſeines Königreichs Manufakturen und Akademien der Künſte errichtete. Als ihn Glorioſe hierauf beſuchte, ſagte ſie zu ihm: du haſt viel Großes und Auſſerordentliches gethan, und ich weiß es dir Dank; aber noch haſt du auf das, was mich perſönlich angeht, wenig Achtung gehabt. Du haſt noch nicht einmal daran gedacht, dich in den Stand zu ſetzen, mich am Ende meiner Bezauberung, von meinem Vater dem Kaiſer von China zu fordern. Wo haſt du deine Häfen, deine Flotten? Unvergleichlich war entzückt zu hören, daß Glorioſe ſelbſt auf Mittel dächte, die ſeinige zu werden; und ob er gleich ſchon Häfen und Schiffe hatte, ſo ließ er doch mit unermeßlichen Koſten einen neuen Hafen und mehrere große Schiffe bauen. Glorioſe war ſehr zufrieden damit; indeſſen äuſſerte ſie, daß, da die Reiſe nach China lang und gefährlich wäre, er wohl thun würde, ſich irgend eine Beſitzung in Amerika zuzueignen, die ihm zum Seegelplatze dienen möchte. Wie geſagt, ſo gethan. Unvergleichlich ließ ſogleich eine Flotte in See gehn, und gab ſo gemeßne Befehle, daß er in kurzem Herr einiger Häfen der Neuen-Welt war, wo er Handelskompagnien anlegte, die einen ununterbrochnen Handel nach Weſten und Oſten führten.

Ob gleich Glorioſe ſchon mehrere große Helden in ihren Dienſten gehabt hatte, ſo hatte doch noch kein einziger ihre Befehle mit einer ſo ausdaurenden Beharrlichkeit, mit ſo vielem Muthe und einem ſo entſchiednen Glücke ausgeführt. Man muß geſtehn, ſagte ſie eines Tages zu ihm, daß du große Reichthümer, vortreffliche Armeen, prächtige Paläſte und unvergleichliche Gärten beſitzeſt; aber, noch geht dir ein Schatz ab, welcher alle andern bey weitem übertrifft und den mein Vater höher als eine Krone ſchätzen würde, ein treuer Freund. Ich habe meinen Vater oft ſagen hören, daß er das Schickſal der Könige beklagte, die von einem Schwarm von Schmeichlern umgeben wären, welche allen ihren Wünſchen zuvorkämen; aber daß ſie ſelten einen Freund beſäßen, der offenherzig und ohne eigennützige Abſichten mit ihnen ſpräche.

präche. Er ſelbſt beſaß einen höchſt uneigennützigen, einſichtsvollen, geiſtreichen und gutmüthigen Freund, der über alles mit der größten Richtigkeit urtheilte, niemals ſchmeichelte und nicht den Kaiſer ſondern den Menſchen liebte.

Der Prinz fand in der Bemerkung Glorioſens ſo viel Wahrheit, und die Schilderung, die ſie ihm von dem Freunde ihres Vaters machte, war allen ſeinen Neigungen ſo angemeſſen, daß er ſich auf einmal mitten unter ſeinen Schätzen unglücklich fühlte. Er dankte der Prinzeſſin auf das verbindlichſte, die ihn dieſesmal in tiefern und ernſthaftern Nachdenken zurück ließ, als je.

Seit dieſer Zeit beobachtete er mit ſcharfem Blicke alle Perſonen, die ſich ihm näherten. Er unterſuchte ihren Geiſt und ihr Herz, und forſchte nach den Eigenſchaften, welche die Prinzeſſin an dem Freunde ihres Vaters gerühmt hatte. Nach vielen und mannichfaltigen Verſuchen gelang es ihm endlich, einen Mann von ſeltner Tugend, auſſerordentlichen Verdienſten und großen Geiſte zu finden, welchem er ſein ganzes Vertrauen ſchenkte. Jetzt fieng eine ganz neue Periode ſeines Lebens an. Der Umgang mit ſeinen Höflingen, die in allen Stücken nur nach ihrem Vortheil rangen und von kleinlichen

Leidenſchaften getrieben, keine wahre Anhänglichkeit und Freundſchaft kannten, ward ihm jetzt immer mehr und mehr zuwider, und er ſuchte jeden Augenblick zu gewinnen, um ſich offenherzig und ohne Rückhalt mit ſeinem Freunde unterhalten und von der Laſt ſeiner Geſchäfte ausruhen zu können.

Indeſſen konnte Glorioſe ihren Liebling nicht lange ruhen ſehn. Sie veranlaßte ihn kurze Zeit darauf zu einem neuen Kriege. Der gelbe Vogel, welchen Ligurde begabt hatte, und der ſeitdem zu einem gewiſſen Anſehn gelangt war, ſtrengte zwar alle ſeine Kräfte an, und machte einige Verſuche, die Fortſchritte Unvergleichlichs aufzuhalten; aber alle ſeine Bemühungen waren vergeblich, und Unvergleichlich führte auch dieſen Krieg mit ſeinem gewohnten Glück; denn ſich im Felde zu zeigen und Eroberungen zu machen, war bey ihm das Nehmliche. Alle Jahreszeiten waren ihm gleich günſtig; er eröfnete eine Belagerung im Winter wie im Sommer, und campirte auf dem Schnee wie auf blühenden Wieſen. Seine Feinde hatten ſich auf Anſtiften des gelben Vogels vereinigt und rückten in zahlreichen Heeren gegen den König an; aber er nahm in ihrem Angeſichte einige Feſtungen weg, und ihre Gegenwart diente zu nichts als ſeine Siege zu verherrſchen. Da Glorioſe ſah, daß ihrem Günſtlinge nichts zu widerſtehen vermochte, bewog ſie ihm von neuem die Waffen nieder zu legen, und rieth ihm, ſich mit der Verſchönerung ſeiner Reſidenz zu beſchäftigen. Dieſen Befehl führte er mit Vergnügen und dem ihm eigenthümlichen Geſchmack aus. Da Glorioſe durch eine oft wiederholte Erfahrung überzeugt worden war, daß der Prinz nie in Geſchäften ermüdete, ſondern, ſo oft ihm der Friede Ruhe und Muße gewährte, ſich ganz und gar den Staatsgeſchäften widmete, ſagte ſie ihm eines Tages, daß ſie nicht begriffe, wie er die ununterbrochne Beſchäftigung mit den verwickeltſten Angelegenheiten aushalten könne. Ihr Vater, der Kaiſer von China, wußte ſeine Zeit beſſer einzutheilen; denn wenn er einen Theil der Woche ſeinen Pflichten als Kaiſer Genüge geleiſtet hätte, genöſſe er den übrigen Theil in der Muße des Privatlebens. Er begäbe ſich dann auf einen ſeiner Landſitze, der auf das zierlichſte eingerichtet und mit den reizendſten Gärten umgeben wäre; hier fände man mehrere Merkwürdigkeiten, an denen ſich das Auge weidete, vorzüglich aber einen Fluß, der ſich von der Höhe eines Berges herabſtürzte und eine ſo auſſerordentliche Caſcade bildete, daß an ſchönen Sonnentagen der ganze Palaſt mit Regenbogenfarben überzogen wäre. An dieſem ſchönen Orte lebe er ohne allen Zwang, in der Geſellſchaft einer kleinen Anzahl auserleſener Perſonen, die ſich beeiferten, ihn mit angenehmen Geſprächen zu unterhalten und alle verdrüßlichen Geſchäfte vergeſſen zu laſſen. Unvergleichlich bewunderte den guten Geſchmack des Kaiſers und verſicherte Glorioſen, daß er ſeinem Beyſpiele folgen wolle.

Der Ruhm von Unvergleichlichs heroiſchen Thaten und ſeinen großen Tugenden hatte ſich über alle Theile der Erde verbreitet Mehrere Könige aus den entfernteſten Gegenden ſchickten ihm Geſanden und koſtbare Geſchenke. Die angeſehenſten Männer aus allen Ländern verſammelten ſich in ſeinem Königreiche und genoſſen den Schutz und die Gnade dieſes Fürſten, den ſie aus der Ferne bewundert hatten, und in der Nähe liebten. Glorioſe, die nichts unverſucht gelaſſen hatte, um ihn zu prüfen, verſicherte ihn, daß ſie nichts als das Ende ihrer Bezauberung erwartete, um ihm ihre Erkenntlichkeit zu bezeigen; aber Unvergleichlich ſelbſt fürchtete noch immer nicht genug für ſie gethan zu haben, und ſuchte ohne Unterlaß neue Gelegenheiten auf, ihre Achtung zu verdienen.

Unvergleichlich wußte nicht, wenn die Zeit von Glorioſens Bezauberung vorüber ſeyn würde; aber um ihr zu beweiſen, daß er immer an ſie dächte, ſchickte er einige Schiffe in die entfernteſten Gegenden der Erde, in die Nähe von China, um ſeine Unterthanen an entfernten Seereiſen zu gewöhnen, und bey Zeiten den Schwierigkeiten zuvor zu kommen, die ſich ihm in den Weg ſtellen könnten, wenn er bey dem Kaiſer von China, um Glorioſens Hand werben wollte. Dieſe Vorſicht gefiel Glorioſen auſſerordentlich. Sie fand jetzt faſt nichts mehr, was ſie von ihm fordern konnte. Er hatte im Krieg und Frieden alle ihre Wünſche erfüllt; er hatte ſeine Truppen auf das vollkommenſte diſciplinirt, die Gerechtigkeitspflege in ſeinem Lande verbeſſert, den Handel und die Schiffahrt ſeines Reiches ausgebreitet, die Finanzen in Ordnung gebracht, den Künſten und Wiſſenſchaften aufgeholfen, und durch ſein Beyſpiel die Sitten und die Denkungsarten ſeiner Unterthanen veredelt.

Sein Muth und ſeine Mäßigung hatten ihm von Feinden befreyt; aber ſein Glück und der Ruhm ſeiner Thaten hatten ihm eine Menge von Neidern erregt. Er hatte damals einen Traum, der ihn einigermaaßen beunruhigte. Er ſah einen Hahn, der von einem

Adler, einem Pfau, einigen indianiſchen Hühnern und einer großen Menge von Enten angegriffen wurde, die ihn auf allen Seiten umringten und hartnäckig zuſetzten So ungleich nun aber der Kampf war, ſo vertheidigte ſich der Hahn dennoch mit dem größten Muth und hielt ſie nicht nur mit ſeinem Schnabel von ſich ab, ſondern riß ihnen auch ofte Federn aus. Unvergleichlich wollte im Schlafe dem bedrängten Hahne zu Hülfe kommen, und wachte darüber auf. Da niemand freyer vom Aberglauben ſeyn konnte, als er, ſo achtete er anfänglich nicht darauf; da er aber einige Zeit nachher erfuhr daß mehrere mächtige Fürſten gegen ihn cabalirten, erinnerte ſich ſeines Traums und fieng an einige Unruhe zu fühlen, weil ihn ſein Erwachen gehindert hatte, den Ausgang des Kampfes zu ſehn. In der That gieng dieſer Traum nur allzugut aus; denn Unvergleichlich hörte jetzt, daß der gelbe Vogel überall umher fliege und eine Menge von Kaiſern, Königen und Fürſten zu einer fürchterlichen Verbindung antreibe, durch die er endlich ſeinen Erbfeind zu demüthigen hoffe. Das Gerücht von dieſem furchtbaren Ungewitter, das ſich gegen ihn zuſammenzog, erſchreckte ihn nicht. Er rechnete auf ſein Glück und auf ſich ſelbſt, und ſetzte ſeine Truppen in marſchfertigen Stand

Glorioſe, die von dieſer Verbindung der Fürſten gegen ihn gehört hatte, wünſchte ihm Glück ſtatt ihn zu beklagen, und rieth ihm, dem Angriffe ſeinen Feinden zuvor zu kommen. Der Prinz ſetzte ſich alſo anfänglich an die Gränzen ſeines Reichs, und bemächtigte ſich, ohnerachtet ihrer großen Ueberlegenheit, eines Platzes, durch den ſie in ſein Gebiet hätten eindringen können. Dieſe weiſe Vorſicht machte alle ihre Maasregeln zu nichte und ſie mußten ſich in die Winterquartiere zurück ziehn, ohne nur etwas von Bedeutung unternommen zu haben.

Unterdeſſen waren die Schwingen des gelben Vogels ſo gut gewachſen, daß er ohne auszuruhn über das Meer flog: und die Freude über das Gelingen dieſes kühnen Unternehmens, oder auch die Mühe, die es ihm koſtete, das Land zu erreichen, verurſachte, daß ſein Geſieder ſich änderte und ein rother Kamm auf ſeinem Haupte wuchs, der ihm ein großes Anſehn gab.

Seine dringenden Vorſtellungen bewogen die Alürten, eine große Flotte auszurüſten und ungeheure Armeen in das Feld zu ſtellen. Glorioſe ſagte dem Könige bey einem ihrer Beſuche folgendes darüber: Jetzt, o König! iſt die Zeit erſchienen, wo du zahlreiche Lorbeere erndten kannſt. Wenn ich nicht mehr auf deinen Muth als auf deine Macht rechnete, ſo würde ich alles für dich fürchten. Deine Vorfahren hatten oft bey einem einzigen Feinde alle Kräfte ihres Reiches nöthig, und deine Feinde ſind wie der Sand am Meer. Deine Gefälligkeiten gegen mich haben deinen Schatz erſchöpft, ſtatt daß deine Feinde, welche mit dem ihrigen ſparſam umgegangen ſind, Gold und Silber in Ueberfluß haben. Ich fürchte, du wirſt ihrer Anzahl unterliegen, und leider iſt der Zauber, welcher über mir waltet, von der Art, daß wenn ein andrer Held dich beſiegt, ich deiner und alles deſſen, was du für mich gethan haſt, vergeſſen muß. Bedenke alſo, daß jetzt alles auf dem Spiele ſteht, und daß du mich entweder auf immer verliehren, oder dir auf immer zueignen wirſt.

Unvergleichlich, der ſeine Feinde nicht fürchtete, und Muth genug in ſich fühlte, ſich gegen alle zu vertheidigen, ſah ſich durch die Rede der Prinzeſſin etwas beleidigt; indeß vergab er ihr, weil er in ihren Beſorgniſſen in der That nichts anders als den reinſten Eifer für ſeine Perſon ſah. Er eröfnete kurze Zeit darauf den Feldzug, und war ſo glücklich, ſeine Feinde, ihrer groſſen Ueberlegenheit und des hartnäckigen Widerſtandes, den ſie leiſteten, ungeachtet zu ſchlagen und durch eine entſcheidende Schlacht zum Rückzuge zu nöthigen. Zur See war er nicht minder glücklich; die feindliche Flotte wurde geſchlagen und zerſtreut; und jedermann war überzeugt, daß ſich der große Bund ſo vieler Fürſten, die ein ganz verſchiednes Intereſſe hatten, und ſich überall geſchlagen ſahen, trennen mußte. Glorioſe war die erſte, die ihrem Günſtlinge über den glüklichen Ausgang eines ſo gefährlichen Unternehmens Glück wünſchte. Indeß war der Erfolg nicht wie man gehoft hatte. Die Alürten griffen vielmehr von neuem an verſchiednen Punkten an, um die Macht des Königs durch Theilung zu ſchwächen; aber ſeine Wachſamkeit und ſein Muth erſetzte alles, und er war überall ſiegreich. Gleichwohl entſchieden alle ſeine Schlachten nichts; denn die Anzahl der Feinde war ſo groß, daß ſie jeden erlittenen Verluſt in kurzer Zeit erſetzen und neue Truppen anrücken laſſen konnten. Nichts war bewundernswürdiger, als der kaltblütige Muth des Königes in dieſer bedenklichen Lage, wo ihn indeß nichts ſo ſehr aufrecht erhielt, als die Zufriedenheit, die ihm Glorioſe bezeigte. Seine einzige Beſorgniß war immer nicht genug für ſie gethan zu haben, und er war unabläſſig bemüht, neue Gelegenheiten aufzuſuchen, ihre Achtung zu verdienen.

Voll von dieſem Gedanken ſuchte er den Feind zu einer entſcheidenden Schlacht zu bewegen, und ſetzte ſich, nachdem die Alliirten alle ihre Truppen hatten marſchieren laſſen, vor einen Felſen, den man für unbeſieglich hielt, und deſſen Nahmen allein ſchon alle benachbarten Länder mit Schrecken erfüllte. Die Kühnheit dieſes Unternehmens ſetzte die Alliirten in Erſtaunen, und, ob ſie gleich überzeugt zu ſeyn glaubten, daß das Fort nicht genommen werden könnte, ſchickten ſie doch eine Armee von hundert tauſend Mann zu ihrem Entſatz. Die boshafte Ligurde ſetzte alle Elemente gegen ihren Feind in Bewegung, und ſchickte eine ihrer Dienerinen, Podagra genannt, und einen Courier, Unglücksbote an den Prinzen ab, der alle ſeine Standhaftigkeit nöthig hatte, um in einer ſo critiſchen Lage den Kopf zu erhalten. Unvergleichlich vergaß ſein Uebel und hörte nur die Eingebungen ſeines Muthes. Er ließ ſich in die Laufgräben tragen und belebte durch ſeine Gegenwart den Eifer der Truppen ſo ſehr, daß der Feind zurückgeſchlagen, und das Fort erobert wurde.

Glorioſe erlaubte ihm jetzt, als einen Beweiß ihrer auſſerordentlichen Zufriedenheit, zum erſtenmale ihre Hand zu küſſen, welches er für eine ſo ausgezeichnete Gunſt anſah, daß es ihn gekränkt haben würde, weniger Feinde zu haben.

Unterdeſſen ſetzten die Alliirten den Krieg noch immer mit der größten Hartnäckigkeit fort, feſt überzeugt, daß ihre Eintracht und Ausdauer die Kräfte des Königes, der ihnen allein gegenüber ſtand, erſchöpfen müßte; aber ſein Muth blieb ſich immer gleich und er ſchlug ſeine Feinde noch einigemal in den folgenden Feldzügen. Da nun Glorioſe bemerkte, daß ihn auch der gefährlichſte Krieg nicht ermüden konnte, und daß er alle Mühſeligkeiten mit einer Standhaftigkeit ertrage, die ſie noch an keinem der ihr dienſtbaren Helden bemerkt hatte, beſchloß ſie, ihn auf eine neue Probe zu ſetzen. Sie ſagte eines Tages zu ihm: Die wichtigen Dienſte, die du mir geleiſtet haſt, erregen in mir den Wunſch, die Zeit meiner Bezauberung bald geendigt zu ſehn, um dir endlich den Lohn deiner Arbeiten zuzugeſtehn. Aber wenn ich an den glänzenden Namen eines Unvergleichlich und einer Glorioſe denke, ſo glaube ich nicht, daß es in der Welt einen Stoff giebt, aus dem ich mir für meinem Hochzeittag einen Mantel machen laſſen könnte. Ich habe indeß ehedem von dem goldnen Vließe reden hören, und ich wünſchte ſehr, es zu dieſer großen Ceremonie zu beſitzen. Siehe zu, ob du dich entſchließen kannſt eine Flotte nach Indien zu ſchicken, um das goldne Vließ zu entführen und es mir zu Füßen zu legen.

Der König war über dieſen ausſchweifenden Vorſchlag nicht wenig erſtaunt. Er ſtellte ihr vor, daß, wenn es darauf ankäme ihr zu gefallen, er keinen Augenblick angeſtanden hätte, alles zu unternehmen, was ihren Wünſchen gemäß wäre; ſie möchte ſich ſeiner Eroberungen, ſeiner Paläſte, der Vereinigung beyder Meere und ſo vieler andern Unternehmungen erinnern, die er um ihrentwillen ausgeführt hätte; aber Indien wäre weit entfernt, das goldne Vließ ſchwer zu finden, und die Macht ſeiner Feinde auf dem Meere der ſeinigen überlegen; er ſähe alſo gar keinen Anſchein, ihren Wunſch erfüllen zu können. Glorioſe, die, wenn es auf Erfüllung eines Wunſches ankam, gerade wie andre Frauenzimmer war, und ſich durchaus keine Vorſtellungen gefallen laſſen wollte, fand es ſehr übel, daß Unvergleichlich in dem vorgeſchlagnen Unternehmen Schwierigkeiten ſah. Es iſt unnütz, erwiederte ſie, daß du mir deine Thaten aufzähleſt; ich habe ſie nicht vergeſſen, und du haſt gar wohl geſehn, daß ich nicht unempfindlich gegen die Dienſte geweſen bin, die du mir erwieſen haſt; aber gerade die Leichtigkeit, mit der du bis jetzt Mittel gefunden haſt, meinen Wünſchen Gnüge zu leiſten, reizt mich, eine neue Forderung an dich zu thun, und ich habe eine allzu gute Meinung von dir, um zu glauben, daß dir etwas unmöglich ſey, was ich wünſche. Dieſe Sprache klang Unvergleichlichs Ohren viel zu ſüß, als daß er noch einen Augenblick hätte zweifeln können. Er beſchloß, auch ſogar dieſes lächerliche Unternehmen zu beginnen, und ſchickte einem muthigen und erfahrnen Seecapitain mit einer anſehnlichen Flotte nach Indien. Die Schiffahrt war lang und gefährlich. Das goldne Vließ wurde in einer Veſtung aufbewahrt und von Cyclopen bewacht, deren Anzahl die Anzahl der Soldaten des Capitains bey weitem übertraf. Indeß geſchah eine Aufforderung und ein Angriff, bey welchem der Capitain ſehr bald bemerkte, daß der Ruhm ſeines Königes auch in dieſe Gegenden gedrungen ſey und mit Furcht und Achtung gehört werde. Es kam bald zu Unterhandlungen; das goldne Vließ wurde ausgeliefert und dem Könige überbracht. Gloriose war über dieſes koſtbare Geſchenk entzückt und die Lobeserhebungen, mit denen ſie dem Könige überhäufte, munterten ihn zu neuen Unternehmungen auf. Er verſuchte es noch einmal, die Alliirten zu einer Schlacht zu zwingen, und griff in ihrer Gegenwart eine wichtige Feſtung an, die er wegnahm, ohne daß ſie den mindeſten Verſuch gemacht hätten, ſich zu entſetzen. Nun entſchloß er ſich in das feindliche Land einzudringen, und zu Waſſer und zu Lande eine berühmte Feſtung anzugreifen, die der Schlüſſel eines großen Königreichs war, und von einer großen Macht vertheidigt wurde.

Dieſes Unternehmen ſchien verwegen zu ſeyn; aber der General, welcher die Belagerung commandirte, und von dem nemlichen Eifer wie ſein Herr beſeelt war, ſchloß die Feſtung ſo enge ein und ſetzte der Beſatzung ſo nachdrücklich zu, daß nach tauſendfältigen Wundern der Tapferkeit von beyden Seiten, die Feſtung gezwungen wurde zu capituliren und ſich dem Sieger zu übergeben.

Glorioſe war entzückt zu ſehn, daß ihrem Günſtling alles gelang. Das Maaß deiner Thaten iſt voll, ſagte ſie eines Tages zu ihm, und mein an Prüfungen fruchtbarer Geiſt giebt mir nichts mehr ein, was deinen Muth zu bewähren im Stande wäre. Alles was du bis jetzt gethan haſt, überzeugt mich auf das vollkommenſte, daß du zu allem fähig biſt und daß dir nichts mißlingen kann. Jetzt überraſche deine Feinde durch einen neuen Sieg; man iſt es ſo gewohnt, dich Feſtungen erobern zu ſehn, daß dieſes nicht weiter zum Verdienſten gereicht; aber, da du nach auſſerordentlichen Dingen ſtrebſt, ſo giebt deinen Feinden dieſe wichtigen Feſtungen zurück, die ihnen ſo viele Unruhe machen, und die ſie dir nimmermehr abnehmen könnten. Aus Liebe zu Glorioſen, antwortete Unvergleichlich, hab' ich ſie genommen, und ich gebe ſie mit Freuden zurück, wenn ich ihr dadurch zu gefallen hoffen kann.

Dieſe überraſchende Mäßigung gereichte dem Könige in Glorioſens Augen zum größten Verdienſt, zumal unter dieſen Umſtänden, und zu einer Zeit, wo er überall Geſetze vorſchreiben konnte, ſobald er von ſeiner günſtigen Lage Vortheil ziehen wollte. Auch die vereinigten Mächte wurden durch ſeine Großmuth gerührt, bereuten es, ihn bekriegt zu haben, und ſuchten um die Wette ſeine Gunſt zu gewinnen.

Damals erſt fieng Glorioſe an, das ſchmerzliche ihrer Bezauberung zu fühlen. Sie ſah ſich auſſer Stand, die Verdienſte des Königes zu krönen, ſie wußte nicht einmal, wenn endlich die Stunde ihrer Befreyung ſchlagen würde. Sie machte ihm kein Geheimniß daraus. Sie ſagte ihm, daß ſie, bey der Ungewißheit, ob ihre Bezauberung noch mehrere Jahrhunderte dauern oder bald endigen würde, de, auf einen Einfall gekommen wäre, der durch nichts als durch die auſſerordentlichen Thaten gerechtfertigt werden könnte, von denen ſie Zeugin geweſen wäre. Du haſt, ſagte ſie zu ihm, alle Mächte der Erde durch deine Tapferkeit und deine Tugenden entwaffnet; was hindert dich jetzt die Hölle anzugreifen und die Feen zu bekriegen, die durch den Beyſtand der Geiſter alles auf der Erde in Verwirrung bringen? Ich geſtehe, daß die Waffen, mit denen du deine bisherigen Feinde beſiegt haſt, hierzu nicht hinreichen; aber ich bin überzeugt, daß du ſchickliche Waffen finden wirſt, wenn du dir die Mühe giebſt, ſie zu ſuchen, und daß es nur von dir abhängt, meiner Bezauberug ein Ende zu machen. So ſehr nun aber auch dieſer groſſe Plan den Geſinnungen des Königes angemeſſen war, ſo ſehr ihn vorzüglich Glorioſens Gründe rührten, ſo konnte er doch unmöglich die großen Verbindlichkeiten vergeſſen, die er Serenen ſchuldig war, und das Gefühl der Dankbarkeit ließ dem Vergnügen keinen Raum, das ihm der Gedanke an Glorioſens Befreyung verurſacht haben würde.

Die Prinzeſſin, welche ſein edles Herz kannte, bemerkte ſeine Verlegenheit und errieth ſogleich die Quelle, aus der ſie entſprang. Jetzt war alſo nichts nothwendiger, als ihn aus dem Irrthume zu ziehn und ihm die Geheimniſſe aufzudecken, mit denen ſie durch einen Aufenthalt von mehrern Jahrhunderten in Serenens Palaſt bekannt geworden war, und die ſie bis jezt aus Furcht vor Mißhandlungen, die ſie nun zu verachten anfieng, verſchwiegen hatte. Sie entdeckte ihm alſo, daß die gute und die böſe Fee eine und die nemliche Perſon wäre; die, um das Publikum zu täuſchen, ſo verſchiedne Rollen ſpielte, und daß alle ihre Bezauberungen und ſelbſt ihre koſtbaren Paläſte nichts als Täuſchung wären; daß ſie durch die unterirdiſchen Geiſter eine Kenntniß zukünftiger Dinge beſäße, nur daß, ob es gleich nicht in ihrer Gewalt ſtände, daß Schickſal eines Menſchen bey ſeiner Geburt zu beſtimmen, ſie ihn dennoch begabte, um andre zu betrügen und ihnen glauben zu machen, die Fügungen des Schickſals wären ihr Werk.

Unvergleichlich war über dieſe Nachrichten, die ihm nicht unwahrſcheinlich dünkten, ziemlich verwundert, und verſicherte Glorioſen, daß er, um ſie zufrieden zu ſtellen, alle ſeine Kräfte aufbieten wollte, die Waffen zu finden, die er zu dieſer großen Unternehmung bedürfte.

Die Prinzeſſin war im Begriff ihm zu antworten, als ſich die Adler plötzlich erhoben und, ohne auf ihren Befehl zu achten, den Wagen durch die Lüfte führten. Es war nemlich die Fee ſelbſt, die in Adlersgeſtalt dieſen Wagen zog und über Glorioſens Kühnheit und die Anſchläge, die ſie dem Könige zu geben wagte, höchſt aufgebracht war. Sie unterſagte ihr von nun an alle fernere Beſuche, und würde ihr die härteſten Züchtigungen haben erfahren laſſen, wenn ſie nicht bemerkt hätte, daß Unvergleichlich, da er Glorioſen vermißte, die ernſtlichſten Anſtalten zu ihrer Befreyung machte. Ihre Furcht, daß dieſer muthige König auch über die unterirrdiſchen Mächte Herr werden möchte, bewogen ſie, ihren Zorn zu verbergen und ihre Rache aufzuſchieben. Sie nahm ſogar eine gewiſſe Freundlichkeit gegen Glorioſen an und ſuchte ſie zu bereden, daß es ihr eigner Vortheil ſey, den König von ſeinem Unternehmen abzubringen; denn, wenn es ihm gelänge, ihrer Bezauberung ein Ende zu machen, würde ſie nichts weiter als ein ſterbliches Weib ſeyn, die ſehr leicht die Gunſt eines Mannes verliehren könnte; der nach einem ewigen und unvergänglichen Ruhme ſtrebte. Die Prinzeſſin glaubte keinen Grund zu haben, den Vorſtellungen der Zauberin zu trauen; und da ihr die Furcht der Fee die Möglichkeit des Unternehmens ſehr wahrſcheinlich machte, dankte ſie ihr ganz trocken für ihren guten Rath und erwartete mit Zuverſicht, daß Unvergleichlich ihre Ketten in kurzem brechen würde.

11.

Die Königin der Feen.

Es war einmal ein König, welcher Olim hieß. Er war der beſte Mann auf Gottes Erdboden, und begehrte nichts, als Aufrichtigkeit und Liebe; auch gieng es bey ihm ganz bürgerlich zu. Sein Sprüchwort war ſchlecht und recht, und ſo lebte er auch. Er hatte keine ſonderliche Neigung zum Eheſtande; da aber doch der Olimsſtamm ſehr alt war, ſo wünſchten ſeine Unterthanen, daß er ihn nicht ausgehen laſſen möchte; auch wurden ihm verſchiedene Parthien vorgeſchlagen, aber bey jeder fand ſich die eine oder die andre Schwierigkeit, die die Sache rückgängig machte. Unter andern lebte in der Nachbarſchaft einer Prinzeſſin: Uracca genannt, deren Länder dem König Olim ſehr gut gelegen waren; dieſe hätte er noch am liebſten geheyrathet; aber Uracca hatte immer eine entſchiedene Abneigung gegen den dem Eheſtand gezeigt, und war durch alle Bemühungen, die ſich mehrere Fürſten und insbeſondere ein Graf Urſchel um ſie gaben, nicht aus ihrer Gleichgültigkeit gegen das männliche Geſchlecht herauszuziehn geweſen.

Uracca hatte nur eine herrſchende Neigung, die Aſtrologie, und ſie war feſt entſchloſſen, nicht eher zu heyrathen, bis ſie in den Sternen geleſen hätte, daß ſie eine Tochter von eben ſo großer Schönheit als Tugend zur Welt bringen würde, eine Tochter die unendlich viel Gutes thäte und keine Leidenſchaft kennte, als Unglückliche zu tröſten. Dieſer Entſchluß machte es ihr zur Pflicht, alle Heyrathsvorſchläge, die man ihr von allen Seiten that, anzuhören, und ihre Amme benutzte dieſen Umſtand, ihr ohne Unterlaß von dem Grafen Urſchel vorzuplaudern, der es nicht an Geſchenken fehlen ließ, um die Amme bey Laune zu erhalten; aber Uracca, die in dieſem Stücke gerade ſo wie andre Weiber war, mochte lieber einen König als einen Grafen heyrathen.

König Olim, der die Denkungsart der Prinzeſſin kannte, ſchickte einen Geſandten ab, welcher ihr Heyrathsvorſchläge thun und einen vergoldeten Gürtel, einem Brief Stecknadeln, ein kleines Meſſer und eine Scheere zum Geſchenke bringen ſollte. Die Sache war geſchwinder gemacht, als man dachte, und Olims Geſandter beſtieg in kurzer Friſt, geſtiefelt und geſpornt, das Brautbett Uraccens. Nun verlangte aber die neue Königin, daß ihr Gemahl ſie ſelbſt abholen und ſich einige Zeit in ihren Staaten aufhalten ſollte. Dieſe Forderung ſchlug er aber gerade zu ab, und verlangte durchaus, daß die Königin zu ihm kommen ſollte.

Die ſtolze Uracca nahm dieſen ſtrengen Befehl ſehr übel und gehorchte nicht. Die Amme benutzte dieß, und da ihr die Olims keine Geſchenke gemacht hatten, ſuchte ſie die Prinzeſſin immer mehr zu erbittern. So verſtrich ein ganzes Jahr und drüber. Der Graf Urſchel hatte während dieſer Zeit Uraccen ſelbſt geſehn, ohne daß ſie es wußte, und ſich ſterblich in ſie verliebt. Seine Geſchenke wurden nun noch häufiger und koſtbarer als vorher, und die Amme gab ihm zur Vergeltung von allem was die Königin that und dachte, die genauſte Nachricht.

So wenig nun der Graf vernünftiger Weiſe von dem Stolze Uraccens erwarten konnte, ſo viel rechnete er auf die Verſchlagenheit der Amme, und ſo groß auch die Einfachheit der damaligen Sitten war, ſo beſaß doch Amor auch damals ſchon Liſt. Der Graf kam alſo auf den Einfall, ſich durch die Amme bey ihr als König Olim einführen zu laſſen. Dieß ſchien ihm um deſto leichter, da die Königin ihren Gemahl niemals geſehen hatte. Er that alſo der Amme dieſen Vorſchlag, und hielt ihr zugleich eine Mütze voll goldner Olims hin, die damals ſehr rar waren.

Die Amme, die ſo vieles Gold noch nie zuſammen geſehen hatte, verſprach alles, und man verabredete, daß der Graf einen Pagen in die Livree des König Olim kleiden laſſen, dieſen mit einem Blumenſtrauß an Uraccen ſchicken und ihr ſagen laſſen ſollte, daß, da ihm ſein Staatsrath nicht erlaubte ſie öffentlich zu beſuchen, er um die Erlaubniß bäte, Incognito bey ihr zu erſcheinen und das Vergnügen ihrer Geſellſchaft zu genießen. Dieſer Plan wurde auf das beſte und vollſtändigſte ausgeführt. Die Amme nahm ſich bey der Königin des vermeintlichen Königs Olim an, und wußte ihn ſo beliebt bey ihr zu machen, daß Uracca nach Verlauf von neun Monaten mit einer ſchönen Prinzeſſin nieder kam. Um dieſe Zeit verſchwand König Olim; und ob die Königin gleich dieſes Betragen ihres Gemahls etwas ſonderbar fand, ſo ſchickte ſie ihm doch ſogleich einen Courier mit der Nachricht ihrer Niederkunft in ſein Land. König Olim, der ſich an dieſem Ereigniſſe vollkommen unſchuldig wüßte, gerieth in den heftigſten Zorn und wollte den Courier auf der Stelle ums Leben bringen. Glücklicherweiſe hielten ihn ſeine Räthe davon ab, die ihn einen höchſt beiſſenden Brief an die Prinzeſſin ſchreiben ließen.

Damit war indeß, wie man leicht glauben kann, die Sache noch nicht abgethan. Die Olims waren eine ſehr alte Familie und hielten auf Ehre. Das ganze Haus war alſo über dieſe Schande äuſſerſt niedergeſchlagen, und hauptſächlich der König war ſo untröſtlich, und — ſo einfältig war man in jener Zeit! — nahm ſich ſein Unglück ſo zu Herzen, daß er damit umgieng Hungers zu ſterben. Eines Tages gieng er in einer Allee ſpatzieren und hörte immer eine Stimme hinter ſich her rufen: Guck guck, Guck guck; was damals der ärgſte Schimpf war, den man einem Ehemanne anthun konnte. Man kann denken, was dies auf den König für einen Eindruck machte. Er ſchäumte faſt vor Wuth und befahl ſeiner Wache, dieſen Tollkühnen niederzuhauen. Indeß rufte die Stimme immer fort und kehrte ſich an keine Drohungen. Man ſagte dem Könige, um ihn zu beſanftigen, daß man alle Urſache hätte zu glauben, dieſe Worte rührten von einem Vogel her; aber dieß machte ihn nur noch zorniger, und er ſtieß die bitterſten Klagen aus, daß die ganze Welt von ſeinem Unglück ſpräche, bis auf die Vögel, die ganz laut ſagten, was die Menſchen nur dächten. Er befahl hierauf im Zorne alle Vögel in ſeinem ganzen Reiche auszurotten, und ſie nicht blos zu tödten, ſondern ſie aufzueſſen. Die Höflinge thaten dies anfänglich aus Gefälligkeit; aber bald fand man ſo viel Geſchmack an dieſer Nahrung, daß man ſeitdem damit fortgefahren hat, da man vorher einen Menſchen verabſcheut haben würde, der einen Vogel gegeſſen hätte. Dieſer Umſtand hatte noch eine andre gute Folge. Der König war ſo vergnügt, ſich gerächt zu haben, daß er den Entſchluß zu verhungern aufgab, und mit großen Appetit von den Vögeln aß.

Während ſich König Olim auf dieſe Weiſe beſchäftigte, erwartete die Königin die Rückkehr ihres Couriers mit Ungeduld, und beſchäftigte ſich mit ihrer kleinen Tochter, die ſie ſelbſt ſtillte. Die Feen hatten ſchon damals einen großen Einfluß in die menſchlichen Angelegenheiten; und ſo fand denn Uracca für gut, nach einer Fee, Nahmens Belſunſine zu ſchicken, die auf den Pyrenäen wohnte, und ſie bitten zu laſſen, Pathenſtelle bey ihrer Tochter zu vertreten.

Die Fee ſah dies als eine große Ehre an, begabte die Prinzeſſin mit einer großen Menge guter Eigenſchaften und nannte ſie Meridiane. Die Königin gab ein herrliches Feſt der Fee zu Ehren, welches mehrere Tage dauern ſollte; aber mitten in der größten Freude kam der Courier und brachte Olims beleidigenden Brief. Die arme Königin, die bey der ganzen Sache ſo unſchuldig war, wie ein Kind, gerieth in ein tödtliches Schrecken, als ſie ſah, daß Olim keinen Theil an ihrem Kinde haben wollte, und ſie noch überdieß auf eine ſchreckliche Weiſe mißhandelte. In ihrer Verzweiflung rief ſie den Staatsrath zuſammen und trug ihm die ganze Sache vom Anfang an vor. Die Amme mußte ihr bezeugen, daß ſie die Wahrheit ſagte; und da dieſt kein Bedenken fand, die Unſchuld der Königin zu verſichern, beſchloß man einmüthig, den König Olim mit Kreig zu überziehn. Obgleich der Kampf nichts weniger als gleich war, denn die Staaten des Königs Olim waren wenigſtens noch einmal ſo groß, als die Staaten Uracrens, ſo waren doch die Unterthanen der letztern ſo ſehr von der Unſchuld ihrer Königin überzeugt und gegen Olim ſo heftig erbittert, daß man das Unternehmen ohne Gefahr wagen zu können glaubte. Der Krieg wurde alſo erklärt, und von allen Seiten Truppen zuſammengezogen. Niemand wußte recht was er denken ſollte. Wer Olims Offenherzigkeit und ſeine geringe Neigung gegen das weibliche Geſchlecht kannte, hielt es für ſehr unwahrſcheinlich, daß er Vater zu dem Kinde ſey. Auf der andern Seite ſtand Uracca allgemein in dem Rufe der größten Sittſamkeit, und je mehr man ihre Handlungen unterſuchte, deſto weniger fand man auch nur den mindeſten Grund, an der Wahrheit ihres Vorgebens zu zweifeln.

Mehrere Fürſten nahmen ſich der Sache an und ſuchten Frieden zu ſtiften; aber die Olims, die, wie geſagt, in Rückſicht auf den Ehrenpunkt ſehr kitzlich waren, verwarfen alle Vorſchläge, die darauf abzielten, das Kind für rechtmäßig zu erklären, und Uracca, die ſich auf eine empörende Weiſe gemißhandelt glaubte, wollte lieber mit allen ihren Unterthanen umkommen, wenn der König nicht die Wahrheit geſtände und wegen ſeiner Treuloſigkeit um Verzeihung bäte.

Der Graf Urſchel war einer von denen, die am meiſten auf die Vereinigung drangen, und da er die Königin aufrichtig liebte, und ſich wenig aus Olim machte, ſchlug er vor, um das Blut der Unterthanen zu ſchonen, die Sache im Zweykampf auszumachen; ja er bot ſich ſelbſt an, die Ehre der Königin, als ihr Ritter, zu vertheidigen. Olim hatte keine Luſt ſich auf dieſe Sache einzulaſſen, aber Prinz Olimin, ſein Bruder, ein Mann, deſſen Muth dem alten Stamme der Olims Ehre machte, erſuchte die verſammelten Stände um die Erlaubniß, den Ehrenhandel ſeines Bruders mit dem Grafen Urſchel auszumachen. Da es hier auf eine Sache von großer Wichtigkeit ankam, ertheilten die Stände ihre Einwilligung unter großem Beyfallgeſchrey, und Olimin reiſte nach dem beſtimmten Ort, in die Reſidenz der Königin, ab. Graf Urſchel ließ auch nicht auf ſich warten. Der Tag zum Turnier ward angeſetzt; beyde Ritter erſchienen, vom Kopfe bis auf die Zehen bewafnet, an den Schranken. Olimin verhielt ſich ganz ſtill; aber der Graf Urſchel bezeigte in Worten und Mienen eine große Verachtung gegen den Prinzen. Indeß gieng es hier wie oft; der Prahler war der Bezahler, und Olimin ſtach gleich beym erſten Ritt den Grafen vom Pferde und verwundete ihn tödtlich. Man lief herbey und hob ihn auf, und nun bekannte er, daß er die Königin, mit Hülfe ihrer Amme, betrogen habe. Man eilte ſogleich, dieſes verſchlagene Weib in Verhaft zu nehmen, und ſie wagte es nicht, den letzten Worten des Grafen zu widerſprechen.

Wie der unglücklichen Königin zu Muthe geweſen, als ſich das Geheimniß auf dieſe Art auflößte, kann man ſich leicht vorſtellen, und ſie würde vor Verdruß und Kummer geſtorben ſeyn, wenn Belſunſine ſie nicht getröſtet und ihr vorgeſtellt hätte, daß ſie ſich für ihre Tochter erhalten müſſe. Sie befahl, ihre Amme dem Prinzen Olimin auszuliefern, und dem Könige die Brautgeſchenke, den vergoldeten Gürtel, die Stecknadeln, das kleine Meſſer und die Scheere zurückzugeben.

Prinz Olimin kehrte ſiegreich in ſein Vaterland zurück und wurde mit auſſerordentlichen Freudenbezeugungen aufgenommen. Die Amme ließ man lange Zeit in einem eiſernen Käfich zur Schau ausſtellen, und dann in das Meer werfen. König Olim wurde abgeſetzt, weil er die Ausforderung des Grafen Urſchel nicht angenommen hatte, und eingeſperrt, und an ſeiner Stelle beſtieg Prinz Olimin den Thron.

Uracca, die ſich ihres Unglücks ſchämte und die Blicke ihrer Unterthanen nicht ertragen konnte, begab ſich nebſt ihrer Tochter und der Fee Belſunſine auf einen der höchſten Berge der Pyrenäen, den man die Mittagsſpitze nannte. Hier wendete ſie alle ihre Sorgfalt auf Meridianens Erziehung, lehrte ſie die Aſtrologie, und flößte ihr eine tiefe Verachtung gegen die Männer ein. Meridiane wurde mit jedem Tage liebenswürdiger und zeigte ungewöhnlichen Geiſt und geſunden Verſtand. Auch die Fee nahm ſich ihrer Erziehung an und lehrte ſie die Geheimniſſe der Natur. Sie faßte alles mit auſſerordentlicher Leichtigkeit, und was man ihr einmal geſagt hatte, behielt ſie. Dabey war ſie von einem ſo ſanften Charakter, daß ſie immer ohne Widerrede gehorchte, und alles that, was man von ihr begehrte. Meridianens Schönheit, ihre Folgſamkeit und die Fortſchritte, die ſie in den Wiſſenſchaften machte, war der einzige Troſt ihrer bekümmerten Mutter; aber, wie alles irrdiſche Glück von kurzer Dauer iſt, ſo geſchah es auch hier. Die Fee Balbaſta, welche die Schönheit und Klugheit der kleinen Prinzeſſin mit Eiferſucht ſah, entführte ſie; und damit Belſunſine ihren Aufenthalt nicht entdecken möchte, räucherte ſie auf dem ganzen Wege mit Wachholdern und ſperrte die Prinzeſſin in einen hohen Thurm ein, wo ſie ihr befahl, Waſſer aus einem tiefen Brunnen zu ſchöpfen, es in

einen

einem Sieb zu gieſſen und fünfhundert Stufen hoch auf den Thurm zu tragen, wo die Fee einen kleinen Garten hatte.

Uracca war nicht im Stande den Verluſt ihrer Tochter auszuhalten; ſie ſtarb kurze Zeit darauf, ohne daß Belſunſinens Freundſchaftsbezeugungen und die Verſicherungen, die ſie ihr gab, nicht eher zu ruhen, bis ſie Meridianen wieder gefunden hätte, etwas zu ihrer Beruhigung hätten beytragen können.

Meridiane war weit entfernt ſich über ihr hartes Loos zu beklagen; ſie that ihre Arbeit ohne Murren und bediente ſich dabey der Geheimniſſe, die ſie von Belſunſinen gelernt hatte. So oft die boshafte Balbaſta ſie beſuchte, that ſie ſehr artig und bat ſie, ihr etwas ſchwereres aufzulegen; und verſicherte ſie, daß ſie gern alles thun würde, um einer ſo guten Fee zu gefallen.

Balbaſta erſtaunte nicht wenig über die auſſerordentliche Geduld und Geſchicklichkeit der Prinzeſſin, und gab ihr immer neue und immer ſchwerere Beſchäftigungen auf. Unter andern befahl ſie ihr, einen Scheffel mit Hirſen, Korn für Korn, anzufüllen und genau zu zählen, wie viel Körner ſie hineinthäte, und drohte ihr mit den fürchterlichſten Züchtigungen, wenn ſie ſich um ein einziges verzählte.

Meridiana verrichtete alles mit der nemlichen Freudigkeit und Geſchicklichkeit, und dankte der Fee jedesmal für ihre Güte und Nachſicht. Dieſe wurde endlich durch ihr gutes Betragen gerührt und der Mishandlungen müde, womit ſie nichts ausrichtete. Eines Tages machte ſie einen Beſuch bey Belſunſinen, und da ſie dieſe ſehr niedergeſchlagen fand, erkundigte ſie ſich bey ihr nach der Urſache ihres Kummers. Belſunſine hegte keinen Verdacht und erzählte ihr von ihrer verlohrnen Pflegetochter, deren Schönheit, Güte und Geſchicklichkeit ſie auf alle Weiſe rühmte. Balbaſta wußte, daß in dieſer Erzählung nichts übertriebnes war, und verſprach ihrer weinenden Freundin, Meridianens Aufenthalt auszukundſchaften und ſie auf die Mittagsſpitze zurück zu bringen, wenn ſie ihr die Liebe dieſer guten Prinzeſſin verſchaffen wollte.

Belſunſine, die ſchon der Gedanke, ihre liebe Meridiane wieder zu ſehn entzückte, verſprach alles; und ſchon den folgenden Tag fand ſich Balbaſta mit der Prinzeſſin ein. Belſunſine kannte ihrer Freude kein Ende; ſie erzählte ihr den Tod ihrer Mutter und ſuchte ſie darüber zu tröſten, und die beyden Feen verſprachen ihr, unter wiederholten Umarmungen, Mutterſtelle bey ihr zu vertreten und ſie in alle Geheimniſſe der Feen einzuweihen. Zum Unterpfande gaben ſie ihr auf der Stelle einen Ring, der ſie gegen alle Nachſtellungen andrer eiferſüchtiger Feen in Sicherheit ſetzen würde. So angenehm ihr dieſes war, ſo dauerte es doch lange Zeit, ehe ſie den Verluſt ihrer Mutter verſchmerzen konnte, und dieſer Todesfall führte ſie auf mannichfaltige Betrachtungen über das traurige Loos der Sterblichen, die in jedem Stand und Rang ſo vielen Mühſeligkeiten und Gefahren ausgeſetzt ſind. Sie nahm ſich vor, den Grundſätzen der Tugend, die ſie von ihrer Mutter gelernt hatte, treu zu bleiben, dem Umgange mit den Männern zu entſagen, ſich mit der Kenntniß der Geſtirne zu beſchäftigen und von den gütigen Geſinnungen der Feen gegen ſie ſo vielen Vortheil als möglich zu ziehen. Sie ſchloß ſich nun ganz an Belſunſinen an und lernte alles von ihr, was die Fee ſelbſt wußte.

Balbaſta liebte jetzt Meridianen eben ſo ſehr als ihre Gefährtin, und theilte ihr alle ihre Geheimniſſe mit. Die beyden Freundinnen nahmen ſie bisweilen mit in die Geſellſchaft andrer Feen, wo ſie allgemein bewundert wurde; und da die Feen ſahen, daß ſie ſich von allem

Irrdiſchen losgemacht hatte, und um alle ihre Geheimniſſe wußte, faßten ſie den Entſchluß, ſie in ihren Kreiß aufzunehmen. Sie ſchien von der Ehre, die man ihr erzeigte, gerührt; aber da man bey der Aufnahme verlangte, daß ſie die Geſtalt eines Drachen annehmen und einen Palaſt erſcheinen laſſen ſollte, wo nichts als ein dicker Rauch war, verbat ſie dies aus dem Grunde, weil ſie niemanden täuſchen wollte. Einige Feen murrten über dieſe Weigerung, aber da es zum ſtimmen kam, waren die meiſten auf Meridianens Seite, und ſie wurde wirklich eingeweiht. Sobald dies geſchehn war, hatte ſie keinen andern Gedanken, als von den Vortheilen ihres neuen Standes zu Gunſten aller Unglücklichen und Unterdrückten Gebrauch zu machen. Sie wählte zu ihrem Aufenthalte eine Grotte am Fuße der Pyrenäen, die ſie mit einer Menge ſchöner Bildſäulen ausſchmückte, und die noch heut zu Tage Meridianens-Grotte heißt. Hierauf machte ſie eine Reiſe durch alle Länder der Erde, unter dem Vorwande, die Feen zu beſuchen, denen ſie große Geſchenke machte, aber eigentlich, um die Sitten aller Völker kennen zu lernen. Hier bemerkte ſie leider, daß es überall Bosheit, Treuloſigkeit und Schwäche gäbe, daß die meiſten Menſchen faſt in allen Ländern die nämlichen Mängel und Gebrechen hätten und daß auch die Glücklichſten immer

mer noch dies und das zu wünſchen pflegten. Dieſe Bemerkung flößte ihr ein tiefes Mitleid gegen das Menſchengeſchlecht ein und beſtärkte ſie in dem Vorſatze, alles was in ihren Kräften ſtände zur Verminderung des menſchlichen Elendes beyzutragen.

Während ihrer ganzen Reiſe ließ ſie keine Gelegenheit; Gutes zu thun, vorbey. Als ſie nach Indien kam, bemerkte ſie in dem Palaſte der Fee Mamelec eine junge Perſon von auſſerordentlicher Schönheit, welche Stroh zur Streu für funfzig Camele ſchnitt.

Meridiane, die hier etwas außerordentliches vermuthete, fragte ſie, wer ſie wäre. Das ſchöne Mädchen erzählte ihr, daß ſie die Tochter des Königs von Monoinotapa wäre, und daß ihre Stiefmutter, aus Rachſucht, weil ſie einen ihrer Oheims nicht hätte heyrathen wollen, die Fee Mamelec gebeten hätte, ſie zu entführen. Die Fee hätte ihr dies zu Gefallen gethan; und nun wäre ſie auf dreyhundert Jahre bezäubert, von denen erſt zweyhundert verfloſſen wären. Hiebey fieng ſie bitterlich an zu weinen und bat die Fee, ſie nicht in ihrer Arbeit zu ſtöhren, weil, wenn ſie nicht zur beſtimmten Stunde fertig würde vier alte Weiber, die ihr zu Auſſeherinnen gegeben wären, ſie züchtigen würden; die erſte würde ihr funfzig Stockſchläge auf die Fußſohlen geben, die andre eben ſo viel auf den Rücken, und die dritte fünf und zwanzig auf den Bauch, und die vierte eben ſo viel auf den Hintern. Meridiane war bey dieſer Erzählung auf das innigſte gerührt; ſie ſchwang ihren Zauberſtab, und ſogleich war die Streu für die funfzig Cameele fertig. Die ſchöne Indianerin, über dieſes Ereigniß erſtaunt betrachtete Meridianen als eine wohlthätige Gottheit, und beſchwor ſie, mit Thränen in den Augen, mit ihrem traurigen Schickſale Mitleiden zu haben. Die Fee tröſtete ſie und verſprach ihr, ſo weit es möglich wäre, zu helfen. Sie ſprach hierauf mit der Fee Mamelec und bat ſie ſo inſtändig für die arme Prinzeſſin um Gnade, daß Mamelec verſprach, ihrer Bezauberung ein Ende zu machen. Meridiane eilte ſogleich zu der Prinzeſſin hin und überreichte ihr eine weiſe Roſe mit der Verſicherung, daß ſie ſich in einer Stunde in dem nehmlichen Zimmer, aus dem ſie entführt worden, in denſelben Kleidern, demſelben Alter und derſelben Schönheit, die ſie bey ihrer Entführung gehabt hätte, befinden würde. Dieſes gieng alles auf das pünktlichſte in Erfüllung, aber, während der zwey Jahrhunderte ihrer Abweſenheit, hatten ſich die Sachen in ihres Vaters Hauſe merklich verändert; kein Menſch kannte ſie, und ſie erkannte ſelbſt kaum den Ort ihres vormaligen Aufenthaltes. Der König, welcher jetzt auf dem Throne ſaß, hatte ſelbſt mehrere Kinder, und ſo ſehr er ihre Schönheit bewunderte, ſo wollte er doch nichts von ihren Anſprüchen auf die Krone hören. Man ſuchte in den Archiven nach und fand, daß eine Prinzeſſin vom königlichen Geblüt von den Feen entführt worden war; aber dabey ließ man es auch bewenden. Denn der König hatte durchaus keine Luſt, eine Sache zu ergründen, die ihm ſeine Krone hätte koſten können.

Indeß machte die Sache großes Aufſehen in Menomotapa. Jedermann wollte die wunderbare Prinzeſſin ſehn, und wer ſie ſah, fand ſie liebenswürdig. Die Höflinge geriethen hierüber in Verlegenheit, und warnten den König. Man könnte nicht wiſſen, meinten ſie, ob nicht das Volk, bey ſeiner gegenwärtigen Stimmung, einen Aufſtand zu Gunſten der Prinzeſſin erregen könnte; es ſey alſo der Klugheit gemäß, wenn der König, um ſich ſelbſt zu beruhigen und die Krone ſeinen Kindern zu ſichern, die Prinzeſſin aus dem Wege räumte. Andere, welche minder blutdürſtig waren, riethen ſie einzuſperren; noch andre glaubten, das beſte ſey, ſie mit dem Kronprinzen zu vermählen. Aber der König, welcher auſſerordentlich geizig war, und durch die Vermählung ſeines Prinzen Geld zur Ausſtattung ſeiner beyden Töchter zu gewinnen hoffe, verwarf den letzten Rath, und beſchloß, der Prinzeſſin, als einer Volksverführerin, den Prozeß machen zu laſſen. Sie wurde alſo eingezogen; aber als die Prozeduren kaum ihren Anfang genommen hatten, gieng der Kronprinz zu ſeinem Vater und erklärte ihm gerade heraus, daß, wenn er die Prinzeſſin hinrichten ließe, er keinen Sohn mehr hätte. Dieſe Erklärung diente indeß zu nichts, als den König nur noch mehr zu erbittern und das Todesurtheil zu beſchleunigen. Glücklicherweiſe kam jetzt Meridiane nach Monomotapa, erfuhr was vorgieng, und begab ſich ſogleich zu der unglücklichen Prinzeſſin in das Gefängniß. Sie fand dieſe weit mehr über den Entſchluß des Prinzen ſich mit in den Scheiterhaufen, den man für ſie errichtete, zu ſtürzen, als über ihr eignes Unglück bekümmert. Dieſe Denkungsart rührte die Fee, und nachdem ſie ihr einen beſtändigen Schutz zugeſagt hatte, entdeckte ſie ihr, daß der König von Monomotapa, ihr Vater, einen großen Schatz an einem Orte, den ſie ihr anzeigte, verborgen habe. Sie wäre überzeugt, ſetzte ſie hinzu, daß der jetzige König kein Bedenken tragen würde, ſie mit ſeinem Kronprinzen zu vermählen, wenn ſie ihm dieſen Schatz als Mitgabe zubrächte.

Aus dem Gefängniſſe der Prinzeſſin begab ſich Maridiane in das Zimmer des Königs, nannte ihn einen Uſurpator, und ſprach überhaupt in einem ſehr drohenden Tone mit ihm. Sie ſagte ihm, daß er ſich glücklich ſchätzen müßte ſeinen Kindern die Krone durch eine Heyrath mit dieſer ſchönen Prinzeſſin zuzuſichern, die allein mehr Schätze beſäße, als andere Prinzeßinnen von Indien zuſammen genommen. Bey dieſen Worten verſchwand ſie und ließ den König in großer Beſtürzung zurück. Indeß behielt doch der Geiz die Oberhand über die Furcht und er beſchloß, die Prinzeſſin ſelbſt zu fragen, ob es wahr wäre, daß ſie ſo große Schätze beſäße; oder vielmehr ſchickte er die Königin an ſie ab, weil er dieſe für geſchickter hielt, ihr das Geheimniß abzulocken.

Die Königin, eine ſehr ſchlaue und gewandte Frau, entledigte ſich Auftrags mit vieler Geſchicklichkeit; ſie ſchmeichelte der Prinzeſſin und liebkoßte ſie, nannte ſie ihr liebes Töchterchen, und machte ihr große Beſchreibungen von der Zärtlichkeit des Kronprinzen gegen ſie, der ſogar mit ihr ſterben wollte. Die Prinzeſſin, welche nicht gleichgültig gegen den Kronprinzen war, verſicherte der Königin, daß ſie ſich freuen würde, einer Mutter ihren Sohn wieder zu geben, und daß, wenn ihre Anſprüche auf dem Thron nicht hinreichten, ſie ihm einen unermeßlichen Schatz als Ausſteuer mitbringen wollte. Bey dieſer Aeuſſerung umarmte ſie die Königin, und da man den Schatz an dem angezeigten Orte fand, wurde die Prinzeſſin ſogleich auf freyen Fuß geſetzt, und unter großen Feyerlichkeiten mit dem Thronerben vermählt.

Meridiane war mit dem Erfolge ihrer Bemühungen ſehr wohl zufrieden und kehrte in ihre Grotte an dem Fuße der Pyrenäen zurück. Aber ihre Wachſamkeit und ihr Trieb, Gutes zu thun, ließ ihr keine lange Ruhe genieſſen; ſie fand ſich bey den Wochenbetten aller Königinnen ein und wehrte nicht nur der Bosheit anderer Feen, ſondern begabte zugleich die Kinder mit ihren beſten Gaben, die Mädchen mit Schönheit und Herzensgüte, die Knaben mit Muth und Rechtſchaffenheit. Hierdurch verbreitete ſich Meridianens Ruhm über die ganze Erde; und ſo eiferſüchtig auch bisweilen die übrigen Feen über ſie waren, ſo wußte ſie ihnen doch mit ſo vieler Güte und Artigkeit zu begegnen, und ihnen ſo mancherley Gefälligkeiten zu erzeigen, daß ſie ſelbſt über den Neid ſiegte und faſt gar keine Feinde hatte.

Ihre Wohlthaten, ihre Fürſorge erſtreckte ſich über alle Stände; wer ihrer Hülfe bedurf-

te,

ſe, dem war ſie nah. Wo irgendwo ein armer Schäfer, der ſeine Heerde nicht gegen reiſſende Wölfe vertheidigen konnte, ſogleich eilte ſie ihm zur Hülfe und führte ihn auf eine gute Weide, wo ihm die Wölfe nicht mehr zu ſchaden wagten. Hatte ein Holzhacker ſeine Axt verlohren, ſo hielt ſie es nicht unter ihrer Würde, ſie ihm wieder zu bringen; oder wenn ein armer Reiſender unter Räuber fiel, ſo war ſie bereit, ihn zu vertheidigen. Mit einem Worte, wer ſich in der Noth an Meridianen wendete, der konnte ſchleuniger Hülfe gewiß ſeyn. So gewann ſie das Herz aller Menſchen aus allen Ständen; denn ihr einziges Vergnügen war Gutes zu thun und Böſes zu hindern.

Die allgemeine Liebe und Achtung, welche Meridiane genoß, kam auch den übrigen Feen zu ſtatten. So ſehr man ſie ehedem gefürchtet hatte, ſo ſehr liebte man ſie jetzt. Sie wurden überall auf das freundſchaftlichſte aufgenommen, und bey allen wichtigen Angelenheiten von Königen und Privatperſonen zu Rathe gezogen Belſunſine und Barbaſta äuſſerten überall, daß ſie dies der guten und tugendhaften Meridiane verdankten, und die übrigen Feen ſtimmten in dieſes Zeugniß ein.

Jetzt fielen einige Feen auf den Gedanken, daß wenn ſie ſich eine Königin wählten, dies ihrem Corps ein größeres Anſehn geben würde, weil dann ihr Oberhaupt einen Rang unter andern gekrönten Häuptern fordern könnte. Der Vorſchlag fand Beyfall, und es wurde ein Tag zur Wahl feſtgeſetzt. Die Sache fand viele Schwierigkeiten, und vorzüglich verurſachte die Frage über die Gränzen der königlichen Macht großen Streit. Da aber die Wahl auf Meridianen fiel, war auch zu gleicher Zeit jene Frage entſchieden. Die Feen hatten ſo viel Achtung gegen ſie und ſetzten ein ſolches Vertrauen auf ihre Rechtſchaffenheit, daß ſie ihr eine unbegränzte Gewalt übertrugen.

Meridiane ſuchte anfänglich dieſe Ehre von ſich abzulehnen, auf welche, wie ſie ſagte, die Prinzeſſin Merluſine gegründetere Anſprüche hätte; die Feen beharrten bey ihrer Wahl und die Krönungsfeyerlichkeit wurde vorgenommen. Die neue Königin blieb ſich vollkommen gleich; weit entfernt, ihre Macht zu mißbrauchen, erzeigte ſie den Feen noch mehr Achtung, als ſie bishero gethan hatte. Dieſes Betragen entzückte ſie ſo ſehr, daß ſie ihr in allen Stücken gehorchten. Nachdem der Staat eingerichtet war, reißten die Feen jede nach ihrer Heimath zurück, mit dem Auftrage, alles was ſich in ihrem Bezirke merkwürdiges ereigenen würde, an die Königin einzuberichten. Meridiane ſelbſt begab ſich in ihre Grotte, wo ſie von einer groſſen Anzahl von Königen und Fürſten Geſandtſchaften empfieng, die ihr zu ihrer neuen Würde Glück wünſchten.

Meridiane hielt ſich überzeugt, daß der Rang, den ſie gegenwärtig bekleidete, ſie zu noch größerer Thätigkeit zum Beſten der Menſchen verpflichtete und fand ſich überall ein, wo ſie glaubte, jemanden nützlich ſeyn zu können. Sie that im Stillen Gutes und ließ ſich nicht gern für ihre Wohlthätigkeit danken, denn ſie ſagte, es machte ihr mehr Vergnügen Wohlthaten zu erzeigen, als andere ſie zu empfangen. Sie tadelte die Großen, daß ſie ſo wenig auf das Glück der Niedrigern achteten, da ihnen dies doch ſo wenig koſtete, und es war ihr ſchlechterdings unbegreiflich, wie man ſich entſchlieſſen könnte einem andern zu ſchaden. Mit einem Wort, niemand übte die Pflichten der Tugend mit größrer Freudigkeit und Strenge gegen ſich ſelbſt aus, und niemand war doch nachſichtiger gegen die Fehler andrer als Meridiane. Sie veränderte bisweilen ihren Aufenthalt zur Bequemlichkeit derer, die etwas bey ihr anzubringen hatten. Sie hörte jedermann mit der größten Güte an und erfüllte die Wünſche der Wohlgeſinnten und Tugendhaften. Sie bediente ſich der Schätze, die ſie fand, zum Nutzen der Bedürftigen, und gab einer Prinzeſſin, der es an der Mitgift fehlte, eben ſo willig einen Scheſſel mit Goldſtücken, als dem Hirten ein Lamm zum Erſatz für das, ſo der Wolf ihm geraubt hatte.

Eine Gräfin, welche lange Zeit verheyrathet geweſen war, ohne Kinder zu bekommen, war endlich ſo glücklich, ſchwanger zu werden, und wählte zur Amme eine vertraute Perſon, die ſchon vorher in ihrem Dienſte geſtanden hatte.

Die Amme mißbrauchte das Vertrauen ihrer Herrſchaft und tauſchte den Sohn der Gräſin gegen den ihrigen aus. Der junge Menſch zeigte, ſobald er ein wenig heran wuchs, die niedrigſten Neigungen und machte ſeinen Eltern ſo vielen Verdruß, daß der Graf ſeine Gemahlin der Untreue beſchuldigte, weil er es für unmöglich hielt, Vater zu dieſem Kinde zu ſeyn. Die Gräſin, die ſich vollkommen unſchuldig wußte, weinte Tag und Nacht; denn je älter der junge Graf wurde, deſto größer wurden ſeine Unarten. Da ſie von der Königin der Feen viel hatte reden hören, unternahm ſie eine Reiſe auf die Pyrenäen, warf ſich der Fee zu Füßen, und beſchwor ſie, die Denkungsart ihres Sohnes zu ändern oder ſie ſterben zu laſſen. Maridiane hob die Königin mit der größten Leutſeligkeit auf und ſagte ihr, daß ſie keine Urſache hä-

hätte, ſich über ihren Sohn zu beklagen, der ihr an Geſtalt und Geiſt vollkommen ähnlich wäre. Die Gräfin war über dieſe Antwort ſo beſchämt, daß ſie im Begriff war, ſich zu entfernen, als Meridiane ſie umarmte, ihr das Geheimniß von der Vertauſchung der beyden Kinder entdeckte, und ſie zu gleicher Zeit erinnerte, auf ein kleines gelbes Fleck Achtung zu tung zu haben, das ihr Sohn auf dem linken Arme haben müßte. Die Gräfin erinnerte ſich dieſes Umſtandes und brannte nun vor Begierde, in ihre Heimath zurückzukehren, und ihren Sohn aufzuſuchen. Um ihre Reiſe zu beſchleunigen, ſchenkte ihr Meridiane zwey Pferde, die hundert Meilen in einer Stunde zurücklegten, und entließ ſie. Der Graf, den die Denkungsart ſeines vergeblichen Sohnes und Erben immer verhaßter wurde, war auſſer ſich vor Freuden, als ihm ſeine Gemahlin eine ſo angenehme Nachricht brachte, aber zugleich ſo aufgebracht gegen die Amme, daß er ſie auf der Stelle ermorden wollte. Aber ſeine Gemahlin beſänftigte ihn, und ſie begaben ſich zuſammen zu der Amme, die auf einem ihrer Güter wohnte. Nach verſchiednen andern Geſprächen, erkundigten ſie ſich auch nach ihrem Sohne. Ach! antwortete ſie mit Thränen, das iſt der ſchlechteſte Junge von der Welt. Er läßt mir meine Heerde zu Grunde gehn, läuft auf der Jagd umher und ſchickt ſich beſſer zu einem Prinzen als einem Bauer. Wolltet ihr ihn wohl gegen unſern Sohn vertauſchen? fragte die Gräfin. Sie belieben zu ſchärzen, erwiederte die boshafte Amme; vielleicht würde er Ihnen eben ſo viel Ehre machen, als der Ihrige; aber wenn Sie noch beſſer thun wollen, ſo nehmen Sie ſie alle beyde zu ſich.

Während dieſer Unterredung kam der junge Jäger ſelbſt und bot den Grafen das Wildpret, das er erlegt hatte, mit ſehr guter Art und edeln Freymüthigkeit an. Die Gräfin glaubte ſich ſelbſt im Spiegel zu ſehen als ſie den iungen Menſchen anſah, und es war ihr unmöglich, die Regungen der Natur zu unterdrücken; mit Thränen in den Augen umarmte ſie ihn zu wiederholten malen. Wir haben deiner Mutter den Vorſchlag gethan, ſagte der Graf, dich gegen unſern Sohn auszutauſchen; wärſt du es zufrieden unſer Sohn zu werden? Wenn dieß geſchehn könnte, antwortete der junge Menſch, ohne Ihrem Sohne Unrecht zu thun, ſo würde ich wohl Muth genug haben, zu einem ſo erhabnen Range empor zu ſteigen. Gut, verſetzte der Graf; aber um Graf zu werden, muß man ein gelbes Mahl auf dem linken Arm haben. Der junge Menſch ſtreifte ſogleich ſeinen Ermel auf und zeigte das Mahl. Jetzt konnten die beyden

Elfern nicht mehr an der Wahrheit deſſen, was ihnen Meridiane geſagt hatte, zweifeln; und die Amme, die ihren Betrug aufgedeckt ſah, warf ſich ihnen zu Fußen und bat um Gnade.

Durch ſolche und ähnliche Handlungen erwarb ſich die Königin der Feen die Achtung aller Nationen. Ihre Großmuth wurde von allen Feen bewundert, aber es gab nur wenige unter ihnen, die Muth genug beſaſſen, es ihr gleich zu thun; die meiſten, im Gegentheil, bedienten ſich ihrer Macht, den Menſchen Böſes zu thun; beſonders verfolgten ſie, aus Bosheit oder Eiferſucht, ſchöne Mädchen und große Prinzen. Dies machte ihrer Königin großen Kummer, die gern überall zugegen geweſen wäre, um den Uebel zu ſteuern, und es oft, aber immer vergeblich, verſuchte, ihren Mitſchweſtern edlere Geſinnungen einzuflößen Es gab einige alte buckligte Feen, die ſich mit nichts als den Thränen und Seufzern verfolgter Prinzeſſinnen nährten, und lieber dem Leben als ihrer Tücke entſagt hätten. Da nun Meridiane ſah, daß bey dieſen und ihres Gleichen an keine Beſſerung zu denken war, beſchloß ſie ſich ihres Anſehens zu bedienen und die Boshaften unter ihnen auf eine Zeitlang ihrer Macht zu berauben. Sie berief alſo einen Reichstag zuſammen und gab ihr Mißvergnügen darüber zu erkennen, daß einige ihrer Mitſchweſtern, die wie Gottheiten geachtet werden würden,

den, wenn ſie ihre Gaben nur zum Guten brauchten, auf nichts weiter dächten, als angeſehne Perſonen zu peinigen, die Menſchen, fuhr ſie fort, wären ſchon unglücklich genug durch die Kürze ihres Lebens, ihre Krankheiten, ihren Mangel und ihre Laſter, ohne daß die Feen nöthig hätten, ſie noch vorſetzlich zu verfolgen, Dies ſchiene ihr ſo ungerecht, daß ſie beſchloſſen hätte, ihnen die Macht, Böſes zu thun, auf drey Jahrhunderte zu unterſagen, und ihnen nur die Freyheit zu laſſen, den Menſchen Gutes zu erzeigen, um in dieſer Zeit zu lernen, wie ſüß das Vergnügen der Wohlthätigkeit ſey. Sie beſtimmte ihnen hierauf einen Ort an welchem ſie ſich nach Ablauf der drey Jahrhunderte von neuem verſammeln ſollten, um von den Fortſchritten, die ſie im Guten gemacht hätten, Rechenſchaft abzulegen. Dieſer ſtrenge Befehl erregte in der ganzen Verſammlung großes Murren; indeſſen konnte man nicht umhin zu gehorchen, und nun verlieſſen die meiſten Feen die Gebirge und begaben ſich faſt insgeſammt in alte Schlöſſer, wo ſie ihre Zeit mit Spinnen zubrachten. Seitdem hörte man nichts mehr von Entführungen oder andern Tücken, dergleichen die Feen den Menſchen ſonſt anthaten, und ihr Andenken würde ganz erloſchen ſeyn, wenn es ſich nicht in einer Menge geiſtreicher Feenmährchen erhalten hätte.

Meridiane hörte unterdeſſen nicht auf Gutes zu thun. Sie machte eine Reiſe nach dem glücklichen Arabien und brachte von dort allerhand nützliche Kräuter mit, die zur Verlängerung des Lebens dienen. Sie pflanzte ſie auf den Pyrenäen, wo man ſie noch heut zu Tage findet, und legte auf der Mittagsſpitze einen ſchönen, mit Blumen aller Art geſchmückten Garten an, welchen die Zeit nicht hat zerſtöhren können. Sie unterſuchte hierauf die Natur der Gewäſſer, welche auf den Pyrenäen entſpringen, und kam auf den Gedanken, ſie nach der Verſchiedenheit ihrer Eigenſchaften durch Metallminen zu leiten und ihnen dadurch heilſame Kräfte mitzutheilen.

Die den Feen zu ihrer Beſſerung beſtimmten drey Jahrhunderte waren verfloſſen, und Meridiane rief einen neuen Reichstag zuſammen, zu welchem ſich die Feen, die die Aufhebung ihres Bannes eifrig wünſchten, in groſſer Menge einfanden. Meridiane nahm ſie mit der ihr eigenthümlichen Leutſeligkeit auf, und legte ihnen zuerſt von ihren eignen Beſchäftigungen während der letzten dreyhundert Jahre Rechenſchaft ab. Ihre Beſcheidenheit erlaubte ihr zwar keine Ausführlichkeit, aber das was ſie ſagte war genug, um ihren Mitſchweſtern ein Beyſpiel zu geben und ſie ihrer wahren Würde eingedenk zu machen. Sie beſchloß ihre Rede mit dem Ausdrucke der Hoffnung, daß jede ihrer Mitſchweſtern das ihrige gethan und ſich weit größere Verdienſte als ſie erworben haben würde.

Merluſine machte eine tiefe Verbeugung und verſicherte die Königin, daß ſie keine Gelegenheit hätte vorbey gehn laſſen, ihrer Familie und andern Menſchen Gutes zu thun, ohne einen Grund dazu zu haben, als das Vergnügen, welches die Wohlthätigkeit ſelbſt mit ſich führe. Die Königin bezeigte ihr ihren Beyfall, überhäufte ſie mit Lobeserhebungen und hob ihren Bann auf.

Eine alte hinkende und verwachsne Fee stellte ſich hierauf vor die Königin und ſagte ihr, ſie habe ihren Aufenthalt in einem feſten Schloſſe genommen und hindert dort, daß die Gefangenen Briefe bekämen und davon lieſen; ſie hoffe, daß die Königin zur Belohnung ihren Bann aufheben würde. Die Königin antwortete ihr, weil ſie ſo viel Vergnügen an dem Amte einer Kerkermeiſterin fände, ſo beföhle ſie ihr, dabey zu bleiben und ſich mit nichts anderm abzugeben. Dieſer Befehl fand großen Beyfall und die arme Alte wurde allgemein verſpottet.

Eine andre Fee trat auf und ſagte, ſie bewohne eine Feſtung, und, um die Wohlthätigkeit der Königin nachzuahmen, glaubte ſie nichts beſſeres thun zu können, als wenn ſie die Welt von einer Menge Tauchenichte befreyte. Sie ver, verſammle alſo von Zeit zu Zeit eine Anzahl von Menſchen aus verſchiednen Nationen um ihre Wohnung, und veranlaſſe ſie, ſich einander todt zu ſchlagen. Die Königin ſchauderte bey dieſer Erzählung und ſie verbot der Fee, jemals wieder vor ihr zu erſcheinen.

Eine junge reizende Fee in Roſenfarb gekleidet, trat erröthend zu der Königin und ſagte mit leiſer Stimme, da ſie geſehn habe, daß die Menſchen nie glücklicher wären, als während der Täuſchungen der Liebe, ſo hätte ſie alles gethan, um dieſe Leidenſchaft unter ihnen zu befördern, da aber die Täuſchung mit dem Beſitze aufzuhören pflege, ſo hätte ſie ihnen zu gleicher Zeit einen gewiſſen Wankelmuth eingeflößt, bey dem ſie ſich auſſerordentlich wohl befänden. Meridiane lobte ihre guten Abſichten und hob ihren Bann unter der Bedingung auf, daß ſie inskünftige die Liebe mit der Treue zu vereinigen ſuchen möchte.

Auf ſie folgte eine andre Fee von ſtarkem Körperbau und feſten Muſkeln: ihre Blicke waren finſter und trübe und auf ihrem breiten Geſichte ſchien die Hartnäckigkeit der Dummheit zu wohnen. Ich habe bemerkt, ſagte ſie, daß die Menſchen nicht glücklicher ſind, als wenn ſie ſich den Thieren, ſo viel ihnen möglich iſt, nähern, und nur nach vorgeſchriebnen Formeln denken und handeln. Dieſe Glückſeligkeit habe ich zu befördern geſucht. Ich habe einigen Wenigen zu einer unumſchränkten Macht verholfen, damit den übrigen alle Macht nach eigener Einſicht zu handeln genommen würde, und es iſt mir in einigen Ländern gelungen, die Menſchen auf dieſer breiten und einförmigen Heerſtraße zum Glück zu führen. — Ich kenne dieſe Länder, rief Meridiane erzürnt, über welche du Nacht und Finſterniß verbreitet haſt und in welcher die Glückſeligkeit der Menſchen in ihrer Gefühlloſigkeit beſteht. Geh' und wohne forthin in den Kerkern eines Kloſters.

So erſchienen mehrere, die einen rühmten ſich dieſer, die andern jener Handlungen; die meiſten zeigten, daß ſie die Natur der Wohlthätigkeit nicht kannten und daß ſie, zum Theil in der beſten Abſicht, vieles Böſe und Unheil geſtiftet hatten. Nur wenige entließ Meridiane ihrem Banne; den Boshaften unterſagte ſie den Gebrauch ihrer Macht auf immer; die Irrenden belehrte ſie, daß Macht ohne guten Willen und guter Wille ohne Einſicht zu nichts weiter diene, als die Welt zu verwirren und da Unglück zu ſtiften, wo man das Gute zu befördern meine.

Inhalt
der
Blauen Bibliothek
aller Nationen.

Erster Band.

Ankündigung und Plan dieſer Sammlung.
Ueber die Literatur der Feen-Mährchen.
Einleitung zum erſten Bande.

Feen-Mährchen von Charles Perrault.

1) Rothkäppchen. 2) Die Feen. 3) Blaubart.
4) Die ſchlafende Schöne. 5) Die geſtiefelte Katze.
6) Fräulein Aſchenbrödel oder das Glaspantöffelchen.
7) Ruprecht mit der Kuppe. 8) Der kleine Däumling.
9) Abentheuer der Prinzeſſin Sinnreich. 10) Eſelshaut.

Feen-Mährchen der Frau von Lintot.

1) Kornblümchen. 2) Prinz Offenherz. 3) Zartbraun und Conſtanze.

Das einzige Feen-Mährchen von J. J. Rouſſeau.

Königin Grille.

Zweyter Band.

Feen-Mährchen des Grafen A. Hamilton.

Einleitung. 1) Der Widder. 2) Dorn-Röschen.
3) Die vier Facardine.

Dritter Band.

Feen-Mährchen der Frau Gräſin von Aulnoy.

1ſter Theil.

Einleitung. 1) Grazioſe und Percinet. 2) Schönchen Goldhaar. 3) Der blaue Vogel. 4) Prinz Kobold. 5) Prinzeſſin Frühlingsſchön. 6) Prinzeſſin Röschen. 7) Der goldne Zweig. 8) Der Orangenbaum und die Biene.

Vierter Band.

Feen-Mährchen der Frau Gräſin von Aulnoy.

2ter Theil.

1) Das gute Mäuschen. 2) Don Gabriel Ponce de Leon. 3) Der Widder. 4) Finette Aſchenbrödel. 5) Fortunate. 6) Babiole. 7) Don Fernando von Toledo. 8) Der gelbe Zwerg. 9) Der grüne Serpentin.

Fünfter Band.

Aechte Ergänzung der Tauſend und einen Nacht.

1ſter Theil.

1) Il Bondocani, der Räuberhauptmann. 2) Die Macht des Schickſals. 3) Die unbekannte Dame. 4) Der Blödſinnige.

Sechſter Band.

Fortſetzung der ächten Tauſend und einen Nacht.

2ter Theil.

I) Begebenheiten des Simuſtapha und der Prinzeſſin Ilſetilſone. II) Abentheuer des Ali-Ben-Giad, Sultans von Herak mit den falſchen Vögeln des Paradieſes. III) Geſchichte des Sinkarib und ſeiner beyden Weßire. IV) Die Familie des Schebandads von Surate. 1) Der Liebhaber der Sterne. 2) Thaten und Tod des Hauptmanns Bergſpalter und ſeiner tapfern Kumpanen. 3) Traum des Walid-Haſen.

Sie-

Siebenter Band.

Fortſezung der ächten Tauſend und einen Nacht, 3ter Theil.

1) Geſchichte Bohetzads und ſeiner zehen Weſire. 1) Geſchichte des Kaſſar, oder der Halsſtarrige. 2) Geſchichte des Illage-Mohammed und ſeiner Söhne; oder der Unbeſonnene. 3) Geſchichte Abojabers; oder der Geduldige. 4) Geſchichte Bhazads, des Ungeduldigen. 5) Geſchichte der Königin Wunderſchön, die ſich in ihr Schickſal fügte. 6) Geſchichte Bazmants, der auf Gott vertraute. 7) Geſchichte Bahar-Kans. 8) Geſchichte Abaltamants, oder der Kluge. 9) Geſchichte des Sultans Hebraim und ſeines Sohnes, oder der Prädeſtinirte. 10) Geſchichte des Soliman-Schah und ſeiner Familie. 11) Geſchichte des Königs von Haram und ſeines Sklaven. 11) Geſchichte des fahrenden Ritters.

Achter Band.

Fortſetzung der ächten Tauſend und einen Nacht, 4ter und letzter Theil.

1) Fortſetzung der Geſchichte des fahrenden Ritters. 2) Der Schwarzkünſtler. 3) Geſchichte des Halaiaddin von Perſien. 4) Geſchichte des Prinzen Jamaladdin von Groß-Katay. 5) Geſchichte des Baha-Ildin, Prinzen von Cynigaeh. 6) Geſchichte des Badvildin, Prinzen der Tartarey. 7) Geſchichte des Prinzen Schah-Adildin, von Damaſk. 8) Geſchichte der Liebſchaft des Mograby mit Planeten-Schweſter, der Tochter des Königs von Egypten. 9) Geſchichte der Geburt des Mograby.

Neunter Band.

Feen-Mährchen der Frau Gräfin v. Aulnoy. 3ter Theil.

I) Prinzeſſin Käpchen. , S. 3
II) Der Froſch mit dem rothen Käpchen. 71

III)

III) Die Hindin. S. 113
IV) Der bürgerliche Edelmann. 157
1) Die weiſſe Kaze. 191
2) Schönchen, oder der Ritter Fortunat. 252
3) Der Täuber und die Taube. 317

Zehnter Band.

Feen-Mährchen der Frau Gräfin v. Aulnoy 4r Th.

Fortſezung des bürgerlichen Edelmanns. S. 3
4. Geſchichte der Prinzeſſin Schöngeſtirn und dem Prinzen Vielgeliebt 7
5) Prinz Friſchling 94
6) Der Delphin. 152

Anhang. Feen-Mährchen des Herrn von Preſhac.

I) Prinz Unvergleichlich. 223
II) Die Königin der Feen. 286

Schleuſingen,
gedrukt bei Karl Gottlob Hoffmann.

Nachricht.

Wir haben von Herrn Ettinger in Gotha die ſämmtlichen noch vorräthigen Exemplare von der

Blauen Bibliothek aller Nationen,

eigenthümlich an uns gebracht, welche unſtreitig die vorzüglichſte Auswahl von bekannten Feen-Mährchen, Sagen und abentheuerlichen Erzählungen aller Zeiten in eben ſo guten Ueberſetzungen enthält. Bis jetzt ſind davon 9 Bände erſchienen, deren Inhalt folgender iſt:

1r Band. 10 Erzählungen von Charles Perrault; 3 von Frau von Lintot; 1 von J. J. Rouſſeau; zuſammen 21 Bogen.

2r Band. 3 Feen-Mährchen des Grafen Anton Hamilton, 32 Bogen.

3r Band. Feen-Mährchen der Frau Gräfin von Aulnoy, 21 1/4 Bogen.

4r Band. Fortſetzung der Feen-Mährchen der Frau Gräfin von Aulnoy, 23 3/4 Bog.

5r Band. Aechte Ergänzung der Tauſend und einen Nacht, aus dem Arabiſchen. 1r Theil. 27 1/2 Bogen.

6r Band. Fortſetzung der Tauſend und einen Nacht, 2r Theil. 31 Bogen.

7r Band. Fernere Fortſetzung davon. oder 3r Theil. 30 1/2 Bogen.

8r Band. Vierter und letzter Theil davon. 32 Bogen.

9r Band. Fernere Fortſetzung der Feen-Mährchen der Frau Gräſin von Aulnoy, oder 3r Theil derſelben. 23 Bogen.

Da nunmehr alle Hinderniſſe, welche bisher die Fortſetzung dieſer intereſſanten und angenehmen Sammlung aufhielten, völlig gehoben ſind, ſo ſind wir entſchloſſen, von dieſem Werke die Fortſetzung drucken zu laſſen und Bandweiſe zu liefern. Wer alſo noch dafür antreten will, und ſich darauf bey uns, oder bey irgend einem Buchhändler oder Poſt-Amte ſubſcribirt, dem liefern wir die erſten 9 Bände, welche zuvor 7 Rthlr. 12 Gr. koſteten, ſo weit die noch vorräthigen Exemplare reichen, für 3 Rthlr. ſächſ. Courant, oder 5 fl. 24 kr. Da dieſe 9 Bände, jeder mit einem Kupfer und in einem blauen gedruckten Umſchlage geheftet, zuſammen 242 Bogen enthalten, und die Fortſetzung auch ſehr billig im Preiſe ſeyn wird, ſo kann man ſich wohl nicht leicht eine wohlfeilere unterhaltende Lektüre anſchaffen. Auch werden wir die Fortſetzung nicht, wie es bey dem erſten Verleger war, als ein Journal behandeln, ſondern nur von Meſſe zu Meſſe einen oder zwey Bände herausgeben.

F. S. privil. Induſtrie-Comptoir.

Die
Blaue Bibliothek
aller Nationen.

Si Peau d'Ane m'étoit conté
J'y prendrois un plaisir extrême.
LA FONTAINE.

Zwölfter Band.

Weimar
Verlage des Induſtrie Comptoirs
1800.

LAND[illegible]
HALLE
[illegible]5(40)

D

Na

fäh

Stüc

ches

Herrn

— d

ren

ken

von

es,

Herrn

tert,

*) O

Vorrede.

ie **Abentheuer des Prinzen** oder
ah **Kamarupa und ſeiner Ge-**
rten ſind ein angenehmes und ſchätzbares
f der älteren Aſiatiſchen Literatur, wel-
wir dem Fleiße und den Bemühungen
William Franklins in Calcutta,
en auch Teutſchland aus ſeiner ſchätzba-
Reiſe nach Perſien*) kennt — zu dan-
aben. Er brachte das Manuſcript da-
mit aus Perſien zurück, und überſetzte
vom Präſidenten der Aſiatic Society
William Jones dazu aufgemun-
m Jahr 1790 zu Calcutta ins Eng-

ſervations made in a *Tour from Bengal*
o Perſia in the Years 1786—87: with a
hort Account of the Remains of the cele-
rated Palace of Perſepolis, and other in-
tereſting Events. *By William Franklin.*
ondon Cadell. 1793.

liſche, um dadurch, wie er in der Vorrede ſagt, die Sitten und Gebräuche der Aſiaten in ein helleres Licht zu ſtellen. In London erſchien 1793 ein Nachdruck davon, unter dem Titel

The Loves of Camarupa and Camalata; an ancient Indian Tale. etc.

Es iſt bekannt daß die Aſiaten alle das Erzählen wunderbarer und abentheuerlicher Geſchichten ſehr lieben, und täglich in ihren Caffee-Häuſern oder Geſellſchaften dieſen Zeitvertreib genießen. Wahrſcheinlich hat gegenwärtiges Mahrchen gleichen Urſprung, und verdankt ſein Daſeyn irgend einem berühmten Perſiſchen Erzähler. Bürgten auch nicht Franklins und Sir. Will. Jones berühmte Nahmen für die Aechtheit ſeiner Quelle, ſo würde doch ſchon die Eigenheit ſeiner Compoſition, und ſo zu ſagen ſeine Indiſche Form und Geſchmack hinreichen, alle Zweifel über ſeine Originalität zu entfernen.

A

Geſchichte
des Prinzen Kamarupa
und
der ſchönen Kamalata.

Rajah Kamarupa.

Die Geſchichtſchreiber von Hindoſtan erzählen, daß vor Zeiten in der Stadt Ude ein Fürſt regierte, welcher ſich Rajah Peti nannte. Die Weisheit und Gerechtigkeit dieſes Fürſten war auf der ganzen Erde berühmt; ſein Volk ehrte und liebte ihn; er ſelbſt beſaß alles was er wünſchte; nur ein Thronerbe fehlte ihm noch, mit dem er dereinſt die Sorgen der Regierung hätte theilen können. Dieſes bekümmerte ihn ſehr und er lag unabläſſig den Derwiſchen und andern frommen Männern ſeines Hofes an, ihn bey dem Himmel mit Gebet und Fürbitte zu unterſtützen. Lange blieben ſeine Bemühungen vergeblich, bis ihm endlich Gyan Acharya, einer der ehrwürdigſten und heiligſten Derwiſche, verſicherte, das Verlangen ſeines Herzens werde in kurzem befriedigt werden. Dieſe Verſicherung ging in Erfüllung. Die Favoritin des Rajah ward ſchwanger und brachte, nach Verlauf von neun Monaten, einen Sohn zur Welt, dem ſein Vater den Nahmen Kamarupa gab.

Funfzehn Jahre verſtrichen, ohne daß ſich mit dieſem Prinzen etwas auſſerordentliches ereignete. Doch erzählen die Geſchichtſchreiber, daß er, während dieſer Zeit, die größten Fortſchritte in allen Theilen der Wiſſenſchaften machte, und von jedermann als der vollkommenſte Prinz ſeiner Zeit geachtet wurde.

Kamarupa fand großes Vergnügen an der Jagd und ſein Vater, der Rajah, begünſtigte dieſe Neigung. Er baute ihm ein ſchönes Jagdhaus, mitten in einem großen Walde, in welchem ſich die ſchlankeſten Bäume in den reinſten Gewäſſern ſpiegelten, und eine auſſerordentliche Menge von Wildpret gehegt wurde. Keine Koſten wurden geſpart, um dieſen Aufenthalt ſo reizend und vollkommen als möglich zu machen. Oft begab ſich Kamarupa mit ſechs ſeiner liebſten Gefährten, die zu dem Hofſtaate ſeines

Vaters gehörten, hierher, theils um zu jagen, theils um die Annehmlichkeiten der Gegend zu genießen.

Von dieſen jungen Männern, welche den Prinzen zu begleiten pflegten, gibt die Geſchichte folgende Nachricht: Der erſte war Mitra Chandra, der Sohn des Weſſir von Rajah Peti, einer der edelſten und vollkommenſten Jünglinge an dieſem Hofe. Seine erprobte Treue hatte ihn in die größte Achtung geſetzt; auch liebte ihn der Prinz mit ausgezeichneter Zärtlichkeit. Der zweyte hieß Vidya Chandra, und war der Sohn des Rajah Pundit. Er beſaß große Gelehrſamkeit und ungewöhnliche Kenntniſſe in allen freyen Künſten. Der dritte war Dhanwantari Tubil, welcher ſich auf die Arzneykunde gelegt und große Fortſchritte in dieſer edeln Wiſſenſchaft gemacht hatte. Der vierte war ein vortreflicher Mahler, Chitra Mana genannt. Der fünfte, Manickya Chandra, beſaß eine bewundernswürdige Kenntniß von Edelſteinen und wurde als ein Meiſter in ſeiner Kunſt angeſehn. Der ſechſte und letzte war Calavat Raſa Ranga; dieſer hatte ſich durch ſeine muſicaliſchen Talente berühmt gemacht. Alle dieſe jungen Leute waren durch die engſten Banden der Freundſchaft und Liebe mit **Kamarupa** verbunden. Sie begleiteten ihn überall, und ihre Geſellſchaft war das gröſte Vergnügen, das er kannte.

Einſtmals befand ſich der Prinz mit ſeinen Geſellſchaftern auf dem Jagdhauſe. Der Tag war unter mancherley Kurzweil verſtrichen, und wurde mit einem herrlichen Mahle beſchloſſen, welches die auserleſenſte Muſik, die ſchönſten Tänzerinnen und ein trefflicher Wein belebte, den die Gäſte in goldnen Schalen aus den Händen blühender Knaben empfingen, deren Wangen ſchöner als die erröthende Roſe blühten. Das Mahl dauerte bis tief in die Nacht hinein, wo ſich die Geſellſchaft, von Vergnügen ermüdet, trennte und jeder in ſein Zimmer zur Ruhe ging.

Kamarupa hatte in dieſer Nacht einen merkwürdigen Traum. Es kam ihm vor, als ob er in Begleitung ſeines Freundes **Mitra Chandra** auf einmal an den Thoren einer prächtigen Stadt ſtände. Schön und ſtrahlend war dieſe Stadt; nie hatten ſeine Augen einen ſolchen Glanz geſehen, nie ein Reiſender eine ſolche Pracht beſchrie den. Nahe an den Mauern derſelben lag ein reizender Garten, in welchem ſchlanke Cypreſſen einen angenehmen Schatten verbreiteten und zahlreiche Springbrunnen ihre ſilbernen Strahlen gen Himmel ſchickten. Der Prinz und ſein Freund traten in dieſen Garten, um ihn zu beſehn; aber ſie hatten ſich noch nicht lange hier verweilt, als ſich ihnen einer der Aufſeher näherte um ihnen zu ſagen, daß ſich die Prinzeſſin Kamalata, Tochter des Rajah von Serendib, in den Garten begeben habe. Kamarupa und ſein Freund waren über dieſe Nachricht nicht wenig betroffen. Sie fürchteten die Prinzeſſin durch ihre Gegenwart zu beleidigen; und da ſie ſich nicht ſogleich entfernen konnten, zogen ſie ſich in ein Roſenwäldchen zurück, und ſuchten ſich in demſelben zu verſtecken. Während der Zeit war die Prinzeſſin, in Begleitung ihrer Jungfrauen, in die nehmliche Gegend gekommen, um ſich an dem Dufte der Roſen, welche die Luft umher mit Wohlgerüchen erfüllten, zu laben. Sie ſtand in der Blüthe der Jugend und Schönheit und wohin ſie ihre Schritte wendete, ſchien ein ſchönerer Lenz aufzublühn. Als ſie ſich dem Roſenwäldchen näherte, erblickte eine ihrer Begleiterinnen die verſteckten Männer, welche ſich auf die Erde niedergeſetzt hatten, ging unverzüglich zu ihnen hin und ſagte: „Ihr Fremdlinge! wißt ihr nicht was ſich ziemt? Woher kommt ihr, und wie könnt ihr es wagen, euch in das Heiligthum unſrer Gebieterin einzudrängen?“

Auf dieſe Anrede erwiederte Kamarupa: „Schöne Dame, der Mann den Du vor Dir ſiehſt, iſt Rajah Kamarupa, der Sohn des Rajah Peti, Fürſten von Ude; und dieſer hier iſt Kamarupa's Freund, Mitra Chandra. Wir haben das Wild verfolgt und ſind zufälliger Weiſe an dieſen reizenden Garten gekommen. Eure Ankunft überraſchte uns; wir hatten nicht Zeit uns hinweg zu begeben und verſteckten uns deshalb in dieſes Wäldchen, um euch durch unſre Gegenwart keinen Anſtoß zu geben. Da wir nun Fremde hier ſind, ſo hoffen wir, daß man die Rechte der Gaſtfreundſchaft gegen uns nicht verletzen wird.“

Ohne zu antworten kehrte die Dame zu ihrer Gebieterin zurück, und meldete ihr den Vorfall. Die Prinzeſſin entrüſtete ſich über die kühnen Fremdlinge; Unwille und jungfräuliche Sittſamkeit trieb das Blut auf ihre Wangen und ſie erröthete, wie die Roſe, wenn ſie der Thau benetzt. Dann blickte ſie rund umher in dem Kreiſe ihrer Begleiterinnen

nen und befahl ihnen, dem Könige, ihrem Vater, die Sache zu melden, damit er Befehl ertheilte, die Fremden zu ſtrafen, welche die Geſetze der Zucht auf eine ſo ungebührliche Weiſe verletzt hätten. Aber eine ihrer Damen und Freundinnen, die ſchöne Kamakata, bat für die Fremden und ſagte: „Meine Gebieterinn, wäre es nicht beſſer, vorher die Vertheidigung dieſer Männer zu hören? Vielleicht haben ſie dieſe Ungebühr nicht wiſſentlich begangen, und verdienen Vergebung. Milde und Güte gegen Fremdlinge iſt Gott wohlgefällig.“

Dieſe Vorbitte wirkte auf das Herz der Prinzeſſin. Sie befahl ihrer Freundin, die Fremden vorzuführen, und freudig befolgte die ſchöne Kamakata den Befehl. Sie näherte ſich den beyden Jünglingen mit Anſtand und Anmuth und erſuchte ſie, ihr ohne Beſorgniß zu der Prinzeſſin zu folgen, die ſie mit der größten Güte behandeln würde. Kamarupa und ſein Freund, über dieſe Nachricht hoch erfreut, folgten der jungen Dame und wurden von ihr zu Kamalata geführt, deren Schönheit einen ſo heftigen Eindruck auf das Gemüth des Prinzen machte, daß er ohne Bewegung und Leben zur Erde ſank. Die Prinzeſſin erſchrack über dieſen Zufall des jungen ſchönen Mannes, der ſich bey dem erſten Anblicke ihres Herzens bemächtigt hatte. Sie lief voll Angſt auf ihn zu, legte ſeinen Kopf auf ihren Schoos und goß eine Flaſche mit Roſenwaſſer, die ſie zufälliger Weiſe bey ſich trug, über ihn aus. Dieſes Mittel brachte den Prinzen wieder zu ſich: er ſchlug die Augen auf und da er die reizende Kamalata erblickte, ſeufzte er tief und brach in die leidenſchaftlichſten Reden aus. Mit einem Worte, die Liebe bemächtigte ſich beyder Herzen; und zugleich wurde Kamarupa's Freund von den Reizen der gütigen Kamalata beſiegt. Sie ſchworen ſich nie zu trennen und ſich ewig zu lieben; unvermerkt floß ihnen die Zeit dahin, als Kamarupa plötzlich erwachte und ſich in ſeinem Schlafzimmer fand.

Heftige Schmerzen bemächtigten ſich ſeiner Bruſt, als er ſeine ſüße Täuſchung ſo plötzlich geſtört ſah. Er ſtieß einen lauten Schrey aus und ſank ohne Bewußtſeyn zurück. Seine Freunde eilten unverzüglich herbey. Sein Anblick erſchreckte ſie. Sie traten um ſein Bett und wehklagten laut, als der Prinz plötzlich auffuhr, mit wilden Blicken um ſich ſah und ſeine geliebte Kamalata ſuchte. Aber da ſeine Augen ſie nicht fanden, verſank er noch einmal in dieſen Zuſtand von Betäubung, aus welchem ihn der Beyſtand ſeines Freundes, Dhanwantari, des Arztes, mit vieler Mühe riß. Alle Bemühungen ſeiner Freunde aber waren nicht im Stande, die Thränen zu trocknen, die er über den Verluſt ſeiner Geliebten weinte. Sie beſchloſſen alſo, die Einſamkeit des Waldes zu verlaſſen, brachten den Prinzen in die Stadt zurück und benachrichtigten ſeinen Vater und ſeine Mutter, Rupa Swarupa, von dem unglücklichen Zufalle, der ihren Sohn betroffen hatte.

Bekümmert über dieſes Ereigniß rief der König die gelehrteſten Aerzte ſeines Reiches zuſammen und erſuchte ſie, dem traurigen Gemüthszuſtande ſeines Sohnes abzuhelfen. Nach langen Berathſchlagungen, erklärten ſie, daß man für jetzt, bey der auſſerordentlichen Heftigkeit des Uebels und der zerrütteten Einbildungskraft des Prinzen, nichts weiter thun könnte, als ihm ganz leichte den Gaumen reizende Getränke einzuflößen. Dabey möchte man den Prinzen ſo ruhig als möglich laſſen.

Dieſes geſchah, aber ohne den geringſten Erfolg. Ohn' Unterlaß ſtand das Bild der verlohrnen Geliebten vor Kamarupa's Seele; aber ihren Nahmen hatte er vergeſſen und dieſer Umſtand war es vorzüglich, der ihm allen Troſt und alle Hoffnung raubte, Jedes Heilmittel, jeder Rath blieb eitel und fruchtlos. Sein geliebter Freund Mitra Chandra verließ ihn nie, ſondern ſaß Tag und Nacht an ſeinem Bette, theilte alle ſeine Leiden und verſuchte alles, was in ſeinen Kräften ſtand, ſie zu lindern.

Dieſe Sorgfalt eines geliebten Freundes rührte Kamarupa's Herz, und er faßte den muthigen Entſchluß, ſich ihm anzuvertrauen. Er ſagte ihm, daß es für ſeine Krankheit kein Heilmittel gäbe, und daß ihn nichts in das Leben zurückrufen könnte, als wenn er eine Geliebte wiederfände, von deren Daſeyn er auf das innigſte überzeugt wäre, ob er ſie gleich nur im Traume geſehen hätte; aber in einem Traume, der viel zu umſtändlich geweſen wäre, um ein bloßer Betrug der Sinne zu ſeyn. Hierauf erzählte er ihm alle Umſtände auf das genaueſte, und ſetzte hinzu," daß ihm unglücklicher Weiſe der Nahme ſeiner Geliebten, ihres Vaters, und Vaterlandes entfallen wäre; daß es aber keine Ruhe für ihn gäbe, bis er ſich beſonnen und die Prinzeſſin wieder gefunden hätte."

Als Mitra Chandra die Urſache der Krankheit ſeines Freundes vernahm, theilte er ſeine Entdeckung ſogleich dem Rajah mit, welcher ſo fort alle ſeine Räthe zuſammen rief, und ſie inſtändig bat, ihm in der gegenwärtigen kritiſchen Lage mit ihrer Weisheit beyzuſtehn. Sie riethen ihm, durch einen Befehl die berühmteſten Reiſenden in ſeinen Staaten zu verpflichten, vor ihm zu erſcheinen und dem jungen Prinzen die merkwürdigſten Städte und Königreiche zu beſchreiben, die ſie auf ihren Reiſen geſehn hätten. Dieſes meynten ſie, wäre das einzige Mittel, ihm die Nachricht zu verſchaffen, nach der er ſich ſehnte, vorausgeſetzt, daß es wirklich ein ſolches Reich gäbe, als dem Prinzen im Traume erſchienen wäre.

Der König billigte dieſen Rath und der Befehl würde unverzüglich ausgefertigt. Mehrere berühmte und erfahrene Reiſende, welche die verſchiedenen Königreiche der Welt beſucht hatten, erſchienen vor dem Rajah und erzählten ihm alles, was ſie geſehn hatten. Aber keine ihrer Beſchreibungen traf mit ſeinem Traume überein. Endlich erſchien ein gelehrter Bramine, Samadhi Pachanan, der in dem Frühlinge ſeiner Jahre, von dem Verlangen die Welt zu ſehn, getrieben, ſein Vaterland verlaſſen und ſich auf Reiſen begeben hatte. Jahr für Jahr reiſte er, ſah alles Merkwürdige unter den verſchiedenſten Himmelsſtrichen und durchwanderte die verworrenen Pfade der Weisheit und Erkenntniß. Niemand kannte beſſer als er die Launen des Glücks, ſo wie die Urſachen der Entſtehung, des Wachsthums und Untergangs mächtiger Reiche.

Dieſer Mann fand ſich alſo an dem Hofe des Rajah ein und wurde von Mitra Chandra zu dem Prinzen geführt, der ihn mit folgenden Worten anredete: „Gelehrter Bramine, welches unter den vielen Königreichen, die du geſehn haſt, verdient, deiner Meinung nach, die meiſte Bewunderung?“ Der Bramin beugte ſich ehrfurchtsvoll und ſagte: „O Prinz, möge der Wille des Allmächtigen Deine Tage verlängern und Glück und Zufriedenheit über ſie ausſchütten! Dein Knecht hat das Seltenſte und Auserleſenſte, was es in der Welt gibt, geſehn; er hat mancherley Städte, Königreiche und Staaten beſucht; aber mit größerer Bewunderung und Wohlgefallen hat ihn nichts von allem, was er geſehn, erfüllt, als die weitberühmte Stadt Serendib mit dem dazu gehörigen Gebiete an den Ufern des Duan. Die

Schönheit und Pracht dieſer Stadt übertrifft alles, was menſchliche Zungen zu preiſen vermögen. Die Gewäſſer jenes Landes ſind erfriſchender als die Gewäſſer der Unſterblichkeit und ſeine Luft iſt reiner als der Athem der Liebe in dem Lenze der Jugend.“

Bey dem Nahmen Serendib erinnerte ſich Kamarupa alles deſſen, was ihm im Traume vorgekommen war. Er ſtieß vor Freuden ein lautes Geſchrey aus. Seine Lebensgeiſter verließen ihn; aber als er durch den Beyſtand ſeiner Freunde wieder zu ſich ſelbſt gekommen war, bat er den Braminen, ihm alles, was er von Serendib wüßte, auf das genauſte zu erzählen. Der Bramine erfüllte dieſe Bitte, und hub mit folgenden Worten an:

„Wiſſe denn, erlauchter Prinz, daß das Königreich Serendib von dem berühmten Rajah Chitra Peti regiert wird. Groß iſt das Anſehn dieſes Fürſten und außerordentlich ſein Glück; die mächtigſten Regenten gehorchen ſeinen Worten und ein Heer, zahlreich wie die Sterne des Himmels, ſteht auf ſeinen Wink bereit. Dieſer Fürſt hat eine einzige Tochter. Wie der Mond ſtrahlt ſie in ſanfter, Schönheit; Sie iſt die liebens-

würdigſte ihres Geſchlechtes; an ſie hat de
Himmel ſeine ſchönſten Gaben verſchwende
Ihr Nahme iſt Rana Kamalata.

Bey dieſem Nahmen ſank Kamarup
noch einmal ohne Bewußtſeyn zurück. Sein
Ohnmacht war ſo tief, daß die Umſtehende
glaubten, ſeine Seele habe ſich in dem Ueber
maaße der Freude von ihrem Leibe getrenn
Glücklicher Weiſe irrten ſie ſich. Der Prin
wurde auch jetzt wieder in das Leben zurück
gerufen und bat den Braminen, mit tauſen
fältigem Danke, in ſeiner Erzählung for
zufahren.

„So höre denn weiter, erhabener Prin
fuhr der Bramine fort, daß die mächtigſt
Prinzen und Rajah's die ſchöne Kamalat
von ihrem Vater zur Ehe begehrt habe
Aber dieſer hat oft erklärt, er werde nie d
Neigung ſeiner Tochter zwingen, und ni
mand werde ihre Hand erhalten, als d
Mann, dem ſie freywillig ihr Herz ſchenk
würde. Nun iſt es in dem Königreiche S
rendib bekannt, daß die unvergleichlic
Kamalata die Bewerbungen aller ihr
zahlreichen Anbeter von ſich weißt, und d
ihr Herz durch die Anmuth und Liebenswü
digkeit eines Prinzen gefeſſelt worden iſt, d

ſie in einem ſchönen Traume erblickt hat. Sie iſt feſt entſchloſſen, keinem andern als ihm ihre Hand zu geben; aber da ſie weder den Prinzen, noch das Land, in welchem er herrſcht, hat ausfündig machen können, ſo hat ſie lange unter der Laſt einer Krankheit geſeufzt, welche alle Verſuche und Heilmittel der Aerzte zu Schanden machte. Dein Knecht, o Prinz, war Aufſeher eines Tempels zu Serendib, welchen die ſchöne Kamalata mit der Freundin ihres Herzens Kamakasta öfters beſuchte, um zu den Göttern ihres Vaterlandes zu beten. Hier hab' ich ſie oftmals geſehn, und ihre Schönheit bewundert, und ich glaube, daß Rana Kamalata, meinen Gebieter und Herrn ausgenommen, das vollkommenſte und beſte Geſchöpf unter dem Himmel iſt. Ohne Zweifel hat euch der Himmel für einander geſchaffen, und du, glücklicher Kamarupa, du biſt der Mann, den ſie im Traume geſehn hat, du biſt der Bräutigam, deſſen Ankunft ſie bang und Sehnſuchtsvoll entgegen ſteht. Gehe denn, glücklichſter der Sterblichen, geh und empfange das Gute, das dir der Himmel beſtimmt hat; geh' und heile das Herz der ſchönen Trauernden vom verzehrenden Kummer."

Bey dieſen Worten ſchwieg der Bramine, und der Prinz, entzückt über dieſe unerwartete Entdeckung, wendete ſich an ſeinen Freund Mitra Chandra und ſagte:

„So bin ich denn endlich glücklich! Die Perſon, welche der Bramine beſchreibt, iſt ohne allen Zweifel die bezaubernde Schöne, die meinem treuen Herzen ſo vielen Kummer gekoſtet und ihm ſo manchen Blutstropfen entzogen hat.“

Mitra Chandra's Freude war auſſerordentlich. Er eilte zu dem Könige und meldete ihm den ganzen Vorgang; worauf dieſer ſeinen Sohn zu ſich kommen ließ, und ihn, unter den zärtlichſten Umarmungen, bat ſich dem Genuſſe der Freude zu überlaſſen. „Ich will ſogleich dafür ſorgen, ſetzte er hinzu, daß ein Geſandter mit den koſtbarſten Geſchenken nach dem Königreiche Serendib abgehe und die Tochter des Rajah Chitra Peti, deine Geliebte, für dich zur Eh begehre.“

Der Prinz dankte ſeinem Vater auf das ehrerbietigſte und begab ſich vergnügt in ſeinen Pallaſt, wo er dem Gedanken an ſein künftiges Glück nachhing. So verſtrichen

ein

einige Tage, in denen ſeine Geduld immer ſchwächer und ſeine Liebe immer heftiger wurde. Eines Tages zog er ſeinen Freund Mitra Chandra auf die Seite und ſagte zu ihm: „Ich finde, theuerſter Freund, daß ich nicht Geduld genug habe, die Rückkehr der Geſandten von Serendib abzuwarten. Meine Liebe verzehrt mich, wie eine brennende Flamme, und wenn dir etwas an der Erhaltung meines Lebens gelegen iſt, ſo gehe zu meinem Vater und ſuche mir die Erlaubniß auszuwirken, daß ich ſelbſt, ohne Verzug, nach dem Aufenthalte meiner Gebieterin abreiſen darf. Ich fühle es, nichts als ihre Gegenwart kann meinem Kummer und meinem Mißgeſchicke ein Ende machen.“

Mitra Chandra, dem jeder Wunſch ſeines Freundes ein Befehl war, eilte zu dem Könige und trug ihm die Bitte ſeines Sohnes vor. Er ſetzte hinzu, daß man für das Leben des Prinzen fürchten müßte, wenn ihm dieſe Bitte abgeſchlagen würde, da er ſchon jetzt Tag und Nacht keine Ruhe hätte, ſondern ſich unabläſſig mit dem Bilde ſeiner Geliebten beſchäfftigte. Er ſchlug alſo vor, den Prinzen bis Mutſcheli-Bunder zu Lande reiſen zu laſſen, wo er ſich einſchiffen und durch den großen Ozean nach der Inſel Serendib abreiſen könnte.

Nach Empfang dieſer Nachricht verſammelte der Rajah ſeine Miniſter und Räthe und legte ihnen die Bitte ſeines Sohnes vor. Einſtimmig glaubten ſie, daß der König ſie ihm zugeſtehen müßte. Hierauf wurden die Sterndeuter wegen der Zeit der Abreiſe zu Rathe gezogen, und die nöthigen Anſtalten getroffen, damit der Prinz mit Anſtande an dem Hofe von Serendib erſcheinen könnte. Man verlohr keinen Augenblick und Kamarupa reiſte zur beſtimmten Zeit ab. Die beyden erſten Tage begleitete ihn ſein Vater und ſeine Mutter Rupa Swarupa; den dritten aber nahmen ſie mit großem Kummer und unter vielen Thränen Abſchied von ihm und empfohlen ihn dem Schutze des Himmels.

Begeiſtert von dem Gedanken an ſeine Geliebte, ſetzte der Prinz ſeine Reiſe mit der größten Eile fort. Seine Freunde und der treue Bramine, welcher zum Wegweiſer diente, begleiteten ihn. Nach einer ſehr angenehmen Reiſe kamen ſie an den Hafen Mutſcheli-Bunder, wo ſie ein Schiff und Lebensmittel kauften. Nachdem alles in den gehörigen Stand geſetzt war, lichteten ſie die

Anker und richteten ihren Lauf nach Serendib.

Eine geraume Zeit hindurch hatten ſie günſtigen Wind. Die Geſellſchaft war vergnügt und verkürzte ſich den Weg durch Geſpräche über das Königreich Serendib und die ſchöne Kamalata. Vierzig Tage lang waren ſie nun geſegelt und erwarteten jeden Augenblick Land zu ſehn, als ſich plötzlich der Sturm erhob, ein heftiger Regen aus finſtern Wolken herabſtürzte und die tobenden Wellen zu einer ungeheuren Höhe ſtiegen. Während das Schiff hin und her geworfen wurde und ſich den kämpfenden Elementen überlaſſen mußte, rollte ein furchtbarer Donner über ihrem Haupte und unaufhörliche Blitze entzündeten den Himmel und wütheten gegen das Schiff. Der Tag des Gerichtes ſchien ſich zu nähern, ſo ſchrecklich war das Heulen der Winde und das Brüllen der Wogen; laut ſchrien die unglücklichen Schiffer zum Himmel auf: denn jeden Augenblick hielten ſie für den letzten ihres Lebens. Ihre Furcht war nicht ohne Grund. Eine ungeheure Welle ſchlug gegen das Schiff und trennte Vorder- und Hintertheil. In dieſem unglücklichen Augenblicke, welcher der ganzen Schiffsgeſellſchaft den Tod drohte, wachte die Vorſehung über Kamarupa's Leben, der ſich mit ſeinen ſechs Freunden und dem treuen Braminen in ein kleines Boot retirirte. Sie trieben eine zeitlang mit den Wellen, während ſie rund um ſich nichts als die Schreckniſſe ihrer traurigen Lage erblickten. Der unglückliche Kamarupa rief einmal über das andere den Nahmen ſeiner Geliebten aus; Seufzer preßten ſein Herz und die Wolke des Kummers hing über ſeinen Augen. Aber noch war er nicht unglücklich genug. Das grauſame Schickſal verfolgte den Gegenſtand ſeiner Rache noch weiter: die Wuth der Wellen wuchs von neuem und ſchlug das Boot, auf das er ſich mit ſeinen Freunden gerettet hatte, in Stücken. Alle verſchlang das Meer, den Prinzen und ſeinen Freund Mitra Chandra ausgenommen, die ein abgeriſſenes Bret ergriffen und auf dieſem eine Zeitlang mit dem Sturme kämpften. Kamarupa erhielt mitten im Unglücke ſeinen Muth und ſeine Liebe. Er rief ſeinem Freunde zu: „Wahre Liebe bleibt feſt in dem Herzen des Menſchen; ſie iſt hier ſo tief eingewurzelt, daß ſelbſt die Wuth der kämpfenden Elemente ſie nicht ausreiſſen kann.“

Jetzt ſchien ſich der Sturm zu legen; einzelne Strahlen der Sonne brachen durch die Regenwolken hervor; das Toben der Wellen ſchien beſänftigt, und Kamarupa und ſein Freund dankten der göttlichen Vorſehung, die ſie wunderbarer Weiſe aus dieſer drohenden Gefahr gerettet hatte.

Aber ach! noch war ihr Dank zu früh. Während ſie ſich gegenſeitig zu ihrer Rettung Glück wünſchten, erhoben ſich die Wellen zum zweytenmal und, ſo war der Wille des Himmels! trieben das Floß, auf welchem ſie ſchwammen, gegen einen ungeheuern Wallfiſch, an welchem es in zwey Theile ſcheiterte. Der eine trug den unglücklichen Kamarupa, der andere ſeinen Freund, und jeder Stoß der Wellen trennte beyde weiter von einander.

Mitra Chandra wollte ſich in der Angſt ſeiner Seele in das Meer ſtürzen, um ſeinem Daſeyn und ſeinem Unglücke auf einmal ein Ende zu machen; hätte ihn nicht Kamarupa, der ſeine Abſicht merkte, bey ihrer Freundſchaft beſchworen, ſein Vertrauen auf die Vorſicht nicht wegzuwerfen, ſondern ſich auf Gott zu verlaſſen und ein beſſeres Geſchick abzuwarten. Aber während er ihn ſo mit bangem Herzen und überſtrömenden Augen tröſtete, trennten die neidiſchen

Wellen beyde Freunde immer weiter, und nach einer kurzen Zeit hatten ſie einander ganz aus dem Geſichte verlohren.

Kamarupa ergab ſich mit männlichem Muthe in ſein Schickſal. Schon hatte er drey Tage lang mit Hunger und Durſt gekämpft, als er endlich Land erblickte und von den Wellen an das Ufer geſpült wurde. Erſchöpft und von Müdigkeit überwältigt, ſank er zur Erde, und blieb hier eine zeitlang ohne Bewußtſeyn liegen. Als er wieder zu ſich ſelbſt kam, dankte er Gott für ſeine Erhaltung, ſah ſich um, und bemerkte jetzt erſt, daß er ſich auf einer reizenden Inſel befand. Ueberall erblickte er die herrlichſten Fruchtbäume, in deren Schatten ſchimmernde Bäche rauſchten. Nachdem er von den Früchten gekoſtet und ſich an dem Waſſer erquickt hatte, ſetzte er ſich an dem Rande eines Baches nieder und dachte ernſtlich über ſeinen Zuſtand nach. Niedergeſchlagen und traurig ſaß er da; die Gedanken an ſeine Geliebte, das Andenken ſeiner verlohrnen Freunde drängte ſich in ſeiner Bruſt; er ſeufzte und Thränen rollten über ſeine männlichen Wangen herab. E überdachte den Gang ſeines Schickſals un konnte ſich nicht enthalten, in bittere Klage

übe

über die Unbeſtändigkeit und die Launen des Glücks auszubrechen.

Als er ſich einige Tage an dem Ufer verweilt hatte, machte er ſich auf, menſchliche Wohnungen zu ſuchen, und eine geheime Hofnung, nächſtens den Gegenſtand ſeiner Wünſche zu finden, ſchwellte ſein Herz. Gegen Mittag entdeckte er in einer weiten Entfernung einen dunkeln Flecken, auf welchen er losging, und gegen Abend bemerkte er zu ſeiner unausſprechlichen Freude, daß es eine ſehr ſchöne und volkreiche Stadt war. Er dankte Gott für dieſe unerwartete Entdeckung, eilte nach dem Thore zu, trat hinein und erblickte eine Menge Weiber von auſſerordentlicher Schönheit: kein einziger Mann war unter ihnen. In der Sprache der Hindus heißt dieſes Volk Tirea Raj.

Verwundert über dieſen unerwarteten Anblick ſtand Kamarupa eine zeitlang ſtill und verlor ſich in Vermuthungen. Ein plötzliches Geſchrey, welches eine Schaar von Weibern um ihn her erhob, weckte ihn aus ſeinem Nachdenken auf. Die Weiber bemächtigten ſich ſeiner, banden ihm die Hände und führten ihn vor die erſte Obrigkeit der Stadt, welches ebenfalls ein Weib war. Von hier wurde er zu der Weßirin gebracht und dieſe ſchickte ihn unverzüglich zu der Königin.

Die Königinn Indrawati war ein Weib von auſſerordentlicher Schönheit und Vollkommenheit. Als der junge Rajah vor ſie gebracht wurde, fiel der Saame der Neigung in ihr Herz, und die Neigung verwandelte ſich bald in die heftigſte Liebe. Da ſie es aber gegen ihre Würde achtete, Neigung für einen Fremdling zu zeigen, den die Geſetze des Landes zu ſtrafen geboten, wendete ſie ſich mit ernſter Miene zu Kamarupa und fragte ihn, woher er käme, und wie er es wagen könnte, ſich ſo kühn in die Staaten einer Fürſtin von ihrem Range einzudrängen? Der Prinz neigte ſich ehrerbietig und antwortete: „Erhabene Königinn, Gott verleihe Dir langes Leben! der Mann, den Du vor Dir ſiehſt, iſt ein unglücklicher Fremdling, den die grauſame Hand des Schickſals gedemüthigt hat. Auf einer Reiſe nach dem Königreiche Serendib zertrümmerten die Wellen mein Schiff und ich habe mich auf einem Brete an dieſes Ufer gerettet. Drey Tage und drey Nächte wurde ich von den Wellen umhergetrieben, ehe ich an dieſes Eyland kam. Nachdem ich mich an dem Ufer geſtärkt hatte, machte ich mich früh morgens auf, um menſchliche Wohnungen zu ſuchen. Ich entdeckte dieſe ſchöne Statt, die ſchon von ferne meinen Augen wohlgefiel, und mein Herz freute ſich und der Gedanke, hier nach ſo vielen Mühſeligkeiten Ruhe zu finden, ſtärkte mich. Aber ach! mein unglückliches Geſtirn verfolgte mich auch hier! Ich hatte kaum dieſe Stadt betreten, als ich gewaltſamer Weiſe ergriffen, gebunden und hierher geführt wurde. Da Du nun, o Königin! meine Geſchichte gehört haſt, und meine Unſchuld und mein Unglück ſiehſt, ſo hoffe ich, Du wirſt einem unglücklichen Sterblichen dein Mitleiden nicht verſagen.“

Als der Prinz ſeine Rede geendigt hatte, ging die Königin ein wenig mit ſich zu Rathe und antwortete: „Da du deiner Verſicherung zu folge, unglücklicher Fremdling, ohne Vorſatz gefehlt haſt, ſo ſchenke ich dir das Leben, und beſtrafe dich für deine Unbeſonnenheit mit dem Gefängniſſe.“ So ſagte ſie und befahl einer ihrer Dienerinnen, der ſchönen Pudmawati, ihn in ihre Wohnung zu führen und ihn dort als einen Gefangenen in Feſſeln zu halten. Aber indem ſie dieſen Befehl ausſprach, ſtraften ihre Blicke ſie Lügen: denn der reizende Fremdling hatte Beſitz von ihrem zärtlichen Herzen genommen,

men, und ſie gab insgeheim Befehl, ihn mit der größten Ehrerbietung zu behandeln.

Die gehorſame Pudmawati erfüllte den Befehl ihrer Gebieterin und nahm den Prinzen mit ſich in ihr Haus; da ihr aber der Eindruck, welchen er auf das Herz der Königin gemacht hatte, nicht unbekannt war, benutzte ſie dieſe Gelegenheit, die Gunſt ihrer Gebieterin zu verdienen, und ließ den Gefangenen mit aller Achtung behandeln, die nur der vornehmſte Gaſt hätte erwarten können. Sie veranſtaltete ein prächtiges Mahl, wo dem Rajah alles was die Jahreszeit wohlſchmeckendes hervorbrachte, und die auserleſenſten Weine vorgeſetzt wurden. Erſtaunt über dieſen Wechſel des Glücks und dieſen unverhofften Genuß nach ſo vielen Widerwärtigkeiten ſchüttete er ſein Herz in frommer Dankbarkeit gegen die Gottheit aus, und legte ſich nach dem Abendeſſen zur Ruhe.

Mit Anbruch des Tages begab ſich Pudmawati in den Pallaſt ihrer königlichen Gebieterin und theilte ihr die Bemerkungen mit, die ſie über den Fremden gemacht hatte. Da ſie vernahm, daß er traurig und niedergeſchlagen, mitten in der Freude des Gaſtmahls geweſen ſey, ſchloß ſie daraus, daß Liebe in dem Innern ſeines Buſens wohne, und beſchloß ſeiner wahren Lage und dem Zuſtande ſeines Herzens nachzuforſchen. Sie befahl demnach ihrer treuen Pudmawati, den Fremdling in der Stille der Nacht, ganz ins Geheim, in den königlichen Pallaſt zu bringen. Dieſe kehrte zu Kamarupa zurück, machte ihm den Willen ihrer Gebieterin bekannt und unterließ nicht, ihm zu gleicher Zeit einen Wink über die Leidenſchaft zu geben, die ſich des Herzens der Königin bemächtigt hatte. Kamarupa dankte für die Ehre, welche ihm die Königin zu erzeigen gedachte, und folgte, da es Nacht geworden war, ſeiner gütigen Führerin nach dem Pallaſte. Die Königin empfing ihn mit ausgezeichneter Güte und Wohlwollen. Nachdem ſie ſich eine zeitlang mit ihm unterhalten hatte, fand ſie zu ihrem Erſtaunen, daß er die ausgeſuchteſten Kenntniſſe mit den feinſten Sitten vereinigte und fing an zu muthmaßen, daß er von edeln Eltern abſtamme, und vielleicht gar der Sohn eines Fürſten ſey. Ein herrliches Mahl empfing ihn jetzt. Blühende Mädchen mit roſenfarbnen Wangen bedienten ihn und reichten ihm den reinſten Wein in goldnen Schalen dar. Die Speiſen waren ausgeſucht, die Sclavinnen reizend und liebenswürdig, und Kamarupa's Herz öffnete ſich dem Genuſſe der Freude.

Das Feſt dauerte bis ſpät in die Nacht, und Kamarupa wurde immer heiterer, beredter und liebenswürdiger. Er bat die Königin an den Freuden des Bechers Theil zu nehmen. Die ſchöne Indrawati lächelte mit unausſprechlicher Anmuth und ſagte: „da du, liebenswürdiger Fremdling, Weinſchenke biſt, wie könnt' ich dir abſchlagen zu trinken?" über ihre Gefälligkeit entzückt, bot ihr Kamarupa den Becher mit dem ſchönſten Anſtande, und ſagte einige Verſe zum Lobe der Liebe und des Weins. Die Königin befahl hierauf, daß die Tänzerinnen hereintreten und die Freude des Feſtes vermehren ſollten.

Die reizende Indrawati fand den Fremdling immer liebenswürdiger und Kamarupa ſah ſie nicht mehr mit gleichgültigen Blicken an, als ſie ihn, in einem Augenblicke von Zärtlichkeit, bat, ihr ſeinen Nahmen, den Nahmen ſeiner Eltern und ſeines Vaterlandes, und die Urſache ſeiner Reiſe mitzutheilen. Der Prinz war nach ſo vieler Güte, die ihm die Königin erwieſen hatte, und nach dem, was in ſeinem eignen Herzen vorging, nicht im Stande, dieſe Bitte abzuſchlagen. Er gehorchte und erzählte ſeine Abentheuer von dem merkwürdigen Traume an, bis zu dem Augenblicke, wo er von den Wellen an dieſe Inſel getrieben worden war. Dieſe Erzählung rührte die Königin und alle Gegenwärtigen bis zu Thränen. Mit dem Tone herzlicher Dankbarkeit und inniger Theilnahme dankte Indrawati dem Prinzen für ſeine Gefälligkeit und verſprach ihm alle mögliche Sorge zu tragen, daß er in den gewünſchten Hafen gelangte, und ſeine Freunde wiederfände, die, wie ſie hoffe, noch am Leben wären. „Aber, ſetzte ſie hinzu, zur Vergeltung dieſer Bemühungen, hoffe ich, liebenswürdiger Prinz, daß du mir das Vergnügen deiner Gegenwart noch einige wenige Tage ſchenken wirſt.“

Gern willigte Kamakupa in dieſen Wunſch ein und brachte einige Tage in Luſt und Freude mit der verliebten Königin zu. Indeß drängte ſich der Gedanke an ſeine Geliebte oft mitten im Genuſſe ſeinem beunruhigten Herzen auf, und er warf ſich in ſolchen Augenblicken ſeine Treuloſigkeit gegen ſeine geliebte Kamalata und die Vergeſſenheit ſeiner verlohrenen Freunde vor. Als er ſich einſtmals mit ſolchen Gedanken zu Bette gelegt hatte, erſchien ihm Nana Kaan Lettau *) im Traum und ſagte: „Undankbarer! Während ich in Kummer und Leiden deine Abweſenheit betraure, und ungeduldig deine Ankunft erwarte, ſchwelgeſt du in neuer Liebe und horchſt, deiner Getreuen vergeſſend, auf die Seufzer und Schwüre einer andern!“ Kamarupa erwachte über dieſen Traum; ſein Gemüth war beängſtigt; ein tiefer Seufzer quoll aus dem Innerſten ſeiner Bruſt herauf und er fiel ohne Bewußtſeyn zurück. Indrawati, welche nahe bey ihm ſchlief, hörte ein Geräuſch, eilte herbey und erblickte ihren Geliebten ohne Zeichen des Lebens. Sie wendete ſogleich alle Mittel an, um ihn ins Leben zurück zu rufen; und als es ihr gelungen war, fragte ſie ihn nach der Urſache dieſes ungewöhnlichen Zufalls. Er antwortete ihr, daß ihn ein ſchrecklicher Traum beängſtigt hätte: verbarg ihr aber die wahre Urſache ſeines Kummers und wer ihm im Traume erſchienen ſey.

Kamarupa war jetzt feſt entſchloſſen, dieſen ſeiner Liebe ſo gefährlichen Ort zu verlaſſen. Den nächſten Abend ſtieg er nach

---

*) Kaan Lettau iſt ſo viel als Kamalata, welcher Nahme aus jenem zuſammengeſetzt iſt.

geendigtem Mahle eine Hintertreppe hinab in den Garten des Pallaſtes, wo er ſich unter einem Feigenbaume niederwarf, um über ſeine unglückliche Lage nachzudenken. Der Gedanke an ſeine Treuloſigkeit gegen die liebenswürdige Kaan Kettau und ſeine abweſenden Freunde, durchdrang ſein zärtliches Herz mit ſchneidender Angſt und ſeine Thränen floſſen ſtromweiſe über die Wangen herab. Endlich fühlte er ſich vom Kummer ermüdet; der Schlaf beſchlich unvermerkt ſeine Augenlieder, und er genoß einer kurzen Erleichterung ſeiner Leiden.

Während dieſes vorging, zog die ſchöne Narawati, die Tochter des Königs der Feen, mit einer großen Begleitung von Freundinnen, ihrer Gewohnheit gemäß, durch die Luft, um die verſchiedenen Länder der Erde zu beſehen und kam auf dieſem Zuge in Indrawati's Garten, wo Kamarupa ſchlief. Die Luft war heiter, der Garten ſchön; alles, was das Auge vergnügen kann, war hier vereinigt. Narawati beſchloß hier zu verziehn und befahl den Feen, ihren Begleiterinnen, die Sänfte in der reizendſten Gegend des Gartens niederzulaſſen. Die Feen gehorchten unverzüglich. Nahe an der Stelle, wo die Sänfte niedergeſetzt wurde, lag Kamarupa und ſchlief. Ein Trupp von Feen, welcher den Garten durchſchwärmte, kam zufälliger Weiſe an den Feigenbaum, an welchen ſich der Prinz angelehnt hatte. Sie warfen ihre Blicke auf ihn, und ſahen mit Erſtaunen den ſchönſten und edelſten Jüngling, deſſen zierlicher und regelmäßiger Bau einen Engel zu verrathen ſchien, der, als Beſchützer der Sterblichen, vom Himmel herabgeſtiegen wäre. Sie begaben ſich augenblicklich zu Narawati, ihrer Gebieterin, und theilten derſelben ihre Entdeckung mit. Die Prinzeſſin war neugierig und folgte ihren Begleiterinnen an den nehmlichen Platz, um ſich von der Richtigkeit ihrer Beſchreibung zu überzeugen; aber ſie fand, daß ſie noch hinter der Wahrheit zurückgeblieben wären. Bey dem Anblicke ſo vieler Schönheit, bemächtigte ſich eine heftige Liebe ihrer Bruſt; ſie beſchloß ſich ſeiner zu bemächtigen und ihn in ihr Vaterland zu entführen. Sogleich befahl ſie ihren Begleiterinnen, die Sänfte herbey zu bringen, und den ſchlafenden Kamarupa mit der größten Behutſamkeit darauf zu legen. Die Feen führten dieſen Befehl mit großer Geſchicklichkeit aus und brachten den ſchlafenden Prinzen mit unglaublicher Schnelligkeit auf den Gipfel des

Berges Kaf, den gewöhnlichen Aufenthalt des Feengeſchlechts.

Während dieſer Zeit erwartete die Königin Indrawati die Rückkehr ihres geliebten Gefangenen mit der größten Aengſtlichkeit; und als nach langem vergeblichem Harren, ſein langes Außenbleiben ihre Beſorgniſſe erregte, ſchickte ſie einige ihrer Dienerinnen in den Garten, um ihn aufzuſuchen. Dieſe durchſtrichen den ganzen Garten, kamen aber bald mit der Nachricht zurück, daß ihre Bemühungen fruchtlos geweſen, und daß der Rajah nirgends zu finden ſey. Man erſchöpfte ſich in Vermuthungen über ſein Verſchwinden, aber niemand traf die Wahrheit. Tiefer Kummer ergriff Indrawati's Herz, da ſie, durch den Verluſt ihres geliebten Kamarupa, ihre kurze Freude ſo plötzlich in Traurigkeit verwandelt ſah.

Narawati entführte indeß den ſchönen Jüngling auf den Berg Kaf und ließ ihn durch ihre Dienerinnen in ein Zimmer ihres Pallaſtes bringen. Hier beſprengten ſie ihn ſanft mit Roſenwaſſer; er erwachte und ſah ſich, zu ſeinem großen Erſtaunen, an einen unbekannten Ort verſetzt. Die Fee hatte dieſes Erſtaunen erwartet und ſagte zu ihm:

„Wundre dich nicht, Liebenswürdigſter der Nachkommen Adams, über das, was du ſiehſt. Du biſt in dem Pallaſte der Feen Königin, dik dich zufälligerweiſe ſchlafen ſah. Deine Schönheit rührte ihr Herz mit Liebe und ſie hielt dich für würdig, den Genuß ihres reizenden Aufenthaltes mit ihr zu theilen.“

Als Kamarupa vernahm, daß er ſich auf dem Berge Kaf befände, erſchrack er ſehr und brach in laute Wehklagen aus. Er wußte ſehr wohl, daß keine menſchliche Macht hinreichte, ihn, wider Willen der Feen, von dieſem Orte zu retten. Und was konnte er hoffen, da ihn Narawati's Liebe hier zurückhielt? Narawati ſuchte alles auf, um ſeinen Kummer zu zerſtreuen, und ordnete ein prächtiges Gaſtmahl an. Reizende Weinſchenken mit ſtrahlenden Blicken bedienten den Prinzen und ſchenkten ihm Schaalen des reinſten Weins ein; während junge Feen, die den Blumen des Paradieſes glichen, ihm die Speiſen reichten. Auch fehlte es nicht an ſchönen Tänzerinnen, das Vergnügen der Gäſte zu mehren und die Freuden des Mahls zu erhöhn.

Der Prinz war erſtaunt über die Ehre, die ihm die Feen erzeigten, und entzückt über den Glanz des Feſtes, das alles, was er jemals prächtiges geſehn hatte, weit hinter ſich zurück ließ. Aber obgleich die Dankbarkeit ihn zur Theilnahme an der Freude der Geſellſchaft einlud, ſo war doch ſein Herz bekümmert und mit dem Gedanken an ſeine geliebte Kaan Lettau beſchäfftigt.

Kamarupa ſollte nicht lange in dieſer Lage bleiben. Der König der Feen hatte ſeine Tochter dem Sohne eines benachbarten Fürſten von demſelben Geſchlechte verſprochen. Narawati's Bräutigam hieß Soondaroo. Die Nachricht von Kamarupa's Ankunft und der Liebe der Prinzeſſin zu ihm, gelangte bald zu den Ohren dieſes Prinzen, der voll, eiferſüchtiger Wuth den übermüthigen Sterblichen zu ſtrafen drohte, der es wagte, ſeine Rechte zu kränken, und ihm das Herz der Prinzeſſin ſtreitig zu machen. Er befahl deshalb zwey boshaften Genien, die ſeiner Macht unterworfen waren, ſich in den Pallaſt der Feenkönigin einzuſchleichen, und keine Liſt unverſucht zu laſſen, um ſich des Prinzen zu bemächtigen. Die Geiſter gehorchten den Befehlen ihres Herrn, erhoben ſich, ſchwarzen Wolken gleich, welche Sturm und Ungewitter verkündigen, in die Luft und langten ſchnell bey dem Pallaſte der Prinzeſſin

Narawati an. Hier verbargen ſie ſich in dem Garten und erwarteten eine günſtige Gelegenheit zur Entführung des Prinzen. Dieſe bot ſich ihnen auch bald genug dar.

Das Mahl des nächſten Abends hatte bis tief in die Nacht gedauert, als Kamarupa ſich in den Garten begab, der erfriſchenden Kühlung zu genießen, und ſeinen Gedanken nachzuhängen. Er ging eine zeitlang auf und ab; endlich übermannte ihn der Schlaf und er ließ ſich auf das nächſte Lager nieder, um auszuruhn. Aber kaum war der Unglückliche dem Schlafe in die Arme geſunken, als die beyden Dämonen aus ihrem Hinterhalte hervorſprangen, ihn ergriffen, mit Stricken banden und ſchnell durch die Luft in das Schloß ihres Meiſters trugen. Soondaroo erwartete ſie, und demüthig legten ſie den Prinzen zu den Füßen ihres Gebieters.

Soondaroo war hoch erfreut, den Mann in ſeiner Gewalt zu haben, den er verabſcheute. Mit boshaftem Lächeln gebot er ſeinen Dienern, den ſchlummernden Kamarupa aufzuwecken, um ſogleich ſeine Rache an ihm auszuüben. Sie ſchüttelten ihn mit Heftigkeit, aber ehe er noch ganz er-

wachte

wacht war, warf ihm der grauſame Soondaroo in den bitterſten Ausdrücken den Frevel vor, die Gunſt der Feenkönigin zu ſuchen und ihm das Herz ſeiner Geliebten ſtreitig zu machen. Kamarupa antwortete mit großer Beſcheidenheit, daß er den Aufenthalt auf dem Berge Kaf ganz und gar nicht aus Neigung gewählt hätte, ſondern daß er im Schlafe von den Feen entführt worden ſey. Der Feen-Prinz könnte ihn alſo unmöglich für ſchuldig erklären. Glücklicherweiſe war Soondaroo's Mutter gegenwärtig. Sie hatte Mitleiden mit dem unglücklichen Prinzen und legte eine Vorbitte für ihn bey ihrem Sohne ein, daß er ihn von ſeinen Banden befreyen und in eine von dem Lande der Feen weite Gegend verſetzen möchte. Soondaroo ließ ſich durch die Vorſtellungen und Bitten ſeiner Mutter erweichen, und gab den Genien Befehl, den Prinzen in ein entferntes Eyland jenſeits des Meeres zu tragen, und ihn dort ſeinem Schickſale zu überlaſſen. Dieſe ergriffen ihn, erhoben ſich auf der Stelle mit unglaublicher Schnelligkeit in die Lüfte, und brachten ihn auf eine Inſel, wo ſie ſogleich aus ſeinen Augen verſchwanden.

Kamarupa dankte der Vorſehung für dieſe unverhoffte Rettung. Er blickte umher, und ſah, daß er ſich auf einem lachenden Eyland befand, das von friſchen Bächen durchwäſſert und mit den ſchönſten Fruchtbäumen geſchmückt war. Er ſtillte hier ſeinen Hunger und ſeinen Durſt, und ging dann weiter, eine Wohnung aufzuſuchen, als er auf einmal einen alten Mann erblickte, der unter dem Schatten eines Baumes ſaß und von der Laſt der Jahre zu Boden gedrückt ſchien. Er näherte ſich ihm mit einem höflichen Gruße, der von Seiten des Alten freundlich erwiedert wurde. Der Alte redete ihn an und fragte ihn, wie er auf dieſe Inſel gekommen wäre? Kamarupa freute ſich über ſeine Höflichkeit, erzählte ihm ſeine Abentheuer und ſchloß mit der Bitte, ihm ein Obdach zu zeigen, wo er ausruhen könnte; er wollte dann auf Mittel denken, in ſein Vaterland zurück zu kehren. Der Alte ſagte ihm hierauf, daß er ſelbſt nur eine kleine Strecke von dieſem Platze wohnte und daß er ſeine Heimath an dieſem Morgen verlaſſen habe. Sein hohes Alter und ſeine Schwäche erlaube ihm nicht zu gehen und gewöhnlich trügen ihn ſeine Kinder auf ihren Schultern hierher. Zugleich bat er den Prinzen ihm dieſen Liebesdienſt zu erzeigen, weil ſeine Kinder ungewöhnlich lange ausblieben, und verſprach ihm dafür in ſeinem Hauſe die freundſchaftlichſte

Aufnahme und Unterſtützung in allem, was nur ſein Herz wünſchen möchte. Der Prinz war von dem guten alten Manne ſo eingenommen, daß er in ſeiner Bitte nichts unziemliches fand, und ihn ohne Bedenken einlud, auf ſeinen Schultern Platz zu nehmen; zu gleicher Zeit kniete er auf die Erde, um dem Alten das Hinaufſteigen zu erleichtern. Dieſer ſtieg alſo hinauf; aber kaum ſaß er feſt, als er ſich mit aller Gewalt an den Hals des Prinzen hing. Jetzt bemerkte Camaruspa, aber leider zu ſpät, daß die Beine des Mannes ganz weich und biegſam waren, wie Leder. Der alte Böſewicht brach in ein lautes Gelächter aus, ſchlug den Prinzen mit geballter Fauſt auf den Magen, und ſagte: „Biſt du endlich in meine Schlingen gefallen, du Narr? Wiſſe, daß in dieſem Eylande die Menſchen mit den ledernen Beinen wohnen, deren Dichten und Trachten auf nichts weiter geht, als die dummen Sterblichen in ihr Netz zu locken, um ſie als Pferde zu brauchen, die auf dieſer Inſel ſehr ſelten ſind. Wiſſe, daß du mir niemals entwiſchen kannſt, ſondern daß du bis an das Ende deines Lebens verdammt biſt, mir unterwürfig und dienſtbar zu ſeyn. Beſchleunige alſo deine Schritte, und führe mich, wohin ich dir befehle: denn ich habe Luſt, mich auf der Inſel umzuſehn." Der unglückliche Prinz machte anfänglich einige Verſuche, ſeine Bürde abzuſchütteln; da er aber fand, daß der alte Schelm dadurch immer nur feſter zu ſitzen kam, ließ er ab und ergab ſich dem tiefſten Schmerze und einer fruchtloſen Verzweiflung.

Kamarupa blieb mehrere Tage in dieſer traurigen Lage, trug den alten Betrüger auf ſeinen Schultern und ſann auf Mittel, ſich von ihm los zu machen. Als er eines Tages mit ſeiner Laſt umhertrabte, ſah er eine Menge von Leuten auf ſich zu kommen, und ein ſchwacher Strahl von Hofnung, daß dieſes vielleicht zu ſeiner Befreyung beytragen könnte, ging in ſeinem Herzen auf. Als ſie ſich näherten, ſah er, daß es eine Geſellſchaft von lauter ſolchen Greiſen war, wie der, welchen er trug, und daß jeder von ihnen auf einem ſolchen unglücklichen Gefangenen ritt. Sie hatten einen großen Vorrath friſcher Trauben mitgebracht, von denen ſie eine Mahlzeit machen wollten. Einer von den Alten grüßte ſie, als ſie ſich näherten und bat ſie, aus den Trauben, die er mitgebracht hätte, einen Dooſhab — zu machen. Dieß iſt ein Getränke aus Weinbeerſaft, Honig und Datteln. Bey dieſem Vorſchlage kam dem Prinzen ein Gedanke in den Sinn, von dem er ſich einen glücklichen Erfolg verſprach. Er ſchlug dem alten Manne, den er trug, vor, ſtatt des Dooſhab einen guten Wein zu machen; und ſetzte hinzu, wenn er nicht wüßte, wie er gemacht würde, ſo wollte er ihm eine Probe davon zu koſten geben. Der alte Mann, welcher noch niemals Wein gekoſtet, ja nicht einmal davon gehört hatte, fragte den Prinzen, was er unter Wein verſtände, und ſagte ihm, wenn dieß ein beſſeres Getränke wäre als Dooſhab, ſo ſollte er eine Belohnung von der Geſellſchaft bekommen. Kamarupa machte ſich ſogleich an die Arbeit und da der Wein nach ſeinem Geſchmacke gut gerathen war, füllte er einen großen Becher und reichte ihn ſeinem alten Herrn, der ihn mit einemmal austrank. Die Wirkung zeigte ſich auf der Stelle: der Alte fing an zu lachen und zu ſingen, und forderte noch einen Becher, den ihm der Prinz unverzüglich reichte. Nun machte Kamarupa auch für die übrige Geſellſchaft Wein und theilte denſelben in großen Schalen aus; bis ſie am Ende alle ſo reichlich getrunken hatten, daß ſie ſich nicht mehr um ihre Gefangenen bekümmern konnten. Jetzt ſah Kamarupa den lang gewünſchten Augenblick kommen und machte den Alten, der ſchon wankte, gänzlich betrunken. Ein herzhafter

Stoß und er fiel zur Erde; worauf ihm Kamarupa, ohne zu zaudern, mit einem Steine den Kopf einſchlug.

Da die andern Gefangenen den guten Erfolg dieſer Liſt wahrnahmen, folgten ſie dem Beyſpiele des Prinzen, und wurden ſo mit einemmale von ihrer Sclaverey befreyt. Als ſie ſich von dem Tode ihrer alten Tyrannen überzeugt hatten, fielen ſie dem Prinzen zu Füßen, dankten ihm für ihre Befreyung und erkannten ſich für ſeine beſtändigen Schuldner.

Kamarupa bemerkte unter der Anzahl der übrigen einen Mann, den er zu kennen glaubte, ließ ihn näher kommen und bat ihn um die Mittheilung ſeiner Geſchichte, beſonders wie er auf dieſe Inſel gekommen wäre: Der Mann antwortete, er wäre nach mannichfaltigen Unfällen und Leiden hierher verſchlagen worden. Er ſey aus Ude in Indoſtan gebürtig, der Sohn des Weſſir von Rajah Peti, und hieße Mitra Chandra. Jetzt erſt erkannte Kamarupa ſeinen alten treuen Freund und heiße Thränen rollten über ſeine Wangen. Er fiel ihm um den Hals, umarmte ihn mit der größten Zärtlichkeit, und entdeckte ihm endlich, daß er der Prinz Kamarupa, ſein treuer und unglücklicher Freund ſey. ..

Mitra Chandra erſtaunte über dieſe unverhoffte Entdeckung, faßte den Prinzen ſchärfer ins Geſicht und erkannte ihn endlich, ob er gleich durch ſeine vielen Leiden ſehr verändert worden war. Jetzt erwiederte er die Umarmungen ſeines Freundes mit großer Herzlichkeit und fiel ihm, von der Freude über dieſes glückliche Zuſammentreffen übermannt, zu Füßen.

Kamarupa entließ nun den übrigen Theil der Geſellſchaft, und bat ſeinen Freund um eine ausführliche Erzählung ſeiner Abentheuer, und wie er dem Sturme und den Wellen entgangen ſey, worauf Mitra Chandra ſeine Erzählung ſogleich auf folgende Weiſe begann:

Als ich mich auf dem zerbrochenen Brete von dir getrennt hatte, überließ ich mich dem tiefſten Schmerze, weil ich alle Hoffnung aufgab, dich, meinen Herrn und Freund, wieder zu ſehn, oder auch nur mein Leben in dieſer dringenden Gefahr zu erhalten. Ich war alſo auf meinen Tod gefaßt, und ein heftiger Sturm, welcher ſich von neuem erhob, ſchien meinen Wunſch erhören zu wollen. Eine ungeheure Welle ſchlug über meinem Haupte zuſammen; ich wurde von dem Brete herabgeriſſen und in die Fluthen geſtürzt. Nachdem ich eine zeitlang geſchwommen hatte, ſtieß ich mit dem Fuße an etwas, und entdeckte bey näherer Unterſuchung, daß es ein Baum war. Ich dankte dem Himmel für dieſes unerwartete Glück, ſchwang mich auf den Stamm, und hoffte nun auf die eine oder die andere Weiſe an das Land zu kommen, das ich vor mir ſah. Aber ach! wie erſchrack ich, als ſich der vermeintliche Baum unter mir bewegte und ich nun ſah, daß ich auf dem Rücken eines ungeheuern Wallfiſches ſaß. Ich ſuchte mich ſo gut als möglich in meine Lage zu finden und ſah zu meiner nicht geringen Freude, daß der Wallfiſch mit großer Schnelligkeit nach der Küſte zu ſchwamm. Als ich mich nah genug an derſelben glaubte, warf ich mich in die See und ſtieg an das Ufer hinauf. Hier warf ich mich, von Müdigkeit und Kummer überwältigt auf den Raſen, wo mein erſtes Geſchäfte war, dem höchſten Weſen meinen Dank für dieſe wunderbare Rettung abzuſtatten. „Durch den Willen des Allmächtigen, rief ich aus, wird der Wallfiſch im Meere zum Schiff, um einen Sterblichen zu retten, unter dem ſich der Abgrund

grund geöffnet hatte! Durch ſeine Güte wird der Tiger in der Wüſte zum Roß, um dem Menſchen zu dienen, den er zu verſchlingen drohte.“

Ich machte mich jetzt auf den Weg, um eine Wohnung aufzuſuchen, aber ich war noch nicht weit gegangen, als ich einem häßlichen Genius begegnete. Sein Anblick war eben ſo abſchreckend als ſeine Neigungen grauſam und blutdürſtig waren. Kaum erblickte er mich, als er gewaltſame Hand an mich legte, mich auf ſeinen Rücken nahm und mit ſich in die Luft führte. Mit unbeſchreiblicher Schnelligkeit führte er mich in ein entferntes Land, in die Wohnung der böſen Geiſter, die ſich mit Menſchenblut nähren. Kaum war ich hier angekommen, als ein anderer Genius von ähnlicher Geſtalt zu mir trat, und mich in ein Gefängniß brachte, wo ich eine Menge Unglücksgenoſſen fand, die ſämmtlich beſtimmt waren, gefreſſen zu werden. Als mich die Gefangenen erblickten, drängten ſie ſich um mich und erkundigten ſich mit vieler Theilnahme, wie ich in die Hände der böſen Geiſter gefallen wäre. Ich war ſo tief in meinen Kummer verſunken, daß ich durchaus nicht im Stande war auf ihre dringenden Fragen zu antworten, ſondern mich in einen

Winkel meines Kerkers zurückzog. Hier überließ ich mich der Verzweiflung. Ich wußte nicht recht was ich that; ich ſang, lachte und ſchrie, eines um das andre, ſo daß mich meine Mitgefangenen für wahnſinnig hielten. Als ich dieſes bemerkte, nahm ich mir vor, dieſen Irrthum zu nähren, um vielleicht hierdurch meine Freyheit wieder zu erlangen."

Nach Verlauf einiger Tage ſah ich große Bewegungen im Gefängniſſe; jedermann ſchien beſtürzt, man weinte und wehklagte. Ich erkundigte mich nach der Urſache dieſer Unruhe, und erfuhr, daß die Geiſter ein großes Feſt feyerten und heute zwey von den Gefangenen ſchlachten würden. Gleich darauf trat einer von den böſen Geiſtern herein. Die ſämmtlichen Gefangenen umringten ihn, und jeder ſuchte ihn mit Bitten und Thränen zu bewegen, ſeiner noch dieſesmal zu ſchonen. Ich allein ſchien ganz gleichgültig gegen die drohende Gefahr. Da der Genius dieſes bemerkte, befahl er mir näher zu treten, und fragte mich, wie es käme, daß ich mich allein ſo ruhig verhielte, während alle die andern ſo ängſtlich für ihr Leben beſorgt wären? Ich antwortete unverzüglich: Die Widerwärtigkeiten, die ich erfahren hätte und mein tiefer Kummer machte mich gegen das Leben gleichgültig; der Tod wäre mir willkommen und ich bäte ihn, mich zum Opfer auszuleſen. Meine Antwort ſetzte den Genius in Verwunderung und reizte ſeine Neugierde. Er wünſchte die nähern Umſtände von meinen Abentheuern zu erfahren und gab Befehl, mich ~~in~~ ſein Haus zu bringen; worauf ich ſogleich von meinen Unglücksgenoſſen getrennt wurde. Als der Genius des Abends nach Hauſe kam, ließ er mich zu ſich bringen, fragte mich nach meinen Unfällen, und befahl mir, die ganze Reihe meiner Abentheuer ohne Zurückhaltung zu erzählen. Ich fand kein Bedenken ſeinem Verlangen Genüge zu leiſten und erzählte ihm alles, was mir ſeit der Zeit, wo ich mich deinem Dienſte gewidmet habe, bis auf den Augenblick begegnet iſt, wo ich in ſeine Hände gefallen war. Ich beſchloß meine Erzählung mit der inſtändigen Bitte, mir die Gunſt, um die ich ihn erſucht hätte, ſo bald als möglich zu gewähren und mich durch einen ſchleunigen Tod von der drückenden Laſt meiner Leiden zu befreyen.

Meine Geſchichte rührte den Genius. Er ſagte mir, ich ſollte nur gutes Muths ſeyn; er wollte dafür ſorgen, daß ich wieder unter Menſchen käme, und mir noch über dieſes ausgezeichnete Proben ſeiner Gunſt und Freundſchaft geben. Bey dieſen Worten gab er mir einige ſeiner Haare in die Hand, und ſagte dabey, daß wenn mir irgend ein Unfall zuſtieße, ich eines von dieſen Haaren in das Feuer werfen ſollte. Er würde dann ſo gleich erſcheinen und alles für mich thun, was in ſeiner Gewalt ſtände.

Ich war höchlich erfreut und dankte dem Genius tauſendmal. Dieſer befahl hierauf einem andern, mich in ſeine Obhut zu nehmen und unter Menſchen zu bringen. Dieſer Befehl wurde unverzüglich ausgeführt. Der Genius hob mich in die Luft und brachte mich auf eine Inſel, wo er mich abſetzte und meinem Schickſale überließ. Als ich mich allein ſah, fiel ich auf meine Knie und dankte der Vorſehung für meine Befreyung; begab mich dann nach dem Ufer des Meeres, und harrte ängſtlich auf die Ankunft eines Schiffes, das ich von einem Augenblicke zum andern zu ſehen hoffte. Während dieſer ängſtlichen Erwartung beſchäfftigte mich der traurige Gedanke an mein Unglück und meine Trennung von dir, und oft fiel ich in eine tiefe Melancholie, wenn ich dachte, daß du, mein Gebieter, vielleicht ein Raub der Wellen geworden wäreſt. Als ich nun ſo eines Tages in Gedanken ver

ſun

ſunken an der Küſte ſaß, und in das Meer hinausblickte, wurde ich zu meiner unbeſchreiblichen Freude ein Schiff in einer ziemlichen Entfernung gewahr. Ich gab Zeichen, die Schiffer wurden mich gewahr und verſtanden mich. Der Capitain ſchickte ein Boot nach der Inſel ab, ich ſtieg ein und wurde auf das Schiff gebracht.

Wie groß meine Freude war, kann ich niemanden beſchreiben; ſchon ſchmeichelte ich mir mit dem Gedanken an die Rückkehr in mein Vaterland; aber leider hatte das Schickſal meinen Mühſeligkeiten noch kein Ziel geſetzt. Gegen Abend erhob ſich ein ſchrecklicher Sturm, welcher meine ſchönſten Hoffnungen in ihrem Keime vernichtete und meinen Augen nichts als neue Gefahr und neues Unglück zeigte. Die Schiffsleute, ein abergläubiſches Volk, ſahen mich als die Urſache dieſes Sturms an. Sie bildeten ſich ein, daß mich der Zorn des Himmels um irgend eines Verbrechens willen verfolgte, und daß ſie um meinetwillen mit dieſem entſetzlichen Ungewitter heimgeſucht würden. Nach einiger Berathſchlagung beſchloſſen ſie endlich, mich über Bord zu werfen, und, wie ſie meynten, durch dieſes Opfer die Wuth der empörten Elemente zu beſänftigen. Ehe ſie aber Zeit ge-

gewannen, dieſen grauſamen Entſchluß ins Werk zu ſetzen, ſtürzte eine furchtbare Welle über das Schiff her, und begrub es mit der ſämmtlichen Mannſchaft in den Fluthen. Ich war ſo glücklich, mich eines zerbrochenen Bre tes zu bemächtigen, das mich über den Wellen erhielt, bis es die Vorſehung für gut fand, den Sturm ſchweigen zu laſſen: worauf ich zu meiner großen Freude glücklich und wohlbehalten an das Land getrieben wurde.

Als ich mich hier ein wenig erholt hatte, bemerkte ich, daß mich der Zufall an ein ſehr reizendes Eyland getrieben hatte. Ich trocknete meine Kleider an der Sonne und machte mich auf den Weg, um eine Wohnung aufzuſuchen. Noch war ich nicht lange gegangen, als ich einen alten Mann an dem Fuße eine Baumes ſitzen ſah. Als er mich erblickte, ſtand er auf und bat mich mit vieler Höflichkeit, in ſeinem Hauſe einzuſprechen, wo ich herzlich willkommen ſeyn ſollte. Er verlangte nichts weiter von mir, als daß ich ihm erzählen möchte, wie ich auf die Inſel gekommen wäre. Mit Freuden erfüllte ich ſeinen Wunſch und wurde von ihm in ſein Haus geführt. Hier nahm ich ein reichliches Mahl ein und begab mich zu Bette; aber wie groß war mein Erſtaunen, als ich früh Morgens

er

erwachte und den alten Böſewicht auf meinen Schultern ſitzen ſah. Er hatte ſeine Beine feſt um meinen Hals geſchlungen und drückte mich ſo gewaltig, daß ich beynahe erſtickt wäre. Ich befühlte ſeine Beine, ſie waren wie Leder. Nun erſt wurde ich inne, daß ich in die Hände des boshaften Volkes gefallen war, das ſich ein Geſchäfte daraus macht, unbefangene Fremde in ihre Schlingen zu locken. Es wird genug ſeyn, mein Gebieter, dir zu ſagen, daß ich die grauſamſte Behandlung erlitt, bis dich der Himmel zu meiner und meiner Unglücksgefährten Erlöſung hierher ſendete.

Als Mitra Chandra ſeine Erzählung geendigt hatte, umarmte ihn Kamarupa auf das zärtlichſte und beyde Freunde baten den Himmel, ſie in Zukunft nicht mehr zu trennen. Nach einem kurzen Verzug traten ſie gemeinſchaftlich ihre Reiſe nach Serendib an, und reiſten mehrere Tage, ohne daß ihnen etwas merkwürdiges begegnet wäre. Eines Tages ſetzten ſie ſich an dem Fuße eines hohen Berges, an den Rand einer friſchen Quelle nieder, die in ſanften Krümmungen den Berg herabfloß. Während ſie hier ſaßen, um ſich von ihrer Ermüdung zu erholen, hörten ſie plötzlich eine Menſchenſtimme in ihrer Nähe.

Sie ſtanden auf, ſahen ſich um, aber erblickten nichts, bis ſie endlich auf einem nahen Baume einen Vogel von der Größe eines Papageyen gewahr wurden, der mit dem ſchönſten und glänzendſten Gefieder prangte und die ſanfteſten Melodien aus ſeiner Kehle wirbelte. Kaum erblickte ſie der Vogel, als er den Baum verließ, zu Kamarupa flog und ſich auf ſeine Schulter ſetzte. Dem Prinzen freute die Aufmerkſamkeit des Vogels, er nahm ihn auf ſeine Hand und ſagte zu ihm: „Schöner Vogel, wie kommt es, daß du ſo viele Liebe und Zärtlichkeit gegen einen Unglücklichen zeigeſt, den die Pfeile des Schickſals ſo tief verwundet haben? und warum ſchallen ſo eindringende und zärtliche Töne aus deiner Kehle?“ Der Vogel antwortete dem Prinzen unverzüglich mit folgenden Worten: „Du haſt bis jetzt die Widerwärtigkeiten des Schickſals erfahren und die bittere Schale der Leiden bis auf die Hefen geleert; es geziemt di nun gutes Muthes zu ſeyn. Laß dein Vertrauen auf die göttliche Weisheit nicht ſinken, ſondern verlaſſe dich auf die Güte des Himmels und du wirſt ſicherlich deine Wünſch erfüllt ſehn. Wenn Du dieſen Rath befolgeſt, ſo wird endlich auf die Nacht des Kummers und der Angſt das lachende Morgenroth der Zufriedenheit und des Glückes folgen.“

De

Der Prinz und ſein Begleiter erſtaunten über die Reden des Vogels. Der Inhalt derſelben und die Sonderbarkeit der Sache überhaupt ſetzte ſie in ein tiefes Nachdenken, in welchem ſie die Erſcheinung eines alten Mannes unterbrach, der den Vergnügungen und Lockungen der Welt für das höhere Vergnügen, den Reſt ſeiner Tage der Einſamkeit und der Anbetung Gottes zu widmen, entſagt zu haben ſchien. Dieſer Derwiſch, deſſen ganzes Anſehn Frömmigkeit und Gottſeligkeit zeigte, hatte an dem Rande des Baches eine kleine Hütte und kam jetzt herab, ein Gefäß mit Waſſer zu füllen. Da er zwey Männer an dem Ufer ſitzen ſah, ging er auf ſie zu, grüßte ſie mit vieler Höflichkeit und erkundigte ſich, warum ſie dieſe einſame Gegend beſucht hätten. Kamarupa antwortete ihm, ſie wären unglückliche Reiſende, die ſich hier von der Müdigkeit und Hitze erholen wollten, und hätten ſich vorgenommen ihre Reiſe mit Tagesanbruch weiter fortzuſetzen. Der alte Derwiſch ſagte ihnen, die ganze Gegend rund umher ſey unbewohnt; in einer weiten Strecke ſey ſeine Hütte die einzige; wenn ſie in dieſer die Nacht über vorlieb nehmen wollten, ſo ſollten ſie ihm herzlich willkommen ſeyn. Die Reiſenden nahmen ſein freundliches Anerbieten dankbarlich an; ſie traten hinein und der Derwiſch verließ ſie einen Augenblick, um Früchte zum Abendmahle herbeyzuholen.

Während der Abweſenheit des Derwiſch, bemerkte Kamarupa, daß der Papagey eifrig beſchäftigt war, mit ſeinem Schnabel ein kleines Streifchen rother Seide, das an ſeinem Fuße befeſtigt war, loszupicken. Der Prinz kam ihm zu Hülfe, faßte ihn ſanft bey dem Beine und löſte das ſeidene Streifchen ab. Kaum war dieß geſchehn, als der Papagey die Geſtalt eines Mannes annahm, dem Prinzen und ſeinem Begleiter zu Füßen fiel, und ihnen ſagte, daß er ihr alter Freund und Begleiter Budea Chaund Pundit ſey. Beyde erkannten ihn ſogleich, und, erſtaunt über dieſe wunderbare Erſcheinung, dankten ſie dem Himmel für ein ſo erfreuliches und unerwartetes Zuſammentreffen; hierauf erſuchten ſie ihren wiedergefundenen Freund, ihnen zu erzählen, durch welches Wunder er in einen Vogel verwandelt worden wäre. Dieſer fing hierauf die Erzählung ſeiner Abentheuer mit folgenden Worten an:

„Als es dem Himmel gefiel, theuerſter Freund und Gebieter, unſer Schiff zu zertrümmern, bemächtigte ich mich glücklicher Weiſe eines abgeriſſenen Bretes, auf welches ich mich ſetzte. In dieſer traurigen Lage war ich drey Tage lang ein Spiel der Wellen, die mich hin und her warfen, ſo daß ich oft alle Hofnung der Rettung verlohr und mich gänzlich in den Willen des Himmels ergab. Am dritten Tage wurde endlich mein Bret an das Land getrieben und ich ſah mich, zu meiner eignen Verwunderung von den Schreckniſſen des Todes gerettet.

Kaum hatte ich meinen Fuß auf die Erde geſetzt, als ich von Hunger und Durſt entkräftet zu Boden ſank, wo ich geraume Zeit lag, ehe ich wieder ſo viel Kräfte ſammelte, um aufzuſtehn und etwas Nahrung zu mir zu nehmen. Nachdem dieſes endlich geſchehn war, ging ich landeinwärts und erblickte bald eine Umzäunung mit ofner Thüre. Ich trat hinein und fand einen reizenden Garten, voll der ſchönſten Fruchtbäume, und von dem reinſten und friſcheſten Waſſer durchſtrömt. Mitten in demſelben ſah ich ein Sommerhaus von ausnehmender Schönheit. Ich ging darauf zu und, weil ich auch hier die Thüre offen fand, trat ich hinein. Die köſtlichſten Teppiche bedeckten den Fußboden und alles rund umher war mit der verſchwenderiſchten Pracht geſchmückt. In der Mitte deſſelben ſtand ein goldner Thron, auf welchem vielerley prächtige Gewänder lagen. Nahe bey demſelben war eine Tafel gedeckt und mit den ausgeſuchteſten Speiſen und Früchten aller Art beſetzt. Der langwierige Hunger, den ich ausgeſtanden hatte, machte mir dieſen Anblick doppelt reizend, und der Geruch der Speiſen weckte meinen Appetit ſo ſehr, daß ich beſchloß, mich an dieſer Tafel zu ſättigen, was auch immer die Folgen ſeyn möchten. Ich verrichtete mein Tiſchgebet, ſetzte mich nieder und hielt eine gute und reichliche Mahlzeit. Ich kann nicht ſagen, daß ich ganz mit freyem Herzen aß; ich war begierig zu wiſſen, wem dieſer erhabene Sitz angehörte und warum er wohl leer ſtehen möchte. Bisweilen glaubte ich zu träumen; dann kam mir alles wieder wie ein Werk der Zauberey vor.

Nachdem ich mich ſatt gegeſſen hatte, fiel ich in Schlaf. Als ich erwachte, ſah ich in einiger Entfernung von mir ein altes, überaus häßliches und widriges Weib. Sie näherte ſich mir mit langſamen Schritten, ſetzte ſich dann neben mich und ſchielte mich eine zeitlang mit verliebten Blicken an. Als ſie dieſes Spiel eine zeitlang ohne Erfolg getrieben hatte, fragte ſie mich: Was für ein günſtiger Zufall mich in ihren bezauberten Pallaſt geführt hätte, den ſie mir, wie ſie hinzuſetzte, ſchenken wollte, wenn ich ihre Zärtlichkeit vergelten würde. Ich brauche wohl nicht zu ſagen, daß mir bey dieſem Antrage die Haare zu Berge ſtanden; aber leider ſah ich, daß ich in die Hände einer Zauberin gefallen war, aus denen mich vielleicht nichts anders retten konnte, als daß ich ihrem Verlangen Genüge leiſtete. Ich machte alſo aus der Noth eine Tugend und ſagte ihr, mit beklommenen Herzen, daß ich ſie liebte.

Nach Verlauf einiger Tage ſagte mir die alte Hexe, ſie müßte mich verlaſſen, um ihrem Vater und ihrer Mutter einen Beſuch zu machen, die in einiger Entfernung von der Inſel lebten. Sie mochte wohl bemerkt haben, wie wenig aufrichtig meine Liebkoſungen waren, und um alſo meine Flucht zu hindern, band ſie mir dieſen Streifen von rother Seide um das Bein, wodurch ich ſogleich in einen Vogel verwandelt wurde. Hierauf nahm ſie mich auf die Hand, führte mich durch die Luft und brachte mich in den Pallaſt zweyer boshaften Genien, welche ihre Eltern waren.

Dieſer Pallaſt ſchien ein Wunder der Kunſt. Er war von Gold und Silber erbaut; die Wände waren mit Smaragden, Diamanten und andern Edelſteinen überſäet; der Hof war mit einer Platte gediegenen Goldes gepflaſtert. Der böſe Genius ſaß auf einem Throne und ſeine Gemahlin neben ihm. Dieſe war, wo möglich, noch ungeſtalteter und häßlicher als ihre Tochter. Rund um ſie her ſtanden dienende Geiſter von ſo fürchterlicher Geſtalt, daß mein Herz bey ihrem Anblick erbebte. Da die Zauberin meine Furcht bemerkte, redete ſie mir zu und ſagte: ich ſollte mich in Acht nehmen, denn wenn ihre Eltern gewahr würden, daß ich ein Menſch wäre, würden ſie mich zuverläſſig auffreſſen. Dieſe Warnung vermehrte das Schreckliche meiner Lage. Die Hexe näherte ſich den beyden Genien auf dem Throne und grüßte ſie demüthig; ſie erwiederten den Gruß mit großer Zärtlichkeit und erkundigten ſich nach der Urſache ihrer langen Abweſenheit. Bald darauf zog ich ihre Aufmerkſamkeit auf mich, und ſie fragten meine Gebieterin, wo ſie den ſchönen Vogel herbekommen hätte. Die Zauberin antwortete, ſie hätte mich auf der Jagd gefangen, und übergab mich, ohne ſich in weitere Erörterungen einzulaſſen, einer ihrer Begleiterinnen, um ſelbſt mit ihrem Vater und ihrer Mutter ein Mahl einzunehmen. Ich bemerkte bald, daß die Sclavin nicht recht auf mich Achtung gab, benutzte die erſte Gelegenheit zur Flucht, ſchwang mich in die Höhe und flog mit unglaublicher Schnelligkeit davon. Mehrere Tage lang ſetzte ich meine Reiſe ohne auszuruhen fort, indem ich mich immer des Nachts auf einen Baum niederließ. Endlich brachte mich mein gutes Geſchick an dieſen Platz, wo ich das Glück hatte, meinen theuerſten Fürſten und Herrn anzutreffen, um durch ihn meine Freyheit wieder zu erlangen.

Als Budea Chaund ſeine Geſchichte geendigt hatte, umarmten ſich die drey Freunde und vergoſſen heiße Thränen, indem ſie ſich gegenſeitig zu ihren wundervollen Abentheuern Glück wünſchten. Während dieſer Scene kehrte der alte Derwiſch zurück. Er war nicht wenig erſtaunt, ſtatt der zwey Gäſte, die er verlaſſen hatte, drey zu finden. Er wendete ſich deshalb an Kamarupa und fragte ihn, wer dieſer dritte Mann ſey. Der Prinz antwortete: „Der Mann, den du vor dir ſiehſt, iſt derſelbe Vogel, den du auf meiner Hand haſt ſitzen ſehn. Der Derwiſch erſtaunte noch mehr über dieſe Antwort, und bat ſeinen Gaſt ihm die Urſache dieſer auſſerordentordentlichen Verwandlung zu erzählen, worauf der Prinz folgendermaaßen zu reden anhob:

„Wiſſe, heiliger Derwiſch, daß ich der einzige Sohn des Rajah Peti, des Königs von Ude, bin. Mein Vater hatte lange Zeit ohne Erben gelebt, bis endlich ein frommer Mann, der aus fernen Landen kam, auf ſein Erſuchen die Gottheit erweichte. Mein Vater ſah ſeinen Wunſch erfüllt, als meine Mutter Rana Rupa Swarupa von mir entbunden wurde. Aber ach! ſo unglücklich war die Stunde meiner Geburt, und ſo widerwärtig hat ſich das Schickſal gegen mich gezeigt, daß ich wünſchen möchte, der Himmel hätte die Gebete des Derwiſches nicht erhört.

Als der Derwiſch dieſe Erzählung hörte, fiel er dem Prinzen um den Hals, umarmte ihn auf das zärtlichſte und ſagte: „Geliebter Prinz, du ſiehſt in mir den nämlichen Derwiſch, durch deſſen Gebete der Himmel erweicht wurde. Sey gutes Muthes und ſpare dich für beſſere Zeiten auf; denn ſey verſichert, daß du endlich die Erfüllung deiner Wünſche erhalten wirſt.“

Kamarupa erwiederte die Freundſchaft des Derwiſches mit freudigem Herzen, und erzählte ihm die Abentheuer ſeines Begleiters Mitra Chandra und auf welche wunderbare Weiſe ihr zweiter Gefährte Budea Chaund wieder mit ihnen vereinigt worden ſey. Hierauf brachten ſie alle einmüthig dem Himmel ihren Dank, der ſie noch einmal, auf eine ſo unverhoffte Weiſe vereinigt hatte.

Nachdem ſich die drey Freunde einige Zeit bey dem Derwiſch aufgehalten hatten, beſchloſſen ſie ihre Reiſe weiter fortzuſetzen. Beym Abſchied machte Gyan Acharya dem Prinzen ein Geſchenk mit einer Seltenheit, die in der Sprache der Hindus Sungi Parus heißt, und aus einem Steine beſteht, welcher die Kraft hat, alles Eiſen, das er berührt, in Gold zu verwandeln. Kamarupa nahm das Geſchenk mit Dankbarkeit an. Auch Mitra Chandra und Budea Chaund händigten ihm ihre Schätze ein: Dieſer den rothen ſeidenen Streifen, jener die Haare, die er von dem Genius bekommen hatte.

Sie nahmen nun zärtlichen Abſchied von dem Derwiſch und ſetzten ihre Reiſe fort. Nach Verlauf einiger Tage kamen ſie nach Dwarala, einem berühmten heiligen Ort der

Hindus, wohin jährlich eine große Menge von Pilgrimen wandert, um ſich von ihren Sünden zu reinigen. Hier beſchloß Kamarupa eine zeitlang mit ſeinen Begleitern zu verweilen, um Nachrichten von ſeiner Geliebten, der ſchönen Kamalata, und von ſeinen noch übrigen Freunden einzuziehn.

Hier wollen wir ihn eine zeitlang verlaſſen, um uns nach Dhanwantari Tubil umzuſehen, der auf der Reiſe nach Serendib mit dem Prinzen Schiffbruch litt.

Als das Schiff in Trümmern ging, hatte Dhanwantari das Glück, ein Bret zu ergreifen und ſich auf daſſelbe zu retten. Nachdem er eine zeitlang mit unglaublicher Geſchwindigkeit durch das Meer geführt worden war, erblickte er in der Ferne etwas ſchwarzes und entdeckte endlich zu ſeiner großen Freude, daß es ein Schiff war. Er gab einige Zeichen und wurde wirklich von dem Schiffsvolke bemerkt, welches ein Boot zu ſeiner Hülfe abſchickte, worauf er zu dem Schiffe gelangte und freundlich in daſſelbe aufgenommen wurde.

Der Beſitzer des Schiffes war ein reicher Kaufmann, Nahmens Dhunada, der ſich ſogleich des Fremdlings annahm und ihm Erfriſchungen reichen ließ. Als er ſah, daß er ſich etwas erholt hatte, fragte er ihn, durch welchen unglücklichen Zufall er in dieſe traurige Lage gekommen wäre. Dhanwantari erzählte ihm ſeine Geſchichte, worauf ihn der Kaufmann nach ſeinem Nahmen und Stande fragte. Jener erwiederte: Er ſey ein Bramine und Arzt. Hierauf ſagte der Kaufmann: „Ich habe einen einzigen Sohn, einen vortrefflichen Jüngling, der an einer heftigen Krankheit darnieder liegt. Alle angewandten Mittel ſind bis jetzt fruchtlos geweſen. Wenn ihn deine Kunſt wieder herſtellt, ſo kannſt du auf meine Dankbarkeit rechnen.“ Dhanwantari antwortete, daß es ihm die gröſte Freude machen würde, einem Manne, dem er ſo ſehr verpflichtet wäre, einen Dienſt zu leiſten; und wurde in die Cajüte des jungen Menſchen geführt. Als er ihm den Puls gefühlt hatte, wendete er ſich an Dhunada und ſprach ihm Muth ein: er hoffe, ſagte er, mit Hülfe der Vorſehung, die Geſundheit ſeines Sohnes in kurzem wieder herzuſtellen. Der Kaufmann war ſehr erfreut, und in der That zeigten ſich Dhanwantari's Mittel ſo wirkſam, daß der Kranke in wenigen Tagen ſeine Geſundheit und Stärke wieder erlangte. Jetzt wollte

Dhunada ſeine Dankbarkeit durch reichliche Geſchenke an den Tag legen, aber **Dhanwantari** lehnte beſcheidentlich alle Belohnung ab und ſagte: „Er habe kein Geld noch Geldeswerth nöthig und **Dhunada's** Freundſchaft bezahle ihm reichlich die geleiſteten Dienſte. Jedermann lobte **Dhanwantari's** uneigennützige Geſinnungen, und er wurde bald der Freund und Liebling der ganzen Mannſchaft. So lange er ſich auf dem Schiffe befand, machte er es ſich zur Pflicht, alle Kranken zu bedienen, und ſeine große Geſchicklichkeit ſtellte ſie insgeſammt wieder her.

Eines Tages fragte **Dhanwantari** den Kaufmann, der jetzt mit ihm durch die feſteſten Banden der Freundſchaft und Liebe verbunden war, wohin denn eigentlich ſeine Reiſe ginge? Jener antwortete: „Er hätte Waaren in Bengalen geladen und führte ſie nach Serendib, ſeinem Vaterlande. Bey dieſer Nachricht gerieth **Dhanwantari** vor Freuden auſſer ſich, weil er nun hoffte, von ſeinem geliebten Freunde **Kamarupa** Nachricht zu erhalten; aber zu gleicher Zeit ſtrömten ihm bey dem Gedanken an die Möglichkeit, ihn verlohren zu haben, die Thränen über die Wangen herab. Der Kaufmann wunderte ſich über dieſe Wirkung ſeiner Antwort und fragte ihn, warum er weinte. Er antwortete: „Ich habe einen geliebten Bruder, der vor einiger Zeit eine Reiſe nach Serendib machte, und es iſt lange her, daß ich keine Nachricht von ihm habe. Dieß war die Urſache, warum ich die Reiſe unternahm, auf welcher ich Schiffbruch gelitten habe.“

Der Kaufmann ſprach ihm Muth ein und erzählte ihm, daß der Rajah der Inſel, Chitra Peti ſein guter Freund und Gönner ſey; er wollte ſogleich nach ſeiner Ankunft ihn bey dem Rajah einführen, und es ſollten alle nur möglichen Anſtalten getroffen werden, ſeinen Bruder aufzuſuchen. Dhanwantari dankte dem Kaufmanne für ſeine Güte und in kurzem langte das Schiff zu Serendib an. Der Kaufmann nahm ſeinen Freund mit ſich in ſein Haus, und nach Verlauf weniger Tage, nachdem er ſich von der Reiſe erholt hatte, begab er ſich in den Pallaſt des Rajah, um die Waaren auszulegen, die er von Bengalen mitgebracht hatte.

Als ſie in dem Pallaſte ankamen, fanden ſie den Rajah von einer Menge von Aerzten umgeben, die ſich unter einander berathſchlagten. Der Fürſt bemerkte den Kaufmann, gebot ihm näher zu kommen, und nachdem er ihm zu ſeiner Rückkehr herzlich Glück gewünſcht hatte, nahm er ſeine Seltenheiten in Augenſchein. Unterdeſſen benutzte Dhunada die Gelegenheit, die Diener zu fragen, warum hier eine ſo große Menge von Aerzten verſammelt wäre. Sie erzählten ihm, daß die Prinzeſſin Kaan Lettau, die einzige Tochter des Rajah, ſeit geraumer Zeit kränkelte, und daß alle Mittel unwirkſam geblieben wären. Der Rajah hätte deßhalb die Aerzte zuſammen kommen laſſen, um zu ſehn, ob ihm vielleicht ihre vereinte Kunſt ſeine Tochter erhalten könnte. Sie hätten nun ſchon einige Tage zuſammen geſeſſen, aber die Prinzeſſin befände ſich noch eben ſo ſchlecht als zuvor.

Da der Kaufmann dieſes hörte, trat er zu dem Rajah und ſagte ihm, er hätte einen jungen Arzt von großer Erfahrung und vieler Geſchicklichkeit mitgebracht. Dieſer Mann habe ihm ſeinen einzigen Sohn, bey welchem kein Mittel hätte anſchlagen wollen, erhalten und vom Tode in das Leben zurückgerufen. Er wäre in ſeinem Herzen überzeugt, daß, wenn ſein Freund die Erlaubniß bekäme, der Prinzeſſin aufzuwarten, er ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach, unter Gottes Beyſtand, wieder herſtellen würde. Der Rajah meynte, es komme auf einen Verſuch mehr nicht an, und erlaubte dem Kaufmanne, den jungen Arzt, den er mit ſo vieler Wärme empföhle, den andern Tag mitzubringen, zugleich befahl er den andern Aerzten, ſich auch einzufinden. Dhunada kehrte vergnügt nach Hauſe zurück, erzählte ſeinem Freunde, was ſich ereignet hatte, und bat ihn, den folgenden Tag mit in den Pallaſt zu kommen.

Die Erzählung des Kaufmanns erweckte in Dhanwantari's Gedächtniß das Andenken an den merkwürdigen Traum ſeines geliebten Herrn und Freundes, des Prinzen Kamarupa, und die Aehnlichkeit der Umſtände brachte ihn auf die Vermuthung, daß die einzige Tochter des Rajah niemand anders ſey als die Prinzeſſin Kaankettau, um derentwillen der Prinz ſeine unglückliche Reiſe unternommen hatte. Er ſagte hierauf zu ſeinem Freunde, er möchte gutes Muthes ſeyn, denn er wäre überzeugt, daß ihm die Kur gelingen würde. Den folgenden Tag führte Dhunada den Fremdling in dem Pallaſte ein und ſtellte ihn dem Rajah vor, der ſogleich die Aerzte zuſammenrief und ihnen befahl, den neuen Ankömmling zu prüfen und ſeine Kenntniſſe zu unterſuchen. Sie gehorchten, und ihr Bericht fiel dahin aus, daß er in ſeiner Kunſt ein vollkommener Meiſter ſey. Der Rajah befahl hierauf dem Hauptmanne der Verſchnittenen, Dhanwantari in den Harem zu führen und ihn der Prinzeſſin vorzuſtellen. „Er möchte, ſetzte er hinzu, kein Mittel ſeiner Kunſt unverſucht laſſen, um die Krankheit ſeiner unglücklichen Tochter zu heilen.“

Als Dhanwantari in den Harem kam, zog ihn Kaum Kullau, die vertrauteſte Freundin der Prinzeſſin auf die Seite und ſagte ihm, die Krankheit ihrer Gebieterin läge mehr in dem Gemüthe als im Körper, und ſeine Kunſt würde in dieſem Falle ſchwerlich viel ausrichten. Dhanwantari fand dieſe Bemerkung gegründet. Er kehrte, nach dem erſten Beſuche, zum Rajah zurück, und ſagte ihm, daß, wenn er ihm erlauben wollte, der Prinzeſſin mehrmals aufzuwarten, er ſie in kurzem von ihrer Krankheit zu heilen hoffe. Der Rajah freute ſich ſehr über das gute Zutrauen, das der fremde Arzt zeigte, befahl den andern Aerzten ſich zu entfernen und überließ ſeine Tochter gänzlich der Vorſorge und Bedienung Dhanwantari's.

Während dieſer Zeit erhielt der Rajah Nachricht, daß ein Fremder mit einer Bothſchaft

ſchaft von dem Rajah von Ceylon an ihn angekommen ſey, ſich aber ſo krank befände, daß er ſich ſeines Auftrages nicht in Perſon entledigen könnte. Der Rajah ertheilte alſo Befehl, daß Dhanwantari den Fremden beſuchen und für ſeine Wiederherſtellung Sorge tragen ſollte. Dieſer gehorchte und erkannte in dem Fremden, zu ſeinem großen Erſtaunen, ſeinen alten Freund und Reiſegefährten, den Mahler Chitra Mana. Er bat ſeine Begleiter ſich zu entfernen, und als er allein mit ſeinem Freunde war, umarmte er ihn auf das zärtlichſte und fragte ihn, ob er ſeinen Dhanwantari noch kennte? Chitra Mana ſah ihn aufmerkſam an und erkannte ihn. Seine Krankheit war nicht gefährlich. Als ihn Dhanwantari wieder hergeſtellt hatte, fragte er ihn, warum ihn der König von Ceylon hierher geſchickt hätte und wie er aus dem Schiffbruche gerettet worden wäre? Hierauf fing der Mahler Chitra Mana ſeine Erzählung folgendermaaßen an:

„Als die Wellen das Schiff zertrümmerten, bemächtigte ich mich glücklicher Weiſe eines Bretes, an das ich mich ſo feſt als möglich hielt, und wurde in dieſer Lage eine geraume Zeit von den wüthenden Wellen umhergeworfen, ſo daß ich jeden Augenblick meinem Tode entgegen ſah. Ich war ruhig für mich ſelbſt, denn ich hatte mich ganz in den Willen des Himmels ergeben; aber der Gedanke an unſern theuren Prinzen und an unſere ſchreckliche Trennung erfüllte mein Gemüth mit Beſorgniß und Kummer. Es gefiel dem großen Regierer der Welt nach drey Tagen und Nächten, daß das Bret, auf welchem ich ſaß, von den Wellen an das Ufer getrieben wurde. Ich erreichte das Land, aber ich war ſo ſchwach, daß ich mich kaum von dem Brete losmachen konnte. Nach und nach fanden ſich indeß meine Kräfte wieder ein und ich machte mich auf, Nahrung zu ſuchen. Noch war ich nicht weit gegangen, als der Anblick eines viereckigten Gemäuers meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Ich nahm meinen Weg nach demſelben hin und da die Thüre offen ſtand, trat ich hinein und ſah, daß ich mich in einem reizenden Garten befand, der voll an Fruchtbäumen war und von den reinſten Bächen durchſchnitten wurde. In dieſem Aufenthalte der Ueppigkeit und Freude überſchattete die ſchlanke Fichte und die erhabene Cypreſſe das niedrige Buſchwerk; und ein reizendes Gemiſche von Roſen, Hyazinthen und andern Blumen erfüllte die Luft mit einem erquickenden Wohlgeruche.

In der Mitte erhob ſich ein ſchönes Sommerhaus, wo ich nach Herzensluſt ausruhte, bis ich Luſt zum Schlafen bekam. Ich warf mich an dem Fuße einer ſchlanken Cypreſſe nieder und genoß einer erquickenden Ruhe. Als ich erwachte, ſah ich den Aufſeher des Gartens neben mir ſtehn. Er fragte mich nach meinem Nahmen und wie ich hierher gekommen wäre. Ich erzählte ihm die Geſchichte meines Schiffbruches und beſchloß mit der Bitte, mir zu ſagen, wohin mich der Zufall geführt hätte und wem dieſer Garten gehörte. Der Gärtner antwortete: „Junger Fremdling, das Schickſal hat dich auf die Inſel Ceylon geworfen, in das Land des Rajah Peti, welcher gegenwärtig über uns herrſcht. Dieſer Garten gehört ihm an und iſt ſein liebſter Aufenthalt, den er oft beſucht, um der Luft zu genießen und die erfriſchenden Düfte dieſes reizenden Ortes einzuſaugen. Ich bin ſein oberſter Gärtner und ich werde mich glücklich achten, wenn du mein Haus mit deiner Gegenwart beehren willſt."

Ich nahm dieſe freundſchaftliche Einladung mit Vergnügen an, und der Gärtner führte mich ſogleich in ſein Haus, welches eine reinliche Hütte in einem Winkel des Gartens war. Er bereitete mir ein reichliches Mahl und wir brachten den Abend mit angenehmen Geſprächen zu. Den andern Morgen ging mein Wirth, ſeiner Gewohnheit gemäß, an die Arbeit, und ich ergötzte mich, bald im Garten ſpatzieren zu gehen, bald in dem Sommerhauſe auszuruhn. So verſtrichen einige Tage höchſt angenehm, während deren ich mich, in Ermangelung eines andern Zeitvertreibs, mit Mahlen und Zeichnen beſchäftigte. Eines Tages hatte ich an die Thüre des Sommerhauſes die ganze Geſchichte meines Herren und Freundes Kamarupa, von der Zeit an, wo er den merkwürdigen Traum auf dem Jagdhauſe hatte, bis auf den Augenblick unſrer unglücklichen Trennung gezeichnet. Ich hatte zu gleicher Zeit alle ſeine Begleiter und Freunde, deren Züge meinem Gedächtniſſe vollkommen gegenwärtig waren, abgebildet und die Arbeit war mir ſehr gut gelungen. Als ich damit fertig war, trug es ſich zu, daß Rajah Peti in dem Garten ſpatzieren ging, und die Gemählde an der Thüre des Sommerhauſes ſah. Sie gefielen ihm wohl und er fragte den Gärtner, von wem ſie herrührten? Der Gärtner, welcher die Zeichnungen vorher nicht bemerkt hatte, wußte nicht, was er antworten ſollte, und ſuchte ſich zu entſchuldigen, indem er dem Fürſten verſicherte, daß niemand ohne ſeine Erlaubniß

niß in den Garten zu gehen wagte und daß die Gemählde alſo zu der Zeit müßten gemacht worden ſeyn, da das Sommerhaus ausgebaut worden wäre. Die Neugierde des Rajah wurde hierdurch nur noch mehr erregt; er wurde zornig und ſagte dem Gärtner in einem drohenden Tone, daß, wenn er den Urheber dieſer Zeichnungen vor Morgens nicht ausfindig machte, er zuverläſſig die Wirkungen ſeines Zornes fühlen ſollte.

Der arme Gärtner kam am Abend beſtürzt nach Hauſe und erzählte mir die ganze Geſchichte. Er ſetzte hinzu, daß, da es ihm ganz unmöglich wäre, den Urheber der Gemählde ausfindig zu machen, ihm gewiß eine harte Züchtigung bevorſtände. Ich ſagte ihm hierauf, er ſollte nur gutes Muthes ſeyn und ſich nicht länger grämen: ich hätte die Figuren gezeichnet und er möchte dieß dem Rajah ſagen. Zu gleicher Zeit wies ich ihm meinen Pinſel und die Farben, um ihn von der Wahrheit meiner Verſicherung zu überzeugen. Der alte Mann war über dieſe Entdeckung ſehr vergnügt. Er ſchloß mich in ſeine Arme, führte mich am andern Morgen zu dem Rajah und ſtellte mich ihm als den Mann vor, der die Figuren an die Wand des Sommerhauſes gemahlt hätte. Der Rajah verlangte

ſeſogleich zu wiſſen, wer ich wäre und woher ich käme. Ich antwortete ihm, ich wäre aus der Provinz Ude in Hindoſtan; wäre ein Mahler von Profeſſion und hätte in dieſer Kunſt einige Fertigkeit erlangt. Er fragte mich hierauf, ob ich ihn wohl abmahlen könnte? und da ich ihm meine Bereitwilligkeit zeigte, befahl er mir, mich ſogleich an die Arbeit zu machen. Dieſe gelang mir ſo gut, daß er mir eifrig anlag, in ſeine Dienſte zu treten, mir eine anſehnliche Beſoldung ausſetzte und mir ſo viele Sclaven als ich brauchte, zur Bedienung gab. Von dieſer Zeit an wurde ich ihm täglich lieber und er ſetzte ſo viel Vertrauen auf mich, als ob ich der erſte Mann in ſeinem Reiche wäre.

Eines Tages ſagte mir der Rajah, er hätte ſchon längſt einen Geſandten an ſeinen Freund und Bundsgenoſſen, den König von Serendib, ſchicken wollen; er hielte deshalb mehrere koſtbare Geſchenke in Bereitſchaft, habe aber bis jetzt noch niemanden finden können, dem er dieſes Geſchäfte hätte anvertrauen mögen. Seit er mich habe kennen lernen, ſey er hierüber nicht mehr in Verlegenheit, und er bäte mich alſo, den Auftrag zu übernehmen. Ich willigte ſogleich ein, in der Hoffnung, zu Serendib einige Nachrichten von meinem

Herrn und Freunde Kamarupa einzuziehen. Ich reiſte kurz darauf ab und die Krankheit, die mich bey meiner Ankunft zu Serendib befallen hat, iſt glücklicher Weiſe ein Weg geworden, einen theuern, für verlohren geachteten Freund wieder zu finden. Jetzt, da ich dir meine Geſchichte erzählt habe, bitte ich dich, mir zu ſagen, wie du hierher gekommen biſt, und was ſich überhaupt ſeit unſerm unglücklichen Schiffbruche mit dir zugetragen hat.

Dhanwantari erzählte ihm hierauf die ganze Geſchichte ſeiner Aventheuer von der Zeit an, wo ſie getrennt worden waren. Er ſagte ihm, daß auch er gehofft hätte, zu Serendib Nachrichten von ihrem gemeinſchaftlichen Freunde zu erhalten, daß er aber bis jetzt auch nicht die kleinſte Spur von ihm habe bekommen können. Er ſetzte hinzu, der Rajah iſt mein Freund und hat mich zum Arzte ſeiner einzigen Tochter, der Prinzeſſin Kaan Lettan, beſtellt, um derentwillen unſer Freund die gefährliche Reiſe unternommen hat. Chitra Mana ermahnte ſeinen Freund, durch alle nur möglichen Mittel, die in ſeiner Gewalt ſtänden, der Prinzeſſin ihr Geheimniß abzulocken; denn er hätte gehört, daß ſie ſich im Traume in einen ſchönen jungen Prinzen verliebt hätte, und er zweifelte nicht, daß dieſer Prinz ihr Freund Kamarupa ſey.

Sie kamen überein, die erſte Gelegenheit, die ſich ihnen darbieten würde, zu benutzen, und wenn ſie ſich in ihrer Erwartung betrogen fänden, Serendib zu verlaſſen und den Prinzen aufzuſuchen. Das nächſtemal alſo, wo Dhanwantari der Prinzeſſin aufwartete, ſagte er zu ihrer Vertrauten, daß er eine geheime Unterredung mit der Prinzeſſin zu haben wünſchte, weil er ihr eine Sache von großer Wichtigkeit zu entdecken hätte. Kaum Kullau gab ihrer Gebieterin hiervon Nachricht, die in das Verlangen des Arztes einwilligte und ſogleich Befehl gab, daß ſich jedermann, ihre Freundin ausgenommen, entfernen ſollte. Als dieſes geſchehen war, ſagte Dhanwantari zu der Prinzeſſin, er hätte ihre Krankheit lange und ſorgfältig beobachtet, und er wäre überzeugt, daß ſie nicht ſowohl aus phyſiſchen Urſachen, ſondern aus einem geheimen Kummer entſpränge, und er bäte ſie deshalb inſtändig, ihm das Geheimniß ihres Herzens zu offenbaren. Die Prinzeſſin ließ ſich durch dieſe Bitte bewegen, und erzählte ihm ihren ganzen merkwürdigen Traum, und wie ſie ſich in den

Prinzen Kamarupa verliebt habe. Sie ſetzte hinzu, ſie hätte ſeit jenem unglücklichen Augenblicke keine Ruhe gehabt, und beſchloß mit der Bitte, er möchte ihr Leben und ihre Ehre ſchonen und das, was ſie ihm erzählt hätte, nicht weiter bekannt machen. Dhanwantari verſprach ein unverletzliches Stillſchweigen, und daß er alles thun wollte, was in ſeinen Kräften ſtände, um den Prinzen wieder zu finden. Nach dieſer Unterredung verließ er die Prinzeſſin und begab ſich zu ſeinem Freunde Chitra Mana.

Beyde Freunde kamen jetzt dahin überein, daß Dhanwantari der Prinzeſſin aufwarten, und ihr rathen ſollte, ſich eine zeitlang ſo viel als möglich zu zerſtreuen; und unterdeſſen ſollte Chitra Mana eine Arbeit, die er unternommen hatte, aus allen Kräften betreiben. Chitra Mana verfertigte nemlich ein Gemählde, auf welchem er Kamarupa's Traum mit allen kleinen Umſtänden vorſtellte. Als es vollendet war, gab er es dem Arzte, um es der Prinzeſſin Kaan Lettan zu bringen und die Wirkung deſſelben zu erwarten. Dhanwantari begab ſich mit dieſem Gemählde, welches ein Meiſterſtück der Kunſt war, ſogleich zur Prinzeſſin und vertraute es den Händen ihrer

Freundin an, die es der Prinzeſſin vorlegte. Dieſe bewunderte anfänglich die Schönheit und Vollkommenheit der Arbeit, als aber ihre Augen auf die Figur des Prinzen Kamarupa fielen, ſank ihr das Gemählde aus der Hand und ſie fiel mit einem lauten Schrey auf die Erde. Ihre Damen, erſchrocken über dieſen unerwarteten Zufall, brachten ſie auf ihr Bette und beſprützten ſie mit Roſenwaſſer, wodurch ſie endlich wieder zu ſich ſelbſt kam. Sie holte einen tiefen Seufzer, ſtand auf und begab ſich mit dem Gemählde in ihr Kabinet, um ſich mit dem Anblicke eines Gegenſtandes zu tröſten, den ſie höher als alle ihre Schätze der Erde achtete.

Dhanwantari erfuhr alles dieſes von Kaum Kullau und theilte ſeine Nachrichten dem Mahler Chitra Mana treulich mit. Dieſer unternahm nun ſogleich ein neues Werk, wo er Kamarupa's Kummer beym Erwachen aus ſeinem Traume und die Krankheit, in die er gefallen war, zugleich mit den Geſtalten ſeiner ſechs Freunde vorſtellte. Auch dieſes Gemählde überbrachte Dhanwantari der Prinzeſſin, die ihm ihre große Verwunderung zu erkennen gab, ſein eignes Porträt unter den übrigen Geſellſchaftern des Prinzen zu finden. Sie bat ihn zu gleicher Zeit, da er ſchon ſo viel zur Linderung ihres Kummers beygetragen hätte, ferner auf dieſe Weiſe fortzufahren und ihr, wo möglich, alle Tage eine Arbeit von dieſem großen Meiſter der Kunſt zu bringen.

Dhanwantari verſprach alles zu thun was er könnte, und gab ſeinem Freunde von dem Wunſche der Prinzeſſin Nachricht. Dieſer unternahm ſogleich ein drittes Gemählde, auf welchem er den Prinzen vorſtellte, wie er ſich mit ſeinen Freunden einſchiffe, Schiffbruch litt und mit Mitra Chandra auf einem Brete ſich rettete. So bald dieſes Gemählde fertig war, trug Dhanwantari es zur Prinzeſſin, die über den Anblick deſſelben noch mehr als über die beyden erſten erſtaunte. Sie hatte gar wohl errathen, daß dieſes etwas mehr als bloße Erdichtungen wären, und rief deshalb ihre Freundin Kaum Kullau zu ſich und bat ſie, zu dem Arzte zu gehen und ſich bey ihm nach der Bedeutung und dem Sinne des letzten Gemähldes zu erkundigen. Es wäre ihr nicht unbemerkt geblieben, ſetzte ſie hinzu, daß ſich das Portrait des Arztes unter den übrigen befände, und ſie wünſchte, daß Dhanwantari bey ſeinem nächſten Beſuche den Mahler mit zu ihr bringen möchte.

Die ſchöne Kaum Kullau befolgt
den Befehl ihrer Freundin, ging zu dem Arz
te und bat ihn, ſogleich mit dem Mahler z
der Prinzeſſin zu kommen. Sie gehorchten,
und Kaan Lettau bat den Arzt, ihr da
ganze Geheimniß ohne Zurückhaltung zu ent
decken. Dieß war es nun eben, wa
Dhanwantari wünſchte, und er erzählt
ihr die ganze Geſchichte des Prinzen Kama
rupa von dem Augenblicke an, wo er ſic
in die Prinzeſſin verliebt hatte, bis auf de
Schiffbruch. Die Prinzeſſin dankte ihm her
lich für dieſe rührende Erzählung und al
kamen darinne überein, daß Dhanwan
tari ferner in Kamalata's Dienſten z
Serendib bleiben, ſeine Freunde aber abrei
ſen müßten, um den Prinzen aufzuſuchen
Sollten ſie ſo glücklich ſeyn, einige Nac
richt von ihm zu erhalten, ſo ſollten ſie ſo
gleich zurückkehren und es der Prinzeſſin me
den. Zugleich zog ſie einen Ring vom Fin
ger und gab ihn dem Mahler, mit dem Au
trage, daß, wenn er ſo glücklich wäre, de
Prinzen zu finden, er ihm dieſen Ring al
ein Zeichen ihrer Gunſt zuſtellen möcht
Sie ſagte ihm hierauf Lebewohl und wünſch
te ſeiner Reiſe einen glücklichen Erfolg; un
kurz darauf meldete ſie ihrem Vater, daß ſ
ſich durch die Geſchicklichkeit des fremden Ar

te

tes vollkommen wieder hergeſtellt fühlte. Dem Rajah machte dieſe Nachricht auſſerordentliche Freude; er befahl eine große Summe Geldes unter die frommen Männer und die Armen auszutheilen, und belohnte den Arzt mit anſehnlichen Geſchenken. Am Hof und in der Stadt wurden auf ſeinen Befehl, öffentliche Luſtbarkeiten angeſtellt.

Um dieſelbe Zeit erhielt Chitra Mana von dem Rajah Erlaubniß zur Abreiſe, nebſt einem Antwortſchreiben an den Rajah Gaja Peti und mehrern Geſchenken von großem Werthe. Dieſe übergab er nach ſeiner Ankunft in Ceylon dem Rajah und bat denſelben um die Erlaubniß, eine Reiſe machen zu dürfen. Er erhielt ſie und machte ſich ohne Verzug, in der Kleidung eines Fakir, auf den Weg.

Wo er hinkam, erkundigte er ſich nach dem Prinzen, aber lange Zeit verſtrich, ohne daß er etwas von ihm vernahm. Er wurde endlich ganz muthlos und verlohr faſt die Hoffnung, jemals das Ziel ſeiner feurigſten Wünſche zu erreichen.

Zufälligerweiſe führte ihn ſein Weg nach Dwaraka, die oben erwähnte heilige

Stadt, zu der Zeit, wo die Pilgrime dahin zu kommen pflegen, um ſich von ihren Sünden zu reinigen. Hier hoffte er endlich den Prinzen zu finden; aber da er ſich auch dieſesmal in ſeiner Hoffnung getäuſcht ſah, beſchloß er einem Leben ein Ende zu machen, das ihm jetzt, ohne die Geſellſchaft ſeines geliebten Prinzen, eine drückende Laſt war.

Mit dieſem Vorſatze begab er ſich an das Ufer des Fluſſes, betete noch einmal herzlich für Kamarupa's Erhaltung und war eben im Begriff, in das Waſſer zu ſpringen, als ihn jemand bey den Haaren zurückhielt. Er ſah ſich um und bat den Fremden, der ihn hielt, ihn nicht in ſeinem Vorhaben zu ſtören; das Leben habe keinen Werth mehr für ihn und er ſehne ſich nach dem Tode. Der Fremde tadelte ſeine Verzweiflung und verlangte zu wiſſen, was ihn zu einem ſo raſchen Entſchluſſe bewogen hätte. „Guter Mann, antwortete er, ich heiße Chitra Mana, und bin ein Mahler aus Ude, der Freund des Prinzen Kamarupa." Der Fremde fragte ihn hierauf, ob er denn in ſeinem Unglücke einen alten Freund und Gefährten ganz und gar vergeſſen hätte. Chitra Mana faßte ihn nun ſchärfer ins Auge und erkannte ſeinen Freund Mitra Chandra,

dra, der ihm ſo gleich um den Hals fiel und ihn auf das zärtlichſte und herzlichſte umarmte.

Chitra Mana's erſte Frage war jetzt, ob er etwas von dem Prinzen wüßte? worauf ihm Mitra Chandra mit freudiger Miene antwortete, er hätte das Glück gehabt, den Prinzen zu finden und dieſer wäre jetzt eben in Dwaraka angekommen, um die nöthigen Reinigungen vorzunehmen. Beyde Freunde eilten nun unverzüglich zu ihrem gemeinſchaftlichen Gebieter und freuten ſich über das glückliche Ereigniß, das ſie mit einander vereinigt hatte.

Als Kamarupa ſeinen alten Freund Chitra Mana wieder ſah, umarmte er ihn mit unbeſchreiblicher Freude, hieß ihn willkommen und bat ihn um die Erzählung ſeiner Schickſale. Chitra Mana zog den Ring der Prinzeſſin Kaan Lettau aus der Taſche, ſteckte ihn dem Prinzen an den Finger und bat ihn erſt dieſes Kleinod zu betrachten, ehe er ſeine Abentheuer anhörte. Kamarupa erblickte ſogleich auf dem Ringe den Nahmen ſeiner Geliebten, ſeufzte tief aus dem Innerſten ſeiner Bruſt, und fiel ohne Bewußtſeyn an den Buſen ſeines Freundes. Budra Chaund ſprang ſo gleich

herbey und fragte den Mahler, was er nu
gemacht und warum er ſeinen Herrn ſo b
trübt hätte? Chitra Mana antwortet
der Ring, den er dem Prinzen an den Fi
ger geſteckt hätte, wäre die Urſache von d
Prinzen Ohnmacht; er gehöre der ſchön
Kaan Lettau, und er hätte ihn dem Pri
zen, als ein Zeichen ihrer Gunſt, mitgebrac
Beyde Freunde wendeten nun die nöthig
Mittel an, den Prinzen wieder in das Leb
zurückzurufen und als ihnen dieſes gelung
war, nahm er den Ring wieder in ſe
Hand, drückte ihn an ſeine Lippen und kü
ihn mit unbeſchreiblicher Inbrunſt. Da
richtete er ſeine Augen gen Himmel und
Strom von Thränen fiel auf das Klein
das Unterpfand der Liebe ſeiner Gebieter
Als nun das erſte Ungeſtüm der Leidenſch
vorüber war, bat er ſeinen Freund, ihm
erzählen, durch welchen auſſerordentlic
Zufall er in den Beſitz eines ſo unſchätzba
Kleinodes gekommen ſey. Dieſer erzä
ihm hierauf die ganze Geſchichte von
Krankheit der Prinzeſſin, von der Entdeck
ihrer Leidenſchaft und endlich, daß ſie
den Ring gegeben und ihm befohlen hä
den Prinzen aufzuſuchen.

Als Chitra Mana ſeine Erzähl
geendigt hatte, redete Kamarupa ſei
Fre

Freund Budea Chaund mit dieſen Worten an: „Theuerſter Freund, da die Wünſche meines Herzens auf eine ſo wundervolle Weiſe erfüllt worden ſind, ſo geziemt es mir, dem Himmel nach Gebühr für dieſe Wohlthaten zu danken, und ich will fromme und heilige Männer bitten, ihm meinen Dank für die Wiederherſtellung meiner Geliebten in ihren Gebeten darzubringen. Da aber mein Vermögen jetzt klein iſt, und mir nichts übrig blieb, als der Rubin, den ich an meinem Arme trage, ſo nimm dieſen und verkaufe ihn an den Rajah Pritibi Peti, den Herrn dieſes Landes, und was du daraus löſeſt, gieb den heiligen Braminen, damit ſie meinen Wunſch erfüllen und der Vorſehung in meinem Nahmen danken.“

Alle gegenwärtigen ſtimmten in den Vorſchlag des Prinzen ein; Budea Chaund nahm den Rubin und begab ſich in den Pallaſt des Rajah, wo er einen der königlichen Bedienten bat, das Kleinod dem Rajah zu zeigen und zum Verkaufe anzubieten. Als dieſer den Rubin erblickte, deſſen unvergleichlicher Glanz ihn faſt blendete, funkelte Freude in ſeinen Augen und er befahl, ſeinen Juwelirer Mana Chitra zu rufen, um den Stein zu ſchätzen. Mana Chitra nahm ihn in die Hand, beſah ihn mit dem größten Erſtaunen und befahl, den Eigenthümer des Kleinods herbey zu rufen: Budea Chaund trat herein und der Juwelirer fragte ihn, ob er der Eigenthümer dieſes Steines wäre, deſſen Schönheit und unſchätzbarer Werth ihm vermuthen ließe, daß er irgend einem mächtigen Prinzen angehöre. Budea Chaund antwortete ihm, daß der Nahme des Eigenthümers hier nichts zur Sache thäte; er wünſchte zu wiſſen, ob Rajah Pritihi geneigt ſey, den Stein zu kaufen; wo nicht, ſo bäte er um die Erlaubniß ſich entfernen zu dürfen. Der Juwelirer begnügte ſich nicht mit dieſer Antwort, ſondern drang von neuem in Budea Chaund, ihm kein Geheimniß aus der Sache zu machen, worauf dieſer endlich ſagte, der Rubin gehöre dem Rajah Raj Peti, dem König von Ude, und dieſer habe ihm den Auftrag gegeben, ihn zu verkaufen. Mana Chitra antwortete: „Dem iſt nicht ſo; der Rubin gehört dem Prinzen Kamarupa, dem Sohne des Königs von Ude, der ihm denſelben bey ſeiner Geburt an den Arm gebunden hat, mit dem Zuſatze, daß ihn ſein Sohn, bey ſeiner Verheirathung den Braminen geben ſolle. Ich bin ein Diener Kamarupa's, fuhr er fort, und ſein Juwelirer, und habe dieſen Rubin an dem Arme des Prinzen geſehn, da er noch klein war.“ Budea Chaund fragte ihn hierauf nach ſeinem Nahmen, und er antwortete, er heiße Manikya Chandra. Indem er dieſes ſagte, floß ein Strom von Thränen über ſeine Wangen, denn er erinnerte ſich ſeines geliebten Herrn. Jetzt erkannte Budea Chaund ſeinen alten Freund und fiel ihm um den Hals. Auch Manikya Chandra erkannte ſeinen Freund und war unausſprechlich vergnügt, nach ſo langer Zeit einen aus ihrer Mitte wieder zu ſehn. Er erkundigte ſich hierauf nach dem Prinzen, und da er hörte, daß er ſich geſund und wohl befände, dankte er dem Himmel freudig und mit lauter Stimme für die Rettung ſeines geliebten Herrn und Freundes.

Der Rajah Pritihi Peti erſtaunte nicht wenig über dieſen Vorfall, und nachdem er ſich nähere Erklärung darüber hatte geben laſſen, ſagte er zu Budea Chaund, er ließe den Prinzen, ſeinen Herrn, erſuchen, ſich in Zukunft als ſeinen Gaſt zu betrachten; und er hoffe die Ehre zu haben, den Prinzen auf eine ſeinem Range und Stande angemeſſene Art zu bewirthen. Manikya Chandra bat hierauf den Rajah um die Erlaubniß, den Prinzen vorher auf dieſen umunerwarteten und glücklichen Vorfall vorzubereiten; eine Erlaubniß, die ihm der Rajah mit dem Zuſatze ertheilte, daß er ſich ſelbſt das Vergnügen nicht verſagen könnte, ihm in kurzem nachzufolgen.

Beyde Freunde machten ſich auf den Weg. Als ſie ſich dem Prinzen näherten, der eben in einem Geſpräche mit Mitra Chandra begriffen war, glaubte jener, bey dem Anblick von zwey Männern, daß Budra Chaund vielleicht als ein Räuber ergriffen worden wäre, und daß man nun die Sache näher unterſuchen wollte. Aber er wurde bald aus ſeinem Irrthume geriſſen. Manikya Chandra fiel ihm zu Füßen, benetzte ſeine Hände mit heißen Thränen und ſagte ihm, er ſey ſein treuer Diener und Freund, Manikya Chandra, der Juwelirer. Der Prinz erkannte ſogleich ſeine Züge, hob ihn auf und umarmte ihn auf das zärtlichſte, ſetzte ſich dann neben ihn und bat um die Erzählung ſeiner Schickſale von der Zeit ihrer Trennung an bis auf den glücklichen Augenblick, der ſie von neuem vereinigt hätte. Manikya Chandra ſuchte ſich ein wenig zu ſammeln und fing ſeine Geſchichte mit folgenden Worten an:

Als die Wellen unſer Schiff zertrümmert hatten, führte mir das Glück ein Bret entgegen, deſſen ich mich bemächtigte. Drey Tage lang warf mich das ungeſtüme Meer umher, bis ſich der Sturm endlich legte und ich in der Ferne eine Küſte erblickte. Ich bot alle meine Kräfte auf, ſie zu erreichen, aber immer warf mich die Brandung wieder zurück und ich war zu ſehr entkräftet, um meine Abſicht zu erlangen.

Während ich mich in dieſem Zuſtande befand, kam ein Löwe von ungeheurer Größe an das Ufer herab und da er mich erblickte, bemühte er ſich, meiner habhaft zu werden und mich von dem Brete herabzuziehn. Aber das Waſſer war ſehr tief und er wagte nicht, in daſſelbe herab zu kommen. Meine Angſt war in dieſem ſchrecklichen Zeitpunkte größer als ich beſchreiben kann; aber endlich gefiel es der Vorſehung, einen Wallfiſch zu meiner Rettung zu ſenden, welcher mitten aus den Wellen hervorſprang und den Löwen unverzüglich angriff. Die beyden Ungeheuer begannen einen ſchrecklichen Kampf, der zum Vortheile des Wallfiſches ausſchlug. Der Löwe wurde verſchlungen, und der Wallfiſch kehrte in das Meer zurück und verſchwand.

Da ich mich jetzt von der drohendſten Gefahr befreyt ſah, nahm ich meine Kräfte noch einmal zuſammen und klimmte endlich am Ufer hinauf. Hier dankte ich vor allen Dingen dem Himmel für meine wunderbare Errettung, und legte mich nieder, um der Ruhe zu genießen, deren ich ſo lange entbehrt hatte. Als ich erwachte, machte ich mich auf, eine Wohnung zu ſuchen, und kam nach einiger Zeit in ein reizendes Thal, welches einen Ueberfluß an friſchem Waſſer und an Fruchtbäumen aller Art hatte. Ich beſchloß hier zu verweilen und ſetzte mich nieder eine Mahlzeit von Früchten einzunehmen, die ich mir von den Bäumen geſammelt hatte.

Als die Nacht anbrach, bemerkte ich in der Entfernung ein Licht, auf welches ich mit möglichſter Eile losging. Ich fand eine Karavane von Kaufleuten, welche die Nacht hier zuzubringen wollten. Mir war dieſes Ereigniß in einem hohen Grade angenehm. Ich fragte nach dem Anführer der Karavane und man brachte mich ſogleich vor ihm. Er empfing mich mit vieler Höflichkeit und nachdem ich ihm meine Geſchichte erzählt hatte, befahl er, daß man Sorge für mich tragen ſollte, und ertheilte mir die Erlaubniß, mit der Karavane zu reiſen. Aber ach! kaum war ich dem einen Unglück entgangen als ich in ein anderes fiel. Eine Schaar kühner Räuber umringte um Mitternacht den Zug und griff ihn mit einer ſolchen Wuth und ſolchem Nachdrucke an, daß ſie ſehr bald unſere Leute in die Flucht ſchlugen, einige tödeten und die andern zu Gefangenen machten. Unter den letztern befand ſich auch dein Freund, welcher an Händen und Füßen gebunden auf die Erde gelegt wurde. Nachdem die Räuber ihre Beute getheilt hatten, machten ſie ſich wieder auf den Weg und ſchleppten mich mit ſich fort. Ihr Aufenthalt war ein Platz Jaggut genannt. Hier wohnte ihr Hauptmann, welcher ſogleich Befehl ertheilte, alle Gefangenen vor ihn zu bringen und hinzurichten. Als die Reihe an mich kam und der Scharfrichter ſchon im Begriff war, ſein Amt zu verrichten, gab ihm der jüngſte Sohn des Hauptmanns, welcher dieſer blutigen Scene beywohnte, ein Zeichen inne zu halten, begab ſich zu ſeinem Vater und bat ihn inſtändig, mir um ſeinetwillen das Leben zu ſchenken. Da ihm ſein Vater dieſe Bitte gewährte, kam er zu mir, nahm mich bey der Hand und führte mich in ſein Haus, wo er mich auf das beſte bewirthete und mich bat, ihm zu erzählen, durch welche auſſerordentliche Zufälle ich in dieſe traurige Lage gerathen wäre. Ich erfüllte ſeinen Wunſch und erzählte ihm meine ganze Geſchichte.

Dieſer edle Jüngling, deſſen großmüthige Seele immer den Geboten der Menſchlichkeit und des Mitleidens folgte, nannte ſich Behauder Sing. Nichts als das Mitleiden hatte ihn bewogen ſich meiner anzunehmen. Er erzeigte mir, während meines Aufenthaltes in Jaggut alle nur mögliche Freundſchaft und ließ mich endlich durch einige ſeiner Leute nach Dwaraka bringen, wo ich in kurzem als Juwelirer bekannt und dem Rajah Pritihi Peti empfohlen wurde, der mich in ſeine Dienſte nahm. Dieſer Fürſt fand ſo vieles Vergnügen an meinen Kenntniſſen, daß er mir nicht nur eine anſehnliche Beſoldung auswarf und ſo viel Sclaven, als ich brauchte, überließ, ſondern mir auch ſein ganzes Vertrauen ſchenkte. In dieſer Lage befand ich mich, als mein Freund Budea Chaund in den Pallaſt des Rajah kam, um den köſtlichen Rubin meines Herrn und Freundes feil zu bieten. Dank ſey dem Himmel, der mich auf eine ſo glückliche Weiſe zu meinem Gebieter zurückgeführt hat.

Als Manikya Chandra ſeine Erzählung geendigt hatte, umarmte ihn der

Prinz und erzählte ihm ſeine eignen Abentheuer. Während ſie ſich noch mit einander unterhielten, vernahmen ſie ein verworrenes Getöſe von Cymbeln und kriegeriſchen Inſtrumenten, und kurz darauf erfuhren ſie, daß der Rajah ſich nähere. Kamarupa befahl hierauf ſeinem Freunde Manikya Chandra dem Könige entgegen zu gehn und ihm zu ſagen, wo er ihn finden würde. Kurz darauf erſchien der Rajah auf ſeinem Elephanten, und ſtieg in einiger Entfernung ab, um zu dem Prinzen zu gehn. Kamarupa ſtand auf und ging ihm entgegen. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen bat der Rajah den Prinzen, ihn in ſeinen Pallaſt zu begleiten, und ſetzte hinzu: er werde ſich dieſer Güte jederzeit mit Dank und Freude erinnern. Der Prinz nahm dieſe höfliche Einladung auf die gebührende Weiſe an, beſtieg einen Elephanten, der für ihn bereit ſtand, und begab ſich in Begleitung des Rajah nach dem Pallaſte, wo ein herrliches Mahl für ihn zugerichtet war. Junge Weinſchenken, deren Wangen dem Glanze des Mondes glichen, reichten ihm hier den köſtlichſten Wein aus goldenen Schalen, und reizende Tänzerinnen ſchlugen mit zarten Füßen den Takt zu den lieblichen Tönen der Harfe, der Laute und der Theorbe.

Während ſie ſo die Freuden des Mahles genoſſen, fiel das Geſpräch auf die Muſik, und der Rajah Pritihi Peti bemerkte, daß er ſeit langer Zeit keinen Meiſter in dieſer edeln Kunſt gehört hätte. Bey dieſer Bemerkung erinnerte ſich Kamarupa an ſeinen alten Freund und Geſellſchafter Calavat Raſa Ranga, von welchem er durch den unglücklichen Schiffbruch getrennt worden war; er wünſchte ihn herbey und ſeufzte tief bey dem Gedanken an ſeinen Verluſt. Der Weſſir aber trat auf und ſagte: „Erhabener Gebieter! ein junger Fremdling iſt neulich in dieſer Stadt angekommen, welcher eine ſo bewundernswürdige Geſchicklichkeit in der Muſik beſitzt, daß man noch nie dergleichen gehört hat. Er befindet ſich in dem Hauſe deines Knechtes und er ſoll vor dich kommen, wenn du gebieteſt.“ Der Rajah befahl dem Weſſir, den Fremdling in die Geſellſchaft zu bringen. Dieſer kam und war ſo gleich bereit, eine Probe ſeiner Geſchicklichkeit abzulegen, welches er auf eine ſo meiſterhafte Weiſe that, daß die ganze Geſellſchaft in Bewunderung und Entzücken verlohren war. Diejenigen aber, welche vorher geſpielt hatten, ſchlugen, da ſie ſich ſo ſehr übertroffen ſahen, ihre Augen zur Erde nieder und betrachteten die Geſchicklichkeit des Fremdlings mit Neid. Als er geendigt hatte, wendete ſich der Rajah an den Weſſir und fragte ihn, wie er zu dieſem auſſerordentlichen Meiſter gekommen wäre? Der Weſſir antwortete: „er habe ſich drey Tage in dem Hauſe einer Verwandtin ſeiner Majeſtät aufgehalten, die ihm von dieſem vortrefflichen Künſtler Nachricht ertheilt und gebeten hätte, ſeiner zu erwähnen, wenn das Geſpräch auf die Muſik fiele.“

Der Prinz Kamarupa hatte ſogleich bey dem Eintritte des Fremdlings in die Geſellſchaft die auſſerordentlichſten Gemüthsbewegungen gefühlt; als er aber die harmoniſchen Töne vernahm, die den Kummer ſeiner Seele ſo oft zum Schweigen gebracht hatten, zweifelte er keinen Augenblick mehr, daß dieſer Fremdling der Freund ſey, nach dem ſich ſein Herz ſo eben geſehnt hatte. Er beſchloß, ſich ihm nach geendigtem Mahle zu erkennen zu geben, und bat deshalb den Rajah um die Erlaubniß, daß ihn der Muſiker in ſeinem eignen Zimmer beſuchen dürfte. Der Rajah ertheilte ihm dieſe, und da ſich die Geſellſchaft getrennt hatte, begab ſich Calavat Raſa Ranga in das Zimmer des Prinzen. Als er hineingetreten war, fragte ihn der Prinz, ob er ſich noch an den Nahmen Kamarupa erinnerte? Bey dieſer Frage trat dem Muſiker das Bild ſeines geliebten Freundes vor die Seele; er ſeufzte und ein Strom von Thränen floß über ſeine Wangen herab. Kamarupa bat ihn hierauf, ihm ins Geſicht zu ſehn, ob er zwiſchen ihm und dem Manne, nach dem er ſich ſehnte, eine Aehnlichkeit fände? Calavat Raſa ſah den Prinzen an und erinnerte ſich ſogleich der Züge ſeines Herrn, fiel ihm zu Füßen und umfaßte ſeine Knie mit den aufrichtigſten Zeichen der Ehrfurcht und Freude. Das Betragen ſeines Freundes rührte den Prinzen in der Seele; er hob ihn auf, umarmte ihn auf das zärtlichſte und bat ihn um die Erzählung ſeiner Rettung und ſeiner übrigen Abentheuer. Während der Zeit waren auch die übrigen Freunde des Prinzen in das Zimmer gekommen, und hatten ihren Gefährten umarmt, der nun, nachdem ſich die erſten Aufwallungen der Freude gelegt hatten, ſeine Erzählung folgendermaßen begann:

„Als das Schiff unterging, bemächtigte ich mich glücklicherweiſe eines Bretes, an dem ich mich mitten in dem Aufruhre der Elemente feſt hielt. Drey Tage und drey Nächte blieb ich in dieſer traurigen Lage, wo es endlich dem Himmel gefiel, mich mit dem Brete, auf welchem ich ſaß, an das Ufer zu bringen. Mit der größten Anſtrengung klimmte ich hinauf, aber meine Kräfte waren erſchöpft und ich ſank ohnmächtig nieder. Als ich wieder zu mir ſelbſt kam, ſah ich neben mir einige Bäume, die mit Früchten beladen waren. Mit dieſen ſtillte ich meinen Hunger, und als es Abend wurde, und ich auf allen Seiten das Brüllen wilder Thiere hörte, ſtieg ich auf einen Baum und beſchloß die Nacht in ſeinem Gipfel zuzubringen.

Ich befand mich noch nicht lange in dieſer neuen Lage, als ich einen jungen Mann von ſehr angenehmer Geſtalt erblickte. Er war prächtig gekleidet; in ſeiner Hand hielt er einen Bogen, auf ſeiner Schulter hing ein Köcher voll Pfeile, und ein langes Schwerd war um ſeine Lenden gegürtet. Er war zu Fuße hierher gekommen und wollte auf denſelben Baum ſteigen, um den wilden Thieren zu entgehn, die rund umher auf das ſchrecklichſte brüllten. Er hatte ſich etwas tiefer geſetzt als ich; kaum aber hatte er Platz genommen, als er ſeine Augen zu dem Gipfel des Baumes erhob, und ſich bey dem Anblicke eines fremden Mannes einbildete, einen der feindſeligen Genien zu ſehen die zur Nachtzeit die Erde durchſtreifen und den Menſchen nachſtellen. Voll von dieſen Gedanken, legte er einen Pfeil auf den Bogen und war im Begriff, ihn auf mich abzuſchießen, als ich ihm mit bittender Stimme zurief, und einen unglücklichen Reiſenden zu ſchonen bat, den die Furcht vor wilden Thieren auf dieſen Baum getrieben hätte. Bey dieſer Ausrufung ließ der junge Mann den Pfeil fallen und fragte mich, woher ich käme und was mich auf dieſen unbeſuchten Platz geführt hätte. Ich ſagte ihm, daß ich vor kurzem Schiffbruch gelitten hätte, und da ich ihm auch meine übrigen Unfälle erzählt hatte, ſprach e mir Muth ein, indem er mich zu ſchützen und an einen ſichern Ort zu bringen verſprach.

Während dieſer Unterredung näherte ſich ein Löwe von ungeheurer Größe dem Baume, auf welchem wir ſaßen. Von Hunger getrieben war er der Witterung gefolgt und erho unter unſerm Sitze ein füchterliches Brüllen wobey er zu gleicher Zeit die Erde mit ſeine Schweiſe ſchlug. Mit funkelnden Auge blickte er zu uns herauf und lief um de Baum herum, wüthend vor Zorn, daß e kein Mittel finden konnte, zu uns herauf z kommen. Die Haare ſtanden mir zu Berge aber der junge Mann lächelte und ſagte mi ich möchte nur ohne Sorgen ſeyn und auf ih Achtung geben. Hierauf legte er einen Pfei

au

auf den Bogen, zog die Sehne aus allen Kräften an und traf den Löwen gerade in die Kehle, ſo daß er, ohne einen Laut von ſich zu geben, zu Boden ſank. Ich ſchrie laut auf vor Freuden und dankte dem Himmel und meinem Beſchützer, daß er mich ſo glücklich aus einer drohenden Gefahr errettet hatte.

Nicht lange hernach kam das Weibchen des getödeten Löwen, und da es ihn in ſeinem Blute ſchwimmen ſah, erhob es ein lautes Geheul und machte ſogleich Anſtalt, den Baum herauf zu ſteigen. Ich war jetzt in der tödtlichſten Angſt über das Schickſal des jungen Mannes, der unter mir ſaß, aber dieſer zog mit der größten Kaltblütigkeit ſein Schwerd und hieb die Löwin auf einen Streich mitten auseinander, worauf ſie vom Baume herab auf die Erde fiel.

Ich konnte mich nicht enthalten, den jungen Mann nach dieſem neuen Beweiſe von Tapferkeit, zu umarmen, und ihm für meine Errettung zu danken. Ich bat ihn hierauf mir zu ſagen, wie er in dieſe einſame Gegend gekommen wäre, da ich ſehr wohl ſähe, daß er ein Mann von edler Geburt und guter Erziehung ſey. Er antwortete mir hierauf mit vieler Güte: Er hätte in dem Walde gejagt und ſey von ſeinen Begleitern abgekommen, indem er einem Hirſche zu hitzig gefolgt ſey. Er müßte nun aus der Noth eine Tugend machen und die Nacht hier zubringen; doch hoffe er, daß mit Tages Anbruch einige ſeiner Begleiter ihn ausfindig machen würden.

Dieß geſchah auch in der That; denn da der Morgen dämmerte, ſahen wir von ferne eine Anzahl Reuter, die auf uns zu kamen. Bey ihrer Annäherung ſtieg der junge Mann von dem Baume herab, und als ihn die Reuter erblickten, ſprangen ſie von ihren Pferden und warfen ſich vor ihm nieder auf das Geſicht. Er ſchwang ſich nun auf ſein Pferd und rief mir zu, meinen Sitz zu verlaſſen, indem er zugleich ſeinem Gefolge befahl, mir ein Pferd zu geben. Ich beſtieg es und wir ritten zuſammen in die Stadt. Unterwegs erfuhr ich, daß der junge Mann der Sohn des Weſſir von Rajah Pritihi Peti wäre und daß er Rup Singa hieße. Um es kurz zu machen, als ihm meine Kenntniß der Muſik bekannt wurde, beſchloß er mich in ſeine Dienſte zu nehmen. So lernte mich ſein Vater kennen und führte mich, wie du weißt, bey dem Rajah ein, um eine Probe meiner Kunſt abzulegen. Auf dieſe Weiſe, Dank ſey es dem Himmel! ſind die lang genährten Wünſche meines Herzens erfüllt worden und ich genieße wiederum das Glück, meinen theuerſten Prinzen, Freund und Gebieter vor mir zu ſehen.“

Als Raſa Ranga ſeine Erzählung geendigt hatte, umarmte ihn der Prinz auf das zärtlichſte. Den folgenden Tag, als er mit ſeinen Freunden zur Tafel ſaß, theilte er dem Rajah die Geſchichte von Raſa Ranga's Schickſalen mit, welcher dem Prinzen zu dem Beſitze eines ſolchen Freundes Glück wünſchte und jenem ſelbſt manche Beweiſe ſeiner Achtung gab.

Wir verlaſſen nun den Prinzen und ſeine Freunde, die an Rajah Writthi's Hofe ſo glücklich mit einander waren, um uns nach dem Braminen Samadhi Pachanan Pundit umzuſehn, der die erſte Urſache und der Anſtifter der Reiſe nach Serendib geweſen war.

Als das Schiff unterging, ſank der Bramine in das Meer, kam aber bald wieder in die Höhe und kämpfte drey Tage und drey Nächte mit Wind und Wellen, unter der beſtändigen Erwartung des Todes. Nach Verlauf dieſer Zeit, wurde er an das Ufer einer Inſel in dem Meere von China geworfen. Dieſe Inſel wurde häufig von Kauffartheyſchiffen beſucht, welche hier Waaren luden, die ſie meiſtentheils nach Serendib führten. Samadhi Pachanan ſchiffte ſich auf einem derſelben ein und kam nach einer kurzen Reiſe nach Serendib, wo er, ohne Erfolg, Nachrichten vom Prinzen und ſeinen Gefährten einzuziehen ſuchte.

Nachdem unter dieſen fruchtloſen Bemühungen einige Zeit verſtrichen war, beſchloß er einen Verſuch zu machen, die Prinzeſſin Kaan Lettan zu ſehn; und da er wußte, daß ſie jährlich einmal den großen Tempel der Inſel zu beſuchen pflegte, begab er ſich in denſelben und machte ſich mit den Prieſtern bekannt, die ihn als einen Braminen höflich aufnahmen und ihm die Erlaubniß ertheilten, ihren gewöhnlichen Opfern beyzuwohnen.

Die Zeit, wo die Prinzeſſin in den Tempel zu kommen pflegte, erſchien. Sie kam mit ihrer Freundin Kaum Kullai, der Tochter des Wiſſir, um ihren Gottesdienſt zu verrichten; und als Samadhi Pachanan ihre Annäherung vernahm, verſteckte er ſich in einem Winkel des Tempels, um ihr Gebet zu vernehmen.

Sobald Kaan Lettau den Tempel leer ſah, trat ſie zu ihrem Schutzgotte, beugte ſich vor ihm und ſagte mit dem Tone der Unterwürfigkeit: „O du, an den ich immer meine frommen und heißen Gebete zu richten pflege, höre meinen Willen! Wenn ich durch deine Gunſt den Wunſch meines Herzens erlange, wenn ich meinen geliebten Kamarupa finde, ſo will ich deinen Thron mit unermeßlichen Schätzen, mit Gold und Edelſteinen aller Art ſchmücken, und große Summen unter die Braminen und heiligen Männer vertheilen. Verſagſt du mir aber die Erhörung dieſer Bitte, ſo bin ich entſchloſſen, zu deinen Füßen mein unglückliches Daſeyn zu endigen." Bey dieſen Worten vergoß ſie einen Strom von Thränen und ein tiefer Seufzer entſchlüpfte ihrer Bruſt. Der Bramine hatte alles gehört; ihr Anblick rührte ihn; er konnte ſich nicht länger zurückhalten, ſondern trat hervor und warf ſich der Prinzeſſin zu Füßen, die ihn ſogleich erkannte. Sie bat ihn aufzuſtehn und ihr zu ſagen, wo er ſo lange geweſen wäre. Er antwortete ihr, er wäre in dem Königreich Ude geweſen: und erzählte hierauf die ganze Geſchichte von Kamarupa's Leidenſchaft für ſie, ſeine Reiſe nach Serendib und den unglücklichen Schiffbruch, der ihn von dem Prinzen und ſeinen übrigen Gefährten getrennt hätte. Er ſetzte hinzu, daß er ſeit jenem unglücklichen Augenblicke nichts weiter von dem Schickſale des Prinzen hätte erfahren können. Kaum Kullai bat ihn hierauf, er ſollte doch ſeine Nachforſchungen noch nicht aufgeben, ſondern alles verſuchen, um den Prinzen zu entdecken und nach Serendib zu bringen. Der Bramine verſprach dieß, nahm Abſchied von der Prinzeſſin, und machte ſich ſogleich auf, den Prinzen Kamarupa aufzuſuchen.

Nach einer fruchtloſen Reiſe von mehrern Tagen, kam Samadhi Pachanan endlich zufälligerweiſe in die Hütte des Derwiſch Gyan Acharya, von welchem oben die Rede geweſen iſt. Als er hineintrat, grüßte ihn der Derwiſch und fragte ihn, wer er wäre und was ihn zu dieſem einſamen Orte gebracht hätte? Hierauf antwortete der Bramine, er wäre ein unglücklicher Reiſender, der ſeinen verlohrenen Gefährten, den Prinzen Kamarupa, den Sohn des Königes von Ude, aufſuchte. Als Gyan Acharya dieſen Nahmen hörte, entdeckte er ſich ſogleich dem Braminen, und erzählte ihm alles, was er von dem Prinzen und ſeinen beyden Freunden wußte, die bey ihm in ſeiner Celle geweſen waren. Er ſetzte hinzu, ſie wären in der Abſicht weggegangen, nach Serendib zu reiſen, wo er ſie bey ſeiner Rückkehr wahrſcheinlich ſchon finden würde. Zugleich bat er ihn, die Nacht in ſeiner Hütte zuzubringen und einige Erfriſchungen anzunehmen.

Samadhi Bachanan freute ſich herzlich über dieſe Nachricht und ſagte dem Derwiſch den aufrichtigſten Dank. Er brachte die Nacht bey ihm zu und reiſte den folgenden Morgen nach Serendib zurück. Sobald er auf dieſer Inſel ankam, begab er ſich gerades Wegs in den Pallaſt und begehrte eine von den Geſellſchafterinnen der Prinzeſſin zu ſprechen, worauf Kaum Kullai herauskam. Der Bramine wollte ihr in Gegenwart der Umſtehenden ſeine Nachrichten nicht mittheilen, ſondern bat ſie, ihrer Gebieterin zu ſagen, daß als er die Wache in dem Tempel gehabt, der Schlaf ihn übermannt habe und daß ihm im Traume eine der Gottheiten erſchienen ſey und ihm befohlen habe, der Prinzeſſin Kaan Lettau zu ſagen, ſie ſollte den folgenden Morgen ihren Gottesdienſt an ſeinem Altare verrichten.

Nach dieſer Botſchaft kehrte er in den Tempel zurück, und da die Prinzeſſin am nächſten Morgen mit ihrer Freundin dahin kam, erzählte er ihr den Erfolg ſeiner Reiſe und alles was ihm der Derwiſch Gyan Acharna erzählt hatte. Dieſe Nachricht rührte das Herz der Prinzeſſin ſo ſehr, daß ſie ihrer Freudin ohnmächtig in die Arme ſank; aber ſie kam bald wieder zu ſich ſelbſt, dankte dem Braminen mit Entzücken und ſchüttete in der Freude ihres Herzens eine Menge Juwelen in ſeinen Schoos. Hierauf kehrte ſie in den Pallaſt zurück, voll freudiger Hoffnung, ihren geliebten Prinzen und die baldige Erfüllung ihrer Wünſche zu ſehn.

In dieſer glücklichen Stimmung wollen wir die Prinzeſſin verlaſſen und zu Kamarupa und ſeinen Freunden zurückkehren, die ſich noch an dem Hofe des Rajah Pritihi Peti befinden.

Kamarupa wünſchte nichts eifriger, als nach Serendib abzureiſen und ſich ſeiner geliebten Kaan Lettau zu Füßen zu werfen. Er entdeckte dem Rajah dieſen Wunſch; da er aber bemerkte, daß er dieſem nicht angenehm war, fragte er ihn nach der Urſache ſeines Mißvergnügens. Der Rajah antwortete, es ſtände jetzt in ſeiner Gewalt, ihm eine große Gefälligkeit zu erzeigen. Seine

Beſitzungen würden ſeit langer Zeit durch eine Bande kühner Räuber beunruhigt, die faſt täglich Angriffe auf ſeine Provinzen thäten; jetzt aber habe er Nachricht erhalten, daß ſie einen Plan gemacht hätten, ſeine Hauptſtadt Dwaraka anzugreiſen.

Die Dankbarkeit erlaubte dem Prinzen nicht, dem Rajah ſeinen Wunſch abzuſchlagen. Er beſchloß das Heer des Feindes anzugreiſen, und theilte dieſen Entſchluß ſeinen Freunden mit, die ſich alle einmüthig zum Beyſtand erboten. Er bekam hierauf ein anſehnliches Heer von dem Rajah, und rückte gegen das Lager des Feindes aus. Mit Anbruch der Nacht kamen ſie an. Kamarupa ließ ſeine Truppen halt machen und ſchickte ſeinen Freund, Mitra Chandra ab, um das Lager in Augenſchein zu nehmen, und ihm von allem was er dort bemerkte, Nachricht zu geben.

Mitra Chandra begab ſich, dieſem Befehle zufolge, in dem Anzuge eines Bauern in das Lager des Feindes und fand, daß niemand einen Angriff fürchtete, ſondern daß das ganze Lager ein Schauplatz der Schwelgerey und Trunkenheit war. Er kehrte hierauf zu dem Prinzen zurück, der, auf die erhalhaltene Nachricht, den Feind noch in derſelben Nacht anzugreifen beſchloß. Er übergab jedem ſeiner Freunde einen Theil des Heeres, zeigte ihnen, wo und wie ſie angreifen ſollten, und übernahm ſelbſt die Leitung des Ganzen.

Nachdem ſich Kamarupa's Truppen unbemerkt an das Lager herangeſchlichen hatte, fielen ſie mit unbeſchreiblicher Wuth über die Räuber her, die ſich in gänzlicher Sicherheit befanden und nur einen ſchwachen Widerſtand leiſten konnten. Ein großer Theil wurde getödet und nur wenige fanden einen Ausweg zur Flucht. Der tapfere Kamarupa erlegte den Hauptmann der Räuber mit eigner Hand. Mit Beute beladen kehrte die Armee am folgenden Tage triumphirend nach Dwaraka zurück, wo ihr der Rajah mit Glückwünſchen und Belohnungen entgegen kam. Er verſicherte dem Prinzen ſeiner aufrichtigen Freundſchaft, und betheuerte ihm, daß er die Wohlthat, die er ihm durch die Befreyung von einem ſo gefährlichen Feinde erzeigt hätte, niemals genug belohnen könnte. Hierauf lud er ihn nebſt ſeinen Freunden zu einem prächtigen Mahle ein.

Den folgenden Tag bat der Prinz um die Erlaubniß zur Abreiſe, die ihm der Rajah mit tauſendfältigem Danke für den geleiſteten Dienſt ertheilte. Die reichen Geſchenke aber, die er dem Prinzen und ſeinen Freunden anbot, wurden nicht angenommen.

Nachdem alles zur Abreiſe fertig war, nahm Kamarupa den freundſchaftlichſten Abſchied von ſeinem Wirthe und machte ſich mit ſeinen Freunden auf den Weg. Nach einer kurzen Reiſe, auf welcher ſich nichts merkwürdiges eräugnete, kamen ſie auf der Inſel Serendib an. Wie groß war die Freude des Prinzen, da er ſich endlich dem Ziele ſeiner Wünſche ſo nah ſah!

Nach einiger Berathſchlagung beſchloß Kamarupa mit ſeinen Freunden in einem Garten in der Vorſtadt zu bleiben, bis er nähere Nachrichten über die Prinzeſſin Kaan Lettan und ihren gegenwärtigen Zuſtand eingezogen hätte. In dieſer Abſicht wurde Chitra Mana am andern Morgen nach der Stadt abgeſchickt, um den Arzt der Prinzeſſin, Dhanwantari, aufzuſuchen, welcher die ganze Zeit über ſeine Beſuche bey ihr fortgeſetzt hatte.

Als Chitra Mana in die Stadt kam, eilte er unverzüglich zu ſeinem Freunde Dhanwantari, gab ſich ihm zu erkennen und ſagte ihm, daß ihr Herr und Freund Kamarupa endlich angekommen ſey. Dhanwantari war über dieſe glückliche Nachricht vor Freuden auſſer ſich, und nachdem er der Vorſehung gedankt hatte, eilte er mit Chitra Mana in den Garten, um ſich ſeinem Gebieter zu Füßen zu werfen. Kamarupa umarmte ſeinen treuen Freund und bat ihn um die Erzählung ſeiner Schickſale. Dhanwantari gehorchte und erzählte alles, was ihm ſeit dem unglücklichen Schiffbruche begegnet war; wobey er hinzufügte, daß ſich ſeine Geliebte Kaan Lettau ſeit einiger Zeit wieder übel befände, weil ſie ſo lange vergebens auf Nachricht von ihm gewartet hätte.

Während dieſer Unterredung kam der Bramine, Samadhi Pachanan, und erzählte ihnen alles, was ſich ſeit ihrer Trennung mit ihm zugetragen hatte.

Nachdem die erſten Aufwallungen der Freude vorüber waren, fing man an, ſich über die Art und Weiſe zu berathſchlagen, wie der Prinzeſſin die Nachricht von der Ankunft ihres Geliebten am beſten beygebracht werden könnte. Hiebey ſtand Budea

Chaund auf und that folgenden Vorſchlag: „Er wollte ſich, vermittelſt des rothen ſeidenen Streiſen, in einen Papagey verwandeln und in dieſer Geſtalt in den Pallaſt der Prinzeſſin eindringen, wo es ihm nicht lange an einer Gelegenheit fehlen könnte, ihr ſeine Ankunft bekannt zu machen und Maasregeln zu einer Zuſammenkunft mit ihr zu nehmen. „Die ganze Geſellſchaft billigte dieſen Vorſchlag; der Prinz band den Streiſen um den Fuß ſeines Freundes und dieſer wurde ſogleich in einen Vogel verwandelt, der ſich unverzüglich erhob und nach dem Pallaſte zu flog.

Budea Chaund kam in dieſer Geſtalt in den Harem und ſah die Prinzeſſin mit ihren Damen in dem Garten unter einer Cypreſſe ſitzen. Sie ſaß in tiefen Gedanken und ein ſchwerer Kummer ſchien ihr Herz zu belaſten, während ihre Damen umſonſt alles verſuchten, womit ſie die Prinzeſſin aufzuheitern hofften. Budea Chaund ſah ſie kaum, als er herab flog und ſich dem Platze, wo die Prinzeſſin ſaß, gegenüber auf einen Baum ſetzte. Als Laan Lettau den wunderſchönen Vogel erblickte, ſprang ſie auf und lief auf ihn zu, um ihn zu haſchen. Der Vogel flatterte in die Höhe und ließ ſich, in einer geringen Entfernung von ihr, wieder nieder. Die Prinzeſſin verfolgte ihn und ergriff ihn. Dann ſetzte ſie ihn auf ihre Hand und hielt ihn bey dem ſeidenen Bande an ſeinem Fuße feſt, damit er nicht wieder entwiſchen konnte. Hierauf rief der Vogel aus: „Wie muß das Herz eines Thieres beben, das die Beute der Schönheit und Anmuth wird?" und ſtimmte dann, zum großen Erſtaunen der Prinzeſſin und ihrer Begleiterinnen, einen ſo reizenden Geſang an, daß alle davon entzückt und bezaubert waren.

Die Prinzeſſin übergab den köſtlichen Vogel der Obhut ihrer Freundin Kaum Kullai und kehrte dann in den Pallaſt zurück.

Beym Anbruch der Nacht, als ſich die ſämmtlichen Damen der Prinzeſſin, Kaum Kullai ausgenommen, entfernt hatten, pickte der Vogel mit ſeinem Schnabel an dem ſeidenen Bande, das ſeinen Fuß umgab, und da Kaum Kullai glaubte, daß er von dieſer Feſſel befreyt ſeyn wollte, knüpfte ſie ihm den rothen Streifen los, worauf er ſogleich ſeine wirkliche Geſtalt wieder bekam und der Prinzeſſin zu Füßen fiel. Die beyden Damen erſchracken über dieſe unerwartete Verwanklung und waren im Begriff um Hülfe zu rufen, als ſie Budea Chaund mit dem Tone der tiefſten Ehrerbietung verſicherte, er wäre ein Diener und Freund des Prinzen Kamarupa, welcher ſo eben in Serendib angekommen und in einem Garten in der Vorſtadt eingekehrt wäre. Er hätte ihn in der größten Eile abgeſchickt, um ihr dieſe Nachricht zu bringen, und ihr die zärtlichſte Achtung gegen ihren Willen an den Tag zu legen.

Bey dieſer frohen Nachricht freute ſich das Herz der Prinzeſſin; ſie umarmte ihre Freundin und ein Strom von Thränen floß auf ihren Buſen herab. Dann wendete ſie ſich an Budea Chaund, hieß ihn herzlich willkommen, und bat ihn, ihr zu erzählen, wie ihr geliebter Prinz in die Stadt gekommen ſey.

Budea Chaund erzählte ihr mit vieler Beredſamkeit die ganze Geſchichte des Prinzen, von dem Tage an, wo er ſie im Traume ſah, bis auf den glücklichen Augenblick ſeiner Ankunft in Serendib.

Bey Anhörung dieſer Geſchichte fielen Thränen auf die blühenden Wangen Kamalata's, dem Thaue gleich, den die Morgenröthe auf junge Roſen ſtreut; dann verbreitete ſich ein himmliſches Lächeln über ihr Angeſicht, und öffnete ihre Lippen, wie die Roſenknoſpe, die ſich dem Strahle der Sonne aufſchließt. Sie dankte dem Freunde ihres Geliebten und begab ſich zur Ruhe. Am folgenden Morgen kam ſie in das Zimmer ihrer Freundin und bat Kamarupa's Abgeordneten zu ſeinem Freunde zurückzukehren und ihm die Verſicherung ihres zärtlichſten Andenkens mitzubringen.

Als die Prinzeſſin ihren Auftrag geendigt hatte, erzählte Kaum Kullai dem Abgeſandten, daß kurz vor ſeiner Ankunft die Eltern der Prinzeſſin beſchloſſen hätten, ſie, weil alle Bemühungen der Aerzte fruchtlos ſchienen, einem der vielen Prinzen zur Gemahlin zu geben, welche ihr ſeit geraumer Zeit Anträge gemacht hätten; und daß der Rajah deshalb ein Schreiben hätte ergehen laſſen, in welchem er allen Prinzen und Rajahs, die ſich um Kaan Lettau's Hand beworben hätten, bekannt machte, ſich bey dem großen Feſte zu Swayamvara einzufinden, das in vierzig Tagen gefeyert werden würde, weil beſchloſſen ſey, daß ſie an dieſem Tage einem ihrer Freyer die Hand geben ſollte. Die Vertraute bat daher den Abgeſandten, ſeinen Herrn

Herren von dieſem Umſtande zu benachrichtigen, und ihn zu bitten, den beſtimmten Tag nicht zu verſäumen, ſondern ſich einzufinden; damit ihn aber die Prinzeſſin unter der Menge deſto leichter erkennen könnte, möchte der Prinz und ſeine Freunde als Derwiſchen erſcheinen. Kaum Kullai band hierauf den ſeidnen Streifen um den Fuß des Abgeſandten, der ſich ſogleich in die Luft erhob und zu dem Prinzen, der ihn ängſtlich in dem Garten erwartete, zurückkehrte.

Budea Chaund ließ ſich auf dem Schooße ſeines Herrn nieder, der ihm den ſeidnen Streifen vom Fuße losband. Als er ſeine natürliche Geſtalt wieder erhalten hatte, erzählte er alles was er in dem Harem geſehn und gehört hatte, mit der größten Genauigkeit. Entzückt umarmte der Prinz ſeinen Freund, und alle ſeine Begleiter vereinigten ſich, ihm zu dem glücklichen Erfolge ſeiner Unternehmungen Glück zu wünſchen.

Als das Ausſchreiben des Königs von Serendib bekannt wurde, machten ſich viele Prinzen und Rajahs auf, und zogen mit großer Pracht, in Begleitung vieler ihrer Hofleute und Bedienten, an den beſtimmten Ort; jeder von der Hoffnung beſeelt, die

Hand der unvergleichlichen **Kaan Lettar**
davon zu tragen.

Einige wenige Tage vor dem Feſte bat **Ka**
marupa ſeinen Freund **Budea Chaun**
noch einen Weg in den Pallaſt zu ma
chen, die Prinzeſſin aufzuſuchen und ihr z
ſagen, daß er an dem beſtimmten Tage un
fehlbar erſcheinen würde; damit ihn aber d
Prinzeſſin deſto leichter unter der Menge e
kennen könnte, möchte ſie auf **Dhanwar**
tari den Arzt, und den Braminen **Sa**
madhi Pachanan, die ſie beyde kennt
Achtung geben. Dieſe würden ſich in ſeine
Gefolge befinden und **Budea Chaun**
würde in Geſtalt eines Papagenen dem Prin
zen auf der Hand ſitzen.

Nachdem **Budea Chaund** dieſe
Auftrag erhalten hatte, band ihm **Kama**
rupa den rothen ſeidenen Streifen um de
Fuß; er erhob ſich als Papagey in die Lu
und nahm ſeinen Weg nach dem Pallaſt
Bey ſeiner Ankunft ſah er die Prinzeſſin un
ihre Damen bey einem prächtigen Mahle ſitzen
bey welchem auch die Mutter der Prinzeſſin
Rana **Gulbi Cantti**, gegenwärtig wa
Sie ſchien ſehr vergnügt über die glücklich
Veränderung, die ſich mit der Geſundheit ih

ri

rer Tochter zugetragen hatte. Nach Endigung der Mahlzeit, als ſich alle Damen der Prinzeſſin, ihre Vertraute ausgenommen, entfernt hatten, flog der Papagey zu ihr und wurde ſogleich als Kamarupa's treuer Bothe erkannt und in ſeinen natürlichen Zuſtand verſetzt. Er richtete die Bothſchaft ſeines Herrn getreulich aus, und erhielt für ſeine Mühe einen freundlichen Dank. Die Prinzeſſin nahm hierauf ein Fläſchchen mit Roſenöl und gab es ihm in die Hand, mit der Bitte, es dem Prinzen als ein Zeichen ihrer Liebe und Treue zu geben. Sie begab ſich nach dieſem zur Ruhe und Budea Chaund kehrte wiederum, in der Geſtalt eines Papagey, zu dem Prinzen zurück.

Kamarupa war über die Nachrichten, die ihm ſein Abgeſandter brachte, und das Geſchenk, das ſeine Geliebte ihm ſchickte, hoch erfreut, und ſtrich das Roſenöl in ſein Geſicht und auf ſeine Augenbraunen. Dann umarmte und küßte er ſeinen Freund und nannte ſich einmal über das andre den glücklichſten aller Sterblichen.

Das beſtimmte Feſt kam nun immer näher. Den Tag vorher bat Kamarupa ſeinen Freund Budea Chaund noch eine

Reiſe in den Pallaſt zu machen und die vor
ge Bothſchaft zu wiederholen, damit die Pri
zeſſin nicht zufälligerweiſe etwas davon ve
geſſen möchte. Dieſer war bereit, den Be
fehl ſeines Herrn auszuführen, als Mitr
Chandra, der Günſtling des Prinzen auf
ſtand und den Prinzen um Erlaubniß bat, de
ſchönen Kaum Kullai ſeine Liebe antra
gen zu laſſen; denn er ſey durch alles das
was er von ihr gehört hätte, auf das heftig
ſte in ſie verliebt worden. Kamarup
gab lächelnd ſeine Einwilligung: Bude
Chaund nahm die Geſtalt eines Papa
geyen an und reiſte nach dem Pallaſte ab.

Bey ſeiner Ankunft fand er die Prin
zeſſin mit ihrer Vertrauten allein, flog auf ſie zu und richtete ſeine Botſchaft aus, nachdem er ſeine natürliche Geſtalt angenommen hatte. Er ſagte dann zu der Prinzeſſin, er hätte nun noch einen andern Auftrag; einen Gruß der Liebe von Mitra Chandra, dem Freunde und Vertrauten des Prinzen Kamarupa und Sohne des Weſſirs von Ude, an ihre Freundin Kaum Kullai, in die er durch die Erzählungen von der Vollkommenheit ihrer Tugend und Schönheit, verliebt worden ſey. Er ſetzte hinzu, ſein Freund Mitra Chandra könnte nicht ohne ſie le-

ben, und das Daſeyn werde keinen Reiz mehr für ihn haben, wenn ihm nicht dieſer Gegenſtand ſeiner Liebe zu Theil würde.

Als Budea Chaund ſeinen Antrag geendigt hatte, lachte die Prinzeſſin von Herzen, wendete ſich dann an ihre Freundin und verlangte von ihr, ſie ſollte den jungen Mitra Chandra für ſeine Geſinnungen danken laſſen. Aber hierein wollte ſie nicht willigen, ſondern ſtellte ſich zornig auf Kamarupa's Geſandten, daß er die Bothſchaft ſeines Freundes ausgerichtet hätte. Kaum Kullai ſchwieg; aber die Prinzeſſin ward unwillig, und fragte ſie, warum ſie die Bewerbungen eines ſo liebenswürdigen Mannes, als Mitra Chandra allen Nachrichten zu folge wäre, von ſich weiſen wollte? Dann ſetzte ſie hinzu, ſie hätte von Dhanwantari gehört, daß er ſeine Geſinnungen gegen ſie ſchon längſt erklärt hätte. Als die ſchöne Kaum Kullai den Unwillen ihrer Gebieterin ſah, ſagte ſie mit abgewendetem Geſichte, das jungfräuliche Sittſamkeit mit dem ſchönſten Purpur überzog, Budea Chaund möchte ſeinem Freunde in in ihrem Nahmen danken.

Der Geſandte nahm nun Abſchied und kehrte zu dem Prinzen zurück. Er erzählte den ganzen Vorgang in dem Zimmer der Prinzeſſin, worüber Mitra Chandra höchlich erfreut war; denn er hoffte die Hand ſeiner Geliebten zu derſelben Zeit zu erhalten, wenn ſein Herr mit dem Gegenſtande ſeiner Wünſche vereinigt werden und die Belohnung aller ſeiner Gefahren und Leiden empfangen würde.

Der Feſttag von Swayamvara brach an. Bey Tages Anbruch verließ der Rajah Chitra Peti ſeinen Pallaſt, in Begleitung aller Herren ſeines Hofſtaates, die auf das prächtigſte gekleidet waren; und nachdem er auf den Verſammlungsplatz gekommen war, ſetzte er ſich auf einen prächtigen Thron von gediegenem Golde, der zu dieſem Endzwecke auf einem breiten und hohen Gerüſte errichtet war. Kurz darauf erſchienen die Prinzen und Rajahs, welche die Hand der Prinzeſſin ſuchten, jeder mit ſeinem Gefolge. Eine auserleſene Muſik verſchönerte das Feſt, und in der ganzen Verſammlung herrſchte Vergnügen und Freude. Zuletzt erſchien auch die Prinzeſſin Kaan Lettau, in dem vollen Glanze ihrer Schönheit und in einem reichen Gewande, das mit Edelſteinen überſäet war. Hundert Jungfrauen von auserleſner Schönheit umgaben ſie, deren jede an Anmuth und

Liebreitz den Feen, den Bewohnerinnen der Lüfte, glich. Die Prinzeſſin hielt in ihrer Hand einen Kranz von Blumen, welchen ſie dem Prinzen reichen ſollte, den ſie zu ihrem Gemahle erwählte.

Als ſie in die Verſammlung trat, erhuben alle Anweſenden, von dem Glanze ihrer Schönheit geblendet, ein lautes Geſchrey; einige fühlten ſich durch die Macht ihrer Reize plötzlich alles Bewußtſeyns beraubt, während andere ihrem Herzen durch die ſonderbarſten Ausrufungen Luft machten. Jeder erwartete ängſtlich die Annäherung der Prinzeſſin, denn jeder hoffte der glückliche Sterbliche zu ſeyn, auf den ihre Wahl fallen würde. Kaan Lettau trat in den Kreis und ſah ſich bang nach dem einzigen Gegenſtande ihrer Wünſche um. Einige ängſtliche Momente verſtrichen, wo ſie weder ihn noch einen ſeiner treuen Gefährten gewahr wurde; endlich aber fielen ihre Blicke auf die Seite, wo das Gedränge am größten war, und hier ſah ſie den Arzt Dhanwantari und den Braminen Samadhi Pachanan, und gleich darauf, zu ihrer großen Freude, ihren geliebten Kamarupa, der mitten unter ſeinen Freunden, in der Kleidung eines Derwiſch, ſaß. Dieſer Anblick überwältigte ihr

Herz; ſie ſank in die Arme ihrer Freundin **Kaum Kullai** zurück; ihre Sinne verließen ſie; nur mit Mühe brachte die Vertraute ſie wieder zu ſich. Dieſe ſagte hierauf zu den Menſchen, welche ſich um die Prinzeſſin drängten, daß die auſſerordentliche Hitze die Urſache dieſes Zufalls wäre.

Kamarupa's Blicke hatten den Blicken **Kaan Lettau's** begegnet; der Glanz ihrer Schönheit, die Hofnung ſie zu beſitzen und die Furcht vor dem Erfolge beſtürmten ſeine Bruſt ſo gewaltig, daß auch er, mitten unter ſeinen Begleitern, ohne Bewußtſeyn zu Boden ſank. Nachdem ihn aber dieſe wieder in das Leben zurückgerufen hatten, ſuchten ſeine Augen mit ängſtlicher Erwartung die Geliebte, die ſich ihm jetzt näherte, in Gegenwart der ganzen Verſammlung den Kranz um ſeinen Nacken ſchlang und ihn hierauf auf das zärtlichſte umarmte.

Bey dieſer Scene entſtand ein lautes Murren in der ganzen Verſammlung. Die Braminen und andere heilige Männer traten zu dem Prinzen, riſſen den Kranz ihm ab und gaben ihn der Prinzeſſin mit Vorwürfen zurück, daß ſie ihre Familie beſchimpfe, indem ſie das Zeichen ihrer Liebe einem Derwiſch und

Bettler gäbe, da ſo viele große und mächtige Prinzen ihre Hand ſuchten. Dieſe Vorſtellungen blieben ohne Erfolg. Die Prinzeſſin nahm den Kranz und ſchlang ihn zum zweytenmal um Kamarupa's Nacken und wiederholte die Beweiſe ihrer Zärtlichkeit und Liebe.

Bey dieſer Wiederholung derſelben Scene verlohren die Prinzen und Rajahs die Geduld, erhoben ſich von ihren Sitzen und meldeten dem Könige den beleidigenden Vorfall, von welchem ſie Augenzeugen geweſen waren.

Der Rajah befahl hierauf den Braminen und andern heiligen Männern vor ihn zu treten und ihm die Urſache von dem ſonderbaren Betragen ſeiner Tochter anzuzeigen. Alle erwiederten einſtimmig, ſie müßte durch Zauberey verblendet ſeyn, und riethen ihm, die Verſammlung auseinander gehn zu laſſen und einen andern Tag zu beſtimmen; während dieſer Zeit aber den kühnen Derwiſch und ſeine unverſchämten Begleiter gefangen zu nehmen, bis man entdeckt hätte, durch welche Mittel ſie die Prinzeſſin Kaan Lettau bezaubert hätten. Der Rajah billigte dieſen Rath, entließ die Verſammlung und ertheilte Befehl, ſogleich den Derwiſch und ſeine Begleiter zu ergreifen und in eine tiefe Grube zu werfen, die neben dem Pallaſte war, und in welcher die Uebelthäter gewöhnlich gefangen gehalten wurden. Dieſer Befehl wurde ſogleich ausgeführt: der unglückliche Prinz und ſeine treuen Freunde wurden in ein ekelhaftes Gefängniß geworfen, wo wir ſie für jetzt verlaſſen, um uns nach dem zu erkundigen, was in dem Innern des Pallaſtes vorging.

Sobald der Rajah nach Hauſe zurückgekehrt war, ſchickte er, von Zorn entbrant, nach ſeiner Tochter, warf ihr die Schande vor, die ſie auf ihn gebracht hätte, und ſchwur hoch und heilig, ſie für ihre ganze übrige Lebenszeit in ein unzugängliches Gefängniß einzuſperren. Er befahl deshalb, ſogleich in der größten Eile ein Haus zu bauen, und es mit einer hohen Mauer zu umgeben. Dieſes geſchah; und ſobald das Gebäude fertig war, ſchickte er die Prinzeſſin mit allen ihren Habſeligkeiten dahin, und verſtattete ihr nicht, jemanden mitzunehmen als ihre Freundin Kaum Kullai.

Da ſich nun die unglückliche Prinzeſſin aus der menſchlichen Geſellſchaft verbannt und verurtheilt ſah, den Reſt ihres Lebens in dieſer Gefangenſchaft zuzubringen, wurde ihre Liebe für Kamarupa immer heftiger, zumal wenn ſie an den Zuſtand dachte, in den er um ihrentwillen verſetzt worden war. Faſt nie verließ ſie das ſchreckliche Bild ſeines Gefängniſſes und ſeines Unglücks; ſie vergoß Ströme von Thränen und hörte nicht auf Tag und Nacht das Schickſal ihres Geliebten zu beklagen, indem ſie oft verſicherte, ſie wollte lieber einen tauſendfachen Tod ſterben, als ihrer Liebe entſagen.

Während ſie ſo ihr trauriges Geſchick beklagte, ging Kamarupa mit ſeinen Freunden zu rathe, wie ſie ſich wohl am beſten ihre Freyheit wieder verſchaffen könnten? Glücklicherweiſe erinnerte ſich Mitra Chandra der Haare, die er von dem Dämon Huddum zum Geſchenke bekommen hatte. Unſere Leſer erinnern ſich, daß dieſer Genius, welcher zufälligerweiſe eine Neigung für Mitra Chandra faßte, ihm bey der Trennung einige Haare ſchenkte und ihm ſeinen Beyſtand verſprach, wenn er ſie in irgend einer dringenden Gefahr, wo es auch nur ſeyn möchte, verbrennen würde. Er ſchlug daher dem Prinzen vor, einen Verſuch zu machen. Der Vorſchlag wurde genehmigt; Mitra Chandra machte Feuer an, und warf eines von den Haaren hinein. Kaum war dieſes verbrannt, als ein lauter Donnerſchlag erfolgte und Huddum an der Oeffnung der Grube erſchien. Sein fürchterlicher Anblick erſchreckte die Wache, welche der Rajah an das Gefängniß geſtellt hatte, und ſie ergriff mit der größten Eile die Flucht. Hierauf ſchob Huddum den Stein weg, welcher vor der Mündung der Grube lag, ſah hinein und fragte die Gefangenen, was ſie begehrten? Als dieſe hinaufſahn, erſchracken ſie ſo ſehr, daß ſie kein Wort vorbringen konnten, ſondern inbrünſtig zu beten begonnen, Mitra Chandra ausgenommen, der ihn erkannte, und ihm aus der Tiefe herauf für die pünktliche Erfüllung ſeines Verſprechens herzlich dankte. Er beſchloß ſeine Anrede mit der Bitte, den Prinzen Kamarupa und ſeine unglücklichen Freunde aus dieſem ſchrecklichen Gefängniſſe zu befreyen. Huddum erkannte die Stimme ſeines Freundes Mitra Chandra, ſtieg hinab, ergriff ihn mit der einen, den Prinzen mit der andern Hand, und zog ſie herauf. Eben ſo machte er es auch mit den übrigen Gefangenen.

Nachdem dieß geſchehn war, wendete er ſich an den Prinzen und ſagte ihm, er hätte ihm längſt einen Dienſt zu thun gewünſcht, und wenn er ihm Vollmacht dazu gäbe, wollte er ſogleich die Prinzeſſin Kaan

Lettau zu ihm bringen Der Prinz dankte dem Dämon für dieſes gütige Anerbieten; bat ihn aber für jetzt nur um die Gefälligkeit, ihn mit ſeinen Freunden eine Strecke von Serendib wegzuſchaffen. Dieſem Wunſche gemäß, nahm **Huddum** den Prinzen und alle ſeine Freunde auf den Rücken und trug ſie mit unglaublicher Schnelligkeit durch die Luft in ein gebirgiges, von Räubern bewohntes Land, das in einer beträchtlichen Entfernung von Serendib lag. Nachdem dieſes geſchehn war, baute er ihnen mit eigner Hand eine Feſtung, die mit allem nöthigen verſehen war, und fragte hierauf den Prinzen, ob er ſonſt noch etwas verlangte. Dieſer verneinte es, mit der Verſicherung, daß er nie im Stande ſeyn werde, ihm die geleiſteten Dienſte zu vergelten. **Huddum** nahm hierauf Abſchied und verſprach, bey jeder vorkommenden Gelegenheit, wo er ſeiner Dienſte benöthigt wäre, bey der Hand zu ſeyn.

Der Prinz befand ſich nun mit ſeinen Freunden in der Feſtung, die ihnen der Genius gebaut hatte, und berathſchlagte ſich mit ihnen, was zu thun ſey. Nach vielem Hin- und Herſinnen beſchloſſen ſie endlich, in aller Geſchwindigkeit eine Armee zuſammenzuziehn, mit derſelben vor Serendib zu rücken, und an ihrer Spitze **Kaan Lettau's** Hand von ihrem Vater zu fordern. In dieſer Abſicht ſchloſſen ſie mit den Räubern, die das Gebirge bewohnten, ein Bündniß; und da ſich der Prinz jetzt zum guten Glücke des Geſchenkes erinnerte, das ihm ſein Freund, der Derwiſch Gyan Acharya mit dem Steine gemacht hatte, welcher die Kraft beſaß, alles was er berührte, in Gold zu verwandeln, beſchloß er Gebrauch von demſelben zu machen, und ſich ſo viel Geld zu verſchaffen, als er zur Erhaltung eines großen Heeres nöthig hätte. Dieſes war bald zuſammengebracht, und da alles in Bereitſchaft war, vertheilte er das Commando unter ſeine Freunde und rückte mit ſeiner ganzen Macht gegen Serendib aus.

Sobald hier die Nachricht von ſeiner Ankunft erſchollen war, traf der Rajah alle Anſtalten zur Vertheidigung ſeines Landes, zog ſeine Truppen zuſammen und ſchickte ein Heer, unter der Anführung ſeines Weſſir Schi-Singa, gegen Kamarupa ab. Es kam zu einer heftigen Schlacht, in welcher Kamarupa's glückliches Geſtirn über ſeinen Feind ſiegte und ihm einen vollſtändigen Sieg gewinnen half, bey welchem der Weſſir ſelbſt gefangen genommen wurde. Kamarupa

rupa richtete hierauf, ohne weitern Aufſchub, ſeinen Marſch gerade gegen die Hauptſtadt, die er durch Ueberrumpelung einzunehmen hoffte. Aber die Nachricht von der Niederlage des Weſſir war hier ſchon erſchollen und der Rajah machte ernſtliche Anſtalten, die Stadt gegen eine Belagerung zu vertheidigen.

Kamarupa war, dem Rathe ſeiner Freunde zu folge, entſchloſſen, gelinde Maasregeln zu nehmen. Er ſchenkte demnach dem gefangenen Weſſir die Freyheit und beſchloß ihn mit freundſchaftlichen Anerbietungen an den Rajah abzuſchicken. Zugleich mit ihm ſchickte er ſeinen Freund Mitra Chandra ab, um dem Rajah Nachrichten von ſeiner Perſon und den Urſachen des Feldzuges zu geben; ihm zu ſagen, daß er ſeit langer Zeit eine heftige Neigung für die unvergleichliche Kaan-Lettau, ſeine Tochter, hege; daß er um ihrentwillen viele Gefahren und Mühſeligkeiten erduldet hätte, und daß die Liebe zu ihr ihn allein bewogen hätte, in der Geſtalt eines armen Derwiſch zu erſcheinen.

Nach dem Kamarupa ſeinen Abgeordneten dieſen Auftrag ertheilt hatte, entließ

er ſie, und ſchlug ſein Lager eine Tagerei
weit von der Hauptſtadt auf, um hier de
Erfolg ſeiner Geſandſchaft abzuwarten. S
bald Schi-Singa und Mitra Chandr
in Serendib angekommen waren, begaben ſ
ſich unverzüglich in den Pallaſt des Raja
und entledigten ſich ihres Auftrages. De
Rajah war ſehr vergnügt, ſeinen Weſſir wi
der zu ſehn und umarmte ihn auf das zär
lichſte; dann wendete er ſich an Mitr
Chandra und ſagte ihm, er würde ſich ei
Bündniß mit einem ſo angeſehenen Prinze
zur größten Ehre rechnen; und wenn ihn
ſein Herr früher von ſeinem Stande und ſei
ner Liebe zu Kaan Lettau Nachricht er
theilt hätte, würde er ihn ohne Bedenke
und mit dem größten Vergnügen allen übri
gen Bewerbern vorgezogen haben: er hoff
endlich, der Prinz würde die Unannehmlich
keiten, die er erfahren hätte, mit der Unwiſ
ſenheit entſchuldigen, in welcher ſich der Ho
von Serendib in Rückſicht auf ſeinen wah
ren Stand befunden hätte. Er beſchloß ſei
ne Rede mit der Bitte, daß ihn Mitra
Chandra auf den folgenden Tag bey ſeinem
Herrn anmelden möchte, wo er die Ehre ha
ben würde, dem Prinzen einen Beſuch in ſei
nem Lager zu machen. Er befahl hierauf
prächtige Geſchenke herbey zu bringen, die er

dem Geſandten überreichte. Nachdem dieſes geſchehen war, befahl er wegen des glücklichen Friedens in der ganzen Stadt Luſtbarkeiten anzuſtellen; und ließ ein Ausſchreiben ergehn, daß der erlauchte Rajah Kamarupa, Sohn des Königs von Ude, im Begriff wäre, in Serendib einzuziehn, und daß alle nöthigen Anſtalten getroffen werden ſollten, einen ſo edeln Gaſt nach Würden zu empfangen.

Mitra Chandra reiſte eilig mit den erhaltenen Geſchenken ab und brachte ſeinem Herrn die erwünſchten Nachrichten. Da er hörte, daß ihm der Rajah einen Beſuch in ſeinem Lager machen wollte, befahl er ſogleich die Zelte abzubrechen, marſchirte gerade auf Serendib los, und ſchlug ſein Lager in der Nähe der Stadt auf. Am andern Morgen kam Rajah Chitra Peti, von allen ſeinen Edeln und Höflingen begleitet, in dem prächtigſten Aufzuge aus der Stadt und begab ſich nach dem Lager des Prinzen. Sobald dieſer ſeine Annäherung erfuhr, ritt er ihm auf ſeinem Elephanten entgegen und, als ſie nur noch eine kleine Strecke von einander entfernt waren, ſtieg er ab und begrüßte den Rajah nach der Sitte des Landes. Hierauf ſtieg auch Rajah Chitra ab, erwiederte den Gruß und hieß den Prinzen in ſeinen

Staaten willkommen. Nachdem die Begrüßungen vorüber waren, führte **Kamarupa** den König in ein prächtiges Zelt, wo ein herrliches Mahl zu ſeinem Empfange bereitet war. So wie hier die beyden Fürſten auf einem goldnen Sopha ſaßen, glichen ſie zwey funkelnden Sternen, die nebeneinander am Himmel glänzen und die kleinern Geſtirne durch ihr Licht überſtrahlen. Alle Umſtehenden aber hoben ihre Herzen und Hände zum Himmel und dankten der Gottheit laut für den glucklichen Ausgang eines gefährlichen Kriegs.

Nach geendigtem Mahle kehrete der Prinz und der Rajah, beyde auf Einem Elephanten nach Serendib zurück. Der Rajah geleitete den Prinzen in einen Pallaſt, der zu ſeinem und ſeiner Freunde Empfange eingerichtet war. Er entfernte ſich hierauf und ertheilte Befehle wegen der Verheurathung ſeiner Tochter, die er aus ihrer Gefangenſchaft befreyte und die glückliche Ankunft ihres Geliebten wiſſen ließ. Man kann ſich leicht denken, welchen Eindruck dieſe unerwartete und erfreuliche Nachricht auf das Herz der Prinzeſſin machte, die ſich nun ganz der frohen Hoffnung überließ, endlich die Wünſche ihres Herzens erfüllt zu ſehn und ihren ge-

[illegible]

liebten **Kamarupa** für ſeine Treue und Zärtlichkeit zu belohnen.

Chitra Peti befahl nun den Sterndeutern ſeines Landes, ſich zu verſammeln und die Planeten zu befragen, an welchem Tage die Hochzeit ſeiner Tochter gefeyert werden könnte. Die Sterndeuter gehorchten und kamen nach Verlauf einiger Tage zurück, und erklärten dem Rajah, ſie hätten den glücklichſten Moment für die Feyer der erwünſchten Verbindung des Prinzen **Kamarupa** mit der Prinzeſſin **Kaan Lettan** gewählt. Der Rajah befahl hierauf in ſeinem ganzen Lande Luſtbarkeiten anzuſtellen, und die Stadt Serendib wurde eine zeitlang der Aufenthalt der Freude und des Vergnügens.

Als nun der feſtgeſetzte Tag erſchien, trat der Rajah in Begleitung ſeiner Edeln, in den großen Saal des Pallaſtes und vertheilte die größten und ſchönſten ſeiner Elephanten, die auf das prächtigſte geſchmückt und mit Edelſteinen überſäet waren, unter alle die, welche zur Feyer der Hochzeit eingeladen waren. Ein Mahl war zubereitet und ein Zug der auserleſenſten Muſikanten und Tänzer trug dazu bey, die Freude dieſer glänzenden Verſammlung zu erhöhen.

Beym Anbruch der Nacht verließ Kamarupa ſeinen Pallaſt, beſtieg ein muthiges, prächtig geſchmücktes Paradepferd, und begab ſich in Begleitung ſeiner Freunde in den königlichen Pallaſt. Als er in die Verſammlung trat, erſtaunten alle über ſeine Schönheit und Würde. Der Rajah ſtand auf, nahm ihn bey der Hand und führte ihn eine Reihe von Stufen hinauf zu einem goldenen Throne, der mit den koſtbarſten Juwelen von Golconda verziert war. Hier ſetzte ſich Kamarupa unter dem Freudengeſchrey aller verſammelten Zuſchauer nieder.

Kurz darauf traten die Sterndeuter und Braminen in die Verſammlung und meldeten, daß die Stunde für die Hochzeitfeyer günſtig ſey. Nun ertönte der ganze Hof von Freude und Jubel, jedermann wünſchte dem Prinzen Glück, und der Rajah, die Edeln und Höflinge brachten ihm herrliche Geſchenke dar. Er verließ hierauf die Verſammlung und begab ſich nach dem Pallaſte ſeiner Geliebten, wo er endlich nach tauſendfältigem Kummer, unſäglichen Gefahren und Widerwärtigkeiten, in den Armen eines geliebten Weibes die reichlich verdiente Belohnung empfing. Die Luſtbarkeiten dauerten mehrere Tage fort, und immer war der nächſte Tag prächtiger und glänzender als der Vorhergehende. Aber Kamarupa und ſeine Geliebte ſahen nichts von aller dieſer Pracht; ſie ſahen nur eines das andre, und genoſſen in ihrer Vereinigung das höchſte Glück, das einem Sterblichen zu Theil werden kann.

Indeß vergaß Kamarupa in dem Genuſſe ſeiner Seligkeit das Anliegen ſeines Freundes Mitra Chandra keineswegs. Er kannte ſeine Leidenſchaft für die ſchöne Kaum Kullai und ſprach bey dem Rajah für ſeinen Freund. Die Erlaubniß war leicht erhalten und die Hochzeit dieſes ſchönen Paars wurde mit eben ſo vieler Pracht gefeyert, als die Hochzeit des Prinzen und der Prinzeſſin Kaam Lettan.

Nach Verlauf von neun Monaten gebohr die Königin ihrem Gemahl einen Sohn, der ihr Band noch feſter knüpfte. Nichts fehlte mehr zu Kamarupa's Glückſeligkeit als das Wiederſehn ſeiner Eltern, die ſeit ſeiner Abreiſe nichts von ihm erfahren hatten, und alſo nicht wußten, was aus ihm geworden war. Er erſuchte deshalb den Rajah von Serendib um die Erlaubniß, eine Reiſe nach Hindoſtan machen zu dürfen, um ſeine geliebten Eltern noch einmal zu umarmen. Chitra Peti willigte in dieſes Geſuch unter der Bedingung ein, daß er ſeinen kleinen Sohn in Serendib zurückließe, dem er die Erbfolge in ſeinem Reiche zuſicherte. **Kamarupa** nahm dieſe Bedingung an und machte ſogleich ernſtliche Zurüſtungen für ſeine Abreiſe. Seine Gemahlin, und ſeine Freunde, und unter dieſen **Mitra Chandra**, nebſt der ſchönen **Kaum Kullai** ſollten ihn begleiten.

Nach einem zärtlichen Abſchiede von dem alten Rajah ſchiffte ſich der Prinz und ſeine Gemahlin mit ihren ſämmtlichen Begleitern nach Hindoſtan ein, wo ſie nach einer glücklichen Schiffahrt, zur unausſprechlichen Freude von **Kamarupa's** Eltern, welche ſeit langer Zeit über die Abweſenheit ihres Sohnes in Kummer und Angſt gelebt hatten, ankamen.

So wie gemeiniglich durch den Willen der göttlichen Vorſehung jeder Genuß durch irgend ein Uebel verbittert wird, ſo geſchah es auch hier. Kurz nach **Kamarupa's** Ankunft übergab der alte Rajah ſein Leben in die Hand ſeines Schöpfers, zum groſſen Leidweſen ſeines Sohnes und deſſen Gemahlin. **Kamarupa** betrauerte ihn die gewöhnliche Zeit und beſtieg dann den Thron ſeiner Voreltern. Er und ſeine geliebte Gemahlin beherrſchten lange Jahre über das Königreich Ude mit Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit, und waren bis an ihren Tod die Bewunderung und Freude aller ihrer Unterthanen.

Die Wüſte Zend.

Ein Fragment aus dem Leben des berühmten

Hyder-Aly,

Sultans von Myſore.

Die Wüſte Zend.

Ein Fragment aus dem Leben des berühmten Hyder-Aly, Sultans von Myſore.

Bruchſtücke aus der Vorrede des franzöſiſchen Herausgebers.

.... Die Geſchichte die wir unſern ſchönen Leſerinnen überreichen, iſt voll jenes zauberiſchen Kolorits, das nur einer langen Folgereihe von anziehenden Begebenheiten, ſonderbaren Ereigniſſen und Umſtänden, eigen iſt. Hyder-Aly, bald Sklave, bald Gatte, bald Liebhaber und König, feſſelt uns an ſein Schickſal, und trennen wir uns von dieſem Helden, ſo thun wir es, um für Zama zu ſeufzen, oder ſie zu bewundern.

Die muthvolle Azema rühret uns bis zu Thränen; Hyder-Aly entzückt uns im Thal Dinam; der Kontraſt der Sitten von Delhi, und der einer ſchiffbrüchigen Familie, verſetzt uns in ein angenehmes Staunen, und überhaupt ſind alle Bilder und Gemälde dieſes kleinen Romans aus der Natur allein genommen. Man ſtößt da weder auf Geiſter, noch Kirchhöfe, noch Geſpenſter; wohl aber auf pittoreske Sitten, auf Frühlingsblüthe, und auf den unerſchöpflichen Schatz der Naturſchönheiten.

Wie fern iſt es von uns, das Jahrhundert der Richardſon, der Cervanteſſe, und ihrer berühmten Mitwerber! Wie ſelten ſind für uns die Sevigne's, die la Süze, jene Schriftſteller voll Gefühl und Reiz! Für ein oder zwey ſchlechte Originalromane, zählen wir zehn überſetzte engliſche voll Spukerey und Geiſterey.

O mögte ſie bald zurückkehren, jene frohe und liebliche Zeit, wo man ſich nur von den Schönen und ihren Reizen unterhält. Dann wähnt man ſich glücklich, und glücklich ſich wähnen heißt ſchon, es ſeyn. Dann werden wieder die Töne der Dichterleyer, wie die Mährchen der Romanenſchreiber, die Leſeſucht der Journale und fliegenden Blätter verdrängen, jener unverſiegenden Quellen von Kümmerniß und Bängſtigung.

O! komme wieder, ſüßer Friede! Zeit wo die Schönen uns entzücken und bezaubern. Komme wieder! aller Herzen, rufen dich, und verlangen nach dir!

Mohammed-Schahs, des Kayſers von Mogel, ſchwankende Geſundheit deutete auf einen nahen Tod. Dieſer Fürſt hatte nur zwey Kinder, Achmet-Schah, den Erben ſeines Throns, und die Prinzeſſin Hadigeh. Des Bruders zärtliche Freundſchaft gegen die Schweſter ließ zum voraus ahnen, welchen Einfluß einſt Hadigeh's Gemahl haben würde. Nadim-Zaheb wünſchte daß dieß Glück ſeinem Sohn zu Theil werden möchte, und durfte ſich mit der Erfüllung dieſes Wunſches ſchmeicheln. Der Unterſchied der Religion war ein leicht zu hebendes Hinderniß. Nadim-Zaheb der einen Moratten zum Erzieher gehabt hatte, war ſehr gleichgültig gegen den Gottesdienſt ſeiner Väter. Bekanntlich ſind die Moratten, ob ſie ſich gleich zur Religion der Braminen bekennen, keine ſtrengen Beobachter ihrer Gebräuche. Ihre thätige und unſtäte Lebensart zwingt ſie Fleiſch und Fiſch zu eſſen, und ſtarke Getränke zu trinken. Nadim-Zaheb hatte die Erziehung ſeines Sohnes zwey Männern übertragen, deren philoſophiſche Denkungsart ihm bekannt war, dem Mollah Huſſin, und dem Bramin Feriſha. Aber was vermögen fremde Lehren gegen die Sprache des Herzens? Hyder-Aly, in jenem glücklichen Alter, wo vor einem Blick der Schönheit alle Combinationen der Politik verſchwinden, wollte von keiner andern Religion ſeyn, als von Azima's ihrer.

Nadim-Zaheb war feſt überzeugt, daß ſelten Neigungen, die ſich in der Kindheit anſpinnen, einen Einfluß auf das übrige Leben behalten, und daß die Gefährtinnen langer Reiſen, Abweſenheit und Zerſtreuung, ſeinen Sohn leicht von einer Leidenſchaft heilen würden, die ihm romanenhaft dünkte. Er legte alſo dieſer Leidenſchaft nichts öffentlich in den Weg; er ſchmeichelte ihr ſogar mit einer günſtigen Ausſicht. Unterdeſſen befahl er ſeinem Sohn, ſich nach Hiſpahan, in gewiſſen Aufträgen, zum Könige von Perſien zu begeben; Feriſha und Huſſin ſollten ihn begleiten, und nur dieſe wußten um das wahre Geheimniß.

Hyder-Aly's Abreiſe wurde durch verſchiedene Umſtände bis in die erſten Tage des May's 1742 aufgehalten. Düploix der zum Statthalter von Pondiſchery, und zum Oberbefehlshaber aller franzöſiſchen Niederlaſſungen in Indien, ernannt worden war, hatte dem Nadim-Zaheb davon Nachricht gegeben. Zugleich meldete er ihm, daß ein Krieg zwiſchen England und Frankreich unausbleiblich ſey; daß er eine furchtbare Flotte erwartete; daß Chandah-Zahebs Aufſtand Feſtigkeit zu gewinnen anfange; daß dieſer Fürſt ſich ſchon der Hälfte der Nabobſchaft Corvate bemächtigt habe; daß die Moratten zu den Waffen gegriffen, ohne jedoch über ihre wahren Abſichten ſich herauszulaſſen, und kurz, daß die Stunde des Untergangs ihres gemeinſchaftlichen Feindes geſchlagen habe. Auf dieſe Nachricht beſchloß Nadim-Zaheb, ſeinen Sohn an den perſiſchen Hof reiſen zu laſſen.

Die kürzeſte und bequemſte Straße, von Delhi auf Hiſpahan hätte durch Lahor, Kabul und Kondahar geführet; allein dieſe, von den Perſern gänzlich verwüſtete, Provinzen waren damals der Aufenthalt eines Räuber-Heers, unter den Befehlen des Abdallah, eines Koraſſariſchen Hirten. Dieſer Abentheurer, der ſich in der Folge durch ſeine Grauſamkeiten und durch ſeinen Antheil an der Regierung von Hindoſtan berühmt gemacht hat, war Streitkolben-Träger des Nadir-Schah geweſen. Er wurde, was weyland ſein Herr war, Straßenräuber. Auf die Nachricht, daß dreytauſend Kameele mit Waffen, Lebensmitteln, und einem Theil des Delhyſchen Schatzes beladen, unterwegens wären, erſchlug er die Bedeckung, bemächtigte ſich der ganzen Karavane, warb Soldaten, und machte ſich zum Herren der Gebirge, welche Kaluheſtan von der Tatarey ſcheiden. Er ſtreifte bis vor die Thore von Cahor.

Hyder-Aly-Kan ſchlug alſo den Weg von Amadabat, der Hauptſtadt von Guzurate ein, und hatte bald die Gränze von Hindoſtan erreicht. Das Mogoliſche Reich ſtößt gegen Perſien an eine große Wüſte, die von den Ufern des Hindus bis an die Provinz Zend in Perſien ſich erſtreckt. Dieß bergige, von Natur öde und ſandige, Land war vor Zeiten bevölkert. Allein die Mogoliſchen Kayſer verwandelten es in eine Wüſte-

ney.

nen, um die Perſer abzuhalten, von dieſer Seite ins Herz von Hindoſtan eindringen zu können. Dieſe Wüſte hat nicht weniger denn 40 Stunden in der Breite; unterdeſſen trifft man doch auf einige Dörfer; allein ſie ſind nicht ſehr beträchtlich, und weit von einander entfernt.

Reiſende, welche dieſe Einöde nur Karavanenweiſe durchziehen, ſind daher gezwungen, ſich jeden Abend zu lagern, und nur kleine Tagereiſen zu machen, nachdem ſie ſich mit den nöthigen Lebensmitteln verſehn haben. Hyder-Aly's Gefolge war zu zahlreich, um die Schaliat's zu fürchten, die man auf der Malabariſchen Küſte Mapulches nennt. Dieſe verrätheriſchen und blutdürſtigen Leute durchſtreifen oft in zahlreichen Trupps dieſe Wüſte, um Sklaven zu machen, die ſie nachher an die Araber verkaufen. Sie reiten kleine, des Hungers und der Strapatzen gewohnte, Pferde, legen, mit unbegreiflicher Schnelligkeit, große Diſtanzen zurück, und nöthigen die Reiſenden, die größte Vorſicht anzuwenden, um nicht überraſcht zu werden.

Eine Stunde vor Tage wurde aufgebrochen, und Halt gemacht, wenn die Sonne ihren höchſten Standpunkt erreicht hatte, und die Hitze unerträglich fiel. Dann wurden die Zelte aufgeſchlagen, und bis an den andern Morgen ausgeruht. Hyder-Aly's und ſeiner beyden Begleiter Gefolge beſtand aus Sklaven, auf deren Treue man ſich verlaſſen zu können glaubte. Allein die Reichthümer ihrer Herrn führten dieſe Elende in Verſuchung. Sie beſchloſſen ſie zu ermorden, und ſich in ihre Schätze zu theilen. Sie wußten ihren Anſchlag ſo geheim und liſtig einzufädeln, daß niemand den geringſten Verdacht auf ſie warf.

Die Sklaven hatten den vierten Tag, nachdem ſie über den Hindus geſetzt waren, zur Ausführung ihres Komplots, auserſehn. Die Karavane hatte an dieſem Tage einen längern Weg als gewöhnlich zurückgelegt. Ermüdet begab ſich Hyder-Aly, beym Einbruch der Nacht, zur Ruhe, und lud ſeine beyden Gefährten ein, ein Gleiches zu thun. Hätten ſie dieſen Rath befolgt, ſo würden alle drey aus den Armen des Schlafs, in die Arme des Todes übergegangen ſeyn.

Zum Glück bewog die Schönheit der Nacht, und ihre zärtliche Sorgfalt für ihren Zögling, den Huſſin und Feriſha, ſich aus ihren Zelten ins Freye zu begeben, theils um zuzuſehn, ob alles in Ordnung ſey, und theils um der Kühlung am Geſtade eines kleinen benachbarten Fluſſes zu genießen. Es war ſchon tief in die Nacht, als ſie wieder zurückkehrten. Zu ihrem Erſtaunen fanden ſie ihre Leute noch wach, und gar nicht ans Schlafengehn denkend.

Ein wohlthätiger Engel gab beyden ein, ſich leiſe an ein Zelt zu ſchleichen, wo ſie viele Perſonen laut ſprechen hörten. Acht Sklaven lagen ermordet am Eingang. Mit Entſetzen vernahmen ſie aus jener Reden, daß ſie als Opfer der Treue gegen ihre Herrſchaft gefallen wären. In der erſten Aufwallung ihres Unwillens wollten Huſſin und Feriſha über dieſe Elende herfallen, ſie durch ihre Entſchloſſenheit ſchrecken, oder wenigſtens ihr Leben theuer verkaufen. Allein da ſie überlegten, daß nach ihrem Tode Hoder-Aly deſto gewiſſer das Opfer der Mörder werden würde, ſo begaben ſie ſich in ſein Zelt, weckten ihn, kleideten ihn eilig an, und entdeckten ihm mit zwey Worten welche Gefahr ihnen allen bevorſtehe. Sie beſchworen ihn die Flucht zu ergreifen, während ſie beyde den Eingang ſeines Zelts vertheidigen wollten, als ob er ſich noch darinnen befinde.

Hyder-Aly, der keiner feigen Handlung fähig war, weigerte ſich, und wollte ſchlechterdings das Schickſal ſeiner Freunde theilen. Hier galt kein langes Zaudern; alle drey verließen das Zelt, um unter Begünſtigung der Nacht zu fliehn, und ihre Schätze aufzuopfern, um ihr Leben zu retten.

Allein ſchon war es mit dem Entſchluß zur Flucht zu ſpät. Kaum traten Hyder-Aly, Feriſha und Huſſin aus dem Zelt, als die rebelliſchen Sklaven, mit einem gräßlichen Geſchrey, auf ſie eindrangen. Wahrſcheinlich wollten ſie ſich durch dieß Geſchrey gegen die Vorwürfe ihrer Herrn betäuben, die kaum die Zeit hatten ſich hinter einigen Packen und Ballen zu verſchanzen. Nie barg noch die Nacht hinter ihrem Schleyer ein, troz ſeiner unendlichen Ungleichheit, hartnäckigers Gefecht. Die Sklaven welche ſich zu nahe heranwagten, litten die Strafe welche ihr Verbrechen verdiente. Allein was vermogte die Tapferkeit von drey Männern, gegen funfzig Böſewichter, bey welchen Wuth die Stelle der Unerſchrockenheit vertrat?

Feriſha ſank zuerſt unter den Streichen der Mörder. Die Sklaven feyerten ſeinen Fall und ihren Sieg durch ein fürchterliches Geheule, und ſetzten ihren Gegnern mit verdoppelter Heftigkeit zu. Hyder und Huſſin beſchloſſen, nur im Zurückziehn ſich zu vertheidigen, in Hoffnung, daß ihre Widerſacher, durch die lange Gegenwehr ermüdet, über die Beute und die Kameele herfallen würden; allein ſie ſetzten, erbittert, den Kampf fort.

Huſſin, mit Wunden bedeckt, und durch den Blutverluſt entkräftet, ſtürzte ohnmächtig neben Hyder-Aly nieder, der in eben dem Augenblick einen Steinwurf auf die Bruſt erhielt, welcher ihn, ohne Beſinnung, und ohne Lebens-Anſchein, zu Boden ſtreckte. Die Sklaven wähnten ihn todt, kehrten nach dem Lager zurück, und ließen die Leichname ihrer Gegner, und ihrer in dem Streite gefallenen Gefährten, auf dem Felde liegen.

Ferisha, der nur in einer Ohnmacht gelegen hatte, kam zuerſt wieder zu ſich. Er war mehr mit dem Blute der Sklaven, die ſein Säbel gemetzelt hatte, als mit ſeinem eigenen bedeckt. Seine Wunden waren zahlreich, aber nicht tödlich. Als er ſeine Sinne wieder bekam, ſah er ſich mit Hyder allein, und bemühte ſich, ihn ins Leben zurück zu

ru

rufen. Die Zeichen des Todes ſtanden auf Hyders Geſichte, und ſeine erloſchenen Augen ſchienen auf ewig dem Tageslicht verſchloſſen. Der Fluß war nicht weit entfernt; er kroch dahin, beſpritzte das Geſicht ſeines Zöglings häufig mit Waſſer, und verſuchte, doch vergebens, ob die Wirkung deſſelben einen ſtärkenden Einfluß auf ſeine Nerven und Lebensgeiſter haben würde. In der Verzweiflung über die anſcheinende Nichtigkeit ſeiner Bemühungen faßte er einen Entſchluß, deſſen er allein fähig war.

Ueberzeugt von dem Tode ſeines Zöglings, und mit dem feſten Vorſatz ihn nicht zu überleben, legte er ſich traurig an ſeiner Seite nieder, und erwartete ſo den Tod, den ſeine eigene Schwäche ihm als ſehr nahe verkündete. Sein beſter Troſt war, die Sklaven würden mit Tagesanbruch kommen, um die Toden zu begraben, und Eine Gruft würde dann ihn und Hyder-Aly verſchließen.

In dieſen traurigen Gedanken durchwachte Feriſha die Nacht. Von Zeit zu Zeit machte er neue Verſuche, Hyders fliehende Seele zurückzurufen, allein keiner wollte ihm glücken. Beym geringſten Geräuſch glaubte er die Zurückkunft ſeiner Mörder zu vernehmen, um ihm den letzten Lebenskreſt zu rauben; und dann verließ ihn in etwas ſeine Standhaftigkeit, doch bald ſchwang ſich ſeine große Seele wieder über Unglück und Verzweiflung empor, und fühlte von neuem ſeinen Muth.

Die Nacht dauert lange, die man in einer ſolchen kritiſchen Lage zubringt! Endlich kam der Tag, und mit dieſem Augenblick, wo neues Leben in die ganze Natur wiederkehrt, drang auch ein neuer Strahl von Hoffnung in Ferisha's Seele.

Kaum konnte er die Gegenſtände ſchwach unterſcheiden, als der natürliche Inſtinkt, der jedes Thier antreibt, für ſeine Erhaltung zu ſorgen, auch ſeine Blicke die umliegende Gegend nach einer Zufluchtsſtätte durchirren ließ. Er wurde Rechts, ohngefähr eine kleine Viertelſtunde weit, am Fuß eines ſteilen Gebirgs, ein dichtes Strauchwerk gewahr; und troz ſeiner Wunden und ſeiner Kraftloſigkeit, hatte er noch den Muth, Hyder Aly auf ſeine Schultern zu laden, und ihn in dieß Dickigt zu ſchleppen. Man denke ſich ſeine Verwunderung und Freude, als er die ſüße Bürde auf den Boden legte, und ſeinen Zögling ſeufzen hörte. Zu einer jeden andern

Zeit würde ihm das Entzücken ſeiner Sinne beraubt haben; aber jetzt brachte es die entgegengeſetzte Wirkung hervor. Die Freude lieh ihm neue Kräfte, oder erſetzte wenigſtens die verlornen, und durch den wiederhohlten Gebrauch einiger ſtarken geiſtigen Waſſer, die er bey ſich hatte, rief er Hyder-Aly endlich ganz von den Pforten des Todes zurück.

Hyder-Aly warf ſeine Blicke umher, und konnte nicht begreifen, durch welche Zauberey er in ein Gehölze verſetzt ſey. Noch war ſein Leben, durch die zu große Entkräftung von ſeinen Wunden, nicht ganz auſſer Gefahr; allein Ferisha ſchien voll Muth und Kraft. Er verließ ſeinen Zögling einen Augenblick, doch ſeine Abweſenheit war nicht von langer Dauer. Die Freude die auf ſeinem Geſichte bey ſeiner Rückkehr glänzte, verkündigte eine gute Bothſchaft. Er hatte im Schooſe der Erde eine undurchdringliche Freyſtätte vor der Bosheit ihrer Verfolger entdeckt, und ohne ſich in ein größeres Detail einzulaſſen, faßte er Hyder-Aly unter die Arme, und indem er ihn mehr trug als führte, brachte er ihn nach dem gefundenen Zufluchtsorte.

Ein kleiner Pfad, tiefer im Holze, leitete zu einer Höhle, die inwendig ſehr geräumlich und groß, aber am Eingang enge, und von Dorngeſträuch verſperrt war. Es war hohe Zeit daß ſie hier in Sicherheit kamen, denn Ferisha, der ſich von Zeit zu Zeit heraus begab, um zu ſpähen was in der Nähe vorgehe, wurde die Sklaven gewahr, die nach dem Orte eilten, wo Hyder-Aly unter ihren Streichen gefallen war. Ferisha kroch bey dieſem Anblicke auf Händen und Füßen, im Gebüſche, nach der Höhle zurück, um nicht von den Barbaren bemerkt zu werden.

Hier hinter dem dichten Dorngeſträuch des Eingangs verſteckt, hielt er ſich unbeweglich, und gab Hyder-Aly ein Zeichen, kein Geräuſch zu machen. Er konnte von hier aus Alles ſehn, ohne ſelbſt geſehn zu werden. Die Ebene lag vor ihm, wie eine große Schilderey, ausgebreitet. Er ſah die Sklaven ſich dem Geſtade des Fluſſes, als der Kampfſtätte, nähern, und in Beſtürzung gerathen, als ſie hier nicht die Leichname ihrer Herrn fanden. Aengſtlich ſuchten ſie ſolche längs des Fluſſes. Endlich, als ihre Nachforſchungen vergebens waren, verſammelten ſie ſich auf einen Haufen, berathſchlagten ſich und marſchirten nun alle auf das Strauchwerk zu, das Ferisha und Hyder-Aly zum Aſyl diente.

Ferisha gab ſogleich von dieſer neuen drohenden Gefahr dem Hyder Nachricht, und ohne ſeine Antwort abzuwarten, vertiefte er ſich mit ihm in das Dunkel der Höhle; denn was konnten ſie jetzt ſehnlicher wünſchen, als das Licht des Tages zu fliehn? Sie ſtießen auf einen ſchmalen Gang, den ſie, in der heftigſten Bewegung, weiter verfolgten. Er brachte ſie zu einer zweyten noch finſterern Höhle, als die vorige. Ihr erſtes war, auf die Knie zu fallen, und dem Weſen der Weſen zu danken, das ihnen, im Eingeweide der Erde, dieſen Schutzort vor der Mordſucht der Böſewichter bereitet hatte.

Hyder-Aly war ſo ſchwach, und ſeine Schwäche nahm, durch die gehabte Anſtrengung, mit jedem Augenblick dergeſtalt zu, daß er ſich auf den Boden legen mußte. Ferisha that ein Gleiches; ſie konnten in dieſer Lage das leiſeſte Geräuſch hören.

Nach Verlauf einiger Zeit ſchien ihre Zufluchtsſtätte von einer Art Gemurmel zu ertönen, das anfangs kaum vernehmbar war, und ſtufenweiſe ſtärker wurde. Bald unterſchieden ſie das verwirrte Getöſe der Stimmen vieler Leute, die in der erſten Höhle ſprachen.

Die mannichfaltigen Windungen dieſes ungeheuern unterirdiſchen Gewölbes pflanzten die Töne gar deutlich fort. Hyder Aly konnte jedes Wort von dem Geſpräche verſtehn, das ſeine Mörder unter ſich führten, und das nur zu gut die Schwärze ihrer verworfenen Seelen verrieth. „Wahrlich! rief der eine, wir verdienen die Unruh, die uns jetzt peinigt; wir hätten in der Nacht, wo ſie zu unſern Füßen in den Staub geſtreckt lagen, allen Dreyen die Köpfe abſchlagen ſollen, ſo wär unſre That mit ihnen zu Grabe gegangen, und nie zur Kenntniß der Menſchen gekommen.“ Während einige dieſe Reden führten, ſuchten wahrſcheinlich andre, in allen Winkeln der erſten Höhle nach; allein, entweder fanden ſie den ſchmalen Durchgang nicht, oder ſie getrauten ſich nicht weiter. Sie brachten faſt eine Stunde in dieſer Grotte zu; nach Verlauf dieſer Zeit, wurde das Geräuſch, das ſie machten, immer ſchwächer und verlor ſich zuletzt ganz.

Die tiefe Stille die jetzt herrſchte, überzeugte Hyder und Ferisha, daß ſie nun die einzigen menſchlichen Bewohner dieſer Grotte wären. Doch verließen ſie darum noch nicht ihren finſtern Aufenthalt, denn das Schweigen der Sklaven konnte nur eine Liſt, eine gelegte Falle ſeyn. Faſt den ganzen Tag verweilten daher beyde noch an der nemlichen Stelle, und in der nemlichen Lage.

Vielleicht war Furcht nicht allein an dieſer Unthätigkeit Schuld; Schwachheit und Erſchöpfung konnten ſie auch veranlaſſen. Hyder-Aly befand ſich in ſolch' einem erbärmlichen Zuſtand, daß der Tod ihm nicht ſehr ſchreckbar dünken konnte. Seine Wunden hatten ſich verkältet, und die heftigen Schmerzen die er empfand, preßten ihm Seufzer aus, die er nicht zurückzuhalten vermogte. Ferisha hatte weder Hyder-Aly's Wunden, noch ſeine eignen verbinden, ja nicht einmal beſichtigen können. Seine auſſerordentliche Anſtrengungen, um ſeinem Zögling das Leben zu retten, hatten ſeine Kräfte ſo mitgenommen, daß bey alle dem Eifer und alle dem Muth den er blicken ließ, und der ihn über die Schwachheiten der Menſchen zu erheben ſchien, Hyder-Aly doch bemerkte, daß er ihm ſeine Leiden nur verhehle, um ihn nicht muthlos zu machen. „O Gott! rief Hyder-Aly, ſollen wir nur darum dem Mordſtal der Verräther entronnen ſeyn, um aus Mangel an Hülfe, im Schooß der Erde umzukommen?“

Dieſe, maſchinenmäßig ausgeſprochenen, Worte wirkten auf Feriſha's Geiſt. Aus der tiefen Stille, die in der Höhle noch immer fortherrſchte, ſchloß er, daß die Sklaven ſie nun gewiß verlaſſen haben müßten, und daß ſie Beyde ein Gleiches thun könnten. Aber nun kam es darauf an, dieſen Entſchluß auszuführen. Denn weder er, noch Hyder, konnten ſich aufrecht halten. Sie krochen endlich auf dem Bauch, mit Händen und Füßen fort, und erreichten erſt nach unſäglicher Mühe den Eingang der erſten Höhle von neuem.

Sie richteten ihre Blicke nach allen Seiten, aber ſonderlich auf ihr aufgeſchlagenes Lager. Die Sklaven brachen die Zelte ab, und alle ihre Bewegungen verkündigten eine baldige Abreiſe. Dieſe Verworfenen entfernten ſich auch wirklich, nachdem ſie vorher ihre Beute unter ſich getheilt hatten.

Dieſe Abreiſe konnte ebenfalls nur Verſtellung ſeyn, allein die dringende Nothwendigkeit in der ſich Hyder-Aly und Feriſ-

ha befanden, für ihre Wunden zu ſorg
zwang ſie, ſich über alle Furcht hinwegzuſe
Kaum hatten ſie daher ihre Mörder aus
Geſicht verloren, ſo verließen ſie auch
Gebüſch.

Sie krochen, ſo gut es gehn wollte,
Ufer des Fluſſes, entkleideten ſich, und b
ben ſich ins Waſſer. Dieß heilſame Bad lin
te merklich ihre Schmerzen. Keine von i
Wunden war gefährlich, und ſie heilte
ſehr kurzer Zeit.

Hyder-Aly's Herz öfnete ſich
Hofnung, als ein neues Bedürfniß ſich
dringender ſpüren ließ, je weniger Aus
zu ſeiner Befriedigung vorhanden war.
Bedürfniß war der Hunger. Feriſha
Hyder hatten ſeit 24 Stunden nicht di
ringſte Nahrung genoſſen. Die Sorge
ihre Rettung die ſie bisher beſchäftigte,
te alle Kräfte ihrer Seele auf einen ein
Gegenſtand geheftet, und ihnen nicht Zeit
laſſen, an etwas anders zu denken.
machte das genommene Bad das Bedür
ihnen noch fühlbarer, durch Speiſe die
lornen Kräfte zu erſetzen. Was ſollten
aber anfangen? Und was ſollte aus i
werden? Hyder-Aly ſchien ganz in

zweiflung verloren. Ferisha affektirte eine Standhaftigkeit, die ihn innerlich ſelbſt verließ, und ſuchte ihn zu tröſten. Wo haben Sie ihren Muth gelaſſen? ſagte er. Sie würden jetzt in ihm Hülfsmittel finden, die Kriſis unſrer Lage zu beſtehn. Und bin ich nicht an Ihrer Seite, um Ihr Unglück zu theilen, und es ſo zu vermindern? Iſt überdieß Tod ein ſo großes Uebel, oder können die Menſchen ſich vor ihm ſichern? Nein, der Tod iſt eine Schuld, die alle Menſchen in dem Augenblick ihrer Geburt übernommen haben, und die der Weiſe bezahlt, ohne zu murren. Aber warum ſollten wir verdammt ſeyn, in dieſer Einöde zu ſterben? Wie oft kommt die Vorſehung dem Unglücklichen gerade in Augenblicken zu Hülfe, welche am Verzweiflungsvollſten ſchienen. Der, welcher uns den Armen des Todes entriß, die uns wie eine gewiſſe Beute umſchlungen hielten, der kann uns auch von neuem durch Mittel retten, die uns unbekannt ſind. Wir entgingen in voriger Nacht unſern Mördern; vielleicht hat Huſſin gleiches Glück gehabt. Und iſt dieſer großmüthige Freund nicht tod, wie wir dieß mit Wahrſcheinlichkeit annehmen können, weil wir ſeinen Körper nicht an der Stelle gefunden haben, wo er unter den Streichen unſrer Sklaven ſank; ſo ſinnet er ohne Zweifel, auf Hülfs- und Rettungs-Mittel für ſich und für uns, und ſo werden wir ihn bald wiederkommen und unſere Leiden enden ſehn.

Ferisha und Hyder kehrten, mit der Abenddämmerung, nach der Höhle zurück. Sie entdeckten an den Geſträuchen des Eingangs Beere und wilde Früchte, und aßen davon. Dieſes ſpärliche und unverhofte Mahl machte, daß ſie die Nacht beſſer hinbrachten, als ſie erwartet hatten. Sie erwachten am Morgen geſtärkt und voll Hoffnung: ſie begaben ſich, nachdem ſie noch ein Frühſtück von den Früchten des Gebüſches zu ſich genommen hatten, von neuem an den Fluß. Hier überlegten ſie, welchen Weg ſie wählen ſollten. Der Weg nach Iſpahan wäre freilich der beſte und empfehlungswürdigſte geweſen, allein dieſen Weg hatten auch die Sklaven genommen, und ſie konnten ihm nicht folgen, ohne zu wagen in ihre Hände zu fallen. Sie beſchloſſen endlich, an dem Ufer des Fluſſes hinzugehn, ob er ſie vielleicht zu irgend einem Wohnplatz führe, und ihre Richtung nach dem perſiſchen Meerbuſen hin, zu nehmen, der nicht weit entfernt ſeyn konnte. Wir haben ſchon oben bemerkt, daß di Wüſte Zend nicht ganz unbewohnt iſt. E

gib

gibt hier und da einige dürftige Hütten, die weit von einander entfernt, und gemeiniglich an den Ufern der Flüſſe liegen.

Von allen den Schätzen, die Hyder Aly von Delhy mit ſich genommen hatte, war ihm nur ein Gürtel mit Juweelen, ein Demant von großem Werth, und die paar Goldſtücke übrig geblieben, die in ſeiner und Ferisha Taſche ſich befanden. Das waren ſehr willkommene Hülfsmittel, allein um davon Gebrauch machen zu können, mußte man erſt Menſchen antreffen. Sie legten, in dieſer Hoffnung, drey Meilen zurück. Jetzt wurden ſie einen Klumpen großer Bäume gewahr die in einer Niedrigung, am Geſtade des Fluſſes gepflanzt waren. Unſre Wandrer glaubten bey dieſem Anblick am Ziel ihrer Leiden zu ſeyn, allein der Platz war unbewohnt. Unter dieſen Bäumen bemerkten ſie jedoch Pommeranzen-, Kokos- und Palmen-Bäume, und dieß minderte in etwas ihren Verdruß über ihre fehlgeſchlagene Hoffnung. Bald gelangten ſie in ein Thal, das um die Wette mit allen ländlichen Schönheiten prangte. Die Reize des Orts, die lieblichen Früchte, die er in Fülle enthielt, und die große Hitze des Tages, bewogen die beyden Wanderer, hier für heute Halt zu machen. Sie ſetzten ſich an den Fuß eines Baums, der ihnen ein undurchdringliches Obdach von Laub gegen die Strahlen der Sonne anbot. Vor ihnen ſchlängelte ſich der Fluß durch blumenreiche Wieſen, von Bäumen von mancherley Gattungen umringt, deren Unordnung ſelbſt ein zauberiſches Ganzes bildete. Die Hügel welche das Thal ſchloſſen, ſchienen von der Natur ausdrücklich dahin geſetzt zu ſeyn, um dieſe reizende Einöde zu verbergen, und verdeckten unſern Wandrern den Anblick der verbrannten Felſen, die ſie eben durchwandert waren.

Auf Hyder-Aly's Einbildungskraft, die nur zu ſehr ſchon geſpannt war, machten dieſe Lokal-Schönheiten den lebhafteſten Eindruck, und flößten ihm den ſeltſamen Gedanken ein, in dieſem ländlichen und ſimplen Aufenthalt, den ihn das Ohngefähr auffinden laſſen, ſein Leben zu beſchließen. Ich werde hier, dachte er bey ſich, in Frieden mich eines heitern Himmels, und einer geſegneten Erde freuen, fern von den Laſtern, welche die Menſchen peinigen und verunſtalten.

Während er ſich in dieſen Betrachtungen vertiefte, war Feridha auf den höchſten der Hügel-Kette des Thals geklettert, ob er nicht Wohnungen in der Ferne entdecken könnte; aber ſein Suchen war vergebens, und ſie mußten ſich entſchließen, die Nacht unter den Bäumen zuzubringen.

Sie wählten ſich zu ihrer Lagerſtätte drey der dichtbelaubteſten Ananas-Bäume, die ohngefähr 12 Fuß von einander entfernt in einem Dreyecke ſtanden. Ihre ſich durchſchlingende, und von allen Seiten bis auf die Erde herabhängende, Aeſte bildeten eine natürliche Laube oder Hütte, die von drey Seiten Oefnungen hatte: dieſe Oefnungen beſchloſſen ſie, auf das beſte zu verwahren. Sie hieben mit ihren Säbeln Zweige von den benachbarten Bäumen, rammelten die ſtärkſten dicht neben einander als Pfähle ein, durchflochten ſie mit ſchwachen biegſamern Aeſten, und brachten ſo eine Art von ovaler Hütte zuwege, wo Ferisha einen einzigen ſchmalen Zugang ließ, den er ebenfalls mit, dazu aufgeſparten, Aeſten verſchließen konnte, ſobald er ſich mit Hyder-Aly darinn befinden würde.

Beyde ſchmeichelten ſich, hier eine gute Nacht zuzubringen. Sie hatten eine Nahrung zu ſich genommen, die in Vergleichung mit der, woran ſie ſich geſtern begnügen müſſen, geſund, ſchmackhaft und reichlich geweſen war; ſie hatten ein Lager von Laub, in einer bequemen Hütte; ſie konnten ſich der gewiſſen Ausſicht überlaſſen, an Lebensmitteln und einem Obdach nie wieder Mangel zu leiden; kurz, alle Wahrſcheinlichkeiten trafen zuſammen, um ihnen eine ruhige Nacht zu verſprechen: allein kaum begannen ihre Augenlieder ſich zu ſchließen, als in ihre Ohren plötzlich ein durchdringendes und verdoppeltes Geſchrey drang. Bald wurden ſie überzeugt, daß das Brüllen, von welchem das Thal wiederhallte, von einem Tiger herrühre, der ſich in der Nachbarſchaft befand. Die gebrechliche Verwahrung ihrer Klauſe wäre gegen die Anſtrengungen eines ſo furchtbaren wilden Thieres, nur ein ſchwaches Schutzmittel geweſen. Sie kletterten alſo auf einen von den Bäumen, die ihrem Aufenthalt zum Dache dienten, nachdem ſie ſich mit ihren Säbeln bewafnet hatten. Als ſie auf die höchſten Aeſte geſtiegen waren, erblickten ſie, beym ſchwachen Sternenſchimmer, einen Tiger von ungeheurer Größe, der unter gräßlichen Verzuckungen ſich auf dem Boden wälzte, und von Zeit zu Zeit entſetzliche Sprünge that. Er ſchien ganz allein zu ſeyn. Hoder-Aly ſchlug dem Ferisha vor, mit dem Säbel über ihn herzufallen, zumahl da das Thier von Wunden oder heftigen Schmerzen abgemattet ſchien.

Schon ſtiegen ſie vom Baum, als ein ſcharfes Ziſchen ihren Entſchluß änderte, und ihnen das Geheimniß des Kampfs enträthſelte. Sie wurden, als ſie den Tiger genauer betrachteten, gewahr, daß ſich eine Schlange von ungeheurer Größe um ſeinen Leib gewunden hatte, die ihm durch die Wunden, die ſie ihm verſetzte, dieß Gebrülle des Schmerzens auspreßte.

Es fiel Hyder-Aly und Ferisha nun nicht mehr ein, ihren Schutzort zu verlaſſen; ſie erinnerten ſich mit Entſetzen, daß der ſüdliche Theil von Indien Schlangen von gewaltiger Größe, und 40 Fuß Länge enthält, welche oft auf die dichtbelaubteſten Bäume klimmen, und von dort herab auf ihre Beute ſchießen. Mit Grauſen bedachten ſie, daß ſie der Raub dieſes Ungeheuers geworden ſeyn würden, wenn ihm ein Zufall ihren Aufenthalt entdeckt hätte, oder ihm nicht dieſe andere Beute in Wurf gekommen wäre.

Der Tiger fieng an zu ermatten: ſein minder durchdringendes Brüllen, ſeine minder elaſtiſche Sprünge, ſeine minder raſchen

Bewegungen, alles zeigte an, daß er im Begriff ſey zu unterliegen. Wirklich hörte er auch auf ſich zu vertheidigen. Aber mit einemmal ſchien er ſich von neuem zu ermannen. Sein Gebrülle verdoppelte ſich mit der äuſſerſten Heftigkeit; er ſprang ſo ungeheuer hoch, und kam dem Dickigt, wo unſre zwey Beobachter lauſchten, ſo nahe, daß ſie in Furcht ſtanden, er mögte auf den Baum ſpringen, der ſie verbarg.

Perſonen, welche die Gewandtheit und Fertigkeit der Tiger kennen, werden dieſe Furcht nicht ungegründet finden. Zum Glück waren die auſſerordentlichen Anſtrengungen dieſes Ungeheuers um ſeinem Feinde zu entrinnen, die letzten und vergeblichen Bemühungen eines ſtarken Thiers, das mit dem Tod kämpft, und dazu den Ueberreſt ſeiner Kräfte zuſammennimmt. Dieſe waren bald erſchöpft, und der Tiger fiel dreißig Schritte vom Dickigt ohne Leben nieder.

Die Schlange feyerte ihren Sieg durch ein langes Ziſchen, von welchem das Gehölze wiederhallte. Auf dieſes Zeichen — denn das war es — kam eine zweyte Schlange zum Vorſchein, die nicht ſo groß als die erſtere war. Sie ſchleifte ſich auf zwey Dritttheilen ihres Körpers fort, während ſie das Vordertheil und den Kopf empor trug. Sie war gar bald bey ihrer Gefährtin angelangt, die auf ſie zu warten ſchien, und beyde verzehrten nun gemeinſchaftlich den Tiger.

Man kann ſich die Lage der beyden Zuſchauer, während dieſes gräßlichen Schmauſes denken. Seit länger denn zwey Stunden auf den Baum geſchmiegt, wagten ſie's nicht ihn zu verlaſſen, aus Furcht, das geringſte Geräuſche möchte ihren Zufluchtsort den beyden Ungeheuern verrathen, die ſie vor Augen hatten. Ferisha wurde gewahr, daß Hyder-Aly's Beſtürzung zunahm, er beſorgte, er mögte den Kopf verlieren, und vom Baume fallen. Er winkte ihm, ſo leiſe als möglich herabzuſteigen; ſie machten ohne Zeitverluſt, auf der entgegengeſetzten Seite von den Schlangen, eine Oefnung in die Laube, entfernten ſich eilig durch dieſen Ausgang, und verließen das Thal. Sie hielten nicht eher an, als im freyen Felde, und über eine Stunde weit vom Fluſſe: erſt dann wagten ſie es, ein wenig Ruhe zu genießen.

Allmählig ſchwanden die Hüllen der Nacht, und die Morgenröthe färbte die Gegenſtände umher. Das Erwachen der Natur be-

belebte wieder Hyder-Aly's Lebensgeiſter, und gab ihm Kräfte dem Ferisha zu folgen, der ihm dringend anlag, ihren Weg nach dem Meere, entlang dem kleinen Fluſſe, fortzuſetzen. Bald hatten ſie das Thal aus den Geſichte verloren, das ihnen jetzt mehr Entſetzen einjagte, als es ihnen Annehmlichkeiten verſprochen hatte. Aber eine neue Schwierigkeit zeigte ſich. Der Fluß der ihnen zum Wegweiſer diente, verlohr ſich in einem Schlund, am Fuß eines Felſen. Ferisha hoffte, daß wenn ſie in derſelben Richtung fortgingen, er wieder zum Vorſchein kommen würde, allein er war und blieb für ſie verloren.

Dieß verſetzte ſie in die gröſte Verlegenheit. Sie durften ſich nicht weiter vertiefen, wenn ſie nicht Gefahr laufen wollten, für Hunger und Durſt umzukommen. Ferisha ahndete wohl, daß das Meer nicht weit ſeyn könne; allein hohe Gebirge verbargen es. Sie beſchloſſen auf dem alten Weg umzukehren.

Die Hitze war drückend. Unſre Wanderer befanden ſich auf ſechs Stunden von dem Thal entfernt, wo ſie die Nacht zugebracht hatten. Der Hunger trieb ſie wieder dahin zurück. Allein kaum war dieß dringende Bedürfniß geſtillt, das ſie, gleichſam wider ihren Willen, nach dieſem traurigen Orte genöthigt, ſo beflügelte das Schrecken ihre Schritte, und ſie eilten der bekannten Höhle zu. Sie brauchten die Vorſicht, ſo viel Pommeranzen und Kokosnüſſe mit ſich zu nehmen, als ſie tragen konnten. Dieſer Vorrath gab ihnen Muth, und ſie verließen den folgenden Tag die Höhle nur, um neue Verſuche längs des Fluſſes anzuſtellen.

Ferisha that an Hyder-Aly den Vorſchlag, allein in der Gegend der Höhle zurückzubleiben, während er 12 Stunden weit an dem Fluß aufwärts gehn wollte, in der Hoffnung, eine gute Entdeckung zu machen. Aber Hyder-Aly verwarf den Rath ſeines Freundes, den ihm ein guter Geiſt einzugeben ſchien, und verfehlte ſo die Gelegenheit, den Huſſin wiederzufinden. Doch wie konnte er in der Zukunft leſen? Kennt ihr, ſchwache Sterbliche, die Pfade, die zur Glückſeligkeit führen? Unter der Leitung der Vernunft die euch zum Wegweiſer auf eurer ungewiſſen Reiſe dient, irrt ihr auf krummen, verwilderten Wegen; das Ohngefähr leitet eure Schritte, und zieht vor euch her. Ferisha war das einzige Gut, das Hyder-Aly übrig geblieben war. Sollte er ſich von ihm trennen? Nein, er begleitete ihn. Doch ihre Nachforſchungen blieben fruchtlos, und trugen ihnen nichts ein als große Ermüdung.

Als ſie ſich dem Geſträuch näherten, das die Höhle umgab, wurde Hyder-Aly deutlich im Sande die Fußtapfen eines Mannes gewahr, die, aber aus einer andern Richtung als die ihrige, gerade nach demſelben Mittelpunkt zu liefen. War es ein Feind, oder war es ein unglücklicher Wandrer, der gleiches ſtrenges Schickſal mit ihnen theilte? In keinem Falle konnte ein einzelner Mann ſehr zu fürchten ſeyn; doch, vielleicht war es gar Huſſin? — Ja, es iſt Huſſin! riefen Ferisha und Hyder zugleich. Sie eilten in die Höhle, und glaubten gewiß dort ihren Gefährten anzutreffen; aber vergebens tönte das unterirdiſche Gewölbe von Huſſins Namen wieder. Der Wiederhall wiederhohlte ihn bis ins Unendliche, doch Huſſin hörte ihn nicht. Gleich mit Anbruch des kommenden Morgen verfolgte Ferisha, auf eine Stunde weit, die bemerkte Spur; ſie verlor ſich mitten im Sande. Er verſicherte bey ſeiner Rückkehr ſeinem Zögling, Huſſin könne nicht fern ſeyn, und wenn ſie hier einige Zeit verweilen wollten, ſo würden ſie ihn unausbleiblich wiederfinden.

Nach dieſem gefaßten Entſchluß, ſannen ſie nur darauf ſich ihren Aufenthalt in der Wüſte ſo gut als möglich zu erleichtern. Sie thaten mehrere Reiſen nach dem fruchtbaren Thal, und hohlten ſich einen Ueberfluß an Früchten und andern Bedürfniſſen. Nothdurft erzeugt Erfindungsgeiſt. Sie verfertigten einen Schlitten von geflochtenen Zweigen, die mit Stricken von Baſt feſtgebunden waren. Er diente ihnen die Früchte, und das Laub zu ihren Lagerſtätten, aus dem Thale in die Höhle zu ſchaffen. Die ſtarken Baumäſte brachten ſie auf den Gedanken, das Dorngebüſch, das den Höhleneingang verſperrte, abzuhauen, und ihn ſtatt deſſen durch eine ſtarke Verpalliſadirung zu verwahren.

So verlebten ſie, ziemlich ruhig, zwey ganze Wochen in dieſer Einſamkeit. Ferisha hatte ſogar ein Mittel gefunden, Fiſche zu fangen. Doch nach Verlauf von 14 Tagen gaben ſie die Hoffnung auf, Huſſin wiederzuſehn, und überließen ſich von neuem der Schwermuth.

An einem Tag, wo das böſe Wetter ſie in der Höhle zu bleiben zwang, beſchloſſen ſie, aus Langerweile, alle Winkel und Krümmungen derſelben zu durchſtöbern. Zu dem Behuf verſahen ſie ſich mit einem großen Vorrath von harzigten Reiſern und Aeſten, um ſie ſtatt der Fackeln zu gebrauchen. Sie ließen brennende Bündel davon auf ihrem Wege zurück, und vertieften ſich bey ihrer Hellung in den Schooß der Erde; mit eilenden Schritten durchſtrichen ſie mehrere Grotten, die theils durch Gänge, theils durch Vorräume oder Kabinette von einander abgeſondert waren. Für Bewunderung über die majeſtätiſchen Schönheiten, die ſie in dieſem ungeheuern, von den Händen der Natur gebildeten, Pallaſt erblickten, vergaßen ſie, daß ihr Vorrath an Fichten-Reiſern abnahm. Sie dachten nicht eher daran umzukehren, als bis das Feuer in ihren Händen erloſch.

Die zurückgelaſſenen brennenden Haufen waren gleichfalls ausgegangen, und ſie befanden ſich nun ohne Licht, ohne Wegweiſer in der dicken Finſterniß dieſes weiten, unterirdiſchen Labyrinths. Zu ſpät bereute jetzt Hyder ſeine unvorſichtige Neugier. Angſt und Ermattung zwangen ihn ſich niederzuſetzen, um Kräfte zu ſammeln. Tauſendmal hatte er ſich den Tod gewünſcht, jetzt, da ſeine Ankunft unausbleiblich ſchien, fürchtete er ihn; ſo ſehr bangt dem Menſchen vor ſeiner nahen Vernichtung. Feriſha allein behielt ſeine unerſchütterliche kalte Standhaftigkeit. Er beredete Hyder aufzuſtehn, und ihm zu folgen. Dieſer that es, aber ſonder Hoffnung.

Sie vernahmen ein dumpfes Getöſe, ein gräßliches Brauſen, das zuletzt, ſo wie ſie weiter kamen, zu einem furchterweckenden Brüllen wurde. Hyder wähnte ſich ſchon am Ende ſeines Lebens, als er eine ſchwache Hellung gewahrte. Nun beſeelte Hoffnung von neuem ſein Herz. Das Licht wurde immer heller und heller; endlich fanden ſich unſere Wandrer aus dieſen unterirdiſchen Pfaden erlöſet, und wieder unter freyem Himmel. Ihre Verwunderung ſtieg zum höchſten Grad, als ſie ſich am Geſtad des Meers, auf ödem Strand erblickten. Die Wellen des Meers, die ein Sturm peitſchte, hatten jenes Getöſe verurſacht, das ſie in der Höhle ſo entſetzt hatte.

Allein dieſe Küſte gewährte den ſchrecklichſten Anblick. Eine Kette unzugänglicher Gebirge, ſcharfe Felſenſpitzen, über einander gethürmte und geſchichtete Klippen, deren einige, auf die unbezweiflichſte Weiſe, in der Luft wie aufgehangen ſchienen; fürchterliche

Abgründe und Spalten, deren Wände ſenkrecht abgeſchnitten waren, und deren Grund ſich im Innerſten der Erde verlor: kurz, auf dem ganzen Erdball gibt es vielleicht keine wildere und traurigere Gegend.

Hyder und Ferisha gingen am Strand hin, ohne eine beſtimmte Abſicht zu haben, als ſie eine Weibsperſon den Berg herabſteigen ſahn. Ferisha redete ſie in perſiſcher Sprache an, die er ſehr gut verſtand, er flehte um ihre Hülfe, und erkundigte ſich zugleich, in welcher Gegend ſie ſich befänden? Er hatte ſich nicht geirrt. Sie befanden ſich am perſiſchen Meerbuſen, 15 Stunden von Diu. Allein die Fremde ſetzte hinzu, man könne nicht zu Lande und am Ufer hin nach dieſer Stadt kommen, weil die Klippenriſſe der Rhede ſich viele Stunden weit ins Meer hinaus erſtreckten. Ferisha bat ſie, ihm zu ſagen, welchen Weg man nehmen müſſe, um nach Diu zu gelangen, das er als das Ziel ſeiner Reiſe vorſchützte. Doch alle Wege die ſie vorſchlug, ſchienen zu gefährlich oder zu mühſam: ſie führten zwiſchen gräßlichen Abgründen, auf Klippen und Felſen, deren Jähe und Steile hinreichend war, um jeden abzuſchrecken. Hyder und Ferisha, vom Hunger gepeinigt, und in der quälendſten

Verlegenheit, was ſie anfangen ſollten, baten endlich die Fremde, ſie bey ſich aufzunehmen, um die Nacht zuzubringen.

Es ſteht im Vedam geſchrieben, daß Freymüthigkeit und Großmuth, als Habſucht und Geiz ſie aus den Städten verjagten, in die Gebirge geflohen ſind. Hyder empfand jetzt die Wahrheit davon, denn die Fremde war ſogleich bereitwillig ihnen beyzuſtehn. Kommt mit mir, unglückliche Fremdlinge, ſagte ſie, ich will euch an einen Ort führen, der euer Erſtaunen erregen wird.

Sie gingen zwey Stunden lang am Meeresſtrande hin, bis zur Mündung eines kleinen Fluſſes, dem ihre Wegweiſerin ſie folgen ließ. Bald gelangten ſie in ein Thal, wenn man anders dieſen Namen einer Oeffnung zwiſchen zwey Felſen geben kann, die nicht breiter war, als das Bette des Fluſſes, in welchem ſie wandeln mußten. Die zwey Felſen waren ſo nahe und ſo hoch, daß unſre Wandrer kaum den Himmel über ihren Häuptern gewahr werden konnten.

Nach einem einſtündigen Gang verließen ſie das Flußbette, und ſchlugen einen Pfad ein, der ſich in einer Felſenſpalte zeigte.

Es ging ſo ſteil aufwärts, daß ſie ſich mit den Händen helfen mußten, um ihrer Wegweiſerin zu folgen, die in dieſen Bergen mit der Leichtfüßigkeit einer Gazelle lief.

Ihr Entſetzen wuchs, als ſie ſich auf dem Gipfel des Felſens befanden. Der Pfad war hier keine 4 Fuß breit. Auf der einen Seite ſtieg ein Berg bis in die Wolken empor, auf der andern Seite verlor ſich ein Abgrund ſenkrecht in der Tiefe, wo der Blick kaum den kleinen Fluß auf dem Grund unterſcheiden konnte. Sie mußten nothwendig über dieſen gefährlichen Rand oder Karnies hin. Ihre Wegweiſerin ging voraus, und warnte ſie, nicht hinunter auf den Fluß zu blicken, ſondern die Augen beſtändig in die Höhe, auf den Berg zu heften, und vorſichtiglich fortzuſchreiten. Wo der Rand aufhörte, wurde der Weg gangbarer.

Hyder, und ſelbſt Ferisha fingen an es zu bereuen, ſich ſo leichtſinnig und unüberlegt einer Unbekannten anvertraut zu haben, als plötzlich, ſo wie ſie über die Spitze des Felſen hinaus kamen, die prächtigſte Landſchaft vor ihren Augen da lag. Ihre Führerin blieb einen Augenblick ſtehn, und weidete ſich an der angenehmen Ueberraſchung, in welche ſie das unerwartete Schauſpiel verſetzte.

Sie drang endlich in ſie, weiter zu gehn, um noch vor Ende des Tags in ihrer Heymath zu ſeyn. Die Sanftmuth ihrer Züge, und die Güte mit der ſie von ihr am Ufer aufgenommen worden waren, gaben Hyder und Ferisha das Herz, ſie zu fragen, was das für ein Land ſey, das ſie vor ſich ſähen? „Ihr werdet es zu ſeiner Zeit erfahren, gab ſie lächelnd zur Antwort, jetzt begnügt euch daran zu wiſſen, daß dieſes Thal, deſſen Schönheit euch entzückt, von Menſchen bewohnt wird, die eines ſolchen reizenden Aufenthalts würdig ſind. Hier werdet ihr der Glückſeligkeit genießen, nach deren flüchtigen Schatten man anderwärts vergebens haſcht; Wohl euch, wenn Unbeſtändigkeit ſie nicht ſtört; ſie iſt die einzige Feindin, die ihr in dieſem, vom ganzen übrigen Menſchengeſchlecht geſchiedenen Ort zu fürchten habt.“

„Ich traure um den Verluſt eines Jünglings, der ein beſſeres Schickſal verdiente; vor einem Monat ohngefähr traf ich ihn faſt an der nehmlichen Stelle an, wo ich euch gewahr wurde. Ach! wie war er ſo unglücklich! Von ſeinem Zuſtand gerührt, bot ich ihm an,

ihn

ihn nach der Freyſtätte zu bringen, wo wir jetzt ſind. Meine Landsleute nahmen ihn freudig auf, und ſuchten ſeinen Kummer zu zerſtreuen, allein nichts vermogte ihn von ſeiner Schwermuth zu heilen. Ganze Tage brachte er auf jenem Felſen zu, traurig nach dem Meere blickend.“

„Die Gaſtfreyheit die ich gegen ihn ausgeübt, hatte mir ſein Vertrauen erworben. Er hatte mir entdeckt, daß er von Freunden getrennt worden, und entſchloſſen ſey, ſie wiederzufinden, oder zu ſterben. Ich bewunderte die Standhaftigkeit dieſes tugendhaften Jünglings; ich erfuhr alle Umſtände des Unglücks, das ihn ſo beugte; allein ich hoffte, die Zeit werde Troſt in ſeine Seele gießen. Ach! er hat uns verlaſſen, ohngeachtet ich Alles aufbot, ihn bey uns zu behalten. Der Himmel hat mir eine liebenswürdige Tochter geſchenkt. Ich würde mich für die glücklichſte der Mütter gehalten haben, wenn er ſie hätte zur Gattin wählen, und ſeinen Aufenthalt in dieſem Thale nehmen wollen.“

Bey dieſer Erzählung füllten ſich Hyder's und Ferisha's Augen unwillkührlich mit Thränen: die auffallende Aehnlichkeit zwiſchen dem Schickſal dieſes Unbekannten und dem ihrigen, entlockte ſie ihnen, ohne daß ſie noch ahndeten, daß jener Unbekannte ihnen ſelbſt ſo nahe angehe. Sie ſetzten unter Laubengängen von Cocos-Palmen- und Ananas-Bäumen ihren Weg fort, und entdeckten bald ohngefähr ein funfzig kleine Wohnungen, die ein ſehr hübſches Anſehn von fern hatten. Ihre Führerin zeigte ihnen den Weiler, und ſagte: „dieß iſt unſre Wohnſtätte, dieß iſt der friedliche Ort, wo wir, frey von den Betrügereyen der Menſchen, und dem grauſamen Spiel des Zufalls, ein Leben ohne Beſchwerden, im Genuß unſchuldiger Freuden, leben. Der Boden, ohne mühſame Bearbeitung zu heiſchen, verſchwendet ſeinen Reichthum an uns. Gleiches Glück erwartet euch, und wir werden uns freuen, wenn wir euch es theilen ſehn.

Sie traten endlich in Zulmiren's Hütte (ſo hieß ihre Führerin). Sie ſtellte die beyden Fremdlinge ihrem Manne und ihren zwey Kindern, einem Sohne und einer Tochter, vor. Ihr Mann ſchien in der vollen Kraft des Mannesalters; auf ſeiner Stirne glänzten noch einige Ueberreſte der Jugend-Anmuth. Zu ſeinem Erſtaunen erfuhr Hyder, daß er ſchon ein Greis, und hoch bey Jahren ſey. Er empfing ſeine Gäſte mit einer freundlichen Offenheit, wie man ſie kaum bey uns gegen ſeine beſten Freunde äuſſert. Ein frugales und reinliches Mahl wurde aufgetiſcht; es beſtand aus Seefiſchen und Obſt. Das Obſt lag in ſchön geflochtenen Binſen⸗Körben, und der Fiſch in großen Muſchelſchaalen. Kleinere Muſcheln vertraten die Stelle der Teller.

Nach der Mahlzeit brachte man ſie in die Zelle, die ihnen beſtimmt war. Sie fanden hier ein Lager von Laub, und wilde Ziegenfelle zu Decken.

Hyder brannte für Ungeduld, mit Ferisha allein zu ſeyn. Alles was mit ihnen vorgegangen war, ſeit ſie die Höhle verlaſſen hatten, ſchien ihm Zauberey. Aber konnten nicht Dornen unter dieſen Blumen lauſchen? Ferisha, der die Menſchen kannte, beruhigte ihn, und verſicherte ihm, daß ſie von dieſem gaſtfreyen Volke höchſtens nur dieß zu befürchten hätten, daß es, aus den beſten Abſichten, und um ſie vor neuen Widerwärtigkeiten zu ſichern, ihrer Rückkehr nach Indien Schwierigkeiten in den Weg lege, wenn ſich eine Gelegenheit dazu zeigen würde. Ihr Geſpräch fiel nun auf den jungen Menſchen, deſſen Geſchichte ſo viel Aehn⸗

lichkeit mit der ihrigen hatte. Bey näherer Vergleichung bemerkte Jerisha, daß die Zeit, wo Zulmire dieſen Fremdling am Meeresufer gefunden, genau mit der Zeit übereintreffe, wo ſie ſelbſt durch die in der Gegend der Höhle entdeckten Fußtapfen eines Menſchen aufmerkſam gemacht worden waren.

Sie zweifelten nun nicht länger, daß es Huſſin ſelbſt geweſen ſeyn müſſe, den das Verlangen ſie wiederzufinden, in die Grotte geführt habe. Vermuthlich hatte dieſer großmüthige Freund gleichfalls die Spuren ihrer Fußtritte bemerkt, allein in der Ungewißheit, ob es nicht vielleicht die eines Feindes wären, den er ſorgfältig zu meiden habe, hatte er ſich ohne Zweifel in die Krümmungen des unterirdiſchen Ganges vertieft, und war durch denſelben glücklichen Zufall herausgekommen, der ſie ſelbſt herausgeführt. Wie leid that es jetzt unſern beyden Freunden, ſich juſt an dieſem Tage entfernt zu haben. Aber ſteht es in der Gewalt der Menſchen, ſolchen Fällen vorzubeugen? Was man Klugheit nennt, iſt oft weiter nichts als eine Folge glücklicher Umſtände. Sie wurden einig, ſich auf das genaueſte nach dem Detail der Ankunft und Abreiſe des Fremdlings zu erkundigen, welchen

Weg er genommen, wie er geheißen, und aus welchem Lande er gebürtig geweſen?

Als ſie den andern Morgen ihre Wohnung verließen, trafen ſie auf Zulmiren, die ſich zu erkundigen kam, wie ſie die Nacht zugebracht hätten. Sie ſchlug eine Promenade in einen an die Hütte ſtoßenden Baumgarten vor; ſie machte ſie aufmerkſam auf deſſen Annehmlichkeiten, und drang in ihre Gäſte, ſich auf immer in dieſem Thale anzuſiedeln.

Hyder ſah jetzt die Richtigkeit von Feriſha's Bemerkung ein, daß ſie an dieſem reizenden Orte nichts weiter zu fürchten haben würden, als wider Willen da bleiben zu müſſen. Doch Huſſin hatte ihn ja verlaſſen dürfen; troz dieſer Erinnerung konnte ſich Hyder doch nicht einer düſtern und tiefſinnigen Laune erwehren, welche Zulmire gewahr wurde. Sie bat ihn ſo freundlich und beweglich ihr die Urſache ſeines Kummers zu entdecken, daß Feriſha, um einem Ausbruch von Indiſcretion von ſeiner Seite auszubeugen, ſelbſt das Wort nahm.

Er dankte Zulmiren für ihren verbindlichen Empfang, und für das noch verbindlichere Anerbieten, ſie unter der Zahl der glücklichen Beſitzer dieſer reizenden Freyſtätte aufzunehmen. „Aber, fuhr er fort, es ſteht nicht in unſerer Macht, dieſes Glücks theilhaftig zu werden. Befehle, denen wir uns nicht entziehn können, rufen uns in andre Gegenden. Du warſt die Vertraute des unglücklichen Fremdlings, über deſſen Entfernung du traureſt. Wir ſind die Freunde die er aufſucht. Ohne Zweifel hat er dir das Bubenſtück unſrer Sklaven erzählt. Vielleicht beweint uns Huſſin als tod; es iſt unſre Pflicht, ihn nicht länger in dieſem grauſamen Irrthum zu laſſen. Du ſagteſt uns geſtern, Diu, die Hauptſtadt der Landſchaft Zend, ſey nur funfzehn Stunden von hier entfernt. Wollteſt du uns die kleinſte Barke verſchaffen, ſo könnten wir uns nach dieſer Stadt begeben, wo wir gewiß einige Nachricht von unſerm Freunde finden würden.“

„Wie gern wollte ich euch dieſen Dienſt leiſten, erwiederte Zulmire, allein ob ihr mich gleich am Ufer des Meeres antraft, und ob wir gleich zuweilen dahin aufs Fiſchen gehn, ſo beſitzen wir doch auch nicht eine Barke, oder was dem ähnlich wäre, ſo nützlich ſie uns auch zum Fiſchfang ſeyn würde. Denn Barken oder andere Fahrzeuge würden gar bald verrathen, daß hier Menſchen wohnten, und dann wären wir keinen Augenblick mehr ſicher.

Die Wüſte Zend, die uns umgibt, wird von arabiſchen und Schalliats-Räubern durchſtrichen, die nur darauf ausgehn, Sklaven zu machen. Wenn ſie eine gewiſſe Anzahl derſelben beyſammen haben, ſo begeben ſie ſich durch einen ſchrecklichen, unterirdiſchen Gang, deſſen Winkel und Schliche ihnen allein bekannt ſind, an dieſen Strand. Hier bleiben ſie ſo lange gelagert, bis die Schiffe ihrer Nation anlangen, welche dieſe Küſte zweymal im Jahr beſuchen. Die Räuber verhandeln ihnen ihre Sklaven, und ſobald die Schiffe abgeſegelt ſind, verlaſſen auch ſie die Küſte, um ihre Streyfereyen von neuem anzufangen.

Erfahrung hat uns die ohngefähre Zeit der Ankunft der arabiſchen Schiffe kennen gelehrt. Sobald dieſe Zeit ſich nähert, hält einer von unſern Landsleuten auf den Felſen täglich Wache, und benachrichtigt die Kolonie von der Ankunft der fremden Schiffe. Wir halten uns dann ſo lange in unſern Hütten verſchloſſen, als ſie an der Küſte verweilen, und verlaſſen ſie erſt einige Tage nachher, wenn wir die Araber haben abreiſen ſehn.

Dann begeben wir uns, ſo oft wir wollen, ans Meer, das ſehr fiſchreich iſt, und jede Familie von uns beſchäftigt ſich drey Monate lang mit dem Fiſchfang.

Uebrigens, wenn der Fremdling, der uns vor 8 Tagen verließ, euer Freund iſt, ſo dürft ihr nicht hoffen, ihn zu Diu anzutreffen. Er ſchifft in dieſem Augenblick auf dem großen Weltmeer, denn er beſtieg eins von den Schiffen, die fernher aus dem Abendlande kommen, um Zitze und Kattune an den Küſten von Koromandel und Bengalen zu kaufen. Dieſer Fremdling, wie ich euch ſchon erzählt habe, brachte ganze Tage damit zu, von einem Felſen ſeine Blicke auf das Meer zu heften. Einsmal kam er freudiger als gewöhnlich ins Dorf zurück. Auf mein Befragen entdeckte er mir, daß er ein Schiff auf die Küſte habe zuſteuern ſehn, und daß er dieſe Gelegenheit nutzen wolle, um in ſein Vaterland zurückzukehren, und ſeinen Freunden Hülfe zu bringen. Mir war bange, es möchte dieß eins von den arabiſchen Handelsſchiffen ſeyn, und der großmüthige Fremdling, ſtatt des gehoften Beyſtands, nur die ſchrecklichſte Sklaverey finden. Mit vieler Mühe beredete ich ihn, erſt den andern Morgen an den Strand hinab zu gehn, und mein

Mann verſprach ihn, mit noch einigen von unſern jungen Leuten, zu begleiten, um ihn im Nothfall zu ſchützen.

Zum Glück war alle dieſe Vorſicht unnöthig. Mein Mann, der mit Tagsanbruch den Felſen beſtiegen hatte, von welchem man das Meer in der Ferne ſehn kann, ſah das Schiff ohnweit des Ufers vor Anker liegen, und erkannte es an ſeiner Bauart, für ein europäiſches, die er in ſeiner Jugend geſehn hatte. Huſſin begab ſich nun voller Freuden ans Ufer, und wir ſahn ihn in die Schaluppe des Schiffes ſteigen, wohin ihn unſre Wünſche und unſre Theilnahme begleiteten. Bey ſeiner Abreiſe ließ er uns einen Brief zurück, der in einer unbekannten Sprache geſchrieben iſt, und bat uns ihn aufzubewahren, und ihn den Perſonen zu zeigen, die das Ohngefähr auf dieſe Küſte verſetzen könnte. Ihr ſollt ihn leſen; vielleicht enthält ſein Inhalt Aufſchlüſſe die zu eurer Beruhigung gereichen können.

Sie gingen wieder in die Hütte, und Zulmire händigte dem Ferisha folgenden Brief ein, der in der alten Sanskrit Sprache geſchrieben war.

„Wer du auch biſt, den Zufall oder Vorſatz in dieß Thal führt, ſey der Vertraute meines Unglücks! Hyder-Aly-Kan begab ſich auf ſeines Vaters Befehl, an den perſiſchen Hof; die Sklaven von ſeinem Gefolge machten in der Wüſte Zend einen Anſchlag auf ſein Leben und ſeine Schätze. Der weiſe Ferisha und ich begleiteten den Prinzen; wir vertheidigten ihn bis auf den letzten Blutstropfen. Aber ich ſank, ohne Beſinnungskraft, unter den Streichen der Mörder, und mir iſt unbekannt welchen Ausgang das Gefecht genommen hat.“

„Als ich nach und nach ins Leben zurückkam, fand ich mich ganz allein. Troz meiner Wunden und meiner Schwäche, wanderte ich die ganze Nacht umher, ohne einen beſtimmten Weg zu halten, und immer in der Hoffnung, meine Gefährten in der Ebene anzutreffen. Leider! waren meine Nachforſchungen fruchtlos. Vom Hunger gepeinigt, begab ich mich in eine ungeheure Höhle, und glaubte dort mein Grab zu finden. Ich durchſtrich ihre verborgenſten und finſterſten Gänge, und gelangte, durch den ausserordentlichſten Zufall, aus dieſer Höhle, wo ich den Tod ſuchte, an das Ufer des Meeres. Die großmüthige Zulmire, die am Strand mit fiſchen beſchäftigt war, führte mich in dieſen reizenden Aufenthalt. Ich entreiße mich ihm heute, um an Bord eines franzöſiſchen Schiffs zu gehn. Ich wünſche mich nur in mein Vaterland zurück, um wiederzukommen, und Hyder-Aly in der ganzen Gegend der Wüſte Zend aufſuchen zu können. Sollte daher durch einen ähnlichen glücklichen Zufall Hyder oder Ferisha in dieſe anmuthige Freyſtätte verſetzt werden, ſo bitte ich ſie, hier meine Rückkunft zu erwarten.“

Natürlich war nach Leſung dieſes Briefs nicht die Rede mehr von Diu. Ferisha, der die perſiſche Sprache mit größerer Leichtigkeit ſprach als Hyder, nahm es auf ſich, Zulmiren dieſe frohe Botſchaft zu hinterbringen. Zulmire vergoß Thränen der Freude, ſo ſehr entzückte ſie der Gedanke, Huſſin wieder zu ſehn.

Noch an demſelben Tage nahm ſie Zulmirens Mann in den Schooß ſeiner Familie auf. Sie erhielten die folgenden Tage Beſuch von den vornehmſten Einwohnern, die ſie auf das liebreichſte bewillkommten. Die guten Leute beſchenkten ſie mit Fiſch der an der Sonne getrocknet war, mit Wurzeln, Reiß und Obſt.

Namor, Zulmirens Sohn, war ein junger Mann von 25 Jahren, groß und wohlgebaut; mit der einnehmendſten Geſtalt vereinigte er eine feſte und erhabene Seele. Die Erzählung von Hyder-Aly's Unfällen hatte ſolch' einen Eindruck auf ihn gemacht, daß er ihm ſeine Rührung darüber bey jeder Gelegenheit bezeugte. Er wich ihm nicht von der Seite, und wenig fehlte, ſo hätte ihm ſeine Anhänglichkeit an Hyder in der Folge ſeine Freyheit gekoſtet.

Julia, Namor's Schweſter, trat ihr 15tes Jahr an. Zulmire hatte nicht zu viel von ihrer Tochter geſagt, als ſie ſolche ſo liebenswürdig ſchilderte. Die Natur hatte ſie mit allen den Reizen und Vorzügen begabt, die ein Frauenzimmer unter ihrem Geſchlechte auszeichnen. Offenheit und Unſchuld malten ſich in ihrem Geſichte. Ihre Geſichtsbildung war edel und regelmäßig. Die ſchönſten Augen, der ſchönſte Mund, und ein langes, ſchwarzes Haar, erhoben die Weiße ihrer Farbe. Ihr Blick war zärtlich und feurig, ihre Bewegung leicht und natürlich, ihre Stimme ſanft und biegſam, ihr Wuchs ſchlank und zierlich; die Haltung ihres Körpers war majeſtätiſch. Und doch waren alle dieſe Reize noch das wenigſte, was man an ihr bewunderte, denn die Schönheit ihrer Seele übertraf noch alle dieſe körperliche Vorzüge.

Dieß liebenswürdige Mädchen liebte den Huſſin. Da ſie keiner Verſtellung zumal in einem Lande fähig war, wo Ungezwungenheit und Genuß des freyen Willens zu dem glücklichen Erbtheil jedes Bewohners gehörte, ſo hatte ſie ihrer Mutter ihre Empfindungen vertraut, und eben dieſes hatte Zulmiren, die ihre Tochter ſo zärtlich liebte, bewogen, Alles anzuwenden, um Huſſin zum Bleiben im Thal zu bereden. Sie theilte Julien ſogleich die frohe Nachricht von ſeiner baldigen Rückkehr mit, und dieß wirkte um ſo mehr auf Julien, da ſie ſich ſchmeichelte, Liebe habe einigen Antheil an dieſer Rückkehr des Huſſin. Dieſer Wahn beſänftigte ihren Schmerz, und verbreitete Frieden und Heiterkeit über ihre Seele.

Hyder-Aly und Feriksha brachten ein ganzes Jahr in dieſem Thale zu. Was ſie hier von der innern Einrichtung und Verwaltung dieſes kleinen Thals erfuhren, iſt zu merkwürdig, um nicht den Leſer zu intereſſiren.

Wir haben ſchon oben angemerkt, daß die Wüſte Zend von einer Bergkette durchſchnitten wird, welche von Kandahar bis an den perſiſchen Meerbuſen läuft. Dieſe Kette iſt an einigen Stellen niedrig, allein von Diu an, längs dem Meer bis an den Ausfluß des Indus, iſt ſie ſehr ſteil, und ſo ungeheuer hoch, daß ihre Gipfel, ohngeachtet ihrer Lage unter dem heißen Erdgürtel, mit Schnee, ſo alt wie die Welt, bedeckt ſind.

Dieß rauhe Land, das man nur für eine Wohnung wilder Thiere halten ſollte, enthält mehrere Thäler, von denen einige weitläuftig und anmuthig ſind. Dahin gehört das, wo Hyder ein Jahr zubrachte. Die Natur hat den Zugang zu dieſem Thal äußerſt erſchwert, um es vor dem übrigen Theil der Erde zu verbergen. Man muß es wiſſen, daß der ſchmale, gefährliche, und mühſame Pfad dahin führt, um es zu wagen ihn zu betreten. Auch verdankt man ſeine Entdeckung einem bloßen Zufall.

Die Länge des Thals beträgt 15 Stunden, und ſeine mittlere Breite hält deren ſechs. Es würde der üppigſten Einbildungskraft ſchwer fallen, ſich eine prächtigere Landſchaft zu erſchaffen. Was die Dichter und Romanenſchreiber in ihren Fiktionen zum Gemälde eines ſchönen Landes erdacht haben, findet ſich hier vereinigt und in Wirklichkeit. Die Ebene gleicht einem weitläuftigen Garten, durch den ſich viele Bäche mit lebendigem Waſſer winden, die mit großem Getöſe von den Seiten der Berge in pittoresken Waſſerfällen herabſtürzen, und ſich dann durch eine unermeßliche blumichte Wieſe ſchlängeln. Man ſollte glauben, dieſe Bäche wollten durch ihre häufigen Krümmungen, und öfteres Zurückkehren, zu verſtehn geben, wie leid es ihnen thue, dieſen zauberiſchen Aufenthalt zu verlaſſen, um ſich ins Meer zu ergießen.

Dieß Thal wurde erſt ſeit 30 Jahren bewohnt. Mehrere von den Stiftern der Kolonie waren noch am Leben. Eins der ſonderbarſten Ereigniſſe hatte ſie dahin gebracht.

Kaufleute von Diu rüſteten ein Schiff zum Handel im Bengaliſchen Meerbuſen, aus. Allein kurz, nach dem Auslaufen wurde dieß Schiff von einem Sturm befallen, und ſcheiterte an den Klippen dieſer Küſte. Von den 35 Perſonen der Schiffsmannſchaft retteten ſich nur 7 vier Männer und drey Weiber, die von den Wellen mit einbrechender Nacht ans Ufer geworfen wurden. Alle übrige gingen mit der ganzen Ladung zu Grunde.

In der Freude über ihre Errettung aus dem gewiſſen Tode, dachten die armen Schiffbrüchigen weder an das was ſie verloren hatten noch an die Gefahren, die ihnen noch bevorſtehen könnten. Sie kletterten auf die Felſen, und harrten bis die Sonne aufgehn, und über ihr Schickſal Licht verbreiten würde. Unterdeſſen dauerte der Sturm die ganze Nacht mit ſolcher Wuth fort, daß er mehrere Stücke des Wracks ans Ufer warf. Dieſem Zufall verdankten ſie ihre Erhaltung.

Mit der Morgenröthe wurden ſie dieſe Trümmern ihres Schiffs am Strande gewahr. Der Hunger trieb ſie dahin; ſie fanden auch einige Lebensmittel auf dem Wrack, aber niemand von ihren Gefährten mehr am Leben. Jetzt kam es darauf an, eine bewohnte Gegend ausfindig zu machen, wo ſie ſich Hülfe und Unterſtützung verſchaffen könnten. Allein, wie niederſchlagend und kummervoll war für ſie die Entdeckung, als ſie ſich, nach den mühſamſten Nachforſchungen überzeugten, daß die Sandebene, wohin ſie ihr unglückliches Schickſal verſchlagen hatte, nirgends einen Ausgang darböte? Im erſten Augenblick der

Verzweiflung beneideten ſie ihre ertrunkenen Kameraden. Doch endlich faßten ſie ſich von ihrer Beſtürzung, und arbeiteten einſtimmig an der Erhaltung ihres vom Sturm verſchonten Lebens.

Sie ließen ſich an der Mündung des kleinen Fluſſes nieder, welcher die Ebene von der Weſtſeite ſchließt. Sie zogen dieſe Stelle wegen des ſüßen Waſſers vor, das ihnen ſo unentbehrlich war, und auch weil hier einige Geſträuche wuchſen. Sie beſchloſſen ſich hier anzubauen. Männer und Weiber legten ſogleich Hand an, und führten aus den Trümmern des Wracks drey ziemlich bequeme Hütten auf. Die eine ſollte zur Niederlage für die aus dem Schiffe geretteten Lebensmittel und Effekten dienen; die mittlere wurde für die drey Weiber beſtimmt; und die dritte, und nächſte am Meere bezogen die Männer.

Die 4 Perſer führten die Namen, Nadir, Miſuf, Sady, Zahir. Die 3 Weiber, hießen Zulie, Mirza und Zeloide. Gleichheit des Schickſals hatte dieſe 7 Perſonen zuerſt vereinigt, bald wurden ſie es noch mehr durch die Gleichheit der Denkungsart. Die Lebensmittel, die ſie aus dem Schiffe ſalvirt, konnten nothdürftig auf einige

Monate zureichen, ſie ſannen alſo bey zeiten darauf, ihren Mangel zu erſetzen, wenn jene aufgezehrt ſeyn würden. Die Weiber waren mit dem Detail der Wirthſchaft beſchäftigt, und entfernten ſich nicht weiter von den Wohnungen, als um Muſcheln am Ufer zu ſuchen. Zwey von den Männern blieben wechſelsweiſe zu ihrem Schutz bey ihnen; die beyden andern durchſtrichen unterdeſſen die Berge, und ſuchten nützliche Entdeckungen zu machen.

Sechs Wochen waren ſchon ſeit ihrem Aufenthalt verfloſſen, und alle gemachte glückliche Entdeckungen hatten ſich nur von Zeit zu Zeit auf den Fund einiger Schildkröten eingeſchränkt, die ihnen allerdings von großer Hülfe waren, als plötzlich ihre Lage durch eine Ereigniß verändert wurde, die ans Wunderbare gränzte.

Zahir und Sady waren bey den Weibern geblieben, Miſuf und Nadir waren auf Entdeckung ausgegangen. Nadir kam allein mit Sonnenuntergang zurück. Die Unruhe über das Außenbleiben ſeines Gefährten wuchs, ſo wie die Nacht einbrach. Die ganze Kolonie brachte ſie in der größten Beſorgniß hin. Die Weiber unterhielten ein großes Feuer vor den Hütten, damit ihr verirrter Gefährte es von ferne erkennen könne, und die Männer waren beſchäftigt, ihn an allen bekannten Oertern aufzuſuchen.

Der Tag traf ſie noch in dieſer Bemühung an. Anfangs glaubten ſie, Miſuf könne die Nacht in einer Höhle zugebracht haben, und werde nun wieder zum Vorſchein kommen, allein die Nacht brach von neuem ein, und Miſuf kam noch immer nicht zurück. So ſehr ſie der Ruhe bedurften, ſo durchwachten doch die ſechs Perſonen dieſe Nacht auf eben die Art wie die vorige, doch alle ihr Suchen blieb fruchtlos.

Die Weiber vergoſſen Thränen, als die Männer wieder ohne Miſuf zurückkamen. Sie zweifelten nun nicht länger, Miſuf müſſe in einen Abgrund geſtürzt, oder die Beute wilder Thiere geworden ſeyn. Im Kreis vor ihren Hütten ſitzend, überließen ſie ſich lauten Wehklagen, als ſie ſehr angenehm durch die Erſcheinung ihres verlornen Gefährten überraſcht wurden, der mit großen Schritten auf ſie zukam. Die Freude die auf ſeinem Geſichte glänzte, verkündigte ſchon, daß er der Ueberbringer einer guten Botſchaft ſey. Alle ſprangen auf, und liefen ihm entgegen.

Als der erſte Sturm der Bewillkommung und des Erſtaunens vorüber war, nahm Miſuf in ihrer Mitte Platz, und befriedigte ihre Neugier durch folgende Erzählung.

„Gleich in den erſten Tagen unſrer Ankunft in dieſer Wüſte, hatte ich die Hoffnung nicht aufgegeben, einen Ausgang zu finden. Die Höhe der Gebirge konnte meinen Muth nicht niederſchlagen. Ich ſetzte mir feſt vor, alle Oefnungen zwiſchen den Felſen, eine nach der andern zu unterſuchen, und ſie, ohne mich an ihre Abgründe, Steile und Gefährlichkeit zu kehren, ſo lange zu verfolgen, als mich nicht eine phyſiſche Unmöglichkeit vom weitern Vordringen abhalten würde.“

„Schon hatte ich eine groſſe Anzahl von Klüften und Höhlen beklettert, die mich aber zu nichts anders, als zu unerſteiglichen Schlünden und Abgründen geleitet hatten, als ich endlich vorgeſtern den letzten Verſuch zu wagen beſchloß. Ich folgte eine Stunde lang dem Fluß, der unſre jetzige Wohnſtätte beſpült, und befand mich in einem Thal, das durch das Bette des Fluſſes ſelbſt, gebildet wurde. Ich ging noch eine Stunde weiter, und ſetzte durch den Fluß, um zu einer Kluſt oder Höhle zu gelangen, die ich vor mir erblickte, und die mich in eine kleine, von einem lieblichen Bach gewäſſerte, Ebene führte, an deſſen Ufer viele Bäume voll köſtlicher Früchte ſtanden. Die große Hitze und Ermüdung zwang mich, hier einige Stunden auszuruhn; worauf ich meinen Stab weiter ſetzte.“

„Die Ebene lief immer ſchmäler und ſchmäler zu, und endlich war ich, eine Stunde vor Sonnenuntergang, am Fuß eines ſo jähen und ſteilen Bergs, daß es unmöglich war, weiter zu kommen. Der Bach, der mir zum Wegweiſer gedient hatte, quoll ſchäumend und töſend aus der Seite eines Felſens. Vergeblich ließ ich meine Blicke überall umher wandern, und ſpähte nach irgend einer Oefnung, oder Zugang, um die Bergwand zu erſteigen. Ich ſah mich gezwungen, umzukehren. Ich eilte mit raſchen Schritten zurück, allein die Sonne ging unter, als ich in die Gegend des Boskets kam, wo ich meine Ruhe gehalten hatte. Es war eine ſchöne helle Nacht; unterdeſſen hielt ich es doch nicht für rathſam, mich auf einen Weg zu wagen, den ich noch ſo wenig kannte. Ich legte mich alſo ins Gras, am Ufer des Bachs, und ſchlief ruhig. Am Morgen weckte mich der Geſang der Vögel, ich pflückte und aß einige Früchte, und folgte dem Abhang des Bachs, der mich in kurzer Zeit ans Geſtade des Fluſſes brachte.“

„Ich ging mit mir zu Rath, ob ich den Weg nach unſrer Wohnſtätte einſchlagen, oder ob ich erſt Alles recht unterſuchen wollte. Ich konnte mir eure Unruhe über mein Ausbleiben leicht vorſtellen, und dieß hätte mich antreiben ſollen, zu euch zurück zu eilen. Allein die Forſchgier und der Gedanke, euch vielleicht noch mehrere, und nützlichere Entdeckungen mitzubringen, überwog alle andere Betrachtungen. Ich folgte einem Fußpfad, den ich in der Spalte eines Felſen gewahr wurde.“

„Die Schwierigkeiten des Wegs ſchreckten mich nicht ab, und nachdem ich ohngefähr drey Stunden gegangen, oder vielmehr geklettert war, erreichte ich den Gipfel des Berges. Wie groß war meine Ueberraſchung und mein Entzücken, als ich eine weitläuftige Ebene vor mir ſah, die mir eben ſo fruchtbar als anmuthig dünkte. Wilde, zahlreiche Ziegenheerden hüpften umher, und ſie und eine Menge Vögel von allen Arten, waren die einzigen Bewohner, die ſich meinen Augen darboten. Ich hätte geſtern Abend ſchon wieder hier ſeyn können: allein mich zogen die Reize dieſes ſchönen Aufenthalts unwiderſtehlich an, und ich konnte nicht ſatt werden ſie zu unterſuchen und zu bewundern. Die Nacht überraſchte mich auf meinen Wanderungen durch dieſe ſchöne Ebene."

Miſuf that nun den Vorſchlag, Morgen ihre Habſeligkeiten zuſammenzupacken, und die Kolonie nach dieſem reizenden Ort zu verlegen. Der Vorſchlag wurde einſtimmig angenommen; und man begab ſich zur Ruhe, um Kräfte zur morgenden Strapaze zu ſammeln. Sobald die Sonne aus dem Schooße des Meers wieder emporſtieg, vereinigten ſich Männer und Weiber, und legten Hand ans Werk. Die Anſtalten waren bald vollendet, und nun traten alle, unter **Miſufs** Führung, den Weg an. Beym Anblick von **Dinam**, — ſo nannten ſie das reizende Thal — umarmten ſie voll Entzücken und Verwunderung ihren Wegweiſer, und riefen ihn zum Oberhaupt der Kolonie aus. **Miſuf** wollte zwar dieſe Ehre von ſich ablehnen, allein ſie drangen ſie ihm auf. Das erſte was die neuen Koloniſten thaten, war, ſich den Platz auszuſuchen, wo ſie ſich niederlaſſen wollten. Sobald dieſer feſtgeſetzt war, thaten **Miſuf** und ſeine Gefährten faſt täglich eine Reiſe an die Meerküſte. Sie transportirten aus ihrem alten Wohnſitz ins Dinan-Thal nicht allein ihren Vorrath an Lebensmitteln und Geräthe, ſondern ſelbſt die Breter ihrer alten Wohnungen, mit einem Worte, Alles, was von den Trümmern des Wraks für ſie von einigem Nutzen ſeyn konnte. Die erſten Hütten wurden, vier an der Zahl, in einer Reihe, dem Bache gegenüber erbaut, der das Thal in zwey, faſt gleiche, Theile theilt. Sie führten ſie von den Bretern ihrer alten Wohnungen und von Baumäſten auf, und deckten ſie mit Ananas-Blättern, die in einem Lande, wo es ſo ſelten regnet, ein faſt undurchdringliches Dach abgeben.

Aller Anfang iſt ſchwer. Für das warme Klima, in dem ſie wohnten, waren dieſe Hütten bequem genug. Die neuen Anſiedler hielten ſich nur bey Nachtzeit darinn auf. Sie brachten die Tage unter den Bäumen zu, deren Früchte ihnen eine reichliche und ſchmackhafte Koſt, ſo wie ihr dichtes Laubgewölbe, ein Schattendach gegen die Sonnenhitze gewährte. Aber dieſe Früchte machten faſt ihre einzige Nahrung aus; ſie aßen ſo viel davon, daß ſie zuletzt am Durchfall erkrankten. Die Lebensmittel vom Schiff zehrten ſich auf, ohne durch neue erſetzt zu werden. Zum Glück dauerte dieſe Inconvenienz, die der Kolonie den Untergang drohte, nicht lange.

Heerden wilder Ziegen weideten auf den Wieſen; man tödete einige, was nicht ſchwer fiel, weil ſie ſich ſehr nahe kommen ließen. Sobald eine Ziege erlegt war, verließen ihre Jungen, wenn ſie welche hatte, die todte Mutter nicht; man fing ſie mit leichter Mühe, machte ſie zahm, und in kurzem beſaß die Kolonie eine Heerde zahmer Ziegen. Miſuf hatte außerdem die Vorſicht gebraucht, einen umzäunten Platz am Ufer des Fluſſes mit etwas Reiß zu beſäen, der noch im Magazin vorräthig geweſen war, und der herrlich zu ſchoſſen anfing. Nun durfte ihnen vor Hunger nicht mehr bange ſeyn.

Die Kolonie gewann ein blühendes, lachendes Anſehn, als Miſuf von einem Felſen, wo man das Meer ſehen konnte, ein Schiff erblickte, das auf die Küſte zuſeegelte. Er theilte ſeine Entdeckung ſogleich ſeinen Gefährten mit, und dieſe beſchloſſen die Gelegenheit zu nutzen, um in ihr Vaterland zurückzukehren, oder wenigſtens zu erfahren, in welchem Lande ſie ſich befänden. Vergebens ſtellte ihnen **Miſuf** vor, wie ſehr ihnen daran gelegen ſeyn müſſe, verborgen zu bleiben, da man nicht wiſſen könne, ob das Schiff Gutgeſinnten, oder ob es Seeräubern zugehöre, die ſie zu Sklaven machen würden. Seine Warnungen blieben in Wind geredet. Als man den andern Morgen das fremde Schiff ohnweit des kleinen Fluſſes vor Anker liegend, und die Mannſchaft am Land gewahrte, wurde **Zahir**, der ſich freywillig dazu angeboten hatte, abgeſchickt, um die neuen Ankömmlinge in Augenſchein zu nehmen. Er kam nicht wieder, und das Schiff fuhr einige Tage darauf wieder ab.

Kaum hatte man es aus dem Geſichte verloren, ſo verfügte ſich **Miſuf**, der über **Zahirs** Schickſal mit Recht beſorgt war, in Begleitung des **Sady** an den Strand. Sie trafen den Leichnam ihres Freunds, von Stichen durchbort, auf dem Sand liegend an. Dieſer tragiſche Vorfall machte die Koloniſten vorſichtiger. Daſſelbe Schiff erſchien von Zeit zu Zeit wieder an der Küſte, allein jedermann hielt ſich nun bis zu ſeiner Abfahrt, ſorgfältig verborgen.

Miſuf entwarf verſchiedene Verordnungen zum Beſten der Kolonie. Er that ſeinen Gefährten den Vorſchlag, ſich zu verheyrathen, um ein angenehmeres Leben zu führen, und Kinder zu bekommen, die ihnen dereinſt die Augen ſchließen könnten. Der Vorſchlag wurde mit Beyfall aufgenommen, und ein Tag zur Feyerlichkeit feſtgeſetzt.

Bey dieſer Gelegenheit ſtellte Miſuf ſeinen Gefährten vor, daß ſie ſeit ihrem Aufenthalte im Dinan-Thal noch keine öffentliche Gottesverehrung gehalten hätten. Sie bekannten ſich alle zu dem alten Gottesdienſt der Perſer, den Zoroaſter gelehrt hatte, und der in der Provinz Zend ziemlich allgemein eingeführt war. Miſuf errichtete einen runden Altar, ſechs Fuß hoch und 12 Fuß im Umfang, gerade den Hütten gegen über. Er umgab ihn, in einer gewiſſen Entfernung, mit einer Einfaſſung von Rohrſchilf, das in einander geflochten war. Dieſer Altar war noch vorhanden, als Hyder ſich in der Kolonie befand. Die Männer waren mit dieſen Anſtalten beſchäfftigt, während die Weiber den Hochzeitſchmauß bereiteten. Der Tag dieſes Feſtes muß eigentlich als der Stiftungstag der Kolonie angeſehn werden. Die drey Paare, die ſich gewählt hatten, begaben ſich an den Fuß des Altars. Jeder Bräutigam führte ſeine beſtimmte Braut. Die Feyerlichkeit begann mit Anzündung eines Feuers, das nicht eher als mit dem Untergang der Kolonie erlöſchen ſoll.

Vor dieſem Feuer, dem Sinnbilde der raſtloſen Thätigkeit des großen Weltbaumeiſters, gelobten ſich die Neuvermählten ewige Treue und Ergebenheit. Miſuf änderte nun die Einrichtung mit den Hütten, die wir oben bemerkt haben; jedes Paar erhielt ſeine eigene, die vierte blieb das allgemeine Vorrathshaus.

Die Kolonie nahm zu, und zu Hyder-Aly's Zeit zählte man ſchon 40 Hausväter. Miſuf regierte ſie bis zu ſeinem Tod. Nach ihm bekam die Regierung eine demokratiſche Form.

Die Vollziehung der Geſetze wurde den beyden älteſten Männern der Kolonie anvertraut; ſämmtliche Hausväter machten den Volks-Rath aus. Die Weiber nahmen keinen Theil daran, weil man bemerkt hatte, daß ſie immer der Meinung ihrer Ehemänner waren; ſtarb aber der Mann, und hinterließ Kinder, ſo wurde ſeine Wittwe als das Haupt der Familie angeſehn, und als ſolches, Mitglied des geſetzgebenden Raths. Wittwen ohne Kinder, kehrten ins väterliche Haus zurück.

Als Hyder und Feriska im Dinan-Thal ſich aufhielten, formirten alle Hütten des Dorfs einen Kreis um den Altar, und bey jeder Hütte befand ſich ein Garten, mit einer grünen Hecke eingezäunt. Aller geerndteter Reiß wurde in Vorrathshäuſern aufbewahrt; jeder Familien-Vater erhielt ſo viel davon, als er zu ſeiner Conſumtion brauchte. Das Hauptgeſchäfte der beyden Aelteſten beſtand in dieſer Vertheilung.

Man hatte, nach und nach, beſtimmt die Zeit kennen gelernt, wo die arabiſchen Seeräuber an dieſer Küſte zu landen pflegten, um Sklaven zu hohlen. Die Koloniſten benutzten die Zwiſchenzeit nach ihrer Abreiſe zum Fiſchfang an der Seeküſte, und brachten eine reiche Beute an Muſcheln und Fiſchen ins Thal zurück.

Alle Monate, im Vollmond, wurde ein öffentliches Feſt gefeyert, das drey Tage dauerte. Die Mütter führten alsdenn ihre manubaren Töchter zum Altar; den Jünglingen ſtand es dann frey, während dieſer

Ceremonie, die mit einem Tanz endigte, ihnen die Hand zu bieten. Gefiel der Jüngling dem Mädchen, ſo nahm ſie dieſe Huldigung an; fühlte aber ihr Herz nichts für ihn, ſo ſchlug ſie ſeine Hand aus, ohne den geringſten Tadel oder die geringſte Unannehmlichkeit deswegen befürchten zu dürfen. Hatte ein Jüngling einem Mädchen drey Feſte nach einander die Hand gereicht, ſo galt dieſes für ein Zeichen, daß er um ſie geworben, und daß ſie ihn zum Gatten angenommen habe. Dann wurden beym nächſten Monats-Feſt, ſie in Gegenwart des Volks verheyrathet. Nie wurden Hochzeiten anders als an ſolchen Feſttagen gehalten.

Das Brautpaar erſchien, mit Blumen gekränzt, und von den Eltern begleitet, vor dem Altar. Beym Hintritt überreichten ſie ihre Kränze den Häuptern der Nation. Die beyden Greiſe nahmen die Kränze in Empfang. Gaben ſie ihnen aber gleich darauf wieder, nur mit dem Unterſchied, daß ſie dem Bräutigam den Kranz der Braut, und dieſer die Blumen aufſetzten, die ihren Bräutigam geſchmückt hatten.

Das neue Ehepaar legte ſein Gelübde vor dem verſammelten Volke ab, das ihm ſeinen freudigen Antheil bezeugte. Dann brachte man ſie in eine neue Hütte, welche die Aelteſten nach dem Muſter der andern hatten erbauen laſſen, und wo ſie die Lebensmittel die ſie brauchten, und das nöthige Haus-Geräthe vorfanden. Einige Tage nachher verſammelte ſich der Volks-Rath, und der neue Ehemann nahm, als neues Familienhaupt, ſeine Stelle darinn ein.

Die Leichenbegängniſſe der Bewohner des Dinan-Thals geſchahen mit vielem Prunk. Sobald einer ſtirbt, wird der Leichnam, mit ſeinen ſchönſten Kleidern angethan, vor die Thür ſeiner Hütte gelegt. Hier bleibt er 24 Stunden, nach deren Verlauf ſeine Verwandten und Freunde ihn feierlichſt auf einen Berg tragen, der zum allgemeinen Begräbniß dient.

Die Kleidung der Einwohner beſteht aus einem leichten, dem Muſſelin gleichenden, Zeuch. Man fabricirt ihn aus der Rinde einer eigenen Art Tannen, die in Menge auf den benachbarten Bergen wachſen. Die Rinde wird in großen, dem Pergament ziemlich ähnlichen, Stücken oder Blättern abgeſchält. Man breitet ſie im Schatten unter den Bäumen aus, nachdem man ſorgfältig jedes Blatt mit dem Rand an den Rand des andern gefügt hat. Da dieſe Rinde viel Harz oder Gummi enthält, ſo kleben die Blätter feſt und dicht an einander, und nach einigen andern Zubereitungen werden ſie ſo weiß wie Kattun, und dann verarbeitet.

Nur ein Theil der großen Dinan-Ebene iſt mit Reiß beſtellt; das übrige bleibt brach, zu natürlichen Triften und treflichen Weiden liegen, wo zahlreiche Heerden wilder und zahmer Ziegen ihr Futter finden. Man trift auch hier verſchiedene ſchmackhafte Wurzeln und wildwachſendes Zuckerrohr an, deſſen Saft die Einwohner bloß ausſaugen. Ananas-, Pommeranzen-, Kokos-, Sagu-, Manguſtan- und Dattel-Bäume wachſen überall in Ueberfluß, und an ihnen ſchlingen ſich Weinreben hinauf. Im Anfang der Kolonie waren dieſe Bäume ohne Ordnung gepflanzt, allein in der Folge hat man dabey eine gewiſſe Symmetrie beobachtet, welche der ganzen Ebene das Anſehn eines ungeheuern Gartens gibt.

Gleich in den erſten Tagen der Ankunft von Hyder und Feridha bot man ihnen eine eigene Hütte an; allein Sady, der Mann Zulmirens, bat ſie ſo dringend bey ihm in der ſeinigen zu wohnen, daß ſie es ihm nicht abzuſchlagen vermogten. Bald bemerkte man keinen Unterſchied mehr zwiſchen ihnen und den alten Koloniſten. Hyder nahm Theil an ihren Arbeiten wie an ihren Luſtbarkeiten. Er ging auf den Seefiſchfang aus; er half erndten; er wohnte den öffentlichen Feſten bey: kurz, es hing bloß von ihm und Ferisha ab, ſich Weiber auszuſuchen.

Als die Zeit herannahete, wo die Araber an der Küſte zu erſcheinen pflegten, fertigten die Vorſteher täglich einen Wächter ab, der auf dem Felſen, von dem man das Meer ſehen konnte, Wache halten mußte, um die Kolonie von ihrer Ankunft zu benachrichtigen. Dann blieb das Volk die 14 Tage lang, welche die Araber gemeiniglich verweilten, auf das ſorgfältigſte im Thal verborgen.

Alle Morgen vor Tagesanbruch beſtieg einer der Vorſteher jenen Felſen; er blieb dort nur einen Augenblick, und ſobald er wahrnahm, daß die Araber ſich entfernt hatten, gab er der Kolonie davon Nachricht, die dieſe Abreiſe durch ein Feſt und öffentliche Freudensbezeugungen feyerte. Jedermann bekam nun wieder volle Freyheit, an den

Seeſtrand zu gehn, um zu fiſchen, oder das Vergnügen des Spaziergangs zu genießen.

Hyder befand ſich nun ſchon zehn Monate im Dinan-Thal. Er fing an zu fürchten, es mögte nicht mehr in Huſſins Macht ſtehn, wiederzukommen. Die Tage dünkten ihm von unerträglicher Länge, und ſeine Nächte waren nicht ruhiger. Oft ſchlug er, um ſich zu zerſtreuen, dem Ferisha vor, hinab an den Seeſtrand zu gehn, wo ſie oft ganze Tage zuſammen zubrachten. Das Brauſen der Wellen, und die tiefe Stille dieſer Einöde, harmonirten mit dem Zuſtand ihrer Seele. Einſt gelangten ſie bis zum Eingang der Höhle; dieſer Anblick erinnerte ſie noch ſchmerzlicher an Huſſin. Wenn es nicht mehr von dieſem großmüthigen Freund abhinge, nach Dinan zurückzukehren, ſo blieb ihnen, um aus dieſem Thal zu kommen, kein Auskunftmittel mehr übrig, als was ihnen ihr Muth anbieten würde. Din ſollte nur 15 Stunden entfernt ſeyn; um dahin zu gelangen, muß man ſeinen Weg durch den unterirrdiſchen Gang von neuem nehmen.

Sie beſchloſſen dieſes zu wagen; ihre Anſtalten dazu erfoderten eben keine große Zeit. Ferisha verſah ſich mit einem kleinen Sack, der von dem Zeuch verfertigt war, woraus die Einwohner ihre Kleider machen. Er füllte ihn mit gedörrten Fiſchen und mit Früchten an. Hyder vergaß nicht ſeinen Demant und ſeinen Gürtel mitzunehmen. Auch ließen ſie es nicht an einem hinlänglichen Vorrath von dem harzigten Tannenreiſig zu Fackeln fehlen. Nachdem Alles, nach und nach, in mehrern Hin- und Hergängen, unvermerkt an die Seeküſte geſchafft worden war, verließen Hyder und Ferisha das Thal, ſo weh es ihnen auch that, von ihren gaſtfreyen Wirthen ohne Abſchied zu ſcheiden.

Wir wollen uns Hyders eigener Worte bedienen, um unſre Leſer mit den Ereigniſſen ſeiner Flucht bekannt zu machen.

„Ferisha und ich berathſchlagten uns am Eingang der Höhle noch einmal, ob wir unſern Weg durch dieſelbe nach der Wüſte Zend nehmen wollten, oder ob es nicht beſſer ſey, am Strand hinzugehn. Man hatte mir das letztere ſo oft als die größte Unmöglichkeit geſchildert, daß ich auf das erſtere beſtand. Wir gingen alſo in die Höhle, und ſahn, ohne den mindeſten Unfall, das Geſträuch wieder, das ihr auf der Seite der Wüſte zum Vorhof dient.“

„Voll muthigen Vertrauen wendeten wir uns gegen Oſten. Die Bergkette war unſer Wegweiſer, und wir ſetzten unbeſorgt unſern Weg fort, als Ferisha einen Trupp Reiter gewahr wurde, die auf uns zukamen. Die Ebene bot uns nicht die geringſte Zuflucht an, und wir waren in einem Augenblick von ihnen umringt; wir konnten nicht einmal an Vertheidigung denken. Sie zogen uns aus, und zwangen uns ihnen zu folgen. Da ſie unſre Ermattung bemerkten, ſo ſetzten ſie uns auf Kameele; allein an dieſer mitleidigen Handlung hatte Großmuth nicht Theil; ſie fürchteten nur durch unſern Tod das Geld einzubüßen, das ſie aus unſerm Verkauf zu löſen hoften.“

„Einen ganzen Monat lang hielten dieſe arabiſchen Räuber keine gewiſſe Straße; denn ihre Abſicht ging bloß dahin die Zahl ihrer Sklaven zu vermehren. Da ſie in dieſer Wüſte jedes Plätzchen kannten, ſo machten ſie jeden Abend an Stellen Halt, die mit Bäumen beſetzt, und mit lebendigem Waſſer verſehn waren. Ich erſtaunte über die vielen anmuthigen Boskette der Art, die ich jetzt kennen lernte, ſeit ich der Gefangene dieſer Araber war, ſtatt daß ich auf meiner vorjährigen Wanderung durch dieſe Wüſte kaum eins aufgefunden hatte.“

„Endlich näherten ſie ſich wieder der Seeküſte. Wir wußten daß ſie zuweilen ziemlich lange an der Küſte verweilten, um die Schiffe ihrer Nation zu erwarten, und wir ſchmeichelten uns, ihnen in der Nacht zu entwiſchen und in das Dinan-Thal uns flüchten zu können. Dieſe Hoffnung tröſtete uns in unſerer Gefangenſchaft.“

„Die Araber begaben ſich in die, uns bekannte, Höhle. Sie zündeten eine große Menge Fackeln an, um ſich auf ihrem unterirdiſchen Wege zu leuchten. Nicht ohne Bewunderung ſah ich dieſe Grotten wieder, die ich ſchon zweymal durchwandert hatte, und die mir doch nach allen ihren Theilen noch nicht bekannt waren. In kurzer Zeit gelangten wir an die Seeküſte. Die arabiſchen Schiffe erwarteten uns bereits, und an dem nemlichen Tag wurden wir ſchon an neue Herrn verkauft, die uns in den Schiffraum ſperrten, und Feſſeln anlegten.“

„Mein bischen Philoſophie verließ mich, als ich alle meine Hoffnungen mit einemmal zerronnen ſah. Ich weigerte mich, den erſten

ſten Tag, die geringſte Nahrung zu mir zu nehmen, und ohne Ferisha's tröſtlichen Zuſpruch, der mit mir an eine Kette geſchmiedet war, würde Verzweiflung mein Leben geendigt haben.“

„Unſre Fahrt war glücklich; den achtzehnten Tag langten wir ſchon zu Baſſora an. Der Schiffer hatte eine große Menge Sklaven an Bord. Er ſtellte uns auf dem Bazar, oder öffentlichen Marktplatz, zum Verkauf aus. Wir ſtanden unter einer großen Halle, wo man uns entkleidete, und wo wir, ohne Rückſicht auf Wohlſtand und Ehrbarkeit, ganz nackend dem Anſchauen einer Menge Leute Preis gegeben wurden, die um uns handelten, wie man Pferde oder Kameele handelt. Die meiſten von meinen Mit-Sklaven fanden bald Käufer.“

„Ich verbarg mich in Ferisha's Armen, allein man ließ uns nicht lange bey einander. Ferisha, in der vollen Kraft des männlichen Alters, ſchien ſtark und brauchbar. Verſchiedene Perſonen, deren Sprache ich nicht verſtand, handelten zu gleicher Zeit um ihn. Aber als ſein neuer Herr ihn aus meinen Armen riß, glaubte ich, das Herz würde mir ausgeriſſen. Nein, die Trennung der Seele vom Leibe kann nicht ſchmerzlicher und härter ſeyn! Ich folgte ihm nach, ohne mich zurückhalten zu laſſen. Zwey Männer trugen mich endlich mit Gewalt in den Bazar zurück. Für Wuth und Verzweiflung vernahm ich nicht einmal die Abſchiedsworte meines Freundes."

„Ich ſtieß ein Jammergeſchrey aus, daß ſelbſt die härteſten Herzen hätte erweichen können. Ich wälzte mich in den Staub; ich riß mir die Haare aus, und verſuchte mir das Leben zu nehmen. Niemand kam, der mich hätte kaufen wollen. Ich befand mich in meinem achtzehnten Jahre; allein Gram, Beſchwerlichkeiten und Enthaltung von aller Nahrung, hatten mich ſo ausgemergelt, daß ich mehr einem lebenden Gerippe, als einem jungen Menſchen in der Blüthe glich. Mein Schreyen, und meine Verzweiflung, zogen endlich einige Kaufleute herbey, unter andern, eine junge Wittwe, Namens Zama, die ſich im Palankin beym Bazar vorbeytragen ließ."

„Frauenzimmer-Herzen ſind weicher als Männer-Herzen. Zama wurde von meinem Zuſtand gerührt, kaufte mich, ließ mir meine Kleider wiedergeben, und befahl, daß ich in ihr Haus getragen werden ſollte, denn ich war ſo ſchwach, daß ich außer Stand war, zu gehen.“

„Zama war eine junge, zwanzigjährige, vollkommen ſchöne, Frau. Der Tod ihres Mannes, den ſie vor kurzem verloren, hatte ſie in den Beſitz eines ſehr großen Vermögens geſetzt. Sie ſah ſich ſeitdem von einer Menge Anbeter belagert, denen es vielleicht eben ſo ſehr um ihre Reichthümer als um ihre Perſon zu thun war; ſie ließ ſich ihre Huldigungen gefallen, ohne jedoch einen vor dem andern zu begünſtigen. Ihre gefühlvolle Seele wurde leicht beym Anblick von Unglücklichen bewegt; ſie kannte kein größeres Vergnügen, als wohlzuthun. Ein ſo edler und großmüthiger Karakter mußte ſie zum Liebling der ganzen Stadt machen, und in ihrem Hauſe wurde ſie von ihren Sklaven angebetet, denen ſie mehr Mutter als Gebieterin war.“

„Die Ausbrüche meiner Verzweiflung im Bazar hatten mich ſo entkräftet, daß ich mich zu Zama tragen ließ, ohne den mindeſten Widerſtand zu leiſten, oder ein Wort zu ſprechen. So wie ich ankam, kleidete man mich aus, und brachte mich in ein gutes Bette. Ich ſchlief bis am andern Morgen.“

„Beym Erwachen war ich nicht wenig verwundert, mich auf einem ſo guten Lager zu finden. Es dunkte mir unbegreiflich, daß ein Sklave ſo menſchlich behandelt werden könnte. Ich kleidete mich an, als eine 18 jährige Sklavin in meine Kammer trat, und mir zu eſſen brachte.“

„Während ich es mir ſchmecken ließ, redete ſie mich einigemal in einer Sprache an, die mir ganz fremd war. Ich ſah ihr ſcharf ins Geſicht, ob ich vielleicht in ihren Augen die Empfindungen leſen könne, die ich ihr einflöße. Durch die Sanftmuth ihrer Blicke beherzt gemacht, fragte ich ſie auf malabariſch, in welcher Lage ich mich befände, und ob ich frey ſey? Ich merkte an ihrer Verlegenheit, daß ſie mich nicht verſtand. Vergebens bediente ich mich der tatariſchen Sprache; endlich that ich dieſelben Fragen auf perſiſch an ſie, das ich ziemlich ſchlecht ſprach. Scheherezade, ſo hieß die Sklavin, antwortete mir in derſelben Sprache, ich ſey Sklave; allein der Himmel müſſe es gut mit mir meynen, weil er mich in Zama's Hände fallen laſſen. Sie ſetzte hinzu, ihre leutſelige Gebieterin ſey bis zu Thränen von meinen Leiden im Bazar gerührt worden; ſie habe ihr aufgetragen, für meine Geneſung und

Pflege zu wachen, und ihr täglich Bericht abzuſtatten. Ich erwiederte, Gram ſey die einzige Urſache meiner Krankheit; ich fühlte mich jedoch, durch die genoſſene Ruhe in voriger Nacht, über meine Erwartung geſtärkt. Sie mögte ihrer Gebieterin ſagen, daß bey allem meinem Unglück ich jedoch den Vorzug, ihr anzugehören, als eine Wohlthat Gottes zu ſchätzen wüßte, und hoffte, es ſolle ihr nicht gereuen, mich gekauft zu haben.“

„Scheherezade verließ mich mit der Verſicherung, bald wieder zu kommen. Ich zog mich vollends an, und weil ich mich bey Kräften fühlte, ſo ging ich in den Garten hinab. Hofnung iſt das letzte Gefühl, das im menſchlichen Herzen erliſcht. Dieß empfand ich in dem Augenblick. Der Anfang meiner Sklaverey zeigte ſich mir in einem ſo vortheilhaften Lichte, daß ich einen nahen glücklichen Ausgang ahndete. Ich ſchmeichelte mir Ferisha wiederfinden und loskaufen zu können. Meine Einbildungskraft weidete ſich an Schimären; ſie ſind ſo oft, die einzigen Freuden des Menſchen.“

„Kaum war ich aus dem Garten zurück, ſo erſchien Scheherezade ſchon wieder. Die Weiſen zu Benares lehren, es gebe ein ſympathetiſches Fluidum in der Natur, das zwey Perſonen, gleich bey der erſten Zuſammenkunft, an einander kettet. So etwas mußte bey Sheherezade und mir wirken, denn dieſe Sklavin gab mir die unzweydeutigſten Beweiſe von Theilnahme und Zuneigung, was ich anfangs dem Mitleiden zuſchrieb, das man fühlt, wenn man Perſonen ſchon in der Blüthe der erſten Jahre leiden ſieht.“

„Ich wußte nicht wem ich mich anvertrauen ſollte, um über mein Löſegeld zu unterhandeln. Ich ſtudirte Sheherezadens Karakter, und als ich mich von ihrer Redlichkeit überzeugt hatte, ſchenkte ich ihr mein ganzes Vertrauen, das ſie auch nie gemißbraucht.“

„Einige Tage nachher wurde ich zu Zama gerufen. Ich fand ſie auf einem Sopha von indiſchem Damaſt, mit Gold geſtickt. Sie befahl mir, näher zu kommen, und ich mußte mich zu den Füßen des Sophas ſetzen. „Junger Menſch, redete ſie mich auf perſiſch an, der unglückliche Zuſtand in welchem ich dich auf dem Bazar erblicket habe, hat den tiefſten Eindruck auf meine Seele gemacht. Du biſt kaum über die Jahre der Kindheit hinaus, aber trotz der gewaltſamen Veränderung welche Niedergeſchlagenheit und Kummer mit deinen Zügen vorgenommen haben, leſe ich doch auf deinem Geſichte, daß du nicht für den Stand geboren biſt, worein dich das Unglück in einem ſo zarten Alter verſetzt hat. Beruhige dich; du ſollſt in deiner Gebieterin eine Mutter finden, die deine Thränen trocknen, und dich wieder in die Arme deiner Eltern liefern will.“ Sie bat mich hierauf, ihr meinen Namen zu entdecken, und durch welchen Zufall ich den Arabern in die Hände gerathen ſey.“

„Ich machte es mir zur Pflicht, meiner Gebieterin zu willfahren, ohne jedoch das Geheimniß der mir aufgetragenen Geſchäfte zu verletzen. Ich nannte ihr den Namen meines Vaters, und welchen Rang er am Hofe von Delhy bekleide. Die Erzählung der Ereigniſſe, durch deren Verwickelung ich nach Baſſora gekommen, entlockte Zama's Augen Thränen. Sie verſicherte mich beym Abſchied, daß ich ihr die lebhafteſte Theilnahme eingeflößt hätte.“

„Vierzehn Tage verſtrichen, ohne daß ich meine Gebieterin wieder zu ſehn bekam. Ich war nicht frey; allein meine Knechtſchaft war ſo gelinde, daß ich ſie kaum inne wurde. Sheherezade brachte mir zweymal des Tages zu eſſen. Wir waren oft ganze Stunden bey einander, und ſo jung auch unſre Bekanntſchaft war, ſo ſtand ich doch ſo gut bey ihr, daß ſie mir vertraute, wie ſie in die Sklaverey gekommen ſey.“

„Erivan, die Hauptſtadt des perſiſchen Armeniens, war ihre Heymath. Ihr Vater hatte das Kriegshandwerk mit der Kaufmannſchaft vertauſcht, und ſich mit ſeiner Familie in einem Hafen, am Golfo von Ormuz niedergelaſſen. Seine erſten Handelsreiſen nach Indien, glückten ihm ſo gut, daß er ſich nach Verlauf einiger Jahre ſchon im Beſitz eines anſehnlichen Vermögens ſah. Allein die unglückliche Sucht noch reicher zu werden, verblendete ihn; er kam auf der Rückreiſe von Tunkin um, und der größte Theil ſeines Vermögens, wurde mit ihm im Abgrunde des Meeres begraben. Seine Frau überlebte dieſes Unglück nicht, und hinterließ die Trümmern ihres Handels ihrer Tochter Sheherezade, die erſt ſechs Jahre alt war.“

„Eine alte Tante nahm die Waiſe zu ſich. Sie war eine eifrige Moslemin, von der Zahl der Wittwen, welche die Mohammedaner

Santoninnen nennen. Sie hing mit Eifer an allen Ausſprüchen des Korans, und unterhielt ihre Zöglingin von nichts als von den Ausübungen ſeiner Vorſchriften, und von den Wundern des Propheten.“

„Sheherezade ertrug, bey ihrer natürlichen Lebhaftigkeit, dieſe zwangvolle Lebensart höchſt ungern, allein ob ſie gleich ihr 15 tes Jahr erreicht hatte, ſo war ſie doch ganz Erfahrungslos. Ein junger Verwandter der Tante, der vor allen ſeines Geſchlechts allein das Vorrecht hatte, ihr Haus betreten zu dürfen, ſagte Sheherezaden zuerſt, daß ſie ſchön ſey. Schon fing ihre Unterredung an zärtlich zu werden, als die Alte dazu kam, und die beyden jungen Leute zwang, bloß ihre Augen ſprechen zu laſſen.“

„Abrahim, ſo hieß der junge Menſch, ging weg, und Sheherezade verfiel, wider ihren Willen, in einen ſchwermüthigen Tiefſinn. Sie dachte die ganze Nacht an ihren Liebhaber, und ſchrieb ihm den andern Morgen, ohne recht zu wiſſen, wie ſie ihm den Brief zubringen ſollte. Ibrahim kam erſt nach vier Tagen wieder ins Haus; die Furcht der Santonin Argwohn zu erregen, hatte ihm dieſe Zurückhaltung zur Pflicht gemacht. Sheherezade paßte einen Augenblick ab, wo ihre Tante einen Fenſterflügel öfnete, um Ibrahim das Billet zuzuſtecken. Nach zwey Tagen empfing ſie auf gleiche Art verſtohlen die Antwort des glücklichen Liebhabers, die von Verſicherungen ewiger Liebe und Treue, und von den Ausdrücken der glühendſten Leidenſchaft überfloß. Der Briefwechſel dauerte ſo lange, und Sheherezadens Liebe ſtieg zu einem ſolchen Grad, daß ſie endlich darein willigte, ſich entführen zu laſſen.“

„Die große Schwierigkeit war, Zeit und Ort dazu am ſchicklichſten zu wählen. Die Tante ging ſelten aus, und ließ Sheherezaden nicht aus den Augen. Von Zeit zu Zeit begab ſie ſich mit ihr in eine Moskee vor der Stadt, um ihre Andacht zu halten, allein die Tage zu dieſer Pilgerſchaft, waren ungewiß, und hingen von der Laune der Alten ab. Doch dieſe Hinderniſſe ſchwächten den Muth des verliebten Ibrahim nicht. Er miethete einen Stall in der Gegend der Moskee. Nach zweymonatlichen vergeblichen Harren, ſah er endlich die Santonin, in Begleitung von Sheherezade und einer Sklavin, zu Fuß erſcheinen. Sogleich traf er alle Anſtalten zur Abreiſe. Sheherezade, de, die um Alles wußte, fand leicht einen Vorwand, mit der Sklavin auf einen Augenblick aus der Moskee einen Abtritt zu nehmen. Vor der Thüre erwartete ſie ihr Liebhaber, hob ſie auf ein Pferd, ſchwang ſich ſelbſt darauf, und entfloh mit verhängtem Zügel. Die Tante erfuhr durch die Sklavin was vorgegangen war, und erfüllte die Moskee mit ihrem Geſchrey; allein die Liebenden waren ſchon weit weg, ſie reiſeten die ganze Nacht, und erreichten den andern Morgen Ormuz, wo ſie ſich heyratheten.“

„Sie erfuhren nach einiger Zeit, daß die Tante, für Betrübniß über ihre Flucht, geſtorben ſey, ohne Troſt anzuhören, oder einige Nahrung zu ſich nehmen zu wollen. Dieſe Nachricht bewegte das junge Paar, nach ihrer Vaterſtadt zurückzukehren, um ihre Sachen in Ordnung zu bringen; ſie wählten den Weg zur See.“

„Zwey Stunden von Ormuz erhub ſich plötzlich ein Landwind, und verſchlug ſie aufs hohe Meer. Die Matroſen wendeten vergebens Alles an, um das Ufer wieder zu erreichen. Der Sturm dauerte die ganze Nacht, und mit Tagesanbruch erkannten ſie die arabiſche Küſte. Der Schiffer ließ das

Schiff umlegen, und ſchickte ſich an, zum zweytenmal über den perſiſchen Meerbuſen zu ſegeln; allein ein arabiſcher Korſar ließ ihm nicht die Zeit dazu. Er bemächtigte ſich des Schiffs nach einem kleinen Gefecht, in welchem Ibrahim an der Seite ſeiner Gattin, und in ihrer Vertheidigung, getödtet wurde. Der Korſar brachte ſeine Priſe nach Baſſora, wo Sheherezade von Zama's Mutter gekauft, und bey ihrer Tochter angeſtellt wurde. Zama wußte ihr die Sklaverey ſo zu verſüßen, daß ſie ſich von ihrer Gebieterin, deren ganzes Zutrauen ſie beſaß, nicht mehr trennen wollte, und ihr Vaterland ganz vergaß.“

„Da Sheherezade mir ihr Herz geöfnet hatte, ſo ſchien es mir Pflicht, ihr gleichfalls mein Vertrauen zu ſchenken. Ich entdeckte ihr alſo nicht allein, welche Bewegungsgründe mich nach Ispahan riefen, ſondern ich verhehlte ihr auch nicht, daß meine Eltern ſehr reich wären, und willig ein ſtarkes Löſegeld für mich erlegen würden. Sheherezade antwortete mir, was ſchon Zama gegen mich geäußert hatte, daß ich nemlich durchs Unglück noch nicht ſo ſehr entſtellt ſey, daß man nicht beym erſten Blick bemerken ſollte, ich ſey nicht zur Knechtſchaft geboren.

ren. Wirklich hatten auch gute Begegnung und Wartung mir in Zeit von drey Wochen ein blühendes Anſehn wieder gegeben, das ich ſobald nicht wieder zu erlangen hofte. Die Jugend genießt den Vorzug, ſich leicht und geſchwind von den heftigſten Krankheiten und größten Beſchwerlichkeiten erhohlen zu können.“

„Scheherezade beſuchte mich einsmal früher als gewöhnlich. „Du wunderſt dich, ſagte ſie beym Eintritt, mich um dieſe Stunde kommen zu ſehn, aber du wirſt bald noch mehr erſtaunen. Geſtern Abends, als ich dich verlaſſen hatte, wurdeſt du der Gegenſtand einer langen Unterredung mit meiner Gebieterin. Sie fragte mich, ob mir dein Name, dein Vaterland, und deine häusliche Lage bekannt ſey? Ich kenne meine Gebieterin zu gut, als daß ich ihr nicht Alles hätte entdecken ſollen, und ich hoffe, du wirſt nicht deswegen auf mich zürnen.“ „Du ſiehſt, liebe Scheherezade, erwiederte mir Zama, ob man auf die Gaben des Glücks bauen darf! Wie können doch die Menſchen ſo vielen Werth in ihre ſtürmiſche Gunſtbezeugungen ſetzen, die unbeſtändiger ſind als das Spiel der Wellen! Ich beklage den jungen Menſchen, allein ſeine Eltern ſind weit mehr zu beklagen.“

Sie befahl mir darauf, mich nach den kleinſten Umſtänden deiner Unglücksfälle zu erkundigen, und ſonderlich zur Herſtellung der Ruhe deiner Seele es an nichts fehlen zu laſſen.“

„Zu gut ſtimmt dieſer Befehl meiner Gebieterin mit den Wünſchen meines Herzens, als daß ich ihn nicht auf das pünktlichſte befolgen ſollte. Zama erwartet dich um zehn Uhr in ihrem Zimmer. Sie will dich ſprechen. Du wirſt in ihren Augen die zärtlichſte Theilname an deiner Lage, vielleicht noch etwas mehr leſen. Ich wiederhohle es dir, Zama iſt dir gewogen, entſprich alſo ihren Abſichten durch ein gränzenloſes Zutrauen. Du glaubſt nicht, was es mich koſtet, dir ſolche Rathſchläge geben zu müſſen, und die ſo ganz im Widerſpruch mit meinem eigenen Intereſſe ſind! Allein was kann mir mehr am Herzen liegen, als dein Glück! denn biſt du nur glücklich, ſo achte ich nicht, was mir auch begegnen kann!“

„Sheherezade vergoß bey dieſen letzten Worten Thränen. Ich ſtellte, als ſie mich verlaſſen hatte, tauſenderley Betrachtungen über die Sonderbarkeit meines Geſtirns an. Es war auſſer Zweifel, daß dieſes Mädchen

chen eine Neigung für mich empfand, die ich in meiner Lage nicht erwiedern konnte. Sollte ich ihr aber ein Verbrechen daraus machen, mich zu lieben? Sie hatte mir ihre Leidenſchaft immer nur auf eine verblümte Weiſe zu verſtehn gegeben. Ich beſchloß mich zu ſtellen, als ob ich den wahren Sinn ihrer Worte nicht verſtände, und ſo Zeit zu gewinnen.“

„Gegen 10 Uhr des Vormittags verfügte ich mich, nach dem erhaltenen Befehl, in Zama's Gemach. Sie empfing mich auf eine ſo höfliche und verbindliche Art, wie ich ſie von meiner gebietenden Frau nicht erwarten durfte. Ich warf mich ihr zu Füßen, und bezeigte ihr meine Dankbarkeit für ihre großmüthige Behandlung. Zama hob mich auf, und reichte mir ihre ſchöne Hand zum küſſen. Ich blieb vor ihr ſtehn, allein ſie befahl mir, mich auf ein Bänkchen am Ende ihres Sophas zu ſetzen. „Ich habe dich rufen laſſen, Hyder, redete ſie mich an, um mit dir zu überlegen, auf welche Art ich dir nützlich ſeyn kann. Sieh' in mir nur deine Freundin. Dieſe Stadt wimmelt von Kaufleuten aus allen Weltgegenden. Schreibe an deine Eltern, und ſobald du ihre Antwort erhalten haſt, werde ich dir volle Freyheit laſſen, ihren Willen

len zu erfüllen. Fürchte nicht, daß ich Gebrauch von der Wohlhabenheit deiner Familie machen werde, um ein ſtärkeres Löſegeld von dir zu erpreſſen. Als ich dem Korſaren den Preis zahlte, den er für dich verlangte, war meine Abſicht nicht, mir zugleich dadurch das Recht zu erkaufen, dich nach Belieben wieder zu verſchachern: ich wollte dich nur aus ſeinen Händen befreyen, und dir Erleichterung verſchaffen. Es hängt übrigens ganz von dir ab, wenn und wo du mir die Summe wiedererſtatten willſt, die ich für dich auslegte; habe ich dir Gutes erzeigen können, ſo verlange ich nichts dafür, als die Erkenntlichkeit deines Herzens. Man hat mir geſagt, du ſeyſt von einem Manne getrennt worden, der dir werth und lieb war, und dem deine Familie die Sorge für dich übertrug. Iſt dieſer Freund den du beweinſt, noch im Bezirke der Provinz Irack, ſo ſollſt du ihn bald wieder ſehn.“

„Einige Perſonen die ins Zimmer traten, unterbrachen unſre Unterredung. Zama gab mir ein Zeichen, daß ſie mich bald wieder ſprechen würde. Sheherezade wartete auf mich; ich wollte den Weg nach meiner kleinen Kammer nehmen, allein ſie ſagte mir daß ich nicht mehr dort wohnte.

Sie führte mich in mein neues Zimmer, das ſo prächtig war, daß ich anfangs glaubte, Sheherezade wolle mich zum beſten haben; erſt auf ihre wiederhohlte Betheurung, nahm ich davon Beſitz.“,

„Es lag ein prächtiges türkiſches Kleid auf einem Sopha. Sheherezade benachrichtigte mich, es ſey für mich beſtimmt, und ich mögte es ſogleich anziehn, weil ich dieſen Mittag noch mit Zama ſpeiſen ſolle. Sie verließ mich, um mir Zeit zu laſſen, meine Toilette zu machen. Ich zerbrach mir den Kopf, wo das Alles am Ende hinauslaufen werde: erſt die Folge enträthſelte mir das Geheimniß.“

„Obgleich durch den Krieg, der zwiſchen den Höfen von Konſtantinopel und Ispahan geführt wurde, der Handel von Baſſora mit Ispahan beträchtlich gelitten und abgenommen hatte, ſo war doch immer noch ein großer Zufluß von Fremden in dieſer Seeſtadt, und Zama machte leicht einige Kaufleute ausfindig, die Nadir-Shah auf ſeinem Zuge nach Delhi begleitet hatten. Sie erkundigte ſich bey ihnen, ob ſie unter den Generalen und Großen des Kaiſers von Hindoſtan, einen Namens

Nadim Zaheb hätten nennen hören? Obgleich die, an welche ſie ſich wendete, eben nicht die Beſtunterrichtetſten waren, ſo trafen doch ihre Antworten ſo ziemlich mit dem überein, was ich Scheherezaden in Geheim anvertraut hatte.“

„Zama fühlte eine heftige Liebe zu mir, die ſie vergebens zu bekämpfen ſuchte. Was ſie von dem Stand und Rang meiner Familie erfahren, ſchien ihr hinreichend um ihre Schwachheit ſelbſt in den Augen der ſtrengſten Vernunft zu rechtfertigen. Sie beſchloß alſo mir ihre Hand und ihre Reichthümer anzubieten; und dieß war der Grund zu der ſo vorzüglichen guten Behandlung, die ich erfuhr, und die mit jedem Tage ſtieg.“

„Ich war ſchon völlig im Staat, als Scheherezade wieder kam. Sie ſchrie laut auf für Bewunderung, als ſie mich erblickte, ſo wohl kleidete mir, nach ihrer Meinung, mein neuer Putz. Sie beging tauſend Thorheiten; endlich nahm ſie wieder eine ernſthafte Miene an, und ſagte: „ich ſehe wohl, du wirſt unſer Herr werden: o Hyder wie ſüß wird mir dann die Sklaverey ſeyn!“

„Es kamen einige Sklaven, und benachrichtigten mich auf das ehrerbietigſte daß ihre Gebieterin mich erwarte. Ich begab mich ſogleich nach ihrem Gemach. Zama ließ mich neben ſich, auf denſelben Sopha ſetzen. Unſer Geſpräch fiel auf meine Familie; ſie fragte mich, ob ich an meinen Vater geſchrieben hätte, und befahl mir von neuem zu ſchreiben. „Es liegen, ſagte ſie, mehrere Schiffe im Kanal nach Dekan und Bengalen ſegelfertig. Bediene dich dieſer Gelegenheit; deine Briefe werden den Schiffscapitänen von dem Paſcha von Barrack empfohlen werden. Du kannſt ſicher darauf rechnen, daß ſie richtig ankommen, wenn nur in dem indiſchen Hafen, wo die Schiffe landen, jemand von deiner Bekanntſchaft ihre weitere Beſtellung übernimmt.“

„Ich ſpeiſete allein mit Zama. Ihre Mutter die bey ihr wohnte, war auf dem Lande. Nach dem Eſſen, begaben wir uns wieder aus dem Speiſezimmer, in ihr Wohnzimmer. Faſt den ganzen Abend brachten wir zuſammen zu. Zama äuſſerte gegen mich, daß mein ungezwungenes Betragen, und mein edler und ſtolzer Anſtand, den Adel meiner Abkunft verrathe, den ich vergebens zu verbergen ſuchen würde. Nach mehrern Komplimenten der Art, an welchen ihr Herz vielen Theil hatte, verſprach ſie mir, mich die kommenden Tage den Damen von ihrer Bekanntſchaft vorzuſtellen, damit mir die Zeit meines Aufenthalts zu Baſſora deſto angenehmer verſtriche.“

„Ich beurlaubte mich bey guter Zeit, und legte mich zu Bette. Was war das für eine Nacht! und wie verſchieden war ſie von denen, die ich ſeit meiner Abreiſe aus dem Dinam-Thal zugebracht hatte. Ich dachte an alle meine Abentheuer zurück; ich bewunderte ihr ſonderbares Gewebe; die Wahrheit von Ferisha Lehren fiel mir auf. Mit Bewunderung erinnerte ich mich, der verſchiedenen Gelegenheiten, bey welchen dieſer tugendhafte Mann mich verſichert hatte, daß das höchſte Weſen nie den Redlichen verläßt, daß es ihn durch Widerwärtigkeiten läutert, und ihm zuletzt Hülfsmittel gewährt, die von ſeiner Allmacht zeugen.“

„Die Freude that dieſe Nacht die Wirkung des Kummers auf mich. Ich konnte faſt nicht einſchlafen. Zama's Verſprechungen öffneten mir die erfreuliche Ausſicht, bald meinen lieben Ferisha wieder zu ſehn. Mit einer ſüßen Selbſtzufriedenheit bedachte ich, daß ich das Werkzeug ſeines Glücks werden würde, nachdem ich ſo oft zu ſeinem Unglück beygetragen hatte. Ich ſah ihn in meinen Armen, ich drückte ihn an mein Herz. Nur Huſſins ungewiſſes Schickſal ſtörte meine lieblichen Träume. Allein ich ſchmeichelte mir, daß die mächtige Hand, die mir eine Beſchützerin in einem Lande verſchafft hätte, wo ich nur Feſſeln erwarten konnte, mir auch beyde Freunde wiedergeben würde.“

„Kaum war ich aufgeſtanden und gekleidet, als Sheherezade mich beſuchte. Sie brachte mir Kaffe in Zama's Namen. Ich hatte eben an meinen Vater geſchrieben; ich ſchloß den Brief an Düptrix, den Statthalter von Pondichery, ein, dem ich eine kurze Schilderung von dem entwarf, was mir zugeſtoßen war, und ihn bat, die ſichere weitere Beförderung des Pakets an Nadim Zaheb zu übernehmen. Mit dieſem Geſchäfte verging der Morgen. Ich begab mich um Mittag in Zama's Zimmer. Ihr Bruder, den ich noch nicht kannte, befand ſich bey ihr. Er ſtellte mich den andern Morgen dem Paſcha, und andern Vornehmen, als einen fremden jungen Herrn vor, den das Spiel des Schickſals in das Haus ſeiner Schweſter gebracht hätte. Ich wurde überall mit der Höflichkeit, welche den Karakter der Araber auszeichnet, und mit der Achtung empfangen, die ich meiner Beſchützerin zu verdanken hatte.“

„Gleich mit dem erſten Tag meiner Ankunft hatte ich in Zama's Hauſe eben die Freyheit genoſſen, die ich in meinem Vaterlande hätte genießen können. Ich nutzte ſie zur Erlernung der arabiſchen Sprache, und zur Kenntniß des Landes wo ich mich befand, ſeiner Erzeugniſſe, ſeines Handels, und der Sitten und Gebräuche ſeiner Bewohner.“

„Baſſora, oder Basrack, wie man ſie auch zu nennen pflegt, iſt eine der blühendſten, aſiatiſchen Handelsſtädte. Die Gewiſſensfreyheit der man hier ſich erfreut, und die ſtrenge Pünktlichkeit, mit der die Polizey gehandhabt wird, ziehen Kaufleute aus allen Gegenden der Welt dahin.“

„Die franzöſiſchen, engliſchen, portugieſiſchen, holländiſchen Kaufleute, die Handelsleute von Konſtantinopel, Smirna, Haleb, Kahira, kommen auf dem perſiſchen Meerbuſen nach Baſſora. Die von Bagdad, Muſſul, Diarbekir, fahren den Tigerfluß hinab, der aber, wegen ſeines reißenden und ſchnellen Stroms, gefährlich zu befahren iſt. Die von Hiſpahan,

n, Tauris, Kaſchemire, ſtellen ſich
eymal des Jahres durch Karavanen ein.
aſſora iſt auch der Sammelplatz der Pil-
me von Indien und Perſien, die nach
ecka wallfahrten. Sie tragen viel dazu
h, dieſe Stadt blühend zu machen, indem
durch Verkauf oder Tauſch eine große Men-
Waaren hier zurücklaſſen, womit ihre from-
en Züge, ſowohl auf der Hinreiſe zum Gra-
des Propheten, als bey der Wiederkehr,
laden zu ſeyn pflegen.“

„Der Kaliſe Omar erbaute Baſſora
n 15ten Jahre der Hegira. Dieſer Fürſt
riegte mit dem perſiſchen König und ſeine
bſicht war, die Perſer der öſtlichen Provin-
en abzuhalten, ſich nach Indien durch den
perſiſchen Meerbuſen zu begeben, indem ſie
den Euphrat oder Tiger hinabſchifften.
Es war dieß der kürzeſte und bequemſte Weg
für ſie; allein die Stadt Baſſora ſchnitt
nun die Schiffahrt auf beyden Flüſſen ab,
und zwang ſie zu Lande, durch die Provin-
zen Kirman und Makran zu reiſen, was
ein ſehr mühſamer und koſtſpieliger Weg iſt.“

„Baſſora liegt am Ende des perſi-
ſchen Meerbuſens, zur Rechten des Eu-
phrats den die Araber, den arabiſchen

Fluß nennen, funfzehn Stunden oberhalb ſeiner Mündung. Das ganze Land iſt, von der Vereinigung des Tigers und Euphrats bis zum Meer, ſo niedrig, daß es, ohne einen von den Arabern aufgeführten Damm, häufig in Gefahr ſeyn würde, überſchwemmt zu werden. Dieß zwang die Erbauer von Baſſora, die Stadt in der Entfernung einer ſtarken Stunde vom Fluſſe anzulegen, und ſein Waſſer durch einen tiefen und breiten Kanal dahin zu leiten, der Schiffe von 150 Tonnen trägt. Der Eingang des Kanals wird durch ein Fort vertheidigt, das am Fluß, und zwar in der Gegend aufgeführt iſt, die der Stadt zum Hafen dient."

„Baſſora hat 2500 Toiſen im Umfang. Ihre Geſtalt iſt oval; eine ſtarke Mauer umgibt ſie, und wird in gewiſſen Entfernungen von Thürmen beſtrichen, die höher ſind als der Wall. Die Gaſſen ſind geräumig, ſchnurrecht, und mit Häuſern von Backſteinen beſetzt. Viele derſelben haben ein flaches Dach, auf welchem man wie in einem Garten, ſpazieren kann. Im Mittelpunkt von Baſſora liegt ein ſchöner großer Platz, Merback genannt. Unter den Säulengängen die ihn umringen, pflegen die arabiſchen Schriftſteller den Vorübergehenden ihre re dichteriſchen und proſaiſchen Produkte herzuſagen.“

„Baſſora iſt nur drey Stunden von der alten Stadt Teredon entfernt. Noch ſieht man die Ueberbleibſel einer backſteinernen Waſſerleitung, welche das Waſſer aus dem Euphrat dahin führte, und dieſe Ruinen zeugen von dem Flor jener Stadt. Nach dem Fall der Kaliſen von Bagdad wurde Baſſora von einem eigenen Fürſten regiert, der ſich den, in Arabien gewöhnlichen, Namen unabhängiger Herrn eines Kontros, Schech, gab. Im Jahr 1668 gerieth dieſe Stadt, und die Provinz Irack, deren Hauptſtadt ſie iſt, in die Gewalt der Osmannen.“

„Ich war zu Anfang des Frühjahrs nach Baſſora gekommen. Zama that mir, einige Monate nachher, den Vorſchlag, die heiße Jahreszeit auf ihrem Landhauſe, drey Stunden von der Stadt, zuzubringen. Ich nahm mit Vergnügen die Einladung an, und wir machten die kleine Reiſe zuſammen.“

„Die Gegend um Baſſora iſt ſteinigt und ſandigt. Der Boden iſt ganz unfruchtbar, weil es faſt nie da regnet. Aber 2 Stunden

den von der Stadt fließt ein kleiner Fluß an den Mauern der Stadt Obbola hin, und macht das Thal, welches er wäſſert, ſo lieblich, daß die Araber es mit unter Aſiens vier Paradieſe zählen. Zama's Landhaus lag in dieſem Thal; die Gärten davon waren geſchmackvoll aufgeputzt, und mit Springwaſſern und ſchattigen Lauben verſehn, was unter dem heißen Himmelsſtrich Arabiens eine große Annehmlichkeit iſt.“

„Die arabiſchen Frauenzimmer leben in den Städten äußerſt eingezogen, und ſelten bekommt man ſie zu ſehn: allein auf dem Lande ſind ſie einer minder ſtrengen Lebensart unterworfen, und gehn aus, wenn es ihnen einfällt. Wir hatten in unſrer Nachbarſchaft mehrere Bekannte, von ſehr-angenehmen Umgang. Zama's Mutter brachte faſt das ganze Jahr zu Obbola zu. Ihr Bruder kam oft mit ſeinen beyden Weibern und Kindern dahin.“

„Der Geſchmack den ich immer am Landleben gefunden habe, ließ mich ſehr reizende und unvergeßliche Tage im Thal Obbola verleben. Sheherezade, die eine lächerliche Etikette in Baſſora, troz Zama's Achtung und Neigung für ſie, zu der

Entfernung einer Sklavin zwang, ſpeiſete auf dem Lande mit uns. Dieß liebenswürdige Mädchen brachte alle Morgen einige Augenblicke auf meinem Zimmer zu. Sie liebte mich auf das heftigſte, und that ſich alle Gewalt an, um mir ihre Leidenſchaft zu verbergen, ſonderlich, ſeitdem ſie wußte, daß Zama Gefallen an mir fand. Scheherezade geſtand mir ihre Liebe mit keiner Sylbe, aber wie oft las ich ſie nicht in ihren Augen! Oft, wenn wir allein bey einander waren, und nur Freundſchaft unſer Geſpräch zu beſeelen ſchien, überraſchte ich Thränen in ihren Augen, welche die Schaamhaftigkeit kaum zurück zu halten vermogte.“

„War die Sonne am Horizont verſchwunden, ſo genoſſen wir das Vergnügen eines Spatziergangs auf einer Wieſe, mit Obſtbäumen beſetzt. Der kleine Fluß wand ſich durch dieſe lachende Ebene, und lieh ihr neue Anmuth. Lauben, am Rande des Waſſers, und an den verborgenſten Stellen des Thales zerſtreut, ſchienen von der Hand der Natur recht für Verliebte gepflanzt zu ſeyn. Einſame Pfade führten zu ihnen, wo man kein andres Geräuſch vernahm, als das Murmeln des Fluſſes, der ſeine klaren Fluthen über ein Kieſelbette wälzte, oder das Gezwitſcher der Vögel, die durch die Lebhaftigkeit ihrer bunten Farben, und durch die Lieblichkeit ihres Geſangs, Aug' und Ohr zugleich ergötzten.“

„Unter dem Vorwand, Schutz vor den letzten Strahlen der Sonne zu ſuchen, führte mich Zama oft nach dieſen bezauberten Einſiedeleyen, deren Einſamkeit und Stille ſo gut mit der Lage meiner Seele ſtimmten. Wir ſetzten uns ins Gras, und ſprachen von den Begebenheiten die mir zugeſtoßen waren. Ich wiederhohlte ihr, was ich ihr ſchon hundertmal erzählt hatte. Sie hörte mir mit immer neuer Theilnahme zu. Ihre Augen füllten ſich mit Thränen, und ihre ſchmachtenden Blicke ſagten mir in ihrer ausdrucksvollen Sprache: „Hyder! wie kannſt du ſo ungerecht ſeyn, und dem Mitleiden allein zuſchreiben, was in meinem Herzen vorgeht!“ Ich warf mich dann ihr zu Füßen, ich küßte ihre ſchönen Hände, die ſie mir hinreichte, als wollte ſie mich durch dieſe Nachgiebigkeit zu minderer Zurückhaltung auffodern; ich ſchilderte ihr die Größe und ewige Dauer meiner Dankbarkeit: ach! es war Liebe, was ſie verlangte!“

„Einsmal, als ich früher als gewöhnlich aufgeſtanden war, genoß ich der Morgenkühle le unter einem Gang von Bäumen, der neben Zama's Hauſe am Fluß hinlief. Die Schönheit der Landſchaft wiegte mich in eine ſüße Träumerey; die Sonne ging eben auf, und ihre leuchtende Scheibe ragte kaum noch zur Hälfte über den Horizont empor. Ihre Strahlen brachen durch das Laub der Bäume, und ſchienen in Edelſteine die Thautropfen zu verwandeln, welche auf den Kräutern und Blumen funkelten. Das Chor der Vögel feyerte das Erwachen der Natur. Vertieft in das große Schauſpiel, bemerkte ich Sheherezaden nicht, die ſich neben mir geſetzt hatte, und mich an meinem Kleide zupfte. Ich glich einem Menſchen, den man aus einem angenehmen Traum wecket. „Ich ſuchte dich, redete mich Sheherezade an, um dir manches zu ſagen, was dich nahe angeht. Es iſt mir lieb, daß ich dich hier finde, wo wir frey und ungeſtört mit einander ſprechen können. Meine Gebieterin, welche die ganze Nacht kein Auge zugethan hat, wird uns Zeit genug dazu laſſen. — Wie? iſt Zama krank? — Nein, oder wenigſtens rührt ihre Krankheit nicht von einer Störung ihrer körperlichen Organe, ſondern von der Stimmung ihres Herzens her: Ich habe die ganze Nacht bey ihr gewacht; und wir haben bloß von dir geſprochen. Himmel! welch' ein Schickſal, die Vertraute von Empfindungen ſeyn zu müſſen, die du ohne Zweifel theilſt, und deren Reſultat mich zur Unglücklichſten meines Geſchlechts machen wird!“ — Ich tröſtete ſie nach meinem beſten Vermögen, und verſicherte ihr, daß zwar die Erinnerung von Zama's Wohlthaten meinem Herzen tief eingeprägt ſey, allein daß meine Geſinnungen nicht Liebe, und ich überdieß auſſer Stand wäre, je eine ſolche Verbindung einzugehn.“

„Meine Worte drangen wie ein Strahl der Freude in Scheherezadens Seele. Man iſt nicht Herr über die erſten Empfindungen ſeines Herzens; der Gedanke war ihr ein Troſt, daß ich auch für ihre Gebieterin nicht fühlte, was ich ihr ſelbſt verweigerte. Doch ſie faßte ſich bald wieder, und indem ſie ſich des Ausbruchs ihrer Schwachheit ſchämte, ſagte ſie mit einem ſchmachtenden Blick: „Meine unglückliche Leidenſchaft hat ſich dir verrathen! Es hat nicht in meiner Gewalt geſtanden, ſie länger in meinem Herzen zu verſchließen, aber Hyder! du allein ſollſt ihr Vertrauter ſeyn. Schütze mich gegen mir ſelbſt, ich beſchwöre dich!... Gleich das erſtemal als ich dich ſah, entglühte ich von der heftigſten Liebe. O, warum muß deine Religion dir nicht erlauben, deine Neigung zwiſchen mehrere Weiber zu theilen! die Hoffnung dein zu ſeyn, würde das höchſte Glück meines Lebens ausmachen. Doch fürchte nichts von dem Geſtändniſſe das mir eben entwiſchte. Gelingt es mir nicht meine Leidenſchaft zu unterdrücken, ſo werde ich doch Herrin über meine Handlungen und Worte zu ſeyn wiſſen. Ja ich liebe dich ſo heftig, daß ich es dir nun auf immer verbergen werde, daß ich dich liebe, wenn dein Wohl davon abhängt. Ich werde mich an dem Glück begnügen, mit dir unter Einem Dache zu wohnen. Das Vergnügen dich zu ſehn, wird mir Alles erſetzen; und da ich nicht deine Gattin werden kann, ſo will ich wenigſtens deine Achtung und dein Vertrauen verdienen."

„Ich war gerührt. Sheherezade hatte mir die größten Dienſte geleiſtet. Sie war auf den geringſten Umſtand aufmerkſam, der zu meiner Zufriedenheit beytragen konnte, und verlohr keine Gelegenheit mir Beweiſe von ihrer Ergebenheit zu geben. Der vortheilhaften Schilderung die ſie täglich Zama von meinen moraliſchen Eigenſchaften gemacht hatte, verdankte ich eben Zama's Gewogenheit und vorzügliche Behandlung. Ich verbarg Sheherezaden meine Rührung nicht, und meine Thränen vermiſchten ſich mit den ihrigen. „Du ſiehſt, liebe Sheherezade, ſagte ich, daß mein Herz nicht unempfindlich iſt. Aber dieß Herz verſchenkte ich ſchon in meiner frühſten Jugend, und wie viel Thränen koſtet nicht bereits dieß traurige Geſchenk der, die es empfing! doch, ſey überzeugt, daß, nach meiner Gattin, niemand mir lieber ſeyn wird als du!“ —

„— Du verheyrathet? Welch' eine Nachricht! Unglückliche Zama, wie ſehr biſt du zu beklagen! — Ich begriff dieſen Ausruf nicht, es ſchien mir ein Räthſel, wie Sheherezade, nachdem ſie mir eben das leidenſchaftlichſte Gemälde von ihrer Liebe entworfen, ſie ſogleich vergeſſen konnte, um an die Leidenſchaft ihrer Nebenbuhlerin zu denken. Aber ſie ließ mir nicht Zeit, ihr meine Verwunderung darüber auszudrücken. „Hyder! ſagte ſie, du weißt nun das Geheimniß meines Herzens, aber du weißt noch nicht wie viel du Unglückliche machſt! Warum mußte dich das Verhängniß nach Arabien führen? Ich genoß eines tiefen Friedens, den du geſtört haſt. Ich liebe dich, ich opfere meine Liebe auf; im Uebermaaß meines Grams bleibt mir wenigſtens der Troſt, dich meiner guten Gebieterin abzutreten, die ich wie mich ſelbſt liebe! .... Du ſcheinſt überraſcht! Allein Zama's Geſinnungen können dir ohnmöglich unbekannt ſeyn. Schon lange hatte ich ſie errathen; und geſtern geſtand ſie mir ſelbſt ihre Leidenſchaft. Ich erſtaunte über die Größe und das Feuer ihrer Liebe, und beſchloß von dem Augenblick an, die meinige zu bekämpfen, und, ohne Eiferſucht, Zama über ein Herz herrſchen zu ſehn, deſſen Beſitz ich allen Reichthümern der Welt vorgezogen hätte. Liebe Sheherezade, ſeufzte meine gute Gebieterin, wo iſt die Ruhe der Seele hin die mich beglückte, und mich gleichgültig gegen die Huldigungen einer Menge von Anbetern machte? Ach! der Tag, wo das Ohngefähr den jungen Fremdling in mein Haus brachte, war der letzte meiner Freyheit. Seine Traurigkeit verbreitete ſich über meine Seele. Ich hielt, was in mir vorging, für Mitleiden, und überließ mich ihm ohne Mistrauen. Hätte ich gewußt, was das für Gefühle waren, die ſich in mein Herz einſchlichen, vielleicht hätte ich die Kraft gehabt, ſie zu beſiegen. Jetzt iſt es zu ſpät, gegen meine Leidenſchaft anzukämpfen, ſie iſt ſo tief in meiner Seele eingedrückt, daß der Tod allein ihr Gepräge auszulöſchen vermag. Meine gute Gebieterin ſetzte hinzu, ſie ſey entſchloſſen, dir ihre Hand anzubieten, ſobald ſie verſchieſchiedene Angelegenheiten bey Seite geräumt haben würde, die ſie jetzt abhielten, an eine neue Heyrath zu denken. Hiermit ſchloß Sheherezade ihre Erzählung. Unſer Geſpräch hatte ſo lange gedauert, daß es ſchon Mittag war, als wir zuſammen den Rückweg antraten."

„Ich vermied in der Folge ſorgfältig, mit Zama allein zu ſeyn, um allen Gelegenheiten auszubeugen, wo ſie mir ihre Leidenſchaft hätte entdecken können. Wir kehrten gegen Ende des Novembers nach Baſſora zurück. Es war dieß die Zeit, wo die Karavane von Ispahan anzulangen pflegte. Ich ſchmeichelte mir durch ſie zu erfahren, ob Feriśha oder Huſſin in dieſer Hauptſtadt angelangt wären."

„Zama fragte mich in allen ihren Angelegenheiten um Rath. Sie vertraute mir Einsmal, daß der Paſcha von Baſſora ſie mit einem von ſeinen Verwandten, einem jungen Manne von großen Hoffnungen, verheyrathen wolle. Ich hatte dieſe Heyrath mehrmalen erwähnen gehört; ich hatte mir ſogar geſchmeichelt, darinn eine Gelegenheit zu erblicken, wieder zu meiner Freyheit zu gelangen. Seit einiger Zeit kam der Paſcha faſt täglich zu Zama. Zama's Entdeckung der Abſicht ſeiner Beſuche, überraſchte mich weniger, als ſie mich in Verlegenheit ſetzte; ich ſtand bey mir an, was ich ihr darauf antworten ſollte. Sie legte meine Verlegenheit für Eiferſucht aus, und die Freude verbreitete ſich ſichtlich über ihr Geſicht. Kannſt du glauben, ſagte ſie, daß ich je wieder eine ähnliche Verbindung aus bloßer Convenienz eingehn würde? Ich habe die Feſſeln der Ehe ſchon getragen; ich weiß aus Erfahrung, daß ſie nur leicht ſind, wenn das Herz ſie geſchmiedet hat. Kein andrer als mein Geliebter, ſoll je wieder mein Ehemann werden; und brächte er mir eine Krone mit, ſo würde ich weniger Werth darauf legen, als auf den Beſitz des Herzens, das ich liebe und das mich wieder liebt. Ich laſſe dem jungen Mann, den man mir anträgt, Gerechtigkeit wiederfahren, allein ich würde ſelbſt die Hand des Padiſchah der Osmannen ausſchlagen. Mein Herz iſt nicht mehr mein, und meine Hand ohne mein Herz, iſt kein Geſchenk das ich weggeben kann. So denke ich, und könnteſt du in meinem Innern leſen, ſo würdeſt du bald wiſſen, wer der iſt, den ich allen Thronen der Welt vorziehe. Aber, warum ſoll ich dir länger ein Geheimniß aus Empfindungen machen, die mein Glück und mein

mein Stolz ſind? Du biſt der Mann den ich liebe; du, und kein anderer, ſollſt der Beſitzer meiner Hand ſeyn." —

„Ob mir gleich dieß brüske Geſtändniß, nach dem was Sheherezade mir im Obhola-Thal vertraut hatte, gar nicht unerwartet kommen konnte, ſo ſetzte es mich doch in keine geringe Verlegenheit. Ich nahm meine Zuflucht zu den gewöhnlichen Gemeinſtellen, ſprach viel von dem Gefühl meiner Unwürdigkeit, und wie wenig ich ein Geſchenk verdiente, deſſen hohen Werth ich nur zu gut zu ſchätzen wüßte, und ſchloß zuletzt mit der Bemerkung, daß nach der Sitte meines Landes, die Ehrfurcht die ich meinem Vater ſchuldig wäre, mir überdieß nicht erlaube, mich ohne ſein Vorwiſſen zu vermählen. Liebe macht blind. Zama wähnte Leidenſchaft in einer Antwort zu erblicken, welche die bloße Höflichkeit mir eingegeben hatte. Sie opferte mir des Paſcha's Verwandten auf, ohne ſich an den Tadel zu kehren, den ihr dieſer Korb zuzog."

„Dieß ſetzte mich in eine noch ängſtlichere und peinlichere Lage. Oft war ich willens, heimlich davon und nach Ispahan zu gehn. Ich konnte freilich Zama keinen größern Beweis meiner Dankbarkeit geben, als ſie mit Gewalt von einer Leidenſchaft loszureißen, die ich nicht zu erwiedern im Stand war. Unterdeſſen, wenn ich bedachte, daß ich Zama's Sklave ſey, ſo machten es mir die Geſetze der Ehre zur Pflicht, zu bleiben, obgleich meine Entfernung allein fähig geweſen wäre, das Feuer ihrer Liebe zu löſchen. Ich ſah Zama täglich, ich war der Vertraute ihrer geheimſten Gedanken, und der Gegenſtand dieſer Gedanken war faſt immer ich allein.“

„Gleich in den erſten Tagen nach dem Frühlings-Equinoxium, verließen wir die Stadt, um die heiße Jahreszeit wieder im Obbola-Thal zuzubringen. Scheherezade äußerte einsmal gegen mich, ich wäre es Zama und mir ſelbſt ſchuldig, ſie nicht länger bey einer Täuſchung zu laſſen, die ihre Gebieterin in ihrer unglücklichen Leidenſchaft beſtärke; ich müßte ihr entdecken, was für Verbindungen ich in meinem Vaterlande eingegangen wäre, und daß ich nicht mehr Herr über mein Herz ſey. Ich gab ihr Recht, und bat Scheherezade, da ſie von allem unterrichtet ſey, es ſelbſt zu übernehmen, ihre Gebieterin bey der erſten, ſchicklichen Gelegenheit damit bekannt zu machen.“

„Wahrſcheinlich ging Sheherezade zu raſch, und mit zu wenig Schonung dabey zu Werk. Es war ein Donnerſchlag für Zama; ihr Herz von dem heftigſten Schmerz beklommen, erlag der ſchrecklichen Nachricht. Zama verlohr Sprache, Beſinnungskraft und Bewegung."

„Ich war auf der Wieſe. Ich erfuhr den Vorfall erſt bey meiner Nachhauſekunft. Ich eilte zu Zama. Ihr Zuſtand war wirklich beunruhigend. Die geſchickteſten Aerzte von Baſſora, die man ſogleich hohlen laſſen, verſicherten, daß die Krankheit dieſer Dame die traurigſten Folgen haben könne. Ich verließ die Kranke ſo wenig als möglich, weil ich bemerkte, daß meine Gegenwart die Wirkung der gegebenen Arzeneyen erleichterte."

„Als ich eines Tages allein mit ihr war, und ihr bezeigte, wie nahe mir ihr Zuſtand gehe, ſprach ſie mit ſchwacher Stimme: „Was that ich dir, daß du mich ſo täuſchen konnteſt? Hyder, dein Herz iſt nicht aufrichtig, nicht recht und gerecht. Ach! ich muß meine blinde Leichtglaubigkeit theuer genug bezahlen!" Dieſe Worte machten einen ſolchen Eindruck auf mich, daß ich nicht die Kraft hatte, den Mund aufzuthun, und um ihre Erläuterung zu bitten. Meine Verlegenheit ſchien die Verbrechen einzugeſtehn, deren ſie mich anklagte. „Höre mich an, und unterbrich mich nicht!, fuhr Zama fort; ich weiß, daß es oft nicht von uns abhängt, unſer Herz wegzugeben, oder zu verweigern. Von dieſer Wahrheit habe ich nur zu ſehr die traurige Erfahrung gemacht. Ich bin nicht ſo ungerecht, dir es zum Verbrechen auszulegen, daß du in deinem Vaterlande liebſt, und dem Gegenſtand deiner Liebe treu biſt. Aber warſt du mir nicht ein Geſtändniß ſchuldig, das du an Sheherezaden thun konnteſt? War ich deines Vertrauens unwürdig? Wo blieb die Offenherzigkeit, mit der du dich vor mir brüſteteſt? Hyder war in meinen Augen der Menſchen Erſter, und er glich doch dem Letzten der Menſchen! Selbſt, wenn Dankbarkeit es dir nicht zum Geſetz gemacht hätte, mir ein Geheimniß zu offenbaren, das allein mich intereſſirte, und das du meiner Sklavin nicht verhehlteſt, ſo hätte die Ehre dich dazu auffodern ſollen. Du ſahſt mich eine vortheilhafte Heyrath ausſchlagen, zumahl in dem Zuſtande, in welchem meine Sachen ſind. Es reut mich nicht was ich gethan habe; da ich nicht die deinige werden kann, ſo will ich niemand angehören, und es dir durch meinen Tod beweiſen. Doch hätteſt du, ja du mir nicht ſagen ſollen, welche heilige Bande dich abhielten, der Meinige zu werden?" —

„Dieſe letztern Worte waren ein Lichtſtrahl für mich, der mir Alles aufklärte. Ich merkte ſogleich, daß Sheherezade, mit der ich nur ziemlich flüchtig von den Verbindungen geſprochen, die ich in meinem Vaterlande mit Azema, der Geliebten meiner Kindheit, eingegangen war, und die mir nicht erlaubten mein Herz zu verſchenken, dieſe Verbindungen als ein Band der Ehe ausgelegt hatte. Ich erinnerte mich ſogar, daß ich ſie gefliſſentlich bey dieſem Irrthum zu erhalten geſucht. Jetzt aber befand ich mich unter ganz andern Umſtänden. Die Verbindlichkeiten die ich Zama ſchuldig war, ließen mir nicht länger freye Wahl was ich thun ſollte. „Du irreſt dich, rief ich mit Feuer aus, indem ich neben ihrem Bette niederkniete; man hat dich getäuſcht. Nein Zama, die Feſſeln der Ehe binden mich nicht; nur mein Herz iſt nicht frey; es wählte in meiner Kindheit, als es dich noch nicht kannte. Ich liebe in meinem Vaterlande, allein ich bin nicht durch feyerliche Bande gehindert, der deinige zu werden." Der Ton mit dem ich dieſe Worte ſagte, oder vielleicht dieſe Worte ſelbſt, brachten in Zama's Krankheit eine heilſame Veränderung hervor. Sie ſtarb nicht, und Hoffnung kehrte in ihr Herz zurück."

„Ich wich faſt nicht von Zama's Bette, und ihre Kräfte fingen an wieder aufzuleben. Ich hatte ihren Arm angefaßt, um ihren Puls zu fühlen. Sie hielt meine Hand feſt, und drückte ſie mit einem ſolchen Ausdruck von Zärtlichkeit, daß er bis in mein Innerſtes wiederklang. Ich vergaß Azema, ich vergaß mich ſelbſt. Ich will meine Schwachheit nicht rechtfertigen; allein wie ſchwer iſt es für einen jungen Mann, einer ſolchen Verſuchung zu widerſtehn, ſonderlich wenn er ſich heftig geliebt weiß!"

„Zama wurde zuſehends beſſer. Mit Freuden bemerkte ſie die Anzeichen ihrer Schwangerſchaft. Es wurde beſchloſſen, daß wir dieſen Winter nicht nach Baſſora zurückkehren wollten. Zama kam mit einem Sohn nieder, den ſie ſelbſt ſtillte. Es war nun gar nicht die Rede mehr von einem Aufenthalt in der Stadt. Zwey Jahre darauf gebar ſie mir eine Tochter. Fünf Jahre brachte ich ſo ununterbrochen im Obbola-

Thal zu. Meine beyden Kinder bekamen die Blattern und ſtarben. Es waren zwey Bande die mich an ihre Mutter feſſelten. In Zama's Armen hatte ich die ganze übrige Welt vergeſſen. Der Tod meines Sohnes und meiner Tochter löſete den Zauber."

„Vergebens würde ich mich bemühen, meinen Zuſtand ſo zu ſchildern, wie er ſich meiner Einbildungskraft darſtellte, als ich meine beyden Kinder verloren hatte. Ich war in meinen Augen ein unerklärliches Räthſel. Ich konnte nicht begreifen, wie ich fünf Jahre in dieſem Thale, in den Armen der Wolluſt hatte leben können, ohne an mein Vaterland zu denken, und ohne nach Nachrichten von meinen Freunden und Verwandten zu forſchen. Meine Gedanken wurden ſchwermüthig und traurig. Die lachende Landſchaft, die vorher ſo große Reize für mich gehabt hatte, verlohr ſie nun alle in meinen Augen, ich ſah in ihr nur einen Kerker. Ich verbarg Zama meine Schwermuth, allein ſie hatte zu ſcharfe Augen, um ſie nicht zu bemerken. Sie bot Alles auf, die ſchwarzen Bilder meiner Einbildungskraft zu zerſtreuen. In der Meinung, daß der Aufenthalt auf dem Lande mir zu langweilig ſey, ſchlug ſie mir vor, nach Baſſora auf einige Zeit zurückzukehren,

ren, unter dem Vorwand, ſie habe dort noch verſchiedene Angelegenheiten zu berichtigen, die ſie hinderten, mir öffentlich die Hand zu geben."

„Die Langeweile die mich verzehrte, folgte mir nach Baſſora. Ich ſuchte mich durch Nachforſchungen nach Ferisha zu zerſtreuen; aber die Vergeblichkeit meiner Bemühungen vermehrten nur meine Traurigkeit: ich warf mir mit Recht vor, ſie zu ſpät angeſtellt zu haben. Konnte nicht dieſer großmüthige Freund in der Sklaverey geſtorben ſeyn, da es doch nur von mir abgehangen hätte, ihn daraus zu befreyen? Dieſen Gedanken, der mich fürchterlich peinigte, vermogte ich nicht los zu werden. Ich ſuchte am Tage die einſamſten Stellen auf, deren Stille meinen Schmerz nährte, und in der Nacht kam kein Schlaf in meine Augen, und ſchlummerte ich ja ein paar Augenblicke ein, ſo wurde ich durch die ſchrecklichſten Träume aufgeſchreckt. Ein ſolcher Zuſtand der Beängſtigung und Betrübniß konnte ohnmöglich lange dauern; ich verfiel in eine gefährliche Krankheit."

„Sheherezade war meine einzige Vertraute. Ich hatte kein Geheimniß für dieſe liebenswürdige Freundin. Sie beklagte mich, doch ohne ein Hülfsmittel ausfindig machen zu können. Zama, die mich aufs innigſte liebte, bot die Kunſt der berühmteſten Aerzte Arabiens auf. Das Haupt-Symptom meiner Krankheit war eine tödtliche Erſchlaffung. Ich war ſo ſchwach, daß man jeden Tag hätte glauben ſollen, ich wurde nicht den andern Morgen erleben. Keine Arzeney ſchlug an. Der Tod, den ich ganz nahe wähnte, war das einzige Ziel meiner Wünſche. Endlich thaten die Aerzte den Ausſpruch, daß bey meiner Krankheit eine heimliche Urſache zum Grund liege, die ihre Kunſt weder zu heben noch zu entdecken vermöge. Zama war in Verzweiflung. Scheherezade wagte es, unter dieſen Umſtänden, ihrer Gebieterin das Geheimniß meiner Krankheit zu entdecken. Sie verſicherte ihr, daß eine heftige Sehnſucht nach meinem Vaterlande ſie allein verurſache, und daß ſchon die Hoffnung meine Heymath wieder zu ſehn, mir Leben und Geſundheit wiederſchenken würde.“

„Zama fürchtete mich zu verlieren, wenn ſie mich nach Indien zurückführen ließe; allein die Furcht mich ein Raub des Todes werden zu ſehn, war doch noch ſtärker, und überdieß machte ſie ſich heimlich Vorwürfe, alle die Briefe unterſchlagen zu haben, die an mich eingelaufen waren. Sie nahm ſich alſo vor, ihre eigene Ruhe der Erhaltung meines Lebens aufzuopfern. Sie benutzte einen Augenblick wo ich mich etwas beſſer befand, mir den Vorſchlag zu einer Reiſe nach Indien zu thun, ſobald meine Geſundheit hergeſtellt ſeyn würde, um meinem Vater ſelbſt die Nachricht von unſrer Heyrath zu überbringen. Sie ſetzte hinzu, während meiner Abweſenheit würden die Angelegenheiten wegen des Nachlaſſes ihres erſten Mannes vollends ins Reine gebracht werden, und ſie rechne zu ſehr auf meine Rechtſchaffenheit, um im Geringſten an meiner baldigen Rückkehr zu zweifeln.“

„Ich ſuchte in Zama's Augen die Beſtätigung dieſer tröſtlichen Worte zu leſen, und als ich durch neue Betheuerungen mich überzeugte, daß es ihr Ernſt ſey, öfnete die Freude, die ich darüber empfand, die Quellen des Lebens von neuem, welche der Gram vertrocknet hatte. Das Fieber nahm ab, und ich bekam meine Kräfte früher wieder, als ich je hätte hoffen dürfen.“

„Ich ſchmeichelte mir, meine Reiſe gleich nach meiner Geneſung anzutreten; allein die zärtliche Zama, die vor dem Augenblick unſrer Trennung erbebte, ſchob ſie ſo weit als möglich hinaus, und ich, ich hatte das Herz nicht ſelbſt davon anzufangen. Unvermerkt verfiel ich wieder in dieſelbe Traurigkeit, die mich an die Pforten des Todes gebracht hatte. Zama wurde es gewahr, und rechnete ſich ihr Zögern zum Verbrechen an. Die Anſtalten zu meiner Abreiſe wurden getroffen. Sie gab mir einige Sklaven mit, auf deren Treue ſie ſich verlaſſen konnte, und nachdem ich ihr mein Wort gegeben, daß ich, auf das ſpäteſte in zwey Jahren, nach Baſſora zurückkommen wolle, entriß ich mich ihren Umarmungen, und begab mich an Bord eines portugieſiſchen Schiffs, das zu Goa einlaufen, und dann nach Sina ſegeln ſollte.“ — —

Hyder-Aly-Kan verließ Baſſora in den erſten Tagen des Mays 1750. Das Schiff auf dem er ſich befand, war ſchön ausgeziert und gemalt, ſo daß man es für ganz neu hätte halten ſollen; allein als es die hohe See erreichte, zeigte ſich ein Leck, der ſich nicht verſtopfen ließ. Mit Mühe erreichte der Kapitain den Hafen von Diu. Das Schiff mußte ausgeladen, und auf die Seite gelegt werden, um den Schaden auszubeſſern. In 14 Tagen hofte jedoch der Kapitain damit fertig zu werden. Alle Paſſagiere waren ans Land gegangen. Hyder nahm ſeine Wohnung bey einem reichen Banian. Die Hitze war übermäßig groß, und er brachte, um ſich davor zu ſchützen, einen Theil des Tags unter einem prächtigen Corſo zu, der die Stadt umgab. Er war in der Nähe ſeines Vaterlandes, und konnte in kurzer Zeit zu Lande dahin gelangen, wenn er durch die Wüſte Zend reiſen wollte, allein die Erfahrung hatte ihm dieſen Weg verleidet, und er zog mit Recht die Reiſe zur See vor, die freilich länger, hingegen ſicherer und bequemer war.

Um Diu laufen die hohen Gebirge des Imaus, welche Perſien von Hindoſtan trennen, in fruchtbare Gelände und Hügel aus. Von den Wällen der Stadt erblickte man ihre, mit ewigem Schnee bedeckte, Gipfel. Dieſer Anblick erinnerte Hyder an das lachende Dinam-Thal, wo er beynah ein ganzes Jahr gelebt hatte. Er dachte an die unſchuldigen Freuden der friedlichen Bewohner dieſes ruhigen Aufenthalts; ſeine Einbildungskraft malte ihm die Unruhe worinn ſeine Flucht die Kolonie verſetzt haben würde, und er machte ſich bittre Vorwürfe über einen Fehler, für den er ſo hart gebüßt hatte.

Als er durch eine Straße nach ſeiner Wohnung ging, glaubte er Julien, die Tochter Zulmirens, gewahr zu werden, jener gaſtfreyen Matrone, die ihn und Ferisha am Meeresſtrand aufgenommen, und ins Dinam-Thal geführt hatte. Aber es dünkte ihm ſo wenig wahrſcheinlich, daß Julie zu Diu ſeyn könne, daß er ihr nicht nachfolgte, und das Ganze für einen Betrug ſeiner Einbildung hielt. Unterdeſſen hatte dieſe Begegnung doch einen ſolchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er die ganze Nacht damit beſchäfftigt war, und je mehr er ſich Juliens Züge ins Gedächtniß zurückrief, je mehr ſchien es ihm, als ob die geſehene Perſon von heute denſelben Wuchs, dieſelbe Haltung, kurz, dieſelbe Bildung wie Julie, gehabt hätte. Entweder die Natur hatte zwey-Julien geſchaffen, oder Julie war zu Diu. Allein welcher Zufall konnte ſie aus dem Dinam-Thal dahin verſetzt haben?

Hyder verlohr ſich in Muthmaßungen. Er ging, ſo wie der Tag graute, von neuem aus, und durchſtrich alle Straßen und Winkel der Stadt, in der Hoffnung, daß ihm die bewußte Perſon zum zweytenmal aufſtoßen ſollte. Er ſetzte ſeine Nachforſchungen auch die folgenden Tage fort; doch ſie blieben alle fruchtlos.

Der Leck war unterdeſſen ausgebeſſert worden, und Mannſchaft und Paſſagiere begaben ſich wieder aufs Schiff. Als das Schiff die Rheede verlaſſen hatte, trat Hyder von ohngefähr in die große Kajüte, und die erſte Perſon die ihm in die Augen fiel, war eben die, welche er zu Diu angetroffen, und ſo eifrig aufgeſucht hatte. Hyder hatte ſich nicht geirrt, es war Julie. Die Ueberraſchung war von beyden Seiten gleich groß; die Kajüte wimmelte von Paſſagieren, welche ſich an dieſer Erkennungs-Scene weideten. Allein wie ſtieg vollends Hyders Verwunderung, als er ſich von hinten umarmt fühlte, und im Umſchauen, Huſſin vor ſich erblickte? Er beſtürmte Huſſin und Julien mit Fragen ohne Zuſammenhang und Folge. Sie winkten ihm, mit ihnen zu gehn, und daß ſeine Neugier befriedigt werden ſollte. Sie ſtiegen aufs Verdeck. Hyder, auſſer ſich für Freude, umarmte bald Huſſin bald Julien; er konnte es nicht ſatt werden, ſie zu betrachten, und traute kaum dem Zeugniß ſeiner Augen.

Julie machte ihm über die Art wie er die Kolonie verlaſſen, gerechte Vorwürfe.

„Undankbarer! ſagte ſie, wie konnteſt du dich ſo heimlich wegſtehlen! War das der Dank für unſre Mühe und Sorgfalt, dir den Aufenthalt von Dinam angenehm zu machen? Wie viel Thränen haſt du nicht meiner Mutter gekoſtet, die dich wie ihren Sohn liebte! die Tage nach deiner Entfernung waren Tage der Trauer für die Kolonie. Mein Bruder ſuchte dich einen ganzen Monat lang vergebens, und wir zweifelten nicht mehr daran, daß du und Ferisha umgekommen wäret. Aber wo iſt Ferisha, der dir nie von der Seite wich? Warum ſehn wir ihn nicht? Warum biſt du ſo allein?“ — Dieſe Fragen erneuerten Hyders Schmerz und Betrübniß, daß er ſeinen Freund in einem fremden Lande zurückgelaſſen. Unterdeſſen ſuchte er ſich zu faſſen, und erzählte Julien und Huſſin Alles, was ihm ſeit ſeiner Abreiſe aus dem Dinam-Thal begegnet war. Huſſin ſeiner Seits erzählte dem Hyder, daß er ſechs Monate nach ſeiner Flucht, ins Dinam-Thal zurückgekommen ſey; daß er Hydern in einem großen Theil Aſiens aufgeſucht, und daß er bey ſeiner dritten Rückkehr nach Dinam die Julie geheyrathet, und ſich mit ihr nach Diu begeben habe, um ſeine Nachforſchungen fortzuſetzen.

Die Nacht unterbrach ihr Geſpräch, und nöthigte ſie zum Abendeſſen hinunter in die Kajüte zu gehn. Hyder bezeugte bey Tiſche dem Huſſin ſeine Verwunderung, daß er keine Antwort von Nadim-Saheb erhalten, ohngeachtet er ihm mehrmalen von Baſſora geſchrieben. Huſſin entgegnete, es ſey leicht möglich, daß die Briefe bey der großen Verwirrung verloren gegangen wären, die in Hindoſtan ſeit den letzten Jahren herrſche. Mohammed-Shah, fuhr er fort, regiert nicht mehr; ſein Sohn, Ahmed-Shah, der ihm gefolgt iſt, wankt auf ſeinem Throne. Niſam-Moluk hat im Kriege ſeine lange Laufbahn geendigt, und ſeine Kinder haben die Waffen gegen ſich ſelbſt gekehrt, und ſtreiten ſich um ſein blutiges — Erbe. Sie haben ſich nicht begnügt, die tapferſten Krieger Hindoſtans in ihre Fehde zu verwickeln, ſie haben auch die Europäer daran Theil nehmen laſſen, die an den Küſten ſich angeſiedelt hatten; und dieſe treuloſen Fremdlinge, die ſich kaum die Mühe geben, ihre ehrſüchtigen und weitausſehende Plane zu verbergen, legen es auf nichts weniger an, als dieß herrliche Reich zu unterjochen, wenn die innern Zwiſtigkeiten fortfahren, ihre verrätheriſche Politik zu begünſtigen. Wenn du die Leiden und Drangſale kennen wirſt, welche unſer unglückliches Vaterland verheeren, ſo wirſt du dich nicht länger über das Stillſchweigen deines Vaters wundern. Die Stadt Delhi wird nicht mehr gefunden; die Afghanen, unter der Anführung des Mirſa Abdalah, haben ſie gänzlich zerſtört. Der neue Kayſer reſidirt zu Agra. Dort wirſt du Nadim Saheb und Azema antreffen, die deine Rückkehr mit Freude erfüllen wird.

Hyder-Aly hatte gefürchtet, Azema mögte tod oder verheyrathet ſeyn, und dieß hatte ihn abgehalten, ſich nach ihr zu erkundigen. Er begab ſich in ſeine Hangematte, und brachte die Nacht damit zu, ſeine Gedanken zu ſammeln, die ſeit Huſſins und Juliens unvermuthete Begegnung zu ſtürmiſch und unzuſammenhängend geweſen waren.

Sobald die erſten Strahlen der Sonne die Natur wieder belebten, ging Hyder auf das Verdeck, um die Morgenkühle zu genießen. Indem das Geſtirn des Tages aus dem Meer emporſtieg, ſchien es auf dem Waſſer zu wandeln, und malte mit den lebhafteſten Farben die weite Strecke des Oceans, und das ſchwimmende Gewölke der Luft. Hyder bewunderte im Stillen dieß prächtige Schauſpiel, auf das er vorher nicht geachtet hatte. Huſſin geſellte ſich bald darauf zu ihm, beyde ſetzten ſich auf das Verdeck, und Huſſin begann auf Hyders Bitte, die umſtändliche Erzählung deſſen, was ihm ſeit ihrer Trennung in der Wüſte Zend zugeſtoßen war.

Unſre Leſer wiſſen ſchon einen Theil davon aus Zulmirens Munde. Wir fahren alſo da fort, wo Huſſin auf dem europäiſchen Schiffe nach Indien abgeſegelt war. Kaum war er zu Suratte ans Land geſtiegen, ſo erfuhr er, welcher innerer Krieg Hindoſtan verheere. Die Maratten ſtreiften bis in die Gegend von Suratte und Aurengabad. Sie hatten die berühmten Pagoden von Illure und Daltobad geplündert, die wunderbaren Denkmäler aus dem grauen Alterthume, die in der Geſtalt unermeßlicher Palläſte in den Felſen ausgehauen, und dem Tageslicht unzugänglich ſind. Ueberall traf er auf die blutigen Spuren ihrer Verwüſtungen; auf eingeäſcherte Dörfer, auf verödete Landſtriche, ohne Bewohner. Endlich erreichte er Delhi, und ſeine Erſcheinung verſetzte Nadim-Saheb in das größte Erſtaunen. „Biſt du's Huſſin? Wo iſt mein Sohn?" — Die Traurigkeit auf meinem Geſichte (fuhr Huſſin fort) ließ Nadim-Saheb ſchon einen Theil ſeines Unglücks ahnden. Ich warf mich ihm zu Füßen, erzählte ihm das Bubenſtück unſrer Sklaven, und die Vergeblichkeit meiner Bemühungen, um ſeit dieſem traurigen Tage einige Spur von dir zu entdecken. Ach! mein Sohn lebt nicht mehr! rief der betrübte Vater aus. Ich hatte ihn deiner Obhut anvertraut. Doch fürchte nicht, daß ich dich für ſeinen Verluſt verantwortlich machen will. Ich bete die ſchrecklichen Rathſchlüſſe des Ewigen an. Dieſer Sohn ſollte einſt der Troſt meines Alters werden, und meine Augen ſchließen, und er ſtirbt in einem fremden Lande, in der Blüthe ſeines Alters und des Genuſſes des Lebens!! Ehre die Thränen, welche Verzweiflung dem unglücklichſten der Väter auspreßt. Ach! ich werde meinen Sohn nicht wieder erblicken! — Ich bemühte mich vergebens, einige Strahlen der Hoffnung in Nadim-Sahebs Herz dringen zu laſſen. Er hatte die Menſchen und ihre Boshaftigkeit zu genau kennen lernen, um ſich nicht, trotz aller meiner Vorſpiegelungen, zu überzeugen, daß du den Streichen deiner Feinde nicht entronnen ſeyn würdeſt. Es kam nun darauf an, dieſe traurige Botſchaft deiner Mutter zu hinterbringen. Ach! warum kann ich dir nicht verſchweigen, was dir das Herz durchbohren wird. Dieſe Prinzeſſin, die ſeit deiner Abreiſe nur mit der Sehnſucht nach dir beſchäfftigt war, vermogte nicht die ſchreckliche Nachricht zu ertragen. Sie ſtarb in den Armen ihres Gemahls, und dein Name war ihr letztes Wort. Dein Vater, deſſen Muth durch Philoſophie aufrecht erhalten wurde, und den überdieß die Anſtalten zum Krieg zerſtreuten, hatte bald ſeinen Schmerz überwunden. Ich wollte ihn verlaſſen; ich ſtellte ihm vor, daß die Hoffnung, die ich noch immer nährte, dich einſt wiederzufinden, es mir zur Pflicht machte, nach dir ganz Aſien zu durchſtreichen. Nein, erwiederte Nadim-Saheb, überlaß dich nicht dieſem ſchmeichelhaften Gedanken. Mein Sohn iſt nicht mehr unter der Zahl der Lebendigen, und ich bedarf deines Arms bey meinem Heere!

Die Schwachheit und Sorgloſigkeit des Kayſers Mohammed-Schah hatten ihn zur äuſſerſten Indolenz herabſinken laſſen. Dieſer wackere, aber ſchwache, wollüſtige, unentſchloſſene und unbeſtändige Fürſt ſchien dem Unglück geweiht. Er fiel, und Ahmed-Schah beſtieg den Thron.

„Die Unruhen in Dekan hatten Azema und ihre Mutter bewogen, Golconda zu verlaſſen, und ihren Aufenthalt zu Agra bey ihrem Bruder Mioſa-Mogol zu nehmen. Eigentlich war Liebe der Hauptbewegungsgrund zu dieſer Reiſe, und die Mutter die ihrer Tochter nichts abſchlagen konnte, hatte ſich, ihr zu Gefallen, dazu entſchloſſen. Seit acht Jahren war die zärtliche Azema ohne Nachricht von ihrem Liebhaber geblieben, und die Abweſenheit hatte, ſtatt ihre Leidenſchaft zu löſchen, ſie vielmehr noch ſtärker entflammt. Kaum war ſie in der Kayſerſtadt angelangt, ſo erfuhr ſie, daß du dich nicht mehr unter den Lebenden befändeſt. Verzweiflung bemächtigte ſich ihrer Seele, und ſie beſchloß dir ins Grab zu folgen.“

„Ich war mit Nadim-Saheb beym Kayſer und der Divan eben mit einer Sache von Wichtigkeit beſchäftigt, als die Thürſteher eine junge Dame anmeldeten, welche begehre vorgelaſſen zu werden. Es war Azema. Meine Verwunderung nahm zu, als ich ſie dem Throne ſich in tiefer Trauer, in Begleitung einiger jungen Mädchen nähern ſah, die ebenfalls alle in Schwarz gekleidet waren.“

„Nie war deine Geliebte ſchöner geweſen! das Schmachtende, Traurige auf ihrem Geſichte, machte ſie noch anziehender; aller Augen waren auf ſie geheftet. Der Kayſer Ahmed-Shah ſah ſie zum erſtenmal. Ihre Reize ſchienen einen tiefen Eindruck auf dieſen jungen Fürſten zu machen, der unter dem Geräuſch der Waffen aufgewachſen war. Er ſah nur ſie, hörte nur ſie!“

„Azema näherte ſich den Thronſtufen, und ſprach zum Kayſer, mit einem feſten Ton der Stimme, der uns allen Thränen entlockte. „Herr! du ſiehſt zu deinen Füßen eine unglückliche Liebhaberin, welche der Hoffnung auf Glück in dieſem Leben entſagt hat, und dich um Erlaubniß bittet, ſterben zu dürfen.“ Hierauf wendete ſie ſich zu Nadim Saheb: „du warſt, ſagte ſie, in glückſeligern Zeiten Zeuge der engen Freundſchaft, die mich an deinen Sohn feſſelte. Aber du weißt nicht, daß ich ihm und er mir Hand und Treue gelobte. Seine Schwüre und die meinigen, ſind jetzt noch in meinem Herzen aufbewahrt. So lange er lebte, war ich allein mit ſeiner Glückſeligkeit beſchäftigt; dieſe meine Denkungsart gab mir Kräfte, meinen Schmerz zu unterdrücken, und ſein Verſprechen nicht geltend zu machen, als ich erfuhr, daß du ihm eine andere Gemahlin beſtimmt hatteſt. Jetzt aber wird mich niemand um den traurigen Gebrauch beneiden, den ich von dieſem ſeinem Schwur machen will. Er iſt tod mein Gemahl, und ich will ihm ins Grab folgen. Wenn mein Schickſal einiges Mitleiden erweckt, ſo bleibt mir wenigſtens der Troſt, öffentlich das Geſtändniß abgelegt zu haben, daß ich mit dem liebenswürdigſten und tugendhafteſten Prinzen verbunden war. Ich klage nicht über ſeinen Verluſt. Du allein biſt zu beklagen. Der Tod der dir deinen Sohn raubte, giebt mir meinen Gemahl wieder. Wir werden nun in Brama's Schooße vereinigt ſeyn, da ſich hingegen, wenn er am Leben geblieben wäre, tauſend Hinderniſſe auf Erden unſerm Glück widerſetzt haben würden." –

„Eine ſo auſſerordentliche Anrede verſetzte den ganzen Divan in ein tiefes Schweigen; und wir waren alle eben ſo erſtaunt als verlegen, wie Azema ſich mit ihren Begleiterinnen entfernt hatte. Nadim-Saheb, den dieſe beyſpielloſe Aufopferung auf das lebhafteſte rührte, warf ſich insgeheim die Plane ſeiner Politik vor, und wärſt du in dem Augenblick im Pallaſt erſchienen, ſo würde er mit eigenen Händen eine ſo reine Liebe gekrönt haben. Der Kayſer fragte uns um Rath, was er thun ſollte. Die Mogolen hatten zwar den Gebrauch nicht ganz ausrotten können, der bey einigen obern Kaſten der Hindus herrſchte, daß die Wittwen ſich nach dem Tode ihrer Männer lebendig verbrennen ließen; allein ſie ſuchten doch ſeine Befolgung durch alle mögliche Hinderniſſe zu erſchweren und ſo immer ſeltener zu machen. Allein jetzt war der Zeitpunkt kritiſch. Der Kayſer, von zahlreichen Feinden umgeben, wankte auf ſeinem Thron. Die Haupt-Stärke ſeiner Armee beſtand aus den Maratten, welche ſich zur Religion der Braminen bekennen, und die man zu beleidigen fürchten mußte, wenn man Azema ihre, vor dem ganzen Hof gethanene, Bitte verweigerte. Man bemitleidete aufs innigſte das Schickſal deiner ſchönen und unglücklichen Geliebten, aber jetzt, wo das geringſte Misvergnügen des Volks eine Revolution zu veranlaſſen im Stande war, jetzt ging die Meinung der mehreſten dahin, Azema's Opfer zu erlauben. Ahmed-Schah ſchwankte zwiſchen ſeiner aufkeimenden Liebe und ſeinem Staats-Intereſſe. Man las in ſeinen Augen die Gewalt die er ſich anthat, um die Empfindungen ſeines Herzens zu bekämpfen. Eben ſollte der Todes-Ausſpruch geſchehn, als Azema's Mutter im Divan-Saal erſchien."

„Dieſe Dame befand ſich in ihrem Pallaſte, wie ihre Tochter aus dem Divan zurückkam. Azema's Trauer-Gewand ließ ihr deutlich ahnden, welches Unglück ihr drohe. Sie kannte Azema's Entſchloſſenheit, und errieth ſogleich, daß ſie unter dem angenommenen Schein der ruhigen Faſſung einen Entſchluß der Verzweiflung verberge, von dem es unmöglich ſeyn würde, ſie zurückzubringen. Sie ergriff alſo das einzige Aufſchubs-Mittel, das ihr noch übrig blieb."

„Als Azema's Mutter in den Saal des Divans trat, überfiel mich ein unwillkührlicher Schauer, der ſich auch aller Anweſenden mitzutheilen ſchien. Unglückliche Mutter, wir theilten alle deinen Schmerz! Sie warf ſich vor dem Kayſer nieder, aber als ſie den Anlaß zu ihrer Erſcheinung im Pallaſt erzählen wollte, brachte ihre Zunge nur unbeſtimmte, und unarticulirte Töne hervor, und ſie konnte nur durch Thränen reden. Endlich nach einem langen Stillſchweigen, bekam ſie den Gebrauch der Sprache wieder. „Großer Fürſt, ſagte ſie, blicke gnädig auf die Bedauernswürdigſte der Mütter. Meine

Tochter hat dich um Erlaubniß gebeten, ſich auf Hyder-Aly's Scheiterhaufen opfern zu dürfen. Mein Tod wird die unmittelbare Folge des ihrigen ſeyn; unterdeſſen ehre ich zuſehr die Gebräuche meiner Kaſte, um durch mein mütterliches Anſehn ihren grauſamen Entſchluß zu beſtreiten. Ich gebe meine Erlaubniß zu dem ſchrecklichen Opfer, das meine Augen nicht ſehn werden. Allein meine Tochter iſt noch ſehr jung. Erlaube Herr, daß ich ihre Standhaftigkeit durch einen Aufſchub prüfe, zu dem mich unſre Religion ſelbſt berechtigt. Die Sanskrit-Geſetze des Vedams geſtatten die Verbrennung der Wittwen, beym Leichenbegängniſſe ihrer Männer, nicht eher, als wenn ſie das fünf- und zwanzigſte Jahr erreicht haben. Azema zählt deren erſt zwanzig, und ich habe das Recht, ſie bis zu der vom Geſetz beſtimmten Zeit bey mir zu behalten. Verlaufen die fünf fehlenden Jahre, ohne daß meine Thränen und der Anblick meines Alters ſie wieder ans Leben zu feſſeln vermögen, ſo werde ich ſie nicht länger zurückhalten.“

„Der Kayſer, der ſo ſehnlich einen ſchicklichen Vorwand geſucht hatte, um Azema's Bitte ausweichen zu können, ohne das Volk aufzubringen, bot mit Freuden die Hände de zum Antrag der Mutter. Der Formalität wegen wurden erſt einige von den vornehmſten Braminen um Rath gefragt, und hierauf ließ Ahmed-Shah nach ihrem Ausſpruch ein kayſerliches Edikt bekannt machen, worinn der Azema die Erlaubniß ertheilt wurde, den Eingebungen ihrer Treue und ihres Muths zu folgen, und ihren Gemahl Hyder-Aly-Kan ins Grab zu begleiten; doch wegen der Jugend der Dame, und weil der Tod des jungen Prinzen noch nicht unfehlbar gewiß ſey, ſollte das feyerliche Leichenbegängniß erſt nach fünf Jahren gehalten werden."

„Jedermann gab der Gerechtigkeit dieſes Ausſpruchs ſeinen Beyfall; nur Azema fand ihn hart und ungerecht. Sie ſah ſich, während dieſer fünf Jahre, die ſie noch bis zur Vollziehung ihres Opfers warten ſollte, als eine Verbannte auf Erden an. Unterdeſſen mußte ſie ſich ihm unterwerfen, doch beſchloß ſie bis dahin in der ſtrengſten Eingezogenheit und Abgeſchiedenheit, und nach Art der Wittwen zu leben, die durch beſondere Umſtände verhindert geworden, ihren Männern auf den Scheiterhaufen zu folgen."

„Dieſer Vorfall hatte bey Rabim-Saheb die Wunde wieder aufgeriſſen, die ihm dein Verluſt ſchlug. Der Aufenthalt zu Agra wurde ihm unerträglich. Er begab ſich nach Pondiſchery.“

„Bevor er die Kayſerſtadt verließ, ſtattete er einen Beſuch bey Azema ab, und betheuerte ihr auf das Heiligſte, daß wenn je der Himmel dich ſeinen Wünſchen wiederſchenken ſollte, er zum Voraus in deine Vermählung mit ihr willige.“

„Ich erhielt bey dieſer Gelegenheit Erlaubniß, ins Dinam-Thal zurückkehren zu dürfen. Nicht ohne Mühe fand ich den kleinen Fluß wieder, an deſſen Ufer wir von unſern Sklaven angefallen worden waren. Er diente mir zum Wegweiſer nach der Höhle, durch die ich beym Licht einiger Fackeln ins Dinam-Thal kam.“

„Die Bewohner dieſer glücklichen Einſamkeit, empfingen mich mit Freuden. Sie erzählten mir, daß du mit Ferisha dich bey ihnen aufgehalten hätteſt; aber ſeit einiger Zeit verſchwunden wäreſt, ohne daß man wiſſe, wo du hingekommen. Ich zweifelte keinesweges, daß du den Weg durch die Höhle nach Diu genommen haben würdeſt. Ich theilte meine Muthmaßung Sady und

Zulmiren mit, allein die guten Leute konnten ſich nicht überreden, daß die finſtern Irrgänge dieſes Labyrinths jemand anders als den arabiſchen Räubern bekannt ſeyn könnten. Sie erſtaunten, als ich ihnen verſicherte, daß ich ſelbſt zweymal dieſe Höhle paſſirt hätte, und daß ſie, die Fahrt zur See ausgenommen, vielleicht der einzige Ausgang aus ihrem Thale ſey."

„Die Thränen Zulmirens und ihrer liebenswürdigen Tochter konnten mich nicht länger als einen Monat in der Kolonie zurückhalten. Ich liebte Julien leidenſchaftlich, und tauſend kleine Züge, die den Augen eines Liebhabers nicht entwiſchen, verſicherten mich, daß ich mit Gegenliebe mir ſchmeicheln durfte. Die Pflichten der Freundſchaft entriſſen mich allein den Hoffnungen der Liebe. Ich vergoß Thränen, als ich aus dieſem ruhigen Aufenthalt ſchied, wo ich die Hälfte meiner ſelbſt zurückließ, und ich verſprach wiederzukommen, ſobald ichs könne."

„Ich erkundigte mich zu Diu, ob gegen die Zeit, wo ich vermuthete daß du dort eingetroffen ſeyn könnteſt, ein Schiff abgegangen ſey. Ich erfuhr, ein engliſches Schiff ſey nach Madras abgeſegelt. Dieſer

Strahl von Hoffnung trieb mich an Bord eines engliſchen Schiffes, das von Ormus kam, und auf ſeiner Rückreiſe nach China verſchiedene europäiſche Niederlaſſungen an der Küſte von Malabar beſuchen ſollte."

„Wir landeten zu Suratte; ich machte von da einen Abſtecher nach Amadabad. Dieß ſonſt ſo geſegnete und blühende Land fühlte jetzt hart die ſchreckliche Geiſſel des Krieges. Beym Anblick dieſer, in eine Einöde verwandelten, einſt ſo reichen und bevölkerten, Provinzen konnte ich mich nicht entbrechen, über die Blindheit der Menſchen zu trauern, die nur wenige Tage auf Erden zu leben haben, und dieſe Spanne Zeit noch ſelbſt durch ihre Zwietracht verkürzen, und einander um Dinge würgen, die ihnen ſelbſt nichts angehn."

„Als wir von Suratte wieder ausgelaufen waren, zwang uns der ſchlechte Zuſtand unſers Schiffs auf der Rheede von Paſchab, einem ſchlechten Hafen an der perſiſchen Provinz Soret, vor Anker zu gehn. Ich konnte leicht berechnen, daß die Ausbeſſerung des Schiffs uns hier lange aufhalten würde, und die Langeweile gab mir einen Gedanken ein, dem ich das Glück verdanke, daß ich dich wiederfand. Ich reiſte nach dem, in der Nähe liegenden, Dinam-Thal. Zulmire und Julie hatten nicht gehofft, mich ſobald wieder zu ſehn. Es fiel eben einige Tage darauf das Feſt des Vollmonds ein. Ich bot meine Hand Julien, um ſie zum Feſt zu begleiten, und ſie nahm ſie an. Was that ich nicht Alles, um den glücklichen Augenblick unſrer Verbindung zu beſchleunigen! Allein die Gebräuche dieſes reizenden Thals geſtatten keine Ausnahmen. Ich mußte alſo das nächſte Feſt erwarten; es kam, und ich wurde der glücklichſte der Gatten. Nur die Ungewißheit, in der ich mich über dein Schickſal befand, ſtörte meine Zufriedenheit, und den tiefen Frieden den ich genoß. Julie war die Vertraute des Geheimniſſes meines Herzens. Wir vermiſchten unſre Thränen, wenn wir von dir ſprachen, und du warſt täglich der Gegenſtand unſers Geſprächs. Endlich entſchloß ich mich, ohngeachtet der in der Kolonie eingegangenen Verbindungen, zur Reiſe nach Jspahan. Julie wollte mich begleiten. Wir entriſſen uns Sady's und Zulmirens Armen, nachdem wir ihnen verſprochen hatten, bald ins Thal zurückzukehren, um es nie wieder zu verlaſſen.“

„Zwey Monate war ich ſchon zu Diu, ohne eine Gelegenheit finden zu können, mich nach Ormus einzuſchiffen. Endlich lief das Schiff, auf dem wir jetzt ſind, in den Hafen ein. Ich erfuhr, daß es nach Indien beſtimmt ſey. Dieſe Beſtimmung paßte zwar nicht zu meinem Vorhaben, mich an den perſiſchen Hof zu begeben. Allein der Aufenthalt zu Diu mißfiel meiner Gattin ſo ſehr, daß wir den Entſchluß faßten, uns auf dieß Schiff zu begeben, wo uns die unbegreiflichen Fügungen des Himmels, ſo unvermuthet, und ſo glücklich zuſammengeführt haben.“ — —

Hiermit ſchloß Huſſin ſeine Erzählung. Hyder-Aly-Kan hielt es für das klügſte, den Kapitain zu bewegen, im Hafen von Banguelor anzufahren. Er entdeckte ihm ſeinen Stand, und dieſes und das Gebot einer anſehnlichen Vergütung, machten den Kapitain gar bald willfährig, den Vorſchlag anzunehmen.

Zu Pondiſchery fand Hyder-Aly ſeinen Vater, und man kann ſich das Entzücken ihres Wiederſehens denken; allein zugleich fand Hyder hier auch die Nachricht, daß Azema's Mutter dem Tode nahe ſey. Dieß beſchleunigte ſeine Abreiſe nach Agra noch mehr. Sie verſchied kurz nach ſeiner Ankunft, und in ſeinem Armen. Seine Vermählung mit Azema wurde durch dieſen Trauerfall noch ſechs Monate aufgeſchoben.

Während dieſer Zwiſchenzeit genoſſen die beyden Verliebten das Vergnügen, einander ohne Zwang zu ſehn. Azema wollte den geringſten Umſtand von Hyders Begebenheiten wiſſen, der für ſie nichts geheimes hatte. Als er auf ſeine Sklaverey zu Baſſora kam, rühmte er ihr das Glück, das er gehabt hatte, in die Hände der großmüthigen Zama zu fallen. Er entwarf ihr das Gemählde der Wohlthaten, womit dieſe Dame ihn überhäufte. Die Dankbarkeit führte ſeinen Pinſel. Zugleich geſtand Hyder ganz freymüthig, daß Zama ihn zärtlich geliebt habe, und daß er, wenn ſein Herz frey geweſen wäre, Empfindungen erwiedert haben würde, die ſich auf Achtung gründeten, und zu der eine gränzenloſe Erkenntlichkeit berechtigte.

Azema wollte noch genauer eine Dame kennen lernen, der ihr Liebhaber ſo weſentliche Verbindlichkeiten ſchuldig ſey. Sie erkundigte ſich nach ihrem Stand, und nach der Zeit von Hyders Aufenthalt bey ihr. Er befriedigte ſie durch die umſtändlichſte Schilderung, und verſchwieg ihr ſo gar nicht, daß er von Zama die unzweydeutigſten Beweiſe ihrer Liebe erhalten habe, und daß er, bey ihrer auſſerordentlichen Reizbarkeit, nicht zweifle, daß ſeine Abreiſe empfindlich auf ſie gewirkt haben müſſe. —

Um dieſe Zeit kam ein junger Perſer, Mirſa-Mula genannt, nach Agra. Er bereiſete ſchon ſeit einigen Jahren Europa und Aſien. Da er Willens war, ſich einige Zeit am indiſchen Kayſerhof aufzuhalten, ſo ließ er ſich dem Ahmed-Schah durch den perſiſchen Geſandten vorſtellen, der ihn hierauf in den vornehmſten Häuſern der Stadt einführte.

Das Gefolge dieſes Fremden war eben nicht auſſerordentlich zahlreich, unterdeſſen immer groß genug, um auf den vornehmen Stand des Perſers ſchließen zu laſſen. Ueberdieß ſprach ſein ganzes Betragen ſehr zu ſeinem Vortheil. Er legte einen Beſuch bey Mirſa-Mogol ab. Azema, die ſich eben in dem Zimmer dieſes ihres Bruders befand, blieb, um ſich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob er wirklich das Gute Alles verdiene, daß man von ihm in der Stadt, ſeit ſeiner Ankunft, rühme. Zu ihrer Verwunderung ſah ſie den Fremden einigemal roth werden, wenn er ſie anblickte. Sie konnte ſich die Urſache davon nicht erklären, und ſchrieb ſie zuletzt dem Eindruck ihrer Schönheit zu; übrigens war ſie mit dem Benehmen und der Unterhaltung des jungen Mannes ſehr zufrieden.

Hyder kam zu Azema eine Stunde darauf, als Mirſa-Mula weggegangen war. Sie erzählte ihm ſeinen Beſuch bey ihrem Bruder, und ſetzte hinzu, daß der Fremde von ſehr angenehmen Umgang zu ſeyn ſchiene.

Er war den Tag vorher Hyder-Aly vorgeſtellt worden, der bey ſeinem Anblick eine geheime Bewegung empfunden hatte, deren Veranlaſſung ihm ein Räthſel war. Er ſprach darüber mit Azema, die ihm ihr Erſtaunen bezeigte, daß er ihn nicht zu Baſſora geſehn, da doch der junge Fremdling ihr geſagt habe, er ſey in dieſer Stadt zu eben der Zeit geweſen, wo Hyder bey Zama ſich aufhielt. Ich habe keine Bekanntſchaft mit Mirſa-Mula gehabt, erwiederte Hyder; unterdeſſen ſind mir ſeine Geſichtszüge nicht unbekannt, und ich muß ihn wohl wo geſehn haben. In dem Augenblick traten mehrere Perſonen herein, und das Geſpräch fiel auf einen andern Gegenſtand. Einige Tage darauf meldete man den Perſer an, als eben Hyder-Aly bey ſeiner Gemahlin war. Mirſa-Mogol befand ſich in dem anſtoßenden Zimmer. Er grüßte Azema mit vieler Anmuth, und ſagte: Hyder-Aly und Mirſa-Mogol, hätten ihm die Gnade erwieſen, ihn unter die Zahl ihrer Diener aufzunehmen; er hoffe, daß ſie dazu, als den ſchmeichelhafteſten Beweis noch die Erlaubniß fügen würden, Azema ſeine Huldigungen zu Füßen legen zu dürfen, ſo lange er ſich in dieſer Stadt noch aufhalte. Hyder erwiederte dieſe Galanterie durch ein anderes Kompliment, daß er gar wohl die Gefahr einſähe, einen ſo liebenswürdigen jungen Mann ſeiner Geliebten als Vertrauten zuzugeſellen, daß er aber für dießmal über dieſe Bedenklichkeiten hinausgehn wolle, weil er ſich zu ſehr auf die Geſetze der Freundſchaft verlaſſe.

„Freundſchaft mögte nicht das Schild ſeyn, das hier zu ſchützen vermag, entgegnete der junge Perſer. Azema beſitzt Reize, gegen welche die Vernunft nur eine ſchwache Vertheidigerin iſt. Aber ach! fuhr er mit einem Seufzer fort, ich bin nicht mehr Herr über mein Herz. Eine traurige Neigung reißt es zu einem Gegenſtand hin, der mich zum unglücklichſten Menſchen macht!" — Die Thränen floſſen ihm bey dieſen Worten über die Wangen. Er wollte fortfahren, aber er wurde durch die Ankunft von Beſuchenden unterbrochen.

Als Hyder-Aly mit Azema allein war, beſchloſſen ſie einmüthig, Mirſa-Mula zu bewegen, ihnen die Geſchichte ſeines Lebens zu erzählen. Die Gelegenheit dazu zeigte ſich bald; und er ſtillte ihre Neugier folgendermaßen.

„Faſt mögte es unwahrſcheinlich ſcheinen, daß bey einer ſo großen Jugend wie die meinige, ich mich ſchon unter die beklagenswürdigſten Opfer der Liebe zählen könnte; und doch iſt nichts gegründeter als dieſes. Bey meiner Rückkehr von Konſtantinopel, wo ich zu Anfang meiner Reiſe einige Monate zugebracht hatte, beſchloß ich nach Mecka zu wallfahrten, und von da nach Ormus und Indien zu gehn. Bey meiner Ankunft zu Mecka erfuhr ich, daß eine ziemliche Anzahl von Pilgrimmen im Begriff ſey, unverzüglich nach Baſſora auf-

zu

zubrechen. Ich geſellte mich zu dieſer Karavane, um mich, nach Befinden, entweder über Bagdad nach Jspahan, oder auf dem perſiſchen Meerbuſen nach Indoſtan zu begeben.“

„Es werden nun zwey Jahre ſeyn, daß ich zu Baſſora anlangte. Ich genoß damals der tiefſten Seelenruhe, auf die bald der härteſte Sturm folgen ſollte. Meine anſehnlichen Vermögensumſtände verſchafften mir die Mittel, leicht Bekanntſchaften zu machen. Ich wurde in den beſten Geſellſchaften aufgenommen. Jemand ſchlug mir vor, mich in einem Hauſe vorzuſtellen, deſſen Beſitzerin für eine der vollkommenſten ihres Geſchlechts galt. Wirklich fand ich ſie noch weit über das Lob erhaben, womit man ſie von allen Seiten überhäufte. Sie war ſeit kurzem Wittwe, und ſehr reich. Hyder-Aly-Kan, wird ſie ohne Zweifel gekannt haben. Sie hieß Zama!“ — Bey dieſem Namen konnte ſich Hyder nicht erwehren über und über roth zu werden. Der Fremde that, als ob er es nicht bemerke, und fuhr in der Erzählung fort.

„Es war mir unmöglich, die ſchöne Zama mehrmalen zu ſehn, ohne nicht von der heftigſten Leidenſchaft für ſie zu entglühn. Ich erhielt die dringend geſuchte Erlaubniß, ihr täglich aufwarten zu dürfen. Anfangs überließ ich es meinen Augen allein, meine Leidenſchaft zu geſtehn, doch da ich bald entdeckte, daß ihre Sprache nicht verſtanden wurde, oder vielmehr, daß man ſie nicht verſtehn wollte, ſo ſchöpfte ich aus meinem Herzen die zärtlichſten und beredtſten Ausdrücke, um die Empfindungen meiner Seele zu ſchildern; allein Zama blieb kalt und fühllos. „Ich ſchätze, ſagte ſie eines Tages zu mir, deine guten Eigenſchaften, Mula, und ehre dein Verdienſt, aber ich kann dir nicht mehr zugeſtehn als die Achtung, die jedermann dir ſchuldig iſt. Entſage einer Leidenſchaft, die ich nie theilen kann.“ — Ich ließ mich durch dieſen Korb nicht abſchrecken. Ich ſchmeichelte mir immer, daß meine Beharrlichkeit endlich über Zama's Kälte ſiegen würde. In dieſer Hoffnung malte ich ihr einsmal meine Liebe mit aller der Lebhaftigkeit ab, welche die Gegenwart eines zärtlich geliebten Gegenſtandes einflößen kann. „Mirſa-Mula, ſagte die reizende Dame, da meine Gleichgültigkeit nicht im Stand iſt, deine Leidenſchaft zu tilgen, ſo muß ich zu dem einzigen Mittel greifen, das mir noch übrig bleibt, dich von ihr zu heilen. Wiſſe alſo, du haſt einen Nebenbuhler, und zwar einen Nebenbuhler den ich liebe, und den nichts aus meinem Herzen zu reißen vermag; ich werde dich haſſen müſſen, wenn du nicht aufhörſt, mich mit deinen Liebesanträgen zu verfolgen.“ Grauſame Zama, rief ich, und du kannſt die Grauſamkeit ſo weit treiben, ſelbſt mir anzukündigen, daß ich einen Nebenbuhler, einen geliebten Nebenbuhler habe, der über ein Herz triumphirt, deſſen Beſitz ich dem Throne der Welt vorziehn würde? Allein fern ſey es von mir je dazu beyzutragen, dich unglücklich zu machen. Ich verbanne mich auf immer aus deiner Gegenwart, liebenswürdige Zama. Ich entſage dem Entzücken dich zu ſehn, doch nie meiner Liebe. Mögteſt du wenigſtens meinem Gehorſam gegen deine Befehle Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, und die Größe meiner Leidenſchaft daraus kennen lernen.“

„Die Gewalt die ich mir bey dieſer Gelegenheit angethan, zog mir eine gefährliche Krankheit zu. Die Pforten der Ewigkeit öfneten ſich ſchon vor mir, doch meine Jugend, und die Härte meines Schickſals entriſſen mich der Ruhſtätte, die mir die Erde in ihrem Schooße anbot. Ich fühlte meine Leidenſchaft mit meinen Kräften von neuem erwachen. Bald tyranniſirte ſie mich ſo heftig, daß ich beſchloß, zum letztenmal meiner undankbaren Geliebten unter die Augen zu treten. O Gott! ich traf ſie in einem Zuſtand an, deſſen Bild noch jetzt mein Herz zerreißt! Sie war ein Raub der äußerſten Verzweiflung. Ihre Thränen verdoppelten ſich, als ſie mich erblickte." „Komm, Mirſa Mula, ſagte ſie, komm und ſey Zeuge wie tief ich gefallen bin! Der Undankbare der mein Herz beſaß, der Undankbare den ich dir ſo ungerecht vorzog, verließ mich! Er flieht der Ungetreue, und ich weiß, daß der Verräther meineidig gegen ſeine Schwüre, ſie ſchon vergeſſen hat, und nie wieder zurückkommen wird!" —

„Schöne Zama, antwortete ich, indem ich vor ihr niederkniete, vergiß ein Ungeheuer von Treuloſigkeit, das der Thränen nicht werth iſt, die du um ihn vergießeſt. — „Kann ich das, Mirſa-Mula? Ich weiß was die Vernunft in einer ſolchen Lage heiſcht, und was ein gerechter Unwille gebietet, um Rache an einem Verräther zu nehmen. Allein, wider meinen Willen, ſiegt meine Liebe über meinen Zorn, und reißt mich mit ſich fort! Nein, nein! ich ſehe keine Linderung, keinen Troſt in meinem Schmerz, als den Tod! den ich ſuche und anflehe!" — Zama ma ſagte dieſe Worte mit einer ſolchen Anſtrengung, daß ich für ihr Leben fürchtete, und ihre Sklavinnen rief, um ihr beyzuſtehn; ich entfernte mich in einem Zuſtand, der ſich ahnden, aber nicht beſchreiben läßt.“

„Ich war nun ſelbſt Augenzeuge von der Heftigkeit der Leidenſchaft Zama's für meinen glücklichen Rival geweſen, und ſah wohl ein, daß es mir nie gelingen würde, ſie auf andre Gedanken zu bringen. Unterdeſſen erſchien ich den folgenden Tag doch wieder bey der Geliebten meiner Seele; ich vergaß nichts um ihrem Herzen Friede und Ruhe wiederzugeben; ich bediente mich aller Waffen welche Vernunft und Vorſtellungen gewähren. Doch meine Bemühungen blieben fruchtlos.“ „Ich beklage dich Mula, antwortete mir die unglückliche Zama; du verdienſt ein beſſeres Loos; ungern trage ich dazu bey, dich unglücklich zu machen; allein ich bin nicht mehr Herrin, an etwas anders als an meine eigenen Leiden zu denken. Gieb ein Verhaben auf, das keine Macht auf Erden zur Wirklichkeit zu bringen im Stande iſt. Ich habe kein Herz mehr. Mein treuloſer Geliebter hat es mit ſich genommen, und ich kann nur ihn lieben.“

„Noch iſt es mir ein Räthſel, wie ich ein Geſtändniß, wie dieſes, nur einen Augenblick überleben konnte. Ich mußte Verzicht auf die einzige Ausſicht von Glückſeligkeit thun, die mir noch übrig blieb, und beſchloß Baſſora zu verlaſſen. Vorher begab ich mich noch einmal zu Zamo, um Abſchied von ihr zu nehmen. Ich bot Alles auf, was Liebe und Verzweiflung mir in dieſem traurigen Augenblick eingaben. Alle Welt hätte Mitleiden mit dem Zuſtand gehabt, in dem ich mich befand. Nur Zama wurde nicht davon gerührt. „Reiſe, Mirſa-Mula, ſagte ſie, reiſe! ich kann nichts als dich beklagen, hochachten und ſterben!“ Ich verließ Baſſora in einer ſolchen Verwirrung des Gemüths, daß ich nach dieſer Hauptſtadt gekommen bin, ohne ſelbſt zu wiſſen wie? und ohne auf meinen Weg faſt die geringſte Aufmerkſamkeit zu wenden. Ich habe mir geſchmeichelt, in Agra vielleicht Gegenſtände zu finden, die meine Betrübniß etwas zu zerſtreuen vermögten, und ich habe mich auch in meiner Hoffnung nicht betrogen, da Azema und ihre Freunde mich gewürdigt haben, mir den Zutritt in ihr Haus zu verſtatten.“ — —

Hyder-Aly-Kan nahm den lebhafteſten Antheil an dem Schickſal dieſes jungen Fremden. „Ich beklage dich, Mirſa-Mula, ſagte er, und dieß um ſo mehr, da ich die Urſache von deinem Unglück bin. Du ſiehſt den Nebenbuhler vor dir, der dir unbekannt war. Ich bin es, der, ohne es zu wiſſen, Zama's Herz dir ſtreitig machte. Zwar konnte ich nicht ihre Liebe durch gleich heiße Gegenliebe erwiedern; allein ſie hat mich mit Wohlthaten überhäuft, und ich bin ihr ewige Dankbarkeit ſchuldig.“

„Wie, Hyder, unterbrach ihn der Fremde, und bemühte ſich einige Thränen zu unterdrücken, iſt dein Herz ſo hart und unempfindlich, daß dich der Zuſtand nicht rührt, in welchen du die unglückliche Zama verſetzt haſt? Weißt du wohl, daß ſie im Begriff iſt, der Laſt ihrer Verzweiflung zu erliegen? .... O Verzeihung, liebenswürdige Azema, unterbrach ſich hier plötzlich Mirſa-Mula, Verzeihung! ich war nicht Meiſter über meine erſte Aufwallungen! deine Reize entſchuldigen ja Hyders Verfahren zur Gnüge! Aber ſoll ich nicht über einen Nebenbuhler klagen, der nicht allein das Herz meiner Geliebten mir raubte, ſondern auch ihr ſelbſt das Leben rauben will?“

Ich kann den Ausbruch deiner Aufwallung nicht mißbilligen, entgegnete Hyder-Aly, aber was ſoll ich für dein Glück thun? Würde Zama die deinige werden, wenn ich der Beharrlichkeit ihrer Liebe mich zum Opfer brächte? Würde dann nicht ſich zu deinem Gram noch das niederſchlagende Bewußtſeyn geſellen, ſie in den Armen eines andern zu wiſſen? — „Wollte der Himmel, rief der Fremde aus, daß dieß mein Fall wäre! Ich liebe Zama allein um ihrer Selbſt willen, und ſollte ich eines tauſendfachen Todes ſterben, ſo würde der Tod mir willkommen ſeyn, wenn ich nur ſie glücklich wüßte!“ —

Hyder-Aly-Kan empfing wenige Tage nach dieſer Unterredung ein Paket von Baſſora, das man ihm im Zimmer ſeiner Gemahlin einhändigte. Er öffnete es in ihrer Gegenwart, und fand folgende Zeilen darinn:

„Iſt es wahr, Hyder-Aly, daß du mich verläſſeſt, daß eine andre dein Herz beſitzet, auf das ich ſo viel gerechte Anſprüche habe? … Treuloſer, glaube nicht ungeſtraft die Früchte deiner Verrätherey zu genieſſen. Fürchte die Wuth eines beleidigten Frauenzimmers, und zittre bey dem Gedanken, was Liebe und Verzweiflung der Zama einzuflößen vermögen.“

Die Leſung dieſes Billets erfüllte Azema mit Furcht und Kummer. Fürchte nichts, unterbrach Hyder ihre Klagen, Zamas ohnmächtige Drohungen vermögen nicht mich zu ſchrecken. Mag ihr Schmerz in leeren Klagen verrauchen; laß uns nur daran denken, den Augenblick unſrer Verbindung zu beſchleunigen. —

In dem Augenblick wurde der junge Perſer angemeldet. Du kommſt ſehr zur gelegnen Zeit, redete ihn Hyder an. Hier iſt ein Brief von Zama, den du ſelbſt leſen magſt. — Mirſa-Mula überlas ihn, und ſchien erſtaunt über ſeinen Inhalt. „Ich hätte nie geglaubt, ſagte er, daß Zama ſolcher Ausdrücke fähig wäre; allein dieß iſt das Loos heftiger Liebe; ſie artet leicht in Wuth aus. Verachtung und Unbeſtand kann eine Geliebte ſelten verzeihn.“ —

Das räume ich ein, antwortete Hyder, aber was vermag Zama's ohnmächtiger Zorn gegen mich? Soll ich ein Frauenzimmer fürchten, daß über 1000 Stunden Wegs von mir entfernt iſt. — „Täuſche dich nicht, erwiederte der Fremde, Rache iſt ſüß, wenn Liebe ſie leitet. Da dieß Frauenzimmer nicht aufgehört hat dich zu lieben, ſo iſt ſie auch der allerauſſerordentlichſten Dinge fähig." — „Du ängſtigeſt mich, Mirſa-Mula, unterbrach Azema ihn; ſollte dieſe Dame im Stand ſeyn, ſich zu gewaltſamen Schritten hinreiſſen zu laſſen?" — „Warum nicht? Ich berufe mich auf dein eigenes Beyſpiel, Azema. Was würdeſt du thun, wenn eine Rivalin dir den Gegenſtand deiner Zärtlichkeit auf immer rauben wollte? Ich kenne Zama's Herz; ich weiß aus einer traurigen Erfahrung wie ſtark ihre Leidenſchaft für Hyder-Aly iſt. Ich glaube daß Klugheit dir und Hyder empfiehlt, euch vor den Wirkungen ihrer Wuth ſicher zu ſtellen."

Die Vermählung von Azema und Hyder ſollte in ſechs Tagen vollzogen werden. Den Tag vorher empfing Azema folgendes anonymiſches Billet. „Azema, du bringſt mich zur Verzweiflung; fürchte Alles von meiner Wuth, wenn du deiner Zärtlichkeit folgſt."

Azema erſchrack; ſie zweifelte keinen Augenblick, daß dieſes Billet von der Baſſoraſchen Dame herrühre. Dieſe Dame konnte vielleicht zu Agra verborgen ſeyn, Mirſa-Mula konnte mit ihr unter einer Decke ſtecken. Dieſer Gedanke machte ſie noch unruhiger. Indem trat Hyder herein. „Sieh, lieber Hyder, ſagte ſie, was wir von einer zurückgeſetzten Liebhaberin zu fürchten haben; gewiß iſt meine Rivalin in dieſer Stadt, und im Begriffe Rache zu nehmen. O Gott! ſchütze meinen Geliebten vor dem Unglück das ihm droht!“ — „Du ängſtigeſt dich ohne Grund, Azema; ich erkenne zwar Zama's Handſchrift, allein daraus folgt nicht, daß ſie zu Agra ſey. Dieß Billet iſt ohne Datum; es kann vielleicht ſchon lange geſchrieben, und dir nur ſpäter eingehändigt worden ſeyn, als Zama wollte. Ueberdieß, was haſt du von ihrer Eiferſucht zu beſorgen? Und was mich betrifft, ſo begleiten mich beſtändig eine Menge Freunde und Sklaven, und ſchützen mich vor der Gefahr eines Meuchelmords, wenn Zama einer ſo niederträchtigen That fähig wäre. Schöne Azema, ich beſchwöre dich, ſey wieder ruhig!“ —

Mirſa-Mula brachte den Abend in dem Hauſe des Mirſa-Mogol, des Bruders der Azema, zu. So ſehr er ſich auch Mühe gab, ſo las man doch in ſeinen Augen den innern Sturm ſeiner Seele. Vergebens beſtrebte ſich Hyder ihm zu beweiſen, daß ſeine Heyrath ihm von Nutzen ſeyn würde. Alle dieſe Gründe konnten nicht den ſchwarzen Kummer zerſtreuen, der an ihm zu nagen ſchien.

Endlich kam der zur Vermählungsfeyer angeſetzte Tag. Hyder-Aly-Kan war mit Ankleiden beſchäftigt, als Mirſa-Mula ſich melden ließ. Ich habe, redete er ihn beym Eintritt an, Briefe von Baſſora empfangen, die ich dir unverzüglich mittheilen ſoll. Hyder bat ihn, ihm in ſein Kabinet zu folgen. Du kennſt, fuhr Mirſa Mula fort, meine Liebe für die unglückliche Zama. Meine Ruhe und mein Glück habe ich ihr aufgeopfert; nun bleibt mir nichts übrig, als ihr auch mein Leben zu opfern. Hier! lies! — Hyder-Aly las folgendes Schreiben.

„Ich weiß, Mirſa-Mula, daß du zu Agra, und im Umgang mit Hyder-Aly-Kan biſt. Vielleicht hat er dir ſelbſt ſein niederträchtiges Betragen gegen mich vertraut. Er iſt im Begriff ſich mit der Nebenbuhlerin zu vermählen, die er mir vorzieht. Ich befehle dir, mich an dem Ungetreuen zu rächen. Ich Unglückliche! Ich entriß ihn dem

Elende, ich überhäufte ihn mit Güte, ſein Daſeyn iſt das Werk meiner Wohlthaten: ach! ich erwärmte eine Schlange in meinem Buſen! Durchbohre ſein Herz, und das meinige iſt dein. Zamas Hand iſt deine Belohnung, wenn du ihr ſeinen Kopf bringſt!" —

Du ſiehſt, ſprach Mirſa-Mula, daß keine Wahl mir übrig bleibt. Entweder du mußt mich tödten, oder mir dein Leben zur Beute laſſen! —

Azema und die Ehre ſind mir gleich theuer! erwiederte Hyder. Aber heute iſt der Tag, wo ich den Gegenſtand meiner Zärtlichkeit beſitzen ſoll; erlaube, daß wir unſern Kampf bis Morgen verſchieben. — „Das heißt mehr verliebt, als tapfer ſeyn; oder führt Hyder das Wort Ehre nur auf den Lippen, nicht im Herzen?" — „Nein das iſt zu viel, Mirſa-Mula! du ſollſt ſo gleich erfahren, daß man Hyder-Aly nicht ungeſtraft beleidigt." —

Einer von den Sklaven Hyder-Alys Kans, hatte auf Mirſa-Mula's Geſichte beym Eintritt eine ungewöhnliche Bewegung bemerkt. Er horchte an der Thür des Kabinets, und vernahm einen Theil ihres Geſprächs. Er folgte ihnen, beym Weggehn, bis an die Thore von Agra, und als er ſie den Weg nach dem Fluſſe nehmen ſah, eilte der Sklave zu Azema. Auf dieſe Nachricht warf ſie ſich in ihren Palankin, und eilte nur von zwey Sklavinnen begleitet, nach dem bezeichneten Ort. Sie erblickte die Kämpfenden in einem kleinen Thal. Sich aus dem Palankin ſtürzen, und auf ſie zufliegen war die Sache eines Augenblicks. Ihre Abſicht war, ſich zwiſchen ſie zu werfen, und ſie zu entwaffnen. Der Anblick ſeiner Geliebten machte Hyder-Aly beſtürzt. Mirſa-Mula benutzte dieſe Beſtürzung und fiel ihn mit ſolcher Wuth an, daß er ihm den Säbel bis ans Gefäß in den Leib ſtieß.

Hyder ſank in ſeinem Blute zu Azema's Füßen nieder. Azema auſſer ſich, hob den blutigen Säbel auf und reichte ihn dem Mirſa-Mula: „Barbar! rief ſie, du brauchſt noch ein Opfer! hier bin ich, tödte mich; vereinige durch den Tod zwey Liebende, die du trennteſt!“ — „Ja, ſchrie Mirſa-Mula, indem er einige Schritte zurücktrat: Hyders abgeſchiedener Geiſt bedarf ein Opfer, und dieß Opfer bin ich! Erkenne in mir Zamo, erkenne ſie an den Werken ihrer unglücklichen Liebe. Ich bin dieſe Zama! Ja, ſie war es ſelbſt die im Ausbruch der Verzweiflung ihrem Geliebten das Leben nahm! O Hyder! o mein Vielgeliebter, Zama deine Mörderin!! war das der Beweis, den ihre Hand dir von der unſterblichen Flamme verſprach, die ſie für dich o Geliebter immer entglühen ſollte? Ach! wie darf ſie ſich erfrechen dich noch bey dieſem heiligen Namen zu nennen! Doch wenigſtens ſoll ſie dich nicht überleben. Sieh', Azema, ſie rächt dich, Hyder und ſich ſelbſt!" — Mit dieſen Worten ſtürzte ſie ſich in ihr Schwerdt, und fiel neben Hyder. Azema ſank in Ohnmacht. Ihre Sklavinnen und Träger, riefen nach Hülfe. Man trug ſie in ihre Wohnung. Man ſchaffte auch Hyder und Mirſa-Mula's Leichname hinweg.

Hyder bekam ſeine Beſinnungskraft erſt in einem Hauſe wieder, das ihm ganz unbekannt war. Er fragte nach Azema. Niemand gab ihm Antwort. Er erkundigte ſich, wo er ſich befände? Er erhielt eben ſo wenig Aufſchluß darüber. Man verband ſeine Wunde. Er brachte die Nacht faſt ohne Bewußtſeyn zu, und die einzigen Worte die er den andern Morgen vernahm, war die Verſicherung des Wundarztes, daß ſeine Wunde nicht tödtlich ſey. Keiner von ſeinen Freunden und Bekannten zeigte ſich an dieſem und dem folgenden Tage vor ihm; allein am dritten Tage erſchien Huſſin, und da er ihn ungleich beſſer fand, ſo erzählte er ihm alle Umſtände und Folgen des Zweykampfs, die Hyder noch unbekannt waren. Mirſa-Mula war in das Haus des perſiſchen Geſandten gebracht worden, und man gab alle Hoffnung zu ſeiner Herſtellung auf. Bey Unterſuchung ſeiner Wunde hatte man ſein Geſchlecht entdeckt. Ganz Agra war nun voll, daß Hyder-Aly ſich mit einem Frauenzimmer geſchlagen habe; dieß Gerücht war ihm nicht vortheilhaft. Man ſetzte hinzu, Azema ſey die Veranlaſſung zum Zweykampfe geweſen, und der Kayſer ſchien ſelbſt ſo ſehr davon überzeugt, daß er dieſer Dame verbot, ihre Wohnung, bis auf weitern Befehl, zu verlaſſen.

Hyder-Aly-Kan's Geneſung wurde ſo gut geheim gehalten, daß nichts davon auſſer dem Hauſe bekannt wurde, und niemand, weder bey Hofe noch in der Stadt, an ſeinem Tod zweifelte. Der Kayſer, der von dem Augenblick an, wo er Azema in der Audienz geſehn, in ſie verliebt worden war, ſchmeichelte ſich mit ihrer Aufnahme in ſeinem Harem. Auf einen Wink von Huſſin traf aber Azema insgeheim ihre Anſtalten um ihrem Gemahl folgen zu können, ſobald er im Stande ſeyn würde ein Pferd zu beſteigen. Dieſer Augenblick erſchien endlich. Die Vermählung geſchah ohne Feyerlichkeit, und während man Hyders feyerliches Leichenbegängniß ankündigte, flüchteten die Neuvermählten nach Dekan. Sie langten in den erſten Tagen des Novembers zu Aurengabad an.

*) Wir kommen nun zu einer Epoche, welche die Glorie der Waffen und Thaten Hyder-Aly's iſt. Sieger von halb Indoſtan, gründete er ein neues Reich, das an Macht, Glanz und Ruhm, von keinem übertroffen wurde. Die Reſidenzſtadt dieſes Reichs war Seringpatnam; Hyder-Aly rief ſie aus dem Nichts hervor, und machte ſie zur Nebenbuhlerin des ſtolzen Delhi. Noch bewahrt dieſe Stadt ſeine Aſche in einem prächtigen Grabmal, das ein Cypreſſen-Wald um-

---

*) Hier iſt im Original eine große Lücke. Der Verf. überhüpft einen Zeitraum von wenigſtens 12 Jahren, und läßt Hyder ohne weitere Einleitung in Seringpatnam auftreten. Der Ueberſetzer hat daher obigen Uebergang einſchalten zu müſſen geglaubt.

umringt. Seringpatnam war das Denkmal der Größe und Glückshöhe ſeines Geſchlechts, jetzt iſt es das Denkmal ſeines Falls; hier erloſch in unſern Tagen ſein Glanz, als der Sohn eines engliſchen Geiſtlichen, Harris, den Sieg mit den Kohorten des Meerbeherrſchenden Albions, gegen Seringpatnams Mauern führte, und Hyder-Aly's und Azema's Sohn, Tippo-Sahib, lieber unter dem Schwerdt des Feindes mit Ehren fallen, als ſeine Schande und ſeinen Sturz überleben wollte. Doch alle dieſe politiſche Ereigniſſe gehören nicht in den Umfang dieſer Erzählung; wir haben unſre Leſer nur noch von Zama's Auferſtehung und von Ferisha's Rückkunft zu unterhalten.

Hyder-Aly befand ſich in Seringpatnam, und im Kriege mit den Maratten begriffen. Eben machte ſein junger Sohn, Tippo-Sahib, die Runde auf den Stadtwällen, als er Huſſins Stimme zu vernehmen glaubte. Die Nacht war ſehr finſter. Der Prinz lauſchte aufmerkſam; es war Huſſin ſelbſt; eine geheime Ahndung ſagte es ihm. Er eilte ans Thor, es öffnete ſich, und er umarmte den Freund ſeines Vaters. Tippo-Sahib vergaß in dem Augenblick, daß zahlreiche Feinde in der Nähe wären; das

Vergnügen der unvermutheten Ankunft Huſſins beſchäfftigte ihn allein. Huſſin wurde ſeine freudige Betäubung gewahr, und befahl in des Prinzen Namen der Wache, eine Menge Fackeln anzuzünden. Er ſchloß hierauf den Prinzen von neuem in ſeine Arme, und benachrichtigte ihn, daß er ſich auf die alleraußerordentlichſten Dinge gefaßt machen müſſe: du wirſt, ſagte er, Dinge ſehn, die deine Hoffnungen überſteigen werden.

Hyder-Aly-Kan, dem der Prinz es ſogleich melden laſſen, kam eilends herbey. Kaum war er in dem Thor angelangt, wo Huſſin und der junge Prinz noch immer verweilten, als man den Lärm einer zahlreichen Reuterey vernahm, die immer näher zu kommen ſchien. Fürchtet nichts, ſagte Huſſin, es ſind Freunde! Zugleich erhielt die Wache Befehl, ins Gewehr zu treten, um auf alle Fälle gefaßt zu ſeyn.

Huſſins Reden und Benehmen ſetzten jedermann in Verwunderung und Erwartung der kommenden Dinge. Unterdeſſen ſah man die erſten Glieder der Reiterey ſich ſchon dem Thore nähern, das auf Huſſins Verlangen, offen gelaſſen worden war. Hyder-Aly warf ſeine Augen auf dieſe

Reutereÿ, und erblickte beym Licht der Fackeln ſeinen alten Gefährten, Ferisha, der an ihrer Spitze ritt. Sein Erſtaunen und ſeine Freude verhinderten ihn, Mirſa-Mula zu bemerken, der den Ferisha begleitete. Die Beſchwerlichkeiten des Tages hatten Hyder ſo abgemattet, daß er genöthigt geweſen war, ſich neben Huſſin nieder zu ſetzen; allein beym Anblick von Ferisha wollte er aufſpringen, und ihm entgegen laufen; doch ſeine Beine verſagten ihm ihren Dienſt, und er fiel auf ſeinen Feldſtuhl in einem Zuſtand der Seele zurück, der ſich denken, aber nicht beſchreiben läßt.

Huſſin hatte wohl recht gehabt, zu ſagen, daß man auſſerordentliche Dinge ſehn würde. Denn kaum hatte Ferisha einige Schritte vorwärts auf dem Platze gethan, als Huſſin uns den Maratten-General Madurao zeigte, der nebſt einigen andern Feldherrn ſeiner Nation, als Gefangener unter der Bedeckung einer zahlreichen Reutereÿ anlangte, welche die Luft mit ihrem Jauchzen erfüllte.

Hyder-Aly konnte nicht begreifen, durch welche Folge von Begebenheiten Ferisha das Haupt der Maratten, und die ſchöne Zama, unter dem Namen Mirſa-Mula, ſich zu gleicher Zeit in ſeiner Hauptſtadt befänden? Sonderlich machte ihn der Anblick dieſer Dame verlegen. Aber Ferisha beruhigte ihn, indem er verſicherte, daß alle Augenblicke dieſes glücklichen Tages nur der reinſten Freude heilig ſeyn müßten. Es iſt kein Feind mehr, den du vor dir erblickſt, redete ihn Mirſa Mula an; es iſt eine zärtliche Freundin, der du ihr mehr bedauernswürdiges als ſtrafbares Betragen, in Betracht der Leidenſchaft verzeihen mußt, die ſich aller Kräfte ihrer Seele bemächtigt hatte. Ich weiß deine Vermählung mit Azema. Allein fürchte nicht, daß je von mir der Frieden zwiſchen dir und ihr geſtört werden ſoll. Ich werde mich glücklich ſchätzen, wenn ich euch kein Gegenſtand des Haſſes, ſondern nur des Mitleids und der Freundſchaft werde. — Hyder nahm das Wort, und verſicherte Zama, daß er nie die Dienſte vergeſſen würde, die er ihr zu verdanken habe, indem ein ſo ſchwarzer Undank nie ein Zug ſeines Karakters geweſen ſey. Sie könne ganz über ihn als unumſchränkte Herrin ſchalten und walten, ſobald das was ſie verlange, nicht auſſer dem Gebiet ſeiner gränzenloſen Dankbarkeit liege. — Hier unterbrach ihn Ferisha, um ihn zu erinnern daß Madurao, das Haupt der Maratten, in ſeinem Pallaſt ſey, und daß der Wohlſtand erfordere, daß er zu dieſem Prinzen gehe, um durch den Glimpf ſeines Benehmens gegen ihn, den Kummer zu mildern, den dieſer General empfinden müſſe, ſich als Gefangener in einer Stadt zu erblicken, von der er ſich geſchmeichelt hatte, Meiſter zu werden. Du wirſt, fuhr er fort, ſonder Zweifel begierig ſeyn, die Art und Weiſe zu erfahren, wie Madurao, trotz ſeines ſtarken, ihn vor jedem Ueberfall ſchützenden, Heeres, dein Gefangener geworden iſt; aber der gegenwärtige Augenblick iſt nicht dazu günſtig, und ich verſpare die Befriedigung deiner gerechten Neugier, bis wir mehr Muße dazu haben werden.

Hyder verließ Ferisha, nachdem er ihn vorher gebeten, Zama ihre Zimmer im Pallaſt anzuweiſen, und Sorge zu tragen, daß man ihr mit aller der Achtung begegne, die man ihr ſchuldig ſey. Er hielt ſich noch einige Augenblicke bey ſeiner Mutter und ſeiner Gemahlin auf, um dieſe Damen von dem zu unterrichten, was ſich zugetragen hatte, und verfügte ſich alsdenn auf Madurao's Zimmer, den er unter den Händen ſeiner Sklaven, und im Begriff fand, ſich zum Bad auszukleiden. Dieſer Prinz, der kaum 22 Jahre zählte, ſchien über ſein Schickſal ſehr niedergeſchlagen. Hyder ſprach ihm Muth ein, und ſtellte ihm vor, daß der nahe Friede ihm bald ſeine Freyheit wiedergeben würde.

Sobald ſich Hyder-Aly-Kan am Hof für dieſen Tag des läſtigen Ceremoniels entledigt hatte, eilte er in das Zimmer ſeiner Mutter, wohin ſich auch Azema, Julia, Huſſin, Ferisha begaben. Alle feyerten hier durch den Ausbruch der lebhafteſten und ungeſchminkteſten Freude, das Glück ihrer Wiedervereinigung. Azema wußte ſchon von Hyder, daß er ihr Zama vorſtellen würde, die nicht mehr ihre Rivalin ſey. Hyder ging nun mit Ferisha auf das Zimmer dieſer Dame, um ſie abzuhohlen. Zama hatte wieder die Kleidung ihres Geſchlechts angenommen. Hyder betrachtete ſie mit Vergnügen, als ſeine Augen auf ein Frauenzimmer fielen, das neben ihr ſtand. Er erkannte in ihr Sheherezade, jene liebenswürdige Sklavin der Zama, die ihn, während ſeiner Gefangenſchaft zu Baſſora, mit Vorſorge und Wohlthaten überhäufte, und deren zärtliche und dienſtbefliſſene Freundſchaft den Kummer verſüßte, der ihn oft, troz Zama's zuvorkommender und gütiger Behandlung, überſiel.

Hyders Augen füllten ſich unwillkührlich mit ſanften Thränen, als ſeine Blicke Sheherezaden's Blicke begegneten. Er bat Zama um ihre Freylaſſung, die ſie ihm auch ſogleich auf das verbindlichſte bewilligte: Schon lange, ſetzte ſie hinzu, ſah ich in Sheherezade nicht die Sklavin, ſondern nur die zärtliche Freundin, deren Dienſte ich nie zu vergelten im Stande ſeyn werde.

Hyder und Ferisha begleiteten die beyden Damen zu Hyder's Mutter, welche ſie zum Abendeſſen erwartete.

Nach der Tafel drang Hyder in Ferisha und Huſſin, der Geſellſchaft zu erzählen, durch welchen Glücksfall ſie ſich zum Herrn von Madurao gemacht hätten. Huſſin nahm das Wort.

„Als Ambdar, der dir meinen Brief eingehändigt, wieder bey mir angelangt war, traf ich ſogleich alle Anſtalten um zu dir zu ſtoßen. Die Tapfern die mich begleiteten, erhielten Befehl, ſich bereit zu halten, in acht Tagen aufzubrechen. Dieſer Aufſchub war nöthig, damit ſie mit den Vorkehrungen zu ihrer Reiſe fertig werden könnten. Während dieſer Zeit führte mir das Glück den Feriſha zu, den ich verzweifelt hatte je wieder zu ſehn. Wir berathſchlagten uns, wie wir die Verſtärkung die wir dir zuführten, am geſchwindeſten nach Seringpatnam brächten, ohne auf die Parteyen der Maratten zu ſtoßen, welche alle Zugänge beſetzt hielten. Ambdar ſchlug uns ein Auskunftsmittel vor, dem wir es verdanken, Madurao im Geſicht ſeiner Armee genommen zu haben, ohne daß ſie im Stande war, ihm zu Hülfe zu kommen. Dieſer treue Diener erbot ſich, in das Lager der Maratten zu ſchleichen, und einige Tage daſelbſt zuzubringen, um die nöthigen Erkundigungen einzuziehn, und zu erforſchen, was zum glücklichen Ausgang unſers Unternehmens beytragen könnte. Da ich ſeine Fähigkeiten und ſeinen Eifer kannte, ſo ſtand ich keinen Augenblick an, ſeinen guten Willen zu benutzen. Feriſha und ich betheuerten ihm, daß unſre Erkenntlichkeit der Größe des Dienſts gleich kommen ſolle, den er uns zu leiſten im Begriff ſtehe. Er verkleidete ſich als ein gemeiner marattiſcher Soldat, und verließ uns.

Drey ganze Wochen blieb Ambdar aus, ohne die mindeſte Nachricht von ſich uns zukommen zu laſſen. Schon befürchtete ich, die feindlichen Generale mögten ihn entdeckt, und als einen Spion behandelt haben, als er endlich bey uns wieder eintraf. Ambdar berichtete, daß die Feinde auf dem rechten Ufer des Fluſſes lagerten, der Seringpatnam faſt ganz einſchließt, und daß ſie das linke Ufer nur mit einigen Poſten beſetzt hielten, um die Communication abzuſchneiden. Er fügte hinzu, wenn wir dem linken Ufer folgten, und im Bette des Fluſſes ſelbſt marſchirten, was bey dem niedrigen Waſſer nicht mit großen Schwierigkeiten verbunden ſeyn mögte, ſo würden wir zwiſchen dem Fluß und den feindlichen Wachen paſſiren können, ohne von ihnen wahrgenommen zu werden, ſonderlich wenn wir den Anbruch des Tages dazu wählten. Unſer Marſch wurde alſo nach dieſem Plan eingerichtet. Wir langten geſtern, um 2 Uhr nach Mitternacht, im Geſicht der marattiſchen Wachfeuer an. Wir folgten dem Bette des Fluſſes, der an dieſer Stelle ſehr hohe Ufer hat, und hatten den treuen Ambdar an der Spitze, der das Lokale kannte. Wir marſchirten mit der größten Vorſicht. Mit Tagesanbruch waren wir ſchon glücklich den avancirten feindlichen

Wachen im Rücken, allein wir mußten noch 3 Stunden zurücklegen, um bis vor die Thore von Seringpatnam zu gelangen. Es war gefährlich, uns bey hellem Tage Angeſichts von 150000 Mann auszuſetzen. Man pflog in Eile Rath. Wir waren der Inſel gegenüber, welche der Fluß oberhalb Seringpatnam formirt. Ich that den Vorſchlag uns dahin zu flüchten. Mir war ein Furth bekannt, wo man durch die Arme des Fluſſes ſetzen konte. Die Inſel iſt mit großen Bäumen bewachſen; wahrſcheinlich konnten wir hier den Tag unentdeckt zubringen, um dann mit einbrechender Nacht unſern Weg fortzuſetzen.

Mein Rath wurde angenommen. Unſer Korps vertiefte ſich bey ſeiner Ankunft auf der Inſel in das gröſte Dickicht des Waldes, um hier die Nacht zu erwarten. Der Tag dünkte uns um ſo länger, da ein Theil von unſern Gefährten nichts zu beißen noch zu brechen bey ſich hatte. Wir vertheilten die wenigen Lebensmittel ſo gut es gehn wollte.

Zwey Stunden vor Sonnenuntergang vernahmen wir Flintenſchüſſe, die auf der Inſel ſelbſt zu geſchehen ſchienen. Einige von unſern Reitern ſtiegen auf Bäume, um zu entdecken, was vorgeht. Ich that ein Gleiches. Wie groß war mein Erſtaunen, als ich, faſt am Rande des Waldes, ohngefähr ein hundert und funfzig Jäger erblickte, unter welchen ich Madurao ſelbſt zu bemerken glaubte. Ich befahl meinen Begleitern ſich ſtill zu verhalten, und nicht von der Stelle zu weichen. Feriſha und ich gingen etwas weiter vorwärts, und kletterten auf hohe Bäume, deren dichtbelaubte Gipfel uns verbargen. Hier überzeugten wir uns ganz klar daß das Haupt der Maratten, in Begleitung einer kleinen Anzahl Officiere, auf der Inſel jage.

Am Ufer des großen Arms des Fluſſes lagen ſechs große Barken vor Anker, und wurden von 2 bis 300 Maratten bewacht. Der Anſchlag, Madurao zu kapern, wurde ſogleich entworfen. Die Ausführung war zwar nicht ohne Schwierigkeit. Wir konnten auf dem Rückwege abgeſchnitten und in Stücken gehauen werden. Allein ſchien gleich der Erfolg zweifelhaft, ſo waren wir dagegen deſto gewiſſer Ruhm und Ehre in reichem Maaß zu erndten. Ohnverzüglich wurde die Ordnung des Angriffs regulirt. Jeder hielt ſich fertig, beym erſten Wink, aufzuſitzen. Zwey tauſend fünfhundert Mann von den

Unſrigen, mit Ambdar an der Spitze, der eben ſo viel Muth als Geſchicklichkeit beſitzet, ſollten ſogleich nach dem Furth marſchiren, durch welchen wir auf die Inſel gekommen waren. Man konnte dahin gelangen, ohne den Wald zu verlaſſen. Sie ſollten am Rande des Gehölzes Halt machen, und nicht eher durch den Fluß ſetzen, und ſich in Schlachtordnung auf dem andern Ufer ſtellen, bis ſie das Zeichen zum Angriff vernehmen würden. Ferisha, an der Spitze von neunhundert Mann, erhielt den Auftrag ſich im Walde nach den Barken zu ziehn, und ſich auf das gedachte Signal derſelben zu bemächtigen. Mir ſelbſt fiel das Geben des Signals, und die Gefangennehmung des Prinzen zu Theil.

Als dieſe Vorkehrungen getroffen waren, blieb ich auf meinem Poſten mit noch ſechs hundert Mann zurück, eine Anzahl, die mehr als hinreichte, um mich in den Beſitz des Prinzen und ſeiner Begleiter zu ſetzen. Die Nacht begünſtigt dergleichen Ueberfälle immer beſſer als der Tag. Ich ſchob alſo, ſo lange als mir möglich war, das Geben des verabredeten Zeichens auf. Meine Leute hielten ſich zu Pferd, und zum Angriff in Bereitſchaft. Ich ſelbſt ſaß auf einem Baum, und verfolgte mit den Augen meine Beute, die mir nicht mehr entwiſchen konnte.

Endlich, als die Sonne am Horizont zu ſinken begann, wurde ich gewahr, daß die Jäger Anſtalt machten, ſich dem Ufer des Fluſſes zu nähern. Dieß war der entſcheidende Augenblick. Ich ließ ſieben Flintenſchüſſe thun, welche ſogleich als das beſtimmte Zeichen, von den beyden Detaſchements beantwortet wurden. Der Prinz, der über dieſe dreyfache Salve beſtürzt war, ergriff eilfertig den Weg nach ſeinen Barken. Allein in einem Augenblick hatte ich ihn abgeſchnitten, und ſeine Escorte umringt. Madurao ſah wohl, daß aller Widerſtand vergeblich ſey, und ergab ſich mit ſeinem ganzen Gefolge. Zu eben der Zeit hatte ſich Ferisha der Barken am Ufer bemeiſtert. Vergebens baten die Maratten welche ſie bewachten, um ihr Leben; ſie wurden unſrer Sicherheit geopfert.

Unterdeſſen waren auf den Lärm die Maratten, welche am andern Ufer des Fluſſes kampirten, herbey an das Geſtade geeilt. Sie ſtießen ein fürchterliches Geſchrey aus, als ſie ſahn, daß wir ihren Feldherrn und ihre vornehmſten Officiere in unſrer Gewalt hatten. Allein der Arm des Fluſſes, der uns von ihnen ſchied, machte alle Anſtrengungen ihrer Wuth fruchtlos. Sie ſtürzten ſich in großer Menge in den Fluß, um durchzuſetzen, aber die Gewalt des Stroms riß ſie mit ſich fort, und ihr Tod kühlte den Muth ihrer Kamaraden.

Während die Maratten Barken ſammelten, um uns zu verfolgen, ſtieß Ferisha in dem Augenblick wieder zu meinem Trupp, wo wir den kleinen Arm des Fluſſes paſſirt waren. Wir ſchlugen nun den Weg nach der Stadt ein, und ritten ſo ſchnell, als unſre Pferde es aushalten konnten. Die Nacht deckte unſern Marſch mit ihrer wohlthätigen Dunkelheit; — aber die Maratten welche auf dieſer Seite gelagert waren, eilten von allen Seiten herbey. Doch Ambdar und Ferisha mit ihren Detaſchements, boten ihnen die Spitze, und verſchafften mir Zeit, mich mit meinen Gefangnen zu entfernen. Endlich als ſie mich in Sicherheit glaubten, nahmen ſie ihren Rückzug mit verhängtem Zügel, und vereinigten ſich wieder mit mir, als wir in die Stadt einzogen.

Hiermit ſchloß Huſſin ſeine Erzählung, und Hyder-Aly-Kan umarmte von neuem ſeine beyden Freunde. Er bat ſie ihm den andern Morgen den treuen Ambdar vorzuſtellen, den er eine anſehnliche Stelle unter ſeinen Truppen ertheilen wolle. Die Unterredung kam nun auf das Glück ſich nach den wunderbarſten Ereigniſſen, hier wieder beyſammen und vereint zu finden. Weil es ſchon tief in der Nacht war, ſo konnte Ferisha nicht alle Umſtände der Begebenheiten mittheilen, deren Verkettung ihn aus der Gefangenſchaft zu Baſſora nach Seringpatnam geführt hatte. Unterdeſſen erzählte er doch einige Hauptzüge, und die Geſellſchaft begab ſich dann zur Ruhe, der ſie ſehr bedürftig war.

Den andern Morgen erſchien Sheherezade in Hyder-Aly's Gemach, ſobald ſie erfahren hatte, daß er aufgeſtanden ſey. Er war nicht über ihren frühen Beſuch verwundert, weil ſie ihn oft, während ſeiner Sklaverey zu Baſſora, um dieſe Stunde zu beſuchen gewohnt geweſen war. Dieſe liebenswürdige Perſon machte ihm in Scherz einige Vorwürfe, daß er ſie nicht zu Agra erkannt habe, wo ſie in Mannskleidern im Gefolge ihrer Gebieterin geweſen ſey. Sie ſetzte hinzu, ſie würde gewiß nicht verfehlt haben, ihm die Augen zu öffnen, wenn Zama's ma's Befehle nicht zu dringend und beſtimmt geweſen wären, und wenn ſie nur die mindeſte Ahndung hätte von der ſchrecklichen Kataſtrophe haben können, die für beyde einen ſo traurigen Ausgang nahm.

Hyder-Aly bezeigte der Sheherezade ſeine Dankbarkeit und ſeine Freude, ſie an ſeinem Hofe zu wiſſen. Er frühſtückte mit ihr und mit Huſſin und Ferisha, die unterdeſſen dazu gekommen waren. Man konnte in Sheherezaden's Augen leſen, wie glücklich ſie ſich fühlte, Hyder-Aly wiederzuſehn. Er that ihr den Vorſchlag in Myſore ihren Aufenthalt zu nehmen, und ihm die Sorge davon zu überlaſſen. Allein Sheherezade erwiederte, da Zama entſchloſſen ſey in Hindoſtan zu bleiben, ſo könne ſie ſich unmöglich von ihrer alten Gebieterin trennen, und ſie wolle ſeinen gütigen Antrag nur dann annehmen, wenn Zama nach Baſſora zurückkehren würde.

Die Gefangennehmung ihres Oberfeldherrn hatte auf die Maratten einen ſolchen Eindruck gemacht, daß ſie ſich zerſtreuten, und in ihr Land zurückkehrten. Madurao bat den Hyder-Aly um Erlaubniß, daß die Officiere ſeiner Armee, die mit ihm gefangen worden, täglich mit ihm ſpeiſen dürften. Hyder-Aly erwiederte, daß er ſich nicht als Gefangener ſondern als Herr des Schloſſes anzuſehn habe, das er bewohne, und daß er Alles thun könne, was ihm Vergnügen mache.

Der Sultan von Myſore traf nun alle Anſtalten, wieder nach Hyder-Nagor zurückzukehren. Die Stadt hatte im Kriege viel gelitten; aber das Schloß, das von einer ſtarken Garniſon vertheidigt wurde, war unbezwungen geblieben. Glückſeligkeit, jenes ſchimmernde Hirngeſpinnſt, das alle Menſchen anbeten, und nach welchem Hyder-Aly ſo lange geſeufzt hatte, ſchien endlich ſich für ihn realiſiren zu wollen. Liebe und Freundſchaft arbeiteten gemeinſchaftlich am Gewebe ſeines Glücks. An einem Abend wo er mit ſeinen Freunden auf Azema's Zimmer geſpeiſet hatte, drangen die Damen in Feriſha, ihnen die Folge ſeiner Begebenheiten zu erzählen.

„Es iſt kein Wunder, begann Feriſha, indem er das Wort an Hyder-Aly richtete, daß alle deine Bemühungen und Nachforſchungen in den angränzenden Provinzen von Irack fruchtlos geblieben ſind, und daß es dir nicht gelingen wollte, meine Feſſeln zu zerbrechen. Ich wurde auf dem Bazar von Baſſora von einem reichen Kaufmann aus Samarkand, Namens Zeineb, gekauft. Mein Patron reiſete bald darauf nach Bagdad ab, wo wir uns nicht lange aufhielten. Er geſellte ſich zu einer Karavane von Reiſenden, die nach dem Lande der Usbeken aufbrach. Wir legten, ohne widrigen Zufall, einen Weg von faſt 700 Stunden zurück. Die Karavane trennte ſich am Ufer des Oxus. Wir verließen dieſen Strom, um den Jaxarta hinauf, bis Samarkand zu ſchiffen. Man that mich dort zu den übrigen Sklaven. In einer ſolchen Entfernung durfte ich gar nicht hoffen, zu erfahren, wo du hingekommen ſeyſt."

„Ich brachte drey ganze Jahre in Zeineb's Hauſe ohne irgend eine Ausſicht zu, je wieder meine Freyheit zu erlangen. Mein Herr beſaß ein kleines Landhaus am Geſtade des Jaxarta, zwey Stunden von Samarkand. Er bewohnte es, in der heißen Jahrszeit, mit ſeiner Familie. An einem Herbſttag wollte er auf dem Fluſſe ſpazieren fahren, und zugleich fiſchen, was er oft zu thun pflegte."

„Ich weiß nicht, durch welchen Zufall die Barke, gerade mitten im Strom, zu ſinken anfing. Ich ruderte eben mit den andern Sklaven, und war faſt ganz nackend. Ich behielt ganz meine Faſſung; ich erwiſchte die Frau meines Herrn, welche nah am Ertrinken war, bey ihren Kleidern, und zog ſie glücklich ans Land. Sobald ſie in Sicherheit war, warf ich mich von neuem ins Waſſer, um meinem Herrn beyzuſtehn, deſſen erſchöpfte Kräfte ihm nicht erlaubten, das Ufer zu erreichen. Ich hatte das Glück ihm ebenfalls das Leben zu retten, und aus Dankbarkeit ſchenkte mir das Ehepaar die Freyheit.“

„Die Usbeken ſind von Natur gut und großmüthig. Als ich mit meinem Herrn und ſeiner Frau, die mich nun als ihren beſten Freund behandelten, ein wenig bekannter geworden war, und ſonderlich als ich ihnen einige Umſtände von meinem Leben erzählt hatte, gewannen ſie mich ſo lieb, daß ſie mich ſogar mit einer von ihren Töchtern verheyrathen wollten. Allein meine Anhänglichkeit an Hyder, den ich als meinen Pflegeſohn betrachtete, machte mir jeden Aufenthalt zuwider, der mich der Hoffnung beraubte ihn wiederzuſehn. Ich ſchlug Zeineb's Anerbieten aus, und bat ihn um Erlaubniß, in mein Vaterland zurückzukehren. Er und ſie boten Alles auf, um mich von meinem Entſchluß abzubringen. Als ſie ſahn, daß ich dabey beharrte, beſchenkte mich Zeineb mit einigen Sklaven, und mit einem Kameel, das mit Lebensmitteln und Silber beladen war. Er begleitete mich bis an die Thore von Samarkand und entließ mich unter den lebhafteſten Segenswünſchen.“

„Ich nahm meinen Weg über Kabul. In dieſer Stadt erfuhr ich, was ſich in Indien ſeit meiner Abweſenheit zugetragen hatte. Als ich nach Agra kam, hörte ich, daß du in einem Zweykampfe mit einem Fremden getödtet worden ſeyſt. Ich hielt mich zu Agra nur ſo lange auf, als ich brauchte, mich von dem Grund oder Ungrund einer Sache zu überzeugen, die mich ſo lebhaft intereſſirte, und als ich endlich nicht länger zweifeln zu können glaubte, daß dein Tod nur zu gewiß ſey, machte mir dieß tragiſche Ereigniß die Welt vollends zuwider, und ich beſchloß mein Leben in der Einſamkeit zu endigen.“

„Ich verließ Agra, ohne mich jemand zu erkennen zu geben, oder Nadim-Saheb zu beſuchen. Er wird auf das Tiefſte gebeugt und in Verzweiflung ſeyn, ſagte ich mir; was für Troſt bin ich im Stand ihm zu geben? Meine Sklaven waren mir unnütze; ich gab ihnen die Freyheit. Hierauf beſtieg ich das Kameel, das alle meine Reichthümer trug, und ſchlug die erſte beſte Straße ein, die ſich mir zeigte; ich folgte ihr, ohne daran zu denken, in welches Land ſie mich führen könnte. Es war mir jedes gleichgültig. Nach einer 14 tägigen Reiſe befand ich mich am Ufer des Hindus."

„Die Bewohner dieſer Gegend ſind die alten Gueber, die Jünger des Zoroaſter. Als ſie durch die Moslems aus ihrer Heymath verdrängt wurden, und dieſe neuen Beherrſcher Perſiens ſie zwingen wollten, den Zend-Aveſta mit dem Koran zu vertauſchen, entſagten ſie lieber dem Boden, wo die Aſche ihrer Vorfahren ruhete, und wanderten nach dieſer Gegend aus. Sie warfen Dämme an den Flüſſen auf, und machten ſelbſt die ſteilſten Berge urbar. Sie führen ein höchſt einfaches und frugales Leben, und kennen keine andre Bedürfniſſe als die, welche die Natur heiſcht. Unter ihnen wählte ich meinen Aufenthalt. Ich wendete einen Theil meines Silbers zum

Erkauf eines ziemlich artigen Häuschen an, das einem Kaufmann von Tata gehörte.“

„An dem Hauſe lag viel Länderey, die ich faſt ganz brach fand, aber bald urbar machte. Hier führte ich nun ſchon über ein Jahr ein ruhiges und ſtilles Leben, als ich an einem Abend, auf einem Spatziergang am Ufer des kleinen Kiang-Fluſſes, der mein Gütchen wäſſerte, vier Reiter auf mich zukommen ſah. Einer, welcher der Herr zu ſeyn ſchien, redete mich höflich an, und erkundigte ſich, ob in der Nähe eine Karavanſerai liege, wo er die Nacht zubringen könne. Das gute Ausſehn des Unbekannten machte Eindruck auf mich, und ich erwiederte, er würde in einem Umkreiſe von mehreren Stunden keine andere Karavanſerai finden, als die Hütten, die er vor ſich ſähe, und ich ſey verwundert, daß er ſich ſo ſpat an einen ſo einſamen Ort gewagt habe. Der liebenswürdige Unbekannte dankte mir, und ſetzte hinzu, er habe ſich im Gebirge verirrt, und ſey überhaupt in einer ſolchen Stimmung des Gemüths, daß er ſchon mehrere Tage reiſe, ohne einem beſtimmten Wege zu folgen.“

„Der Ton, in welchem der Fremde dieſe wenigen Worte hervorbrachte, durchdrang mein Herz mit einem unbekannten Gefühl, das mich lebhaft an ihn feſſelte. Herr, ſagte ich, du wirſt hier keinen Aufenthalt finden, der deiner würdig iſt; willſt du aber meine Wohnung annehmen, die nicht weit von hier entfernt iſt, ſo kannſt du dort die Nacht mit weniger Unbequemlichkeit zubringen. Anfangs machte der Fremde einige Schwierigkeiten, endlich aber gab er meinen Bitten nach, und wir ergriffen zuſammen den Weg nach meinem Hauſe.“

„Bis das Abendeſſen aufgetragen wurde, unterhielt ich mich mit dem Fremden von allgemeinen Dingen. Er fragte mich, ob ich gewöhnlich in dieſen Bergen wohnte? — Ich wohne hier faſt ſeit zwey Jahren, und habe keinen andern Umgang als mit den guten Leuten, deren Hütten du geſehn haſt. — Ich, entgegnete der Unbekannte, fliehe die Menſchen, und wünſchte mich ſelbſt fliehn zu können! — der Fremde ſagte dieſes mit einer Beklemmung des Herzens, die mich innig rührte. Unſre Unterredung wurde durch die Ankunft eines ſeiner Begleiter unterbrochen, der zurückgeblieben und mit Ertheilung einiger Befehle beſchäfftigt geweſen war. Es war Sheherezade. Du ſiehſt hier meinen beſten Freund, ſagte der Fremde, indem er mir dieſe liebenswürdige Perſon vorſtellte: ohne ihn, ohne den Troſt den er mir gewährt, würde ich ſchon längſt der Laſt meiner Leiden unterlegen haben. — In dem Augenblick wurde gemeldet, daß das Eſſen fertig ſey. Nach Tiſche begleitete ich meine Gäſte auf das ihnen beſtimmte Zimmer.“

„Ich war äuſſerſt neugierig, zwey Perſonen genauer kennen zu lernen, zu welchen ſich mein Herz durch einen unwiderſtehlichen Hang angezogen fühlte. Ich that mehrere Fragen an die beyden Sklaven; allein ich konnte nur wenig Aufſchluß von ihnen erhalten. Ich erfuhr bloß von ihnen, ihr Herr ſey ein vornehmer Perſer, der wegen eines Ehrenhandels den er zu Agra gehabt, Hindoſtan habe verlaſſen müſſen.“

„Meine Gäſte kamen den andern Morgen, ſobald ich aufgeſtanden war, auf mein Zimmer. Sie dankten mir für die gaſtfreye Art, mit der ich ſie aufgenommen, und baten mich um Erlaubniß, ihre Reiſe fortzuſetzen. Es koſtete mir viele Mühe, bis ich ſie bewog, noch einige Tage bey mir auszuruhn. Endlich gelang es mir. Täglich entdeckte ich an dieſen Fremden neue Eigenſchaften, die mir nichts eifriger wünſchen ließen, als daß der Augenblick ihrer Abreiſe ſo lange als möglich, verſchoben bleiben mögte. Ich wich ihnen faſt nicht von der Seite, und gab mir alle Mühe, **Mirſa Mula** heimlichen Kummer aufzuheitern. Einsmal äußerte er gegen mich, ſein Wille ſey, ſein Leben mit ſeinem Freunde in der Einſamkeit zu beſchließen. Ich benutzte dieſe Aeußerung, um in ihn zu dringen, daß er dazu den Ort wählen mögte, wohin ihn der Zufall gebracht habe. Dieſer Vorſchlag machte ihn einige Augenblicke nachdenkend. Er bat mich um 24 Stunden Friſt, um es zu überlegen, und ſeinen Entſchluß zu faſſen. Ich unterſtützte meinen Vorſchlag noch durch die Bemerkung, daß wir alle drey uns faſt in einerley Stimmung befänden, und daß es ein gemeinſchaftlicher Vortheil für uns ſeyn würde, uns wechſelſeitig von unſern Widerwärtigkeiten zu unterhalten, und ſie einander ertragen zu helfen. Meine Gäſte fanden endlich meine Gründe ſo einleuchtend, daß ſie ſich entſchloſſen, zu bleiben."

„Von dieſem Augenblick an, bekam meine Einſamkeit ein weit lachenderes Anſehn für mich. Wir nahmen Theil an den

Feldarbeiten der Gueber, und des Abends, wenn ich mit Mirſa-Mula und ſeinem Freunde am Ufer unſers kleinen Fluſſes ſaß, erzählte ich ihnen, zum Zeitvertreib, einen Theil von meiner Lebensgeſchichte.“

„So kam ich auch auf die Erzählung meiner Gefangenſchaft zu Baſſora, und auf die Art, wie ich von meinem Zögling getrennt worden, den ich mehr liebte als mein Leben. So wie ich ſprach, veränderte Mirſa-Mula die Farbe. Fahre fort, ſagte er, die Veränderung, die du ohne Zweifel auf meinem Geſichte bemerkt haſt, rührt von der Aehnlichkeit her, die deine Abentheuer mit einer Begebenheit haben, welche Schuld an meinem Unglück iſt. Träfe ich dich nicht in einem von Arabien ſo entfernten Lande an, ſo würde ich glauben, du ſeyſt Ferisha, der Freund und Gefährte des Hyder-Aly-Kan.“

„Alle meine Philoſophie verließ mich, als ich dieſen Namen ausſprechen hörte. Ja, ich bin Ferisha, rief ich faſt auſſer mir; ich war der Freund dieſes unglücklichen Prinzen, der in ſeinem Vaterlande, in der Blüthe ſeines Alters umgekommen iſt! — Mirſa-Mula ließ mich meine Ausruſungen endigen, und als ich im Stand war, ihn anzuhören, ſagte er, mit einem Ton der Stimme, welcher die Bewegung ſeiner Seele verrieth: O Ferisha! wie wirſt du mich haſſen! du ſiehſt das Ungeheuer vor dir, daß deinen Freund ſeiner Wuth opferte! Aber er iſt gerächt, und ich bin nur zu ſehr geſtraft! Ich liebte ihn mehr als mein Daſeyn, und mein Tod allein vermag meine Verzweiflung zu lindern! Hierauf entdeckte mir Mirſa-Mula oder Zama ihre und Sheherezadens Verkleidung, und ihre wahren Namen. Sie vertraute mir die Entſtehung und den Wachsthum ihrer Leidenſchaft. Sie ſetzte hinzu, daß die Blattern, welche ſie kurz nach deiner Entfernung von Baſſora bekommen, und durch die ihre Geſichtszüge faſt ganz verſtellt geworden, ſie auf den ſonderbaren Einfall gebracht hätten, dich in deinem Vaterlande aufzuſuchen. Sie erzählte mir hierauf ihren Zweykampf mit dir. Man habe ſie zuerſt zum perſiſchen Geſandten, und dann in ihre Eigene Wohnung getragen, wo ſie faſt zwey Monate an den Pforten des Todes geweſen ſey. Als ſie hierauf etwas zu Kräften gekommen, aber auf jede Art von Troſt Verzicht gethan, habe ſie ein unſtätes Leben geführt, und ſey von Wäldern zu Wäldern, von Einöden zu

Ein

Einöden, umhergeirrt, um ſich auf immer aus der Welt zu verbannen.“

„Ich konnte mich nicht entbrechen, ein liebenswürdiges und edeldenkendes Weib zu beklagen, das durch die Liebe unwiderbringlich unglücklich geworden war. Unvermerkt gelang es mir doch, ihr Gemüth ein wenig zu zerſtreuen.“

„Wir lebten ſchon länger als zehn Jahre dieß abgeſchiedene und einförmige Leben, als ein Gueber, der in Handelsgeſchäften zu Suratte geweſen war, mir bey ſeiner Rückkunft die Nachricht mittheilte, daß nicht allein du nicht tod ſeyſt, ſondern daß du auf dem Thron deiner Vorfahren gekrönt mit Ruhm und Sieg ſäßeſt, und jetzt in Krieg mit den Maratten verwickelt wäreſt. Von dem Augenblicke an verlor meine Einſamkeit alle Reize in meinen Augen. Zama dachte darüber wie ich, ob ſie gleich von ihrer Leidenſchaft für dich zurückgekommen ſchien. Mein Haus war bald verkauft. Ich ſage dir nichts von den Empfindungen die mich durchdrangen, als ich ins Herz von Hindoſtan kam, und die Begebenheiten erfuhr, die ſich ſeit 20 Jahren zugetragen hatten. Das Leben gewann neuen Reiz für mich.

Die erſten Perſonen die ich bey meiner Ankunft zu Baſſora ſprach, erzählten mir von den Anſtalten, welche der Suba treffe, um dir Beyſtand zu leiſten, und daß an ſeinem Hofe ein Geſandter von dir, Namens Huſſin, reſidire. Das übrige iſt dir ſchon bekannt, und ich genieße jetzt eine Glückſeligkeit, die ich ſonſt fur eine Schimäre hielt.

Ende.